# Ch. Kuffner's

# erzählende Schriften,

dramatiſche und lyriſche Dichtungen.

## Ausgabe letzter Hand.

Erſter Band.

Wien, 1843.
Verlag von Ignaz Klang, Buchhändler.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

# Malſeo's Schreckensbild.

Bayeriſche
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Zur Zeit, als der Ruhm des ſchon greiſen Leonardo da Vinci *), ausgezeichnet als Maler, Architekt und Schriftſteller, ganz Italien erfüllte, und vorzugsweiſe ſein Gemälde, das letzte Abendmal vorſtellend, die Bewunderung aller Welt erregte, lebte zu Piſa ein Maler, Namens Malfeo, ein genialer junger Mann. Von eifrigem, beinahe raſtloſem Streben in ſeiner Kunſt beſeelt, hätte er wohl eine bedeutende Stufe der Vorzüglichkeit erreicht, wären nicht zwei, an das Exzentriſche ſtreifende Fehler ihm ſtörend und hindernd in den Weg getreten: eine unmäßige Begierde nach Lebensgenüſſen aller Art und ein unbändiger Ehrgeiz. Wenn die erſtere ihn zu oft aus dem Reich der Ideale in die gemeine Wirklichkeit herabzog und ſein inneres Leben dem äußern zu tief unterordnete, ſo ſtachelte ihn die wilde Ungeduld des letztern ſo gewaltig, daß er oft vergaß, wie es des echten Künſtlers höchſter Beruf ſey, Schönes und Großes zu erſchaffen und zu bilden, an dem der Menſch ſich erhebe und veredle. Der echte Künſtler darf uns nur Nektar und Ambroſia, nur Seelen- und Götterſpeiſe bieten; jede Nahrung ſinnlichen Genuſſes und irdiſchen Stoffes iſt ein geiſttödtendes Gift, welches den beſten Theil unſers Weſens vernich-

---

*) In der zweiten Hälfte des fünfzehnten Jahrhundertes.

tet. Er muß uns zum Himmliſchen erheben; thut er das nicht, ſo zieht er uns zum Irdiſchen herab. Der echte Künſtler muß ein Gott und ein Menſch zugleich ſein, wo nicht, ſo iſt er ein gefallener Engel, und er reißt uns in ſeinem Falle mit ſich zugleich aus dem verwirkten Himmel der Seelenreinheit und der Geiſteskraft in die Hölle irdiſcher Zerfallenheit, ſündhaften Sinnentaumels und verwirrender Geiſtesdisharmonie.

Nicht ſo dachte Malfeo, der mit toller Gluth in das Leben hineinſtürmte und mit der wilden Jagd der Leidenſchaften gewöhnlich ſo lange fortraſte, bis Erſchöpfung oder Überdruß ihn endlich auf die häßlichen Abwege aufmerkſam machten, und dem Verwirrten das Licht des ſchönen Zieles zeigten, von dem er ſich ſo weit entfernt hatte. Reuig und mißmuthig, zerfallen mit der Welt und mit ſich ſelbſt, kehrte er dann zu ſeiner Kunſt zurück, die den verlornen Sohn wie eine zärtliche Mutter liebevoll wieder aufnahm. Sein Weſen veredelte ſich wohl dann wieder, aber einige Brandmale des Böſen blieben doch immer feſthaftend zurück.

Zerſtörend wirkte der ſchwelgeriſche Genuß geiſtiger Getränke auf den Unglücklichen, noch mehr der wilde Taumel zahlreicher Liebſchaften, wobei er, die Lilie der Liebe und die holde Roſe des ſchönen Geſchlechtes meidend, nur die Belladonna ſuchte und fand.

Auf ſolche Art konnte er, leider, nur bittere Erfahrungen einſammeln, und er, der nur von Luſt zu Luſt taumelte, häufte endlich nur Schmerz auf Schmerz. Da er aber nie zu klarer Beſonnenheit kam, ſo konnte es wohl nicht anders geſchehen, als daß er, der bei ſeinen verliebten Abenteuern das weibliche Geſchlecht nur von der Schattenſeite hatte kennen gelernt und nicht ſelten betrogener Betrüger ward, weit entfernt, die Urſache ſeines Elends in ſich ſelbſt zu erkennen und als Selbſtankläger vor dem Richterſtuhle ſeines Innern aufzutreten, eben ſo unrecht als ungerecht das weibliche Geſchlecht die Quelle des Verderbens nannte, und dasjenige, an dem er ſelbſt weder ehrlich noch treu gehandelt hatte, als falſch, treulos, launenhaft, eigennützig und bösartig an den Pranger zu ſtellen ſuchte. Die traurigen Täuſchungen, die er im Gebiete ungezügelter Buhlſchaften erfahren hatte, erfüllten ihn nun mit dem bitterſten Haße gegen das ganze Geſchlecht, an dem er ſich zu rächen einen feierlichen Schwur that. Auszuſinnen, worin dieſe Rache beſtehen ſollte, das war nun die große Aufgabe, deren Löſung ihn Tag und Nacht beſchäftigte. Endlich ward er mit ſich darüber einig, daß er ein Bild malen wolle, welches eine Schmähung des ſchönen Geſchlechtes ſein, zugleich aber ihn als ein Meiſterwerk bei der Nachwelt unſterblich machen ſollte.

In einem ſeiner wilden Fieberträume beſchloß er endlich Satans Weib zu malen, ein Zerrbild von ſo gräßlicher Häßlichkeit, daß es jeden Beſchauer beim erſten Anblicke mit Schauder und Entſetzen erfüllen mußte.

Unter dieſes Bild wollte er dann die Worte ſetzen: „Im Antlitz ſpiegelt ſich die Seele.“ — Durch ein Fenſter ſollte Satans Nachtgeſtalt, in bläulich gelber Beleuchtung ſtehend, ihr die Krallenhand reichen.

Malfeo's dringendſtes Geſchäft beſtand nun darin, alles Häßliche, das nur irgendwo in der belebten oder lebloſen Natur zu ſehen war, aufzuſuchen und zu ſtudiren, nebſtbei ſeine verwilderte Fantaſie ſo auf die Folter zu ſpannen, und ſich durch erhitzende Getränke und Gewürze in einen ſo aufgereizten fieberhaften Zuſtand von Gemüthsverwirrung zu verſetzen, daß die häßlichſten Bilder, die verzerrteſten Züge, und die widrigſten Mienen, deren ein menſchliches Antlitz nur fähig ſein könnte, ihn wie Ungeheuer und geſpenſtiſche Mißgeſtalten umſchwebten.

Erſt nachdem er alles Edlere aus ſich vertrieben und was von Schönheitsſinn noch übrig war, zerſtört hatte, um ſein beſſeres Selbſt ganz zu entweihen, fing er an, ſich an die Staffelei zu ſetzen, und die Grundzüge jenes grauenhaften Phantoms, jenes ſchrecklichen Höllenbildes zu entwerfen, welches wie eine moraliſche Peſt in ſeinem Innern wüthete. Schon waren die Umriſſe des Kopfes auf der Tafel gezogen, das Gegentheil der Wellen- und Schönheitslinie. Eine, durch grelle Knochenauswüchſe und unheimliche Vertiefungen entſtellte, verknörpelte, mit gewürmartigen Runzeln bedeckte Stirn glich dem Krater eines Veſuvs, aus deſſen zwei Mündungen, den gluthroth geränderten, ſtechenden, durchborenden, grünlich-grauen Augen düſtere Flammen aufflackern. Aus dieſen Augen rollten, der erkaltenden triefenden Lava vergleichbar, aſchgraue dicke Tropfen. Und dieſe Augen der Unholdin, ſo abſcheuerweckend ſie auch waren, wurden noch ſchrecklicher dadurch, daß ſie, Funken ſprühend, liebelten und zu Begierdenfrohn ekelhaft einzuladen ſchienen, als wollten ſie ſagen: „Sünde iſt das Motto des Lebens, und der Genuß des Augenblickes gilt mehr als eine Ewigkeit.“

Dem ſtarkgebogenen Schnabel eines Raubvogels ähnlich, ſprang die Naſe aus dem Geſichte hervor, wie die Teufelsbrücke über den unter ihr gähnenden Schlund des weitgeöffneten Mundes, deſſen ungeheuere gelbſchwarze Zähne wie die übriggebliebenen Trümmer einer Brandſtätte daſtanden und zugleich als Meilenzeiger zu einem im Hintergrunde ſichtbaren Rachen dienen konnten, der da ſuchte, wen er verſchlinge. Der furchtbare Mund zog ſich über die ganze Breite des Geſichtes, zu deſſen beiden Seiten zwei große, breite Ohrlappen mit enormen Höhlen in ihrer Mitte die Grenze bildeten. Ueber dieſen Mund trieb die Naſe ihr Unweſen, indem ſie ſich mit widriger Frechheit unaufhörlich zu bewegen ſchien, als wolle ſie Alles beſchnüffeln und beſchnuppern, um nur das Böſe und Schlechte in allen Dingen auszuwittern. Gleich weit mit der abwärts ſtehenden Naſenſpitze ſtarrte unter dem Mund das ſpitzige, aufwärts gebogene Kinn hervor, an welches ſich ein ſehr dünner und ſehr langer Hals mit ſchlangenartiger Windung ſchloß, dem man es anſah, daß er ſich nach Belieben ausdehnen und verkürzen konnte, um den Kopf zu heben oder einzuziehen, je nachdem die Umſtände es eben erheiſchten.

Borſtige rothe Haare, mit eisgrauen gemiſcht, bedeckten, als ſollten ſie einen Kampf des Waſſers mit dem Feuer vorſtellen, in verworrenen Gruppen einige Stellen des übrigens ganz kahlen Kopfes, der in ſeiner Form den künftigen Todtenſchädel verrieth und ſchauerlich daran erinnerte, daß auch der ſchönſte Kopf mit dem blühendſten und lieblichſten Geſichte nur der luſtige Herold des nachkommenden traurigen Todtenſchädels iſt, der ſeinem entfleiſchten und entſündigten Beingerippe die letzte Treue und freundſchaftliche Anhänglichkeit beweiſt. Das Kolorit des Geſichts paßte vollkommen zu dem Ganzen, denn es ließ ſich nur den grellen Farben eines weißgeweſenen Leichentuches vergleichen, welches ſchon einige Zeit einem Leichname zur Toilette im Grabe gedient hat.

So häßlich war jeder einzelne Theil des Geſichtes, noch häßlicher aber der Geſammtausdruck des ſataniſchen Bildes insbeſondere durch die Verſchmelzung von Kontraſten und Widerſprüchen des Bösartigen mit dem falſchen Scheine des Guten, wie Giftpflanzen oft helle Farben und gefällige Formen zeigen. So vereinigten ſich in allen Mienen Geilheit mit Verweſungsſpuren, zurückſtoßende Zerſtörungsgier mit anlockendem Schmeicheltrug, liebelndes Lächeln mit buhleriſchem Grinſen, Mitgefühl-Heuchelei mit boshafter Schadenfreude, lauernde Tücke mit zutraulicher Hingebung, Baſiliskengluth mit Krötenkälte, Schlangenliſt mit ſcheinbarer Taubenunſchuld.

Das Empörendſte am Ganzen war aber, daß dieſes Idol aller leiblichen und ſittlichen Häßlichkeit in ein Höllenlicht von ſinneverwirrender Schönheit eingehüllt zu ſein ſchien, und das betäubte Gemüth des Schauenden auf den erſten Blick ſo ergriff, daß entweder das Entſetzen ihn vernichtete, oder Geiſteszerrüttung wie ein wildes Nachtgeſpenſt hinter ihm herjagte. Der Eindruck, welchen dieſes Bild beim erſten

Anblick machte, haftete unauslöſchbar in der Seele des Unglücklichen, den es, wie ein Pfeil, mit glühender Giftſpitze durchdrang.

Makfeo ſaß den ganzen Tag vor der Staffelei; je mehr er arbeitete, deſto mehr wuchs ſein Eifer. Schlafloſen Nächten folgten ruheloſe Tage. Die böſen Eingebungen einer immer mehr verwilderten Fantaſie mit aller Macht der Kunſt darzuſtellen, war nun ſeine einzige Luſt; gelang ihm ein echt ſataniſcher Zug, dann jauchzte er im Freudentaumel. Er glaubte ſchon die erſehnten Verwünſchungen des verhaßten Geſchlechtes zu hören, und ſich von den Meiſtern der Kunſt mit dem Lorbeerkranz belohnt zu ſehen.

So näherte ſich das Schreckensbild allmälig ſeiner Vollendung; es zeigten ſich aber auch ſchon mit jedem Tage mehr und mehr die Spuren wilder Geiſteszerrüttung an dem Unglücklichen, deſſen Inneres von gräßlicher Rachſucht und tollem Ehrgeiz zerriſſen ward, wie heulender Nachtſturm einen Baum erſt entzweigt, dann zerbricht.

---

So ſaß Malfeo, als noch das Morgenroth am Himmel brannte und Stille in den Straßen von Piſa waltete, vor dem Bilde der Unholdin. Die rollenden Augen, das verworrne, ſich ſträubende Haupthaar und das heftige Muskelſpiel im todtenbleichen Angeſicht, gaben ihm ein ſo gräßliches Ausſehen, daß man, wenn man ihn mit ſeinem Bilde verglich, kaum zu entſcheiden vermochte, welches von Beiden ſchrecklicher ſei.

Indem Malfeo ſchweigend und von der tiefſten Stille umgeben, vor der Staffelei ſaß und ſo eben einen der grellſten Züge des Bildes durch grelles Kolorit noch mehr hervorzuheben ſuchte, ſchlug das fürchterliche, durchdringende Wehgeſchrei einer weiblichen Stimme, dem ein dumpfes Todesröcheln folgte, an ſein Ohr.

Malfeo fuhr auf. Bernardo, ſein alter Diener, ſtürzte keuchend ins Attelier. „Was iſt geſchehen?" — rief Malfeo, indem er ſchnell ein ſchwarzes Tuch über das weibliche Scheuſal warf. — „Schändliche Frevelthat!" ſtammelte der zitternde Alte. „Ein Eiferſüchtiger hat ſein unſchuldiges, treues Mädchen ermordet, mit vielen Dolchſtichen ermordet." —

Malfeo brach in ein wildes Gelächter aus und ſagte mit bitterem Hohn: „Unſchuld und Treue — du alter Narr! die ſollen erſt noch auf die Welt kommen. Bis jetzt haben wir nur ihre hübſchen Larven. Iſt ſie todt?" —

„Ach! (klagte der arme Bernardo) „Sie leidet ungeheuere Schmerzen; noch liegt die Sterbende in den letzten gräßlichen Zuckungen; ein jämmerlicher Anblick!" —

„Die letzten gräßlichen Zuckungen einer Sterbenden? (rief Malfeo mit wilder Freude); eine ſchöne Larve, von Verzerrungen entſtellt? ha! das kann mir dienen, meinem Meiſterwerk den höchſten Grad der Vollendung zu geben." —

Mit dieſen Worten flog er aus dem Zimmer und ſtürmte die Treppe hinab, nicht gewahrend, daß er den Kopf an eine Mauerecke ſtieß, und das Blut aus der Wunde floß.

Der Alte blieb kopfſchüttelnd im Zimmer zurück und ſeufzte: „Unglücklicher! mit dir nimmt's kein gutes Ende. Bekehre dich! dein letztes Stündchen iſt dir vielleicht näher als du glaubſt. — Ach! Seit er Tag und Nacht vor dieſem verhüllten Bilde ſitzt, iſt's, als ob ein böſer Geiſt in ihn gefahren wäre. Ehemals lebensluſtig bis zur Ausgelaſſenheit, jetzt ein düſterer Feind der Welt und ſeiner ſelbſt. Soll denn wirklich dieſes Gemälde die Urſache ſeiner Zerfallenheit ſein? Was kann es denn vorſtellen? Wüßt ich's — ich zerſchlüge es in tauſend Stücke. Soll ich? darf ich? — Noch nicht! Zuerſt will ich es ſehen. —

Er wollte das ſchwarze Tuch wegnehmen, zog aber die Hand plötzlich wieder zurück, als hätte er glühende Kohlen berührt: „Warum hat mein Herr das Bild ſo ſorgfältig verhüllt? Nur deshalb, damit ſein Diener es nicht erblicke. Alſo — ſehen darf ich das Gemälde nicht, aber für den Maler — beten! das darf ich.“ —

Er zog die Mütze vom Haupt, kniete neben der Staffelei nieder, faltete die zitternden Hände und betete mit inbrünſtiger Andacht für ſeinen Herrn, welcher jetzt mit gekreuzten Armen vor der Verſcheidenden auf der Straße ſtand.

Die Menge der Herbeikommenden mehrte ſich mit jedem Augenblicke, das Gedränge wurde ungeſtümer, das Getümmel lauter; Wehklagen des Mitleids und Ausrufungen des Entſetzens wechſelten mit Flüchen und Verwünſchungen. Malfeo ließ ſich aber durch nichts ſtören. Er ſtand dicht an der Sterbenden, heftete ſeine wildrollenden Augen auf die letzten Zuckungen der Züge des verzerrten Leichengeſichtes und weidete ſich an dem Todesgeröchel. Was er hier ſah und hörte, wirkte auf den Überreizten mit ſolcher Gewalt, daß ſich in ſeinen Mienen dieſelben Zuckungen und Verzerrungen zeigten, die er an der Sterbenden wahrnahm, ja, daß er ſogar in ein ähnliches Röcheln ausbrach.

Endlich hatte die Unglückliche ausgerungen. Der Kampf der letzten Lebensgeiſter mit dem Tode war vorüber. Lautlos und ſtarr lag die Leiche da. Nun ſchien Malfeo aus einem böſen Traume zu erwachen. Er ſtieß einen lauten Schrei aus, drängte ſich mit verfechtenden Armen durch die verſtummte ſtaunende Menge, trat ungeſtüm in das Attelier, ſetzte ſich vor die Staffelei, ergriff Pinſel und Palette, und rief: „das fehlte noch! Jetzt, Satan! nehm' ich's mit dir auf; das Entſetzen ſoll, armſelige Welt, mich in dir unſterblich erhalten, und du liſtiges, eigennütziges, falſches, treuloſes Geſchlecht, ſollſt vor Scham vergehen, wenn man den Namen Malfeo nennt, deſſen Satansweib dein Inneres ſo zeigt, wie du immer und überall warſt und ſein wirſt!"

Er that nun einige Pinſelſtriche an dem Bilde, wieherte demſelben mit hölliſchem Gelächter entgegen, und ſchrie: „Triumph! Es iſt gelungen; horch! die Mienen bewegen ſich; der Mund zuckt. Wie gräßlich dankbar, wie zärtlich das Ungethüm mich anblickt! Sie lebt! Sie lebt! Das Geſchöpf theilt die Freude ſeines Schöpfers. Willſt Du mich küſſen? Komm an meine Lippen! Gib mir den ſüßeſten aller Küſſe, den Judas-Kuß! Wie? ſelbſt Du biſt gegen mich treulos? Recht ſo! Du mußt es ſein; Du biſt ja das Vorbild Deines ganzen Geſchlechtes. Ha! wie ſie grinst vor Entzücken, daß ſie mich betrogen! — Du verſpotteſt mich? Was ſoll Dein Hohngelächter? Weißt Du, Schändliche, daß ich, der Dich ſchuf, Dich auch vernichten kann? Und beim Satan! ich will's! Noch immer Spott und Hohngelächter? So ſei denn, was Du warſt, eh' ich Dich ſchuf — ein Nichts!"

Bei dieſen Worten führte Malfeo mit geballter Fauſt einen Schlag nach dem Bilde; er traf aber das Holz der Staffelei und das erſchütterte Bild hielt den Arm feſt, auf den es laſtend fiel. Malfeo that einen Schrei des Entſetzens; der Betäubte, Verwirrte, glaubte ſich von der Unholdin feſtgehalten. Er zog und riß, um ſich frei zu machen." Laß mich los, böſer Geiſt! Weiche von mir, Ungethüm der Hölle!" So rief er in gänzlicher Sinnesverwirrung, mit ſteigender Verzweiflung, und riß mit höchſter Anſtrengung den Arm los; allein die Staffelei ſchwankte; das Bild ſtürzte herab.

Weh mir! „ſchrie Malfeo, vor Schrecken außer ſich, weh mir! Sie tritt in's Leben! Hilfe! ſie will mich erwürgen!"

Von blinder Furcht ergriffen, ſtürzte der Wahnſinnige zur Thür hinaus, und rannte, immer rückwärts ſchauend, durch alle Straßen der Stadt, die Worte wiederholend: „Sie folgt mir! Sei verflucht! haltet ſie feſt! Sie will mich erdroſſeln! — Fluch Dir und mir!" — So fortſtürmend mit wildem Geſchrei, Pinſel und Palette in der Hand, fiel er oft zu Boden und raffte ſich wieder auf. Alle Begegnenden flohen vor dem Schrecklichen und flüchteten in die Häuſer. Endlich erreichte er die über den Arno führende Brücke. Sein Geheul verſtummte; er ſtürzte ſich in den Fluß.

In dem Augenblick, als die Wellen, über Malfeo hochauffahrend, zuſammenſchlugen und das ihrer Macht überlieferte Opfer verſchlangen, betrat der Maler Giotto die Brücke. Die Mienen des blaſſen Geſichtes, in welchen jugendliche Lebhaftigkeit, von einer leichten Melancholie überſchleiert, und ein Anflug ſchalkhafter Laune mit ſinnigem Ernſte verbunden war, gab dem jungen Manne von gefälliger ſchlanker Geſtalt ein ſehr interreſſantes Anſehen. Ihm zur Seite ging ein zart gebautes Mädchen von ungefähr achtzehn Jahren. Die freundlichen Taubenäuglein in dem blühenden Geſichte, dem etwas Schmachtendes einen eigenen Reiz gab, die um die ſanft gerötheten Lippen ſchwebende Holdſeligkeit, vereint mit dem Ausdruck der Milde ihres ganzen Weſens und der Anmuth in jeder ſanften Bewegung der zierlichen Geſtalt und des ovalen Köpfchens, gaben der Erſcheinung eine ſo heitere Lieblichkeit, daß man in ihr die fabelhafte Göttin des Blumenreiches verwirklicht zu ſehen glaubte, und ſie den Namen Flora mit vollem Recht führte.

Als das traulich wandelnde Pärchen Malfeo's Sprung von der Brücke erblickte und das plätſchernde Getöſe des von der ſtürzenden Körperlaſt aufgeſchreckten Arno-Gewäſſers vernahm, ſtieß Flora einen Schrei des Schreckens aus;

i umſchlang ſie ihren geliebten Giotto ſo feſt, als be-
tete ſie, auch er wolle einen Todesſprung in die Flu-
thun. Giotto drückte ſie mit Innigkeit ans Herz
ſprach beruhigende Worte zu ihr, aber ſeine Augen
ten unverwandt auf den Punkt hin, wo das noch ſtär-
ewegte Waſſer den unglücklichen Malfeo verſchlungen
. Nun ſtrömten Menſchen von allen Seiten herbei;
e am Ufer, die mit Kähnen und Stangen ſich verge-
bemühten, ihn zu retten; andere, welche die Neugierde
müßige Gaffer auf die Brücke trieb, wo ſie den vergeb-
n Rettungsverſuchen zuſahen und einander ihre leeren
erkungen darüber mittheilten. Von Einem derſelben,
n Bekannten von Malfeo's altem Diener, erfuhr
tto die Geſchichte vom Bilde des Satans-Weibes und
Urſache von Malfeo's tragiſchem Ende. Er verließ
dem zitternden Mädchen die Brücke, und beſchloß den
n aufzuſuchen, um von ihm einige nähere Nachrichten
Malfeo's Leben und Ende, wie auch von dem Schre-
bilde zu erhalten. —

Der alte Diener ſah wohl die wüthenden Geberden
s Herrn, er hörte wohl die ausgeſtoßenen Verwün-
gen, doch waren ihm ſolche Auftritte eben nichts Unge-
liches. Selbſt als der Raſende aus dem Zimmer ſtürmte,
e der gute Alte nicht, daß er ihn nicht mehr ſehen werde.
dachte vielmehr nur daran, mit welchen Worten er den
kehrenden wieder beruhigen und beſänftigen wolle. In

dieſer Abſicht ſtellte er die Staffelei wieder zurecht, nahm das gefallene Bild vom Boden und befeſtigte es in ſeiner vorigen Lage. Als es aber nun gerade vor ſeinen Augen ſtand und ſeine Blicke, ohne ſeinen Willen, auf das hölliſche Ungethüm fielen, ſtieß er einen Schrei des Entſetzens aus und taumelte, wie vom Blitze getroffen, an die entgegenſtehende Wand. Dieſer Schrei war aber auch der letzte Laut, welcher hienieden aus ſeiner Kehle drang. Er war und blieb ſtumm für immer.

Nachdem er ſich aus langer Betäubung erholt hatte, wankte er mühſam über die Treppe und ſetzte ſich auf eine ſteinerne Bank vor dem Hauſe.

Indeß hatten mancherlei Gerüchte ſich in Piſa verbreitet. Neugierde und der eigene Reiz, welchen das Schreckliche auf den Menſchen ausübt, zog bald Viele herbei; Einige begnügten ſich damit, ſich gaffend vor das Haus zu ſtellen, wo der alte Bernardo wie ein Bild von Stein auf der ſteinernen Bank ſaß. Andere ſchlichen über den Hofraum bis zur Treppe. Ein liebendes Paar wagte ſich ſogar in das Attelier. Sie traten vor die Staffelei und ſtarrten das Bild an; allein, wie vom Baſiliskblick bezaubert, vermochten ſie es nicht, die Augen von dem weiblichen Satan wegzuwenden. Die Miene des Jünglings wurde immer wilder, ſeine Augen rollten immer ſchneller; er heftete endlich einen durchbohrenden Blick auf das Mädchen und ſchrie: „Hier zeigt ſich das Innere des Weibes in dem Aeußern. So ſind ſie Alle!" —

Mit dieſen Worten ſchleuderte er das wehklagende

Mädchen von ſich und eilte, auch er vom Wahnſinn ergriffen, aus dem Hauſe. Der Unglückliche ward in ein Lazareth gebracht. Die Arme, ein Opfer des Schreckens und der Verzweiflung, ſtarb nach wenigen Tagen. Auch ein lebensluſtiger junger Mann, der ſchon manches verliebte Abenteuer beſtanden hatte, ohne ſich um gebrochene Schwüre und um die treulos Verlaſſenen zu bekümmern, trat leichtſinnig in das Zimmer. Er beſah das Bild, belächelte und beſpöttelte in dem Bilde die Gebrechen des ganzen ſchwachen Geſchlechtes und die Vergänglichkeit der gerühmten Schönheit; allmälig aber wurden der Worte immer weniger, und das Hohnlächeln verwandelte ſich in düſtern Ernſt. Er lächelte von dieſer Stunde an nie mehr, ſprach ſehr wenig, und verſank in eine tiefe Melancholie, von welcher er nie mehr genas, indem jenes Schreckensbild ihm wie ein drohendes Geſpenſt unaufhörlich vor der kranken Fantaſie ſtand.

Um die neugierigen Bewohner dieſer Stadt vor künftigem Unheil zu bewahren, beſchloß die Obrigkeit, Jedem den Anblick des unheiligen Gemäldes zu verſagen. Der Scherge warf, die Augen abgewendet, über die Staffelei und das Bild ein ſchwarzes Tuch; die Thüre des Atteliers wurde verriegelt, bis auf weitere Anordnung das verödete Haus geſchloſſen, und der Schlüſſel in ſtrenge Verwahrung genommen.

Eines Morgens ſtand Giotto vor dem Hauſe des Malfeo; ſeine Blicke verweilten auf den hohen Bogenfenſtern des Atteliers. Während deſſen war der alte Bernardo gekommen und hatte ſeinen gewöhnlichen Platz auf der ſteinernen Bank neben der Hausthüre eingenommen, wo er den ganzen Tag über zu ſitzen pflegte. Giotto fragte ihn, ob er Bernardo, der treue Diener des unglücklichen Malfeo, ſei. Bernardo bejahte mit einem wehmüthigen Kopfnicken. Giotto wollte ihn beſchenken; Bernardo wies die dargebotene Gabe mit Unwillen und finſterer Miene zurück. Giotto gab ſich nun als Kunſtgenoſſe des unglücklichen Malfeo zu erkennen und bat den Alten, ihm Nachricht von Malfeo's Leben und Tode mitzutheilen. Bernardo ſchüttelte verneinend den Kopf. Als Giotto jetzt noch dringender bat, hob der Alte Haupt und Hände zum Himmel, Thränen ſtürzten aus ſeinen Augen, und er entdeckte dem Fragenden nun durch Mienen und Geberden, wie jener furchtbare Augenblick ihm die Sprache geraubt habe; des Schreibens ſei er nicht kundig, und ſo befinde er ſich, ſo bereitwillig er auch dazu wäre, außer Stande, die gewünſchten Nachrichten mitzutheilen. Giotto, tief gerührt, fiel dem Alten um den Hals, und drückte ihn ſchluchzend an die Bruſt; dann entfernte er ſich mit gekreuzten Armen, und die thränenfeuchten Augen zur Erde geſenkt, langſam. Vor ſeiner Seele ſtiegen alle die trauernden Schatten jener Künſtler auf, denen auf ihrem Lebenswege das Unglück wie ein feindſeliges Nachtphantom zur Seite ging, oder das unholde Schickſal ein frühes Grab öffnete. Und dennoch iſt das Grab ein Aſyl für ſo Manchen, der, ſo lange er auch leben mag, dennoch ſtets ein Fremdling bleibt im Leben, deſſen ſchale Nichtigkeit für ihn nie einen Werth erlangen kann, weil ſeine Seele höher ſteht als das Leben. Dieſes irdiſche Daſein kann nur dem volle Genüge leiſten, der von einem höhern Seelenleben keine Ahnung hat.

Als Giotto in ſeiner Behauſung angekommen war, ſetzte er ſich an ſeine Staffelei, ergriff Pinſel und Palette, verſank aber, ohne einen Pinſelſtreich zu thun, in tiefe Betrachtungen, und brach endlich in die, mit lauter Stimme geſprochenen Worte aus:

„Unrecht that Malfeo, ein Bild von ſo teufliſcher Häßlichkeit zu malen, — vielleicht auch nicht! Wer kennt ſeine Verhältniſſe, ſein Seelenleiden, ſeine Gemüthsſtimmung, ſeine mißlungenen Pläne, ſein fruchtloſes Streben? Diejenigen, die ihn vielleicht zu der ſchrecklichen Löſung des verworrenen Lebensknotens verlockten, ſie ſind nun vielleicht ſeine ſtrengſten Richter, die ihn ſchonungslos verurtheilen, die über ihn den Stab brechen, den ſie ihm hätten zur Stütze reichen ſollen. O ſelbſtſüchtige Menſchen! Ihr wollt Kunſtwerke haben, laſſet aber die Künſtler darben und verderben. Strafwürdig biſt Du, Malfeo! in meinen Augen nur dann, wenn eine ſträfliche Abſicht Dich bewog, dieſes verrufene Bild zu malen, welches Dir ſelbſt und Andern ſo viel Unheil brachte. War das nicht, ſo ſprech' ich Dich frei, der Welt zum Trotz; denn wie leicht kann ein Künſtler ſich dahin verirren, ein Höllenbild zu malen, da man uns das Leben zur Hölle macht, uns, die wir ſo gern den Himmel auf Erden von der Liebe empfangen möchten, um ihr ihn wieder zu geben. Aber ach! unſer glühendes Innere muß an den Eismaſſen der Gleichgültigkeit zerſchmelzen. — Weibliche Schönheit bilde ich, aber die Schönen lieben nur ſich ſelbſt, ihren Putz und ihre Eitelkeit. Der Spiegel gilt ihnen mehr als jedes Meiſterſtück des Mahlers, deſſen hübſche Geſtalt ſie mehr anſpricht, als ſein Genius. Und ſoll ich Großartiges bilden für die Männer? Ach, wo ſollen die Kleinen und Kleinlichen den Sinn hernehmen für das Große? — Und ſo bleibt mir der Ruhm ferne, der Säckel leer. Fahre hin, du nichtiger Ruhm, den eine nichtige Menge hochmüthig verleihen will! Ich verzichte auf dich, demüthigende Gnadengabe! Gold will ich, Gold, nichts als Gold, damit ich meine liebliche Flora erfreuen und ſchmücken kann, wie ſie es wünſcht; denn auch ſie iſt ein Weib und liebt mich ſo, wie ein Weib lieben kann!"

Aus dieſen Betrachtungen wurde Giotto durch ein leiſes Pochen an die geſchloſſene Thüre geweckt. Er öffnete, und eintrat ein kleines dürres Männchen, welches, im Kontraſt zu ſeiner winzigen Perſon, in Mienen und Haltung einen ſich behaglich aufblähenden Stolz zeigte. Er grüßte den Maler höflich, warf ſich aber dann ohne weiters mit vornehmer Nachläſſigkeit in einen wohlgepolſterten Armſtuhl, und begann mit großer Geläufigkeit der Zunge: „Signor! Ich bin der Conte Peruzzi, der reichſte, aber auch der unglücklichſte Mann in Piſa; denn ich habe die häßlichſte Frau in Piſa, freilich durch meine eigene Schuld, weil ich ſie ihres Reichthumes wegen geheirathet habe. Dem ſei nun wie immer, — ich will ſie los werden, eine förmliche Eheſcheidung erwirken, und zum Behufe der triftigſten Motivirung meines, nach Rom zu ſchickenden Geſuches demſelben ein Portrait beilegen, welches die Quinteſſenz aller Häßlichkeit repräſentiren ſoll."

Giotto. Ihr werdet doch nicht mich der Ehre würdigen, Euch als Maler der Häßlichkeit zu dienen? Das wäre fürwahr — — —

C. Peruzzi. Ich komme eben in dieſer Angelegenheit zu Euch, da ich vernommen habe, daß Ihr ein beſonderes Talent im Porträtiren weiblicher Schönheit beſitzt.

Giotto. Wollt Ihr mich zum Beſten haben? Ich beſitze ein anerkanntes Talent zur Darſtellung weiblicher Schönheit, — und Ihr wollt mich zum Maler der Häßlichkeit dingen? Wie reimte ſich das zuſammen?

C. Peruzzi. Sehr gut.

Giotto. So fördert denn Euren Unſinn zu Tage!

C. Peruzzi. Ich bin überzeugt, daß die wahre Kunſt Alles vermag, das heißt, daß dieſelbe Kunſt, welche die Schönheit ſo bezaubernd darzuſtellen vermag, in der Darſtellung der Häßlichkeit nicht minder glücklich ſein muß. Wollet Ihr alſo ein Frauenbild malen, häßlich, wie man noch keines je geſehen hat, ſo würdet Ihr dadurch Eure Meiſterſchaft im höchſten Grade bewähren.

Giotto. Und die Kunſt entwürdigen und entehren. Das Reich der Schönheit iſt der Gegenſtand der Kunſt; aus dieſem wählt der Künſtler den Stoff zu ſeinen entzückendſten Idealen; das Häßliche bleibt das traurige Eigenthum der gemeinen Wirklichkeit. Das tragiſche Ende des unglücklichen Malfeo friſchen Angedenkens, mag Euch den

Beweis liefern, welcher Fluch auf der Darſtellung des Häßlichen ruht, und wie ſchwer jede Entweihung der Kunſt am Künſtler beſtraft wird.

C. Peruzzi. Malfeo? hihihi! Denkt Euch den Spaß! Man will behaupten, ich ſähe ihm ähnlich?

Giotto. Darauf dürfte er eben nicht ſtolz ſein.

C. Peruzzi. Keine Sticheleien, junger Freund! hihihi!

Giotto. Euer Lächeln hat etwas Widriges, ſo wie Eure Stimme.

C. Peruzzi. Ihr fehlt der Metallklang. Hört nun aber dieſe Stimme! (Er zieht eine volle Börſe hervor.) Klingt dieſe Metallſtimme nicht ſehr lieblich?

Giotto. Leider mehr als ſie es ſollte! Ihr haltet mich wohl für einen armen Teufel, dem für ein paar Goldſtücke nichts zu gut und nichts zu ſchlecht iſt?

C. Peruzzi. Das eben nicht; man weiß aber doch, daß die Künſtler dem Golde nie abhold ſind. Seid Ihr nun geneigt, meinem Wunſche zu willfahren, ſo erkläre ich Euch im Voraus: Hundert Dukaten bezahle ich Euch auf jeden Fall; je abſcheulicher aber das Bild wird, deſto höher ſoll auch Euer Lohn werden.

Giotto. So etwas ſtreitet gegen meinen Geſchmack und gegen meine Grundſätze. Weiche, Verſucher!

C. Peruzzi. Bedenkt! Hundert Dukaten erhaltet Ihr für den bloßen Verſuch, ſelbſt wenn er mißlingt, ſelbſt wenn Euer Werk mich nicht befriedigt. Hundert Dukaten ſetzen Euch in den Stand, mit Muße zu arbeiten, und dann erſt viel Schönes an den Tag zu fördern.

Giotto. Sehr wahr! (für ſich) Und Flora! Wie viel kann ich dann für *dich* thun! Und wann kommt mir eine ſolche Gelegenheit wieder? (zu Peruzzi) Es ſei! Ich liefere Euch das Bild, ſo gut ich das Schlechte machen *kann*.

C. Peruzzi. Binnen welcher Zeit?

Giotto. Binnen acht Tagen.

C. Peruzzi. Gut. Hier ſind hundert Dukaten.

Giotto. Schon jetzt?

C. Peruzzi. Nach acht Tagen wird dieſelbe Summe verdoppelt.

Giotto. Welche Sonne ſtrahlt in meine Nacht!

C. Peruzzi. Ein Wort, ein Mann! Nach acht Tagen ſehen wir uns wieder. Hihihi!

---

Peruzzi verließ das Zimmer mit jenem widrigen Lächeln, welches dem Maler in ſeinem Innerſten einen geheimen Schauder erregte.

Nachdem Giotto einige Male im Zimmer auf und nieder gegangen war, die Börſe in der Hand gewiegt und über die Sache nachgedacht hatte, befiel ihn doch die ängſtliche Beſorgniß, daß er eine Arbeit übernommen habe, der er nicht gewachſen ſei. Vergebens folterte er ſeine Fantaſie, ein im höchſten Grade häßliches Geſicht zu erſinnen; *ſie*, die gewohnt war, nur *ſchöne* Augen, *liebliche* Lippen und *holdes* Lächeln vor ſich zu ſehen, ſie verſagte ihm den Dienſt. Schloß er die Augen, ſo umgaben ihn nur Ideale der reizendſten Anmuth; öffnete er ſie, ſo erblickte er in ſeinem Skizzenbuche, wie in der Welt, nur Schönes, weil er nur für dieſes Sinn hatte. Vergebens durchwanderte er die Straßen von Piſa, nach einem Vorbilde der Häßlichkeit lauernd. Hatte er irgend einen Zug der Art erhaſcht, ſo eilte er an ſeine Staffelei, und verſuchte ihn in Farben darzuſtellen; das angefangene Zerrbild verſchwand aber vor dem Lichte ſeiner, nur im Reiche der Schönheit einheimiſchen Einbildungskraft und beim erſten Blick auf die lieblichen Schöpfungen ſeines eigenen Pinſels, die ihn in ſeinem Attelier umgaben, und zu denen er oft ſagte: „Schöne Geſtalten! So gerne ich euch hier ſehe, ſo wäre es doch noch ſchöner, wenn ich euch nicht mehr hier ſähe!“ — Giotto arbeitete indeſſen Tag für Tag an ſeiner läſtigen Aufgabe, aber ſtets mit demſelben ungünſtigen Erfolge. Seine Verſuche, die Häßlichkeit nachzubilden, wurden Carrikaturen der Schönheit, aus welchen ſich das Weſen der Schönheit nicht wollte verdrängen laſſen. Unmuthig über dieſes ſtäte Mißlingen, warf er ſich, zur Zeit der Abenddämmerung in ſeinen Armſtuhl, gequält von dem Gedanken, welchen Triumph ſeine Rivalen feiern würden, wenn er das verlangte Bild nicht zu Stande brächte, oder wenn der Conte Peruzzi, der mit Malfeo ſo viel Aehnlichkeit haben wollte, mit ſeiner Arbeit nicht zufrieden, die Sache einem andern Maler übertrüge. Da fuhr er plötzlich auf mit den lauthallenden Worten: „O daß ich nur auf einen Augenblick Malfeo's Satansweib ſehen könnte!“

Giotto glaubte, Malfeo's Gemälde, welches bereits ſo ſchreckliche Wirkungen hervorgebracht und ſeinem Urheber den Verſtand geraubt habe, werde auf ihn einen Eindruck machen, welche alle Züge der Schönheit aus ſeiner Fantaſie verdrängen müſſe. Von dieſem Gedanken ergriffen, beſchloß er Alles aufzubieten, um das im verſchloſſenen Hauſe ſtreng verwahrte Bild anſichtig zu werden. Eine leiſe Stimme warnte ihn zwar vor dem unerlaubten Beginnen; der Geldbegierde und der leidenſchaftlichen Liebe gelang es aber, alle Gewiſſensſkrupel zum Schweigen zu bringen.

An dem, zur Ausführung ſeines verwegenen Verſuches beſtimmten Abend, ging Giotto zuerſt zu der alten Muhme, bei welcher Flora lebte.

Das reizende Mädchen empfing den Geliebten heute um ſo inniger und zärtlicher, als er ihr nicht nur ſich ſelbſt und ſeine Liebe, ſondern auch ſchöne Geſchenke brachte und der Alten Geld gab, die ſich nach heißen Dankergießungen beſcheiden und gefällig aus dem Zimmer entfernte. Nachdem manche Küſſe und Umarmungen gewagt und nicht verſagt waren, fingen die Liebenden, deren Taumel in der Gegenwart nach und nach nüchterner wurde, an die Zukunft zu denken an, und Plane auf Plane wurden gemacht, Luftſchlöſſer über Luftſchlöſſer gebaut, wobei natürlich das Gold eine Hauptrolle ſpielte und Liebe im Pallaſt der Eitelkeit auf goldenem Eſtrich einherſchritt. Hochmuth und Habſucht verdrängte zuletzt ſogar die herzliche Zärtlichkeit, welche bis jetzt unter den armen, aber glücklichen Liebenden geherrſcht hatte. Leider iſt der Reichthum ſehr oft die Mittagsſonne eines Sommertages, deren glühend heiße Strahlen die zarteſten Freudenblumen des Lebens verſengen! Mit dem zunehmenden

Reichthum wächſt der Gelddurſt, und ihm, von dem nun ſo Viele abhängen, wird Alles Mittel und leidige Berechnung; er ſieht ſelbſt in dem theuer gekauften Meiſterſtück der ſchönen Kunſt mehr den Werth des hohen Preiſes als jenen des Werkes ſelbſt. Giotto wurde nun, an ſein nächſtes Vorhaben denkend, immer ernſter und düſterer; Flora, von der plötzlichen Verwandlung ergriffen, immer ſtiller und ängſtlicher. Giotto's Aufgeregtheit ſtieg mit jeder Minute, und es bemächtigte ſich ſeiner eine ſolche Unruhe, daß er nicht länger zu bleiben vermochte, ſondern das erſchreckende Mädchen, raſch aufbrechend, verließ. Sie ſank weinend auf ein Sopha, ohne zu wiſſen, worüber ſie eigentlich weine.

Mild und klar goß der Mond ſein Licht auf Piſa's Straßen. Die ringsumher waltende tiefe Stille wurde nur durch die ſonoren Schläge unterbrochen, welche, die eilfte Stunde verkündend, von den Kirchthürmen herabſchollen.

Langſam und ſchwerfällig ſchlich Giotto durch das nächtliche Schweigen. Er verweilte längere Zeit auf der Marmorbrücke des mitten durch die Stadt fließenden Arno, deſſen Wellen im hellſten Silberglanze flimmerten; er ſtarrte hinab und glaubte bei jedem lautern Geräuſche der zuſammenſtoßenden Fluthen das Getöſe von Malfeo's Sturze zu hören. Die warnende Stimme verſchmähend, raffte er ſich auf und ging mit raſcheren Schritten ſeinem Ziele zu.

Um in die Straße zu kommen, in welcher Malfeo's Haus ſtand, mußte er nun über das Campo Santo wandern, den alten Kirchhof mit ſeinen gothiſchen Hallen. Lange betrachtete er die mit Freskogemälden geſchmückten Wände dieſer Hallen. Manche der gewaltigen, hier abgebildeten Geſchichten aus dem alten und neuen Teſtament traten in der hellen Mondbeleuchtung bedeutungsvoll und wie warnende Geſtalten hervor. „Ich ehre den heiligen Sinn, der aus euch ſpricht, (ſagte Giotto mit heimlichem Schauder) — aber ihr ſollt mir nicht den Muth rauben, deſſen ich zu meinem Beginnen bedarf; ihr ſollt mich nicht irre machen an mir ſelbſt!“

Er wendete ſeine Blicke und, vom Mondlicht wie in ein durchſichtiges Leichentuch gehüllt, zeigten ſich ihm alle die Grabmäler mit ihren Sarkophagen und Urnen von weißem und ſchwarzen Marmor. Auch dieſe Erſcheinung wirkte mahnend und fieberhaft auf den ſchon im höchſten Grade aufgeregten nächtlichen Wanderer, er ſprach aber mit dumpfer Stimme: „Geiſter der Abgeſchiedenen! Ihr ſollt mich nicht zur feigen Memme machen. Ihr habt gelebt und geliebt; auch ich will das Leben und die Liebe mit vollen Zügen genießen, und das Bild des Todes, an die Vergänglichkeit und Flüchtigkeit des irdiſchen Daſeins erinnernd, ſoll mich nur zum Vollgenuß ſeiner Freuden ermuntern. Dieſen mir zu erringen, will ich Alles wagen, oder untergehen. Reichthum im Leben, Armuth im Grabe!“

Mit dieſen Worten flog Giotto wie ein dem Grabe entfliegener Geiſt durch die Reihen der Monumente, und eilte raſtlos fort und fort, bis er vor Malfeo's Haus ſtand. Er ſpähte und horchte nach allen Seiten; es zeigte ſich nichts, es regte ſich nichts. Er zog einen Hauptſchlüſſel aus der Taſche und öffnete mit zitternder Hand die Hausthür. Die ſchwärzeſte Finſterniß ſtarrte ihm wie ein Nachtgeſpenſt entgegen. Mit wankenden Knien, ſchwerathmender Bruſt und ſchweißbedeckter Stirne ſchlich er leiſe durch die Hausflur und über die Treppe. Jetzt ſtand er vor der Thür des entweihten, unheilvollen Atteliers. Zweimal legte er die Hand an die Klinke, zweimal zog er ſie ſchaudernd zurück. Mit wilder Keckheit riß er endlich die wehklagende Thür auf. Der Mond übergoß das ganze Zimmer mit hellem Lichte; im Hintergrunde ſtand die Staffelei, auf ihr das mit einem ſchwarzen Tuche verhüllte Bild.

Erſchüttert von dem grauenhaften Anblick der düſtern Umhüllung, die gegen die ſchöne Mondbeleuchtung ſo kontraſtirte und wie ein Leichentuch auf dem verhängnißvollen Gemälde lag, drängte ſich dem fieberhaft Aufgeregten die Erinnerung auf, wie nur drei Menſchen dasſelbe geſehen, und unter dieſen ein Greis die Sprache, ein Jüngling den Verſtand, ein Mädchen das Leben verloren, der unſelige Maler aber Selbſtmörder geworden war.

Und was iſt's denn auch Großes (ſagte Giotto, ſich ſelbſt ſtachelnd), wenn ein Bild die ſehr zweideutige Wirkung hat, daß ein ſchwacher Greis die Stimme, ein verliebter junger Geck die kleine Doſis ſeines Verſtandes verliert, ein liebeſieches Mädchen, aus Furcht unverheirathet zu bleiben, zerfließt und verſchmachtet, endlich ein toller Künſtler ſeiner Lebensraſerei durch einen Selbſtmord die Krone aufſetzt? Ich will euch zeigen, ihr Armſeligen, daß ich eine Seelenſtärke beſitze, von welcher ihr euch nichts träumen ließet.

Mit wilder Hand ergriff Giotto das ſchwarze Tuch und riß es weg. Das Mondlicht fiel auf das gräßliche Bild. Giotto ſtand wie erſtarrt; die Haare ſträubten ſich, die glotzenden Augen wollten aus ihren Höhlen treten. Den linken Arm weit ausſtreckend, hielt er ſich mit dem rechten an der Staffelei feſt. Er konnte kein Auge von dem Bilde des Schreckens wegwenden; es ſchien ihn mit Höllenblicken zu durchbohren und mit Teufelskrallen feſtzuhalten.

Nachdem er lange in dieſer Stellung geblieben war, verließen ihn die Sinne und das Bewußtſeyn. Ein dumpfer Laut drängte ſich mühſam aus der zuſammengeſchnürten Bruſt, und er ſank zu Boden.

---

Giotto hatte ſich nach längerer Zeit wieder erholt, war auch unverletzt nach Hauſe gekommen, jedoch in ſolcher Betäubung, daß er ſich des nächtlichen Ganges auf dem Rückwege gar nicht mehr erinnern konnte.

Er warf ſich, als er in ſein Zimmer trat, in wildem Taumel auf das Bett, fiel ſogleich in einen ſehr unruhigen Schlaf und träumte, er ſtände feſtgebannt vor Malfeo's Bilde und ſei verurtheilt, tauſend Jahre in dieſer ſchrecklichen Situation zu bleiben. In einiger Entfernung glaubte er eine ihm drohende ſchwarze Geſtalt zu ſehen, deren Geſichtszüge mit dem hämiſchen Lächeln ihn an den Conte Peruzzi erinnerten.

Als Giotto endlich erwachte, fühlte er ſich ſehr unwohl, freute ſich aber, dem Nachtſtück ſeines Lebens entgangen zu ſein. Deſſen ungeachtet gingen die Wellen ſeines Innern noch ſo hoch, wie jene des Meeres noch lange nach dem Sturme ſich heben. Seinen verworrenen Ideen und ſeinem zerriſſenen Gemüthe mehr Ruhe und Klarheit zu verſchaffen, beſchloß er ſeine holde Flora zu beſuchen. Das Mädchen erſchrack über den Eintretenden; die verwilderten Züge des leichenblaſſen Angeſichtes, die Blitze der verdringenden Augäpfel, das heftige Muskelſpiel und die haſtige Bewegung des Ganges gaben dem jungen Manne ein ſo verändertes, fremdartiges Anſehen, daß Flora ihn beim erſten Anblick nicht erkannte, ſondern, da ſie ihn für einen in böſer Abſicht eindringenden Banditen hielt, laut aufſchrie und entfliehen wollte.

Giotto erhaſchte die Fliehende am Kleide, und ſagte zürnend: „Wozu das Gaukelſpiel?" Flora erkannte ihn nun an der Stimme, und Thränen glitten über ihre Wangen." Mein Geliebter! (ſagte ſie, ihn furchtſam anblickend) Was iſt geſchehen? Welches Unglück hat Dich getroffen? Verhehle mir nichts! Zur Vollkommenheit des Glückes der Liebe gehört es, daß ſie mit ihren Freuden auch ihre Leiden theile. Entſagen iſt oft ſchöner als aller Genuß." — Giotto kämpfte lange mit ſich; endlich erzählte er ihr Alles, was in der letzten Nacht vorgefallen war, und als ſie ihm darüber Vorwürfe machte, geſtand er ihr, daß er vom Conte Peruzzi abermal viel Geld erhalten und noch mehr zu hoffen habe, wenn das Bild gelinge. Nur das heiße Verlangen nach dem Golde habe ihn bewogen, den Antrag anzunehmen.

Flora's Schmerz wurde durch dieſes Geſtändniß ver-

hrt, und ſie ſagte: „Wie? aus Liebe zu mir konnteſt Du
vas thun, was die Liebe verabſcheuen muß? Ich liebe
ich, nur Dich, nicht den Reichthum, welchen Du für
ch erwerben willſt, erwerben auf unrechtem Wege. Gib dem
erſucher sein Geld zurück!“

Das kann ich nicht, das will ich nicht!“ erwiederte
iotto finſter und trotzig.

Sanft und mit weichem Flötenton ſchmeichelte Flora:
Steh ab von dem gewagten Unternehmen! Es wird, es
nn, es ſoll Dir nicht gelingen. Du biſt für das
chöne geboren; Schilderung des Häßlichen entweiht
Künſtler und die Kunſt.“ Die Kunſt geht nach Brot,
gte Giotto mit barſchem Tone) und ein darbender Künſt-
iſt das armſeligſte Weſen unter der Sonne. Die Häß-
hkeit ſoll mich bereichern, damit ich meinen Reichthum
Schönheit zu Füßen legen kann.“ —

„Rein (ſagte Flora) muß das Streben des echten Kunſt-
gers ſeyn, erhaben über irdiſches Intereſſe. Laß ab von
n frevelhaften Beginnen, welches Dich in einen Abgrund
Verderbens führen, oder Deine hoffnungsreiche Lebens-
n früh enden, und mich mit Dir in's Unglück ſtürzen
d!“ — Steht's ſo mit uns? (erwiederte der Gereizte mit Hohn:)
handelt ſich alſo trotz der ſcheinbar innigen Theilnahme
aller der erhabenen Redensarten, nur um Dein Wohl,
Deine Sicherheit? Hab' ich Dir nicht betheuert, daß
mein Glück mit mir genießen ſollſt? Eigennütziges,
ſtſüchtiges Weſen! Genießen möchteſt Du, haſt aber
t den Muth, etwas dafür zu wagen? Da meint wahr-

lich Cente Peruzzi es beſſer mit mir als Du, und ſo dürften unſere Wege ſich trennen, ehe ich von ihm ablaſſe.“ —

Mit Extaſe rief Flora: „Er iſt Dein böſer Genius, und wenn Du ihm huldigſt, kann ich nicht Dein ſein!“ — Vom Sopha aufſpringend ſchrie Giotto: „So fahre hin! Ich bedarf Deiner nicht. Erheben wollte ich Dich, Du aber kannſt Größe und Glanz nicht ertragen. Verkümmere denn in Niedrigkeit und Dunkelheit!“ —

Flora wollte ihn beſänftigend umarmen; als ſie ihm aber näher kam, flößten ihr die zerſtörten Mienen und hervorgequollenen, funkenſprühenden Augen ein ſolches Entſetzen ein, daß ſie ſchaudernd zurückprallte und in das anſtoßende Zimmer floh; Giotto aber ſtürmte mit ſchallendem Gelächter zur Thüre hinaus.

In ſeiner Wohnung angekommen, warf der beinahe Athemloſe ſich in ſeinen Armſtuhl, und ſprach mit dumpfer Stimme vor ſich hin:

So ſei es! Von nun an ſoll kein Weſen auf Erden ſich meiner bemächtigen, kein Weib mich binden und beengen. Von nun an gehöre ich mir ſelbſt, genüge ich mir ſelbſt. Ihm, dem die Kunſt als goldener Mamon zu Gebote ſteht, ihm, der dann auf ſich ſelbſt zu ruhen vermag, ihm gehört die Welt, ſobald er nicht ihr gehört.“ —

Während dieſes Selbſtgeſpräches war die Abenddämmerung gekommen; das Zimmer dunkelte. Plötzliches Pochen an der Thür; eintrat Cente Peruzzi.

Wie? (rief Giotto, ihm verlegen entgegen tretend;) Kommt Ihr als ungeſtümer Gläubiger?"

Keineswegs! (ſagte Peruzzi, mit dem widrigen höniſchen Lächeln;) Künſtler darf man nicht drängen; der Genius leidet keinen Zwang; er trotzt dem Himmel und der Hölle. Übrigens ſehe ich in Euren Mienen nicht nur, daß das Bild nicht gemalt iſt, ſondern auch, daß Ihr nicht im Stande ſeid, es zu malen. Nehmt das aber ja nicht für einen Vorwurf! Ich ſpreche Euch ſogar los von der eingegangenen Verbindlichkeit."

Und ich ſoll Euch nun die empfangene Summe zurückſtellen? Nimmer! Ich will das Bild malen, und die Summe iſt mein. „So ſprach Giotto mit Heftigkeit.

„Sie ſoll Euch auch bleiben, ja ſogar verdoppelt werden, wenn Ihr wollt;" ſagte Peruzzi, ſarkaſtiſch lächelnd.

„Und das wäre Euer Ernſt? Wißt! Giotto läßt mit ſich nicht ſcherzen;" ſagte der etwas ruhiger gewordene Maler.

Conte Peruzzi. Hört! Ich ſtehe von meinem Verlangen ab und erſuche Euch, mir gegen das bedeutende Honorar von fünfhundert Dukaten, ſtatt des häßlichen Bildes ein in eben dem Grade ſchönes zu malen; das Häßliche iſt nicht Eure Sache; dagegen aber ſeid Ihr ein Meiſter in der Darſtellung weiblicher Schönheit. —

Der geſchmeichelte und getröſtete Maler verbeugte ſich, und fragte, ob das Bild ein Porträt oder ein Ideal werden ſolle.

Peruzzi, deſſen Geſichtszüge von Minute zu Minute einen grelleren und widrigeren Ausdruck bekamen, ſagte kopfwiegend: „Nehmen wir an, ein Ideal; denn Euer Pinſel wird gewiß auf jeden Fall ein Ideal der Schönheit erſchaffen. Welche Beſtimmung das Bild ſonſt noch haben mag, iſt gleichgiltig. Ich verlange nun einmal von Euch nichts Geringeres als die Darſtellung der Schönheit in ihrer höchſten Vollkommenheit. Ihr hoffet doch, mir Genüge zu leiſten?“ —

Dieſe Frage (ſagte Giotto gereizt und empfindlich;) mögt Ihr Euch ſelbſt beantworten, wenn es Euch gefällig iſt, ſich mit eigenen Augen zu überzeugen, daß Giotto ein Maler iſt, kein Pinſel. Beliebt mir zu folgen! —

Er zündete eine Lampe an, führte den Conte in das Attelier, und zeigte ihm, das Lichtgefäß nach allen Richtungen ſorgſam hin und her wendend, ein Gemälde nach dem andern.

Giotto. Was ſagt Ihr zu dieſen beiden Porträts hier?

Conte Peruzzi. Beide ſind ſchön; nur möchte ich ſagen, die Schönheit der Einen ſei etwas zu reif, jene, der Andern zu unreif.

Giotto. Ihr beliebt ſehr ſtreng zu urtheilen. Dieſes Bild dürfte Euch vielleicht beſſer gefallen.

C. Peruzzi. Beſſer; es befriedigt mich aber doch nicht.

Giotto. Habt ihr je ſchönere Augen geſehen, als an dieſem Gemälde?

C. Peruzzi. Bezaubernde Augen allerdings; aber auch die ſchönſten Augen ſind nur Theile eines Ganzen, doch kein Ganzes.

Giotto. Euer Lob ſcheint ein vornehmer Herr zu ſein, dem der Tadel als Diener folgt.

C. Peruzzi. Hört meine Meinung! Ich gebe zu, daß Euer Attelier Meiſterſtücke weiblicher Schönheit enthält, deſſen ungeachtet aber genügt mir keines derſelben vollkommen; einzelne Theile ſind vortrefflich, andere könnten — aufrichtig geſprochen — beſſer ſein. Es wird indeß Eurem Genie nicht ſchwer fallen, ein Bild zu liefern, welches meinem Wunſch vollkommen entſpricht, nur möge es Euch gefällig ſein, meinen Rath nicht zu verſchmähen! Übrigens wiederhole ich die Verſicherung, daß ich kein Gold ſparen werde, um Eure Bemühung reichlich zu belohnen.

Das Wort Gold that auf Giotto's Habſucht eine ſolche magiſche Wirkung, daß er jede Bedenklichkeit vergaß und bereit war, ſich Alles gefallen zu laſſen. Peruzzi fuhr fort, während er mit der, dem Maler aus der Hand genommenen Lampe, die Gemälde beleuchtend, herumging:

„Mit dem Munde dieſes Porträts, — mit den Augen von jenem, bin ich vollkommen zufrieden. Die Form dieſes Geſichtes iſt ſchön zum Entzücken; in dem Bilde zur Rechten gefällt mir die Stirne mit dem Lockenhaar, welches einen Theil derſelben bedeckt, ungemein; in dem Gemälde nebenan verdienen Kinn und Naſe alles Lob. Ihr hättet alſo nichts weiter zu thun, als die gelungenſten dieſer einzelnen Züge zu einem Ganzen zu vereinigen; ich verbürge Euch den glänzendſten Erfolg.“ —

Vergebens behauptete Giotto, daß aus einer ſolchen Zuſammenſtellung nur ein ſich ſelbſt widerſprechendes Ganzes ohne Einheit, eine zwiſtige Eintracht, eine diſſonirende Harmonie werden könne; Peruzzi beſtand auf ſeinem Verlangen, und rieth dem ſich ſträubenden Maler, ſo wie er irgend ein Stück des Geſichtes vollendet haben werde, jedes ſogleich zu bedecken, damit er ſich nicht für den nächſten Theil beirren laſſe, und auf ſolche Weiſe fortzufahren, bis das Bild beendigt ſei, welches dann verdeckt bleiben müſſe, bis Er kommen werde, es abzuholen.

Peruzzi hörte nicht auf, in den Maler zu dringen, und zeigte ſich mit dem Preiſe ſo freigebig, daß Giotto, habſüchtig wie er war, ſich endlich bereden ließ, an's Werk zu gehen. Peruzzi nahm Abſchied und betheuerte dem Maler mit dem gewiſſen ſarkaſtiſchen, widerwärtigen Lächeln, daß er am dritten Tage wieder kommen und von nun an ſein Quälgeiſt ſein wolle. Giotto fühlte bei dieſen Worten einen geheimen Schauder. Er öffnete ſchon in einer Aufwallung ſeiner beſſern Natur den Mund, um dem Conte abzuſagen; allein der liebliche Glanz und Klang der Dukaten übte ſeine Zauberkraft. Giotto ſetzte ſich an ſeinen Schreibtiſch, nahm die Börſe aus der Lade und zählte die empfangenen Dukaten.

Am nächſten Morgen begann Giotto ſeine Arbeit, nd obſchon er ſich keinen günſtigen Erfolg verſprach, beobchtete er doch genau die von Peruzzi angedeutete Art nd Weiſe. Er fing mit den oberen Theilen des Geſichtes n, vollendete jeden Theil einzeln, und bedeckte das, was r gemalt hatte, mit dem ſchwarzen Tuche, während ſchware Ideen und Bilder auch ſein Inneres deckten. Die Scene der Trennung von der weinenden, ihn ſcheu fliehenden Flora, der nächtliche Gang zwiſchen den Grabmälern auf dem Campo Santo, Malfeo's Zimmer und das vom Mondlicht erhellte unheilige Gemälde, — ſie ſchwebten wie wehklagende Nachtvögel vor ſeiner Seele. Er, reichbegabt mit dem Talente zur Darſtellung der Schönheit, ließ ſich, von leidiger Habſucht verlockt, zum Maler der Häßlichkeit dingen. Die Entweihung ſeines beſſern Selbſt und die Entwürdigung der Kunſt — ſie rächten ſich, und es war nun die Strafe des Entweihten, daß er jetzt, wo er Schönes aus Habſucht malen wollte, es nicht mehr zu maen vermochte. Schon dämmerte der Abend des dritten Tages, das Bild war vollendet; von einem ſchwarzen Tuche bedeckt, ſtand es auf der Staffelei.

Giotto erwartete mit immer ſteigender Ungeduld die Ankunft des Conte Peruzzi. Er ging mit heftigen Schritten auf und nieder, trank von Zeit zu Zeit ein Glas Wein, ſtarrte ſeine hiſtoriſchen Bilder und Skizzen an, ohne zu wiſſen, was er ſah, warf ſich in den Armſtuhl, ſprang bald wieder auf, und rannte in der größten Unruhe und Aufgeregtheit von einer Zimmerwand zur andern. Es wurde immer dunkler; Peruzzi kam nicht. Vergebens horchte Giotto, indem er in jedem zufälligen Laute ein Pochen an der Thüre zu vernehmen glaubte. Es wurde Nacht; Giotto befahl ſeinem Diener, alle in ſeinem Hauſe befindlichen Lampen anzuzünden. Der ſchwerfällige Junge verrichtete ſeinen Dienſt ſehr langſam, ſetzte ſich dann im Nebenzimmer auf ſein Nachtlager und ſchlief ein.

So hell aber das Zimmer war, eben ſo düſter war Giotto's Inneres. Um das verdunkelte Gemüth zu lichten, beſchloß er irgend etwas Schönes zu ſkizziren. Er begann, aber all' ſein Bemühen blieb fruchtlos; ſo viel er auch anfing, nichts von Allem gelang. Zürnend mit ſich und der Welt, ſchleuderte er Blätter und Crayons zu Boden.

In dem Augenblicke öffnete ſich die Thür. Giotto, nicht gedenkend, daß die eilfte Stunde ſchon vorüber war, erwartete das Eintreten des Conte Peruzzi; er fand ſich aber ſehr getäuſcht, denn ſtatt des ſehnlich Erwarteten erſchien der ſchlaftrunkene Diener. Auf dem Geſichte des albernen Jungen malte ſich eine lächerliche Furcht. Er hielt dem Maler aus der Entfernung ſchweigend einen Brief hin.

Giotto. Was ſoll's?

Nicolo. Ein Brief an Euch.

Giotto. Zur Mitternachtſtunde? Von wem?

Nicolo. Flora ſendet ihn.

Giotto. Jetzt?

Nicolo. Schon dieſen Mittag.

Giotto. Schuft! — und erſt jetzt — —

Nicolo fiel weinend auf die Knie, und bat um Ver-

ihung für ſeine ſchändliche Vergeſſenheit. Er ſei nicht
erth, daß die Sonne ihn beſcheine, er ſei dümmer als
ne Auſter, — er —

Giotto hieß ihn ſich entfernen. Als Nicolo das
immer verlaſſen hatte, heftete Giotto die Augen lange
f den Brief, und wiederholte ſeufzend den Namen
lora. Er wollte den Brief küſſen, legte ihn aber auf den
iſch, mit den Worten: „Was enthältſt du? Nektar oder
ift? — Es ſei!“

Er nahm den Brief, riß das Siegel auf, las, er-
aßte, zitterte. Die Schlußworte: „Dieſes Lebewohl em-
ängſt Du aus den Mauern des Kloſters, in deſſen Hei-
gthum für Dich beten wird Deine unglückliche
Flora.“

„Vergebens iſt Dein Gebet! In die Hölle dringt es
cht. Der Augenblick der Entſcheidung iſt da. Zwiſchen
nem guten und einem böſen Genius ſteh' ich, und bin des
iegers Beute.“ — Mit dieſen Worten riß er das ſchwarze
uch vom Bilde weg. Malfeo's Satansweib grinſte
m in ihrer ganzen, ſchrecklichen, ſinneverwirrenden Häß-
chkeit entgegen. Indem ihre Augen Funken zu ſprühen,
nd um den verzogenen Mund ein teufliſches Lächeln zu
hweben ſchien, ſcholl, wie von der Straße herauf, Pe-
uzzi's gellendes Hohngelächter. Giotto's Schmerz und
rimm gingen jetzt in wildes Entſetzen über, welches bald
ch ſchrecklicher wurde, als er das dumpfe Glockengeläute
r Domkirche vernahm. Er wendete ſich gegen das Fenſter.
chwarze Rauchſäulen ſtiegen zum düſterrothen Himmel

empor; dennoch herrſchte tiefe Stille in der Stadt. Malfeo's Haus ging in Flammen auf. Niemand wagte es, der verabſcheuten Stätte ſich hilfreich zu nähern. Nur Giotto eilte dahin, um an dem Orte, von dem ſein Verderben ausging, auch ſein Ende zu finden. Er ſtarb in den Flammen. Sinnentaumel, Hochmuth, Habſucht! Zahllos ſind eure Opfer. Vor dem böſen Dämon des Sündenlebens flieht der gute Genius der Kunſt.

◆

# Ydoman und Lisbe.

F

die
Inſ
tobt
hina
brau

reich
ragt
bekl
ſchn
reth
hohe
Blä
jeder
ling
baum
Sch
baum
gen
und
ten,

ucht und heiß ſenkte ſich der rothleuchtende Abend auf
duſtigen Ufer des Orinoco, der durch ſein breites, mit
eln und Klippen bedecktes Bett reißend ſchnell dahin
e, jetzt über unzerſtörbare Felſen ſchäumend und donnernd
bſtürzte, jetzt, in der Tiefe eingeſchloſſen, dumpf fort-
ſte.

Am Ufer des ungeheuren Gewäſſers drängte ſich die
ſte Fülle von Bäumen, Geſträuchen und Pflanzen. Hoch
en die geraden Stämme des Cacaobaumes empor, reich-
idet mit immergrünem, eiförmigen Laube, zugleich ge-
ückt mit grünlichweißen, unreifen Früchten und mit hell-
en reifen. Zu ihnen geſellte ſich beſcheiden der minder
Zimmtbaum, vielzweigig, mit ſpitzigen, glänzenden
ttern, dunkelblauen und ungenießbaren Früchten, unter
n alten Baume eine kleine Familie von jungen Spröß-
en. Daneben ſtand freundnachbarlich der Muskatnuß-
n, mit dünnen langen Äſten, herabgebogen von der
were ſeiner vielen aromatiſchen Früchte. Auch der Brot-
n mit ſeiner pyramidaliſchen Krone von pergamentarti-
Blättern verbrüderte ſich der Fülle des grünen Vereins,
winkte freundlich mit ſeinen großen, herzförmigen Früch-
deren feines, mehlartiges, wohlſchmeckendes Fleiſch la-

bende Nahrung gewährt, indeß ſeine breiten Blätter den Einwohnern zu Tiſchtüchern und Servietten dienen. Hoch über alle Gefährten erhob ſich die herrſchende Palme als Königin des Reviers, mit ihrem rohrartigen, zweigloſen Stamme, hoch auf der Spitze das Blätter-Diadem tragend.

Den untern Raum am Fuß der Baumſtämme füllten verſchiedene Arten niederer Gewächſe aus, vorzüglich die hohe Ananasſtaude mit ihren langen, ſteifen Blättern und gelben Früchten, rings umher der noch höhere Mais, wild wachſend, und mit ſeinen aufragenden Ähren bis zu den Wipfeln mancher kleineren Bäume hinanſtrebend. Die Rolle der Vermittler im Pflanzenreiche ſpielten die Lianen*), Gewächſe, welche die Bäume wie dicke Bindfäden mit unzähligen Ranken umſchlingen, und in der unteren Waldregion ein ſo dichtes Gewebe bilden, daß der Gehende bei jedem Schritte ſich mühſam durcharbeiten muß.

Am Eingange dieſes üppig grünenden Reiches ſaß Lisbe. Vor ihr lagen viele gepflückte Früchte: Cacaobohnen, Muskatnüſſe, Brotfrüchte und Ananaſſe. Sie flocht nun mit aufmerkſamer Kunſtfertigkeit von Lianen einen Korb, um alle die aromatiſchen Speiſen hinein zu legen und den ganzen Schatz, nebſt einigen Schildkröten-Eiern, der guten Guana heim zu bringen.

Wäre Lisbe eine Europäerin, ſo könnte ich es den Leſern und Leſerinnen überlaſſen, ſich ihre Geſtalt ſelbſt auszumalen; das Fremdartige macht es aber nöthig, der Fantaſie zu Hülfe zu kommen.

---

*) Bindeweiden. Der Name Liana kommt von dem franzöſiſchen Worte lier, binden.

Der Körper des friſchen Mädchens, edel gebaut, ſchlank und doch kräftig, zeigt eine ganz eigene Anmuth, die in einer ſonderbaren Verſchmelzung des Raſchen mit dem Lieblichen beſteht. Manchmahl bricht zwar aus ihrem Weſen etwas Wildes hervor, es verbirgt ſich aber ſogleich wieder in den mildernden Schleier einer holdſeligen Wehmuth. Das Feuer der großen, lebhaften Augen wird ſanfter durch die runde Form des reizenden Geſichtchens, die hohe Stirne durch den zarten, kleinen Mund mit ſeinen blendend weißen Zähnen. Auch iſt die Hautfarbe nicht braun, wie bei den meiſten indiſchen Stämmen, ſondern weiß gelichtet, weil Lisbe zu einem Stamme gehört, der die inneren Gegenden der Berge und Wälder bewohnt, und, von Miſſionären beſucht, ſich an Bekleidung gewöhnt hat. Glänzend ſchwarzes Haar umwallt ihr Haupt, und fließt in reicher Fülle über die Schultern herab; ſo ſchön es jetzt erſcheint, ſo ſchrecklich müßte ſein Anblick im wilden Fluge der Verzweiflung ſeyn.

Lisbe iſt nach ihrer Landesſitte reich geſchmückt. Ein Gewand von feinem weißen Wollenzeuge reicht bis über die Knie hinab. Glaskorallen mit Silberplättchen umſchlingen den Nacken, kleine buntfärbige Muſchelſchalen die Arme. Von den Hüften herab, flattert eine Schürze von Haarſchnüren, an ſchön gearbeiteten Binden um den Leib befeſtigt. Auf dem Scheitel ruht ein kleines Diadem von ſchimmernden Vogelfedern, in deren Mitte vorne der Nephrit prangt, ein länglich geſchnittener Stein.

Während des Korbflechtens irrten Lisbe's Blicke oft hinaus auf den Wogentumult des brauſenden Orinoko. Plötzlich flog ein Boot pfeilſchnell über das reißende Gewäſſer. Ein einzelner Mann trotzte der tollen Fluthen wildem Kampfe. Lisbe ſprang auf, ergriffen von des Rudernden Gefahr. Jetzt über eine Klippenzacke ſchießend, ſchien der Kahn zu zertrümmern, jetzt, in die Tiefe hinabſtürzend, eine Beute des Abgrundes zu werden. Aber der Muthige lenkte mit Kraft, ein kuhner Beherrſcher des gewaltigen Elements. Jetzt ward der Strom breiter und ruhiger. Der Wogenlenker trieb das Schiff zum Ufer, und landete. Lisbe ſtand, und verweilte mit Entzücken auf der Erſcheinung; der linke Arm ſtützte ſich auf den Bogen, der rechte ſtreckte ſich vorwärts, wie helfen wollend.

Aus dem Boote ſprang der einſame Schiffer, ſpähte mit Falkenaugen in der Umgegend umher, erblickte die unbeweglich Schauende, und flog zu ihr. Die herrlichſte Mannesgeſtalt, noch ſchöner durch das ſtolze Gefühl beſiegter Gefahr, näherte ſich dem Mädchen. Der rothe Uniform-Rock, die langen, weißen, weiten Beinkleider, der mit wehenden Federn geſchmückte Hut, und der ſchwarze, den Leib von der rechten Schulter bis zur linken Hüfte umwindende Riemen mit dem in eine Stahlſcheide gehüllten, langen, ſchmalen Schwerte: ſie gaben ihm das Anſehen, als wiſſe er Mädchenherzen nicht minder als die Elemente zu beſiegen. Schon ſtand er vor Lisbe, der Staunenden. Er ſprach feurig. Sie ſchwieg ſchüchtern. Der Bogen entfiel der Hand, die ſich bis jetzt auf ihn geſtützt hatte, und das, von plötzlicher Scheu

ffene Mädchen hob den Fuß, um ſchnell zu entfliehen.
em Augenblicke rief der ſchöne Jüng'ing in der fremden
rm: „Lisbe!“ Und ihm ſcholl's zurück: „Du — biſt
)doman?“ Die Strahlen von vier freudeglänzenden
n, die zu hellen Lichtquellen wurden, flogen ſich entge-
Die Schauenden verſanken in den Anblick ihrer ſchönen,
edem Augenblicke ſich verſchönernden Geſtalten, und die
en ſchlugen ſo gewaltig, als fühlten ſie nicht nur die
Macht hochauflodernder Liebe, ſondern zugleich das
eten der wichtigſten und über ihr ganzes Leben entſchei-
n Stunde. Darum geſellte ſich zu dem höchſten Entzü-
ie bangſte Wehmuth, ohne daß die beiden Glücklichen,
an Empfindungen, und arm an Worten, über das ſelt-
Gefühl ſich ſelbſt klar zu werden vermechten.

Ydoman war von demſelben indiſchen Volks-Stamme,
isbe, ja von demſelben Dorfe. Engländer hatten ihn
ben. Er trat in die Dienſte der brittiſchen Seemacht,
te ſich aus, und ward befördert. Vier Jahre lang
e er auf der Flotte und auf dem feſten Lande, lernte
Länder, Völker und Sitten kennen, veredelte ſein
th und bildete ſeinen Geiſt. Da ergriff ihn die Sehn-
ach der Heimath; er erhielt den verlangten Abſchied,
ch an die Ufer des Orinoko zurück. Hier ſtellte ſich
underbare Erſcheinung, Lisbe, das vor vier Jahren
htete, trotzige Mädchen, ihm wie der bewillkommende
geiſt ſeines Vaterlandes in der Geſtalt der anmuthig-
ercine entgegen.

Wie zwei Nachtwandler ſchritten die herrlichen Geſtalten, vom Abendſchein umfloſſen, an den ſchönen Ufern des Orinoko dahin, deſſen Flutengetümmel die heftige Bewegung der Gemüther eben ſo abbildete, als der wolkenloſe Purpurhimmel die Reinheit ihrer Seelen und die Glut ihrer Liebe zeigte. Ydoman erkannte nur durch den Gedanken an ſeine Mutter, daß Alles, was er in dieſen wenigen Minuten erfuhr, kein eitler Traum ſei. Die Sehnſucht nach der geliebten Greiſin weckte ihn, und beflügelte ſeine Schritte nach dem nahen Dorfe. Lisbe eilte gleich ihm, ohne es zu wiſſen, mit der Selbſttäuſchung als müßte es ſo ſein. Die beiden Mütter waren nun der Gegenſtand, über welchen die vollen Herzen ſich frei ergießen konnten; es that den Liebenden wohl, zärtliche Gefühle mit Wärme ausſprechen zu können.

Endlich war das Dorf erreicht; es lag am Ufer des Fluſſes. Auf Ydoman, der London, Edinburgh und manche andere große Städte geſehen hatte, machte dieß einen freudigen und zugleich wehmüthigen Eindruck. Die von einander ziemlich weit entfernten Hütten, ärmlich, aus ſtarken, in die Erde geſchlagenen Pfählen beſtehend, dazwiſchen Flechtwerk, mit Thon beworfen, und die mit Baumblättern gedeckten Dächer, woran eine oben gelaſſene Oeffnung die Stelle des Rauchfanges vertritt, ſchienen ihm nun kaum für Menſchen bewohnbar zu ſein. Aber — in einer ſolchen Hütte lebte ja die Mutter Parima, lebten ja Lisbe und Guana — und ſiehe da! die Hütten wurden ſchöner als Paläſte. Die Macht der Zufriedenheit kennen wir ja, Gott ſei Dank!

cht gut; und wie viel der Zauber der Liebe vermag, iſt auch
icht unbekannt.

Als **Ydoman** in die Hütte trat, flog **Lisbe** weiter,
aum aber waren die Ausbrüche des erſten Entzückens vorü-
er, als das holde Mädchen mit **Guana** zurückkam. Wie
iel wußte **dieſe** zum Lobe der ſchönen **Lisbe** zu ſagen!
Wie gierig verſchlang **Ydoman** jedes preiſende Wort! Wie
ifrig ſtimmte **Parima** in das Lob des Mädchens ein, als
em weiblichen Scharfſinne die Theilnahme des herrlichen
Sohnes nicht entging!

Nun aber ergingen von allen Seiten Aufforderungen
nd Bitten an den vielgewanderten Jüngling, zu erzählen
on den fremden Ländern und Menſchen, von Allem, was
r gethan und ausgeſtanden, von Gefahren und Freuden,
orzüglich auch von Geſtalt, Tracht und Sitte der Frauen
nd Mädchen. Spät in der Nacht trennte ſich die kleine
eſellſchaft. **Ydoman**, der europäiſchen Galanterie kundig,
eleitete **Guana** und **Lisbe** zu ihrer Hütte. Vier glück-
iche Menſchen ſchloßen die Augen, um in das Feenreich ro-
iger Träume hinüber zu ſchlummern.

Kaum war die nächſte Morgenſonne über den Gebirgen
ufgegangen, als **Ydoman** durch ein vielſtimmiges Ge-
chrei, das vor ſeiner Hütte erſcholl, aus den ſchönſten Mor-
genträumen aufgeſchreckt wurde. Er fuhr von der Hänge-
matte empor, horchte, und vernahm die Worte: „Es lebe
**Ydoman**!" Er war gekleidet eingeſchlafen und flog hinaus.

Da ſtand eine Schar ſeiner Landsleute, vor ihnen Mutter Parima, die ſich vergebens bemühte, die Ungeduldigen zur Mäßigung ihres Freudengeſchreies zu bereden. Mit verdoppelter Kraft ſchrien nun Alle, als ſie den herrlichen Jüngling in der ſtattlichen Uniform erblickten; ſie drängten und ſtießen ſich, da jeder der Erſte ſein wollte, der ihn umarmte und küßte. Nach vielfach wiederholten Freudenbezeugungen zogen ſie endlich ruhig ab und der von ſeinen Verehrern durch rohes Übermaß gewaltſamer Ausbrüche von Liebe und Bewunderung mißhandelte Jüngling eilte, ſich dem Oberhaupte ſeines Stammes vorzuſtellen. Schon waren die Älteſten bei dem ehrwürdigen Greiſe Gualago verſammelt. Alle empfingen den Jüngling mit den Zeichen der höchſten Achtung. Es ſchien, als träte ein europäiſcher Fürſt unter ſie. Man erſuchte ihn um Mittheilung ſeiner gemachten Erfahrungen und Beobachtungen. Er ſchilderte das Wichtigſte und Merkwürdigſte kurz und kräftig. Alle hingen an ſeinem Munde, jedes Wort gierig verſchlingend. Als er geendet, ernannte man ihn zum Teſtaneay; ſo heißt der Anführer in den Kriegen mit den benachbarten wilden Stämmen. Man füllte große Becher mit Chicacoyah und Misla, ſtarke Getränke aus Maismehl und friſchem Platanenſaft. Gualago, des Stammes Oberhaupt, reichte dem Jüngling ſelbſt den erſten Becher und trank nach ihm.

Nach geendigter Feierlichkeit eilte Ydoman nach Lisbe's Hütte. Mais, Bohnen und Geſträuche umgaben die in ihrer Mitte ſtehende freundliche Wohnung. Wie ein Genius der Freude trat Lisbe dem Kommenden mit Gruß und Kuß

gen, und brachte ihm ihren Glückwunſch mit einer wun-
ten Verſchmelzung von ſtolzem Selbſtgefühl und hin-
der Herzlichkeit.

Die Liebe Beider glich dem reinſten Feuer, und die Lie-
n ſelbſt zeigten die Eigenſchaften desſelben: Ydoman
icht, Lisbe die Wärme. Das Mädchen verſenkte ſich
reichen Geiſt des Jünglings, ſo wie Er in die Tiefe
Herzens eindrang. Dieß hatte die natürliche Folge, daß
en Geiſt auszubilden ſuchte; und da die Liebe bekannt-
icht nur die beſte Lehrerin, ſondern auch die eifrigſte
lerin iſt, ſo machte Lisbe in kurzer Zeit bewunde-
würdige Fortſchritte. Ihrem Gedächtniſſe entfiel nicht
Wort, welches Ydoman ſagte, ſelbſt nicht der Ton,
m er es ſagte; er ſetzte ſich in ihrer Seele feſt, wie ein
r Text mit einer eben ſo ſchönen Melodie.

Die Gedanken und Gefühle der Liebenden verſchmolzen
ig in ein Weſen, und ſie wurden ſich bald ſo unent-
h, daß Jedes ſich überzeugt hielt, ohne das Andere
leben zu können.

An einem ſchönen Abende wandelten ſie, ſanft umſchlun-
am Ufer des Orinoko. Ihre Liebe glich an Glut und
eit dem wolkenloſen Purpurhimmel über ihnen, das
wegte Herz aber dem reißenden Strome neben ihnen.
ſonſt ſo beredt, ſchwiegen wie die Natur ringsumher.
efe Stille unterbrach endlich Lisbe.

Lisbe. Mein Leben war bis zu dem Augenblicke Dei-
rſcheinung ein Traum der Kindheit. Du haſt mich ge-
Meine dunkeln Ahnungen wurden plötzlich zur überra-

ſchendſten Wirklichkeit. Das Glück leuchtete vor mir auf, wie eine Flamme, die vor den Augen des Wanderers aus der Erde aufſteigt.

Ydoman. Umher geworfen von den Stürmen des Krieges und des Lebens, enteilte ich dem Getümmel der Welt, landete, ſah Dich, und glaubte, das ſchönſte Traumbild aus dem Morgen meines Daſeins zu erblicken, als hätte ein Geiſt es plötzlich vor mich hingezaubert. Was ich weit umher vergebens geſucht hatte, fand ich in dem Augenblicke, da ich, alle Wünſche und Hoffnungen aufgebend, mich nur nach Stille und Beſchränktheit ſehnte.

Lisbe horchte dem Sprechenden aufmerkſam; ihre Augen leuchteten von Entzücken und jeder Zug des ſeelenvollen Geſichtes verklärte ſich. Als Ydoman aber geendet hatte, trat ein heiliger Ernſt auf ihre Stirne, und ſie begann mit einem wunderbar vermiſchten Ausdruck von Hoheit und Wehmuth: „Ydoman — höre mich! Ich liebe Dich und kann mir kein höheres Glück denken, als von Dir wieder geliebt zu ſein; aber noch ſind der Tage wenige, ſeit dieſe Leidenſchaft ſich meiner bemächtigt hat.

Ydoman. Aber ſie ſoll glühen in uns, bis die Seele dem erſtarrenden Körper entflieht. Lisbe! Meine Lisbe! Eh' ſoll dieſes waldige Ufer des Orinoko in die tiefen Fluthen hinabſtürzen, eh' meine Liebe, meine ewige Treue —

Lisbe. Halt ein! Und willſt Du mir ſchwören, ſo vernimm zuerſt, welchen Schwur ich von Dir verlange! Hoch blüht die Blume unſerer Liebe, ſchön und reich; noch aber hat ſie nicht tiefe Wurzeln geſchlagen in den Boden dieſes Lebens. Noch fühl' ich in mir die Kraft, Dir zu entſagen, noch den Muth, im lebenslangen Schmerze eines unerreichten Wunſches aufrecht zu ſtehen. Willſt Du mir Lieb' und Treue ohne Ende ſchwören? Ich glaube an Dich eben ſo feſt, als Du Dir ſelbſt trauen darfſt! Aber — fallen nicht Felſen in's Meer? Birſt nicht die Erde? Und ach! Der Menſch — er ſoll unerſchütterlich ſtehen? Und Du Ydoman, geliebt von allen Mädchen unſers Stammes, deren jedes Dich mir mißgönnt — Deine Liebe zu mir ſoll nie wanken? Ydoman! darf ich ſo ſtolz ſein, zu glauben, daß ich Dir ewig genügen kann? Darf ich Dich tadeln, wenn ich Dir nicht genüge? Ydoman! Ydoman! Ich möchte Dich ſelbſt dann lieben, wenn Du mich nicht mehr liebeſt, möchte Dir ſelbſt dann verzeihen, wenn ich Dich nicht mehr lieben könnte; darum bitte ich Dich, ſchwöre mir: in dem Augenblicke, wo Du klar erkenneſt, Deine Liebe zu mir ſei erloſchen, — mich zu tödten! Das Ende Deiner Liebe, ſei das Ende meines Lebens! —

Ydoman, glühend von Leidenſchaft, hielt das Aufhören derſelben für unmöglich; dennoch ſchauderte er vor dem entſetzlichen Verlangen des entſchloſſenen Mädchens und vermochte, wie von einem, aus heiterem Himmel herabſtürzenden Blitze getroffen, nicht zu antworten.

„Ydoman!“ ſagte Lisbe erblaſſend und im dumpfen Tone der Wehmuth: „Du ſchauderſt vor dem Gedanken der Unbeſtändigkeit? Alſo hältſt Du ſie für möglich! Der Gedanke meines Todes erregt Dein Mitleid? So ſcheint Dir mein Tod furchtbarer, als meine lebenslängliche Verzweiflung? — Schwöre denn nicht! Schwöre nichts! Meine Liebe wird thun, was Dein Dolch verweigert. Ich bin Dein! —

Mit dieſen Worten umſchlang ſie den Geliebten heftig, und bedeckte Mund und Augen mit ihren Küſſen. „Dieſer trübe Augenblick, der erſte, ſei auch der letzte!“

Nun erwachte Ydoman wie zu neuem Leben, und verſchwendete alle zärtlichen Betheurungen, welche nur die glühendſte Liebe eingeben kann. Lisbe ſchwamm auf dem Meere des Entzückens; und drängte ſich in die Fülle ihrer Empfindungen ein Gedanke, ſo war's nur der einzige: Ein Augenblick ſolcher Herzenswonne wiege auch Jahre voll Leiden auf.

Sie beſchloß, ihr ganzes Leben ihm zu opfern, und ihre gränzenloſe Liebe durch Thaten zu bewähren.

Dazu fand ſich bald mehr als eine Gelegenheit.

Eines Abends wandelten die Liebenden am Ufer des Orinoke; Parima, Ydoman's Mutter, mit ihnen. Während jene, mit ſich ſelbſt beſchäftigt, ſich am Stamme eines dichtbelaubten Kakaobaumes ſetzten, entdeckte Parima eine Menge Gevögel, welches ſich auf einer Inſel des Fluſſes niedergelaſſen hatte. Ihr ſcharfes Auge erſpähte bald, daß es Vögel von beſonders ſchmackhaftem Fleiſche waren; das kräftige, muthige Weib, raſch in jedem Entſchluſſe, ergriff ſogleich ihren Bogen, ſprang in einen Kahn und ſchiffte nach der Inſel. In dem Augenblicke brach ein Eber aus dem Gebüſche. Ydoman eilte mit gezogenem Schwerte dem wuthſchnaubenden Thiere nach, um es zu tödten oder wenigſtens zu verſcheuchen. Lisbe ſchwang ſich im erſten Schrecken an einem herabgebogenen langen Aſte des nächſten Muskatnußbaumes empor, faßte ſich aber bald wieder, und wollte dem Geliebten nacheilen, der indeß hinter dichtem Geſträuche verſchwunden war. Ihn zu entdecken, erſtieg ſie einen Hügel. Aber, welcher entſetzlicher Anblick wartete ihrer! Parima lenkte das mit reicher Beute gefüllte Boot eben zurück, da hob ſich ein ungeheurer Waſſerberg (die Indier nennen dieſe furchtbaren Wogen Prororoka) empor, wälzte ſich brauſend längs der Küſte, ſtürzte tobend auf das Boot; es ſchlug um, Parima fiel in die reißenden Fluten. Lisbe flog hin, ſchneller als der Pfeil vom Bogen, ſprang in den Strom, kämpfte mit den Wogen, erreichte die Fortgeriſſene, ergriff ihr Gewand, zog ſie, vorſchwimmend, hinter ſich, kam, ihre letzten Kräfte von der Verzweiflung geſtärkt, aufbietend, athemlos an's Ufer, und legte die Gerettete auf den Sand.

In dem Augenblicke kam Ydoman, den getödteten Eber mit Rieſenkraft nachſchleppend, erblickte die Mutter, wie leblos daliegend, und Lisbe erſchöpft neben ihr. Dieſe, den Jüngling erblickend, richtete ſich mühſam empor, rief ihm zu: „Sie iſt gerettet — Deine Mutter iſt gerettet!“ und ſank zu Boden, um endlich in ſeinen Armen unter den heißeſten Küſſen der Liebe, die jeden Blick, jeden Ton ſeiner Stimme beſeelte, wieder zu erwachen, wie neu belebt in einem Aufenthalte ſeliger Geiſter. Das mächtig auflodernde

Entzücken ließ ſie Entkräftung und Schmerz plötzlich vergeſſen. „Sie iſt gerettet, gerettet durch Dich!“ Dieſe Worte Ydoman's klangen in die Seele des holden Mädchens wie bezaubernde Harmonien. Sie ſtand auf, als ſei nichts geſchehen. Beide trugen Parima in die Hütte, und legten ſie auf die Hängematte, wo ſie ſich bald wieder erholte.

Eines Abends wartete Lisbe vergebens auf Ydoman's Rückkehr vom Walde, wohin er mit einigen jungen Indiern zu einer gefährlichen Tiegerjagd gegangen war. Schon war die Sonne geſunken; verlöſchenden Roſenwölkchen ſchlich die graue Dämmerung nach. Lisbe, von Angſt gequält, eilte hinaus, und fand den müden Verirrten unter einer dichten Baumgruppe liegend, von feſtem Schlafe befangen, — ach, in welchem Augenblicke! Eine Rieſenſpinne, im Umkreiſe der vom Körper ausgeſtreckten Füße beinahe ſo groß, wie ein Menſchenkopf, hing in der Mitte ihres an zwei Bäumen befeſtigten, und durch Querfäden mit den Zweigen künſtlich verflochtenen Gewebes ſenkrecht über dem Schlafenden, ſchoß an den Seiten des Netzes herab, glitt auf Ydomans Stirne, biß ihn in die rechte Wange und eilte wieder in ihr Luftſchloß hinauf. Lisbe erſchrack darüber, um ſo mehr, als ſie wußte, daß der Biß dieſer Spinne ein mit Schlafſucht verbundenes heftiges Fieber hervorbringe, nebſtdem an dem Volksglauben von der grauenhaften Feindſchaft zwiſchen der abſcheulichen Kröte und der häßlichen Spinne hing, und ſogar nicht zweifelte, daß die Spinne verlarvte böſe Geiſter ſeien.

Sie durchflog daher die nächſte Umgegend, raffte von Kräutern, die ihr als heilſam bekannt waren, zuſammen, was ſie fand, preßte die Säfte in eine Schildkrötenſchale, und beſtrich damit Stirne und Wange des Schlafenden, der darüber erwachte, vom Schlafe geſtärkt, fröhlich aufſprang, und das holde Mädchen, von dem er die unſchädliche Todesgefahr erfuhr, dankbar umarmte, weil ſie es war, die ihn gerettet zu haben glaubte, und dadurch die Beweiſe ihrer Liebe vervielfältigte.

Um dieſe Zeit kam ein franzöſiſcher Miſſionär in die Gegenden am ſchönen Ufer des Orinoko, durchwanderte in ſeinem frommen Bekehrungsgeſchäft mehrere indiſche Stämme, und machte aus manchen Wilden, Menſchen und Chriſten. Endlich erſchien er auch in Ydoman's Dorfe. Ein ſtattlicher Mann von freundlicher Würde, ſanftmüthig, heiter und lebhaft, fromm und doch lebensfroh, wußte er jedes Ungemach mit einer eigenen Leichtigkeit zu ertragen, jede Freude mäßig und ſchön zu genießen, Fehler zu rügen, ohne die Getadelten zu erbittern, das Ewige im Auge zu haben, ohne das Irdiſche zu verwerfen, und durch milde Schonung den angenehmſten Weg zur Beſſerung zu zeigen. Er verband Herzensreinheit mit Welt- und Menſchenkenntniß, ſuchte vor Allem durch Berichtigung falſcher Ideen und Meinungen zu wirken, weil das meiſte Böſe doch immer vom Irrthum ausgeht, ſprach nie anders, als aus innerer Überzeugung, und verdammte Keinen, eh' er tief in ſich ſelbſt geblickt hatte.

Als eine luſtige Nebenperſon begleitete ihn ein junger franzöſiſcher Kaufmann, der gute Freund aller Welt, der das Reiſen ſehr liebte, ſo fern er ſich's dabei bequem machen konnte, gerne viel ſah, um viel erzählen zu können, das Gute genoß und Andern nicht mißgönnte, jedem Menſchen wohl wollte, ohne ihm deshalb immer wohl zu thun, auch in den vergnügteſten Wallungen ſeines Herzens den Werth des Geldes nie vergaß, freundſchaftlichen Verhältniſſen ſehr hold war, vortheilhaften Handelsverbindungen aber noch mehr.

Neugier und Nachahmungsſucht ſind zwei hervorſtechende Züge in dem Charakter der indiſchen Stämme am Orinoko-Strome. Als der Miſſionär mit dem Kaufmanne ankam, liefen ihnen alle Bewohner des Dorfes entgegen, ſchrien und ſprangen um die Ankömmlinge, verfolgten ſie bis in ihre Wohnung und verlangten Geſchenke. Sie bekamen Nadeln, Meſſer, Papier, kleine Spiegel, Spielzeug und Eßwaaren. Alle riefen einmüthig: „Ihr ſeid gut!“ „Ihr ſeid gut!“ und eilten mit ihren Geſchenken fort.

Als ſie heim kamen, fing der Nachahmungstrieb ſein Spiel an. Die Einen ſchritten mit der freundlichen Würde des Miſſionärs einher, ſprachen anſtändig und theilnehmend, die Andern, denen das Benehmen des Kaufmanns mehr zuſagte, thaten Alles mit anmuthiger Leichtigkeit, trillerten und hüpften umher. So gab's zwei Parteien, deren jede ſich ſelbſt wohlgefiel, abwechſelnd beluſtigte, und ſich beluſtigen ließ.

Als die Neuheit allmälig ihren Reiz verlor, gewannen die erhaltenen Geſchenke wieder an Werth. Mit hoher Ehrfurcht erfüllte ſie das Papier, beſonders das beſchriebene, oder die einzelnen Blätter aus alten Büchern, die ihnen Zaubermittel zu ſein ſchienen. Ein Indier, der vom Branntwein des Kaufmannes zu viel genoſſen hatte, ſchleppte, in einem Anfalle von Eiferſucht, ſeine Frau vor den Miſſionär, und beſchuldigte ſie der Untreue, indem er während der Anklage fürchterlich ſchrie und tobte. Der Miſſionär, den Zuſtand des Klägers auf den erſten Augenblick erkennend, ließ ihn geduldig austoben, ſetzte ſich, nahm ein Buch und las. Der Lärmende verſtummte plötzlich und ſtand, ohne ſich zu regen.

Nachdem der Miſſionär einige Minuten ſchweigend geleſen hatte, ſagte Jener: „Was ſpricht das Buch davon?“ — Der Miſſionär erwiederte: „Nichts!“ — „Wie?“ rief der Neger: „Iſt's wirklich ſo? Das Buch ſpricht nichts davon?“ — „Nichts!“ wiederholte der Miſſionär. Da umfaßte der Indier ſein Weib, küßte ſie, und flog jubelnd mit ihr fort.

Der Kaufmann hatte, in der Hoffnung auf einen vortheilhaften Tauſchhandel, mehrere Spiegel mit ſich genommen, unter dieſen auch einen größeren, den er in ſeiner Hütte aufhing. Da traten einige Indier ein, und ſagten: „Wir ſind hungrig. Wenn Du nicht geizig biſt, ſo gib uns!“ — In dem Augenblicke bemerkten ſie den großen Spiegel, und — ſiehe da! vergeſſen war aller Hunger. Aber nun kam der gute Spiegel in die Klemme. Die Einen, da ſie ſich erblickten, fingen laut zu ſchreien an, und blieben dann, vor Schrecken an allen Gliedern gelähmt, ohne Bewegung; die Andern betaſteten das Glas und fuhren dann zurück, als hätten ſie mit der Hand in brennendes Feuer gegriffen. Einige tanzten und ſprangen wie toll um den Spiegel herum; Einige guckten hinter den Spiegel, als müßten ſie da etwas Verborgenes entdecken; Andere fielen nieder, und beteten ihn als einen Gott oder Zauberer an; Wenige näherten ſich zutraulich, ſprachen mit den im Spiegel erſcheinenden Bildern, reichten ihnen die Hände, umarmten und küßten ihre Gebilde.

---

Wichtiger als für alle Übrigen, war die Erſcheinung des Miſſionärs für Ydoman und Lisbe. Der wackere Jüngling hatte ſchon in Europa den chriſtlichen Glauben angenommen, und ſeinem Mädchen davon ſo viel Begriffe mitgetheilt, als er vermochte. Da ihm ſelbſt aber Manches noch dunkel war, geſchah es, daß Lisbe, ungeachtet des beſten Willens, nebſt der neuen Lehre auch den alten Irrthümern noch anhing. So glaubte ſie noch immer an den guten Gott Tamouzy und an den böſen Hyrouka, hielt die Sterne für Geiſter, und nahm es für unbezweifelbare Wahrheit, daß die Geſtorbenen ihren Wohnſitz jenſeits des Meeres, alſo in Europa, haben, wo ſie für ihre zurückgelaſſenen Verwandten künſtliche Arbeiten verfertigen.

Was die Liebe begonnen hatte, das vollendete die römmigkeit. Der Miſſionär unterrichtete Lisbe und meh- re des Stammes in der chriſtlichen Religion. Lisbe er- ielt die Taufe; einige Mädchen und Jünglinge, ſelbſt rauen und Männer, folgten ihrem Beiſpiele. Noch aber ermochten ſie die höheren Wahrheiten von der Verehrung ines einzigen Gottes nicht mit gehöriger Klarheit zu faſſen, nd hingen größten Theils an dem, was in die Sinne fällt. er Miſſionär hatte mit eifriger Beihilfe der Neubekehrten ine Kapelle erbaut und ſie mit allem Nöthigen verſehen. uch die Nichtbekehrten fanden ſich zahlreich ein, von der eugierde angezogen. Manches, was ſie da ſahen, ſchien ih- en Zauberei. Das Geläute zweier Glocken und das Spiel iner kleinen Orgel erregte vorzüglich ihre Aufmerkſamkeit nd Verwunderung, zugleich auch einen nicht geringen Grad en Furcht. Als der Miſſionär zuerſt eine Predigt hielt, erin er ſie insbeſondere vor manchen unter ihnen gewöhn- ichen Laſtern und Verbrechen, wie z. B. Trunkenheit, odtſchlag u. dgl. warnte, fingen die Meiſten zu ſchreien nd zu läugnen an, und verwünſchten diejenigen, die das, ie ſie glaubten, verrathen hätten.

Der Taufe ſollte zunächſt Ydoman's und Lisbe's Hochzeit folgen. Dieſer trat aber plötzlich ein Hinderniß in en Weg: die erſte Entbindung der ſchönen Guayaquil, iner nahen Verwandten der Braut. Vergier, der junge Franzoſe, ſchon voll Ungeduld, indiſche Hochzeitsgebräuche u ſehen, trat eben in Lisbe's Hütte, um ſie zu dieſem Feſte mit einem europäiſchen Kleide zu beſchenken. Als er das Hinderniß vernahm, überfiel ihn ein heftiger Unwille, der ſich aber bald legte, als Ydoman kam, und ihn verſicherte, die Ceremonien bei einer Wöchnerin ſeien noch intereſſanter, als die Hochzeitsgebräuche. Dabei lud er den Europäer, mit einem bedeutenden, von Lisbe akkompagnirten Lächeln zu einem Beſuche der Wöchnerin ein. Vergier, der eine beſondere Neigung zum Schenken hatte, und dabei ſehr neugierig war, ließ ſich ſogleich einen hübſchen Shawl bringen, und eilte mit Ydoman und Lisbe zum Entbindungsfeſte. Aber wie erſtaunte er, als ſie zur Hütte kamen, und die ſchöne Guayaquil ihm friſch und luſtig entgegen trat, ihn freundlich bewillkommte, über das Geſchenk in Entzücken gerieth, ſeine Hand ergriff, und ihn in die Hütte führte, mit der dringend wiederholten Bitte, ja leiſe aufzutreten und nicht laut zu ſprechen. Er wußte nicht, wie er das deuten ſollte, und folgte, indem Ydoman und Lisbe kichernd ihm nachgingen, mit ſteigender Verwunderung, die nun ihren höchſten Grad erreichte. Marakaybo, der Mann der ſchönen Guayaquil, lag in der Mitte des Hüttenraumes auf einer hoch hinaufgezogenen Hängematte, mit vielen Tüchern ſorgfältig überdeckt. Vergier fragte, ob der Mann krank ſei? „Nicht im Geringſten," ſagte Ydoman; „er iſt die Wöchnerin." Vergier, etwas jähzornig, loderte auf, da er glaubte, man wolle ſich mit ihm einen Spaß machen. Nun erklärte ihm Guayaquil, es ſei bei ihnen Sitte, daß der Mann bei der erſten Entbindung ſeiner Frau, für ſie die Wochen halte und wenigſtens einen Monat lang, auf ſolche Weiſe in Tücher eingehüllt, in der Hängematte liege. Nun ſprang Vergier in die äußerſte Luſtigkeit über und konnte kaum zu lachen aufhören. Als er ſich etwas gefaßt hatte, ging er zu dem armen Wöchner hin, und bedauerte ihn herzlich. Marakaybo behielt, während Alle um ihn her lachten, den ihm, wie den Indiern überhaupt, angebornen Ernſt, ohne eine Miene zu verziehen. Als Vergier ſein Bedauern über das Unangenehme dieſer Sitte für die Männer äußerte, erwiederte Marakaybo gelaſſen: „Warum willſt Du mich bedauern? Ich liege hier ſehr bequem. Müßte ich nicht dabei eine ſo ſtrenge Diät halten, ſo wäre mir dieſe Ruhe ſogar ſehr angenehm; aber leider bekomme ich nichts als Waſſer und ein Bischen Mais. Eſſe ich ein Bischen Fleiſch, ſo könnte das zwar mir nichts ſchaden, deſto mehr aber dem neugebornen Knaben, der dann gewiß ſchwach und feig, folglich kein Krieger würde.“ — Vergier unterdrückte das ausbrechende Lachen, da er bemerkte, daß Marakaybo vor Zorn dunkelroth wurde, und ſagte tröſtend: „Nu, das mußt Du als verſtändiger Mann am beſten wiſſen!“ Damit entfernte er ſich eiligſt aus der Hütte, um dem Lachkrampfe im Freien Luft zu machen.

Endlich hatte Marakaybo die Wochen und ihre Leiden als Stellvertreter der Wöchnerin überſtanden und wurde zum Schluſſe, der beſtehenden Sitte gemäß, mit Fiſchgräthen und ſpitzigen Kaninchenzähnen am ganzen Körper geſchröpft, dann mit einer Peitſche noch tüchtig zerfleiſcht. Somit war er wieder Mann, und galt für friſch und geſund.

Nun konnte Ydoman's und Lisbe's Hochzeit gefeiert werden.

Schon hatten die beiderſeitigen Verwandten und Freunde die nöthigen Baumaterialien herbeigeſchafft und eine Hütte für das junge Paar hergeſtellt. Die Frauen brachten Fiſche, Früchte und Getränke zum Hochzeitmahl.

Nachdem der Miſſionär die Trauungs-Ceremonien vollzogen hatte, fingen die landesüblichen Spiele an, denen ſich auch das Brautpaar, obſchon getraut, nicht entziehen durfte.

Das Feſt eröffneten die Männer, die mit Pfeilen nach einem Ziele ſchoßen, und dabei eine ungemeine Fertigkeit im Treffen zeigten. Nun kam eine andere Partei, junge Leute, die, mit einander ringend, außerordentliche Kraft und Gewandtheit entfalteten. Dieß endete mit einer maleriſchen Gruppe, als die niedergeworfenen Gegner am Boden lagen, und die ſtolzierenden Gegner ihnen den Fuß auf die Bruſt ſtellten.

Hierauf begann das Ballſpiel, woran auch die Weiber Theil nahmen. Die Männer fingen den hoch emporgeſchlagenen Ball mit Kopf und Schultern, die Weiber mit Raketen. Er blieb durch die Geſchicklichkeit, womit die Spieler den fallenden wieder in die Höhe ſtießen und ſchlugen, oft längere Zeit in der Luft und fiel nur ſelten zur Erde. Dieß galt jedes Mal für einen Fehler. Am Schluſſe wurden die Fehler zuſammengezählt und den Siegern hernach die Preiſe zuerkannt.

Nun wurde eine kurze Raſt gehalten, worauf die Wechſelgeſänge der Männer und Frauen folgten. Die letzteren angen Trauerlieder, worin ſie das Schickſal der Frauen eklagten, den Neuvermählten vorweinten, wie viel Qual nd Kummer ihrer warte, und daß ſie keinen Augenblick hne Thränen und Seufzer verleben werden; worauf dann mmer der Refrain kam:

Ach, wie haſt Du Dich getäuſcht!
Wußteſt Du voraus Dein Schickſal,
Schloſſeſt Du kein Eheband.

Endlich ſchwieg die Wehklage und die luſtigen Tänze egannen als Gegenſtück der ſchnell vergeſſenen Warnungen, eren Komiſches vorzüglich darin lag, daß ſie erſt zu einer Zeit gegeben wurden, wo ſie auf jeden Fall zu ſpät kamen, nd ungeachtet des rührenden Vortrages kaum beachtet vurden. Zwei Flötenſpieler ſetzten die Tänzer in Bewegung. Die Männer ſchloßen zuerſt einen Kreis; jeder faßte den Nachbar an der Schulter. So drehten ſie ſich mit lautem Schreien im Wirbel herum, ließen ſich dann frei, und bileten einen Halbmond. Dabei ſchlug jeder Tänzer, den Rhytmus verſtärkend, mit einem dicken Rohr auf die Erde; Schellen und Klappern an den Füßen begleiteten die Bevegung. Nun fügten ſich auch die Weiber, die Hüften von angen Schürzen umwallt, den Kopf mit wehenden Federn ſchimmernd geſchmückt, zu ſanften Tänzen. Den Schluß nachten mimiſche Tänze: Der Tigertanz, eine Vertheidigung gegen den Angriff dieſes Thieres, und der Schlangentanz, vo eine Schlange aus dem Walde hervorkommend, nach einer alten Volksſage, mährchenhafter Weiſe Eſſen und

Trinken mitbringt, und dadurch den erſten Schrecken in eine poſſenhafte Luſtigkeit verwandelt.

Man ſetzte ſich hierauf zum Mahle. Die Indier genoßen von den verſchiedenen einheimiſchen Speiſen reichlich, von den nach europäiſcher Kochkunſt zubereiteten aber, ſo wie von den vielen Getränken, bis zum Übermaße. Jetzt begann ein neuer Auftritt. Einige Männer ſprangen auf, ergriffen tüchtige, keulenartige Stücke, und ſchlugen dabei ſo unbarmherzig auf die Weiber los, daß manche am Kopf und am Halſe bluteten. Den weichen und galanten Vergier empörte dieſer (wie es ihm ſchien) Ausbruch der Wuth, um ſo mehr, als die mißhandelten Weiber geduldig wie die Lämmer da ſaßen, und ſich ohne Gegenwehr ſchlagen ließen, ja ſogar unter Schmerzen und Thränen lächelten. Er ſprang, von Zorn entflammt, auf, riß zwei Männern die Keulen aus den Fäuſten und parirte, die Geſchlagenen deckend, den unaufhörlich fortgeſetzten Streichen der Männer aus. Plötzlich verwandelten ſich die geduldigen Lämmer in grimmige Furien, aber nicht gegen die mißhandelnden Männer, ſondern gegen den Beſchützer. Eine derſelben ergriff ſogar einen großen Pfeil, und ſchleuderte ihn nach Vergier mit den zürnenden Worten: „Elender! Du wagſt es, den Ausbruch der innigſten Zärtlichkeit unſerer Männer zu hindern?“ — „Wie?“ ſchrie Vergier, über die unſinnige Wuth nun gleichfalls entrüſtet: „Wie? das wäre Zärtlichkeit? O ihr Verrückten? unvernünftiger als die Thiere!“ — „Das verſtehſt Du nicht!“ kreiſchten die gebläuten Weiber durch einander. „Wenn unſere Männer uns ſchlagen, ſo geſchieht das nur aus Liebe." — Vergier ſtand da, wie aus den Wolken gefallen, ohne Bewegung, mit halb offenem Munde, aus dem er endlich nur die wenigen Worte hervorbrachte: „Nun fühl' ich's, was die Redensart: Mir ſteht der Verſtand ſtille! ſagen will!"

Vergier würde, nach ſeinem Charakter, über die Erklärung der geprügelten Weiber ohne Zweifel in unbändiges Gelächter ausgebrochen ſein, allein der Schmerz in der vom Pfeile verwundeten Schulter ließ die ihm angeborne Luſtigkeit nicht aufkommen. Als einiges Blut über den Ärmel herablief, legte ſich der Zorn der Weiber; ſie wuſchen und verbanden die leichte Wunde. Lisbe trat ſchmeichelnd zu ihm, und Ydoman ſagte mit herzlicher Theilnahme: „Sei unbeſorgt! Du haſt von den Weibern hier nicht das Geringſte zu befürchten, ſobald Du ſie weder in ihren Liebkoſungen, noch in ihren Schlägen ſtöreſt." — Vergier hielt nun eine ſatyriſche Lobrede auf die indiſche Prügel-Zärtlichkeit, auf die Rohheit der Europäer, die ihre Frauen nicht prügeln, und auf die Unwiſſenheit der Letzteren, die nicht begreifen können, welches Übermaß von Liebe in den Prügeln liege, und daß ein blauer Fleck mehr wahre Zärtlichkeit bezeuge, als der feurigſte Kuß. Nach dieſer Rede gingen Alle vergnügt aus einander.

---

Die friedliche Ruhe, welche die freien indiſchen Stämme damals genoßen, war ſelten von langer Dauer. Geringfügige Urſachen, oft blos Wildheit, Raubſucht oder Kampfluſt erregten unaufhörliche Befehdungen. Dieß geſchah auch jetzt. Das junge Ehepaar hatte kaum einige glückliche Wochen durchlebt, als ſchon Krieg mit einigen wilden Stämmen ausbrach, welche hier ihren Wohnſitz nehmen wollten.

Ydeman mußte ſein Amt als Taſtanegy (Kriegsführer) antreten, ſowohl ſeines eigenen Stammes, als auch der verwandten nachbarlichen Stämme, welche ihn einſtimmig dazu ernannten. Die feindlichen Stämme, welche den Krieg anfingen, gehörten zu den wildeſten unter allen. Sie zerſchmetterten und zerſtörten mit der Grauſamkeit reißender Thiere Alles vor ſich, und machten ſich Bahn, wie ein raſender Bergſtrom. Ihre Wuth kannte keine Gränzen. Nichts konnte ihr widerſtehen. Sie wühlten wie Hyänen mit dem Kopfe in den Leibern der Erſchlagenen. Die Gefangenen wurden theils an Bäume gebunden und unter Spott und Hohn mit Pfeilen zerſchoſſen, theils in Stücke zerriſſen und vertheilt. In den Dörfern wurden die Hütten zerſchlagen; auf die wenigen, die unverletzt blieben, ſteckten die Unmenſchen die den Getödteten abgeſchnittenen Köpfe, während Andere aus ihren Knochen Flöten machten, zur Muſik bei den Siegesfeſten.

Schon füllte ſich Ydeman's Dorf mit Kriegern und Flüchtlingen, heulenden Weibern und Kindern. Ydeman übernahm den Oberbefehl. Ein Scharlachmantel, mit goldenen Franſen, Federn und Glöckchen beſetzt, ſchmückte ihn. Ein Indier trug ihm eine rothe Keule nach. Er fand bei Allen den unbedingteſten Gehorſam, verbeſſerte, ſo viel der Drang der Zeit es geſtattete, die Waffen, theilte die Haufen

nd ordnete ſie auf eine der europäiſchen Heeresſtellung ähn-
che Weiſe. So erwartete er den Angriff der Sieger, wel-
e mit ihrer gewöhnlichen blinden Wuth heranſtürmten.
doman hatte eine vortheilhafte Stellung genommen,
uch für Hinterhalt und Reſerve geſorgt; nun ſetzte er der
aſerei die kälteſte Beſonnenheit entgegen, wußte ſeine
charen zweckmäßig zu verſtärken, ſchlug vier wiederholte
ngriffe zurück und behauptete als Sieger das Schlachtfeld.
amit die vom erſten Schrecken Betäubten nicht zur Beſin-
ung kommen konnten, verfolgte er die Fliehenden ſogleich
hne Raſt.

Lisbe folgte mit Pfeil und Köcher bewaffnet, dem
eere, ohne daß Idoman es wußte, in geringer Entfer-
ung. Von einem zurückgeſendeten Siegesboten erfuhr die
nglückliche die entſetzliche Nachricht, Ydoman ſei in der
tzten Schlacht geblieben und liege unter den Haufen der
odten. Eine augenblickliche Erſtarrung ſchien nur darum
nzutreten, um ihre Kraft zu verdoppeln, und ſie mit Bli-
esſchnelle zu beflügeln. Sie flog, einem flüchtigen Wolken-
hatten ähnlich, über Heiden und Hügel dahin, den Boden
ur mit den Spitzen der Füße berührend. Sie vergönnte
ch nur die unentbehrlichſte Ruhe, auf Augenblicke an einem
aum gelehnt, und ohne ſich nur einmal zu ſetzen. Endlich
ar das Schlachtfeld erreicht. Rings umher thürmten ſich
ie Leichenhügel, woraus das Blut wie rothe Quellen herab-
rang. Weiterhin an dem Orte, wo das Treffen geendet
atte, bezeichneten einzelne Todte, abgehauene Kopfe und
erſchmetterte Glieder den Pfad der geflohenen Feinde. In

einigen Leibern ſtaken noch die Pfeile, gleich Vampyren mit Blutgierde nagend und ſaugend. Nebenher lagen rothe Keulen und zerbrochene Schwerter.

Unter den Sterbenden und Todten irrt nur Lisbe, ſelbſt ähnlich dem Schatten einer Ermordeten, thränenlos und leiſe ächzend umher. Sie heftete die ſcheuen Blicke auf die gräßlichen Geſtalten und Gruppen des Todes, ſchloß zurückſchaudernd die Augen wieder, und öffnete ſie abermals mit herzzerreißendem Grauen. Zweimal verließen ſie die Kräfte; ſie ſank erſchöpft an einen Baum und ermannte ſich wieder, ſie ſank ohnmächtig neben einem Hügel von Todten nieder, lag gleich einer Leiche neben den Leichen, raffte ſich wieder empor und ſchwankte weiter.

Schon erwachte in ihr der furchtbare Gedanke, Ydoman ſei von der thieriſchen Wuth der Feinde zerriſſen und zerſtückt und ihr bliebe nicht einmal der traurige Troſt, den Todten zu finden, die Leiche zu beſtatten, und neben dem Geliebten zu ſterben. Schon ſtiegen die Nebel der Dämmerung empor, und am Himmel erloſchen die letzten Spuren der verglimmenden Abendröthe. Tiefe Stille rings umher, nur hier und da ein dumpfes Röcheln! Schon ergriff Verzweiflung die raſtlos und vergebens Suchende. Endlich — ſchimmerte ihr aus dem immer tieferen Dunkel Ydoman's rother Scharlachmantel hervor. Er lag auf einem Haufen todter Feinde. Athemlos, bebend und vom Froſt durchſchaudert, ſchlich Lisbe näher, ſank neben ihm auf die Knie, ſtreckte beide Arme zum Himmel empor, wollte ausrufen, aber die Stimme verſagte ihr — im Sturme des Entzückens, denn ſie hatte Ydoman's Herz der auf die Bruſt gelegten Wange entgegen ſchlagen gefühlt. Sie unterſuchte nun den Leib, fand den Kopf von einer Keule verwundet, und ſeitwärts vom Herzen eine Pfeilwunde. Geſtärkt von der erwachenden Hoffnung, daß Ydoman's Rettung noch möglich ſei, ſprang ſie auf, ſuchte Kräuter, zerkaute ſie, füllte die Wunde damit aus, riß ein Blatt von einem nahen Brotbaume ab, legte es darüber, und befeſtigte den ganzen Verband mit einem Tuche. Eben beſchäftigte ſie ſich, auch die Pfeilwunde zu verbinden, als Matacan, ein Krieger ihres Stammes, der neben Ydoman in Betäubung lag, zu ſich kam, und plötzlich aufſprang. Ein Schrei des Entſetzens entfuhr Lisbe's Bruſt. Der Indier beruhigte ſie, und begann ihr zu helfen. Als er aber die Pfeilwunde erblickte, brach er in die Wehklage aus: „Armer Ydoman! Du biſt verloren!" Lisbe widerſprach und machte ihn aufmerkſam, daß Ydoman an der Bruſt nur leicht verwundet ſei. — „Wohl iſt die Wunde nicht tief," ſagte Matacan; „aber wiſſe, daß unſere grauſamen Feinde die Pfeile mit tödlichem Gifte tränken." — „Allmächtiger Gott!" rief Lisbe: „Iſt keine Rettung möglich?" — „Ich weiß" erwiederte Jener, „nur ein Mittel; man müßte das Gift mit dem Munde aus der Wunde ſaugen."

„Kein Augenblick iſt zu verlieren!" rief Lisbe mit hoher Freudigkeit. — „Halt ein!" warnte Matacan: „Du retteſt dadurch ihn, ſaugſt aber den Tod in dich ſelbſt hinein."

„Tauſendmal mein Leben für das ſeinige!" rief Lisbe.

„O mein Gott! Ich danke Dir, daß Du mich des Glückes würdigſt, ſeine Retterin zu werden." Thränen freudiger Rührung entquellen den ſchönen Augen, die im erhöhten Lichtglanz ſchwärmeriſchen Entzückens ſchimmerten. Sie legte ſchweigend die weichen Purpurlippen auf die Wunde, drückte ſanft mit der Hand und ſog aus der blutenden Öffnung das Gift heraus, wie eine Biene den Nektar aus einer Blume ſaugt.

Während dem hatte Matacan aus einem nahen Bache Waſſer gebracht. Lisbe reinigte den Mund durch Ausſpülungen, ſo gut als es geſchehen konnte, vom geſaugten Blute. Nun verlor ſich der betäubende Schmerz der Kopfwunde durch die aufgelegten Kräuter zugleich mit der ſtechenden Glut der ausgeſaugten Pfeilwunde. Ydoman ſchlug die Augen auf und erwachte mit dem ſanfteſten Wohlgefühle. Mit welchem Entzücken leuchteten ſich die Blicke der Liebenden entgegen! „Der Lebensathem der Liebe weht mich an," ſagte Ydoman, „und erwachen muß ich vom Tode!" Lisbe konnte nur mit Thränen antworten; aber Matacan vermochte es nicht zu verſchweigen, was Lisbe nie entdeckt hätte. Er ſagte dem Geretteten, wodurch die Liebende ihn dem Tode entriſſen habe. Da fuhr Ydoman auf, als ſei er unverletzt, umfing die Schluchzende mit beiden Armen, und drückte ſie, aller Wunden vergeſſend, an die Bruſt. Aber ſogleich ſchwieg der Sturm der Dankbarkeit, und die Beſorgniß für das gefährdete Leben der Geliebten erwachte mit aller Stärke: „O Matacan!" rief er, „hilf mir die Retterin retten! hilf mir das Leben erhalten, das ſie mir opferte!"

Der wackere Matacan brachte bald einige leichtverwundete Kriegsgefährten zuſammen. Sie flochten von Lianen zwei Tragbahren, legten ihren Führer und ſeine Gattin darauf und eilten, ſo viel Nacht und Ermattung es erlaubten, nach dem Dorfe zurück, welches ſie mit dem Aufglimmen der Morgenröthe erreichten.

Ydoman genas binnen wenig Tagen. Die Pflicht rief ihn zum Heere. Den Schmerz des Scheidens von der geliebten Gattin milderte nur der Gedanke, wie nothwendig ſeine Gegenwart ſei, um die verheerenden Feinde von Lisbe's Aufenthalt fern zu halten, woran ſich die Beruhigung ſchloß, daß der edle und erfahrene Miſſionär nichts unterlaſſen werde, um Lisbe's Geſundheit zu erhalten.

---

Schon kämpfte Ydoman tapfer gegen die Feinde. Siegesboten verkündeten ſein raſtloſes Vordringen. Das Dorf erſcholl bei jeder neuen Nachricht von Jubel; nur Lisbe nahm ſie, wie in Stumpfſinnigkeit verſunken, gleichgiltig auf. Sie ward zwar von keiner beſtimmten Krankheit ergriffen, aber man konnte nicht verkennen, daß ein Theil, des aus Ydoman's Wunde geſogenen Giftes in ihren Adern wühle. Ein ſchleichendes Fieber brannte in ihrem Innerſten, und kämpfte immer gewaltiger mit der friſchen Jugendkraft. Der Miſſionär verſuchte alle Heilmittel, aber mit ſehr geringem Erfolge. Er mußte nun ſchon damit zufrieden ſein, daß das ſonſt tödtliche Gift in Lisbe's kräftigem Körper nicht ſchnell zerſtörend wirkte, folglich noch eine langſame

Gegenwirkung der angewandten Heilmittel zu hoffen war. Endlich kam das Fieber zum vollen Ausbruch, erreichte den höchſten Grad, und die Kriſis der Krankheit trat ein. Der Körper genas, aber nicht ſo die Seele. Eine Geiſtesverwirrung blieb zurück, die ſich auf die ſonderbarſte Weiſe äußerte.

Der Eindruck, welchen das Nachtſtück des gräßlichen Schlachtfeldes auf Lisbe's Seele gemacht hatte, war ſo ſtark, daß er ſich ihrer ganz bemächtigte und die Gegenwart verdrängte. So wie nun die Vergangenheit in ihr vorherrſchend wurde, geſellten ſich auch mehrere Irrthümer ihres ehemaligen Volksglaubens dazu.

Lisbe's verdüſterte Phantaſie ſah nun immer die Todesſcenen und Leichenhügel des Schlachtfeldes vor ſich. Dieß erweckte endlich den ſchwermüthigen Wahn, ſich ſelbſt für eine Geſtorbene zu halten, deren Geiſt hiernieden umher wandle und zu Ydomans Schutze beſtimmt ſei. Er habe aber in der letzten Schlacht (ſo wähnte ſie) die Feinde zu weit verfolgt. Lisbe ſuchte vergebens überall, und konnte den Geliebten nicht finden.

So war ihre Verſtandeskraft zerrüttet; nur Eines blieb unveränderlich daſſelbe: ihre Liebe, die auch in der größten Verwirrung und Verkehrtheit der Gedanken und Fantaſien rein hervor leuchtete.

Lisbe's Beängſtigung und ihre rührenden Klagen um den Verlornen, den ſie nicht finden konnte, machten ſie zum Gegenſtande des allgemeinen Mitleids. In der Zeit kamen Boten vom Heere, welche die Hoffnung zum nahen Frieden brachten. Lisbe, nun um ſo eifriger zu ſuchen bemüht, ging Nachts aus ihrer Hütte, wandelte in der Gegend umher und fiel dann gewöhnlich in eine ſchlafartige Betäubung. Weiber, die ihr jedes Mal in einiger Entfernung folgten, trugen ſie dann in die Hütte zurück.

Nach einigen Tagen nahm der Wahn eine veränderte Geſtalt an. Lisbe hielt den Geliebten für todt; und dennoch lag ihr ſein Leben am Herzen. So glaubte ſie denn nun, der ſogenannte große Zauberer ihres Stammes zu ſein und Geiſter beſchwören zu können. Der Geiſt der Liebe, welcher ihr ganzes Weſen mit immer gleicher Kraft beſeelte, trieb ſie, Alles zu verſuchen, um den Geiſt des Geliebten zu bannen. Sie verließ um Mitternacht ihr Lager, und ging nach der Felſenhöhle des Oberprieſters und ſogenannten großen Zauberers, die nicht fern vom Dorfe lag. In der Mitte der geräumigſten Wölbung des Innern zündete ſie Feuer an. Wenn die praſſelnden Flammen hoch aufloderten, und die rothe Glut an den Steinwänden, in grauenhaftem Kontraſt mit dem unbeleuchteten Schattendunkel der tiefern Parthien, ſeltſame Geſtalten bildete, dann beſtieg ſie ein Felsſtück, kniete über dem Feuer ſchwebend, ſenkte die Arme nieder, und ſang Zauberlieder mit dumpfer Stimme, jeden Augenblick erwartend, der Geiſt des Geliebten werde nun erſcheinen und ſie mit ſich führen zum Aufenthalt der Seligen.

Ydoman hatte indeß von Lisbe's traurigem Gemüthszuſtande Nachricht erhalten und konnte ſich's nicht verſagen, einen kurzen Waffenſtillſtand einzugehen und nach Hauſe zu eilen. In einer der Mitternächte, welche Lisbe in der Höhle zubrachte, führte ihn, von zwei Kriegsgefährten begleitet, ſein Weg an der Höhle vorüber. Der Feuerſchimmer und der dumpfe Geſang, die aus dem Innern der Höhle ſchauerlich hervordrangen, erfüllte die nächtlichen Wanderer mit Grauen. Sie ſtanden und horchten. Keiner wagte zu ſprechen. Ydoman ſammelte ſich zuerſt. „Sei es“ — rief er, „ein guter oder böſer Geiſt, der hier waltet, — uns geziemt Muth! Hinein!“

Langſamen und feſten Schrittes, Ydoman voraus, die beiden Gefährten mit umſchlingenden Armen nachfolgend, traten ſie in die Höhle. Lisbe erkannte den Geliebten im erſten Augenblick, und ſtürzte mit einem Schrei zu Boden. Ydoman flog zu ihr; die Gefährten eilten, vom Entſetzen gejagt, bis zum Eingang der Höhle. Ydoman ſtand ſprachlos und ohne Bewegung vor der Gefallenen. Was er da erblickte, ſchien ihm ein Traum. Lisbe lag in Ohnmacht. Der Fall auf den Stein, hatte ihr eine Kopfwunde geſchlagen. Ydoman ſtand nun in der Höhle vor der Verwundeten und Ohnmächtigen eben ſo, wie ſie ehemals auf dem Schlachtfelde vor ihm, dem Todtgeglaubten, geſtanden war.

Das Blut rieſelte über Lisbe's Schläfe und wie es zur Erde tropfte, gab jeder Tropfen, auf das Geſtein fallend, einen leiſen, klagenden Klang. Dieß erweckte den ſtarrenden Ydoman aus ſeiner Betäubung. Er fing an, die ſonderbare Erſcheinung ſich zu erklären; dachte an Hilfe, richtete die Gefallene empor, und legte ihr ſchönes Haupt auf ſeinen Schooß. Die herbeigeeilten Gefährten kamen und brachten Waſſer. Die Wunde wurde gewaſchen und verbunden. Der heftige Schrecken und der ſtarke Blutverluſt wirkten auf die

Ohnmächtige ſo gewaltig, daß ſie, ungeachtet aller Bemühungen, nicht zu ſich kam, und in ihrer Betäubung bleich, wie eine Leiche da lag. Schon erloſch auch das Feuer, welches Lisbe in der Höhle angezündet hatte. Man flocht bei dem letzten Schimmer der verlöſchenden Gluth ſtarke Zweige zuſammen und legte die Bewußtloſe darauf. Ydoman überdeckte ſie mit ſeinem Scharlachmantel. So wurde ſie ſorgfältig langſam getragen. Als man zu ihrer Hütte kam, wetteiferte ſchon der rothe Morgenhimmel mit Lisbe's glühender Scharlachdecke.

Die tiefe Ohnmacht ging nun allmählig in einen zuerſt ſchweren und unruhigen, dann leichteren und endlich ſogar ſanften Schlaf über, der jedoch bis zum Abend ununterbrochen fortwährte. Der menſchenfreundliche Miſſionär ermüdete nicht, die wirkſamſten Heilmittel anzuwenden und hoffte, daß eben die gewaltſame Erſchütterung und der ſtarke Blutverluſt auf den bisherigen Wahnſinn den günſtigſten Einfluß nehmen, nebſtbei auch die Herſtellung der Kranken ſehr befördern würde. Die Vermuthung des erfahrenen Mannes beſtätigte ſich bald. Lisbe erwachte gleich nach Sonnenuntergang, ohne Spuren von Sinnesverwirrung oder ſchreckhaften Weſen, und fiel nach wenigen Augenblicken wieder in den vorigen ſanften Schlummer zurück.

„Ich glaube," ſagte der Miſſionär, „wir haben nun das ärgſte glücklich überſtanden! Die Gewalt der wenigen Gifttheile, welche Lisbe eingeſaugt hat, ſcheint gebrochen und zerſetzt, der Wahnſinn gehoben." Er drang jetzt nur darauf, daß man ihn mit der Erwachenden zuerſt ſprechen laſſe, um ſie auf Ydoman, der ſich nicht früher zeigen dürfe, gehörig vorzubereiten. Am nächſten Morgen erwachte Lisbe, zwar ſehr ſchwach, aber heiter und freundlich. Der Miſſionär ließ ſie etwas Nahrung zu ſich nehmen und machte ſie nun ſtufenweiſe mit Allem bekannt, was ſeit dem Ausbruche ihrer Geiſtesverwirrung bis jetzt ſich zugetragen hatte. Endlich verkündigte er Ydomans nahe Ankunft, endlich ſeine Gegenwart; — endlich durfte ſich Ydoman an der Thüre zeigen und einige Worte ſprechen, endlich an Lisbe's Lager langſam hintreten.

Nun erfolgte, was der verſtändige Miſſionär bezweckt hatte. Die Freude des Wiederſehens ward durch die ſtufenweiſe Vorbereitung der Kranken gemäßigt; ſie erkannte das Vergangene, ſo wie die Gegenwart und ſich ſelbſt. Die Geſundheit der Seele und des Leibes erblühte zugleich, wie zwei Blumen an Einem Stängel.

---

Kaum war das erſte Freudenfeſt der Geneſung gefeiert als die Nachricht von einem feindlichen Ueberfalle ankam. Ydoman, deſſen Krieger im Nachtheil ſtanden und zurück wichen, eilte den Schaden gut zu machen. Der Unmuth, von der geliebten Gattin ſich wieder trennen zu müſſen und die Sehnſucht, bald wieder zu ihr zurück zu kehren, verdoppelten ſeine Begierde, die Sache ſo ſchnell als möglich zu beendigen. Er ſchlug die Feinde dreimal nach einander. Sie baten um den Frieden. Ydoman gewährte ihn eigenmächtig und überſchritt dabei, ſo vortheilhaft der Vertrag auch war, die Gränzen ſeiner Macht. Die beſiegten Feinde zogen ſich einige Stunden im Umkreiſe zurück und ſendeten Ydoman, zum Beweiſe ihrer Hochachtung einen ſehr künſtlich gearbeiteten Bogen nebſt Pfeilen und ein Tigerfell, in deſſen Kinnlade noch die Zähne ſtacken, als Geſchenk.

Wie aber Neid und Haß ihr mißgünſtiges Weſen unter den wilden Völkern nicht minder, als unter den gebildetſten wirken laſſen, ſo geſchah es auch nun. Manche Schelſüchtige fanden in Ydomans Friedensſchluß und in den Geſchenken der Feinde die gewünſchte Gelegenheit, ihrem verborgenen Grolle Luft zu machen. Ydoman wurde beſchuldigt, mit den Feinden aus ehrgeiziger und hochmüthiger Abſicht einverſtanden zu ſein. Man ſagte laut, er hege den Plan, mehrere Stämme zu vereinigen, um, nach bereits erhaltenem Verſprechen ihr Oberhaupt zu werden. Der Schein war gegen ihn und die Verleumdung that das Ihrige, um das Kleinſte gehörig zu vergrößern. Man erklärte, Ydoman habe ſich des Hochverrathes ſchuldig gemacht. In der Verſammlung ward nach der Mehrheit der Stimmen Ydomans Tod beſchloſſen. Nur die dringenden Vorſtellungen des hochgeachteten Miſſionärs, dem auch Gualago, das wackere Oberhaupt des Stammes beitrat, brachten es endlich dahin, daß die Todesſtrafe zu einer einjährigen Verbannung in die Wüſte gemildert wurde.

Dem Undank zürnend, verließ Ydoman noch an demſelben Tage, nach einem ſchmerzlichen Abſchiede von ſeiner alten Mutter, das Dorf. Nur Lisbe, die in neuer Lebenskraft Aufgeblühte, wanderte mit ihm, als treue Gefährtin, den Weg nach der Wüſte. Beide ſchritten raſch und heitern Sinnes einher, Ydoman aus Stolz und Haß gegen die Undankbaren, denen er keine Blöße zeigen wollte, Lisbe aus Liebe zu dem Verbannten, den ſie keine Spur von dem in ihr Innerſtes verſchloſſenen Gram wollte erblicken laſſen. Es wäre grauſam, das Herz derjenigen, welche dieſe Geſchichte leſen, mit ausführlichen Schilderungen aller der Leiden zu quälen, denen das unglückliche Ehepaar hier preisgegeben war. Die weiten Ebenen der Wüſte ſchienen ihnen ſelbſt den dürftigſten Unterhalt verſagen zu wollen. Sie mußten ſich ſtundenlang mit müdem Körper und trocknem Gaumen dahin ſchleppen, um eine Quelle oder einen Fruchtbaum zu finden. Der brennende Sand verwundete ihre Sohlen, die Glut der von den nackten Felſenwänden zurückgeworfenen Sonnenſtrahlen ihre Scheitel. Tiger und Klapperſchlangen ſchienen zu erſtaunen, in dieſer Gegend Menſchen zu finden und das ihnen begegnende Paar aus Grauen oder Mitleid zu fliehen. Glücklich, wenn ſie ein Gebüſch oder eine Höhle fanden, um ſich am Tage zu verbergen und dann, gleich den wilden Thieren, nächtlicher Weile, Nahrung ſuchend, herum ziehen konnten! So viel mußten die Armen von der Hitze leiden, mehr noch vom Waſſer, da vom März bis zu Ende Auguſt unaufhörliche Regengüſſe vom Himmel ſtürzten, die Fläche überſchwemmten und die Luft verderbten. Sie mußten ſich durch Seen und Sümpfe durcharbeiten, und dankten dem Himmel, wenn es ihnen endlich gelang, ein kahles Felsgerippe zu finden und mit triefendem Gewande trockene Stellen zu erklimmen. Wärme und Feuchtigkeit erzeugten Heere von Inſekten und Gewürmen, insbeſondere den ſogenannten Agenty, einen furchtbaren rothen Wurm, der ſich nach Überſchwemmungen auf allen Pflanzen in ungeheurer Menge einfindet, ſich zwiſchen Haut und Fleiſch tief hinein nagt, und dann eine brennende, gefährliche Geſchwulſt erregt, die, wenn man den Unhold nicht herausnehmen kann, tödtlich wird. Fanden nun Ydoman und Lisbe irgend einmal einen kleinen grünen Raſenfleck, auf deſſen weichem Teppich die Ermatteten nur einige Minuten ausruhten, ſo mußten ſie die kurze Erquickung mit den heftigſten Schmerzen büßen.

Nur Eines vermochte ſie hier vor Verzweiflung zu ſchützen: die Liebe, deren Flammen der Hauch des Unglücks nicht verlöſchen konnte. Jedes vergaß über die Leiden des Andern ſeine eigenen und fand ſeine Wonne darin, jenen abzuhelfen oder durch gemeinſchaftliches Ertragen ſie zu mildern. Lisbe fühlte ſich glücklich, daß ſie dem Geliebten jede Stunde einen neuen Beweis ihrer Liebe geben konnte, und Ydoman wiederholte im Übermaße ſeines Entzückens, daß eine ſolche Liebe alle Leiden gering mache, und für alle Ungerechtigkeiten der Menſchen den reichlichſten Erſatz gebe. So erblickten ſich Beide in einer immer ſchöneren Verklärung. Ydoman wußte wohl ein Mittel, ſeiner traurigen Lage ſogleich ein Ende zu machen; der von den Seinigen Ausgeſtoßene konnte ja bei den feindlichen Stämmen die beſte Aufnahme finden. Aber Pflichtgefühl und Edelſinn ſträubten ſich dagegen.

So ſaßen Beide eines Tages auf einer kahlen Klippe, umgeben von einer unfruchtbaren, dürren Gegend und beinahe verſchmachtend. Ydoman war in einen Todesſchlaf der Entkräftung geſunken, denn er hatte ſeine Gefährtin genöthigt, das letzte noch übrige Stück einer Cacaonuß zu genießen, während er ſelbſt mit lechzendem Munde darbte, und doch mit Freude einſchlief, da er Lisben erquickt ſah.

Die Sonne ſchoß ihre brennendſten Glutpfeile herab. Da löste die Treue ihr langes ſchwarzes Haupthaar und breitete das dichte, glänzende Gewebe wie ein Schattenzelt über das verbrannte Geſicht des Schläfers, auf deſſen Bruſt ſie endlich ſank. Aber bald fuhr ſie voll Schrecken wieder auf, da ſie ein Geräuſch vernahm, und die Annäherung eines wilden Thieres befürchtete. Wie angenehm fand ſie ſich getäuſcht. Es waren Abgeordnete ihres Stammes. Neue Feindſeligkeiten mit den Nachbarn waren daheim ausgebrochen. Die Stimme der Neider mußte ſchweigen, weil der Drang der Umſtände Ydomans Gegenwart erheiſchte.

Die Männer ſtanden ſtille, da Lisbe ihnen Schweigen gebot. Endlich erwachte Ydoman, und errieth beim erſten Blick die Urſache der traumähnlichen Erſcheinung: dennoch fragte er mit zürnender Heftigkeit: „Was führt euch zu dem ausgeſtoßenen Verräther in die Wüſte, wo er die wilden Thiere dankbarer fand, als euch, und die feindlichen Elemente minder grauſam, als ſein Vaterland!“ Der ſtarke Ton ſeiner Stimme, der Blitz der Augen und das Düſtere des verwilderten Angeſichtes ſchienen den Indiern ſo fürchterlich, daß ſie ſich vor ihm niederwarfen, wie vor dem böſen Gott Hyrenka, und nicht eher aufſtanden, als bis Ydoman ihnen ſich zu erheben befahl. Nun fingen ſie ſcheu und ſchüchtern an, ſeine Talente und Tugenden zu preiſen, und ihr Unrecht einzugeſtehen, mit der Verſicherung, Alle, die ſeine Verbannung bewirkt hätten, ſeien von dem großen Zauberer verwünſcht, und dem böſen Gott zu Opfern beſtimmt worden. Endlich kam die dringende, von Wehgeheul unterbrochene Bitte, daß Ydoman mit ihnen zurückkehre, ſich wieder an die Spitze ihrer Kriegsſcharen ſtellen und ihre Feinde vernichten wolle.

Ydoman ſchwieg, und ſchaute düſter vor ſich hin. Heller funkelte das Feuer der Augen in dem von Unmuth verdunkelten Geſichte, und er ſprach mit zerknirſchendem Stolze: „Ihr habt mich verbannt, weil ich euch von grauſamen Feinden befreite. Ihr habt mich beneidet und gehaßt, weil ich euch Sieg und Beute errang. Ich zog in die Wüſte — und bedurfte eurer nicht. Ihr bliebt in der von mir geretteten Heimath — und vermögt ſie nicht zu behaupten ohne mich. Wäre ich der Hochverräther, als den ihr mich verbannt habt, ſo würden die feindlichen Stämme, wenn ich ihnen meinen Arm anböte, mich mit Jubel aufnehmen, um euch zu vernichten. Auch würde Britannien mich gerne wieder in den Reihen ſeiner Krieger ſehen. Aber ich genüge mir ſelbſt, bin König in der Wüſte, und die Liebe iſt mein Reich. Ich bin kein Treuloſer, kein Pflichtvergeſſener gegen mein Vaterland. Seid ihr gleich Undankbare, ſo will ich in euch doch meine Landsleute erkennen. Bedarf ich euer nicht, ſo bedürft doch ihr meiner. Wohlan! So — —" „Halt' ein!" rief Lisbe, und ſtürzte mit flehend empor gehaltenen Armen zu Ydomans Füßen. „Willſt Du neuen Gefahren, neuem Undank Dich preisgeben? Muß ich neuerdings zittern für Dein Leben, und vor jeder Minute als Botin einer Todesnachricht bangen?“ „Und wenn“ fiel Ydoman ihr in's Wort, „neue Siege mich krönen? Iſt dann meine Ruhe und die Rettung der Heimath nicht Dein Werk?“

„Einſt,“ erwiederte Lisbe, „erfüllte mich der Gedanke, Dich zu Heldenthaten zu begeiſtern, mit freudigem Stolz; nun aber hat die Stärke meiner Liebe einen ſolchen Grad erreicht, daß kein äußerer Gegenſtand, keine Umgebung, keine Gunſt oder Mißgunſt des Glücks ſie vermehren oder vermindern kann. O Ydoman! Deine Liebe iſt mir der koſtbarſte Edelſtein meines Lebens, und gleicht dem wirklichen, der ſtets ein Kleinod bleibt, er ſtrahle im Sonnenglanze oder im Fackelſcheine, oder ruhe gar noch in ſeiner unterirdiſchen Wiege. Sei er wo und wie immer, aber mein ſei er! Mein allein und untheilbar!“

Lisbe's dringende Vorſtellungen blieben fruchtlos. Pflicht und Ehre vermochten jetzt über den aufgereizten feurigen Jüngling noch mehr, als Liebe. Er kehrte zu den Seinigen zurück, ward mit Jubel empfangen, ſchied von Lisbe, die als Gattin jetzt die erſten Thränen des Schmerzes und wehmüthiger Ahnung vergoß, ſtellte ſich an die Spitze der Krieger, und zog den Feinden entgegen. Lisbe ſaß ſtumm und bewegungslos auf einem Hügel, ſchaute ſtarr den dahinziehenden nach, ſtieß, als erblickte ſie plötzlich eine ſchreckliche Erſcheinung, einen heftigen Schrei aus und ſtürzte bewußtlos zu Boden. Als ſie ſich wieder erhohlte, geſtand ſie der ängſtlich beſorgten Mutter: es habe ihr geſchienen, als ſchwebe über Ydomans Haupte eine dunkle Wolke, aus welcher auf einmal ein Feuerſtrahl herabfiel.

Lisbe verſank in einen Tiefſinn, der ſich ihrer mit jedem Tage mehr bemächtigte. Es kränkte ſie und nagte ihr am Herzen, daß Ydoman, ihre dringenden Bitten nicht beachtend, die Stelle des Heerführers wieder annahm und von ihr fortzog. „Der Ruhm,“ ſagte ſie mit dumpfer Stimme vor ſich hin, „gilt ihm mehr als ich, und er vermag es, nebſt ſeiner Liebe, die ihn ausſchließend beherrſchen ſoll, ſo wie ſie mein ganzes Weſen erfüllt, noch einer andern Leidenſchaft, dem Ehrgeize, Raum zu gönnen. Auf demſelben Altare ſoll nicht zweierlei Feuer brennen!“ — Indeß war Siegesnachricht gekommen. Ydoman hatte die Feinde zurückgeſchlagen. Er drang immer weiter vor. Der Nachrichten wurden jetzt immer weniger. Auch Lisbe erfuhr nichts; ihre Beängſtigung ſtieg mit jedem Tage. Endlich, als die hervorbrechende Sonne eines ſchönen Herbſtmorgens eben die Nebel zertheilt hatte, und die verhüllte Gegend mit ihren Bergen und Wäldern allmälig hervortrat, konnte Lisbe ihre ſchmerzhafte Unruhe und die Sehnſucht nach Ydoman nicht länger beherrſchen; ſie ergriff Bogen und Pfeil, und eilte fort, feſt entſchloſſen, nicht zu raſten, bis ſie den Geliebten gefunden habe. Die Furcht, daß er entweder ſchon todt ſei, oder doch jeder Augenblick der Verſpätung ihr ihn rauben könnte, beflügelten ihre Schritte. Der Vollmond begünſtigte ihre Reiſe mit ſeinem freundlichen Lichte ſo wohlwollend, daß die ruheloſe Wandernde ihre Reiſe ſelbſt in den

Nächten mit einem immerwährenden Wechſel von Furcht und Kühnheit fortſetzte. So hatte ſie nun Felſen erklommen, dichte Wälder durchdrungen, Bäche durchwatet. Immerzu gequält von dem Gedanken, ihn, den ſie überall ſuche, nicht mehr am Leben zu finden, glaubte die ſich ſelbſt Täuſchende bald hier, bald dort Ydoman's Leiche zu erblicken. Endlich erreichte ſie am Morgen des dritten Tages eine ſanft aufſteigende Anhöhe, an deren Fuße ein fruchtbares Thal lag. Noch füllte der Herbſtnebel die Gegend umher. Nun theilten die Sonnenſtrahlen den grauen Schleier, und wie durch einen Zauberſchlag aus dem Nichts hervorgerufen, lag plötzlich die reizendſte Landſchaft in aller Fülle reichbegrünter Hügel, lieblicher Baumgruppen und funkenſprühender Bächlein weit verbreitet da. Aber eben in dieſem Paradieſe mußte die empörendſte Erſcheinung die gräßlichſte That erzeugen, mußten Liebe und Meineid den Todeskampf beſtehen!

Lisbe ſtand auf einem der höheren Hügel. Vor ihr ſenkte ſich der ſanfte Abhang eines tiefer liegenden, welchen das mannigfaltigſte Grün dichter Gebüſche im Halbkreiſe umgab. Arme Lisbe! Was hebt ſich der Sturm Deiner Bruſt? Was ſtarrt Dein Auge wild auf eine Stelle? O Anblick des Entſetzens!

Da liegt Ydoman! Todt? o wie viel beſſer, er wäre todt! — Er lebt — und ſeine Arme umſchlingen ein reizendes Mädchen, welches mit der innigſten Zärtlichkeit an ſeinen Lippen hängt, und ihn an's Herz drückt!

Lisbe! Lisbe! Blitze brechen aus Deinen Augen. Immer höher gehen die Wogen Deiner Bruſt. Immer geiſterbleicher entſtellen ſich alle Züge des Geſichtes. Er — dem jeder Athemzug Deines Lebens, jeder Schlag Deines Herzens gewidmet war; Er, mit dem Du Qual und Noth getheilt; Er, für den Du dein Leben gewagt; Er, aus deſſen Herzenswunde Du Gift und Wahnſinn geſaugt haſt; — Er ruht, von den mildeſten Strahlen der Sonne beleuchtet, treulos in den Armen der ſchönen Maypa, der Tochter eines feindlichen Häuptlings.

Alles Feuer der Liebe, welches bisher Lisbe's ganzes Weſen erfüllt hatte, ſchien ſich in dieſem Augenblicke in eine hoch auflodernde Flamme zu vereinigen — die zweizüngige Flamme des Haſſes und der Wuth. Aber plötzlich ward's Nacht vor ihr. Ohne eines Gedankens fähig zu ſein, ohne zu wiſſen, was ſie that, hob ſie den großen Bogen empor, drückte ihn bewußtlos ſpannend, wie einen Geliebten an die Bruſt, legte den Pfeil an. Im Augenblicke ſchwand die Nacht. Feuerhell lag die Gegend vor ihr. Der Pfeil flog — ziſchend wie von Grimm und wie von einem böſen Geiſte geleitet — flog — und flog, bis er Ydoman's Bruſt erreichte, und feſt ſtak im durchbohrten Herzen, in dem Herzen, aus deſſen naher Wunde ſie, die jetzt den Todespfeil ſandte, einſt das Todesgift herausgeſogen hatte.

Ydoman ſah nicht, wer ihn in der Stunde der Treuloſigkeit tödtete; dennoch war — gleichſam wie von Ahnung ergriffen, — der Name Lisbe, das einzige und zugleich letzte Wort, welches, im Augenblicke, da der Pfeil ſein Herz durchdrang, mit der Seele von ſeinen Lippen floh. Maypa enteilte wie ein flüchtiges Reh, keuchend und wehklagend, bis ſie einige von Ydoman's Kriegsgefährten erreichte, und dieſen verkündete, was ſo eben geſchehen war.

Indeß war Lisbe mit dem Reſte der wild aufgereizten Kraft den Hügel herabgeſchritten, ſtand nun, auf ihren Bogen geſtützt, vor der Leiche, thränenlos, aber ſchaudernd, und rief dem Todten mit dumpfer Stimme zu: „Treuloſer! warum haſt Du mich nicht getödtet in dem Augenblicke, da Du klar erkannteſt, daß Deine Liebe zu mir erloſchen war? Du haſt es beſchworen und Deinen Eid gebrochen! Dich ergriff das verbrecheriſche Feuer fremder Leidenſchaft, Du vergaßeſt meiner, gedachteſt im Entzücken Deines Verbrechens nicht einmal, daß der Tod von Deiner Hand mir weniger ſchrecklich wäre, als eine lebenslange Verzweiflung über Deinen Treubruch.“

Sie ſchwieg. Die dumpfe Gefühlloſigkeit der Hinſtarrenden ward milder. Sie ſenkte ſich auf die Knie dicht an der Leiche. Als ſie nun in ſolcher Nähe die geliebten Züge des todtblaſſen Geſichtes, und das aus der Wunde hervorrieſelnde Blut erblickte, da entwich die wilde Kraft der Verzweiflung auf einmal, und ſie ſtürzte ohnmächtig zu Boden. Indeß waren die Indier, welche von der entfliehenden Maypa das ſchreckliche Ereigniß vernommen hatten, herbei geeilt, warfen ſich an der Leiche nieder, und überließen ſich ihrem Schmerze mit heulendem Wehklagen. Lisbe, dadurch aus ihrer Betäubung aufgeſchreckt, riß ſich auf, und enteilte, wie von einem böſen Geiſte getrieben.

Die Indier wagten es nicht, ſie zu verfolgen. Sie verſchwand im fernen Gebüſche. Ydoman's Leiche wurde auf eine von Äſten geflochtene Bahre gelegt, und nach dem Dorfe zurückgetragen. Wehgeſchrei von allen Seiten empfing den Trauerzug; Verwünſchungen der Mörderin erſchollen.

Auf einem großen Platze, in der Mitte des Dorfes wurde ein hohes Raſenbette im länglichen Viereck aufgeworfen, und die Leiche, zur Hälfte mit dem Scharlach-Mantel der Heerführers-Würde bedeckt, darauf gelegt. Am Haupte ſtand ein Palmbaum, an deſſen unterſten Zweigen der Bogen und das Schwert des Todten hingen, zu deſſen Füßen ſeine Mutter Parima mit verhülltem Geſichte ſaß, ſtumm und ohne Bewegung, ſelbſt einer Todten in aufrechter Stellung ähnlich. Hinter dem Baume erſcholl dumpfe Trauermuſik. In einiger Entfernung erblickte man Ydomans Hütte, in Flammen auflodernd. Parima ſelbſt hatte ſie nach der Landesſitte angezündet, um mit ihr auch das ſchmerzliche Andenken an den geliebten Todten zu vernichten.

Zu beiden Seiten des einfachen Trauergerüſtes ſtanden Jünglinge und Mädchen, mit Blumen und Federn feſtlich geſchmückt. Sie ſangen abwechſelnd Klagelieder, während die Alten die Leiche mit abgemeſſenen Schritten in einem Kreiſe langſam und feierlich umgingen.

Fern von den Trauernden ſtand Lisbe's Mutter, die arme Guana, mit ihren nächſten Verwandten, zweifach unglücklich, da nicht nur der Tochter Verbrechen wie ein eigenes an ihrem Herzen nagte, ſondern auch die ihr und den Ihrigen drohende Schmach und Strafe ihr das Bild einer ſchrecklichen Zukunft vor Augen ſtellte, indem ein ſtrenges Geſetz der Indier die Eltern, und die Familie eines überwieſenen Verbrechers auf immer verbannt. Dann öffnet nur die Wüſte den Ausgeſtoßenen ihre öden Sandſteppen und ihre kahlen, brennenden Felſen, um ihr Leben in Noth und Schmerz grauſam zu verlängern und in Verzweiflung zu enden.

Ein ſo entſetzliches Loos erwartete nun die unglückliche Greiſin Guana ſammt den Ihrigen.

Schon hatten ſich die ſechs Älteſten als Richter über Tod und Leben im Hauſe des Oberhauptes verſammelt, und über die abweſende Lisbe das Todesurtheil ausgeſprochen. Nun blieben ſie, altem Herkommen gemäß, durch ſieben Tage eingeſchloſſen, um in ungeſtörter Einſamkeit nicht nur das gerichtete Verbrechen, ſondern auch das richtende Gewiſſen zu erforſchen, ſodann beſonnen und leidenſchaftlos das gefällte Todesurtheil durch Stimmenmehrheit mit voller Überzeugung zu beſtätigen, oder zu widerrufen.

Eben war der ſiebente Tag verfloſſen, als die ſieben Greiſe die verſchloſſene Wohnung verließen, und auf dem großen Platze zur rechten Seite der ausgeſtellten Leiche ſich im Halbkreiſe ſetzten.

Der Anblick von Unglück und Tod zermalmte jedes Herz. Tiefe Stille herrſchte ringsumher, nur hier und da von leiſem Stöhnen der mit geſpannteſter Aufmerkſamkeit horchenden Menge unterbrochen. Plötzlich erſchallt ein lauter Schrei. Die Menge wendet ſich. Alle Augen heften ſich auf einen Punkt; alle Arme ſtrecken ſich mit zuſammenſchlagenden Händen gegen Himmel.

Und eintritt in den Kreis — Lisbe, das Haupt vom wehenden Haare wild umflogen, die Augen vom Todesfeuer flammend, die Rechte mit dem großen Bogen bewaffnet, in der Linken einen Pfeil; eine grauenhafte Erſcheinung! Und dennoch leuchtete die Schönheit in Geſtalt und Mienen der Verſtörten hervor, wie die Sonne durch den Saum einer Gewitterwolke.

Sie trat mit feſtem Schritte vor den Halbkreis der Richter, und begrüßte ſie ſchweigend mit ehrfurchtsvoller Verbeugung des Oberleibes. Bei einer geringen Wendung erblickte ſie das erhöhte Raſenbett, worauf Ydoman's Leiche lag. Sie erzitterte an allen Gliedern mit einer Schnelligkeit, wie Baumblätter oder Seewellen, wenn der Wind in ſie hineinhaucht. Das Antlitz ſchien weißer Marmor. Sie bedeckte die Augen mit der linken Hand, und ſtützte ſich mit ſolcher Gewalt auf den Bogen, daß dieſer entzwei brach, wobei ſie mit dumpfer Stimme ſprach: „So meine Liebe, ſo mein — ſein Leben!

Jetzt ſchien eine furchtbare Wuth gegen ſich ſelbſt ſie zu ergreifen. Sie ſchritt haſtig zur Leiche, und legte die Hand an den verhüllenden Scharlach-Mantel, mit abgewendetem Geſichte. Aber kaum berührte ſie den Saum der glutfarbigen Decke, als dieſe ſie wie Feuer zu brennen ſchien. Sie ſank zu Boden, raffte ſich jedoch ſogleich wieder auf; — da trafen ihre Augen auf einen noch erbarmungswürdigeren Gegenſtand — auf Parima, die zu den Füßen des Todten ſaß. Sie fuhr mit einem Schrei des Entſetzens zurück. Der Schrei flog wie ein böſer Geiſt durch die ſtumme Verſammlung umher. Die richtenden Greiſe ſaßen unbeweglich und unentſchlüßig.

Endlich gewann Lisbe, wie geſtählt vom wiederholten Anblicke des Entſetzens, ihre Faſſung, und begann, zuerſt leiſe und bebend, dann mit immer lauterer Stimme: „Ich habe ihn getödtet. Ihr Alle habt ihn geliebt; aber die vereinigte Liebe von euch Allen erreichte nicht den tauſendſten Theil der meinigen. Hätte ich ihn nicht ſo gränzenlos geliebt, ſo war's nicht möglich, zu thun, was ich that. So groß als meine Liebe, ward auch mein Haß. Aber der Haß war das Werk eines Augenblicks, und meine Liebe wird ewig ſein. Er wird mir verzeihen, ihr müßt mich tödten, wofern ihr eure Pflicht und meine Bitte hören wollt."

„Und ſo hätte ich nichts mehr zu ſagen. Die wenigen Worte, die ihr mir noch zu ſprechen vergönnen wollt, ſollen nur dahin ſtreben, die Meinigen vor Schmach und Elend zu bewahren, von dem fürchterlichen Verbannungsurtheil. Verbannt, ihr Richter, alles Mitleid aus eurer Bruſt! Tödtet mich, wenn's möglich, ſiebenfach, ſchärft meinen Todesſchmerz durch die ſchrecklichſten Martern, — aber ſchont meiner unglücklichen Mutter, ſchont der ſchuldloſen Verwandten, und häuft alle Strafen und Qualen auf das Haupt der Verbrecherin!"

„Wer von euch darf ſich mit dem Herrlichen vergleichen, deſſen Herz ich mit dem Todespfeil durchbohrte? Gedenkt der Siege, die er euch erkämpfte, erwäget die großen Thaten, die ihr von ſeinem längeren Leben noch zu erwarten hattet! Der Neid mußte verſtummen, und wer ihn nicht liebte, mußte ihn doch bewundern.“

„Mir ging ſeine Liebe als die Sonne eines neuen Lebens auf; mit jener mußte dieſes zugleich untergehen. Ich gab ihm meine Liebe und mein Leben; da Alles ihn verließ, blieb ich allein ihm Erſatz für die verlorne Liebe Aller; ich forderte von ihm nur den Schwur, daß er mich tödte in dem Augenblicke, wo er aufhöre, mich zu lieben. Er hörte auf, mich zu lieben — und er tödtete mich nicht! Ich ſah ihn treuvergeſſen am Herzen der Fremden — und mein Herz brach, und der Pfeil flog in ſein Herz. Hätte er von mir gefordert, ihm als Sklavin zu dienen, als Leidträgerin für ihn in die Wüſte zu ziehen, für ihn mein Leben ſiebenfach zu opfern, — o wie ſtolz wäre ich darauf geweſen, ſein Glück durch mein Elend zu erkaufen! Aber Schwur und Treue galt ihm nichts; er verſchmähte meine Liebe — ſogar das Opfer meines Lebens! Ich galt ihm nichts — und ſo war ich mir ſelbſt nichts mehr. Er tödtete meine Seele — ich ſein Herz; aber nicht ich, mein böſer Geiſt hat ihn getödtet! O Ydoman! wie klein wollte ich gerne ſein, wäreſt Du größer geweſen, als Deine frevelnde Leidenſchaft! Nicht mehr Eins mit Dir, mußt ich ein Ungeheuer werden; ein Drittes mußte uns Beide zerſtören.“

„O Liebe! was auf Erden iſt ſo ſchön wie Du, ſo furchtbar wie Du! Du Taube und Tigerin, Lebensquell und Todesgift, Himmel und Hölle!“

Die Stimme verſagte der Sprechenden bei dieſen Worten; trotz aller Anſtrengung vermochte ſie es nicht, einen Laut hervor zu bringen. Die Richter, und alle Übrigen blieben, den Schmerz der Unglücklichen theilend, ſtumm wie ſie ſelbſt. Auf jedem Antliz ſtand Mitleid und Entſchuldigung mit den deutlichſten Zügen geſchrieben. Endlich ſchlug Lisbe die Arme über das Haupt zuſammen, mit wildem Schmerze ausrufend:

„Und bin ich es, die ihn tödtete? Iſt's möglich? muß ich es glauben? — Ydoman — eine Leiche! durch mich? Leb' ich? — Träum' ich? — Hat neuer Wahnſinn ſich meiner bemächtiget?“

Sie ſchien in dieſem Augenblicke an ſich ſelbſt und an Allem, was ſie umgab, zu zweifeln. Sie betaſtete prüfend einen Arm mit dem andern; ſie legte beide Hände auf das Herz, um zu fühlen, ob es ſchlage; ſie faßte mit beiden Händen den Kopf. „Ich bin's!“ ſchrie ſie endlich in Verzweiflung: „Weh mir! ich bin's! Es iſt kein Wahn. Er iſt todt — und ich — wehe mir! ich lebe! —

Da verließen ſie ihre Kräfte; ſie ſtürzte bewußtlos zur Erde. Die Richter ſaßen ſchweigend; aber laut und immer lauter brach des Volkes Mitleid aus. Thränen floßen über die Wangen der Weiber und Mädchen. Schluchzen und Seufzen ringsumher! Männer und Jünglinge wurden zu Anwälden der Unglücklichen. Man pries ihre Tugenden und die Stärke ihrer Liebe. Die Einen erzählten, wie Lisbe Ydoman's Mutter vom Tode in den Fluten mit Gefahr des eigenen Lebens gerettet habe. Andere ſagten laut, wie oft Lisbe ſelbſt Ydomans Leben gerettet habe; wie ſie vom tödtlichen Biß der Rieſenſpinne ihn herſtellte; wie viel

ie mit dem Verbannten und für ihn in der Wüſte litt; wie
ie den Verwundeten auf dem Schlachtfelde unter den Tod-
en aufſuchte, das Gift aus der Wunde ſaugte, und ihn
em Leben wieder gab; wie ſie ſelbſt deshalb mit dem Tode
ang, und eine traurige Folge jenes Heroismus gränzenloſer
iebe, ein Opfer des Wahnſinnes ward. Viele fügten hinzu:
s ſei wohl ſehr wahrſcheinlich, daß in dem von Krankheit
nd Leiden zerrütteten Körper zurückgebliebene Reſte von
ift und Wahnſinn in jenem ſchrecklichen Augenblicke plötz-
ch ausbrachen, und ſie willenlos und bewußtlos hinrißen.

Die Richter vernahmen dieſe Aeußerungen, und —
immten ihnen bei. Guallago, des Stammes Oberhaupt
hob ſich zuerſt von ſeinem Sitze und ſprach: „Sie beging
en Mord nicht mit Vorſatz. Sie war im Augenblick der
hat nicht ſie ſelbſt.“ Der Aelteſte der Richter ſprach: „Das
erbrechen war nicht ihr Wille. Ich ſpreche ſie frei von
chuld.“ — „Die That ſelbſt (ſagte der nächſte) ſtraft ſie mehr
s wir es können.“ — „Sie lebe!“ rief die Menge. Die
ichter ſtimmten der Menge bei. Nun erwachte Lisbe.
an hob ſie empor; man ſtützte ſie. Guallago trat zu
r mit den Worten: „Du haſt Ydoman's Leben mehr
s einmal gerettet, — zum Lohne dafür nimm Dein ei-
nes!“

Jubel der Menge erſcholl. Man drängte ſich um die
egnadigte. Lisbe erhielt endlich ihre volle Beſinnung,
rnahm das milde Urtheil, und ließ ſich's wiederholen.
ann fragte ſie: „Trifft meine Mutter und meine Ver-
andte nicht das Elend der Verbannung in die Wüſte?

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Trifft ſie kein Fluch, keine Schmach meines Verbrechens?" Die Frage wurde zu ihrer Beruhigung beantwortet. Sie trat zu Ydoman's Leiche, beugte ſich darüber, küßte ſeinen Mund und ſprach leiſe: „Ich konnte Dich tödten, aber ich kann nicht leben ohne Dich! Ich habe nur Dir gelebt; — auch das geſchenkte Leben bringe ich Dir! Von Schmach und Elend iſt meine Mutter befreit; und ich gehe zu Dir, mein Ydoman!" — Schnell ergriff ſie den, neben Ydoman's Leiche liegenden Pfeil, und ſtieß ihn in ihre Bruſt. Das Herzensblut der Liebenden quell ſühnend über die Leiche des Geliebten.

* * *

# Erneſtinens Blumenroman.

## 1.

## Ein Irrthum in der Zeitrechnung.
## Mädchengrille.

In einem ſchönen Herbſte wurde der junge Wilmer von ſechs Freunden, die ſchöne Landhäuſer beſaßen, dringend geladen, einige Tage bei ihnen zuzubringen. Er konnte mit ſechs Wochen disponiren, und verſprach daher Jedem eine Woche.

Den Anfang machte er mit dem Amtmanne zu Hainbach. Bei dem gefiel's ihm aber ſo gut, daß er der fünf andern Freunde und ihrer Wochen vergaß, und am Montage der fünften Woche noch immer da ſaß, wo er am Montage der erſten Woche eingetroffen war. Der Amtmann und ſeine Erneſtine, eine ſechzehnjährige Blondine, die ein Kapital von Reizen und Tugenden beſaß, wollten's gar nicht glauben, daß Wilmer ſchon volle vier Wochen bei ihnen hauſe; auch ihm ſelbſt ſchien es unbegreiflich, wie die Zeit ſo ſchnell fliegen könne, ohne daß man ihren Flug bemerke.

Er wollte nun freilich ſogleich Anſtalt zum Aufbruche machen, um den Reſt der Zeit auf den Reſt der Freunde zu repartiren; allein der Amtmann ſetzte ihm breit aus einander, daß die Vertheilung ſo weniger Tage auf ſo viele

Freunde eine kitzliche Sache ſei, und ſich kaum der Mühe lohne. Wilmer hatte eben einige ſehr gegründete Einwendungen auf der Zunge, als Erneſtine erklärte, daß ſie der Meinung ihres Vaters ſei. Da ging dem Jünglinge plötzlich ein Licht auf, und er ſah nun ein, daß der verſtändige Amtmann vollkommen Recht habe.

Der Leſer wird dieſe Nachgiebigkeit gewiß nicht tadeln, wenn er den wackern Amtmann in der Folge näher kennen lernt, und nebſtbei noch erfährt, wie Erneſtine ausſah, und wie ſie war. Vorläufig ſage ich darüber nichts weiter, als die wenigen Worte, die Wilmer an einen Freund ſchrieb: „Erneſtine iſt ein Engel an Leib und Seele, die Quinteſſenz der Schönheiten aller Romane, ja der ganzen Univerſal-Geſchichte!

Mit dieſer kleinen Vorkoſt mag ſich der Leſer begnügen.

Jetzt ſaß das Kleeblatt herzlich vergnügt am kleinen runden Tiſche beim Abendeſſen. Erneſtine mit dem Hausweſen viel beſchäftigt, ging ab und zu. Ihre Abweſenheit benützte Wilmer zu einer Frage, die ihm ſchon drei Wochen auf dem Herzen lag. Er wollte aber dieſer Frage ein Mäntelchen umhängen, und ſagte: „Erneſtine iſt fürwahr ein gutes Kind. Die würden Sie wohl ſchwer vermiſſen?“

Der Amtmann, gewohnt, jedes Ding gleich beim rechten Namen zu nennen, verſtand die Frage, und erwiederte mit einem gutmüthigen Lächeln: „Sie meinen, wenn Erneſtine einen Mann bekommt? Ja, Ja! ich werde ſie ſchwer entbehren. Denken Sie ſich aber die närriſche Grille von dem Mädchen! Wen will ſie zum Manne haben? Einen Schriftſteller!" —

Eben trat Erneſtine in's Zimmer, hörte die letzten Worte, wurde roth und wollte ſchnell umkehren, als hätte ſie etwas vergeſſen. Der Amtmann lachte; das Mädchen faßte ſich, ſo gut es der Augenblick zuließ, und ſetzte ſich an den Tiſch. Ihr Geſicht leuchtete wie eine Roſe im Morgenroth; um den Mund ſpielte ein wehmüthiges Lächeln.

Um ſie aus der Verlegenheit zu ziehen, drehte Wilmer die Sache zum Scherz, und bemerkte, daß ihr die Wahl ſchwer fallen werde, weil es heut' zu Tage beinahe mehr Schriftſteller als Leſer, und mehr Bücher als Käufer gebe.

„Auch (fiel der Amtmann ein) „gibt's ja gar vielerlei Sorten von Schriftſtellern, wie von Weinen. Willſt Du einen tüchtigen Rechtsgelehrten? oder einen Alles zerſetzenden Chemiker? oder einen tiefſinnigen Philoſophen? oder" — — —

Erneſtine verneinte jedes Mal ſchweigend mit dem blonden Lockenköpfchen, und ſagte endlich leiſe, ohne die beiden Männer anzuſehen: „Einen Dichter!"

Amtmann. Einen Dichter? Und ohne Zweifel einen guten?

Erneſtine. Ein guter Dichter muß auch ein guter Menſch ſein.

Amtmann. Wenigſtens ſollte er es ſein. Ich habe zwar auch einmal meinen ordentlichen Vers gemacht, — und doch kann ich zuweilen recht ſchlimm ſein.

Erneſtine. Wenn's ſein muß, gegen böſe Menſchen. Den Guten ſind Sie immer der Beſte.

Wilmer. Dichter wird gewiſſemaßen wohl Jeder, den die Schönheit entflammt; aber — was müßte denn der Dichter ſchreiben, der Ihnen lieb werden könnte?

Erneſtine. Schöne, ſchaurige Erzählungen, Trauerſpiele, ſchwermüthige Gedichte.

Wilmer. Die liebe ich nicht minder — als Sie ſelbſt.

Erneſtine. O ſchreiben Sie doch — mir zu Gefallen — das heißt eigentlich: ich wäre doch neugierig — — von Ihnen —

Wilmer. Wenn Sie mit der Neugier die Nachſicht vereinigen wollten, ſo — —

Erneſtine. Wie? Sie hätten etwa? — ja, ich ſeh's Ihnen an, Sie haben ſchon — —

Wilmer. Erzählungen?

Erneſtine. Geſchrieben?

Amtmann. Alſo wirklich ein Dichter? Und dennoch — wie heißt's? Hab's ſchon!

Dichter lieben nicht zu ſchweigen,
Wollen ſich der Menge zeigen.

Und dennoch haben Sie uns das ſchöne Talent verſchwiegen? Aber ich möchte bei der Gelegenheit wohl fragen, wie's denn kommt, daß ſo viele Mädchen ſich Dichter zu Liebhabern und ſogar zu Männern wünſchen, da man doch ſagt, daß die Frau eines Dichters ſich mit den neun Muſen in ſeine Liebe theilen muß.

**Wilmer.** Dagegen hat die Gattin manches undichteriſchen Mannes ſeine Liebe mit Weſen und Dingen zu theilen, die tief unter den verjährten Muſen ſtehen, wie z. B. Karten, Billards, Hunde, Pferde, Bachus, Nymphen u. dgl.

**Amtmann.** Poetiſche Ehen ſind aber nicht immer die glücklichſten.

**Wilmer.** Das haben ſie mit den proſaiſchen gemein.

## 2.

## Des Lebens Licht- und Schattenſeite.

In dem Augenblicke entſtand ein Getümmel im Vorzimmer, und der Amtmann wurde hinausgerufen, um den grimmigen Zank eines ſehr unpoetiſchen Ehepaars noch in der Nacht zu ſchlichten. Es ſchien, als ſollte **Wilmers** Behauptung ſogleich durch ein Beiſpiel beſtätigt werden. So ſehr auch dieſer den wackern Amtmann liebte, ſo gab ihm doch deſſen Abweſenheit einen Muth, den er kurz vorher nicht hatte; **Erneſtine** aber wurde in dem Grade verzagter, als **Wilmers** Muth zunahm. Der Vater kam herein, lachend über den Zwiſt des unpoetiſchen Ehepaars, welches er dadurch wieder beruhigt hatte, daß er ihnen bewies, ihr Zank ſei aus Nichts, um Nichts entſtanden, und Eines habe eben ſo viel Recht und Unrecht, als das Andere.

**Erneſtine** lenkte das Geſpräch ſogleich wieder auf **Wilmers** Erzählungen, welcher ſich jedoch von dem Amtmanne wenig geneigtes Gehör verſprach, weil dieſer, ſo wie alle praktiſchen Menſchen überhaupt, lieber ſprach, als zuhörte, und noch lieber handelte, als ſprach. Die Überraſchung war indeß um ſo größer, als der Amtmann ſich für einen bereitwilligen Zuhörer erklärte, und nur um die Erlaubniß bat, vor dem Anfange des Leſens ſeine Anſicht über die Darſtellungsweiſe der Erzählungen geben zu dürfen.

„Erzählungen“ ſagte er, „ſind Gemälde aus dem Leben, welches zwei Seiten hat, eine Licht- und eine Schattenſeite. Die meiſten Dichter heben eine von beiden auf Koſten der andern heraus. Welche ſchildern Sie in Ihren Erzählungen vorzugsweiſe?“

Wilmer verſicherte, daß er einſeitige Schilderungen des Lebens für ärger halte, als gar keine; er glaube vielmehr, es ſei des Dichters Pflicht, das Ganze des Lebens, folglich beide Seiten desſelben, darzuſtellen. Erneſtine ſagte etwas kleinlaut: „In der Schattenſeite des Lebens müſſen aber doch ſchauerliche Erzählungen verborgen liegen.“

Wilmer verſprach, dafür zu ſorgen, und nach ihrem Wunſche tüchtige Nachtſtücke und wohlbeſtellte Mondſcheingemälde zu liefern. Der Amtmann ſchüttelte den Kopf und ſagte: „Es iſt doch ſonderbar, daß gerade das verzagte weibliche Geſchlecht grauenhafte und furchtbare Geſchichten liebt. Diejenigen, die vor ihrem eigenen Schatten erſchrecken, wollen Gräber und Geiſter ſehen, und ſo ſehr ſie ihr tägliches Einerlei lieben und der Behaglichkeit hold ſind, kann man ihnen doch nie zu viel Außerordentliches erdichten.“

Wilmer. Ich glaube, das Einſamere in der weiblichen Lebensweiſe und die Einförmigkeit ihrer mehr körper-

hen als geiſtigen Beſchäftigungen bewirkt, daß Frauen und
ädchen Alles, was der Fantaſie Nahrung gibt, gierig
greifen, indeß der Mann, als Verſtandesweſen — voraus-
ſetzt, daß er wirklich Verſtand hat — fort und fort denkt,
das Weib fantaſirt. Daher mag es denn auch kommen,
ß die Weiber nicht nur das Schauerliche und Ungewöhn-
he in den Erzählungen vorziehen, ſondern auch größten-
ils den Dichtern und ſchaffenden Künſtlern überhaupt ge-
gt ſind, weil dieſe mit ihnen fantaſiren und lebhafter
die kalten Berufsmänner empfinden.

Da ſagte nun Erneſtine mit ſtillfreudigem Lächeln:
So habe ich mich doch nicht getäuſcht. Schon in den erſten
gen Ihres Hierſeins ließ ich mir's nicht nehmen, Sie müß-
ein Dichter ſein."

Wer war glücklicher als Wilmer! Das ganze Leben
ien ihm eine Lichtglorie, die gar keine Schattenſeite haben
nne, und eine Million Erzählungen zu ſchreiben, däuchte
n in dieſem Augenblicke des Entzückens ein Kinderſpiel.

## 3.

## Sympathie der Naſenſpitzen.

Am nächſten Morgen ſtand Wilmer im Garten auf
em Hügel, vor ihm ein Gebüſch, welches ihn verdeckte.
der Niederung ſtand Erneſtine vor einem Blumen-
, eine Gießkanne in der Hand, ohne die dürſtenden Blu-
n zu begießen. Sinnend ſtützte ſie das blonde Köpfchen
ein zierliches Mandelbäumchen, und ſchien in recht ange-

nehme Träume verſunken, die eine wunderbar ſympathetiſche Wirkung äußerten, indem Wilmer, wie er auf die Träumerin herabblickte, eben ſelbſt zu träumen anfing, daß er einmal beinahe das Gleichgewicht verlor, und an das Gebüſch ſtieß. Erneſtine, über das Geräuſch erröthend, beſchämte die glühendſte der vor ihr glühenden Roſen. Wäre Wilmer ein Schmetterling geweſen, ſo hatte er ſie gewiß für die Blume ſelbſt gehalten; er befand ſich aber jetzt in einer Lage, die ſelbſt den flatterhafteſten Schmetterling zum treueſten Sklaven machen mußte.

Erneſtine glaubte in ihrer Verwirrung ihr Amt als Blumenpflegerin auf das Pünktlichſte verwaltet, und jede Blume mit dem ſilbernen Quellnektar bedacht zu haben, trat in die nächſte Laube, und ſetzte ſich zum Stickrahmen, um eine zweite Blumenwelt zu erſchaffen. Für wen? Das wußte ſie nicht, oder vielmehr — ſie getraute ſich nicht, es zu wiſſen. So machen's die Mädchen; ehe ſie ihre Liebe ſich ſelbſt geſtehen, machen ſie die ganze Natur zu ihrer Vertrauten, die Kunſt zu ihrer Fama, und laſſen die Welt errathen, was ſie ſich ſelbſt abläugnen.

Wilmer'n war, der Entfernung und der Höhe ungeachtet, die Morgenröthe auf Erneſtinens Roſengeſichtchen nicht entgangen. Er verkündete ſeinem Herzen daraus einen ſehr ſchönen Tag, verließ wohlgemuth ſeinen hohen Standpunkt und ſtellte ſich an die, am dichteſten verwachſene Seite der Laube, wo er ſehen konnte, ohne geſehen zu werden. Erneſtine begann nun ihre Arbeit ſehr eifrig; nur von Zeit zu Zeit ſandte ihr blaues Auge einen Blick zum

auen Himmel, als wolle ſie ihm ſagen, was in ihr vorging.
eber einen dieſer Blicke erſchrack Wilmer, Entdeckung
rchtend, ſo ſehr, daß er ſich blitzſchnell bückte und dadurch
e unſchuldige Naſe am Dorn eines Hambuttenſtrauches
tzte. Erneſtine, um die Urſache des wiederholten Ge-
uſches zu entdecken, bückte ſich gleichfalls, und — o wun-
rbare Sympathie der Natur und der Liebe! ritzte ſich gleich-
lls das noch unſchuldigere Näschen an einem Stachelbee-
nſtrauche. Die Merkmale der Verwundung, welche die
aſe und das Näschen erhielten, waren fataler Weiſe ſicht-
arer, als der Eigenthümer und die Eigenthümerin im erſten
ugenblicke der Verlegenheit es glaubten.

In eben der wichtigen Minute, da dieſe erotiſche Na-
ngeſchichte ſich ereignete, trat der Amtmann in die Nähe
r Schaubühne. Wilmer merkte, daß er den Weg ge-
dezu nach der Hambuttenſtrauch-Verſchanzung nahm, eilte
raus, zog ſich, um einem Angriffe zu entgehen, in die
ube und bewillkommte Erneſtinen, als käme er ſo eben
rbei. Kaum hatten ſie ſich begrüßt, als auch ſchon der
mtmann in die Laube trat, und mit dem erſten Blick Er-
eſtinens Naſenwunde bemerkte. „Nadel oder Dorn?“
ragte Wilmer und hielt dem Mädchen, ſeiner eigenen Ver-
tzung vergeſſend, mit neugierigem Beſchauen die Naſe näher.
Wie!“ rief der erſtaunende Amtmann, „auch Ihre Naſe?
onderbar!“ — Da fielen Erneſtinens Augen auf Wil-
ers Naſe, ſo wie dieſer ſeine Blicke auf die Naſe des
Mädchens heftete. Die Geſichter der verfänglichen Naſen
urden hochroth und die beiden Naſen- und Herzenskran-

ken geriethen in nicht geringe Beſtürzung. Jedes ſetzte ſympathetiſcher Weiſe in demſelben Augenblicke den Zeigfinger auf die Naſe, wechſelſeitigen Verrath zugleich ahnend und entdeckend. Dem Amtmann kam's wohl vor, als wäre hier etwas nicht ganz richtig, er konnte aber nicht entziffern, worin das Unrichtige liege. Um die Hochrothen aus ihrer Verlegenheit zu ziehen, den Stummen die Sprache, und den Unbeweglichen die Bewegung wieder zu geben, drehte er die Sache zum Scherz, ſetzte ſich, gleich den Beiden, den Zeigefinger auf die Naſe, und fragte: „Bin ich auch etwa bleſſirt?" — Da zogen die Entzauberten ihre Zeigefinger von den Naſenſpitzen, brachen in lautes Gelächter aus, und der Amtmann lachte mit. So war denn die Sache abgethan. Die verwundeten Naſen waren die Verräther der verwundeten Herzen geworden.

## 4.

## Die Roſenknoſpe.

Am zweiten Morgen ſetzte ſich **Erneſtine** wieder an die unterbrochene Seidenmalerei und fing ihr Ebenbild, die Knoſpe einer hundertblättrigen Roſe, zu ſticken an. Beinahe kam es ihr vor, als wolle ſie die Geſchichte ihrer Liebe, die ſich erſt ereignen mußte, mit Hieroglyphen ſchreiben, und ſie wünſchte nur mit einem frommen Seufzer, daß die Dornen in dieſer Geſchichte keine ſtärkere Rolle als die geſtrige ſpielen, daß ihre Liebe in freudiger Glutfülle aufblühen, ſich vor Gott und der Welt ruhig entfalten, und weder von den

Fröſten und Stürmen des Schickſals, noch von feindſeligen Menſchenhänden leiden möge.

Während das liebliche Mädchen auf ſolche Art die Roſe gleichſam zu ihrer Vertrauten machte, und eben deshalb ihre Blumendichtung mit größter Sorgfalt geheim hielt, vermaß ſich Wilmer gegen die myſteriöſe Roſenkönigin eine Verſchwörung — und zwar in Kompagnie mit ihrem leiblichen Vater — anzulegen, denn es war ihm darum zu thun, zu wiſſen, was für eine Blume die Verheimlicherin jedes Mal ſticke, damit er nach derſelben, als nach der bedeutungsvollen Idee eines intereſſanten Sinnbildes, eine Erzählung ſchreiben könnte. War Erneſtine mit ihren Blumen fertig, und er mit eben ſo vielen Erzählungen, ſo wollte er ihr dann das Manuſkript ſchenken, und nicht ablaſſen, bis ſie ihm dafür den Blumenſtrauß gebe; zwei ſchöne, vielſagende Hochzeitsgeſchenke! Den Amtmann zum Mitverſchwornen und eigentlichen Verräther an der Tochter zu machen, gelang Wilmern leicht durch das Verſprechen, ihm die Erzählungen, wie ſie aus der Feder floßen, Stück für Stück mitzutheilen. Als Erneſtine das letzte Blatt der ſich ſanft öffnenden Roſenknoſpe ſtickte, beſchrieb Wilmer auch das letzte Blatt ſeiner Roſenerzählung. Der Amtmann hatte als Verſchworner, väterlicher Verräther, Großgeheimnißverwahrer und Vorkoſter aller Blumen und Erzählungen, ſeine herzliche Freude, und ließ ſogar hier und da etwas fallen von einer Herausgabe der Sammlung mit einem hübſchen Stillleben als Titelkupfer, vielleicht ſelbſt mit einer ganz neuen Erzählung, welche etwa den Schlüſſel zum Ganzen gäbe.

## 5.

## Die Lilie und die Tulpe, ein alter und neuer Anbeter.

Am nächſten Morgen trat der Amtmann mit wichtiger Miene in Wilmers Zimmer und rapportirte, daß Erneſtine an einer Lilie ſticke, und zugleich auch die Umriſſe einer Tulpe angelegt habe. Über die Lilie war Wilmer ſehr erfreut. „Die Lilie,“ ſagte er, iſt für's Erſte ein ſchöner Titel zu einer Erzählung, und paßt überdies vollkommen zu einer Geiſtergeſchichte, worin ein holdes Mädchen — das Opfer unglücklicher Liebe, ihr Lebelang geiſterbleich, und nach ihrem Tode gar als Geiſt herumwandelt. Das Ganze nenne ich dann der guten Firma wegen, ein Seitenſtück zu Clauren's Erzählung: „Der Gram der Liebe hat ſie getödtet.“ Etwas fatal kommt mir aber die Tulpe, denn ſie liefert nur zu einer ſehr weltlichen Erzählung den Stoff, wozu ich kein Geſchick habe; auch ſchreckt mich im Voraus die Beſorgniß, daß ich das Produkt Erneſtinen auf keinen Fall zu Dank machen kann, weil dieſe ſcheckige und frivole Blume, ein Sinnbild männlicher Geckenhaftigkeit und weiblicher Koketterie, durchaus nichts Tragiſches und Schauerliches zuläßt.

Wilmer entbrannte nicht umſonſt in gerechten Zorn gegen die eitle bunte Blume, wie in einer Art von Vorgefühl; denn er hörte kaum zu reden auf, als ein männliches Ebenbild der verwünſchten Blume in's Zimmer trat.

Der Eintretende oder vielmehr Hereinfliehende, war der junge **Maybock**, ein Sohn des Kaufmanns im Ort. Der junge Menſch beſaß Talent und manche ſchätzbare Eigenſchaft, hatte aber das Unglück, ſich für ein Genie zu halten, welches aus den engen Schranken ſeiner Heimat in's Weite hinaus ſchweifen und dann im Großen wirken müſſe. Dieſe fixe Idee ſtach und trieb ihn, wie die ſich anſetzende Bremſe ein Pferd. Er überließ die Specerei-Handlung, nach des Vaters Tode, ſeinem jüngeren Bruder, gegen jährliche Entrichtung einer verhältnißmäßigen Summe von dem bedeutenden Total-Ertrag und ging hin, im Großen zu wirken als Theaterheld.

Der junge **Maybock**, obſchon von etwas maliziöſer Gemüthsart, vereinigte doch mit einer ſehr angenehmen Geſtalt einige Geiſtesbildung und insbeſondere bezaubernde Lebhaftigkeit. Dadurch gewann er ſich die Gunſt der ſchönſten Mädchen, und ſelbſt **Erneſtine** war ihm ehemals hold, wand ſich aber zürnend von ihm, als er ihr nebſt einem Heirathsantrag zugleich den Vorſchlag that, mit ihm auf's Theater zu gehen. Als **Maybock** jenes Leben, welches die Fantaſie ihm vor der Zeit ſo ſchön ausgemalt hatte, in der Wirklichkeit näher kennen lernte, ward es ihm in dem Grade zuwider, als es ihm vorher wunderherrlich geſchienen hatte. Die beſſere Natur ſiegte; er trennte ſich nach zwei Jahren von der Breterwelt, wo er ſo manchen Beifall der Zuſchauer, ſo manches Journal-Lob und von Zeit zu Zeit erhöhte Gage geerntet hatte. Mit der zurückkehrenden Neigung zum ſtilleren Leben erwachte in ſeinem Herzen die Liebe zu **Erneſtinen** und zur freundlichen Heimath wieder, und er hoffte, jetzt zu erhalten, was ihm unter den ehemaligen Umſtänden verweigert ward: Herz und Hand des lieblichen Mädchens. Erneſtine und die Poeſie ſollten dann den Wohlhabenden beglücken.

## 6.

## Die Jericho-Roſe. Antipathie.

Wilmer und Maybock blieben, vom erſten Augenblicke ihres Zuſammentreffens an, höfliche Feinde, indem ſogleich Einer in dem Andern einen gefährlichen Nebenbuhler witterte, wovon ſie ſich auch mit jedem Tage mehr und mehr überzeugten.

Maybock, der gerne das Wort führte, viel von ſich ſelbſt ſprach und die Gabe hatte, unbedeutende Dinge angenehm vorzutragen, mitunter auch auf Koſten der ſtrengen Wahrheit und mit wenig Schonung Anderer, warf ſich ſogleich zum Redner auf, während der neugierige Amtmann ihm mit Vergnügen zuhörte und Wilmer den Schwätzer dahin wünſchte, wo der Pfeffer wächſt. Als Maybock's Suade ſich eben im vollſten Strome ergoß, hielt er plötzlich inne, wie in ein ſchweigſames Marmorbild verwandelt, indem Erneſtine eintrat. Das augenblickliche Schweigen verdoppelte aber die Kraft ſeiner Beredſamkeit, womit er zuerſt ſein Erſtaunen über die ſich ſelbſt übertreffende Schönheit, dann die Freude des Wiederſehens ausdrückte. Im Farbenſpiele ſeiner Empfindungen prangend, glich der Eitle jetzt eben ſo der beſprochenen Tulpe, als Erneſtine, vor

Verlegenheit über ihr früheres Verhältniß erblaſſend, dem mißmuthigen Wilmer die weiße Lilie zu ſein ſchien.

Dieſer dachte in der erſten Betäubung wirklich an nichts anders, als an eine ſchnelle Abreiſe, verſank immer mehr in ſich ſelbſt, und ward immer einſilbiger, je mehr Maybock die ganze Pracht ſeiner Tulpenblätter entfaltete. Der Amtmann glaubte nichts anders, als Wilmer habe eben ſeine Erzählung von der Geiſterlilie im Kopfe, wollte ihm dies manchmal durch ein ſchalkhaftes Lächeln verſtohlen zu erkennen geben, und verſtimmte dadurch den Mißmuthigen, der es für Ironie nahm, noch mehr.

Endlich bat Maybock um die Erlaubniß, ſeine Beſuche recht oft wiederholen zu dürfen, und empfahl ſich mit der Verſicherung, daß er ganz entzückt ſei und das Vergnügen haben werde, morgen wieder zu erſcheinen.

Erneſtine verließ bald nachher ſtill und nachdenkend das Zimmer. Der Amtmann lobte Maybock's Fortſchritte in ſeiner Ausbildung, nannte ihn, zu Wilmer's Ärger, einen angenehmen Geſellſchafter und beeilte ſich, dieſem die intereſſante Nachricht mitzutheilen, daß Erneſtine eine Jericho-Roſe zu ſticken anfange. Zu ſeinem größten Erſtaunen erwiederte Wilmer die wichtige Mittheilung mit einem gleichgültigen, gedehnten, beinahe froſtigen: „So?" —

„So?" wiederholte der gekränkte Amtmann. „Eine Jericho-Roſe und dazu ein: So? — Wenn Sie dieſe wunderbare Blume nicht kennen, ſo muß ich Ihnen ſagen, daß Sie froh ſein müſſen, einen ſo intereſſanten Stoff zu bekommen."

Etwas ſpitzig erwiederte Wilmer: „So eben habe ich, mehr als nöthig, Stoff zum Nachdenken bekommen.“

„Ei was!“ rief der Amtmann ſich ereifernd, „ein Dichter hat nie zu viel Stoff!“ — „Darnach es fällt!“ brummte Wilmer. „Hören Sie doch nur!“ ſagte der Amtmann, der ſich Wilmer's Verſtimmung nicht zu erklären vermochte, „die Jericho-Roſe hat ſich nur eines kurzen Daſeins zu erfreuen.“

Wilmer. Das hat ſie mit vielen Liebſchaften gemein.

Amtmann. Sie hat aber die wunderbare Eigenſchaft, daß ſie, vor dem gänzlichen Verblühen abgepflückt, auch nach längerer Zeit wieder auflebt, und ihre ganze ſchöne Geſtalt wieder entwickelt, wenn man ſie in's Waſſer ſtellt.

Wilmer. Ganz apropos! Auch abgeſchnittene, alte Liebſchaften leben oft nach langer Zeit wieder auf.

Amtmann. Man kann ſogar dieſen Verſuch öfter wiederholen.

Wilmer. Auch mit den heirathsluſtigen Mädchen!

Amtmann. Sie wurde zu den Zeiten der Kreuzzüge aus Paläſtina zu uns verpflanzt.

Wilmer. Und läßt ſich bei uns in Miſtbeeten ziehen. Ein Mann, der wahrhaft liebt, hat immer einen beſchwerlichen Kreuzzug zu machen, und nur Wenige bringen von der langen und beſchwerlichen Pilgerreiſe hienieden eine Jericho-Roſe wohl erhalten in das Abendland ihres Lebens.

Amtmann. Man ſchrieb ihr ehemals ſonderbare Wirkungen zu. So z. B. glaubte man durch ſie die Geburtsſtunde eines Menſchen beſtimmen zu können.

Wilmer. Und noch heut zu Tage kann ſie die Todesſtunde der Liebe ſein.

„Ei, ei!“ ſagte der Amtmann kopfſchüttelnd, „das wird eine bittere, beißende Erzählung geben.“

## 7.

## Der Wau (Reseda odorata). Der Menſchenfeind en passant.

Am nächſten Abende ſaß der Amtmann mit Wilmern und Erneſtinen in der Gartenlaube. Der alte Herr fing nun Wilmers Haß gegen Maybock zu bemerken an, ohne jedoch den eigentlichen Urſprung in der Eiferſucht zu entdecken. Er hielt deshalb eine wohl ausgedachte Rede über die Menſchenliebe. Wilmer aber, der ſich ſchämte, die wahre Urſache offenherzig zu geſtehen, übernahm es, die Rolle des Menſchenfeindes zu ſpielen, und ließ ſich unter andern ſo vernehmen:

„Ich bin eben nicht viel in der Welt und unter Menſchen herumgekommen; überdenk' ich aber nur den nächſten Kreis meiner Bekannten, ſo finde ich ſchon an dieſen ſo viele böſe Eigenſchaften, daß man gar leicht darüber ein Menſchenfeind werden könnte. Der Eine iſt ein Egoiſt mit einem Herzen von Stein; den Andern treibt der Ehrgeiz und er ſcheut das Böſe nicht, um nur zu glänzen; den kitzelt die Eitelkeit zu erbärmlichen Vergehungen, vor denen er nachher ſelbſt erſchrickt; der läßt ſeiner Schwäche ſo den Zügel ſchießen, daß er keinem Gelüſte mehr widerſtehen kann, und der Sklave ſeiner Launen und Wallungen wird. Ein Anderer, vom Eigendünkel auf Stelzen geſtellt, wagt Alles zu verachten. Jener, von Habſucht geſtachelt, greift mit Satanskrallen umher, Alles an ſich zu reißen. Dieſer möchte vor Neid berſten, wenn ein Anderer etwas Gutes thut oder genießt. Der Eine hadert mit Gott, während ein Anderer den Herrn des Himmels und der Erde ganz vergißt. Der Eine will nur ſchwelgen, ohne Ende, und ärgert ſich, wenn ihm zufällig nur ein Bild des Elends vor die Augen kommt, welches ſeinen unerſättlichen Genuß-Heißhunger auf Augenblicke ſtören könnte. Dieſer betrachtet alle Menſchen, Gottes Geſchöpfe, nur als Mittel zu ſeinem Zweck, während Jener zwar wohlthätig iſt, aber auf ſolche Art, daß jede Wohlthat demjenigen, der ſie von ihm empfängt, zur Beleidigung oder Demüthigung, folglich Same des Undankes wird. Und was thut denn der größere Theil der Menſchen? Böſes oder nichts! Und iſt die Menge der aktiven Sünden ungeheuer, ſo ſind die Unterlaſſungsſünden gar unzählig.

Mit der mildeſten Gelaſſenheit auf das ſchwarze Gemälde des momentanen Menſchenfeindes ein freundliches Morgenlicht werfend, fiel nun der Amtmann, eine augenblickliche Pauſe benützend, dem Sprecher in die Rede: „Eben deshalb ſei der Menſch nachſichtig und ſchonend gegen den Menſchen und keiner vermeſſe ſich, Richter und Rächer zu ſein und die Welt als ein Nachtſtück zu malen. Das Strafamt gehört nur der himmliſchen Gerechtigkeit oder dem Geſetze, welches an ihrer Statt hienieden waltet. Das erwäge ich jeden Tag und übe es in meinem kleinen Kreiſe. Darum ſchone ich, ſo viel ich darf, und ſtrafe, wo ich muß. So wie ich aber verurtheile oder Strafen verhänge, halte ich mich ſtrenge an das Geſetz, und heiße nicht nur meine Leidenſchaften ſchweigen, ſondern ſogar meinen Willen, und bin dann völlig ein Anderer als derjenige, der jetzt hier ſitzt.“

Erneſtine lächelte huldvoll über des Vaters menſchenfreundliche Äußerung, aber nicht mit dem gewöhnlichen Zug um den Mund, ſondern, wie ſie's bei ſolchen Veranlaſſungen an der Art hatte, durch einen helleren Augenglanz. Plötzlich aber fiel ihr Wilmers menſchenfeindliche Tirade ſo ſchwer auf's Herz, daß ſie ſich der Thränen nicht erwehren konnte. Es that ihr wehe, von dem Manne, den ſie ſich ſo heiter und ſo wohlwollend gedacht hatte, nun eine ſo düſtere Lebensanſicht vernehmen zu müſſen. Dem Mädchen entging es zwar nicht, daß hier vielleicht Eiferſucht den Pinſel geführt habe, dennoch aber regte ſich in ihr wider Willen ein ſchmerzlicher Zweifel an Wilmers Gutmüthigkeit. Sie ging traurig aus der Laube.

Wilmer konnte ſeine Verlegenheit nicht verbergen, da er ihre Gedanken errieth, und dem Amtmann gingen — auf einmal die Augen auf. „Erneſtine,“ ſagte er nach einigen Schweigen, „ſtickt nun eine Reſeda. Man braucht dieſe Pflanze auch zum Färben; ſie färbt gelb. Gelb iſt die Farbe der Eiferſucht. Das gibt Ihnen einen reichhaltigen Stoff zu einer Erzählung. Auf deutſch heißt die Reſeda der Wau, und die Eiferſucht iſt ein gar wilder Popanz. Bei uns auf dem Lande fabelt man von einem

Wauwau, um die Kinder zu ſchrecken. Gott bewahre die großen Kinder davor! —

Der Amtmann ſtand auf, ergriff mit herzlichem Drucke **Wilmers** Hand und ſagte: „Kommen Sie! Wir wollen das geſchreckte Mädchen wieder aufheitern.“

## 8.

## Die Myrthe. — Die Zigeuner. — Der Brautkranz.

Der wackere Amtmann, ein Todfeind aller Mißverſtandniſſe und alles zurückhaltenden Weſens, brachte **Wilmers** Verſtimmung und menſchenfeindlichen Spleen am nächſten Morgen wieder zur Sprache. **Erneſtine**, welcher die Offenherzigkeit des Vaters angeboren zu ſein ſchien, äußerte geradezu ihre Verwunderung über **Wilmers** Schattenſeite, und dieſer erklärte nun, durch die guten Vorbilder aufgemuntert, daß es mit ſeiner menſchenfeindlichen Anſicht nicht ſo arg gemeint war; er habe vielmehr nur einem gewaltſam zurückgehaltenen Groll gegen **Maybock**, damit Luft gemacht; dieſer Menſch ſei ihm ſeiner Zudringlichkeit wegen ſehr zuwider, und er halte ihn überhaupt für einen aufgeblaſenen indiskreten Menſchen, für einen Müßiggänger, der überall Störung und Unruhe um ſich her verbreite. In dieſer Invektive lag ein verſtecktes Liebesgeſtändniß, das **Erneſtinen** keineswegs entging, obſchon ſie nichts zu merken ſchien.

**Wilmer** pflegte, ſobald er ſich ereiferte, ſehr laut zu

prechen. Unglücklicher Weiſe ſtand Maybock an der Thüre,
örte die Lobrede auf ſeine werthe Perſon, machte rechtsum
nd entfernte ſich mit einem boshaften Lächeln.

Abends ging die Geſellſchaft auf dem ſehr angenehmen,
anft aufwärts ſteigenden Wege nach dem nahe liegenden
Wäldchen ſpazieren. Als ſie in das Dickicht kamen, ſchlug
hnen ein heller Glanz entgegen, welcher das dunkle Grün
ergoldete. Sie glaubten zuerſt, daß die Glorie der unterge-
enden Sonne durch eine Waldöffnung hereinſtrahle, ſahen
ber, als ſie dem Lichtglanze näher kamen, ein auflodernbes
Feuer, an dem zwei Geſtalten hockten, die man bald für
Zigeunerbuben erkannte. Indem der Amtmann, der dieſen
Zug- und Raubvögeln hier nie zu verweilen geſtattete, ſchel-
end auf ſie zuging, ſtand ein dritter, ſehr ſchlanker hübſcher
Junge vor ihnen, entſchuldigte ſich und ſeine Kameraden,
nd verſprach, nach kurzer Mahlzeit und Raſt ſogleich die
Gegend wieder zu verlaſſen. Als dies zugeſtanden ward, er-
ot er ſich, der ſchätzbaren Geſellſchaft wahr zu ſagen. Der
Amtmann gab einem bittenden Blick der Tochter etwas un-
willig nach. Der junge Zigeuner nahm die ſchöne Hand, be-
ah die Linien lange, und fragte dann, ob er frei ſagen dürfe,
was er ſähe? Erneſtine kam wohl in eine Verlegenheit,
konnte ihm aber, ohne den Verdacht eines böſen Ge-
wiſſens auf ſich zu ziehen, die Frage nicht verneinend beant-
worten. Der Zigeuner fing ſogleich an:

„Dein Herz war ſchon einmal entbrannt, das zeigt
ie Linie, die gerade nach dem Herzen zuläuft.“

Wilmers Stirne furchte ſich. Erneſtine ward blaß und lächelte. Der Amtmann nahm eine Priſe.

Der Zigeuner fuhr fort: „Umſtände und Verhältniſſe haben euch getrennt. Er ſuchte eine andere Welt — — —“

Erneſtine faßte Muth, weil ſie das eben ſo wenig verſtand, als ihr Vater, der nichts ſagte, als: „Hm!“ — Wilmer dachte an Maybock und die Bretterwelt.

Der Zigeuner ſagte: „Auch jetzt, wie die gleichlaufende Linie zu erkennen gibt — brennt Dein Herz. Aber beide Linien treffen hier zuſammen. Auch die beiden Liebhaber werden, wenn's nicht ſchon geſchehen iſt, nächſtens zuſammentreffen. Welcher den Platz behauptet, weiß ich noch nicht.“

In dem Augenblicke zog der braune Burſche einen Myrthenkranz aus dem Mantel hervor, und ſetzte ihn auf Erneſtinens blonden Lockenkopf mit den Worten: „Vermuthlich wird der Ältere ſein Recht behaupten.“

Der Amtmann flüſterte Wilmern in's Ohr: „Sonderbar! Eben heute fing Erneſtine einen Myrthenkranz zu ſticken an. Abermals ein Stoff zu einer intereſſanten Erzählung.“

Wilmer aber, aufgeregt durch das Wort: der Ältere, fragte laut: „Für wen intereſſant?“ Das barſche Weſen verdroß den Amtmann; ſein Zorn nahm aber die Richtung gegen den Zigeuner, dem er mit aufgehobenem Stock zurief: „Jetzt marſch!“

Dieſer ſprang zu den Buben am Feuer zurück, raffte mit ihnen das Kochgeſchirr zuſammen und lief davon.

Am nächſten Tage befanden ſich die drei in der Stim

nung, als wären ſie auf einem Ball geweſen. In Jedem gin-
en Erinnerungen, Nachklänge, Bilder und Gedanken durch
nd unter einander. Erneſtine war arbeitſam und ſtumm,
leich den Mädchen, die in Ballnächten von den Männern
e viel zu hören bekommen, daß ſie ſich ganz auf's Horchen
erlegen und noch am folgenden Tage die Hörſucht ha-
en. Der Amtmann war die Geſprächigkeit ſelbſt, wie ein
übſcher junger Mann, der ſich in einer luſtigen Ballnacht
eliciös unterhalten hat; Wilmer ſchnitt ſaure Geſichter,
vie einer, der nach ſeiner Ballnacht an der Migräne labo-
irt. Maybock beſuchte die Geſellſchaft, war höchſt lie-
enswürdig, mitunter etwas ironiſch, ſagte Allen, ſogar
ich ſelbſt, viel Schönes, und ging, als er wenig Gehör
and, ohne die geringſte Kränkung zu zeigen, in der heiter-
ſten Laune fort, mit der Verſicherung, morgen zuverläſſig
u erſcheinen. Vom Zigeuner wurde ihm nichts erzählt.

## 9.

## Das Veilchen. — Kindergeſichter. — Der Einſiedler.

Maybock hielt ſein Verſprechen zu Erneſtinens
nd Wilmers Mißfallen pünktlich, und fand ſich am
olgenden Tage wieder ein. Er ſchien etwas im Schilde
u führen, um jede Annäherung des Mädchens und ſeines
Nebenbuhlers zu hindern, und that immer neue Vorſchläge
u Unterhaltungen, die angenommen wurden, weil Erne-
ſtine und Wilmer gegen einander argwöhniſch waren;

ſie wegen ſeines mißlaunigen Weſens, er über ihr früheres Liebesverhältniß. So waren Beide mit ſich ſelbſt nicht im Reinen, und Eines hielt gegen das Andere, Aufſchluß abwartend, hinter'm Berge. Der ſchlaue Maybock merkte das, und that ſein Mögliches, das Übel, theils aus Haß gegen Wilmer, theils aus neu auflodernder Liebe zu Erneſtine.

Heut' brachte er die Nachricht, daß in der, zwei Stunden vom Städtchen abgelegenen gräflichen Einſiedelei, in welcher ſonſt nur ein Einſiedler, dem es an Leben und Vernunft fehlte, nämlich, ein angelegter hölzerner, zu ſehen war, jetzt ein wirklicher, lebendiger und vernünftiger ſich aufhalte, während der ſtumme Vorfahr in einem Winkel der Klauſe liege. Man entſchloß ſich, den Mann zu ſehen. Der Amtmann fuhr Nachmittags mit dem diſſonirenden Liebespärchen hin, Maybock wollte ſpäter nachkommen. Der Einſiedler, ein bejahrter, aber noch rüſtiger Mann, ſaß vor der Thüre ſeiner kleinen Hütte, die ganz abſeits in einem dichten Gebüſche verborgen ſtand. Er war ſo in Gedanken vertieft, daß er die Gäſte erſt bei wiederholtem Gruße bemerkte. Nun empfing er ſie mit freundlichem Ernſte. Seine angenehmen Geſichtszüge, von einem ſtarken ſchwarzen Barte umſchattet, gewannen ihm ſogleich Zutrauen und Theilnahme. Was er ſprach, war verſtändig und liebevoll. Nachdem er den Neugierigen etwas von ſeiner Lebensgeſchichte, reich an intereſſanten Begebenheiten, hier und da ſogar etwas romantiſch erzählt hatte, führte er ſie in ſeinen kleinen Garten, der aus zwei ſchmalen Gemüſebeeten und einer ſehr lieblichen Veilchenflur beſtand. Die zarten Veilchen, die holden

Sinnbilder der Demuth, ſagte er, ſeien ſeine Lieblingsblumen; er habe ſie theils ſelbſt gepflanzt, theils von Wohlthätern aus Gärten bekommen. Die Gäſte erquickten ſich am angenehmen Duft und am lieblichen Farbenſpiele. Der Einſiedler lehrte ſie die verſchiedenen Gattungen unterſcheiden, indem er ihnen die wohlriechenden Veilchen zeigte: indigoblaue, blauröthliche, weiße und bunte; die blaſſen Waldveilchen, die blaßblauen Sumpfveilchen mit röthlichen Adern, die großen himmelblauen Hundsveilchen, die blauen, gelbaderigen Bergveilchen, die Stiefmütterchen, purpurroth und gelb, mit dunklem und lichtem Blau gemiſcht, und goldgelbe Levkoje.

Wilmer gerieth über den lieblichen Anblick in Entzücken. Er geſtand, daß ihn das unſchuldige Weſen der Veilchen immer an Kindergeſichter gemahne. Von dem Bilde begeiſtert ſchien das Eis ſeiner bisherigen Verſtimmung aufzuthauen, und er brach, weich und warm, in eine ganze Tirade über Kindergeſichter aus.

„Schöneres kann ich mir hiernieden nichts denken, als ein ſchönes Kindergeſicht, denn es iſt gleichſam das Menſchenantlitz in ſeiner Verklärung. Dieſe Reinheit von allem Sündhaften, die friſche Lebensblüthe, der Himmelsglanz der Unſchuld! Ich möchte ſie mit den Pflaumen vergleichen, die vor wenig Augenblicken vom mütterlichen Lebensbaum genommen wurden. Noch ſchimmert der Duft des Morgens auf ihnen, und die Thauperlen zeigen gleichſam das Gepräge desjenigen, als deſſen Gabe ſie vom Himmel kommen. An den meiſten ſchönen Geſichtern erwachſener Menſcher, bemerkt man entweder die vulkaniſchen Spuren der Leidenſchaften, oder doch etwas Unheimliches, das wie unter einer Blumendecke verborgen liegt; die transparenten Kindergeſichter aber ſind klare Bäche, aus denen der ſich abſpiegelnde Himmel uns entgegen ſchaut. Das Böſe nicht einmal ahnend, ruht auf einem reinen leuchtenden Kindergeſicht der volle Friede eines noch nie geſtörten, naturgemäßen Zuſtandes, die ſanfteſte Morgenröthe ſchuldloſer Lebensluſt und der Zauber einer unentweihten Fantaſie. Und ſo wie gut gearteten Kindern das Herz auf der Zunge ſitzt, ſo leuchtet auch die Seele aus dem Geſichte, das keiner Verſtellung fähig iſt. Ein ſchönes Kindergeſicht erfüllt mich nicht nur mit Entzücken und Rührung, ſondern auch mit Ehrfurcht. Jedes ſchöne, reine Kindergeſicht iſt ein Ideal; aber ſelbſt die ſchönſten Geſichter der Erwachſenen nähern ſich nur dem Ideal. Wer auf irgend eine Weiſe die Kinderliebe in dem Menſchen anfacht und pflegt, thut etwas ſehr Verdienſtliches; er ſchließt den Kleinen ein Paradies auf, den Großen ein gelobtes Land. Bei guten Völkern und in guten Zeiten ſind die Kinder auch der Eltern Beſtes, im Gegentheile aber auch ihr ſchlechteſtes."

Dieſe von Wilmer mit Herzlichkeit ausgeſprochene Anſicht, erfüllte Erneſtine mit inniger Freude. Die Glorie des Lichtgemäldes verlöſchte in ihr den nachtheiligen Eindruck des menſchenfeindlichen Nachtſtückes ganz. Sie zweifelte jetzt nicht, daß jene böſe Invektive nur ein Ausbruch des, von einer Aufwallung der Eiferſucht erzeugten Mißmuthes war, verzieh mit ſtiller Abbitte die Verkennung, und drückte **Wilmern**, ohne es ſelbſt zu wiſſen, die Hand. **Wilmer** las auch in dieſem Handdrucke, wie in einem aufgeſchlagenen Buche, den ganzen Zuſtand ihres Herzens, beſchloß ſeinen Haß gegen den Nebenbuhler aufzugeben, und durch ein offenes Geſtändniß Alles in's Reine zu bringen. In dieſer ſchönen Gemüthsſtimmung war es Beiden ſehr lieb, daß **Maybock** ungeachtet ſeines Verſprechens, nicht erſchien.

Als man ſich zum Abſchied anſchickte, nahm der Einſiedler das Wort, ſprach zuerſt über die Menſchenliebe, dann über die Geſchlechtsliebe, endlich insbeſondere über die erſte Liebe, die er hoch pries, und einem Quell verglich, der ſilberrein entſpringt, aber je weiter er fließt, und mit je mehr fremden Gewäſſern er ſich vermiſcht, deſto unlauterer und trüber wird. Er ſprach, wie aus eigener Erfahrung, ſehr nachdrücklich gegen jede zweite Liebſchaft und ermahnte, feſt zu halten im erſten Bunde, der immer das Ideal bleibe, durch deſſen Maßſtab jedes ſpätere zärtliche Verhältniß nothwendig verlieren müſſe, da der ſchöne Himmelsklang des zuerſt aufgeregten Herzens, wie jeder andere Akkord, in der Ausbreitung immer ſchwächer werde und endlich ganz verhalle.

Dieſe Ermahnung gaben der freudigen Stimmung der Liebenden einen bittern Zuſatz. Sie ſchieden in ernſten Gedanken von dem unberufenen Redner, der in dem Lichtmomente der Verſöhnung ohne ſeinen Willen, vielleicht bloß aus Eitelkeit, auch etwas zu ſagen, ein dunkles Wölkchen hervor rief.

## 10.

## Die Nelke. — Der Uhlanen-Officier.

Als der Amtmann mit dem erotiſchen Paare nach Hauſe kam, ſtand Maybock vor der Thüre und entſchuldigte ſein Nichterſcheinen beim Einſiedler. Seine Entſchuldigung wurde ſehr gut aufgenommen, und bald noch beſſer, als er auch die Urſache des Wegbleibens angab, nämlich den fatalen Zufall, daß er eines unangenehmen Prozeſſes wegen eine Reiſe machen müſſe, die ihn leider mehrere Wochen entfernt halten werde. Man bedauerte, im Herzen froh, des läſtigen Menſchen los zu werden.

Erneſtine hoffte, daß mit ſeiner Gegenwart auch der Gedanke an ihre erſte Liebe aus Wilmers Gedächtniß verſchwinden werde, und dieſer zweifelte nicht, nun Alles in's Reine zu bringen, ja, er ſchmeichelte ſich ſogar, bis zu Maybocks Zurückkunft Erneſtine als ſeine Gattin von dem verhaßten Orte wegzuführen.

Maybock fuhr wirklich am nächſten Morgen mit der Eilpoſt vor dem Hauſe des Amtmannes vorüber, grüßte freundlich und erhielt eben ſo freundliche Gegengrüße. Als nun die Ruhe im Lande hergeſtellt war, kam der bedenkliche Gegenſtand der erſten Liebe bald zur Sprache, und Erneſtine wußte mit Worten und Blicken den etwas eiferſüchtigen Wilmer über die Halbheit jener ſogenannten erſten Liebe und über ihr jetziges Verhältniß zu Maybock, der von jeher etwas boshaft war und gern die Rolle des

Friedenſtörers ſpielte, bald ſo zu beruhigen, daß jener im Übermaße ſeines Glückes, dem Sturme ſeiner Gefühle ſich hingebend, ihr ewige Liebe und Treue ſchwur, beim Vater um ſie feierlich warb und das Jawort erhielt. So ſtand denn Alles auf's Beſte, aber nicht lange; denn ſchon am zweiten Tage trat in dem Augenblicke, da der glückliche Wilmer Erneſtinen eben den neun und dreißigſten Brautkuß verehren wollte, ein ſuperber Uhlanen-Offizier in einer prächtigen Uniform in's Zimmer, entſchuldigte ſich, als die beiden Neununddreißiger aus einander fuhren, vor dem Scheine der Unartigkeit, da man, wie es ſcheine, ſein wiederholtes Pochen nicht gehört habe, und präſentirte ſich als Maybocks Vetter, von dem er mehrere, zwar nicht bedeutende, aber ſehr zierliche Geſchenke für Erneſtinen und ihren Vater zu überbringen habe.

Als bald nachher der Amtmann kam, und ſich mit dem Helden in ein ſehr intereſſantes Geſpräch über die neueſten Kriegsereigniſſe verwickelte, flüſterte Erneſtine dem Geliebten, vor der Möglichkeit eines Rückfalles zitternd, in's Ohr: „Das iſt nichts, als ein boshafter Streich von Maybock, dem Störenfried!“

Der ſchöne Offizier zeigte ſich auch bald als Maybocks echten Verwandten; er erzählte dem alten Herrn ſo viel Tapferes, und Erneſtinen ſo viel Zärtliches, zeigte ſich gegen Wilmer ſo ſtreitfertig und gegen Erneſtine ſo friedensmild, daß Alle eine Art Betäubung fühlten, wie vom Einſaugen des ſtärkſten Nelkenöhl-Geiſtes. Auch war der kriegeriſche Maybock ſelbſt jener hochrothen Nelke zu vergleichen, die man Feuerflammen nennt; ſein Geſicht glühte und ſeine Augen flammten wie Feuer, wenn ſie auf Erneſtinens reizender Geſtalt ruhten, die an dem Tage noch eine Nelke zu ſticken anfing, auf deren Purpurglut manche Thräne hinab glitt. Wilmers Rückfall, welchen Erneſtine gleich beim erſten Erſcheinen des Kriegers mit dem Schnurbarte befürchtet hatte, drohte wirklich ſchon. Er kam bereits auf den Gedanken, es ſei nicht gut, eine ſehr ſchöne Frau zu haben; denn — ſagte er:

„Über dem Manne hängt an einem Haare das drohende Schwert. Macht er einen Argushüter, ſo verbittert er ihr und ſich ſelbſt das Leben, und läßt er fünf gerade ſein, ſo kann's noch ärger werden, denn was ſeiner ſchönen Ehehälfte im erſten Fall als kränkende Eiferſucht erſcheint, das hält ſie im zweiten für Kälte und beleidigende Vernachläſſigung. Dagegen iſt eine nur nicht häßliche Frau ein ſicheres Gut und erſetzt durch Tugenden, welche die allgefeierte Schöne bald für überflüßig hält, das, was ihr an Reizen mangelt."

So philoſophirte Wilmer und pflegte, was er dachte, gewöhnlich entweder gerade zu heraus zu ſagen, oder wenigſtens merken zu laſſen; er war ein offenes Buch.

Erneſtine verſtand darin ſchon recht gut zu leſen, und wünſchte nun ſeinetwegen etwas weniger ſchön zu ſein. Der Knoten lös'te ſich aber ſchneller, als man glaubte. Der Uhlanen-Offizier erhielt plötzlich den Befehl, zum Regimente einzurücken, reiſte noch an demſelben Tage ab, und die Atmosphäre ward wieder rein. Wilmern kränkte beim Abſchiede des Kriegers nur das Eine, daß der Held beim wärmſten Händedruck ein gewiſſes ironiſches Lächeln zeigte, welches zu ſagen ſchien, bei längerer Anweſenheit, würde ihm der gewohnte Triumph auch hier nicht entgangen ſein.

## 11.

## Immergrün. — Herzenjagd. — Die Nachtviole. Rosmarin. — Blumen-Wahnſinn.

Erneſtine ſtickte jetzt ein Immergrün und eine Nachtviole. Es ſchien aber, als ſollte jede ihrer Kunſtblumen ſogleich perſonifizirt in ihr Leben eintreten, um die häusliche Ruhe und den Frieden ihrer aufblühenden Liebe zu ſtören. So wurde der ſeidene Blumenſtrauß eine ſinnbildliche Biographie ihres Herzens in der intereſſanteſten Periode. Schon am nächſten Tage hielt ein Wagen vor dem Hauſe. Ein ſchlanker Mohr ſprang vom Bedientenſitz ab, und half einem ſchönen jungen Mann in zierlicher Jagduniform aus dem Wagen. „O weh!“ ſeufzte Erneſtine; „das iſt zum raſend werden!“ brummte Wilmer, und der Amtmann ſagte kopfſchüttelnd: „Hab' ich doch ſonſt in Jahren nicht ſo viel Gäſte bekommen und ſo ſonderbare Menſchen geſehen, als jetzt in den wenigen Tagen! Wilmer iſt doch fürwahr ein glücklicher Menſch! Perſonen, Charaktere und Begebenheiten werden ihm, als Stoff zu Erzählungen, im Überfluſſe zugeführt, und zu allem Überfluß im Überfluße wird eine nicht zu verachtende weibliche Blume gleichſam die Blumen-Lieferantin des Erzählers.“

„Sie haben Recht!“ ſagte Wilmer, „es gibt ſo viel

Überflüßiges in der Welt, daß Einem ſchwindelt. So z. B. halte ich den Herrn Maybock, und den Zigeuner, und den lebendigen Stellvertreter des hölzernen Waldbruders, und den feuerſprühenden Uhlanen-Offizier, und jetzt dieſen Weißen und Schwarzen, für höchſt überflüßige Perſonen im Leben und hier im Hauſe; und eben weil ſie ſich uns aufdringen, ſoll kein einziger von ihnen in meinen ſymboliſchen Blumen-Erzählungen vorkommen.

In dem Augenblicke trat der Weiße ein, hinter ihm der Schwarze. Der Erſtere übergab als Creditiv einen Brief ſeines Vaters, in dem der Amtmann einen alten Jugendfreund, Freiherrn von Finkenau, erkannte. Er umarmte den Sohn des wackern Nimrod herzlich. Der junge Herr erwiederte die Umarmung nicht nur im gleichen Wärmegrade, ſondern gab ihr auch noch mehr Ausdehnung und Umfang; denn kaum war der Amtmann umarmt, **quantum sufficit**, als der Freiherr, ohne von Wilmer Notiz zu nehmen, ſich ſogleich in die Poſitur ſetzte, um der Tochter dieſelbe Ehrenbezeigung zu erweiſen. Erneſtine ergriff, wie im Scherz, ernſtlich die Flucht; der wohl abgerichtete Mohr flog wie ein ſchwarzes Windſpiel hinter ihr drein, Wilmer hinter dieſem, der Freiherr hinter Wilmern, und hinter Allen endlich der Amtmann. Erneſtine entkam glücklich, aber der nacheilende Mohr fiel am Ende der Treppe der Länge nach zu Boden, Wilmer über ihn und Finkenau auf Beide. Der Amtmann ſtand oben auf der Treppe und hielt ſich die Hüften vor Lachen. Erneſtine hielt in einiger Entfernung und überſchaute die zu ihren Füßen liegende Gruppe von Anbetern, zu denen auch der Schwarze gehörte.

Der Amtmann konnte dem Freiherrn, zu Wilmer's Verdruße und zu Ernestinens Leidweſen, die Erlaubniß zu einem kurzen Aufenthalte in ſeinem Hauſe nicht verſagen.

Über alle dieſe Störungen erboßt, wäre Wilmer längſt gerne abgereiſ't, und er ſollte es auch; denn die ſechs Wochen, mit denen er disponiren konnte, waren ſchon in das Meer der Ewigkeit gefloſſen; aber die Eiferſucht hielt ihn ſo feſt, daß er wider Willen bleiben mußte.

Dieſe Leidenſchaft, die ſich ſeiner nun einmal bemächtigt hatte, ſtieg beträchtlich, als Finkenau eines Tages erklärte, daß er ſich in dem anmuthigen Städtchen anzukaufen und zu verehelichen wünſche. Bei den letzten Worten verweilte ſein Blick, wie fragend, auf Erneſtinens erglühendem Antlitz.

Wilmer, um jedem Mißverſtändniſſe zuvor zu kommen, ſprach, und benahm ſich, von dieſem Augenblicke an, ſo, daß der Freiherr den beſtimmten Bräutigam, ohne blind und taub zu ſein, nicht verkennen konnte. Aber deſſen ungeachtet ſchien dieſer von Wilmers Verhältniſſen keine Ahnung zu haben und rückte ſogar mit einem Miniatur-Gemälde Erneſtinens hervor, welches er in der Brieftaſche eingeheftet hatte. Das Mädchen gerieth in Erſtaunen und konnte nicht begreifen, wie Finkenau zu ihrem Porträt komme, da ſie ſich nie hatte malen laſſen. Finkenau lächelte geheimnißvoll, verſprach, ſich ſeiner Zeit hierüber genügend zu erklären, verbarg die Brieftaſche, nach welcher Wilmers rechte Hand ſich krampfhaft bewegte, ſorgfältig, und bat den Amtmann nebſt Erneſtine, und ſogar Wilmer, mit ihm ein Haus zu beſehen, welches die Vormundſchaft des wahnſinnig gewordenen Eigenthümers verkaufen wolle.

Man nahm die Einladung an. Unterweges beſchwor Wilmer Erneſtine, ihm auf Ehre und Gewiſſen zu bekennen, ob dieſer unſelige Freiherr ihr wirklich ſo ganz fremd ſei. Indem ihre feierliche Betheuerung ihn kaum etwas beruhigt hatte, traten ſie in den Garten des zu verkaufenden Hauſes. Aber welche neue ſonderbare Scene ſtellte ſich hier dar! Auf einem Blumenhügel ſaß ein ſchöner Jüngling, die Lockenfülle ſeines blonden Haares mit Blumen reich bekränzt. Finkenau erklärte der Erſtaunenden in Kürze, dies ſei der intereſſante Wahnſinnige; die Liebe zu dem ſchönſten Mädchen des Ortes habe ihn in dieſen traurigen Zuſtand verſetzt. Er beſchrieb dieſes Mädchen, welches, nach ſeiner Beſchreibung mit Erneſtinen ſehr viel Ähnlichkeit hatte. Eine neue Schlange in Wilmers Bruſt! Finkenau, weder Erneſtinens Verlegenheit, noch Wilmers Gährung bemerkend, erzählte nun weiter, wie der unglückliche Wilhelm alle Blumen in ſeinem Garten für lebende und empfindende Weſen halte und nicht zweifle, ſie verſtänden Alles, was er mit ihnen ſpräche. In dieſem Augenblicke beſtätigte der Wahnſinnige ſelbſt, was Finkenau von ihm erzählte. Er converſirte mit den ihn umgebenden Blumen, die er für verwandelte Mädchen zu halten ſchien, ſehr eifrig, mit jeder auf eine andere Weiſe, bald zärtlich, bald traurig, bald ſcherzend, bald zürnend. Jetzt hob er das geſenkte Haupt empor, ſchaute umher, erblickte

Erneſtinen, und rief: „Sie iſt's," ſprang auf, ſtürzte zu Erneſtinens Füßen und ſagte: „Endlich hab' ich Dich wieder, und keine Macht der Erde ſoll Dich mir, Du Königin aller Lebensblumen, entreiſſen!" — Erneſtine gerieth in ſolchen Schrecken, daß ſie in Ohnmacht ſank. Während der Amtmann und Finkenau ſich um ſie bemühten, ſtand Wilmer unbeweglich, wie eine der ſteinernen Gartenſtatuen, und murmelte in ſich: O Gewiſſen, wie groß iſt Deine Macht! In einem Augenblick vermagſt Du ein ganzes Leben zu verrathen. Kann ich noch länger zweifeln, daß die Zarte, Züchtige, Schüchterne, deren erſte Liebe ich Thor ſein ſoll, eine — wenn auch nicht verbuhlte, doch gewiß in Liebeleien wohl erfahrene Betrügerin iſt? — Geht auch mein Herz leer aus, ſo hat doch mein Kopf viel Kenntniſſe und einen Reichthum an Stoffen zu Erzählungen geſammelt. Fort! —"

Er eilte fort, ſetzte ſich an den großen Schreibtiſch des Amtmannes, ſchrieb den Scheidebrief, und beſtellte Poſtpferde.

## 12.

## Je länger je lieber. Fünfter Act.

Erneſtine ſaß im beſten Wohlſein zu Hauſe auf dem Sofa. Die Urſache der Ohnmacht war der plötzliche Schrecken über den Zuſtand und den Fall des Wahnſinnigen, keineswegs aber das Entſetzen über das traurige Zuſammentreffen mit einem früheren Geliebten, wie Wilmer glaubte.

Dieſer hatte jetzt ſeinen Abſchiedsbrief geſiegelt, den er von der letzten Station durch einen eigenen Courier an Erneſtine zurückſchicken wollte. Nun ging er mit ſchwerem Herzen, um von der Geliebten, ohne daß ſie ſelbſt es merkte, Abſchied zu nehmen. Aber der Schmerz, der ihm das Herz preßte, verwandelte ſich plötzlich in Grimm über das, was er nun erblickte. Erneſtine ſaß auf dem Sofa; vor ihr kniete — der Mohr, mit einer feurigen Liebeserklärung beſchäftigt. Erneſtine wollte vor Lachen erſticken. Als Wilmer die Thür öffnete, ſprang der Mohr auf, eilte zum Zimmer hinaus, ſchloß von außen und nahm den Schlüſſel mit ſich. Wilmer ſah ſich zu einem peinlichen tête — à tête gezwungen. Erneſtinens Unbefangenheit und frohe Laune ſchien ihm die luſtigſte Aufkündigung der Liebe. Um dieſer zuvor zu kommen, zog er den Brief hervor, legte ihn feierlich auf das vor dem Sofa ſtehende Tiſchchen und trat an's Fenſter, das Auge mit ſeinen zurückgehaltenen Thränen zum Himmel hinaufſendend. Erneſtine las, erblaßte, zitterte und ſagte, indem der Brief ihrer Hand entfiel, mit gepreßter Stimme: „Wilmer! Iſt's möglich? So konnten Sie mich verkennen?“ —

In demſelben Augenblicke ließ ſich auf der Treppe ein lautes Getöſe vernehmen. Eintrat der Amtmann, das Lachen gewaltſam zurückdrängend. Ihm folgte der Mohr. Hinter dieſen wandelte Finkenau am Arme des Wahnſinnigen. Ein Zigeunerjunge trug einen Brautkranz von Myrthenzweigen; ein ehrwürdiger Einſiedler einen Veilchenſtrauß; ein Uhlanen-Offizier eine Feuernelke. „Nun!“

rief der Mohr: „Verletzte Scene des fünften Actes! — Wer ſeid ihr? — Verkündet die Wahrheit!“ —

Finkenau ſagte lächelnd: „Freiherr bin ich zwar, aber nur gegen meinen Willen, das heißt, in ſo fern ich jetzt als Schauſpieler kein Engagement habe.“

Der Wahnſinnige nahm das Wort: „Mein Wahnſinn hat das Publikum ſchon oft ergetzt. So lang ich ſo glücklich bin, in meinem Rollenfache als Wahnſinniger zu gefallen, bin ich ſicher, nicht in wirklichen Wahnſinn zu verfallen.“

„Alſo auch ein Schauſpieler?“ ſagte der Amtmann. „Und wir waren das Publikum! — Aber wer ſind denn jene drei Herren, die wir, ſo wie Eure mohriſche Herrlichkeit, ſchon früher im Hauſe hier zu ſehen die Ehre hatten?“

„Dieſe drei,“ ſagte der Mohr, „ſind in dem gegenwärtigen Augenblicke nur meine Kleiderſtöcke. Ich werde Alles erklären und bitte daher nur um ein kurzes, geneigtes Gehör. Ich mache den Anfang mit mir ſelbſt, entlarve mich und gebe mich zu erkennen als boshafter Maybeck.“

Das feine ſchwarze Larvenhäutchen flog vom Geſicht, und die weißen Maybeckiſchen Züge erſchienen zum allgemeinen Erſtaunen. Der Amtmann brach in lautes Gelächter aus; Erneſtine lächelte bitterſüß und Wilmers Antlitz glühte vor Zorn. Maybeck bat um Gehör und Geduld, und fuhr fort:

„Ich, Joachim Hieronymus Marcellinus Maybeck, faßte im erſten Augenblicke, da ich ſo glücklich war, den wohledelgebornen Herrn Doctor Wilmer anſichtig zu werden, gegen ſelbigen einen ganz enormen und abnormen Widerwillen und reſpective Haß. In ſolchen Fällen pflegte ich von Jugend auf, ſogleich ein boshafter, neckiſcher Gnome zu werden, und nicht zu ruhen, bis ich meiner perſonificirten Antipathie, auf franzöſiſch **Guignon**, einen tüchtigen Schabernack geſpielt hatte. Herr Doctor Wilmer wurde mir um ſo mehr zuwider, als er auch ſeinerſeits denſelben Widerwillen gegen mich zeigte und ſich mir ſchroff und maliciös entgegen ſtellte. Eine tiefe, ſtille Feindſchaft loderte zwiſchen uns auf. Noch mehr erbitterte es mich, ihn als begünſtigten Liebhaber desjenigen Mädchens zu ſehen, für das ich einſt, wenn gleich ohne Gegenliebe, lichterloh brannte, und deren Bild mir immerzu in der Fantaſie lebte. Ich bin zwar nicht geſonnen, je zu heirathen oder mich nur in ein engeres Verhältniß einzulaſſen; dennoch aber beſchloß ich, dem Herrn Doctor viel Verdruß zu machen, theils aus Haß, theils weil ich durch Bekannte ſeinen Hang zur Eiferſucht erfahren hatte. So dachte ich denn, mir ſelbſt eine kleine Schadenfreude zu machen, ihm aber Gelegenheit zur Beſſerung zu geben. Gegen das Fräulein hegte ich einen kleinen Groll von wegen des erhaltenen Korbes. Zu allem Überfluße geſellte ſich dazu noch der Wunſch, eine Probe meines Kunſttalentes zu geben, und nach der jetzt beliebten Mode als eine Perſon in verſchiedenen Verkleidungen und Rollen aufzutreten. Und ſo erſchien ich denn in allerlei Geſtalten, um nur Spuck, Störung und Paroxismen zu verurſachen. Ich war's der in jenem Zigeunerkleide ſteckte und nach boshaftem Wahrſagen den Myrthenkranz bot; ich war's, der als lebendiger Nachfolger des hölzernen Einſiedlers die maliciöſen Ermahnungen in puncto der erſten Liebe und der nachfolgenden Liebſchaften ſprach; ich war's, der als Uhlanen-Offizier dem getreuen Liebhaber in die Flanke fiel. Endlich brauchte ich als Afrikaner zwei meiner ehemaligen Herren Collegen, jetzt irrende Schäflein ohne Engagement, um die Confuſion durch die Liebenswürdigkeit des erlogenen freiherrlichen Ehewerbers und des, Verdacht erregenden Wahnſinnigen aus Liebe, vollſtändig zu machen. Das Stück iſt zu Ende, mein Müthchen gekühlt, und ich überliefere mich, um Pardon bittend für meine unſchuldigen Mithelfer, der Strafe, welche das verehrte Kleeblatt über mich zu verhängen belieben wird."

Erneſtine und Wilmer ſchienen ſtumm zu ſein. Endlich nahm der Amtmann das Wort, und ſagte: — „Ein Spitzbube iſt — wie nicht zu läugnen — Hr. Maybeck allerdings, und zwar in optima forma. Uebrigens kann ſein Poſſenſpiel zu Nutz und Frommen dienen. Wen's juckt, der kratze ſich. Dazu kommt jetzt noch das offenherzige Geſtändniß, das man ihm um ſo mehr zum Guten anrechnen muß, als er auch mir nichts dir nichts hätte verſchwinden und uns im Dunkeln laſſen können, wo dann die Geſchichte ſehr wahrſcheinlich ohne Auflöſung geblieben wäre, und kein ſo ergetzliches und erkleckliches Ende genommen hätte. Ich denke, wir halten das Ganze nun für eine kurzweilige Poſſe, nennen ſie allenfalls ein Quodlibet vor der Hochzeit und verzeihen dem ſatyriſchen Compoſiteur und Acteur gegen dem, daß er Beſſerung verſpricht."

Das Gutachten des Amtmannes fand Beifall. Maybeck erbat und erhielt Verzeihung. Wilmer kniete vor Erneſtinen nieder und bedeckte ihre rechte Hand mit Küſſen, indem ſie ihm, in Thränen lächelnd, mit der freien linken den Scheidebrief zurück gab. Erneſtine ſtickte nun zu ihrem ſeidenen Blumenſtrauß, zum Andenken an den feierlichen Jagdjunker, den Mohren und den Wahnſinnigen aus Liebe, noch das ſinnbildliche Immergrün, die Nachtviole und den Rosmarin; endlich auf Maybecks Bitte auch noch ein Je länger je lieber als das Symbol ihrer glücklichen Ehe, und Wilmer ſchrieb dazu paſſende Erzählungen. Als er Erneſtinen am Morgen des Hochzeittages das Manuſkript einhändigte, gab ſie ihm als Gegengeſchenk die ſeidene hieroglyphiſche Biographie ihrer Liebe und er verſprach, den ominöſen Blumenſtrauß dem gedruckten Werke als Titelkupfer vorſetzen zu laſſen.

# Die drei Tirannen.

## Ein Bild aus der modernen Welt.

# Erſtes Kapitel.

## Worin die Sonne aufgeht, und die Familie aufſteht.

An einem ſchönen Herbſtmorgen ging die Sonne auf, und zwar auf dieſelbe Weiſe, wie ſie gewöhnlich aufzugehen pflegt, das heißt: Einigen zum erſten, Andern zum letzten Male. Sie beſchaute ſich, wie eine Kokette, in zahlloſen Spiegeln, das heißt, in unzähligen Thautropfen und Wellen, in den Thränen der Freude und des Kummers, im Waſſerkruge des Armen und in den Reſten der Weinflaſche des übernächtigen Schwelgers.

Die Wirkung dieſer goldenen Sonne auf das Menſchengeſchlecht war auch an dem Morgen, mit welchem dieſe Geſchichte beginnt, ſehr verſchiedenartig. Auf den penſionirten Gewürz-Fenſter-Thür- und Thor-Buchhaltungs-Vizevorſteher, Ritter zweier unbekannter ausländiſcher Orden, Herrn Achatius Sandmann, that jene tägliche Erden- und Central-Beleuchtungsanſtalt bei ihrem heutigen Aufgehen gar keine Wirkung, weil der edle Hausregent ſeinen, vom Schlafe feſt geſchloſſenen Augen noch allen Einfluß des Lichtes verſagte, und die Fenſter des Schlafgemachs mit dichten Vorhängen von grünem Taffet verhüllt waren. Deſto ſtärker erwies ſich aber das belebende Prinzip der

Sonnenſtrahlen in der Familie und Hausgenoſſenſchaft des, in größter Gemüthsruhe ſchnarchenden Haustiranns, bekanntlich ein ſeltener Fall, weil Tirannen in der Regel entweder gar nicht oder nur ſehr unruhig ſchlafen.

Die Wanduhr ſchlug ſechs. Frau Sabine Sandmann flog, leicht wie ein Schatten, aus dem Bette, warf ſich in's Morgenkleid, eilte dann zu den Thüren der beiden Seitenzimmer und klopfte haſtig an jede derſelben. Und ſiehe da! In dem einen Zimmer ſprangen zwei Mädchen in ſchneeweißen Nachtkleidern aus ſchneeweißen Betten; in dem andern zwei rüſtige Jünglinge.

Nun trat Frau Sabine eben ſo eilig in das Vorzimmer, mit den Worten: „Seid ihr in der Höhe?“ — Zwei Stimmen, eine tiefe und eine helle, riefen zugleich ein lautes: „Ja, Euer Gnaden, ja!“ — Die tiefe Stimme gehörte dem Bedienten, der eben ſo groß als mager, eben ſo dumm als furchtſam war; die helle der Köchin, die eben ſo klein als dick, eben ſo klug als muthig war.

## Zweites Kapitel.

### Herr Achatius Sandmann und Frau Sabine.

Während Herr Achatius Sandmann, der Haustirann, ſich noch, in gewohnter Weiſe, des achtſtündigen Schlafes erfreut, will ich die Zeit benützen, meine Leſerinnen, die als Töchter der Stamm-Mutter Eva von Rechts- und Amtswegen neugierig ſein dürfen und ſollen, mit den ſämmtlichen Sandmann'ſchen Leibeigenen, und zwar zuerſt mit ſeiner werthen Ehehälfte, bekannt zu machen.

Frau *Sabine* als *Gattin* das willenloſeſte, als *Mutter* das liebevollſte aller Weſen, war an ihrem ſechzehnten Geburtstage dem Herrn *Achatius Sandmann*, einem ſtrengen, ernſten, wortkargen Achtundvierziger, als nächſtkünftigem Gemal, das heißt, als ihrem nächſtkünftigen Herrn und Gebieter, vorgeſtellt worden. Das gute Kind nahm ihn wirklich *ſo*, wie er ihr gegeben wurde, und die Worte: „Du ſollſt dem Manne unterthänig ſein!" erſchienen ihr als Geſetz und Glaubensartikel. Lange Gewohnheit brachte endlich die Wirkung hervor, daß die gute Frau in aller **Unterthänigkeit** nicht nur gehorchte, ſondern ſogar *gerne* gehorchte, endlich es ſogar *bequem* fand, keinen eigenen Willen haben zu dürfen. Die Gemüthsruhe, deren die Gute ſich dabei erfreute, drückte ſich in ihren ſtillen holden Mienen und in einem gewiſſen lieblichen, ſtereotyp *gewordenen Lächeln* aus.

Wir kommen nun zu den beiden Töchtern.

## Drittes Kapitel.

### Fräulein Blandine Sandmann.

*Blandine*, die jüngere der beiden Töchter des Herrn chatius *Sandmann*, war eine reizende Blondine, ein us Roſen und Lilien zuſammengeſchmolzenes Himmelskind, nd zwar *ſo*, daß ihre Seele einer mackellos reinen *Lilie*, r *Herz* einer mild aufglühenden *Roſe*, die *Wange* einem vereinigten Roſen- und Lilienbeete glich, während eine goldblonde Lockenfülle ihren Engelskopf umgab. Ganz das verjüngte Ebenbild ihrer ſanften, liebevollen Mutter, ſchien ſie auch wie eine liebliche Knospe an dem Zweige der aufgeblühten Mutterblume ihren eigenen Frühling hold anzulächeln. Sie fühlte wohl den ſchmerzlichen Druck der väterlichen Tirannei, wollte aber doch lieber Alles dulden, als irgend etwas dagegen thun oder auch nur ſagen. Man konnte ſie in ihrem Weſen mit der ſtillen, kühlen Morgenrothe eines ſchönen Maitages vergleichen. Sie konnte nur hold lächeln oder ſanft weinen, und es war ſchwer zu entſcheiden, welches von beiden ihr mehr Reiz und Anmuth verlieh. Sie ſchien theils zur Dulderin, theils zur zärtlichſten Liebenden geboren zu ſein, ein Weſen, welches in dem Manne nur die echte Männlichkeit zu lieben vermochte. Ich zweiſle nicht, daß wir an vortrefflichen Weibern keinen Mangel hätten, wenn es nur mehr Männer gäbe, die mit der männlichen Geſtalt auch männlichen Geiſt und Charakter verbänden.

Blandinens liebliches Geſicht trug in ſeinen holden Zügen unverkennbare Spuren von Schwermuth, welche wohl theils von ihrer gedrückten Lage, theils von einer dunklen Ahnung herrühren mochte, daß ſie das Ziel der, von der Natur ihr gegebenen Beſtimmung entweder gar nicht, oder zu ſpät, oder nicht glücklich erreichen werde.

So lebte ſie mit ihrer nächſten Umgebung wie mit aller Welt in Frieden und Harmonie und hing auch mit Innigkeit an ihrer Schweſter Viktorine, obſchon dieſe in den meiſten Eigenſchaften gerade das Gegentheil von ihr war.

## Viertes Kapitel.

### Fräulein Viktorine Sandmann. — Oppoſitionspartei.

Viktorine, eine beinahe blendende Schönheit, ſchien eine geborne Siegerin zu ſein. Ihre dunkeln Augen ſtrömten Lichtſtrahlen aus; Glut brannte auf ihren Wangen, Feuer auf ihren Lippen, wie in ihrem Herzen; über dieſe Lebhaftigkeit webte aber, wie ein ätheriſcher Schleier, das feinſte ſittliche Zartgefühl. Sie wußte den Werth eines geiſtreichen und edlen Mannes zu ſchätzen, äußerte aber bei der leiſeſten Veranlaſſung unverholen ihren Widerwillen gegen männliche Anmaßung und Tirannei. Daher kam es denn auch, daß ſie, theils durch eine gewiſſe Reizbarkeit des Temperaments, theils durch ihre höhern Geiſtesgaben, nicht nur der Mutter und der Schweſter, ſondern ſelbſt den Brüdern, ja manchmal ſogar dem Papa-Haustirann imponirte, ohne daß ſie abſichtlich oder mit klarem Bewußtſein es wollte. Widerſprach Viktorine, ſo geſchah es nur, um demjenigen, dem ſie widerſprach, eine — ihrer Meinung nach — richtigere Anſicht beizubringen, oder um der männlichen Überlegenheit, die ihr ein Dorn im Auge war, furchtlos entgegen zu treten.

Herr Achatius Sandmann nahm ſolche Oppoſitionsverſuche jedesmal ſehr übel auf; er bemühte ſich zuerſt, mit Vernunftgründen zu ſiegen; wollte dies nicht gelingen, ſo nahm er, als letztes Mittel, ſeine Zuflucht zur Stärke der Lunge, um durch ſie die Schwäche der Beweiſe zu erſetzen. Er ſchrie dann ſo laut, daß Blandine und ihre Mutter ſich eiligſt aus dem Zimmer entfernten, die Brüder eine auswärtige Beſchäftigung ſuchten, und die kleine dicke Köchin den groſſen magern Bedienten an der langfingerigen Hand faßte und den Verblüfften hinter ſich aus dem Zimmer zog.

Der pedantiſche Hauspatron gab ſich dann die Miene, Einiges von dem, was er ſah und hörte, weder geſehen noch gehört zu haben; am Ende ſtellte er ſich dann gewöhnlich, um der ſubordinirten Menſchheit die ihr gebührende Geringſchätzung zu bezeigen, zu dem Käfig des alten geſchwätzigen Staares hin, den er mit unverdienten Schmeicheleien und Belobungen überhäufte.

## Fünftes Kapitel.

### Sehnſucht nach dem Frühſtück.

An dem Morgen, mit deſſen lichter Erſcheinung die gegenwärtige Geſchichte beginnt, wartete die ganze Sandmann'ſche Familie mit ängſtlicher Sorgfalt auf das Erwachen des Oberhauptes. Die kleine, dicke Köchin ſtand, mit Kaffehbrennen beſchäftigt, vor dem Feuerherde, der groſe, magere Bediente vor dem Kleiderſtock, die Hülle ſeines gefürchteten Gebieters mit Schlägen bedeckend, wobei er ſeinen geheimen Groll ausließ, indem er ſich den Herrn an die Stelle der Kleider dachte. Frau Sabina ſaß, was ihr in der Gegenwart des Haustiranns nicht geſtattet war, jetzt behaglich auf dem Sofa. Sie ordnete noch Einiges in der eiligſt zu Stande gebrachten Toilette, gähnte mitunter, rieb ſich die ſchlaftrunkenen Augen, blickte von fünf zu fünf Minuten ſorgfältig ſpähend nach der Wanduhr, ſprang, wenn ſie im Nebenzimmer etwas zu hören glaubte, haſtig empor, horchte an der Thüre, und kehrte dann, mit der verdrießlichen Miene einer halb Getäuſchten, halb Gelangweilten, an ihren Ruheplatz zurück.

Die beiden Söhne, der Kanzleipraktikant Polykarp, und der beurlaubte Kadet Fidelis, ſtanden am Fenſter und beobachteten, ihre wechſelſeitigen Bemerkungen einander leiſe mittheilend, die auf dem Marktplatze erſcheinenden Dienſt- und Landmädchen.

Blandine ſaß, von den durch das Fenſter hereinſtrömenden Morgenſtrahlen verklärt, in einem gepolſterten Armſtuhle und las aus einem, in rothem Sammet-Einbande prangenden Buche, mit wohlklingender Stimme ihre Morgenandacht. Vikterine horchte der Schweſter ſo aufmerkſam, als es ihr nur möglich war, indem ſie zu gleicher Zeit auch die Vögel fütterte und mit den freundlichen Sängern freundlich ſprach.

Die beiden Brüder hatten endlich die intereſſante Markt-Revüe beendigt, die Schweſtern ihre Morgenandacht; nun begannen die Einen wie die Andern ihr tägliches Frühgeſchäft, das heißt, ſie klagten einander zu Zwei und Zwei ihre tägliche Haus- Familien- und Lebensnoth, nebſt ihren traurigen Ausſichten in die Zukunft. Blandine ergriff den Strickſtrumpf, Vikterine ſetzte ſich an den Stickrahmen. Geſchah es dann, daß, im Eifer des Geſpräches, Blandine den ihrer Hand entfallenen Strickſtrumpf vom Boden aufzuheben vergaß, oder daß Viktorine den vom Stickrahmen emporgehobenen Oberleib an den Lehnſtuhl in ſüßer Vergeſſenheit zurückſinken ließ, oder daß die lebhaften Brüder zu laut wurden, dann trippelte die ſchüchterne Mutter ängſtlich hin und her, und ermahnte jedes einzelne Glied der Familie, fleißig zu arbeiten, oder wenigſtens eine ſcheinbare Arbeitsſtellung anzunehmen, um nicht etwa dem Vater, welcher jeden Augenblick mit plötzlicher Überraſchung eintreten könne, eine Veranlaſſung zu einem vulkaniſchen Ausbruche ſeines Zornes zu geben.

Während nun die brüderlichen Mägen, voll Sehnſucht nach dem kärglich bemeſſenen Frühſtück, die beiden Sprecher immer einſilbiger, endlich ganz ſtumm machten, ließen die Mädchen, den heißgeliebten Kaffeh in Demuth und Wehmuth erwartend, dem zeitverkürzenden Zungenſpiel, oder vielmehr den zeitraubenden Herzensergießungen freien Lauf.

## Sechſtes Kapitel.

### Zunge, Herz, und Magen. — Ihre Wichtigkeit im Leben.

Es wird mir, wie ich hoffe, wohl Niemand verargen, wenn ich bei dieſer Gelegenheit bemerke, daß Zunge, Herz und Magen im Leben des Menſchen ſehr oft große Rollen ſpielen. Der Redſelige und die Zungenfertige vergeſſen Trank und Speiſe, wenn ſie nur den Strom der Worte loslaſſen können und geneigte oder wenigſtens geduldige Zuhörer finden. Ein volles Herz ſteht gerne mit einem leeren Magen in Verbindung, und ein voller Magen kann nur bei einer gewiſſen Leerheit des Herzens gedeihen.

Wie nachtheilig das liebevolle Herz einer zärtlich geſinnten Köchin auf den leeren Magen eßluſtiger Gäſte zu wirken vermag, iſt eine, allen gebildeten Nationen bekannte Sache. Zunge, Herz und Magen bilden ein Triumvirat, welches nicht lange in Eintracht lebt, weil jedes Mitglied desſelben ſich die Herrſchaft über die andern anmaßen will. Die Zunge verräth das Herz und verdirbt den Magen. Das Herz elektriſirt oder lähmt die Zunge, und ſchwächt den Magen; der Magen erſtickt das Feuer des Herzens und bekleidet die Zunge mit einem weißen Trauerſchleier, um ſeinen übeln Zuſtand anzuzeigen. Zunge, Herz und Magen werfen ſich gar oft zu Tirannen des Menſchen auf, und der von ihnen tiranniſirte Menſch tiranniſirt dann wieder Andere. Und ſo finden wir in der Zungen-, Magen- und Herzens-Tirannei das Vor- und Sinnbild der drei Tirannen dieſer Erzählung, indem die Zunge den Geſchäftstirann, der Magen den Haustirann, das Herz den Liebestirann vorſtellt.

## Siebentes Kapitel.

### Emanzipation. — Ignoranz und Herzensergießungen.

Nach dieſer kleinen Digreſſion, welche die holdſeligſten meiner Leſerinnen mir gewiß verzeihen werden, fahre ich nach Recht und Pflicht in meiner Erzählung fort.

Blandine ſah die Schweſter mit fragenden Blicken an; Viktorine antwortete mit einem Seufzer, von einem wehmüthigen Lächeln accompagnirt, und ſagte: „Es iſt doch wahr und gewiß; daß man in unſerm Hauſe immer und ewig wie in einer Servietten-Preſſe ſchmachtet, und entweder willenloſe Sklavin ſein, oder für eine verwegene Aufrührerin gelten muß. Da mag nun aber mein hochverehrter Herr Vater thun und ſagen was er will, — heucheln kann ich nicht und werde es auch nie lernen. Soll ich keine freie Regung in mir aufkommen laſſen, ſo möchte ich lieber gar nicht leben!“

Blandine erwiederte mit weicher, klagender Stimme: „Das traurigſte von Allem iſt aber, wenn man den nicht heirathen darf, den man liebt, und den heirathen ſoll, den man haßt.“

Viktorine erhob ſich, und ſagte mit feſter, faſt zu lauter Stimme: „Ich dächte, liebe Schweſter, es wäre nöthig, uns bald ſelbſt zu emanzipiren.“

Etwas ſchüchtern als verrufene Ignorantin, erwiederte Blandine der ſtolzblickenden Schweſter: „Das Emanzipiren verſtehe ich nicht; auch hab' ich mich nicht getraut, darnach zu fragen, weil ich bemerkte, daß die Männer über unſere unſchuldigſten Fragen oft lachen; und das iſt für mich etwas Schreckliches!“

Nach einer kleinen Pauſe nahm Viktorine, ein ironiſches Lächeln kaum bemeiſternd, das Wort: „Unſere beiden Bräutigame, die wir auf hohen väterlichen Befehl heirathen ſollen, dürften für uns Ärmſte wohl mehr Wehals Ehemänner werden. Mein Herr Baron Waldſchlag ſcheint für mich eben ſo wenig zu paſſen, als ich für ihn. Er möchte mich tiranniſiren, wie er's den Leuten in allen Geſellſchaften thut, und das duld' ich nicht. Dein Beſtimmter aber, liebes blondes Blandchen, kommt mir vor wie ein civiliſirter Nordwind, der ſich für einen liberalen Weſtwind ausgibt; er wird aber dich flaumenweiche Blume gewaltig zerblättern, bis du ganz zerknickt am Boden liegſt, während mein Herr Baron ſich vergebens bemühen würde, mich in ein Automat zu verwandeln.“ —

Blandine ſah die deklamirende Schweſter mit thränenfeuchten Augen und wehmüthigen Blicken an, dann ſagte ſie, leiſe ſeufzend: „Ein hartes Schickſal! deſſen ungeachtet aber, liebe Schweſter, muß ich offenherzig bekennen, daß ich mir doch lieber Alles gefallen laſſen möchte, um nur aus der väterlichen Tirannei zu kommen, und Frau zu werden.“ —

Viktorine rümpfte das Näschen und fragte ſchelmiſch: Du eine Frau? Du wirſt eine Frau in Deinem ganzen Leben ſo wenig als unſere gute Mutter eine geworden iſt. Eine Frau heißen und eine Frau ſein, iſt leider zweierlei. Ich aber bin feſt entſchloſſen, mein Äußerſtes daran zu wagen, um da, wo ich als Frau eintrete, auch wirklich Frau zu ſein, das heißt, ich werde alle meine Pflichten ſtreng beobachten, aber auch alle meine Rechte behaupten.

## Achtes Kapitel.

### Erſter Auftritt des Haustiranns.

Viktorine wollte ihre heroiſchen Geſinnungen eben noch kräftiger darſtellen, als plötzlich — ein Glöckchen im väterlichen Schlafgemach ertönte, deſſen Silberklang die ganze Familie wie ein elektriſcher Schlag durchzuckte. Frau, Brüder und Schweſtern, die kleine dicke Köchin und der große hagere Bediente — Alle wurden vor Schrecken über das Silberglöckchen dumm und ſtumm; ſie fuhren durch einander wie die Narren, und begingen eine Ungeſchicklichkeit, eine Abſurdität auf die andere, indem ſie ſich aus Eifer, ſo ſchnell als möglich in das väterliche Schlafkabinet zu kommen, durchkreuzten und ſtießen, bis endlich, dicht gedrängt, wie eine Schafherde im Gewitter, die ganze Familie beinahe zugleich, durch die ſchmale Thür, wie ein Strom durch die Felſenkluft, in das Heiligthum des noch auf dem Bette ſitzenden Herrn Achatius Sandmann hineintobte, um die mit kathegoriſchem Imperativ ihnen aufgetragenen Dienſte mit möglicher Emſigkeit und Eile zu verrichten.

Frau Sabina, vorſchreitend den Nachkömmlingen männlichen und weiblichen Geſchlechtes, trug das Waſchbecken und bot dem hoheitblickenden Ehegemahl den Morgengruß nach vorgeſchriebener Weiſe; ihr folgte Viktorine mit dem Handtuche, Blandine mit den Pantoffeln, der Kanzlei-Praktikant Polikarp mit dem Schlafrock, der beurlaubte Kadet Fidelis mit dem langen türkiſchen Tabakrohr und dem mit Silber beſchlagenen Meerſchaumkopfe in der rechten, den brennenden Fidibus in der linken Hand.

Nachdem das unterthänige Perſonale, die Ehehälfte nicht ausgenommen, der hingehaltenen väterlichen Hand den vorgeſchriebenen Kuß mit gebührender Langſamkeit gehörig applizirt hatte, begann jedes derſelben die ihm zugewieſene Dienſtleiſtung beim Waſchen und Ankleiden des gewaltigen Hausregenten, welcher, während Frau Sabina die Perücke auf ſein Haupt ſetzte, Tabakrauchwolken zu dampfen anfing. Nun ſchritt er im häuslichen Morgenkoſtüm ernſt und mit majeſtätiſcher Haltung, von ſeinem Gefolge begleitet, in das Geſellſchaftszimmer, machte, ſelbſt das geringfügigſte Hausgeräth mit ſtrengem Blicke muſternd, die Runde, und trat dann an den Kaffehtiſch. Die kleine dicke Köchin brachte das Frühſtück; der große hagere Bediente ſtellte ſich hinter den für den Herrn und Gebieter obenan ſtehenden Lehnſtuhl, und ordnete die Schlafrock-Drappirung des ſich Setzenden. Frau Sabina verrichtete ihr Amt als Mundſchenkin mit freundlicher Miene; ſie präſentirte zuerſt dem Selbſtherrſcher eine Schale mit Überguß, nachdem dieſe geleert war, eine zweite, endlich eine dritte. Nun erhielt jedes Kind eine Schale ohne Überguß; zuletzt bedachte die gutmüthigſte aller Hausfrauen ſich ſelbſt mit einer Schale, die eine Art von halbem Überguß zu haben ſchien. Während des Frühſtückgenußes herrſchte tiefe Stille; nachdem der Haustirann die dritte Schale behaglich geleert hatte, gab er der Nachkommenſchaft einen Wink aufzuſtehen, und Alle ſprangen in demſelben Augenblicke wie von Federn geſchnellte Maſchinen, von ihren Seſſeln empor.

## Neuntes Kapitel.

### Hausordnung.

Eh' ich in der Erzählung fortfahre, muß ich noch Einiges von den Eigenheiten des Herrn Achatius Sandmann und von ſeiner Hausordnung berichten. Er hatte für jeden der ſechs Wochentage, ſo wie für Sonn- und Feiertag, ein eigenes Kleid. Frau und Töchter mußten, ungeachtet aller ihrer Gegenvorſtellungen, Kleider von gleichem Stoffe, gleicher Farbe und gleichem Zuſchnitte tragen. Eben ſo trug der Kanzlei-Praktikant Polikarp und der Kadet Fidelis, wenn er als beurlaubter in Civilkleidern umherwandelte, die gleiche Farbe mit dem Vater, denn es wurde von jedem Stoffe für beiderlei Geſchlechter jedesmal ein gemeinſchaftliches Stück angeſchafft und verwendet. Der Schreibkaſten des Herrn Achatius Sandmann war ſtets verſchloſſen, und das in demſelben verwahrte Geld blieb den Untergebenen ein Weſen aus einer fremden Welt, welches ſie beinahe nur dem Namen nach kannten. Ein Geſchenk in klingender Münze erſchien ihnen wie ein Komet.

Nach genoſſenem Frühſtücke beſtimmte Herr Sandmann jedem Unterthan ſein Tagewerk. Waren für dieſe gnädige Beſcherung die gebührenden Reverenzen und Handküſſe erfolgt, ſo ergriff der Potentat Hut und Stock, wiederholte den ſtrengen Befehl zur Verrichtung der bemeſſenen Arbeit, und ging mit einem gnädigen Kopfnicken zur Zimmerthüre hinaus; die begleitende Familie ſchloß die Thür und — athmete frei.

Schlag ein Uhr kam er wieder nach Hauſe, und wurde mit einer Furcht, welche die Geſtalt ſchmeichelnder Liebe annahm, empfangen. Er ließ ſich nun zuerſt die Arbeiten zeigen, welche die Töchter und die Söhne, dem erhaltenen Auftrage gemäß zu Stande gebracht haben ſollten; dabei gab er den Tadel durch harte Worte, die Zufriedenheit durch Stillſchweigen zu erkennen. Endlich ſetzte man ſich zu Tiſche, obenan das Oberhaupt, von deſſen eigenen Händen, Jedem ſein beſcheidenes Theil vorgelegt wurde, das Brot insbeſondere in winzigen Stückchen, von welchen nach jeder Speiſe ein Biſſen zu nehmen, dann ein Glas Waſſer zu trinken angeordnet war. Während des ganzen Mittagsmahles wurde nur dann geſprochen, wenn es dem Haustirann eine Frage zu ſtellen beliebte. Fand er ſich geneigt, in hocheigener Perſon einen guten Einfall, den der Zufall ihm brachte, von ſich zu geben, ſo war es nicht nur erlaubt, ſondern ſogar vorgeſchrieben, gebührender Weiſe zu lachen, oder nach Umſtänden pflichtſchuldigſt nur zu lächeln.

Meine Leſer werden ſich's wohl ſelbſt denken, daß die ganze Familie ſich höchlichſt freute, wenn ſie eine langerſehnte Gelegenheit fand, laut werden zu dürfen. Frau Sabina pflegte dann als prima Donna zu lachen; ihr ſekundirten die vier Kinder; dieſen geſellte ſich endlich die kleine dicke Köchin und der große hagere Bediente, welche Beide, auf der Thürſchwelle ſtehend, ihr verſchmelzendes Gelächter in das Zimmer hineinſchallen ließen.

Manchmal geſchah es dann, daß ſogar auf dem Geſichte des Haustiranns die Amts- und Herrſchermiene einem bitterſüßen Lächeln Platz machen zu wollen ſchien.

## Zehntes Kapitel.

### Leidige Freuden.

Nach einer glücklichen Mahlzeit ſeltener Art pflegte ſich dann alljährlich an einem Sommertage von wolkenloſer Schönheit ein Wunder zu ereignen. Der Machthaber, wie von der plötzlichen Eingebung eines guten Geiſtes beſeelt, gebot den erſtaunten Hausgenoſſen, ſich fertig, nämlich marſchfertig zu machen, indem er dem Volke verkündigte, er ſei geſonnen, heute ein Freiſchießen zu geben, das heißt, er wolle ſie einmal aus ihrem Kerker in die freie Natur hinausführen. Hierauf brach ein allgemeiner Jubel los; allein der ſtrenge Herrſcherblick und das darauf erſchallende Wörtchen: „Ruhig!“ beſchwichtigten ſogleich den Tumult unſchuldiger Freude. Dieſes ominöſe Wörtchen: „Ruhig!“ bewährte auch bald in ſeinen Folgen ſeine Wirkſamkeit; denn der Jubel über das Feſt im Schooße der ſchönen Natur ging wirklich ſo ruhig vor ſich, daß die Familie in tiefer Stille über den Genuß des, mit mathematiſcher Genauigkeit nach der homöopathiſchen Methode ihr zugewieſenen Glückes in ihre

Wohnung zurückkehrte, wo dann die, an Frugalität und Schweigſamkeit gewohnte Gattin vor das Oberhaupt, oder vielmehr, verſteinernde Gorgonenhaupt der Familie hintrat, Dank und Huldigung darzubringen, während die Kinder, die dargereichte väterliche Hand mit niedergeſenkten Augen küßten. Man hätte bei ſolchen Jubelſcenen allerdings mit Tiek ausrufen können:

»Ach, gar zu beſcheiden
»Sind doch ihre Freuden,
»Und kaum von den Leiden
»Zu unterſcheiden.« —

Der Tirrannulus gab nun Hut und Stock an die beiden Söhne ab, ſetzte ſich in den Armſtuhl und wurde, mit genauer Beobachtung des, jedem Familiengliede zugetheilten Geſchäftes, mit Schlafrock, Nachtmütze und Pantoffeln bekleidet, wonach er ein Glas Wein trank, während die Umgebung das, der Geſundheit wegen angeordnete Glas Waſſer zu ſich nahm. Während Herr Achatius Sandmann, das zweite Glas Wein in kleineren Zügen ſchlürfte, mußten ſich die Unterthänigen vorgeſchriebener Maßen, in das Bette begeben. Er ſelbſt machte dann die Runde, und verſenkte ſich, nachdem ihm aus allen Ruheſtätten vielſtimmig eine gute Nacht zugerufen ward, endlich in das eigene Bett.

## Eilftes Kapitel.

### Tirannen-Terzett.

Die Zeit dieſes Hausfriedens will ich benützen, nicht nur die Silhouette des Haustiranns, ſondern auch einige Umriſſe zu den Porträts eines Tiranns in der Liebe, und eines Geſellſchafts-Tiranns zu zeichnen; weil auch dieſe zwei Exemplare der verkrüppelten Menſchheit in der Geſchichte, welche ich der Leſewelt mittheile, eine nicht unbedeutende Rolle ſpielen werden. Ich habe mehrere Auflagen von dieſen Charakteren geſehen und ſtudirt, und glaube daher ein ziemlich treues Gemälde entwerfen zu können. Der Haustirann beherrſcht eine ganze Familie, während der Tirann in der Liebe ſeine Herrſchaft nur über eine einzige Perſon, nämlich über die auserwählte, höchſt glückliche Geliebte ausübt. Beide gleichen einander aber darin, daß ſie nicht wie Deſpoten, ganze Völker und Reiche zermalmen, und Ströme von Blut vergießen, ſondern nur Herzen zerquetſchen, nicht den Leib, ſondern nur die Seele ihrer Unterthanen tödten, und mehr gefürchtet, als geliebt ſein wollen. Bemerken muß ich hier, daß die Tirannen im Zeitraume der Liebe und des Brautſtandes in der darauffolgenden Ehe manchmal geſtürzt werden, endlich nach abgelegter Tirannei, unter die ſüße Herrſchaft des Pantoffels kommen, wogegen die eigentlichen Haustirannen ſich vor wie nach der Ehe, als eigenſinnige und harte, aber gewöhnlich als rechtliche, ordnungsliebende Leute zeigen.

## Zwölftes Kapitel.

### Ein Tirann in der Liebe

präſentirt ſich gegen die Erwählte, die er zu heirathen, das heißt, zur Sklavin zu machen gedenkt, gefällig und geſchmeidig, ſo lange bis er ihr Herz vollkommen beſiegt und in ſeiner Gewalt hat. Iſt ihm dies gelungen, dann herrſcht und gebietet er über das willenloſe Geſchöpf, welches ſich im Zuſtande der Unterjochung ſeiner unbegränzten *Willkür* oder — wie er es zu nennen beliebt, — ſeiner *höhern Einſicht* ohne den geringſten Widerſpruch fügen muß. Er bedient ſich zwar keines Dolches, keines Giftbechers, aber er redet *Dolche*, wie *Hamlet*, und ſeine giftigen Blicke wirken tödtlicher, als alle Blauſäure. Die Geliebte ſpielt nun die Rolle einer Lebendig-Todten. Sie darf keine Kleider von anderm Stoffe, anderer Form, anderer Farbe tragen, als ſolche, welche ihr liebender Tirann billigt.

Gehen wir nun weiter! *Sie* liebt den Tanz. Er haßt ihn; ſie muß nun ihrem Vergnügen ohne Widerrede entſagen. Er findet, die Luſtigkeit ſei etwas Unſchickliches für Frauen und Mädchen, und das herzliche laute Gelächter ſei unanſtändig; ſie muß nun ein ernſthaftes Weſen annehmen und darf nie lachen, höchſtens lächeln. Geſund und ſchmackhaft dürfen nur diejenigen Speiſen ſein, die *ihm* behagen; will *ihr* eine andere beſſer munden, ſo erſcheint ſtatt des Lieblingsgerichtes — eine Strafpredigt. Weihrauch zu ſtreuen pflegt er nicht; zu einiger Vergütung dafür beräuchert er ſie mit — Tabakqualm. Befindet er ſich mit ihr in einer Geſellſchaft, ſo befindet ſie ſich doch nur in ſeiner Geſellſchaft, und die Anweſenden ſind gleichſam nur Schauſpieler, denen ſie in gehöriger Entfernung zuſehen und zuhören darf. Er gebietet aufzubrechen, und ſie verläßt den Salon mit dem wehmüthigen Lächeln der Hingebung an den tiranniſchen Halbgott.

## Dreizehntes Kapitel.

### Der Geſellſchafts-Tirann.

Um nun auch den letzten des tiranniſchen Triumvirats, den Geſellſchaftstirann, in der Nähe kennen zu lernen, beliebe ſich der Leſer einen mit Gäſten angefüllten Geſellſchaftsſaal zu denken! Der Tirann tritt ein; die Blicke aller Anweſenden ſind auf ihn gerichtet. Er grüßt nach allen Seiten mit feinem Anſtande, faßt aber Jeden ſcharf in's Auge. Die Frau und der Herr vom Hauſe, und nach ihrem Beiſpiele, auch die meiſten der geladenen Gäſte, vergöttern ihn, weil er — ſich ſelbſt vergöttert. Alle Gegenwärtigen laſſen ſich jetzt nur con sordini vernehmen; er ſelbſt iſt der Dämpfer, der niederſchlagende Geiſt. Er nimmt ſogleich das Wort, er läßt ſeine Beredſamkeit ſtrömen, ſeinen Witz ſpielen; man horcht, man belächelt und bewundert jeden Einfall, den verſtandenen, den halb verſtandenen, den gar nicht verſtandenen. Der Tirann hört plötzlich auf zu ſprechen; ſein Auge fixirt die Spieltiſche; man ſetzt ſich; er duldet nur ein

L'hombre oder Boſton, höchſtens noch ein Whiſt; wer ein anderes Spiel wünſcht, der ſteht ihm fünfzig Jahre hinter dem Geiſte der Zeit zurück. Er ſpielt nicht nur Karten, ſondern auch den Diktator; nur er hat das Recht, zu tadeln und zu loben. Nach geendigtem Spiele beginnt abermal ein Geſpräch, bei dem er den Ton angibt; ſeine Anſichten ſind allein die wahren, ſeine Meinungen allein die unfehlbar richtigen. In jedem Hauſe, welches er beſucht, müſſen die Geräthſchaften der Zimmer ſo ſein, wie ſein guter Geſchmack es fordert. Man willfahrt ihm, weil es nach und nach zur Gewohnheit geworden iſt, ihm nachzugeben; Niemand wagt es, ſich mit ihm in einen Zank oder Widerſpruch einzulaſſen.

Nun folgen im Salon die beliebten muſikaliſchen Produktionen. Mina und Nina quälen ſich ſelbſt und die Geſellſchaft mit italieniſchen Bravour-Arien, und zwar blos deshalb, weil der allgewaltige Geſellſchaftstirann ſich nun einmal beſtimmt ausgeſprochen hat, daß der italieniſchen Singſtimme und Singkunſt der Rang vor der deutſchen gebührt. Er klatſcht, Alle klatſchen nach; er ſchweigt, und es rührt ſich kein Mund, keine Hand. Nun ſoll noch ein Stündchen getanzt werden, die Mehrzahl der Tanzenden ſehnt ſich zwar nach dem Walzer; er hat ſich aber für den Kotillon erklärt, man tanzt einen Kotillon, den er ſelbſt anführt.

Man ſetzt ſich endlich zu Tiſche. Er rangirt die Damen und die Herren, die Schüſſeln und die Flaſchen; er empfiehlt oder verwirft dieſes oder jenes Gericht, dieſen oder jenen Wein, und ordnet an, wie viel oder wie wenig davon zu genießen ſei. Endlich gibt er das Zeichen zum Aufbruche, und die Geſellſchaft geht zu Ende, nicht aber ſeine Tirannei, denn er quält zuletzt noch die Fräuleins mit dem Abkühlen und Anziehen der Überkleider, die jungen Herrn mit vielerlei Aufträgen und Dienſtleiſtungen für die Damen. Im Nachhauſegehen ſpricht dann Eines zum Andern: „Ein ſcharmanter Menſch! Er hat aber ſeinen eigenen Kopf; man muß ihm pariren, man mag wollen oder nicht.“ —

Zur Vollendung dieſes Charakterbildes will ich noch bemerken, daß die Atmoſphäre ſolcher Salon-Deſpoten immer etwas Niederdrückendes hat, wie ſchwüle Gewitterluft. Sie dulden es nicht, daß irgend ein Weſen im geſellſchaftlichen Leben neben ihnen einen freien Aufſchwung nehme. Fremder Wille muß ſich von ihnen wie Zucker im Waſſer auflöſen laſſen; fremde Talente müſſen ſich beſcheiden verbergen, bis das Tirannchen ſie hervorruft, und die Fröhlichkeit muß ſich von ihm eine Einlaßkarte in das Geſellſchaftstheater des Lebens erbitten. Wolle ja Keiner es wagen als Sternlein zu ſchimmern, wo Jener als Sonne zu ſtrahlen verlangt. Redet er, ſo müſſen alle Übrigen ſchweigen. Iſt er nicht wohlgelaunt, ſo duldet er nur ernſte Geſichter um ſich; iſt er luſtig geſtimmt, ſo gibt er Jedem, der es nicht iſt, einen Verweis. Er ſpricht gewöhnlich nur von ſich; wer ihn nicht zum Feinde haben will, darf gleichfalls entweder nur von ihm oder wenigſtens nur vorzugsweiſe zu ihm ſprechen. Wer irgend etwas in ſeiner Gegenwart erzählt, muß ſich Berichtigungen, Belehrungen und Tadel gefallen laſſen, indem er ſelbſt Alles beſſer weiß, als jeder

ndere. Weh Jedem, der die Superiorität und den Direk-
ionsgeiſt des Tirannulus nicht gehörig anerkennen will! Er
ährt im Triumphwagen, welchen die übrigen Gäſte um-
ingen müſſen. Junge Dichter erhalten nur dann, wenn
ie ihm den Hof machen, die Erlaubniß, ihre Produkte
m Salon vorzuleſen.

Sonderbar iſt es, im Allgemeinen geſprochen, daß ein
Menſch den andern tiranniſirt; noch ſonderbarer iſt es aber,
aß ſich in den geſelligen Verhältniſſen ſehr Viele finden,
ie tiranniſiren wollen, aber noch Mehrere, die ſich ti-
an iſiren laſſen.

## Vierzehntes Kapitel.

### Muth und Feigheit des Haustiranns.

Ich konnte zwar noch verſchiedene Charakterzüge auch
n den weiblichen Haus-Liebes- und Geſellſchafts-
irannen, ſammt ſatyriſchen Bemerkungen, darüber beifü-
n; ich muß mich jedoch deſſen enthalten, um ſo, wie
h's gebührt, in meiner Erzählung fortzufahren.

Ein Tirann, der ſeine nächſte Umgebung zu Boden
ückt und ihr alle Lebensfreude verkümmert, folglich im
milienkreiſe als eine furchtbare Perſon erſcheint, nimmt
in einiger Entfernung oder in weniger engen Verhältniſſen
t Menſchen, die nicht ſeine unmittelbaren Unterthanen
d, bei weitem nicht ſo ſchrecklich aus.

Das war auch der Fall mit unſerm Herrn Achatius
andmann, der nur diejenigen tiranniſirte, die ſich ti-

ranniſiren ließen, oder laſſen mußten. So z. B. wußte er den Bedienten, der eben ſo groß als mager, eben ſo dumm als furchtſam war, in dem Grade einzuſchüchtern und zu zerknirſchen, daß Hände und Füße ihm den Dienſt verſagten und ſein bischen Verſtand ſich in Unſinn auflöste. Dagegen wußte die eben ſo dicke als kleine, eben ſo pfiffige als beherzte Köchin dem Gebieter bedeutend zu imponiren, ja ſogar eine förmliche Oppoſition zu bilden. Sie erkühnte ſich manchmal, wenn ſie eben nicht guter Laune war, gegen den Herrn Tirann ſchnippiſch zu ſein, und der gewaltige Herr Tirann pflegte dann nichts dagegen zu ſagen, oder mit einer, halb leiſe vor ſich dahin gebrummten italieniſchen Arie finſtern Blickes, doch nicht ohne Würde — aus dem Zimmer zu ſchreiten. Daß aber die kleine dicke Köchin eine förmliche Oppoſition zu bilden wagte, dies hatte ſeinen guten Grund, und verhielt ſich eigentlich folgendermaßen: Die alte, dicke Jungfer Eva oder Eveline war, als ſie ſich noch der Jugend und einer ſchlanken Taille erfreute, Kindsmädchen im väterlichen Hauſe des Herrn Achatius Sandmann; die Kinder wurden aber mit jedem Tage älter, und das Kindsmädchen desgleichen, was endlich ſo weit ging, daß die immer älter werdende Eveline allmälig alt wurde, und in Folge deſſen, diejenige Schonung genoß, die man auch einem verdienten alten Hausmöbel angedeihen läßt. Da ſie aber den Ehrgeiz beſaß, bei aller Ehrfurcht, die man ihr bewies, im Hauſe weder müßig noch überflüßig zu ſein, das heißt, kein Gnadenbrot eſſen zu wollen, ſo verlegte ſie ſich noch in ihren alten Tagen, wie Kato, der mit ſiebenzig Jahren noch griechiſch zu lernen anfing, auf die Kochkunſt. Als gute und wirthſchaftliche Köchin wußte ſich Eva, in ihrer Blüthenzeit Evelina genannt, bei Jung und Alt im Hauſe in ſolchem Reſpekt zu ſetzen, und ſolchen Einfluß zu gewinnen, daß in allen bedenklichen Fällen nicht nur Frau Sabine Sandmann, ſondern auch die jungen Sandleute ſich hinter ſie ſteckten, wenn ſie bei dem alten Herrn etwas durchſetzen, oder von ihm etwas erlangen wollten. Und ſo wurde denn Eva unter den vielen Furchtſamen im Hauſe, allmälig die einzige Furchtloſe.

Die Tirannei des Haustirranns beſchränkte ſich aber wirklich nur auf ſein Haus und auf die Hausleute; ſobald er in ein anderes Haus oder unter andere Menſchen trat, war auch er ein anderer Menſch in einer andern Welt. Eben ſo ließ er auch diejenigen, die, wie z. B. Arbeitsleute, von ihm abhingen, ſeine Herrlichkeit nur in ſeinem Hauſe fühlen: außer dem Hauſe ſchien er aber ganz in ein anderes Weſen verwandelt zu ſein.

## Fünfzehntes Kapitel.

### Toilette des Haustiranns. — Konflikt der drei Tirannen.

Das Frühſtück war eingenommen. Herr Achatius Sandmann begab ſich in das kleine Kabinet, um Toilette zu machen, wobei nicht weniger als vierzehn dienſteifrige Hände beſchäftigt waren. Von dieſen vierzehn Händen, gehörten zwei ſeiner Ehehälfte, vier den beiden Töchtern, vier den zwei Söhnen, zwei der kleinen dicken Köchin, und zwei dem langen hagern Bedienten, welche vierzehn Hände ſämmtlich in ihrer Mühewaltung wetteiferten, um ein Maximum von Thätigkeit, Geſchicklichkeit, Geſchwindigkeit und Geduld zu entwickeln. Der ſchweigſame, übellaunige, ungeduldige Haustirann forderte, daß dieſes ihm läſtige Geſchäft der Bekleidung und Ausſchmückung ſeiner irdiſchen Hülle mit höchſter Sorgfalt und mit höchſter Aufmerkſamkeit und Gewandtheit betrieben werde.

Herr Achatius Sandmann hatte kaum ſeine Toilette vollendet, und ſeine petrifizirte Geſtalt mit den durchdringenden Blicken ſcharfer Selbſtbeſchauung im großen Stehſpiegel gemuſtert, als der lange hagere Bediente mit weit ausgreifenden Schritten und weit geöffnetem Munde in das Kabinet hineinſtolperte und nach einer tiefen Verbeugung dem Gebieter kund that, der Herr Baron von Waldſchlag und der Herr Salinenrath von Frankenhorſt ſeien zum Beſuche gekommen und ſäßen auf dem rothſeidenen Sofa im ſogenannten Salon.

„Ei, ei! wirklich? in der That?“ Der Haustirann ſagte dies nur in der Abſicht, um unter dem durchlöcherten Mantel dieſer fadenſcheinigen Worte ſeine Verlegenheit über den unerwarteten Beſuch zu verbergen. Der Bediente ſtand, einer Antwort entgegen horchend, lange ſteif und bewegungslos mit weit offenem Munde.

Der Haustirann nahm wieder das Wort und ſagte: „Hm!“ zu früh und zu ſpät, wie man es nehmen will.“ — Der Bediente glotzte mit vorliegenden Augen, die Söhne verhielten ſich mit den Sacktüchern den Mund, die Töchter errötheten und hefteten die Augen auf den parketirten Boden, und das Geſicht der Ehegenoſſin ſtellte ein ſchüchternes Fragezeichen vor.

Herr Sandmann, der ſich endlich geſammelt hatte, erhob nun die Stimme und ſagte: „Zu früh — weil es noch zu früh am Tage iſt; zu ſpät, weil ich ſchon in's Amt gehen ſoll.“ — „Alſo!“ (ſagte der Bediente). „Zu früh und zu ſpät! Sehr wohl Euer Gnaden!“ Damit wollte er fort. „Wohin?“ ſchrie Herr Sandmann mit dunkelrothem Angeſicht. „Wohin? (erwiederte der Bediente) Meine Poſt ausrichten.“ — Ihm entgegnete der Gebieter.“ Eſel! Seine Poſt lautet: „Ich ließe mich empfehlen und würde ſogleich erſcheinen. Verſtanden, Eſel!“ „Sehr wohl!“ — „Nun ſo geh Er ſeiner Wege!“

Der Bediente ging, die Poſt mit leiſem Gemurmel wiederholend, aus dem Kabinete; der Haustirann rief ſeinen Unterthanen zu: „Macht euch fertig!“ und folgte dem Bedienten.

Eh Herr Sandmann in den ſogenannten Salon eintritt, finde ich es nöthig, die Leſer mit den zwei Beſuchenden etwas näher bekannt zu machen.

Baron Waldſchlag, Erſtgeborner und Majoratsherr, wurde als das Lieblingskind ſeiner Eltern und zahlreichen Verwandten wie ein Weltwunder vergöttert, obſchon unbefangene Fremde ſich ſehr darüber wunderten, daß man Eitelkeit, Eigenſinn und Anmaßung, Eigenſchaften, die uns im Leben leider nur zu oft begegnen, ſchon an einem Knaben bewundern könne. Die Eltern und ihr Echo, die nächſten Verwandten, fanden indeß Alles, was der Knabe ſagte, ſchön, und Alles, was er that, war recht. Weh Jedem, der ihm irgend einmal Unrecht geben, oder die ſogenannten unverkennbaren Spuren des Genies an ihm nicht erkennen wollte. Seine Lehrer mußten ihm huldigen, das Hausgeſinde mußte ihm blindlings gehorchen. Da nun alle Gäſte dem kleinen Hugo, wenn ſie die Gunſt der Eltern erobern oder erſchleichen wollten, die Cour machen mußten und das vorlaute Duodez-Männchen der Gegenſtand der allgemeinen Aufmerkſamkeit wurde, ſo geſtaltete dieſes ſich allmälig zu einem winzigen Salon-Tiranne. Als Hugo in der Folge die Univerſität bezog, wußte er ſich, ſo ſeicht und oberflächlich er war, einen ſolchen Schein von Fleiß und Gründlichkeit zu geben, daß man ihm unverdiente Hochachtung zollte. Die Alles beſprechenden Tagesblätter und das Alles umfaſſende Converſations-Lexikon zogen ihn bald ſo mächtig an ſich, daß er Alles zu wiſſen und zu verſtehen glaubte, folglich auch ſich erlaubte über Alles zu ſprechen und abzuſprechen, zu urtheilen und abzuurtheilen. Da nun ſehr viele Menſchen ſo beſchaffen ſind, daß ſie Jeden für das gelten laſſen, wofür er ſich ausgibt, ſo geſchieht es, daß derjenige, der imponiren will, ihnen auch imponiren kann. Wird etwas in eine Wagſchale mit Gewalt hineingeworfen, ſo drückt es dieſelbe auch gewaltig hinab und ſcheint viel gewichtiger zu ſein, als es wirklich iſt.

Der Charakter ſolcher Menſchen, in denen Eigendünkel und Anmaßung vorherrſchen, konſolidirt ſich früher als jener der Schüchternen und Beſcheidenen. Das war auch der Fall mit dem jungen Baron Waldſchlag. Er trat, als er kaum die Univerſität verlaſſen hatte, in den Staatsdienſt, dadurch auch in viele Verbindungen und geſellſchaftliche Verhältniſſe, widerſprach, deklamirte, und wußte Alles beſſer, bis es ſeiner eiſernen Feſtigkeit und hohen Meinung von ſich ſelbſt gelang, ſich zum Tonangeber, endlich zum Geſellſchafts-Tiranne emporzuſchwingen, indem er ſtolze Würde mit feinem Anſtande zu vereinigen, und ſeine theils wirklichen, theils ſcheinbaren Talente der ſchönen und großen Welt wie einen wohl façetirten Diamanten bald blendend in die Augen ſchimmern zu laſſen, bald kokettirend zwiſchen den Fingern zu verbergen wußte.

Der Salinenrath Frankenhorſt, ein ſchöner Mann von zartem Körperbau und feiner Geſichtsbildung, war mit der Welt und mit ſich ſelbſt etwas zerfallen, Melancholie der vorherrſchende Zug in ſeinem Weſen. Tiefe Innigkeit des Gemüthes beſtimmte ihn zur Hingebung und Zärtlichkeit, in welcher jedoch die Reizbarkeit ſeines Temperaments und eine düſtere Weltanſicht ihn oft gewaltig unterbrächen. Die Knaben- und Jünglingsjahre ſeines Lebens brachte er in der Schule des Unglücks und der Widerwärtigkeiten zu. Endlich ſchien die Liebe die Nacht ſeines Lebens erleuchten zu wollen; es blieb aber auch beim Scheine, deſſen trügeriſches Irrlicht ihn nur in Schluchten und Meergründe führte. Mehrere Male getäuſcht oder zurückgeſetzt von Mädchen, auf deren Liebe und Treue er wie auf Felſen gebaut hätte, beſchloß er feierlich, dem tiranniſirenden Geſchlechte ein Tirann zu werden, wozu ihm auch angeborne und erworbene Vorzüge einen großen Vorſchub leiſteten. In der Art aber, wie ſein Inneres ſich nun geſtaltete, konnte Frankenhorſt, ſo ſehr auch das einnehmende Aeußere und ſein geiſtreiches, gefühlvolles Weſen die weiblichen Herzen an ſich zog, weder glücklich werden, noch glücklich machen. Der oft Getäuſchte verfiel in Widerſprüche mit ſich ſelbſt. Ein holdes, liebevolles Weib zu erringen, ward das höchſte Ziel ſeines Strebens, und dennoch konnte er den Unglauben gegen weiblichen Werth und gegen die Wahrhaftigkeit weiblicher Liebe nicht beſiegen. Er kannte kein größeres Glück auf Erden als wechſelſeitige vertrauenvolle Hingebung, und dennoch blieb er mißtrauiſch; er ſchmachtete nach dem Glück der Liebe, und dennoch war er beinahe ſchon ein Weiberfeind geworden. Daher kam es, daß diejenige, die er ſich zur Geliebten erwählte, nach ſeinem feſten Entſchluſſe es ſich gefallen laſſen mußte, ſeine willenloſe Beute, das heißt, beinahe nichts zu ſein, um ihm ſein Alles zu werden.

Solche Geſinnungen und Lebensanſichten nährten der Freiherr von Waldſchlag und der Salinenrath Frankenhorſt, als Beide, einander zugethan und doch in unaufhörlichem Zwiſt, mit dem Herrn Achatius Sandmann und ſeiner Familie in nähere Verbindung traten.

## Sechzehntes Kapitel.

Der Repräſentant des Zeitgeiſtes. — Doppelgeſtalt und Zweizüngigkeit. — Ein Gewitter ohne Blitz und Donner.

Herr Achatius Sandmann, der Haustirann, trat in den Salon mit etwas ſteifer Würde und mit dem feſten Vorſatze, den beiden Herren wohl für die Ehre ihres Beſuches zu danken, ihnen aber zugleich merken zu laſſen, daß ſie eben nicht die ſchicklichſte Zeit dazu gewählt hätten. Der Salinenrath ging ihm zwar mit ſeinem ſtereotypen, bitterſüßen Lächeln entgegen, ließ es jedoch nicht im Geringſten an der gebührenden Höflichkeit mangeln. Herr Sandmann erwiederte Gleiches mit Gleichem, und Beide freuten ſich von Herzen, als die wechſelſeitigen Komplimente abgethan waren.

Eine ſehr kontraſtirende Scene begann, als Baron Waldſchlag mit lauter Stimme hervortrat und dem Haustirann zurief: „Aber, beim Bart der Kometen! Freund Sandmann! wie ſehen Sie aus? Ihre Geſichtszüge ſind petrifizirt, und auf Ihrer Stirne liegt ein ſchlafendes Jahrhundert. Das kommt aber einzig daher, daß Sie, von Ihrem pedantiſchen Weſen gefeſſelt, hinter dem Geiſte der Zeit zurückbleiben. Sie müſſen hinaus in die Welt, ſonſt verkümmern und vertrocknen Sie ſammt Ihrer ganzen Familie. Huldigen Sie dem Geiſte der Zeit! Das hat ungeheure Vortheile. Die geiſtloſeſten Menſchen erhalten einen gewiſſen Schein von Geiſt, wenn ſie ſich wenigſtens wie Schachfiguren vom Zeitgeiſte hin und her ſchieben laſſen.

Ich bin aber — das ſag' ich Ihnen, und alle Salonwände werden es wiederhallen, — ich bin der perſonifizirte Repräſentant des Zeitgeiſtes. Folgen Sie mir, ſo werden Sie gut daran ſein! Heraus mit Ihnen aus Ihrer alltäglichen Langweiligkeit! Wo nicht, ſo werden Sie in einen Bogen Papier, Ihre Frau Gemahlin in ein Kaſſerole verwandelt, Ihre Söhne werden, ſtatt vorwärts, krebsartig rückwärts ſchreiten, und Ihre Töchter werden ſitzen bleiben." —

Baron Waldſchlag verſtummte; Herr Achatius Sandmann ſchwieg, ſchwieg lange, und während dieſer langen Pauſe wurde von der zweiten Seite nichts geſagt und von der dritten nichts geſprochen, eine Scene, die unter ganz andern und ſehr veränderten Umſtänden beinahe an das Erhabene hätte grenzen können.

Endlich nahm Herr Achatius Sandmann das Wort, und fragte: „Mein Herr Baron von Waldſchlag! Sagen Sie mir, was Sie eigentlich damit ſagen wollen? denn, aufrichtig geſprochen, habe ich Ihre Worte wohl vernommen, aber nicht verſtanden. —

„Ihr langes Schweigen, werther Herr Ritter von Sandmann! (ſagte Waldſchlag) ließ mich ſchon vermuthen, daß der Sandmann Ihnen Sand in die Augen geſtreut habe; da ich nun aber aus Ihren Worten mich überzeuge, daß Sie ſich im wachen Zuſtande befinden, ſo gebe ich Ihnen die folgende Nuß aufzuknacken." Heute iſt großes Soirée im Saale zur Tochter der Luft; der Garten wird durch Vereinigung mit dem Hofe erweitert; die beiden Pferdſtälle werden in Grotten verwandelt, jede Allee wird mit bengaliſchem Feuer von anderer Farbe beleuchtet, und eine in dem herrlich dekorirten Hintergrunde angebrachte Ausſicht gewährt einen Blick in's Elyſium, zu deſſen beiden Seiten links und rechts ſechs noch unentdeckte Welttheile zu ſehen ſind. Die ganze ſchöne, galante und große Welt wird ſich dort einfinden; ſollte die Familie Sandmann die einzige fehlende ſein? Das zu glauben, wäre doch reiner Unſinn!"

**Sandmann.** Scharmant! Süperb! Aber —

**Waldſchlag.** Ich hole Sie mit meiner Equipage ab.

**Sandmann.** Aber meine Töchter —

**Waldſchlag.** Müſſen mitfahren, ſie mögen wollen oder nicht.

**Sandmann.** Und meine Söhne —

**Waldſchlag.** Sollen ſich zu Hauſe gut ausſchlafen. Der Schlaf befördert das Gedeihen der Jugend. Ich bitte um die Erlaubniß, Viktorinens Ritter ſein zu dürfen.

**Sandmann.** Zu viel Ehre!

**Frankenhorſt.** Werden Sie mir die holde Blandine zur Gefährtin verſagen?

**Sandmann.** **Au contraire**!

**Waldſchlag.** Ich kann mir keinen liebenswürdigeren Mann denken als Sie.

**Sandmann.** Sie ſind Meiſter im feinen Ton.

**Waldſchlag.** Ihre liebe Frau — nu, das verſteht ſich!

**Sandmann.** Sehr wohl!

Waldſchlag. Schlag ſechs Uhr ſind wir Beide hier.

Sandmann. Sehr wohl!

Waldſchlag. Hundert Geiſterküſſe an Viktorinen!

Frankenhorſt. Zweihundert an Blandinen!

Sandmann umarmte Beide mit Extaſe und rief ihnen noch an der Hausthüre nach: „Ausbund aller Vortrefflichkeit! Quinteſſenz aller Liebenswürdigkeit!" — Ganz anders aber ſprach Herr Achatius Sandmann, als ſein horchendes Ohr ihm die Zuſicherung gab, daß die beiden Verführer bereits vor das Hausthor gelangt ſeien. Er ſtemmte die Hände an die Hüften, ſtampfte mit dem Fuße und murmelte zähneknirſchend: „Hol' euch der Teufel! Ihr macht mir mein Haus zur verkehrten Welt. Aber warum ſchlug ich's ihnen nicht ab? Abſchlagen! recht ſchön! wenn man nur immer könnte, wie man möchte. Da kommen aber die böſen Geiſter: Umſtände und Verhältniſſe, und binden Einem die Hände. Jetzt rühr' Dich, wenn Du kannſt! Nu — eingewilligt hab' ich einmal; jetzt heißt es in den ſauern Apfel beißen, und wenn Gott will, ſo bekommen meine Mädel vielleicht ein paar tüchtige Männer. Ich will nun aber pfiffig ſein, will dem Volke ſein Glück publiziren, jedoch meine Autorität dabei behaupten." —

Er öffnete die Thüre und rief: „Alle da herein! hurtig!" — Und ſiehe da! Hinein drängten ſich durch das enge Gnadenpförtlein Gattin und Töchter und Söhne, ſammt der kleinen dicken Köchin und dem großen hagern Bedienten. Herr Achatius Sandmann gebot den Verſammelten einen Halbkreis zu bilden, ſtellte ſich vor die erſtaunende Menge, räuſperte ſich zweimal und ſprach:

„Ordnung muß im Hauſe ſein, und ich bin der Herr im Hauſe. Ohne Ordnung beſteht kein Haus, ohne Herrn keine Ordnung. Eben deshalb muß der Herr im Hauſe nach ſeiner Willkür ſchalten. Was ich anordne oder verbiete, das muß euch Allen recht ſein. Alles muß mir folgen, Alles muß ſich nach mir richten, denn mein Wille iſt Geſetz für euch Alle.“ —

Die Zuhörer und Zuhörerinnen horchten in demüthiger Stellung, den Ausbruch eines ſtürmiſchen Ungewitters erwartend. Frau Sabina zitterte, die Töchter ſtanden wie auf Kohlen, die Söhne ſcharrten leiſe mit den ungeduldigen Füßen, die kleine dicke Köchin athmete ſtärker als gewöhnlich, und der lange hagere Bediente glotzte mit brennenden Augen im erdfarbigen Antliz vor ſich hin. Aber ſiehe da! Als die Angſt der verſammelten Gemeinde auf's Höchſte geſtiegen war, entwölkte ſich die düſtere Stirne des Haustiranns und eine, um die Lippen zuckende Bewegung, welche die entfernte Verwandte eines abweſenden Lächelns zu ſein ſchien, wollte die ſtrengen, dunklen Geſichtszüge des gefürchteten Wetterhahnes aufhellen.

In dieſer Art von zweifelhafter Verklärung nahm Herr Achatius Sandmann von Neuem das Wort und ſagte:

„Ich bin mit euch nicht unzufrieden, obſchon Vieles beſſer ſein könnte, als es iſt. Ich pflege manchmal Gnade für Recht ergehen zu laſſen. Wiſſet denn — ihr dürft —

obſchon ihr es eigentlich nicht verdient — heute mit mir den feſtlich beleuchteten Gartenſaal, zur Tochter der Luft beſuchen. Frau und Töchter! Kleidet euch nett und ſauber, ohne Luxus, ohne lächerliche Abſurdität! Herr Baron von Waldſchlag und Herr Salinenrath Frankenhorſt belieben euch gefälligſt mit der Equipage abzuholen. Schlag ſechs Uhr haltet euch bereit, in den Wagen zu ſteigen! Du, Fidelis, bleibſt mit deinem Brüderlein Polykarp für heute zu Hauſe! Adieu!"

Mit Handküſſen befrachtet, ſtieg Herr Achatius Sandmann die Treppe hinab.

## Siebzehntes Kapitel.

**Familien-Freudenrauſch. — Toiletten-Qual. — Garderobe-Sitzung. — Kammerbeutel-Muſterung.**

Kaum war der Haustirann ſammt ſeiner Tirannei außer dem Hauſe, als in der zurückgebliebenen Familie eine allgemeine Freuden-Feuersbrunſt ausbrach, wobei jedem Mitgliede die Bruſt zu weit, das Zimmer zu enge wurde, und die Fantaſie in hellen Flammen aufloderte. Die beiden Mädchen freuten ſich über das Glück, einmal aus dem Hauſe und in einen Tanzſaal zu kommen, die zwei jungen Herrn über den höchſt ſeltenen Genuß eines freien Abends, an dem ſie dem Tabakrauchen ſich ganz hingeben konnten. Die Mutter freute ſich über die Freude der lieben Jugend, die kleine dicke Köchin und der große hagere Bediente jubelten über das unerhörte Ereigniß des allgemeinen Jubels. Der fröh liche Taumel ließ ſich nur mit jener Freude vergleichen, welche Tauſende ergreift, wenn nach dem wochenlangen Regenmangel eines heißen Sommers die erſten Himmelstropfen auf dürre Felder und traurige Menſchen herabſäuſeln.

Der glückliche Wonnerauſch wurde durch Viktorinen unterbrochen, welche mit nachdrücklicher Betonung die Worte ſprach: „Wir werden im feſtlich geſchmückten Tanzſaale erſcheinen; herrlich! Es werden aber auch andere unſers Geſchlechtes erſcheinen, und — wie! Schön wie die Engel, und gekleidet nach dem neueſten Modejournal! Und wir Ärmſte, ſollen wir zurückſtehen, wo nicht gerade zurückgeſetzt, doch gewiß unbemerkt? Unſern Kleidern, wenn auch noch ſo achtbar durch werthvollen ſoliden Stoff, fehlt doch immer der moderne Schnitt, und was wirkt denn der beſte Stoff ohne die reizende Form, das trefflichſte Innere ohne das reizende Äußere? Mütterlein, hilf! Schweſterlein, denk' nach!" —

Mütterlein wurde ernſthaft, Schweſterlein traurig über dieſe niederſchlagende Bemerkung. Endlich ſetzten ſich die drei Bekümmerten zuſammen, um die wichtigſte Angelegenheit reiflich zu erwägen, und zu berathen. Die Sitzung über die beſtmögliche Verwendung und etwa erforderliche Veränderung des Kleider-Apparats und Kopfſchmuckes dauerte eine volle Stunde, während welcher die drei Räthinnen und Richterinnen in propria causa immer zugleich ſprachen, ohne daß Eine die Andere vernahm, bis ſie endlich zugleich verſtummten und auseinander gingen mit dem feſten Entſchluſſe, daß jede von ihnen nur das thun wolle, was ihr zu thun beliebe, unbeſchadet den Richter der Andern. Die einmal aufgeregte weibliche Eitelkeit trieb ihr Spiel nun ſo gewaltig, daß ſelbſt die gute Frau Sabina in den Wirbel hineingezogen wurde. Nach aufgehobener Sitzung wurden nun die kleinen Kammerbeutel gemuſtert, dann Befehle von allen Seiten ertheilt. Die kleine dicke Köchin keuchte von einem Zimmer in das andere, um bald Dies bald Jenes herbeizuholen; der lange hagere Bediente ſprang über die Treppe von drei zu drei Stufen, und eilte, gleich dem grimmigen Tod mit Rieſenſchritten durch die Gaſſen, um allerlei Fehlendes einzukaufen. Dabei geſchah es, daß Beide in ihrem Dienſteifer in wechſelſeitiges Keichen geriethen und mit den Köpfen häufig an einander ſtießen.

So ging der Tumult fort und fort, bis endlich das Glöcklein an der Hausthür laut erklang. Der Haustirann trat ein, und das Getöſe der allgemeinen Unruhe verwandelte ſich plötzlich in eine förmliche Grabesſtille.

## Achtzehntes Kapitel.

Hagelſchauer der übeln Laune. — Leben, Siechthum und Tod der Uhren und der Menſchen.

Die geſammte Familie hatte während der Abweſenheit des Haustiranns und der Anweſenheit ſeiner Kanzleiſtunden alle Tirannei des Tiranns vergeſſen und in der Fantaſie den Tirann von Heute als ein Sinnbild der Güte und Liebenswürdigkeit vergöttert, vergeſſend die despotiſchen Mühſeligkeiten aller übrigen dreihundert vier und ſechzig Tage des Jahres, an denen ein ſchweres Joch auf ihnen laſtete. Die entzückte Familie hatte ſich aber gewaltig getäuſcht; denn der Tirann trat als Tirann in optima forma ein, das heißt, ſehr übellaunig und ſehr gebieteriſch. Man konnte ihm abmerken, daß die Nachgibigkeit gegen den Geſellſchafts- und den Liebes-Tirann ihm ſchwer auf der Bruſt lag, und daß er nun die Mitglieder ſeines Hausſtandes als den Gegenſtand anſah, an dem er ſeinen verhaltenen Mißmuth und Ingrimm auslaſſen wolle. Er tadelte nun Alles, was ihm vorkam, die Putzſucht der Töchter, die Nachgibigkeit der Mutter, die ſorgloſe Indolenz der Söhne, die Ungeſchicklichkeit des großen hagern Bedienten, und die kecke Zudringlichkeit der kleinen dicken Köchin. Endlich wurde das Mittagsmahl aufgetragen. Dabei herrſchte die tiefſte Stille, indem der Haustirann, ungeachtet ſeines vorwaltenden Mißmuthes, und die Söhne, ungeachtet ihrer Ausſchließung vom Ballfeſte, viel aßen, während die bekümmerte Gattin und die mit Putz- und Ball-Vorgefühlen beſchäftigten Töchter, gleich Göttinnen der Mythologie, nur von den Speiſedüften lebten.

Die Eß-Sitzung ging zu Ende, Achatius Sandmann für den Antizipando-Nachtſchlaf zu Bette, Frau und Töchter zum Ankleiden, die Söhne zum Billardſpiel. Endlich that die Wanduhr, welche der Thurmuhr in jeder Stunde pünktlich zu folgen gezwungen wurde, jene ſechs Schläge, welche ſie täglich um dieſe Zeit zu thun gewohnt war. Uhren ſind ja, wie man weiß, Gewohnheitsmaſchinen, gleich dem größten Theile der Menſchen, und pflegen ſo lange ordentlich zu gehen, bis ſie, gleich den Menſchen, aus Mangel an Lebensöhl, oder vom Erdenſtaube durchdrungen, oder vom Zahne der Zeit benagt, oder in Folge eines ſich ſtets mehr entwickelnden organiſchen Fehlers, zuerſt in Überhaſt oder Trägheit, dann in Unordnung oder Stockung gerathen, endlich, gleich den Menſchen gar ſtille ſtehen und die geniale Hand des großen Uhrmachers der Zeit erwarten, um erſt an dem großen Tage, wo die Zeit aufhört und die Ewigkeit anfängt, wieder in Bewegung zu kommen. Ich kann nicht umhin, bei dieſer Veranlaſſung an jene erbärmlichen Mode-Jungen-Herren und gehaltloſen Modefräulein zu denken, welche den bleiernen vergoldeten Kinder-Uhren gleichen, die zwar auf dem Zifferblatte einen Zeiger und zwölf Stundennummern, im Innern aber nichts haben, kein Leben, weder Gedanken noch Empfindungen, keinen Gott in der Bruſt, keinen Gott in der Welt.

## Neunzehntes Kapitel.

Sehnſucht nach einer Equipage. — Präliminarien zu einem Liebestraktat.

Kaum hatte die Wanduhr, mit der Thurmuhr zugleich, ihre ſechs Schläge gethan, als bald ein blonder, bald ein kaſtanienbrauner Mädchenkopf einzeln, bald auch ein blonder und ein brauner zugleich, ſehnſüchtig und erwartungsvoll zum Fenſter hinausſah. Dieſe beiden Köpfe ſammt den dazu gehörigen Locken und Mädchen ſahen aber nicht ſowohl dem Salinenrath Frankenhorſt und dem Freiherrn von Waldſchlag entgegen, ſondern vielmehr dem, mit zwei Rappen beſpannten Wagen des Letztern und dem Elyſium-Tanzſaale im ſchön dekorirten Garten. Beide Herren hatten es aber unglücklicher Weiſe ſo an der Art, daß ſie den Damen immer ein männliches Übergewicht wollten fühlen laſſen. Um dieſe Maxime auch heute gebührend in Ausübung zu bringen, hatten ſie beſchloſſen, ſtatt der beſtimmten ſechſten Stunde, erſt um ſieben Uhr vorzufahren.

Die Schweſtern traten den Kommenden in ſolchem Putz und mit ſolcher Eleganz, als die Kürze der Zeit und die Kargheit des Haustiranns es geſtattete, entgegen. Frau Sabina konnte nicht aufhören, um Entſchuldigung für Dies und Jenes zu bitten, während die beiden Mädchen ebenfalls nicht aufhören konnten, wechſelweiſe roth und blaß zu werden.

Während der wohl berechneten Gegenkomplimente lächelte Frau Sabina gutmüthig, Blandine himmliſch, Viktorine göttlich. Endlich erinnerte ſich die Gattin, daß der Gatte noch immer in den Armen der Schlafes liege; ſie fing daher neuerdings an, um Entſchuldigung zu bitten, und entfernte ſich, um den in den Federn Begrabenen ſo ſachte, ſo ſanft und ſo leiſe als möglich zu wecken.

Die beiden Tirannen ſahen das Verſchwinden der guten Frau, ſo hold ſie ihr auch waren, nicht ungerne, um für ihre Grundſätze und Eigenheiten im Zuſammenſein mit den Mädchen einen größern Spielraum zu gewinnen. Die Geſtalt der Frau Sabina war demnach kaum aus dem Zimmer verſchwunden, als die beiden Paare, wie auf ein verabredetes Zeichen, ſich ſelbander entfernten, und jedes derſelben an ein anderes Fenſter trat, wo dann die, wenigſtens für die befangenen Parteien intereſſanten Geſpräche begannen, von denen ein Theil der Leſewelt mitgetheilt werden ſoll.

## Zwanzigſtes Kapitel.

### Geſpräch im erſten Fenſter.

Waldſchlag. Daß Sie den Tanz lieben, Vikterine, iſt ganz in der Ordnung, da Sie jung und ſchön ſind, und die Jugend eine eigene Grazie, die Schönheit in der Bewegung einen eigenen Zauber entwickelt. Leider fehlt aber vielen jungen Mädchen die Grazie, vielen ſchönen der Zauber. Der Tanz verlangt die innigſte Verſchmelzung von Natur und Kunſt. Ich darf von mir ohne Unbeſcheidenheit rühmen, daß ich nicht nur Tänze höherer Art anzuordnen, ſondern auch allen Tänzerinnen und Tänzern die ſicherſten Regeln für Haltung und Bewegung des Körpers anzugeben verſtehe. Glauben Sie mir, manche Füße ſchweben leicht über den Boden dahin, während der Körper als eine ungefällige Laſt erſcheint, die hängenden Arme ungeſellig ſchlafen und das Auge ſeelenlos vor ſich hinglotzt. Wie pflegen Sie zu tanzen?

Vikterine. Nach meiner Laune.

Waldſchlag. Und zu lieben?

Vikterine. Je nachdem der Kandidat mich in gute oder üble Laune verſetzt.

Waldſchlag. Wer den Einzelnen oder auch eine ganze Geſellſchaft in eine gute oder üble Laune zu ſetzen vermag, der muß doch ein gewiſſes Übergewicht behaupten können. Mir iſt Beides mehr als einmal gelungen, und zwar, wie ich glauben darf, immer mit Recht, denn ich beſitze Geſchmack und Erfahrung. Albernes, Mittelmäßiges und Sinnloſes duld' ich an keinem Menſchen und in keiner Geſellſchaft.

Viktorine. Sie belieben alſo jeden Menſchen als Ihre Schachfigur, jede Geſellſchaft als Ihren Sclavenmarkt zu betrachten? Da muß ich denn wohl für mich um eine gütige Ausnahme bitten.

Waldſchlag. Allerdings! Ausnahmen bekräftigen die Regel. Keine Regel ohne Ausnahme, folglich auch keine Ausnahme ohne Regel!

Viktorine. Der Tänzer iſt der Tänzerin Freund, nicht ihr Meiſter. Dies muß im Tanzſaale eben ſo gelten wie im Labyrinth des Lebens.

Waldſchlag. Nach Ihrer Anſicht wäre der Tänzer alſo nur ein Schatten?

Viktorine. Allerdings, ſobald er ſich ſelbſt im Lichte ſieht.

Waldſchlag. Schwache Augen ſind aber oft lichtſcheu, und das ſchöne, aber ſchwache Geſchlecht ſollte ſich vielmehr zu ſtärken ſuchen am Geiſteslichte des ſtarken Geſchlechtes.

Viktorine. Ich will mich emanzipiren.

Waldſchlag. Und ich möchte Sie heirathen.

Viktorine. Halten Sie die Ehe für das Gegentheil der Emanzipation?

Waldſchlag. Halten Sie die weibliche Emanzipation für das Gift der Ehe?

Viktorine. Man ſagt ja, Gifte, gehörig verſetzt, und in gehöriger Doſis gebraucht, ſollen heilſame Wirkung thun.

Waldſchlag. Mag ſein, wenn der Arzt es verordnet, nämlich die Vernunft. Heißes Blut hält ſich zu Allem berechtigt, das kalte Blut aber, Gott ſey Dank! lenkt die Welt.

Viktorine. Die Emanzipation iſt bei mir eine fixe Idee geworden.

Waldſchlag. Die Erfahrung und der trauende Prieſter am Altare ſprechen anders. Das Wörtlein „unterthänig" — — —

Viktorine. Verklingt wie jedes andere Wort.

Waldſchlag. Für heute darf ich aber Ihr unterthäniger Diener ſein?

Viktorine. Sehr werth Ihrer dankbaren Gebieterin, die, den fremden Geiſt würdigend, ihr eigenes Herz nicht gering ſchätzt.

## Ein und zwanzigſtes Kapitel.

### Geſpräch im zweiten Fenſter.

Frankenhorſt. Ja, Blandine! Wenn meine Liebe, in Flammen auflodernd, mein Innerſtes ergreift, dann iſt ſie auch mächtig und grenzenlos. Ich gebe mich der Geliebten ganz hin, ſie muß aber auch mein, ganz mein eigen ſein, nur in mir und für mich leben; ſie darf keinen andern Wunſch haben, als den, mich glücklich zu machen, und mein Wille muß in Allem der ihrige ſein. Gänzliche Hingebung an den Mann ihrer Liebe, iſt der mächtigſte und ſchönſte Zug im Ideal der Weiblichkeit. Blandine! Ich könnte in Ihnen die Perlenkrone Ihres Geſchlechtes lieben und anbeten. Was würden Sie thun, wenn ich nun in dieſem Augenblick Ihre lilienweiße Hand ergriffe, und ſie auch wie eine Lilie an's Herz drückte und ſpräche: „Holde Lilienblume! Willſt du das Entzücken meines Herzens, meine Augenweide, das Mondlicht meines Lebens ſein?" — Was würden Sie mir antworten?

Blandine. Die Mutter ſagt: Ein Mädchen ſoll nie vorlaut ſein, und Herders Zuruf nie vergeſſen: „Silbern ſtrömt die Rede vom Mund, aber Schweigen iſt köſtliches Geld!"

Frankenhorſt. Könnte ich glauben, daß ein Mann vor einem Weibe je knien dürfe, ſo würd' ich es in dieſem Augenblicke thun. Ihre Erwiederung iſt eben ſo wahr als zart. Sie ſagen nicht zu und verſagen doch nicht. Darf ich weiter fragen?

Blandine. Je ſchneller die Frage kommt, deſto bedächtiger muß die Antwort ſein.

Frankenhorſt. Und wenn ich nun die Hauptfrage an Ihre Eltern ſtellte und dieſe mir eine Antwort gäben wie ich ſie wünſchte, — was würde dann die Tochter den fragenden Eltern erwiedern?

**Blandine.** Die Tochter ſoll ja den Eltern folgen, die für ſie Sorge tragen.

**Frankenhorſt.** Bis der Mann ihnen die Sorge für die Tochter ſammt der Tochter aus den Händen nimmt. Sie, die eine treffliche Tochter war, wird ſich dann glücklich fühlen, im Hauſe des Mannes ſein älteſtes Kind zu ſein. Ach, welche Seligkeit gewährt das eheliche Leben, wenn männliche Charakterſtärke mit weiblicher Herzensmilde verſchmilzt, wie der Mond das Licht der Sonne zurückſtrahlt!

**Blandine.** Wie das Sonnenlicht auf den Mond wirkt, das weiß ich nicht, die arme Erde aber muß unter der Strahlenglut oft ſehr ſchmachten; die Blumen glaube ich, gedeihen in einer mäßigen Wärme am beſten.

**Frankenhorſt.** Wie wär's, wenn wir heute Abends ein glückliches Brautpaar von der beſten Qualität vorſtellten?

**Blandine.** Wie Schauſpieler auf öffentlicher Bühne?

**Frankenhorſt.** Nein! Wie Dilletanten auf eigenem Privattheater.

**Blandine.** Ihre Geſellſchaft würde mich ehren.

**Frankenhorſt.** Ein Verſuch — doch ohne Verſucher. Wollen Sie die Prima donna ſein, ſo laſſen Sie mich als den Direktor gelten!

# Zwei und zwanzigſtes Kapitel.

## Das Duett von Herz und Hand.

Die Geſpräche im erſten und zweiten Fenſter wurden nach den Fragmenten, welche ich hier mitgetheilt habe, noch eine gute Weile und zwar von allen Seiten mit ſtets zunehmendem Ernſt und Eifer fortgeſetzt. Beide Herren gaben ihre ſoliden Abſichten deutlich zu erkennen und das erotiſche Duett von Herz und Hand, welches alle Mädchen gerne ſingen und hören, gefiel jetzt der ſiegesſtolzen Viktorine und der weichmüthigen Blandine. Deſto weniger wollten ihnen aber die von den Brautwerbern ausgeſprochenen Maximen über Lieb' und Ehe, über männliche Herrſchaft und Vernichtung weiblicher Herrſchſucht gefallen. Die ſtreitenden Parteien geriethen allmälig in ſolches Feuer, daß Viktorine wie eine Amazone kämpfte, Blandine in Thränen zerſchmolz. Die Sache fing nun an, eine ſo bedenkliche Wendung zu nehmen, daß beinahe aus dem ganzen Ballbeſuche nichts geworden wäre, wenn nicht eben in dem gefährlichſten Augenblicke Herr Achatius Sandmann und Frau Sabina Sandmann, Beide ſtattlich ausſtaffirt, heiter, doch feierlich, in das Zimmer getreten wären. Viktorine fächelte ſich die heißen Wangen mit dem kühlenden weißen Sacktuche, indeß Blandine in das ihrige hauchte, um die naſſen Augen ſo ſchnell als möglich zu trocknen.

Endlich wurde zum Aufbruche geblaſen. Die Brautwerber eilten zu Fuße voraus, um den mit Eltern und Töchtern gefüllten Wagen am Thore des Gartenſaales zu empfangen.

## Drei und zwanzigſtes Kapitel.

Arme aus den Wolken, und Wolken ohne Arme. — Gewalt des Augenblicks.

Glücklich iſt die Kindheit, wenn ihr ein Chriſtbaum entgegen flimmert; glücklich ſind die Jahre der Jugendzeit, wenn die Fantaſie ihnen ihre Zauberſpiele und Blendwerke vergaukelt: glücklich iſt das reifere Alter, wenn es auf dem Dampfſchiffe der Hoffnung oder auf dem Eilwagen der Fortuna dahin fliegt: noch glücklicher aber waren heute Alle, denen der ſchön decorirte und hell beleuchtete Garten mit magiſcher Täuſchung entgegen glänzte, noch glücklicher als Alle aber war die aus dem Wagen ſteigende Familie des Herrn Achatius Sandmann, welcher ſich zwei Waldſchlag'ſche und zwei Frankenhorſt'ſche Arme wie aus den Wolken hilfreich entgegen ſtreckten, die ihren Zweck, je zwei und zwei andere Arme zu umfaſſen, auch vollſtändig erreichten. Dabei fallen gewiß jedem Leſer, ſo wie mir ſelbſt zwei Bemerkungen ein: Die Eine, daß das Aus- und Herabſteigen leichter iſt, als das Ein- und Hinaufſteigen; die Andere, daß Arme, die ſich uns aus den Wolken entgegen ſtrecken, die wirkſamſten von allen Armen ſind, wogegen Arme ohne Wolken und Wolken ohne Arme ſehr wenig, beinahe nichts gelten.

Der erſte gewaltige Eindruck, welchen der blendend beleuchtete Garten und Tanzſalon auf die beiden Mädchen that, war von ſo magiſcher Wirkung, daß dieſe, denen ein ſolcher Anblick noch nie zu Theil geworden war, in einem Feenpalaſte zu ſein glaubten, und, die Wahrheit zu geſtehen, über alle die Pracht und Herrlichkeit nicht nur die neben ihnen ſtehenden Eltern, ſondern ſogar die beiden Anbeter und Ball-Rädelführer vergaßen, allerdings keine Kleinigkeit! Auf ſolche Art läßt ſich's erklären, wie es geſchah, daß durch ein betäubendes Glanzblendwerk und durch die blitzähnliche Gewalt des Augenblicks ſchon ſo manches lichte Herz in Nacht verſank, in manchem gold- und ſilberhellen Beutel eine ägyptiſche Finſterniß entſtand, und manche gute Grundſätze, die ſich jahrelang des ſchönen Tageslichtes erfreut hatten, plötzlich ſo verdunkelt wurden, daß eine totale mythologiſche Verwandlung vor ſich ging, und der entwürdigte neue Menſch mit dem vortrefflichen alten nicht mehr die geringſte Ähnlichkeit hatte.

## Vier und zwanzigſtes Kapitel.

### Die Leutſeligkeit des Haustiranns.

Der erſte gewaltige Eindruck wurde, wie Alles in der Welt und die Welt ſelbſt allmälig ſich abnutzt, nach und nach ſchwächer und die Familie des Herrn Achatius Sandmann fing an vom Anſtaunen zu erwachen und, aus dem Zauberkreiſe tretend ſich zu erholen. Der gefürchtete Haustirann, furchtbar nur in ſeinem Hauſe und gegen die ihm preisgegebenen Seinigen, pflegte außer ſeinem

Hauſe und gegen Fremde ein ſo gefälliger und nachgebender Mann zu ſein, daß Niemand ihn für einen Haustirann hielt, wenn nicht etwa der lange hagere Bediente oder die kleine dicke Köchin aus der Schule geſchwatzt und die häuslichen Myſterien verrathen hatte. Waldſchlag und Frankenhorſt, mit ſcharfen Augen und feinen Naſen begabt, witterten etwas von der geheimen Familiengeſchichte; ſie ſchloßen daher ein Bündniß, um den Haustirann zu tiranniſiren, ein Bündniß, welches eben heute in ſeiner vollen Wirkſamkeit in's Leben treten ſollte.

Den Anfang zur Ausführung dieſer Verſchwörung machten ſie damit, daß, ungeachtet Herr Achatius Sandmann ſich für die Unzertrennlichkeit der anweſenden Familie erklärt hatte, ſie dennoch ganz willkürlich und eigenmächtig mit den jungen Sandmänninnen bei Seite traten und im Gedränge ſich verloren, während der Vater die devoten Komplimente zweier ſubalternen Kanzlei-Individuen mit leutſeliger Würde, doch etwas abgemeſſen, erwiederte.

Die zwei ſubalternen Götzendiener hatten ſich kaum empfohlen, als Sandmann mit forſchendem Scharfblicke nach den Töchtern ſpähte, zu großem Befremden aber nur die Mutter der Töchter ohne Töchter erblickte. Er war eben im Begriffe, ſeinem gerechten Zorne freien Lauf zu laſſen und die erblaſſende ſchuldloſe Frau Sabina zur Verantwortung zu ziehen; in dem Augenblicke des drohenden Ausbruches pflanzte ſich aber eine korpulente Mannesgeſtalt vor ihn, mit einem Angeſichte, nicht nur ſo glän-

nd wie das Morgenroth, ſondern auch eben ſo heiter. Und
er dieſes morgenröthliche Angeſicht ergoß ſich ein vergnüg-
hes Lächeln, welches nur dem ſpielenden Lichte des erſten
onnenſtrahles auf einem ſilberhellen Bache zu vergleichen
ar. Der Ausdruck des, von den freundlichſten Augen illu-
inirten Geſichtes war von der Art, daß man dem Eigen-
ümer desſelben auf den erſten Augenblick gut ſein mußte,
dem darauf zu leſen war: „Ich bin gut und glücklich, wün-
he auch vom Grunde meines Herzens, daß alle Menſchen
t und glücklich ſein möchten.“ —

Als Herr Achatius Sandmann dieſes unvergleich-
he Menſchenantlitz vor ſich erblickte, machte er große Augen,
mit jedem Augenblicke größer wurden; er ſagte nichts,
d wußte auch nicht, was er denken ſollte. Je ernſthafter
in Geſicht wurde, deſto luſtiger wurde das Geſicht ſeines
egners. Frau Sabina wußte zwar auch nicht, was ſie
s der Sache machen ſollte, dennoch aber bemerkte ſie
it dem, dem weiblichen Geſchlechte eigenen Scharfblick
neller Auffaſſung, daß hier etwas Beſonderes im An-
ge ſei.

Indem ſich nun die anſtaunenden Augen des Herrn
chatius Sandmann immer vergrößerten, während jene
s fröhlichen Unbekannten wegen des zum Theile ausbre-
enden Lachens immer kleiner wurden, breitete der Unbe-
nnte ſeine Arme weit auseinander, ſchlug ſie dann mächtig
ſammen, umſchlang den in Verlegenheit gerathenden Herrn
chatius Sandmann, und drückte ihn ans Herz mit den

inhaltſchweren Worten: „Wie kannſt Du denn ſo dumm ſein, mich nicht zu erkennen?“

„Recht haſt Du!“ rief Herr **Achatius Sandmann**, „Vollkommen recht! Ich bin dümmer als ich es ſelbſt geglaubt habe. Ich begreife gar nicht, wie's möglich war, daß ich Dich nicht auf den erſten Augenblick erkannte. So geht's aber auf der Welt! Hintendrein begreift man oft kaum, wie es denn möglich war, daß man Dies und Jenes nicht gleich anfangs begriff. Herzlich willkommen! Verziehen wirſt Du mir gewiß, das weiß ich, denn wenn man den Menſchen ſchon ſo Vieles verziehen hat, wie **Du mir**, ſo wird man durch Gewöhnung mit jedem Tage menſchenfreundlicher und verſöhnlicher, bis man endlich eine eigene Virtuoſität im Nachgeben und im Verzeihen erwirbt.“

„Ja freilich!“ ſagte der Freund: „Der Menſch wird mit jedem Jahre ſeines Lebens milder, wie der Wein im Faſſe, den nur grobe Vernachläſſigung oder vorſetzliche Mißhandlung zum Eſſig machen kann.“

## Fünf und zwanzigſtes Kapitel.

### Lebensanſichten eines Menſchenfreundes.

**Chriſtoph Friſchherz** — ſo heißt der Mann, den wir mit offenen Armen und freundlichem Geſichte vor dem Haustirannen ſtehend erblicken, — war **Sandmanns** Jugendfreund. **Friſchherz** führte ſeinen Namen mit vollem Recht, denn das **Herz**, welches in einem großen Theile der Menſchen bald eine arabiſche Wüſte, bald ein wilder Gießbach, bald ein ſich ſelbſt und Andere zerſtörender Vulkan iſt, war in ihm einem lebendig ſpringenden friſchen Silberquell zu vergleichen. Er konnte über das Unglück eines Andern, und mit dem Unglücklichen eben ſo herzlich weinen, als er mit dem Glücklichen ſich freuen, und mit dem Fröhlichen lachen konnte.

Ueber den beſchränkten Geiſt unſers tiranniſchen Sandmann, der ſchon als Schul- und Spielgefährte pedantiſch dominiren wollte, übte Friſchherz eben durch ſeine anſpruchloſe Gutmüthigkeit eine wohlthätige Gewalt aus. Seine heitere Welt- und Lebensanſicht gewann ihm als Jüngling und als Mann die Herzen Aller, die ihn näher kannten. Zu dieſen ſeinen Vorzügen gehörte auch noch, daß er, ungeachtet ſeiner liebevollen Nachgibigkeit in allen billigen Dingen, dennoch eine ſchöne, milde Charakterfeſtigkeit zeigte, ſobald es ſich darum handelte, das Recht zu beſchützen, die Wahrheit zu vertheidigen, oder das Schickliche und Anſtändige zu handhaben. Hätte das Schickſal die beiden Freunde nicht zu früh getrennt, ſo wäre Sandmann ohne Zweifel ein edlerer Menſch und auf einen höhern Standpunkt des Lebens gehoben worden.

Friſchherz, der einzige Sohn wohlhabender Eltern, verließ bald den engen Kreis der Schule und trat mit voller Jugendkraft, der Natur befreundet, in die thätige Lebensweiſe der Landwirthſchaft. Er heirathete, wie es in dieſer Sphäre gewöhnlich iſt, frühe ein hübſches, geſundes und wackeres Mädchen, welches dem Hausweſen recht con amore verſtand, aber, wie es eben bei dieſem Schlage von Weibern ebenfalls gewöhnlich iſt, etwas herrſchſüchtig war. Friſchherz wußte jedoch ihre Herrſchſucht mit der ihm eigenen Jovialität ſo glücklich zu lenken, daß ſie nie in einen zu üppigen Wuchs ausarten konnte. Er war der Mann, der, bei aller ſeiner Gutmüthigkeit, ſeine Lebensgefährtin weit überſah, während viele Männer dadurch den Kürzeren ziehen, daß ſie von ihren Weibern überſehen werden, und dieſen dann eben deshalb Vieles überſehen und nachſehen müſſen. Wollte die Gattin manchmal ihren Willen dem ſeinigen zu kontraſtirend entgegen ſetzen, ſo ſagte er mit freundlicher Güte: „Lieber Schatz! Es wäre ſehr übel, wenn zwei Sonnen am Himmel ſtänden. Eine genügt, und dieſe Glanzrolle hat unſer Herrgott nun einmal dem Manne zugedacht, der ſich aber unendlich glücklich fühlt, wenn er ſein Licht der holden, liebenswürdigen Luna mittheilen darf. Hahaha! Iſt das nicht ſchön geſagt?“ — Luna Friſchherz lächelte dann, küßte ihren Sonnengott und gab nach.

Herr Achatius Sandmann hörte dem lieben alten Freunde mit Vergnügen zu, und erquickte ſich in dieſer behaglichen Stimmung mit ſo manchem Gläschen Wein. Der Wein macht geſprächig; ſelbſt der Haustirann konnte der Redſeligkeit nicht widerſtehen, und erſtattete mit voller Selbſtzufriedenheit einen ausführlichen Bericht über ſeine Haustirannei.

Friſchherz hörte dem Berichte gutmüthig lächelnd zu, und ſagte dann mit Freundlichkeit: „Lieber Sandmann! Da lebſt Du ſammt den Deinigen in einer wahren Sandwüſte, und biſt ein Unglücklicher unter Unglücklichen. Wer ſelbſt glücklich ſein will, muß zuerſt ſeine nächſte Umgebung glücklich machen. Vergebens gibſt Du Dir alle Mühe, Dich zu überreden, Du ſeieſt auf dem rechten Wege. Dein ganzes Treiben heißt nichts, denn es fehlt dabei die Wahrheit und die Herzensgüte, ohne welche beide, wir in dieſem Leben nichts ausrichten. Es iſt wahr, daß Schein, Trug und Irrthum oft frappante Wirkungen hervorbringen; aber wie lange dauert das? Jeder Augenblick droht das Kartenhaus über den Haufen zu werfen. Dein ganzes Lebens- und Erziehungs-Syſtem iſt keinen Groſchen werth. Glaube mir das lieber gleich jetzt, ſonſt wirſt Du es nach Jahr und Tag zu ſpät bereuen! Wer im Kreiſe der Seinigen recht vergnügt leben will, der muß ſeine Lebensweiſe vor Gott, vor ſeiner Vernunft und vor ſeinem Herzen vertheidigen können. Ein andermal mehr über dieſen Text! Jetzt ein Gläschen auf Dein Wohl, — dann Punktum Streuſand! — Mein Sohn hat ſeine Geſchäfts- und Bildungsreiſe vollendet; ich erwarte ihn jeden Tag, jede Stunde. Er iſt ein wackerer Junge und wird Dir, wie ich hoffe, gefallen.“

## Sechs und zwanzigſtes Kapitel.

### Machinazionen des Geſellſchaftstiranns.

Während Friſchherz das kalte Herz des Herrn chatius Sandmann in eine etwas wärmere Temperatur ebracht hatte, war das Thermometer der beiden Liebespaare uf den Grad der Sommermittags-Hitze geſtiegen. Blandine, tief gekränkt von der Liebestirannei, welche Frankenhorſt ſchon heute an ihr als Generalprobe zu verſuchen begonnen hatte, fühlte in ihrem zarten Herzen brennende Wunden, in ihren ſchönen blauen Augen heiße Thränen, ohne daß die Weichmüthige es über ſich vermochte, dem Deſpoten ein wirkſames Gegenwort zu ſagen. Viktorine aber ſäumte nicht eine kriegeriſche Haltung anzunehmen, ſobald ſie an Waldſchlag den erſten Unterjochungsverſuch bemerkte.

Waldſchlag, der von ſeiner Seite das Herrſchen, von allen Andern aber die Nachgibigkeit als Geſellſchaftstirann gewohnt war, bot nun, feſt entſchloſſen, nicht einen Schritt zu weichen, ſein Äußerſtes auf, die Oppoſitionspartei zu beſiegen. Dadurch wurde aber die Gegnerin, weit entfernt, einen Zollbreit von ihrer Emanzipation aufzugeben, vielmehr zu ſolchem Widerſtande gereizt, daß die ironiſchen Ausfälle nach und nach in Bitterkeit ausarteten.

Nach dieſen Debatten kamen die zwei mißvergnügten Paare in auffallender Verſtimmung zu dem Tiſche zurück, an dem Herr Achatius Sandmann als nicht unfreundlicher März ſaß, Friſchherz als lebensluſtiger Mai, und Frau Sabina zwiſchen Beiden als April, der nicht recht weiß, ob er heiter oder trüb ſein ſoll.

Friſchherz bewillkommte die beiden Mädchen herzlich und wurde auch von ihnen herzlich empfangen. Da der Kontraſt aber der wechſelſeitigen Freude einen rührenden Zuſatz gab, ſo nahm die Lebhaftigkeit der erſten Freudenausbrüche bald ab, und Pauſe an Pauſe trat in das Geſpräch ein. Dieſen Stillſtand benützte der freiherrliche Geſellſchaftstirann, um an dem Haustirann das zu Stande zu bringen, was ihm an Viktorinen mißlungen war: denn er wollte nun zuerſt den Haustirann auf das Haupt ſchlagen, um ſodann die ſtolze Amazone zu beſiegen. Um dieſen Plan auszuführen, zeigte er Viktorinen nun eine Art von gleichgiltiger Nichtbeachtung, und ließ ſich mit dem Vater in ein lebhaftes Geſpräch ein, in der Abſicht, ſich ſeiner durch einen Angriff auf ſeine ſchwache Seite ganz zu bemächtigen.

Herr Achatius Sandmann war um ſo leichter bei einer ſchwachen Seite zu überrumpeln, als er gar keine zu haben glaubte, folglich auch nie daran dachte, ſich in Vertheidigungsſtand zu ſetzen. Er, deſſen Inneres jetzt aufgethaut war, ſo viel ſeine Natur es erlaubte, wäre in dieſer behaglichen Stimmung mit ſeinem Freunde Friſchherz gerne allein geblieben; allein ſeine geſchmeichelte Eitelkeit machte ihm die Geſellſchaft der beiden Liebespaare angenehm, weil alle anweſenden Gäſte, die ihn größtentheils kannten, ſeine ſchönen Töchter und ihre vermuthlichen Bräutigame, folglich auch ihn ſelbſt, den glücklichen Vater und Schwiegervater, bewundern und beneiden mußten. Der ſcharfſinnige Baron Waldſchlag benutzte dieſe gute Stimmung, die er auf den erſten Blick bemerkt hatte, um Sandmanns Freigebigkeit, die eigentlich nur ein Hang zum Großthun war, in helle Flammen auflodern zu machen. Es gelang ihm leicht, den Haustirann, indem er ſich ſelbſt als einen Gegenſtand der allgemeinen Aufmerkſamkeit darſtellte, zu bereden, daß Jener ſich herbeiließ, ein elegantes Souper zu beſtellen, und zwar auf nicht weniger als zwölf Perſonen.

Die Gäſte dazu waren bald gefunden, indem Waldſchlag Jeden, wie es ihm beliebte, dazu lud. Bemerkte er, daß der, über dieſe Eigenmächtigkeit verblüffte Haustirann ſeine Miene zu einem bitterſüßen Lächeln verzog, ſo fing er ſogleich an, Jedem der willkürlich angeworbenen Gäſte die Verdienſte des Herrn Achatius Sandmann mit ſo dicken Farben aufzutragen, daß das Geſicht des Hochgeprieſenen ſich plötzlich erheiterte, und der Stumme in freundliche Worte ausbrach.

Als Waldſchlag den guten Haustirann endlich dahin gebracht hatte, daß der aufgeregte Stolz ihn zur Freigebigkeit immer geneigter machte, ging er triumphirend noch weiter, endlich gar ſo weit, daß er den bezähmten Herrn Achatius Sandmann dahin brachte, im Bezirke ſeiner eigenen vier Mauern eine große Geſellſchaft zu verſprechen.

Der Geſellſchaftstirann hatte hierüber kaum den zuſichernden Handſchlag des Haustiranns erhalten, als er ſich ſogleich ein Namensverzeichniß derjenigen Damen und Herren zuſammenſchrieb, welche er auf Regimentskoſten zu dem großen Soirée deshalb laden wollte, weil er ihnen Verbindlichkeit ſchuldig war und einer, auf eigene Koſten zu veranſtaltenden Soirée dadurch entging.

Unſer Herr Achatius Sandmann fing nach und nach an, ſeine Nachgibigkeit und den Baron Waldſchlag allmälig zu verwünſchen, und war beinahe ſchon auf dem Punkte, ſein gegebenes Wort zurückzunehmen, als ihm glücklicher Weiſe noch zur rechten Zeit einfiel, daß dieſer Meineid ihn um einen, oder wohl gar um zwei Schwiegerſöhne bringen könnte.

Ich muß aber hier den Herrn Achatius Sandmann, gegen jeden Vorwurf von Geiz und Egoismus vertheidigen, indem ich es gewiß weiß, daß ihm die Soirée nicht deshalb zuwider war, weil ſie ihm viel Unkoſten machte, ſondern einzig und allein aus dem Grunde, weil ſie ſeine gewohnte Haus- und Tagesordnung zu ſtören drohte.

## Sieben und zwanzigſtes Kapitel.

### Man geht nach Hauſe. — Lobrede auf das Bett.

Die Tanzmuſik ſchwieg. Die Mitglieder des Orcheſters fingen an, dem Bierkruge und der Tabakdoſe zuzuſprechen. Die weniger beſchäftigten Kellner und Aufwärter zogen ſich, ſprechend, zählend und rechnend in die vereinſamten Nebenzimmer zurück. Die Jungen beſchäftigten ſich ausſchließend mit den Reſten herrenloſer Teller und Gläſer. Die aufbrechenden Gäſte drängten ſich, ungeduldig verlangend, zur Garderobe. Herr Achatius Sandmann warf ſich in die Bruſt und befahl, als ordentlicher Haustirann, den Seinigen den unverweilten Abmarſch. Herr Achatius Sandmann bekleidete beim Abſchiede von der Tiſchgeſellſchaft ſein Mumienantlitz mit einem freundlichen Lächeln, indem er ſeinen Jugendfreund Friſchherz dringend bat, an der großen Soirée Theil zu nehmen, was dieſer auch verſprach.

Und ſo näherte ſich denn die Sandmann'ſche Familie dem freiherrlichen Waldſchlag'ſchen Wagen; die beiden Töchter voll Gedanken und voll Schlaf, der Haustirann ungewiß, ob er über die heutige Tanz-Unterhaltung und die bevorſtehende Soirée bei ſich, vergnügt oder unzufrieden ſein ſollte, während Frau Sabina mit ſich ſelbſt nicht einmal ſo viel im Klaren war, daß das eigene Bewußtſein ihr ſagte, ob ſie luſtig oder traurig, wach oder ſchläfrig ſei.

Und ſo wurde denn Jedem der heimgekommenen Leute das Bett ein ſehr erwünſchter und erfreulicher Gegenſtand. Das Bett iſt auch wirklich ein je ne sais quoi, welches man nie genug preiſen kann. Auf dem Bette ruht der Leidende wie der Freudige, der Vielſchläfer wie der Schlafloſe. Der Denker gibt hier ſeinen Gedanken Audienz und der Gedankenloſe verſenkt ſich in Kiſſen und Matraze wie in den Strom der Vergeſſenheit. Wer immer von der Reiſe oder von einem Ball nach Hauſe kommt, kann das Bett kaum erwarten. Außerdem weiß man ja, daß das Bett nicht nur ein Elyſium der Träume, ſondern auch die Wiege großer Gedanken, der Friedhof der Armen und der Freihafen der Schiffbrüchigen auf dem ſtürmiſchen Lebensmeere iſt.

Mit dieſen Vorzügen verbindet das Bett, dieſes ſonderbare Mittelding von Wiege und Sarg, noch die ſchöne Eigenſchaft, daß das ſchlechteſte und härteſte Bett für den Fleißigen und Guten ein weiches Flaumen-Lager, das beſte und weichſte aber, für den Müßiggänger und Schlechten eine harte ſtechende Dornenſtätte wird.

Mit dieſen Gedanken wünſchen wir der Familie Sandmann eine gute Nacht und wollen ſomit geduldig das nächſte Kapitel abwarten, in welchem die Ausgeſchlafenen wieder erwachen.

## Acht und zwanzigſtes Kapitel.

### Verſchiedenheit des Erwachens. — Verſtimmungen.

Das Erwachen der Menſchen iſt ſo vielgeſtaltig als die Menſchen ſelbſt. Am heiterſten erwachen Kinder und wackere Landleute, die erſteren zum Spiele, die letztern zur Arbeit; bei dieſer großen Divergenz vereinigen ſich aber Beide wieder darin, daß den Kindern das Spielen zur Arbeit, den Landleuten das Arbeiten zum Spiele wird. Der Unglückliche erwacht ſchon wieder, wenn er kaum eingeſchlafen iſt, der faule Müßiggänger will gar nicht erwachen. Der Geſchäftsmann und der auf Gewinn erpichte Handelsmann ſpringen im Augenblicke des Erwachens mit gleichen Füßen aus dem Bette. Der wenig beſchäftigte Lebemann blickt, wenn er, wohl ausgeruht, erwacht, dem freundlichen Morgen freundlich entgegen, dann ſtreckt er die Glieder, dreht ſich vergnügt auf die andere Seite, erhebt nach einigen Minuten den geſtärkten Leib, ſteigt langſam aus den Federn und bekleidet ſich bequem und behaglich.

Das Erwachen der ſämmtlichen Familienglieder Sandmann war durchgehends nicht das angenehmſte. Der Haustirann fühlte eine zweifache Verſtimmung; die eine rührte vom Magen her, dem er geſtern zu viel aufgeladen hatte, und wofür er heute das Schmerzengeld der Verzehrungsſteuer entrichten mußte; die zweite von dem Gedanken an die große Soirée, die morgen in ſeinem Hauſe Statt finden ſollte.

Eine ähnliche zweifache Verſtimmung bemächtigte ſich auch der guten Frau Sabina. Die erſte dieſer Verſtimmungen rührte daher, weil ihr vor der Verſtimmung des ehelichen Haustiranns graute, die zweite, weil ſie ein Ungewitter befürchtete. Blandinens Verſtimmung gründete ſich theils auf die Furcht vor dem Liebestirann, den ſie heirathen ſollte, theils auf die Sehnſucht nach dem hübſchen und braven jungen Friſchherz, welchen ſie zu heirathen wünſchte, ſobald er von ſeiner einjährigen Reiſe in die Heimat zurückkehren würde. Viktorine war eigentlich nicht verſtimmt, wohl aber ſehr ernſthaft, das heißt, über und über voll von Gedanken und Plänen zur totalen Unterjochung des Geſellſchaftstiranns, Freiherrn von Waldſchlag. Dagegen befanden ſich die Gebrüder Fidelis und Polykarp in der heiterſten Stimmung und in einer philoſophiſchen Gemüthsruhe, die es ihnen auch möglich machte, die von den Verſtimmten verſchmähten Frühſtücksportionen zu ſich zu nehmen.

## Neun und zwanzigſtes Kapitel.

### Der verzagte Liebesheld.

Ganz anders war das Erwachen des lebenskräftigen und lebensluſtigen Chriſtoph Friſchherz. Sein gleichgeſtimmtes Weiblein hatte wie gewöhnlich, das Bett ein haldes Stündchen früher als er verlaſſen, mit leiſen Schritten umherwandelnd, Manches im Zimmer geordnet und, mit Beihilfe der früh aufſtehenden rüſtigen Hausmagd, einen köſtlichen Kaffeh gekocht. Als Friſchherz endlich die Augen öffnete, wurde dies von der Lauernden, die ſchon vor ihrem Arbeitstiſchchen am Fenſter ſaß, ſogleich bemerkt. Sie eilte an das Bett des fröhlich Erwachten und wünſchte ihm einen guten Morgen. Friſchherz honorirte den Wunſch mit einem herzlichen Kuß und ſtattete der neugierig Horchenden, die der Kopfſchmerz geſtern zu Hauſe feſthielt, einen ſehr umſtändlichen Bericht über Alles, was ſich nächtlicher Weile im Tanzſaale ereignet hatte. Frau Cäcilia horchte dem geſprächigen Erzähler mit geſpannter Aufmerkſamkeit, konnte ſich über Manches nicht genug wundern, äußerte manchen frommen Wunſch für die Beſſerung des Haustiranns und für das Wohl der Seinigen, und war ſehr vergnügt, als Friſchherz ihren Bemerkungen vollen Beifall zollte.

Während der Erzählung verließ Friſchherz das Ruhelager und Frau Cäcilia half ihm mit geſchäftigen Händen beim Bekleiden mit dem Morgen-Negligée.

Schon ſtand der Kaffeh auf dem mit einem hellrothen Tuche bedeckten Tiſche, und das Aroma der Mokkabohne verbreitete ſeinen erquickenden Wohlgeruch durch das ganze Zimmer. Frau Cäcilia war eben damit beſchäftigt, die Schale des Gatten, welcher dem Käfig des hellfarbigen Dieſtelfinkes freundliche Worte zurief, mit Kaffeh zu füllen, als ihr die Kanne aus der Hand fiel, und die dampfende Flüſſigkeit auf den Schlafrock des aufſchreienden Gatten ſiedheiß niederſtrömte.

Die nächſte Veranlaſſung zu dieſem überraſchenden Ereigniſſe gab das ſchöne Geſicht eines jungen Menſchen, welches bei der leiſe geöffneten Thüre unendlich freundlich in das Zimmer hineinguckte. Dieſer junge Menſch war aber kein anderer als der, von ſeiner Reiſe ſo eben zurückgekommene junge Friſchherz, des Alten Friſchherz getreues Ebenbild an Lebenskraft und Lebensmuth, ſo wie an Menſchenliebe und heiterer Weltanſicht. Bei dieſem Anblicke vergaß die Mutter den vergoſſenen Kaffeh und das befleckte Kaffehtuch, der Vater die Überſchwemmung des blumenreichen Schlafrockes und den Schmerz der verbrannten Fußhaut. Beide umklammerten den, beide Eltern zugleich umarmenden Sohn mit ſolcher Heftigkeit, daß man in der chaotiſchen Verwirrung dieſer ungeſtümen elterlichen und kindlichen Verwirrung am Ende gar nicht mehr wußte, welcher Kopf und welche Arme dieſem oder Jenem in der umſchlingend umſchlungenen Gruppe gehörten.

Als ſich endlich der Sturm und die vulkaniſche Exploſion der Zärtlichkeit gelegt hatte, erlaubte ſich der junge Friſchherz, nicht ohne Erröthen, einige Fragen über einen zwar außer dem Familienbereiche, aber dicht an der Grenze desſelben liegenden Gegenſtand, nämlich über die Familie Sandmann, endlich ſogar über die holde Blandine Sandmann. Vater Friſchherz erzählte nun die ganze Geſchichte der Haustirannei, der in die Familie ſich eindringende Geſellſchafts- und Liebes-Tirannei,

zum Schluſſe dann auch die Tragikomödie der letzten Ball
nacht. Je weiter der geſprächige Vater in ſeinem Berichte
vorrückte, um ſo mehr umwölkte ſich die Freudenſonne und
die Stirne des Sohnes. Als dieſer nun immer ſtiller, im-
mer verzagter wurde, und endlich ſogar von einer neuen
Reiſe zu ſprechen anfing, fuhr ihm der Vater, luſtig zür-
nend, mit der flachen Hand über Stirn und Naſe, faßte
hn dann mit beiden Händen an den Schultern und ſchrie
hm in's Geſicht hinein: „Mit Träumerei und Feigheit hat
noch Keiner auf der Welt etwas ausgerichtet. Willſt Du
as Lämmlein, mir nichts dir nichts, im Rachen des Wolfes
aſſen? Gewiß nicht! Da kenn' ich Dich zu gut. Folglich,
unger Herr, heißt es nicht reiſen, ſondern hier blei-
en. Das Schlachtfeld räumen, eh' die Schlacht beginnt,
as wäre eine Niederträchtigkeit, deren mein Sohn nicht
ähig iſt. Merk' dir's Friſchherz! Friſch gewagt, iſt halb
ewonnen. Ich aber ſage dir, mein Söhnlein, daß ich die
Mägdlein kenne und mich auf die Liebe verſtehe. Kraft deſ-
n ſage ich Dir auch, daß Du Blandinens Herz noch
gut beſitzeſt wie ehemals. Ihr Beide ſeid einander werth;
n alten Sandmann nehme ich auf mich. Nun aber
rdere ich von Dir närriſchem Melancholikus, daß Du
orgen mit mir zu Sandmann's Soirée gehſt, Dich
ſcheit aufführſt und das Deinige thuſt, damit ich dann
ch das Meinige thun kann. „**Habentibus dabitur,**“
gt die Schrift. Damit für heute „**punctum satis!**“ —

Der junge Friſchherz umhalste lachend den Alten.

# Dreißigſtes Kapitel.

## Wer ſäumt, verſäumt.

Der junge Friſchherz war von ſeiner Geſchäftsreiſe gerade noch zurecht gekommen. Kam er acht Tage ſpäter, ſo war höchſt wahrſcheinlich das Spiel für ihn verloren und die verſpielte Jugendgeliebte Frankenhorſt's erklärte Braut, indem ſie der Zudringlichkeit des Bräutigams, mild, weich und willenlos wie ſie war, nicht hätte widerſtehen können. Die Arme zerfloß nun in ſtiller Wehmuth, denn der Verſtand ſagte ihr, ſie werde mit Frankenhorſt nicht glücklich ſein, wogegen das Herz ihr zufliſterte, ſie könne nur mit dem Jugendfreunde glücklich werden.

Vater und Sohn Friſchherz hatten in der Sache einen bedeutenden Fehler begangen, da ſie dieſe Angelegenheit, ſo ſehr ſie auch Beiden am Herzen lag, früher mit zu wenig Ernſt und Eifer betrieben. Dieſe bequeme Läſſigkeit hatte ihren Grund in dem phlegmatiſch-ſanguiniſchen Temperamente Beider, indem das Phlegma ſie mit großer Gemüthsruhe begabte, die ſanguiniſche Beimiſchung aber ihnen die Zukunft ſtets im Zauberlichte der Hoffnung zeigte, daher ſie nie daran dachten, daß ihnen etwas Unangenehmes widerfahren könne.

So war es denn geſchehen, daß der Sohn ruhig abreiſte und der Vater ihn ruhig abreiſen ließ, ohne daß Einer von ihnen zweifelte, die bisher nicht deklarirte Liebe zu Blandinen müſſe ſo lange in statu quo bleiben, bis der

Sohn zurückkomme, wo ſich dann die Geſchichte auf die behaglichſte Weiſe einem erwünſchten glücklichen Ende zuführen ließe. Zu ſeinem nicht geringen Erſtaunen fand aber Vater **Friſchherz**, da er im Tanzſaale mit **Sandmann** nach längerer Zeit wieder zuſammentraf, die Sache ſehr auf die Spitze geſtellt, und es drängte ſich ihm die Bemerkung auf, daß bei Allem, was Leidenſchaft heißt, kein Augenblick zu verſäumen ſei, damit man nicht zu ſpät komme, und daß in der Liebe, ſo wie in den Staaten, gewaltige Umwälzungen oft ſehr plötzlich eintreten.

Der aufgeſchreckte Vater beſchloß nun, ernſte Maßregeln zu ergreifen, und der ſchüchterne verblüffte Sohn verſprach alle Folgſamkeit, obſchon ſeine etwas zaghafte Natur keinen glücklichen Ausgang hoffte.

## Ein und dreißigſtes Kapitel.

### Hauptfiguren in einem Salon-Gemälde.

Unter ſolchen Umſtänden erſchien der ominöſe Tag der großen Soirée, welche **Sandmann**, mehr gezwungen als freiwillig, bei ſich gab. Unter den Figuren, welche auf dieſem großen Fresko-Gemälde erſcheinen ſollten, fand ſich, wie in allen großen Geſellſchaften, eine große Verſchiedenheit zuſammen, nämlich viele unbedeutende, welche den Hintergrund füllten, auch manche bedeutende, welche im Vordergrunde ſtanden. Manche derſelben machten den Augenblick zu ihrem Gott, und hatten deshalb auch Augenblicke, in denen ſie Gott und die Welt und ſich ſelbſt vergaßen, während Andere nicht nur Augenblicke, ſondern Monden und Jahre ungenützt verſtreichen ließen und den entflohenen dann vergebliche Thränen der Reue nachweinten.

Eh' die Soirée beginnt, erlaube ich mir, Einiges über die Hauptfiguren in dem Fresko-Gemälde des Sandmann'ſchen Salons zu ſagen.

Ich mache den Anfang mit den beiden Mädchen. Blandine, von der ängſtlichen, mit Geſchäften überhäuften Mutter ſehr in Anſpruch genommen und vom kommandirenden Vater vielfach hin und her beordert, ſaß ermüdet und traurig in einer dunklen Ecke des noch kalten Salons. Der alte Friſchherz hatte durch das Porträt, welches er ihr von ſeinem Sohne entwarf, und durch die Rückerinnerung, die er an frühere Zeiten und Verhältniße erweckte, in dem weichmüthigen Mädchen ein ungewöhnliches Feuer entzündet. Sie, die ſich gern Allem fügte und bei Allem, was ſie traf, ſtets glaubte, daß es ſo ſein müſſe, und ſich's nie einfallen ließ, daß es anders werden könnte, — ſie fing nun an, zwiſchen dem Salinenrathe Frankenhorſt und dem jungen Friſchherz eine Parallele zu ziehen, und endigte damit, daß ſie in bittern Thränen zerfloß und in dieſem Salzmeer ſo lange verweilte, bis die, aus dem Munde des Herrn Papa ſchallenden Donnerworte: „Blandine! zum Teufel! wo ſteckſt Du?“ ihr zartes Trommelfell ſo gewaltig erſchütterten, daß ſie zitternd aufſprang, den Herrn Salinenrath ſammt Friſchherz, Vater und Sohn vergaß und dem donnernden Herrn Papa entgegen flog.

Viktorine war keineswegs melancholiſch, wohl aber ſehr ernſthaft, und in tiefe Gedanken verſunken, deren Reſultat dahin ging, daß ſie den Baron Waldſchlag keineswegs aufgeben, ſondern vielmehr, ſo ſehr ſie auch eine Gegnerin ſeiner eh'lichen Anſichten und Grundſätze war, ihn heirathen, zugleich aber auch ungeachtet ſeines Despotismus der Herrſchaft des Pantoffels unterwerfen wolle. Sie brütete über dieſen Plänen ſo unaufhörlich, daß ſie in dem häuslichen Getümmel wie eine Träumerin herumging, wenig that und dieſes Wenige ganz verkehrt. Der Papa Haustirann mochte zürnen und ſchelten wie er wollte, Viktorine hörte oder beachtete die Worte ſeines gerechten Zornes nicht im Geringſten.

Herr Achatius Sandmann hatte ſeinen Kopf verloren und beſchuldigte alle Hausgenoſſen, daß ſie den ihrigen verloren hätten. Er war ganz aus dem Gleichgewichte gekommen, vergaß über kleinlichen und überflüßigen Anordnungen das Wichtige und Nothwendige, und ertheilte Befehle, die er im nächſten Augenblicke widerrief. Er war mit ſich und der Welt zerfallen, indem er häufig daran dachte, wie viel die Geſchichte ſeinen Beutel in Anſpruch nehme, wie viel Konfuſionen dabei ſich ereignen könnten, wie wenig Dank er am Ende davon haben würde, und daß er ſich zu dem Ganzen mehr gezwungen als freiwillig hergegeben habe, daher er denn die ganze Soirée verwünſchte.

Frau Sabina, verlaſſen von den beiden Töchtern, auf deren Mitwirkung ſie gebaut hatte, glich zum Theile einem Laſtthiere, zum Theile einem Opferlamm. Sie leiſtete ungeheuer viel, ohne dabei zu wiſſen, was und wie viel ſie that. Sie hätte manchmal ſogar gerne geweint, wenn ſie nur Zeit dazu gehabt hätte. An die beiden Herrn Söhne Polykarp und Fidelis ergingen vom Vater viele Befehle, von der Mutter viele Bitten; ſie beliebten aber weder jene zu vollziehen, noch dieſe zu erfüllen. Von einer Art träger Willfährigkeit begeiſtert, wußten ſie eigentlich doch nicht, was ſie eigentlich thun ſollten, oder mochten. Sie thaten daher nichts, als daß ſie allen Andern und ſich ſelbſt im Wege ſtanden und es mit philoſophiſcher Gemüthsruhe lächelnd anhörten, wenn ſie vom brummenden Vater Taugenichtſe, von der ſeufzenden Mutter arme Narren genannt wurden.

Die kleine dicke Köchin konnte man nur mit einer Raſenden oder mit einer antiken Furie in modernem Koſtüm vergleichen. Sie ſprang in ihrer geräumigen, mit Koch- Brat und Siedmaſchinen aller Art vollgeſtellten Küche herum wie der Blitz, drehte und wendete ſich in jeder Minute ſechzigmal, ergriff jetzt einen Kochtopf, jetzt einen Bratſpieß, jetzt einen Faſan, jetzt einen Haſen, jetzt das Salzfaß, jetzt die Öhlflaſche u. ſ. w., briet am Feuer ſo viel, daß die Rothglühende ſelbſt gebraten zu ſein ſchien, goß Waſſer auf und zu, daß ihr ſelbſt das Waſſer heiß von der Stirne trof, zerſchlug hier einen Topf, während dort ein anderer überging, und verwaltete ihr Miniſterium im Feuerreiche mit ſolcher Kraft und Strenge, ſo ſchonungs- und rückſichtslos, daß ſie der Frau Sabina Stillſchweigen gebot und dem gebietenden Haustirann die Küche zu verlaſſen befahl, mit den inhaltſchweren Worten: „Auf mir liegt

Alles und ich kümmere mich um Niemand. Wer's beſſer machen will, der thu' es. Ich kann jeden Augenblick gehen." Bei dieſen Worten zog Alt und Jung, Groß und Klein ſich ſchweigend zurück. — Eine Köchin kann nach Umſtänden ein furchtbares Weſen ſein.

Noch bleibt uns der lange hagere Bediente übrig. Den Armen können wir nur einem Spielball vergleichen, der unaufhörlich von einer Hand in die andere flog. Von allen Lippen, aus allen Gemächern und nach allen Seiten wurde er gerufen. Während er einem Rufenden wie ein Pudel entgegen ſprang, hörte er von einem Andern Scheltworte über ſeine Langſamkeit. Er that alles Mögliche, aber nichts war recht. Der Verblüffte wurde nun mit jeder Viertelſtunde merklich dümmer, endlich auch ſo gefühllos, daß weder die Rippenſtöße von den Händen des Herrn Achatius Sandmann, noch die bitterſten Sarkasmen der kleinen dicken Köchin auf ihn den geringſten Eindruck machten. Seine ſtumme Verzweiflung äußerte ſich nur dadurch, daß er unaufhörlich die Lippen bewegte und dabei immer etwas hinabzuſchlucken ſchien, was ihm die Kehle zuſchnürte.

## Zwei und dreißigſtes Kapitel.

### Wendepunkt und Verwandlung.

Endlich ſchlug die ſiebente Stunde. Die vielen Kerzen thaten ihr Möglichſtes, die Zimmer zu erheitern. Spieltiſche, Stühle und Sofen ſtanden in der ſchönſten Ordnung. In dem letzten Kabinet mit verſchloſſener Thüre waren ſo viele

Bouteillen aufgepflanzt, ſo viele Schinken, Kalbskeulen, Faſanen, Poulards, Torten u. ſ. w. aufgethürmt, daß man vor Düften und Gerüchen aller Art ganz betäubt wurde.

Frankenhorſt und Waldſchlag waren die Erſten, welche eintraten. Frankenhorſt bemächtigte ſich ſogleich der ſchüchternen Blandine, die von dieſem Augenblicke an nur für ihn allein Augen und Ohren haben durfte. Waldſchlag begrüßte die Familie leichthin, und machte ſogleich die Runde durch ſämmtliche Gemächer, unterſuchte Alles mit Späherblicken und Kennermiene, und fand wenig zu loben, aber deſto mehr an dem Arrangement zu tadeln. Herr Achatius machte dazu ein ſaures Geſicht, Frau Sabina ein ſehr bekümmertes. Polykarp und Fidelis ſtießen ſich heimlich kichernd in die Seite.

Der freiherrliche Geſellſchaftstirann ließ ſich aber durch nichts beirren. Tiſche und Stühle mußten auf ſein Geheiß anders geſtellt werden. Er ordnete die Spielpartien, legte nach ſeinem Belieben die Muſikalien auf, beſtimmte die Tänze, die Zeit zu den Erfriſchungen, wie jene für das Souper, und ſpielte in Allem den Herrn vom Hauſe. Der Haustirann wollte anfangs ſein Recht behaupten und Einſprache thun, wurde aber von dem Geſellſchaftstirann gänzlich ignorirt und durch dieſe Geringſchätzung endlich ſo eingeſchüchtert, daß er den Muth verlor, nur leiſe in ſich hinein brummte und Alles, was Waldſchlag anordnete, geſchehen ließ.

Nun kam aber erſt das Äußerſte, um den armen Herrn Achatius Sandmann total auf's Haupt zu ſchlagen;

denn Waldſchlag hatte es abſichtlich darauf angelegt, den armen Haustirann zu tiranniſiren und dadurch mürbe zu machen.

Die geladenen Gäſte erſchienen: Die meiſten derſelben hatte aber Waldſchlag, mit Sandmanns Zuſtimmung, geladen, und Jener wußte ſie in dem Wahn zu erhalten, als ſei das heutige Feſt von ihm veranſtaltet. Dies hatte denn natürlich die Folge, daß die Geladenen ſich um den eigentlichen Herrn vom Hauſe, dem ſie entweder nur flüchtig oder gar nicht vorgeſtellt wurden, auch wenig oder gar nicht bekümmerten. Darüber zürnend, zog ſich Herr Achatius Sandmann zurück, wurde deshalb noch weniger beachtet, und erſchien nun ſich ſelbſt als Fremdling in ſeinem eigenen Hauſe. Frau Sabina bewegte ſich unter den Gäſten, ſorgſam bedienend, mit ſolcher Beſcheidenheit, daß man in ihr eine freundliche Haushälterin oder eine arme Verwandte, die im Hauſe das Gnadenbrot aß, zu ſehen glaubte. Polykarp und Fidelis ließen ſich mit Vergnügen als Waldſchlags Adjutanten verwenden; waren ſie aber frei, ſo ſpielten ſie die Gäſte, und erquickten ſich mit ſteigender Luſtigkeit, heimlich in das Kabinet ſchleichend, an Trank und Speiſe.

Viktorine ging bald in die beſte Laune über, indem ſie ſich ſehr geſchmeichelt fühlte, daß Waldſchlag, der alle Anweſende als willenloſe Automate behandelte, Jedem imponiren und als Alleinherrſcher ſchalten wollte, bei ihr eine Ausnahme machte, ſich gegen ſie gefällig und zuvorkommend zeigte und gleichſam alle Inſignien der Despotie ihr zu

Füßen legte. Deſto mehr wollte er aber die übrigen Gäſte, die er als ſeine Kreaturen betrachtete, ſeine Superiorität fühlen laſſen. Unglücklicherweiſe befanden ſich unter den von ihm Geladenen ein paar Herren, die in die Rubrik der ſogenannten Hitzköpfe gehörten. Sie erlaubten ſich, dem freiherrlichen Geſellſchaftstirann zu widerſprechen, und, als dies nichts fruchtete, ihm geradezu den Gehorſam aufzukünden. Darüber kam es zu einem Wortwechſel, der von beiden Seiten mit ſo zunehmender Erbitterung und Heftigkeit geführt wurde, daß die Gegner dem Baron alle Eigenmächtigkeiten und Indiscrezionen, die er ſich in den Salons erlaube, im Detail verwarfen, und ihm unverholen erklärten, daß er dadurch bereits in ſo manchen Häuſern eine **persona ingrata** geworden ſei. Die Gegner verließen hierauf die Geſellſchaft, und Waldſchlag blieb, in düſteres Schweigen verſunken, als Beſiegter auf dem Schlachtfelde. Er konnte ſogar an manchen Mienen und einzelnen Worten bemerken, daß viele Gäſte auf die Seite ſeiner Gegner traten. Selbſt Viktorine, ſo ſehr ſie auch den beleidigten Hitzköpfen zürnte und den bitter Gekränkten bedauerte, konnte nicht umhin, eine kleine Freude in der Hoffnung zu fühlen, daß dieſer Auftritt ihm zu einer heilſamen Lehre für ſein künftiges Benehmen dienen würde. Herr Achatius Sandmann ging zur Kredenz und leerte vor Freude ein Glas Wein auf einen Zug, während mehrere Gäſte, gleichfalls disguſtirt, ſich entfernten.

Blandine erfuhr von dem ganzen Vorfalle nichts, denn Frankenhorſt hatte ſich ihrer ſo bemächtiget, daß ſie für die ganze Geſellſchaft verloren war. Alles, was die Unglückliche that, legte ſich der Eitle zu ſeinem Vortheil aus. War ſie betrübt, ſo fand er ſie ſchmachtend; dachte ſie, eine Frage nicht beantwortend, an den jungen Friſchherz, ſo glaubte er, ſie ſei in ſüße Reverien verſunken.

Herr Achatius Sandmann theilte längere Zeit den Irrthum des Salinenrathes; endlich aber ging ihm doch ein Licht auf, und es ſchien ihm, daß Blandine eben kein beſonderes Wohlgefallen an Frankenhorſt finde, und daß der Blokadeſtand, in welchen er ſie gegenwärtig verſetze, ihr höchſt unangenehm ſei. Herr Sandmann erkannte die Mängel der beiden Brautwerber, und war ihnen eigentlich nicht ſehr geneigt, allein der Gedanke, in ihnen zwei wohlhabende Schwiegerſöhne zu erhalten, zeigte ihm dann die Beiden wieder im günſtigſten Lichte.

Dieſe Betrachtungen, der Verdruß über Waldſchlags Benehmen, das Mitleid mit dem Gedemüthigten, und der Widerwille gegen die ganze Soirée, machten, daß ihm der Abend eine Ewigkeit zu ſein ſchien. Er ſetzte nun alle ſeine Hoffnung auf ſeinen Freund Friſchherz, welcher leider ſehr lange auf ſich warten ließ. Mit ihm wollte er Alles, was ihm auf den Herzen lag, offen und ausführlich bereden.

Endlich erſchien Friſchherz Vater und Sohn. Erſterer entſchuldigte die Gattin, die ihre Abneigung gegen größere Geſellſchaft nicht habe überwinden können und deshalb, wie gewöhnlich, zu Hauſe geblieben ſei.

Herr Achatius zog den erſehnten Freund und ſeinen

Sohn ſogleich in ein Nebenzimmer, welches er, nachdem er die Frau Sabina zur einſtweiligen Regentin ernannt hatte, ſorgfältig abſchloß, damit kein Profaner ſtörend eindringen könne.

Blandine verfiel von dem Augenblicke an, da die beiden Friſchherz eingetreten waren, in eine ſo unbeſiegbare Zerſtreuung, daß ſie oft Fankenhorſts Worte gar nicht hörte und häufig ganz verkehrte Antworten gab, während die Augen der Geiſtesabweſenden einen entfernten Gegenſtand zu ſuchen ſchienen. Dies erweckte endlich Frankenhorſts Aufmerkſamkeit, und die Geſchichte wurde ihm verdächtig. Der Gedanke an die Möglichkeit, daß ein Anderer ihn aus den Sattel heben und er leer abziehen ſollte, wirkte auf den Reizbaren ſo gewaltig, daß er in eine Erbitterung gerieth, die er nicht bemeiſtern konnte. Die Folge dieſer böſen Aufregung war, daß er Blandinens weiches Herz mit beißendem Witz auf das empfindlichſte verwundete.

Wir wenden uns von dieſer betrübenden Szene weg, und treten in das verſchloſſene Zimmer, in welchem das Triumvirat beiſammen ſitzt, Herr Achatius Sandmann zwiſchen den beiden Friſchherz. Es war nicht zu verkennen, daß der alte Friſchherz ſeinem alten Freunde Sandmann viel an's Herz und an's Gewiſſen geredet haben mußte, denn der Haustirann befand ſich in einer ſehr weichen Gemüthsſtimmung, er ſchien ſogar gerührt zu ſein. Friſchherz ſagte zu dem Bewegten eben mit inniger Herzlichkeit die letzten Worte: „So ſeh' ich die Sache, und ich hielt mich verpflichtet, ſo zu reden, wie ich denke, und

Dir die reine Wahrheit zu ſagen, da ich dabei kein anderes Intereſſe, keinen heißern Wunſch habe, als Dich und die Deinigen ſo glücklich zu ſehen, als ihr es zu ſein verdient und auch ſein könnet. Glaube mir, wenn Du ihnen das Leben verbitterſt, ſo mußt Du es auch Dir ſelbſt verbittern. Wer von Andern verlangt, daß ſie zu ſeinem Glücke beitragen ſollen, der muß auch für das ihrige ſorgen. Er darf Starrſinn nicht für Charakterſtärke halten, Pedanterie nicht für Weisheit, häusliche Despotie nicht für das, dem Oberhaupte zukommende Recht patriarchaliſcher Leitung nehmen. Er muß nicht Sklaven im Hauſe tiranniſiren wollen, ſondern freigeborne Menſchen zu guten und edeln Weſen für das Familienglück und für die Verhältniſſe eines wohlgeordneten bürgerlichen Lebens zu bilden trachten. Er ſoll nicht darauf ausgehen, die Seinigen als willenloſe Weſen zu unterjochen, er ſuche es vielmehr dahin zu bringen, daß ſie ihren Willen ſeinen höhern Einſichten und ſeinem erkannten Wohlwollen gerne unterordnen. Mit der Furcht läßt ſich bei den Menſchen allerdings viel ausrichten, aber mit der Liebe gewiß noch viel mehr!" —

Sandmann fiel dem Sprecher, dem die Thränen in den Augen ſtanden, tief gerührt um den Hals, und konnte, ihn drückend und küſſend, kein Wort ſprechen. Endlich rief er: „Ja! Du biſt mein Freund, und haſt vollkommen Recht in Allem, was Du ſagſt. Ich fühl' es, daß die Vorſehung den heutigen Abend, den ich blinder Maulwurf ſchon verwünſcht habe, zu dem Wendepunkte beſtimmt hat, mit dem ein neues Leben für mich und die Meinigen anfangen ſoll.

Du haſt mir den Staar geſtochen, und es ſteht nun klar vor meinen Augen, wie viel ich mir ſelbſt und meinen Angehörigen das Daſein unnöthigerweiſe verkümmert und verbittert habe.“ —

„Ja Freund! (fiel Friſchherz ein) Thatſachen und die Geſtändniſſe von Frau und Kindern, wenn Du ihnen erlauben willſt, frei und offen zu reden, werden Dich vollauf überzeugen, daß Du ſie nichts weniger als glücklich gemacht haſt, und daß Du dich weder ihrer Liebe, noch ihres Vertrauens erfreuen kannſt. Fehlt noch etwas, um meinem Lebensglück die Krone aufzuſetzen, ſo kann es nur in dem köſtlichen Bewußtſein liegen, zu dem Deinigen etwas beigetragen zu haben.“

„So ſei denn mein guter Geiſt! (ſagte Sandmann) Morgen beginnen wir mit Gottes Beiſtand das Werk.“ —

„Nicht morgen, nein! heute noch ſoll und kann es geſchehen! Das Gute darf man nie aufſchieben. Heute noch! Als Glückliche gehen wir zu Bette, um dann am Morgen als zweifach Glückliche zu erwachen.“ —

Friſchherz ging in das Nebenzimmer, kam aber bald wieder zurück, und führte Blandine, deren Augen noch die Spuren vergoſſener Thränen zeigten, mit ſich. Ihnen folgte Waldſchlag, Viktorinen am Arme; den Schluß machte Frankenherſt, mißmuthig und mit ſich kämpfend.

Sandmann flüſterte ſeinem Freunde Friſchherz leiſe in's Ohr: „Schade, daß wir geſtört werden! Du hätteſt Niemand hereinlaſſen ſollen.“ „**Au contraire!**“ erwiederte Friſchherz lächelnd. „Ich habe dieſe Herren und Damen abſichtlich hereingeführt, denn ſie gehören zur Sache.“ „Gut!“ ſagte Sandmann: „So vollende denn, was du angefangen haſt!“ —

Friſchherz richtete nun ſeine Worte mit aller Artigkeit an Waldſchlag und Frankenhorſt. Es ſchien als ob er ſie mit Komplimenten überhäufen wollte. Endlich aber rückte er ſeinem Ziele näher. Er erinnerte ſie an gemeinſchaftliche Bekannte, und wie er ſchon mehrmal die Ehre gehabt habe, in dieſen und jenen Salons mit ihnen in Geſellſchaft zu ſein. Er wußte dann gewiſſe Szenen und Züge in dem Charakter des Geſellſchaftstiranns mit harmloſem Witze ſo darzuſtellen, daß die Zuhörer und er ſelbſt herzlich lachen mußten. Endlich aber wurde Waldſchlag immer ernſter und zu dem Ernſte geſellte ſich allmälig eine gewiſſe Rührung. Er ergriff die rechte Hand des alten Friſchherz, ſchüttelte ſie kräftig, und ſagte: „Sie ſind ein wackerer Mann. Sie haben meine Thorheit mit milden Farben, aber dennoch ſehr wahr und lebhaft geſchildert. Ich ſtimme Ihnen nun um ſo mehr mit voller Überzeugung bei, als ich ſelbſt ſchon ſeit einiger Zeit dieſen Fehler einzuſehen angefangen habe. Ich kämpfe gegen ihn, aber noch iſt es mir nicht gelungen, ihn zu beſiegen. Ich weiß es, daß man mich den Geſellſchaftstirann nennt. Man hat Recht; aber — was hab' ich mit dieſer Herrſchſucht erreicht in Kreiſen, wo nur die Liebenswürdigkeit Königin, nur die guthmüthige Heiterkeit erwärmende Lebensſonne ſein ſoll? Ich wollte imponiren, und vergaß, daß man in der Geſellſchaft nur dann etwas gilt, wenn man auch die Geltung der Übrigen anerkennt. Die Schwachen und Bornirten bewunderten mich, die Charakterfeſten und Geiſtreichen ſchonten mich mitleidig. In meinen ruhigen und beſſeren Stunden ſah ich es ſelbſt ein, wie lächerlich und nichtig mein Beſtreben war. Ich fühlte es, daß ich eine fatale Rolle ſpiele, allein — ich ſchämte mich ſie abzulegen, weil ich ſie ſchon ſo lange und bei den Meiſten mit unverdient glücklichem Erfolge geſpielt hatte. Diejenigen, die ſich mir willenlos und blindlings unterwarfen, mußte ich gering ſchätzen; gegen die Oppoſizionspartei ließ ich meinen kauſtiſchen Witz ſpielen, was mir aber manchmal theuer zu ſtehen kam. Und ſo befand ich mich immer unter einer Menge von Menſchen, ohne einen einzigen Freund zu haben. Von Manchen wurde ich offen angefeindet; ein weit größerer Theil haßte mich im Stillen. Glauben Sie mir! Ich fühle es nun mit jedem Tage ſchmerzlicher, wie viele wohlverdiente Wunden mir geſchlagen wurden, die ich vor der Welt verbarg; ich erkenne es mit jedem Tage deutlicher, wie viel glücklicher man im einfachen, ſtillen Familienkreiſe lebt, als in den glänzenden, eiskalten, langweiligen Salons! Ich habe mich aber deſſen ungeachtet ſelbſt heute noch von meiner alten Thorheit hinreißen laſſen, indem ich es wagte, den Herrn vom Hauſe ſpielend, den Herrn vom Hauſe zu beleidigen. Edler Mann! darf ich Verzeihung hoffen?“ —

Waldſchlag hielt ſeine Hand dem Herrn Achatius Sandmann mit dem freundlichſten Geſichte entgegen. Dieſer ergriff die dargebotene mit freudiger Überraſchung und ſagte: „Wenn es Ihnen Ernſt iſt, ſo finden Sie in mir ie ehrlichſte Erwiederung, und zwar um ſo mehr, als dieſe eminöſe Soirée für Geſtändniſſe von Schwächen und Gerechen ganz geſchaffen zu ſein ſcheint. Erblicken Sie demnach n mir ſelbſt einen reuigen Sünder, der vor wenigen Minuten gleichfalls ſeinen Fehler bekannt und Beſſerung gelobt hat.“ —

„Auch ich gelobe und beſchwöre dasſelbe“ — ſagte Waldſchlag. „O wäre mir doch das Glück vergönnt, meinen Schwur in dieſe Hand ablegen zu dürfen!“ Er ergriff haſtig Viktorinens Hand und küßte ſie.

„Das klingt kurios“ — ſagte Sandmann, — „ſo quasi ex abrupto — — Ja, da muß ich denn wiederholen: Wenn es Ihnen Ernſt iſt“ — —

„Den Schwur zu halten?“ — ſagte Viktorine lächelnd, als wollte ſie den Ernſt in Scherz verwandeln; — „Ein Schwur, den man zu halten gedenkt, bedarf keiner Hand; hat man aber ſchon beim Schwören die Abſicht, den Schwur nicht zu halten, ſo iſt es gleichgültig, ob man ihn n eine menſchliche, oder in die ſteinerne Hand einer Bildſäule ablegt; übrigens aber muß ich mich um die Männer annehmen. Ich behaupte, daß alle Männer ihre Schwüre halten, — nur iſt keine Zeit dabei beſtimmt, nämlich die en acht Minuten bis zu vollen acht Tagen, als längſtem Termin!“ —

Waldſchlag. O Viktorine! Geben Sie mir doch Gelegenheit, Ihnen das Gegentheil zu beweiſen! Was ſpricht das Väterchen dazu?

**Sandmann.** Ich wiederhole zum dritten Male, was ich ſchon zweimal geſagt habe: Wenn es Ihnen Ernſt iſt — Nu — Mädel! rede frei heraus! Ich erlaub' es Dir.

**Viktorine.** Will der Feind eine Kapitulazion eingehen?

**Waldſchlag.** Mit allen Bedingungen, die der Mann als Mann eingehen kann.

**Sandmann.** Laß hören!

**Viktorine.** Die Geſellſchaftstirannei muß aufhören.

**Waldſchlag.** Hat bereits aufgehört.

**Viktorine.** Darf ſich nie wieder blicken laſſen.

**Waldſchlag.** Nie!

**Viktorine.** Auch keine Haus- oder Liebes-Tirannei darf ſich je eindrängen oder einſchleichen.

**Waldſchlag.** Nie!

**Sandmann** (zu Friſchherz). Die Hexe ſtichelt auf mich.

**Viktorine.** Zur vollen Bürgſchaft für richtige und genaue Erfüllung wird ein Prüfungs- und Probejahr feſtgeſetzt, nach deſſen Verlauf —

**Waldſchlag.** Alles in der beſten Ordnung ſein —

**Sandmann.** Und mein Segen erfolgen wird ſammt Zubehör.

**Friſchherz.** Glück auf! Nun ſtehen aber noch andere Parteien vor Gericht, ein blaſſes Fräulein mit etwas verweinten Augen, ein Salinenrath, in deſſen Mienen man etwas von Bitterſalz bemerken kann, und ein junger Herr mit einem Herzen voll Liebe und einem Geſichte voll Verlegenheit. Erlauben Sie mir nur, Herr Salinenrath, zu fragen, ob Sie mit dieſem blaſſen Fräulein in eine nähere Verbindung treten möchten, und obbeſagtes Fräulein in eine ſolche Verbindung einzugehen wünſcht?

Blandine ſeufzte, und Frankenhorſt nahm das Wort: „Dieſer Seufzer enthält eine ſo entſcheidende Antwort: daß mir nichts übrig bleibt als — vom Schauplatz abzutreten. Ich thu' es zwar mit blutendem Herzen, doch mit dem tröſtenden Bewußtſein, daß ich dabei die Pflicht eines ehrlichen Mannes erfülle. Anfangs leichtgläubig und daher zu oft getäuſcht, wurde ich endlich gegen das ſchöne Geſchlecht ungläubig, ein Zweifler am weiblichen Werthe, und als Tiranniſirter endlich ein Tirann. Ich fordere von derjenigen, mit der ich einen Bund für's Leben ſchließen ſoll, ſo viel, daß wahrſcheinlich Keine mir genügen würde. Ich gebe zu, daß ich zu viel fordere, aber — meine Anſichten und Grundſätze ſtehen nun einmal ſo feſt, daß ich ſie nie ändern werde. Es bleibt mir alſo nur die Wahl, ein unglücklicher oder — gar kein Ehemann zu werden. Ich bleibe daher wie ich bin, da es mir nie gelingen würde, eine Gattin vollkommen glücklich zu machen. Blandine! Ich habe Sie gekränkt; Verzeihung! Ich entſage.“ —

Blandine reichte ihm zitternd die Hand. Tiefe Stille herrſchte. Frankenhorſt küßte ſchweigend die dargebotene Hand, verbeugte und entfernte ſich.

Friſchherz umarmte das Mädchen gerührt, ging aber ſogleich in ſeine heitere Laune über, und ſagte: „Theſeus verſchwindet; darf Bachus erſcheinen?“ — Mit dieſen Worten führte er ſeinen Sohn zum Herrn Achatius Sandmann, und ſagte: „Dieſe zwei Leute ſind einander ſchon ſeit langer Zeit gut und auch einander werth. Für Ihn bürge ich und Du bürgſt für Sie. Wollen wir ſegnen?" — Sandmann rief in's Nebenzimmer: „Sabina! komm herein!" Sabina kam, und Sandmann ſagte: „Willſt Du ſie ſegnen?" — Sabina erwiederte lächelnd: „Lieber Mann! Ich will, was Du willſt. Ich bin aber ſo müde, daß ich nicht ſtehen kann." —

Sandmann küßte ſie mit den Worten: „Von nun an in uns Beiden nur ein Wille. Der Haustirann iſt fort, Dein Mann bleibt." —

Man brachte Champagner. Ein Toaſt folgte dem andern. Am nächſten Jahrestage ſtanden zwei Paare vor dem Traualtare, und dieſer Feſttag wurde durch eine Reihe glücklicher Jahre gefeiert.

# Die Braut ohne Bräutigam
und der
# Bräutigam ohne Braut.

# Erſtes Kapitel.

Geſchwiſterliche Eintracht und Zwietracht. — Der Mond und das weibliche Herz. — Die eigenſinnige Erbſchaft.

Bella und ihr Bruder Bruno lebten ſeit dem Tode ihrer Eltern, ſchon ſieben Jahre im Hauſe ihres Oheims Frankenberg, aber der Oheim war mit ihnen eben ſo wenig zufrieden, als ſie mit dem Oheim, der ſie ihrer vielen Liebeleien wegen nicht recht lieben konnte. Beide fanden in der galanten Welt viel Glück: Bruno als ſchmachtender Schwarzkopf von acht und zwanzig Jahren, Bella als lebhafte Brünette von neunzehn Jahren. Beide konnten vor Liebſchaften nicht zum Lieben kommen. Das war's eben, was Oheim Frankenberg an ihnen ſtets tadelte. Das Sonderbarſte war aber, daß die Geſchwiſter ſelbſt einander immer über den Fehler Vorwürfe machten, der ihnen Beiden im gleichen Grade eigen war: über ihren Hang zu Liebeleien. Fing der Bruder eine Strafpredigt an, ſo ſetzte die Schweſter, in der Hälfte ihn unterbrechend, ſie in demſelben Tone fort; und hatte die Schweſter eine erbauliche Ermahnung begonnen, ſo übernahm der Bruder den zweiten Theil, und Beide gingen in übler Laune aus einander. Dabei machte ſich's Jedes zur Pflicht, die Herzensangelegenheiten und Verhältniſſe des Andern in der Abſicht auszuſpähen, um an den geliebten Gegenſtänden Mängel und Gebrechen aufzufinden.

Bruno, der in den geſchwiſterlichen Zungenkämpfen nicht ſelten beſiegt wurde, griff dann, um ſich an der Siegerin zu rächen, nach der Feder, und ſchrieb ſatyriſche Ausfälle gegen das weibliche Geſchlecht, die er auf eine liſtige Weiſe, als wäre die Sache ein Werk des Zufalls, in Bella's Hände zu ſpielen wußte. Die Schweſter verſchlang dieſe brüderlichen Galläpfel, ſo widrig ſie ihr auch waren, jedesmal in der Abſicht, ſie mit bittern Pillen zu vergelten; ſie kam aber ſo ſchwer zum Schreiben, daß ſie die Antwort gewöhnlich nur durch das Zerreiſſen des Manuſkripts ertheilte.

Eben jetzt kann jede Leſerin das zürnende Fräulein auf dem Sofa ſitzend erblicken. Sie hält ein brüderliches Geiſtesprodukt jener verhaßten Art in der Hand. Sie lieſt, mit funkelnden Augen und ſich manchmal in die Lippen beiſſend, eine boshafte Vergleichung des weiblichen Herzens mit dem Monde, und ſinnt auf eine mündliche Widerlegung, da ihr, wie den meiſten Damen, eine ſchriftliche zu ſchwer fällt und ein paar Verſuche ſchon mißlungen ſind.

Wir finden ſie eben bei der folgenden Stelle, die wörtlich lautet, wie folgt:

„Der Mond iſt ein dunkler Körper, welcher ſein Licht von der Sonne erhält. So erſcheint auch das weibliche Herz erſt dann im Lichtglanz, wenn es von dem liebenden

gen und von den Vorzügen eines ausgezeichneten Man-
beleuchtet wird.“

„Der Mond hat eine dreifache Bewegung: eine jähr-
um die Sonne, eine monatliche um die Erde, und eine
che um ſeine eigene Axe. So auch das weibliche Herz:
Bewegung um einen wirklichen geliebten Gegenſtand,
ein ganzes Jahr dauern kann; die Bewegung einer
tigen Zuneigung, die ihren Lauf gewöhnlich mit dem
aufe eines Monats vollendet, und die tägliche Bewe-
um die Axe der Eitelkeit. Man hat **6000** Mondflecken
eckt. Welche Zahlen wären hinreichend, um die Flecken
eiblichen Herzen zu bezeichnen?“

„Man ſieht im Monde Berge, Thäler, Ebenen, Klüfte,
chten u. ſ. w. Welche Untiefen, Auswüchſe, Falten
w. befinden ſich im weiblichen Herzen, welches zugleich
ſo bewohnt iſt, wie der Mond! Wie der Mond in ſei-
Dunſtkreis, ſo hüllt ſich das weibliche Herz liſtig und
eriös in den verdeckenden Herzbeutel ſchlauer Ungründ-
it. Die beiden Herzkammern ſind eigentliche Liebhaber-
ns, und die beiden Herzohren ſaugen mit unerſättlicher
unſägliche Schmeicheleien ein. So wie im Monde, fin-
an auch im weiblichen Herzen viele Spuren theils bren-
er, theils ausgebrannter Vulkane.“

„Eine Mondfinſterniß entſteht, wenn die Erde zwiſchen
Mond und die Sonne tritt. Weibliche Herzensfin-
iſſe entſtehen, durch Liebeshinderniſſe, Launen, Eifer-
, durch einen nicht zu Stande gekommenen oder ver-
n Ball, durch ein verweigertes Kleid, durch eine

Finſterniß im Geldbeutel des Herrn Papa oder des Gemahls u. dgl."

„Welche frappante Ähnlichkeit, zwiſchen dem Mondwechſel und einer Liebesangelegenheit des weiblichen Herzens! Der Neumond iſt das Viertel, in dem ſich der Mond zwiſchen der Sonne und der Erde befindet, er wendet ſeine unerleuchtete Seite gegen uns, und wir können nichts von ihm ſehen. Hier erblicken wir das Bild der entſtehenden, geheimen, vor fremden Augen ſich verbergenden Liebe."

„Nach und nach wird die Liebe kühner, und ſie gleicht der ſchmalen Sichelgeſtalt des zunehmenden Mondes, der ſich als erleuchtete halbe Scheibe darſtellt. Endlich offenbart und zeigt ſie ſich aller Welt wie der Vollmond, wenn er der Sonne gerade gegenüber ſteht und ſeine runde Scheibe im vollen Lichte der Erde zukehrt. — Nun aber kommt das Bild der Vergänglichkeit, — der abnehmende Mond, der auf der linken Seite halb erleuchtet erſcheint. In dieſer Geſtalt geht er mit blaſſem Lichte um Mitternacht auf. O Trennung! O Scheiden und Meiden! O Treuloſigkeit! O Schmerz und Trauer! O blaſſe Geſichter mit rothgeweinten Augen! O Thränen ohne Maß! O Seufzer ohne Ende!"

„Und gibt's denn auf der Welt irgend ein mondſüchtigeres Weſen als das weibliche Herz? Die verliebten Schwärmerinnen ſind geborne Nachtwandlerinnen, die träumend herumgehen und mit offenen Augen nicht ſehen, während ſie nach ihrem Endymion ſchmachten. Das weibliche Herz iſt ein ungeregeltes Ding, für welches auch der Wohlmeinendſte nichts thun kann. Es erinnert an die alte Fabel vom Monde, der ſeine Mutter bat, ihm ein Kleid zu weben, welches ihm genau anpaſſe. Die Mutter gab ihm zur Antwort: „Wie kann ich Dir ein ſolches Kleid machen, da Du bald zunimmſt, bald wieder abnimmſt?“ — Die Veränderlichkeit des Mondes iſt auch wirklich ſo groß, daß man ſie nur mit jener des weiblichen Herzens vergleichen kann. Wie auffallend erſcheint es, daß Luna zugleich Diana und Hekate iſt!“

„Dagegen hat das weibliche Herz das Gute, daß es dem Monde auch darin gleicht, indem es, wie alte Philoſophen von dieſem Planeten behaupteten, die Einheit und Verbindung des Weltalls unterhält, was doch wirklich keine Kleinigkeit iſt, volle Anerkennung und ſchönen Dank verdient.“

„Um einmal auch in die graue Vorwelt hinabzuſteigen, bemerke ich, daß die alten Egypter die Sonne für den Amor, den Mond für die Liebesgöttin hielten *); ein Beweis, daß das weibliche Herz dem Monde gleicht, das männliche der Sonne. Der Mond iſt für ſich allein kraftlos und finſter, wenn die Sonne ihn nicht erleuchtet, eben ſo wie Venus, wenn Amor nicht zugegen iſt.“

Die alten griechiſchen Philoſophen behaupteten auch, daß der Mond bei Finſterniſſen verſchiedene Farben annehme, und Abends ſchwarz, um Mitternacht feuerroth,

---

*) Plutarch berichtet dies.

gegen den Morgen lieblich blau erſcheine, weßhalb Empedokles ihn ſogar blauäugig nannte. Spielt nicht auch das weibliche Herz alle Farben, gegen jeden Anbeter eine andere?"

Bella wollte weiter leſen, aber der Ärger bemächtigte ſich ihrer in dem Grade, daß ſie nicht nur die Zunge, ſondern auch die ſchönen Hände in Bewegung ſetzte. Das Manuſkript erfuhr alſo das traurige Schickſal — zerriſſen zu werden, indem die Zürnende dabei die geflügelten Worte ausſprach: „Das erbärmliche Männerherz hat kein wechſelndes Licht, ſondern gar keines, es iſt nicht einmal erleuchtungsfähig, es erſcheint nicht in wechſelnden Geſtalten, weil es formlos iſt; es zeigt keine Flecken, weil es ganz ſchwarz iſt und bleibt; es macht keine veränderlichen Bewegungen, weil es ſtarr und keiner Bewegung fähig iſt; es ſpielt keine Farben, weil die ſchwarze Farbe ein Mangel aller Farben iſt, und hier nur eine immerwährende Totalfinſterniß Statt finden kann. Und von welchen Weſen wäre es denn bewohnt? Vom Eigendünkel, von der Falſchheit, vom Egoismus, von — — —" Bruno, welcher ſchon einige Minuten gelauert und gehorcht hatte, brach nun in ein triumphirendes ſchallendes Gelächter aus, und goß damit Oel in's Feuer. Indem ſich Beide nun mehr und mehr ereiferten, trat Oheim Frankenberg in's Zimmer und verkündigte ihnen in ſeiner gewohnten kurzen und trockenen Manier als unabänderlichen Entſchluß an: er ſei ihrer Liebelei-Trunkenheit überdrüßig, und wenn nach dem Verlauf von ſechs Monaten

Bruno nicht eine Gattin und Bella nicht einen Gatten gewählt haben werde, wolle er die alte Jungfer und den alten Junggeſellen enterben und ſein Vermögen dem entfernten Vetter Harry zuwenden, der nächſtens aus England zurückkehren würde. — „**Dixi**!“ ſagte der Oheim und ging, ſich die Ohren verhaltend, aus dem Zimmer.

## Zweites Kapitel.

### Verſchwörung aus Noth. — Die Liebe à la tête.

Die Geſchwiſter, betroffen über die Drohung des Oheims, der ſeinem Ernſte noch nie ſo viel Nachdruck gegeben hatte, ſaßen mit geſenkten Augen und ſprachen während fünf Minuten keine Silbe. Endlich brachen Beide zugleich das Schweigen. Sie beſchuldigten ſich nach beliebter Gewohnheit, wechſelſeitig, die Urſache von des Oheims Groll und Drohung zu ſein, gelobten einander, das weiche Herz von nun an mehr im Zügel zu halten und — fände ſich ein würdiger Gegenſtand — den flatterhaften Amor zum ſoliden Hymen in die Schule zu ſchicken. Ich will es der neugierigen Leſerin bei dieſer Gelegenheit leiſe in's Ohr flüſtern, daß das Unglück der beiden Geſchwiſter nicht nur von der Leichtfertigkeit ihrer Herzen herrührte, ſondern noch mehr davon, daß ſie von ihren Vorzügen eine zu hohe Meinung hatten, und ihre Unbeſtändigkeit bei den vielen Liebſchaften immer damit entſchuldigten, der geliebte Gegenſtand ſei ihrer dauernden Gegenliebe nicht würdig geweſen. Bruno brannte gegenwärtig für die ſchöne feurige Fauſtina, die erſt vor zwei

Monaten aus Neapel gekommen war; in Bella's Herzen thronte ein liebenswürdiger junger Britte, Sir Heartfield.

Brune vergaß den grollenden Oheim und die ſchmollende Schweſter, und eilte zur reizenden Fauſtina, nicht nur mit einem Herzen voll Liebe, ſondern auch mit einem Kopfe voll Heirathsgedanken, während Bella den Entſchluß faßte, dem Britten ihrer ſelbſt wegen, ihr Herz, und, des Oheims wegen, ihre Hand zu geben.

Einen gleichen felſenfeſten Entſchluß faßte Brune in Beziehung auf die neapolitaniſche Armida. Bruder und Schweſter verheimlichten aber dieſen Vorſatz gegen einander mit aller Sorgfalt und Behutſamkeit, wobei jedoch Eines dem Andern in komiſchem Lichte erſchien, indem ſie einander ſowol den Plan als die Verheimlichung desſelben an allen Worten, Blicken und Geberden ablauerten. Übrigens ſtimmten Beide insbeſondere darin überein, daß jedes den Vorſatz hegte, den gefaßten Heirathsentſchluß erſt im ſechsten Monat der gegebenen Friſt bekannt zu machen, bis dahin aber ſich dem Leichtſinn der bisherigen freien Lebensweiſe zu überlaſſen, was denn auch wirklich geſchah.

Schon rückte der ſechste Monat heran. Brune's Flamme für die ſchöne Fauſtina war ſchon zu Ende des erſten Monats der erwähnten Friſt eben ſo erloſchen, als Bella's Liebe zu dem liebenswürdigen jungen Britten. Dann blühte, wie jeder Monat ſeine eigenen Blumen hat, im zweiten Friſtmonat im Herzensgarten des Geſchwiſterpaares eine Roſa und ein Hyazinth, im dritten eine Flora, und ein Narciß, im vierten eine Kamilla und ein Florentin, im fünften eine Amanda und ein Amadeus.

Nachdem der ganze Liebelei-Blumenflor verblüht hatte, trat am Anfange des ſechſten Monats in den geſchwiſterlichen Herzen ein blumenloſer Spätherbſt ein, als ſich plötzlich zwei Wunderblumen zeigten, eine weibliche und eine männliche.

## Drittes Kapitel.

### Braut und Bräutigam.

An einem Abende, da das Theater geſchloſſen war, und auch keine Einladung zu irgend einer Soirée kam, ſaß Bella wie ſtumm und ſtarr am Pianoforte, und Bruno ebenſo ſtumm und ſtarr neben ſeiner Schweſter und dem Pianoforte. Endlich ſeufzte Bella, und Bruno machte ihr Echo. Nachdem dieſer rührende und feierliche Act einigemale wiederholt worden war, nahm die Schweſter das Wort und ſagte mit weinerlichem Tone: „Weißt Du denn auch, leichtſinniger Bruder, daß der letzte Monat der vom Oheim uns gegebenen Heirathsfriſt ſeinen unſeligen Anfang genommen hat?“

Bruno. Weißt Du denn auch, leichtſinnige Schweſter, daß der Oheim mit ſich nicht ſcherzen läßt und Dasjenige, was er beſchloſſen hat, gewiß in Erfüllung bringt?

Bella. Weißt Du denn auch, leichtſinnigſter aller Brüder, daß unſer Alles — das Vermögen des Oheims — auf dem Spiele ſteht, — und zwar durch Deine Schuld?

Bruno. Ebenſo wie durch die Deinige, leichtſinnigſte aller Schweſtern!

Bella. Einen Heirathsantrag zu thun, erlaubt die Sitte und das Herkommen nur dem Manne, während das Mädchen, ſo ſehr das Herz glühen und pochen mag, den Lippen das Siegel des Schweigens aufdrücken, harren, ſchmachten und leiden muß.

Bruno. Wenn der Harrenden aber die Beharrlichkeit fehlt, ſo iſt es nur ihre Schuld, wenn ſie nicht an's Ziel kommt.

Bella. Lag denn Dir Schmetterling daran, an's Ziel zu kommen? Von dem beinahe erreichten flogſt Du jedesmal weg.

Bruno. Wie die Schweſter, der die Liebe nur ein kurzes intereſſantes Spiel war.

Bella. Wie dem Bruder; trifft mich die Schuld allein?

Bruno. So wenig Dich allein als mich. Alſo Halb — part!

Bella. Laß uns denn ein Bündniß ſchließen gegen den barbariſchen Oheim!

Bruno. Wenn nur die uns noch übrige Zeit nicht gar ſo kurz wäre!

Bella. Ja leider! Dreißig Tage ſind doch zu wenig, um einen Geliebten zu finden, den gefundenen zu prüfen, den geprüften zu wählen, und den Erwählten zu heirathen.

Bruno. Mir graut, wenn ich an den Oheim denke: denn eben die Gleichgiltigkeit, die er uns zeigt, und das Fa tale, daß er uns nicht einmal einen Vorwurf macht, ja ſogar keine ſatyriſche Bemerkung gegen uns losläßt, — eben Das erfüllt mich mit der Beſorgniß, daß er ſeine Drohung ohneweiters auszuführen geſonnen iſt.

**Bella.** Seit geſtern iſt er ſogar ſehr heiter und fröhlich — und das macht mir noch mehr Angſt und Kummer. —

**Bruno.** Dreißig Tage ſind für Wankelmüthige freilich eine kurze Friſt, für reſolute Leute aber eine hinreichend lange.

**Bella.** Woher aber nun in Eile einen Liebhaber nehmen?

**Bruno.** Und wäreſt Du, Schelmin, jetzt zum erſtenmal ſo ganz ohne?

**Bella.** Zum Beiſpiel — wie Du?

**Bruno.** So muß ich Dich an Aufrichtigkeit beſchämen? Wiſſe denn: Ich habe noch eine Reſerv-Armee.

**Bella.** Dem Himmel ſei Dank! — Ganz ohne bin ich auch noch nicht.

**Bruno.** Heraus denn mit der Wahrheit!

**Bella.** Das ſchwache Weib folgt gerne dem ſtarken Manne.

**Bruno.** Es ſei denn! Höre!

**Bella.** Ich bin ganz Ohr. Wie heißt die Reſerv-Armee?

**Bruno.** Sie heißt — Angelika, und ſie ſelbſt iſt nicht minder ſchön als ihr Name. Hört man den Namen, ſo glaubt man ſchon einen weiblichen Engel zu erblicken, und ſieht man ſie, ſo weiß man auch, daß ſie nicht anders als *Angelika* heißen kann.

**Bella.** Und dieſer Engel —

**Bruno.** Soll, weil es nun durchaus geheirathet ſein muß, in Gottes Namen meine Frau werden.

**Bella.** Und haſt Du ſchon ihre Einwilligung dazu?

**Bruno.** Ich habe ſie nicht darum befragt, denn ich bin überzeugt, daß ſie eben ſo, wie hundert andere Mädchen es thun würden, meinen erwünſchten Antrag mit Freuden aufnehmen wird.

**Bella.** Viel Selbſtgefühl!

**Bruno.** Ein Mann wie ich, ein ganzer Mann, und dazu die Hälfte vom Vermögen des Oheims, das will etwas ſagen. Mir gibt ſie ihr *Herz*, und dem Vermögen reicht ſie die *Hand*, — ſo iſt die Sache in Ordnung, denn zum Heirathen gehört ja Herz und Hand.

**Bella.** Schade nur, daß dann in der Ehe nicht ſelten das Herz kalt und die Hand lahm, die Liebe ein Schattenriß und das Vermögen gar unſichtbar wird.

**Bruno.** Und wie heißt der Halbgott, welchen Du zu beglücken gedenkſt, indem Du ihm Herz und Hand gibſt, um die zweite Vermögenshälfte des Oheims zu erlangen?

**Bella.** Iſt er auch kein Halbgott, ſo iſt er doch wenigſtens ein Ritter, und das muß er ſein, da die Zeit des Ritterweſens nicht nur die Mutter der *Liebe*, ſondern auch der *Galanterie* iſt, welche letztere ich von meinem Gatten vorzugsweiſe verlange. Die *Liebe* iſt eigentlich eine ſehr vergängliche Frühlingsblume, die *Galanterie* aber eine herbſtliche Zeitloſe, die noch in voller Herrlichkeit prangt, wenn alle übrigen Blumen ſchon dahin geſchwunden ſind. Will mein Herr Gemahl mich nicht mehr lieben, ſo mag's ſein; galant ſein muß und kann er aber bis zum letzten Augenblick ſeines Lebens.

Bruno. Nur bitte ich, dem Glücklichen dann eine immerblühende Roſe — ohne Dornen zu ſein, damit das Ritterthum in Ehren bleibe. Und der Glückliche heißt?

Bella. Ritter d'Eon.

Bruno. Und er hat ſich ohne Zweifel ſchon erklärt?

Bella. Noch nicht.

Bruno. O weh!

Bella. Er ſchmachtet nach dem glücklichen Augenblick meiner guten Laune, um ein Geſtändniß zu wagen.

Bruno. Und wenn er es gewagt hat?

Bella. Dann erhält er mein Herz und meine Hand.

Bruno. Und Dein Vermögen —

Bella. Bleibt in meiner Hand, da es mir ſehr am Herzen liegt.

Bruno. Wir ſind eigentlich Egoiſten —

Bella. Und Brautleute. Und der Oheim iſt —

Bruno. Unſer Brautführer und Brautſchatz. Alſo am dreißigſten dieſes Monats vermählt ſich Bella mit dem galanten Ritter d'Eon.

Bella. Und Bruno mit der himmliſchen Angelika.

*

(Das Geſpräch ſchloß mit einer freudetrunkenen Umarmung des ſogenannten Brautpaares.)

## Viertes Kapitel.

### Weder Braut noch Bräutigam.

Der letzte Tag des entſcheidenden letzten Monats war gekommen. Bruno machte der Schweſter eine lange Beſchreibung von der Schönheit ſeiner Braut, wofür ihm Bella eine faſt noch längere Schilderung von der Liebenswürdigkeit ihres Bräutigams zum Beſten gab. In der Hauptſache ſtimmten Beide aber darin überein, daß ſie nur deßhalb heirathen wollten, um den Willen des Oheims zu thun, das heißt, um ſein Vermögen an ſich zu bringen, dann aber mit ſeinem Vermögen nach ihrem eigenen Willen zu leben. Und ſo wäre denn, wie ſie meinten, Alles in der beſten Ordnung geweſen; nur hatten ſie noch eine Kleinigkeit vergeſſen, welche darin beſtand, daß Bruno um die himmliſche Angelika noch nicht förmlich geworben, Ritter d'Eon aber um Bellas Hand noch nicht gebeten hatte. An die Möglichkeit eines Körbchens zu denken war den Geſchwiſtern gar nicht eingefallen. Sie beſchloſſen nun, das Verſäumte nachzuholen. Bella ſetzte ſich an den Schreibtiſch, um dem Ritter kund und zu wiſſen zu machen, daß ſie ſeine ſtandhafte Liebe erwiedern, ihn durch Gegenliebe beglücken und geſtatten wolle, daß er noch heute — durchaus aber noch heute — bei dem Oheim um ihre Hand anhalte. Bruno ſchrieb dagegen an Angelika eine, Feuer und Flammen ſpeiende Liebeserklärung, und bat um ſchriftliche Erklärung, daß ſie bereit ſei, ihm ihre Hand vor dem Altare zu reichen.

Kaum waren die erſten Zeilen der beiden Briefe geſchrie-en, als ein Bedienter mit zwei Briefen in das Zimmer trat. Die Aufſchrift des einen Briefes lautete an das Fräulein Bella von Frankenberg, die andere an den Bruder.

Bella erbrach das Siegel, las die Unterſchrift: „Ritter **d'Eon**," und ſagte mit triumphirendem Lächeln: „Er will mir zuvorkommen!" — Bruno las ſatyriſch: „Ihre ergebene Dienerin Angelika." — „Nun Schweſterchen! die Brautbewerbung wird uns ſehr erleichtert."

Bella ſagte mit ſchalkhaft blitzenden Augen: „Ich enke, wir haben nun wohl nichts weiter zu thun, als dieſe Briefe dem Oheim zu zeigen und ſein Vermögen in Empfang u nehmen."

„Wollen wir die zärtlichen Liebesbriefe dem Oheim übergeben, ohne ſie geleſen zu haben? (ſagte Bruno;) das wäre höchſt originell!"

„Des Spaſſes wegen will ich das **Billet-doux** doch zu-rſt leſen; erwiederte Bella.

Beide fingen nun zu leſen an; wurden aber, je mehr ſie laſen, von Minute zu Minute unruhiger und bläſſer. Das Leſen ſchien kein Ende nehmen zu wollen. Waren denn die Briefe ſo lang und breit? — Im Gegentheil ſehr kurz! —

Was ſoll das heißen?

Die Augenſterne der Leſenden hafteten unbeweglich ſtarr auf dem Briefblatt, die Lippen zuckten wie von bitterem Spott. Endlich reichte Bella ihren Brief ſchweigend dem Bruder, und dieſer gab ihr eben ſo ſtumm den ſeinigen.

Beide ſchlugen ein gellendes Gelächter auf; dann fing Brune, während ſeine Geſichtsmuskeln in das lebhafteſte Spiel geriethen, zu leſen an.

Liebenswürdige Bella!

„Erkennen Sie in Ihrem frevelhaften Verehrer ein blindes ohnmächtiges Werkzeug des allgewaltigen Schickſals! Ich ſchien Sie zu lieben, weil ich Sie zu lieben ſcheinen mußte, das heißt, ich war ein Automat der Liebe, welches auf höheren Befehl handelt. Da der erhabene Maſchiniſt Ihre Grundſätze und Anſichten nicht ſo fand, wie ſie ſein ſollten, ſo gebietet er mir, vom Schauplatze wieder abzutreten. Indem ich mich hiermit meines Auftrages entledige und meine Wohnung in ihrem Herzen aufkünde, verbleibe ich am letzten Tage des eminöſen Monats — zwar nicht Ihr Bräutigam, doch ſtets

Ihr
Diener und geweſener
Ritter d'Eon."

„Ich bedauere;" ſagte Brune.

„Unſinn über Unſinn!" erwiederte Bella, und las:

Schätzbarſter Herr von Frankenberg!

„Die mir zugedachte Ehre, Ihre Gemahlin zu werden, und Ihnen dadurch die Vermögenshälfte Ihres Oheims zu verſchaffen, kann nicht Statt finden, da das Schickſal mir gebietet, mich zu demaskiren und mich nicht als Braut, ſondern als Bräutigam zu zeigen — am letzten Tage des fatalen Heirathstermines. Kann ich daher nicht Ihre ergebene Dienerin Angelika ſein, ſo verbleibe ich doch ſelbſt im Glücks- und Schickſalswechſel

Ihr

ergebener Diener
N. N. geweſener Ritter **d'Eon.**"

„Was ſoll das heißen? (ſagte Bella;) man möchte unſinnig werden über das ſinnloſe Geſchwätz!" „In welchem doch (ſetzte Bruno hinzu,) wenigſtens der Sinn liegt, daß wir die Gefoppten ſind, und Du, mein Schweſterchen, keinen Bräutigam haſt, ich aber keine Braut, obſchon heute der letzte Tag des eminöſen Monats im Kalender ſteht."

„Es ſcheint (ſagte Bella, indem ſie, ohne es ſelbſt zu wiſſen und zu wollen, den Brief zerriß,) als ob Angelika und Ritter **d'Eon** eine und dieſelbe Perſon wären. Aber wie wäre der Unſinn möglich? Angelika kann eben ſo wenig ein Mann ſein, als der Ritter ein Fräulein ſein kann."

„Und doch iſt's ſo und nicht anders; (ſagte der plötzlich hervortretende Oheim Frankenberg,) erlaubt mir nun als **Deus ex machina** zu erſcheinen, und euch aufzuklären, wie das Unmögliche ganz natürlich zuging und warum Alles ſo kam, wie es kommen mußte."

Bruno und Bella ſtanden wie zwei Wachsfiguren, ohne Laut, ohne Bewegung; der Oheim ſetzte ſich aber zwiſchen die zwei Wachsfiguren, und ſprach:

„Ihr, meine lieben Leute, gehört, wie ich nun feſt überzeugt bin, in das Hoſpital der Unheilbaren. Ihr wollet zwar jetzt, im letzten Augenblicke des von mir beſtimmten Termins, über Hals und Kopf heirathen, allein keineswegs, um eine ſolide Lebensweiſe anzufangen oder um meinen Wunſch zu erfüllen, ſondern einzig und allein in der Abſicht, euch mit meinem Vermögen zu vermählen, welches ihr doch vergeudet hättet, ohne dadurch ſelbſt glücklich zu werden oder Andere glücklich zu machen. Ich will aber, daß mein redlich erworbenes Geld nicht leichtſinnigen Menſchen zufalle, die es zum Fenſter hinauswerfen; dazu hat ſich Einer gefunden, der es beſſer verdient.“ —

„Aber, lieber Oheim! (fiel Bruno dem Sprecher in die Rede;) ich war ja Willens, die Bedingung zu erfüllen, ich wollte ja heirathen, wollte ja Angelika die Hand reichen, und —“

„Und ich (fuhr Bella fort) war ja bereit, die Gattin des Ritters d'Eon zu werden,“ —

„Beide aber aus ſehr unechten Gründen. Wiſſet denn, daß ich ſelbſt es war, der euch, durch die holde Angelika und den edlen Ritter d'Eon auf die letzte Probe ſtellte, die ihr aber ſo ſchlecht beſtanden habt, daß ich daraus die volle Uberzeugung ſchöpfte, ihr ſeid zu einer ſoliden Ehe gar nicht geeignet und nicht würdig, mein ganzes Vermögen zu erhalten.“

Der Oheim rief nun mit gehobener Stimme: „Angelika!“ —

Und eintrat Angelika, angethan mit einem ſeidenen
antel und mit einem Florentinerhut. Und der Oheim
gte: „Fräulein! Wollen Sie meinen Neffen Bruno
rathen?" — Angelika ſagte anmuthig lächelnd: „O
n!" und entfernte ſich eilig.

Der Oheim erhob abermals ſeine Stimme, und rief:
itter d'Eon erſcheine!"

Und es erſchien der edle Ritter d'Eon, und der Oheim
gte: „Wohledler Ritter! Seid Ihr geſonnen, meine hier
weſende Nichte Bella als eheliches Gegentheil anzuer-
nen?"

Der edle Ritter ſchüttelte ſein ritterliches Haupt, ſagte:
oint du tout!" und marſchirte ab. —

Bella ward vor Zorn blaß, Bruno feuerroth.
ire der Oheim nicht reich geweſen, ſo hätten Beide all'
Ingrimm, den ſie jetzt verſchluckten, Luft gemacht.

Und nochmal erhob der Oheim die Stimme, und rief:
arry!"

Und herein flog — Vetter Harry, und umarmte
Oheim mit herzlicher Innigkeit. Dieſer aber ſagte nun
elnd: „Erblicket in dieſem jungen Manne das Fräulein
gelika und den Ritter d'Eon und zugleich jenen Vetter
rry, den ich euch ſchon früher warnend angekündigt
e. Ihm, der beide Rollen auf mein Geheiß gut und
ändig geſpielt hat; ihm, den ich als einen vortrefflichen
nn von edlen Grundſätzen und richtigen Lebensanſichten
robt habe; ihm, der nun ein eben ſo wackeres, tugend-
tes, gutes und edles Mädchen heirathet, — ihm gebe

ich die Hälfte meines Vermögens gleich jetzt zur freien Diſpoſition, euch aber, nach meinem Tode, die andere Hälfte, doch ſo, daß ihr den Genuß der Intereſſen erhaltet, ohne je das Vermögen verſchwenden zu können.“ —

Die Geſchwiſter ſetzten nun, halb zufrieden, halb mißvergnügt, ihre bisherige Lebensweiſe voll Liebelei und ohne Liebe fort. Ihr Vermögen fiel nach ihrem Tode an Harro's Kinder.

# Verſöhnung im Tode.

S
la
S
be
de

al
m
K
w
ge
di
de

la
b
ei
fü
de
ke

Auf den kahlen Klippenwänden des ſchottiſchen Hochlandes
gen die Rieſenſchatten der Nachtwolken. Heulend flog der
turm über die weit hingedehnten Flächen, trieb die Gieß-
iche vor ſich her, und ſtürzte ſich mit ihnen in die Tiefen
r gähnenden Gebirgsklüfte.

Aus dem Schloſſe Dunbar, deſſen ungeheure Mauern
s eine unerſchütterliche Schutzwehr den tobenden Stür-
en trotzten, flimmerte ein röthlich trüber Glanz in grellem
ontraſte gegen die ringsumher brütende Finſterniß, und im
eiten Viereck des, mit Wällen, Gräben und Thürmen um-
benen Burghofes glühte ein Licht, noch grauenhafter als
e Nacht; außenher waltete ein Leben, düſter und leiſe, wie
s Treiben der Geſpenſter auf Kirchhöfen.

Harriot, einer der mächtigſten Barone des Hoch-
ndes, lebte in Fehde mit ſeinem rauhen Nachbar Aska-
ert. Mit dem erſten Grauen der Morgendämmerung war
n Ausfall auf die Burg des Feindes beſchloſſen. Krieger
llten den Burghof. Schweigend und bewegungslos ſtan-
n ſie auf dem Walle; ihre düſtern Fackeln ſprühten Fun-
n in den Nachtſchooß.

Jetzt öffneten ſich die Thore der erleuchteten Schloßkapelle. Bewaffnete mit der geweihten Fahne traten heraus. Ihnen folgte Harriot, von Alice, ſeiner Gattin, mit wehmüthiger Zärtlichkeit umſchlungen. Nach ihnen ſchwankte Ethelinde, das holde Mädchen, einher, das bleiche Antliz auf die Bruſt geſenkt.

Die Reihen der Krieger zogen aus der Burg. Während des Zuges ſangen ſie mit dumpfer Stimme ein Schlachtlied, welches in der Entfernung wie ein brauſender Waldſtrom verhallte. Alice, deren Armen Harriot ſich endlich entwunden hatte, ward, von Schmerz und Nachtfroſt bebend, in ihre Gemächer gebracht. Ethelinde blieb allein im öden Hofraume zurück, die Stirne an einen Pfeiler ſtützend.

In dieſer Stellung blieb ſie lang, ohne Bewegung, einem Bild von Stein gleich. Endlich erhob ſie das Haupt langſam, und ſchritt in der tiefen Stille der grauenden Dämmerung zur Burgkapelle, deren ſchwere Pforte der ſchwachen Kraft der ſie zurückdrängenden Mädchenhände nur langſam wich.

Die Lichter waren ſchon ausgelöſcht; nur in der Mitte des hohen Gewölbes flimmerte noch der matte Schein einer hängenden Ampel. Mit beklommener Bruſt ſchritt Ethelinde im Zwielicht vorwärts. Schaurig rauſchte das Gewand der Wallenden in der tiefen Stille. Da ſie in die Nähe der bald hoch auflodernden, bald matt dahinſterbenden Ampel gekommen war, ließ ſie ſich auf die Knie, und betete zu Gott um die Erhaltung ihres geliebten Edgar, der Askabert's Schaaren ſchon früher mit dem Vortrabe entgegen gezogen war. Aber, indem ſie die Augen aufſchlug, glaubte ſie im traurigen Dämmerſchein der flackernden Ampel einen Schatten zu erblicken, der an ihr dahin glitt und in der Nähe der Familiengruft verſchwand. Seltſamer Lichtglanz wallte am Altare vorüber, und ein leiſes Röcheln ſtöhnte in der langen Halle wie der Todtesruf eines Verſcheidenden.

Schauder durchrieſelte das bebende Mädchen. Mit zermalmender Gewalt faßte ſie der Gedanke, das, was ſie hier zu ſehen wähnte und zu hören ſchien, ſei ein Anzeichen von Edgar's Tode, der vielleicht in dieſem Augenblicke auf dem Schlachtfeld falle.

Indeß erhellte ſich das Morgengrau in dem wie mit Blut befleckten Wolken, ſo daß man die Formen der verſchiedenen Kirchengeräthe allmälig erkennen konnte. An einem Pfeiler zeigte ſich jetzt eine hohe, ſchwarze Mannesgeſtalt.

Von Schrecken gefeſſelt, heftete Ethelinde, ſtarr und athemlos, den ſcheuen Blick auf die Erſcheinung, die eben ſo unbeweglich blieb und erſt ſpät, da eine Goldflut der aufgehenden Sonne, durch ein Seitenfenſter hereinſtrömend, das Altarbild verklärte, wie aus einem Traume auffuhr, und aus dem lichten Heiligthume ſcheu entfliehen wollte. Da erkannte Ethelinde in dem Fliehenden den düſtern Roderik, den ſie, gleich allen übrigen Bewohnern der Burg Dunbar, eben ſo bemitleidete als fürchtete, weil ſein Unglück Jeden in eben dem Grade rührte, als ſein unheimliches Weſen Alle zurückſtieß.

Obſchon der Flüchtling wie von einem böſen Geiſte weggetrieben zu werden ſchien, ſo kehrte er doch, bei Ethelindens erſtem Rufe ſchnell zurück. Sein bleiches Geſicht wurde von einer leichten Röthe überflogen, und die verſtörten Züge zeigten ſogar eine Spur von freudigem Erſtaunen, welches jedoch ſchnell in gräßliche Verzerrung überging, als Ethelinde ihm erzählte, welches Todes-Vorzeichen ſie vor wenigen Augenblicken geſehen zu haben glaubte. Der Sprachloſe deutete ihr mit ſchauderhaft ſtummen Geberden und Mienenſpiel: Nicht Dir, Du Schuldloſe, — mir, mir galt die Erſcheinung!" —

Bei dieſem lautloſen Zeichen wurde der heftig zitternde, in ſchwarze Tracht gehüllte, todtenbleiche Mann von ſolcher Verzweiflung ergriffen, daß ſelbſt die tröſtende Ethelinde ihn zu begütigen nicht vermochte. Vergebens ſagte die Holde: „Meine Schweſter Eumelia ſtarb ja ſchuldlos und von Euch geliebt. So wird der Geiſt der Gattin dem Gatten die Ruhe des Lebens nicht ſtören! Aber wehe ihrem Mörder!

Während dieſer Rede brach mehrmalen aus Roderik's dunkeln Augen ein Feuer, vor dem Ethelinde ſcheu zurücktrat, weil die Glut frevelhafter Begierde daraus hervorſprühte. In dem Augenblicke, da Roderik die Hand des Fräuleins heftig ergriff, traten die wenigen, in der Burg zurückgebliebenen Dienſtleute, Alice an der Spitze, in die Kapelle, die Meſſe zu hören. Ethelinde nahm ihren Platz neben Alice, Roderik aber verließ ungeſtüm das Heiligthum.

Die edle Familie, in deren Schloſſe Dunbar der unglückliche Roderik ſeit einigen Monaten hauſte, wußte damals von ſeinen traurigen Verhältniſſen nicht mehr als das Folgende:

Nach langer Bewerbung war es dem Verſchmähten endlich gelungen, die Hand Eumeliens, der älteren Schweſter Ethelindens, zu erhalten, wobei Jene nicht dem Drange ihres Herzens, ſondern dem Willen ihres ſtolzen Vaters, des mächtigen Lairds Lothion, folgte; denn ihre Liebe beſaß Lomond, einer der edelſten und ſchönſten Jünglinge des ſchottiſchen Hochlandes. Seine vielen Vorzüge verloren aber in Lothions Augen dadurch ihren Werth, daß er unbegütert war; ein hinreichender Grund, Eumelie ihm zu verſagen, ja auch nicht einen Strahl von Hoffnung dem Troſtloſen zu laſſen. Lomond dachte ſo edel, liebte ſo innig, daß er ſich verpflichtet hielt, der Geliebten jedes Opfer zu bringen; er entſagte ihr, und mit ihr dem Glücke ſeines Lebens, um das ihrige nicht zu ſtören.

Nicht minder edel dachte Eumelia. Das Bild des Geliebten aus ihrem Herzen zu verbannen, vermochte ſie zwar nicht, dagegen aber beobachtete ſie als Gattin die äußerſte Strenge in der Erfüllung aller Pflichten gegen den geachteten, doch ungeliebten Roderik. So waren drei Jahre verfloſſen; ein lieblicher Knabe wurde endlich gleichſam der Opferherd, auf welchem die Flamme der älterlichen Liebe ſich entzündete.

So entſtand denn zwiſchen den Gatten ein, zwar nicht inniges, aber doch zartes Verhältniß, worin Beide ſich mit doppelter Aufmerkſamkeit und Schonung begegneten. Eumelia ſchien ihre frühere Liebe, Roderik die ihn quälende Eiferſucht ganz vergeſſen zu haben, und Lomonds wurde kaum mehr gedacht, als Roderik den Verhaßten eines Tages plötzlich in der Nähe der Burg erblickte. Was hierauf folgte, wurde ſo verheimlicht, daß man nur das gräßliche Ende der nicht zu verbergenden Begebenheit erfuhr.

Die Thatſache war dieſe: Am Abende eines ſchaurigen Herbſttages lag Eumelia — im dichteſten Theile des an der Nordſeite der Burg gränzenden Fichtenwaldes, nahe bei der Höhle am Nixenteiche — mit lilienblaſſem Angeſichte; aus einer Bruſtwunde am Herzen floß das Blut über ihr weißes Gewand. Über ihr ſtanden, wuthſchnaubend und mit glühenden Blicken, Roderik und Lomond, die ſich mit einem Hagel von Schwertſtreichen bedeckten. Endlich ſtürzte Lomond todt zur Erde. Aus einem Geſträuche trat nun ein Knappe hervor; mit ſeiner Beihilfe trug Roderik Eumeliens Leichnam auf einer in Eile zuſammengeflochtenen Bahre von Äſten in die Burg, wo ſie erſt bei Einbruch der Nacht anlangten.

Nach drei Tagen wurde die Leiche in die Familiengruft beigeſetzt; mit ihr zugleich war — Niemand wußte ſich damals das Wie zu erklären — auch der Knappe verſchwunden, welcher ſie Nachts mit Roderik in die Burg getragen hatte.

Bald erfüllte ein noch ſonderbareres Ereigniß alle Bewohner der Burg und des nahen Dorfes mit Grauen.

Roderik war in dem erſten Augenblicke des Entſetzens über der geliebten Todten plötzlich verſtummt. Niemand vernahm von ihm ein Wort; jede an ihn gerichtete Frage blieb unbeantwortet. Die nöthigſten Befehle ertheilte er ſeinen Dienern durch ſtumme Zeichen. Auf ſolche Weiſe bedeutete er eines Tages dem Kaſtellan, daß er die Burg auf unbeſtimmte Zeit zu verlaſſen gedenke, und er übertrug Jenem die Vollmacht, während ſeiner Abweſenheit zu ſchalten als Gebieter, nicht nur über die Burg, ſondern auch im ganzen Clan. Hierauf ſchritt Roderik, ein dreijähriges Kind an der Hand, durch das hohe Thor, deſſen hallende Flügel ſich wehklagend hinter ihm ſchloſſen. Schweigend ging der kleine Erik neben dem ſtummen Vater. Um den grauenhaften Wald an der Nordſeite der Burg zu vermeiden, nahm dieſer einen andern Weg, der, ſchon anfangs rauh und ſteinig, endlich gar über kahle ſchroffe Klippen führte. Roderik nahm das bald ermüdete Kind auf den Arm, trug es unter vielen Küſſen, und verdoppelte die Schritte, da er der Felſen noch immer kein Ende ſah.

Endlich war der letzte Gipfel erreicht und die Höhe ſenkte ſich abwärts nach einem waldumſchloſſenen Thale. Da Roderik ſchon eine beträchtliche Strecke herabgeſtiegen war, ſeine Kraft ihn immer mehr verließ und das Kind immer ängſtlicher zu wimmern begann, erkannte er den in der Tiefe ſtehenden Wald mit Schaudern für ebendenſelben, den zu vermeiden er den beſchwerlichen Umweg genommen hatte. Auch den Nixenteich erkannte er und das ſchwarze Geſtein der nahen Höhle. Er glaubte eine blutige Stelle durch die düſt're Fichtenmaſſe vom Grunde aufleuchten zu ſehen; da ergriff ihn ein böſer Schwindel, der ihn im Kreiſe zu drehen ſchien. Sich vor dem Sturze zu ſchützen, hob er das weinende Kind empor, um es wie eine Ägide gegen das Böſe vor ſich zu halten. Aber die aufgeſchreckte Fantaſie wirkte ſo ſinneverwirrend, daß ſie ſelbſt Graungeſtalten erſchuf. Eine böſe Ahnung ließ ihn von Schritt zu Schritt den nahen Tod des Kindes ſo fürchten, daß er es immerfort auf den zackigen Klippen blutig vor ſich liegen ſah. Peinlich zerrüttet im Denken und Wollen, zitternd am ganzen Leibe, trug er das Kind, faſt athemlos, über ſtarrende Felstrümmer und gähnende Schluchten, ſah es wieder in der nächſten Tiefe blutig und todt vor ſich liegen, ſtrauchelte, vom Schwindel im Wirbel gedreht, fiel auf die Klippe, und aus des Fallenden Armen ſtürzte das Kind. Da er aus langer Ohnmacht zu ſich kam, fand er ſich an der glatten Wand eines Abgrundes liegend; ein Dornſtrauch hielt ihn vom Sturze zurück, aber das Kind lag in der Tiefe auf eben der Stelle blutig todt, wo die aufgeſchreckte Fantaſie vorher es liegen ſah. Er verſuchte hinabzurufen, aber auch die Wehklage ward dem Verſtummten verſagt, und ein Wolf, aus einer Kluft hervorſpringend, trug die kleine Leiche vor ſeinen Augen davon. Da ſank er, alle Glieder aufgelöſt, auf's Neue in todtähnliche Bewußtloſigkeit zurück. Ein dicht über ihn hinwegrauſchender Geier weckte ihn durch Geräuſch und Flügelſchlag. Mühſam erhob er ſich, und ſchleppte ſich kriechend von Klippe zu Klippe, bis er an der Gränze einer langen öden Fläche zu einem Hauſe kam, deſſen armer Bewoh ner ihn kümmerlich erquickte. Nothdürftig gepflegt, ſetzte er ſeine Reiſe bis zum Schloſſe Dunbar fort, wo ſein Freund Harriot ihn mitleidsvoll aufnahm, Alice für den zerſtörten Körper des, der Sprache beraubten Unglücklichen ſorgte, und Ethelinde mit ihren herzlichen Thränen in ſeine lautloſen Klagen einſtimmte.

Das Gerücht von Eumeliens Tode hatte ſich ſchon einige Tage vor Roderik's Ankunft bis nach Dunbar verbreitet. Was noch zur Aufklärung des ganzen Vorfalles zu wiſſen nothig war, verkündete Roderik den Forſchenden theils ſchriftlich, theils durch Geberden, doch, durch augenblickliche Ausbrüche ſeines wilden Schmerzes verwirrt, nie auf befriedigende Weiſe. Die Frauen vergoſſen Thränen, indeß Harriot dem Mörder Lomond fluchte.

Ein ſchwerer Fluch ſchien auf Roderik ſelbſt zu laſten, und beinahe dahin zu deuten, als ſei der gräßliche Tod des Kindes die Folge eines früheren Gräuels. Harriot gerieth manchmal darüber auf einen Argwohn, den er jedoch in ſich verſchloß. Nur eine geſpanntere Aufmerkſamkeit auf Roderik war die Folge davon. Er ließ ihn wenig aus dem Auge und bewachte ihn ſogar in gewiſſen Momenten ſorgfältig. Endlich aber mußte er, in eine Fehde mit ſeinem ritterlichen Nachbar verwickelt, ausziehen. Schonend befahl er den Frauen die genaueſte Aufſicht, in der Hoffnung, bald wieder heimzukehren und dann ſein Werk zu vollenden. Indeſſen nahm die Sache während ſeiner Abweſenheit eine ganz unerwartete Wendung. Ethelinde war das ſprechendſte Ebenbild der todten Schweſter. Die zarte Fülle der edlen ſchlanken Geſtalt, der ſanfte Schmelz des blauen Sternenlichts der Augen, die Fülle der blonden Locken, die den Engelskopf umwallten, der weiche Flötenton der Stimme, die etwas langſame Sprechweiſe, die ſittige Zierlichkeit in jeder Bewegung des niedlichen Körpers — ſie riefen bei jeden Blick auf Ethelinden das Bild Eumeliens in Roderiks Seele, anfangs ſchmerzlich, endlich wonnig zurück. Bald aber verlor ſich das Bild in die Wirklichkeit, und die Verlorne erſchien ihm in der Lebenden. Seine Neigung entflammte ſich, bei der Heftigkeit ſeines Weſens, zur Leidenſchaft, die er kaum mehr zu verbergen vermochte. Man konnte wohl bemerken, welcher Kampf in ſeinem Innern vorging, ja, wie er ſich ſelbſt haſſe, ohne ſich jedoch beſiegen zu können. Ethelinden entging ſein Zuſtand nicht. Sie fing an, ihn zu meiden; dann aber ward ſein Weſen gräßlicher. Nun ſuchte ſie ſelbſt wieder ſeine Geſellſchaft, wußte aber immer zu veranſtalten, daß Alice dabei gegenwärtig war. Indeß kamen verwünſchte Siegesnachrichten. Harriots und des geliebten Edgar bald zu hoffende Rückkehr zeigten ihr das erwünſchte Ende des peinlichen Zwanges ihrer qualvollen Lage. Am Abende nach jenem Zuſammentreffen mit Roderik in der grauenden Burgkapelle ſchien die Leidenſchaft der Unglücklichen ihren höchſten Grad erreicht zu haben und für Ethelindens Sicherheit gefährlich zu werden. Nur mit Mühe vermochte ſie dem ſtummen Geſtändniſſe ſeiner raſenden Liebe zu entfliehen; aber jede Miene und Geberde des Glühenden ſagte deutlich, daß er entſchloſſen ſei, Alles zu wagen.

Deſto mehr fühlte ſich Ethelinde überraſcht, als man ihr am nächſten Tage die Nachricht brachte, Roderik werde vermißt. Mehrere Tage verfloßen; er kam nicht.

Er war wirklich wie von einem böſen Feinde getrieben, plötzlich von Dunbar entflohen, und in ſeine Burg zurückgekehrt, um in ihrem öden Graun ſich ſelbſt zu beſiegen, und in der Nähe der Todten die ſträfliche Neigung zur Lebenden zu vernichten. Roderiks Burg ſchien durch ihre Bauart ſelbſt zum Wohnſitz der Schwermuth beſtimmt. Vier ungeheuere hohe und dicke Steinmauern umſchloßen eine weite Fläche. An der Ecke jeder Mauer drohte ein viereckiger Thurm, und einer, einſam in der Mitte des innern Hofes ſtehend, ragte höher als alle übrigen empor. Alles, was Roderik nun vornahm, zeigte deutlich, wie feſt er entſchloſſen ſei, ſich immer tiefer in den Schmerz ſeines zerrütteten Innern zu verſenken.

Das entlegenſte Zimmer der Burg, welches zugleich die Ausſicht auf jenen Fichtenwald hatte, ließ er ſchwarz behängen, vorher aber in eine Wand desſelben eine tiefe Niſche hineinwölben. Als dies geſchehen war, verſchloß er ſich; nur dem Kaſtellan war einmal des Tages der Zutritt geſtattet. Eine verborgene Thür führte über eine enge Wendeltreppe in die Familiengruft hinab.

Der Spätherbſt kam mit ſeinen feindſeligen Nächten voll heulender Stürme. In einer derſelben öffnete Roderik jene Pforte und ſtieg, eine Fackel in der Hand, zur Wohnung der verwandten Todten hinab. Das dumpfe Gewölbe, worin jeder Fußtritt ein ſchauerliches Echo gab, durchwandelnd, erkannte er in dem Labyrinth der Särge erſt nach langem Forſchen den Sarg der Gattin. Nur mit vieler Anſtrengung gelang es ihm, den feſt verſchloſſenen ſo ungeſtüm zu öffnen, daß der aufſpringende Deckel ihn zu Boden ſchlug.

Nachdem er lange Zeit in Betäubung gelegen war, raffte er ſich endlich auf, ſchaute in den Sarg, und erkannte die geliebten Züge der Todten, die noch unverſehrt und ſchön da lag. In dem Augenblicke aber, da er, vor den theueren Reſten betend, auf die Knie ſinken wollte, drang ein klägliches Wimmern und ein laut verhallender Wehruf an ſein Ohr. Er riß ſich empor, floh wie ein vom Entſetzen ergriffener Böſewicht, und ſtürzte wie leblos am Eingange des erreichten Zimmers zu Boden. So fand ihn am nächſten Morgen der Kaſtellan. Mit allen Geberden des Entſetzens deutete Roderik dem Erſtaunenden die Schreckniſſe der Nacht, und forderte den Aufſchluß über jenes klägliche Wimmern und langverhallende Wehrufen. Er ließ aber den Kaſtellan kaum bis zur Hälfte der Erzählung kommen, die er nur zu bald zu verſtehen ſchien.

Die wenigen Worte, die der Alte ſprechen durfte, waren die folgenden: „Die Gruft liegt dicht an dem nördlichen Thurm, in dem ſich, nur durch eine dünne Mauer abgeſondert, das unterirdiſche Gewölbe befindet, worin **Urisk**, dem Tode nah und doch lebend — —“

Weiter ließ Roderik den Kaſtellan nicht reden, ſondern deutete ihm, mit einer ſonderbaren Miſchung von Verſtocktheit und Verzweiflung, zu ſchweigen und ſich zu entfernen.

Als er allein war, brach die gewaltſam zurückgehaltene Verzweiflung mit ganzer Macht aus. Er riß ſein Schwert, as neben einer Sanduhr auf dem Tiſche lag, aus der Scheide, ſetzte ſich's an die Bruſt, riß es eben ſo ſchnell vieder davon weg, und trat mit dem Fuße ſo wüthend darauf, aß es klirrend in Trümmer ſprang.

Mehrere Wochen hindurch verlebte er in dumpfen Hinrüten. In einer böſen Nacht endlich öffnete er wieder jene Thür, die zur Gruft führte. Eumeliens Leiche lag im ffenen Sarge, wie damals, unverſehrt und ſchön, da ſtürzen zum erſten Male Thränen aus Roderiks Augen; er arf ſich mit ausgebreiteten Armen über den Sarg, als ollte er die Leiche umfaſſen, die aber, wie in ihrer heiligen Ruhe von einem Unheiligen geſtört, im Augenblicke der hefigen Sargerſchütterung ſo plötzlich zu nichtigen Staub zerel, daß auch keine Spur von körperlicher Geſtalt übrig lieb. Vom heftigſten Schrecken zu einer noch ſchrecklicheren Gleichgiltigkeit übergehend, hob Roderik den Sarg mit Rieſenkraft empor, trug ihn mit der äußerſten Anſtrengung ber die enge Wendeltreppe und ſtellte ihn tief in die Niſche inein.

Eines Tages kniete er, was er oft ſtundenlang that, or dem Sarg und der Aſche der Todten, die ihm Troſt und Verzweiflung zugleich einzuflößen ſchien. Er betete inbrünig, und ſeine zum Himmel erhobenen Augen zeigten, daß eine entzündete Fantaſie die Geſtalt der Verklärten erblicken. Von einem leiſen Rauſchen geweckt, wendete er ſich, nd vor ihm ſtand eine lilienweiße Geſtalt. Keiner Bewegung mächtig, ſtarrte er der lichten Erſcheinung entgegen, bis dieſe, langſam zu ihm hinſchwankend, mit melodiſcher Trauer flüſterte: „Gott ſei mit Euch, — Ethelinde ſteht vor Euch!“

Und Ethelinde reichte ihm zitternd die Hand, und als er ſich, wie von einem Traum erwachend und noch zweifelnd an dem, was er ſah und fühlte, vom Boden erhob, traten auch Harriot und Alice herein, und ſchloßen ihn in ihre Arme.

Dem edlen Harriot flüſterte der alte Kaſtellan, ſobald es ihm möglich wurde, heimlich in's Ohr: „Meine Zunge darf ſelbſt der Tod nicht löſen; ich muß das Geheimniß mit mir in's Grab nehmen. Nur er ſelbſt kann es Euch enthüllen; und nur Euch kann es gelingen, ihn zum Geſtändniß zu bringen, wodurch allein er vielleicht noch Ruhe im Leben finden, — wenigſtens ruhig ſterben kann!“ —

Harriot hatte Roderiks Rückkehr in die Burg und ſeine mit jedem Tage zunehmende Schreckensqual durch den Kaſtellan vernommen, und war mit den Seinigen hieher geeilt, das in Dunbar begonnene, aber wieder geſtörte Werk, wo möglich zu Ende zu bringen. Auch Edgar war mit ihnen gekommen, aber vor der Burg zurückgeblieben, um ſich erſt dann zu zeigen, wenn man Gewißheit haben würde, daß ſeine Erſcheinung dem, von böſer Gemüthskrankheit Zerſtörten nicht mehr gefährlich werden könne. Auch wäre dem edlen Harriot und den beiden weichen Frauenherzen ohne Zweifel ein ſchönes Werk gelungen, hätte ſich nicht

ne feindſelige Erſcheinung zwiſchen ſie und den Leidenden
edrängt.

Roderiks wilde Verzweiflung neigte ſich ſchon mit
dem Tage mehr zur ſtillen Schwermuth einer vom Schmerze
rmalmten Seele hin, und man hatte Urſache, von ihm
elbſt die nöthige Enthüllung eines ſchrecklichen Geheim-
iſſes zu hoffen. Da erſchien plötzlich Lothion, unerwar-
t zurückgekehrt von dem viel unterbrochenen, doch immer
on Neuem wieder fortgeſetzten Kriege, den die Bergſchotten
egen die Engländer führten. Er hatte die Nachricht von
umeliens Tod wegen des entfernten Kriegsſchauplatzes
n der ſchottiſchen Gränze ſpät erfahren, und konnte als Laird
nd Führer mehrerer Clans ſeine Heerſchar erſt bei einem
Waffenſtillſtande verlaſſen.

Jetzt zurückgekehrt, brach der lange verſchloſſene Schmerz
es Vaters eben ſo mächtig hervor, als die Wuth des lei-
enſchaftlichen Mannes gegen den Mörder ſeines
lindes aufloderte. Selbſt Ethelindens Anblick vermochte
icht, ſeinen Schmerz zu mildern, ſeinen Grimm zu beſänf-
gen. Im Wahne, Lomond lebe noch, ſchwor er in Ro-
eriks Gegenwart: „Er wolle überall den Mörder aufſu-
en, und ſo lange unter freiem Himmel bei Nacht und
Sturm wohnen, bis er ihn gefunden und das Schwert der
Rache in ſeine Bruſt geſtoßen habe!" — Roderiks blei-
es Geſicht ward, da er den Schwur vernahm, von dunkler
Röthe überflogen, und ein Blitz, der in ſeinem düſtern Auge
ötzlich aufloderte, zeigte, daß er von einem neuen, ſchnell

entſtandenen Gedanken mächtig ergriffen ward. Er ſchüttelte, ſeltſam bewegt, Lothions Rechte und ſchied.

Einige Tage waren verfloſſen, als Lothion, da ſchon die grauen Abendnebel aufſtiegen, jene traurige Stelle im Fichtenwalde beſuchte, indem er am nächſten Morgen wieder zum Heere abzureiſen gedachte. Roderik hatte hier einen Hügel mit einem Denkſtein von ſchwarzen Marmor aufrichten laſſen. Als Lothion jetzt in die Walddämmerung trat, ſah er eine Geſtalt in voller Rüſtung mit geſchloſſenem Helme über den Denkſtein hingebeugt. Selbſt das Geräuſch des Kommenden vermochte nicht den Fremden aus ſeinen Träumen zu wecken. Lothion trat näher. Die Geſtalt blieb unbeweglich in ihrer Stellung. Indem Lothion ſie anrufen wollte, fiel ſein Blick auf den Schild des Fremden, und er erkannte darauf Lomond's Sinnbild: eine Flamme von einem Zypreſſenkranze umgeben.

Von dieſem Anblick zur höchſten Wuth gebracht, rief Lothion, ſein Schwert aus der Scheide reiſſend, mit fürchterlich hallender Stimme: „Lomond! Mörder! Gott erhielt Dir das Leben nur für dieſen Augenblick der Rache!“ — Die Geſtalt erhob und wendete ſich, und der wohlbekannte Helmſchmuck ließ dem mit Wuth eindringenden Vater keinen Zweifel übrig, daß Lomond vor ihm ſtehe. „Der ewige Rächer ſelbſt,“ rief Lothion, „führte Dich hieher, um auf der Stelle, wo Du mein Kind getödtet, von meinem Schwerte zu fallen.

Statt aller Antwort zog Jener gleichfalls das Schwert, nahm den Schild und ſtellte ſich ſchweigend zum Kampfe, der ſogleich begann und dicht am Hügel des Denkſteins höchſt ſchauerlich geführt wurde, indem Lothion unaufhörlich die gräßlichſten Verwünſchungen ausſtieß, Jener aber ſich ſchweigend verhielt wie der Tod. Endlich ſank er, von Lothion mit einem ſchweren Streiche — dem er ſelbſt nicht auszuweichen ſchien — auf's Haupt getroffen, zu Boden. Der zerſchmetterte Helm fiel in Trümmern, — und Lothion erkannte Roderiks, von Todesſchmerz verzerrtes Antlitz.

Von Schrecken ergriffen, ſchrie Lothion: „Was hab' ich gethan!" Bebend reichte Roderik ihm ein Blatt mit den wenigen, ſchon vorher abſichtlich aufgezeichneten Worten: „Ihr habt den Schwur der Rache erfüllt an — Eumeliens Mörder, auf der Stelle, die ihr Blut trank! Meine Strafe war mein Wunſch. Der Tod von Eurer Hand wird der Anfang meiner Entſühnung." — Schaudernd und doch noch zweifelnd, rief Lothion: „Ihr Eumelien's Mörder?" — Roderik bejahte ſchweigend, und ſank ſtarr ohne Lebenszeichen zurück. Lothion eilte mit Graun und Abſcheu hinweg.

Als Roderik wieder Leben und Bewußtſein fand, war der Hügel und die Gegend umher von einem ſanften Lichte umfloſſen, in deſſen Himmelsglanz ein Engel — ſo ſchien es ihm — in lilienweißem Verklärungskleide, die erhobenen Hände im Gebete gefaltet, zu ſeiner Seite kniete. Der betende Engel war Ethelinde. Lothion hatte die Burg mit Entſetzen erfüllt und nicht zugegeben, daß der todte oder ſterbende Mörder Eumeliens dahin gebracht wurde. Da eilten Ethelinde und Edgar noch in der Nacht hinaus zur grauenvollen Stelle, und verbanden die Wunde des verlaſſenen Unglücklichen, an dem ſie noch Lebensſpuren bemerkten, indeß Harriot und Alice bei Lothien zurückblieben, der von wilder Begierde brannte, ſelbſt gegen die Leiche des Mörders zu wüthen.

So war die Nacht verfloſſen; erſt als das aufglimmende Morgenroth auf die offene Waldſtelle herableuchtete, kam Roderik wieder zu ſich, erkannte Edgar und Ethelinde, bezeugte mit herzzerreißender ſtummer Geberdenſprache ſeine tiefe Reue, und gab ihnen dann eine Schrift, die er aus ſeinem Bruſtharniſche hervorzog. Sie laſen auf ſeinen Wink die Schrift, deren weſentlicher Inhalt ihnen die folgende Aufklärung gab:

Der edle Lomond hatte ſich, nachdem Eumelia, durch den Willen ihres Vaters, Roderiks Gattin geworden war, freiwillig verbannt, um nicht ſtörend einzuwirken. Er konnte wohl ſich ſelbſt beſiegen, und durch Geiſteskraft ſeinen Willen lenken, aber die Liebe zu Eumelien aus ſeinem Herzen zu verbannen, vermochte er auch in ſeiner freiwilligen Verbannung nicht. Endlich faßte er den Entſchluß, nicht nur Schottland, ſondern Europa zu verlaſſen, und in Paläſtina, gegen die Ungläubigen kämpfend, ein frühes und rühmliches Grab zu ſuchen. Nur einmal noch, eh' er von dem Leben und von der Geliebten ſich trennte, wollte er ſie — die Seele ſeines Lebens, ſehen, dann ſcheiden auf immer. Erfüllt von dieſer Sehnſucht, begab er ſich in die Nähe von Roderik's Burg. Hier aber erwachte die alte Liebe mit ihrer ganzen Gewalt in ihm ſo heftig, daß er von ihr wie mit Zauberbanden umſtrickt und betäubt wurde. In dieſem gefährlichen Zuſtande wuchs die Kühnheit des ſonſt ſo ſanften Jünglings zu dem Grade, daß er es ſogar wagte, Eumelien durch einen Brief um eine Zuſammenkunft zu bitten. Eumelia, die in ſeine Redlichkeit und in die Wahrheit ſeiner Betheuerungen volles Vertrauen ſetzte, hielt es für Pflicht, dem Edlen dieſen letzten Troſt nicht zu verſagen.

So erſchien ſie denn, von einer Zofe und einem Knappen begleitet, auf der beſtimmten Stelle im Fichtenwalde beim Nixenteiche, wo Lomond ihrer harrte.

Roderik hatte aber ſchon erfahren, daß Lomond im Gaue geſehen ward; der ſchon entwichene böſe Dämon der Eiferſucht kehrte in ſeine Bruſt zurück, ſchrecklicher als ge. Seiner Groll tief in ſich verbergend, zeigte er im Äußern keine Spur von Argwohn, indeß ſein Inneres von Haß und Wuth glühte. So verfolgte er denn Eumelien allenthalben, und ließ jeden ihrer Schritte belauern. Auch das unſelige Beiſammenſein mit Lomond ward ihm von einem jungen Reiſigen nur zu bald gemeldet, und er erſchien in dem Augenblick, da Eumelie nicht ſtark genug war, dem auf immer von ihr Scheidenden einen Abſchiedskuß zu verweigern.

Wie ein Tieger mit blutrothen Augen auf die Beute, ſtürzte Roderik nun auf die Unglücklichen. Mit ſauſendem Schwerte drang er auf Lomond, der, theils in ihm Eumeliens Gatten ſchonend, theils verwirrt durch die Verzweiflung der Geliebten, ſich gegen **Roderiks** ſchnelle und mächtige Schwertſtreiche nur ſchwach vertheidigte. Ein heftiger Stoß fuhr ihm durch die Hüfte in dem Augenblick, als **Eumelia**, ihrer ſelbſt nicht mehr mächtig, zwiſchen die Streiter ſtürzte, und von dem wuthſchnaubenden **Roderik** mit den Worten: „So folg' ihm zur Hölle!“ durchbohrt wurde. Aber dieſe Worte waren auch ſeine **letzten**. Die Stimme ſchien in ſeiner Wuth erſtickt zu ſein, und mit den Schreckenslaut: Hölle! verſtummte er, und blieb ſtumm für immer. Vergebens bemühte er ſich, auf die Erblaßte hinſtürzend, ſeine Verzweiflung auszuſprechen, vergebens ſogar um Hilfe zu rufen. Der Bruſt des Mörders war jedes Wort, jeder Laut verſagt. **Eumeliens** Diener waren voll Entſetzen und Furcht vor **Roderiks** Zorn entflohen. **Lomond** lag athemlos und ſtarr. Mit **Urisk**, der ihm die unſelige Kunde gebracht hatte, trug **Roderik** die Leiche der Gattin beim Anbruch der Nacht in die Burg, wo **Lomond** für ihren Mörder erklärt wurde. **Urisk** allein wußte, daß des Gatten eigenes Schwert die Bruſt der Schuldloſen durchbohrt hatte. Durfte **Roderik** auf ewige Verſchwiegenheit rechnen?

Am Tage nach dem Begräbniſſe ließ er den alten Kaſtellan zu ſich rufen, und händigte ihm eine Schrift ein, durch welche ihm aufgetragen ward, den ſchuldloſen **Urisk** (der öffentlich als **Lomonds** Mitſchuldiger erklärt ward) ſogleich in den tiefſten Kerker zu werfen, und ihn ſo zu verſchließen, daß Niemand ihn weder ſehen noch ſprechen konnte.

Indeß beſaß der Kaſtellan doch von jeher Roderiks volles Vertrauen; er war auch ſeinem Herrn blindlings ergeben. Deßhalb machte ihn Roderik in der Folge zum Vertrauten jener Gräulthat, obſchon Lomond noch ferner hin vor aller Welt für Eumeliens Mörder galt. Roderik ſelbſt ſuchte ſich mit dem Scharfſinne des Verbrechers zu beſchönigen, indem er einen Theil der Schuld auf Lomond wälzte, den er für die Urſache des verübten Verbrechens und für den böſen Geiſt erklärte, der ihn zum Morde der ſchuldloſen Gattin trieb. Eben ſo warf er auf Urisk einen glühenden Haß, weil er ihm jene Zuſammenkunft verrathen hatte. War aber dieſer Haß gleich die erſte Urſache, den böſen Diener in den Kerker verſchließen zu laſſen, ſo trug eine zweite, die er ſich ſelbſt nicht geſtand, zu dieſer Mißhandlung wenigſtens eben ſo viel bei: die Furcht, daß Urisk das entdecke, wovon er ein Augenzeuge war. Anderſeits dachte Roderik nicht ruchlos genug, ihn tödten zu laſſen. —

Indeß ſtieg Roderiks Gewiſſensangſt mit jedem Tage. Es war ihm nicht länger möglich, die Burg zu bewohnen, wo Blutſpuren und Todesgeröchel überall und unaufhörlich ihn verfolgten. Verzweiflung jagte ihn raſtlos umher. Endlich erwachte in ihm der Gedanke, den Ort des Schreckens zu verlaſſen, und zu ſeinem Freunde Harriet zu fliehen. Er nahm ſein Kind mit ſich. Aber die Strafe ſchien ihm auf dem Fuße zu folgen. Die vom böſen Gewiſſen zerrüttete Fantaſie bewirkte den Tod des Kleinen.

In dieſem Zuſtande kam er in der Burg Dunbar an, wo man ihn als einen Unglücklichen mit offenen Armen empfing. Freundſchaft und Liebe wetteifern vergebens, den zu tröſten, der ſich ſelbſt ein Gegenſtand des Abſcheues iſt. Je mehr Roderik hier gepflegt und bemitleidet wurde, deſto verhaßter ward er ſich ſelbſt. Zu dieſer Qual geſellte ſich bald eine noch größere. Ihn ergriff, gleich einem böſen Zauber, heftige Leidenſchaft zu Ethelinden, Eumeliens holdſeligem Ebenbilde. Er glaubte auch hierin eine Strafe ſeines Verbrechens zu finden, und da er nicht die Kraft fühlte, ſich zu beſiegen, that er das Einzige, was er über ſich vermochte, — er floh wieder in den Schauplatz ſeines Verbrechens zurück, um dort, wo er den Gräuel verübt hatte, ſeine frevelhafte Liebe zu vernichten, und durch Selbſtbeſtrafung zu büßen.

Jenes klägliche Wimmern, jener bangverhallende Wehruf, den er in der Gruft in dem Augenblicke vernahm, da er vor der unverſehrten Leiche betend auf die Knie ſinken wollte, war die Stimme des leidenden Urisk, der ſich in dem unterirdiſchen Thurmgewölbe befand, welches an die Gruft ſtieß. Dem Unglücklichen in der lautloſen Tiefe, fern vom Anblick des Sonnenlichts und der Menſchen, ward hier durch eine Öffnung von oben ſeine tägliche Nahrung hinabgeſenkt.

Bei Lothions Schwur, an Eumeliens Mörder blutige Rache zu nehmen, erwachte in Roderik plötzlich die Idee zu dem fürchterlichen Betrug, den Schwörenden durch Täuſchung dahin zu bringen, daß er ihn tödte. Urisk atte den Auftrag erhalten, Lomond's Leiche ſogleich im Walde zu verſcharren. Er verſchob aber das Geſchäft, um abei mehr Sicherheit zu gewinnen auf die nächſte Nacht. ls er an die Stelle kam, fand er die Leiche nicht mehr, nur Schild, Schwert, und Helm, die der Kaſtellan zur Verwah- ung erhielt. Nachher ſtellte ſie Roderik wie eine Trophäe in as ſchwarzbehangene Trauergemach; daß Urisk die Leiche omond's nicht eingeſcharrt habe, blieb ihm unbekannt, eil Urisk zu ſchnell in das Burgverließ gebracht wurde.

Lothion, heftig in Allem, ward vom Anblick des Schildes leicht getäuſcht. Von der auflodernden Wuth noch ehr verblendet, glaubte er mit Lomond zu kämpfen, und Roderik gab ſelbſt die Blöße, um den gewünſchten Todesreich von dem zu empfangen, der den Mord ſeines Kindes n Mörder zu rächen geſchworen hatte. Die Erfüllung ines Wunſches war ihm deſſen ungeachtet nicht gelungen; r erwachte, nachdem Ethelinde und Edgar ihn die Nacht hindurch im Walde gepflegt hatten, am Morgen wie- er zum Leben.

Dies war der Hauptinhalt der Schrift, welche Ethe- nde und Edgar laſen. Roderik hatte die Blätter, s er in den Fichtenwald ging, vorſätzlich mit ſich genommen, amit ſie, wenn er den geſuchten Tod gefunden haben wür- e, den Aufſchluß über Alles gäben.

Ethelinde und Edgar, die reinen Seelen, ſchau- erten, als ſie nach Leſung der Schrift dem reuigen Ver- recher in das verzerrte Angeſicht ſchauten. Indeß eilte arriet mit der Nachricht herbei, daß Lothion die

Burg, zu welcher er, wie ein Cherub mit dem feurigen Schwerte, dem verbrecheriſchen Eigenthümer den Eingang verwehrte, endlich verlaſſen habe. Sogleich ward Roderik mit vieler Sorgfalt dahin gebracht. Ungeachtet deſſen verlor er nach kurzer Zeit das Bewußtſein neuerdings und ſank in verworrene, höchſt peinliche Fantaſien. Als er wieder zu ſich kam, bemühte er ſich, Manches durch Mienen und Geberden bald zu beſchreiben, bald zu verlangen, was die Umſtehenden nur ſchwer zu errathen vermochten, da die Schwäche ihm ſehr wenig Bewegung geſtattete. Es ſchien, daß er insbeſondere nach Edgar verlange. Als der gute Jüngling zu ihm trat, leuchtete ein matter Strahl von Freude über das von körperlichen und Seelenleiden verdüſterte Antlitz. Er drückte mit möglichſter Anſtrengung die Bitte um deſſen Vergebung aus, und als dieſer ihm freundlich die Hand reichte, wagte Roderiks thränennaſſes Auge einen flüchtigen Blick gegen Himmel. Seine nächſte Sorge war, dem Kaſtellan den Schlüſſel zum Burgverließ einzuhändigen; dieſer verſtand das Zeichen und nach wenigen Minuten athmete Urisk wieder die lang entbehrte reine Himmelsluft. Roderik ließ ihn reich beſchenken, vermied aber ſeinen Anblick.

Indeß war die Wunde gegen alle Erwartungen geheilt, und die Geneſung folgte früher als man es hoffte. Noch ſehr kraftlos, ſaß Roderik im Lehnſtuhl. Neben ihm zu beiden Seiten ſtanden Ethelinde und Edgar. Auch Harriet, den er zu ſich bitten ließ, trat ein; ihm folgte der Kaſtellan. Da ergriff Roderik mit freundlicher Haſt

gars Rechte, und übergab ihm, zum Erſtaunen
r Gegenwärtigen, die Schenkungsurkunde ſämmtlicher
üter.

Jede dagegen gemachte Einwendung war vergebens; er
tand unerſchütterlich auf der Annahme, ließ ſich dann,
n Kaſtellan unterſtützt, auf die Knie, und bedeutete mit
em Ausdrucke, der Jeden zu Thränen rührte, ſeinen feſten
tſchluß, der Welt zu entſagen und ſein Leben in Reue
d Buße in einem Kloſter zu beſchließen. Am Morgen nach
dgars und Ethelindens Vermählung ward der Vor-
z in Erfüllung gebracht.

Die Abtei, in welche der Lebensmüde ſich geflüchtet hatte,
r am Fuße kahler ſteiler Felsgebirge erbaut. Vor derſel-
n breitete ſich ein fruchtbares, aber ſehr einſames, trauer-
lles Thal aus, durch welches ein kleiner Fluß ſeine trüben
Wellen mit melancholiſchem Gemurmel dahin rollte. Das
loſter ſelbſt lag in einer, zu jeder Tages- und Jahreszeit
eich düſtern Nacht von ernſter Tannenumſchattung, mehr
nem großen Grabmale, als einem Wohnſitz von Lebendigen
nlich.

Selbſt in dieſer Einſamkeit ſuchte Roderik die ein-
nſten Stellen und kam mit den Mönchen gewöhnlich nur in
n Stunden zuſammen, wo ſie ſich zum gemeinſamen Ge-
te verſammelten. Unter Allen zog nur ein Einziger ſeine
fmerkſamkeit auf ſich. Dieſer führte den Kloſternamen
rasmus, und ward ſeit einiger Zeit von einem melancholiſchen
Wahnſinn — ſo nannte man ſeinen Zuſtand — befallen,
ſchon ſich in ſeinem Äußern keine Spur von Verrücktheit

zeigte, nur daß er untheilnehmend an Allem, was ihn umgab, wie ein Nachtwandler einherſchritt, die Augen immer zu gerade vor ſich auf den Boden heftete, als ſuche er etwas in die Erde Verſunkenes, und nie ein lautes Wort ſprach, obſchon er manchmal den Mund wie zum Reden bewegte. Selbſt ſein Gebet verrichtete er nur mit dumpfem Gemurmel; dann ſank er gewöhnlich auf ſolche Weiſe zuſammen, als ſtürze er in einen Abgrund. Übrigens hatte er mit Roderik eine gleich hohe körperliche Geſtalt und trug die dunkle Kappe ſtets ſo tief über den Kopf herabgezogen, daß von dem Antlitz nur ſehr wenig ſichtbar blieb.

In einer der langen feindſeligen Winternächte wüthete ein Sturmwind mit ſolcher Heftigkeit, daß alte Bäume theils abgebrochen, theils entwurzelt wurden, ein Theil des Daches herabſtürzte, und eine Mauer des Kreuzganges, auf welche der Anfall am ſtärkſten war, einen breiten Riß erhielt. Erasmus verließ ſein hartes Lager auch dieſen Morgen, wie gewöhnlich, frühzeitiger als alle Übrigen, ſchritt ungeachtet der wilden Zerſtörung im Grauen der Dämmerung durch den hallenden, vom Winde durchſauſten Kreuzgang, und ſtürzte durch die breite Mauerſpaltung hinab auf das vom Sturme losgeriſſene Geſtein, wo ihn die Mönche zerſchmettert und ganz unkennbar fanden. Die Gleichheit der Körpergröße brachte den Erſten, der, herbeigezogen vom dumpfen Getöſe des Falls, die Leiche erblickte, in den Irrthum, der Herabgeſtürzte ſei Roderik. Die Übrigen nahmen das falſche Gerücht ohne Bedenken für Wahrheit, von welcher ſie ſich um ſo weniger überzeugen konnten, als Morgengrau

d Kerzenſchein nur ſchwaches Licht gaben und Roderik
en Fels am Kloſtergebäude erſtiegen hatte, um die
rſtörung der Nacht zu überblicken, woran ſein trüber
iſt, wie an allen düſtern Gegenſtänden überhaupt, ſich
idete.

Der Leichnam des Erasmus ward daher von den
önchen in Roderiks Zelle getragen und in einen Sarg
egt. Dieſer kam indeß von ſeinem einſamen Gange zu-
k. Sein langſames, leiſes, feierliches Hinſchreiten durch
hohen Gewölbe des noch dunklen Kreuzganges erfüllte
Wenigen, die ihm begegneten, mit ſolchem Schauder,
ſie, in der Ungewißheit, ob Wirklichkeit oder Erſchei-
ng hier walte, dem ſtummen Wandler auswichen, oder
veigend an ihm vorüber gingen.

So kam denn Roderik, ohne von dem Unfalle et-
s zu erfahren, zur geöffneten Zelle. Da er die Thür,
vie er ſie verlaſſen hatte, noch geſchloſſen wähnte, ſchritt
raſch hinein, ſtieß mit dem Fuße heftig wider den Sarg,
mit der Stirne auf den Rand desſelben, und die Wun-
raubte ihm ſogleich alle Beſinnung. Als endlich der volle
aufleuchtete, fand man ihn auf der Leiche des zer-
metterten Erasmus liegen, wo das Blut Beider ſich
miſchte. Man erkannte den frühern Irrthum. Als Ro-
ik vom Sarge emporgehoben wurde, kam er zu ſich,
zu hören, wie der herbei eilende Abt die Leiche wegzu-
en gebot, mit dem wehmuthsvollen Ausruf: „Deine
en ſind geendet, unglücklicher Lemond! der Friede,
Du hier nicht fandeſt, werde Dir jenſeits!" —

Da hob Roderik ſich gewaltſam empor, ſtürzte auf Lemond's Leiche, die er heftig umfaßte, und verſchied.

Die Mönche erzählten dem guten Edgar, als er nach einiger Zeit die Abtei beſuchte, das traurige Ereigniß mit der Verſicherung, über den beiden Leichen eine verklärte weibliche Geſtalt, gegen Himmel ſchwebend, geſehen zu haben.

# Der Ehering.

Der Legationsrath Ortis war von einer diplomatiſchen Sendung an einem fremden Hofe auf ſein ſchönes Landgut, bloß in der Abſicht zurückgekommen, weil er ſeine ſchöne, liebenswürdige Gemahlin überraſchen und in ihren Armen den ſechsten Jahrestag ſeiner glücklichen Ehe feiern wollte.

Das Schloß war durch die Ankunft des Allgeliebten in einen Tempel der Freude verwandelt worden. Die ganze Dienerſchaft war vor Entzücken verwirrt; ſogar der mürriſche alte Haushund ſtimmte in den allgemeinen Jubel ein. Emilie aber, die holde Gattin, war über dieſen Beweis der Liebe ſo gerührt, daß ſie dem Ankömmling gar nicht von der Seite ging. Vom Glanze der Verklärung umfloſſen, ſchien ſie mehr unter die Seligen als unter die Menſchen zu gehören. Sie wollte dem Geliebten ſo unendlich viel ſagen, daß ſie gar nicht zu Worte kommen konnte und ſich gezwungen ſah, den Mangel der Worte durch Blicke und Küſſe zu erſetzen. Die fünfjährige Ottilie wußte nichts Beſſeres zu thun, als auch jetzt, ſo wie immer, in Allem dem Beiſpiele der Mutter zu folgen.

An dieſem Tage gehörten die Glücklichen, die ganze Welt vergeſſend, nur ſich ſelbſt; ſie beſchloßen auch, die Ankunft als tiefes Geheimniß zu verwahren, um ja durch keine Fremden geſtört zu werden. Sämmtliche Dienerſchaft erhielt daher den Befehl zur ſtrengſten Verſchwiegenheit: leider aber hat die Freude die Eigenſchaft, daß ſie den Menſchen ſehr geſprächig macht, da man das Angenehme gern Andern mittheilt. Und ſo war es denn geſchehen, daß die männlichen und weiblichen Hausgenoſſen mit einander wetteiferten, die Nachricht von der erfreulichen Ankunft ihres Herrn, und von der bevorſtehenden Feier des ſechsten Jahrstages, in der ganzen Umgegend mit Blitzesſchnelle zu verbreiten. Die Folgen der Geſprächigkeit blieben nicht aus, und die erſehnte Einſamkeit, deren das Ehepaar ſich zu erfreuen hoffte, wurde von einem Sturmwinde der Glückwünſchenden verſcheucht. Noch an demſelben Tage erſchien der Pfarrer des Ortes mit den Kaplänen, bald darauf der Amtmann und der Verwalter mit den Beamten, zum Schluße der Schullehrer an der Spitze der Schulkinder, mit Blumen bekränzt; ihnen folgte ein Zug von Fabriksarbeitern. Dem hohen Ehepaare blieb nichts übrig, als ſich mit übermenſchlicher Geduld zu waffnen, um alle die ungeheuer langen Reden und Gedichte mit möglichſter Aufmerkſamkeit anzuhören.

Noch ärger wurde die Störung am nächſten Morgen. Es ſchien, als ob Alles ſich verſchworen hätte, dem im Schooße des Glückes ſehr unglücklichen Ehepaare auch nicht eine Minute ſtillen Beiſammenſeins zu gönnen.

Eduard und Emilie ſaßen, die kleine Ottilie in ihrer Mitte, beim Frühſtück im Garten. Sie hatten dazu ihre Lieblingspartie gewählt, ein Gebüſch, in welchem ein niedlicher Tempel ſtand. Eine jugendliche weibliche Geſtalt von weißem Marmor, verſchleiert, zwei Täubchen zur Seite, ſtand an einem Opferherde, auf dem zwei verbundene Her-

lagen. Es war das Symbol der ehelichen Liebe. Ro
äumchen von jeder Art und Farbe umgaben das Heilig-
n. Auf dieſer Stelle hatten ſich Eduard und Emilie
ſieben Jahren zum erſten Male erblickt; auf dieſer
lle war nachher der Liebe die Gegenliebe entgegengekommen:
dieſer Stelle ſollte auch übermorgen der feſtliche Tag
vor ſechs Jahren geſchehenen Trauung gefeiert werden.

Dieſe Lieblingspartie ward nun heute zum Schau-
e des Frühſtückes gewählt, wo das häusliche Glück nicht
genoſſen, ſondern auch beſprochen werden ſollte. Es er-
n den Ehegatten auch ſehr freundlich in dreifacher Ge-
, in der Vergangenheit, wo es ſo ſchön aufblühte, in
Gegenwart, wo es ſo herrlich aufgeblüht vor ihnen lag,
er Zukunft, wo es ihnen aus weiter Ferne, reichgeſchmückt
von einer Glorie umgeben, entgegenſtrahlte. Welcher
ff zu innigen, endloſen Geſprächen! Die Sprechenden
ten ſich in dieſen ſchönen Stoff. Emilie berührte mit
Zauberſtabe der entglühten Fantaſie die Szene der ſeli-
Vergangenheit; eine Reihe der wichtigſten und holdeſten
heinungen der Liebe ſchwebte zauberähnlich an ihrer
le vorüber. Eduard malte dagegen mit dem Pinſel
Hoffnung die Träume von all' dem Schönen und Guten,
im Schooße der Zukunft ſegenbringend reifen würde.
kleine Ottilie ſtellte aber die Repräſentantin der Ge-
art vor, und ſie ſpielte ihre Rolle mit ſolchem Effekt, daß
er und Mutter über den Liebkoſungen des freudetrunkenen
es die Vergangenheit und die Zukunft vergaßen.

Leider wurden alle dieſe ſchönen Bilder, Träume und

Szenen im Feenreich der Liebe aufgeſchreckt und verjagt wie eine Schaar von Tauben, wenn ſie einen über ihnen ſchwebenden Raubvogel erblicken. Einen ſolchen Raubvogel ſtellte jetzt die ſo eben angekommene Geſellſchaft von Gäſten vor, welche aus den zwei zunächſt gelegenen Beſitzungen herbei eilend, lärmend, lachend und jubelnd, in den Garten traten und das ſtille Heiligthum der ehelichen Liebe beſtürmten.

Ein ganzes Heer von Glückwünſchen zog an den, im Blockadeſtande befindlichen Ohren des bedrängten Ehepaars vorüber, Glückwünſche, die auch in ihrer — ich möchte ſagen — mannigfaltigen Einförmigkeit der Soldateska glichen, an welcher dieſelbe Grundfarbe der Montur mit verſchiedenfarbigen Aufſchlägen erſcheint.

Als das Zeremoniel glücklich überſtanden war, erſchien die Fröhlichkeit frei und vielgeſtaltig. Man ſcherzte, deklamirte, ſang, ſpielte, tanzte; während aber die heitere Stimmung aller Gäſte mit jeder Minute ſtieg, mußte ſich, — ſo wollte es die Tücke des Schickſals — ein Zufall ereignen, welcher viele trübe Stunden, gleich ſchwarzen Gewitterwolken, in den Himmel des reinſten ehelichen Glückes hineintrieb.

Emilie wurde gebeten, ein Lied mit Begleitung der Guitarre zu ſingen. Sie eilte fort, um das Inſtrument zu holen; Eduard wollte das ſelbſt thun; er hielt ſie zurück. Während nun Emilie ihre Hand aus der ſeinigen zog, um dem Gatten im Laufe zuvorzukommen, fiel der abgeſtreifte Ehering von dem Finger, und ſie flog fort, ohne des Verluſtes gewahr zu werden. Eduard kehrte zur Geſellſchaft zurück.

Indeſſen war die kleine Ottilie den Eltern auf einem

Seitenwege nachgelaufen, ausgeglitten und gefallen. Der Fall ging ihr ſehr zu Herzen, weil er die Urſache war, daß ſie die Mutter nicht mehr einzuholen vermochte. Dem guten Mädchen erſchien dies als ein entſetzliches Unglück; ſie ging nun langſam, mit geſenktem Köpfchen und trocknete mit den Händen die aus den hellblauen Äuglein hervorperlenden Thränen.

So gelangte ſie zu der Stelle, wo das Gold des im Graſe liegenden Eheringes ihr entgegenſchimmerte. Über den prächtigen Fund in einem Augenblick alle Schmerzen vergeſſend, hob ſie den Ring auf, zuerſt mit ſcheuer Schüchternheit; das flammende Gold ſchien ihr in den Fingern zu brennen. Als ſie jedoch keine Verletzung bemerkte, faßte ſie Muth und hielt den glänzenden Reif gegen die Sonne; dann warf ſie ihn ſchäckernd aus einer Hand in die andere; endlich fing ſie an, damit Ball zu ſpielen. So kam ſie bis zu dem Tempel der ehelichen Liebe, ſchlich in das Roſengebüſch und ſetzte ſich, das glücklichſte Geſchöpf der Welt, nicht ahnend, daß dasjenige, was ihr ſo viel Freude machte, ihren Eltern bald ungeheures Leid verurſachen ſollte. Nachdem ſie ſich mit dem Ringe lange unterhalten hatte, ſteckte ſie ihn auf eine kleine Roſenknoſpe, und ſchlug jubelnd die Händchen zuſammen, weil die geſchmückte Knoſpe nun gar ſo ſchön war. In dieſem Augenblicke kamen Frauen und Fräulein aus der Geſellſchaft herbei. Ottilie ſprang ihnen entgegen, und ward von Allen in die Wette geliebkoſet. Darüber ward der Ring ſogleich wieder vergeſſen, wie früher der Schmerz. Die geſprächige Kleine entfernte ſich mit den Damen, denen ſie tauſend Fragen zu beantworten hatte; der verlaſſene Ring blieb auf der Roſenknoſpe, von Dornen umgeben, zurück.

---

Der größte Theil der Geſellſchaft war im Salon verſammelt und horchte Eduards Erzählung von dem fremden Hofe. Emilie hatte häusliche Geſchäfte beſorgt und manche Anordnungen für die Feier des nächſten Tages getroffen. Hiernach begab ſie ſich mit ihren zwei innigſten Freundinnen in das himmelblaue Garderobe- und Arbeitszimmer, um Schmuck und Kleider zu wählen, in welchen ſie morgen erſcheinen wollte. Als einige der ſchönſten und koſtbarſten Ringe bewundert wurden, bemerkte Emilie gerührt und mit holdem Lächeln, — daß der einfache Ehering für ſie doch mehr Werth habe, als alle übrigen zuſammengenommen. Bei den Worten: „Was zunächſt dem liebenden Herzen angehört, bleibt immer ein Kleinod, welches alle Schätze der Welt an Werth übertrifft; ich gäbe dieſen Ring um kein Königreich.“ — Bei dieſen Worten blickte Emilie, in Thränen lächelnd, auf den Finger, dem der Ehering anvertraut war. Als ſie ihn vermißte, ſchien ihr das Ereigniß etwas Unmögliches. Sie glaubte im erſten Moment, ein böſer Dämon, oder das Blendwerk eines Sinnentruges necke und täuſche ſie. Das Wort erſtarb ihr auf der Zunge. Sie ſtarrte den Finger an, hielt ihn empor, berührte und ſtreifte ihn mit der andern Hand, ſenkte die ſuchenden Augen zur Erde, und ſprach mit ſteigender Beängſtigung halblaut vor ſich hin', die wiederholten Worte: „Verſchwunden? Unglaublich! Unmöglich! Mein Gott!“ Vergebens wurde das

Haus und der Garten durchſucht. Als jede Hoffnung dahin
war, bat Emilie, nur ihrem Gatten von dem Verluſte
es Ringes noch nichts zu ſagen. Sie wurde nun immer bläſ-
er und bläſſer; zitternd an allen Gliedern, wollte ſich die
Erſchöpfte eben ſetzen, allein das Bewußtſein verließ ſie, eh'
e das Ruhebett erreichte, und ſie ſank ohnmächtig in die
Arme der beiden Freundinnen.

Eduard, dem die Nachricht von Emiliens Zuſtand
hne Angabe der Urſache leiſe in's Ohr geflüſtert wurde,
erließ ſogleich den Kreis der Gäſte und eilte zur Leidenden,
ie ſich ein paar Augenblicke vor ſeinem Eintreten erholt
atte. Als er nun von ihren bleichen Lippen, den eigentli-
hen Grund des Übels vernahm, bot er alles Mögliche auf,
ie Arme zu beruhigen; er zeigte ihr die Wahrſcheinlichkeit
es Wiederfindens und die Unbedeutenheit des Verluſtes.
Emilie aber, die ſonſt ſo Willfährige und Gelehrige, wenn
er verſtändige beredtſame Gatte ihr einen Gegenſtand dar-
ellte, ſie ſchien jetzt moraliſch und körperlich ein ganz
nderes Weſen zu ſein. Vom erblaßten Antlitz war jede
Spur der ehemaligen Roſenröthe gewichen; die eingeſunke-
en Wangen zeigten keine Lebensſpur; die hohlen Augen hat-
en allen Lichtglanz verloren; die Arme hingen welk an den
Seiten, und die ſo liebliche Geſtalt ſank geſtaltlos in ſich
ſammen. Eben ſo herabgeſtimmt zeigte ſich ihr Inneres,
e Seele betäubt, das Gemüth erkaltet, verſtört; ein ihr
anz fremder Trotz umgab ſie wie eine Stahlrüſtung. Ver-
ebens war alles Zureden; ſie beharrte auf der fixen Idee, der
Verluſt des Eheringes ſei der Vorbote eines großen Un-

falles, der ihrem ehelichen Glück drohe. Die wohlmeinende Verſicherung des Gatten, daß er den Verluſt ſogleich erſetzen wolle, brachte Emilien in die heftigſte Bewegung. Der Antrag ſchien ihr ein Frevel, eine Entheiligung zu ſein. Kein Ring ſagte ſie, ſei würdig und fähig, jenen, von der Hand der Liebe ſelbſt, als Zeichen ihrer ewigen Dauer dargereichten, und vom ſegnenden Prieſter vor dem Altare Gottes als Zeichen des unauflöslichen Bundes für dieſe und jene Welt geweihten, geheimnißreichen, bedeutungsvollen Ehering, dieſes Glück bringenden und Glück bewahrenden Talismanns, zu erſetzen.

Eduard fand es räthlich, die Frau, deren gereizter Zuſtand von der Art war, daß ſie alle Vernunftgründe hartnäckig zurückwieß, zu verlaſſen, um nicht ſich ſelbſt zu irgend einer Erbitterung hinreißen zu laſſen.

Als Emilie mit den beiden Freundinnen allein war, begann ſie nach einem längeren dumpfen Hinbrüten, ihre Beſorgniſſe und Beängſtigungen ſanft klagend und ſchmerzlich bewegt, auszuſprechen. Der erſte Punkt, auf welchen ihr Kummer ſich richtete, war der Gedanke, daß irgend ein feindliches Ereigniß ſie bedrohe; insbeſondere fühlte ſie ſich durch das böſe Vorzeichen von einer heftigen Todesfurcht ergriffen; ſie zweifelte nicht, daß ſie nun bald ſterben, ihren geliebten Gatten, ihr holdes Kind und das Paradies ihres ehelichen Glückes verlaſſen müſſe. So ſchrecklich dieſe Idee war, ſo übte doch die zunächſt folgende eine noch furchtbarere Gewalt über die Unglückliche aus, die Idee: Eduard ſei treulos, oder ſeine Liebe zu ihr werde verlöſchen, untergehen in einer fremden Neigung. Sie ſah ſich als Ungeliebte, Ver-

ne, Verſtoßene; Eduard erſchien ihr als ein böſer Geiſt,
Leben als eine ungeheuere Wüſte; ſie ſank auf die Knie,
kte die Arme zum Himmel empor, und bat um den Tod.

Die qualvolle Lage der Aufgeregten ward mit jeder
nde peinlicher, und das moraliſche Leiden ergriff den
per ſo gewaltig, daß eine lebensgefährliche Krankheit zu
rchten war; und ach! der nächſte Tag, ſonſt der ſchönſte
ganzen Jahr, das Freudenfeſt der Trauung, ſollte nun
Tag des Unglücks, vielleicht ein Trauerfeſt werden.

Den Freundinnen, welche ſich bemüht hatten, die Be-
rungswürdige zu beruhigen, war es nun bei angedrohter
dſchaft verboten, ein Wort des Troſtes zu ſprechen. Otti-
durfte vor der Mutter nicht erſcheinen; ſie wollte das Kind
ſehen. Die kleine, ſchuldloſe Unheilſtifterin, der man keine
che ihrer Verbannung angab, zerfloß in bittere Thränen.

Eduard bot Alles auf, was Geiſt und Herz ihm ein-
n, um den Wahn der Unglücklichen zu entkräften; er
hr die einleuchtendſten Vernunftgründe und die vollſten
eiſe der innigſten Liebe. Beide blieben ohne Wirkung.
ilie hörte ihm ohne Unterbrechung aufmerkſam und
eigend zu; wenn er dann ſchon geſiegt zu haben glaubte,
telte ſie ungläubig das dunkellockige Haupt; plötzliche
erröthe flog über das bleiche Geſicht hin, und ein Thrä-
rom entſtürzte den Augen. Im gemiſchten Gefühle von
, Mitleid und zürnendem Unmuth gerieth Eduard
ch auf den Einfall, ein äußerſtes, letztes Mittel zu wa-
indem er Emilien erklärte, er ſei nun überzeugt,
ſie ihn nicht liebe. Fühlte ſie wahre Liebe für ihn, ſo

müßte dieſe ſchon allein vollkommen genügen, um ſie dahin zu bringen, daß ſie von den fantaſtiſchen Wahnbildern ablaſſe, den Gründen der Vernunft Gehör gebe, in die Liebe des treuen Gatten keinen Zweifel ſetze, auf Gott und ihn unbegrenztes Vertrauen hege. Ihr Benehmen beweiſe ihm aber leider das Gegentheil. Das Zuſammenleben mit einer liebloſen Gattin, die im Geiſt und im Herzen mit ihrem Gatten nichts gemein habe, ſondern nur nichtigen Aberglauben, eitle Konvenienz und ſchale Gewohnheit berückſichtige, — dies zu ertragen vermöge er nicht; er ſei daher feſt entſchloſſen, am folgenden Tage abzureiſen und wieder an ſeinem Geſandtſchaftspoſten zu verbleiben.

Mit dieſer Erklärung verließ er das Zimmer, Emilie lag auf ihrem Ruhebette, wie eine vom Starrkrampf Befallene, ohne Bewegung, ohne Lebenszeichen, die Augen auf die Thür geheftet. Sie horchte noch immer den letzten Worten des Hinausgehenden, ohne eine der, von den Freundinnen an ſie geſtellten Fragen zu beantworten. Endlich brach ſie in einen Strom von Thränen aus. Die betäubende Gewalt des Schmerzes wurde milder; das laute Schluchzen löſte ſich in ſtilles Weinen auf, und wie die Sonne hinter den ſich zertheilenden Gewitterwolken einzelne Strahlen hervorſchimmern läßt, ſo begann auf dem kummervollen ſchönen Angeſicht ein ſanftes Lächeln aufzuleuchten, der Herold freundlicher Gedanken, und einer wohlthuenden Gemüthsberuhigung.

Ihre erſten Worte gingen dahin, daß ſie den Gatten zu ſich bitten ließ. Eduard erſchien ſogleich mit dem Ausdruck der zärtlichſten Sorgfalt. Emiliens Antliz verklärte

ich; ihre hellblauen Augen ruhten liebevoll auf ihm, wie
er Äther auf der Spiegelfläche eines ruhigen Teiches.

Eduard küßte zu wiederholten Malen ihre Hand,
is ſie endlich mit beiden Händen die ſeinige faßte und feſt
ielt. Es war eine ſtumme Szene voll der glühendſten Be-
edſamkeit. Beide hatten ſich eigentlich, eh' ſie noch ein
Wort ſprachen, ſchon Alles geſagt, was ſie ſagen wollten.
Eduard unterbrach das Schweigen mit der im weichſten
one geſprochenen Frage, ob Emilie etwas von ihm
wünſche. Eine ſanfte Röthe überflog die blaſſen Wangen
er holden Frau; ihre thränenfeuchten Augen erglänzten im
eblichſten Schmelz; ein bezauberndes Lächeln ſpielte um die
ippen, und ſie ſagte mit leiſer, bebender Stimme: „Lieber
Eduard! Du wirſt mir zürnen. Ich war eine Thörin; ich
abe Dich gekränkt, beleidigt. Höre mich, und Du wirſt
ich entſchuldigen, wirſt mir verzeihen! Der Ring iſt ein
eichen der Ewigkeit, und ewig ſollte ja unſere Liebe ſein.
in Daſein ohne Dich, kann ich mir gar nicht mehr denken.
Wie mir nun der Verluſt des Ringes als ein Vorzeichen
on ſo ſchrecklicher Bedeutung erſchien, bemächtigte ſich mei-
er Seele ein Entſetzen, welches an den Wahnſinn grenzte.
Denke Dir, lieber Eduard, wie Du erſchrecken würdeſt, wenn
ötzlich die Sonne am Himmel erlöſche und in der tiefſten
inſterniß feurige Fantome umherflögen, Geheul und Weh-
agen erſchölle! So war auch mein Zuſtand; die Liebe,
eines Lebens Sonne, erloſch plötzlich am Himmel meines
lückes; Todesangſt verfinſterte meine Seele, und Gedan-
n des Wahnſinnes waren die Fantome des Schreckens. Ich

war nicht mehr ich ſelbſt; Du warſt derſelbe und doch ein Anderer. Ich liebte und haßte Dich zugleich. Was Du ſagteſt zu meiner Beruhigung, hielt ich für Trug und Lüge. Ein böſer Geiſt feſſelte mich an den Wahn, und in alle der Verblendung, in alle dem Unwahren war nur das Einzige wahr und klar, daß ich Dich grenzenlos liebe, mehr als je liebe, mehr als ich ſelbſt es glaubte und wußte. Kannſt Du nun ein Vergehen tadeln, das nur aus einem Übermaße der Liebe entſtand? Ach Eduard! Du ſprachſt eine harte Drohung aus: den Entſchluß, mich zu verlaſſen. Jede Trennung von Dir iſt der größte der Schmerzen, die mich treffen können; jetzt aber würde ſie mir das Leben koſten. Eduard! ich glaube Dir Alles, was Du ſagſt, weil ich Dich liebe über Alles. Mein Wahn iſt verſchwunden, mein Vertrauen auf Dich grenzenlos; willſt Du auf Deinem Entſchluße verharren?" —

Eduard erklärte der Liebevollen, daß er jene Drohung nur als ein äußerſtes, letztes Mittel zu ihrer Herſtellung verſucht habe, daß es ihm aber unmöglich geweſen wäre; ſie in Vollzug zu ſetzen. Er fühle ſich nun zweifach glücklich, da die ſchöne Jahresfeier der Liebe und des ehelichen Glückes durch das Feſt ihrer geiſtigen Geneſung geheiligt werde.

Emilie erhob ſich neu belebt vom Ruhebette und ſank in die Arme des überglücklichen Gatten. Herz an Herz und Mund an Mund erneuerten ſie den Schwur, Eines nur für das Andere zu leben, ihre Welt nur in ihrer Liebe zu finden, und ſie beſchloſſen morgen ein Dank- und Jubelfeſt im Tempel des Herrn zu feiern. Die Gäſte, welche ſich entfernt hatten, wurden von der glücklichen Wendung der Sache benachrichtigt und zum Feſte geladen.

Der Morgen war ſo ſchön, als man ihn zur Verherr-chung des ſchönen Feſtes nur wünſchen konnte. Harmoniſch nte das Geläute der Glocken vom alten Kirchthurme über e ſonnenhelle Gegend hin. Die Dorfbewohner ſchmückten ih- Häuſer mit Baumzweigen. Am Schloßthore ſtand die Die-erſchaft in Galakleidern. Wägen mit Gäſten flogen herbei, nd wurden vom freundlichen Ehepaare freudig empfangen.

Schon war Alles verſammelt, ſchon ſollte der Zug ſich n Bewegung ſetzen. Nur ein Weſen fehlte, — die kleine Ottilie, welche man ſchon lange vergebens geſucht hatte. Emilie erſchrack heftig, als man ihr die Kunde brachte, nd ihr erſter Gedanke war: „Soll heute ein noch ſchreck-cherer Verluſt mich treffen?“ —

Sie ergriff den Arm des beſtürzten Gatten, und Beide lten nun, alles Andere vergeſſend, das vermißte Kind zu uchen. Die befragten Dienſtleute wußten keine Auskunft. Schon waren ſelbſt die abgelegeneren Theile des Hauſes und ie meiſten Lieblingsſtellen des Gartens durchſucht. Ottilie lieb unſichtbar, und die Angſt der Eltern ſtieg mit jeder Minute. Endlich kamen ſie zu dem Tempel des ehelichen Glückes. Emilie ſank matt und erſchöpft auf eine Raſen-ank. Der kaum gehobene traurige Zuſtand der reizbaren Frau ſchien ſich wieder einzuſtellen. Sie ſtarrte lange Zeit hweigend vor ſich hin, den tröſtenden Gatten nicht beach-end. Endlich rief ſie, die Hände ringend: „Der Verluſt es Eheringes hat uns den Verluſt des Kindes verkündet! Nur u ſchnell iſt das Vorzeichen in Erfüllung gegangen! Dahin iſt nſer Glück, und Unglück wird auf Unglück folgen.“ —

Bei dieſen Worten umſchlang Emilie den Gatten mit beiden Armen ſo haſtig, und drückte ihn ſo feſt an ſich, als fürchte ſie, das böſe Schickſal ſtrecke ſchon den eiſernen Arm aus, auch das letzte Gut auf Erden ihr zu entreißen.

In dieſem Augenblicke erſcholl aus dem Roſengebüſche das Zauberwort: „Mutter!" — Emilie, hochroth erglühend, hob das Haupt empor, als höre ſie eine Stimme vom Himmel. Das Wort erſcholl, wie lockend, nochmal. „Es kommt aus dem Gebüſche!" rief der entzückte Gatte. Beide ſprangen auf; Eduard drängte ſich hinein, das dichte Gebüſch — zertheilend mit den, von den Dornen zerriſſenen, blutenden Händen. Emilie ſchwankte zitternd ihm nach. Endlich waren ſie in das Innere gedrungen. Welcher Anblick! An einem Buſche, deſſen Roſenmenge beinahe alles Laub verdeckte, ſaß Ottilie, ſelbſt eine kindliche Roſenknospe, deutete mit dem Zeigefinger lachend und jubelnd, auf den Strauch, und rief: „Mutter! wie ſchön!" — — Die aufbrechende Knospe, auf welche das Mädchen den Ring geſteckt hatte, trug noch immer ihren goldenen Schmuck, der ihr aber nicht geſtattet hatte, ſich ganz zu öffnen. Von den Eltern geküßt und geliebkoſt, ſagte das Kind, ohne die Hauptſache zu begreifen: „Freut's Dich, Mutter?" —

Die unſchuldige Unheilſtifterin erzählte nun ihr Geſchichtchen, ſo gut ſie es konnte. Eduard ſchnitt die Ringblume ſammt dem Zweige zum ewigen Andenken vom Strauche. Die Glocken erſchollen. Ein feſtlicher Zug begleitete die Glücklichen zur Kirche.

Bayeriſche [illegible]

# Inhalt.

Seite

Maffeo's Schreckensbild . . . . . . 3

Ydoman und Liebe . . . . . . . 43

Erneſtinens Blumenroman . . . . . . 99

Die drei Tirannen . . . . . . . 141

Die Braut ohne Bräutigam und der Bräutigam ohne Braut 227

Verſöhnung im Tode . . . . . . . 249

Der Ehering . . . . . . . . 279

Gedruckt bei Carl Ueberreuter.

er

B

### Ch. Kuffner's

# zählende Schriften,

dramatiſche und lyriſche Dichtungen.

## Ausgabe letzter Hand.

### Zweiter Band.

Wien, 1843.
rlag von Ignaz Klang, Buchhändler.

BIBLIO[illegible]
[illegible]
[illegible]

# Die Geſtalten der Liebe.

## Erſtes Kapitel.

### Drei Mädchen, eine Modewaren-Händlerin und ein Opferlamm.

Ich führe Dich, Leſer, in ein geräumiges, helles, freundliches, ſchön möblirtes Zimmer, in welchem Du drei Schweſtern erblickeſt, ſo ſchön, ſo liebenswürdig, daß die ganze Stadt ſie Hilmar's Grazien nannte. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß ich verpflichtet bin, ſogleich ihre Porträts aufzuſtellen.

Viktoria hatte in ihrem Weſen etwas Aetheriſches. Aus goldner Lockenfülle leuchteten zwei hellblaue Augenhimmel, mit denen ſie in die Welt ſo freundlich hineinſchaute, wie alle Welt nach ihr blickte. Die blaſſe Farbe des ſinnigen Geſichtchens war vom ſanfteſten Duft aufglimmender Morgenröthe angehaucht, der ihr manchmal eine Art von Verklärung gab. Sie ſchwebte mehr als ſie ging; jede ruhende Stellung war maleriſch, ihre Klage rührend, ihr Zorn reizend, ihre Freude entzückend, ihre Stimme weicher Flötenton. Sie kleidete ſich gerne weiß; auch gab ſie der weißen Roſe den Vorzug vor allen Blumen. Der blaßgelbe Strohhut mit lichtblauem Bande war das einzige Farbenſpiel in ihrer einfachen Kleidung.

Flora erſchien gewöhnlich in einem Kleide von hellgrünem Taffet. Aus dem blühendſten Geſicht, von kaſtanienbraunem Gelock umwallt, leuchteten die lebhafteſten Augen mit echtem Brillantfeuer hervor. Sie führte den Namen Flora mit vollem Recht; denn ſchöneres Lilienweiß und Roſenroth als auf ihren Wangen, lieblicheres Veilchenblau als in ihren Augen, glühenderen Nelkenpurpur als auf ihren Lippen, konnte man im ganzen Reiche der Blumengöttin nicht finden. In Allem, was ſie ſprach und that, zeigte ſich die ihr inwohnende Beſonnenheit und Gemüthsruhe. Feſt und aufmerkſam ſchaute ſie in jedes fremde Auge, und wer kein reines Gewiſſen hatte, konnte ihren Blick nicht ertragen.

Nicht weniger ihres Namens würdig war Serena. Schwarzes Auge und ſchwarzes Haar verkündigten beim erſten Anblick das rege Leben und den unzerſtörbaren Frohſinn ihres freudigen Herzens. Jede Bewegung war raſch, und doch zierlich. In Geſellſchaft hatte ſie viel zu lachen, und wenn ſie allein war, oft zu ſingen, ſelbſt bei der Arbeit. Sie erzählte gerne und ließ ſich gerne wieder erzählen, ſo wie ſie überhaupt Alles, was in ihr vorging, gerne mittheilte und Jedem hold war, der ſein Inneres aufſchloß, wie ſie ſelbſt es that. Bei fremden Leiden war ſie mehr als gefühlvoll, ſie war thätig und Hilfe ſchaffend. Weinen ſah man ſie nur Freudenthränen. Fröhliche Muſik regte ſie zu Jubel, manchmal ſogar zum Tanzen auf. Ihre Lieblingsfarbe war das Purpurroth der Päonie.

Indem die drei Mädchen ein ſehr lebhaftes Geſpräch führten, trat Madame Herold, die **Marchande de mode**, in's Zimmer. Das Kleeblatt hüpfte der gerngeſehenen Frau mit gewohnter Freudigkeit entgegen.

Frau Suſanne Herold hatte den Namen nicht umſonſt, denn ſie war wirklich die Fama und der weibliche Herold der ſchönen Welt. Angenehme Geſichtszüge mit friſcher Farbe, dabei die äußerſte Reinlichkeit und Eleganz in der Kleidung, verdeckten einige ihrer ſechzig Jahre. Guter Humor und Dienſtfertigkeit waren die nie ruhenden Flügel dieſer weiblichen Windmühle. Sie ſtand in vielfachen Verbindungen, protegirte und ließ ſich protegiren; ſie beſaß eben ſo viel Waren- als Menſchen-Kenntniß, auch eine nicht gemeine Kunſtbildung, denn ihr Seliger war Horniſt in Dienſten eines ruſſiſchen Fürſten.

Madame Herold breitete nun ihre mannigfaltigen Schätze auf dem Tiſch aus; ſie wußte dabei den holden Schweſtern mit unendlicher Zungenfertigkeit nicht nur die Schönheit ihrer Kunſtprodukte, ſondern auch die Schönheit der drei Schönen ſelbſt zu preiſen, von der man, wie ſie auf Ehre verſichern und betheuern könne, in allen Häuſern entweder mit Neid, oder mit Bewunderung und Entzücken ſprechen höre. Obſchon die gute Frau deshalb von den Gelobten eine Schmeichlerin, ja ſogar eine Lügnerin genannt wurde, ſo entging es doch ihrem Scharfſinne nicht, daß Schmeichelei und Lüge den Menſchen nicht immer ſehr verhaßt machen, weil das tadelnde und ſcheltende Kleeblatt von der Schmeichlerin und Lügnerin verſchiedene Häubchen, Bänder, Spitzen, u. ſ. w. großmüthig kaufte.

Frau Suſanne Herold ward darüber, wie billig, ſo erfreut und zugleich ſo ermuthigt, daß ſie beim Weggehen mit ſchelmiſchem Lächeln verſicherte: Man werde ſich wohl ſehr bald ſelbſt überzeugen, daß ſie keine unſinnigen Worte geredet habe, und es dürften ſich vielleicht, eh' man die Hand umkehrt, Dinge ergeben, über die ein ſchönes Fräulein eben nicht böſe zu werden pflege.

Die drei ſchweſterlichen Grazien hatten bisher ungefähr ſo gelebt, wie junge Dichter, die ihre Unſterblichkeit ſchon in ſich tragen, ohne noch eine Zeile geſchrieben zu haben. Die Lobrede der geſchwätzigen Frau Herold machte ſie zuerſt auf die Macht ihrer Schönheit aufmerkſam, und ein Zauberſchlag ſchien ſie berührt zu haben, in Folge deſſen die weite Welt mit allen ihren Herrlichkeiten, mit allen ihren Opferaltären und knieenden Verehrern vor ihnen aufging. Hatte jede von ihnen bisher ihre beiden Schweſtern für ſchöner als ſich ſelbſt gehalten, ſo fühlte jede von dieſem Augenblicke an, daß ſie doch ſelbſt auch etwas gelte, und um ja keiner Mitſchweſter unrecht zu thun, erkannte jede ſich den Preis der Schönheit zu, deſſen Vertheilung leicht Zwietracht ſtiften konnte.

Vater Hilmar ſtand während dieſer Manövers der Schönheit neutral im Hintergrund, merkte aber deſſen ungeachtet, was in ſeinen Töchtern vorging, weil er vernünftig war und ſie von der Verſtellungskunſt bisher nur ſo viel kannten, als die freigebige Mutter-Natur jedem weiblichen Weſen zur Ausſteuer mitgibt. Der Himmel erhalte ſie noch lange dabei! Ich fürchte aber, ſie werden bald klüger werden, weil ſich — zwar keine offenbaren Verehrer, wohl aber allerlei kleine Geſchenke zeigen, die wahrſcheinlich aus den Händen ſtiller Anbeter kommen.

Eines Morgens (die drei Schweſtern ſchliefen in demſelben Zimmer) ſtand auf dem in der Mitte des Gemaches befindlichen Tiſche von glänzendem Nußbaumholz ein ziemlich großes Lamm mit pechſchwarzer Wolle — aber ohne Leben, und leblos zwar aus dem Grunde, weil das ganze Thier von — Chocolate war. Der erſte Blick der erwachenden Schweſtern fiel auf dieſes Mohrenbild der Unſchuld, in welchem ſie die Huldigung eines amoroso incognito zu finden glaubten, wodurch denn das myſtiſche Schäflein auch als Opferthier und ſtumme Herzensdedication in aller Demuth und Beſcheidenheit erſchien.

Die entzückten Mädchen entſprangen den Betten, warfen ſich mit unglaublicher Geſchwindigkeit in das Morgen-Negligée, flogen zugleich nach dem Tiſche, und der Götze ſah ſich von den freundlichſten ſechs Augen aus den lieblichſten drei Geſichtern angeblitzt. Aber bald verwandelte ſich das ſchwarze Lamm in einen ſchwarzen Dämon, denn jedes Mädchen wollte ſich für die Göttin halten, der ein Sterblicher dieſes Opfer darbrachte. Eine nach der Andern ſagte mit möglichſter Beſcheidenheit den Grund, aus dem ſie einen Anſpruch auf das Eigenthums- und Beſitzrecht der wohlſchmeckenden Beſtie ableiten zu können glaubte. Viktorine führte für ſich an: „Der Kopf des Lammes ſei gegen ihr Bette gerichtet.“ — Flora: „Der Tiſch ſtehe ihrem Bette zunächſt.“ — Serena: „Sie liebe, wie Jedermann wiſſe, Chocolate über Alles.“ —

Nach langem Wortwechſel kamen die lieblichen Zänkerinnen endlich überein, den Gegenſtand des Streites — wie das auch bei manchen welthiſtoriſchen Friedensſchlüſſen ſchon geſchehen ſein ſoll — zur Herſtellung der Ruhe zu zerſtücken. Der ſilberne Zuckerhammer mußte nun die Rolle des Mediateurs übernehmen, und die verſöhnten Fräuleins verzehrten wohlbehaglich die zertrümmerten Glieder des **corpus delicti**, jede in dem angenehmen Bewuſtſein, daß eigentlich das Ganze ihr gehört hätte und ſie den beiden Andern nur aus ſchweſterlicher Liebe an dem Genuſſe des Opferlammes theilzunehmen geſtatte.

## Zweites Kapitel.

### Der falſche Prinz.

Am folgenden Tage wurde Hilmar's Geburtsfeſt gefeiert. Bei dem ſehr ſplendiden Mittagsmahle herrſchte ein Überfluß — nicht nur an Speiſen und Getränken, ſondern auch an Witz und Frohſinn, worin ſämmtliche Gäſte wetteiferten. So kam denn Allerlei zur Sprache, ſelbſt die Geſchichte und das Schickſal des ſchwarzen Lammes blieb nicht verſchwiegen. Hilmar rügte zwar, daß man in dem Genuſſe dieſes Sinnbildes der Sanftmuth zu voreilig geweſen ſei, lachte aber herzlich, als das ſchweſterliche Kleeblatt ihm das Geſtändniß ablegte, es ſei nur durch dieſe Zerſtückelung möglich geworden, dem Gräuel der Zwietracht vorzubeugen. Während nun jede Schweſter ſich eifrig bemühte, den Vorwurf der Eitelkeit oder lüſterner Begehrlichkeit von ſich abzulehnen, brachte der Bediente ein zierliches grünes Fäßchen und ſtellte es lächelnd auf den Tiſch.

Vater Hilmar nickte den Töchtern freundlich zu, zapfte, füllte die Gläſer mit dem herausquellenden Malaga, und hob ſein Glas empor mit den Worten: „Gleich dieſem Nektar, erfreuet auch ihr, liebe Kinder, mir das Herz! Ich dank' euch." — Zu ſeinem groſſen Erſtaunen proteſtirten die Mädchen und verſicherten, daß ſie nicht die Spenderinnen dieſer holden Gabe ſeien.

Nun kam ein Gaſt nach dem andern in den Verdacht, der überraſchende Geber zu ſein, allein jeder verbat ſich die Ehre, während er die köſtliche Gabe mit Wohlbehagen genoß, und das Fäßchen den letzten Tropfen ſeines Inhaltes preisgab. Alle dieſe Verneinungen ſetzten den guten Hilmar in Verlegenheit, und er ſagte kleinlaut: „Es lebe der groſſe Unbekannte! Ihr aber, meine Töchter, verzeiht mir! Ich habe euch wegen des übereilten Mordes des unſchuldigen Lämmleins getadelt, und nun macht das leere Fäßchen mir denſelben Vorwurf, der ich nicht einmal weiß, ob das Geſchenk mir galt oder euch." —

Raſch fiel Flora ein: „Gälte das Fäßchen Einer von uns, ſo wäre ich die Eine, weil es meine Lieblingsfarbe hat." —

„So muß ich denn (ſagte Hilmar) die ganze Geſellſchaft aufferdern, der grünen Flora den Toaſt zu bringen." —

Alle Gäſte riefen: „Hoch lebe die ſchöne Flora!" — Das erröthende Mädchen ſuchte nun ihren Worten eine andere Deutung zu geben, verwickelte ſich aber immer mehr in ihr eigenes Netz, und ſagte endlich, halb zaghaft, halb unwillig: „Ich bin doch ewig zu geſchwind; das will ich mir nun ernſtlich abgewöhnen.“ —

Hilmar umarmte die Gequälte, mit den Worten: Es fängt in meinem Hauſe zu ſpucken an; das iſt nicht zu läugnen. Ob es aber gute oder böſe Geiſter ſind, wird und muß ſich bald zeigen.“ —

Schon am nächſten Morgen zeigte ſich auch wirklich eine neue Erſcheinung am Horizont der Liebe, aber mit mehr Beſtimmtheit als bisher und für den Genuß des feinſten unter den fünf Sinnen, nämlich für das Auge, ausſchließend berechnet.

Auf Flora's Nachttiſche lag ein männliches Porträt; man konnte aber eben ſo wenig, als beim ſchwarzen Lamm und beim grünen Fäßchen, ungeachtet aller Nachforſchungen im Hauſe, die Perſon des Spenders erfahren.

Als Flora die Augen öffnete und ihr erſter Falkenblick das Porträt entdeckte, ſprang ſie, unwillkürlich laut aufſchreiend, in die Bettdecke gehüllt, aus dem Bette und flog zu dem Tiſchchen. Sie fixirte das Bild, wagte aber nicht, es zu berühren. Die Schweſtern, von dem Schrei aus ihrem geſunden Schlafe aufgeweckt, eilten neugierig hinzu. Man ſtritt lange hin und her, zuerſt, wie das Bild hereingekommen, dann ob es Porträt oder Ideal ſei. Flora erklärte es, ihren holden Gegnerinnen zum Trotz, hartnäckig für das Konterfei eines lebendigen Mannsbildes, und der Streit währte fort, bis der eintretende Hilmar, dem die

Mädchen nie etwas verheimlichten, zum Schiedsrichter aufgefordert ward. Dieſer drehte und wendete das Mannsbild lange hin und her, und ſagte endlich mit Ernſt und Nachdruck: „Dieſer junge Mann iſt kein Geringerer als der verſtorbene König von Schweden, da er noch Kronprinz war!“ —

**Viktorine** erwiederte: „Wie käme Der zu uns?“

**Hilmar.** Das weiß ich nicht.

**Serena.** Was ſollen wir mit ihm machen?

**Hilmar.** Das weiß ich nicht.

**Flora.** Mein Väterchen beliebt zu ſcherzen.

**Hilmar.** Ich ſcherze nicht. Damit ihr euch ſelbſt überzeugt, daß ich die Wahrheit ſpreche, ſo kleidet euch für's Erſte ſo ſchön als möglich, dann folgt mir, wohin ich euch führen werde! —

Die Neugier der Mädchen war nun ſo geſpannt, daß ſogar beim Ankleiden das tiefſte Stillſchweigen herrſchte, und die Toilette ſchneller als irgend eine gemacht wurde.

Endlich traten ſie mit dem Vater vor das Hausthor. Er führte die Ungeduldigen, ohne eine ihrer tauſend Fragen zu beantworten, durch Straßen und Gäßchen, über große und kleine Plätze. Jetzt ſtanden ſie vor der glänzenden Auslage einer Kaufmannsbude. Da rief **Hilmar**: „Erhebet eure Häupter und blicket empor!“ —

Und die Fräuleins erhoben ihre Häupter und blickten empor, und ſie erblickten über der Bude ein Aushängſchild, und ſie riefen einſtimmig: „Er iſt's!“ — **Hilmar** ſagte gleichfalls mit Pathos: „Er iſt's! Außerdem aber, meine Damen weiß ich nichts. Somit Punktum!“ —

Wir laſſen nun die unbefriedigten mißlaunigen Schweſtern nach Hauſe gehen, und wollen indeß entziffern, wie ſich denn die Sache mit dem Porträt eigentlich verhält. So viel iſt gewiß: der Vater wußte wirklich nichts, und ſcherzte, ſeiner natürlichen Heiterkeit gemäß, hier wie gewöhnlich. Ich aber — um die Leſerinnen nicht lange leiden zu laſſen, faſſe ſogleich die rechte Perſon beim Haar, und zwinge die myſtiſche Modehändlerin, das Geheimniß zu entdecken, damit wir nicht in ein Labyrinth von Geheimniſſen verſinken. Was ich nun ſage, rede ich ihr nach.

Der auf Flora's Nachttiſch liegende Prinz war eigentlich — ein junger Handlungs-Kommis, der mit dem Porträt des Aushängſchildes einige Ähnlichkeit hatte, ſich's in den Kopf ſetzte, er ſehe dem Original frappant gleich, und darüber nicht wenig ſtolzirte. Da er einen Drang in ſich fühlte, die erfreuliche Entdeckung bald mehreren Perſonen unter dem Siegel der Verſchwiegenheit mitzutheilen, ſo ging das Geheimniß natürlich ſehr ſchnell von Mund zu Mund, und der gute Narciß ward in ſeinem vornehmen Wahn immer mehr und mehr beſtärkt, bis er endlich ſo weit ging, daß er ſich gegen alle Käufer hoch, gegen die Käuferinnen mit leutſeliger Nobleſſe betrug, die gekaufte Ware nie mehr — wie vormals — eigentlich einhändigte, ſondern ſie nur zum Wegnehmen hinlegte, und wenn Jemand ihn etwas aufmerkſamer als gewöhnlich anſah, höhniſch lächelte, dabei wohl auch mit einiger Indignation erröthete. Als er eines Tages mit zwei Freunden vom Billard wegging, wo er eben ſehr nobel geſpielt hatte, drangen dieſe in ihn, ſich doch malen zu laſſen, und ſetzten hinzu: Es wäre unverzeihlich, wenn er das nicht thäte. — Der Grund leuchtete dem Männlein ſogleich ein, und er ging zu einem der modernſten Maler, beſtellte ſein Porträt, und ſagte ihm wiederholt; er ſähe dem Kronprinzen von Schweden, der vor dem Kaufladen hinge, ſo ähnlich, wie ein Ei dem andern. Der ſchalkhafte Maler verſtand den Wink, und malte den eitlen Geck Zug für Zug nach dem erlauchten Aushängſchild. Gegen das weibliche Geſchlecht hatte das Männlein einige Geringſchätzung gefaßt, eben deshalb, weil er zu oft hörte, wie Frauen und Fräuleins ſich in die Ohren flüſterten: „Er ſieht dem Schilde wirklich auf ein Haar gleich! — Mit der dadurch potenzirten Meinung von ſich ſelbſt, wurde ſein Hochgeben natürlich mit jedem Tage höher, ſein Herz immer eherner. Und es ging ſo weit, daß er ſelbſt jenes weibliche Lächeln, das dem Vergnügen über den Anblick der Ware galt, auf ſich bezog, und für eine unwillkürliche Liebeserklärung nahm. Endlich aber ſchlug die Stunde, wo er ſich eingeſtehen mußte, daß auch Fürſten Herzen haben; denn Flora kam — kaufte — und ſiegte. Die Frohſinnige hatte zwar gar nicht bemerkt, welchen Sieg ſie über den merkantiliſchen Potentaten ohne Schwertſtreich erfochten hatte; er aber ruhte nicht, bis die Mode-Sybilla, die Orakelblätter von Flora's Namen und Familienverhältniſſen ihm offenbarte. Nun war die Zuſtellung des Porträts ſein erſter Gedanke, wovon er ſich die beſte und ſchnellſte Wirkung verſprach. So wollte er als Prinz gleichſam ſein eigener Brautwerber ſein, und iſt's ſonſt in der Welt gewöhnlich, daß

Prinzen in ſolchen Angelegenheiten Großbotſchafter vom mindern Range, als dem ihrigen ſenden, ſo that Mehldorfer gerade das Gegentheil.

Flora ſaß eben in einer Art von Schwermuth' auf dem Sofa, hielt das Porträt beſchauend vor ſich, und wiegte das niedliche Köpfchen, voll Zweifel, ob die ganze Geſchichte Ernſt oder Scherz ſei. Der geneigte Leſer mag daraus erſehen, wie wenig Eindruck Derjenige auf ſie gemacht hatte, der das Original dieſes Conterfei's zu ſein glaubte. Da trat die Modehändlerin in's Zimmer, lächelte, als ſie den gemalten Nicht-Prinzen erblickte und erwartete während des abſichtlich verlängerten Lächelns von dem Fräulein eine Erzählung der wunderbaren Begebenheit. Als dieſe aber nicht erfolgte, weil Flora ſelbſt den Schein von Vertraulichkeit vermeiden wollte, warf die Sybilla im Verlaufe des Geſprächs ganz gleichgiltig hin: Beim Prinzen von Schweden habe ſie einen ungeheuer wunderſchönen hellgrünen Perkal geſehen, wohl wiſſend, Flora werde ihre Lieblingsfarbe ſicher nicht unbeſehen laſſen.

Was die Frau Herold dachte, das geſchah auch; — ſchon nach einer halben Stunde trat Flora in den bewußten Warentempel, und fragte nach dem wunderſchönen Perkal. In demſelben Augenblicke wurde ſie von einer Freundin begrüßt; Beide, über ihre wechſelſeitige Gegenwart erfreut, geriethen in ein lebhaftes Geſpräch, worin Frage auf Frage ſich drängte. Aber wer vermöchte nun Flora's Schrecken zu beſchreiben, als ſie die, auf den neuen Ridikül der Freundin geſenkten Augen plötzlich aufſchlug, und mit dem hellgrünen Stoff in der Hand, — vor ihr da ſtand, lächelnd und hocherröthend, — das leibhafte Porträt.

Mit Blitzesſchnelle durchzuckte ſie der Gedanke vom Zuſammenhange der ganzen Begebenheit, und eben ſo wie vom Blitze getroffen, ſtand ſie auch da, nicht fähig ein Wort zu ſprechen. Nun bekam Herr Mehldorfer erſt Muth, denn ſeine Eitelkeit konnte nicht umhin, Floren's Verwirrung ſich günſtig auszulegen. Vom Feuer dieſes Muthes ſchmolz das Eis ſeiner ſonſt ſtarren Zunge, von der nun ein Strom der Beredſamkeit floß, anfangs zum Lobe ſeiner Ware, endlich mit ſteigender Kühnheit zum Preiſe der ſchönen Käuferin. Während deſſen gewann Flora wohl einige Faſſung, ſchämte ſich aber nun über ihre Beſtürzung und aus Furcht vor Mißdeutung ſo ſehr, daß ihr Thränen in die Augen traten. Mehldorfer's ſiegreiches — und der Freundin ſatyriſches Lächeln jagten ſie vollends in Verzweiflung; es blieb ihr nichts übrig, als ihre Zuflucht zu einem plötzlichen Übelbefinden zu nehmen, über angeflogenen heftigen Kopfſchmerz zu klagen, und wegzueilen. Mehldorfer, der ſich zur Begleitung antrug, war nur mit vieler Mühe abzuhalten. Als Flora fort war, dachte er lächelnd: „Kopfſchmerz? Ja, Ja, — das Herz tiranniſirt den Kopf! Aber — wahr bleibt's — einen ſolchen Sieg hat wohl kaum irgend ein deutſcher Alcibiades erfochten!“ — Wir überlaſſen den Glücklichen ſeinen ſtolzen Träumen, und eilen in Hilmars Wohnung. Hier erſt öffnete Flora ihrem Schmerz Thür und Thor; ſie ließ den Thränen freien Lauf, und klagte den Schweſtern die wahre Beſchaffenheit ihres Unglücks.

Als dieſe in lautes anhaltendes Lachen ausbrachen, ging Flora's Schmerz in Zorn über, der damit endigte, daß ſie nach einigen Minuten ſelbſt herzlich mitlachte. Nun hielt man geheimen Rath, was mit dem Corpus delicti — dem unſeligen Porträt — anzufangen ſei. Zufolge eines Senatsbeſchluſſes wurde es endlich der kleinen Briefpoſt zugeſendet, aus deren Händen Monſieur Mehldorfer es am nächſten Tage zurück erhielt.

## Drittes Kapitel.

Das äſthetiſche Ehepaar. — Ein Hund als Salon-Genius, ein Fräulein als Romantik, und ein humaner Tiger.

Abends war Hilmar mit den drei ſchweſterlichen Grazien zu einer ſogenannten muſikaliſch-deklamatoriſchen Abendunterhaltung bei einem ehemaligen Lieferanten geladen, der jetzt auf ſeinen Lorbeern ruhte, deſſen Blätter aber, gleich jenen der Schluß-Dekoration in der Zauberflöte, von Gold waren. Herr und Madame Bitterſüß hatten im Dezember der Leidenſchaften nur noch eine einzige, — die noble Paſſion: modern zu ſein. Was modern war, das entzückte ſie; modern und ſchön waren ihnen gleichbedeutende Worte. In Hauseinrichtung, Garderobe und geſellſchaftlicher Unterhandlung kannte man kein höheres Ziel, als Alles — nicht etwa gut und ſchön — ſondern modern zu haben. Eben darum waren Herr und Madame Bitterſüß nie darauf bedacht, etwas Neues zu erſinnen, ſondern ſie begnügten ſich mit ſtolzer Bequemlichkeit, das Neueſte zu haben. So fand man auch in ihren Abendzirkeln jedesmal die neueſte Art von Unterhaltung, jetzt große muſikaliſche Akademien, jetzt Glücksſpiele, jetzt Haustheater, jetzt Bälle, jetzt Tableaux, jetzt Charadenkränze und andere Witzſpiele, jetzt Kartenſpiel u. ſ. w. Bei ſo viel Wechſel und Mannigfaltigkeit hatten die bitterſüßlichen Geſellſchaften nur einen einzigen Fehler — die lange Weile. Dieſe ſanfte Göttin hatte ſich aber in dem Hauſe ſchon ſo eingebürgert, daß ſie durch nichts mehr zu vertreiben war. Ihre eigentlichen Beſchützer und Lieblinge waren Herr und Madame Bitterſüß, und allerdings mit vollem Rechte; denn ſie hatten dieſer wortarmen Gottheit ſchon als Liebende und Brautleute gehuldigt, als Ehekonſorten aber ihr ganzes Haus zum Tempel derſelben eingerichtet.

Alle Allegorie bei Seite geſetzt, ſo bleibt gewiß, daß das bitterſüßliche Ehepaar dieſelben Geſellſchaften, die es gab, auch langweilig machte. Die Urſachen waren die nämlichen, die wir bei ſo manchen andern, Geſellſchaft gebenden Ehepaaren einheimiſch finden: Mangel an Bildung und heiterem Lebensſinn. Manche Menſchen ſind für die Langweile geboren. Sie ſelbſt befinden ſich ganz wohl in dieſem ihren Elemente, welches aber, nach ſeinem Einfluß auf die Andern, dem todten Meere gleicht, in das jeder darüber hinfliegende Vogel todt hineinfallen muß. Eine luſtige Abhandlung ließe ſich insbeſondere über die lange Weile unter den Verliebten ſchreiben. Wer einiger ſolcher Paare habhaft würde, könnte mit ihnen ein Wachsfiguren-Kabinet errichten, ohne die Entdeckung ſeines Betruges zu befürchten. Herr und Madame Bitterſüß begingen bei ihrer narkotiſchen Kraft noch zwei Fehler: ſie wußten keine homogenen Gäſte zuſammen zu bringen, nichts von dem, was ſich liebt und neckt, reibt und anzieht; auch war ihnen nicht die Gabe eigen, die Anweſenden unter einen Hut zu bringen; der Gemeingeiſt muß aber jeden geſelligen Zirkel eben ſo beleben, als jeden Staat; wo er nicht iſt, da fehlt der Vegetation die Sonne und mit ihr das Aroma.

So gings denn auch heute. Vieles, ja faſt Alles wurde verſucht, um die Luſtigkeit zu wecken, aber die lange Weile drückte wie der Alp. Vergebens klangen Saiten und Stimmen, vergebens glänzten Geſchirre von Gold und Silber. Jetzt machte man ſich eben über das Deklamiren her; die zu Schlachtopfern auserleſenen Gedichte lagen in zierlichen Bänden auf dem zierlichſten runden Tiſchchen. Eben heulte ein Deklamator die Feuersbrunſt aus Schillers Gedicht von der Glocke herunter, ſo grimmig, daß ſich bei den Zuſchauern zur langen Weile auch die Verzweiflung geſellte. Da ſtürzte mit eben ſo wüthendem Geheul ein großer ſchwarzer Hund in's Zimmer, und warf im Vorüberlaufen den zierlichen Deklamationstiſch um, daß Leuchter, Kerzen und Bücher auf dem Boden umherflogen. Während Alles zurück wich, der weibliche Theil in lautes Angſtgeſchrei ausbrach, der männliche aber dem vierfüßigen Ankömmling Drohungen entgegenſchrie, ſtürmte der ſchwarze Popanz auf ſeinen wiedergefundenen Herrn los, an dem er voll Entzücken emporſprang.

Der Herr dieſes Unholds hieß Adalbert Lichtheim, war vier und dreißig Jahre alt, Beamter von weder hohem noch ſehr niederm Range, von mittlerer Statur, gut gewachſen: angenehme, geiſtreiche Geſichtszüge, geſunde Farbe, braunes, etwas gelocktes Haar, blaue Augen, heiter und freundlich, dabei aber ruhig und gelaſſen, mitunter ſelbſt etwas ernſthaft. Seine heutige Kleidung beſtand in einer ſchwarz kaſimirnen Pantalon, einem weißen Gilet und blauem Fracke mit gelben Knöpfen. Was ſein Inneres betrifft, ſo war er, um ihn mit wenigen Worten zu charakteriſiren, das, was man im gewöhnlichen Leben einen braven und gebildeten Menſchen nennt, folglich mehr werth als hunderte von echten und unechten Kraftgenies es ihm zugeſtehen würden. Was er ſagte, war immer vernünftig, was er that, immer recht. Übrigens war er ohne Falſchheit und ohne Arroganz, ohne Vermögen und ohne Schulden, ohne große Leidenſchaften, aber auch ohne kleinliche Selbſtſucht. Dabei zeigte er eine einzige auffallende, viel beſprochene Schwäche: ſeine außerordentliche Liebe für das Hundegeſchlecht. Wann und wo man ihn auch ſehen mochte, — ohne einen ſchwarzen Hund ſah man ihn nie. Nur in ganz beſondern Fällen ließ er ſich's gefallen, daß dem Hunde während des geſelligen Zirkels ein entfernteres Seitengemach zur Unterhaltung mit ſich ſelbſt, — das iſt, zum Schlafen, — angewieſen wurde. Das war auch heute geſchehen; allein unglücklicher Weiſe fand die liebenswürdige Beſtie bei ihrem Erwachen die Thüren offen, und flog durch eine Reihe von Zimmern dem gewitterten Herrn mit derſelben Zuverſicht entgegen, mit welcher weiland Kolumbus auf das geahnte Amerika losſteuerte. Die Geſellſchaft hatte ſich kaum von dem erſten

Schrecken erholt, ſo zeigte ſich's ſchon, daß der ſchwarze Hund eigentlich eine ſehr wohlthätige Erſcheinung war; es ſchien, als ſei der Genius der Geſelligkeit, zum Scherze in dieſe Nachtgeſtalt vermummt, unter die Anweſenden gefahren.

Alles ward in dieſem Augenblicke höchſt beweglich, geſprächig, und wie neu belebt. Man neckte ſich wechſelſeitig über die komiſchen Stellungen und Äußerungen, die der plötzliche Schrecken hervorgebracht hatte. Der Hund konnte nicht genug Füße haben, um zu Allen zu laufen, die ihn von allen Seiten zu ſich riefen, und nicht aufhören konnten, nach ſeinem Namen und Alter zu fragen, und ſich nach allen ſeinen Eigenſchaften und Künſten zu erkundigen. Ein ſolcher Hund, der plötzlich wie aus den Wolken herabfiele, wäre für ſo manche Abendgeſellſchaft ein wahres Glück! Man hatte jetzt hinreichenden Stoff zur Unterhaltung gefunden. Der ſchwarze **Deus ex machina** erhielt zur Belohnung ſeiner ausgezeichneten Verdienſte die Erlaubniß, im Geſellſchaftszimmer zu bleiben. Jetzt war das Spiel gewonnen. Dem Herrn und der Madame Bitterſüß leuchtete die Freude aus den Augen, daß Alles auf einmal ſo unerwartet gut ging. Auf allen Sofen und Stühlen wurde nun geſcherzt und gelacht. Frage drängte ſich auf Frage, und der überall geſchmeichelte Hund ſprang wie närriſch herum. Natürlich wendete ſich das Geſpräch bald auf die Vorzüge der Hunde überhaupt. Lichtheim wußte davon das Meiſte zu erzählen, und hatte über ſich ſelbſt eine kleine ironiſche Freude, weil er ſelbſt nun unmittelbar nach dem Hunde der vorzüglichſte Gegenſtand der Aufmerkſamkeit war.

Lichtheim und ſein Hund blieben auch bei dem folgenden Souper die Gegenſtände des lebhafteſten Geſprächs, die Lieblinge der Damen, die Helden des Abends. Insbeſondere aber war es den beiden Glücklichen gelungen, ſich die Gunſt des Fräuleins von Veilchenklang zu erwerben. Sie hatte bei der Taufe eigentlich den Namen Katharina erhalten; da er ihr aber viel zu gemein ſchien, ſo bediente ſie ſich desſelben nur bei ſchriftlichen Urkunden; in allen mündlichen Angelegenheiten überhaupt hieß ſie, je nachdem irgend ein modernes poetiſches Produkt und ihre geſchäftige Fantaſie es gebot, jetzt Gurli, dann Orphelia, dann Mignon, dann Cidli, nachher Laura, auch Hildegarde und Melitta, einmal ſogar Fatime, und in der Periode des deutſchthümlichen Weſens Thusnelda.

Dieſes holde Fräulein überredete ſich, ein ſanftes Lämmchen zu ſein; ſie war aber vielmehr eine kleine Furie, und eben deshalb noch ohne Gatten, obſchon ſie ſich demjenigen Lebensjahre näherte, worin Ariſtoteles dem Manne zu heirathen erlaubt, — ſage: dem ſechs und dreißigſten. Um aber den griechiſchen Weltweiſen in Verlegenheit zu bringen, beſaß ſie die Kunſt, ſich um zehn Jahre jünger zu lügen, beſonders wenn die Toilette gemacht war. Thusnelda war im höchſten Grade romantiſch, ja die perſonifizirte Romantik. Wer ſie bethören wollte, brauchte nur zu ſagen: „Sie ſähe heute äußerſt romantiſch aus;" oder: „was Sie da ſage, klinge ſehr romantiſch!“ — Die ganze Welt zerfiel ihr in die zwei Haupttheile: Romantik und ſpießbürgerliche Gemeinheit. Sie war, ungeachtet ihres aufgeklärten Geiſtes, ſogar der religiöſen Stimmung, wie ſie es nannte, nicht abhold, weil die Religion zu den Ingredienzen des romantiſchen Mittelalters gehörte. Eben deshalb war ſie auf das Deklamiren mit Begleitung einer Guitarre, weil dies dem Minneſängerweſen ähneln ſollte, ſo raſend erpicht, daß ſie oft außer Athem kam und ſich Bruſtſchmerzen zuzog. Aus demſelben Grunde entſchloß ſie ſich zum Reiten, und wohnte in jedem Novembermonat einer Jagd zu Pferde bei, um den folgenden Dezember mühſelig im Bette zuzubringen. In Geſellſchaften machte ſie gerne Aufſehen, indem ſie ein ganzes Racketenfeuer von Witz aufſteigen ließ, und Alles losſchlug, was ſie geleſen, gehört oder ſelbſt ausgeheckt hatte. Sobald ihr aber ein Tiſchnachbar dadurch, daß er ihr Aufmerkſamkeit zeigte, zu gefallen anfing, — was eben kein ſeltener Fall war, ſo hieß ſie ihn ſogleich einen intereſſanten Menſchen, und bemächtigte ſich ſeiner ausſchließend, mit Vernachläßigung der übrigen Gäſte; mit ihrem eigenen Geſchlechte lebte ſie in offener Fehde; die Glücklichen unter ihren Mitſchweſtern, denen eine Annäherung geſtattet werden ſollte, mußten wenigſtens das vierzigſte Jahr paſſirt haben. —

So wie nun ein ſogenannter intereſſanter Menſch neben ſie zu ſitzen kam, legte ſie den Witz ſogleich bei Seite, und wurde ſentimental und romantiſch. Noch einen Hauptzug ihres Karakters darf ich nicht verſchweigen: die fügſamſte Geſchmeidigkeit mit einer ſeltſamen Beimiſchung der reizbarſten Sprödigkeit. Wenn ſie ſo einen intereſſanten Menſchen locken wollte, da wußte ſie ſich in das weiche Vließ des ſanfteſten Lammes zu kleiden, und erſchien im höchſten Grade hingebend. Ihre Seele prangte dann in dem lieblichſten Farbenſpiel des weißen Anſtrichs von ſchöner Wehmuth, und des rothen von begeiſterter Schwärmerei. Sie war dann glatt wie ein Aal, biegſam wie ein Rohr, wußte in jede ihr mitgetheilte Anſicht ſchnell einzugehen, machte jede Idee, jede Empfindung des Intereſſanten auf die ſchmeichelhafteſte Weiſe zu ihrer eigenen, und verſicherte, das, was dunkel ſchon in ihrem Innerſten lag, jetzt nur klar ausgeſprochen gehört zu haben. Bei irgend einem Widerſpruche aber vergaß ſie ſich plötzlich, entgegnete heftig mit entbrannten Wangen, und erſchien augenblicklich als eine ganz andere Perſon. Nun war Feuer im Dache, und dem erſtaunenden Nachbar blieb nichts übrig, als entweder auf Leib und Leben zu kämpfen, oder ſchmählich das Gewehr zu ſtrecken.

In der bitterſüßlichen Geſellſchaft war Lichtheim ſo glücklich, Thusneldens Tiſchnachbar, und von ihr bald für einen intereſſanten Menſchen erklärt zu werden. Die Romantik erſchien daher ſogleich in ihrer liebenswürdigſten Geſtalt. Längere Zeit ging Alles recht gut. Lichtheim fand an ihr Gefallen, und wurde noch verbindlicher, als er aus ihrem Geſpräche erfuhr, der penſionirte Hofrath Riſach ſei ihr Oheim. Lichtheim hatte unter ihm gedient, liebte und achtete den würdigen Mann, der mehrere Jahre hindurch ſein verſtändiger, edler Vorgeſetzter war. Er ergoß ſein dankbares Herz in die wärmſten Lobſprüche, und rühmte unter den übrigen ſchönen Eigenſchaften des geſchätzten Mannes insbeſondere deſſen Billigkeit und Sanftmuth. Nun war aber der Teufel los; Thusneldens Wangen flog ſogleich eine Entzündung an; ſie ſagte mit Pathos, wobei ihr der Zorn eine Art von Singſtimme gab: „Wie? billig und ſanft? Nu, da kennen Sie ihn wahrlich nicht ſo gut als ich! Ein gemüthlicher Mann, wie Sie, läßt ſich gar leicht täuſchen; zu dem ſahen Sie ihn auch gewöhnlich nur da, wo er ſein Inneres in Galla zeigte. Ich weiß das beſſer. Ich bin überhaupt eine Menſchenkennerin, der ſchwerlich Eine gleich kommt; und was meinen Herrn Onkel betrifft, den kenn' ich nur gar zu gut, den höchſt proſaiſchen, eigenſinnigen, beſchränkten Menſchen, ohne Höhenſinn, ohne Zartgefühl, ohne einen Funken von Genialität. Romantiſch und närriſch ſind ihm ſynonyme Worte.“ —

Dieß war nur der allgemeine Eingang zu dem Detail der nun folgenden Philippika gegen den armen Oheim, der am Schluſſe der Rede als der empfindungsloſeſte und zugleich bösartigſte Menſch daſtand, obſchon er einer der redlichſten, vernünftigſten, und gutmüthigſten Menſchen war, und in Thusneldens Augen nur den unverzeihlichen Hauptfehler hatte, daß er ein Todfeind aller Überſpanntheit war. Dieſer eine Hauptfehler lieferte reichen Stoff zu häuslichem Zwiſt mit der romantiſchen Nichte, die darum keine Gelegenheit vorbeiließ, den guten Mann vor der Welt pechſchwarz zu malen, ihn als einen Tirann, ſich ſelbſt aber als Mißhandelte und Leidende zu ſchildern. Sobald ſie einem intereſſanten Menſchen ihr Inneres aufſchloß, erſchien der wackere Oheim als Tiger. Dieſer Ehrenname ſchien ihr das Produkt eines ſehr treffenden Witzes, theils weil der Verhaßte in ſeinem gerechten Zorne heftig auffuhr, theils weil er nicht nur im Geſicht rothe Flecken, ſondern auch ſehr oft entzündete rothe Augenränder hatte, und dieſe zwei Röthen, wenn er zürnte, hoch erglühten. Lichtheim fand einiges Wohlgefallen bei Thusnelden; ihr brillanter Witz und ihre Lebhaftigkeit beſtachen ihn. Auch hatte ſie, obſchon ihre Schönheit die Linie paſſirte, noch gewinnende Anmuth der Geſtalt. Deſſen ungeachtet aber konnte Lichtheims rechtliche Denkungsart jene Schmähung des geehrten Mannes nicht dulden; er widerſprach Thusnelden ohne die Artigkeit zu verletzen, mit Wärme, dämpfte ihre Heftigkeit durch feines Lob ihrer wahrgenommenen wirklichen Vorzüge, anatomirte ihren Witz mit dem Meſſer des Scharfſinns, und bemerkte endlich, daß die Verehrung des Alters etwas Romantiſches in ſich habe. Letzteres wirkte auf die Betroffene ſo ſehr, daß ihr der Onkel, wie ſie ſehr witzig verſicherte, durch Lichtheim in einem neuen Licht erſcheine. Sie tadelte jetzt nur ſcherzend, daß Lichtheim, deſſen Herz, Kopf und Name die Heimath des Lichtes ſeien, einen zwar liebenswürdigen, aber ſo nachtſchwarzen Hund habe. Dieſer entſchuldigte ſich aber eben ſo launig dadurch, daß Schatten und Licht unzertrennliche Gefährten ſeien. Auf dieſes beifällig aufgenommene Dictum erging eine freundliche Einladung an Lichtheim, die er mit Vergnügen annahm.

Lichtheim benutzte Thusneldens Einladung, um ſein früheres Verhältniß mit ihrem Oheim zu erneuern, und wurde von Beiden ſehr freundlich aufgenommen. Proſa und Poeſie wetteiferten in der Liebe zu ihm; Lichtheim aber fühlte ſich bisher noch vom proſaiſchen Onkel mehr angezogen, als von der thusneldiſchen Poeſie. In den Geſprächen der erſtern Beſuche wurden mehr allgemeine Gegenſtände der Welt und des Wiſſens beredet; da der vorſichtig prüfende Riſach ſeinen Mann bewährt fand, öffnete er ſein Herz um ſo zutraulicher. Nun kamen auch Familienverhältniſſe an die Reihe. Lichtheim dachte zu edel, um ihm von Thusneldens Äußerungen über die Tigerſchaft etwas merken zu laſſen; Thusnelda ſelbſt ſchien dies dadurch verhindern zu wollen, daß ſie den zerläſterten Oheim jetzt liebevoll, beinahe zärtlich behandelte. Um ſo mehr aber wurde Lichtheim überraſcht, als Riſach eines Tages zu ihm ſehr freundlich ſagte: „Sie haben mich jetzt näher kennen gelernt; geſtehen Sie nun aufrichtig, ob ich wirklich ein gar ſo grimmiger Tiger bin?“ —

Lichtheim gerieth über die höchſt unerwartete Frage in nicht geringe Verlegenheit, da er nicht wußte, ob er denn von dem ganzen Tigerthum etwas wiſſen dürfe oder nicht; Riſach zog ihn aber bald heraus, indem er ihm mit lachendem Munde erzählte, daß ihm die gewöhnlichen Äußerungen ſeiner Nichte von verſchiedenen Seiten mehr als hundert Mal zu Ohren gekommen ſeien, und daß Madame Bitterſüß, die er ſtets als ein lebendiges Zeitungsblatt betrachtete, ihm Thusneldens Invektiven ausführlich rapportirt habe: er nehme ihr aber derlei Expektorationen gar nicht übel, da er ſie für keine böſe Närrin halte, ſondern nur für eine überſpannte, der man den Kopf noch zurecht ſetzen könnte. Sie läſtert und ſchmählt über mich — fuhr er fort — nicht aus eigentlicher Bösartigkeit, ſondern, wie das manche Menſchen zu thun pflegen, um ihren Witz zu zeigen, durch ihre Lebhaftigkeit die Geſellſchaft auf ſich aufmerkſam zu machen und zu brilliren. Weil die wenigſten Menſchen ſo viel Muth und guten Willen haben, ſolche Albernheiten und Sottiſen auf der Stelle zu rügen, ja wohl gar darüber lachen, ſo glauben dergleichen Witzlinge allgemeinen Beifall zu ernten, und fahren fort, ſich ſelbſt in dem Grade zu vergöttern als ſie Andere verketzern. Lichtheim war ſehr erfreut, daß der Hofrath den kleinen Krieg ſeiner Nichte aus einem ſo richtigen Standpunkt anſah, und ſo gut aufnahm.

Eine Folge dieſes Geſpräches war, daß Beide ein Trutz- und Schutz-Bündniß ſchloſſen, das nichts Geringeres bezweckte, als eine Radikalkur des romantiſchen Fiebers der ſchönen Thusnelda. Man beſchloß ſogar Hilmars Töchter als Alliirte aufzunehmen, da ſie gerade den rechten Grad weiblicher Bildung hatten, wo der weder leere noch überladene Kopf dem veredelten Herzen keinen Zwang auflegt.

Um das Ziel deſto ſicherer zu erreichen, mußte aber eine ſchickliche Gelegenheit abgewartet werden; Thusnelda führte ſie ſelbſt früher herbei, als die Verbündeten es erwarten konnten.

Baron Hollau, der zwei Jahre abweſend war, kam zu Anfang des Herbſtes, um ſeinen alten Freund Riſach zu einer Reiſe auf ſein neu angekauftes Gut in Böhmen zu bereden. Hollau war ein ſchöner, ſtattlicher junger Mann, von ſo ruhigem Temperament und ſo feſten Grundſätzen, daß er um mehrere Jahre älter ſchien, als er war, und unter einem ſtets wolkenloſen Himmel des heiterſten Gleichmuths lebte. Die Weiber hielt er für die größten unter den reflektirenden Egoiſten, die Kinder für die größten inſtinktmäßigen. Ihre Liebe, ſagte er, gleicht dem Strohfeuer, das nur durch unaufhörlich unterlegten Brennſtoff ſich erhält; die männliche Freundſchaft iſt ein veredelnder Wettkampf von wechſelſeitiger Großmuth, die weibliche Liebe das Produkt von Herzensſchwäche und Lebensbedürfniß. Sei der Mann auch noch ſo herrlich, die Frau denkt gar ſelten daran, ſich als den Mond dieſer Sonne zu betrachten; ſeine Herrlichkeit ſelbſt wird ihr nach dem Erlöſchen der erſten Begeiſterung des Verliebtſeins bald läſtig, und das Gewöhnliche, Gemeine liegt ihr immer näher. Mögen dann Beide, dem Sprichworte nach, immerhin ein Leib bleiben, — eine Seele zu ſein hören ſie bald auf. Für höhere männliche Naturen gibts keinen Mittelzuſtand der Ehe; ſie kann ihnen nur Himmel oder Hölle ſein. Mir fällt da immer die Frau eines der größten Tonſetzer ein, die ſich gegen ihn ſtets kalt und unzart benahm, und wenn Andere das Gegentheil thaten, mit Verwunderung ausrief: „Ich kann doch nicht begreifen, was die Leute an meinem Manne finden.“ —

Wenn Hollau ſich, offen wie er war, mit ſolchen Reden herausließ, dann war jedes Wort ein Stachel für die gereizte, im Namen ihres Geſchlechts ſchwerbeleidigte Thusnelda, die ſich, mit einer ganzen Feuersbrunſt auf den Wangen, und Raketen aus beiden Augen losbrennend, mit

Allem, was ihr Arſenal von Witz und Spott darbot, gegen den Antagoniſten des Eheſtandes erhob.

Katharina — Thusnelda glaubte nun auch ihrerſeits — als Sachwalterin ihres Geſchlechtes, und noch mehr ihrer eigenen Perſon — den weiblichen Werth mit allen ſeinen Vorzügen aufſtellen zu müſſen, und bemühte ſich, mit dem möglichſten Aufwand von Witz, Ironie und Ereiferung, zu zeigen, wie wenig die Männer des Beſitzes weiblicher Herzen und Hände würdig ſeien, und wie unendlich viel die Mädchen und Frauen von den Herren der Schöpfung — doch nicht des Weibes, — zu fordern berechtigt ſeien. Sie ſetzte ſich jetzt auf ihr Steckenpferd, die Romantik, und bewies hiſtoriſch, welche außerordentliche Dinge die Ritter des romantiſchen Mittelalters im Frauen- und Minnedienſt beſtanden und erlitten hätten. Da Riſach bei dieſer Tirade ein ſatyriſches Lächeln nicht unterdrücken konnte, fiel ihr der Tiger plötzlitz ein, und ſie ſchoß daher nach ihm einen Pfeil ab, indem ſie verſicherte, wenn ſie in den Ritterzeiten gelebt und von ihrem Anbeter, ſelbſt ohne Verheißung eines Minneſolds, verlangt hätte, daß er ihr einen Tiger mit eigenen Händen lebendig fange und vor die Füße führe, der Beauftragte ſich glücklich gefühlt, und das Gebot ſeiner Dame pünktlich würde vollzogen haben.

Da gab Hollau, der den Weibern nicht hold war, folglich ſie auch zum Beſten hatte, ſeinem alten Freunde heimlich einen Wink, und nahm hierauf ungeſtört das Wort: „Ja ſehen Sie, holde Thusnelda, einen ſolchen Ritter muß ich loben, ſehr loben, denn ich ſelbſt hätte nicht an ders gehandelt, und wäre bereit, auch heut zu Tage noch ſo ritterlich zu handeln."

Thusnelda verſicherte, er habe gut reden, da er nie in den Fall kommen werde. „Wären Sie aber," fuhr ſie mit ſteigender Heftigkeit fort, „mein Liebhaber, ſo würde ich von dieſem Augenblicke an durchaus darauf beſtehen, daß Sie ſich eines Tigers bemächtigen, und ihn als Beweis Ihrer Liebe vor mich führen müſſen."

„Dieſen Beweis zu geben," rief Hollau mit Begeiſterung, „bin ich erbötig, und erkläre dies hier vor Allen. Wollen Sie mein Erbieten annehmen, ſchönſte Thusnelda? Es iſt mein voller Ernſt."

Thusnelda verlor über dieſen feierlich ausgeſprochenen Antrag Sprache und Bewegung. Riſach und Lichtheim konnten das Lachen nur mühſam zurückhalten. Nach langem Schweigen ſagte Thusnelda endlich: „Iſt es wirklich Ihr Ernſt, — nun gut, ſo nehme ich den Antrag an, laſſe aber dann auch keine Entſchuldigung gelten. Aber wie wollen Sie denn, — — bei uns gibt's ja keine Tiger."

Hollau. Bei uns hier freilich nicht — „höchſtens zweifüßige," ſagte Riſach, während dem die Erröthende kein Auge von Hollau wegwandte.

Hollau. Bei uns nicht, wohl aber in den böhmiſchen Wäldern, an — der ruſſiſchen Gränze. Auf meinem neu angekauften Gute haben die Jäger, kurz vor meiner Abreiſe, zwei Tiger von beſonderer Wildheit geſehen. Im November beginnt die Jagd. Kommen Sie mit, ſo lege ich Ihnen den Minne-Tiger zu Füßen.

Thusnelda. Nein, nein! Ich darf den Antrag nicht annehmen. Wie leicht könnte das wilde Thier Sie — wenn auch nicht tödten, doch wenigſtens ſchwer verwunden.

Hollau. Der Himmel bewahre! Erſtens bin ich ſehr ſtark, zweitens darf ich ja Waffen führen, und endlich — ich meine nur im äußerſten Fall — dürfte ich ja wohl in's Horn ſtoßen und um Hilfe rufen?

Thusnelda. Ja, das dürfen, — das müßten Sie ſogar! Aber dennoch — —

Hollau ließ keine Einwendung gelten, und lud die Anweſenden zur nächſten Tigerjagd. Riſach ſelbſt drang in Thusnelden, ſich nicht länger zu ſträuben. Von allen Seiten beſtürmt, mußte ſie um ſo mehr nachgeben, als ſelbſt Hilmar und ſeine Töchter mitfuhren, um jener ritterlichen Großthat beizuwohnen. Nur Lichtheim entſchuldigte ſich. Schon am dritten Tage geſchah die Abreiſe.

Der vierte Tag nach der Ankunft auf dem Gute ward zu der Jagd beſtimmt, bei welcher Baron Hollau als Ritter Nimrod die ganze Romantik des minniglichen Mittelalters beſchämen wollte. Thusneldens erſte Furcht hatte ſich um ſo mehr vermindert, als ſelbſt Hilmars Töchter ſich beherzt zeigten. Indeß trat jeden Tag ein anderes Hinderniß ein, und ſchon ließ Thusnelda manchmal ein ſatyriſches Lächeln über ihr Antlitz wetterleuchten. Endlich erſchien der große Tag. Schon beim Aufglimmen des Frühroths erklangen die Waldhörner von allen Seiten, und ſchmetterten alle Zweifel der Ungläubigen zu Boden. Zwei Kaleſchen, eine mit Rappen, die andere mit Schimmeln beſpannt, ſtanden im Schloßhofe. Die Amazonen in zierlichen Jagdkleidern ſtiegen ein, umgeben von einem ſtattlichen Gefolge, das mit ihnen dahinflog, unter dem harmoniſchen Klang von fröhlichen Hörnern, ſonorem Hundegebell und muthigem Pferdegewieher. Der Tag verging, aber — kein Tiger war zu ſehen. Bei der Abendtafel ſagte Thusnelda zu Hellau: „Ihr Tiger ſcheint etwas furchtſam — oder ſpröde — oder menſchenſcheu zu ſein.“ —

Als der zweite Tag eben ſo vergangen war, bemerkte Thusnelda: „Der Tiger wolle vielleicht aus Galanterie nicht erſcheinen, um durch ſeinen Anblick keine der anweſenden Damen zu erſchrecken; ſie werde daher mit den drei Schweſtern am nächſten Tage von der Jagd wegbleiben, um dem galanten Tiger jeden Vorwand der Abſenz zu rauben. — Am dritten Tage mußten die Herren allein ausziehen, und kamen beim Sonnenuntergang, mit einem Wagen voll feiger Haſen, ja ſogar mit einem Tiger zurück, aber der Tiger hatte nur — zwei Füße, kein getigertes Fell, ſondern ein Jagdkleid von grünem Tuch, und — war der Hofrath Riſach. Nun konnte ſich Thusnelda nicht länger enthalten, laut zu triumphiren. Als man am Schluſſe des Mahls bei köſtlichem Melniker das edle Waidwerk leben ließ, und für den nächſten Tag noch einige Gäſte angeſagt wurden, nahm Thusnelda eine ſchlaue Wendung, und erklärte, ihr Verlangen ſei nur Scherz geweſen, und man könne ſie daher keineswegs für die Gefoppte halten, indem ſie ſelbſt nur den Herrn Baron gefoppt habe, den ſie nun von jeder Verbindlichkeit zu ritterlichen Großthaten freiſpreche.

In dieſem Augenblicke ſtürzte der Oberjäger keuchend in den Saal und berichtete, man habe den Tiger gräßlich brüllen gehört, endlich ſogar geſehen, wie er mit wilden Sprüngen durch den widerhallenden Wald tobte, und ſich dann in der Höhle nördlich von den Ruinen der alten Burg verlor. Thusnelda erblaßte, Hollau jauchzte laut auf, ſchwang ſein Glas, und rief: „Hoch lebe der Tiger! Hoch lebe Thusnelda, der ich ihn morgen präſentire!“

Das Fräulein ſtellte ſich zwar, als könne ſie die Freude und den Triumph des nächſten Tages kaum erwarten, um nur den Sticheleien auf ihre Verzagtheit auszuweichen; in ihrem Innern fühlte ſie aber die bängſte Beklemmung über die Möglichkeit eines unglücklichen Ausganges. Wäre ſie in der Geographie eben ſo gut zu Hauſe geweſen, als in der Romantik, ſo würde ihr die angekündigte Erſcheinung eines Tigers in den böhmiſchen Wäldern an der ruſſiſchen Gränze keinen großen Schrecken verurſacht haben, allein Minne, Ritter- und Deutſchthum erfüllten ihre Seele ſo ſehr, daß ihr für die Notizen vom Vaterland der Tiger kein Platz übrig blieb.

Sie ſchlief in der Nacht vor dem entſcheidenden Tage ſehr wenig, und wenn ſie ſchlief, ging es ihr noch übler, indem böſe Träume mit wilden Schreckensgeſtalten ſie quälten. Am Ende jedes Traumes erſchien immer der unglückſelige Tiger, groß wie ein Elephant, mit weit geöffnetem ungeheuern Rachen, blutroth glühenden Augen, armlangen Krallen, und betäubend gräßlichem Gebrülle. Jetzt ſprang er mit baumhohen Sätzen bis an's Firmament, daß einige Sterne, an die er ſtieß, herabfielen, dann kroch er mit abſcheulicher Falſchheit auf dem Bauche; einmal ſtand das Unthier gar wie ein Menſch auf den zwei Hinterfüßen, ergriff mit dem einen Vorderfuße den Herrn von Lichtheim und ſeinen ſchwarzen Hund; mit dem andern tappte er eben nach Thusnelden, die ſich vor den baumſtarken Tatzen nur dadurch rettete, daß ſie in ihren Fingerhut hineinkroch und ſchreiend erwachte.

Endlich war die lange Nacht, die kein Ende nehmen wollte, überſtanden. Das Traum-Ungethüm entwich, um einem, in der Wirklichkeit vielleicht noch entſetzlicheren Ungeheuer Platz zu machen. Thusnelda hatte das Bett noch nie ſo früh verlaſſen, verſchwieg aber die böſen Träume, und zeigte ſich ſogar ganz wohlgemuth. Der Jagdzug ging ſogleich nach dem, von dem Oberjäger bezeichneten Platze, um den Tiger in ſeinem Schlupfwinkel aufzuſtöbern. Hollau verlangte von Thusnelden eine Schleife, die er mit einer wahren Siegermiene an den Hut ſteckte, dann fröhlich an's Werk eilte, bewaffnet mit zwei Hirſchfängern, zwei Piſtolen und drei Wurfſpießen. Thusnelda und die Hilmariden wurden auf eine ſteile Anhöhe poſtirt, der Thalſchlucht gegenüber. Hilmar kommandirte acht Jäger zu Fuß und drei zu Pferde, nebſt einem beträchtlichen Auxiliar-Korps von Hunden, ſämmtlich zur Bedeckung und Garde der holden Amazonen beſtimmt.

Je ernſter die Anſtalten wurden, deſto mehr verlor Thusnelda den bisher ſtandhaft behaupteten Muth. Da ward das weiche Herz der Hilmar'ſchen Grazien bewegt, und ſie flüſterten Thusnelden in's Ohr: das ganze ſei nur eine geographiſch-naturhiſtoriſch-romantiſche Spitzbüberei des Baron Hollau und ihres Oheims, denn ſie befänden ſich erſtens gar nicht an der ruſſiſchen Gränze, und zweitens ſeien die Tiger nicht in Europa zu Hauſe, ſondern — die eigentlichen — nur in Aſien; auch ſei die Tigerjagd, wie ihnen der Vater erzählt habe, ſo wenig gefährlich, daß in Bengalen ſogar die engliſchen Damen ihr beiwohnen. Der letztere Bericht hob Thusneldens geſunkenen Muth, und ſie ſagte: „So wäre ja ſelbſt für den äußerſten Fall nichts zu befürchten, und Hollau's Heldenthat verliere dadurch viel von ihrer Größe. Der Oberjäger, der dieſes Geſpräch belauſcht hatte, ſagte jetzt hinter einem Gebüſch ganz laut zu den Übrigen: „Dieſer Tiger iſt einer von der blutdürſtigſten Art; es war ein verdammtes Stück Arbeit, ihn aus Oſtindien hieher zu transportiren, und hat ein hübſches Sümmchen gekoſtet!“ — „Alſo doch?“ ſagte die aufmerkſam horchende Romantikerin und erblaßte: „Alſo doch? haben Sie gehört?“ — Und in dem Augenblicke erſcholl's unten in der Thalſchlucht: „Der Tiger! Der Tiger!“

Und ſiehe! aus der dichtumbüſchten Höhle ſprang wirklich ein Tiger hervor. Kaum war er da, als das Amazonen-Corps ihn mit einer Symphonie von Angſtgeſchrei bewillkommte. In demſelben Augenblicke erſchien auch Baron Hollau, und ſtürmte auf das Ungethüm mit dem Muthe eines Ritters. Das wäre viel zu wenig geſagt! — mit dem Muthe eines Halbgottes! — Neues Zettergeſchrei von Seiten der Zuſchauerinnen. Hilmar's Töchter wandten ſich und fingen an zu laufen, mit lautem Geſchrei; Thusnelda wollte im Laufen nicht ſchlechter ſein, und lief noch geſchwinder als jene; als ihr aber der Athem fehlte, blieb ſie ſtehen, und rief: „Mein Gott! warum kann ich denn nicht ohnmächtig werden?“ —

Die Schweſtern waren im ſauſenden Gewänderflug plötzlich unſichtbar geworden, Thusnelden aber fing der Oberjäger in ſeinen Armen auf, und ſagte: „Gnädiges Fräulein! belieben Sie ganz ruhig zu ſein! Der Tiger kann auf keinen Fall zu uns herüber, denn das Thal iſt tief und die Felswand ſpiegelglatt, und wegen des Herrn Barons belieben Sie ganz außer Sorge zu ſein. Nur Courage! Die ganze Geſchichte kann nicht lange dauern!“ —

Des Oberjägers Ermunterungsrede that die beſte Wirkung. Thusnelda blieb allein auf dem Platze. Oben ſtand Thusnelda, unten der Tiger. Nicht minder intereſſant als weiland Adonis, erſchien jetzt Baron Hollau, und warf ſeine drei Speere nach dem Tiger; ſie prallten ab. Endlich zog der Freiherr das Weidmeſſer, und ſtach es ihm in den Leib; er ſchien es aber kaum zu bemerken. Beſchämt über den mißlungenen Angriff, ſprang der Freiherr auf den blutlechzenden Fürſten der Wälder grimmig los, packte ihn mit überworfenem Arm am Nacken, und rang mit ihm auf Tod und Leben. Nach Thusneldens Berechnung ſoll der Kampf zwiſchen drei — vier Stunden gedauert haben, nach der Verſicherung des Oberjägers kaum zehn Minuten. Dieſer trat eben zu dem Fräulein hin, und lobte ſie über ihren Muth, — der doch nur der Muth der Verzweiflung war.

Nun aber kommt der höchſte Moment! Der Freiherr ſchien an Kräften zu verlieren, der Tiger umarmte ihn ſchon zweimal ſo herzlich mit den maſſiven Tatzen, daß der ermattete Heros ſich ſeitwärts bog, und ſchon zur Hälfte unter dem abſcheulich brüllenden Bluthunde lag. Plötzlich aber ſchwang er ſich empor, riß den Tiger zu Boden, und zog ein hellblinkendes, großes, breites Meſſer, um es der monſtröſen wilden Katze in die Kehle zu ſtoßen.

Thusnelda ſchrie laut auf; die Natur rings umher ſchwieg, denn jetzt war der entſcheidende Augenblick, den der Tiger, mit ſeltener Klugheit nachgebend, benützte, ausrufend: „Edler Ritter! ſchonet meiner! Ich bin nicht was ich ſcheine; man nennt mich zwar den Tiger, eigentlich aber bin ich keiner, ſondern der penſionirte Hofrath Riſach! Wollt Ihr mich aber als eine Seltenheit aus dem moraliſchen Thierreich und als einen Beweis Eurer Tapferkeit aufführen, — ſo ſei es! nur laßt mir, — ich bitte und beſchwöre Euch, Herr Ritter! — laßt mir das Leben!“ —

Da rief der ritterlich-freiherrliche Nimrod zu Thusnelden hinauf, die oben ſtand, ſtumm und unbeweglich, wie eine Säule: „Edles Fräulein! befehlt! Soll ich den bezwungenen Tiger lebendig oder todt vor Eure Füße bringen?“ — Thusnelda blieb lange ſtumm und bleich vor Zorn; endlich rief ſie: „Das iſt abſcheulich, unerhört abſcheulich!“ wandte ſich um, ging fort, ſtieg in den Wagen, kam im Schloße an, und redete drei volle Stunden kein Wort, ſo ſehr auch Alle ſich bemühten, ſie zum Reden zu bringen. Hollau, derb und gerade wie er war, geſtand ihr offenherzig, daß er ſchon lange im Sinn gehabt habe, ihr wegen ihrer romantiſchen Überſpanntheit, die ihm der Onkel durch offizielle Briefzeitungen Stück für Stück berichtete, einen Schabernack zu ſpielen; dadurch aber ward Thusneldens ſtiller Grimm nur vermehrt, und auf's höchſte geſteigert, als er verſicherte, die ganze Geſchichte ſei ja nur ein Spaß, aus dem ſie ſich höchſtens die Lehre nehmen könne, künftighin lieber geſcheidt als romantiſch zu ſein.

Beſſer ging's, als Hilmar kam, und ernſtlich um Verzeihung, ja ſogar um die verdiente Strafe bat. Thusneldens Geſicht ſchien ſich etwas zu erheitern, doch blieb ſie noch ſtumm. Endlich präſentirte ſich der Oheim noch in voller Tigergalla, kniete poſſierlich vor die Zürnende, bat mit komiſchem Pathos um Gnade für ſein verwirktes Leben, und verſicherte recht herzlich: er habe ihr den ganzen Streich nur geſpielt, um ſich für den ihm zugelegten Beinamen des Tigers zu rächen. Hierauf bat er um wechſelſeitige Amneſtie und Ausſöhnung.

Thusnelda wurde darüber erweicht; ihr Unrecht gegen den guten Oheim trat ihr lebendig vor die Seele; ſie erwog, wie oft ſie den ſchlichten, guten Mann beleidigt hatte, ward gerührt, reichte ihm ſchweigend die Hand, und drückte pantomimiſch die Bitte aus, ſie zu verlaſſen.

Als der Oheim aus dem Zimmer war, ſetzte ſich Thusnelda auf einen Stuhl, und legte die Stirn auf den ſtützenden Arm; aus der, auf den Augen liegenden Hand floſſen Thränen über die glühende Wange herab. Da traten Hilmars Töchter ein, ſchweigend mit fragenden Blicken. Nach wechſelſeitigem Anſchauen, flogen ſie ihr entgegen, und umarmten ſie ſchweigend in einer recht hübſchen Gruppe. Dann kam's zur Sprache.

Die Hilmariden verſicherten, gewiſſermaßen — eigentlich größtentheils — eigentlich ganz unſchuldig zu ſein, weil man ihnen von der ganzen Geſchichte immer nur zur Hälfte Wahrheit, zur Hälfte — nicht reine Wahrheit geſagt habe. Da gab nun, wie es bei Weibern vorzugsweiſe geſchieht, ein Wort das andere, und ſo wendete ſich das Geſpräch dahin, daß Thusnelda endlich wiſſen wollte, warum denn Lichtheim bei der abſurden Jagd-Mummerei nicht dabei geweſen ſei. Jetzt nahm Serena das Wort, und geſtand offenherzig, ſie kenne, gleich ihren Schweſtern, die Urſache recht wohl, und dieſe ſei keine andere als die folgende: Lichtheim ſollte durchaus dabei ſein, ging aber nicht mit, aus lauter Delicateſſe, um nicht Augen- und Ohrenzeuge zu ſein, wenn die Romantik und Sie ſelbſt den unartigen Angriffen der Geographie und Naturgeſchichte erliegen müßten.

Dieſer ſchöne Zug in Lichtheims Charakter wirkte auf Thusneldens gerechten Zorn wie Salpeter, oder die aus der Mode gekommenen Krebsaugen, die ſich von ſchönen Weiberaugen insbeſondere dadurch unterſcheiden, daß ſie das Gegentheil ſind, indem die einen entzünden, die andern abkühlen.

Thusnelda ward über Lichtheims Zartſinn ſo entzückt, daß ſie der Geſellſchaft erklärte, ſeinetwegen Allen Alles zu vergeben; mit dem Oheim ſchloß ſie ſogar einen ewigen Frieden. Von dem Baron erbat ſie ſich für die ſchnelle

Verzeihung nichts Anderes, als die ſchnellſten Anſtalten zur Rückreiſe, worin ihr dieſer um ſo gefälliger willfahrte, als ſeine natürliche Derbheit mit jedem Tage ſanfter wurde, beſonders wenn Serena zugegen war.

## Viertes Kapitel.

Liebesſtern und Obſtkörbchen. — Neapel in Wien. — Die unterbrochene Whiſtparthie.

Am Tage nach der glücklichen Ankunft erſchien Lichtheim in Riſachs Hauſe, und wurde von Thusnelden ſehr freundlich, ja mit herzlicher Wärme empfangen. Sie rückte ſogleich mit der wahren Urſache heraus, und überhäufte ihn mit Lobeserhebungen über ſein edles Zartgefühl, welches ihn abhielt, einem Vergnügen beizuwohnen, bei dem man ſie auf eine ſo derbe Art myſtifizirt hatte. Lichtheim geſtand ihr dagegen, mit der ihm eigenen Offenheit, daß er zwar die Art und Weiſe jener Geſchichte nicht billigen könne, und eben deshalb ſich nicht entſchließen konnte, die Einladung anzunehmen, daß er aber dennoch in dem derben freiherrlichen Landjunker eine männliche Nemeſis zu finden glaube, indem Thusnelda durch ihr Benehmen gegen den guten Oheim eine kleine Strafe verdient habe, die, bei ihrem übrigens ſo herrlichem Weſen, vielleicht auch für den kleinen Fehler der Überſpanntheit von heilſamer Wirkung ſein dürfte; denn, fügte er hinzu, wer ſelbſt Bildung beſitzt, weiß auch die zufälligen äußern Umſtände zu ſeinem Vertheil zu wenden, und durch moraliſche Zubereitung und Verſetzung Gifte in Heilmittel zu verwandeln.

Thusnelda, die weder bösartig noch verzerrt, ſondern nur überſpannt und verworren war, erkannte Lichtheims ruhiges, klares und verſtändiges Weſen immer mehr und mehr, und fing allmälig an, ihm jene Überlegenheit zuzugeſtehen, die ſie vor ihm keinem Manne hatte einräumen wollen. So trat denn zwiſchen Beiden die Periode wechſelſeitiger Annäherung ein, die zu den ſchönſten Verhältniſſen des menſchlichen Lebens gehört, da jedes Weſen hier, ohne betriegen zu wollen, dem andern die ſchöne Seite zuwendet, und ſich liebenswürdig zeigen will, weil das andere eben ſo erſcheint.

Etwas Ähnliches zeigte ſich auch zwiſchen Hollau und Serena; nur thaten dieſe weniger raſche Fortſchritte als Thusnelda und Lichtheim, dem es endlich ſogar gelang, ſeine Geliebte zur Anerkennung ihres wahren Taufnamens zu bereden, indem er ihr das Käthchen von Heilbron verlas. Von dieſem Augenblick on verſchwindet der Name Thusnelda, und das Fräulein von Veilchenklang erſcheint als Käthchen.

Der derbe kräftige Freiherr wurde indeß mit jedem Tage ſanfter, Serena dagegen mit jedem Tage ſcheuer, Beide hatten dazu die nämliche Urſache, — die Liebe. Aber ſo wie der Wein im Faſſe gährt, wenn draußen die Reben blühen, eben ſo geht es auch mit der Liebe; denn wo drei Schweſtern ſind, und eine liebt und geliebt wird, da kommen die Herzen der beiden Andern ſogleich in Gährung. Das geſchah auch mit Viktoria und Flora, nur bei jeder nach der

Verſchiedenheit ihres Charakters. So begann **Viktoria** ſich in Träume einzuſpinnen und Ideale zu geſtalten, wogegen **Flora** ſich mehr an die Wirklichkeit hielt, und, ohne die ſtille Heiterkeit ihres Gemüths zu verkümmern, bei guter Gelegenheit die Stimmgabel an ihr Herz ſetzte, um zu erfahren, wie es gegen Dieſen oder Jenen klinge. **Hilmar** blieb bei dieſen Ereigniſſen ſeiner alten Gewohnheit getreu, Alles ſo ſtill zu beobachten, daß gerade diejenigen, die er am ſchärfſten beobachtete, von ihm kaum bemerkt zu ſein glaubten. Dieſe Eigenſchaft, in Verbindung mit ſeiner Gutmüthigkeit, ſetzte ihn in den Stand, in jedem Menſchen wie in einem offenen Buche leſen zu können. Er legte daher ſeinen Töchtern bei ihren gegenwärtigen Machinationen nicht das geringſte Hinderniß in den Weg, und ſo fiel es auch keiner von ihnen ein, ſich nur im geringſten vor ihm zu verſtellen.

**Viktoria** träumte, **Flora** prüfte, und **Serena** näherte ſich ungeſcheut, indeß das väterliche Auge über die Herzensrevolutionen der Töchter wachte.

**Hellau** wurde nach und nach ſo zahm, daß er ſich in Alles fügte, was **Serena** oft nur, um ihn zu prüfen, — als Lieblingsſache erklärte. So fand er z. B. ſchon, daß Hochroth die ſchönſte Farbe ſei. Eines Tages ſandte er ihr ein ſilbernes Körbchen mit ihrer Lieblingsfrucht, jenen Arten von Birnen, die ſich vor den übrigen durch ihre Röthe auszeichnen; hier bildeten Pomeranzen- Roſen- Lorenz- Blut- und Muskatenbirnen, Sommer-Bergamotten, Katzenköpfe, Saraſinen und Virgulöſen einen freundlichen

Verein. Oben, auf allen andern thronte die glänzende hochrothe Franzmadame, in ungewöhnlicher Größe.

Das genäſchige Kleeblatt ſetzte ſich eben mit lüſternem Munde zu dem Tiſche, auf welchem das Körbchen ſtand, aus deſſen leuchtendem Silber die Birnengluten hervorblinkten, und berathſchlagten mit wähliger Freundlichkeit, welche von den ſaftigen Früchten jede für den begehrlichen Gaumen zuerſt erkieſen wolle. Die ſchönen Früchte aber, deren zuckerſüßen Saft jedes Schweſterchen ſchon auf der Zunge zu fühlen glaubte, hatten — leider keinen Saft, denn ſie waren von — Wachs, und glichen gewiſſen Gala-Menſchen von lieblicher Form und äußerem Schein, doch ohne innern Gehalt und ungenießbar.

Wären die Mädchen in der Naturgeſchichte beſſer zu Hauſe geweſen, ſo hätten ſie ſich nicht täuſchen laſſen, ſondern würden eben ſo gut gewußt haben, als ich und der Leſer es wiſſen, daß die vielen Birnſorten, deren man ſchon mehr als fünfzehnhundert kennt, nicht alle in derſelben Zeit reifen, ſondern in verſchiedenen Monaten majoren werden, wie z. B. im Juni die Eier- und Muskatenbirne, im Juli die Franzmadame und die Lorenz- oder Goldbirne, im Auguſt die Pfalzgrafenbirne, im September die Iſenbart- die Pomeranzen- und Haferbirne, im Oktober die Wachs- und Dauphinbirne und die eigentliche Bergamotte, im November die Virgulöſe und die **Saint Germain**, im December die Winterbirne. Bei einiger Bekanntſchaft mit dem Birnkalender hätten ſie leicht bemerken können, daß in dem zeitwidrigem Verein ein Betrug ſtecke; ſie merkten's aber nicht, und ſahen daher, bei dem erſten Anbiſſe die ſüßen Früchte mit ſauern Geſichtern an, die jetzt röther wurden als die Birnen. In dieſem Augenblick ſteckte Käthchen den Kopf zur Thüre herein, und erſchreckte die Schweigenden durch lautes Gelächter. Als das Kleeblatt aufſprang und auseinander fuhr, trat Käthchen triumphirend ein, und ſagte mit ſchadenfroher Miene: „So komm' ich gerade im rechten Augenblick! Das iſt ſcharmant! Nicht wahr, — es iſt nicht ſo was Außerordentliches um einen Irrthum?" —

Drauf ſagte Viktoria: „Ein ſonderbarer Einfall vom Herrn Baron!" — Und Flora: „Sind Sie vielleicht ſeine Vertraute dabei?" — Und Serena: „Auf dieſen guten Gedanken darf der Herr Baron eben nicht gar zu ſtolz ſein!" — Käthchen lächelte, und ſagte ſehr freundlich: Auf jeden Fall ſind wir nun wenigſtens quitt!

Eigentlich verhielt ſich aber die Sache ſo: Hollau war, ſeit Amor ihn erweichte, viel zu ſanft geworden, um irgend einen Schabernack auszuüben. Er ſandte das ſilberne Körbchen mit den wächſernen Glutbirnen keineswegs, um die Beſchenkte zum Beſten zu haben, ſondern um ihr eine Freude zu machen, weil Frucht und Farbe ihre Lieblinge waren. Erſt, als die Gabe ſchon unterwegs war, fiel ihm ein, wie leicht Serena ſich täuſchen laſſen könne, wenn ſie nicht daran denke, daß ſo verſchiedene Birnſorten nur in einem Körbchen, nicht aber in der Natur beiſammen zu finden ſind. „Sie hält ſich für geſoppt," ſagte er, „und die Birnen werden zu eben ſo viel Äpfeln der Zwietracht, wie's zu Zeiten des berühmten Wettſtreits der drei Göttinnen geſchah."

Dieſer Gedanke brachte den liebeweichen Freiherrn in ſolche Verlegenheit, daß er den Entſchluß, den Birnen nachzulaufen und ſich bei Serena zu entſchuldigen, nicht auszuführen wagte, ſondern aus Furcht, er komme vielleicht zu ſpät, gar nicht hinging, von einer Gaſſe in die andere lief, endlich auf Lichtheim ſtieß, dem er in ſeiner Herzensangſt Alles herausſagte. Lichtheim, der dem Freiherrn die Tigerjagd und die gefoppte Thusnelda nicht verzeihen konnte, ging ſchnurſtracks zu dieſer, und beſchrieb ihr die Leiden des beſtürzten Freiherrn. Das Fräulein hatte, ganz natürlich, nichts Angelegentlicheres zu thun, als den Strohhut aufzuſetzen, das Umhängtuch in die Hand zu nehmen, und zu der Gefoppten zu eilen, um wenigſtens ihr verdrüßliches Geſicht, und das Schmollen der Schweſterſchaft zu ſehen und zu hören. Es gelang ihr aber noch viel beſſer, als ſie es erwartete und wünſchte, indem ſie gerade im entſcheidenden Moment, gleichſam beim Wendepunkte des Drama, in's Zimmer trat.

Viktoria vergaß die Kränkung bald, überließ ſich ihrer gewöhnlichen ſtillen Heiterkeit, und hatte nun an den wächſernen Birnen mehr Freude, als ihr die wirklichen hätten gewähren können. Die muntere Flora lachte über den Spaß herzlich und wetteiferte mit Käthchen in dem Beſtreben, ſich über die ganze Geſchichte luſtig zu machen; insbeſondere hielt ſie mit komiſchem Pathos eine Rede über die Unwiſſenheit ihrer Schweſtern, und ſchloß mit den Worten: „Hieße ich nicht Flora, ſondern Pomona, ſo hätte ich den Betrug auf den erſten Augenblick erkannt; als Flora gehen mich aber nur die Blumen an, und mit dem Obſt habe ich nichts zu thun, als — es zu eſſen, wenn ſich's eſſen läßt."

Serena blieb verſtimmt, und bat, ſie allein zu laſſen. In der Einſamkeit überließ ſie ſich nun einer Melancholie, die ihr bisher ganz fremd war. Hollau's vermeinter Scherz that ihr um ſo mehr weh als den Schweſtern, weil ſie ihm gut war, ja mehr als gut. Seine Redlichkeit, Offenheit, Geradheit und Thätigkeit, ſein geſunder freier Sinn, ſein ſolides praktiſches Wiſſen, ſeine immer gleiche Heiterkeit, ja ſelbſt ſein kräftiges, oft an Derbheit gränzendes Weſen gefielen ihr; nur beſorgte ſie, daß Letzteres endlich in Rohheit ausarten möchte, und daß er den böſen Feind jetzt nur noch gefeſſelt in ſich zurückhalte. Die muthwillige Tigerjagd trat ihr wie ein warnendes Beiſpiel vor die Augen.

In dieſe Betrachtungen verloren, tändelte ſie mit den Früchten, und drehte eben, ohne zu wiſſen, was ſie that, die ſtattliche Franzmadame in der Hand herum. Das Drehen wurde mit jedem Pulsſchlage ſchneller und heftiger. Plötzlich that die Franzmadame einen lauten Schrei, die erſchrockene Serena einen noch lautern. Da theilte ſich die Franzmadame in zwei wagrechte Hälften, und ließ die Erſtaunende in ihr Innerſtes blicken, aus dem etwas Hellglänzendes hervorblinkte. Serena erröthete, verſchloß die Zimmerthüre, und ſetzte ſich dann, um ihre anatomiſche Operation ungeſtört vorzunehmen. Nachdem ſich die Augen einige Sekunden an dem räthſelhaften Schimmer geweidet hatten, begannen die zarten Finger der reizenden Proſektorin das Ausweidungsgeſchäft. Die Franzmadame ließ ſich, als die Königin der Sommerbirnen gleich einer todten Königin gutwillig ihr Eingeweide herausnehmen, und dieſes beſtand aus einem ſehr zierlichen goldenen **Collier.** Serena fühlte ihren Unwillen ganz beſänftigt.

Der ſonſt nicht im Geringſten furchtſame Freiherr wurde aber verzagt von dem Augenblicke an, als das ſchickſalsvolle Silberkörbchen mit den Scheinbirnen abgelaufen war. Seine Bangigkeit ſtieg bis zur Angſt, als Käthchen ihm nur den erſten Theil des Empfangs, nämlich das Uniſono des ſchweſterlichen Unwillens und das brillante Solo von Serena's Zorn erzählte, der aus dem Irrthum herrührte, daß ſie glaubte, er habe ſie vorſätzlich damit zum Beſten haben wollen. Von Serena's einſamer anatomiſcher Unterhaltung und von dem guten Erfolge derſelben konnte Käthchen nichts erzählen, weil ſie ſelbſt nichts davon wußte. Hollau erwartete daher jede Stunde, das Körbchen von der Geliebten als einen eigentlichen Korb retour zu erhalten. So verkehrt iſt das Treiben der Liebe! Und je ächter und ſtärker ſie iſt, deſto entgegengeſetzter ſind ihre Wirkungen. Den Weiſen macht ſie närriſch, den Narren vernünftig, den Schüchternen keck, den Muthigſten verzagt! In dieſer peinlichen Lage ging Hollau's Trachten dahin, Diejenige zu vermeiden, nach der er ſich ſehnte. Nach langem Sinnen um einen Mittelweg, bot ihm ein Panorama der Stadt Neapel, das erſt ſeit einigen Tagen zu ſehen war, eine erwünſchte Gelegenheit. Er ſchrieb an Hilmar unter dem Vorwande, ihn nicht getroffen zu haben, erbat ſich die Ehre, ihn und ſeine Familie mit eigener Equipage zur Beſichtigung des neuen Panorama abholen zu dürfen, und jubelte, als Hilmar die Einladung annahm, weil er dadurch ſehr wahrſcheinlich der Gefahr entging, beim Anblick des ihm nun fürchterlich gewordenen Körbchens in Verwirrung zu gerathen.

Was er wünſchte, geſchah. Hilmar, der Jedermann an Höflichkeit zu übertreffen ſuchte, lauerte eine halbe Stunde vor Hollau's Ankunft am Fenſter, und als er die zwei Wagen von ferne kommen ſah, eilte er mit den Töchtern, die er durch eine Lüge ſchon eine Stunde vor der beſtimmten Zeit reiſefertig gemacht hatte, an's Hausthor hinab, damit weder Hollau noch Riſach und ſeine Nichte mit Lichtheim ſich bemühen durften, weniger Minuten wegen die Treppe hinauf zu ſteigen.

So fand Hollau, da er aus dem Wagen ſprang, die erwünſchte Geſellſchaft, mußte auf Hilmars Verlangen dieſem ſeinen Platz cediren, und ſich zu den ſchweſterlichen Grazien ſetzen.

Da fiel ihm ein Stein vom Herzen, denn er ſah ſich der geſcheuten Geliebten durch den Leib auch mit der Seele näher gebracht, und genoß dabei den Vortheil, daß er die Abbitte wegen des Birnen-Mißverſtändniſſes nicht an Serena allein richten durfte, ſondern ſich zugleich an die zufällig hinein verflochtenen Schweſtern wenden mußte. Er glaubte jetzt ein leichtes Spiel zu haben; dieſer Glaube gab ihm den verlornen Muth, der Muth aber ſo viel Eleganz und warme Beredtheit, daß das Kleeblatt ihm mit Vergnügen zuhörte, und Serena, durch das Ensemble-Stück

leichfalls unbefangen werdend, im Verzeihungs-Terzett
hre Stimme laut werden ließ. Eben wagte ſie ſogar auf
en Todesſchrei und die Secirung des luxurioſen Leichnams
er Franzmadame zu kommen, als die Wagen ſtill hielten
nd das Panorama-Gebäude die Ausſteigenden aufnahm.
Schon ſtanden ſie auf der mit einer Gallerie umgebenen
Mitte des Rundgemäldes. Während alle Übrigen in dem
errlichen Anblick der ſieben und acht Stockwerke hohen
Häuſer, des Theaters von San Carlo, des Meerbuſens,
es Hafens mit ſeinen Kaſtellen, des in einiger Entfernung
ampfenden Veſuvs u. ſ. w. verſunken waren, ſah Hollau
ur Serena, wie ſie, von dem von oben einfallendem Licht
mfloſſen, in einer Verklärung da ſtand; er flüſterte ihr
iſe zu: „O wenn's doch auch Herzens-Panoramen gäbe,
o man das Innere dieſer Hauptſtadt der menſchlichen Bruſt
en ſo deutlich und klar überſehen könnte! Serena! wür-
e mir dann aus dem Ihrigen ein eben ſo freudiges Leben
nd Weben, und darüber ein eben ſo unbewölkter Himmel
ntgegen lächeln?" Nach kurzem Stillſchweigen ſagte ſie lä-
elnd: „Sie würden in dieſem Panorama meiner Herzens-
adt erblicken, einen wolkenhohen Tempel der Achtung." —
- „Und?" fiel Hollau ein: „Und" — da fiel ihr plötz-
h ein abgezogener Handſchuh über das Geländer in die
utentiefe des lichtaufwogenden Meerbuſens hinab, der
er zum Glück einen Breterboden hatte.

Hollau, den die entblößte Hand mehr intereſſirte
s ihr Schuh, erſetzte jener den Verluſt der perkalenen
ülle proviſoriſch mit einer geiſtigen, — einem feurigen

Kuß. Und damit war denn der Lärmſchuß geſchehen! Serena that einen Schrei über den doppelten Schrecken, und Hollau flog in den gemalten Meerbuſen hinab. Die Geſellſchaft wurde durch den Schrei und das Gepolter des über die hölzerne Wendeltreppe hinabſtürmenden Freiherrn aus der Mitte von Neapel flugs nach W* überſetzt, vernahm von der glühenden Serena aber nur den Unfall des Handſchuh's; den Kuß behielt ſie für ſich. Indeß kehrte der Taucher aus den trockenen Fluten mit ſeiner Beute zurück, und überreichte ſie Serenen mit den nur Ihr verſtändlichen Worten: „Laſſen Sie den — aus dem Abgrunde zurückkehrenden Verbrecher in W* nicht entgelten, was er in Neapel that.“ —

Die ſämmtliche Geſellſchaft hielt den unſchuldigen Handſchuh für den Verbrecher, und zwar um ſo mehr, weil Serena die niedergeſchlagenen Augen nur auf ihn, nicht aber auf den wahren Verbrecher richtete. Man ſcherzte daher über das Unglück, das ihr in Neapel begegnet ſei, und bat für den (verkalenen) Verbrecher dringend um Verzeihung. Der Freiherr ſelbſt bat fleißig mit, und da Serena endlich der allgemeinen Stimme nachgeben, dem ſogenannten Verbrecher verzeihen, und ihn in Gnaden aufnehmen mußte, dankte Hollau in ſeinem Namen, und der Schelm hatte nun die beſte Gelegenheit, ihr die Hand, obſchon ſie ein bischen damit zuckte, zum zweiten Male zu küſſen, folglich das Kußverbrechen durch den Dankkuß zu ſühnen.

Als man wegging, wurde das Panorama von Allen mit Lobſprüchen überhäuft, und Hollau betheuerte laut:

„Neapel ſei die ſchönſte Stadt auf der Erde!“ Serena kam über die Kühnheit dieſer geographiſchen Behauptung in ſolche Verlegenheit, daß ſie — nicht einmal widerſprach, und Hilmar, dem allein die vorige Scene nicht entgangen war, ſagte zu ihr lächelnd: **Qui tacet, consentire videtur!** Die Ärmſte getraute ſich nicht einmal um die Überſetzung dieſes juridiſchen Ausſpruches zu bitten.

Um ihre Verlegenheit nicht zu vergrößern, führte er das Geſpräch wieder auf das vorige Thema zurück, und äußerte den Wunſch, daß man Panoramen von einer Menge von Gegenſtänden, ja von allem Möglichen, haben könnte: das müßte außerordentlichen Nutzen bringen. Eigentlich ſei jede Wiſſenſchaft ſchon an und für ſich ein Panorama von gewiſſen Kenntniſſen, die in demſelben Umfange liegen, und zu demſelben Ziele führen. Und wenn man Recht habe, dieſe Erde ein großes Narrenhaus zu nennen, ſo wäre ſie ein gar vorzüglicher Gegenſtand für ein Panorama, und müßte das ſchönſte Rundgemälde insbeſondere dann liefern, wenn die Narren — in einem Rundgebäude — dem ſogenannten Narrenthurme, zuſammenwohnen.

Lichtheim ſagte, auch ein Panorama von Rezenſenten wäre nicht übel. Die Einen ſähe man hier z. B. an den wohlbeſetzten Tafeln vornehmer oder reicher Schriftſteller ſitzen. Ihr Geſicht drückte eine vermiſchte Empfindung von Fröhlichkeit und Submiſſion aus. Der Hut iſt mit irgend einer kleinen Nummer von Meſſing geſchmückt; an einer Halskette hängt ein Weihrauchbüchschen an der Bruſt herab.

Rechts neben dem Stuhle des ſitzenden Lobausſpenders ſteht eine kleine Trommel, links eine Dampfmaſchine.

Andere ſtehen ſeitwärts und zählen Geld, wobei ſie ein Auge zudrücken, und immerfort ausrufen: „Schön! Schön!" — Man kann nicht recht herausbringen, ob dieſer Ausruf das Geld oder die vor ihnen liegenden Bücher angeht.

Einige gehen in Gallakleidern herum und tragen lange, ſehr geſpitzte Raben-Federkiele als Staatsdegen. Andern, die einige Ähnlichkeit mit dem Mephiſtopheles haben, ſticht durch den Kakadu ein kleines Horn heraus; zur Seite hängt ihnen eine große Scheere, mit der ſie Alles auf ihre Weiſe zuſchneiden. Mehrere ſpazieren mit großen Lorgnetten von gefärbtem Glaſe herum, und nöthigen das Publikum, alle Ob- und Subjekte durch dieſe anzuſchauen. Einige gaukeln vor den Schriftſtellern herum, die ſie mit Grimaſſen und poſſirlichen Sprüngen zu verſpotten trachten, wie die Hiſtrionen den triumphirenden Imperator. Andere, wie ernſthafte Charlatane gekleidet, halten Schachteln mit Giftpulver in den Händen, das ſie den Autoren von rückwärts in's Geſicht blaſen; wieder Andere — —

Halt! ſchrie Riſach; Sie ereifern ſich ja entſetzlich. Ihr Panorama iſt zwar ein getreues Gemälde, voll Leben und Wahrheit, — aber — es ſcheint doch, als hätten Sie ſelbſt einmal von den Rezenſenten — — — —

Ich ſelbſt nicht, erwiederte Lichtheim; aber ein Freund, den ich liebte wie mich ſelbſt, hatte von der Bösartigkeit, Keckheit und Arroganz dieſer Leute viel zu leiden.

Wäre ich Schriftſteller und ſie erlaubten ſich gegen mich ein ähnliches Benehmen, ſo unternähme ich gegen ſie gar nichts als die Kompilation eines kleinen Aufſatzes in zwei Abtheilungen. Die erſte enthielte das Ideal eines geiſtvollen würdigen Kunſtrichters, wie **Herder** es aufſtellt*). In der zweiten ſammelte ich Alles, was **Lichtenberg** und **Jean Paul**, ſo wie ſie über ſich ſelbſt, über die Rezenſenten, geſagt haben**). Im Epiloge gäbe ich den Schriftſtellern einen grammatiſchen Troſt, indem ich das Wort **Rezenſent** nicht von censeo, ſondern von recens herleitete, ſynonym mit neugeboren — alſo unreif, wie z. B. Varro den Ausdruck hat: **Catuli recentes.** Übrigens aber Ehre, dem Ehre gebührt!

---

*) Im zweiten Band ſeiner Werke über Kunſt und Literatur.

**) z. B. **Lichtenberg** in dem Aufſatze, die Bittſchrift der Wahnſinnigen: »Die Bittſchrift der Wahnſinnigen zu Celle könnte eine gute Satyre abgeben. Sie könnten um eine Bibliothek anſuchen, und vorher über den Werth der Bücher mit einander diſputiren. Das Letztere könnte eine vortreffliche Perſiflage auf die Rezenſenten in Deutſchland werden.« — **Jean Paul** in der Vorrede zur unſichtbaren Loge vergleicht die Rezenſenten mit Schwind[illegible], die in der literariſchen Welt graſſiren und mit dem giftigen Sirokowind ihres mephitiſchen Athems die Luft verpeſten. In Dr. Kazenbergers Badereiſe läßt er den beleidigten Doktor ſogar die ganze Reiſe in's Bad Maulbronn aus dem einzigen Grunde unternehmen, um dort ſeinen Rezenſenten, den Brunnenarzt **Strykius** »beträchtlich auszuprügeln.« — Solchen Frevel mag der Herkules **Jean Paul** riskiren und verantworten; ich aber ſchreibe nächſtens ein Gegenſtück, worin ein armer Autor eine Pilgerreiſe unternimmt, und die größten Mühſeligkeiten erträgt, nur um ſeinen Rezenſenten einen Fußfall zu thun.

Hellau und Serena waren — über die Schönheit der Stadt Neapel in einem ſo eifrigen Geſpräche begriffen, daß ſie das ganze Rezenſenten-Panorama überhörten. Den beiden Schweſtern ſchien etwas zu fehlen; ſie waren nicht heiter. Käthchen aber wurde, während Lichtheim ſein Panorama mit den lebhafteſten Farben malte, ſehr übellaunig.

Endlich war die Geſellſchaft, ohne es zu bemerken, in die Stadt gekommen, und die Wagen fuhren in einiger Entfernung langſam hinterher.

Bald zog eine rothglühende große Tafel mit transparenter Schrift die Aufmerkſamkeit der Geſellſchaft auf ſich; es war die Einladung zu einem Wachsfiguren-Kabinet. Die Neugirde lockte. Hellau erlaubte auch ſeinem Pagen, dem zwölfjährigen böhmiſchen Wenzel, mit einzutreten. Schon hatte die Geſellſchaft den größten Theil der Säle durchwandert, gekrönte Häupter, Staatsmänner und Helden, ſchöne Frauen, Künſtler und Gelehrte bewundert, und ſich an der wächſernen Weltgeſchichte höchlich erbaut, als in dem Vorzimmer plötzlich ein heftiges Geſchrei entſtand. Hellau erkannte unter den Lärmenden bald Wenzels Stimme; man eilte hinaus, und fand den Knaben, der ſich mit einigen Perſonen, theils Hausleuten, theils Bedienten anweſender Gäſte, herumbalgte. Sein Zorn ſtieg mit jedem Augenblick, weil die Gegner ihn nicht nur über ſeine Wuth auslachten, ſondern ihn auch mit komiſcher Nachahmung ſeiner gebrochenen und verſtümmelten deutſchen Sprache neckten.

Wenzel ſprang wie toll von Einem auf den Andern los, indem ihn ſtets Jener reizte, dann die Flucht ergriff, an die Stelle des Verfolgten aber ſogleich ein anderer Gegner trat. In der Nähe des Fenſters lag eine wohlgekleidete Frau ohnmächtig auf den Boden; Einer der Hausleute beugte ſich über ſie wehklagend und händeringend. In einiger Entfernung ſaßen drei Herren an einem Tiſche, die in ihre Whiſtpartie ſo vertieft waren, daß ſie die ganze ſtürmiſche Scene, die um ſie herum vorging, gar nicht bemerkten, wenigſtens nicht zu bemerken ſchienen.

Hollau rief den kleinen Wenzel, der aber ſo erhitzt war, daß er ſeinen Herrn erſt dann erkannte, als dieſer ihn am Sammtkragen ſeines blauen Wamſes faßte. Nun ſtürzte er nieder, umklammerte Hollau's Füße und rief fortwährend: „Bitte! bitte! ſchön bitte!" Mehr Worte vermochte er vor Schluchzen nicht herauszubringen, ſondern deutete unter Thränengüſſen auf die in Ohnmacht liegende Frau, und den über ſie hingebeugten Herrn. Hollau konnte ſich, ſo wie die übrige Geſellſchaft, die Tollheit des ſonſt ſo gutmüthigen Knaben gar nicht erklären, bat um Aufſchluß, und eilte zu der Dame hin, die noch immer ohne Bewegung da lag. Ihm folgte Käthchen mit dem Riechfläſchchen, ohne welches ſie nie ausging. Beide erkannten aber bald, daß hier alle Hilfe, vorzüglich alle Geiſter vergebens angewendet würden, weil jener Dame der Geiſt fehlte; das ſoll aber nicht heißen, ſie habe den Geiſt etwa ſchon aufgegeben, denn ſie konnte es nicht, weil ſie nie einen hatte, ſondern von Wachs war, eben ſo wie jene drei Herren, die aus demſelben Grunde in ihre Whiſtpartie ſo vertieft ſchienen und an der ſchrecklichen Begebenheit nicht den geringſten Antheil nahmen, weil ihnen gerade jenes ſympathetiſche Hauptingredienz fehlte, das die Weiber Herz, die modernen Sentimentaliſten Gemüth nennen. Da Käthchen das, lange vergebens an die wächſerne Naſe gehaltene Riechfläſchchen endlich beſchämt und unwillig wegwarf, und Hellau den Irrthum erkennend, in lautes Gelächter ausbrach, wagten ſich auch die Mädchen, die bisher in ſcheuer Entfernung ſtanden, zu der Ohnmächtigen.

Um den Leſer nicht zu lange in der Ungewißheit zu laſſen, erzähle ich die Geſchichte ganz kurz vom Anfang an.

Wenzel wartete mit der ihm eigenen Geduld im Vorzimmer auf ſeinen Herrn; endlich ging ſeine Geduld in etwas noch Sanfteres über, — in einen ſanften Schlaf, und er fing an böhmiſch zu reden. Einigen Bedienten gefiel das, ſie weckten ihn, mit der — ſchwer betonten Frage: „Ob er denn wiſſe, wo er ſei?“ — Wenzel erwiederte ganz offenherzig: „Weiß ich nit, wu bin ich! Herr, gnädiger, is er da, im Zimmer, wird kumen.“ —

Der gute Wenzel wußte auch wirklich nicht, wo er war, und die Bedienten entdeckten bald, daß er von einem Wachsfiguren-Kabinet gar keinen Begriff habe. Sie ſprachen nun heimlich mit einem Aufſeher, der bald nachher zu ihm ging, und ihn bat, nur auf wenige Minuten in's Nebenzimmer zu treten, wo die Großfürſtin von Rußland mit zwei Fürſten und einem Grafen Karten ſpiele. Er habe nichts zu thun, als von Zeit zu Zeit die Lichter zu ſchneuzen. Wenzel fand ſich nach einigen Weigerungen der Schüchternheit dazu bereit, trat, halb hineingeſchoben, leiſe in's Zimmer, und ſtellte ſich, wie er es beim Mittags- und Nachtmahl gewohnt war, voll Demuth dicht hinter den Stuhl der Großfürſtin.

Nach einigen Sekunden begann er ſein Amt zu verwalten, und ſchneuzte ehrfurchtsvoll die vier Wachskerzen, bald nachher wieder, und dann nochmal. Das lange ernſte Schweigen erhöhte ſeine Ehrfurcht zur Scheu. In dieſem peinlichen Zuſtande, und bereuend, daß er ſich zu dieſer Dienſtverrichtung bereden ließ, wartete er, ohne aufzublicken, noch immer auf das erſte Wort der hohen Spielenden. Sogar der gebieteriſcheſte Befehl wäre ihm jetzt erwünſcht geweſen; allein die Spielenden ſprachen kein Wort und bewegten kein Glied. Schon kam der arme Knabe auf den Gedanken, das ſtumme Karten-Quartett ſei gar eingeſchlafen; da bemerkte er, daß die Herzdame neben der Großfürſtin auf dem Boden lag; in der Meinung, ſie ſei der Durchlaucht ſo eben aus der Hand gefallen, hob er ſie auf und überreichte ſie ehrerbietig. Die ſtolze Frau würdigte ſich aber nicht einmal, das Blatt von der zitternden Hand des Dieners anzunehmen; das that dem kleinen Czech wehe. Nach langem Hinhalten wußte er nicht, was er damit thun ſollte; ſeinen zurückgedrängten Verdruß drückte er aber, nach ſeiner Gewohnheit, nur mit einem leiſen Schnalzer der Zunge aus, welche dabei die Lippen flüchtig beleckte.

Endlich konnten die lauſchenden Bedienten das Lachen nicht länger zurückhalten. Der ganze Schwarm ſtürzte mit lautem Gewieher polternd in's Zimmer hinein. Der gute Wenzel, in der Meinung, der ungeſchlachte Schwarm wiſſe nicht, welche hohe Perſonen in dieſem Zimmer gegenwärtig ſeien, winkte und deutete mit einem Reichthum von Mimik, ſich ruhig und ſtille zu verhalten. Einer von ihnen aber ſtellte ſich dicht vor die Großfürſtin und lachte ihr gellend in's Geſicht, indeß der andere Einen der mitſpielenden, den tiefſinnigen Grafen, am Backenbart zupfte. Dem Wenzel verging bei dieſem Attentat beinahe das Hören und Sehen; als er aber den unglaublichen Stoicismus der Schwerbeleidigten gewahrte, wurde er beinahe zu Stein.

Nun wetteiferten die luſtigen Geſellen, dem kleinen Pagen begreiflich zu machen, daß dieſe Menſchen nicht von Fleiſch und Blut, ſondern aus Wachs gemacht ſeien. Als Wenzel begriff, er ſei der Gefoppte, loderte ſein Zorn hoch auf, aber nicht gegen die Schuldigen, ſondern, wie das im Leben ſehr oft geſchieht, gegen die Unſchuldigen, denen er ohne ihr Verlangen unnütze Dienſte geleiſtet hatte. Er ſchaute, nach erhaltener Aufklärung, mit Ingrimm auf die Wachsfiguren; mit vorzüglich finſtern Blicken fixirte er die Großfürſtin, der er ſogar eine Karte vom Boden aufgehoben hatte. Gegen dieſe brach jetzt, während die Bedienten ſich etwas zurückzogen, ſeine ganze Wuth los. Einige Sekunden ſtand er unbeweglich mit blitzenden Augen da; hierauf that er einen Sprung gegen die erhabene Frau mit geballter Fauſt, und ſchlug ſie mit den Worten: „Wullens mir für Närriſche hoben?“ auf die glänzend weiße Stirne. Die unglückliche Fürſtin ſank unter den Schlägen des böſen Schickſals ſchweigend zu Boden, ein Sinnbild der Seelengröße. Da ſtürzte der Unteraufſeher herein, ein ſchwacher Menſch, der beim Anblicke des Unfalls außer ſich gerieth. Bald nachher kam auch Hollau mit ſeiner Geſellſchaft. Wie wenig ſein Beiſtand und Käthchens Riechfläſchchen nützte, das haben wir ſchon vernommen. Hollau wollte zürnen; das allgemeine Gelächter riß ihn aber mit fort, welches um ſo mehr zunahm, als Wenzel plötzlich zur Figur hinkniete und ihr auf das zärtlichſte ſchmeichelte, theils weil es ihm nicht möglich ſchien, daß ſie von Wachs ſei, theils weil es ihm, dies zugeſtanden, leid that, ein Kunſtwerk, das nach ſeiner Idee, nicht ſeines Gleichen finden könne, ſo übel zugerichtet zu haben. Man hatte nun vollauf zu thun, um den jammernden Knaben zu tröſten. Endlich gelang dies den vereinigten Bemühungen der Schönen; Hollau bezahlte die chirurgiſchen Kurkoſten für die Großfürſtin, die nun wieder auf ihren Stuhl gebracht wurde, und durch jenen Unfall zum Theil gewonnen hatte, denn die ſtark beſchädigte Naſe gab dem blühenden Geſicht einen intereſſanten Zug von der ſanften Wehmuth einer ſchönen Dulderin. Wenzel träumte von ihr die ganze Nacht; zuletzt erſchien ſie ihm ſogar in einer Art von Verklärung und reichte ihm verzeihend die Hand mit den Worten: „Künftig mein lieber Wenzel, ſei nicht mehr ſo dumm!“ —

Von ſolcher Güte zerknirſcht, wollte er der edlen Frau zu Füßen ſtürzen, fiel aus dem Bette, ſah um ſich her den

Glanz der Morgenſonne und eilte, der Warnung eingedenk, mit verdoppeltem Eifer an ſein Dienſtgeſchäfte —

## Fünftes Kapitel.

### Muſikaliſch - Deklamatoriſche Abendunterhaltung.

Wir kehren wieder zu den bitterſüßlichen Ehekonſorten zurück, deren Abendgeſellſchaften mit den Fliegen im umgekehrten Verhältniſſe ſtanden, indem die letztern beim Anfange des Winters, die erſtern aber gegen das Ende desſelben immer matter wurden. Herr und Madame Bitterſüß ſahen daher dem nahenden Frühling, obſchon ihnen eigentlich gar nichts an ihm lag, mit einer an Ungeduld gränzenden Sehnſucht entgegen, theils um eine Novität für die Unterhaltung zu bekommen, theils um der Welt ein neugebautes Gartenhaus zu produziren. Als ſie gar erfuhren, daß Käthchen und Lichtheim den Winter über zu Brautleuten gereift ſeien wie die Früchte im Treibhaus, ergriffen ſie die erwünſchte Gelegenheit mit beiden Händen, um ein Feſt in **optima forma** geben zu können. Manchen Menſchen iſt die Natur ein Komödienhaus, das nicht mehr als vier alte Dekorationen beſitzt, — die vier Jahreszeiten; ſie ſuchen dieſen Mangel durch Specktakel zu verbeſſern. Der Schutzgöttin des bitterſüßlichen Hauſes — der ſanften langen Weile — ſchien nun wirklich eine böſe Zeit zu drohen: wenigſtens wurden alle ihre Todfeinde gegen ſie in Bewegung geſetzt, indem ein Doppelfeſt, die Feier des Frühlings und der Liebe, zugleich veranſtaltet ward. Kommt dieſe ſtille

Gottheit zwiſchen zwei ſolche Feuer hinein, ſo muß ſie zu Grunde gehen, wenn ſie nicht etwa gar wie ein Phönix aus den Flammen neuverjüngt hervorgeht.

Schade, daß das Gewebe der Liebe Hollau's und Serenens noch zu fein geſponnen war, um an's Tageslicht zu kommen; ſonſt wären gar drei Freuden-Flüſſe zuſammen geſtrömt. Sie deckten aber den Frühling ihrer Herzen vor den Augen der Welt noch mit der Eisdecke des Winters, und nicht mit Unrecht, denn die Liebe, die ſich zu ſchnell aller Welt preisgibt, gleicht oft jenen erſten Veilchen, die nur deshalb ſo ſchnell vergehen, weil ſie ſich zu früh in die froſtige Welt hineinwagten.

Als Ingredienzen zu unfehlbar köſtlichen Unterhaltungen wurden nun für's bitterſüßliche Haus verſchrieben:

1) Sechs und vierzig Muſici, ſammt vier Virtuoſen, zuſammen fünfzig Stück.
2) Ein Feuerwerker und zwei Maſchiniſten.
3) Zweihundert Bouteillen Champagner und hundert Bouteillen Tokaier.
4) Vierzig Ellen Blumenguirlanden.
5) Sechzig Faſane und zehn Schildkröten.
6) Vierzehn Schauſpieler und fünf Schauſpielerinnen.
7) Zwölf Rehrücken, zwölf Truthühner, und vier Kunſtredner.
8) Fünf und zwanzig Torten.
9) Hundert und fünfzig Bouteillen Rheinwein.
10) Ein Dichter.
11) Acht Wagen Eis.

12) Vier Pauken und ſechzehn Trompeten.
13) Zwei Rezenſenten, ein höflicher und ein grober.
14) Zwölf Jagdhunde.
15) Vier und zwanzig neue Tanztouren.
16) Zweihundert neue Räthſel, Charaden, Palindrome, Logogryphe und Anekdoten, nebſt zwölf neuen Gedichten auf den Frühling.
17) Zehn alte und zwanzig junge Ehekonſorten, vierzig Fräulein und ſechzig junge Herren.

Ich habe hier nur die Hauptartikel angeſetzt, die in Maſſe verſchrieben wurden. Der Leſer wird ſich freilich wundern, daß ſich unter dieſen verſchriebenen Artikeln auch Virtuoſen, Kunſtredner und Schauſpieler befanden; ich würde mich ſelbſt wundern, daß ſie ſich verſchreiben ließen, wenn ich nicht wüßte, daß es reiner Kunſteifer iſt, der ſie dazu verleitete.

Was aber den Dichter insbeſondere betrifft, den muß ich noch mehr entſchuldigen, denn man hatte ihm zu ſchöne Ausſichten eröffnet, indem man ihm zu höchſt auf dem Gipfel des Hauſes ein Zimmer mit der Ausſicht nach allen vier Weltgegenden verſprach, wo er die Sonne von ihrem Aufgang bis zum Untergang verfolgen, und in der Nacht alle Sterne zählen konnte. Schaute Luna vom Himmel herab, ſo hinderte ihn nichts, ſich, auf der Dach-Teraſſe liegend, für ihren Endymion zu halten, ſo oft und ſo lang er wollte. Nebſtdem hatte er auch die beſte Gelegenheit, von jedem, über ſeinem Haupte dahinziehenden Ungewitter einige neue Züge zu poetiſchen Beſchreibungen als Tranſito-Zoll zu nehmen.

Helion war kaum angekommen, ſo ſtieg er, während die übrige Geſellſchaft wie ein Ameiſenhaufen unten durcheinander wimmelte, alſogleich wie ein Luftballon in die Höhe, wo er, wie ein Gott über dem irdiſchen Treiben ſchwebend, der ſüßeſten Ruhe in eben dem Grade genoß, als mich jetzt die Unruhe peinigt, weil ich nicht weiß, wie ich die ganze, raſtlos umherſchwärmende Geſellſchaft gehörig beſchreiben ſoll. Vergleiche ich ſie auch mit Ameiſenhaufen, Bienenſchwärmen, herbſtlichen Zügen wandernder Vögel, Fluten- oder Jahrmarktgewimmel u. ſ. w. ſo weiß der Leſer doch nachher ſo wenig als er vor den Gleichniſſen wußte. Am beſten iſt's, ich liefere das Geſellſchaftsſtück als eine Situations-Zeichnung, und ſtelle den geduldigen Leſer auf die Dach-Teraſſe des Dichters, wo er das ganze Gedränge überſehen kann. Damit nun Alles recht in der Ordnung geſchieht, machen wir den Anfang ſogleich mit der Perſonal- und Seelenbeſchreibung des dermaligen Beſitzers gedachter Dach-Teraſſe.

Helions körperliche Mittelgröße ſtand im angenehmen Einklang mit dem ſchlanken Wuchſe. Die feinen Züge der gefälligen Geſichtsbildung zeigten Geiſt und Herzlichkeit. Weißer Teint, lichtbraunes Haar und ſein ſtilles Weſen, erwarben ihm bei ſeinen Freunden den Beinamen: Der weiße Schwan.

Ihm war auch gleich dieſem romantiſchen Vogel ein ſanftes Dahingleiten über die Wellen des Lebens eigen; milde Fantaſien hauchten in ſeine Schwingen. In der Welt griff er wenig ein, forderte von ihr wenig, leiſtete ihr aber auch eben ſo wenig. Da ſeine frühere, beinahe kindliche Zutraulichkeit ſo oft gemißbraucht und hintergangen ward, ſpann er ſich, gleich dem Seidenwurm, in das Gewebe ſeiner Dichtungen ein, war ſcheu und mißtrauiſch, und mußte, wenn man ihn in ein näheres Verhältniß ziehen wollte, zuerſt durch leiſe Freundlichkeit wie neugefangene Vögel zahm gemacht werden. Menſchen, die ihm gefielen, gab er ſich dann bald unbedingt hin. Offene Geſichtszüge und eine ſonore, aber weiche Stimme machten auf ihn den ſtärkſten Eindruck. Er las, aß und ſchlief wenig, dagegen aber dachte, träumte er viel, ging viel im Freien und im Grünen, und ſprach viel, ſobald er einmal warm wurde; dann leuchtete oft in die Stunden der düſterſten Schwermuth plötzlich das ſchönſte Morgenroth hinein, von allen Lebensbäumen klangen Äolsharfen, und ſein Gemüth wurde zur glühenden Dithyrambe. Wer ihn genießen wollte, mußte ihn leiſe anfaſſen wie einen Schmetterling; jeder Derbe war ſein Feind. Von Vielen verkannt, ward er endlich auch ſelbſt gegen Manche ungerecht, am ungerechteſten aber meiſtens gegen ſich ſelbſt. Und dennoch wollte er von Andern immer geſchmeichelt und geſtreichelt ſein; geſchah das nicht, ſo blutete ſein Inneres und er hielt ſich ſelbſt für werthlos. Mädchen und Frauen erſchienen ihm ſtets nur in den Extremen, entweder als liebevolle Friedensengel oder als böſe Geiſter.

Wir laſſen ihn indeß auf ſeiner Dach-Teraſſe fantaſiren, und gehen zu der übrigen Geſellſchaft in's Haus hinab. Hier ſchwärmt Alles bunt durcheinander. Jetzt raſſelte ein Wagen durch's Thor, jetzt brauſte ein Trupp Fußgänger daher, jetzt kam ein ganzer Leichenzug von Faſanen, ein wandelndes Schlachtfeld von Schnepfen und Truthünern, um bald ihren Einzug in die verſchiedenen Magenkirchhöfe zu halten. Ganze Cavalcaden ſprengten hinter einander her, wie auf illuminirten Kinder-Kupferſtichen. Madame Bitterſüß konnte nicht genug Handküſſe empfangen, Herr Bitterſüß nicht genug austheilen, und der wechſelſeitigen Umarmungen war gar kein Ende. Die Küchenjungen ſprangen herum, wie närriſch, der Koch fluchte jeden Augenblick, die feuerrothe dicke Köchin weinte und theilte Ohrfeigen aus, die Hausknechte keuchten laſttragend, und die Mägde trockneten ſich mit den Schürzen den Schweiß von der Stirne.

Oben im Saale war ein babyloniſcher Thurm, aber von allen den verſchiedenen Sprachen war kaum etwas zu verſtehen, weil das Streifen und Schleifen der komplimentirenden Füße Alles überziſchte. Im Garten, durch den vom Hofe das Pferdegewieher und Hundegebell ſchell, ging's nicht viel anders zu. Hier kicherte und ſchnatterte ein halbes Dutzend Fräulein, dort jagten ſich einige junge Herren brüllend durch die Alleen. Hier ſtimmten einige Tonkünſtler prüfend ihre kreiſchenden und quickenden Blas- und Saiten-Inſtrumente. Hier überhörten ſich ein paar Söhne Melpomenens ihre Rollen, und ſchimpften auf den nahen Kunſtredner, deſſen laute Übung ſie ſtörte. In einer Laube wurde ein Tableau probirt, das plötzlich auseinander fuhr, geſchreckt durch den Knall einiger Probe-Racketen, die der Feuerwerker ſteigen ließ. Drei Soletänzerinnen machten die ſchönſten Pas, und flogen über eine gemähte Grasfläche zephirleicht dahin, bis Lichtheims ſchwarzer Hund ein tribuniſches **Veto** ausſprach, alles Kunſtſinnes ermangelnd, die jüngſte der Muſen am ſchöngeſtickten Saume des flatternden Gewandes ergriff, und, während die Schöne ſchreiend entfloh, mit der abgeriſſenen Beute triumphirend umherſprang.

Hilmars Töchter ſahen dem Spektakel von einem Saalfenſter zu, und ſchrieen mit, als hätte der Hund ſie ſelbſt am Kleide gefaßt. Käthchen wehklagte über das ſchöne Kleid; Hollau lachte, Lichtheim rief und pfiff der Beſtie, und der böhmiſche Wenzel jagte ihr den Raub ab, und präſentirte ihn dem beraubten Fräulein.

Am nächſten Tage hatten ſich die Elemente des verworrenen Menſchenchaos geſondert und wahlverwandtſchaftlich genähert. Es trat eine Ordnung der Dinge ein. Nur im eigentlichen Gartenhauſe, worin die Virtuoſen, Schauſpieler und übrigen Künſtler wohnten, herrſchte noch fortwährend ein chaotiſches Treiben.

Nun kamen die Feſte ſelbſt, jeden Abend ein anderes. Den Anfang machte ein großes charakteriſtiſches Tongemälde: „Die ſieben Wunder der Welt.“ — Welcher reiche Stoff für die muſikaliſche Darſtellung! welche Veranlaſſungen zu neuen, kühnen Gedanken! wie umfaſſend die herrlichſten Momente vom ganzen Sein und Nichtſein!! —

So hörte man die erſtaunten Gäſte von allen Seiten uni sono ausrufen, da ſie mit dem bisher verſchwiegenen Titel dieſes Kunſtwerkes wenige Minuten vor dem Anfange überraſcht wurden. Der junge Tonſetzer, deſſen erſtes muſikaliſches Rieſenkind dieſe Kompoſizion war, ging zur Erreichung jenes Zweckes ſo behutſam zu Werke, daß er es anfangs gar nicht taufte, nachher aber allerhand falſche Titel ausſprengte, und die Muſik gefliſſentlich ſo einrichtete, daß ſie im äußerſten Falle auch zu andern Stoffen und Titeln paßte. So nannte er das Werk aus Spitzbüberei: Die heilige Zahl (Sieben); das klang ſehr myſtiſch. Andern ſagte er, es heiße die ſieben Tage der Woche; noch Andern: Die ſieben Weiſen Griechenlands. Einigen vertraute er, es ſeien eigentlich: Die ſieben Inſeln; Mehreren: Die Siebengebirge (am Niederrhein). Bei Jenen nannte er das Siebengeſtirn, bei Dieſen den ſiebenjährigen Krieg, auch die ſieben Hügel, oder Roms Heptarchie; und einem rothbäckigen runden Fräulein, das ſehr viel ſchlief, ſagte er, es ſeien, die reine Wahrheit zu geſtehen, die Siebenſchläfer.

Als er daher recht pfiffiger Weiſe den wahren Titel wenige Minuten vor der erſten Ton-Exploſion bekannt machte, wirkte das auf alle Anweſenden wie ein elektriſcher Schlag. Der Verfaſſer war ein Lappe — das heißt ein geborner Lappländer, und hieß urſprünglich Bellamoreskoy; als er nachher etwas berühmter wurde, ließ er, der ſinnigeren Bedeutung und des ſchöneren Klanges wegen, das eskoy von ſeinem Namen weg, und nannte ſich Bellamor.

Ich muß nun den muſikaliſchen Leſer mit den einzelnen Partien dieſes Meiſterſtückes, das man füglich eine Welt der Töne oder die harmoniſch-diſſonirende Unendlichkeit nennen könnte, näher bekannt machen.

Nr. 1. Kamen die ägyptiſchen Pyramiden.

Die Overtüre war ein **Adagio** im großen Styl, worauf ein kühnes **Allegro moderato** folgte, bei dem das **crescendo** herrlich gebraucht war; man glaubte die Pyramiden himmelhoch emporſteigen zu ſehen, bis ein fürchterlicher Lauf der Saiteninſtrumente von den höchſten Tönen in die tiefſten den ſchwindelnden Zuhörer plötzlich in die unterirdiſchen Gewölbe hinabriß. Nun dröhnten einige dumpfe Poſaunen-Akkorde, als Vorbereitung zu einem ſchauerlichen Chor, welchen die königlichen Mumien ſangen. Ein grauenhafter Todtentanz, der zugleich die Myſterien ausdrückte, ſchloß dieſe Nummer. —

Nr. 2. Die Mauern Babylons, mit dem Übergange zu

Nr. 3. Den hängenden Gärten der Semiramis.

Den Anfang machte ein Gemälde der Landſchaft Babylonia. Man hört das Rauſchen der Ströme Euphrat und Tigris, und das leiſere Gemurmel der Kanäle, die von einem in den andern gehen. Die feierliche Stille wird durch einen Triumphmarſch unterbrochen. Semiramis zieht an der Spitze eines Kriegsheeres einher, und erklärt in einem Recitativ ihren Entſchluß, hier eine prächtige Stadt zu erbauen. Sogleich wird Hand an's Werk gelegt. Die Muſik geht nun in ein fugirtes **Allegro agitato** über, von dieſem in ein **Allegro assai**, endlich in ein **presto** und **prestissimo** durch unzählige Tonarten, und malt dadurch höchſt lebendig die Eile von zwei Millionen Menſchen, die ſo raſtlos und ſchnell arbeiten, daß die Stadt in einem Jahre vollendet daſteht. Nun ſchallen Jubelgeſänge, während deren man durch immer höhere Octaven in die aus mehreren über einander liegenden

Teraſſen beſtehenden hängenden Gärten hinaufſteigt. Man hört hier das Geſäuſel und den Geſang der verſchiedenſten Arten von aſiatiſchen Bäumen und Vögeln. Eine Art von Sphären-Muſik, die durch ein zweckmäßig angebrachtes **Concertando** und **Obligato** von mehreren neuerfundenen Inſtrumenten ausgedrückt wird, bringt hier einen ſolchen Effekt hervor, daß man die reinſte balſamduftende Himmelsluft zu athmen glaubt. Ein allgemeiner Freudenchor von neu angeſiedelten Liebenden beginnt, und verhallt ſchmachtend in den Lauben.

Nr. 4. Der Tempel der Diana zu Epheſus. Ein außerordentliches langes **largo** drückt die Länge der Zeit aus, die man mit der Erbauung dieſes Tempels zubrachte, nämlich zweihundert und zwanzig Jahre. Während deſſen hört man nur das eintönige Rauſchen des Fluſſes Cayſter, an dem die Stadt Epheſus liegt. Einer von den Schwänen, die dieſen Fluß einſt in großer Menge bewohnten, ſingt ſeinen Schwanengeſang, und wird, indem er ſeine Seele in bezaubernd lieblichen Melodien aushaucht, von einem leiſen Schwanenchor **con sordini** begleitet. Sowol die Solo- als auch die Ripienſtimmen ſingen hier ohne allen Text. Ein Paukenſchlag mit einfallendem harmoniſchen Trompeten-Dreiklang verkündet die Vollendung des Tempelbaues. Wechſelchor von Prieſtern und heiligen Jungfrauen, in welchem ſtrophenweiſe die joniſche Bauart dieſes Tempels, die darin befindlichen Gemälde und Bildſäulen von den berühmteſten griechiſchen Künſtlern, und insbeſondere die koloſſale Bildſäule der Göttin Diana ausgedrückt wird. An dieſe Tongeſichte ſchließt ſich ein zierlicher Jagdchor von Dianens Nymphen, der aber plötzlich durch abſcheuliche Diſſonanzen unterbrochen wird, indem der wüthende Heroſtrat hereinſtürzt, und in einem obligaten **Recitativ** ſeinen Entſchluß erklärt, ſeinen Namen, obwohl er nur ein ganz gewöhnlicher epheſiſcher Bürger ſei, durch die Zerſtörung dieſes Tempels unſterblich zu machen. Es wird Nacht. Die Muſik deutet durch einige Schiefheiten und durch eine ſonderbare Vermiſchung von großen Schönheiten und Fehlern an, daß dieſe Nacht dieſelbe ſei, in welcher Alexander der Große geboren wird. Heroſtrat kommt mit einer Fackel und ſchleudert Feuerbrände. Der Tempel lodert hoch auf. Gepraſſel der Flammen, Gekrach der ſtürzenden Säulen und Balken, Wehgeheul der Verbrennenden: endlich allgemeine Todesſtille.

Nr. 5. Der olympiſche Jupiter. In dieſer Nummer findet ſich ein unglaublicher Reichthum von muſikaliſcher Malerei. Sie beginnt mit einem anmuthigen Paſtorale, während deſſen man das Meckern der Ziege Amalthea hört. Jupiter, ſchnell zum kräftigen und kühnen Jünglinge gereift, entthront ſeinen Vater Saturn, wird aber von den Giganten beſtürmt. Dieſer Kampf, die ſchrecklichen Geſtalten der furchtbaren Rieſen und der in Thierleiber verkleideten Götter liefern ein muſikaliſches Schlachtgemälde von ganz neuer Art, indem Schwertergeklirre, Felſengepolter und Rieſengebrülle mit den verſchiedenen Thierſtimmen abwechſeln. Da endlich Jupiter einige Rieſen vom Gipfel des Berges Hämus hinabgeſchleudert hat, und den Berg Ätna ihnen nachwirft, um ſie damit zu bedecken, ſchließt die Gräuelſzene mit einer Kadenz von dem höchſten Ton bis in den tiefſten.

Nun treten Jupiters verſchiedene Schönen auf, eine nach der andern, jede mit einem Ariettchen, in dem ſie ihre Liebesgeſchichte beſingt. Da kommen dann Dione, Ceres, Latona, Niobe, Europa, Maja, Jo, Calliſto, Leda, Alkmene, Danae, Semele, Antiope, und eine Menge Anderer. Nun folgt ein ſonderbares Muſikſtück, indem jede einzelne Schöne ihr Unglück in einer eigenen Tonart klagt. Dieſe Klagen fließen zuſammen, wie kleine Bäche, die endlich einen großen Strom bilden. Eine erfährt durch die Andere, daß ſie die Betrogene ſei. Zuerſt lachen ſie einander wechſelſeitig aus; ein herrlicher Lachchor! Dann aber bricht auf einmal aus Allen die verbiſſene Wuth los, ſie vereinigen ſich, und ſchwören dem treuloſen Zeus Rache. Dieſer ſteigt zu ſeinem Unglück ſo eben zur Erde herab, und wird von den ergrimmten Schönen empfangen. Zuerſt zeigen ſie ſich ſanft; ein Chor der Verlaſſenen ertönt in leiſer Wehmuth, wächſt aber crescendo zur äußerſten Heftigkeit. Der Vater der Götter und der Menſchen weiß ſich in der Eile nicht anders zu retten, als daß er ſich in ſeine eigene koloſſale Bildſäule im Tempel zu Olympia verwandelt und hoch über ſeinem Haupte einen Donner hinrollen läßt. Allgemeines Verſtummen und Erſtarren der vom Staunen betäubten Verlaſſenen. Ein ungeheurer Effekt!

Nr. 6. Das Mauſoleum. Zärtliches Duett, geſungen von dem König Mauſolus und ſeiner Gemalin Artemiſia. Mauſolus geräth dabei in ſolches Übermaß des Entzückens, in eine ſolche Extaſe, daß er, in Liebe vergehend, bei der letzten Note maustodt umfällt. Artemiſia's Schmerz iſt gränzenlos; kaum die ſtärkſte Bravourarie vermag ihn ganz auszudrücken. Alle Unterthanen werden zuſammen berufen. Ihr eiliges Herbeiſtrömen wird durch ein **Prestissimo** in vier und ſechzigſtel Noten, größtentheils **Staccato** und pizzicato ausgedrückt. Wie aus den Wolken gefallen ſteht das von ihnen erbaute Grabmahl da. Leichenmarſch, mit Wehklage vermiſcht. Die Todtenfeier wird begangen. Griechiſche Dichter werden berufen. In der nächtlichen Halle müſſen ſie an der Urne des todten Königs poetiſche Wettkämpfe halten, deren Stoff die großen Eigenſchaften des Verſtorbenen ſind. Artemiſia öffnet die Urne, läßt ſich einen goldnen Becher reichen, vermiſcht die Aſche mit dem ſüßen Weine, trinkt und thut beim letzten Zuge auch den letzten Athemzug. Chor der ſeligen Schatten Elyſiums mit einem Maus-Sole.

Nr. 7. Der Koloß zu Rhodus. Die Größe des Koloſſes, die ſo ungeheuer iſt, daß Kriegsſchiffe zwiſchen ſeinen Beinen durchfahren und ein Mann einen Daumen deſſelben kaum zu umſpannen vermag, wird durch ganze und ſynkopirte Noten im Alla breve Takt ausgedrückt. Plötzliches Erdbeben mit Sturmgeheul und unterirdiſchem Donner. Der Koloß ſtürzt. Triumphgeſang der Sarazenen, die ihn in Stücke zerſchlagen und dieſe auf neunhundert Kamehlen fortbringen. Feierlicher Schlußchor der refrainweiſe ſich ſelbſt reimenden Johanniter-Ritter, die den Sturz des heidniſchen Koloſſes ſinnbildlich als den Sturz des Heidenthums ſelbſt erklären.

---

Als das große Oratorium geendigt war, gab's in der Geſellſchaft ein wahres Spektakel; Einige ſaßen da wie petrifizirt, Andere fuhren herum wie Raſende. Das Orcheſter-Perſonale lag auf den Stühlen ganz erſchöpft, ſchweißtriefend, athemlos; die meiſten Saiten waren abgeriſſen, die meiſten Blasinſtrumente ſchwer beſchädigt, und jede der vier Pauken hatte zwei bis drei große Löcher. Der Trompeter ſtieß beim Sturz des Koloſſes in ſein Inſtrument ſo heftig, daß ihm das meſſingene Mundſtück einen Vorderzahn zerbrach.

Über den Vorzug der einzelnen Muſikſtücke waren die Stimmen getheilt. Käthchen erklärte für das ſchönſte Stück das Duett zwiſchen dem — vor Liebe maustodt umfallenden Mauſolus und der ſeine Aſche im ſüßen Wein austrinkenden Artemiſia. Viktorine und einige andere Fräulein fühlten ſich von dem Chor der Verlaſſenen am meiſten angegriffen. Hilmar lobte insbeſondere die glücklich ausgedrückte Geſchäftigkeit der zwei Millionen Menſchen, von denen die Stadt Babylon erbaut wurde; Lichtheim pries die fröhliche Partie der hängenden Gärten, Hollau den Jagdchor, Madame Bitterſüß den Lach- und Zank-Chor der vom Jupiter betrogenen Schönen; Herr Bitterſüß hielt den Gigantenkampf mit den verſchiedenen Thierſtimmen für das Gelungenſte im ganzen Werk. —

Der folgende Tag war ein Raſt- und Eßtag. Am dritten Tage wurde ein Feuerwerk abgebrannt, welches die zwölf Hauptperioden der Weltgeſchichte darſtellte, folglich in ſeiner Art noch umfaſſender und erſchöpfender war als das große Oratorium. Beſonders gut nahm ſich der Brand der alexandriniſchen Bibliothek aus, wobei man ſogar die Titel mehrerer Bücher leſen konnte; unter dieſen zeigten ſich — ich weiß nicht, ob aus Unwiſſenheit oder aus Spitzbüberei des Kunſtfeuerwerkers — auch die Titel von mehreren neueren und neueſten Werken.

Am fünften Tage wurde endlich ein großes tragiſches Spektakelſtück, betitelt: „Der Mord des Todten“ aufgeführt. Die Neuheit und Kühnheit der Dichtung zeigte ſich nebſt der ungeheuern Schickſalsgräßlichkeit und Fantasmagorie, noch in einer ganz eigenen Art von tragiſcher Satyre, kraft deren die handelnden Perſonen ihr Inneres reflektirend, gleichſam zerſpalteten und, ſo zu ſagen, in den erſchütterndſten Momenten ſich ſelbſt lächerlich machten.

Indeſſen hatten die beiden Rezenſenten, der höfliche und der grobe, ihre Kritiken über das Oratorium, ſo wie über das univerſalhiſtoriſche Kunſtfeuer und die ſarkaſtiſche Tragödie ſchon in den Taſchen. Jetzt ſtanden Beide, der Eine ein Glas Wein trinkend, der Andere von einer Torte genießend, in verſchiedenen Ecken des Saales. Einer der Gäſte deutete dem Dichter Helion auf ſie, mit den Worten: „Wie ſie lauern!“ — Helion aber ſagte darauf: Ariſtarch, der ſchärfſte Kunſtrichter der alten Zeit, gab das Rezenſiren auf, und ſtarb im zwei und ſiebenzigſten

Jahre freiwilligen Hungertod, um nicht an der ihn quälenden Waſſerſucht zu ſterben; der größere Theil der heutigen Ariſtarchen rezenſirt aber aus Waſſerſcheu und um dem Hungertode zu entgehen." —

Helion ſchwieg, da das Deklamatorium eben anfing. Es durften nur Gedichte auf den Frühling überhaupt und auf den Mai insbeſondere vorgetragen werden; das war der ausdrückliche Wille der Madame Bitterſüß. So waren denn die Frühlings- und Maigedichte aller Nationen und Zeiten rekrutirt worden, um an dieſem Tage als ein Gardecorps zu paradiren. Es wurde auch in fremden Sprachen deklamirt, ſogar in ſolchen, die Niemand verſtand, weder der Zuhörer noch der Deklamator. Wer billig denkt, wird Dieſes gewiß nicht tadeln, wenn er ſich erinnert, daß ſo viele italieniſche Arien geſungen werden, wobei weder die Sänger noch die Zuhörer ein italieniſches Wort — höchſtens noch O Dio! und amore — verſtehen.

So ging denn ein deklamatoriſches Frühlings-Pelotonfeuer los. Auch Käthchen wollte mitfeuern; ihre ganze Deklamations-Wuth kam in Gährung, als ſie Fräulein und Herren nach einander vortreten und losbrennen ſah. Lichtheim bat ſie, es nicht zu thun, ſondern — wie er ſagte — ihre Bruſt zu ſchonen; der eigentliche Grund lag aber darin, daß ihre Stimme, ſobald ſie bei ihrem übrigens ziemlich richtigen Vortrage in's Feuer kam, abſcheulich kreiſchend wurde, wobei ſie oft ſogar zu grimaſſiren anfing. Sie that ſich jetzt lange Zeit Gewalt an; endlich aber konnte ſie ſich nicht mehr bezähmen, ſondern benützte einen eben eingetretenen kleinen Stillſtand, ſprang auf, und fing Thomſons Frühling in einer metriſchen Überſetzung zu deklamiren an. Da ſie vor Freude und Begierde zu exaltirt war, ſo trug ſie größtentheils unrichtig vor; der Athem wurde gepreßt, die Stimme unangenehm ſingend; das Geſicht glühte, die Arme kämpften mit den Worten.

Lichtheim, der es nicht ertragen konnte, wie Käthe ſich lächerlich machte, ſchlich heimlich aus dem Saale, und überließ das Fräulein und den Frühling ihrem böſen Schickſal. In einem der Seitenzimmer fand er eine kleine, aber ſehr gewählte Geſellſchaft, die ſich vom Deklamationstroß heimlich getrennt hatte. Auch Hellau nebſt Hilmar und ſeinen Töchtern waren hier. Als der Mond dieſes ſtillen Abendhimmels glänzte der Dichter Helion.

Es wurde viel über Dichter und Dichtkunſt geſprochen. Alle Anweſenden ſuchten die Empfindung, die ein ſchönes Gedicht auf ſie hervorbringe, und die Wirkung der Poeſie überhaupt, gleichnißweiſe zu erklären. Viktorine ſagte, ihr ſei dabei, als ſchwebe ſie träumend in einer Sommermondnacht auf dem duftigen Luftmeer zwiſchen Erd' und Himmel; Flora: als würde ſie mit Blumen bekränzt und an den Sohlen wüchſen ihr Flügel; Serena: ſie glaube im Leſen immer Muſik zu hören; Hilmar: er fühle ſich dabei geſtärkt wie nach einem Glaſe Rheinwein, das er in kleinen Zügen leerte; Lichtheim: ihm komme vor, er träte aus einer dumpfigen Tiefe in die reine Luft eines ſonnenhellen grünen Hügels. Hellau, auf den die Poeſie bisher nicht ſo außerordentlichen Einfluß hatte, — ſagte, um doch nicht ganz zurückzubleiben: er fühle von Alle dem etwas.

Viktorine aber fiel ihm in's Wort, um ihn von einer umſtändlicheren Erklärung abzuhalten, die Helion übel nehmen könnte. Darum bemerkte ſie: es wäre doch ſchön, wenn man die Wirkungen der Poeſie auf alle Anweſenden ſogleich erprobte, und zwar durch irgend etwas, das Helion von ſich ſelbſt zum Beſten gäbe.

Helion zeigte ſich bei ſolchen Aufforderungen ſtets äußerſt willfährig, doch immer nur mit etwas Kleinerem. Mit größern Dichtungen war er ſo zurückhaltend, daß er davon weder las noch ſprach.

Ich ſchwanke, ſagte er entſchuldigend, wie ein unentſchlüſſiger Liebhaber, zwiſchen einer ſtrengen regelmäßigen Schönheit und einer leichtfertigen hübſchen Dirne, Vers und Proſa. Jetzt gängelt mich eben die nachläſſige Anmuth der Letztern.

Das Zwillingspärchen, das ich der Geſellſchaft vorſtellen kann, hat ſein bequemes Kleid von ihr bekommen. Mit dieſen Worten zog er ſeine Brieftaſche hervor, nahm zwei Zettelchen feines Papier daraus, und las die folgenden zwei Paramythien:

### Tod und Leben.

Einſt war der Schlaf dem Menſchen fremd, und die Ruhe zur Erholung ein kurzer Tod, ein zeitliches Aufhören des erſtarrten Seins. Im Schooße der Nacht lag die ruhende Erde. Aus lautloſer Tiefe ſtieg des Todes Geſtalt empor, noch dunkler als die Nacht. Auf einer mondhellen Wolke ſchwebte der Genius des Lebens. Schaudernd beim Anblick des Würgers, blieb er in ſcheuer Entfernung von ihm. Das herzloſe Ungethüm aber ergrimmte, und ſtieß hohnvoll feindliche Drohungen aus gegen den leuchtenden Engel, deſſen Licht vor Wehmuth dämmerte. Kühn rief die rieſenhafte Nachtgeſtalt des Königs der Schrecken: „Entweiche! Laß ab von deinem fruchtloſen Beſtreben! denn mein Reich iſt die Erde, mein Eigenthum der Menſch, der Erde wird. Von der Wiege an dem Grabe verfallen, erhält er ſein Leben, um es zu verlieren. Entflieh', ohnmächtiger Geiſt, und erkenne mein Recht auf den Menſchen und meine Macht über ihn! Tauſend Wege öffne ich ihm und tauſend Mittel ſtehen mir zu Gebot: Krankheit, Gift und Seuche; der Krieg mit Schwert und Feuer. Alle zerſtörenden Leidenſchaften ſind mit mir im Bunde, und die Elemente gehorchen dienend meinem Wink. Ewig leb' ich, um alles Leben zu vernichten; Blut und Athem entſaug' ich dem Daſein, und die Fülle der Kraft, von mir berührt, vergeht in Ohnmacht. Nichts iſt, das mir zu widerſtehen vermag! Du ſelbſt, verwegener Genius, wirſt einſt vergehen vor meinem Vertilgungsgrimm, wie dieſe Wolke vor dem Nachthauch zerfließt."

Als der Feind des Lebens ſo ſprach, umzog Dunkel den Mond; dumpfer Donner rollte dröhnend dahin, und in allen Gräbern raſſelten die Gebeine.

Aber ſiegreich trat der Engel und noch leuchtender hervor, ſchwang ſegnend den Palmenzweig um die Erde, und über ſeinem Haupte ſtand ein heller Stern, vor deſſen herab-

eſenktem Strahl der Tod ſein Antlitz abwendete. **Und der**
ilde Genius, der Freund des Daſeins, der Ewiglebende,
r mit dem Vernichter nimmer in Berührung kommen konn-
, ſprach ſo zur Erde: „Der Friede ſei mit euch, ihr Ru-
nden zwiſchen Wiege und Sarg! Das Leben iſt von euch
wichen, und ihr ſeid gleich den Todten im Grabe; aber
r ſollt wieder erwachen und auferſtehen aus den Banden
s Todes, ihr, die ihr nun ſtarr liegt, bewußtlos, aller
räfte beraubt, nicht mächtig eurer ſelbſt! Wohl ſteht der
od an eurer Wiege, wohl verfolgt er euch auf jedem Tritt
rer Pilgerreiſe, wohl gehört ihm eures Daſeins Hälfte an:
er der Vernichtungsgierige, er muß wieder herausgeben
ne Beute, frei laſſen ſeine Stundenſclaven! Aus dem
chooße des Todes geht ihr ſiegreich hervor. Ohnmächtig
der Geiſt der Vernichtung, all' ſeine Macht nur ein Mit-
zu neuem Leben, zum Erdenleben, ſo wie zum ewigen,
jenem von der Sonne, zu dieſem von Gott erweckt!" —

Zum erſten Male durchzuckte den erbarmungsloſen Tod
flüchtiges Gefühl der Rührung. Heller floßen die mil-
n Strahlen vom Himmelslicht des Sternes in die Erden-
cht des Todes hinab, und aus dem verklärten Dunkel
ng des Schlafes dämmernde Geſtalt hervor, ein Bild
s Todes, ein Quell des Lebens, der das Weſen von Beiden
ſich aufnahm und vereinigte, ein todtes Leben, ein leben-
ger Tod, ein Vermittler zwiſchen Tod und Leben.

Des Engels Lächeln ward zur Morgenröthe, und freu-
erwachte Menſchen erzählten ſich ihr erſtes Traumgeſicht.

Helion ließ die Geſellſchaft nicht zu Worte kommen, ſondern erbat ſich ſogleich die Erlaubniß, die etwa erregten Schauer durch ein Bild ſanfter Freudigkeit begütigen zu dürfen. Und er las:

### Der Blumenkrieg.

Roſen und Lilien, bewundert und geliebt von aller Welt, waren einander einſt abhold, und lebten eben deßhalb in Zwiſt, weil die Einen und die Andern denſelben Vorzug haben wollten, den zu behaupten ſie ſtritten und beſtritten wurden; die Roſen, ſtolz auf ihrer Schönheit Prangen und der Liebe Glut; die Lilien auf der Unſchuld Verklärung und den Zauberreiz der reinſten Anmuth. Es kam zur Fehde. Mit Dornen bewaffneten ſich die Roſen, mit Schwertblättern die Lilien. Nachdem Beide in langem Streite zugleich Sieger und Beſiegte waren, trat Flora verſöhnend zwiſchen ſie, indem ſie ihnen zeigte, wie ſehr ihre Schönheit durch ihre Vereinigung erhöht würde, daß ſie von der Natur dazu beſtimmt ſeien, und getrennt eben ſo wenig wirkten als Schönheit ohne Anmuth. Bewegt von den Worten ihrer holden Schutzgöttin, ſchloßen die entzückten Blumen Frieden. Um die ſchöne Feier der ſüßen Verſchmelzung aller Welt durch ein ſichtbares Zeichen zu verkünden, ward beſchloſſen, den Abglanz derſelben auf der weiblichen Wange zu verewigen, auf welcher nun Roſen und Lilien, gleich ſiegreich, prangen.

Hätte die erſte Paramythie weniger gefallen, ſo konnte die zweite ihre volle Wirkung auf die Zuhörerinnen um ſo weniger verfehlen, als wirklich jede von ihnen ein Pracht-Exemplar von jenem Blumen-Friedens-Schluſſe auf ihren Wangen trug. Schade nur, daß Käthe nicht dabei war! Die hätte Alles auf ſich allein bezogen und wäre über den intereſſanten Menſchen vor Entzücken ganz rabiat geworden. Das war ſie aber leider, zu Lichtheims großem Verdruße, ohnedies ſchon, indem ſie ihre Deklamationswuth ausſtrömen ließ, bis ihr der Athem fehlte.

Dem beſonnenen Lichtheim, der über ihre Geneſung vom romantiſchen Fieber ſchon ſo froh war, kam ſie vor, wie jene verwunſchene Prinzeſſin, die früher eine Katze war, und nach ihrer Verwandlung von der abgelegten Katzennatur doch noch ſo viel beibehielt, daß ſie eines Morgens pfeilſchnell aus den Armen ihres Gemahls ſprang, um ein in der Ferne ſichtbar werdendes Mäuschen zu erhaſchen.

Wären die Ehe-Präliminarien nicht ſchon eine ſo allgemein bekannte Sache geweſen, ſo möchte ich nicht dafür gutſtehen, ob Lichtheim das Fräulein nicht etwa für incurabel erklärt und ſeinen Kopf aus der Schlinge gezogen hätte, den er jetzt, weil es ſchon ſo weit gekommen war, in Gottes Namen darin ſtecken ließ, von der Zeit das Beſte hoffend.

Käthe befand ſich von der Anſtrengung ſo übel, daß ſie vor dem Aufbruche der Geſellſchaft zu Bette gehen mußte, und deshalb noch ein ſehr romantiſches Ereigniß verſäumte.

Helion war nämlich über die gute Aufnahme ſeiner zwei kleinen Dichtungen ſehr vergnügt, und wurde darüber, wie gewöhnlich, etwas exaltirt. Diejenigen Gäſte, die in dem andern Flügel des Gebäudes wohnten, gingen nach geendigtem Souper ſehr munter und geſprächig die Treppe hinab. Helion führte die reizende Viktorine, auf deren Wangen die eine Hälfte der friedenſchließenden Parteien, nämlich die Roſen, mit Beeinträchtigung der Lilien, zu ſehr vorherrſchten. Helion, ſo wortarm er gewöhnlich war, ließ, einmal aufgeregt, einen Strom von Witz und Bildern hinfluten, und jetzt zugleich über die betäubte Viktorine einen ſolchen Blütenregen bezaubernder Schmeicheleien fallen, daß nur ihre ausdrucksvollen Augen hinreichen konnten, auf Alles hinreichende Antworten zu ertheilen.

Unten an der Treppe ſtand der vorausgehende Bediente mit einer Fackel, die er als Wegweiſerin für die Nachfolgenden hoch empor hielt. Da bat Helion die Geſellſchaft plötzlich ſtille zu ſtehen. Es geſchah. Die auf den obern Stufen immer höher übereinander ſtehenden weiblichen und männlichen Geſtalten bildeten in ihrer Unbeweglichkeit eine ſchöne Gruppe. Der Bediente, voll Verwunderung über das unerwartete Ereigniß dieſes augenblicklichen Stillſtehens und Verſtummens, wandte ſich mit verblüfftem Geſichte zurück, und ſeine Fackel warf ihr Licht ſo gut umher, daß Alle wie ein Gemälde voll Figuren in magiſcher Beleuchtung daſtanden.

Nun begann Helion eine Rede an den ſtaunenden Bedienten, der, als das einzige dumme Geſicht der Geſellſchaft, in der verklärenden Fackelhelle noch dümmer erſchien, und den herrlichſten Kontraſt darſtellte:

„Wunderbare Geſtalt! Du, mit der weißen Fackel aus dem Geiſterreich, — Unbegreiflicher! wer biſt Du? Entſtiegſt Du dem Himmel oder der Hölle? biſt Du ein guter oder ein böſer Geiſt? Ich vermag es nicht, Dein Weſen zu erkennen, denn mit jeder Minute änderſt Du, grauenhafter Proteus, Deine wechſelnde Geſtalt. Andeuten willſt Du, ſtummer Lichtmime, die Flüchtigkeit aller Erſcheinungen des Lebens; andeuten willſt Du, daß die Fackel des Schickſals die wichtigſten Momente unſers Daſeins beleuchtet. Und darum zeigſt Du Dich mir in dieſem Augenblick als Eros, den Gott der Götter, und der Menſchen Herrſcher; ewige Nacht würde die öde, freudenloſe Erde umhüllen, ſtrahlte nicht das Licht der Fackel der Liebe in die Welt und in die Seele hinein. Aber nun biſt Du plötzlich Hymen geworden, Amors und der Menſchen Freund, der Himmliſche, der die Herzen verbindet, die ſich fanden, und den Bund der Treue weiht für die Ewigkeit. Über zwei Seelen, die in ein Weſen verſchmolzen, ſchwingt er die Fackel des ungetheilten Glücks. Und ſieh! ſchon haſt Du Dich, feuriger Salamander, vervielfacht. Wie ein Funke plötzlich in tauſend Flammen auflodert, ſo flimmerſt und flackerſt Du jetzt als ein ganzer Fackeltanz umher, wie ein Freudenchor, der die Neuvermählten in den Tempel der Häuslichkeit geleitet, zugleich aber auch ein Bild des Lebensreigens, wo in der Halle des flüchtigen Menſchengeſchlechtes Einer dem Andern die Fackel reicht und der Faſſende ſie ſogleich wieder weiter geben muß, dem, der ſie eben ſo wenig behalten darf. Und ſo iſt die Fackel der Menſch ſelbſt, der hienieden keine bleibende Stätte hat, ewig fortgetrieben, dennoch ewig fortlodert. Und ſo iſt die Fackel auch das Glück, das raſtlos gleitet, ſtets gehaſcht, nie verliſcht, zu Jedem kommt, aber bei Keinem bleibt, und den Begünſtigten ſelbſt nur mit fliegendem Schimmer küßt. — Aber wie ernſt wirſt Du nun, o Fackelreigen! Unbeweglich ſtehſt Du in des unterirdiſchen Gewölbes düſterm Nachtgrau'n, und aus trübem Qualm züngelt die rothe Flamme empor! Dumpfes Schweigen herrſcht! Stört nicht der Myſterien heilige Feier! Bebt und betet! — Doch — wehe mir! welches gräßliche Geheul! welches ſinnenverwirrende Schlangengeziſche! Hu! Schauderhaftes Schwefellicht erfüllt die Höhle, und übertüncht gelb und blau die erbleichten Geſichter der Furchterſtarrten. Sie ſind's! ſie dringen ein mit der ſchlangenumwundenen Höllenfackel, die unerbittlichen, entſetzlichen Rächerinnen des Frevels, der Erynnien ſchauderhafte Rieſengeſtalten! Fort! Fort! — Sie ſind verſchwunden! Ruhe dämmert auf der duftigen Abendflur; die weſtlichen Roſen verglimmen. Trauernde Geſtalt mit lilienweißem Antlitz und zur Erde geneigter Stirne! Was ſinneſt Du, ſo wehmuthsvoll an die Cypreſſe gelehnt? Mildlächelnder Genius mit der geſenkten Fackel, — ich kenne Dich, und bebe Dir nicht, denn in dem Augenblick, da Du mir ſchweigend aufwärts deuteſt, treten aus dem dunkeln Nachthimmel Millionen freundlicher Sterne winkend hervor. Du biſt mir nahe verwandt, ſtiller Freund! Oft glaube ich ſogar Du ſelbſt zu ſein und ſteh' mit Dir auf vertrautem Fuße, und rufe Dich, damit Du den Leuten, die ich für meine Trauerſpiele und Romane geboren habe, wieder den Garaus machſt. Und ſo höre denn, geehrtes Treppen-Auditorium, von mir noch zu guter Letzte eine

### Rede des Todes bei ſeinem Eintritt in's Leben!

So ſpricht der Gewaltige:

„Ich, der Tod, den ihr Narren ſo ungeſchickt fürchtet, bin nichts weniger als fürchterlich. Daß ich nichts Schlechtes, ſondern wirklich etwas Gutes bin, zeigt ſich hinlänglich ſchon daraus, daß Gott ſelbſt mich zu euch ſendet, Er, der euch und für euch Alles Gute geſchaffen hat.“

„Lauft alſo nicht vor mir, denn es würde euch doch nichts nützen, weil ich euch auf jeden Fall einhole. Bleibt vielmehr ruhig! hört mir zu, und laßt euch bewillkommen!“

„Alſo — Gott zum Gruß! denn ich habe den Auftrag, euch, wenn's Zeit iſt, am Ende eurer Pilgerſchaft wieder zu ihm in eure urſprüngliche Heimath zurückzuführen.“

„Mein Kreditiv brauch' ich euch nicht zu übergeben, weil es in euch ſelbſt liegt. Was meine Inſignien als Großbotſchafter der Ewigkeit betrifft, ſo ſeht ihr hier das Stundenglas, das euch an den vernünftigen Gebrauch der Lebenszeit, die Hippe, die euch an den Unbeſtand und die Vergänglichkeit alles Irdiſchen erinnert, und die Fackel, deren Flamme, obſchon jene geſenkt iſt, dennoch aufwärts lodert, um euch dahin zu deuten, wohin ihr eigentlich gehört.“

„Nach dem, was ich bereits geſagt habe, ſollt ihr eine wahre Freude haben, mich bei euch zu ſehen; aber — **point du tout**! Ihr betragt euch vielmehr recht impertinent gegen mich, ſchaut mich mit grämlichen Geſichtern an, oder zeigt mir gar den Rücken. Manchmal ſchwätzt ihr freilich ſchöne Worte über mich, — das iſt aber nur Strohfeuer! Wie ich höre, ſoll ein deutſcher Schriftſteller über mich gar ein lobpreiſendes Werk haben drucken laſſen *). Ich weiß wohl, die Kriegsleute ſchreien: „„Wir wollen auf dem Feld der Ehre ſterben!““ — Kommt's aber dazu, ſo iſt Jeder gar froh, wenn ihm die Ehre nicht zu Theil wird. Warum ſonſt verlegte ſich manches Heer auf's Laufen, und mancher Feldherr auf den Rückzug? Die Verliebten ſind gar des Teufels. Finden ſie nicht gleich Gegenliebe, ſo wollen ſie ſich ſelbſt umbringen, und werden ſie geliebt, ſo bilden ſie ſich ein, der Tod — Herz an Herzen, Mund an Mund — wäre Seligkeit. Zum Glück aber laſſen ſie das Eine, wenn's zum Ernſt kommt, wieder bleiben, und aus dem Andern wird von ſelbſt Nichts; denn mir in's Geſicht zu ſchauen, getrauen ſich nur die Wenigſten, weil die Meiſten ein ſchlechtes Gewiſſen haben.“

„Die Sucht zu leben iſt wohl gränzenlos; die Mittel aber, die ihr zur Erreichung wählt, ſind größtentheils ganz verkehrte, denn ihr haltet euch nicht an die Natur, ſondern an die Unnatur, thut gerade das Gegentheil von Allem, was ihr thun ſolltet, ſchwächt und ſchwelgt, und hetzt und jagt euch zu Krüppeln — id est, zu Tode. Dann ſchimpft ihr über mich — ſehr mit Unrecht! Ich nehm' euch von der Erde weg, wenn ihr alt genug ſeid; da könntet ihr denn,

---

*) Vermuthlich meint der Tod hier das Werk über den Tod für's Vaterland von Thomas Abbt.

was mich betrifft, ziemlich lange leben. Unendlich Viele von euch ſind aber ſo dumm, daß ſie meine Ankunft gar nicht abwarten, ſondern ſich das Leben nehmen, eh' ich es zu holen komme. Ja, meine lieben Leute! ihr ſeid Narren; ihr tödtet euch ſelbſt vor der Zeit, durch raſende Leidenſchaften, wildes Ausſchweifen, phyſiſche und moraliſche Gifte. Sterbt ihr dann, ſo heißt's, ich hätte euch umgebracht. Nebſtbei wird auch Alles, was Krieg und Seuche wegraffen, auf meine Rechnung geſetzt. Was gehen die beiden Schelme mich an? Ich habe den Auftrag von Gott, euch von der Erde nur dann abzupflücken, wenn ihr reif genug ſeid, und dieſen Befehl vollziehe ich pünktlich. Wenn ihr mir aber ſelbſt nachlauft, dafür kann ich nichts. Käm's auf mich an, und ihr pfuſchtet mir nicht in's Handwerk, ſo ſtürbet ihr alle wunderſanft an der Entkräftung und ſchlieft in's beſſere Leben hinüber wie ein Muſikſtück, das aus einer Tonart in die andere übergeht. Ihr werdet daraus ſehen, daß ich auf alle eure Krankheiten gar nicht anſtehe, und mein Amt ohne ihre Beihülfe verwalten kann, obſchon ſie die Keckheit haben, ſich für meine Gehilfinnen auszugeben."

„Liebe Menſchlein! Ihr möchtet wohl Alle gern lange leben. Aber — langes oder kurzes Leben — was heißt das? gar nichts! Es iſt nur eine leere Redensart. Das kürzeſte Leben iſt lang, ſobald ihr es gut und vernünftig führt; lebt ihr aber ſchlecht und dumm, ſo iſt auch das längſte Leben kurz. Glaubt mir, ein ſchönes Leben iſt beſſer als langes, und es gibt Stunden in eurem Leben, deren eine oft mehr werth iſt, als ein ganzes Lebensalter."

„Nehmt's alſo mir und unſerm Gott nicht übel, daß er euch von mir wieder abholen läßt wie von einem Hofmeiſter, der die Kinder aus der Geſellſchaft nach Hauſe führt! Denkt nur, bei der Menge Menſchenkinder, die fort und fort nachgeboren werden, — wo fändet ihr genug Raum? Ihr müßt einander Platz machen, um euch nicht zu erdrücken."

„Lamentirt mir alſo künftighin nicht, und vor Allem — hört auf, mich zu verleumden, ſonſt kränk' ich mich ſelbſt zu Tode; und dann kann Tod ſein wer will! Nun meine Herren und Damen, Gott befehlen! Lebt wohl, das heißt, lebt luſtig, aber geſcheidt!!" —

Nach dieſen Worten erſcholl allgemeiner Applaus, nur der Bediente ſchüttelte den Kopf. Helion führte Viktorinen mit grandiöſer Haltung über die Treppe; die übrigen Gäſte folgten ſcherzend und lachend, ſchauten den vielgeſtaltigen Bedienten neugierig an, machten viele Auslegungen über ſein noch ganz verblüfftes Geſicht, und träumten die ganze Nacht von dem ehrlichen Tod und den wechſelnden Fackelgeſtalten. Zum Schluſſe will ich nur noch bemerken, daß es mir ſcheint, als ſei die zuerſt viſionirte Fackelgeſtalt — der Eros, — Viktorinen und dem Dichter etwas zu nahe gekommen.

## Sechstes Kapitel.

### Dichterleben. — Die Lockenräuber.

So luſtig der Deklamations-Abend geendet, ſo fröhlich auch Helion auf eine ganz eigene Weiſe ſelbſt deklamirt, und ſo ſeelenvergnügt auch die Geſellſchaft ihm zugehört hatte — Viktorine insbeſondere: ſo ſah man doch am folgenden Morgen unter den übrigen ſehr luſtigen Gäſten vier Weſen, in deren Geſichtern ein gewiſſes — beinahe an Schwermuth gränzendes Nachſinnen zu leſen war. Dieſe vier Weſen waren keine andern als Viktorine und Helion, Käthe und Lichtheim. Die beiden Erſtern glichen in ihrer ſtillen Trauer einem milden grauen Herbſttag; die zwei Letztern konnte man einem heißen Juliusabend vergleichen; der Himmel hat ſich getrübt, über den Bergen lauert ein Gewitter, und es ſcheint faſt, als hörte man in weiter Entfernung einen ſehr leiſen dumpfen Donner rollen. Käthe, die keine Überſpannung ertragen konnte und doch ſo gerne ſich exaltirte, befand ſich nicht wohl, ſah nun die Thorheit ihrer Deklamations-Wuth ein, und ihr achtloſes Betragen gegen Lichtheim, vermochte es aber nicht, ihm ein freundliches Wort zu ſagen. Lichtheim zürnte um ſo mehr, als er ſeinen Unmuth in ſich zurückdrängte. Jeder Groll aber, der nicht zur Sprache kommt, krallt ſich wie ein Geier in die Bruſt feſt, und unterſcheidet ſich von dem Geier des Prometheus nur dadurch, daß er noch ärger iſt, indem er nicht, wie dieſer, an der Leber, ſondern am Herzen zehrt.

Beſſer ſtand's um die ſchöne Trauer, von welcher ſich die zwei Fantaſirenden: Viktorine und Helien, befangen fühlten. Sie träumten den Morgentraum der Liebe, der, gleich dem Geſang der Nachtigall, Entzücken und Schmerz vereinigt.

Helien hatte es bei ſeinem Traume beſſer, als die arme Viktorine, denn er konnte ſich nach Herzensluſt in die grüne Einſamkeit und in ſich ſelbſt verſenken und ungeſtört fort träumen, während Viktorine, umlagert vom vielredenden und viellachenden Schwarm der Geſellſchaft, immerzu beſchäftigt war, ihre Geiſtesabweſenheit zu bemänteln, und anders zu ſcheinen als ſie war.

Wir verlaſſen indeß die, — bisher noch von keinem Übermüthigen angerufene Nachtwandlerin, um dem Helien zu folgen, der mit verſchränkten Armen über den großen grasbewachſenen Platz des nahen Dorfes wandelt, auf deſſen Mitte ein klarer, von hohem Schilf umflüſterter Weiher der Sonne, dem Mond, den Sternen, und den hübſchen Dorfmädchen zum Spiegel diente. Hier wohnte in einem ſehr niedlichen Hauſe der Richter des Dorfes, zugleich Gaſtwirth. An den roſenfarbenen Wänden des Hauſes rankten ſich hohe Weinreben hinauf, von denen alle kleinen Fenſter-Quadrate entweder umrändert oder ganz überwebt waren. Der Geiſt des Friedens ſchien hier ſeine Behauſung zu haben. Nur die Honoratioren des Dorfes, die herrſchaftlichen Oberbeamten, der Poſtmeiſter, der Schullehrer, der Müller u. dgl. ſprachen hier ein; auch Durchreiſende verweilten gerne ein Stündchen.

Der Wirth und ſein Weib waren echte Ebenbilder von weiland Philemon und Bauzis, redlich, himmelrein, fromm und gut, und vom erſten Augenblick der erklärten Liebe bis zum letzten Augenblick ihres Lebens ſich mit heiliger Treue ergeben. Helion nannte ſie auch gar nicht anders als Philemon und Bauzis, und die beiden uralten Leute ließen es freundlich lächelnd geſchehen, nachdem er ihnen die rührende Geſchichte einmal herzlich und einfach erzählt hatte.

Helion verlebte mit dieſen guten Menſchen ſchon drei Sommer. Sie behaupteten, er habe mit ihrem verſtorbenen Sohn, ihrem einzigen Kinde, in Geſtalt und Manieren ſo viel Ähnlichkeit, daß ſie den Verſchwundenen in ihm manchmal zu ſehen und zu hören glaubten. Sie liebten ihn daher ſo zärtlich, als ob er jener Sohn wirklich wäre, und gingen ſogar mit dem Gedanken um, ihn an Kindes-Statt anzunehmen. Im vorigen Sommer pflegten ſie den Erkrankten mit der treueſten Sorgfalt; dafür hing aber auch Helion mit ganzer Seele an ihnen, und ſein redliches Herz glühte von kindlicher Liebe und Dankbarkeit. Sie thaten ihm Alles, was ſie ihm an den Augen anſehen konnten und laſen mit dem Scharfſinne der zärtlichſten Liebe die geheimſten Wünſche aus ſeinem reinen Herzen heraus; Helion dagegen gefiel ſich, ihnen die vollſte Ehrfurcht zu bezeigen, und ſich ihnen ganz hinzugeben.

Auch den gegenwärtigen Sommer wünſchte Helion bei ſeinen Pflege-Eltern zuzubringen; ließ ſich aber, da ihm alles Verweigern ſo ſchwer fiel, von der zudringlichen Höflichkeit der bitterſüßlichen Ehekonſorten ſo betäuben, daß er nachgab, und auf einige Zeit zu den Sternen hinaufzog.

Hier tröſtete ihn die Hoffnung, aus ſeiner ſchönen Gefangenſchaft bald wieder befreit zu werden. Es verging aber kein Tag, an dem er nicht dem Getümmel des übervollen Hauſes entfloh und ſich in die Abgeſchiedenheit zurückzog, wo er mit offenen Armen empfangen wurde.

Das für ihn zugerichtete Zimmer blieb immerzu ohne die geringſte Veränderung, jeden Augenblick zur freundlichen Aufnahme bereit. Es war wirklich ein Heiligthum der Ruhe. Das Blättergeſäuſel einer uralten Linde, die ihr windbewegtes Schattenſpiel vor dem Fenſter machte, und das leiſe Gemurmel des Baches, dem Helion einen großen Stein untergelegt hatte, mit dem die Wellen unaufhörlich zu ſchwätzen und zu tändeln hatten, — ſie waren, nebſt dem Geſang zutraulicher Waldvögel, die einzigen Lauteniſten, die man in der tiefen Stille vernahm. Vom Bachufer und von der Linde aus ſchwelgte das Auge über ein grünes Meer von Wieſen und Weinbergen, das die luxurioſe Natur in einer Flutenfülle von den hellſten bis zu den dunkelſten Abſtufungen verſchwenderiſch hingoß, aus dem ſich Helion, ſeine Blicke die längſte Zeit eintauchend, oft ſo voll ſaugte, bis er einen Farbenrauſch hatte. Zur linken Seite der grünenden Unendlichkeit erhob ſich die Kirche von uralter Bauart mit einer maſſiven Ringmauer von bemooſtem grauen Geſtein umgeben; dicht daran ſtanden die Trümmer eines Templergebäudes mit wohlerhaltenen Hauptmauern. Auch mehrere Gemächer befanden ſich im beſten Zuſtande; nur die offenen Pforten und Fenſter deuteten auf Herrnloſigkeit und Mangel an Bewohnern. Die fehlenden Zimmerdecken ſuchte der Himmel ſelbſt zu erſetzen, ſo gut es ſein konnte, bald ätherblau, bald wolkengrau. In den weiten Hallen hielten die Winde ihre ritterlichen Übungen und Turniere, indeß goldne Sonnenblumen, gleich eitlen Damen koſend aus den Fenſtern nickten. Als ein **memento mori** aller Weltherrlichkeit trauerte hinter ihnen die dornige Diſtel, an deren rothem Barte noch Spuren vom viel vergoſſenen Blute der Vorzeit zu kleben ſchienen.

In dieſem Friedensaſyl hatte der dichtende Helion viele der glücklichſten Stunden ſeines Lebens verträumt; in ſeiner jetzigen Gemüthsſtimmung führte ihn die Liebe her, deren Geiſt über ſeine Seele fantaſirend hinſäuſelte, wie der Wind über die Äolsharfe. Nachdem er einige Stunden unter Bildern des Entzückens und der Wehmuth herumgeſchwärmt hatte, fühlte er ſich gedrungen, die Übermacht Beider durch freundliche Mittheilung zu mildern und ſich zu ſeinen Fantaſien gleich einem Virtuoſen von andern Inſtrumenten um ſo mehr accompagniren zu laſſen, als zu lange anhaltender Genuß der Einſamkeit, ſein reizbares Weſen zu ſehr aufregend, ihn gewöhnlich in einen fieberhaften Zuſtand verſetzte.

So trat er in die Gaſtſtube, um ſeinen Philemon und die holdſelige Bauzis aufzuſuchen. Er fand aber hier zwei Herren, die, Wein trinkend am großen Tiſche, in der Mitte des Zimmers ſaßen. Dieß war der Ehrenplatz für vornehme Gäſte. Die einfache aber feine Kleidung, die ſchönen Kappen mit breiten Treßborden, welche die Fremden trugen, verkündeten Wohlhabenheit; ihr Geſpräch, das ſie ganz laut führten, bewies Geiſt und Bildung.

Helion, in ſeiner jetzigen Stimmung nicht geneigt, mit Fremden zu konverſiren, ſetzte ſich in einiger Entfernung an's Fenſter, und ſprach mit dem Alten. Als dieſer ihn einige Male mit Namen nannte, riefen die Fremden den Wirth zu ſich, und erkundigten ſich, ob dieſer Helion der Dichter ſei, von dem ſie ſchon ſo viel Schönes geleſen und ſo viel Rühmliches gehört hätten. Da der Alte, über das Lob ſeines Lieblings erfreut, Alles bejahte, ſtanden die beiden Fremden auf, traten zu Helion, und erſuchten ihn ſehr artig, ihnen ſeine Geſellſchaft zu gönnen. Helion war zwar ſonſt gegen Jeden, den er nicht genau kannte, etwas ſcheu, ja ſogar ſpröde und zurückſtoßend; das äußerſt gefällige offene Weſen der zwei jungen Ruſſen zog ihn aber bald ſo mächtig an, daß er ihrer Einladung nicht widerſtehen konnte und ſich an ihren Tiſch ſetzte. Iwan und Fedor wetteiferten nun in Lobeserhebungen. Helion blieb anfangs ziemlich kalt und wortkarg, glaubte faſt, ſie wollten ihn zum Beſten haben, und ſuchte ſchon Ausflüchte, ſich wieder zu entfernen. Iwan und Fedor zeigten aber eine ſo herzliche Freude über ihn, ſagten ihm ſo viel Schönes, trugen endlich ſogar ein kurzes Gedicht von ihm ſehr richtig vor, und wurden ſo warm, daß Helion, davon ergriffen, Beide mit Innigkeit umarmte. Die zwei gutherzigen, aber ſehr kräftigen Ruſſen drückten ihn ſo heftig an ſich, daß dem armen Helion, deſſen Natur eben nicht die ſtärkſte war, etwas unwohl wurde. Iwan befahl dem Wirthe ſogleich den beſten Wein aufzuſetzen. Beide tranken auf Helions Wohl, ließen ihn und alle ſeine Poeſien leben. Zuletzt wurde der alte Öſterreicher auch zum Lebehoch ſeines eigenen Landes verwendet. Nun ſtieg Helions Begeiſterung mit der ſeiner Geſellſchafter in gleichem Grade, und zwar ziemlich ſchnell zu einer beträchtlichen Höhe. Er ſprach in rhytmiſcher Proſa das Lob Rußlands, der ſchönen Eigenſchaften der Ruſſen überhaupt, und erhob insbeſondere ihre bedeutenden Fortſchritte in der geiſtigen Ausbildung. Iwan und Fedor ſogen Helions Worte noch gieriger ein, als den alten Öſterreicher. Der Enthuſiasmus wurde ſtets ärger; man ließ Regenten, Schriftſteller, Künſtler, ganze Völker, endlich die ganze Welt leben. Auf Helions Lippen ſchwebte ſchon Viktorinens Name; er beſann ſich aber noch zur rechten Zeit, drängte ihn in's Herz, aus dem er heraufgekommen war, zurück, und ließ Alle Schönen leben. Einſtimmiges Zujauchzen erfolgte. Man umarmte, man küßte ſich; Alles ſchwamm in ſeliger Harmonie. Bruder! ſcholl's von allen Lippen; Jubel und Freude waren gränzenlos.

Plötzlich nahm dieſe Szene des Entzückens eine unerwartete Wendung. Iwan, der exaltirteſte von Allen, ergriff Helions Haupt, rief: „Schöner, herrlicher Kopf!" Und gleich darauf: „Von dieſem Kopf muß ich eine Locke haben, als Angedenken dieſer mir unvergeßlichen Stunde; eine der blonden Locken!"

Fedor ſtimmte freudig bei. „Eine blonde Locke, eine blonde Locke!" riefen Beide zugleich. Helion, theils aus Beſorgniß, das Begehren ſei nur Spaß, theils weil es für den Ernſt übertrieben ſchien, theils auch aus Beſcheidenheit, weigerte ſich, dem Verlangen zu willfahren. Die jungen Ruſſen verſicherten aber, daß ſie nicht ablaſſen und ſelbſt Gewalt brauchen würden, wenn's ſein müßte. Über das Wort Gewalt gerith Helion, vom Weine erhitzt, in Zorn, in dem er ſo heftig aufloderte, daß er, nach poetiſcher Sitte, ſogleich mit einem Schwur herausfuhr und betheuerte: „Keine Macht der Erde ſoll vermögend ſein, ihm eine Locke, ja nur ein Haar von ſeinem Haupte zu rauben; er werde ſich gegen ein Heer vertheidigen, und die nordiſche Bärenkraft müſſe vor der ſüdlichen Glut zerſchmelzen.“ — Dieſe haſtige Äußerung beleidigte Iwans und Fedors Nationalſtolz; vom Weine eben ſo erhitzt als Helion, thaten ſie auf der Stelle den Gegenſchwur: „Das Zimmer nicht ohne blonde Locke zu verlaſſen!“ — Iwan, noch heftiger als Fedor, rief ſogleich nach einer Scheere, und als dieſe auf Helions Gegenbefehl nicht gebracht wurde, ſprang er auf, und kam in wenig Augenblicken mit einer großen Schneiderſcheere zurück. Fedor hatte indeß die Thür bewacht, und verwehrte dem fluchenden Helion den Ausgang, ohne auf die Bitten des Wirthes und das Angſtgeſchrei der herbeieilenden Bauzis zu achten. Der Anblick jenes koloſſalen Inſtruments, und der Gedanke, auf ſo ſchmähliche Weiſe eine Locke zu verlieren, entflammte Helions Zorn zur Wuth. Die Wuth und der Wein erhöhten ſeine Kräfte, und ſo ſtellte er ſich wie ein Athlet zum Kampf. Fedor ſtrebte ihn feſt zu halten und rang mit ihm, während Iwan mit der geöffneten Scheere wie mit einem Mauerbrecher auf ihn zuging. Drohungen, Schmähworte, Stöße von allen Seiten; Weinflaſchen und Gläſer ſtürzten wehklagend vom erſchütterten Tiſche, und — die kaum noch waltende Harmonie, ward zu ſchrecklicher Diſſonanz, der Schauplatz der Freude zum Schlachtfeld.

Jetzt, ihr Muſen, ſchützet euren Prieſter, ſonſt iſt's um ihn geſchehen! Schon drückt Iwan, im Geſicht eine Miſchung von Grimm und Lachen, den armen Helion links hinüber, daß der gekrümmte Poet einem rieſenhaften Komma gleicht. Schon hält Fedor auf dem bodenwärts geſenkten Haupt die räuberiſche Hand, und in der Hand die zwar noch angewachſene, aber zum Abmähen und zum Andenken beſtimmte blonde Locke; da ergreift Helion ſelbſt die Haarſenſe, hält ſich daran feſt, gibt ſich einen elaſtiſchen Schwung, wodurch Iwan das Gleichgewicht verliert, mächtig zu Boden ſtürzt, wie eine Univerſalmonarchie, und ſeinen Reiſegefährten Fedor mit dem Umſchwung der überſchlagenden Füße ſo gewaltig niederſtreckt, daß beide Lockenräuber ſinnlos übereinander liegen. Helion benützt die köſtliche Zeit und geht majeſtätiſch mit unverſehrtem Haupte, an dem kein Haar gekrümmt iſt, zur Thüre hinaus. In demſelben Augenblicke tritt die ergraute Bauzis mit vier robuſten jungen Bauern ein, die ſogleich eine Linie formiren und Helions Rückzug decken.

Dieſer, als er im Freien war, dankte dem Himmel für ſeine ganzen Glieder, für ſein unverletztes Haupt und für die unbeſchnittenen Locken, die er, wenn ſie ſchon zu Monumenten dienen ſollten, lieber zu Namensanfangs-Buchſtaben, Ringen und Schnüren für weibliche Hälſe und Finger hergeben wollte, insbeſondere aber für Viktorinen, die ſeinen lichtblonden Kopf gelobt hatte.

Indeß Helion, aufgebracht und geſchmeichelt zugleich, ſeine Dachteraſſe im bitterſüßlichen Sommer-Palais erſtieg, wo ſein Kopf ſicher war, aber nicht ſein Herz, erhoben ſich Iwan und Fedor vom Boden, ſahen ſich lange ſtarr in's Geſicht, und lachten endlich laut auf. Der Wirth und die Bauern thaten insgeſammt einige kühne Seitenſprünge. Aber weit entfernt von allen menſchenverderblichen Anſchlägen, gingen unſere Reiſenden auf den Wirth, der an der Spitze der — in einer Ecke des Zimmers zuſammengedrängten Mannſchaft ſtand, los, reichten ihm mit größter Gutmüthigkeit die Hände, und ſagten: „Nichts für ungut, lieber Herr! Es war nur Spaß, und euer Wein iſt köſtlich. Was beträgt die Zeche?“ —

Philemon wollte, eh' er die Rechnung machte, eine lange Lobrede auf ſeinen Liebling Helion halten; ſo ſehr ihm aber das am Herzen lag, ſo ließen ihn die beiden Ruſſen doch nicht zu Worte kommen, indem ſie ſelbſt von dem blonden Dichter ſo rühmlich ſprachen, daß dem guten Alten nichts übrig blieb zu ſagen, als: „Gnädige Herren! Sie reden mir ganz aus der Seele.“ —

Die lebhaften Jünglinge küßten ihn herzlich, und zwangen ihn, ein Goldſtuck über den verlangten billigen Zechbetrag anzunehmen. Der Wirth behielt es nach langem Weigern, als aber die Herren zur Thüre hinausgingen, ſtand er vor dem Reiſewagen und hielt ihnen ſein großes hochzeitliches Kelchglas, aus dem er alle Jahre nur einmal trank —

nämlich zum Angedenken ſeines Hochzeittages, — hoch empor; jeder mußte den duftigen Geiſt des goldenen Greiſes in einem Zuge leeren, und zugeben, daß der alte Öſterreicher dem Rheinwein nichts nachgebe. So ſtiegen ſie in den Wagen, und riefen noch tauſend Grüße an Helion heraus. Der Poſtillon blies, der Wagen flog, die nordiſchen Gäſte verſchwanden.

Der gute Alte, weichmüthig von Natur, jetzt aber insbeſondere, durch die vergegangene Szene und den Mitgenuß des Weines zweifach gerührt, ſah ihnen mit naſſen Augen nach, und ſagte zu der an ſeiner Schulter lehnenden Bauzis: „Die Ruſſen ſind doch gute Leute! Ja, ja! Es gibt allerhand Nationen auf der Welt!“ —

## Siebentes Kapitel.

### Preis-Aufgaben einer Privat-Akademie der Künſte und Wiſſenſchaften. — Ball-Schlacht.

Wir eilen in das bitterſüßliche Haus, wo es jetzt recht grandios hergeht; denn Herr und Madame Bitterſüß hatten in einer ſchlafloſen Nacht den großen Gedanken gefaßt, in ihrem Hauſe, das ohnedieß ein Ameiſenhaufen alles Schönen war, eine förmliche Akademie der Künſte und Wiſſenſchaften zu gründen. Künſtler aller Art, Gelehrte und Rezenſenten waren im Überfluſſe da; folglich war das herrliche Unternehmen unter ſolchen Umſtänden eine wahre Kleinigkeit, die in einem Tage gar leicht zu Stande gebracht werden konnte. Sämmtliche Männer wurden zu aktiven, alle Frauen und Fräulein zu Ehren-Mitgliedern ernannt; das war binnen einer halben Stunde geſchehen. Die ganze Akademie ſtand daher ſo ſchnell da, als wäre ſie hergeblaſen. Herr Bitterſüß wurde natürlich zum Präſidenten, Madame Bitterſüß zur Präſidentin ernannt. Helion mußte ſich zum permanenten Akademie-Sekretär erwählen laſſen, und Thusnelda ruhte nicht, bis ſie ihm adjungirt war.

Vor Allem ſchritt man ſogleich zu unzähligen Preisaufgaben und Preis-Ausſetzungen, nach dem aufgeſtellten Grundſatze, Geld regiere die Welt, und wo der Preis einmal da ſei, könne auch das Preiswürdige nicht fehlen.

Dem gemäß wurden nun Preiſe geſetzt.

1) Auf die zwei beſten Lehrgedichte über die lange Weile, und über die Zubereitung der echten Schuh- und Stiefelwichſe.

2) Auf das längſte Epigramm.

3) Auf das beſte Heldengedicht in Soneten, ſo zwar, daß jeder Geſang einen eigenen Sonetenkranz ausmacht.

4) Auf die beſte Idylle aus einer Unſchuldswelt von verjährten Schönen und ausgebrannten Spitzbuben, (z. B. in einem Zuchthauſe).

5) Für den beſten Charadenkranz auf die neun Kegel.

6) Auf das beſte Trauerſpiel in Ottave rime mit eingemiſchten abwechſelnden Terzinen und Seſtinen, worin nur Wahnſinnige auftreten, in einer Verſchwörung gegen die Unſinnigen.

7) Auf das beſte Singſpiel ohne Text, wodurch die muſikaliſchen Inſtrumente zugleich als handelnde Perſonen

auftreten; z. B. die Paucke als ein Tirann, die Trompete als ein Held, die Flöte als erſte Liebhaberin, der Faget als gutherziger Murrkopf, die Violine als ein ſchwatzhafter Vielwiſſer, die Viola als ein ſchlichter redlicher Mann, das Fortepiano als ein Univerſalgenie, die Oboe als ein arroganter vorlauter junger Herr, die Guitarre als primo amoroso, der Violon als ein alter Schulmeiſter, die Poſaune als unglückliche Ehekonſortin, das Horn als Ehegatte, die türkiſche Trommel als ein Rezenſent, das Glockenſpiel als ein Soneten- und Charaden-Dichter, die Kaſtagneten als witzige junge Herren und Damen, die Maultrommel als ein Häuchler, die Windharfe als ein Schauſpieler u. ſ. w.

8) Heldenbriefe zweier Feldhaſen.

9) Luft und Duft, ein romantiſches Liederſpiel.

**10)** Der Krieg der Elephanten und der Mücken, ein komiſches Heldengedicht.

**11)** Die beſte Erzählung unter dem Titel: Die Erfindung des Schlafes.

**12)** Hufſchläge des Pegaſus. Eine Sammlung ſatyriſcher Gedichte vom ſchwerſten Kaliber.

---

Die zweite Preisvertheilung war für wiſſenſchaftliche Werke beſtimmt, und zwar:

1) Äſthetik der Kochkunſt, nebſt einem Anhang über Küchenmuſik.

2) Über die Lage und Bauart der Luftſchlöſſer.

3) Anatomiſch-plaſtiſche Vorleſungen über die Füße der Ballet-Tänzerinnen.

4) Schauſpielkunſt und Muſik aus dem Geſichtspunkte der Mathematik betrachtet, nebſt einer Abhandlung über die Betrunkenheit.

5) Der Menſch, ein Buch für Menſchen und ſolche, die es werden wollen.

6) Über die Krankheiten der Mücken.

7) Symbolik des Geſammtweſens des geſchichtlichen Alleinſeins und Nichtalleinſeins, nach dem Maßſtabe des pſychiſch-politiſchen Beiſammenſeins.

8) Die Epidemie der Schreibſucht, hiſtoriſch, pſychologiſch und metallurgiſch betrachtet.

9) Anleitung zur Erfindung ſehr anziehender neuer Büchertitel.

10) Über die Kultur der Flöhe und ihre Veredlung.

11) Dramaturgiſche Vorleſungen über Mord- und Spektakelſtücke, herausgegeben von einem Ritter-Schauſpiel-Pferde, nebſt einem Anhange über die Gaſtrollen der Hunde, und einer kleinen Singſchule für Fiſche.

12) Über die Polarität des Weltenräthſels, eine myſtiſche Anſchauung des Unbegreiflichen.

13) Die Kunſt viel zu eſſen und nichts zu leſen.

14) Unterricht für Setzer und Drucker, die bleiernen Buchſtaben ſo zuſammen zu ſtellen, daß ſie ganze Werke formiren und die Schriftſteller ganz entbehrlich machen, zum Beſten der Nachdrucker, die ſodann den Nachdruck ganz aufgeben können und nicht einmal für das zum Nachdruck nö-

thige Original-Exemplar Geld auszugeben brauchen, nebſt einer beigefügten Vertheidigung der Druckfehler und vieler Beiſpiele, wie oft die Druckfehler einem Werk mehr Salz geben als die Autoren.

15) Statiſtiſche Tabellen über die Staaten des Zaunkönigs.

16) Anſichten über die Nachtſeite der Weisheit, nebſt einer Anleitung zur Unwiſſenheit.

17) Winke über die Verſchiedenheit des Außerordentlichen in dem Gemeinen und Alltäglichen.

18) Der Tanzmeiſter für Podagriſten.

Dritte Preis-Ausſetzung auf folgende humoriſtiſche Aufſätze:

Rede, wodurch ein Fuchs die Hühner überzeugt, daß er ihr wahrer Freund und Beſchützer ſei.

Über böſe Weiber und Vulkane. Eine Parallele.

Verſuch über die Möglichkeit, zwei Eheleute in einander verliebt zu machen.

Wäre es der Veredlung der Menſchheit vortheilhaft, wenn auch das Niedrigſte erhaben würde?

Über die Art und Weiſe, wie ein Journal ſich blos dadurch erhalten kann, daß es mit jedem Tage ſchlechter wird.

In welchen Fällen wäre durch Dummheit mehr auszurichten als durch alle mögliche Klugheit?

Parallele weiblicher Nadel- und Zungenſtiche.

Verſuch, die Gedankenſtriche als ein Gedanken-Surrogat einzuführen.

Träume und Schwärmereien eines Eſels.

Unterricht für junge Leute, die ſich ihre Hofmeiſter ſelbſt bilden und nach ihrer Hand ziehen wollen.

Über die Erblichkeit der Ehre und der Gicht in vornehmen Familien.

Iſt es einer rechtſchaffenen Ehefrau erlaubt, ihrem Gatten auch dann zu widerſprechen, wenn er ihr in allen Dingen Recht gibt?

Warum iſt die Frau des weiblichen Geſchlechts und das Mädchen des ungewiſſen?

Wie könnte man einen Menſchen anſchauen, ohne ihn eines Blickes zu würdigen?

Iſt ein Autor berechtigt, ſeinen Leſern blos deshalb lange Weile zu machen, damit die Rezenſenten ſich zu Tode ärgern, und endlich gar ausſterben?

Iſt es erlaubt, einen Menſchen blos deshalb auf eine ſehr niederträchtige Weiſe zu betriegen, weil wir ihm beſondere Ehrfurcht und Dankbarkeit ſchuldig ſind?

Waren unter den Bäumen, die dem leiernden Orpheus nachfolgten, auch Obſtbäume? Und haben dieſelben durch die Erſchütterung des Gehens kein Obſt verloren?

Wäre es nicht möglich, bei vorzüglich zarten Kindern die Schläge als Nahrungs-Surrogat anzuwenden?

Was iſt ſchwerer zu ergründen, die Natur der Kunſt, oder die Kunſt der Natur?

Wie viel Unzen Thränen muß ein wohlerzogenes Mädchen in einem rührenden Schauſpiel vergießen, um gerechten Anſpruch auf Empfindſamkeit machen zu können?

Detaillirter und gehörig begründeter Vorſchlag zur Errichtung einer Flöhe-Leihanſtalt für gebildete Frauen und Mädchen.

Warum ſchreiben die wenigſten Schriftſteller ſo, wie ſie ſchreiben wollen?

Die Beſtimmung der Preiſe wurde vom Präſidenten Bitterſüß, dem Akademie-Sekretär überlaſſen, indem der bitterſüßliche Mäcen dabei erklärte, Helion möge ſich in Hinſicht auf die Quantität und Qualität dieſer Preiſe, inſofern es vernünftiger Weiſe geſchehen könne, ganz und gar nicht geniren, indem er entſchloſſen ſei, ſeine bekannte Freigebigkeit und Großmuth bei Unterſtützung eminenter Talente in ihrem hellſten Glanze ſtrahlen zu laſſen.

Während Helion an ſeinem Preis-Schwank arbeitete, und dabei viel lachte, verſchloß ſich Herr Bitterſüß in ſein Kabinet, wo er Dukaten und andere klingende Münze zählte, und ſich ſehr ernſthaft beſchäftigte, alle die goldenen und ſilbernen Herrſcher-Porträte in Röllchen zuſammen zu ordnen, denn er war der Meinung, ſolche Preiſe könnten in gar nichts Anderem beſtehen, als in Geld, das auch pünktlich ausgezahlt werden müßte.

Als die Röllchen anwuchſen, wurden ſeine — zuerſt vor Freude funkelnden Augen von einem Wölkchen der Wehmuth umflort, und es zeigten ſich endlich ſogar einige Tropfen Angſtſchweiß auf der bitterſüßlichen Stirne. Das **Point d'honneur** gohr in ihm aber ſo gewaltig, daß er mit immer betrübteren Angeſichte mit der Röllchen-Fabrikatur ſo lange fortfuhr, bis er das vier und zwanzigſte etwas unſanft auf den Tiſch legte. „Nun,“ ſagte er tief ſeufzend, „nun werden's doch genug ſein? Sollte Helion etwa noch mehr beſtimmen, ſo wär's von ihm recht dumm!“

Während Madame Bitterſüß und die übrigen Akademikerinnen nichts Angelegentlicheres zu thun hatten, als auf ihren Putz zu denken, um nur die erſte Sitzung recht glänzend zu machen, gingen die männlichen Mitglieder eben ſo wortarm herum, als jene mit jeder Stunde geſchwätziger wurden. Sah auch manche ſinnende Männerſtirn, wie ein militäriſches Transport-Sammelhaus neu rekrutirter Gedanken aus, oder wie ein Kirchhof, der ſich am Tage vor dem jüngſten Gericht zum Feſte der Auferſtehung anſchickt, ſo war dagegen auf manchem andern Antlitz die Todesangſt und die ſtumme Wehklage ſichtbar: „Hole der Teufel die ganze Akademie! Müßt' ich nicht Schandehalber die Narrheit mitmachen, ſo ließ ich's bleiben. Am Ende wird man etwa ſtatt des Preiſes fein ausgelacht!“

Die erſte Sitzung wurde wirklich mit größtem Pomp gehalten. Trompeten und Pauken ſchmetterten und wirbelten, daß man das Gehör zu verlieren glaubte. Sämmtliche Gäſte erſchienen dabei, wie es vorgeſchrieben war, theils als mythologiſche, theils als allegoriſche Perſonen, theils auch idealiſch gekleidet. Herr Bitterſüß prunkte als Apollo, Madame Bitterſüß als Minerva; beide erwiederten den Jubel ihres Empfanges mit huldreichem Lächeln. Helion ließ ſich nicht wehren, als Pan zu erſcheinen und führte ſeine Satyrrolle ganz ſatyriſch aus.

Auf vielfaches Andringen ſeiner Domeſtiken, gegen die Herr Bitterſüß immer recht gut verfuhr, geſtattete er auch, daß das Volk ſich horchend und ſtaunend bis an die Thüren dränge. Es fand ſich auch eine — über alle Erwartung beträchtliche Menge ein, wogend und drückend, oft auch ſo viel Gemurmel erregend, daß Herr Bitterſüß ein gebieteriſches Pſt! rufen mußte.

Als die Vorleſung aber geendigt war, fing unter den Thürſtehern ein Spektakel an. Unter dieſen nämlich befanden ſich: Der Schulmeiſter und ſein Gehilfe, der Küſter, der Nachtwächter, der Viehhirt, die Felder- Obſt- und Weingarten-Hüter, junge rüſtige Burſche, Bauern, Schneider und Schuſter, Jägerjungen, Schmiedgeſellen und dergleichen.

In dieſe ſämmtliche lebenskräftige Mannſchaft fuhr der Teufel des literariſchen Hochmuths und der Habſucht. Alle wollten Preiswerber ſein, und konkuriren. Jeder verſtand die eine oder die andere Preisaufgabe nach ſeinem Sinn und wollte ſie auf *ſeine* Weiſe herrlich beantworten. Der Schulmeiſter z. B. wollte über die Erfindung des Schlafes ſchreiben, das beſte Singſpiel machen, und zugleich die Frage; „ob es möglich ſei, bei vorzüglich zarten Kindern die Schläge als Nahrungs-Surrogat anzuwenden?“ gründlich beantworten. Der Schuſter wählte ſich das beſte Lehrgedicht über die Zubereitung der echten Schuh- und Stiefelwichs; der Gerichtsſchreiber freute ſich auf die Idyllen aus einer Unſchuldswelt von verjährten und ausgebrannten Spitzbuben, der älteſte Schmiedgeſelle auf die Hufſchläge des Pegaſus. Den Jägerburſchen begeiſterten die pudelnärriſchen Briefe zweier Feldhaſen, den Koch die ihm unbekannte Äſthetik der Kochkunſt, den Küſter die Küchenmuſik, den Bader des Orts, die anatomiſche Vorleſung über die Füße der Ballet-Tänzerinnen und der erſten Helden. Die Witwe des im Bach ertrunkenen betrunkenen Schneiders nahm ſich vor, über die Kultur der Flöhe und ihre Veredlung etwas zu ſagen, während der Altgeſelle über Zungen- und Nadelſtiche deklamiren wollte. Ein derber junger Bauernburſche beſchloß, alſogleich ſchreiben zu lernen, um ſeine Gedanken über die Kunſt, viel zu eſſen und nichts zu leſen, zu Papier zu bringen. Den fantaſiereichen Müllersſohn, der eben von ſeinen Studien zurückkam und in die Schulmeiſterstochter verliebt war, intereſſirten die Träume und Schwärmereien eines Eſels. Beinahe Jeder fand einen Stoff, dem er ſich gewachſen glaubte.

Die zweite Sitzung der bitterſüßlichen Akademie wurde von Helion mit einer Trauerrede über den Mangel an Preis-Aufſätzen eröffnet und auch — geſchloſſen, weil vom galanten Theil der Mitglieder noch nichts eingegangen, dasjenige aber, was die Plebejer und Ruſtikal-Autoren übergeben hatten, ſo geſchrieben war, daß Niemand es entziffern konnte. Die dritte Sitzung wurde auf ausdrückliches Verlangen des hohen Präſidiums zwar begonnen, fand aber ihr Ende ſchon im Anfang. Sämmtliche Mitglieder konnten ihre Freude über die bevorſtehende Auflöſung kaum verbergen; nur zwei Perſonen — eine wirkliche und eine allegoriſche — empfanden darüber die tiefſte Betrübniß. Die wirkliche leidtragende Perſon war Thusnelda, die in dieſer Akademie ein der Ewigkeit trotzendes Werk ſah, und ſich dabei unſterblich deklamiren wollte; die allegoriſche Perſon war keine andere, als die wohlbekannte — lange Weile, die in dieſer Akademie die ſchöne Hoffnung aufblühen ſah, ihren rechtmäßigen alten Thron, den ihr das lärmende Frühlingsfeſt im bitterſüßlichen Hauſe geraubt hatte, mit neuem Glanze wieder zu beſteigen. Es that ihr daher gar wehe, als die vierte Sitzung von einem Tage zum andern verſchoben und endlich — um ein förmliches und feierliches Leichenbegängniß zu vermeiden, bis zum nächſten Winter ſuspendirt wurde. Herr Bitterſüß ließ es gerne geſchehen.

War's aber auch um das Schöne geſchehen, — die Schönen waren doch noch da, wurden fröhlicher als je, und beredeten die ſtets holdſelige Madame Bitterſüß zu einem glänzenden Maskenball, der gleichſam die Stelle der griechiſchen Leichenſpiele nach dem Abſterben der Akademie vertreten ſollte. So wurde denn gegeigt, gepfiffen, geſchmettert, gepaukt und getanzt, ohne Aufhören.

Aber mitten im ärgſten Tanzgetümmel ereignete ſich eine gar ſonderbare Begebenheit. Ein Koſaken-Offizier, bewaffnet mit Bogen und Pfeilen, Lanze und Säbel, ſtürzte wüthend in den Saal. Indem die Muſik plötzlich verſtummte, der Tanz erſtarrte, die Anweſenden von allen Seiten zurückwichen, und alle Thüren verſchloſſen wurden, — pflanzte ſich der Raſende keck in die Mitte des Zimmers, ſpannte den Bogen, ſetzte einen Pfeil an die Sehne, zielte — allgemeines Geſchrei des Entſetzens! — drückte ab, — und ein Getroffener ſtürzte zu Boden.

Während die Gäſte wie eine feige Schafherde ſich in muthloſer Verzweiflung zuſammendrängten, flog ſchon ein zweiter Pfeil, und — wieder lag ein Opfer auf den Boden dahingeſtreckt!

Jetzt ward das Luſtſpiel plötzlich in die gräßlichſte Tragödie verwandelt. Die kühnſten Tänzer deckten, in mahleriſchen Gruppen, die Leiber der wehklagenden Schönen ſchützend, mit ihren eigenen; andere dagegen vergaßen alle ritterliche Galanterie, und verſteckten ſich ſelbſt hinter ihre verzweifelnden Tänzerinnen, während noch andere, ihre Feigheit ſchlau verbergend, gegen die verſchloſſenen Thüren mit Fäuſten, Füßen und Stühlen vergeblich anſtürmten.

Herr Bitterſüß beſtieg, im Muth der Verzweiflung, einen in joniſcher Säulenform gegoſſenen Ofen, klammerte ſich mit umſchlingenden Armen an den oben ſtehenden Gott des Schweigens, und hielt gegen den unbekannten Unmenſchen eine Rede mit einem Feuer, das man an ihm noch nie bemerkt hatte; aber — er predigte tauben Ohren. Madame Bitterſüß, als Flehende, umarmte knieend den Ofen wie einen Altar.

Hier lag ein Haufe quickender Fräulein übereinander, dort kletterten einige junge Herren auf den Kredenztiſch, von welchem Aufſätze, Schüſſeln, Teller, Flaſchen und Gläſer wie bei einem Erdbeben herabſtürzten. Thusnelda hielt eine Hand auf's Herz, die andere vor die Augen. Einige Fräulein lagen in halber, andere in ganzer Ohnmacht.

Von Neuem flogen jetzt die Pfeile des doniſchen Ungethüms, und neue Opfer ſanken. Zum Schlachtfeld ward der Saal. So mag es ungefähr ausgeſehen haben, als einſt der zürnende Apollo mit ſeiner nicht ſehr weichherzigen Schweſter die Kinder der unglücklichen Niobe mit ſeinen Pfeilen zuſammenſchoß. An dem koſakiſchen Würgengel war nur das Einzige allenfalls zu loben, daß er ſeine Pfeile immer nur auf die Männer abſchoß und dieſe zu Boden ſtreckte, während das ſchöne Geſchlecht unverletzt blieb.

Schade, daß Helion die tragiſche Scene nicht ſah! Er war wenige Minuten vor Anfang des Schlacht-Monologs weggegangen, mußte, als er zurückkam, vor der geſchloſſenen Saalthür bleiben, und hörte drinnen nur das Zettergeſchrei, ohne etwas Gewiſſes zu erfahren. Endlich glaubte er Viktorinens Stimme und Wehruf zu vernehmen; da wurde der Schwache plötzlich ein Herkules, ſtieß diejenigen, die ihm wehren wollten, zurück, ſprengte die Thüre und ſtürmte in den Saal.

Bei ſeinem Erſcheinen ermannten ſich Hellau und Lichtheim und thaten ſogleich auf den Unmenſchen einen heftigen Angriff; dieſer aber wich einige Schritte zurück, riß ſeinen langen krummen Säbel aus der Scheide, flog damit im Zimmer ſo blitzſchnell herum, daß die Nachjagenden ihn nicht erreichen konnten, und ſchwang die ſauſende Klinge ſo teufliſch, aber neuerdings wieder nur gegen die Männer, daß acht männliche Köpfe von den Rümpfen fielen und acht Rümpfe ohne Köpfe auf dem Boden lagen. Und das ganze Gemetzel war das Werk von ungefähr zehn Minuten! Solche und ſo viele Gräuel kann der Menſch in ſo kurzer Zeit verüben.

Die geöffnete Thür blieb — wie jeder Menſchenkenner leicht errathen wird — nicht unbenützt; was ſich regen konnte, ſchob und drängte ſchonungslos hinaus. Und ſo blieb denn im Saal die folgende Gruppe zurück:

Rings umher auf dem Boden lagen die Ohnmächtigen und die Getödteten, nämlich ſieben, von Pfeilen durchbohrt, dann die acht Rümpfe mit den — neben ihnen liegenden Köpfen. — Oben auf der joniſchen Ofenſäule ſtanden Harpokrates und Herr Bitterſüß, beide unbeweglich; am Fuße des vulkaniſchen Altars kniete Madame Bitterſüß;

in ihren Schooß geflüchtet, ruhte Thusnelda in erhabenem Schauder.

In der Mitte des Saales ſtand der grauenhafte Koſak, auf den zur Erde geſenkten Säbel ſich ſtützend. Voll Hoffnung, nun ſich ſeiner zu bemächtigen, drangen Helion, Hollau und Lichtheim auf ihn ein; da rief er mit gewaltiger Stimme ein gebieteriſches: „Halt!“ warf Säbel und Bogen von ſich, endlich Mütze und Kleider, riß endlich ſogar — die Larve vom Geſichte herab, und — ſtatt des mörderiſchen Unholds ſtand plötzlich ein ſchöner Jüngling da, als Genius gekleidet in einem mit Silberſternen geſtickten Mantel von himmelblauem Atlas, einen Ölzweig in der Rechten, und ſprach mit melodiſcher Stimme:

„Fried' und Freude mit euch, ihr Geliebten!“

Die drei Verfolger des verklärten Ungeheuers ſtanden nun da, und wußten weder was ſie thun, noch was ſie ſagen ſollten; der Verwandelte aber ſchritt ſanft und feierlich vorwärts, gegen den beſetzten Ofen zu, ſenkte ſich dann auf ein Knie, und ſagte: „Willkommen, theure Pflege-Eltern! Erkennt an ſeiner Tollheit euren todtgeglaubten Pflegeſohn, und verzeiht ihm dieſen tollen Streich deshalb, weil er der letzte ſein ſoll und wird, und eben deswegen ſo glänzend war und ſein mußte!“ —

Da kroch Herr Bitterſüß eilig vom Ofen herab, Madame Bitterſüß vom Boden empor, Thusnelda mit ihr; und alle drei riefen zugleich: „Adalbert! lieber, wilder Adalbert! Noch am Leben? Und immer noch ſo toll wie ſonſt? Tauſendmal willkommen!“

Thusnelda flüſterte der lächelnden Madame Bitterſüß in's Ohr: „O Himmel! wie wahrhaft romantiſch! Man könnte ſich's nicht romantiſcher träumen!“

Herr Bitterſüß aber wendete jetzt ſein Auge von dem geliebten wilden Pflegeſohn wieder auf die Todten; da ſchwand ihm plötzlich alle Freude; er erblaßte und rief aus: „Raſender — was haſt Du gethan?“ — Alle ſchauderten. Adalbert aber erhob ſeinen Arm, ſchwang den Ölzweig, und ſprach: „Ihr Todten, ſtehet auf!“

Und ſogleich begann ein neues Leben ſich zu regen, und Geſtalten auf Geſtalten erhoben ſich. Die von den Pfeilen Getroffenen machten den Anfang und ſchwangen ſich friſch und geſund in die Höh'! Auch die Rümpfe ſtanden auf vom Boden, auf dem keine Spur von Blut zu ſehen war; ſie nahmen die weggehauenen Köpfe unter die Arme, zogen die Überkleider ab, und zeigten ſich in ihren eigenen Kleidern und mit ihren eigenen Köpfen.

Während dieſer Auftritt des Erſtaunens vor ſich ging, erholten ſich auch die wenigen in Ohnmacht Gefallenen, denen Alles wie ein Traum vorkam. Sie mußten ſich mit den Übrigen in einen Kreis zuſammen ſetzen, und Adalbert begann nun eine Rede. Den Eingang machte eine demüthige Bitte um Verzeihung wegen des verurſachten Schreckens. Hierauf erklärte er, daß er jetzt — nämlich nach der That, wie gewöhnlich, — einſehe, wie unbeſonnen der Streich war, und wie ſehr er dem Himmel danken müſſe, daß außer dem Geſchirre, Alles unbeſchädigt geblieben ſei. Endlich gab er die feierliche Verſicherung, daß er —

nach dieſem letzten tollen Streich — ernſtlich anfangen wolle, gut zu thun, und ein ſehr ordentlicher Menſch zu werden.

Während ſich nun im bitterſüßlichen Hauſe die Friedensnachricht verbreitete, und die entflohenen Gäſte vorſichtig, ſchüchtern und neugierig wieder herbeiſchlichen, um das unblutige Schlachtfeld, die lebendigen Todten, und den aus einem Unmenſchen in einen Genius verwandelten Adalbert zu ſehen, — laſſen wir die Leute einander Glück wünſchen, bewillkommen, befragen und beantworten, ſo viel und ſo lang ſie wollen, damit ich Zeit gewinne, dem Leſer über dieſen, wie aus den Wolken gefallenen Adalbert den höchſt nöthigen Aufſchluß in Kürze zu geben.

Er wurde von Herrn Bitterſüß als neunjähriger Knabe an Kindesſtatt angenommen, und war der Sohn eines liederlichen Geigers, der im Elend ſtarb, und nichts hinterließ als dieſen Knaben, welcher der Univerſal-Erbe des ganzen väterlichen Leichtſinnes war. Eben dieſe Etourderie machte dem — von jeher an der langen Weile laborirenden Herrn Bitterſüß ſo vielen Spaß, daß der luſtige kleine Schelm ihm anfangs lieb, endlich unentbehrlich wurde. Adalbert erhielt nun eine ſehr noble Erziehung, das heißt, Lehrmeiſter in Menge, die eigentlich nichts zu lehren, ſondern nur zu beſtimmten Stunden zu erſcheinen hatten. Adalbert beſaß ſehr gute natürliche Anlagen; durch dieſe, mit dem gehörigen Zuſatz von Leichtſinn und Keckheit, gelang es ihm, Herrn und Madame Bitterſüß köſtlich zu unterhalten und in den geſellſchaftlichen Zirkeln zu brilliren. So reifte der Knabe zum ſchönen lebhaften Jüngling, ward der

Abgott des Hauſes, und beging tauſend tolle Streiche, die man ihm nicht übel nahm, ſondern für echten Genieſprudel erklärte. Endlich zeigte er Verlangen nach einer ſchönen Uniform, wurde Offizier, und machte einen Feldzug ſo klug und ſo künſtlich mit, daß er nicht die kleinſte Wunde erhielt. Während desſelben machte er ſchöne Bekanntſchaften mit einigen jungen Kavalieren, zuletzt auch mit einer ſehr reichen polniſchen Dame.

Da Adalbert während dieſes Verhältniſſes ſich nie in Geldverlegenheit befand, wurden auch ſeine Briefe an Herrn und Madame Bitterſüß immer ſeltener, bis ſie endlich ganz ausblieben. Die Adoptiv-Eltern gewöhnten ſich nach und nach daran, und ſo kam nach zwei Jahren die Familien-Verbindung ziemlich in Vergeſſenheit.

Durch die beſagte polniſche Edelfrau erhielt Adalbert eine Stelle in einem Koſaken-Regiment, und hatte nun eine Menge Abenteuer verſchiedener Art, bis er endlich von dem zu lebendigen Leben ſich überſättigt fühlte, quittirte, und mit der Extra-Poſt nach Hauſe flog.

Nun habe ich das erfreuliche Geſchäft, den vielgeliebten Leſer angenehm zu überraſchen. Er wird ſich vermuthlich an einen gewiſſen Iwan und Fedor, und an ihren ſonderbaren Auftritt mit Helion, und an den närriſchen — nicht zu Stande gekommenen Lockenraub erinnern. Jener Iwan war kein anderer als der — jetzige Adalbert; der junge Ruſſe Fedor ſein Reitknecht. Iwan vernahm bei ſeiner Ankunft in der Stadt, die Geſchichte der großen Frühlingsfeier im Bitterſüßlichen Landhauſe, eilte nach dem Dorfe, wo er mit Helion bei den alten Wirthsleuten zuſammentraf, zog unerkannt die nöthigen Nachrichten ein, und fuhr wieder weg, um jenen tollen Streich vorzubereiten, den wir im Tanzſaale ſo eben vor uns geſehen haben. Es bleibt mir nichts übrig, als die Aufführung desſelben aufzuklären.

Adalbert warb in den umliegenden Dörfern mehrere pfiffige junge Burſche, verſchaffte ihnen Masken, lud ſie auf Wagen, und kam mit ihnen Nachts im bitterſüßlichen Dorfe an, gerade am Vorabend des Hinſcheidens der verunglückten Akademie, alſo zwei Tage vor dem Maskenball. Die Gelegenheit konnte ihm nicht erwünſchter kommen, um einen Spaß nach ſeiner Weiſe anzubringen. Er ließ die Burſche ſich maskiren und dann einzeln in den Tanzſaal hineinſchleichen. Er ſelbſt kam zuletzt, um ſich recht grandiös anzukündigen, ganz bewaffnet. Ein Theil ſeiner Gefährten mußte die eigenen Köpfe verſtecken, und falſche aufſetzen. Alle waren genau unterrichtet in dem, was ſie zu thun hatten.

Der erhaltenen Inſtruktion gemäß, fielen diejenigen, die nur Einen Kopf hatten, nämlich ihren eigenen, als todt zur Erde, ſobald der abgeſchoſſene hölzerne Pfeil mit der Spitze von Silberpapier ſie berührte; den Übrigen ſchlug Adalbert die hölzernen Köpfe mit dem Säbel von gleich unſchädlichem Stoffe herunter. So gings denn im Tanzſaale zu wie in der Welt, wo ſo mancher Menſch und ſo manche That ganz ungeheuer ſcheint, obſchon an Beiden, näher beſehen, nichts iſt.

Nach dieſer nothwendigen Aufklärung jenes Gemetzels, das ſo paniſchen Schrecken verurſachte, muß ich den Leſer vor Allem auf die Käthe-Thusnelda aufmerkſam machen, die vor dem, nach abgeworfener Koſaken-Puppe herrlich aufſchimmernden Genius hocherröthend daſtand, und zu dieſem Erröthen ihre guten Urſachen hatte, denn — um es gerade herauszuſagen — ſie hatte ihn, eh' er verſchwand, für einen ſehr intereſſanten Menſchen erklärt, das heißt, ſie war in ihn verliebt. Adalbert aber lebte damals noch zu toll, auch ſprach Thusnelda, die wirklich viel geleſen hatte und viel wußte, für ihn, der wenig wußte und nichts las, zu gelehrt und zu hoch. Käthe-Thusnelda, bei welcher ſeit der Gründung der Bitterſüßlichen Akademie die Romantik wieder in allen Nerven ſpuckte und zuckte, fand jetzt den Gedanken, zwiſchen zwei Geliebten zu ſtehen, nämlich einem Glücklichen — dem Bräutigam, und einem nun vergeblich Schmachtenden, höchſt romantiſch, und that ihrer Fantaſie Gewalt an, um ſich ſelbſt zum Beſten zu haben.

## Achtes Kapitel.

### Dichterruhm und Sonnenuntergang.

Es ſchien, als ob das eigenſinnige, neckiſche Schickſal nun vorſätzlich darauf ausgehe, das Herz der romantiſchen Thusnelda in's Gedränge zu bringen. Helion hatte ein romantiſches Heldengedicht geſchrieben; bezaubernd durch Lieblichkeit der Fantaſie und Sprachmuſik, erregte es Aufſehen und gewann Beifall. Käthe-Thusnelda wurde durch das Leſen dieſes Gedichtes, noch mehr durch die vielen Lobeserhebungen, die ihr darüber zu Ohren kamen, ſo entzückt, daß Helion ihr, wie von einer Glorie umgeben erſchien. Sie beſchloß auch ſogleich, dem Dichter und dem Gedichte zu Ehren, den Namen Thusnelda, der ohnedieß mit der eintretenden Ebbe des Deutſchthums und Deutſchthun's etwas in Verfall kam, aufzugeben, und ihn gegen den Namen Laidion (ſo hieß die Heldin des Gedichtes) zu vertauſchen. Nun wurde dem leidenſchaftlichen Weſen der erſtere Name auch ſo verhaßt, daß Jeder, der ſie dabei nannte, ſich ihren höchſten Unwillen zuzog, wogegen Alle, von deren Lippen der Name Laidion erſcholl, durch ein Lächeln, das ſie ſelbſt unverkennbar für ein ſogenanntes himmliſches hielt, belohnt wurde. Das einzige Unangenehme bei der Sache war ihr, daß Helion ſich zu wenig um ſie bekümmerte. Um welche Herzkönigin er ſich viel mehr bekümmert, das wiſſen die Leſer ſchon ſo gut, als ich ſelbſt es weiß.

Laidion's Beſtreben ging nun dahin, ſich dem zu wenig aufmerkſamen Helion, deſſen Namen ſie jetzt die perſoniſizirte Romantik des Antiken nannte, aus allen Kräften bemerkbar zu machen. Zu dem Ende gab ſie ihm bei jeder Gelegenheit zu hören, daß ſie von ſeinem romantiſchen Gedicht entzückt ſei, und den Namen Laidion angenommen habe. Als ihr das noch nicht genug zu wirken ſchien, fing ſie an, aus jenem Gedichte größere Stellen zu deklamiren, und memorirte ſogar einige lobende Rezenſionen. Der beſcheidene Helion erwiederte all' dieſe aufgedrungene Liebenswürdigkeit ſehr artig, wich ihr aber aus, ſo viel es auf gute Weiſe geſchehen konnte. Lichtheim ſah das Recidiv des romantiſchen Fiebers mit einem Mißvergnügen, das er aber ſo viel möglich in ſich zurückdrängte, theils weil er baldige Wiedergeneſung hoffte, theils weil er durch Rüge das Übel ärger zu machen fürchtete.

An einem äußerſt lieblichen Frühlingsabend, einen roſenwolkigen Himmel über ſich, von Wohlgerüchen der Blumen und Pflanzen wie von lebenhauchenden Geiſtern umſchwommen, ſaß Helion auf der grünſammtnen Spitze eines Hügels, rings um ihn her, ſitzend, ſtehend oder knieend, Frauen und Mädchen wie Genien der Abendröthe, und einige Freunde. Der aufnehmende Mond, das duftige, noch klare Firmament wie ein ſilberner Kahn durchgleitend, ſchien ſich lächelnd zu wundern, daß die Sterne heute nicht, wie ſonſt, im Äther, ſondern unten auf der dunkelgrünen Erde leuchteten. Der ganze holde Kreis aber umgab den guten Helion wie ſeinen Mond, und freute ſich in vielfach verſchlungenen Geſprächen mit herzlicher Theilnahme ſeines wachſenden Dichter-Ruhmes.

Viktorine war, wenn man ſich in Helions Lob zu überbieten ſtrebte, gewöhnlich die Stillſte unter Allen, und wagte nicht, ihn laut zu loben, weil ſie ſeinen Werth am tiefſten fühlte, und ihre Liebe vor der Welt nicht verrathen wollte. Nur heute faßte ſie, von der allgemeinen Begeiſterung und vom Zauber der traulichen Stunde ergriffen, einen ihr ſonſt nicht eigenen Muth, und verglich Helions aufleuchtende Celebrität mit dem zunehmenden Mond über ihnen. Dieſe Äußerung durchfuhr Laidions Herz (ich getraue mich ſelbſt nicht, ſie anders zu nennen, als ſie es jedesmal haben will) wie eine Flamme, nicht der Liebe, ſondern der Eitelkeit, denn ſie konnte es nicht ertragen, daß ein anderes weibliches Weſen, in ihrer Gegenwart brillirte oder nur zu brilliren ſchien. Ihren ganzen Witz aufbietend, fuhr ſie jetzt heraus: „Der ſilberne Mond ſei für Helions Ruhm ein zu ſchwaches Bild, und, wer etwas Treffendes ſagen wolle, müſſe ihn mit der aufgehenden goldenen Sonne vergleichen.“ „Jeder große Dichter,“ ſagte ſie, „ſei eine neue Sonne, die am literariſchen und am Lebenshimmel den Menſchen aufgehe, und ihnen eine neue Schöpfung von Gedanken, Bildern und Gefühlen hervorzaubere.“

„Das eben ſei das Wunderbare, daß ein neu aufſtehender großer Dichter die jämmerliche Behauptung, Alles ſei erſchöpft und es laſſe ſich nichts Neues erfinden, wie eine abgebrannte Feuerwerk-Dekoration niederwerfe, und hinter ihr eine Lichterſcheinung aufſteigen laſſe, worüber die Erſtaunenden in Jubelgeſchrei ausbrechen.“ —

Das war nun eben nicht übel geſagt, aber Laidion trug es, nach ihrer Gewohnheit, mit ſo übertriebenem Pathos und ſo wenig verdeckter Abſicht des Imponiren-Wollens vor, daß man darin mehr den Kopf der Schönrednerin, als das echte Gefühl der Gemüthlichen fand, und ihr folglich nur mit höflicher Kälte beiſtimmte. Sie aber konnte in ihrem Gleichniſſe zu keinem Ende kommen, bis das Ganze lächerlich wurde. Helion ſelbſt konnte ſich nicht erwehren, die an Bombaſt gränzende Tirade von der ironiſchen Seite zu nehmen. Er bemerkte daher mit ſcheinbarem Ernſte, daß ein Dichter, der mit ausgezeichnetem Beifall auftrete, mehr der untergehenden als der aufgehenden Sonne zu gleichen ſcheine. „Das erſte Erſcheinen eines poetiſchen Genies,“ ſagte er, — „iſt wie die *untergehende* Sonne, höchſt brillant, gleich ſeinen erſten Werken ſelbſt; ihr blendender Farbenſchimmer ermattet dann allmälig mit den Jahren, bis er ſich endlich in das dunkle Abendgrau des Alters verliert. Die *aufgehende* Sonne taugt mehr als Bild eines ſchönen Talents, das ſich aus dem erſten unſcheinbaren Grau mit anglimmenden Farben allmälig hervorarbeitet, mit jeder Minute der bildenden Thätigkeit mehr Licht und Form gewinnt, und höher aufſteigt, bis es das ihm geſetzte Ziel erreicht hat. Die *aufgehende* Sonne hat in ihrem Weſen etwas Regelmäßiges, Einförmiges, dem Genialen entgegengeſetztes, will immerzu rings um ſich her Verſtandes-Aufklärung verbreiten, thut Alles ſo abgemeſſen und ſtufenweiſe, und geht behutſam und ſicher über die Erde — ſo ſcheint es wenigſtens — dahin; begegnet ihr auf ihrem Wege ein Gewitter, ſo verſteckt ſie ſich höchſt vorſichtig hinter den Wolken, läßt's blitzen und krachen, und wenn Gefahr und Unruhe vorüber ſind, kommt ſie majeſtätiſch wieder hervor. Da lobe ich mir das *aufgehende* Genie, und ſein Bild, die *untergehende* Sonne. Wie wechſelreich und tauſendgeſtaltig zeigen Beide ſich! Sie wollen nicht kritiſch beleuchten und aufklären, ſondern begnügen ſich, Alles in einen milden roſigen Zauberſchein einzuhüllen, und ſelbſt wenn wir wiſſen, daß Manches dabei Täuſchung iſt, ſo laſſen wir uns doch gerne von ihnen täuſchen, weil dieſe Täuſchung ſo ſchön iſt, ja viel ſchöner als die glanzſtrahlende Wahrheit des Aufganges. Der Sonnenaufgang und der Verſtand nehmen mehr den Geiſt in Anſpruch, Untergang und Genie mehr das Gefühl und die Fantaſie. Die Pracht des Aufgangs läßt uns klar und ruhig wie der ſiegende Verſtand; die fantaſtiſche Lieblichkeit des Genies und des Untergangs wirkt auf uns mit dunkler Magie; und während die aufgehende Sonne uns die nüchterne Wirklichkeit vor das hellſehende Auge hinlegt, führen die untergehende und das Genie uns in das Reich der Träume und Ahnungen. Die aufgehende Sonne ſag' ich weiter, ſchärft und ſpannt unſere fünf irdiſchen Sinne zum Beobachten und Forſchen, aber die untergehende und das poetiſche Genie ſchließen uns den innern Sinn auf Die aufgehende Sonne handelt klug und vorſichtig, weil ſie Carriere machen will; darum geht ſie eine Art von krummlinigen Weg, geſchickt ausweichend über der Erde gefahrlos hin. Die untergehende Sonne ſtürzt ſich mit genialer Kühnheit in die weſtlichen Donner- oder Lämmerwolken hinein, endlich gar in das Meer hinab, aus dem die Nacht, ein dunkles, lichtſcheues Geſpenſt, erſchreckend vor dem, in die Tiefe gedrungenen Glanz der brennenden Fluten, ängſtlich herausſteigt und, voll Schmerz über den verlornen Wohnſitz im Abgrund, die verfinſterte Erde mit ihren Thränen benetzt.“ —

Da Helion bemerkte, daß Laidion über die — theils wirkliche, theils ſcheinbare Ähnlichkeit ſeines Gleichniſſes zuerſt in Verlegenheit, dann in Verwirrung, endlich gar in Bewunderung gerieth, ließ er, zu ihrer totalen Niederlage, noch die letzte Mine ſpringen, und bemerkte; man könnte auch ſagen: „Die aufgehende Sonne ſei die antike klaſſiſche Poeſie, die untergehende die neuere romantiſche.“ Über dieſe Äußerung gerieth Laidion in Extaſe.

Der wilde Adalbert hatte dem ganzen ernſthaften Scherz, gegen ſeine Gewohnheit, ohne die geringſte Störung ruhig zugehört. Er ahnte Helions höhere Natur, fühlte ſogar eine Art von Ehrfurcht gegen ihn, und wünſchte zu denen zu gehören, die dem Geachteten näher ſtanden. Darum ergriff er auch jede Gelegenheit, ſich ihm beliebt zu machen, wobei er ſich jedoch manchmal verrechnete, indem ſein ungezogenes Weſen den guten Willen irre führte. So merkte er jetzt wohl Helions Ironie; aber nicht die Feinheit, mit welcher der Dichter ſeiner Gleichniß-Tirade einen Grad von blendender Wahrſcheinlichkeit gab. Er glaubte, zur Unterhaltung beitragen zu müſſen, trug aber dabei nach ſeiner Weiſe die Farbe zu ſtark auf, und verglich die aufgehende Sonne mit einem prächtigen Staats-Gallakleid, die untergehende mit einem Bergſchotten, nachher das Talent mit einem Ordensſtern, das Genie mit einem wirklichen Geſtirn, die klaſſiſche Poeſie mit dem Regenbogen, und mit der Äols-Harfe, die Romantik mit der Waſſerhoſe und der Windsbraut.

Durch dieſe zu derben Vergleiche merkte Thusnelda Laidion endlich, daß ſie die Gefoppte ſei, und verließ, in Zorn auflodernd, die Geſellſchaft. Dem gutmüthigen Helion, der keinen Menſchen beleidigen wollte, war es ſehr unlieb, daß die Sache durch Adalberts Ungeſchicklichkeit eine ſo üble Wendung nahm. Er ſagte dem tollen Jüngling, der über die Wegeilende laut auflachte: „Sie haben ſich etwas unzart benommen!“ Dieſer aber erwiederte: „Warum denn? Es war ja recht luſtig!“ —

## Neuntes Kapitel.

### Die Fehler und Leiden des Herzens. — Der Nachtwandler.

Helion und Viktorine ſtanden jetzt in der Blüte ihrer Liebe. Wollte man die Schönheit und die ſtille Freudigkeit ihres reinen Innern bildlich verſinnlichen, ſo könnte man ſagen, die Herzen Beider ſeien ſilberne Monde geweſen, die in der ätheriſchen Bruſt ſo wonnig leuchteten, daß der Quell ihres Roſenblutes wie Götter-Ichor ſprang, und ein geiſtiges Saitenſpiel himmliſche Melodien tönte. So entfaltete ſich Viktorinens holde Jungfräulichkeit in roſiger Lieblichkeit und Lilien-Zartheit. Jedes Wort, jede Bewegung trug das Siegel vollendeter Grazie; ihre Augenſterne waren Liebe und Unſchuld. Helions beglückter Genius ſchwang ſich zu ſeiner Kulminationshöhe. Es ſchien, als ſei er einige Zeit ein Gaſt im hohen Olymp geweſen, und trüge, vom Wohnſitz der Götter zurückgekehrt, das Geheimniß ſeiner Seligkeit im Buſen verſchloſſen. Seine begeiſterte Fantaſie glich einem reichen Zauberſaal, aus dem er poetiſche Bilder wie Edelſteine von den verzierten Wänden herabnahm.

In dieſem Verklärungszuſtande erhielt er eine Einladung nach der Stadt, die er nicht zurückweiſen konnte, denn Theodors wackere Gattin feierte mit vollem Herzen ein Feſt ihres Gatten, der ihr das Liebſte auf der Welt war.

Theodor beſaß Helions innigſte Hochachtung, denn er verband die trefflichſten Geiſtesgaben mit ſeltenen Vorzügen des Gemüthes. Dazu ward Helion mit dem ausdrücklichen Beiſatze: „Das Feſt durch ſeine Gegenwart zu verherrlichen“ — dringend gebeten. So trennte er ſich denn von Viktorinen mit der Verſicherung, daß er im häuslichen Feſte der glücklichen Liebe nur einen Spiegel von ihrer Zukunft ſehen werde.

Das Feſt wurde in einem ſchönen Garten, der auf einem Walle der Stadt lag, an einem hellen Vollmond-Abend gefeiert. Luſt und Jubel erwärmten jedes Herz, beflügelten jeden Geiſt. In das Feuer der lebhaften Geſellſchaft wie eingetaucht, glich Helion einem glühenden Stahlkolben, in einem Punſchnapf geſenkt. Er ſprühte Funken, und wurde durch die von Allen ihm gezeigte liebevolle Theilnahme immer glühender und geſprächiger. Eine etwas ſentimentale Frau wendete das Geſpräch auf das Herz, und äußerte, ſie wünſche einmal darüber improviſiren zu hören.

Durch ein kleines Mißverſtändniß glaubte ein anweſender Arzt, die Dame wolle ihn auffordern, und voll guten Willens ſchickte er ſich ſogleich an, eine gründliche Abhandlung zu halten. Helion wußte ihm das Thema ſchlau zu entwenden: „Das Herz iſt als Gegenſtand der Gelehrſamkeit, das traurigſte Ding in der Welt, nämlich nichts anders als ein — nicht an edlen Empfindungen — ſondern an Blutgefäßen reicher, nicht durch ſeinen Werth — ſondern durch ſein Gewicht zehn bis zwanzig

Unzen ſchwerer Muskel. Intereſſant wird das Herz nur, wenn wir es als etwas betrachten, was es nicht iſt, und zwar als etwas, das gar nichts iſt, nämlich als ein Sinnbild von etwas, das es ſein ſoll, nämlich als einen in der Bruſt wohnenden fantaſtiſchen Dämon, der Gewitter von Haß und Liebe, Stürme von Entzücken und Schmerz erregt. Dieſes allegoriſch-magiſche Weſen, ein Inbegriff der kontraſtirendſten Sonderbarkeiten, hat die merkwürdige Eigenheit, daß es faſt nie geſund iſt, und ſogar äußerſt ſelten geſund ſein will. Auffallend aber iſt's, daß die Krankheiten und Fehler dieſes ſogenannten Herzens (man betrachte es nun ärztlich als einen Fleiſchklumpen, oder ſentimental als eine unbegreifliche Zaubermacht) in beiden Fällen die nämlichen ſind. Der geehrte Herr Doktor erlaube mir, in ſeine Rechte einen Eingriff zu thun, und nur einige Krankheiten und Fehler, die mir als Laien eben einfallen, zu paralleliſiren, z. B. Schlaffheit des Herzens und das Gegentheil, die zu große Straffheit; daher im erſten Falle Stockung des trägen Blutes und der trägen Empfindungen, im zweiten, Widerſtand gegen den Andrang des Blutes und der Empfindung. Weiter: Überreiz und Mangel an Reizbarkeit; bei dem erſten zu ſchneller und zu ſtarker Strom des Blutes und der Empfindung, Fieber und Entzündung, beim zweiten Erkältung und Erſtarrung. Ferner: Widernatürliche Erweiterung des Herzens, endliches Berſten; ſo dehnen manche Menſchen ihr Herz, in das ſie fort und fort aufnehmen, ſo aus, daß ſie ſo Vieles lieben, bis ſie eigentlich vor Menge gar nichts mehr lieben und nur ein aufgelöſtes

Liebeln im übermäßig ausgehöhlten Raum oder vielmehr Abgrund gehaltlos vertragen. Die Griechen liebten ihr Vaterland, alles Fremde hieß ihnen Barbar; ihnen gleicht das tieffühlende Weib, dem jeder Mann als ein — cultivirter — Barbar erſcheint, weil ihr Herz nur für den Einen Raum hat, wogegen das bodenlos kranke Herz moderner Damen und Galans nicht nur für ein Acceſſorium, ſondern für ein ganzes verſchiedenes Geſchlecht überflüſſigen Raum findet. — Noch glaube ich auch von einer Herzenskrankheit, die Waſſerblaſen, etwas gehört zu haben. Gibt's nicht Menſchen, die eine eigene Kunſt haben, dem Gemüth Wortblaſen anzuſetzen, die, im Munde zerſpringend, Andern jede Empfindung verwäſſern? — Gibt's nicht eine eigene Mißbildung und verkehrte Lage des Herzens? — Ach! wie manchem Menſchen ſcheint ein verdorbenes Herz angeboren zu ſein!

O wie viele Herzen ſind mit Goldplatten des Eigennutzes, Schlangenhäuten der Falſchheit, Fett des Egoismus u. dgl. überzogen! Und zuletzt gar die ſchauderhafte Verknöcherung des Herzens! Kann es etwas Entſetzlicheres geben, als ein petrifizirtes Herz? — „Ja," ſagte der wackere Doktor mit Nachdruck, „es gibt noch eine entſetzlichere Herzenskrankheit: Geſchwüre des Herzens — Verbrechen und Laſter, — die ſtets unheilbar tödtlich ſind." — Dieſe Außerung ergriff Jeden in der Geſellſchaft ſo ſchaudervoll, als wäre das eiſerne Fatum oder die ſtrenge rächende Nemeſis plötzlich eingetreten. Helion ſelbſt fühlte ſein Innerſtes durchbohrt, und die Möglichkeit, daß Viktorine nicht ſei, was ſie ſcheine, oder in der Folge entarten könne, ſtieg vor ihm wie ein böſer Nachtgeiſt auf. Ein giftiger Nachthauch blies ihn in dieſem Augenblick an, als wolle er den, vom Feſt und von der Liebe exaltirten Jüngling zum Todesopfer weihen. Er aber, hinblickend auf das, mit Herz und Geiſt vermählte Paar, ergriff den Schreckensgedanken wie Herkules die Wiegenſchlangen, und erwürgte ihn. Begeiſtert von der Idee, daß heute das Feſt der ſich ſelbſt verklärenden Liebe gefeiert werde, ermannte er ſich, und ſagte mit edelheiterer Begeiſterung: „Sei das Herz nun auch wie es ſei, dem Guten und Schönen muß es ſchlagen bis zum letzten Augenblick des Lebens. Darum ſchlagen hier Aller Herzen Dir, Theophania, die mit Liebesglut die Würde der Frau, und Dir, Theodor, der mit erotiſcher Jünglingswonne den hohen Mannesernſt der Thatkraft vereinigt, heute ſo, wie ſie bis am Ende unſerer Tage ſchlagen werden; mein Herz aber ſtellt ſich gar transparent dar. Es gibt ja ſogar ganz transparente Menſchen; warum ſolls nicht auch transparente Herzen geben können? Ein gutes reines Herz gleicht einem ſchönen, in Oel getränkten Gemälde; wird das Licht der Liebe oder der Freundſchaft dahinter geſtellt, ſo gibt es einen entzückenden Proſpekt. Und ſo zeigen unſer Aller Herzen heute bei dieſer zweifachen Beleuchtung ein Lebensparadies, das der Menſch durch die beiden Gottesgaben: Tugend und Vernunft, ſich ſelbſt ſchaffen kann.“ —

In dieſem Paradieſe ſpiegelten ſich jetzt die freudeſtrahlenden Augen einer Geſellſchaft von Glücklichen in einander, und die Exaltirten trennten ſich ſpät mit der wiederholten wechſelſeitigen Verſicherung: „Dieſe Welt ſei ohne Zweifel die beſte!“

Exaltirter als alle Übrigen ging Helion weg, begleitete noch einige Perſonen, die ihm beſonders werth oder angenehm waren, nach Hauſe, ſprach viel und lebhaft, und exaltirte ſich dadurch immer mehr. Der Mond ſtand ſo leuchtend hell am Himmel, als wollte er der alten mürriſchen Nacht im ſilbernen Halbzwölf die Bank ſprengen; dieſe ſuchte ſich aber an dem Sonnen-Nachdrucker dadurch zu rächen, daß ſie ihm mehrere kalte Nordhauche, die im Anfang des Frühlings vom Winter zurückbleiben wie die böſen Nachzügler hinter einem großen Kriegsheer, in's Geſicht blies.

Leider erfuhr Helions Körper, reizbar und etwas ſchwächlich, von dem ſchädlichen Einfluſſe der feindſeligen Nacht mehr als der bedrohte Mond; in ſeinem überſpannten Zuſtande nahm er aber die übeln Eindrücke auf, ohne ſie gewahr zu werden.

Schon hatte er von dem Letzten der nach Hauſe begleiteten Geſellſchaft Abſchied genommen, und ging jetzt allein über den Platz der alten Domkirche. Das ungeheure gothiſche Kirchengebäude mit ſeinem Rieſenthurm ſtieg wie ein Geiſt der Vorwelt zum nächtlichen Himmel empor, indem es zugleich den Schlagſchatten ſeiner Größe wie zürnend über die flache Kleinheit der Gegenwart hinwarf.

Während Helion vor der hohen Wölbung des ſpitzig gerundeten Halbthores, von dem erhabenen Nachtſtück ergriffen, mehrmals mit ſtarken Schritten auf und nieder ging, hob der kalte Wind ſich immer lauter und ungeſtümmer. Er beſchloß nun, noch in der Nacht nach ſeiner Dorfbehauſung zu gehen, und ſchritt ſogleich raſch fort durch grellen Wechſel von Nachtdunkel und Mondlicht. Lange ging er dahin in der tiefen Stille; ausgeſtorben und öde die Straßen; kein Laut, kein lebendes Weſen kam ihm entgegen. So viele Bewegung in ihm, ſo viele Ruhe rings umher; nur Schatten und Licht blieben, wie Schmerz und Freude im Leben, ſeine treuen Gefährten. Jetzt trat Abſpannung ein, mit ihr krankhafte Wehmuth und banges Verzagen am gehofften Glück; geheime Schauer durchfröſtelten den einſamen, wie von aller Welt ſich verlaſſen fühlenden Wanderer. Endlich vernahm er Glockenſchläge, es war drei Uhr des Morgens. Jetzt begann das erwachende Leben ſich zu regen. Er hörte Schritte; dunkle Geſtalten, kaum erkennbar, näherten ſich, der Arbeit mühſames Tagewerk vor Tages-Anbruch beginnend. Schwere Hammerſchläge ſchollen vom Ambos, und aus dem Schwarzgrau ſprühten die Eiſenfunken der glühenden Eſſe. Endlich hatte Helion die Wälle der Stadt hinter ſich; ein kühles Luftmeer wogte ihm entgegen, und über den ernſten Gipfeln der dämmernden Berge blickten die Geſichter rother Wolken neugierig auf die Erde herab. Wie endlich der ſanfte Purpur in blendendes Gold überging, wurde auch Helions Inneres wieder licht und freudig, und mit der ſich emporſchwingenden Sonne ging auch die ſtrahlende Hoffnung in ihm auf. Als jene in ihrer vollen Herrlichkeit da ſtand, hatte er den Landſitz erreicht, deſſen vierfüßiger Thorwächter den Müden freundlich wedelnd empfing. Helion warf einen Kuß nach Viktorinens Fenſter, und ſprach leiſe:

Gute Nacht!
Der Tag erwacht.
Dieſen Kuß,
Zum Morgengruß!
Mond und Sonne, Fried' und Freude,
Bring' ich dir zum Brautgeſchmeide.
Rein wie Mond, wie Sonne warm,
Ruh' dem Glück der Lieb' im Arm!

Unter dieſen Worten ſtieg er, wachträumend, auf ſeine Dach-Teraſſe.

## Zehntes Kapitel.

### Maskenball und Vermählungsfeſte.

Indem ſich Helion ſpät zur Ruhe begab, erwachten die übrigen, ſehr zahlreichen Bitterſüßlichen Gäſte eben ſo ſpät. Der einſchlafende Helion dachte an Viktorinen, die erwachende Viktorine an Helion, die Andern aber ſämmtlich an den Maskenball des heutigen Abends, den Herr und Madame Bitterſüß zur Feier der tollen Ankunft des wilden Adalbert gaben, und zur Entſchädigung für das von ihm unterbrochene Tanzfeſt.

Helion ſchlief ein paar Stunden ruhiger als gewöhnlich; dann erwachte er aber auch ſo neu belebt, als hätte er eine ganze Nacht wie ein geſundes kräftiges Kind verſchlafen. Der Genius des Lebens führte ihn zur Roſenflur der Liebe, das heißt, zur geliebten Viktorine. Sie hörte ihm freudig zu, als er ihr das Feſt beſchrieb voll Luſt und Liebe, noch freudiger, als er ihr ſeinen Nachtwandel bis zum

Sonnenaufgang erzählte, denn der Aufgeregte ſchilderte ſo gut, daß er ſelbſt noch einmal den magiſchen Weg ging, und ſie mit' ihm. Nachdem er aber von Viktorinen Abſchied genommen, überfiel ihn der Schlaf, ſo ſehr er ſich dagegen ſträubte, ſo mächtig, daß er das Mittagsmahl und den Maskenball verſchlief.

Der Maskenball fing luſtig an, und Alles ging unter einander. Verkleidete Liebhaber unter den Honoratioren und eigentlichen Gäſten gab's in Menge, noch mehr aber der ungeladenen Gäſte, die aus dem Dorf herbeiſtrömten, weil der wilde Adalbert das Gerücht verbreitet hatte, es ſei heute Freiball und allgemeiner Einlaß. Herr Bitterſüß ärgerte ſich darüber gewaltig, verbiß aber ſeinen Ärger, um recht populär zu ſcheinen; nur wenn er einige derbe Rippenſtöße bekam, brach der Ärger wider Willen plötzlich aus. Madame Bitterſüß aber that bei dieſem Gräuel nichts als — ſchwitzen und aufſeufzen: Das iſt nicht auszuhalten! —

Herr Bitterſüß zerbrach ſich den Kopf, um manche Maske zu errathen, die er bloß deshalb nicht errieth, weil er ſeinen Scharfſinn zu viel quälte und da eine Maske enträthſeln wollte, wo keine Maske — ſondern die wahrhafte natürliche Geſtalt ſich zeigte, wie z. B. der Schulmeiſter, der Nachtwächter, der Fiſcher, die Küchengärtnerin u. dgl. Er ſelbſt ging als Apollo herum, mit einem goldgewirkten purpurnen Talar und einem Saitenſpiel, ſo klanglos, als er ſelbſt. Er hatte dieſe Maske eigentlich aus Deſperation genommen, damit das Prachtgewand nicht umſonſt gemacht ſei, nachdem die Akademie der Künſte und Wiſſenſchaften, für die es zur mythologiſchen Präſidenten-Charge vom Theaterſchneider gedichtet war, ſchon an der dritten Sitzung wie an einem organiſchen Fehler des Herzens verſchieden war.

Hilmars Töchter wurden freundlich gezwungen, als die griechiſchen Grazien zu erſcheinen, denn Madame Bitterſüß hatte ſich's in den Kopf geſetzt, als Venus zu paradiren. Den drei Grazien ſtellte ſich aber, nachdem ſie kaum dreimal durch den Saal gegangen waren, eine wunderbar kontraſtirende Erſcheinung entgegen — drei kohlrabenſchwarze Afrikaner. Funkelnd von Gold und Edelſteinen auf rothem Tuche, machten ſie den helleniſchen Huldgöttinen etwas fremdartige Komplimente, und führten endlich mit ihnen eine Quadrille auf.

Nach geendigtem Tanz, der allgemeines Auf- und Zuſehen erregte, und durch ſeine ſeltſame Beweglichkeit alle andern Gäſte zum Stillſtand brachte, trat der Bitterſüßliche Apollo mit nichts ſagender Artigkeit dazwiſchen, und erſuchte die ſtrahlenden Nacht-Potentaten in ſcherzhaften Ausdrücken, den Zweck ihrer ſo weiten Reiſe kund zu thun. Die Mohrenkönige erklärten hierauf im gebrochenen Deutſch, ſie ſeien als Mitwerber um die, von der Bitterſüßlichen Akademie ausgeſetzten Preiſe gekommen, und hätten zu dieſem Ende eine Quinteſſenz von ägyptiſcher Myſtik in kryſtalliſirten Klangformen bei ſich.

Dem Herrn Bitterſüß war dabei übel zu Muthe, denn er wollte den nicht verſtandenen Spaß repliziren, ohne Witz zu haben, und ſtand daher da — um es nur gerade heraus zu ſagen: **Ut iniquae mentis asellus.** Er ſchlug indeß noch einen recht guten Weg ein, ſubſtituirte dem Witz die Artigkeit, und bat die Herren unter vielen Komplimenten, ſich gefälligſt zu demaskiren, um das Vergnügen und die Ehre ihrer Bekanntſchaft zu haben. Die edlen Mohren ließen ſich nicht lange bitten, ſondern zogen ihre ſchwarzen Larven von Geſicht und Hand ab, und zeigten ſich nun erſt — eben ſo ſchwarz als mit der Maske, folglich als eigentliche Mohren. Wie? ſagte Herr Bitterſüß, von einem erſtaunten Kreiſe umgeben, — wie? ſie ſind nicht weiß? — Nein! — erwiederten ſie, — die Mohren ſind ſchwarz! — Und Herr Bitterſüß, höchſt betroffen, rief aus: Alſo eigentliche Mohren? ſo, was man Mohren heißt, Mohren im wahren Sinn des Wortes? Ich meine: Mohren wie die Mohren ſind und ſein ſollen? — Ja mein Herr! — ſcholls von drei Zungen.

Da wurde Herr Bitterſüß zornroth, und ſagte: „Eigentliche Mohren? Da ſeid ihr alſo Sklaven, nichts als Herrſchafts-Mohren! Wißt ihr, daß dieſes ſehr beleidigend iſt? daß die Dienerſchaft in mein Haus und zu meinen Feſtins keinen freien Zutritt hat? — Fort demnach ihr wirklichen Mohren, fort!“ —

Da ſtürzten ihm die armen Neger zu Füßen und umſchlangen ſeine Knie in flehender Stellung. Dieſe Huldigung wollte ihn beinahe rühren; er rief den geſenkten Mohrenköpfen zu: „So ſteht doch auf! verſteht ihr mich?“ — Und die Mohren ſtanden auf, und erhoben ihre Geſichter, und ihre Geſichter waren nicht mehr ſchwarz, ſondern weiß, und das eine Geſicht gehörte dem wilden Adalbert, und das andere dem Freiherrn von Hollau, und das dritte war Lichtheims Eigenthum, den Laidion ſo lange quälte, bis er, um nicht vor Ärger ſchwarz zu werden, ſein Geſicht aus Verdruß ſchwärzte. — Jetzt lachte Herr Bitterſüß ſo herzlich, als es ihm möglich war, und verſicherte: „die ſchwarze Geſchichte ſei recht plaiſirlich!“ Adalbert dagegen erklärte, es freue ihn ganz kanibaliſch, den klugen Pflege-Papa ſo getäuſcht zu haben. —

Indeß verloren ſich nach dem Spaße, da es ſchon gegen zwei Uhr ging, mehrere Gäſte, unter dieſen auch die Hilmariden.

Alle dieſe Feſte nannte Herr Bitterſüß — (obſchon ſie mit dem Frühling, außer der gleichen Zeit, nicht das Geringſte gemein hatten) — Frühlingsfeier. Weil er aber bemerkte, daß der Frühling ſchon zu Ende ging, hielt er es ſelbſt für unſchicklich, die Frühlingsfeier länger fortzuſetzen. Um jedoch der langen Weile — wehmüthigen Andenkens — durch die Einſtellung der Feſtivitäten nicht etwa Thor und Thür zu öffnen, beſchloß er, ſogleich etwas Anderes zu ſubſtituiren. Herr Bitterſüß gehörte zu jenen Menſchen, bei denen der Name die halbe Sache iſt, und die ſich einen ſchönen Gegenſtand ohne einen ſchönen Namen gar nicht denken können, woher es denn rührt, daß ihnen auch manches Nichtſchöne bloß deshalb gefällt, weil es einen ſchönen Namen hat; ferner, daß ſie oft, wenn ſie den Namen finden, die Sache ſelbſt ſchon zu haben glauben.

Herr **Bitterſüß** dachte lange nach, um einen Univerſaltitel für eine neue Suite von Feſten zu finden, und kam — durch den Fingerzeig eines Zeitungsblattes — endlich darauf, daß die Benennung: Vermählungsfeſte, gar ſchön klinge. Zum Unglücke aber gab's zwiſchen **Lichtheim** und **Laidion** ewige Spannungen, wogegen **Serena** und **Hollau** zwar in beſter Eintracht lebten, ſich aber mit der Hochzeit-Verkündigung Zeit ließen. Herr **Bitterſüß** beſchloß die Eheſtands-Geſchichte dieſer beiden Paare zu beſchreiben, und that dies anfangs nur unter der Hand, ungefähr wie die Heiraths-Angelegenheiten gekrönter Häupter zuerſt in den Kabineten negozirt werden; weil man aber ſeine diplomatiſche Feinheit nicht bemerken wollte, erlaubte er ſich liebenswürdige Sticheleien. Als auch dieſe nicht wirken wollten, beſchloß er, einen Haupt-Coup auszuführen, und zwar noch vor dem letzten Akt der heutigen Ballnacht.

Schon verrieth die Dämmerung ihre zärtlichen Empfindungen gegen den von der Antipoden-Reiſe zurückkommenden Tag durch ein leichtes Erröthen, als Herr **Bitterſüß** eine Geſellſchaft von Auserwählten in ein Kaffehzimmer zuſammentrieb, wo Madame **Bitterſüß** auf einem Sofa lächelnd präſidirte. Die Taſſe mit den aromatiſch duftenden Schalen hatte die Geſtalt eines zierlichen flachen Schiffes, aus dem ein Luftballon emporſtieg, der die Zuckerbüchſe war. Herr **Bitterſüß** ſelbſt ließ ſich's nicht nehmen, den im halben Kreiſe ſitzenden Damen die liebliche Moccafrucht zu präſentiren. In dem Augenblick aber, als **Laidion** und **Serena** nach ihren Schalen langten, raſſelte etwas in dem Schiff, und plötzlich flog, unter vielem weiblichen Schrecken- und Luſtgeſchrei, ein bildſchöner Amor bis an die Spitze der Segelſtange empor, auf welcher er ſitzen blieb, und in jeder Hand einen roſenfarbnen Zettel hielt. Der eine verkündigte die bevorſtehende Vermählung Serena's mit dem Freiherrn von Hollau, der andere Laidions mit Lichtheim, in gereimten hochzeitlichen Glückwünſchungs-Verſen. Laidion ſprang zuerſt auf, las voll Neugierde, und las den für Serena beſtimmten Hymenäus mit lauter Stimme, ja ſogar mit einer Art von Schadenfreude, Serena's Verhältniß ſo öffentlich preisgegeben zu ſehen. Serena ſelbſt aber war zu betroffen, und auch zu gutmüthig, um Gleiches mit Gleichem zu vergelten. Sie war im erſten Schrecken wohl gleichfalls aufgefahren, um zu ſehen, ob Laidion wahr leſe; als ſie ſich aber ſchon bei den erſten Worten von der Wahrheit überzeugt hatte, ſetzte ſie ſich, beſchämt erröthend, ſchnell nieder, und ihre Schale ſchweigend auf den Tiſch, wobei ſie nicht einmal den zugleich verblüfften Freiherrn anſchaute. Dieſer aber ermannte ſich eben ſobald als Lichtheim, und Beide laſen nun, in komiſcher Haſt, des letztern nahe Verbindung mit Käthchen-Thusnelda-Laidion.

Man lachte viel, und — wie der Scherz im Leben gar oft ſehr ernſtliche Wirkungen hat, — in den zwei belachten Eheſtands-Kandidaten reifte der Entſchluß, den Vermählungsprozeß möglichſt zu beſchleunigen, um nicht als moderne Sinnbilder der zehnjährigen Belagerung von Troja zu erſcheinen. Hollau wandte ſich rechts an Hilmar, Lichtheim links an den Hofrath Riſach mit der Bitte um huldreiche Beſtimmung eines nahen Hochzeittages. Der Erſte überließ dieſe gerührt, der Zweite ſehr freudig dem Brautwerber. So hatte der Luftballon-Zuckerbüchſen-Amor ſeine Schuldigkeit gethan. Laidion verneinte ſcherzhaft, Serena umarmte die beiden Schweſtern zärtlich, als wären ſie der Bräutigam; Madame Bitterſüß gratulirte mit einfallendem Chor, während Herr Bitterſüß vor Entzücken über die neuen Feſte jubelte. Da ſtrahlte die aufgehende Sonne zu den Fenſtern herein, als wollte ſie die zwei erklärten Bräute verklären.

## Eilftes Kapitel.

Die Gemälde-Gallerie. — Tragödienwuth. — Rezidiv. — Laſt und Luſt der Pflichterfüllung. — Eheliches Glück.

Herr Bitterſüß war allerdings ſehr erfreut, über die Ausſicht zu neuen Feſten; als er aber am nächſten Tage die Sache im Detail überlegte, fand ſich, daß er eigentlich nicht wußte, was zu thun ſei. In einer Art von ungefährlicher Verzweiflung ging er zu Helion, und bat um guten Rath: „wie denn hier etwas Neues anzubringen ſei? — Ach! ſagte er wehmüthig; wir haben ja ſchon Alles erſchöpft — und zwei Hochzeiten ſtehen vor der Thür! Was ſoll man anfangen?“ — — Lieber Leſer! Mir thut leid um den guten Mann; ich kann ihm aber nicht helfen, und muß ihn in ſeiner Verlegenheit laſſen, denn mich beſchäftigen jetzt wichtigere Dinge, nämlich die Doppelhochzeit, die wohl ſehr bald vor ſich ging, aber ſo heimlich, daß Herr und Madame Bitterſüß ganz erſtaunt da ſtanden, als die zwei Paare, die eines Tages um acht Uhr früh nach der Stadt gefahren waren, um zwölf Uhr Mittags als Eheleute wieder zurück kamen. Ich könnte von dieſer Geſchichte ſehr viel Umſtändliches und Angenehmes erzählen, unterlaſſe es aber deshalb, weil die Ehe leider nur gar zu oft bald einem ſchönen Sommer-Morgen gleicht, auf den ſchwere Gewitter folgen, bald einem rein geſtimmten Inſtrument, deſſen Saiten nachlaſſen und falſch klingen, bald einem zierlich gearbeiteten Trinkglas, das zerſpringt, weil zu heißes Getränk hinein gegoſſen wird. Herr und Madame Bitterſüß hingen ſich an die jungen Eheleute, die am Abende abfuhren, um dem wilden Getümmel zu entkommen, ſo klettenartig an, daß dieſe endlich verſprachen, nach drei bis vier Wochen wieder zu kommen. Sie hielten auch ihr Wort pünktlich, weil Herr Bitterſüß ſie halb mit Gewalt wieder auf ſein Landhaus bringen ließ, mit der beſcheidenen Verſicherung, daß er ſie nicht länger als acht Tage bei ſich feſthalten wolle, um ihnen die gebührenden Honneurs zu machen.

Während ihrer Abweſenheit hatte Helion den guten Präſidenten der verſtorbenen Akademie auf einen beſſern Gedanken gebracht, den aber bald ein abſurder von Adalberts Seite verdrängte. Der gute beſtand darin, daß Helion ihm in einer guten Stunde zuerſt begreiflich machte, wie viel Geld er auf Dummheiten hinauswerfe, und wie viel geſcheiter er die großen Summen verwenden könne. Herr Bitterſüß ſtutzte, und kam nach langem Überlegen endlich mit der Frage heraus: „Wie meinen Sie das? Es ſcheint in dem, was Sie da ſagen, etwas Wahres darin zu liegen. Erklären Sie ſich deutlicher! — „Jetzt rückte Helion mit verſchiedenen Vorſchlägen heraus, die ihm ſchon lange am Herzen lagen. Der erſte beſtand darin, daß er eine freudige Rede über die Malerei hielt, über die Genialität der Maler und über die Herrlichkeit der Gemälde. Dem Herrn Bitterſüß ſchien dieſe Tirade wie eine farbenleuchtende Feuerwerk-Dekoration aufzuſpringen, und er rief mit einer Art von Begeiſterung: Ei, ei! Was Sie da ſagen! Das wäre ja etwas ganz Neues! Ich habe — **parbleu**! — wahrhaftig noch keine Gemälde-Gallerie, die doch jeder Mann von Geſchmack und Geld haben ſoll. Recht, mein Lieber, ſehr recht! Glauben Sie aber, daß ich in der Malerei nicht zu Hauſe bin? O da irren Sie! Ich will Ihnen alle großen Maler an den Fingern herzählen.“ —

Herr Bitterſüß hatte nun einmal Feuer gefangen, und verſicherte, er ſei feſt entſchloſſen, eine Gemälde-Sammlung ſo geſchwind als möglich beizuſchaffen, die aber aus lauter Meiſterſtücken beſtehen müſſe. „Ja — rief er mit etwas erhabener Stimme — „damit Sie mich beſſer kennen, und meine Univerſalität ſchätzen lernen, und damit ich es nur kurz ſage, ich muß Raphaele, Correggio's, Tiziane, Rubenſe, Claude-Lorrain's, Salvator-Roſa's, Giulio Romano's, — und wie die Teufelskerle weiter heißen, die Alle — ſag' ich Ihnen — die Alle muß ich haben.“ —

Helion billigte den löblichen Entſchluß, bemerkte aber dabei, daß er damit doch nicht ganz einverſtanden ſei. —

Herr Bitterſüß ſtutzte neuerdings und bat wieder um nähere Erklärung. Helion ſagte: „Die Meiſterſchaft aller der Maler, die Sie da genannt und nicht genannt haben, bewundere ich nicht weniger als Sie ſelbſt es thun; allein ſie ſind — todt, alle zuſammen mauſetodt. Dagegen gibt's heut' zu Tage Maler, die noch lebendig ſind, und zwar in Öſterreich lebendig, — ja Maler, von denen auch die Nachwelt mit feuriger Zunge lobpreiſend reden wird. Dieſe müſſen erkannt, gewürdiget, unterſtützt und aufgemuntert werden; dann wird auch aus dem Schooß der Gegenwart mancher ebenbürtige Genoſſe jener unſterblichen Todten hervorgehen, dem zu ſeiner Vervollkommnung nichts fehlt als ehrende Anerkennung und gebührende Bezahlung ſeiner Werke. Jene großen Maler findet man ohnedieß überall; kaufen Sie alſo lieber neue Bilder jetziger Künſtler! Ihr Saal werde ſchön verziert mit Meiſterſtücken von Göbel, Höchle, Krafft, Schnorr, Scheffer, Petter, Steinfeld, Kuppelwieſer, Ender, Rueß, Schödelberger, Mösner, Wutky, Waldmüller, Ammerling u. dgl. Das ziemt einem Manne, der nicht bloß reich an Geld, ſondern auch an Geiſt und edlem Ehrgeiz ſein will!“ —

Herr Bitterſüß hörte mit ſteigendem Beifalle zu, und gab Helion den Auftrag, Gemälde über Gemälde für ihn zu kaufen. Helion war nicht träge, und bald prangte ein ſchöner Saal voll erleſener Werke. Ob ſie noch heute dort anzutreffen ſind, weiß ich nicht, daß ſie aber wirklich exiſtiren, das unterliegt keinem Zweifel. Ich beſchränke mich daher nur auf einen kurzen Bericht über diejenigen Bilder, die — wenn ſie nicht wirklich dort waren, doch wenigſtens hätten dort ſein ſollen. Ich nenne zuerſt Krafft's Siegesſchlacht von Aspern, ein Gemälde voll Leben und Tod, voll Einheit in der reichſten Mannigfaltigkeit. Zurück das Gewoge wuthentflammter Kriegesſcharen; im Vordergrund der Lenker der Schlacht, Erzherzog Karl, der Held, von Heldenführern umgeben. Auf Ihn, der die Seele des Ganzen iſt, fällt auch die volle Beleuchtung, daß er eben ſo ſtrahlend erſcheint, als dieſer Tag ſelbſt in Öſterreichs Annalen. Nicht minder verherrlichte Höchle ſich durch ſeine Gemälde des Übergangs der verbündeten Heere über die Vogeſen im Jahre 1815.

Wie ergreifend ſteht in Göbels Farbendichtung voll Geiſt und Wahrheit, des gottbegeiſterten Moſes Ehrfurcht gebietende Geſtalt in ihrer erhabenen Verklärung! Wie voll Leben und mannigfaltigem Ausdrucke gruppiren ſich um den Verkündiger des Höchſten Israels Greiſe, Männer, Mütter und Kinder! — Wie groß gedacht iſt der ſterbende Jakob! Aufrecht ſitzt der Greis auf ſeinem Sterbelager; ſelbſt im Momente des Todes noch in voller Kraft des Körpers und der Seele, hebt er, voll prophetiſcher Geiſtesruhe im ernſten Antlitz, die ſegnende Hand empor, um ſeine Söhne und Enkel zu dem Leben einzuweihen, das er nun in makelloſer Reinheit verläßt. Die Darſtellung des verſchiedenen Eindrucks der nämlichen Handlung auf ſo verſchiedene Gemüther iſt ein Meiſterſtück.

Zu ſanfter Wehmuth ſtimmt Kuppelwieſers remantiſches Nachtſtück. Wer biſt Du, blaſſe Schwärmerin auf dem Balken des gothiſchen Hauſes? Tief unter Dir liegt die Erde mit ihrem Grau'n; hoch über Dir leuchtet des Vollmonds ſtille Klarheit. Halb gehüllt in Deinen Schleier, blickſt Du hinaus in die Nacht und in das Licht, Beide vereinend in Deiner Fantaſie! Holde Geſtalt! Dämmerung iſt unſer Leben, Dämmerung unſer Glück! Ruhe liegt in der Tiefe; nach oben zieht uns die Sehnſucht.

Aber plötzlich reißt mich's fort aus dem Friedensſchooße der geiſtigen Nacht. Klytemneſtra, des Gatten Mörderin, und Ägyſth, der Buhle, — ſie liegen in ihrem Blute vor mir. Die rächende Nemeſis hat ihr entſetzliches Richteramt verwaltet; Klytemneſtra mußte ſterben, — aber nicht durch Sohnes Hand! Und ſo ſteht Oreſtes ſchaudernd ob der fluchwürdigen That, und auf den blinkenden Dolch des Muttermörders fällt die Fackelglut der Erynnien.

Dich Ender wird Sophokles einſt als würdigen Geiſtesbruder bewillkommnen; aber auch Dich, Schnorr weihte die tragiſche Muſe zu ihrer ſchauerlichen Größe; Deines Fauſt's Rieſenkraft, Deines Mephiſtopheles ungeheures Weſen — glühende Gebilde der kühnſten Fantaſie — ſie werden leben, ſo lange die Nachwelt, Klingers, Leſſings, Göthes verwandte Dichtungen leſen wird.

Laß, Cäciliens ätheriſche Huldgeſtalt! *) laß Deine Engelstöne erklingen, den Geiſt erheben zu dem himmliſchen Frieden, und das Leben heiligen in Unſchuld, daß es ſo

---

*) Die heilige Cäcilie, Gemälde von Scheffer.

ſanft und ſo rein dahin fließe, wie der lieblichen Mutter Maria, umſpielt vom Jeſuskinde und dem kleinen Johannes *), wo das Menſchliche ſich ſo herrlich mit dem Göttlichen vermählt, die Schönheit mit der Würde, und das Farbenſpiel der ländlichen Scene ſo entzückend iſt, daß nur das Licht der heiligen Glorie es zu übertreffen vermag.

Aber auch die Erde iſt ſchön, und kaum weiß ich, ob ſchöner in der Natur oder in den Werken der Kunſt. Wie der Schmetterling über Blumen, ſo ſchwelgt mein wonnetrunkenes Auge über einer Fülle von kunſtreichen Landſchaften dahin. Hier feſſelt den Blick der ernſte Traunſee von Steinfeld, der Natur treueſtes Abbild; aber muntere Schalmeitöne verlocken mich auf die Gebirge der Steiermark, wo Rueß Pinſel ein Kirchweihfeſt feiert. Alle Hügel grünen, alle Hügel ſind voll Leben, voll Jugend, Geſundheit und Freude in tauſend glücklichen Luſtgeſtalten.

Lebt wohl, ihr fröhlichen Burſche, ihr ſchmucken Dirnen! Ich muß fort; denn Schödelberger zaubert mir ein italieniſches Paradies; Liebe athmet der klare Himmel, Liebe haucht die weiche Farbenglut der üppigen Erde. Und doch zieht mich's wieder weg aus dem Schooße des Lebensgenuſſes zu Mösners ſtiller Siedelei. Verſenke Dich hier, mein Geiſt, in ernſte Betrachtungen und durchwache die ſtille Nacht, bis der herrliche Sonnenaufgang von Wutky Dich und die Welt mit Glanz und Jubel erfüllt.

Und ſo ſteige auch eure Sonne, ihr Farbendichter Öſter

---

*) Die heilige Familie, von Anton Petter.

reichs, immer höher und höher, daß euer Ruhm gleich ihrem Lichte ſich verbreite!

Herr Bitterſüß war nun auf dem beſten Wege, ſein gutes Geld für etwas Gutes auszugeben; allein der tolle Adalbert, über Helion's Vergleichungs-Rüge erbittert, dachte jetzt nur daran, wie er dieſem Alles verderben könne. Er ſetzte dem ewig ſchwankenden Herrn Bitterſüß in den Kopf, ein förmliches Haustheater zu errichten, weil er wußte, Helion habe dagegen die größte Abneigung. Um dem Reizbaren noch mehr Verdruß zu machen, überredete er ſeinen goldenen Herrn Pflege-Papa, nur heroiſche Trauerſpiele, als das Höchſte in der Kunſt, aufführen zu laſſen.

Vergebens bot Helion Alles dagegen auf; das Einzige, was er noch erwirken konnte, war die Bewilligung, nicht ſelbſt mitſpielen zu dürfen. Hätte ihn der Magnet Viktorine in dieſem Hauſe nicht feſt gehalten, ſo wäre er ohne Reiſepaß ſchon längſt abgefahren. Hilmar fand aber an dem bunten Treiben Wohlgefallen, Viktorine am Vergnügen ihres Vaters, folglich blieb ſie, und ihretwegen Helion, der, auf vielfältiges Drängen, die Rolle des Souffleurs übernahm.

Durch Adalberts Machinationen wurde Schillers Don Carlos zum erſten Stücke beſtimmt. Wie es zur Rollen-Beſetzung kam, fingen die Intriguen ihr draſtiſches Vorſpiel ſo gewaltig an, als ſollte die Vorſtellung auf einem wirklichen Theater geſchehen; das Stück ſelbſt aber wurde ſo verkürzt und verſtümmelt, dagegen aber ſo reichlich mit Knall-Abgängen, nach jedes Mitſpielenden Willkür ausgeſtattet, als ſollte das Ganze auf irgend einem Vorſtadt-Theater zerfetzt werden.

Die Rollen waren auf folgende Weiſe vertheilt: Herr Bitterſüß konnte als ein reicher Mann und Herr vom Hauſe natürlich in keiner geringern Rolle als in der — des Königs von Spanien, Philipp des Zweiten, erſcheinen, obſchon er ganz das matte Gegenſtück des kräftigen düſtern Herrſchers war. Er nahm die Rolle unter vielen beſcheidenen Redensarten über ſein zu wenig ausgebildetes Schauſpieler-Talent mit dem Beiſatze an, daß er ſchon manche Rolle auf der Welt geſpielt habe, und einmal ſogar ſchon als Prima-Donna aufgetreten ſei. Die Königin Eliſabeth durfte man der Frau vom Hauſe nicht nehmen, und Thusnelda-Laidion intriguirte ſo gut, daß ſie zur Prinzeſſin Eboli erhoben wurde, wobei man, auf ihr Veranſtalten, ihren vielgeliebten Bräutigam zu Sr. königlichen Hoheit dem Prinzen Don Carlos mit den ſchmeichelhafteſten Ausdrücken erhob. Marquis Poſa wurde dem Baron Hollau gewaltſam aufgedrungen, auf ſein Verlangen aber die Auflöſung der Verſe, denen er etwas abhold war, in ordentliche Proſa bewilligt. Adalbert behielt ſich den Pater Domingo.

Zum Glück war das Stück ſo zugeſchnitten, daß es nur anderthalb Stunden ausfüllte. Herr Bitterſüß goß die Eſſenz ſeiner Charakter-Rolle in einen Eimer Waſſer, ſo daß man kaum einen bitterſüßlichen Geſchmack davon wahrnahm. Madame Bitterſüß ließ ihren bittern Antheil ganz weg, und flüſterte ſo ſüß, daß man kaum den fünften Theil ihrer hingeweinten Worte verſtand. Thusnelda-Laidion kokettirte und grimaſſirte, als hätte ſie den Teufel im Leibe. Lichtheim gab ſeinen Charakter mit Kunſt und Feinheit, aber ſehr matt und ſchläfrig. Dagegen donnerte Baron Hollau gewaltig, verſtummte aber ſehr oft, wenn ihn das Gedächtniß verließ. Auch begab ſich, daß er den Souffleur falſch verſtand, und dann das Gegentheil von dem ſagte, was er ſagen ſollte. Einmal war der Kontraſt ſo komiſch, daß Helion das Souffleurbuch fallen ließ, den Kopf an eine Kouliſſe ſtützte, und vor Lachen zu erſticken glaubte, in der Scene, da Poſa eben dem König Philipp einen Funken Wahrheit in die Seele werfen will. Der König horchte noch lange aufmerkſam dem verſtummenden kühnen Weltbürger zu, und ſagte endlich ſogar aus dem Stegreif, das Wörtlein: „Nun?" — Aber in Hollau's Seele loderte ſtatt des Wahrheit-Funkens die volle Feuersbrunſt eines ungeheuern Zornes gegen den poetiſchen Souffleur auf, der vor Lachen erſticken wollte. Herr Bitterſüß bemerkte dieſe auflodernde Wuth, befürchtete von dem Kraftmenſchen einen plötzlichen Ausbruch, und — hatte ſich hierin nicht geirrt; denn Hollau vergaß in dieſem Augenblicke, daß er dem mächtigſten Herrſcher ſeiner Zeit, vor dem die alte und neue Welt zitterte, gegenüber ſtand; Spanien und Amerika verſchwand, nur die frevelhafte Lachtaube erblickte er, brach in die heftigſten Invektiven aus, und hielt eine Rede, die eine Miſchung von Demoſthenes und Pater Abraham von St. Clara war. König Philipp gerieth darüber in ungeheuere Verlegenheit, und ſtellte ein wahrhaftes Bild der Majeſtät in der Klemme, oder eines von den Schrecken des böſen Gewiſſens zermalmten Tyranns auf dem Todtenbette vor. Da ergriff Helion, der ſich indeß ermannte, die zunächſt liegenden männlichen und weiblichen Kleidungsſtücke, ſchob einen Baum in's königliche Schlafgemach als Repräſentanten der ſchönen Tage von Aranjuez, trat ſelbſt auf und hielt einen Epilog a priori in Knittelverſen. Marquis Poſa ſtürzte wüthend fort, ein herrlicher Abgang! — Die Zuſchauer lachten, und der verſöhnte König reichte, während der Vorhang fiel, dem frevelhaften Deus ex machina die Hand.

Ein anderes Ereigniß diente nicht minder zu allgemeinem Vergnügen: Die Prinzeſſin Eboli warf ſich nämlich in der leidenſchaftlichen Scene mit Don Carlos auf dem Sofa ſo heftig herum, daß ſie hinab fiel. Die Urſache des dritten Spektakels war der galante Herr Bitterſüß ſelbſt, indem er fürchtete, daß der Schuß am Ende, die Damen zu ſehr erſchrecken möchte. Dies zu vermeiden, hatte er heimlich angeordnet, daß der ſchießende Soldat kein Feuergewehr, ſondern eine Windbüchſe bekam. Der Mörder, dem man von der Abänderung nichts geſagt hatte, drückte los; als aber kein Knall erfolgte, zielte und drückte er fort und fort, als wäre er zu Stein geworden. Der Marquis wartete immer, ſchon halblaut fluchend, auf den ausbleibenden Knall, und wollte nicht früher fallen. Don Carlos deutete vergebens mit den ſprechendſten Geberden zum Losdrücken. In dem Augenblicke ſprang Adalbert vor, riß dem petrifizirten Todesſchützen das Gewehr aus der Hand, eilte in den Verdergrund und ſchlug dem unglücklichen Marquis von rückwärts mit dem Gewehrkolben auf den Kopf. Poſa verſtand den Wink und fiel alſo mauſetodt zu Boden, unter allgemeinem Beifallsgeſchrei der erfreuten Zuſchauer. Der Scharfſchütz erſchrack aber ſo gewaltig über Poſa's unerwarteten Fall, daß er einen lauten Schrei that. Dieſer Mann war ein Jäger im Dienſte des Herrn Bitterſüß; als daher einer von ſeinen Hunden, obſchon er in der entfernten Küche ſtand, die Stimme ſeines Herrn und Meiſters vernahm, ſtürmte er durch eine Reihe von Zimmern auf's Theater, warf eine Kouliſſe um, ſprang an ſeinem Herrn empor, voll Freuden des Wiederfindens, dann auf das Podium, wo er, da man ihm von allen Seiten zuſchrie, in ſeiner Verwirrung den als erſchoſſen da liegenden Marquis beim Genick packte. Der Marquis aber, der nicht als Aktäon und überhaupt nicht zweimal ſterben wollte, ſprang lärmend und abwehrend vom Boden auf. Über das verdoppelte Mordgetöſe ſtürzten alle handelnden Perſonen herbei, Helion rief: „Schlußchor!“ Herr Bitterſüß befahl aber den Verhang herab zu laſſen, und ſo hatte die Tragödie ein ſo luſtig trauriges Ende, als Tragödien, wenn ſie nicht auf Bühnen vom erſten Range gegeben werden, gewöhnlich zu nehmen pflegen.

Noch ſchlimmer als auf dem bitterſüßlichen Haustheater ging es indeß in dem Hauſe des neuen Ehepaars: Lichtheims und ſeiner Käthe-Thusnelda-Laidion zu, ehe noch die Flitterwochen vorüber waren. Schon jetzt zeigte Frau von Lichtheim jene Vergnügungs- und Zerſtreuungsſucht,

ie ein Gift alles ſchönen häuslichen Still-Lebens, und aller
helichen Zufriedenheit iſt. Dem Gatten, der zuerſt bat,
ann finſter blickend ermahnte, endlich drohte, ſetzte ſie zuerſt
eftigkeit, und als dieſe mit Würde zurückgeſchlagen wurde,
chtloſe Gleichgiltigkeit entgegen, der ſie beſchönigend den
alſchen Namen Sanftmuth gab. Die ſchlimmſte Seite ih-
es ſich auffallend verſchlimmernden Charakters war aber die-
, daß ſie mehr bösartig als eigentlich böſe war, und einer
Belladonna glich, lieblich im äußern Scheine, aber tödtend
urch ihr inneres Gift. Sie wußte gegen alle Welt ſich ſo
ebenswürdig zu zeigen, daß man ihr nichts Arges — höch-
ens unſchuldige Lebensluſt — zumuthen konnte. Aller Welt
ußte ſie ſich als Roſe zu zeigen, nur ihr Gatte bekam täg-
ch die Dornen zu ſehen. Flüchtig, ohne innern Werth, ohne
ehalt, ohne Gemüthstiefe, ſchien ſie jedem Andern ein
armloſes Weſen von heiterer Laune und leichtem Sinne;
abei aber hatte ſie eine eigene Gabe, dem Gatten Kränkun-
en zuzufügen, die oft nicht mit eigentlichen Namen belegt
erden können, und der unſichtbaren Peſt gleichen. Sie gab
ch dabei ſtets die Miene, ihren Gatten zu überſehen, und
ine Beſchränktheit und üble Laune großmüthig nachzuſe-
en, wobei ſie den Grundſatz aufſtellte: „Eheleute müſſen
ch nicht geniren!“ — Ein Grundſatz, zu ſchlecht für die
ölle! Eheleute **ſollen** ſich geniren, und gerne geniren,
eil ſie nur in- und mit- und für einander leben ſollen. So
ag aber Satan ſich vor dem Belzebub nicht geniren, wenn
dem Himmel eine Seele ſtehlen will! —

Insbeſondere aber wußte Frau von **Lichtheim** die

Worte: „Lieber Mann! genire Dich meinetwegen ja nicht! Unterhalte Dich!“ vor Fremden ſo honigſüß auszuſprechen, daß Jeder dachte: „O Du gutes, liebenswürdiges Weib!“ Das Faktiſche ihrer Verkehrtheit hatte aber ſeine eigene Stufenfolge.

In den erſten Monaten hing ſie an ihrem Manne mit ganzer Seele und mit vollem Herzen. Nach und nach ſtellte ſich aber das Rezidiv der frühern Krankheit ein, des romantiſchen Fiebers. Bekanntlich ſind die Rezidive gewöhnlich heftiger als die vertriebene erſte Krankheit, wie ein Uſurpator meiſtens viel grauſamer regiert als der ſtrengſte rechtmäßige König. Auch iſt's leider ein auf Erfahrung gegründeter Satz, daß alle Seelen-Unpäßlichkeiten der Mädchen vor der Heirath, nach derſelben bei den Weibern im Eheſtande gefährliche Krankheiten werden.

Das Rezidiv der Frau von Lichtheim äußerte ſich zuerſt dadurch, daß ihr eigenes Hausweſen ihr zu einförmig vorkam. Sie nöthigte ihren Gatten, mit ihr Geſellſchaften zu beſuchen, bald aber machte ſie ihre Viſiten, im Gefühle ihrer Selbſtſtändigkeit, lieber allein, denn als Frau konnte ſie ja den Mann, den ſie nun doch auf jeden Fall hatte, leicht entbehren. So hält manche Frau den Eheſtand nur für ein Privilegium zu einer freieren Lebensweiſe. Frau von Lichtheim erweiterte nun den Kreis ihrer Bekanntſchaften täglich, ſchmiegte ſich an Fremde, und bot Alles auf, dieſen zu gefallen. Vorzüglich nahm die Tanzwuth in ihr überhand; ſie durchſchwärmte halbe Nächte. Die Geſellſchaften, die ſie beſuchte, waren allerdings gut;

daß ſie aber wie ein flüchtiges Windſpiel herumzog, und ihren Gatten zurückſetzte, das war nicht gut. Lichtheim beging dabei den Fehler, daß er ſeinen Unmuth, nach Weiſe der Melancholiker, ſo lange als möglich in ſich verſchloß, und den böſen Dämon wie einen Geier an ſeinem wunden Herzen nagen ließ; nur wenn jener ihn endlich übermannte, brach er los, wo dann die Frau Gemahlin ſeinen leidenſchaftlichen Invektiven — Kälte — oder wie ſie ſelbſt es nannte — Geduld entgegen ſetzte.

Nachdem die Dreh-Krankheit, weil die ſchwache Bruſt ihrer Wuth erlag, ſich verlor, und der ewige Taumel- oder Schwindelgeiſt abnahm, gab ſich Frau von Lichtheim die Miene einer Art von ſchöner Melancholie, blieb etwas mehr als gewöhnlich zu Hauſe, und nannte ſich deshalb vor aller Welt eine Hauskatze. Die ſchwärmeriſche Hauskatze fand aber bald nothwendig, für den entbehrten Tanz die Guitarre zu ſubſtituiren, und für den mürriſchen Gatten den Guitarre-Meiſter. Dieſer wurde bald ein Hausfreund, und fing an, nicht nur die Guitarre-Saiten, ſondern auch die Saiten des Herzens der romantiſchen Guitarre-Spielerin zu rühren.

Der liebenswürdige Guitarremeiſter war aber kein Meiſter vom Stuhle, auch kein Meiſter von ſeinem Inſtrumente, ſondern kein Anderer, als — Herr Mehldorfer, der potenzirte Kronprinz von Schweden. Er verließ den Handelsſtand, der ihm für ſeinen Geiſt zu eng und zu niedrig ſchien, veranſtaltete in einem der Hauptſtadt nahe liegenden Dorfe theatraliſche Vorſtellungen zum Beſten der Armen, die ihn wenig intereſſirten, lernte hier einen berühmten italieniſchen Opernſänger kennen, der ihn als Bedienten aufnahm und den Lohn durch Unterricht auf der Guitarre und Singen ausbezahlte. Der Sänger reiſ'te mit vollem Beutel ab, und ließ den Herrn Mehldorfer mit leerem Beutel als Signore Farinoli, berühmten Sing- und Guitarre-Meiſter, zurück. Die Modehändlerin präſentirte ihn der Frau von Lichtheim. Dieſe beging zwar kein eigentliches Verbrechen, aber ſie that doch das Gegentheil von dem, was ſie hätte thun ſollen, ſo wie jede Frau, ſobald ſie den Pfad ihres Gatten nicht mit Roſen beſtreut, darauf Dornen pflanzt. Ihr Herz wird, je umfaſſender, deſto profaner, und der Geiſt der Liebe hat es mit jedem aromatiſchen Geiſt gemein, daß er ſich durch Verbreitung ſchwächt und verduftet, wo er, in einem bewahrenden Gefäße eingeſchloſſen, ſeine Kraft lange behalten hätte. Nur gemüthloſe Weiber können liebeln, aber mit den Verluſt der ehelichen Liebe geht auch ihre Heiligkeit verloren. Frau von Lichtheim hatte leider jenen böſen Wurm, den ſo manches entartende Weib im Buſen trägt: ſie kannte nur die Rechte einer Frau — aber nicht ihre Würde, nur die Laſt der aufgelegten, nicht aber die Luſt der erfüllten Pflicht.

So klagte denn Lichtheim vergebens, daß er kein Weib und kein häusliches Aſyl habe; der Schmerz machte ihn verſchloſſen, und die Verſchloſſenheit gab ihm den Schein eines kalten liebloſen Menſchen, der er doch keineswegs war.

Jetzt trat der erſte Todesfall ein, der den Leſer in dieſen Blättern betrüben kann: Hofrath Riſach ſtarb in

Lichtheims Armen, beklagend des Freundes entflohenes Glück und die Entartung ſeiner Nichte, die es nicht wagte, an ſein Sterbebette zu treten, weil ſie vom Anblick Desjenigen, dem ſie ſo manchen Kummer verurſacht hatte, wider Willen zu tief erſchüttert zu werden fürchtete. Indeß war dieſer Tod doch die Veranlaſſung, einen ernſten Blick in ſich und auf die Sträflichkeit ihres Leichtſinns zu werfen.

Geiſt der Harmonie! Du biſt auch der Geiſt der Liebe, ſo wie die Liebe die Schöpferin des Glückes, und das Glück der Liebe das Meiſterſtück der Schöpfung, wie Haydn's Schöpfung, das Meiſterſtück der Harmonie, iſt. O Schöpfung! Du Zierde aller muſikaliſchen Schöpfungen! Du herrlicher Verein von genialer Fantaſieglut und geiſtiger Beſonnenheit, von hinreißender Empfindung und ſchöner Klarheit, von Erhabenheit und Liebreiz, von Kunſt und Natur, von Reinheit des Satzes und des Herzens! Umtöne mich mit all' Deinen zauberiſchen Sphärenklängen, laß mich den Menſchen im Paradieſe ſeiner irdiſchen Seligkeit, laß mich die Heerſcharen des Himmels ſehen, die über ihm ſchweben, wenn er gut und rein iſt und liebt! Erwecke in mir alle dieſe Herrlichkeiten, denn ich habe nun eine glückliche Ehe zu ſchildern!

Treten wir aus dem düſtern Gewölbe einer unglücklichen Ehe, in die reine Himmelsluft der Zufriedenheit, ſo zeigt ſich uns ein frohes Paar — Hollau und Serena, ein würdiges Abbild unſerer idealen Stammältern, wie Miltons hohe, gewaltige Fantaſie uns die Herrlichen malte, wie Haydn's Schöpfung ſie tönen läßt.

Ruhe, Ordnung und geläuterte Freude herrſchten in dieſem Hauſe. Hollau war ganz die gediegene Kraft des Mannes, Serena ganz die bezaubernde Anmuth der holden Liebe, und Beide, ihre wahre Beſtimmung klar anerkennend, fühlten mit jedem neuen Tage lebhafter ihre Wechſelmacht und ihre Würde. So ehrte und veredelte Eines ſich in dem Andern; und wie eine böſe Ehe den Fluch der Schlange in ſich trägt, ſo kommt in der guten der Segen von oben, und die Geſänge ſeliger Geiſter tönen: „Der Friede ſei mit Euch!“ — Hollau verwaltete mit redlicher Thätigkeit ſeine vielen Geſchäfte, Serena das Innere des Hauſes.

„Tages Arbeit, Abends Gäſte,
Saure Wochen, frohe Feſte!“

Das war der gemeinſchaftliche Wahlſpruch des wackern Ehepaars! Wenige, mit ſchätzbaren Eigenſchaften geſchmückte Menſchen, geprüft und auserwählt, hatten den Zutritt zu Hollau's Abendgeſellſchaften an den Sonnabenden, mit denen die Woche fröhlich geſchloſſen wurde. Die Sonntage wurden zu Ausflügen verwendet. Unter den Vertrauteren des Hauſes fanden ſich achtungswürdige Schriftſteller und Künſtler, und geiſtvolle Geſchäftsmänner, die den Staatsmann, wo er nicht hingehörte, wegzulaſſen wußten. In Allem aber und immer ward es bei dem harmoniſchen Ehepaar ſo gehalten, daß die Freunde und Freundinnen des Einen auch dem Andern lieb und werth waren. Große Feſte mit Pracht und Aufwand wurden in jedem Jahre nur drei gefeiert: der Hochzeittag und die beiden Geburtstage Hollau's und ſeiner Gattin.

Hollau's erſtes Geburtsfeſt feierte Serena durch

Haydn's Schöpfung, worin Erhebung und Freude, Himmliſches und Irdiſches, ſo ſchön vereinigt iſt. Helion hatte ein einfaches herzliches Gedicht: Der Geiſt der Harmonie benannt, dazu geſchrieben, welches als Prolog geſprochen wurde. Ein glänzendes Souper ſchloß den freudigen Abend. Alle Gäſte hatten ſich ſchon entfernt; nur der ſeelenvergnügte alte Hilmar mit ſeinen unvermählten zwei Töchtern, Helion und Lichtheim, dem zu Liebe ſeine Frau liebevoll aufgenommen — oder vielmehr geduldet wurde, blieben noch im vertrautern engen Kreiſe. An dieſem ſchönen Abende kam Frau von Lichtheim das erſtemal zu einer deutlichen Idee über die Seligkeit einer wahrhaft glücklichen Ehe. Sie wurde gerührt, überdachte die Nichtigkeit ihres zerſtreuten Weſens und Treibens, verglich den Flitterſtaat ihres Innern mit Serena's einfacher edler Natur, und erblickte wie in einem Zauberſpiegel den Werth der beglückenden Liebe, die ihre Strahlen auf einen Punkt konzentrirt. Sie wurde ſtiller und herzlicher als gewöhnlich, und entdeckte an ihrem Gatten Vorzüge, die ſie in ihrem bisherigen Zerſtreuungstaumel an ihm nicht bemerkt hatte. Lichtheims lange umwölktes Inneres leuchtete morgenröthlich auf; er ſchien neu verjüngt zu ſein.

Dieſe Erſcheinung entging keinem der theilnehmenden Freunde, die nun ihren ſchönſten Gefühlen und ihren begeiſterten Ideen freien Lauf ließen. Gute Beiſpiele und gute Menſchen wirken bekanntlich beſſer als alle Moral-Syſteme. Von Käthe's Augen fiel eine Binde ab, und die kaltſchimmernde Eisrinde ihres bisherigen verſtockten und betäubten Eigenſinnes fing zu ſchmelzen an. Sie wurde weich, und da Hellau Serenen jubelnd an ſein Herz drückte, flog ſie weinend an Lichtheims Bruſt.

Da ſcholl aus der ſtillen Nacht ein erhebender Chor der ſeligen Geiſter aus Haydn's Schöpfung feierlich herauf, und — geſegnet ſeiſt Du, Geiſt der Harmonie!

Zur gänzlichen Herſtellung der ſo erfreulich beginnenden Harmonie fehlte nur noch Eines, — die Verbannung einiger böſen Geiſter: der romantiſchen Tollheit, der Deklamations-Wuth, der Guitarreſucht, der Lauf- und Drehkrankheit, des täglichen Fiebers der Zerſtreuungsluſt, der Elephantiaſis des mokirenden Witz-Kitzels u. dgl. Der Anfang mußte mit der Entfernung des potenzirten Herrn Mehldorfer geſchehen, der, ſeitdem wir ihn nicht geſehen haben, zur erlauchten phyſiognomiſchen Ähnlichkeit auch die hohe Meinung ſeiner künſtleriſchen Genialität bekommen hatte, ein junger Herr vom eleganten Zuſchnitt, folglich auch keck und zudringlich, und — für Damen von gemeiner Seele, ſehr amüſant, ein ſogenannter guter Geſellſchafter geworden war; dabei ein geſunder, ſtämmiger, rothbäckiger Junge, der ſich oft zu Pferd präſentirte, gut tanzte, aus ſehr zierlichen Tabakspfeifen ſchmauchte und in ſeinem Äußern etwas ſcharmant Burſchikoſes hatte.

Herr Mehldorfer hatte aber im Lichtheim'ſchen Hauſe einen höchſterbitterten Feind, und zwar einen Gegner, den wir ſeit ſeinem erſten glänzenden Auftritt in dieſer Geſchichte nur noch einmal zu Geſichte bekommen, nämlich im bitterſüßlichen Garten, wo er ſich dem zarten Stoff einer

Grazie zerſtörend näherte. Dieſer Feind war Swaran — kein oſſianiſcher Held, ſondern Lichtheims ſchwarzer Hund.

Swaran hatte gegen den Signor Farinoli gleich anfangs einige Abneigung verſpüren laſſen, die ein ordentliches **crescendo** beobachtete. Bei den erſten Beſuchen empfing Swaran den Virtuoſen nur mit etwas finſtern verdächtigen Seitenblicken; als er aber merkte, daß der Signore ſich täglich mehr zudrängte, fügte er bei jedesmaligem Beſuche zum Seitenblick ein leiſes dumpfes Murren, welches ungünſtige Zeichen zunahm, je mehr der Meiſter die Gunſt der Schülerin gewann. Da es endlich ſo weit kam, daß dieſer — wenigſtens dem Scheine nach — ein förmlicher Vertrauter und Quaſi-Cicisbeo der gnädigen Frau wurde, da verließ den redlichen Swaran eines Tages die Geduld, und er fuhr dem eintretenden Kammer-Virtuoſen mit ſolcher Heftigkeit entgegen, daß dieſer mit der Guitarre, die er in der rechten Hand hielt, ſeitwärts — und unglücklicher Weiſe mitten durch Lichtheims ſehr ſchön gemaltes Porträt ſtieß, das zum Abſtäuben von der Wand genommen, an einem Stuhl lehnte. Beim Anblick ſeines zerriſſenen Herrn ſtieg Swarans Zorn zur Wuth; vermuthlich hielt das abergläubiſche Thier dieſes Ereigniß für ein böſes Vorzeichen, oder es däuchte ihm gar ein vorſätzlicher Frevel. Dem ſei wie immer! Swaran packte den zeterſchreienden Guitarre- und Singmeiſter Signore Farinoli-Mehldorfer ſo tüchtig, daß er ihn zu Boden riß, wodurch der Herr und ſein Inſtrument Schaden litten. Frau von Lichtheim ſprang herbei, ſah den Spektakel, erſchrack, ohne Zweifel ein guter Nachklang des harmoniſchen Geiſtes der Schöpfung — über den zerriſſenen gemalten Gemahl mehr als über den wirklichen Cicisbeo, und hatte mit dem Pudel denſelben abergläubiſchen Gedanken wegen des böſen Vorzeichens. Swaran ließ ſich vom Zuruf der Herrin ſogleich beſänftigen, und trat hinter einen runden Tiſch, wo das Bewußtſein ſeiner redlichen Abſicht ihm den harten Boden zu einem weichen Kiſſen geſtaltete, auf dem er nach wenigen Sekunden ruhig einſchlief. Lichtheim gab dem — von der Nemeſis Pudel bemeiſterten Meiſter eine gute Entſchädigung, und bat nun geradezu um deſſen Entlaſſung, mit der Verſicherung: eine Meiſterin bedürfe keines Meiſters. Zugleich fügte er mit feiner Ironie die Bemerkung bei: Das ſchönſte Inſtrument für eine Gattin ſei — das Herz ihres Gatten, deſſen Saiten, von der Hand inniger und treuer Liebe berührt, reiner und ſchöner als irgend ein Saitenſpiel der Welt erklingen.

Es war eine weiche warme Stunde, in der ſich die Genäherten traulich aufſchloßen. Endlich fragte Käthchen, ob er denn von ihr wirklich ſo nachtheilig denke, daß er glauben könne, ihr Verhältniß zu dem exilirten merkantiliſch-muſikaliſchen Genie ſei ſträflich geweſen? Lichtheim erwiederte: Als Burſch lachte ich — wie denn Burſche über Alles gern ſpotten, was ihnen nicht zuſagt, und es dann gleich für flach oder pedantiſch erklären, — da lacht' ich denn oft über Gellerts Verſe: „Zittre vor dem erſten Schritte! Mit ihm ſind auch die andern Tritte zu deinem nahen Fall gethan.“ — Ich habe aber an mir und an Andern die Wahrheit dieſer Ermahnung und die folgenreiche Wichtigkeit der erſten Schritte oft und bedeutend bei großen und kleinen Dingen beſtätigt gefunden. Eben darum glaube ich auch feſt, daß ein Weib, ſobald ſie ſich neben ihrem Manne einen Vertrauten gewählt hat, aus dem ſo leicht ein Cicisbeo wird, mit dieſem erſten Schritte den Weg zu ihrer moraliſchen Verderbtheit einſchlägt, ja, daß ein Weib, ſobald ſie den erſten Schritt gethan hat, auch des zweiten, — folglich auch der übrigen, wenigſtens — fähig iſt, und der Mann, von dieſem Augenblicke an, jenes beſeligende unbedingte Vertrauen auf die Redlichkeit ihrer Liebe verlieren muß, womit auch ſein eheliches Glück und ſeine häusliche Zufriedenheit zu Grabe geht. Der ehrliche, raſtlos arbeitende Mann opfert mit jeder Minute einen Theil ſeines Lebens für ſeine Angehörigen, und wie wenig wird ſein Opfer erkannt und belohnt! Und wie wenige Mitgenoſſinnen der männlichen Ernte wollen auch Theilnehmerinnen an der Laſt ſein! Das Weib iſt verpflichtet, ihren Mann mit Blumen zu ſchmücken, wär's auch nur ſo, wie die Griechen ihre Opferthiere ſchmückten. Das Weib muß deshalb nicht nur die Tugend bewahren, ſondern auch den Schein der Tugend, um mit dem Verluſt der erſtern nicht ihre Pflicht und das wechſelſeitige Glück zu vernichten, und mit der letztern nicht die Ehre des Gatten, die auch die ihrige iſt, zu verletzen. — Wenn auch nicht Alles Geſagte — ſchloß Lichtheim, ſo genau auf Dich paßt, ſo wünſchte ich doch, daß gar nichts davon auf Dich paßte, was bei manchen Weibern ſo oft zutrifft.

Käthchen verſtummte, zerfloß in ungeheuchelte Thränen und drückte ihn herzlich an ſich. —

Indeß fuhr Swaran in ſeinem Rächeramte fort, und brachte den Signor Farineli noch einmal in abſcheuliche Todesangſt. Der Guitarreheld hatte eben einige alberne Ständchen gebracht, die bis nach Mitternacht währten. Swaran hatte, was ihm bei ſeiner pflichtſchuldigen Aufmerkſamkeit ſo ſelten widerfuhr, ſeinen Herrn verloren, und luſtwandelte, von der ſchönen Sommernacht und ſeinen Fantaſien verführt, in den ſchon einſam gewordenen Straßen, als er unerwartet ſeinen muſikaliſch-merkantiliſchen Todfeind witterte. War es die erhabene Stille der geiſtigen Nacht, war es die ſympathetiſche Sanftmuth des keuſchen, — ſo manche Unkeuſchheit verſilbernden Mondes, war es irgend eine höhere Stimmung, oder kam es daher, daß er gerade ſeine eigenen Gedanken hatte, kurz — ich weiß die wahre Urſache nicht, wohl aber ſo viel, daß Swaran dieſes Mal ſeines Zornes Meiſter blieb, und ſeinen Todfeind nur im Dunkeln — bald engern, bald weitern Kreiſen ſchweigend und ſchattenähnlich umflog. Aber gerade dieſes ſchwarze, ſtumme, geſpenſterhafte Weſen kam dem Signor Farineli ſehr unheimlich vor. Er verſuchte es einige Male, die unbekannte Nachtgeſtalt mit Worten, Stock und Steinen von ſich zu entfernen, und den grauenhaften Rundtanz abzuſtellen. Das Ungethüm kehrte aber, für wenig Augenblicke verſcheucht, wieder zurück, und trieb ſeinen Geiſterſpuk ſo lange fort, bis in des Virtuoſen Seele endlich aus ſeiner Jugendzeit die Ammen-Idee erwachte, daß der böſe Feind um Mitternacht als ſchwarzer Hund zu erſcheinen pflege. Die Beſorgniß, der — nach Weiſe der griechiſchen Götter- und Gigantomachie maskirte Unhold habe, einiger verübten ſchlechten Streiche wegen, über ihn Gewalt, und komme etwa, um ſich ſeiner zu bemächtigen, ſetzte ihn in ſolche Furcht, daß ihm der Angſtſchweiß ausbrach. Er fing, von Swaran deſto eifriger verfolgt, ſtets ſchneller zu laufen an, bis ihm der Athem fehlte. Er ſtand nun ſtille, ſah ſich um, und erblickte den ſchwarzen Dämon wieder hinter ſich. Jetzt verließ ihn das halbe Bewußtſein; er ſchleppte ſich mühſam zu ſeinem Hauſe, lehnte ſich erſchöpft an's Thor, und riß gewaltig an der Glocke. Der Schwarze ſtand neben ihm. Endlich wurde das Thor geöffnet, Swaran blieb zurück, Farinoli-Mehldorfer drang gewaltſam hinein, that aber einen lauten Schrei, indem er ſich plötzlich wie von einer Geiſterhand feſtgehalten fühlte. Der Hausmeiſter rettete ihn aus der verzweifelnden Todesangſt dadurch, daß er ihm begreiflich machte, es ſei nur das flatternde Guitarreband zwiſchen die Fuge des geſchloſſenen Thores gekommen, welches dann die Guitarre ſo feſt hielt, daß dieſe ihn zurückzog. Er ſchöpfte jetzt zum erſten Male wieder freien Athem, ließ ſich in ſein Zimmer hinaufleuchten, und barg ſich tief in das umhüllende Bett, dem er erſt gegen Mittag entſtieg. O ſchlechtes Gewiſſen! Du glühende Bleikammer des Verbrechers! Du wildes perpetuum mobile in der ſchuldbelaſteten Bruſt! Du ſchwarzer Hund im Leben! Gott behüte uns vor Dir! —

Swaran kam lange nach Sonnenaufgang zu Hauſe an, bemühte ſich vergebens ſeinen Herrn das nächtliche Abenteuer zu erzählen, hatte aber das Unglück, mißverſtanden und de facto geprügelt zu werden.

## Zwölftes Kapitel.

### Der Liebe Trauer und Verklärung.

Hellau und Serena genoßen das Glück ihres verbündeten Lebens ſo rein, ſo ſchön und ſo voll, als dieſer Freud- und Friedensbund der zwei Hälften der Menſchheit es gewähren kann; Lichtheim und Käthe waren — wenigſtens auf dem Wege zum Glück, und ich möchte faſt ſagen, daß der Weg zum Glücke oft noch ſchöner iſt, als das Glück ſelbſt, weil alle vollkommen realiſirte Wirklichkeit feſt auf der Erde ſteht, Hoffnung und Fantaſie aber, unſere Begleiterinnen auf dem Wege zum Glücke, ſchüchtern und verſchmäht zurücktreten, ſobald das erfreuliche Ziel erreicht iſt.

Viktorine aber, die Arme, ſchmachtete nach dem Glücke, deſſen das edle, reine, liebevolle Weſen ſo würdig war, und das Glück hüllte ſich ihr in einen ſchwarzen Schleier. Die zarte Blume blühte ſo lieblich im Frühlinge des Lebens, doch ein rauher Himmel ließ die holde Knospe nicht liebeſelig ſich entfalten. Hilmar ſchätzte zwar den herrlichen Helion, fürchtete aber für eine Verbindung mit Viktorine, theils weil Helion ohne Amt war, theils weil er aus der Erfahrung wußte, wie ſchwer eheliche Gewichte des Künſtlers höhere Natur zu Boden ziehen. Gutmüthig wie er war, blieb Hilmar gegen Beide edel und ſchonend, konnte aber eine leiſe Wehmuth nicht unterdrücken.

So glich denn Helions und Viktorinens Liebe einem ſchwülen grauen Tage. Helion ſelbſt hielt es für Pflicht, ſein Gefühl um ſo mehr zu beherrſchen, als ſeine Geſundheit immer mehr litt. Die Folgen früherer übermäßiger Anſtrengung und mancher frühern Kämpfe mit einem harten Schickſale zeigten ſich jetzt in dem zerſtörten Körper mit jedem Tage deutlicher. So genoßen Beide bei trüber Ausſicht, nur die Trauer der Liebeswonne. Viktorine härmte ſich ab, erſchien immer leidender und ſchöner zugleich, und verklärte ſich in ihrem Seelenſchmerze ſo hinreißend, daß man ſie mit ihrem blaſſen Liebreiz die weiße Roſe nannte. Sie vergeiſtigte ſich ſo ſehr, daß ſie ſich der irdiſchen Bedürfniſſe in dem Grade entwöhnte, als Helion ſeiner krankhaften Fantaſie zu viel Macht gegen die Wirklichkeit einräumte. Nach der Mythe war die Roſe einſt weiß, und röthete ſich vom Blute der um ihren Adonis klagenden, von Dornen verwundeten Göttin der Liebe; Du aber, arme Viktorine warſt ihr Gegenbild, eine blühende Roſe, deren Lebenspurpur im Schmerze der Liebe erbleichend verging, während Helion ein Nachtwandler des wirklichen Lebens und ein Echo der Seligkeit der Liebe wurde.

Indeß nahte Käthchen der großen, ſchönen und ernſten Stunde, die mit Gefahr des Todes, Leben vom Leben pflücken ſoll, dem geheimnißreichſten Moment, da, von der Vernichtung bedroht, ein neues Daſein hervorgeht. Viktorine und Helion waren zu Pathen gebeten. Ein wunderliebliches Mädchen begrüßte die Welt, in der geheimnißvollen Stunde, die Nacht und Tag ſcheidet. Als der Entkräfteten, nach den gefährlichen und langen drei Stunden, die jede Gebärende durchwachen muß, um nicht vom zeitlichen Schlummer in den ewigen hinüber zu ſinken, endlich zu ſchlafen erlaubt wurde, träumte ihr, das neugeborne Kind hebe ſich von ſeinem zierlich bebänderten Kiſſen auf, ſchwebe zu ihr, und lege ihr mit dem lieblichſten Lächeln eine weiße Roſe auf's Bett, von deren ſanftem Glanz das dunkle Zimmer erleuchtet wurde, und ſage dazu: „Die weiße Roſe, unerwartet gefunden, iſt ein Zeichen des nahen Todes. Findeſt Du ſie aber auch beim Erwachen vor Dir, dann erwache, in reiner Schönheit wie ſie, zu neuem Leben!“

Schon am frühen Morgen war Viktorine, ſelbſt eine weiße Roſe, zur Wöchnerin geeilt und hatte dieſe noch ſchlafend gefunden. Sie ſetzte ſich leiſe zu ihr an's Bette, und legte ihr zartſinniges Pathengeſchenk, eine ſilberne Roſe, nebſt einem Gedichte von Helion, auf die blaue Taftdecke der Schlafenden. Dieſe öffnete jetzt kaum die Augen, als ſie ſchon — des lebhaften Traumes eingedenk — etwas vor ſich ſuchte — und fand: die weiße Traumroſe, jetzt eine blaſſe ſilberne. Sie bewillkommte die kaum erblickte holde Blume mit einem leiſen Freudenruf wie eine himmliſche Gabe, und errieth mit dem zweiten Blick die neben ihr ſitzende holde Geberin, die zweite Roſe.

Viktorine flüſterte der Küſſenden in den küſſenden Mund ihren Glückwunſch, umſchlang ſie mit dem linken Arme, und reichte die Rechte dem eintretenden Gatten mit den Worten des Traumes: „In reiner Schönheit zu neuem Leben erwachend!“ Jedes von den Dreien faßte den Sinn der Worte ſo klar, als hätten ſie denſelben Traum geträumt. Da warf die Sonne ihren erſten Strahl durch die grünen Fenſterverhänge auf das erwachende Kind; die Mutter legte des Gatten Hand auf das Kind, dann beide an ihr Herz, und die ſilberne Roſe auf Beide, und ſagte mit ſchwacher Stimme, aber mit glänzendem Auge: „Mein Leben für euch, mein Glück nur in euch!“ — Lichtheim blickte freudig gegen Himmel, und in Viktorinens Auge glänzte eine Thränenperle, die noch ſchöner war als ihr Pathengeſchenk. —

## Dreizehntes Kapitel.

### Der Wallfiſch und der Sekretär-Vogel. — Phantasmagorie.

Indeß hatte Herr Bitterſüß die Freude erlebt, nach langer Abweſenheit einen Herrn Vetter zu finden, der bis über die Ohren in Gold ſtack. Herr Martin Biergans hatte als Witwer ſeine vielen Fabriken verkauft, und wurde ſeiner goldenen Verdienſte wegen in den Adelſtand mit dem Prädikate Edler von Roſenſchwert erhoben. Seine Abſicht war, nachdem er ſich von jeher geübt hatte, wenig zu thun, jetzt einzig und allein dem dolce far niente zu leben. Der Neigung ſeiner beiden Söhne Abſolon und Barnabas ließ er von jeher den Zügel ſchießen.

Herr Martin Biergans, Edler von Roſenſchwert, war aber ein Originalſtück von einem ſonderbaren Menſchen. Sein Äußeres, das echte Konterfei eines Wallfiſches, hatte mit dieſem Rieſen unter den Meerbewohnern in den meiſten Theilen eine auffallende Ähnlichkeit. So wie der Wallfiſch das größte unter allen auf unſerer Erde lebenden Thieren iſt, ſo übertraf auch Herr Biergans, Edler von Roſenſchwert, an Größe und Dicke ſeines koloſſalen Körpers alle andern Menſchen, obſchon er deſſen ungeachtet ungefähr 99,800 Pfd. weniger wog als der größte Wallfiſch, deſſen Gewicht etwas über 100,000 Pfund beträgt.

Der ungeheure Kopf, beim Wallfiſch der dritte — bei Herrn von Roſenſchwert der vierte Theil des Körpers, zeigte zwei kleine Augen bei ungemeiner Größe der Maulöffnung, der Zunge und der Höhle des Rachens; den letzten Zug der Familien-Phyſiognomie machte die untere Kinnlade, breiter als die obere. Und ſo wie bei allen Wallfiſchen die Haut öfter mit Korallen, Muſcheln und allerhand Seegewächſen beſetzt iſt, ſo ſah man auch auf der Oberfläche des von roſenſchwertlichen Angeſichts eine Menge von Finnen und Warzen-Basreliefs. Die größte Ähnlichkeit aber hatte dieſer Goldkoloß mit dem Waſſerrieſen, wenn er in Zorn gerieth, der gewöhnlich ſogleich zur Wuth ſtieg. Wie der verwundete Wallfiſch aus ſeinen Blaſelöchern einen Waſſerſtrahl mit ungeheurer Gewalt ausſtößt, ja wohl gar, ſeiner Schwere ungeachtet, einen Sprung über die Meeresfläche thut, und dann mit dem Knall eines Kanonen-Donners in die aufſchäumenden Fluten niederplumpt, ſo ſtürmte auch aus der Naſe des, in ſeinem Grimme fürchterlichen Edlen von Roſenſchwert ein gewaltiges Schnauben hervor, das einen petit maitre umblaſen konnte; er ſprang dann von ſeinem Armſtuhle ſo heftig auf und fiel mit ſolchen Gewichtſturze wieder zurück, daß der erſchütterte Stuhl im ganzen Zimmer ein Erdbeben verurſachte. Die letzte gemeinſchaftliche Eigenheit beſtand in dem großen Vergnügen, welches Beide im Genuſſe der Häringe, ihrer Lieblingsſpeiſe fanden.

Seine beiden Herren Sohne, Abſolon und Barnabas, waren in einer Hinſicht Äpfel, die weit vom Stamme fielen, das heißt, ganz das körperliche Gegentheil ihres Papa, nämlich klein und mager, ſchmächtig und zart. Deſto ſtärker war aber die Geiſtesverwandtſchaft, vorzüglich in der Furcht, die jedoch bei jedem Einzelnen dieſes Angſtkleeblattes einen andern Gegenſtand hatte.

Herr Martin Biergans, Edler von Roſenſchwert, trug in ſich die peinigende Furcht herum, ſeiner gigantiſchen Peripherie und der damit verbundenen ſtarken Atmosphäre wegen — vom Blitz getroffen zu werden; er gerieth daher bei jedem Gewitter vor Schrecken außer ſich und in eine Art von Geiſtesverwirrung.

Den Herrn Abſolon Biergans Edlen von Roſenſchwert folterte die ewige Angſt, lebendig begraben zu werden, wogegen Herr Barnabas von einer ſo entſetzlichen Katzenſcheu gequält wurde, daß er ſich bei ſeiner vorherrſchenden, mythologiſchen Bildung in den Kopf ſetzte, er würde von dieſen Thieren verfolgt, wie weiland Oreſtes von den Furien, und ein ſolches Vieh blaſe ihm einſt noch das Lebenslicht aus, daher er auch Jedermann verſicherte, daß er als Taſſo im Gefängniß die verfluchte Katze weggejagt hätte, und lieber in pechſchwarzer Nacht geblieben wäre, eh' er ſich von einer ſolchen ſataniſchen Beſtie mit den glühenden Augen leuchten ließe; denn die Katzen ſeien eigentlich keine Thiere, ſondern auf Schaden und Mord erpichte böſe Geiſter.

So lebte nun dieſe menſchliche Eſpengruppe in immerwährendem Zittern, und konnte ihres Reichthums, vor Blitz-Todes- und Katzenfurcht nur ſelten froh werden. Herr Martin hatte zum Beiſpiel einmal gehört, die Seide ſei ein bewährter Blitzableiter; von dem Augenblicke an, trug er nur Kleider von Seide, ohne Unterſchied der Jahreszeit. Kam ein Gewitter wirklich daher, ſo begab er ſich in ein mit Seidenſtoff tapezirtes Zimmer, ſetzte ſich in einen mit Seidenzeug belegten Armſtuhl, und warf ſich einen verhüllenden ſeidnen Stoff über, der ihn vom Scheitel bis an die Zehe bedeckte, ſo daß er ganz unſichtbar da ſaß.

Dieſe ſeidenen Blitzableiter hatten aber auf der andern Seite für Herrn Martin die fatale Folge, daß alle Übrige im Hauſe glaubten, derſelbe Seidenzeug, der Jenen vor dem Blitze beſchütze, ſetze ſie ſelbſt durch die Ableitung um ſo mehr der Gefahr aus. Herr Martin mußte daher, während eines Gewitters, von Allen geflohen, unter ſeinem ſeidenen Blitz- und Schwitzbad-Baldachine immer ganz allein ſitzen. Einmal ſchlief er in dieſem Zuſtande ein, hatte einen böſen Traum, und verwickelte ſich durch heftige Bewegung in die ſeidene Hülle ſo ſehr, daß dieſe Schutzwehre gegen den Blitz, um den Hals zuſammengezogen, ihn bei ſeiner Unbehilflichkeit erdroſſelt hätte, wäre nicht das Gewitter glücklicher Weiſe ſchon vorüber geweſen, wodurch die Hausleute Muth bekamen, ſich ihm zu nähern, und den Keuchenden zu retten. —

Dieſer große dicke Wallfiſch hatte nun die Abſicht, die zwei kleinen Wallfiſche, ſeine Söhne, zu verheirathen, und zwar mit den noch unverheiratheten zwei Töchtern ſeines Herrn Vetters Hilmar, dem er dadurch eine außerordentliche Freude zu machen glaubte, weil er ſehr reich, Hilmar aber nur wohlhabend war. Dieſer aber hatte für die ihm zugedachte Freude keine Empfänglichkeit, weil ſeine Töchter die jungen Wallfiſche nicht heirathen wollten. Abſolon und Barnabas waren aber recht gute Burſche, die bis nun keinen eigenen Willen zeigten, ſondern in Allem dem Vater willfahrten, Abſolon aus Leichtſinn, Barnabas aus Melancholie. Darum trat der alte Wallfiſch ſogleich als Brautwerber für ſeine Söhne auf; Hilmar aber gab ihm zur Antwort: „Ich werde nie zugeben, daß eine meiner Töchter einen ſchlechten Menſchen heirathe; aufdringen werd' ich aber ſelbſt den beſten nicht. Lieber Vetter! Alle guten Dinge brauchen Zeit, und ich rechne die Liebe zu dieſen. Ich — aufrichtig zu reden — möchte keinen von Euren Söhnen heirathen; wollen meine Töchter es thun, ſo bin ich nicht dagegen. Laßt die Leute gewähren! Wir bleiben indeß Zuſchauer."

Da Abſolon und Barnabas nun als wichtige Perſonen, nämlich als Brautwerber auftreten, ſo iſt's meine Schuldigkeit, dem Leſer über ſie etwas nähere Nachrichten mitzutheilen.

Die zwei Punkte, worin Abſolon und Barnabas ſich gleich kamen, waren: Der Familienzug der Furcht und die kleine ſchmächtige Figur; denn ſie waren Beide wie von

Elfenbein gedrechſelte Männchen, im Übrigen von einander ſehr verſchieden. Abſolon wurde durch die Verwendung ſeines, von zwei Krankheiten — der Arbeitſcheu und der Titelſucht — zugleich befallenen Herrn Papa, Titular-Sekretär eines Fürſten, deſſen Ländereien auf der Landkarte von Deutſchland nicht angezeigt ſind. Er war aber das Gegentheil von ſeinem Titel, in ſo fern dieſer die Merkmale von Geheimniß und Verſchwiegenheit enthält. Er wußte eine Menge Kleinigkeiten aus dem Gebiet der Wiſſenſchaften und aus der chronique scandaleuse, die er bei ſeiner außerordentlichen Geſchwätzigkeit ohne böſe Abſicht in Zirkulation ſetzte. In demſelben Augenblick, da er die Augen aufthat, öffnete ſich auch ſein Mund, um ſich erſt dann zu ſchließen, wenn ihm der Schlaf die Augen ſchloß. Da er bei dieſem, vom väterlichen Wallfiſch unterſtützten Müßiggang, in der größten Sorgloſigkeit lebte, gab er ſich dem Leichtſinne ganz hin, und lebte nur der gegenwärtigen Minute. Las er hie und da aus langer Weile oder literariſcher Prunkſucht etwas, ſo war es irgend ein gehaltloſes Tagsblatt oder ein beſprochener Artikel im Konverſations-Lexikon. Dabei beging er, ganz im Stillen, ſo Manches, wozu die Moral kein Privilegium ertheilt, — nur immer mit weniger Keckheit als der wilde Adalbert, den er im Geheim bewunderte, öffentlich aber tadelte. Solche lichtſcheue Handlungen verübte er gewöhnlich ſo lange, bis, bei irgend einer Veranlaſſung, die Scheu vor dem Lebendig-begraben-werden in ihm aufgeregt ward; dann wurde er weniger geſprächig, fromm wie ein unſchuldiges Kind, und ein Muſter der ſtrengſten Moralität.

Das dauerte aber ſtets nur ſo lange, bis die Grabſcheue wieder verflogen war.

Dieſer Herr Abſolon von ſo ſonderbarer Miſchung trat nun als Liebhaber der ſtillen verklärten Viktorine auf, die für ihn ſo wenig paßte, als er für ſie. Dagegen zeigte ſich Barnabas-Wallfiſchlein als Verehrer der lebensfriſch blühenden Flora.

Abſolon fing an ſo zudringlich zu werden, daß Hilmar und Helion eine Art von literariſcher Verſchwörung eingingen, um ſein übermäßiges Selbſtgefühl und die gewaltſame Bewerbung in ihre Schranken zurückzuweiſen. Sie fingen an, den Titular-Sekretär, deſſen einziges Geſchäft der Müßiggang war, mit ſeiner negativen Würde unaufhörlich zu necken, und Alles aufzutreiben, was ſich ironiſch dagegen ſagen ließ.

Eines Tages bemerkte Helion, die Sekretär-Würde ſei eigentlich die älteſte von allen, und Gott ſelbſt habe einen Sekretär ſchon in den erſten ſechs Schöpfungstagen erſchaffen, und zwar zuerſt in der Geſtalt eines Vogels, der deshalb auch jetzt noch der Sekretär-Vogel heiße. Zu dem Ende ſchlug er eine Naturgeſchichte auf, und las einen Artikel, wobei ſich, zu Abſolons Verdruſſe, folgendes Geſpräch entſpann:

Hilmar (lieſt). Der Sekretär, **falco serpentarius.** Dieſer ſonderbare Vogel —

Flora. Wie? Ein Sekretär wäre ein ſonderbarer Vogel? Seht doch! Was ſagen Sie dazu Herr Abſolon von Roſenſchwert?

Helion (ſchnell einfallend). Sonderbar allerdings; denn Solon war ein griechiſcher Weiſer; Ab-ſolon iſt alſo ein Etwas, das den Solon durch das Trennungswörtchen Ab abſchneidet, und ohne Solon iſt, der ein Weiſer war.

Abſolon. Wie ſpitzfindig!

Hilmar (lieſt). Der Sekretär muß zu den Raubvögeln gerechnet werden.

Viktorine. Ei Du verwünſchter Sekretär!

Hilmar. Er lebt im Innern von Afrika.

Helion. Da muß er wohl ein heißes Naturell haben, Herr von Abſolon.

Abſolon. Das weiß ich nicht.

Helion. Das *müſſen* Sie wiſſen.

Abſolon. Bin ich denn ein Sekretär?

Hilmar. Gott bewahre! Sie *heißen* ja nur ſo.

Abſolon. Ja ſo! Nu — wie man's nehmen will. Aber — zwiſchen Sein und Heißen —

Helion. Iſt ein großer Unterſchied!

Viktorine. Aber warum heißt denn der ſonderbare Vogel gerade ſo?

Abſolon. Einen Namen muß man doch haben!

Hilmar. Ei freilich! Ohne Namen wäre Mancher gar nichts. (lieſt) Die Holländer am Vorgebirge der guten Hoffnung haben ihm den Namen darum gegeben, weil er einen Büſchel Federn auf dem Kopfe hat, die ihm das Anſehen eines Schreibers geben, welcher die Feder hinter das Ohr zu ſtecken pflegt.

Abſolon. Da kann er mir — ungeachtet aller Anſpielungen — nicht gleich ſehen.

Hilmar. Sind Ihnen etwa gar die Gänſe lieber als ihre Federn?

Abſolon (in Zorn gerathend). Ja, ja, ja!

Flora. Hat der Sekretär guten Appetit?

Hilmar (lieſt). Derjenige, welchen **le Vaillant** erlegte, hatte in ſeinem Kropfe eilf ziemlich große Eidechſen, drei Schlangen von der Länge eines Arms, eilf kleine Schildkröten, und außer dem noch eine Menge Heuſchrecken und andere Inſekten.

Flora. Ei du gefräßiger Sekretär!

Helion. Ja, ſo ein Sekretär muß viel verſchlucken können. —

Viktorine. Und einen guten Magen haben.

Abſolon. Ungeachtet aller dieſer Sticheleien, die ich recht wohl merke, bleibt mir doch der Sekretärtitel und manche Realität, wogegen Andern (mit einem Seitenblick gegen Helion) Titel und Sache fehlt. Nicht wahr?

Hilmar (lieſt). **Le Vaillant** ſagt, daß die jungen — Sekretärs — ein ſehr linkiſches Anſehen haben. —

Abſolon (heftig). Um Vergebung! Ich muß aber um ernſtliche Erklärung bitten: Wem ſoll dieſe Vorleſung gelten?

Helion. Ohne Zweifel — dem Sekretär!

Abſolon. Soll das ſo viel ſagen wollen, daß man — —

Hilmar (lieſt). Das Weibchen des Sekretärs —

Viktorine. Hat er ein Weibchen?

Flora. O du arme Sekretärin!

Abſolon (ſehr heftig). Ich verſtehe Spaß; das wird mir aber zu arg! Ich empfehle mich (will fort).

Helion. Sind Sie denn ein befiederter Sekretär?

Hilmar. Hören Sie nur! Wenn man ihn aufſchreckt, ſucht er zuerſt durch ſchnelles Laufen zu entkommen, hernach —

Flora. Sehen Sie! Nun müſſen Sie bleiben, ſonſt käm's heraus, als wären Sie ſelbſt —

Viktorine. Sie müſſen bleiben.

Abſolon. Sie ſagen das? Wer könnte ſolchem Enchantement widerſtehen!

Hilmar. Der Sekretär iſt leicht zu zähmen, und wird (am Cap) in vielen Häuſern gehalten. —

Abſolon. So aber nicht! —

Bei dieſen Worten empfahl er ſich, und eilte höchſt erbittert weg. Die Alliirten hatten ihren Zweck erreicht. Indeß begegnete Abſolon auf der Treppe dem alten Wallfiſch, dem er ſeine Noth klagte. Dieſer ergrimmte, fing ſogleich zu ſchnauben an, und zwang den Herrn Sohn mit ihm wieder zurückzukehren und Satisfakzion zu verlangen. So kamen ſie denn in's Zimmer. Herr Abſolon zornbleich, Herr Martin brutal ſchnaubend.

Beide wurden aber ſo freundlich empfangen, als wäre gar keine Spur von Zorn und Brutalität an ihnen zu merken. Man ließ ſie vielmehr vor Höflichkeit von allen Seiten nicht zu Worte kommen. Endlich ſagte Helion: „Weil wir heute ſchon in der Naturgeſchichte ſind, ſo bitte ich um die Erlaubniß, aus meinem neueſten Manuſkript über dieſen reichhaltigen Gegenſtand auch etwas vorleſen zu dürfen.“ —

Dabei zog er — auf einſtimmiges Beifallrufen — ein unbeſchriebenes Papier aus der Taſche und las:

### „Monolog eines Wallfiſches, an der Küſte von Grönland während des Häringfanges."

„Wie ſie wimmeln, drängen, hin und her ſchießen alle die habſüchtigen Schiffe, um mir meine Lieblingsſpeiſe wegzufangen! Sie ſchwelgen im Genuſſe von Millionen Häringen; ich kann mich dann, wenn das ganze Nordmeer ausgeſchöpft und kein Häring mehr zu ſehen iſt, mit See-Inſekten und Gewürme begnügen. Seit dem 25. Junius geht's nun auf dieſem Meere ganz toll zu; wenn ich nicht irre, ſo haben wir heute den 25. Jänner, und morgen iſt der letzte Tag des unſeligen Häringfanges. Seit ſieben Monaten lechze ich nun an dieſer Küſte nach einem Häring, und kann keinen habhaft werden! Wie kann ich's aber wagen, in dieſes Gedränge von Schiffen hineinzuſtürmen? Bei aller meiner Stärke komm' ich doch zu kurz. Meine Klugheit halten die Menſchen aber für Furcht, und ſchreiben in alle Naturgeſchichten hinein, ich ſei zu furchtſam, ſonſt wär' es mir eine Kleinigkeit, ein ganzes Schiff mit Mann und Maus zu zerſchmettern. — Das wäre freilich leicht, wenn man nicht zuerſt an ſich ſelbſt denken müßte. Hätte ich mit meinem Kopfe nicht ſchon ſo manche Eismaſſe zerſtoßen, um mich zu verſtecken, ſo wäre ich längſt ſchon gefangen. Hol' euch der Teufel, ihr Häringfreſſer, die ihr uns armen Wallfiſchen alle Jahre bei tauſend Millionen Häringe wegſchnappt! O epikureiſche Gaumenluſt! Wie die ganze See wimmelt von dieſen köſtlichen Fiſchlein, die ich ungeachtet meiner vielgetadelten kleinen Augen doch recht gut ausnehme! Seht nur wie die deliziöſen Sedez-Beſtien ſich in ihrer fruchtbaren Dummheit ſo dicht an einander drängen, daß ſie ſich die Schuppen abſtoßen und die Schiffe in ihrem Laufe hindern!"

„Da kommen aber dieſe liſtigen Land-Narvale*), die uns mit ihren Harpunen ſo oft auf dem Rücken herumſpringen, weil ihr Eigennutz nach dem Größten wie nach dem Kleinſten lechzt, und hängen, um die Häringlein anzulocken, an ihre Fahrzeuge Laternen, und ſchöpfen dieſe ſalzigen Schöngeiſter des Meeres, mit Kohlen und Netzen von grober perſiſcher Seide, bei **140,000** Stück auf einen einzigen Zug, aus den Fluten herauf. Und das ſoll ich hier, in melancholiſche Betrachtungen verſunken, ſo geduldig anſehen? Nein! ich muß unter das Volk hineinſtürzen, und ſollten ſie mir tauſend Harpunen in den Leib ſchleudern. Häringe, Häringe gehen mir über Alles!"

Martin Wallfiſch ſah hier ſeinen Sohn Abſolon mit funkelnden Augen an, warf ſich auf dem ſtöhnenden Stuhl gewaltig hin und her, und begann fürchterlich zu ſchnauben. Helion fuhr aber fort, vom unbeſchriebenen Papier herabzuleſen, indeß die Übrigen das Gelächter kaum mehr zu unterdrücken vermochten.

„Wozu wäre ich denn auch ein Wallfiſch, wenn ich keine

---

*) Der Narval oder das See-Einhorn (Monodon Monoceros) iſt ein Todfeind, aber auch ein gewöhnlicher Vorbote des Wallfiſches.

Häringe bekomme? Eſſen und Schlafen! Was gibt's denn Köſtlicheres hienieden? Aber leider gleichen mir nur wenige Menſchen! Warum ſoll denn nicht auch ein unvernünftiges Thier vernünftige Anſichten haben können? Unter den Menſchen ſind ohne Zweifel diejenigen die Vernünftigſten, die mir in ihrer ungeheuren Körpermaſſe gleichen und die meiſten Häringe eſſen. Ein ſchmächtiger Verſtand aber mag ſich in einem menſchlichen Fleiſchgebirge ungefähr ſo verlieren, wie ein Häring im Wallfiſchbauche!"

Wie ein Donnerkeil krachend aus heiterer Luft herabſtürzt, ſo flog jetzt aus Herrn Martins Mund plötzlich ein donnerndes: „Still!" — Dann ſprang er auf, warf ſich auf Helion, riß ihm das Papier aus der Hand und ſagte: „Fürchten Sie etwa, daß ich dieſes ſchändliche Pasquill zerreiſſe? Ohne Sorge, Herr Poet! Ich laſſe davon Abſchriften nehmen zur Vertheilung; das Original aber wird der Klageſchrift beigelegt. Adieu!"

Mit dieſen Worten ergriff er die Hand ſeines ſöhnlichen Diminutivs, und wollte abgehen; allein Helion bat ihn mit komiſcher Angſt: Er möge doch dieſes unglückſelige Papier zuerſt eines huldreichen Blickes würdigen! — Er that es, und als er nun das von keinem Federſtriche beſchattete weiſſe Papier erblickte, da erreichte ſein Zorn den höchſten Grad. Er ſagte nichts als die wenigen Worte: „Ihr Häringe! Ihr ſollt an mich denken!" So trabte er, links und rechts überall anſtoßend, zwiſchen umfallenden Seſſeln, zu der von Abſolon aufgeriſſenen Thüre hinaus.

Jetzt erſt überließ man ſich dem ungehemmten Ausbruche des Gelächters, doch etwas zu früh, denn Herr Martin, deſſen Sturmmarſch im Vorzimmer durch das Aufheben des entfallenen Hutes ein Bischen aufgehalten wurde hörte es, that einige Schritte zurück, und ſchlug mit geballter Fauſt an die Zimmerthüre. Da er ſich einen ſo glänzenden Abgang gleich dem tüchtigſten Kouliſſenreißer gemacht hatte, ſah er ſein Söhnlein, das etwas verblüfft neben ihm herſchritt, mit triumphirender Miene an.

So geſchah's denn, daß beide Theile, wie zwei Heere nach einer Schlacht, ſich den Sieg zuſchrieben, Herr Martin, weil er ſo grandiös abgezogen war, die Hilmariden, weil ſie die läſtigen Gäſte abziehen ſahen.

Von beſſerer Natur und mehr innerm Gehalt war Barnabas Wallfiſch, doch wenig liebenswürdig im Äußern. Da er aber im übrigen ein rechtlicher argloſer Menſch war, fern von väterlicher Arroganz und brüderlicher Zudringlichkeit, ſo behandelte man ihn in Hilmars Hauſe mit Artigkeit, obſchon Flora, die ihm zugedacht war, ihn als Liebhaber durchaus nicht anerkennen wollte.

Barnabas war ziemlich gebildet, aber dabei doch ein bedaurungswürdiges Weſen; denn nebſt der fatalen Katzenſcheu hatte er von der fiſchväterlichen Natur eine beſondere Schweigſamkeit eigen. Er dachte ſich viel, ſprach aber äußerſt wenig, eben ſo zu wenig, als ſein Bruder unaufhörlich zu viel plapperte. Er war daher auch wenig beliebt, weil er ſich zu wenig mittheilte, und die ſchöne Gabe der Rede, die dem Menſchen als anziehender Herzens- und Geiſter-Talisman verliehen ward und auf alle Menſchen ſo mächtig wirkt, zu ſehr vernachläſſigte. Eine Folge dieſer freiwilligen Stummheit (denn er ſprach immer nur das Nothgedrungenſte) war, daß er ſich in dunkle Fantaſien einſpann und alles Unangenehme, das ihm in der Wirklichkeit vorkam, zu ſehr in's Schwarze malte.

Flora gefiel ihm, er aber nicht ihr; das merkte er ſogleich und zog ſich wieder zurück. Außerdem hatte ſich die Idee von weiblicher Falſchheit, die Alles auf Eigennutz berechnet, in ſeinem Kopf ſo feſt geſetzt, daß er die Weiber endlich ganz in die Kathegorie der ihm ſo fürchterlichen Katzen ſetzte und Beide allmälig in Ein Bild verſchmolz, deſſen vorherrſchende Charakterzüge die nämlichen waren: Falſchheit, Liſt und Eigennutz. So geſchah's, daß er in jedem Weibe eine Katze, (manchmal ſogar eine wilde) und in jeder Katze ein Frauenzimmer zu erblicken glaubte.

So abhold Hilmar und die Seinigen den Herren Martin und Abſolon Wallfiſch waren, ſo konnten ſie ihnen doch, als edlere Naturen, nie gefährlich werden. Dafür ſtellte ſich den Beiden bald ein ärgerer Feind entgegen, der wilde Adalbert. Der haßte den alten Wallfiſch, weil dieſer es gegen ihn hoch gab, den Abſolon aber, weil er ſeit der Vorleſung über den Sekretär-Vogel und den Monolog des Wallfiſches, alle Heirathsgedanken auf Viktorinen aufgab, dafür aber im bitterſüßlichen Hauſe auf alle Fräulein Jagd machte, die bisher in Adalberts Gehäge gehörten. Abſolon gewann ihm bei den meiſten Huldgöttinnen den Vorrang ab, und zwar aus vier Haupturſachen: Erſtens weil er geſchwätziger war als Adalbert; zweitens, weil er ihnen noch mehr Schmeicheleien zu ſagen wußte; und drittens noch reicher war als dieſer; viertens, weil er durch die Weihrauchwolken immer die Sonne der Heirathsluſt durchſchimmern ließ, was Adalbert gänzlich unterließ.

Adalbert hatte nun feſt beſchloſſen, dem Vater und dem Sohn alle möglichen Streiche zu ihrem Ärger zu ſpielen; und ſo leichtſinnig und veränderlich er ſonſt auch war, ſo pflegte er Vorſätze dieſer Art doch ſtets mit größter Beharrlichkeit auszuführen. Dabei hatte er die Gewohnheit, Kukukseier in fremde Neſter zu legen; er gab gern Andere für die Urheber ſeiner Streiche aus.

Es war eben ein neuer Fantasmagoriſt in der Stadt angekommen. Adalbert, der, ſtets müßig, folglich ſtets überall war, und Alles wußte und benutzte, machte auch von den erſchienenen Erſcheinungen ſogleich Gebrauch, ſtellte ſich gegen die Wallfiſche wie bei Allen, die er anrennen laſſen wollte, beſonders freundſchaftlich und zutraulich, und bewog ſie, nach einigen Tagen mit ihm die Geiſtererſcheinungen zu beſuchen.

Schon ſaßen ſie eine halbe Stunde in dem nächtlichen Saal, in deſſen Hintergrunde die Geiſter der Scipionen, Salomons, Alexanders, Tamerlans, Conſtantins, Karl des Großen, der Damen Semiramis, Kleopatra, und Katharina II., die liebenden Paare: Abelard und Heloiſe, Sappho und Phaon, Laura und Petrarca, nach jedesmaliger Aufrufung des unſichtbaren Geiſterbanners vorübergezogen. Eben tönte ſeine gewaltige Bierbaß-Stimme: „Hier meine Damen und Herren, erblicken Sie den großen Prinz Karl von Lothrin-

en, als Reichs-General-Feldmarſchall, in derſelben Rü-
tung, in der er leibte und lebte, wie er die Franzoſen im
Jahre 1712 aus Böhmen vertrieb, über den Rhein ging
nd ſich in der Mitte des Elſaſſes ſetzte!“ —

Herr Martin Wallfiſch war eben ganz Aug' und
hr, als der Reichs-General-Feldmarſchall zu ſeinem größ-
en Verdruſſe plötzlich verſchwand und zu ſeinem noch größe-
en Verdruſſe ein ungeheurer Wallfiſch erſchien. Herr Mar-
in Wallfiſch hob ſich beim Anblick ſeines Ebenbildes ſo
eftig empor und fiel ſo ſchwer zurück, daß die Bank, auf
elcher er ſaß, krachte und zerbrach und alle Sitzenden
hreiend aufſprangen. Die Ordnung wurde aber bald wie-
er hergeſtellt, und nun ging der Spektakel im Hinter-
runde fort.

Vor dem Wallfiſche ſchwamm ein Triton, dem Herrn
bſolon ſehr ähnlich, und hielt, gegen den Waſſerrieſen
rückgewendet, mit beiden Armen eine große Schüſſel mit
äringen empor, von welchen der Wallfiſch gierig fraß.
lötzlich aber flogen Tauſende von Häringen aus der Schüſ-
l auf, und erfüllten, im Fluge über den Häuptern der
uhörer dahinſchwebend, den ganzen Saal. Um die von
m veranſtaltete Poſſe auf's ärgſte zu treiben, rief Adal-
ert mit lauter, etwas verſtellter Stimme: Herr von
iergans! Öffnen Sie doch den Mund! Hier iſt das
ldorado, wo dem Glücklichen die gebratenen Tauben in's
aul fliegen.“ — Herr Biergans aber rief wuthſchnau-
nd: „Der Teufel hole alle Häringe, alle Geiſter, und
le Spitzbuben!“ — So ſtürzte er, begleitet von Verwün-

ſchungen über ſeine ausgetheilten Rippenſtöße, zur Thüre hinaus. Abſolon wollte ihm nach, Adalbert hielt ihn aber theils mit Gewalt, theils durch Überredung zurück, um das Ende abzuwarten. Dabei ließ er ihm nicht undeutlich merken, daß ſehr wahrſcheinlich Helion der Urheber dieſes Schabernacks ſei; er wolle aber mit dem armen Alten gemeinſchaftlich auf Rache ſinnen.

Als Beide zuſammen auf der Straße gingen, fing Adalbert auf einmal zu ſeufzen an, endlich ſogar zu weinen. Abſolon fragte ihn, voll Verwunderung, um die Urſache dieſer plötzlichen Veränderung: „Ach" — ſtöhnte Adalbert, — „wenn Sie wüßten, welcher entſetzliche Augenblick und Anblick mich jetzt erwartet! Nicht Schauluſt oder Unterhaltungsſucht führte mich zur Fantasmagorie, ſondern die Verzweiflung über den Tod eines theuern Freundes — ſie hat mich zu den Geiſtererſcheinungen getrieben, um mich dadurch gleichſam zu der bevorſtehenden Schreckensſcene vorzubereiten." —

Abſolon drang in ihn, ſich deutlicher zu erklären, und nun erzählte Adalbert, dem Scheine nach von Schmerz ganz verwirrt, daß er jetzt geradewegs zur Leiche eines Freundes gehen müſſe, der aus langſam verzehrender Qual unerhörter Liebe vor zwei Tagen geſtorben ſei. Der Unglückliche habe kurz vor ſeinem Tode ein nächtliches Leichenbegängniß verlangt, welches längſtens in einer Stunde vor ſich gehen werde. Er ſei aber feſt entſchloſſen, den Theuren noch einmal zu ſehen, eh' er in den Sarg gelegt und dieſer zugenagelt werde. — Abſolon fand das ſehr rührend, beredete aber den edlen Freund, vorher noch im nächſten Kaffehhauſe mit ihm ein Glas Punſch zu trinken, damit er ſeine Nerven ſtärke, um den herzzerreißenden Anblick beſſer zu ertragen. „Folg' meinem Rath und trink," — ſagte er — „ſonſt hältſt Du's nicht aus!" — Und Adalbert folgte dem Rath des lebenden Freundes, um den Anblick des Todten auszuhalten, und ging mit ihm in das nächſte Kaffehhaus, und trank des Punſches quantum sufficit.

Auch Abſolon fühlte ſich dahingeriſſen, und trank beinahe — **plusquam sufficit**!

Dadurch fühlte er aber ſeine Lebensgeiſter und ſeinen Muth zu einem ſolchen Heroismus erhöht, daß er die ihm eigene Scheu vor den Todten vergaß, und mit Exaltation erklärte: „Er könne den Freund nicht allein laſſen; er gehe mit dem lebenden Freunde zum unbekannten Todten, und dieſer ſei die erſte Leiche, die er zu Geſicht bekomme." —

Adalbert nahm, nach langem Weigern, das hochherzige Punſch-Reſultat, mit einem etwas ſchalkhaften Zug im Geſichte, an, und ſie gingen mit großen Schritten zum Trauerhaus. „Dem Himmel ſei Dank!" ſagte Adalbert, „ich ſehe noch keine Begräbniß-Anſtalten; wir kommen nicht zu ſpät." Sie ſtiegen die Treppe ſchweigend hinan, und traten in's Vorzimmer der Wohnung. Ein alter Diener bat ſie etwas zu verweilen; er wolle nur ſehen, ob die Leiche ſchon eingeſargt ſei. „Ach!" — ſeufzte Adalbert — „die Liebe iſt doch der wahre Todtengräber unſerer Jugend und unſers Lebens! Wer dem Grabe feind iſt, der laſſe ja das Lieben bleiben!" — „Sie haben wohl recht;" — erwiederte Abſolon, von Punſch glühend, — „der bloße Gedanke daran macht mir ſchon heiß."

Jetzt kam der Alte zurück, und bat die Herren einzutreten. Von hohen Leuchtern mit brennenden Kerzen umſtellt, lag die Leiche eines Jünglings im ſchwarzen Sterbekleid im offenen Sarge auf einem ſchwarzbehangenem niedern Gerüſte. Adalbert ſetzte ſich, einer Ohnmacht nahe, auf ein nahe ſtehendes Sofa, und konnte kein Auge verwenden von den theuern Zügen des blaſſen Freundes, den er nun zum letzten Male ſehen ſollte. Endlich ſchien die Ohnmacht ſeine Glieder aufzulöſen; er fiel in eine — dem Schlafe ſehr ähnliche Betäubung. Abſolon verſuchte ihn zu wecken durch leiſes Schütteln; als ſeine Bemühung aber fruchtlos blieb, ſetzte er ſich ſelbſt neben ihn, und ſchlief ein, da er der vereinigten Macht von Schmerz und Punſch nicht länger zu widerſtehen vermochte. Bei dieſen Umſtänden wurde auch ſein Schlaf ſchwer und feſt, bis ein heftiges Gepolter ihn erweckte, indem Adalbert plötzlich mit wilden Geberden aufſprang, und zum Sarge hinflog. Mit den Worten: „Ich kann nicht! Ich muß! Nur einmal noch muß ich ihn an mein Herz drücken!" — warf er ſich auf die Leiche hin. Abſolon eilte ihm nach und ſchrie: „Was thun Sie? Seien Sie doch geſcheit, ſonſt geh' ich fort! Hören Sie nicht?" —

Aber Adalbert hörte nicht, und wälzte ſich auf dem Freunde ſo ungeſtüm herum, daß das Brettergerüſte krachte, brach, und der Sarg ſammt dem Inhalt hinabſtürzte. Zugleich hörte man die Leiche ſchreien: „Wehe mir! wehe mir! Wo bin ich? Was iſt mit mir geſchehen?" —

Abſolon ſtand ſtarr und unbeweglich wie eine Bildſäule, ſein Haar zur Decke des Zimmers emporgerichtet. Endlich raffte Adalbert ſich auf, und ſprach: „Columban! Lebſt Du wirklich? Darf ich meinen Sinnen trauen?“ —

Columban lispelte mit ſchwacher Stimme: „Hilf mir! Hilf! Wollt ihr mich lebendig begraben? Rette mich! Noch leb' ich ja! Entſetzlich! Lebendig begraben werden — o Du mehr als Tod!“

Der Titular-Sekretär und quasi Sekretär-Vogel war bei dieſer Schreckens-Scene von Tod und Leben, ungeachtet des Punſchmuthes in der zweiten Potenz, in's Vorzimmer entflohen. Das war dem Adalbert und dem Todten ganz recht, und Jener ſagte zu dieſem: „Columbanus Columbazzio! Du haſt deine Sache herrlich gemacht! Da nimm!“ —

Bei dieſen Worten gab er ihm einige Banknoten, die Columban mit gieriger Hand verſchlang. „Jetzt aber,“ warnte Adalbert, ſpiele die letzte Scene noch comme il faut!“ — Nun eilte er in's Vorzimmer, wo Abſolon gedankenlos, dumm in ſeinem Schrecken daſaß, und rief: „Herein! herein! Sie haben als wahrer Freund meinen Schmerz getheilt, theilen Sie nun auch das Entzücken mit mir!“ — So zog er den verblüfften Abſoloniſchen Sekretär in's Zimmer, und ſchleuderte ihn dem lebendigen Todten in die Arme, wo der Geſchleuderte der friſchen und geſunden Leiche mit alberner Furcht in das mit weißem Anſtrich überzogene Geſicht ſchaute.

Endlich nahmen alle drei auf dem Sofa Platz, und Adalbert forderte den Todten auf, zu erzählen. Dieſer aber ſagte ganz kurz: „Du, Freund Adalbert, biſt mein Retter; nur Dir verdanke ich mein Leben! Ohne Dich läg' ich in drei Stunden ſchon im Grabe. Verzeiht meinen Lakonismus! Ich muß mich aber kurz faſſen, denn das Reden fällt mir ſchwer. Die Liebe zu Jener — die Du kennſt, hatte mein Innerſtes ſo verzehrend ergriffen, daß ich mich ſelbſt verlor. Das ging ſo weit, daß ich, bald vom Schmerz über die Grauſame beſiegt, bald vom Entzücken über ihre Huld überwältigt, oft in eine Art von Starrkrampf verfiel, wo ich kein Lebenszeichen von mir gab. Dieſer ſchreckliche Zuſtand hielt immer länger an, zuletzt ſtundenlang. Vermuthlich muß man mich in einem dieſer ſchrecklichen Zufälle, wo ich wie ein Todter dalag, für wirklich todt gehalten haben; denn man wuſch mich, zog mir den Sterbekittel an, legte mich in den Sarg, und ſtellte brennende Wachskerzen in hohen Leuchtern umher. Ich ſah und hörte Alles, was um mich her und mit mir geſchah, konnte aber weder die Zunge noch irgend ein Glied regen, und wäre ohne Dich und den Fall vom Paradebette in meinem Scheintode ohne Zweifel mit vollem Bewußtſein hilflos begraben werden. Gott bewahre mich und Jeden vor der Liebe!" —

„Ja!" — rief Abſolon — „Mich und Jeden vor der Liebe und vor dem Lebendig-begraben-werden! So oft wurde ich mit meiner Furcht vor dem Scheintode verſpottet, und dennoch hab' ich Recht. Aber nun ſoll mir noch Einer kommen!" —

Abſolon ſchwur der Liebe ab, als dem ſicherſten Wege zum Scheintode. Adalbert hatte mit dem tollen Streich ſeinen Zweck erreicht, und Columban ging, als Beide kaum fort waren, in das Gaſthaus, wo er ſein neues Lebensfeſt mit Adalberts Banknoten feierte.

## Vierzehntes Kapitel.

### Schlangen und Eidechſen. — Das Paradies und die Paradieſe.

Der geiſtreiche Graf Benzel-Sternau läßt in ſeinem berühmten Roman, das goldene Kalb betitelt, dieſen einſt angebeteten Götzen, auch heut zu Tage noch, und zwar als Eigennutz — ein Abgott der Gegenwart! herrſchen und Verehrung annehmen. Ein treffendes Seitenſtück zu dieſem Werke könnte die goldene Schlange geben, als Symbol von Falſchheit, Liſt und Bosheit, die in unſern Tagen nicht weniger Anbeter zählen als jenes goldene Kalb. Sie hat zwar in dieſer Geſchichte keinen eigenen Tempel; deſſen ungeachtet aber wird es ihr an Verehrern und Dienern nicht fehlen, beſonders an Prieſterinnen nicht, deren Eine wir in dieſem Kapitel bald werden näher kennen lernen, — die ſeit längerer Zeit unſichtbar geweſene Frau Herold.

Sie hatte ſich durch mancherlei Negozien ſo ein nettes Sümmchen zuſammengefegt, daß ſie ihr wanderndes Geſchäft des Modewaren-Handels aufgab, und ſich in den Ruheſtand ſetzte, worin ſie nur Geſchäfte von höherer Art machte, das heißt, ſolche, die einen bedeutenden Sündenlohn trugen. Sie lauerte daher, wie die Schlange unter den Blumen, immer in irgend einem ſchönen Mädchenflor, und trat dann entweder als vermittelnde Liebesgöttin, oder als Juno Pronuba auf. Freilich waren die erſten Verbindungen meiſtens nur von kurzer Dauer, dagegen aber die letztern — wenigſtens für einen Theil der Conſorten — gewöhnlich von zu langer.

Um zugleich eine ſehenswürdige Rarität zur Lockſpeiſe und wahrſcheinlichen Urſache der häufigeren Beſuche zu haben, nahm ſie einen alten Herrn zu ſich, der ein Freund von lebendigen Schlangen, Kröten und Eidechſen war, und eine Sammlung von ſolchen Thieren hatte. Frau Herold gab dem Verarmten freie Koſt und Wohnung, wofür er nur die einzige Obliegenheit hatte, ihren Freunden und Freundinnen auf Verlangen die Menagerie zu zeigen.

Herr Typhon war der gutmüthigſte Menſch, den man ſich denken kann, aber gerade ſeiner Redlichkeit, Weichheit und argloſen Leichtgläubigkeit wegen von den menſchlichen Schlangen ſo betrogen, und mißhandelt worden, daß er Vermögen und guten Namen verlor, und ſich endlich zu den thieriſchen Schlangen zurück zog, bei denen er ſich beſſer befand.

„Die Menſchen ſind böſer und die Schlangen beſſer als ich glaubte!“ — So ſagte er, und beſchloß, den Reſt ſeines Lebens in der Geſellſchaft von Schlangen, Eidechſen und Kröten zuzubringen. In ihrer Mitte ſtehend, ſchaute er ſie dann oft freundlich an, und ſeufzte: „Ach! Ihr Schlangen ſeid nicht falſch, ihr Kröten nicht giftig, aber die Menſchen waren es, die mich mit euch befreundeten!“

Seine Spaziergänge machte Typhon nur in die einſamſten Gegenden; die dichteſten Wälder, die abgelegenſten

Moorfelder, und verödete Ruinen beſuchte er, um ſeine Lieblinge zu fangen, die er dann ſorgfältig nach Hauſe brachte, zahm machte und wie geliebte Schooßkinder pflegte.

Frau Herold, die als glänzende Schlange ihre Rolle im bitterſüßlichen Hauſe ſo gut ſpielte, ſo geſchmeidig und gemüthlich, daß man ihr nichts Arges zutraute, fand bald, daß hier für ſie mehr zu thun ſei als bei Hilmars Töchtern, die, voll Reinheit und heiliger Unſchuld, den guten Willen der ſchlechten Frau verkannten. Als ſie aber die kränkende Verkennung mit himmliſcher Sanftmuth ertrug, und ihre dienſtfertigen Beſuche eifrig fortſetzte, bat der gerade Hilmar ſie, ſich jede fernere Bemühung zu erſparen. Von nun an kochte ein geheimer Groll in ihrem Herzen. Um neue Gönner zur Ausführung ihrer Rache zu finden, klammerte ſie ſich an die bitterſüßlichen Geſellſchaften, wo man die immer heitere, geſprächige und gefügige Frau lieb gewann. Hier machte ſie auch die Wallfiſch-Bekanntſchaft, die ihr bald um ſo mehr erwünſcht wurde, als ſie darin eine Gelegenheit erſpähte, den verhaßten Tugendheldinnen — ſo nannte ſie Hilmars Töchter — einen Streich zu ſpielen.

Sie überredete den melancholiſchen Barnabas, Typhons wunderbares Naturalien-Kabinet zu beſehen. Dieſer ward ſchon von ihrer Beſchreibung ſo ergriffen, daß er am nächſten Tage hinging.

An der Hausthüre kam ihm Typhon entgegen, und gab ſich dem Fragenden als Schlangenpapa zu erkennen. Um ſogleich einen Beweis von der Wahrheit ſeiner Erklärung zu geben, zog er aus der Weſte eine Schlange hervor; aus der Rocktaſche nahm er eine große Kröte, die mit philoſophiſcher Gemüthsruhe auf ſeiner flachen Hand ſitzen blieb.

Nun führte er den erſtaunten Barnabas in das ſogenannte ägyptiſche Heiligthum, ein kaltes, feuchtes, dunkles Zimmer. Hier ſtanden an den Wänden hohe offene Kiſten, die Wohnungen der größeren Schlangen, die ihre Hälſe mit lautem Ziſchen empor ſtreckten. Er hob eine von ihnen heraus, die ihm ſchmeichelnd am Geſicht herumſtreifte, endlich ſich um Arm und Hals ringelte. In großen weiten Gläſern ſchweiften und ſchlängelten ſich die kleinern Schlangen. Auf Steinhaufen und in Waſſergefäßen ſaßen Kröten aller Art, breitköpfig, mit aufgeblaſenen Seiten, und mit glotzenden Augen die Eintretenden anſtarrend. Typhon erſuchte den ſcheuen Barnabas, behutſam zu treten, denn rings um ſie her ſchlüpften buntfärbige Eidechſen mit leiſem Elfentanz. Als Barnabas ſich von ſeinem Staunen erholt hatte, ſagte er zu dem Greis: „Er müſſe ſeine außerordentliche Geduld im Zahmmachen dieſer Thiere bewundern. Die Schlangen und Eidechſen ſeien, in der Nähe beſehen wirklich hübſche, beinahe anmuthige Thiere, und die Kröten, ſo häßlich ſie ihm auch vorkommen, wären ihm doch bei weitem nicht ſo zuwider und ekelhaft als die Katzen."

Der Alte lächelte und erwiederte: „Das Zahmmachen der Schlangen iſt keineswegs eine ſo ſchwierige Sache, als Sie glauben, im Gegentheil etwas Leichtes. Man muß ſie beim Fangen nur gleich recht beherzt angreifen. Die Schlange ſträubt ſich zuerſt gewaltig, ſobald ſie aber merkt, ſie befinde ſich in der Macht eines Unerſchrockenen, verliert ſie den Muth, ergibt ſich der höhern Gewalt, und läßt mit ſich ſchalten. Sehen Sie! So ſollte man's auch den Schurken und Sündern machen. Wenn die Tugend Muth hat, ſo ſiegt ſie gewiß; aber leider fehlt dieſer den beſten Menſchen ſo oft, den Schlechten äußerſt ſelten! — Habe ich eine Schlange zu Hauſe, ſo laſſe ich ſie einen Tag, oder etwas drüber Hunger leiden. Noth macht zahm. Auch mancher hochmüthige Menſch iſt in der Noth kaum mehr zu kennen. Dann geb' ich der Schlange nach und nach zu freſſen; binnen acht Tagen iſt ſie ſo zahm, daß ſie mir das Futter aus der Hand nimmt. Wie ſchwer iſt dagegen ein Menſch dankbar zu machen, und wie ſchnell verfliegt ſeine Dankbarkeit! — Da unterhalte ich mich denn oft und viel damit, daß ich die Menſchen mit den verſchiedenen Arten von Schlangen vergleiche. So z. B. iſt die Rieſenſchlange, die kein Gift hat, aber durch ihre ungeheure Stärke, Menſchen, Büffel und Tiger zermalmt und verſchlingt, der leibhafte Eroberer. Die Viper, die ihr Gift in eigenen Bläschen an den hohlen Zähnen trägt, das ſie, ſobald ſie gereizt wird, in die Wunde des Gebiſſenen läßt, iſt der Gähzornige, fürchterlich in ſeiner Wuth. Die unſchädliche Blindſchleiche dagegen, die, wenn man ſie mit einem Stocke ſchlägt, vor Zorn in Stücke zerſpringt, iſt der zürnende Melancholiker, der gegen ſich ſelbſt wüthet. In der giftigen Klapperſchlange ſeh' ich einen Schurken, der gern Böſes ausüben möchte, aber nicht kann, weil er zu dumm iſt. So verräth ſich dieſe Schlange durch ihr Klappern vor dem Angriff, wodurch der Gefährdete aufmerk ſam gemacht wird, und der zu langſamen Feindin entflieht *). Iſt die Schauerſchlange, die durch das Anſchauen mit feurigfunkelnden Augen Kaninchen, Eichhörnchen und andere zarte Thiere bezaubert, an ſich zieht und tödtet, nicht das wahrhafte Bild eines Verführers? — Die Ringelnatter, die ich hier in der Hand halte, ſtellt einen Menſchen vor, den man als gefährlich verſchrien hat, obwohl er die ehrlichſte Haut iſt. Auf der Inſel Sardinien lebt ſie als Hausthier; ihre Jungen werden von ſchönen Damenhänden gepflegt, denen ſie zum Spiel dienen. Die Ringelſchlange, die rückwärts wie vorwärts laufen kann, iſt der echte pfiffige Kerl, der ſich in Alles zu ſchicken weiß. Die Runzelſchlange iſt der gutherzige Murrkopf, trotz ihrer dreihundert und vierzig Runzeln dennoch ohne Gift. Die Abgottſchlange zeigt uns die, der humanſten Ausbildung fähige Kraft; ſie iſt ſo ſtark, daß ſie den ſtärkſten Thieren die Knochen zerbricht, und dennoch läßt ſie ſich zahm machen und ſogar abrichten. Zugleich gibt ſie ein Beiſpiel, wie jede Sache zwei Seiten, jeder große Mann ſeine Verehrer und ſeine Feinde hat, denn, indem einige Völkerſchaften in Süd-Amerika ihr göttliche Ehre erzeigen, trachten ihr andere nach dem Leben, verzehren ihr Fleiſch und verhandeln die Haut."

---

*) Das Geräuſch ihrer am Ende des Körpers befindlichen hornartigen Klapper ſoll dem Lärmen einer mit Erbſen gefüllten, gerüttelten Blaſe gleichen.

„Sehen Sie nun — fuhr Typhon fort — hier auch die Kröten an! Verſchiedene Gattungen phlegmatiſcher vierfüßiger Holländer! Dieſe trägen, kalten — aber unſchädlichen Geſchöpfe, wie ungerecht iſt man gegen ſie, bloß weil ſie häßlich ſind! Wie friedlich ſie da ſitzen! Hier zwei gemeine braune Kröten! hier eine dunkelgrüne, die ich ſelbſt einige zwanzig Jahre beſitze *); hier eine veränderliche, im Frühling und Winter fleiſchroth, im Sommer weißgrau mit grünlichgelben Punkten. Neben ihr da ſteckt die Feuerkröte ihren Kopf aus dem Waſſer. Sie iſt die lebhafteſte von Allen. Sehen Sie nur, wie ſie bald auf — bald untertaucht. Und wie ſchön gezeichnet! Die feuerfarbnen Flecken auf dem Unterleib! wie ſie verſchimmern! wie ſchön gezeichnet! o Du herrliches Thierchen!“

Hier legte Typhon der ſchönen Kröte einige Inſekten vor, die ſie ſogleich zu ſich nahm. — „Sehen Sie! hier aus der Ritze des Steinhaufens guckt die Kreuzkröte heraus; ſie unterſcheidet ſich von allen übrigen dadurch, daß ſie nicht hüpft, ſondern läuft, beinahe wie eine Maus! Sehen Sie! jetzt klettert ſie ſogar an den Steinen hinauf. Ei Du wunderbares Geſchöpf!“

„Nun aber bemerken Sie meine lieblichen Elfen, die zierlichen Eidechſen! So wie uns die Schlangen und Kröten das männliche Geſchlecht repräſentiren, ſo ſtellen uns die

---

*) Ascott in England ſoll eine zahme Kröte durch 36 Jahre lebendig erhalten haben.

Eidechſen das weibliche dar. Sehen Sie nur dieſe Krokodill-Eidechſe! Sie iſt eine Witwe, die um ihren Mann trauert, den ſie zu Tode geärgert hat. Die Stachel-Eidechſe iſt eine witzelnde, ſpöttelnde Kokette. In der Spiegel-Eidechſe finden wir eine eitle eingebildete Närrin, ein Mode-Fräulein. Jene glatte Eidechſe iſt ein gefügiges Kammerzöfchen. Die Salamander-Eidechſe zeigt uns eine verbuhlte Schöne, die im Sumpf der Sünde lebt. Die Chamäleons-Eidechſe, die ihre lebhaften goldfarbigen Augen nach allen Seiten, ja nach ganz entgegengeſetzten Richtungen bewegen kann, ſogar zugleich ein Auge nach oben, das andere nach unten wendet, und voll Reizbarkeit, ihre Farbe nach ihren jedesmaligen Affekten verändert, — ſie repräſentirt das weibliche Geſchlecht überhaupt. Die ſogenannte eigentliche Eidechſe zeichnet ſich durch ihre doppelte Zunge aus; ich habe ſchon gar manches doppelzüngige Fräulein — gegen jeden Liebhaber anders — geſehen, und beinahe noch mehr doppelzüngige Frauen, welche die grobe ſcharfe Zunge gegen ihre Männer gebrauchen, gegen alle Übrigen das zarte feine Zünglein ſpielen laſſen."

„Mehrere Gattungen der Eidechſe ſind mit den Schlangen verwandt! Auch das iſt ominös! Das Paradies iſt von der Erde verſchwunden, aber in unſerer Bruſt blüht es noch immer, wenn reine Unſchuld uns beſeelt, ſie, die keinem Geſchlecht, keinem Alter, keiner Beſchäftigung fehlen darf. Leider iſt aber jene böſe Schlange nicht ausgeſtorben, die ſchon den erſten Menſchen um ſein Paradies brachte, und ſo vielen Menſchen es noch immer raubt; dieſe

Schlange iſt die Sünde, die in gar vielfacher Geſtalt in unſer Heiligthum eindringt. Eine ſolche Schlange z. B. iſt jeder Böſewicht, der in das Paradies des ehelichen Glücks ſich einſchleicht und verlockt; jeder Böſewicht, der aus irgend einer ſchlechten Abſicht Liebende und Freunde trennt; jeder Neider und Verleumder, der in das Paradies der Unſchuld und der Tugend, der Redlichkeit und des Verdienſtes ſein verzehrendes Gift haucht; jeder Böſewicht, der frech zu ernten wagt, wo der Fleiß ſäete, den er um ſeinen Lohn betriegt. So viele Paradieſe gab uns der gnadenreiche Gott für das verlorne Eine: Ein Paradies der Tugend, ein Paradies des reinen Gewiſſens und des Seelenfriedens, ein Paradies des geſegneten Fleiſſes, ein Paradies der Liebe und Freundſchaft, ein Paradies des ehelichen Glückes! — Aber — ſo viele Paradieſe, ſo viele Schlangen!“

Auf den düſtern Barnabas machte dieſe Rede tiefen Eindruck. Er verließ den ſonderbaren Alten mit dem feſten Entſchluß, den männlichen Schlangen und Kröten ſo wie den weiblichen Eidechſen auszuweichen, redlich zu bleiben und zwar kein Menſchenfeind zu werden, aber doch in allen Verhältniſſen jede unmittelbare nähere Verbindung zu meiden.

## Fünfzehntes Kapitel.

### Talisman gegen Bezauberung.

Indeß Barnabas den alten Typhon häufig beſuchte, und mit ſeinen vielen Schlangen converſirte, hielt ſein Bruder Abſelon ſich mehr an eine einzige — Hauptſchlange, die vielerfahrne, immer thätige und hilfreiche Frau Herold. Seine Leidenſchaft für Viktorinen war, wie das gewöhnlich geſchieht, durch Zurückweiſung noch heftiger geworden. Er beſchloß, gegen den im Wege ſtehenden Helion ſich jedes Mittel zu erlauben, um ihn zu verleumden oder zu entfernen. Zu dem Ende ſchloß er ſich immer näher an Adalbert, der ihm Rathgeber und Gehilfe ſein ſollte; dieſer aber haßte ihn, wie wir wiſſen, und benützte nur den Schein der Freundſchaft, um ihn lächerlich zu machen, und eine Verlegenheit nach der andern herbeizuführen.

Jetzt wendete ſich Abſelon an die Frau Herold. Dieſer kam die Sache ſehr erwünſcht. Gelang es ihr, Helion und Viktorine zu trennen, ſo hatte ſie das Vergnügen, ſich wegen ihrer Verbannung aus Hilmars Hauſe zu rächen, und konnte noch überdies auf Abſelons Erkenntlichkeit rechnen, deren ſie einen glänzenden Theil ſchon voraus erhielt. Die wackere Frau hatte nun ſogleich ein Plänchen erdacht, das ſeine Wirkung nicht verfehlen konnte. Sie nahm eine ſchöne junge Verwandte zu ſich in's Haus. Sidonia Conſtanzi war, ihrem Namen nach, italieniſchen Urſprungs, deſſen letzte Spuren ſich jetzt nur in dem heißeren Blute noch zeigten. Sie hatte als Kammermädchen in mehreren großen Häuſern keine kleine Rolle geſpielt. Sehr lebhaft, etwas leichtfertig und eroberungsſüchtig, fehlte es dem geſchmeidigen, hübſchen Mädchen an Verehrern nie. Herr Typhon würde ſie ein Compoſitum von glatter, und Chamäleons-Eidechſe genannt haben, mit einem kleinen Zuſatz von der Salamandrine.

Durch den vielen Umgang mit den feineren Klaſſen hatte ſie ſich einige Bildung, beſonders aber einen glänzenden Witz erworben. Maskenbälle — ſo wie das Maskiren überhaupt — liebte ſie ungemein, und kleidete ſich dann am liebſten nach der niedlichen Tracht der Bürgermädchen im Lande ob der Enns. Das zierliche Goldhäubchen, ein Leibchen von himmelblauem oder blaßroſenfarbnen Taft, und eine kurze Schürze von ſchwarzem Taft auf dem blendend weißen Unterkleide, ließen ihr allerliebſt. Schlanker Wuchs, Roſen- und Lilien-Vergleich auf den Wangen, lichtbraunes Ringelhaar, ſchwellende Erdbeerlippen, und Augen blau wie der Äther im reinſten Sommermittag, vollendeten den Triumph. Man nannte ſie die ſchöne Linzerin, die unwiderſtehliche Sidi.

Sie ſollte jetzt als Armida auftreten, und über den Rinaldo-Helion ihr magiſches Netz werfen, nicht um ihn als eigentlichen Gefangenen für ſich zu behalten, ſondern um nur Viktorine, die tief liebte und ſich bei ihrer Zartheit leicht gekränkt fühlte, zürnend, dann abwendig zu machen. Vor Allem aber mußte ihm Sidi als höheres Weſen und etwas idealiſch erſcheinen. Sie wurde daher geſchwinde zu einer Sizilianerin gemacht. Man wußte es zu veranſtalten, daß Helion eine dringende Einladung zu einem häuslichen Maskenfeſt nicht abſchlagen konnte. Sidi erſchien als ſiziliſches Landmädchen, doch ohne Larve. Das niedliche Netzhäubchen ließ ihr allerliebſt, noch hübſcher als das bewunderte Goldhäubchen. Da ſie italieniſch ziemlich fertig ſprach, wurden ihr einige Stanzen aus dem befreiten Jeruſalem und dem raſenden Roland einſtudirt;

auch lehrte man ſie einige ſizilianiſche Lieder ſingen. — Herr Abſelon und Frau Herold hatten ganz richtig gerechnet. Sidi durfte den verrathenen Helion nur auf kurze Zeit blenden; bei ſeinem ſehr reizbaren Weſen ſchien das eine leichte Sache und am gewünſchten Erfolge war dann nicht zu zweifeln. That Helion — vielleicht ſogar nur in dieſer Ballnacht — etwas Auffallendes, ſo hatten die Schlangen gegen ihn ſchon gewonnenes Spiel, denn das Unbedeutende war bald zu etwas Wichtigem zu machen, das Kleinſte, gehörig vergrößert, Viktorinen zu hinterbringen. Waren ſie nur einmal geſpannt, ſo ließ ſich dann ſchon dafür ſorgen, daß die geſtörte Harmonie in Diſſonanzen erſtarb, und ihre Liebe in divergirenden Linien aus einander ging.

Daß die ſehr wahrſcheinliche Rechnung aber doch nicht die richtige wurde, lag theils in Helions ſchöner Natur, theils in Sidi's Benehmen. Helion hielt, wie jeder beſſere Menſch, an dem, was er einmal mit Lieb' umfaßt hatte, treu und feſt. Ueberdies entſprach die mildwarme Frühlingsgöttin Viktorine ſo ganz ſeinem Ideal, daß er in ihr ſeine Welt ſo fand, wie ſie die ihrige in ihm. Höhere Naturen ſind ſchwer — ja kaum — untreu zu machen; nur der nichtige Schmetterling, der bei all' ſeinem Farbenſpiel, doch nur eine ſchönfarbige, ſchlechte Raupe iſt, fliegt wechſelnd umher, weil ſeine gemeine Natur, die nur wieder Gemeines ſucht, von Allem leicht befriedigt wird.

Der ſtärkſte Talisman gegen Helions Bezauberung war — die Zauberin ſelbſt. Sie ſpielte ihre Rolle, nachdem ſie dem Dichter war vorgeſtellt worden, längere

Zeit recht gut. Helion, der in manchen Dingen der Welt ein träumender Fremdling, und nicht ſchwer zu täuſchen war, glaubte in Sidi's Weſen die Poeſie der ſüdlichen Natur zu erkennen; auch ſchmeichelte es ihm, von ihr ausgezeichnet zu werden. Ihre Lebhaftigkeit riß ihn mit ſich fort. Unglücklicher Weiſe aber fand Sidi an ihm noch viel mehr Wohlgefallen, als er an ihr. Sie wurde daher immer wärmer, vergaß allmälig die eingelernte Rolle und gab ſtatt dieſer — ohne es ſelbſt zu merken — ihre eigene Natur, die auf den Dichter plötzlich eben ſo wirkte, wie auf einen, im Entzücken über das Abendroth verſunkenen Spaziergänger das gewaltſame Stoßen wider einen Stein. So war denn, gerade im eifrigſten Geſpräch, da die Verſchwornen den Bezauberten ſchon im Netz zu ſehen glaubten, der Zauber plötzlich gelöſt. Ein geiſtreicher Fantaſiemenſch iſt wohl leichter zu täuſchen, als tauſend andere; einmal erwacht aber, entdeckt er auch mit einem Blick mehr, als andere mit größter Anſtrengung langſam herausgrübeln. Helion merkte nun bald, daß man ihn betrogen habe; von wem und weshalb — das konnte er nur muthmaßen. Aus dem Umſtande, daß Sidi ſobald aus der Rolle fiel, erkannte er, daß ſie in dem Komplot eben nicht die Schuldigſte ſei. Er benahm ſich daher gegen die hübſche Betriegerin mit aller Feinheit, und nannte ſie die liebliche Fee Morgana. Als Sidi ſich über dieſe unbekannte Dame nähere Auskunft erbat, ſagte Helion mit ironiſchem Lächeln: „Signora, Sie ſcherzen! Der ſchönen Sizilierin können die ſchönen Himmels-Erſcheinungen über der ſiziliſchen Meerenge — nicht unbekannt ſein. Schade nur, daß ſie gar ſo ſchnell wie Traum- und Zauberbilder vergehen und die Täuſchung gleich dieſer glücklichen Ballnacht mit der kommenden Sonne aufhört!" — Die demaskirte Zauberin verſtand den Sinn dieſer Worte, und erwiederte verlegen und entſchuldigend: „Auch die flüchtigſte Erſcheinung kann ja für den Augenblick doch etwas gelten, und Dichter dürfen den Täuſchungen nicht zürnen, da ſie uns ſo oft und ſo viel täuſchen, und wir uns von ihnen ſo gerne täuſchen laſſen." — Helion drückte ihr beim Weggehen freundlich die kleine weiße Hand mit den Worten: „Gute Nacht, ſiziliſche Zauberin!" — Und ſie ſagte etwas kleinlaut: „Guten Tag, deutſche Morgenſonne."

Er ging. Sidi ſah ihm lächelnd, aber mit thränenfeuchten Augen nach. Abſolen fluchte; Frau Herold biß ſich in die Lippen, nahm eine Priſe Tabak und flüſterte ihm in's Ohr: „Courage! Deßwegen iſt's noch nicht aus!"

Am nächſten Abend erzählte Helion bei Hilmars das ganze Geſchichtchen ungefähr ſo, als habe man ſich mit ihm einen Spaß machen wollen. Seine Aufrichtigkeit erhielt den gebührenden Lohn. Hellau hatte die alberne Verſchwörung und ihren Ausgang erfahren, durch ihn Serena, durch Serena ihre beiden Schweſtern. Man erwiederte Helions Offenherzigkeit durch das Geſtändniß, daß man Alles wiſſe, ja noch mehr als er ſelbſt; und damit wurde ihm erſt das Ganze enträthſelt. In Viktorinens Augen leuchtete ein klares Abendſternfeuer der reinſten Freude, Hilmar aber, der ſonſt immer ſo ruhige, ſtille Mann, zog den erſtaunten Helion leidenſchaftlich an ſeine Bruſt, an welche

— auf ſeinen Wink — auch Viktorine flog. Tief gerührt küßte und drückte er Beide, und ſagte: „Fort mit allen Bedenklichkeiten! Sorgen Sie, lieber Helion, von dieſem Augenblicke an, nur für das Unſterbliche! Die Sorgen für das Irdiſche überlaſſen Sie mir! Was iſt denn aller Reichthum der Erde, wenn man nicht auch reich iſt an Geiſt und Gefühl und an Sinn für das Schöne und Gute? — Somit ſei der Bund zwiſchen uns geſchloſſen, und dieſer mein Freundeskuß der Vorläufer des Brautkuſſes!“

Mit dieſen Worten trat er einen Schritt zurück, ſo daß die zwei Glücklichen einander unvermuthet plötzlich in den Armen lagen. Jetzt umſchlang er Beide innig, beinahe heftig, und ſagte: „Liebt euch treu bis an's Grab, ſo wird euch ſelbſt der Tod ein Engel!“

Die Liebenden aber hielten ſich umſchloſſen, und blieben ſtumm, ſchöner als je, aber unvermögend ein Wort zu ſprechen. Bewahre mich der Himmel vor dem Frevel, einer ſolchen Seligkeit Worte geben zu wollen! Nur bitte ich Dich, lieber Tod! erſcheine — ſelbſt als Engel nicht zu früh, um ſie zu Engeln zu machen!

## Sechzehntes Kapitel.

Der Kolibri und die goldnen Löwen. — Typhon und Sidi.

Frau Heroldin, als ſie den Plan mißlungen ſah, dachte ungefähr ſo: „Ich möchte mich wohl an den Hilmars gerne rächen, aber — die Rache trägt nichts ein, und was nichts einträgt, das iſt nichts. Was kümmerts mich alſo, ob Helion und Viktorine ſich trennen oder nicht? Helion iſt ein überſpannter Menſch, und treu wie ein altes Haus, das hundert Jahre auf dem nämlichen Fleck ſteht. Er ſoll thun was er will, der Kolibri! Ich lobe mir meinen Herrn Abſolon und Barnabas; das ſind ein paar goldne Löwen, die zu fangen ſich's der Mühe lohnt. Den Kolibri laſſen wir fliegen, und Sidi wirft ihr Netz nach den beiden Goldlöwen aus; einen von ihnen erhaſchen wir doch." —

So war denn Helion vor allen Nachſtellungen ſicher. Abſolon merkte bald die Abſicht und zerriß das Netz. Barnabas beſuchte fleißig den alten Typhon, ohne gewahr zu werden, daß ſich eine neue Eidechſe einfand, die ihm ſehr gefährlich zu werden anfing, die hübſche Sidi, die jetzt wieder als unlängſt angekommene ſchöne Linzerin auftrat, aber ſo kindlich im Lilienkleide der Unſchuld einherſchwebte, daß der unerfahrne melancholiſche Barnabas von ihr bald bezaubert wurde. Sie war die holde Sittſamkeit und die liebe Unwiſſenheit ſelbſt, und ſo kindlich, daß ſie die ſchweſterlichen Eidechſen und die befreundeten zahmen Schlangen mit bunten Bändern ſchmückte. Darüber hatte Barnabas eine ungeheure Freude. Sidi's Liebe zu den Schlangen und ſeine Liebe zu dem unſchuldigen Schlangenmädchen wuchs mit jedem Tage. Frau Herold wußte ihm auch, wie von ungefähr, von ihr ſo viel Schönes zu erzählen, daß es ihm endlich einleuchtete, Sidi ſei das einzige Weſen auf dieſer Erde, das mit ihm gleich denke und fühle, und ſie müſſe ſeine Frau werden. —

Redlich wie er war, erklärte er ihr ſeine Liebe geradezu, und ſagte, da ſein Geſtändniß mit Freudenthränen aufgenommen ward, daß er nun geraden Weges zu ſeinem Vater gehe, ihn um ſeine Einwilligung zu bitten. Da wurde Sidi glühend roth und Frau Herold ſchneeweiß, und die Leztere drang in Barnabas, dieſen Schritt zu unterlaſſen, indem der auf ſeinen Reichthum ſtolze Vater die Heirath mit einem ſo armen Mädchen aus dem gemeinen Stande gewiß nicht zugeben werde. Die Vermählung müſſe vielmehr heimlich gehalten, und dem alten Herrn erſt dann kniefällig bekannt gemacht werden, wenn die Sache nicht mehr zu ändern ſei.

Barnabas verſprach, den Vorſchlag zu überlegen. Indeß war Sidi mit ihren einſchläfernden Liebkoſungen nicht weniger verſchwenderiſch als Barnabas mit den reichſten Geſchenken. Nach einigen Tagen aber erklärte er neuerdings, daß er mit der heimlichen Heirath durchaus nicht einverſtanden ſei, und daß ihm ſchon der bloße Gedanke daran Gewiſſensbiſſe errege. Es gelang aber der verdoppelten Zärtlichkeit, das pedantiſche Gewiſſen zum Schweigen zu bringen, was um ſo leichter war, als der Unerfahrne in der erſten Liebe den reinſten Himmel, und in der erſten Geliebten die vollkommenſte Göttin erblickt. So lebte Barnabas jezt wie ein Salamander in Flammen, verwarf den Vater und alle Welt, und rief, was ſchon mancher Verirrte — mit nachfolgender bittrer Reue — ausrief: „Hier iſt meine Welt!“ — Er wußte nicht, daß ein Augenblick im Himmel der Liebe manchmal mit einer jahrelangen ehelichen Hölle erkauft wird, und gab im Taumel einer Stunde des

Entzückens ſein Jawort zur heimlichen Heirath, die aber erſt nach Verlauf von ſechs Wochen vollzogen werden ſollte.

Jetzt war guter Rath theuer. Frau Herold dachte: Sechs Wochen! — während dieſer Zeit kann gar Vieles geſchehen. Nein! die Hochzeit muß längſtens binnen acht Tagen vor ſich gehen! — Sidi ſelbſt, die ſich ſchon bis an die Kehle im Geld ſtecken ſah, verſprach ihr für dieſen Fall die ganze Morgengabe als **donum gratuitum.** Frau Herold beſchloß nun Alles in Bewegung zu ſetzen und beſonders auch den alten Typhon in's Geheimniß zu ziehen, weil ſie wußte, daß er des goldnen Löwen ganzes Vertrauen beſaß. Sie ſetzte ihm denn die Sache breit auseinander, und bat ihn, ſeinen Naturalienfreund zu überreden, alſogleich den Handel abzuſchließen, denn das Mädchen ſei ein wahrer Engel und zu ſeinem Glück auf der Welt. Zur Erkenntlichkeit legte ſie dem Erſtaunten hundert Dukaten auf den Tiſch. Davon, ſagte ſie, läßt ſich für Ihre Menagerie viel thun.

Typhon wußte aber aus ſehr guten Quellen, daß Sidi kein wahrer Engel, ſondern vielmehr eine Eidechſe, und Frau Herold eine giftige Schlange war; er aber liebte nur die thieriſchen Schlangen und haßte die menſchlichen. Auch war ihm ſeine Ehrlichkeit lieber als alles Geld der Erde, obſchon er an der erſten genug hatte, und an dem letzten Mangel litt. Er bat Frau Herold, das Geld vor der Hand zurückzunehmen, und verſprach das Seinige zu thun. — „Nur fein machen!" ſagte die Erfreute.

Als Barnabas am nächſten Tage kam, war Sidi

npäßlich und unſichtbar, und Frau Herold bat ihn,
u dem verdrießlichen fatalen Alten hinein zu gehen, der ihn
prechen wolle.

Als Barnabas eintrat, drückte ihm Typhon ſchwei-
end die Hand, deutete auf die lauernden Beſtien, und ſagte
ann: „Sehen Sie! dieſe Schlangen und Kröten und Ei-
echſen da, ſie ſind mir lieber als ſo manche Menſchen, die
h gekannt und kennen gelernt habe, lieber als Frau He-
old und Fräule Sidi! Frau Herold iſt eine gif-
ge Schlange, Fräule Sidi, die ſchöne Linzerin, nichts
ls eine ſchöne Eidechſe, aber ſchlechter als dieſe. Hundert
tück Dukaten haben ſie mir auf den Tiſch gelegt, damit
h helfen ſoll, am Garn ziehen, womit man Sie — den
genannten goldnen Löwen — zu fangen hofft. Schon ſeit
niger Zeit ſteh' ich da auf der Lauer. Ich weiß nun wohl,
arum die wackere Frau mir freie Wohnung und Koſt bot;
s Lockvogel für moderne junge Herren und als Deckman-
zugleich für die häufigen Beſuche ſteh' ich da mit meinen
chlangen, Kröten und Eidechſen. Das wiſſen die meiſten
ſer Gecken, und treiben entweder gnädigen Scherz mit
r, den ſie für einen Helfershelfer anſehen, oder beneh-
en ſich geradezu sans gêne. Geſtern wollte mich die Ma-
ne bereden, Sie zu ſchneller heimlicher Heirath zu be-
nmen, weil Sie auf mich viel Vertrauen hätten. So
; thun Sie jetzt, was Sie wollen! Ich aber ziehe —
nn ich keine andere Unterkunft bekomme — mit meinen
hlangen, Kröten und Eidechſen lieber in den Wald, ehe
noch länger unter dieſen Menſchen bleibe!"

Barnabas, dem es vorher gar nicht einfiel, an der Redlichkeit der Frau Herold und an der Seelenſchönheit der ſchlanken Nymphe Sidi zu zweifeln, ſtellte jetzt Nachforſchungen an, die ihm Beide in ſehr ungünſtigen Lichte zeigten. Bruder Abſolon antwortete dem ſich Beklagenden leichtfertig: „Ich wußte es mein Schatz, daß man Dich prellen wollte; ich dachte mir aber, es ſchadet nichts, wenn ein gelehrter Melancholikus ſich die Naſe anſtößt!“ — Der alte Wallfiſch lachte, und ſagte: Ich habe von der Geſchichte wiſpern gehört; aber das thut nichts lieber Barnabas! So was gehört zu den noblen Paſſionen, die alle reichen Leute haben; ſie laſſen gut. So eine kleine Liebſchaft macht ſtandesmäßiges Aufſehen und gibt ſich am Ende von ſelbſt! Sei kein Narr, und nimm Dir's nicht zu Herzen, ſonſt glaub' ich, Du biſt ein Fantaſt! Haſt ja Geld, — alſo Courage, Du Kopfhänger!

So wurde der arme düſtere Barnabas, von Schlangen und Eidechſen betrogen, vom Bruder und Vater mit Spott und ſchmerzlichem Troſt entlaſſen, noch düſterer als er war, ſah mit Gram, daß er ein Gegenſtand der Unterhaltung und des Stadtgeſpräches war, und flog an Typhons Bruſt. Am nächſten Tage bezog dieſer mit allen ſeinen Schlangen, Kröten und Eidechſen ein Zimmer in der Wohnung ſeines melancholiſchen jungen Freundes, welcher der Frau Herold eine Summe für Typhons freie Koſt und Wohnung, nebſt einem Gratiale für Sidi zuſandte.

## Siebzehntes Kapitel.

### Der Magnetiſeur. — Der gelehrte Lügenquell.

Indeß Hilmar mit den Seinigen in ſtiller Glückſeligkeit lebte, überließen ſich die Herren Martin und Abſolon Wallfiſch wohlbehaglich der geldſtolzen Rohheit und vornehmen Gemeinheit; dagegen ſtellte das bitterſüßliche Haus, von dem Hilmar und Helion ſich allmälig losgemacht hatten, ein Bild eleganter Frivolität dar. Herr und Madame Bitterſüß hörten nichts auf der Welt lie- er, als wenn man ſie auf Ehre verſicherte, ihr Haus ſei ein wahres Paris im Kleinen. Möbeln und Kleider und Unterhaltung, Alles war von Paris verſchrieben. Herr Bitterſüß bildete ſich ein, der eleganteſte Pariſer, Ma- ame die ſcharmanteſte Pariſerin zu ſein. Die deutſche Sprache war mit Helion zugleich aus dem Hauſe ver- chwunden. Herr Mehldorfer, auch **Signore Farinoli** enannt, jetzt **Monsieur Farinaux**, hatte vor eilf Mona- en auch franzöſiſch gelernt, gab jetzt in dieſer Sprache ſchon nterricht, und genoß die Ehre, den bitterſüßlichen Ehekon- rten Johann Valentin Meidingers Sprachlehre und bungsſtücke zum Überſetzen aus dem Deutſchen in's Franzöſi- he und aus dem Franzöſiſchen in's Deutſche vorzutragen, ja gar einen Telemach mit deutſchen Erläuterungen und An- erkungen für ſie zu radbrechen. Die Haupturſache dieſer gan- n häuslichen Staatsumwälzung war aber ein gewiſſer Herr n Nußhalm, der unlängſt von Paris, dieſem Wohnſitz der Modegöttin und ihrer Thorheiten, zurückgekommen war. Herr von Nußhalm war ſchon ein Sechziger, und ein raſender Verehrer der franzöſiſchen Literatur, die ihm in ſolcher Glorie erſchien, daß ihr Abglanz zugleich die ganze Nation verklärend umfloß. Göthe und Schiller waren gegen die franzöſiſchen Tragiker ungebildete Fantaſten. Sein Abgott war Voltaire, deſſen Werke er in allen möglichen Formaten beſaß, ſo, daß er die nämliche Stelle heute in groß — morgen in klein — Oktav, übermorgen gar in Duodez-Format u. ſ. w. leſen konnte. Voltaire's Porträt hatte er in den verſchiedenſten Kupferſtichen, Zeichnungen und Gemälden; er ging ſo weit, daß er in ſeinem Prachtzimmer ausgeſtopfte Adler und Meerkatzen ſtehen hatte, weil, wie man ſagt, in Voltaire's Phyſiognomie Züge vom Adler und von der Meerkatze lagen.

Jetzt reiste er nach Paris, weil er vernommen hatte, es befinde ſich daſelbſt noch ein Nachkömmling von dem Schooßhündchen der Marſchallin von Villar, Voltaire's zweiter Geliebten. Er wünſchte dieſen Schatz an ſich zu bringen; leider aber war der vierfüßige Voltairianer dem Herrn von Nußhalm vierzehn Tage vor ſeiner Ankunft vom Tode entführt werden.

Um ſich über dieſen ſchmerzhaften Verluſt zu zerſtreuen, hatte ſich Herr von Nußhalm in die Myſterien des Magnetismus einweihen laſſen, feſt entſchloſſen, dieſe Kunſt ſelbſt auszuüben. Meiner Meinung nach, konnte er ſich deshalb Mühe und Geld ſparen, weil ihn ſchon die Natur mit der Gabe einzuſchläfern reich ausgeſtattet hatte. Er glaubte jetzt ein vollkommener Magnetiſeur zu ſein, obſchon er nur den Apparat, nicht aber die Sache kannte und die Schale für den Kern anſah. Voll Begierde, ſeine Kunſt auszuüben, fand er dazu im bitterſüßlichen Hauſe die beſte Gelegenheit, indem hier Alles — vom Herrn bis zur letzten Küchenmagd — von Ungeduld brannte, ſich magnetiſiren zu laſſen.

So wurden denn zwei Zimmer zu magnetiſchen Schlafzimmern hergerichtet, das eine für die Herrſchaft, das andere für die Dienerſchaft. Der Letztern wurde vom Herrn Bitterſüß vorläufig kund gethan, der Magnetismus bringe jeden ordentlichen Menſchen in Schlaf, und wer davon nicht einſchlafe, gebe einen Beweis, daß der Magnetismus bei ihm nicht angreife, und ein ſolcher Menſch ſei ein Vieh. Das war ein kräftiger Wink, entweder einzuſchlafen oder ein Vieh zu ſein. Natürlich faßte allmänniglich ſogleich den Entſchluß, einzuſchlafen.

Wir wollen zuerſt der Manipulation im Herrſchaftszimmer zuſehen. Madame Bitterſüß ſetzte ſich auf ein griechiſches Ruhebett, und legte den Kopf ſchmachtend auf ein himmelblaues Kiſſen. Kaum hatte Herr von Nußhalm mit ſeinen Zauberfingern einige Minuten ihre Schläfe umfahren, als ſie ſich ſelbſt überredete, ſie ſchlafe ſchon und träume. Nun begann ſie unaufgefordert eine Art von Traumrede, wie Bekenntniſſe einer ſchönen Seele, die ſie gut einſtudirt hatte, in unterbrochenen Abſätzen als eine Verzückte vorzutragen. Alle Anweſenden wurden über die Verzückte entzückt; Herr von Nußhalm ſchaute auf ſie hin wie ein triumphirender Feldherr auf ſeine Siegestrophäen. Herr Bitterſüß wollte vor Bewunderung außer ſich gerathen, und Madame konnte mit freudeſtrahlendem Antlitz nicht genug erzählen, daß ſie eine Somnambüle ſei.

Jetzt kam die Reihe an Herrn Bitterſüß. Eingedenk ſeines eigenen Edikts, kraft deſſen Jeder, der nicht einſchlafe, für ein Vieh erklärt wurde, glaubte er — als Geſetzgeber an ſein eigenes Geſetz gebunden zu ſein, und ſtellte ſich in kurzer Zeit ſchlafend gleich ſeinem ehelichen Gegentheil, mit dem einzigen Unterſchiede, daß er keine zierliche Traum-Verklärungsrede einſtudirt hatte, ſondern auf die an ihn geſtellten Fragen entweder gar nichts zu erwiedern wußte, oder nur ziemlich kurze — und alberne Antworten gab.

Nun machte ſich der Magnetiſeur an den alten Wallfiſch, mit der Beſorgniß, daß ſeine Kraft gegen deſſen Rieſenſtärke vielleicht nicht zureichen würde. Allein er irrte ſich; denn Herr Viergans war vor langer Weile über die vorhergegangenen Proceduren ſchon ſo ſchläfrig geworden, daß er nach ſehr kurzer Manipulation wirklich feſt einſchlief, alle Fragen aber nur mit mächtigem Schnarchen beantwortete. Herr von Nußhalm erklärte das für unverſtändliche Worte.

Der vierte und letzte im Herrſchaftszimmer ſollte für heute noch Adalbert ſein, der aber noch nicht da war. Herr von Nußhalm ging daher, um keine Zeit zu verlieren, in's Zimmer der Dienſtleute. Dem Range nach wurde hier zuerſt das Zöfchen vorgenommen, die zartfühlende und eben ſo zartgebaute Minette. Der ihr ganz eigenen Klugheit gemäß, erkundigte ſie ſich im Voraus, ob die gnädige

Frau ſchon ſchlafe. Als Herr von Nußhalm ihre Frage bejahte, hielt ſie es für ſchicklich, dem Beiſpiel der Gebieterin zu folgen und begann ſogleich ihren Kunſtſchlaf. Der magnetiſche Künſtler ſtellte nun ſeine gewöhnlichen Fragen; dabei ereignete ſich aber die kleine Fatalität, daß die Zartfühlende in jeder Frage eine Zweideutigkeit zu finden-glaubte, und daher bei jeder ſehr züchtig eingerichteten Antwort erröthete. Jetzt ging's über den Bedienten Andreas, einen maſſiven Bengel; der ſträubte und wehrte ſich aus allen Kräften und ſchlug aus mit Händen und Füßen, ſo lange, bis den Magnetiſeur nach vieler vergeblicher Arbeit die Geduld verließ, und er dem Ungefügigen abzutreten befahl. Die Letzte war die runde, rothbackige, luſtige Köchin, die ſich gutwillig hingab, und ſich unter den manipulirenden Fingern alle Gewalt anthat, um nur recht ernſthaft zu ſein und einzuſchlafen; es wollte aber nicht gehen, obſchon ſie die Augen feſt ſchloß, den Athem an ſich zog, und die Lippen über einander biß. Endlich konnte ſie das Lachen nicht länger unterdrücken, ſprang auf und ſtürzte mit ſchallendem Gelächter zur Thüre hinaus. Herr von Nußhalm rief zornglühend nach: „Närrin! Alberne Küchenmagd! — Die kluge Minette drückte ihr kleines Geſichtchen tief in das Sofakiſſen, als ein Bollwerk gegen das verrätheriſche Lachen. Jetzt trat Adalbert ein, und bat den gefälligen Magnetiſeur, ihn gleichfalls noch vorzunehmen. Nach ungefähr zehn Minuten ſchien er ſchon ſo ordentlich zu ſchlafen, daß Nußhalm zu fragen anfing. Adalbert ſäumte mit ſeiner Antwort nicht, ſondern erzählte ſogleich, daß in dieſem Augenblick, der Kaiſer von Marokko nieſe, daß in Fez ſo eben eine blutige Maſſakre ausbreche, in Ägypten eine ungeheure Heuſchrecke ſo eben einen Elephanten verzehre, in Nordamerika ein Eſel deutſch rede, eine türkiſche Flotte über den Simplon nach Kamtſchatka ſegle, in Siberien einer Mücke im gleichen Augenblick die erfrorne Naſe abfalle, Scipio der Afrikaner ſich in ſeinem Grabe umkehre, bei Pompeji ein Manuskript des Cicero über Schuh- und Stiefelwichs ausgegraben werde, und Semiramis in ihrem Todtenmonument bitterlich klage, daß Niemand da ſei, ihr die zerriſſene Schleppe zu flicken. Vom Redeſtrom fortgeriſſen, fing er dann zu prophezeien an, wie daß nächſtens ein Schwarm arabiſcher Schnarr Heuſchrecken ſich in Rezenſenten verwandeln werde; dann würden alle in Trauerſpielen ermordete Helden auferſtehen, über dieſe Heuſchrecken heißhungrig herfallen, und ihr Fleiſch verzehren; dieſe gefreſſenen Thiere würden ſich aber aus den freſſenden Menſchen wieder herausfreſſen: dies würde aber zum Behuf künftiger Tragödien neue Todesarten hervorbringen: die regenerirten Heuſchrecken würden ſich dann phosphoreszirend emporſchwingen und wie ein leuchtendes Diadem den Namen Voltaire bilden. Plötzlich aber würden daherkommen von Oſten ein Adler geflogen, und von Weſten eine Meerkatze geſprungen, und der Schnabel des Adlers würde ſich verwandeln in einen Dolch, und der Schweif der Meerkatze in Juvenals ſatyriſche Geißel, und alle dieſe höchſt wunderbaren Erſcheinungen im Reiche der Unmöglichkeit würden, ihrer außerordentlichen Seltenheit ungeachtet dennoch nichts — bedeuten und nichts heißen.

Nun ſchwieg Adalbert und Herr von Nußhalm ſtand vor ihm wie eine Compoſition von tauber Nuß und ausgedroſchenem Strohhalm, die nachher in einen petrifizirten Menſchen ohne Sinn verwandelt worden iſt. Nach langem Stillſchweigen — die kluge Minette konnte ſchon, trotz aller Klugheit, das Lachen kaum länger zurückhalten — nach langem tiefen Schweigen, ſag' ich, und wahrer Grabesſtille im ganzen Zimmer nieste Adalbert ſo gewaltig und that dabei einen ſo ungeheuer fürchterlichen Schrei, daß Herr von Nußhalm, wie vom Blitz getroffen, an die Wand zurücktaumelte, Minette aber mit einem Angſtgeheul vom Sofa hinabfiel.

Durch das Schreien, Heulen und Fallen und Poltern wurde das ganze Herrſchaftszimmer in Allarm geſetzt. Der magnetiſche Schlaf verſchwand, als wäre er gar nie da geweſen. Alle ſprangen auf, wie vom Teufel beſeſſen. Madame Bitterſüß ſchrie: „Zu Hilfe! zu Hilfe! ſonſt bin ich verloren!“ — Herr Bitterſüß lief mit unartikulirtem Zetergeſchrei im Zimmer herum, und ſtieß gegen alle Spiegel und Fenſter; Herr Martin ſchnaubte grimmig und fluchte, riß ſich die Titusperücke vom Kopfe, warf ſie wie toll nach den Kanarien-Käfigen, und ſchlug einen runden Mahagony-Tiſch mit dem ſchönen Kaffeh-Service um.

Und überall — allüberall war Verwirrung und Entſetzen und Wehgeheul!

Adalbert hatte indeß mehrere, nach dem Genuß der ſchönen Künſte ſchmachtende Fräulein beredet, ſich von ihm Vorleſungen halten zu laſſen. Er verſprach ihnen, die tiefſten Reſultate ſpielend beizubringen. Alles was der Kecke ſeinen liebenswürdigen Zuhörerinnen vortrug, war entweder grundfalſch, nichts als Lug und Trug, oder ein chineſiſches Feuerwerk von glänzendem Unſinn und nichts ſagenden ſchönen Worten. Er log wie's ihm eben einfiel, nannte ihnen z. B. griechiſche Dichter der erſten Größe, die nie exiſtirten; die wirklichen dagegen verſetzte er unter Nationen der Gegenwart, dichtete ihnen die abſurdeſten Werke an, u. ſ. w. Die gläubigen Zuhörerinnen labten ihre dürſtenden Seelen aus dem Lügenquell, und gelehrte Damengeſpräche wurden im bitterſüßlichen Hauſe modern. So war Adalbert bis zur ſiebenten Vorleſung gekommen; da erfuhr Helion den indelikaten Scherz, durch einige Zuhörerinnen, die mit ihrem gelehrten Lügenvorrath Parade machten, und entdeckte den Beſtürzten, welchen tollen Unfug Adalbert mit ihnen getrieben habe. Nun war Feuer im Dache, und dem entlarvten Profeſſor wurde ein förmlicher Mädchenkrieg angekündigt.

## Achtzehntes Kapitel.

### Diogenes und der Dichter.

Am erſten Geburtstag, der in den Zeitraum dieſer Geſchichte fällt, erhielt Hilmar, wie wir wiſſen, beim Mittagseſſen ein grünes Fäßchen mit köſtlichem Wein-Inhalt, deſſen Geber bisher ſowohl den Hilmariden als den Leſern,

— unbekannt blieb. Jetzt iſt er entdeckt; denn am zweiten Geburtstage dieſer Geſchichtsperiode bekam Hilmar eine Weintraube mit großen glühenden Beeren — von der Art, die man die Abendröthe nennt — mit dem beiliegenden Handſchreiben:

„Das grüne Weinfäßchen hat — wie man mir ſagte — Dir und den Deinigen gut gemundet, obſchon es wie aus den Wolken fiel. Jetzt ſende ich Dir eine Weintraube — gleich denen aus dem weiland gelobten Lande; man nennt dieſe Gattung die Abendröthe. Sie ſoll ein Sinnbild ſein von Deinem und meinem Lebens-Abend, der ſich bei uns Zweien nur darin unterſcheidet, daß Du einen Sommer-Abend haſt, ich einen Herbſt-Abend. Zur Nacht führen Beide. Eh' dieſe Nacht kommt, laß uns noch einmal zuſammen recht jung und fröhlich und hell-licht ſein. Wenn Du jetzt noch nicht erräthſt, wer ich bin, ſollſt Du mich wenigſtens erkennen, —

wenn ich eintrete!" —

So rief der einſt ſehr korpulente, jetzt aber ganz eingechrumpfte Weinhändler Teufelseder, der in dieſem Augenblick in Hilmars Arme flog, und von ihm herzlich an ie Bruſt gedrückt wurde.

Hilmar und Teufelseder waren einſt Schulkameraden und hatten ſich gerne. Nachher wurden ſie durch hre Geſchäfte getrennt, blieben aber in ihren alten freundchaftlichen Verhältniſſen, theils durch jährliche Beſuche, heils durch Briefe. Als Beide jetzt zu etwas ruhigerem Athem ekommen waren, beſtürmten ſie einander mit Fragen ſo ſchnell und haſtig, daß vor jeder Antwort ſchon zwei — drei neue Fragen von jeder Seite abgeſchoſſen waren, bis endlich Teufelseder zu Worte kam, und folgendermaßen ſich ausließ:

„Ja, Freund! das grüne Geburtstags-Fäßchen war von mir. Ich ſchickte es Dir als meinen glückwünſchenden Repräſentanten, weil ich das Podagra hatte und nicht ſelbſt zu Dir kommen konnte. Ich will Dir aber aufrichtig geſtehen, daß ich eingeſchrumpfter vier und ſechzigjähriger Podagriſt damals die Abſicht hatte — verſteh' mich wohl! ich ſage: damals! — die Abſicht hatte, um eine von Deinen drei Töchtern für mich anzuhalten. Das war dumm! ich weiß es; jetzt aber iſt's vorbei, denn in Mitte meiner Hochzeitgedanken meldete ſich das Podagra an, und vertrieb mir alle Heirathsluſt. Ich, der die Fäſſer einſt zu ſehr liebte, bin jetzt nicht nur ein Weiberfeind, ſondern ſogar ein menſchenfeindlicher Diogenes im Faſſe geworden. Nun hab' ich unbeweibter, kinderloſer Kerl gar keinen andern Wunſch, als Deine drei Töchter zu meinen Weibern und Kindern zugleich anzunehmen, das heißt, nicht ſie zu heirathen, ſondern ihnen mein hübſches Vermögen zu vermachen und bei euch zu ſterben.“

Hilmar, in Allem, was er that und ſprach, ruhig und beſonnen, drückte dem gutmüthigen Diogenes freundlich die Hand, ohne weder Ja noch Nein zu ſagen; ſtellte ihm aber bald den wackern Helion vor, lobte den Einen gegen den Andern, ſuchte ſie einander mit jedem Tage näher zu bringen, und hatte endlich das Vergnügen, daß Teufelseder eines Tages gegen ihn herausfuhr: „Hör' einmal! Dein Helion iſt doch ein herrlicher Kerl!"

„Ja das iſt er auch!" erwiederte Hilmar: „Und darum liebt er meine Viktorine, die gleichfalls ein herrliches Geſchöpf iſt, und ich gebe ſie ihm zum Weibe."

Teufelseder fiel haſtig ein: „Recht! So ſetze ich ihn zu meinem Stellvertreter ein, und Viktorine zu meiner Erbin!"

„Da weiß ich Dir noch was Beſſeres;" erwiederte Hilmar. „Beide ſind ſo ganz für einander geſchaffen, daß ich ein elender Menſch wäre, wenn ich ihre Vereinigung hindern wollte. Es iſt bei der Sache nur ein fataler Umſtand — nicht für mich, ſondern für den wackern Helion, denn er hat bei ſeinen vielen herrlichen Gaben und Eigenſchaften nur einen Fehler, das heißt: er hat kein Geld und kein Amt. Das gut zu machen, Teufelseder, ſteht n Deiner Macht. Es iſt nicht gut, wenn das Weib mit hrem Reichthum das Haus erhält; der Mann, der nichts hat, wird aber auch gar leicht ein Nichts im Hauſe. Ich kann dem Helion nichts ſchenken, theils, weil es unſchicklich wäre, theils, weil er es, wie die Sachen jetzt ſtehen, als Bräutigam von mir gewiß nicht annehmen würde. Setz' Du ihn zu Deinem Erben ein, ſo iſt Allem abgeholfen! Von Dir kann er's annehmen, weil er mit Dir in freiem Verhältniſſe ſteht."

Teufelseder fand den Gedanken prächtig, ſchlug in, und jubelte vor Freude. Lebhaften Temperaments, und mit den Mitteln zur ſchleunigen Ausführung ſeiner Plane verſehen, fiel er dem eintretenden Helion um den Hals, und ließ nicht nach, bis dieſer ihm zugeſtand, ihn als ſeinen Sohn anſehen zu dürfen: Einige Tage nachher überraſchte er ihn mit einer Weintraube von Geld; am obern Stängel war ein rothes Band herumgeſchlungen, darauf die Worte: „Der Sohn iſt ſeines Vaters natürlicher Erbe; darum haben Teufelseder und Helion nur ein gemeinſchaftliches Vermögen!“

Vergebens ſträubte ſich das Zartgefühl des Uneigennützigen gegen dieſes Geſchenk, das ihm wie eine Gabe des Glücks vom Himmel fiel; er mußte ſich dem kinderloſen Geber ergeben, und that es endlich um ſo lieber, als er ſich überzeugte, daß Liebe und Freundſchaft es wünſchten.

Eine ſonderbare Erſcheinung aber blieb es, daß Viktorine, und noch mehr Helion, immerzu kränkelten, Beide ſtets liebevoller und intereſſanter wurden, und — ich möchte ſagen — ſich vom Irdiſchen zu läutern ſchienen. Aus den ſtillklaren Augen und den friedemilden Zügen der zwei blaſſen Geſichter, ſchien eine Verklärung des Innern hervorzuleuchten. Ihre äußern Bedürfniſſe wurden mit jedem Tage weniger und feiner. Es ſchien, als ob ſie, je freigebiger das Glück ſein Füllhorn über ſie ausgoß, der irdiſchen Güter deſto minder bedürften und aus dem üppigreichen Boden zu einer höhern Welt hinaufreiften.

Die Vermählung mußte verſchoben werden. Serena und Flora ſchmiegten ſich an Viktorinen mit der zärtlichſten Beſorgniß inniger als je. Hilmar und Hollau ließen nicht ab, bis Helion ſich ärztlicher Hilfe dahingab.

Viktorine und Helion aber, in ſtiller Heiterkeit, glichen zwei Blumen, die an einem ſchönen Sommertage verbleichen; die Liebe verſchmolz Beider Weſen in eines, daß es harmoniſch verklinge. Ich möchte ihren Zuſtand die Himmels-Krankheit nennen, der von keinem irdiſchen Mittel, ſondern nur dort oben geholfen werden kann. Solchen Kranken fehlt gar nichts, als daß die ſchwere Erde ſie drückt; mit dem erhaltenen Ätherleib der Engelsgeſtalt wird Alles gut. —

## Neunzehntes Kapitel.

### Ein wunderbares Duell.

Einen widrigen Kontraſt gegen dieſes ätheriſche Weſen, bilden die mit mächtigem Schnauben ausgeſprochenen Worte des Martin Biergans, Edlen von Roſenſchwert-Wallfiſch, der ſo eben einen Gift und Galle ſpeienden Brief an den wilden Adalbert geſchloſſen hatte, und während des Verſiegelns ausrief: „Spitzbube! Satan! Wäre ich der Martin Luther, ſo wäre ich auch ſo geſcheit wie er, und ſtatt mit Dir zu duelliren, wärfe ich Dir — wie er dem Teufel — das Dintenfaß an den Kopf. Ja, Martin Luther! Du haſt Recht! So einem böſen Geiſt das Dintenfaß an den Kopf werfen, macht den kürzeſten Prozeß. Nun aber kann ich leider das Duell nicht mehr ausſchlagen; aber nur Geduld, Monſieur Adalbert! Ich kann mich ſchon noch rühren. Sollſt's erfahren!" —

Da öffnete Adalbert die Thür, ſteckte den Kopf hinein, und rief: „Martin Biergans! Martin Luther!“ — Und Martin Biergans, jetzt vor Wuth außer ſich, ergriff wie Martin Luther das Dintenfaß und ſchleuderte es nach dem Teufelskerl Adalbert. Zum Glück war das Dintenfaß weniger wüthend, als ſein Schleuderer, und fiel zu Boden, eh' es den Beſchleuderten erreichte, und ſo ward für dieſes Mal kein Blut, ſondern nur Dinte vergoſſen.

Ich muß jetzt dem Leſer vor Allem erklären, warum der Zorn und das Duell und das Dintenfaß ſo gährt und fliegt. Kurz geſagt: Herr von Wallfiſch und der tolle Adalbert waren aus zwei Haupturſachen gegen einander ſo grimmig erboſt: Erſtens, weil Herr Wallfiſch bei der hübſchen, ſchlanken Eidechſe Sidi, Adalberts Nebenbuhler, und zwar der begünſtigte war, weil er freigebiger war, als Adalbert, der auf ſeine Schönheit und Jugend etwas Kargheit einimpfte. Zweitens: Weil einige beleidigte Zuhörerinnen von Adalberts falſchen Vorleſungen den Herrn Martin, deſſen furchtbaren Grimm ſie kannten, maliziöſer Weiſe gegen den wilden Jungen aufgehetzt, und ihn zu ihrem Ritter gepreßt hatten.

Mit Adalberts Ruf: „Martin Luther!“ und Martins Dintenfaß-Luftfahrt, war das Duell entſchieden und auf den nächſten Tag feſtgeſetzt. So war denn der Morgen gekommen, der über Tod und Leben entſcheiden ſollte. Herr Martin Biergans hatte ſchon dreimal die Hälfte des Weges muthvoll zurückgelegt, wo er dann höchſt muthlos wieder umkehrte und nach Hauſe ging, feſt ent-

loſſen, nie mit einer andern Waffe als — mit Dintenfaß
er Stock zu duelliren. Adalbert hatte es aber unter
r Hand ſo eingerichtet, daß der ſich immer mehr potenzi-
nde Mehldorfer bierganſiſcher Sekundant wurde. Dieſer
entvolle junge Mann, qualifizirte ſich nach und nach ſo
r, daß er in den verſchiedenſten Angelegenheiten brauchbar
rde. Um nun des ihm verheißenen Sümmchens von drei-
Gulden Wiener Währung nicht verluſtig zu werden,
er ſeinen ganzen Witz mit ſo gutem Erfolge auf, daß
Edle von Roſenſchwert endlich den Weg des Schwert-
mpfes zum vierten Male antrat, und wirklich an's Ziel
Todesau kam, wo Adalbert ihn ſchon erwartete. Er
ien wirklich zum Verwundern gefaßt; nur ſeinem Sekun-
nten flüſterte er in's Ohr: „Wäre ich nicht von Adel, ſo
chten mich doch der Teufel und ſeine Großmutter ſelbſt nicht
n Duelliren!" — Der gute Mann machte jetzt noch ein-
l einen Vorſchlag, den böſen Handel im Wege der Güte
zugleichen; allein Adalbert wollte davon nichts hören,
dern rief: „Courage, mein koloſſaler Seladon! Courage,
etiſcher Herr Damenritter! Hier wird wohl für die Re-
mit dem Schwerte, aber mit keinem Roſenſchwerte ge-
pft, obſchon ich die Ehre habe, mit Einem Roſen-
werte zu kämpfen! — Hier liegen zwei Degen;
len Sie!" —

Herr Mehldorfer-Farinoli wählte für den Herrn
Roſenſchwert; und nun — nun klirrten wirklich
Degen. Durch das Kämpfen ſelbſt verlor der Edle von
ſenſchwert alle Furcht, und ward ſogar grimmig.

Man ſtieß hin und her; die Degen ſchlugen auf einander, bis endlich der von Roſenſchwert einen ſo richtigen Stoß führte, daß die Hälfte des Degens in Adalberts Seite verſchwand, und dieſer mit einem Schrei zu Boden ſtürzte. Herr von Roſenſchwert ließ ſeinen Degen vor Schrecken auf die Erde, ſeinen Leib halb ohnmächtig auf eine nahe Bank fallen.

Als er endlich die Augen wieder aufſchlug, war der erſte Gegenſtand, den er erblickte — o Wunder! der todte Adalbert, der friſch und geſund vor ihm daſtand. „Wie!“— ſchrie der Entzückte, — „ich habe Sie nicht getödtet? Sie leben wirklich?“

Adalbert. Ich lebe wirklich; bin ich aber nicht ſchön geſterben?

Roſenſchwert. Sie deliriren doch nicht? Was ſoll das heißen? Iſt Ihre Wunde alſo nicht tief?

Adalbert. Sie geht nicht einmal bis an die Oberhaut.

Roſenſchwert. Das iſt Unſinn! Zum Teufel! Geſtochen wurden Sie; das hab' ich mit meinen Augen geſehen.

Adalbert. Das konnten Sie nicht ſehen.

Roſenſchwert. Ich ſage Ihnen aber, daß ich's wirklich geſehen habe!

Adalbert. Optiſche Täuſchung! Nicht jeder Stich gibt eine Wunde. — Da ſehen Sie! Mein Leib iſt unverletzt. Aber hier —

Adalbert hob den Degen auf, hielt ihn ſeinem Gegner vor, und zeigte ihm, daß die obere Hälfte der Klinge hohl, die untere aber mit einer Feder ſo eingerichtet war, daß ſie, wie die Degenſpitze an einen Gegenſtand ſtieß, ſogleich zurückwich und in die obere Hälfte, wie in eine Scheide hineingeſchoben wurde. — Nach dieſer Erklärung ſagte Adalbert: „Ich habe meinen Zweck erreicht, das heißt: ich habe Ihnen Ärger und Todesangſt verurſacht; darum wäre meinerſeits die Sache ſo viel als abgethan. Sind Sie auch Ihrerſeits mit der Entwicklung des Schauſpiels zufrieden?“ — Herr von Roſenſchwert verſicherte, daß er nichts weiter verlange und ſich freue, weder ein Mörder noch ein Ermordeter zu ſein. Übrigens ſei dieſe Art von Degen eine recht artige Erfindung, womit ſich Manches auf die beſte Art beilegen ließe, denn es ſeien eigentliche Ehrendegen, ſehr paſſend zu den meiſtens eben ſo titulären Ehren-Sachen; ein ſolcher Degen könnte daher manchmal ſogar den Vorzug vor dem Dintenfaſſe behaupten.

So ward denn Friede geſchloſſen, wobei Sidi am meiſten verlor, indem ihr Beſitz dem Wallfiſch, kaum der Gefahr entgangen, zu gefährlich ſchien; Adalbert aber war zufrieden, ſich an ihr gerächt zu haben. Die ungerächten Zuhörerinnen der falſchen Äſthetik erklärten ſowohl ihren ausgelaſſenen Beleidiger als auch ihren feigen dicken Ritter zugleich in die Acht.

## Zwanzigſtes Kapitel.

Die Botaniker. — Das Waldhäuschen. — Die Jägerin.

Ich komme mir in dieſer Geſchichte manchmal vor wie ein thätiger Gaſtwirth, der in ſeinem Hauſe ſo viele Gäſte hat, daß er raſtlos von einem Zimmer in das andere, Trepp' auf Trepp' ab, ſpringen muß, damit nur jedem das Seinige geſchieht.

So muß ich jetzt den Leſer in das Krankenzimmer des melancholiſchen Barnabas führen, der höchſt ſchwermüthig auf ſeinem Bette liegt. Zum Glück für ihn tritt eben der alte Typhon ein, ſein redlicher Freund und Geſellſchafter, und trägt einen groſſen Flußkrebs von ungewöhnlich dunkelſchwarzer Farbe in der Hand. Barnabas war ſeit einiger Zeit, ungeachtet es ihm bei ſeines Vaters Reichthum an nichts fehlte, düſterer als je, und ſah die Welt ſchwärzer als ſie wirklich iſt. Nachdem er den ſchwarzen Krebs lange ſchweigend betrachtet hatte, ſagte er ſeufzend: „Der Krebs iſt das wahre Sinnbild eines unglücklichen Menſchen, dem Alles zuwider geht, folglich auch mein eigenes.“ —

Typhon ſah nun den armen Barnabas mit jedem Tage in tiefere Schwermuth verſinken. Um ſeinen Düſterſinn zu erheitern, beweg ihn der redliche Greis, ſeinen Schlangenzügen beizuwohnen, da er wußte, daß Luft und Bewegung und das Leben in den duftigen Wäldern ſeinen ſchwächlichen Körper ſtärken würden. Zur Abwechslung und zur Erweiterung ihres Horizonts fing Typhon an, zugleich auch die Kräuterkunde zu betreiben. Ein Herbarium wurde angelegt, und die beiden Gefährten gingen nie ohne eine reiche Beute aus dem Thier- und Pflanzenreiche nach Hauſe. Typhons freundſchaftliche Bemühung gelang; Barnabas wurde mit jedem Tage geſünder, kräftiger und heiterer. Auf einer dieſer Exkurſionen vertieften ſich Beide in ihrem Eifer ſo ſehr, daß ſie immer tiefer in den Forſt geriethen, und endlich im ſtärkſten Dickicht ſich vom Dunkel der anbrechenden Nacht überfallen ſahen. Alles Suchen nach Pfaden, die aus dem Walde führten, war vergebens. Der Vollmond zeigte ihnen nur hie und da durch zwei etwas getrennte Wipfel — nicht irgend einen Pfad auf der Erde, ſondern einen ſchmalen Fleck des indigofarbnen Himmels, bis er endlich ganz unſichtbar wurde, und Nacht und Stille ſo zunahmen, daß ſie nichts mehr hörten als das Blättergeräuſch der von ihren arbeitenden Händen und Köpfen zertheilten Baumzweige.

Endlich erblickten ſie einen goldenen Punkt, der bei jedem Schritte einen größeren Lichtkreis gewann, und zuletzt ſich als Kerzenflamme zu erkennen gab. Der Wald wurde dünner, öffnete ſich, und vor ihnen lag eine vom Mond beleuchtete Wieſe, in deren Mitte ein niedliches Häuschen mit ſchneeweißen Wänden ſtand.

Als ſie ſich der Hütte näherten, ſcholl ihnen ein wohl bekanntes Abendlied entgegen, von einer kräftigen Baßſtimme und einem ſehr ſonoren Sopran geſungen. Es klang in der tiefen Stille ſo feierlich, daß es den beiden Wanderern in's Innerſte drang. Sie ſtanden, von Andacht ergriffen, begannen leiſe einzuſtimmen, und ohne es ſelbſt zu wiſſen, ſangen ſie immer lauter mit, bis die Singenden im Hauſe die fremden Stimmen gewahrten.

Als das Lied geendigt war, näherten ſich Typhon und Barnabas dem Hauſe, deſſen Thür in dieſem Augenblick aufging. Heraus traten ein alter Mann, groß und ſtark gebaut, und ein Mädchen von ſehr ſchlanker Geſtalt, Beide mit Flinten verſehen; ihnen folgte ein kleines, höckriges, verkrüppeltes Weſen, der ſogenannte Jägerjunge, beinahe ſo alt als ſein Herr, doch ganz das häßliche Gegenſtück des ſchönen Alten. Den Beſchluß machten einige große Doggen, die zwar anſchlugen, auf die erſte Ermahnung aber ſogleich ſchwiegen und theils dem Jäger, theils ſeiner Tochter, der ſtattlichen Gabriele, liebkoſend und ſpürend zur Seite traten. Nach wechſelſeitigen Erklärungen lud der alte Friedmann die beiden Verirrten freundlich in's Haus, und bewirthete ſie mit Käſe, Brot und Wein, der, ſo ſauer er auch war, vom Durſt und mehr noch durch die redliche Gutmüthigkeit des Gebers ſo verſüßt wurde, daß ſelbſt die köſtlichſten Weine den beiden Gäſten nie ſo wohl behagt hatten.

Noch mehr Vergnügen als am Weine fand Barnabas bald an Gabrielen. Das Mädchen war ein Bild der friſcheſten Geſundheit an Leib und Seele. Im blühenden Geſicht glänzten die Augen mit den Lippen in die Wette. Die ſchlanke Fülle des gediegenen Körpers zeigte die rüſtigſte Arbeiterin. Jede ihrer Bewegungen war ſchnell und gewandt. Man ſah ihr's ſogleich an, daß ihr die von Kindheit auf gewohnte Arbeit keine Mühe machte, ſondern nur ein leichtes, ſicheres Spiel war, und daß in dieſem frohſinnigen Körper noch nie irgend eine Krankheit gewohnt hatte. Alles, was ſie ſagte, war einfach und wahr; jedes Wort trat ihr aus dem reinſten Herzen auf die Lippen. Sie war des Vaters treue Jagdgefährtin, und eben ſo muthig und geſchickt, als der alte Jägerburſche feig, boshaft und dumm war. Ihr gegenſeitiger Haß äußerte ſich immer auf eine ſehr komiſche Weiſe.

Sie flocht in's Geſpräch eine Menge kurzer Jägermährchen ein, und eh' ſich's der kleine Unhold verſah, hatte er dabei einen Stich. Typhon und Barnabas erſtaunten über ihre Kräuterkunde, und über ihre Kenntniß der Waldthiere, mit deren einem der brummende Kaliban alle Augenblicke verglichen ward; denn ſie neckte den Zornmüthigen unaufhörlich, doch immer auf die harmloſeſte Weiſe. Mitunter ſang ſie ſo ſchöne Jagdlieder mit ſo ſchöner Stimme, daß die Zuhörer zur munterſten Jagdluſt begeiſtert wurden.

Typhon erzählte von ſeiner Schlangen-, Kröten- und Eidechſen-Liebhaberei. Gabriele wußte ihm über die Schlangen und Eidechſen, die ſie oft belauſcht hatte, manches Neue zu ſagen, und bezeichnete ihm die gefangenen Schlangen, die er in einem gläſernen Gefäß bei ſich trug, ſehr richtig. Friedmann aber ſagte: „Auch ich habe es in meinem Leben nur zu oft erfahren, daß böſe Menſchen giftiger ſind als die giftigſte Schlange! Darum dankte ich dem Himmel, als es mir endlich gelang, dieſe Jagd-Einſiedelei hier zu bekommen, wo ich nach überſtandenen Leiden und Bedrängniſſen mit Wenigem zufrieden lebe. Ich muß jährlich zweimal eine beſtimmte Anzahl großes Wildpret auf's herrſchaftliche Schloß liefern, zu dem dieſer abgelegene Wald gehört; dies iſt meine einzige Verpflichtung und mein einziger Verkehr mit den Menſchen.“ —

Mitternacht war ſchon vorüber, als unſere Wanderer auf ein reiches Lager von reinem Stroh und duftigem Heu gebettet wurden. Barnabas genoß einen lang entbehrten erquickenden Schlaf, und ſelbſt der ſchlafloſe Typhon ſchlummerte in dieſer Nacht mehr als ſonſt in einer ganzen Woche. Beide erwachten erſt nach Sonnenaufgang. Als Barnabas an's kleine Fenſter trat, traf ſein erſter Blick Gabrielen, die mit friſcher Jagdbeute ſingend über die Wieſe ſchritt. Ein hellgrünes Kleid, zwar von grobem Stoff, aber ſehr reinlich und dem ſchlanken Leib ſehr nett anpaſſend, erhob ihre ſchöne Geſtalt noch mehr als der geſtrige häusliche Anzug. Hinter ihr drein hinkte der mürriſche Gnome. Sie rief den Gäſten, deren Köpfe ihr helles Falkenauge von weitem am Fenſter erblickte, einen fröhlichen Morgengruß zu und feuerte dazu die Flinte ab. Als Barnabas die reiche Jagdbeute erblickte, verwunderte er ſich ſehr, wie ein ſo gutes Mädchenherz ſo viele Mordthaten zu begehen vermöge. Gabriele aber lachte, und ſagte: „Iſt's denn keine Mordthat, wenn man einem Huhn die Kehle abſchneidet? Ich bin überzeugt, daß ich dabei nichts Unrechtes thue, denn ich gehorche ja nur dem Willen meines rechtſchaffenen Vaters, dem ich in ſeinem Gewerbe helfen muß. Zudem ſagt er: So manche gnädige Fräuleins und Frauen können keinen Tropfen Hühnerblut ſehen, und quälten doch ihre Liebhaber und Männer bis auf's Blut.“ —

Barnabas wurde über das herrliche Naturkind mit jedem Augenblick mehr entzückt, und bat den zurückkehrenden Vater, ſie oft beſuchen zu dürfen. Er machte von der gern zugeſtandenen Erlaubniß auch ſo ſchnellen Gebrauch, daß er ſchon am zweiten Tage wieder kam, endlich beinahe täglich. Barnabas wurde nun mit jedem Tage geſünder, ſtärker, heiterer, und — verliebter, und Gabriele empfing ihn, je öfter er kam, mit deſto mehr Freude, einmal ſogar mit lautem Jubel, nämlich in dem Augenblick, da er ihr den goldenen Ring an den Finger ſteckte, und dann einen zweiten herab nahm, mit welchem ſie ſeinen Finger dekorirte.

Barnabas wußte nun ſeinen Vater zu bewegen, daß er ihm ſein Erbtheil herausgab; damit kaufte er das Gut, und mit dem Gute den dazu gehörigen Wald, und mit dem Walde das Jägerhaus, und mit dem Jägerhauſe die ſchöne Jägerin. Am Hochzeittage ſagte der alte Typhon: „Zu Eurem Glück hat Euch nichts gefehlt als dieſes Mädchen. Wir ſuchten Schlangen und fanden Menſchen; meiſtens geſchieht's umgekehrt. Gabriele iſt keine Schlange, dafür geb' ich mein Leben zum Pfand! Liebes Mädchen! Ich bitte Dich: ſei ſtets eine Schlange, eine Eidechſe, eine Kröte! Das heißt: ſei in Deinem Hausweſen klug wie eine Schlange, gegen Deinen Mann dankbar wie eine Schlange, gegen alle andern Männer kalt wie die Schlange! Erſcheine ihm ſtets lieblich und freundlich wie die ſanfte und zierliche Eidechſe! Und wenn Du der Kröte in nichts gleichſt, ſo laß Dich wenigſtens in der zärtlichen Sorgfalt für Deine Kinder von ihr nie beſchämen, denn leider ſind die Kröten-Mütter beſſer, als ſo manche Menſchen-Mütter, die nur den Namen tragen, indeß Ammen und Wärterinnen ihre Stelle vertreten! Auch nimm Dir von der Kröte die Lehre, daß, ſo wie dieſes harmloſe unſchädliche Thier als giftig verrufen wird, auch die reinſte Tugend der Verläumdung und dem verkehrten Urtheil der Thoren nicht entgeht. — Und nun aller Segen des Himmels über Euch! Und wohl mir! Denn von dieſem freudigen Tage an, kommt keine neue Schlange, Kröte oder Eidechſe in meine Sammlung; ich lebe ein Menſch unter Menſchen!" —

Das war Typhons ſeltſame Hochzeitrede. Am Schluſſe derſelben überreichte er der Braut und dem Bräutigam die Hochzeit-Geſchenke: und zwar jedem als Ring eine kreisförmig gewundene Schlange von mattem Gold, die auf ihrem Haupt eine Krone von hellſtrahlendem Golde trug: „Die Schlange" — ſagte er — „iſt das Sinnbild der Ewigkeit, und trägt eine gold'ne Krone, weil Liebe die Krone des Lebens iſt. So lebt denn in Liebe, und geht liebend in die Ewigkeit!" —

Friedmann nickte dem grauköpfigen Typhon freundlich zu, indem ſeine glänzenden Augen im Thau der Rührung ſchwammen. Endlich ſtand er auf, ging in's Nebenzimmer, und kam mit ſechs Porzellan-Tellern wieder heraus. „Hier" — ſagte er darbietend zu Barnabas — „verſchmähen Sie nicht dieſes kleine Hochzeitgeſchenk! Es iſt klein, aber das liebſte Andenken von meinem lieben Weibe und aus meiner lieben Vaterſtadt, aus der Hauptniederlage der Meißner Porzellan-Fabrik in Dresden. Ich erhielt dieſe ſechs Teller am Hochzeittage von meinem unvergeßlichen braven Weibe, und gebe ſie Ihnen am Hochzeittage meiner lieben Gabriele, die das wahre Ebenbild meines Weibes iſt!" —

Barnabas drückte den ſchlichten, wackern Schwiegervater lebhaft an ſeine Bruſt. Mittags leiſteten die ſchönen Teller ſeit vier und dreißig Jahren wieder den erſten freundlichen Dienſt.

Schon hatten die Teller zehn Jahre hindurch an dieſem Feſttage ihren freundlichen Dienſt geleiſtet, ſchon wuchs das Gras auf Typhons und Friedmanns Grabhügeln; aber der Schlangenring mit der goldenen Krone hatte für Barnabas und Gabrielen denſelben Werth, den er am Tage ihrer Vermählung für ſie hatte, und ihr Auge weilte noch mit gleicher Freude am zehnten Jahrstage auf dem treffenden Sinnbild ihrer Liebe, die das Kleinod ihres Lebens war.

## Ein und zwanzigſtes Kapitel.

Hochzeitgäſte. — Elephanten-Journal. — Der ſchöne Büffel.

Der Leſer wird ſich ohne Zweifel ſchon gewundert haben, daß ich von den Hochzeitgäſten nichts erzählte. Sollte ich ſie beſchreiben, ſo würde er ſich noch mehr wundern, denn ich müßte ſagen, erſtens, daß ſämmtliche Hochzeitgäſte dieſelbe Kleidung, ja ſogar dieſelbe Phyſiognomie hatten; zweitens, daß ſie grüne Perücken trugen, ſtatt der Schuhe Wurzeln hatten, und dabei zehnmal größer als die Brautleute waren. Der ſcharfſinnige Leſer wird nun wohl errathen, daß die einzigen anweſenden Hochzeitgäſte —Bäume waren, unter deren kühlem und freundlichem Baldachin das Feſt der Liebe gefeiert wurde. „Nur ein ſtilles und ruhiges Glück iſt ein wahres, ein lärmendes iſt gar keines!“ — So ſagte Typhon zu Barnabas, der vierzehn Tage nach der Hochzeit ein glänzendes Feſt gab, weil ſein Vater es wünſchte.

Indeſſen hatten Adalbert und Abſolon ſo toll gelebt, daß ſie theils aus Überſättigung, theils aus Erſchöpfung und Bedürfniß der Erholung, eine andere Lebensweiſe zu führen beſchloßen. So wurde denn Adalbert Theaterdichter, und gab zugleich ein kritiſches Journal heraus: „Der Elefant“ betitelt, worin er ſeine eigenen Werke mit dem kritiſchen Rüſſel zum Himmel erhob, alle andern Dichter und Dichtungen aber mit eben demſelben Rüſſel zerquetſchte und mit Elefantenfüßen zertrat. Gelobt wurde in dieſer Zeitſchrift nur ein einziger Dichter, — Er ſelbſt; Alles Übrige war nichts. Auf dem Titelkupfer des erſten Heftes ſah man einen ungeheuren Elefanten. Äſchilus, Sophokles und Euripides fächelten ihm voll Aufmerkſamkeit die Fliegen weg, indeß Shakeſpeare und Calderon ihm in tiefſter Demuth eine Schüſſel voll Ambroſia verhielten. Seitwärts in ſcheuer Entfernung ſtand ein dichtgedrängter Haufe von Dichtern, unter welche der Elefant mit ſeinem Rüſſel Gurken und Schöpſenkeulen auswarf.

Abſolon wurde der Famulus des neuen kritiſchen Großkophta. Sie fielen elefantenartig zermalmend über Alles her, Adalbert mit Feuer und Schwert, Abſolon mit der Waſſerſpritze. Und wie pfiffige Feldherrn ihre Kriegsmacht gern größer ſcheinen laſſen als ſie iſt, ſo gaben ſich Beide das Anſehen, als hätten ſie eine Menge der vortrefflichſten Mitarbeiter. Zu dem Ende erſchien Adalbert, mit Verſetzung ſeiner Namensbuchſtaben bald als Adalbert, bald als Albert, bald als Bär, bald als **Alèrt**, bald als **Alèt**, bald als Berta, bald als Bart, u. ſ. w. Abſolon bald als Abſolon, jetzt als Solon, dann als Aſand, als

Naſo ꝛc. Dann Beide in charakteriſtiſchen Masken, z. B. als Müller, Metzger, Todtengräber, Scharf- und Nachrichter u. dgl. Beſonders unbarmherzig fielen ſie über Helions Werke her, die um ſo mehr zerriſſen wurden, als ſie allgemeinen Beifall fanden. Die ungeheure Grobheit gefiel, ſo lang ſie eine neue Erſcheinung war; mit dem Reiz der Neuheit gingen aber alle übrigen Reize verloren, und — auch die Abnehmer der Zeitſchrift. Abſolon geſellte ſich einem Journale bei, das weder kalt noch warm war, wohin er kritiſche Stecknadeln lieferte. Der Elefant ſtand einige Zeit allein und kämpfte tapfer: endlich wurde er ſelbſt müde und zog ſich in ein Reisfeld zurück.

Helion hatte gegen alle Schmähungen nichts weiter gethan, als daß er eine kleine Fabel ſchrieb, betitelt:

### Der ſchöne Büffel.

In einem Palmenwald bei Memphis trieb in grauer Vorzeit ein hochmüthiger Büffel ſein Weſen — oder vielmehr Unweſen. Er war allerdings ein tüchtiges Vieh, von ſchönem, ſtarken Körperbau, dabei muthig und feurig. Dieſe Vorzüge wurden ihm von allen übrigen Bewohnern des Landes zugeſtanden. Löwe, Tiger und Pferd ließen ihn ohne Scheelſucht für das gelten, was er wirklich war; allein dem ſtolzen Büffel deuchte das zu wenig. Er forderte, daß man ihn für den Gott Apis ſelbſt erkenne, und erklärte Jedem, der ihm dieſe göttliche Ehre nicht zugeſtehen wollte, den Krieg. Da die verlangte Apotheoſe unterblieb, ergrimmte der hochmüthige Büffel ſo ſehr, daß er allen, mit beſondern

Vorzügen begabten Bewohnern des Palmenhains Böſes that, und wo er nur konnte, meiſtens aber, hinter ein dichtes Gebüſch verſteckt, lauernd, nach den Vorübergehenden mit den Hörnern ſtieß. Schon vereinigten ſich Mehrere, dem Unweſen des Aufgeblaſenen ein Ende zu machen, allein das Schickſal kam ihnen zuvor. Der Büffel wagte ſich in ſeinem Übermuthe bis an die Thore von Memphis. An einem derſelben fand er eine Bildſäule des Apis. Da ſprühte die Wuth aus ſeinen Augen Flammen, und er brüllte: „Ich nur bin der Gott, ſonſt Keiner!“ — Bei dieſen Worten that er einen gewaltigen Sprung mit vorgeſtreckten Hörnern, und ſtieß nach dem Apis mit raſendem Ingrimm. Der ruhige Apis blieb unverletzt, aber der wüthende Büffel ſtürzte mit zerſchmettertem Kopfe zur Erde. Sein Stolz und ſein trauriges Ende war ſeine Schuld! —

Wahnſinniger, boßhafter Selbſtvergötterer! Du erſparſt Andern die Mühe, etwas gegen Dich zu thun.

## Zwei und zwanzigſtes Kapitel.

Katzenſcheue. — Katzenkuß. — Katzengold und Katzenſprünge. — Der Engel und der kleine Satan.

Barnabas und Gabriele lebten ſo glücklich, daß ihre Harmonie vollkommen geweſen wäre, wenn ſie nicht, wie dies unter Eheleuten wohl manchmal zu geſchehen pflegt, über einen einzigen Gegenſtand ſo verſchieden gedacht hätten. Dieſer einzige Gegenſtand aber waren — die Katzen, vor welchen Barnabas, wie wir wiſſen, eben ſo ungeheuern

Abſcheu hatte, als Gabriele ſie liebte. Anfangs ſchämte ſich Barnabas, ſeine Katzenſcheue in ihrer ganzen Stärke zu zeigen; Gabriele wählte ſich daher, als ihr Gatte eben eine kleine Geſchäftsreiſe machte, unter den Hauskatzen eine weiße zu ihrem erklärten Liebling. Die Begünſtigte fing an, ſich während der Abweſenheit des Herrn ihres Vorzuges zu erfreuen und ſich ſogar als ein eigentliches Glied der Familie zu betrachten; ſie ging in den Wohnzimmern nach Belieben aus und ein, und verſagte ſich manchmal das kleine Vergnügen nicht, auf irgend einem weich gepolſterten Bette oder Sofa einen langen Schlaf zu thun. Selbſt dem Mittagsmahle pflegte ſie täglich beizuwohnen; nur in den Nächten zog ſie das Dach und den geſtirnten Himmel dem üppigſten Ruhebette im ſchönſten Zimmer vor.

Indeß hatte Barnabas ſein Geſchäft früher beendigt, als er ſelbſt es vermuthete, eilte zu ſeinem geliebten Weibe und kam zwei Tage vor dem beſtimmten zu Hauſe an, aber erſt gegen zwölf Uhr Nachts, da alle Bewohner ſchon feſt ſchliefen. Um Gabrielen nicht zu wecken, ſchlich er ſich eiſe in ſein Studierzimmer, mit dem Vorſatze, ſie mit einem Morgengruße zu überraſchen; es erwartete aber ihn ſelbſt eine noch ſtärkere nächtliche Überraſchung.

Kaum hatte er ſich's bequem gemacht und im Schlafeſſel Platz genommen, wo er ſich roſenfarbnen Träumen des ahen Wiederſehens und der freudigen Morgenküſſe überließ, ls er durch einen erſchütternden Stoß an's klirrende Fenſter aus ſeinen Fantaſien aufgeſchreckt wurde.

Er ſprang auf, trat hin, — aber welches Entſetzen ergriff ihn mit eiskalter Hand! denn ſiehe da! Eine blendend weiße Katzengeſtalt ſtand, mit hochgeſchwungenem Schweif hinter ſich helle Lichtkreiſe ſchlagend, die Augen wie zwei Kometen glühend, auf dem Fenſterſteine, ſchwebte durch die zerbrochene Glasſcheibe wie durch einen Triumphbogen herein, und folgte mit der zutraulichſten Freundlichkeit dem vor ihr langſam — wie Hamlet vor dem Geiſt, — zurückſchreitenden Barnabas, der, nach dem erſten Schrei des Entſetzens, ſtumm blieb wie das Grab.

Indeß die weiße Katze vorwärts, der bleiche Mann vor ihr rückwärts ſchritt, kam hinter ihm eine andere ſchneeweiße Geſtalt, und legte dem Schreckenkalten zwei warme Hände vor die Augen, die er wohl keinen Augenblick verkennen konnte, denn er fühlte ſie kaum, als er auch ſchon freudig ausrief: Gabriele!

Gabriele — was bleibt der zärtlichen Liebe verborgen! — hatte, ungeachtet aller angewandten Vorſicht, die Ankunft des geliebten Gatten doch erfahren, und flog herbei. So ſtand nun Barnabas zwiſchen dem holden Weib und der verwünſchten Katze, wie der Menſch überhaupt zwiſchen Leben und Tod, Haß und Liebe ſteht, und Er, der überraſchen wollte, war nun der zweifach überraſchte.

Als beim nächſten Frühſtück die nächtliche Szene zur Sprache kam, blieb dem beſchämten Barnabas nichts übrig, als ſeine närriſche Katzenfurcht in ihrer ganzen Stärke zu bekennen. Gabriele erbot ſich ſogleich, alle Katzen im Hauſe förmlich in die Acht zu erklären, ſelbſt ihren weißen Liebling nicht ausgenommen. Das wollte denn Barnadas durchaus nicht zugeben, ſprach mit Eifer vom Nutzen der Katzen und legte ſogar eine Vorbitte gegen die Proſkribirte ein, mit der Verſicherung, daß er ſich ernſtlich bemühen wolle, dieſe Thorheit abzulegen. Nun erzählte ihm Gabriele, die eine eigene Gabe hatte, ein kluges Wort zur rechten Zeit zu ſprechen, das folgende Geſchichtchen:

„Es war einmal ein junger Menſch, der hieß Julian, und liebte die reiche, ſchöne Förſterstochter Emmeline; ein gar guter, braver, vernünftiger Menſch, der gereist war und recht viel wußte, und beſaß dabei Geſchicklichkeiten die Fülle. Er hatte wirklich nur einen einzigen Fehler, — Deine Katzenſcheue. Die wollte ihm Emmeline durchaus nicht angehen laſſen; ſie ſagte: Man ſoll nur Gott fürchten, ſonſt nichts, weder Menſchen noch Katzen. Wenn Du die Katzen fürchteſt, — ſagte ſie — ſo mußt Du mich noch mehr fürchten, als Du ſie fürchteſt, denn ein Liebhaber, — ſagte ſie — der die Katzen mehr fürchtet, als ſein Mädchen liebt, könnte ſie gar leicht wegen einer Katze im Stich laſſen.— Und da hatte ſie nicht Unrecht. Und ſie ruhte ſo lange nicht, bis er die Katze, — ſie war ſchwarz mit einer weißen Bruſt — bis er die Katze auf den Arm nahm und einmal gar — küßte!“

Barnabas. Sie küßte? Du meinſt— die Emmeline?

Gabriele. Nein, die Katze! Ja, die Katze mußte er küſſen, und wie er ſie geküßt hatte, war's gut, und von dem Augenblick an war er den Katzen nicht mehr ſo ſpinnefeind.

Gabriele lächelte ihren guten Mann am Schluß der

Geſchichte mit wunderlieblicher Treuherzigkeit an, und der gute Mann — er lockte die blendend weiße Katze zu ſich, hob die ſanftbrummende zu ſich empor, und — küßte ſie! — Zwar fuhr ihm bei dem erſten Katzenkuß ein kleiner Schauder ſchüttelnd durch Mark und Gebein, aber — Gabriele drängte ſich mit ihren Purpurlippen geſchwind zwiſchen ſeinen Mund und die Katze, und haſchte ihm den Katzenkuß mit einem herzlichen Kuſſe weg; er drückte ſie lächelnd an ſich, betheuernd, er haſſe und ſcheue die Katzen nicht mehr, und der erſte Katzenkuß ſei recht gut!

Dieſe ſchöne Stunde des ehelichen Glücks zweier harmoniſchen Seelen war gewiß echtes Lebensgold; Und — o wie ſelten trifft man dieſes reine Metall, und wie tauſendfach köſtlich wird es, wenn man bedenkt, daß ſelbſt in den ſogenannten beſſeren Ehen die ſogenannten ehelichen Parade-Freuden ſelten mehr als flimmerndes Katzenſilber oder höchſtens Katzengold-Flitter ſind! Und doch wäre es ſo leicht, über manche Vorurtheile, trübe Stunden, und andere Steine des Anſtoßes im ehelichen und übrigen Leben — wenn man gut und vernünftig wäre — mit einem Katzenſprunge wegzuſetzen!

Barnabas und Gabriele genügten ſich; jedes fand in dem andern ſeine Welt. Darum blieb ihre Ehe auch ein ungetrübter Himmel. Dagegen war Lichtheims ehelicher Himmel, obſchon Käthchen ſich ſehr veredelt hatte, dennoch nicht ohne Wolken, manchmal ſogar nicht ohne ein kleines Gewitter. Bei ſolchen Szenen zeigten beide Ehekonſorten anfangs viele Gelaſſenheit, Lichtheim die ihm angeborne, Käthe eine erkünſtelte. Wurde ſie nach und nach beißend, — wie das in ihrer Natur lag, — ſo pflegte Lichtheim ſie immer: „Mein Engel!“ zu betiteln. Kaum war aber das unglückſelige: „Mein Engel!“ heraus, dann wurde der apoſtrophirte Engel — den ſie für eine Satyre nahm, — ſogleich ein kleiner Satan, und ihr Ärger wuchs mit ſeinem Phlegma. Hatte ihr Zorn den glühenden Culminationspunkt erreicht, dann kam ein leichter Augenregen, der die Glut abkühlte. Hierauf wurde ſie — nach einem halbſtündigen Schweigen gewöhnlich ſehr ſanft, machte ſich ſelbſt Vorwürfe, und es erfolgte eine weiche Szene von Rührung und Verſöhnung. Dagegen wurde ihr aber der Zuruf: „Mein Engel!“ bald ſo verhaßt, daß Lichtheim ſie damit necken konnte wie ein Schooßhündchen, das durch eine harmloſe Neckerei aus der ſcherzhafteſten Heiterkeit plötzlich in Wuth und kreiſchendes Keifen übergeht. Wie ich höre, ſoll ſich's manchmal ſogar ereignen, daß weibliche Engel der Liebſchaft ſich nachher in eine Art von Eheteufeln verwandeln.

## Drei und zwanzigſtes Kapitel.

### Die Abenteuer beim erſten Sonnenaufgang.

Eines Tages hatte Frau von Lichtheim einige nahe Verwandte — nämlich Kaffeeſchweſtern — bei ſich, alle ſchon ziemlich alt und romantiſch. Eben wurde viel hin und her geſprochen, ob der goldenen Sonne oder dem ſilbernen Mond am Himmel der Vorzug gebühre. Der Mond hatte zwar um zwei Stimmen mehr für ſich, dagegen aber zeigten ſich die Verfechterinnen der Sonne deſto wortreicher und muthiger, und beriefen ſich insbeſondere auf die Herrlichkeit des Sonnen-Aufgangs, dem nichts in der Natur gleich komme. Endlich fiel's zum Glück für den ſchon in die Enge getriebenen Mond, einer von ſeinen Ritterinnen ein, die Kinder der Sonne zu fragen, wo und welche Sonnenaufgänge ſie ſchon geſehen hätten? Und ſiehe da! Es zeigte ſich — zu allſeitiger Verwunderung, — daß nicht eine Einzige von ihnen einen einzigen Sonnen-Aufgang je geſehen hatte. Sogleich wurde einſtimmig beſchloſſen: „Dies ſei eine wahre Schande, und man habe den nächſten Sonnen-Aufgang in corpore feierlich anzuſchauen;“ wornach ſich denn erſt mit Beſtimmtheit über die Vorzüge der beiden Himmelskörper werde entſcheiden laſſen.

Der eintretende Lichtheim wurde ſo vielſtimmig überfallen, daß er, um nur ſein Gehör zu retten, die ihm aufgedrungene Würde eines Ober-Sonnenaufgangs-Inſpektors und Anführers der Sonnenkinder ohne Widerrede annahm. Am nächſten Tage wurde für das Corps der Phöbiten eine förmliche Werbung gehalten, und es fanden ſich zu den bisherigen noch Herr und Madame Bitterſüß nebſt dem wilden Adalbert, der es auch als Rezenſent für nöthig hielt, einen Sonnenaufgang zu ſtudiren, um bei Gelegenheit einen beſchreibenden Dichter recht auf die Finger klopfen zu können. Herr von Nußhalm ließ ſich gleichfalls engagiren, denn er hatte nur in Paris einen Sonnenaufgang — im Winter — geſehen, in Deutſchland aber und im Sommer überhaupt noch keinen. Selbſt Herr Martin Biergans, Edler von Roſenſchwert, ließ ſich dazu bereden, obſchon er beim Jawort ein ſaures Geſicht machte.

Die ſämmtlichen Sonnen- und Mond-Ritterinnen waren außerdem: die Frau Dokterin Fuchsgruber, die Frau Wechſel-Senſalin von Goldbock, die Frau Hauptmannin von Unſtern, und die verwitwete Madame Hunderl. Dazu kamen die Fräulein Clotilde, Emerentia, Felicitas, Helene, Ludmilla, Marcelline, Ottilia, Pulcheria, Roſamunda, Sibilla und Verena.

Am folgenden Tag — es war einer der letzten Tage des Septembers — ſtanden um vier Morgens acht Wägen vor Lichtheims Hauſe im tiefſten Nachtdunkel. Alle Gäſte waren verſammelt und ſetzten ſich ſchlaftrunken in die ihnen beſtimmten Wägen. Die Damen waren ſehr einſilbig, die Herren etwas trocken; während des Fahrens ſchlief der größte Theil der Geſellſchaft wieder ein, und verwünſchte im Voraus den Sonnenaufgang. Der Zug hielt beim nächſtgelegenen Dorfe. Lichtheim ſprang aus und weckte die drei Gefährten ſeines Wagens, dann die Einwohner der übrigen Wägen. Bei Vielen hielt's ſchwer, ſie aus ihren Schlafbehältniſſen heraus zu bringen. Endlich ſtand Alles auf einem Flecke beiſammen, wie eine Herde von Schafen, aber höchſt verdrießlich und unmuthig. Unter den Damen waren Frau von Lichtheim und Madame Bitterſüß nebſt zwei ewig ſchnatternden Fräulein die munterſten, unter den Herren: Lichtheim, Adalbert und Herr von Nußhalm. Alle klagten jedoch über die abſcheuliche Kälte;

die Damen ließen ſich Überröcke, Shawls und Umhängtücher aus den Wagen bringen; Herr Biergans fluchte und zitterte an allen Gliedern, und verlangte von zwei Kutſchern die Mäntel, in die er ſich einhüllte. Geſprochen wurde gar wenig; höchſtens hörte man hie und da einzelne Worte, wie z.B.

Die Fr. Doktorin. Wir werden wohl Alle Schnupfen und Katarrh bekommen.

Fr. v. Goldbock. Oder gar Rheumatismen.

Hauptmannin v. Unſtern. Das Ganze hätten wir können bleiben laſſen.

Madame Hunderl. Es iſt nicht auszuhalten vor Kälte.

Clotilde. Der Sonnenaufgang iſt eigentlich doch nur für die Bauern.

Herr v. Biergans. Mir iſt mein Bett lieber als alle Sonnenaufgänge.

Emerentia. Und dieſe ägyptiſche Finſterniß! Ich bitte Sie!

Felicitas. Und eine Kälte dazu, wie am Eispol!

Hr. v. Rußhalm. Ich habe die Ehre zu verſichern, daß die Sonnenaufgänge in Paris viel humaner ſind!

Madame Hunderl. Unſer Klima! Ich ſag's ja!

Helene. Geht denn die Sonne alle Tag' auf?

Ludmilla. Wie redeſt Du denn? Woher käme denn ſonſt der Morgen?

Marcelline. Um wie viel Uhr geht ſie denn heute auf?

Hr. v. Biergans. Ich wollt', ſie ging' gar nie auf.

Hr. v. Rußhalm. Um ſechs Uhr, eilf Minuten.

Ottilia. Iſt's bald ſechs Uhr?

Hr. v. Nußhalm. Um Vergebung meine Damen! Es iſt ſo finſter, daß ich meine Uhr nicht ausnehmen kann.

Pulcheria. Ach! das dauert lang!

Roſamunda. Die glückliche Sonne! Sie kann länger ſchlafen, als wir Alle.

Adalbert. Sie iſt im Stande und verſchläft ſich gar, und läßt uns hier wartend ſtehen bis übermorgen!

Sibylla. Wenn man ſich nur ſetzen könnte! Es iſt aber, wohin man greift, Alles ſo naß.

Hr. v. Nußhalm. Mein Fräulein! Das iſt der ſogenannte Morgenthau.

Ottilia. Sind das nicht die Thränen der Aurora?

Hr. v. Nußhalm. Ja, mein Fräulein! So ſingen die Dichter.

Adalbert. Wenn's nicht bald beſſer kommt, ſo kann der Teufel den ganzen Sonnenaufgang holen!

Pulcheria. Was iſt denn aber eigentlich der Sonnenaufgang?

Emerentia. Du liebe Einfalt! Was anders als die aufgehende Sonne?

Pulcheria. Ja ſo! freilich! die Frage war dumm.

Felicitas. Sieht man denn noch nichts?

Hr. v. Nußhalm. Erlauben Sie, meine Damen, erlauben Sie! Ich ſehe etwas!

Mehrere. Was denn? was denn?

Andere. Wo? wo?

Hr. v. Nußhalm. Belieben Sie gefälligſt rechts zu ſchauen! Bemerken Sie dort nicht einen weißlichen Streif, ungefähr wie eine ſchmutzige Serviette?

Einige. Ja, ja! richtig.

Frau v. Lichtheim. Erhabene Szene! heilige Dämmerung! Du Vorbote der goldenen Sonne!

Lichtheim. Nimm's nicht übel, mein Schatz! Aber — vor der goldenen Sonne muß erſt noch die Morgenröthe kommen.

Frau v. Lichtheim. Du haſt Recht, lieber Mann! Ich bin zu begeiſtert.

Hr. v. Biergans. Die verfluchte Sonne! heute zum erſten und zum letzten Mal ſeh' ich ſie aufgehen.

Madame Bitterſüß. O Sie böſer Mann!

Hr. v. Bitterſüß. Nur Geduld! Sie wird ſchon kommen. Gute Dinge brauchen Weile.

Frau v. Goldbock. Wenn's nur ſchon vorbei wäre. Mich friert entſetzlich. Der Wind wird immer ſtärker.

Hr. v. Nußhalm. Meine Gnädige! Das ſind die ſogenannten Morgenlüfte. Ich habe die Ehre zu verſichern, daß ſie in Paris etwas delikater ſind. Der göttliche Voltaire ſchlief vermuthlich, wenn die Sonne aufging! O Voltaire! Du konnteſt leicht die Sonne verſchlafen, weil Du ſelbſt eine Sonne warſt.

Frau v. Fuchsgruber. Er trank den Kaffee gerne? nicht wahr?

Frau v. Goldbock. Hätten wir jetzt nur auch guten Kaffee! Da ließe ſich der Sonnenaufgang viel leichter erwarten.

Madame Bitterſüß. Pfui! Wer gähnt denn da?

Hr. v. Biergans. Das bin ich! Mir iſt die Zeit lang, und ſchläfrig bin ich auch ſchon.

Madame Hunderl. Setzen wir uns lieber in die Wagen! Die Kutſcher ſollen uns rufen, wenn die Sonne aufgeht.

Frau v. Lichtheim. Abſcheulich! nein! das wäre ein Majeſtätsverbrechen!

Frau v. Goldbock. Das Gähnen iſt anſteckend. Kaum hab' ich's gehört, — — (ſie gähnt) — und nun muß ich ſelbſt ſchon gähnen.

Hr. v. Nußhalm. Ei, ei! (er gähnt).

Ottilia. Sibylla. Ich auch! (ſie gähnen).

Hr. v. Bitterſüß. Sonderbar.
Felicitas. Ja, ja. — gähnend.
Hr. v. Biergans. Hm!

Adalbert. Gute Nacht! ich habe genug, und gehe nach Hauſe!

So wurde denn mit jeder Minute die Geſellſchaft ſtiller und ſtiller. Einige klagten über Froſt, Andere über lange Weile und Schläfrigkeit, über eingenommene Köpfe und öde Mägen, die ſich nach einem warmen Frühſtück ſehnten. Endlich — jeder gebildete Leſer weiß es, ohne meine Erinnerung, wie das ganze Schiffsvolk nach langer Seereiſe freudig aufſchreit: Land! Land! — oder wie Taſſo ſein ganzes Kreuzheer beim Anblick der nach unzähligen Leiden ſichtbar werdenden Stadt Jeruſalem in lautes Entzücken ausbrechen läßt; — endlich ſag' ich, rief Hr. v. Nußhalm: „Sie kommt! Sie kommt!“ — Und Alle riefen ihm nach: „Sie kommt! Sie kommt!“ — „Die Fürſtin des Tages!“ rief Madame Bitterſüß — — „Die Königin des Lichts!“ rief, überbietend Frau von Lichtheim. Und nun gings weiter:

Adalbert. Es brennt — am Himmel!

Sibylla. Welcher Glanz!

Ottilia. Wie noch ſo klein im Keim ihrer Herrlichkeit!

Frau v. Goldbeck. Schon erweitert ſich der Flammenkreis!

Roſamunda. Welcher Anblick!

Herr v. Nußhalm. Entzückend ſchön! Göttlich!

Biergans. Schau, ſchau! Recht kurios!

Felicitas. Wie ſie funkelt im Kampfe mit der Nacht!

Solcher Ausrufe gab's noch die Menge, bis endlich Lichtheim das Wort nahm, und zu den Entzückten, die über den herrlichen Anblick alle ihre Leiden vergaßen, alſo ſprach:

„Erlauben Sie mir, Wertheſte, daß ich die ſchöne Entzuckung durch eine kritiſche Bemerkung ſtöre, und einen kleinen Irrthum berichtige! Dasjenige, was da ſo ſchön funkelt, und ſo herrlich flimmert und ſo göttlich ſtrahlt, — iſt nicht die aufgehende Sonne, ſondern — ein eigentlicher Flammenkreis, nämlich ein Feuer, das — auf einem Herde in einer Küche des Wirthshauſes zur goldnen Roſe brennt.“ —

Wie's denjenigen, die eine Wahrheit zuerſt entdeckten oder ausſprachen, gewöhnlich erging, eben ſo wurde auch Lichtheims Bemerkung erwiedert. Einige erklärten dieſe für einen unzeitigen Spaß, Andere ihn ſelbſt für einen gemüthloſen Menſchen ohne Sinn für das Schöne, oder gar für einen Profanen. Er aber blieb ruhig, und bat die Geſellſchaft, ihm eben ſo ruhig zu folgen. Das geſchah denn. Man rückte gegen das Haus an, und — ſiehe da! die vergötterte Sonne wurde nach und nach — je näher man ihr kam — zum wirklichen Küchenfeuer auf dem Herde. Kein Wunder! Geht's denn manchem Vergötterten, dem man in die Nähe kommt, anders?

Als man dicht vor dem Hauſe ſtand, drängte ſich die leidige Überzeugung, daß die Sonne ein Küchenfeuer ſei, der unwilligen Verſammlung auf. Man ſchwieg beſchämt, und vor Zorn vergaß jedes Mitglied ſeinen Froſt. — „Was iſt nun zu thun?“ ſagte Lichtheim. Und Herr von Nußhalm erwiederte ſcherzend: „**Faire bonne mine à mauvais jeu**!“ — Und Adalbert: „Das heißt: Wir gehen da hinauf, und frühſtücken, und laſſen die Sonne Sonne ſein!“ — Wie das Gemeine gewöhnlich den Sieg erhält, ſo ging's auch hier. Das Große, Erhabene wird zur Erde herabgezogen, und die am ſchönſten begonnene Scene ſchließt mit Befriedigung irgend eines irdiſchen Bedürfniſſes. So wird die Liebe Selbſtſucht, die Freundſchaft Eigennutz, der Sinn für's Schöne — Zerſtreuungsſucht, der edle Ehrgeiz brutaler Stolz.

Die Geſellſchaft eilte in das Wirthshaus, beſah hier zuerſt die Küchenſenne, und beſtellte das Frühſtück. Der Mißmuth getäuſchter Erwartung verlor ſich bald, und an ſeine Stelle trat die beſte Laune. Man lachte viel und machte ſich wechſelſeitig über einonder luſtig.

Indeß war der — an der aufgehenden Sonne gekochte Kaffeh fertig geworden, und er wurde mit ſolchem Wohlbehagen verzehrt, daß darüber die wirkliche Sonne aufging, ohne von der Geſellſchaft bemerkt zu werden. Als man wieder an ſie dachte, ſtand die Strahlende ſchon ziemlich hoch am Himmel, vergeldete die heimfahrenden acht Wagen und erhielt den Dank der Damen und Herren für die erwärmte Luft. —

## Vier und zwanzigſtes Kapitel.

Der weiße Schwan. — Viktorinens Traum. — Das ſilberne Kreuz. — Fantaſien am Scheidewege des Lebens. — Die Geiſterſchlacht.

Heliens Lebens-Sanduhr deutete auf flüchtiges Verrinnen und ernſte Vergänglichkeit des Irdiſchen. Viktorine heftete ihre ganze Aufmerkſamkeit und Sorgfalt auf ſein krankhaftes Hinſchwinden. Sie lebte nur für ihn, dem das Leben mit jedem Tag mehr verſiegte.

Hilmar glaubte Viktorinen vorbereiten zu müſſen auf Scheiden und Meiden, damit ſie das, was ihr das Schrecklichſte war — den Verluſt des Geliebten, mit möglichſter Faſſung erwarte. Sie vernahm die ernſte Warnung des Todes ſelbſt leichenblaß, und ſank ſchweigend in Thränen an die Bruſt des Vaters, der tief aufſeufzte und ſie inniger umſchloß, als fürchte er auch ſie zu verlieren. Teufelseder konnte den Anblick des Verlöſchenden kaum ertragen, und rief mit beinahe komiſchem Schmerz: „Was nützt ihm nun all' mein Geld.“

Helien liebte von jeher die Blumen, und jetzt noch mehr als je. Seine Fenſter waren daher durch Hilmars, die ſeine Pflege in Allem zu ihrem einzigen Geſchäfte mach-

n, täglich mit andern Blumentöpfen geſchmückt. Dieſe
lumenliebe hatte er zwar mit vielen Dichtern gemein, un-
rſchied ſich aber von dieſen vortheilhaft dadurch, daß er
e Blumen nicht nur liebte, ſondern auch kannte; da-
i hatte er eine beſondere Neigung, ſie ſehr ſcharfſinnig als
innbilder des Lebens zu deuten. Als er daher eines Tages
nter ſeinen Fenſterblumen eine Kaiſerkrone erblickte, wandte
ſich mit der herzlichſten Freundlichkeit an Viktorinen,
elche die Töpfe eben begoß, und ſagte:

„Die Wurzel dieſer Blume beſteht in dauernden Zwie-
ln, die ſo lange giftig ſind, als ſie noch keinen Stengel
trieben haben. Sie iſt das treffendſte Bild des Menſchen,
r in ſeiner thieriſchen Natur das Gift der Sünde und nie-
rer Leidenſchaft ſo lange in ſich trägt, bis ſein Geiſt, gleich
m Stengel jener Blume, zum Sonnenglanz des Unver-
nglichen emporſteigt. Aber — und hier ergriff er zärtlich
iktorinens Hand — das Ende des Stengels dieſer
aiſerkrone iſt mit feuerfarbnen Blüten geſchmückt:
ebe iſt die Blüte des Geiſtes und die Krone der Seligkeit.“

„So bleibt ſie auch unſer Sinnbild.“ — ſagte Vik-
rine mit zitternder Stimme, und aus ihren Augen fie-
n zwei Thränen wie Thauperlen auf die Feuerblüten.

Helion, der weiße Schwan, näherte ſich immer mehr
m Schwanengeſange ſeines Lebens. Sein Körper wurde
ts ſchwächer und reizbarer, ſein Inneres ſtets exaltirter
d kräftiger. Er ſelbſt aber hielt ſich für geſünder als je;
Zerrüttung ſeiner Nerven, die ſich ihm oft mit Gewalt
merkbar machte, däuchte ihm momentane Überſpannung.

War die Fieberzeit vorüber, ſo fühlte er ſich wohl, freudig und glücklich, liebte und dichtete. Indeß nahm ſein krankhafter Zuſtand ſo ſehr überhand, daß ſeine Fieber-Fantaſien ihren Geiſternebel ſchon über die Wirklichkeit täuſchend hinzogen, und er — in dem Irren wacher Träume — Wahrheit und Blendwerk bisweilen nicht mehr zu unterſcheiden vermochte, ſondern Beides ohne Befremdung verwechſelte oder gar verſchmelz.

Seine Wahnbilder gewannen auf eine ſeltſame Weiſe Realität, denn er reihte ſie immer an etwas Wirkliches, und gründete darauf ſeine Dichtungen. So begann er an Männer und Frauen der Vorwelt Briefe über das Weſen der Liebe zu ſchreiben, ließ ſich mit ihnen in eine förmliche Correſpondenz ein, und glaubte Antworten voll Theilnahme zu erhalten, die er mit Enthuſiasmus erwiederte. An Petrarca ſchrieb er einen ſchwärmeriſchen Brief über das Glück der Liebe, an Taſſo über den Schmerz verſagter Gegenliebe; den Letztern bat er, ſich der unglücklichen Sappho anzuſchließen, die ihn am beſten verſtehe und tröſten werde. Ging er bei vollkommen heiterm Wetter im Garten, ſo gerieth er oft in den Wahn, die nickenden Blumen ſeien liebliche Genien, die ihn zu ſich winkten, und flüſternd ihm manches leiſe Geheimniß vertrauen wollten. Er bückte ſich dann zu den glühenden Farbenkindern, oder ſetzte ſich wohl gar an den Rand der Blumenbeete, und ſprach mit ihnen eben ſo leiſe. In den vorüber flatternden Schmetterlingen ſah er Sylphen und Geiſterboten aus den Inſeln

er Seligen, und gab ihnen Aufträge und Beſtellungen in
hrer Heimath.

So war denn jede ſeiner fragmentariſchen Dichtungen
— denn er vollendete nichts mehr, ſeit er ſelbſt der Vollen-
ung ſich näherte — ein Theil ſeines Schwanengeſanges.
Den Tod dachte er ſich ferne; nur klagte er Viktorinen
einer ſchwermüthigen Stunde, wie es ihn ärgere, daß
ſo verwöhnt ſei, ſich nur einzelnen Stimmungen und
chten Augenblicken zu überlaſſen; ſollte er einſt ſterben, oh-
e ein größeres Werk zu Stande gebracht zu haben, ſo
üſſe ſie dieſe Bruchſtücke unter dem Titel „Helions
odtenkranz“ herausgeben. Da er des Mädchens Schau-
r über dieſe Äußerung bemerkte, nahm er ſchnell eine Wen-
ng, und ſetzte lächelnd bei: „wenn nicht ich Ihnen zuvor-
mme, und ſie noch früher als einen Hochzeitkranz herausgebe!“

Viktorine lächelte beifällig mit blutendem Herzen.
o lächelt die Abendröthe auf einen Kirchhof.

Weinend legte ſich die arme Viktorine zu Bette;
elions Grab war ihr letzter Gedanke, mit dem ſie ent-
lummerte, um ihn im Traume fortzuſetzen. Da ſtand ſie
f dem Gipfel eines hohen Berges, einſam, verlaſſen und
audernd. Jammernd rief ſie nach dem Geliebten; der
ame Helion ſcholl durch die ſauſenden Lüfte. Aber der
rufene kam nicht; ſtatt deſſen ſtieg aus einer kalten dun-
n Kluft ein Bergmann empor, eine ſchwarze Geſtalt. Die
chte, mit der Rechten emporgehalten, ſchien auf ſein
ches Geſicht; in der Linken hielt er einen breiten Spaten.
ktorine rang die Hände und wimmerte, aber der Berg-

mann ſagte: „Ihn, den Du ſuchſt, deckt die Erde; unter den Grabhügeln reift die goldene Saat der Ewigkeit. Ich bin der Tod, den Helion bei ſeinem Eintritt in's Leben zu Dir ſprechen ließ. Er kennt mich, und weiß, daß ich der Bergmann bin vom Mondgebirge, das aufwärts führt. Ich grabe und begrabe; das edle Metall und den Edelſtein fördr' ich an's Sonnenlicht, den Menſchen in die Ewigkeit.“—

Und des großen Bergmanns Nachtgeſtalt verſchwand, und Vikterine warf ſich auf die Erde hin, und glaubte zu vergehen in Sehnſucht und Bangigkeit. Da ſchimmerte ein Glanz aus der ſchwarzen Tiefe; eine rubinrothe Roſe hob ſich empor und verbreitete ihr Licht umher. Und ſie ſprach: „Ich bin der Sylphe Ariel, Dein guter Geiſt. Willſt Du den Todten finden, ſuch' ihn im Reich der ewigen Freude! Dort iſt ſeine Heimath. Glaube mir: Liebe iſt die Roſe des Lebens; hienieden Knoſpe, öffnet ſie jenſeits den Kelch der Seligkeit.“ — Die Schlafende entſchlief jetzt getröſtet im Traume, und erwachte getröſtet am Morgen, von der freudigen Idee geſtärkt, daß aus der ſteinernen Kluft des Erdenlebens die Roſe des ewigen aufſteige, und der grabende Bergmann in ſeinen Tiefen das Edle für das unvergängliche Höchſte reifen laſſe.

Helion und Vikterine trafen darin zuſammen, daß ſie ſich nur ſchwächlich, keineswegs aber krank, viel weniger gefährlich und zum Tode krank hielten und fühlten, obſchon es leider ſo war. Jedes glaubte ſelbſt wohl zu ſein, und hielt nur des Andern Lage für ſehr bedenklich. Vorzüglich Helion zeigte ſich, da er Vikterinens ſtillen Gram

te, rüſtiger, ruhiger und heiterer als er war. Oft ge-
s ihm, die Beſorgte dadurch zu täuſchen; dann über-
er ſich und wagte zu viel. So ließ er ſich nicht abhal-
ne von Hollau und Serena veranſtaltete Luſtpartie
achen, weil ſein Arzt ihm geſagt hatte, Zerſtreuung
Viktorinen ſehr heilſam. Da er nun wußte, daß
rine ohne ihn keiner Unterhaltung beitrat, machte
Partie mit, zum Theil auch von der Hoffnung be-
die Luſtfahrt könne ihm nicht ſchaden. Es war einer
en Herbſttage. Die Geſellſchaft, kaum im Freien an-
, fand das Gehen angenehmer als das Fahren. He-
ihlte ſich von der friſchen Luft und von dem allgemei-
ohſinn bald ſo erquickt, daß er ſich, alles Andere
nd, von der angebornen Lebhaftigkeit hinreiſſen ließ,
ſprach, ſang und ſprang. Der Abend wurde kühl
cht. Im Nachhauſefahren überfiel den Erhitzten ſchüt-
Froſt; kaum zu Bette gebracht, ſprang ein Blut-
us ſeiner Bruſt; hierauf folgte eine Ohnmacht, aus
der Geſchwächte in einen ſanften Schlummer überging.
ne verhüllte Lampe goß im Zimmer eine matte Däm-
umher. Neben dem Schlummernden ſaß Vikto-
hre Augen feſt auf ihn geheftet. In einiger Entfer-
uerte die Krankenwärterin, auf einem Sofa ruhend.
kam es Viktorinen vor, Helion läge todt vor
t einem erſtickten Angſtruf ſprang ſie auf und beugte
r den Liegenden. Die Wärterin eilte herbei; es zeigte
ß Helions Herz der auf die Bruſt gelegten Hand
ftem Pochen antwortete; ſein Athem umwehte Vik-

torinens Wange, lauſchend an den Mund gehalten, wie mit leiſen Geiſterküſſen. Sie beruhigte ſich; kaum aber ſaß ſie, von Kummer gedrückt und in Fantaſien verſunken, kurze Zeit wieder unbeweglich, als das vorige Schreckbild ſich wiederholte. Sie überzeugte ſich jedoch diesmal früher von der Täuſchung, veranlaßt durch ihre Herzensangſt und den bleichen Lampenſchein.

Viktorine trug ſchon ſeit ihrem vierzehnten Jahre an einer ſeidnen Schnur ein ſilbernes Kreuz auf der Bruſt, nicht als weltlichen Schmuck, ſondern verhüllt und aller Welt unſichtbar, als verehrtes Zeichen ihres heiligen Glaubens, ein Sinnbild von Schutz und Segen, mahnend an muthiges Dulden in irdiſchen Leiden, und zu hoffnungsvollem Vertrauen auf das Ewige. Darum legte ſie dieſes ſilberne Kreuz nie ab; es ſchimmerte Tag und Nacht auf der frommen Bruſt. Viktorine behauptete auch, daß jeder wahre Chriſt, ein ſolches Kreuz auf ſeiner Bruſt tragen ſollte.

Jetzt ſtieg in ihr von Neuem die Beſorgniß auf, wie nahe der Schlaf der Ohnmacht an den Schlaf des Todes gränze, und ſie fürchtete, Helions Seele ſchwebe auf den Nachtflügeln des ſanfteſten Schlummers in den Morgen der Ewigkeit hinüber. Da waffnete ſich die Heldin mit Glauben, Hoffnung und Liebe, feſt entſchloſſen, den letzten Hauch des Geliebten mit ihren Lippen einzuſaugen. Als wollte ſie ihn mit den Inſignien der Unſterblichkeit ſchmücken, nahm ſie das ſilberne Kreuz vom Nacken herab, und bekleidete damit den Ruhenden, ſo daß das leuchtende Kleinod wie ein Stern mitten auf ſeiner Bruſt ruhte. Da ſie ihn in ſolchen Schutz

egeben hatte, wurde ſie ſelbſt ruhiger, und Helion ruhte
ie ein müder Wanderer unter dem Schatten einer Palme.

So brach der Morgen an, der mit ſeiner feierlichen Rö-
he den kranken Schläfer wie mit einer Purpurdecke, die holde
achende aber wie mit einem Verklärungsſcheine umgab.
etzt öffnete Helion die Augen, und erblickte den Morgen,
nd die Geliebte, und das ſilberne Kreuz auf ſeiner Bruſt.
in himmliſches Lächeln der Entzückung leuchtete auf Beider
ntlitz; Helion nahm das Kreuz an ſeinen Mund, dem auch
iktorinens Mund ſich näherte. So küßten ſie — das
reuz zwiſchen den Lippen — den Liebeskuß für die Ewigkeit.

Gegen Abend fiel Helion wieder in Fieberfantaſien,
nd die zerrütteten Nerven begannen ihr wahnſinniges Spiel.
ie alte Götterwelt erwachte vor ihm in der ganzen Farben-
ut ihres leidenſchaftlichen Treibens: „Sie leben,“ rief er,
ie leben, alle Götter und Göttinnen des hohen Olympes! Sie
aren, ſie ſind, ſie, vom Menſchen geſchaffen, die erhabenen
enoſſen ſeines regſten Lebens, die er in ſich fand, weil er
aus ſeinem Innerſten herausnahm, ſeine Gefährten und
ne Tirannen zugleich. Ja! liebt und raſet und herrſchet
r fort! Dem Schickſal müßt ihr doch gehorchen. Ihr
welgt im Glück, wenn ich leide; mißhandeln möcht' ich
h heute, — aber den Prometheus gebt mir frei! Im Na-
n der Menſchheit, deren kühner Veredler er iſt, fordr' ich
von euch. Löſt ihm die Feſſeln! Laßt ihn die himmliſche
amme vertheilen! Hinauf! hinauf hebt er uns; hinauf
ſſen wir. Aus Menſchen werden Götter!“ —

Nach ſolchen heftigen Fantaſien trat eine Abſpannung ein, wie nach einem vertobten Gewittertoſen der Regenbogen über die ſtille Erde hinſpielt. Dann ſah er in Jedem, der an ſein Krankenlager trat, ein als wirklich exiſtirendes mythologiſches Weſen. Die dicke Wärterin ſchien ihm Ceres zu ſein, Viktorine, wenn ſie ihm Arzenei reichte, Hebe mit der Nektarſchale der Unſterblichkeit. In ihrer Schweſter Flora ſah er die Blumengöttin, in Hollau den Herkules, in Herrn Martin Biergans das Ungeheuer, von dem Andromeda verſchlungen werden ſollte, in Adalbert einen jungen Satyr u. ſ. w.

Dieſe Bilder des Fieberwahns erhielten nach und nach eine ſolche Stärke, daß ſie ſich Helions, der bei abnehmenden Kräften dahinſchwand, immer mehr bemächtigten, bis er in lange Perioden träumender Schwäche verſank. Da hielt er dann Göttergeſpräche, bald freundlich und hingebend, bald tadelnd oder feindſelig.

Anfangs verſuchte man, ihn von ſeinem Irrthume zurückzuführen, weil man ſeinen Zuſtand für ruhiger und klarer hielt, als er war. Solche Bemühungen thaten aber gar üble Wirkung. Hilmar ſelbſt erfuhr es; denn Helion erhob ſich gegen den wohlmeinenden Aufklärer ſtürmiſch, ſo wie er gegen alle Andern ergrimmte, die ihm die Exiſtenz jener mythologiſchen Gottheiten leugnen wollten. Nur ſo viel gab er manchmal zu, daß ſie jetzt nicht mehr ſo viel Macht hätten wie ehemals. So pflog denn der Entzückte oft freudigen Umgang mit den Fabelweſen, indeß ſeine Lieben mit thränennaſſen Augen an ſeinem Bette ſtanden und bei jedem

ächeln, das über das blaſſe Antlitz hinzuckte, wie der Son-
enſtrahl über ein beſchneites Grab, bang aufſeufzten.

Im ruhigen Zuſtande lichter Zwiſchenräume begann He-
on nun ſelbſt zu fühlen, ſeine Lage fange an bedenklich,
gar gefährlich zu werden. Schwer lag es ihm auf dem
erzen, daß er ſo viele poetiſche Arbeiten angefangen und
wenige vollendet hatte. Ließ man ihn allein, ſo nahm er
ine Papiere und ſtrengte ſich an, ſie in Ordnung zu brin-
n, wornach er meiſtens in tiefe Ermattung verſank, der
gleich ein Delirium folgte. Kam er wieder zu ſich, und be-
erkte die Abnahme ſeiner geiſtigen und körperlichen Kräfte,
ergriff ihn die Wehmuth, nur vor Viktorinen verbarg
ſie, oder ſcherzte ſogar über ſich. Wahrſcheinlich erzeugte
es eines Tages in ihm jene Fantaſie, worin er ſich für den
ahnſinnigen Roland hielt. Lange heftete er ſeine Blicke
f eine ziemlich große Arzenei-Flaſche, die auf einem nahen
ſche ſtand; dann verlangte er von der Arzenei. Man gab
ihm; allein er forderte ſogleich wieder und abermal wie-
, fort und fort. Man konnte ſich lange nicht erklären,
rum er die vorher ihm ſonſt ſo verhaßte Arzenei jetzt ſo
rig begehre; endlich entdeckte ſich's, denn er rief im Zorne:
Warum wird mir verweigert, was mein iſt? Seht ihr denn
ht auf der blauen Flaſche die Worte angeſchrieben:
elions Verſtand?" —

Nun zeigte ſich's klar, daß er die Arzeneiflaſche in dem
berwahn für jene Flaſche hielt, worin Arioſt den Ver-
nd, welchen Roland und Andere hienieden verloren hat-
, im Monde als feinen Liquer in Flaſchen aufbewahrt

werden läßt, auf deren jeder der Name desjenigen ſtand, dem der eingeſchloſſene Verſtand gehörte.

Es iſt ſehr zu bedauern, daß es jetzt keinen Herzog Aſtolfo mehr gibt, der eine Reiſe nach dem Mond unternähme und ſolche Flaſchen herabbrächte!

Helions Zerrüttung wirkte auf Viktorinens Gemüth zerſtörend; eben ſo nachtheilig traf ihren zarten Körper die zu viele Anſtrengung der Krankenpflege am Tag und die überſpannende Nachtwache, von der ſelbſt ihr geliebter Vater ſie nicht abzuhalten vermochte.

So traf ſich's, daß das edle Mädchen, entkräftet wie ſie war, durch einige Tage ſelbſt das Bette nicht verlaſſen konnte. Flora war, wie wir bald hören werden, mit ſich ſelbſt zu ſehr beſchäftigt, um dem Kranken die volle Aufmerkſamkeit erſetzen zu können. Die Wärterin ließ ſich in der zweiten Nacht vom Schlafe überwältigen. Während ſie feſt ſchlief, wurde Helion vom Fieber und den daraus hervorgehenden Fantaſien ergriffen. Er fühlte ſich geſund und ſtark, ſprang aus dem Bette, und kam, vom Zufall begünſtigt, leicht gekleidet in's Freie. Die Fantaſie, die ihn verführte, täuſchte ihn mit dem Bilde jener nächtlichen Wanderung, die er nochmal zu machen glaubte.

Um Mitternacht kam er auf den großen Platz. Eben ſo, wie damals, ſtand der Vollmond am Himmel, die eine Seite des Platzes, vom Rieſengebäude der Domkirche gedeckt, lag im tiefſten Schlagſchatten, indeß die entgegengeſetzte lichthell glänzte. Eine graunhafte Geiſterſchlacht trat vor den wahnverblendeten Kranken. Von Froſt durchſchauert, ſetzte

ſich dem Thurm gegenüber, auf einen Stein, ſang und
tterte. Der ungeheure Thurm erſchien ihm wie das eiſerne
chickſal, welches ſich dem Menſchen unausweichbar in den
eg ſtellt. Im höchſten Grade aufgeregt, ward ſein Geiſt
mmer thätiger, ſo wie das Blut aus einer entſeelenden
unde immer gewaltſamer herausſprudelt. Dem Schaudern-
en drängte ſich die Betrachtung auf, wie viele Thürme dem
enſchen im Leben ſich entgegen ſtellen, dem Liebenden, dem
offenden, dem Sterbenden. Plötzlich aber verwandelte ſich
r düſtere Schickſalsthurm in die ungeheure Geſtalt des To-
s, indem der Mond, ſich gerade über deſſen Spitze ſtellend,
nen gräßlich weißen grinſenden Todtenkopf bildete. Da ſank
betäubt und erſchöpft zur Erde, und der Tod, der ihm
er als koloſſales Wahnbild erſchien, wüthete giftig in ſei-
em Eingeweide.

Schreckliche Vermuthung trieb die geängſtigten Haus-
ute. Nach einer Stunde ward der bewußtlos Liegende ge-
nden und nach Hauſe gebracht.

Viktorinen verheimlichte man den ganzen Vorfall,
er Hilmar, der ihn erfuhr, gab den Unglücklichen auf,
d machte ſich gefaßt, nach der einen Leiche bald auch
zweite aus ſeinem Hauſe tragen zu ſehen.

Dicht am verſchlingenden Meere lächeln üppige Villen
d Gärten; unter dem Krater des Veſuvs ſproßt die blü-
ndſte Vegetation, und Städte prangen über dem Lava-
den. So keimt überall auch das Leben am Tode. Vergehe
merhin eine halbe Welt, — Natur und Liebe ſchaffen
d erhalten eine neue!

So war's jetzt der Fall mit Flora, ſie, die wir bis jetzt kaum bemerkten, tritt nun wie eine Pflanze auf Gräbern hervor, und wo Helions und Viktorinens Todesnacht dunkelt, beginnt ihre Lebens- und Liebes-Dämmerung.

## Fünf und zwanzigſtes Kapitel.

Flora. — Der Stern der Liebe geht auf — und unter.

Helions Krankheit, die ihn dem Grabe entgegen führte, hatte zur Folge, daß manche, die ihn vorher vernachläſſigten oder ſogar anfeindeten, ſich ihm jetzt näherten, ſeine Talente höher, ſein Gemüth beſſer fanden als vormals; ſolche aber, die ihn liebten und achteten, ohne ihn perſönlich zu kennen, beeiferten ſich, ihn vor ſeiner Abreiſe in die beſſere Welt näher kennen zu lernen.

Unter den Letztern befand ſich auch Graf Dennefeld, ein junger Mann, mit den ſeltenſten Vorzügen an Leib und Seele begabt, blühendſchön, edel und ſanft, dabei ein leidenſchaftlicher Verehrer der ſchönen Künſte. Er hatte in den erſten Staatsämtern mit Auszeichnung gedient, kam jetzt von einer diplomatiſchen Sendung zurück, und wurde allgemein hochgeachtet wegen ſeines Geiſtes und ſeiner Humanität. Mit Rührung vernahm er Helions rettungsloſe Krankheit, und eilte zu ihm, und zwar im vollen Staatskleide, da er die Nachricht an einem Ort erfuhr, wo er eben einen feierlichen Beſuch abſtattete. Darum ſtrahlte auch der ſilberne Stern auf ſeiner Bruſt, in welcher ein Herz ſchlug, mild und rein, wie das Feuer des ſchönſten Sternes. In dieſem Stern ging

oren der Stern der Liebe auf; und Graf Dennefeld
d in ihr eine Blume des Lebens am Rande des Grabes.

Ruhiges Temperament, ernſter Sinn, Zurückgezogen-
t vom Taumel der großen Welt, und ununterbrochene
ſchäftigung, waren vermuthlich die Haupturſachen, daß
Liebenswürdige das Glück der Liebe bis zur Stunde
ht hatte kennen gelernt. Flora erſchien ihm daher jetzt
gefähr ſo, wie dem Hellenen Pſyche auf einem Grabmahl.

Die Liebe, welche Beide ergriff, verbarg ſich zuerſt in
hſelſeitiger Liebe zu Helion, der nun gleichſam der Al-
war, auf welchem zwei reine Opferflammen in Eine zu-
mmenſchlugen. Dieſe Liebe war aber von der Art, daß He-
n und Viktorine ſie bemerken konnten, ohne ſich in
r wehmüthigen Stimmung dadurch nur im geringſten ge-
nkt zu fühlen, indem Flora und der Graf in Beſonnen-
und freundlicher Gemüthsſtille ſich wunderbar glichen
an Zartgefühl wetteiferten.

War aber der jüngſten Grazie ein gräflicher Stern
Liebe aufgegangen, ſo erwählte ſich die trauernde
ktorine mit Recht den weißſchimmernden Abendſtern
Sinnbild ihrer Liebe und zum Freund am Himmel,
die einſam Weinende in ſtiller Nacht ihren Schmerz
te. Jedem Menſchen, der feſtgewurzelt im irdiſchen Le-
ſteht, vergehen die Nächte leicht, gehaltlos und ohne Be-
ung; je mehr aber der Geiſt ſich erhebt, je näher der
nſch an die Gränze der höhern Welt tritt, deſto ernſter,
tiger und bedeutungsreicher wird ihm die Nacht, als
hbarin eines ewigen Tages. Der Schlaf fliegt an dem,

von der Geiſterwelt Angeſtrahlten vorüber, wie das Wölkchen vor dem Mond, und die Träume werden zu Ahnungen.

So hing auch Viktorine mit Aug' und Seele am geſtirnten Himmel, und empfing die blühende Morgenröthe als lohnende Gabe mancher in Thränen durchwachten Nacht. Auf ähnliche Weiſe ſah auch Helion gerne zum ſterneflimmernden Nachthimmel empor, wie zu Freunden in einer fernen Heimath, wornach er in ſeinen Fantaſien ſeufzte, und woraus er im wachen Zuſtande nun lieber als je ſeine poetiſchen Bilder nahm.

Je mehr er ſelbſt aber auf irdiſches Glück reſignirte, deſto herzlicher gönnte er es Jedem, der darauf Anſpruch hatte und machte. Darum entdeckte er auch ſehr bald Dennefelds und Florens Liebe, und freute ſich ihrer. Als daher der Graf eines Abends an ſeinem Bette ſaß, und Beide über das geiſtige Leben der Poeſie und über die Poeſie des Lebens lange mit Begeiſterung geſprochen hatten, ergriff Helion die Hand des Grafen, und ſagte: „Einem Dichter könnte man wohl eher alles Andere verbergen als die Liebe und den Mond. Ich weiß, was Sie fühlen — für Floren, weiß ſogar, daß Sie Ihre Gefühle nur aus Schonung für mich — Kranken verbergen! Sei aber auch mein Körper noch ſo krank, meine Seele und mein Herz ſind friſch und geſund, und ſterbe ich in Viſionen oder Fantaſien, — nun — das iſt eine poetiſche Freiheit. Und ſo ziehe ich denn — kraft meiner Vollmacht als Dichter, Ihre reine Liebe an's reine Tageslicht, denn ich glaube, Sie meinen es mit dem herrlichen Mädchen gut und ehrlich. In dieſer ſchönen Hoffnung,

eine und Viktorinens Todesſtunde beſeligt, wende
eine letzten Stunden noch dazu an, einen Kranz von
hten um Ihre Liebe zu winden. Verſprechen Sie mir
ihn — ſo gering auch ſein poetiſcher Werth ſein mag
s Andenken an mich zu ehren! Könnten Sie das treff-
Mädchen je täuſchen, oder ohne deſſen Schuld zu lieben
ren, — ſo möge ſich jedes Wort für Sie in verzehren-
euer verwandeln. Werden Sie aber — wie ich es hoffe
rch Liebe die Liebende beglücken, ſo blühe Ihnen der
le Lebenskranz bis zum letzten Augenblick, ſo wahr als mir
die ſilberne Sternenkrone jenes Lebens ſtrahlen wird!“ —
Erſchöpft ſank Helion auf's Bette zurück. Der Graf
e ſich über ihn, und ſprach aus dem Grunde ſeines Her-
en wahrſten Eid ſeiner Liebe und Treue. In dem Augen-
trat Flora an Viktorinens Hand in's Zimmer.
on hob ſich empor, und ſprach: „Geliebte Vikto-
! Führe die Liebenden zum Vater, daß er ſie ſegne!“ —
Viktorine, die Glücklichen fortführend, dachte an
bendſtern, Helion an die Sternenkrone.

Graf Dennefeld und der alte Hilmar hielten ſich
ſo herzlich umarmt, als die beiden Schweſtern ſich küß-
In dem ſchönen Moment vergaß Viktorine über
ens Glück ihren eigenen Schmerz, ſo wie Flora
igene Freude beim Kummer der Schweſter nur damit
eſer und vor ſich ſelbſt entſchuldigte, daß ſie Leid und
mit ihr zu theilen verſprach.

In dieſem Augenblick trat ein Huſar in's Zimmer;
niform war reich und prächtig, der Säbel klirrte mar-

tialiſch. Er ſtellte ſich zwiſchen Flora und den Grafen, und bat Beide, ſeinen herzlichſten Glückwunſch anzunehmen; der Vortrag war lebhaft, doch hie und da etwas unverſtändlich und geſtottert. —

Alle Anweſenden wurden von dem unverſtändlichen geſtotterten Glückwunſch innig gerührt, und der Graf konnte ſich nicht enthalten, den Huſaren emporzuheben und — auf den Arm zu nehmen! Liebkoſend ſagte er: „Woher weißt Du das, liebes Kind?“ — Und der Huſar antwortete: „Der Vater! Die Mutter!“ —

Da eilten Hollau und Serena, die an der Thür gelauſcht hatten, in's Zimmer, und vereinigten ihre Wünſche mit denen des Huſaren-Offiziers, von dem der Leſer nun leicht errathen wird, daß er ein — kaum anderthalb Fuß hohes Söhnlein des wackern Freiherrn von Hollau iſt. Dieſer beſuchte mit Serena den kranken Helion, als die übrigen kaum weggegangen waren. Helion erzählte ihnen die Neuigkeit ſogleich, und ſo wurde der kleine Ferdinand, der ſchon neunzehntauſend zweihundert und vier und zwanzig Lebensſtunden zählte, und ſeit drei Wochen Rittmeiſter bei einem Huſarenregiment in Liliput war, zum erotiſchen Ambaſſadeur ernannt.

Das ganze Corps eilte nun zu Helion zurück, der in die allgemeine Freude lebhaft einſtimmte. Der kleine Rittmeiſter erhielt am nächſten Tage von Floren einen ſtattlichen Federbuſch, vom Grafen einen herrlichen Eiſenſchimmel — von Holz.

## Sechs und zwanzigſtes Kapitel.

### Die Luſt am Schenken.

Es wäre herrlich, wenn man die Poeſie gleich ſo in das Leben ſelbſt hineinſticken könnte, wie Goldblumen in einen purpurnen Königsmantel. Wer wahrhaft lebt, iſt ein Dichter, und die ſchönſten Augenblicke des Lebens ſind immer vortreffliche Gedichte.

Der Inhalt des gegenwärtigen Kapitels enthält etwas, das reich iſt an innerm und äußerm Werth, nämlich an Liebe, an Gold, Diamanten und Schönheit, nämlich — zwei brillantene goldene Weintrauben als Ohrgehänge, welche der Graf als die Erſtlinge ſeiner Liebe im Angeſicht der Welt auf den Altar der jüngſten Grazie legte. Die Göttin nahm das Opfer gnädig auf, weil alle Opfer — phyſiſche und moraliſche — für den, der ſie empfängt, deſto mehr Werth haben, je mehr ſie dem koſten, der ſie bringt: Hier aber tritt der günſtige Umſtand ein, daß Flora allerdings auch des ſchönſten und ſchwerſten Opfers werth war.

Gold und Gut wirken auf den Menſchen nicht immer vortheilhaft, ſo wie das Glück ſelbſt oft die Urſache unſers Unglücks iſt. Wer nicht auch ohne Gold und Gut glücklich zu ſein weiß, der wird es auch nicht, wenn er Beide im Überfluße erhält. Ich laſſe übrigens Gold und Gut in Ehren, weil ſie dem Guten und Vernünftigen gute Dienſte leiſten, wie das Rad dem Wagen, das Segel dem Schiff; nur muß man ihnen keine ſeligmachende Kraft zuſchreiben, und ſie bloß als Mittel, nie aber als Zweck betrachten, denn ſie gleichen dem Chamäleon, von dem man einſt ſagte, es nehme die Farbe desjenigen Körpers an, an den es ſich feſtklammere.

Graf Dennefeld hatte die Eigenheit, daß er diejenigen, denen er gut war, unaufhörlich beſchenkte, und die Beſten, die ihn uneigennützig liebten, durch ſeine Geſchenke oft mißmuthig machte, weil ſie glaubten, er halte ſie für eigennützig und wolle ihre Liebe mit Geſchenken belohnen, da doch Liebe ſich einzig und allein durch Liebe belohnen läßt.

So gab er dem Helion zur freundlichen Nachtgefährtin eine ſehr ſinnig gearbeitete Lampe, die aber auf den Beſchenkten leider eine traurige Wirkung äußerte. Amor hielt den Docht — als wäre es ſeine eigene Fackel — über die ſchlafende Pſyche. Helion ward über die ſchöne Gabe am Tage ſehr erfreut, und verlangte, daß ſie ſogleich in der erſten Nacht angezündet werde. Der Fall aber, daß die zierlichſten Gefäße nicht immer die beſten Dienſte thun, trat auch hier ein. Die Lampe, an deren Anblick er ſich am Tageslicht ſo ergötzt hatte, brannte in der Nacht ſo düſter, daß ſie ihn ſelbſt düſter machte. Todesbilder flogen vor ihm auf. Er ſelbſt ſchien ſich todt, das Zimmer im Trauerdunkel ſein eigenes Grab, das Bette ſein Sarg.

Da ergriff ihn zugleich die innigſte Liebe zum Leben und der ſchmerzlichſte Todesſchauer. Er fühlte ahnungsvoll in dieſem Augenblick, daß er verlaſſen, bald verlaſſen müſſe dasjenige, von deſſen Knospen er ſo ſchöne Blüten gehofft hatte, verlaſſen die Liebe, die ihm ſo roſenhell winkte, verlaſſen den Ruhm, der ihm wie eine ſiegende Sonne hinter Wolken hervorbrach, verlaſſen ſeine Lieben und ſeine bisherige Heimath, die ſchöne Erde, die bei all ihren drückenden Leiden doch auch der beflügelten Freuden ſo viele hat. Er beſchloß, ſich nun, wenn er demnach wieder genäſe, an das Leben anzuſaugen wie die Biene an die Blume, — aber die Ahnung ſeiner nahen Todesſtunde überfiel ihn wie die Nacht den Wanderer, eh' er ſein Ziel erreicht, und — indem er Allem, was er liebte, ein ſchmerzliches Lebewohl ſagte — verloſch die Lampe!

Indeß fing auch Florens Himmel, an dem kaum das Morgenroth der Liebe entklommen, ſich ſchon zu verdunkeln an. Das düſtere Nachtgewölke, welches ſich zwiſchen die Liebenden ſtellt, iſt der Oheim des Grafen, General in auswärtigen Dienſten, ſehr reich und noch mehr habſüchtig. Dieſe Habſucht hatte ihn ſchon im Felde zu ſo mancher wolfsartigen Handlung verleitet, daß er in manchen Gegenden nicht anders als der goldene Wolf genannt wurde. Dieſer ſtolze, rauhe Mann vernahm des Neffen Liebe zu Floren, und ſtellte ſich ſogleich nach gewöhnlicher Weiſe derb und keck dagegen.

Arme Flora! Du weinſt; aber noch glühendere Thränen werden bald Viktorinens Augen entſtrömen!

## Sieben und zwanzigſtes Kapitel.

### Todeserſcheinung. — Lieblings- und Ruhe-Plätzchen.

Beinahe den ganzen folgenden Tag hatte Helion ſich mit Wahnbildern herumgetrieben und irre geredet. Eine düſtere Nacht, in Herbſtnebel gehüllt, und von einem dumpf ſauſenden Winde begleitet, ſank vom Himmel. Helion fiel von Ohnmacht in Ohnmacht; ſie faßten ihn ſo grauſam in ihre eiſigen Arme, daß er mit jeder von ihnen um ſeinen Lebensreſt ringen mußte, und in jeder zu vergehen ſchien; gleich einem Schiffbrüchigen, gegen den Woge auf Woge ſo ungeheuer anſtürmt, daß den erliegenden Kämpfer endlich die letzte Kraft verläßt und er in die Tiefe hinabſinkt.

Alle angewendeten Mittel wirkten nicht mehr; man ſah die Eitelkeit aller menſchlichen Hilfe. Wo Alles hinter dem Rettungsloſen zurückbleibt, kann nur die Liebe mit ihrer Verzweiflung noch beſtehen.

Ungeſtüm waren die Erſcheinungen, von denen Helion den ganzen Tag wie jener Schiffbrüchige herumgeworfen wurde. Mit dem Abend legte ſich der Sturm, und er wurde ruhig; aber dieſe Ruhe war der Vorbote der letzten Stunde, ſo wie ſeine letzte Fantaſie ein Nachklang jener ſchönen Stunde war, als Viktorine das ſilberne Kreuz, welches ſie auf ihrer Bruſt trug, in liebendem Schmerz auf die ſeinige gelegt hatte.

Mit geſenktem Haupte ſaß Hilmar am Bette des Sterbenden; über ihn gebeugt lag Viktorine, bereit, ſeinen letzten Athemzug in ſich aufzunehmen. Da zeigte ſich auf Helions immer bläſſerem Antlitz ein verklärendes Lächeln. Zum Himmel hob ſich ſein Blick, und was er dort ſah, verkündete Er, der gewohnt war, ſein Innerſtes in Worten darzuſtellen, auch jetzt unverkennbar deutlich: Es war ein wie Morgenroth glühendes Kreuz, das er in voller Herrlichkeit am Himmel erblickte, im Kampfe des Todes, wie Conſtantin es einſt im Kampfe des Schlachtgetümmels erſchaute. Herrlich ſtrahlte es, ein Bild der Unendichkeit, das nach alle Weltgegenden, Oſt und Weſt, und Süd und Nord berührend, ſeine Arme allumfaſſend austreckte. Und immer glühender ward das Kreuz, und immer glänzender ein goldſtrahlender Kreis der Ewigkeit um as Kreuz, und im entzückten Anſchauen der Unſterblicheit ſchwebte Helion's Geiſt zur Unſterblichkeit empor, anft wie die verlöſchende Lichtflamme aufwärts fliegt und ienieden nicht mehr iſt.

Viktorine hatte ihre letzten Kräfte wunderbar gepannt zum Äußerſten; als aber Helions Bruſt ſich zum ztenmale leiſe hob, und ſein brechendes Auge, mit dem zten Blick der Liebe, lange und durchdringend auf ihr vereilte, und ſich dann ſchloß, gleichſam als wollte es ſein ebſtes auf Erden in jene Welt mit ſich nehmen, ließ ſie m noch warmen Todten ab, ſank an ſeinem Bette betend f die Knie und ſo, betend und knieend, bewußtlos zu Ben, und kam eigentlich erſt dann zu ſich, als Helion's ib in der kühlen Erde, ſein Geiſt aber dort war, wo das reuz wie Abendroth des Lebens ihm entgegen geleuchtet hatte.

Sie war von Schmerzen erſchöpft, in einen tiefen Schlaf verſunken. Während dieſes tiefen Schlafes ward Helion's Leiche aus dem Hauſe getragen.

Philemon und Baucis hatten ihn in der letzten Zeit wohl oft beſucht, und von ihm das Verſprechen erhalten, daß er nach der gehofften Geneſung im Frühjahr wieder bei ihnen wohnen werde. Ihr letzter Beſuch kam aber erſt am Tage nach Helion's Tode. Beide drangen nun darauf, daß er im Kirchhofe ihres Dorfes begraben werde, und zwar unter der großen, blätterreichen Linde, dem Lieblingsbaume, unter dem er ſo oft ſaß, dichtete und ſchlief. Da ſollte er nun auch von ſeiner irdiſchen Wallfahrt ausruhen.

Hilmar willigte ein, und Helion's Leiche wurde dahin gebracht, um das Lieblingsplätzchen ſeiner ſtillſten Lebensſtunden auch im Tode einzunehmen. Aus Steinen von den Ruinen eines verfallenen Tempelherren-Gebäudes wurde ihm am Rande der Kirchhofmauer ein einfaches Denkmahl errichtet, benetzt von den Thränen Aller, die ihn liebten und ſchmerzvoll in die friſche Höhlung hinabſchauten. Nur ſie allein fehlte, die arme Viktorine, ſie, die ihn noch mehr liebte als Alle, die ihn herzlich liebten. Der grüne Baum überſchattete den ſchwarzen Hügel ſo treu, als wollte er ihn für Viktorinen gegen alle Elemente ſchützen.

## Acht und zwanzigſtes Kapitel.

### Die Todtenfeier und der Tanz der Verzweiflung.

Kaum wieder zu Kräften gekommen, that Viktorine ihren erſten Gang zu dem Grabe desjenigen, deſſen letzten Lebenshauch ſie zwar in ſich eingeſogen hatte, den ſie aber, in Bewußtloſigkeit geſunken, bei ihrem erſten Erwachen wieder lebend ſich dachte. Mühſam und ſchmerzhaft mußten die Ihrigen ihr neuerdings den Tod des Geliebten verkünden, deſſen Wirklichkeit der Fieberwahn von ihrem Gedächtniß verwiſcht hatte.

Was man ihr behuthſam erzählte, ſchien ihr anfangs ein düſterer Traum, der aber plötzlich in ſchreckliche Wahrheit überſprang; doch gerade die Nachlaſſung der Nerven, welche auf die vorhergehende Spannung folgte, bewirkte jetzt eine Faſſung, die man nicht vermuthet hatte. Eine daraus hervorgehende Art von Fühlloſigkeit ſchien der Gleichmuth einer ſtarken Seele zu ſein, die Viktorine nicht hatte.

Eben dadurch ließ ſelbſt Hilmar ſich täuſchen, und geſtattete ihr, nach freiem Willen zu ſchalten, ſo viel die phyſiſchen Kräfte es erlaubten. Für Weſen von höherer Art hat aber ſelbſt der Liebende nicht den rechten Maßſtab. So wurde Viktorinens Wunde weniger erkannt, weil ſie nicht ſichtbar blutete. Sie ließ nun ungeſtört ihre Fantaſie brüten, und malte ſich die Sterbeſzenen und alle Züge es geliebten Todten mit der vollen Schwelgerei des Schwärmens aus.

An einem ſtillen ſchauerlichen Herbſtabend, ganz geeig- et zu einer wehmuthvollen Todtenfeier, trat Viktorine n das verfallene Thor des ländlichen Kirchhofs. Vor ihrem Blicke lagen die Reihen der Grabhügel, über welche e ſcheidende Sonne das blaſſe Licht ihres Lächelns, wie zum Wiederſehen einladend, ausgoß. In den fernen Thälern ſchwamm ein graues Nebelmeer.

Viktorine kniete betend auf dem Grabe des Verklärten. Wie eine Geiſterſtimme flüſterte die ſäuſelnde Linde über ihr. Welke Blätter fielen auf die Betende herab, indeß höheres Leben in der Krone ſich regte, als ſollte der Baum ein Sinnbild ſein von der Hinfälligkeit des Irdiſchen und dem Aufwärtsſtreben zum Höhern.

Allmälig milderten ſich in Viktorinens Bruſt die erſten zerreißenden Schmerzen; ſchon floßen ihre Thränen auf die Ruheſtätte, deren friſche Erde noch ohne Gras und Blumen trauerte. Sie beugte ſich und legte das Haupt auf den ſchwellenden Hügel, als wollte ſie einen Ton der Liebe aus dem engen Hauſe heraufhorchen.

So lag ſie, bis der Froſt ihr Mark und Gebein durchdrang. Rauhe Herbſtwinde ſauſten über ſie dahin, der feuchte Nebel hatte ihr Kleid benetzt und die Locken gelöſ't, die jetzt wild um das blaſſe Angeſicht flogen. Als ſie aufſtand, dunkelte ſchon tiefe Dämmerung. In einiger Entfernung vom Kirchhofe ſtand ein Halbkreis von Bergen, groß und düſter. Über dem einen dieſer ſchwarzen Berge lag noch eine dunkelroth verglühende Abendwolke. Die aufgeregte Bebende erſchrack über die drohende Schreckgeſtalt; der Ohnmacht nahe, ermuthigte ſie ſich wieder durch den Gedanken: „Warum ſchaudere ich vor der Nachtgeſtalt des ſchwarzen Gebirges mit der überſchwebenden Glutwolke, die, wie vergeſſen in ihrer brennenden Einſamkeit, gleich mir am Himmel hängt, um der Erde zu verlöſchen? Iſt denn nicht auch das Grab ein ſchwarzer Berg, über dem die Glut des Himmels leuchtet?“

Die Fantaſie der Zerrütteten loderte krankhaft auf, und es ſchien, als wirke die Geiſterwelt auf ſie. Der ſchwarze Berg — das Grab — ſchien ſich vor der Liebenden aufzuthun, und aus der dunkeln Tiefe ſtieg ein leuchtender Engel herauf, und der Engel war — Helion. Die Arme nach dem Lächelnden ausbreitend, ſank ſie zuſammen, und fiel mit dem Kopfe heftig an eine Ecke des einfachen Leichenſteins am Grabe. Einer Todten gleich lag die Liebende auf dem Grabe des geliebten Todten. Helion! Helion! dieſer zerreißende ungeheure Schmerz würde ſelbſt den Himmel Deiner Seligkeit getrübt haben, wäre er Dir nicht als der Abgrund erſchienen, aus dem die Leidende zur ewigen Freude hinaufſchwebt, um bald Deinen Himmel mit Dir zu theilen! Zerfalle, Leib! Vergehe, Erdenherrlichkeit! Dem Geiſt wird die Erde zum Himmel, die Zeit zur Ewigkeit, das Leid zur Seligkeit.

Viktorine erhob ſich vom Grabe; aber der Einfluß der feindlichen Macht, die einſt auch auf den exaltirten Helion ſo zerſtörend gewirkt hatte, ſchien jetzt, wie ſympathetiſch verderblich, auch das zarte Mädchen zu durchdringen. Halb bewußtlos ſchwankte ſie durch die Grabhügel bis an as Thor des Kirchhofes.

Hier harrte Margarethe, die bejahrte Amme, die n dem, von der Mutter früh verwaiſten Mädchen Muttertelle vertreten hatte. Gewohnt, dem geliebten Mädchen von jeher in Allem den Willen zu thun, war ſie zurückgeblieben, weil Vikterine darauf beſtanden hatte, allein am Grabe beten zu wollen. Die fromme Alte ſah hierin nur die Andacht, aber nicht die damit verbundene Gefahr, nur die Macht der Liebe, nicht aber ihre Verzweiflung. Das lange Verweilen hatte indeſſen die Greiſin mit ängſtlicher Beſorgniß erfüllt, und dennoch wagte ſich die zu Gewiſſenhafte nicht in die heilige Ruheſtätte, weil ſie zurückzubleiben verſprochen hatte.

Als Vikterine ihr jetzt entgegen ſchwankte, wurde die Freude der guten Alten ſo groß, daß ſie den ſchrecklichen Zuſtand, in dem dieſe ſich befand, kaum bemerkte, ſondern, nur eine Verkühlung befürchtend, die Zitternde mit warmen Tüchern umhüllte, und ſorgfältig in den Wagen brachte. Vikterine fühlte zuerſt heftige Kopfſchmerzen, die aber vergingen, als Margarethe ſie mit einem kräftigen Geiſt, den ſie immer bei ſich trug, verſchwenderiſch labte. So kam die Arme, dem Scheine nach wohl, im Innern aber den Tod vom Tode eingeſaugt, zu Hauſe an.

Sie wußte den traurigen Zuſtand, in dem Seele und Körper ſich befand, vor den Ihrigen ſo wohl zu verbergen, daß man gar nicht ahnte, in welcher Gefahr ſie ſchwebe. Die Kraft dazu fand ſie theils in dem Streben, die Ihrigen durch dieſe Täuſchung aufzuheitern, theils in der Sehnſucht nach Wiedervereinigung mit dem Geliebten, die dem ſonſt gefürchteten Tode alles Schreckliche benahm.

So geſchah es denn, daß ſelbſt der beſorgte Vater an Vikterinens Geneſung nicht zweifelte, und zur Beförderung derſelben eine zweckmäßige Zerſtreuung für nothwendig hielt. Auch der Graf war ſeiner Meinung, und wußte die gewählteſten Geſellſchaften zu veranſtalten, zumal von dem Tage an, da er dem Oheim erklärt hatte, daß er lieber jedem andern Vortheil entſagen, als dieſe Verbindung aufgeben wolle. Viktorine, alles Irdiſche nicht achtend, ließ eben deshalb mit ſich gewähren, wie man wollte, und verweigerte ſich ſelbſt den Geſellſchaften nicht, in denen ihr ſtilles ſinniges Weſen, und die Wehmuth des blaſſen Geſichts ihr bald den Namen der ſchönen Träumerin zuzogen, ſo wie Flora, durch die glückliche Wendung ihrer Liebe frohſinniger als je, bald allgemein die ſchöne Tänzerin genannt wurde. Dieſes Talent war dem lieblichen Mädchen angeboren, der Frohſinn der Liebe aber machte ſie in jeder Bewegung, um ſo mehr im Tanze, zur Grazie ſelbſt. Der Graf war darüber entzückt, und ſetzte überhaupt einen eigenen Stolz darein, daß Flora ihre Vorzüge und Gaben ſtets im glänzendſten Licht zeigte. Beflügelt von der Liebe, begeiſtert vom allgemeinen Beifall, zeigte ſich Flora mit jeder Tanztour reizender, und man konnte des feurigſten Lobes kein Ende finden, indeß Viktorine, wie vergeſſen und verlaſſen von aller Welt, in einer Ecke des Saales ſaß. Das Gefühl ihres Verluſtes erwachte dann in ihr ſo zermalmend, daß ſie in den Wahn gerieth, ſelbſt Vater und Schweſtern hätten ſich von ihr losgeſagt, ſie finde kein liebendes Weſen mehr hienieden und könne ſelbſt nicht mehr lieben. Ihre Augen füllten ſich mit Thränen, ihre Bruſt mit Seufzern. Sie machte ſich ihre Gegenwart in dem glänzenden Zirkel zum Verbrechen. Sie fühlte es, daß ſie, ihrer ſelbſt nicht mehr mächtig, auf dem Punkte ſtehe, etwas Auffallendes zu thun, und lächerlich zu werden. Da nahte ſich ihr ein leichtſinniger junger Menſch, der in der Schmerzvollen nur die zu keinem Tanz Aufgeforderte ſah. Um dem gefürchteten Spott zu entgehen, flog ſie, ſich ihrer ſelbſt kaum bewußt, in den Reihen dahin. Ihre Erſcheinung verurſachte Freude; die Ihrigen hielten es für wieder erwachte Lebensluſt; die fremden Gäſte erſtaunten, das herrliche Weſen ſo überſehen zu haben. Schon nach den erſten Touren wurden ihre Kopfſchmerzen, die Folge des Falles an Helion's Leichenſtein, heftig. Das Lob, welches ihr von allen Seiten zuſtrömte, diente nur dazu, ihre Verzweiflung zu vermehren. Sie tanzte athemlos, glühend, wie eine Mänade; die Schmerzen nahmen zu, die Beſinnung verließ ſie; einer Leiche ähnlich, ſank ſie aus dem Armen des Tänzers zu Boden. Erſt nach langer Zeit gelang es, Spuren des Lebens an ihr zu finden; Blut quell aus Mund und Naſe. Sie erwachte, aber ihr Blick war verwildert, ihr Geiſt verwirrt, ihr Weſen das einer Raſenden.

So verging der größte Theil der Nacht. Erſt gegen Morgen wurde ſie ruhig, aber zugleich auch ſo ſchwach, daß ihr ſelbſt die Stimme verſagte, und Jedermann vor dem bleichen Antlitz erſchrack, auf dem der Tod lag. Völlig zu ſich gekommen, erhob ſie die gefalteten Hände und betete inbrünſtig, aber ſchweigend. Nur Schluchzen der Umſtehenden unterbrach die feierliche Stille. Der Arzt verkündete den nahen Tod. Der Vater übernahm es, ſie dazu vorzubereiten; ſie nahm die geſtammelten Worte wie eine bekannte

Sache auf, ohne Befremdung, ohne Beſtürzung. Ich gehe, ſagte ſie, zu dem Gott, der meinen Helion zu ſich rief, und mich zu ihm beruft! — Nun begann ſie ihre Rechtfertigung, um den Verdacht abzuwälzen, als habe ſträflicher Leichtſinn ſie zum Tanzen bewegt, und der raſende Tanz ihr den Tod zugezogen. Sie bekannte Alles, und erzählte aufrichtig den ganzen Vorfall auf dem Kirchhofe. Als ſie die Anerkennung und Verzeihung des Vaters erhalten hatte, ſank ſie mit der Erklärung, der Tod ſei nicht ſchrecklich, und für ſie das Beſte, in einen langen ſanften Schlummer. Als ſie erwachte, war ihr erſtes Geſchäft, Helion's hinterlaſſene, ihr zu Theil gewordene Papiere zu durchblättern. Es däuchte ihr, als ſei der Holde zugegen, und ſie mit ihm in einem freundlichen Geſpräche.

Mit jedem geleſenen Blatte wurde ihr Herz wärmer, ihre Seele lichter. Vorzüglich gehoben fühlte ſie ſich durch die folgende kleine Dichtung, überſchrieben:

### Des Adlers Tod.

„Aus ſeinem Felſenhorſt flog ein Adler zur Sonne empor. Während ſeines kühnen Lichtfluges umzogen ſchwarze Wolken die zagende Erde; unterm Gebrülle des Donners ſtürzte der glührothen Blitze wahnſinniges Feuer zerſchmetternd hinab. Da ergriff Angſt den Adler, nicht ſeinetwegen; tief unten im Horſt lagen die hilfloſen Jungen. Er hört ihr Wehgeſchrei, er ſieht das Schlagen der ſchwachen Fittige, trotzt der Gefahr und dem Tod, ſtürzt ſich in die Gewitterwolken hinein, um durch ſie zu den geliebten Seinigen zu kommen, ſchützend und rettend. Aber der Blitze feurigſter ergrimmt ob des Adlers göttlicher Kühnheit, fliegt mit des Haſſes Glut ihm nach; durchbohrt ſtürzt die Leiche auf den Gipfel der ſtarren Klippe.“

„Zeus, gerührt vom Muth und Unglück der liebevollen That, erweckt den Entſeelten zu neuem Leben. „„Das Schöne, ſpricht er, muß ſelbſt aus der Zerſtörung ſiegreich hervorgehen, muß ewig leben! Den Blitz, der Dein irdiſches Daſein vernichtete, ihn führe Du als Siegesmal der Unſterblichkeit mir zur Seite!“““

So ward der Adler, des höchſten Gottes Gefährte, der Tod zum Leben, die Erde zum Olymp, und Hebe reicht dem Glücklichen die Nektarſchale der ewigen Jugend.

## Neun und zwanzigſtes Kapitel.

### Die Nemeſis als Gicht. — Der ausgegrabene Sarg.

Von dem Schönen ruft mich die Pflicht des Erzählers — zu der nichtswürdigen Frau Herold, an der das Schickſal ſchon hienieden ſein vergeltendes Strafamt auszuüben anfing. Ihre ſchnöden Spekulationen mißlangen; Spott und Hohn verfolgten ſie; ein Betrug nach dem andern wurde entdeckt, und ſie zog ſich endlich, mit Schande gebrandmarkt, aus der Welt zurück in ein ihr noch eigen gebliebenes kleines Landhaus in einer flachen, öden und traurigeinförmigen Gegend. Ihr Inneres war jetzt eben ſo mit Menſchenſcheu und Menſchenhaß erfüllt, wie Typhons Herz, das lange ſchon unterm grünen Hügel ruht; nur war der Beweggrund

der ganz verſchieden, denn Typhon hatte ſich von den
enſchen zu den Thieren zurückgezogen, weil jene den Gut-
üthigen betrogen und mißhandelt hatten; dieſes bösartige
eib aber haßte die Menſchen, weil ſie ſich von ihr nicht
ger betriegen und verführen ließen, weil ſie der Frevlerin
Larve abgezogen, und der Verkauf von Seel und Leib,
einſt ſo hübſche Sümmchen trug, durch Geld- und Ge-
gniß-Strafe eingeſtellt war. Zuletzt erſchien bei ihr auch
rächende Nemeſis — aber nicht in dem antiken Koſtüm,
dern in einer ſehr modernen Geſtalt, nämlich — als Gicht,
zwar als eine ſehr bösartige, die den Körper entſtellte
den gekrümmten, höckerigen eben ſo häßlich machte, wie
Seele von jeher war; ihr Geſicht von ſchmutzigbleicher Tod-
farbe überzogen, glich in ſeinen Zügen derjenigen, die **Ovid**
ſeinen Verwandlungen dem Neide und dem Hunger gibt.
Sympathetiſch wählte ſich Frau Herold — jetzt
r Unholdin — eine ihrer würdige Geſellſchaft von böſem,
auf irgend eine Art widrigem Geflügel, an dem ſie ſich
tzte. Für dieſe ſeltſamen unheimlichen Gäſte wurde ein
ner geſchloſſener Hof zugerichtet. Hier ſchritt und flatterte
grotteske Verſammlung von Truthühnern, Pfauen,
en, Krähen, Kranichen und Storchen; hinter Vergit-
ngen ſaßen melancholiſche Eulen und Geier mit nach Raub
elnden Augen. In der Mitte des Hofes trauerte ein
hilfter Teich mit rothgoldnen Fiſchen, deren Gluten
nflammten, als ſähe man die Sünden des böſen Weibes
oliſch in einem Spiegel. Wenn ſie unter jenen häßlichen
elgeſtalten ſtand, vermochte man die menſchliche Unge-

ſtalt von ihnen kaum zu unterſcheiden. Das Abſcheuliche der ganzen Scene zu vermehren, kam noch das durchdringende Schreien, Ächzen und Krächzen dieſer Beſtien, unter denen die häßliche Alcina mit Wohlgefallen verweilte.

Da ihrer Ankunft ſchon ein ſo übler Ruf voranging, ſo mieden und ſcheuten alle Bewohner des Dorfes den Umgang mit ihr. Nur abergläubige Närrinnen und arme Kinder gelang es ihr noch an ſich zu ziehen, durch künſtliche Fiſchchen, die, auf die flache Hand gelegt, das Temperament anzeigen ſollten. Als ſie damit Beifall fand, regte ſich ſogleich die alte Trug- und Gewinnſucht; ſie deutete daraus künftige Schickſale, und ſtiftete damit Zwiſt und Trennung unter Eheleuten, Liebenden und Freunden. Als der Unfug ruchbar wurde, verſchwor man ſich von allen Seiten gegen die Unheilſtifterin, die nun darüber ſo erboſt wurde, daß ſie ſogar ihre thieriſchen Konſorten zu mißhandeln anfing. Ein Geier, den ſie einſt im Zorn erwürgen wollte, flog wüthend gegen ſie an und hackte ihr die Augen aus. Sie ſtarb nach wenigen Tagen, von keinem Menſchen bedauert; ſogar die unheimlichen Vögel, denen man ſeit längerer Zeit eine ſchädliche Zauberkraft zuſchrieb, wurden theils verjagt, theils getödtet. Als am Tage nach dem Leichenbegängniſſe eine heftige Feuersbrunſt ausbrach, rannten einige auf den Kirchhof, gruben den Sarg aus, und ſchleuderten ihn mitten in die hoch auflodernden Flammen. Als bald darauf das Feuer erloſch, wurde die Verbrannte für eine Hexe erklärt, deren Geheul unter krächzenden Vogelſtimmen man in jedem mitternächtlichen Sturme zu hören glaubte.

## Dreißigſtes Kapitel.

### Das letzte Lied. — Das Bild der Sterbenden.

Noch blutet das Herz der Leſerin über Helion's Tod, und ach! ſchon muß ich ſie an Viktorinens Sterbelager führen. Ihr Beſuch auf dem Kirchhofe, ihre nachherige Verzweiflung der Sehnſucht, die Wunde am Leichenſtein des Geliebten, und jener raſende, wahrhafte Todtentanz, führte ſie der Vereinigung mit Ihm, der ihre ganze Seele erfüllte, raſch entgegen.

Vater Hilmar war von ſeinem Schmerze ſo darnieder gedrückt, daß der ſonſt ſo lebensfrohe, kräftige Mann, in ohnmächtiger Unthätigkeit dahintrauerte. Flora ward ganz verſtört; ihre Liebe, die zwiſchen zwei Todtenblumen emporblühte, erſchien ihr jetzt wie ein Verbrechen. Serena behielt zwar mehr Faſſung, weil ſie an Hollau eine kräftige Stütze fand; aber auch ihr Inneres war zerrüttet. Hollau ſorgte und handelte jetzt für Alle. Da er gewahrte, daß Viktorinens Lebensſonne ſich zum Untergange neigte, dachte er darauf, ſie wenigſtens im Bilde feſtzuhalten. Es gelang ihm, ſie zu bereden, daß ſie einwilligte, ſich malen zu laſſen. Er wählte dazu einen jungen Maler, der einſt Helions Freund war, nachher durch böſe Menſchen von ihm entfernt wurde, und nach Italien reiſte, wo er mehrere Jahre blieb. Wenige Tage nach Helion's Tode war er zurückgekommen, und kannte alſo weder Viktorinen noch ihre Liebe zu den Todten, der für ihn ſchon lange todt war. Reinalds Genie hatte ſich in Italien bedeutend entwickelt, aber Liebſchaften und tolle Geſellſchaften hatten ſeine Lebenskraft geſchwächt. In dieſer Zerrüttung kränkelte er immer fort, ohne ſich jedoch im geringſten zu ſchonen, und war leidenſchaftlich in Allem. Nur eine einzige Leidenſchaft hatte ihn verlaſſen, die Liebe, die ſich in Haß verwandelte. Zu viel erfahrene weibliche Gunſt bewirkte in ihm Verkennung alles weiblichen Werthes. Er war ſeit zwei Jahren ein heftiger Weiberfeind geworden, und ſein Haß gegen das ganze Geſchlecht ging ſo weit, daß ſelbſt die glänzendſte Belohnung ihn nicht bewegen konnte, ein weibliches Antlitz zu porträtiren.

Nun kam Hollau zu dem Düſtern, brachte ihm ein unter Helion's Papieren gefundenes, aus dem tiefſten Herzen an ihn geſchriebenes Gedicht, erzählte, wie Helion unterm Grabhügel und Viktorine auf dem Todtenbett liege. Da erwachte in Reinalds heißem Herzen die verglommene Freundſchaft in ihrer vollen Glut. Er vergaß ſeinen Weiberhaß und ſeinen Vorſatz, warf ſich an Hollau's Bruſt, weinte, ſagte zu, ergriff ſein Malerzeug, und rief: „Verklärter Freund! Umſchwebe mich bei dem traurigen Geſchäft, und nimm ihr Bild als mein Todtenopfer!“ — So eilte der leidenſchaftliche Jüngling zur Sterbenden. Als er mit Hollau bebend in das Neben-Zimmer trat, tönte ihnen ein ſanfter trauernder Geſang entgegen. Es war Viktorinens Stimme, die ſich ſelbſt das Sterbelied ſang.

Helion hatte ihr in ſeinen letzten Stunden eine weiße Roſe und einen Rosmarinſtrauß, als Bilder der Liebe und ihrer Leiden, gegeben, deren Sinn er in einigen Strophen deutete.

In dieſem Liede ſchien Viktorine jetzt ihre Seele auszuhauchen. So lauteten die Worte:

Wenn der Liebe Knoſpe blüht,
Gegenliebe noch nicht glüht,
Hält in ihrem düſtern Schooße
Furcht der Bangen
Glut umfangen,
Wie der Rosmarin die Roſe.
Als Furcht und Liebe nimm ſie hin
Die Roſe und den Rosmarin!

Iſt, von Hoffnung angefacht,
Freud'ger Liebe Muth erwacht,
Wird in ihres Glückes Schooße
Sehnſucht-Leben
Sie umweben,
Wie der Rosmarin die Roſe.
Als Lieb' und Sehnſucht nimm ſie hin
Die Roſe und den Rosmarin!

Trübt ein feindliches Geſchick,
Liebe, Dir Dein ſtilles Glück,
Lächelſt Du im dunkeln Schooße
Selbſt im Schauer
Deiner Trauer,
Wie im Rosmarin die Roſe.
Als Lieb' und Trauer nimm ſie hin
Die Roſe und den Rosmarin!

Trennen mit feindſel'ger Hand
Macht und Liſt das ſchöne Band,
Dann verſinken in dem Schooße
Wilder Schmerzen
Edle Herzen,
Wie im Rosmarin die Roſe.
Als Schmerz und Liebe nimm ſie hin
Die Roſe und den Rosmarin!

Drückend iſt des Lebens Nacht,
Wo die Sorge einſam wacht;
Liebe läßt vom dunkeln Schooße
Ihr Entzücken
Glühend blicken,
Wie der Rosmarin die Roſe.
Als Lieb' und Leben nimm ſie hin
Die Roſe und den Rosmarin!

Sinkt der Leib in's kühle Grab,
Liebe ſinket nicht hinab;
Sie glüht aus dem Erdenſchooße,
Licht auflebend
Sich erhebend
Wie vom Rosmarin die Roſe.
Zum ew'gen Leben nimm ſie hin
Die Roſe und den Rosmarin!

Obſchon **Viktorine** ſehr leiſe ſang, mußte ſie, bei ihrer zunehmenden Entkräftung, nach jeder Strophe innehalten. So hatte **Reinald**, als ſie kaum den letzten Vers ſang, auch die Hauptumriſſe gezeichnet, und konnte nun an die Ausführung gehen. Jetzt wurde ihm aber die Arbeit beinahe mit jedem Augenblick erſchwert. Da **Viktorine** keine körperlichen Schmerzen litt, ſo zeigte ſich auf ihrem holden Geſicht auch nicht die geringſte Spur von Entſtellung. Ruhig, ſchweigend, und halb ſchlummernd wie ſie da lag, nahmen die ſchönen Züge eine Verklärung an, und wenn ſie in ihren Fantaſien mit **Helion** zu ſprechen glaubte, floß ein himmliſches Lächeln wie leuchtend über das ſich belebende Antlitz. Da wurde **Reinalds** Seele, höchſt reizbar und empfänglich für das Schöne, von der Engels-Anmuth ſo mächtig ergriffen, daß die reinſte Flamme geiſtiger Liebe in dem, von Wehmuth und Entzücken zugleich erfüllten Jüngling empor loderte. Von Wonneſchauern durcheist und durchglüht, verſagte ihm die zitternde Hand oft den Dienſt.

Während dem war die Sterbende in einen ſanften Schlummer geſunken; der Tod ſchien ihr ſo hold erſcheinen zu wollen, als ſie ſelbſt es im Leben und in der Liebe war. **Reinald** war mit dem Bilde ſo weit gekommen, daß er es nun zu Hauſe um ſo beſſer vollenden konnte, als die Gegenwart der Sterbenden auf ihn zu ſchmerzlich wirkte, und ihm nicht länger geſtattete, hier gleichſam das Leben dem Tode zu entwenden. In ſeine Wohnung gekommen, konnte er keine Ruhe finden; ſchlaflos durchwachte er die lange Nacht, zündete Kerzen und Lampen an, ſtellte das Bild auf, und malte, bis Zittern und Thränen ihn fortzuarbeiten hinderten. Er, der ſein Herz dem blühendſten Leben weiblicher Schönheit verſchloſſen hatte, fühlte ſich nun von einer Sterbenden zu unendlicher Liebe entzündet, aber zu einer Liebe, in deren Hochgefühl der Begeiſterte ausrufen konnte: „Helion! Gewähre mir, ſie zu lieben! Sie, deren ich nicht würdig bin, bleibt Dein im Himmel, wie ſie es auf Erden war, und meine Liebe iſt Anbetung, Heiligung meiner ſelbſt.“—

Und Reinald hielt Wort. Sie, die ich kaum mehr Viktorine nennen darf, weil ſie dem Irdiſchen nicht mehr angehört, ſie ward ihm von Stunde an das Ideal einer himmliſchen Erſcheinung, zu dem ſein Geiſt emporſtrebte, dem er ſein Leben und ſeine Kunſt weihte. Seine ſchönſten weiblichen Gemälde waren ein Abglanz ihrer Engelsanmuth. Er, der leidenſchaftliche Jüngling, hatte ſie zum Schutzgeiſte ſeines Lebens erwählt, ward ernſt, ſtill, fromm und tiefſinnig, und erneuerte täglich ſein Gelübde, der Todten treu zu bleiben bis in den Tod.

Noch ſaß er unter den verlöſchenden Lichtern vor dem Bilde, hinſtarrend, ohne einen Pinſelſtrich zu thun, ſeine Fantaſie auf's höchſte geſteigert. Nun fiel das erſte grauenhafte Dämmerlicht des düſtern Morgens auf das Gemälde. Da ſchien ihm plötzlich das bleiche Geſicht noch mehr zu erblaſſen, das Auge zu brechen. Mit dem Wehruf: „Sie ſtirbt!“ ſtürzte er zu Boden.

Nachdem er wieder zu ſich gekommen war, nahm er das Bild von der Staffelei, verhüllte es, und ging damit in das Haus der Trauer. —

Viktorine hatte vollendet, und lag auf dem Sterbelager, nach ihrem letzten Wunſche geſchmückt. Sie war in ein weites weißes Gewand gehüllt; auf der goldenen Lockenfülle trauerte ein Kranz von dunklem Rosmarin. Auf der Bruſt ſchimmerte an einem ſchwarzen Bande ihr unzertrennlicher Gefährte, jenes ſilberne Kreuz, welches einſt von dem bangen Mädchen und dem aus einer Todes-Ohnmacht erwachenden Geliebten in demſelben Augenblicke dankbar geküßt wurde. In den gefalteten Händen hielt ſie, feſt umſchloſſen wie ein Pfand für die Ewigkeit, die weiße Roſe und den Rosmarinzweig, den ihr der ſterbende Helion gab. In ſtummen Schmerz verſunken, ſtand Reinald am offenen Sarge, bewegungslos; ſein Blick ruhte auf den zwei weißen Roſen wechſelweiſe, bald auf der Todten, bald auf der Blume, die ihr Sinnbild zu ſein ſchien. Dann ſtellte er ſchweigend das Gemälde der Vollendeten zu ihren Füßen hin, ſo, daß ein bleiches Antlitz dem andern gegenüber ſtand, und das Bild mit ſeinen offenen Augen wehmüthig auf die geſchloſſenen im Geſicht der Todten hinſchaute.

Jetzt beugte ſich Reinald über ſie, küßte die kalten Lippen, und ſprach mit dumpfer Stimme: „Dieſen Kuß, Du Verklärte, empfange Helion von Dir als unſern Verſöhnungskuß! Dieſer Kuß ſei die läuternde Flamme meines irdiſchen Daſeins!“ —

Reinald verließ die geliebte Leiche nicht, bis der Sarg verſchloſſen ward, folgte ihr zum Kirchhofe, und fühlte die erſte ſanftere Thräne, als er zwiſchen Viktorinens und Helions nachbarlichen Gräbern ſtand. —

# Ein und dreißigſtes Kapitel.

Die Liebe zu der Verklärten. — Pſeudo-Löwen. — Die Zed
auf Libanon.

Reinald wurde durch gemeinſamen Schmerz und gemeinſame Liebe allmälig ein Mitglied in Hilmars Familie. Man glaubte ihm anfangs nur Aufmerkſamkeit und Dan ſchuldig zu ſein, daß er jenes traurige Geſchäft der Abbildun der Sterbenden übernommen hatte, welches wohl jeden Maler ſchmerzlich ergreifen muß, um ſo mehr ein höchſt reizbares Gemüth wie Reinalds. Die liebenswürdige Schönhei im Augenblicke ihres Vergehens erfaſſen, das Leben vom Tode nehmen, das Sterbebett zum Blumenbeet eines neuen Daſeins machen, — wie herrlich, aber auch wie herzzerreißend

Reinald, offen wie er war, verhehlte nicht, wi mächtig Vikterine in ihren letzten Augenblicken auf ihn gewirket habe. Man hielt ihn zuerſt für einen ſchnell auflodernden Enthuſiaſten; da es ſich aber zeigte, daß jener Eindruck in ihm nicht erloſch, erkannte man die Tiefe ſeines Gemüths. Der alte Hilmar hing mit voller Seele an ihm; Serena und Flora betrachteten ihn mit Ehrfurcht, und er erſchien ihnen wie ein Vertrauter der beiden Verklärten.

Reinald that, was in ſeinen Kräften ſtand, den Schmerz der Trauernden, indem er ihn ſelbſt feſthielt, durch Verſchönerung zu mildern, und bediente ſich zu dieſem Zwecke aller Macht, die ſeine ſchöne Kunſt ihm darbot. Er begann unverzüglich ein ſinnvolles großes Gemälde. Im dunkeln Vordergrunde erhob ſich ein dichter düſterer Zypreſſenhain.

Am Eingange deſſelben ſchimmerte ein Leichenſtein von weißem Marmor; in einem Kranze von Roſen und Rosmarin erſchienen Viktorinens und Helions Bildniſſe. Am Fuße des Denkmals lagen, gleichſam als Symbole der wichtigſten Lebensverhältniſſe und zugleich die Nichtigkeit des Irdiſchen andeutend, verſchiedene Kränze theils welk, theils halbentblättert oder zerriſſen, in wildem Gewirre unter einander; ein Myrten- und Roſenkranz der Liebe, ein Brautkranz zur Hälfte von einem feuerfarbenen, ein Nonnenkranz, größtentheils von einem ſchwarzen Schleier verdeckt, ein Lorbeerkranz mit Dornen vermiſcht, ein Eichenkranz mit Neſſeln, ein Epheukranz mit Schierling, und mehrere andere. — Über dem — im Hintergrunde ſich öffnenden Horizont glüht die Morgenröthe, die erſten Sonnenſtrahlen brechen hervor, und in ihrem Glanze ſchwebt der Genius der Unſterblichkeit himmelan. Ein Strahl ſeiner Glorie fällt auf das Grab.

Dieſes Gemälde wurde in Viktorinens Sterbezimmer aufgeſtellt und mit einem Vorhange von ſchwarzem Tafft bedeckt.

So kindlich ſanft aber Reinald ſich gegen Hilmar und die Seinigen benahm, unter denen er ſich ſo wohl befand, daß er ſogar Helions Zimmer bezog; eben ſo heftig, ſarkaſtiſch und ſtolz zeigte er ſich beinahe gegen alle übrige Welt, von welcher er nichts mehr wiſſen wollte. Verlangte man von ihm ein Gemälde, ſo ſchlug er's entweder geradezu ab, oder brachte dabei ſo viele Züge beißender Satyre an, daß er ſich dadurch Feinde zuzog, auch mächtige, da er auf Stand und Rang des Beſtellers keine Rückſicht nahm. Als

Hilmar ihn deshalb einſt väterlich warnte, gab er n
einer ſeltſamen Miſchung von Weichheit und Erbitterung z
Antwort: „Ich kann nicht anders reden als ich denke, nic
anders handeln, als mich's treibt, nichts Anders malen, a
was mich begeiſtert. Und wie wenig dieſe Menſchen da
paſſen, einen Künſtler für ſie zu begeiſtern, das fühlen Si
trefflicher Hilmar, gewiß eben ſo, als ich es fühle. J
haſſe die verbuhlten Weiber, und ihretwegen die buhlend
Männer. Ihr ſchales Liebeln iſt nichts als ein erbärmlich
Mittel gegen die lange Weile, oft gleich den Blutegeln, d
dem Kranken das Blut ausſaugen, und beim Verluſt desſe
ben ihr eigenes Leben einbüßen. In der Liebe iſt Trug un
Täuſchung; nur wo der Menſch haßt, zeigt er ſich wah
Darum will ich lieber gegeißelt als geſchmeichelt, lieber g
haßt als geliebt ſein; ſo weiß ich doch woran ich bin, kan
mich ſtählen, hüten und wehren, ohne mich von irgend eine
Sirenengeſange einſchläfern zu laſſen. Haßt mich, ihr Men
ſchen, ich bitt' euch, haßt mich! Ich fürchte euch nich
wahrlich nicht! Glaubt ihr mich zu ſchrecken? Meint ihr, i
ſei das ſchüchterne Schaf, und ihr wäret die furchtbaren L
wen? Ja, Löwen ſeid ihr, ſogar goldene Löwen, und den
noch erbärmliche Löwen! Sehen Sie, Hilmar, ich laſ
Ihnen jetzt drei Löwen vortreten, die Löwen heißen un
doch keine Löwen ſind, ſo wie manche Menſchen etwas he
ßen, was ſie nicht ſind. Vor der Bude jedes Kerzenhändler
ſehen Sie einen aufrecht ſtehenden Löwen, der eine Fackel i
der Tatze hält; wer die kecke Figur ſieht, müßte glauben
daß ſie die Welt entweder erleuchtet oder anzündet. Keines

wegs! Die Welt bleibt ohne Licht und ohne Feuer. Wie viel ſolche gemalte Löwen-Kreaturen finden wir nicht unter den Menſchen! — Nicht weniger häufig ſind die menſchlichen Ameiſen-Löwen; hier verbindet ſich das Höchſte mit dem Winzigſten, der große Name mit einem Inſekten-Nichts! Er heißt Löwe, und ſtellt Ameiſen nach, die mit Beihilfe des abgleitenden Sandes in ſeine trichterförmig gehöhlte Grube fallen, wo ſie dem Löwenpasquill zur Nahrung dienen. — Endlich kommen wir gar auf einen Löwen, der das ſchändlichſte Sinnbild frecher Nichtswürdigkeit iſt, — den Müller-Löwen. Er geht mit einer Löwenhaut herum, und ſchreckt jeden, der ſich ſchrecken läßt, weil er ihn für das hält, wofür er ſich ausgibt; der Unverzagte aber nimmt ihm die Haut ab, und ſagt dem Verblüfften in's lange Ohr, daß er — ein Eſel ſei. Den letzten Platz unter dieſen Löwenarten nimmt der Lion — der Mode-Löwe, ein, die ephemere Karrikatur unſerer Salons und Novellen. So ſind der Männer gar viele; es ſcheint, als wollten ſie verſengen, verſchlingen und zerreißen, aber — die Fackel brennt nicht, was ſie verſchlingen, ſind nur Ameiſen, und ſie zerreißen nichts, ſobald man ihnen nur die Haut abnimmt. Glauben Sie mir, es gibt wenig wahrhafte Löwen, aber deſto mehr Kerzen- Ameiſen- und Müller-Löwen, gegen die man nichts weiter zu thun braucht, als ſie nicht zu fürchten, oder höchſtens ihnen zu ſagen, daß man ſie kennt.“ —

Hilmar fühlte zwar immer die treffende Wahrheit ſolcher Äußerungen Reinalds; ſie ſchienen ihm aber doch zu verwegen und gefährlich, und verwundeten ſein friedliches

Gemüth. Reinald bemerkte dann wohl, daß Hilmar Helions edelſanfter und großmüthiger Natur, — die keines bittern Grolls gegen den Menſchen überhaupt fähig war, und böſen Unmuth in ſich ſo wenig feſtwurzeln ließ, als ein klarer See den Schatten düſtrer Donnerwolken in ſich einſaugen kann, — vor ſeiner ſchonungslos heftigen den Vorzug gab. Reinald ſelbſt geſtand Helions höherem Weſen, das wie aus dem tiefen Blau des höchſten Äthers gebildet zu ſein ſchien, gerne den Vorzug, und bewies es jedesmal dadurch, daß er nach jeder ſarkaſtiſchen Dythyrambe gleichſam um einen Balſam auf Hilmars wunde Seele zu legen, entweder Helions feuriges Lob ſprach, oder, was noch mehr wirkte, etwas von ſeinen hinterlaſſenen Fragmenten vorlas. Gegenwärtig führte er den begütigten Hilmar an ſeine Staffelei, und zeigte ihm hier ein ziemlich großes Gemälde, auf dem nur einzelne, noch unkennbare Umriſſe zu ſehen waren; im Vordergrunde aber ſtand zur Linken eine, ſchon größtentheils vollendete, herrliche Zeder. „Was unter dieſen erhabenen Baum kommen wird“ ſagte er, „ſoll dieſes Bild, das ich zu einem Hochzeitgeſchenk für Flora beſtimme, zu ſeinem Zwecke vollkommen eignen. Zur Wahl des Zederbaumes veranlaßte mich ein Fragment in Helions Tagebuch.“ —

Helion führte ein zwangloſes ſogenanntes Tagebuch, dem er den Titel gab: „Des Lebens Licht- und Schattenſeite.“ Er ſchrieb darin ſeine Anſichten, Gedanken, und Empfindungen über alles Erfreuliche oder Schmerzliche, das im Leben ihm begegnete, nieder. Hier befand ſich auch das folgende Fragment:

### »Die Zeder auf Libanon, ein Sinnbild der Religion.«

„Auf Libanons höchſter Bergſpitze reift die echte Zeder,*) gleich einer großen Seele, in Stille und Einſamkeit. Aus einem ſteinigen dürren Sandboden erhebt die *Immergrünende* ihr Haupt zum Himmel. Nirgend gedeiht der Glaube kräftiger, nirgend ſproßt und blüht der religiöſe Sinn ſchöner, nie blickt das Vertrauen auf Gott muthiger zum nahen Himmel empor, als aus der Sandwüſte des **Unglücks**, und immergrünend wie die Zeder biſt Du, Religion, Deinen Geweihten!“

„So wie die Zeder auf Libanon den Reichthum ihrer prächtigen Zweige zur Erde herabſenkt, und damit auf den umgebenden Raum erquickende Kühlung hinſchattet, ſo ſenkt auch die Religion ihren Himmelsfittig zur Erde herab, uns ſchützend vor der Glut der Lebensqualen und der Leidenſchaften, uns ſtärkend zur Pilgerreiſe und zum Blicke nach oben. Die Zeder bedarf nur in ihrer zarten Jugend einigen Schutz gegen tödtende Kälte: hat ſie einmal ihre volle Stärke erreicht, dann brauſen vergebens alle Stürme über ihren Scheitel dahin; in ihrer Rüſtung ſpottet ſie der Wuth zerſtörender Fröſte; ihr Stamm trotzt Jahrtauſenden.“

„So unerſchütterlich gegen alle Stürme und Leiden des Lebens ſteht auch der Menſch, den Du, o Religion, gegür-

---

*) Man nennt ſie zum Unterſchiede von andern verwandten Bäumen *die Zeder von Libanon*.

tet und gerüſtet haſt mit Vertrauen auf Gott und mit dem Gefühl ſeiner Unſterblichkeit. Der Sternendom ſeiner Seligkeit ragt über das Leben empor, wie die majeſtätiſche Zeder aus andern Bäumen, wie Salomo's Tempel von Zederholz über die Götzentempel von Marmor und Gold!" —

Jene Zeder, welche Helion als Sinnbild der Religion deutete, bewog den fantaſirenden Reinald zu einem neuen Gemälde. Im Vordergrunde erhob ſich ein Zederbaum in ſeiner majeſtätiſchen Schönheit. In ſeinem Schatten ſaß eine Madonna mit dem auf ihrem Schooße ſpielenden Chriſtuskinde; vor Beiden ſtand die kräftige Geſtalt des heiligen Joſeph. Er zog mit dem ſtarken Arm einige Zweige des hohen Baumes herab, und wölbte ſie zu einem kühlen Laubdach für Mutter und Kind, deren holdſeliges Lächeln auf ſein gebräuntes Antlitz einen verklärenden Schein warf. Zu ſeinen Füßen lag verſchiedenes Werkzeug.

Als das Bild vollendet war, beſtimmte Reinald es zu einem Hochzeitgeſchenk für Flora." Ein ſolches Gemälde, ſagte er, darf im ehelichen-Kreiſe ſo wenig fehlen, als die Sonne in unſerm Sternenſyſtem. Der Anblick der heiligen Familie heiligt unſern eigenen Bund und unſer Inneres. Sie zeigt uns das Ideal weiblicher Würde und männlicher Große, die Liebe in ihrer höchſten Reinheit, die Vollkommenheit der ſchönſten wechſelſeitigen Pflichtleiſtung, und die Thätigkeit der edelſten Uneigennützigkeit, wodurch zwei Weſen in Eines verſchmelzen, indem ſie ſich zum Wohle eines Dritten vereinigen. Das Kind iſt der Spiegel, in dem Beide ihre Liebe und ihre Tugenden anſchauen."

Wenn Reinald ſich in ſolchen Reden ereiferte, konnte Vater Hilmar ſeine Augen von ihm nicht abwenden.

Des Malers Geſtalt hatte mit dem geſtorbenen Dichter überhaupt einige Ähnlichkeit; ſo wie er aber in Feuer gerieth, wurde dieſe noch auffallender, ja manchmal ſo wunderbar, daß es ſchien, als ſei er Helion ſelbſt, nur heftiger, und durch feindſelige Schickſale etwas verwildert. Er ſelbſt dachte ſich in Helions Weſen und Eigenheit mit jedem Tage tiefer hinein, und gefiel ſich in dieſer Rolle ſo ſehr, daß er ſeine ehemalige Trennung von Helion aufgehoben und ſich der Liebe Viktorinens werth zu machen glaubte. Es entſtand dadurch eine Art von düſtrer Schwärmerei in ihm; er ſtrebte Helions dichteriſches Leben in ſeinen Farbendichtungen fortzuſetzen. Ernſt und wortkarg im ruhigen Zuſtande, loderte er im exaltirten deſto heftiger auf, und war allerdings ein Stern ſo gut als ſein geſchiedener Freund, doch ein rothfunkelnder Mars, wo Helion als holder Abendſtern leuchtete. Sah er irgend einen Menſchen, über die wunderbare Ähnlichkeit betroffen, dann triumphirte er in ſeinem Innern. So ſchritt er denn, wie ein vorzüglicher Schauſpieler als Geiſt im Hamlet, wie Helions Schattenbild, geſpenſtiſch durch's Leben dahin, gleichſam als hätte das Schickſal ihm die Pflicht aufgelegt, ſein Weſen aufzugeben und ein Anderer als er ſelbſt zu ſein; und dieſer Wahn wurde in ihm endlich zur fixen Idee.

## Zwei und dreißigſtes Kapitel.

### Die Macht der Natur. — Der Erfindungsgeiſt der Liebe.

Dem neuen Brautpaar hatte Reinald ſein Gemälde der heiligen Familie als Vorbild ihres ehelichen Lebens aufgeſtellt. In wie ferne Graf Dennefeld und Flora dem ſchönen Ideale nacheifern und ſich nähern werden, ſteht zu erwarten. Iſt es aber erlaubt, das Irdiſche mit dem Himmliſchen zu vergleichen, ſo muß ich ſagen, daß Barnabas und Gabriele, deren Schlafzimmer der nämliche erhabene Gegenſtand ſchmückte, in ihrem Familienleben den ſegenreichen Einfluß fühlten, welchen das würdige Streben nach tugendhafter Vervollkommnung gewährt. Ihre Lebensweiſe war eben ſo einfach als rein, im Größten wie im Kleinſten. Barnabas war allen ſeinen Unterthanen ein Muſter von Fleiß und Redlichkeit. Da er ſich nicht ſcheute, ſelbſt den Pflug zu führen, und überhaupt beim Ackerbau, den er vorzüglich liebte, Hand anzulegen, ſo folgten alle Dorfbewohner ſeinem Beiſpiel, und in der ganzen Gegend nannte man ihn den wackern Ackersmann. Sein Körper hatte durch freudige Thätigkeit eine ſolche Fülle von Geſundheit und Stärke gewonnen, daß er Allen, die ihn längere Zeit nicht geſehen hatten, als ein Fremder erſchien, und zwar um ſo mehr, als auch ſein heiterer Geiſt nicht die geringſte Spur jener Schüchternheit und Melancholie zeigte, die, nebſt der Katzenſcheu, einſt ſeine Quälgeiſter waren. Da wir nun von dieſer glücklichen Familie Abſchied nehmen, ſo ſage ich dem Leſer zu ſeiner Beruhigung, daß Gemüthsruhe, Arbeitſamkeit und Frohſinn — ſo viel ich erfahren konnte — von den wackern Eltern noch auf ihre Kinder vererbt wurden, und der Schlangenring mit der goldenen Krone bei ihnen ſtets in Ehren blieb.

Flora hing mit ganzer Seele an dem heiligen Bilde, und beſchloß ihrerſeits eine fromme Nachahmerin zu werden. Graf Hermann von Dennefeld aber betrachtete das ſchöne Gemälde manchmal mit einem betrübten Geſicht, weil — die Hoffnung es zu realiſiren, noch immer mit einigen Hinderniſſen zu kämpfen hatte, welche von dem beſagten gold'nen Wolf herkamen; denn der General wollte ſeinem Neffen zu dieſer Heirath die gewünſchte Zuſtimmung noch immer nicht geben, Hermann aber den Oheim gegen ſich nicht aufbringen.

Indeß — wofür wüßte die erfinderiſche Liebe nicht Rath? Hermann kannte die ungeheure Eitelkeit ſeines Oheims, der jeden Zufall, der ihn während eines Feldzuges traf, zu einer Heldenthat ſtempelte, von welcher zu reden und zu erzählen er nicht aufhören konnte. Insbeſondere rühmte er ſeine Großthaten in einem Türkenkriege mit der unerſchöpflichſten Beredſamkeit, obſchon dieſe — mit hiſtoriſcher Strenge genommen — in nichts Anderem beſtanden, als daß ihm eine Flintenkugel den Zopf wegriß, und er auf dem Schlachtfelde — am Morgen nach der Schlacht — einen Roßſchweif fand, den er als eine erkämpfte Trophäe ſich haſtig zueignete. Es ſcheint beinahe, als hätte der goldene Kriegsmann — wenigſtens zu jener Zeit — mehr mit den

Todten, als mit dem Tödten zu thun gehabt. Als jene Schlacht in der Nähe von Belgrad vorfiel, war er Fähnrich; General und goldner Wolf wurde er lange nachher, und zwar Eines durch das Andere. Hermann aber kannte die ſchwachen Seiten ſeines Oheims, und benützte ſie für das Glück ſeiner Liebe.

Reinald, in das Geheimniß eingeweiht, ging ſogleich an's Werk, und arbeitete mit größter Anſtrengung an dem Gemälde, an dem eigentlich Alles lag. Im Hintergrunde erblickte man das Oberſchloß der Feſtung Belgrad. In ihrer Nähe wüthete das gräßlichſte Schlachtgetümmel; die Donau und die Sau waren an ihrem Zuſammenfluße mit Leichen bedeckt. Im Vordergrunde erſchien der Feldherr mit ſeiner glänzenden Umgebung. In der Entfernung brach zur rechten Seite ein Infanterie-Regiment mit gefälltem Bajonet am umbüſchten Rande des Gemäldes hervor. Ein Offizier, der in der Rechten den Degen ſchwang, in der Linken einen Roßſchweif nachſchleppte, hatte die Uniform, die Geſtalt und das Geſicht des Oheims. Aus der Feſtung flog eine Kanonenkugel gerade nach dem Kopfe dieſes Offiziers auf eine ſolche Weiſe, daß nicht ſowohl der unſchuldige Zopf in Lebensgefahr, ſondern vielmehr der Inhaber deſſelben der Todesgefahr nahe zu ſein ſchien.

Der General kam nach einer Abweſenheit von mehreren Wochen jetzt wieder zurück. Graf Hermann bat ihn zu einem Dejeuner zu ſich, damit er Flora wenigſtens nicht mehr bloß aus poetiſchen Beſchreibungen kenne, weil die Liebenden ſtets ſehr unzuverläſſige und parteiiſche Geſchichtſchreiber ſind. Der General trat, eben nicht zum Beſten gelaunt, in das Geſellſchaftszimmer, prallte aber voll Verwunderung zurück, als er ſtatt der erwarteten Ehſtands-Kandidatin ſich ſelbſt in dem — wie er glaubte und ſagte — glorreichſten Moment ſeines Lebens erblickte. „Ei — rief er — das iſt ja die merkwürdige Schlacht vor Belgrad! herrlich! aber weißt Du, lieber Hermann, dabei war ich ja ſelbſt?“ — Er ſtellte ſich als ſähe und kenne er ſein gemaltes Ich nicht. Der ſchlaue Neffe merkte den Pfiff und ſagte mit Wärme: „Eben das macht mir das Gemälde ſo unbeſchreiblich lieb und werth. Ihre Thaten, lieber Oheim, leben in meiner Seele.“ — Er erzählte nun ein Märchen, wie er theils von Verwandten, theils von Männern, die in der Kriegsgeſchichte ganz zu Hauſe ſeien, jene Heldenthaten vernommen, und nach ihrer Angabe das Gemälde entwerfen ließ. Der freudetrunkene Oheim rief nun, mit ſcheinbaren Verdruß über ſich ſelbſt: „Wie konnte ich auch ſo ungeſchickt ſein, mich nicht ſogleich auf den erſten Blick zu erkennen. Ich bin's, ja ich bin's, wie ich leb' und leibe! Zum Sprechen getroffen! der Maler — weißt Du — der Maler, der ſucht ſeines Gleichen; ja ein wahrer Hexenmeiſter! Hat mich nie geſehen, und malt mich, als wär' er mir nie von der Seite gekommen. Hol' mich der Teufel, das iſt ſcharmant!“

Die Freude der geſchmeichelten Eitelkeit ſtieg mit jedem Augenblick. Als Hermann dieſer günſtigen Stimmung ſich verſichert ſah, öffnete er die Thür des Nebenzimmers; Hilmar, Flora, Serena, Hollau und Reinald traten heraus. Hermann ſtellte ſie dem Oheim vor. Dieſer empfing ſie mit zuvorkommender Freundlichkeit, und überraſchte den Neffen nach einer halben Stunde noch ſtärker, als dieſer ihn überraſcht hatte, indem er zu Floren ſagte: „Die Liebe meines wackern Neffen zu mir verdient mehr Belohnung, als ich ihm geben kann; Fräulein, wenn Sie das Geſchäft für mich übernehmen wollten, ſo müßte ich Ihnen ſelbſt ſehr dankbar ſein.“ — „Meine Braut!“ — rief Hermann, indem er ihre Hand feurig an die Lippen und ſie ſelbſt an's Herz drückte. Florens geſenkte Blicke und ihre hochrothen Wangen widerſprachen der Apoſtrophe nicht; ſie war indeß eben ſo erſtaunt als ihr Vater, da Hermann ſeinen Plan ihnen verheimlicht hatte, um ihr Zartgefühl nicht zu verletzen. Als Hermann das bebende Mädchen umarmte, that der entzückte General ein paar Sturmſchritte gegen Hilmar, ſchloß ihn gleichfalls in die Arme, und rief im Kommando-Ton: „Ergebt Euch! Und nun laßt uns im Angeſicht der Feſtung Belgrad die Kapitulation ſchließen!“

Hermann benützte die gute Zeit und das Feuer des Oheims, und ſo geſchah die Verlobung freudig und friedlich, indeß hinter ihnen die Schlacht wüthete. Nachdem die Hauptſache geordnet war, ſtellte Hermann ſeinem Oheim den Maler vor, welcher von dem, mit Worten ſtets freigebigen Kriegshelden geküßt und mit Lob überſtrömt wurde. Endlich ſagte er: „Hören Sie, unvergleichlicher Künſtler und Meiſter! Nur ein Einziges finde ich an dem ganzen Gemälde zu tadeln: die Kugel, die meinem Leben drohte, aber glücklicherweiſe nicht den Kopf, ſondern nur den Zopf wegriß, war keine Kanonenkugel, ſondern nur eine Flintenkugel.“

Reinald ſtellte ſich betroffen, obſchon er wohl wußte, daß er den Fehler abſichtlich begangen hatte, um die Scheingefahr zu vergrößern. Da nahm der General wie tröſtend wieder das Wort, und ſagte, den Maler auf die linke Schulter klopfend: „Das hat im Grunde nichts zu ſagen! Kugel iſt Kugel.“ — Er ſagte dies abſichtlich, damit der Maler nicht etwa auf den Gedanken komme, die Kanonenkugel auf eine Flintenkugel zu reduziren.

Nun mußte ſich aber die Geſellſchaft gefallen laſſen, die ganze Geſchichte ſeiner Kriegs- und Heldenthaten anzuhören. Die Erzählung dauerte zwei volle Stunden, und würde vermuthlich noch länger gedauert haben, hätte ſich Graf Hermann nicht die Weiſung erbeten, wann er das Gemälde in des Erzählers Wohnung dürfe bringen laſſen.

Da dieſer die Erlaubniß hierzu ſogleich ertheilte, brach die Geſellſchaft auf, und begleitete das Bild feierlich in die Wohnung des präſumtiven Originals. Sie wurde für dieſen Gang auch reichlich belohnt, denn der Oheim zeigte nun ſowohl den erbeuteten Roßſchweif als den aufbewahrten Zopf, mit dem Verſprechen, daß ſein Neffe einſt nicht nur ſein Vermögen, ſondern auch dieſe zwei Kleinode erben ſolle. Beim Hochzeitmahle ſtand ſogar eine Feſtung Belgrad von Zucker auf dem Tiſch, und todte Zuckertürken lagen ringsumher auf den Bäuchen.

## Drei und dreißigſtes Kapitel.

### Maſchinen-Gewitter. — Das goldene Kegelſpiel.

Die Hochzeit iſt vorüber. Wir laſſen nun auch die Flitterwochen hinfliegen, um das junge Ehepaar erſt dann zu betrachten, wenn der erſte Zauberduft ſich verloren hat, und der erſten Eheſtands-Dekorazion, die immer das Elyſium vorſtellt, die zweite folgen wird: eine irdiſche Landſchaft, die ihre Pflege verlangt. Indeſſen finden wir Zeit, uns wieder einmal nach dem Herrn Martin Biergans, Edlen von Roſenſchwert, umzuſehen.

Dieſer wackere Mann hatte von ſeinem ewigen Antagoniſten, dem muthwilligen Müßiggänger Adalbert fortwährend viel zu leiden, aber gerade dadurch, daß der junge Herr ihm unaufhörlich einen Schabernack nach dem andern ſpielte, gewöhnte ſich der Gequälte an ſeinen Quälgeiſt immer mehr, und endlich ſo ſehr, daß ihm, wenn Adalbert längere Zeit ihn ruhig ließ, das einförmig matte Leben wie eine Speiſe ohne Gewürz vorkam. Er ging ſtets mit dem Vorſatze herum, dem jungen Teufel, über den er ſich todt ärgern und todt lachen wollte, einen tüchtigen Streich entgegen zu ſpielen; in dieſer ſüßen Hoffnung ließ er ſich von ihm Alles gefallen. Im nächſten Sommer wohnte Herr Martin Biergans in ſeinem neugekauften Landhauſe. Hier beehrte ihn Adalbert mit häufigen Beſuchen, nur in der Abſicht, ihn mit der Furcht, vom Blitze getödtet zu werden, unaufhörlich zu ängſtigen. Herr Martin ließ ſich, als er das Haus kaum bezogen hatte, ſogleich wieder ein ſeidenes Zimmer einrichten; eben dieſe Vorſicht brachte den muthwilligen Jungen auf die Idee, den Beſitzer mit Gewittern zu umgeben. Er kündigte dem Alten an, daß, nach den Beobachtungen der Pariſer Aſtronomen, der gegenwärtige Sommer mehr Gewitter haben werde, als die drei vorhergegangenen zuſammengenommen. Nun ſchaffte er ſogleich eine tüchtige Donnermaſchine und die nöthigen Blitzinſtrumente von einem Theater herbei.

Kaum war die zweite Nacht angebrochen, als Adalbert ſeine Machination begann. Der Donner rollte aus der auf dem Dachboden angebrachten Maſchine, der Blitz ſowie ſein Feuer vor den Fenſtern, die nach dem Garten ſahen, wo mehrere Eingeweihte auf den Bäumen ſaßen. Herr Martin eilte in's ſeidene Zimmer, und ſchwitzte unter einer Laſt von Seidenzeug. In der nächſten Nacht ging dasſelbe Spektakel an, und ſo fort und fort; der Himmel ſchien einen hundertjährigen Vorrath von elektriſchem Stoff der Erde als eine rückſtändige Schuld abtragen zu wollen.

Da Adalbert endlich an den Schreckens-Szenen früher die Luſt verlor als Herr Martin die Furcht, ſo gebot er ſeinen Donnermaſchinen die Ruhe.

Ich weiß es, daß viele Leſer den Herrn Martin, weil er ſich auf ſolche Weiſe ſchrecken ließ, für einen erbärmlichen Schuft halten werden. Ich gebe ihnen nicht unrecht; doch bitte ich ſie, dabei auch zu bedenken, wie viele Menſchen ſich in ähnlichen Fällen durch ſolche Theater-Gewitter ſchrecken laſſen, deren Nichtigkeit ſie einſehen müßten, wenn ſie nicht zu blöde oder zu feig wären. Wie mancher Bramarbas hat nur mit der Donnermaſchine gedonnert, wie manches Pſeudo-Genie nur mit Colofonium geblitzt, und nur dadurch bewirkt, daß man ihre falſchen Donner und Blitze für wahre hielt!

Als drei Nächte ruhig vorüber gegangen waren, trat Adalbert zu Herrn Biergans in's Zimmer, und wünſchte ihm Glück zu der ruhigen Zeit. Herr Biergans zeigte ſich, nachdem die Gefahr vorüber zu ſein ſchien, ſehr ſtarkmüthig, und bemerkte ſogar, behaglich lächelnd: Es ſei von ihm dumm geweſen, als Beſitzer eines ſeidenen Zimmers ſich ängſtigen zu laſſen; der Reichthum gebe Mittel gegen Alles.

Adalbert. Gegen Alles? Gegen die Furcht doch nicht! davon haben Sie ſelbſt den Beweis geliefert.

Biergans. Die Furcht iſt ein böſes Weib, das nur dann im Hauſe tiranniſirt, wenn der Mann ein Weib iſt.

Adalbert. Wo haben Sie das geleſen?

Biergans. In meiner eigenen Furcht.

Adalbert. Das heißt: in der Furcht vor dem Nichts.

Biergans. Ich fürchte nun kein Gewitter mehr; mag der Himmel noch ſo viele Blitze vorräthig haben, ſo hab' ich genug Geld, mich mit Seidenſtoff dagegen zu ſchützen.

Adalbert. Was geben Sie mir, wenn ich Sie von aller Gewitterfurcht heile?

Biergans. Können Sie die Gewitter hindern?

Adalbert. Das nicht; aber — unterlaſſen kann ich ſie.

Nun erzählte der Muthwillige die geheime Geſchichte ſeiner unſchädlichen Gewitter. Herr Martin verſagte den Glauben, bis Adalbert ihm endlich die Maſchine zeigte, und noch an demſelben Abend ein Ungewitter aufführte, beſſer als auf manchem Theater. Um ſeine Beſchämung zu verbergen, behauptete Herr Martin neuerdings, daß er nicht einmal die wirklichen Gewitter zu fürchten brauche, ſo lange ſein Reichthum ihm geſtatte, für Blitzableiter und ſeidene Gemächer zu ſorgen.

Armer Mann! ſagte Adalbert, Ihr Reichthum? Sie lieben das Kegelſpiel, das weiß ich, und ſage daher: Wer nicht im Stande iſt, neun Kegel und die Kugel, ſtatt von **lignum sanctum**, von Gold zu haben, der darf gar nicht ſagen, daß er reich iſt.

Herr Biergans ſtutzte, und ſchwieg einige Augenblicke gegen den ihn ſatyriſch anlächelnden Antagoniſten. Endlich ſagte er: „So? Kegel und Kugel nicht von Gold? „Ich will Ihnen zeigen, daß ich reich bin. Kommen Sie in vierzehn Tagen wieder; dann ſpiele ich mit Ihnen, und Kegel und Kugel ſollen lauteres Gold ſein.“

Herr Martin hatte den Fehler, daß er den Reichthum für das Höchſte, und ſich ſelbſt für unermeßlich reich hielt. Dieſer zweifache Wahn riß ihn zu der übereilten Behauptung hin. Adalbert dagegen nahm den Bleiſtift, rechnete ganz ruhig, und ſagte dann: „Wiſſen Sie, wie viel eine goldene Kugel, mit neun goldenen Kegeln, Dukaten gäbe? wiſſen Sie, daß Ihr ganzer Reichthum nicht hinreichen würde, ein ſolches Kegelſpiel ſich anzuſchaffen?“

Herr **Martin** ſtutzte; dann lachte er aber grobvornehm, und ſagte: „Sie mögen mir auch der wahre Rechenmeiſter ſein! Und was wetten wir, binnen ſechs Wochen ſpielen Sie in meinem Garten mit einer goldenen Kugel und neun goldenen Kegeln?“

**Adalbert.** Ich ſage Ihnen aber, daß es nicht ſein kann. Hören Sie nur erſt, welche Summe Ihnen das koſten würde!

**Biergans.** Wollen Sie mich zum Beſten haben? Dießmal gelingt Ihnen der Spaß nicht. Aber ſagen Sie Ihre Lüge nur heraus, damit ich wieder Ruhe bekomme.

**Adalbert.** Ich ſage Ihnen, daß eine goldene Kugel mit neun goldenen Kegeln Summa Summarum — in gehöriger Größe und Schwere — beiläufig fünf und fünfzig tauſend Stück Dukaten in Gold enthält: wozu dann erſt noch die Prägekoſten zu bezahlen kommen. Zur klaren Darſtellung der Sache diene Ihnen die Berechnung, welche ich hier vor Ihren Augen zu Papier bringe.

**Adalbert** ſetzte ſich an den Schreibtiſch und ſchrieb die folgende wohl memorirte Berechnung als ein Produkt augenblicklicher Eingebung auf. Dabei ſprach er halbleiſe: Was koſten 9 Kegel und eine Kugel von reinſtem Golde, in der Größe des gewöhnlichen Kegelſpiels? Vorausgeſetzt, daß die neun Kegel aus Buchenholz, und die Kugel aus lignum sanctum verfertigt iſt. Ein Kegel von Buchenholz nach unterſuchtem Gewichtmaß, wiegt 49 Loth daher 9 Kegel 441 Loth. Nach der Tabelle über die ſpezifiſchen Schweren feſter Körper verhält ſich Buchenholz zum reinſten Gold wie 0,854 zu 19,640; wenn daher x das Gewicht in Gold von 9 Kegeln iſt, ſo verhält ſich **441**: $x = 0{,}854$: **19,640** und $x = 441 \times \frac{19640}{0854} = 316$ Pf. **29** Loth $3\frac{371}{427}$ Quintl Gold.

Nun wiegen **5** Stück Dukaten **1** Loth Wiener Gewicht, folglich wiegen die **9** Kegel nach dem gefundenen Gewicht in Gold — **50708** St. Dukaten mit Hinweglaſſung der Brüche.

Eine Kugel von **lignum sanctum** mißt im Durchmeſſer **4″ — 3‴** daher beträgt — mit dem Verhältniß **7 — 22** der körperliche Inhalt derſelben $= \frac{54043}{1344}$ Kubik Zoll, folglich das Gewicht der Goldkugel von **4″ — 3‴** im Durchmeſſer, $\frac{54043}{1344}$ (nachdem der Kubik Zoll Gold vermög der aufgelöſten Proportion $\frac{35483}{86400}$ Pf. wiegt) $\times \frac{35483}{86400}$ Pf. $=$ **25** Pf. **26** Loth $1\frac{3}{17}$ Quintl. Nun wiegen **5** Stück Dukaten **1** Loth Wiener Gewicht, folglich wiegt die Kugel **4131** Stück #
mit Hinweglaſſung der Brüche alſo das ganze Kegelſpiel von Buchenholz im Golde **54839** " "

Adalbert ſchwieg mit triumphirendem Lächeln. Biergans war ganz verblüfft. Endlich ſchrie er dem Hexenmeiſter in's Ohr: „Wiſſen Sie, was ich zu Ihrem Elaberat ſage? — Nichts als: Larifari! das heißt, daß Sie gut lügen aber ſchlecht rechnen können. Kurz! binnen ſechs Wochen von heute an, habe ich mein goldenes Kegelſpiel, Ihnen zum Trotz!

Adalbert. Und ich ſage Ihnen ſo viel, daß Sie's nicht haben, weder in ſechs Wochen, noch in ſechs Jahren. Damit Sie aber ſich überzeugen, daß ich wenigſtens dieſes Mal die Wahrheit ſage, ſo laſſen Sie die Aufgabe von Andern berechnen, und ich wette, daß auf jeden Fall keine bedeutende Differenz heraus kommen kann.

Herr Martin willigte nun ein. Wer rechnen konnte, mußte rechnen. Es wurden eigene Rechnungsfeſte gegeben, wo tüchtig gerechnet, und noch tüchtiger getrunken und gegeſſen wurde. Das Facit und Reſultat alles Rechnens, Eſſens und Trinkens war für Herrn Martin Biergans, Edlen von Roſenſchwert, die traurige Überzeugung, daß er nicht im Stande ſei, ſich ein goldenes Kegelſpiel anzuſchaffen.

Der geldſtolze Herr Martin erſchrack über die Unfähigkeit, ein goldenes Kegelſpiel ſich anſchaffen zu können, noch mehr als er über das blitzreichſte Gewitter je erſchrocken war. Der einzelne Fall zeigte ihm die Nichtigkeit des Reichthums, auf den er bisher ſeinen ganzen Werth und Stolz gegründet hatte. Nun bekam er von dem Reichthum eine geringe Idee, folglich auch von ſich ſelbſt. War er allein, ſo befiel ihn eine tragikomiſche Melancholie; man hörte ihn dann in ſeinem Kleinmuth vor ſich hinmurmeln: „Eigentlich bin ich doch nur ein armſeliger Kerl, der nichts Rechtes vornehmen kann! Und — wer weiß, was noch mit mir geſchieht?“ — Er kam nun nach und nach auf die Idee, es ſei möglich, daß er vielleicht einmal noch Hunger leiden müſſe. Seine Sucht zu glänzen verſchwand; er beſchloß, ſein — wie er ſich nun ausdrückte — Bischen Geld zuſammen zu halten, und alle Mittel zu deſſen Vermehrung zu verſuchen. Er wollte ſpekuliren; aber es ſelbſt mit gutem Erfolge zu thun, dazu dachte er von ſeinem Verſtande zu wenig vortheilhaft; ſich auf Andere verlaſſen, däuchte ihm zu gefährlich. Endlich fiel ihm ein: „Gleich und Gleich geſellt ſich gerne.“ — Eine reiche Heirath ſchien die wahre Goldtinktur. Er ſchritt raſch an's Werk. Und ſiehe! Ein eheliches Gegentheil war ſchnell gefunden; eine alte Witwe, goldhell wie ein Engel, boshaft wie der Teufel.

## Vier und dreißigſtes Kapitel.

### Das Oſterlamm. — Champagner-Viſion.

Es geht in dieſer Geſchichte wie im Leben; damit das Ganze beſtehe, muß Manches ſich vereinen, wie Anderes ſich iſolirt. Indeß Dennefeld und Flora einen Tempel der Eintracht, Herr Biergans und ſeine ungenannte Ehehälfte den Tempel der Zwietracht bildeten, ſtand Reinald wie die einſamen Trümmer einer korinthiſchen Säule auf ſeiner ausgeſtorbenen Lebensflur. Er ſchien nur Helions Echo zu ſein, deſſen Ideen er nachklingend auffaßte. Was Jener mit Worten angedeutet und als Fragment hinterlaſſen hatte, das ſtrebte der Maler von der geiſtigen Sonnenhöhe in die ſinnlichere Region des Regenbogens zu verpflanzen.

Reinald trat im Verlauf mehrerer Monate ein einziges Mal aus ſeinem Fantaſiereich in die wirkliche Welt. Was ihn bewog, ſeine geniale Einſamkeit zu verlaſſen, war ein weißes Lamm, und zwar ein ſehr ſchöngelocktes Oſterlamm von Butter, welches die Kinder des Hollau'ſchen Hauſes erfreute. Hollau und Serena, ſo wenig hold Beide den Verſen und den poetiſchen Luxusſpeiſen waren, trugen doch in ihrem Gemüth den Quell echter Lebenspoeſie. Sie liebten Beide die wahre Herzlichkeit häuslicher Feſte, das Gegentheil von jenen glänzenden Familien-Parade-Feierlichkeiten, wo die Gemüthloſigkeit durch einſtudirte Rührſpiele ſich zu Thränen kitzelt, die erkünſtelte Scheinfreude flach, und der erzwungene Schmerz ein gemaltes Feuer iſt.

Ganz anders wurde jetzt bei Hellau's gegen Ende Aprils das Oſterfeſt begangen, das ſchönſte von allen Doppel-Feſten: die Auferſtehung des Heilands im Herzen, und des Frühlings in der Natur. Nachdem aber das Ernſte und Erhebende vorbei war, ſtellte ſich auch der unſchuldige Scherz ein, der zwar eigentlich nur den Kindern galt, aber von den Großen eben ſo fröhlich mitgenoſſen wurde. Anführer der Kinderſchar war Adalbert, deſſen ehemalige Tollheit ſich zu einer angenehmen Fröhlichkeit gemildert hatte. Man ſah ihn gerne, weil er ſich mit den Kindern viel beſchäftigte, die ihn deshalb liebten. Er brachte ihnen viel hübſche Dinge, und hatte eine eigene Gabe, dem Alten einen Anſtrich von Neuheit zu geben, die für die Kinder der kräftigſte Talisman iſt. Jetzt errichtete er für ſie eine große Lotterie. Ausgeſpielt wurde ein weißes kleines Lamm, und eine große Mandeltorte. Zur Ziehung ward der vierte Tag nach dem Abſatz der Lotterie-Looſe beſtimmt, deren jedes fünf baare Groſchen koſtete, doch mit dem Unterſchiede, daß die Lamm-Looſe während der Zeit bis zur Ziehung mit jedem Tage um einen Kreuzer theurer wurden, weil das Lamm mit jedem Tage größer wuchs, ſo wie im Gegentheil die Torten-Looſe mit jedem Tage um einen Kreuzer wohlfeiler wurden, wegen des — mit zunehmendem Alters abnehmenden Werthes.

Welche Kinder unter den vielen die zwei Glücklichen waren, weiß ich nicht, und lügen will ich nicht. Ich breche daher kurz ab, und führe meine Leſer wieder zum Vater Hilmar, der, ſeitdem Viktorine und Helion ihre Hochzeit in der Ewigkeit gefeiert haben, ſehr gealtert hatte, wie denn jeder große Schmerz es an der Art hat, daß er Diejenigen, die er heimſucht, alt macht, und Manchem über Nacht weiße Haare gibt, wie es der Winter macht, der über die kohlſchwarze Nacht ſo unerwartet plötzlich ſeine Schneedecke legt, daß die Erwachenden am Morgen in einem fremden Lande zu ſein glauben.

Hilmars Gemüth war aber zu geſund, als daß irgend ein Schmerz es zerrütten und ihn darnieder drücken konnte. Seine Seele blieb daher ſtark, wie ſie von jeher war, und das ſchneeweiße Haar glänzte auf einem Kopfe, in deſſen Antlitz von friſcher Lebensfarbe die Augen wie mildes Sternfeuer leuchteten.

An einem Herbſttage von beſonders milder Schönheit, beſchloß Hilmar ſeinen vor Kurzem angekauften Weinberg zu inſtalliren. Er hatte ihn vom Herrn von Nußhalm gekauft, der ſich's nicht nehmen ließ, bei dieſer Gelegenheit die Geſellſchaft mit Champagner zu bewirthen, ſeinem Lieblingsweine, welchen er, um ſeine volle Verehrung auszudrücken, den Voltaire unter den Weinen nannte. „Ich," ſagte Hilmar, „möchte ihn lieber mit dem weißen Lichtglanz des griechiſchen Feuers vergleichen, welches jetzt auf unſern

Theatern brillirt und ſich recht hübſch macht, allein das Sonnenfeuer eines alten Öſterreichers iſt mir doch lieber.“ Reinald erklärte ſich dagegen mit Leib und Seele für den Champagner, und bewies ſeine Verehrung durch die That. Herr von Nußhalm fand ſich durch dieſe Zuſtimmung ſehr geſchmeichelt, und ſchenkte dem Maler ſo fleißig ein, daß dieſer am ſonnenhellen Himmel einen wunderſchönen blauen Stern zu ſehen behauptete, welchen die übrige Geſellſchaft, ungeachtet aller Anſtrengung des Geſichts, nicht zu entdecken vermochte, ſo eifrig auch Reinald mit dem Finger nach der ätheriſchen Stelle deutete, wo der liebliche Stern glänzen ſollte. Der düſtre Menſch war ſeit langer Zeit heute zum erſten Mal in heiterer Stimmung; um dieſe ſeltene Erſcheinung ihm nicht zu verkümmern und die unermüdet freundliche Bereitwilligkeit, mit welcher er den Stern hundertmal zeigte, nach Verdienſt zu belohnen, erklärte die Geſellſchaft endlich das zu ſehen, was nicht da war. Reinald gerieth darüber in die lebhafteſte Freude und von dieſer in den ſanfteſten Schlummer. — Als er nach einem Stündchen erwachte, erzählte er ſeinen Traum, worin er den nächtlichen Himmel in der Herrlichkeit ſeiner funkelnden Geſtirne ſah. Alle die unendlichen Sternbilder hatten Leben, Bewegung und Geſtalt gewonnen, und waren das, was ſie genannt werden, wirklich.

Die Leier tönte himmliſche Melodien, der Schwan ſegelte majeſtätiſch dahin; die Jungfrau lächelte in verklärter Schönheit; Perſeus ſchritt in ſeiner ſtrahlenden Heldengeſtalt einher; der Adler flog ſeinen Flammenflug; die Krone leuchtete als helles Sternendiadem, u. ſ. w. —

Herr von Nußhalm hatte über dieſen Traum, als das poetiſche Fantaſieprodukt des Champagners, eine große Freude, und hing ſich mit aller Gewalt an den Maler, der am nächſten Tage bei ihm ſpeiſen mußte. Herr von Nußhalm hatte aber dabei eine verſteckte Abſicht, denn er galt gern für einen Kunſtkenner und drang ſich den Künſtlern als Mäcen auf. Er war früher in Italien geweſen und glaubte deshalb nothwendig ein Gemäldeliebhaber ſein zu müſſen. In dieſem Wahn hatte er in Italien eine Menge Bilder zuſammengekauft und ſie als Originalwerke der größten Meiſter ſehr theuer bezahlt. Er hoffte nun keinen kleinen Triumph zu feiern, wenn Reinald beim Anblick dieſer Schätze vor Bewunderung ganz verblüfft da ſtehen würde. Reinald ſtand aber nicht verblüfft, ſondern ganz ruhig da. Als endlich Herr von Nußhalm ein äußerſt ſchlecht gemaltes Bild für ein vollendetes Meiſterwerk erklärte, da verließ den Maler die Geduld, und er ſagte gerade heraus, die ganze Sammlung ſei nur eine Satyre auf ihren Eigenthümer. Da bereute Herr von Nußhalm jeden Tropfen Champagner, den er dem Maler zu trinken gegeben hatte. „Nur dieſer edle Wein,“ ſagte er, „gab Ihnen den Muth, ſo mit mir zu reden und Meiſterwerke zu läſtern, die Ihr Pinſel nie erreichen wird. Um des edlen Weines willen verzeihe ich Ihnen Ihre Blasphemien; aber vom gegenwärtigen Augenblicke an habe ich Ihnen nichts mehr zu ſagen.“ — Vergebens wollte Reinald das, was er geſagt hatte, beweiſen; Herr von Nußhalm war für ihn taub, trat in ſein Kabinet zurück, und that ſeinen Sudeleien den feierlichen Schwur, ſie bis zum letzten Athemzug für Meiſterwerke zu halten. Es ging ihm hierin ſo, wie es den meiſten Menſchen geht, die auf ihre Meinungen erſt dann recht verſeſſen werden, wenn man ſie bekämpft.

Hilmar lachte herzlich, als Reinald ihm die Geſchichte erzählte, und ſagte: „Bleiben wir denn beim alten Öſterreicher! Der verträgt die Wahrheit.“

## Fünf und dreißigſtes Kapitel.

### Weiblicher Talisman. — Der Mohr und der Affe als Maler.

Graf Dennefeld fand leider bald eine Gelegenheit, ſein gutes Herz zu beweiſen, da Flora durch eine ſchwere Krankheit ihre Schönheit in dem Grade verlor, daß keine Spur ihrer ehemaligen Reize übrig blieb, und ſie jetzt eben ſo häßlich erſchien, als ſie vorher lieblich war. Es gereichte dem Grafen zur Ehre, daß er gegen die häßliche Gattin nicht minder liebevoll war, als gegen die ſchöne. Freilich konnte er nicht wohl anders ſein; denn Flora beſaß einen Talisman, — eine immerblühende goldene Roſe, nämlich die unverwelkliche Seelenſchönheit, die ſelbſt den Mann von gemeinerem Ton ſanft zu lenken vermag, den edleren aber bezaubert. Flora lebte nur für ihren Gatten, nur in ihm, zeigte eine ſo zarte Aufmerkſamkeit, eine ſolche Würde der Liebe, daß die Häßliche ihn beinahe noch mehr feſſelte, als die Schöne. Warum achten doch manche Frauen ſo we-

ig auf die ſorgfältige Pflege dieſer Wunderblume, die im
eiblichen Gemüth fürwahr den heimatlichen Boden zu ihrem
eſten Gedeihen findet und unwiderſtehlich wirkt!

Ein köſtliches Labſal war dieſe Erſcheinung für den al-
n Hilmar, der allen irdiſchen Freuden entſagte, bis auf
ne einzige — dem, an Jahren ihm gleich kommenden alten
ſterreicher, den er, wie ein wahrer Weiſer, zu genießen
ußte, indem er das Vergnügen mit der Mäßigkeit verband.
r gewöhnte ſich zwar — wie das eine Folge und Eigen-
it des Alters iſt — nach und nach an die Einſamkeit, ſah
aber ſehr gerne, wenn dieſe von Menſchen, die er liebte,
terbrochen wurde, ohne daß jedoch die Tagesordnung dabei
t, auf die er ſtreng hielt. Wurde ihm die Stundeneinthei-
ng mit ihren kleinen Geſchäften und Freuden verrückt, ſo
g er an, auf die Ruheſtörer ironiſche Ausfälle zu machen,
h auf eine ſolche Art, daß man hier deutlich erkannte, wie
Gutmüthigkeit ſich erſt dann in ihrem ſchönſten Lichte
gt, wenn ſie ſatyriſche Pfeile abſchießen will. Eine Stunde
dem Mittagseſſen trank Hilmar ein Gläschen Tokayer.
eil er aber gegen alle Flaſchen eine Antipathie hatte, ließ
ich ein vergoldetes Fäßchen machen, das, mit To-
er gefüllt, auf einem Kaſten ſtand, und durch ſeinen
lick nicht minder als durch den guten Inhalt erfreute.
ſelbſt nannte ſich deshalb den Diogenes auf der Lichtſeite,
behauptete, ſein alter Vorgänger ſei nur deshalb ſo dü-
und menſchenfeindlich geweſen, weil die Tonne keinen
in enthielt, und Niemand auf den guten Gedanken kam,

die leere gegen eine volle zu vertauſchen, was den mürriſchen Philoſophen gewiß augenblicklich verwandelt hätte.

Zu einem Diogenes auf der Schattenſeite geſtaltete ſich dagegen Reinald mit jedem Tage mehr und mehr. Sein früheres wüſtes Leben hatte durch das Malen der ſterbenden Viktorine eine für ſein Inneres ſehr vortheilhafte Wendung genommen; er hatte jenen ſchönen Entſchluß gefaßt, der ihn zu Helions Echo und zum Liebling Hilmars und der Seinigen machte; ihm fehlte aber die Seelenſtärke, den ſchönen Entſchluß heiter und beharrlich auszuführen. Er war einer von den Menſchen, die ſich immerfort von einer oder der andern fixen Idee beherrſchen laſſen, plötzlich aber den Enthuſiasmus verlieren und in das Gegentheil überſpringen. Die ſchwärmeriſche Begeiſterung, welche ihn für Viktorinen und Helion ergriffen hatte, wurde ihm endlich ſehr läſtig; er wollte ſich zwingen, darin zu verharren, und wurde über dem fruchtlos beſchwerlichen Bemühen, ein Anderer zu ſein als er wirklich war, mürriſch, ſich ſelbſt gram, gegen Andere feindſelig und in ſeinem Weſen bizarr. Der naturgemäß lebende, ſtets heiter gleichmüthige Hilmar, und der krankhaft düſtere Reinald ſprachen ſich am deutlichſten bei demſelben Gegenſtande aus, der Beide zugleich anzog. Dieſer Gegenſtand des gemeinſchaftlichen Intereſſe für Beide war — ein Mohr und ſein Landsmann. Den Mohren hatte Graf Dennefeld in ſeine Dienſte genommen, aber keineswegs in der Abſicht, mit dem ſchwarzen Naturkinde zu prunken, ſondern aus Mitleid. Ein reicher Engländer hatte ihn mit ſich gebracht; Graf Dennefeld

der Lord lernten ſich kennen, lieben und achten. Der
d ſtarb, und die gute menſchliche Nachtgeſtalt ſchmiegte
an den ſchon früher liebgewonnenen Grafen jetzt ſo innig
demüthig an, daß dieſer den Herrenloſen zu ſich nahm.
darf aber nicht verſchweigen, daß den Mohren nicht nur
Liebe zu dem guten Herrn, ſondern — beinahe noch mehr
Liebe zu einem afrikaniſchen Landsmann in Dennefeld's
is zog. Dieſer Landsmann war aber kein anderer als —
Affe. Die beiden Landsleute zeigten ſchon beim erſten
licke wechſelſeitig große Freude, wurden endlich die ver-
teſten Freunde, und wahre **inseparables.** Gewiſſe ge-
ſchaftliche Charakterzüge dienten dazu, den Freundſchafts-
noch mehr zu befeſtigen. So waren z. B. Beide ſehr
rn und nach Leckereien begierig. Dies veranlaßte ſie,
chen ſüßen Diebſtahl gemeinſchaftlich zu begehen. Süßen
nen zeigten Beide die höchſte Verehrung. Beide waren
zum Zorn zu reizen und balgten ſich manchmal um
Stück Zwieback, welches ſie nachher in der beſten Ein-
t verzehrten.

An dieſem afrikaniſchen Oreſtes und Pylades hatte
mar ſein Vergnügen, und war ſo glücklich, auch ihnen
zu mißfallen. Reinald drängte ſich in ihre Geſell-
, und — menſchenfeindlich geſtimmt wie er war, —
r in ihnen eine perſonifizirte Satyre auf die menſch-
Erbärmlichkeit. Er verſuchte zwar alles Mögliche, ſich
em Freundespaar in Gunſt zu ſetzen, allein jede Be-
ng mißlang.

Eines Tages kam's zwiſchen den Afrikanern und dem

Maler zu einem förmlichen Kampf. Dieſer arbeitete an Dennefeld's Porträt, womit Flora den Gatten am nächſten Tage, zum Geburtsfeſte, überraſchen wollte. Nur noch einige Pinſelſtriche, und das Bild war fertig. Wenige Minuten entfernte ſich Reinald aus dem Zimmer. Aber wer vermöchte das Entſetzen und die Wuth des Zurückkehrenden beſchreiben! Gravitätiſch ſaß der Affe auf dem Stuhle vor der Staffelei, mit Pinſel und Palette ausgerüſtet. Neben ihm ſtand ſein Landsmann — das ſchwarze Antlitz von freudiger Aufmerkſamkeit verklärt, und hielt das Gefäß mit der ſchwarzen Farbe. Der Affe ſtieß den Pinſel hinein, that wie ein Kraftgenie einige Kreuz- und Querſtriche über das gräßliche Antlitz, gerieth endlich in künſtleriſche Begeiſterung und ſtürmte zur Freude des zuſchauenden Negers, auf das Porträt ſo raſend mit dem Pinſel, daß ſtatt des menſchlichen Konterfei's in wenig Augenblicken nur eine egyptiſche Finſterniß zu ſehen war.

Jetzt flog Reinald auf die Kunſtbeſtie, die auf die Staffelei und mit derſelben polternd auf den Boden fiel, der Maler auf Beide, und der Mohr auf alle drei. Der Affe erſah ſeinen Vortheil zuerſt, und ſprang auf Reinald's Schultern; dieſer rannte mit ihm an die Wand, wo er ihn durch einen Gewaltſtoß abſtreifte; der Mohr eilte dem Alliirten zu Hilfe, Reinald zur Thür hinaus.

## Sechs und dreißigſtes Kapitel.

### Der blaue Hirſch. — Das ländliche Ehepaar. — Der Wolfspelz.

Der einſt korpulente, jetzt ſehr mager gewordene Martin Biergans, Edler von Roſenſchwert, nannte ſeine ſehr reiche, aber noch mehr geizige Ehehälfte, die ihm jeden kärglich zugemeſſenen Biſſen durch eine verſchwenderiſche Zugabe von Zänkereien verkümmerte, ſein goldnes Kreuz. So lieferte der Ärmſte einen neuen Beweis, daß Gold und Glück nicht nothwendig zuſammen wohnen müſſen.

Da Herr Martin unter dieſen Umſtänden mit jedem Tage ſtumpfſinniger wurde, kam es endlich dahin, daß er ſeinem ehelichen Gegentheil ſelbſt dann nicht widerſprechen durfte, wenn ſie eine offenbare Abſurdität behauptete. Unglücklicherweiſe geſchah das jetzt. Das Geſpräch kam vom Hirſchhorngeiſt auf die Hirſchgeweihe, und von dieſen auf den Hirſch ſelbſt. Da behauptete die Gattin, es gäbe auch blaue Hirſche, und ein Herr Vetter von ihr habe mit ſeinen eigenen Augen einen blauen Hirſch geſehen; folglich ſei die Sache außer Zweifel, und nur ein Narr könne widerſprechen. Vergebens erhob ſich Herr Martin gegen dieſen naturhiſtoriſchen Frevel mit einer Macht, die beinahe eine ſo ſeltene Erſcheinung als der blaue Hirſch ſelbſt war. Die holde Gattin ergoß ſich in einen ſolchen Schwall von heftigen Worten, daß dem Gegner der Angſtſchweiß auf die Stirne trat.

In dem Augenblick kam Adalbert. Beide Parteien wendeten ſich ſogleich an ihn. Herr Martin glaubte ſogar ſeinen rettenden Genius in ihm zu erblicken; aber weit gefehlt! Adalbert trat auf die Seite der ſtolzirenden Gattin, und verſicherte, auf Ehre und Gewiſſen, daß er ſelbſt nicht einen — ſondern wirklich drei blaue Hirſche geſehen habe. Frau Biergans triumphirte hohnlachend, indeß Herr Biergans eine ohnmächtige Beute der indiskreten Verzweiflung wurde. Zum Glück kam ihm, wie aus den Wolken gefallen, die Frage in den Mund: „Wo Adalbert dieſe drei blauen Hirſche geſehen habe? „Darauf antwortete Monſieur Adalbert mit ſchalkhaftem Lächeln: „Bei einem Zuckerbäcker.“ Jetzt bekam die gelbliche Geſichtsfarbe der hagern Madame Biergans eine gallgrünliche Schattirung, und ihre kleinen Katzenäugelein funkelten. Eben ſollte die veſuviſche Erruption über die ſchmalen bleichen Lippen mit beiſpielloſer Heftigkeit erfolgen, als zum Glück für die beiden Herren ein ſtattlicher Landmann mit einem kräftigen, blühendſchönen Weibe und fünf kernfriſchen Kindern eintrat, denen von zwei tüchtigen Burſchen ein Hirſch nachgetragen wurde, der aber nicht die ſeltſame blaue Zankfarbe, ſondern die gewöhnliche braune hatte.

Der wackere Landmann ging, unter dem allgemeinen Erſtaunen, auf den alten Biergans los, dem er die Hand ſo kräftig ſchüttelte, daß er laut aufſchrie. Der Landmann aber lächelte und ſagte: „Das iſt nun ſo der Bauerngruß, derb, aber vom Herzen kommend. Kennt Ihr mich denn wirklich nicht mehr? Denkt doch an Euern Barnabas, lieber Vater!“ —

Nun folgte eine Erkennungs- und Freudenſcene, die gerade zu rechter Zeit kam, um eine Verkennungs- und Leidensſcene zu unterbrechen. Selbſt Madame Biergans gerieth in eine vergnügte Stimmung, aber nicht der angekommenen Menſchen wegen, ſondern von wegen der ihnen nachfolgenden entſeelten Thiere, als da waren — nebſt dem genannten braunen Hirſch — auch Haſen, Faſane und anderes derlei Geflügel. In der Umgebung dieſer Leichname fand die liebliche Gabriele bei der Haustirannin eine unerwartet gute Aufnahme. Madame Biergans erklärte ſogar den blauen Hirſch für einen Scherz, womit ſie ihres lieben Alten Stärke in der Naturgeſchichte und in der Geduld prüfen wollte. Adalbert erklärte: „daß es gar nicht übel wäre, ſo ein blauer Hirſch zu ſein. Überhaupt ſchmerze ihn nichts mehr, als daß die Seelenwanderung ein bloßes Mährchen ſein ſolle. Er könne ſich gar keine angenehmere Unterhaltung denken, als den Genuß einer wechſelreichen Seelenwanderung. Welche luſtige Scenen müßte es da geben! Welche herrliche Streiche ließen ſich da ausführen! Man wäre Alles in Allem, und ſicher vor der langen Weile, und dem ewigen Einerlei in tauſend Geſtalten.“

Barnabas bemerkte dagegen: Die ſchönſte Seelenwanderung könne ſich der Menſch von Kopf und Gemüth ſelbſt geben, wenn er mit Geiſt und Fantaſie das unendliche Reich der Ideen und Bilder durchfliegt und mit einem warmen Herzen voll Menſchenliebe an den Leiden und Freuden ſeiner Brüder Theil nimmt. Das ſei eine ſympathetiſche Seelenwanderung, der keine andere an Schönheit und Mannigfaltigkiet gleich komme.“ — Herr Martin Biergans, der durch ſein goldenes Kreuz viel weicher und beſſer geworden war, als er zur Zeit ſeiner wallfiſchlichen ſtolzen Brutalität es war, fand an der Äußerung ſeines wackern Sohnes viel Vergnügen, und umarmte ihn herzlich. „Du biſt brav, ſagte er, und haſt Dich, was gar ſchön iſt, im Schooße des Glückes veredelt. Abſolon aber iſt noch ein müßiger Thor, und muß erſt auf die hohe Schule des Unglücks kommen, ſonſt wird nichts aus ihm. Ich will Dir im Vertrauen geſtehen, daß ich in meinem ehelichen Leben nicht glücklich bin; das gibt mir viele Gelegenheit zu Betrachtungen über meine ehmaligen Narrheiten. Du, mein Sohn, biſt auf dem rechten Weg; darum wird Dich Gott ſegnen, wie er's ſchon gethan hat, in Frau und Kindern. Gut iſt's, daß Du jetzt von mir nichts brauchſt, denn meine geizige Frau will nichts auslaſſen. Schick' ihr manchmal, wenn Du kannſt, etwas für Küche und Leib, ſo ſetzeſt Du dich bei ihr in Gunſt, und kannſt dafür einmal im Teſtament was hoffen."

Vor Allem, ſagte Barnabas gerührt, will ich jetzt Euch ein Geſchenk machen, und ein ehrenwerthes — mit dieſem Wolfspelz. Ihr wißt, als ich jenes Landgut kaufte, war ich noch ein Schwächling. Den Landleuten meiner Nachbarſchaft, einem ſehr kräftigen Schlag Menſchen, kam meine verkümmerte Geſtalt gar lächerlich vor. Sie konnten's nicht begreifen, was ein Weſen mit meinem Surrogat-Leib in der ſchlichten Natur wolle, wo es Kraft und Arbeit gilt. Gerade, wie ſie waren, und an keine zartſinnige Verſtellung gewohnt, mußte ich mir längere Zeit manche Neckerei gefallen laſſen, mußte es Anfangs ſogar leiden, wenn Einer oder

der Andere mir in's Geſicht lachte. Als ſie mich endlich näher kennen lernten, hörte die Spötterei auf, und an ihre Stelle trat das Mitleid, welches mir aber faſt noch mehr zuwider war, als jene. Lange ging ich mit dem Gedanken um, ihnen zu zeigen, daß ich was vermöge. Nach einem Jahr nahm meine Geſundheit mächtig zu; meine Kräfte wuchſen mit der Arbeit, im Verhältniß zu meiner Geſundheit und Heiterkeit. Endlich kam eine erwünſchte Gelegenheit, mich zu zeigen. Ein Wolf ließ ſich's einfallen, ſich in dem nahen Walde anzuſiedeln und in dem Dorfe Gaſtrollen zu ſpielen. Vergebens wurden dem Räuber Netze geſtellt, Fallen gelegt, und mit Reiſig bedeckte Gruben gegraben. Vorſichtig und im höchſten Grade mißtrauiſch, wie's in der Natur des Wolfes liegt, wußte er alle ihm gefährlichen Anſtalten zu vereiteln, alle verdächtigen Stellen zu vermeiden; im Dorfe aber verminderte ſich jede Nacht die Zahl der Schaafe und der Schweine, und das Federvieh. So wurde ihm denn der Krieg erklärt, und beſchloſſen, gegen ihn auszurücken. Eine beträchtliche Anzahl Bauern erbot ſich dazu im erſten Feuer; als es aber an den Ernſt ging, wußte die Fantaſie von dem Wolfe die entſetzlichſten Gräßlichkeiten zu erzählen; kurz — mit jedem Tage wurde das Ungeheuer größer, der Muth und die Zahl der Helden kleiner, bis ſie auf fünf zuſammenſchmolz, und da war ich der fünfte. Weil der Wolf immer erſt in der Dunkelheit aus dem Dickicht des Waldes hervor kam, zogen wir bei einbrechender Dämmerung aus, und vertheilten uns am Eingang des Waldes, wo dieſer zunächſt an das Dorf gränzte. Jeder von uns hatte eine Flinte, einen Säbel, einen Prügel und zwei Hunde mit geſtachelten Halsbändern bei ſich. Das Sprichwort ſagt: Wer das Glück hat, führt die Braut heim! Meine Braut war dieſes Mal der Wolf, der jedem von uns recht that, mir, daß er den Weg nach meinem Poſten nahm, den Andern, daß er zu ihnen nicht kam. Genug, ich hielt mich, mit Beihilfe meiner zwei Hunde, ſo tapfer, daß die Bauern, als ſie ziemlich zögernd herbei eilten, den Wolf eben noch die letzten Athemzüge thun ſahen. Seitdem begegnet mir der Kleinſte wie der Größte im Dorfe mit Achtung; ich aber bringe Euch, Vater, die Siegestrophäe, die Euch im nächſten Winter gute Dienſte leiſten ſoll!"

## Sieben und dreißigſtes Kapitel.

Die Todtengruft auf dem Berge. — Der wilde Adalbert. — Das letzte Ehepaar.

Was da lebt, muß auch ſterben. — Ich behaupte ſogar, daß es nicht nur ſo iſt, ſondern auch ſo ſein muß. Und das behaupte ich deshalb, weil ich an Gott glaube; der Alles — ſelbſt das Übel — zu unſerm Beſten gemacht hat, und, uns beſſernd, für unſer Beſtes ſorgt, weil er beſſer iſt, als wir Alle, und weiter hinaus ſieht mit uns, als wir egoiſtiſche Maulwürfe.

Weil nun Alles ſterben muß, ſo iſt's ganz natürlich, daß die Reihe auch an Helions Echo, den Maler Reinald kommt. Er ſtarb aber ſpäter als Helion, weil dieſer ätheriſcher war, früher als Hilmar, weil dieſer natur gemäßer lebte, ſchneller als Biergans, weil dieſer mehr vegetirte, unruhiger als Barnabas, weil dieſer ſein Inneres geläutert und veredelt hatte. So wie nun Martin Biergans von ſeinem guten Sohn die wärmende Wolfshülle bekam, ſo gab die Natur dem wilden Feuer des Malers die kühlende Erdhülle. Der blaue Stern, den ſein exaltirtes Weſen in der Champagner-Begeiſterung am Himmel zu ſehen glaubte, verlor von ſeinem Feuer immer mehr, bis er zum weißen Stern des untergehenden Lebens wurde, aus dem die weiße Roſe Viktorine lächelnd auf ihn herabblickte.

Eine ſeiner letzten Excurſionen, war die Beſteigung eines Berges. Mit dem erſten Grauen der Morgendämmerung ſtand er auf, und trat einſam die Wanderung an. Es war Viktorinens Todestag. Uneinig mit ſich ſelbſt, ging er mit ſtarken Schritten bis zu Helions und Viktorinens Gräbern. Statt der gehofften Beruhigung wurde aber ſein Inneres hier heftig aufgeregt. Er überhäufte ſich ſelbſt mit Vorwürfen, durchlief mit bittern Tadel die einzelnen Scenen ſeines leidenſchaftlichen Lebens voll Fehler, und machte ſich insbeſondere ſeine Liebe zur ſterbenden Viktorine, als einen Verrath an Helion, zum Vorwurf. Wie von einem böſen Geiſte weggeſcheucht, verließ er die Grabhügel und eilte fort. Dieſer böſe Geiſt war aber nichts Anderes, als das tolle Treiben ſeines ehmaligen unreinen Lebens und die innere Zerfallenheit mit ſich ſelbſt, da ſein wilder Durſt nach Lebensgenuß den Trieb nach künſtleriſchem Schaffen und nach Auszeichnung überwältigt und geſtört hatte.

So kam er in der heftigſten geiſtigen und körperlichen Bewegung in der flammenden Mittagsglut auf den Gipfel des Berges. Erhitzt, wie er war, warf er ſich in das hohe Gras, wo ein feſter Schlaf ihn überfiel. Kaum erwacht, ergriff ihn der Gedanke an die alte Kirche der Karthäuſer-Mönche, die jetzt verödet, zum Theile zerfallen, daſtand. Er erinnerte ſich an die Gruft, und verlangte ſie zu ſehen. Ein Försterknabe führte ihn die wenigen Stufen abwärts und öffnete die Wohnung der Todten, die hier ſo zahlreich verſammelt waren, daß er ſchon nach wenigen Schritten ſtille ſtehen mußte. Hoch über einander aufgeſchichtet ſtanden die Särge und füllten den Hintergrund bis in die letzte Tiefe des Gewölbes. Deſſen ungeachtet aber war die Luft ſo rein, daß die Kerze des Knaben ungehindert hell brannte. In friedlicher Ordnung lagen die geſchloſſenen Särge auf einander; nur einige wenige der erſtern waren offen und beſchädigt. Hier erblickte er Leichen der frommen Mönche, die in ihrer Ordenskutte unverſehrt vor ihm da lagen. Die Haut klebte an manchem Skelet noch bräunlich lederartig, und einzelne Zähne ſtacken noch in Todtenſchädeln. Einzelne Holzſplitter der Särge lagen umher.

Mit Todesgedanken erfüllt, ſtieg Reinald aus der Gruft, und nährte zugleich ein Vorgefühl des Todes. So blieb er auf dem Gipfel des Berges. Das Abendroth verloſch am Himmel, wie ein Leben auf Erden. Die Natur entſchlief auf dem Sterbebette der Nacht. Sauſende Lüfte ſeufzten dahin, und die Sterne entzündeten ſich wie Leichenfackeln. Der unendliche Schmerz eines ſpurlos verſchwundenen Lebens trauerte durch Reinalds Seele, und er begrüßte den Tod.

Von Ohnmacht befallen, ſank er auf den Raſen; beim Erwachen fehlte ihm die Kraft ſich aufzurichten. Sein Rufen traf kein Ohr. Nur das dumpfe Brauſen der Wälder und der Stromfluthen gab ihm gefühlloſe Antwort. Verlaſſen und hilflos brachte der Kraftberaubte die Nacht in Schauern dahin. Am Morgen kam die Hilfe zu ſpät; man fand ihn ſterbend. Bei der erſten Wiederkehr des Bewußtſeins verlangte er, hier begraben zu werden. Sein Wille ward erfüllt. Dem Todten ſei die Ruhe, die er im Leben nicht fand!

In dieſer — nun zu Ende gehenden Geſchichte befinden ſich zwei vollkommen glückliche Ehen: Baron Hollau und Serena, Graf Dennefeld und Flora. Niemand kann billiger Weiſe mehr als dieſe zwei glücklichen Ehen verlangen, ſobald man bedenkt, wie ſchwer unter Tauſenden nur eine wahrhaft glückliche Ehe zu finden iſt. Und deſſen ungeachtet kommt zum Schluſſe noch eine Hochzeit, die, wie ich aus guten Gründen glauben muß, einen zufriedenen Eheſtand haben wird.

Der wilde Adalbert hatte ſich endlich ausgetobt. Er fing nun an, ein ordentlicher Menſch zu werden, die bürgerlichen und häuslichen Verhältniſſe zu ehren, und entſchloß ſich endlich, ſelbſt ein bürgerliches Amt anzunehmen, welches er tadellos verwaltete. Darüber war nun Freude im bitterſüßlichen Hauſe, und die zu Feſtivitäten von jeher geneigten bitterſüßlichen Eheconſorten feierten die gute Wendung der Sache ſogleich mit einem rauſchenden Feſte nach ihrer Art. Die Leſerinnen würden ſich indeſſen ſehr irren, wenn ſie etwa glaubten, der bekehrte Adalbert ſei der hier vorzuführende Bräutigam. Keineswegs! Er behielt, ungeachtet ſeiner Bekehrung, die Abneigung gegen den Eheſtand, und trat, als er das Zeitliche mit dem Ewigen verwechſelte, als Hageſtolz vom Schauplatz dieſer Erde.

Die Geſellſchaft der Feſtivität im bitterſüßlichen Hauſe unterhielt ſich auf verſchiedene Weiſe. Ein Theil derſelben, nämlich: Hollau und Serena, Dennefeld mit Flora, Hilmar und andere Gäſte ſtanden ſo eben im Gemäldeſaal vor einem Bilde, welches die Schlacht von Aspern vorſtellte. Alle ergoßen ſich wetteifernd in Freude über die Siegesſchlacht und den Ruhm der öſterreichiſchen Waffen; aber noch mehr als alle Übrigen wurde ein ſchöner Jüngling davon ergriffen, und gerieth endlich in ſolche Begeiſterung, daß er dem Baron Hollau zurief: „Ja, Vater, dies iſt der entſcheidende Augenblick, der mich meine Beſtimmung klar erkennen läßt! Erlauben Sie mir, der Stimme meines Innern zu folgen, und Soldat zu werden! Huſar! Huſar!" — Marie, eine blühend ſchöne Nichte des Grafen Dennefeld, hatte dieſe Worte kaum vernommen, als ihre Augen feucht, und die Wangen hochroth wurden. Im Geſichte zeigte ſich eine Miſchung von Schmerz und Freude.

Ich hoffe, der Leſer wird ſich noch an den kleinen Huſaren erinnern, der mit einem ſehr unverſtändlichen Glückwunſch auftrat. Dieſer kleine Huſar, ſeither groß geworden, bat eben jetzt ſeinen Vater, den Baron Hollau, vor dem begeiſternden Siegesgemälde um die Erlaubniß, wirklicher Huſar werden zu dürfen. Die Bitte wurde dem ſchönen feurigen Jünglinge gewährt. Bald brach ein Krieg aus, und Rudolph zog in's Feld. Unter ſeiner Feld-Equipage befand ſich auch Mariens Schwur ewiger Liebe, authentiſirt vom Baron Hollau und ſeiner Gattin. Im zweiten Jahre brachte Rudolph, vom Kommandirenden zum Lohn für die bewieſene Tapferkeit als Courier geſendet, die Siegesnachricht von einer entſcheidenden Schlacht. Eine Folge dieſer Schlacht war der Friede, und eine Folge des Friedens die Hochzeit der ſchönen Marie mit dem zum Rittmeiſter beförderten Huſaren.

So ſteht denn das dritte glückliche Ehepaar da. Der Himmel gieße auf ſie, ſo wie auf jedes tugendhafte, vernünftige, treue und redliche Ehepaar das goldne Füllhorn ſeines Segens aus!

## In ebendemſelben Verlag

ſind jetzt vollſtändig durch die ſo eben erfolgte Ausgabe
**des 3ten und letzten Bandes** erſchienen:

# W. F. Meyern's
# Hinterlaſſene kleine Schriften.

Herausgegeben mit Vorwort und Biographie Meyern's
von Dr. Ernst Freiherrn v. Feuchtersleben.

## Inhalt.

Erſter Band.

Vorwort des Herausgebers.
W. F. Meyern's Biographie und Briefe.
Über Biographien.
Stammfolge der Wiſſenſchaften.
Der Menſch und die Dinge.

Zweiter Band.

Der Menſch und die Menſchen.

Dritter Band.

Der Menſch und das Höhere, (Kunſt, Religion und Cultus).

Preis aller 3 Bände, zuſammen 990 Seiten ſtark, mit Facſimile des Verfaſſers, in Umſchlägen broſchirt, bis Ende dieſes Jahres 1842 gültig!

**2 fl. 30 kr. C. M. ſodann: 3 fl. 30 kr. C. M.!!**

Indem wir durch dieſes Unternehmen den vielfach und von den gültigſten Stimmen ſehnlichſt ausgeſprochenen Wunſch des deutſchen Vaterlandes erfüllten, ſcheint uns dies zugleich der paſſendſte Anlaß, eine gewiß für die ganze gebildete Leſewelt höchſt intereſſante Nachricht mitzutheilen.

Im „Südöſtlichen Bilderſaale,“ herausgegeben vom Verfaſſer der Briefe eines Verſtorbenen (II. Band, S. 376 u. f.) wird erzählt, daß Meyern's Manuſcripte als Makulatur verkauft, und ſomit für die Nachwelt vernichtet worden ſeyen. Wir freuen uns, dieſe Erzählung, die aus mündlicher Tradition hervorging, thatſächlich widerlegen zu können. Die erwähnten Manuſcripte nämlich befinden ſich ſeit dem 20. Februar 1841 complet und wohlerhalten in unſern Händen. Wir bezogen ſie aus Nürnberg, von Meyern's Anverwandten, Herrn v. Forſter, Ritter des königl. Ordens vom heil. Michael, und haben uns behufs ihrer Redaction und Herausgabe, wie nun das vorliegende Werk zeigt, mit Herrn Dr. Ernſt Freih. von Feuchtersleben in's Einvernehmen geſetzt, und erlauben uns in Hinſicht der Redaction, das Vorwort des Herrn Herausgebers zu empfehlen.

Ferners iſt von demſelben Verfaſſer daſelbſt erſchienen:

# Dya-Na-Sore,

oder:

# die Wanderer.

3te vollſtändige Original-Ausgabe, complet in 5 Bänden, zuſammen 1342 Seiten ſtark. Wien 1840—1841. Preis in eleganten Umſchlägen broſchirt, 4 fl. 30 kr. C. M.

☞ Die Wiener Zeitung Nr. 16 vom 16. Jänner 1841 ſpricht über dieſes Werk Folgendes:

Über das Buch ſelbſt ein Mehreres zu ſagen, wäre überflüſſig. Es verdankt ſeine Berühmtheit ſeinen Vorzügen, da der Name des Verfaſſers, ſo ſehr man ſich um ihn bemühte, lange Zeit hindurch unbekannt blieb. Die Bedeutſamkeit der Erfindung, der Adel der Geſinnung, die Fülle der Ideen, die Tiefe ſittlicher Wahrheiten, die Wärme des Gefühls, und vorzüglich die männlich ,ſchöne Schreibart, reihen Dya-Na-Sore den erſten philoſophiſchen Romanen an die Seite, an welchen unſer Vaterland ſo reich iſt.

Ein Brief W. F. Meyern's als Einleitung, mit einem kurzen Vorworte von Ernſt Freiherrn von Feuchtersleben, bildet eine dankenswerthe Zugabe. Man erhält dadurch Aufſchluß über die Charakter-Eigenthümlichkeit des Verfaſſers, welcher mit Bitterkeit ſich gegen die Welt abſchloß, und mit eiſerner Strenge über ſich ſelbſt das Urtheil fällte. Es thut in unſerer Zeit wohl, ſich einen ſo tüchtigen, moraliſchen, feſt ausgeprägten Original-Charakter wieder zu vergegenwärtigen.

**Beide Werke im Schiller-Formate, kl. 8., auf feinſtem Maſchinen-Velinpapier gedruckt, ſind in allen ſoliden Buchhandlungen des In- und Auslandes zu haben.**

# Ch. Kuffner's

# erzählende Schriften,

dramatiſche und lyriſche Dichtungen.

## Ausgabe letzter Hand.

### Dritter Band.

Wien, 1843.
Verlag von Ignaz Klang, Buchhändler.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Der

# Narr und die Närriſchen.

## Szenen

aus dem Salon- und Familien-Leben.

## Erſte Szenenreihe:

# Der Oheim als Narr.

### Perſonen:

**Herr v. Steinbach**, ein reicher Particulier.
**Leon**, ſein Neffe.
**Claudine**, ſeine Nichte.
**Helm**, Inhaber eines Gaſthofes.
**Iſidor**, ſein Sohn.
**Dorn**, Steinbachs Kammerdiener.

(Ein Saal im Gaſthofe zum Krebs.)

## Helm. — Iſidor.

**Iſidor.** Ich weiß, wie ſchwer es Ihnen fällt, lieber Vater, mich die lange Reihe meiner Studienjahre hindurch, zu unterſtützen. Nun hoffe ich Ihnen bald weniger zur Laſt zu fallen, denn ich habe mir ein erſpartes Geld zurückgelegt.

**Helm.** Heut zu Tage, wo man nur einnimt, um auszuwerfen, iſt ein erſpartes Geld ein halbes Wunder. Wie kamſt Du dazu?

**Iſidor.** Ungefähr vierzehn Tage vor meiner Abreiſe von der Univerſität wurde ich zu einem erkrankten Fremden gerufen. Ich pflegte ihn eifrig bei Tag und Nacht. Er genas, und überließ es mir ſelbſt, den Lohn für meine Krankenpflege zu beſtimmen; ich erklärte, daß ich mit Allem zufrieden ſein würde, was er mir geben könne und wolle. Der wackere Mann gab mir zwanzig Dukaten mit herzlichem Dank. Lieber Vater! bedarfſt Du das Geld, ſo überlaſſe ich es Dir mit Freuden.

**Helm.** Nein! Behalte es! Ein wahres Glück für Dich; denn gerade in dieſem letzten Jahre Deines mediziniſchen Studienkurſes würde es mir am ſchwerſten fallen, Dich beträchtlich unterſtützen zu müſſen. Du haſt Dich ja ſelbſt überzeugt, wie wenig mein Gaſthof beſucht wird. Man lobt die reinen Zimmer, die prompte Bedienung, die guten Speiſen, die echten Getränke, — und dennoch wird mein Gaſthof weniger beſucht als die drei andern Gaſthöfe unſeres Städtchens.

**Iſidor.** Ihr Gaſthof iſt zu ſolid und — zu wenig modern. Wenn Sie hier Alles weniger ſolid und mehr modern einrichten wollten, ſo wäre dem Übel bald abgeholfen.

**Helm.** Soll denn das Solide nicht immer modern ſein?

**Iſidor.** O nein! das Solide iſt gute Wirklichkeit, das Moderne hübſcher Schein. Schein und Wirklichkeit ſtehen aber miteinander in ewigem Widerſpruch. Viele Menſchen ſcheinen viel und ſind nichts, viele ſind etwas Tüchtiges, obſchon ſie nichts zu ſein ſcheinen. Schaffen Sie, lieber Vater, elegante Meubel, nach dem neueſten Geſchmack herbei, ſo können Sie dann eben ſo elegante, das heißt kleine, Portionen geben! Kleiden Sie Ihre Aufwärter ſchön, ſo können Sie mit ſchlechtem Getränke aufwarten! Nehmen Sie ſelbſt Alles auf Kredit, ſo können Sie den Gäſten Vieles auf Kredit geben! Ihr Hausſchild, der fatale Krebs, iſt ein wahrer Krebsſchaden für Ihren Gaſthof; der muß fort! Nehmen Sie ſtatt dieſes Thieres, das nie vorwärts, ſondern immer rückwärts geht, ein anderes Lieblingsbild, welches zum ſogenannten Geiſt der Zeit paßt!

**Helm.** Und was wäre denn eigentlich der ſogenannte Geiſt der Zeit, mit dem man jetzt ſo viel Weſens treibt?

**Iſidor.** Ein unruhiges, keckes, abſprechendes Unding, kurzſichtig und großmaulig, ein Nichts, das ſich für ein Etwas ausgibt, indem man eine pfiffige Larve vor das blöde Geſicht hält, und die Leute glauben machen will, ſie wären ſehr originell, ungeheuer genial und entſetzlich weit fortgeſchritten. Nehmen Sie ja ſogleich ein ſolches Hausſchild!

**Helm.** Zum Beiſpiel?

**Iſidor.** Zur Eiſenbahn, zum Dampfſchiff, zur Actie, zur Güterlotterie, zur Eilpoſt, zur Waſſerkur-Anſtalt, zur Mantille, zum Pariſer- oder zu einem andern Taugenichts, zur Zigarre, zur Champagner-Bouteille, zur Humoreske, zur Novelette, zum Pfennigmagazin, zum Runkelrüben-Zucker, zum Converſations-Lexikon, zum Backen- Schnurr- oder Zwickel-Bart, zur homöopathiſchen Kur, zur Magen-Aſſekuranz, zur — — — — —

**Helm.** Halt ein! Mir ſchwindelt vor dem Modeſchwindel. Ich bin ein alter Kerl, und bleibe beim Alten. Um Dich noch in dieſem letzten Studienjahre auszuſtaffiren, will ich mein Äußerſtes thun. Biſt Du Doctor, dann verkaufe ich meinen Gaſthof, und wir leben zuſammen. Ich und Du —

**Iſidor.** Und Margarethe —

**Helm.** Ma — Mar — Margarethe —

**Iſidor.** Gefällt Ihnen der Name nicht?

**Helm.** Der Name, — ja; aber daß Du mir von einer Perſon, die dieſen Namen führt, erſt heute etwas ſagſt, — das will mir nicht gefallen.

**Iſidor.** Wenn Ihnen der eben nicht ſchöne Name ſchon gefällt, ſo wird Ihnen das gewiß ſehr ſchöne Mädchen, das dieſen nicht ſchönen Namen führt, gewiß noch beſſer gefallen. Sie wiſſen ja, die Studien muß man mit Liebe treiben, und — Margarethe iſt die Liebe ſelbſt. Wir haben uns mit beiderſeitiger Einwilligung zwei Jahre zu beiderſeitiger Prüfung beſtimmt, nach deren Verlauf ich Ihnen das unſchuldige Geheimniß ſogleich entdecken wollte.

**Helm.** Und wie viel von dieſer geheimnißvollen zweijährigen Prüfungszeit iſt denn ſchon verfloſſen?

**Iſidor.** Mit Ihrer Erlaubniß — ein Jahr —

**Helm.** Mit meiner Erlaubniß?

**Iſidor.** Eilf Monate.

**Helm.** Mit oder ohne Erlaubniß?

**Iſidor.** Fünf Wochen und —

**Helm.** Spitzbube! Da iſt ja die Prüfungszeit längſt vorüber?

**Iſidor.** Wirklich? Da ſieht man, daß die Liebe ein ſehr ſchlechter Rechenmeiſter iſt, und daß dem Glücklichen keine Stunde ſchlägt! (Ein Aufwärter tritt haſtig ein.)

**Aufwärter.** Der grüne Wagen mit Poſtpferden fährt in die Gaſſe. (Ab.)

**Helm.** Ein Glück für Dich, daß ich jetzt unterbrochen werde!

**Iſidor.** Iſt's ein merkwürdiger Wagen? Wen bringt er?

**Helm.** Einen entfernten ſteinreichen Vetter, der aber, wie man hier ſpricht, ein abſoluter Narr ſein ſoll.

**Iſidor.** Wenn wir geſcheit wären, ſo könnten wir den Narren benützen, uns damit helfen.

**Helm.** Das ſei ferne von mir! Übrigens weiß der ſteinreiche Herr Vetter gar nichts von unſerer Vetterſchaft. Ich will mich auch nicht zu erkennen geben, denn ich pflege nie zu betteln oder mich aufzudringen. Wer mich nicht kennt, den kenne ich auch nicht. Ich verbiete Dir ſtrengſtens, etwas dergleichen zu thun. (Man hört ein Poſthorn.)

**Helm.** Er kommt. (Ab.)

**Iſidor.** Dem Himmel ſei Dank! Die Margaretha iſt mir nun wie ein Stein vom Herzen gefallen. Nun kommt der ſteinreiche Herr Vetter auch noch dazu, da kann ſich leicht ein Edelſtein bei mir in das Leben einſchwärzen. (Er verläßt den Saal.)

### Steinbach, Dorn und Helm

treten in den Saal. Aufwärter tragen Reiſegepäcke in ein Nebenzimmer.

**Steinbach.** Ich verlange Alles gut; dafür bezahle ich auch gut.

**Helm.** Sehr wohl! Gleich und Gleich geſellt ſich gern.

**Steinbach.** Laſſen Sie mich allein! Ich will ausruhen. Sorgen Sie nur für ein gutes Abendeſſen! Ich fühle Hunger und Durſt. (Er geht in das Nebenzimmer.)

**Dorn** (leiſe zu Helm). Und für uns ein gutes Glas Wein, während der Herr ausruht! (Ab in's Nebenzimmer.)

**Helm.** He da! Kaspar, Melchior, Balthaſar!

deckt den Tiſch! Einer bleibt als Schildwache da! (Aufwärter kommen und decken den Tiſch.)

**Dorn** (aus dem Nebenzimmer kommend). Es geht doch nichts über einen geſunden guten Menſchen, mit einem guten Gewiſſen, guten Appetit und guten Schlaf! Kaum legte ſich mein Herr auf's Ruhebett, und ſchon ſchläft er feſt wie alle Siebenſchläfer und alle zwölf ſchlafenden Jungfrauen. — Wie geht's Dir, alter Kriegskammerad?

**Helm.** Nicht beſſer als Dir.

**Dorn.** Geht's mir nicht gut? Warum denn nicht gut?

**Helm.** Weil ich aller Welt dienen muß, und Du einem Narren.

**Dorn.** Welchem Narren?

**Helm.** Deinem Herrn.

**Dorn.** Wer ſagt denn, daß er ein Narr iſt?

**Helm.** Die ganze Welt ſagt es. Er hat hier viele Verwandte, die von ihm zu erzählen wiſſen.

**Dorn.** Die Verwandten hier ſind alſo die ganze Welt? Und dieſe lieben Narren nennen ihn einen Narren, weil er ſich von ihnen nie zum Narren haben ließ? Weil er nicht Alles that, was ſie von ihm verlangten? Höre nun mich an, und von mir die Wahrheit!

**Helm.** Ein wahres Wort, findet bei mir den rechten Ort. — Kaſpar! Eine Flaſche mit grünem Siegel! —

(Ein Aufwärter bringt Wein und tritt ab.)

**Dorn.** Ich ſage Dir, mein Herr, der ſogenannte Narr, iſt geſcheiter als wir Beide und als ſeine ganze Sippſchaft. Er iſt für's Erſte ſchon deshalb geſcheiter, weil er reich iſt, ſo wie im Gegentheil die Geſcheiteſten, wenn ſie nichts haben, arme Narren genannt werden. Der Reiche aber muß ſchon deshalb geſcheit ſein, weil alle Leute ſich von ihm zum Narren haben laſſen. — Die Reichen haben ſehr oft mit den Narren das gemein, daß Beide ſich viel einbilden. Mein lieber Herr bildet ſich aber nichts ein, weder darauf, daß er reich, noch darauf, daß er geſcheit iſt. Dabei macht es ihm Vergnügen, daß manche närriſche Leute ihn für einen Narren erklären. Die einzige fixe Idee in ſeinem Kopfe, die man allenfalls für eine närriſche halten könnte, beſtand darin, daß er glaubt, die ganze Welt ſei närriſch; mir ſcheint aber, daß er auch hierin nicht ganz Unrecht hat. Eine Folge jener fixen Idee war es, daß er ſich überredete, er ſei dazu berufen, die närriſchen Leute geſcheit zu machen. Er überzeugte ſich aber bald, daß dieſes undankbare Geſchäft ihm ſehr viele Ungelegenheiten und Verdrießlichkeiten zuzog. Will's glauben! Man hat wohl viele Beiſpiele von glücklich geheiltem Wahnſinn; die Narrheiten aber — ſind größtentheils unheilbar.

**Helm.** Freund! Du warſt einmal ſelbſt ein närriſcher Kautz; jetzt aber ſprichſt Du recht vernünftig. Woher kommt das?

**Dorn.** Das kommt von meiner zehnjährigen Dienſtleiſtung bei dem ſogenannten Narren.

**Steinbach** (kommt aus dem Nebenzimmer).

**Dorn.** Wünſchen Euer Gnaden zu ſpeiſen?

**Steinbach.** Eh' es dunkel wird, will ich mir ein bischen die Stadt beſehen. Auf einem Spaziergang durch die Straßen lernt man oft mehr als aus manchem Buche.

**Helm.** Sehr wohl! Euer Gnaden ſprechen ſelbſt wie ein Buch und ſind ein ſehr kluger Herr.

**Steinbach.** Klug mag ich wohl ſein, aber nur kein Klügling. Kennen Sie den Unterſchied zwiſchen einem klugen Menſchen und einem Klügling?

**Helm.** Ja — und Nein! Es dämmert wohl, will aber nicht recht Tag werden.

**Dorn** (zu Helm). Gib Acht! Jetzt kommt was.

**Steinbach.** Der Kluge iſt vorſichtig und beſcheiden, der Klügling eitel und vorlaut. Der Kluge bemerkt jedes Steinchen auf ſeinem Wege, der Klügling ſieht den Wald vor lauter Bäumen nicht. Der Kluge will geachtet und geliebt, der Klügling will gehätſchelt und bewundert ſein. Der Kluge übernimmt ſich nie, er berechnet und hält in allen Dingen Maß und Ziel. Der Klügling will Alles raffiniren; er verkünſtelt und verſchnitzelt Alles in's Superfeine; er übertreibt die Klugheit, iſt voll Eigendünkel, und glaubt alle Andern zu überſehen. Der Kluge folgt dem Ausſpruche der geſunden Vernunft, der Klügling vernünftelt. Der Kluge verbirgt ſeine Klugheit, der Klügling will vor aller Welt als ſehr klug erſcheinen, wodurch er aber Mißtrauen und Scheu erweckt, während der Kluge Zutrauen und Zuneigung gewinnt. Der Kluge macht ſich ſelbſt klein, der Klügling thut gern groß und wird klein.

**Helm.** Euer Gnaden ſind ein kurioſer Menſchenken-

*ner*; vielleicht gar ein Bischen ein Menſchen=*Feind*? Hab' ich Unrecht?

**Steinbach.** Unrecht! Ich bin weit entfernt, die Menſchen zu haſſen, doch trau' ich Keinem eher, bis er die Feuer= und Waſſerprobe beſtanden hat, das heißt, bis ich ihn *warm* und *kalt* geſehen habe. Grund und Boden der menſchlichen Natur iſt gut, aber auf dem beſten Grund und Boden werden oft ſchlechte Gebäude aufgeführt. Darum Freund! Wer ſelbſt Menſch iſt, findet gewiß in Jedem den beſſern Menſchen heraus. Der Menſch hat, wie die Zwiebel, viele Häute, die man erſt ablöſen muß, um auf den Kern zu kommen. Ich habe mir überhaupt ſo gewiſſe Lebensmaximen gemacht, von denen ich nicht leicht abgehe. Und ſo helfe ich mir durch's Leben, ſo gut ich kann. Roſenfarb ſeh' ich lieber als ſchwarz. Das Böſe der Menſchen ſuche ich ſo viel möglich zu vergeſſen, das Dumme zu ertragen, das Gute feſt im Gedächtniß zu bewahren.

**Helm.** Das will ich mir merken, insbeſondere dann, wenn ich aus der Haut fahren möchte vor Ärger, und alle Schlangen und Eidechſen beneide, weil ſie wirklich aus der Haut fahren können.

**Steinbach.** Die wirkſamſten Heilmittel für Unfälle aller Art ſind nicht Vernunft und Troſtgründe, ſondern — Geduld und Zeit. Man *kann* in dieſem Leben viel *verſcherzen*, man *muß* aber viel *verſchmerzen*. Damit Punktum! Apropo, *Dorn*!

**Dorn** (tritt zu ihm in den Vordergrund).

**Helm** (geht im Hintergrunde auf und nieder). *Der* weiß mehr als ich; das weiß er aber doch nicht, daß ich ſein Vetter bin. Vielleicht will er's auch nicht wiſſen.

**Steinbach** (zu Dorn). Da wir nun an Ort und Stelle ſind, ſo will ich Dich in mein Geheimniß einweihen, das heißt, ich will Dich mit dem Zweck meiner Reiſe bekannt machen. Du weißt, ich habe hier Verwandte. Ich will ſie näher kennen lernen, um mich zu überzeugen, ob ſie ſo geartet ſind, daß ich bei einem von ihnen meine Lebenstage beſchließen mag, und ob ſie es verdienen, die Erben meines Vermögens zu werden. Die Prüfungen, die ich zu dieſem Zwecke nun vorzunehmen gedenke, werden mir, der ich gern lache, wahrſcheinlich ein förmliches Luſtſpiel geben.

**Dorn.** Und haben Euer Gnaden auch mir dabei eine Rolle zugedacht?

**Steinbach.** Allerdings, und zwar eine, die Du ſogleich jetzt zu ſpielen anfängſt. Ich habe meinen Neffen Leon mit ſeiner Schweſter Claudine brieflich hieher beſchieden, um mit ihrer Prüfung den Anfang zu machen, obgleich ſie mir wegen ihrer unzähligen Liebeleien nie recht zu Geſichte ſtanden. Beide haben in der galanten Welt viel Glück gemacht, Leon als intereſſanter Schwarzkopf von neun und zwanzig, Claudine als lebhafte Brünette von neunzehn Jahren. Beide konnten vor lauter Liebeleien nie zum Lieben kommen. Wollen ſie nun an meinem Vermögen theilnehmen, ſo müſſen ſie ſolid werden und heirathen. Mich zwang meine frühere Dürftigkeit, ledig zu bleiben, und als ich reich wurde, war's zum Heirathen zu ſpät. Dennoch bin ich der Meinung, daß jeder Mann, der heirathen kann, auch heirathen ſoll, ſonſt iſt er ein grober Egoiſt, oder ein Menſchenfeind.

**Dorn.** Und dieſes, im Labyrinth der Verliebtheit herumtaumelnde Geſchwiſterpaar ſoll nun hier erſcheinen und ſich prüfen laſſen, ob es mehr für die Liebelei oder für eine Erbſchaft qualifizirt iſt?

**Steinbach.** So iſt's.

**Dorn.** Und was hab' ich eigentlich bei der Geſchichte zu thun?

**Steinbach.** Nichts weiter, als die Geſchwiſter hier zu empfangen und nichts zu wiſſen von dem, was ich Dir jetzt geſagt habe.

**Dorn.** Kennen Euer Gnaden denn auch alle Ihre Verwandte?

**Steinbach.** Ich glaube.

**Dorn.** Auch den hier im Hauſe?

**Steinbach.** Wen meinſt Du?

**Dorn.** Den Eigenthümer dieſes Gaſthofes, der ein Vetter zu Ihnen iſt.

**Steinbach.** Ich weiß es, will es aber vor der Hand nicht wiſſen. Weiß er es?

**Dorn.** Er weiß es, und kennt auch die meiſten Ihrer Verwandten.

**Steinbach.** Weiß er auch, daß ich reich bin?

**Dorn.** O ja! Die reichen Verwandten kennt man immer beſſer, als die armen.

**Steinbach.** Und warum gab er ſich mir nicht zu erkennen?

**Dorn.** Weil er ſich in bedrängter Lage befindet, aber nicht eigennützig iſt; weil er gerne arbeitet, aber ungerne bettelt. Er hat daher beſchloſſen, ſich Ihnen nicht zu erkennen zu geben.

**Steinbach.** Das gefällt mir. Hat er Kinder?

**Dorn.** Einen Sohn, der Arzt werden will und im letzten Jahre ſtudirt. Ihn zu unterſtützen, fällt dem Vater ſchwer.

**Steinbach.** Vielleicht hat ihm das Schickſal eine Rolle in unſerm Reiſe-Luſtſpiel zugedacht. — Adieu! Ich komme bald zurück. (Er geht fort.)

**Dorn.** Nun, alter Kriegskamerad! wie gefällt Dir der Narr?

**Helm.** Viel beſſer als alle die Närriſchen, die ihn für einen Narren erklären.

**Dorn.** Soll ich Dich ihm als Vetter vorſtellen?

**Helm.** Um keinen Preis! Ich will mich in keine reiche Verwandtſchaft hinein betteln. Erbſchleicherei iſt mir verhaßt. Wer arbeiten kann und will, der braucht nicht zu kriechen. (Ein Aufwärter tritt ein.)

**Aufwärter.** Ein Wagen hält am Thor. Gäſte kommen. Ein junger Herr und ein Frauenzimmer.

**Dorn** (für ſich). Wahrſcheinlich die Zwei, die da mitſpielen ſollen.

**Helm.** Welches Zimmer iſt bereit für Gäſte?

**Aufwärter.** Nummer Sieben.

**Helm.** Gut! (Ab mit dem Aufwärter.)

**Dorn.** Holla! Jetzt wird's Ernſt; die Komödie fängt an.

**Leon** und **Claudine** (treten ein).

**Leon.** Sieh' da! Der Herr Kammerdiener ſchon hier?—

**Claudine.** Alſo auch der Herr Onkel nicht fern?

**Dorn.** Er wird bald von der Promenade zurückkommen.

**Leon.** Was will uns der Herr Onkel?

**Claudine.** Warum hat er uns her beſchieden?

**Dorn.** Das wird der Herr Onkel ſelbſt am beſten wiſſen — und bekannt machen.

**Claudine.** Eine ſpitzige Zunge!

**Dorn.** Eigentlich eine lahme.

**Leon.** Wir wollen allein ſein.

**Dorn.** Nummer Sieben iſt Ihr Zimmer.

**Claudine.** Ich will, daß jetzt *dieſer Saal* Nr. 7 ſein ſoll. Verſtanden?

**Dorn.** Auf's allerbeſte! Empfehle mich zu Gnaden. (Für ſich.) Sollen *dieſe* wirklich die Erben ſein? (Ab.)

**Claudine.** Ich bin verſtimmt, wenn ich an das Heirathen und an die traurige Einförmigkeit des ehelichen Lebens denke. Kaum das glänzendſte Vermögen kann dafür entſchädigen.

**Leon.** Traurige Wahl! Der goldnen Freiheit entſagen, um des Onkels Vermögen zu bekommen; oder frei zu bleiben — aber ohne Geld!

**Claudine.** O daß ſie ewig grünen bliebe,
Die ſchöne Zeit der erſten Liebe.

**Leon.** Des Lebens Mai blüht einmal und nicht wieder!

**Claudine** (heftig). Ich will nicht heirathen!

**Leon.** Aber des Onkels Vermögen willſt Du?

**Claudine.** Ja und dreimal ja!

**Leon.** Alſo: „Entweder — Oder!“ Der Dichter ſagt:

Wir ſei'n nun Öſterreicher oder Preußen,
Wir müſſen in den ſauern Apfel beißen!

**Claudine.** Die Unvermählte wird von Tauſenden angebetet.

**Leon.** Und bleibt tauſendmal ſitzen; denn ſolche Anbetungen haben gewiſſe Grenzen und Klauſeln.

**Claudine.** Ich erwarte mir von dem Herrn Onkel nichts Gutes; ich bin ſogar auf ein Donnerwetter gefaßt. Ohne Zweifel ſollen wir nun par force heirathen.

**Leon.** Höchſt ſeltſam und komiſch, da er ſelbſt ein Hageſtolz iſt.

**Claudine.** Ein reicher Hageſtolz iſt immer voll Capricen. Bricht ein Gewitter los, ſo trifft die Schuld nur Dich.

**Leon.** Warum eben mich? Du liebenswürdige Wetterprophetin und Wetterfahne in Einer Perſon!

**Claudine.** Leichtſinniger Bruder! Erinnerſt Du Dich denn nicht, daß der vorletzte Tag der vom Onkel uns feſtgeſetzten ſechsmonatlichen Heirathsfriſt heute ſeinen unſeligen Sonnenaufgang erlebt hat?

**Leon.** Leider weiß ich, leichtſinnige Schweſter! jetzt, da ich aus dem Taumel erwache, noch mehr, denn ich denke nun, daß der eigenſinnige Onkel mit ſich nicht ſcherzen läßt, und daß er Alles, was er beſchloſſen hat, auch gewiß ausführt.

**Claudine.** Bedenkſt Du auch, leichſinnigſter aller Brüder! daß unſer Alles — das Vermögen unſers tiranniſchen Onkels — nur durch Deine Schuld auf dem Spiele ſteht?

**Leon.** So wie durch die Deinige, flatterhafteſte aller Schweſtern!

**Claudine.** Kann ich einen Mann bitten, oder ihm befehlen, daß er mich heirathen ſoll?

**Leon.** Wenn es der Heirathsluſtigen aber an Beharrlichkeit fehlt, ſo iſt es nur ihre Schuld, wenn ſie nie ans Ziel kommt.

**Claudine.** Lag Dir Schmetterling je daran, an's Ziel zu kommen? Von dem beinahe Erreichten flog der Wankelmüthige jedesmal zurück.

**Leon.** Eben ſo wie die holde Schweſter, der die Liebe immer nur ein intereſſantes, aber kurzes Spiel war.

**Claudine.** Eben ſo wie dem unſtäten Bruder. Trifft mich die Schuld allein?

**Leon.** Eben ſo wenig Dich allein als mich. Alſo Halbpart!

**Claudine.** So ſchließen wir denn eine Alliance gegen den Herrn Onkel, zwei civiliſirte Mächte gegen einen Halbbarbaren!

**Leon.** Wenn nur die uns noch übrige Zeit nicht gar ſo kurz wäre!

**Claudine.** Ja leider ſind dieſe letzten zwei Tage zu wenig, um einen Geliebten zu finden, den Gefundenen zu prüfen, den Geprüften zu aſſekuriren, und den Aſſekurirten zu heirathen. Woher alſo nun einen Liebhaber von der Eilpoſt nehmen?

**Leon.** Und wäreſt Du, Schelmin, jetzt zum erſtenmal ſo ganz ohne?

**Claudine.** Zum Beiſpiel — ſo wie Du?

**Leon.** So muß meine Aufrichtigkeit Dich beſchämen? — Wiſſe denn: Ich habe eine Reſerve-Armee!

**Claudine.** Dem Himmel ſei Dank! Auch ich bin nicht ganz ohne.

**Leon.** Heraus mit der Wahrheit!

**Claudine.** Wie heißt die Reſerve-Armee!

**Leon.** Sie heißt Angelique, und bleibt nicht hinter ihrem Namen zurück. Hört man dieſen Namen, ſo glaubt man ſchon einen leibhaften wirklichen Engel vor ſich zu ſehen; und ſieht man ſie ſelbſt, ſo weiß man auch, daß ſie nicht anders als Angelique oder Angelika heißen kann.

**Claudine.** Und dieſer Engel in weiblicher Geſtalt?

**Leon.** Soll, wenn es durchaus geheirathet ſein muß, in Gottesnamen meine Frau werden.

**Claudine.** Acht Tage lang ſind alle Frauen Engel Hat dieſer Engel Angelika auch ſchon eingewilligt, Deine Frau zu werden?

**Leon.** Ich habe ſie nicht gefragt, weil ich überzeug bin, daß ſie eben ſo, wie hundert andere Mädchen es thu würden, meinem Antrage mit Freuden entgegen kommen wird.

**Claudine.** Edles Selbſtgefühl!

**Leon.** Ein Mann wie ich, ein ganzer Mann mit dem halben Vermögen des Onkels — will etwas bedeuten. Mir gibt ſie ihr Herz, und dem Vermögen reicht ſie die Hand, ſo iſt die Sache kurz abgethan.

**Claudine.** Schade nur, daß in der Ehe dann nicht ſelten das Herz einen Fieberfroſt, die Hand das Chiragra, und die Liebe, ſo wie das Vermögen, die galopirende Schwindſucht bekommt.

**Leon.** Schön geſagt! Wer geſund bleiben will, muß gute Diät halten und wenig Arzenei nehmen. — Wie heißt der Halbgott, welchen Du im Falle der Noth zu beglücken gedenkſt mit Herz — Hand und halbem Vermögen?

**Claudine.** Iſt er kein Halbgott, ſo iſt er doch, wie ich vermuthe, wenigſtens ein Ritter, und das muß er ſein, da die Zeit des Ritterweſens nicht nur die Mutter der Liebe ſondern auch der Galanterie war, welche letztere ich von meinem Gatten vorzugsweiſe verlange; denn die Liebe iſt eigentlich eine ſehr vergängliche Frühlingsblume, die Galanterie aber eine herbſtliche Zeitloſe, die noch in voller Herrlichkeit prangt, wenn alle übrigen Blumen ſchon dahingeſchwunden ſind. Will mein Herr Gemahl mich nicht mehr lieben, ſo mag's ſein. Galant aber muß und kann er bis zum letzten Augenblicke ſeines Lebens ſein.

**Leon.** Nur bitte ich, dem Glücklichen dann eine immerblühende Roſe — ohne Dornen zu ſein, damit das galante Ritterthum in Ehren bleibe. Und wie heißt der Halbgott und vermuthliche Ritter?

**Claudine.** Iſidor, Ritter d'Eon. Er iſt hübſch, tanzt vortrefflich, ſpielt Whiſt, L'Hombre und Boſton, iſt ſehr witzig, ein lebendiges Modejournal und der Schnur- Backen- und Spitzbart läßt ihm allerliebſt.

**Leon.** Er hat ſich ohne Zweifel ſchon erklärt?

**Claudine.** Noch nicht.

**Leon.** O weh!

**Claudine.** Er ſchmachtet aber nach dem glücklichen Augenblick, wo ein Blick von mir ihn ermuthigen wird, ein Geſtändniß zu wagen.

**Leon.** Und wenn er es gewagt hat?

**Claudine.** Dann erhält er mein Herz und meine Hand.

**Leon.** Und Dein Vermögen?

**Claudine.** Liegt mir ſo am Herzen, daß es in meiner Hand bleibt.

**Leon.** Wenn uns der ſteinerne Onkel Steinbach nur nicht einen Strich durch die Rechnung macht!

**Claudine.** Bruder! ich habe eine prächtige Idee. Wenn uns der Onkel frägt, ob wir ſchon gewählt haben, ſo —

**Leon.** So ſagen wir ja — und frägt er wen?

**Claudine.** So nennen wir recht genial, den Nächſten, Beſten, deſſen Name uns eben auf die Zunge kommt, der Onkel kennt ja hier keine Seele, und er wird dann gerne warten, bis —

**Leon.** Ihn die Geduld verläßt?

**Dorn** (ruft in den Saal): Der Herr Onkel wird ſogleich erſcheinen. (Ab.)

**Leon.** Ein fataler Augenblick erwartet uns! (Steinbach kommt.)

**Claudine.** Liebſter Herr Onkel!

**Leon.** Theuerſter Herr Onkel!

**Steinbach.** Wie theuer oder wie wohlfeil ihr mir zu ſtehen kommt, das wird ſich bald zeigen. Ich habe euch ſchon vor ſechs Monaten ſchriftlich erklärt, daß Jeder, der heirathen kann, auch heirathen ſoll, und wie leid es mir thut, daß ich in meinen jüngern Jahren nicht heirathen konnte, und jetzt nicht mehr heirathen ſoll; ferner, daß ich eurer ewigen Liebeleien überdrüſſig bin, und daß ihr am Schluſſe des euch beſtimmten Termins als Braut und Bräutigam vor mir erſcheinen müßt, wo nicht, ſo werde ich den alten Junggeſellen und die alte Jungfrau, obſchon ihr meine nächſten Verwandten ſeid, enterben, und mein Vermögen entfernteren Verwandten zukommen laſſen, bei denen ich eine glückliche Ehe mit braven Eltern und guten Kindern ſtifte. Der Termin iſt nun zu Ende. Nun Leon wie ſtehts? Haſt Du eine Braut, wie ſie ſein ſoll?

**Leon.** Eine Braut? eine Braut? — O ja, Herr Onkel! Allerdings!

**Steinbach.** Gut, brav, liebenswürdig?

**Leon.** Ein wahrer Engel!

**Steinbach.** Soll mir lieb ſein! Und Du, Claudine, haſt auch einen Bräutigam? einen wackern, geſcheiten, edlen Mann?

**Claudine.** Ich kann an ſeinen guten Eigenſchaften nicht zweifeln. Ich hoffe und vertraue, daß —

**Steinbach.** Schon gut! Ich zweifle auch meinerſeits nicht, wünſche aber die Gegenſtände eurer Wahl ſelbſt kennen zu lernen. Nehmt eine kleine Erfriſchung! dann ſetzt euch in den Wagen und morgen Früh bringt mir die Braut und den Bräutigam hieher!

**Claudine** (für ſich). Was ſag' ich?

**Leon** (eben ſo). Fatale Kommiſſion, Menſchen zu bringen, die nicht exiſtiren!

**Steinbach.** Wie ſieht die Braut aus?

**Leon** (verlegen). Die Braut? — Nu — ſo von mittler Größe.

**Steinbach.** Und der Bräutigam?

**Claudine** (eben ſo). Der Bräutigam? — Auch ſo.

**Steinbach.** Was für Augen hat die Braut? blaue? ſchwarze?

**Leon.** O — die ſchönſten, die man ſich denken kann! Ein wahrer Augen-Regenbogen!

**Steinbach.** Des Bräutigams Haarfarbe?

**Claudine** (immer verlegener). Haarfarbe? — ſo — zwiſchen —

**Steinbach** (zu Claudinen). Blau und grau?

**Claudine.** Gerade ſo!

**Steinbach** (zu Leon). Zwiſchen roth und grün?

**Leon** (ganz zerſtreut). Ja — eine Mittelfarbe.

**Steinbach** (für ſich). Mir geht ein Licht auf. Wartet! Ich will euch lehren, mir ſo in's Geſicht zu lügen! (Laut.) Es bleibt dabei! Ich gebe euch meinen Wagen. Die zwei Brautpaare fahren morgen herüber, wir halten Verlobung und beſchließen das Feſt mit einem glänzenden Diner.

**Leon.** Erlauben Sie eine kleine Bitte!

**Steinbach.** Redet!

**Claudine.** Mit gerührtem Herzen erkenne ich Ihr Wohlwollen; aber ach — lieber Onkel! mein Bräutigam iſt ſeit geſtern verreiſt.

**Steinbach.** Wohin?

**Claudine.** Nach — nach London.

**Steinbach.** Wie? *jetzt* konnte er ſich von Dir trennen? Das gefällt mir nicht.

**Claudine.** Er kommt ſehr bald wieder zurück.

**Steinbach.** Wann?

**Claudine.** Längſtens binnen acht Tagen.

**Steinbach.** Von *London*? Da macht er die Reiſe vermuthlich in einem Luftballon?

**Claudine.** Im Dampfwagen auf der Eiſenbahn; da fliegt man auch, und was wäre der Liebe unmöglich?

**Steinbach** (für ſich). Selbſt das *Lügen* nicht. (Zu Leon.) So bring Du mir wenigſtens Deine Braut!

**Leon.** Ach! Ach! Ach!

**Steinbach.** Dreimal ach! Was ſoll das heißen?

**Leon.** Das gute Mädchen — iſt — krank.

**Steinbach.** Thut mir leid; da beſuche ich ſie morgen.

**Leon.** Ach! Ach!

**Steinbach.** Schon wieder Ach!

**Leon.** Sie hat ein ſehr bösartiges Nervenfieber. Als ich ſie geſtern beſuchte, war ſie eben ganz raſend.

**Steinbach.** Und Du wagteſt auf die Gefahr der Anſteckung —

**Leon.** Die Liebe wagt Alles.

**Steinbach** (für ſich). Selbſt dem Onkel in's Geſicht zu lügen. (Laut.) Liebe Leutchen! Ich kann ſo ziemlich Schwarz von Weiß unterſcheiden. Könnt ihr mir morgen den abweſenden Bräutigam und die gefährlich-kranke Braut hieher bringen, ſo iſt's gut; wo nicht — ſo werde ich wiſſen, was ich zu denken und zu thun habe. In anderthalb Stunden — alſo noch vor einbrechender Nacht ſeid ihr zu Hauſe, und morgen erwart' ich euch.

**Claudine.** Aber, lieber Onkel! Sie glauben doch nicht, daß wir —

**Leon.** Sie denken doch nicht, daß wir —

**Steinbach.** Ich glaube nichts, und denke nichts, und ſage nichts als — Adieu! Auf Wiederſehen! (Er geht in's Seitenzimmer.)

**Leon.** Was iſt nun zu thun?

**Claudine.** Ich glaube — wir fahren ab.

**Leon.** Könnten wir nicht einen Hauptſturm wagen?

**Steinbach** (an der Seitenthür ſtehend). Noch hier? wollt ihr gehorchen oder nicht?

**Leon.** Wir fliegen!

**Claudine.** Wir wollen Ihnen nur nochmal die Hände küſſen.

**Steinbach.** Fort!

**Claudine** und **Leon.** Huſch, huſch! (Sie eilen durch die Mittelthür hinaus.)

**Steinbach** (lachend). Das ſchlechte Gewiſſen iſt die ſchnellſte Eilpoſt. Dorn! Dorn!

**Dorn** (kommt).

**Steinbach.** Begleite die zwei jungen Leute an den Wagen, und ſorge dafür, daß ſie richtig abfahren!

**Dorn.** Auf's pünktlichſte! (Er geht ihnen nach.)

**Iſidor** (erſcheint an der Thür).

**Steinbach.** Sieh' da! mein lieber Krankenwärter? Treffen wir uns ſobald wieder? Willkommen! Woher des Weges?

**Iſidor.** Eigentlich ſollte die Frage lauten: „Wohin des Weges? — denn ich reiſe Morgen von hier fort, um meinen mediziniſchen Lehrkurs an der Univerſität zu beſchließen.

**Steinbach.** Sie erinnern ſich meiner doch noch?

**Iſidor.** Ihre Großmuth bleibt mir unvergeßlich.

**Steinbach.** Mir der Eifer und die Gutmüthigkeit, mit welcher Sie mich pflegten. Leben Ihre Eltern? Sind Sie wohlhabend?

**Iſidor.** Der Vater lebt, ſeine Umſtände könnten beſſer ſein.

**Steinbach.** Darf ich Sie unterſtützen?

**Iſidor.** Herzlichen Dank! Ich kann allein ſtehen.

**Steinbach.** Stolz?

**Iſidor.** Nur etwas Selbſtvertrauen.

**Steinbach.** Was treibt der Vater?

**Iſidor.** Er heißt Helm und iſt der Eigenthümer dieſes — aus der Mode gekommenen Gaſthofes.

**Steinbach.** So? Das freut mich.

**Iſidor.** Daß der Gaſthof aus der Mode gekommen iſt?

**Steinbach.** Daß brave Menſchen nie aus der Mode kommen, und daß Helm — Ihr Vater iſt.

**Iſidor.** Kennen Sie ihn alſo?

**Steinbach.** Nur von der guten Seite.

**Iſidor.** Ich glaube, er hat keine andere..

**Steinbach.** Brav geſprochen, junger Mann! Der Sohn kann von ſeinem Vater nie zu gut denken. (Für ſich.) Er ahnet nicht, daß wir Vettern ſind. Deſto beſſer! Braucht's auch vor der Hand nicht zu wiſſen, ſo kann ich ihn und den Vater deſto beſſer beobachten. (Laut.) Ich bin Ihnen herzlich gut.

**Iſidor.** Sehr verbunden! Gelingt es mir, ein tüchtiger Arzt zu werden, ſo wünſche ich Ihnen dienen zu können, noch mehr aber würde es mich freuen, wenn Sie nie eines Arztes bedürfen.

**Steinbach.** Deſto werther bleibt mir der Freund, und ein wahrer Freund iſt der beſte Seelenarzt, und die wirkſamſte Seelenarzenei zugleich. (Helm tritt ein.)

**Steinbach.** Herr Wirth! Ich gratulire zu dem wackern Sohn. A propos! Kennen Sie nicht eine gewiſſe Madame Truthahn, die mit ihrer Familie in dieſem Städtchen wohnt?

**Helm.** Ob ich ſie kenne? Wer kennt ſie nicht!

**Steinbach.** Alſo berühmte Leute?

**Helm.** Sie ſind hier unter dem Namen: Die unruhige Familie, allgemein bekannt.

**Steinbach.** Scharmant! (Für ſich.) Eine prächtige Acquiſition für mein Reiſe-Luſtſpiel. (Zu Helm.) Wo wohnt die unruhige Familie.

**Helm.** In der Schneidergaſſe, beim hohlen Zahn im fünften Stockwerk. Da werden Sie ein Spektakel ſehen!

**Steinbach.** Gut! Ich lache gern. (Zu Iſidor.) Erzählen Sie Ihrem Vater, daß wir uns kennen, und — wie ich hoffe — noch näher werden kennen lernen. Adieu!

(Helm und Iſidor ab.)

**Steinbach.** Die Sache wird verwickelt. Dorn!

(Dorn kommt.)

**Steinbach.** Wie ſteht's mit dem Herrn Neffen und dem Fräulein Nichte? Sind ſie fort?

**Dorn.** Von ihrer Abfahrt aus dem Gaſthauſe war ich Augenzeuge.

**Steinbach.** Was ſagten ſie von mir? Heraus mit der Farbe! Geſchwind!

**Dorn.** Nu, gnädiger Herr! Wenn Sie es durchaus wiſſen wollen: der junge Herr ſagte beim Einſteigen in den Wagen: der Herr Onkel iſt ein Narr!

**Steinbach.** Und das Fräulein?

**Dorn.** Wiederholte als Echo das letzte Wort Narr!

**Steinbach.** O närriſche Leut'! O komiſche Welt! (Wirft ſich auf einen Stuhl und bricht in lautes Gelächter aus.) Das freut mich! das freut mich!

**Dorn** (mitlachend). Mich auch! (Beide lachen.)

## Zweite Szenenreihe

# Die unruhige Familie.

## Perſonen:

Herr v. **Steinbach.**
Madame **Truthahn,** ſeine Stiefſchweſter.
**Hermine,** } ihre Töchter.
**Corinna,** }
**Bertram,** } ihre Söhne.
**Longinus,** }
**Leon.**
**Claudine.**

# In der Buch= und Verlagshandlung

von

# Ignaz Klang in Wien,

ſind ganz neu in Conv. Münze zu haben.

---

**Abbildungen und Anſichten von Plätzen, Kirchen,** Klöſtern und Gebäuden in der Reſidenzſtadt Wien, und deren umliegenden Vorſtädten. Geſtochen von Leitner und Bogner, mit Erklärungen von Schweickhardt, 16 ſehr ſchöne große Kupferſtiche, welche ein herrliches Panorama bilden. Wien 1832—1835. Ganz neu. Statt 8fl. um 4fl. —

**Abriß der Vorleſungen über Baukunſt, gehalten** an der königl. polytechniſchen Schule zu Paris, von J. N. L. Dürand, Baumeiſter, Profeſſor der Baukunſt und korreſpondirendem Mitgliede der Akademie der ſchönen Künſte zu Antwerpen. Nach der neueſten Auflage aus dem Franzöſiſchen überſetzt. Complet in 3 Theilen, Text in Quart=Format, mit 700 Abbildungen, in Quer=Folio. Paris, Carlsruhe und Freyburg 1831. Broſchirt. Anſtatt 10 fl. um 6 fl.

**Ausflug auf der Kaiſer Ferdinands=Nordbahn von** Wien über Wagram, Gänſerndorf und Lundenburg in die reizenden Gegenden von Feldsberg und Eisgrub; mit der Schilderung aller dortigen Sehenswürdigkeiten und einer Abbildung des berühmten orientaliſchen Thurmes im Parke zu Eisgrub. gr. 12. Wien 1839. nett broſch. im Umſchl. 20kr.

**Auſtria, oder: Oeſterreichiſcher Univerſalkalender** für das Jahr 1843. Herausgegeben von Profeſſor Salomon. Mit Beiträgen von J. P. Kaltenbaeck u. m. a. Mit einer großen Kupfertafel, (die k. k. öſterreichiſchen Orden und Ehrenzeichen enthaltend!) nebſt einem Tagebuche auf Schreibpapier, durchſchoſſen, Lexikon 8., Wien 1843. In Umſchlag ſteif gebunden 1 fl. 12 kr.

— — **Daſſelbe** 1840 bis 1842, zuſammen 3 fl. — Einzeln à 1 fl. 12 kr.

**Bauernfeld, die ſchöne Literatur in Oeſterreich.** gr. 8. Wien, 1835. broſch. 20 kr.

**Baxter, Edw., Engliſcher Dampfſtrichter, wodurch** jedem die engliſche Sprache in drei Lektionen eingegoſſen wird. Mit beigeſetzter Ausſprache in deutſchen Buchſtaben, Accentuation und Bedeutung eines jeden engliſchen Wortes und zwei Anhängen, ein Deutſch-Engliſches Vokabular und die Hülfsmittel zum gründlichen Studium des Engliſchen enthaltend. gr. 8., Wien 1839. broſch. im Umſchl. 1 fl.

— — **neueſte engliſche und teutſche Geſpräche mit** gegenüberſtehender vollſtändiger Ausſprache, Zeile für Zeile, Wort für Wort, Silbe für Silbe, ohne Ziffern in deutſchen Buchſtaben, jedoch mit möglichſt genauer Bezeichnung der Mitteltöne der Vokale, nach den anerkannt beſten Orthoëpiſten Englands und Deutſchlands; ſammt einem Pantheon berühmter Britten und einer flüchtigen Andeutung ihres Wirkens und Strebens. **Newest German and English Dialogues with the Pronunciation of each word, syllabe by syllable, after the best Ortoëpistes, principally after Walker, Smart, Jameson, Worcester, Winkelmann, Williams, Glöckner, Hilpert, Flögel and Voigtmann.** 4 Hefte complet. Quer gr. 8. Wien 1839—1840. in Umſchlag broſchirt. 2 fl. 40 kr. — Jedes Heft einzeln 40 kr.

**Bemerkungen auf einer Reiſe von Wien nach Paris.** Von Fr. Ritter von Heintl. 4 Bande compl. Broſch. Anſtatt 8 fl. um 2 fl.

**Bernhard, des Heiligen, auserleſene Schriften, aus** dem Latein. vom Prof. Joh. Pet. Silbert, mit einer Vorrede von Joh. Mich. Sailer. gr. 8., Wien 1819. broſchirt 2 fl. Velinpapier 3 fl.

**Bilder-Gallerie, ſyſtematiſche, zur allgemeinen deutſchen** Real-Encyclop. oder Converſations-Lexicon. 4 Abtheilungen in Einem Band. Complet. Mit mehr als 4500 Abbildungen aus allen Zweigen des Wiſſens und der Kunſt, auf 226 lithograph. Tafeln, ſammt erklarendem Text und Inhalts-Verzeichniß. Groß Quart-Format. Carlsruhe und Freiburg 1839. Velinpap. Elegant neu ſteif geb. Anſtatt 18 fl. 45 kr. um 7 fl. 36 kr.

**Blumauer, Karl, der Blume Wort, oder die Spra**che des Gefühls. Zur ſymboliſch ſchönen Darſtellung künſtleriſcher Ideen für Dichter, Maler, Bildhauer, Architekten, Feſtſchmücker, Strauße-, Kranze- und Guirlanden-Binderinnen, Garnituriſtinnen, wie insbeſondere zur ſtillen Verſtändigung liebender Herzen. 16. Wien. 1840. Velinpap., in nettem Umſchl. broſch. 1 fl.

**Blumauer, Karl, kleines Lehrbuch der Sinnbildnerei** für Künſtler, Kunſtjünger und Kunſtfreunde, beſonders für neuere Real-polytechniſche und Gewerbſchulen. Taſchenformat. Wien 1840. Velinpapier, in gefärbtem Umſchlage broſch. 24 kr.

**— — neueſte Blätter des Befreundens und der** Erinnerung. Lieben Bleibenden und Scheidenden gewidmet. Taſchenformat. Wien 1840. Velinpapier. Nebſt einem Kupfer. In nettem Umſchlage broſchirt. 40 kr.

**Cannabich, Lehrbuch der Geographie, nach den** neueſten Friedensbeſtimmungen. 15. berichtigte und vermehrte Auflage. gr. 8. Weimar 1842. broſchirt 2 fl. 30 kr.

**Darſtellung des Phyſikatweſens in den öſterreichiſch**-deutſchen Erblanden, mit Beziehung auf die diesfalls erlaſſenen Geſetze, für Kreis-, Bezirks-, Stadt- und Wundärzte, dann Apotheker, öffentliche Sanitäts-Individuen und Behörden überhaupt. Von Radherny. 8. Wien 1831. Broſch. in gefarbtem Umſchlag, ganz neu. 48 kr.

**Dictionnaire, Nouveau, français-allemand** et allemand-français. Wörterbuch der franzöſiſch-deutſchen und deutſch-franzöſiſchen Sprache. Herausgegeben von Profeſſor Schmidt in Leipzig. Compl. in 2 ſtarken (3680 Seiten) Bänden, gr. 8. Leipzig 1839 — 1840. Velinpap. in Umſchlag broſch. Anſtatt 6 fl. um 3 fl.

**Dict., Flügel and Sporschil, complete** dictionary of the english and german, and german and english languages. Vollſtändiges engliſch-deutſches und deutſch-engliſches Wörterbuch, enthaltend alle in beiden Sprachen allgemein gebräuchlichen Wörter. 2 Theile. A—Z. complet. 2. verbeſſerte Auflage, gr. 8. Leipzig 1838. Kartonirt, ganz neu 15 fl. —

**Dya-Na-Sore, oder die Wanderer. Von W. F.** Meyern. Dritte vollſtändige Original-Auflage, complet in 5 Bänden. Schiller-Format, kl. 8. Auf feinſtem Maſchinen-Velinpapier, und in elegantem Umſchl. broſch. 4 fl. 30 kr.

**Erasmi Roterod. de utraque verborum** ac rerum copia libri II ad sermonem et stylum formandum utilissimi. 8. 1775. broſch. 1 fl.

**Fénelon, les aventures de Télémaque,** avec la traduction allemande en regard, revue et corrigée avec soin. Begebenheiten Telemachs, Verbeſſerter Abdruck aus der Pariſer Polyglotten-Ausgabe bei Baudry; in zwei Sprachen, mit gegenüberſtehender deutſcher Ueberſetzung. Complet in 2 Theilen. gr. 12. Wien 1840. Velinpapier, in gefärbten Umſchlägen, nett broſchirt. 2 fl. 30 kr.

— — daſſelbe, in franzöſiſcher Sprache allein. 2 Theile in 1 Bande, Druckpapier, im Umſchlage broſchirt 1 fl.

— — daſſelbe, in deutſcher Sprache allein. 2 Theile in 1 Bande, Druckpapier, im Umſchlage broſchirt 1 fl.

**Forcellini, Aug., totius latinitatis Lexicon,** consilio et cura Jacobi Facciolati. Secundum tertiam editionem, cujus curam gessit Jos. Furlanetto, correctum et auctum labore variorum. Editio in Germania prima. 4 tomi in Folio compl. Lipsia et Londini 1839, Velinp. Anstatt. 45 fl. um 30 fl.

**Fröhlich, der kleine Illyrier, mali Ilir ili ilirski** i nemacki razgovori sa slovnicom i shirkom recih na Korist Nemacah i Illirah, enthaltend: Illyriſche und deutſche Geſpräche, eine Sprachlehre und Wörterſammlung zum Gebrauche der Deutſchen und Illyrier in Croatien, Slavonien, Dalmatien, Bosnien, Servien, Albanien, Raguſa, Montenegro, in der Herzogewina, im Banat und im ſüdlichen Ungarn. Klein Breit-Octav. Wien 1840. In elegantem Umſchlage broſchirt 40 kr.

**Gemälde der merkwürdigſten Schiffbrüche neuerer** Zeit. 3 Bde. compl. 8. Leipzig 1823. broſch. Anſt. 5 fl. um 1 fl.

**Genlis, nouvelle méthode d'enseignement** pour la première enfance, contenant une nouvelle méthode d'instructions et de lectures morales; 2. des dialogues et un conte; 3. des maximes détachées; 4. des modéles de compositions; 5. des romances d'éducation historiques; 6. une nouvelle méthode pour enseigner aux enfans à dessiner et à peindre. gr. 12. 1799. broschirt. 48 kr.

**Geſchäfts- und Schreibkalender für das Jahr 1843.** Aus dem öſterreichiſchen Univerſal-Kalender »Auſtria« beſonders abgedruckt. In Groß=Lexikon=Octav=Format, mit einem Tagebuche auf Schreibpapier; broſchirt. 16 kr.

**Geſchichte des öſterreichiſchen Kaiſerſtaates. Nach** Quellen und den beſten vaterländiſchen Hilfswerken dargeſtellt von Leopold Haßler, Doctor der Philoſophie, ordentl. öffentlichem Profeſſor der Geſchichte an der Univerſität zu Grätz. Groß=Octav=Format. Wien 1842, 524 Seiten ſtark. Nebſt Einleitung, ausführlicher Literatur der öſterreichiſchen Geſchichte, und einen vollſtändigen Sach= und Namenregiſter. In Umſchlag broſchirt. 2 fl. 30 kr.

**Geßner's ſämmtliche Werke. 3 Bände complet.** Original=Ausgabe auf Schreibpapier, mit Vignetten vom Verfaſſer. gr. 8. Zürch 1810. Broſchirt. Anſtatt 6 fl. 30 kr. um 3 fl.

**Gleim's ſämmtliche Werke. 7 Bände complet. Erſte** vollſtändige Original=Ausgabe. Aus des Dichters Handſchriften herausgegeben von Wilh. Körte. 8. Halberſtadt 1811 — 1813. Schreibpapier. Broſch. Anſtatt 18 fl. um 6 fl.

**Goethe's ſämmtliche Werke. In 40 Bänden. Complet.** Neueſte, mit Zuſätzen verm., neugeordnete, vollſtändigſte Original=Ausgabe auf Velinpapier, Schiller=Format, kl. 8. Stuttgart 1840, Anſtatt 31 fl. 30 kr. um 20 fl. broſchirt 21 fl.

**Gottſchalk, die Ritterburgen und Bergſchlöſſer** Deutſchland's. 9 Bände mit vielen Kupfern complet. gr. 8. Halle 1815 — 1823. Broſchirt Anſtatt 21 fl. um 9 fl.

**Grimm, Jac., Bibliothekar, Irmenſtraße und Irmenſaule**, eine archäologiſche Abhandlung. gr. 8. Wien. 1815. broſch. 45 kr.

**— — Sylva de romances viejos espanoles.** 16. Wien 1831. Engl. Druckpapier, in Umſchlag broſchirt 1 fl. 30 kr. Daſſelbe auf Velinpapier 2 fl. 30 kr.

**Gruber, Michael, Darſtellung der forſtſchädlichen** Inſecten. Nach ihren Kennzeichen, ihrer Lebens=Oekonomie und ihrer Schädlichkeit, dann practiſche Anleitung zu ihrer Vertilgung. Vollſtändig in 2 Abtheilungen. 1. Abtheil. enthält die dem Nadelholz ſchädlichen Arten, 2. Abtheil. die dem Laubholz gefährlichen Inſecten. gr. 8. Wien 1842. In Umſchlag broſch. 36 kr.

**Hans Holbein's Todtentanz in 53 Abbildungen,** getreu nach den Holzſchnitten lithographirt. Herausgegeben von Schlotthauer. Mit erklärendem Texte. 8. München 1832. Ausgabe auf Velinpapier, Kupfer auf chineſiſchem Papier. Ganz neu. Anſtatt 9 fl. um 3 fl.

**Haßler's (Profeſſor der Geſchichte) Weltgeſchichte,** oder Grundriß der allgemeinen Geſchichte von den älteſten Zeiten bis auf unſere Tage. 2 Bde. in 4 Abtheilungen, zuſammen 787 Seiten ſtark, compl. Wien u. Grätz 1822—1832. Broſchirt. Anſtatt 3 fl. 20 kr. um 1 fl. 40 kr.

**Heintl, Fr. Ritter von, die Landwirthſchaft des** öſterreichiſchen Kaiſerſtaates. 5 Bde. mit Kupfern. Complet. gr. 8. Wien 1805—1835. Broſchirt. Anſtatt 12 fl. 30 kr. um 5 fl. 30 kr.

**— — der Weinbau des öſterreichiſchen Kaiſer**thums. Zugleich Anleitung, die Rebenkultur nützlich zu betreiben, zu erweitern und zu veredeln, dann Bereitung, Wartung und Pflege der Weine. 2 Bde. compl. gr. 8. Wien 1821—1835. broſch. 4 fl. 30 kr.

**Iffland's, A. W., ſämmtliche Theater. Erſte ganz** vollſtändige Ausgabe in 24 Bänden, Schiller-Format, klein 8, auf feinſtem Velinpapier. Mit der Biographie des Verfaſſers, dann Portrait und Facſimile in Stahlſtich. Wien 1843. In Umſchlagen elegant broſch. Pränumerationspreis 6 fl.

**Incledon, Charles V., Miscellaneous** poems. 8. Vienna 1842. Velinpapier, in Umſchlag broſch. 1 fl. 30 kr.

**Karamſin, Geſchichte des ruſſiſchen Reiches; nach** der Original-Ausgabe überſetzt. Nach des Verfaſſers Tode herausgegeben vom Miniſter des Innern, Bludow. 11 Bände complet. gr. 8. Leipzig 1820—1833. Statt 32 fl. 45 kr. um 15 fl.

**Katechismus der neueſten Erdbeſchreibung.** Ein Leitfaden beim Unterrichte, für Lehrer und Lernende. Von Fr. Joh. Joſeph von Reilly. Zweite verbeſſerte Auflage. Mit 2 Karten und einer Kupfertafel. 8. Wien 1831, in gefärbtem Umſchlage broſchirt 1 fl.

**Kaußler, Atlas der merkwürdigſten Treffen, Schlach**ten und Belagerungen der alten, mittleren und der neueren

Zeit. 14 Lieferungen mit 244 Schlachtenplänen auf 213 Blättern in Folio, ſammt franzöſiſchem und deutſchem Texte in gr. 4. complet. Freiburg und Carlsruhe 1831 — 1838. Broſchirt ganz neu. Anſtatt 148 fl. 30 kr. um 50 fl.

**Klopſtock's ſämmtliche Werke. In 9 Bänden com**plet. Neueſte vollſtändige Original-Ausgabe. Schiller-Format. kl. 8. Mit dem Bildniſſe des Verfaſſers in Stahlſtich Leipzig 1839. In eleganten Umſchlägen broſchirt 4 fl. 15 kr.

**Kotzebue's, A. v., ſämmtliche Theater. Die aller**vollſtändigſte Original-Auflage, die im In- und Auslande bis Dato exiſtirt. 30 Bände, und Supplemente 10 Bände, complet in 40 Bänden. Schillerformat kl. 8. Auf feinſtem Maſchinen-Velinpapier, mit großen Lettern und größter Eleganz gedruckt. Nebſt Porträt und Facſimile des Verfaſſers in Stahlſtich, biographiſchen Nachrichten über A. v. Kotzebue, und einem Inhalts-Verzeichniſſe. Wien u. Leipzig 1840—1841. In Umſchlägen neu broſchirt 16 fl.

— — **proſaiſche Schriften erzählender Gattung.** (Romane, Erzählungen, Geſchichten, Novellen, Satyren, Anecdoten und Miszellen.) In 45 Bänden complet. Erſte vollſtändige Ausgabe auf Velinpapier, in Schiller-Format. Klein 8. Wien 1842 — 1843. In Umſchlägen broſchirt. Pränumerationspreis 14 fl.

Κουμα, ιστοριαι των ανθρωπινων πραξεων ἀπο τῶν ἀρχαιοτάτων χρόνων ἕως τῶν ἡμερῶν μας. εκ παλαιῶν ἀπανθισθεῖσαι, καί τά νεώτερα ἐξ ἀριστων Γερμανῶν ἱστοριογράφων ἐλευθέρως μεταφρασθεῖσαι ὑπὸ Κ. Μ. Κουμα (Kouma, Weltgeſchichte, nach den beſten deutſchen Geſchichtſchreibern). 12 Τομ. 8. Ε. Βιέννῃ 1830—1832. broſchirt, ganz neu. Statt 40 fl. um 22 fl.

— — dasſelbe in eleganten Steifbänd. m. Schildeln. 24 fl.

**Kuffner, Chr., ſämmtliche erzählende Schriften,** dramatiſche und lyriſche Dichtungen, Ausgabe letzter Hand, in 10 Bänden, Schiller-Format, klein 8, auf feinſtem Velinpapier, in Umſchlägen elegant broſchirt, Wien 1842 — 1843. Subſcriptionspreis für 10 Bände 5 fl. Ladenpreis 7 fl. 30 kr.

— — **Phantasmion. Neuere Erzählungen, Novel**len, Sagen, Märchen und Bilder. 8. Wien 1839. In Umſchlag broſchirt, anſtatt 1 fl. um 30 kr.

**Kuffner, Saul's Tod. Dramatiſches Oratorium.** In Muſik geſetzt von Ignaz Aßmayr, k. k. Hof-Vicekapellmeiſter. 8. Wien 1841. Im Falz 10 kr.

**Kunzek, Dr. Auguſt (Prof. der Phyſik), leichtfaßliche** Vorleſungen über Aſtronomie. Für Jene, denen es an mathematiſchen Vorkenntniſſen fehlt. Mit 94 Abbildungen und einer Sternkarte auf 5 lithographirten Tafeln. gr. 8. Wien 1842. Broſchirt in Umſchlag 2 fl.

**Lenk von Treuenfeld, Stammbaum ſämmtlicher** drei und fünfzig Könige von Ungarn, von dem erſten Könige Stephan dem Heiligen, bis zu dem gegenwärtig regierenden Könige Ferdinand I. Auf Groß-Imperial-Poſtſchreibpapier, mit der, zwölf Druckbogen enthaltenden Erklärung, in gr. 8. und beigebundenen fünf Analyſirungs-Stammbäumen der Regentenhäuſer: Böhmen, Baiern, Neapel, Polen und Oeſterreich. Wien 1840. Elegant cartonirt 3 fl. 12 kr.

**Leſſing's geſammelte Werke. Neue Original-Aus**gabe in 10 Bänden, mit 9 Stahlſtichen und Portrait. Complet. Schiller-Format. Klein 8. auf Velinpapier, in Umſchlägen broſchirt. 7 fl.

**Lichtenberg's ſämmtliche Schriften. Humoriſtiſchen,** ſatyriſchen, witzigen und ernſten Inhalts. 9 Bände mit Kupfern. Complet. Vollſtändige Original-Ausgabe auf Schreibpap. 8. Göttingen 1800—1806. broſch. Anſtatt 23 fl. um 6 fl. 45 kr.

**Lorbeerblätter, intereſſante Züge, Thaten und Anek**doten. Herausgegeben von M. Schmidl. 8. Wien 1817. broſchirt. 15 kr.

**Mahlmann, A., ſämmtliche Schriften, nebſt deſſen** Biographie und Portrait. 8 Bände. Complet. 8. Leipzig 1839. broſchirt in Umſchlagen, ganz neu. 4 fl.

**Meiſterwerke der italieniſchen Dichtkunſt. (Arioſt,** Dante und Taſſo complet!) Ueberſetzt von Carl Streckfuß. 2 Theile in einem Bande. Ausgabe letzter Hand auf Velinpapier, in Groß-Lexikon-Octav-Format 1837—1840. Neu, höchſt elegant gebunden. 9 fl. 30 kr.

**Mendelſohn's, Moſes, ſämmtliche Werke. Origi**nal-Geſammt-Ausgabe in Einem Bande. Als National-Denkmal. Des hehren Claſſikers edlen, würdigen Nachkommen in

Berlin, Bonn, Leipzig ꝛc. (mit deren Einwilligung) gewidmet. 64 Bogen ſtark. Imperial-Octav. Wien 1838. Auf feinſtem Maſchinen-Velinpapier mit neuen großen deutlichen Lettern höchſt elegant und correct gedruckt, nebſt dem (von Stöber) in Kupfer geſtochenen Bildniſſe und Facſimile des großen Weltweiſen, dann Congreve-Titel, in Umſchl. elegant broſch. Statt 6 fl. der Concurrenz wegen um 4 fl.

**Menſch, der, und das Leben; eine Philoſophie für** die Welt, in Ausſprüchen der vorzüglichſten Denker und Dichter. 2 Bde. gr. 12. Wien 1817. In Umſchlag broſchirt. Statt 3 fl. um 1 fl.

**Meyern, W. F. (Verfaſſer von Dya-Na-Sore),** hinterlaſſene kleine Schriften. Mit Vorwort und Biographie Meyern's, herausgegeben von D. Ernſt Freiherrn von Feuchtersleben. 3 Bände mit Facſimile. Complet. Velinpapier in Schiller-Format. kl. 8. Wien 1842. In Umſchlag broſchirt. 3 fl. 30 kr.

**Miller, Vorleſungen über die angewandte Taktik,** zum Unterricht und Selbſtſtudium. 2 Theile Text in 4. mit 31 Plänen und 1 Ueberſichtskarte in Folio. Freiburg 1834. broſchirt, ganz neu. Anſtatt 18 fl. 45 kr. um 9 fl.

— — **Vorleſungen über die Feldverſchanzungskunſt** in Verbindung mit dem Pionier- und Pontonierdienſt, ſo wie über die ſtehende Befeſtigung und die Lehre des Angriffes und der Vertheidigung feſter Plätze. 2 Theile in 4. mit vielen Figuren auf 58 Kupfertafeln. Freiburg und Carlsruhe 1831. Broſchirt, ganz neu. Anſtatt 15 fl. um 7 fl. 30 kr.

**Morawek, Franz, der Seidenraupen-Wärter in** der Brianza, oder praktiſche Anleitung zur Kultur der Seidenraupen. Ein Auszug aus den beſten und neueſten Werken. Aus dem Italieniſchen mit Anmerkungen. gr. 8. Wien 1840. Broſchirt im Umſchlage. 20 kr.

**Müller, Johannes von, (des größten deutſchen Ge**ſchichtſchreibers) ſämmtliche Werke, herausgegeben von J. G. Müller. Taſchen-Ausgabe in 40 Bändchen. Compl. Stuttgart 1830—1835. broſchirt ganz neu. 18 fl.

**Müllner, Ad., dramatiſche Werke. 7 Theile. Mit** Vignetten, complet. Erſte vollſtändige Geſammt-Ausgabe. 12. Braunſchweig 1828 Velinpapier, broſchirt 5 fl.

**Muſäus, Volksmärchen der Deutſchen.** Mit einem Vorworte von Fr. Jacobs. Neue Auflage. 6 Theile. Mit ſchönen Kupfern. Complet. kl. 8. Halle 1839—1840. Velinpapier, broſchirt in Umſchlag, ganz neu. 3 fl.

**National-Encyklopädie, öſterreichiſche, oder alphabetiſche** Darlegung der wiſſenswürdigſten Eigenthümlichkeiten des öſterreichiſchen Kaiſerthums (vorzüglich der neuern und neueſten Zeit); in Rückſicht auf Natur, Leben und Inſtitutionen, Induſtrie und Commerz, öffentliche und Privat-Anſtalten, Bildung und Wiſſenſchaft, Literatur und Kunſt, Geographie und Statiſtik, Geſchichte, Genealogie und Biographie, ſo wie auf alle Hauptgegenſtände ſeiner Civiliſations-Verhältniſſe. Vollſtändig in 6 Bänden nebſt Supplement. 260 Bogen ſtark. gr. 8. Wien 1838. Nett broſchirt mit Schildeln. Statt 20 fl. um 10 fl.

**Naturhiſtoriſches Lexicon, neueſtes, großes, vollſtändiges,** in alphabetiſcher Ordnung. Nach den neueſten und zuverläſſigſten Erfahrungen und Beobachtungen in dem Gebiete der 3 Naturreiche, von einem Gelehrten-Vereine geordnet, vermehrt und bereichert. In 9 Bänden. A—Z complet. Mit mehr als 3000 fein nach der Natur illuminirten Abbildungen auf 219 Kupfertafeln, nebſt 3 Titelkupfern, 2 Portraits und Hauptregiſter. Groß-Quart-Format. Wien 1835—1839. Broſchirt in gefärbtem Umſchlag. Statt 71 fl. um 20 fl.

**Natur-Wunder und Länder-Merkwürdigkeiten.** Ein Beitrag zur Verdrängung unnützer und ſchädlicher Romane. Von C. S. Wagner. 6 Bände mit 6 Kupfern complet. 8. Berlin 1811. Broſchirt. Statt 13 fl. 30 kr. um 2 fl.

**Nelkenbrecher's, J. C., allgemeines Taſchenbuch** der Maß-, Gewichts- und Münzkunde, der Wechſel-, Geld- und Fondscurſe u. ſ. w., für Banquiers und Kaufleute. Herausgegeben von S. Wolff, und mit neuen Münztabellen verſehen von H. C. Kandelhardt. 16. Auflage. 2 Abtheil. in einem Bande complet. 8. Berlin 1842. broſchirt 3 fl.

**Niemeyer's Grundſätze der Erziehung und des Unterrichts,** für Aeltern, Hauslehrer und Schulmänner. 3 Thle. complet. 9. (letzte) verbeſſerte und vermehrte Original-Auflage. gr. 8. Halle 1834—1839. Broſch. Statt 9 fl. 12 kr. um 5 fl.

**Noſſek, Joh. Chriſt., kleines engliſches Leſebuch** für die erſten Anfänger, mit zweifachen Accenten, den der Dehnung und Schärfung, verſehen, und mit einer vollſtändigen Erläuterung derſelben. gr. 8. Wien 1839. 100 Seiten ſtark, in Umſchlag broſchirt. 36 kr.

— — **der engliſche Spaßvogel. Eine Sammlung** witziger, launiger, beißender, ſcherz- und ernſthafter Anekdoten. Engliſch und Deutſch, mit der Ausſprache jeden Wortes nach einer höchſt genauen und leichtfaßlichen Bezeichnungsart durch Buchſtaben, ſo wie mit erläuternden und ſprachlehrlichen Bemerkungen und vorzüglicher Hinweiſung auf van den Berg's Schulgrammatik. kl. 8. Wien 1841. Velinpapier in Umſchlag broſchirt. 1 fl.

— — **Uebungen zum Ueberſetzen aus dem Deutſchen** in das Engliſche, enthaltend: kurze Sätze, Fabeln, kleine Erzählungen, Parabeln, Briefe und Novellen, durchaus aus engliſchen Schriftſtellern zuſammengetragen, und mit untergeſetzter reichhaltiger Phraſeologie, ſo wie mit einem vollſtändigen Schlüſſel zu den vorhergehenden Uebungen verſehen. gr. 8. Wien 1839. In Umſchlag broſchirt. 1 fl.

**Nowack's, J., Tachygraphie, oder ausführliche Anleitung** zur deutſchen Geſchwindſchrift. In ihrer kürzeſten und der Lage der ſchreibenden Hand angemeſſenſten Form, die Kunſt, mittelſt einfacher Federzüge ſo geſchwind zu ſchreiben als man ſpricht. Für Geſchäftsmänner, Gelehrte, Studierende, Militars, Reiſende ꝛc. ꝛc. Wien 1834. Mit 8 lithograph. Tafeln in Umſchlag broſch. Anſtatt 1 fl. um 30 kr.

**Oeſterreich's Ehrenſpiegel, oder Leben und Bildniſſe** vieler Regenten und berühmter Feldherren, Staatsmänner, Gelehrten und Künſtler des öſterreichiſchen Kaiſerſtaates. Mit 48 ſehr ſchönen Porträts (Relief Maschin, nach Modellen von D. Böhm, k. k. Hofkammer-Medailleur und Münz-Graveure-Director) und 1 Titelkupfer auf feinem Baſler-Royal-Papier. Nebſt Biographien von Franz Tſchiſchka, auf feinſtem Velinpapier. National-Prachtwerk, herausgegeben von Blaſius Höfel ꝛc. ꝛc. 12 Hefte compl. 4. Wien 1835—1836. in Umſchl. broſchirt. Anſtatt 48 fl. um 4 fl.

**Oſſian's Gedichte. Aus dem Galiſchen überſetzt von** Ahlwardt. 3 Thle. 12. Leipzig 1839—1840. Velinpapier, broſchirt in Umſchlag, ganz neu 2 fl. 15 kr.

**Paſſy, Anton, des Jünglings Glaube, Hoffnung** und Liebe. Ein Cyklus von Gedichten in 3 Büchern. Mit einem einleitenden Gedichte von Friedr. von Schlegel. gr. 8. Wien 1831. broſchirt 1 fl.

**Perrot, hiſtoriſche Sammlung aller noch beſtehenden** Ritterorden der verſchiedenen Nationen, nebſt einer chronologiſchen Ueberſicht der verſchiedenen Ritterorden. Aus dem Franz. überſetzt. 3 Theile mit 500 illuminirten Abbildungen complet. 4. Leipzig 1821. broſch. Statt 9 fl. um 5 fl.

**Poſt-Reiſebuch, neueſtes, durch Europa, mit be**ſonderer Rückſicht auf die Handelsplätze und Badeörter. Für Reiſende von jedem größeren Orte nach allen Richtungen brauchbar, und nach den neueſten, richtigſten Poſtdiſtanzen, mit einer Ueberſicht der in allen Ländern Europas beſtehenden Extrapoſt-Ritt- und Trinkgeld-Gebühren. Bearbeitet von A. Vierthaler, k.k. Hofpoſtamts-Offizialen. 12. Wien 1838. Auf Velinpapier, im Umſchlage broſchirt 45 kr.

**Pyrker, Joh. Ladislaus, Patriarch-Erzbiſchof von** Erlau, Legenden der Heiligen auf alle Sonn- und Feſttage des Jahres. In metriſcher Form. Illuſtrirtes Prachtwerk auf Velinpapier. Vollſtändig in einem Bande. Lexikon-Octav. Wien 1842. Mit 70 ausgezeichnet ſchönen, großen Vignetten, 11 verſchiedenen allegoriſchen Randverzierungen als Einfaſſung für jede Druckſeite, nebſt ſehr hübſchem Titel und Umſchlag, elegant broſchirt 4 fl. 48 kr.

**Remekházy, Joſephine von, Feldblumen. Mit 16** Vignetten. Gezeichnet von Th. Alconiere, in Holz geſchnitten von Bl. Höfel. Wien 1841. Velinpapier in Congreve-Umſchlag broſchirt. 2 fl.

**Romberg (Architekt), Handbuch für den Bildhauer,** Stuckador und Gypſer. Mit 215 Abbildungen. 4. Freiburg 1837. broſchirt. Statt 2 fl. 30 kr. um 1 fl. 30 kr.

**Schiller's ſämmtliche Werke. Lexicon-Octav. Mit** Portrait und Facſimile. Complet in 2 Bänden. Velinpap. Broſch. in Umſchlägen 6 fl. 30 kr.

**Schlegel's, Friedr. v., ſämmtliche Werke. 10 Bän**de complet. gr. 8. Wien 1822 — 1825. Original-Ausgabe Nr. 2 auf feinem Papier mit erweitertem Stege. Broſchirt in Umſchlägen. Statt 37 fl. 30 kr. um 10 fl.

**Schletzer, M , neueſte Glückwünſche in deutſcher** und franzöſiſcher Sprache, zum neuen Jahre, zu Geburts- und Namensfeſten in Verſen und Proſa; nebſt einem Anhange von Anreden vor und nach öffentlichen Schulprüfungen, und Gelegenheits-Aufſätzen verſchiedenen Inhalts. gr. 16. Wien 1841. Velinpapier, broſchirt 48 kr.

— — **ſyſtematiſch-progreſſive Uebungsſtücke zum** Ueberſetzen in's Franzöſiſche. Mit Hinweiſung auf die Regeln, nach Machat's grammaire. Nebſt einem alphabetiſchen Verzeichniſſe der gebräuchlichſten Sprichwörter und Redensarten, in deutſcher und franzöſiſcher Sprache. gr. 8. Wien 1841. 128 Seiten ſtark; broſchirt 30 kr.

— — **60 Lectionen in deutſcher und franzöſiſcher** Sprache, zur Uebung im Ueberſetzen grammatiſch eingerichtet. Nebſt einem eigens dazu bearbeiteten Wörterbuche für beide Sprachen. 8. Wien 1842, broſchirt in Umſchlag 30 kr.

**Schuſter, J. T. (Prof.), A'magyar Urſi, oder** die Kunſt in 46 Stunden gut ungariſch leſen, verſtehen, ſprechen und ſchreiben zu lernen. gr. 12. Wien 1838. Broſchirt im Umſchlage 1 fl.

— — **új magyar-német Szótar, neues unga**riſch deutſches Wörterbuch aller neu geformten, wieder grünenden oder umgeſtalteten Wörter aus dem Gebiete des Geſetzes, der Wiſſenſchaften, der Technologie, der Kunſt, Poeſie und der Umgangsſprache. Nebſt Zuſätzen: 1. Allgemeine militäriſche Kriegskunſtwörter und Kunſtausdrücke. 2. Liſte der gebräuchlichſten Prozeſſe. 3. Die Blutverwandſchaftsnamen u. ſ. w. Ein zu allen bisher erſchienenen Wörterbüchern der ungariſchen Sprache vervollſtändigender Anhang mit ungariſcher und deutſcher Worterklärung. kl. 8. Wien 1838. Broſchirt im Umſchlage 1 fl.

**Schweickhardt, F., das Herzogthum Salzburg, hi**ſtoriſch-topographiſch-ſtatiſtiſch bearbeitet. 1. Band, enthält: Geſchichte von Salzburg. Mit 6 Kupfertafeln, complet, gr. 8. Wien 1839. Broſchirt. Statt 2 fl. um 48 kr.

— — **Darſtellung des Erzherzogthums Oeſterreich** unter der Enns, durch umfaſſende Beſchreibung aller Burgen, Schlöſſer, Herrſchaften, Städte, Märkte, Dörfer, Rotten 2c, 2c., topographiſch-ſtatiſtiſch-genealogiſch-hiſtoriſch bearbeitet, V. U. W. W. 7 Bände, V. U. M. B. 7 Bände, V. O. W. W. 14 Bände. Beſchreibung der Haupt- und Reſidenzſtadt Wien, und der 34 Vorſtädte. 3 Theile Zuſammen 31 Bände mit vielen Kupfertafeln. gr. 8. Wien 1833 — 1839. Broſchirt in Umſchlägen. Anſtatt um 66 fl. um 16 fl. — Davon auch einzeln: V. U. W. W. 7 Bände mit vielen Kupfern. 4 fl. — V. U. M. B. 7 Bände mit vielen Kupfern. 4 fl. — V. O. W. W. 9 Bände mit vielen Kupfern. 5 fl. — Beſchreibung, Geſchichte und Hauptdarſtellung von Wien. 3 Bände mit vielen Kupfern. 4 fl.

**Schmits, Franz, das Stämpelgeſetz vom 27. Jänner** 1840, alphabetiſch abgefaßt, auch in Beziehung auf die mit verſchiedenen Stämpeln belegten Eingaben und Protokolle ſpeciell behandelt, die geſetzlichen Beſtimmungen bei jeder Abhandlung, beſonders rückſichtlich der Vertrags Urkunden, mit Hinblick auf praktiſche Fälle in gewählter Kürze complicirt enthaltend, und ſomit eingerichtet, das Stämpel-Erforderniß zu gerichtlichen, ämtlichen und privativen Ausfertigungen ohne Zeitverluſt aufzufinden. gr. 8. Grätz 1841. Velinpapier, in elegantem Umſchlag broſchirt. 50 kr.

**Scott's, Walter, ſämmtliche Werke. Neu überſetzte,** verbeſſerte und vollſtändige Grätzer Taſchenausgabe, in 7 Bänden, complet. Grätz 1828 — 1834. In Umſchlägen broſchirt. Anſtatt 35 fl. um 13 fl. 30 kr.

**Shakespeare's ſämmtliche dramatiſche Werke, überſetzt** von Aug. W. Schlegel und Ludw. Tieck. Neueſt vollſtändige Ausgabe, complet, in 12 Bänden, kl. Octav-For mat, Berlin (bei Reimer) 1839 — 1840. Velinpapier bro ſchirt 7 fl. 30 kr.

**Stämpel- und Taxgeſetz das, vom 27. Jänne** 1840, im Auszuge. Klein Plakat-Format, auf einer Sei des Bogens in einer Tabelle zuſammengeſtellt, auf Schrei papier mit großem deutlichen Drucke. Wien 1841. Unaufg zogen 6 kr. Aufgezogen 15 kr.

**Tiedge's Urania. Ein Gedicht in 6 Geſängen. Neu** wohlfeile Original-Ausgabe. 12. Leipzig 1840. Velinpapie broſchirt in Umſchlag, ganz neu. 30 kr.

**— — ſämmtliche Werke. Neueſte vierte Origina** Auflage in 10 Bänden, complet, mit Porträt und Facſim le. Schiller-Format, kl. 8., auf Velinpapier in Umſchlägen, broſchirt 5 fl.

**Ulphilae partium ineditarum in Ambrosianis** palimpsestis ab A. Majo repertur. specimen, conjunct. curis ejusd. Maji et C. Oct. Castellionaei editum. cum 2 tabulis. 4. Mediolani regis typis 1819. Broſchirt ganz neu, 2 fl.

**Valentini, gran dizionario grammatico-**pratico tedesco-italiano e italiano-tedesco. Vollſtändigſtes großes Wörterbuch der italieniſch-deutſchen und deutſch-italieniſchen Sprache. 4 Bde. in gr. 4. compl. Leipzig 1831—1836. Ganz neu. Statt 25 fl. um 20 fl.

**Verzeichniß, vollſtändiges, aller Meſſen und Märkte**, als: Jahr-, Monat-, Wochen-, Körner-, Pferde, Vieh-, Flachs-, Garn-, Leinwand-, Pelz-, Woll-, Holz- und anderer Märkte, im Umfange des öſterreichiſchen Kaiſerſtaates. Zum Gebrauche für Großhändler, Kaufleute, Fabrikanten, Gewerbsleute, Capitaliſten, Speculanten, Subarendatoren, Lieferanten, Oekonomen, Getreide-, Pferde-, Vieh-, Woll- und Leinwandhandler, Marktfieranten, Hauſirer, Frachter; für alle Producenten und; Conſumenten überhaupt, und zwar nicht bloß des In-, ſondern auch des Auslandes, beſonders der an den Kaiſerſtaat angränzenden Länder. 80 Seiten à 2 Columnen ſtark. gr. 8. Wien 1842. In Umſchlag broſchirt 24 kr., ſteif gebunden 30 kr.

**Vesta, Taſchenbuch für Gebildete oder kleine Halle** für deutſche Kunſt und Literatur. Mit 42 prachtvollen Kupfer und Stahlſtichen. (Portrate, Landſchaften, Burgreſten, Ritterſchlöſſer und Thierſtücke! (von Armann und Paſini, nach Benedetti, Brenner, Alb. Dürrer, Ender, Fendi, Gauermann, Höger, Holbein, Ranftl, Rieder, van Schalken, Schwemminger, Steinrucker, Waldmüller u. ſ. w. Nebſt Erzahlungen, Novellen, Marchen, Sagen, Legenden, Balladen, Dichtungen, Fabeln, Liedern, Dramen, Luſtſpiele und Anecdoten, von W. Alexis, Bauernfeld, Bernd von Guſeck, Enk, Fitzinger, Grillparzer, Haliriſch, J. v. Hammer, Fr. Kind, J. Mayerhofer, C. Pichler, Graf v. Platten, Fr. Rückert, Schumacher, G. Seidl, Stierle-Holzmeiſter, J. N. Vogl u. a. m 6 Jahrgänge complet. Wien 1831—1836. Feine Ausgabe auf Velinpapier, mit Figuren-Umſchlag en Bas-relief, ganz neu, höchſt elegant, ſteif mit Goldſchnitt gebunden. Anſtatt 30 fl. um 4 fl. 48 kr.

**Vogt, rheiniſche Bilder, in 24 Kunſtblättern** entworfen von Vogt, gezeichnet von Peroux, in Steindruck ausgeführt von Suſſenbeth, mit beigedruckten Balladen. Prachtwerk in gr. Folio auf Velinpapier. Frankfurt 1821, cartonirt, ganz neu. Statt 24 fl. um 12 fl.

**Werner, Zach., ausgewählte Schriften. Aus ſeinem** handſchriftlichen Nachlaſſe, herausgegeben von ſeinen Freunden. Einzig rechtmäßige Originalausgabe in 15 Bändene 8, Grimma 1840 — 1841 broſchirt in Umſchlägen. 7 fl. 30 kr.

**Wieland's ſämmtliche Werke. In 36 Bänden** complet. Neueſte, vollſtandigſte Original-Ausgabe. Schiller-Format, kl. 8. Mit dem Bildniſſe des Verfaſſers in Stahlſtich. Leipzig 1839 — 1840. In Umſchlägen elegant broſch. 18 fl. C. M.

**Winkelmann's ſämmtliche Werke. Einzige vollſtändige** Ausgabe. Complet in 12 Bänden, Text in Octav, und 1 Band Abbildungen und Denkmahle der Kunſt des Alterthums, in Folio auf 70 Kupfertafeln. Dabei Porträt, Facſimile und ausführliche Biographie des Autors, unter dem Texte die früheren und viele neue Citate und Noten; die allerwärts geſammelten Briefe nach der Zeitordnung, Fragmente, Abbildungen und vierfacher Index von Joſeph Eiſelein. Donaueſchingen 1825 — 1833. Velinpapier. Elegant broſchirt. Anſtatt 36 fl. um 12 fl.

**Wörterbuch, franzöſiſch-deutſches, zu Fenelons** Télémaque, mit kurzen geographiſch-hiſtoriſch- und mythologiſchen Erklärungen. Ein Hülfsbuch beim Ueberſetzen dieſes Werkes ins Deutſche von Leopold Chimani. Octav-Format. Wien 1814, broſchirt. Statt 1 fl. um 24 kr.

**Zunz, die gottesdienſtlichen Vorträge der Juden.** Hiſtoriſch entwickelt (von Dr. Leopold Zunz.) Ein Beitrag zur Alterthumskunde und bibliſchen Kritik, zur Literatur und Religionsgeſchichte. gr. 8. Berlin 1832. Broſch. Anſtatt 3 fl. um 1 fl. 30 kr.

**Longinus.** O köſtliche Speiſen!

**Steinbach** (an der Thür). Die Speiſen werden ſogleich erſcheinen, mich aber ſeht ihr in eurem Narrenhauſe nicht wieder. Guten Appetit! (Er geht und ſchließt die Thür von außen.)

**Mad. Truthahn.** Lauft ihm nach! (Bertram und Longinus wollen hinaus.)

**Bertram.** Alle Wetter! was iſt das?

**Longinus.** Er hat die Thür von außen geſchloſſen.

**Hermine.** Ein Spaß vom Onkel!

**Corinna.** Spaß? Bitt'rer Ernſt! Habt ihr die Worte gehört: „Mich ſeht ihr in eurem Narrenhauſe nie wieder!"?

**Mad. Truthahn.** O weh und dreimal weh!

**Bertram.** Soll ich die Thür aufſprengen? (Er zieht den Säbel. Es wird gepocht.)

**Mad. Truthahn.** Ich bitte zu öffnen; der Schlüſſel ſteckt außen. (Es wird geöffnet.)

**Leon** und **Claudine** (treten ein).

**Mad. Truthahn.** Welche ſeltene Erſcheinung! Tauſendmal willkommen!

**Leon.** Sind wir nicht brav?

**Longinus.** Lieber Couſin!

**Hermine.** Liebſte Couſine!

**Bertram.** Woher des Weges?

**Claudine.** Vom lieben Onkel Steinbach.

**Leon.** Der unter uns geſagt ein Narr iſt.

**Longinus.** Er ging ſo eben von uns weg.

**Claudine.** Wir ſind ihm am Thore ausgewichen. Er ſprach mit ſich ſelbſt, und lachte laut auf.

**Bertram.** Der Narr!

**Mad. Truthahn.** Gut iſt er, aber —

**Claudine.** Ein Narr!

**Alle.** Ein Narr!

**Hermine.** Aber, liebe Couſine, wie ſchön Du biſt! Dieſer Hut! Dieſe Marabouts!

**Mad. Truthahn.** Und dieſer Shawl! Wie heißt der Stoff?

**Corinna** (kommt von ihrem Schreibtiſche und betrachtet Claudine). Wirklich — ſehr ſchön! — So muß die Heldin meiner Novelette gekleidet ſein. (Sie ſetzt ſich und ſchreibt. Die Übrigen bilden um Claudinen einen bewundernden Halbkreis und rufen:) „Charmant!“

* * *

## Dritte Szenenreihe:

# Die Mondritter.

## Perſonen:

Herr v. **Steinbach.**
**Dorn.**
**Luchs,** ein Dichter.
**Fuchs,** fallirter Kaufmann.
**Wolf,** Lieutenant in Penſion.
Frau v. **Lautenſchlag.**
**Margaretha,** ihr Kammermädchen.
Fräulein **Iſabella** v. **Maibutter.**
**Iſidor.**

(Ein Raſenplatz mit Gebüſchen. Im Vordergrunde eine ſteinerne Bank, von welcher eine Allee zu dem, im Hintergrunde ſichtbaren Landhauſe der Frau von *Lautenſchlag* führt. Helle Mondnacht.)

**Luchs** (auf der Raſenbank ſchlummernd). **Steinbach** und **Dorn** (kommen).

**Steinbach.** Wie froh bin ich, dieſer närriſchen Leute los zu ſein, die *mich* für einen *Narren* erklären, weil *ich ihre* Narrheiten nicht gebilligt habe.

**Dorn.** Ohne Zweifel! Euer Gnaden ſind aber dieſe Titulaturen ſchon gewohnt.

**Steinbach.** Ich müßte mich über dieſe närriſchen Leute todt lachen, wenn ſie mir nicht erbarmten. Helfen will ich ihnen, ſo viel ich kann, aber in ihrer Mitte leben — um keinen Preis! — Das Stündchen Spaziergang in dieſer ſchönen Mondnacht hat mich recht erfriſcht. — Ich freue mich nun, meine heftige, nervenſchwache, ſtolze Frau Schwägerin Lautenſchlag nach ſo langer Zeit wieder zu ſehen. Die liebe, zarte Frau hatte einmal viele Anlage, närriſch zu werden. — Wie viel Uhr haben wir?

**Dorn.** Halb neun Uhr.

**Steinbach.** Da kommen wir eben zum Abendeſſen. Einen halben Tag verweile ich auf dem Landhauſe meiner Schwägerin Lautenſchlag; dann beſuche ich meinen Freund

Maibutter und ſeine drei Töchterlein, die noch Puppen waren, als ich ſie zuletzt ſah. Nu, an Töchtern wäre eben kein Mangel, wenn ſich nur auch Freier einfänden, quantum ſufficit!" Sieh! da ſitzt ja ein junger Herr auf der Bank? hat er uns behorcht?

**Dorn.** O nein! Er ſchläft feſt, und hält mit beiden Händen eine Schatulle.

**Steinbach.** Setzen wir uns auf dieſen Stein! Ich will ein Bischen ausruhen, eh' ich in's Haus gehe. (Sie ſetzen ſich; Luchs ſtreckt ſich.)

**Dorn.** Mir ſcheint, der Herr erwacht.

**Steinbach.** Sei ruhig!

**Luchs** (erwacht, und ſieht auf die Uhr). Bin ich wirklich eingeſchlafen? ſehr zur Unzeit! — Um ſieben Uhr verſprach ſie zu kommen, und nun — halb neun Uhr vorüber. Es iſt doch arg, einen feurigen Liebhaber, der ein Dichter iſt, und noch dazu ein Geſchenk bringt, ſo lange warten zu laſſen! (Er öffnet die Schatulle.) Die Steine dieſer Ohrgehänge ſprühen Funken wie mein Herz. Nicht der Werth, aber daß ich der Geber bin, das wird, das muß ſie entzücken. — Iſabella! komm doch! Ach gewiß hat die Frau Tante ſie an einen Whiſttiſch geſchmiedet.

**Steinbach** (zu Dorn). Der arme Narr iſt jämmerlich verliebt, und macht vielleicht einem eigennützigen Mädchen ein Geſchenk, vielleicht über ſeine Kräfte.

**Luchs** (für ſich). Mit welcher Sehnſucht glüh'n ihr dieſe Sternblumen entgegen, um von ihren Augenſternen beſchämt zu werden! Iſabella! Du Diamant dieſer Erde!

Ich konnte Deinem heißen Wunſche, Ohrgehänge nach der ne[illegible] Façon zu beſitzen, nicht widerſtehen; nun ſind aber auch [illegible]ine letzten Dukaten davon geflogen; ich bin allein, und habe nichts als meine Leier und meinen leeren Geldbeutel nebſt dem vollen Herzen.

**Steinbach.** Ein fatales Defizit! Ich will doch die Ankunft der Dulzinea abwarten; vielleicht kann ich einen dummen Streich hindern. (Fuchs und Wolf kommen von der einen Seite, Iſidor von der andern.)

**Luchs.** Ich benütze die Zeit, und mache nun ſchnell noch ein Gedicht zur Überreichung der Ohrgehänge. (Er legt das Schmuckkäſtchen auf die Bank, nimmt Bleiſtift und Papier aus der Brieftaſche und ſchreibt.)

**Iſidor** (für ſich). Nun, liebe Margaretha! bin ich endlich wieder in Deiner Nähe. Wenige Stunden bei Dir, dann wieder ein langes Jahr fern von Dir!

**Steinbach** (zu Dorn). Die Gegend fängt ſich an zu beleben. Gelten alle dieſe Beſuche der hellen Mondnacht und der Liebe?

**Fuchs** (leiſe zu Wolf). Dort ſitzt unſer Luchs.

**Wolf.** Er iſt's. Nun friſch an's Werk! (Sie ſtellen ſich hinter die Bank, auf welcher Luchs ſitzt.)

**Iſidor** (für ſich). Das ſcheint verdächtig.

**Steinbach** (zu Dorn). Was wollen dieſe Messieurs?

**Dorn.** Sollte das eine kurioſe Geſchichte geben?

**Fuchs** (zu Wolf). Das Schmuckkäſtchen liegt da.

**Wolf.** Soll ich's nehmen?

**Steinbach.** O Spitzbuben!

**Fuchs.** Er iſt in ſeine Schreibereien ſo vertieft, daß er weder ſieht noch hört.

**Luchs** (deklamirend).

Die Sonne glüht, — noch mehr glüht meine Liebe,
Keuſch iſt der Mond, — noch keuſcher meine Triebe.
Empfang', o Holde, dies Geſchmeide,
Daß ich an Deiner Luſt mich weide!

(Fuchs nimmt unbemerkt das Schmuckkäſtchen.)

**Fuchs** (leiſe). Wolf! Ich hab's! Hihi!

**Wolf.** Geſchwind fort! (Fuchs und Wolf laufen weg.)

**Iſidor, Steinbach** und **Dorn** (rufen) Halt! (und laufen ihnen nach).

**Luchs** (aufſpringend). Wer da? was ſoll's! Wo iſt die Schatulle? Weg! Ich bin beſtohlen! weh mir! Arme Iſabella! Ihnen nach! Aber wohin? O Schurken! die hölliſchen Gebüſche decken alle Wege. Liebe! hilf mir ſuchen! Links! Rechts! Überall. (Indem er fort will, kommt Iſabella in einem Kleide von dunkler Farbe, aus dem Landhauſe.)

**Luchs** (ſie ergreifend). Halt Schurke! Du haſt mich beſtohlen.

**Iſabella.** Ach! — Sind Sie verrückt?

**Luchs.** O Himmel! Iſabella!

**Iſabella.** Die Geliebte halten Sie für einen Dieb?

**Luchs.** Verzeihung! Wenn Sie wüßten —

**Iſabella.** Ich zittre; das Herz will mir zerſpringen!

(Steinbach kommt unbemerkt.)

**Steinbach** (bei Seite). Vergebens! Keine Spur von den Dieben.

**Iſabella.** Soll ich dem *Dichter* ein *Mährchen* glauben?

**Steinbach.** Hoho! Das iſt die einzig Geliebte, die nun den Schmuck haben will. Luſtige Geſchichte!

**Luchs.** Ja, ſo war's. Während ich das Zueignungs-Gedicht bei Überreichung der Ohrgehänge ſchrieb, höre ich plötzlich ein Geſchrei. Ich ſpringe auf, — weg iſt der Schmuck. O ich Unglücklicher!

**Iſabella.** Edler Herr von Luchs! Es iſt nun zum fünften Male, daß Sie mir dieſe Ohrgehänge verſprechen, ohne Wort zu halten. Kann ich nun etwas Anderes glauben, als daß Sie mir heute als Dichter die *fünfte* Erdichtung, das heißt: Lüge, vortragen?

**Steinbach.** Jetzt bricht das Gewitter los!

**Luchs.** Aber ſehen Sie doch hier den Beweis, das Zueignungsgedicht, in meinen Händen!

**Iſabella.** Ich ſähe lieber den *Schmuck* als das *Gedicht*, den *Beweis* liefern. Ich bin beleidigt, und will *nun* weder vom *Schmuck*, noch vom *Gedicht*, noch vom *Dichter* etwas wiſſen. Morgen iſt mein Land-Séjour bei der Tante hier zu Ende. Ich fahre nach Hauſe, und die erſte Bitte an meinen Vater ſoll *die* ſein, daß er Ihnen den ferneren Zutritt in unſer Haus verbietet.

**Luchs.** Das wird er nicht.

**Iſabella.** Er wird, er muß! Mein guter Vater thut Alles, was wir Töchter wollen.

**Steinbach** (für ſich). Ich gratulire.

**Iſabella.** Ihr bisheriges Benehmen zeigt überhaupt, daß Sie ein nichtiger Prahler ſind. Wenn ich je heirathe, ſo will ich ein großes Haus machen und eine Dame von Welt vorſtellen. Sie, mein Herr! ſind wahrhaftig nicht der Mann, der ſolche Wünſche einer Frau realiſiren dürfte. Dichten Sie nach Belieben, nur bitte ich, mich nicht zum Gegenſtande Ihrer Dichtungen zu machen! Adieu! (Sie geht in das Landhaus.)

**Luchs.** Fahr hin, unpoetiſches, eigennütziges Geſchöpf! Ich erwache aus einem Traume und erkenne, daß es Zeit iſt, vernünftig zu werden. Fahr' hin, Dame von Welt, fahre hin, ſo wie meine letzten Dukaten dahingefahren ſind! Fahre hin! Du biſt nicht die Erſte, die hinfährt, und wirſt nicht die Letzte ſein.

**Steinbach.** Hahaha! Bei dem Narren tritt die Kriſis ein.

**Luchs.** Halt! wer da?

**Steinbach.** Jemand, den Sie nicht kennen.

**Luchs.** Vielleicht beſſer als Sie glauben. (für ſich) Sollte nicht dieſer der Dieb ſein? (Laut.) Mein Herr! Ich will glauben, daß Sie ein ehrlicher Mann ſind.

**Steinbach.** Sie werden wohl thun, mir wenigſtens nicht das Gegentheil in's Geſicht zu ſagen.

**Luchs.** Dennoch werden Sie mir nicht übel nehmen, wenn ich Sie um die Erlaubniß bitte, Ihre Taſchen unterſuchen zu dürfen.

**Steinbach** (lachend). Halten Sie mich für einen Dieb?

**Luchs.** Wir ſind hier allein; Sie brauchen ſich nicht zu geniren.

**Steinbach.** Man hat Sie beſtohlen, ich weiß es.

**Luchs.** Sie können es vielleicht am beſten wiſſen; nicht wahr? Machen wir's kurz! Geben Sie mir das Geſtohlene zurück und ich laſſe Sie frei abziehen.

**Steinbach** (lachend). Ich habe nichts geſtohlen.

**Luchs.** Herr, Sie kommen mir nicht von der Stelle. Heraus damit! Wo nicht, — ſo brauche ich Gewalt. (Steinbach lacht immer ſtärker.) Unverſchämter! Du willſt mich verſpotten? (Er faßt ihn an der Kehle.)

**Steinbach.** Laſſen Sie mich los!

**Iſidor,** dann **Dorn** (kommen zurück).

**Iſidor.** Halt! Da ſind die Diebe; dort im Gebüſche! Zu Hilfe!

**Dorn.** Die Diebe! Packt an! Die Diebe!

**Luchs.** Wo? wo ſind ſie?

**Fuchs** und **Wolf** (kommen lachend aus dem Gebüſche).

**Fuchs.** Guten Abend, Freund Luchs!

**Luchs.** Fuchs? was ſoll das heißen?

**Wolf.** Willſt Du es glauben, daß wir die Diebe ſind?

**Fuchs.** Hier iſt das gold'ne Vließ! O ſchöne Ohrgehänge!

**Steinbach** (bei Seite). Tolles Zeug!

**Luchs.** Warum habt ihr ſie mir geſtohlen?

**Fuchs.** Weil wir Dich zur Vernunft bringen wollten.

**Steinbach.** Alſo ein paar Seelenärzte von beſon rer Art.

**Wolf.** Du hatteſt Deine letzte Baarſchaft vergeu für eine Undankbare, die Deiner ſpottet.

**Fuchs.** Wir erfuhren das **tète — à tète** im Mo ſchein, und trafen noch zu rechter Zeit hier ein.

**Luchs.** Ich habe die Eigennützige nun kennen gele ich bin kurirt.

**Steinbach.** Ich gratulire.

**Luchs** (zu Steinbach). Unbekannter Jemand! wel Sie mir verzeihen?

**Steinbach.** Vom Herzen gern! Belieben Sie a künftig geſcheiter zu ſein! — Lieber Iſidor! Du bra Junge! wie kommſt Du hieher?

**Iſidor.** Margaretha, das Mädchen meiner Lie wohnt hier bei der Frau von Lautenſchlag, als ihre Ha Putzmacherin.

**Steinbach.** Bei meiner Muhme? und Du wi ſie heirathen?

**Iſidor.** Je eher, je lieber!

**Steinbach.** Recht! Du liebſt ſie, alſo muß ſie b ſein. Ich fürchte aber, daß Margaretha bei mei Schwägerin eben nicht ſehr angenehm leben wird, denn d Frau war ehemals eine ſtolze, mitunter ſogar bösart Kreatur. Sie ſpielte eine Beſchützerin der ſchönen Kün beſoldete die Dichter, von denen ſie ſich beſingen, u **fashionables**, von denen ſie ſich die Cour machen lies, glänzende Diners und Soirées, und ärgerte ihren Mann, meinen guten Bruder, in's Grab.

**Iſidor.** Margarethens Briefe enthalten manche Klagen über ihre traurige Lage, ich bin aber überzeugt, daß ſie noch mehr leidet, als ſie klagt. Was iſt zu thun? Sie genießt hier doch eine Verſorgung, und hab' ich mein Einkommen, ſo befreie ich ſie. Bis dahin heißt es: Geduld überwindet die Ungeduld!

**Steinbach.** Recht ſo! Übrigens bin ich auch noch auf der Welt. (Für ſich.) Der junge Menſch gefällt mir immer beſſer.

**Luchs** (zu Steinbach). Schönen Dank nochmal! (Ab.)

**Wolf** und **Fuchs** (ebenſo). Adieu! nichts für ungut! (Ab).

**Steinbach.** Empfehle mich! — Nun, lieber Junge, Du mußt mir ſchon erlauben, Dich zu dutzen! Geh' hinein! Ich komme gleich nach. (Iſidor geht in das Landhaus. Steinbach verliert ſich im Gebüſche.)

---

Zimmer im Hauſe der Frau v. Lautenſchlag. Sie liegt ſchlummernd auf einem Ruhebette, Margaretha ſitzt am Arbeitstiſche.

**Margaretha.** Jede Minute zähl' ich — und dennoch kommt er nicht! Ach! ein ſolcher Tag des Erwartens nimmt auch gar kein Ende! Iſidor! Du biſt ein Tirann! Was nützen mir alle Deine Briefe? Auch der zärtlichſte Brief iſt doch kein Iſidor, und tauſend geſchriebene Worte ſind nicht ſo viel werth als eines, das von Mund zu Mund geht. Wer pocht?

**Iſidor** (an der Thürſchwelle ſtehend). Margaretha!

**Margaretha.** Wer kömmt ſo ſpät?

**Iſidor.** Darf ich herein? (Er tritt vor.)

**Margaretha.** Nein — ja — nein — doch ja! Aber lieber Iſidor, geh' auf den Fußſpitzen! Die Frau ſchläft.

**Iſidor.** O liebe Margaretha!

**Margaretha.** Stille! Die Frau ſchläft ja.

**Iſidor.** Wie hab' ich mich nach Dir geſehnt!

**Margaretha.** O du lieber Iſidor!

**Iſidor.** Stille! Die Frau ſchläft. — Armes Kind! Dir geht es nicht zum Beſten, ich weiß es.

**Margaretha.** Sprich leiſer! Woher weißt Du es denn?

**Iſidor.** Aus Deinen Briefen.

**Margaretha.** Ja ſo!

**Iſidor.** Das muß nun bald anders werden.

**Margaretha.** Bald ſagſt Du? O das wäre ein Glück!

**Iſidor.** Sprich leiſe!

**Margaretha.** Ach, in der Freude vergißt man ſich leicht!

**Iſidor.** Ja wohl! Ich möchte vor Freude ſchreien.

**Margaretha.** Pſt! (Es wird gepocht.)

**Margaretha.** Geh weit von mir! (Sie öffnet die Thür.)

**Steinbach** (tritt ein).

Guten Abend! wo iſt meine Schwägerin, die Frau von Lautenſchlag?

**Margaretha.** Sie ſchläft —

**Iſidor.** Hier auf dem Ruhebett.

**Steinbach.** Iſt ſie unwohl?

**Margaretha.** Das eben nicht — aber —

**Steinbach.** Was ſonſt?

**Iſidor.** Vor dieſem Herrn darfſt Du, Margaretha, ſchon —

**Steinbach.** Frei und offen ſprechen.

**Margaretha.** Sie leidet öfter an einer ſtarken Überreizung, und aus der Überſpannung fällt ſie dann in einen Zuſtand der Erſchöpfung.

**Steinbach.** Iſidor! was hab' ich Dir geſagt? (zu Margaretha). Nicht wahr? ſie iſt eine ſanfte gute Frau?

**Margaretha.** Ich kann mich nicht beklagen.

**Steinbach.** Ihr Erröthen, Margarethe, ſagt das Gegentheil. Was ſeh' ich da? Das ganze Tiſchchen am Ruhebett mit Geiſtern und Wäſſern aller Art, mit Kaffeh-, und Theemaſchinen bedeckt? Ja ſo! daher der Ueberreiz! Und nun liegt ſie im Zuſtande der ſchlafenden Erſchlaffung. Ganz natürlich! (Frau von Lautenſchlag erwacht.)

**Steinbach.** Kennen Sie mich?

Fr. von **Lautenſchlag.** Die Stimme — wohl; aber meine Augen ſind trübe; ich fühle mich ſehr — ſehr ſchwach.

**Steinbach.** Schwager Steinbach!

Fr. von **Lautenſchlag.** Sie — Sie? (Mit ſchwacher Stimme.) O ſchön! ſcharmant! Ich bin — entzückt — de vous revoir! Umarmen Sie mich! aber — ich bitte — nur äußerſt ſanft, wie ein Zephir die Roſe.

**Steinbach.** Auf dieſe Art habe ich noch Niemand umarmt. Wollen's verſuchen! (Indem er ſie umarmen will, ſpringt ſie furiös empor.)

Fr. von **Lautenſchlag.** Wer iſt dieſer junge Herr da? Welche Keckheit, in's Zimmer zu treten, wo ich im geiſtigen Schlummer wie eine Clairvoyante ruhe? Was ſuchen Sie? was wollen Sie? wer ſind Sie? wie kamen Sie herein?

**Margaretha.** Verzeihung, gnädige Frau! Es iſt —

**Steinbach.** Ein braver Jüngling und Margarethens Liebhaber.

Fr. von **Lautenſchlag.** Liebhaber? Liebhaber! Ei ſeht doch! quelle bètise!

**Steinbach.** Frau Schwägerin! denken Sie an Ihre Schwäche!

Fr. von **Lautenſchlag.** Was Schwäche! Ich habe keine Schwäche an mir, und dulde keine Schwächen an Andern. Wozu braucht die Dirne einen Liebhaber? Iſt ſie nicht bei mir verſorgt? Sie ſoll nicht ſo müßig ſein, ſoll arbeiten, ſo werden ihr die zärtlichen Gedanken vergehen. Eine ſo bettelarme Kreatur muß Gott danken, daß ſie das Leben hat, und ſoll das Verliebtſein für etwas Unmögliches halten.

**Steinbach** (zu Margaretha). Und Du ſagteſt, Du hätteſt Dich nicht zu beklagen? — Du gute Seele!

**Iſidor.** Gnädige Frau! Sie ſind ſehr hartherzig.

Fr. von **Lautenſchlag.** Herr Liebhaber! Ich bin die Frau im Hauſe, und bleibe, wie ich bin, und thue, was ich will. Herr Liebhaber! Ich halte hier keine Herberge für fremde Leute. Belieben Sie Ihren Wanderſtab heute noch weiter zu ſetzen, Herr Liebhaber!

**Iſidor.** Leb' wohl, Margarethe! Wir ſeh'n uns bald wieder! (Er will gehen.)

**Steinbach.** Halt! — Verzeihen Sie, Frau Schwägerin! Ich habe den jungen Menſchen mitgebracht. Er iſt mir lieb und werth. Erlauben Sie alſo, daß —

Fr. von **Lautenſchlag.** Sie wünſchen es? Eh bien. — Herr Liebhaber, Sie können bleiben!

**Iſabella** (tritt ein). Gnädige Tante! Ich küſſe die Hände.

Fr. von **Lautenſchlag.** Lieber Herr Schwager! Erblicken Sie in dieſem Fräulein eine Couſine, welche, als Sie Ihre Reiſe antraten, noch ein Püppchen war.

**Steinbach.** Darf ich um den Namen bitten?

**Iſabella.** Iſabella von Maibutter!

**Steinbach.** Maibutter? Und vermuthlich auch ein butterweiches Herz? Willkommen! Ich gedenke Ihren Herrn Vater morgen zu beſuchen, vorausgeſetzt, daß er noch lebt.

**Iſabella.** Warum ſoll er denn nicht leben? Er muß leben, weil wir ihn brauchen.

**Steinbach.** Er ſoll leben! ſelbſt wenn ich ihn nicht brauche! Es wird Ihnen aber nicht unbekannt ſein, daß die Leute manchmal auch ſterben? — Wie ſtark iſt Ihre Familie?

**Iſabella.** Ein Vater und drei Töchter.

**Steinbach.** Ohne Zweifel ſchon verheirathet?

**Iſabella.** O nein! Wozu?

**Steinbach.** Weil, Gattin und Mutter zu werden, die weibliche Beſtimmung iſt.

**Iſabella.** Geniale Frauenzimmer geben ſich ihre Beſtimmung ſelbſt.

**Steinbach** (für ſich). Schnippiſch? und dazu auch genial? O weh!

**Iſabella.** Margaretha! Tragen Sie mir das Tuch und den Hut in mein Zimmer!

**Margaretha** (thut es; Iſidor folgt).

**Iſabella** (nachrufend). Geſchwinder, Du Schnecke!

**Steinbach** (für ſich). Auch ſtolz und gebieteriſch?

Fr. von **Lautenſchlag.** Liebe! Du ſcheinſt etwas echauffirt zu ſein. Haſt Du wieder im Mondſchein geſchwärmt?

**Iſabella.** Ja, gnädige Tante! Ich nahm Abſchied vom himmliſchen Mond-Salon.

**Steinbach** (für ſich). Auch romantiſch?

Fr. von **Lautenſchlag.** Lieber Herr Schwager! Wie lange gedenken Sie mich mit Ihrer ſchätzbaren Gegenwart zu beglücken?

**Steinbach.** Morgen Früh ſegl' ich ab.

Fr. von **Lautenſchlag.** Da muß ich um ein tête-à-tête bitten.

**Steinbach.** Ich ſtehe zu Dienſten.

**Iſabella.** Bin ich dabei entbehrlich?

**Steinbach.** Vollkommen!

Fr. von **Lautenſchlag.** Liebes Kind! Biſt du böſe?

**Steinbach.** Ganz und gar nicht!

**Iſabella.** Sie ſind ſchlimm; ich kann's auch ſein.

**Steinbach.** Will's nicht bezweifeln. Adieu!

**Iſabella.** Ich küſſe die Hände, gnädige Tante!

Fr. von **Lautenſchlag** (zu Iſabellen). Sei klug! Der Herr hat Geld, und iſt ein Freund Deines Vaters.

**Iſabella.** Nichts für ungut! (Sie geht in ein Nebenzimmer.)

Fr. von **Lautenſchlag.** Ach! lieber Herr Schwager! ach!

**Steinbach.** Wandelt Sie wieder eine Erſchöpfung an? Sie waren ſchon ein paarmal überreizt.

Fr. von **Lautenſchlag.** Ach! ich leide unendlich. Meine Einkünfte —

**Steinbach.** Geldnoth?

Fr. von **Lautenſchlag** (aufgebracht). Geldnoth! Au contraire! Ich habe zu viel Geld.

**Steinbach.** Iſt manchmal auch ein Unglück.

Fr. von **Lautenſchlag.** Ja wohl! Es macht Erbſchleicher. Ach! Geld-Ausgeben iſt meine Paſſion.

**Steinbach.** Ausgeben, mag ſein! Nur nicht hinauswerfen!

Fr. von **Lautenſchlag.** Ich mache ein großes Haus; ich lebe auf noblem Fuß.

**Steinbach.** Wenn nur der Fuß nicht umſchnappt! Der Münzfuß leidet leicht einen Bruch.

Fr. von **Lautenſchlag.** Ich fühle mich wieder ſchwach, der fatale Zuſtand der Erſchöpfung! Ich muß Eau de cologne nehmen. (Sie nimmt einen Löffel Kölnerwaſſer.)

**Steinbach.** Sie hatten ja einen Sohn. Lebt er? was treibt er?

**Fr. von Lautenſchlag** (heftig). Der Elende! De Nichtswürdige! Der Verräther! Der Barbar!

**Steinbach** (für ſich). Nun tritt wieder der Zuſtan des Überreizes ein.

**Fr. von Lautenſchlag.** Stellen Sie ſich vor! de unnatürliche Sohn iſt eine proſaiſche Seele, ein Filz, ei langweiliger Alltagsmenſch. Er will nicht geſtatten, daß id ein großes Haus mache, daß ich auf noblem Fuß lebe; e nennt mich eine Verſchwenderin! Er will mich für wahn ſinnig erklären laſſen, der Unmenſch! Ich möchte raſen werden; ich bin manchmal ſo verwirrt, daß ich an mi ſelbſt zweifle und nicht weiß, ob ich wirklich verrückt bi oder nicht. Rathen Sie mir! was kann ich thun? wa ſoll ich thun?

**Steinbach.** Das Beſte, was Sie thun ſollten und gewiß auch thun können, wäre — —

**Fr. von Lautenſchlag.** Was? was? was?

**Steinbach.** Ihr Hausweſen ſo einzurichten, und ſi in Allem ſo vernünftig zu benehmen, daß Sie dadurch de vollſtändigen Beweis liefern, Sie ſeien nicht wahnſin nig, ſondern — bei vollem Verſtande.

**Fr. von Lautenſchlag.** Dieſen Rath kann mi jeder Narr geben.

**Steinbach** (für ſich). Mir ſcheint **nun**, der barſche Herr Sohn mag wenigſtens nicht ganz Unrecht haben.

Fr. von **Lautenſchlag.** Ich bleibe, wie ich bin, ich thue, was ich will.

**Steinbach.** Da werden Sie vermuthlich bald nicht mehr ſein, was Sie waren, und nicht mehr thun können, was Sie wollen.

Fr. von **Lautenſchlag** (heftig). Wie unzart! Schweigen Sie! Mein Landſitz iſt ein Zaubergarten der Armida, ein Eldorado, ein wahres Capua ſammt dem Hanibal und ſeiner ganzen Armee, und in der Stadt mache ich noch ein größeres Haus und lebe auf noch größerm Fuß.

**Steinbach.** Durch großes Haus machen hat ſich ſchon manches große Haus in ein Grillenhaus verwandelt, und der große Fuß unterliegt mehr als jeder andere der Schwindſucht der bitterſten Noth.

Fr. von **Lautenſchlag.** Brechen wir das Geſpräch ab! — Wollen Sie mein Haus, meine Möbel beſehen? Ich laſſe Abends alle Zimmer beleuchten.

**Steinbach.** Thun Sie das! Die Finſterniß wird ſchon von ſelbſt folgen. — Ich mache von Ihrer Erlaubniß Gebrauch. (Er will gehen.)

Fr. von **Lautenſchlag** (für ſich). Ich habe mich compromittirt; ich muß redreſſiren. (Laut.) Apropos! Die Geſchichte von der Wahnſinnigkeits-Erklärung war nichts — als Scherz.

**Steinbach.** Wirklich? — Nun — Jeder kann mit ſich ſelbſt nach Belieben ſcherzen; was er dann verſcherzt, trifft auch nur ihn ſelbſt. Das Schickſal iſt aber ein när-riſcher Patron, der keinen Spaß verſteht. (Ab.)

Fr. von **Lautenſchlag**. Man ſoll ſich Niemanden vertrauen; es kommt nichts heraus damit. Iſt derjenige, dem man etwas vertraut, geſcheit, ſo weicht er aus; iſt er dumm, ſo ſagt er uns eine Sottiſe. Wozu denn Sottiſen anhören, wenn man reich iſt? Der zehnte verſteht uns nicht; unſer Geld aber verſteht Jeder. — Wo bleiben denn heute die täglichen Gäſte? wozu laſſe ich denn alle Zimmer beleuchten? — Soll ich allein bleiben? Das wäre doch entſetzlich! — Ich muß einige Tropfen Vanille zu mir nehmen; ich bin ſehr ſchwach. (Sie trinkt und klingelt. Ein Bedienter kommt.) Holländer-Thee! — Die Leute kommen zum Beſuche nur, wenn's ihnen beliebt. (Der Bediente bringt Thee.) Ein paar Tropfen Rum dazu. (Sie trinkt.) Das weckt die Lebensgeiſter! Hahaha! Der Herr Schwager glaubt es wirklich, daß der Wahnſinn eine humoriſtiſche Dichtung von mir war, der Narr! Was wollte er mit ſeiner Finſterniß? — Ach! wär's nur auch wahr, daß die ganze Geſchichte nicht wahr iſt! (Sie legt ſich auf das Ruhebett.) Die fatalen Nerven!

**Fuchs** und **Wolf** (treten ein).

**Fuchs**. Sie ſchläft.

Fr. von **Lautenſchlag** (aufſpringend). Bon soir Messieurs! So ſpät?

**Wolf**. Wir wollten uns ſchon auf der Treppe duelliren

Fr. von **Lautenſchlag**. Doch nicht meinetwegen?

**Fuchs**. Ihretwegen, gnädige Frau!

Fr. von **Lautenſchlag.** Allerliebſt! meinetwegen? Das freut mich!

**Fuchs.** Mein Freund Wolf ſagte, Sie würden die Spätlinge ungütig aufnehmen.

**Wolf.** Und mein Freund Fuchs ſagte, ein ſo himmliſches Weſen wie unſere Gnädige könne gar nicht zürnen.

Fr. von **Lautenſchlag.** Ich laſſe Gnade für Recht ergehen, ſo ſind die feindlichen Parteien vereinigt.

**Fuchs.** Köſtliche Idee!

Fr. von **Lautenſchlag.** Schade, daß nun aus dem Duell nichts wird! Ich möchte doch einmal eines ſehen, aber — ohne Blutvergießen. Ich habe Rappiere im Hauſe. Wollen Sie mir ein Schauſpiel zum Beſten geben?

**Wolf.** Mit Vergnügen. (Frau von Lautenſchlag klingelt. Ein Bedienter kommt.)

Fr. von **Lautenſchlag.** Die Rappiere! (Bedienter ab.) Ich will mich nun als die Dame des Kampfes betrachten. Dieſer Operngucker ſei der Preis, den meine Hand dem Sieger reicht. (Der Bediente bringt Rappiere.)

**Fuchs.** Friſch an's Werk! (Sie duelliren.)

Fr. von **Lautenſchlag.** Halten Sie ein! Mir ſchwindelt. Ach! (Sie fällt mit einem Schrei zu Boden. Jene duelliren fort.)

**Iſidor, Iſabella, Steinbach, Margaretha**
(treten haſtig auf).

**Iſabella.** Gnädige Tante!

**Margaretha.** In Ohnmacht!

**Steinbach.** Ein Duell! Hol' euch der Teufel!

**Iſidor.** Nur ſachte! (Er will ihr ein Glas Waſſer in's Geſicht gießen.)

**Fr. von Lautenſchlag** (aufſpringend). Menſch ohne Lebensart! Wozu das Geſchrei? — Seht Ihr denn nicht, daß ſie mit Rappieren kämpfen?

**Wolf.** Wir geriethen zu ſehr in's Feuer. Verzeihung!

**Steinbach** (zu Frau von Lautenſchlag). Wenn Sie aber wußten, daß es nur Rappiere ſind, warum fielen Sie denn in Ohnmacht?

**Fr. von Lautenſchlag.** Wer kann dafür? Reizbare Nerven! Lebhafte Fantaſie!

**Steinbach.** Und das Geld! Und das große Haus! Und der große Fuß! Und der Rum! Und der Thee, et caetera et caetera! Mir ſcheint, der Herr Sohn hat Recht. — Iſidor und Margaretha! Morgen früh fahren wir zuſammen. Zu helfen iſt hier nicht. (Ab mit Iſidor und Margaretha.)

**Fr. von Lautenſchlag.** Mir ſcheint, der Herr Schwager iſt ein Narr.

**Fuchs.** Sans doute!

**Wolf.** Glück auf die Reiſe!

**Fr. von Lautenſchlag.** Kommen Sie zum Souper! Dann duelliren wir nochmal.

## Vierte Szenenreihe:

# Die Freier.

## Perſonen:

Herr von **Maibutter**, geweſener Ökonomie=Direktor.
**Angela**,
**Beata**, deſſen Töchter.
**Iſabella**,
**Fuchs**.
**Luchs**.
**Wolf**.
Herr von **Steinbach**.
Madame **Truthahn**.
**Hermine**.
**Corinna**.
**Bertram**.
**Longinus**.

(Zimmer im Hauſe des Herrn von Maibutter.)

Herr von **Maibutter.**

Endlich iſt der glorreiche Tag gekommen, an dem ich meine drei Töchter mit dem Brautkranze geſchmückt erblicken ſoll. Die ſchüchternen Freier müſſen ſich heute erklären; ich will ihnen die Zunge löſen, ich will ſie zwingen zu dem, was ſie wünſchen. Die Ausſteuer, die ich den holden Mägdlein geben kann, iſt zwar ſehr gering, ſie bedürfen aber auch nicht mehr, da jede von ihnen ein Kapital von Tugenden und Vorzügen aller Art beſitzt. O ihr Lieben! Ihr ſeid geniale Mädchen, in die ich mich ſelbſt verlieben könnte, wenn ich nicht euer Vater wäre. Ja wahrlich! Nichts geht über die Vaterfreuden! Ein Vater von drei ſolchen Töchtern iſt der glücklichſte Mann unter der Sonne. Sind meine Püppchen verheirathet, ſo wird es mir dann ergehn, wie dem König Lear in der Komödie; jede von ihnen wird mich bei ſich haben wollen, jede wird mich der Andern aus den Händen ſpielen — und ich werde Freudenthränen vergießen. Recht ſo! Binnen acht Tagen kann eine dreifache Hochzeit ſein.

**Angela, Beata** und **Iſabella** (treten ein).

**Maibutter.** Nun ihr drei Grazien! Bald werden eure Freier erſcheinen. Empfangt ſie freundlich und aufmunternd, ſonſt wagen die blöden Ritter es wieder nicht, die heißen Wünſche ihres Herzens laut werden zu laſſen. Ich gehe indeß in mein Schreibzimmer, um die Heirathskontrakte aufzuſetzen. (Ab. Die drei Mädchen brechen in lautes Gelächter aus.)

**Angela.** Der Papa iſt ein komiſcher Herr!

**Beata.** Zum Kranklachen.

**Iſabella.** Liebe Schweſtern! Wenn ihr heirathen wollt, ſo thut's! Ich heirathe nicht.

**Angela.** Mir träumt nicht einmal davon.

**Beata.** Ich bleibe ledig und habe meine guten Urſachen dazu.

**Iſabella.** Ich auch. Ich bin die raſende Zärtlichkeit unſers lieben Papa zu ſehr gewohnt, als daß ich den Kontraſt eines hochgebietenden Herrn Gemahls ertragen könnte. Überdies bin ich nun einmal gar nicht für das häusliche Weſen, oder vielmehr Unweſen. Ich fühle mich für die große Welt geboren, erhaben über den engen Kreis des beſchränkten ehlichen Lebens. Mein Gemahl müßte wenigſtens ſeine ſichern zehntauſend Gulden jährliche Einkünfte haben, denn ich will Alles mitmachen, will das Leben genießen. Ja, bei der Tante, da iſt's eine Freude zu ſein. Jeden Tag Geſellſchaft, jeden Tag eine andere Unterhaltung! Ich kann mich an unſere kleinen Zimmer, an unſer proſaiſches Tagewerk hier kaum mehr gewöhnen. Und nun müßte ich gar wegen der abſurden Heirath in die Stadt zurückkommen!

**Angela.** Ich, liebe Schweſter, verlange weder eine Dame von Welt zu werden, noch ein großes Haus zu machen, aber — aufrichtig geſprochen — ſo wiſſet, ich habe mir durch meine Lektüre und durch meine Fantaſie ein Ideal von einem Manne geſchaffen, welches ich in der Wirklichkeit wohl ſchwerlich finden werde, bisher wenigſtens nicht gefunden habe. Soll ich nun einen Mann heirathen, der meinem Ideale nicht entſpricht, ſo würde ich ihn und mich ſelbſt unglücklich machen. Ich will alſo lieber unvermählt bleiben, oder wenigſtens ſo lange warten, bis mein Ideal als wirkliche Mannsperſon erſcheint. Der Papa vergöttert uns; ein Ehegatte wird das ſchwerlich thun.

**Beata.** Ich habe wirklich ein eignes Schickſal. Ich habe mich durch die leidige Erfahrung überzeugt, daß Jeder, der mich ſieht, zu mir in Liebe entbrennt, während ich ſelbſt die vollkommenſte Gemüthsruhe genieße. Welchem meiner unzähligen Verehrer ſoll ich nun den Vorzug geben? Die Wahl fiele mir unendlich ſchwer, und wie ſchrecklich wäre es, wenn ich, um Einen zu beglücken, Hunderte in Verzweiflung ſtürzen müßte! Nein! Das bringe ich nicht über's Herz. Überdieß geht mir's ja zu Hauſe prächtig, ich lebe da nach Herzensluſt und dem guten Papa iſt Alles recht, was ich thue. Der eigene Wille iſt des Menſchen Himmelreich, und dieſes Himmelreich wird im Eheſtand nicht ſelten durch Stürme mit Blitz und Donner geſtört. Kurz! Ich bleibe ledig.

**Luchs, Fuchs, Wolf** (treten ein. Wechſelſeitige Komplimente).

**Angela** (zu Beata). Dieſe Herrn ſind von meinem Ideal ſo weit entfernt, als der Himmel von der Erde.

**Beata.** Zwiſchen dieſen Dreien fällt die Wahl leicht; das heißt, auf Keinen!

**Iſabella.** Mit einem Gemahl dieſer Art könnte man zwar nicht groß leben, aber hoch, das heißt fünf Treppen hoch. Hahaha!

**Luchs.** Der ſchätzbare Herr Papa hat uns wegen einer dringenden Angelegenheit herbeſchieden, ſonſt würde ich wenigſtens es nicht wagen, das ſelbſt in ihrem Zorne reizende Fräulein Iſabella mit meiner Gegenwart zu beläſtigen.

**Iſabella.** Die Herren haben vermuthlich Eile? Ich rufe ſogleich den Papa.

**Fuchs.** Seitdem ich meine Handlung aufgegeben, (bei Seite) das heißt: ſeitdem ich fallirt habe, (laut) habe ich mehr Zeit (bei Seite) als Geld.

**Wolf.** Und ich ruhe auf meinen Lorbeern; da fehlt's nicht an Stunden der Muße.

**Iſabella.** O weh!

Herr von **Maibutter** (kommt aus dem Nebenzimmer).

**Maibutter.** Verzeihen Sie, ſchätzbarſte Herren! daß ich mir die Freiheit nahm, Sie zu mir zu bitten. Ich wünſche eine Sache in Ordnung zu bringen, die uns Allen am Herzen liegt. Es iſt nun beinahe ein Jahr, daß Sie, werthe Herren! mein Haus frequentiren, und die eigentliche Triebfeder Ihrer Beſuche iſt meinem Scharfſinne nicht entgangen. Als Menſchenkenner habe ich gar bald entdeckt, welchen Eindruck meine Töchter auf Sie gemacht haben und wohin die ſämmtlichen Wünſche zielen. Sie haben die Feuerprobe beſtanden, ein ganzes Jahr lang; das iſt kein Spaß. Ich erkenne Sie nun als Ehrenmänner, denen ich die Hände meiner vortrefflichen Töchter nicht verweigern darf. Legen Sie denn Ihre Beſcheidenheit ab! Brechen Sie das Stillſchweigen, und erklären Sie ſich in Gottesnamen!

**Angela** (leiſe). Ach und dreimal ach!

**Beata** (leiſe). Papa! Was fällt Ihnen ein?

**Jſabella** (ebenſo). Daraus wird nichts!

**Maibutter.** Nun, lieber Herr von Luchs! Sie ſind der Älteſte meiner Hausfreunde. Sprechen Sie alſo zuerſt: welche wünſchen Sie?

**Luchs.** Welche? (In Verlegenheit.) Welche? Sie ſind zu gütig!

**Maibutter** (zu Fuchs). Welche haben Sie ſich erkoren? (Zu Wolf.) Welche iſt die Ihrige? Nur Courage!

**Fuchs.** Ich — ich — will nicht vorgreifen.

**Maibutter** (zu Wolf). So reden Sie, als Militär, von der Leber weg!

**Wolf.** Bei allen zwölf Himmelszeichen! Ich will von der Leber weg reden, denn ich bin ein Freund von der Leber, beſonders der Gansleber.

**Maibutter.** Heraus! (Es wird an der Thür gepocht.) Herein!

**Steinbach** (tritt ein). Glück auf, alter Maibutter! Nu? kennſt Du mich nicht mehr?

**Maibutter.** Ja — und nein!

**Steinbach.** Den Steinbach nicht?

**Maibutter.** Steinbach! Du lebſt noch?

**Steinbach.** Ja freilich, ſonſt ſtünd' ich nicht hier, und für einen Verſtorbenen ſeh' ich doch zu gut aus.

**Maibutter.** Biſt Du verheirathet?

**Steinbach.** Ledig, ledig!

**Maibutter.** Bedaure, daß Du die Vaterfreuden nicht kennſt. Sieh da! Mich hat der Himmel mit dre Töchtern beglückt, eine ſchöner als die andere, eine geiſtrei cher als die andere. Sie ſind mir über den Kopf gewachſen und jetzt feiern wir die Verlobung.

**Steinbach.** Ich gratulire, wenn zu gratuliren iſt.

**Maibutter.** Hier ſtelle ich Dir meine würdigen Herrn Schwiegerſöhne vor.

**Steinbach** (für ſich). Mir ſcheint, ich ſoll ſie kennen (Laut.) Glück auf, allerſeits! (Während Steinbach mit de übrigen ſpricht, nähert ſich Iſabella ihrem Vater.)

**Iſabella.** Dieſen Herrn von Steinbach traf ich geſtern Abends auf dem Landhauſe der Tante Lautenſchlag und ſie ſagte mir, er ſei unmenſchlich reich.

**Maibutter.** Reich? **Corpo di Bacco!** Vielleich wäre da auf eine beſſere Partie für Eine von euch zu denken. Ein vortrefflicher Mann iſt er; aber — **Embarras d richesses!** Was thun? Noch ein vierter Brautwerbe und nur drei Töchter! Soll ich einen der drei Freier for ſchicken? O hätte mir der Himmel doch vier ſolche Töcht verliehen!

**Iſabella.** Was gedenken Sie zu thun, Papa?

**Maibutter.** Schwerer Stand! Ich möchte weder de Luchs, noch den Fuchs, noch den Wolf vor den Kopf ſtoßen

**Iſabella.** Mir ſcheint, ihre Köpfe ſind nicht ſe empfindlich.

**Maibutter.** Unmenſchlich reich ſagſt Du? Nu — wir wollen ſondiren und laviren. — Meine Herren! Ich kann zwar meinen lieben Töchtern nur eine geringe Ausſteuer geben; da ſie aber ein Kapital von Schönheit und Vorzügen aller Art beſitzen, ſo kommt es auf die leidige Geldmaſſe eben nicht an. Herr von Luchs! Sprechen Sie! Sie ſind ein Mann, reich an Talent. Ihre Geiſtesprodukte, welche Sie mit ungeheurer Fruchtbarkeit zu Tage fördern, tragen Ihnen ein ſo reichliches Honorar, daß Sie Frau und Kinder erhalten können.

**Luchs.** Sie irren ſich. Ich bin zwar reich an Talent aber nicht an Geld. Ich habe Manuſkripte, der Unſterblichkeit würdig, in Menge, aber — keinen Verleger. Ich verſichere Sie, dieſe Verleger mit ihren alten, verlegenen Waren bringen einen modernen Dichter in eine ſolche Verlegenheit, daß er unmöglich —

**Maibutter.** Heirathen kann. Glücklich, wer Geld hat! Steinbach! Du wäreſt ein Mann, der heirathen ſoll und kann.

**Steinbach.** Aber nicht mehr will.

**Iſabella.** Sie möchten wohl gerne gebeten ſein?

**Maibutter.** Nun Herr von Fuchs! Erklären Sie ſich. Ihnen fehlt's doch gewiß nicht an Revenüen. — Einem Kaufmann ſtehen tauſend Silberquellen offen. Alle Welttheile kontribuiren, und es regnet Geld aus heiterm Himmel. — Nu was ſagen Sie?

**Fuchs.** Was Sie ſagen, iſt ſehr wahr, in ſo fern es den Kaufmann in ſeinem blühenden Zuſtande betrifft. Sobald aber ein Unfall eintritt, dann iſt's mit den Silberquellen und dem Geldregen vorbei. Ich habe denſelben Fehler begangen, welchen ſo viele Kaufleute begehen. So lange der Geldregen dauerte, warf ich das Geld zum Fenſter hinaus. Der Regen hörte auf; ich erwartete einen glänzenden Regenbogen, der ein Friedenszeichen mit meinen Gläubigern werden ſollte, — aber ach! der holde Glücks-Regenbogen kam nicht. Ich hatte ſo groß angefangen, daß ich ſehr klein aufhören mußte.

**Maibutter.** Da iſt freilich an's Heirathen nicht zu denken. — Nun, Herr Lieutenant! kömmt die Reihe an Sie. Vor Ihnen liegt ein weites Feld; Sie haben die ſchönſten Ausſichten, Sie können es bis zum General bringen.

**Wolf.** Point du tout!

**Maibutter.** Sie ſind ja ſchon Lieutenant.

**Wolf.** Lieutenant — in Penſion!

**Steinbach.** Fahre hin, dritter Schwiegerſohn!

**Maibutter.** Aber warum haben Sie denn mein Haus frequentirt?

**Wolf.** Weil die Häuſer da ſind, daß man ſie frequentire.

**Fuchs.** Man kann nicht immer auf dem Parnaß herum klettern.

**Wolf.** Nicht immer auf dem Schlachtfelde bivouaquiren.

**Fuchs.** Nicht immer im Warenmagazin ſtecken. Man will auch unter Menſchen ſein, um ſo mehr, wenn man keine Waren hat.

**Wolf.** Und keine Ausſichten.

**Luchs.** Und kein Honorar. Wir hielten Sie für einen uneigennützigen Mann ohne Nebenabſichten.

**Maibutter.** Nebenabſichten her, Nebenabſichten hin! Wenn man ein Haus frequentirt, in dem ſich heirathsmäßige Mädchen befinden, ſo muß man heirathen — oder verſchwinden.

**Wolf.** So will ich denn verſchwinden.

**Luchs.** Und ich —

**Fuchs.** Zugleich. (Sie gehen ab, die Schweſtern lachen.)

**Maibutter.** O wie ſehr hab' ich mich übereilt und getäuſcht! Nun bleiben mir alle drei auf dem Halſe, in dem Augenblick, wo ich ſie ſchon als glückliche Weiber ſah. — Steinbach! Fühlſt Du, verſtehſt Du meinen Schmerz!?

**Steinbach.** Ich bedaure Dich, kann Dir aber nicht verhehlen, daß Du zu ſehr Sanguiniker biſt und gar zu leicht die Rechnung ohne Wirth machſt.

**Beata.** Seien Sie nur ruhig, Papa! Wenn wir einmal heirathen wollen, wird es uns an Männern nicht fehlen.

**Iſabella** (zutraulich und ſchalkhaft). Ich wüßte mir wohl ſchon jetzt Einen, dem ich ohne Bedenken meine Hand gäbe. (Mit einem Seitenblick auf Steinbach.)

**Maibutter** (für ſich). Er kann wählen nach Belieben, — aber Eine von ihnen muß er nehmen. Ich laſſe ihn nicht los.

**Iſabella** (zu den Schweſtern). Mir ſcheint, der Papa hat einmal einen guten Gedanken. (Für ſich.) Mir gehört er!

Alle meine Zaubermacht ſei aufgebothen, ihn zu fangen. Arme Schweſterlein! Ihr geht leer aus.

**Maibutter.** Steinbach! Biſt Du mein wahrer Freund?

**Steinbach.** Zweifelſt Du?

**Maibutter.** So beweiſe es nun!

**Steinbach.** Womit?

**Maibutter.** Kannſt Du Dir etwas Schrecklicheres denken, als einen Vater, der jetzt drei Schwiegerſöhne hat, und im nächſten Augenblick — keinen?

**Steinbach.** Allerdings eine fatale Geſchichte!

**Maibutter.** Was würdeſt Du an meiner Stelle thun?

**Steinbach.** Auf beſſere Zeiten warten.

**Maibutter.** Das würdeſt Du thun; ich aber thue etwas Anderes.

**Steinbach.** Und das beſteht?

**Maibutter.** Für's Erſte darin, daß ich Dich herzlich umarme.

**Steinbach.** Nach Belieben.

**Maibutter.** Zweitens, daß ich Dir die drei Herzen meiner drei Töchter an's Herz lege.

**Steinbach.** Das heißt, ich ſoll drei Schwiegerſöhne herzaubern?

**Maibutter.** Ich will mich vor der Hand mit Einem Schwiegerſohne begnügen.

**Steinbach.** Deſto beſſer!

**Maibutter.** Und dieſer Eine —

**Steinbach.** Nu?

**Maibutter.** Sollſt Du werden.

**Steinbach.** Ich? Biſt Du verrückt?

**Maibutter.** Noch nicht, aber ich werde es, wenn Du nicht mein Schwiegerſohn ſein willſt.

**Steinbach.** Ich darf nicht mehr heirathen.

**Maibutter.** Aber Du haſt ja die Wahl. Jede nimmt Dich. Kinder! Redet doch! Ihr ſeid ja mein Alles.

**Steinbach.** Ein gewiſſes Nichts iſt beſſer, als ein ungewiſſes Alles.

**Iſabella** (zu den Schweſtern). Der Papa dauert mich. — Wie gefällt euch der Herr?

**Angela.** Iſt er wirklich ſo reich?

**Iſabella.** Unmenſchlich!

**Angela.** Er iſt gar nicht übel.

**Iſabella.** Will Eine von euch ihn nehmen, ſo ſagt es, damit ich mich darnach zu richten weiß.

**Maibutter.** Freund! Erbarme Dich eines desperaten Vaters! Eine mußt Du nehmen! Ich laſſe Dich eher nicht aus dem Zimmer. (Für ſich.) Wenn ich nur wenigſtens nicht ſo dumm geweſen wäre, Gäſte zum Verlobungsfeſt zu laden, die gleich kommen werden!

**Iſabella** (zu Steinbach). Erlauben Sie, daß ich aufrichtig ſpreche?

**Steinbach.** So wie ich.

**Iſabella.** Sie ſind ein Mann, der heirathen kann.

**Steinbach.** Aber nicht will. (Für ſich.) Am wenigſten Eine von Euch.

**Iſabella.** Sie ſind zwar nicht mehr jung.

**Steinbach.** Sehr wahr!

**Iſabella.** Aber ein ſolider und intereſſanter Mann.

**Steinbach.** Folglich, ganz geſchaffen für intereſſirte Fräuleins.

**Maibutter.** Eine wahre Jungfrau von Orleans!

**Iſabella.** Das Weib liebt im Manne den Charakter!

**Steinbach** (für ſich). Und noch mehr das Geld, welches einen guten Charakter hat.

**Iſabella.** Freund meines theuern Papa! Ich würde Ihnen mit Vergnügen Herz und Hand geben.

**Steinbach.** Meinen herzlichſten Dank! Ich habe aber bemerkt, daß volle Herzen und leere Hände, leere Herzen und volle Hände ſehr verſchiedenartige Dinge ſind. Leere Herzen haben gleich den leeren Fäſſern mehr Klang als die vollen, und der goldgefüllten Hand gibt jedes Herz ein Echo, während der leeren Hand die meiſten Herzen ſtumm bleiben.

**Iſabella.** Um Sie zu beſchämen, thu' ich Verzicht auf Ihre Hand, zu Gunſten meiner Schweſtern. Heißt das nicht großmüthig handeln?

**Steinbach.** Wenn man einen Vogel freilaſſen will, eh' man ihn gefangen hat?

**Iſabella.** Schweſtern! Nun kommt die Reihe an euch!

**Angela.** Darf eine Schweſter gegen die andere als Raubvogel erſcheinen?

**Beata.** Sie ſind ein Mann von ausgezeichneten Verdienſten; allein das Zartgefühl und die weibliche Schüchternheit erlauben mir nicht —

**Steinbach.** Mich zu heirathen; und ſomit wäre die Sache denn abgethan.

**Maibutter.** Freund! Ich zerfließe in Thränen!

**Steinbach.** Vernimm denn ein Wörtchen des Troſtes! Ich heirathe weder Dich, noch Deine drei Töchter; dabei bleibts! Bekommt aber die Eine oder die Andere einen Mann, ſo erhält ſie von mir eine Ausſteuer. Seid ihr's zufrieden?

**Maibutter.** O Du Sinnbild der Freundſchaft!

**Iſabella.** Sie ſind —

**Steinbach.** Frei! — Gott ſei Dank!

Madame **Truthahn, Hermine, Corinna, Longinus** und **Bertram** (treten ein).

Mad. **Truthahn.** Ihre Dienerin, Herr von Maibutter! Wir ſind ſo frei, mit Ihrer gütigen Erlaubniß zum Verlobungsfeſte Ihrer werthen Fräulein Töchter zu erſcheinen.

**Maibutter.** Ungemeines Vergnügen! (Bei Seite.) Sehr mal a propos.

**Iſabella.** Liebes Herminchen!

**Longinus.** Schönſte Angelika!

**Bertram.** Holdſelige Beata!

**Maibutter.** Zufällige Umſtände und umſtändliche Zufälle haben mich bewogen, das höchſt erfreuliche Verlobungsfeſt zu verſchieben, indem noch ein paar Kleinigkeiten dazu fehlen.

Mad. **Truthahn.** Was ſehen meine Augen? Theurer Bruder Du hier?

**Steinbach.** Theure Schweſter! Theure Neffen und Nichten! Da gibt's ja Bräute und Bräutigame in Hülle und Fülle! Ich bin nun überflüßig — Maibutter! Beim verſprochenen Heirathsgut verbleibts. Nun, meine Herren und Damen — Gott befehlen!

**Maibutter.** Du mußt bleiben! Eine Soirée — —

**Alle.** Bleiben, bleiben!

**Steinbach.** Fort! fort! (Ab.)

**Maibutter.** Er iſt und bleibt der alte Narr!

Mad. **Truthahn.** Das ſagen wir auch!

**Iſabella.** Aber Geld hat er! (Alle lachen.)

## Fünfte Szenenreihe:

# „O komiſche Welt! O närriſche Leut'!“

## Perſonen:

**Helm.**
**Iſidor.**
**Margaretha.**
**Leon.**
**Claudine.**
Madame **Truthahn** und ihre Familie.
Herr von **Maibutter** und ſeine Töchter.
Herr von **Steinbach.**
**Dorn.**

Salon in Helms Gaſthofe. Rechts ein Tiſch mit Schreibmaterialien.

**Helm.**

Ich wollte, mein Iſidor wäre ſchon Doktor — und ich kein Gaſtwirth! Ich hätte doch beſſer gethan, dem reichen Vetter Steinbach unſere Verwandtſchaft zu entdecken. Nun iſt die gute Gelegenheit vorüber, und ich bekomme den Herrn Vetter wohl ſchwerlich je wieder zu ſehen. Daran iſt mein dummer Stolz Schuld — oder ſoll ich ſagen: meine falſche Delikateſſe! Was ſeh' ich? Dorn!

**Dorn** (eintretend). Guten Tag!

**Helm.** Du allein?

**Dorn.** Vor der Hand allein, und zwar als — Schauſpieldirektor!

**Helm.** Wie ſoll ich das verſtehen?

**Dorn.** Mein Herr ſchickt mich voraus, um einen reiſenden (aber keinen reiſſenden) Schauſpieler ſammt einer ſchönen jungen Schauſpielerin bei Dir einzuquartiren.

**Helm.** Wenn ſie ordentlich bezahlen, ſo ſind ſie mir willkommen.

**Dorn.** Sie ſpielen erſt Debut-Rollen, ſind aber gut bei Kaſſe. (Er geht an die Thür und führt Margaretha herein.) Erblicke in dieſem liebenswürdigen Weſen das Fräulein Fliederbuſch, ſie, deren Ruhm bald durch ganz Deutſchland erſchallen wird.

**Helm.** Ich bin ein großer Liebhaber vom Theater, komme aber nie hinein, wie's ſo geht. Ein ſchönes Kind!

**Margaretha** (ſchüchtern). Sie ſind zu gütig.

**Helm.** Und Sie zu beſcheiden; eine ſeltene Eigenſchaft heut' zu Tage.

**Margaretha.** Erlauben Sie! (Sie will Helm die Hand küſſen.)

**Dorn** (heimlich zu ihr). Vergeſſen Sie ſich nicht!

**Helm.** Was fällt Ihnen ein? Ich bin ja der Gaſtwirth hier. (Zu Dorn.) Mir ſcheint, Die ſpielt mit mir Komödie?

**Dorn.** Das nicht; aber Du ſiehſt ihrem Vater gleich, und ſie hat ein ſehr weiches Gemüth. Gefällt ſie Dir nicht?

**Helm.** Sehr gut! Ich glaube, Die müßte allen Menſchen gefallen.

**Dorn.** Das ſag' ich auch. Nun will ich Dir auch ihren Liebhaber bringen.

**Helm.** Schon einen Liebhaber?

**Dorn.** Einen vortrefflichen jungen Schauſpieler, der Dir wahrſcheinlich noch beſſer gefallen wird. (Er geht an die Thür und führt Iſidor herein.)

**Helm.** Iſidor! Du ein Schauſpieler?

**Iſidor.** Nur auf kurze Zeit.

**Helm.** Vermuthlich aus Liebe zu dieſer jungen Schauſpielerin?

**Iſidor.** So iſt's!

**Helm.** Und ſtatt auf der Univerſität zu ſein, —

**Iſidor.** Bin ich hier.

**Helm.** Um meine Einwilligung zu erhalten?

**Iſidor.** Nein, ſondern um den Willen des Herrn von Steinbach zu erfüllen.

**Dorn.** Der Alles auf ſich nimmt.

**Iſidor.** Vater! wiſſen Sie, wie die Schauſpielerin heißt?

**Helm.** O ja! Fräulein Fliederbuſch.

**Iſidor.** Nein! ſchlechtweg — Margaretha.

**Helm.** Doch nicht die gewiſſe Margaretha? Wie hängt das zuſammen?

**Dorn.** Auf folgende Weiſe: Mein Herr bittet Dich, dieſes natürliche Künſtlerpaar, oder dieſe künſtlichen Naturmenſchen gut aufzunehmen und bei Beiden die Rolle des zärtlichen Vaters ſo lange zu ſpielen, bis er ſelbſt erſcheint, um mit zu ſpielen.

**Helm.** Da kommen ja ſcharmante Schauſpieler zuſammen. Nu, Margaretha! willkommen! Und Du, mein Söhnlein, vorläufig auf kurze Zeit auch willkommen!

**Dorn.** Fräulein Fliederbuſch und Herr Abendſtern! Vergeſſen Sie nicht, daß gegenwärtig ich, und zwar auf Befehl meines Herrn, der Schauſpieldirector bin, und daß Sie mir gehorchen müſſen.

**Iſidor.** Ich folge Ihnen in Allem.

**Margaretha.** Und ich Dir, lieber Iſidor! Aber das Herz ſchlägt mir himmelhoch.

**Ein Aufwärter.** Gäſte kommen. Ein Fräulein und ein junger Herr! (Ab.)

**Helm.** Auch Schauſpieler?

**Dorn.** Ja, doch ohne es ſelbſt zu wiſſen.

**Helm.** Wer denn?

**Dorn.** Claudine und Leon, Nichte und Neffe meines Herrn.

**Iſidor.** Und ſollen mit uns ſpielen?

**Dorn.** Sie vielmehr mit ihnen.

**Helm.** Alſo ein Privattheater?

**Dorn.** Getroffen! — Helm! mache mir keine Confuſion! Sei ſtumm wie ein Fiſch!

**Helm.** Deſto beſſer! So erſpare ich das Memoriren.

**Dorn.** Ich bitte, ſich nun allerſeits zu entfernen. (Helm, Iſidor und Margaretha ab.)

**Leon** und **Claudine** (treten ein).

**Leon.** Dorn hier?

**Claudine.** Alſo auch der Onkel?

**Dorn** (ſehr betrübt). Ach nein! Ich allein!

**Leon.** Wie ſo?

**Claudine.** Iſt etwas vorgefallen?

**Dorn.** Ich bin durchgefallen, das heißt, — entlaſſen! Der undankbare Herr!

**Claudine.** Weßhalb?

**Dorn.** Wegen einer Kleinigkeit! Weil ich ihm widerſprach.

**Claudine.** Ein Narr verträgt keinen Widerſpruch.

**Leon.** Was gedenken Sie zu thun?

**Dorn.** Ich habe ein erſpartes Sümmchen; und bin nun — Theater-Unternehmer.

**Leon.** Viel Glück!

**Dorn.** Ich bin hier auf der Durchreiſe mit einem jungen Schauſpieler, der ſeinen erſten Verſuch als Liebhaber in Converſationsſtücken machen will, und mit einer tragiſchen Schauſpielerin.

**Leon.** Iſt ſie hübſch?

**Dorn.** Ohne aufzuſchneiden kann ich ſagen, daß in ihr vier Perſonen vereinigt ſind, nämlich die Venus ſammt den drei Grazien.

**Leon** (für ſich). Die muß ich ſehen.

**Claudine.** Iſt er genial?

**Dorn.** Ein Apollo vom Belveder an Geiſt und Schönheit.

**Leon.** Wir erwarten Gäſte. Sagen Sie doch gefälligſt dem Wirth, daß wir allein ſein wollen.

**Dorn.** Wie Euer Gnaden befehlen. (Ab.)

**Leon.** Noch iſt er mehr Kammerdiener als Theater-Unternehmer.

**Claudine.** Bruder! Ich lobe Dich nicht gerne, weil Du ohnedies einer der eitelſten Menſchen biſt; allein — die Zuſammenberufung eines Familienrathes nach Deiner Idee — das muß ich geſtehen, iſt ein Meiſterſtück. Ich hoffe, daß wir den Herrn Onkel in's Bockshorn jagen.

**Leon.** Die Rathsglieder müſſen bald anrücken.

**Claudine.** Nun wollen wir den felſenfeſten Herrn Onkel butterweich machen. Erblickt er meinen ritterlichen Bräutigam, ſo wird er in Entzücken gerathen.

**Leon.** Und ſieht er meine engliſche Angelika, ſo vergeht er vor Entzücken, oder er verliebt ſich gar ſelbſt in ſie.

**Claudine.** Haben wir einmal ſein Vermögen, dann —

**Leon.** Schalten wir damit nach unſern Grundſätzen.

**Claudine.** Ich ſtehe indeß noch auf Kohlen.

**Leon.** Wie kindiſch! Zweifelſt Du am Ja-Wort Deines geliebten Ritters?

**Claudine.** Keineswegs! Die Antwort ſollte indeß ſchon hier ſein!

**Leon.** Wird nicht ausbleiben. Angelika liebt mich raſend.

**Claudine.** Dann legen wir dem eiskalten Herrn Onkel die glühenden Briefe unſerer Geliebten vor, führen ihn zu ihnen —

**Leon.** Machen Hochzeit, —

**Claudine.** Wenn auch nicht im Ernſt —

**Leon.** Und nehmen ſein Vermögen —

**Claudine.** Im vollen Ernſt.

**Ein Aufwärter.** Zwei Briefe. (Ab.)

**Leon** (die Briefe nehmend). Legale Documente, gegen welche der Herr Onkel nichts einwenden kann.

**Claudine** (nimmt einen Brief). Voilà donc! die Unterſchrift lautet: Ritter d' Eon!

**Leon** (nimmt den andern Brief). Unterzeichnet: „Angelika!“ (Beide leſen, werden aber unruhig und verlegen.)

**Claudine.** Iſt Dein Brief ſo lang?

**Leon.** Im Gegentheil, ſehr kurz!

**Claudine.** Und dennoch lieſeſt Du ſo lang?

**Leon.** Ich wollte Dich nicht unterbrechen.

**Claudine.** Lies! (Sie gibt ihm ihren Brief.)

**Leon.** Ein Geheimniß iſt des andern werth. (Er gibt ihr ſeinen Brief. Beide leſen, und brechen endlich in lautes Lachen aus.)

**Claudine.** Mir das! Erbärmlicher Ritter!

**Leon** (lieſt). „Liebenswürdige Claudine! — Wir armen Menſchen ſind nichts als Automate. Wir ſagen ja, das Schickſal ſchreit nein! Da der erhabene Maſchiniſt Ihre Grundſätze und Anſichten nicht ſo fand, wie ſie ſein ſollten, ſo befahl er mir, vom Schauplatze abzutreten. Indem ich ſeinem Befehl folge, verbleibe ich, wenn auch nicht Ihr Bräutigam, doch Ihr ergebener Diener

Ritter d' Eon.“

**Claudine.** Ein Meiſterſtück von Unſinn! Was will er denn mit dem großen Maſchiniſten? — (Sie lieſt.)

„Werther Leon! Der zugedachten Ehre, Ihre Gemahlin zu werden, um dem Bedrängten eine Vermögenshälfte des Oheims zu verſchaffen, bin ich nicht würdig. Kann ich daher nicht Ihre Braut werden, ſo bleibe ich doch Ihre ergebene Dienerin Angelika!“

Was ſoll dies Geſchwätz heißen? Unſinn!

**Leon.** In all dem Unſinn liegt aber doch wenigſtens der Sinn, daß Du, Schweſterchen, keinen Bräutigam haſt, und ich ohne Braut bin, obſchon heute der letzte Tag des, vom Herrn Onkel zu unſerer Heirath feſtgeſetzten Termins erſchienen iſt.

**Claudine.** Ich bin desperat.

**Leon.** Ich ganz dumm. Mein letzter Hoffnungsſtrahl ruht jetzt noch auf dem Familienrath. Vielleicht —— Halt Ein himmliſcher Gedanke!

**Claudine.** Sprich ihn aus!

**Leon.** Ein Schauſpieler und eine Schauſpielerin ſind hier eingekehrt, Beide für Liebesrollen engagirt.

**Claudine.** Was ſollen die uns helfen?

**Leon.** Wie wär's, wenn wir ſie durch Geld und gute Worte beredeten, bei uns Gaſtrollen zu übernehmen?

**Claudine.** Sprich deutlicher!

**Leon.** Er ſoll Deinen Bräutigam vorſtellen, Si meine Braut. Haben ſie uns geholfen, den Onkel zu täuſchen, ſo machen wir ihnen ein **cadeau**, und Alles iſt gut.

**Claudine.** Ein kühner, aber köſtlicher Gedanke!

**Leon.** Ich ſende Dir den dramatiſchen Künſtler; e wird Deiner Beredſamkeit leicht gelingen, ihn zu bewegen daß er — — Sieh! da kömmt er. Courage! (Ab.)

**Claudine.** Der Herr Onkel zwingt uns, ihn überliſten — alſo werde er es! Ein Mann ohne Geld? od Geld ohne Mann? Das iſt nun die große Frage; ſchwer entſcheiden! — Schwer? o nein! Geld ohne einen Ma iſt tauſendmal beſſer als ein Mann ohne Geld. — Nun, i Lippen und ihr Augen, ſchließt ein Bündniß der Bere ſamkeit!

**Iſidor** (tritt ein).

**Claudine.** Ich ſoll die Ehre haben, Sie zu kennen. Sind Sie nicht der Kammerſekretär — bei — nein! —

**Iſidor.** Sie irren. Ich bin Schauſpieler.

**Claudine.** Ihr Fach?

**Iſidor.** Liebhaberrollen. (Für ſich.) Wie ſchwer mir das gezwungene Lügen fällt. Ich begreife nicht, wie manche freiwillig lügen mögen.

**Claudine** (für ſich). Mir ſcheint, ich habe auf ihn Eindruck gemacht. Schauſpieler ſind von brennbarem Stoff. (Laut.) Ich bin eine ungemeine Verehrerin der dramatiſchen Kunſt.

**Iſidor.** Ich — eben nicht ſehr.

**Claudine.** Alſo Schauſpieler wider Willen! Ich huldige der Kunſt.

**Iſidor.** Ich — der Natur.

**Claudine.** Da thun wir eigentlich daſſelbe.

**Iſidor.** Wie ſo?

**Claudine.** Weil die Kunſt der Natur eben ſo herrlich iſt, als die Natur der Kunſt.

**Iſidor.** Darum müſſen dieſe Zwei auch, wo das Schönſte erſcheinen ſoll, Hand in Hand gehen.

**Claudine.** Wie Liebe und Freundſchaft. Ich bemerke in Ihnen ein ausgezeichnetes Talent.

**Iſidor.** Wer ſelbſt talentreich iſt, pflegt mit dem Lobe freigebig zu ſein.

**Claudine.** Unverkennbar iſt Ihr edles Gemüth.

Dies gibt mir den Muth, Sie zu meinem Confident zu machen und eine Bitte zu wagen.

**Iſidor.** Sie geben mir eine Wichtigkeit, die mich ehrt

**Claudine.** Wollen Sie mir durch eine kleine Gefälligkeit einen großen Dienſt in einer ſehr unſchuldigen Sache leiſten?

**Iſidor.** Ich bitte um nähere Erklärung. (Dorn erſcheint im Hintergrunde und bleibt horchend ſtehen.)

**Claudine.** Ein ſteinreicher und ſteinharter Onkel wi mich zwingen, mich zu vermählen, indem ich nur unte dieſer Bedingung die Hälfte ſeines Vermögens erhalten ſoll. Der heutige Tag iſt der letzte des mir beſtimmte Termins; heute ſoll ich ihm meinen Erwählten als Bräutigam vorſtellen.

**Iſidor.** Thun Sie es!

**Claudine.** Meine Lage iſt ſchrecklich! Denken S nur, ich habe noch keinen!

**Iſidor.** Sie ſcherzen. Einem ſo reizenden Fräulei ſollte es an Verehrern fehlen?

**Claudine.** Das eben nicht! Allein, ich habe mi noch für keinen entſchieden, und Einen muß ich heute no dem Onkel vorſtellen. Sie — Sie könnten mich aus d fürchterlichſten Verlegenheit retten. Ein günſtiger Zufall füh Sie mir entgegen; ich erkenne darin einen Wink d Schickſals.

**Iſidor.** Wie! Soll ich Sie heirathen?

**Claudine.** Pro Forma — ja! Sie ſollen mein Bräutigam vorſtellen. Rechnen Sie auf meine Discretio

**Iſidor.** Ich ſoll das Werkzeug ſein, um Ihren Herrn Onkel zu hintergehen? Nimmer!

**Claudine.** Sie nehmen die federleichte Sache zentnerſchwer. Von einem Betruge iſt ja gar nicht die Rede. (Für ſich.) Ich muß den Eigennutz zu Hilfe nehmen. Dieſer Ring dürfte wohl ſeine Wirkung nicht verfehlen. (Während ſie ſich abwendet und den Ring vom Finger zieht, nähert ſich Dorn dem Iſidor und flüſtert ihm in's Ohr.)

**Dorn** (leiſe). Willfahren Sie ihr unbedingt! Der Herr Onkel will es.

**Iſidor** (eben ſo). Es ſei! Was ſoll aber da herauskommen?

**Dorn** (eben ſo). Folgen Sie! (Ab.)

**Claudine.** Binnen kurzer Zeit iſt das kleine Luſtſpiel zu Ende, Sie ſind wieder frei, und ich bin glücklich.

**Iſidor.** Aber — wenn ich nur nichts verderbe, wenn ich mich nur darein finde. Die Sache geht ſo rapid —

**Claudine.** Wie kann ſie mißlingen! Sie ſind ja Schauſpieler. Sehen Sie das für Ihren erſten Debüt an! Thun Sie mir doch den Gefallen, dieſes kleine Andenken zu nehmen. (Sie gibt ihm den Ring.)

**Iſidor.** Dieſe Güte beſchämt mich Unwürdigen. (Er nimmt den Ring.) Ich bitte mich nur gut zu unterrichten.

**Claudine.** Ich bin überzeugt, daß ich in Ihnen den rechten Mann gefunden habe. Kommen Sie! (Indem ſie mit Iſidor in ein Seitenzimmer gehen will, tritt Leon mit Margarethen ein. Dorn folgt ihnen heimlich.)

**Claudine** (heimlich zu Leon). Lieber Bruder! Er thut, was ich will.

**Leon** (eben ſo). Auch ſie. Alles geht nach Wunſch.

**Dorn** (leiſe zu Margaretha). Nur Muth! Mein Herr bittet Sie, dem **Fashionable** zu willfahren. (Ab.)

**Margaretha** (für ſich). Wie werd ich beſtehen? Ich zittere. Herr Steinbach will's; aber was wird Iſidor dazu ſagen?

**Claudine** (zu Leon). Ich gehe, ſeine Rolle mit ihm einzuſtudiren.

**Leon.** Ich mit ihr. Spute Dich, Claudine! Die Mitglieder des Familienrathes werden ſogleich erſcheinen.

**Claudine.** So bringen wir den Onkel von allen Seiten in die Klemme. Er muß ſich ergeben. (Ab mit Iſidor.)

**Leon** (zu Margaretha). Nun denn, ſchöne **Prima Donna**! Der Himmel lohne Ihr gutes Herz durch Lorbeerkränze, hohe Gage, und reiche Benefizen. Insbeſondere aber bitte ich Sie, auf meine und meiner Schweſter volle Erkenntlichkeit für Ihre Güte zu rechnen.

**Margaretha.** Es iſt aber doch bloßer Scherz?

**Leon.** Nichts als Scherz, um meinen Onkel zu beluſtigen. Der gute Mann lacht ſo gerne, und wir lieben ihn, (bei Seite) das heißt: ſein Geld, (laut) ungeheuer.

**Margaretha.** Das iſt recht ſchön. Wenn dann der Scherz belacht iſt, ſo bleibt Alles wieder im Alten.

**Leon.** Alles!

**Margaretha.** Nun denn, wenn ich etwas beitragen kann zu einer unſchuldigen Beluſtigung, ſo will ich Ihnen willfahren, nur bitte ich im Voraus nicht ungehalten zu ſein, wenn irgend eine kleine Ungeſchicklichkeit von meiner Seite unterläuft.

**Leon.** Eine ſo talentvolle Schauſpielerin weiß auch die geringſte Rolle zu einer Glanzrolle zu machen.

**Margaretha.** Vergeſſen Sie nicht, daß ich nur eine Anfängerin bin.

**Leon.** Das Publikum wird dann ſagen: Wer hat geendet, wie Du begonnen?

**Ein Aufwärter** (tritt ein). Eine unzählige Menge von Herren und Damen wünſcht Sie zu ſprechen.

**Leon.** Der Familienrath! Laß ſie herein!

**Aufwärter.** Wenn alle dieſe Leute etwas verzehren, ſo hat unſer Herr nicht bald einen ſo guten Tag gehabt. (Ab.)

**Leon.** Nun, holde Clairen, treten Sie in dieſes Nebenzimmer, und belieben Sie da zu bleiben, bis ich Sie herausführe! (Er führt ſie zur entgegengeſetzten Thür, durch welche Iſidor ging.)

**Margaretha.** Es ſei! ich bin aber ſchon jetzt ganz verwirrt. (Ab.)

**Leon** (an die Mittelthür tretend). Ich bitte herein zu ſpaziren.

Mad. **Truthahn, Hermine, Corinna, Longinus,** und **Bertram**; Hr. v. **Maibutter** mit ſeinen Töchtern **Angela, Beata,** und **Iſabella** (treten ein). **Claudine** (aus dem Nebenzimmer tretend — Man hört von allen Seiten):

Ergebenſter Diener! — Ihre Dienerin! — Ich bin ſo frei! — Willkommen! Sehr erfreut! — Charmant!

**Leon.** Ich bitte, allerſeits Platz zu nehmen! (Zur Thür hinaus rufend.) Kaffee! Thee! Wein! (Aufwärter bringen das Verlangte.) Ich bitte. (Alle ſetzen ſich.)

**Claudine.** Ich freue mich unendlich, Sie zu ſehen. Um mein Entzücken auszudrücken, rufe ich mit Schiller:

„Er zählt die Häupter ſeiner Lieben,
Und ſieh', — es fehlt kein theures Haupt!" —

**Alle.** O Charmant!

**Leon.** Meine Herren und Damen! Es iſt Ihnen bekannt, warum ich ſo frei war, Sie um Ihre ſchätzbare Gegenwart zu bitten. Es iſt höchſt nöthig, daß wir einen Familienrath halten, um den ferneren Mißhandlungen eines ſtarrſinnigen, egoiſtiſchen, fantaſtiſchen Onkels und Vetters zu begegnen.

**Alle.** Sehr wohl! Einverſtanden!

**Claudine.** Bruder! faſſe Dich kurz! wir haben keine Zeit zu verlieren.

**Leon.** Meine Meinung geht nun dahin, daß wir — kurz geſagt — eine Schrift aufſetzen, in welcher wir den Herrn Onkel und reſpektiven Vetter entweder für einen Blödſinnigen oder als Verſchwender erklären. Dieſe Erklärung unterzeichnen wir ſämmtlich und überreichen ſie ſogar dem Gerichte, ſobald er ſich weigert, entweder ſein Vermögen uns als eine Donatio inter vivos abzutreten, oder ſein Teſtament zu machen und uns nach den Graden der Verwandtſchaft zu Erben einzuſetzen. Ich hoffe indeß, der heilſame

Schrecken, den wir ihm einflöſſen, werde die erfreuliche Wirkung hervorbringen, daß wir mit unſerer Drohung nicht Ernſt machen dürfen, und Alles in Güte abgethan wird.

**Alle.** Charmant! Prächtiger Gedanke!

**Leon** (leiſe zu Claudinen). Läßt er uns aber den Schauſpieler und die Schauſpielerin als Braut und Bräutigam gelten, ſo ſchlieſſen wir vor der Hand mit dem Herrn Onkel einen Separat-Vertrag, und die reſpektabeln Herren und Damen ſind vor der Hand die Gefoppten.

**Claudine** (eben ſo). Bruder! Du biſt ein Genie!

Mad. **Truthahn.** Wir erben dann zu gleichen Theilen.

**Bertram** und **Longinus.** Verſteht ſich!

**Leon** (für ſich). Verſteht ſich nicht!

Hr. v. **Maibutter.** Alſo ein Familienrath?

**Iſabella.** Da ſpricht Jedes unverhehlen ſeine Meinung aus?

**Claudine.** Verſteht ſich!

**Bertram.** Da red' ich drein wie es mir beliebt.

**Longinus.** Ich will mein Rednertalent entfalten.

Mad. **Truthahn.** Ich bleibe Ihnen nichts ſchuldig.

**Hermine.** Rüſte dich, mein Zünglein!

**Corinna.** Ich halte einen Vertrag.

**Iſabella.** An der Zungenfertigkeit ſoll mich Niemand übertreffen.

Hr. v. **Maibutter.** Vielleicht mach' ich auch eine Bemerkung im Namen meiner lieben Töchter.

**Beata.** In dem Familienrath werd' ich wohl das Beſte errathen.

**Angela.** Ich habe dabei doch auch Sitz und Stimme?

**Claudine.** Allerdings!

**Leon.** Alſo — hört!

**Steinbach, Dorn** und **Helm** (treten ein).

**Steinbach.** Und ſeht! (Alle ſpringen auf; allgemeines Erſtaunen.)

Mad. **Truthahn.** Lieber Bruder!

**Leon** und **Claudine.** Herr Onkel!

**Steinbach.** Ich ſtöre doch nicht?

**Leon.** Au contraire.

**Claudine.** Wir haben Sie erwartet.

**Steinbach.** Wie ſo?

**Leon.** Wir haben eine Geſellſchaft veranſtaltet, um Sie nach Gebühr —

**Claudine.** Feierlich —

**Leon.** In corpore —

**Claudine.** Zu bewillkommen und Ihnen —

**Steinbach.** O Ihr lieben Leute!

**Leon.** Meine Braut —

**Claudine.** Und meinen Bräutigam —

**Leon.** Vorzuſtellen —

Mad. **Truthahn.** Sammt allen Deinen Verwandten, lieber Bruder!

**Steinbach.** Wirklich? Das iſt zu viel auf einmal! Wo iſt denn der Bräutigam und die Braut?

**Leon** und **Claudine.** Erlauben Sie! (Sie gehen zu den entgegengeſetzten Thüren. Leon führt Margaretha herein, Claudine den Iſidor.)

**Leon.** Beſter Herr Onkel! Hier ſtelle ich Ihnen meine Braut vor.

**Claudine.** Ich meinen Bräutigam.

**Helm.** Mein Sohn! Du der Bräutigam? Nicht möglich!

**Iſidor.** Margarethe! Du mir treulos? Abſcheulich!

**Margaretha.** Ich gewiß nicht, aber Du, Du biſt ein Verräther, wie ich es mit meinen Augen und Ohren ſehen und hören muß! Das überleb' ich nicht! (Sie weint.)

**Iſidor.** Man hat mich betrogen.

**Margaretha.** Man ſagte mir, es ſei nur Scherz.

**Iſidor.** Kurioſer Scherz!

**Margaretha.** Dern erklärte, es ſei der Wille ſeines Herrn.

**Iſidor.** Auch mir ſagte er dies.

**Leon** (leiſe). Seid nur eine halbe Stunde vernünftig, ſonſt bekommt ihr von uns nichts!

**Margaretha.** Ich will nicht vernünftig ſein!

**Iſidor.** Margarethe! Erkläre Dich!

**Steinbach.** Ihr wißt Alle nicht, wie die Sache ſteht, ſo will ich denn Alles erklären. (Zu Leon und Claudine.) Margarethe iſt keine Schauſpielerin, Iſidor kein Schauſpieler. Sie gaben ſich dafür aus, weil ich es ſo wollte. Um euch Beide, die ihr nicht mich, ſondern nur mein Vermögen liebt, endlich einmal auf der Lüge zu ertarren, mußten ſie einwilligen, die ihnen von euch aufgedrungene Rolle zu übernehmen. Ihr ſeid entlarvt. Ich will euch, wenn ihr euch nicht deſſen ganz unwürdig macht, noch fernerhin unterſtützen, aber mein Vermögen erhalten Iſidor und Margaretha! Heirathen könnt ihr, ſobald Iſidor den Doktorhut aufgeſetzt hat. Bleibt ſo brav wie ihr ſeid, und werdet glücklich, wie ihr es verdient. Ich will bei euch meine Tage beſchließen. Wackerer Helm! Du wollteſt mir nicht einmal ſagen, daß Du mein Vetter biſt, um nicht einmal eigennützig zu ſcheinen?

**Helm.** Reine Wahrheit!

**Steinbach.** Nun aber wiſſet Alle, daß Helm und ſein Sohn meine Vettern ſind, und zwar meine beſten und liebſten Vettern.

**Leon.** Die Geſchichte hat eine furioſe Wendung genommen.

**Claudine.** Ja, mein gnädiger Herr Bruder! Ihr Plan iſt zu Waſſer geworden.

**Iſidor.** Fräulein! Ich ſtelle den Ring zurück.

**Claudine.** Und ich gratulire.

**Dorn.** Und ich höre auf, Theaterdirektor zu ſein.

**Alle.** Es lebe das Brautpaar!

**Steinbach.** O komiſche Welt! O närriſche Leut'!

# Die Flußgötter.

## Ländliche Szene.

## Perſonen:

**Hartwig**, Pächter.
**Cäcilie**,
**Suſanne**, seine Töchter.
**Liſe**, Dienſtmädchen.
**Paul**,
**Jakob**, junge Landwirthe.
**Karl**,
**Eduard**, Hartwig's Vettern.
**Martin**, Gärtner.

(Gartenplatz. In der Mitte ein großes Baſſin mit ſteinernen Flußgöttern am Rande, theils in liegender, theils in ſitzender Stellung. In der Mitte des Vordergrundes eine Raſenbank, links und rechts Lauben.)

(Hartwig ſitzt auf der Raſenbank. Ihm zu beiden Seiten knien Cäcilie und Suſanne, Paul und Jakob. In einiger Entfernung ſteht Liſe mit gefalteten Händen, ihr gegenüber Martin, der ſich auf ſeinen Spaten ſtützt.)

**Alle** (außer Hartwig). Wir bitten! Wir bitten!

**Hartwig.** Hört doch einmal auf mit dem Bitten und Betteln! Liegt hier auf den Knien bis Morgen früh, es kann nicht ſein! —

**Cäcilie.** Und ſollten wir bis zum jüngſten Tage knien — wir ſtehen nicht auf, bis Du unſere Bitte gewährt haſt!

**Hartwig.** Wollt ihr mich zur Wortbrüchigkeit verleiten? Ich hab's euch ſchon zweimal geſagt: ich kann euch nicht willfahren. Der ſelige Vetter hat mein Verſprechen mit in's Grab genommen, daß ich euch, meine Töchter, an ſeine zwei Söhne verheirathe. Du Jakob, und Du, lieber Paul, ihr ſeid kreuzbrave Jungen, ich hätte gegen euch als Schwiegerſöhne nichts einzuwenden, aber — der ſelige Vetter hat mein Ehrenwort, das man ohne die triftigſte Urſache nicht brechen darf. Seine Söhne ſind gut und brav.

**Cäcilie.** Das läugnen wir, Vater!

**Suſanne.** Und haben die ſtärkſten Gründe dazu.

**Hartwig.** Der ſtärkſte Grund iſt ohne Zweifel der, daß ihr ſie nicht wollt — weil (auf Paul und Jakob deutend) dieſe zwei euch im Kopfe ſtecken.

**Paul.** Ja, Cäcilie liebt mich. Was könnt ihr mir mit Recht dagegen ſagen? Ich arbeite gern, und verdiene mir, was ich brauche, um mich und die Meinigen zu erhalten. Und wer ſagt, daß ich nicht fleißig und rechtſchaffen bin, der iſt ein Spitzbube.

**Jakob.** Ich habe Haus und Hof; ich bin ein guter Wirth, und Niemand kann mir übel nachreden. Die ganze Welt kennt mich.

**Paul.** Gebt mir Cäcilien! Ihr ſollt Eure Freude an uns erleben!

**Jakob.** Laßt mir die Suſanne! Es ſoll Euch nie gereuen!

**Hartwig.** Bei den Verliebten iſt die alte Leier zu Hauſe. Sie ſind im Stande, das Nämliche hundertmal zu ſagen. Habt ihr denn keine Ohren? An eurer Redlichkeit zweiſle ich ja nicht, aber ich habe die zwei Mädels dem jungen Vetter für ſeine Söhne verſprochen.

**Cäcilie.** Aber, lieber Vater, Du haſt das damals gethan, weil Du die jungen Herren für gut und brav hieltſt — und das ſind ſie nicht!

**Hartwig.** Weil ihr es nicht wollt?

**Suſanne.** Einſt waren ſie brav; das iſt aber nun vorüber. Die Stadt hat ſie verderbt.

**Cäcilie.** Sie gehen auf ſchlechten Wegen.

**Suſanne.** Das lockere Leben hat ſie in Schulden gebracht.

**Cäcilie.** Sie wollen nur Dein Geld heirathen, nicht uns!

**Suſanne.** Gib ihnen Dein Geld! Sie werden uns dann gar gerne Jedem überlaſſen, der uns heirathen will.

**Hartwig.** Ihr ſeid wie die Modeuhren: das Herz ſchlägt, und der Mund macht das Glockenſpiel. Beweiſet mir zuerſt, was ihr ſagt! Ihr ſeid verdächtige Anklägerinnen.

**Cäcilie.** Und wenn wir es beweiſen?

**Hartwig.** Die Sentenz richtet ſich nach den Beweiſen.

**Paul.**
**Jakob.**
**Liſe.**
**Martin.**
Triumph!

**Hartwig.** Triumphirt nicht zu früh! Jetzt geht erſt die Schlacht an. Laßt die Truppen aufmarſchiren! Das ſag' ich euch aber zum Voraus: Nur die vollkommenſte Überzeugung kann mich bewegen und berechtigen, in der beſchloſſenen Sache eine Änderung zu treffen. Nun redet!

**Cäcilie.** Vater! Du ſelbſt ſollſt Dich überzeugen. Zu dem Ende mußt Du Dir aber auch etwas gefallen laſſen.

**Hartwig.** Was denn? Zum Beiſpiel!

**Cäcilie.** Du mußt auf eine halbe Stunde zu Stein werden!

**Hartwig.** Biſt Du närriſch? Was ſoll das heißen?

**Paul.** Das iſt eine gar wunderſchöne Geſchichte, Herr Hartwig! Man könnte ſie in einem Buche nicht ſchöner beſchreiben!

**Jakob.** Wir alle zuſammen haben ſie ausgekocht.

**Hartwig.** Ihr alle? Da wird's wohl ein Ragout ſein?

**Cäcilie.** O den zwei Herren Vettern ſoll es ſchwer im Magen liegen!

**Suſanne.** Sie ſitzen jetzt beim Müller Schwarz.

**Hartwig.** Woher wißt ihr das?

**Liſe.** Ich ſelbſt habe ſie dort geſehen.

**Hartwig.** Warum kommen ſie nicht gerade zu mir? Was haben ſie beim Müller zu thun?

**Liſe.** Zu zechen und — mit ſeinen Töchtern zu ſchäckern.

**Hartwig.** Ihr lügt!

**Cäcilie.** Das thun ſie mit allen Mädchen. Davon kannſt Du Dich bald ſelbſt überzeugen.

**Liſe.** Als ich beim Müller Schwarz vorbeiging, erklärten ſie gerade, daß morgen über acht Tage die Hochzeit ſein müſſe.

**Hartwig.** So? Haben ſie zu beſtimmen oder ich?

**Liſe.** Weil ihre Gläubiger es durchaus ſo wollen, um bis dahin die herrnvetterlichen Schulden einkaſſiren zu können.

**Hartwig.** Alle Wetter! Warum heirathen ſie denn nicht des Müllers Töchter?

**Cäcilie.** Erſtens, weil ſie von Dir Vater, ein größeres Heirathsgut erwarten;

**Liſe.** Und zweitens, weil der Müller ſelbſt Einer der größten unter den auf Bezahlung harrenden Gläubigern iſt.

**Hartwig.** Allerliebſt! Wartet, ihr Burſche! — Aber — das Alles iſt nur noch geredet, und nicht erwieſen! Wie können wir uns überzeugen, daß —

**Cäcilie.** Sieh einmal, Vater, den Teich dort! Am ſteinernen Rande umher ſitzen ſechs ſteinerne Flußgötter mit ihren Waſſerurnen. Käme noch ein ſiebenter dazu, — ich weiß gewiß, die guten Herren nehmen es nicht übel, und gönnen Dir ihre Geſellſchaft. —

**Hartwig.** Und was ſoll ich in dieſer Geſellſchaft?

**Suſanne.** Sieh, Vater! Wir haben zu dieſem Zweck ſchon vorige Woche in der Stadt ein ſteingraues Kleid beſtellt, in dem man gerade ſo ausſieht, wie ein Flußgott.

**Cäcilie.** Dieſes ziehſt Du an, — — —

**Suſanne.** Nimmſt einen Dreizack in die Hand, —

**Paul.** Einen langen, weißen Bart vor's Geſicht — —

**Jakob.** Und einen Schilfkranz auf den Kopf.

**Cäcilie.** Und ſtellſt ſo den — Waſſergott Neptunus vor.

**Hartwig.** Wollt ihr mich zum Narren haben? Oder — wo ſoll das Alles hinaus?

**Cäcilie.** In dieſer ehrwürdigen Geſtalt eines Gottes aus dem blinden Heidenthum ſollſt Du binnen einer kleinen halben Stunde die reine Wahrheit erfahren.

**Suſanne.** Thu's Vater! Du wirſt uns für dieſe Erfindung lobpreiſen.

**Hartwig.** Aber — was ſoll ich denn thun als Waſſergott?

**Cäcilie.** Deine ſchönen Herren Vettern kennen lernen.

**Hartwig.** Und wie?

**Suſanne.** Blos dadurch, daß Du unter den — Dir untergebenen Flußgöttern ruhig und unbeweglich ſo lange ſitzen bleibſt, bis wir Dich bitten aufzuſtehen.

**Paul.** Schlagt uns das nicht ab!

**Jakob.** Vereitelt uns nicht den ſo ſchön erſonnenen Plan! Lernet die Herren Vettern kennen, und dann thut mit uns, was Ihr wollt!

**Hartwig.** Nun — wißt — ich könnte zwar — — —

**Alle.** Wir bitten! Wir bitten!

**Hartwig.** Gefahr iſt bei der Maskerade nicht. Es ſei darum! Das aber ſage ich euch voraus: Hofft nicht, mich zu überliſten. Merk' ich Betrug, dann weh' euch Allen! —

**Jakob.** Wenn aber kein Betrug unterlief, —

**Paul.** Dann dürfen wir hoffen?

**Hartwig.** Sind die Vettern meiner Töchter wirklich nicht werth, dann werdet ihr meine Eidame; mein Wort darauf!

**Paul.**
**Jakob.** Tauſend Dank.

**Cäcilie.**
**Suſanne.** O lieber Vater!

**Liſe.**
**Martin.** Triumph!

**Liſe.** Holla! Ich ſehe die Herren Vettern von weiten!

**Alle übrigen.** Wo? Wo?

**Martin.** Dort über die Weinberge kommen ſie herab!

**Paul.**
**Cäcilie.** } Sie ſind's!

**Suſanne.**
**Jakob.** } Ja gewiß!

**Cäcilie.** Jetzt nur geſchwind, Vater! fort! fort! damit wir früher Poſto faſſen als ſie.

**Hartwig.** Kinder! Gebt Acht, daß euch, wenn ich den Waſſergott vorſtelle, die Freude nicht etwa zu Waſſer wird.

**Alle.** Komm nur! Komm! (Hartwig ab mit Suſanne und Cäcilie, Paul und Jakob folgen.)

**Liſe.** Wenn ſie uns nur nicht zu früh ankommen: ich glaube das Beſte wird nun ſein, Du beſteigſt die Anhöhe, und ſchlägſt Lärm, ſobald ſie ſich dem Garten nähern.

**Martin.** Dann empfange ich ſie, und komme mit ihnen auf dieſen Platz?

**Liſe.** Nimmſt aber ſogleich wieder Abſchied, damit ich mit ihnen allein bleibe.

**Martin.** Verſtecke mich aber im Gebüſch, und lauſche, ob ſie Dir nicht etwa —

**Liſe.** Einen Kuß geben? Das ſage ich Dir voraus, ſo weit muß es kommen; das gehört in meinen Plan.

**Martin.** Ein Kuß iſt aber genug?

**Liſe.** Einer — von Jedem; vielleicht auch noch mehr; das gehört in meinen Plan.

**Martin** (heftig). Der Plan hat meinen Beifall nicht, die Küſſe — find' ich nicht für nothwendig.

**Liſe** (ſehr gelaſſen). Man muß ſeine Rolle nicht nur richtig vertragen, ſondern auch gut ſpielen; das verſtehſt Du nicht!

**Martin.** Aber — daß das Küſſen dabei überflüſſig und mir gar nicht recht iſt, das verſteh' ich doch! Laß uns wenigſtens vorher probiren, ob Du auch mit mir eine Rolle ſpielen kannſt!

**Liſe.** Deine Rolle beſteht darin, daß Du Dich noch dümmer ſtellſt als Du biſt. Wirſt Du das treffen? Probir' es!

**Martin** (im höchſten Zorn). Das iſt doch verdammt! Wenn die Kreatur mich hinter's Licht führen will, ſo ſtichelt ſie allezeit auf mich. (Mit dem Fuße ſtampfend.) Muß ich denn das leiden?

**Liſe.** Denk' darüber nach! (Sie geht fort und ſtellt ſich in einiger Entfernung hinter einen Baum.)

**Martin.** Nachdenken? — Da müßt ich ein Narr ſein. Geh', wohin Du willſt! Aber weder Du noch die ganze Welt ſoll mich zum Nachdenken bringen; es kömmt nichts heraus mit dem Nachgrübeln. Iſt doch ſchon Mancher deswegen ein Narr geworden! Nein, nein! Das Nachdenken laß ich bleiben; aber — ein Betrug ſteckt hinter dem Küſſen gewiß. Was denn? — Foppen wollen ſie mich, ja, Alle zuſammen haben ein Komplott gegen mich. Aber — dieſes Mal fehlgeſchlagen! Ich — ich fopp' euch Alle zuſammen.

**Liſe.** Wenn er eine Weile mit ſich geredet hat, iſt der Verdruß gewöhnlich verraucht. (Laut.) Martin! Mit wem ſprichſt Du denn?

**Martin.** Das weiß ich am beſten. (Paul kommt zurück.)

**Paul.** Kommen ſie noch nicht?

**Liſe.** Der Martin will auf die Lauer nicht gehen.

**Paul.** Geh', lieber Martin! Ich komme gleich nach.

**Martin.** Ich wollte von der ſpröden Mamſell einen Kuß, ſie aber —

**Paul.** Zum Küſſen bleibt uns Allen noch Zeit genug; jetzt geh' nur geſchwinde, ſonſt überraſchen uns die Herren Vettern, und Alles —

**Martin.** Nu, — nu — ich geh' ja ſchon! (Für ſich.) Will' euch ſchon erwiſchen. (Ab.)

**Paul.** Liſe! Du ſollſt auf's beſte belohnt werden; ſtell' Deine Sache nur recht klug und fein an!

**Liſe.** Seien Sie deßhalb ohne Sorgen! Ich habe mehr als einmal auf Haustheatern geſpielet. (Jakob kommt.)

**Jakob.** Der alte Herr wird gleich hier ſein.

**Paul.** Sieht er recht unmenſchlich aus?

**Jakob.** Als ob er ſein Lebetag von Stein geweſen wäre. Nun aber nur fort! Auf die Lauer! (Paul und Jakob ab.)

**Liſe** (ihnen nachſehend). O Himmel! Was iſt denn geſchehen? Beide kehren plötzlich um, und laufen zurück! Sollte etwa gar — — — — (Paul und Jakob außer Athem.)

**Liſe.** Was gibt's denn?

**Paul.** Der einfältige Martin!

**Jakob.** Der Dummkopf.

**Liſe.** Sehr wohl! Aber was weiter?

**Jakob.** Hat die Herren Vettern überſehen!

**Liſe.** O weh!

**Paul.** Sie kommen ſchon durch den Lindengang.

**Liſe.** Und kein Waſſergott da! Nun fällt der ganze Plan in's Waſſer!

**Paul.** Ich möchte verzweifeln.

**Jakob.** Ich ſpringe ſelbſt in's Waſſer.

**Liſe.** Das Ärgſte wäre nur das, wenn die Herren Vettern den Waſſergott auf dem feſten Lande begegneten. Dies müſſen wir zuerſt verhindern, dann kann noch Alles nach Wunſch gehen. Kommen Sie nur geſchwinde zum alten Herrn!

**Paul.** Wenn's gelingt, laſſe ich Dich in Gold einfaſſen.

**Liſe.** Nur ſtille, ſtille, daß ſie uns nicht hören! (Ab mit **Paul** und **Jakob**.)

**Karl** und **Eduard** (kommen in den Vordergrund, wo ſie ſtehen bleiben, und nur einigemal flüchtig rückwärts nach dem Baſſin blicken. Beide ſprechen etwas leiſe).

**Karl.** Der Martin iſt wahrlich nicht mit Gold aufzuwiegen! Hätte er den verzweifelten Plan uns nicht verrathen, wir, ſo fein wir auch ſind, wären die Gefoppten.

**Eduard.** Ohne ihn wären wir ganz gewiß in die Falle gegangen. Nun ſoll aber auch Herr Hartwig ſammt den gnädigen Landfräuleins geprellt werden, comme il faut!

**Karl.** Wir hätten aber dem Martin gleich auf der Stelle einige Gulden ſchenken ſollen, denn er kann uns auch in der Folge noch ſehr wichtige Dienſte leiſten.

**Eduard.** Haſt Du Silbergeld bei Dir, ſo gib ihm ſogleich! Er ſchien darauf zu warten. Wenn er ſieht, daß ihm ſeine Affektion nicht gut belohnt wird, ſo läßt er uns ein andermal ſitzen.

**Karl** (verlegen lachend). Silbergeld meinſt Du? — Fatal! Ich habe keins bei mir. Ich kann's nicht leiden, denn es zerreißt die Taſchen, und beſchmutzt die Finger. Gib Du ihm aber verhältnißmäßig Papiergeld! Er wird's auch nicht verachten.

**Eduard** (eben ſo). Papiergeld meinſt Du? — Das kann ich nicht leiden, denn es zerreißt ſich ſo leicht, und fliegt ſo ſchnell aus der Hand. (Beide ſehen ſich ironiſch an, und lachen zugleich laut auf.)

**Beide.** Ja ſo! Ganz recht!

**Karl.** So laſſen wir's für heute! Jetzt ſchau aber einmal rückwärts, welcher von den ſteinernen Flußgöttern Fleiſch und Blut hat!

**Eduard.** Wir wollen gleich ſehen! (Er nimmt die Lorgnette und ſchaut zurück.)

**Karl** (laut). Eine ſcharmante Partie, die dem Geſchmacke des braven Herrn Vetters viel Ehre macht.

**Eduard** (leiſe zu Karl). Ich habe ihn ſchon! Der Mittlere iſt's! Der mit dem langen Barte. Das dumme Bauerngeſicht konnte er doch nicht verſtecken; aber die Verkleidung iſt gut. Wer's nicht wüßte, müßte ihn wirklich für einen Gott von Stein halten.

**Karl** (leiſe). Gib mir die Lorgnette! Ich muß ihn doch näher beſehen! (Er nimmt die Lorgnette.) Freund! Du haſt Dich geirrt, nicht der Mittlere, ſondern der Zweite rechts iſt der lebendige Flußgott.

**Eduard** (leiſe). Gib mir die Lorgnette wieder! Der Zweite rechts? Kann ſein! Mir ſcheint aber mehr der Mittlere.

**Karl** (eben ſo). Gleichviel welcher! Genug! Einer iſt's. Jetzt laß uns nur den alten Narren loben, daß er vor Freude zerplatzen möchte.

**Eduard** (eben ſo). Wir müſſen ihm aber näher treten, damit ihm kein Wort von dem Ohrenſchmauſe verloren geht.

**Karl** (eben ſo). Dann muß aber morgen ſchon der Kontrakt aufgeſetzt werden.

**Eduard** (eben ſo). Verſteht ſich und recht pompös!

**Karl** (noch leiſer). Der Wein iſt mir etwas in den Kopf geſtiegen. Wir tranken zu viel.

**Eduard** (eben ſo). Auch mir will manchmal etwas vor den Augen blitzen. Das iſt aber gerade recht; ſo wird unſere Lobrede auf den alten Filz deſto feuriger. (Beide treten gegen den Hintergrund zurück.)

**Eduard.** Fang' an, Demoſthenes!

**Karl** (mit erhobener Stimme). Ja Freund! Das ſag' ich Dir, der wackere Vetter Hartwig, das iſt ein Mann, wie die Welt wenige ſeines Gleichen geſehen hat.

**Eduard.** So ſeelengut! Ich könnte für ihn in's Feuer gehen.

**Karl.** Das edelſte Herz, das je in einem menſchlichen Buſen ſchlug.

**Eduard.** Und wie erfahren!

**Karl.** In ökonomiſchen Kenntniſſen läßt er ſein Zeitalter hinter ſich.

**Eduard** (leiſe). Schau hin! Rührt er ſich noch nicht?

**Karl** (eben ſo). Noch nicht! Er wird's aber nicht mehr lang aushalten können.

**Eduard** (eben ſo). Wenn er bei dieſen Lobſprüchen kalt bleiben könnte, ſo müßte er wahrhaftig von Stein ſein.

**Karl** (eben ſo). Du wirſt ſehen, er ſtürzt bald hervor, und preßt uns wie raſend in ſeine Arme.

**Eduard** (eben ſo). Weißt Du nichts mehr? Fahr' nur fort!

**Karl** (laut). Der Mann erinnert Einen ſo recht an das goldene Zeitalter der Menſchheit.

**Eduard.** Und die zwei lieben Mädchen ſind die wahren Ebenbilder der väterlichen Tugenden.

**Karl.** Chriſtlich und fromm wie er.

**Eduard.** Und ſittſam und keuſch wie der Schnee!

**Karl** (leiſe). Was redeſt Du denn? „Sittſam wie der Schnee!“ Gib Acht! Sonſt merkt er was.

**Eduard** (leiſe). Rührt er ſich noch nicht?

**Karl** (durch die Lorgnette ſchauend). Noch nicht! Aber eine kleine Bewegung merk' ich doch ſchon. Man ſieht, daß er ſich nur mit vieler Mühe noch zurückhält.

**Eduard.** Triumph! Jetzt laß uns noch mehr losſchlagen! (Laut.) O wie glücklich werden wir im Beſitz dieſer holden Engel ſein, (leiſe) wenn wir ihnen die goldenen Flügel ſtutzen! —

**Karl.** Ja, Freund! Hätten ſie auch nicht einen Heller im Vermögen, — ihre Tugenden ſind mehr werth, al alles Gold der Erde. (Leiſe.) Der alte Narr glaubt gewi jedes Wort.

**Eduard** (leiſe). Halt! Die Geſchichte dauert mi ſchon zu lange. Der alte Geck wäre im Stande und ließ un hier eine Stunde reden, bis wir heiſer werden, und weidet ſich an den Lobſprüchen wie die Götter am Opferduft.

**Karl** (eben ſo leiſe). Nu, was thun wir denn?

**Eduard** (eben ſo). Ein herrlicher Gedanke, Bruder — Wir gehen jetzt hin und ſtellen uns, als wollten wir di Statuen aller Flußgötter in der Nähe beſehen; das wir einen köſtlichen Spaß abgeben. (Laut.) Ich bin ein leidenſchaftlicher Liebhaber von den Statuen. Laß uns doch di Flußgötter am Baſſin in der Nähe beſehen! Sie ſcheinen Meiſterſtücke zu ſein! —

**Karl.** Auch ich ſchätze die Bildhauerei. Komm (Beide treten zum Baſſin.)

**Eduard.** Sieh doch, wie ausdrucksvoll dieſes alte Geſicht iſt! (Er greift die Naſe.) Welche vornehme Kälte in dieſe Naſe herrſcht!

**Karl.** Merkwürdig iſt bei dem da der lange Bart Sieh nur! (Er befühlt den Bart.) Aber — wie ein Sonnet au der neueſten poetiſchen Schule!

**Eduard.** Der da aber mit der Urne, — ſieh! E ſcheint am Kinn bleſſirt zu ſein, und — (er befühlt das Kinn kalt wie ein alter Kriminalrichter!

**Karl.** Sieh einmal die Stirn von dem da! (Er legt die flach Hand auf.) Aber kalt, wie der moderne Humor.

**Eduard.** Ich lobe mir dieſe breitgewölbte Bruſt. (Er legt die Hand darauf.) Aber — gefühlloſe Kälte, wie im figurirten Geſang einer Bravour-Arie.

**Karl.** Mich zieht die Naſe dieſes alten Herrn an; ich kann der Sehnſucht, ſie zu betaſten, nicht widerſtehen. (Er will ſie rütteln.) Hu — kalt wie Stein! — Potz Element, Bruder! Was ſoll das ſein? Greif her! Sie iſt von Stein.

**Eduard** (die Naſe betaſtend). Ja freilich! (Beide ſehen ſich voll Erſtaunen eine Weile an.) Aber wo iſt denn nun der lebendige Flußgott?

**Karl** (laut lachend). Merkeſt Du denn nichts? Der Martin, der Spitzbube, hat uns belogen und betrogen.

**Eduard.** Aber wie konnten wir auch ſo einfältig ſein, dem Schuft die handgreifliche Lüge auf's Wort zu glauben?

**Karl** (lachend). Freund! Das war dumm!

**Eduard** (eben ſo). Zwei ſo ſuperfeine Herren, wie wir, laſſen ſich von einem Dorftölpel ſo betriegen.

**Karl.** Halt! Mir fällt da was ein!

**Eduard.** Haben wir uns etwa am Platze geirrt?

**Karl** (nach einigem Sinnen). Höre! Dieſer Betrug iſt kein Blümlein, das in Herrn Martins Garten wuchs, ſondern ſproßt unmittelbar aus der Erfindungskraft der beiden Mädchen. Hab' ich's getroffen?

**Eduard.** Freilich! Ganz gewiß! Sie wollten uns necken, wie gewöhnlich.

**Karl.** So iſt's! Martin hätte ſich nimmer unterfangen, uns mit einer ſolchen Lüge zu foppen!

**Eduard.** Er war dazu beauftragt, und die ſchadenfrohen Mamſellen wollten uns dann verſpotten.

**Karl.** Gewiß! Denn gar hold ſind ſie uns eben nicht.

**Eduard.** Thut nichts! Jetzt nur geſchwind fort von hier! Wir ſagen, wir hätten dem dummen Martin gar nicht geglaubt, und ſo iſt ihnen der ganze Spaß vereitelt.

**Karl.** Soll ihnen aber im heiligen Eheſtand ernſtlich vergolten werden.

**Eduard.** Noch hat uns außer Martin Niemand hier bemerkt, ſo können wir Alles läugnen. Nun fort! (Beide ab.)

**Paul** und **Jakob**, **Martin** (in ihrer Mitte, den ſie gewaltſam herausziehen, grimmig, doch mit gedämpfter Stimme).

**Jakob** (heftig). Spitzbube! Warum ließeſt Du ſie hieher?

**Paul.** Nicht ſo laut, Jakob! Sonſt hören ſie uns.

**Martin.** Sie kamen links, indem ich rechts ſah.

**Paul** (heftig). Schurke! Du ſprachſt ja ſelbſt mit ihnen; ich ſah's!

**Jakob.** Leiſe, Paul! ſonſt hören ſie uns. (Eben ſo heftig.) Spitzbube! Ich würge Dich, daß Du blau wirſt!

**Martin.** O weh!

**Paul.** Nicht ſo laut, Jakob! (Sogleich wieder heftig.) Ich werfe Dich in's Baſſin, Du Beſtie!

**Martin.** Gnade!

**Jakob.** Still, Paul! (Sogleich wieder heftig.) Niederträchtiger Schurke! Du biſt von den Vettern beſtochen!

**Paul.** Nur ſtille, Jakob! (Heftig.) Haſt ihnen Alles verrathen, Du Judas!

**Jakob.** Schreie nur nicht ſo, lieber Paul! (Heftig.) Jetzt laß uns ihn ſogleich in den Hundsſtall einſchließen, damit er vor der Hand nicht weiter ſchaden kann!

**Paul.** Recht ſo! Das iſt gut. Fort mit ihm!

**Martin.** Ich will Alles bekennen, aber — —

**Paul** und **Jakob.** Fort! Fort! (Sie ziehen ihn fort und begegnen dem alten Hartwig, der, als Flußgott gekleidet, zwiſchen ſeinen Töchtern majeſtätiſch einherſchreitet, in der einen Hand eine Urne, in der andern einen Dreizack.)

**Hartwig.** He da! Was gibt's denn da? was thut ihr dem Martin?

**Paul.** Ihr ſollt Alles erfahren! Wir kommen ſogleich zurück. Aber der Kerl muß in den Hundsſtall!

**Cäcilie.** Warum denn?

**Jakob.** Er iſt ein Spitzbube. Fort!

**Liſe.** Martin — ein Spitzbube? Nein! Und in den Hundsſtall? Da muß ich auch dabei ſein.

**Martin** (ſpöttiſch). Bleibe nur da, mein Schatz! Du mußt ja die Herren küſſen. Aber — Du ſollſt an mich denken, und ihr Alle! Bin ich euer Narr, oder bin ich's nicht? Schon gut!

**Liſe.** Biſt Du von Sinnen?

**Jakob.**
**Paul.** } Fort mit ihm!

**Hartwig** (den Dreizack auf den Boden ſtoßend). Halt! ſag' ich.

**Jakob.**
**Paul.** Fort! (Sie ziehen Martin fort.)

**Martin.** Ja, ich bin ein Spitzbube, aber kein Narr! (Ab mit Paul und Jakob.)

**Liſe.** Ich muß wiſſen, warum! (Ihnen nach.) Martin! Ohne mich ſollt ihr ihn nicht in den Hundsſtall bringen, den Spitzbuben. (Sie folgt ihnen.)

**Hartwig.** Da ſteh' ich nun als Waſſergott, und weiß nicht, was auf dem feſten Lande vorgeht. Hol' der Teufel die ganze Maskerade! Ich will wiſſen, was — —

**Suſanne.** Ich hole ſie gleich ein, Vater! und bringe Dir Nachricht.

**Hartwig.** Nur geſchwind! Das ſteinerne Kleid iſt mir zu unbequem; ich kann's nicht aushalten.

**Suſanne.** In wenigen Augenblicken bin ich wieder da! (Ab.)

**Hartwig.** Mir ſcheint, ihr habt einen dummen Streich gemacht.

**Cäcilie.** Wie ſchön Du ausſiehſt, Vater! Wie ein leibhafter Waſſergott! — Ach! die Vettern kommen.

**Hartwig.** Wo?

**Cäcilie.** Durch den Bogengang. Setze Dich nur geſchwind an den Baſſin, ſonſt iſt's zu ſpät!

**Hartwig.** Die Narrheit ärgert mich ſchon. Ich geh' zurück!

**Cäcilie.** Als Flußgott? Sie begegnen Dir!

**Hartwig.** Zum Teufel! So muß ich bleiben. Aber macht's ja kurz! ſonſt — —

**Cäcilie.** Alles wird gut gehen. Komm lieber Vater!

**Hartwig.** Ihr wollt mich betriegen.

**Cäcilie.** Das wollen die Vettern, nicht wir. Du wirſt Dich ſogleich überzeugen!

**Hartwig.** Das will ich euch gerathen haben! (Er ſetzt ſich an den Baſſin.)

**Cäcilie** (gibt ihm die Stellung). So mußt Du ſitzen!

**Hartwig.** Warum denn ſo? Das iſt mir ſehr unbequem.

**Cäcilie.** So ſitzen alle Flußgötter!

**Hartwig.** Da ſind alle Flußgötter Narren, und wiſſen nicht, wie man bequem ſitzen ſoll.

**Cäcilie.** Schön, Vater! recht ſchön! Ich verberge mich nun. Bleib' ja nur in dieſer Stellung! Sonſt erkennen Dich die Herren Vettern ſogleich. (Ab.)

**Hartwig.** Müßte nur lachen, wenn der ganze Schwank verkehrt ausfiele! Nun, meine Herren Kameraden von Stein, Dero gehorſamer Diener! Stille! Sie kommen! (Karl und Eduard kommen.)

**Karl.** Ei zum Teufel! das ganze Haus iſt ja wie ausgeſtorben. Wo ſteckt denn Alles?

**Eduard.** Iſt der alte Waſſergott ſammt der ganzen werthen Familie in's Waſſer gefallen?

**Karl.** Auch der Martin iſt verſchwunden.

**Eduard.** Soll das gar was zu bedeuten haben? etwa — —

**Karl.** Daß für uns Niemand zu Hauſe iſt?

**Eduard.** Ich verſichere Dich, daß mir die vielen Kreuzzüge in dieſes Neſt ſchon ſehr zuwider werden!

**Karl.** Der alte Patron beſinnt ſich verzweifelt mit der Beſtimmung der Hochzeitsfeier.

**Eduard.** Hätt' ich nur das Geld, die Braut ließe ich ihm herzlich gerne.

**Karl.** So ſehr mich einerſeits das lange Zögern des Alten verdrießt, ſo wird mir doch immer übler zu Muth, je näher der Hochzeitstag rückt.

**Eduard.** Der alte Narr bildet ſich was ein auf ſein Geld, und glaubt uns eine große Ehre und Gnade anzuthun, daß er uns ſeine Dirnen gibt.

**Karl.** Von dieſer Einbildung wollen wir den Eſel nach der Hochzeit bald kuriren.

**Hartwig** (der während des Geſpräches ſchon einige, nur mit Mühe zurückgehaltene Bewegungen des Zornes zeigte, wirft nun den Dreizack grimmig zu Boden, bleibt aber ſogleich wieder unbeweglich).

**Karl** (erſchrickt). Was war das?

**Eduard.** Gefallen iſt etwas! Wie kannſt Du darüber erſchrecken!

**Karl.** Es ſcheint ganz nahe zu ſein.

**Eduard.** Ich ſehe nichts davon.

**Karl.** Wollen wir nicht gehen?

**Eduard.** Du fürchteſt Dich doch nicht etwa?

**Karl.** Alberne Frage! — Aber wir können doch nicht ewig hier bleiben. Ich denke, wir ſollten ohne weiters fortgehen, um der einfältigen Sippſchaft zu zeigen, daß wir mit uns nicht ſpaßen laſſen.

**Eduard.** Ich hätte große Luſt, dem Alten und ſeinen zwei Mamſellen eine rechte Grobheit anzuthun! Da fällt mir aber ein, daß der Alte dann etwa trotzen könnte, und wir dann doch wieder, und zwar ſehr bald, zu ihm kommen müßten, weil — unſere Gläubiger auf das Heirathsgut noch ſehnſüchtiger warten als wir ſelbſt. Faſſe Dich alſo immerhin in Geduld, lieber Freund! Geld regiert die Welt!

**Karl.** Er muß uns aber gleich die ganze Summe geben, ſonſt —

**Eduard.** Sonſt kann der Teufel ihn ſammt ſeinen Mädeln holen, und wir ſehen uns nach Andern um.

**Karl.** Die wir auch bald finden.

**Eduard.** Ei ſieh da! welch' ein graziöſes Figürchen!

**Karl.** Charmantes Ding! Bruder! Die gefällt mir beſſer, als unſ're zwei Bräute zuſammen. Wer mag die ſein? (Liſe, als Fräulein ſehr zierlich gekleidet.)

**Liſe** (beiſeits). Nun, Liſt, ſteh' mir bei!

**Eduard** (Liſen entgegentretend). Da Sie ſchon mehr als einmal durch ſich ſelbſt werden erfahren haben, daß weibliche Schönheit auf Männerherzen beim erſten Anblick wie ein Zauberſchlag wirkt, ſo hoffen wir, —

**Karl.** Daß auch die Macht, mit welcher Ihre Erſcheinung ſo plötzlich auf uns wirkt, Sie weder befremden, noch, wenn Sie anders gegen ſich ſelbſt gerecht ſein wollen, Sie erzürnen kann.

**Liſe.** Die Stimme der Schmeichelei iſt mir zwar nicht fremd, weil ſie zum Ton der feinen Welt gehört, in der ich zu leben pflege; da ich aber weiß, daß ſich's hier eben nicht um bare Münze handelt, ſo müſſen Sie mir ſchon erlauben, mit gleichem Flittergelde aufzuwarten.

**Eduard.** Liebenswürdigkeit vollendet den Sieg der Schönheit.

**Liſe.** Sie machen mich zu Ihrer Schuldnerin.

**Eduard** (bei Seite). An Gläubigern fehlt's uns nicht. Charmant, daß wir doch auch einmal eine Schuldnerin finden!

**Karl** (zu Liſe, mit der er indeß leiſe ſprach). Ich würde ſonſt nie eine ſo kühne Frage gewagt haben.

**Liſe.** Ich bin es von Kindheit auf gewohnt, das Herz immer auf der Zunge zu tragen, und ſo will ich Ihnen gar nicht verhehlen, daß ich das Landleben ſehr langweilig finde, den Vergnügungen großer Städte aber ſehr ergeben bin.

**Karl.** Herrlich! Ganz meine eigene Neigung!

**Eduard.** Aber — verzeihen Sie die Frage! wie kommt's, daß Sie dennoch Jugend und Schönheit in dieſer traurigen Einſamkeit hier begraben wollen?

**Liſe.** Wollen? O nein! Es iſt ſo der letzte Wille meines verſtorbenen Onkels, der mir ſeinen ganzen Reichthum nur mit der Bedingung vermachte, daß ich bis zu meinem Vermählungstage auf dem Lande lebe.

**Eduard.** Grauſamer Onkel!

**Karl.** Nenn' ihn nicht grauſam! Mußte er denn nicht wiſſen, daß in ſehr kurzer Zeit — — —

**Eduard.** Der Glückliche ſich finden wird, der — —

**Liſe** (ſeufzend). Hat ſich noch nicht gefunden!

**Karl** (beiſeits). Ei da könnte man wohl ſein Glück machen. Sehr lockend!

**Eduard** (zu Liſe). Und Sie, mein Fräulein, ſind doch nicht geſonnen, der Göttin Veſta — —

**Liſe.** Veſta? iſt ja eine heidniſche Göttin; da bewahre mich der Himmel!

**Karl** (beiſeits). Sie kennt die Veſta! Welche Bildung! (Laut.) Das wäre fürwahr ein Verbrechen! (Spricht leiſe mit ihr.)

**Eduard** (beiſeits). Wenn die ſo reich iſt — — — Friſch gewagt, iſt halb gewonnen! Und geht's nicht, ſo gibt's doch einen Spaß! (Zu Liſen.) Wie ſoll ich den glücklichen Zufall preiſen, der mich gerade heute hierher führte?

**Karl.** Sie können nur wenige Tage hier ſein, mein Fräulein!

**Liſe.** Seit vorgeſtern.

**Karl** (beiſeits). Zum Teufel! Mir ſcheint, der da iſt ſchon in ſie verliebt. (Zu Liſe.) Unter dieſen ungebildeten Menſchen zu leben, mein Fräulein, muß Ihnen wohl ſehr fatal ſein! Hier, wo keine Nahrung für Geiſt und Herz —

**Eduard** (beiſeits). Der verzweifelte Menſch hat ſchon Feuer gefangen.

**Karl** (zu Liſen). O ja! mit Büchern kann ich Sie verſehen, mein Fräulein! Meine ganze Bibliothek ſteht zu Ihren Dienſten, (beiſeits) wenn ich je eine bekomme.

**Eduard** (beiſeits). Jetzt gilt's! Wenn ich den Augenblick nicht benütze, kömmt er mir zuvor. (Zu Liſen.) Mein Fräulein! Auf die Gefahr Ihres Zornes wag' ich es — aber

— ich kann dem Drange nicht widerſtehen, der mich zu Ihren Füßen — — — (läßt ſich auf ein Knie.)

**Karl** (kniet auf der andern Seite). Nein! Edel iſt zwar mein Freund; aber dauerhafter Verehrung und Liebe fähig bin nur ich!

**Eduard.** Er iſt flatterhaft, glauben Sie mir!

**Karl.** Fordern Sie jeden Beweis meiner Liebe! Keiner ſoll mir zu groß ſein. (Hartwig erhebt ſich.)

**Eduard.** Dieſer Augenblick ſoll über das Glück meines Lebens entſcheiden.

**Karl.** Prüfen Sie! Die Zukunft wird lehren, ob —

**Liſe.** Zwei gleich liebenswürdige und gleich geiſtreiche Männer in demſelben Augenblicke — Welcher ſonderbare Zufall!

**Karl** (rückwärtsſchauend zu Eduard). Hör' auf und geh'!

**Eduard** (ebenſo zu Karl). Du bekömmſt ſie doch nicht! Geh'! ich bitte dich.

**Liſe.** Schwer iſt die Wahl. Ich bitte, meine Herren, ſtehen Sie doch auf! Wie leicht könnte man uns in dieſer Stellung überraſchen! Herr Hartwig — und — vielleicht auch ſeine Töchter würden dann wohl zürnen; glauben Sie nicht?

**Karl.** Tod oder Leben!

**Eduard.** Sie müſſen entſcheiden!

**Liſe.** Verzeihen Sie! aber in dieſem Augenblick — (Von der einen Seite kommen Cäcilie und Paul, von der andern Jakob und Suſanne, und bleiben am Baſſin ſtehen.)

**Karl** und **Eduard.** Sie müſſen! Er — oder ich!

**Liſe.** O Himmel! Ich weiß mir nicht zu rathen. Wenn jetzt nicht ein Gott niederſteigt und mir ſagt, ob ich den Einen oder den Andern —

**Hartwig** (in heftiger Bewegung vortretend). Ihr Schufte! Weder den Einen noch den Andern! denn ihr ſeid Beide nichts werth!

**Karl** und **Eduard** (in Staunen und Schrecken). Hu! was iſt das? (Alle lachen.)

**Hartwig.** Der Waſſergott, der euch hier den Rückweg auf dem feſten Lande zeigen will.

**Karl** (ſich faſſend). Herr Hartwig! Sie werden doch — — —

**Eduard.** Den kleinen Scherz nicht übel nehmen?

**Hartwig.** Ganz und gar nicht, meine lieben Herren Vettern! Sie müſſen's aber auch nicht übel nehmen, wenn ich meinen Töchtern beſſere Männer gebe, als Sie Beide. — Cäcilie! Paul wird Dein Mann. Suſanne! Jakob ſoll Dich haben.

**Karl.** Aber erlauben Sie uns doch — —

**Hartwig.** Die Liſe da? Die iſt mein Dienſtmädchen, zwar eine hübſche Dirne — aber ohne Geld! Iſt's deſſen ungeachtet gefällig — ſo —

**Liſe.** Nein! Nein! ich bleibe doch lieber beim Martin.

**Hartwig.** Nu, meine lieben Herren Vettern, ſo wünſche ich glückliche Reiſe nach der Stadt! Es wird ſchon dunkel.

**Karl.** Wir wollen nicht länger beſchwerlich ſein. Bruder, komm!

**Eduard.** Komm! Die Welt iſt groß.

**Karl** und **Eduard.** Wir empfehlen uns allerſeits!

**Hartwig.** Brautleute! ſeid höflich und gebt den Herren das Geleite!

**Karl.** Wir danken.

**Eduard.** Bemühen Sie ſich nicht! (Beide entfernen ſich mit vielen Komplimenten.)

**Cäcilie.** Vater! Biſt Du mit uns zufrieden?

**Hartwig.** Ich bin's mit euch; ſeht nur zu, daß auch ihr in der Ehe mit einander zufrieden bleibt, und keine Waſſergötter euch Glück und Freude zu Waſſer machen.

# Die
# Freundinnen ſeiner Frau.

Eine Szene aus den Eheſtands Flitter-Wochen.

## Perſonen:

| | |
|---|---|
| **Eduard.** | |
| **Erneſtine**, | ſeine Gattin. |
| **Luiſe**,<br>**Julie**,<br>**Betty**, | Erneſtinens Freundinnen. |
| **Suschen**, | Dienſtmädchen. |

(Ein Zimmer mit Mittel- und Seitenthüren. Rechts im Vordergrunde ein Schreibtiſch, links ein Sofa, neben dem ein großer Spiegel ſteht.)

**Eduard** (in Reiſekleidern), **Erneſtine.**

**Eduard.** Sei doch unbeſorgt, liebe Erneſtine! Was könnte mir denn geſchehen? Der Weg iſt ſpiegeleben, der Tag heiter, und die Kälte — Gott ſei Dank! gegen die haſt Du mich ſo verwahrt, daß ich von meinen Kleidern noch drei andere Menſchen ſchützen könnte, ohne ſelbſt zu frieren.

**Erneſtine.** O mein Eduard! treibe nur die Pferde nicht zu ſehr an! Du thuſt es gar zu gern, und wirſt einmal Hals und Beine brechen.

**Eduard.** O ſüßer Tod!

**Erneſtine.** Hals und Beine brechen, das nennſt Du einen ſüßen Tod?

**Eduard.** Ja wohl, Schatz! weil er mich nur Deinetwegen treffen könnte, wenn die Sehnſucht nach Dir mich auf dem Heimwege antrieb, und pfeilſchnell fortjagte. Scherz bei Seite, ſo geb' ich Dir mein feierliches Wort, daß die Sonne heut nicht untergehen darf, ohne meinen Bewillkommungskuß geſehen zu haben.

**Erneſtine.** Es iſt heut der vier und vierzigſte Tag unſeres Eheſtandes.

**Eduard.** Im erſten Jahr. Wenn wir uns aber jetzt nicht bald trennen, ſo trifft uns noch der vier und vierzigſte Tag des zweiten Jahres beim Abſchiednehmen. Alſo leb' wohl!

**Erneſtine.** So reiſe denn glücklich und — wirſt Du auch fleißig an mich denken?

**Eduard.** Wer Dich nun hörte, müßte fürwahr glauben, ich reiſe wenigſtens nach dem Nordpol. In fünf — längſtens ſechs Stunden bin ich wieder bei Dir. Vielleicht gar ſchon in einer Viertelſtunde!

**Erneſtine.** Wie Du jetzt noch ſo ausgelaſſen ſein kannſt! Mir geht das Abſchiednehmen immer ſo zu Herzen, daß — — —

**Eduard.** So lauf' ich ohne Abſchied davon. (Er läuft hinaus, und ſchließt die Thür von außen.)

**Erneſtine** (an der Thür). Gott! Er ſchließt zu! Böſewicht! Mach' auf! Eduard! (Sie eilt an's Fenſter.) Leb' wohl! Leb' wohl! — Da fliegt er mit dem Wind in die Wette! Wie die Pferde raſen! Ach — in dem Augenblicke bin ich gewiß ſchon vergeſſen! — (Sie geht traurig vom Fenſter weg.) Was beginn' ich indeß, die Stunden zu verkürzen? — Arbeiten? Dazu bin ich viel zu unruhig! — Geſellſchaft? — ja, das! Aber — welche Freundin beſuch' ich? Betty? — Die iſt immer und ewig luſtig, und — das will ich jetzt nicht ſein! Julie? — die ſpielt die Hofmeiſterin, und zankt mit mir, bis Eduard zurückkömmt, über meine Traurigkeit. Luiſe? — Die iſt gar zu empfindſam, und machte mich noch trauriger, als ich ſchon bin. — Alſo — was denn? — Nun hab' ich's! Mit ihm ſelbſt muß ich mich beſchäftigen; ſo mache ich mir den Abweſenden gegenwärtig! (Sie ſetzt ſich an Eduard's Schreibtiſch.) O Himmel! Welche chaotiſche Unordnung herrſcht auf ſeinem Tiſche! O ihr Männer! werdet ihr denn nie lernen, ordentlich ſein? — Ja, zu thun finde ich hier vollauf! Verwirren und zerrütten können die Herren alle, aber noch habe ich nicht Einen geſehen, der nur einen Zwirnknoten löſen konnte! —

Schriften und Schriften, und wieder Schriften! Mein Gott! Die Menſchen werden noch von den Schriften verdrängt werden, wie die Abderiten von den Fröſchen; und kommt noch eine Sündfluth, ſo muß ſie aus Dinte beſtehen. Zuerſt will ich den Fächern und Schubladen eine neue Conſtitution geben. Es wird den Herrn Gemahl freuen, Alles von meiner Hand ſo ſchön geordnet zu finden. (Sie öffnet die Tiſchladen.) Barbiermeſſer — voll Roſt! Das hat nun aufgehört, ſchneidig zu ſein. So geht's dem Menſchen auch. Das Schickſal macht ihn endlich ſtumpf. — **Eau de Cologne**-Fläſchchen — mit Dinte angefüllt! Ja, wozu muß Mancher ſich gebrauchen laſſen! — Ach Gott! das geſtreifte Halstuch! Das ganze Haus hab' ich ſchon durchſucht, — und da liegt's nun in voller Gemüthsruhe! — — Halt! Was iſt das? in ein roſenfarbnes Papier ſorgfältig eingehüllt? Ei! ganz dünn und zart? Auf damit! (Sie öffnet das Papier und ſpringt auf.) O Himmel! Eine Locke! Eine blonde Locke! Bin ich blond? Meine Haare (ſie läuft zum Spiegel) ſind ja kaſtanienbraun, ja freilich, kaſtanienbraun ſind ſie!

Nun? — woher kommt denn die blonde Locke? — Allerliebſt! Mir verſchwiegen? und hier aufbewahrt wie ein Heiligthum? — Mein Herr und Gebieter! ich frage: woher die blonde Locke? — Sollte das nicht zu ergründen ſein? — Hm! Das muß an den Tag! — Wie lange kann er ſie haben? und von welcher Schönen? — Gott! ſind nicht meine drei Freundinnen blond? — Ja, ſie ſind blond — leider blond! Ich darf nicht zweifeln, er hat die Locke von einer der drei — Grazien, deren Herzen nicht von Marmor ſind! Aber von welcher? Etwa von der empfindſamen Luiſe? — Ganz gewiß! Ja die Empfindſamkeit! — Oder von der luſtigen Betty? — Sehr wahrſcheinlich! Leicht und unbeſonnen, wie ſie iſt. Vielleicht gar von der heftigen Julie? — Wenn's in der Raſchen einmal brauſt und gährt — ja gar nicht unmöglich! (Nach einigem Beſinnen.) So! recht ſo! Ja, die Schuldige muß ſich ſelbſt verrathen! Nichts leichter als das! (Sie klingelt. Suschen kommt.)

**Erneſtine.** Licht! geſchwinde! Licht!

**Suschen.** Sogleich! (Ab.)

**Erneſtine.** Die darf davon nichts erfahren; wüßte ſie's, ſo wär's eben ſo viel, als ob es in der Zeitung ſtände. (Suschen bringt das Licht.)

**Erneſtine** (ihr haſtig entgegen gehend). Bleib ſtehen, wo Du biſt. (Sie nimmt ihr das Licht ab.) Nun geh', und warte vor der Thür, bis ich Dich rufe!

**Suschen** (für ſich). Staatsgeſchäfte! (Ab.)

**Erneſtine.** Nun, Du verhängnißvolle Locke, verſchwinde vor aller Welt, bis Du Dich wieder zeigſt, um Manche in Erſtaunen zu ſetzen, und gewiſſe Leute in Stein zu verwandeln! (Sie nimmt ein Papier vom Schreibtiſch, legt die Locke hinein, und verſiegelt.) Mir wird jetzt ſchon leichter, weil ich ſie nur in Haft und Gewahrſam habe! — Suschen!

**Suschen.** Euer Gnaden befehlen?

**Erneſtine** (für ſich). Sie mitnehmen — iſt nicht ſicher; ſie hier laſſen — noch unſicherer. Suschen, ja Suschen muß dabei Wache halten. (Laut.) Hier vertraue ich Deinen Händen etwas, das mir äußerſt wichtig iſt. Bewache es wie ein Kleinod! In wenig Minuten komm ich wieder zurück. Laß Dich ja von keiner Neugierde verführen! Es wäre Dein Unglück.

**Suschen.** Mein Gott! Euer Gnaden erſchrecken mich!

**Erneſtine.** Nimm! (Sie gibt ihr das verſiegelte Papier.) Aus Deinen Händen fordr' ich es unverſehrt wieder, in wenig Minuten.

**Suschen.** Ach, mir graut ja vor dem Ding. Beinah fürcht' ich mich, es anzurühren.

**Erneſtine.** Zu fürchten iſt gerade nichts, — — (ſich beſinnend) doch ja, Du haſt ganz Recht, beim Öffnen könnte doch ſehr leicht kein kleines Unglück geſchehen. Leg' es nur auf den Tiſch, und bleib' dabei! Deine Angſt ſoll Dir reichlich vergolten werden. — (Im Abgehen.) In einer halben Stunde weiß ich vielleicht Alles! (Ab.)

**Suschen.** Nun bin ich allein mit dem verwünſchten Ding! Wie wichtig ſie that! wie geheimnißvoll! — Was kann darin verborgen ſein? Ach! mir wird wahrhaftig bange! Es brennt mich in die Finger. Weg aus meiner Hand!

(Sie legt das Papier auf den Tiſch, und ſetzt ſich dazu.) So! da liege, du wunderbarer Unhold! Ach, wenn man es öffnete, was konnte da vielleicht herausſpringen, oder gar mit Blitz und Knall losgehen! So! (Sie ſchiebt es zurück.) Nur weit weg von mir! — (Eduard tritt haſtig ein.)

**Eduard.** Verwünſchte Vergeßlichkeit!

**Suschen** (mit einem Schrei auffahrend). Es geht los! Ich bin des Todes! (Sie fällt dem auf ſie zuſtürmenden Eduard in die Arme.)

**Eduard** (heftig). Was ſoll das? Du an meinem Schreibtiſch? Und vor Schrecken über meine Ankunft halbtodt?

**Suschen** (ſich faſſend). Es iſt ja nicht losgegangen! Gott ſei Dank! Da liegt's ja unverſehrt!

**Eduard.** Was iſt losgegangen? was unverſehrt? was ſuchen Deine Augen auf dem Tiſche? Heraus mit der Wahrheit, oder ich — — —

**Suschen** (indem ſie das Papier zu verbergen ſucht). Ich — wollte — auf dem Tiſche —

**Eduard.** Was? Was?

**Suschen.** Ordnung machen, — ſonſt gar nichts!

**Eduard.** Ordnung machen? Du? Und biſt ſelbſt in der größten Verwirrung? Halt! Was verſteckſt Du da? (Er hält ihre Hand auf dem Tiſche feſt.) Her damit!

**Suschen** (abwehrend). Nein, nein! Eh' laſſ' ich mir die Hand abſchneiden, als — — Geben Sie Acht! Es geht los!

**Eduard** (ihr das Papier entwindend). Nun kannſt Du Deine Hand behalten!

**Suschen.** Nun iſt's aus mit mir! Anvertrautes Gut! Ich bin unglücklich! Auf Zeit meines Lebens!

**Eduard.** Was ſteckt in dem Papier?

**Suschen.** Wahrhaftig, ich weiß es nicht!

**Eduard.** Wer gab es Dir?

**Suschen.** Ach — Niemand, gar Niemand!

**Eduard.** Niemand? So kann ſich auch Niemand beklagen, wenn ich es öffne! (Er öffnet das Papier.)

**Suschen.** Mein Gott! So hören Sie denn Alles! Die gnädige Frau gab es mir, und legte mir's auf die Seele, dabei Wache zu halten, und es zu bewahren, und treu zu ſein, und . . .

**Eduard** (laut auflachend). Zwei wichtige Entdeckungen auf Einmal! Erſtens eine Erkennungsſzene mit dem Umſchlagspapier. Sieh, Suschen, das iſt die Schrift, die ich vergaß, und derentwegen ich zurückkam. Und nun — die zweite Entdeckung! Wer verſiegelte das Papier?

**Suschen.** Ich nicht, — die gnädige Frau that's! Ich bin unſchuldig! Aber — weil's nun offen iſt, ach gnädiger Herr, — ich bitte Sie um des Himmels Willen, was ſteckt denn drin?

**Eduard.** Nichts.

**Suschen** (voll Erſtaunen). Nichts?

**Eduard.** Das nämliche Nichts, das Dir der Niemand gab.

**Suſchen.** Ach, gnädiger Herr! Nun werden Sie mich verrathen.

**Eduard.** Unter einer Bedingniß — nein!

**Suſchen.** Befehlen Sie mir! welche?

**Eduard.** Ich verrathe Dich nicht, wenn Du meiner Frau nicht verräthſt, daß ich zurückgekommen bin.

**Suſchen.** Verlaſſen Sie ſich darauf!

**Eduard.** Wo iſt meine Frau?

**Suſchen.** Das weiß ich wahrhaftig nicht; ſie ging aus, und kommt wahrſcheinlich bald zurück, um das anvertraute Gut aus meinen Händen unverſehrt zu empfangen. Wenn ſie nun den Spektakel ſieht, muß ich gewiß aus dem Hauſe, ſo unſchuldig ich auch bin!

**Eduard.** Sei ganz ohne Sorge, und laß mich jetzt allein!

**Suſchen** (im Abgehen). Da muß doch was Curioſes drin ſtecken! Ich gäbe was drum, wenn ich nur — — —

**Eduard.** Geh, ſag' ich, geh!

**Suſchen.** Mit ſchwerem Herzen! (Sie geht.)

**Eduard.** Dieſes roſenfarbne Papier ſo ſorgfältig verſiegelt von meiner Frau? und noch dazu in meiner Abweſenheit? — Ich wette meine Naſe daran, — das gibt eine Eiferſuchtsgeſchichte! Köſtlich! wenn das ſo wäre! Nu — wir wollen ſehen! Nur geſchwinde wieder Alles in Ordnung! — Suſchen! Licht!

**Suſchen** (mit Licht).

**Eduard** (indem er das Papier verſiegelt). So! Das wäre wieder in Ordnung!

**Suschen.** Sonderbar! Nun iſt das Nichts zum zweiten Mal verſiegelt. Welche Wichtigkeit um Nichts!

**Eduard.** Der Fall iſt eben nicht ſo ſelten! (Gibt Suschen das Licht.) Geh', — und verrathe ja nichts!

**Suschen.** Gewiß nicht! Aber — lieber gnädiger Herr! am Schluße erfahr' ich doch auch was davon?

**Eduard.** Du, und die ganze Welt!

**Suschen.** Gott ſei Dank! (Hüpft freudig ab.) Aus dem Nichts wird endlich doch Etwas!

**Eduard.** Auch das geſchieht öfters, als man glauben ſollte! — Nun, Spektakel oder Mordſzenen wird's nicht geben, denn — ich wandle einher im ſchneeweißen Lilienkleide der Unſchuld, aber — — horch! Da kommt Erneſtine ſchon, und — auch die Flötenſtimme der empfindſamen Luiſe? (Er ſtellt ſich unter die Thür des Seitenzimmers.) Nun wird ohne Zweifel hoher Kriegs- und Staatsrath gehalten. Mein Ohr ſoll als ſtumme Perſon dabei ſein! (Er tritt in das Seitenzimmer.)

**Erneſtine, Luiſe** und **Suschen** (treten ein).

**Suschen.** Sehen Sie, gnädige Frau, dort liegt das mir anvertraute — (bei Seite) Nichts!

**Erneſtine** (das Papier beſehend). Neugierig iſt ſie nicht: das Papier iſt ganz unverletzt. (Zu Suschen.) Schon gut; jetzt geh'!

**Suschen** (im Abgehen). Das erſte Gewitter zog glücklich vorbei. — Aber — neugierig bin ich doch.

**Luiſe.** Nun ſage mir nur, warum Du mich ſo haſtig, und ſo geheimnißvoll, wie der Geiſt den Hamlet, hierher führteſt? Rede doch!

**Erneſtine.** Luiſe — — ſetze Dich! (Sie ſetzen ſich.)

**Luiſe.** So ernſt und ſtreng? Und — Luiſe gerade weg? Sonſt ſagſt Du doch immer: liebe oder gute Luiſe?

**Erneſtine.** Das thut ja nichts zur Sache. Aber — nun höre, und — —

**Luiſe.** Mein Gott! wie kommſt Du mir vor? Du biſt ja ganz verändert? Traf Dich ein Unglück? Ich hatte dieſe Nacht ſchon ſo düſtere Träume; ach, nun weiß ich, was ſie bedeuten. Sprich! Mein banges Herz iſt bereit . . . .

**Erneſtine.** Dein banges Herz? Ein reines Herz iſt noch viel beſſer als ein banges.

**Luiſe.** Zweifelſt Du an der Reinheit meines Herzens? Wäre dieſes Dein Ernſt, — wie grenzenlos unglücklich machteſt Du mich!

**Erneſtine.** Wenn man ſich nur nicht ſelbſt unglücklich macht, indem man das Glück anderer Menſchen ſtört! Eines Verbrechens halt' ich Dich fürwahr nicht fähig; aber — bei einem ſo zarten Gemüthe, wie das Deinige, könnte ſelbſt das leichteſte Vergehen . . . .

**Luiſe.** Wie ſoll ich das verſtehen? Was meinſt Du? mir wird's dunkel vor den Augen!

**Erneſtine** (beiſeits). Aha, das Gewiſſen regt ſich! (laut.) Schwöre zuerſt, meine Frage wahr und beſtimmt zu beantworten!

**Luiſe.** Vom Herzen gerne! Aber — vorher bitt' ich

Dich um einige Tropfen Köllnerwaſſer; ich bin ſo angegriffen, daß ich an allen Gliedern zittre.

**Erneſtine.** Liebe Luiſe! Es iſt ja nicht ſo arg. (Sie zieht ein Fläſchchen aus dem Strickbeutel, und gießt einige Tropfen auf Luiſens weißes Tuch.) Faſſe Dich! Haſt Du wirklich gefehlt, ſo geſteh' es nur, und — ich vergebe Dir; aber die Wahrheit muß ich erfahren, ſonſt ruh' ich nicht!

**Luiſe.** Ich hätte mich vergangen? Welcher Argwohn! O wie oft wünſchte ich mir ſchon in meinem ſtillen Grabe zu ruhen. Nun ergreift mich dieſe Sehnſucht lebhafter als je, denn ich bin nur geboren, um verkannt zu ſein und zu leiden.

**Erneſtine.** Nun muß es ſchnell heraus, ſonſt erweichſt Du mich, und ich kann gar nicht mehr vorbringen, was ich will. Luiſe! rede wahr! Es gilt die Ruhe meines Lebens; es gilt meinen Glauben an Freundſchaft und Liebe!

**Luiſe.** So wäre es mir noch nicht gelungen, Dich von meiner Freundſchaft zu überzeugen?

**Erneſtine.** Stille, ſtille! — Wie oft haſt Du geliebt? Oder eigentlich: nenne mir Alle, die Du geliebt haſt, ſelbſt Jene, die Du heimlich, und, ohne Gegenliebe zu verlangen, geliebt haſt!

**Luiſe.** Erneſtine! Mehr als Alle hab' ich gewiß Dich geliebt!

**Erneſtine.** Du willſt den Punkt umgehen? Kann nicht zugeſtanden werden. Kurz, welche Männer wurden von der Fülle Deiner ſchönen blonden Locken ſchon mit zärtlichen Weihgeſchenken beglückt?

**Luiſe.** Welche Frage!

**Erneſtine.** Du erſchrickſt? O nenn' ihn nur! Ja nur den Einen — nur Einen, den ich auch kenne, nenne mir!

**Luiſe.** Ja, — Du haſt Recht, nur dem Einzigen gab ich eine Locke, aber ſei gewiß, es war . . .

**Erneſtine.** So traf ich doch gleich die Rechte? Gott ſei Dank, daß ich nicht zuerſt die Unſchuldigen anging! Wie hätte ſie das geſchmerzt! Falſche Freundin! Ja, man traue einer ſogenannten Freundin! — Ihm — ihm gabſt Du ſie?

**Luiſe.** Ja, wen meinſt Du denn?

**Erneſtine.** Es ſitzt ja nur der Eine dort am Schreibtiſch!

**Luiſe** (betroffen). Gott — ſie fantaſirt! — Erneſtine! Wie iſt Dir denn? Es ſitzt ja Niemand dort. Du haſt Erſcheinungen. Zu Hilfe! (Sie will aufſpringen.)

**Erneſtine** (ſie zurückziehend). Halt! Keine Ausflucht! Meinem Manne gabſt Du ſie — Verrätherin!

**Luiſe.** Träumſt Du? Ich lernte ihn ja erſt kennen, als ihr ſchon Brautleute waret.

**Erneſtine.** Deſto ſchlimmer! — Ich habe Dich überraſcht; nun iſt's zum Läugnen zu ſpät. Alſo bekenne: Wann — wie — wo — warum gabſt Du ihm die Locke? Suche nichts zu bemänteln!

**Luiſe** (in Thränen ausbrechend). Muß ich — das von Dir erleben? Dieſer Argwohn — o, ein härterer Schlag konnte mich nicht treffen! Erneſtine! Du haſt mir mein Leben wenigſtens um zehn Jahre verkürzt!

**Erneſtine.** Aber Du ſagteſt ja ſelbſt . . . So rede doch!

**Luiſe.**. Ach — ich kann nicht reden! Der Schmerz hemmt mir den Athem! — Ich kann nicht reden! Mein Herz klopft, — der Krampf ſchnürt mir die Kehle zu! Ich möchte Dir gern ſagen, — aber — ich kann nicht reden!

**Erneſtine.** Du kannſt nicht reden? Und redeſt in Einem fort ohne Aufhören! Was ſoll das heißen?

**Luiſe.** So verſteh' doch recht! Deinem — Bruder gab ich eine Locke, nicht Deinem Mann!

**Erneſtine.** Meinem Bruder? Iſt das wahr?

**Luiſe.** Frag' ihn ſelbſt!

**Erneſtine.** Arme Luiſe! So that ich Dir Unrecht? (Sie umarmend.) Weine nicht! Ich bitte Dich, weine nicht, gute Luiſe! Ja, Du biſt unſchuldig. O verzeihe mir! Ich meint' es nicht böſe; ich liebe, ich ſchätze Dich; aber denke Dich in meine Lage, und Du wirſt . . .

**Luiſe.** Aber, ich weiß ja nichts von Deiner Lage. In welcher Lage biſt Du denn? Ich kann Dich nicht begreifen. Erkläre mir, was Du . . .

**Erneſtine.** Horch! Es kommt Jemand. Du ſollſt Alles erfahren, liebſte Luiſe! Aber jetzt kann's durchaus nicht ſein! Du haſt mir verziehen . . .

**Luiſe.** Nein! Erſt muß ich ja wiſſen, ob die Lage...

**Erneſtine** (raſch einfallend). Rede jetzt nichts von meiner Lage, ſondern ſetze Deiner Großmuth die Krone auf, und thu' mir nur noch den einzigen Gefallen, und geh' in dieſes Nebenzimmer! Du ſollſt Alles erfahren, liebe edelmüthige Freundin!

**Luiſe.** Ach, Du haſt meinem Herzen eine tiefe Wunde geſchlagen!

**Erneſtine.** Vergiß jetzt alle Wunden, und geh nur geſchwinde da hinein!

**Luiſe.** Was haſt Du denn jetzt wieder vor?

**Erneſtine.** Sollſt Alles hören — und mit mir triumphiren! Jetzt geh' nur, und bleib in dem Zimmer, bis ich Dich rufe! (Sie küßt Luiſen.) Ewige Freundſchaft!

**Luiſe.** Gib mir das Fläſchchen Köllnerwaſſer mit!

**Erneſtine** (gibt ihr das Fläſchchen). Da nimm! Es iſt echtes. Nur geſchwind hinein! (Sie zieht Luiſen in das Seitenzimmer, gegenüber demjenigen, in welches Eduard ging.)

**Erneſtine.** Nun — Ein Sturm wäre glücklich vorüber! Luiſe iſt rein. O wie freut mich das! — Ha! Da klingt mir ſchon der Geſang der luſtigen Betty entgegen. Soll dieſe ewige Heiterkeit nur Larve ſein — oder ſträflicher Leichtſinn? (Betty kommt ſingend herein.)

**Betty.** Was ſteht zu Dienſten? Hochgebietende Frau! Warum ward' ich ſo eiligſt hierher beſchieden? Was geruhen Sie Ihrer gehorſamen Dienerin zu befehlen? Soll meine kunſtreiche Hand — —

**Erneſtine.** Deinem wortreichen Mund ein Schloß verlegen. Sei nun einmal ernſthaft!

**Betty.** Das wird ſchwer halten, denn ich muß unaufhörlich reden und luſtig ſein, bis an mein ſeliges Ende. Den Mund laß ich mir aber nur vom grimmigen Tod ſchließen.

**Erneſtine.** Es handelt ſich um etwas ſehr Wichtiges!

**Betty** (voll Freude). Iſt etwa der Florentiner Hut angekommen? Wo iſt er? Geſchwind! Du ſchüttelſt ganz traurig den Kopf? Soll etwa ein neues Trauerſpiel erſcheinen?

**Erneſtine** (bedeutend). Sehr möglich!

**Betty.** Nur möglich? Es iſt ſogar gewiß, daß noch eine Menge Trauerſpiele erſcheinen werden. Soll ich mit Dir zur erſten Vorſtellung gehen? Nein, damit verſchone mich!

**Erneſtine.** Es ſoll von Dir ſelbſt etwas erſcheinen, — oder vielmehr, es iſt ſchon etwas von Dir erſchienen.

**Betty.** Meinſt Du meine letzte Charade, die Dich ärgerte, weil Du ſie nicht auflöſen konnteſt? Oder — ſoll ich Dir neue Anekdoten erdichten?

**Erneſtine.** Wir haben hier nichts zu erdichten; es handelt ſich jetzt um die reine Wahrheit, die ich von Dir verlange.

**Betty.** In welchem Kleide?

**Erneſtine.** Ich bitte, jetzt allen Scherz bei Seite zu ſetzen! Kurz und gut, — was ſagſt Du von meinem Manne?

**Betty.** Nu — er iſt eben nicht übel.

**Erneſtine.** Wirklich?

**Betty.** Sonſt aber auch nichts Beſonderes.

**Erneſtine.** So? Mag ſein!

**Betty.** Ja, ja! Nimm mir's nicht ungütig, aber — ich halte auf die Männer überhaupt nicht viel, und verkehre mit ihnen nur — um manchmal einen Spaß zu haben.

**Erneſtine.** So ſcherzeſt Du alſo gerne mit den Männern? Allerliebſt! Dann wird aus dem Scherz wohl manchmal auch ſo ein halber Ernſt, nicht?

**Betty.** Du klingſt ja heute wie ein verſtimmtes Kla vier, und Dein Geſicht ſieht aus, als ob Du ſo eben Medizin verſchluckt hätteſt. Ich bitte Dich, mach' ein anderes Geſicht, ſonſt komm' ich in's Lachen!

**Erneſtine.** So? Mein Schmerz macht Dir Spaß? Eine edle Freundin!

**Betty.** So ſchmerzt Dich wirklich etwas?

**Erneſtine.** Ja — die Falſchheit!

**Betty.** Da haſt Du ganz Recht; die iſt mir auch zuwider!

**Erneſtine.** Bei Andern; Du ſelbſt aber — —

**Betty.** Du! Jetzt wird's Ernſt! Nun friſch heraus: worin wäre ich falſch gegen Dich?

**Erneſtine** (etwas verzagt). Du ſetzeſt Dich ja ganz grimmig in Poſitur! Ich — ſage ja nicht, daß Du falſch biſt, ich frage nur — oder will eigentlich fragen, ob Du es etwa warſt?

**Betty.** Aha! Ziehſt Du die Krallen ein, weil ich Dir die Zähne weiſe? Courage, Tinchen! Stelle oder ſetze Deine Frage nun, wie Du willſt! Iſt ſie vernünftig, ſo wird ſie Dir beantwortet; iſt ſie albern, — ſo wirſt Du ausgelacht. Glaub mir, das Auslachen thut manchmal recht gute Dienſte.

**Erneſtine.** Faſt ſchäme ich mich nun, die Frage zu thun.

**Betty** (im komiſchen Zorn). Ha, feige Memme! Seid Ihr ein Ritter? Meine Ehre iſt angegriffen. Ich fordere Genugthuung. (Sie wirft einen Handſchuh vor Erneſtinen hin.) Heraus auf das Schwert — oder — auf die Zunge!

Wenn Du Muth haſt, ſo heb' den Handſchuh auf, oder — ich heb' ihn ſelbſt auf.

**Erneſtine** (mit Thränen). Betty! Ich bitte Dich, ſei ernſthaft! Es handelt ſich um meine Ruhe.

**Betty.** Willſt Du nicht kämpfen? — Auch recht! So ſetze Dich denn, (ſie nöthigt Erneſtinen, ſich zu ſetzen.) und halte hochnothpeinliches Gericht über mich! Hier ſteht die Verrätherin! Beginne!

**Erneſtine.** Mit Dir iſt nichts zu reden. Laſſen wir für heute lieber Alles!

**Betty.** Nein! Nicht von der Stelle! Du mußt; jetzt! ſogleich!

**Erneſtine.** Du quälſt mich unbeſchreiblich!

**Betty.** Das wird heilſame Folgen haben. Fang' an!

**Erneſtine** (erboßt). Ich bin aber doch auch recht einfältig, mich vor Dir zu fürchten! — Gut! Ja! Ich will Gericht halten. Kurz und gut: Bekam mein Mann nicht etwas von Dir? — Beſinne Dich!

**Betty** (nach kurzem Nachdenken). O ja! Einmal eine Ohrfeige — und einen Kuß in Ehren; die Ohrfeige, weil er mich küſſen wollte, und den Kuß, weil die Ohrfeige etwas zu ſtark ausgefallen war.

**Erneſtine.** Bekam er nicht auch etwas von dem, was höher ſteht, als der Mund?

**Betty.** Höher als der Mund? Das wäre ja die Naſe? Die, — ſieh her! Die hab' ich noch wirklich, folglich kann ich ſie ihm nicht gegeben haben. Oder — halt! jetzt hab' ich's, — Du glaubſt, er bekam von mir einen Naſenſtüber?

**Erneſtine.** Willſt Du mich verſtehen, oder nicht?

**Betty.** Ich will, wenn ich nur könnte.

**Erneſtine.** Etwas vom Hauptſchmucke?

**Betty.** Hauptſchmuck der Männer? So nennt man ja die Hörner!

**Erneſtine.** Von Deinem Hauptſchmuck, meine ich.

**Betty.** Ich — habe gar keinen Schmuck; oder meinſt Du meine Strohhüte?

**Erneſtine** (zornig). Deine Locken, mein' ich, Deine blonden Locken, Du Falſche! Wirſt Du nun ernſthaft?

**Betty.** Ich werde ernſthaft, weil Du wirklich — etwas verrückt zu ſein ſcheinſt. Ich — ich hätte ihm eine Locke gegeben? Wenn er das ſagt, ſo iſt er ein abſcheulicher Lügner, dem ich zur Strafe — —

**Erneſtine.** Er hat's nicht geſagt.

**Betty.** Nicht? Nu — warum glaubſt Du es denn? Hat's Dir geträumt?

**Erneſtine.** Er iſt eigenſinnig, ich weiß es; Du gabſt vielleicht aus Gutmüthigkeit ſeinem Ungeſtüm nach —

**Betty.** Glaube mir, ich gäbe ihm lieber mein ganzes werthes Haupt, als ein Haar von meinem Haupt, weil ich Deinen Hang zur Eiferſucht kenne.

**Erneſtine** (Betty heftig umarmend). O theure Freundin, verzeih' mir! Denke Dich in meine Lage! Fühle mir nach, und dann —

**Betty.** Laß es nur gut ſein! Es war ohne Zweifel ein vorübergehender Wahnſinn.

**Erneſtine.** Du verzeihſt mir alſo?

**Betty.** Nu freilich: bin ich denn ſicher, daß dieſer Wahnſinn nicht mich ſelbſt einmal befällt?

**Erneſtine.** So erfülle nun meine letzte Bitte!

**Betty.** Du ſprichſt ja wie eine Sterbende!

**Erneſtine.** Geh' hier in's Nebenzimmer! Du wirſt Geſellſchaft finden.

**Betty.** Etwa eine ganze Schar von Verbrecherinnen — wie ich? Nu — wenn ich nur reden darf, in Gottes Namen!

**Erneſtine.** Nur Luiſe findeſt Du drinnen. Tretet Beide nicht heraus, bis ich euch rufe!

**Betty.** Erneſtine! Ganz richtig iſt's in Deinem Kopfe doch nicht. Laß uns aber nicht zu lange ſchmachten! (Ab in das Seitenzimmer.)

**Erneſtine.** Die Beiden ſind unſchuldig. Nun aber iſt es ganz gewiß, daß er die Locke von der leidenſchaftlichen Julie hat! Wenn aber auch nicht von ihr, — dann iſt jede Hoffnung, jede Spur zu einer Entdeckung verloren! Das wäre zum Verzweifeln! Doch wie? Sollte etwa gar? — gar Suschen, — — — Wie verwirrt ich bin! Die hat ja ſchwarze Haare. — Gott ſei Dank! Das iſt Juliens raſcher Gang. (Julie tritt ein.)

**Julie.** Was iſt geſchehen? Warum bin ich ſo haſtig herbeſchieden? Ich brenne vor Ungeduld.

**Erneſtine.** Ich muß — (zögernd) ich möchte — —

**Julie.** Was denn? was denn? Nur nicht ſo languissant!

**Erneſtine.** Ich wollte — eine Gewiſſensfrage an Dich ſtellen.

**Julie.** Gewiſſensfrage? Ei, das klingt ja gar grandiös! Laſſen Sie doch hören, mein Schatz!

**Erneſtine.** Willſt Du ſchon wieder auffahren? Gut! So ſei es kurz abgethan!

**Julie.** Kurz abgethan? Ei — wie kurios! Was beliebt denn, mein Schatz? Kurz abgethan? Wirklich? Nu, ich kann auch kurz abfertigen.

**Erneſtine.** O ja! Das weiß ich, und Andere wiſſen's auch.

**Julie.** Ließeſt Du mich einladen, um einer Disharmonie von üblem Humor beizuwohnen? Erneſtine, — Du kennſt mich!

**Erneſtine.** Sei ruhig! Ich laſſe mich nicht ſo leicht abſchrecken, wenn Recht und Billigkeit auf meiner Seite ſind.

**Julie.** Auf meiner Seite iſt mein Bewußtſein, das ſich gar nie abſchrecken läßt. Vor Allem aber verbitte ich mir den hochgebenden Ton; Du weißt, daß ich ihn nicht vertragen kann. Nun heraus mit der Sprache, und ſei verſichert, daß ich die Antwort auf Gewiſſensfragen nie ſchuldig bleibe!

**Erneſtine.** Sei nur nicht gleich ſo heftig! Es iſt ja ein großer Unterſchied zwiſchen einer Beleidigung und einem bloßen Zweifel an der ſtrengen Redlichkeit einer . . .

**Julie.** Wie? Du wagſt es, an meiner Redlichkeit zu zweifeln? Nu, das wäre doch was Neues! Allerliebſt! Was berechtigt Dich dazu, mein Schatz? Es frägt ſich erſt, ob Du immer ſo redlich gegen mich warſt, wie ich mich gegen Dich zeigte.

**Erneſtine.** Nun will ich ſchon lieber gar nicht davon reden; denn wenn Du ſo ſtürmiſch . . . .

**Julie.** So eben mußte ich mich zu Hauſe ärgern, und nun kommſt auch Du noch?

**Erneſtine.** Ach — ſo brechen wir lieber ab! Ein andermal. — —

**Julie.** Nein! gerade jetzt wirſt und mußt Du reden! Sogleich! Ha, verlierſt Du den Muth? Armſelige! Vermuthlich einer böſen Grille wegen willſt Du an mir Deine Galle auslaſſen? O, da haſt Du Dich ſehr verrechnet! Aber jetzt nur geredet! Dieſe Minute!

**Erneſtine** (auflodernd). So? So? — Übermüthige! So ſei es denn, ſo ſei es! Ja, ſogleich! (Sie läuft zum Schreibtiſche, nimmt haſtig das verſiegelte Papier, und eilt damit zu Julien, der ſie es vorhält.) Was ſteckt in dieſem Papier? Verrätherin!

**Julie** (betroffen). Wie kommſt Du dazu? — Feindſchaft auf ewig!

**Erneſtine.** So iſt's alſo wahr? — Abſcheuliche! So iſt's wahr?

**Julie.** Was iſt wahr? (Sie entreißt Erneſtinen das Papier, zerreißt es haſtig, thut einen Schrei, und läßt es fallen.) Eine Maus! — Alberner Scherz!

**Erneſtine** (die Locke aufhebend). Ja, ja! (Ernſt vor ſie hintretend.) Mäuschenſtill wird wohl ſo manches Unrecht verübt, aber — eine ſolche Locke iſt doch keine Maus! eher — ein Baſilisk!

**Julie.** Die Geduld verläßt mich! Eine Locke? — Aber was ſchwatzeſt Du denn von Baſilisken? Meinſt Du damit mich? Mein Schatz, leben Sie wohl! Wir haben uns heute das letzte Mal geſprochen. (Will fort.)

**Erneſtine** (ſie zurückhaltend. Eduard öffnet die eine Seitenthür, unter welcher er ſtehen bleibt. Luiſe und Betty zeigen ſich, Arm in Arm, unter der Thür gegenüber. Suschen guckt durch die Mittelthür herein. Julie ſteht, zurückgehalten von Erneſtinen, in der Mitte des Zimmers).

**Suschen** (für ſich). Da donnert's! O weh!

**Eduard** (eben ſo). Das geht zu weit! Nun muß' ich als **Deus ex machina** erſcheinen! (Laut.) Meine Damen! Hella!

**Luiſe.**
**Betty.** } Der Friede ſei mit euch!

**Erneſtine.** Mein Mann! (Sie fliegt in ſeine Arme.) Eduard, Du ſchon hier? Wie kommt das? O was hab' ich Deinetwegen ausgeſtanden! Rede! Rede! Liebſt Du mich? Biſt Du mir treu? Rede nur! Ich will Dir ja gern Alles glauben, was Du ſagſt!

**Eduard.** Arme Selbſtquälerin!

**Julie.** Was ſoll denn das ſein?

**Betty.** Vermuthlich eine Konfuſion!

**Luiſe.** Die jetzt gewiß noch größer wird, weil ein Mann dazu kommt! Ich verſtehe von der ganzen Sache nichts!

**Eduard.** Ich aber, meine Damen, ich weiß davon mehr, als Sie Alle, ja ſogar mehr als Du ſelbſt, Erneſtine!

**Erneſtine.** Mehr als ich? Das will viel ſagen!

**Eduard.** Wer hinter den Couliſſen ſteht, erfährt manches Intereſſante, das den Zuſchauern verborgen bleibt.

— (mit Pathos.) Euch, ihr Unglückſeligen, entzweit eine — blonde Locke, nicht wahr?

**Erneſtine.** Von wem haſt Du ſie?

**Betty.**
**Luiſe.** Von mir nicht!
**Julie.**

**Suschen** (ängſtlich). Am Ende ſpringt ſie noch auf mich!

**Eduard.** Wohlan! So will ich denn das ſchuldige Haupt — entdecken!

**Erneſtine** (beiſeits). Was werd' ich hören! Welche Falſche wird er nun entlarven?

**Betty.**
**Luiſe.** Nur geſchwind!
**Julie.**

**Erneſtine.** Entdecke die Verrätherin! Ich will Dir Alles verzeihen, aber entdecke, entdecke!

**Eduard.** Ich will ſie Dir in **persona** zeigen, ſie, die mir die Locke gab.

**Erneſtine.** Alſo doch Eine von den Anweſenden?

**Eduard** (mit Nachdruck). Ja!

**Suschen.** O weh! (Betty, Luiſe und Julie ſehen einander bedenklich-ſchalkhaft an.)

**Betty.**
**Luiſe.** Eine Anweſende? Ei, ei! (Jede wendet ſich leiſe lachend von der Andern.)
**Julie.**

**Erneſtine** (alle drei fixirend). Aber welche? (Eduard nimmt Erneſtinen plötzlich bei der Hand, führt ſie haſtig vor den Spiegel, und tritt ſeitwärts.)

**Eduard.** Erblicke die Verrätherin!

**Erneſtine.** Wo denn?

**Eduard.** Im Spiegel. (Alle lachen.)

**Erneſtine.** Lügner! So willſt Du Dich aus der Verlegenheit ziehen? Gilt nicht!

**Betty.** Ihre Haare ſind ja kaſtanienbraun.

**Julie.** Und die Locke iſt blond!

**Erneſtine.** Nun?

**Eduard.** Auch Du hatteſt noch blonde Haare — zu der Zeit, als Deine Mutter Dir die Locke abſchnitt. Erinnerſt Du Dich deſſen noch?

**Erneſtine.** Ja wohl! Aber wie kamſt Du dazu?

**Eduard.** Ich fand ſie in Deiner Toilette, und nahm ſie, um ſie faſſen zu laſſen, und Dich an Deinem nächſten Geburtstag damit zu überraſchen!

**Erneſtine** (in ſeine Arme ſinkend). Eduard! heute — und nie wieder!

**Julie.** So bin ich keine Verrätherin?

**Luiſe.** Keine Falſche?

**Erneſtine** (zu Julien). Aber warum erſchrackſt Du, als ich Dir das verſiegelte Papier vorhielt?

**Julie.** Ich muß es ſchon bekennen, ſonſt gibt's eine neue Konfuſion! Ich glaubte, es ſei ein Brief, den ich — an Deinen Bruder geſchrieben habe.

**Betty** (zwiſchen Luiſen und Julien tretend). Nun war der ganze Aufruhr umſonſt, wir ſind zwar blond — aber unſchuldig.

**Eduard.** So wie ich.

# Die Menſchenkenner.

## Eine Szene in der Unterwelt.

### Am Ufer des Letheſtromes.

(Charon, neben dem ſo eben gelandeten Kahne ſitzend, zählt das in ſeinem Schooße liegende Fährgeld, und ſchüttelt mißmuthig den Kopf.)

**Charon.** Hm! ſieht noch winzig aus. Nicht einmal ſo viel, um mir Hufelands Makrobiotik anſchaffen zu können. Seit der unſeligen Kunſt, das menſchliche Leben zu verlängern, und ſeit den unerhörten Wundern der Homöopathie und Hydropathie, wird's an dieſen Ufern täglich einſamer, täglich ſtiller und langweiliger. So mag ſich etwa ein akademiſcher Hörſaal zur Sommerszeit ausnehmen, wenn die ſchlafenden oder abweſenden Muſenſöhne das darin herrſchende Todesſchweigen mit keinem Laut unterbrechen, und der verlaſſene Docent gleich mir am Strome der Vergeſſenheit weilt. — Aber ſieh! Da kommt doch Einer daher, die Hände ringend wie ein Verzweifelnder. — Heda, guter Freund! Wohl bekomm's Euch! (Er taucht einen Becher in die Lethe, und reicht ihn dem Schatten.)

**Der Schatten.** Weg mit dem unſeligen Waſſer!

**Charon.** Weißt Du nicht, daß dieſe Fluthen die köſtliche Eigenſchaft haben, alle Odioſa des Lebens vergeſſen zu machen?

**Schatten.** Das iſt's eben, was mich zur Verzweiflung bringt. Vergeſſen ſoll ich alle meine, durch ein verhältnißreiches Leben in der großen und kleinen Welt errungene Menſchenkenntniß! Weh mir!

**Charon.** Du biſt alſo quaſi ein Menſchenkenner von Profeſſion?

**Schatten.** Ja der bin ich, und zwar einer der feinſten.

**Charon.** Dabei magſt Du Dich auf der Erde ganz wohl befunden haben? Menſchenkenntniß iſt eine Kunſt, die ihren Mann nährt, und oft alle andere Künſte dem, der ſie geſchickt ausübt, entbehrlich macht.

**Schatten.** Leider hab' ich es noch nicht dahin gebracht! Mir ging's ziemlich ſchlecht. Nun aber, da ich eben die beſte Hoffnung faſſe, von meiner, endlich vollſtändig erworbenen Kenntniß der Welt und des menſchlichen Herzens den profitabelſten Gebrauch zu machen, — da ruft der Tod mich ab, und, was noch mehr als der Tod iſt, ich ſoll jetzt Alles vergeſſen, was ich durch vieljährige Erfahrung mühſam erlernt habe. Fluch der Lethe!

**Charon.** Schimpfe nicht die Lethe! Gar viele ſind voll Freude, wenn ſie dieſen Fluß ſchon in der Ferne erblicken. Und wie viele Ehemänner ſah ich ſchon, die es nicht erwarten konnten, an das Ufer zu kommen.

**Schatten.** Mag ſein! Sie waren keine Menſchenkenner; ich aber bin es, und nun — leider vergebens!

**Charon.** Da Du nun mit Deiner Menſchenkenntniß ſonſt nichts mehr unternehmen kannſt, ſo erzähle mir wenigſtens, wie Du ſie erwarbſt. Am Ende ſage ich Dir dann auch meine Gedanken über die Sache.

**Schatten.** Ja! Du ſollſt Alles vernehmen.

**Charon.** Nur bitte ich, mach's kurz! Ich ſehe dort ſchon einen andern Schatten, halb ſiech, halb arrogant heranſchleichen, wie eine verſcheidende Zeitſchrift.

**Schatten.** Höre denn, würdiger Greis! Ich kam zu einem Schatz von Menſchenkenntniß, ohne zu wiſſen, wie? Und es iſt auch wahrlich nichts leichter, als die Entzifferung dieſes Geheimniſſes. Man darf nur — ſtatt der menſchenfeindlichen Einſamkeit, und der noch langweiligeren wiſſenſchaftlichen Ausbildung, oder des geiſtbeſchränkenden Familienlebens, ſich unter Menſchen und in den Strudel der Welt ſtürzen, — ſo gibt ſich die Menſchenkenntniß von ſelbſt. Man erfährt auf dieſe Art nach und nach tauſend Verhältniſſe, tauſend kontraſtirende Lebensweiſen, Eigenheiten und Schwächen der ſchönen, kleinen und großen Welt, und dazu noch die ganze, unendlich reichhaltige **Chronique scandaleuse** der Menſchheit. Man ſtößt ſich die, dem Menſchen angebornen Hörner ab; man lernt ſich in Alles fügen und ſchicken; man macht ſich Ton und Manier eigen, wird den Mitgliedern eines geſellſchaftlichen Kreiſes gewiſſermaßen nothwendig, und gewinnt dabei Unterhalt und Unterhaltung, indem man ſowohl ertragen als ſich erträglich machen lernt. So tritt man denn endlich als ein eigentlicher Theil des Ganzen auf, benützt und wird benützt, ſtützt und wird geſtützt, und verſteht nach dem Winde zu ſegeln, das heißt: zu leben. Aber Zeit gehört dazu, nichts als Zeit! Leider war mein Stundenglas abgelaufen, gerade da ich anfing, in der großen Welt faſt mehr zu Hauſe zu ſein, als in mir ſelbſt.

**Charon** (mitleidig lächelnd). Und glaubſt Du wirklich eigentliche Menſchenkenntniß beſeſſen zu haben?

**Schatten.** Kannſt Du daran zweifeln?

**Charon.** Was Dich in die Welt trieb, war im Grunde nichts, als die Unvermögenheit, Dich mit Dir ſelbſt zu beſchäftigen; ſo entſtand in Dir ein blinder Drang nach bedachtlos angenommenem Umgang, wie der Zufall ihn Dir zuführte und das egoiſtiſche Bedürfniß der Zerſtreuungsſucht. Dies aber iſt wahrlich nicht der rechte Weg zur Menſchenkenntniß! So durchwanderte ſchon mancher Koffer des Reiſenden alle Welttheile, kam überall wohlbehalten durch und endlich — als Koffer wieder an ſeine alte Stelle zurück. Trink' immerhin aus der Lethe, ohne über den Verluſt Deiner ſogenannten Menſchenkenntniß eine Thräne zu vergießen! (Ein anderer Schatten kommt an.)

**Charon.** Wer biſt Du?

**Schatten.** Blödſinniger Alter! Kannſt Du noch fragen? Sieh' mich einmal an! Spricht nicht Erfahrung und Scharfſinn aus jedem Geſichtszuge? Nun zweifle noch, ob ich ein Menſchenkenner bin!

**Charon.** Schon wieder ein Menſchenkenner! Dacht' ich doch immer, die wären dort eben ſo ſelten, daß ſelbſt dramatiſche- und Romanen-Dichter oft Menſchen ſchildern, ohne ſie zu kennen. Nun ſeh' ich aber gerade das Gegentheil. Da muß es nun recht ſchwierig ſein, auf der Erde zu leben; denn wenn alle die Menſchenkenner mit all ihrer Klugheit und Feinheit gegen einander zu Felde ziehen, und einer ſo des Andern Innerſtes gleich auf den erſten Blick durchſchaut, — da mag es harte Nüſſe aufzuknacken geben! Indeß kann auch, wenn man das Ding von der andern Seite betrachtet, die daraus entſtehende Unmöglichkeit, in der Lebenspfiffigkeit einander zu überflügeln, endlich ſogar zur höchſten Einfachheit ſchlichter Lebensweiſe zurückführen, und die intriguanteſte Schlauheit wieder in die offenſte Geradheit verwandeln. Sage mir doch für's Erſte: Fällt Dir der Verluſt Deiner Menſchenkenntniß auch ſo auf's Herz?

**Schatten.** Um einmal mein erſtes aufrichtiges Bekenntniß abzulegen, will ich Dir geſtehen, daß der bloße Gedanke an die Möglichkeit dieſes Verluſtes ſchon hinreichend war, mich mit Schrecken zu erfüllen; aber gerade deßhalb, weil ich als Menſchenkenner hohe Klugheit beſaß, ließ ich Niemanden etwas davon merken. Man muß wohl den Menſchen allerlei aus ihrem Innern ablauern, ſich ſelbſt aber bei der leiſeſten Berührung eines fremden Körpers wie die Schnecke in ihr Haus zurückziehen.

**Charon.** Aha! wieder eine andere Theorie der ſogenannten Menſchenkenntniß! Weil Dir aber das Zurückziehen in Dein moraliſches Schneckenhaus jetzt zu nichts weiter frommen kann, ſo theile mir doch etwas von Deinem Syſteme mit!

**Schatten** (beſorgt umherſpähend). Es iſt doch kein Lebendiger hier?

**Charon.** Sei unbeſorgt.

**Schatten.** Ich hatte die echte Methode, Menſchen kennen zu lernen; denn ich wußte ſie anzuködern, ohne mich ihnen dafür hinzugeben. So erhaſchte ich manchen Vortheil von ihnen und manchen Spaß mit ihnen. Ich drängte mich in alle geſellſchaftlichen Zirkel, und Einzelnen folgte ich wie ihr Schatten. So erfuhr ich tauſend Dinge, wovon Andere nichts wußten. Da war keine Geſellſchaft und kein Mitglied derſelben, von welchem ich nicht dieſes oder jenes erfahren hätte, und es bei guter Gelegenheit weiter ſpedirte. Bald genoß ich allgemein den Ruhm der Welt- und Menſchenkenntniß, und wurde in bedenklichen Fällen wie ein Orakel befragt. Konnte man aus einem Menſchen nicht klug werden, ſo lieferte ich aus meinem Schatz nur ein Paar Züge von ihm, — und man wußte ſogleich, wie er zu nehmen ſei. Befand ſich jemand in der Verlegenheit, eine Geſellſchaft beſuchen zu müſſen, die ihm ganz unbekannt war, flugs gab ich dem Schüchternen einige Anekdötchen zum Beſten, und er trat mit Sicherheit in den fremden Kreis. Ich befand mich dabei ſehr wohl, gab bald alle anderen Geſchäfte auf, und lebte bloß von der Menſchenkenntniß; denn ich hatte es wirklich ſchon ſo weit gebracht, daß es für mich in der ganzen Stadt kein Geheimniß mehr gab.

**Charon.** Und das nennſt Du Menſchenkenntniß?

**Schatten.** Du nicht?

**Charon.** Nein! Ich nenne es vorwitzige Neugier, geſchäftigen Müßiggang, unverſchämte Anekdoten-Jägerei, zudringliches Aushorchen, und freches Auflauern zur Befriedigung eines ſchändlichen Eigennutzes. Dies iſt aber von der Welt- und Menſchenkenntniß ſo weit entfernt, als die Spitzbüberei vom Verſtande. (Zwei andere Schatten treten auf.)

**Charon.** Wer ſeid ihr?

**Beide Schatten** (zugleich). Brüder, die ſich liebten bis in den Tod! (Seitwärts auf einander deutend.) Der aber iſt ein Narr!

**Charon.** Gehorſamer Diener, meine liebevollen Herren Brüder und Narren! Worin beſtand denn eure Narrheit?

**Beide Brüder** (zugleich). Der bornirte Kopf bildete ſich ein, ein Menſchenkenner zu ſein! (Beide lachen laut auf.)

**Charon.** Ihr mögt wohl Beide Recht haben.

**Ein Schatten.** Wer die Menſchen kennt, der weiß auch, daß ſie, im Ganzen genommen, vortreffliche Weſen ſind, geſchmückt mit den mannigfaltigſten Gaben, mit den herrlichſten Tugenden. Einzelne Fehler und Vergehungen ſind Ausnahmen von der Regel, herbe oder taube Früchte eines ſchwachen Augenblickes, weniger von Boßheit als durch Irrthum und falſche Anſichten erzeugt. Die eigentlichen ſogenannten Böſewichte ſind gewöhnlich nur in Blut-Tragödien und Gräuel-Romanen ausgeheckte fantaſtiſche Geſchöpfe, die in der Wirklichkeit gar nicht exiſtiren. Irren und fehlen kann auch der beſte Menſch; und ich habe mich überzeugt, daß Jeder das unrechte Beginnen ſogleich aufgibt, und der für das Beſſere gebildeten menſchlichen Natur gemäß, ſogleich aufgeben muß, ſobald man ihn nur dahin gebracht hat, ſeinen Irrthum zu erkennen. Sei mit dem Menſchen froh, — und er macht Dein Glück! Sei nachgibig und gefällig, — und Du findeſt in jedem einen Freund, und ſchon auf der Erde Dein Eliſium! Das ſind Grundſätze, nach denen ich handelte, und wobei ich mich ſehr wohl befand. Der thörichte Menſchenfeind iſt alſo nichts weniger als ein Menſchenkenner.

**Der andere Schatten.** Und der ſogenannte Menſchenfreund, der Hahnrei aller Nichtswürdigen. Er hat alle Selbſtſtändigkeit aufgegeben, wird von Jedem nach Belieben gebraucht und gemißbraucht, taumelt in ſüßer Betäubung, heißt überall der gute Menſch, lobt und wird gelobt, vergißt aus Gefälligkeit Recht und Pflicht, und iſt ein flaches Geſchöpf ohne Verſtand und ohne Werth. Die Menſchen, ſag' ich aus Überzeugung, ſind erbärmlich, und nur der ſchwachköpfige, gutmüthige Thor läßt ſich vom gleißenden Firniß ihrer Halbtugenden, vom Glanz ihrer platirten Redlichkeit blenden, nimmt den ſogenannten guten Ton für reellen innern Gehalt, und alle die, ihnen ſo geläufigen ſchönen Worte, bei denen ſie nichts denken, für bare Münze. Was nichts als Flitter und Form iſt, das nimmt er für Seelenadel und Herzensgüte, und weiß nicht, daß ſie ſchon im nächſten Augenblicke alle die liebenswürdigen Phraſen vergeſſen haben, bis bei einer neuen Veranlaſſung das gedankenloſe Glockenſpiel zur rechten Stunde wieder erklingt. Um eigentliche Böſewichter zu ſein, — dazu fehlt es den Meiſten nur an der Kraft; dafür aber iſt zahllos das Heer derjenigen, die für gut gelten, weil ſie nicht böſe ſind.

**Der erſte Schatten.** Laſſe ich auch dieſes hier und da von einem Manne gelten, ſo ſind doch die Weiber auf jeden Fall himmliſche Geſchöpfe, ja leibhafte Engel.

**Charon.** Um Vergebung! War't Ihr verheirathet?

**Erſter Schatten.** Nein!

**Charon.** Es ſcheint.

**Zweiter Schatten.** Den weiblichen Engeln will ich jetzt nur die ätheriſchen Windſpiele entgegen ſetzen, die ihr Hausweſen langweilig und den Ehekonſorten läſtig finden, wenn er es wagt, dem Vergnügen nur eine Nebenrolle zutheilen zu wollen, da ſie das **Dolce far niente** zu ihrem Abgott wählen, und Stunde und Tage in fremden Zirkeln durchſchäckern, wo man ſie wegen ihrer Liebenswürdigkeit und muntern Laune anbetet, oder wohl gar in der trefflich geſpielten Rolle einer Unglücklichen bemitleidet, die, wie Hanibal, Themiſtokles, Coriolan, und andere Helden der Vorzeit, Schutz und Troſt bei fremden Penaten ſucht; denn eine Frau, die zu den ernſten Vorſtellungen ihres Gatten lächelt, iſt mild und ſanft, der Mann aber, der ſie zu dieſem Lächeln bewegt, ein Tirann, oder wenigſtens ein Pedant und ein bornirter Kopf. Vernachläſſige oder verletze immerhin viele und wichtige Pflichten, — wiſſe aber dabei das zu ſein, was man in der Sprache des guten Tons liebenswürdig nennt, und Du biſt ein treffliches Weſen, dem man Alles verzeiht. Männer ohne Geiſteskraft, ohne Seelenſtärke und Biederſinn, Weiber ohne Weiblichkeit, oder ſolche, die für ihre geprieſene Tugend tauſend Untugenden ſich erlaubt halten, — das iſt's, was ich allenthalben fand.

**Charon.** Nun, meine Herrn Brüder, ihr habt Beide mitunter manches Wahre geſagt; aber eure Menſchenkenntniß hat einen Hauptfehler, — den der Einſeitigkeit! Einer von euch ſuchte nur durchgehends das Gute auf, der Andere überall nur das Schlechte, und ſo fand jeder im Menſchen nur das, was er finden wollte. Man muß aber die Menſchen weder vergöttern, noch zur Hölle verdammen. Der Mittelweg iſt hier, ſo wie in allen Dingen, der beſte. Trinkt denn friſch aus der Lethe, damit ihr von eurer Krankheit geneſet. — Du von dem Erzeß Deiner übermenſchlichen Menſchenliebe, Du von Deiner unmenſchlichen Menſchen-Verachtung. — Aber ſeht doch! Da kommt noch Einer daher, ſteif wie ein Schulpedant. Soll der etwa auch ein Menſchenkenner ſein? (Der neu ankommende Schatten hält ein Buch in der Hand, bald leſend, bald nach Charon blickend.)

**Der Schatten.** Kein Zweifel! Das iſt Charon, die Beſchreibung trifft genau zu.

**Charon.** Mir ſcheint, der hat wohl gar mein Portrait bei ſich? Heda, guter Freund! Soll dieſes Bildniß mich vorſtellen?

**Schatten.** Deine Geſtalt iſt zum Sprechen getroffen.

**Charon.** Und mein Inneres?

**Schatten.** Iſt in der zum Kupferſtich gehörigen Beſchreibung nach allen ſeinen Eigenſchaften genau geſchildert.

**Charon.** Warum bringſt Du aber das Bild in die Unterwelt, da Du nicht zweifeln konnteſt, mich ſelbſt zu finden?

**Schatten.** Eben deshalb. Ich bin gewohnt, immer höchſt vorſichtig zu ſein. Zu dieſem Ende hatte ich auf der Oberwelt eine auserleſene Bibliothek von Schriften über Welt- und Menſchenkenntniß. Teophraſt, La Bruyere, Knigge, Garve, Heidenreich, Gracian, Pockels und viele Andere ſtanden da beiſammen; ſelbſt Wenzels Mann von Welt fehlte nicht. Sollte ich nun eine neue Bekanntſchaft machen, z. B. mit einem Ehrgeizigen, mit einem Egoiſten, mit einer Coquette, mit einer bigotten Matrone u. ſ. w., ſo las ich vorher Alles, was ich über ſolche Charaktere in meinen Büchern nur auffinden konnte. Ausgerüſtet mit Kennzeichen, Charakterzügen, Gemälden und Schilderungen, konnte es mir dann nicht mißlingen, das Innerſte des Menſchen wie ein Virtuoſe vom Blatte wegzuſpielen. So erhielt ich philoſophiſche Menſchenkenntniß, und eine Total-Überſicht aller Charaktere, wogegen die Empiriker und Weltlinge nur einzelne Stücke mühſam zuſammen ſetzen. Sie müſſen die Menſchenkenntniß auf ihre eigene Koſten ſammeln, um endlich klug zu werden; ich aber erfuhr das Alles im Hafen der Ruhe. Das heißt — — —

**Charon.** Schul- und Bücher-Menſchenkenntniß! Danke dem Jupiter, daß er Dich von der Erde wegnahm, ehe Du Urſache fandeſt, Deine gedruckte Menſchenkenntniß zu verwünſchen. Lieber gelehrter Freund! Wenn die Menſchen Buchſtaben wären, deren jeder den ihm eigenen Klang fortbehält, oder Münzen, deren Geſtalt und Werth unverändert bleiben, oder Gemälde, die man in's beliebige Licht ſtellen kann, um ſie nach Muße zu betrachten, — dann möchten Bücher-Charakteriſtiken ſo ziemlich brauchbar ſein: ſo aber ſind Buchſtaben, Münzen und Gemälde todt, und der Menſch lebt, und alles Lebende will im Buche des Lebens ſtudirt ſein. —

Nun, ihr Herren Menſchenkenner, nehmt mir meine

Freiheit nicht übel! Ich bin noch immer der Alte, ganz ſo n die Mythologen mich ſchildern. Für den Verdruß aber, d ich euch verurſachte, ſollt ihr nun auch einen guten Rath b kommen, nämlich eine Anweiſung zu der einzig möglich Art, untrügliche Menſchenkenntniß zu erhalten.

**Die Schatten.** Eine beſſere als die meinige? Tade ſüchtiger Murrkopf! Laß doch hören!

**Charon.** Ihr kennt die Wunder, die man durch d thieriſchen Magnetismus bewirkt. Er iſt das einzige Mit zur Erlangung echter Menſchenkenntniß.

**Die Schatten.** Wie das? Geſchwind, geſchwind

**Charon.** Ihr wißt: Der fünfte Grad des magne ſchen Zuſtandes iſt die hellſehende Selbſtbeſchauung. D Magnetiſirte erhält in dieſem die klare Erkenntniß ſeiner ſelb vom innern Zuſtande ſeines Körpers und ſeines Gemüthe er kann ſodann die beſten Aufſchlüſſe über ſich geben, u bekennt mit ſeltener Offenherzigkeit Alles, was man von i über ihn zu wiſſen verlangt. Kehrt nun — ich hindere e nicht — zur Oberwelt zurück, und manipulirt aus dem Me ſchen das ganze Geheimniß ſeines Innerſten heraus!

Eines aber merkt euch dabei: Stellet eure Menſch kenntniß nie prahleriſch zur Schau! Wer ſich ihres B ſitzes im Poſaunenton rühmt, dem fehlt ſchon die erſte E forderniß: die Klugheit. — Nun, Glück auf die Reiſe!

## Die

# ſieben Herzen der Condeer.

### Szenen aus der franzöſiſchen Revolutionszeit.

# I.

## Im Jahre 1793.

(Pallaſt des Prinzen Louis Joſeph **Condé**, auf ſeinem Landgute Chantilly in der Nähe von Paris. Eine Schar Sansculotten in armſeliger, ſchmutziger Kleidung, die Köpfe mit rothen Mützen bedeckt, von Häuptlingen des Pariſer Jakobiner-Klubbs angeführt, ſtürmen gegen den Pallaſt.)

**Ein Häuptling** (pochend). Die Thore auf!

**Ein alter Diener** (am Fenſter). Wer ſeid ihr?

**Häuptling.** Söhne der Freiheit und der Gleichheit. Auf!

**Diener.** Die kenne ich nicht. Sendet euch mein gnädiger Herr, der Prinz?

**Häuptling.** Den erkennen wir nicht.

**Diener.** Was führt euch her?

**Häuptling.** Er kämpft in den Reihen unſerer Feinde. Sein Leben iſt verwirkt. Was ſein war, muß in Schutt und Trümmer fallen.

**Diener.** Die Thore des Pallaſtes, den Tugend und Geiſtesherrlichkeit, Tapferkeit und Edelſinn bewohnten, ſie öffnen ſich keiner Schar von Frevlern, Räubern und Mördern.

**Häuptling.** So öffne dieſer Stein uns den Pallaſt, Dir Elender, die Unterwelt! (Er tödtet den Diener mit einem Steinwurf.) Holla! Stürmt! Braucht Gewalt!

**Die Menge.** Herbei! Rückt an! Brecht ein! (Die Thore werden eingeſtoßen. Die Schar dringt in den Pallaſt.)

**Ein Häuptling.** Zerſchmettert und zertrümmert, was ihr ſindet!

**Die Eindringenden.** Hollah! Triumph! (Einige zerſchlagen die Fenſter und Thüren; Andere werfen Geräthſchaften, Familien-Gemälde und andere Kunſtwerke herab. Einige tragen Koſtbarkeiten und entfernen ſich eilig.)

**Ein Häuptling.** Es lebe die Freiheit und Gleichheit!

**Ein Anderer.** Gethan iſt unſer Werk; das leere Jammerhaus mag bleiben, wie es iſt. Noch poltern Einige drinnen umher. Heraus, ihr tapfern Kinder des Vaterlands! Wo ſteckt ihr denn? — Laßt die Säumenden! Fort! (Er entfernt ſich mit den Übrigen.)

### Die Hauskapelle.

(Einige Sansculotten ſprengen die Thür und dringen hinein.)

**Einer.** Die Narren ziehen fort und vergaßen, das Beſte zu durchſuchen.

**Ein Anderer** (lachend). Wir wollen hier die Andacht für die Todten verrichten.

**Ein Dritter.** Die Heiligen mögen unangetaſtet bleiben. Wir Unheilige nehmen nur das Unheilige; ich begnüge mich mit den zwei großen ſilbernen Leuchtern.

**Vierter.** Ich Beſcheidener bin mit den vier kleinen zufrieden.

**Erſter.** Mir leuchte die ſchöne ſilberne Lampe.

**Zweiter.** Der prächtige Sammt dieſer Tapeten reicht hin, mich und mein ganzes Haus auszuſtaffiren.

**Fünfter.** Mich lüſtet's, ein paar Altäre zu zerſtören.

**Erſter.** Halt! Am Fuße dieſes Pfeilers ſeh' ich eine Marmorplatte. Sollten wir hier etwa verborgene Schätze finden?

**Dritter.** Die Platte muß weg. Die Nacht werde Tag!

**Zweiter.** Hier ſind Brecheiſen. Greift an! (Die Marmorplatte wird weggehoben.)

**Erſter.** Eine Vertiefung! Einige Stufen! Hinab! hinab! (Einige ſteigen in die Familiengruft hinab.)

**Vierter.** Was gibt's da?

**Erſter** (in der Gruft). Darf ich meinen Augen trauen? (Sie ſteigen herauf und bringen ſieben ſilberne Gefäße.)

**Dritter.** Schätze! Gold und Silber!

**Zweiter.** Geſchwinde die Deckel geöffnet! (Die Deckel werden abgenommen.)

**Dritter.** Was iſt der Inhalt?

**Erſter.** In jedem Gefäße ſteckt —

**Vierter.** Laßt mich doch ſehen!

**Erſter.** Das Herz eines Condéers! (Lachend.) Ihr erhabenen Herzen! Verzeiht die Störung!

**Fünfter.** Und wie gut erhalten! Friſch und unverſehrt!

**Erſter.** Die Herzen mögen hier bleiben; die Silbergefäße aber gehen mit uns.

**Alle.** Gehen mit uns! Und ſeht! Sieben Gefäße und — unſerer Sieben ſind wir gerade auch.

**Zweiter.** So nehme denn Jeder eines! Nun marſch!

**Erſter.** Halt! Wie wär's, wenn wir den gefangenen Herzen die Freiheit gäben?

**Zweiter.** Köſtlicher Einfall! Dort iſt ein Fenſter offen. Hinaus mit den Herzen! Über die niedrige Ringmauer hinüber! Jeder ſchleudert eines. Wer ſchleudert am weiteſten?

**Alle.** Hinaus! Hinüber! (Jeder ergreift ein Herz und ſchleudert es durch das Fenſter über die Ringmauer. Sie entfernen ſich dann tobend und mit wiehernden Gelächter.)

# II.

Im Jahre 1814.

(Garten im Schloſſe des Prinzen von Condé auf ſeinem Landgute zu Chantilly.)

**Der Prinz. Hauskaplan. Haushofmeiſter. Gefolge.**

**Condé.** Friede, Ruhe und Ordnung ſind wiedergekehrt. O, mein theures Vaterland! Du haſt viel gelitten; du bluteſt noch aus tauſend Wunden; aber die väterliche Hand deines dir wiedergegebenen angebornen Herrſchers wird ſie heilen. Die Beſten und Edelſten werden ſich um ſeinen Thron ſtellen, und Gott der Allmächtige wird unſern König ſchützen und ſein Reich. Ich habe redlich gekämpft für Beide; ich habe in Schlachten nicht Gefahr und Tod gemieden; ich habe ferne Länder durchwandert. Nun führt mich, den Greis, die Hand Gottes endlich wieder in die ſüße Heimat meiner Geburt, in dieſes ſtille ländliche Aſyl meiner ruhmvollen Ahnen, wo ſie, ausruhend von Heldenthaten und Staatsgeſchäften, ihrem Geiſte im Schooße der Künſte und Wiſſenſchaften Erholung gönnten. Zwar erblicke ich auch hier in dieſem Heiligthum der Gemüthsruhe, wohin mein Auge ſich wendet, die traurigen Spuren von Freveln und Verbrechen, welche die Menſchheit nur in ihrer tiefſten Entartung verüben konnte. Mochten die Barbaren des Terrorismus immerhin mein Haus geplündert, koſtbare Geräthe und Kunſtwerke zerſtört haben, — es läßt ſich wieder in beſſern Zuſtand ſetzen; aber — daß ihr frevelhafter Muthwille auch die Bilder meiner glorreichen Ahnen mißhandelnd zerſtörte, — das kann ich den Unmenſchen nicht verzeihen. — Vor Allem aber ſehnt ſich mein Herz nach dem Heiligthum der Hauskapelle, in welcher ich getauft ward, und nach der Gruft meiner Väter, bei welchen auch ich bald ruhen werde. Dort will ich mein erſtes Gebet verrichten, Gott danken für das, was er mir ließ, und um ſeine Gnade für eine glückliche Zukunft bitten. Folgt mir!

**Hauskaplan.** Erlauchter Prinz! Erlaubt, daß ich Euch bitte, den Beſuch der Kapelle zu verſchieben!

**Condé.** Wie? Haben die Ungeheuer der Schreckenszeit es gewagt, ſelbſt an das Heiligthum die Hand des Frevels zu legen?

**Hauskaplan.** Ja! Auf ſchauderhafte Weiſe. Wollet, hoher Herr, das Heiligthum nicht früher betreten, bis wir die Spuren des Frevels getilgt haben! Darf ich dringend darum bitten?

**Condé.** Es ſei! So will ich denn in dieſem Garten, der nun einer Wildniß gleicht, meine alten Lieblingsplätze aufſuchen. Seht! In dieſem halbzerfallenen Salon pflegte ſich mein ruhmwürdiger Ahnherr, der große Condé, mit den ausgezeichnetſten Dichtern und Schriftſtellern ſeiner Zeit: Corneille, Racine, Boileau, Bourdaloue, Boſſuet und Andern im Genuſſe der geiſtreichſten Unterhaltung zu erfreuen. Am Spiegel der hochaufſtrebenden Waſſerſtrahlen dieſes nun vertrockneten Springbrunnens faßte ich — die erſte begeiſternde Idee zu meinem Verſuche über das Leben dieſes Mannes, groß als Feldherr, und als Menſch eben ſo geiſtvoll als liebenswürdig. Und hier an dieſem Blumenbeete leuchtete mir der erſte zärtliche Blick meiner nachmaligen Gemahlin, der holden Prinzeſſin Rohan-Soubiſe, die ein ſo frühzeitiger Tod, bald nach der Geburt meines Sohnes **Louis Henri**, im Jahre **1760** mir entriß. Seht doch! So verwildert iſt das verwahrloſte Blumenbeet, und doch drängt ſich noch eine Fülle von Roſen und Lilien an einander, als ſollten ſie die unvergänglichen Sinnbilder der Schönheit und Herzensreinheit der Verewigten ſein. Sorgt dafür, daß mein Schlafzimmer an jedem Morgen mit einem friſchen Strauße von dieſem Blumenbeete geſchmückt werde! Seid aber ja ſparſam und ſorgſam damit! Ich will ſogleich für heute ſelbſt den Anfang machen und mir eine Roſe und eine Lilie pflücken, nicht mehr! Das Schickſal ertheilt uns guten Unterricht in der Genügſamkeit. Laßt mich ſelbſt pflücken! (Er bückt ſich, durchwühlt das Blumenbeet und pflückt eine Roſe. Indem er dann nach einer Lilie greift, ſtößt er einen Schrei aus und tritt zurück.)

**Hauskaplan.** Eine Schlange?

**Condé.** Ein — Herz!

**Hauskaplan.** Großer Gott! Ein — Menſchenherz!

**Haushofmeiſter.** Und ſeht! Hier — noch eines — hier zwei beiſammen ruhend!

**Hauskaplan.** Hier drei — dicht auf einander an einem Roſenzweig!

**Condé.** Sieben Herzen! Seltſam! Höchſt ſonderbar! Sieben Herzen meiner Ahnen birgt auch die Familiengruft unſerer Hauskapelle in ſilbernen Gefäßen!

**Hauskaplan.** Gott! Groß iſt Deine Macht! Groß iſt Deine Gnade! Verzeiht, gnädigſter Herr, daß ich es nicht wagte, ein ſchauderhaftes Geheimniß Euch ſogleich bei Eurer Rückkehr mitzutheilen! Ich fürchtete —

**Condé.** Säumt keinen Augenblick! Beim Anblick dieſer Herzen will mir das Herz zerſpringen. Sprecht!

**Hauskaplan.** In jener unheilvollen Zeit des Jahres Eintauſend ſiebenhundert neunzig und drei geſchah's, daß auch in dieſen Aufenthalt ländlicher Stille eine wilde Horde jener Frevler, Gott verleugnend, Geſetz und Menſchlichkeit mit Füßen tretend, herſtürmte, zerſtörend, plündernd, mordend. Selbſt in das Heiligthum der Familiengruft drangen ſie, öffneten die ſieben ſilbernen Gefäße, ſchleuderten die Herzen Eurer erlauchten Ahnen mit ruchloſem Hohn durch ein Fenſter der Hauskapelle, und zogen dann mit der Beute in gräßlichem Triumph von hinnen. In Paris rühmten ſie ſich ihrer Frevelthat. Vergebens ward die Umgegend und der Garten mit Sorgfalt durchſucht. Euch, erlauchter Herr, hat der Himmel das Glück aufbehalten, jene edlen Herzen zu finden, die Eurem edlen Herzen die nächſten ſind.

**Condé.** Weh ruf' ich über die Unmenſchen, über die Herzloſen, deren freche Hand die edelſten der Herzen — — — doch nein! O nein! Kein Fluch, kein Groll entweihe dieſen ſchönen, heiligen Augenblick, wo des Himmels Gnade über mich ſo ſichtbar waltet! —

O ihr Herzen eines hochgeehrten, ruhmwürdigen Geſchlechtes! O ihr Herzen, den beſten gleich, die je in einer Menſchenbruſt geſchlagen, beſeelt von Heldenmuth und Edelſinn! O ihr Gefäße edlen Bluts, geriſſen aus dem Heiligthum der Gruft, in der ihr ruhtet, dem großen Tage der Auferſtehung nach des Lebens Leid' und Freud' entgegenſchlummernd in ſilbernen Gefäßen, jetzt auf ungeweihter Erde preisgegeben allen Elementen, allen Jahreszeiten! O ihr Heldenherzen ohne Furcht und Tadel, deren Herrlichkeit durch lange Reihen von Jahren bei den großen Ereigniſſen Europa's mitwirkte und fortleben wird in den Annalen der Geſchichte! O ihr Herzen, bei deren Nennung einſt jedes Herz in Frankreich höher ſchlug! Nur der ſchauderhafteſte Frevel konnt' es wagen, ſtörend einzudringen in eure ſtille Ruheſtätte, euch zu entreiſſen eurem wohlverdienten Heiligthum, konnt' es wagen, mit blutbefleckten Händen, raubgierig und mordlechzend, hinaus zu ſchleudern auf unheilige Erde euch, Herzen, vor denen, als das edle Lebensblut in ihnen quoll, jeder Feind und jeder Böſewicht erzitterte! Aber — nicht der Winterſtürme Wuth, nicht des Sommers allverſengende Glut, nicht des Herbſtes Regenſtröme vermochten es, euch zu vernichten. Vergebens tobten alle Elemente gegen die unbeſchützten, preisgegebenen Herzen edler, großer Menſchen. Wie einſt ſie des Lebens Stürme ſtark und muthig trugen, eben ſo unverletzt auch trotzten ſie allen Unbilden des Frevels und der Zeit. Die Hand des Himmels deckte ſie! Sein Azurgewölbe war der Dom, unter dem ſie ruhten; ein Blumenflor bildete über ihnen einen Baldachin, die moosbedeckte Erde war das Lager, wo ſie ſicher ruhten wie in Marmorſärgen, — nach zwanzig Jahren unverſehrt — o Gott — als Zeugen Deiner Gnade! —

Die heiligen Reſte der Unſterblichen, Verklärten, ſie ſollen wieder einziehen in die geweihte Ruheſtätte! Dort ruht, ihr edlen Herzen und — nehmt auch mein Herz auf bei euch!

Herr Kaplan! Wollt Euer heiliges Amt ſogleich verrichten und ſegnend ihrer Gruft ſie wiedergeben! Folgt dem Hochwürdigen in feierlichem Zug! Ich harre Euer im Gebete hier.

(Alle entfernen ſich. Condé kniet nieder und betet. Nach kurzer Zeit erſcheint der Kaplan, in prieſterlichem Ornat. Ihm wird das Kreuz vorgetragen. Diener mit Fackeln folgen. Die Herzen werden auf Kiſſen gelegt. Der Zug, dem Condé ſich anſchließt, bewegt ſich nach der Schloßkapelle.)

* * *

# Der Hochzeitſtrauß.

Szenen im ſchottiſchen Hochlande.

## Perſonen:

**Ellen Teviot**, Eigenthümerin einer Herberge.
**Mary**, ihre Tochter.
**Roderik**, ein reicher Pachter.
**William**, ſein Sohn.
**Richard**, }
**John**, } Raubſchützen.
**Athol**, }
**Patrik**, }
**Lommond**, } Gäſte.
**Dunbar**, }
**Leith**, }
**Ein Nachtwächter.**
**Bewaffnete.**

Gaſtzimmer in einer abgelegenen Herberge. Auf einem Herde brennt ein Torffeuer, über dem ein eiſerner Kochtopf hängt. In den Wänden ſind eingemauerte Bettſtellen.

An einem langen Tiſche ſitzen einige Gäſte. Auf der andern Seite ſteht ein kleiner Tiſch.

**Patrik. Athol. Lommond. Dunbar. Leith.**

**Patrik.**

Seitdem der Herberg alter Eigenthümer
Zu ſeinen Vätern heimgegangen,
Iſt auch das Häuschen hier wie ausgeſtorben.
Schließt Ein Menſch ſeine Augen, ſo wird's oft
Im ganzen Haus, im ganzen Lande Nacht. (Er trinkt.)
Dein Wohlſein, Freund! Wer weiß, wie lang wir trinken?
Schnell iſt ein Glas geleert, der Lebensbecher aber
Am ſchnellſten, oft mit Einem Zug!

**Athol.**

'S iſt jammerſchade doch um die Mary!
Das liebe Mädchen plagt ſich Tag und Nacht,

Und dennoch iſt all ihr Bemüh'n umſonſt.
Die Mutter kränkelt ſeit des Mannes Tod,
Thut wohl dabei, ſo viel ſie nur vermag,
Und dennoch will die Sach' nicht vorwärts gehn.
Zu dem Geſchäft gehört ein rüſt'ger Mann;
Zwei Weibſen reichen da nicht aus,
Und jeder Gaſt ſpielt gern den Herrn im Haus.

**Patrik.**

Das Schlimmſte iſt, daß durch des Alten Krankheit
Die Schulden unvermeidlich wurden.
Wie nun die Weiber dieſe tilgen ſollen,
Das iſt nicht abzuſeh'n. Mich dauert ſehr
Die alte Mutter, und noch mehr die Maid.

**Lommond.**

Iſt denn die Dirne gar ſo wunderſam?
Ich komme ſelten, trinke mein Glas Bier,
Bezahl' und gehe, ohn' ein Wort zu ſprechen.
Mich kümmert wenig andrer Leute Thun.

**Athol.**

Um an dem wackern Mädchen Theil zu nehmen,
Braucht man, ſo denk' ich, ſie nur anzuſeh'n.
Die ſchlanke und doch kräftige Geſtalt
Macht ſie geſchickt, die ſchwerſten häuslichen
Geſchäfte leicht und hurtig zu verrichten.
Die reinſte Fülle der Geſundheit gibt
Ihr friſches Blut und friſchen Lebensmuth.
Die Offenheit im blühenden Geſicht,
Die Klarheit der goldbraunen großen Augen,

Gewinnt ihr das Vertrauen eines Jeden
Beim erſten Wort und auf den erſten Blick.
Ihr Innerſtes ſpricht ſie freimüthig aus,
Iſt ſittſam und dabei ſo guter Laune,
Daß ihr zu Liebe mancher Gaſt
Ein Stündchen länger in der Herberg bleibt.
Dem Mädchen wünſch' ich einen braven Mann.

**Patrik.**

Das iſt der Punkt nun, der mich traurig macht.
Der Richard, der Fuchsjäger, wirbt um ſie,
Ein hübſcher Burſch, doch mir gefällt er nicht.
Im wilden Rollen ſeiner Augen liegt
Etwas Unheimliches, im Muskelſpiel
Des Angeſichts gar etwas Heftiges,
Und ſein hochmüth'ges Weſen ſtößt zurück.
Er liebt das Mädchen, wie der Falk' die Taube;
Sie liebt ihn nicht, wagt aber nicht zu ſagen:
„Entweiche! Du biſt mir verhaßt!"
Er läßt ihr nie die Zeit, um ſich zu faſſen;
So fügt ſie ſich dem Unhold willenlos.
So ſagt man von der giftig böſen Schlange,
Daß ſie den Blick auf ein unſchuld'ges Kind
Mit wilder Glut ſo lange heftet, bis
Das arme kleine Weſen, ſtatt zu flieh'n,
Ihr näher ſchreitend in den Rachen fällt.

**Athol.**

Da lob' ich mir den guten William!
Der wäre ſo ein Mann für ſie,

Ein ſanftes, warmes, freundliches Gemüth.
Der wackre Junge könnt' ſie glücklich machen.

**Patrik.**

Doch wird ſein reicher Vater nie geſtatten,
Daß William ein armes Mädchen freie.

**Dunbar** (aufſpringend).

Tobt Dir der Brantwein wieder im Gehirn?
Du ſollteſt nur in einer Wüſte trinken,
Denn wie Du unter Menſchen biſt,
So fängſt Du Zwiſt und Hader an.

**Leith.**

Sei ruhig! Weißt Du, daß ich lang
In England war und tüchtig boxen kann?

**Dunbar.**

Nicht kann ich boxen, doch ich war Soldat,
Und mit der Klinge weiß ich umzugeh'n.

**Leith.**

Dein Schwert iſt heut zu Haus geblieben:
Ich habe meine Fauſt bei mir.

**Patrik.**

Was ſoll das? Seid doch ruhig!

**Leith.**

Gerauft muß ſein! Ich thu's nicht anders.

## Wirthin. Mary. Die Vorigen.

**Wirthin.**

Gelärm und Zank und Streit! was wäre das?
Ihr bringt mein Haus in böſen Ruf.

**Leith.**

Fort, alte Hexe, fort! was kümmert mich Dein Ruf,
Dein Haus? Drein ſchlagen will ich, dabei bleibt's.

**Mary.**

Ein böſer Geiſt ſteigt aus des Bechers Grunde,
Und pfeilſchnell flieht das Glück der heitern Stunde!
O ſeht doch, wie die arme Mutter bebt!
Ach, liebe Herrn! Ihr ſeid ſo wack're Männer;
Ich bitte, habt mit uns Erbarmen!
Thut uns Hilfloſen was zu Lieb'!
Die Starken müſſen ja der Schwachen Stütze ſein.
Hört meine Bitte! Mäßigt euren Zorn!
Ihr ſagtet ja, ihr wäret mir ſo gut?

**Leith.**

Wer kann der Dirne widerſteh'n? Ich nicht!

**Dunbar.**

Ein gutes Wort von ihr macht mich zum Lamm.

(Leith und Dunbar reichen ſich die Hände.)

**Wirthin** (zu Patrik).

Ach, Herr! Der Schrecken hat mich faſt gelähmt,
Die lange Pflege meines kranken Mannes,
Sein Tod, dann all das Unglück,
Das uns nach ſeinem Tode traf,

Unruh' im Haus, der Gläub'ger Ungeſtüm —
Ich bin zu ſchwach, das zu ertragen,
Ich weiß mir nicht zu rathen nicht zu helfen.
Hätt' ich die Tochter nicht, ich müßte unterliegen.

**Patrik.**

Man ſagt ja, daß ſie bald heirathen ſoll?

**Wirthin.**

Ein armes Mädchen, eine ſchlechte Herberg —
Die finden keinen Zuſpruch.

**Athol.**

Man ſpricht ja von dem Jäger Richard?

**Wirthin.**

Das wär' ein Übel für mein Kind!
Fuchsjäger ſind gar rauhe Menſchen,
Richard vor allen Übrigen;
Er wäre ein Tirann an Weib und Mutter.

**Patrik.**

Der gute William — der wäre recht?

**Wirthin.**

Was fällt Euch ein? Sein Vater iſt
Der reichſte Pachter in der ganzen Gegend.
Der kennt am Weibe eine Tugend nur:
Das Geld! Ihm iſt die Reichſte auch die Beſte.

**Mary.**

Nu, liebe Mutter! haſt Du Dich erholt?
Geh' in das Stübchen! lege Dich zu Bett!
Du leideſt Froſt. Gleich bring' ich warme Tücher,
Dich einzuhullen, und ein warmes

Getränk. Sei unbeſorgt! Ich werde Alles
So richten, jeden Gaſt zufrieden ſtellen,
Daß Du nicht eine Klage hören ſollſt,
Und, wenn Du morgen früh erwachſt,
Mich loben wirſt.

**Wirthin.**

So ſei Du, liebes Töchterlein, die Mutter,
Und ich, Ich folge Dir als gutes Kind.
Gut' Nacht, ihr Herren! (Ab mit Mary.)

### Nachtwächter. Die Vorigen.

**Patrik.**

Es dunkelt ſchon. Mein Weg iſt lang; ich gehe.

**Nachtwächter.**

Bleibt!

**Patrik.**

Daß mich gar die finſtre Nacht erreicht?

**Nachtwächter.**

Ein Wetter droht.

**Patrik.**

Drum eil' ich um ſo mehr nach Haus.

**Nachtwächter.**

Bleibt! ſag' ich Euch, in wenig Augenblicken
Bricht los der Sturm; Ihr findet keinen Weg.

**Patrik.**

So will ich denn geduldig hier abwarten;
Ihr aber müßt mir nun die Zeit verkürzen
Und etwas Schauriges erzählen.

**Nachtwächter.**

Mit dem Erzählen mögt Ihr mich verſchonen.
Die Nacht iſt aller Menſchen Feindin,
Ich aber bin ein Freund der Menſchen und der Nacht,
Doch mein Geſchäft iſt von der Art,
Daß ich das Reden muß beinah' verlernen,
Denn in der ſtummen Nacht, wenn Alles ſchläft und ſchweigt,
Da wandl' ich ſelber ſtumm und einſam wie ein Geiſt;
Am Tage dann, wo, was da lebt, ſich rührt
Und ſpricht, lieg' ich als Schläfer ſtumm und ſtarr.
So fehlt es meiner Zung' an Übung ganz.

**Patrik** (reicht ihm ein Glas).

Thut mir Beſcheid! — Wo kommt Ihr her? ich meine:
Auf welchem Weg?

**Nachtwächter.**

Auf dem gefährlichſten,
Vom ſchwarzen See mit ſeinen Felſenſchluchten!

**Patrik.**

Viel hab' ich wohl von dieſem ſchwarzen See
Vernommen; ſchrecklich klingt's und grauenhaft.
Deshalb weich' ich auch ſtets der Gegend aus.
Sagt, iſt's denn wirklich dort ſo gar unheimlich?

**Nachtwächter.**

So iſt es. Pechſchwarz ſind die dicken trägen Wogen
Des See's, ſo daß ſie in einem ſchweren Schlaf
Zu liegen ſcheinen. Selten nur gelingt's
Dem rauhen Nord, das Todtenreich zu rütteln.
Stets ſteigen dichte Nebel aus dem Schooß
Empor, die, über'm Waſſer brütend,
Das Firmament verhüllen.
Kein Schaf, kein Hornvieh trinkt, vorüberziehend,
Von jener todesſchwangern Fluth;
Der muthigſte von unſern Schäferhunden
Scheut die Annäherung, der Vogel ſelbſt
Vermeidet unterm Flug den ſchwarzen Sumpf.
Die Sage geht, der See ſei bodenlos;
Auch wandeln dort im Grau'n der Nacht
Geſpenſter, ächzend und wehklagend,
Wovon ſich Jeder überzeugen kann.
Fuchsjäger nur beſuchen den
Gefährlichen, verruf'nen Ort.
Als ich vorüberging, da jagten über mir
Die Wolken hin wie Oſſians Nebelbilder;
Der Mond, kaum aufgegangen, barg
Sein furchtgebleichtes Angeſicht, und ſandte
Nur manchmal einen ſcheuen Strahl auf die
Ruinen der verödeten Abtei.

**Patrik.**

Bewahr' mich Gott vor dieſem ſchwarzen See!

Und Euch bedaur' ich nur, daß Ihr hingehen müßt.
Nachtwächter ſein möcht' ich um keinen Preis.

**Nachtwächter.**

Laßt Euch davor nicht grauen, lieber Herr!
Nachtwächter ſind wir All' mehr oder minder;
Wir kommen aus der Nacht gar nie heraus.
In Nacht gehüllt, reift in dem Mutterſchooß
Die Menſchenfrucht; aus dieſer Nacht tritt dann
Das Kindlein wimmernd in die Erdennacht.
Das ganze Leben iſt ein Räthſel,
In Nacht und Nebel eingehüllt.
So tappen wir hindurch die Erdennacht
Und ſpielen mit dem Schickſal blinde Kuh.
Wir wandeln zwiſchen Wieg' und Sarg
Stets mit verbund'nem Aug' umher,
Geneckt von Sorg' und Schmerz, von Trug und Täuſchung,
Bis aus der langen, bangen Lebensnacht
Wir übertreten in die Todesnacht.
Erſt dann bricht unſer Morgen an, ein Morgen,
Der ungetrübt und ewig währt! Dann heißt's:
„Nachtwächter, gute Nacht! Der Tag iſt da,
Dem keine Nacht mehr folgt,
Ein Tag voll Licht, ein Tag voll Lieb' und Luſt!“

**Patrik.**

Ja Alter! Du haſt Recht. Nachtwächter ſind wir Alle,
Und warten, bis der große Morgen kommt.

### Richard. Die Vorigen.

**Richard** (für ſich).

Mary nicht hier? kann ſie mich nicht erwarten,
Da ich zu kommen ihr verſprach?
(Er öffnet die Thür der Nebenſtube.)
Mary!
Wo ſteckſt Du? Ich bin da. Mary! hörſt Du?

### Mary. Die Vorigen.

**Mary.**

Ihr ſprecht ſo laut, faſt hättet Ihr die Mutter
Aus ihrem erſten Schlafe aufgeſchreckt.
Was wollt Ihr?

**Richard.**

Seltſam! Was ich will? Dich ſeh'n!
Zu kommen hab' ich Dir verſprochen,
Und Du — Du ſollteſt mich erwarten.
Ich kann nicht weilen, muß bald weiter zieh'n:
Des Nachts treib' ich im Walde mein Geſchäft;
Drum wollt' ich kurze Zeit nur mit Dir koſen.
Iſt Dir ſo wenig denn an mir gelegen?
Wer liebt wie ich, will heiße Gegenliebe.
Kurz iſt die Zeit; das Leben iſt ein Spiel,
Das Einer mit dem Andern treibt,
Weil Jeder ſich vergnügen will.

**Mary.**

Und alſo wär' ich Euer Spielzeug nur?
Woher ward Euch ein ſolches Recht auf mich?

**Richard.**

Woher? wie ſeltſam! Dich hab' ich gewählt,
Und ſo biſt Du mein eigen, mußt es ſein;
Iſt meine Sitte auch nicht zart und ſüß,
Nehm' ich's doch mit dem holden Jüngling auf,
Der gar ſo hold zu ſchmeicheln weiß.
Geboren bin ich in des Waldes Schooß;
Die rauhen Felſen waren meine Wiege;
Im Kampf mit wilden Thieren wuchs ich auf:
Drum iſt das ganze Leben mir ein Kampf.

**Mary.**

Ein ſolcher Ungeſtüm kann mich nur ſchrecken,
Und was man fürchtet, wie läßt das ſich lieben?

**Richard.**

Du mußt mich lieben, denn ich liebe Dich.
Verſuch' es ja nicht, Dich mir zu entwinden!
Wagt einer es, mir in den Weg zu treten,
Beim Blitz! ich ſchaff' ihn wieder aus dem Weg.

**Mary.**

Trotz und Gewalt — ſoll ich das Liebe nennen?

**Richard.**

Ja wohl! Um Dich weiß Jedem ich zu trotzen;
Und weigerſt Du mir Gegenliebe, ſo
Brauch' ich Gewalt. — Laß uns nun Frieden ſchließen
Umarme mich! Bald ſind wir Mann und Weib.
(Er will ſie umarmen.)

**Mary.**

Wollt Ihr vor allen Gäſten mich beſchämen?
Zurück!

**Richard.**

Doch einen Kuß! den muß ich haben.

**Mary.**

Zurück! wo nicht, muß ich um Hilfe rufen.

---

## Roderik. William. Die Vorigen.

**Richard** (für ſich).

Erſcheint der ſanfte blonde Zärtling? Nun
Kann ich die Sprödigkeit mir wohl erklären.
Nimm Dich in Acht, Du holder Schäfer!
Ein Lebenslicht ausblaſen iſt nicht ſchwer,
Wo Weichheit mit dem Muth zuſammen trifft.

**Mary.**

Sir Roderik! was ſteht zu Dienſten?

**Roderik.**

Die Wahrheit Dir zu ſagen, — nichts.
Herbergen dieſer Art beſucht kein Mann
Von meiner Art. Indeß — weil ich einmal
Schon hier bin — nun denn, Dirne, bring' uns Bier!

**William.**

Mary! ich bitte.

**Roderik** (für ſich).

Bitten? — Alſo die? (Laut.)

Der Sturm heult wie ein böſer Narr; der Regen ſtürzt,
Und Feuerſchlangen fliegen durch die Wolken,
Das trieb mich her. Ich ſuche Unterkunft.
(Mary bringt eine Kanne Bier.)

**William** (zu Mary).

Mein Vater iſt zu barſch; laßt Euch nicht kränken!
Wie glücklich wär' ich, dürft' ich Euch vergüten,
Was eines harten Schickſals böſe Laune
Und rauhe Menſchen Euch zu Leide thun!

**Mary.**

Ihr wißt durch Mitgefühl den Gram zu lindern.
Ich dank' Euch herzlich, guter William!

**Richard** (beiſeite).

Auch mein Dank, guter William, ſoll nicht fehlen.

**Roderik** (eben ſo).

Sie zieht ihn an, daß er ſelbſt mich vergißt.

**William.**

Ach! ſelten nur wird mir das Glück zu Theil,
Euch, liebliche Erſcheinung, hier zu ſeh'n,
Wie Ihr in Eurem Kreiſe wirkt und ſchafft
Der Mutter Troſt und aller Menſchen Freude!
Seh' ich, wie heiter Ihr die niedern Dienſte
Mit Anmuth und mit Leichtigkeit verſeht,
So geht ein Licht mir in dem Herzen auf,
Doch mich ergreift der quälende Gedanke:
Ihr wäret für ein beſſ'res Loos geboren.

**Mary.**

Ein herbes Loos ertragen ohne Murren,

Iſt ſchon ein Glück, das uns der Himmel ſchenkt.
Dem Fröhlichen wird auch das Schwerſte leicht.
Trifft heute mich ein Leid, ſo denk' ich mir:
Ein and'rer Tag, ein and'res Loos!
Wie viele Wolken zieh'n ſich um die Sonne!
Die Wolken ſchwinden und — die Sonne bleibt. (Beiſeits.)
Wie Richard ſtarrt! Mir graut.
Sein Blick durchbohrt uns Beide.

**Richard** (nähert ſich).

Darf ich das holde Zweigeſpräch
Zu ſtören wagen?

**Mary.**

Was ich ſpreche,
Darf alle Welt vernehmen.

**Richard.**

Die Zung' iſt ſittſam. Du ſprichſt fein und zart,
Doch muß das Ohr nicht minder ſittſam ſein,
Und darf darum verwegnem Wort nicht horchen.

**William.**

Soll das verwegne Wort mir gelten?

**Richard.**

So iſt's. Woher nehmt Ihr das Recht,
Dem Mädchen ſo vertraut in's Ohr zu flüſtern,
Zu ſprechen mit dem Mädchen meiner Wahl?

**William.**

Mary! Geſtattet Ihr ihm dies zu ſagen?

**Richard.**

Ich ſage: Sie iſt meine Braut! Genügt's?

**Mary.**

Wann hätte ich als Braut mich Euch verſprochen?

**William.**

Dank ſei dem Himmel! Thut es nun und nie!

**Richard.**

Reizt mir die Galle nicht! Es möcht' Euch ſchlecht bekommen!

**William.**

Rohheit und Kraft ſind keine Zwillingsbrüder.

**Mary.**

Gerathet meinetwegen nicht in Zwiſt!

**Richard.**

Mary! Gebiete ihm, ſich zu entfernen!
Ich will es, ich beſteh' darauf.

**Mary.**

Wer mir am meiſten wohl will, zeig' es nun!

**William.**

Ihr konntet zweifeln? (Er geht und ſetzt ſich zu Roderik.)

**Richard.**

Wie ſchön ihn die erzwungene Großmuth ſchmückt! (Beiſeits.)
Wir treffen uns wohl, ſüßer Junge!

**Mary.**

Wie hart Ihr ſeid! Nicht ſo gewinnt man Herzen.
Er iſt ſo gut!

**Richard.**

Viel beſſer wohl als ich?
Ei ſeht doch! Welchen ſchönen Blumenſtrauß
Trägſt Du am Buſen? Ein Geſchenk von ihm?

**Mary.**

Nicht doch! Ich habe dieſe Blumen ſelbſt
Am frühſten Morgen heut gepflückt.

**Richard.**

So iſt der Strauß wohl gar für ihn beſtimmt?

**Mary.**

Für mich und nur für mich allein.

**Richard.**

Gib mir den Strauß! Gib! Ohne Widerrede!

**Mary.**

Nun wahrlich nicht!

**Richard.**

Nicht? Wirklich nicht?

**Mary.**

Nein! nein! Ich will ihn ſelbſt behalten.

**Richard.**

Du gibſt ihn nicht? Nun denn — ſo nehm' ich ihn!
(Er entreißt ihr den Strauß.)

**Mary.**

Welche Verwegenheit!

**Richard.**

Sei doch nicht böſe, ſchöne Maid!
Was Liebe thut, iſt kein Verbrechen.
Sieh! Meinen Hut ſchmück' ich damit;
Er ſei nun bald mein Hochzeitſtrauß.
Auf Wiederſeh'n, mein Liebchen! Weine nicht! (Lachend ab.)

**Mary.**

Und muß ich ſolche Schmach erdulden?
Nun fühl' ich's, daß ich arm und hilflos bin!
(Sie geht weinend in die Nebenſtube.)

**Roderik.**

Und nun, mein Sohn, bleibt es dabei!
Das Mädchen iſt nichts, hat nichts: darum taugt
Sie nicht für mich, mithin auch nicht für Dich.
Brennt Dir der Kopf? Das Feuer kann man löſchen;
Stürmt Dir das Herz? Es legt ſich jeder Sturm,
Und nach dem Sturm iſt's ſchöner als vorher.
So lang die Welt ſteht, hat das junge Volk
Thorheit begangen über Thorheit.
Das gährt und ſprudelt; ſo will's die Natur:
Hat's endlich ausgegohren, ausgeſprudelt,
So wird der Menſch vernünftig, klar der Wein.
Das Liebesfieber will ich Dir verzeih'n,
An eine Heirath aber denke nicht!
Mary hat Schönheit, Tugend, — doch kein Geld.

**William.**

Geld iſt die Quelle aller Übel, will
Herr ſein hienieden, will das Edelſte,
Die Schönheit und die Tugend und den Geiſt
Zu ſeinen willenloſen Sklaven machen.
Geld frommt nur, wenn's dem Guten dient.
Du kannſt Mary mir aus dem Herzen reißen,
Doch ohne ſie bleibt todt dies leere Herz
Für mich, für Dich, für alle Welt.

**Roderik.**

Der Jugend iſt das Fantaſiren eigen,
Dem Alter Klugheit. Wer von Beiden
Mehr Recht hat, zeigt ſich erſt im Lauf der Jahre;
Dann heißt's: „Wer hätte das geglaubt!
O hätt' ich doch gefolgt!" —

**Nachtwächter.**

Hört, wie der Sturmwind heult, der Donner brüllt!
Wohl uns, daß wir, im Trocknen ſitzend,
Ein Pfeifchen in der heitern Stube ſchmauchen.
(Mary tritt traurig aus der Stube.)

### Mary. Die Vorigen.

**Patrik.**

Das wär' ſo eine Nacht zu einem
Spaziergang an den ſchwarzen See
Und zu den Trümmern der verödeten
Abtei.

**Athol.**

Ich laſſe mich darauf nicht ein.
Wenn ſo ein grauer Eſpenbaum
Sein altes Haupt im Windſtoß neigte,
Ich ſchrie und bebte wie ein Schulknab'
Und bildete mir ein, daß mich ein Geiſt
Schon zürnend an den Haaren faſſe.

**Patrik.**

Es iſt auch grade ſo ein Sturm,
Der Todte könnt' aus Gräbern wecken.

**Athol.**

Wir ſind doch ein paar rechte Haſenfüße.
Sieh die Mary an! Wie beherzt ſie daſteht
Und über unſ're Feigheit lacht!

**Patrik.**

Ich wette, ſie hat mehr Muth als wir Beide.

**Roderik** (für ſich).

Vielleicht kann ich ihr Muth und Lieb' vertreiben. (Laut.)
Ich wett' im Gegentheil, ſo rüſtig ſie
Daheim auch iſt, ſo ſchaut ſie Nachts im Freien
Doch jede weiße Kuh für einen Kobold an.

**Patrik.**

Mary! Und willſt Du dulden dieſe Schmach?

**Roderik.**

Bringt ſie mir einen Zweig vom alten Eibenbaum,
Der an dem linken Flügel der verfallenen
Abtei ſteht, ſo erhält ſie ſechs Guineen
Noch heut von mir baar ausgezahlt.

**William.**

Verzeiht mir Vater! Nur ein böſer Geiſt
Könnt' einen Menſchen ſo verlocken.

**Mary** (für ſich).

Wie! Sechs Guineen? So viel Geld!
Wie wäre, arme gute Mutter, Dir
Damit geholfen! Wenn ich Dir die ſechs

Geldſtücke Morgen früh, wenn Du erwachſt,
Vom Sonnenlicht hellſchimmernd auf die Hand
Hinlegte, — welcher Jubel wäre das!
Wie würdeſt Du mich küſſen, ſagt' ich dann,
Wie ich für Dich das Wageſtück beſtanden!
Iſt's Unrecht, was ich thu? Mich lockt
Kein Eigennutz, mich treibt kein Frevel.
So geh' ich ja mit einem guten, reinen
Gewiſſen — und was hätt' ich da zu fürchten?
Ich ehre Gott, ich liebe meine Mutter —
Kann da ein böſer Geiſt mir Böſes thun?
Es ſei gewagt! (Sie tritt zu Roderik.)
Hört! Iſt's Euch mit der Wette Ernſt?

**William.**

Mary! O Himmel!

**Roderik.**

Ein Mann, ein Wort! Hier ſind die Zeugen.

**William.**

Mary! Laſſ' ab!

**Mary.**

Wohlan denn! Binnen einer Stunde
Erhaltet Ihr den Zweig aus meiner Hand. (Beiſeite.)
O Mutter! Schlummre ſanft! Erwache fröhlich! —
Ihr Engel Gottes, ſchützet mich! (Ab.)

**William.**

O Vater! Ruft ſie doch zurück!
Sie will ſich opfern für die Mutter!

**Roderik.**

Wer zwang ſie? Es iſt That des freien Willens,
Und wohl bekomm' es ihr!

**Patrik.**

Das gebe Gott!
Mary that recht; Ihr aber ſeid ein harter Mann!

**William** (für ſich).

So preisgegeben allen Elementen,
Den feindlichen, im allgemeinen Aufruhr,
In düſtrer Nacht, wo Mord und Raub
Mit böſen Geiſtern wandeln Hand in Hand!
O Himmel! Laß mich ihren Schützer ſein,
Sie retten oder mit ihr untergehen! (Ab.)

**Roderik** (die Thür öffnend).

William! Wohin? Zurück! Ich bitte Dich!
Er hört mich nicht im Sturmgebraus;
Ich ſeh' ihn nicht — rings tiefe Nacht!
Mein William! Mein Sohn!
Reichlich belohn' ich Jeden, der ihm nacheilt.
(Sinkt in einen Stuhl.)

**Patrik.** Was fällt Euch ein?
**Athol.** Geht ſelbſt!
**Roderik.** Ich bin gelähmt.

**Nachtwächter.**

Ihr habt das Böſe ausgeſä't,
Erwartet, ob es Gott zum Guten wendet!
Ich bring' Euch Nachricht; welche? weiß ich nicht. (Ab.

(Felſengegend. Rechts die Ruinen einer alten Abtei. Im Hintergrunde zeigt ſich der ſchwarze See durch eine Öffnung der ſich wölbenden Felſenwand. Helle Mondnacht.)

**Richard.**

Der Himmel hat ſich ausgetobt,
Die wilden Elemente haben
Geraſ't wie Menſchen gegen Menſchen.
So recht! Zwietracht am Himmel wie auf Erden!
Hier liegt ein Baum; der Sturm riß ihn entzwei.
Das Recht des Stärkern gilt — Baum oder Menſch!
Wozu der Baum? Wozu der Menſch?
Er, der ſie *ſchuf*, *zerſtört* ſie auch.
Ich ſchaffe nicht — zerſtören kann ich doch! —
Hier iſt ein Fels geſtürzt und hat zwei Klippen
Zertrümmert. *Ein* Menſch fällt, durch Einen tauſend!
Da ſchlug der Blitzſtrahl in die Trümmer der
Abtei; hinfällig iſt das Irdiſche!
Ein Schlag, ſo ſinkt der Säugling wie der Greis.
Was that der Baum dem Sturm, der Fels dem Blitz?
Nichts! Blitz und Sturm, ſie wollten nur die wilde
Zerſtörungsluſt an den *Schuldloſen* kühlen.
Mich aber treibt das aufgeregte Blut;
Und Recht hab' ich; Menſch iſt des Menſchen Feind,
Und Jeder raubt dem Andern, was er kann.
Das neugeborne Kindlein raubt der *Mutter*
Das Leben, der verruchte Sohn dem *Vater*,

Der Arme raubt dem Reichen ſeinen Mamon,
Der Reiche raubt dem Armen Glück und Ruh'.
Ich nehme Räubern das Geraubte wieder.
Du, William, möchteſt mir die Dirne rauben;
Ich raube Dir die Dirne und — vielleicht das Leben.
Fuchsjäger bin ich, hab' vollauf zu thun.
Es iſt der Fuchs ein liſtig-falſches Thier;
Noch liſtiger, noch falſcher iſt der Menſch!
Drum jage ich den Menſchen, wie den Fuchs
In dunkler Nacht in ſeiner Höhle auf. —

Wo bleibt denn mein Gefährte? Hält die Furcht
Vor dem Gewitter ihn zurück? Glaubt er
Noch an die böſen Geiſter Oſſians? —
Ruh' waltet nun am Himmel und auf Erden,
Doch um ſo fürchterlicher tobt der Sturm
In meinem Innerſten. Ich will nicht Ruhe!
Mein ganzes Leben iſt ein wilder Sturm,
Der wohl nicht früher ſchweigt, als bis vier Steine,
Den Hügel und ſein enges Haus umſtehend,
Mit ihrer kalten Laſt die heiße Bruſt zermalmen!

### Richard. John.

**Richard.**

Wie lange muß ich warten?

**John.**

Du ſchon hier?

**Richard.**

Und Du noch auf der Welt?

**John.**

Biſt heut' ſo grimmig? Spare Deinen Grimm,
Bis wir ein beſſ'res Ziel für ihn gefunden!
Spielſt Du den Herrn, ſo ſuch' Dir einen Sklaven!
Wir Beide taugen doch nicht für einander.

**Richard.**

Willſt Du mir drohen? mir aufkünden?
Was wirſt Du thun, wenn ich, des Lebens müde,
Mich ſelber ſtelle vor Gericht
Und Dich mitführe als Mitſchuldigen?

**John.**

Sei wie ſich's ziemt, ſo bleib' ich Dein Genoſſe.

**Richard.**

Nichtswürdiger! graut Dir vor meiner Kraft?
Zieh' hin, Du nicht'ges Schattenbild von mir!
Nicht Dein bedarf ich; ſelbſt genüg' ich mir.
Zieh' hin, und ſei nur ohne Sorge!
Wir ſcheiden hier in Nacht und Nebel,
Und Du bleibſt mir ein nicht'ges Nebelbild.
Ich höre Schritte, horch!

**John.**

Ein Mann kommt näher.

**Richard.**

Still!

**John.**

Wir ſind Feinde, helf' ich ihm?

**Richard.**

Da möcht' euch Beiden ſchlecht geholfen ſein.

**John.**

Bleib' ich für diesmal Dein Gehilfe noch?

**Richard.**

Abwarten ſollſt Du erſt, was ich beſchließe!
(Sie zieh'n ſich lauernd zurück.)

---

### William. Vorige.

**William.**

Hat denn der Mond ſich mit der Nacht verſchworen,
Mit Truggeſtalten mich zu täuſchen?
Im wilden Labyrinth von Meer und Fels
Mich irr' zu führen? — Dank dem Himmel!
Hier ſind die Trümmer der Abtei.
Wie ſie geſpenſtiſch grauenhaft mich anſtarren!
Euch, Schatten ihr der Frommen, deren Aſche
Hier in den dunkeln Grüften ruht,
Euch fleh' ich an zum Schutz für mich und ſie!

Es regt kein Lüftchen ſich, es rauſcht kein Blatt,
Und tiefe Stille herrſcht im Haus des Todes.
Mary! wo biſt Du? (Umher ſpähend.)
Kam ſie noch nicht hieher? iſt ſie ſchon fort?

**Richard** (leiſe).

Iſt's möglich? Williams Stimme? Ja — er iſt's!
An dieſem Ort, um dieſe Zeit?

Was führt ihn her? Sein böſer Dämon
Gibt ihn in meine Macht! O Geiſt der Rache!
Dein Werk iſt's, was ich nun beginne.
Ich folge Deinem Wink.

**William.**

Wer ſpricht? Mary!

**Richard.**

Wie ſüß der zarte Schäfer ſchwärmt!
Selbſt unter den Ruinen glüht die Liebe.
Soll dieſe grauenvolle Todesſchlucht
Die Liebenden vereinigen?
Wenn es ſo wäre — dann weh' euch!
Der Schreckensort ſoll Schreckliches gebären.

**William.**

Wer ſpricht? wer waltet hier in Nacht und Graus?

**Richard** (vortretend).

Dein Feind und Deines Schickſals böſe Stunde!
Erkennſt Du mich? Du biſt in meiner Macht!

**William.**

Spricht der Bewaffnete zum Waffenloſen?

**Richard** (ihn an der Bruſt faſſend).

In meiner Hand liegt Dein Geſchick.

**William.**

In Gottes Hand liegt Dein und mein Geſchick.
Was willſt Du? Frei zum Freien ſprich!
(Er reißt ſich los.)

**Richard.**

Vernimm und meinem Willen füge Dich!

Du ſollſt mir ſchwören einen Eid,
Daß Du nie einen Anſpruch machen willſt
Auf ſie, die ich gewählt, die uns entzweit;
Daß Du nie buhlen willſt um ihre Gunſt;
Daß Du, ſelbſt wenn ſie Dir entgegen käme,
Zurück ſie weiſen, ihr entſagen willſt,
Entſagen ihr für jetzt und immerhin!
Dies ſchwöre mir bei allen böſen Geiſtern,
Die Dich, brichſt Du den Eid, verfolgen ſollen,
Bis die Verzweiflung in das Grab Dich ſtürzt!
Beſinne Dich! Nur wenig Augenblicke
Geb' ich Bedenkzeit Dir.

**William** (für ſich).

O Himmel! halte ſie nur fern von hier!
Und muß ein Opfer fallen, ſo .
Laß mich es ſein! — Doch wie? wenn ich nun falle,
Wird ſie nicht ſeine Beute dann?
Rein wie das Licht des Mondes, iſt
Die Liebe, die ich für Dich fühle,
Mary! Entſagen ſelbſt würd' ich Dir freudig,
Vermöchte ich Dein Glück dadurch zu gründen;
Doch Du — Du biſt gefährdet, biſt
Verlaſſen ohne mich, des Frevels Raub.
Der Himmel hat, ich fühl' es, mich
Zum Schützer Dir erkohren und —
Mit muth'gem Stolz verwalte ich
Das mir vertraute ſchöne Amt.

(Zu Richard tretend.)

So wiſſe denn: Ich ſchwöre einen Eid,
Doch ſo nicht, wie Du, Frecher, ihn verlangſt.
Vernimm! Ich ſchwöre, ſie vor Deinen
Nachſtellungen zu ſchützen, ſchwöre, ſie
Dir zu entreißen, ſchwöre, aufzubieten
All meine Kraft als ihr Vertheid'ger, ſchwöre,
Um ihre Lieb' mein Leben ſelbſt zu opfern,
Und wenn des Vaters Will' es mir geſtattet
Sie heimzuführen als mein holdes Weib.
Dein aber ſoll ſie nimmer werden,
So lange William lebt auf Erden!
Ich ſchwöre dies bei allen guten Geiſtern,
Die uns umſchweben bis an's Grab!
Und nun verſuche Deine Kraft,
Verſuche Deiner Waffen Macht!

### Richard.

Nicht ſolchen Muth hab' ich Dir zugetraut.
So zieh' denn hin, doch nimm die Warnung mit:
Willſt Du dem Mädchen nicht entſagen,
Magſt Du verzichten auf Dein Leben,
Das nun iſt ein Geſchenk von mir.

(Ab mit John.)

### William.

Er läßt mich frei von hinnen zieh'n, und —
Mein Leben war in ſeiner Hand?
Iſt dieſe Milde nicht der Bosheit Larve?
Vermuthet er, Mary ſei mir nicht ferne?
Denkt er vor meinen Augen ſie zu tödten,

Dann mich?
Mary! wo weilſt Du? Komm, daß ich Dich ſchütze!
Die Klippe hier gibt weiten Überblick,
Hell ſcheint der Mond. Von welcher Seite auch
Sie kommen mag, aus weiter Ferne kann
Ich von der Höhe ſie erſpäh'n.
(Er hebt einen Stein auf.)
Du Stein ſollſt meine Waffe ſein! Hinauf!
(Er beſteigt eine Klippe. Eh' er unſichtbar wird, tritt Richard mit John wieder hervor.)

---

### Richard. John.

**Richard.**

Sieh' doch, wie haſtig er den Fels erklimmt,
Mit dem geſchenkten Leben zu entflieh'n!

**John.**

Frei läſſeſt Du ihn zieh'n? Bedenkſt Du, daß
Ein Augenblick, den wir entſchlüpfen laſſen,
Im ganzen Leben oft nicht wiederkehrt?
Wie kann man einem Feind das Leben ſchenken?

**Richard.**

Soll ich in Nacht und Nebel den Wehrloſen tödten,
Ihn, der allein, und ich mit dem Gehilfen?
Sein Leben iſt nun mein Geſchenk.

**John.**

Mir dünkt, Du thuſt mit Deiner Großmuth groß,
Um zu bemänteln Deine Furcht vor ihm.
Du dachteſt Dir in ihm nur eine Memme;

Er zeigte Muth, und nun biſt Du verzagt.
Verzeih'! An Deine Großmuth glaub' ich nicht;
Und glaubſt Du ſelbſt daran, ſo iſt's doch nur —
Selbſttäuſchung. Du wirſt es bereuen.
Meinſt Du, er wird Großmuth mit Großmuth Dir
Vergelten? Beſſer will ich Dir
Verkünden den Erfolg. Der holde Jüngling,
Dem die Verzweiflung kecke Worte lieh,
Tritt Morgen vor den Laird und klagt Dich an;
Der Sohn des Reichen — der hat Recht.
Man ſucht Dich auf; Du wirſt ergriffen
Und in den Kerker von Mid-Lothian
Gebracht; da kannſt Du hungern, ſeufzen, raſen,
Indeß Mary beim Hochzeitmale ſcherzt
Und den weinglühenden Geliebten küßt.

**Richard.**

Sind denn die Teufel Seher? Schallt der Ruf
Der Wahrheit aus der Hölle? Du haſt Recht!
Es iſt ſo, wie Du ſagſt, es muß ſo ſein;
Es kann nicht anders ſein. Kein Augenblick
Iſt zu verlieren. Leben darf er nicht;
Doch will ich meine Hände nicht beflecken
Mit des verliebten Gecken ſüßem Blut.
Dort winkt der ſchwarze See, der träge Pfuhl
Soll ihm das Bett der ew'gen Ruhe werden.
Wir überfallen, binden, knebeln, ſchleudern
Hinab ihn, wo er elend ſoll vergehen.

Wer ahnt, wer findet den Verſchmachtenden
In ſeinem öden Grab? An's Werk! Hinauf! Ihm nach!
(Beide erklimmen die Felſen, auf deren Höhe ſie ſich verlieren.)

---

## Mary.

Treibt mich der Wahnſinn? Necken böſe Geiſter
Mich täuſchend auf Irrwegen ſchadenfroh?
Fremd ſcheint die Gegend mir; kein Fels, kein Baum,
Die wohlbekannten, will mir Kunde geben.
Wie ich gelange an's erſehnte Ziel. —

Was ſeh' ich? Trügen meine Augen mich?
Sie ſind's — die Trümmer der Abtei!
Im bleichen Mondlicht ſtarren ſie mich an. (Kniet.)
Eh' ich es wagen darf, Dich zu betreten,
Der Andacht und des Todes Heiligthum,
Vernimm, o Himmel, mein Gebet!
Nicht Frechheit, nicht Gewinnſucht führt
Mich in den ſtillen Aufenthalt,
Kindliche Liebe leitet mich.
Die Mutter zu befrei'n von Noth und Kummer,
Des Lebens letzte Tag' ihr zu verſüßen, —
Der Wunſch allein gab mir den Muth,
Das Schreckliche zu wagen.
O Himmel, ſegne mein Beginnen! (Aufſtehend.)
Dort winkt der hohe Pfeiler mir:
Der altergraue Eibenbaum ſchmiegt ſich,

Schutz ſuchend, an das modernde Geſtein.
Die halbverdorrte Eibe findet auch den Schutz,
Hier, wo ſich, fern von jeder Leidenſchaft,
Die Ruh' ihr Neſt baut auf dem Staub der Todten.
Ihr guten Geiſter, laſſet denn auch mich,
Die lebensſatt im Lebensfrühling ſchmachtet,
Und ſchon im Jugendtraum vom Tode träumt,
Für mich nicht Hilfe finden — für die Mutter!
Leicht ſtirbt die Jugend, denn ſie trägt das Leben
Leicht, wie der Schmetterling den Blumenſtaub
Auf ſeinen Flügeln, leicht, wie die Blume ſelbſt
Den Himmelsthau auf ihren Blättern trägt.
Schwer aber drückt der Liebe glüh'ndes Sehnen
Die Seele mir! Fern bleibt mir, was ich liebe,
Und was ich fürchte, faßt mich ſchauderhaft
Mit der zermalmend frechen Eiſenhand.
Du, Liebe, Glücklichen ein Morgenroth,
Biſt eine Herbſtnacht mir voll Nebelgrau'n.
O ſchöne Flamme! Fehlt auf Erden
Die Nahrung Dir, ſo ſtrebe aufwärts,
Wo Himmelslicht aus Sternenaugen winkt! —
Und nun an's Werk! Ich bin gefaßt
Auf Alles, was da kommen mag.
Baum, altergrau und ſelbſt dem Tode nah,
Baum, der auf Gräbern und Ruinen
Sein ſchwaches Leben ſpärlich friſtet,
Vergönne, daß ich einen Zweig Dir raube,
Der Lebensfreude bringen ſoll als Frucht!

Rein iſt die Hand ja, die ihn brechen will,
Rein iſt mein Herz.
(Sie will den Zweig brechen, fährt aber mit Schrecken zurück.)

Eiskalt der Zweig und todesſtarr!
Zurück! Du Frevlerin! Laß ab! —
Verzagte! Wie? Du ſtehſt am Ziel — und bebſt zurück?
Prangt nicht der Himmel über Dir
In ſeinem heil'gen Sternenkranz?
Spricht das Bewußtſein nicht in deiner Bruſt?
Ein Augenblick nur — und es iſt gelungen!
Wo nicht, ſo fällt des Lebens Nachtſtück ab,
Und Du ſchläfſt ſanft im Morgenroth
An dieſem Baum, der dir das Zeugniß gibt:
„Schwach war die That, der Wille gut!“
(Sie bricht den Zweig.)

Mein! mein! Feſt halt' ich ihn, den dürren Zweig,
Mir eine Siegespalme, blühendſchön!
O welche Seeligkeit durchſtrömt mein Herz!
Beflügelt ſei mein Fuß! Tragt mich, ihr Lüfte,
Zur Heimath hin! Der Herberg enge Stube
Sei mir ein reichgeſchmückter Königsſaal,
Und wie auf einem Thron empfange mich die Mutter!
(Indem ſie forteilen will, ertönt ein durchdringender Schrei.)
Weh' mir! Ich bin verloren!
Ihr Pfeiler, ſchützet mich!
(Sie verbirgt ſich hinter den Hauptpfeiler.)

---

**Richard** und **John** (den gebundenen, geknebelten William über die Felſen ſchleppend). **Mary.**

**Richard.**

Vergebens iſt Dein Widerſtand.

**John.**

Richard! bieth alle Kräfte auf!
Der Schuft wehrt ſich ja wie der Satan.

**Richard.**

Sind wir noch weit vom ſchwarzen See?

**John.**

Sehr nah, dort qualmt der Nebel ſchon.

**William** (mit erſtickter Stimme).

Zu Hilf!

**Mary** (dumpf ächzend).

Er iſt verloren!

**Richard.**

Was iſt das! Hörſt Du?

**John.**

Steigt ein Verſtorbener wehklagend aus dem Grab?

**Richard**

(ſtoßt, mit William ringend, an einen Baumſtamm, der Hut fällt ihm vom Kopf).

**John.**

Halt an! Du haſt den Hut verloren;
Ihn aufzuheben iſt gefährlich.

**Richard.**

Hol' ihn der Teufel! Liegt der Schuft im See,
Dann holen wir den Hut. Nur ſtille! Fort!
(Beide ab mit William.)

---

**Mary** (hinter dem Pfeiler hervortretend).

Verübt wird eine Frevelthat im Schooß
Der Nacht. Sie ſchleppen den Unglücklichen
Zum ſchwarzen See! Zu Hilf'! Zu Hilfe!
(Sie ſtoßt an Richards Hut und hebt ihn auf.)
Der Hut! Gibt ihn ſein böſes Schickſal
In meine Hand? Soll ich den Mord entdecken?
Laß, Himmel, mich ihn hindern!
Gib meiner Stimme Kraft! Laß ſie
Hinſchallen weit! Die Felſen haben Ohren,
Und mancher Laut dringt bis zur Wolkenhöh',
Und mancher in die dunkle Grabesnacht;
Dann regen tauſend Kräfte ſich im Himmel
Und in der Erde tiefſten Grund.
Ihr Engel und ihr Todten, eilt
Dem Lebenden zu Hilf'! Zu Hilf'! (Ab.)

---

**Nachtwächter.**

Ein Wehgeſchrei? Mary! Ruft Ihr um Hilfe?
Wo ſeid Ihr? Wo? Gebt Antwort mir!
(Mary's Wehruf tönt immer fort.)

Das Felſen-Echo ſpielt hier fürchterlich
Mit dem furchtbaren Jammerruf!
Ertöne, Horn! Erweck' des Schloſſes Männer!
(Er ſtoßt dreimal in's Horn. Hörnerſchall antwortet aus der Ferne.)
Sie haben mich vernommen. Hilfe naht.
Geſegnet ſei der Menſch, der Schutzgeiſt wird des Menſchen!

---

Freier Platz mit Bäumen vor der Herberge, im Hintergrund Felſen. Morgendämmerung bis zum hellen Tag.

**Roderik.**

Schon graut der Tag, und weder William noch Mary
Zurück! — Ein Unglück traf — auf weſſen Haupt?
Traf's meines Sohnes — traf's des Mädchens Haupt?
Vielleicht auch Beide!
Mein iſt auf jeden Fall die Schuld, des Unglücks
Urheber bin nur ich allein; ich reizte
In böſer Laune, ein Verſucher,
Das gute Kind mit böſem Geld
Zum Todesgang um Mitternacht.
War's Liebe nicht, ſo mußte ſchon das Mitleid
Den wackern William entflammen,
Der Preisgegeb'nen rettend nachzueilen.
Wie vieles Unheil kann ein hartes Herz
In einem böſen Augenblick bereiten!
Ein langes Leben reicht, es zu vergüten,
Oft nicht mehr hin.

## Roderik. Patrik. Athol.

**Roderik.**

Ihr einzigen, die menſchlich fühlen!
Seid ihr bereit, mit mir zu geh'n?

**Patrik.**

Ja; doch fürwahr nicht Euch zu lieb.

**Athol.**

Uns rührt des Mädchens und des Jünglings
Beklagenswerthes Loos.

**Roderik.**

Hart ſind die Menſchen, mild die Himmliſchen;
Und zürnen ſie, ſo treffe mich die Strafe,
Nicht die Schuldloſen! (Ab, mit Patrik und Athol.)

---

**Richard.**

Noch Alles ſtill und ruhig hier im Haus?
Kommt William nun — Jagdflinte ſei bereit,
Mit Einem Druck ihn ewig ſtumm zu machen,
Daß nie ſein Mund das Werk der Nacht verkünde!
Wo weilt Mary? Beim Grau'n der Dämmerung
Iſt ſie ſonſt wach, tritt aus dem Haus
Und grüßt den erſten Sonnenſtrahl.
Was zögert ſie denn eben heut ſo lange?
Mary! Das Äußerſte hab' ich gewagt
Um Deine Liebe — Seel und Seligkeit!
Mit meinem Leben nur geb' ich Dich auf.

Sanft will ich nun ſein, ſchmeicheln, koſen,
Um Dich zur Gegenliebe zu bewegen.
Verſagſt Du ſie mir, dann brauch' ich Gewalt;
Fortzieh' ich Dich, und folgen mußt Du mir.
Horch! Schritte nahen! Wortgeflüſter!
Sie ſchleichen, ſuchen, lauern, ſpäh'n.
Wem gilts? Zurück! (Er tritt hinter einen Fels.)

---

**Roderik, Athol, Patrik, Richard.**

**Roderik.**

Die Gegend iſt wie ausgeſtorben,
Kein menſchlich Weſen rings umher.
(Er ſetzt ſich auf eine Bank vor der Herberge.)

**Patrik.**

Wir ſuchen Waffen in dem Haus.
Erwartet uns! (Patrik und Athol gehen in das Haus.)

---

**Roderik, Richard, Mary** (mit wilder Haſt, in der einen Hand den Zweig haltend, in der andern den Hut).

**Mary.**

O meine Sinne, haltet aus!
Bin ich noch fern? — O Himmel! Hier —
Das Haus! Laß mich's erreichen! —
Weh mir! Die Kraft iſt hin — ich kann nicht —
(Sie ſinkt zu Boden.)
Gib mir, o Gott, nur ſo viel Stärke noch —
Daß ich hinein — auf, auf! — ich bin gelähmt.
(Sie verſucht es vergebens, ſich aufzuraffen.)

**Roderik.**

Mary! Du hier? Kaum athmend noch?
O fluche mir!

**Mary** (ihm den Zweig reichend).

Nehmt hin! — Die Todten grüßen Euch.
Vollendet iſt mein Werk — nehmt hin!
Das Grab — es ſendet Euch den Zweig.

**Roderik.**

Das Grab? — Wo iſt mein Sohn?

**Mary** (ſich gewaltſam aufraffend).

Schon hatte ich das Ziel erreicht,
Genommen war der Zweig; heim eilt' ich:
Da — plötzlich ſchallt ein Todesſchrei;
Zwei Mörder ſchleppen einen Menſchen
Herbei, vergebens iſt ſein Ringen —

**Roderik.**

Mein Sohn!

**Mary.**

Er blieb bei Euch zurück.

**Roderik.**

Gefährdet glaubt' er Dich, er folgte Dir.

**Mary.**

Gott ſei mir gnädig! Nein — es kann nicht ſein!

**Roderik.**

Und konnteſt Du ihn nicht erkennen?

**Mary.**

Sie deckten ihn mit ihrem Leib.
Entſetzen faßte mich;

Ich ſah, und hörte nicht, ich lag
Ein Stein am Stein, vor Schrecken ſtarr.

**Roderik.**

Mein Sohn!

**Mary.**

Mein William!
Für mich wardſt Du des Todes Beute? —
Hört! Als die Beiden mit ihm rangen, fiel
Einem der Hut vom Kopf, ich hob ihn auf —

**Roderik.**

Wo iſt er? Zeig'!

**Mary.**

Hier! (Sie gibt ihm den Hut.)

**Roderik.**

Mit einem Blumenſtrauß geſchmückt?

**Mary.**

Mit einem Blumenſtrauß? (Sie beſieht den Hut.)
Weh über ihn! Es iſt mein Blumenſtrauß,
Derſelbe, den er geſtern mir entriß, —
Es iſt ſein — es iſt Richards Hut!
Er haßte Euern Sohn; — furchtbares Licht!
Der Hochzeitſtrauß ward — Todtenkranz!

**Roderik.**

Herbei, ihr Freunde! Athol! Patrik! eilt!

**Athol. Patrik. Die Vorigen.**

**Roderik.**

Richard — er iſt der Mörder meines Sohnes!
Eilt zu dem Laird! Er gebe Euch
Bewaffnete! durchſucht die Gegend!
Eilt hin! Erbarmt Euch meiner!

**Patrik.**

Er ſoll uns nicht entgehen! (Ab mit Athol.)

**Roderik.**

So mußte ſich der Frevler ſelbſt verrathen!
Das unbedeutend Scheinende —
Wie furchtbar tritt es oft hervor!
Die ſchlichte Blum' in ihrer Unſchuld —
Sie muß Anklägerin des Mörders werden.

**Mary.**

Richard! Ein Greuel war mir Deine Liebe;
Verfolgt haſt Du mich wie ein böſer Geiſt —
Und dennoch faßt mich jetzt Entſetzen
Bei dem Gedanken: Ich war Dein Verderben!
Die Liebe zu mir machte Dich zum Mörder,
Und ich — ich bin's, die Dich verräth!
Und dennoch iſt mein Mitleid ſtrafbar.
Williams Blut haſt Du vergoſſen,
Williams Blut — es ſchreit um Rache;
William! meine Liebe war Dein Tod!
(William, bleich und erſchöpft zeigt ſich in der Entfernung.)

O Himmel! Iſt es Sinnentrug?
Iſt's Todesmahnung?

(Sie zieht ſich, gegen William hinſtarrend, langſam gegen Roderik zurück, welchen ſie endlich, wie Schutz ſuchend, umſchlingt.)

**Roderik.**

Was ſchreckt Dich? ſprich!

**Mary.**

Blick' hin!
Siehſt Du die Todesmahnung dort?
Er iſt's! Er winkt!

**Roderik.**

Sie ſieht Wahnbilder!

(William kommt näher.)

Mein Sohn?

(William ſtürzt in Roderiks Arme.)

Mein Sohn!

## Roderik. Mary. William.

**Roderik.**

Dem Tod biſt Du entgangen durch ein Wunder?

**Mary.**

O William!

**William.**

Mary! — Verzeiht, mein Vater!
Nicht konnt' ich ſie preisgeben der Gefahr,
Sie, der mein Herz von Liebe glüht.
Es trieb mich fort; ihr folgen mußte ich,
Entſchloſſen ſie zu ſchützen oder

Mit ihr zu ſterben. Ich verfehlte ſie,
Traf Richard, der mich zwingen wollte,
Durch einen Schwur ihr zu entſagen;
Da ich mich weigerte, ward ich ergriffen,
Dahin geſchleppt zum ſchwarzen See.
Schon war der Fels erreicht, von deſſen Rand
Sie in den Todespfuhl mich ſtürzen wollten,
Da — plötzlich ſchollen Hörnertöne
Wie eine Stimme aus den Wolken,
Die mich Errettung hoffen ließ,
Den Frevlern aber ſchrecklich war.
Sie ſchienen plötzlich wie erſtarrt,
Dann floh'n ſie, wie vom böſen Geiſt gejagt.
Ich ſtürzte ſinnlos auf den Fels; als ich
Erwachte wie aus einem Schreckenstraum,
Sah ich mich frei und — Vater, ach! mein erſter
Gedanke war — Mary! Ich flog zurück. —
Verzeihung, Vater! Zürnſt Du mir?

**Roderik.**

Dir zürnen? Ehren muß ich Dich, mein Sohn!
Was Du gethan, verdient den ſchönſten Lohn.

**Mary.**

Und wär' ich eine Fürſtentochter,
Und ſchön wie Keine hier auf Erden,
Beſäße Geld und Edelſtein
Und Tugenden in Hüll' und Fülle —
Ich bäte Dich: „Mein William!

Dir möchte ich mein Leben weih'n,
Mich ſelbſt vergeſſend, Dir nur dienen!" —

Sir Roderik! verzeiht dem armen Mädchen
Die Schwärmerei! Ihr ſeid ein reicher Mann,
Und ich, — bin nichts!

**Roderik.**

Mädchen! Du —
Biſt Millionen werth. Sei meine Tochter nun!
Will für Dich ſorgen und für Deine Mutter,
Will Dich ausſtatten wie mein eig'nes Kind.

---

**Richard** (hervorſtürzend). **Die Vorigen.**

**Mary.**

Weh mir!

**Roderik.**

Verweg'ner!

**William.**

Richard!

**Richard.**

Mein iſt ſie!
Mein muß ſie bleiben. Einer Welt
Biet' ich den Kampf um ſie. Ich trotze Euch.
Für ſie hab' ich das Äußerſte gethan,
Für ſie wag' ich auch nun das Äußerſte.
Sie muß mir folgen. Tod dem, der es wehrt!

Mary! kann Einer Dich ſo feu'rig lieben
Wie ich? Kann Dich des Goldes Glanz verblenden?
Ein ſchales Leben nur erwartet Dich,
Glaubſt Du, auf Flaumen ruhend, Glück zu finden.
Ein Augenblick von hoher Liebesglut
Gilt mehr als zahmer Liebelei
Armſel'ger Traum. Sei mein —
Und ich befreunde mich der Welt!

(Mary ſammelt ihre äußerſte Kraft, tritt zu Richard, hält ihm den
hin, und ſinkt ohnmächtig in Williams Arme.)

### Roderik.

Hier ſteht er, den Du morden wollteſt,
Und Du willſt Dich befreunden mit der Welt?
Verfallen biſt Du dem Gericht!

### Richard.

Verhaßt bin ich, ein Gegenſtand des Abſcheu's
Ihr, die ich bis zum Wahnſinn liebe!
Ich fürchte keine Strafe, keinen Tod,
Denn ſchrecklicher als Straf' und Tod
Iſt die verſchmähte Liebe.
Verſchmäht! Und er ſoll triumphiren,
Soll jubeln da, wo ich verzweifeln muß?
Nein! nimmermehr! Auf iſt die wilde Jagd
In ihres Raſens voller Wuth;
Zum Tiger wird der Jäger und
Blutdürſtend faßt er ſeine Beute!
Tod Jedem, der mir wagt zu widerſteh'n!

(Er reißt Mary aus Williams Arm und zieht ſie fort, den übrigen eine Piſtole entgegen haltend.)

So führ' ich heim die Braut! Wer raubt ſie mir?

---

### Patrik. Athol. Nachtwächter mit Bewaffneten. Die Vorigen.

**Patrik.**

Zurück!

**Roderik.**

Ergreift ihn!

**Mary.**

(Entwindet ſich Richards Arme, indem die bewaffneten Schotten ihn umringen.)

**Richard.**

Verſuchet nicht, gewaltſam Hand an mich zu legen!
Nur frei ergeb' ich mich. Führt mich zum Tod!
Er tilgt die Schuld, doch nicht die Leidenſchaft.
Ein Rachegeiſt bleib' ich euch jenſeits noch!

(Er wird abgeführt.)

---

### Die Mutter (aus dem Hauſe tretend). Vorige.

**Mutter.**

Mary! wo ſuch' ich Deinen Morgengruß?
Warum muß ich ihn heut' entbehren?

**Roderik.**

In Deiner Tochter, altes Mütterlein,
Sieh eine Braut, ſieh meines Sohnes Braut!

Aus ſchauerlicher Todesnacht erhebt
Das Liebesglück ſich wie ein Morgenroth.

**Mutter.**

Herr! treibt Ihr Scherz? Wie deut' ich dieſe Worte?

**Nachtwächter.**

Mutter! Das Leben iſt in Nacht und Nebel eingehüllt,
Ein Engel winkt und heller Morgen glänzt.

**Mary.**

Zum Mirthenkranz wird mir des Todes Zweig:
Mein Glück ſei nun Dein Morgengruß!

**Roderik** (zu William).

Ihr Herz haſt Du, nimm nun auch ihre Hand!
Ein braves Weib gilt mehr als Gold und Diamant.

# Mutterliebe.

## Tragödie.

## Perſonen:

**Andromache.**
**Aſtyanax,** ihr Kind.
**Ulyſſes.**
**Ein Greis.**
**Mehrere Griechen.**

Im Hintergrunde das Meer mit ſegelfertigen Schiffen der griechiſchen Flotte. In der Mitte der Bühne Hektors Grabmal. Zur rechten Seite ein Theil der noch rauchenden Trümmer des zerſtörten Troja.

### Andromache. Der Greis.

**Andromache** (herbeieilend).

Wohin verberg' ich ihn? Gewährt die Erde,
Die weite, keine Höhle dem Verfolgten?
Will kein Altar, kein Götterhain ihn ſchützen? —
Doch ach! Vergebens, wenn auch Land und Meer
Zur Rettung tauſend Heiligthümer böten —
Dem Frevel iſt kein Ort zu heilig!
Mein Kind, o mein Geliebter! Bild des hohen Vaters
In dem ich wie vom Todesſtaub aufblühen ſah
Des Gatten und des Helden liebekühnen Geiſt,
Soll Dich Andromache, ſoll Troja Dich vermiſſen,
Und, tiefer ſich in die Zerſtörung hüllend,
Hilfloſer noch, ſchmachvoller noch vergeh'n? —
Der Du die Hände ringend, Schmerz und Weisheit
Im Antlitz, ſtumm und bleich der Klage horchſt,

Vernimm, o Greis! Was mir das Herz zerreißt. —
Schon war im trauervollen Schweigen
Der erſte Theil der Nacht verſchwunden,
Als nun die Ruh', mir lange fremd,
Mich ſanft berührte, und der Schlummer
Süßathmend mir die Augen ſchloß.
Da ſtand mir vor der Seele Hektors Geiſt,
Nicht, wie ſein Arm die Mächtigen zerſchlug,
Und Leichenhügel um ſich thürmte,
Und Todesfackeln in die Griechenſchiffe ſchwang —
Nicht jener Schreckensglanz war nun in ſeinem Antlitz.
Kraftlos und geſenkt die Heldenglieder,
Thränenſchwer das Aug', dem meinen gleich,
Staub- und blutentſtellt das Haupt, die Stimme
Düſt'res Leichenfeu'r, das wehend ſtirbt.
„Verſcheuche," ſprach er, „von geſenkter Wimper,
„Den ſüßen Schlaf, den Freund der Glücklichen!
„Wach' auf, Geliebte, Gattin! Faſſe ſchnell
„Den zarten Sohn mit ſanften Mutterarmen!
„Verbirg ihn! Dieß nur rettet Dir den Theuern." —
Empor vom graunerfüllten Lager reiß ich mich,
Und forſchend irrt' mein ſcheuer Blick durch das Gemach;
Doch dem geſchlungnen Arm entglitt die Luftgeſtalt,
Dahin, dahin, wie Nebelduft und Traumgebild. —
Nun eile, Greis! Von Jugendkraft den Schritt beflügelt,
Zu meinem Zelte hin, daß nicht in Hellas Fürſten
Argwohn erwach' — denn Argwohn faßt der Arge bald.
Geh, wie in lehrendes Geſpräch mit ihm verſenkt,

Luſtwandelnd hier und da, führ' ihn auf krummen Pfaden,
Den Sohn zu mir! Ihn retten will ich,
Oder vor ihm ſterben. (Der Greis geht ab.)

---

**Andromache** (nach einigem Schweigen voll Unruhe).
Ach! Welcher Ort wird ſich mir hold erzeigen,
Den Kleinen freundlich bergen?
(Sie durchſpäht ängſtlich die Gegend.)
Verſchließ' ich ihn in Priams Burg? — Geſtürzt ſind ja
Die Zinnen, düſt're Glut lechzt in den Hallen auf.
Wo nun? O Troja — Vaterland! — Wo nun?
(Ihr Blick haftet auf dem Grabmale.)
Von Ehrfurcht ernſt umdämmert und von tiefem Schweigen,
Stehſt Du in Deiner Größe, Todesmahl des Gatten!
Nur Du allein noch unverlezt in weiter Öde?
Nur Du allein von keines Frevlers Hand berührt?
Ja, heilig ſind die Gräber!
Im Grabe lebt der Todte,
Des Todten Ruhm und Ehre
Es weicht der kühne Haß
Vom kalten Aſchentopf;
Nur Vaterland und Freundſchaft,
Nur Liebe wacht am Grab. (In Begeiſterung.)
Wem kann ich, Liebling, ſich'rer Dich vertrau'n,
Als Deinem Vater? Ja, Dein Leben rette
Der Tod! Den Sohn ſchützt ſeines Vaters Staub!

**Andromache. Der Greis** mit **Aſtyanax.**

**Andromache.**

Ihr Griechen, bebt! So waren Hektors Züge,
Die euch entſetzten, ſo befahl die Stirne,
So wölbte ſich ihm Bruſt und Schulter —
Er lebt, er lebt, mein Hektor lebt!
Der Rächer lebt, die Mutter lebt! —
Nun höre, Greis! Was mich ein Gott gelehrt:
Das Grab des Vaters muß den Sohn verbergen.

**Greis** (mit freudigem Erſtaunen).

Ja — dies hat Dich fürwahr ein Gott gelehrt!

**Andromache** (ſich dem Grabmale nähernd).

Doch — Schauder faßt mich, wenn ich näher trete;
Denn ein ungünſtiges Anzeichen iſt,
Und unglückdeutend, Sterblichen ein Grab.
Wer ſich ein Grab zur Zuflucht wählen muß,
Der eignet nicht mehr froh dem Leben an;
Die Todesgötter faſſen bald den Nahen,
Der ihrem Schutze ſich ergab.

**Greis.**

Und doch kann nur der Schein des Todes ihn
Vom Tode retten, nur die Nacht des Grabes
Dem Licht des Lebens ihn erhalten;
Denn liſtig furchtſam ſinnt und horcht der Grieche noch,
Mißtrauend ſeinem Glück und ſeinen Götterſprüchen.

**Andromache.**

Allein mit welcher Sage täuſch' ich ſie?

**Greis.**

Von Troja's Trümmern ward ſein Leib zermalmt.

**Andromache.**

Doch ach — nicht immer kann das Grab ihn bergen!

**Greis.**

Des Siegers Wuth mag noch ſo raſtlos flammen,
Sie muß dennoch der Kraft der Liſt erliegen,
Die ewig-jung das Neue raſch geſtaltet,
Und aller Menſchen Sinn und Thun verwirrt,
Sichtbares birgt und Unſichtbares zeigt.
Trau' ihr! Die Götter gaben ſie vor allen
Bedrängter Mutterlieb' in ihrer Noth.

**Andromache.**

Tritt näher, Knabe, an das Heldengrab!
(Aſtyanax flieht zurück.)
Du flieh'ſt zurück? Verſchmäh'ſt Du feigen Schutz?
Den angebornen Geiſt erkenn' ich ſo.
Doch nun entſag' dem Stolz des Ahnenruhms,
Und lerne ſein, wie Dich das Schickſal heißt!
Erretten kann Dich Eines nur:
Wag' in die heil'ge Ruheſtätte
Der Vaterurne einzugeh'n!
Schützt Elende ein Gott, ſo wird Dir Heil;
Wo nicht — Du Armer, doch ein Grab zu Theil.

**Greis.**

Ich höre Schritte ſchallen, Waffen klirren.

**Andromache** (den Knaben umarmend).

Leb' wohl! Bald jauchze mir im Strahl der Sonne!

(Der Greis verſchließt den Knaben in das Grabmal, indeß Andromache niederkniet.)

Dich ruf' ich, Vater und Gemahl!
Dich, Hektor, Held, Bedrängter Schutz —
Bei allen Namen unſ'rer Liebe!
Wenn Dir der Todesgötter Macht
Das Licht des Lebens nochmahl gönnt,
So wach' empor in Deinen Manen,
So komm' in Deines Strahles Kraft,
Zu ſchützen Deinen Sohn!

**Greis** (vom Grabe kommend).

Der Erde Schooß hat ihn empfangen;
Er ruht in Sicherheit beim Todten. —
Schon naht Ulyß. Sei ſchlau und ohne Furcht!
Beherrſche nun Geberden, Ton und Miene,
Und wäge jedes Wort! Sprich langſam wenig,
Als hemmte Schmerz den Strom der Rede Dir!
Laß nicht Dein Aug' zu feſt auf ſeinem ruh'n,
Allein auch nicht zu unſtät irre ſchwanken,
Und blicke ja nicht nach dem Grabe hin!
Folg' ſtill und ernſt ihm durch das Labyrinth
Der kalten Schlauheit kluger Männerrede!

**Andromache.**

Er naht mit unentſchloſſ'nem Späherſchritt,
Und wählend jede ränkevolle Miene,
Wälzt er in ſeiner Seele Liſt und Trug. —

Geſicht der Nacht — mein Hektor! welche Ahnung
Schleicht ſich mit Todesfroſt durch mein Gebein?

**Ulyſſes** (kommt mit Gefolge, welches im Hintergrunde bleibt).

**Ulyſſes** (feierlich vortretend).

Des düſtern Schickſals Bote muß ich nahen;
Doch fleh' ich Dir vor Allem: glaube nicht,
Daß mein der Wille ſei, den ich verkünde! — —
Einmüthig ſchallt im Griechenheer die Sage,
Daß Hektors Sohn der Griechen Rückkehr hemme.
Sie fordern ihn von Dir; das Schickſal will:
Er ſoll den Opfertod für ſie erdulden;
Denn nimmer wird der Grieche auf den Bund
Des Friedens bauen, nimmer in die Halle
Die vielgeſchwung'nen Waffen niederlegen,
So lange Hektors Sproſſe den gebeugten
Trojaner noch mit Muth und Hoffnung füllt.
Denn ſchrecklich bleibt fürwahr der Großgefall'ne;
Aus ſeinem Staube ſteht ſein Rächer auf.
(Er hält inne, und fährt nach einigem Schweigen fort.)
Es mißt der Schmerz unbillig Recht und Werth;
Doch wenn Du ruhig-klar den Fall erwägeſt,
Dann wirſt Du uns verzeih'n, daß, nach zehn Jahren
Voll Kampf und Blut, der alte Krieger nun
Das Schlachtfeld ſcheut und die geſtürzte Troja.
Ein künft'ger Hektor ſchreckt die Griechen noch;

Verderblich iſt er dem Hellenenvolk.
Sein Daſein kündet ſich ſchon feindlich an,
Sein Daſein wehrt den Schiffen, ſchon bereit
Am Ufer harrend, die erſehnte Rückkehr.
O nenne mich unedel nicht und grauſam,
Daß ich des Götterſpruchs Vollziehung ford're.
Auch Agamemnons Tochter mußte bluten;
Drum dulde, was Dein Sieger dulden mußte!

**Andromache.**

Mein Sohn — o könnte Dich die Hand der Mutter faſſen!
O wäre mir vergönnt zu wiſſen, welcher Frevel
Dich mir entriß! Doch nun — hat Dein Gebein die Glut
Der Vaterſtadt in Staub gewandelt? floß Dein Blut
Ein Spiel dem Sieger, dem unmenſchlichen?
Ja, ihr Zerſtörer, ihr Erbarmungsloſen!
Ihr habt ihn mir entriſſen, ja ich ſeh's — —
Aus Deinen Mienen ſpricht ſein Tod mich an.

**Ulyſſes.**

O ſpare doch die wohlbedachten Worte!
Ich bin Ulyß; der Grieche nennt mich ſchlau. — —
Wo iſt Dein Sohn?

**Andromache.**

Wo Hektor? wo die Helden alle?

**Ulyſſes.**

Der tapf're Mann will edlen Frau'n nur Milde zeigen,
Und haßt den Zwang, da Schönheit ihn zur Güte zwingt:
Drum zwinge Du mich nicht zu tief verhaßter Härte!
Es ſchlägt mein warmes Herz von Freundſchaft gern für Dich;

Doch wiſſe: leicht ergrimmt der Griechen raſches Volk,
Wenn ſeinen Willen ſich ein Wille herriſch ſträubt;
Und gegen ihren Zorn kann ich Dich nimmer ſchützen.
Wo ſie die Strafe heiſchen, muß ich folgen.
Schmach, Schwert und lichtberaubte Kerkerluft,
Sie würden aus dem mütterlichen Buſen
Das ſträubende Geheimniß bald entwinden.

**Andromache.**

Droh' immerhin mit Qual und Schmerz und Tod —
Ich bin ja Mutter, und am Tage der Vermählung
Schließt jede Mutter mit dem Bund der Wonne
Den Bund der Leiden auch zugleich!

**Ulyſſes.**

Doch eben dieſe Liebe für den Liebling,
Die Dich mit Muth und Felſenſinn bewaffnet,
Zwingt mich, auf dem Begehren zu verharren.
Nach zehn Jahre lang gethürmten Leiden
Lebt noch Ulyß. Mir lebt ein Telemach,
Und ihm iſt Qual und Kampf durch Dich bereitet.

**Andromache.**

Nun wohl; ſo jubelt denn, Atriden, jauchzt!
Und Du erfreue ſie mit froher Kunde!
Ja, wiſſe nur — dahin iſt Hektors Sohn!

**Ulyſſes.**

Und wie zeig' ich den Griechen Deiner Rede Wahrheit?
Dem Freunde ſind die Worte heilig, Spreu dem Feinde.

**Andromache.**

Ich ſchwöre kühn bei allen Göttern im Olymp,
Bei allen Göttern in des Orkus düſtern Nächten,
Den mächtigen, allwiſſenden und rächenden —
Mich treffe jede Schmach, die freche Sieger droh'n,
Wenn meine Lippe reine Wahrheit nicht bekennt:
Nicht mehr erfreut das Licht des Tages Hektors Sohn,
Ihn deckt das Grab, und bei den Todten ruht er.

**Ulyſſes.**

Wohl: Hektors früh verloſchnen Saamen und den Frieden,
Den ſicheren, will ich dem Griechenheere bringen.
(Er will ſich entfernen, bleibt aber wieder in ſich gekehrt ſtehen.)
Doch wie, Ulyß? wird es auch Deiner Kunde glauben?
Und wem glaubſt Du? — der Mutter.
(Nach einigem Sinnen.)
Ja, ich darf ihr trauen,
Denn hehr und heilig iſt das Grab dem Menſchen,
Und ſchreckt den kühnen Meineid bleich zurück.
(Pauſe.)
Doch — wenn der Angſt Betäubung ſie zum Meineid riß? —
Nun auf denn, Kraft der Liſt! erſinne Trug und Täuſchung!
Sei ganz Ulyß! Zu tief liegt Wahrheit nie verborgen.
(Nachdem er Andromachen lange forſchend betrachtet hat.)
Sie trauert, ächzt, und Thränen gleiten von der Wange.
Hieher und dorthin ſchwankt ihr ängſtlich raſcher Schritt,
Und gierig ſcheint ihr Ohr nach Tönen hinzuhorchen.
Es zeigt ſich eine Spur; verfolgen muß ich ſie.
(Er nähert ſich Andromachen.)
So wandelt Deines Kindes Schatten im Elyſium?

Wohl ihm, wohl Dir! Mit freier Seele red' ich jetzt;
Denn Du kannſt ruhig nun das Schreckliche vernehmen,
Das ihn bedroht, für den Du nichts mehr fürchten darfſt.
So höre denn: er ſoll, gebot das Griechenvolk,
Herabgeſtürzt vom Thurm in grauſem Tod vergeh'n,
Zermalmen ſein Gebein, ſein ſchuldlos Blut verſtrömen.

**Andromache** (überraſcht und abgewendet).

Ihr Götter, rettet ihn!

**Ulyſſes** (bei Seite).

Sie bebt, erblaßt, ihr Auge forſcht;
Die Mutterlieb' verräth die Mutter,
Die Mutter ſoll das Kind verrathen.

(Er tritt zurück und ſpricht leiſe mit einem von dem Gefolge, dann laut zu den Übrigen.)

Nur ſchnell! ſchleppt ihn herbei, und ſchleudert ihn
Sogleich vom hohen Thurme wirbelnd nieder!

(Andromache eilt an das Grabmal, und ſtellt ſich in Extaſe ſchützend vor deſſen Eingang.)

**Andromache.**

Hektor! Hektor! Gatte! Vater!
Düſtrer Schatten! Todesgötter!
Sendet alle bleichen Schrecken,
Furcht und Grauen, Nacht und Tod,
Schützend vor das Heiligthum!
Rettet Troja, Kind und Gattin!

**Ulyſſes** (bei Seite).

Ha was ſoll das? ſie ſchützt das Grab?
Es gelte denn; nichts ſei verſchont! —
Verzeiht den nothgedrungenen Frevel,

Ihr Götter! (Laut.) Griechen! laßt das Grab
In Trümmer ſtürzen, gleich der Erde!
Denn ſo gebot es Kalchas Spruch,
Damit uns frohe Rückkehr werde.

**Andromache.**

Haltet ein! ihr Griechen, haltet ein!

**Ulyſſes.**

Was kann ein leeres Grab Dich kümmern?
Zwar preiſ' ich höchlich Dein Gemüth,
Daß es den Todten noch verehrt;
Auch würd' ich ohne ſtrenge Noth
Die heil'ge Stätte nie betaſten:
Doch Götterſpruch befahl uns ſelbſt,
Die dunkle Wohnung ſchnell zu ebnen,
Wenn uns Dein Sohn nicht fallen kann.

**Andromache** (bei Seite).

Wie nun? zweifache Qual
Zerreißt die Seele mir.
Verräth'rin muß ich werden
An der Geliebten Einem.
An dem hilfloſen Kinde?
An meines Gatten Aſche?
Schütz' ich des Kleinen Leben?
Rett ich des Gatten Grab? —
Ja, Hektor, Vater, Held!
Sei Du mein Zeuge ſelbſt —
Im Sohne rett' ich Dich:
Er räche Dich und Troja,

Er lebe nur für Euch!
Fall' immerhin Dein Grab! — —

(Sinnend.)

Doch wenn ſie nun das Grab zertrümmert haben,
Wird dann der Mörder glüh'nder Blick nicht ſchnell
Den Kleinen an der Vaterurne ſchauen?
Nicht ſchnell ergriffen ihn zum Tode führen?

(Schmerzvolles Schweigen.)

So will kein Gott mir Hilfe ſenden?
So bin ich rettungslos verloren?

**Ulyſſes.**

Schwingt ſchnell das Beil! zertrümmert ſei das Grab!

(Die Griechen eilen an das Monument.)

**Andromache** (vor dem Grabe ſtehend).

Nein, nimmer ſoll ein Streich das Grabmal treffen,
Eh' mich der Todesſtreich getroffen hat!

**Ulyſſes** (für ſich).

Wie faßt der Schmerz der tiefbewegten Mutter
Mich mit Gewalt! Kaum kann ich widerſteh'n.
O Griechenland! wie Vieles heiſcht Dein Wohl
Von mir, weil Klugheit mir vor Vielen ward.

(Zu Andromache.)

Ich fühle Deine Qual, doch fühllos iſt
Das Schickſal. Jeder ſtrebt nach ſeinem Wohl,
Und wen die Macht beglückt, der führt es aus.
Du liebſt den Sohn, und er iſt Deiner werth;
Doch lieben Hellas Mütter auch die Söhne.

**Andromache** (Ulyſſes Knie umfaſſend).

Ulyß! auf meinen Knien nah' ich Dir,
Und thränenvoll umfaſſ' ich Deine Knie.
Ich weiß es, Griechenland horcht Deinem Wort,
Und Deiner Klugheit folgt das edle Volk —
O laß es einmal Deinem Herzen folgen!
Erbarme Dich der Gattin! höre mild
Hilfloſer Mutterliebe frommes Bitten!
Dem Milden zeigen ſich die Götter mild.
Je höher Dich das gold'ne Glück erhob,
Um deſto ſanfter drücke die Gefallenen!
O zeige Deine Größe durch Beglücken!
Dann fühle alles Glück, das Du gegeben!
Mit unverletzter Treue ſchließe Dich
Die Gattin, ſchöner noch als je, an's Herz,
Und kräftig aufgeblüht, den Ruhm im Antlitz,
Begegne Dir Dein Sohn an froher Schwelle
Des freudumjauchzten ſchön bekränzten Hauſes!
Gaſtfreundlich ſei die weite Erde Dir!
Dein Grab, es ſei geehrt, wie Hektors Grab!
Und auf den Marmorwänden ſteh' geſchrieben:
„Sanft ruh' Ulyß in ſeiner Urne Schooß,
„Der Feindesaſche heilig ruhen ließ!" —

**Ulyſſes.**

So reich der Lethe ſtiller Strom auch wallt,
Es wallt kein Tropfe doch in's Leben über.
So meine Bruſt; von regem Mitleid voll,
Darf ſie Dir dennoch keine Lind'rung ſchaffen.

(Bei Seite.)
Rauh muß ich ſein; ſo lang der Menſch im Menſchen
Noch Menſchlichkeit erblickt, hört er nicht auf,
Sie anzurufen. (Laut.)
Genug des Wimmerns und der Lügen!
Willſt Du des Gatten Grabmal retten
So ſchaffe Augenblick's den Sohn!
Wo nicht — ſo ſoll des Vaters Grab
Sogleich des Kindes Grab auch werden.
(Andromache deutet dem Greiſe mit wehmuthsvoller Geberde, das Monument zu öffnen.)

**Ulyſſes. Andromache. Der Greis,** und **Aſtyanax,** welcher freudig aus dem Grabmale hüpft, und ſich an die Mutter ſchmiegt.

**Aſtyanax.**

O Mutter, Mutter! wie ſchön iſt's hier!
Die Sonne leuchtet; ich bin bei Dir.
Dort war's ſo kalt und die Nacht ſo dicht:
Doch hier iſt's freundlich und warm und licht.

**Andromache.**

O ſage Lebewohl der ſchönen Sonne!
Umſtarren wird Dich bald noch dicht're Nacht.
Senke die Knie, ſenke die Hände!
Bücke Dich, Armer, tief in den Staub!

**Ulyſſes.**

Die Stunden flieh'n; nicht länger darf ich zaudern.
(Zu den Griechen.)
Vollzieht! Die Flotte lichtet ſchon die Anker.

**Andromache.**

So will kein Gott der Mutter ſich erbarmen?
Vermag kein Mitleid Deine Bruſt zu rühren?
(Ulyſſes verneint ſchweigend.)

**Andromache** (das Kind ſanft von ſich wendend).

Mein Hektor — nimm ihn auf! ich folge bald.
(Aſtyanax umarmend.)
O ſüßes Pfand! o Schmuck
Des hingeſtürzten Hauſes —
Leb' wohl! leb' wohl! —
Weh Dir, Du Armer, daß ich Dich gebar,
Und Deine Kindheit Dir zum Grabe gab!
Weh Dir! weh Dir!
Deine Rechte wird kein Scepter ſchmücken,
Du wirſt Völkern nicht Geſetze ſprechen,
Nicht das Schwert in Siegesſchlachten ſchwingen.
Ruhmlos, freudlos, freundlos wirſt Du ſchlummern,
Und das Mitleid nur wird Deinen Namen nennen,
Wenn's der Armen denkt, die nicht ihr Ziel erreicht!

**Ulyſſes.**

Nun ende Deine Thränen! Deine Liebe
Folg' ihm in's ſtille Schattenreich!

**Andromache.**

Laß mich zum letztenmal an's Herz ihn drücken!

**Ulyſſes** (bitter).

Es würd' ein Heldenweib ſich größer zeigen,
Wenn ſie im Land der Griechen heimiſch wäre.

**Andromache** (gefaßt).

Im Streben, groß zu ſcheinen, mag ich wohl
Der Griechin weichen — doch an Mutterliebe
Soll mich kein Weib der Erde je beſiegen.
(Nach einigem Schweigen und Händeringen.)
Das Schickſal will des Kleinen Tod — er falle!
(Zu Aſtyanax.)
Stirb! Armer! — ſtirb! — zwar ſtirbſt Du klein dahin,
Doch furchtbar ſchon. Geh! auf Elyſiums Fluren
Erwartet Dich Dein Troja und Dein Glück.
Zieh' frei dahin in's Land der Seligen!
Befreit ſollſt Du dort die Trojaner ſchauen.

**Ulyſſes** (zum Gefolge).

Ergreift ihn! führt ihn fort!

**Aſtyanax** (zu Andromache flüchtend).

O Mutter! Mutter! Hilfe!

**Andromache.**

O was umſchlingſt Du meinen Schooß?
Vergebens ſuchſt Du Schutz bei mir;
Ich ſelbſt bin unbeſchützt, wie Du.
Nimm dieſe Thränen, dieſe Küſſe,
Und bringe ſie beim freudigen Begegnen
Dem Vater in dem ſtillen Schattenlande!
Dann ſprich: mich ſendet Dir Andromache,
Zum Pfand der Treue, die bald folgen wird.
(Die Griechen wollen das Kind ergreifen.)

**Ulyſſes** (leiſe zum Gefolge).

Ihr Griechen, haltet ein! o haltet ein!

Zu ſchrecklich iſt's, das Kind den Mutterarmen
Entreißen! Liſt ſoll uns den Kleinen ſchaffen.

(Er nähert ſich wieder Andromachen.)

Andromache — nah' mir! ich mein' es gut.
Tritt her zu mir! ich will Dir leiſe ſagen,
Wie Du das Schrecklichſte vermeiden kannſt.

**Andromache.**

So ſchlüg' ein Menſchenherz in Deinem Buſen?
Sei mir geſegnet, Fürſt der Kephalenen!
O ſprich der Rettung liebliches Geheimniß!

(Sie tritt zu Ulyſſes, indem ſie den Aſtyanax von ſich läßt, welcher in dem Augenblicke von den Griechen ergriffen und fortgetragen wird.)

**Andromache** (den Griechen nacheilend).

Mein Kind! mein Kind! Verräther! ach, mein Kind!

(Zum Greis.)

Ach, folge mir!

**Greis.**

Unmenſchen!

**Ulyſſes** (beiden den Weg vertretend).

Bleibt! Mitleid hieß mich liſtig ſein.
Nicht mit Gewalt wollt' ich durch fremde Hände
Das Kind vom Mutterherzen reißen. —

(Bewegt.)

Andromache! nicht wir, das Schickſal will!

(Er folgt den Griechen.)

**Andromache** (kniend).

O hört mich, ihr Götter! ſeid gnädig der Mutter!
Ach, ſchützet die Unſchuld! erbarmt euch der Liebe!
O rettet, o rettet, ihr Götter des Himmels!

Euch ſtehen ja wallende Wolken bereit,
Hilfloſe, zum Tode geſchleppt, zu entrücken.
O ſendet den Adler, den Armen zu faſſen!
O ſendet den Blitz, die Verruchten zu tödten!
Ihr Himmliſchen — — — —

(Sie fällt dem herbeieilenden Greiſe bewußtlos in die Arme.)

### Greis.

(Nachdem er Andromachen auf eine Raſenbank gelegt hat.)

Ruhe ſanft! die Götter ſenden Dir den Schlummer,
Daß Du nun nicht Zeugin ſei'ſt des Schrecklichen.
Dank ſei euch, ihr Himmliſchen! für dieſe Wohlthat.

(Man hört hinter der Szene einen lauten Schrei von vielen Stimmen.)

Was kündet dieſer Ruf? Errettung oder Tod?
Iſt's Freudejauchzen oder Todesklage?
Ich kann es nicht erkennen; zu vermengt
Iſt das Gedräng der wild verworrnen Stimmen. —
Ihr Götter! gönnt Andromachen den Schlummer,
Bis mir Gewißheit wird, was nun geſchah!

**Andromache** (ſchlummernd). **Der Greis. Mehrere Griechen** (eilen vorüber).

### Greis.

Ihr Griechen, weilt! laßt euch die Freude doch
Nicht alles Mitleid aus dem Herzen bannen!
Seht hier die Mutter! ſtiller Schlummer hält

Ihr noch die Welt und ihre Leiden fern.
Sagt: lebt das Kind? wallt's bei den Schatten?

**Ein Grieche.**

Wir eilen, ihm das Leichenholz zu thürmen.

**Greis** (ſich verhüllend).

Leb' wohl!

**Grieche.**

Nun wird uns frohe Rückkehr.
Laßt uns den guten Göttern danken,
Die Trojas Mauern hingeſtürzt,
Und uns zur ſüßen Heimath führen!
Laßt uns durch laute Hymnen danken!

**Greis** (das Haupt enthüllend).

O nicht, ihr Griechen! laßt die Stimme
Des Dankgebetes nicht die Mutter
Vom Schlummer zur Verzweiflung wecken!

**Grieche.**

Nein, ſie auch muß den Göttern danken:
Denn hochbegabet war ihr Kind,
Und ſtarb großherzig ſchönen Tod.

**Greis** (in dankbarer Wonne).

Und ſtarb großherzig ſchönen Tod?
Hektor — Dein Geiſt wallt unter uns!

**Ein Grieche.**

In unſern Hymnen lebe
Die Mutter und ihr Schmerz;

Beginnt den Lobgeſang!

(Die Griechen entfernen ſich ſingend, und man hört ihre Lieder leiſe aus der Ferne, indeß Andromache erwacht.)

## Andromache. Der Greis.

**Andromache** (erwachend).

O welche ſüßen Huldgeſänge!
Wo wandelt ihr? mein Sohn! mein Gatte!

**Greis.**

Sie ſind noch ferne, die Du liebſt;
Du wandelſt nicht im Reich der Schatten.

**Andromache** (nach ſchmerzlicher Beſinnung).

O ſchöner Traum — wie kurz biſt Du!
(Haſtig.)
Mein Sohn, wo iſt er?

**Greis.**

Wo Du zu ſein Dir wünſcheſt, wo
Die Helden und die Guten wandeln,
Wenn Urnen ihren Staub umſchließen.
Er ſtarb großherzig ſchön dahin;
Sein Tod erfüllte mit Bewund'rung
Der Griechen dicht umſteh'ndes Heer.

**Andromache.**

Und gaben ſie mir nicht einmal die Leiche?

**Greis.**

Den Übermuth des Siegers rühret nichts.
Vielleicht iſt er beſtimmt, der Vögel Beute,
Der Thiere Raub zu werden, ach, vielleicht
Grablos zu ſein, bis ihn der Wellen Spiel
An eines Eiland's öde Küſte wirft.

**Andromache.**

Sang dieſes ihnen auch der Seher Kalchas?
Gab nicht Achill, der mächtig zürnende,
Selbſt Hekters Leiche, Priams Thränen wieder?
Des Feindes Leiche gab er ſeinen Feinden —
Und die Unmenſchlichen verweigerten
Der Mutter ihres Sohnes todten Leib?!
So wird denn ſelbſt der letzte arme Troſt
Der Leidenden, Verlaſſenen geraubt?
Der Kinderloſen nicht des Kindes Leiche
Vergönnt?
(Man hört auf den griechiſchen Schiffen zum Abzuge blaſen.)
Ha, welches frohe Lied entwirbelt jenem Schiff?

**Greis.**

Man bläßt zum Abzug.

**Andromache.**

Eile denn zu Agamemnon,
Dem Völkerfürſten, bitte und beſchwöre ihn,
Der Mutter nur des Sohnes Leiche zu gewähren;
Dann beuge Dich zur Erd', umfaſſ' Ulyſſes Knie:
Er, der das Kind der Mutter nahm, dem Kind das Leben,

Er möge durch die Leiche mir das Leben friſten,
Und edel ſein, da er nicht gütig durfte ſein!
Dann wende Dich mildflehend an die Fürſten alle:
Wenn ſie bei ihrer Rückkehr in die ſüße Heimath
Nicht ihre Kinder auf der Bahre wollen ſchau'n,
Wenn ſie im Unglück einſt Mitleid und Hilf' erwarten,
So mögen ſie ihr Mitleid der Hilfloſen gönnen,
Und Agamemnons Herz mit mildem Sinn erfüllen.

**Greis.**

Ich gehe, Deinen Auftrag zu vollzieh'n;
Doch hoffe nichts, denn Siegestaumel ſchwellt
Der Griechen ſtolz erfülltes Herz;
Nur Hohn und Spott wird ihre Antwort ſein. (Ab.)

---

**Andromache** (allein).

O Götter, die ihr den Verlaſſ'nen ſchützt,
Dem Unglück ſelber Ziel und Lohn beſtimmt —
Erfüllt iſt euer Wille und der Spruch
Des Sehers durch des Kleinen ſchnellen Tod!
Seid nun verſöhnt, und euer Haß verlöſche,
Wie Troja's Glut in Staub und Aſche fällt!

---

**Greis** und **Andromache.**

**Greis.**

Die Götter ſind verſöhnt, Dein Flehen iſt erhört.
Auf halbem Wege ſchon begegnet' ich

Dem Zuge, der die Leiche Deines Sohn's
Mit Ernſt und Liebe feierlich Dir bringt;
Ihn führt Ulyß. Laß uns den Göttern danken,
Daß ſie Dir noch der Wehmuth Wonne gönnen!

---

**Ulyſſes** (mit mehreren Griechen, welche Aſtyanax Leiche, auf einer von Zweigen geflochtenen Bahre tragen, und mit Blumen bekränzt ſind).

**Greis. Andromache.**

**Ulyſſes.**

Dir ſendet Agamemnon dieſe Leiche,
Der Mutterliebe hohe Würde ehrend,
Doch auch die Schwäche ſeiner Macht beklagend,
Daß er Dir nur ſo nichtig eitlen Troſt
Gewähren kann, da er gehorchen mußte
Des unbeugſamen Schickſals Allgewalt.
Dein bleibe, was wir Menſchen geben können!
Dein werde wieder Ruhe, Glück und Wonne,
Da nun des Sturmes Wuth verbrauſet hat!
(Die Leiche wird niedergeſetzt, Ulyß nimmt das purpurne Tuch ab, und ſteht mit empor gehobener Rechten davor.)
Holder Knabe! Freude Dir
Auf Elyſiums ſtillen Fluren!
Deiner Kindheit gold'ne Tage
Werden dort in Götterjugend
Wandellos unſterblich blüh'n.
Heil Dir, o Götterkind,
Im Land der Seligen!

Es hat Dein ſchöner Tod
Der Zwietracht Glut gedämpft,
Des Schickſals Zorn verſöhnt.

**Andromache.**

Und wie ſtarb er? ſprich, Fürſt der Kephalenen!

**Ulyſſes.**

Die reine Wahrheit ſoll mein Mund bekennen:
Hold im Opferkleide ſtand der Knabe,
Und die Todesweihe war vollzogen.
Da ergriff ich ſanft des Kleinen Hand,
Doch das Kind, unwillig der Gewalt,
Bog ſich weg, und ging ſo ſtolz als frei.
O wie ſchnell ward unſer Haß zu Mitleid! —
Schweigend gingen wir zum hohen Thurm,
Welcher Trojas Zinnen überſchaut.
Thränen traten in des Kindes Auge,
Wie es ſich dem Schreckensziele naht;
Aber mit des Opferkranzes Blättern
Pflückt' es ſchnell die Perlenden hinweg.
Und nun zeigten wir uns auf dem Giebel;
Da — ſo zahllos auch die Menge war —
Regte ſich kein Laut im ganzen Heer.
Plötzlich, plötzlich, wie die Silberquelle
Leicht und ſtill vom Hang der Klippe fällt,
Wie die Taube glänzend abwärts ſchießt
Von des blauen Aethers leiſer Höh':
So, kaum hörbar, flog vom Thurm das Kind,

Lag nun todt und ſchön, vom Blut umblüht,
Faſt wie unverletzt auf milder Erde.
Da rief alles Volk erſtaunend aus:
„Ja, die Götter ſind der Unſchuld hold!“ —
Da flog, von Begeiſterung ergriffen,
Herbei die Menge mit heiliger Scheu,
Entriß den Fluren die duftenden Blumen
Entriß den Bäumen die blühenden Zweige,
Und ſtreute Blumen und Zweige lobpreiſend,
Dahin auf den lieblich entſchlummerten Leib.

(Andromache beugt ſich knieend über die Leiche, welche ſie mit Küſſen bedeckt, indeß Ulyſſes mit den Griechen die Bahre feierlich umgeht.)

**Ein Grieche** (zum Greis).

Sieh, dieſe Blumen, dieſe Kränze,
Gepflückt auf Trojas öder Flur,
Sie ſollten uns ein Denkmal ſein
In unſerer Heimath ſchönen Hallen.
Ihr Freunde, ſtreuet ſie der Mutter!
(Streut Blumen.)
Sie ſeien ihr ein Heiligthum!

**Andromache.**

Ein Heiligthum für meinen Schmerz!

**Ein zweiter Grieche.**

Der Geiſt des Kindes weh' aus ihnen!
(Streut Blumen.)

**Andromache.**

Des Kindes, das ihr mir entrißt!

**Ulyſſes.**

Der Geiſt der Ruhe wohn' in ihnen!
(Streut Blumen.)

**Andromache.**

Der aus dem Leben mir entfloh!

**Greis** (zu den Griechen).

Ihr ſeid der Götterhilfe würdig,
Ja, Freunde! werth des großen Opfers.
Andromache wird euch verzeih'n.

(Die Griechen entfernen ſich bis auf Ulyſſes, welcher in Wehmuth verſunken vor Andromache ſtehen bleibt.)

**Andromache** (haſtig).

Verzeihen? — nimmer darf ich euch verzeih'n!
Die hohe Mutterpflicht verbietet es. —
Daß ihr die ſchöne Troja mir zerſtört,
Die theure Vaterſtadt — ſei euch verzieh'n;
Ihr kamt als Feinde ſchrecklich gegen Feinde.
Daß ihr den Gatten grauſam mir erſchlugt,
Den herrlichen — auch dies ſei euch verzieh'n;
Er fiel im off'nen Kampf, Schwert gegen Schwert.
Daß Frau'n und Mädchen ihr als Sklavinnen
Von hinnen führt — auch dies ſei euch verzieh'n:
Es iſt unmenſchlich, doch des Siegers Recht.
Und hättet ihr den Buſen mir durchbohrt —
O glaubet mir — ich würde euch verzeih'n,
Denn Leben iſt mir ſchwere Laſt, kein Gut:
Allein, daß ihr den Kleinen mir hinwürgtet,
Der ſchuldlos blühte wie die ſtille Blume,

Daß ihr das Leben mir vom Leben raubtet —
Darf ich es euch verzeih'n? bin ich nicht Mutter? —
Weh mir! durch euch nicht mehr!

**Ulyſſes.**

Uns ward des Himmels Gunſt. Bedenke dies:
Wen Götter lieben, haſſe nicht der Menſch!

**Andromache** (ſchnell einfallend).

O flieh't, o flieh't, und laßt mir meinen Schmerz!
Zieht nach der Heimath, jauchzt — lobſingt den Göttern —
(Ihm wehmuthsvoll die Hand reichend.)
Mein Fluch ſoll euer Dankgebet nicht ſtören!
(Man hört nochmal zum Abrufe blaſen.)

# Poetiſche Erzählungen.

# Die blutrothe Blume.

Im Jubel feſtlicher Geſänge,
Umſtrahlt und ſtrahlend,
Ein Erdengott, hoch über dem Gedränge
Hinwallend,
Auf goldenem Wagen
Fortgetragen,
Gleitet hin der Sieger
In Mitte beuteſchimmernder Krieger,
In deren feuerſprühenden Blicken
Die Wuth hinſchmilzt in jubelndes Entzücken.
Hat ausgetobt der Schlachten Wuth?
Wogt nicht mehr hin ein Strom von Menſchenblut?
Den Sieger lacht auf ſeinem Wagen
Ein Flor von Blumen an,
Ihm hingeſtreut auf ſeine Bahn;
Die flehen um den Segen
Des Friedens, den zu kränzen
Sie freundlich glänzen.
Doch ſeine Heldenſtirne ſchmückt

Des Lorbeers ſtolzes Diadem,
Und rothe Tropfen bilden
Im Diadem eine blutrothe Blume!
Weh! Nicht der Ruhe, nicht des Glückes Blume!
Sie blühte auf des Tod's Gefilden,
Sie ward getränkt von Menſchenblut,
Sie ward gepflücket in des wilden
Heulenden Schlachtſturmes Wuth.
An ihrer rothen Glut,
Die unaufhörlich Funken ſprüht,
Wird Zwietracht und des Mordens Luſt
In rachelechzender Bruſt
Fort und fort entzündet,
Daß ſich aus jedem Sieg
Ein neuer Krieg,
Wie Blitz dem Wolkenſchooß entwindet.
Die Triumphgeſänge ſind verhallt,
Des Siegesfeſtes Taumel brauſt.
Doch — wer iſt Sie, die dort ſo einſam wallt,
Die Ächzende, die Bleiche?
Sie fühlt es nicht, wie kalter Nachtwind ſauſt!
Sie ſucht, erblickt, ſtürzt auf die Leiche
Des heißgeliebten Jünglings hin.
Des Schlachtfelds düſtre Geiſter zieh'n
Mitklagend über die off'ne Gruft,
Woraus der Schmerz dem Schmerze ruft.
Die Bebende zieht
Mit zitternder Hand

Dem Erſtarrten von der Bruſt das Gewand,
Forſchend, ob nicht, betäubt vom Schmerz,
Noch leiſe ſchlage das edle Herz; —
Es ſchlägt nicht mehr!
Die dunkelrothe Blume nur glüht
In ihren ſtummen Schmerzen,
Als eine blutrothe Blume blüht
Sie aus dem Herzen,
Und lächelt die Liebende wehmüthig an!
Aufhüpft ſie und ſingt in wildem Wahn:
„Es lächelt der Tod, es blühen die Leichen
„Von purpurnen Blumen, der Liebe Zeichen,
„Und mit dem ſtarrenden Herzen
„Koſen die tröſtenden Schmerzen.
„Gar ruhig und ſanft, und lieblich geſchmückt
„Hab' ich den Liebſten erblickt.
„Verſtümmelte Gäſte,
„Erhebt euch zum Feſte!
„Um Mitternacht
„Zum Tanz erwacht!
„Mariechen euch fleht,
„Kommt nicht zu ſpät!“ —
Ihr ſchwinden die Kräfte, und immer
Matter ertönt des Liedes Gewimmer;
Am Starren ſinkt ſie ſtarr dahin,
Im blaſſen Antlitz die Augen glüh'n.
Still nimmt ſie vom Haupt den Lilienkranz;
Ohne Klage, ohne Schmerz

Druckt ſie ihn an des Jünglings Herz,
Und nun, getüncht von ſeinem Purpurglanz,
Schmückt ſie in wilder Luſt
Sich Haupt und Bruſt,
Bis ſie, von blutrothen Blumen umglüht,
Erbleichend am Herzen der Liebe verblüht.
O ſeid geſegnet, Tod und Leid,
Wenn ihr, von Schuld frei, himmelwärts
Erhebet den verblutenden Schmerz!
Doch wehe, wenn, der Rache des Himmels geweiht,
Die Schönheit, mit der Sünde gepaart,
Unſeligen zum Fluche ward!
Stolze Gräfin! Dein verwegner Sinn
Reißt Dich zum Abgrund hin.
Sanft gewiegt auf ſeid'nem Ruhebette
Läßt von des Silberſpiegels Strahlen
Sie mildverklärt ihr holdes Antlitz malen.
Ein eitles Lächeln kündet ihr Entzücken, —
Und dennoch ſchwebt ein Wölkchen vor den Blicken,
Denn ach! ihr gegenüber glänzt ein Bild,
Nach dem ſie prüfend ſchaut und gleichend ſchielt.
Irdiſcher Schönheit Göttin iſt's;
Luſtathmend frevler Sinnenzauber wallt
Und haucht und glüht um die Geſtalt.
Von höherm Reiz beſiegt ſich wähnend,
Spricht ſie, die Siegerin verhöhnend:
„Madonna mußte mir erliegen,
„Und ſoll nun meinem Reiz obſiegen.

„Die Göttin aus dem Heidenthum?
„Nicht Ideal noch Wirklichkeit
„Verdunkle mir der Schönheit Ruhm!
„Ich ſei die Göttin meiner Zeit!
„Was ſolche Zaubermacht
„Vermehren kann, —
„Zu wagen dies bin ich bereit.“
Und ungemeldet tritt ein Mann
In reichgeſtickter Kleiderpracht
Voll Anſtand ein, und ſpricht: „Verzeiht!
„Leer war das Vorgemach;
„Ein Magikus kennt nur
„Die tiefgeheimſten Kräfte der Natur;
„Zwei Dinge aber lernt er nie:
„Frömmigkeit und Galant'rie!
„Und dennoch muß ich frei geſtehen,
„Daß ſolche Schönheit ſelten ich geſehen!
„Sei aber Schönheit noch ſo ſchön, —
„Sie läßt ſich immer noch erhöh'n.
„Drum, holde Frau, ſprecht: darf ich's wagen,
„All' meine Kunſt Euch anzutragen?“ —
Die Gräfin ſpricht,
Und Freude ſtrahlt aus ihren Mienen:
„Wie in der dunkeln Nacht ein Licht,
„So ſeid Ihr mir erwünſcht erſchienen.
„Wollt Ihr, den Glanz der Schönheit zu erhöh'n,
„Mich die geheimen Mittel lehren,

„So ſoll mein Schatz Euch offen ſteh'n;
„Ihr mögt nur fordern und begehren!“ —
Und er: „Sind wir am Ziel, wird das ſich finden.
„Nur bitt' ich, ſeid nicht zu verzagt!
„Viel zu gewinnen, werde viel gewagt!
„Drum haltet nicht ſogleich für Sünden,
„Was ich Euch rathe aus bewährten Gründen! —
Da muß die Neugier ſchnell wie Blitz entbrennen;
Sie dringt in ihn, das Mittel ihr zu nennen,
Das ſie zur Königin der Schönen macht.
Der Fremde blickt ſie ſchalkhaft an, und lacht,
Spricht dann zu ihr, die gierig horcht und ſpäh't:
„Unſchuld'ger Kindlein reines Blut
„Iſt mehr als jedes and're Mittel gut,
„Der Schönheit höchſten Glanz Euch zu erwerben
„Blaßroſig muß die Milch es färben;
„Damit befährt Ihr das Geſicht
„Um Mitternacht,
„Und waſcht es weg, noch eh' das Licht
„Des Tag's erwacht!
„Hat dies gewährt zwölf Monden lang,
„Dann ſeid der Wirkung ja nicht bang!
„Die Schönſte müßt Ihr werden
„Der Schönen, die je lebten noch auf Erden;
„Ein Ideal, ſo wie's noch nie
„Die höchſte Fantaſie
„Des größten Künſtlers ſah, —
„Es ſteht in Euch verwirklicht da!

„In Gram und Neide ſollen bleich vergehen
„Die Schönen alle, die Euch ſehen,
„Und Eurer Reize Zauber hält
„In Feſſeln all' die Männerwelt.
„Geſänge tönen Euch zum Preiſe,
„Euch fröhnt der Held, Euch ſtaunt der Weiſe,
„Der Maler Chor, erſt ſtrebend in die Wette,
„Zerſchlägt verzweifelnd Pinſel und Palette."
Erblaſſend bald, und bald erglühend,
Ihr Aug' nun ſtarr, nun ſcheu entfliehend,
Sinkt mit verwirrtem Sinn
Sie faſt bewußtlos hin,
Als aus des Fremden Munde
Sie jetzt vernimmt die Kunde:
„Es müſſe, ſolche Schönheit zu erwerben
„In jedem Monde auch ein Kindlein ſterben: —
Allein die erſten Schauder weichen
Und die zu grellen Farben bleichen,
Als ihr der ſelt'ne Wundermann
In ſtets entzückungsreichern Bildern
Fortfährt die Herrlichkeit zu ſchildern,
Und eines Kindleins leichten Tod
Vergleicht erloſch'nem Abendroth,
Und ihr zum Schluſſe noch verheißt:
Er werde gerne ſich bemühen,
Was nöthig ſei, ſelbſt zu vollziehen.
Er geht; doch, wie die Peſt im Schooß der Nacht,
Alſo in ihr nun kühn erwacht

Der Sinne und des Hochmuths böſer Geiſt.
Bei nächſten Neumonds blaſſem Schein
Der Fremde tritt ein
Zur Gräfin, die um Mitternacht
An duft'ger Toilette
Auf luftgeſchwelltem Ruhebette
Noch harret ſein.
Bang lächelnd nimmt aus ſeiner Hand
Sie des Zaubers Unterpfand,
Eine Phiole, leuchtend all
Von Edelſteinen und Kryſtall,
Von gold'nen Blättern reich umkränzt.
Und wie er ſie eröffnet, glänzt
Entgegen ihr die Purpurgluth
Der warmen Lebensfluth.
Da er die blendend weiße Milch ihr reicht,
Von der das rothe Blut erbleicht,
Denkt die kaum Bebende ſchon minder
An's Blut der Kinder.
Doch ach! es kann den Sünder
Kein Gaukelſpiel ſich lange ſelbſt verhehlen.
Wohl läßt ſich Milch dem Blut vermählen
Doch nimmer Schuld mit Unſchuld ſich geſellen!
    Schon troff in die Phiole hell
Des zwölften Kindleins Lebensquell;
Zwölf Monden hatten ſchon vollbracht
Den wechſelnden Kreis.
Dem Wunder der Schönheit in ſiegender Macht

Ertönte der Preis;
Es drängten die Edelſten ſich, um die Schönſte zu werben,
Und ſie zu erringen, oder zu ſterben.
Hell glänzten der Freier Paläſte,
Laut ſchollen die ſchwelgenden Feſte,
Wetteifernd, daß der Schönſten Schöne
Den Glücklichſten mit Liebe kröne.
Das hochmuthsvolle Herz durchdrungen
Von den zahlloſen Huldigungen,
Saß ſie noch ſpät im ſtillen Schlafgemach.
Träumendwach
Sieht ſie von Sklaven ſich umrungen,
Hört Liebesſchwur von tauſend Zungen:
Doch immer düſt'rer wird die Hülle
Der Mitternacht,
Und tiefer ſtets die Stille,
Bis höhniſch eine Stimme lacht.
Der Fremde keck tritt ein,
So frech, daß Schauder, Gram und Schrecken
Die Träumende erwecken.
„Was bebſt Du, Schönſte der Schönen,
„Vor meinen wohlbekannten Tönen?
„Warum denn ſo beſtürzt, beſchämt?
„Iſt Dir der Geiſt der Sünde fremd?
„Wird Dir wohl vor den Kleinen bange,
„Aus deren Blut die Schönheit floß?
„Laß Dir nicht grau'n! Sie ruhen lange
„Schon in der Erde kühlem Schooß.

„Nimm dieſen rothen Blumenkranz
„Mit ſeinem Purpurglanz!
„Als Brautkranz bring' ich ihn zur Hochzeitgabe;
„Ich pflückte ihn auf ihrem Grabe;
„Er wird das blonde Haar Dir herrlich ſchmücken.
„Biſt mit der Zierde lieblich zum Entzücken!
„Komm, Traute, komm! Nicht länger wähle,
„Wem Deine Schönheit ſich vermähle;
„Daß ſüße Sünde
„Den Lohn wohl finde,
„Gibt Dir den Bräutigam — die Hölle!“ —
So dröhnt des Schreckensgeiſtes Nachtgeſtalt,
Die, dunkelſchwindend, dumpf verhallt.
Bleich, ſinnlos ſtürzt die Schaudernde zur Erde,
Fährt wild empor mit wüthender Geberde.
Bang ſtöhnt ihr Angſtgeheul umher;
Doch Alles ſtumm und öd' und menſchenleer!
Im Antlitz flammt ihr Höllenglut.
„Wer löſcht, wer löſcht die Höllenglut? —
„Nur Blut, nur Blut!“ —
Erliegend der Verzweiflung Qual
Stürzt ſie darnieder zum zweiten Mal
Und der ſtarre Körper ruht,
Ein Marmorbild der Wuth,
Bis, leiſe wogend durch den Saal,
Von fern ertönt ein milder Klang,
Ein ſchmelzend himmliſcher Geſang,
Der freundlich weckt in's Leben,

Daß mit der letzten Kraft
Sie ſich vom Boden rafft,
Um knieend und gebeugt ſich zu erheben.
Und ſieh! in feierlicher Stille ſchweben
Zwölf Kindelein
In überird'ſchem Licht herein,
Schön in ſchneeweißem Kleide,
Blaß und traurig,
Auf blonden Häuptern zum Geſchmeide
Blutrother Blumenkranz,
Die flüſtern ſo ſchaurig
In ihrem Purpurglanz.
Mitleidsvoll und ſchweigend zieh'n
Sie vor der Knienden dahin,
Und es tönt ein leiſer Chor
Zum Himmel empor:
„Blut, Blut, Blut
„Reizt und löſcht der Sünde Glut!
„Tod, Tod, Tod,
„Iſt der Unſchuld Morgenroth!
„Laßt uns Gott
„Den Erbarmer loben!“ —
So ſingend, deuten ſie nach oben,
Und ſchweben ätherleicht empor,
Ein Engelchor,
In Licht verſchwindend,
Des Mittlers ew'ge Gnade kündend.

Noch aber ob der Sünd'rin wacht
Der Hölle Macht!
Von ihren Flammen angefacht,
Glüht fort durch tiefe Nacht
Der blutigrothen Blumen Kranz
In ſeinem düſtern Purpurglanz,
Bis auch gleich blutigroth,
Aufflammt das Morgenroth,
Und nun die Macht der Hölle weicht,
Die Reuige im Gebet erbleicht.
Blutrothe Blume!
Wenn in der Hand
Des Rächers aller Frevel
Du glüh'ſt am Himmel;
Wenn ſchuldloſes Blut,
Durch Gräuelthat vergoſſen,
Dem Herzen entfloſſen,
Zum Himmel flieht,
Hoch oben erglüht;
Wenn Du, Blume,
Lechzeſt im feurigen Heiligthume,
Und der Rache Schwert,
Von Dir bekränzt,
Purpurleuchtend glänzt,
Reiche zerſtörend,
Völker verheerend, —
Gott der Liebe, Gott der Gnade!
Wolleſt Dich dann erbarmen

Der verirrten, armen
Kinder der Erde,
Daß der Rache blutrothe Blume
In Deines Himmels Heiligthume
Morgenroth des ew'gen Lebens werde! —

## Ceyx und Halzyone.

Entſetzt durch grauſe Wunderzeichen,
Die Nachts ihm Schlaf und Ruhe ſcheuchen,
Tritt Ceyx ſchon beim erſten Strahl
Der Sonne aus dem Marmorſaal,
Denn ein Orakel will er ſich gewinnen
In Phöbus fernen Tempelzinnen.
Schon naht er mit dem Abſchiedskuß,
Der Gattin zu verkünden den Entſchluß.
Schnell war erbleicht ihr Angeſicht,
Erloſchen ihrer Augen Licht;
Die Qual der Trennung zitterte
Durch Bruſt und Herz ihr bang und weh.
Drei Mal beginnend, drei Mal ſchweigend,
Sich bang auf Ceyx Schulter neigend,
Vermag Halzyone erſt ſpät die Klagen
Dem theuern Gatten vorzutragen:
„Ach! Welch Vergeh'n hat mir Dein Herz entrückt?
„Wo iſt die Liebe, die mich ſonſt beglückt?

„Nun kannſt Du ruhig mich verlaſſen,
„Mir ferne, fremde Fluren ſchauen.
„Wallſt Du auf feſtem Land, wird Schmerz mich faſſen,
„Doch bleibt mein Schmerz noch ohne Grauen:
„Allein mit Abſcheu und Entſetzen füllt
„Die Seele mir des wilden Meeres Bild.
„Noch jüngſt ſah ich am Seegeſtade,
„Erleuchtet von der Blitze Schimmer,
„Den Sturm zerſchellter Schiffe Trümmer
„Hinſchleudern über das Gefild.
„Laß Trotz nicht Deinen Geiſt verblenden,
„Weil Dich Neptun als Eidam liebt!
„Er regt die Stürme auf, wie's ihm beliebt,
„Doch kann er nicht die Wuth der Wellen enden.
„Sind ſie einmal befreit vom Kerkerband,
„Iſt ihnen auch zur Beute Fluth und Land;
„Den Himmel ſelbſt durchraſet ihre Wuth,
„Und ihrem Kampf entſtürzt der Blitze Glut.
„Wenn Dich kein Flehen rührt, nichts beuget den Entſchluß,
„So laß bei Dir mich ſein, laß mich Dein Schickſal theilen!
„Ich fürchte nur, was ich, Dir ferne, leiden muß.
„So laß mich denn mit Dir den Meeresraum durcheilen!“ —
Durch ſolcher Bitten, ſolcher Thränen Schmerz
Wird tief im Innerſten bewegt
Des Gatten liebevolles Herz,
Das gleiche Flammen hegt;
Doch will er weder mehr den Vorſatz flieh'n,
Noch in Gefahr die holde Gattin zieh'n.

Viel ſpricht ſein Mund, zu tröſten die Betrübte,
Obſchon ſchwer auf ihm laſtet das Gelübde.
Doch wird von ihm ein Schwur hinzugefügt,
Der bald ihr Herz in Ruhe wiegt,
Der Schwur der Rückkehr zum geliebten Weibe,
Eh' zweimal ſich erfüllet Luna's Silberſcheibe. —
Und nun entflieht, ſchnell wie des Blitzes Glut,
Das Schiff vom Werfte durch die Meeresfluth.
Die Gattin bebt; ein ſchwaches Lebewohl
Enthaucht dem blaſſen Mund; ihr Auge thränenvoll
Erliſcht; ſie ſinkt am Ufergrün
Bewußtlos hin.
Schon gleitet das Schiff dahin,
Die Jünglinge jubeln mit fröhlichem Sinn,
Und ſingen und zieh'n
In doppelten Reihen voll Luſt
Die Ruder zurück an die mächtige Bruſt,
Daß ſich von gemeſſenen Schlägen
Die Wogen harmoniſch bewegen.
Doch bald beginnt im Himmelsraum
Unheimlich banges Sauſen;
Der Fluthen Häupter kleidet weißer Schaum,
Vom Meeresgrund hebt ſich ein dumpfes Brauſen,
Und plötzlich ſtürzt mit heulendem Stoß
Der Sturm heran,
Wühlt auf den Meeresſchooß,
Verhüllt die Sternenbahn.
Verſchwunden iſt der Tag!

Schon kämpft in ſchwellender Wuth
Sturm mit Sturm, und Fluth mit Fluth
Und Donnerſchlag mit Donnerſchlag.
Sich kreuzend, ziſcht vom ſchwarzen Wolkenſitz
Ein feuriges Schlangenheer, Blitz auf Blitz.
Jetzt ſchwillt das Meer, ſteigt himmelan,
Als wollt' es ſich den Sternen nah'n;
Jetzt ſenket der Wolkenhimmel ſich herab,
Als ſuchte er im Meeresſchlund ſein Grab.
Das Schiff, umher geſchleudert wie ein Ball,
Es ſteigt und fällt mit jedem Augenblick,
Fliegt vorwärts, dann weit zurück.
Es praſſelt der Segelſtangen Fall,
Es kracht der Maſt,
Vom Wirbel gefaßt,
Und mit ergrimmtem Schwall
Stürzt eine Brandung einher,
Gleich einem Berge hoch und ſchwer,
Und rüttelt das Schiff mit Rieſenkraft,
Bis es gelingt, die Wände zu zerſchmettern.
Als Sieger raſt die Fluth mit den geborſt'nen Bretern.
Vom lecken Kiele wird hinweggerafft,
Was nicht mehr athmet oder noch lebt
Und ſich auf Trümmern zu retten ſtrebt.
Wie mit der Fluth ſie kämpfen, miſchen ſich
Gebet und Flüche fürchterlich.
Es läßt der Tod all' ſeine Schrecken los;
Das Ganze hüllt die Nacht in ihren Schooß,

Nur jammerndes Geſtöhn läßt noch erkennen,
Daß Menſchen hier zu Grunde geh'n!
Der ringt, bei Blitz den Freund noch zu erſpäh'n,
Der wagt's, im Zorn den Göttern zu entbrennen,
Der ſtreckt den Arm zum nicht geſeh'nen Himmel,
Der ruft die Seinen noch im Sturmgetümmel.
Der Gattin Name tönt von Ceyx Munde;
Da thürmt ſich eine Woge über ihn.
Sie ſtürzt! Die Todesgötter zieh'n
Den Sterbenden zum Meeresgrunde.
Die treue Gattin kniet indeß in Tempelhallen,
Und läßt vom Opferherd die Flamme wallen.
Vor allen Göttern und Göttinnen wendet
An Juno ſie ihr heißes Fleh'n.
Es iſt, wornach ſie alle Bitten ſendet,
Des Gatten Rückkehr und ſein Wohlergeh'n.
So wechſeln in dem vielbewegten Herzen
Mit Furcht und Hoffnung, Luſt und Schmerzen.
Nicht länger kann die Göttin mehr ertragen
Der Schwergetäuſchten ſehnſuchtsvolle Klagen,
Und ſie beſchließt theilnehmend mild,
Zuerſt der Armen durch ein Traumgebild
Die ſchreckenvolle Wahrheit zu verkünden,
Daß ſie der Schmerz ſoll vorbereitet finden.
Die Himmelsbothin Iris wird ſogleich
Geſendet in des Schlafes dunkles Reich.
Schon ſchwebt ſie fort im ſchimmerhellen Kleide
Mit tauſendfarbigem Geſchmeide;

Ihr folget, wo ſie theilt der Lüfte Wogen,
Im bunten Glanz der ſchöne Himmelsbogen.
Am Nordpol fern, wo Nacht und Kälte thronen,
Dort läßt Ovid den trägen Schlafgott wohnen,
In einer tiefen Kluft, wo nie vom Licht
Des Sonnengold's ein Strahl ſich bricht.
Vom Boden qualmt empor ein Nebelmeer;
Das legt ſich ſchwarz und froſtig rings umher.
Hier ruft kein Hahn der Morgendämm'rung zu,
Kein Hund ſtört hier die ew'ge Ruh;
Sogar die Gans vergißt, dem Schlaf geweiht,
Das Kapitel und die Unſterblichkeit.
Singvögel ſind hier meilenweit verbannt,
Das Laubgeflüſter ſelbſt iſt unbekannt.
Ein Bach nur fließt, und kommt nicht von der Stelle:
Schlaflullend ſchläfert ſelbſt ſich ein die Welle.
Rings um den Eingang in die Kluft
Steh'n mit betäubend ſtarkem Duft
Mohnblumen und viel Kräuter gleicher Art,
Die ſich die Nacht zu ihrem Schlaftrunk paart.
Kein Lüftchen ſäuſelt, keine Mücke ſummt:
So todtenſtill iſt Alles hier verſtummt.
Tief in dem innerſten Gemache ſchwillt
Ein Lager, weich mit Flaumen angefüllt,
Worauf den Gott, die Glieder ausgeſtreckt,
Kein Laut, kein Hauch, kein Licht, erweckt,
Und in dem dunkeln Raume waltet,
Schwerbrütend, tauſendfach geſtaltet,

Rings um den flaumbegrab'nen Schläfer,
Fortdrängend und gedrängt, ein Heer von Träumen,
Unzählig wie die Käfer
Im Graſe ſchwirren bunt umher,
Unzählig, wie das Laub an Bäumen
Und wie der flücht'ge Sand am Meer.
Als nun die Göttin in der Grotte ſtand,
Abwehrend all' der Träume Menge,
Und ſie verſcheucht mit vorgeſtreckter Hand,
Entweicht das täuſchende Gedränge,
Und ihres leuchtenden Gewandes Saum
Erhellt des Nachtgebietes düſtern Raum.
Des Schlafes träger Gott beſtrebt,
Geblendet von dem Himmelslicht,
Sich aufzuraffen; doch vergebens hebt
Er ſeinen Leib, und ſeine Augenlieder;
Die Widerſpänſtigen gehorchen nicht.
Sie ſinken, halb gehoben, fallen nieder:
Er hebt ſich nochmal, und ſie ſinken wieder.
Als endlich ſich der ſchwerbetäubte Gott
Aufrafft mit Müh' und Noth,
Spricht Iris zu dem Todesbild
Die Schmeichelworte hold und mild:
„Friedfertigſter der Götter Du!
„Geliebter, treuer Freund der Ruh'!
„Der Balſam träufelt in die wunden Herzen,
„Dem Siechen lindert ſeine glüh'nden Schmerzen,
„Den Müden labt mit neuer Stärke,

„Zu ſeinem nächſten Tagewerke!
„Dich bittet Juno, holder Schlaf! nicht ſäume,
„Zu ſenden einen Deiner Träume
„Zur Gattin Ceyx, der, ihm gleichgeſtaltet,
„Vor ihr des Schiffbruchs grauſes Bild entfaltet!“ —
Sie ſpricht's, und, ſchneller als die flücht'gen Worte,
Eilt ſie hinweg vom qualmerfüllten Orte.
Und ſchon hat Phantaſus erreicht
Der Königsburg erhab'nes Dach,
Und ſchwebet leiſ' und ſchattenleicht
Schnell in der Fürſtin Schlafgemach.
Schwerathmend, bang und blaß und hager
Ruht die Betrübte auf dem Purpurlager.
Schon heult im Traum der Sturm, ſchon braust das Meer,
Und jede Woge wälzt einher
Erſtarrter Leichen grauſe Menge,
Und aus dem gräßlichen Gedränge
Hebt eine ächzende Geſtalt
Sich todtenbleich. Sie wallt,
Wie Hilfe ſuchend, liebetrauernd,
Von Wunden, Froſt und Schmerzen ſchauernd,
Zur Schlummernden, und ach!
Zu ſchnell erkennt ſie die Geſtalt,
Fährt auf, vom Schrecken wach:
Ihr Jammer hallt durch das Gemach,
Sie ſchlägt die Bruſt ſich mit der Hand,
Zerreißt ſich Haare und Gewand,
Irrt wild umher, verläßt das Haus,

Und eilt an's Meergeſtad hinaus
Zur Stelle, wo ihr Lebewohl
Dem Gatten nach vom Ufer ſcholl,
Bis ihn die Blicke nicht mehr fanden
Und ihr die Sinne ſchwanden.
Nun fängt die Nacht zu weichen an, grau hüllt
Die Dämmerung den Himmel ein.
Mit immer ſchwächerm Funkeln
Erliſcht der letzten Sterne Schein.
Halzyone — ſie ſteht im Dunkeln,
Ein weißes Marmorbild!
Starr ruht ihr Auge auf den Fluthen,
Die, wie mitklagend, ſie begrüßen.
Jetzt, von des Tages erſten Gluten
Umſchimmert, wallt
Ein Leichnam her, — die Traumgeſtalt
Naht langſam, wie die Wellen fließen,
Dem Ufer, ſtarrt nun vor der Gattin Füßen.
Wie jüngſt beim Abſchied, ſinket jetzt auch nieder
Halzyone, — doch ſie erwacht nicht wieder! —

---

## Der Hund des Hoſpitiums.

Hoch ragt das himmelhohe Rieſenhaupt
Des ſtarrenden St. Bernhardsbergs empor,

Und Felſen über Felſen thürmen ſich
In wilden Schreckgeſtalten drohend auf,
Umheult von zügelloſer Stürme Wuth.
In Froſt erſterben iſt die milde Kraft
Der unaufhörlich ſchaffenden Natur.
Ein ew'ger Winter, leblos, lebentödtend,
Thront hier auf gränzenloſem Eisgefild;
Kein Baum, kein Strauch, ſo weit das Auge ſpäht:
Ein weites Leichentuch nur wird erblickt.
Am fernen Horizonte ſinket nun
Die Sonnenſcheibe ſtrahlenlos hinab.
Des Nord-Oſt wilde Jagd treibt ungeſtüm
Die Schloſſen und den Hagel vor ſich her,
Die in dem purpurrothen Abendlicht
Wie Feuerfunken glüh'n und ſprüh'n.
Geblendet von dem wilden Spiele, will
Des bangen Wand'rers Aug' erblinden,
Bis endlich Glut und Funke ſchwinden,
Und ſich ein düſtergrauer Wolkenflor
Schwerbrütend lagert vor des Abends Thor.
Hoch auf des Rieſenberges Gipfel
Prangt das Hoſpitium der Menſchlichkeit,
Das höchſte Haus der alten Welt,
Zum edelſten der Zwecke hingeſtellt.
Gebaut aus einfachem Geſtein
Mit engen niedern Fenſterlein,
Trotzt kühn den Stürmen voll Haß und Graus
Der Menſchenliebe geſegnetes Haus.

Ein Friedhof, ſchmucklos, ſchmal und klein,
Beherbergt das Gebein,
Die unverſehrten Überreſte
Der längſt entſchlaf'nen Reiſegäſte;
Schneeweiß und hart wie Marmorſtein,
Wird's nimmer der Verzweiflung Raub,
Zerfällt auch nie in Staub.
Der Froſt, des Lebens Feind,
Er wird nun des Lebloſen Freund.
Die ſpätern Todespilger hier
Schützt einer offenen Kapelle Raum.
Da steh'n ſie, frei vom Leide,
In ihrer Leichentücher Hülle,
Stumm und ſtille,
Als Unglücksbrüder Seit' an Seite;
In ihren ſtarren Mienen ſcheint ein Traum
Vom Erdenleben noch zu ruh'n.
So hat ſich oft, verloren und beweint,
Nach einer langen Reih' von Trauerjahren
Der Freund, gefunden hier, dem Freund
Im Todtenhauſe kund gegeben.
Am Friedhof ſteht ein Kirchlein ſchlicht,
Das tröſtend zu dem Wand'rer ſpricht:
„Feſt ſei Dein Glaube, und verzage nicht!
„In Noth und Tod,
„Gedenk' an Gott.“

Und immer dunkler wird die Dämmerung,
Und immer dichter fällt das Schneegeſtöber,

Und immer rauher heult des Sturmes Wuth.
Und hier in dieſer grauenvollen Oede,
Hier, wo ſich keine Spur des Lebens zeigt,
Hier, in des Tages ſchauerlichſter Stunde,
Hier wandelt eine weibliche Geſtalt
Von hohem, edlen Wuchs. Die göttlichſte
Der Tugenden erfüllet ihr Gemüth:
Die Liebe für den Gatten und ihr Kind.
So ſchreitet ſie vom ſchönen Genferſee
Dem Thale von Aoſta zu, wo ſich
Ihr Gatte eine neue Heimath ſchuf
Und ſein Gewerbe trieb mit gutem Glück.
„Er, der den Gatten mir geſegnet hat,
„Er wird mich ſegnend auch zum Gatten führen!“
So ſpricht das wackere Weib mit feſtem Glauben,
Und trägt, aufbietend ihre letzte Kraft,
In beiden Armen einen holden Knaben,
Treu, wie ſie einſt ihn unterm Herzen trug.
Das Knäblein, ſonſt froh und geſchwätzig,
Wird immer ernſter, immer ſtiller nun,
Und wimmert zitternd nur die leiſen Worte:
„Hilf, Mutter! Mir iſt weh!“ —
Und ſchmiegt ſich feſter an die Mutterbruſt,
Die nun ihm Wärme gibt, wie ſie einſt Leben gab.
Die Mutter hebt die Hand und deutet
Mit ausgeſtrecktem Zeigefinger
Stumm nach des Berges nahem Haupt,
Und drückt das Kindlein, bang liebkoſend,

An ſich, und blickt zum Himmel auf.
Vom Aug' rinnt eine Thräne glühend heiß;
Doch auf der Wange ſteckt ſie, und wird Eis.
Eintönig ſauſt des Nordwinds dumpfes Brüllen;
Schneeflocken ſinken taumelnd ohne Raſt,
Um mit gehäufter Laſt
Noch jeden Pfad zu überfüllen.
Bleich tritt im Sternenchor
Der Mond aus einer Wolke vor,
Und hüllt in wehmuthsvolle Trauer
Das Eisgefild und ſeine Schauer.
Erſchöpft beinah' von Hunger, Froſt und Leiden,
Und athemlos und todesmüde,
Und dem Erſtarren nahe, rafft
Die Mutter ſich nun auf mit ihrer letzten Kraft,
Und ringt mit Sturm und Noth und Tod,
Und kämpft, den Weg zu enden,
Verzweifelnd mit den Elementen.
Schon hat ſie eine lange Strecke
Der pfadlos ſtarrenden Eisdecke
Zurückgelegt mit unbeſiegtem Muth.
Nun ſchweigt der Elemente Wuth,
Und Grabesſtille herrſcht.
Die Pilg'rin hält nun einen Augenblick,
Daß Sie zu athmen neue Kraft gewinne.
Da — plötzlich wie ein Donnerſtreich:
Von des erzürnten Himmels Zinne, —
Stürzt, von des Berges Höhe losgeriſſen,

Herab das Ungeheuer Schneelawine
Erſt ſtumm, ächzt leiſe dann die Arme:
„Daß Gott ſich mein erbarme!“ —
Als fiel ein Blitz des Himmels auf ſie nieder,
So fährt Entſetzen ihr durch alle Glieder.
Betäubt, gelähmt an Fuß und Arme,
Steht ſie, ein Marmorbild
Im Schneegefild,
Und als ſie wie aus ſchwerem Traum erwacht,
Und der Lawine Fall
Mit dumpfem Wiederhall
Noch an den fernen Klippen kracht,
Da will ſie, kaum ſich ſelbſt bewußt,
Das Knäblein feſter drücken an die Bruſt. —
Ach, daß ſich Gott nun Dein erbarme!
Das Kind liegt nicht im Mutterarme.
Da bricht das Mutterherz;
Verzweiflung wird der Schmerz.
Sie durchwühlet den Schnee,
Sie theilt und zerbricht
Mit blutenden Händen die eiſige Gruft.
Sie achtet nicht Wunden und Weh,
Und gräbt und wühlt und ruft:
„Mein Kind! O Himmel, gib mir mein Kind zuruck!
„Nimm alles and're Erdenglück!“ —
Und ihre Blicke ſcheu und wild,
Sie überfliegen das weite Schneegefild.
Vergebens ach, verſchwunden iſt das Kind!

Der Mutter wehklagende Stimme
Verhallt im Wind,
Und Leichenfackeln werden die Sterne.
Horch! Da erwacht
Im Grau'n der Nacht
Aus der Ferne
Eines Glöckleins Stimme
Leiſ' und feierlich.
Bald tönt es lauter hervor
Wie aus des Himmels Wolkenthor,
Bald ſcheint es, ſchwach nur hallend,
Durch Todeswüſten wallend,
Hinſterbend zu vergeh'n.
Und wie das Glöcklein klingt
Als Himmelsſtimme
Und in das ſtürmende Herz
Sanft tröſtend dringt,
Wird milder der Mutter Qual und Schmerz,
Und auf die Knie ſinkt ſie nieder.
Und ſieh! Vom Monde hell beleuchtet, erſcheint
Wie ein ſchimmerndes Himmelsgeſchmeide
Den ſtaunenden Blicken
Das Hoſpitaliter-Gebäude.
Da ergreift ſie heiliges Entzücken;
Sie verſtummt — und weint,
Und fühlt ſich wunderbar erhoben,
Kann beten nun, in ihrer höchſten Noth,
Lobpreiſen den allmächtigen Gott!

So ſinkt ſie hin in ſanften Schlummer;
Zum Traum wird ihr der Kummer,
Als Engel mit Flügeln und Roſenkranz;
Erblickt ſie ihr Kind in himmliſchem Glanz,
Und ruht auf eisbelegtem Wege,
Als ob im weichen Bett ſie läge.
Horch! Aus der Ferne ſchallen
Schwere Tritte, und es ächzt der Schnee.
Zwei lange ſchwarze Schatten wallen,
Hernieder von des Berges Höh'.
Heil euch, ihr Ordensmänner fromm und gut!
Ihr ſcheuet nicht der Stürme Wuth;
Ihr wandelt raſtlos ſpät und früh,
Trotzt den Gefahren, trotzt dem Tod
Mit unverdroſſ'nem Heldenmuth,
Wo's retten gilt ein Menſchenleben,
Schont ihr das eig'ne Leben nie,
Und dient durch Menſchenliebe Gott!
Sie nähern ſich, ſie ſpäh'n nach allen Seiten;
Und wie ſie ſchweigend vorwärts ſchreiten,
Vor keinem Sturz, vor keinem Abgrund bangen,
Senken ſie die feſtgehaltenen langen
Eichenſtangen
In Tiefen und Schlünde
Prüfend hinab,
Ob nicht in dem eiſigen Grab
Ein Menſchenleib
Verſunken ſich finde.

Und ſie erblicken das ruhende Weib,
Im Schlafe dem Tod der Erſtarrung ſo nah,
Da ſchallt's zugleich aus Beider Munde:
„Gelobt ſei Gott!
„Zur guten Stunde
„Führt uns hieher der Retter in der Noth!"
Die Ordensmänner beide,
Voll Mitleid und Freude,
Sie faſſen und heben
Ohne Verweilen
Den ſtarrenden Leib,
Und fühlen noch Leben;
Sie tragen mit rüſtiger Kraft
Das ſchlummernde Weib,
Und ſchreiten und eilen
Raſch über die eiſige Bahn
Zum Gipfel des Berges hinan.
Schon iſt mit Jubel und Freude
Erreicht das fromme Gebäude,
Und ihrem Worte
Öffnet ſich die kleine Pforte.
Auf einem weichen Bette ruht
Die Mutter mit erwärmtem Blut.
Was Kunſt vermag, Erfahrung kennt,
Was die Heilkunde preiſend nennt,
Es iſt verſucht, und ſie erwacht
Aus ihrer Todesnacht.
Fremd ſind die Ordensmänner ihr,

Fremd iſt ihr das Gemach,
Fremd iſt ſie ſelbſt ſich hier.
Ihr erſter Blick ſpäht nach dem Kind,
Ihr erſter Laut forſcht nach dem Kind:
„Mein Kind! mein Kind! wo iſt mein Kind?“ —
Weh ergreift die Ordensbrüder alle,
Doch Keiner kann ihr Kunde geben
Von des verlornen Kindes Leben.
Und ſie ergreifen, glühend vor Verlangen,
Das Kind zu finden
In Schluchten und Schlünden,
Nochmahl die Eichenſtangen
Und eilen, nicht ſcheuend Nacht und Graus
Und der Stürme wildes Gebraus,
Jeder mit ſeinem getreuen Hunde
Im Rettungsbunde,
In die Wüſte hinaus.
Die Mutter will folgen; man hält ſie
Zurück mit vieler Müh’.
Sie ringt die Arme, ſie ächzt, ſie klagt:
„Warum muß ich gerettet ſein,
„Warum dem Leben
„Wiedergegeben
„Nur ich allein!
„Drück’ nimmer ich mein Kind an’s Herz,
„Iſt mir das Leben ein lebenslanger Schmerz!
„Gib, allerbarmender Gott,
„Mein Kind mir oder den Tod!“

Die Suchenden vertheilen ſich
Indeß nach allen Seiten hin,
Durchwühlt wird jede Tiefe,
Erſtiegen jede Höh'! —
Von Allem abgeſondert, ſchreitet
Ein Hund, an Kraft und Größ' ein Ungeheuer,
Furchtbar dem Anblick, doch ſanft wie ein Lamm.
Eiszapfen hängen an den langen Zotten,
Er wühlt und ſcharrt mit mächt'gen Pfoten,
Und ſchleudert die Eisklumpen weg,
Als wär's ein Spiel mit leichtem Ball;
Er ſenkt den gewaltigen Kopf hinab
In jeder gehöhlten Öffnung Schlund,
Und ſchaut mit klugem, ernſtem Blick
In's ſtarrende Grab,
Und ſenkt die bärtige Schnauze,
Späht wieder umher durch die eiſige Flur,
Und ſchnaubt und wittert und ſucht die Spur.
Plötzlich ſteht er bewegungslos;
Schaut unverwandt — O Mutter! es liegt
Vor ihm Dein Kind im Eiſesſchooß!
Und fühlt er noch Leben im kleinen Leib?
Er wimmert, freundlich wedelnd, leiſe,
Er geht umher im Kreiſe,
Er legt ſich nieder auf den Bauch,
Er öffnet die Schnauze, und heißer Hauch
Dringt qualmend heraus,
Und freudiger immer

Wird ſein Gewimmer,
Und er bückt ſich und ſtreckt
Die Zunge heraus,
Und ſchmeichelt und beleckt
Des Kindleins kalte Backen,
Den ſtarren Nacken,
Die Füßchen, die Hände
Raſtlos behende.
Das Kind erwacht,
Umfaßt im Dunkel der Nacht
Des Retters Hals mit beiden Armen,
Und fühlt ſich erwarmen,
Und ſchwingt ſich empor und läßt,
Als läg' es ſchon im Mutterſchooß,
Den Freund nicht los,
Und umſchlingt ihn feſt.
Stolz mit ſeiner zarten Laſt
Schreitet mit ſorgſamer Haſt
Das menſchenfreundliche Thier
Nach der gewohnten Weiſe
Dahin auf Schnee und Eiſe.
Vertraulich an den Hals ſich ſchmiegend,
Das Köpfchen auf des Hundes Kopfe liegend,
Die Füßchen hängend an ſeinen beiden Seiten,
Ruht auf der nächtlichen Reiſe
Das Kind mit ſchlafverhüllten Blicken
Auf ſeines Retters breitem Rücken.

Das Pförtlein wird geöffnet,
Eintritt der Hund in's kleine Gemach,
In dem, das Haupt zur Erde gebückt,
Die Mutter auf den Knien liegt,
In ihren Kummer ſo verſenkt,
Daß ſie nicht hört der Gäſte Kommen.
Beweinend das verlorne Kind,
Deckt ſie das Antlitz mit den beiden Händen,
Und fleht, Gott wolle auch ihr Leben enden!
Von des Hundes Rücken wird indeſſen
Der kleine Schläfer ſanft herabgenommen:
Doch, kaum berührt, erwacht er, eh' man's denkt,
Erblickt die Betende, läuft hin und ſchreit,
Und ruft den Mutternamen hocherfreut.
Dem Ruf des Kindes wendet das Geſicht
Die Staunende zu, wie ſich wendet die Blume zum Licht, —
Faßt ſtumm, mit lautſprechenden Blicken,
Die dankend zum Himmel ſich heben,
Das Kind, und ſtürbe vor Entzücken,
Erhielt ihr jetzt die Mutterliebe nicht
Die Kraft, zu leben!

Tiefgerührt, die Augen thränenſchwer,
Steh'n die Ordensbrüder rings umher.
Wedelnd und mit hochgehobnem Ohr
Blickt freundlich zur Gruppe der Hund empor.

# Der Tiſch *).

Geendet hat die Nacht, —
Doch kein Tag erwacht.
Schreckenbleich, wie an ſich ſelbſt verzweifelnd, bricht
Aus dem Wolkengrau ein ſchauerliches Licht,
Und fernher ächzt ein dumpfes Sauſen,
Als dräng' empor der Hölle Brauſen.
Schon raſ't der Sturm einher,
Durchheult das Meer
Bis auf den Grund,
Und wühlt das Fluthgewimmel
Herauf vom tiefſten Schlund.
Wirbel kämpft mit Wirbel, Fluth mit Fluth
Im Wechſel ſtäter Siegeswuth.
Allgemeines Schlachtgetümmel
Tobt durch Erd' und Himmel!
Die Oſtſee weicht; bang kommt das Meer,
Ein flücht'ges Heer
Zurückgeworf'ner Wogen,
Zum Neva-Strom gezogen.
Entſetzt ob ſolcher Störung der Natur,
Verläßt der Strom ſein altes Bette,
Zerreißt die Uferkette,
Eilt, flieht, Schutz ſuchend auf der Flur,

---

*) Den Stoff hat ein wirkliches Ereigniß bei dem Austrete
der Neva zu St. Petersburg im Jahre 1821 geliefert.

Und bricht ſich Bahn zu einem neuen Strand
Auf dem verſagten feſten Land.
Sieh, wie er drängt und ſchäumend wallt,
Und ſchon ſich, toſend ringsumher,
Mit Allgewalt
Ergoſſen hat! —
Der Czaren große Stadt,
Noch prangt ſie ſtolz in ihrem Glück —
Im nächſten Augenblick
Ein weites Meer!
Durch alle Straßen tobt die Wuth
Aus ihrem Reich vertriebner Fluth.
Des Kriegsſchiffs rieſiger Pallaſt,
Von Sturmes Hand
Mit Grimm erfaßt,
Flieht bang an's bange Land,
Und rettet zwiſchen Häuſerreih'n
Mit irrer Haſt
Sich ſcheu hinein,
Ein unheimlich fremder Gaſt.
Schauderhaft wälzt, vom Gedränge
Der reißenden Wogen
Fortgezogen,
Sich Thier- und Menſchenmenge.
Lebende, nach Hilfe ſchreiend,
Erſchöpfte, deren Wehruf ſchon verklungen,
Stumm dem Tod ſich weihend,
Leichen, die ſchon ausgerungen!

Die Brücke kracht, ſie ſtürzt hinab
In's ſchäumende Grab,
Mit ihr das Menſchengedränge,
Der Wagen Menge.
Ein tauſendfacher Schrei, —
Dann iſt's vorbei!
Siegreich zieh'n
Die Wogen über ihre Beute hin,
Dringen weiter, Stoß auf Stoß,
Und machen ſich Bahn;
Sie füllen der Häuſer Erdgeſchoß,
Gewölbe und Gemächer,
Und ſchwellen bis an ſturmumheulte Dächer
Mit immer ſtärkerem Phalanx an.
Schon ſteigt mit jedem Augenblick die Noth;
Unausweichlich braust der Tod,
Und würgt mit grimmigem Haſſe
Auf off'ner Straße,
Würgt in der Wohnung ſtillem Aufenthalt
Mit Meuchelmordes tückiſcher Gewalt.
Es wird das Haus zur Moderkluft,
Das Zimmer zur Familiengruft.

*

Alldurchdringend floß
Des Waſſers Fülle
Auch in ein Häuschen, klein und ſtille,
In deſſen unterem Geſchoß
Ein Garde wohnt, deß' wack'res Weib,
Mit friſchem Geiſt und kräftigem Leib,

Arbeitſam und doch liebemild,
In fünf vergnügten Jahren,
Seit ſie verbunden waren,
Ihm bracht' ihr eig'nes und ſein Ebenbild,
Ein Knäblein und ein Mägdelein,
Friſch wie des Morgens Purpurſchein.
Den Vater rief der ſtrenge Dienſt,
Die Mutter der Arbeit karger Gewinnſt.
So trennten ſie ſich von den Kleinen,
Wie's die Nothwendigkeit gebot,
Voll Sehnſucht, bei dem Abendbrot
Sich fröhlich wieder zu vereinen.
Die Mutter ſpricht: „Bis ich wieder komm',
„Seid, liebe Kinder, ruhig und fromm!
„Ich laſſe euch in Gottes Huth;
„Er iſt den guten Kindern gut.“ —
Sie gibt den Schmeichelnden den Segen,
Und zu dem Segen Milch und Brot,
So viel geſunden Mägen noth.
Kaum iſt ſie fort, als, wie mit Donnerſchlägen,
Der Seeſturm ſich der Stadt
Verheerend naht.
Schon füllt das Waſſer wie ein Bach
Der Kinder abgeſchloſſenes Gemach.
Mit Jubel wird der Schwall begrüßt;
Die Kindlein bücken ſich behende,
Und ſchöpfen, laſſen durch die Hände
In des Zimmers plätſchernde Weiten

Das Waſſer jubelnd niedergleiten.
Und wie es rauſchend ſich vermehrt
Da wird ergriffen Krug und Glas,
Gefüllt, geleert,
Geſprudelt, gegoſſen:
„Nur immer, nur immer hereingefloſſen!
„Die gute Mutter ſchickt uns das!“
Doch immer höher ſteigt die Fluth.
Schon muß das Pärchen feſt ſich halten
Vor den andringenden Gewalten.
Naß ſind die Kleider,
Und Froſt durchbebt den Leib;
Da ſpricht das Zürnen Beider:
„Waſſer, Waſſer, geh' hinaus
„Aus unſerm Haus!
„Und hörſt Du nicht auf zu rauſchen zu ſchlagen,
„So wollen wir Dich bei der Mutter verklagen.“ —
„Komm, Mutter!“ ruft Waſilko nun;
„Das böſe Ding, es will nicht ruh'n.
„Laß auf den hohen Stuhl uns ſteigen!
„Da kann es uns nichts weiter thun.“
Und Minka ſpricht: „Waſilko, komm!
„Die Mutter ſagte ja: Seid fromm!
„So ſetzen wir uns auf den Stuhl
„Hoch über'm Pfuhl,
„Und bleiben ſtill im Winkel dort,
„Bis Mütterlein kommt; mit ſtrengem Wort
„Treibt ſie das böſe Waſſer fort.“ —

Kaum ſitzen die Kindlein auf dem Stuhl,
Schwillt höher noch das Fluthgedränge
Der Waſſermenge.
Schon ſchwankt der Stuhl;
Die armen Kleinen
Bitten und weinen;
Und wie der Strom den Stuhl bewegt,
Und hebt, und bis zum nächſten Tiſch ihn trägt,
Da ſchwingen ſie mit Schmetterlingskraft
Sich auf den Tiſch,
Und die neue Szene ſchafft
Neuen Muth und neues Spiel.
Sie ruhen auf der Platte und ſchäckern viel.
Das Waſſer, immer mehr und mehr,
Trägt im Gemach den Tiſch,
Wie ſelbſt mitſpielend, leicht umher.
Waſilko ſpricht. „Ei, Minka, ſieh,
„Wie gut ſich's da liegt,
„Wie's ſchaukelt und wiegt!
„Sei munter und friſch!
„Nun ſpielen wir Waſſerfahrt.
„Unſer Schiff iſt der Tiſch;
„Ich bin Dein Steuermann
„Mit langem Bart,
„Und lenke den Kahn.
„O fürchte Dich nicht! Ich mach' es gut.“ —
Und immer höher ſchwillt die Fluth;
Der Tiſch auf immer ſteigender Bahn,

Hebt ſich zur Decke des Zimmers hinan.
Die Kinder ducken ſich, nieder und klein,
Und ſchlingen ſich in einander hinein,
Schließen endlich gar
Die Augen vor der Gefahr,
Und leiſer immer
Tönt ihr Gewimmer.

Von der hohen Burg herab
Schaut Alexander in das Wellengrab
Mit tiefem Schmerz,
Und öffnet den Schatz, und öffnet ſein Herz,
Und ruft: „Eilt! rettet! Das Volk iſt mein Kind,
„Und die Unglücklichen ſind
„Noch vor den andern Allen
„Meinem Schutze zugefallen.
„Ich bin ihr Vater in Qual und Noth,
„Und unſer Aller Vater iſt Gott!“
Verbraust hat nun des Sturmes Wuth;
Beſänftigt ſinkt die wilde Fluth,
Und zieht ſogleich
Zurück in ihr beſtimmtes Reich.
Schon eilen Alle von allen Seiten
Dem Unglück Hilfe zu bereiten,
Und wer am Leben geblieben,
Forſcht nach dem Leben ſeiner Lieben.
Der Diener ſucht den vermißten Herrn,
Der Freund den Freund,

Und manches Pärchen erkennt ſich von fern,
Und ſieht laut jubelnd ſich wieder vereint.
Die Mutter der ſchlummernden Kinder auch eilt
Mit gerungenen Händen herbei, und theilt
Laut ſchluchzend das drängende Menſchengetümmel,
Und ſchreitet durch's weichende Fluthengewimmel.
Schon hat ſie, bebend, bang und wild,
Der hoffnungsloſen Verzweiflung Bild,
Durchnäßt und angſterbleicht,
Das Haus erreicht.
Schon reißt ſie auf die Thür',
Und Thränen ſtrömen ihr,
Der Zitternden und Bangen,
Von den Wangen.
Sie eilt, voll Todesgrauen,
Hinein in's Gemach, — die Leichen zu ſchauen,
Und ſieht auf dem Tiſche — die Kinder liegen,
Die, Mund an Mund, und Bruſt an Bruſt,
In warmer, ſüß anhauchender Luſt
Sich ſchlummernd an einander ſchmiegen,
Der Tiſch die Wiege, von ihrem Schutzengel gebaut!
Ein Jubellaut,
Des Entzückens Luſt,
Entflieht der Mutter Bruſt;
Dankbetend ſinkt ſie am Tiſche dahin!
Vom Schrei geweckt, erwachen
Die lieblichen Schläfer, und lachen
Mit fröhlichem Sinn,

Und grüßen die Mutter wohlgeborgen,
Und wünſchen, um's Frühſtück bittend, ihr guten Morgen.

---

## Rhodope. *)

Gleich einer lieblichen Najade
Saß einſt die ſchöne Rhodope im Bade,
Sich wiegend in dem ſilberhellen
Schleier ſanftbewegter Wellen.
Die Holde, klar und rein
Wie über ihr der Himmelsſchein,
Keuſch brennend wie der Mond in Fluthen,
Scherzt träumend mit den Waſſergluthen.
Nah am Rand
Der Badeſtelle
Ruht ihr Gewand
Lilienhelle.
Die kecken Weſte müh'n ſich viel,
Mit munterm Spiel
Die leichte Beute
Zu entführen;

---

*) Eine der in Aegypten noch vorhandenen Pyramiden ſoll, wie Aelian und Strabo erzählen, Pharao Pſamitichus zum Andenken an die ſchöne Griechin Rhodope haben erbauen laſſen. Sie wird jetzt der Mädchenthurm genannt.

Doch was Zephyren
Nicht gelingt,
Das vollbringt
Ein Adler im Flug aus ätheriſcher Weite.
Er ſchießt geradezu
Herab, faßt einen Schuh,
Hält ihn, zum Schrecken aller Frauen
Feſt mit den Klauen,
Und ſchwingt, für jeden Angſtruf taub,
Sich triumphirend mit dem Raub
Schnell wie der Blitz
Empor zu ſeinem Wolkenſitz.
Die ſchöne Rhodope
Schreit Ach und Weh,
Und weint und lacht zugleich
Über den fatalen Streich.

*

In Memphis, der berühmten Stadt,
Saß, während dieſe Frevelthat
Verübt ward, mit dem hohen Rath
Der Pharao mit ernſtem Angeſichte
Im Freien zu Gerichte,
Wo manche ſchöne Höflings-Phraſis
Ihn nannt' des Völkerglückes Baſis,
Wenn er in zierlichen Sentenzen,
Die ihn der Oberprieſter lehrte,
Den Strahl der Weisheit ließ erglänzen,

Indeß die lange Weile ihn verzehrte.
Schon zeigte ſich — ſo meldet die Geſchichte —
Auf manchem richterlichen Angeſichte
Die Spur vom nahen Schlaf,
Als ſich's zum Glücke traf,
Daß über des erſtaunten Pharao's Haupte
Der Frevler, der vor einer Stunde
Den Schuh des ſchönen Mädchens raubte,
Sich zeigte und in weiter Runde
Den Thron umſchwebend, aus den Krallen
Des ſchönſten Füßchens ſchönes Kleid,
Das ſchon erregt ſo manchen Neid,
Dem Pharao in den Schooß ließ fallen.
Der Stoff war intereſſant und neu
Und unterbrach das Einerlei.
Des Volkes Jubelſchall
Pries glückverkündend dieſen Fall.
Der Pharao, jetzt hocherfreut,
Vergißt den hohen Rath, vergißt die ganze Welt,
Und wiegt und dreht, beſchaut und hält
Den Schuh, bis endlich er das Schweigen bricht
Und alſo zur Verſammlung ſpricht:
„Ihr Vielgetreuen!
„Uns zu erfreuen
„Fliegt in die Wette mit dem Winde
„Nach jenem holden Kinde,
„Das mir vom zarten Fuß
„Geſendet dieſen Liebesgruß.

„Er, dem's der Himmel läßt gelingen,
„Mir dieſes Ideal zu bringen,
„Erhält von mir als Ehrenſold
„Ein Füßchen von gedieg'nem Gold!“ —

*

Nun flog ganz Aegypten,
Die Luſtigen und die Betrübten,
Die Weiſen ſo wie die Verliebten.
Tag und Nacht
Ward auf den Füßen zugebracht,
Und Niemand weder aß noch ſchlief,
Und Alles lief
Mit allen Füßen nach dem Fuß,
Dem jener Schuh gehören muß,
Bis endlich Einer die Schöne erreicht
Und ihr in die Ohren keucht:
„Glücklich iſt Dein Schuh;
„Noch glücklicher, Schönſte, biſt Du!“
Das Mädchen hüpft und ſpringt vor Freude
Und drückt den zweiten Schuh an's Herz
Und nennet ihn, in Ernſt und Scherz,
Ihr köſtlichſtes Geſchmeide.
Bald ſteht ſie vor dem Pharao
Und reicht ihm glücklich und froh
Schuh und Hand.
Vielleicht entſtand

Nach manchem Jahr
Hieraus der Handſchuh gar.

*

Hier ſeufzt der Kritikus: „Da ſeht!
„So ward manch nichtiges Produkt oft ſchon
„Erhoben bis zu Jovis Thron!“ —
Hier ſeufzt der Philoſoph: „Da ſeht!
„Ein Fuß wirkt mehr noch als der beſte Kopf
„Mit oder ohne Zopf!“ —
Hier ſeufzt wohl mancher Damenſchuſter:
„O hätt' ich von dem Schuh ein Muſter!“ —
Hier denkt ſich manche ſchöne Frau: „Ei ſeht!
„Kann ich kein Männchen mit dem Schuh vexiren,
„Soll ihn doch mein Pantoffel dirigiren!“ —

## Der Handſchuh.

Die Männer, ſtets zum Kampf bereit,
Sie trugen ſchon in alter Zeit,
So viel man weiß, bei jedem Streit
Handſchuh', um beſſer drein zu ſchlagen
Und deſto weniger zu wagen.
Erſt ſpäter waren Handſchuh' zu erſchauen
Im Friedensreich der holden Frauen.
Und dennoch gab's wie die Geſchicht' erzählt,

Als noch auf dieſer ſchönen Welt
Kein Frauen-Handſchuh üblich war,
Schon allerliebſte Frauen-Hände,
Beinah' ſo ſchön wie heut zu Tage.
Drum iſt's auch eine alte Klage,
Daß manche ſchöne Frauenhand
Die Glut, vom Aug' zuerſt entzündet,
Anfacht zu flammenhellem Brand,
Daher denn auch
Der alte Brauch,
Daß jeder Mann
Wenn er heirathen will und kann,
Vom Weib erbittet Herz und Hand,
Zu jener Zeit,
Als weit und breit
Im deutſchen Land
Kein Frauen-Handſchuh war bekannt,
Da lebte Fräulein Kunigund
Mit Roſenwang' und Purpurmund
Und ach — mit welcher Hand!
Was ſoll ich dieſer weißen, weichen,
Von Allem, was da iſt, vergleichen?
Den neugefall'nen Schnee?
Nein! Er zerfließt;
Dann thut ſein trüber Anblick weh.
Auch war das Gleichniß ja
Zu oft ſchon da.
Den Marmor oder Alabaſter?

Das that ſchon mancher Poetaſter.
Die hochbelobten Lilien?
Die ſind ja überall zu ſehen,
In jedem Blumenflor-Revier,
Auf jedem Blatt Papier.
So will ich denn, — es ſei!
Die weißen, weichen,
Mit — nichts vergleichen;
Das iſt neu
Und richtig auch, denn Gundchens Hand
Ward unvergleichlich ſchön genannt.
Der Schnee von dieſer wunderſchönen Hand,
Er ſetzte jedes Männerherz in Brand.
Die vielen Nebenbuhler, tapf're Ritter
Befehdeten ſich ohne Maß und Ende.
Was gabs da Kämpfe, Wunden, Lanzenſplitter!
Und Alles ſo umſonſt! Die ſchönen Hände,
Sie waren lilienweich und marmorweiß,
Doch ach, das Herz —
Zum größten Schmerz
Der Ritter mit und ohne Bart —
War marmorhart!
Nur Einem von den Rittern allen,
Die werben, ſeufzen, ſiegen, fallen
Mit Ach und Weh,
Nur dieſem Einen war bekannt,
Dem Marmor gleiche zwar die Hand,
Allein das Herz ſei weich wie Schnee.

Nun aber wollte grad' von ihnen Allen
Der Einzige dem Vater nicht gefallen.
Der Alte, der das Mädchenherz
Ein Unding ſchalt von Schmerz und Scherz,
Erklärt dem Gundchen kurz heraus:
„He! mit dem Arthur wird nichts d'raus!
„Heirathen aber mußt Du; es iſt Zeit!
„Mit ſechzehn Jahren heißt's: Gefreit!
„Drum ſuch' Dir einen Andern aus!
„Es ſind ja g'nug, die Tod und Leben
„Und Gold und Gut für Dich hingeben.
„Wenn aber deſſen ungeachtet
„Mein Töchterlein das Männerheer verachtet
„Und Keinen finden kann,
„Der ſie beglückt,
„Such' ich Dir ſelber einen Mann,
„Der ſich wohl für Dich ſchickt.“
Ach! nun war guter Rath wohl theuer.
Brennt Lieb' einmal in hellem Feuer,
Dann wehet jedes Hinderniß
In ihre Flammen ganz gewiß
Gleich einem heft'gen Wind hinein. —
Arthur, ganz desparat,
Beſtürmt den Himmel früh und ſpat
Mit ſeiner Klage,
Und Gundchen ſinnt bei Nacht und Tage
Wie ſie die unglückſelig ſchöne Hand
Bewahre vor verhaßtem Eheband.

Endlich, endlich iſt
Erſonnen eine Liſt,
Worauf ſie ihre Hoffnung gründet,
Wodurch ſie Troſt im Voraus findet.
Sie will dadurch ſich nicht nur ganz und gar
Von der zahlloſen Freier Schaar
Befreien, ſondern auch zugleich,
Gefahren vorzubeugen,
Sich überzeugen,
Ob Arthur's Liebe wahr und treu
Und felſenfeſt und redlich ſei.
    Einſt, als der junge Tag
Noch in der ſchönen Purpurhülle
Der Morgenröthe ſchlummernd lag
Und keines Vogels Laut die Stille
Der Morgenfeier unterbrach,
Geht auf des Fräuleins Schlafgemach,
Und eine ſchlanke Zofe eilt
Mit hochgerungenen Händen,
Und ſchluchzt und weint und heult:
„Wie ſoll das enden!“ —
Ihr ſtürzt die zweite Zofe nach,
Und ſchluchzt und ächzt: „Du armes Kind!
O Schönheit, wie vergehſt Du ſo geſchwind!“
Und eine Dritte hintendrein
Will die zwei Andern überſchrei'n,
Und ruft: „Ach! nun iſt's aus
„Mit Tanz und Hochzeitſchmaus!

„Gott Amor ſei mir gnädig,
„Das Fräulein bleibt uns ledig!"
So eilen denn die drei
Bald mit lautem Wehgeſchrei,
Bald mit leiſerem Gewimmer,
Durch alle Zimmer.
Im Schloß wird Alles wach;
Der Burgherr poltert aus dem Schlafgemach:
„Potz Element! Was iſt geſcheh'n?
„Man kann vor Weibsgeheul kein Wort verſteh'n!"
Er donnert's, und die drei
Beginnen nun auf's neu
Das vor'ge Wehgeſchrei.
Der Burgherr ruft: „O Gott!
„Iſt Gundchen etwa todt?" —
„„Ach — mehr als das!""
„Noch mehr? O was?"
Nun reden die drei; doch immerfort
Nimmt Eine der Andern vom Munde das Wort:
„Noch geſtern Nachts, zur zehnten Stunde,
„Ging unſer Fräulein Kunigunde,
„Schön, wie ſie immer war, zu Bette
„Die Roſen noch auf Wang' und Munde,
„Die ſchönen Hände zart und weich,
„Dem Sammet gleich,
„Und weiß mit Lilien um die Wette.
„Doch was vermag nicht eine Nacht!
„Ach, wär' ſie lieber todt erwacht,

„Als ſo ein Unglück, mehr wie Tod,
„Zu ſeh'n beim erſten Morgenroth!
„Ach, denkt Euch, gnäd'ger Herr! Der Mund“ —
„„Stach etwa ein Inſekt ihn wund?““
„Ach nein! Die Wangen“ —
„„Kniff ein Kobold? Nicht?““
„Sie glühen noch im Roſenlicht.“ —
„„Nu, was denn ſonſt? Macht doch ein Ende!““ —
„Ach, gnäd'ger Herr, ach — ach — die Hände!“
„„Hu! Doch nicht etwa abgehauen?““
„Das nicht, doch gräßlich anzuſchauen!
„Sie, die, ſo weiß und weich,
„Den Lilien gleich,
„Die Männer all', die ſie erblickten,
„Mit Liebeswahn umſtrickten,
„Sie ſind nun — hart — und rauh — und braun —
„Entſetzlich anzuſchaun!
„Wir hörten Nachts den Hofhund heulen,
„Sah'n auf den Kirchthurm große Eulen,
„Drauf huſchten gar vor unſerm Fenſter
„Wehklagende Geſpenſter.
„Das Fräulein — ach, mir ſchaudert es zu denken, —
„Sie wollte nie den Geiſtern Glauben ſchenken,
„Vermaß noch geſtern Abends ſich,
„Sie gar zu läugnen freventlich,
„Zerriß mit eigner Hand ein Bildniß
„Vom Hexentanz in einer Wildniß.
„Nun hat ſich offenbar

„Gerächt an ihr die Geiſterſchaar,
„Und ach! Mit ſchwarzen Krallen
„Entſtellt die ſchönſte Hand,
„Die man im ganzen Lande fand,
„Ach, nun die häßlichſte von allen!“ —
Die Zofe ſchweigt, und alle drei vereinen
Sich neuerdings zum Weinen.
Der Ritter, der vor Kampf und Tod nicht bebt,
Doch ſtets in Furcht vor Geiſtern lebt,
Geräth in Wuth
Und ſpricht: „Der Übermuth
„Ob ihrer ſchönen Hand
„Hat ihr dies Urtheil zugewandt:
„Mag ſich nun ſelbſt um einen Mann bewerben,
„Wo nicht, als alte Jungfer ſterben!“
Die Zofen eilen mit der Kunde
Zum Fräulein Kunigunde,
Die ſie — wie Schweſtern zärtlich küßt.
Indeß ergießt
Der Ruf vom böſen Spuck ſich bald umher,
Und man bedauert ſehr
Die Ärmſte, und man ſtrömt ohn' Ende
Herbei aus allen Gauen,
Die rauhen, harten, braunen Hände
Neugierig anzuſchauen.
Das gute Gundchen ungeachtet
Vor Gram und Wehmuth ſie verſchmachtet,
Verſagt's doch Keinem in dem ganzen Land

Zu ſchauen die entſtellte Hand.
Die Ritter, ihre alten Freier,
Einſt für die ſchöne Hand voll Feuer,
Beklagen nun das Unglück ohne gleichen,
Und zieh'n von dannen ohn' ein Zeichen
Vom Wunſch nach einer Hochzeitfeier,
Und der Unhöflichſte von Allen
Läßt gar die kecken Worte fallen
„Dies eine Hand? O nein!
„Ein Schuh — mag ſein!" —
Als endlich die Schaar
Der Freier verſchwunden war,
Und ſtatt des frühern Saus und Braus
Nun tiefe Stille herrſcht im Haus,
Geſchah's, daß in der Abendſtunde
Herr Arthur nochmal vor den Vater trat
Und nun den Alten innig bat:
„Gebt mir zur Gattin Kunigunde!"
Der Alte ſprach: „Sie ſelber wähle
„Den Mann, der ſich mit ihr vermähle!" —
Er ließ ſogleich die Tochter kommen.
Sie naht ſich ſcheu und bang, und zeigt beklommen,
Dem Ritter die entſtellten Hände.
Der aber ſpricht: „Ach, eine Hand,
„Wenn ſie ein ſolches Herz vergibt,
„Iſt immer ſchön für den, der wahrhaft liebt!"
Das Fräulein ſpricht:
„Soll ich an wahre Liebe glauben,

„So müßt Ihr eine Probe mir erlauben.“ —
Und Arthur: „Mögt die härteſte erſinnen,
„So werd' ich Euch am ſicherſten gewinnen!“ —
Der Vater läßt nun auf den dritten Tag
Verkündigen Turnir und Luſtgelag.
Die Nachbarn, Freunde von Kampf und Schmaus,
Erfüllen das Haus.
Als nun geendet das Kämpfen
Mit Speer und Schwert,
Zu Fuß und zu Pferd,
Und ſich beim frohen Feſte
Erfreu'n die zechenden Gäſte,
Hebt ſich das Fräulein im jubelnden Chor,
Vom Ehrenſitz empor,
Und reicht die häßliche Hand
Dem Arthur, als Sieger erkannt,
Und ſpricht: „Ihm ſei mit dieſer Hand
„Mein Herz vermählt,
„Das er allein gewählt!“ —
Und Arthur beugt vor ihr die Knie,
Ergreift die Hand und küſſet ſie;
Doch — wie erſtaunt das Tafelchor!
Das Fräulein beugt zu ihm ſich nieder,
Und ſieh! Die häßliche Hand war plötzlich wieder
Schön wie zuvor, da Kunigunde gewandt
Schnell eine feine künſtliche Hülle
Abzieht von jeder maskirten Hand,
Dann, liebevoll und tiefbewegt,

Der Rechten lilienweiche Fülle
In Arthurs Rechte legt.
Die Ritter verſtummten nun Alle vor Schmerz,
Daß ihnen die Hand mehr galt als das Herz:
Der Handſchuh aber blieb ſeitdem den Damen,
Die ihn zum Angedenken nahmen,
Um vor Gefahren
Händ' und Herzen zu bewahren.

# Inhalt.

Seite
Der Narr und die Närriſchen . . . . . . . 3
Die Flußgötter . . . . . . . . . 109
Die Freundinnen ſeiner Frau . . . . . . . 137
Die Menſchenkenner . . . . . . . . 163
Die ſieben Herzen der Condeer . . . . . . 177
Der Hochzeitſtrauß . . . . . . . . . 189
Mutterliebe . . . . . . . . . . 239

Poetiſche Erzählungen:

Die blutrothe Blume . . . . . . . . 271
Ceyx und Halzyone . . . . . . . . 283
Der Hund des Hoſpitiums . . . . . . . 291
Der Tiſch . . . . . . . . . . 304
Rhodope . . . . . . . . . . 312
Der Handſchuh . . . . . . . . . 316

Gedruckt bei C. Ueberreuter.

# Ch. Kuffner's

# erzählende Schriften,

dramatiſche und lyriſche Dichtungen.

## Ausgabe letzter Hand.

Vierter Band.

Wien, 1843.
Verlag von Ignaz Klang, Buchhändler.

BIBLIOT
REGI
MON

# Lorenzo von Medici.

Hiſtoriſches Drama in fünf Akten.

## Perſonen:

**Lorenzo von Medici,** Haupt der Signoria.
**Giuliano von Medici,** deſſen Bruder.
**Cäſare Petrucci,** Gonfaloniere von Florenz.
**Meßer Giacomo von Pazzi.**
**Franzesco,** ſein Sohn.
**Bernardo Bandini,** ein Verwandter desſelben.
**Meßer Renato Caffareli.**
**Simonetta,** deſſen Tochter.
**Ferrandina.**
**Carlo Nori,** Giuliano's Freund.
**Monteſecco,**
**Maffei,**
**Poggio,**
**Bagnone,**
**Steſano,**
**Volterra,**
Freunde und Anhänger des Giacomo de Pazzi.
**Salveſtro,** Caffareli's Diener.

**Prätoren der Signoria. Magiſtratsperſonen. Der Podeſta. Bannerherren der Kriegsſcharen. Condottiere. Bogenſchützen und Lanzenknechte. Sbirren. Bürger. Volk.**

Der Schauplatz: Florenz und eine Gegend bei den Ruinen von Fieſole.

Zeit der Handlung: das Jahr 1478.

# Erſter Akt.

Ein Platz. Im Hintergrunde ein Theil des medizeiſchen Palaſtes. Ein Turnier iſt ſo eben geendigt. Einzelne Scharen von Zuſchauern und Rittern mit Gefolge, feſtlich geſchmückt, Fahnen und Muſikbanden voran, kommen aus dem Palaſt und ziehen im Hintergrunde vorüber. Caffareli zeigt ſich, ſcheu und düſter, in ſeinen Mantel tief eingehüllt. Ihm folgt Salveſtro. Beide bleiben im Vordergrunde ſeitwärts.

## Erſte Szene.

**Caffareli. Salveſtro.**

**Caffareli.**

Florenz, du blühende, du herrliche,
Geliebte, holde Vaterſtadt!
Nimm den Verbannten wieder auf,
Der nun zehn Jahre ſchmachtend, fern von dir,
In dir, einſt Wiege, heut ſein Grab begrüßt!
Ein Sturm riß mich von deinem Wipfel los;
Ein dürrer Zweig am fruchtbelad'nen Baum
Erſchein' ich nun. — Wie fremd mir Alles däucht!
Salveſtro! bin ich in Florenz? Kaum glaub' ich's?
Zög' nicht das Vaterherz mich zu der Tochter,

Ich müßte wieder fort, ſchnell fort von hier.
Und doch — wie viel ich auch gelitten und verloren —
O Simonetta, Dich erhielt der Himmel mir!
(Er beugt ein Knie, erhebt ſich aber gleich wieder.)
Salveſtro! Danken wollt' ich jetzt
Dem Himmel für mein Kind, doch — mein Gebet —
Ich fühl's, es würde ſich in Fluch verwandeln,
Denn, ach — blick hin! Dies, dies iſt der Palaſt
Der Medizeer, dies das Feenſchloß,
An dem des Glückes Wahnſinn ſich erſchöpft!

**Salveſtro.**

Ach, lieber Herr, laßt uns von hier wegeilen!
Des Baſilisken Anblick muß man flieh'n.

**Caffareli.**

Es bannt ein böſer Geiſt hieher mich feſt,
Ich kann nicht fort! Salveſtro! ſieh nur, ſieh,
In welcher ſtolzen Höhe der Palaſt
Der Medizeer vor uns prangt, mit Hohn
Auf mich hernieder blickt, als wollt' er ſagen:
„Verbannt hat Dich mein Herr, der mächtige Lorenzo,
„Zurück berufen Dich der gnädige Lorenzo!“
O Medizeer! O ihr Medizeer!
Ihr falſchen Günſtlinge des falſchen Glücks!
Jauchzt nicht in Sicherheit! Auch Euern Fall
Bereitet ſchon des Schickſals böſer Dämon;
Der Glückliche kann nimmer ſchuldlos bleiben,
Das Glück ſelbſt iſt des Glückes größte Schuld!

**Salveſtro.**

Laßt uns nicht unter ſolchen böſen Zeichen
Den heil'gen Boden von Florenz betreten!
In dieſem langerſehnten Augenblick
Muß Feindſchaft, Schmerz und Schmach vergeſſen ſein.
So ruf' ich denn zum heitern Himmel auf:
Du warſt ſo lange ehern über uns, —
Nun ſpiegle Dich in unſern Freudenthränen!
Vergebung unſern Feinden!
Mit dieſem Gruß zieh'n wir in Florenz ein! —

**Caffareli.**

Mag über mich der Himmel niederſtürzen,
Doch werd' ich nimmer dem verhaßten Haus
Der Medizeer, nimmer dem Lorenzo
Verzeih'n, der mich vertrieb, — — — —

**Salveſtro.**

Und Euch zurückrief!
Mich dünket, böſe ſein und Böſes thun,
Es iſt nicht Einerlei. War nicht Lorenzo
Vielleicht gezwungen —

(Trompeten und Pauken ſchallen aus dem Palaſt.)

**Caffareli.**

Was ſoll der feſtlich hehre Freudenſchall?

(Salveſtro geht nach dem Palaſte, aus dem abermals einzelne Züge mit Muſik herauskommen, die ſich im Hintergrunde verlieren.)

**Caffareli** (für ſich).

Verſucht der liſtige Lorenzo wieder,
Ausgießend ſeiner Schätze gold'nes Füllhorn,

Die Florentiner zu betäuben und
Im Taumel ihre Herzen neu zu feſſeln?

**Salveſtro** (zu einem der Turniergäſte).

So? Ein Turnier gab euch Lorenzo heut?
Warum?

**Turniergaſt.**

Wir feiern heut den Tag im Jahr, da er
Nach ſeines Vaters Tode an die Spitze
Der Staatsverwaltung trat, zum erſtenmal
Den Vorſitz in der Signoria führte,
Und laut begrüßt ward als ihr Oberhaupt.
Und ſo iſt's recht; denn *herrlich* iſt Lorenzo
In Allem was er thut, und wird deshalb
Der *Herrliche* genannt von aller Welt! (Ab.)

**Caffareli.**

Der *Herrliche* genannt von aller Welt?
Bethörte! Kann denn Liſt und Heuchelei,
Ein Gaukelſpiel von Großmuth, und ein Blendwerk
Von Tugendſchein auch herrlich ſein? Dann weh euch!

**Ein Turniergaſt** (aus dem Palaſte kommend).

Lorenzo ſelbſt! Er folgt uns nach!

**Salveſtro** (zu Caffareli).

Zurück!

(Er zieht Caffareli ſeitwärts hinter einen Säulengang. Mehrere Turniergäſte kommen aus dem Palaſte; zuletzt Lorenzo.)

## Zweite Szene.

**Lorenzo von Medici. Die Vorigen.**

**Lorenzo.**

Ich dank euch, Florentiner, werthe Freunde!
O könnt' ich doch der Zeit auch ſo gebieten
Wie dieſem Feſt! Ich würde ein Jahrhundert
Von Luſt — für euch in einen Tag verſchmelzen,
Und wie Florenz iſt eine Welt im Kleinen,
Sollt ihr Florenz in meinem Hauſe finden!
Glaubt, Florentiner, Alles, was ich ſage, —
Ich bitt' euch herzlich — glaubt mir's auf mein Wort!
Denn klingt es auch beinah wie Schmeichelei,
Es iſt doch Wahrheit, die von jener nur
Das zarte Kleid, den holden Klang ſich borgt.
Um eure *Liebe* — ich geſteh' es frei, —
Um eure *Liebe* werb' ich, aber nie
Um eure *Gunſt*; denn Lieb' iſt ſüße Frucht,
Die man im Angeſicht des Himmels pflückt,
*Gunſt* aber gräbt die Klugheit aus der Tiefe
Sich künſtlich aus. Ich haſſe dunkles Treiben!
Florenz iſt meine Sonne; leiht ſie mir
Ihr Licht, ſo bin ich gerne euer Mond.
Denkt gut von mir, und ſo gehabt euch wohl!

**Mehrere.**

Lebt wohl!

**Andere.**

Nehmt unſern Dank!

**Caffareli** (halblaut).
Und meinen Fluch!

**Einer der Gäſte.**
Verflucht ſei, wer von Fluch hier ſpricht!
Wo iſt er? — Sucht! ergreift ihn!

**Lorenzo.**
Nicht doch! Ich bitt' Euch: laßt ihn! — Ach, der Arme,
Er iſt vielleicht ſchon durch ſich ſelbſt beſtraft!
Wer möchte nun das Düſtere aufſuchen,
Daß es, gleich einem aufgeſcheuchten böſen
Nachtvogel, in den hellen Freudentag
Unheil verkündend und feindſelig krächze?
Ich bitte: laßt ihn! — Seh' ich doch um mich
Hier ſo viel Freunde, daß den einen Feind
Ich ſelbſt bewachen will, als ſein Beſchützer.
So geht denn, mir zu Liebe, ſchnell von hinnen!
Dann ſcheiden wir vom Grund des Herzens froh.

**Alle.**
Lorenzo! Gut und Blut für Euch! lebt wohl! (Ab.)

**Lorenzo** (ihnen nachſehend).
Schon ſind ſie fern — und er iſt frei!
(Vortretend.)
Wer Du auch ſeiſt, Verborg'ner, der mir flucht,
Du biſt unglücklich, — ich verzeihe Dir!
Bedarfſt Du meines Schutzes, meiner Hilfe,
So weiß ich nicht, wer heute mir geflucht!
(Er geht in den Palaſt.)

**Caſſareli** (raſch hervortretend).
Bin ich ein böſer Geiſt? und iſt mein Haß
Verbrechen? — Gott erleuchte mich! — Schön wär's
Wenn nun in dieſem Augenblick,
Ich, der Dir fluchte, vor Dich träte, Dich
Zur Rede ſtellte — — — —

## Dritte Szene.

### Giacomo v. Pazzi. Caſſareli.

**Pazzi.**
Wie? dieſe Stimme? — Ja — Freund Caſſareli!
**Caſſareli.**
Ihr ſeid? — — ja, dieſes Antlitz! Doch — zehn Jahre —
**Pazzi.**
Vergeſſen iſt der Name — nicht der Freund!
**Caſſareli.**
O Pazzi! Pazzi!
(Sie umarmen ſich.)
**Pazzi.**
Armer Caſſareli!
**Caſſareli.**
Vor Allen ſprecht; wie ſteht's hier in Florenz?
Verdank' ich dem Lorenzo . . .
**Pazzi.**
Ihm?
Vernehmt in Kürze! Ich und Eure Freunde,

Wir alle drangen mit vereinter Kraft
Auf Eure Wiederkehr. Lorenzo konnte
Nicht länger ſie verweigern. Wer verſteht
Wie Er, das ernſte Muß in's ſchöne Kleid
Freundlichen Wollens lieblich einzuhüllen? —
Genug! Wie's jetzo iſt, ſo darf's nicht bleiben;
Was ſteht, muß fallen; ſteigen muß, was liegt!

**Caſſareli.**

Kommt Ihr in ſolcher Stimmung vom Turnier,
Das Euch Lorenzo gab — der Herrliche?

**Pazzi.**

Ihn nenne herrlich, wer den Herrn bedarf.
Nicht wohnt' ich bei — dem glänzenden Turnier
Und manchen Edlen nenn' ich Euch, der fehlte;
Nur leider war des Vaters Wort zu ſchwach,
Zurück zu halten meinen Sohn Franceſco!
Der Eitle fröhnt der Medizeer Stolz,
Und ſieht ſich gern in ihrem gold'nen Kreiſe.

**Caſſareli.**

So war's denn nicht mein Mißmuth, der mir Alles
So düſter zeigt? Ich bin gekränkt, bin heftig;
Doch auch der kalt — beſonnen kluge Pazzi —
Auch er denkt ſo, wie mein Gefühl mich treibt?
Nun darf ich nicht mehr zweifeln an mir ſelbſt;
Und kenn' ich einmal meines Haſſes Recht,
Dann reißt ihn keine Macht aus meiner Bruſt!

**Pazzi.**

Und ſeht! da kommt mein Sohn mit Giuliano
Aus dem Palaſt; wie zärtlich! Arm in Arm!
Nun fort, daß man uns nicht zuſammen trifft!
Geht hier, ich da! Bald ſeh' ich Euch daheim.
(Beide ab, zu verſchiedenen Seiten.)

---

## Vierte Szene.

**Giuliano v. Medici. Francesco v. Pazzi.**

**Francesco.**

Dein Bruder iſt ein Gott!

**Giuliano.**

Schön war das Feſt;
Am ſchönſten aber muß es dem erſcheinen,
Der von der zarten Hand der Schönheit ſelbſt
Den Siegespreis erhielt, den gold'nen Helm.

**Francesco.**

Und Simonetta — ja, der Schönheit Göttin ſelbſt,
Sie reichte mir den gold'nen Siegespreis,
Allein nur Dir, nur Dir verdank' ich ihn.
So blieb mir wohl der Sieg, Dir aber, Freund,
Der Ruhm, den Sieg, der Dein war, mir zu laſſen:

**Giuliano.**

Ich handelte, wie Freundſchaft es erheiſcht.

**Francesco.**

Du und Dein Bruder, ihr gießt über mich

Das Füllhorn eurer Macht und Freundſchaft aus;
Ein Strom von Luſt und Ehre trägt mich hin.
O nie, nie werd' ich dieſen Tag vergeſſen!

**Giuliano.**

Fürwahr! auch ich — und lebt' ich ein Jahrhundert,
Nie werd' ich einen gleichen Tag erleben,
Wo Freundſchaft, Glanz und Schönheit ſo vereint
Mir einen Himmelskranz von Freuden flochten!

**Francesco.**

Nie ſah ich ſolche Pracht; und doch ward ſie
Verdunkelt durch der Holden Zauberreiz.

**Giuliano.**

Der Waffen Glanz, der Rüſtung Schmuck,
Der Anmuth Blumenflor von ganz Florenz —
Sie ſchwanden vor der Lieblichen dahin!
Ja, glücklich preiſe ich, Francesco, Dich,
Dem Kraft blieb und Beſonnenheit zu ſiegen.
Ganz anders fiel mein Loos; mir raubt' ihr Anblick,
Was er Dir gab. In ihren Blicken lag
Ein Zauber, der mich feſſelte, mich lähmte;
Und doch vermocht' ich nimmer abzuwenden
Mein Auge von der Wunderherrlichen.

**Francesco.**

Ich könnte tauſendmal noch vor ihr ſiegen.

**Giuliano.**

Du jauchzeſt? Glücklicher! — Ach, mich umwölkt
Wehmüth'ges Sehnen! Tiefe Trauer ſenkt
Vor meinen Glückſtern einen ſchwarzen Flor.

Nie fühlt' ich ärmer mich, nie ſo ein Nichts
Als nun. Ich will aufſtreben, wagen, glänzen, —
Und dennoch ſcheint all' meine Kraft entfloh'n.

**Francesco.**

Verſteh' ich recht? ſo traf ein Augenblick
Mit gleichen Blitzes zündender Gewalt?
O böſes Schickſal, das mit Lieb und Freundſchaft
Ein wildverworr'nes Spiel beginnen will.

**Giuliano.**

Nicht weiter! jetzt nur nicht!

**Francesco.**

Bleib'! höre mich!

**Giuliano.**

Jetzt nicht! (Er umarmt ihn und eilt weg.)

**Francesco.**

Auch ihn ergriff die Glut? — Wie ſoll das enden?
Ich weiche nicht, bei Gott, ich weiche nicht!

## Fünfte Szene.

**Francesco. Bandini** (welcher während der letztern Rede gekommen iſt).

**Bandini.**

So recht! das nenn' ich einen Vorſatz, würdig
Des Jünglings aus dem edlen Hauſe,
Das ſeine letzte Hoffnung auf ihn ſetzt!

**Francesco.**

Sie gab den Preis, — Sie ſei nun ſelbſt der Preis!

**Bandini.**

Ihr weicht dem Medizeer wahrlich nicht
An Adel des Geſchlechtes, nicht an Geiſt
Und Wohlgeſtalt, — weßhalb denn in der Liebe?
Ja, glaubt mir: Auch die Liebe Euers Vaters
Wird dieſe Liebe wieder Euch gewinnen.
Ihr wißt, er iſt des Caffareli Freund,
Und dieſer iſt ſo eben, Euch zum Glück,
Zurückgekehrt aus der Verbannung, und —
Schließt liebend, die Ihr liebt, an's Vaterherz.

**Francesco.**

Wie? Caffareli in Florenz? — Weh mir!
Lorenzo's Edelmuth rief ihn zurück.

**Bandini.**

Das glaubt er nicht, und wollt' er's glauben.
Es läßt ſich machen, daß er's doch nicht glaubt.

**Francesco.**

Er wird, er muß es glauben. Könnt Ihr Licht
In Nacht verwandeln?

**Bandini.**

Ja, — das können wir;
Gott ſchuf aus Nacht das Licht, — wir thun's verkehrt.

**Francesco.**

Verirrt Euch nicht in ſelbſtgeſchaff'ner Nacht!
Gebeugt iſt Caffareli's greiſer Geiſt.

Bald wird er ſich Lorenzo's Wünſchen fügen,
Und dieſer liebt den Bruder wie ſich ſelbſt.

**Bandini.**

Im ſechzigjähr'gen Herzen iſt der Haß
Zu tief gewurzelt, um ihn auszurotten;
Aus Aetna's Feuerſtrom wird feſte Lava.
Auf jeden Fall laß uns zu Caffareli
Sogleich hineilen! Pflicht und Klugheit fordern's.

**Franceſco.**

Bis nun war all mein Leben nur ein Spiel;
Jetzt gilt's mein erſtes ernſtes, höchſtes Ziel.
Wornach ich ſtrebe, das muß ich erwerben,
Und wo ich kämpfe, ſiegen oder ſterben! (Ab mit Bandini.)

## Sechste Szene.

(Zimmer in Caffarelis Hauſe.)

**Caffareli**, **Simonetta** an der Hand führend, tritt aus einem Nebengemach. **G. Pazzi** folgt.

**Caffareli.**

Wie hold biſt Du geworden!
Zur edlen Jungfrau aufgeblüht ſtehſt Du,
Die ich als Kind verließ, nun vor mir da.
Es zaubert mich Dein Anblick wunderbar
Zurück in Deiner Kindheit gold'ne Zeit.
O Kindheit, ſüßer Traum im Morgenroth!

Ein Flaum aus Deiner bunten Aetherſchwinge
Iſt lieblicher als all der reiche Schmuck,
Mit dem das ſpät're Leben unſ're Wunden
Und Narben überdeckt! Ein ſchönes Jugendbild —
Es glänzt oft wie ein Stern durch's ganze Leben fort.
O Kindheit, Du mit Deinen Blumenfreuden!
Die Engel ſchützen Dich, weil Du ſie liebſt;
Dich ſchont der Löwe, weil Du ihm vertrau'ſt;
Die Wuth des Feuers küßt ſich an Dir ſanft.
So iſt die Erde rein und herrlich Dir,
Weil Du noch ſelbſt ſo rein und herrlich biſt.

**Pazzi.**

Ihr habt fürwahr ein zärtliches Gemüth;
Die ganze Jugend lebt ja noch in Euch.

**Caſſareli.**

Und ſoll auch in mir leben bis an's Grab!
Flieht, Haß und Rache! Liebe will ich nur!

**Pazzi.**

Ich dulde dieſes Schwärmen nie in mir.

**Caſſareli.**

Ich will nur Liebe, ſag' ich Euch, nur Liebe!
Nur ſie kann meines Herzens Wunden heilen.

**Pazzi.**

Ja, — dann gilt Ruh' Euch mehr als Staat und Ehre.
So dürfen wir auf Euch nicht zählen. Schade,
Daß wir dennoch auf Euch ſo lang gehofft!

**Caſſareli.**

Was haucht Ihr mich mit gift'gen Worten an?
Auch ohne Ehrgeiz lieb' ich Staat und Ehre.

**Pazzi.**

Faſt däucht es mich, zerſtört ſei Eure Kraft.

**Caſſareli.**

Iſt edel, was Ihr wollt, ſtützt Euer Thun
Sich auf das Recht, iſt wirklich nur das Wohl
Des Staates Euer Ziel, dann baut auf mich
Nun laßt den Plan mich wiſſen! Sprecht!

**Pazzi.**

Es ſei! Ihr ſelbſt erfuhrt, zu mächtig iſt
Das laſtende Gewicht der Medizeer.
In ihren Händen liegt der kranke Staat,
Und ohne Herrſchernamen herrſchen ſie.
Wir edelſte Geſchlechter, ihnen gleich,
Sind nichts; vor ihrem Glanz verſchwinden wir.
Ich duld' es nicht, wir Alle dulden's nicht!
Hochſinnige Männer haben ſich vereint,
Der Medizeer Übermacht zu beugen,
Herabzuzieh'n, und — kann's nicht anders ſein —
Auch ſelbſt mit ihrem Fall! —
(Für ſich.)
Genug für jetzt! Es hat gewirkt.
(Laut.)
Nun? wollen wir denn nicht vom herrlichen
Turniere hören, das Lorenzo gab,
Der Herrliche! (Für ſich.) Es dient zum Zweck.

**Caffareli** (zu Simonetta).

Erzähle!

**Simonetta.**

Am Tage vor dem Feſt rief die Fürſtin mich
Und ſprach: Leg' ab das Kleid der Trauer!
Schnell ſchmücke Dich, den Vater zu empfangen!
Ja — fuhr ſie fort — ja, glücklich war mein Gatte,
Denn es gelang ihm durch der Stimmen Mehrheit —

**Pazzi.**

Er gab der Mehrheit nach? der edle Mann!

**Simonetta.**

Die Fürſtin ſprach; daß Er die Stimmen lenkte.

**Caffareli** (ergriffen).

Lorenzo?

**Pazzi** (raſch einfallend).

Wie ging das Turnier vor ſich?

**Simonetta.**

Der Schauplatz war ein Reich von Glanz und Anmuth;
Vor Allem aber leuchtete hervor
Lorenzo's prachtverklärtes Prunkgemach.
Die Fürſtin ſelbſt erſchien als Juno, — —

**Pazzi.**

Des Hochmuths treffendes Symbol!

**Caffareli.**

Und wer warſt Du?

**Simonetta.**

Die bunte Iris.

**Pazzi.**

Ganz recht; der Juno Dienerin!

**Caſſareli.**

Stört nicht die heit're Stunde! Weiter, Mädchen!

**Simonetta.**

Nun traten die erwählten Kämpfer
In feierlichem Zug auf die Arena.
Vor allen Andern richtete die ganze
Aufmerkſamkeit des Volkes ſich auf Zwei.

**Pazzi.**

Auf meinen Sohn?

**Simonetta.**

Ja.

**Pazzi.**

Herrlich! und der Zweite?

**Simonetta** (freudig-ſchnell).

Giuliano Medici!

**Caſſareli** (für ſich).

Die Wangen glüh'n?
Die Stimme des Entzückens Ton?

**Pazzi** (den Caſſareli beobachtend).

Das traf!

(Caſſareli deutet ihr fortzufahren.)

**Simonetta.**

Der Kampf begann; die Waffenblitze flogen.
Schon war der Sand mit Trümmern überdeckt:
Vom Platze wichen die Beſiegten: nur

Franceſco, Euer Sohn, ſtand noch, und Er, —
Giuliano, mein' ich.

**Pazzi.**

Und wer ſiegte? wer?

**Simonetta.**

Sich meſſend ſtanden ſie ſich gegenüber;
Glut flammte aus dem offenen Viſir.
Man ſah, daß Jeder feſt entſchloſſen war,
Sein Leben lieber als den Sieg zu laſſen.
Und tiefe Stille ſchwieg im weiten Raum;
Die dichte Menſchenmaſſe ſchien erſtarrt
In ein bewegungsloſes Marmorbild.
Da legten Beide ihre Speere ein
Und wurden ſich zum wechſelſeit'gen Ziel;
Im gleichen Augenblick brach jeder Speer.
Nun ſchellen Hieb und Stoß, und Schlag auf Schlag!
Kaum ſah' ich mehr, denn mich ergriff die Furcht.

**Pazzi.**

Und wer blieb Sieger?

**Simonetta.**

Da beide Gegner lange gleich ſich blieben,
Erlaubte ſich der Zufall die Entſcheidung.

**Pazzi** (höhnend).

Der Zufall? Seht doch!

**Simonetta.**

Giuliano's Pferd
That einen Fehltritt, — — —

**Pazzi.**
Und mein Sohn?

**Simonetta.**
Traf nun den Medici ſo heftig, daß er — — —

**Pazzi.**
Er fiel? Triumph! Ein Medizeer fiel!
Wich er beſchämt, der Menge zum Geſpött?

**Simonetta.**
Francesco ward — ſo ſprachen die Kampfrichter, —
Begünſtigt von des Zufalls Glück; der Kampf
Sei nicht entſchieden, ſondern fort zu führen.
Doch gab's Giuliano's Edelmuth nicht zu;
Laut rief er: „Glück und Schönheit geben Sieg!"
Mit dieſen Worten führt' er Euern Sohn
Zu mir, der — wie die Mutter es gebot,
Den Siegespreis aus meiner Hand erhielt.

**Caffareli** (mit Verſtellung).
Gar lebhaft denk' ich mir den Giuliano,
Die herrliche Geſtalt, die edle Miene
Voll Geiſt und Anmuth.

**Simonetta** (freudig unterbrechend).
Ja, mein Vater, ja!
So war er wirklich! ja, ein Ideal.
(Sich faſſend.)
So nannt' ihn jubelnd das entzückte Volk.

**Caffareli** (mit Nachdruck).
Ward der Beſiegte nicht zum Sieger Dir?

Gab wohl den einen Preis die Hand, den andern
Das Herz? —

(Franceſco zeigt ſich.)

**Pazzi.**

Mein Sohn!

**Simonetta.**

Weh mir!

**Caſſareli.**

Willkommen!

---

## Siebente Szene.

**Franceſco Pazzi. Bandini. Die Vorigen.**

**Franceſco** (feierlich zu Caſſareli tretend).

Sind wir beim erſten Ruf hieher geeilt,
So haben wir nur eine Pflicht erfüllt,
Wozu der Drang der Freude ſelbſt uns trieb.

**Bandini.**

Und zweifach ſchöner Lohn wird uns zu Theil,
Da wir die Erſten ſind, die Euch begrüßen.

**Caſſareli.**

Willkommen! doch verzeiht, wenn nicht ſogleich
Ich mit gefälliger Geſchmeidigkeit — —

**Bandini.**

Oft gilt ein Wort mehr als ein Redeſtrom!

**Caſſareli.**

Gerad' und offen kanntet Ihr mich ſtets.

**Francesco.**

O laßt auch mich es ſein! Und daß ſogleich
Der erſte Augenblick des Wiederſehens
Ein ſchöner und ein wonnereicher ſei,
So tret' ich ohne feierlichen Zwang
Hin vor den Liebling dieſes Vaterherzens,
Und bitte kniend Euch, o Simonetta,
Nehmt meinen Dank, daß Eure Hand
Mir — dem Beſiegten — gab den Siegespreis!

**Simonetta** (bang und ſchüchtern).

Was Ihr empfangen, ward von Euch erworben,
Ward Euch beſtimmt. Beſchämt mich nicht! Ich bitte,
Steht auf! Nicht ziemt's Euch, nun vor mir zu knien:
Nicht auf dem Kampfplatz ſind wir hier.

**Francesco.**

Ich bin es noch; denn ach, was in mir kämpft
Zieht die Beſiegung vor dem ſchönſten Sieg.

**Simonetta.**

Erfreuet Euch des Sieg's! Ich wünſch' Euch Glück.

**Francesco.**

Ihr wünſcht mir Glück? wie ſchön, daß Ihr mir wünſcht,
Was Ihr allein nur mir gewähren könnt!
So laßt mich denn gleich einem kühnen Adler,
Der den verweg'nen Flug geradezu
Zur Sonne richtet, und — — —

(Giuliano erſcheint im Hintergrunde.)

**Simonetta** (halblaut gewendet).

Mein Gott! Giuliano!

**Francesco** (ſchnell gefaßt aufſtehend).
So dank' ich Euch den Preis,
(Dem Giuliano entgegen gewendet)
Und Euch den Sieg!

**Caffareli.**
Was führt ihn her?

**Pazzi.**
Des Stolzes Heuchelei.

---

## Achte Szene.

### Giuliano von Medici. Die Vorigen.

**Giuliano** (zu Caffareli).
Euch herzlich zu begrüßen eil' ich her
In meinem und in meines Bruders Namen;
Doch ſeh' ich nun mit ſchmerzlichem Gefühl,
Wie wenig Freude mein Erſcheinen bringt,
Wie ſtörend ich in dieſen Kreis eintrete.

**Simonetta** (beiſeits).
O Himmel gib mir Kraft, mich zu beherrſchen!

**Caffareli** (zu Giuliano).
Urtheilt nicht zu ſchnell nach dem äußern Schein!
Denkt Euch gefälligſt in die Lage eines
Verbannten nach zehn leidenvollen Jahren!
Dem Schmerzgewohnten ward die Freude fremd,
Die Ehre dem Entehrten, und nun dringt

Der Freude und der Ehre Duft und Glanz
Vereint auf den Betäubten!

**Giuliano.**

Caffareli!
Wie ſchmerzt mich dies Gepränge ſchöner Worte!
Nicht kann ich jetzt ſchon Euch willkommen ſein,
Jetzt, wo der Haß noch in Euch glühen mag;
Ich fühl's! doch muß der Haß denn ewig glüh'n?
Die Ewigkeit geziemt der Liebe nur!
Gebt mir Gehör! Ich bitt' Euch, lernt uns kennen,
So wird der Haß in Liebe ſich verwandeln;
Ich ruhe nicht, bis mir das ſchöne Werk
Gelungen iſt!

**Simonetta** (bei Seite).

O Himmel, Deinen Segen!

**Caffareli.**

Wie ſoll, wie kann ich ſolchen Wechſel deuten?
Verzeiht — es iſt zu viel! zu überraſchend!

**Pazzi** (zu Francesco und Bandini).

Er iſt bewegt, gerührt; bringt ihn doch fort!

**Caffareli** (zu Giuliano).

Verzeiht, wenn ich in dieſem Augenblick
Euch nicht, wie ſich's gebührt, erwiedern kann!
Erlaubt mir, daß ich mich entferne!
Simonetta, ſtütze mich!

**Giuliano.**

Sie könnte einen Sterbenden erwecken,

Die holde Pflegerin! In ihren Armen
Wird neues Leben bald Euch wiederkehren.

**Caſſareli.**

Lebt wohl! Empfehlt mich Eures Bruders Huld!
(Er geht in's Seitengemach, geſtützt von Bandini und Simonetta.)

**Giuliano.**

Mög' er bald von Euch ſelbſt vernehmen, was
Er ſehnlich wünſcht! — O Simonetta!
Übt Eure Zaubermacht im Heilen nun,
So kräftig wie ſie im Verwunden iſt!

**Pazzi** (zu Francesco).

Bleib' hier zurück! (Nach Giuliano deutend.)
Laß ihn nicht aus den Augen!
(Er folgt den Übrigen.)

---

## Neunte Szene.

**Giuliano. Francesco.**

**Francesco.**

Du ſahſt mich vor ihr knieend? Spotte nicht!

**Giuliano.**

Der Schönheit huldigen, gibt's Schöneres?

**Francesco.**

Die Reizendſten, in deren Feſſeln ich
Je ſchmachtete: — ſie ſchwinden nun in Nacht.
Nur leerer Wahn, nur Trug und Täuſchung war's,
Was ich bis jetzt für glüh'nde Liebe hielt.

**Giuliano.**

Du weißt, wie ungerührt bis nun mein Herz
In Mitte eines Flors von Schönheit blieb;
Der Jüngling ohne Herz ward ich genannt!
Vergebens reizten ſelbſt die Reizendſten;
Ich widerſtand. Und nun — mit Einem Mal
Ging mir ein Morgenroth der Liebe auf,
Das mir den Tag des Lebens bringen muß,
Denn Lieb' und Leben ſind in mir nun Eins!

**Francesco.**

So liebſt Du ſie? Giuliano — nein! Laß ab!

**Giuliano.**

O fordere mein Blut, — es ſei gewährt!
Nur hier — — — —

**Francesco.**

Ich weiche nicht! Mein muß ſie werden.

**Giuliano.**

Die Seele hauch' ich aus für meine Liebe!

**Francesco.**

Um Sie kämpf' ich zum Tode, mit dem Tod!

**Giuliano.**

Die Liebe macht mich kühn, ich wage Alles!

**Francesco.**

Und was mich hindert, treibt mich zur Verzweiflung.

**Giuliano** (ſchmerzhaft).

Dann wehe Einem von uns Beiden!

**Francesco** (düſter).

Ja — Einem wehe! (Beide ſchweigen tief bewegt.)

**Giuliano** (Francescos Hand ergreifend).
Iſt dieſer Kampf des Schickſals böſes Werk,
So laß uns wenigſtens ihn ehrlich führen!
Laß uns Brautwerber ſein um Eine Braut,
Doch ſo, daß, wen das Glück durch ſie erfreut,
Er ohn' Erröthen ſie ſein nennen darf!
(Bandini kommt aus dem Seitenzimmer, in deſſen Nähe er ſtehen bleibt.)

**Francesco.**
Wohlan, wohlan! Ich nehme ihn an den Kampf:
So biete denn nun jeder von uns auf,
Was er vermag, die Holde zu gewinnen!

**Giuliano.**
Das Edelſte, das Herrlichſte, das Schönſte,
Was uns der Himmel gab, ſei aufgeboten,
Die Herrlichſte, die Schönſte zu gewinnen!
Sei Jedem jedes Mittel nun erlaubt,
Das würdig iſt ſo eines würd'gen Ziel's!
So werben wir als Freunde um die Liebe;
Und treffe uns nun Unheil oder Glück, —
Das Inn're bleibe makelrein!
Der Glücklichſte ſoll auch der Beſte ſein!

**Francesco.**
So gelt' es denn von dieſem Augenblick!
Und Beide ringen wir nach einem Kranz —
Des Sieges oder Tod's!

**Giuliano.**
So ſtehe mir der Himmel bei! — Leb wohl!
(Geht haſtig fort.)

## Zehnte Szene.

**Francesco. Bandini** (tritt vor).

**Bandini.**

So recht! Nur feurig, ſtolz und unverzagt!

**Francesco.**

Ihr tadelt nicht das kühne Unternehmen?

**Bandini.**

Verzeiht, — ein Wageſtück iſt's allerdings!

**Francesco.**

Ein Wageſtück? Warum ein Wageſtück?

**Bandini.**

Verſteht mich wohl! Ihr wißt: Die Medizeer
Vergöttert man. Auch wißt Ihr ſo wie ich,
Das Weib ſieht gern den Mann im Glanz des Ruhm's,
Weil's gern in ſeinem Widerſcheine glänzt,
Und liebt deshalb den Schein des Werthes oft
Mehr als den Werth. Giuliano flimmert ſo.
Sei Euer Werth ein Rieſe gegen ſeinen,
Er hat die Meinung für ſich durch den Schein,
Den Schein der Größe — in dem Kleinſten ſelbſt.

**Francesco.**

Ihr reizt zum Kampf, und ſprecht das Glück mir ab?

**Bandini.**

Den Muth habt Ihr, und die Vorzüge auch:
Doch Vorſicht muß ich rathen, und vor Allem,
Daß Ihr nun ohne Schonung, ohne blöde

Gewiſſenhaftigkeit, raſch, ohne Zögern
Aufbietet, was zum Ziele führt.

**Francesco.**

Was ſoll ich alſo?

**Bandini.**

Was gewiſſen Sieg
Verſchafft, Euch Simonetta eigen macht.

**Francesco.**

Ich bin bereit zu Allem!

**Bandini.**

So bedient
Euch jedes Mittels, das Euch nützen kann!
Gut, oder nennt es wie Ihr wollt! — Geſteht:
Seid Ihr ein Freigeiſt?

**Francesco.**

Ei, wie meint Ihr das?

**Bandini.**

Wißt! Ich für meinem Theil, ich glaube an die Kraft
Der Zaubermittel! Manches Beiſpiel ward
Von ihrer Wirkſamkeit mir ſchon bekannt.

**Francesco.**

Wohl kenn' ich Zaubermittel mancher Art,
Doch dünken ſie mir nur ein Gaukelſpiel
Des liſtigen Betrügers, oder auch
Die Ausgeburt verirrter Fantaſie.

**Bandini.**

Nicht alle; Eines nehm' ich aus.

**Francesco.**

Dies wäre?

**Bandini** (mit Nachdruck).

Die Macht der Todten — über die Lebendigen!
Ihr ſtaunt?

**Francesco.**

Ich ſchaud're, graunhaft iſt die Wahrheit.

**Bandini.**

Blickt um Euch her! Durchſchaut all' die Natur!
Wie mächtig dringt ſich die Erfahrung auf:
Vom Tod keimt Leben, Kraft aus der Verweſung;
Und gilt denn dies Geſetz nicht auch den Menſchen?
Das wunderbare Band, das uns vereint,
Es wird nicht aufgehoben durch den Tod!
Verwandt iſt alles Leben mit dem Grab.
Die Geiſterwelt gleicht einer Sternennacht;
Das Flammenheer, obſchon auch noch ſo fern
In's dunkle Grau geſtellt, — es lodert uns!
Und wie die holde Blume ihre Wurzeln
Tief in den düſtern Schooß der Erde ſenkt,
Von der ſie ewig feſtgehalten wird,
Obſchon hellglühend ſie zum Himmel blickt;
So ſteh'n auch wir im ſchwarzen Grunde feſt.
Die Todten greifen in das Leben ein;
Sie ſind durch Lieb' und Haß mit uns verbunden,
Ermahnen uns an ungetilgte Schuld,
Sind furchtbarſtrenge Rächer der — dem Licht,
Dem Aug' der Welt, verborgnen Gräuelthat,

Und leihen ihren gräßlich ſtarren Blick
Und ihre kalte Knochenhand dem Kühnen,
Der nicht den Bund mit ihnen ſcheut.

**Francesco.**

Und ſteht denn Ihr in ſolchem Todesbund?

**Bandini.**

Nicht ich allein: ja wiſſ't: Auch Euer Vater,
Auch Eures Vaters langbewährte Freunde,
Sie ſteh'n im Bunde, den die Todten ſchützen.

**Francesco.**

Bin ich verſunken in die Unterwelt,
Wo Gruft und Grauen mich betäuben will?
Ihr liebt die Wahrheit, habt mich nie getäuſcht;
So ſprecht: wozu ſoll dieſer Bund?

**Bandini.**

Den Hochmuth ſtürzen, ein geſunknes Haus
Empor zu ſeinem alten Glanz erheben,
Das ſoll er! Ja, der Medizeer Sturz,
Der Pazzi neuer Ruhm, das iſt ſein Zweck.
Unrecht beſtrafen darf das Unrecht ſelbſt.

**Francesco.**

Warum ward ich nicht früher eingeweiht
In dieſen Bund? Bin ich kein Pazzi?

**Bandini.**

Bis jetzt ein Pazzi nur dem Namen nach,
Denn eigentlich mit Leib und Seel' ein Sklave
Der Medizeer.

**Francesco.**

Nur mein Vortheil und
Die gleiche Neigung — — — —

**Bandini.**

Ja, ſo tanztet Ihr
Als eine Mücke luſtig in dem Glanz
Der fremden Sonne, dachtet nicht der Nacht,
In die nun Euer Haus verſunken iſt.
Erwacht! Glaubt Ihr, Giuliano werde Euch
Wort halten? — Übermacht erlaubt ſich Alles:
Ja, nimmer nennt Ihr Simonetta Euer!

**Francesco.**

Und weiß mein Vater . . .

**Bandini.**

Er ſelber trug mir auf, Euch zu belehren.
Wollt Ihr Verzicht thun auf den liebſten Wunſch?
Wenn nicht, ſo folgt mir noch in dieſer Nacht
Zum Kirchhof hin, wo Ferrandina wohnt,
Die uns mit Todten in Berührung ſetzt!
Entſchließet Euch!

**Francesco.**

Furchtbare Mächte,
Ich fühl' es, greifen in mein Leben ein,
Mein Lebensglück zu ſchützen. Iſt der Bund
Der Hölle Werk, und öffnet mir den Himmel
Der Liebe, — nun, ſo nehmt mich hin!
Ihr finſteren Dämonen helft,
Den Engel mir erringen!
(Ab mit Bandini.)

# Zweiter Akt.

Eine Gegend auf dem Berggipfel unter den Ruinen von Fieſole, nahe bei Florenz. Rechts gegen den Hintergrund ſtehen die Trümmer eines römiſchen Tempels; zur Linken ein Theil von einem Kirchhofe. Auf derſelben Seite, ganz im Vordergrund, zeigt ſich ein Beinhaus, mit Schädeln und Knochen angefüllt, und mit leuchtenden Blumenkränzen feſtonartig verziert. Wetterleuchten und flackernde Irrlichter erhellen von Zeit zu Zeit die ſchauerliche Gegend.

## Erſte Szene.

**Franceſco. Bandini.**

**Bandini.**

Wir ſind am Ziel.

**Franceſco.**

Und ſagtet Ihr's auch nicht, —
Die Schauer, die hier walten, thun es kund.
Des Heidentempels wildaufſtarrende Ruinen,
Der bleichen Todtenreſte düſt'rer Aufenthalt,
Noch bleicher und noch ſtarrer in der kalten Glut
Des Wetterleuchtens und im frech hintaumelnden
Wahnſinnigen Geſpött der flackernden Irrlichter,
Sie ſchau'n und hauchen mich unheimlich an. —

Und hier, wo alles Leben ausgeſtorben iſt,
Und grauenvolle Nacht auf Gräbern brütend liegt,
Hier ſoll ich Hilfe finden für der Liebe Leben?
Hier, wo der Staub von tauſend Herzen ruht,
Soll mir ein Troſt erblüh'n für meine glüh'nde Bruſt?

**Bandini.**

Hier waltet Ferrandina. Eure Liebe
Gleicht dieſem Ort: Nacht herrſcht, doch lichte Flammen
Erglüh'n in ihrem Schooß!

**Francesco.**

Ich bin entſchloſſen; zweifelt nicht an mir!
Selbſt dieſe Schauer, die mich hier ergreifen,
Kann nur der Starke fühlen und ertragen.

**Bandini.**

Was nun geſchieht, laßt ruhig es geſcheh'n!
Ich handle nur für Euch — und für den Zweck.
(Man hört unterirdiſches, dumpfes Getöſe.)
Horch! Ferrandina naht. Wie ſchrecklich auch
Ihr Weſen ſei, — es bringt der Liebe Sieg.
(Wiederholtes Getöſe. Blaue Flammen zucken auf dem Boden umher.)

**Francesco.**

Geheul, deß Raſerei mir durch die Seele dringt!
Ihr Flammen, die geſpenſtiſch mich umgaukeln —
Seid mir willkommen! Seid befreundet mir!
Herauf, Du Unterirdiſche!
Ich rufe Dich; erſchein' in Deinem Grau'n!
(Ferrandina, weiß gekleidet, darüber ein großes rothes Tuch, und einen glühenden Kranz auf dem Haupte, ſteigt in der Nähe des Beinhauſes aus der Erde empor.)

## Zweite Szene.

### Ferrandina. Die Vorigen.

**Ferrandina.**

Walte, grauenvolle Nacht!
Vergelter ihr des Unrechts und der Schmach,
Ihr Todten, auf! Die Liebe ſchützt.
Ich, eure Meiſterin, ich rufe euch,
Ich, die mehr gelitten als ihr Alle,
Der Thränen mehr vergoſſen als ihr Alle,
Ich ruf', ich ford're euch!

(Das Beinhaus wird von unten herauf von düſterrother Glut erhellt.)

**Francesco** (leiſe zu Bandini).

Wer dies geſehen, was kann er noch fürchten?
Nie fühlt' ich ſo beſonnen mich
Bei ſolchem Aufruhr aller Sinne.

**Ferrandina.**

Die Kränze blühen,
Heiße Funken ſprühen
Aus bleicher Schädel hohlen Augen;
Liebe, aus dem Grab erwacht,
Liebe flammt in Todesnacht.
Habt Erbarmen, Todte! und verlaſſet nicht
Mich Verlaſſ'ne, der das Herz im Tode bricht!

**Francesco** (zu Bandini).

Wie fremd — und doch wie mahnend, wie aufregend,
Gleich einem Geiſterlaut verklung'ner Zeit,
Dringt dieſe Stimme mir tief in die Bruſt!

Und öffnete auch eine Leiche ſelbſt den Mund,
Nicht ſchauderhafter könnte mich ihr Ton ergreifen!
Es iſt, als ſpräch' der Tod ein Lebens-Echo nach:

**Bandini** (in einiger Entfernung).

Ferrandina! Ferrandina! Höre mich!

**Ferrandina.**

Wer ruft?

**Francesco** (haſtig vortretend).

Ein Mann, der mit dem Tod und Leben ringt,
Ein Mann, der keinen Schrecken ſcheut, wenn er
Zum Ziel der Liebe führt.

**Ferrandina.**

Du, deſſen Ruf mein Innerſtes durchbebt,
Du Fremdling, mir nicht fremd,
Trieb Dich der Liebe Schmerz verzweifelnd her
In dieſer Gräber ſchauervollen Kreis,
So ſollen ſie auf meinen Wink
Sich öffnen als Freiſtätte Deiner Liebe,
So ſollen ſich der Todten ſtille Reihn,
Befreundet Dir zur Seite ſtellen!

**Francesco.**

In meinem Innerſten haſt Du geleſen,
Unheimliche! Ich nehme Dich beim Wort.
Der Todten Hilfe ſuch' ich hier.

**Bandini** (vortretend).

Erkenne mich!

**Ferrandina.**

[illegible]

Willkommen, Nachtgeſtalt! Ich kenne Dich:
Bereit ſchon findeſt Du das Todtenreich;
Wo weilen die Gefährten noch?

**Bandini.**

Bald wird die eilfte Stunde ſie verſammeln.
Vor Allem aber wende Deinen Schutz
Dem Freunde zu, der mir hieher gefolgt!
Er liebt!

**Ferrandina.**

Iſt er durch Unglück mir verwandt?

**Francesco.**

Verzweiflung halte Du von mir zurück!

**Bandini.**

Er iſt all' Deiner Zauberhilfe werth.

**Francesco.**

Und welcher Lohn Dich je erfreuen kann, — —

**Ferrandina** (wild auflachend).

Hat mich der Liebe Wahnſinn nicht belohnt?
Sie ſagen's, ſchwören keck, — und doch iſt's falſch!
Die Unſchuld ward vom Biß der Schlange toll;
Aus Lieb' und Unglück wuchs des Wahnſinns Frucht,
Die giftig brennt und Höllenluſt erweckt.
Du armer Knabe liebſt? Weh Dir!
Da ſitzt Verzweiflung wie ein Rabe ſchon
Auf Deinem Lebensbaum. Nun leide! ſtirb!

**Bandini.**

Faßt wieder Dich Dein Höllenſpiel?
Verflucht ſei, wenn — — —

**Ferrandina.**
Halt ein! Halt ein!
Unglücklich wie ich bin, iſt: Unglück lindern,
Mein traurigſchönes Ziel. —
Schweigt! Ich beginne.
(Nach einer Pauſe feierlich.)
Sprich! Was verlangeſt Du?

**Francesco.**
'Der Liebe Glück und Sieg.

**Ferrandina.**
So nenne Sie, die all' Dein Herz durchdringt!

**Francesco** (ſich entſetzend).
Gott! Darf ich? Iſt's kein Frevel?

**Ferrandina.**
Nenne Sie!
Durch ihre eig'ne Macht nur kann ich auf ſie wirken.

**Francesco.**
Es ſei! Verzeih' mir Gott! ——
Simonetta Caffareli!

**Ferrandina.**
Schatten, die ihr liebt und haßt!
Liebe, die Allwaltende,
Rufet euch zu ihrem Schutz.
(Sie nimmt den Kranz vom Haupte, und ſchwingt ihn, daß er Funken ſprüht.)
Kranz des Lebens und des Todes!
Ich ſchwinge Dich.
Du ſchmück'ſt die Braut, wenn ſie zum Altar tritt,
Du ſchmück'ſt die Leiche, ruhend in dem Sarg.

Strahle in die Gräbernacht!
Leuchte zu den Sternen auf!
Tod und Leben ſei vermählt!

(Eine blaue Flamme überfliegt die ganze Gegend.)

Erwach', o Leiche, die den Tod der Liebe ſtarb!
Erwache! Nicht als ſchreckenvolle Nachtgeſtalt,
Nicht als ein Höllenbild, vor dem das Blut erſtarrt!
Erſcheine mild, hold wie die Liebe ſelbſt!
Ich rufe Dich bei aller Seligkeit,
Die je ein Herz entzückt,
Erſcheine freundlich als ein Geiſt der Wonne,
Der liebend Liebende beglückt!

(Dicht am Beinhauſe wallt lichter Duft aus der Erde herauf. Aus einem nahen Hügel erhebt ſich eine blendend-weiße weibliche Geſtalt.)

**Ferrandina.**

Willkommen, Lichtgeſtalt! Ich grüße Dich
Im Namen der beglückten Liebe,
Die Du mit Geiſtermacht beſchützen ſollſt!

(Zu Franceſco gewendet.)

Schweigend tritt hieher, daß Todeszauber
Dir des Lebens höchſtes Glück erwirke!

(Sie führt ihn in die Nähe der Geſtalt, ſtellt ſich zwiſchen Beide, und fährt dann fort.)

Simonetta Caffareli! Ich vermähle Dich
Ihm, der, Dich liebend, Nacht und Grab nicht ſcheut.
Simonetta Caffareli! Ich beſchwöre Dich
Zum Liebesbund mit ihm, begrüße Dich
Als ſeine Braut. Ja, Simonetta Caffareli!

Du biſt nun ſein, von dieſem Augenblick.
Der Tod nur ende Deiner Liebe Glück! —
Du Unbekannter in dem Grau'n der Mitternacht!
Die Todesmächte ſind nun Genien Deines Lebens.
Wage muthig zu vollbringen!
Was Du wagſt, es wird gelingen.
(Sie verſinkt mit der Geſtalt unter dumpfem, unterirdiſchem Getöſe.)

---

## Dritte Szene.

### Francesco. Bandini.

**Francesco.**

Iſt's Wahrheit, die mein Blut erglüh'n macht und erſtarren?
Iſt's Trug? Erinnerung an ein Vergeh'n?
O — hilf mir träumen, wachen, leben, ſterben!
All dies fühl' ich in Einem Augenblick;
Ich ſah — und kann nicht glauben, was ich ſah!

**Bandini.**

Däucht Euch unglaublich, was die Augen ſah'n,
So nehmt dies und Euch ſelbſt für einen Traum!
Erwacht dann, geht, und ſchreitet ſtillbeſcheiden
Dicht an Simonetta's gold'ner Schleppe, wenn
Giuliano ſie zum Brautaltare führt!

**Francesco.**

Simonetta! Simonetta!
Verzeih' der Himmel mir, daß ich ungläubig

An Wundern zweif'le, wo Du ſelbſt
Der Wunder größtes biſt: der Schönheit Himmel
Auf Erden hier! — Ja, wie die Schönheit ſelbſt
Sei meine Kraft, hoch Alles überfliegend!
Ich glaub' an euch, des Todtenreichs Bewohner!
Zu Zeugen lad' ich euch. Hört meinen Schwur!
Nichts ſei zu ſchrecklich mir, das ich für ihren
Beſitz nicht wage. Alles wag' ich, Alles
Für Sie, die mir mein Alles iſt!

**Bandini.**

Damit Ihr Euch des Glückes würdig macht,
Des Vaters Herz gewinnet und den Dank
Der Edelſten in dieſer Stadt:
So ſchwört nun auch den Medizeern Haß!

**Francesco.**

Haß Jedem — wer er ſei, der mir von nun
Feindlich ſtörend tritt in meinen Weg!
Haß Jedem, wär' es auch Lorenzo ſelbſt,
Wär's auch Giuliano ſelbſt.

(Giacomo Pazzi nähert ſich, nur von Bandini bemerkt.)

**Francesco.**

Vermählt bin ich Dir, meine Braut! O Simonetta!
Wer Dich von meinem Leben reißt, er ſei
Des Todes Raub! Laß ab, laß ab, Giuliano!
So wie ich glühend war als Freund, werd' ich
Entſetzlich ſein als Feind.
Und führte Dich das tückiſche Geſchick
Mit ihr bis an den gold'nen Traualtar, —

Noch heller als die Hochzeitfakel lod're Dir
Mein Dolch! Dein Blut, Dein heißes Herzensblut,
Es färbe ihren lilienweißen Kranz! —
Weh mir! zerſpringen will die Bruſt — —
Ein böſer Geiſt — — mein Athem ſtockt — —
(Er ſinkt zuſammen.)

---

## Vierte Szene.

**Die Vorigen. Giacomo Pazzi. Poggio. Monteſecco. Maffei. Bagnone.** Zuletzt **Caffareli.**

(Alle ſind mit kleinen Handleuchten verſehen, und bleiben im Hintergrunde zurück.)

**Pazzi** (zu Bandini vortretend).

Er iſt gewonnen. Du biſt brav, Bandini!
Dein Lohn ſoll nicht geringer ſein als Deine
Erwartung und als Dein Verdienſt. Nun öffne
Die tiefe Halle unter den Ruinen!
Zünd' Fakeln an, und führe ſie hinab!
(Zu den Übrigen.)
Ihr Herren, wenn's beliebt, ſo geht voraus!
Ich folge nach.

(Bandini ſteigt unter den Ruinen in die Erde hinab; die Andern folgen. Den Monteſecco, der zuletzt geht, hält Pazzi zurück.)

**Pazzi.**

Bleibt, Monteſecco!
Ich muß Euch den verſproch'nen Aufſchluß geben.
Ihr wißt: ein Werk der Nacht gedeiht am beſten
Im Schooß der Nacht; drum wählt' ich dieſen düſtern

Einſamen Ort zu der Zuſammenkunft:
Ruinen und der Todten Aufenthalt.
Selbſt dieſes grauenhafte Weib,
Die hier in Gräbern wohnt, ſie muß mitwirken,
Den ſchauerlichen Eindruck zu erhöh'n.

**Monteſecco.**

Ihr handelt klug: doch muß ich Euch geſteh'n,
Daß mich oft Grau'n und Widerwille faßt
Vor dem unheimlich tollen Zauberweib:
Ein böſes Zeichen iſt ſie unſerm Bund, —
So däucht es mir, wie ein Komet, der ſich
Unheil verkündend nur in Nächten zeigt.
Der Medizeer Sturz, den wir bezwecken,
Er iſt ja recht: warum uns denn verbergen
Und ſcheu verhüllen in das Grau'n der Nacht?

**Pazzi.**

Nicht Alle ſind ſo geiſtesſtark wie Ihr;
Ein hohes Ziel bedarf der Mittel viele.
Ihr handelt kühn; die Menſchen kenn' ich beſſer.
Die Zeit iſt kurz; Ihr müßt nun Alles wiſſen:
Vortrefflich paßt dies Weib zu unſerm Zweck.
Sie liebte einſt mit glüh'nder Leidenſchaft,
Und wurde auch mit gleicher Glut geliebt,
Und dennoch bald betrogen und verlaſſen.
Der Schmerz gebar Verzweiflung, die Verzweiflung
Den Wahnſinn. Mit zerrüttetem Gehirn
Entfloh ſie von dem Leichenzug
Der Mutter, die der Gram getödtet,

Hieher, wo ſie nun unter Gräbern wohnt.
In ihrem Wahn glaubt ſie den Todten zu gebieten
Und Retterin zu ſein unglücklich Liebenden,
Glaubt ſich ſogar die Zaubermacht verlieh'n,
Zu ihrem Schutz das Geiſterreich zu bannen.

**Monteſecco.**

Ein ſchöner Wahnſinn — und doch ſo entſetzlich,
Daß er mich ſelbſt wahnſinnig machen könnte!
Als Werkzeug die Unglückliche benützen, —
Ich muß geſtehen, däucht mir frevelhaft.

**Pazzi.**

Wozu nun die Moral? Vernehmt in Kürze,
Eh' dieſer hier erwacht; ſonſt iſt's zu ſpät!
Ein Menſch war ja des Andern Werkzeug ſtets,
Und eine Art von Wahnſinn treibt wohl Jeden.
Bandini ſelbſt dient nur als Mittel mir;
Fanatiſch, düſter, und voll Aberglauben,
Läßt er, hat man ihn einmal nur entflammt,
Der wilden Fantaſie den Zügel los,
Und thut, wozu der Kluge ihn bedarf.
Auch ihn, der hier betäubt am Boden liegt,
Hat er gar ſchnell für unſern Zweck gewonnen.
Nun wißt Ihr g'nug; jetzt nur das Eine noch:
Heut ſchwören wir; der Eid klingt etwas gräßlich.
Ich hoff', Ihr ſeid ein Mann, und werdet wohl
Vor Worten nicht erſchrecken. Caſſareli
Iſt weich; ſieht er nur Einen unter euch
Blaß werden oder ſchaudern, faßt er Argwohn.

Nun kommt! In einer Stunde müſſen wir
Schon bei dem Maskenballe ſein.

**Monteſecco.**

Wie ſonderbar ſich's fügt! Dem Caffareli
Zu Ehren gibt dies Freudenſpiel Lorenzo,
Und Caffareli kommt vom Kirchhof hin.
Wie nah' das Leben doch dem Tode liegt!

**Pazzi.**

Für Masken iſt geſorgt. Lorenzo ſoll
In unſerm Zuge ſolche Larven ſehn,
Daß ihn der Schwindel ſtatt des Tanzes dreht!

**Monteſecco.**

Doch Euer Sohn?

**Pazzi.**

Darf heut nicht mehr erfahren;
Bandini führt ihn zu dem Maskenfeſt.
Kommt er vom kalten Todeshauch der Nacht
Hin, wo ihm Simonetta's Lebensſonne ſtrahlt,
Wird alles Grau'n traumähnlich von ihm flieh'n,
Und nur ein Blumenflor von Freuden glüh'n.

(Er ſteigt mit Monteſecco unter den Ruinen in die Erde hinab.)

## Fünfte Szene.

**Francesco** (halb aufgerichtet).

Wohin entfliehſt Du? — Himmliſche Geſtalt, —
O weile, weile! — Biſt Du — ſprich —

Biſt Du Simonetta ſelbſt?
Graunhaftes Grab! Du öffneſt Dich,
Sie zu verſchlingen?
Nicht Sie! Mich ſelbſt, mich ſelbſt verſchlinge!
Zurück, Tod! weiche von ihr, weiche!
Ich biete Dir den Kampf, für Sie, um Sie!
(Er ſinkt mit verhülltem Haupt in dumpfem Hinbrüten zurück.)

## Sechste Szene.

**Ferrandina** (kommt mit einer Fakel vom Beinhauſe). **Francesco** (in Ohnmacht auf der Erde liegend).

**Ferrandina.**

Leiſe tret' ich, leiſe ſchreit' ich;
Leiſe iſt der Todten Schlaf.
Ruht in Frieden! ruht in Frieden!
Ferrandina, die Unglückliche,
Wandelt durch die Nacht,
Liebende zu ſchützen,
Stört eure Ruhe nicht.
(Sie erblickt Francesco, den ſie mit der Fakel beleuchtet.)
Wach auf, wach auf, Unglücklicher!

**Francesco** (ſich emporrichtend).

Was geht hier vor?
(Ferrandina erblickt das von der Fakel beleuchtete Antlitz, ſchreit auf, und entflieht mit einem Wehruf.)

**Francesco** (aufſpringend).

Du nochmal hier? — Erſcheinung, ſteh!

Sänk'ſt Du auch in der Erde tiefſten Grund, —
Nicht laſſ' ich Dich. Ich folge Dir.
(Er folgt ihr, ſinkt aber zuſammen.)
Weh mir!
Sie iſt verſchwunden, — meine Kraft mit ihr!
Tiefe Nacht und Todtenſtille
Ringsumher! Kein Strahl, kein Laut des Lebens!
O Simonetta! Simonetta!
Schwer und ſchrecklich iſt der Kampf um Dich: —
Und wär' er tauſendmal entſetzlicher,
Ich weiche nicht, und Du biſt mein,
Und mußt es bleiben, aller Welt zum Trotz! —

## Siebente Szene.

**Francesco. Bandini** (aus den Tempel-Ruinen heraufkommend).

**Bandini** (ohne Francesco zu bemerken).

Ein Böſewicht iſt groß, der Schurke klein;
Und doch bleibt's unerklärlich ſonderbar:
Warum muß man denn hier ein Schurke ſein,
Um jenſeits ſich die Hölle zu verdienen?
Erſt jenſeits? iſt denn raſtlos wildes Streben
Nach einem Ziel, das ſtets zu weichen ſcheint,
Iſt Qual und Elend nicht ſchon hier die Hölle?
Wohl! und es trägt der Menſch in ſeiner Bruſt
Die Hölle in die Ewigkeit hinüber;
Und darum iſt die Hölle, — iſt, — und doch
Um ſein Gelüſt zu kühlen, wagt man Alles!

**Francesco** (vortretend).

Du düſt'rer Nachtgeiſt, der im Leben ſpuckt,
Laß ab von Deinen ſchwarzen Lieblingsträumen!
Die Schreckniſſe ſind fort, das Gute kommt.

**Bandini.**

Tief unten ſitzt Eu'r Vater mit den Seinen
Da wo er weder mich noch Euch bedarf;
Ihr ſollt mit mir voraus zum Maskenball.
Dort ſeh' ich das wohl, was mir ewig fehlt:
Liebe, Luſt, und Licht!

**Francesco.**

Was iſt die Zeit?

**Bandini.**

Die zwölfte Stunde naht.

**Francesco.**

O Himmel gib mir Flügel!
Der Maskenball beginnt, und Er — Giuliano — Er
Naht ihr vielleicht ſchon jetzt in lieblichſter Geſtalt.
O ſei doch nicht zu raſch, geſchmeidiger Adon!
Von Gräbern kommt ein Geiſt, der nicht dein guter iſt.
Sind Pferde hier bereit?

**Bandini.**

Die ſchnellſten Renner.

**Francesco.**

O Nacht, an Glück und Elend reich, an Tod und Leben!
Mein Schickſal ſei in Deine Macht gegeben!
Zum Liebesfeſt komm' ich gerüſtet und gegürtet!
Sei ich mit Nektar oder Gift bewirthet! (Ab mit Bandini.)

## Achte Szene.

**Caſſareli. Giacomo Pazzi** mit **Monteſecco, Bagnone** und andern ſeiner Anhänger aus der Höhle kommend.

**Caſſareli.**

Zuruck! Dringt länger nicht in mich!
Es iſt vergebens; nimmermehr
Sprech' ich die Frevelworte nach.
Die Hölle gab den Schwur euch ein,
Und Teufel mögen ihn nachheulen!

**Pazzi.**

Und ſchwuren denn wir Alle nicht?

**Caſſareli.**

Schwört immerhin! Ich ſchwöre nicht.
Mich zwingt kein Bitten, ſchreckt kein Drohen.
Ich ſchwöre nicht.

**Mehrere.**

Ihr müßt, Ihr müßt!

**Bagnone.**

Ihr ſeid in unſrer Macht. Gebt nach!

**Caſſareli.**

Nachgeben? wie! in eurer Macht?
Wer dieſen Dolch noch führen kann,
Er ſteht in keines Menſchen Macht.
Doch ſeht! ſelbſt dieſen Dolch bedarf ich nicht, —
(Er wirft den Dolch weg.)
Ich bau' auf Gott, — Er ſchützt das Recht.
Der Eid, den ihr hier ſchwören wollt,

Er ſträubt mein Haar, entſetzt die Seele.
Das Recht herrſcht ohne Wuth und Schrecken,
Das Gute hüllt ſich nicht in Blut.
Hier ſteh ich waffenlos, und ſchwöre nicht;
Wollt ihr mich tödten, thut's mit meinem Dolch!
Ich ſterbe rein, und ſchwöre nicht;
Denn ſei auch das recht, was ihr wollt,
Bleibt's ewig unrecht, wie ihr's thut.

**Monteſecco** und **Bagnone.**

Schwört oder Ihr müßt ſterben!

**Pazzi.**

Zurück! ſag' ich; hinweg von ihm!
Er iſt ein Mann, und ehrenwerth.
Wo er ſich weigert, laßt uns zögern!
Kein Zwang! nicht einmal Überredung! —
Ihr ſeid entrüſtet, Caſſareli;
Hier ſtell' ich Euch den Dolch zurück.
Gebt mir die Hand! beſteigt das Pferd!
Glaubt mir! Ihr ſeid in Sicherheit.
Nur bitt' ich: handelt nicht zu raſch!

**Caſſareli.**

Für jetzt kein Wort mehr mit euch Allen;
Denn wäre ſelbſt die Sache recht,
Die ſie vollziehen ſollen, — ſie ſind ſchlecht.

**Bagnone.**

Ihr zwinget uns — — —

**Monteſecco.**

Er ſinnet auf Verrath.

**Bagnone.**

Er darf nicht länger leben!

**Pazzi.**

So lang' ich hier bin, wird er leben!

**Bagnone.**

Denkt, was Ihr thut!

**Monteſecco.**

Ihr handelt zu großmüthig.

**Caffareli.**

Hier iſt der Todten Aufenthalt;
Düngt ihren Staub mit meinem Blut!
Ich ſchwöre nicht! Und nun — was ſoll geſcheh'n?

**Pazzi.**

Im Namen Aller ſprech' ich aus:
Zieht hin, — doch handelt nicht zu raſch!

**Caffareli.**

Mit Abſcheu wend' ich mich von euch. (Er eilt fort.)

**Monteſecco** (zu Pazzi).

Ihr laßt ihn zieh'n?

**Pazzi.**

Ich laſſ' ihn zieh'n,
Kurzſichtige, — weil es die Klugheit will!
Euch iſt ſie fremd, ich kenne ſie; und wißt:
Oft ſchaden Todte mehr als Lebende. —
Nun fort! das Maskenſpiel erwartet uns,
Und ſoll uns dennoch unerwartet ſeh'n.
Gelingt's uns heute nur, das Feſt zu ſtören,

o iſt's genug. Steht das Gewölk erſt da,
ſt's bald den Donnerkeil zerſchmetternd hören.
(Ab mit den Übrigen.)

## Neunte Szene.

Gartenſaal mit Nebenzimmern zu beiden Seiten. Durch die
hen Glasthüren im Hintergrunde zeigt ſich die Ausſicht in den
ll beleuchteten Garten. An den beiden Seitenwänden des Saa-
s ſind hohe Vorhänge angebracht. Aus den Nebenzimmern rechts
ird von Zeit zu Zeit Tanzmuſik gehört. Damen und Herren ge-
n ab und zu.

**Nori. Mehrere Gäſte.**

**Nori** (tritt in den Vordergrund).

iſt's doch, als wäre hier der Himmel offen!
Muſik und Glanz und Herzensluſt,
Und dann erſt die Hauptſache, ohne die
Muſik und Glanz und Herzensluſt nichts ſind:
Die Königin der Feſte und des Lebens —
Die Liebe! —
Giuliano! Dir iſt nun dies Glück beſchieden;
Der Liebe Sonne geht Dir ſiegreich auf,
Und macht die Erde Dir zum Himmelreich.
Giuliano lebe hoch!
Mit leiſ'rer Stimme ſetz' ich noch hinzu:
Hoch lebe Simonetta und Giuliano!
Doch ſieh! dort gehn ſie ſchon auf der Teraſſe;
Wie zärtlich! Hand in Hand, und Aug' in Aug'.
Sie nähern ſich dem Saal, und denken nicht,
Daß er voll Menſchen iſt mit Argusaugen.

Die Gäſte müſſen fort, ſonſt lauern ſie,
Und Feuer iſt im Dach! — Doch wie? — ja, ſo!
(Zu den Gäſten.)
Ihr Herrn und Damen! — nun — ihr Herrn und Damen!
Folgt, wenn's gefällig, mir zum Muſikſaal!
Da geb' ich einen neuen Tanz euch an;
Er heißt, — er heißt: Das Labyrinth der Liebe!
Ja — nur geſchwind! Ich bitte.
(Die Gäſte gehen in das Seitenzimmer.)
Nun, Gott ſei Dank, der Lieb' iſt Platz gemacht!
Die Herrn und Damen geh'n in's Labyrinth, —
Der Ausgang aber wird von mir bewacht!
(Er folgt den Andern.)

---

## Zehnte Szene.

**Simonetta. Giuliano.**

**Simonetta.**

Ich bitte, bleibt zurück! Ihr ſeid zu kühn.
Wer eine Blum' erhielt aus einem Garten,
Iſt noch des Gartens Eigenthümer nicht.
Bedenkt doch, wie die Welt ſogleich — —
Verſteht mich!
Ich zürn' Euch nicht, — doch — hört auf meine Bitte!
Es iſt die erſte!

**Giuliano.**

Und ſoll auch die letzte —
Die letzte Bitte ſein, wofern Ihr nun
Mit mir als Eurem Eigenthum wollt ſchalten.
Ich bin in Euren Zauberkreis gebannt,

Ich kann nicht von Euch laſſen! Simonetta,
Ich will für Euch nur leben, für Euch ſterben!
Was jeden Andern als unmöglich ſchreckt,
Befehlet mir! — ich eil' es auszuführen.
Wie aber könnt Ihr von mir Trennung fordern,
Ach, Trennung — in dem ſchönen Augenblick,
Der mich auf ewig an Euch feſſeln ſoll?

**Simonetta.**

Giuliano, ſeid doch ſtark! vergeßt Euch nicht!
Muß ich, die Schwache, ſtärker ſein als Ihr?
Giuliano! Euer Taumel iſt ſo raſend,
Daß Ihr mich aufſchreckt aus der Trunkenheit.

**Giuliano.**

Simonetta! Ihr ſeid meine erſte Liebe;
Mit Euch ging mir der Stern des Lebens auf,
Und ohne Euch muß er mir untergeh'n.
Wohl weiß ich es: Gefahren lauern rings,
Feindſel'ge Mächte ſtehn auf gegen mich;
Doch nehme alle Welt hin was ſie will,
Sei Rang und Macht, Triumph und Überfluß
Vertheilt an all die armen Menſchenkinder,
Sie mögen Alles nehmen! Bleibt Ihr mir,
So miſſ' ich nichts; in Euch iſt Alles mein!
Ich, der bisher im Schooß des Glückes ſaß —
Wie man's ſo nennt — warum war ich nicht glücklich?
Ich hatte in dem Überfluſſe nichts,
Nichts, weil nur Eins mir fehlte — Simonetta!
Bin ich in dieſer Stunde ein Nachtwandler,

So gehe nun und nie ein Tag mir auf!
Doch nein, ich bin es nicht. Traum war mein Leben
Bisher, und nun erwach' ich Träumer erſt.
O nennt die rohe böſe Wirklichkeit
Ja nicht beim Namen, — ſonſt bin ich verloren!
Die Liebe wandle leiſe wie ein Geiſt
Zur Seite uns, ſo kommen wir an's Ziel!

**Simonetta.**

An's Ziel? ein böſes Wort, vor dem mir graut!
Man nennt ja auch das Grab des Lebens Ziel?

**Giuliano.**

Mein Ziel, wenn Ihr es wollt, ſonſt wahrlich nicht!
Nun ſind mir Geiſt und Herz ſo leicht, ſo licht;
Ein flücht'ger Schatten dünkt mir die Gefahr,
Und in mir lebt, was je mir lieblich war.
Ihr ſeid nun all mein Glück, ſeid meine Welt;
Ein Nein von Euch — und der Palaſt zerfällt!
Hört mich, o Simonetta! Bin ich Euer werth,
Und fühlt Ihr Eurem Herzen mich verwandt,
Bei Gott — ſo zögert nicht! Ein Wort, Ein Wort, —
Und meines Innern Sturm hat ausgetobt!

**Simonetta.**

Und dieſes Wort, ſprech' ich es muthig aus,
Wird nicht die Welt mich ſchnell, und werdet Ihr
Nicht bald verdammen mich, die es geſprochen?
Der Mann, er fordert in dem Augenblick
Der Seligkeit ſo viel — und hält ſo wenig,
Wenn dieſer Augenblick zu Stunden wuchs.

O mißverſteht mich nicht! Auch mich ergreift
Der Augenblick; doch — trotz' ich auch der Welt —

**Giuliano.**

Die Welt iſt lieblos, darf nicht Liebe richten!
Ein Menſch, er iſt dem Glücklichen die Welt;
Die Weſt iſt nichts als das, was ſie uns gilt,
Und gilt ſie nichts, ſind wir uns Alles ſelbſt.
Simonetta! ſeid nicht bang! Ich frevle nicht.
Geſtattet mir, daß ich auf meinen Knien,
Was keines Schwurs bedarf, Euch dennoch ſchwöre!
Der Liebe Schwur, er iſt ſo hold, ſo ſchön,
Er drängt ſich aus der luſtentglühten Seele,
Wie Licht der Sonn' entſtrömen muß!

## Eilfte Szene.

**Simonetta. Giuliano. Nori** (im Hintergrunde).
Dann Ballgäſte.

**Nori.**

Das geht zu weit! Eröffnen muß ich nun
Das Labyrinth. (In die Thür zurückrufend.)
Zurück! Nochmal zurück!
Der Tanz iſt nicht geendet.
(Die Gäſte zurückdrängend; mit erhobener Stimme.)
Nun folgt erſt
Der wicht'ge Theil vom ſonderbaren Tanz.
Nun hütet euch, daß keiner ſich vergißt!
Wer flehend auf den Knien vor der Geliebten

Getroffen wird, den trifft der Andern Spott.
Nehmt euch in Acht! Wer kniet, er ſteh' ſchnell auf!

**Simonetta** (zu Giuliano).

Hört Ihr das warnend ernſte Wort? Steht auf!

**Giuliano.**

Ich höre Euch, nur Euch!

**Simonetta.**

Ihr tödtet mich!

**Nori.**

Er hört mich nicht; nun gilt's Gewalt. (Raſch voreilend.)
Noch fehlt ein Paar zum Tanz. Ihr müßt' mir folgen.
Das Ballrecht will's. (Leiſe.) Verzeiht! Ich mußte ſo.

(Giuliano ſpringt auf. Ballgäſte kommen.)

**Simonetta.**

Weh mir! Ich bin beſchämt.

**Giuliano.**

Mich faßt Verzweiflung.
Verſagt Ihr Liebe, ſo gewährt doch Gnade
Dem Flehenden!

**Simonetta** (heftig bewegt).

Sei mir der Himmel gnädig —
Ich lieb' Euch, ja ich lieb' Euch! — Flieht, o flieht,
Eh' Furcht und Scham mir die Beſinnung rauben!

**Giuliano** (ihre Hand küſſend).

Mit dieſem Kuß nehmt meine Seele hin!
Erreicht hab' ich den Gipfel meines Glücks.

**Nori** (laut).

Lorenzo kommt! die Maskenzüge folgen!

(Simonetta und Giuliano trennen ſich. Lorenzo mit Gefolge tritt aus dem Nebenzimmer links.)

## Zwölfte Szene.

**Lorenzo. Caffareli. Die Vorigen. Lorenzo's Gefolge.**

**Lorenzo** (zu Caffareli).

Des Feſtes Blüthe will ſich hier entfalten,
Bedeutungsvollen Ernſt im Spiel geſtalten.
Euch möge dieſes Spiel ein Vorſpiel ſein,
Den werthen Gaſt zur Freude einzuweih'n!

**Nori** (zu Lorenzo tretend).

Der Masken buntes Reich harrt Eures Winks.

**Lorenzo.**

Viel herrlichen Genuß erwart' ich mir von ihnen,
Denn Witz und Fantaſie ſind heimiſch in Florenz.

**Giuliano** (zu Simonetta).

Mag ſich die Welt am Maskenſpiel entzücken;
Die Liebe will ſich wahr und frei erblicken.

**Simonetta.**

Doch bitt' ich: Gleicht dem Monde, wohlbedacht
Der ſilbern glänzt — im Schweigen dunkler Nacht.

(Muſik nähert ſich aus der Ferne. Ein Maskenzug tritt ein; zuletzt Giacomo Pazzi in einem ſchwarzen Mantel mit weißer Larve. Ihm folgen als Masken, Heuchelei, Verleumdung, Hochmuth, Zwietracht, Verzweiflung und Tod.)

## Dreizehnte Szene.

**Lorenzo.**

Wer ſeid ihr, unheilvolle Gäſte!
Unholde! Häßliche Geſtalten!
Entweichet von des Frohſinns ſchönem Feſte!

**Pazzi** (mit veränderter Stimme).

Wir kommen zwar als ungeladne Gäſte,
Allein, es trifft ſich ja im Leben oft,
Daß die geprieſ'ne Tugend ſchwindet, und
Statt ihr die Heuchelei nur bleibt —
Wie dieſe hier! Da ſeht das ſchöne Antlitz!
Ich nehme ihr die Larve vom Geſicht, —
O welche Häßlichkeit in jedem Zug!

**Lorenzo.**

Was wollt Ihr damit ſagen?

**Pazzi.**

Nichts — als Wahrheit.

**Lorenzo.**

Sie iſt geſagt; entferne nun Dich, Unhold!
Zu gräßlich iſt Dein Anblick ſelbſt im Spiel.

**Pazzi.**

Laßt Ihr ſelbſt Maskenfreiheit nicht mehr gelten?
Die dürft Ihr mir nicht wehren; drum erlaubt!
Auch die Verleumdung treibt ſich gern herum
Im hohen Prunkgemach; ich lüfte ihr
Den gold'nen Schleier, der ihr Haupt umwallt,
Und ſeht, — die Schlangen ziſchen nun hervor!

**Lorenzo.**

raunhaftes Ungethüm, ſei hier verbannt!
m Bilde nicht einmal ſollſt Du erſcheinen!

**Pazzi.**

n eh'rner Rüſtung ſchreitet nun der Hochmuth
inher; die Zwietracht fliegt herbei,
er Furien wüthendſte, und ihr
olgt der Verzweiflung Schreckengeſtalt,
chleppt den zerbrech'nen Anker nach,
nd keucht, und ſtöhnt, und wendet gegen
ie eig'ne Bruſt des Dolches Spitze.
uf ſie, als ſich're Beute, ſtürzt
n nächtlich ſchwarzer Hülle,
ewaffnet mit Hippe und Stundenglas,
er Tod, dem klagend folgt
er Leichenträger fakelheller Zug.

(Leichenträger bringen, im Hintergrunde zurückbleibend, einen offe-
en Sarg.)

**Lorenzo.**

Halt ein, du frevelhaftes Spiel, in das
Verrath und Feindſchaft tückiſch ſich vermummt!
Zurück, Unholde! Freudenſtörer, fort!
Wohl weiß ich: Was ihr ſcheint, ihr ſeid es auch!
Verdienet habt ihr, daß man euch ergreife;
Ich kenne, Frevler, euch und euer Haupt.
Drum flieht, damit ich euch nicht hier entlarve! —
Schön war der Tag; nun kommt die Nacht, Gewitter rollen.
Weh Jedem, deſſen Haupt die Blitze treffen ſollen!

(Ab. Die von Pazzi gebrachten Masken entfernen ſich.)

## Vierzehnte Szene.

**Giacomo** und **Franceſco Pazzi. Bandini. Giuliano** von **Medici. Nori. Caſſareli. Simonetta.**

(Die übrigen Ballgäſte verlieren ſich allmälig. Pazzi, Franceſco und Bandini bleiben verlarvt.)

**Giuliano.**

Habt ihr vernommen, was Lorenzo ſprach?
Ehrt — wenn auch nicht das Haupt der Signoria —
In ihm doch wenigſtens den Herrn des Hauſes!

**G. Pazzi** (ſich entlarvend).

Wie feig muß ein Gewiſſen ſein, das ſelbſt
Vor Masken bebt!

**Giuliano.**

Entweicht!
Ihr wollt nicht? Nun ſo brauch' ich denn Gewalt.
(Er drängt den Pazzi aus dem Saale.)

**Bandini.**

Es droht Gefahr. Ihm nach! (Er folgt.)

**Caſſareli.**

Giuliano wagt zu viel; die Raſenden,
Sie wenden ihre Wuth nun gegen ihn!

**Nori.**

Die Nacht begünſtigt ſie. Laßt uns ihm folgen!

**Caſſareli.**

Schafft mir ein Schwert!

**Nori.**

Fort, fort! (Beide ab.)

**Simonetta.**

Gott ſchütze ſie! (Will ab.)

(Während deſſen hat die Maske des Todes ſich aus dem Hintergrunde
netta'n genähert, und ſteht plötzlich vor ihr, als der Saal leer ge-
n iſt.)

**Simonetta** (da ſie ihn erblickt).

Hilfe! Weh! Entſetzliche Geſtalt!

(Der Tod wirft die Maske ab; — es iſt Francesco.)

**Francesco.**

nnt die Schreckgeſtalt, die Euch nicht ſchrecken,
Euch nur glüh'nde Liebe ſchwören will!

**Simonetta.**

Raſender! Mit Schaudern ſeh' ich Euch
alſcher, wie in eigener Geſtalt;
ebt mein Herz vor Eurer Wuth zurück.
idiget nicht länger dieſen Ort
mich! O laßt mich, Schrecklicher!

**Francesco.**

nnt an mir nur Eurer Schönheit Macht,
Wunder wirkt, da ſie mit ihrem Licht
Tod in's Leben ruft, und wo noch kaum
Schreckgeſtalt erſchien, den Himmel zeigt!
Euch allein nur, Göttin, hängt es ab,
Ihr als Tod, als Leben mich wollt ſeh'n.

**Simonetta.**

t einen Augenblick weilt länger hier,
Füßen tretend Pflicht und Zartgefühl!
ilfe! Hilfe! Ach wer rettet mich?

**Francesco.**

ebens ſträubt Ihr Euch, denn Ihr ſeid mein
müßt es bleiben! Euch hab' ich errungen

Vom Schickſal ſelbſt auf Seel' und Seligkeit.
Gebt Hoffnung mir, ſo ſollen Tod und Nacht,
Die jetzt Florenz und Euch in Schrecken ſetzen,
Ein Morgenroth von Lieb' und Leben werden!
Gebt Hoffnung mir, nur einen Funken Hoffnung,
Und Ihr erſchafft ein Reich von Ruh' und Glück!
Verſchmäht Ihr mich mit liebeloſem Stolz,
Schont meine Wuth nichts, was Euch theuer iſt!

### Simonetta.

Entſetzlicher! Wie ſoll ich das verſteh'n?
Ihr ſchwört mir Lieb' und Haß mit einem Hauch?
Der Todes-Maske wohl ziemt ſolches Droh'n;
Ihr habt ſie abgelegt, — ſeid nun ein Menſch!
Sprecht ſo, daß Scham und Furcht mich nicht verſcheuchen,
Sprecht ernſt und ſittig, — ſo will ich Euch hören!

### Francesco.

Ihr wollt mich hören? O dann werdet Ihr
Mich auch erhören! (Vor ihr kniend.)
Himmliſche! Glaubt nicht,
Ich werde ſtets ſo rauh und ſtürmiſch ſein!
Es ſteht in Eurer Macht, mich zu bezähmen;
Ja, unter Euren Händen will ich ſanft
Erklingen, wie die Äolsharfe.
Des Fiebers Wuth erfaßt den Glühenden
Am heftigſten in jenem Augenblick,
Da aus dem wilden Aufruhr aller Sinne
Die Lebensflamme der Geneſung ſich
Entwickelt. Raſ't der letzte Winterſturm
Nicht ſcheidend mit verdoppelter Gewalt,

Indem der Frühling ſchon aus der Zerſtörung
Sein roſenlichtes Angeſicht erhebt?
Tobt nicht die Schlacht am blutigſten zur Zeit,
Da ſich aus ihrem grauenvollen Schooß
Der goldbeſchwingte Sieg dem Adler gleich
Zum Himmel hebt — —
Hiernach beurtheilt mich!
Ich bin nicht ſtets ſo wie in dieſer Stunde,
Die brauſ't und gährt, weil ſich mein Höchſtes nun,
Mein Lebensglück in ihr entfalten muß.
Und wäre auch mein Innerſtes ſo heftig
Wie Fieberglut und Sturm und Schlachtenwuth,
O Holde, Eure Liebe würde mir
Geneſung, Frühling, Siegesglück
In die verjüngte Seele zaubern!

**Simonetta.**

Steht auf! Ihr wagt zu viel.

**Francesco.**

Ich wage Alles!

**Simonetta.**

Ich bitte, mäßigt Euch! — Zu dieſer Stunde —
An dieſem Ort! — Es iſt zu ſpät!
Ich bitte, hört mich ruhig an!

(Giuliano kommt eilig, und erblickt Francesco zu Simonetta's Füßen.)

**Giuliano.**

Zu Euren Füßen — Er? — Ihr duldet es?

**Francesco.**

Und dulde ich, daß Ihr die Frage wagt?

**Giuliano.**

Ward, Fräulein, ihm von Euch die Huld gewährt?

**Simonetta.**

Konnt' ich des Raſenden Beginnen hindern?
Kühn, mit verweg'nem Droh'n drang er in mich — —

**Giuliano.**

Genug! Genug! So habt Ihr denn, Francesco,
Gewaltſam Euch aufdringend, Sitt' und Anſtand,
Des Hauſes Achtung und des Fräuleins Ehre
Verletzt. In meinem und des Bruders Namen
Fordr' ich von Euch Genugthuung!

**Francesco.**

Die ſoll Euch werden, hier, ſogleich! Zieht! Zieht!
(Er zieht den Degen.)

**Giuliano.**

Nicht hier! Doch ſonſt wo und ſobald Ihr wollt!

**Francesco.**

Sogleich! Sogleich!

**Simonetta.**

Erbarmt Euch meiner!

**Francesco.**

Sogleich, ſogleich! Brautwerber ſind wir ja;
Darum geſtattet, ſchöne Braut, den Kampf
Auf Tod und Leben! Mag's wie immer kommen,
Euch, Fräulein, wird ein Bräutigam zu Theil
Und eine Leiche zu der Mitgift noch. —
Vertheidigt Euch! (Er dringt auf Giuliano ein.)

**Giuliano.**

Verzeiht mir, Fräulein, wie mir Gott verzeih'!

muß! Die Ehre macht den Kampf zur Pflicht.

(Sie fechten. Von der einen Seite eilen Caffareli und Nori herbei,
der andern Lorenzo.)

**Simonetta.**

Hilfe!

**Caffareli.**

Schwertgeklirr!

**Nori.**

Laßt ab! Laßt ab!

(Lorenzo tritt zwiſchen die Fechtenden, ergreift Giuliano's Arm, und
t ſich dem Francesco entgegen.)

**Lorenzo** (zu Francesco).

ollt Ihr Euch meine Bruſt zum Ziel erſeh'n?
eich viel! In ihr auch ſchlägt ein Bruderherz —
n Medizeer-Herz! —
oft ſtand ich in Mitte der Gefahren,
t oft ſah ich dem Tod in's Angeſicht,
n einen Raſenden wie Euch zu ſcheuen.
r brütet Böſes; doch mißlungen iſt's,
d ſoll mißlingen fort und fort, ſo lang
renzo noch das Licht der Sonne ſchaut!
un aber — Beide — ſteht mir Rede: wie — —

**Giuliano.**

en ſeiner Wuth gezwungen, mußte ich — —

**Lorenzo.**

icht dürft' ich hier beſtochner Richter ſcheinen,
ollt' ich zuerſt des Bruders Klage hören.
ancesco, ſprecht! Was konnte ſo Euch reizen
n Freudenfeſt, das Euer Vater ſtörte?
ancesco! Hab' ich das um Euch verdient?

**Francesco.**

Nur das, was mir mehr als das Leben gilt,
Der Liebe Sieg und Preis, riß mich dahin.
Nicht recht war, was ich that; hier iſt mein Degen!
(Er wirft den Degen zur Erde.)
Beſchämt geh' ich von Euch, doch feſten Sinnes;
So wiſſet: Nimmer geb' ich auf mein Ziel! (Ab.)

**Simonetta.**

Mein Vater!

**Caffareli.**

Armes Kind!

**Simonetta.**

O ſchützet mich!

**Lorenzo.**

Vertraut auf mich! Kein Unrecht ſoll geſcheh'n!
(Er umarmt den Caffareli.)
Auf Wiederſehen in der Signoria!

**Caffareli.**

Gott ſei mit Euch!

**Giuliano** (zu Caffareli).

O zürnt mir nicht!

**Caffareli.**

Lebt wohl! (Ab mit Simonetta.)

**Lorenzo.**

Was ich Dir war im heitern Sonnenſchein,
Laß mich Dir nun auch in den Stürmen ſein!
Sie fachen ringsumher die Glut zum Brand;
O Bruder, halte feſt die Bruderhand!
(Er zieht Giuliano an ſeine Bruſt.)

# Dritter Akt.

Saal in der Signoria. Im Vordergrunde rechts ein etwas
habener Stuhl, zu deſſen beiden Seiten abwärts niedere Stühle.
n der linken Wand ſteht ein kleiner Tiſch.

## Erſte Szene.

**Lorenzo,** und **Cäſare Petrucci.**

**Lorenzo.**

Es iſt nur zu gewiß: Mein Bruder liebt
Mit heißer Glut des Caffareli Tochter.
Ich ehre ihn, den wackern, edeln Greis,
Der zehen Jahre lang viel Unglück trug,
Doch wahrlich nicht, weil ich es ſo gewollt!
Ich acht' ihn hoch, will fremde Schuld ihm gern
Vergelten, aber nimmer darf mein Bruder
Sein Eidam werden! —
Ihr kennt der Pazzi Scheelſucht gegen mich,
Mein ganzes Haus; mein Glück iſt mein Verbrechen;
Die mich umblüh'nde allgemeine Liebe
Zeugt ihren Haß, wie einen Wurm die Roſe.
Der lang beſtürmte Staat bedarf der Ruh';
Darum muß ich nun ſorgſam Alles meiden,
Was jenen Haß vermehren, einen Pazzi

Erbittern kann. Der raſende Francesco —
Er glüht nicht minder heftig als Giuliano;
Würd' er verſchmäht, ſo ſäh'n ſich alle Pazzi
In ihm zugleich verſchmäht. So bleibt denn nur
Ein Mittel übrig:
Dem Nebenbuhler muß mein Bruder weichen,
Muß Simonetta meiden.

**Petrucci.**

Auch jetzt hat Euer Scharfblick, ſo wie ſtets,
Das Richtige ſogleich erkannt, und nun
Wollt Ihr das Rechte, wie's dem Staate frommt.
Durch Klugheit hofft Ihr Alles wohl zu lenken;
Allein — bedenkt! Wird hier nicht Leidenſchaft
Der Klugheit fein geſtricktes Netz zerreißen?

**Lorenzo.**

Ich ehre Euern Rath, denn reine Wahrheit
Und ſtrenges Recht bewohnen Euer Herz.
So hört! Giuliano ſoll in Liebe glüh'n,
Denn für die Liebe iſt er ganz geſchaffen;
Er ſoll ſich auch vermählen, aber ſo,
Daß die Vermählung ihm frommt und dem Staat.
Er werde Gatte eines Mädchens, das
An Schönheit, Reiz und Tugend keiner weicht,
Dabei die Tochter eines Mannes iſt,
Der im Parteienſturm feſt wie ein Fels
Im Meere ſteht, und unerſchütterlich
Nur das Gebot von Recht und Pflicht erkennt,
Herr ſeiner ſelbſt und jeder Leidenſchaft —

Und dadurch größer iſt als ſeine Zeit.
Die Tochter eines ſolchen Mannes wähle
Mein Bruder, ja er wähle — Eure Tochter!

**Petrucci.**

Die er nicht liebt? — Lorenzo! Frei geſteh' ich,
Nicht überraſchend kommt mir dieſer Antrag;
Einſt trug mein Lieblingswunſch dieſelbe Farbe,
Doch nie gewährte ich ihm freien Flug.
Wir Beide ſind nun, wie ich ſeh', wohl einig;
Doch wird Giuliano, er, der Glühende, — —
Denkt an der Klugheit ſchnell durchriſſ'nes Netz!
Für Simonetta nur, für ſie allein
Hat Euer Bruder Aug' und Seele.
Mein Kind bemerkt er kaum. Werbt Ihr für ihn,
Und er verwirft ſie dann, — iſt nicht mein Haus
Dadurch entehrt? Ich trüg' es nicht, bei Gott,
Ich trüg' es nicht!

**Lorenzo.**

Ich kenne meinen Bruder wie mich ſelbſt.
Mit glüh'ndem Herzen liebt er Simonetta,
Doch liebt er mich auch, wie der Sohn den Vater,
Wie Freund den Freund; ſein wundes Herz
Wird er mir gerne überlaſſen, wird
Sich gern in das ergeben, was ich liebend
Für ihn erwähle. Mag ihn auch Gefühl
Und Fantaſie hinreißen, glaubet mir, —
Der Taumel ſchwindet, und er wird erkennen,
Daß ich nur für ſein Beſtes denk' und handle.

Dem Unternehmen Sicherheit zu bürgen,
Bring' ich auch ſeine Ehre ſelbſt in's Spiel;
Ja wißt, entſchloſſen bin ich, die Vermählung
Als öffentliche Angelegenheit —
Sie iſt's auch — zu betrachten, und gleich jetzt
Sie in der Signoria vorzutragen.

**Petrucci.**

Ihr ſetzet Alles auf das Spiel. Laßt ab!
Ihr wagt zu viel.

**Lorenzo.**

Hier gilt kein Säumen.
Ein jeder Augenblick droht uns Gefahr;
Es handelt ſich um einen raſchen Schritt.
Erſtaunen wird er über meine Werbung,
Wird Ausflucht ſuchen und durch feine Wendung
Uns zu entſchlüpfen trachten, endlich aber
Erkennen, was ſein Bruder und der Staat
So dringend heiſchen, ſei ſein eig'nes Wohl.
War er doch ſchon als Knabe es gewohnt,
Daß ich aus ſeinen Träumen ihn erweckte;
Als Knabe ſchon empfing er gern ſein Glück
Aus meiner Hand. Glaubt mir! Er wird auch jetzt
Sich meiner Lieb' und Sorge fügen.

**Petrucci.**

Als Knabe war er ohne Leidenſchaft;
Der Bruder war ihm Alles. Er iſt ſanft,
Gefühlvoll, hüllt ſich gern in ſeine Träume.
So ſtille Schwärmer, ſanft und weich wie Wachs,

Laßt einmal ſie in Leidenſchaft entbrennen,
Der ganze Menſch ſchlägt auf in helle Flammen!
Nun ſind ſie in dem Grade heftig als
Einſt blumenmild; ihr Schwärmen wird ein Raſen;
Was ſie ſonſt ſtill im Herzen trugen, ſprüht,
Nun ein Vulkan, aus der beſtürmten Bruſt,
Die Kühnen ruh'n und raſten nicht, bis ſich
Ihr Ideal zur Wirklichkeit geſtaltet,
Und wagen Glück und Leben für den Wahn!

**Lorenzo.**

So wollet Ihr aus Furcht vor dem Mißlingen
Das einz'ge Rettungsmittel für den Bruder
Verweigern? Gilt Florenz, gilt ich Euch ſelbſt
So wenig, daß Ihr's nicht der Mühe werth,
Des Lohnes werth hält, den Verſuch zu wagen?
Denkt Ihr bei dieſer Sache nur an Euch, —
Dann haben Furcht und Zweifel guten Grund;
Doch wenn Ihr — — —

**Petrucci.**

Caſſareli kommt. Schiebt auf!

**Lorenzo.**

Mit jedem Tage frißt die Wunde tiefer,
Mit jedem Tage wird die Heilung ſchwerer.
Hier gilt es ſchnelle Rettung — oder keine!

**Petrucci.**

Ihr wollt das Gute, — nun ſo handelt denn,
Wie's nöthig ſcheint für Euern ſchönen Zweck!
Ich will's nicht hindern; doch ruf' ich den Himmel

Zum Zeugen an: Mich trieb nicht Furcht zum Weigern,
So wie mich nun kein Eigennutz bewegt,
Euch zu willfahren!

**Lorenzo.**

Und ſo ſei auch mir
Der Himmel Zeuge, daß ich's ehrlich meine
Mit meinem Bruder, ſo wie mit dem Staat. —
Nun laßt uns ſchweigen! Die Signori kommen,
Den Caffareli ſchon in ihrer Mitte.
Mein Bruder — ſeht! — Durch Alle drängt er ſich,
Umarmt den Greis und eilt ſo mit ihm her! —
Gott laſſe mich zum Wohl für Beide handeln!

---

## Zweite Szene.

**Lorenzo. Cäſare Petrucci. Giuliano. Giacomo Pazzi. Monteſecco. Bagnone. Poggio,** und die übrigen Mitglieder der Signoria.

(Caffareli bleibt im Hintergrunde. Lorenzo ſetzt ſich oben an. Ihm zunächſt auf der rechten Seite nimmt Giuliano ſeinen Platz; zur linken Petrucci. Die Übrigen ſetzen ſich zu beiden Seiten.)

**Lorenzo.**

Hochedle Herrn der Signoria!
Ein freudiges Geſchäft verſammelt uns.
Das Wohl des Staats erheiſcht der Bürger Wohl.
Drum ehren wir in jedem Einzelnen
Das Ganze, deſſen Theil er iſt;
Und wie ein Vater, noch ſo reich an Kindern,

Doch ſelbſt ein Einziges, das er verlor,
Mit bitterm Schmerz vermißt, ſo jubelt auch
Der Staat der Wiederkehr des hart Entbehrten.
Das Würdige muß feierlich geſcheh'n!
Und ſo, mag Jeder auch für ſich es wiſſen,
Verkünd' ich hier vor Allen: Er, den uns
Parteienhaß vor zehen Jahren raubte,
Der edle Greis, der biedere Caffareli,
Er iſt zurückgekehrt in unſ're Stadt.
Geliebt es euch, von ſeinem Haupt den Bann
Zu nehmen, und ihn würdig zu empfangen
Im Heiligthum der Signoria?

**Pazzi.**

Er ſei willkommen!

**Giuliano.**

Hochwillkommen!

**Lorenzo** (aufſtehend).

Seid uns willkommen in der Signoria
Und in Florenz! Ein Sturm trieb Euch von hinnen;
Verſchwunden iſt die trübe Zeit, verſchwunden,
Gleich ihr, ſei Haß und Groll in jeder Bruſt!
(Caffareli tritt vor.)
Und ſo umarm' ich Euch mit reinem Herzen.
(Er geht dem Caffareli entgegen, und umarmt ihn.)
(Alle ſtehen auf und reichen dem Caffareli bewillkommend die Hände. Giuliano drückt ihn mit Heftigkeit an ſich.)

**Giuliano.**

Wie ſich der Epheu um die Eiche ſchlingt,
So halt' ich Euch umſchlungen, um nie mehr —

In Luſt und Leid nie mehr von Euch zu laſſen,
Um Eins mit Euch zu ſein im Tod und Leben!

**Lorenzo.**

Reicht uns die Hände denn, mir und dem Bruder!
So führen wir Euch nun, der Eintracht Bild,
Zu Eurem alten Ehrenplatz,
Den Ihr noch lange zieren mögt!

(Während Lorenzo und Giuliano den Caffareli in ihre Mitte nehmen, und ihn zu dem, neben Giuliano's Platz leer gelaſſenen Stuhle führen, bleibt Giacomo Pazzi mit Monteſecco ſo lange, bis auch die Übrigen ihre Plätze eingenommen haben, ganz im Vordergrunde.)

**Pazzi** (zu Monteſecco).

Seht, wie vom Lebesqualm und Rührungsſpiel
Dem blöden Alten ſchon die Sinne ſchwinden!
Was gilt's, eh' zweimal über des Bethörten
Ergrautes Haupt die Sonne untergeht,
Iſt er der Medizeer Günſtling ſchon?

**Monteſecco.**

Ihr tragt die Schuld, wenn Alles uns mißlingt.
Als er den Schwur zu leiſten weigerte,
Da durfte er vom Gräbergrauen nimmer
An's Licht des Tages treten! (Sie ſetzen ſich.)

**Caffareli.**

Geehrte Signoria! Edle Herren!
Wohl ziemt' es mir nun, meines Dankes Fülle
Euch auszuſtrömen; Herz und Seele ſchmachten,
Sich dieſer ſüßen Bürde zu entladen;
Ich will euch danken, — und vermag es nicht!
Zu groß, zu groß iſt eure Huld!

Ja, wär' ich auch von meiner Wiege an
Bis dieſen Augenblick ſo rein geblieben
Wie Gottes Engel, — dennoch ſtänd' ich jetzt
Vor euch verſchuldet da für ſolche Fülle
Von Lieb' und Ehre, die ihr mir gewährt,
Weil ich mit meiner Lebenstage Reſt
Nicht meine Schuld zurück erſtatten kann.
O Medizeer! Wie war's möglich
Euch zu verkennen, euch zu haſſen,
Euch, deren Weſen Liebe iſt!

**Pazzi** (zu Montefecco).

Bald wird der Schmeichler ſie vergöttern!

**Lorenzo.**

O Freund! Stolz iſt der Medizeer Sinn;
Sie wollen in Florenz die Erſten ſein,
Die Erſten durch ihr Streben nach dem Beſten.
Und ſo mag dieſer Tag die Knoſpe ſein,
Aus der viel Herrliches und Schönes blüht!

**Giuliano.**

Der Freundſchaft und der Liebe reichſter Flor!

**Caffareli.**

Der Himmel wolle euern Wunſch erfüllen!
Und ſo empfanget meinen heil'gen Eid:
Ich ſchwör' euch Lieb' und Treue bis in's Grab,
Haß aber Jedem, der euch haßt!

**Cäſare Petrucci.**

Das Haupt des Staates und der Staat ſind Eins!
Wer jenes haßt, iſt auch des Letztern Feind.

Verflucht ſei der Parteien Zwiſt,
Die durch Zerſtörung beſſern wollen,
Ein neues Glück dem Staat verheißen,
Indem ſie ihm ſein Beſtes rauben —
Ruh' und Eintracht! —
Lorenzo, Oberhaupt der Signoria!
Als Gonfaloniere von Florenz,
Als Schirmer und Vollſtrecker der Gerechtigkeit,
Schwör' ich Euch beim geheiligten Panier,
In meinem und in meiner Heerſchaar Namen,
Lieb' und Treue bis in's Grab!
Und da Gewaltthat nie zum Guten führt,
Und Ruh' und Ordnung feſt beſtehen ſoll,
So ſchwör' ich meine Hand mit deſſen Blut
Zu färben, der es wagt, Euch anzutaſten!
Euch dankt Florenz des Glückes höchſten Flor;
So iſt denn Euer Feind der Feind des Staates auch.

**Pazzi** (zu Montefecco).

Der Donner droht.

**Montefecco.**

Nach uns zielt dieſer Blitz.

**Bagnone.**

So zünden wir ein Höllenfeuer an,
Das ihre Blitze und ſie ſelbſt zerſtört!

**Pazzi.**

Man wird aufmerkſam; mäßigt Euch!

(Lorenzo ſteht auf. Die Übrigen desgleichen.)

**Lorenzo.**

So haben wir den neuen Bund geſchloſſen,
Der uns und Euch und Allen frommen mag.
Der Freundſchaft aber iſt die Liebe nah,
Die alles Herrliche ſo leicht vollbringt.
In ihren Blumenfeſſeln hält ſie mich;
Will ſich mein Bruder ihrer Macht entzieh'n?
Ich ſeh' Dich überraſcht, daß ich es wage,
Dich an des Lebens ſchönſte Pflicht zu mahnen;
Und dennoch wag' ich's.

**Giuliano.**

Wie, mein Bruder? Soll
Die Signoria Hymens Tempel werden?

**Lorenzo.**

Das ſoll ſie, ja fürwahr!
Wer an der Staatsverwaltung Spitze ſteht,
Hat Pflichten, wo den Mindern keine feſſelt,
Und er gehört ſich da nicht ſelber an,
Wo Andere nach freier Willkür handeln.

**Giuliano** (bei Seite).

Was ſoll das?

**Lorenzo.**

Ich ſpreche hier den Wunſch von Vielen aus.
Nicht nur ein Mädchenflor, — ja ſelbſt der Staat
Wünſcht, daß Du zur Vermählung Dich entſchließeſt.
Darf ich Brautwerber ſein? Du gabſt mir einſtens
Die Vollmacht und das Recht, für Dich zu wählen,
Dich liebend in der Liebe Arm zu führen!

Der Augenblick iſt da; darf ich ausüben
Die Vollmacht und das Recht?

**Monteſecco** (leiſe).

Hier lauert eine Schlange unter Blumen!

**Giuliano.**

Wer ſieht nicht gern den Sonnenaufgang glüh'n?
Allein die Morgenröthe geht ihm vor.
Der Liebe Bund — dies Leben in dem Leben —
Muß blüh'n, um ſich zur Blume zu erheben.
Haſt Du bedacht — — —

**Lorenzo.**

Wohl hab' ich es bedacht,
Daß Deine Gattin Deiner würdig ſein,
Vorzüge ſelt'ner Art vereinen muß.

**Giuliano.**

So muß ſie ſein! Ja; Caffareli, ſo,
So muß ſie ſein!

**Petrucci** (für ſich).

Dies endet nimmer gut!

**Lorenzo.**

Laßt mich das Bild entwerfen! — Ihre Seele
Sei weich und edel, klar und hold,
Und ihre Schönheit lächle mild
Durch einen Roſenflor der Anmuth.
Ihr Lächeln ſei der Tugend Grazie,
Ihr Wort der Seele Melodie,
Und jede ſchöne Kunſt umgebe
Sie mit dem Zauber ihrer Macht. —

Mein Bruder denkt nun wohl, der alte Hang
Zum Dichter habe mich ergriffen, und
Ich ſchildere ein Ideal? O nein!
Es lebt ein Mädchen in Florenz, das nicht
In einem Zuge meiner Schild'rung weicht.

**Giuliano** (für ſich).

Was kann er meinen? Simonetta nur
Gleicht dieſem Himmelsbild auf Erden!

**Pazzi** (zu Montefecco).

Wo zielt das hin? Laßt uns wohl auf der Hut ſein!

**Lorenzo.**

Darf ich ſie nennen?

**Giuliano.**

Wozu dieſes Drängen?

**Lorenzo.**

Du ſollſt des Werbers Wahl und Sinn nicht ſchelten!

**Giuliano** (bei Seite).

Ja, Dich nur kann er meinen, — Dich nur, Simonetta!
(Er eilt zu Caffareli, und umarmt ihn.)

**Caffareli.**

Was thut Ihr, Giuliano?

**Giuliano.**

Ihren Namen
Will ich in Euren Armen freudig hören!

**Lorenzo.**

So nenn' ich denn Petrucci's Tochter —
Die wunderholde reizende Camilla!

**Giuliano** (heftig bewegt).

O nimmer! Nimmer!

**Petrucci** (bei Seite).

Ich bin beſchämt! Entehrt mein Kind!

**Lorenzo.**

Giuliano — faſſe Dich!

**Giuliano** (ſich ſammelnd).

O nimmer — bin ich ſolches Kleinod's werth!

**Pazzi** (zu Monteſecco).

Mich däucht, hier wird die Zwietracht bald für uns
Zu Felde zieh'n.

**Lorenzo.**

Mein Bruder iſt nur überraſcht; Petrucci,
Laßt mich, den ältern, für ihn ſprechen, und
Gewährt mir die Erfüllung ſeiner Bitte!

**Petrucci.**

Durchdrungen fühl' ich mich von dieſer Ehre,
Nach der ſo manche Fürſtentochter geizt;
Doch eben deshalb darf auch nicht ein Schein
Hier walten, den die Welt mißdeuten kann.
Verzeiht! Ich wünſche, daß Giuliano ſelbſt — —

**Giuliano** (für ſich).

O Simonetta! Dich in dieſem Augenblick
Soll ich verläugnen? — Nimmer! — Dich bekennen,
Um Dich vielleicht auf ewig zu verlieren?

**Petrucci.**

Giuliano! Übereilt Euch nicht! Sprecht offen!

**Pazzi** (zu Caffareli).
Simonetta iſt dem Medizeer zu gering.
So liebt und ehrt Lorenzo Euch!

**Caffareli** (zu Pazzi).
So aber ehre ich die Wahrheit. Hört! (Laut.)
Petrucci's Würde, und Camilla's Schönheit,
Liebreiz und Tugend, füllen jedes Herz
Mit Lieb' und Achtung. Und ſo zweifl' ich nicht,
Giuliano wird des theuern Bruders Wunſch,
Den Wunſch von Jedem, der es redlich meint
Und folglich auch den Wunſch von ganz Florenz
Als ſeinen eig'nen Wunſch erfüllen.

**Pazzi** (zu Monteſecco).
So ſtürz' ihn ſeine Großmuth ſelbſt! (Laut.)
So ruf' ich denn mit gleicher Freude aus:
Es lebe hoch Camilla und Giuliano!
Lorenzo der Vermittler, lebe hoch!

**Giuliano** (mit Faſſung).
Petrucci! welcher Florentiner darf
Sich rühmen, er verehr' Euch mehr als ich?
In jeder Tugend ſeid Ihr uns ein Vorbild,
Und ſie, Camilla, ihres Vaters Kleinod,
Muß auch das Kleinod ihres Gatten ſein.
So fühl' ich mich geehrt, erfreut, entzückt,
Daß Ihr mich würdigt, Eidam Euch zu werden.
Und doch muß ich des Glückes noch entbehren;
Ich habe Gründe, mich nicht zu vermählen.
Ich werde ſie enthüllen, bald enthüllen,

Noch aber muß ich ſchweigen, bis die Zeit
Zur Reife bringt, was jetzt noch unreif iſt.
Mein Bruder dringe länger nicht in mich!
Verzeiht, Signori, daß ich mich entferne! (Ab.)

**Petrucci.**

Ich tadl' ihn nicht. Erlaubt, daß ich ihm folge! (Ab.)

**Lorenzo** (in heftiger Bewegung).

Für heute nichts mehr! — —
Gehabt euch wohl, Signori!
(Alle entfernen ſich.)

**Lorenzo.**

Balſam bereit' ich, — und er wird zu Gift.
Der weiche Jüngling ſteht hier felſenfeſt,
Und meine Liebe ſcheint ihm ein Verrath
An ſeiner Liebe? — O Giuliano! Bruder!
Kein Menſch auf Erden liebt Dich mehr als ich, —
Und Du ſiehſt nun in mir vielleicht den Feind!
Simonetta — ſei ſie auch die Sonne ſelbſt,
Sie zieht ein Ungewitter über Dich,
Sie wird zur Fahne der Parteiwuth!
Pflicht iſt's, vom Abgrund Dich zurückzuhalten,
Doch will ich ſelbſt den Schein von Zwang — —
Er kommt zurück? O Himmel, leih' mir Kraft, —
Noch Schwereres, — Verſtellung gegen ihn,
Vor dem mein Innerſtes ſonſt offen lag!

## Dritte Szene.

**Lorenzo. Giuliano.**

**Giuliano.**

Wir ſind allein. Ich ford're Rechenſchaft.
Steh Rede mir! Was konnte Dich bewegen
Zu ſolchem Schritte gegen mich?

**Lorenzo.**

Die Bruderliebe, die mich ſtets bewegte;
Die Du ſonſt glaubteſt, jetzt verkennen willſt.
Was ich gethan, ich that es im Vertrauen
Auf Dein Vertrau'n in meine langbewährte
Und viel erprobte Sorgfalt für Dein Wohl.

**Giuliano.**

Und darum überfielſt Du mich wie ein Bandit
Den Wanderer, der freudigträumend ſchläft
Im blühenden Gebüſch?

**Lorenzo.**

Gefaßt war ich,
Im erſten Augenblick verkannt zu ſein.
Wer kann das meiden? ſelbſt der Bruder nicht!
Des Hauſes Wohl, des Staates, und Dein eigenes,
Bewogen mich zu thun, was ich gethan.
Parteien wüthen, neue Stürme droh'n,
Und Du willſt wie ein müß'ger Schwelger nun
Der Liebe Nektar wohlbehaglich ſchlürfen?
Erkenne unſers Hauſes Macht und Glanz,
Erkenne, was Du ihnen ſchuldig biſt!

Erkenne, was der Staat von Dir mit Recht,
Von Dir, dem Medizeer fordern kann!
Erkenne Deine höh're Pflicht! ſie heiſcht
Entſagung, wo die Selbſtſucht ſonſt genießt.
Nicht Opfer ſollſt Du ſein der Politik,
Groß aber denken und Dich ſelbſt bezwingen,
Wo Deine Leidenſchaft den Staat gefährdet.
Giuliano! brüderlich hab' ich für Dich
Geſorgt, ein Mädchen, ſchön und engelrein,
Für Dich gewählt. O laß mich hoffen — —

**Giuliano.**

Nimmer!

**Lorenzo.**

Um Gotteswillen, Bruder, nicht zu raſch!

**Giuliano.**

Und doch gabſt Du mir ſelbſt dies böſe Beiſpiel?

**Lorenzo.**

Und fehlt' ich, — blieb der Zweck nicht gut und rein?

**Giuliano.**

Rein? Rein? ja, rein iſt auch des Stromes Fluth,
Die den Getäuſchten in den Abgrund reißt,
Der Blitz, der uns zerſchmettert, er auch rein!
Unredlich biſt Du; ſtaatsklug ſinneſt Du,
Rein wie ein kalter Wintertag, nur auf
Vermehrung Deiner Macht und Deines Glanzes.
Der Erſte ſtehſt Du herrlich in Florenz:
Wozu bedarfſt Du Bruderliebe noch?
Mich ehrgeizloſen Jüngling einzulullen

In meinen Hang zur ſtillen Lebensweiſe,
Mich in den Schatten eines bunten Nichts
Zu betten, — dazu dient die Bruderliebe.
Erreicht iſt Deine Abſicht, und ich war —
So will's die Politik — Dein Mittel nur!
Wer ſelbſt die Gattin ſtaatsklug ſich gewählt,
Vermag er für den Liebenden zu wählen?
Wer herzlos ſelbſt, kann er des Herzens Macht,
Des Herzens Rechte ehren? — Ja, ſo iſt's!
Die Größe kann der Liebe ſich nicht weih'n!
Wie ſoll der Staatsmann Menſch und Bruder ſein!

**Lorenzo.**

Tob' immerhin! ſei ungerecht, zerreiße
Mein Innerſtes, ſprich lieblos zu der Liebe —
Ich zürne nicht, ja ich entſchuld'ge Dich;
Du biſt in dieſer Stunde nicht Du ſelbſt.
So raſe immerhin nun gegen mich,
Ich will Dich ſchützen — vor Dir ſelbſt.

**Giuliano.**

Wie klug Du denkſt für den unmünd'gen Knaben!
Wie weiſe für den Thörichten Du handelſt!
Ich duld' es länger nicht; zerriſſen ſei
Von nun das Joch, das Du mir aufgelegt!
Ich kenne Dich, ich fühle mich;
Ein Medizeer bin ich gleich Dir ſelbſt;
Beherrſche Du Florenz, die Welt, — nicht mich!
Sei Dein die Macht, mir bleibe ſtilles Glück,
Das mir kein Gott zerſtören ſoll!

**Lorenzo.**

O welche Wunde ſchlägſt Du meinem Herzen,
Das Du verläugneſt, wo es für Dich bebt!
Vernimm denn, was zu dieſem Schritte mich
Bewog! Von einer Flamme ſah ich Dich
Ergriffen, Dir verderblich und dem Staat.
So mußte Liebe ſelbſt den Haß entzünden,
Den ſchrecklichſten, — Parteienhaß, dem Du —
Vielleicht nach kurzem Glück, zum Opfer würdeſt.
Da faßte mich die Furcht — —

**Giuliano.**

Die Furcht? Ein ſchönes Mährchen von der Furcht!
Die Furcht — ſie heißt nur: Simonetta Caffareli!
Ja, ſüßer Heuchler, — heucheln kann ich nicht,
Nur gränzenlos vertrau'n und lieben, oder eben
So gränzenlos mißtrau'n und haſſen kann ich!
So wiſſe denn: Mein ganzes Weſen,
Es iſt von Liebesglut erfüllt für ſie!
Für ſie nur will ich kämpfen, leben, ſterben,
Um ſie verzweifeln, mit ihr ſelig ſein!
Du, und Franceſco, und der Pazzi Haus,
Für die Du mir mein Glück entreißen willſt,
Um ſie durch Schmeichelei an Dich zu ketten, —
Ihr Alle ſollt mein Kleinod mir nicht rauben!
Der Tod entreißt ſie mir, ſonſt keine Macht!
Laß nun, Verräther, Ehrgeiz, Liſt und Gold,
Laß nun ein Heer verweg'ner Nebenbuhler

Anſtürmen gegen mich, — ich weiche nicht,
Und Simonetta ſei mein Schlachtruf gegen euch! (Ab.)

**Lorenzo.**

O Bruder! Bruder! — Gott, wie ſoll das enden?
Ach, welche Himmelsmacht ſoll dieſen Sturm
Beſchwören? — Ich vermag es nicht! Weh mir,
Weh ihm, wenn ich es nicht vermag! — —
Lorenzo, Muth! Rein iſt Dein Herz; Du willſt
Das Gute nur, das Rechte nur.
Und ſchon ſeh' ich Rettung möglich:
Caffareli ſelbſt erkennt
Meines Handelns reinen Zweck;
Edel iſt die Tochter, wird,
Dankbar gegen meinen Schutz,
Zeig' ich ihr die böſe Folge,
Selbſt aufgeben, den ſie liebt. — —
Und doch umnachtet mich ein düſt'rer Geiſt
Mit böſer Ahnung,
Der Pazzi Haß, den nichts verſöhnen kann,
Giuliano's Liebe, die ihn neu entflammt!
Wer vermag zu widerſtehen
Da, wo Haß und Liebe wüthen?
Haß, dem Allzerſtörer,
Und der Liebe Wahnſinn, —
Solchen grimmen Ungeheuern,
Wer vermag zu widerſteh'n? —
Die Wahrheit und das Recht!
Wer einen Edelſtein vom Vater erbt,

Als Kleinod wird er ſorgſam ihn bewahren;
Und hoher Väter Ruhm und Herrlichkeit —
Sie wären dem Nachkommen minder werth?
Groß iſt mein Recht, — noch größer meine Pflicht!
Rein hob das Haus der Medizeer ſich
Empor aus böſer Zeiten wilder Gährung;
Rein bleib' es bis zu ſeinem Untergang!
Was es durch Geiſt und Tugendkraft gewann,
Erhalten werd' es auch durch ſie allein!
Und fallen wir, ſo ſoll die Nachwelt ſagen:
Sie fielen ohne Schuld, und rein und groß! —
So finde mich das Schickſal ſtets bereit
Für jeden Schlag. So hab' ich ſtets gehandelt,
So will ich handeln, bis die Seele flieht.
Eurer würdig, hohe Ahnen,
Hochgeehrt von Dir, Florenz,
Will ich rühmlich untergeh'n!
Deſſen ſei Gott nun mein Zeuge —
Und mein Richter einſt!

---

## Vierte Szene.

**Lorenzo. Caffareli** (in heftiger Bewegung).

**Caffareli.**

Hier, wo mich Euer Arm umfing,
Hier, wo Ihr die verlorne Würde
Vertrauenvoll mir wieder gabt,
Hier laßt zu Euern Füßen mich —

(Er will knien; Lorenzo hebt ihn auf.)

**Lorenzo.**

Nicht ſo! Was es auch ſei, — ſprecht Mann zum Mann!

**Caffareli.**

So höret denn auf dieſer Stelle,
Was mein zerknirſchtes Herz bekennt!
Der Unbekannte, der Euch fluchte,
War ich!

**Lorenzo.**

Ohnmächtig bleibt der ungerechte Fluch;
Die böſe That — ſie iſt ihr eigner Fluch!

**Caffareli.**

O nennet nicht mehr Haß und Fluch!
Verkannt' ich Euch, ſo büß' ich ſelbſt
Durch meine Reue, was ich fehlte.
Vernehmet denn nun auch zugleich,
Daß Eure Feinde keines Mittels,
Das Euren Untergang bereitet,
Daß ſie mich ſelbſt — — —

**Lorenzo.**

Und Ihr ſeid rein geblieben?

**Caffareli.**

Ich bin's, ſo wahr ein Gott im Himmel iſt!

**Lorenzo.**

Nun, ſo erhaltet Euch rein, wie Ihr ſeid!
Was Ihr mir ſagen wollt, iſt mir nicht fremd.
Bleibt rein, ſo haben wir denſelben Gott!
Nicht mehr für jetzt! Kein Wort, — die That muß ſprechen.

(Ab; Caffareli folgt.)

## Fünfte Szene.

Eine Säulenhalle im medizeiſchen Palaſte, zu welcher von der linken Seite eine breite Treppe mit Geländern hinauf führt. Im Hintergrunde zeigt ſich die Ausſicht auf den Arno-Fluß.

**Giuliano. Nori.**

**Nori.**

Ihr thatet übel, Euch der erſten Wallung
So hinzugeben gegen Euern Bruder.
Wünſcht er von Simonetta Euch zu trennen,
So meint er's wahrlich gut; daran ſetz' ich
Mein Leben. Geht's nun nicht ſo, wie Ihr wünſcht,
So müſſet Ihr die Schuld Euch ſelbſt zumeſſen.
Er zürnt Euch, Caffareli iſt ſein Freund,
Petrucci liebt das Recht, und iſt gekränkt;
Nun ſind die Pazzi mächtig gegen Euch.

**Giuliano.**

Und mächtig will ich gegen Alle ſein;
Mein Wille ſei der Fels, an dem ſie ſcheitern.
Sprach ich zu heftig, nun, ſo will ich jetzt
Nicht minder haſtig auch im Handeln ſein.
Recht that ich, offen ihm in's Angeſicht
Zu ſagen, was mir in der Bruſt geſtürmt.
Schmach Jedem, der das Licht der Sonne ſcheut!
Was mich betrifft, ſo that ich recht; doch ſchmerzt
Mich's tief, daß Simonetta leiden muß.
Entweiht hab' ich der Helden Ruf und Ehre,

Die zarte Blume riß ich freventlich
Aus ihrem Heiligthum, und brachte ſie
Zum lauten Markt. Erſatz bin ich ihr ſchuldig;
Ihn aber kann ich nur als Gatte ihr
Gewähren. Lieb' und Redlichkeit gebieten,
Mannſinn und Ritterpflicht verlangen es.
Damit Lorenzo dies nicht hindern kann,
So muß es ſchnell, ſogleich geſcheh'n!
Verrathen ſteh' ich und verfehmt,
Und feindlich iſt, was mich umgibt.
Du, Nori, biſt der Einzige,
Vor dem mein Herz ſich öffnen darf,
Der Einzige, auf den ich baue!
Du, Eins mit mir, ſei Eins mit meiner Liebe!

**Nori.**

Was wäre mir für Euch zu groß, zu ſchwer?
Ich wage für Euch Alles, ja mich ſelbſt!

**Giuliano.**

Du ewigheit'res Weſen! Leuchte mir,
Wo Nacht und Grauen mich umhüllen will!
Verlaß mich nicht, wenn ich mich ſelbſt verlaſſe!

**Nori.**

Vor Allem muß nun Simonetta fort von hier.
Sie muß verſchwinden und unſichtbar bleiben
Wie eine Perle in dem Meeresgrund,
Bis jedes Hinderniß gehoben iſt;
Als Gattin tritt ſie mit Euch in die Welt.

Was nicht zu ändern iſt, — der Haß mag wüthen,
Der Bruder wird verzeih'n.

**Giuliano.**

Wo aber läge mir ein Paradies,
Getrennt von aller Welt, für mich bereit?

**Nori.**

Mein kleines Landgut; dahin müßt Ihr flieh'n.

**Giuliano.**

Und wird mir Simonetta folgen? Nimmer!

**Nori.**

Wie? Ihr ſeid ihre erſte Liebe, und
Sie folgte nicht? Sie folgt Euch wie der Fluß
Dem Ufer, folgt Euch bis an's End' der Welt!
Laßt mich gewähren! Geht, ſtrömt Euer Herz
In einem Brief, den ſie — ich bürg' Euch dafür —
Nach wenig Augenblicken freudig lies't!
Schreibt ihr, daß ſie mir trauen dürf' in Allem;
Dann ſeid gewiß, ich führ' Euch ſchnell an's Ziel!
Nun geht ſogleich! Man darf uns hier nicht ſeh'n.
Lorenzo ſelbſt muß vor der Hand von mir
Sich täuſchen laſſen. Gott verzeih's!

**Giuliano.**

Nun Muth!
Denn was der Himmel mir verweigern könnte,
Er wird der Himmliſchen es nicht verſagen. (Ab.)

**Nori.**

Und thu' ich unrecht, wenn ich für ihn wage,
Was minder recht bei jedem Andern wäre?

Er liebt, liebt wahr und rein, Pflicht iſt's, zu helfen,
Daß ſolche Liebe auch ihr Ziel erreiche. (Ab.)

---

## Sechſte Szene.

**Petrucci** und **Caffareli** (im Geſpräche kommend).

**Petrucci.**

Einſt war ich glücklich, dacht' ich mir Giuliano,
Als Gatten meiner lieblichen Camilla;
Nun aber liegt's am Tage, er liebt Simonetta,
Und ſo verwerf' ich meinen ſchönſten Wunſch.
Weh dem, der Wünſche nicht beſiegen kann!
Ja, wollte nun Giuliano ſelbſt, aus Liebe
Zum Bruder, meinem Kinde Liebe ſchwören,
Nie wird ihm ihre Hand!
Lorenzo harret Euer. (Ab.)

**Caffareli.**

Lorenzo's Herrlichkeit hab' ich erkannt;
Sein Wille iſt der meinige fortan.
Er ſchlug die Wunde, er wird ſie auch heilen!

---

## Siebente Szene.

**Lorenzo. Caffareli.**

**Lorenzo.**

Nein, Caffareli, — nein, Ihr zürnt mir nicht!
Ich ſeh's an dieſem freundlich milden Blick,
Ich fühl's an dieſem warmen Händedruck;
Ihr zürnt mir nicht!

**Caſſareli.**

Ihr handelt, wie Ihr müßt.
Die Zeit gebietet, wir ſind ihre Sclaven.
Wer brächte nicht die Liebe ſelbſt zum Opfer,
Verliſcht dadurch des Haſſes wilde Glut!
O nimmer werde Simonetta eine Fackel
Der Zwietracht für die Brüder, für Florenz!
Mich treffe nochmal der Verbannung Qual,
Eh' ſolchen Gräuel ich erleben will!
Doch nein! Es darf dahin nicht kommen. Handelt, —
Und freudig biet' ich Euch die Hand dazu.

**Lorenzo.**

So hört, was mir vor Allem nöthig ſcheint;
Es iſt die Sorg' für Simonetta's Ruf,
Und Eure Würde, und Giuliano's Ehre.
Fern ſei — vermöcht' ich's auch, Gewalt und Zwang!
Nur milde Schonung, liebevolle Zartheit,
Sie ſollen ſo, wie ſich's gebührt, das Band
Der Leidenſchaft unmerkbar leiſe löſen.
Damit es aber ſo geſchehen kann,
Darf Eure Tochter nicht in Eurem Haus,
Darf nicht beim Vater bleiben.

**Caſſareli.**

Gott! Was ſagt Ihr?
Wie? Sie, die ich nach zehn qualvollen Jahren
An's Herz gedrückt, ſoll ich vom Herzen reißen?

**Lorenzo.**

Soll nun Giuliano ſie in Euerm Haus

Zu jeder Stunde ſeh'n? Und könnt Ihr's wehren?
Und wird er's nicht auf jede Weiſe wagen?
Könnt Ihr mit Anſtand ihm den Zutritt weigern?

**Caffareli.**

Kaum! Schwer! Sehr ſchwer!

**Lorenzo.**

Wer bürgt Euch, daß er nicht das Äußerſte
Mit Blitzesſchnelle unternimmt?
Sie muß vor ſeinem Blick ſelbſt ſicher ſein!

**Caffareli.**

Doch — welcher Ort kann wohl — — —

**Lorenzo.**

Mein eig'nes Haus.
Bringt ſie ſogleich hieher, und meine Gattin, —
Clariſſa ſelbſt, wird ſie als Mutter ſchützen.

**Caffareli.**

Es ſei! Dadurch ſollt Ihr Euch überzeugen,
Wie rein mein Wille, wie ich Euch ergeben.
Ich weiche Eurer Klugheit, und ſogleich
Führ' ich mein Kind in dieſes Heiligthum. (Ab.)

**Lorenzo.**

Nur ſo kann ich glückliche Löſung hoffen.

## Achte Szene.

**Giacomo Pazzi. Lorenzo.**

**Pazzi.**

Erlaubt mir vor der Bitte eine Frage!

**Lorenzo.**

Sprecht offen!

**Pazzi.**

Kann Simonetta nun und nie
Giuliano's Gattin werden?

**Lorenzo.**

Was ich jetzt
Nicht wünſche, kann der Vater nie gewähren.

**Pazzi.**

Nun ſo geſtattet mir, für meinen Sohn
Um ſie zu werben!

**Lorenzo.**

Dies gewährt der Vater.

**Pazzi.**

Er wird es, tritt Lorenzo ſelbſt nicht hindernd
Uns in den Weg.

**Lorenzo.**

Ich nimmer, — doch Giuliano —

**Pazzi.**

Muß meinem Sohne weichen, wenn Lorenzo
Dem Nebenbuhler nicht die Gunſt entzieht.

**Lorenzo.**

So trete er als Nebenbuhler auf,
Doch nicht als Feind!

**Pazzi** (betroffen).

Als Feind? Sind wir nicht Freunde?

**Lorenzo.**

Ich bin der Freund von jedem Biedermann.

**Pazzi** (auflodernd).

Und ſo auch nicht der Pazzi Feind? (Sich ſchnell faſſend.)
Verzeiht!
Nun eben fiel der alte Groll mir ein,
Der einſt getrennt hat unſ're Häuſer, und — —

**Lorenzo.**

Den ich nie angefacht, und jetzt nicht nähre.

**Pazzi** (bitter).

Der Glückliche, er wäre doppelt ſtrafbar,
Wollt' er den Freudenhimmel ſelbſt ſich trüben.

**Lorenzo.**

Der Glückliche bin ich? — O Giacomo!
Denkt an der Leidenſchaften Maskenzug!
Es that ſich eine Hölle vor mir auf,
Und äußere Verlarvung zeigte mir
Ein Inneres, vor dem kein Glück gedeiht; —
Und doch wünſch' ich Euch Glück und Eurem Sohn.
Lebt wohl! — (Ab.)

**Pazzi.**

So ſtand ein Pazzi, Huld und Gunſt erflehend,
Vor einem Medizeer? — O ihr Ahnen,
Verzeiht mir, daß ich's that! Es mußte ſein,
Es iſt vorüber — und gelungen auch.
O kaltes Blut, wie du unſchätzbar biſt!
Francesco, nun erſt biſt du mein, ganz mein,
Durch deine Liebe meinem Haß geweiht!
Simonetta bringt zur Mitgift mir — den Vater.
Ja, Caffareli, Du auch wirſt nun mein!

Sei immerhin Lorenzo's Schattenbild;
Ich will dir die Verſchmähung deines Hauſes
So unermüdet in die Ohren flüſtern,
Bis deine Freundſchaft ſich in Stahl verwandelt,
Und deine Dankbarkeit in Gift!

---

## Neunte Szene.

**Giacomo** und **Francesco Pazzi.**

**Francesco.**

Verzeiht! Die Ungeduld zog mich hieher,
Vielleicht zu früh; allein — o ſprecht! Lorenzo?

**Giacomo** (ſarkaſtiſch).

Geſtattet die Bewerbung Dir um Simonetta.

**Francesco.**

So wird's gelingen! Fort zu Ihren Füßen!

**Giacomo.**

Erſt zu Lorenzo's Füßen, Knabe!
Und preiſe ihn, den Herrlichen,
Ihn, der zu ſtreben Dir erlaubt
Nach dem, was er verſchmäht, verwirft.

**Francesco.**

So iſt mir denn nun alle Macht gegeben,
Und ſelbſt Lorenzo mein Verbündeter.
Gekommen iſt die gold'ne Stunde nun,
Die mich zum Gott erhebt. — Giuliano! Du
Erliegſt mir — und verſchwunden iſt mein Groll. (Ab.)

**Giacomo.**

Bethörter! Sie wird Dein, — doch nicht für Dich,

Für meinen Zweck. Die Liebe dient dem Haß.
Nun raſch an's Werk!

---

## Zehnte Szene.

### Nori. Maffei.

**Maffei.**

Dahin iſt mir die ew'ge Seligkeit;
Ich bin verflucht im Leben und im Tod!
Vergebens faßt die Reue mich, ich weiß es,
Und doch vermag ich länger nicht zu bergen
Den Frevel, den ich ſo lang duldete.

**Nori.**

Ihr ſeid für's Laſter nicht gemacht,
Wenn ein Vergeh'n Euch drückt, ſieht's alle Welt.
Seit Monden ſtarrt Euch die Gewiſſensangſt
Aus jedem Blick; Ihr ſeid wohlhabender
Als je, — doch auch unglücklicher als je.
Ich hab' Euch ſcharf bewacht, obſchon ich ſchwieg.
Dankt Gott, daß er Euch Kraft der Seele gab,
Mir zu geſteh'n, was Euch die Seele drückt!
Ein ſolcher Frevel muß die Engelgüte
Lorenzo's ſchnell verſcheuchen, und den Sanften
In eines Cherubs Flammenrüſtung kleiden.
Auch dem Giuliano thut Ihr einen Dienſt
Durch dies Geſtändniß, den er nie vergißt.
Sprecht aber ja, ich bitt' Euch, kühn, voll Kraft,
Und mahlt ſo lebhaft, als Ihr's nur vermögt!

**Maffei.**

Seid unbekümmert! Das Entſetzen wird
Mir ſeine ſchauderhaften Farben leih'n,
Und das Gewiſſen, aus dem Schlaf geſchreckt,
Wird meiner Stimme den Poſaunenton
Vom Zorne eines Todesengels geben.

**Nori.**

So zieht Euch denn zurück! Harrt meines Wink's!
(Maffei ab.)
Verzeih mir Gott nun, was ich keck beginne!
Zwar führt's zum Guten und zu Liebesglück,
Allein — keck iſt's, und Keckheit bleibt doch ſtets
Ein ſehr gefährliches, zweiſchneid'ges Meſſer;
Und dennoch muß es ſein. — Ha, ſieh!
Da kommt ſchon Simonetta mit dem Vater.
Wie bleich! Ach wie ſie ſchwankt! Muth, Signorina!
In wenig Augenblicken ſeid Ihr ſein.

---

## Eilfte Szene.

**Caffareli. Simonetta** verſchleiert. **Nori.**

**Caffareli.**

Bis nun warſt Du ſo ruhig, ſo gefaßt,
Und jetzt ſo plötzlich bang? Wie ſchwer Du athmeſt?
Was bebſt Du, als erſchiene Dir ein Geiſt?
(Nori, da er Simonetta's Erſchrecken bemerkt, tritt vor.)

**Caffareli.**

Wie? Nori hier?

**Nori** (gegen Simonetta).

Entſetzt Euch nicht vor mir!
in ich ein Geiſt, ſo bin ich nur ein guter,
as weiß Florenz und alle Welt.
ucht weit und breit, Ihr findet keinen Menſchen,
em Nori je ein Leid hat zugefügt!

**Caſſareli.**

o rühmt man Euch fürwahr; und doch — verzeiht,
n dieſem Augenblick, beim Eintritt hier,
abt Ihr die Simonetta ſehr erſchreckt; ich ſah's.

**Nori.**

ßt Ihr für einen guten Geiſt mich gelten,
o muß ich auch ſogleich am Eingang hier
(mit Bedeutung für Simonetta)
s gutes Zeichen Euch erſcheinen.

**Simonetta** (für ſich).

Himmel, laß ihn Wahrheit ſprechen!

**Nori** (leiſe).

, Sie verſteht mich. (Laut.)
That ich keinem Menſchen
e Böſes, möcht' ich Euch das Beſte thun!

**Caſſareli.**

ie meint Ihr das?

**Nori.**

Unſchuldig, ganz unſchuldig!
aß wir uns Gutes thun und lieben, will
er Himmel, und — die Lieb' iſt ja das Beſte.
o denke ich, ſo denkt Giuliano auch!

**Caffareli.**
Jetzt nichts davon!
**Nori.**
Wir Beide ſind Ein Weſen!
**Caffareli.**
Wozu das nun?
**Nori.**
Verzeiht! ich bin gewohnt,
Daß mir das Herz ſtets auf der Zunge liegt.
**Caffareli.**
Das dachte ich; jetzt aber muß ich bitten — —
**Nori.**
Wohl mahnt Ihr mich; denn Eile hab' ich ſelbſt.
In wenig Augenblicken ſoll mir auch
Ein ſchönes Werk gelingen; denkt an mich! (Ab.)
**Simonetta.**
O Vater! O mein Vater!
**Caffareli.**
Simonetta! was geht in Dir vor?
Er nannte Giuliano's Namen;
War's Zufall, daß er ihn genannt?
Dein Innerſtes iſt aufgeregt;
Was ſinneſt Du?
**Simonetta.**
O Vater! Vater!
Ach meine Ruh' war Lüge, Lüge!
Noch glüht die Liebe mir im Herzen,
Giuliano iſt mein Wunſch, mein Gott!

Nicht leben kann ich ohne ihn, — der Tod —
Der Tod nur ſchützt mich vor mir ſelbſt!
O tödte, tödte mich!
(Sie ſinkt in ſeine Arme, fährt aber plötzlich wieder empor.)
Wo iſt er?
Wo iſt er?

**Caffareli.**

Nori? Er ging weg.

**Simonetta.**

Nicht Er, —
Er blieb!

**Caffareli.**

Was ſagſt Du? — Gott! Sie ſpricht im Wahn.
Komm, folge mir! Clariſſa harret Dein
Wie eine Mutter.

**Simonetta.**

Eine Mutter? O!
Sie läßt ihr Kind in Liebe nicht vergeh'n.
O meine Mutter! dürft ich folgen Dir,
Verklärte, die Du frei von Leiden biſt!

**Caffareli.**

Ich bin ihr nichts!

**Simonetta** (ſich faſſend).

Vergönne — mein Gebieter,
Noch wenig Augenblicke mir im Freien!

**Caffareli.**

Hier ſtrömt die Luft vom Flußgeſtade friſch.
Komm, ſetze Dich! — Wie pocht das Herz!
(Simonetta ſetzt ſich.)

**Caffareli.**

Sie leidet ſchwer. — Florenz! O Vaterſtadt!
Dir bring' ich meines Kindes Glück zum Opfer.

**Simonetta** (für ſich).

Giuliano, o was forderſt Du von mir!

**Caffareli** (eben ſo).

Wird Sie Francesco's Gattin, iſt die Ruh'
Gewonnen für den Staat. Es ſei! Florenz!
Sie ſoll Dein Opfer — und Dein Schutzgeiſt werden!
Verlöſchen muß dadurch der Pazzi Haß,
Und aus des Zwiſtes blutgedüngtem Grund
Der Eintracht gold'ne Friedensſaat erſteh'n.
Nun wird das Haus der Medizeer blüh'n,
Florenz mit ihm!

**Simonetta** (aufſpringend).

O Vater — laß mich Dir geſteh'n —
Weh mir, — es iſt zu ſpät!

**Caffareli.**

Lorenzo!

## Zwölfte Szene.

### Lorenzo. Die Vorigen.

**Lorenzo.**

Willkommen, Caffareli! — Signorina!
Verhaßt und lieblos muß ich Euch erſcheinen;
Doch hoff' ich, Euer Herz, das ich gekränkt,
Durch Euern Edelſinn mir zu verſöhnen.

ewährt, daß Euch Clariſſa Mutter ſei!
erſchmäht an mir die Hand des Freundes nicht!
ſt's Euch gefällig, mir zu folgen?

**Simonetta** (beiſeits).

ein Kerker öffnet ſich. Wo weilt Giuliano? (Zu Lorenzo.)
ebietet, edler Herr!
ndem ſie ihm die Hand reichen will, eilt Maffei mit den Worten: ilfe! Gnade! Rettung!“ aus dem Hintergrunde hervor, und ſtürzt zu Lorenzo's Füßen, die er umklammert.)

## Dreizehnte Szene.

### Maffei. Die Vorigen.

**Lorenzo.**

elch ein böſer Geiſt treibt Euch
o ungeſtüm zu mir?

**Caffareli.**

Was ſoll das?

**Simonetta.**

Gott!

**Caffareli.**

aſt will ein böſer Argwohn mich ergreifen! (Er ſtellt ſich wiſchen Lorenzo und Maffei, dicht an den Erſteren, wie ſchützend.)

**Maffei.**

m Eure Hilfe fleh' ich, Herr!

**Lorenzo.**

Sprecht! Wann verſagt' ich dem Bedrängten Schutz?
(Im Hintergrunde erſcheinen mehrere Menſchen, ab und zu gehend; unter hnen Giuliano und Nori. Giuliano benützt, da jene ſich wieder verloren haben, während dem folgenden Auftritt, die Gelegenheit, ſich Simonetta'n, die unbeachtet ſteht, bemerkbar zu machen. Nori entfernet ſich.)

## Vierzehnte Szene.

**Lorenzo. Maffei. Caffareli. Simonetta. Giuliano. Nori.**

**Maffei.**

Ich hatte eine Schweſter, ach! ſchön wie ein Engel.
Sie ward von glüh'nder Leidenſchaft ergriffen
Für einen Jüngling, edel durch Geburt.
Erlaubt, daß ich den Namen des Unedlen
Verſchweige, deſſen tauſend Schwüre nur
Das Gift enthielten zu der Liebe Treubruch!
Verlaſſen, der Verzweiflung Raub, ſah ſie,
Das Maaß des höchſten Elends voll zu machen,
Auch ihre Mutter bald vor Gram vergeh'n.

**Simonetta.**

Unglückliche!

**Lorenzo.**

Bedauernswürd'ger Bruder!

**Maffei.**

Im Wahnſinn floh ſie fort vom Leichenzug
Der Mutter, blieb verſchwunden lange Zeit.

**Caffareli.**

Entſetzlich!

**Maffei.**

Nur Alltagsgeſchichte iſt,
Was Ihr bis jetzt gehört. Das Schreckliche folgt nun.
Geſloh'n war ſie auf einen Kirchhof, nah
Bei den Ruinen von Fieſole.

Dort, unter Gräbern wohnend, dünkt ſie ſich
Der Todten Herrſcherin, begabt mit Macht,
Zum Schutz der Liebenden ſie zu beſchwören.

**Caffareli** (beiſeits).

Wie? Ferrandina!

**Lorenzo.**

Schauderhaft! — Ruht aus!

(Während der Erzählung hat Giuliano mit Simonetta das Geſpräch begonnen.)

**Giuliano** (leiſe zu Simonetta).

Der Augenblick der Rettung naht. Faßt Muth!

**Maffei.**

Bereitet Euch, das Gräßlichſte zu hören, —
Mein eigenes Vergeh'n!

**Giuliano** (wie vorher).

Ihr ſeid durch Liebe mein; ich hab' ein Recht
Auf Euch. Folgt mir zum Traualtar!
Jetzt oder nie!

**Simonetta.**

Ihr könnt nicht unrecht handeln;
Ich glaub' an Euch, — und doch — —

**Maffei.**

In dieſem Zuſtand findet ſie
Ein Böſewicht mit grauem Haupt,
Der einen Höllenplan ausbrütet
In jenen Todeswohnungen,
Den Wahnſinn der Unglücklichen
Als Werkzeug ſeines Frevels nützt.

**Caffareli.**

Sie iſt's! entſetzliche Gewißheit!

**Lorenzo.**

Treibt Euch kein Fiebertraum?
Unglaublich iſt's! Seht feſt mich an!

**Maffei.**

O daß ich träumte!

**Lorenzo.**

Wie war's möglich,
Daß ſolche Frevelthat geſchah?

(Nori erſcheint mit einer Verſchleierten, an Geſtalt und Kleidung wie Simonetta, an deren Stelle ſie tritt, da dieſe von Giuliano weggezogen wird.)

**Giuliano** (zu Simonetta).

O zögert nicht! jetzt — oder nie!

**Simonetta.**

Verzeih mir Gott, — ich kann nicht widerſteh'n!
(Giuliano zieht ſie fort.)

**Giuliano** (im Abgehen).

Als meine Gattin führ' ich Euch zurück! (Ab mit Simonetta.)

**Maffei.**

Sie brüten Frevel gegen Euch
Und Euer Haus. Ich ſelber ſtand
In ihrer Mitte — — —

**Lorenzo.**

Ungeheuer!
Du raſeſt! Fort!

**Caffareli.**

Er raſet nicht!
Mir ſelbſt ward Manches ſchon entdeckt,

Und was mir dunkel blieb, es tritt
Empörend nun in's helle Licht.

**Lorenzo.**

So nennt ſie denn! Wer ſind die Schrecklichen?
Verderben treffe ſie! nennt ihre Namen! —
Nein — nein! jetzt nicht! ich bin empört, entflammt;
Zorn darf nicht Richter noch Ankläger ſein!
Erwartet meinen Ruf! (Ab.)

**Maffei.**

Ich laß Euch nicht!
O rettet Ferrandina, mich, Euch ſelbſt!
(Er eilt ihm nach.)

**Caffareli.**

Vielleicht auch hier Liſt und Gefahr?
Haltet ein! (Ihm nach.)

**Nori.**

Gelungen iſt ein zweifach ſchönes Werk;
Lorenzo kennt den Frevel, der ihm droht,
Und auch die Liebe hat geſiegt!
(Zu der weiblichen Geſtalt.)
Nun tauſend Dank Dir, liebe gute Nichte,
Du Simonetta's zweites Selbſt! Dein Schweigen wirkte
So viel als die Beredſamkeit, Dein Schein
So wie die Sache ſelbſt. Du ſpielteſt hier
Die Rolle einer guten Frau, ſie lebt
Still in der Welt und geht auch ſtill hinaus. —
Und nun zum Hochzeitfeſt! (Ab mit ihr.)

## Vierter Akt.

(Zimmer im Hauſe des Giacomo Pazzi.)

### Erſte Szene.

**Francesco.**

Entfloh'n! entfloh'n! Den Himmel nennt er ſein,
Saugt Seligkeit aus jedem ihrer Blicke,
Indeß die Hölle mir im Buſen brennt!
So ſpielt' ich mit dem Teufel um Verzweiflung!
Scholl dir das Hochzeitlied, luſttrunk'nes Paar?
Wo du auch weilſt, ich will, ich muß dich finden.
In Mitte eures Taumels ſollt' ihr mich
Erſcheinen ſeh'n als euren böſen Geiſt,
Sollt fühlen die unſäglich bitt're Qual,
Die *mir* das Herz zerreißt! — O Erde!
Durchirren will ich dich, bis ich ſie fand.
Ihr Elemente, werdet Furien mir,
Und treibt mich fort und fort, bis ich ſie fand!
Du, Thau des Himmels, ſauge brennend dich
Als Gift in's Herz! Du ſtrahlenreiche Sonne,
Entzünde mir das Blut mit jedem Tag
Zu neuer Wuth! Nachtſturm und Hagel, jagt
Wie Geißelhiebe mich zur Rache fort,
Und will der Schlummer mir das Auge ſchließen,
So ſchrecke mich ein Donner brüllend auf!

## Zweite Szene.

### Giacomo und Francesco Pazzi.

**Francesco.**

Hilf, Vater, hilf mir einen Fluch erſinnen,
Der ſo entſetzlich, daß er, gleich dem Blitz,
Den tödten muß, nach deſſen Haupt er zielt!

**Giacomo.**

Iſt's jetzt zum Raſen Zeit? jetzt, da es gilt
Klug und beſonnen Plan auf Plan zu bauen?
Zum Träumen und zum Schwärmen frommt die Glut:
Beim Handeln bleibe fern die blinde Wuth!
Verzweiflung treibt mit uns ein falſches Spiel,
Sie führt zum Abgrund oft, — doch nie zum Ziel.

**Francesco.**

Was kann hier alle Weisheit noch erſinnen?
Was frommt Berathung über den Verluſt,
Der uns von einer Wolkenhöh' verhöhnt?
Mir werde Simonetta,
Wo nicht, — der Tod, und mit mir ende dann
Dein unheilvolles Haus! Nichts hält mich hier;
Ich folge ihnen; Lieb' und Rache winkt.

**Giacomo.**

Nur dieſen Tag bezähme noch die Wuth!
Lorenzo ſandte Späher aus nach ihnen,
Und eh' vielleicht die Sonne untergeht,
Sind ſie erreicht, und auch zurückgebracht.

Wer wagt's dann, Simonetta Dir zu rauben,
Spricht ſie Lorenzo ſelbſt Dir zu?

**Francesco.**

Er ſelbſt!
Wie lange bleibt denn auch der Menſch er ſelbſt?
Ihr wollt mich Klugheit lehren, und Ihr ſchwärmt
Von der Verheißung gold'nem Flitterſtaat?

**Giacomo.**

Verſprich mir, dieſen Tag nur noch zu bleiben!

**Francesco.**

Mein Vater! Ich muß fort.

**Giacomo.**

Nicht von der Stelle!
Du Raſender!

**Francesco.**

Bin ich ein Raſender,
Dann, Vater, wagt auch nicht zu viel, und reizt
Den Löwen nicht!

**Giacomo.**

Verwegener! zu bleiben
Gebiet' ich Dir. Nicht von der Stelle, ſag' ich.

**Francesco.**

Laßt ab! denn jetzt erkenn' ich keine Macht,
Die mir gebieten darf. Laßt ab!

**Giacomo.**

Erſt mußt Du mich zu Boden ſchmettern,
Dann biſt Du frei! Wag's! Lege Hand
An Deines Vaters graues Haupt!

**Francesco.**

So gelt' es denn, — ich muß!

---

## Dritte Szene.

**Bandini. Die Vorigen.**

**Bandini.**

Was ſoll dies? Sohn und Vater — feindlich ringend!

**Giacomo.**

Ruft Diener, den Wahnſinnigen zu feſſeln!

**Bandini.**

Beruhigt Euch! Ich bitte, laßt ihn zieh'n —
Mit mir!

**Giacomo.**

Mit Euch?

**Francesco.**

Wohin?

**Bandini.**

Zu Ihr.

**Francesco.**

Ihr wißt?
O zögert keinen Augenblick! Wo? Wo?

**Bandini.**

In einer Stunde ſind wir ſchon zurück.

**Giacomo.**

Doch — wo?

**Francesco.**

Nicht Worte! Fort!

**Bandini.**

Auf Neri's Villa.

Noch weiß Lorenzo ſelbſt es nicht.
Mein Plan iſt herrlich ausgedacht.
Simonetta kommt in unſ're Hände:
Wir führen ſie dem überraſchten
Lorenzo, dem erſtaunten Vater
Zurück, und von den Beiden ſoll
Francesco ſie als Braut empfangen.

**Francesco.**

O ſüßer Augenblick! Fort! Fort! (Ab.)

**Giacomo.**

Nur Euch vertrau' ich den Tollkühnen.

**Bandini.**

Seid unbeſorgt! Gebt zum Geleit
Die beſten Eurer Leute uns!

**Giacomo.**

Verlaßt Euch d'rauf! Ich wähle ſelbſt. (Ab.)

**Bandini.**

So gährt nun in Medeens Zauberkeſſel
Der gift'gen Maſſe trübverworrner Qualm;
Bald wird der Freudenſterne Heer erbleichen,
Der Friede bald ſein Mondesantlitz bergen.
Bald, Medizeer, ihr Hochwaltenden!
Bald ſollt ihr ſeh'n, Bandini war nicht ſo
Gering zu ſchätzen. Bin ich ausgeſchloſſen
Von Amt und Würde, — nun, ſo fand ich Muße,
Erdachte Manches zum Verderben euch.

Ja, ihr müßt untergeh'n! Aus euern Trümmern
Muß Lebensglück in Herrlichkeit mir blüh'n.
Verpflichtet iſt das ſchuldbewußte Haus
Der Pazzi mir, Giacomo ein Greis;
Francesco nur allein ſteht mir im Weg, —
Und Er ſoll ärnten, was nur Ich geſä't?
Mein waren That und Qual, mein ſei der Lohn!
Iſt Er dahin, bin Ich des Pazzi Sohn. (Ab.)

## Vierte Szene.

Alterthümlicher Saal auf Nori's Villa. Oben zieht ſich an beiden Seiten eine Gallerie hin, zu welcher eine Wendeltreppe mit geſchloſſener Thür hinaufführt. An jeder Wand zwei Seitenthüren; im Hintergrunde der Eingang zur Hauskapelle.

**Nori.**

So komm' ich denn von all' der Sorg' und Angſt
Nun endlich wieder einmal zu mir ſelbſt.
Du ernſter, ſtiller Augenblick ſei nun
Geweiht, daß ich für ſie dem Himmel danke!
Fürwahr! Zwei Liebende, die, lang gequält,
Nach tauſend Hinderniſſen und Gefahren
Endlich den Hafen ihres Glück's erreichen,
Sind doch die Glücklichſten auf Gottes Erde —
Und währte auch ihr Glück ein Stündchen nur,
So eine Stunde wiegt ein Leben auf! (Ab.)

## Fünfte Szene.

**Francesco** und **Bandini** (in ſchwarze Mäntel gehüllt, treten leiſe ein).

### Bandini.

Bis hieher unbemerkt. Nur Muth und Liſt!
Hier — dieſe Gallerie, erwünſcht!
Hier können wir für's Erſte uns verbergen.

(Er öffnet die Thür. Beide gehen hinein. Man ſieht ſie über die Treppe auf die Gallerie gehen und oben ſich ſo ſtellen, daß ſie Alles, was im Saale vorgeht, ſehen und hören können.)

(Giuliano und Simonetta treten aus einer Seitenthür. Nori folgt.)

## Sechſte Szene.

**Simonetta. Giuliano. Nori. — Francesco** und **Bandini** (auf der Gallerie).

### Giuliano.

Wirf ab von Dir, Du Holde, alles Bangen,
Und bebe nicht, du ſüßes Weſen! Recht
Iſt, was wir thun, und trifft hier eine Schuld,
So bin nur ich allein der Schuldige.
Und eh' wir noch den Bund des Lebens ſchließen,
Ruf' ich den Himmel an: Soll Strafe ſein,
So treffe ſie mein Haupt allein!

### Simonetta.

Verzeih' der Thörin, wenn ſie vor dem Traum
Und Schatten böſer Möglichkeit ſchon bebt!
Man ſagt, die Liebe ſei voll Widerſprüche;

Ich glaubt' es nicht, jetzt aber fühl' ich es,
Da ich ſo muthig bin und ſo verzagt.
Wir ſind am Ziele nun, und ich bin ſtark,
Und fürchte nichts mehr — als die Möglichkeit,
Dich zu verlieren, holder Freund!

**Giuliano.**

So folge mir in's Heiligthum!

**Simonetta.**

Ich folge, — Dein bis in den Tod!

(Indem ſie ſich wenden, um nach der Kapelle zu gehen, erblickt Simonetta Francesco's ſchwarze Geſtalt oben auf der Gallerie, und ſinkt mit einem Schrei in Giuliano's Arm. Francesco verbirgt ſich ſchnell hinter eine Säule.)

**Giuliano.**

Simonetta! Gott, ſie athmet kaum.

**Nori.**

Sie ſchrack zuſammen, plötzlich! Wie geſchah's?

**Giuliano.**

Sie erwacht. — O Simonetta!

(Simonetta richtet ſich auf, und blickt ſcheu nach der Stelle, wo ſie Francesco's Geſtalt ſah.)

**Giuliano.**

Simonetta! Sieh mich an! Ich bin bei Dir.

**Simonetta.**

Es iſt ja nichts! Ein leerer Wahn —
Ein nicht'ger Schatten war's! Ich Thörin!

**Giuliano.**

Und was erſchreckte Dich ſo ſehr?

**Simonetta.**

Ihr werdet ſpotten, wenn ich's ſage!
Dort oben auf dem Säulengang —
Seht hin! Dort glaubt' ich eine ſchwarze
Geſtalt zu ſeh'n!
Düſter wie das böſe Schickſal
Schien ſie drohend da zu ſteh'n!

**Giuliano.**

Ein flücht'ger Wolkenſchatten täuſchte Dich.

**Nori.**

Vielleicht auch einer Säule Schattenbild.

**Simonetta.**

Ja — ja — ſo war's; — ich zweifle nicht.

**Giuliano.**

So laß uns eilen! Iſt der Bund geſegnet
Von Prieſterhand, ſo wird, was Böſes uns,
Was ſelbſt im Schein uns ſchrecken kann, verſchwinden.

**Nori.**

So ruf' ich: Heil dem Bräut'gam und der Braut!

**Francesco** (oben).

Weh Euch!

**Simonetta.**

Gott ſteh' mir bei!

**Giuliano.**

Was war das?

**Nori.**

Täuſchung,
Und war, was wir vernommen, keine Täuſchung
So kam der Ton von oben.

**Giuliano.**

Von oben kam der Ton? Da kommt nichts Böſes!

(Er umſchlingt Simonetta und führt ſie in die hell erleuchtete Kapelle. Nori folgt. Da ſie eintreten, wird die Thür geſchloſſen. — Nach einiger Zeit tritt Lorenzo, in einen weißen Mantel gehüllt, in den Saal.)

## Siebente Szene.

**Lorenzo.**

Tiefe Stille rings umher!
Alles athmet Liebesglück.
Wie der Tod in einen Blumengarten
Tret' ich in dies lichte Friedensreich,
Schaudre vor mir ſelbſt — und dennoch
Muß ich mit gebroch'nem Herzen
Trennen euch, ihr Liebenden!
Aber ferne ſei Gewalt!
Ferne Liſt und fremde Hilfe!
Und ſo ſteh' ich waffenlos
Hier im fremden Haus allein,
Wage, Bruder, für Dich Alles.
Widerſtrebe meiner Macht!
Meinen Bitten ſollſt Du weichen. —
Wer kommt? — Zurück, Lorenzo! Faſſe dich!
(Er zieht ſich zurück.)

## Achte Szene.

**Giuliano. Simonetta.**

**Giuliano** (Simonetta in ſeine Arme ſchließend).

Geliebte Gattin! Endlich mein!
Auf ewig mein! Mein holdes, ſüßes Weib!

**Simonetta.**

Mir ward des Lebens ſchönſter Augenblick;
Was nun auch kommen mag, ich duld' es gern!

**Giuliano.**

Gerüſtet geh' ich meinem Schickſal nun
Entgegen. Mit dem Glück der Lieb' im Herzen,
Werd' ich, ſelbſt unverwundbar, Dich beſchützen.

(Lorenzo tritt vor.)

## Neunte Szene.

**Lorenzo. Giuliano. Simonetta.** Dann **Franceſco** und **Bandini.**

**Simonetta.**

Gott ſteh' mir bei!

**Giuliano.**

Lorenzo! Du? Führt Dich
Ein guter oder böſer Geiſt hieher?

**Simonetta.**

Giuliano! Ich — ich bin Dein böſer Geiſt!

**Lorenzo.**

Wohl muß ich Euch, Signora, ſchrecklich ſein,

Doch glaubt, nicht ſchwerern Herzens ſteh' ich hier
Vor Euch, als Ihr vor mir. (Zu Simonetta.)
So bitt' ich Euch,
Beſchwöre Euch bei Eurer Liebe ſelbſt:
Entſaget ihm! Entſagt, — und Alles ſei
Vergeſſen und verzieh'n!

**Giuliano.**

Die Signoria
Entſcheide nun, was mir, was Dir geziemt!

**Lorenzo.**

Und ſteh' denn ich als Haupt der Signoria
Vor Dir? Der Bruder faßt des Bruders Hand,
Ihn an ſein Wohl, an ſeine Pflicht gemahnend.
Ja noch iſt's Zeit. O Simonetta — gebt ihn frei!
Er muß, er muß mir folgen, denn ich kehre
Nicht ohne ihn zurück. Ein Friedensgott
Wird er erſcheinen. Simonetta! hört mich!
Der Vater fleht, es fleht Florenz
Euch an durch meinen Mund! — Es darf
Nicht Liſt, Gewalt und Zwang Euch trennen,
Ihr ſelbſt ſollt frei die ſchönſte That vollbringen,
Ihr ſelbſt ſollt groß und edel ihm entſagen!

**Simonetta.**

O wie zerreißet dieſe Güte mir
Das Herz! Ach, ſeht zu Euern Füßen mich!

**Giuliano** (ſie zurückhaltend).

Nicht ſo! — Vernimm denn meinen feſten Willen!
Zieh' hin, Lorenzo! nütze jedes Mittel,

Um Deine Macht, um Deinen Glanz zu mehren!
Rag' himmelan die Ceder Deines Ruhms!
Die Nachwelt nenne Dich den Herrlichen,
Und Deiner Enkel kommendes Geſchlecht,
Es glänze noch in Deinem Wiederſchein!
Mir laß die ſelbſtgewählte Dunkelheit,
In der die Quelle meines Glückes fließt!
Wozu bedarf Florenz, wozu Du ſelbſt
Des Schwärmers Giuliano weiches Herz?
Wenn ich Euch fehle, was iſt's denn für Euch?
Von Deines Stammbaums hohem Wipfel fiel
Ein Blättchen ab, — in ſeinem Glücke kaum
Von Euch vermißt!

**Lorenzo.**

So ſpricht die Selbſtſucht und die Leidenſchaft,
Die ihr Ziel als das höchſte ſtellt; doch, Bruder,
Dem Menſchen ſteht's nicht frei und frommt ihm nicht,
Nach eig'ner Willkür ſich ein Glück zu ſchaffen,
Vom Kettenring des Ganzen los ſich reißend!
Ausharren muß er redlich auf dem Platz,
Den Pflicht, Geburt und Rang ihm angewieſen.
Des herrlichen Gebäudes gold'ner Dom,
An dem ſo viele Edle unſers Hauſes
Durch That und Geiſt mit Glück und Ruhm gebaut,
Er fordert meine ſo wie Deine Hand,
Ihn groß, wie er begonnen, zu vollenden!
O Bruder! Höre mich! Noch iſt es Zeit —

**Giuliano** (ihn heftig umfaſſend).

tſchieden iſt, entſchieden, was nicht Du,
as nicht Florenz, was nicht die Welt mehr ändert!

**Lorenzo.**

erſteh' ich recht? Gott! — Bruder, ſage nein!

**Simonetta.**

eh' mir!

**Giuliano.**

Wohl mir! — Sie iſt mein Weib!

**Lorenzo.**

ein Weib! Dann wehe Dir und ihr!

**Giuliano.**

nd mehr noch Jedem, der dies wagt zu ſagen!

**Simonetta.**

haſſe mich, Giuliano! Haſſe mich!
h zog den Bliz auf Dein geliebtes Haupt. (Zu Lorenzo.)
Herr! Nur mir allein zürnt, mir allein!

**Giuliano.**

ie Furcht vor Liſt und Übermacht
eweg mich zu dem raſchen Schritt.

**Lorenzo.**

o lohn'ſt Du meine Liebe, mein Vertrau'n?
n Frühlingsträumen ließ ich froh Dich ſchwelgen,
uf meine Schulter lud ich Müh' und Sorge;
n Platons Geiſterhallen ließ ich Dich,
ich im Elyſium der Dichtkunſt ſchwärmen,
ndeß ich jeden Nektartropfen mir
ach ernſtdurchwachten Nächten kärglich zumaß,

Das mir Verſagte Dir mit Freuden gab.
Dein Wohl und unſers Hauſes Ruhm bewahren,
Florenz verherrlichen, ein Friedensreich begründen
Durch Geiſt und That, durch Kunſt und Wiſſenſchaft,
Dies war das ſchöne Ziel, dem ich mein Liebſtes,
Mich ſelbſt zum Opfer brachte, — und —
Mit einem Schlag vernichteſt Du
Mir dieſe ſchöne Welt!

**Giuliano.**

O Bruder! Bruder!
Was keinem Zwang gelänge, keiner Macht, —
Dein Wort vermag's, Dein Wort zerſtört mein Glück,
Indem es freudeblühend vor mir ſteht!
Grauſamer, wo Du helfen, ſchützen ſollſt,
Ergreifſt Du würgend mein betäubtes Herz!
Haſt Du als Bruder jemals mich geliebt,
So zeig' es jetzt, da der Verzweiflung Sturm
Die Liebe mächtiger als je entflammt!

**Simonetta.**

Nicht ſo! Verſöhnt, umarmt, ihr Brüder, euch!
Die Stürme brauſen. Opfert mich — und ſchnell
Wird der erzürnte Himmel ſich erhellen.
Laßt mich als Braut den Witwenſchleier wählen,
Laßt mich als abgeſchied'nen Geiſt der Liebe
Hinwelken, ſchmachten und vergeh'n!
Giuliano, die Dich lieben konnte,
Sie ſoll nicht für Dich ſterben können?
Gleich der Giftpflanze ſteh' ich zwiſchen euch

d athme Unheil und Verderben aus.
ll ich entzünden den Parteienkampf?
ll ich die Zwietracht aus der Hölle rufen?
aß hier ein Leben bluten, o ſo ſtröme
ht Bürgerblut! Mein Leben ſei das Opfer,
d Eintracht blühe euch aus meinem Staub!
laß' mich enden mit dem ſeligen
wußtſein, daß ich Deiner würdig war!

**Giuliano.**

nun und nimmer, Theure, laß ich Dich!
enzo! Ihr Tod ſei der meinige!
Glück und Eine Seele lebt in uns.

**Lorenzo** (tiefbewegt).

t trotzender Gewalt haſt Du, Giuliano,
n Glück dem Schickſal abgedrungen;
iſt beſiegt von Deinem kühnen Muth.
h zitt're, Bruder! Das Beſiegte läßt —
h oder ſpät — dem Sieger dieſen Sieg
gelten oft mit tauſendfacher Qual!
t jetzt Dein Glück wie eine reiche Saat
Sonnenſchein entzückend ſchön vor Dir,
ſeh' ich ob dem reizenden Gefild
h nächtliche Gewitterwolken ſammeln,
tödtend ſtürzt der Blitz aus ihrem Schooß.
Unheil ahnt mein Geiſt und böſe Folgen,
euch, für mich, für unſer Haus,
lleicht ſogar — ich ſchaud're — für Florenz!
lodern wird der Pazzi alter Haß

Wie Feuer, das im Schooß der Erde grollt,
Die Feſſeln ſprengt und nach dem Himmel fährt.
Den Raſenden wird nicht ihr Anhang fehlen;
Des Himmels Gnade gebe dann, daß nicht
Die frühern Gräuel-Szenen ſich erneu'n,
Da Bürger feindlich gegen Bürger ſtanden,
Die Stadt zum Schlachtfeld ward, verwandtes Blut
Durch die entweihten Straßen floß!
Nur dies bewog mich, Bruder, drauf zu ſinnen,
Durch einer Ehe einflußreiches Band
Mit unſers Hauſes Wohl zugleich das Glück
Der Ruhe für Florenz zu ſichern.
Mit Einem Schlage haſt Du nun zerſtört,
Was ich mit Müh' und Sorge aufgebaut!
Es iſt geſchehen, — und was ich
Zu hindern ſtrebte, als des Staates Haupt,
Als Bruder muß ich's nun — verzeih'n!
In meine Arme! An mein Herz!
(Er drückt Giuliano und Simonetta an ſich.)

**Giuliano.**

Mein Bruder!

**Simonetta.**

Unſer Retter!

**Lorenzo.**

Was nun auch feindlich euch entgegen tritt,
Ich ſtehe als Beſchützer da vor euch;
Mir aber leih' der Himmel ſeinen Schutz,
Für euch zu wachen ſo wie für den Staat!

**Giuliano.**

Die Liebe wird mein guter Engel ſein;
So werd' ich würdig Dir zur Seite ſteh'n,
Und mit dem Glücke, das ich Dir verdanke,
Mit freud'gem Heldenmuthe für Dich kämpfen.

**Lorenzo.**

Nun aber dürft ihr hier nicht länger weilen.
Was Gott geſeh'n, erfahre auch die Welt!
Folgt mir ſogleich!

**Giuliano.**

Umgürte uns mit Deiner Herrlichkeit!
Mit Dir iſt Recht und Glück und Gott;
Wir folgen Dir, treu bis zum Tod!

(Lorenzo, Giuliano und Simonetta ab.)

(Von der Gallerie hört man Francesco's ſchallendes Hohngelächter. Er und Bandini eilen herab. Francesco ſtürmt bis in die Mitte des Saales, wo er plötzlich bewegungslos ſtehen bleibt.)

**Bandini.**

Er ſtarrt. So recht! Jetzt tiefe Stille nur —
Um deſto beſſer fällt der Donnerkeil.
Nun aber fort; eh' jemand uns entdeckt!

(Er rüttelt Francesco.)

Francesco! Kommt zu Euch! Hört Ihr denn nicht?
Sie ſind vermählt; die Brüder ſind verſöhnt!

**Francesco.**

Vermählt! Vermählt? — Sieh, dieſer Dolch,
Er blinkt dazu ein fürchterliches Nein!

(Beide ab.)

## Zehnte Szene.

Unterirdiſches Gewölbe unter den Ruinen von Fieſole. An jeder der beiden Seitenwände brennen zwei Fackeln.

**Giacomo Pazzi. Monteſecco. Bagnone** und Andere treten ein.

**Giacomo.**

Zum letztenmal verſammeln wir uns hier;
Nun heißt die Loſung: Alles oder Nichts!
Ihr Freunde, die mit mir verbunden ſind,
Zum Sturz der übermächt'gen Medizeer,
Verpflichtet bin ich, offen zu geſteh'n
Auch das, was ſtörend uns entgegen tritt.
Um der Gefahr kühn in's Geſicht zu ſchau'n
Muß man ſie kennen, denn ſie folgt ja ſtets
Der großen That nach, wie dem Licht der Schatten.
Vernehmt das Mißliche, das uns betraf:
Die Medizeer ſind verſöhnt,
Und Simonetta iſt Giuliano's Gattin —
Und Caffareli unſer Feind;
Auch fiel Maffei von uns ab,
Und was von unſerm Plan er wußte,
Weiß nun durch ihn Lorenzo ſchon. —

**Monteſecco.**

Das Spiel iſt aus; wir geh'n beſchämt von hinnen.
Was bleibt nach alle Dem uns übrig noch?

**Bagnone.**

Nichts als die Klugheit, das Verlorne
Zu rechter Zeit noch aufzugeben.

**Monteſecco.**

So iſt's, denn was wir nun beginnen wollen,
Lorenzo iſt gefaßt auf Alles;
Wir reichen gegen ihn nicht aus.

**Bagnone.**

Mir däucht, das Sicherſte ſei nun,
Wir treten vor Lorenzo hin,
Bekennen ihm, ſo viel als nöthig,
Bereu'n die übereilte That
Aus eignem Antrieb, und geloben
Ihm Treue und Ergebenheit.
Er denkt ja edel, iſt ja gut;
Ihr werdet ſehen, er verzeiht,
Vergißt, belohnt vielleicht ſogar.

**Monteſecco.**

Aufgeben, ja das rath' ich ſelbſt;
Doch Schimpf und Schande über Euch,
Bagnone, der mit Lug und Trug
Lorenzo's Gnade will erbetteln!
Nicht ſo! Wird unſer Unternehmen
Entdeckt, ſo trifft uns ohne Zweifel
Bald die Verbannung aus Florenz.
Wir — denk' ich — kommen dieſem Spruch
Zuvor, verbannen uns freiwillig!

**Giacomo.**

Schön! Eure Meinung alſo iſt:
Um Gnade betteln, oder flieh'n!
Hört mich auch! Dann thut was ihr wollt!

Ich hindr' euch nicht, bedarf euch nicht.
Der Fall der ſtolzen Medizeer —
Gefährlich war dies Ziel, doch groß!
Zu ſteh'n an der Verwaltung Spitze,
Der Macht, der Ehrenſtellen Glanz,
Des Reichthums gold'nem Füllhorn, —
All' dieſen Herrlichkeiten wollt
Entſagen ihr mit feigem Sinn,
Weil ſchwarze Wetterwolken droh'n?
Mag ſein, daß dem Lorenzo Manches
Von unſerm Plan zu Ohren kam;
Doch — Manches iſt ja noch nicht Alles!
Mag er ſich rüſten gegen uns;
Weiß er denn: wie und wann und wo
Den Streich wir führen gegen ihn?
Beide Medizeer müſſen fallen,
Fallen in demſelben Augenblick,
Müſſen fallen heute noch
An dem Tag der Jahresfeier,
Da Lorenzo an die Spitze
Unſ'rer Signoria trat!
Bei dem Zuge nach dem Dom
Finden Beide wir vereint,
Und vereint trifft ſie der Dolch.
Sie fallen — und wir ſteh'n am Ziel,
Noch heut am Ziel, heut oder nie!

**Monteſecco.**

Auf ſolche Weiſe kann's gelingen.

**Giacomo.**

Nur kann? Es wird, es muß gelingen!

## Eilfte Szene.

**Francesco** und **Bandini** treten ein, und bleiben im Hintergrunde. **Die Vorigen.**

**Bagnone.**

Nun friſch an's Werk!

**Monteſecco** (zu Giacomo).

Beſtimmet Jedem ſein Geſchäft!
Das Schwerſte mir! Ich bitt' Euch drum.

**Giacomo.**

Wohlan! So waffnet Eure Hand
Zum Stoße nach — Lorenzo's Bruſt!

**Monteſecco.**

Sein Herz ſei mir das ſichre Ziel!

**Francesco** (raſch vortretend).

Und ihn, der mir mein Lebensglück entriß,
Ihn, deſſen Leben mir verfallen iſt,
Ihn ford're ich, denn keinem von euch Allen
Steht ſo wie mir das Recht der Rache zu.

**Giacomo.**

Indeſſen ihr die Zwillingsſterne pflückt
Am Himmel von Florenz, beſetze ich
Mit einer Schaar von Auserleſenen
Die Signoria; was nicht weichen will,
Fällt unterm Schwert. So iſt in kurzer Friſt

Die oberſte Gewalt in unſrer Hand.
Säumt keinen Augenblick; folgt mir ſogleich!
(Alle ab mit Giacomo, bis auf Francesco, der allein zurückbleibt.)

## Zwölfte Szene.

**Francesco** (allein).

Was willſt du, Schauder, der mich hieher bannt,
Als hielt ein böſer Geiſt mich hier zurück?
Was tritt'ſt du, That, noch eh' ich dich verübt,
So leichenblaß und blutig vor mir her?
Fort, winſelndes Geſpenſt!
Du ſchreckſt mich nicht, du hemmſt nicht meinen Arm;
Es muß geſcheh'n, — wär' ſelbſt mein Tod die Folge —
Es muß geſcheh'n! — — —
Er war mein Freund? —
O ſchöne Jugendzeit voll Harmonie! —
Sirene — ſchweig! Falſch iſt dein ſüßes Lied,
Soll nicht entkräften meinen Muth! — —
Wie oft gelobteſt Du, Giuliano, mir
Freundſchaft bis in den Tod! Und doch — und doch
Entriſſeſt Du mir meines Lebens Glück!
Bin ich Dein Mörder, — o, ſo warſt Du *früher*
Der meinige — der Mörder meines Glücks. —
Und doch — ſoll ich die Bruſt durchbohren,
Die glühend einſt an meiner ſchlug?
An meiner? — Oh! und nun an *ihrer* ſchlägt!

Und triumphirend ſpottet meiner
Der ſtolze Sieger, dem ich ſtets,
Stets weichen mußte — ſo auch hier!
Und beb' ich nun im öden Grau'n,
Indeſſen er in Wonne ſchwelgt?
Nein! O ihr Bilder ſeiner Seligkeit,
Umſchwebt mich nun als ſeine Todesgeiſter!
Zur That! Zur That! —
Doch — horch! Wer nahet hier?
Wie? Ferrandina, die Unheimliche,
In dieſer Schreckensſtunde! Will
Die Ewigkeit mir einen Boten ſenden?
Beginne denn! Ich höre Dich.

(Er zieht ſich etwas zurück. Ferrandina kommt leiſe ſchreitend, und bleibt endlich in der Mitte des Gewölbes im Vordergrunde ſtehen.)

---

## Dreizehnte Szene.

### Ferrandina. Francesco.

**Ferrandina.**

(Eine brennende Fackel in der Hand. Sie ſtellt die Fackel an einen vorragenden Felsſtein, auf den ſie ſich ſetzt.)

Sei mir willkommen, du mein dunkles, ſtilles Grab!
Wie ſanft ruht ſich's in deinem Schooß!
Als noch des Lebens Leiden mich bedrängten,
Als ich die Dornenbahn der Erde ging, —
Da war ich elend, da erbarmenswerth.
Ach! Als Er mich verließ, verließ das Glück,
Verließ der Hauch des Lebens mich.

Seit mich des Grabes Dunkel aufgenommen,
Seit ich ein Geiſt mit Geiſtern lebe,
Iſt fern verhallt des Erdendaſeins Sturm,
Hat ausgetobt die tiefe Wunde,
Die der Treuloſe in das Herz mir grub.

**Francesco.**

Sie lebt — und lebend glaubt ſie todt zu ſein?
Entſetzlich-grauenhafter Wahn!
Welch tödtender Gedanke ſtürzt auf mich
Gleich einem Blitzſtrahl aus des Himmels Höh'n!
So denkt, ſo ſpricht, ſo handelt nur der Wahnſinn, —
Und Sie ward mir als Geiſterbannerin
Verkündet? Gott! ward ich ein Spiel
Des ſchändlichſten Betrugs?

**Ferrandina.**

Wohl euch, ihr Liebenden! die noch auf der —
Auch mir einſt ſchönen Erde wandeln,
Ihr ſollt nicht Leiden fühlen, wie ich fühlte;
Euch ſoll das Schwert des Meineids nicht durchbohren
Wie meinen Buſen einſt: euch ſoll der Schmerz
Vergiftender Treuloſigkeit nicht foltern
Wie mich; ſollt nicht betrogen und verlaſſen,
Gleich mir, zum Himmel jetzt
Und jetzt in's tiefe Grab
Die Klage der Verzweiflung ſtöhnen!

**Francesco.**

Gott! Welche Qual bewußter Schuld
Weckt dieſer Stimme wahnſinnbrütende

Anklage mir im ſchaudernden Gewiſſen!
Auch mich klagt jetzt vielleicht noch eine
Verzweifelnde, die treulos ich verließ,
Vor Gottes Richterſtuhl ſchon an!
Ich ſtehe hier als Rächer, und —
Bin ſelbſt der Rache reif!

**Ferrandina.**

Klagt nicht, ihr Liebenden, verzweifelt nicht!
Denn ich bin euer Schutzgeiſt.
Mir ward die Macht verliehen, eure Leiden
Zu mildern, Liebe zu entzünden,
Verrath in Treue zu verwandeln,
Zu einigen, was Haß und Welt getrennt.
Weil ich unglücklich war, darf ich beglücken.

**Francesco.**

Ein glüh'ndes Schwert iſt jedes ihrer Worte.
Die Stunde des Entſetzens iſt gekommen,
Und vor mir thut ſich auf ein Höllenpfuhl.

**Ferrandina.**

Ja nur beglücken will ich, nur beglücken,
Selbſt dich, wenn uns der Tod vereint!
Treu — ſelig mir entgegen ſchwebend,
Sollſt Du geſteh'n: Der Tod nimmt uns
Die Laſt des Lebens und der Schuld,
Der Tod macht frei, der Tod iſt ſüß!
Dann wirſt Du wieder mein,
Bleibſt ewig mein, Francesco!

**Francesco** (im Schreckens-Ausruf).

Sie iſt's! Mir gilt's! Ich bin's! Weh mir!

**Ferrandina.**

Welche Stimme fordert mich?

(Sie ſpringt auf, ergreift die Fackel, und geht zu Francesco.)

Wer ruft zu Hilfe mich in Todesangſt?

(Francesco eilt ihr entgegen, und ſtürzt zu ihren Füßen.)

**Francesco.**

Francesco — Er, der treulos Dich verließ,
Sieh in Verzweiflung ihn zu Deinen Füßen!
Erkenne mich! Francesco, der Verbrecher!
Francesco, der Dich liebte, Dich verließ!
Erwach', erkenne mich, und tödte mich!

(Er ergreift ihre Hand.)

Die Hand, die einſt bei tauſend Schwüren,
Bei tauſend Küſſen Dich umſchlang,
Sie faſſet Dich! Francesco liegt vor Dir!

**Ferrandina.**

Francesco? — Du! — Und wer bin ich?
O Gott — mein Gott! Er iſt's! Du biſt Francesco!

(Die Fackel entfällt ihr; ſie ſinkt mit einem Schrei zurück.)

**Francesco** (über ſie gebeugt).

Verlaſſene! Verrathene! Zu Dir,
Zu Dir kam Dein Verräther, Deinen Schutz
Von Deinem Wahnſinn zu erfleh'n! — —
Ludmilla! O Ludmilla, höre mich!
Gott ſelbſt ließ mich in dieſer Stunde
Dich finden, um von einem neuen
Vergeh'n die Seele rein zu halten! —

Kein Athem! Todesbläſſe! Gott, —
Laß ſie im Wahnſinn nicht vergeh'n!
Nur einen Blick noch der Vergebung!
Ein Wort des Troſtes laß mich hören!

**Ludmilla** (ſich aufrichtend).

Ich bin kein Geiſt, — ich lebe noch, Du lebſt —
Du biſt Francesco, — ich vergebe Dir!
Ich liebe Dich noch jetzt, wie einſt, —
Und muß auch jenſeits noch Dich lieben!
Hienieden brütet Nacht, das Elend ächzt;
Die Sünde tobt, Verbrechen zieh'n umher;
Die Tugend fällt, die Liebe weint,
Das Laſter ſiegt, der Wahnſinn heult!
Dort oben herrſchen Ruhe, Licht und Freude!
Was hier geläutert, oben glänzt es rein,
Was hier unglücklich, wird dort ſelig ſein!
Wo biſt Du, Armer? Reiche mir die Hand!
Weich' nicht von mir! Ich laſſe Dich nicht mehr.
Du mußt — Du mußt mir folgen! Komm!
(Sie ſinkt zurück.)
Ich rufe Dich — ich ford're Dich! — Francesco!
Komm! — Folge mir! (Sie ſtirbt.)

**Francesco.**

Todt! Todt! — Und Liebe noch ihr letzter Hauch!
Zerriſſen iſt des Wahnes Nachtgewölk;
Dir ſtrahlt der Wahrheit Himmelslicht! —
Ja, ich bin Dein! An Deiner Leiche hier
Erneur' ich der gebroch'nen Treue Schwur:

Ludmilla — ich bin Dein, und folge Dir!
O Himmel! Ich erkenne deinen Wink:
Kein Mord beflecke meine Hand!
Des Schreckens und der Sühnung Stunde naht;
Liſch aus, der Rache Glut! — Giuliano!
Dein ſei der Liebe Leben und ihr Glück!
Ich aber ſühne ein Vergeh'n,
Und halte mich vom zweiten rein. —
Das Wort der Liebe ſprach ihr letzter Hauch,
Und auf dem bleichen Antlitz ruhet noch
Der Liebe Lächeln, das einladend winkt:
Folge mir!
Ja, Du, mein Engel nun vor Gottes Thron,
Du haſt verzieh'n, Du ſelbſt haſt mich entſühnt;
Nicht ſchaudr' ich vor dem Tod.
Mit Deinem Loſungswort komm' ich zu Dir:
„Was hier geläutert, oben glänzt es rein,
„Was hier unglücklich, wird dort ſelig ſein!"
(Er zieht das Schwert.)
Du ruf'ſt, Du forderſt mich; — (Er durchſticht ſich.)
Ich folge Dir!
Ich muß!

---

## Vierzehnte Szene.

### Franceſco. Bandini.

**Bandini** (noch im Hintergrunde).

Franceſco!
Kommt! Wichtig iſt nun jeder Augenblick. (Vortretend.)
Noch Licht? Und keine Antwort? Hört mich doch!

(Er erblickt Francesco und Ferrandina.)
Verfluchtes Gaukelſpiel! Trau' ich den Sinnen?
Hat Wahnſinn mit Verzweiflung ſich vermählt?
Das Schwert in ſeiner Bruſt! Weit off'ne Wunde?
Die Wunde geht in's Herz! Francesco, rafft Euch auf!
Ihr habt nur wenig Augenblicke noch;
Erklärt, was verfiel!

**Francesco.**

Verleih' der Himmel mir die Kraft dazu!
Sie, der im Tod des Wahnſinn's Feſſel ſprang;
Sie iſt's, die ich verbrecheriſch verließ.
Im Wahnſinn mich erkennend, floh ihr Geiſt.

**Bandini.**

Was biſt du, Leben, und dein ganzes Spiel!
Was alle Müh' und Sorge ſchlau verhüllt,
Die Hülle nimmt der Tod, — und aus iſt Liſt und Trug.
Nun ſeh' ich's ein: wie's kam, ſo mußt' es kommen!

**Francesco.**

Verruchte That habt ihr verübt
An Ihr, an Mir!
Mein letzter Athemzug
Ruft Wehe über euch,
Ruft für Lorenzo's Wohl zu Gott!
Nur Er iſt edel, makelrein,
Blieb ohne Frevel, ohne Schuld.
Gott ſegne ihn, — Gott ſtrafe euch —
Sei gnädig — mir! (Er ſtirbt.)

**Bandini** (feſt auf Francesco ſchauend).

Mit dieſer Zuckung flieht ſein Geiſt vom Leib!
(Aufſchaudernd.)
Was darf ich hoffen, endet ſo der Menſch?
Nichts hier, — nichts dort! — O ſelig, ſelig,
Wer glauben kann! — Ich kann es nicht! — —
Bleichſücht'ge Furcht, du ſollſt mich nicht bezwingen!
Zwei Leichen ſollen mich entſetzen?
Was ſind zwei Leichen? Thürmt das Schlachtfeld nicht
Zu Tauſenden ſie auf? — Und Ernte ſproßt
Dennoch aus ihrem Moder luſtig auf.
So ſproße denn, du Grabgewölb,
Aus dir mein Lebensglück empor! (An Francesco's Leiche.)
Du, kaum noch Menſch, und jetzt ſchon Nichts,
Du ſchwor'ſt vor wenig Augenblicken,
Dies Schwert, das Dich durchbohrt,
In Deines Nebenbuhlers Bruſt zu ſenken,
Und that'ſt es nicht, — haſt Deinen Eid gebrochen.
So treibt denn mich die Pflicht, ihn zu erfüllen.
Selbſt nicht mit einem Meineid enden!
Ich leſe Deinen Schwur: Giuliano fällt
Durch meine Hand! — (Eilig ab.)

# Fünfter Akt.

Großer Platz. In der Mitte des Hintergrundes der Palaſt der Signoria. Eine Treppe mit breiten Stufen führt zu der Teraſſe vor demſelben. An jeden der beiden Flügel des Palaſtes ſchließt ſich ein langer Säulengang, deren einer rechts an die Vorhalle der Domkirche reicht; der linke führt zu dem medizeiſchen Palaſt.

## Erſte Szene.

**Lorenzo. Petrucci. Caſſareli.**

**Lorenzo.**

Francesco's Tod erfüllet mich mit Wehmuth!
Ihn ſchmückte manche ſchöne Eigenſchaft;
Einſt hing er treu an mir und meinem Bruder.
Was ihn uns feindlich gegenüber ſtellte,
War nicht der gleichen Liebe glüh'ndes Ziel;
Der Haß des Vaters gegen unſer Haus
Riß ihn, den leicht Verblendeten, dahin!

**Caſſareli.**

So wie des Blitzes Wuth ſich ſelbſt zerſtört,
Straft ſich das Böſe durch ſein eig'nes Gift.
Der ſchöne Wahnſinn der Unglücklichen,
Das Blendwerk grauenhaften Schattentrugs,
Die ſo vermeſſen er zu nützen wagte,
An's Ziel zu kommen — ſelbſt durch Euern Fall,

Sie raubten ihm den Sohn, und kinderlos
Starrt er nun in den Abgrund des Verbrechens.

**Petrucci.**

Noch brütet er Verderben. Hütet Euch!
Des Sohnes Tod hat ihn zur Wuth gereizt,
Er gibt ſein Ziel nur mit dem Leben auf;
In ſeinem Blute nur erliſcht ſein Haß.

**Lorenzo.**

Weh ihm und Jedem, der ſich nie beherrſcht,
Ein frecher Sclav' der tollen Leidenſchaft!
Im Labyrinth der Welt verliert er bald
Den Lebensfaden, der ihn leiten ſoll.
Durch Tugend, durch der Seelenſtärke Macht
Den Geiſt mir licht, das Herz rein zu erhalten,
Dies war mein Streben ſtets und bleib' es auch!
Und ſo erneu' ich heut' Dir, großer Cosmo!
Und Dir Pietro, Du mein edler Vater!
Vor dem allgegenwärt'gen Gott den Schwur:
Wie auch des Lebens Wohl und Weh ſich füge,
Stets bleibe Recht und Pflicht mein höchſtes Ziel!
Der Tugend Freund, er ſei der meine auch!
Verhaßt iſt mir das Schlechte und der Böſe,
Doch ſollen ſie nie meiner Macht erliegen, —
Durch meine Reinheit will ich ſie beſiegen!

**Caffareli.**

Dies Wort habt Ihr durch jede That bewährt.

**Lorenzo.**

Bald wird der Zug beginnen. Laßt uns eilen,

In meinem Hauſe die Prätoren
Der Signoria zu empfangen! (Ab mit Caffareli.)

**Petrucci.**

Zieh' hin, Du Reiner! Freue Dich, geliebt,
Des Schönen und des Guten in der Welt!
Mir aber ward ein and'res Thun beſtimmt;
Aus meinem Mund die ſtrenge Themis ſpricht:
Dem guten Lohn, — das Schwert dem Böſewicht! (Ab.)
(Im Hintergrunde ſieht man Vorübergehende aus der Volksklaſſe.)

## Zweite Szene.

### Giacomo Pazzi. Monteſecco.

**Pazzi.**

Mein Sohn! Mein Sohn! Hier Luſt und Glanz, —
Mein Sohn in tiefer Grabesnacht!

**Monteſecco.**

Beherrſcht Euch doch! Seht Ihr denn nicht — —

**Pazzi.**

Francesco's Leiche ſeh' ich nur, ſonſt nichts!
Zürnend ſteht ſie vor mir da,
Fordert auf, das große Werk
Ohne Säumen zu vollenden,
Und ſein friſches Grab zu netzen
Mit der Medizeer Blut.

**Monteſecco.**

Und doch — es ſei auf Euern Zorn gewagt, —
Francesco's Tod iſt Euer Werk allein.

Ein Frevel war es, die Unglückliche
Noch tiefer in des Wahnſinns Nacht zu ſtoßen,
Mit Schattentrug ſie ſelbſt und uns zu täuſchen,
Durch grauenhaftes Blendwerk Euren Sohn
Zum Feind der Medizeer zu entflammen.
So wurde Sie, die Euch als Mittel diente,
Ihr eig'ner Rachegeiſt, Franceſco's Mörderin!
Mit ihm ſcheint Euer Glücksſtern mir erloſchen.
Des Schickſals Gunſt hat ſich von Euch gewendet,
Und wenig hoff' ich nun für Euern Plan!

**Pazzi.**

Und hofft Ihr wenig, — nun, ſo fürcht' ich nichts!
Wohl ſteigen düſt're Bilder in mir auf
Aus meines Sohnes kaum geſchloſſ'nem Sarg.
Was frommt der Haß? wo führt der Ehrgeiz hin?
Der Menſchen Nichtigkeit, des Lebens Flitterglanz,
Sie ſind nicht werth des Haſſes Kraft, nicht werth,
Daß Ehrgeiz athemlos nach ihnen keucht.
Der Haß verblutet im ohnmächt'gen Kampf,
Mit gift'gem Duft betäubt der Ehrgeiz uns.
Ich war ein Thor — und fluche nun mir ſelbſt!
Fahr' Alles hin — nur meine Rache nicht!
Ein Fels will ich im Sturm und Nachtgrau'n ſteh'n;
Ich räche mich, ich räche meinen Sohn!
Zähme nun dich, Racheluſt!
Wenn der Medizeer Leichen
Vor mir liegen, — dann, o Wuth, brich aus,
Vom Kerker meiner Bruſt!

**Monteſecco.**

In der Signoria ſammelt
Alles ſich zum Zuge ſchon;
Nur Giuliano weilet noch.

**Pazzi.**

Von des Koſens ſüßem Spiel
Iſt er tändelnd noch umſtrickt;
Hält die Liebe ihn zurück,
Soll der Haß ihn hier empfangen!
Doch — Bandini gab ſein Wort,
Noch zur rechten Zeit den Schäfer
Unſern Dolchen zuzuführen;
Welch ein unerwartet neues
Hinderniß kann ihn verſpäten?

**Monteſecco.**

Schöpft Giuliano Argwohn? oder
Hält ein Zufall ihn zurück?
Hat Bandini ihn verfehlt?

**Pazzi** (ſinnend).

Ja, ja, — ſo muß es ſein! Nur ſo gelingt's!
Nicht wenn ſie aus dem Dome geh'n, —
Noch drinnen müſſen Beide fallen!
Geht! eilt! wählt Euch den Platz! vollzieht!

**Monteſecco** (betroffen).

Ihr meint — im Dom?

**Pazzi.**

Nie ſicherer gelingt's.
eht! ſchmiegt Euch ſachte durch's Gedränge vor,

Bis Ihr dicht hinter dem Lorenzo ſteht,
Und harret ruhig, bis Giuliano kommt,
Mit ihm Bandini! Er gibt Euch das Zeichen;
Dann ſtoßt Ihr in demſelben Augenblick
Den Dolch in Beider Bruſt. Die Unſern werden
Sogleich beſchützend Euch umgeben, und
Errungen iſt der Sieg! —
Ihr ſchweigt? Ihr ſtarrt?

**Monteſecco** (ruhig und ernſt).

Im Dom? Die Betenden? Verſteh' ich recht?

**Pazzi.**

Wie könnt' es ſicherer gelingen?

**Monteſecco** (mit ausbrechendem Abſcheu).

Zu ſolchem Werk dingt Euch den Teufel, —
Ich bin ein Menſch! —
Gott ſchuf den Menſchen, und im Gotteshaus
Soll ich ihn morden? Morden an dem Ort,
Der ſelbſt Verbrechern zum Aſyle dient?

**Pazzi.**

Geſchworen habt Ihr ſelbſt, ihn zu ermorden;
Ein Schurke iſt, wer ſeinen Schwur nicht hält!

**Monteſecco.**

Ein frevelhafter Schwur macht ſich zum Meineid ſelbſt.
Ihr nahmt mir nun die Binde von dem Aug';
Ihr ſeid ein Gottesläugner, auf Euch ruht der Fluch,
Und mit Entſetzen wend' ich mich von Euch!
Dicht an Lorenzo's Seite will ich ſteh'n,
Doch nicht zu ſeinem Mord, — zu ſeinem Schutz! (Eilig ab.)

**Pazzi.**

Vergeßt nicht, daß *Ihr meinen* Schutz bedürft
Und *Euer* Leben für das *ſeine* haftet! — —
So müſſen Teufel Engel werden,
Um zur Verzweiflung mich zu bringen? —
Bandini? wie! Allein? bleich und verſtört?
Und wie von einem böſen Geiſt verfolgt?

## Dritte Szene.

### Bandini. Giacomo Pazzi.

**Pazzi.**

Bandini! Ihr allein? wo iſt Giuliano?

**Bandini.**

Flucht mir!

**Pazzi.**

So ſprecht!

**Bandini.**

Ich — kann nicht!

**Pazzi.**

Athemlos!

**Bandini.**

Es iſt — zu ſpät!

**Pazzi.**

Er kommt nicht? warum nicht?

**Bandini.**

Ich ſelbſt — unſel'ge Wuth!

**Pazzi.**

Hört auf zu zittern!
Was iſt geſcheh'n? Iſt denn die Hölle los?
Seid Ihr von Sinnen? Hört doch! Redet! Redet!

**Bandini.**

So wißt: Ich komme von Giuliano — —

**Pazzi.**

Und?

**Bandini.**

Mit Freundesworten bat ich ihn zuerſt, —
Er ſchien gewarnt, er ſuchte Ausflucht.
Mit ernſtem Mahnen drang ich jetzt in ihn —
Umſonſt! Zu reizen ſucht' ich ihn durch Spott —
Vergebens! nun ſchritt ich zu Drohungen —
Und endlich zur Gewalt — auch ſie blieb fruchtlos!
Da blieb ich länger meiner ſelbſt nicht Herr,
Aufſchlug die Flamme meiner Heftigkeit —
Er rief: Verrath! Ich zog den Dolch — ich ſtieß —
Ein Schrei der Angſt fuhr durch mein Innerſtes —
Simonetta — glänzendweiß — wie Engel ſchön —
Sie flog herbei — ſtand zwiſchen mir und ihm —
Von ſeinem Arme rann das Blut —
Mein Knie umſchlingend, flehte ſie —
Ich konnte nicht — der Dolch entſank —
Ich ſtaunte — ſtarrte — plötzlich trieb mich's fort —
Ich floh — ich mußte flieh'n!

**Pazzi.**

So viel habt Ihr gethan — um nichts zu thun!

Macht wieder gut, was Ihr verdarbt!
Lorenzo's Mord verweigert Monteſecco, —
Vollzieht die That für ihn, rächt meinen Sohn,
Und ſeid von jenem Augenblick mein Sohn,
All meiner Güter, meines Namens Erbe!

**Bandini.**

Ich will! — Baut aber nicht zu viel auf mich!
Nicht ſicher trifft mein Arm. Gebt einen mir
Zur Seite!

**Pazzi** (in die Hände ſchlagend).

Herbei! (Poggio und Bagnone kommen von verſchiedenen Seiten. Jeder hat ein Gefolge bei ſich.)

**Pazzi.**

Bagnone! Poggio! Ihr eilt zur Wohnung
Giuliano's, kommt als Freunde zu dem Freund,
Und wenn der Glocke drittes Zeichen hallt,
So muß dies ſeine Todesſtunde ſein.
Ich bau' auf eure Klugheit, euern Muth!

**Bagnone.**

Verlaßt Euch drauf!

**Poggio.**

Giuliano — oder ich —
Von Beiden Einer fällt gewiß.

**Pazzi.**

Geht alſogleich! Iſt's abgethan,
Dann ſucht uns in der Signoria!
(Bagnone und Poggio ab. Das Gefolge bleibt.)

**Pazzi** (zu Bandini).

Beim dritten Zeichen fällt Lorenzo auch —
Wo immer Ihr ihn trefft — von Eurer Hand!
(Dumpfes Anſchlagen einer großen Glocke.)
Hört Ihr? das erſte Zeichen hallt vom Dom!

**Bandini.**

Der Signoria Pforte öffnet ſich,
Der Zug beginnt.

**Pazzi.**

Zurück, zurück, bis er vorüber iſt! (Sie ziehen ſich zurück.)

(Der feierliche Zug kommt aus der Signoria, und verliert ſich im Säulengange rechts. Eine Schar Lanzenknechte, Sbirren, Magiſtratsperſonen. Der Podeſta mit dem Schwert. Prätoren der Signoria. Cäſare Petrucci, Gonfaloniere der Juſtiz; ihm wird das Staats-Panier vorgetragen: eine Fahne mit rothem Kreuz im ſilbernen Feld. Ihr folgen ſechs Bannerherren der Kriegsſcharen. Ein Trupp Bogenſchützen und Lanzenknechte ſchließt den Zug.)

(Da der Zug vorüber iſt, tritt Pazzi mit Bandini hervor.)

**Pazzi** (zu ſeinem Gefolge).

Geräumt iſt uns das Feld; die Signoria
Steht leer und herrenlos. Kommt allſogleich,
Sie zu beſetzen! Ihr, Bandini, ſollt —
Iſt Euer Werk vollbracht — uns hier willkommen ſein.

(Bandini ab in den medizeiſchen Palaſt; Pazzi mit den Übrigen in die Signoria.)

## Vierte Szene.

**trucci.** **Ein Condottiere** mit Lanzenknechten, die
im Hintergrunde ſeitwärts zurückbleiben.

**Petrucci.**

h' ein, doch wahrlich nicht zum Sieg!
ſelbſt haſt Dein Verderben Dir gewählt.
e Signoria, die Du nun entweih'ſt,
e werde Dir zum Grab! Und führt ein Weg
raus, ſo iſt's der Weg zum Tod!
eher, Soldaten, und bewacht
n Eingang zum Palaſt der Signoria!
r, Condottiere, haftet mir
r des Befehls genaueſten Vollzug!
ehmt! (Er gibt ihm ein Papier.)
inein laſt nur die Herren, deren Namen
f dieſem Blatte ſteh'n, heraus darf Keiner!
er Condottiere beſetzt die Teraſſe und das Thor der Signoria mit Lanzenknechten.)

---

## Fünfte Szene.

**iacomo Pazzi** (an das Thor der Signoria heraustretend).

**Die Vorigen.**

**Condottiere.**

urück!

**Pazzi.**

Was ſoll das? Weicht!

**Condottiere.**

Zurück!

**Pazzi.**

Kennt Ihr mich nicht?

**Condottiere.**

Ja, Meſſer Pazzi!

**Pazzi.**

So laßt mich ungehindert!

**Condottiere.**

Kommt nicht heraus!

**Pazzi.**

Wie? Ich nicht?

**Condottiere.**

Niemand.

**Pazzi.**

Höll' und Teufel!
Wer durfte den Befehl Euch geben?

**Petrucci** (vortretend).

Ich.

**Pazzi.**

Und wer gab Euch das Recht dazu?

**Petrucci.**

Dies Recht gab mir die gute Sache ſelbſt,
Mein Amt und meiner Würde Pflicht.
Was ich vom Staat erhielt, gehört dem Wohl des Staats.

**Pazzi.**

Was ſoll die Sprache? Ich verſteh' Euch nicht!

**Petrucci.**

Verſteht Ihr nicht? Ihr werdet bald verſteh'n,
Daß Euch der Gonfaloniere ſchon
Zu gut verſtanden hat und dafür ſorgt,
Daß Ordnung, Recht und Ruh' ſiegreich beſteh',
Und Euer böſes Thun mit Euch zu Grunde geh'!

**Pazzi.**

So gilt es denn Gewalt! Was Ihr auch nun
Beginnen mögt, — es kommt zu ſpät!
Ein Wort nur vom Balkon, und ich — —

**Petrucci.**

So haltet Euch die Leichenrede ſelbſt!
Nur widerſetzt Euch nicht! —
Drängt ihn zurück,
Und des Palaſtes eh'rne Pforte ſchließt!
(Das Thor wird geſchloſſen. Petrucci ab durch den Säulengang rechts.)

**Condottiere.**

Dies dumpfe Raſſeln dröhnt ſo ſchauerlich
Als wär' es ſchon ſein Grabgeſang!

## Sechste Szene.

**Giuliano. Simonetta. Nori. Salveſtro.**

**Simonetta.**

Geh' nicht von mir! Ich zittere für Dich.
Dir droht, wohin Du gehſt, Gefahr.

**Giuliano.**

Gefahr? Wann drohte ſie dem Menſchen nicht?

Mit ihr wird er geboren; drohend ſteht
Sie an des Säuglings Wiege, und begleitet
Ihn wie ſein Schatten durch das Leben hin.
Und trügen wir Furcht vor dem Ungethüm,
Wo ſproßte dann noch eine ſchöne That?
Dem Tode kaum entronnen, wag' ich Alles,
Was würdig macht des Lebens und der Liebe!

**Simonetta.**

Mit neuer Furcht erfüllt mich dieſer Trotz.
Mit jedem Augenblick wird's drückender
Und nächtlicher in mir! — Noch ruht Francesco's Leiche
Nicht in der Gruft; von Rache glüh'n die Seinen;
In jedem Pazzi lebt Francesco's böſer Geiſt,
Und ſchwer drückt mir die Sorge auf das Herz:
Wir ſind nicht frei von Schuld!

**Giuliano.**

Wo läge ſie?
Das Schickſal forderte mich auf zum Kampf;
Ich kämpfte, — er erlag, — mein war der Sieg!
Gibt's denn hienieden nur Vergeh'n und Buße?
Liegt nicht ein ſchönes Eiland zwiſchen Beiden?
Der Liebe Nachen führt uns ſanft dahin.
Furcht wäre nun ein Frevel an dem Glück!

**Simonetta.**

Ja, wir ſind glücklich nun, doch müſſen wir,
Des Glückes uns auch würdig machen.

**Giuliano.**

Verſchuldet ſei mein Leben nun dem Glück, —

Ich gebe dreifach ihm die Schuld zurück!
Das Weib darf nur auf Gott und Liebe bauen,
Der Mann muß in Gefahr ſich ſelbſt vertrauen.
Geh' hin und fleh' zum Himmel für mein Leben, —
Verherrlicht will ich Dir es wieder geben! (Zu Nori und Salveſtro.)
Bleibt ihr zur Seite!

(Simonetta geht mit ihnen ab durch den Säulengang rechts. Von der entgegen geſetzten Seite kommen Volterra und Steffano, und gehen nach der Signoria.)

**Volterra.**

Wo er auch ſei, entgeh'n ſoll er uns nicht!

**Steffano.**

Erſt in die Signoria! (Sie wollen hineingehen.)

**Condottiere.**

Eure Namen!

**Volterra.**

Heut ſo genau?

**Steffano.**

Volterra — Steffano.

**Condottiere** (das Blatt beſehend).

Beliebt! (Beide werden eingelaſſen).
Und wohl bekomm's! —

(Zweites Zeichen der Glocke. Aus dem medizeiſchen Palaſt treten Kammerjunker und Prätoren; ihnen folgt Lorenzo mit Caffareli; dieſen in einiger Entfernung Bandini.)

**Giuliano.**

Nimm, guter Gott, nun an des Bruders Seite
Für das erhalt'ne Leben meinen Dank!

(Indem Giuliano ſich dem Zuge anzuſchließen geht, nähert ſich Bandini ſeitwärts dem Lorenzo immer mehr, bis er ihn am Säulengange rechts erreicht hat. Drittes Anſchlagen der Glocke. Bandini zückt den Dolch. Da er den Stoß führen will, erblickt ihn Giuliano.)

**Giuliano** (ſtarr vor Entſetzen).

Bruder! rette Dich!

**Mehrere Stimmen.**

Zurück!

**Bandini** (Giuliano gewahrend).

Weh mir!

(Lorenzo wendet ſich nach Giuliano, entgeht durch dieſe Wendung dem Dolchſtoße, bemerkt die Gefahr, der er ſo eben entging, eilt nach dem Vordergrund zu Giuliano, und drückt ihn an ſich.)

**Lorenzo.**

Mein Retter!

**Giuliano.**

O mein Bruder!

(Beide ſich umſchlungen haltend, ſinken, Haupt und Hände emporgehoben, auf's Knie.)

**Lorenzo. Giuliano.**

Gott — ich danke Dir!

(Während ſie ſich umarmt halten, will Bandini entfliehen, ſtürzt aber, vom Condottiere und zwei Lanzenknechten verfolgt, mit dem Dolch zu Boden.)

**Bandini** (den Dolch gegen ſich wendend).

Zum drittenmal' verfehle nicht dein Ziel! (Er tödtet ſich.)

(Während dies vorgeht, füllt ſich der Platz allmälig. Prätoren, Bannerherren und andere Würdenträger reihen ſich in einen Halbkreis im Vordergrunde rechts, Lorenzo und Giuliano gegenüber. Weiter zurück in der Mitte ſtellt ſich eine Reihe von Lanzenknechten und Bogenſchützen; ganz im Hintergrunde Bürger.)

**Lorenzo.**

Vom Grabesrand kamſt Du, das Leben mir zu retten!

**Giuliano.**

Gefährdet war durch mich Dein theures Haupt;
Was ich gefehlt, der Himmel ließ mich's ſühnen!

**Lorenzo** (ſich die Hände reichend).

Ein Gott und eine Liebe!

(Getümmel außer der Scene. Der Condottiere eilt herbei.)

**Condottiere.**

Erlaubt, daß ich, was ſich begab, verkünde!
Mit Blitzesſchnelle hat ſich das Gericht
Der Frevelthat verbreitet durch die Stadt.
Da flog das Volk herbei, von Sorg' erfüllt
Für das geliebte Haus. Die Frevelthat
Entflammte Jeden alſogleich zur Wuth.

**Lorenzo.**

Eilt, haltet ſie zurück die Wüthenden! (Caffareli mit zwei Prätoren ab.)
Denn, ſelbſt gerecht iſt ſchrecklich dieſe Wuth;
Sie kennt kein Maaß und ſetzet ſich kein Ziel.
In ihres Wahnſinns tollem Lauf
Thürmt ſie auf Gräuel Gräuel auf;
Des Frevels grimmerfüllter Rächer
Er ſelbſt wird endlich zum Verbrecher.
Vergeltung traf das Haupt der Schuldigen;
Genug des Blutes iſt gefloſſen;
Kein Tropfen werde mehr vergoſſen!

(Caffareli und Petrucci mit zwei Prätoren.)

**Caffareli.**

Verkündet haben wir, erlauchter Herr,
Nach Eurem Wunſch den Ruf zur Ruh' und Ordnung.

Kaum hörte die ergrimmte Menge
Von Euch den edlen Friedensgruß,
Stand das Getümmel plötzlich regungslos;
Die Arme ſanken, Aller Augen hingen
An unſerm Mund, und tiefe Stille
Ließ nicht ein Wort der Luft zum Raub.
Der Dolch, nach Euch gezückt, traf jedes Herz,
Die Bruſt von Tauſenden ward Euer Schild.
Erſt als ich ſchwieg, brach aus ihr lauter Ruf;
Zum Himmel hob ſich jede Hand empor,
Und all' die Menge rief mit einer Stimme:
Des Himmels Segen über Euch!

**Lorenzo** (ergreift die Staatsfahne, und hält ſie mit ausgeſtrecktem Arm empor, indem er mit der andern Hand Giuliano's Rechte faßt).

Bei dieſer Purpurglut im ſilberhellen Feld,
Erneue ich vor Gott und Euch den Eid:
Mein Leben und mein Glück ſei Eurem Wohl geweiht!

Der Vorhang fällt.

# Der Reichsverweſer.

Hiſtoriſch-dramatiſche Dichtung.

## Perſonen der Handlung:

**Ethelbert,** König von England.
**Graf Lenox,** vormals Reichsverweſer.
**Lady Anna,** deſſen Gemahlin.
**Lady Emma,** deſſen Tochter.
**Lord Spencer.**
**Montroſe,** Oberſter der königlichen Leibgarde.
**Richard,** ſein Freund.
**Lord Cecil.**
**Lord Caſtle.**
**Der Sheriff.**
**Der Lieutenant** = Governor des Towers.
**Drury,**
**Harrow,**
**Gordon,**
**Wilms,**
Anhänger des Montroſe.

**Hofleute. Garden. Bürger von London. Männliche und weibliche Dienerſchaft. Gerichtsperſonen. Landleute.**

Zeit der Handlung: Mitte des 9ten Jahrhunderts.

Saal im königlichen Palaſte.

**ord Cecil. Sir Caſtle.** Im Hintergrunde **Hofleute** und **Garden.**

**Cecil.**

a, Freund, Dein altes ehrliches Geſicht
aßt zu den neuen Fratzen hier nicht mehr.
in böſer Geiſt, ſtieg dieſer Montroſe auf;
r baut auf Englands Elend ſich ſein Glück.
er Belladonna möcht' ich ihn vergleichen,
ie, glänzend in der hellſten Purpurglut,
m anmuthvollen Reiz Verderben birgt.

**Caſtle.**

ie anders war's, da König Egbert lebte!
ein falſcher Schmeichler konnte ihn verblenden;
ein Aug' blieb hell, bis es im Tode brach.
uch Ethelbert — wie ſchön begann er nicht!
o lange Lenor noch ſein Schutzgeiſt war,
chuf er des Volkes Glück, ſo wie ſein eigenes.

**Cecil.**

er weiſe Lener wird nicht mehr gehört;
erderben tönt uns das Sirenenlied
er Schmeichelei, — und Montroſe herrſcht!
ch, weinen möcht' ich um Dich, Ethelbert!
ntwichen iſt von Dir des Vaters Geiſt.

Wie edel iſt ſein Herz, und doch verlockt!
Er will das Gute, und verübt das Böſe,
Weil er's nicht kennt, nicht dieſen Montroſe kennt.

**Caſtle.**

O daß doch Lenox ihm die Augen öff'ne!

**Cecil.**

Vor Allen er allein vermöcht' es noch. —

**Caſtle**

Schweigt! Montroſe naht.

**Cecil.**

So laß uns freundlich lächeln!
Und blutet auch das Herz — Geduld! Gott ſieht's.

---

**Montroſe** und **Richard** treten in den Saal.

**Montroſe.**

Willkommen, edle Herrn! Willkommen!
Wie angenehm iſt die Empfindung,
In einem ſolchen Kreiſe ſich zu ſeh'n!
Ha, Wilms! Ihr hier? — Friſcht auf die Todtenfarbe,
Des Königs Huld löst Euch die Schuldenlaſt
Vom Herzen, wo ſie wie der Alp Euch drückt.
Nehmt dieſes Röllchen hin!

**Ein Höfling.**

Der Himmel ſegne Euch!

**Ein Anderer.**

Darf ich des gütigen Verſprechens mahnen?

**Montroſe.**

Zu ſpät! Die Mahnung kommt zu ſpät, —
Weil ihr die That zuvorgekommen iſt.

**Höfling.**

Wie Herr! Es wäre —

**Montroſe.**

Alles ſchon geſchehen.
Zum Lieut'nant hat der König Euch ernannt.

**Höfling.**

Erlaubet, daß ich Euch zu Füßen ſtürze
Jetzt, vor den Augen Aller hier!

**Montroſe.**

Was fällt Euch ein? Wer wird vor'm Freunde knie'n?
Der König that's; ich war das Werkzeug nur,
Das zu der guten That mitwirken durfte;
Und dennoch haßt und neidet mich ſo Mancher,
Weil ich ein Ziel erreicht, das ihm verſagt.
Die Sonnenblume folgt der Sonne nach,
Und hebt ihr Haupt empor zum gold'nen Strahl,
Indeß die Glut Feldblümlein ſchnell verſengt,
Dieſelbe Glut, die Edelſteine reift. (Zu den Höflingen.)
Ihr Herren, wem ich dienen kann, der ſei
Mir ein willkommner Gaſt! Doch nun, ich bitte,
Entfernet Euch! Laßt mich allein mit meinen
Gedanken — und mit meinem zweiten Ich!

(Die Höflinge ziehen ſich zurück.)

(Montroſe wirft ſich nachläſſig in den für den König beſtimmten Stuhl.)

**Cecil** (zu Caſtle).

Ha zweifach unverſchämter Übermuth!
Erſt ſtrömt er aus des Königs Gnaden-Füllhorn,
Nun ſchändet er den Königsſtuhl;
Und Alle ſchweigen. Keiner wagt zu reden.
So will ich ſprechen, will ihn mahnen, will —

**Caſtle.**

Ach, edler Lord, thut's nicht! Ihr ſeid verloren,
Wenn Ihr an ihm die kleinſte Rüge wagt.
(Er hält ihn zurück.)

**Montroſe** (zu Richard).

So iſt's, der Eine nur ſteht mir im Wege,
Und weil er feſt ſteht, darum muß er fallen!
Es gibt kein andres Mittel; denn uns Beide
Zugleich trägt England nicht. Der Sache muß
Ein ſchnelles Ende werden; denn verſöhnen,
Das kann und wird ſich Lenor nie mit mir;
Eh' mag das Feuer ſich vom Waſſer nähren,
Eh' mag ein Roſenblatt den Demant ſchneiden!
Er iſt unbeugſam und ich muß ihn beugen,
Um nicht gebeugt zu werden.

**Richard.**

Was ſich nicht beugen läßt, das wird gebrochen.
Und überdies, wer weiß, wie ſich's noch fügt?
Wird mancher Trotz auch gleich dem Eiſen glühen,
So daß er ſchrecklich anzuſchauen iſt, —
Das glüh'nde Eiſen ſchmilzt ja, weil es glüht,
Und läßt ſich dann geſtalten, wie man will. —

Verſucht das Aeußerſte, zeigt Ernſt, zeigt ihm
Den nahen Rand! Was gilt's, er wird gefügig?
Ungnade wirkt, und Tod ſchreckt Jung und Alt.

**Montroſe.**

Ich fürchte, ſein Trotz weicht nur mit dem Leben,
Und ſeinen Haß ertränket nur das Blut.

**Richard.**

Da kommt er ſelbſt.

**Montroſe.**

Und wie gerufen.
Willkommen, Graf! (Er ſteht mit ſcheinbarem Erſtaunen auf.)
Was werd' ich nun gewahr?
(Graf Lenox tritt ein.)

**Montroſe.**

Wie war's denn möglich, ſo mich zu vergeſſen?
Den Stuhl des Königs einzunehmen, — Wahnſinn!
Ich dachte nicht, — mir ſchien's, ich ſei zu Hauſe. —
Nochmal willkommen, Graf! Ihr wißt doch ſtet's
Die Menſchen auf den rechten Weg zu führen.

**Lenox.**

Ja, einſt geſtand man dieſe Kraft mir zu; —
Doch — dürre Zweige, iſt die Frucht verzehrt,
Die ſie einſt trugen, ſchneidet man vom Baum,
Und für das Feuer ſind ſie gut genug.

**Montroſe.**

Allein nicht ſo, wie Ihr's ſelbſtkränkend deutet.
Es nützt der edle Mann der Welt auch noch

Als Greis nicht minder wie der dürre Stamm,
Der einſt voll Früchte hing, dann wärmt und leuchtet.

**Lenox.**

Find' ich in Euch ſo einen warmen Freund,
Der mich vor meiner Selbſtanklage ſchirmt?

**Montroſe.**

Ich bin der Freund von jedem Biedermann.

**Lenox.**

Auch Eures Vaterland's?

**Montroſe.**

Bezweifelt Ihr's?

**Lenox.**

Die Liebe muß durch Thaten ſich erweiſen;
Ihr ſeid noch jung. Man ſagt, die Zeit bringt Roſen.

**Montroſe.**

Doch vor und mit den Roſen auch den Dorn.
Erworbene Verdienſte ſind gar ſchön;
Auf ihren Lorbeern läßt ſich's trefflich ruh'n.

**Lenox.**

Und dennoch ruht gewiſſenloſe Selbſtſucht
Auf fremdem Elend viel bequemer noch.

**Montroſe.**

Verkennt mich nicht, Herr Graf! ich ſchätz' Euch ſehr,
Gebt mir Gelegenheit, es zu beweiſen!

**Lenox.**

Bemüht Euch nicht! Der gute Wille g'nügt.
Zudem — Ihr werdet Euch erinnern,
Daß ich einſt Englands Reichsverweſer war;

Da blieb mir ein gewiſſer Stolz zurück,
Daß ich mir ſelbſt nur Alles danken will.
Allein — vergebt dem trock'nen Sittenlehrer!
Ich liebe England. Liebt Ihr's auch, wohl Euch,
Und wohl dem wackern Land! — Doch nun zur Sache!
Ich bin dem König etwas fremd geworden;
Es ſind ja ſchon zwei Jahre, daß er meiner
Nicht mehr bedarf, und beſſere Männer fand.
Ich weiß nicht, ob er mich noch ſehen will.

**Montroſe.**

Der König, glaubet mir, verkennt Euch nicht,
Gedenkt noch immer, was Ihr einſt geweſen.

**Lenox.**

Geweſen! ja, das Wort iſt gut gewählt.
Geweſenem iſt das Verweſen eigen,
Und Reichsverweſer bin ich ja geweſen;
Die Grüfte ſind den Lebenden ein Grau'n.
Doch ſeid ſo gütig, ſagt dem König nun,
Sein grauer Lehrer wünſche ihn zu ſprechen,
Weil ihm ſo Manches noch am Herzen liegt.

**Montroſe** (zu Richard).

Heut jagen wir, laßt Alles zubereiten!
An Schönen und an Freunden ſei kein Mangel. (Richard ab.)

**Lenox** (beleidigt).

Ich bat —

**Montroſe.**

Jawohl — den König wollt Ihr ſprechen,
Nicht wahr? Verzeiht! Ich bin manchmal zerſtreut.

**Lenox** (mit Nachdruck).
Ich bin es nie! kein Wort und keine That,
Sie ſeien guter oder böſer Art,
Vergißt mein Herz. Was einmal ich erlebt,
Lebt ewig in mir fort. (Zu einem Höfling.)
Wollt Ihr mich melden?

**Montroſe** (zuvorkommend).
O laßt doch dieſe Ehre mir!
Nehmt Platz! Ihr ſeid ſchon etwas ſchwach. (Ab.)

**Lenox.**
Bei Gott! nicht in dem Sinne Deines Hohn's.
Der Schwächling iſt als Knabe ſchon ein Greis,
Der Starke blüht auch noch im grauen Haar.
Ich bin mir gleich bis an den Grabesrand.

**Cecil** (ſich nähernd).
Graf Lenox! kennt Ihr mich nicht mehr?

**Lenox.**
Lord Cecil!
Willkommen! Wie kommt Ihr in dieſen Kreis,
Der mich ſo wenig achtet, ſo verkennt?

**Cecil.**
Bei Gott! ich nehm's für gute Vorbedeutung,
Euch endlich einmal wieder hier zu ſeh'n.
Mir iſt als wär's bis hieher Nacht geweſen,
Und nun ging auf ein neues Morgenroth.
O Graf! für England ſchöpf' ich Muth und Hoffnung,
Weil Ihr Euch wieder zeigt. O gebt mir Troſt!

**Lenox.**

Ihr dürft es wiſſen, was mich hieher führt.
Wie einſt, noch als Verweſer dieſes Reichs,
Als Freund des großen, guten Königs Egbert,
Dem Engelland Verein und Größe dankt,
Der, ach! zu früh! von Reich und Leben ſchied, —
So will ich vor den jungen König treten,
Im Namen ſeines Reichs, im heil'gen Namen
Der Tugend; ſprechen will ich, wie ſein Vater
Als zweitem Vater Pflicht und Recht mir gab.
Sein Herz will ich dem Wohl des Volkes öffnen,
Sein edles Herz, von Schmeichlerbrut umſtrickt;
Den Heuchlern will ich kühn die Larv' entreißen,
Daß er in ihrer Häßlichkeit ſie ſchaue;
Will zu ihm ſprechen frei ſo wie zu Gott,
Will ihm die Wahrheit zeigen, — ſei auch dies
Mein letzter Tag! Die Pflicht gebietet es.

**Cecil.**

Der Himmel ſegne Euch und Euer Thun!
Ihr ſeid der Alte, denkt noch ſo wie damals,
Als Ihr des jungen Königs weiſer Lehrer,
Des Reichs geſegneter Verweſer war't,
Und unter Eurer Pflege Beide blühten.
Vermag ein Sterblicher es noch, den König
Der guten Sache wieder zu gewinnen,
Verblendung und Verführer zu enthüllen, —
So ſeid nur Ihr's! Gott ſtärke jedes Wort
In Eurem Mund mit ſeinem heil'gen Geiſt!

**Lenox.**

Ich bin gefaßt auf Alles, frommt es England.
Doch — ſonderbar! einſt ließ mein König mich
So lange nicht im Vorgemache harren.
Faſt beb' ich, — und doch muß ich Alles wagen!
Spräch' ich für mich — bei Gott! ich bebte nicht;
Doch — England gilt's!

**Cecil.**

Die Thüre öffnet ſich.

**Lenox.**

Es athmet kalt mich an, wie Grabesluft,
Montroſe — du biſt mein böſer Genius!

(Montroſe kommt aus dem Gemache des Königs.)

**Lenox.**

Erlaubt mein Fürſt? —

**Montroſe.**

Er will Euch hier empfangen.

**Lenox.**

Hier? nicht im Kabinet wie ſonſt?
Ihr habt vielleicht ihn mißverſtanden?

**Montroſe.**

Nein!

Ihr wollet im Vorſaale ſeiner harren;
So ſprach er. Seine Stirne war bewölkt.
Er kommt; begebt Euch in die Reihe!
Steht Ihr der Letzte auch, — Ihr ehret doch
Den Platz durch Eure Gegenwart.

**Lenox.**

Gott ſteh' mir bei! — Das hab' ich nicht verdient!
Wie ein Gewitter ruht des Schickſals Macht
In dieſer Stunde über meinem Haupt.
(Er zieht ſich in den Hintergrund zurück.)

---

**König Ethelbert** tritt in den Saal.

**Ethelbert.**

Herr Oberſt, guten Tag!

**Montroſe** (verlegen umherblickend).

Mein König! Hier —

**Ethelbert.**

Steht Ihr allein vor mir; ich ſpreche auch
Zu Euch allein.

**Montroſe.**

Und doch, mein König, dieſer Titel —

**Ethelbert** (lächelnd).

Ihn gibt Euch dieſes Pergament; leſ't ſelbſt,
Wofern Ihr mir nicht glaubt, — leſ't ſelbſt!
(Er gibt dem Montroſe das Diplom.)

**Montroſe.**

Die Sonne ſtrahlt, und hell wird, was ſie trifft.

**Ethelbert.**

Nennt es nicht Gnade, nennt es Freundesdank.
(Zu den Höflingen.)
Ihr ſeht hier meinen Garde-Oberſten! (Alle verbeugen ſich.)

**Montroſe.**

O daß Ihr ewig ſchmücktet Englands Thron!

Erhabner Fürſt! Erlaubet mir, daß ich
In dieſer gnadenvollen ſchönen Stunde,
Da Ihr belohnen und beglücken wollet,
Verdiente Männer Euch vor Augen ſtelle!

**Ethelbert.**

Eu'r Lob iſt mir der Bürge ihres Werths.
Wer ſind ſie?

**Montroſe.**

Dieſe drei, o Herr!
Empfehl' ich Eurer Huld.
(Drei Höflinge treten auf ſeinen Wink vor.)

**Ethelbert.**

Wir wollen bald uns näher kennen lernen.
Ich will euch Raum zu edlen Dienſten geben,
Daß ihr zum rechten Platz euch würdig ſchwingt;
Dann ſeid gewiß, — den Lohn entbehrt ihr nicht.
Montroſe! Ich will ſie Morgen einzeln ſprechen,
Und danke Dir Dein eifriges Bemüh'n.
Es ſoll mir kein Verdienſt im Dunkeln ſchmachten!
Lebt wohl, ihr Herrn! (Er will abgehen.)

**Montroſe.**

Graf Lenor wünſcht — —

**Ethelbert.**

Wo weilt er denn? Er wollte mich ja ſprechen?
Iſt's nicht? —

**Lenor.**

Ja, mein geliebter König, ja!
Ich bat Euch um Gehör, — —

**Ethelbert.**

So ſprecht! Es ſteht
Mein Ohr der Unterthanen jedem offen.

**Lenox.**

Ich bat Euch um Gehör, doch nicht — verzeiht!
Nicht in dem offnen Kreis der Höflinge.
Gewährt es mir in Eurem Kabinet,
Wie einſt, da ich Euch mehr noch galt, denn jetzt,
Daß ich zu Eurem Herzen ſprechen kann!

**Ethelbert.**

Führt Euch vielleicht die alte Tadelſucht
Zu mir? Nicht wahr, Graf, Alles, was ich thu',
Was meine Treuen thun, es iſt nicht recht?
Ihr ſeht in mir noch immerzu den Knaben,
Dem Ihr der Weisheit gute Lehren gabt?
Herr Graf! Ihr habt einſt brav gedient, und ſeid
Dafür belohnt. Genießt den Lohn im Frieden!
(Er will weggehen, bleibt aber wieder.)
Doch wißt: Ich ſcheue keinen Tadel. Sprecht!
Es herrſcht ja kein Geheimniß zwiſchen uns.

**Lenox.**

Gewährt — ich bitte dringend — mir allein
Gehör!

**Ethelbert.**

Ich denk', Ihr wollet Gutes ſagen,
Und Gutes darf und ſoll man laut verkünden.
Drum ſprechet hier! Sprecht laut! Hab' ich gefehlt,
So mag ganz England es vernehmen!

**Lenox.**

Vernehmen wohl, doch — nicht auch fühlen?

**Ethelbert.**

Verwegner! Ihr beginnt ſo ungeziemend;
Wie mag die Folge ſein? Doch — redet nur!

**Lenox.**

Mein König! Groß und gut iſt Euer Herz;
Doch dreimal weh, daß in der ſchönſten Frucht
Der Wurm am liebſten wohnt! O Majeſtät!
Du ſtrahleſt wärmend, wie das Sonnenlicht;
Doch ſei verflucht der Wolken Schar, die, Dich
Umlagernd, Unheil brütet. Eigennutz
Und Ehrgeiz ſaugen ſich an Deinen Thron,
Erlog'ne Größe und herzloſes Wohl.

**Ethelbert** (etwas gerührt).

Ihr hängt zu ſehr noch an den alten Formen,
Die nicht mehr paſſen für den Geiſt der Zeit.
Euch dünkt das Neue ſchlecht, das Fremde bös.
Ihr paßt nicht mehr zur Zeit, ſie nicht zu Euch.

**Lenox.**

Will denn die Gegenwart mich nicht mehr kennen,
So laßt mich flüchten zur Vergangenheit.
Mein Fürſt! Wie herrlich blühte Eure Jugend!
Zum Herrſchen hat Euch die Natur geſchaffen,
Die Euch den Keim zu jeder Tugend gab.
Was ich Euch Wahres, Großes, Schönes
Im Reich der Vor- und Mitwelt zeigte,
Ihr nahmt es freudeglühend auf,

Und danktet mir und ſpracht den Schwur:
hr wolltet nur nach ſolchen Muſtern herrſchen,
Gerechtigkeit und Wahrheit ehren,
nd raſtlos wachen über Englands Wohl.

**Ethelbert.**

Meint Ihr, ich habe meinen Schwur gebrochen?

**Lenor.**

wei Jahre war't Ihr Englands Genius;
Da wolltet Ihr ſtets Gutes thun; — Ihr wolltet;
Doch Schmeichler wollten's nicht; ſie trennten feindlich
hr eignes Glück vom allgemeinen Wohl.
Weh', daß ich's ſagen, daß ich's ſehen muß!
s ſeufzt das Volk, der Arme ſchmachtet,
ie Unſchuld weint, und Argliſt waltet
er Günſtlinge, die Euch zu täuſchen wiſſen.
Mein König! Überzeugt Euch ſelbſt!
Sprach ich ein falſches Wort, gebt mir den Tod!
Doch wenn Ihr Alles findet, wie ich's ſchild're, —
s dann erwachet, rettet, helft,
Stürzt die Montroſe in den Abgrund,
ebt Euer Reich zu Euch empor,
Daß Euer Vater drob im Himmel jauchze,
er Euch in ſich das ſchönſte Vorbild ließ,
em Leitſtern gleich, der uns zum Ziele führt,
Wenn uns die Nacht betrügen will und täuſchen!

**Ethelbert.**

n einer Tugend dank' ich Euch beinah'
ie Meiſterſchaft: ich meine die Geduld, —

Indem Ihr mich und meine Treuen ſchmäht,
England in's Elend träumt, und Todtes preiſt,
Weil Euch das Lebende nicht preiſen will.
Nicht meß' ich meine Macht mit Eurem Stolz;
Auch will ich Gleiches mit dem Gleichen nicht
Vergelten. Euere Vermeſſenheit
Verdiente zwar —

**Montroſe.**

Mein Fürſt! Er meint es gut.

**Ethelbert.**

Seht, Graf, wie edel der Verkannte denkt!
Ich will nicht ſtrafen die Beleidigung,
Die Er nicht rügt; ich will nur daran denken,
Was Ihr einſt war't; doch wiſſet auch, von nun,
Von dieſem Augenblick, ſeid Ihr
Für mich nichts mehr. Verlaſſet mich!

**Lenox.**

Gott gebe, daß Ihr meiner nie bedürft!
Er ſeg'ne Euch, mein Fürſt, und Euer Reich!
(Er ergreift haſtig des Königs Hand, und küßt ſie.)

**Ethelbert** (ſich gerührt abwendend).

Lebt wohl!

**Lenox.**

Mein letzter Hauch ſei ein Gebet für Euch! (Ab.)
(Der König ſteht ſchweigend und in ſich verſunken.)

**Montroſe.**

Der Heuchler! Rühren würd' er mich,
Wenn ich nicht wüßte, daß es nur der Schmerz
Gebeugten Starrſinn's iſt, der ihn bewegt. —

O mein verehrter König! Welche Opfer
Heiſcht die Gerechtigkeit von edlen Seelen!
Wie blutet Euer Herz! Ihr könnt nicht zürnen;
Ihr ſeid nur zum Belohnen und Verzeih'n.

**Ethelbert.**

Ich handle, wie Gewiſſen und Vernunft
Es mir gebieten, — dennoch oft zu raſch,
Wie mich das glüh'nde Blut der Jugend treibt.
Durch Güte will ich herrſchen, will beglücken,
Doch ſoll auch niemand meiner Weichheit trotzen!
Verwegenheit und Stolz ſind mir verhaßt,
Selbſt wenn ſie mit Verdienſten ſich ausſchmücken.
Der Kecken Droh'n und Meiſtern duld' ich nicht;
Wer mich entbehren kann, iſt nicht mein Freund. —
Laßt mich allein! (Ab in das Kabinet.)

**Montroſe** (zu den drei Höflingen).

Folgt mir zur Jagd! Sie iſt des Lebens Bild.
Der Eine jagt, der Andre wird gejagt!
(Ab mit den Übrigen.)

---

Ein Gemach im Hauſe des Grafen Lenor.

**Lady Anna. Emma. Lord Spencer.**

**Anna.**

Verzeiht uns, Mylord! Wir ſind heut
So wortarm, düſter und zerſtreut.

**Emma.**
Und wären wir auch noch mehr trübe, —
Es iſt fürwahr nicht unſre Schuld.
O zweifelt nicht an unſ'rer Liebe!
**Spencer.**
Wer kennt' es, wenn gewohnte Huld
Selbſt aus den bangen Zügen ſtrahlt?
Wie glücklich prieſ' ich jenes Herz,
Das theilen dürfte ſolchen Schmerz,
Den jede bleiche Miene malt!
Ich ſehe, daß Ihr leidet; doch verzeiht!
Der Edlen ſtiller Kummer wird
Durch eine Frage oft entweiht.
**Anna.**
Nein, theurer Mann! Ihr ſollt es wiſſen,
Was unſer banges Herz bedrängt.
**Emma.**
Und mit den Eurigen vermengt,
Wird unſre Thräne milder fließen.
**Spencer.**
Darf ich ausſprechen, was ich ahne?
Der Graf —
**Anna.**
Ein Ungewitter thürmt
Sich feindlich über ſeinem Haupt;
Er ſteht allein, ſteht unbeſchirmt,
Der blitzgetroff'nen Eiche gleich entlaubt.
Des Königs Liebe iſt verſchwunden;

Des Jünglings edle Seele hat
Der Schmeichler Schlangenliſt umwunden.
Sie ſinnen meines Gatten Fall,
Der Ehre mehr, als Reichthum ſchätzt
Und England wie die Tugend liebt,
Und ſich den Frevlern widerſetzt,
Die, ihren Wünſchen kühn zu fröhnen,
Sein Vaterland ausſaugen wollen,
Nicht achtend auf der Armen Stöhnen,
Der Menſchheit keine Thräne zollen.

**Spencer.**

O daß ich widerſprechen dürfte!

**Emma.**

So iſt es wirklich wahr? Weh uns!

**Spencer.**

Nicht wagt' ich es, ſchon jetzt die Schrecken
In euren Herzen zu erwecken;
Doch will ich nun nicht länger ſchweigen,
Will euch die düſt're Wahrheit zeigen.
Ja — mächtig nahet die Gefahr:
Es hat zu ſeinem Sturze ſich
Verbunden eine kühne Schar
Von Böſewichtern, die ihn haſſen:
Doch, Gräfin, bebt nicht! baut auf ihn!
Wenn Kraft nur Recht und Tugend will,
Dann führt der Himmel ſie an's Ziel:
Und wenn auch Schwert und Feuer glüh'n, —
Wer ſie nicht ſcheut, dem glüh'n ſie nicht,

Sind nichts, denn Alles iſt die Pflicht.
O Gräfin, Muth! bleibt ſeiner werth!

**Anna.**

Doch ſchwach iſt ja des Menſchen Kraft;
Wenn des Verderbens wilder Strom
Vernichtend ihn ergreift, dann rafft
Er ſich vergebens aus den Fluthen auf.
Die Stunde ſchlägt — und er muß untergeh'n.
Verlaſſen werden Alle meinen Gatten,
Und er wird einſam ohne Hülfe ſteh'n,
Und ſelbſt ſein Muth beſchleunigt ſein Verderben.
Verſagt hat ihm der Himmel gleiche Söhne,
Die cherubähnlich um ihn ſtänden,
Mit ſeiner Kraft die ihrige verbänden.

**Emma.**

Ich kann nur mit ihm leiden.

**Anna.**

Nur mit ihm ſterben.

**Spencer** (in Begeiſterung).

Ich für ihn leben, für ihn ſtreiten!
O Gräfin, nehmt mich auf zum Sohn!
Ich will ihm eine Schar von Söhnen ſein;
Der Himmel wird mir Kräfte leih'n.
O nehmt mich auf zu Eurem Sohn!

**Anna.**

So kommt an's Mutterherz — und küßt die Schweſter!
(Sie umarmen und küſſen ſich.)

**Emma.**

Durch Bruderliebe Eins mit uns!

**Spencer.**

So höre meinen Schwur, o Gott!
Ich lebe nur in euch und nur für euch;
Mit euch find ich mein Glück, mit euch den Tod!

**Graf Lenox** (tritt ſchweigend und feierlich zwiſchen Emma und Lord Spencer, legt ihre Hände in einander und ſpricht).

Gott ſegne euch — ſo ſterb' ich ſanft!

**Emma** und **Spencer** (knieend).

Mein Vater!

**Lenox** (in Annens Arme ſinkend).

O Gott — ſo edle Weſen nenn' ich mein!
Zu viel des Glücks, zu viel!

(Er ſchwankt; ſie geleiten ihn zu einen Stuhl.)

Zur Seite ſteh'n dem Menſchen zwei Dämonen,
Ein licht anſtrahlender, ein nächtlich dunkler;
Sie heißen Freud' und Schmerz.
In ſtätem Wechſelflug umzieh'n ſie uns,
Und ſind uns Beide Freund und Feind zugleich.
Starkmuth und Mäßigung vermählt ſie innig.
Sei feſt dem Ehernen, dem Gold'nen weich!
So baut das Feindliche dein Friedensreich.

**Spencer.**

Mir iſt's in dieſem ſchönen Augenblick,
Als drohte nichts, als wär' auf dieſer Welt
Noch keine böſe That geſcheh'n,

Als wären Alle Menſchen Brüder,
Und uns umgäb' Ein holdes Morgenroth!

**Lenor.**

Ach, wär' es ſo! Es könnte ſein — und iſt nicht.
Ich ſelber bin der Erſte, welcher Euch
Den neugeſchaff'nen Himmel trüben muß.
Venehmt! — Ich bin verbannt.

**Anna** und **Emma.**

Mein Gott!

**Spencer.**

Wer dürfte dies?

**Lenor.**

Der König ſelbſt.
Die Schlange Montroſe ſtieß den Stachel mir
In's Herz. Doch — ihr Erwählten, bebet nicht!
Der Menſch iſt Gottes Werk. Den Böſen führt
Erkenntniß endlich in der Beſſ'rung Arm;
Und wer vermag dem Guten ſeinen Himmel
Zu rauben: das Bewußtſein und die Liebe?
Ich habe euch — und kann der Welt entbehren.

**Spencer.**

Doch ſoll die Bosheit über Euch nicht ſiegen,
Nicht einmal wähnen, Siegerin zu ſein!
Mein Arm, mein Kopf, mein Leben — ſie gehören
Nur Euch! Gebietet — und Ihr macht mich ſelig.
Ich will kein Glück, bis Ihr —

**Lenor.**

Dir winkt noch eine ſanfte Lebensbahn;

Dem Vaterland gehören Deine Kräfte,
Nicht mir. So trennen unſ're Wege ſich;
Zu Ruhm und Leben führt der Deinige,
Der meinige zum Grabesrand.
Bewahre feſt den reinen Edelſtein,
Den ich Dir gab; ich werde Rechenſchaft
Von Dir einſt fordern. Du, geliebte Emma,
Sei bis zum Tod des Gatten Glück und Troſt
Und meines Hauſes letzter Schmuck!
Noch eh' die Sonne ſinkt, beziehen wir
Mein Landgut, das mir lieb vor Allen.
Ihr, theurer Graf, geleitet uns,
Empfangt mein Kind und meinen Segen, weilt
Noch kurze Zeit im Schooße ſtillen Glücks,
Und reiſet dann mit Eurem jungen Weib
Nach London, unter Gottes mächt'gem Schutz,
Dem Vaterlande Euren Dienſt zu weihen.

**Anna.**

Welch ein Geräuſch! Es nahen viele Menſchen.

**Emma.**

Ach! was ſoll das bedeuten?
(Ein alter Diener tritt haſtig ein.)
Sie ſind nicht abzuhalten.

**Lenox.**

Wer denn?

**Diener.**

Bürger
Von London, die Euch ſeh'n und ſprechen wollen.

**Lenor.**

Laß ſie herein!

(Der Diener öffnet die Thüre, Bürger kommen herein.)

**Lenor** (ihnen entgegen tretend).

Seid mir willkommen!
Was führet euch zu mir mit ſolcher Haſt?

**Erſter Bürger.**

Verzweiflung!

**Lenor.**

Die entehrt den Mann, denn er
Bedarf vielmehr der Klugheit und des Muths,
Um ſich zu ſchützen und die Seinigen.

**Bürger.**

Geehrter Graf! Ihr ſeid der Einzige,
Der uns noch retten kann.

**Lenor.**

Wie meint Ihr das?

**Bürger.**

Wozu Erklärung noch? Seht Ihr nicht täglich,
Wie fürchterlich der Strom des Elends wächſt,
Der uns in ſeinen düſtern Abgrund reißt?
Sind wir nicht preisgegeben jedem Günſtling,
Deß Übermuth in unſerm Marke ſchwelgt?
Wir ſind Verſtümmelte auf einem Schlachtfeld,
Zerfleiſcht von Geiern und von Wölfen!
Zieh'n nicht die frechen Lüſte wild umher,
Mit Füſſen tretend jede ſtille Tugend?
Legt jeder neue Tag nicht neue Laſt

Auf unſer ſchmachgebeugtes Haupt?
Sind wir von Noth und Elend nicht zermalmt?
Iſt nicht Gerechtigkeit ein leerer Schall?
Iſt Hohngelächter nicht auf unſ're Klagen
Die Antwort? — Jeder herrſcht, der herrſchen will,
Nach dem Gelüſte ſeiner Leidenſchaft,
Und unſer König ſieht's, und duldet es,
Denkt nicht, es gäb' ein Volk und einen Gott.
Will denn in unſ'rer Noth uns niemand helfen, —
Wohlan, ſo helfen wir uns ſelbſt!
Gerecht iſt unſ're Sache vor dem Himmel.
So höret denn, erlauchter Herr, die Bitte
Des Volks, das nur von Euch ſich Rettung hofft,
Das Euch ſich fügen will nach Eurem Wink!
Es ſoll kein Schritt geſchehen ohne Euch;
Drum ſtellet Euch an unſ're Spitze!

**Lenox.**

Wie? Träum' ich? Sind dies Londons Bürger? Dies
Die treuen Söhne ihres Vaterlands?
Ihr wagt's, ſelbſtfrevelnd, Frevel zu bekämpfen?
Des Aufruhrs Fahne wollt ihr gräßlich ſchwingen?
Mord rufend durch die Straßen zieh'n?
Wollt als Empörer euch dem Throne nah'n?
Und ich ſoll Feldherr ſein der Frevelthat?
Ihr Bürger! O wie hab' ich das
Um euch verdient, daß ihr beim ſchändlichſten
Verrath, mein Haupt zur Schau wollt tragen?
Daß ich der Fürſt der Finſterniß ſein ſoll,

Ein Todesengel, über Englands Flur
Hinſchreitend mit dem Flammenſchwert?
Sprecht, welcher Laſter und Verbrechen
Könnt ihr mich zeih'n?

**Bürger.**

Ihr ſeid die Tugend ſelbſt,
Seid unſer guter Geiſt; drum —

**Lenox.**

Wollet ihr
Mein Haupt und meinen Arm zur Frevelthat?
Bürger! Männer! Ja, ich weiß, ihr leidet,
Ihr leidet ſchwer; doch nicht der König iſt's,
Der euch mißhandelt. Nein!
Er liebt euch; glaubet mir!
Kennt ihr das Ungeheuer Aufruhr,
Dem ihr euch in den Rachen werfen wollt?
Weh über das entmenſchte Scheuſal!
Die Sünde hat es mit dem Mord erzeugt:
Der Menſchheit Feindin, wüthet es,
Der Seuche gleich, verheerend auf der Erde.
Da kennt der Bruder nicht den Bruder mehr,
In Furien wandeln Lieb' und Freundſchaft ſich;
Der Vater würgt den Sohn, und Weiber werden
Hyänen, herzlos ſpielt die Wuth mit Herzen;
Geſetz und Recht entflieh'n von Leichenhügeln,
Mitleid und Friede ſind in Blut ertränkt;
Denn keine Grenzen kennt das Ungeheuer,
Wenn es einmal, in Wuth auflodernd, raſt.

Gewitter, Überſchwemmung und Erdbeben
Sind minder ſchrecklich als des Aufruhrs Höllengeiſt.

(Er tritt vor, und läßt ſich mit emporgehobenem Haupte und gefalteten Händen auf ein Knie nieder.)

Gerechter Gott! erleuchte unſere Herzen
Mit Deiner Gnade heil'gem Strahl!
O ſtärke uns! gib Kraft und Muth zum Dulden!
Was ſind die Leiden, was ſind alle Schmerzen,
Wenn rein und ruhig unſ're Bruſt,
Sich ihres Edelmuths bewußt,
Das Vorgefühl des Himmels in ſich trägt,
Auf Gott das ſelige Vertrauen hegt?
Ich fühl's in dieſem Augenblick:
Nichts ſind der Erde Leiden!
Dort oben wohnt des Menſchen Glück;
Drum gab uns Gott im Labyrinth der Zeit
Die Tugend zum Geleit. (Er ſteht auf.)
Freunde! haltet feſt an Recht und Pflicht!
Wer leidet, iſt in Gottes Hand.
Und glaubt mir, enden wird, und bald,
Dies Elend, das euch ſchmerzlich drückt.
Gut iſt der König, edel und gerecht.
Der Täuſchung Schleier wird zerreißen,
Die Bosheit wird ſich ſelbſt zernichten,
Und ſchöne Tage werden kommen,
Euch doppelt ſchön, wenn ihr geduldet
Und makelrein geblieben ſeyd.
Ja, Bürger! euch gehör' ich an,

Dem Vaterland wir Alle,
Und unſer Vater iſt der König.
Folgt mir, — und zweifelt nie am Glück!
Es kehrt zurück ſo wie die Sonn' am Himmel,
Neu ſtrahlend nach zerriſſ'nem Wolkenflor.

**Ein Bürger.**

Ihr ſeyd ein edler Mann, wir folgen Euch.

**Alle.**

Wir folgen Euch; Ihr meint es gut
Mit uns wie mit dem Vaterland.

**Lenox.**

So laßt uns denn ein Freundſchaftsbündniß ſchließen,
Das mich und euch zu einem Weſen macht!
Drum ſchwöret mir in dieſer heil'gen Stunde,
Daß ihr nach Recht und Pflicht nur handeln wollt
Und nie Gewalt und Frevelthat verſuchen!

**Die Bürger.**

Wir ſchwören es!

**Lenox.**

Daß als getreue Unterthanen ihr
Verharren wollt an eures Fürſten Thron!

**Die Bürger.**

Wir ſchwören es!

**Montroſe** tritt ein und bleibt unbemerkt am Eingange ſtehen

**Lenox.**

Daß ihr, wofern euch Noth und Elend drücken,
Nicht einen Schritt thun wollet ohne mich!

**Die Bürger.**

Wir ſchwören es!

**Montroſe** (beiſeits).

Zu ſeinem Untergang!

**Lenox.**

So baut auf mich — bis an den Grabesrand!

**Montroſe** (für ſich).

Der näher iſt, als du es glaubſt.

**Lenox** (zu den Bürgern).

Nun zieht in Frieden hin! Gott ſei mit euch!

(Indem die Bürger weggehen, erblickt Montroſe die ſich wendende Emma, und zeigt ſich von ihrer Schönheit plötzlich und mächtig ergriffen.)

**Montroſe** (für ſich).

Erſcheint ein Engel hier, mich zu verſöhnen?
Sein Kind? — Faſt ſchwindet aller Groll in mir! —
Sie mein? — Ja ſie kann Haß in Liebe wandeln!
Was pocht mir ſo gewaltig an die Bruſt?
So gäb's doch ſo ein ſonderbares Weſen,
Das fabelhafte Herz, von dem ſie ſo viel ſprechen,
An das ich nimmer glauben wollte?

**Lenox** (Montroſe erblickend).

Wie, ſeh' ich recht?

**Montroſe.**

Verzeiht, daß ich unangemeldet komme!
Das Vorgemach war leer; es hat ſich ja,
Ganz London, wie es ſcheint, um Euch verſammelt.
Fürwahr, Herr Graf, Ihr ſeyd beneidenswerth!
Des Volkes Liebe weiß doch gut zu wählen;

Sie findet ſtets den Würdigſten heraus.
Ich eilte her, Euch jenes Vorfalls wegen
Als Freund zu tröſten; — aber wie ich ſeh',
Bedurft' es deſſen nicht.

**Lenox.**

Der eigne Troſt iſt doch der ſicherſte;
Wo er nicht wirkt, frommt auch der fremde nicht.

**Montroſe.**

Graf! glaubt ja nicht, ich wäre Euer Feind.
Wie ſoll ich's ſein? Geh'n wir denn einen Weg?

**Lenox.**

Nein, wahrlich nicht! Gott ſei mein Zeuge!

**Montroſe.**

Wir jagen heut' in meinem nächſten Forſt,
Und Euch zur Jagd zu bitten, kam ich her!
Schlagt's mir nicht ab!

**Lenox.**

Die Mordluſt iſt mir fremd;
Ich bin der Stille und dem Frieden hold.

**Montroſe** (gegen Emma deutend).

Drum ſteht der Friedensengel Euch zur Seite.

**Lenox** (zu Anna und Emma).

Der Oberſte Montroſe, — der meinen Freund ſich nennt.
(Anna und Emma verbeugen ſich.)

**Montroſe.**

O möchten uns der Freundſchaft holde Bande
Vereinigen! Es ſteht bei Euch, Herr Graf!
Ich will's, ich kann's Euch durch die That beweiſen.

Nehmt als den Eurigen mich auf, — ſo bin ich's auch!
Willkommen, edle Frau! willkommen, Fräulein!

**Anna.**

Der Himmel ſei Euch hold, — wie Ihr dem Gatten!

**Montroſe.**

Wie ſeltſam wirkt die Macht des Augenblicks!
Und hätt' ich es noch nie gefühlt, daß ſich
Ein Herz in meiner Bruſt bewegt, — fürwahr!
Ich wüßt' es jetzt in dieſem Augenblick,
Daß ſolch ein Segen mir zu Theil geworden,
Die ſchönſte aller Himmelsgaben.
Das Herz gleicht wahrlich einer Roſe,
Die ſich im Frühling ſchön entfaltet,
Und ſchön auch bleibt, ſelbſt wenn der Sturm ſie knickt.

**Emma.**

Erlaubſt Du, Vater, daß ich mich entferne?

**Montroſe.**

Laßt unſern guten Geiſt ſich nicht entfernen!
O Fräulein — zürnt nicht meiner erſten Bitte!
Die holde Gegenwart — vergönnt ſie mir!
Herr Graf! Ihr ſaht wohl, wie ein Ungewitter
Sich tobend zwiſchen Erd' und Himmel warf,
Ein nächtlich Wolkenheer von rother Glut
Der Blitze barſt, ein Bild von Haß und Wuth,
Wie Meer und Erde mit empörtem Toben
Feindſelig zur Vernichtung ſich erheben, —
Doch, plötzlich dringt ein Strahl der Sonne,
Erleuchtend Erdennacht und Menſchenbruſt,

Hervor, es glänzt der milde Regenbogen,
Er, der verſöhnend und voll Himmelsluſt
Sich zwiſchen Erd' und Himmel hingezogen;
Weg iſt der Stürme letzte Spur!
Der Friedensgenius der Natur —
Er duldet keinen Groll; die ſchönſte Stunde,
Sie iſt geheiligt dem Verſöhnungsbunde.
Herr Graf, — der Friedensengel ſei Vermittler!
Ihr wollt mich doch verſteh'n?

**Spencer** (bei Seite).

Ich bin verloren! darf der Graf
Den Mächtigen verwerfen?

**Lenox** (etwas verlegen).

Ihr habt ein ſchönes Bild mir vor die Seele
Geſtellt. Wem muß das Herz nicht wiederklingen,
Hört er den Ton, der aus dem Herzen kommt!
Könnt' ich der guten Sache Euch gewinnen,
Glaubt mir, — vergeſſen wollt' ich mich und Alles,
Was zwiſchen uns ſich zugetragen hat;
Gern würd' ich ſelbſt —

**Spencer** (beiſeits).

Mein Todesurtheil ſpricht er!

**Montroſe.**

So wollt Ihr mich verſteh'n? Graf! Neugeboren
Tret' ich aus Euren Armen zum Altar!

**Emma** (leiſe zu Lady Anna).

Ach Mutter! Kann mein Vater —

**Anna.**

Vergeſſen, daß er Vater iſt? Wann that er's?

**Spencer.**

Herr Graf, jetzt wird Euch meine Gegenwart
Wohl läſtig ſeyn?

**Lenox.**

Bleibt!

**Montroſe** (für ſich).

Wie? wär' dieſer Kecke —

**Lenox** (zu Montroſe).

Verſtehen will und muß ich Euch; doch fragt:
Ob ich auch kann und darf? ob frühere
Zuſage nicht den Schwur der Liebe billigte?
(Mit Nachdruck.)
Ein Augenblick beſchämt oft ganze Jahre
An Wichtigkeit und Kraft; ausbrechen muß
Das Feuer, das ſo lang verborgen glomm.

**Spencer** (für ſich).

O Gott! er will's, daß ich den Schleier lüfte!

**Montroſe** (ſich überraſcht ſtellend).

So wißt Ihr, daß ſo lange ſchon
Dies Wunderbild —

**Lenox.**

Wie ſollt' ich nicht? ja, dieſer edle Jüngling —

**Anna** (raſch einfallend).

Er, Dein Erwählter —

**Emma** (eben ſo).

Mein Freund, mein Bruder —

**Montroſe** (beiſeits).

Daß Dich die Hölle!

**Spencer** (Emma's Hand ergreifend).

So gebt uns Euren Segen, Vater!
Mein Glück zu gründen habt Ihr mir geſchworen, —

**Lenox.**

Und Segen bringe mir und Euch die Stunde,
In welcher ich erfülle meinen Schwur!
Nimm hin mein Theuerſtes auf Erden
Zum ewig ſchönen Lebensbunde!
Lebt einzig für einander nur!
In Euch nur findet eure Welt,
So wird das Glück zu Theil euch werden,
Das ihr vergebens ſuchet außer euch!
Die Ehe gleichet einem klaren Quell,
Deß Fülle aus ſich ſelbſt entſpringt;
Ihr Rand ſei noch ſo blumenreich,
Die Gegend um ſie noch ſo anmuthsvoll, —
Vergebens glänzt die Erde,
Vergebens ſtrahlt die Sonne,
Sobald verſiegt iſt ihres Innern Fülle!
Kein Glück der Außenwelt erſezt den Schmerz
Um ein verlornes Herz! (Er umarmt Emma und Spencer.)
So wie euch jezt mein Arm umſchlungen hält,
So wolle euch die Liebe ſtets umfaſſen!
Und rief uns Beide Gott in jene beſſ're Welt,
Sei ſie an Elternſtelle Euch zurückgelaſſen!
(Er küßt Beide.)

Und nun, Montroſe, verzeiht, daß der Verbannte
Die Stadt ſo ſchnell verläßt! Gehabt Euch wohl!

**Montroſe.**

Erlaubt, daß ich in Eurer Einſamkeit —

**Lenox.**

Betrachtet mich von nun als einen Todten!
Gelöst ſind alle Bande zwiſchen uns.

**Montroſe.**

So reichet mir die Hand zum Lebewohl!

**Lenox** (Anna's und Emma's Hände faſſend).

Ihr ſeht, — ich habe keine leere Hand.

(Er geht ab mit Anna und Emma. Spencer will ihnen folgen. Montroſe hält ihn zurück.)

**Montroſe.**

Ein Wort mit Euch, Mylord!

**Spencer.**

Und was beliebt?

**Montroſe.**

Wollt Ihr gutwillig mir das Mädchen laſſen?

**Spencer.**

Die Frage macht des Wahnſinns Euch verdächtig.

**Montroſe.**

O reizt mich nicht! Mein Blut iſt heiß. Steht ab!
Ich lohn's Euch tauſendfach. Wo nicht, — ſo zittert!

**Spencer.**

Die Drohung möchte ſich an Euch erfüllen;
Denn Keckheit hat vom Muthe keinen Funken!

**Montroſe.**

Steht ab!

**Spencer.**

Gehabt Euch wohl!

**Montroſe.**

Bleibt!

**Spencer.**

Was beliebt?

**Montroſe.**

Das Schwert.

**Spencer.**

Nicht hier; beſtimmet Zeit und Ort!

**Montroſe.**

Hier iſt der Ort, der Augenblick, die Zeit.

**Spencer.**

Bedenkt, daß dieſes Haus —

**Montroſe.**

Zieht! Blut entſcheide!
Ihr haltet ſie doch eines Ganges werth?

(Er zieht. Auch Spencer zieht und hält den Degen empor.)

**Spencer.**

Ein böſer Geiſt zieht ein in dieſe Mauern!
Ich ſehe Opfer fallen, Unſchuld trauern!
So löſche denn das erſte hier vergoſſ'ne Blut
Der Leidenſchaften wildentbrannte Wuth!

(Sie fechten. Diener des Grafen Lenox eilen herbei.)

**Ein Diener.**

Zu Hilfe!

**Ein Anderer.**

Schützt den edlen Lord!

**Spencer.**

Zurück! —

(Er wird, indeß er ſich umſieht, von Montroſe im Arme verwundet, ohne vom Kampfe abzulaſſen. Der König, von Richard begleitet, tritt ein, und bleibt an der Thüre ſtehen.)

**Richard** (zum König).

So ehrt der Graf in ſeinem Haus das Gaſtrecht!

**Ethelbert.**

Wie? Ward er meuchelmörd'riſch überfallen?

**Richard.**

So ſcheint's fürwahr.

**Spencer** und **Montroſe.**

Der König!

(Montroſe ſchleudert den Degen von ſich, und ſtürzt dem König zu Füßen. Spencer verbeugt ſich.)

**Ethelbert.**

Folgt mir, Montroſe! (Ab mit Richard und Montroſe.)

---

Park auf dem Landgute des Grafen Lenor. Im Hintergrunde eine hohe Teraſſe. Sonnenuntergang.

(Im Vordergrunde ſitzt Graf Lenor auf einer Raſenbank zwiſchen Anna und Emma. In einiger Entfernung von ihnen liegt Lord Spencer in einer Laube ſchlummernd.)

**Lenor.**

Wie vieles Böſe muß der Menſch vom Menſchen
Erdulden! Aber wär's noch zehnmal ärger, —
Sagt, Kinder! Fänden wir bei der Natur,

Der mütterlichen Freundin, nicht für Alles
Troſt und Entſchädigung? — Was kann die Welt
Die ewig feindliche, an uns noch freveln,
Wenn wir das Glück in unſern Innern finden,
Und Gottes Segen rings um uns erblicken?
Im Heiligthume des Familienlebens,
Da lebt der Menſch dem Glücke und ſich ſelbſt.
Entflohen iſt das Nachtſtück meines Lebens;
Laßt uns vergeſſen den vergang'nen Schmerz!
Ein neuer Tag, ein neues Sein beginnt
Uns Allen hier im ſtillen Aufenthalt,
Der, liebe Emma, Dich, des Lebens jüngſten Gaſt,
Freundlich in ſeinem holden Schoos empfing.
Es war ein ſchöner Abend, ſo wie heute,
Als ich Dich Neugeborne bebend hielt
In meinem Arm und Dich zum Himmel hob,
Der mit der Abendröthe mildem Glanz
Wie in ein Aetherbad Dich lächelnd tauchte.
Da ſagteſt, Anne, Du mit matter Stimme;
Der, deſſen Schimmer jetzo ſie umgibt,
Er wolle ſtets ſie ſchützen und erleuchten.

**Anna.**

Und eine Bitte wolle Du gewähren!
Der Ort, der uns das holde Mädchen gab,
Er ſei erwählt, dem Gatten ſie zum Bund
Des Lebens freudig zu vereinen;
Er zeige ihr zugleich drei Heiligthümer:

Die Wiege der Geburt, den Altar der Vermählung,
Und einſt der Eltern Grab!

**Lenor.**

Es ſei, Du Theure!
So laß uns denn einweih'n den Lieblingsort
Zum Zauberreiche neugeſchaff'nen Glück's! —
Ei, wie mein holdes Töchterlein erröthet!
Denk Dir, Du Liebe, wie das ſchön wird ſein,
Wenn der geliebte Schläfer dort erwacht
In ſeiner duftdurchwallten Myrthenlaube,
Du bang und liebend vor ihm ſteh'ſt,
Er zweifelnd dann, ob Wahrheit oder Traum
Ihm hier erſchein', die klaren Augen öffnet,
Ich und die Mutter endlich vor ihn treten,
Und, weil Du ſchweigſt, die Schreckensworte ſprechen:
„Willkommen, Bräutigam, der ſtummen Braut!“
Wie er, die kleine Wunde ſchnell vergeſſend,
Die Rechte hebt, als hätt' ſie nie geblutet,
An's Herz Dich drückt, und — o des Frevels! Dich
Gar vor der Eltern Augen küßt!

**Emma.**

O könnt' ich jede Stunde Dir verſchönern!
Stets war ja Deine Freude auch die meine;
Mein Glück iſt eurer Herzen Wiederklang,
Geliebte Eltern! (Die Mutter umarmend.)
Theure Mutter!
Du lehrteſt früh das kindliche Gemüth
Des Weibes Tugenden leicht wie die Blumen

In dieſem Garten kennen und die Pflicht
So fröhlich üben, daß ſie uns erfreut,
Und einer treuen Freundin gleich beglückt.
In ſolcher Wechſelliebe mild erwachſen,
Wie könnt' ich anders werden als ich bin!
Mit heiligem Vertrau'n reich' ich die Hand
Dem Auserwählten, dem ihr mich beſtimmt;
Beglücken will ich ihn, — ſo werd auch ich beglückt.
Im Herzen muß das Gute ſich erzeugen,
Dann wird der Himmel ſich zur Erde neigen.
Wenn ihr es ſä't, blüht tauſendfach mein Glück;
Ihr ſchuft es mir, Dank ſtrahl' es euch zurück.

**Lenox** (Beide an ſich drückend).

Du, Anna, gabſt ſie mir, — ſie lebt in Dir;
Und herrlich reiften gold'ne Früchte mir.

**Emma.**

O Vater! Welcher Jubel herrſcht im Dorf!
Die guten Leute ſchmachten, Dich zu ſeh'n,
Dich, den ſie ſchon ſo lang entbehren,
Dich, dem ſie Eigenthum und Glück verdanken.
Gewähre ihnen doch die eine Bitte:
Sie wollen feſtlich mit Geſang und Jubel
Noch dieſen Abend Dich empfangen.

**Lenox.**

So laß ſie kommen! Frohe, gute Menſchen,
Sie ſind ja Gottes ſchönſtes Werk;
Sie werden meinem Herzen Balſam ſein.

**Emma.**

Sie harren ſchon mit Ungeduld!

**Anna.**

So ſei es, Emma, Dein Geſchäft,
Die Dorfbewohner einzuführen.

**Lenox.**

Eilt, Kinder! Gutes darf man nicht verſchieben!
Es flieht ſchnell wie ein Sonnenſtrahl;
Das Böſe weilt mit Zentnerlaſt. (Anna und Emma ab.)

**Lenox.**

So bin ich denn, fern von den Lebensſtürmen
In's Land der Seelenruhe eingezogen!
Der Geiſt des Friedens wird mich ſeg'nen,
Und Liebe wird die Wunden heilen,
Die mir der Haß geſchlagen hat. — —
Dort neigt die Sonne ſich zum Untergang
Gleich meinem Lebenslicht.
Mit Purpur ſchmückt der Abendhimmel ſich,
Ein glüh'nder Katafalk
Der hingeſchied'nen Königin,
Die, eh' ihr Flammenaug' erliſcht,
Noch einmal ihre Laufbahn überblickt,
Und ſegnend eine Welt verläßt,
Von welcher ſie geſegnet wird. —
Vollendet iſt ihr Tagewerk
Vollendet auch das meinige;
Uns Beiden folgt die Nacht.
Hab' ich gleich dir, Wohlthäterin der Erde,

Vollbracht, wozu der Höchſte mich beſtimmt?
Hab' ich erfüllt, wozu Er mich berufen?
Gehandelt mit der mir verlieh'nen Kraft
Nach Pflicht und Recht? bemeiſtert meine Schwächen,
Und redlich mit dem böſen Geiſt gekämpft
Und meine Reinheit mir erhalten?
Hab' ich der Ruhe würdig mich gemacht? —
War meine Kraft gering, gut war der Wille,
Und gut gemeint hab' ich's mit meinen Brüdern.
Kein Herz hab' ich verwundet, keine Thräne
Dem Auge, keinen Seufzer einer Bruſt
Entpreßt. Kein Fluch, ich hoff' es, wird ſich einſt
Erheben über meinem Grab! (Spencer erwacht.)
Sei wir willkommen, holder Schläfer!
Ich und die Sonne grüßen Dich.

**Spencer.**

Wie feſtlich prangt des Abendhimmels Purpurhelle!
Und Ihr erſcheint mir, wie der Herrſcher hier
In einem Friedensreich.

**Lenox.**

In dem zwei Sonnen ſich
Am Himmel zeigen, Eine, die ſich neigt
Zum Untergang; in ihr erblickt Ihr mich;
Die Andre, die vom Oſten ſtrahlend ſteigt;
In ihr, mein Freund, erblickt' ich Dich.
So ſink' ich nicht in Nacht vergehend nieder;
In Dir kehr' ich verjüngt zur Erde wieder.
Du wirſt vollenden, was ich nicht vollbracht,

Fortleben wird in Dir mein Geiſt.
Wie dort der Himmel prangt, ſo ſchmückt ſich nun
Dies Haus zu einer Freudenhalle,
Um das Vermählungsfeſt zu feiern,
Das wir am nächſten Morgen hier begeh'n.

**Spencer.**

O mög' ich Eurer würdig werden!
Und wolle nur der Himmel mir das Glück
Gewähren, daß mich Euer Beifall lohne,
Wenn ich ſo handle, wie Ihr mich
Durch Euer Beiſpiel es gelehrt.

**Lenox.**

Baut immer nur auf Euch allein,
Verlaſſet Euch nur auf Euch ſelbſt,
Und ſchwingt Euch nur durch eignen Werth!
Wenn Ihr die Höhe dann erglommen habt,
Zu der Euch hob die eig'ne Kraft,
Dann übt heilſamen Einfluß aus,
Und machet Euch dankbare Menſchen,
Je minder Ihr den Menſchen dankt!
Macht's Euch zur Pflicht, den Menſchen wohlzuthun,
Doch Tugendhafte nur zu lieben!
Nur dem Verdienſt ſchenkt Eure Gunſt!
Neun Monat' ruht das Kind am Mutterherzen,
Und faſt ſo lange an der Mutterbruſt,
Bis es ſich ausgebildet hat.
So tragt auch jeden Plan in Euch, bis er
Zur vollen Reife ſich entwickelt, und

Minerven gleich, wie ſie in voller Rüſtung
Hervor ſprang aus dem Haupte Jupiters,
In's Leben tritt! Habt Ihr ein Unternehmen,
Das, wohlbedacht, zu gutem Ziele führt,
Einmal begonnen, dann ſteht nicht mehr ab,
Und laßt von keinem böſen Spuck Euch ſchrecken!
Der Weg des Guten iſt Kampf mit dem Böſen.
Wer Großes thun will, oder Edles, muß
Ein Held ſein, der, ſo oft er in die Schlacht zieht,
Bedenkt, daß er dem Tod entgegen geht. —
Laßt Euch vom ſchwierigſten Geſchäft nicht ſchrecken,
Nicht blenden vom verwickeltſten!
Der Strom, trotz ſeiner Wellen Millionen,
Folgt doch der Richtung ſeines Ufers nach.
Scheut keine Feinde, aber Schmeichler fürchtet!
Der Feind führt Waffen, doch der Schmeichler Gift.
Seid ohne Härte feſt, und ohne Weichheit gut!
Wo Ihr gewähret, thut es ohne Prunk,
Wie die Natur im Herbſte ſchenkt und ſpendet!
Wo Ihr verweigert, thut es immer mild,
Der Sonne gleich, wenn ſie durch Wolken blickt,
Und handelt ſich's um Recht und Pflicht;
Dann ſei kein Opfer Euch zu klein!
Nehmt dieſes als den Segen, den ich Euch,
Zur morgigen Vermählungsfeier gebe.

**Spencer.**

O ſeht doch! Störend naht ein Fremder ſich.
Dem Reichgeſchmückten folgt ein Dienerſchwarm.

**Lenox.**

Was ſucht er hier, wo man den Prunk nicht kennt?

**Spencer.**

Vielleicht ſo ein neugier'ger guter Freund,
Der ſelbſt den Troſt im Gallakleide bringt
Und ſchöne Worte zur Parade trägt.

**Lenox.**

Wenn ſich die Falſchheit ſchmückt, dann wird ſie zweifach
Abſcheulich, wie die Häßlichkeit im Putz.
Vielleicht gelingt es, ihnen auszuweichen,
Wenn wir uns hier zurückzieh'n. Kommt! (Beide ab.)

**Richard**, mit Gefolge, unter welchem ſich **Montroſe**, als Diener gekleidet, befindet.

**Richard.**

Zurück! Am Eingang in den Park verweilt!
(Alle ab, außer Montroſe.)

**Montroſe.**

Nu, wie gefall' ich Euch in meinem reich
Geſchmückten Sklavenkleid?

**Richard.**

Mich deucht,
Erkennen müßte Jeder bald,
Daß Eurer Seele Stolz mit dieſer Tracht
Im grellſten Widerſpruche ſteht.

**Montroſe.**

Zum Widerſpruche mit uns ſelbſt

Und aller Welt ſind wir geboren.
Doch weg nun mit der Weisheit! Nur
Die Leidenſchaft iſt meine Göttin;
Ihr fröhn' ich bis zum letzten Lebenshauch.
Verbinde nun die Kühnheit mit der Liſt!
Der nächſte Augenblick iſt wichtig,
Und Alles ſteht da auf dem Spiel.
Gleicht ſich die Sache nicht im Guten aus,
So ſcheu' ich auch das ſchlimmſte Mittel nicht.
Nimm eine ſtolze Miene an,
Wie's einem Abgeordneten
Des Königs ziemt, und ſprich zugleich,
Mit Anmuth und mit ſtolzer Würde!
Wirb in des Königs Namen feierlich
Um Emma's Hand für mich! Brandſchatz' die Sprache,
Und plünd're ihren ganzen Reichthum aus;
Erſchöpf' die Allmacht der Beredſamkeit!
Verſchwende alle möglichen
Verheißungen von gold'ner Zukunft!

**Richard.**

Doch — wenn der König einſt erfährt,
Daß wir zu einem falſchen Spiel
Mißbraucht den Namen ſeiner Majeſtät,
Daß wir —

**Montroſe.**

Der Sturm bricht nur die Eiche, nicht
Den Yſop. Ruhig, liebes Zwerglein! Du haſt

Nichts zu befürchten. Sei nun der Erfolg
Wie immer, — Alles, merk' Dir's wohl!
Nehm' ich auf mich; und meine Willenskraft
Und meinen Muth — mir ſcheint, Du ſollſt ſie kennen;
Die Tanne grünt im Winter wie im Sommer.
Verhaßt iſt mir ein zahmer Ehebund,
Und doch führt er allein nur hier an's Ziel.
So bring' ich mich dem Mädchen ſelbſt zum Opfer;
Drum ſoll, wer mir zu widerſtehen wagt,
Wär's auch ihr Vater, wär' es auch ſie ſelbſt,
Mein Opfer werden.

**Richard.**

Facht doch nicht das Feuer,
Das in Euch brennt, noch immer höher an!
Ich bitte, gönnt Euch Ruhe! Wollet Euch
Auf mich verlaſſen! Was Beredſamkeit
Vermag, das wird ſie auch bewirken.
Verbindung mit des Grafen Lenor Tochter
Wird Eu'r aufblüh'ndes Glück gewiß befördern;
Auch Lenor wird ſich eines Beſſern bald
Bedenken, wird leicht zu gewinnen ſein,
Wenn nach gebroch'nem Starrſinn er ſich endlich
Nicht länger bergen kann, daß in dem Bund
Mit Euch allein das ſichre Mittel liegt,
Des Königs alte, nun verwirkte Gnade
Sich auf das Neue wieder zu erwerben.
Doch ſeht! Graf Lenor nähert ſich.

**Montroſe** (höchſt gereizt).

Richard! Höre mich! Ich ſage nochmal:
Glück Dir zum Sieg! Wo nicht, — weh Dir und Allen!

(Ab. Richard winkt dem Gefolge, welches herbeikommt und im Hintergrunde ſtehen bleibt.)

**Richard.**

Erfreulich glänzt der Iris Farbenbogen,
Wenn Regen und Gewölk entſchwunden ſind;
Ein neues Leben bringt der Frühling uns,
Wenn ſich des Winters düſt'rer Groll entfernt.
Doch ſchöner noch als Iris Farbenglut,
Noch freundlicher, als holder Frühlingsſchmuck,
Erſcheint des hochverehrten Königs Gruß.
Der Glückliche, der ihn Euch überbringt
Herr Graf, bin ich.

**Lenor.**

Ein Gruß von meinem König,
Herrn und Gebieter! Wie verſteh' ich das?

**Richard.**

So iſt's.

**Lenor.**

Ich beuge mein unwürd'ges Haupt;
Und was befiehlt mein und des Reiches Herrſcher?

**Richard.**

Er bittet nun, wo er befehlen kann;
Doch Fürſtenbitte, wie Euch wohl bekannt, —

**Lenor.**

Iſt ein Befehl, dem Niemand widerſteht,

Weil hier Gewalt und Gnade ſich vereinen.
So kündet mir denn Eurer Sendung Zweck!

**Richard.**

Der König liebt und ehret Euch, Herr Graf!
Er läßt Euch angedeihen ſeine Huld,
Selbſt wenn Ihr Euch von ſeinem Thron entfernt.

**Lenox.**

Nicht freier Wille, nur die traurige
Nothwendigkeit zwang mich, —

**Richard.**

Schenkt mir geneigtes
Gehör, bis ich vollendet meinen Auftrag! —
Gewohnt, an jedem ſeiner Unterthanen
Verdienſt und Treue reichlich zu belohnen,
Hat unſers Königs Majeſtät beſchloſſen,
Den Oberſten Montroſe, den Vielerprobten,
Zum Pair des Reiches und zum Major-Domus
Aus Übermaß der Gnade zu ernennen, —

**Lenox.**

Aus Übermaß? Sehr wahr!

**Richard.**

Aus Übermaß
Der Gnade zu ernennen, da Montroſe
Nach ſeinem Wunſch —

**Lenox.**

Des Königs Wunſch?

**Richard** (überhörend und ruhig).

Nach ſeinem Wunſch ſich nun vermählen will.

**Lenox** (für ſich).

Soll's da hinaus? (Laut.)
O geht doch den geraden Weg!
Umwege ſind für mich und Euch ermüdend;
Und als des Königs Abgeordnetem
An einen Unterthan, geziemet Euch
Entſchiedner Ton, vergeßt das nicht!

**Richard.**

Sehr wohl!
Ehrfurcht vor Euch, drang mir die Sprache auf.
Vernehmet denn! Noch eh' Montroſ' die Braut,
Die Glückliche, zum Altar führt, trifft ihn
Der höchſte Gnadenſtrahl der königlichen Sonne.
Als Pair des Reiches ſoll ſie ihn umarmen,
Als Major-Domus reicht ſie ihm die Hand.

**Lenox.**

Bringt meinen Glückwunſch dem erlauchten Paar!
Und welche Tochter aus dem edelſten
Geſchlechte dieſes Landes traf die Wahl?
Soll ich etwa bei Hof ein Amt bekleiden?
Soll meine Wenigkeit die Hochzeitfeier
Verherrlichen?

**Richard.**

Fürwahr! Das Herrlichſte
Sollt Ihr dabei gewähren, Graf — die Braut
Vom edelſten Geſchlechte dieſes Landes,
Den Edelſtein der Frau'n Britanniens, —
Die reizgeſchmückte, tugendreiche Tochter!

**Lenor.**

Ihr meinet meine Emma?

**Richard.**

Das iſt klar.

**Lenor.**

Sehr ſchmeichelhaft! — — —
Der König ſendet Euch?

**Richard.**

Im Namen unſers Königs ſteh' ich hier;
In ſeinen Namen bitt' ich um die Hand
Der Gräfin Emma für den glücklichen
Montroſ. — Ihr ſchweigt, erlauchter Graf?

**Lenor.**

Es überraſcht — und überraſcht mich nicht.
Das Wohl des Kindes iſt mein eignes Wohl,
Und heilig iſt ein Ehrenwort dem Mann.

**Richard.**

Sehr wahr! Doch bitt' ich, edler Graf, erwägt,
Die wicht'gen Folgen deſſen, was Ihr nun
Beſchließt! Bedenkt des Jaworts Freudentag,
Des Nein gewitterſchwang're Schreckensnacht!
Bedenkt die reichen Folgen einer ſolchen
Verbindung, ſelbſt des größten Opfers werth!
Montroſ, ein Mann, geſchmückt mit Schönheit, Geiſt,
Reichthum und Rang, ein Mann, der Frucht und Blüthe
In ſich vereint, im Zenith ſeines Glücks,
Dem tauſend Herzen ſchlagen, tauſend Hände
Zum Ehebund wetteifernd ſich darbieten, — er,

Für jede andre Schönheit blind und taub,
Hält Euch und Eure Tochter nur für würdig,
Des Lebens Luſt und Stolz mit ihm zu theilen.
Und nur dadurch — ich ſag' es offenherzig —
Dadurch nur wird und muß es Euch gelingen,
Des Königs Gnade wieder zu gewinnen
Und neuerdings im vollen Glanz zu ſtrahlen,
Wie's Euch geziemt und Eurem edlen Haus.

**Lenox.**

Was der Beredtheit Farbenglut und Wortprunk
Vermögen, Ihr habt's reichlich aufgeboten;
Allein, damit hab' ich es nicht zu thun,
Denn mir iſt Eines nur von Wichtigkeit:
Des Königs Wunſch, des Königs Wille.
Vorausgeſetzt, dies ſei ſo, wie Ihr ſagt,
Wollt meine Gegengründe nun vernehmen!
Des Antrags Glanz vermag nicht, mich zu blenden.
Die Ehre, die ich mir erworben habe,
Raubt mir kein Gott; ſie iſt mein Eigenthum,
Und ſtrahlt von mir auch auf die Meinigen.
Sprecht Ihr vom Glück? Auch dies war mir nicht f
Sein hellſter Stern hat freundlich mir geglänzt.
Und will es mich verlaſſen? Immerhin!
Mein Geiſt iſt über alles Glück erhaben,
Denn er genügt ſich ſelbſt. — —
Mit ſchuld'ger Ehrfurcht höre ich den Wunſch
Des Königs, doch ich bin kein Agamemnon,
Kein Jephta, habe mich durch kein Gelübde

Verpflichtet, aufzuopfern meine Tochter.
Des Königs Macht ehr' ich als Unterthan,
Und heilig iſt ſein hoher Wille mir,
Doch bin ich auch feſt überzeugt,
Es iſt des Königs Wille nicht,
Zwei Liebende, geſchaffen für einander,
Zu trennen und ein Vaterherz zu brechen,
Das, nah' dem Grab, Ein Glück hienieden nur
Noch kennt. So wiſſet denn, wenn Ihr es etwa
Noch nicht wiſſen ſollt! Verlobt iſt meine Emma
Dem edelſten der edlen Jünglinge
Britanniens, dem Jüngling ihrer Wahl,
Und morgen ſchon die hochbeglückte Gattin
Des Grafen Spencer. Sie gab ihm den Schwur
Der ew'gen Lieb' und Treu', und ich als Mann und Vater
Mein Ehrenwort und meinen Segen.
Die Gott geſchaffen für einander, —
Sie trennen wird mein König nicht.
O daß er gnädig mir erlauben möge,
Ihm dieſe Gründe ſelber vorzutragen!
Er wird nicht zürnen, denn ſein edles Herz
Vermag es nicht, ein Herz in Staub zu treten.

**Richard.**

Ich bin vom König zum Organ erkoren,
Das ſeinen Wunſch Euch melden und
Ihm Eure Antwort bringen ſoll.
O möget Ihr die Weig'rung nie bereuen!
Im Sturmgeheul verhallt der Klage Laut;

Vom nachtumhüllten Himmel glänzt kein Stern.
Wählt doch Bedenkzeit!

**Lenor.**

Alles iſt bedacht,
Feſt mein Entſchluß, wie Lieb' und Ehr' ihn fordern.
Wohnt aber Edelmuth in Eurer Seele,
So wollet eine Bitte mir gewähren!

**Richard.**

Belieb's Euch, ſie frei auszuſprechen!

**Lenor.**

Iſt Euch die Wahrheit heilig, o ſo meldet
Was ich geſprochen, ohne irgend ein
Verwegnes Wort, als Unterthan und Vater,
In Ehrfurcht, wie es mir geziemt, —
O meldet es dem König auch
So rein und unentſtellt, wie ich es ſprach!
Gott ſegne Euch dafür! Gehabt Euch wohl! (Ab.

**Richard.**

Bei Gott! Ein Mann, dem ich Verehrung nicht
Verſagen kann! Ihn hören, iſt nicht gut;
Er trifft wie Moſes mit dem Zauberſtab,
Und aus dem rauhen Fels entſpringt ein Silberquell.

**Montroſe** (haſtig vortretend).

Wie ſteht's? — Verflucht ſei dies Verſtummen,
Das eine ſchlechte Nachricht laut verkündet!

**Richard.**

So iſt's.

**Montroſe.**
Er weigert ſich —
**Richard.**
Sein Ehrenwort
Als Mann und Vater dem verlobten Paar
Zu brechen.
**Montroſe.**
Genug! Ich weiß genug. Es gelte denn!
Von dieſem Augenblick ſei meine Seele
Dem böſen Geiſt verſchrieben!
**Richard.**
Ach! und ſeht, —
Euch naht ein guter Engel! Emma kommt
Im Kleid der Unſchuld durch den Lindengang.
**Montroſe.**
Fort, fort! laß mich allein! doch bleibe
Mit dem Gefolge in der Näh',
Als Räuber Alle wohl vermummt,
Und harret wohl auf meinen Ruf und Wink!
**Richard.**
Ich bitte, mäßigt und beherrſchet Euch! (Ab.)
**Montroſe.**
O himmliſche Geſtalt! O welch ein Anblick,
Um Herzen zu entflammen und zu ſchmelzen!
Wie mild und leuchtend ſchwebet ſie einher!
O Fantaſie! du wirſt zur Stümperin,
Wenn du es wagen willſt, ein ſolches Bild
Der Schönheit und der Anmuth zu erſinnen!

Dich zu erringen, iſt mir kein Verbrechen
Zu groß, iſt keine Tugend mir zu hoch.
In dieſem Augenblick fühl' ich in mir
Des Himmels Luſt, der Hölle Qual zugleich.
Vernunft und Wahnſinn, Wuth und Zärtlichkeit,
Vereinen ihre Zauberkraft in mir!

(Emma tritt vor.)

**Montroſe.**

Der Anmuth Wunderblume! Holde Emma!
Warum ergreift Euch ſolches Staunen?
Ihr ſeht nur Eurer Schönheit Zaubermacht.

**Emma.**

Wer ſeid Ihr? Legt die Maske ab,
Die einen Frevel ſoll begünſtigen!

**Montroſe** (den Mantel abwerfend).

O nennt die Macht der Leidenſchaft nicht Frevel!
Seht mich in meiner eigenen Geſtalt!
O daß Ihr auch in's Innerſte des Herzens
Mir ſehen könntet! —
Kalt zurückgewieſen,
Vermag ich's nicht, mich ſelbſt zu bändigen,
Vermag es nicht, den Flammentrieb zu dämpfen,
Der mich verzehrt, vermag es nicht,
Herr meiner ſelbſt zu werden und
Will ewig Euer Sklave bleiben,
Doch ewig auch den Kampf um Euch
Mit aller Welt beſteh'n auf Sieg und Tod,
Und wagen, was ein Menſch nur wagen kann!

**Emma.**

Fort, Raſender! Mit Schaudern ſeh' ich Euch
In falſcher, wie in eigener Geſtalt.
Es bebt mein Herz vor Eurer Wuth zurück,
Und was Ihr Liebe nennt, erregt Entſetzen.
Flieht dieſen Ort! Entweiht nicht, Schrecklicher,
Der reinſten Liebe ſtilles Heiligthum!
Ich bin — Ihr wiſſet es — verlobt,
Und keine Macht der Welt trennt mich von ihm,
Dem meiner Eltern Wille und mein Herz
Zur Gattin mich beſtimmt.

**Montroſe.**

Verlobt — es ſei! doch ich auch habe es
Gelobt mit feierlichem Schwur,
Ihr ſollet mein und keines Andern ſein.
(Vor ihr knieend.)
An mir erkennet Eurer Schönheit Macht!
Wer ruhig Euch erwarb, verdiente nicht ſein Glück;
Nur wer um Euch gekämpft, ſich ſelbſt auf's Spiel geſetzt,
Darf hoffen, Eurer würdig ſich zu machen.
Von Euch allein nur hängt es ab, was ich
Sein ſoll — Wohlthäter aller Menſchen oder
Der Menſchen Feind und ihr Verderben.
Erfüllet Ihr mein Herz mit Liebe,
Dann ſei es auch geweiht der Menſchenliebe,
Verwerft Ihr es, ſo bleib' es auch verworfen,
Und ein Verworf'ner, eine Geißel Gottes
Ich ſelbſt für alle Welt!

**Emma.**

Empörend ſind die frevelhaften Worte,
Da Ihr mit Füßen tretet Recht und Pflicht,
Und, *Haß* erzeugend, *Liebe* wollt erſtürmen.
Nicht einen Augenblick weilt länger hier,
Soll ich um Rettung nicht und Hilfe rufen!

**Montroſe.**

Spart Euch die Müh'! Ihr ſeid in meiner Macht,
Und von den Meinigen umſtellt.
Vergebens ſträubt Ihr Euch, denn Ihr ſeid *mein*
Und bleibet es, ſo lange ich athme.
Erringen muß ich Euch vom Schickſal ſelbſt;
Muß Euch beſitzen aller Welt zum Trotz!
Gebt Hoffnung mir, gewährt mir Gegenliebe,
Und Ihr erſchafft ein Reich von Ruh' und Glück
In meiner Bruſt, für Euch und für die Welt!
Verſchmähet Ihr, verwerft Ihr meine Liebe,
Schont meine Wuth nichts, was Euch theuer iſt,
Und untergeh'n ſoll der Verhaßte, der
Euch mir entreißt, und untergeh'n
Sollt Ihr und Euer Haus!

**Emma.**

Entſetzlicher!

Ihr ſchwöret *Liebe* mir und droht
Haß und Verderben mir und meinem Haus?
Und *ich* ſoll Eure Lieb' erwiedern,
Wo Eure Frechheit mich von Sinnen bringt?
Ich ſoll Euch hören, wenn ein jedes Wort

Wie Höllenflammen mir entgegenſprüht? —
Soll ich Euch hören, o ſo ſprecht,
Daß ich Euch hören kann und darf!
**Montroſe.**
Glaubt, Himmliſche, o glaubet mir,
Nicht ſtets werd' ich ſo furchtbar ſeyn,
Wie ich Euch jetzt erſcheinen mag!
Mich zu bezähmen ſteht in Eurer Macht.
**Emma.**
Ihr täuſchet Euch! Und wäret Ihr auch das,
Was Ihr zu ſein, zu werden träumt,
Und wär' ich zur Theilnahme auch gerührt, —
Es iſt zu ſpät! Verzeihen kann ich Euch,
Doch lieben nicht! Nur Eine Sonne ſteht
Am Himmel, Ein Bild nur erfüllt mein Herz.
**Montroſe.**
Wohlan denn! bleibt die kalte Marmorſeele,
Bleibt immerhin die treue Memnonsſäule,
Die nur dem Strahl der Morgenſonne klingt!
Ich aber will wie Schwert und Feuer raſen,
Und was ſich in den Weg mir ſtellt, — es falle,
Wie eine Eiche vor dem Sturm!
Durch Eure Schönheit habt Ihr mich entflammt,
Die Ihr mir trotzend nun entziehen wollt,
Daß ich der elendſte der Menſchen werde.
Entſchädigung will ich für ſolche Qual und Schmach,
Und wollt Ihr nicht, ſo brauch' ich denn Gewalt!
(Er umfaßt ſie heftig.)
**Emma.**
Ha, Raſender! Ihr wagt —

**Montroſe.**

Ich wage Alles!
Herbei, Gefährten! bringt ſie fort!

(Richard und ſein Gefolge, vermummt und in Räubermäntel gehüllt, zeigen ſich im Hintergrunde.)

**Montroſe.**

Folgt mir! Ich bitte, ich beſchwöre Euch.
O zwingt mich nicht zum Äußerſten!

**Emma.**

Ich aber ſchwöre, keine Macht der Erde
Soll lebend Eurer Macht mich überliefern!

**Montroſe.**

Nicht länger darf ich zaudern. Meſſet nun
Die Schuld Euch ſelber bei! —
Ergreifet ſie,
Und führt ſie fort!
(Hohnlachend.)
Seht! Räuber haben Euch entführt, nicht ich!

(Das Gefolge nähert ſich.)

**Emma.**

Zu Hilfe! Rette mich, Geliebter!
Mein Schutzgeiſt, ſteh' mir bei!

**Montroſe.**

Fort! bringt ſie fort!

(Zwei der Vermummten ergreifen Emma.)

**Richard.**

Wie blutet mir das Herz!

(Lord Spencer eilt herbei.)

**Spencer.**

Des Hauſes Recht und Sicherheit verlezt?
Gewalt und Frevel ungeſcheut? Was ſeh' ich?

Montroſ! Geht ſo weit die Vermeſſenheit?
Und des Verbrechens Truggefährten
Wagt, Ehrenräuber, Ihr als Räuber
Zu kleiden? Weicht zurück! Entfernet Euch!

**Emma.**

Die Sinne ſchwinden! Ich vergehe —
Nacht hüllt mich ein — o rettet — ſtützet mich!
(Sie ſinkt zu Boden.)

**Spencer.**

Herbei! Herbei!

**Montroſe.**

Die Wege ſind geſperrt,
Und mit dem Leben dringt nun Keiner durch
Von Allen, die Ihr rufen mögt!
Ihr wollt es ſelbſt, — drum müßt auch Ihr uns folgen.
Was Montroſ' thut, iſt wohl berechnet;
Mögt bei der Hochzeit mir kredenzen,
Wenn auf mein Wohl die Becher klingen!

**Spencer.**

Das Laſter ſiegt durch Übermacht;
Doch triumphiret nicht zu früh!
Ihr habt berechnet, doch der Himmel ſchützt.
Nicht reich' ich aus mit meiner Kraft,
Wo Liſt und Übermacht mir trotzen;
Verwundet, wehrlos, ſteh' ich hier,
Und dennoch ohne Furcht und Grau'n.
Bewußtlos liegt ſie hier vor Euch
In ihres Hauſes Heiligthum,

Die Ihr erkoren zum Schlachtopfer,
Sie, die vor wenig Augenblicken mich
Als ihren Schutzgeiſt rief.
Iſt es dein Wille,
O Himmel, ſo werd' ich ihr Retter ſeyn! (Für ſich.)
Gewähre, Gott, daß ſie auch mich fortführen,
So wird es mir gelingen, Emma zu befrei'n!

**Montroſe.**

Gelobt Ihr mir, Euch ruhig zu benehmen,
So bleibe Sicherheit und Leben Euch
Gewährt! Ihr habt mein Ehrenwort.

**Spencer.**

Ich folg' Euch ohne Widerſtand,— (Beiſeite.)
Und rette ſie mit meinem eignen Leben.

**Montroſe.**

Hebt ſie behutſam von der Erde auf!
(Man hört eine, immer näher kommende ländliche Muſik.)
Was ſoll das? woher kommen dieſe Klänge? (Zu Richard.)
Seht, was es iſt! — Zur Unzeit kommt's.
(Richard geht ab.)

**Spencer** (für ſich).

Dank dir, o Himmel! Du — du ſendeſt ſie!
Das treue Landvolk iſt's; feſtlich geſchmückt,
Eilt es herbei mit Sang und Klang,
Den Herrn und Vater zu begrüßen.

**Montroſe.**

Wer iſt es?

**Richard** (zurückkommend).

Landvolk, das zu einem Feſt
Herbei kommt.

**Montroſe.**

Weiſe ſie mit Ernſt zurück!

**Richard.**

Ich that es; doch mein Drohen war vergebens:
Es ſei erlaubt (ſo ſagten ſie),
Und nichts vermöge ſie zurückzuhalten,
Den vielgeliebten Herrn und Vater
Zum feſtlichen Empfange zu begrüßen.

**Montroſe.**

So jagt ſie mit den Dolchen in die Flucht!

**Richard.**

Es iſt zu ſpät, und ihrer ſind zu viele.
(Eine Schar von Landleuten drängt ſich in den Park.)

**Einer von ihnen.**

Wer ſind die Fremden, die uns wehren wollen,
Was Fräulein Emma uns erlaubt?

**Spencer** (raſch vortretend).

Herbei, ihr wackern Männer! Eilt zu Hilfe!
Verrath und Frevel will man hier begeh'n.

**Montroſe.**

Schweigt, oder —

**Spencer.**

Rettet! helft!

**Mehrere.**

Muth' greift ſie an!

**Spencer.**

An eure Spitze ſtell' ich mich! (Auf Emma deutend.)
Hieher blickt!

**Einer.**

Himmel! Unſer Fräulein — todt!
Greift an! ſchlagt ſie zu Boden!
(Männer und Jünglinge ſtellen ſich zum Angriff.)

**Montroſe** ([illegible] den Seinigen).

Zurück! Wir wagen nun zu viel.

**Richard.**

Ich höre Stimmen in dem Schloß!

**Montroſe** (zu Spencer).

Ihr habt geſiegt: doch dieſer Sieg
Soll theuer Euch zu ſtehen kommen! (Zu den Seinigen.)
Zieht euch zurück! (Zu dem Landvolk.)
Des Todes iſt, wer mir zu folgen wagt!
(Er zieht den Degen und entfernt ſich mit Richard und ſeinem Gefolge.)

**Spencer** (zu dem Landvolk).

Bleibt hier und ſchützet ſie!

**Emma** (erwachend aus ihrer Ohnmacht).

O habt Erbarmen! — Ach — entreißt mich nicht —
Den Meinigen — dem Schooß des ſtillen Glücks —
(Sie rafft ſich auf die Knie empor.)
O hört mein Fleh'n! — laßt euch erbitten!
(Auf Spencer's Wink beginnt die ländliche Muſik leiſe.)

**Emma.**

Mein Gott! — iſt's Täuſchung? — welche Menſchen
Umgeben mich? — Wo bin ich?

**Spencer.**

In meinem Arm, gerettet und befreit!

**Emma.**

Mein Schutzgeiſt!

(Spencer führt ſie nach dem Schloſſe.)

Zimmer im Hauſe des Montroſe.

(Montroſe ſitzt in dumpfer Betäubung. Richard ſteht in einiger Entfernung, aufmerkſame Blicke auf ihn heftend.)

**Montroſe** (plötzlich aufſpringend).

Nur auf des Vaters Willen gründet ſie
Das Recht, mir Gegenliebe zu verweigern.
Sie iſt das blinde Werkzeug ſeines Trotzes;
Und weil er glaubt, es ſei des *Königs* Wunſch,
Daß Emma meine Gattin werde, eben
Deshalb ſtellt er ſich um ſo kühner uns
Entgegen. Ihr entſagen würd' ich nun;
Wer ſo wie ich im Roſen*garten* wandelt,
Was kümmert *er* um *eine* Roſe ſich?
Die Glut der Liebe iſt zu Eis geworden.
Nun aber iſt es eine Ehrenſache,
In der ich nicht mit Feigheit weichen darf.
Genugthuung muß ich mir nun verſchaffen.
Graf Lenox iſt die Urſach' meiner Schmach,
Ihn treffe auch die Schwere meines Zorns!
Ja, mit dem Blute des Starrſinnigen
Will ich den Schimpf der Weigerung von mir
Abwaſchen; ſein Verderben ziehe dann
Des ganzen Hauſes Sturz nach ſich!
Wer mich nicht *lieben* will, der ſoll mich *fürchten*!

Ja, unter Martern ſollſt Du Deinen Geiſt
Aushauchen, ſtolzer Graf! Dein Blut —

**Richard.**

Läßt ſich die Rache denn mit Blut nur ſühnen?
Gäb's denn kein mild'res Mittel, Euern Haß
An ihm zu kühlen, keinen Ausweg, ihn
Zu ſtürzen, ohne ihm das Gut des Lebens,
Das wir von Gott erhalten, zu entreißen?

**Montroſe.**

Weißt Du ein and'res Mittel, einen Ausweg?

**Richard.**

Ein Opfer iſt gar ſchnell geſchlachtet,
Gar bald ein Grab mit Blut begoſſen,
Das glühend aus dem Herzen ſpringt,
Dann kalt die kalte Erde tränkt.
Ich aber habe oft es ſchon erblickt,
Daß Todesfurcht mehr wirkte als der Tod,
Ein Schreckbild mehr als Mord. — Wie wäre es,
Wenn Ihr vorher ihm in der Ferne, oder
Selbſt in dem nächſten Hintergrund
Schmach oder Tod und Untergang
Des ganzen Hauſes zeigen wolltet,
Wie Geiſter in dem Nachtgrau'n uns erſcheinen?
Vielleicht bewegen ſolche Drohungen
Und Schreckensbilder ihn, Euch zu gewähren,
Wozu ihn die Fürſprache ſelbſt
Des Königs nicht bewegen konnte!
Und treibt auch dies ihn zur Willfahrung nicht, —

Das Äußerſte kommt immer nicht zu ſpät!
Ein Menſchenblut iſt leicht verſpritzt,
Und immer offen ſteht das Grab!

**Montroſe** (tiefſinnig).

Ein fürchterliches Bild ſchaut uns — wahr iſt's, —
Aus ſeinem ſchwarzen Schlund entgegen.
(Nachdem er einigemal in heftiger Bewegung auf- und abgeſchritten iſt.)
Schon lange iſt Graf Lenox mir verhaßt,
Mit Unrecht oder Recht, das mag Gott wiſſen!
Ich läugn' es nicht, ſein Fall hat mich erfreut;
Es war zum Theil mein Werk. So war's und iſt's:
Will Einer ſteigen, muß der And're fallen.
Der König hat ihm ſeine Huld entzogen,
Und ſo muß er verborg'nen Groll auch gegen
Den König nähren. Warum ſucht er ſich
Beim Volke ſo beliebt zu machen? Wirbt
Er nicht um einen Anhang? Offenbar!
Wozu? Er ſelbſt ſtrebt nach dem Thron;
Des Reich's Verweſer einſt, will er
Nun Herr des Reiches werden, Herr,
Weil er's verlernt hat, zu gehorchen.
So iſt's! Darum ſteh' ich ihm in dem Weg,
Und ſeine Tochter darf nicht Gattin werden
Des treu'ſten Dieners ſeines Fürſten.
So iſt's, — ſo ſoll's, — ſo muß es ſein! —
Nun geh, du mildgeſinnter Menſchenfreund!
Zum Grafen geh' nochmal in meinem Namen!
Sag' ihm; ich wolle mich nicht übereilen.

Laß alle Drohungen und Schreckenbilder
Wie Wogen einer ſturmempörten See
In ihrem Todesſchmuck vor ihm hinbrauſen,
Und bleibt er dann auch noch der ſtarre Fels,
Der allen Stürmen, allen Fluthen trotzt, —
So ſtürze, von dem Donnerkeil geſpalten,
Sein ſtolzer Scheitel, in den Meeresgrund!
Geh' alſogleich, ſchwermüth'ger Freund!
In kurzer Zeit will ich die Antwort hören.

**Richard.**

Ich eile zu vollzieh'n den Befehl. (Im Abgehen für ſich.)
O wäre günſtig der Erfolg! (Ab.)

**Montroſe.**

Gutmüth'ger Thor! Du kennſt den Menſchen nicht,
Dich ſelber kaum. In's Feuer willſt Du geh'n,
Und möchteſt Dich nicht brennen; ſucheſt Gut
Und Rang, und willſt dafür nichts wagen;
Begehreſt viel, haſt aber nicht den Muth,
Das zu vollziehen, was zum Ziele führt!
Indem Du ſchwank'ſt, hab' ich es ſchon vollbracht; —
Ja, Graf, beſchloſſen iſt's, ich klage
Dich der Verſchwörung an!
An's Werk denn, ohne Zaudern! (Er öffnet eine Seitenthür.)
Tretet ein!

**Drury, Harrow, Gordon, Warton, Wilms, Worthman** treten zugleich ein.

**Montroſe** (ſie ſcharf fixirend).

Erwartet mich! Ihr wißt, was ich von euch
Erwarte. (Ab, in ein anderes Seitengemach.)

**Drury.**

Habt ihr's gehört, was er von uns erwartet?
Wer auf dem halben Weg umkehren will,
Hat jetzt noch Zeit, es ungeſcheut zu thun;
Wem Recht und Wahrheit lieber iſt als Gold,
Kann mit der Unſchuld hingeh'n, wo er will;
Wem aber daran liegt, ſein Glück zu machen,
Der bleibt und denkt an keine Rückkehr mehr
Von dem einmal betret'nen Weg!
Ein Jeder ſorgt für ſich und baut ſein Glück
Auf eines Andern Unglück. Helft ihr euch
Nicht ſelbſt, ſo hilft euch auch kein Gott!
Ein Jeder iſt ſich ſelbſt der Nächſte!
Montroſ iſt nun der Mächtige im Land,
Und wird uns lohnen, ſo, wie wir ihm dienen.
Ob das, wozu er uns nun brauchen will,
Recht oder unrecht iſt, das zu verantworten
Iſt ſeine Sache, wir ſind blindes Werkzeug,
Und ſagen nur nein oder ja,
So wie er es von uns verlangt. —
Geſellen! Habt ihr mich verſtanden?

**Alle.**

Ja!

**Drury.**

Eure Rollen auch gut einſtudirt?

**Alle.**

Vollkommen!

**Drury.**

Still! Er kommt.

**Montroſe** (tritt wieder ein).

Jn Ordnung Alles?

**Drury.**

Ja.

**Montroſe.**

So werd' es denn
Kurz abgethan! Jhr ſeid bereit,
Als Zeugen aufzutreten gegen
Den Grafen Lenox, welcher heimlich eine
Verſchwörung angeſponnen, um des Throns
Von England kühn ſich zu bemächtigen?

**Alle.**

Wir ſind's!

**Montroſe.**

Und wollt die Wahrheit treu bekennen?

**Alle.**

Wir wollen es!

**Montroſe.**

Und findet euch bereit,
Das, was ihr ausſagt, nöth'gen Falles auch
Mit einem Eide zu bekräftigen?

**Alle.**

Gewiß!

**Montroſe.**

Die Pflicht gebietet euch
Als Unterthanen dies zu thun,
Auch ohne Lohn; doch geb' ich euch
Mein Ehrenwort, daß ich aus meinem Beutel
Euch reich belohnen will, und zwar
Sogleich, nachdem ihr eure Pflicht gethan.

**Drury.**

Was Pflicht erheiſcht, das muß ein Jeder thun;
Doch was Ihr uns aus Gnad' laßt angedeih'n,
Das nehmen wir mit Dank auch an.

**Montroſe** (zu Drury).

Ihr heißet Drury, und ſeid im Beſitz
Von einer ſchriftlichen Einladung,
Worin Graf Lenox mit verblümter Rede,
So wie die Schlange unter Roſen ſteckt,
All' die Verſchwornen unter falſchen Namen
Auf ſeinen Landſitz zu ſich lud?

**Drury.**

Ja wohl.

**Montroſe.**

Wo iſt die Schrift? Ich will mit eig'nen Augen
Sie ſehen, eh' ich einen ſolchen Frevel
Mir möglich denken und dran glauben kann.

**Drury.**

Hier iſt die Schrift, des Grafen eig'ne Hand,
So wie ich es beſchwören kann.
(Er gibt ihm die Schrift.)

**Montroſe** (leſend).

Unglaublich! — Eine offenbare —
Verſchwörung! — Wie durchdacht! — Entſetzlich!
(Leiſe zu Drury.)
Du biſt in Deiner Kunſt ein Meiſter. (Laut.)
Wagſt Du, ſie vor Gericht zu produziren?

**Drury.**

Vor aller Welt! Vor Höll' und Himmel!

**Montroſe** (gibt ihm die Schrift zurück).

Wohlan! Es fällt auf Dein Gewiſſen. —
Der Todtenkopf da, glaub' ich, nennt ſich Harrow?
Iſt etwas von dem Frevel Dir bekannt?

**Harrow.**

Ich war drei Jahre lang ſein Kammerdiener.
Oft hört' ich, wie er mit ſich ſelber ſprach,
Daß nichts ſo bleiben dürfe, wie es ſei,
Und bald, bald müſſe Alles anders werden.
Auch rief er oft im Traume laute Worte,
Als wäre er des Staates Oberhaupt,
Er auf dem Thron, auf ſeinem Haupt die Krone.

**Montroſe.**

Im Schlaf zeigt ſich des Menſchen Innerſtes.
Was er im wachen Zuſtand ſinnt und denkt, —
All' die geheimſten der Gedanken,

Er ſpricht ſie aus und wird im Traum
Sein eigener Verräther.

**Harrow.**

Die Malcontenten alle hier in London
Verſammeln ſich bei ihm, und finden Schutz.
Erſt geſtern kamen mehrere zu ihm;
Da ward von einem Aufruhr viel geſprochen,
Und wie es grimmig da zugehen müſſe.
Ich ward vor wenig Tagen erſt entlaſſen,
Und kam, mein kleines Habe abzuholen.
Im Vorgemache hört' ich das Komplot,
Und nahm mir vor, die Sache anzuzeigen.

**Montroſe.**

Nun Todtenkopf! Dies bittere Geſtändniß
Soll Dir viel ſüße Lebensfrüchte bringen.
Verlaß Dich nur auf mich, und habe Muth! —
Du mit dem kecken trotzigen Geſicht,
Biſt Du nicht Gordon?

**Gordon.**

Wie er leibt und lebt.

**Montroſe.**

Was treibſt Du hier in London?

**Gordon.**

Nichts und Alles!
Scheu' weder Tod noch Teufel, und
Ein luſt'ges Leben iſt mein höchſtes Ziel.

**Montroſe.**

Jetzt aber handelt ſich's um ernſte Dinge.

Man ſagt, Graf Lenox gab Dir Geld,
Um einen meiner Diener zu beſtechen,
Daß er als ſein Spion ſich brauchen laſſe.
Iſt's wahr?

**Gordon** (für ſich).

Ich weiß zwar nichts davon — allein — (Laut

Das iſt ſo wahr, als ich hier vor Euch ſtehe!
Mein Ehrenwort darauf!

**Montroſe.**

Du, alter Warten,
Man ſagt, Du ſei'ſt dabei geweſen, als
Graf Lenox heimlich Waffen aller Art
Einkaufen ließ, um unter die Verſchwornen
Sie zu vertheilen. Warſt Du Augenzeuge?

**Warton.**

Ein Luchs, o Herr, iſt gegen mich ein Maulwurf.
Was keines Menſchen Auge ſieht, entgeht
Doch meinem Scharfblick nicht; auch bin
Ich überall, und nichts iſt ſo geheim,
Das ſich vor mir verbergen könnte.
Ich ſehe und behaupte, was ich will.

**Montroſe.**

Die Waffen? —

**Warton.**

Sind gekauft.

**Montroſe.**

Zu welchem Zweck?

**Warton.**

Zu welchem? Zum Complott, verſteht ſich!

**Montroſe.**

Du biſt doch nicht ein Feind des Grafen Lenox?

**Warton.**

Im Gegentheil! Ich liebe ihn; allein
Was wahr iſt, das bleibt wahr.

**Montroſe** (leiſe zu Wilms und Warthmann).

Nun Freunde, ſoll das Werk gelingen,
So ſprecht nun, wie wir übereingekommen!

**Wilms.**

Verzeiht, hochedler Herr, wenn wir es nicht vermögen,
Noch länger hier ſo marmorſtumm zu ſteh'n!
Wahr iſt, was dieſe Herr'n bezeugen wollen,
Allein das Wichtigſte bezeugen wir,
Die ſelbſt Mitglieder der Verſchwörung ſind.
Erwacht iſt das Gewiſſen, und wir werfen, als
Der Frevelthat und unſ're eigenen
Ankläger, reuig Euch zu Füßen —
(Wilms und Warthman fallen vor Montroſe auf die Knie.)
Und fleh'n Euch, Gnade und Verzeihung
Uns zu erwirken, wofür wir
Euch Alles offenbaren wollen,
Nachdem der Nebel der Verblendung
Von unſern Augen abgefallen.

**Montroſe.**

Steht auf! Verdiente Gnade ſoll Euch werden.

Entfernt euch Alle! wieder ſeh'n wir uns
Erſt dann, wenn das Gericht euch ruft.

(Alle ab. Indem ſie weggehen, tritt Richard haſtig ein, will ſprechen verſtummt, und blickt voll Verwunderung auf die Weggehenden.)

**Richard.**

Unglaublich iſt's, und — doch, wer ſind
Die ſonderbaren, ſeltſamen Geſtalten,
Die hier ſo — —

**Montroſe** (in ſcherzenden Ton einfallend.)

Menſchen, wie Ihr ſeh't. —
Nun, Herr Geſandter, gebt mir Kunde! —

**Richard.**

Die Kunde, die ich Euch zu geben habe,
Iſt die, daß ich Euch keine geben kann,
Das heißt, Graf Lenox ließ mit trock'nen Worten
Mich g'radezu abweiſen, ließ mir ſagen,
Er habe nichts mit mir und Euch zu thun,
Für jetzt, ſo wie in alle Ewigkeit.

**Montroſe.**

Nichts?

**Richard.**

Nichts.

**Montroſe.**

Vielleicht bald viel, ſehr viel!

**Richard.**

Empörend iſt ein ſolcher Trotz!
Mir kocht das Blut in allen Adern.

**Montroſe** (laut auflachend).

Sehr komiſch!

**Richard.**

Was?

**Montroſe.**

Sein Trotzen und Dein Zürnen.

**Richard.**

So wollt Ihr dulden —

**Montroſe.**

Nichts — nichts will ich dulden!

**Richard.**

So wollt Ihr ihn denn ſtürzen?

**Montroſe.**

Ja — das will ich!
Die ſeltſamen Geſtalten, welche Du —

**Richard.**

Sie ſind —

**Montroſe.**

Sie ſind die Zeugen, die ihn der Verſchwörung
Anklagen.

**Richard.**

Woher wiſſen ſie, — —

**Montroſe.**

Was kümmerts mich: woher? — Sie wiſſen's; g'nug!
Dem König Alles zu entdecken, eil' ich.
Komm, Du mein Schattenbild, mein zweites Selbſt!

**Richard.**

Sei er bis nun auch rein von allem Fehl;
Was nun ihn trifft, es trifft durch eig'ne Schuld.

(Beide ab.)

Ein königliches Gemach.

**Ethelbert** (allein).

Ich hab' ihn tief gekränkt, den edlen Lenor;
Iſt er auch ſchroff, er meint es dennoch gut
Mit mir und meinem Reich; und iſt er auch
Das nicht mehr, was er war, ſo darf ich eben
Deswegen nicht vergeſſen, was er war.
Mein iſt die Macht, d'rum ziemet mir die Milde.
Und kann zu meiner Höh' ſich Keiner heben,
So ſchöner iſt's, wenn ich das Thal beſuche.
„Schweig, Leidenſchaft! Die Bruſt des Fürſten darf
„Kein Sturm durchraſen; Wahrheit, Recht und Ruhe,
„Sie müſſen in ihr leuchten ewig klar,
„Wie Mond und Sonne ſich am Himmel zeigen,
„Die Erde zu erleuchten und zu wärmen!" —
So ſprach zu mir, dem Jüngling, Lenor einſt.

**Montroſe** (tritt ein).

**Ethelbert.**

Und was ſprach er zu Dir?

**Montroſe.**

Verwerfung!
Mein ſchönſter Wunſch bleibt unerfüllt;
Vom Schooß des Glückes bin ich ausgeſtoßen.
Todt iſt das Leben ohne ſie,
Und ausgeſtorben eine Welt!

**Ethelbert.**

Haſt Du vielleicht aus Stolz verſchmäht,

Das Feuer kräftiger Beredſamkeit
Mit Iris Farbengluten auszuſtrömen?
War etwa das zu volle Herz
Von leid'ger Schüchternheit befangen,
Um ſiegreich die gewicht'gen Gründe,
Die ſo gewaltig für Dich ſprechen,
Dem Weigernden hinreißend vorzulegen?

**Montroſe.**

Verſucht ward Alles, Alles ward erſchöpft,
Allein umſonſt! Ich wagte es ſogar —
Verzeih't es dem Verwegenen! —
Mit leiſen Winken hinzudeuten,
Daß ſelbſt mein König es nicht ungern ſähe,
Wenn Emma meine Gattin würde.

**Ethelbert.**

Auch dies vermochte nicht den ſtarren Sinn
Zu beugen?

**Montroſe.**

Keineswegs!

**Ethelbert.**

Was aber iſt's,
Das ihn bewegt zu ſolcher Weigerung?

**Montroſe.**

Was? Haß und Trotz nur, weiter nichts!
Er haſſet mich, weil mich mein König liebt,
Und ſeinem König trotzen, iſt ſein Stolz.

**Ethelbert.**

Denkt er ſo klein, ſo denke ich zu groß,

Ob ſeines Trotzes ihm zu zürnen;
Dich aber, armer Freund, beklag' ich ſehr:
In meinem Herzen fühl' ich Deine Wunde.
Verſchmähte Liebe iſt ein böſes Gift;
Und doch — verliere nicht den Muth!
Du mußt vielmehr die Werbung wiederholen.

**Montroſe.**

Ich wollte, — ward nicht einmal vorgelaſſen.

**Ethelbert.**

Das iſt zu arg; das iſt Beleidigung!
Vermag mein Einfluß etwas, weißt Du noch
Ein Mittel, nenn' es ohne Scheu!
Willſt Du mein königliches Fürwort?

**Montroſe** (knieend).

Erhabner Fürſt! Empfanget meinen Dank
Für Gnaden, womit Ihr mich überhäuft!
Allein, nach jener ſchrecklichen Entdeckung,
Die erſt vor Kurzem mir zu Ohren kam,
Darf Emma nimmer meine Gattin werden.
Wär' ihre Seele auch noch ſchöner als ihr Leib,
Wär' meine Liebe auch noch glüh'nder als die Sonne,
Nie, nie darf Emma meine Gattin werden!

**Ethelbert.**

Wie deut' ich dieſe räthſelhaften Worte?
Wie ſolchen Gegenſatz von Glut und Eis?

**Montroſe.**

Nicht meine Gattin werden darf
Die Tochter des — Verräthers!

**Ethelbert.**

Großer Gott!
Graf Lener ein Verräther? Nein! Du täuſcheſt Dich.

**Montroſe.**

Nur zu gewiß iſt das Entſetzliche!

**Ethelbert.**

O Montroſe! Sei auf Deiner Huth! Bedenk',
Die Blume welkt, doch kommt ſie blühend wieder:
Ein Stern, der einmal fiel, kehrt nie zurück!

**Montroſe.**

So ſei ich ſelbſt der Stern, — und laßt mich ſchweigen!

**Ethelbert.**

Pflicht iſt's, zu reden. Rede! Ich befehl's.

**Montroſe.**

So muß ich dem Befehl gehorchen.
Der ſchwärzeſten Verrätherei
Klag' ich den Grafen Lener an.
Haupt der verruchteſten Verſchwörung,
Hat er beſchloſſen, Euch vom Thron zu ſtürzen,
Und ſich, der Reichsverweſer war,
Zum Herrn des Reiches ſelbſt zu machen. — (Pauſe.)
So ruhig bleibt mein Fürſt?

**Ethelbert.**

Droht uns Gefahr,
Dann iſt die Ruhe nöthiger als je.
Der Himmel ſendet ſie als Schutzgeiſt uns.
Ich fürchte Gott, — auf Erden nichts! —
(Nach einer Pauſe.)

Ich bin gefaßt. Antworte mir! —
Wie iſt es möglich, daß Graf Lenor,
Der ſich freiwillig in das Heiligthum
Der Einſamkeit zurückzog, ſolche Frevel
Verbrecheriſchen Hochverraths
Ausbrüten kann im grünen Schooß,
Und unter'm blauen Himmelszelt
Der ſchönen, ſtillen, friedlichen Natur,
Die nur dem Reinen hold und reizend iſt,
Nur dem Schuldloſen ihre Freuden ſchenkt?

**Montroſe.**

Auch das lichtſcheue Laſter ſucht,
Der Wolf, die Eule und die Schlange ſucht
Die ungeſtörte Einſamkeit.
Vom Hof hat Lenor eben deshalb ſich
Entfernt, um deſto ſicherer
Auf ſeinem Schloſſe ſeinen Anhang
Zu ſammeln, dort mit reifer Überlegung
Die Brut des Hochverrathes auszuhecken,
Und die Verſchwörung zu bewaffnen.

**Ethelbert.**

Beweiſe! ſchafft Beweiſe! Soll ich ohne
Beweiſe einen ſolchen Mann verdammen?
Ihn nur des leiſeſten Verdachtes zeih'n?
Eh' ein Vergeh'n mir nicht vor Augen liegt,
Halt' ich's für ungeſchehen, für unmöglich;
Hochſtrahlend auf des Thrones Heiligthum,
Bin ich des Menſchen Anwalt und Beſchützer! —

Verhaßt iſt mir Graf Lenor, ja verhaßt,
Doch ſein Verdienſt werd' ich ihm nie abſprechen.
Er iſt ein dicht umwölkter Stern, —
Dennoch ein Stern der erſten Größe.
Darum Beweiſe! Schaff' vollgiltige
Beweiſe, eh' ich glauben kann!

**Montroſe.**

Beweiſe aller Art. Thatſachen
Und Zeugen, Dokumente ſelbſt.
Geruhet, von der Sache Wahrheit, Sire,
Euch ſelbſt zu überzeugen!

**Ethelbert.**

Bin ich ſein Unterſuchungsrichter?
Was das Geſetz anordnet, ſei befolgt!
So ſtellt ihn denn vor ein Gericht,
Das Alles prüfe nach dem ſtrengſten Recht,
Die Wahrheit förd're an das Tageslicht,
Die Zeugen all' gewiſſenhaft verhöre,
Genau die Dokumente unterſuche,
Und was Thatſache ſein ſoll, wohl abwäge.
Er ſtehe vor Gericht, wie Du und ich
Und ſeine Richter einſt vor Gott ſteh'n werden!
Nun geh'! Thut Euer Amt und Eure Pflicht!
Doch — jedes Unrecht fall' auf Euer Haupt! (Ab.)

**Montroſe** (nach einigem Schweigen).

So iſt er denn in meine Macht gegeben!
Sein Schickſal liegt in meiner Hand. —

Ihn ſtellen ſoll ich vor Gericht?
So muß ich ihn zuerſt verhaften,
Ihn — und die Seinigen. Es ſei! (Ab.)

---

Ein mit Guirlanden feſtlich geſchmückter Saal auf dem Landgute des Grafen Lenor. Im Hintergrunde erblickt man die hell erleuchtete Hauskapelle mit offenen Thürflügeln.

**Montroſe** tritt ein, mit ihm **Drury** und ein **Unter-Sheriff.**

**Montroſe** (ſorgſam umher blickend).

Noch Niemand hier zu der Vermälungsfeier?
Der Ahnenſaal auf's feſtlichſte geſchmückt,
Und die Kapelle hell erleuchtet ſchon?
Bald wird der Schrecken hier als Gaſt erſcheinen;
Dann fallen dieſe Kränze von den Wänden,
Und ſchnell verliſcht der Fackeln ſtolzer Glanz. (Zum Sheriff.)
Ihr kennet den Befehl; vollzieht ihn ſtreng!
Nicht nur der Graf, auch die Gemahlin wird
Verhaftet ſammt dem Fräulein. Irren
Könnt Ihr Euch nicht; Ihr kennt ja die Perſonen. (Für ſich.)
Schweig, Mitleid, ſchweig! Es muß ſo ſein.
Laß ich die Beiden frei, ſo eilen ſie
Im nächſten Augenblicke vor den Thron;
Und wer mag Weiberthränen widerſteh'n? (Zu Drury.)
Dir iſt Lord Spencer anvertraut; Du ſprichſt
Geheimnißvoll von wichtiger Entdeckung,

Von der Verſchwörung, warneſt ihn
Vor einer drohenden Gefahr.
Sprich dringend und halt ihn zurück,
Bis die Verhaftung iſt vollzogen! Geh!
Dein Kopf bürgt mir für das Gelingen. (Drury ab.)

(Zum Sheriff.)

Ihr zieht Euch in den Hintergrund, und tretet
Im rechten Augenblicke vor!
Vergeßt nicht, daß ein weiches Herz
Hier nicht am rechten Platze wär'!

**Sheriff.**

Das weichſte Herz wird nach und nach zu Stein,
Wenn Amtspflicht es zur Härte zwingt.
Ein blindes Werkzeug wird wohl endlich ſtumpf,
Gehorſam aber hat doch ſtets das Gute,
Daß er vor der Verantwortung uns ſchützt.
Der Willenloſe iſt auch fehlerlos.
Ein Schiff, das ſtill auf einer Sandbank ruht,
Wird nicht ſo leicht vom Sturm gefaßt!

**Montroſe.**

Sehr klug! Ihr ſeid der Mann, wie ich ihn brauche.
Dem Wagen folge ich zu Pferd in kleiner
Entfernung. (Ab.)

**Graf Lenox**, **Anna** und **Emma** treten ein mit weiblichem und männlichen Gefolge; der **Sheriff** zieht ſich in den Hintergrund.

**Lenox.**

Wie freundlich ſchimmert uns das Heiligthum
Entgegen!

**Anna.**

Wie ein Stern des Glücks, mein Kind,
Der Segen über Dich ausſtrömt.

**Lenox.**

Den Segen Gottes, ſo wie Deiner Eltern.

**Emma.**

O daß ich euch vergelten könnte,
Wie Pflicht und Liebe mir gebieten!

**Lenox.**

Wo weilt Lord Spencer? Meldet ihm,
Daß wir in der Kapelle ihn erwarten! (Ein Diener ab.)
Laßt in das Heiligthum uns treten,
Um, eh' der feierliche Bund
Geſchloſſen wird, noch einmal unſ're Herzen
Anbetend zu erheben
Zum Geber alles Guten!
(Indem ſie in die Kapelle gehen wollen, tritt der Sheriff vor.)

**Sheriff.**

Zürnt mir nicht, edler Graf, daß ich an Euch
Vollziehen muß das traurige Geſchäft,
Euch ſtörend in den Weg zu treten
Im ſchönſten Augenblick des Lebens!

**Anna.**

Mein Gott!

**Emma.**

Ich ahne Frevel!

**Lenox.**

Führt Eure Amtspflicht Euch hieher?

**Sheriff.**

Ja.

**Lenox.**

Nun, ſo ſprecht!

**Sheriff.**

Ich — kann nicht! — Leſ't

(Er gibt ihm eine Schrift.)

**Lenox** (lieſt und erſchrickt).

Wie? Ein Verhaftsbefehl?

**Anna.**

Iſt's möglich?

**Lenox.**

Auch Dich, geliebte Gattin, ja ſelbſt Dich,
Mein Kind, — auch euch Schuldloſe reißt
Mein Schickſal in den Abgrund des Verderbens!
O daß mich dreifach alles Unglück träfe,
Wüßt' ich euch engelreine Weſen glücklich!
Das Laſter ſiegt, wir müſſen untergeh'n.
Montroſ', — es iſt Dein Werk!

**Emma.**

Und ich Unſelige, ich zog
Die Todeswolke auf Dein Haupt herab!

**Anna.**

Und weiß der König um die Frevelthat?
Es kann nicht ſein! Er iſt gerecht.
Sein Wille iſt es nicht, daß man —

**Emma.**

Laßt an den Stufen ſeines Thrones uns
Hinwerfen, ſeine Füß' umklammern
Und flehen um Gerechtigkeit,
Um Schutz vor einer Frevelthat,
Die man in ſeinem Namen will begeh'n!
Laßt uns ſogleich — —

**Sheriff.**

Verzeiht! Ihr müßt
In dieſem Augenblick mir folgen.

**Lenor.**

Geſtattet nur, daß ich mein Haus beſtelle!

**Sheriff.**

Ihr dürft nicht über dieſe Schwelle, dürft
Kein Wort mit einem Eurer Diener ſprechen,
Und müßt mir folgen dieſen Augenblick!
So lautet mein Befehl. Ich bitte: folgt!
Zwingt mich nicht zum Gebrauch der Amtsgewalt!

**Lenor.**

Führt uns zum Kerker! Führt uns vor Gericht!
Ein höh'rer Richter waltet über uns und euch.

(Anna erhebt betend die Hände. Emma wirft ſich vor der Hauskapelle auf die Knie. Lenor ſtützt ſeine Gattin.)

**Emma.**

Von dir, du glanzerfülltes Heiligthum,
Von dir hinweg reißt man uns in die Nacht
Des Kerkers, reißt uns von des Glückes Schwelle
Tief in den Abgrund des Verderbens,
Von unſers Lebens ſchönſtem Augenblick
Zum Tode! — Herr des Lebens und des Todes!
Wir ſind ja ſchuldlos; laß' uns nicht zermalmen,
Vom Übermuth des Laſters! Rette uns!
Laß jede Flamme dieſes Heiligthums
Zu einem feur'gen Schwerte werden!
Wo nicht, laß' dieſe Wände über uns
Zuſammenſtürzen, die Zerſchmetterten
Vor Kerkerſchmach zu ſchützen! — (Aufſpringend.)
Wo weilt Lord Spencer? Rufet ihn!

**Sheriff.**

Hofft nicht auf ihn! Er kann nicht kommen.

**Emma.**

Dann ſind wir hoffnungslos verloren!

**Lenox.**

Nicht hoffnungslos verloren! Frevle nicht!
Er, der Allmächt'ge, ohne deſſen Willen
Kein Haar von unſerm Haupte fällt,
Nicht vom ſchneeweißen Haupt des Greiſes,
Nicht aus der Jugend dunkler Lockenfülle, —
Er waltet, läßt geſcheh'n und nicht geſcheh'n;
Der Menſch verehre ſchweigend und gehorche!

(Er ſchlingt einen Arm um Anna, den andern um Emma.)

Noch ſtrahlt dies Heiligthum in unſere Nacht.
Wenn ihr mich liebt, ſo theilet meinen Muth,
So wie ihr mein Gefängniß mit mir theilt!
Erkennet ſelbſt hierin des Himmels Huld,
Der uns nicht trennt, der uns vereint
Den düſtern Weg betreten läßt!
(Anna und Emma küſſen ihn. Sich umſchlungen haltend, gehen ſie ab.)

---

Ein Gemach im königlichen Palaſte.

**Montroſe. Richard.** Der **Sheriff.**

**Sheriff.**

Des Unglücks marmorbleiche Schreckgeſtalt
Sah ich beinahe jeden Tag;
Des Schmerzes Ruf, die ächzende Wehklage
Des Leidenden, und der Verzweiflung wild
Aufraſende Geberd' umgaben mich,
So wie die Wogen einen Fels umtoſen;
Doch hat mich dieſe Szene tief erſchüttert,
Und immer ſteht dies Bild mir vor der Seele,
Wie ſie erſt ſtaunten, den Befehl zu hören,
Der ihnen faſt unmöglich ſchien,
Den ſie nicht deuten konnten, nicht begreifen:
Wie endlich ein gerechter Zorn (ſo ſchien es)
Aufloderte, Unwürdiges zu dulden,
Wie dann die Hoffnung auf den König ſiegte,
Der ihres Unrechts Schützer würde ſein.
Nun zeigte, wie die Sonn' aus Wolken tritt

Und ſiegreich am erhellten Himmel ſtrahlt,
Die Seelengröße ſich in vollem Glanz.
Klein ſchien die Erde ihnen und ihr Treiben,
Und das Vertrau'n auf Gott hob ſie empor.
Der Liebe Macht erfüllte ſie mit Kraft,
Und ſie umſchlangen ſich, und gingen ſo
Zum Kerker hin, — wie in ein Paradies!

**Montroſe.**

Genug! Entfernet Euch!

**Sheriff** (für ſich).

Iſt dies nicht Unſchuld, kenn' ich nicht die Schuld,
Und kann das Weiß vom Schwarz nicht unterſcheiden. (Ab.)

**Richard** (halblaut).

Unglückliche! Ich waſche meine Hände.
Wird Blut vergoſſen, komm's nicht über mich! —
Dort ſteht er, der ich nicht ſein möchte!
Sein Antlitz kündet die Zerfallenheit
Mit ſich, und ſein Verbrechen ſelbſt
Macht ſeine Strafe, wie mir däucht, ſchon jetzt.
Entſetzlich iſt's, daß wilde Leidenſchaft
Und ſtarrer Trotz ſich ſo begegnen mußten,
Zwei tolle Winde auf empörter See,
Die's Menſchenſchifflein in die Mitte nehmen,
Mit ihrer Rieſenfauſt das bange faſſen,
Und in den tiefen Abgrund es begraben! —
O Nichtigkeit des Daſeins! Wechſel aller
Irdiſchen Dinge! Heut' und Morgen —
Welch' ungeheure Kluft liegt zwiſchen euch,

Die jeden Tag uns zu verſchlingen droht,
Unſ're Herrlichkeit und unſer Glück!
Die Liebe brennt wie Fieberglut,
Der Haß löſcht ſie mit ihrem eignen Blut.
Das Lockenhaupt wird ſchnell zum Todtenſchädel,
Des Auges Sternenlicht zur Grabesnacht!
Der Hochgeprieſ'ne fällt wie ein Koloß
Von ſeiner Höh', der Heißgeliebte ſinkt
Ins kalte Grab, die Liebe weint darauf
Den Morgen- und den Abendthau! —
O fort von hier! Mich faßt geheimer Schauer,
Erlaubt! 's iſt hier ſo ſchwül. (Schnell ab.)

**Montroſe.**

Er geht ſo haſtig? wie ſoll ich das deuten?
So ſchwül iſt's hier? — Ja! heiß und kalt zugleich,
Hier im Gemach, — im Herzen und im Kopf! —
Pfui, Montroſe! will die Furcht Dich züchtigen,
Wie ein Schulmeiſter den entlauf'nen Knaben?
Nichts fürchten darf, wen And're fürchten ſollen!
Und was, was wäre denn zu fürchten auch?
Daß Lenox fällt, iſt dies nicht ſeine Schuld?
Wir ſind im Kampf. Wenn ich im Vortheil ſtehe,
Warum will er nicht weichen, ſich ergeben?
Er ſelbſt zwang mich, das Schwert zu zieh'n.
Es iſt gezückt; trifft's ihn, — er wollt' es ſo.
Ständ' er im Vortheil, würd' er handeln
An mir, ſo wie ich jetzt an ihm;
Denn jeder Menſch bleibt ſtets ſein eig'ner Götze,

Der Beſte wie der Schlechteſte.
Und wollt' ich auch, kann ich zurück? —
Nur Eines, — Eines nur erweckt mir Furcht:
Des Königs Milde! Wenn ſie Wege finden
Zu ſeinem Thron — zu ſeinem Herzen —
Drum muß die Sache ſchnell zu Ende geh'n.
So wie es ſteht — die Zeugen — die Beweiſe —
Der Spruch der Richter — Mehrzahl gegen ihn —
Kein Zweifel, er muß fallen!

---

**Cecil** (tritt aus dem Kabinete des Königs).

**Montroſe.**

Darf ich —

**Cecil.**

Der König wünſcht allein zu ſein.
Nach einer Stunde wollt Euch hier einfinden.

**Montroſe.**

Lebt wohl! (Ab.)

**Cecil.**

Das wirſt Du nie, ſelbſt im Wohlleben nie!

(Der König tritt aus dem Kabinete. Cecil ab.)

---

**König Ethelbert.**

Wie ward Dir's, Lenox, möglich, ein Verbrechen,
Ein ſo verruchtes, ſchwarzes, überdachtes
Verbrechen zu begeh'n? Dein Haupt zu ſchänden,

Das einſt des Ruhmes Lorbeerkranz umſchlang?
Geliebt von Deinem edlen Vaterland,
Den Haß, den Fluch der Edlen ſo
Auf Dich zu laden? — Jeder Tugend Lob
Erſcholl von Deinem Mund, und Du —
Kannſt mit dem Laſter Dich brandmarken,
Die Tugend ſelbſt verdächtig machen?
Wer mag noch ferner an ſie glauben,
Wenn ſie bei Dir auch nur ein Blendwerk war?
O frevelhafter Ehrgeiz! Höllengeiſt,
Dem ſelbſt der Beſte unterliegt,
Wie ſchauderhaft iſt deine Macht!
Graf Lenor ein Verbrecher, überwieſen
Des Hochverraths! Ich glaubte ihn zu haſſen,
Nun aber fühl' ich's erſt, wie ſehr ich ihn
Geliebt! Nicht den Verräther ſeh' ich, nur
Den weiſen Freund, den Bildner meiner Jugend,
Zum Tod verurtheilt vom Geſetz!
Unglücklicher! O dürfte ich Dich retten!
Vergebens! Höher als wir Alle,
Steht das Geſetz; es iſt die Feuerſäule,
Die uns vorangeht wie den Israeliten,
Als ſie das Reich des Pharao verließen,
Es iſt der feſte Punkt, den außerhalb der Erde
Ein Archimed beſteigt, die Erde zu bewegen,
Es iſt das Bild des Ewigen hienieden,
Die hohe, unverändert feſte Regel,
Die wir in jedem Reiche der Natur,

In jedem Element, in jeder Schlucht
Des Abgrunds und in allen Himmelsbahnen,
Im ganzen Weltall waltend, herrſchend ſehen!
Du biſt dem Reinen eine Silberquelle,
Die aus dem Felſen dieſes Daſeins ſpringt,
Dem Schuld'gen aber wirſt Du ſelbſt der Fels,
Der niederſtürzend ihn zermalmt.

**Cecil** (tritt ein).

Lord Spencer bittet um die Gnade —

**Ethelbert.**

Lord Spencer? — Er kommt mir erwünſcht.

**Cecil** (für ſich).

Dank ſei dem Himmel!

**Ethelbert** (vortretend, mit ſich ſprechend).

Er kann den letzten meiner Zweifel löſen;
Durch ihn verſchaff' ich mir den ſicheren Beweis,
Wie groß die Schuld des Grafen Lenor iſt. —
So ſei es! Ihm vertrau' ich die Bewachung
Des Grafen, ſeines Freundes, ſeines Schwiegervaters.
Läßt er ihn nicht entflieh'n, dann ſteht
Des Grafen Unſchuld, Spencer's Rechtlichkeit,
So klar da wie die Sonn' am Himmel;
Doch — wenn er ihm zur Flucht verhilft, —
(mit heimlicher Freude)
Dann ſorgt er auch für ſeine Rettung,
Erhält das Leben ihm — und mir die Ruhe. —
Er komme!

(Cecil öffnet die Thüre und entfernt ſich. Lord Spencer tritt ein.)

**Spencer** (nähert ſich dem König mit einer Kniebeugung).
Zu Euren Füßen ſeh't mich, Sire! —

**Ethelbert.**

Steht auf! (Spencer ſteht auf.)
Ihr komm't zur rechten Zeit; Ihr ſeid der Mann,
Wie ich ihn wünſche, Lenor ihn bedarf.
Ich kenne Eure Freundſchaft für den Grafen,
Allein auch Eure Rechtlichkeit; deshalb
Vertraue ich Euch die Bewachung ſeiner
Perſon. Ich will, daß man ihn ohne Härte
Behandle; darum übertrag' ich Euch das Amt
Nicht nur des Wächters, ſondern auch des Schützers.
Gewährt ſei ihm, was ſich gewähren läßt,
Für einen Staatsgefang'nen ſeines Rang's!
Verſagt ſei ihm nicht mehr, als was ſein muß!
In beider Hinſicht bürgt Ihr mir für ihn.

**Spencer.**

Dank, tauſend Dank, mein Fürſt!
Reich ſtrömet Euer Gnadenquell;
Erlaubt denn auch — o ſchenket mir Gehör,
Daß ich Euch nun — —

**Ethelbert.**

Sein Richter bin ich nicht.
Hier ſpricht nur das Geſetz, der feſte Grund,
Auf welchem Englands Staatsgebäude ſteht.
Kann ſich Graf Lenor reinigen, bin ich
Der Erſte, der ihn in die Arme ſchließt;

Wo nicht, kann ich ihn nur beweinen.
Geht! Geht an Euer Amt! (Ab in ein Seitengemach.)

**Spencer** (nach einigem Nachdenken).

Klar iſt's; er will den Tod des Edlen nicht!
Er legt ſein Schickſal ſelbſt in meine Hand;
Den Freund vertrauet er dem Freund', —
Er will den Tod des Edlen nicht! — Freund, Vater!
Ich rette Dich! mein Leben ſei der Preis! (Ab.)

Ein Gemach im Staatsgefängniß.

**Graf Lenox.** (Anna und Emma ſchlummernd.) Der **Lieutenant-Governor.**

**Lieutenant.**

Und iſt Euch dies Geſicht ſo fremd geworden?
Wer Tauſende mit Wohlthat überhäufte,
Wie Ihr, vergißt leicht das zahlloſe Gute,
Womit er Tauſende beglückt; ſie aber
Vergeſſen den Wohlthäter nie! Ach Herr!
Das Herz im Buſen will es mir zerreißen,
Euch hier zu ſeh'n in dieſem dunkeln Grab,
Euch, der einſt hochgeſtrahlt als Englands Sonne,
Euch, in ſo tiefe Nacht gehüllt, zu ſeh'n.
Euch, dem ich das verdanke, was ich bin!
Noch hallen mir die Worte, die Ihr ſpracht,
Als mir dies Amt durch Euch verliehen ward:
„Ich kenne Dich, weiß, daß Du redlich biſt
„Und menſchlich; (alſo ſprachet Ihr zu mir,)

„Du wirſt das Schickſal der Unglücklichen,
„Die hier, des Tageslicht's beraubt, den Tod
„Erwarten, nicht erbarmungslos verſchlimmern,
„Wirſt ihnen nichts verſagen, als was das Geſez
„Verbietet, wirſt ſie nicht mehr Härte fühlen laſſen,
„Als Deines Amtes ſchwere Pflicht es will."

**Lenox.**

Auch hab' ich mich an Dir, du Wack'rer, nicht
Getäuſcht; Du haſt Dein Amt verwaltet,
Wie's Gott und Menſchen wohlgefällig iſt.
Bin ich nicht reichlich nun belohnt,
Da mir nun ein dankbarer Menſch begegnet,
Wo Undank mich verfolgt, da Liebe mir
Am Rand des Abgrunds lächelt, wohin mich
Der Haß geſtoßen? — Freund! ich fürchte ſehr,
Du wirſt den lezten Dienſt mir thun,
Denn mächtig iſt mein Feind, und blind
In ſeiner Leidenſchaften Wuth.

**Lieutenant.**

Das wolle Gott verhüten, edler Herr!
Es kann nicht ſein! Da wäre ja die Welt
Ein großes Henkershaus der Makelreinen.

**Lenox.**

Wie drückend iſt die Schmach von dieſen Ketten!
Noch drückender als ihre Laſt iſt mir
Des Lebens Bürde, des entehrten! — doch, —
Worüber hab' ich denn zu klagen?
Sind dieſe unverdienten Ketten

Nicht drückender für Jenen, den
Die Qualen des Gewiſſens foltern?
Beklagenswerth wär' ich nur dann,
Hätt' ich begangen das Verbrechen,
Das ſie nun ſchuldlos mir aufbürden.
Jetzt kann der äuß're Richter mich verdammen,
Der innere ſpricht mich frei. Mag ich der Welt
Schuldig erſcheinen, rein bin ich vor Gott! —
Und doch — iſt dies mein Lohn hienieden
Für dreißig Jahre voll raſtloſer Arbeit
Und Sorge für das allgemeine Wohl,
Für meinen Fürſten und mein Volk?
Der Tod, vielleicht ſchon tückiſch auf mich lauernd,
Vielleicht beſchloſſen ſchon im blut'gen Rath!
Komm, Tod! Du biſt ein Augenblick der Wonne,
Der Silberblick, in dem der reine Geiſt
Sich von des Erdendaſeins Schlacken ſcheidet,
Der Abſchied von dem Kerker dieſes Lebens!
Doch ſie, die hier ſanft ſchlummern, Gattin, Tochter —
Was wird ihr Schickſal ſein, wenn ich
Geſchieden bin von ihnen und dem Leben?
Die Schmach von meinem Tode wird auch ſie
Entehren! Schand' und Elend wird ihr Leben
Verfolgen wie ein böſer Geiſt, und dieſer
Gedanke wird noch meine letzten Stunden
Vergiften. — Als ich im Verhöre war,
Da las ich meinen Tod auf jedem Antlitz
Der feilen oder feigen Richter.

Ich werde ſchuldlos fallen, und die Welt
Wird dennoch zu den Schuldigen mich zählen.
Selbſt Spencer, ach! Der Theuerſte auf Erden,
Wird mich verdammen oder — an mir zweifeln;
Scheucht auch das Unglück ihn nicht von den Meinen,
Wird er ſich ihrer ſchämen und ſie flieh'n!
(Man hört von Außen ein Geräuſch.)
Was hör' ich? Will man mich zum Richtplatz führen
Und meinen Tod aus guten Gründen
Beſchleunigen? (Man hört Schlüſſel klirren; die Thüre wird geöffnet.)

**Spencer** tritt ein.

**Lenox.**

Gott im Himmel! Spencer! Ihr?

**Spencer.**

Ich bleibe Euer Freund, ich bleib' Euch das,
Was Ihr mir ſtets geweſen. (Sie umarmen ſich.)
(Anna und Emma erwachen.)

**Anna.**

Iſt dies ein Traum? Bin ich bei Sinnen?

**Emma.**

So mußt' es ſein! So mußt' es kommen!
Das wußte ich; es konnt' nicht anders ſein!
Viel Unheil trifft die Erde, doch der Himmel
Wacht über ihr! Das Herz kann mir zerſpringen,
Die Welt kann untergeh'n — doch ſeine Treue nicht!
Viel Gräßliches ereignet ſich hienieden,
Doch gibt's auch wunderſchöne Augenblicke,

Die uns der Himmel ſelbſt bereitet hat
Und dann erſcheinen läßt wie helle Sterne,
Wo uns die ſchwärzeſte der Nächte droht.

**Spencer.**

Ich habe dieſen Augenblick erlebt;
Gern bring' ich nun mein Leben ihm zum Opfer!

**Anna.**

Noch ſind wir nicht verlaſſen!

**Lieutenant.**

Ein treuer Freund wiegt tauſend Feinde auf.

**Lenox.**

Und wie gelang es Euch, zu uns zu kommen?

**Spencer.**

Der König ſendet mich.

**Lenox.**

Zu welchem Zwecke?

**Spencer.**

Er ſelbſt vertraute mir das ſchöne Amt,
Zu wachen über Euere Perſon.

**Lenox.**

Wie iſt es möglich? Weiß er es denn nicht,
Daß Ihr mein Eidam ſeid?

**Spencer.**

Ja! Eben deshalb!
Sein Wille iſt's, daß Euch kein Feind bewache.

**Emma.**

So recht! So muß ein König handeln!

Ein großer Fürſt muß groß auch ſein als Menſch,
Muß menſchlich fühlen, fürſtlich recht zu thun.

**Spencer** (zum Lieutenant).

Hier mein Befehl! (Er zeigt den ſchriftlichen Auftrag.)

**Lieutenant** (lieſt).

Dem Würdigſten ertheilt.

**Lenox** (zu Spencer).

Traut dieſem Ehrenmann ſo wie mir ſelbſt!

**Spencer** (gibt dem Lieutenant die Hand).

Willkommen! Lohn Euch's Gott! —
Nun aber laßt uns keine Zeit verlieren!
Mit jedem Augenblick ſteigt die Gefahr.
Nun heißt es auf Beweiſe denken,
Um Eure Unſchuld, Eure Ehre
Und Euer Leben zu vertheidigen.

**Lenox.**

Was für Beweiſe? Iſt mein ganzes Leben
Nicht der Beweis für meine Unſchuld?
Wie? Sollen Worte mehr als Thaten zeugen?
Wer ſehen will, muß makelrein mich ſeh'n.
Mag kommen, was da will! Ich bebe nicht
Für mich, nur Eines drückt ſchwer meine Seele! —
Sie — meine Gattin — und mein Kind!

**Spencer.**

Sie ſind und bleiben ſtets die Meinigen,
So wie ich Euer bin in Ewigkeit!

**Lenox** (ihn umarmend).

Gott ſegne Euch!

**Emma.**

Die Glorie des Himmels ſtrömt
In dieſes Kerkers düſt're Nacht.

(Der Sheriff und zwei Gerichtsperſonen treten ein.)

**Anna.**

Weh uns!

**Spencer.**

Furchtbare Ahnung!

**Sheriff.**

Vernehmt, was ich mit ſchmerzerfüllter Bruſt
Euch zu verkünden hieher komme! (Er lieſt.)
„Da Eduard Graf Lener, durch Anklage,
„Ausſage vieler Zeugen, Dokumente,
„Thatſachen und Zuſammentreffen von
„Umſtänden, ſprechend gegen ihn,
„Auch durch Beweis vielfacher Art
„Von des Gerichtes Stimmenmehrheit
„Des Hochverrathes ſchuldig iſt erkannt,
„Spricht das Geſez — das Todesurtheil über ihn!
„So falle denn ſein Haupt durch's Schwert!“ —
Es iſt vorbei! —

(Schnell ab, ſich das Geſicht verhüllend. Pauſe. Alle übrigen ſtehen unbeweglich.)

**Lieutenant** (gegen Himmel blickend).

Dein Wille iſt es nicht, mein Fürſt!
So komme auch ſein Blut nicht über Dich!

(Lenor führt Anna und Emma zu Spencer und legt ihre Hände in die ſeinigen. Spencer ſteht ſtarr und ſtumm.)

**Lenor.**

In deine Hände, Gott! befehl' ich meinen Geiſt,
In deinen Schutz, o Freund! die Meinigen.

(Anna und Emma ſinken neben Lenor auf die Knie. Emma erhebt ſich endlich raſch.)

**Emma** (zu Spencer).

Ich liebe Dich mehr als mein eignes Leben,
Und was mir Gott verlieh'n an Reiz und Tugend,
Wär'ſt du mein Gatte, wäre nur beſtimmt,
Ein Opfer für dein höchſtes Glück zu ſein;
In Dir nur würd' ich leben, nur für Dich,
Und in der Seligkeit, die ich Dir ſchaffe,
Wär' ich, du Glücklicher! die Glücklichſte.
Beſtimmt iſt meine Hand Dir und mein Herz,
Doch nur als Retter meines Vaters
Sollſt Du als Gattin mich umarmen.
Fällt er, bin ich auf ewig Dir verloren;
Aus *ſeinem* Blut ſproßt mir des Grabes Blume.
Er gab das Leben mir, ihm folg' ich in den Tod,
So wie dem Morgen folgt das Abendroth.
(Sie umklammert ſeine Füße.)
Bei unſ'rer Liebe und bei Gott, dem Quell der Liebe,
Beſchwör ich Dich, errette meinen Vater!

**Spencer** (ſie emporziehend).

O wäre meine Kraft dem Willen gleich!
Der Wille bin ich ſelbſt, Kraft gebe Gott!
Euch retten, oder mit Euch untergeh'n,
Dies iſt der Wunſch, der mich allein beſeelt,

Und ohne Dich iſt mir das Leben Laſt.
Was wäre ich? was wäre mir
Das Leben ohne Dich? Des Lebens Krone
Biſt du! Verloren wär' ich hier und dort,
Könnt' ich aufhören, Eins mit dir zu ſein.
In einer kranken Muſchel wird
Die unſchätzbare Perl' erzeugt,
Der Schmuck des ſchönſten Diadems;
In dieſem ſiechen Daſein läßt
Ein Gott die heil'ge Lieb' entſtehen,
Das Kleinod unſers armen Lebens.
Sie iſt die Sonne; mit ihr ſchwindet
Des Lebens Tag in Grabesnacht;
Sie aber fliegt, wie jede Flamme
In ihres Scheidens Augenblick,
Zum Himmel auf, dem Quell des Lichtes,
Der auf die Erde niederſtrömt.

(Pauſe; dann drückt er Emma feurig an die Bruſt.)

Du mein, ich Dein! der Todesengel nur
Vermag es, uns zu trennen. Er winkt mir,
Und furchtlos wag' ich nun das Äußerſte;
Mag es die Welt auch nennen, wie ſie will,
Ich ſchütze Euch und nichts iſt mir die Welt.
Gott ſieht mein Herz, mag ſie mich nun verkennen;
Ich trotze ihrem Tadel, ihrem Schmäh'n,
Denn es iſt recht, rett' ich den Vater Dir.

(Feierlich zu Lenor tretend.)

Vergönnt mir, ſo zu handeln, wie ich muß,

Wie Pflicht und Ehr' und Liebe mir gebieten!
Ihr dürft kein Unrecht an den Eurigen
Begehen, dürft nicht ſterben, müſſet Euch erhalten
Für ſie, für Euer Vaterland!
Und wär' ein Unrecht, treff' es mein Haupt nur!
Verlaſſen müßt Ihr dieſe Kerkerwände;
An einen Ort werd' ich Euch bringen,
Von welchem wir nach Frankreich flieh'n.
Dort, ſicher vor der Feinde Höllenmacht,
Sollt' Ihr von ungerechter Anklag' Euch
Rechtfertigen, ſollt Eure Ehre retten,
Sollt wieder makelrein erſcheinen
Vor Eurem König, vor dem Vaterland,
Bis der gerechte Fürſt Euch ſelbſt zurückruft
Und neuerdings an ſeinen Thron Euch ſtellt!

**Lenox.**

Indem ich Eurer Liebe danke,
Muß ich den liſt'gen Rath verwerfen.
Rein bin ich, rein will ich auch bleiben.

**Anna.**

Und wollteſt lieblos untergeh'n?

**Emma.**

Willſt eingeh'n in das Reich der Seligkeit,
Uns aber laſſen hier in Schmerz und Schmach?

**Lenox.**

Welch Urtheil fällte über mich die Welt,
Wenn ich zum Fliehen mich erniedrige?

Du ſelber, liebbethörter Freund,
Was würdeſt Du an meiner Stelle thun?

**Spencer.**

Ich — würde fliehen! Liebt Ihr Euern König,
So müßt Ihr ein Verbrechen ihm erſparen.

**Lenox.**

Doch nicht auf Koſten meiner Ehre,
Die ſelbſt ein Zweifel nicht beflecken darf.
Du aber, theure Gattin, liebe Emma, Du! —
Ihr mögt des Freundes Anerbieten folgen.
Euch kann kein Argwohn treffen, kein Verdacht:
Euch ſpricht ganz England frei von aller Schuld.
Und trieb Euch auch die Todesfurcht zur Flucht,
Wer tadelt Todesfurcht an einem Weib?

**Anna.**

So niedrig denkt mein Gatte von der Gattin?

**Emma.**

Dein Heldenmädchen nannteſt Du mich oft,
Und ich ſoll feig nun fliehen, wo ich weiß,
Daß jeden Augenblick ein Todesſtreich Dir droht?
Und mußt Du fallen, ſei's vor meinen Augen;
*Dein* letzter Augenblick ſei auch *mein* letzter!

**Anna.**

Erhalte Dich, um uns auch zu erhalten!

**Spencer.**

Drei Leben werdet Ihr durch *Euch* erhalten,
Drei Leben mit dem *Eurigen*:
Ihr rettet Kind und Mutter, rettet Ihr Euch ſelbſt.

**Lieutenant.**

Bald wird ſich Eure Unſchuld glänzend zeigen.
Und danken wird Euch Euer Vaterland, —

**Spencer.**

Und Euer König, der doch bald erfahren muß,
Welch' Unrecht man verübt in ſeinem Namen,
Deß edles Herz dann, vor der Welt geſchändet,
Erſtarren müßte in zu ſpäter Reue.
Liebt Ihr die Eurigen, liebt Ihr den König,
Liebt Ihr das Vaterland, ſo rettet Euch!

**Anna.**

O mein Gatte!

**Emma.**

O mein Vater!

**Spencer.**

Könnt Ihr die Namen hören und den Tod
Mit ſtarrem Trotz entgegen geh'n,
Wo Euch zwei Lebensengel winken?

**Lenox.**

Und wenn mein Todesurtheil, ſelbſt
Wenn ich aus fernem Lande meine Unſchuld
Vertheidige, beſchloſſen bleibt? Wie dann?

**Spencer.**

Dann bietet Euer Haupt dem Beile dar; —
Ich halt Euch nicht zurück, ich ſchwör' es Euch!
Bereit zur Flucht iſt Alles; dieſe Nacht
Bringt Euch in Sicherheit.

**Lenox** (auf den Lieutenant deutend).
Und dieſen ſtürzen wir in's Elend?

**Spencer.**
Für ihn iſt längſt geſorgt.

**Anna** und **Emma.**
Du willſt Dich retten?

**Lenox.**
Ein ſchweres Opfer bring' ich Euch — vielleicht mich ſelbſt!
(Sie gehen aus dem Kerker.)

---

Platz in London. Im Hintergrunde zeigt ſich das Blutgerüſt. Erſtes Grauen der Morgendämmerung.

**Graf Lenox.**
Verwirrt mich nicht die formlos dunkle Nacht,
So bin ich meinem Ziele nah. —
Wie ruhig ſchlummert Alles um mich her!
Und jedes Haus im weiten Raum der Stadt
Iſt nun ein großer Leichenſarg.
Sie ſchlafen, neu zum Leben zu erwachen;
Ich wache, um den letzten Schlaf zu thun. — (Pauſe.)
Wer kann ſich rühmen: er ſei ſtark?
Gott ſei mein Zeuge: rein war all' mein Leben;
Und dennoch hätte bald ein Augenblick
Entehrt mich vor mir ſelbſt und vor der Welt.
Die Furcht darf nur die Frucht der Sünde ſein,
Die Tugend darf vor keiner Macht erbeben,
Vor keiner Qual, ſelbſt vor dem Tode nicht.

Was iſt der Menſch, der an dem Ird'ſchen klebt?
Was iſt der Menſch, der an dem Leben hängt?
Ein Ball des Schickſals und der Menſchen Spiel. —
Gefehlt hab' ich, doch nur in ſchwacher Stunde;
Zu mächtig ſprach das Herz und ſein Gefühl,
Zu ſüßer Balſam trof in meine Wunde!
Verzeih' mir Gott, daß ich erlag der Schwäche,
Die ich, ein ſtrenger Richter, an mir räche.
Montroſ — o bebe nicht, ob meiner Flucht!
Im Morgenroth ſiehſt Du mein Blut hier glüh'n.
Gefeſſelt nicht — frei ſteig' ich auf's Schaffot —
Mein Troſt, der Meinen Vater, iſt ja Gott!
Nicht Frevel darf zum Henkerbeil mich zieh'n —
Ein freier Mann — ſo tret' ich hin zum Tod!

(Im Hintergrunde erſcheint der Sheriff mit zwei Männern, die ihre Fackeln niederſtellen und am Blutgerüſte arbeiten.)

**Lenox** (etwas näher tretend).

So bin ich recht! Es iſt das Blutgerüſte,
Das meiner harrt in ſeinem Trauerſchmucke.
Sei mir willkommen! Du harrſt nicht vergebens.
In wenig Stunden fließt der Strom des Lebens
Aus allen Adern dieſes morſchen Körpers;
Und himmelwärts, wie dieſer Fackelglanz,
Schwingt ſich mein Geiſt zum ew'gen Palmenkranz.
Nicht mehr gehör' ich dieſer Erde an;
Ich fühl's: empor, empor geht meine Bahn!
Für Recht und Tugend fall' ich; ſolche Opfer,
Sie müſſen ſein, damit des Laſters Gräuel

In ſeiner ganzen Schreckgeſtalt erſcheine,
Der Gute mit dem Guten ſich vereine,
In's Herz der Nachwelt Schmerz und Reue dringe
Und ſie den Bund der Sünde kühn bezwinge.
Dann wird die Erde einſt ein Friedensreich
Und Menſchen – ſtärk' mich, Glaube! — Engeln gleich!
(Sheriff und die Männer mit den Fackeln treten ab. Der Morgen beginnt.)
Vollendet iſt's! Auch mir winkt die Vollendung.
Verſchwunden iſt der Glanz des Irdiſchen;
Am Himmel geht mein Licht mir auf. —
Doch — welches ſeltſame Ermatten will
Mich jetzt beſchleichen, wie ein böſer Feind,
Um mir den feſten Todesmuth zu rauben?
Iſt's Macht des Schlafes? Iſt's der Jahre Laſt,
Die ſich ſo ſchwer auf meine Glieder ſenkt?
Ja, bis an's Grab übt die Natur ihr Recht
Auf dieſe morſche Menſchen-Hülle aus.
Wohlan! Empfange mich, du letzter Schlaf!
Du, Blutgerüſt, gewähre mir die Stätte
Der letzten Ruh!
(Er lagert ſich auf eine der unterſten Stufen des Blutgerüſtes.)
O Gattin! Tochter! Dort — ſeh'n wir uns wieder!
Lebt wohl! — — Nur dort. — Hier finde mich das Schwert!
Das Opfer ſtellt ſich ſelbſt dem Beil! —
Komm, Schlaf! Damit ſie mich erwecken
Zum ew'gen Schlaf! — Ich — kann nicht widerſteh'n
Sei mir willkommen, Du, des Todes Bruder,
Du Gaukelſpiel — der Grabesnacht! (Er entſchläft.)

**Richard**

(der während der letzten Worte gekommen iſt, vorwärts tretend).

Bei Gott — er iſt's! Ach! Welche Schauer dringen
Mir durch das Innerſte! Freiwillig
Kehrt er zum Blutgerüſt zurück? —
Gleich dem Poſaunenruf des Weltgerichts
Hallt dieſe Stimme aus dem Schooß der Nacht
Mir in das Herz, und aufgeſchreckt erwacht
Des bebenden Gewiſſens Schreckensgeiſt.
Was kann ich thun? — Was muß ich thun?
O welche Seelengröße! Welche Herzensreinheit!
Und dieſes Haupt ſoll fallen von des Henkers Beil?
Und über meine Todesſtunde kommen ſoll
Sein Blut? Gott ſtärke mich mit Kraft und Muth!
Ich fühl's, mein guter Engel führte mich hieher
Zu meiner Seele Heil.
Ein neues Daſein iſt in mir entglommen.
Auf! Schnell muß Alles nun geſcheh'n;
Ich will ihn retten — oder untergeh'n;
Graf!

**Lenox.**

Weſſen Stimme ſtört die Todesnacht?

**Richard.**

Die Stimme gottgeſandter Reue.

**Lenox.**

Die Stimme Richard's?

**Richard.**

Des Verworfenen.

**Lenox.**

Was führt Euch hieher?

**Richard.**

Darf ich Euch das fragen?
Was führt Euch her, den Freigewordenen?

**Lenox.**

Die Pflicht. Ein Sklave war ich, da ich floh;
Frei bin ich nun, gehorchend dem Geſetz,
Das meinen Tod beſchloß. Selbſt ſtell' ich mich
Dem Blutgericht, das über mich verhängt.
Geh' hin, verkünd' es meinen Feinden,
Ruf's laut in des Montroſ' entzücktes Ohr:
Freiwillig ſtellet ſich das Opfer dar!

**Richard** (ihm zu Füßen ſtürzend).

Verzeihung dem Verirrten! Ja, ich bot die Hand
Zum Frevel, welcher Euch zum Tode führt.
Wie Staub und Fluth ein Spiel des Sturmes ſind,
So riſſen böſe Geiſter mich dahin.
O habt Mitleid mit mir! Ich bin erwacht
Vom Taumel, welcher mich betäubt.
O nehmt von meinem Haupt den eignen Fluch!
O rettet Euch! Noch iſt es nicht zu ſpät.
Entfernet Euch auf wenig Tage nur,
Und baut auf mich ich rette Euch.
Verſchmäht nicht, — ich beſchwör' Euch — meine Hand!
Ihr rettet meine Seele

Von ewiger Verdammniß! Laßt Euch retten!
Erhaltet England ſeinen Schutzgeiſt
In Euch! O habt Erbarmen! Hört auf mich!
Gott wird's Euch lohnen. Euer Leben wird
Das Leben ſein von Tauſenden.
O nehmt die Hülfe an! o würdigt mich!
Nur wenig Tage haltet Euch verborgen —
Und England blüht durch mich ein neuer Morgen.

**Lenox.**

Rein war mein ganzes Leben, makelrein;
Nur ein Verbrechen hätte mich geſchändet —
Das mich des Herzens Schwäche ließ begeh'n.
Mein beſſ'rer Geiſt erwachte früh genug,
Vor Selbſtentehrung mich zu ſchützen.
Beſchloſſen iſt mein Tod — ich folge dem Geſetz.
Gott ſegne England, ſegne meinen König —
Denn er iſt gut und edel — nur verblendet.
Hab' ich nun meine ird'ſche Bahn vollendet,
Bezeugt die Wahrheit, wie Ihr es vermögt!
Dafür verzeih' der Himmel Euch, wie ich.
Doch wißt, hier ſteh' ich an des Todes Pforte,
Entſchloſſen. Sparet denn vergeb'ne Worte!
Laßt in den letzten Stunden mich mir ſelbſt!
Der König ſei der Meinen Schutz und Troſt!

**Richard.**

So laſſe Gott es mir gelingen,
Die ſchönſte That des Lebens zu vollbringen!

(Er eilt fort.)

**Lady Anna. Cecil**, zwei Gerichtsdiener.

**Lady Anna.**

Ihr nanntet Euch einſt meines Gatten Freund —
Und nun —

**Cecil.**

Will ich Euch durch die That beweiſen,
Daß ich es bin.

**Lady Anna.**

Und doch führt Ihr mich fort?

**Cecil.**

Dankt Gott, daß ich es bin, in deſſen Händen
Ihr ſeid! Ich bot mich an — um Euch zu retten;
Bebt nicht, verweilet nicht, und folgt mir ruhig!

**Lady Anna.**

Sagt nur dies Eine: Iſt mein Gatte frei?

**Cecil.**

Ich hoff' es; noch hat man ihn nicht gefunden.

**Lady Anna.**

Mein Gatte! Gott! Und meine Emma?

**Cecil.**

Gott ſchützt die Unſchuld. Kommt!
Ein Augenblick — und ich vermag nichts mehr!
(Ab mit Anna und den Dienern.)

**Montroſe** (tief in ſeinen Mantel gehüllt).
Die Morgenröthe naht. Mich faßt Verzweiflung.
Noch keine Nachricht, daß man ihn ergriffen!
Bleibt er nur wenig Tag' in Sicherheit,

So nimmt die Sache eine and're Wendung;
Es ſiegt der Tugendheld — ich bin verloren!
Es ſei ein Preis auf ſeinen Kopf geſetzt!
So geht's, ſo muß es gehn; dem Eigennutz
Iſt Alles feil, und freudig wagt er Alles,
Wenn ihm der gold'ne Mammon glänzend winkt.
Nehmt all' mein Habe, nehmt mich ſelbſt dahin,
Stoßt in die tiefſte Hölle mich hinab
Und laßt mich ewig alle Martern fühlen!
Gern' duld' ich's für den Einen Augenblick,
Da ich auf's Blutgerüſt ihn ſteigen ſeh'!
Ihr Teufel, laßt mich nicht zu Schanden werden!
Laßt meine Rache mich befriedigen!
O ſchaffet mir ſein Haupt! Ich hab' gelebt,
Erſchöpft, was uns dies Daſein bieten kann,
Was Phantaſie erſinnen, Wirklichkeit
Vollbringen kann, — geſchehe nun, was will;
Nur, Schickſal, laß mich nicht zu Schanden werden!
Schon wird es heller. Will der Tag mich höhnen?
Und Emma noch nicht hier? noch keine Nachricht
Von ihm? — Geräuſch? was ſoll's?

(Emma, von einigen bewaffneten Vermummten geführt.)

**Montroſe.**

Sie iſt's!

**Emma.**

Wohin wollt' ihr mich führen? Redet!
Nicht weiter folg' ich euch. Nehmt ab die Larve!
Schon glimmt der Tag; bald füllen ſich die Straßen.

Mein Angſtgeſchrei ſoll Londons Bürger wecken,
Und Rettung muß ich finden oder Tod.

**Montroſe** (zu einem der Vermummten).

Entlarvet und entfernet Euch, doch bleibt
Mir in der Näh', auf meinen Wink bereit!

(Sie entfernen ſich.)

So muß ich denn ein neues Spiel beginnen;
Was Macht nicht zwingt, kann Sanftmuth noch gewinnen.

**Emma** (die Montroſe erblickt und ſchnell erkennt).

Die Frevelthat — ſie ruft mir Euren Namen —
Ihr ſeid Montroſe!

**Montroſe.**

Ich bin's O hättet Ihr
Mich immer ſo erkannt, wie nun; Ihr hättet —
Gott ſei mein Zeuge! — mich mit jener Glut
Geliebt, die mir das Herz für Euch verzehrt!

**Emma.**

Sonſt glänzte vor dem heuchleriſchen Antlitz
Ein Höllenſchein erlogner Offenheit;
Nur Euer Inneres war tief vermummt.
Nun habt Ihr eingehüllt das Aeußere
Und zeigt mir das Gemüth in ſeiner ganzen
Nichtswürdigkeit. — Ich bin ein hülflos ſchwaches
Geſchöpf; doch nimmer beb' ich Eurer Liſt
Und Macht. Hier ſei das Ziel für mich und Euch!
Gebt frei mich — Ich gebiet es Euch im Namen
Der Tugend und des Himmels — gebt mich frei!

Ich bin entſchloſſen, dieſe Stelle
Nur ſterbend zu verlaſſen.
Seht mich als Euern böſen Geiſt vor Euch!
Ich rufe Fluch herab auf Euer Haupt.
Und wolltet Ihr mich zwingen, Euch zu folgen,
So wißt, ich wäre nur die Rachegöttin,
Die Euch hintreibt zum Abgrund des Verderbens!
O gebt mich frei! Führt mich zur Mutter hin,
Daß ich mit ihr des Vaters Grab beziehe,
Mit meinen Händen ihren Hügel grabe —
Und ſterbe! —
Geiſt meines Vaters! Höre mich!
Sei hilfreich, ſende —

**Montroſe.**

Haltet ein! Vernehmt mich! —
Und eh' noch voller Tag am Himmel ſtrahlt —
Habt Ihr die Freiheit und die eig'ne Wahl. —
Wißt — Euer Vater lebt!

**Emma.**

Er lebt? — Ihr lügt!

**Montroſe.**

Mög ich in dieſem Augenblicke todt
Vor Euch hinſtürzen, red' ich Wahrheit nicht!
Er lebt!

**Emma.**

Wo iſt er? Führt mich zu ihm!

**Montroſe.**
Er lebt — und Euch allein gewährt der Himmel,
Ihm Glück und Leben freudig zu erhalten.

**Emma.**
Und wie vermag ich das?

**Montroſe.**
Durch Eure Hand,
Die Ihr als Gattin in die meine legt.

**Emma.**
Gott ſtärke mich! Was fordert Ihr!

**Montroſe.**
Was Recht und Ehre mir erlauben.
Vor dem Altar, in Gegenwart
Des Adels und der Pairs des Reichs
Empfangt als rechtmäßige Gattin
Mein Herz und meine Hand und meinen Namen, —
Und Euer Vater ſegne mich und Euch!
Wo nicht — ſo fließt, um Eures Starrſinns willen,
Herzloſe! — ſo fließt, heute noch ſein Blut. — Blickt hin!
Von jenem Blutgerüſte ſeht Ihr's fließen,
Das ſeiner harrt! Noch iſt es Zeit — blickt hin!
In Euern Händen liegt —

**Emma** (das Blutgerüſt erblickend).
Entſetzlich! Vater! Vater!
Dich retten! — Dich! — Nehmt meine Hand, mein Leben!
Nehmt mich zur Gattin, tödtet mich, beginnt,
Was Ihr nur wollt! — Ich rette ihn, bin Euer,

O rettet, rettet! O mein Vater! Lebe!
Ich ſterbe für Dich!

**Lenox** (erwachend).

Weſſ' Stimme rufet mich ins Leben? Emma!

**Emma.**

O Gott! Mein Vater! Vater!
(Sie eilt zum Blutgerüſt, und ſtürzt vor ihm nieder.)

**Montroſe.**

Hölliſches Gaukelſpiel!

**Lenox.**

Schickt Dich der Himmel mir als Todesengel?

**Emma.**

Als Dein glückliches Kind, dem Gottes Gnade
Dich zu befreien gönnt — als Montroſe's Gattin!
Ja, Du wirſt leben, Vater! mir gelingt's,
Den Todesſtreich von Deinem Haupt zu wehren.

**Lenox.**

Das wolle Gott verhüten, daß mein Kind
Durch einen Meineid mich zu retten wagt!
Du biſt Lord Spencer's Braut, gabſt Deinen Schwur,
Und ich den meinigen.

**Montroſe** (ganz gefaßt hinzutretend).

Doch wenn der Lord
Mir ſelbſt freiwillig überläßt die Braut?

**Lenox.**

Und ſoll ich feilen Wucher dann beginnen
Mit meines Kindes Hand, ein ſchnödes Leben,
Auf feile Weiſe bettelnd, mir gewinnen?

Der Tod iſt mir beſtimmt; er treffe mich!
Doch frei bin ich von Schuld, frei kam ich her;
England erkenne mich auch auf dem Blutgerüſt!

**Emma.**

Mein Vater! ich beſchwör' Euch, gönnet mir —

**Lenox.**

Nichts, was die Tugend nicht erlaubt.
Wo iſt die Mutter? Rufe ſie!

**Montroſe.**

Thörichter Starrſinn! Nun ſo wißt: Ihr ſeid
Ein ſchmachbedeckter Flüchtling; zweifach ſchwere
Verbrechen habt Ihr nun auf Euch geladen,
Und zweifach iſt nun Euer Leben auch
Verwirkt, dem Tode heimgefallen.

**Emma.**

O ſchonet ſeiner! Handelt edel!

**Montroſe.**

Ihr dürft nicht frei zum Tode geh'n;
Verbrechern ziemt die Ehre nicht.

**Lenox.**

Ich will Gerechtigkeit — nicht Eure Gnade!

**Montroſe** (ruft).

Herbei! (Bewaffnete kommen.)
Ergreift ihn! führt ihn in's Gefängniß!
Von dort aus führt der Weg zum Blutgerüſt.

(Die Bewaffneten kommen. Edward erſcheint von der andern Seite, gleichfalls mit bewaffneten Bürgern.)

**Lenox** (indem er ſich auf die unterſte Stufe des Blutgerüſtes ſtellt).
Zurück! Hier iſt der Platz, von welchem nur
Der Tod mich trennen kann.

**Montroſe.**
Und mein Befehl! Säumt keinen Augenblick!
Wenn er ſich ſträubt, ſo ſchleppt ihn in den Kerker,
Dem er entfloh und dem er angehört!
(Montroſe's Leute wollen ihn ergreifen.)

**Lenox** (entreißt Einem derſelben das Schwert, und ſtellt ſich an's Blutgerüſt, Emma vor ihn).
Tod treffe Jeden, welcher an mir frevelt!
Wer ein dem Tod geweihtes Haupt mißhandelt,
Deß' Haupt wird ſelbſt des Grabes ſchnelle Beute.

**Richard** (vortretend).
Nicht Einer wag' es, Hand an ihn zu legen!
Wer hat das Recht, von hier ihn wegzuſchleppen?
Die Todesſtunde naht; er ſei bewacht,
Doch unverſehrt und ohne Schmach!

**Montroſe.**
Biſt Du von Sinnen? Hat die letzte Nacht
Dir den Verſtand geraubt? Verrückter, fort!

**Richard.**
Zu ſeinem Schutz bleib' ich mit dieſen Bürgern,
Die ihres Schutzgeiſt's Ehre ſchützen wollen,
Vor Schmach bewahren ſeine letzte Stunde.
Nicht weichen wir von ihm. (Zu den Bürgern) Umſtehet ihn,
Und bildet eine Mauer gegen Frevel!
(Die Bürger ſtellen ſich vor das Blutgerüſt.)

**Lenox.**

Gott lohn' es Euch! (Man hört dumpfes Trommeln.)

**Montroſe** (dringt mit entblößtem Degen auf Richard ein).

Aufrührer, fahr' zur Hölle!
(Er ſtößt ihm das Schwert in den Leib.)

**Richard.**

Gott ſei mir gnädig! (Er wird unterſtützt.)

**Lenox.**

Bitt're Todesſtunde!
(Zu Montroſe.)
O haltet ein; vergießt kein Blut für mich!
Ich komme.
(Er verläßt das Blutgerüſt und tritt vor. Emma ſtützt ihn.)
Ich gebe mich in Eure Macht;
Thut, was Ihr wollt; mißhandelt, ſchleppt mich fort!
(Lenox tritt zu Richard, und kniet mit Emma bei ihm.)
Die Wund' iſt tief; ſie ſcheint in's Herz gedrungen;
Heiß quillt das Blut hervor — und ach, für mich!

**Richard.**

Das iſt's, was mir den Tod verſüßt!

**Lenox.**

Dort oben finden wir uns bald, —
Froh — ohne Wunden, ohne Schmerz!

**Richard** (ſich erhebend).

Vernehmet denn, ihr Alle, mein Bekenntniß
Der Todesſtunde! Höret meinen Schwur,
Daß Gott ſich meiner Seel' erbarmen wolle! —
Er, dem das Blutgerüſt hier droht,
Er iſt ſo —

**Montroſe.**

Bringt ihn fort! Er redet irre, oder
Die Bosheit ſchäumt ihr letztes Gift noch aus
Für den verdienten Tod! Schnell tragt ihn fort,
Daß er nicht Haß und Zwietracht ſterbend wirke
Durch feiler Lügen Truggewebe!

**Emma.**

Ihr Bürger! Wahrheit will ſein Mund verkünden.
Vernehmt ihn! laßt nicht ungehört ihn ſterben.

**Richard** (zu den Bürgern).

Noch iſt es Zeit! — Geleitet mich!
(Bürger führen ihn fort.)

---

Ein Gemach im königlichen Palaſte.
**Ethelbert** raſch eintretend. **Cecil** ihm folgend.

**Ethelbert.**

So ſprecht denn! Keine Zeit iſt zu verlieren.
O daß ich dürfte! Wär' es ſo,
Es müßte das blutdürſt'ge Todesbeil
Zerſplittern, eh's ſein Haupt erreicht.

**Cecil.**

Die Wahrheit will und werde ich bekennen,
Wie ich es meinem König ſchuldig bin.
Graf Lenor floh aus ſeinem Kerker.

**Ethelbert.**

Durch weſſen Beiſtand?

**Cecil.**

Durch Lord Spencer's —

**Ethelbert.**

Er war ſein Schwiegerſohn; zu viel
Hab' ich von ihm verlangt.

**Cecil.**

Auch war der Lieutenant —

**Ethelbert.**

Ein Menſch!
Sie fehlten Beide, — aber menſchlich! Weiter!

**Cecil.**

Allein, noch eh' die Morgendämmerung graute,
Stand ſchon Graf Lenox, ſeine Flucht bereuend,
Vor'm Blutgerüſt, dem Tode ſelbſt ſich ſtellend,
Wie das Geſetz ihn ausgeſprochen.

**Ethelbert.**

Er ſelbſt? Braucht's einen ſtärkeren Beweis
Von ſeiner Unſchuld noch? So handelt nur,
Wer ſchuldlos ſeinem Tod entgegen geht. —
Welch ein Geräuſch im Vorgemach? Seht nach!
(Cecil geht hinaus.)
Mein Gott! Erleuchte mich! O ſtärke mich!
Laß mich die Wahrheit hier erkennen,
Und thun, was recht, mit eig'ner Kraft!

**Cecil** (höchſt bewegt).

Richard befindet ſich im Vorgemach,
Der Freund des Montroſ', und von ihm verwundet,
Weil er's gewagt, den Lenox zu beſchützen,
Als Montroſ' den Zurückgekehrten
Vom Blutgerüſt nochmal zum Kerker

Hinſchleppen wollte laſſen. Nah' dem Tod,
Will Richard das Geheimniß des Verbrechens
Nicht mit ſich nehmen in das Grab,
Will, von Gewiſſensangſt getrieben,
In ſeinen letzten Augenblicken
Die Frevelthat des Montroſ' Euch entdecken,
Euch ſelbſt, und Lenor's Unſchuld auch.

**Ethelbert.**

Führt ihn herein! Ruft Aerzte ſchnell zu Hilf'!

(Cecil öffnet die Thür des Seitengemachs. Richard, von Zweien geſtützt, kommt mühſam bis an die Thürſchwelle.)

**Richard.**

In meinen letzten Augenblicken,
Dem Richterſtuhle Gottes nah' —
Mein Fürſt — bezeuge und beſchwöre ich —
Des Grafen Unſchuld — er iſt makelrein —
Montroſ' — Verbrecher. — Haß des Edlen
Trieb ihn — den Herrlichen dem Tod — zu opfern —
Ich ſchwör's — ſo wahr Gott meiner Seele —
Laßt nicht das Beil — Gott ſei mein Zeuge!
Montroſ' — Ehrgeiz — und blinde Leidenſchaft —
O rettet Lenor, wie mich Gott — (Er ſtirbt.)

**Cecil.**

Bringt ihn von hinnen! (Richard wird weggebracht.)

**Ethelbert.**

O ew'ge Vorſicht! Dein Werk iſt die Rettung.
Du wollteſt ihm das Leben — mir die Ruh' erhalten!

(Er ſinkt in einen Stuhl mit verhülltem Angeſicht. Spencer tritt ein und wirft ſich dem König zu Füßen.)

**Spencer.**

Mein Fürſt! laßt Gnade walten! Gott wird's lohnen.
Nur Montroſ' will des edlen Grafen Tod,
Weil er die Hand der Tochter ihm verweigert.
So wahr wir an ein ew'ges Leben glauben; —
Frei von Verbrechen iſt Graf Lenox,
Rein wie die Sonne über uns.
Ich bin bereit, zu ſeiner Rettung
Das höchſte Opfer ihm zu bringen,
Ja — ich entſage Emma's Hand!
Sie werde ſeine Gattin, mir das Grab
Zum Brautbett! Von dem Vater
Erhielt ich ſie, dem Vater
Bring' ich mein Glück zum Opfer.
Sprecht aus das Wort des Lebens!
Schon blinkt das Todesſchwert
Über ſeinem Haupt.
Erſcheinet dem Schuldloſen,
Erſcheinet als Schutzengel,
Sprecht aus das Wort des Lebens,
Das Gnadenwort ſprecht aus!

**Ethelbert.**

Eh' will ich tauſendmal dem Schuldigen verzeihen,
Eh' ein Schuldloſer fallen ſoll durch mich!
Steht auf, und folget mir!

(Er ergreift Spencer's Hand und eilt mit ihm in das Seitengemach. Cecil entfernt ſich durch die Hauptthür.)

Der Platz mit dem Blutgerüſte.

**Lenox. Anna. Emma. Montroſe.** Der **Lieutenant. Soldaten. Bürger. Volk. Sheriff. Scharfrichter.**

**Montroſe** (zum Sheriff).
Euch übergeb' ich ihn. Thut Eure Pflicht!
Den Ausſpruch des Geſetzes laßt vollzieh'n!

**Lenox** (Anna und Emma küſſend).
Lebt wohl! Gott ſei mit euch!
Zeigt meiner würdig euch
Im letzten Augenblick!

(Er reißt ſich von ihnen los, und geht mit Würde gegen das Blutgerüſt.)

**Montroſe** (zum Lieutenant).
Ihr bürget mir für Ruh und Ordnung,
Und bringet mir die Nachricht des Vollzugs!

(Indem er abgehen will, hört man ein ſich näherndes Getöſe. Lord Spencer und Cecil kommen, Garden folgen ihnen.)

**Spencer.**
Haltet ein! Zurück das Henkersbeil!
Im Namen unſers Königs ruf ich laut:
Graf Lenox lebe! Der Schuldloſe lebe!

**Montroſe.**
Wagt Ihr ein eigenmächtiges Gaukelſpiel?

**Spencer.**
Der Gnade ſchönſtes Fürſtenrecht,

Vereinigt mit der höchſten Fürſtenmacht,
Die Unſchuld zu beſchützen. Leſet hier!
(Er gibt ihm den königlichen Befehl.)
Des Reichs Grundfeſte iſt Gerechtigkeit!
So ſpricht der Fürſt, den Gott erhalten wolle.
(Er eilt zum Grafen Lenor.)
Lebt ehrenvoll, wie's Euch gebührt!
(Er führt ihn zu Anna und Emma.)
Den Gatten und den Vater ſendet euch
Der Fürſt durch meine Hand. (Anna und Emma umſchlingen ihn.)

**Mehrere.**

Er lebe! Heil dem König!

**Montroſe.**

Steh ich ein Todter unter Lebenden?
Gebrandmarkt, wo die Ehre ſtrahlt?
Verworfen, wo der Jubel tönt?
Verhaßt? Verflucht? Verhöhnt von feigen Seelen?
Durch eig'ne Kraft ſchwang ich mich aus dem Nichts
Zum Gipfel auf der Größe und des Glücks;
Durch mich allein auch ſink' ich in das Nichts;
Das Grab bedecke meine Schmach!
War ich Verbrecher, — ſei ich auch mein eigner Richter,
Erliege nur mir ſelbſt!
(Er zieht einen Dolch und durchſticht ſich.)
Nun jauchzt! Doch ſpotten ſollt ihr meiner nicht,
Kein Jubellaut dringt in die Grabesnacht.
Fahr hin — du Fiebertraum von — Glück und Macht!
Lenor — Ihr ſeid gerächt! (Er ſtirbt.)

**Lenox.**

Hier liegt das Opfer blinder Leidenſchaft!
Die Unſchuld lohnt, das Laſter ſtraft ſich ſelbſt. —
Gerungen hab' ich mit des Böſen Macht,
Den Kampf beſtanden mit dem Schrecklichen,
Den Kampf für Recht und Tugend auch.
Beklagen muß ich Dich, Du Armer!
Du kannteſt nicht des Lebens Glorie,
Den Sieg der göttlichen Natur!
Des Geiſtes Kraft, des Herzens Reinheit,
Wie ew'ge Sterne leuchten ſie und glüh'n,
Wenn Todeswolken unter ihnen zieh'n,
Mit unentweihter Himmelsluſt
Im Paradieſe einer edlen Bruſt!

(Er umarmt Spencer. Anna und Emma ſchmiegen ſich an Beide.)

# Inhalt.

Seite

Lorenzo von Medici . . . . . . . . 3

Der Reichsverweſer . . . . . . . . 163

Gedruckt bei C. Ueberreuter.

# Ch. Kuffner's

# erzählende Schriften,

dramatiſche und lyriſche Dichtungen.

## Ausgabe letzter Hand.

### Fünfter Band.

**Wien, 1843.**
Verlag von Ignaz Klang, Buchhändler.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

c 9/a

# Lebensglück und Selbſtbeherrſchung.

MÜNCHEN

Abends im Garten des alten Harold ſtanden mehrere Perſonen am Fiſchteiche, mit Angelruthen und Netzen. Alle zuſammen fiſchten aber nichts: Die Weiber und Mädchen aus Ungeſchicklichkeit und Lachluſt, die Männer, weil ſie mehr auf die Fiſcherinnen als auf die Fiſche Acht hatten.

Der alte Harold ſaß auf einer grünen Bank am Ufer und hatte über den komiſchen Unwillen der nichts fiſchenden Fiſcher und Fiſcherinnen ſeine herzliche Freude, während ſein Sohn Wilhelm ſich vergeblich bemühte, die Damen das Fiſchen zu lehren. Das führte endlich zu einem Geſpräche auf die Damen überhaupt, als geborne Meiſterinnen im Fiſch- und Fliegenfang (wohl zu merken: die Fiſche und Fliegen ſind dann wir Herren der Schöpfung); dann auf die verſchiedenen Arten von Menſchen, die im Lebens-Ocean ſo mancherlei fiſchen möchten und doch wenig oder nichts fiſchen, wo dann z. B. der Eine eine Erbſchaft fiſchen möchte, der Andere ein einträgliches Amt, der Dritte einen glänzenden Titel. So angelt denn auch der Dichter nach Gedanken und Bildern, die Kokette nach Anbetern, der Arzt und der Tod nach Kranken, der Advokat nach Prozeſſen, der Journaliſt nach Pränumeranten und Mitarbeitern, der Schauſpieler nach Beifallklatſchern u. ſ. w.

Wir laſſen nun alle die Leute fiſchen, wie ſie wollen oder können, und ſchauen dafür die Perſonen an, die jetzt, ſtatt zu fiſchen, über das Fiſchen zuſammen reden: zuerſt den alten Harold, der ſeelenvergnügt auf der grünen Bank ſitzt. Ihm iſt ſein Vergnügen und ſein behagliches Sitzen allerdings zu gönnen, denn er hat in ſeinem langen Leben ſchon genug gearbeitet und gelitten, um die Plagen und Leiden Anderer zu mildern. Er iſt Arzt, hat aber die Praxis größtentheils ſchon aufgegeben. Er erwarb ſich viel Geld und Gut, aber noch mehr Dankbarkeit, denn in jedem Kranken, der ſich ihm vertraute, ſah er ſtets einen hilfloſen Freund, und je gefährlicher die Krankheit war, deſto theilnehmender wurde ſeine Freundſchaft. Jetzt hat er ſich den Reſt ſeines unruhigen Lebens bequemer gemacht, und er leiſtet ſeinen ärztlichen Beiſtand nur unentgeldlich und nur ſolchen Menſchen, die wegen ihrer Tugenden und Talente, oder wegen ihrer Armuth, ein vergeltungsweiſe beſonders geſundes, heiteres oder langes Leben verdienen.

Wilhelm, ſein Sohn, hatte von Jugend auf eine ungemeine Vorliebe für das Auge, welches er die Perle des menſchlichen Muſchelthieres nannte. Im Auge fand er die ſichtbare Geſtalt des unſichtbaren Geiſtes, und den Spiegel des Gemüths. Blindheit nannte er einen lebenden Tod, ſchöne weibliche Augen den irdiſchen Himmel. Nachdem er über die Schönheit des Auges, und über die Herrlichkeit der Sehkraft in Proſa und in Verſen geſchrieben hatte, faßte er den Entſchluß, dem Menſchen ſeinen edelſten Sinn zu erhalten, und ward Augenarzt. Aus Eifer und Anſtrengung wäre er in der erſten Zeit beinahe ſelbſt blind geworden, hätte nicht ſeine gute Natur zum Beſten Anderer ihr Beſtes für ihn gethan.

So wurde denn Harolds Haus bald ein vielbeſuchter Tempel der Geneſung, welchen nebſt Vater und Sohn auch Gattin und Schweſter bewohnten, Beide ſo trefflich und liebenswürdig, daß der Tempel der Geneſung, zugleich ein Tempel häuslicher Eintracht wurde, und Geſundheit der Seele aus jener des Körpers hervorging, wie der Ton aus einer Cremoneſer Geige.

Solche Tempel der häuslichen Eintracht haben auf die Ausbildung der Seelenſchönheit und Gemüthsreinheit der Kinder des Hauſes immer und überall den vortheilhafteſten Einfluß. Da, wo der Vater der Phöbus und die Mutter die Luna des Familienkreiſes iſt, glänzen auch die Kinder in lieblichem Sternenlicht, und Harmonie umfließt die Glücklichen, wie der allumfaſſende Himmel die Erde. Jede älterliche Tugend ſenkt ſich dann in die Seele der nachahmenden Kinder, wie der Banianbaum ſeine Zweige herabbeugend in den Boden pflanzt, aus dem ſie ſich als neue Bäume wieder erheben.

Leider aber ſind die Familien-Kreiſe größtentheils nicht harmoniſche Aeolsharfen, ſondern diſſonirende Aeolshöhlen, oder wohl gar donnernde Vulkane mit häufigen Eruptionen! Iſt's dann ein Wunder, daß die Kinder, unter Gewittern aufgewachſen, die angeerbte Disharmonie böſer Eigenſchaften durch ihr ganzes Leben fortklingen laſſen?

Wilhelm hätte den ſchönen Beinahmen des Glücklichen, welchen man ihm ſpäterhin beilegte, gewiß nie erhalten, wäre nicht das Haus ſeiner Ältern ein ſolcher Tempel der Eintracht geweſen. Er und ſeine Schweſter Roſalia waren die getreueſten Ebenbilder des Vaters und der Mutter, und das Kindergärtchen ihres Lebens lag unter einem ſtillen klaren Maienhimmel, wo es wohl gedeihen mußte.

Wilhelm ſchien insbeſondere ein Liebling der Natur zu ſein, die ihn mit Allem, was zum glücklichen Menſchen gefordert wird, reich ausgeſtattet hatte. Seine Seele wohnte in einem reinen, kerngeſunden, kräftigen Körper. Sollen aber Geſundheit und Kraft hienieden wirkliche Grundpfeiler des Glücks ſein; ſo muß die erſtere geſchont, die letztere durch Übung entwickelt werden. Beides that Wilhelm ſchon von Kindheit an, beinahe inſtinktmäßig, bis die Ältern auch ſeiner Vernunft dieſelbe Richtung gaben. Seines Körpers edelſchlanke Geſtalt in dem ſchönen Ebenmaße der Mittelgröße war jedem weiblichen Weſen eine liebliche, jedem Mann eine angenehme Erſcheinung. Die freundliche Geſichtsbildung mit ihren Zügen voll Geiſt und heiterer Güte war ein offener Empfehlungsbrief an die Menſchen, und die wohltönende Stimme ſchien Jedem ſchon beim erſten Geſpräche ein ſo bekannter Klang, daß man den Zutrauen erweckenden Sprecher ſogleich lieb gewann.

Dieſes erſte Wohlgefallen wurde allmälig zu Hochachtung und Liebe, wenn Wilhelm bei näherer Bekanntſchaft die Lichtgeſtalt ſeines Innern enthüllte. Er hatte allerdings Leidenſchaften, wußte ſie aber ſo zu beherrſchen, wie Cybele das, ihren Wagen ziehende Löwengeſpann lenkend, abgebildet wird.

Das Harold'ſche Landhaus war von Außen ſo einfach, als in ſeiner innern Einrichtung, und dieſe wieder ſo einfach als der Karakter und die Lebensweiſe ſeiner Bewohner. Deſto prächtiger von außen, deſto prunkender im Innern war das gegenüber ſtehende, einem Palaſt ähnliche Haus des Bauraths Angermann, welches aber deſſen ungeachtet nicht Einen wahrhaft glücklichen Bewohner beherbergte. Dies wußte der alte Harold, und als eben jetzt ein lauter Gläſerklang mit Vivatjubel herüberſcholl, ſandte der Greis einen wehmüthigen Blick hinüber, und ſagte ſeufzend:

„Glücklich ſind ſie da drüben doch nicht! All' der Jubel hat ſo gar nichts, was elektriſirt und einzuſtimmen nöthigt. Was nicht aus einem reinen, guten Herzen kommt, kann auch gar nicht von Herzen gehen. Freilich, es iſt wahr: Glücklich will Jeder ſein, und da hat auch Jeder Recht. Und doch ſind ſo wenige Menſchen glücklich, und gerade am wenigſten die, denen die meiſten Mittel dazu zu Gebote ſtehen. Das rührt aber gewöhnlich daher, weil ihnen die Grundfeſte alles Glückes fehlt: die Fähigkeit, glücklich zu werden, glücklich durch Vernunft und Gemüthsbeſchaffenheit. Wer ſich mit Wenigem nicht begnügen kann, wer nur immer zu dem höher Stehenden hinauf, nie aber zu dem tiefer Liegenden hinunter ſchaut; wer's nicht verſteht, auch in der Beſchränkung ſelbſtſtändig und froh zu bleiben; wer nicht jedes Geſchäft zur rechten Zeit anfängt oder aufgibt; wer nicht jedes Ding von zwei Seiten betrachtet, und es dann am rechten Fleck angreift; wer ſich nicht angewöhnt, zu unterſcheiden zwiſchen Willen und Grillen, Muth und Trotz, — dem fehlt ſchon die Anlage zum Glücklichſein, ein Mangel, den kein Schatz der Erde ihm zu erſetzen vermag! Aber ſo geht's! Wenige erreichen die gewünſchten Glücksgüter, und ſind dieſe auch erreicht, ſo fängt dann gewöhnlich mit dem Glücke ihr Unglück an, durch eigene und durch fremde Schuld. Der Glückliche kommt mir vor, wie ein Obſtbaum. So lang die Frucht noch fehlt oder ungenießbar iſt, läßt Jeder ihn unbetaſtet; ſobald aber aus der grünen Blätterfülle der köſtlichen Früchte Gold und Purpur ſchimmert, wird der Baum von allen Seiten angefochten. Die Einen klettern hinauf und ſtehlen das Obſt leiſe weg, indeß Andere auf die vollen Zweige mit Stangen losſchlagen oder gar mit Steinen darnach werfen, bis endlich die, aus der zerzauſten Krone herabfallenden Früchte den Boden ringsumher bedecken. Durch den Glücklichen will Jeder glücklich werden!" —

Dieſen Monolog des Vaters hatte Wilhelm größtentheils noch gehört. Er trat jetzt vor, küßte den Alten, und ſagte mit feuchten Augen: „Ja, Vater, dieſe Anſicht des Glückes ſoll auch ſtets die meinige bleiben, und ich will auch darin dem Obſtbaume gleichen, daß ich die Kraft zum Glück in mir trage und — ſo wie er — das, was mir die Außenwelt raubt, aus meinem Innern, zum Erſatz für das Verlorne, ſelbſt wieder hervorbringe." —

Während dieſes Geſprächs kam auch Roſalie mit ihrem ſchwebenden Gange und dem klaren Geſicht herbei, brachte dem Vater die Abendmütze, und ſchmiegte ſich nach ihrer Gewohnheit liebkoſend an ihn; Wilhelm aber hob plötzlich den rechten Arm mit vorgeſtrecktem Zeigefinger auf, und rief: „Da kommt Walter! Wie haſtig!“ — „Du wirſt irren,“ erwiederte der Vater, „der iſt ſchon längſt in die Stadt galoppirt, und ſteht mit bewunderndem Entzücken hinter den Kouliſſen, während die Geliebte auf den Bretern Parterre und Logen bezaubert.“ —

„Er iſt's dennoch,“ ſagte Wilhelm, „und wie ich immer deutlicher bemerke, ſcheint er heftig und verſtört zu ſein.“

„Haſt Du ihn jemals nicht heftig geſehen?“ brummte Harold. „Er iſt ſtets im Himmel oder in der Hölle, auf der Erde ſelten!“

Der Arme! (ſeufzte Roſalie.) Er liebt ja eine ſchöne junge Schauſpielerin?

Harold. Lieben? — Ja, was er lieben nennt, — das heißt: raſen.

Wilhelm. Vermuthlich hat die Eiferſucht im zärtlichen Duodram eine Gaſtrolle übernommen.

Harold. Geh' ihm entgegen, Wilhelm! Vielleicht kannſt Du ihn mit guter Art von uns abhalten.

Walter hatte Wilhelm's Entgegenkommen kaum bemerkt, als er ihm zuflog mit den Worten: „Wilhelm! nun iſt's aus mit ihr. Die Sirene ſoll mich nicht länger mißhandeln!“ —

Wilhelm lächelte; da ereiferte ſich Walter und ſagte: „Du glaubſt mir nicht? Da ſieh denn und überzeuge Dich mit Deinen Augen! Beides riß ich ihr weg, da ſie eben zum letzten Auftritte hinausgehen und als Kleopatra recht grandiös ſterben wollte; ja, die Krone riß ich der Schlange aus den Händen.“ —

Bei dieſen Worten zog Walter eine zerriſſene Krone von Flittergold und eine papierene Schlange aus der Taſche. Wilhelm gab ſich alle Mühe, ernſthaft zu bleiben, aber es gelang ihm kaum zur Hälfte. Das gewaltſam zurückgehaltene und ſich doch verdrängende Lachen, im Kontraſt mit dem erzwungenen Ernſt und dem aufkeimenden Mitleid gab dem guten Wilhelm ein ſo weinerliches Ausſehen, daß Walter wirklich glaubte, die Theilnahme wolle dem Freunde Thränen erpreſſen, denen er aus falſcher Scham den Lauf verwehre. Er warf ſich gerührt an Wilhelm's Bruſt, der dadurch freies Spiel und endlich auch die nöthige Faſſung gewann.

Als die ſtumme Scene zu Ende war, brach Walter in eine heftige Selbſtanklage aus. Wie er nun mit Vorwürfen über ſeine Leidenſchaftlichkeit, Unbeſonnenheit und Thorheit, über ſeine unſtäte Lebensweiſe und über die unſeligen Liebſchaften ſich ausgeſprochen hatte, ging's erſt mit gleicher Heftigkeit über das falſche, treuloſe, eitle, gefallſüchtige, verſchwenderiſche, in ewigen Zerſtreuungen hintaumelnde weibliche Geſchlecht los.

„Nun (ſchloß er ſeine Rede), nun bin ich überzeugt, daß der Weg, den ich bisher ging, nur zum Verderben führt. Ich habe Zeit und Geld verſchwendet. Zahlloſe Liebeleien waren das Ziel meines Strebens, das Lächeln einer gehaltloſen Puppe, der Wink einer Kokette, ſchien mir mehr werth als Pflicht und Ehre. So hab' ich nun Jahre vergeudet, ohne einen feſten Entſchluß für meine künftige Beſtimmung zu faſſen. Geſtern aber — dem Himmel ſei Dank! bin ich aus meinem Taumel erwacht, nachdem Zerline mir ſo viele Beweiſe von Falſchheit und Eigennutz gegeben hat. Dieſen Namen gab ich der Unwürdigen, und riß ihr als Kleopatra geſtern die Krone vom Haupt, die Schlange aus den Händen. Morgen ſoll ſie die Trümmer von beiden mit einem ſarkaſtiſchen Abſchiedsbriefe zurück erhalten. — Du ſchweigſt, Wilhelm? Du ſagſt zu meinem guten Vorſatze nicht einmal ein gutes Wort?" —

Wilhelm erwiederte: „Der Vorſatz iſt noch nicht die That. Was ich jetzt an Dir bemerke, mag wohl eine edle Aufwallung ſein; biſt Du aber auch von Deinen Verirrungen wirklich geheilt? Noch kann ich es kaum glauben."

Da brach Walter's Heftigkeit los, ſowohl in der Verabſcheuung ſeiner bisherigen Lebensweiſe, als auch in dem Entzücken, welches ihn dahinriß, indem er ſeine künftige Lebensweiſe entwarf. Während er ſprach, erhitzte ſich ſeine Einbildungskraft immer mehr und mehr, und der Strom ſeiner Beredſamkeit ſchwoll mit jedem Augenblick. Schon war Wilhelm, der für das Gute und Schöne ſich ſo leicht erwärmte, auf dem Punkte, der Wahrhaftigkeit des Vorſatzes zu glauben, ward aber in ſeinem Glauben ſchnell wieder wankend gemacht, da Walter einen ganz unerwarteten Übergang zu der Betheuerung that, daß nur Ein Weſen auf dieſer neuen Bahn ihn feſthalten könne, und dieſes Eine Weſen ſei — Roſalie!

Wilhelm erſchrak bei dem Namen ſeiner Schweſter heftig, denn er liebte ſie auf das innigſte und fürchtete, Walter's Leidenſchaftlichkeit werde und müſſe die ſanfte, zarte Blume zerſtören. Zugleich erwachte in ihm der Argwohn, Walter handle hier keineswegs raſch und unüberdacht, ſondern mit wohlberechneter Planmäßigkeit. Er ſchwieg betroffen, und begann endlich mit gepreßter Stimme:

„Walter, höre mich! Als ich und meine Schweſter Roſalie noch Kinder waren, faßten wir am Vorabende von unſers Vaters Geburtstage, den wir ſtets ſehr feierlich begingen, den Entſchluß, den Hochverehrten dieſes Mal beſonders freudig zu überraſchen. Er liebte die Vögel ſehr, ſeine Neigung hatte ſich auch uns Kindern mitgetheilt, und unſer Haus war daher immerzu durch Singvögel belebt. Wir beſchloßen denn, die bunten Lieblinge des Vaters zu ſeinem Feſte auf das ſchönſte zu ſchmücken. Schon lag Alles im tiefen Schlafe; wir allein wachten und gingen freudig an unſere Arbeit. Wir hatten Bänder von allen Farben geſammelt, und umwanden nun die ſchlaftrunkenen Sänger mit vielerlei Schleifen, um den Vater durch die geflügelten Gratulanten in ihren Feierkleidern am Morgen zu überraſchen. Dieſe aber, ſcheu werdend über die Störung zu ungewohnter Stunde, ſträubten ſich gegen die ſeltſame Operation und gegen den neuen Schmuck. Wir, mit immer ſteigendem Toilette-Eifer, trotzten dem Schlafe ſeine Macht ſo lange ab, bis die liebe Arbeit glücklich beendigt war, und ſchloßen dann mit den Vögeln zugleich die Augen, voll der ſchönſten Hoffnungen, des erwachenden Vaters Freude zu ſehen. Aber wie ſchmerzlich war die Täuſchung, als wir beim erſten Sonnenſtrahl zu den Käfigen eilten, kein Vogel ſeinen Schmuck am Leibe hatte, und die herabgezogenen Schleifen auf dem ſandbeſtreuten Boden der Drahthäuſer umherlagen. Dahin war das liebliche Nachtgebilde! Die Wirklichkeit zerſtörte den holden, frommen Traum, und ſtatt der erwarteten Freudenthränen des Vaters floßen die bittern Schmerzenszähren der Getäuſchten. Ach, und wir hatten's doch ſo gut gemeint! — So, lieber Walter, geht's mit dem Meiſten hienieden, was wir mit übereilender Haſt ſo realiſiren wollen, wie die Fantaſie es uns in einem ſchönen Augenblicke vermalt!" —

Kaum hatte Wilhelm mit freundlich-milder Stimme geendet, da loderte Walter grimmig auf und rief mit ſchallendem Ton durch die nächtliche Stille: „Auch Du! Auch Du! So iſt's denn mein Schickſal, daß ich von aller Welt verkannt werden muß? Auch Du glaubſt mich keines feſten Entſchluſſes fähig? Auch Du hältſt den Aufſchwung meiner Seele für die nichtige Aufwallung eines Augenblicks, für ein fantaſtiſches Hirngeſpinnſt?" —

Wilhelm blieb ſanft, und bemühte ſich, dem Ungeſtümen zu beweiſen, daß er vorher gegen ſich zu harte Worte gebraucht habe, jetzt aber ſich ſelbſt täuſche. Roſalie erſcheine ihm nun vielleicht nur deshalb in ſolcher Glorie, weil Zerlinens gehaltloſe Unwürdigkeit ihm zu klar vor Augen ſtehe, und der Haß gegen dieſe ihn zur Liebe für Roſalien entflamme. „Ich gebe zu," ſchloß Wilhelm, „daß Du weder mich noch meine Schweſter täuſchen willſt, wer aber ſo heftig iſt wie Du, thut nur zu oft auch das was er nicht will." —

Darüber ſtieg Walter's Zorn, und ſeine Geberde wurden im höchſten Grade heftig. Während des Geſpräche waren Beide, durch Walter's Andrängen, unvermerk dicht an den Teich gekommen. Wilhelm ſtand am Rand deſſelben, mit dem Rücken gegen das Waſſer gewende Walter wollte ihn am Kleide faſſen; Wilhelm, u dem Ungeſtümen auszuweichen, trat einen Schritt zurück — und ſtürzte in den Teich, der in der Stille der Nac dumpf toſend über dem Sinkenden zuſammenſchlug. Wa ter, ſtatt auf deſſen Rettung bedacht zu ſein, überließ ſi blinder Verzweiflung, und ſprang augenblicklich ſelbſt in d Teich; glücklicher Weiſe entfuhr ihm dabei ein lauter Angſ ruf, welchen der, in des Teiches Nähe wohnende Gärtn vernahm. Er rief Hausleute. Man eilte herbei, man u kreiste den Teich mit Fackeln. Das Waſſer wurde abgelaſſe Endlich zog man die Betäubten vom ſchlammigen Bod herauf, und die Morgenröthe begrüßte die Geretteten. A ganz verſchieden war die Weiſe, wie Beide den Gruß des ſch nen Himmelslichtes erwiederten: Wilhelm mit dankb freudigem Lächeln, Walter verwildert und trotzig. Wi helm freute ſich über ſeine und Walter's Rettung; Wa ter wandte ſich von den Umringenden und verbarg ſein A litz. Wilhelm, an den nun Vater, Mutter, Schweſ und das ganze Hausgeſinde ſich drängte, flog von Arm Arm, von Mund zu Mund; Walter, von Fieberfr ſchaudernd, ergriff die Gelegenheit des erſten Augenblic dem Jubel der Glücklichen zu entfliehen. Von Keinem bemerkt, ſchlich er heimlich zur Thüre hinaus; nur ein mitleidig ſchüchterner Blick von Roſalien folgte ihm nach und ſchien zu ſagen: „Unglücklicher! willſt Du denn nie glücklich werden?“ — Aber Walter ſah den Engelsblick ſo wenig, als der Bewohner einer unterirdiſchen Höhle den wehmüthig ſanften Silberglanz des Mondes erblickt.

Im väterlichen Hauſe ward Walter nicht vermißt; ſeine nächtliche Abweſenheit hatte man, als etwas Gewöhnliches, gar nicht bemerkt. Der Zurückkehrende ſelbſt mußte beim Frühſtück, welches erſt zwiſchen neun und zehn Uhr eingenommen wurde, den ganzen Vorfall erzählen, und wurde mit froſtiger Verwunderung angehört. Da man in dieſem Hauſe die Schönheit äußerer Form durchaus als Surrogat für das Weſen des innern Gehaltes nahm, ſo fand man ſogar einen ſtets vorräthigen Troſt für unwillkommene Schmerzanregungen in Stellungen und Gruppen. So z. B. ſanken, da Walter jetzt erzählte, ſeine beiden Schweſtern ſich in die umſchlingenden Arme; die Mutter hielt ein weißes Tuch vor das Geſicht, und warf mit Bewußtſein eine Kaffehſchale um, während der Vater drei Priſen Tabak heftig hinaufzog, und die mit der vierten Ladung gefüllten Finger unbeweglich an die genußdürſtende Naſe hielt.

Endlich unterbrach der alte, ſteife Baurath die allgemeine Stille der wohl gruppirten Familie mit den Worten: „Walter, Du haſt einen dummen Streich gemacht, der uns vielleicht einen Prozeß an den Hals wirft und mich bares Geld koſtet. Dumm war's, daß ihr Beide in den Teich ſielet, noch dümmer iſt's, daß Du an's Heirathen denkſt. Solche Bleifeſſeln taugen für geniale Menſchen nicht, ausgenommen, die Hochzeit würde — ſtatt in der ländlichen Hütte eines arkadiſchen Thales — auf einem hohen Geld- und Silber-Berggipfel gefeiert, was hier der Fall nicht iſt, da Harold's nicht mehr als wohlhabend ſind, wir ſelbſt aber nichts haben — als Schulden."

Als dieſe Worte des Bauraths die Luft durchflogen, ſeufzte die wohlgeſchminkte Frau Bauräthin hinterher: „Ach, mein ſchönes Mitgebrachtes — es iſt dahin!" — Die beiden Fräulein ſenkten die niedlichen Köpfchen tiefer, zogen die umſchlingenden Arme aus einander, und ſahen ſich mit ſo mißgünſtigen Blicken an, als wollte eine der Andern den Vorwurf machen: „Wie viel hat Dein Putz gekoſtet, ohne Di unter die Haube zu bringen!" —

Dabei muſterte jede von Beiden in Gedanken alle ſchönen Kleider, Hüte und Shawls, mit welchen ſich die Andere in ihrem Leben ſchon geſchmückt hatte, ohne dadur Gattin oder — wenigſtens Stadtſchönheit zu werden.

„Suche die Sache abzuthun!" ſagte der Baurath Walter, „und mache dem alten Herrn Dokter De Kompliment!"

„Und ſag' ihnen" — ſetzte die Frau Bauräthin hin — „daß wir condoliren und depreciren!" —

„Und viele Küſſe an die liebe Roſalie!" fielen Schweſtern ein.

„Weißt Du" — nahm der Baurath nochmal das W — „melde uns für dieſen Abend zum Beſuch! Der gute T will's, und bei einer Partie Whiſt gleicht ſich Manches en passant gar leicht aus."

„In meinem Inneren (erwiederte Walter) klingt ein anderer Ton, der wohl noch beſſer iſt, als der ſogenannte gute Ton; der ſagt mir, daß ich gefehlt habe, folglich ſelbſt wieder gut machen ſoll. Darum ſoll die Konvenienz hier aus dem Spiele bleiben, und das reuige Herz des Schuldigen der einzige Vermittler werden."

Die Familie fand dieſes Sentiment etwas überſpannt. Walter ging fort, in ſeinem Innerſten tief erſchüttert und zerknirſcht. — So ſchwankte der Unglückliche immer zwiſchen leichtſinnigem Vergehen und ſchwermüthigem Bereuen, Genuß und Verzweiflung, Idealen und getäuſchten Erwartungen, erkannte wohl jeden begangenen Fehler, blieb aber dennoch ſtets der Sklave ſeiner Leidenſchaft, die Beute der Aufwallung und des Augenblickes.

Kaum war Walter weggegangen, als Lisco, ein junger Pole, und Bolze, ein junger Berliner, eintraten, Walter's Freunde und dermalige Liebhaber ſeiner Schweſtern Mathilde und Hildegarde.

Wir haben in dieſer Geſchichte bis jetzt zwei kontraſtirende Menſchen geſehen: den reinen, gleichmüthigen Wilhelm, ausgeſtattet mit allen zum Glück erforderlichen Eigenſchaften, welche auf dem guten Grunde ſolche Pflege finden, daß er ſein Glück größtentheils ſich ſelbſt verdankt und deſſen würdig iſt. Ihm gegenüber ſteht Walter, der die Keime des böſen Schickſals in ſich ſo wuchernd aufſproſſen läßt, daß er nothwendig ein Selbſtzerſtörer werden muß, das iſt: mehr als ein Selbſtmörder, weil jener nicht den Leib, ſondern ſeine Seele, den Kern ſeines Lebens, tödtet.

Wir werden in der Folge ſehen, wie Walter ſein eigenes Schlachtopfer, wohl manche gute Vorſätze faßte, dieſe aber in Nichtigkeit zerfloßen, ſobald er zur Ausführung ſchritt. Und ſo geſchah es, daß er das Böſe, dem er nicht widerſtehen konnte, manchmal ſogar mit voller Erkennung und Verabſcheuung des Unrechts verübte.

Die zwei Freunde und Anbeter, die ſo eben eintraten, ſtehen zwiſchen beiden Kontraſten in der Mitte. Liſco vegetirt wie ein Pflanzenthier. Das höhere Glück des Menſchen von Geiſt und Gefühl kennt er nicht, und lebt dem Augenblick, ohne Fantaſie. Es iſt ein trüber Strom von unfreudigem Vergnügen und langer Weile, worauf die matte Seele langſam fortſchwimmt, wie ein welkes Baumblatt auf einem kaum bewegten ſumpfigen Weiher. In frivolfadem Daſein nippt er überall von der Oberfläche, wie die Fliege vom Tiſchtuch, hängt an der äußern Form, wie die Raupe am Blumenkelch, und kommt nie an das Innere, den Kern des Lebens.

Bolze dagegen ſummt ewig herum, wie ein lärmender ſchimmernder Maikäfer, ſauſt über Alles hinweg, will ſich ſelbſt und die ganze Welt in einemfort überreden, er ſei glücklich, und prunkt und brüſtet ſich mit ſeinem Scheinglück, welches doch nur eine unechte Kompoſition von Leichtſinn, Taumel und Selbſtbetäubung iſt.

So ſehen wir denn einen oberflächlichen und einen Schein-Glücklichen, deren uns hienieden — zum Nachtheil für die Menſchenliebe — leider nur zu Viele begegnen!

Lisco und Bolze ſind die Courmacher der beiden Fräulein Angermann, welche die ſpaßende Natur aus Zartgefühl und Schwäche, poetiſchem Strohfeuer und proſaiſcher Alltäglichkeit, Tanz- und Glanzſucht zuſammengeſetzt hatte. Jede von Beiden iſt die Äffin und zugleich die Rezenſentin der andern. Sie zanken oft nur, um einen Gegenſtand des Geſpräches zu haben, und zerſchmelzen manchmal in zärtlicher Verſöhnung deshalb, um Nahrung für das vielbeſprochene, ſogenannte Herz zu finden.

Die beiden Liebhaber haben ſich bisher noch für keine einzelne Schweſter erklärt, ſondern beide huldigen beiden. Die Fräulein — als Amphibien der Liebe — nehmen den Herren das auch nicht übel, ſondern benützen die gute Gelegenheit, um ihren Launen den Zügel ſchießen zu laſſen, und mit den Anbetern, welche ſie zuſammen nur für eine erotiſche Janusgeſtalt gelten laſſen, nach Belieben in die Wette zu kokettiren. In der Vorausſetzung des Eheſtandes ſehen ſich Beide ſchon als Directricen einer Verſorgungsanſtalt, nämlich ihrer eigenen. Der ſüße Pole ſchwatzt ihnen den lieben langen Tag gar ſanft vor, und der Berliner betäubt ſie mit ſeiner lautſtrömenden Suada ſo gewaltig, daß ſie in einem zuckerſüßen Taumel fortleben, ohne vom Heute auf das Morgen zu denken. Warum denn nicht? Weiß doch jede von Beiden die letzte Mode! Das Andere gibt ſich. Mit den Blumen kommen ja auch die Promenaden, und mit dem Schnee fallen auch Bälle und Spektakel vom Himmel. Alles, was die Fräulein ſagen, findet der Pole ſchön und der Berliner ganz köſtlich, indem beide Herren die beiden Fräulein für ſehr — reich halten.

So eben ſteht Walter, muthlos zögernd, vor Wilhelms Zimmerthüre. Der Zerknirſchte wagt es nicht, ſie zu öffnen, denn es drückt ihn das Bewußtſein der Schuld, des Freundes Leben und ſein eigenes durch ſeine Heftigkeit gefährdet zu haben.

Endlich tritt er in das Zimmer. Wilhelm liegt angekleidet auf dem Bette und ſchläft ſanft. Leiſe nähert ſich Walter, und ſtarrt auf das Antlitz des Schläfers, deſſen Züge Seelenfrieden und Wohlwollen verkünden: er glaubt ſogar den freundlichen Zug der Verzeihung darauf zu leſen.

Der Kontraſt dieſer ſchönen Ruhe mit ſeiner eigenen Zerrüttung erſchütterte Walters Innerſtes. Es drängte ihn, den ſanft Schlummernden zu wecken, und dennoch wagte er es nicht. Indeß zog ein leiſes Ächzen ſeine Aufmerkſamkeit nach einer andern Seite. Er horcht, ſchreitet auf den Zehen, kommt an das Nebenzimmer, an deſſen Thürſchwelle er bewegungslos ſtehen blieb, da er hier Roſalien erblickt, welche, durch den Schrecken der Nacht, verſtört, bei der Wartung des Bruders endlich der Übermacht des Schlafes erlag und, im Traume ſtöhnend, vom Bilde des Unglücks geängſtiget wird.

In dieſem Augenblick fühlte Walter tiefer als je, wie viel beſeligender das ſtille Glück der Ruhe und der treuen Liebe ſei, als jener berauſchende Taumel alles fieberhaft ſchwelgenden Entzückens. So ſteht der klare Mond über dem gährenden Dunſtkreiſe der Erde.

Walter ließ ſich vor der Schlummernden auf das Knie, und heftete ſeine Blicke auf das liebliche Antlitz ſo feſt, als wolle er Roſaliens Seelenfrieden in ſich herüberſaugen. Plötzlich erwachte in ihm der Entſchluß, den Augenblick ihres Erwachens zu benützen, ihr Liebe zu geſtehen, und nicht abzulaſſen, bis ſie ihm Hoffnung zur Gegenliebe gäbe.

Das träumende Mädchen that einen bangen Schrei, und ſenkte, als wolle ſie den Bruder aus dem Teiche ziehen, die Hand abwärts gegen den vor ihr knienden Walter, welcher jetzt, alle Mäßigung vergeſſend, ihre Hand ergriff und ſie heftig an ſeine Lippen drückte. Erſchreckend ſchlug Roſalie die veilchenblauen Augen auf, und wollte fliehen; Walter hielt aber ihre Hand feſt, und ſagte mit flehender Stimme: „O Roſalie! Entziehen Sie mir die im Traum gereichte Hand nicht! Noch bin ich Ihrer nicht würdig, aber nur Sie allein auf Erden können bewirken, daß ich Ihrer würdig werde. Verſchmähen Sie es nicht, der Engel meines Lebens zu ſein! Dieſer Augenblick entſcheidet mein Loos für immer.“ —

Roſalie fühlte ſich vom erſten Moment der Überraſchung widerlich ergriffen. Furcht und Scheu vor dem Kühnen bemächtigten ſich ihrer, und die Beſorgniß, wie ſchmerzlich dieſer Augenblick auf den etwa erwachenden Bruder wirken müſſe, erregte in ihr ſelbſt ſo viel Zorn, als eine ſolche morgenröthliche Seele zu empfinden vermag; die zürnende Glut wurde ſogleich zur mildleuchtenden Wehmuth, und die ſtrafenden Worte, welche ſie ausſprechen wollte, löſten ſich in den Himmelsthau erbarmender Worte auf.

War Walter ſchon anfangs tiefbewegt, ſo drang nun das Licht ſolcher Seelenſchönheit in ſein verdunkeltes Gemüth ſo ſiegreich, daß, wie durch einen Zauberſchlag, der beſſere Menſch in ihm erwachte. Dieſen erkannte Roſalie ſo ſchnell, und das Nachtſtück ſeines Lebens ſank vor den Augen der Huldvollen ſo plötzlich in Vergeſſenheit, daß die momentane Wahrheit ſeiner Selbſtanklagen und Betheuerungen ihr eine unwandelbare ſchien.

Viel vermag allerdings die Macht der Liebe, aber das weibliche Herz ſchreibt ihr doch zu viel, beinahe das Unmögliche zu, und hält die Stunde des Entzückens für ein Werk der Ewigkeit. Auf ſolche Art ſah Roſalie in dem Verirrten jetzt nur den Reuigen, und hörte in dem leiſen Wechſelgeflüſter nur das himmliſche Saitenſpiel ihres eigenen Herzens. Sie fühlte ſich erhoben durch den Gedanken, den Gefallenen durch Liebe neu zu veredeln, und geſtand dem Allesverheißenden, dem freudig und doch zart Flehenden, daß ſie ſeinen Werth erkenne, daß ſie mit ihm gelitten und für ihn gebetet, ja, daß ihr Herz, ſeinetwegen blutend, ihm längſt ſchon gut war. Sie feierte im Stillen den Triumph, ein verſtörtes Herz der reinen Liebe, eine verirrte Seele dem Himmel gewonnen zu haben. Die Argloſe ſchloß dem Freudetrunkenen ihr ganzes Inneres auf, welches ihm jetzt wie ein Frühlingsreich nach langen Winterſtürmen in glänzender Fülle aufging.

Aus ihren goldenen Hoffnungen und Träumen wurden die Glücklichen durch Wilhelms Erwachen geweckt. Unerwartet ſtand dieſer vor ihnen, und ward nun plötzlich von vier Armen umſchlungen, indem zugleich vier Augen, deren Glut auf Thränen ſchwamm, wie das Mondlicht auf der Spiegelfläche eines ſtillen Teiches, ihm in die Seele hineinſchauten. Gedrängt von den Bitten des reuigen Freundes, und erweicht von dem ſtummen Flehen der Schweſter, die kein Wort hervorzubringen vermochte, aber wohl wußte, daß der Bruder auch jeden Blick, jede Thräne, jedes Lächeln der Schweigenden verſtehe, drückte Wilhelm Beide an ſein Herz. Es ſchien ihm ſo ſchön, zwei Liebende zu vereinigen, und dadurch ſelbſt der Vereinigungspunkt ihrer wechſelſeitigen Liebe zu werden, daß er nicht widerſtehen konnte, und ſeine Freude verdoppelt fühlte durch den Gedanken: jetzt der Gründer und in der Folge der Schutzgeiſt ihres Glückes zu ſein. Ohne breite Ermahnungen und großſprechende Verheißungen ergriff er die Hände der Gerührten, führte ſie zu den Ältern, und ließ vor dieſen jener Beredſamkeit, deren Strom aus dem vollen Herzen hervorbricht, den vollen Lauf.

Vater Harold, der, wäre die Sache ruhig verhandelt worden, ſeine Einwilligung wenigſtens lange zurückgehalten hätte, ließ ſich, bezwungen von der Macht der vereinigten Gefühle, vom Strome hinreißen, und gab, mit der weichen Mutter im Einklange, dem vor ihm knieenden Paare ſeinen Segen, welcher, — nicht in Erfüllung ging. Vater Harold fehlte hier allerdings, aber nur darin, daß er die Sache allein von der ſchönen Seite anſah und der Rührung ſchmelzender Gefühle nachgab, eben ſo wie Roſalie ſelbſt es gethan hatte, da Walter ihr Herz überraſchte.

Schon waren drei Monate nach der Hochzeit verfloſſen, und das junge Ehepaar fühlte ſich froh im aufnehmenden Mond ſeines Glückes. Walter hielt Wort; er war ein anderer Menſch geworden — durch Roſalien, und doch mußte alle Welt glauben, Roſalie verdanke ihr ganzes Glück dem Gatten, der nur für ſie und in ihr lebte, ſich in Allem als Freund der Ordnung und der Ruhe zeigte, und ſogar die ihm zu Theil gewordene Stelle im Regierungs-Kollegium ehrenvoll, ja mit Auszeichnung bekleidete.

Nach Verlauf der nächſten drei Monate verlor der eheliche Himmel ſchon etwas von der Klarheit ſeiner goldhellen Bläue. Auf die Lieblichkeit des ſcheidenden Frühlings folgte ein ſchwüler Sommer, nicht ohne drohende, aber noch in der Entfernung dumpf vorbeirollende Gewitter. Roſaliens Tugenden und Reize blieben ſich gleich, aber in Walter's raſtloſem Weſen zeigten ſich die erſten Spuren von übler Laune und Ungeduld. Das häusliche Leben verlor mit dem Morgenglanze der Neuheit für ihn die anziehende Kraft; er fühlte ſich beengt, und das Einerlei wurde ihm drückend. Er fing an, Geſellſchaften häufig zu geben und zu beſuchen. Die vermehrten Ausgaben forderten ein höheres Einkommen. Er wagte Spekulationen, die fehlſchlugen, und ließ ſich, wo man ihn lockte, zu neuen Verſuchen in Verſuchung führen. Alles, was er wünſchte, wollte er mit Gewalt durchſetzen, und ſtieß die Stirn an manche Klippe. Für alles Unangenehme, das er ſelbſt ſich zuzog, ja auch für die Schuld des böſen Zufalls, mußte dann Roſalie leiden, die nun, aus ihren ſchönen Träumen von der veredelnden Macht der Liebe fürchterlich erwachend, die traurige Überzeugung erhielt: die Geſtaltung des Marmors ſei nicht das Werk einer weichen Hand, ſondern eines harten Meißels, den der eiſerne Arm des Schickſals führt.

Roſaliens bittende Lippen hauchten an taube Ohren, ihre Thränen floßen vor ſtaarblinden Augen, und ihre Ermahnungen bebten vor ſarkaſtiſchen Erwiederungen zurück. Die Arme ſchwieg, verbarg, theils aus Liebe, theils aus Schamgefühl über die Ohnmacht ihrer Liebe, den Eltern und dem Bruder ihr Unglück und Walter's Unrecht, und zwang ſich heiter zu ſcheinen.

Der Ruchloſe begann nun häufige Reiſen nach der Hauptſtadt zu machen, wozu, wie er vorgab, hoffnungsreiche Spekulationen ihn bewegten. Die eigentliche Urſache dieſer Reiſen war aber — Zerline-Kleopatra, mit welcher Walter das vorige Verhältniß wieder anknüpfte. Unglücklicher Weiſe hatte das Pärchen Überfluß an derſelben Ware: an ſogenannter Liebe, und wieder Mangel an demſelben Dinge: am blinkenden Metalle, denn die mimiſch-plaſtiſch-deklamatoriſche Künſtlerin hatte das ungeniale Haushalten nie gelernt, und ihr Anbeter gewann durch ſie mit jedem Tage mehr Virtuoſität in der Kunſt des Verſchwendens. Um dieſem, in jedem zärtlichen Verhältniſſe höchſt unangenehmen, bei galanten Liebesabenteuern aber ganz unerträglichem Defekte abzuhelfen, ſann Walter auf allerlei Mittel und Wege, und glaubte endlich das ſicherſte und am ſchnellſten wirkende gefunden zu haben, da er, begeiſtert von Küſſen und Champagner, den Entſchluß faßte, eines ſeiner frühern Liebesabenteuer, welches ihm beſonders intereſſant ſchien, auf die Bühne zu bringen. Sollte ſein erſtes Stück auch nicht fehlerfrei ſein, ſo mußte es doch, ſeiner Meinung nach, großen Beifall ſchon deshalb erhalten, weil die Hauptrolle für Zerlinen geſchrieben und berechnet war.

Die Begünſtigte ſelbſt that ihr Möglichſtes, aus Liebe zum Dichter und aus Liebe zu ihrem Vortheil, weil ihr das Honorar ſchon im voraus zugeſagt war. Aber leider dachte das Publikum über den Werth des Stückes anders als der Dichter, und die unglückliche Schickſalstragödie erfuhr ein ſo trauriges Schickſal, daß der Held derſelben, ein Kraftgenie voll ungeheuer ſchöner Verbrechen, nicht einmal im fünften Akt vorgeſchriebener Maßen pflichtſchuldigſt zum Sterben kommen konnte, und die poetiſche Gerechtigkeit unerfüllt bleiben mußte, weil man das Stück nicht zu Ende ſpielen ließ. Und dieſer unglückliche Tragödienheld, der ſich nun gezwungen ſah, am Leben bleibend das Stück ſelbſt zu uberleben, war ein racheſchnaubender, von Zerlinen um Walter zurückgeſetzter Liebhaber, der ſeine Rachluſt jetzt ſo weit trieb, daß er, als endlich die Ruhe im Theater mit vieler Mühe wieder hergeſtellt war, vor der Ankündigung für den nächſten Tag denjenigen Epilog ſprach, welchen Walter geſchrieben hatte, in der Vorausſetzung, die Tragödie müſſe ſich des allgemeinen Beifalls erfreuen.

Zerline wüthete über das tragiſche Schickſal der Schickſalstragödie, über das vom Theater-Direktor verweigerte Honorar und über den unglücklichen Dichter, verbannte dieſen auf immer von ihrem Antlitz, und ſandte ihm das Manuſcript zurück, auf deſſen Titelblatt der wieder begünſtigte frühere Liebhaber ſatyriſche Sinnbilder gezeichnet hatte. Walter concentrirte allen Grimm, den er gegen Zerlinen, ſeinen Nebenbuhler und das Publikum fühlte, nun allein gegen das arme Manuſcript, welches er in tauſend Stücke zerriß und den Winden preisgab.

In dieſer Stimmung kehrte Walter zu ſeiner Gattin zurück, gleich einem Vergifteten, der ſein Verderben in ſich herumträgt. So zerfallen er nun mit ſich ſelbſt war, eben ſo feindlich ſtand er auch gegen alle Welt, ſprach viel von ihrer Ungerechtigkeit und von der Tücke des Schickſals, und wußte den ſich etwa erhebenden Gedanken eigener Schuld mit den blendendſten Farben liſtiger Sophismen zu übertünchen. So wie er früher allen Grimm gegen das Manuſkript gewendet hatte, ſo machte er nun Roſalien zum Ziel ſeiner aufgereizten Bösartigkeit, und ließ die Schuldloſe entgelten, wo er für ſeine Schuld büßte. Sprach Roſalie von irgend einem ſeiner Fehltritte noch ſo ſchonend, ſo nannte er ihre Ermahnungen liebloſe Bitterkeit; ſchwieg ſie über etwas, das er ſich zu Schulden kommen ließ, und er erfuhr, daß ſie das Verſchwiegene dennoch wiſſe, ſo brach er in Verwünſchungen über ihre Heuchelei und gegen den Stolz empörender Großmuth aus.

Vater Harold und Wilhelm, denen die Sache endlich nicht länger verborgen bleiben konnte, wetteiferten an Sanftmuth mit Roſalien; aber auch ihre vereinten Verſuche, den Verirrten auf den rechten Weg zu ſeinem Glücke zurückzuführen, mißlangen; denn Walter, gegen ſich ſelbſt ſo erbost wie gegen Andere, wollte nicht geheilt werden, und fühlte er auch den Silberblick einer beſſern Stunde in ſeinem Innern aufleuchten, ſo eilte er, ſich durch ſtarke Getränke oder auf irgend eine andere Weiſe zu betäuben, um jede liebevolle Annäherung roh zurückzuſtoßen.

So blieb denn nichts übrig, als wenigſtens Roſalien zu retten und die Eheſcheidung einzuleiten, welche auch um ſo ſchneller zu Stande kam, als Walter den gewaltſamen Schritt ſelbſt gewünſcht hatte und ihn forderte. Abgeſtumpft an Leib und Seele, trennte er ſich von der edelſten Gattin, die, hätte er nur ein reuiges Wort ihr zugerufen, verſehnt und liebevoll an ſeine Bruſt geſunken wäre. Aber Walter ſchied — ſtumm und kalt.

Ohne den Seinigen ein Lebewohl zu ſagen, verſah er ſich mit Geld und verließ die Stadt. Er hatte aus den ſchönen Blumen der Liebe und Freundſchaft nur Gift geſogen, und trat nun durch das alte, finſtere Stadtthor, wie von einem böſen Geiſte getrieben, voll thörichter Hoffnungen und voll ſinnloſer Verzweiflung, um in der weiten Welt ſich ein Glück zu erraffen, das wohl Keiner erringt, der es außenher fangen will, ohne den ſympathetiſchen Lockvogel dazu ſchon im Innern zu haben.

Im Angermann'ſchen Hauſe zeigte ſich über Walter's Verſchwinden ein ſehr ſchöner gemalter Schmerz. Die wortreichen Schweſtern wußten ihn mit ſehr mannigfaltigen Wendungen und Redensarten darzuſtellen; der Vater präſentirte ihn mit theatraliſchem Anſtand, und die Mutter trauerte ſogar zwei volle Tage — im Bette. Herr **Bolze** wollte dem Verſchwundenen durch die weite Welt nacheilen, kam aber nicht von der Stelle, und **Lisco** verſicherte ſchmachtend: ſein Schmerz würde ſehr groß ſeyn, wenn nicht die Liebe ihm den Erſatz für die Freundſchaft gäbe. Deſſen ungeachtet aber hatten ſich die beiden Liebhaber noch immer für keine der Schweſtern beſtimmt erklärt, und ſo konnte noch immer Jeder Jede haben, indem wohl Jede Jeden genommen hätte. Die ſchweſterliche Trauer erhielt nun denſelben romantiſchen Firniß, welchen ſie ihrer Liebe zu geben pflegten.

An einem ſchönen Sommerabend ſaß die zärtliche Quadrille im Garten, und fantaſirte viel über Liebe und ihren Apparat, als da ſind: Herz, Kuß, Mond, Ewigkeit u. ſ. w. Plötzlich rief **Lisco**: Horch — eine Nachtigall!

**Bolze.** Philomele!

**Hildegarde.** Süße Sängerin der Liebe!

**Lisco.** Recht ſchön!

**Mathilde.** Wär' ich doch ſelbſt eine Nachtigall!

**Bolze.** Und ich der glückliche Baum, auf dem Sie zu ſitzen beliebten! — Haben Sie ſchon eine Nachtigall geſehen?

**Mathilde.** Weder geſehen noch gehört. Nach der ſtarken Stimme zu urtheilen, muß die Nachtigall ein ſehr großer Vogel ſein?

**Bolze.** Im Gegentheil, ein ſehr winziges Weſenchen! Hören Sie nur! Da will ich Ihnen das kleine Geſchöpfchen ſo lebhaft beſchreiben, daß Sie's wie vor den Augen ſehen ſollen. Nu, das Dingelchen hat denn ſo ſeine eigenen Eigenſchaften, wie jedes Thier in der ganzen Natur, vom größten bis zum kleinſten. Nu, und ſo hat denn das Nachtigällchen auch ſeine eigene Stimme, mit der es ſo eigene Geſangweiſen verträgt, daß man ſie ſchon in Noten geſetzt und mit Silben bezeichnet, im Drucke herausgegeben hat. Es exiſtirt ſogar ein Buch, worin **24** Strophen des Nachtigallengeſanges angegeben werden. Dieſes, von allen Dichtern aller Zeiten und Nationen gefeierte Singvögelchen trägt, ungeachtet ſeiner ungemeinen Kunſt, ein ſehr prunkloſes, beſcheidenes, einfaches, roſtfarbiges Kleid. Man findet es in ganz Europa, ſogar in dem eiskalten Sibirien, im öſtlichen Aſien und in Ägypten. Ob es auch in Afrika zu finden ſei, kann ich nicht verſichern, doch iſt mir bekannt, daß es in Amerika und Polyneſien nicht anſäßig ſein ſoll: folglich zwei unpoetiſche Welttheile! Das geniale Vögelchen zeigt durch die abgemeſſenen Schritte ſeines Einhergehens, wie auch in allen ſeinen Geberden, einen Künſtlerreiz, der dem Dingelchen ſehr gut läßt. Schade, daß es ſo übermäßig neugierig und ſo unvorſichtig iſt, wie die Künſtler überhaupt, mit welchen das liebenswürdige Vögelchen auch ſeine Todeskrankheit, die Auszehrung gemein hat, vermuthlich eine Folge der zu ſchnellen Lebens-Conſumtion des ſtets exaltirten Innern.

Während die Geſellſchaft dem wohleinſtudirten Prunk der zur Schau gelegten Gelehrſamkeit des Herrn Belze in ſtummer Bewunderung zuhörte, und über der Beſchreibung der Nachtigall die Nachtigall ſelbſt vergaß, ſo wie Viele den nie geſehenen Sonnenaufgang nur in Gedichten und Gemälden bewundern, da begann die Nachtigall im Garten alle 24 Strophen ihrer Geſangs-Melodien, beinahe in der Ordnung, nach welcher man ſie in naturgeſchichtlichen Büchern verzeichnet findet, nach einander zu flöten, zu wirbeln, zu ſeufzen, zu gurgeln, zu jauchzen und zu ſchmettern.

Die liebenden Paare wollten vor Entzücken vergehen und verſicherten ſich wechſelweiſe, die überſtrömende Wonne dieſes Göttergenuſſes ſei nicht auszuhalten. Mathilde ſeufzte, Hildegarde zerfloß in Thränen; Lisco ſank in eine Art ſchmachtender Betäubung, und Herr Bolze konnte nicht aufhören, jeden Ton der Nachtigall enthuſiaſtiſch und weitläufig zu beſchreiben. Immer exaltirter werdend, verloren ſich die Liebenden mit jedem Schlage der Nachtigall tiefer in ihre ſcharfſinnigen Schwärmereien und in labyrinthiſche Wiederholungen von wohl überlegten und ſchön ausgedrückten Schwüren ewiger Liebe.

Bolze, ein Feind alles Schweigens und aller Pauſen, betheuerte, die hier anweſende Nachtigall ſei die Königin von allen, die er in ſeinem Leben je gehört habe; da ereignete ſich eine höchſt wunderbare Begebenheit, in ihrer Art ſo einzig, daß ſelbſt Herr Bolze verſtummte: denn, ſieh da! vom Baume herab ſtieg eine Nachtigall in menſchlicher Größe und Geſtalt, ging hin zu dem verliebten Quartett, blieb vor demſelben ſtehen, grinste, ſchlug eine bittere Lache auf, und ſtürzte fort.

Dieſe menſchliche Nachtigall war — Walter, welcher ſeit ſeiner Trennung von Roſalien in einer Art von Wildheit die Umgegend durchſchwärmte, wobei er oft in Wirthshäuſern an der Landſtraße übernachtete, denn er wollte — wie er glaubte — auf der Welt nun ganz unabhängig ſein, und ohne irgend ein Verhältniß, Niemanden als ſich ſelbſt angehören — folglich glücklich werden par force.

In einer der Herbergen traf er einen Thierſtimmen-Künſtler, welcher mit Virtuoſität bellte, grunzte, miaute, blöckte, brüllte, wieherte, gackerte u. ſ. w. Seine höchſte Meiſterſchaft aber ſetzte dieſer Mann in den nachgeahmten Vogelgeſang, wobei wieder die Nachtigallen-Repräſentation ſein vorzüglichſtes Kunſtſtück war.

**Walter**, empfänglich für alles Bizarre, und in ſeiner Zerfallenheit mit ſich und der Welt reizbarer als je, ließ ſich von dem phonomimiſchen Künſtler unterrichten, machte in kurzer Zeit große Fortſchritte, und trieb nun die tollſten Streiche, indem er die Leute durch Thierſtimmen bald täuſchte, bald ſchreckte. Verwirrt in ſeinem Innern, gefiel's ihm auch, die Außenwelt in Verwirrung zu bringen.

So war er bei ſeiner unſtäten Lebensweiſe in die Gegend ſeiner Heimat zurückgekommen, ohne ſie zu erkennen; ſetzte ſich, da er die Verliebten im Garten ſah, wie ein feindſeliger Gnom mit ſeinem Stimmenſpuck neckend auf einen Baum, ſtieg endlich, da er ſich am zärtlichen Gaukelſpiel genug ergetzt hatte, vom Baume herab, grinste die Verblüfften mit boshafter Freude an, erkannte in demſelben Augenblicke die vier Menſchengeſichter und die Heimat, und ſtürzte mit ſcheuer Tollheit davon.

Die zwei Paare waren mit einem Schrei des Entſetzens aufgeſprungen, als hätte ein Donnerkeil vor ihnen in die Erde eingeſchlagen; darauf aber blieben ſie ſtumm und ſtarr in derſelben Stellung wie Figuren eines Wachsfigurenkabinets.

Dieſe Erſtarrung gab aber den beiden Liebhabern bald die erwünſchte Gelegenheit zur größten Beweglichkeit; denn ſie trachteten lange ſchon ihres ſtabilen Verhältniſſes zu den Fräulein auf eine gute Art quitt zu werden, und ergriffen nun die ſich darbietende Gelegenheit gierig, indem ſie ſich ſogleich marſchfertig machten, den verſchwundenen Bruder Nachtigall durch alle Welt aufzuſuchen. Die Erklärung dieſes heroiſchen Entſchluſſes, in ſchönen Ausdrücken ſchriftlich abgefaßt, lag am nächſten Morgen auf dem Toilette-Tiſchchen der beiden Fräulein, die zwar daraus erſahen, daß nebſt dem Bruder auch die Liebhaber verloren ſeien, ſich aber deſſen ungeachtet in dem Glauben an die Macht ihrer Reize ſo wenig erſchüttern ließen, daß ſie nicht im geringſten zweifelten, ſehr bald den gebührenden Erſatz zu finden.

Indeß die romantiſchen Fräulein ſich an den Seifenblaſen eitler Fantaſie mit ſelbſttrügeriſchem Gaukelſpiel ergetzten, indeß Bolze und Lisco neuen Abenteuern entgegenzogen, indeß Walter von Tag zu Tag mehr verwilderte, und Roſalie in ſtillem Gram verbleichte, erwarb ſich Wilhelm durch Edelmuth und talentvolle Wirkſamkeit als Arzt, vorzüglich als Okuliſt, die allgemeine Achtung. Die traurigen Erſcheinungen, die er in ſeiner Nähe ſah, ſchwächten weder ſeine Herzensgüte, noch ſeine Geiſteskraft, noch ſeinen kerngeſunden Lebensmuth, und wirkten auf ihn nur in ſo fern nachtheilig, daß er ſich nun vor jeder engern Verbindung ſcheute; deſto eifriger gab er ſich dafür ſeiner ſchönen Beſtimmung hin. So wuchs denn ſein Ruhm mit jedem Tage und verbreitete ſich durch das Land.

Unter dieſen Umſtänden wurde er in die nahe liegende Reſidenzſtadt berufen, einem gefährlichen Augenübel des Fürſten Hilfe zu leiſten. Die Kur gelang über alle Erwartung glücklich und ſchnell. Der Fürſt, durchdrungen von Bewunderung der Kunſt des trefflichen Arztes, und entzückt über deſſen ſchönen Charakter, ſuchte ihn unter den glänzendſten Bedingungen an ſeinen Hof zu ziehen, und that ihm ſo vortheilhafte Anträge, daß Wilhelm dem wohlwollenden Andringen nicht länger widerſtehen konnte und die Stelle des erſten Leibarztes übernahm. Angeborne Herzlichkeit, im Verein mit der innigſten Bruderliebe für Roſalien, bewegen ihn, dieſe ſich von den Ältern zu erbitten. Seine Bitte ward um ſo williger gewährt, als zu hoffen war, das Leben in einer größern Stadt werde auf das gekränkte und noch wunde Gemüth der guten Roſalie einen heilſamen Einfluß gewinnen. Wenigſtens wollte man den Verſuch machen, und es blieb Roſalien freigeſtellt, ſich beim Bruder aufzuhalten, ſo lang es ihr gefallen würde.

Dieſe blühte nun in der freundlichen Lebendigkeit der neuen Umgebung ſelbſt wieder neu auf. Die Schattengeſtalten des alten Schmerzes verſchwanden allmälich, wie die Erdenſchatten gegen die Mittagszeit immer kleiner werden. Die Narben des tief verwundeten Herzens fingen an zu verharſchen, und die Gegenwart trat wieder in ihre freundlichen Rechte ein. Wilhelm ward in die gebildeten Zirkel der erſten und edelſten Familien des Landes gezogen; man huldigte dem verdienſtvollen Manne, man ſchmeichelte dem Lieblinge des Fürſten. Nicht mindere Aufmerkſamkeit erregte die Schweſter, die, ſo anſpruchlos und zurückgezogen ſie auch lebte, ſich dennoch mancher Huldigung und Bewerbung nicht entziehen konnte.

Endlich ging der lang umwölkte Stern der Liebe aus ſeiner düſtern Umhüllung wieder in lieblichem Schimmer hervor. Albert von Sihlenfeld, vor Kurzem zum Präſidenten des Finanz-Collegiums ernannt, bewarb ſich um die holde Roſalie, in welcher ſich, ſo gut ſie ihm auch war und ſo ſehr ſie auch ſeine Vorzüge erkannte, dennoch die alte Herzenswunde und das Zartgefühl gegen eine zweite Heirath ſträubte. Sie bemühte ſich zwar, den Kampf in ihrem Innern vor dem Bruder zu verbergen, aber vergebens! Denn ſo viel auch die Liebe zu bergen vermag, um ſo viel mehr noch kann ſie verrathen. Von mehreren Seiten wurde in Roſalien gedrungen, dem Manne, der, eben ſo weich als ſtarkmüthig, eben ſo gefühlvoll als beſonnen, eben ſo natürlich als gebildet, eben ſo verſtändig als herzlich, Selbſtgefühl mit Menſchenliebe, Jugend mit Männlichkeit verband, ihre Hand zu geben. Sie widerſtand, und wünſchte des Bruders unaufgefordertes Zurathen zu dem entſcheidenden Schritte, während dieſer ſchwieg, aus Furcht, durch ſein Beiſtimmen die Schweſter zu etwas zu bewegen, das, ſeiner Meinung nach, ein Werk der Stimme des Herzens ſein müſſe.

Endlich, — wie denn im menſchlichen Leben die, oft ſehr lange zögernde Stunde immer das Beſte thut, erkannten die Geſchwiſter, durch einzelne Blicke und Worte ihr Innerſtes aufhellend, Alles, was ſie ſich bisher verſchwiegen hatten, umarmten ſich herzlich und Wilhelm ſagte: „Darf ich unſere Ältern für Dich um ihren Segen bitten?“ — Und Roſalie erwiederte: Gebe der Himmel, daß ich glücklich werde, um ſie durch mein Glück zu erfreuen, und ihnen alles Leid zu vergüten, das ich ohne meine Schuld über ihr Haupt brachte!“ — Da zog Wilhelm einen Brief aus der Taſche, hielt ihn der Erröthenden vor die Augen, und ſagte: „Deine Leiden belohnt zu ſehen und Gott für Dein Glück in ihrer letzten Stunde danken zu könnnen, — dies wünſchen Deine Ältern, die in der nächſten Woche hier eintreffen werden, Dich zu ſegnen.“

So wurde denn Roſalie dem Leben wieder gewonnen, Sihlenfeld's Gattin, und ihr neuer Lebensgefährte machte ſich's zur Pflicht, der Geliebten die Leiden des frühern Bundes reichlich zu vergüten. Schon war ein Jahr verfloſſen, und noch gewannen die Vermählten mit jedem Tage an wechſelſeitiger Liebe und Achtung. — Ein Kind verdoppelte ihr Glück und heftete Roſaliens ganze Aufmerkſamkeit ſo ausſchließend auf die Gegenwart und Zukunft, daß vom Nachtſtück der Vergangenheit jede Spur aus ihrer Seele verſchwand. Indeß verbreitete ſich Wilhelms Celebrität um ſo mehr, als er ſeiner Herzensgüte getreu, ſelbſt dem Ärmſten und Niedrigſten ſeinen Beiſtand nicht verweigerte. Er pflegte dann zu ſagen: „Daß ich helfen kann, iſt ein Befehl, daß ich helfen ſoll.“ —

So wurde ihm eines Tages von einem Staarblinden geſagt, welcher, nach einem wüſten Leben, jetzt in körperlicher Zerrüttung dahin liege. Unaufgefordert eilte Wilhelm zu dem Unglücklichen, der in der dunkeln Öde eines großen leeren Zimmers im tiefen Hintergrunde auf einem alten Lehnſtuhl zuſammen gekauert ſaß. Krankheit und Mangel ſchienen ihm wie zwei böſe Geiſter zur Seite zu ſtehen. Das bleiche hohle Geſicht mit ſeinem unruhigen Muskelſpiel verrieth den alten Tummelplatz der heftigſten Leidenſchaften. Die Augen ohne Sehkraft ſtarrten wild in ihre eigene Nacht und in die Raſerei des frühern Lebens hinein. Die Blindheit, man ſah es an jedem Geſichtszuge, verdoppelte ſeine körperlichen Leiden eben ſo ſehr, als das Gefühl der eigenen Schuld mit glühender Geißel ſeine Seele verwundete.

Wilhelm hatte ſich kaum einige Minuten mit dem verſtörten Kranken und der Unterſuchung ſeines traurigen Zuſtandes beſchäftigt, und ſchon erkannte er in dem Unglücklichen — den verlornen Walter. Dieſer ahnte jedoch die Nähe des Freundes nicht, gewahrte ſogar, in der Stumpfheit ſeiner gegenwärtigen Lage, kaum die hilfreiche Hand des Arztes. Wilhelm nahm den ungeheuern Schmerz dieſes ſchrecklichen Wiederfindens ganz allein auf ſeine ſtarke Seele, und verbarg ihn vor der glücklichen Schweſter mit ſolcher Selbſtbeherrſchung, daß dieſe gar nicht ahnen konnte, wie ſehr das Innere des trefflichen Menſchen blutete; denn es war einer von Wilhelms ſchönen Grundſätzen: „Wer eigenen Schmerz nicht ſo ſtarkmüthig tragen und verbergen kann, daß die Ruhe Anderer dadurch nicht geſtört werde, der iſt, als Egoiſt oder Schwächling, ſelbſt des Glückes nicht werth; er gleicht einem Uhu, der, in mitternächtlicher

Stille vom Kirchthurm in die Häuſer hinabheulend, di Sanftſchlummernden zum Entſetzen erweckt." —

So brachte Wilhelm nun eine That zu Stande, di um ſo ſchöner war, je dichter er ſie verſchleiern mußte. Niemand durfte wiſſen, wer der Kranke ſei, und der Krank ſelbſt durfte nicht wiſſen, wer Wilhelm ſei. Vor Allen mußte dieſer nun alle Kunſt und Hilfe als Arzt und Menſch aufbieten, das körperliche Leiden Desjenigen zu heben, de ſeiner Schweſter Roſalie ſo viele Leiden verurſacht hatte, mußte Alles aufbieten, das Leben Desjenigen zu erhalten, der das Leben der guten Schweſter als Gatte ſo gefährde hatte. Den unglücklichen Walter aus der Stadt zu entfernen, geſtattete ſein Zuſtand nicht; um ſo ſchwerer fiel es dem edlen Wilhelm, den Verlaſſenen ſo häufig zu beſuchen und ſo ſorglich zu behandeln, ohne ein Aufſehen zu erregen, welches Nachforſchungen über den Unbekannten veranlaſſen konnte.

Roſalie lebte nun im Genuſſe ihres neuen Glückes, ohne zu wiſſen, was in ihrer Nähe verging, und liebkoste der Gegenwart, indeß ihr die Vergangenheit drohend, wie aus dem Grabe emporſtieg. Wilhelm erkannte bei dieſer Gelegenheit, welche moraliſche Schönheit darin liege, daß die katholiſche Kirche die Ehe als einen Bund für das ganze Leben erklärt, welchen nur der Tod zu löſen vermag, und fühlte, wie empörend es ſei, wenn von zwei getrennten Gatten das Eine neuvermählt im Schooß der Freude lebe, indeß das Andere, von Leiden und Verzweiflung gefoltert, mit Noth und Tod ringt.

Wilhelms unermüdlichem Eifer war es endlich gelungen, den kranken Walter ſo herzuſtellen, daß ihm jetzt nur Eines noch zu thun blieb: die Operation des grauen Staars auf beiden Augen.

Er traf daher alle Anſtalten, um Demjenigen, dem er das Leben gerettet hatte, auch noch das Licht des Lebens zu verſchaffen, dem — wenn auch nicht das Glück des Lebens — doch die Ruhe folgen ſollte.

Schon war der Tag zur Operation beſtimmt, und der Geneſene harrte ſehnſuchtsvoll der beglückenden Hand, die ihm eine fremde ſchien, feſt entſchloſſen, mit der ihm neu aufgehenden Sonne auch ein neues Leben zu beginnen.

Mit welchen Empfindungen trat Wilhelm in das Zimmer! Mit Sicherheit that er jetzt in die Hornhaut des wohlbefeſtigten Auges den Schnitt, glücklich und in gehöriger Größe; dann gewährte er dem Auge einige Minuten der Ruhe, die er ſelbſt nicht minder benöthigte, da ſein Herz noch mehr verwundet war, als das Auge des Kranken. In dieſer Zwiſchenzeit betete Wilhelm zu Gott: „Iſt es Dein Wille, o Herr! Daß ich die Nacht des Staares, welcher dem Licht den Eintritt wehrt, von ſeinem Aug' entferne, ſo nimm Du, Allgütiger, auch von ſeiner Seele hinweg jene Blindheit, die ihr das Licht der Wahrheit raubt, und ſie in der Nacht des Laſters und des Elends ſich ſelbſt verhaßt umherirren läßt! Gib ihm, mit dem Licht der Sonne auch den Frieden der Seele wieder! Allmächtiger, der uns durch das Grauen der Nacht zur Wonne der ewigen Klarheit führt! Dein Wille geſchehe, wie jetzt, ſo auch in Ewigkeit.“—

Nun ergriff Wilhelm die, an der Spitze zweiſchneidige Staarnadel und ſenkte ſie durch den Schnitt der durchſichtigen Hornhaut in die Kapſel der verdunkelten Kryſtall-Linſe, welche nach einem gelinden Drucke durch die Pupille und den Schnitt der Hornhaut hervortrat. Auf gleiche Weiſe ging in kurzer Zeit die Operation des zweiten Auges vor ſich. So groß nun Wilhelms Entzücken über das ſchöne Gelingen war, mußte er ſich doch Gewalt anthun, ſich nicht zu verrathen, da er die ſelbſtzerſtörende Heftigkeit des Kranken nur zu gut kannte und wußte, daß jede Gemüthsbewegung eine Entzündung des wunden Auges bewirken konnte, die für den jetzigen Zuſtand als beſonders gefährlich zu vermeiden war.

Nur im erſten Ausruf der Freude vergaß Wilhelm auf einen Augenblick die bisher beobachtete Veränderung der Stimme. Walter ſchien von dem bekannten Tone plötzlich ergriffen, war aber zum Glück mit ſeinem körperlichen Zuſtande zu ſehr beſchäftigt, um jenen Eindruck feſtzuhalten. Wilhelm faßte ſich ſogleich und drückte das Gefühl der Dankbarkeit und der Freude, dem er nun Ton und Worte verſagen mußte, blos in ſeinen verklärten Mienen aus.

Nachdem Walter mehrere Tage die nöthige Ruhe genoſſen und den Reiz des Lichtes vermieden hatte, erſchien endlich der Tag zum Abnehmen des Verbandes. Das Bild des Retters mußte nun der erſte Gegenſtand ſein, welcher ſich in den, zu neuer Sehkraft hergeſtellten Augen abſpiegelte. Wilhelm fürchtete dieſen Moment des Erkennens mehr als die Operation ſelbſt. Jetzt galt es. Sein Beſtreben ging nun dahin, alles Plötzliche zu vermeiden, und eine ſtufenweiſe Erkennung einzuleiten. Zuerſt ließ er ſeiner bisher verſtellten Stimme mehr und mehr den natürlichen Ton. Walter wurde mit jeder Minute aufmerkſamer und geſpannter. „Der Ton Ihrer Stimme,“ ſagte er, Wilhelm's Hand erfaſſend, „dringt mir in die Seele und weckt Erinnerungen, die mich erſchüttern. O mein Retter! Laſſen Sie mich endlich Ihren Nahmen wiſſen!“

Wilhelm. Den ſollen Sie ſogleich erfahren. Ich verſchwieg ihn, weil ich gegründete Urſache dazu hatte. Aber Sie ſprachen ſo eben von Erinnerungen. Hatten Sie vielleicht einen Freund, in deſſen Stimme Sie Ähnlichkeit mit der meinigen finden?

Walter. Ich hatte einen Freund — edel wie Sie, aber ich verdiente nicht, ihn zu haben.

Wilhelm. Glauben Sie, ihn verloren zu haben?

Walter. Er muß mich haſſen!

Wilhelm. Aber der verkannte oder beleidigte Freund muß Freund bleiben; ſonſt wäre er es nie geweſen. Unglück macht Vieles wieder gut, was vom Glück verdorben wurde.

Walter. O könnt' ich gut machen, was ich verdarb! O könnt' ich verſöhnen, was ich beleidigte!

Wilhelm. Wahre Freundſchaft erliſcht in dem Herzen, worin ſie einmal wohnte, nie; ihr Licht bleibt dann nur verhüllt, wie das Licht Ihrer Augen hinter dieſem Verbande.

Walter. O wann nehmen Sie mir dieſen Verband ab, der mir jetzt drückender wird als je, da ich mich ſehne, das Angeſicht meines Retters zu ſchauen?

Wilhelm. Sehr bald, lieber Walter!

Walter. Wie? Sie wiſſen meinen Nahmen? Wär's möglich? Wilhelm — Du — Sie — —

Wilhelm. So heiße ich. Sonderbares Zuſammentreffen!

Walter. Um Gotteswillen! Nehmen Sie mir den Verband, — ſonſt — ich kann nicht länger dulden — ich reiße —

Wilhelm. Und wollten ſo das Gelungene ſelbſt zerſtören? — Mäßigen Sie ſich! — Sobald Sie ruhig ſind, nehme ich Ihnen den Verband weg.

Walter verſprach Alles. Wilhelm gab vor, eine im Hauſe nebenan vergeſſene Salbe zu holen, und benützte die Zeit, ſein Geſicht etwas unkenntlich zu machen, damit das ſichere Erkennen beim erſten Anblick im Verein mit dem neuen Lichtandrang, auf Walters Aug' und Seele nicht zu heftig wirke. Jetzt nahm der Zurückkehrende mit freudezitternder Hand den Verband herab, und Walters große Augen öffneten ſich, ſo gierig auf ihn geheftet, als wollten ſie das erſehnte Bild in ſich ſaugen; dann ſagte er gerührt und wehmüthig: „Nicht der verlorne Freund, aber ein gefundener! Nicht Wilhelm — aber Wilhelms Stimme und ſein Herz!" —

Wilhelm küßte ihn, verrichtete das Nöthigſte, ſo viel möglich, ſchweigend und abgewendet, und verließ dann, um ſich zu ſammeln, und das Geſicht des verſtellenden Falſchen zu entkleiden, das Zimmer, mit den Worten: „Nach wenig Augenblicken ſehen Sie mich wieder!" —

Kaum waren dieſe verfloſſen, da trat ein Bedienter mit einem Bückling vor **Walter**, hielt ein Blatt Papier und las: „Der **Arzt** hat das Seinige gethan; was noch zu thun bleibt, hofft der **Freund** — ja Dein Freund **Wilhelm** zu vollenden.“ —

**Walter** ſchloß die thränennaſſen Augen und faltete ſchweigend die Hände. Es ſchien in ſeiner Seele licht zu werden; aber dem guten Wilhelm blieb nun das Schwerſte noch übrig.

Endlich trat **Wilhelm** ein, in ſeinem Äußern, ſo weich ſein Inneres war, vorſätzlich ernſt und feierlich, um das Gefühl der Rührung jetzt weder in ſich ſelbſt noch in **Walter** aufkommen zu laſſen. Deshalb nahm er auch ſogleich das Wort:

„**Walter**! Daß ich Dein Freund geblieben bin, habe ich bewieſen; beweiſe Du nun Deine Freundſchaft zu mir dadurch, daß Du Dein eigener Freund werdeſt! Nichts vom Vergangenen! Es iſt nicht ungeſchehen zu machen. Laß uns jetzt nur auf das denken, was noch zu ändern, noch zu beſſern iſt! Ferne ſei es von mir, Dir Vorwürfe zu machen, aber zeigen muß ich Dir in einem kurzen Abriſſe Deines Lebens, wie nicht ein, von Dir ſo oft angeklagtes feindliches Schickſal, ſondern Du ſelbſt die Urſache Deines Unglücks und Deiner Leiden warſt. Eben deshalb aber ſollſt Du an Deiner Lage nicht verzweifeln, da es in Deiner Macht ſteht, glücklich zu werden. So tröſtlich Dir dies ſein muß, eben ſo viel Beruhigung kann es Dir auch gewähren, daß das Unglück, welches Andere durch Deine Schuld traf, durch eine höhere Fügung, ſich wieder zum Guten gewendet hat.

Ich gedenke hier vor Allem meiner Schweſter, und löſe den Gram, der Dich ihretwegen drücken mag, von Deinem belaſteten Herzen.“ —

Nun erzählte Wilhelm mit den ſchonendſten Ausdrücken, welche Wendung Roſaliens Schickſal genommen habe, und ſchloß damit, daß er dem Staunenden merken ließ, ſie lebe ſogar in dieſer Stadt, ſodann ihm ſtufenweiſe die ganze Gewißheit vor Augen ſtellte.

Walter ſaß lange ſtumm und bewegungslos, dann brach er mit der ihm eigenen Heftigkeit in Verwünſchungen aus. Wilhelm ließ ihn toben, bis die erwartete Abſpannung erfolgte; dann entwarf er ihm ein Gemälde des künftigen Lebensglückes mit ſo milden Farben und mit ſo inniger Herzlichkeit, daß Walter von Rührung ergriffen wurde, den Freund mit beiden Armen umfing, und erklärte: er könne an die Möglichkeit glauben, Glück und Ruhe wieder zu finden, wenn Wilhelm ſein Schutzgeiſt bleiben wolle.

So wurde denn ein ſchöner Plan für die Zukunft entworfen. Nun machte Wilhelm den Geſtärkten auch noch mit dem Tode ſeiner Ältern und dem Verſchwinden der beiden Schweſtern bekannt. Dies nahm Walter leichter, als der fromme, gefühlvolle Wilhelm es erwartet hatte.

Nun endigte die Berathung damit, daß Wilhelm dem Freunde die Nothwendigkeit vorſtellte, dieſe Stadt zu verlaſſen, damit Roſaliens Ruhe nicht gefährdet werde; dagegen verſprach er dem Mittelloſen, für alle ſeine Bedürfniſſe zu ſorgen und ihm eine paſſende Stelle zu erwirken. Walter willigte ein, wählte ſelbſt ſeinen neuen Aufenthaltsort, und beſtimmte einen der nächſten Tage zu ſeiner Abreiſe. Wilhelm verließ ihn voll Freude des Gelingens und voll guter Hoffnung für die Zukunft.

An einem lieblichen Morgen der letzten Tage des Aprils, der ſich als echter Zwillingsbruder des holden Mai zeigte, ſtand eine hübſche, aber etwas verlebte Putzhändlerin vor der Glasthür ihrer Bude. Niedlich von Geſtalt und zierlich gekleidet, zog ſie die Aufmerkſamkeit der Vorübergehenden auf ſich, und hatte genug zu grüßen und zu danken. Beides that ſie auf ſehr verſchiedene Weiſe, indem ſie ſich dabei gegen Einige ſehr freundlich, gegen Andere ſtolz, gegen Manche ſchamhaft, gegen Andere pikantſpröde benahm. Abſicht leuchtete aus jeder Miene hervor, Berechnung aus jedem Blicke. Langſam ſchreitend, wandelte Roſalie die Straße einher, an ihrer Rechten das zweijährige Minchen führend, ein lebendiges Maiblümchen. In einiger Entfernung hinter ihnen fuhr der Wagen nach. Die Mutter, das himmelblaue Auge voll ſtiller Freudigkeit, blickte ſorgſam auf ihr kleines Ebenbild hinab, an dem ſie ſich, wie's ſchien, gar nie ſatt ſehen konnte. Das raſtlos geſprächige Töchterlein aber ſchaute mit lebensfriſchen Äugelein in die Welt hinein, die ihr ſo viel Neues und Wunderſchönes zeigte. Endlich hielt die farbenſchimmernde Auslage der Putzhändlerin mit all den bunten Bändern und Blumen die Aufmerkſamkeit des Kindes ſo feſt, daß es ſich nicht davon zu trennen vermochte. Roſalie, die ohnedies Manches kaufen wollte, um das Kind zu des Vaters Geburtstag neu zu ſchmücken, trat mit der Kleinen in die Bude. Die Putzhändlerin legte ihre ſchönſten

Waren mit freundlicher Geſchäftigkeit vor, zeigte aber von Zeit zu Zeit eine Verlegenheit, welche ſie hinter die Liebkoſungen des Kindes zu verbergen ſuchte.

Indem Roſalie ſich noch mit der Auswahl unter den ihr vorgelegten Stoffen und Putzwaren beſchäftigte, flog eine weibliche Figur, hoch und ſchlank gewachſen, halb vornehm, halb ärmlich gekleidet, an ihr vorüber, auf die Putzhändlerin zu. Beide umarmten ſich mit dem Ausruf: „Mathilde! — Hildegarde!" —

Mit Staunen und Schrecken erkannte Roſalie nun in ihnen die Schweſtern Angermann, bezahlte, während dieſe Alles um ſich her vergaßen, dem Ladendiener das Gekaufte, empfahl ſich flüchtig und eilte mit der Kleinen nach dem Wagen. In dem Augenblick, da der Kutſcher die Pferde antrieb, ſcholl ihr — mit einem aus Freude und Schmerz gemiſchten Ton — der Name „Roſalie!" in's Ohr. Sie wandte ſich, erblickte Walter's nach ihr hinſtarrende Geſtalt, und ſank zurück in einer ohnmachtähnlichen Betäubung. Der Wagen rollte fort.

Mit der eben vorgefallenen Scene verhielt es ſich ſo:

Als die Bauräthin Angermann und bald nach ihr der Baurath ſelbſt ſtarb, blieb den Töchtern, nach theilweiſer Befriedigung der dringendſten Gläubiger, nichts als — die Freiheit, zu thun, was ſie wollten, welche denn auch ſogleich benützt wurde.

Mathilde reichte ihre Hand einem albernen Graukopf, den ſie für reicher hielt als er war. Sie wußte ſeine Lebensconſumtion durch ihr Benehmen ſo zu beſchleunigen, daß er die bei ihr vermißte Ruhe bald im Grabe fand, ihr aber nicht den zehnten Theil des erwarteten Vermögens hinterließ, womit ſie eine Putzwaren-Handlung kaufte.

Ihre erſte Sorge war nun, dem mattſchmachtenden, Alles bejahenden Lisco, mit dem ſie in zärtlicher Korreſpondenz ſtand, ihr neues Etabliſſement bekannt zu machen. Dieſer verſtand den Wink, flog, brot- und geſchäftslos wie immer, eiligſt herbei, und ward Mathildens folgſamer Gatte und Diener, der, außer der Alimentirung ſeiner ſanften Perſon, gar keine Anſprüche machte, übrigens Alles im Hauſe geſchehen ließ, wenn nur er ſelbſt dabei nicht in Anſpruch genommen wurde.

Hildegarde lebte anfangs im Hauſe der mit dem Graukopf verheiratheten Schweſter unter unaufhörlichem Scharmutziren und kleinem Gewehrfeuer. Endlich machte ſie Bekanntſchaft mit einem jungen Schauſpieler, der ſich als Künſtler und Adonis gleich hoch ſchätzte, nahm die dargebotene Hand, und trat an ſeiner Seite zu einer wandernden Truppe, und zwar als erſte Heldin und erſte tragiſche Liebhaberin, obſchon keine zweite da war.

So hatte das Schickſal die Schweſtern wieder zuſammengeführt, denn es war dem tragiſchen Künſtlerpaar gelungen, zu Gaſtrollen in einem Vorſtadt-Theater zugelaſſen zu werden. Held und Heldin kamen ziemlich gut durch, und ſahen deshalb ſchon einer goldenen Zukunft entgegen.

Walter beſuchte, von ſeiner alten Vorliebe getrieben, am Vorabende des zu ſeiner Abreiſe beſtimmten Tages das Schauſpiel, ward durch Hildegardens Erſcheinung überraſcht, eilte auf's Theater, traf nebſt der ſchweſterlichen Heldin noch eine hübſche Vertraute von alter Bekanntſchaft, erfuhr Mathildens Anweſenheit, erſchien in dem Augenblick, da Roſalie die Bude verließ, ward vom Anblick der Neuaufgeblühten entzündet, und beſchloß, von ſeiner Leidenſchaftlichkeit bethört und uneingedenk des ſeinem Retter gegebenen Verſprechens, Alles aufzubieten, um ſich Roſalien wieder zu nähern, ja — wo möglichſt — ſie wieder zu gewinnen, ohne das Frevelhafte ſeines Verhabens zu bedenken.

Mit dem erſten Aufglühen der nächſten Morgenröthe traf Roſalie die Anſtalten, ihr Landhaus zu beziehen, um ein kleines Feſt zur Geburtsfeier ihres Gatten zu ordnen, welcher am Abend nachkommen ſollte. In einem entfernten Theile des Gartens eifrig beſchäftigt, eine Laube nach ihrer Fantaſie auszuſchmücken, erſchrak ſie über ein neben ihr entſtehendes Geräuſch, und bald noch mehr über die darauf folgende Erſcheinung, indem — Walter vor ihr ſtand.

Schon die erſten Worte und Geberden ließen ihr keinen Zweifel, welche ſträfliche Leidenſchaft den Vermeſſenen zu ihr führte. Vergebens war Bitten und Drohen, Walter blieb taub für Beides, erklärte in den glühendſten Ausdrücken die Heftigkeit ſeiner wieder erwachten Liebe, verwünſchte ſein früheres Benehmen, ſein Unrecht und ſeine Verblendung, die er das Werk eines böſen Geiſtes nannte, verſprach ein neuer Menſch zu werden und Alles zu vergüten, und drang mit frevelhafter Kühnheit auf Verzeihung und Erwiederung ſeiner gränzenloſen Liebe.

Roſalie, von Todesangſt gefoltert, ſtellte ihm das Verbrecheriſche ſeiner Forderung vor, erinnerte ihn an die Heiligkeit der Pflicht, und malte ihm mit Zügen, welche die Verzweiflung ihr eingab, die entſetzlichen Folgen des gewagten Schrittes. Walter hörte nur den Laut ihrer holden Stimme, nicht den Inhalt ihrer Worte, ſah nur die Reize der bezaubernden Geſtalt, nicht den Zorn ihrer Mienen. Einem Raſenden gleich, that er den fürchterlichſten Schwur, daß er nicht weichen noch ruhen und raſten wolle, bis Roſalie, einſt ſein Eigenthum, wieder ſein werde, und keine Macht des Himmels und der Erde könne hinreichen, ihm ſein altes Recht auf ſie zu rauben. Seine Heftigkeit ſchien, mit jedem Augenblick ſteigend, Scorpionen gleich ſich ſelbſt zu ſtacheln, und er ſchloß mit dem Schwur: er werde nicht abſtehen, bis nicht ſein oder Sihlenfeld's Tod die blutige Entſcheidung gab. —

Durch die zu lauten Ausbrüche des ſich und Alles Vergeſſenden ward ein Gärtnermädchen aufmerkſam gemacht, erkannte wohl die gefährdete Lage der Gebieterin, hatte aber nicht den Muth, vorzutreten, ſondern ſchlich leiſe davon, und kam nun mit zwei Gärtnerjungen in dem Augenblick zurück, als Walter, wie vom Wahnſinn ergriffen, Roſalien umſchlang, ſie ſein geliebtes Weib nannte, und den Mund der Sträubenden ſo mit Küſſen bedeckte, daß die erſtickte Stimme nicht einmal nach Hilfe rufen konnte. Betroffen über das Geſchrei der Herbeieilenden, wandte ſich Walter, ſeine Beute loslaſſend. Roſalie floh, ſchwankte aber, da ſie kaum einige Schritte gethan, und fiel ohnmächtig zu Boden, ſeitwärts der Allee, neben einem hohen Roſenſtrauche, welcher ſie, wie vor Verfolgung ſchützend, bedeckte.

Walter war wirklich im Begriffe, troz aller Hinderniſſe ihr nachzufolgen, und wandte, da er ſich von den Andrängenden kaum frei gemacht hatte, den Blick nach der Entflohenen. Sie war verſchwunden; der Roſenſtrauch neigte ſich verbergend über die bewußtlos Liegende; alle ſeine Roſen ſchienen, mitleidig auf die Arme herabblickend, ſie mit ihrem Duft ſtärken zu wollen, und alle Blätter wetteiferten flüſternd, ſie mit ihrem Schattenanhauch in das Leben zurückzurufen. Walter, dem Roſalie plözlich wie durch ein Wunder entrückt ſchien, fühlte ſich von einem geheimen Grauen ergriffen, ſchwang ſich mit Kraft auf die Mauer, und verließ den Garten, wie Satan das Paradies.

Als Roſalie endlich auf ihrem Ruhebette wieder die Augen aufſchlug, fühlte ſie ſich von einem heftigen Fieber ergriffen und von Bildern der aufgeſchreckten Fantaſie zerrüttet. Man hatte Eilboten nach der Stadt geſendet, um Sihlenfeld von dem Verfall zu benachrichtigen. Sie trafen auf der Straße den leeren Wagen; er ſelbſt war ausgeſtiegen und hatte einen abgelegenen Seitenweg eingeſchlagen, den er ſeiner wild romantiſchen Schönheit wegen liebte. Walter, im höchſten Grade erbittert über das Mißlingen ſeines verwegenen Unternehmens, war bis in das nächſte Dorf gekommen, wo er in das Gaſthaus trat, und, wie er es in Fällen inneren Aufruhrs gewöhnlich zu thun pflegte, alles Böſe in ſich durch den Genuß ſtarker Getränke noch ſtärker entflammte. So wurden auch jezt alle böſen Geiſter in ihm neuerdings aufgeweckt. Er war ſchon mit dem Gedanken, an Sihlenfeld Rache zu nehmen, auf das Landhaus gekommen, und hatte zwei mitgebrachte Degen in der Nähe deſſelben verborgen. Dieſe wieder mit ſich zu nehmen, ging er jetzt zurück, und gerieth, der Gegend unkundig, auf eben jenen Seitenweg, welchen Sihlenfeld ging.

Schon dämmerte der Abend. An einer Stelle, wo dichtes Gebüſch den ſchmalen Pfad einſchloß, traten ſich die Beiden unter dem Gewölbe der dunkelnden Umgebung plötzlich entgegen. Sihlenfeld hatte Roſaliens erſten Gatten nie geſehen, erſchrak aber heftig über die verſtörten Geſichtszüge des Begegnenden, der, Jenen erkennend, in Wuth aufloderte, und ihn mit wildem Grimm an der Bruſt faßte. Sihlenfeld glaubte ſich von einem Räuber angefallen, und bot ihm, unbewaffnet wie er war, Uhr und Börſe dar.

„Nicht dies! (rief Walter.) Was mein war und wieder mein werden muß, das will ich; Roſalien fordere ich zurück. Sie ſind Sihlenfeld; ich bin Walter Angermann. Das Schickſal führte uns in dieſe engen Schranken, wo kein Ausweg und keine andere Hilfe als die Selbſthilfe übrig bleibt. Sie ſuchte ich und finde ſie früher als ich hoffte. Der Augenblick der Entſcheidung iſt da. Hier der Degen! Es gelte!" —

Vergebens verſuchte Sihlenfeld vernünftige Vorſtellungen. Walter ließ ihn nicht zu Worte kommen, nöthigte ihm einen Degen auf und drang auf ihn ein. Sihlenfeld war gezwungen, ſich gegen den Wüthenden zu vertheidigen.

Die Degen klirrten in der ſchauerlichen Stille wie das hellſchwirrende Wehklagen des Todtenvogels. Keiner der Kämpfenden konnte einen Schritt weichen; denn zur Seite und rückwärts ſtellte ſich das feindſelige Geſträuch entgegen. Ein Schrei! Aus Sihlenfeld's Bruſtwunde floß das Blut; er ſank auf das ſeinen Fall hemmende Geſträuch.

In dieſem Augenblick erſchollen Stimmen; der grüne Verhau wurde ringsumher niedergeriſſen; Männer drangen durch. Es waren Leute aus dem Dorfe, wo Sihlenfeld ſein Landhaus hatte, ausgeſchickt ihn zu ſuchen. Sie wandten ſich ſogleich gegen Walter, deſſen Wuth noch höher ſtieg, als er ſah, daß man ſich ſeiner Perſon bemächtigen wollte. Er ſchlug und ſtach mit dem Degen unter die unbewaffnete Schar, und verwundete Jeden, der ihm in die Nähe kam. Dieſe zogen ſich nun zurück; zwei derſelben trugen den bewußtlos liegenden Sihlenfeld. Walter, in einem Augenblick der Beſinnung wie von einem paniſchen Schrecken ergriffen, wandte ſich zur Flucht, wurde aber von einem ihm in die Ferne nachgeſchleuderten Steine am Kopfe verwundet. Dennoch riß er ſich, da er einmal freien Raum gewonnen hatte, fort, bis nicht nur ſeine Kraft, ſondern auch der Degen brach, der ihm zum letzten Frevel und zur letzten Stütze gedient hatte.

Roſalie, da ſchon der Abend dunkelte und Sihlenfeld noch immer nicht kam, ließ ſich nicht länger zurückhalten, raffte ſich in zunehmender Beängſtigung vom Lager, und wankte, von Zweien geſtützt, dem Erſehnten entgegen. Bald entkräftet, mußte ſie ſich auf einen Stein ſetzen. Während die Anweſenden mit ihr ſich beſchäftigten, waren die Leute, welche den verwundeten Sihlenfeld trugen, ihr unbemerkt nahe gekommen. Vom Geräuſche betroffen, hob ſie das geſunkene Haupt empor, und erblickte den von zwei Männern getragenen Gatten, deſſen Arme, wie die eines Leichnams, zu beiden Seiten herabhingen. Roſalie ſprang mit der Kraft des Entſetzens empor, und ſtürzte mit einem Schrei der Verzweiflung neben dem todt geglaubten Gatten zu Boden. Wie des Blitzes nachtzerreißender Feuerſtrahl der erhellten Finſterniß auf einen Augenblick ihr eigenes Grauen zeigt, ſo erkannte auch Roſalie in einem Augenblick, was vorgefallen war, und verſank wie vernichtet in die Nacht ihres Unglücks.

Nahe an dem Orte dieſer Trauerſcene erhob ſich ein Hügel, von deſſen wildverwachſener Anhöhe die Ruinen eines Schloſſes von gothiſcher Bauart herabſtarrten.

Auf einem morſchen Baumſtamme, der am Fuße des Hügels quer über einem trüb hinſchleichenden Bache lag, ſaß Walter, unbemerkt von den in geringer Entfernung von ihm eifrig beſchäftigten Menſchen, hörte das dumpfe Gemurmel der Wehklage, ſah den herzzerreißenden Jammer, deſſen Urheber er war. Das Blut, welches von der Kopfwunde herabſtrömte, verdunkelte ihm bald die Augen; er verlor mit dem Blutverluſte die Sehkraft, und ſank in einer, der gänzlichen Auflöſung nahen Betäubung von dem morſchen Sitze vorwärts an den Rand des Baches, der mit ſeinen trüb hinſchleichenden Wellen die Wunde reinigend beleckte und das Blut dumpf murmelnd fortwälzte.

So lag Walter bis Mitternacht. Der Vollmond erhellte die Gegend. Der Erwachende, deſſen Wundarzt das trauernde Bächlein war, fuhlte ſich zuerſt wieder, da ein eiſiger Fieberfroſt ihn ſchüttelte. Die gräßlichen Bilder ſeiner Frevel ſchlugen ihre Krallen in ſeine Seele. Die ſchöne Verklärung der Frühlingsnacht erſchien ihm grauenhaft. Sein eigener Schatten, den er vor ſich erblickte, erweckte ihm, als ein fremdes Weſen, zitternde Furcht. Einſam wie er nun da lag, ruhelos, indem Alles ringsum ſchlief, das Toben des innern Aufruhrs in der allgemeinen Stille umher, die Schreckensnacht ſeiner Seele in dem freundlichen Lichtglanze, der ihn und die Erde übergoß, — das Entſetzen dieſer ſich aufdringenden Kontraſte erweckte in dem Unglücklichen den erſten Anfall der Idee: er ſei ein böſer Geiſt. Und ach! ſehr bald wurde dieſe Idee eine bleibende, alſo ſein wirklicher böſer Geiſt, die Stimme der Schuld, ein Echo der Hölle!

Unter einem ſolchen Kampfe mit dem Entſetzen vor ſich ſelbſt vergingen drei Stunden. Während dieſer Zeit hob Walter nur ein einziges Mal den Blick empor, und erblickte auf der Anhöhe des Hügels jene Burgruinen, die, einen koloſſalen Schatten werfend, ihn wie eine Todesnacht anſtarrten. „Hier — (rief die Stimme jener Idee) hier iſt die Grabſtätte für einen ruheloſen Todten! hier die nächtliche Wohnung eines böſen Geiſtes!"

Mühſam, keuchend und ſtöhnend, oft kriechend, arbeitete er ſich den Hügel empor und erreichte die Teraſſe, als eben die Morgenröthe den Himmel mit der Glut wunderbarer Geſtalten erfüllte. Die Heiligkeit der ſtillen Feier dieſer ätheriſchen Erſcheinungen milderte, wie die kuhle Morgenluſt, den brennenden Schmerz der Wunde, den noch brennenderen Schmerz der Seele, und er wurde zur Wehmuth der Selbſtzerknirſchung.

Mit dieſem Gefühl trat Walter in die Ruinen des Schloſſes, deſſen linker Flügel zum Theile noch erhalten war. Ein gewölbter großer Saal mit hohen Pforten und Fenſtern im gothiſchen Styl nahm den Armen nun auf. Das Morgenroth belegte die Wände mit purpurnen Tapeten. Dunkle Schlehengebüſche hielten die geſpenſtiſche Thorwache; Diſteln blickten wie drohend mit feurigen Augen zu den offenen Fenſtern herein. Ein Fenſter war noch mit dem alterthümlichen Schmuck farbiger Glasſcheiben verſehen. Ein breiter Stein, vielleicht ſchon ehmals die letzte Ruheſtätte eines Unglücklichen, lag, mit ſtummer Gaſtfreundlichkeit einladend, nebenan.

Walter ſchaute, ohne es deutlich zu wollen, durch die bunten Scheiben. Jede Farbe zeigte ihm die Gegend in einem andern Lichte, und brachte dadurch jedes Mal einen verſchiedenen Eindruck auf den Schauenden hervor. Die an ihm vorübergehende Scenenreihe weckte in ihm die Erinnerung an ſein vergangenes Daſein, deſſen wechſelnde Bilder ihm hier erſchienen, als ſollte er am Rande des Grabes das ganze Spiel ſeines verworrenen Lebens nochmal überblicken. Er ſchaute durch die roſenfarbene Glasſcheibe; ach! die Gegend umher in dieſem lieblichen Schimmer rief alle Freuden der leuchtenden Kindheit in ſeine Seele! Das Licht der himmelblauen Scheibe erinnerte ihn an den reinen ſtillen Himmel ſeiner noch reiner, von keinen Wünſchen und Begierden getrübten Jugend. Mit Wehmuth erkannte er an der Gegend im grünen Lichte alle die ſchönen Hoffnungen des reiſenden Jünglings, ach, jene ſchönen — durch ſeine Schuld unerfüllt gebliebenen Hoffnungen! Mit Schrecken erkannte er, durch eine andere Scheibe in die Umgebung hinausſpähend, die nun glühendroth vor ihm dalag, den gräßlich auflodernden Brand wilder Leidenſchaften: die Natur, wie mit Blut übergoſſen, ſchien ihn ſelbſt der Blutſchande anzuklagen, und da, ſich ſcheu wegwendend, ſein Auge nun auf die gelbe Nebenſcheibe traf, glaubte er, das Schwefellicht der Hölle verbreite ſich, und die bleiche Eiferſucht grinſe ihm mit teufliſchem Hohn entgegen. Auch hier zog er die Blicke ſchnell weg, und fand durch das nächſte Glas die Gegend in ſchwarzbrauner Trauer, als das troſtloſe Nachtſtück ſeines Lebens.

Je mehr dieſer erſchütternde Szenenwechſel alle Spannkraft aufgeregt hatte, um ſo plötzlicher ließ ſie jetzt nach, da der Arme in ſo wenigen Minuten einen ſo zermalmenden Kampf von Empfindungen, Bildern, durchlebten Situationen, Vergehungen und Vorwürfen erduldet hatte. Er verſank in ein dumpfes Hinbrüten, und der Anblick der ſchwarzen Trauergegend rief neuerdings, und heftiger als vorher die fixe Idee hervor: Er ſei ein böſer Geiſt! —

Und nun glaubte er dies auch wirklich zu ſein. Der innere Tumult nahm zu; das Äußere entſprach dem Innern, und dieſes kam zu immer heftigerem Ausbruch. Er ging mit verzerrtem Antlitz und dumpfem Stöhnen umher, zerſtörend, was ihm aufſtieß.

Nahe an dem beſſer erhaltenen Flügel des Schloſſes ſtand eine Meierei. Die Familie des Meiers erfreute ſich hier des glücklichſten Still-Lebens, und war gewohnt, nur fröhliche Menſchen zu ſehen, da alle, die den Hügel mit der herrlichen Ausſicht beſuchten, vom Geiſt der ſchönen Natur belebt, der Freude huldigten. Um ſo ſchrecklicher war den behaglichen Menſchen in dieſem Reiche des Friedens die Erſcheinung des verſtörten Walter. Zwei ſpielende Kinder, die ſich im Laufe haſchen wollten, erblickten ihn zuerſt, und verbreiteten mit ihrer Furcht ein allgemeines Entſetzen. Der Meier und ſeine Leute ſchlichen heimlich herbei, und ſtarrten den Zerrütteten aus ihrem Hinterhalt wie ein Scheuſal an. Deſſen ungeachtet legten die guten Leute, ſobald ſie in dem Ungethüm, nachdem der erſte Schreck vorüber war, einen unglücklichen Wahnſinnigen erkannten, ihm Nahrungsmittel hin, und eilten, den Vorfall anzuzeigen. Man kam, bemächtigte ſich des Schlafenden und brachte ihn in Gewahrſam. Er wurde erkannt und in eine Irrenanſtalt gebracht. Wilhelm, der, als Arzt des Leibes und der Seele, die Herſtellung Sihlenfelds und Roſaliens geleitet hatte und auch die Wunden ihres Herzens zu heilen wußte, that nun ſein Meiſterſtück, indem er durch ſeine treffliche und liebevolle Behandlung den armen Walter von der fixen Idee: Er ſei ein böſer Geiſt, — allmälig zurückbrachte und ſeine Raſerei ſtufenweiſe zu ſtiller Melancholie milderte. Wilhelm, dem verlornen Freunde bis zum letzten Athemzuge hilfreich und treu, bewirkte, daß Walters Tod ſo ruhig und ſanft wurde, wie ſein Leben es nie war.

Als er der Schweſter und dem Gatten die Erlöſung des Hingeſchiedenen gemeldet hatte, ſchloß er, Beide umſchlingend, mit den Worten: „Jede heftige Leidenſchaft hat den Egoismus zu ihrem unzertrennlichen Gefährten; aber keine Art des Egoismus kann mit dem wahren Glücke des Menſchen beſtehen; jede führt — mehr oder weniger, früher oder ſpäter — zur Unzufriedenheit mit der Welt, die allen ungeſtüm Fordernden ſtets zu wenig leiſtet, alſo zum Unglück. Nur wer ſich ſelbſt für das Wohl Anderer vergeſſen kann, vermag es, wahrhaft glücklich zu werden; Er aber, der ſeinen Leidenſchaften Alles opfern will, wird endlich ihr Opfer und ſein Selbſtzerſtörer. O Freund! O Schweſter! Liebt die Menſchen, aber fordert wenig von ihnen, und baut bei dem Wenigen nie mit Zuverſicht auf ſie! Nur wer Leiden ertragen kann, vermag es, auch ſich ſelbſt zu ertragen. Seid ſtets ohne Anſprüche, aber nie ohne Selbſtbeherrſchung! Sie iſt der Fels, auf dem das Alpenröslein — Menſchenglück — gedeiht.“ —

# Gemüthsſtörung und Seelenruhe.

Die Gräfin N. eilte, wie gewöhnlich, mit dem erſten ſchönen Frühlingstage auf ihr Landhaus, wo ſie auch ſogleich ihre Lieblinge um ſich verſammelte.

Die in der Geſellſchaft herrſchende Empfänglichkeit der Gemüther für alles Schöne, Große und Gute wurde nun mit jedem Tage geſteigert durch die zunehmende Herrlichkeit der neu belebten Schöpfung. Ewiger Frühling des Herzens und ewige Kunſtjugend beſeelten jeden Geweihten des geſelligen Vereins. Fülle des Gemüths, Schwungkraft der Fantaſie und Vernunft mußten in jedem Mitgliede, harmoniſch verbunden, vorherrſchen. Wen keine dieſer Kräfte emporhielt, der ward nicht zugelaſſen in den Kreis des Schönen. Aufgeblähter Eigendünkel wurde der Geiſel des Sarkasmus preisgegeben, die edle Beſcheidenheit des Würdigen aber vor Allem ſich ſelbſt erkenntlich und mit ihrem Werthe vertraut gemacht.

„Die Bedürfniſſe des Menſchen“ — ſagte Selmar, der Dichter — „können ſich einſt vermindern oder veredeln; dann wird Erwerbbegierde, es werden Habſucht, Eigennutz und Selbſtſucht verſchwinden. Die Menſchen können einſt ein höheres Ziel verſtehen lernen; dann werden auch Neid, Zank und Chikane aufhören, und man wird auf Erweiterung und Veredlung des Geiſtes mehr achten, als auf Rangerhöhung, Geldanhäufung und Gebietsvergrößerung. — Das Gebieten wird leichter werden, je weniger zu verbieten ſein wird. Dann wird ein allgemeiner Friede entſtehen im Leben des Menſchen, ihm würde bald der im Geiſt und Herzen nachfolgen. Dann wäre das Reich der Schönheit erobert und Kunſt zur Natur geworden. Darum laſſet uns ſchließen den geweihten Kreis, und mit Ruhe dahin ſtreben, wo ſpätere Jahrhunderte den Auserwählten der Vorwelt wieder begegnen werden; denn Einzelne gehen immer der Menge voran, und Zurückkehr zu den Heroen des Alterthums iſt hohes Vorwärtsſchreiten."

„Roh und ungebildet iſt die Maſſe; darum laſſet uns leben in den Edelſten und Beſten! Heiterkeit des Geiſtes und Wärme des Gemüthes ſei unſer Loſungswort. Der tiefſte Äther zeigt uns das reinſte Blau. Uns ſoll das Bewußtſein unſeres Werthes klar vor der Seele ſtehen, denn der Dünkel des Unwerths iſt zu anmaßend. Aber all' unſer Thun ſei einfach, offen und wahr; denn nur das Ahnen eigener Schwäche und Unvollkommenheit iſt lügenhaft geſchmückt und geheimnißvoll zurückhaltend. Größer ſcheint, was aus Nebel oder Dämmerung hervorſchaut."

„Unſer Glück iſt rein und voll, denn wir haben edle Freunde und edle Frauen, wir haben Herz und Geiſt, Leben und Kunſt, Ruhe und Kraft; welche herrliche Spielräume, welche ſchöne Mittel und Ziele zugleich! Laſſet uns denn lieben das Liebliche, befreunden die Sinne, als vermählt dem Geiſte, verehren das Göttliche, das uns ja nie entſchwinden wolle in der Welt und im Gemüth! So geleite die Schönheit des irdiſchen Seins uns zur Schönheit des Unvergänglichen!" —

So ſprach Selmar, und ein Kreis von geiſtreichen Männern und liebenswürdigen Frauen, von lebenglühenden Jünglingen und reizathmenden Mädchen, umdrängte den geehrten Dichter, den Freund jedes edlen Herzens.

Das Abendroth war verblichen; die farbenreiche Tafel erhob ſich, von freundlichen Lichtern vielfach überflammt. Man ſetzte ſich jovial geſtimmt zum Feſte des Frohſinns.

Mit munterm Eigenſinn und anmuthigem Trotz ſetzten ſich aber heute die beiden Geſchlechter, von einander geſchieden, wie in einem anthropologiſchen Werk, an beſonderen Seiten des Tiſches. Sie mochten aber ſitzen wie immer, — Amor ſaß doch bei ihnen.

Obenan ſchimmerte die Marquiſe, ſchimmerte eben, weil ſie nach Schimmer nicht ſtrebte, durch ein zartes, ungeſchmücktes weißes Kleid, mehr noch durch ihr gemüthliches, Freude gönnendes und ſchaffendes Lächeln.

„Ich bin allein!" ſagte ſie mit ſcherzhafter Klage, als eben im Geſpräch eine Pauſe eintrat. „Womit ſoll ich mich vergleichen? Mit dem Monde, von Sternen umringt? Oder mit der Muſe der Epopee in ſtrengſter Form, von welcher die modernen Dichter in beſcheidener Entfernung bleiben?" —

Da erhob Selmar, der einzige Abtrünnige der Geſchlechter-Trennung, ſich ſchnell aus der Mitte eines Mädchenflors, trat mit feierlichem Ernſt zur Marquiſe, nahm die nachklingende Guitarre vom nahen Stuhl, und ſetzte ſich zum Mond und zur Muſe, indem er mit launigem Entzücken ausrief: „So hätte denn die neueſte deutſche Literatur doch endlich eine Epopee in ſtrengſter Form bekommen!“

„Welcher jedoch die Einheit fehlt,“ erwiederte die Marquiſe. „Einen andern Beweis von Mangel an Einheit gibt die heutige Trennung der ſchönen und der ſtarken Hälfte unſerer Abend- und Tiſchgeſellſchaft. Nicht wahr, Selmar, ich hätte beſſer gethan, die Gäſte zu ordnen und Jedem den paſſendſten Platz an der Tafel anzuweiſen, damit ſie alle wie wohl verbundene Töne zu einer ſchönen Harmonie zuſammenſtimmen? Aber wie konnte ich es wagen? Um keinen Mißgriff zu thun, müßte ich die geheimen Verhältniſſe und das Innerſte jedes Einzelnen kennen, welches ich doch theils wirklich nicht kenne, theils auch nicht kennen will. Und werden dann auch zuweilen die einzelnen Gäſte an der Tafel recht treffend gereiht, ſo leidet doch erſt das Ganze dabei. Die befreundeten Nachbarn vertiefen ſich, ohne es ſelbſt zu bemerken, in trauliches Zweigeſpräch, und es kommt zu keiner allgemeinen Unterhaltung, die ihre Geniusflügel über die ganze Verſammlung ausbreiten ſoll. Ihnen aber, Selmar, könnte die aus der Mode gekommene Muſe der ſchulgerechten Epopee wohl Manches ſagen, was andere Sterbliche nicht ſo leicht erfahren. Laſſen Sie uns doch einmal — ex abrupto glaub' ich, heißt das Ding — eine recht ordentliche ſchöne Schilderung und Charakteriſtik der anweſenden Geſellſchaft hören, wie ſie etwa im erſten Geſang eines Heldengedichtes vorkommen könnte, wo die verſchiedenen Völkerſchaften zweier feindlichen Heere defilirend beſchrieben werden. Ich will ſie dann an der nächſten Tafel, zur Probe, nach dem poetiſchen Gemälde vereinigen.

Selmar bemerkte gegen dieſen ihm ertheilten Auftrag, welch ein ſchwieriges Unternehmen es für den epiſchen Dichter ſei, den Stoff aus der neueſten Geſchichte zu nehmen. Er mußte jedoch nachgeben, weil die ganze Geſellſchaft dem Vorſchlage der Marquiſe beiſtimmte; denn Alles war begierig, ſich fein gelobt oder getadelt zu hören.

Selmar begann mit komiſchem Pathos und luſtiger Begeiſterung:

„Singe mir, Muſe, die lieblichen Blumen und kräftigen Blätter im Kranz der Geſellſchaft! Aber" — indem er lächelnd die Hand der Marquiſe küßte — „es ſtröme aller glückliche Anfang von Juno, dem Bilde hoher Anmuth!" —

Die etwas ironiſch ausgeſprochene Unterſcheidung zwiſchen Blumen und Blättern erregte, ungeachtet der ihnen zur Seite geſtellten tröſtlichen Beiwörter, auf manchem Geſicht eine flüchtige Röthe, oder doch wenigſtens ein lebhafteres Muskelſpiel. Nur die immer gleichmüthige Marquiſe ſagte mit dem unbefangenſten Lächeln:

„Ich danke für die Beſcheerung: Hoch und anmuthig! Dieſe zwei Bilder ſcheinen ſich zwar, gleich dem weltbekannten feindlichen Bruderpaar, in demſelben Augenblicke zu tödten; indeß — Mühewaltung und guten Willen muß man immer mit Dank erkennen. Verzeihen Sie die Unterbrechung! Von nun an bin ich ein ſtummes Marmorbild!" —

Selmar begann mit erhebener Stimme:

Fehlt die Cäſur einem Vers, — dann, Beſte laßt walten die Gnade!
Fehlt aber gar ihm ein Fuß, — dann ſei er zum Tode verurtheilt!
Alle blühen ſie lieblich dem Dichter, drum ordne der Zufall;
Doch vor Allen nun Dich erhebt, leiſ' athmende Roſa,
Meiner Begeiſterung lyriſcher Schwung mit epiſchem Zuſchnitt.
Innig fühlſt Du und warm, und hülleſt die Lieb' in Geheimniß,
Gleich dem werdenden Tag, der im Schooße der Stille noch ſchlummert.
Aber der Nachtigall gleich, wenn ſie vom Buſche laut aufſchlägt,
Gleich dem Feuer des Sterns, vollflimmernd im Dunkel des Himmels,
Tönet und blicket die Liebe Lenetten aus Augen und Kehle.
Siegend lächelt ſie, doch lächelnd ſieget Idoli,
Wenn ſie bewußtlos und froh, nicht fliehend noch ſuchend die Liebe,
Nimmer ſich ſelber erkennt, doch nimmer von Andern verkannt wird,
Freundlich nach Außen hin lebt, doch alle Blicke auf ſich zieht;
Da ihr Weſen bedenkend und ihre Bildung beſorgend,
Erneſtine ſich nimmer vergißt und nimmer die Würde,
Mit dem lieblichſten Ernſt nur Hymens Flammen verehret,
Und das ſonſt Widerſprechende: Lieb' und Ruhe, verbindet. —
Zwar ſeid ihr nicht eins in Allem, verſchieden in Vielem,
Doch es vereiniget euch, ihr Lieben, die Liebe zum Schönen.
Was ſich aber vereinigen läßt, zu verſchönen das Schöne,
Und den belebenden Geiſt — — —

„Verzeihen Sie die feierlich abgeſchworne Unterbrechung,“ ſagte die leichthin erröthende Marquiſe, die ſogleich ahnte, daß jetzt der Übergang zu ihrer lobpreiſenden Schilderung beginnen ſollte, Lob aber nur dann geduldig ertrug, wenn es wie der leiſeſte Laut einer Äolsharfe an ihr vorbeiflog: „Sie haben ſchon mehrere Blumen zum Kranze geflochten: wollten Sie jetzt nicht auch einige Blätter dazu geſellen?“

Mit lächelnder Verneigung fuhr Selmar fort:

Nimmer will ich lobpreiſen den Mann, doch Manches im Manne.
Denn ich vergleiche das Weib der gleich hinblühenden Maiflur,
Doch dem Gebirge den Mann, am bedeutendſten wirkend am Gipfel.
Schöne ſollen nur Schönes, die Männer nur Wahres vernehmen;
Darum höret, was mir von euch, ihr Männer, enthüllt ward! —

„Nein,“ rief er jetzt, artig erboßt, indem die gleitenden Hexameter wie eine plötzlich unterbrochene Muſik auf einmal verſtummten, — „nein, ſo gutmüthig ich auch ſein mag, ich kann's nicht über mich erhalten, die Männer zu loben, noch viel weniger ſie mit Wohlklang zu loben: denn das Einzige, was an ihnen noch lobenswerth ſein könnte, ſind ihre gewöhnlich fehlerhaften Kraftäußerungen, die ſie aber meiſtens bis zur Tollheit hinauftreiben. Darum, liebe Brüder in Proſa! Vernehmt in Kürze, was ich von euch denke, was ich an Jedem ſchätze oder mißbillige.“

„Vor Allen wandle denn Du hervor, Herr Ritter von Malta, obſchon Du der Letzte von Allen in unſere Geſellſchaft trateſt! Viele Länder haſt Du geſehen und viele Kunſtwerke, aber eben des Vielen wegen, Vieles auch nur geſehen, nicht in Geiſt und Herz aufgenommen. Du biſt mit den Literaturen aller Völker nicht weniger bekannt, als mit den Meiſterſtücken der weiblichen Schöpfung, aber eben deshalb im Reiche der Kunſt leider nur ein buhlender, nippender Schmetterling. Du achteſt wohl die deutſche Literatur als ehrbare Hausfrau; die fremden Literaturen reizen Dich aber zu ſehr als leichtfertige Liebchen. Du biſt vielſeitig gebildet, doch auf mehreren Seiten auch verbildet. Dabei iſt es Dir aber in ſo fern Ernſt mit der Kunſt, ſo wie uns Allen mit Dir, wenn wir Dich unſern Schatzmeiſter nennen."

„Zur Strafe," erwiederte der Maltheſer, „ſollen Sie von mir eine Menge von Betrachtungen über fremde Literaturen ſammt Pröbchen zu hören bekommen." —

„Ich nehme Sie," fiel die Marquiſe ein, „im Namen der Geſellſchaft beim Wort."

Der Maltheſer winkte nur freundlich bejahend, weil Selmar ihm ſogleich mit aufgehobenem Finger den Mund ſchloß und fortfuhr:

„Keck mit feurigem Aug' und ſchwarzer Nachtlocke blickte Bifaldi mich an, der Halbitaliener. Er entzückt die Mädchen gar leicht, wird aber noch leichter von ihnen entzückt. Er will, wenn er liebt, von der Vernunft, und wenn ein Kunſtwerk ihm gefällt, von der Kritik nichts hören. So wie ein einziger ſchöner Zug im weiblichen Antlitz oder Herzen ihn hinzureißen vermag, ſo brennt er auch ſogleich lichterloh, wenn in einem Werke nur irgend etwas ihn anſpricht. Mit ſeinem Leben iſt er ſo freigebig, wie mit ſeinem Geſang. Er kann nur ganz lieben, oder nur ganz haſſen, Mittelwege und Mitteldinge kennt er nicht. Und wenn er gegen etwas in der Welt gleichgültig bleibt, ſo iſt es die Gleichgültigkeit ſelbſt; und wenn er in einem Stücke ſich ſtandhaft zeigt, ſo iſt es die Liebe zum Wechſel."

Aber tritt nun Du hervor, mein lieber Herr Rittmeiſter! Seine Freude möchte ich mit einer Doppelflinte vergleichen; auch faßt er Leben und Kunſt immer zugleich an und weiß die Ideale zu realiſiren. Ihm iſt die Kunſt ein verſchönernder Spiegel für das Leben, und er beſitzt die erfreuliche Gabe, den Lebensſtoff herrlich zu verarbeiten. Wäre er etwas weniger Eins mit ſich ſelbſt, ſo würde er ſich oft weniger mit der Welt entzweien; ſo aber ſetzt er noch immer ſein altes Kriegshandwerk gegen uns fort, und hat, wie Einen Degen, auch in Allem Ein Syſtem. Möchte er nur das Eine noch wohl bedenken, daß Seelenſtärke, um wirklich zu imponiren, auf das Imponirenwollen nie ausgehen muß; ferner, daß Heftigkeit im Behaupten den Behauptenden ſelbſt oft vor aller Welt enthauptet; endlich daß eine zu mächtig erhobene Stimme manchen Andern verſtimmt, und in einem vieleckigen Körper ſich um ſo leichter viel Schattenflecken einfinden, wohin der Sonne der Liebe der Zugang erſchwert wird."

„Du aber, freundlich lebender Heinold, Du ſtilles Immergrün der mildeſten Freudigkeit! In Dir lodert das veſtaliſche Feuer der ſchönſten Herzensreinheit. Dein zartes Gemüth iſt ein ſanftes, zweites oder drittes Echo des idealiſchen Schönen und Guten! Rauhes Klima und rauhe Menſchen ſind nicht für Dich. Bleibe darum auch ſtets nur unter Schönen und Guten! Hüte Dich nur, daß Deine Weichheit nicht ganz zerweicht werde! Vergiß nie, daß die Stillen nicht gemacht ſind, den Aufruhr der Böſen und des Böſen zu ſtillen! Darum halte Dich, ſo viel es geſchehen kann und darf, fern von den Händeln der Welt, und hülle Dich in den Blütenkelch Deiner eigenen Welt, Du ätheriſche Biene!" —

„Aber," fuhr Selmar nach einer kleinen Pauſe fort,

— „meine geſellſchaftliche Völkerſchilderung ſcheint die Geſellſchaft ſelbſt zu entvölkern; wenigſtens glaube ich an einigen Anweſenden ſchon eine Geiſtesabweſenheit zu bemerken. Roſa und Erneſtine verkleiden ihre Sättigung in ein himmliſches Lächeln; Idoli und Lenette aber in einen Ernſt, welcher zeigt, daß Spiel und Scherz durch die Dauer eben ſo viel verlieren, wie die muntern Sänger und Tänzer durch das Alter.“

Mit ſtark erhobener Stimme rief er nun „Wohlan!“ und —

Plötzlich verſchwanden Lichter und Gäſte, unter vielfältigem Schreckensruf. Und es verbreitete ſich rings umher eine Nacht, die der weiland ägyptiſchen Finſterniß, berühmten Andenkens, nicht das Geringſte nachgab.

Zur Vermehrung des allgemeinen Entſetzens erſcholl jetzt ein Herz- und Ohr- zerreißender Schrei, dem ſogleich ein gräßliches Geheul und Getümmel nachfolgte. Der Boden ſchien von einem Erdbeben erſchüttert, und ein Heer von Ungeheuern dem Abgrunde entſtiegen zu ſein.

Der Tiſch, an dem die unſichtbaren Gäſte jetzt ſämmtlich incognito ſaßen, ſtieg und ſank, und ſchwankte; Stühle fielen, Teller klirrten, Gläſer zerſchellten, Leuchter und Flaſchen ſtürzten wehklagend unter einander. Das Ärgſte bei der Sache war, daß, ungeachtet aller dieſer Greuel, Niemand es wagen konnte, aus dem Schooße der tiefeſten Dunkelheit Flucht und Rettung zu verſuchen.

So blieb denn das grauenhafte Nachtſtück, bis auf Selmar's ſchöpferiſchen Ruf die Lichter wieder aufloderten, und der verunglückte Poet in größter Verlegenheit alſo zu ſprechen begann:

„Willkommen, wiederkehrende Aufklärung! Willkommen erleuchtetes Volk! — Es ſei mir erlaubt, die aufgehellte Nacht durch Aufklärung der Sache ſelbſt zu verherrlichen! Das Lehrreich-Luſtige an der ganzen Begebenheit iſt, daß ſie uns ein ſchreiendes Bild der grellſten Lebens-Contraſte aufgeſtellt, und gezeigt hat, wie man hienieden das Wichtigſte dicht am Bedeutungloſeſten, das Ernſthafteſte beim Lächerlichſten, das Vernünftigſte beim Abſurden findet, und wie Schmerz und Luſt, Geſundheit und Siechthum, Tugend und Verbrechen, Kraft und Sünde ſogar nahe Grenznachbarn ſind.“ —

„Dies iſt das Exordium; nun folgt die Geſchichtserzählung, die ebenfalls wieder entſetzlich lehrreich iſt, weil ſie darthut, wie wenig der Wille, der doch des Menſchen eigentliches und reines Verdienſt iſt, in der Außenwelt zu leiſten vermag, gleich einem Schiffe, das auf dem feſten Lande operiren ſoll. — Ich wollte, — aber was ich wollte, iſt mißlungen, — die verfinſterte Geſellſchaft durch eine Art Geiſtererſcheinung ergötzen. Es ſollte, Kraft des Hohlſpiegels im Nebenzimmer, ein Mann heute als Geſpenſt erſcheinen, gleichſam als ſeine eigene Vorrede zu ſich ſelbſt, um morgen deſto intereſſanter in der Wirklichkeit aufzutreten. Ich glaube der Geſellſchaft in ihm einen trefflichen Stoff zur Bearbeitung zu liefern. Möge jedes Mitglied der Geſellſchaft ſein ganzes Genie dazu anwenden; er bedarf's. Ihr werdet in ihm viele Gährung vulkaniſcher Feuermaſſe finden, die ſich — doch nur mit vieler Mühe — noch zu fruchtbarer Lava wird umſtalten laſſen. Ich glaube, unſerem Kreiſe des Schönen keinen beſſeren Gegenſtand zur Verſchönerung durch Lebenskunſt geben zu können. Möchten doch alle Damen und Herren ihre Vervollkommnungstalente an ihm erſchöpfen! Wer das Meiſte that, um in dieſen verworrenen Menſchen Einheit zu bringen, und ihm den Frieden mit ſich ſelbſt anzuzaubern, der ſoll von der ganzen Geſellſchaft mit einer Bürgerkrone beſchenkt werden. Weil aber der Name auch etwas zur Sache beiträgt, ſo werde er eingeführt, — meine Damen, erſchrecken Sie nicht zu ſehr! — als — Eduard der Selbſtſtörer!" —

Der noch wirkende Nachklang von dem Eindrucke jenes Nachtſtückes vereinigte ſich mit der jetzigen Ankündigung, den weiblichen Theil der Geſellſchaft mit einer nicht geringen Doſis von Schauder und Neugierde zu erfüllen. Man brannte vor Ungeduld, den Geiſterankömmling, mit allen Schreckniſſen der Selbſtzerſtörung ausgerüſtet, zu erblicken; zugleich erwartete jedes von ſich ſelbſt das Beſte für deſſen Beſtes, die Männer von ihren verſtändigen Köpfen, die Frauen von ihren guten Herzen.

Nun aber erhob ſich der Rittmeiſter, und ſagte:

„Empfangt denn aus meinem Munde die Supplementbände zur Geſchichte der unterbrochenen Geiſtererſcheinung, und lernet daraus, wie nahe das Geiſterreich mit dem Thierreiche verwandt iſt. Der abſtrakteſte Denker hat ſeine vierfüßigen Stunden, und das Geſchöpf, dem Raimarus die Fähigkeit, Vernunftſchlüſſe zu machen, abſpricht, nähert ſich nicht ſelten den Gränzſteinen des menſchlichen Gebiets.“

Mich ärgerte es, daß Selmar die Einführung eines neuen Mitgliedes in unſern Geſellſchaftskreis zu einem förmlichen Spektakelſtücke umwandeln wollte. Wozu des ganzen Apparats von Geſpenſterſcenen? Bei uns ſoll der Geiſt erſcheinen, keine Geiſter. Ich habe von Jugend auf eine außerordentliche Begierde, alle ſolche Knalleffekte zu verderben, und bei ihnen, ſtatt der Wirkung eines heiligen Schauders, jene eines unheiligen Gelächters hervorzubringen. Darum hielt ich im Vorzimmer eine vierfüßige Schauſpielertruppe in Bereitſchaft, öffnete die Thür, als die ominöſen Lichter auf dem Tiſche verſchwanden, und ſchlug dem größten unter den Debütanten ein Bein unter, daß er laut aufſchrie. Alle übrigen, deren ſympathetiſche Hundsgefühle von dem Schrei mächtig aufgeregt wurden, brachen darauf in ein lautes Geheul aus, und fielen wehklagend, knurrend und beißend, unter und über einander, über das eigene Getümmel ergrimmt, ſich ſchuldlos raufend und zauſend, ſo daß der verunglückte Geiſt es gar nicht wagte, zu erſcheinen.“

Obſchon Einige in der Geſellſchaft den mißlungenen Zweck insgeheim beſeufzten, und Selmar ſelbſt ſeinen Mißmuth nur deshalb bemeiſterte, weil die Marquiſe, ihn bemerkend, ein ſatyriſches Lächeln nicht ganz unterdrückte: ſo ward die fröhliche Stimmung doch bald wieder hergeſtellt, da Selmar das Geſpräch auf einen Gegenſtand führte, welcher die Erweckung allgemeiner Theilnahme nie verfehlte — auf die Liebe.

„Die Liebe,“ ſagte Selmar — (und das elektriſche Wort that ſeine Wirkung wie immer, denn alle Augen blickten nach dem Munde, dem es entgangen war), — „die Liebe, die wahre, reine, hohe Liebe gleicht fürwahr dem Monde am hellen Tag.“ — „Wie? was?“ ſcholl's von mehreren Lippen zugleich. — „Die Liebe, die ich meine,“ fuhr Selmar fort, „iſt das Sichtbarſte aller unſichtbarſten Dinge, das tiefſte — aller Welt bekannte Geheimniß. Die irdiſche Liebe gleicht einer Sternſchnuppe, die ſich wohl in der Luft entzündet, aber ſogleich zur Erde herabfällt, und eben dadurch ihre irdiſche Natur und die Vergänglichkeit ihres Weſens zeigt. Die höhere Liebe leuchtet in ihrem eigenen Strahlenglanze, und erſcheint deshalb weltkundig, hell im Hellen, nur dem Seelenauge. Sie kann ſich unverholen zeigen, weil ſie nur von Solchen wahrgenommen wird, die ſelbſt fähig ſind, ſie zu fühlen, und die — dem Himmel ſei Dank! — hier gegenwärtig ſind. So werde denn das Unſichtbare ſichtbar! und — wollte doch eine der Muſen das holde Himmelskind, in welchem Furchtſamkeit und Kuhnheit ſich ſo wunderbar vereinigen, mit freundlicher Hand in das Leben einfuhren!“

„Und wäre es auch nur die Muſe der ſchulgerechten Epopee,“ ſagte die Marquiſe. „Roſe und Nachtigall ſind nahe verwandt; jene duftet, dieſe ſingt Liebe — jene blüht, dieſe gluht in Liebe, und Beide leben und ſterben in Liebe. Und webt um ſie noch die Sommernacht des Geheimniſſes ihren Schleier, ſo ſei es mir gegönnt, — Selmar, ich danke Ihnen herzlich die Freude! — der Abendſtern zu ſein, welcher auf Roſe und Nachtigall, Mädchen und Dichter ſeinen erleuchtenden Freudenſtrahl ſenkt.“—

Mit holder Würde erhob ſich die edle Frau, um ſich der bezaubernden Roſa zu nähern; aber dieſe, von Rührung und Liebe überwältigt, flog ihr entgegen, und ſank im gleichen Augenblicke mit Selmar zu ihren Füßen.

Unter der Menge der fröhlichen Theilnehmer war nur ein Herz, und zwar ein gutes Herz, welches wenige Theilnahme zeigte, weil es hoch aufſchlug vor eigenem Schmerz, und bang ſchluchzend weinte über die Seligkeit, die es dem Glücklichen ſo wenig gönnte. Dieſes Herz gehörte Lenetten. Ein weiblicher Märzfroſt hatte die Fülle des reich aufgeblühten, aber feindlich zerſtörten überfallen. Eduard, der Selbſtzerſtörer, war auch der böſe Geiſt ihres Lebens geworden, ſo wie ſeines eigenen.

Der Sommer hatte ſich nun in ſeiner eigenen Glut verzehrt, und der Herbſt ſandte ſeine nebeldämmernden ſchaurigen Nächte. Selmar und Roſa ſtanden zwar in der Blüte ihrer glücklichen Liebe, und die Marquiſe lächelte mit ihrem Seelenfrieden gleich dem ſilberſanften Mond in die Geſellſchaft hinein, die jedoch immer ſtiller wurde, wie der Himmel, den die fortziehenden Geſangvögel verließen, und immer ernſter, wie die fröſtelnden Herbſtnächte. So fand denn der Rittmeiſter bald nicht mehr genug Munition, um die Doppelflinte ſeiner Freude wie ſonſt zu laden, und ward verdrießlich. Dem Maltheſer ſchien die Lebensweiſe zu einförmig, und Biſaldi fühlte zu wenig Gelegenheit zum Lieben. Lenette wurde immer bläſſer, und Idoli gewann an lieblicher Verklärung in dem Grade, als **Erneſtine**, die ihrer Natur nur aufgedrungene höhere Sphäre verlaſſend, ſich der alltäglichen, flachen Gemeinheit näherte.

Bei dieſer Lage der Dinge fiel man denn auf manches Bizarre, welches die Mißmuthigen verſchlugen, um eine Art von Scheinleben in die erſterbende Geſellſchaft zu bringen. So behagte auch das vormals ſo trauliche Abendmal mit ſeinen heiteren Scherzen im freundlichen Saale nicht mehr; man drängte ſich in's Freie hinaus. Unter dem Verwande, die Herbſtfeier zu begehen, brachte man ſelbſt die ſpäten Abendſtunden im Garten zu, wo das Geräuſch der Wandelnden auf den gefallenen Blättern, wie Geiſtergeflüſter ſäuſelnd, wider Willen zur Wehmuth ſtimmte.

Eines Abends ſaß die Geſellſchaft auf dem, von Linden umgebenen runden Lieblingsplatze am runden Tiſche. Das Licht der in Glaskugeln eingeſchloſſenen Kerzen bildete auf den ſchwarzen Laubwänden ſeltſame Geſtalten, und die ächzenden Lüfte, die manche Flamme ausblieſen, und manches hinfällige Blatt auf die Tafel und auf die Gäſte herabwarfen, gaben mehr Stoff zu melancholiſchen als zu heiteren Bemerkungen.

Gegenüber dem Eingange ſaß **Lenette**, die heute — wie die Reihe ſie traf — die Königin der Geſellſchaft war. Sie ſchrak heftig zuſammen, als im dunkeln Hintergrunde jetzt Flammen hin und her flogen. — „Iſt's doch," ſagte die Schwermüthige, „als ſähe ich Geiſter, Todtengräber — Fackeln, oder wenigſtens Irrlichter, nächtlicher Weile über einen ſchwarzen Kirchhof hingleiten."

„Oder auch," fiel Selmar ein, „Sterne oder Morgenrothlichter über die dunkle Erde, die bald darauf im bräutlichen Schmuck glänzen und lächeln ſoll. Und wer weiß, ob wir nicht bald die Harmonien einer in's ſchönſte Leben erwachenden Natur hören! — Aber horch! vernehme ich nicht wirklich leiſe Töne?"

Und in der That begann jetzt in einiger Entfernung ein leiſer Chor.

„Alle Wetter!" ſchrie der Rittmeiſter, „ſoll das etwa wieder eine Geiſtererſcheinung geben?"

„Dies" — ſagte die Marquiſe, bedeutungsvoll gegen Lenetten lächelnd, — „ſcheint mehr auf Herzen als auf Geiſter angelegt zu ſein." —

Lenette antwortete mit einer Perle, die ihrem Auge entquell.

„Glück zur muſikaliſchen menſchlichen Harmonie!" ſagte Selmar, indem er ſein Champagnerglas vollgoß und emporhob. „Was würde denn aus unſerem ganzen Leben, wenn nicht alle die Diſſonanzen, die es hat, ſich, wie in der Muſik, endlich doch in Harmonien auflösten, und zwar gerade in die ſchönſten, ſo wie die Oktaven im Gegentheile eine verzweifelte leere Harmonie geben?"

Die Muſik ließ jetzt ihre himmliſchen Klänge in reinem Wechſel bald mächtig, bald ſchmelzend ertönen, und es währte ſchon ziemlich lange, als Selmar in eine immer zunehmende Verlegenheit gerieth. Es war unverkennbar, daß er etwas erwartete, das kommen ſollte, aber nicht kam. Die Marquiſe wurde wehmüthig ernſt, und flüſterte leiſe

in Selmar's Ohr: „Ich fürchte, Ihr Plan wird zu
zweiten Male mißlingen! Der Himmel gebe nur, daß die
ſes Mißlingen keine bedeutenderen Folgen habe, als damals
wo wir noch alle ſehr heiter waren, und die Dinge über
haupt leichter nahmen als jetzt. Bedenke ich Lenetten
ſehr geſchwächte Geſundheit und die bei ihr ſich dazu geſel
lende Reizbarkeit und Schwärmerei, ſo darf ich nicht zwei
feln, daß ſelbſt der geringſte unangenehme oder zweideutig
Verfall — —"

„Beſorgen Sie nichts!" erwiederte Selmar. „Edu
ard's Krankheit iſt nun endlich gehoben, und im geſunde
Leibe muß auch die Seele geneſen. Sein und Lenetten
Glück liegt einzig in ihrer Wiedervereinigung. Der Selbſ
zerſtörer, da er ſich ſelbſt wieder aufgerichtet hat, muß nu
auch die Zerſtörte wieder aufrichten. Und glauben Sie mi
ihr erſtes Zuſammentreffen darf durchaus nicht einſam g
ſchehen, ſondern muß in unſer Aller Gegenwart vor ſich g
hen, ſonſt könnte leicht in einem Augenblicke untergehen
woran — —"

„Lenette vermuthet alſo ſelbſt," — ſagte die Ma
quiſe, — „Ihn dieſer Tage zu ſehen," ſagte Selma
„Sie iſt nicht unvorbereitet, ſelbſt wenn jetzt — —"

Aber in dieſem Augenblicke fiel, nach einem vorüberg
flogenen Blitze, dicht in der Nähe ein Schuß. Alles, wa
am Tiſche ſaß, fuhr empor, nur Lenette ſank vo
Stuhle herab. Indeß der weibliche Theil der Geſellſcha
ſich um die Geſunkene bemühte, eilte der männliche, oh
Jenes gewahr zu werden, in größter Haſtigkeit gegen de

Ausgang des Laubgemaches, wo jedoch Alle ſtille ſtanden, weil die Nacht ringsumher ſo ſchwarz herabhing, als hätte gar kein Blitz ihr Trauerkleid zerriſſen. Am mißmuthigſten von Allen aber ſtand Selmar, und ſo todtenbleich, als wäre der Schuß ihm ſelbſt mitten durch das Herz gefahren. — „Sei es nun auch was immer," rief er haſtig, „ſo iſt's doch zum Verzweifeln, daß das böſe Schickſal jeden meiner Pläne feindſelig zerſtört."

Indeſſen war Lenette in's Haus gebracht worden, denn ſie befand ſich in ſo üblem Zuſtande, daß ſelbſt Luft und Geiſter ſie nicht zu erwecken vermochten, und man für ihr Leben fürchtete.

Kaum war es aber oben ruhig geworden, ſo ward es deſto unruhiger im Hofe. Alle Männer eilten dahin, Selmar ausgenommen, der ſchon früher zum Thore hinausgeeilt war, ohne zu ſagen wohin.

Herein kam in den Hof nichts — als Flammen, wenigſtens waren ſie in der tiefen Nacht das einzige Sichtbare; des Hörbaren war ſchon mehr. Die Sprechenden waren gut daran, aber deſto ſchlimmer der einzige Nichtſprechende unter ihnen, den ich noch nicht nennen darf.

Er lag auf einem Bette in einem Zimmer des Schloſſes. Die Damen waren in einem Nebengemache um Lenetten beſchäftigt, und weinten, weil dieſe noch immer weder weinte noch lachte. Nur die treffliche, ſtets beſonnene und doch ſehr gemüthliche Marquiſe ſtand am Bette des Ungenannten, und ließ ſich's nicht nehmen, die Sitte der altdeutſchen Rittersfrauen auszuüben; denn ſie verſtand ſich auf Seelenwunden eben ſo gut, als auf körperliche. Dank ſei Dir, lieber Gott, daß Du in jedem guten Herzen der armen Menſchheit einen moraliſchen Wundarzt gabſt!

Dem Bleichen, der noch immer ſtarr auf dem Bette lag, quoll aus der rechten Seite viel Blut. Endlich ward es geſtillt, und er athmete ſchwach die erſten Worte. Deſto lautere Worte rief der ſo eben eintretende Selmar, denen der — ſonſt Sanfte, jetzt aber Raſende — gewiß noch mehrere und noch lautere Worte zugeſellt hätte, wäre ihm nicht von Allen mit Mund und Fingern ein plötzliches Stillſchweigen geboten worden.

Er ſchwieg zwar nun und trat ſtumm an's Bett; deſto lauter aber ſprachen ſeine Mienen und die über den Kopf zuſammengeſchlagenen Hände. Endlich ſagte er leiſe: „Armer Eduard!“ Das ſchien dem — armen Eduard wie eine Stimme aus einer andern Welt zu klingen, wenigſtens mußten es die Umſtehenden glauben, weil er die Blicke bei dieſen Worten gegen den Himmel aufſchlug, der doch in dem Moment gegen ihn ziemlich ehern zu ſein ſchien.

So verging die Nacht; und möchte ſich's doch jeder Leidende zu ſeinem Troſte wohl merken, daß jede Nacht vergeht, und das Letzte, was uns übrig bleibt nach allen den Schmerzensnächten, — ein ewiger Tag iſt!

Eduard erhob ſein Haupt nun zum erſten Male auf eine ſolche Weiſe, daß man in ſeinen Mienen leſen konnte. Er glich vollkommen dem — um ihn erwachenden Herbſtmorgen voll Nebel und Glut.

Nach einigen Tagen, als Ruhe und Pflege den Körper etwas geſtärkt hatten, gab er der Marquiſe und ſeinem edlen Freunde Selmar den Aufſchluß, welchen ſie bisher, ungeachtet aller angewandten Mühe, nicht hatten finden können, und der, dem Weſentlichen nach, in Kürze folgender war:

Von Jugend auf vereinigte Eduard in ſich eine ſeltene Miſchung von Leidenſchaftlichkeit und Gewiſſenhaftigkeit. Keine war ſtark genug, um die andere zu unterdrücken. Eben ſo gierig er Alles ergriff, was ihn reizte, eben ſo mißmuthig und erzürnt gegen ſich ſelbſt war er nach erfolgtem Genuß, oder vollbrachter That, oder erreichtem Ziele; denn er tadelte dann mit der bitterſten Strenge entweder die Erbärmlichkeit des genoſſenen Vergnügens, oder die Übereilung der ſchnöden That, oder den Unwerth und die Nichtigkeit des verfolgten Zieles. So war er immer in eine Menge von beunruhigenden oder gefährlichen Verhältniſſen mit Weibern und Männern verwickelt. Seine heftigen Momente waren zehrende Vampyre, die beſonnenen aber die rächenden Quälgeiſter der heftigen. Seine Lebenskraft nahm ab, und an ihre Stelle trat eine Art von Lebensgier. So wurde der Menſch mit dem beſten Herzen endlich ein Raub wilder Leidenſchaft, einer ungezähmten Fantaſie: und bei immer zunehmender Reizbarkeit der Nerven verlor die Gemüthsruhe und die Beſonnenheit ſich immer mehr. Was andere Menſchen erfreut, das riß ihn im Taumel des Entzückens dahin, und was ſonſt nur betrüben kann, das brachte ihn zur Verzweiflung.

Von jeher in Liebesabenteuer verflochten, fand er doch nirgends die erſehnte und gehoffte Befriedigung. Jedes weibliche Weſen, für das er entbrannte, ſchien zuerſt nur deshalb eine Göttin zu ſein, um endlich als das fehlervollſte Geſchöpf verworfen zu werden. Nur Lenetten war es gelungen, ihm nicht nur vortrefflich zu erſcheinen, ſondern auch zu bleiben. Sie liebte, verſagte aber das Bekenntniß und die Hingebung der Gegenliebe, weil ſie in dem Guten, den ſie liebte, noch immer zugleich den Selbſtzerſtörer ſcheute. Den milden Mondglanz ihrer Liebe wollte ſie ihm erſt dann aufgehen laſſen, wenn ſich in der Nacht ſeines Lebens der bisher tobende wilde Sturm gelegt haben würde. Da ergriffen ihn aber die vorhin erwähnten Quälgeiſter; er glaubte ſich von ihr gehaßt und verachtet, ſchien ſich ſelbſt ihrer Liebe unwerth, und floh Diejenige, die allein im Stande war, ihn zum Frieden mit ſich ſelbſt zu bringen.

In ſolcher Lage hatte der edle Selmar ihn kennen gelernt und bald entdeckt, daß in dieſer nächtlichen Kluft ſo mancher köſtliche Edelſtein verborgen ſei, der noch an der Lebensſonne erfreulich ſchimmern könnte.

Selmar ſah, daß die Liebe zu Lenetten in Eduard keineswegs geſtorben, ſondern noch in ihrer ganzen Stärke, aber von Düſterſinn verdeckt und belaſtet, vorhanden ſei. Er beredete ihn deshalb, einen nahen Landſitz zu ſeinem Aufenthalte zu wählen, in der zweifachen Abſicht, durch die ländliche Stille ſein Inneres zu befriedigen, und ihn ſodann in den Kreis der Geſellſchaft und in Lenettens Herz einführen zu können.

Schon hatten die drei Genien: Ruhe, Hoffnung und Liebe, in ſeinem Innern eine faſt der Freudigkeit gleichende Milde hervorgezaubert. Selmar, der gutmüthige Fantaſiemenſch, ſann indeß auf Mittel und Wege, wie er ihn auf das ſchonendſte und freundlichſte einführen könnte, wobei er denn, nach ſeiner Weiſe, mit pſychologiſcher Berückſichtigung auch die poetiſche Ausführung verband. Die erſte Einführung war auf eine luſtige Art geſcheitert, indem des Rittmeiſters ſympathetiſche Hundsſchlacht das Geiſterreich vertrieb. Bald nachher mußte Eduard verreiſen, und kam erſt im Herbſte zurück.

Nun ſchien der Sache nichts mehr entgegen zu ſtehen. Schon zog die von Selmar berufene Muſik mit Fackeln herbei; ſchon war Eduard auf dem Wege zum Landhauſe der Marquiſe, ſtand jetzt ſchon nahe am Eingang des Gartens, — als jener Schuß fiel, und Eduard durch ihn.

Die Veranlaſſung dazu war eine frühere ſogenannte Ehrenſache, die er vor einiger Zeit in Italien hatte. Eduard wurde damals zum Duell gefordert, nahm es an, focht mit möglichſter Schonung; ſein erhitzter Gegner drang aber ſo wüthend auf ihn ein, daß er ſelbſt in den Degen rannte, und ſchwer verwundet von dazu kommenden Verwandten weggetragen wurde. Er bekannte zwar laut ſein Unrecht und die unſinnige Heftigkeit ſeines Kämpfens; auch blieb die Sache ziemlich unterdrückt, brachte aber doch den Verwandten, indem eine vorgehabte reiche Verbindung deßhalb zurückging, einigen Schaden, daher die Erbitterten feierlich zuſammentraten, und Eduard's Tod beſchloßen. Meuchelmörder wurden ihm nachgeſchickt, die ſeinen ländlichen Aufenthalt erſt ſpät entdeckten, und zur Ausführung der Frevelthat die Gelegenheit erſt in dem Augenblicke fanden, als Eduard an jenem düſteren Herbſtabend die Reiſe nach der Villa der Marquiſe unternahm.

Lenette erfuhr den Vorfall durch das unkluge Geſpräch der vorlauten Dienerſchaft nur zu bald, und ihre gereizte, düſter hinbrütende Fantaſie malte ſich das Ganze viel ſchrecklicher aus, als es war. Und ſo warf Krankheit ſie auf das Lager, indeß Eduard ſich der Geneſung näherte. Er ließ ſich bereden, im Schloſſe der Marquiſe zu bleiben; aber ſein Verlangen, Lenetten zu ſehen und zu ſprechen, konnte und durfte man nicht erfüllen.

Gegen alle Erwartung nahm die Krankheit des armen Mädchens, vermuthlich, weil die leidende Seele ſchon länger erkrankt war, plötzlich die übelſte Wendung, gerade zu der Zeit, als Eduard auf dringendes Bitten ſeiner Freunde ſich entfernt hatte, und die ſchönſten, heiterſten Wintertage ſeine Geneſungsreiſe ſehr begünſtigten.

Eduard war nun ſchon auf dem Rückwege, da bange Sehnſucht ihn trieb. Nachts kam er in einem Gaſthauſe an, welches ganz einſam an der Straße lag, aber ſo nahe dem Landgute der Marquiſe, daß er, obſchon höchſt ermüdet, noch in dieſer Nacht heimzukehren beſchloß. Nach wenig Minuten ließ er ſein Pferd wieder ſatteln, und eilte in's Weite hinaus. Weiß erglänzend lag die ſchneebedeckte Ebene vor ihm, taghell goß der Vollmond ſein Licht durch die reinſte Luft herab. Den Rand der Gegend umfaßten die lichtverklärten Berge wie ein Demantgürtel. Die Luft wehte kalt, aber dennoch ſanft, wie erfreut über das ſtille Unſchuldsleben des nächtlichen Eisfrühlings, froſtig und ruhig, wie ein gutes, von den Menſchen mißhandeltes Gemüth, das zu weich iſt, um haſſen zu können, aber auch nicht mehr zu lieben vermag.

Kalt gegen die Welt, wie die ihn umgebende Winternacht, im Herzen aber heiß, gleich der heißen Zone, flog Eduard durch die lichte Nacht dahin, bis ein Haus, deſſen Fenſter ſo kerzenhell flimmerten, daß das auf der Schneefläche ſchlafende Mondlicht dagegen matt erſchien, ſeine ganze Aufmerkſamkeit auf ſich zog.

Ohne Argwohn über die auffallende Erſcheinung ſtieg er ab; eine Geſtalt, die er weiter nicht beachtete, nahm den Zügel des Pferdes, und Eduard flog die Treppe hinan. Lichtſchimmernder als das Übrige ſtrahlte ihm aus dem Hintergrunde eines langen finſteren Ganges ein Gemach entgegen, in das er jetzt eintrat. Aber welcher Schrecken ergriff den plötzlich Erſtarrenden! Auf einer ſchwarz behangenen Erhöhung ſtand ein Sarg, in dem eine verhüllte Leiche lag. Da Eduard ſich vom erſten Staunen erholt hatte, bemerkte er, daß nur wenige Kerzen am Sarge noch aufrecht ſtanden, deren Flammen durch die tiefe Stille traurig leiſe kniſterten, als wollten ſie für die Todte beten und die Zurückgebliebenen durch ihr Emporlodern gegen Himmel zu blicken ermuntern, welcher der Quell des kräftigſten und einzig wahren Troſtes und der unwandelbaren Freude iſt.

Eduard trat nun an den Sarg, nahm das verhüllende Linnen weg, und erkannte bald, die hier in Gott ſelig Ruhende ſei die wackere alte Frau, die Jeder im Schloſſe herzlich liebte, da ſie die treue redliche Freundin der Marquiſe, und die Helferin aller Unglücklichen war. Eduard's Auge füllte ſich mit Thränen, und es that ihm wehe, als er bemerkte, daß der größere Theil der Leuchter auf den Boden geſtürzt umherlag, und kein Lebender da war, um bei der Schlafenden zu wachen. Es ſchien ihm, als wäre die Leiche um das ihr Gebührende verkürzt; er ſelbſt beſchloß hier zu wachen und zu beten, und beugte ſich nun zur Erde, um die Leuchter aufzunehmen, und die verloſchenen Kerzen wieder anzuzünden.

Der Theil des Zimmers, wo dieſe lagen, war ganz dunkel, nur eine Stelle ſchimmerte hervor, beleuchtet vom Monde, deſſen Licht durch eine obere Scheibe des gegenüberſtehenden Fenſters hereinfiel. Eduard, den Arm zu Boden ſenkend, fuhr ſchaudernd empor; denn er entdeckte in dieſem Augenblicke eine bewegungslos liegende weibliche Geſtalt in weitfaltigem, weißem Gewande mit ſchwarzer Stirnbinde. Das bleiche Mondlicht überzog wie ein Schleier das noch bleichere Geſicht der Bewegungsloſen, die nicht minder feſt zu ſchlafen ſchien, als diejenige, die über ihr im Sarge lag.

Lange ſchwankte Eduard zweifelnd zwiſchen den Beiden, und zugleich in einem Zuſtande zwiſchen Leben und Tod. „Will der Scheintod das Leben nachäffen? Hat das Leben die Maske des Todes gewählt? Und wer iſt ſie?“

So ſprach Eduard dumpfiglaut vor ſich, und kniete vor die nicht Eingeſargte hin, die ihm nur deshalb, weil ſie nicht im Sarge lag, auch nicht todt zu ſein ſchien. Aber die Hoffnung verſchwand plötzlich, als er in ihr — Lenetten erkannte. Sie war nur wenige Tage vor dem Tode der guten Greiſin geneſen, ging Nachts, gegen den Willen Aller, in das Leichengemach, und ſandte die Wächterin fort, um betend allein bei der Entſeelten zu bleiben.

Lange hatte ſie ſtandhaft ausgeharrt, bis ihr plötzlich die ſtarre Leiche das Auge zu öffnen, den Mund zu bewegen ſchien. Sie war dann über die Lebloſe hingeſtürzt, am Sarge ohnmächtig niedergeprallt, und zur Erde gefallen, indem mehrere Leuchter mit verlöſchenden Kerzen ihr nachſtürzten.

So hatte Eduard nach jahrelanger Trennung ſie gefunden, und verlor ſelbſt das Bewußtſein bei dieſem ſchrecklichen Wiederfinden.

„Iſt's ein Wink des Schickſals, daß alle Freuden meines Lebens todt ſind? Oder wird mir verkündet, daß ſelbſt aus dem Grabe mein Glück noch erblühen ſoll?“ —

So dachte Eduard, als er ſich etwas gefaßt hatte, und nun zwiſchen den wechſelnden Gedanken ſchwankte, ob Lenette wirklich — oder nur ſcheintodt ſei.

Vergebens durchſchritt er die finſtern Gänge des Hauſes; er konnte kein menſchliches Weſen, ja nicht einmal eine Thür finden, die zu einem menſchlichen Weſen führte; nur die eiskalten Nordwinde ſchnaubten ziſchend ſeinen Seufzern entgegen, und verwehten all ſein Rufen nach Hilfe.

Endlich warf er ſich verzweifelnd zur Erde, zur Starren, neben welcher er bisher gekniet hatte, denn ſeine Knie vermochten die Anſtrengung und Laſt des Körpers nicht länger zu ertragen. „Sie iſt todt!“ rief er, „mir ſoll kein Glück hienieden werden, und ich bin, ich war deſſen nie werth!“ —

Aber in dem Augenblicke, da ſein blutendes Herz auf das geliebte hinſank, fühlte er ein leiſes Regen und Leben ſich matt und langſam entgegen ſchlagen, wie dem Brunnengräber, nach langem Bemühen, aus weggehobenem Erdreich und Geſträuche endlich die tief verborgene Quelle im melodiſch leiſen Geflüſter in lichtheller Freudigkeit entgegenſpringt.

Da ſprang auch er auf, hob die Arme zum Himmel empor, und der Himmel, wie zum Zeichen der Verſöhnung und Wiederaufnahme des Reuigen, der ſchwer gebüßt hatte für das Verbrechen des Selbſtraubes an dem von Gott verliehenen Schatze des Lebens, der gütige Himmel verklärte ſich mit dem Purpurmantel des Morgens, der auf die Schneegefilde ringsumher, ſo wie auf die ſchneebleichen Wangen Lenettens, tröſtlich herableuchtete.

Und der Strahl des Himmels ward Licht des Lebens, und belebte zu blaßroſiger Blüte das Antlitz der erwachenden Lenette. Eduard beugte ſich über ſie, mit lauter Stimme betend, und hob die, ſchon mit halbem Bewußtſein ſich Emporrichtende von der Erde in ſeine Arme, und trug ſie hinaus aus dem Todtengemache in die Mitte der Lebendigen.

Kaum wenig Schritte vor dem Zimmer bemerkte er jetzt eine, vom dunkeln Schleier der Nacht verhüllt geweſene, offene Doppelthüre, die den Eingang in einen ſehr ſchönen, hohen, vom Morgen freundlich beleuchteten Saal gewährte. Hier legte er die theure Laſt ſanft auf ein Ruhebett, das noch mit verdorrten Aſtern behangen war, ſo, daß man leicht erkannte, der Saal habe in der letzten Herbſtzeit zu einem freundlichen Feſte gedient, ſei aber ſodann bis jetzt unbeſucht und unbenützt geblieben.

Mit dem Tage kam endlich auch die menſchliche Hilfe. Man hatte Lenetten in der Nacht nicht vermißt, weil man ſie zu Bette gehen ſah, und am Morgen noch ſchlafend glaubte. Ihr Todtenbeſuch war unbekannt. Die Leichenwärterin hatte auf Lenettens Verlangen das Zimmer verlaſſen, und war in einem entfernten Gemache feſt eingeſchlafen.

Nun war Alles herbeigekommen mit hilfreichen Händen. Selmar, der vor Entzücken weinende Eduard, die

Marquiſe und Roſa beugten ihre huldreichen Geſichter über die in Thränen lächelnde Lenette. Da ſcholl plötzlich eine höchſt wohlklingende Stimme, wie eine vom Himmel herabtönende Melodie, mit wunderbarer Macht das Herz bewegend und gewinnend, die in's Innerſte eindringenden Worte: „Der Friede ſei mit euch!" —

Und ſieh! An der Thüre ſtand ein ſchöner, freundlicher, ländlich einfach gekleideter Greis, über deſſen Silberhaar die Glut des hellen Morgens wie eine Glorie floß. Einige Schritte vorwärts tretend, wiederholte er den himmliſchen Gruß mit der gutmüthigſten Freundlichkeit.

Da ergriff, den einzigen bewegungslos hinſchauenden Eduard ausgenommen, Alle wie ſie da waren, ein plötzliches, dem Scheine nach faſt übermäßiges Entzücken, als hätte der mächtigſte Zauber mit augenblicklicher Gewalt unwiderſtehlich auf ſie gewirkt.

Mit dem vieltönigen, doch in harmoniſcher Einheit zuſammenſtimmenden Ausruf: „Elias, der Freudenbote!" flog Alles zu dem ehrwürdig-freundlichen Greiſe hin, ihn umarmend und küſſend. Nur Eduard ſtand, wie in den Boden gewurzelt, die Augen aber unverwandt auf den lieblichen, ſilberhaarigen Greis geheftet. Nun aber flieht Alles von dieſem zurück, denn —

Eduard liegt zu den Füßen des Greiſes, und dieſer, ſegnend über ihn gebeugt, ſpricht: „Der Friede ſei mit Dir, — mein Sohn!" Da aber verläßt ihn die Kraft, und er ſinkt in Selmars Arme. —

Elias war einſt ein ſehr wohlhabender Pächter. Die jetzt im Sarge Liegende war ſeine Schweſter, und der jetzt zu ſeinen Füßen lag, war ſein Neffe. Der wilde Eduard ſtürmte ſchon früh hinaus in die weite Welt, da die Erbſchaft eines reichen Verwandten ihn in glänzende Vermögensumſtände verſetzte, und der alte Elias dem lebensgierigen Jüngling, deſſen Reiſeluſt er für baren Bildungstrieb hielt, eine dreijährige Wanderung durch Europa geſtattete. Während dieſer Abweſenheit ward Elias von ſo vielen Unglücksfällen, die er dem entfernten, zärtlich geliebten Eduard verſchwieg, ſchwer getroffen, daß er endlich das Pachtgut verlaſſen mußte. Eduard war indeß großjährig und der Herr ſeines Vermögens geworden. Elias ließ ihn von ſeinen Unfällen nichts wiſſen und harrte geduldig ſeiner Rückkehr. Eduard erfuhr daher erſt ſpät einen Theil vom Elende des Oheims, doch, ungeachtet aller Bemühungen, nicht ſeinen Aufenthalt.

Elias hatte nun wohl all' ſein Hab und Gut verloren, aber nicht ſein Vertrauen auf Gott, folglich auch nicht ſeinen ruhigen, heiteren Sinn. Und ſo nahm er denn wohlgemuth den Wanderſtab in die Hand, und zog, mit einigen Silberſtücken in der Taſche, gleichfalls auf Reiſen, um — da zu bleiben, wo gute Menſchen ihn aufnehmen würden.

An einem ſtillen Maiabend führte ihn ſein Weg am Landhauſe der Marquiſe vorüber, die zwiſchen Selmar und Roſa auf der Garten-Teraſſe ſaß. Vor ihnen lag die lachendſte Gegend mit Äckern und Weingärten. Hinter den Gebirgen ſenkte ſich die Sonne und blauer Duft nahm die allmälig dämmernde Landſchaft in ſeinen Schooß.

Elias, an den drei edlen Geſtalten vorüberſchreitend, und auf ihnen mit dem freundlichſten Wohlgefallen verweilend, ſprach ſeinen gewohnten Gruß: „Der Friede ſei mit euch!“

Einſtimmig riefen dieſe der freundlichen Erſcheinung, und Elias mußte ſich zu ihnen ſetzen. Heiter und mit traulicher Offenherzigkeit erzählte er ihnen ſeine Schickſale, und wenn ſeine Wangen manchmal benetzt wurden, ſo waren es nicht Thränen des Grams, ſondern der Rührung.

Da er ſchon Vieles von der traurigen zweiten Hälfte ſeines Lebens erzählt hatte, ging das noch traurigere Reſultat hervor, daß die Menſchen, die ihm am meiſten geſchadet hatten, größtentheils ſolche waren, die er am meiſten liebte, und denen er das meiſte Gute that. Auf die Bemerkung, daß ſein Innerſtes mit Haß und Bitterkeit gegen dieſe Undankbaren erfüllt ſein müſſe, erwiederte er mit liebevoller Wehmuth: Das höchſte, was er gegen Jene empfinde, ſei nur eine flüchtige Wallung von Unmuth. — „Ich konnte und kann noch jetzt,“ fuhr er fort, „keinem Menſchen lange zürnen, dem ich einmal gut war; denn ſo oft etwas Gewitterartiges in mir aufſteigen wollte, dachte ich ſtets ſogleich an alles Gute, was er mir gethan, oder an manches ſchöne Wort, das er geſprochen, oder an die freundlichen Augen und Mienen, womit er bei dieſer oder jener Gelegenheit mich angeſehen, oder mancher glücklichen Stunde, die ich früher mit ihm durchlebt hatte. Da ſchwand ſogleich aller Groll hinweg; denn fürwahr, Ausübung ſtrenger Gerechtigkeit iſt eine herrliche Sache, aber Verzeihung iſt noch viel ſchöner. Gott kann wohl gerecht, vollkommen gerecht ſein, aber nur Er allein, weil er allein das rechte Maß für Alles hat; der Menſch aber ſoll mehr gütig als gerecht ſein.“ —

Die Herzensgüte der weichen Marquiſe konnte den liebenswürdigen Greis nicht weiter ziehen laſſen; ſie bat ihn dringend, dieſen Ort zur letzten Ruheſtelle ſeines Lebens zu erwählen. Er blieb, und auch ſeine Schweſter fand hier eine Freiſtätte gegen die Stürme des Schickſals, denen ſie mit weniger Seelenſtärke als Elias entgegengekämpft hatte. Dieſer wurde durch ſeine vielen Erfahrungen und Kenntniſſe, ſo wie durch ſein vortreffliches Gemüth, bald der Freund, Rathgeber und Schutzgeiſt des ganzen Dorfes, geliebt und geehrt von Jungen und Alten. Nur zwei Dinge trübten ſeine ſtille Heiterkeit: die Abweſenheit des verlornen Neffen, von dem er auch nicht die geringſte Nachricht erhielt, und die geſchäftsloſe Muße, die man ihm ſchonend aufdrang.

Endlich faßte Selmar einen ſchönen Gedanken, um den Greis durch eine liebevolle Beſchäftigung des Herzens zu erfreuen. Er hatte bemerkt, daß Elias nichts gieriger aufſuchte, als jede Gelegenheit, wo er einem Menſchen irgend eine freudige Botſchaft bringen könne. So erhielt denn der edle Greis den Ehrennamen: Elias der Freudenbote, und ſein Amt beſtand darin, daß er den Bewohnern des Dorfes die fröhlichen Ereigniſſe, ſo wie ſie Einen oder Mehrere oder Alle betrafen, zu verkünden hatte. So erſchien er nun immer wie ein überirdiſches Weſen. Wenn man ihn mit dem mondlichten Silberhaar und dem freundlichen Lächeln des rothblühenden Geſichts von weitem kommen ſah, da freute ſich ſchon die ganze Gaſſe, in die er einlenkte, und die Kinder flogen ihm jauchzend entgegen. Trat er dann in ein Haus ein mit dem himmliſchen Gruße: „Der Friede ſei mit euch!“ ſo ſchien ein Verklärungsglanz von ihm auszugehen, der über Alles ſein Licht ausſtrahlte, und jedes Herz mit Andacht, Liebe und Wonne erfüllte. So ward denn die Freude geheiligt! Der Marquiſe entging dieſes nicht und ſie that das Ihrige, um dieſen ſchönen Enthuſiasmus der Freude zum Beſten ihrer Unterthanen zu wenden.

Nun hatte Elias auch das Einzige, das er noch vermißte, wieder gefunden, den verlornen Neffen, der zugleich ſich ſelbſt wieder gefunden hatte. Segen ſchien auch den letzten böſen Geiſt aus Eduard's Herzen verbannt zu haben, der nun ſo kindlich ſanft wurde, daß Lenettens Weiblichkeit nur dadurch, daß ſie am Himmel der Liebe eben jetzt culminirte, ſich noch lieblicher zeigte, als ſeine Sanftmuth. Dieſe Beiden verſchmolzen nun auch mit allen ihren himmliſchen Gaben ſo innig in einander, wie die Farben eines Regenbogens.

Auch Idoli und Heinald ſchloßen ihre Herzen einander auf, doch ihre Weſen zerfloßen aus zu vieler Weichheit endlich in gänzliche Unbedeutenheit, ſo wie der ſchroffe Rittmeiſter in ſeiner derben Weiſe es ihnen vorhergeſagt hatte. Dieſer und Erneſtine fanden bald, daß hier ihres Bleibens nicht ſei, und gingen unbekümmert in die weite Welt. Sie fanden auch überall leicht Befriedigung, weil ſie entweder nichts ſuchten, oder das, was ſie ſuchten, von der Art war, daß man es bald finden kann. Der Malteſer wurde in ſeinem Innern täglich kälter, obſchon er von außen die Wärme der Aſſemblee-Lieblichkeit beibehielt. Abgehetzte und abgeglättete Menſchen, wie er, ſind überall zu Hauſe, und werden auch überall gut aufgenommen, weil ſie keine Gemüthstiefe, aber deſto mehr gewandte und fügſame Vielſeitigkeit haben, von eigenen Gefühlen nicht bewegt werden, bei Anderen ſie aber gelten laſſen, nicht mit- — wohl aber nachfühlen können, und weder gegen ſich, noch gegen Andere ſtreng ſind, — Mumien, die wie lebendige Leute ausſehen, oder chineſiſche Feuerwerke, die brilliren, aber nicht wärmen, und ſo kalte Glut haben, daß ſie ſich von Jedem berühren laſſen, obſchon ſie zu brennen ſcheinen.

So entfernte ſich denn der Maltheſer eben ſo fein und ſo artig, als er gekommen war, und blieb in der Erinnerung eine angenehme Erſcheinung, ohne jedoch vermißt zu werden. So ging es ihm denn im Hauſe der Marquiſe wie überall, und allen Menſchen mit ihm, wie ihm mit allen Menſchen.

Die Marquiſe aber erſchien nun mehr als je eine wahre Genie des Friedens. Zur einen Seite knieten ihr Selmar und Roſa, zur andern Idoli und Heinald. Die Glückliche fühlte der Freudigen vierfaches Glück in ihrem eigenen Herzen, und beugte ihr leuchtendes Antlitz über die in Wonne verſtummende Gruppe, wie der Frühling ſich zur Erde herabſenkt. Elias ſtand ſchweigend in ſtiller Glorie, und Selmar ſprach mit feierlichem Ernſt: „Ewiger Weltgeiſt! nimm gnädig auf das Opfer der Lebensweihe!“ —

Mit Innigkeit ſtürzte Eduard an ſeine Bruſt und rief: „Dein ſchönſtes Werk, o Freundſchaft, iſt die Liebe!“ Ihm reichten die Hände der Freudenbote und die Genie des Friedens, deren Bilder jetzt am Himmel, jener in der untergehenden Sonne, dieſe im heraufkommenden Mond wie verklärt erſcheinen.

# Des Kindes Schutz.

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Hoch auf einem ſchroffen Fels in Finnland erhob ſich die Burg Arkona mit ihren gewaltigen Mauern und Thürmen, deren breite Schlagſchatten auf einen See herabfielen, deſſen ſpiegelhelles Gewäſſer die ſonderbare Eigenſchaft hatte, daß es unbewegt und ruhig blieb, wenn der Sturm in den Wipfeln der rings umher ſtehenden Bäume raſte und die ſtärkſten Stämme brach, dagegen aber oft, wenn die Luft kein Laub bewegte, mit weiß ſchäumenden Wellen aufſchwoll und ein dumpfes Toſen im Grunde hören ließ, worauf leiſe, wehmüthige Töne, klagenden Harfenklängen ähnlich, über der Oberfläche hinzugleiten ſchienen.

Einer alten Sage nach, ſollte dies die Vorbedeutung entweder vom nahen Tode einer Perſon aus der Familie des Burgherrn, oder von einem, dem edlen Hauſe drohenden Unglück ſein. Seit dem Tode des zuletzt verſtorbenen Grafen hatte man keine ſolche Trauermelodie vernommen, und Hadur, der jetzige Beſitzer der Burg, war ergraut, ohne daß ein ſolches Unglücks- oder Todeszeichen ſich vernehmen ließ.

Hadur war ein ſtrenger, aber gerechter Mann, tapfer und edel, jähzornig, doch verſöhnlich. Sein Herz hing mit inniger Liebe an ſeiner einzigen Tochter, der ſchönen Donika, die er ſchon mehreren Brautwerbern verweigert hatte, weil er Keinen von ihnen der edlen Jungfrau, die er das Kleinod ſeines Hauſes nannte, würdig hielt.

Ihre Augen wetteiferten mit dem tiefen Blau des reinſten Frühlingshimmels, ihre Wangen mit der duftigen Farbe der kaum entblühten Roſe, ihre Lippen mit dem Purpur der Morgenröthe, und die Fülle des blonden Haares umgab das zierlich geformte Haupt wie ein Heiligenſchein. Die Anmuth ihrer ſchlanken Geſtalt verſchmolz mit dem edelſten Anſtande: der Reiz jeder Bewegung war Ideal und Natur zugleich, und kein Zauber der Muſik übertraf den Wohllaut ihrer Stimme. Jede Tugend, jedes Talent ſchien ihr der Himmel ſchon in der Wiege verliehen zu haben. Wie die Klarheit in ihrem Geiſte, ſo herrſchte die Ruhe in ihrem Herzen. Leider rückte nun die Stunde heran, welche ihre Geiſtesklarheit trüben, die ſüße Herzensruhe zerſtören ſollte. Schön war der Abend, mild die Luft, und der Himmel, in aller Farbenpracht und im Goldſchmelz der untergehenden Sonne prangend, verdoppelte ſeine Herrlichkeit, indem er ihren Abglanz auf dem Silberſpiegel des ſtillen Sees nachbildend widerſcheinen ließ.

Am Ufer des Sees, der jetzt ein ſo ſchönes Gemälde des Himmels war, luſtwandelte Donika ſtill und ſinnig, indem ſie ihre Augen bald zur Himmelsglorie erhob, bald zum entzückenden Waſſerſpiegel ſenkte. Da erblickte ſie plötzlich, in geringer Entfernung vom Ufer, einen Kahn.

Den Kahn zog ein ſchwarzer Schwan, deſſen hochgewölbten Hals eine hellſchimmernde, goldene Kette umwand, deren anderes Ende an dem Schifflein befeſtiget war. Über die

Hälfte desſelben wölbte ſich ein purpurrothes Segeltuch, wie ein Baldachin, unter dem ein junger Ritter von bezaubernder Schönheit lag. Es war ihm auf den erſten Blick anzuſehen, daß er die Feinde nicht minder als die Schönen zu beſiegen wußte. Er ſprang leicht und fröhlich aus dem Nachen, der ſich ſelbſt vom Ufer entfernte, und ehe man es bemerkte, verſchwunden war.

Donika, auf welche dieſe Erſcheinung einen Eindruck machte, den ſie ſich ſelbſt nicht erklären konnte, ſtand, von Erſtaunen gefeſſelt, ohne Bewegung. Ein dunkles Gefühl ſchien der Befangenen zuzuflüſtern, daß ihr Stündlein gekommen, und daß dieſer Ritter, der ſchönſte aller Männer, die ſie jemals erblickt hatte, derjenige ſei, welchen das Schickſal beſtimmt habe, in ihrem Herzen die Glut der ihr ſo lange unbekannt gebliebenen Leidenſchaft der Liebe allmächtig zu entzünden.

Rüdiger, ſo hieß der wunderbare Ritter, näherte ſich dem hocherröthenden Fräulein mit dem feinſten Anſtande, aber auch mit ſo zutraulicher Innigkeit, als ſei er ein lieber Freund, welcher nach kurzer Abweſenheit aus der Fremde zurückkehrt und gewiß iſt, als willkommener Gaſt aufgenommen zu werden.

Dieſe liebenswürdige Zudringlichkeit und das in den gewählteſten Ausdrücken zart und doch feurig ausgeſprochene Geſtändniß von der Macht des Eindruckes, welchen ihre bezaubernde, allbeſiegende Schönheit auf ſein noch nie beſiegtes Herz gemacht hatte, löste allmälich die Befangenheit der in ihrer erſten Verwirrung ſchweigſamen Jungfrau in dem Grade, daß ſie endlich Worte fand, die Betheuerungen des beredten Jünglings um ſo mehr zu erwiedern, als ſein Betragen, ſo wie die Rede, durchaus das edelſte Zartgefühl verkundigte, und die innigſte Liebe mit dem Schleier der größten Hochachtung umhüllte. Er wußte von dem weitverbreiteten Rufe ihrer Schönheit und dem allbekannten Ruhme ihrer Ahnen ſo viel Schönes zu erzählen, daß Donika an der Wahrheit ſeiner Empfindungen und Worte nicht zweifeln zu durfen glaubte, und ſich in das Netz des Fremdlings immer tiefer verſtrickt fühlte. So offenherzig er ſich aber in Allem zeigte, war er doch über Eine Frage zu keinem Geſtändniſſe zu bringen, über die Frage, woher er gekommen, und wie der Schwanenkahn ſo plötzlich verſchwunden ſei? — Er behandelte die Sache mit ſchlauem Lächeln und mit wichtiger Miene als ein Geheimniß, als ein Räthſel, deſſen überraſchende Löſung er ſich für die ſchönſte Stunde des Lebens vorbehalte, und ſchloß mit der Behauptung, ohne unbegränztes Vertrauen ſei keine wahre Liebe möglich.

Die Dämmerung kam: Donika bat ihn, ſie bis zur Burg zu begleiten. Er verſprach beim zärtlichen Abſchiede, ſich am nächſten Tage ihrem Vater vorzuſtellen, doch, wie ſie ihm verſichern mußte, als ein eben angekommener, von ihr ungeſehener Fremdling. Dies war die erſte Unwahrheit, deren ſich Donika in ihrem Leben gegen den Vater ſchuldig machte. Eine ſchlafloſe Nacht mit bangen Träumen beſtrafte die Verheimlicherin. Erſt das Licht der nächſten

Morgenſonne goß ihr wieder Ruhe und hoffnungsvolle Heiterkeit in's Herz.

Gegen die Mittagsſtunde ließ Ritter Rüdiger von Hartenſtein ſich bei dem Grafen Hadur melden, und wurde gaſtfreundlich aufgenommen, nachdem er ſich über ſeinen Stand und ſein Geſchlecht ausgewieſen hatte. Beim Male ermangelte er nicht, auf das Wohl des edlen Burgherrn und insbeſondere auf jenes des Blümchens Wunderhold, wie er das Fräulein nannte, zu trinken. Rüdiger's Feuerblicke, welche die Geſtalt der reizenden Donika trafen, entgingen dem ehrwürdigen Greiſe nicht, und er konnte eine zunehmende Abneigung gegen den Fremdling kaum verbergen, theils wegen ſeines zudringlichen Weſens, theils wegen eines unheimlichen Feuers, welches, aus Rüdiger's Augen manchmal hervorblitzend, irgend eine böſe Abſicht oder wohl gar eine ſchon verübte böſe That zu verrathen ſchien. Nur Donika wollte, ungeachtet der Warnungen des Vaters, dies weder bemerken noch glauben. So oft Rüdiger von ſeiner Abreiſe ſprach, erblaßte ſie; die vielbeſprochene Abreiſe wurde jedoch immer wieder verſchoben. Endlich verlangte Rüdiger das Fräulein geradezu zur Gattin. Der Graf wies ſein Begehren beſtimmt zurück. Aus Rüdiger's Augen loderte die Flamme des Zornes; er verließ, ohne ein Wort zu ſprechen, den Grafen und die Burg. Donika ſank beſinnungslos im hohen Lehnſtuhl zurück, ohne das Schelten des ergrimmten Vaters zu hören, welcher dem Fortſtürmenden nachrief: „Frevler am heiligen Gaſtrecht! Wagt es nicht wieder, dieſe Hallen zu betreten!" — Am

Abend dieſes Tages umzog ſchwarzes Gewölk den Himmel, und plötzlich brach die Wuth eines furchtbaren Ungewitters los. Der Sturm entwurzelte die ſtärkſten Bäume, und riß gewaltige Steine von den Thürmen der Burg, daß ſie polternd über die Felſen hinabſtürzten, und der dröhnende Widerhall weithin durch das Thal brauſte. Über eine Stunde, während welcher die ganze Gegend oft in Feuer zu ſtehen ſchien, hatte das Gewitter gedauert. Endlich verlor ſich das dumpfe Toſen des Sturmwindes und der ſchaurige Donner in der Ferne. Todesſtille folgte dem allgemeinen Aufruhr der Elemente.

Hadur ſaß betend mit entblößtem Haupte; Donika kniete weinend vor dem Gnadenbilde der Mutter Gottes. Da ſtürzte Otto, der alte Burgwächter, in den Saal, durchnäßt, bleich und keuchend.

Otto. Gott ſei mit uns!

Hadur. Ein Gewitter, welches die Todten aus dem Grabe aufſchrecken könnte!

Otto. Fürchterlich! fürchterlicher aber noch das, was ich ſah und hörte!

Hadur. Sprich!

Otto. Ich war hinausgegangen, meinen Rappen heimzuholen, der vor der Burg weidete. Ich hatte des Thieres vergeſſen, betäubt von der unerhörten Wuth des plötzlichen Gewitterausbruches. Was ſahen da meine Augen! Auf einer der kahlen Klippen ſaß Ritter Rüdiger von Hartenſtein. Sein Haar flog und ſauſte im Sturmwinde.

Blitze umziſchten ihn wie Feuerſchlangen. Er ſprach Vieles mit lauter Stimme; die meiſten ſeiner Worte konnte ich vor dem Geheule der Windsbraut nicht hören; nur die einzigen vernahm ich: „Erfülle meinen Wunſch, und mein erſtes Kind ſei Dir zum Opfer gebracht!" — Da ſcholl ein dumpfes Gebrülle wie aus dem Abgrunde, und eine dunkle Rieſengeſtalt ſchien aus einem Nachtgewölke zu ſteigen, aus dem ein Feuerſtrom hervorbrach. —

Hadur. Haſt eine lebhafte Fantaſie für Dein Alter, doch etwas zu kindiſch. Daß Wolken, wenn der Blitz ſie erleuchtet, die ſeltſamſten und wildeſten Geſtalten annehmen, das ſollteſt Du doch wiſſen, und aus natürlichen Erſcheinungen keine ungeheuren Schreckbilder machen. Mag übrigens Herr Rüdiger thun was er will, mich kümmert's nicht. Das Gewitter iſt vorübergezogen, und dafür wollen wir dem Allmächtigen danken, der uns die Nacht ſendet wie den Tag, den verheerenden Sturm wie den Segen des fruchtbaren Herbſtes.

Otto. Gerne will ich mich getäuſcht haben; mag es nur auch abgethan ſein. —

Damit verließ Otto den Saal; Hadur ſchüttelte, düſter blickend, ſein graues Haar. Donika zitterte an allen Gliedern. —

Die ſchaurige Nacht verſchwand, Donika's Angſt mit ihr; der heitere Morgen kam, Donika's Heiterkeit mit ihm. Sie beſuchte den Garten, ihren Blumenbeeten nachzuſehen. Sie blühten unverletzt vom Gewitterſturm, wie Donika's Liebe zu dem räthſelhaften Rüdiger, der in dem Augenblicke, da ſie vor ihrem Lieblings-Roſenſtrauche wie träumend verweilte, vor ihr ſtand, als wäre er aus dem dichtbelaubten Strauche hervorgewachſen. Bei dieſem Anblick erwachte Donika aus ihren Träumen, und da Rüdiger die Erglühende umfaßte, ſagte ſie mit leiſer Stimme: „Was wagt Ihr? Fürchtet den Haß meines Vaters!" Rüdiger erwiederte ſchmeichelnd: „Ich fürchte weder Euern Vater, noch den Tod; ich fürchte nichts — als Eure Ungnade! — Wer treu und innig liebt, dem erſcheint die Welt nur in Einem Weſen, — der Geliebten!"

Das Fräulein erzählte nun von der Erſcheinung, welche der alte Otto geſehen haben wollte. „Wäre ich abergläubig," ſagte Rüdiger, „ſo würde ich ein ſo abſcheuliges Traumgeſicht des alten Gecken für eine böſe Vorbedeutung in Hinſicht auf mich nehmen; da ich aber von Euch nichts als Glück und Wonne erwarten kann, ſo müßte ich ein Thor ſein, wenn ich einem einzigen Gedanken ungegründeter Beſorgniß, oder irgend einer ſchwermüthigen Grille Raum geben wollte. Ich trotze aller Welt, da Ihr mein ſeid!"

„Wißt Ihr dies denn gar ſo gewiß?" erwiederte Donika. — „Wolltet Ihr denn," ſagte Rüdiger, daß ich an Euch, an Eurer Liebe zweifeln ſollte? O dann wär mir's beſſer, ein Donnerkeil des furchtbaren Gewitters hätte mich getödtet, eh' ich meine Verbannung, das iſt, mein Todesurtheil, von Euren Purpurlippen vernehmen mußte." —

„Aber mein Vater“ — — flüſterte **Donika**, und vermochte nicht weiter zu reden.

„Ich habe ſchon die erforderlichen Anſtalten getroffen, mich vor ihm zu bewähren als ein Mann, dem er es nicht verweigern kann, ſein Eidam zu werden. Geſtattet nur Ihr, wunderholdes Fräulein, mich in der Nähe Eurer Burg ſo lange verborgen zu halten, bis es gelungen iſt, die Beweiſe beizuſchaffen, die mir des Vaters Hochachtung und Liebe erwerben müſſen.“

**Donika.** Gedenkt Ihr denn nicht der Gefahren, die Euch drohen, wenn man Euren heimlichen Aufenthalt hier entdecken würde?

**Rüdiger.** Das ſei meine Sorge. Glaubt mir mit vollſter Beruhigung, daß ich nichts zu befürchten habe, ja, daß ich vollkommen ſicher bin.

**Donika.** So bleibt denn! Sobald Ihr die gewünſchten Beweiſe erhalten habt, ſeh' ich Euch wieder.

**Rüdiger.** Wie? Nicht früher? Wißt Ihr, daß ein Tag, ohne die Geliebte zu ſehen, dem Liebenden eine Ewigkeit dünkt? **Rüdiger** ſprach ſo viel, ſo innig, ſo dringend, daß es ſeinen Worten und Liebkoſungen gelang, der Bethörten die Erlaubniß abzulocken, ſich jeden Abend in der Hollunderlaube am äußerſten Ende der Gartenmauer einzuſtellen, ſobald die Sonne hinter dem gegenüber ſtehenden Fichtenwäldchen untergehen werde.

Die Verblendete hatte nur zu bald Urſache, dieſe Bewilligung und das ſträfliche Verhältniß der unerlaubten Liebſchaft mit dem fremden Abenteurer zu bereuen, der ſie von der Bahn der kindlichen Pflicht und Tugend abzog. Sie ward, im Taumel einer unglücklichen Stunde, Mutter, und die Wahrheit, lange verborgen, mußte endlich an den Tag kommen, zu den Ohren, vor die Augen des Vaters. Vergebens bot Rüdiger Alles auf, ſie zur Flucht zu bereden; ſie ſchwor, lieber den höchſten Zorn ihres Vaters, lieber jede Mißhandlung erleiden zu wollen, eh ſie zu dem erſten Vergehen ein zweites, die heimliche Entweichung aus dem Vaterhauſe, fügen wolle: ſie ſei bereit, ſich jeder Strafe zu unterziehen, und ihren Fehltritt in den Mauern eines Kloſters, ja, des Burgverließes abzubüßen.

Hadur, als er das Vergehen der Tochter erfuhr, ſchien ein Marmorbild geworden zu ſein. Donika umklammerte ächzend und jammernd ſeine Knie; er ſtand ohne Bewegung. Donika bat und flehte; er blieb ſtumm wie ein Marmorbild. Endlich ſagte er mit dumpfer Stimme: „Schmach meines Hauſes, rein durch Jahrhunderte! Die Gruft Deiner verklärten, durch Dich geſchändeten Ahnen, ſei Dein Schreckbild, der Gedanke der Verworfenheit Deine lebenslange Strafe! Bringt ſie fort, — pflegt ſie!" — Er ſchritt zur hohen Saalpforte hinaus, in düſterer Majeſtät, wie ein zürnender Geiſt.

Indeß war die Zeit der Entbindung gekommen, früher als man ſie erwartet hatte. Das neugeborne Kind, ein holdes Mägdlein, begrüßte weinend, als bejammerte es das kaum erhaltene Daſein, ſeinen Eintritt in die Welt.

Hadur, der ſtrenge, aber gottesfürchtige Greis, geſtattete, von Donika's Bitten und Thränen gerührt, daß die Taufe des Kindes im Gemache der Wöchnerin gefeiert werde, ja ſogar, daß Rüdiger, der Verhaßte, bei der heiligen Handlung gegenwärtig ſei.

Schon waren Alle verſammelt. Als der Burgkaplan das Kindlein mit dem Weihwaſſer benetzte, und nachdem die Hebamme im Namen des Neugebornen betheuert hatte, daß es dem böſen Geiſt entſage, die Segensworte ausſprach und das Zeichen des heiligen Kreuzes machte, da erblaßte Rüdiger wie ein Sterbender, ſeine Glieder zuckten krampfhaft, und kalter Todesſchweiß ſtand ihm auf der Stirne.

Hadur heftete einen durchdringenden Blick auf ihn, und ſprach: „Entfliehe, böſer Geiſt! Ich fluche Dir. Entflieh! Ich gebiete es Dir im Namen Gottes, des Richters der Lebendigen und der Todten! Fluch, Fluch, Dir, Ehrenräuber! Schänder der Unſchuld! Fluch Dir!“

Rüdiger riß wuthſchäumend das Schwert aus der Scheide, und ſtürzte gegen den Greis, ihn zu durchbohren. Das Schwert ſtieß an den Pfeiler, neben welchem Hadur ſtand; die Klinge zerſprang; klirrend fielen die Trümmer auf den Boden. Donika fuhr mit einem gellenden Angſtſchrei vom Bette empor, ſank bleich zurück, war todt. In dieſem Augenblick des allgemeinen Entſetzens ergriff Rüdiger das Kind mit den Worten: „Es iſt mein!“

Eh Jemand es zu hindern die Beſonnenheit oder den Muth hatte, war der Raſende zur Pforte hinausgeeilt, und nicht mehr zu finden.

Nach drei Tagen wurde Denika's Leiche in die Gruft ihrer Ahnen beigeſetzt; ihr folgte Hadur nach wenig Wochen. Kanut, ſein Bruder, nahm indeſſen die Burg in Beſitz, um ſowohl in der Vermögensverwaltung, als auch unter den Vaſallen und Mannen des Verſtorbenen Recht und Ordnung zu handhaben, zugleich auch, um als natürlicher Vormund von Denika's geraubtem Kinde, welches in der Taufe den Namen Hedwig erhalten hatte, in Betreff der Erbfolge zu handeln, jedoch auch ſolche Maßregeln zu ergreifen, welche für den Fall, daß Hedwig nicht wieder erſchien und als legale Erbin aufträte, ihm ſelbſt das gebührende Erbrecht ſicher ſtellen würden.

An dem düſtern Abende, da Denika's Sarg in die Ahnengruft geſtellt worden war, ging Rüdiger, das Kind auf dem linken Arme tragend, am Ufer des Sees zwiſchen dem ſchaurigen Geflüſter des dichten Schilfrohrs auf und nieder, die Augen ſcheu und ängſtlich auf die Wellen geheftet, aus deren Tiefe jene leiſen, klagenden Harfentöne ſinnverwirrend aufzuſteigen ſchienen. Endlich erſchien der Nachen mit dem ſchwarzen Schwane wieder, auf welchen der Vollmond ſein bleichgelbes Licht herab goß. Rüdiger ſtieg ein; der Kahn glitt unhörbar fort. Nur das leiſe Ächzen des Kindes unterbrach von Zeit zu Zeit die tiefe Stille; dann ſprach Rüdiger mit dumpfem Tone: „Stille, ſtille, Unglückskind! Bald iſt's aus!“ — Die Gegend des Ufers, an welchem der Nachen dahinglitt, wurde immer öder, immer düſtrer. Keine Hütte, kein Baum war weit umher zu ſehen. Endlich ſtiegen Felſen mit nacktem, verbranntem Geſteine empor. Das Mondlicht machte ihre Schwärze noch ſchwärzer. Die ſchroffen Klippenwände verengten ſich zu einer Thalſchlucht, aus deren Grunde eine tiefe Höhle hervorgähnte. Der Nachen ſtand ſtill. Rüdiger rief wild und keuchend: „Wir ſind am Ziel!“ — Ein gellendes Höllengelächter ſcholl aus der Hohle hervor, und die Felswände, an die es ſchlug, gaben in ſchauerlichem Echo die Worte zurück: „Ich bin hier!“ —

Zwei Rieſenarme ſchienen ſich, wie ſchwarzes Nachtgewölk, aus dem Höllenſchlunde emporzuſtrecken. Rüdiger hielt ihnen das Kind entgegen, indem er mit zitternder Stimme ſprach: „Geiſt der Finſterniß! Nimm hin das gelobte Opfer! — In dem Augenblick ergoß ſich ein himmliſcher Lichtglanz über das Nachtgrauen des Höllenſchlundes; das Kind verſchwand aus Rüdigers Armen; er ſtieß einen Schrei des Entſetzens aus, indem er ſich ſelbſt von den würgenden Rieſenarmen ergriffen und in den Abgrund geſchleudert fühlte. An den Klippen verſcholl ſein Todesröcheln.

An einem ſchönen Herbſtmorgen luſtwandelte die holde Mathildis mit ihrem edlen Gatten Kanut im Burggarten. Der farbig durchſchimmerte Nebel zertheilte ſich, und flog vor der ſiegenden Sonne auseinander, in dem Augenblicke, als ſie vor dem Lieblings-Roſenſtrauche der unglücklichen Donika ſtanden, welchen das kinderloſe Ehepaar zum Andenken der frühverblichenen Nichte mit beſonderer Sorgfalt eigenhändig pflegte. Ein Ausruf freudigen Erſtaunens entfuhr Beiden zugleich ; denn auf den obern Zweigen des dichtlaubigen Strauches lag, wie in einer grünen Blätterwiege, ein zartes Kind, eine Roſenknoſpe zwiſchen den aufgeblüthen Roſen. Mathildis zerfloß in Freudenthränen über die liebliche Himmelsgabe. Bald aber ſollte das Erſtaunen noch größer werden, als die gerufene Dienerſchaft herbeieilte, und in dem Wunderkinde die geraubte Hedwig erkannte, was ſich auch, nach genauer Unterſuchung von der Hebamme und den Zofen ſo vollkommen beſtättigte, daß kein Zweifel Statt finden konnte. Alle kamen ſogleich auf den Gedanken, Rüdiger ſelbſt habe, von Reue ergriffen, das verlaſſene Kind wieder zurückgebracht und in die roſengeſchmückte Blätterwiege gelegt. Kanut und Mathildis glaubten hierin einen Wink des Himmels zu finden; ſie nahmen auch, edel und fern von Eigennutz, keinen Anſtand, das Kind ſogleich anzuerkennen, um der Waiſe die mütterlichen Rechte zu ſichern, und ſie, nach erreichter Großjährigkeit in den Genuß ihres Erbtheils einzuſetzen.

So wuchs denn die kleine Hedwig, von einer zweiten Mutter ſorgfältig erzogen, zu einer ſchönen, ſanften und tugendhaften Jungfrau heran. Am Tage der erreichten Großjährigkeit führten Kanut und Mathildis ſie in die Ahnengruft, und entdeckten ihr an Donika's Sarge das Geheimniß ihrer Geburt und das Vergehen der unglücklichen Mutter. Als das gute Mädchen ihren Schmerz ausgeweint und Faſſung gewonnen hatte, brachte man ſie in den Prunkſaal, in welchem Ritter und Damen der Nachbarſchaft, Vaſallen, Mannen und Burggeſinde verſammelt waren.

Kanut ließ das Fräulein auf einem hohen Lehnſtuhle unter einem himmelblauen Baldachine Platz nehmen, und erklärte ſie unter Trompetenſchall und Jubelgeſchrei als Enkelin des Grafen Hadur, und als Erbin ſeines Vermögens und aller ſeiner Güter. Als Kanut geendigt hatte, erhob ſich Hedwig von ihrem Stuhle, umarmte ihn und die tiefgerührte Mathildis, dankte ihnen mit rührender Herzlichkeit für ihren Edelſinn, für die Wohlthat der ſorgfältigſten Erziehung, und bat ſie, an ihr noch ferner Vater- und Mutterſtelle zu vertreten, und ſie als dankbares Kind voll Liebe zu betrachten, welches keinen andern Willen habe als den Willen ihrer guten Eltern, und von ihnen immerzu abhängig zu ſein wünſche.

Ein glänzendes Mal beſchloß das fröhliche Feſt, bei welchem zwei der anweſenden Gäſte: Adalbert von Hölſingfort und Goar von Sweborg, vorzugsweiſe die Aufmerkſamkeit des Fräuleins und ihrer Zieheltern erregten. Adalbert, ein Vaſall des verſtorbenen Grafen Hadur, war ein edler und biederer Jüngling, vor Kurzem zum Ritter geſchlagen, arm, ohne Ahnen, ſchlanken, doch kräftigen Wuchſes; die Mienen mehr angenehm als ſchön; ſein Weſen ſinnig und ſtill. Goar, ein Bild von auffallend männlicher Schönheit in Geſtalt und Haltung, gewandt, voll Geiſt, und ein Meiſter im feinſten Anſtande, wußte die Gunſt der Frauen ſo wie die Freundſchaft der Männer im Sturmſchritt zu erobern. Dennoch machte der ſtille Adalbert auf das Fräulein mehr Eindruck als der ſiegende Goar, ſo wie ſie die holde Morgenröthe mehr liebte als den blendenden Glanz der Mittagsſonne. Dagegen erwarb ſich Goar die Zuneigung und Gewogenheit der Zieheltern im vollſten Maße.

Adalbert und Goar erhielten freien Zutritt. Je mehr Hedwig dem beſcheidenen Adalbert gut wurde, deſto mehr ſprachen die Zieheltern ihre Vorliebe für Goar aus. Adalbert ließ nur in ſeinen Augen die Huldigungen der reinſten Liebe leſen, zeigte nur in dem Entzücken über jeden Dienſt, welchen er der Erwählten leiſten durfte, die Größe ſeiner Verehrung, während Goar dem Drange ſeiner Empfindung die zierlichſten Worte lieh, und die hingebendſte Demuth mit galanter Kühnheit zu vereinigen wußte.

Was aber allen ſeinen Bewerbungen nicht gelungen wäre, gelang den wiederholten Vorſtellungen und Bitten der Zieheltern in dem Grade, daß Hedwig, die gute, weiche Seele, ihrer Neigung zu Adalbert entſagte, und dem Ritter Goar ihre Hand zu geben einwilligte. Schon war ſie als Braut erklärt: die Vorbereitungen zur Vermählungsfeier beſchäftigten alle Hände; Freude herrſchte in der Burg. Nur der alte Otto blieb ernſt, ſchüttelte oft ſein graues Haupt, und ſagte zu ſeinem vertrauten Freunde, dem Küſter der Burgkapelle: „Mir graut, ſo oft ich den wunderſchönen Ritter Goar von Sweborg anſehe; ſchöne Geſichtszüge, ſchöner Anſtand, ſchöne Worte, — aber ein Mann ohne Herz, ohne Herz! Und was mir noch mehr Schauder erregt, iſt ſeine unverkennbare Ähnlichkeit mit jenem unſeligen Rüdiger. Ich möchte oft ausrufen: „Er iſt's!“ Dann aber erſcheint er, als hätte ein böſer Geiſt ihn verändert oder wenigſtens in ein anderes Licht geſtellt, plötzlich wieder als ein fremdes Weſen, wie ein ſchöner Seidenzeug, der zugleich zwei Farben ſpielt. Es iſt, als ob zwei Menſchen in Einem ſtäcken. Kurz geſagt: Mir graut vor ihm!“ — „Und mir,“ erwiederte der Küſter, „iſt er zuwider, wie eine glänzende, eiskalte Schlange, Gott wird's am beſten wiſſen, was an ihm iſt. Gut, wenn wir alte Kriegskameraden uns irren!“ — Während Beide ſo ſprachen, ging Adalbert aus der Burgkapelle, wo er die Meſſe gehört und für Hedwig's Wohl gebetet hatte, mit geſenktem Haupte und feuchten Augen heraus.

An einem ſchönen Abend, wo die Erde ſelbſt im Frühlingsſchmuck als Braut des glühenden Himmels lächelte, ſaß Hedwig, die Verlobte, mit Goar auf einer Raſenbank vor der Burg am Ufer des Sees. In einiger Entfernung von ihnen wandelten Kanut und Mathildis unter heitern Geſprächen über den nahen Vermählungstag auf und nieder. Plötzlich erſchollen aus der Tiefe des Sees jene leiſen, den Harfentönen gleichen Trauerklänge, welche, wie die Familienſage ging, Tod oder Unglück bedeute-

ten. Goar erblaßte und ſiel wie leblos von der Raſenban
Hedwig rief um Hilfe. Kanut und Mathildis eilte
hinzu. Man hielt ihn für todt. Gerufene Diener kamen
alle Mittel wurden angewendet. Endlich öffnete Goar d
Augen wieder. Er wurde in die Burg gebracht; aber von di
ſem Augenblick ſchien ſein Weſen verändert zu ſein. Die L
bensfarbe war von ſeinen Wangen, das Roth von ſein
Lippen entflohen, ſeine Augen aber, ſonſt immer ſchwa
und feurig, ſchienen jetzt noch ſchwärzer, noch feuriger
ſein, und ein ſonderbares Licht über das ganze bleiche An
litz auszuſtrömen. Ungeachtet deſſen nahm ſeine Liebe u
ſeine Zärtlichkeit mit jedem Tage in dem Grade zu, daß au
Hedwig's Neigung für ihn wuchs. Er ſelbſt drang a
die Beſchleunigung des Vermählungsfeſtes, an dem, w
er deſſen gewiß ſei, ſein vollendetes Glück ihm auch die vo
kommene Geneſung gewähren werde.

Endlich kam der heißerſehnte, feſtliche Tag. Sch
ſchimmerte die mit Purpurtapeten behangene Burgkape
von Fackeln und Kerzen auf goldenen und ſilbernen Kro
leuchtern, die Herrlichkeit des Hochaltars taghell umſtra
lend. Schon näherte ſich der Brautzug der geöffneten Pfor
aus welcher Trompeten- und Paukenſchall den Kommend
entgegenquoll. Schon ſtand das Brautpaar vor dem Alta
ſchon legte der Burgkaplan ihre Hände in einander, um
Stola über ſie zu legen und den heiligen Segen zu ſprech
indeß ein feierlicher Choral begann; da fühlte Hedwig
Goar's Hand plötzlich die Eiskälte des Todes. Er heulte l

auf, und ſtürzte todt zu Boden. Alle Anweſenden ſtanden ſtarr und lautlos vor Entſetzen. Ein dumpfes Brauſen und Beben der Erde ließ ſich vernehmen. Goar's Leichnam war ſpurlos verſchwunden; aus der Höhe aber erklangen leiſe, himmliſche Akkorde, in weiter Ferne verſchmelzend, und aus einem Lichtglanze ſchwebte die Geſtalt eines Engels gegen Himmel.

Der fromme Burgkaplan, welcher dieſe Begebenheit in den Familien-Urkunden aufzeichnete, ſchloß ſeine Erzählung mit den Worten: „Weh dem, der vom Pfade der Tugend weicht und vom böſen Geiſt ſich verführen läßt! Den Reinen aber ſchützt ſein guter Engel. — Was lange verborgen und unerklärbar geblieben, es kommt endlich an das Sonnenlicht der Wahrheit. Alſo iſt auch durch ſpäter entdeckte Thatſachen, durch Zeugen und Umſtände erhoben und erwieſen worden, daß Rüdiger, der Sinnlichkeit wilder Lüſte fröhnend, dem böſen Geiſte, deſſen Macht er anſprach, ſein erſtgebornes Kindlein zum Opfer verhieß; daß Donika, ihr Vergehen zu büßen, von Gott dem Herrn begnadiget ward, das unſchuldige Kindlein aus den Klauen des böſen Feindes zu retten, Rüdiger ſelbſt aber demſelben mit verwirktem Leben anheimfiel; daß der böſe Geiſt, Rache ſchnaubend, ſein Äußerſtes that, den Frevler mit einem Scheinleben zu neuer Unthat ausrüſtete, verjüngte und verſchönte, endlich daß der Allmächtige den Geiſt der unglücklichen Donika nochmal begnadigte, und durch ſie, die Mutter, in der Stunde ihrer Erlöſung das makelreine Töchterlein vom Rande des Verderbens erretten ließ. Amen!“ —

Kanut und Mathildis thaten viel Buße, um ihre thörichte Verblendung wieder gut zu machen. Nach Verlauf eines Jahres ward Hedwig die glückliche Gattin des ſanften, edeln, biedern Adalbert, und der Segen des Himmels ruhte auf ihnen.

# Amor und Pſyche.

# Die ſchuldloſe Verbrecherin.

In grauer Vorzeit lebte ein König und eine Königin; ſie hatten drei Töchter, die an Schönheit wetteiferten; doch gewann Pſyche, die jüngſte derſelben, den Vorzug, weil ſie die Schönheit ſelbſt durch den Reiz der Anmuth, den eigentlichen Zaubergürtel der Liebesgöttin, zu verklären wußte. Tauſende nannten ſie eine zweite Urania. Verlaſſen trauerten die Tempel der Göttin, und ihre Bildniſſe blieben unbekränzt. Aphroditens Zorn erwachte.

„Muß ich," ſo klagte ſie, „mit einer Sterblichen der Anbetung Ehre theilen? Ein Kind des Staubes ſoll der mir gebührenden Opfer ſich erfreuen? ſoll mein Bild auf Erden ſein? Nimmer! Deine Schönheit, Frevlerin, werde Dir zum Fluch!"

Mitweinend ſah Amor der Mutter Thränen fließen. Ihre Schmerzen wurden ſeine eigenen, wie ſonſt ihre Wonne auch die ſeinige war. In Trauer verſunken, vergaß er Pfeil und Köcher; die Fackel erloſch.

Mit einem Blick voll Schmerz und Liebe winkte ſie den lieblichen Knaben zu ſich und umſchlang ihn mit dem linken Arm, indeß die roſig leuchtenden Finger der rechten

Hand in der Fülle ſeines goldlockigen Hauptes ſpielend, bald ſichtbar wurden, bald wieder verſchwanden. Ihr holdes Lächeln, von Wehmuth umſchleiert, warf ſeinen Widerſchein auf Amor's Antlitz. Mit melodiſcher Stimme ſagte ſie dann: „Bei meiner Mutterliebe, bei den ſüßen Wunden Deiner Pfeile, bei der ewigen Glut unſerer Herzen beſchwöre ich Dich: Räche, räche mich! Strafe den Stolz der Verwegenen! Verwunde ſie mit dem ſchärfſten Deiner Pfeile! Sie werde entflammt von einer verbrecheriſchen Liebe, in welcher ſie ihren Untergang finde!"

Aus den umſchlingenden Roſenarmen eilte der geküßte Sohn, die Mutter zu rächen.

## Der Orakelſpruch.

Pſyche luſtwandelte, als die Abendlüfte ſpielten, auf einer Blumenflur in des Palaſtes Nähe. In ein Duftwölkchen gehüllt, lauerte Amor; ſchon ſetzte er den gekrümmten Bogen an die Bruſt, aber — indem er verwunden wollte, fühlte er ſich ſelbſt verwundet. Ach! der Gott der Liebe erlag der Macht der Liebe, und nach zahlloſen Siegen ward er ſelbſt der Beſiegte. Er hauchte leiſe die unvernommenen Worte, einem Weſtgeflüſter ähnlich, dahin: „Göttliche, nimm meine Gottheit ſelbſt zum Opfer!" Noch ward kein ſchöneres der Liebe je dargebracht!

Von ſeinem Erröthen glänzte die dahingleitende Wolke, und Pſychens Buſen durchbebte ein nie gefühlter Schauer.

In den goldſtrahlenden Palaſt zurückgekehrt, fühlte ſie ſich einſamer als je. Trauer umhüllte die ſehnende Seele wie ein Nachtgewölk, aus dem bald das Morgenroth hervorglimmen wird; aber auch Trauer und Sehnſucht konnten Pſyche's Schönheit nur erhöhen. Tauſende bewunderten ſie und glühten von Liebe, aber nicht Einer von Allen wagte es, ſeine Liebe zu bekennen und um Gegenliebe zu werben. So glich Pſyche dem Bildniß einer Göttin, von ſchweigenden Anbetern umgeben, indeß ihre Schweſtern, minder ſchön an Leib und Seele, von königlichen Freiern begehrt, bald glückliche Gattinnen wurden, in der Fülle irdiſcher Herrlichkeit lebend. Pſyche, krank in ihrem Innerſten, ſchmachtete dahin, ahnend und träumend, ein Dämmerungsleben gleich dem Schmetterling, eh' der Verwandelte beflügelt zur lichtumfloſſenen Blume ſich aufſchwingt.

Seufzend blickte die Königin auf die Tochter, die einſam, ungeliebt, unvermählt verblühen ſollte. Der bekümmerte Vater, befürchtend den Zorn einer Gottheit, eilte nach Milet, der Hauptſtadt Joniens, um Apollon zu befragen, welcher daſelbſt einen Tempel hatte. Der König vernahm den Orakelſpruch:

Wie zur Leiche geſchmückt, ſo führe die Tochter zur Hochzeit
  Auf des höchſten Gebirgs felſigen Gipfel hinan!
Ihr iſt nicht vom Geſchlecht der Sterblichen Einer zum Gatten,
  Ihr iſt ein Scheuſal beſtimmt, grauſam und glühend und arg.
Hoch erhebet es ſich auf Schwingen empor zum Olympos,
  Herrſchet mit ſiegender Macht über die bebende Welt;

Selbſt gefürchtet von Zeus, von allen Göttern gefürchtet,
Dringet ſeine Gewalt bis zum flammenden Styx.

## Trennung.

Von den Worten des Orakelſpruches tief erſchüttert, kehrte der König in ſeinen goldſtrahlenden Palaſt zurück, und verkündete Apollon's Gebot. Da ertönte Wehklagen durch die hohen Hallen. Dennoch fügte ſich Pſyche gehorſam dem Gebot.

Schon nahte die Stunde zur Erfüllung des Orakelſpruches. Die Anſtalten zum Vermählungsfeſte wurden getroffen, aber — ſie ſchienen einer Leichenfeier zu gehören. Düſter loderten die bräutlichen Fackeln, und die hochzeitliche Flöte tönte banges Seufzen. Dumpf wie Todtengeſänge ſchollen die Hymenäen, und Thränen der Verzweiflung netzten den Schleier der Braut. In Trauer bangte der königliche Palaſt, in Trauer die Stadt.

Pſyche ſchauderte im Vorgefühl des Scheidens von der Heimat, bebend vor dem Unbekannten, der ihrer harret. Ihr bricht das Herz; aber ſtark iſt die Seele. Die Troſtloſen tröſtend, ſprach ſie zu den umſchlingenden Ältern die ſanften Worte:

„Nehmt meinen Dank für das Leben, von dem ich, ſo wie von Euch, ſcheide. Ihr gabt es mir, und Eurer würdig geb' ich es hin. Iſt Schönheit ein Geſchenk des Himmels, ſo raubt ſie kein Gott; gab das Schickſal ſie zu

Schmach und Elend hiernieden, ſo wird der Tod ihre Sühnung. Iſt Tugend hiernieden heimatlos und der Verfolgung Ziel, ſo muß ſie im Lande der Seligen ewig blühen. Das Unvermeidliche gebietet, dem kein Sterblicher, keiner der Unſterblichen entgeht. Nun führt mich fort, den Felſen hinan — zum Heil oder Verderben! Die Götter walten! Ich zage nicht.“

## Erhebung.

Nacht bedeckte die Erde. Der Trauerzug beginnt, wallt langſam, vom Fackelſchein erhellt, zum Gipfel des Berges hinan. Der Augenblick des Scheidens iſt da. Schweigend drückt Pſyche den bleichen Vater, die weinende Mutter an ſich. Schweigend gehen ſie mit geſenktem Haupte von ihr, ſchweigend folgt ihnen der lange Zug des Gefolges.

Verlaſſen von Allen, ſteht Pſyche auf dem Gipfel des Berges. Der Schauer des Schmerzens ſinkt in ihre Seele, wie der Nachtthau auf die Blumen. Todesſtille rings umher. Pſyche bebt; die Sinne ſchwinden, von Betäubung gelöst. Plötzlich fühlt ſie ſich vom Boden ſanft emporgehoben. Ein Zephyr nimmt ſie auf die duftathmenden Schwingen, und gleitet mit der Schlummerſeligen dahin. Der wehende Schleier umſäuſelt ſchmeichelnd die holde Geſtalt. So vom linden Hauche getragen, gleitet ſie durch die ätheriſchen Räume in ein anmuthiges Thal, und ruht ſanft gebettet in des blumigen Raſens weichem Schooße.

Da ſie endlich, lichtumfloſſen, voll ſeliger Ruhe auf dem zarten Lager erwacht, und der Himmel ſein Bild in den geöffneten Augen findet, — welcher Anblick ſtellt ſich ihr dar! Eine elyſiſche Gegend, wie aus Morgenduft gebildet, umlächelt ſie in der Fülle glühender Frühlingsluſt. Weithin prangen Gruppen der ſchönſten Bäume in der reichſten Mannigfaltigkeit ihrer ſchlanken, blätterdichten Geſtalten und in allen Abſtufungen vom hellen bis zum dunkelſten Grün, bald auf Hügeln, bald auf Wieſen ſtehend. Blumen ſchimmern mit freudeſprühenden Blicken aus dem Raſen, und ſchlängelnder Bäche Silberleben, eine flüchtig raſtloſe Erſcheinung, eilt durch Lichtſpiel und Schattengemenge dahin. Der Wogen melodiſches Gleiten iſt entzückender Wohllaut.

Am Ufer eines Sees, auf deſſen Silberfläche das Ganze ſich ſpiegelt, erhebt ſich eine Rotonde, aus Roſengewölk gebildet, und von weißduftigen Säulen umgeben. Von dieſer Geiſterwohnung ſtrömt jenes milde Licht aus, in deſſen Verklärung die Farbenharmonie der ganzen Landſchaft lächelt, ein unausſprechlicher Zauber, der allen Sinnen ſchmeichelt und die Seele ſelig macht.

## Sehnſucht.

Pſyche hatte ſich kaum vom erſten Staunen erholt, als ſie, zuerſt ſchüchtern, dann immer muthiger, dem Palaſte näher trat. Was ſie hier erblickte, es war nicht Wirklichkeit, nicht Schein, aber Beides zugleich. Sie glaubte ſelbſt körperlos zu ſein. Der Zauber des Ganzen ſchien ein Abglanz ihrer eigenen Schönheit und ihres Entzückens zu ſein. Vor ihr ſchwebte, gleichfalls weder volle Wirklichkeit noch eitler Schein, ein Weſen, himmliſch ſchön wie ein Traumbild der reinſten Fantaſie, und eine Stimme, in ihr Innerſtes dringend, ſprach die melodiſchen Worte:

„Vergiß des Irdiſchen! Höherem biſt Du erkoren. Leg' ab die Sehnſucht nach der dunkeln Heimat der Schmerzen und Begierden! Elyſium hat mit der Erde nichts gemein. Glaub' an die Liebe, ſo bin ich Dein!“

Jedes Wort glitt wie ein Lichtſtrahl in Pſyche's Seele. Und dennoch erwachte in ihr, für das Göttliche noch nicht reif, die Sehnſucht nach der irdiſchen Heimat. Venus ſelbſt, die Zürnende, regte ſie auf durch trügende Träume. So ſchaute ſie in täuſchenden Bildern des Vaters bleiche Wangen, der Mutter Thränen, und vernahm den Angſtruf der händeringenden Schweſtern. Alle Szenen der glücklichen Kindheit, alle Lieblingsplätze, alle Lieblingsſpiele ſchwebten freundlich vor ihr dahin. Immer mächtiger ward der Drang, noch einmal zu ſchauen jene geliebten Gegenſtände, und ſie flehte zu dem Unſichtbaren um die Gewährung ihres Wunſches. Vergebens warnte eine Stimme mit weichem Trauerton: „Pſyche! Vergiß des Irdiſchen! Vergiß die dunkle Heimat der Schmerzen und Begierden! Du bereiteſt mir Kummer, Unglück Dir ſelbſt!“ —

Vergebens! Pſyche wiederholt des dringenden Wunſches unwiderſtehliche Bitte — und ſie ſiegt.

„Du ſollſt ſie ſehen,“ ſo tönte abermal der Stimme weicher Trauerton, „Du ſollſt ſie ſehen die Gefährten Deines Erdenwandels! Doch ehe Du von mir ſcheideſt, verſprich mir, nach meiner ſichtbaren Geſtalt nicht zu forſchen, bis ich ſelbſt mich Dir zeige! Der Augenblick ſträflicher Neugierde wäre der letzte Deines Glückes.“

## Mißgunſt.

Kaum war das letzte Wort des Unbekannten verſchollen, da brachte Zephir ſchon die Schweſtern, auf einem lichten Gewölke ruhend, in das liebliche Thal. Pſyche flog ihnen entgegen. Sich umſchlungen haltend, gleich den Grazien, ſtanden die Freudeſeligen, in Entzücken verſtummend; Thränen und Küſſe vertraten die Stelle der Worte. Arm in Arm ſich wiegend, gingen ſie in den Palaſt. Wie vorher die Wonne, ſo feſſelte jetzt das Erſtaunen die Zunge; aber bald entartete das Erſtaunen in mißgönnendes Beneiden der glücklichen Schweſter. Mit neugieriger Haſt forſchten ſie nach dem Eigenthümer all dieſer Herrlichkeit. Pſyche bittet die Gierigen, ſich aus den Schätzen auszuwählen. Sie verſchlingen mit den Augen; die Habſucht erſchwert ihnen die Wahl.

Indeſſen iſt ein Göttermal bereitet. Nektar und Ambroſia duften von der Tafel empor. Zugleich erſchallt ein Chor lieblicher Stimmen, begleitet von Lautenklang und Flötenſpiel. Vergebens tönte die ſeelenſchmelzende Harmonie; ihre

Zaubermacht vermochte in die entweihten Herzen nicht einzudringen. Je mehr Pſyche von der ätheriſchen Muſik entzückt ward, deſto unangenehmer wirkte ſie auf die Schweſtern. Pſyche ließ die Harmonie ſchweigen, und trennte ſich mit Wehmuth von ihnen. Nun überließen ſich die Beiden dem vollen Ausbruche der Mißgunſt und des Unmuths.

„Wie blind,“ ſagten ſie, durch den gemeinſamen Schmerz jetzt zärtlicher als je verſchwiſtert, „wie blind, wie ungerecht iſt das Glück! Wir, Kinder Einer Mutter und Eines Vaters, werden uns fremd durch die Verſchiedenheit unſerer Looſe. Hat uns das Schickſal Vieles gegeben, was gemeine Sterbliche entbehren, ſo geſchah es nur, um uns deſto ſchmerzlicher fühlen zu laſſen, wie wenig ſelbſt unſer Vieles gegen die, Pſychen verliehenen Schätze ſei. Wir müſſen allen Übeln und Leiden der Erde unterliegen; uns erwartet der Froſt des kahlen Alters; uns wird der Tod hinraffen, nahmenlos vertilgend. Sie, in einer Fülle von Freuden ſchwelgend, lebt in ewiger Jugend das Leben ſeliger Götter, eine Göttin ſelbſt, und weidet ſich an unſerer Schmach, die wir ihr Gegenſtände eines großmüthigen Mitleids ſind. Sollen wir nun zurückkehren, beſchämt vom Reichthum ihrer Geſchenke? Wird nicht die Pracht unſerer Paläſte dürftig erſcheinen? Wird nicht überall das Bild der Überglücklichen uns wie ein böſer Dämon verfolgen, jede Freude vergiften, jede Roſe entblättern, jeden Stern umwölken? — Nein, die Unwürdige ſoll das uns verſagte Glück nicht genießen! Sie leide, altere, ſterbe, gleich uns! Nur gleiches Schickſal geſtattet uns gleiche Liebe.“

Sogleich eilten ſie, wie es der hämiſchen Schadenfreude eigen iſt, zur Ausführung eines liſtigen Planes, um ein Glück, das ihnen nicht zu Theil ward, wenigſtens zu zerſtören. Sie fingen an, der Schweſter vertraulich zu liebkoſen und zu ſchmeicheln; dann wendeten ſie mit verſchmitzter Bosheit, dem Scheine nach aber höchſt arglos und unbefangen, das Geſpräch auf Pſyches Gemahl, und fragten, wer er denn ſei, und von welcher Abkunft? — Pſyche geſtand: Sie ſelbſt kenne den Gemahl nicht und habe verheißen, weder ſein Weſen, noch ſeine Geſtalt auszuforſchen, ſondern abzuwarten, bis er Beides ſelbſt enthüllen werde.

## Das Ungeheuer.

Gemeinen Seelen fehlt der Glaube an das Höhere. In dieſem Falle befanden ſich die, vom Irdiſchen verblendeten Schweſtern. Was Pſyche unverhohlen geſagt hatte, vermochten ſie nicht zu faſſen und hielten's daher für Lüge. Bald aber gelang es den Sinnenden, das, was zu Pſyche's Ruhme gereichte, zu ihrem Verderben zu wenden und aus der reinſten Blume ein Gift zu bereiten. Sie ſagten zu ihr: „So hüllt Dein Gatte ſich in undurchdringlich tiefes Geheimniß? Warum thut er das? Verbirgt ſich die Wahrheit? Scheut die Schönheit das Tageslicht? Wohl Dir! Keine Gefahr ahnend lebteſt Du in glücklicher Unwiſſenheit; uns aber gebietet die Pflicht, für die Unerfahrne zu ſorgen und die Wahrheit zu enthüllen, um Dich zu retten. Wiſſe denn, Unglückliche! Dein Gemahl iſt — ein Ungeheuer, ein gräßlicher, grauſamer, furchtbarer Drache! Gedenke des Orakelſpruches, welcher Deine Vermählung mit dunkeln Worten verkündigte! Erwäge die Dauer ſeiner Unſichtbarkeit! Leider kennen wir ſelbſt Augenzeugen, welche die traurige Wahrheit beſtätigen. Jäger und Landleute ſahen ihn, da er Deinen Aufenthalt verließ, in der Abenddämmerung das Dickicht des tiefſten Waldes durchſtreifen; ſie ſahen des Ungethüms grauenhafte Geſtalt, der Augen Glutqualm, hörten des blutbetrieften Rachens ſchauderhaftes Gebrülle, und ſtürzten betäubt zu Boden. Beſchloſſen iſt Dein Tod; ſobald Luna drei Mal ihre Geſtalt gewechſelt haben wird, mußt Du des Ungeheuers Beute werden."

Kaum ihrer Sinne, kaum des Athems mächtig, glaubte Pſyche vor Entſetzen zu vergehen. Die entflammte Fantaſie zeigt ihr das Scheuſal gegenwärtig; Schrecken betäubt ſie bis zur Ohnmacht. Vergeſſend der Warnung ihres ungeſehenen Gatten, entſchwindet auch das ihm gemachte Verſprechen ihrem Gedächtniſſe. Sie wirft ſich in die Arme der Schweſtern und ächzt leiſe die Worte:

„Es iſt nur zu gewiß! Ich bin verloren, eines Ungeheuers Beute! Alles trifft zuſammen. Wie könnt' ich zweifeln an der Wahrheit eurer Worte, an eurer Liebe, an meinem Unglück! O Schweſtern! Geliebte Schweſtern! Wenn ein Mittel zu meiner Rettung euch bekannt iſt, und es in eurer Macht ſteht, o ſo helft, ſo rettet! Aber ach — es iſt vergebens! Ich bin verloren. Mich rettet ihr nicht, mich rettet kein Gott. So rettet denn euch ſelbſt! Eilt fort, flieht, ſeid glücklicher als ich, und verſchweigt den theuern Ältern mein Elend, meinen Tod!"

Die böſen Schweſtern, deren Neid und Argliſt ihr Ziel erreicht hatten, erwiederten der Wehklagenden mit dem Scheine von Liebe und Sanftmuth: „Übereile Dich nicht, Schweſter, und faſſe Dich! Nicht unſern Worten glauben ſollſt Du, ſondern Dich ſelbſt überzeugen! Wir lehren Dich einen Spruch, welchen eine theſſaliſche Zauberin uns lehrte. Sprich ihn um Mitternacht zum Vollmond aufwärts! Seine Macht wird das Ungeheuer zwingen, ſich in ſeiner wahren Geſtalt zu zeigen. Haſt Du Dich ſelbſt überzeugt, dann ſollſt Du uns morgen zu Deiner Rettung bereit finden."

Pſyche verſprach den Rath zu befolgen, und ging in das innerſte der Gemächer, den Zauberſpruch zu lernen; die böſen Schweſtern aber jauchzten, da ſie wußten, daß Pſyche, gegen das Gebot des unſichtbaren Gatten handelnd, nun bald den Verluſt ihres Glückes beweinen werde. Gequält von der Furcht, das von ihnen erregte Unheil möchte auch ſie ſelbſt treffen, beſchloſſen ſie eiligſt zu entfliehen. Zephyr, zu ihrem Dienſte beſtimmt, trug ſie in der Abenddämmerung auf weichen Flügeln über den Fels, und legte ſie auf den Raſen am Ufer eines Fluſſes. Ein hier bereit ſtehendes Schiff nahm die Schlummernden auf und trug ſie in ihre Heimath.

# Der Gott der Liebe.

Vom Himmel ſank die allverhüllende Nacht. Nacht umhüllte auch Pſyche's Seele. Bleich ſchaute Luna in Mitte der Dunkelheit zur Erde hinab. Pſyche wankt hinaus. Mit erhobenem Haupte, mit emporgeſtreckten Armen ſpricht ſie dumpf und langſam die theſſaliſchen Bannworte. Gewölk umflort den Mond, ein Zeichen der Macht des wirkſamen Zauberſpruches.

Pſyche ſchaudert. Langſam, mit geſenktem Antlitz, kehrt ſie in den Palaſt zurück, Erfüllung und Überzeugung ſuchend. Schon wandelt ſie durch die hohe Säulenhalle, das ihr verſagte Heiligthum des unſichtbaren Gatten. Sie hört des Schlummernden Athemzüge; ſie ergreift mit zitternder Hand eine Lampe, am Eingang in die Halle verweilend. Jeder Schritt, den ſie endlich vorwärts wagt, vermehrt das Pochen ihres Herzens. Schon will ſie zurückkehren und entfliehen; aber ſie muß nun dem Zauber gehorchen, deſſen Beiſtand ſie gewählt hat. Mit dem Muthe der Verzweiflung ſchreitet ſie vorwärts. Schon erblickt ſie des Schlummernden Lager, auf Stufen ſtehend, von hohen Vorhängen umwallt.

Bei dieſem Anblick verläßt alle Kraft ihre Glieder, die Entſchloſſenheit ihre Seele. Sie ſinkt an eine Säule, die ihr zur Stütze dient, ſie vor dem Falle zu ſchützen. In ihrem Innern waltet ein Kampf von Muth und Furcht, Ungeduld und Scheue, indem der entſcheidende Augenblick naht, der ihr einen liebenswürdigen Gatten oder ein verhaßtes Ungeheuer zeigen ſoll.

Ihre letzte Kraft ſammelnd, beflügelt ſie die leiſeſten Schritte, ſchwebt die Stufen an, zieht den Vorhang zurück, und hält über den Schläfer die Lampe, die jetzt, wie vor Entzücken heller auflodernd, den lieblichſten Schimmer verbreitet. In dieſem Lichte erblickt Pſyche, von Erſtaunen gefeſſelt und kaum athmend, die Scene des Geheimniſſes, den Verein von Schmerz und Wonne, der Ungeheuer grauſamſtes und holdeſtes: den Gott der Liebe, ſchlummernd im Zauber der reinſten Schönheit und der lieblichſten Anmuth.

Welcher Anblick! Das reizendſte Haupt, in der Haare Gold verhüllt, ruht auf dem Purpurkiſſen, das in Liebe zu entbrennen ſcheint. Ambroſia duftende Locken wallen ſpielend und kühlend über den blendenden Nacken und über die blühenden Wangen, aus welchen ein Roſenſchimmer hervorleuchtet, vor dem der Lampe Licht erbleicht. Bruſt und Schultern bedeckt der umwölbende Fittig, eine Mittelfarbe von Alabaſterweiß und Silberglanz, deſſen Flaumen in zitternder Wallung aufathmen. Im Antlitz zeigt ſich eine wunderbare Miſchung von männlichen und mädchenhaften Zügen, die den widerſprechendſten Verein von Frieden und Unruhe, Trotz und Sanftmuth, Furcht und Kühnheit, Schmerz und Luſt, Lächeln und Wehmuth, Spiel und Hoheit darſtellen. Die Augen aber bewähren die göttliche Kraft der innewohnenden Feuerſeele ſo ſchön, daß ſelbſt den geſchloſſenen eine ätheriſche Leuchtung entſtrömt und ſelbſt die geſchloſſenen geſehen zu werden und zu ſchauen ſcheinen.

Zu ſeinen Füßen lehnen Köcher und Bogen am Ruhebett. Einen goldenen Pfeil hält der ſchlummernde Gott in der Hand des linken Armes, welcher dem darauf liegenden Haupte zur Stütze dient, ſelbſt im Schlafe mit den umſpannenden Rieſenfingern ſo feſt, als wäre er ſelbſt jeden Augenblick bereit, ihn an die Bogenſehne zu drücken, und wolle ſelbſt im Schlummer der Welt keine Ruhe gönnen.

## Verzweiflung.

Pſyche ſtand lange bewegungslos vor dem göttlichen Schläfer; aber eben jetzt, da alles Leben von ihr gewichen zu ſein ſchien, erwachte ein neues Leben in ihrem Innerſten. Im Anſchauen des Himmliſchen verſunken, vergaß ſie die Erde und ſich ſelbſt, und erblickte eine goldene Zukunft vor ſich. Ein ſanftes Beben von Wonneſchauer wandelt durch ihre Adern. Endlich wagt ſie es, mit der Spitze des Zeigefingers die Spitze des goldenen Pfeiles zu berühren, der in Amor's umſchließender Hand blinkt; aber die Pfeilſpitze, als wollte ſie des Mißtrauens Neugierde ſtrafen, dringt blitzſchnell in den berührenden Finger. Zuckend vor Schmerz zog Pſyche den Arm haſtig zurück; der geſchwungenen Lampe entſprühte durch jene Bewegung ein Tropfen des Öles, glühend wie Pſyche's Lippen, und fiel, wie ein brennender Kuß, auf des Gottes rechte Schulter. Vom Schmerz aus dem Schlafe geſchreckt, fährt er vom Lager empor. Pſyche ſinkt auf die Knie, bedeckt ihr Antlitz mit den flehend erhobenen Händen, und wagt es nicht, die Augen zu dem zu erheben, in deſſen Anſchauen ſie ſo gern verſänke. Aber der Gott richtet ſich auf und ſpricht die zürnenden Worte: „Verliere denn, was Du nicht verdienteſt! Das Unwürdige trägt ſeine Strafe in ſich.“ —

Glühender, als der glühende Öltropfen auf Amor's Schulter, trifft jedes dieſer Worte Pſyche's Seele. Jener aber erhob ſich vom Lager und ſchwebte im melodiſchen Fluge der entfalteten Schwingen hinweg. Vor dem Roſigleuchtenden entfloh die Nacht vom entzückten Himmel, und die Schönheit der Liebe ward zur Glorie des Morgens.

Pſyche lag jammernd und händeringend am Boden, den ihre Thränen benetzten. Ihre Wehklage ward endlich leiſes Ächzen, und allmälich verſtummte auch das Ächzen.

Sie reißt ſich empor, Todesbläſſe im Antlitz, Todesglut im Auge. So eilt ſie fort, erklimmt mit der Kraft der Verzweiflung den höchſten Gipfel ſteiler Klippen, und ſtürzt — die Arme ausgebreitet, vorfliegend das Haar — in des Fluſſes Wellen, die in demſelben Augenblick, wie aufjubelnd und brünſtig zuſammenſchlagend, die umfaßte Beute verſchlingen. Aber der milde Gott des Fluſſes, nicht duldend die Vernichtung der Schönheit, gebietet den Wellen, die Unglückliche zu ſchonen. Da heben die herbeieilenden Wellen ſie, die Gewiegte, wieder empor und tragen ſie, eine weiche Spiegelfläche aus flüſſigem Silber bildend, an den ſanften Abhang eines Ufers, deſſen Blumen ihre lieblichſten Düfte voll Mitleid zur Belebung der Wiedererwachenden verſenden.

## Die Rache der Göttin.

Troſtlos ſeufzte **Pſyche** über den Verluſt ihres Glückes, indeß **Amor**, von Schmerz und Zorn glühend, an den frevelhaften Schweſtern Rache zu nehmen beſchloß. Auf ſein Verlangen ſandte Morpheus jeder von Beiden die verlockende Truggeſtalt des nämlichen Traumes.

Den Schlafenden erſchien der duftathmende Zephyr in drei auf einander folgenden Nächten, und verkündete ihnen, **Amor** liebe ſie. „Der Gott“ — ſo ſchloß Morpheus ſeine Vorſpiegelung — „glüht für Dich; er hat Dich an die Stelle der verſtoßenen Unwürdigen erwählt; Du ſollſt die Gottheit mit ihm theilen. Wenn die nächſte Nacht vom Himmel ſinkt, ſo eile, den wohlbekannten Fels zu erſteigen! Haſt Du den Gipfel erreicht, ſo werden meine Flügel Dich aufnehmen und in meinen ätheriſchen Wohnſitz tragen.“

Hochmuth und Habſucht überredeten die erwachenden Träumerinnen, das trügeriſche Blendwerk für einen von den Göttern zugeſendeten Aufruf zum Genuſſe des ihnen beſtimmten Glückes zu nehmen. Sie zögern keinen Augenblick, der Erfüllung entgegen zu eilen. Schon haben ſie den Gipfel erreicht; ſchon naht eine Wolke, auf welcher Zephyr einhergleitet; ſchon wagen die Gierigen den Aufſchwung, — aber die Wolke zerfließt, und die vorragenden Klippen empfangen mit ihren Granitarmen die zerſchmetterten Leiber.

**Amor** war indeß nach der, dem Dienſte der Venus Urania geweihten Inſel Cythere geflogen, wo er ſich in der tiefſten Einſamkeit eines ſtillen, dunklen Myrthenhaines verbarg. Zorn und Wehmuth erhöhten den Schmerz ſeiner Flammenwunde; aber in noch heftigern Zorn entbrannte die Göttin von Cythere gegen Pſyche, die längſt Verhaßte, die ihren göttlichen Ruhm der Schönheit gefährdet hatte, und nun auch den Sohn ſo tief entflammte und kränkte. „Er,“ ſpricht ſie, „er, der die Schmach der Mutter rächen ſollte, ſchmachtet ſelbſt in den Feſſeln der Frevlerin! Zwar hat er die Undankbare nun zürnend verlaſſen, aber — wie bald kann nicht die erſtickte Flamme wieder erwachend hoch auflodern!“ —

Venus beſchließt den günſtigen Augenblick zu benützen; ſie begibt ſich zu dem trauernden Sohne und verkündiget ihm ihren Entſchluß, die Unglückliche raſtlos zu verfolgen. Amor, die Glut des Zornes und die Thräne des Mitleids zugleich im Auge, ſeufzt, und da er nicht widerſpricht, nimmt die Mutter ſein Schweigen für Zuſtimmung. Ihre Rache ſiegreich auszuführen, verläßt ſie den Schmerzverſtummten.

## Wanderung.

Schon fühlt Pſyche den Zorn der Göttin. Glühend von Sehnſucht nach Amor's Verzeihung, die Seele von Angſt erfüllt, irrt ſie raſtlos umhergetrieben, verlaſſen und ſcheu, trauernd und klagend, und ſucht und kann nirgend finden, was ſie hienieden ſucht — weder den verlornen Gott noch die verlorne Ruhe.

So erſtieg ſie den grünen Gipfel eines Berges, auf dem ein Tempel der Minerva ſtand. Freundlich glänzten ihr die weißen Marmorſäulen, vom röthlichen Morgenduft angehaucht, entgegen. Die leiſe Hoffnung, es wolle doch Eine der Himmliſchen ihr gnädig ſein, erfüllte ihre Seele mit frommen Vertrauen, und ſie fühlte ſeit langer Zeit zum erſten Mal die Wohlthat der Ruhe.

Mit dem Schauer der Ehrfurcht trat ſie in das Heiligthum des Tempels, welcher ganz unbeſucht zu ſein ſchien. Vogelneſter pipten in den Ecken der hohen Wände; das Gewebe der von der Göttin im Wettkampfe künſtlicher Stickerei beſiegten Arachne umzog wie neidiſch das Marmorbild der Siegerin. Einzelne Grashalmen entkeimten den Ritzen des Bodens. Nur hie und da unterbrach das leiſe Gezwitſcher eines ätzenden Muttervogels die tiefe Stille der Einſamkeit. Zerſtreut und ungeordnet lagen Opfergeräthe umher.

Pſyche reinigte zuerſt das Bildniß der Göttin, dann ſammelte und ordnete ſie die heiligen Gefäße, opferte einen Kranz von Kornblumen, den ſie an Minervens Schild hing, warf ſich zur Erde, und flehte mit inbrünſtigem Gebet um Hilfe der olympiſchen Jungfrau. Und nun ſchien's wie mit Flammenzügen in ihrer Seele aufzulodern: „Dulde und leide! Leiden läutert, Duldung ſtärkt die Seele.“ —

Sich dem Schickſal in Demuth unterwerfend, verläßt Pſyche voll reiner Ergebenheit das Heiligthum und wandert zum Tempel der zürnenden Urania.

Nach mehreren Tagen langt ſie, müde bis zur Erſchöpfung, am Eingang eines Haines an, in deſſen kühler Umlaubung ſie einen Tempel der himmliſchen Göttin der Liebe erblickt. Sie ſammelt ihre letzten Kräfte. Schon ſteht ſie auf der höchſten Stufe der Vorhalle und ſchmachtet, das Heiligthum zu betreten. Aber an der Schwelle zeigen — den Eintritt verwehrend — plötzlich drei Unholdinnen ihre gräßlichen Höllengeſtalten: die glühende Sehnſucht nach dem Verlernen, die ewig bebende Furcht vor der Zukunft und die ſich ſelbſt geißelnde Reue. Den Anblick der Scheuſale zu ertragen, reicht Pſyche's Kraft nicht zu. Wie leblos ſinkt ſie auf die kalten Marmorſtufen, ſelbſt bleich und kalt wie der Marmor.

In dem verworrenen Zuſtande von Träumen und Wachen erblickte ſie die roſige Lichtgeſtalt der Venus Urania. Die Göttin zürnte, doch miſchte ſich in den Ausdruck des Unwillens ein Zug von Mitleid, und ſie ſprach die Worte: „Dulde und leide!“ nicht ohne Rührung. Als Pſyche hierauf mit vollem Bewußtſein erwachte, ſtand vor ihr eine hohe weibliche Geſtalt, in ein weitfaltiges weißes Gewand gehüllt, und das verſchleierte Haupt mit einem Kranze von weißen Roſen umwunden; ätheriſches Feuer in den ſanftblickenden Augen und milden Ernſt in den ſchönen Geſichtszügen.

Es iſt die Prieſterin der Venus Urania. Pſyche blickt knieend zu ihr hinauf und vernimmt die Worte: „Du kennſt der Göttin ſtrenges Gebot. Folge mir! Gehorche! Dulde und leide!“ —

## Die Ameiſen.

Schweigend folgt Pſyche der Hoheitblickenden in des Tempels Vorhalle. Da ſpricht Jene: „Vollziehe nun, was ich Dir gebieten werde! So iſt's der Göttin Wille.“ —

Und die Prieſterin läßt nun herbeibringen Weizen, Gerſte und Hirſe, Erbſen und Bohnen, und läßt das Verſchiedenartige durch einander miſchen, und zu einem Haufen aufthürmen. Und ſie befiehlt Pſychen, die chaotiſche Maſſe zu ſondern und das Gleiche zu dem Gleichen zu geſellen. Eh' die Sonne ſich zum Untergange neigt, muß die Arbeit vollendet ſein. Die Prieſterin verläßt die Staunende, die ſtumm und ſtarr vor dem angewieſenen Geſchäfte ſtehen bleibt. Der Gedanke an die Unmöglichkeit eines gelingenden Vollendens raubt ihr ſelbſt den Muth, die Arbeit anzufangen.

Aber Pſyche iſt nicht ohne ſchützende Götter. Pales, die ländliche Göttin, welcher Pſyche, als zartes Mädchen der Einſamkeit hold, oft Lieder voll Unſchuld ſang und Blumenopfer brachte, ſie konnte die Verzagende nicht hilflos laſſen. Die milde Göttin rief raſtloſe Scharen emſiger Ameiſen herbei. Dem Gebote eiligſt gehorchend, ſtrömen ſie, wie Bäche mit ſchwarzem Boden, von allen Seiten herbei, unter und durch einander, und drängen und rennen und wimmeln, daß der ganze Platz ringsumher in zitternder Bewegung zu ſein ſcheint. Und ſie überlaufen und durchtummeln die hochgethürmte verwirrte Maſſe von Körnern und Hülſenfrüchten, und ſondern und ſammeln, und tragen und ordnen mit ſolcher augenblendender Haſt, daß das Geſchäft vollbracht iſt, indem die Sonne noch hoch über den Bergen ſtrahlt und ſich in Pſyche's dankbaren Freudenthränen ſpiegelt.

## Der Widder.

Als nun die Prieſterin beim Aufglimmen der Abendröthe aus dem Tempel in die Vorhalle trat, erſtaunte ſie über die vollbrachte Arbeit, erkannte ſchweigend den höheren Beiſtand und lobte Pſychen, gethan zu haben, was unmöglich ſchien. „Aber,“ fuhr ſie fort, „ſchon harret Deiner ein anderes Geſchäft. Venus Urania gebietet es Dir durch meinen Mund. Sieh' hin! In jenem Dickicht des Tempelhaines, deſſen Wipfel jetzt die Abendſonne beleuchtet, weidet ein ungeheurer Widder. Er iſt böſartig; ſeine Bosheit ſteigt aber bis zur Wuth, ſobald er einen Menſchen erblickt; ihn zu tödten, ſtürzt er mit vorgeſtrecktem Horne gegen den kaum Erblickten. Das gräßliche Thier iſt mit einem glänzenden Vließ von geſchmolzener Goldglut umgeben. Weh' dem, der ſie zu berühren wagt! Du aber geh' hin und bringe mir eine Goldflocke von jener köſtlichen Wolle! So gebietet es die Göttin.“ —

Pſyche gehorchte ſchweigend. Schon ſteht ſie am Rande des Baches, welcher den Tempelhain umfließt. Mit geſenktem Haupte denkt ſie den drohenden Tod und heißt ihn willkommen, weil ſie nur von ihm das Ende ihrer Leiden hoffen zu dürfen glaubt. Aber aus dem Schilf erhebt eine freundliche Najade ihr Haupt und ſpricht die tröſtenden Worte: „Faſſe Muth, Du Arme! Jener ſchreckliche, goldglühende Widder tobt in unbändiger Wuth nur ſo lange die Sonne über die Erde ſtrahlt und ſeine eigene Glut entflammt. Sobald die Abendröthe verglimmt, erliſcht auch des

Vließes Feuergold und mit ihr des Ungeheuers Wuth, welches Du ſodann unverſehrt berühren magſt. Verbirg Dich hier in meine Grotte und erwarte die Dämmerung! Dann tritt hervor, nähere Dich muthig dem Widder, der ſich zur Ruhe legt, ſanftleuchtend im Dunkel, und nimm, was Dir zu nehmen geboten iſt!" —

Psyche befolgte den Rath der freundlichen Najade. Schon kehrt ſie mit einer Goldflocke zurück, dankt der mitleidigen Wohlthäterin, und erreicht den geſchloſſenen Tempel. Hier ſinkt die Ermattete auf die breiten Marmorſtufen und ſchlummert ſanft, vom Nachthauche geſtärkt. Im Schimmer des duftigen Frühlichtes erwachend, erblickt ſie die Prieſterin vor ſich und übergibt der Staunenden die Goldflocke.

## Der Todesquell.

„Ich freue mich," ſagte die Prieſterin, „Deine Arbeit zu Stande gebracht zu ſehen; aber noch iſt Dein Tagewerk nicht vollbracht. Blick hin nach jenem hohen Berge, deſſen ſchroffe Felſenſpitzen zu den Wolken emporſtreben! Auf dem Gipfel der höchſten Klippe ſtrömen ſchwarze Fluten aus dem weitgeöffneten Schlunde einer, in düſterer Steinkluft mit ſiedendem Qualm aufſprudelnden Quelle, und ſtürzen ſich in ein von ſteilen Felswänden engumſchloſſenes Thal, in deſſen nächtlicher Tiefe ſie heulend aufſchäumen. Von hier wälzen ſie ſich mit dumpfen Gemurmel zur Unterwelt und vermiſchen ſich mit dem Todesgraun des ſtygiſchen Pfuhles.

Ringsumher lauern wilde Drachen; des furchtbaren Gewäſſers unermüdliche Wächter, ziſchen die gräßlichen Ungeheuer, die langen Hälſe hoch emporreckend, aus dem dunkeln Geklüft funkenſprühend hervor. Dahin geh' und fülle dieſes Gefäß aus dem Innerſten der brauſenden Flut! So will es die Göttin!" —

Mit dieſen Worten reichte die Prieſterin Pſychen ein hohes Gefäß von Kryſtall. Sie nahm es ſchweigend mit dem ſtarren Blicke der Verzweiflung, wendete ſich, blickte nach der bezeichneten Stelle, erkannte die unvermeidliche Todesgefahr bei der Vollziehung des ihr ertheilten Befehls, und begann ihren — ſo glaubte ſie, — letzten Gang.

Schon hatte ſie den größten Theil des Weges zurückgelegt und ſtand nun ſtille, da der Anblick all der unbeſiegbaren Schwierigkeiten die erſtarrenden Glieder lähmte. Das Übermaß des Schmerzens hemmte die lindernden Thränen. Da ſchien ſelbſt des Schickſals eherne Macht gerührt von der Noth der Schwerbüßenden, Schönleidenden. Ein Adler, hoch in den Lüften ſich wiegend auf ausgebreiteter Schwingen Macht, ſenkte ſich von der erhabenen Himmelsbahn ſäuſelnden Fluges danieder, ſchwebte an der Bewegungsloſen dahin, nahm mit dem gekrümmten Schnabel die ihrer Hand entſunkene Urne von der Erde, und flog durch die ziſchenden Drachen ſiegreich bis zum höchſten Felsgipfel empor. Über den dunkeln Quell leicht hinſtreifend, entſchöpfte er die mit dumpfem Gemurmel widerſtrebende Flut, und ſtellte dann, zur Erde zurückkehrend, die gefüllte Urne zu Pſyche's Füßen hin.

## Letzte Prüfung.

Dieſe, wie aus einem böſen Traume erwachend, erblickt, von heiligem Schauer durchdrungen, die Erfüllung deſſen, was unmöglich ſchien, beugte die Knie, hebt die Arme zum Himmel empor, ergreift das volle Gefäß und trägt es mit freudiger Haſt der ſtaunenden Prieſterin entgegen. Die Staunende empfängt ſie mit den Worten: „Wohlan, Du Unglückliche! So vollziehe nun das Letzte zur Sühnung Deines Vergehens! Nur aus dem ſchwerſten Leiden kann das reinſte Glück Dir erblühen. Nimm dieſes Gefäß, mit der Todesflut gefüllt, wieder, und geh damit zurück zu jenes Bergthals grauenhaftem Nachtſchlunde, wo die qualmenden Wogen zum ſtygiſchen Pfuhl hinabſinken. Hier findeſt Du durch eine tiefe Höhle den Eingang zur Unterwelt. Geh' hinab! Wandle durch die Unzahl gräulicher Schattenſchwärme, bis Du zu Pluto's und Proſerpinen's Throne gelangſt. An der unterſten Stufe desſelben ſtelle das Gefäß der Todesflut als Deines Lebens Weihopfer hin, und harre des entſcheidenden Augenblicks! So will es die Göttin!" —

Pſychen ſchien die Abſicht dieſes letzten Gebetes unverkennbar, da der Befehl, in den Orcus zu wandern, nur eine Deutung zuließ.

Schon wandelt ſie den Weg nach dem Schlunde. Ringsumher lächelt die Erde in ihrer blühendſten Schönheit. Alles, was das Daſein freudig macht, erſchien hier lockend und reizend in den lieblichſten Geſtalten. Aber Pſyche wandelt, den Blick vor ſich geſenkt, unerſchrocken den Weg zur Todesnacht. Schon gleitet ſie über die traurigen Wogen des Cocytus; ſchon ſteht ſie vor dem furchtbaren Throne der unterirdiſchen Götter. Plötzlich ſieht ſie ſich von gräßlichen Erſcheinungen umgeben, von allen Ängſten des Lebens, von allen Schmerzen des Todes, von allen Qualen der Hölle. Und vor ſie tritt der Ungeheuer Schrecklichſtes: Das Entſetzen, rieſenhaft, geiſterbleich, den ganzen Leib mit Vipern und Scorpionen umwunden, wüthend und heulend, daß die Räume der ewigen Finſterniß widerhallen. Und Pſychen dröhnt ein dumpfes Gebrülle entgegen: „Fliehe!“ Aber die erhabene Dulderin erliegt dem Entſetzen nicht; ſie ſtellt die Todesurne auf die letzte Stufe des Thrones, und ſinkt zu Boden, eine ſchlafende Leiche.

Vollendet iſt das irdiſche Tagewerk. Liebe ſcheut kein Opfer; Liebe vermag auch jedes Opfer zu belohnen!

Verſöhnt waren die zürnenden Götter, verſöhnt Amor und Venus Urania!

Sanft emporgehoben, erwachte Pſyche in des Olympos Götterhalle. Die Göttin der himmliſchen Schönheit umarmte die Glückliche, und der Gott der Liebe reichte ihr die Nectarſchale der Unſterblichkeit. —

# Der Zauber der Liebe.

Alle Zauberer und Feen geriethen in Entſetzen und Verzweiflung, als ihnen das Haupt der Sylphen einen Beſchluß des höchſten Geiſterkönigs verkündigte, kraft deſſen die geſammte Zauberkraft, in deren Beſitz ſie ſich befanden, ihnen plötzlich abgenommen wurde. Häufiger Mißbrauch der Gewalt hatte jenes ſtrenge Geſetz veranlaßt. Nur drei Mal noch ſollte die Sonne untergehen bis zum Aufhören ihrer bisherigen Wirkſamkeit. Ein Theil der mit Zauberkraft belehnten Weſen wurde mit ihr zugleich vernichtet; andere durften nach dem Verluſte derſelben zwar fortdauern, aber nur, einige Stufen in der Weſenleiter herabſteigend, in Menſchengeſtalt und mit den gewöhnlichen Eigenſchaften höherer Menſchen.

Tief betrübt ſchritt der Zauberer Merlin, ein Ideal des ſchönſten Jünglings, am Blumenufer eines klaren Sees dahin; wehmuthvoll ruhten ſeine Augen auf dem Flutenſpiegel, weil der Anblick des Himmels ihm jetzt zu verhaßt war. Das drückende Vorgefühl des ſehr nahen Verluſtes machte ihn ſchon ſo muthlos, daß er die noch nicht verlorne Kraft kaum ausüben wollte. So ſetzte er ſich denn, verſunken in düſtere Träume einer ohnmächtigen Zukunft, troſtlos auf den Blumenteppich eines weichen Hügels. Aber plötzlich fuhr er heftig empor, und die halb geſchloſſenen Augen öffneten ſich ſo groß, als wollten ſie alles vor ihnen Liegende in ihren Lichtſchlund verſchlingen. Dasjenige aber, was ihn jetzt ſo ungeſtüm emporriß, war — nicht die ſchöne Natur vor ihm, ſondern das, was auch die ſchönſte Natur erſt belebt, eine reizende weibliche Geſtalt, war Maja's holdſelige Lieblichkeit. In dem Moment, da Merlin ſie erblickte, fiel alles vorhin genoſſene Glück gleich einem Nachtſtück von ſeiner Seele ab, und er ſchaute wie neugeboren in ein neues Morgenroth hinein.

Was der Entzückte jetzt fühlte, konnte und wollte er auch nicht verbergen. Sein ganzes Weſen war ein Lichtſtrahl, der auf eine Wunderblume fiel.

Nicht minder ergriffen fühlte ſich Maja, doch zeigte ſich ihr Inneres minder, indem der Schutzgeiſt der zarteſten Sittſamkeit es mit ſeinem heiligen Schleier umhüllte. Merlin aber, noch kühn in der Rüſtung ſeiner magiſchen Kraft, erhob ſich, trat der züchtig Staunenden muthig entgegen, und ſah in das himmliſche Antlitz mit einem Blick, der von der höchſten Verwegenheit plötzlich in ſchüchterne Ergebenheit überging. Alle Zauberkraft verwendete er jetzt nur darauf, auszuſprechen den Feuerhimmel ſeines Innerſten. Das, was er nun zur Schönen ſprach, hätte auch der heißeſte Bewohner des Orients es mit aller Bilderfülle ausgeſchmückt, es wäre dagegen doch nur nüchterne Proſa geweſen.

Da nun Maja nicht weniger feurig fühlte, als Merlin feurig ſprach, ſo war es wohl kein Wunder, daß Beide ſich ſchnell verſtanden; nur barg Maja um ſo mehr, je mehr Merlin entdeckte.

Klar wiegte ſich der See; hoch flammte über ihm die Abendröthe; ihre Seelen ſpiegelten ſich in einander, wie die flammende Abendröthe in dem klaren See. Und doch blieb Maja der klare See, Merlin die flammende Abendröthe.

Jetzt gab Merlin ſich als Zauberer zu erkennen; falſche Scham hielt ihn aber zurück, zu bekennen, daß ſeine Zauberkraft enden müſſe, ehe die dritte Abendſonne untergehen werde. Ach! in dem Armen begann der Anfang eines ihm bisher noch unbekannten Zaubers, ehe der alte Zauber geendigt war. Wer weiß es nicht, daß Liebe der Zauber größter iſt?

Maja war ein Mädchen, und eben deshalb auch neugierig; ſie war ein ſchönes Mädchen und deshalb auch eitel. Aus beiden Urſachen war ſie nichts weniger als erzürnt, da Merlin ſich als Zauberer zu erkennen gab, theils weil es ihr ſchmeichelte, in einem mit ſolcher Macht ausgerüſteten Mann ihren Sklaven zu erblicken, theils weil ſie nun von ihm manches magiſche Kunſtſtück zu ſehen hoffte.

Merlin bot auch ſein Äußerſtes auf, ſich in ſeiner ganzen Herrlichkeit zu zeigen, und ließ in einer Stunde vor der Schönen eine ſolche Reihe entzückender Wunder vorbeiziehen, daß die Stunde ſchnell wie eine Minute vorbeiflog.

Mit dem letzten Wunder hatte Merlin auch das größte der Wunder bewirkt: den Sieg über eines der ſprödeſten weiblichen Herzen. Maja ſelbſt legte nun der ſchnellen Vereinigung kein Hinderniß in den Weg, und beſtimmte den dritten Abend zu ihrer Hochzeitfeier.

Schon legte die Sonne ihr Antlitz auf die Purpurkiſſen des Abends. Am Blumenufer des Sees ſtieg, in vollendeter architektoniſcher Ordnung und Schönheit, das Zauberwerk eines Tempels in leuchtender Herrlichkeit empor, um die beiden Glücklichen zum Bunde der Liebe einzuweihen. Ein glänzender Hofſtaat der ſchönſten Jünglinge und Jungfrauen wand ſich in ſanften Tänzen durch die lieblichen Säulenreihen; Blumenkränze ſchlangen ihre bunten Farbenſchimmer freundlich um die in Roſenſchein gehüllten, glänzend weißen Marmorhallen; Schwäne ließen, auf dem Teiche wogend, entzückende Brautgeſänge herüberklingen; die Sonne wob ihren goldenen Duftſchleier feſtlich um das Ganze, und auf verklärten Lichtwolken ſchwebten wechſelnde Gruppen lächelnder Genien.

Das Feſt war geendigt. Dem Brautpaar gegenüber ging die Sonne unter. Da ſtieg in Merlin's Auge die Thräne der Wehmuth empor, denn ihn ergriff in dieſem Augenblick der Gedanke, daß mit der verlöſchenden Sonne auch ſeine Zauberkraft ende, und mit dem entweichenden Freudenlicht ſeines Geiſterlebens ein irdiſches Glück ihn überſchatten werde.

Mit verdüſterter Seele verſank er nun in immer dunkler werdende Träume einer Schmerzensnacht, aus der ihn nur der Kuß von Maja's morgenröthlichen Lippen zu wecken vermochte. Jetzt noch ein Strahl aus dem azurnen Lichtmeer der liebevollſten Augen, und Merlin war der glücklichſte Sterbliche, der ſeine Umwandlung, die ihn ſonſt vielleicht zur Verzweiflung gebracht und getödtet hätte, in den Händen der Liebe jetzt kaum fühlte, über der ſchönſten Wirklichkeit das gränzenloſe Reich ſeiner vorigen Macht und in der Liebe ſich ſelbſt vergaß. Wäre es ihm jetzt auch freigeſtellt geweſen, ſein voriges Loos wieder zu erringen mit dem Verluſt des jetzigen, er hätte nun und nimmer das Glück gegen die Macht vertauſcht.

Aber wie häufig geſchieht es nicht, daß die nächſte Morgenſonne den Dingen eine ganz verſchiedene Geſtalt von jener gibt, welche ſie in der vorhergegangenen Abenddämmerung hatten! Und ach! wie oft verlangt die Unſchuld in ihrer Unſchuld von uns Dinge, deren Erfüllung nur durch ſchwere Schuld möglich würde!

So verlangte denn die bräutliche Gattin am nächſten Morgen von dem jungen Gatten neue Zauberſtücke, die er — nicht mehr gewähren konnte, weil ſeine Zaubermacht — wie wir ſchon wiſſen — bereits zu Ende war. Er glaubte ſie durch eitles Blendwerk täuſchen zu können, und verſuchte deshalb allerlei, aber — jeder Verſuch mißlang. Bald forderte Maja, daß er aus dem vor dem Fenſter wogenden See eine Roſe von Rubin, mit Blättern von Smaragd, aufſteigen laſſe, die ihnen zum Kaffehtiſch diene; dann wollte ſie haben, daß der Morgenduft ſich in ein Morgennegligee für ſie geſtalte, daß die Millionen Thautropfen ſich in ein Diadem zuſammenfügten, und dergleichen Dinge mehr, deren Erfüllung dem armen Merlin ganz unmöglich war.

Je mehr er aber mit den galanteſten Wendungen verweigerte, deſto dringender ward Maja, die nun glaubte, Merlin wolle ſie entweder nur necken, oder er beginne bereits, die erſten Spuren jenes, den Männern eigenen ungefälligen

Stolzes und übeln Humors zu zeigen: ſie ſah daher in jenen Verſagungen die erſten Spuren des angehenden Haustyranns. Tief gekränkt von ihren Vorwürfen, ergriff der zur Verzweiflung Gebrachte endlich das letzte Mittel — und geſtand die Wahrheit: den gerade bei der Vermählungsfeier eingetretenen Verluſt der Zaubermacht.

Hoch entrüſtet über die frevelhafte Täuſchung, befahl Maja, mit zornglühenden Wangen und thränenfeuchten Augen, dem Böſewicht, ſie alſogleich zu verlaſſen. Er ſank ſchweigend vor ihr auf die Knie, drückte einen Kuß auf die an ſein Herz gezogene Lilienhand, erhob ſich und entfernte ſich ſchweigend, während jede Miene den tiefſten Schmerz ausſprach.

Man weiß wohl, Frauen können dem Feuer männlicher Beredſamkeit ſchwer widerſtehen: anerkennendes, ehrfurchtsvolles Verſtummen aber reißt ſie noch mehr hin. So fühlte ſich denn Maja bald von Rührung ergriffen; die Rührung ging in Mitleid, das Mitleid in Verzeihung, die Verzeihung in neues Wohlwollen, das Wohlwollen in Liebe, die Liebe in Entzücken über. Nun erſt geſtand Merlin ſein ganzes Verbrechen, und machte es gefliſſentlich ſogar noch ſchwärzer, als es ihm ſelbſt erſchien. Das that denn auch die beabſichtigte Wirkung vollends. Wann verzieh ein Weib dem Verbrecher aus Liebe nicht!

Das Ende der aus ſehr kontraſtirenden Momenten zuſammengeſetzten Scene war: daß Beide, nach vernichtetem Zauber von einander bezaubert, ſich freudig bekannten: Liebe könne gar Vieles entbehren, weil ſie doch das Beſte ſich ſelbſt zu ſchaffen vermag.

# Die Seelenwanderung.

Prinz Phanor hatte am Hofe ſeines Vaters ſo viel wunderbare Dinge von der Seelenwanderung erzählen gehört, daß er vor Verlangen brannte, auch ſeine Seele eine Wanderung machen zu laſſen. Dieſe Sehnſucht ward noch geſteigert durch eine unerwiederte Liebe, die er für die ſchöne Prinzeſſin Lilietta hegte. Sie brachte ihn zu dem Entſchluſſe, das Äußerſte zu wagen. Er betrachtete aber den Gegenſtand ſeiner heißeſten Sehnſucht, wie das gewöhnlich zu geſchehen pflegt, nur von der ſchönen Seite, ohne die damit verbundenen Gefahren und Nachtheile zu bedenken. So machte er ſich denn, ohne daß der Hof etwas davon wußte, mit ſeinem Schildknappen Aeiou auf den Weg, nach dem Tempel eines indiſchen Gottes, dem er ſein Anliegen vortragen wollte.

Unterwegs entſpann ſich zwiſchen den Wanderern ein langes und breites Geſpräch, das unter andern auch die folgende Stelle enthielt:

Phanor.

In mir, o Freund, geh'n große Dinge vor.
Du weißt, daß ich ſchon lang' kein Wort verlor
Von dem, womit mein Geiſt ſich amüſirt;

Mein Heimlichthun und Wandanſtarren
Hat ſchon den ganzen Hof ſchokirt.
Man hält vermuthlich mich für einen Narren;
Ob ich es bin, das ſelbſt Du nun erfahren.
Doch faſſe Dich! Denn ſonſt fährt Dir vor Graus
Vielleicht die Seele aus dem Leib' hinaus.

Aeiou.

Kannſt Du, o Ruhmumſtrahlter, es ertragen,
Was Dir belieben wird, mir jetzt zu ſagen,
So wird Dein treuer Aeiou
Auch nicht entſteh'n, ſo groß zu ſein, als Du!

Unter ſolchen gereimten, und ungereimten Geſprächen langten die Wanderer beim Tempel an. Phanor ging allein in das Heiligthum; der unheilige Aeiou mußte am Eingange der Vorhalle zurück bleiben, ohne das gehört zu haben, was anzuhören der Prinz ihn ſelbſt aufgefordert hatte; ein Fall, der ſich nicht ſelten ereignete, denn Phanor hatte die ſehr vornehme Eigenſchaft, augenblicklich zu vergeſſen, was er ſagen wollte. Jetzt kam er ſchnell wieder aus dem Tempel heraus, und klagte dem getreuen Schildknappen, das Innere des Tempels ſei ganz menſchenleer und öde, das Wohngebäude der Prieſter in Trümmer zerfallen, und nur die koloſſale Bildſäule des Gottes ſelbſt noch ganz unverletzt.

Das iſt ja nun recht gut, ſagte Aeiou. Die Hauptſache, der Gott ſelbſt iſt da; wendet Euch nur an ihn, denn er kann Eure Bitte wohl am leichteſten und beſten gewähren.

Nun erſt erinnerte ſich der Prinz, daß er dem, von keiner Neugierde geplagten Aeiou ſein Vorhaben und die

Urſache der Reiſe noch nicht geſagt habe; er vertraute ihm daher in Kürze, daß er den Gott um die Macht bitten wolle, ſeine Seele nach Belieben in andere organiſche und unorganiſche Körper auf ſolche Art einwandern zu laſſen, daß ſein eigener Körper ihm ſtets vorbehalten und ſo unbeſetzt bleibe, daß er denſelben jeden Augenblick nach Willkür wieder beziehen könne. „Auf dieſe Art“ — flüſterte er dem lächelnden Aeiou ſchalkhaft und leiſe zu, damit der Gott es nicht höre — „auf dieſe Art kann ich eine Menge kurioſer Dinge erfahren, und — unter uns geſagt — allerlei närriſches Teufelszeug treiben!“ — „Geht nur hinein!“ ſagte Aeiou ganz ruhig. „Ich bleibe hier auf der Lauer, damit Euch Niemand ſtöre.“ —

Phanor hatte es an der Art, daß er erſtens ſeinen Diener in allen Angelegenheiten um Rath fragte; zweitens, daß er den von ihm erhaltenen Rath jedes Mal für ungeheuer dumm erklärte; drittens endlich, daß er eben dieſen Rath jedes Mal — genau befolgte. Aeiou ließ ſich dieſe drei Eigenheiten allemal gefallen, und befand ſich dabei immer ſehr wohl.

So kam's auch jetzt wieder. Phanor bewies ihm mit aufbrauſender Heftigkeit, daß die Statue des Gottes ohne die Prieſter der Niemand, folglich der ihm gegebene Rath entſetzlich dumm ſei. „Gibt's denn,“ fuhr er mit lauter Stimme fort, „nicht noch andere Götter in unſerm Lande? Muß ich denn eben zu dieſem hier gehen? Siehſt Du jetzt ein, wie albern Dein Geſchwätz iſt?“ — „Ja freilich!“ ſeufzte Aeiou mit einem ſehr ſatyriſchen Lächeln, das

Phanor aber nicht mehr ſah, weil er ſo eben in den Tempel hineinging.

Aeiou ſah den Prinzen kaum verſchwinden, als er von der andern Seite durch die Trümmer rückwärts in den Tempel hinauf kroch, und in der hohlen Statue zu einer beträchtlichen Höhe ſchnell empor kletterte. Er hatte in ſeiner Jugend bei einem weiſen Braminen drei Jahre gedient, und von ihm drei Worte gelernt, die die Kraft hatten, eine Seele aus einem Körper in jeden andern zu transportiren. Er mußte aber, weil der weiſe Mann nie bei Kaſſe war, dieſe geheimnißvollen drei Worte ſtatt einer dreijährigen Dienſtlöhnung annehmen: deshalb ſtand der Bramine und ſeine Zaubermacht bei ihm in ſo ſchlechtem Kredit, daß er die Kraft des philologiſchen Geſchenks nicht einmal verſuchen wollte. Erſt durch den Prinzen ward er wieder daran erinnert, und beſchloß nun, ſogleich davon die Probe zu machen.

Aus dem Innern des hohlen Götzen ſprach er nun, nachdem der Prinz ſein Anliegen vorgebracht hatte, die drei Worte, und eilte ſo ſchnell zum Tempel hinaus, daß der zurückkehrende Prinz ihn ſchon wieder auf dem alten Poſten traf, und ihm keuchend und brühwarm erzählte, welche drei ſinnloſe aber inhaltsſchwere Worte der Gott zu ihm geſprochen habe, deren Wiederholung die erwünſchte Gabe der Seelenwanderung ertheile.

Schon auf dem Punkte des Vollzugs ſiel dem Prinzen noch zu rechter Zeit die Bedenklichkeit ein, was denn mit ſeinem Körper zu thun ſei, wenn er die Seele wandern laſſe? — Aeiou, ein Rathgeber für alle Fälle, rieth ihm ſogleich, den entſeelten Leib in die hohle Statue des Götzen hineinzuſtellen, wo er gut aufgehoben ſei. Das ſchien dem Prinzen aber, ungeachtet der Heiligkeit der Statue, doch nicht ſicher genug. Nun that der gewandte Aeiou flugs den zweiten Vorſchlag, der darin beſtand, daß der Prinz ſeine Seele in den Fünf-Selbſtlauter-Leib einquartiere, wogegen Aeiou ſeine Seele in den Fürſtenkörper ſo lange einſtellen wolle, als der Prinz es ſelbſt wünſche und geſtatte. Dieſer, von der Redlichkeit und Ergebenheit ſeines Dieners überzeugt, nahm den Vorſchlag um ſo lieber an, weil er dann ſeinen Körper ſtets zur Hand hatte, und ſich mehr Vortheil für ſeine Liebe verſprach.

Auf des Prinzen Kommandowort flogen nun beide Seelen bei der letzten Silbe des dritten Macht- und Zauberworts aus den ihnen zugehörigen Körpern und — in einem Augenblick hatte der Leib des Prinzen eine Sklavenſeele, der Sklavenleib eine Fürſtenſeele.

In dieſem Zuſtande kamen die zwei Verwandelten wieder an den Hof zurück, der ſich wegen des langen Ausbleibens des Prinzen in großer Beſtürzung befand, mit Ausnahme der eben ſo ſchönen als ſpröden Lilietta, einer numidiſchen Prinzeſſin, die über Phanor's zärtliche Bewerbungen ſich eben ſo luſtig machte, als über ſeine Abweſenheit. Beiläufig geſagt, ſcheint mir, daß ſie an des Prinzen Entſchluß zur Seelenwanderung den meiſten Antheil hatte, wenigſtens vermuthe ich das aus einer einzigen Rede des Prinzen; denn am Tage vor der Abreiſe, da Lilietta ihn eben ſehr ſchnippiſch behandelt hatte, ſagte dieſer zu dem getreuen Aeiou in einer Art von Verzweiflung: „Jetzt möchte ich aus der Haut fahren!“ Schon mit dem nächſten Morgen war er mit dem Schildknappen verſchwunden.

Sie trafen nun in der Burg gerade zur Mittagsſtunde ein, da der König mit den Erſten des Reichs an der Tafel ſaß, voll Freude aufſprang und den neu beſeelten Prinzen umarmte.

Prinz-Schildknappe ſetzte ſich ganz wohlgemuth an des königlichen Vaters Seite, und ließ ſich, da er den Wein leidenſchaftlich liebte, die köſtlichen Ausländerweine jetzt um deſto beſſer ſchmecken, je ſeltner er bisher zu dieſem Genuſſe gekommen war. Der König, dem goldenen Rebenblut ſelbſt ſehr gewogen, hatte ſich über ſeinen Thronfolger oft geärgert, weil dieſer dem Traubenſaft ganz abhold war. Um ſo größer zeigte ſich nun des Königs Erſtaunen und Freude, da Prinz Aeiou ſehr tapfer einen Becher nach dem andern leerte. Der prinzliche Schildknappe dagegen fand es doch etwas ärgerlich, hinter dem Stuhle des leibhaften Pſeudoprinzen ſtehen zu müſſen.

Auch ward er vorher ſchon dadurch gekränkt, weil er ſah, daß die ſchöne Lilietta, die gegen ihn ſtets ſo ſpröde war, dem Pſeudoprinzen viel mehr Aufmerkſamkeit zeigte, und liebenswürdiger erſchien, als je. Die Urſache lag ohne Zweifel darin, daß Phanor den Fehler hatte, gar zu ſchmachtend — und — was damit häufig verbunden iſt, — in ſeiner extremen Zärtlichkeit etwas langweilig zu ſein. Das lag nun ſchon in ſeiner Natur, die er, ungeachtet alles ermunternden Zuredens ſeines getreuen Schildknappen, nicht ändern konnte. Der knechtiſche Pſeudoprinz ſpielte dagegen eine höchſt brillante Rolle. Vom ungewohnten Weine begeiſtert, ließ ſein Witz helle Lichtkugeln raketenartig aufſteigen und mit einer genialen Kühnheit zerplatzen, die gegen die arme Zahmheit des beſcheidenen, unſinnigverliebten Prinzen gewaltig abſtach.

Es iſt bekannt, daß die verzagte Natur des weiblichen Herzens im männlichen die Kühnheit liebt, und der wagende Mann, wenn er nur die Zartheit ehrt, bei der Weiblichkeit nichts verliert. Lilietta war daher über die ihr ganz unerklärliche Verwandlung des Prinzen zuerſt höchſt verwundert, endlich ſehr erfreut, denn ſeine jetzige Liebe erſchien gegen die vorige ungefähr ſo, wie eine von übermäßiger Sonnenhitze verſengte Wieſe gegen die von einem kühlen Regen erquickte Flur, die nun im friſcheſten Grün daſteht.

Der wahre Aeiou, jetzt noch gut und redlich, verlor ſich nach der Tafel mit dem Erprinzen, und bat ihn, nun wohl zu bemerken, worin er es bisher verſehen habe. „Ihr müßt," ſagte er, „dem Weibe nie gar zu viel Liebe zeigen, ſonſt erſcheint ihr nicht nur gar zu ſchwach, ſondern ſogar langweilig; Schwäche und Langweiligkeit aber ſind zwei Eigenſchaften, die uns bei den Weibern tief ſinken machen, weil ſie von uns gerade das Gegentheil wollen, nämlich, daß wir ſie beſchützen, — und unterhalten. Alſo Prinz, gebt nun auf mich gut Acht! Die Theorie erhält erſt durch die Praxis das gehörige Leben. Merkt wohl auf mein Beiſpiel, dann gehet hin, und thut desgleichen, und — die Sprödigkeit der Prinzeſſin, — Ihr werdet's erfahren —

verwandelt ſich in Liebe und Achtung; denn Zartheit und Muth ſind die zwei Hauptſchlüſſel zum weiblichen Herzen.“ —

Prinz Phaner im Sklavenleib konnte dieſer Tirade ſeine Beiſtimmung nicht verſagen, und erlaubte ſeinem erlauchten Surrogate ſogar, die angenommene Rolle ſo lange fortzuſpielen, bis Lilietta ganz gewonnen ſei; von dem Augenblicke aber, da ſie ihre Gegenliebe erklärt haben werde, ſollten auch die überſiedelten Seelen ihre alten Quartiere wieder beziehen. Er machte ſich ſogar anheiſchig, dem proviſoriſchen Brautwerber mit allem Nöthigen hilfreich an die Hand zu gehen. Dieſer fand den Vorſchlag vollkommen gut und ſagte: „Beſonders vortheilhaft kann uns die, Euch zu Gebote ſtehende Belebung lebloſer Körper ſein, denn dieſes, gut angebracht, wird dem Ganzen einen köſtlichen Anſtrich vom Wunderbaren und vom Einfluß höherer Mächte geben, was denn ſo wirkſam ſein muß, daß die von zwei Seiten bombardirte Schöne ſich Euch gewiß und zwar ſehr bald ergeben wird. Wenn Ihr aber dann mit ihr auf dem Thron der Liebe und des väterlichen Reiches ſitzt, vergeßt auch nicht, wie viel ich dazu beigetragen, und belohnt mich gehörig! Ich bedinge mir das gefliſſentlich ſehr ernſthaft, weil ich weiß, wie oft es geſchieht, daß Diejenigen, welche dazu beigetragen haben, Andere groß zu machen, nachher ſehr klein bleiben, und ſich im eiskalten Fluſſe der Vergeſſenheit baden durfen.“

Phaner verſicherte dem Redner die belohnendſte Anerkennung ſeiner Verdienſte, und ſo ſchritten denn Beide an die Ausführung.

An einem lauen, aromatiſchen Sommerabend ſaß der gefürſtete Aeiou mit der reizenden Lilietta im Garten auf einer Bank von Alabaſter, deſſen glänzend weiße Farbe mit dem Neumond und den Blüten der umgebenden Jasminlaube wetteiferte. Phanor, der, ohne gegen den die Operation leitenden Aeiou ſich etwas merken zu laſſen, ſchon jetzt von Eiferſucht gequält wurde, verſteckte ſogleich ſeinen Leib in den Hintergrund der Laube, und quartierte die liebende Seele in die glückliche Alabaſterbank. Da die Liebe immer etwas Phosphoreszirendes in ſich hat, ſo gelang es ihm, ſogleich ein paar Erſcheinungen hervorzubringen, die von der geſchmeichelten und immer gefühlvoller werdenden Lilietta als wunderbare — und endlich ſogar als der Liebe günſtige Zeichen bemerkt, vom pfiffigen Aeiou aber wohl benutzt wurden. Das erſte erotiſche Phänomen beſtand darin, daß die Alabaſterbank ſo lieblich zu leuchten begann, wie der blaſſe Mond es nicht bewirken konnte. Endlich vereinigten ſich die aufſchimmernden Strahlen zu einem Kranze, der verſchiedene ſymboliſche Zeichen bildete, die immerzu wechſelten. Zuerſt waren dieſe Zeichen ſehr liebevoll und freundlich. Ein Phönix erſchien, farbenhell glühend. Bald ſprühten aus ſeiner Bruſt, die ſich entzündete, von innen heraus Funken, die flammenhell über ihn zuſammenſchlugen und ihn endlich verzehrten. Das ſymboliſche Spiel bewirkte aber das Gegentheil von dem, was es bezweckte. Der falſche Prinz vergaß ſeine Statthalterſchaft und die Prinzeſſin ihre ehemalige Kälte und Sprödigkeit.

Die feurigen Erſcheinungen ſchienen ſie ſelbſt zu erwärmen; der kalte Alabaſter ſchien zu glühen. Noch mehr aber glühte der arme Prinz, als Beide ſich näher rückten und ihre Blicke den Lippen all ihren Wortreichthum erſparten. Da ging die Glut aus des Unſichtbaren liebeflammender, ſchmerzbedrängter Seele in ſchreckende Trauergebilde und Warnungsſignale über. Es formte ſich, in der Mitte wie von dunklem Qualm umgeben, aus der verlöſchenden Glut eine ſchwarze Urne, darüber ſchwebte ein düſterrothes Herz, aus dem feurige Tropfen herabfielen, und aus jedem herabgefallenen Tropfen ſchoß eine Schlange zu dem zuckenden Herzen empor, die ſich endlich alle in Eine große, gräßliche Schlange vereinigten, die das Herz umſchlang und zerdrückte.

Wie aus böſen Träumen von einem wilden Geiſte aufgeſchreckt, fuhren die Sitzenden empor und eilten ſchweigend nach dem Palaſte.

Schade, daß ſolche phosphoreszirende Alabaſterbänke gar ſo ſelten ſind! Und wenn ja eine irgendwo anzutreffen iſt, ſo kann ſie nur unmittelbar aus dem Reiche der Seelenreinheit kommen.

Der geängſtigte Prinz lebte auf, da er die Angſt des wegeilenden Paares bemerkte. Indem er noch im Nachdenken verſunken war, theils über die Treuloſigkeit ſeines geiſtigen Machthabers und Direktors ſeiner irdiſchen Hülle, theils über die menſchliche Schwäche, theils über die unzeitige Empfindſamkeit der ſonſt marmorharten Prinzeſſin, ſchlug, auf einem Jasminzweige ſich wiegend, eine Nachtigall ſo brünſtig ſchmetternd, daß ſie im Accent der höchſten Zärtlichkeit todt herabfiel.

Phanor fand die Gelegenheit ganz erwünſcht, und huſchte in das geflügelte Körperchen, das ſich nun ſogleich wieder aufſchwang. Ungeſäumt flog das neu belebte vernünftige Vögelchen fort, und ſetzte ſich auf ein Fenſter des hell erleuchteten Prunkſaals, wo eben das Feſt gefeiert wurde, das der König wegen der Wiederkunft ſeines Sohnes glänzender als je hatte veranſtalten laſſen.

Der Prinz mit der fremden Seele fand ſich bald in dem neuen Glanze einheimiſch, und benahm ſich, da er in eine Art liebenswürdiger Begeiſterung gerieth, ſo einnehmend, daß Lilietta von ihm ganz bezaubert ward, alle Anweſenden von dem herrlichen Paar entzückt wurden, und der alte König ſogar Freudenthränen über die unverhofften Fortſchritte ſeines vermeintlichen Sohnes in der Gunſt der ſchönen Schnur weinte. Aeiou tanzte wirklich wie ein Engel, zeigte ſich in Allem gewandt wie ein Sylphe, ſcherzte wie ein Lichtſtrahl, der leichtfertig über die Wellen des ſchönſten Baches hüpft, ſchwärmte ſentimental wie ein moderner Plato, und war ſo ſeelenvergnügt, daß es für Jeden ein Vergnügen war, ihn zu ſehen und zu hören. Im ganzen Saale war nur ein einziger Mißvergnügter, — der arme Phanor, der ſich in der traurig glücklichen Lage befand, zugleich geliebt und nicht geliebt zu werden. Beſcheiden an der Hauptthür des Saales ſtehend, winkte er den überglücklichen Aeiou wohl öfter zu ſich; dieſer aber ſchien die wiederholten Winke gar nicht zu bemerken, ſondern fuhr im Taumel ſeiner Seligkeit fort, nur für die Prinzeſſin, die heute ein Ideal von Schönheit und Holdſeligkeit war, Aug' und Ohr zu haben. Phanor verſank in die dunkle Verzweiflung des Melancholikers, die ſo ſchwer auf ihm lag, daß er ſich nicht zu rathen wußte, ob er ſeine Seele in dem Nachtigall-Leib laſſen ſolle oder nicht.

Indeſſen war das Feſt geendigt; die Prinzeſſin verſchwand. Aeiou fand nach kurzer Betrachtung, daß er nicht geſonnen ſei, den prinzlichen Leib der prinzlichen Seele wieder einzuräumen. Er nahm, ſein Ziel verfolgend, die Guitarre, ſtellte ſich damit dem Balkon der Geliebten gegenüber, und ſang ein Lied der feurigſten Empfindung. Lilietta ließ den Sänger nicht lange warten, ſondern betrat — um doch zugleich den Wohl- und Anſtand zu beobachten — erſt bei der dritten Strophe den Balkon.

Ihr Erſcheinen rief jetzt in Phanor, der auf einem nahen Myrthenzweige ſaß, einen guten Gedanken hervor. Er hatte zwar bisher auf die Nachtigallen und ihren Geſang ſo wenig Acht gegeben, daß man ihn leicht hätte überreden können, der Wachtelſchlag ſei das ſchmelzende Zauberlied Philomelens; indeſſen wußte er doch aus Gedichten und Romanen, daß die Nachtigallen durch ihre zärtlichen Melodien bei den Liebenden Wunder wirken. Ermuntert von dem tröſtlichen Gedanken, daß er, auch ohne vom Nachtigallgeſang etwas zu verſtehen, dennoch ſo ſingen müſſe, weil er im Nachtigall-Leibe, und aus dieſem auch nur ein Nachtigallgeſang kommen könne, — beſchloß er, mit dem kecken Aeiou einen Wettgeſang einzugehen und ihn zu beſiegen.

Aeiou ſang eine italieniſche Bravourarie mit ſo vielen Verzierungen, Rouladen und Trillern überladen, daß ſie einem Kleide von Gold- und Silberſtoff, mit Edelſteinen beſäet, glich. Bei den unaufhörlich wiederholten Worten: amore, sospiri, dolor ꝛc. ſchien er ſich ganz aufzulöſen, zu zerſchmelzen und zu vergehen; bei den Worten: tormento, oh Dio, crudeltà, dolore, cielo, morir ꝛc. zu raſen; bei den Worten: palpito, il mio cuore, ardori, disio, beltà ꝛc. in Flammen aufzulodern. Lilietta ward ganz entzückt, klatſchte in die Hände, und rief fort und fort: „Schön, herrlich, göttlich!“

Der arme Prinz-Nachtigall wäre vor Angſt und Schmerz bald vom Zweige hinabgefallen. Da aber der Sänger nun ſchwieg, beſchloß er in einer Art von Verzweiflung, das Äußerſte zu wagen, und flötete nun ſo lieblich, bald in heißer Sehnſucht laut aufſchmetternd, bald in der zärtlichſten Liebe ſeufzend, jetzt in Wonne jauchzend, nun in ſanft bittender Klage dahin ſterbend. Die Natur ſelbſt ſchien mit ihm wechſelweiſe zu trauern und zu jubeln; tiefe Stille herrſchte, von keinem Händeklatſchen, von keinem Beifallslaut unterbrochen, als er nun ſchwieg. Er ſah, daß das Auge der Prinzeſſin, vom Mond beſchienen, thränenfeucht glänzte, hörte ihr leiſes Schluchzen und — fühlte ſich beruhigt und glücklich, indeß Aeiou mit der Guitarre mißmuthig davon ſchlich.

Am andern Morgen erſchien Phanor wieder im Körper des ihm nun verhaßten Schildknappen, und verlangte von dieſem dringend die Zurückſtellung ſeines eigenen Leibes. Der Knappe aber wußte ſo viele liſtige Scheingründe, die den Aufſchub der Reſtitution nothwendig machten, vorzubringen, daß der Wortwechſel ſo lang fortgeſetzt wurde, bis er von fremder Dazwiſchenkunft unterbrochen ward. Nun vermied Aeiou des Prinzen Gegenwart ſo ſchlau, daß er nie mit ihm allein zuſammentraf.

Endlich bot ſich dem beängſtigten Prinzen nach drei Tagen eine günſtige Gelegenheit oder vielmehr ein guter Gedanke dar. Aeiou ſaß mit der Prinzeſſin bei Sonnenuntergang im luftigen, kühlen Pavillon, und bot ihr unter andern zärtlichen Spielen auch eine Roſe, die aber bald auf den Boden fiel, endlich ganz vergeſſen ward, und, halb zertreten, zu welken begann.

Als der unechte Geliebte ſie verließ, ſaß Lilietta lange, in Gedanken vertieft, — aber — mehr wehmüthig als fröhlich. Die ſchnelle, auffallende Änderung ſeiner Sinnesart führte ſie auf die Idee von dem wunderbaren Wechſel der Dinge hienieden, und ſie wurde noch trauriger, da ſich ihr die Bemerkung aufdrang, daß dieſer Veränderlichkeit Alles ſo ſehr unterliege. In dieſer ſchwärmeriſchen Stimmung kam es ihr faſt vor, als ſei der vermeinte Prinz doch nicht ſo ganz der Rechte, der für ſie Geſchaffene. Da fiel ihr die am Boden liegende welke Roſe in's Auge, und, die Bruſt von einem Seufzer gehoben, ſah ſie in der armen Blume ein Bild von der Vergänglichkeit des Irdiſchen, der Liebe und ihrer Schönheit.

Die Seele des Prinzen hatte indeß den Leib der Nachtigall ſchnell verlaſſen, und flog in die welke Blume, die jetzt geſenkt und hinſterbend in der Hand der Trauernden lag. Die bleiche Roſe fing nun an, zum großen Erſtaunen der

Fürſtin, ſich zwiſchen den zierlichen Fingern aufzurichten. In wenig Augenblicken rötheten ſich die Blätter, gewannen ihre vorige Purpurglut, und hauchten recht eigentlich in ihrem Duft den Geiſt der Liebe aus.

Eben ſo, wie der wahre Prinz ſeit einiger Zeit den unglücklichen Gedanken der Seelenwanderung verwünſchte, keine Ruhe hatte, und von einem Körper in den andern überging; eben ſo befand der falſche Prinz ſich ſo wohl, daß er die Seelenwanderung bis zu den Sternen erhob, ſelbſt aber nicht mehr daran Theil nehmen wollte, um nur den Körper des Prinzen nicht verlaſſen zu dürfen.

Aeiou trat am andern Tage ins Gemach der Prinzeſſin, als ſie gerade vor der neu aufgeblühten Wunderroſe ſtand, mit einem von Wehmuth und Wonne vermiſchten Gefühle. Aeiou überreichte ihr den vom König erhaltenen Brautring, in deſſen Mitte ein Diamant von ſeltener Schönheit flammte. Lilietta ſteckte ihn an den Finger; in dem Augenblicke aber verließ die Seele des liebenden Prinzen den Roſenleib, und geſellte ſich dem Diamant des Ringes. So geſchah es denn, daß die Blume plötzlich, entblättert und entfärbt, vom Gürtel der Prinzeſſin herabfiel, was ſie, ganz überraſcht und betroffen, für die wunderbare Mahnung hielt, der Ring bringe ihr nichts Gutes. Dies hatte denn natürlich die Folge, daß ſie forſchende Blicke auf den Ring ſenkte, in deſſen Mitte das ſogenannte Waſſer des Edelſteins durch die Einwirkung der inwohnenden Seele ſich zu einer Thräne von ſo wunderbarer Macht bildete, daß ſie in jedem Menſchenauge ſympathetiſche Thränen hervorlockte. Die

Prinzeſſin konnte den Blick von dem wehmüthigen Blinken des magiſchen Edelſteines nicht abwenden, und fühlte ihr Herz bald ſo bewegt, daß ſie den vermeinten Königsſohn mit der falſchen Seele, ungeachtet er alle Beredſamkeit und Liebenswürdigkeit aufbot, traurig verließ. Ohne ſich klare Gründe angeben zu können, reifte in ihr allmälich der Entſchluß, die Vermählungsfeier ſo viel möglich zu verſchieben.

Indeſſen war der Lieblingspapagei der Prinzeſſin geſtorben. Phaner benützte die Gelegenheit, um den Eindruck, den er bisher durch unorganiſche Mimik und dunkle Warnungen bewirkt hatte, durch Worte zu verſtärken, die, weil ſie des Menſchen eigentlichſtes und ausſchließendes Mittel der Mittheilung ſind, ſo große Macht haben, daß ſie auf Jeden, mehr oder weniger, ſelbſt dann wirken, wenn ſie auch nur zufällig oder ſelbſt von der Zunge eines vernunftloſen Weſens geſprochen werden. Wie groß war die Freude und Verwunderung der Prinzeſſin, als der Papagei, den ſie für todt beweinte, am nächſten Morgen ſich friſch und munter in dem Ringe ſeines Käfigs wiegte! Um wie viel mehr erſtaunte ſie aber, als eben dieſer Papagei noch viel fertiger als je ſprach. Nach langem Nachſinnen gerieth ſie endlich auf die Vermuthung, der ſchöne, bunte Vogel habe, in einen Zauberſchlaf verſenkt, von einer Fee neue wunderbare Gaben erhalten. In dieſer Meinung wurde ſie mit jedem Augenblick noch mehr beſtätigt, als der ſeltſame Vogel immer zuſammenhängender und verſtändiger zu reden anfing, von der Seelenwanderung ſprach, ihr ſein klägliches Schickſal als ein Märchen erzählte, endlich ſich entdeckte und ſie bat, ihn für den unglücklichen wahren Prinzen zu erkennen, ſein unwürdiges Afterbild aber zu fliehen und zu entlarven.

Die betreffene Prinzeſſin wußte lange nicht, ob das Ganze Traum oder Wirklichkeit ſei. Beſonders bewegt fühlte ſie ſich, als der arme Prinz-Papagei ſie verſicherte, daß er nur aus Liebe zu ihr und um ihre Hartherzigkeit zu erweichen, ſich zu dieſer Seelenwanderung entſchloſſen habe. Bald glaubte ſie an der Wahrheit nicht mehr zweifeln zu dürfen, als Phanor ſich erbot, ihr ſogleich den unwiderlegbarſten Beweis dadurch zu liefern, daß, auf ihren erſten Wink, der befiederte Leib leblos hinſinken und, ſobald ſie erlaube, der Leib des treuloſen Schildknappen mit der Prinzenſeele in ihr Gemach treten werde. Die Prinzeſſin beſchloß, ſich alſogleich davon zu überzeugen. Ohne Lebenszeichen lag der Leib des Vogels auf dem Boden ſeines goldenen Hauſes. Augenblicklich befahl ſie einer Zofe, den Aeiou zu rufen, deſſen Leib mit Phanor's Seele nach einigen Sekunden ſchon vor ihr ſtand, und nun als Menſch wiederholte, was er als Papagei vor Kurzem geſagt hatte. „Was ich that," ſchloß er, „war für mich jetzt das Beſte, denn als Vogel erhielt ich den Zutritt zu Euch am ſchnellſten, und zugleich auch den Vortheil der Sprache. Wie ſchwer wäre es mir geworden, als Aeiou zu Euch allein zu kommen! Hätte ich aber im Knappenleibe gegen die Knappenſeele eine laute Klage erhoben, ſo wäre ich ſehr wahrſcheinlich für wahnſinnig gehalten und in Gewahrſam gebracht worden.

Die gerührte Prinzeſſin vergoß nun Thränen des Mitleids und war ſo tief bewegt, ſo hingeriſſen, daß ſie den Unglücklichen ſchon zwei Mal umarmen wollte, aber, da ihr der Sklavenkörper in's Auge fiel, plötzlich wieder zurückfuhr. Phanor konnte ſich aber nicht länger bezähmen, ſondern drückte ſie heftig an ſein Herz. Unwillkürlich entfuhr der Erſchreckten ein lautes Angſtgeſchrei. Im Augenblick füllte ſich das Gemach mit herbeieilenden Zofen und Garden ſo, daß man den ſich ſelbſt Vergeſſenden noch in den Armen der nun von zweifachen Schrecken Betäubten fand. Aeiou ſelbſt ſtürzte mit dem Prinzenleibe herein, und befahl, den Frevler ins Gefängniß zu werfen, von deſſen Betheuerungen man nichts vernahm, weil das allgemeine Getümmel zu groß war.

So lag denn Lilietta weinend auf einem ſammtenen Ruhebette, Phanor klagend auf einem harten Stein des dunklen Kerkers, den Tod erwartend, dem er gewiß auch nicht entgangen wäre, hätte nicht die Geliebte ſelbſt ihn erbeten. Aeiou ließ es zu, um ſich den Nimbus der Großmuth zu erwerben. Die Todesſtrafe wurde in eine ewige Verbannung gemildert.

Phanor näherte ſich eben, in ſtumme Verzweiflung verſunken, der Gränze des Reichs, als er einen Mann mit glänzendem Gefolge auf ſich zukommen ſah. Es war der Großvezier, des Prinzen geſchworner Feind von jeher. Das ſonderbare Schickſal wollte nun, daß dieſer Todfeind des Prinzen gerade ſein Freund werden ſollte, indem er die körperliche Geſtalt deſſelben, in welcher jetzt Aeiou's Seele wohnte, für ihn ſelbſt hielt, die ihm verhaßte Seele des

Prinzen aber befreundete, weil ſie im Sklavenleibe beherbergt war. So war er nun entſchloſſen, den vermeinten, in Ungnade gefallenen Schildknappen heimlich zu ſich zu nehmen, um von ihm manche Geheimniſſe des Prinzen zu erfahren, und gegen dieſen ſodann deſto ſicherer zu Felde ziehen können. Dem wahren Prinzen konnte nichts erwünſchter kommen, er nahm den Antrag des Großveziers freudig an, und war daher ſehr auf der Huth, ſich nicht zu verrathen. Der Großvezier war aber nun der zweifach Gefoppte, indem von der einen Seite Aeiou gegen ihn offenen Krieg führte, Phanor von der andern Seite geheimen, da er ihm vom vermeinten Prinzen Aeiou, alſo eigentlich von ſich ſelbſt, nur in ſo weit wahre Nachrichten gab, als es zu ſeinem Zwecke diente, den Körper-Uſurpator zu entthronen.

Durch dieſe wechſelſeitigen Machinationen gerieth bald das ganze Reich in Zwiſt, und die Großen trennten ſich in zwei feindſelige Parteien. Die ſchöne Lilietta fiel darüber in ein Nervenfieber, während dem ſie nicht wußte, was in der Außenwelt um ſie her verging. Als Alles drunter und drüber ging, und die Sache des Großveziers beinahe zu unterliegen ſchien, verlor Phanor ſich einſt voll Mißmuth in einen der Hauptſtadt nahe liegenden Wald. Es wurde Nacht und er konnte keinen Ausweg finden. Gleichgiltig gegen ſein Leben, ja überdrüßig deſſelben, legte er ſich auf den dichtbewachſenen Boden, das Haupt an einen Baumſtamm gelehnt, in der Hoffnung, nicht mehr zu erwachen, ſondern vor dem Anbruche des Tages von wilden Thieren verzehrt und verdaut zu werden. Er hatte aber kaum eingeſchlummert, als er von einem grellen Lichte und dumpfen Gemurmel wieder geweckt wurde. Mit Grauen erblickte er hier ein gräßliches Ungeheuer, das aus dem angränzenden Reiche von einigen hundert rieſenſtarken Männern bei düſterrothem Fackelſchein an dicken Seilen in den Wald geſchleppt wurde. Als das koloſſale Ungethüm in eine tiefe Grube gebracht war, verließen Alle mit furchtſamen Geberden den Wald und finſtere Nacht verbreitete ſich wieder rings umher. So ſatt Phaner ſeines Lebens auch war, ſo ſchauderte ihm doch vor dem Gedanken, von dem Unthier grimmig zerfleiſcht zu werden. In dieſer angſtvollen Lage erwartete er die Dämmerung. Als der Tag ſich genug erhellt hatte, beſtieg er endlich einen nahen Fels, blickte von dieſem herab und ſah, daß das Ungeheuer getödtet ſei. Nun wuchs ſein Muth, der ſogleich einen neuen Entſchluß zur Reife brachte, ſelbſt ein Ungeheuer zu werden. Schon ſo Mancher wurde ein Ungeheuer ohne Grund, weil hölliſche Luſt oder Teufelsgrimm ihn dazu antrieben. Wäre daher je ein Ungeheuer zu entſchuldigen, ſo war es der unglückliche Prinz, der eines wurde, weil er dazu gezwungen ward. Seltſam bleibt's jedoch immer, daß die ſchändlichſten Menſchen-Ungeheuer von jeher nicht von der Folterbank des Unglücks, ſondern aus dem wollüſtigen Roſenſumpfe des Glücks ſich erheben.

Die Geſtalt jenes ſchrecklichen Scheuſals war aus menſchlichen und thieriſchen Theilen zuſammengeſetzt. Der Mittelleib, von der Größe eines Elefanten, hatte die Form einer giftgeſchwollenen Kröte, über welche ein Hyänenrücken mit borſtigem Höcker ſich wölbte, der ſich in einem vielfach geringelten Schlangenſchweif verlor. Das Gorgonenantlitz war ganz unmenſchlich-menſchlich; in den Augen die glühende Gierde und Wuth eines geilen Tyranns; die Backen zogen ſich widrig zurück mit dem Grinſen des Verleumders; die Stirne war aufgedunſen von allverachtendem Hochmuth, die Zunge der Scorpionsſtachel eines ſchmähſüchtigen Pasquillanten alles Guten, Schönen, Edlen und Heiligen; über den Mund troff unaufhörlich die ſchwarze Galle und der Giftgeifer eines Recenſenten, der aus dem Qualm mephitiſcher Bösartigkeit Nahrung und Leben ſaugt. Die Arme waren zwei Morgenſterne, aber keine himmliſchen Boten des Tageslichts, ſondern ſolche, von denen ein Schlag auf's Haupt den Getroffenen in die Todesnacht verſenkt, Morgenſterne aus dem Mittelalter. Die Bruſt war ſtatt der Stacheln mit geſchnittenen Gänſekielen von ungemeiner Größe, Härte und Schärfe beſetzt, die das Ungeheuer nach Belieben abſchießen und ſogleich wieder erſetzen konnte.

Das Schrecklichſte in dieſem Ungethüm war die potenzirte menſchliche Stimme.

So lagerte ſich denn Prinz-Ungeheuer auf einem Hügel, von dem er die Stadt überſehen konnte, die vor ihm in ſo tiefer Stille dalag, als wäre ſie ganz ausgeſtorben. Der König rief den geheimen Rath zuſammen. Die Räthe mochten vielleicht die trefflichſten Gedanken haben, konnten ſie aber leider nicht mittheilen, indem das unbändige Zittern ſie nicht ſchreiben ließ, und die Stimme vor Angſt verfallen war. Deſto lauter ließ das menſchliche Scheuſal ſeine Schreckenstöne erſchallen und forderte die Auslieferung des falſchen Prinzen, widrigenfalls die ganze Stadt verheert und weder Greis noch Kind verſchont werden ſollte.

Hätte die ganze Stadt gewußt, daß in dem Ungethüm die edelſte und beſte Seele ſtecke, die kein Huhn abſtechen, vielweniger eine ganze Maſſe von Einwohnern zu zerreißen vermöge, ſo hätte ſie über jene Drohung nur gelacht. Der König wollte, wie das ganz natürlich iſt, den vermeinten Sohn durchaus nicht opfern laſſen, ſondern das Äußerſte wagen. Aeiou aber, eine Wirkung ſeines ſchlechten Gewiſſens! bebte doch vor dem Gedanken der bloßen Möglichkeit, daß ſein Nicht-Vater endlich den Bitten des Volkes nachgebe und dem Staat ſein Theuerſtes zum Opfer bringe: er verließ daher in der Nacht heimlich den Palaſt, um auf der entgegengeſetzten Seite der Stadt zu entfliehen, und ſich irgendwo ſo lange verborgen zu halten, bis die Gefahr vorüber ſei. Unglücklicherweiſe aber hatte der Großvezier einen eigenen Plan, ſich des Prinzen heimlich zu bemächtigen, und ſchlich daher jede Nacht mit einigen Auserwählten um den Palaſt, der während der gefahrvollen Schreckenszeit ſtets verſchloſſen war. Ihm konnte daher nichts erfreulicher ſein, als die Entdeckung des mit einer kleinen Laterne aus dem ſachte geöffneten Thor hervorſchleichenden Flüchtlings, der ſogleich ergriffen, geknebelt, und fortgetragen wurde.

Als ſie auf die Anhöhe kamen, worauf das ſogenannte Ungethüm ſich der Stadt täglich präſentirte, die Auslieferung des Prinzen verlangend, ward Aeiou an eine Klippe gebunden, wie der Großvezier es gebot. Die Dienerſchaft vollzog den Befehl ſehr gern, weil der falſche Prinz, mit

Ausnahme des Nicht-Vaters, bei dem die Stimme der Natur diesmal diſtonirte, allgemein verhaßt war. Nicht minder verhaßt war aber der Großvezier, und wurde daher, zu ſeiner Überraſchung, zum Prinzen dazugebunden. Als die Verbindung vollzogen war, ſagte ein boshafter Spottvogel zum Großvezier: „Ihr habt im Lande ſchon ſo viel verſchlungen, daß Ihr ſelbſt mit Fug und Recht einmal verſchlungen werden könnt: und zudem darf man bei dem Ungeheuer Euretwegen nicht einmal beſorgt ſein, wenn anders das Sprichwort wahr iſt, daß Gleich und Gleich ſich gern geſellt.“ —

Mit ſo bitterm Hohn verließ man das unglückliche Duett, das nun rechts und links ſeinen kläglichen Wechſelgeſang bis zum Sonnenaufgang fortſetzte. Da zeigte ſich Prinz-Ungeheuer. Nun tobten und zerrten die Verbundenen mit erneuten Kräften; ehe Phanor aber, der gewiß keinem von Beiden etwas zu Leide gethan hätte, ſie ganz erreichte, that der Großvezier einen ſo heftigen Riß, daß ein Strick zerbarſt, er frei ward, und Aeiou allein angebunden blieb. Er ließ den um Hilfe Rufenden ohne Hilfe, und lief ſo ſchnell er konnte. Auf dem Punkte der Rettung ereilte ihn aber das Schickſal; er ſtürzte über eine Klippe und lag zerſchmettert. Aeiou erſah die Gelegenheit, und ließ ſeine Seele, von der Angſt verwirrt und betäubt, blitzſchnell in den zerſchmetterten Leib hineinfahren, brachte ihn auch auf kurze Zeit in die Höhe, mußte aber nothwendig bald wieder ſtürzen, und den Geiſt aufgeben. Dadurch ging die ihm zu Theil gewordene Gabe der Seelenwanderung zu Ende. Prinz Phanor verließ natürlich alſogleich das Corpus des Ungeheuers, und erhielt nach ſo viel überſtandenen Leiden ſeinen Körper und die Prinzeſſin. Das ganze Reich freute ſich ſowohl über die zwei verlornen Ungeheuer, als auch über den wiederbelebten rechtleibigen, leibhaften Prinzen, der ſeiner Braut bei der Vermählung feierlich ſchwören mußte, daß er während ihrer Ehe ja nie eine Seelenwanderung vornehmen wolle. Er verſprach es und hielt ſein Verſprechen und ſie verlebten in der beſten Ehe die glücklichſten Jahre.

# Der goldene Ring.

## Italieniſche Sage.

Die kleine Begebenheit, welche hier erzählt wird, ſoll ſich ungefähr in der nämlichen Zeit ereignet haben, welche dem Shakeſpeare den Stoff zu ſeinem Kaufmann von Venedig lieferte. Findet der Leſer in beiden Geſchichten einige Ähnlichkeit, ſo wird die hier mitgetheilte ihm dadurch vermuthlich noch intereſſanter erſcheinen.

An der Straße, welche nach der Stadt Bologna führte, ſtand ein kleines Gaſthaus, unweit davon eine kleine Kapelle. Das Gaſthaus war hübſch, die Wirthin nicht nur artig, ſondern auch ehrlich, die Tochter das Ebenbild der ſchönen Mutter, nur mit dem Unterſchiede, daß man bei dieſer an die Vergangenheit denken mußte, bei dem Mädchen aber beinahe Gegenwart und Zukunft vergaß, wenn es ſprach oder lächelte.

An einem ſchönen Sommerabende traten drei Wanderer in das Gaſthaus. Sie ſetzten ſich unter das ſchattige Laubgewölbe des Rebengeländers und verlangten eine Flaſche Wein. Der Älteſte der drei Kumpane ſchien, nach der Ausſprache und dem kleinen Spitzbarte zu ſchließen, ein Venezianer zu ſein. Er bemühte ſich, ſehr artig zu thun, aber ſeine Geſichtszüge und Mienen flößten wenig Zutrauen ein. Er lächelte unaufhörlich, aber nur mit dem Munde, nicht mit den Augen, die von der Perſon, mit welcher er ſprach, immer abgewendet waren. Seine beiden Gefährten benahmen ſich barſch und ließen manchen Soldatenfluch erſchallen. Von der Hitze gequält, legten ſie ihre Mäntel ab, ſteckten die Handſchuhe in den Gürtel, und fingen endlich ein ernſthaftes Geſpräch an. Nach einiger Zeit ſagte der Venezianer zur Wirthin: „Schöne Frau! Wir möchten Euch gerne dieſen großen goldenen Ring für ein paar Tage in Verwahrung geben."

*Wirthin.* Bedenkt, liebe Herren! daß wir in dieſem Häuschen, ſo wie im nahen Dorfe, weder Schloß noch Riegel an den Thüren haben. Und wenn auch dies nicht wäre, wo fändet ihr bei mir die nöthige Sicherheit für die richtige Zurückſtellung des werthvollen Ringes?

*Venezianer.* In Eurem Ehrenworte, ſchöne Frau!

*Wirthin.* Wenn ich aber noch in dieſer Nacht ſterbe, — wie ſtänd' es *dann* mit der Sicherheit?

*Venezianer.* Ihr könntet uns für dieſen Fall eine ſchriftliche Empfangsbeſtätigung geben.

*Wirthin.* Allerdings, — wenn *Ihr* ſie ſchreiben wollt.

Die Schrift wurde ſogleich aufgeſetzt und die Wirthin unterſchrieb ihren Namen, ſo gut ſie es vermochte, in Gegenwart des Dorfwundarztes *Bartolo*, welcher ſich täglich um dieſe Zeit in der Schenke einzufinden pflegte, um etwas von den Tagsneuigkeiten aus dem Munde der Reiſenden, die hier einkehrten, zu erfahren.

Der Inhalt der Urkunde lautete dahin, daß die Empfängerin den Ring auf Verlangen wieder auszuliefern habe, aber nicht an Einen, auch nicht an Zwei, ſondern nur an die Drei, von welchen ſie denſelben erhielt.

Die Wanderer verließen das Haus. Nach kurzer Zeit kam der Venezianer zurück und bat die Wirthin, ihm die Ring-Kapſel zu geben, damit er derſelben eben ſo, wie die beiden Andern es gethan hatten, ſein Siegel aufdrücken könne. Die Wirthin brachte die Kapſel, wurde aber in dem Augenblicke, da ſie dieſelbe auf den Tiſch legte, abgerufen, um einen ankommenden Gaſt zu empfangen, der, vom Pferde ſteigend, nach ihr verlangte. Sie eilte, nachdem ſie nur einige Worte mit dem Ankömmling geſprochen hatte, ſogleich wieder zu dem Venezianer zurück, aber — Mann und Ring waren verſchwunden.

Die Wirthin ſchlug die Hände über dem Kopfe zuſammen und ſchrie der herbeieilenden Tochter mit den Geberden der Verzweiflung entgegen: „Weh über uns! Weh über Dich und mich! Unglückskind! O daß Du nicht geboren wäreſt! O daß ich im Grabe läge! Wir ſind verloren! Unſer Unglück iſt grenzenlos!“ —

Sie weinte und wehklagte ohne Aufhören. Am nächſten Morgen erſchienen die beiden Reiſegefährten des Venezianers und verlangten den Ring, oder wenigſtens die verſiegelte Kapſel zu ſehen.

Die Wirthin erzählte ihnen unter häufigen Thränengüſſen und Betheuerungen, was vorgefallen ſei. Die beiden Geſellen geriethen darüber zuerſt in Erſtaunen, dann in Zorn, und erklärten das Geſagte für eine Lüge, die Wirthin für eine Betrügerin. Somit eilten ſie nach Bologna, um die Sache vor Gericht anhängig zu machen.

Die Wirthin befand ſich nun in der ſchrecklichſten Lage. Was konnte ſie den Klägern, welche das ihr anvertraute Gut verlangten, entgegen ſetzen? Sie konnte nicht leugnen, daß ſie den unſeligen Ring, den ſie nur den Dreien gemeinſchaftlich ausliefern ſollte, in den Händen eines Einzigen gelaſſen habe. Ihr Unglück war unvermeidlich.

Als die Verzweiflung der Mutter den höchſten Grad erreicht, und die Tochter Gianetta mit ihr gewetteifert hatte, welche von Beiden mehr Thränen vergießen könne, ſprang das Mädchen plötzlich vor Freude, und ſagte: „Aber wozu nützt nun alles Verzweifeln und Weinen? Ich weiß Einen, der uns vielleicht helfen kann; und dieſer Eine iſt kein Anderer als mein treuer, lieber Lorenzo Martelli, der Dir, Mutter, nicht behagen will. Und doch iſt Er der Einzige, der uns helfen kann. Ich bin überzeugt, daß Er das Unmögliche möglich machen wird, weil der Liebe, — das weiß die ganze Welt, — nichts unmöglich iſt.“ —

Gianetta ſprach nun mit ſolcher Zuverſicht, ergoß ſich mit ſolcher Beredſamkeit, daß die Mutter ihr endlich nach Bologna, dem Wohnorte ihres Liebſten, zu gehen erlaubte. Lorenzo hatte dort unter dem berühmten Rechtsgelehrten Giovanni Andrea und ſeiner bewunderten Tochter Novella ſtudirt, welche, wenn der Vater verhindert war, den Zuhörern Vorleſungen hielt, wobei jedoch die eben ſo gelehrte, als reizende Stellvertreterin das Vorſichtsmittel anwendete, daß ſie ſich hinter einen, die ſchöne Geſtalt verbergenden Verhang ſetzte, um nicht die Gedanken der Zuhörer zu zerſtreuen und ſtatt der Themis die Novella erſcheinen zu laſſen.

Schon umarmten ſich die Liebenden in Bologna; nachdem das erſte Freudenfeuer des Wiederſehens etwas ſanfter geworden war, meldete Gianetta dem Geliebten die Urſache ihres Kommens. Hatte ſie in den erſten Augenblicken ihr Elend, und ihren Schmerz und ihre Mutter vergeſſen, ſo ergoßen ſich nun ihre Klagen um ſo reichlicher und rührender. Lorenzo erblaßte und ſagte mit gepreßter Stimme: „Ich ſoll eure Vertheidigung vor dem Gerichte übernehmen? Weißt Du, daß ich noch keinen Rechtshandel geführt habe, und ganz ungeübt bin? Dieſer Fall erfordert aber einen ſehr erfahrenen, ſehr bewanderten Rechtsgelehrten, ſonſt ſeid ihr verloren.“ —

Gianetta behauptete dagegen ihren alten Satz: „Der Liebe ſei nichts unmöglich;“ und ſie wußte dieſe ſehr gewagte Behauptung mit ſo ſtarken Gründen — nämlich mit Thränen, Lächeln und Küſſen — zu unterſtützen, daß Lorenzo endlich ausrief: „Ich will thun, was Du verlangſt. Möge Gott mir Muth und Kraft verleihen! Auf jeden Fall aber ſollſt Du und Deine Mutter, ſo lange mir noch ein Biſſen Brot bleibt, keinen Mangel leiden. Eh' das geſchähe, wollte ich mich für euch durch die Welt betteln!“ —

Der entſcheidende Tag erſcheint: die Richter verſammeln ſich. Die Kläger tragen die Klage vor. Der Anwalt der Beklagten wird gerufen; Niemand meldet ſich: kein Laut zur Vertheidigung regt ſich. Die Richter berathen, und gebieten

Stillſchweigen, um das Urtheil bekannt zu machen. In dieſem Augenblicke tritt Lorenzo an die Schranken und ſpricht:

„Ehrwürdige Richter! Erlaubet, ich bitte, erlaubet mir für eine Unglückliche zu ſprechen, die keinen andern Beiſtand zu erwarten hat, die ohne mich verlaſſen wäre von aller Welt! Kurz ſei meine Vertheidigungsrede!“ —

„Viel Wahres und Gewichtiges hat der Anwalt der Kläger über die Pflicht der Zurückſtellung eines anvertrauten Gutes geſprochen. Die Beklagte muß ihre Pflicht auf das pünktlichſte erfüllen; dies zu thun iſt auch ihr feſter Wille, ihr innigſter Wunſch. Es frägt ſich aber vor Allem: Wem ſoll ſie den goldenen Ring ausliefern? Was ſagt die ſchriftliche Urkunde? Sie enthält die Worte: „Nicht Einem, nicht Zweien, ſondern nur den Dreien ſoll die Empfängerin den Ring zurückſtellen.“ — Wohlan denn! Die Dreie ſollen erſcheinen und — den Ring in Empfang nehmen!“ —

Der Ausgang des Prozeſſes kam nun ſo, wie er kommen mußte. Der Dieb des Ringes hatte für gut befunden, ſich unſichtbar zu machen, um ſich des geſtohlenen Gutes allein zu erfreuen: die zwei Kläger hatten aber kein Recht, den Ring zurückzuverlangen, da die Wirthin nur verpflichtet war, denſelben an die Drei auszuliefern, was ſie jetzt um ſo weniger thun konnte, als ſie den ſammt der Kapſel geſtohlenen Ring nicht mehr hatte.

Lorenzo, der nun als Anwalt von Vielen geſucht wurde, erwarb ſich bald ein bedeutendes Vermögen und dazu Gianetta's Hand.

# Die Göttin der Vernunft.

Aus den Papieren eines engliſchen Arztes.

Während meines Aufenthaltes zu Neapel im Jahre 18— wurde ich zu einem kranken Schiffspatron gerufen, welcher außerhalb der Stadt in einer abgelegenen Herberge wohnte. Ich machte den ziemlich langen Weg zu Pferde.

Der Tag war ſchwül; die Glut des Sirocco, der aus Afrika's brennenden Sandwüſten herüberweht, verſengte Himmel und Erde. Nun ſank die breite Sonnenſcheibe in's Meer; ein kühlendes Lüftchen erhob ſich. Ich ritt über einen mit Weingärten und Orangenhainen bedeckten Abhang. Hinter mir lag die Stadt mit dem Amphitheater der ſie umgebenden Hügel, über welche in der Entfernung die ſchneebedeckten Gipfel der Apenninen emporragten. Schon begann die Nacht, aber auch ſie verbarg mir die ſchöne Umgebung nicht, denn die dunkelrothe Rauchſäule, welche während des Tages aus dem Krater des Veſuvs emporſtieg, ward durch die einbrechende Dunkelheit in eine hellglänzende, ſchöne Feuerſäule verwandelt, welche nun die Stelle einer nächtlichen Sonne vertrat, und das vor mir liegende Panorama in ſteter Beleuchtung erhielt.

Ich ſtieg in der Herberge ab, verordnete dem Kranken, zu dem ich gerufen war, und ſchickte mich eben zur Rückreiſe an, als der Eigenthümer der Herberge mir erzählte, daß ein unglückliches Weib, wahrſcheinlich eine Engländerin, ohne Geld und ohne Freunde, in einem Bodenſtübchen des Hauſes über dem Stalle ſterbend liege. Ich ließ mich ſogleich zu ihr führen, und kroch mühſam in das elende Behältniß. Sie lag in einem Winkel deſſelben auf Stroh. Man hatte aus Mitleid eine alte Pferdedecke über ſie gebreitet; dieſe hatte ſich aber durch die unruhigen Bewegungen der Kranken hie und da verſchoben, und zeigte mir nun, daß die Unglückliche mit einem abgetragenen, verblichenen Gewande von Purpurſammt bekleidet war. Ihre Füße waren ſo aufgeſchwollen, daß die Schuhbänder ſich in's Fleiſch eingruben, deſſen Schwärze des kalten Brandes, welchen der gehemmte Kreislauf des Blutes verurſachte, durch die dünnen, ſeidenen Strümpfe hervorſchimmerte. Sie befand ſich, vom Sonnenſtich getroffen, in einer ſchlagflußähnlichen Betäubung; der linke Mundwinkel war herabgezogen; Furchen durchzogen die geſchminkten Wangen, und gaben ihr beinahe das Anſehen einer indiſchen Wilden. Die Menſchlichkeit ſchauderte bei dieſem Anblick. Ich überzeugte mich bald, daß dieſes unglückliche Weſen ſich im ſterbenden Zuſtande befand, und alle Mittel meiner Kunſt fruchtlos angewendet würden; es war daher meine Pflicht, ihr die Qualen des Todes, ſo viel als möglich zu mildern. Ihr Zuſtand geſtattete nicht, ſie in ein anderes Zimmer zu bringen; auch bemühte ich mich vergebens, von den Hausleuten etwas über die näheren Verhältniſſe der Unglücklichen in Erfahrung zu bringen. Der menſchenfreundliche Wirth hatte ſie, auf einem Düngerhaufen neben dem Stalle liegend, dem Sterben nahe, gefunden, und in das Dachzimmer bringen laſſen. Ohne Bewußtſein deſſen, was um ſie her vorging, ſtieß ſie von Zeit zu Zeit einen wilden Schrei des Wahnſinnes aus. Einmal fragte ich ſie, ihren Kopf haltend, wie ſie heiße und ob ſie Freunde habe; ſie ſchien die Frage zu verſtehen; ihr Auge belebte ſich, und auf dem Geſichte, welches ſchon das Gepräge des Todes trug, dämmerte eine Spur von Bewußtſein. Sie ſprach franzöſiſch, mit gebrochenem, hohlem Tone: „Ich bin die Göttin der Vernunft; jeder Freund der Freiheit bete mich an!“ Im nächſten Augenblicke ſank ihr Kopf zurück und ſie war eine Leiche, — ein Opfer jener Afterfreiheit, in deren Wirbel der wahnſinnige Taumel der franzöſiſchen Revolution, jene Schandſäule entarteter Menſchheit, ſie hineinriß.

Ich begab mich am nächſten Tage zu unſerm Vize-Konſul in Neapel, um der Unglücklichen ein anſtändiges Begräbniß zu erwirken. Durch ihn und einige ſeiner Bekannten erfuhr ich die folgenden Umſtände aus dem Leben der verſtorbenen Göttin der Vernunft: Lady *, einer der erſten Familien Englands angehörig, verließ ihr Vaterland, um ſich unter der Aufſicht einer Tante, einige Zeit in Paris aufzuhalten. Dies geſchah im Jahre 1789, wo Voltaire's Nachfolger ihre revolutionären Grundſätze zu verbreiten anfingen, und ſich zu dieſem Zwecke häufig des weiblichen Einfluſſes bedienten. Die Tante der Lady *, eine Frau von ſtarken Leidenſchaften und ſchwachen Grundſätzen, ließ ſich durch die mißbrauchten Worte von Freiheit und Gleichheit, Menſchenrechten u. ſ. w. ſchnell entzünden und irre leiten. Ihr Haus wurde der Sammelplatz der beiden Robespierre's und anderer der wüthendſten Revolutions- und Schreckensmänner. Es konnte nicht fehlen, daß die junge Lady das ſo freigebig geſpendete Gift gierig einſog. Der ältere Robespierre entdeckte bald, daß ſie ein taugliches Werkzeug ſeiner Pläne und ein Opfer ſeiner Leidenſchaft werden könnte; er bot daher ſeine ganze Sophiſtik auf, um ſie für ſeine Pläne zu gewinnen, was ihm nur zu gut gelang, da Alles ringsumher die Sprache des Betrügers führte.

Die ſogenannte Vernunft triumphirte über Religion und Tugend: die ſchöne, edle Lady * ließ ſich bereden, bei einem, von Robespierre veranſtalteten großen Feſte die Rolle der Göttin der Vernunft zu ſpielen, und ſich endlich gar mit dem moraliſch-politiſchen Ungeheuer zu vermählen.

Von jener Zeit ſank ſie immer tiefer in den Abgrund moraliſcher Entartung, und heiratete endlich einen angeblichen italieniſchen Conte, der mit ihr nach Neapel zog, und ſie, als er ihr kleines Vermögen durchgebracht hatte, verließ. Verlaſſen von Allen, verabſcheut von ihrer eigenen Familie, endigte die Göttin der Vernunft, ein Opfer der unglücklichen Verblendung, ihr elendes Leben auf einem Düngerhaufen!

# Die Verwünſchung des Kehama.

## Indiſche Sage.

## Vorwort.

Der Stoff dieſer indiſchen Mythe iſt dem Gedichte: „the curse of Kehama,“ von Robert Southey nachgebildet, doch mit jener Freiheit, welche durch die Verſchiedenheit in der Darſtellungsweiſe eines romantiſchen Epos und einer proſaiſchen Erzählung bedingt wird. Dieſe Dichtung gründet ſich auf den, unter den Hindus herrſchenden Wahn, daß dem Gebet, verbunden mit Büßungen und Opfern, eine Kraft inwohne, welche, ohne Rückſicht auf den guten oder böſen Zweck des Betenden, die Götter zur Gewährung der Bitte zwinge.

Southey ſelbſt nennt ſolche Gebete gleichſam auf die Götter ausgeſtellte Wechſel, deren Saldirung dieſe nicht verweigern können, wodurch denn der Frevler eine Macht erlange, die ihn ſelbſt den Göttern furchtbar mache.

## 1.

Mitternacht war's, und noch hatte der Schlaf kein Auge geſchloſſen in Indiens Königsſtadt. Ihre Straßen glänzten von einem Lichte, welches den Himmel zu entzünden ſchien, und Myriaden Menſchen ſchwärmten, ſich drängend, auf allen Wegen einher, Herr und Sclave, Greis und Kind, voll Begierde zu ſchauen und anzuſtaunen.

Die Giebel der Häuſer und die Balkone ſind angefüllt mit Frauen, die ihre Schleier zurückſchlagen, um die unerſättliche Schauluſt am vorüberwallenden Leichenzuge zu befriedigen, als wäre die Trauerfeier ihnen eine Scene der Freude und des Vergnügens.

Vergebens gießen die blinkenden Himmelslichter der Nacht ihre matten Strahlen zur Erde hernieder; ſie verlieren ſich in dem unendlichen Glanze, welcher ſelbſt das große Sonnenauge des Mittags beſiegen würde. Auch der Mond ſtrömt nur unwirkſame Strahlen von ſeiner Himmelsbahn, denn zehntauſend Fackeln lodern und flammen durch das mitternächtliche Dunkel, und verlöſchen das Sternenlicht mit einem ungeheuren Glanzmeere. Wolken von Wohlgerüchen ſteigen zum rothen Himmel empor und ſchweben in der Höhe wie ein dunkel wogender Baldachin.

Nun dröhnt die Leichenpoſaune; Grabgeſänge hallen. Auf einmal beginnen zehntauſend Trommeln und Pauken, die wie ein Donnerſchlag das Ohr treffen; zehntauſend Stimmen vereinigen ſich damit und ergießen dumpflärmend ihre wilde Trauer. Der Preisgeſang wird von dem betäubenden Getöſe erſtickt. Weder das Dröhnen der Poſaunen, noch das Ächzen der Wehklagenden wird mehr gehört, obſchon Poſaunen und Todesgeſang ſich vereinigen, das Leichengeheul anzuſchwellen. Über Alles erhebt ſich der einſtimmige Zuruf der zahlloſen Menge, der hallende und wiederhallende Name: „Arvalan! Arvalan!“ — Tauſend Stimmen rufen mit einem Tone: „Arvalan!“ — Der Alles überwältigende Schall ringt ſich, vielfach wiederholt, von Haus zu Haus, und rollt von Thurm zu Thurm.

Langſam wallt der Leichenpomp dahin. Vom Fackellicht beſchienen, erglänzen die kahlen Häupter der Braminen, die, ihre Todtengeſänge anſtimmend, den Zug eröffnen. Plötzlich erſchallt wieder der Ruf: „Arvalan!“ tauſendſtimmig und vom Echo vielfach wiederholt.

Was donnert ihr ihm vergebens ſeinen Namen in's Ohr? Wollt ihr den Todten erwecken?

Auf hohem Leichenbette getragen, erſcheint Arvalan. Glühendes Roth liegt auf ſeinem Antlitz; es iſt der Widerſchein von dem purpurnen Baldachin über ihm. Er bewegt ſich, er nickt mit dem Haupte; die Bewegung kommt aber von dem Dahinſchreiten der Träger, wodurch der Leichnam, in hoher Pracht emporgehalten, durch die Gewalt ſeiner eigenen todten Laſt hin und her ſchwankt.

Dicht hinter dem todten Sohne wandelt Kehama; r ſtimmt nicht ein in den Todtengeſang; er ruft den theuern Namen nicht. Im Trauerkleide ſchreitet er dahin, mit ge-enktem Haupte, die Arme über die Bruſt gefaltet, ſchweigend und in Gedanken verloren. Beklagenswerther Fürſt! Neidlos blicken ſeine Sclaven nun auf ihren unglücklichen Gebieter; freudig erblicken ſie das Elend des mächtigen Rajah, denn die Natur hat in ihrem Stolze den Todesſtreich geführt, und den Beherrſcher der Menſchen kennen gelehrt, daß er ſelbſt ein Menſch ſei, nicht ausgenommen von Leid und Schmerz.

Erbarmungswürdiger Anblick! Arvalan's Frauen, Asla und Nealliny, jung und ſchön, erſcheinen im weißen Witwenkleide, von Gold und Edelſteinen glänzend, wie Königinnen des Morgenlandes. Verwandte und Freunde umgeben die Sänfte, wie bei einem Hochzeitfeſte, mit Muſik, Geſang und Tanz, ach! Opfertanz und Todesgeſang! Den unglücklichen Schlachtopfern folgt eine lange Reihe von Sclaven, die, reich geſchmückt zur Feier des unſeligen Tages, ihrem Tode entgegen gehen. Der heiligen Dromete aufregender Hauch lüftet die fließenden Falten ihrer Kleider und ſchwellt das eingewebte Gold, welches auf der bewegten Luft zittert, und im Schimmer der Fackeln flimmert.

Nun kommt ein Mann und ein Mädchen; bleich und verwildert gehen ſie neben einander. Zu beiden Seiten ſchreiten bewachende Bogenſchützen. Armer Vater! Unglückliches Kind! Die Augen der unzähligen Menge ruhen auf ihnen, wie fragend: „Iſt dieſer jener Verwegene, der ſeine Hand gegen Arvalan erhob? Iſt er der Unglückliche, verurtheilt, Kehama's furchtbaren Zorn zu empfinden?" — Dann beklagen ihn alle Herzen der unzähligen Menge, denn es ſchlägt unter allen dieſen Herzen nicht Eines, welches den Todten liebte. Wer konnte denn wiſſen, welches ſchwere Unrecht den Unglücklichen dahingeriſſen hatte, den Todesſtreich der Verzweiflung zu führen? —

In den tiefſten Hintergrund zurück, tiefer als ein Auge reichen kann, ſtrömt der Glanz der Fackelreihen, eine unüberſehbare Reihe hingleitenden Lichtſchimmers, und weit zurück wogt ein verworrenes dumpfes Toſen von Hörnern, Drometen und Trommeln, unaufhörlich wie das Brauſen von Strömen, die über ein Wintergebirg herabſtürzen, und lauter als das furchtbare Toben ſturmbewegter Wogen am Felſenufer, wenn die Winde über die Fluten dahin raſen, und die See im Aufruhr des Ungewitters tobt.

Jetzt wallt der Zug zum Ufer des Fluſſes, deſſen Gewäſſer tief und gewaltig dahinſtrömt. Hier zeigt ſich der Scheiterhaufen, hoch aufgethürmt vom köſtlichen Sandelholz, mit Myrrhen und Ambra beſtreuet. Hier verſtummt die Muſik und jede Wehklage; die Bahre wird ſanft niedergeſtellt. Man benetzt Arvalan's Geſicht; die darauf geſprengten Tropfen erwecken kein Lebenszeichen. Man betaſtet ſeine Bruſt; es regt ſich nichts in ihr. Man betaſtet ſeine Lippen; ſie ſind ohne Hauch. Da ertönen von Neuem die dumpfen Paukenſchläge und der tiefe Poſaunenſchall, und mit dem letzten, lauteſten Wehgeſchrei wird Arvalan's Name nochmal ausgerufen.

Anblick voll Entſetzen! Schon beſteigt die ſchöne Asla den Scheiterhaufen. Ruhig nimmt ſie ihren Sitz ein; ruhig überblickt ſie alle Schrecken des Trauerpompes, indem man das Haupt des todten Arvalan auf ihren Schooß legt. Und, ach! Die arme, junge Nealliny! Schon wird ihr aller Schmuck abgenommen, Armbänder, Ringe, Ketten und Gürtel; nur den Tali *) läßt man an ihrem Nacken hangen. Zuletzt ſetzt man ihr den Blumenkranz des Todes auf das ſchwarzgelockte Haupt, ach, ein Anblick zum Erbarmen! Niemand vermag ihr Wehgeſchrei zu hören, denn das mißtönige Lärmen und Heulen verſchlingt jeden andern Ton, aber in ihrem Antlitze ſind die Mienen des Todeskampfes und des Flehens um Hilfe zu ſehen, in der ſchwellenden Kehle die Anſtrengung, die mit vergeblichem Bemühen nach Leben ringt. Vergebens iſt's, daß ſie die Arme jetzt in fruchtloſem Kampfe zuſammenzieht, jetzt die hoch emporgehobenen der Menge um Mitleid entgegenſtreckt; man drängt ſie zurück, man bindet ſie an den Todten.

Nun weicht Alles ringsumher zurück, nur die Braminen umſtehen im Kreiſe den Scheiterhaufen; jeder hält eine Fackel in der Hand. Vorſchreitet Kehama, der Vater des Todten, und zündet den Holzſtoß an. Zugleich neigen ſich jetzt auf allen Seiten die entflammenden Fackeln; auf allen

---

*) Der Tali iſt ein, in einen Knoten geſchlungenes Band an dem ein goldener Kopf hängt. Der Bräutigam ſchlingt es bei der Vermählungsfeier um den Nacken der Braut; erſt von dieſem Augenblicke an iſt die Ehe unzertrennlich geſchloſſen.

Seiten wird duftendes Öhl ausgegoſſen, und plötzlich lodern die Flammen auf allen Seiten zugleich empor; dann hüpft und ſpringt die Schar der Schlachtopfer im wilden Tanze um das Todesfeuer; ihr fliegendes Haar flattert in die Glut hinein. Sie drehen ſich in wirbelndem Taumel rings umher; die Einen ſinken in das Feuer, die Andern ſtürzen ſich hinein.

Dabei tobt und ſchallt unaufhörlich das allüberwältigende Getöſe der Pauken und Drometen, vermiſcht mit dem Händeklatſchen und dem Geſchrei, welches die Menge erhebt, indem die tanzenden Scharen rundum in ſchwindelnden Wirbelkreiſen berauſcht ſchwanken und taumeln, bis Einer nach dem Andern, von den Flammen ergriffen, in die Glut fällt.

Nun hat das verſchlingende Feuer Alle verzehrt; das Getöſe der Pauken und Drometen ſchweigt. In ſtummen Erſtaunen ſteht die Menge; tiefe Stille herrſcht rings umher; nur das gräßliche Praſſeln der Flammen wird gehört.

## 2.

Kehama allein ſchritt nun empor zum Leichenbette des Sohnes, dem er, Honig und Reis ausſtrömend, ein Todtenopfer brachte; dann rief er mit dumpfer, ſchmerzvoller Stimme den Geiſt des Geſtorbenen. Und ſiehe! Arvalan's Geiſt erſcheint. Nur Kehama's Scharfblick vermochte die luftige Schattengeſtalt zu ſehen, nur ſein Ohr vermochte den leiſen Hauch der Stimme zu vernehmen.

„Und iſt dies Alles,“ flüſterte der trauernde Geiſt, „was Du mir nach dem Tode zu gewähren vermagſt? Dieſer nichtige Leichenpomp, dieſes leere Schaugepräng, welches des Todten ſpottet!“

Mit tiefem Schmerz vernahm der Rajah dieſe Worte. Er ächzte, ſchlug ſich die Bruſt, und verhüllte das Angeſicht mit dem weißen Trauergewande. Arvalan ſprach:

„Biſt Du der Mächtige gleich einem Gott? Muß ich die Zeit meiner Wanderjahre hindurch nackt und ſchaudernd im Elementenkampf, in unausſprechlichem Elende der Stunde harren, da Yamen's *) Zorn mich treffen wird? Von Dir erwartete ich, Du würdeſt mir, unſterblich wie ich bin, eine neue Körperhülle zur Wohnung ſchaffen, ja, mich neu geſtalten. — Vater! iſt dies nun Alles? Dies Alles? Und Du — Du biſt der Mächtige!“ —

In dieſer Bitterkeit kränkender Vorwürfe fand Kehama einige Linderung ſeines Schmerzes; der auflodernde Zorn unterdrückte ſeinen Gram. „Wag' es nicht,“ — rief er, „mir Vorwürfe zu machen! Hat nicht meine Zauberkraft Dich geſichert vor Krankheit, Feuer und Schwert und vor allen Zufällen, welche den Menſchen verderblich treffen? Und Du, o Thor, Du konnteſt zu Grunde gehen durch den Schlag eines Knüttels, geſchwungen vom Arme eines Bauers, eben jetzt, da ich, vom widerſtrebenden Himmel neue, mächtigere Gaben erzwingend, die Macht des Todtengottes ſo bald gehemmt hätte?“ —

„Verſchwende nicht Deinen Zorn an mir,“ ſagte Arvalan, „es war die Stunde meiner ſträflichen Verkehrt-

---

*) Yamen, Fürſt der Hölle und Richter der Todten.

heit. Das Schickſal ſiegte und nicht frommt es nun, mich zu ſchelten, daß ich fiel. Ich bin im Elend, Vater! Andere Seelen, beſtimmt für Indra's *) Himmel, genießen das Licht der Seligkeit; milde Elemente gewähren ihnen unzählige Freuden, die Sonne verklärt ihr glückliches Daſein mit unendlicher Wonne, und alle Sterne ſtrömen ihre wohlthätigſten Einflüſſe auf ſie. So ſchweben ſie freudig über die Erde dahin, und durchwallen das Reich der Lüfte. Iſt die Zahl ihrer Tage voll, dann erſcheinen ſie furchtlos vor dem erhabenen Thron. Mich aber, neuerdings eingekerkert in einen nackten Körper, und begabt mit Sinnen, die nur für das Gefühl des Böſen und der Leiden aller Art empfänglich ſind — welches ſchreckliche Loos kann mich in Yamen's Hölle treffen? — Wenn Du, o Vater, mich je geliebt haſt, ſo erbarme Dich meiner und rette mich! Du kannſt es, die Elemente kennen Dich und gehorchen Deiner Stimme." —

Kehama. Nicht länger ſollen die Elemente Dich quälen: ſelbſt in dieſem Augenblick, da ich mit Dir ſpreche, fühlſt Du, daß ihre Macht verſchwunden iſt! Sei ohne Furcht! Die Vergangenheit kann ich nicht zurückrufen, denn ſie iſt des Schickſals Eigenthum geworden; die Zukunft aber muß das Schickſal mir überlaſſen, und nicht Yamen's Wille, ſondern der meinige ſoll Dein Loos beſtimmen. Indeß verleihe ich Dir alle Macht, deren Dein ſchwacher Geiſt theilhaft zu werden vermag. Weißt Du ſonſt noch ein Mittel, Dein hartes Loos zu mildern?

---

*) Indra, der Gott der Elemente.

Arvalan. Nur die Rache. Gewähre ſie mir! Rache, volle, ſchwere Rache! Nicht der Todesſtreich plötzlicher Strafe, nicht der Todeskampf, der ſich ſelbſt vernichtet und ſein Schlachtopfer endlich in Ruhe vergehen läßt, — nein! eine raſtlos fortwährende Rache!

Kehama. Iſt dieſer Becher Dir ſo ſüß? Du ſollſt ihn haben, voll bis an den Rand! —

## 3.

Indem Kehama alſo ſprach, entflammte die Glut des furchtbarſten Stolzes ſeine Wangen. Haſtig und zürnend ſtieg er den Holzſtoß hinan, erhob, Stillſchweigen gebietend, ſeine Hand und rief: „Führt den Mörder hieher!" —

Dem Befehle gehorſam, erſchien ſogleich Ladurlad, ruhig, doch furchtbetäubt; Kailyal aber, ſeine Tochter, fuhr, als ihr Vater gerufen wurde, mit einem Schrei empor, zog ſich zurück, und ſpähte mit ängſtlich rollenden Augen, wie Hilfe ſuchend, umher, obſchon ſie wußte, daß hier keine Hilfe zu hoffen ſei.

Nicht ferne von ihr, dicht am Ufer des Ganges, ſtand, kunſtlos und ärmlich aus Holz gebildet, das Bildniß der Marriataly, der Schutzgöttin der Armen, unbeachtet von den höhern Ständen. Als Kailyal dieſes Bildniß jetzt erblickte, ſprang ſie haſtig hinzu, umſchlang es inbrünſtig mit beiden Armen, und bat ihre Schutzgöttin um Rettung. Sie wurde ergriffen; rauhe Männerhände zerrten und verletzten die zarten Glieder der Jungfrau; ſie aber wich nicht von der Stelle, und hielt das Bildniß feſt umſchlungen mit der Kraft des Wahnſinnes und der Verzweiflung. Sie gab jetzt keinen Laut von ſich, ſie athmete nicht, ſie vermochte nicht einmal ein ſtilles Gebet in ihrer Seele zu bilden; jeder Gedanke, jedes Gefühl, jede Lebenskraft vereinigte ſich in dem Bemühen, das Bildniß feſt umklammert zu halten. Mit ſteigendem Zorne bemühten ſich die Männer, ziehend und zerrend, das Mädchen wegzureißen. Plötzlich ſchwankt das Bildniß, ſtürzt und fällt in den Fluß: das Ufer weicht, und die Unheiligen, Erbarmungsloſen, die ihre Beute zurückziehen wollen, ſtürzen mit dem Bildniß und mit der Jungfrau, die es noch immer feſt umklammert hält, in die Fluten.

„Sie iſt mir entkommen!“ rief Kehama. „Du aber biſt hier; Dich, den größeren Verbrecher, halt' ich feſt.“ — Bei dieſen Worten heftete er ſeine Augen mit Ingrimm auf den unglücklichen Ladurlad. Die düſtern Züge des zornentflammten Angeſichtes erſchienen im Widerſchein des rothglühenden Scheiterhaufens noch gräßlicher.

Indeß fortwährend tiefe Stille herrſchte, erhob Ladurlad ſeine Stimme und rief: „Gnade! Gnade! Nur zur Selbſtvertheidigung, nur dem Naturtriebe gehorchend, nur um mein Kind zu retten, erſchlug ich, o König der Welt! Deinen Sohn. Sei gnädig, o Fürſt! Tödte mich, aber quäle mich nicht mit Todesmartern!“ —

Der Allgewaltige würdigte den Flehenden keines Wortes. Er ſtand ſchweigend, mit Verderben brütender Seele. Endlich erſchollen aus ſeinem Munde die Worte des Entſetzens:

»Mein Zauber ſoll Dir Schutz verſchaffen,
Schutz gegen alle Todeswaffen;
Dir ſchade weder Holz noch Stein,
Dir ſchade weder Feuer noch Flut;
Kein Schlangenbiß vergifte Dein Blut;
Dich tödte keines Raubthiers Wuth!
Dich drücke nie die Laſt der Zeit;
Von jedem Siechthum ſei befreit!
Und dennoch, Frevler, ſei verflucht!
Die Erde muß gehorchen mir,
Muß jede Frucht verweigern Dir;
Das Waſſer, mir nur unterthan,
Wird Deinem Munde nimmer nah'n;
Die Luft ſoll im Vorüberzieh'n
Von Dir hinweg mit Abſcheu flieh'n;
Kein Thau, ſinkt er zur Erde nieder,
Benetze jemals Deine Glieder!
Vergebens rufeſt Du den Tod,
Dich zu befrei'n von Qual und Noth!
So lang Kehama herrſcht auf Erden,
Sollſt Du nie frei von Leiden werden;
Des wilden Feuers Höllenſchmerz
Erfülle Dir Gehirn und Herz!
Nie ſchließe Dir zu ſanfter Ruh'
Ein Schlummer Deine Augen zu!
Dieſem Fluche ſei geweiht
Von nun in alle Ewigkeit!«

Stumm und unbeweglich, mit hängenden Armen und mit dem ſtarren Blicke des Wahnſinnes, ſtand Ladurlad. „Iſt's ein Traum? (ſo fragte ſich der Unglückliche.) Ich höre ja das

Rauſchen des Fluſſes, das Kniſtern der Flammen, das Sauſen des Windes, welcher die weiße Aſche der verbrannten Gebeine rings umher verſtreut.“ — Er blieb regungslos in derſelben Stellung, als hoffe er ſich zu überzeugen, Alles ſei ein Traum, und als ſcheue er ſich, nur zu bald den Beweis von der Wirklichkeit ſeines Unglücks zu erkennen. Von Zeit zu Zeit begegnete ſein Auge dem Auge Kehama's, welches noch immer auf ihm feſt haftete. —

## 4.

Nun wendete ſich der Rajah gegen den Scheiterhaufen, und die zahlloſe Menge erhob neuerdings den Todtengeſang, und das Getöſe der Drometen, Cymbeln und Pauken fiel ein, mit allüberwältigendem Schalle. Ladurlad fährt aus ſeiner Erſtarrung auf, er blickt wild um ſich her, als ſuche er unter all der Menge nur ſie, die Eine, die geliebte Tochter, die holde Kailyal, ſie, die ihm ſo manches Jahr des Witwenſtandes verſüßte.

Iſt auch ſie dahin? Iſt er nun allein noch übrig, um die Laſt ſeines ewigen Fluches zu tragen, ohne ein theilnehmendes Weſen, welches ihn tröſten, ihn wenigſtens beweinen kann? —

Er ſchreitet endlich von der furchtbaren, fluchbeladenen Stelle hinweg; die Menge weicht vor ihm ſcheu zurück, wie vor einem Verpeſteten. Schon wandelt er fern vom wogenden Volksgedränge; wohin? das weiß er nicht, — nur weit, weit vom Orte des Verderbens.

Indeß erſchienen am öſtlichen Himmel die erſten Tagesſchimmer. Sieh! was zeigt ſich dort auf dem Fluſſe? auf den langſam dahingleitenden Wellen, in der Ferne dunkel und undeutlich hinabſchwimmend? — Der Unglückliche folgt gedankenlos dem Laufe des Stromes und heftet, ohne zu wiſſen, warum? ſein Auge auf den unbekannten Gegenſtand. Als er aber näher kommt, entdeckt er das Aufwogen eines weiblichen Gewandes; freudig fährt er empor wie ein Grabbewohner, welcher den Ruf eines Engels vernimmt, und ruft: „Ja, Marriataly, Du haſt Dich gewürdiget, ſie zu retten! Ja, ſie iſt's, Kailyal iſt's! Bewußtlos hält ſie noch immer Dein Bild, o Göttin, umſchlungen, durch Deine rettende Macht in glücklicher Stunde auftauchend aus dem Schooße der Wellen, und von ihnen ſanft emporgetragen."

Von Freude und Hoffnung dahin geriſſen, ſtürzt Ladurlad ſich haſtig in den Strom. Das Gewäſſer, Kehama's Zauberfluch kennend, weicht von ihm zurück. Das Wunder nicht gewahrend, ereilt er ſeine Tochter, durchſchreitet die Tiefe des Strombettes in wildem Entzücken, umfaßt und rettet ſein Kind. Auf einer Stelle des Ufers bildet weicher Sand eine ſanfte Fläche; dorthin trägt Ladurlad ſeine Tochter, deren Hände, ſinnlos wie ſie iſt, noch immer das Bildniß der rettenden Göttin feſt halten. Er legt das bleiche Mädchen auf das Sandbette, ſtützt ihr ſinkendes Haupt mit ſeinen Knien, beugt ſich zu ihren Lippen, bleich wie der Tod, ob er noch einen Lebensathem fühle, indeß er ſelbſt in Furcht und Hoffnung den eigenen

Athem zurückhält, und legt, ſie zu erwärmen, ſeine Hand bald auf ihre kalte Bruſt, bald auf das Herz. Endlich glaubt er die erſte Spur von Regung des wiederkehrenden Lebens wahrzunehmen. Er reibt ihre Füße und legt ſie in die Sonne; er drückt ihre Lippen, legt nochmal die Hände auf ihre Bruſt, und findet nun ſtärkere Lebensſpuren. Das Herz pocht, die Lippen beben; ſie athmet, ſie öffnet die Augen und ſchließt ſie wieder, als verſänke ſie in Todesruhe.

So liegt ſie ſtumm und ſchweigend in den Armen ihres Vaters, der ſich mit unverwandten Blicken über ſie hinneigt. Endlich öffnet ſie die Augen, die auf ſeinem Geſicht verweilen, ohne einen Ausdruck von Gedanken oder Gefühlen, gleich Einer, die mit offenen Augen ſchläft. Nachdem Ladurlad, zwiſchen Furcht und Hoffnung getheilt, die Tochter lange betrachtet, ruft er mit bebender Stimme den Namen Kailyal. Auch ſie flüſtert leiſe das Wort: „Vater!“ und erhebt, mit neu erwachendem Bewußtſein und Leben das Haupt: „Mein Vater! Du hier? Du lebſt noch? So hat er uns doch verſchont?“

Hoffnung und Freude glänzten bei dieſen Worten in den Mienen des Mädchens, Ladurlad aber ſchüttelte ſein Haupt und ſagte mit Wehmuth: „Ach! er hat einen Fluch, einen unabwendbaren Fluch auf mein Haupt gelegt, der mir Herz und Gehirn mit einem unverlöſchbar brennenden Feuer erfüllt. Die Luft des Himmels darf mich nicht anhauchen, Regen und Thau darf mich nicht benetzen, das Waſſer muß meines Durſtes ſpotten, und von mir entweichen, die Erde muß mir ihre Früchte verweigern, kein wohlthätiger Schlummer darf mir die Augen ſchließen, und der Tod, der zu Allen kommt, muß mich fliehen, und darf nie, nie den armen Ladurlad von ſeinen Qualen befreien!“

„Es iſt ein Traum! (rief das Mädchen in ängſtlichem Ton) ein wilder Traum!“ — Sie ſtand auf, umſchlang mit beiden Armen den unglücklichen Vater, betaſtete ſeinen Mantel, hob die Augen zum Himmel, that einen Schrei des Entſetzens, und rief: „Weh mir! Er trug mich aus den Fluten des Stromes, — und ſein Kleid iſt trocken!“

## 5.

Hoch ſtand die Sonne: Himmel und Erde glühten. Unter einem Cacaobaum, der ſeinen immer ſchmäler werdenden Schatten rückwärts warf, lag Ladurlad, ſtill und bewegungslos, neben ihm Kailyal, das Antlitz auf ſeine Knie lehnend, um ihre thränenvollen Augen zu verbergen. Ladurlad hatte ſich in die Betrachtung und Anſchauung ſeines furchtbaren Geſchickes ſo vertieft, daß ihm die Wirklichkeit ſelbſt jetzt wie ein ſchrecklicher Traum vorkam. Sich von der Wahrheit zu überzeugen, ſtand er vom heißen Boden auf, ſchritt haſtig an das Ufer, beugte ſich, und tauchte einen Arm in's Waſſer: dieſes, Kehama's Zauberfluch folgſam, wich vor ſeinem Arme zurück; der Unglückliche zog die trockene Hand aus den Fluten, und rief mit dem Tone der Verzweiflung: „Allgewaltig iſt Kehama! Luft und Waſſer kennen ſeine Macht; der Schlaf gehorchet ſeinem ſchrecklichen Gebete, und ſelbſt das Grab muß mir die Ruhe verſagen. Viſchnu, der erhaltende Gott, kann mich nicht retten, und Schiwen, der Zerſtörende, vermag es nicht, mich in meinem Elende zu vernichten!“

„Läſtere nicht die Götter! (ſagte Kailyal.) Auf die Himmliſchen ſtützen wir ja all' unſere Hoffnung. Schon haben ſie, die Unſterblichen, die Hilfreichen, unſer Wehgeſchrei vernommen, und in ihrer ewigen Gerechtigkeit herabgeblickt auf die dunkle Stunde unſers Elends.“ — Indem ſie dieſe Worte ſprach, leuchteten ihre Augen von Frömmigkeit und kindlicher Liebe, und ſie umſchlang mit Innigkeit das Bildniß der Schutzgöttin Marriataly. „Du warſt es (ſagte ſie), die mich aus den Fluten des Stromes gerettet hat. Ohne Deine Hilfe wäre ich jetzt nicht hier, um den Fluch zu theilen, der auf meinem Vater ruht, um zu leiden — und Dir dennoch zu danken. Erhebe, o mein Vater, das Bildniß unſerer himmliſchen Retterin! Die Gewaltigen der Erde verſchmähen ſie, ſie aber iſt den Armen hold, die ihr dienen. Laß uns denn ihr Bildniß aufſtellen! Laß uns mit Mund und Herz ſegnen die Schutzgöttin, die über unſere undankbare Vernachläſſigung zürnen würde!“

Mit dieſen Worten begann Kailyal ihr frommes Werk; ſchweigend half der Vater. Sie lockerten mit Baumzweigen die Erde auf, machten eine enge Grube, ſtellten Marriataly's Bildniß hinein, und befeſtigten es mit rings umher gelegtem Sande. Als die Arbeit verrichtet war, betete Kailyal mit inbrünſtiger Andacht: „O Marriataly! rettende, ſchützende Göttin! Ich flehe Dich an; zürne mir nicht, daß ich Dir nicht mehr, wie ſonſt, mit Geſang und Tanz diene! Die Blumen, mit welchen ich noch unlängſt Deine Stirne umwand, verwelken nun; nimmer werde ich, Dich anbetend, Abends Dein Bildniß feſtlich umtanzen, den vollen Krug auf meinem Haupte wiegend, während mein Vater, am Eingange der Schilfhütte ſitzend, der frommen Feier zuſah und Dich, o Göttin, ſegnete und auch Deine Tochter. Er, der Allgewaltige, er hat uns gezwungen, die ſüße Heimat zu verlaſſen!" —

Unvorſätzlich wendete Kailyal hier die Augen nach der holden Gegend ihrer Heimat; da ihr aber die hohen Dome, die Thürme und Zinnen der nahen Stadt im Glanz der Mittagsſonne wie Feuer in der dunkelblauen Luft entgegenſchimmerten, rief ſie mit Schrecken: „Fort, mein Vater! fort aus der Nähe unſers Verfolgers, der tauſend Augen hat, um uns zu erſpähen, fort!" — Sie ergriff die Hand des Vaters, der ſich leiten ließ und ihr wie ein Kind folgte.

## 6.

Der Abend ſank; ſie wanderten noch immer fort, raſtlos und hoffnungslos. Ohne ein Ziel ihrer Wanderung zu kennen, wußten ſie nur ſo viel, daß ſie nirgends Ruhe finden würden. Die kühlenden Abendlüftchen ſäuſelten rings umher; die ſpielenden Wellen ſchaukelten ſich am Ufer. Dem Unglücklichen ſchien es, als ſpotteten ſie ſeiner Leiden; denn die ſäuſelnden Lüftchen kühlten ihn nicht; das Feuer der Verwünſchung brannte ihm im Herzen und im Gehirn, und die Natur hatte keinen heilenden Balſam für ſeine Qual.

Es ward Nacht; der bleiche Mond trat in den dunkeln Himmelsraum; kein gaſtliches Haus war zu ſehen, welches den Wanderer einlud. Verlaſſen und verloren, vom langen Wachen müde, legte ſich der unglückliche Vater und ſein unglückliches Kind in der Wüſte nieder. Plötzlich erblickten ſie ein hohes Bambusrohr mit einer weißen Fahne, im Nachtwinde rauſchend, vor ſich, ein Warnungszeichen, welches die Hindus an jenen Orten aufzuſtellen pflegen, wo Tiger ſich einfinden, und ſchon mancher Wanderer das Opfer grimmiger Raubthiere geworden war. Vater und Tochter erſchraken beim Anblicke des grauenhaften Todeszeichens; die Verzweiflung ließ keinen Gedanken der Furcht aufkommen.

Ladurlad hatte nur ſein Elend vor Augen, Kailyal nur den leidenden Vater, der zur Erde niedergeſunken war, ohne einen Klagelaut von ſich zu geben, und aus Liebe zu ihr die wüthende Qual ſchweigend ertrug.

Der Mond verſchwand. Kailyal konnte die rothe Glut in den Augen und auf den Wangen des Greiſes nicht ſehen. Gerne hätte ſie ſeine brennende Wange berührt; ſie fürchtete aber, ihn dadurch etwa aus ſeiner Betäubung zu wecken, und neigte ſich deshalb nur ängſtlich vorwärts, um ſeinen Athem zu behorchen.

„Vielleicht,“ ſo dachte ſie, „hat Marriataly ſeine Leiden, dem Zorne des böſen Rajah zum Trotz, durch einen ſanften Schlummer gemildert.“ —

Dieſer frommen Täuſchung ſich hingebend, wachte die holde Jungfrau mit der äußerſten Anſtrengung ihrer Kräfte ſo lange, bis dieſe erlagen, und die wohlthätige Natur die Augenlider der Erſchöpften ſelbſt zum Schlummer ſchloß, indeß Ladurlad keineswegs, wie ſie glaubte, von ſeinen

Qualen ausruhte, denn ach! der Fluch brannte unaufhörlich in ſeinem Gehirn. Der Nachtthau ſank rings um ihn her befeuchtend zur Erde, aber das unbedeckte Haupt des Unglücklichen blieb trocken; der Nachtwind rauſchte in den Zweigen der Bäume und ſpielte um ſein Haupt; Ladurlad hörte das Wehen, aber es berührte ihn nicht.

So lag er denn in ſtummer Verzweiflung und horchte, ob ſein Kind ſchlafe. Da erhob ſich in ſeiner Seele der Gedanke: „Warum ſoll die Schuldloſe die unheilbaren Qualen des Vaters theilen? Beſſer iſt's, ich leide allein. Ich muß ihn leiden, den ſchrecklichen Fluch, der unvertilgbar auf mir laſtet; warum aber ſoll das Unglück auch ſie zermalmen, unnütz und ohne Zweck? Von mir getrennt, wird ſie in Sicherheit leben, denn der Rajah glaubt ſie todt und denkt nicht mehr an ihre Verfolgung.“—

Ladurlad ſtand leiſe auf und entfernte ſich, ohne daß Kailyal erwachte. Plötzlich fuhr ſie empor, fand den geliebten Vater nicht mehr an ihrer Seite, rief laut ſeinen Namen, und hörte, ach! die Tritte des Entfliehenden. Sie horchte, ſich ſelbſt mißtrauend. Bald verlor ſich der Schall; ſie ſtürzte fort mit einem Schrei des Entſetzens. Finſterniß und die Bäume mit ihren Zweigen und Wurzeln hindern die Haſt der Eilenden. Sie ruft den Namen Ladurlad und wiederholt ihn mit immer ſtärkerer Stimme, bis Heiſerkeit ihr den Ton raubt. Er hörte den Ruf und floh noch haſtiger.

Erſchöpft lehnte ſich die Athemloſe an einen Baumſtamm. Laut ſchlug ihr das Herz in der keuchenden Bruſt.

Todesſtille rings umher. Durch den Wald ſcholl endlich das Gebrüll eines Tigers; ſie erkannte den Ton und erbebte nicht. Er verlor ſich in der Ferne; aber ſtatt deſſen näherte ſich ihr eine entſetzliche Erſcheinung: eine düſtere Geſtalt ſtand neben ihr, menſchenähnlich und doch Schauder erregend, indem ſie in der ſchwärzeſten Nacht durch das von ihr ausſtrömende dunkelrothe und bläulichgelbe Licht ſichtbar wurde. Das Geſpenſt heftete ſeine Augen ſtarr auf ſie; Höllenfeuer ſchien aus den wildrollenden Kreiſen hervorzuſprühen, und wurde mit jedem Blicke düſterer mit ſeinen dunkelrothen Flammen. Sie konnte ihre Augen von dem hölliſchen Anſtarren nicht wegwenden und blieb, wie von einem böſen Zauber gebunden, auf derſelben Stelle eingewurzelt. Ihre Glieder erlahmten, keiner Bewegung mächtig. Gedanken und Beſinnung ſchwanden. Sie hörte nicht mehr des Tigers näherkommendes Gebrülle, ſie dachte nicht mehr an ihren Vater. Eiskalt ſtockte das Blut im Herzen; ihre Hand lag bewußtlos auf dem krampfhaft feſtgehaltenen Zweige. Regungslos ſtand ſie: die Augenballen, gleich denen einer Marmorſtatue, ſtarrten das Schreckbild an, ſahen und begriffen nicht, was ſie ſahen.

Der Wind ſauſt, die Blätter rauſchen vor ſeinem Hauch, die Wolken theilen ſich, die Finſterniß entflieht in die Thäler. Oben am Himmel treten die Sterne in ihrer Schönheit hervor; breit und hell erſcheint der ſiegende Mond in der dunkelblauen Nacht. Deutlicher und dunkler zeigt ſich in ſeinem Lichte das häßliche, grauenhafte Geſpenſt. Die Mondſtrahlen machen ſein Antlitz, die menſchliche Geſtalt, die Geſtalt — Arvalan's kenntlich. Seine Arme breiten ſich aus, ſie zu umfaſſen.

Der höchſte Grad des Entſetzens brachte ſie jetzt wieder dahin, daß ſie Beſinnung und Bewegung erhielt, gleichſam, als ob ein Blitzſtrahl ihre Bezauberung plötzlich gelöſ't hätte.

Nahe an der Straße ſtand ein offener Tempel des guten Gottes Pollnar, welchen die Reiſenden um Schutz bitten. Dorthin eilte die Unglückliche.

## 7.

Schon hatte ſie das Heiligthum erreicht, aber ſelbſt hier fühlte ſie ſich von den Armen der verfolgenden Schreckgeſtalt umſchlungen. In dieſem Augenblick ergriff der beleidigte Schutzgott den Unhold und ſchleuderte den laut Aufheulenden in die verdunkelten Lüfte. Athemlos enteilte die Jungfrau; der Fuß der Fliehenden ſtieß an die aufragende Wurzel eines Giftbaumes; ſie fiel zu Boden und lag ohnmächtig in ſeinem, Tod aushauchenden Schatten.

Soll nun, Du liebliches Mädchen, auf ſolche Art Dein Leben enden? Will kein Gott ſich Deiner erbarmen?

Mit leichenblaſſem Angeſicht, feſt geſchloſſen die himmliſchen Augen, das Haupt auf die Bruſt herabgeſunken, die Arme der Länge nach ausgeſtreckt, — ſo lag ſie wie leblos! Schon erſcholl das Geheul des näherkommenden Tigers, der ſeine Beute wittert; — doch, wozu ſoll der Tod die Diener ſeiner Zerſtörung ſenden? Die Tod athmenden Zweige hängen ja über ihr, und der Giftthau des Verderbens ſinkt auf ſie herab!

Indem die arme Kailyal nun als ein dem Tode geweihtes, hilfloſes Opfer auf dem Boden lag, ſchwebte einer der holdeſten Genien im Glanze des Mondes ſanft zur Erde herab. Noch unentſchloſſen, wohin er den Flug wende, erblickte er die Jungfrau. Seine ſich ſenkenden Fittige trugen ihn zu ihr; er hob ſie zart empor, drückte ſie, von Mitleid gerührt, ſanft an ſeine Bruſt, und trug ſie in die Haine des heiligen Berges Himakut, welchen Caſyapa, der Vater der Unſterblichkeit, bewohnt. Der Erhabene ſaß unter dem Baum des Lebens, an dem die heilige Quelle entſpringt. Dem Genius gütig entgegenlächelnd, ſagte er: „Weißt Du wohl, Erinia, welche Sterbliche Du in den Wohnort der Unſterblichen bringſt?" —

Erinia. Ich fand ſie in einem Hain der Erde, unter einem Giftbaum, ſo leblos, wie Du ſie hier erblickſt. Das Mitleid bewog mich, ſie in Deine himmliſche Laube zu bringen. O Vater! blicke ſie mit gütigem Auge an!

Caſyapa. Wie aber, wenn ſie Sünderin iſt? wenn ſie den Pfad der Finſterniß wandelte? wenn ihr in dunkler Stunde der Tod beſtimmt war, und der Mond ſein Antlitz abwendete, um das unglückliche Ende der Schuldbelaſteten nicht zu ſehen?

Erinia. Welche Lüge ward dann in die Reinheit dieſer Mienen geſchrieben? Du aber, Vater der Unſterblichen, Du, vor deſſen Blick Alles offen liegt, — warum ſtelleſt Du mir dieſe Frage?

Caſyapa. Kenneſt Du Kehama?

Erinia. Den Allgewaltigen, den Tirann der Erde, den Feind der Götter, wer kennt ihn nicht?

Caſyapa. Fürchteſt Du ihn?

Erinia. Er iſt furchtbar.

Caſyapa. Ja, er iſt furchtbar. Die Geiſter der Hölle und die Seelen ewiger Verdammniß begrüßen ihn jubelnd als ihren Helden; Yamen, der Richter der Todten, vermag es kaum, den Aufruhr der verruchten Scharen zu bändigen. Fürchtet ihn nicht ſelbſt der Himmel? Geſtört iſt durch ihn die Wonne der Seligen, die Ruhe der Götter; und Du wagſt es, ihm zu trotzen?

Erinia. Ich wage es; ich trotze ihm.

Caſyapa. Auch ſeiner Rache? Wo nicht, ſo bringe die Jungfrau auf die Erde zurück, und lege ſie dem Tiger in den Weg oder unter den Tod aushauchenden Giftbaum! Sie werden Kehama's Willen vollziehen.

Erinia. Nimmer!

Caſyapa. So ſtelle Dich ſeinem Zorne blos! Denn wiſſe, er will den Fuß des zertretenden Übermuthes auf den Nacken dieſer Unglücklichen ſetzen.

Erinia. Ich wußte nicht, wie unglücklich, und wie ſchön ſie ſei, als ich ſie hieher brachte. Armes Kind der Erde! Soll ich Dich nun verlaſſen, da ich weiß, wie unglücklich und wie ſchön Du biſt? O mein Vater! Geſtatte dem Mädchen, in dem heiligen Haine zu wohnen!

Caſyapa. Es darf nicht ſein, denn die Gewalt und das Böſe würden dann hier eindringen. Mitleid, Friede und Weisheit ſind mein, doch bin ich nicht im Beſitze einer ſolchen Macht, welche die Unglückliche gegen den Allgewaltigen zu ſchützen vermöchte: auch könnte ich ſie nicht retten, wenn der Geiſt des getödteten Arvalan ſie bis hieher verfolgte, um ſeine Rache zu ſättigen und auf ſie noch mehr Leiden, auf ſich ſelbſt noch mehr Verdammniß zu häufen.

Erinia. Der todte Arvalan?

Caſyapa. Ihm hat Kehama alle Macht verliehen, deren entkörperte Geiſter theilhaft werden können, bis die Tage ſeiner Wanderung zu Ende ſind.

Erinia. Blicke hin! Das holde Mädchen ſaugt belebende Heilkraft aus dem Dufte des heiligen Haines. Sie regt ſich; ihre Hand hat die Quelle des heiligen Stromes berührt, deſſen Wellen zurückgewichen wären, wenn ein unreines Weſen ſich ihnen genähert hätte.

Caſyapa. Ja, die Jungfrau iſt rein von aller Sünde. Das Waſſer der heiligen Quelle ſpielt um ihre Hand; die Wellen zittern freudig und ſchimmern hell auf, wo ſie ſchmachtend ruht, als wollten ſie das holde Weſen freundlich begrüßen. Der Baum des Lebens, der ſich über ihr wölbt, beugt ſeinen Wipfel zu ihr herab, und träufelt Himmelsthau auf ſie. Sie erholt ſich vom Todeskampfe, ſie athmet wieder, und ihr Herzblut beginnt von neuem ſeinen Kreislauf. Wie ſchön iſt ſie in ihrer Ruhe! Lebensblüte röthet ihre Wangen; die Augen öffnen ſich, helleuchtend wie der Mond im dunkelblauen Nachthimmel.

Caſyapa hatte aber dieſe Worte kaum geſprochen, als Kailyal die geöffneten Augen ſchnell wieder ſchloß, gleich Einer, die aus einem lieblichen Traume zu ſchmerzliher Wirklichkeit erwacht, und gerne noch einmal einſchlum- nern möchte, um den Traum fortzuſetzen. Sie regte ſich icht, aus Furcht, die ſchöne Erſcheinung zu verſcheuchen. Endlich ſchlug ſie voll Verwunderung das Auge auf; es ſchien hr, ſie habe die irdiſche Pilgerreiſe vollendet, ſie ſei in ihrer immliſchen Heimat angelangt und wandle unter Göttern nd ſeligen Geiſtern.

Auf Erinia's Wink ſchwebte ein Nachen des Him- nels heran.

„Wohin willſt Du ſie bringen?" ſprach der Vater der Götter.

„Geradezu nach dem Paradieſe," erwiederte Erinia, „in meine Laube der Seligkeit, in den Wohnſitz des Gottes Indra. Er, der Feind ihres Feindes, wird ſie gegen ih- en Verfolger beſchützen, und fürchtet auch er Kehama's Macht, ſo nehme ich, ſchwach, wie ich bin, ſie in meinen Schutz."

„Vertraue Du" erwiederte Caſyapa, „auf Brama! Was er will, iſt recht, und ſein Wille muß in allen Dingen vollzogen werden."

## 8.

Erinia legte das ſtaunende Mädchen in den Himmels- ahn, welcher die Geſtalt einer Meermuſchel und die blaſſe Roſenfarbe der verglimmenden Abendröthe hatte. Das aufgeſpannte Segel wölbte ſich wie ein Regenbogen über das Mädchen. Vor dem durch den Äther hingleitenden Nachen theilten ſich zu beiden Seiten die Wolken, und ſcherzende

Lüftchen ſpielten mit dem flatternden Segel. Das Auge eines kaum ſichtbaren Engelsköpfchens glänzte wie ein Leitſtern, um dem Schiffchen ſeine Bahn im pfadloſen Raume des Firmamentes zu bezeichnen. Es ſegelte durch Luft und Sonnenſchein ſanft und leicht dahin, wie ein Schwan, wenn kein Windhauch die ſpiegelglatte Fläche des Stromes kräuſelt.

Kailyal lag in ſtillem Entzücken, wie ein lächelndes Kind, im Muſchelkahn, ihre Augen auf den neben ihr hinſchwebenden Schutzgeiſt geheftet, deſſen himmliſche Huldgeſtalt ſich in die Schönheit der, von den Schultern bis an die Sohlen reichenden Schwingen wie in ein Prunkgewand hüllte. Die Farbe der unentfalteten Schwingen glich dem reinſten Azurblau einer heitern Sommernacht, wenn der Mond ſein Silberlicht hinſtrömt; waren ſie ausgebreitet, ſo ſchimmerte ein ewiger Farbenwechſel durch den zarten Stoff hervor, jetzt glänzend gleich der aufblühenden Roſe, jetzt dunkel glühend wie das rothe Feuer des Rubins, dann ſtrahlend, wie das flammende Gold der aufgehenden Sonne.

Durch Licht und Sonnenſchein hinſegelnd, gelangte das Himmelsſchiff an den Eingang des Paradieſes; hier ſank es hinab, ſchnell wie ein Meteor, aber ſanft, wie fallender Thau, der ſelbſt den zarteſten Halm nicht beugt.

„Tochter der Erde!“ ſagte Erinia: „Hier iſt Dein Ort der Ruhe, hier das Paradies, meine Laube der Seligkeit!“

Die glückliche Kailyal wußte nicht, wo ſie ihre Augen ſollte verweilen laſſen; ſie blickte freudig nach allen Seiten.

Erinia. Hier Du holdes Weſen, ruhe in Frieden!

Ich will, ſchwach, wie ich bin, Dich beſchützen. Hier ſoll der Allgewaltige Dir kein Leid zufügen, ſo lange Indra ſeinen Thron behauptet.

Kailyal. Auch Du — unſterblich wie Du biſt — auch Du fürchteſt ihn? Ich glaubte, der Tod habe mich ſeiner Macht entzogen; aber ach! ſelbſt die Todten ſind vor ihm nicht ſicher.

Erinia. Lange Jahre des Lebens und der Glückſeligkeit, o Kind der Erde, ſeien Dein! Vom Tode habe ich Dich gerettet, und ich werde Dich auch vor Deinen Feinden ſchützen, ſo lange das Paradies ſicher iſt.

Kailyal. O guter Geiſt! Nicht mich allein beſchütze! Ich habe auch einen Vater, der viel leidet auf der Erde, ein armer, guter Mann, deſſen Elend keine menſchliche Hilfe lindern kann. Nur ich vermag den Unglücklichen zu tröſten, auf dem Kehama's Fluch ruht. O nimm auch ihn in Deinen Schutz!

Erinia. Komm und bitte ſelbſt den milden Gott Indra! Worte, wie Du ſie ſprichſt, werden ihr Ziel nicht verfehlen; ſie werden ſein Herz rühren und ihn bewegen, den Donnerkeil zu ſchleudern, ſo lange er noch ſein eigen iſt.

## 9.

Erinia führte das Mädchen nun in den Garten des Gottes. Auf einem Berggipfel in der Mitte des heiligen Haines erhob ſich ein Baum von ungeheurer Größe, tauſend Äſte weit umher verbreitend, und vom Thau des Himmels genährt, welcher wie Diamanttropfen von den Laubblättern in einem immerwährenden Regenſchauer auf den Boden herab fällt, wo dann am Fuße des Baumes tauſend Bäche ſich bilden, welche unter duftenden Gebüſchen, theils vom Schatten umnachtet, theils im Lichtſchimmer funkelnd, mit melodiſchem Gemurmel dahingleiten, und endlich einen See bilden, deſſen Spiegelfläche im Ätherblau des Himmels glänzt.

Hier prangt der Palaſt des Gottes Indra, erbaut aus Elementen, die ſonſt einander in ewiger Zwietracht feindlich bekämpfen. Waſſer bildet den Fußboden, Feuer die Wände, und beide vereinigen ſich in der Wölbung des Domes. Thürme und Zinnen von Feuer ſteigen an der Waſſerkuppel empor: Regenbogen wölben ſich über die feurigen Giebel, Wolken umgeben das Flammendach, und Flammen bilden die Kapitäler der Wolkenſäulen. Hier ringen die Elemente in raſtloſem Wettkampfe; in Liebe verfolgt und in Liebe verfolgend, erneuern ſie unaufhörlich ihr geheimnißvolles Werk; die einzelnen Theile wechſeln immerfort, doch unverändert bleibt das Ganze.

Erinia trug das Mädchen auf ausgebreiteten Flügeln zu dem Gotte hin.

Indra ſaß auf ſeinem Throne, umgeben von den Geiſtern der Elemente; die ſäuſelnden Lüfte entlockten ihren Harfen entzückende Harmonie. Die himmliſchen Klänge ſchwiegen, und Indra, ſanfter in ſeinen Mienen, ſprach:

„Erinia! Du wagſt es, eine Sterbliche hieher zu bringen?“ —

Erinia. Auf der Erde fand ich ſie, im Schooße des Todes liegend. Ich trug ſie in die Gefilde Caſyapa's em vor, in der Abſicht, ſie, wenn ſie in den himmliſchen Lüften geneſen wäre, der Erde wieder zu geben. Andere Gedanken erwachten in meiner Seele, als Caſyapa mir das ihr drohende Schickſal enthüllte, denn ach! ſie iſt eines jener unglücklichen Geſchöpfe, welche der Macht des allgewaltigen Kehama unterliegen, der Göttern und Menſchen gleich furchtbar iſt. Der Geiſt ſeines ermordeten Sohnes Arvalan verfolgt das unſchuldige hilfloſe Mädchen. Was blieb mir alſo übrig, als ſie in die Gefilde des Paradieſes, in die Laube meiner Seligkeit zu bringen? Hier iſt dem Geiſte des verabſcheuungswürdigen Arvalan der Eintritt verſagt, und Du biſt hier der höchſte Herrſcher.

Indra. Keinem Menſchenkinde iſt der Aufenthalt in den Gefilden der Seligkeit geſtattet, bevor es ſeine ſterbliche Hülle abgelegt hat, denn der Sterbliche eignet der Zeit, der Gebrechlichkeit und dem Tode; Schmerz, Gram, und Unbeſtand bilden ſein Gefolge. Fänden Sterbliche hier Aufnahme, ſo würden unſere Freuden gleich irdiſchen Frühlingen dahinſchwinden. Mögen ſie dahinſchwinden dieſe Freuden! Möge eine höhere Hand mir das Scepter entreißen, das Paradies zerſtören! Wenn wir aber fallen, ſo ſei es nur der Arm des Schickſals, der uns zerſchmettert! Wir wollen nicht ſelbſt den Streich herausfordern und beſchleunigen, nicht ſelbſt das Verderben herbeirufen.

Erinia. Furcht, die ſich dem Streiche ſchmiegt, zieht das Verderben herbei. Wer ſich ſelbſt vor dem Wagen des Geſchickes niederwirft, der wird von deſſen Rädern zermalmt.

Indra. Alles kann ſich dann noch zum Beſten wenden, wenn Viſchnu, der Erhalter, retten will.

Erinia. Baue nicht auf anderer Götter Hilfe! Auf Deine eigene Macht vertraue! Dann werden auch die höhern Mächte ſich Dir verbinden. O daß mein Arm jene Blitze ſchleudern könnte, die müßig und unſchädlich Dein Haupt umſpielen! Paradies und Erde fänden unter ihrem Schutze Sicherheit und Ruhe!

Indra. Glaubſt Du, es fehle mir am Willen? Verwegner Sohn des Himmels! Mein Arm iſt, ſo wie der Deinige, zu ſchwach gegen den allgewaltigen Kehama, der nun König der Könige iſt auf der Erde! Verſäumt ward der Augenblick, wo das Schickſal es geſtattete, ſeiner Macht Einhalt zu thun. Nun iſt er unumſchränkter Herr hienieden, und mein Blitz vermag nicht einzudringen in den Kreis ſeiner Allgewalt.

Kailyal. Holder Geiſt! Bringe mich auf die Erde zurück! Hier ſtrahlt mir keine Hoffnung. Noch laſtet Kehama's Verwünſchung auf meinem unglücklichen Vater. Er ſoll aber die Laſt des Fluches nicht allein tragen! Ich fürchte ihn nicht den allgewaltigen Kehama. Holder Geiſt! Bringe mich auf die Erde zurück!

Kailyal kniete nieder, und umſchlang, ſchweigend und gedankenvoll, die Knie des Schutzgeiſtes, ihr Haupt zur Erde geneigt. Indra, welcher die Bitte des frommen Mädchens mit Bewunderung vernommen hatte, ſprach:

„Kind der Erde! Schon jetzt zeigt ſich das himmliſche Weſen Deiner Seele. Welches Wohl oder Weh Dich auch treffen möge, ſo bleibe dieſes edle Pflichtgefühl ſtets Dein Begleiter, und alle guten Geiſter werden Dir beiſtehen!“

Hierauf wendete er ſich an Erinia, und befahl ihm, das Mädchen wieder auf die Erde zurückzubringen, an jene Stelle am Ufer des Ganges, wo Ladurlad, ungefährdet von Kehama's Macht, bis zur Stunde der Entſcheidung ruhen könne.

## 10.

Indeſſen hatte ſich Kehama zu dem großen, furchtbaren Opfer bereitet, welches ſeine Macht auf die Stufe der Vollendung erheben ſollte. Schon waren neun und neunzig Tage verfloſſen, ſchon hatten neun und neunzig Roſſe geblutet; noch ein Opferthier fehlte, und dann erſchien der ſchreckliche Tag, der ihm unumſchränkte Macht über die Erde und das Paradies verleihen mußte.

Noch ſchwärmte das hundertſte der Opferroſſe über Thal und Hügel frei nach ſeinem Gelüſte. Noch hatte es keinen Zwang des Zügels gefühlt, und keine menſchliche Hand hatte ſeine Mähne berührt. Es mußte makellos ſein, um zu dem Opfer zu taugen. Hoch ſteht die Sonne am Himmel, nah iſt die Stunde. Die gedrängte Volksmenge hat einen weiten Kreis geſchloſſen und zieht ihn nun immer enger zuſammen, das Opferpferd in die Enge treibend. Den Raum am Vorhofe des Tempels umgeben Kehama's Bogenſchützen in langen Reihen, die ſich bei der Annäherung des Pferdes öffnen und, nachdem es in denſelben hineingelaufen iſt, ſchnell wieder ſchließen. Vor dem Thore des Tempels ſtehen die Braminen, welche die Axt für Kehama's Hand bereit halten. Das Pferd, erſchreckend über den Anblick der Menſchenmenge, wendet den Kopf nach allen Seiten: es wiehert laut auf, und ſein Wiehern widerhallt an den Mauern des Tempels. Im Tempel ſitzt Kehama auf ſeinem goldenen Thron, das duftende Feuer bewachend, das ihm die Zahl der Stunden zu meſſen dient. Zur Rechten und zur Linken ſteht die Zahl ſeiner Sklaven, die ihm mit wehenden Pfauenfedern die Luft kühlen und erfriſchen.

Endlich iſt der Augenblick gekommen. Kehama erhebt ſich, nimmt das Opferbeil vom Altare und ſchreitet hinaus. In dieſem Augenblicke ſpringt plötzlich Ladurlad aus der Volksmenge laut aufſchreiend hervor, um das Roß mit unheiligen Händen zu ergreifen. Tauſend Bogenſchützen drücken die ſonſt unfehlbaren Pfeile ab: ſie füllen die Luft, doch ſtürzt der Hagelregen dahin, denn er, dem ſie gelten, iſt durch Zauber feſt, und ſein Leben trotzt allen Waffen. Die ihn umſchwirrenden Pfeile prallen von ihm ab, wie von einer Demantrüſtung, und fallen ohnmächtig zur Erde.

Kehama ballt, von Wuth entflammt, die Hand, indem er den Mann erblickt, der kühn die Mähne des Opferroſſes faßt, mit einem Sprunge ſich hinaufſchwingt, und mit den Geberden und dem Geſchrei eines Raſenden im Kreiſe umherſprengt. Endlich wird er von den Trabanten ergriffen und zu Kehama's Füſſen hingeſchleppt, deſſen Wort ihn zum Tode verdammen ſoll, um entweder in den Flammen zu ſterben oder, gefoltert und lebendig aufgehangen, Glied für Glied Speiſe zu werden dem Gewürme der Erde und den Vögeln des Himmels.

Ganz anders aber dachte die Menge. Von Mitleid und von menſchlichen Gefühlen ergriffen, verhielt ſie ſich ſtill und ruhig. Erſtickte Seufzer und unterdrücktes Ächzen, auch mancher geheime Fluch und manches geheime Gebet ſtieg, um die Rettung des Unglücklichen flehend, zu den beleidigten Göttern empor.

Auf Ladurlad's Lippen ſchwebte aber ein bitteres Lächeln, und er rief mit lauter Stimme: „Ja, allgewaltiger Rajah, ich bin Ladurlad! Gedenkſt Du mich zu tödten?“ — Die Mienen des Allgewaltigen verloren den gewohnten Ausdruck des Hochmuths, als er den Mann erkannte; Grimm und Verachtung, doch auch Scham, umwölkte ſeine Stirne. Dann rief er mit gräßlichem Lächeln: „Laßt den Elenden frei von hinnen ziehen! Er trägt ſeinen Fluch! Die Rache wird an ihm ihr Äußerſtes thun. Ihr aber, die ihr den Verwegenen nicht zurückhieltet, zittert!“

Nun befahl er den Bogenſchützen, ihre Waffen abzulegen. Die Sklavenſchar gehorchte. Er rief ſeine Reiter und befahl ihnen, die Entwaffneten zu umringen und ſie nieder zu hauen. Zehntauſend Schwerter flogen blitzend aus der Scheide, fielen tödtend nieder und ihre Blitze erloſchen im Blute der Sterbenden. Um die Mittagszeit begann das Gemetzel; die Nacht brach an, ehe das Werk des Todes geendigt war!

## 11.

Geier, welche die Tirannei des Kehama ſchon oft mit Futter verſehen hatte, kamen herbei, von nah und ferne, und die Tieger enteilten den Wäldern, nach Beute lechzend, da ſie das Todesröcheln hörten und Blut witterten.

Ladurlad, welcher vergebens den Tod geſucht hatte, wanderte indeſſen einſam und traurig dahin. Die Hoffnung, die vor Kurzem ihm noch geleuchtet hatte, war erloſchen; eine wilde Freude glühte in ſeinem Antlitz, ein Lächeln der Racheluſt und des Triumphirens. Er ſchlug unwillkürlich den Weg nach ſeiner Heimat ein, und fortwandelnd, ohne zu wiſſen wohin, erſtaunte er, als er ſich plötzlich auf der wohlbekannten Stelle fand.

Ein Ahorn überſchattete mit ſeinen breiten Zweigen die Hütte; daneben ſtand Marriataly's Bildniß, noch geſchmückt mit dem Kranze, welchen Kailyal's Hände ihr um die Stirn gewunden hatten. Die Pfauen ſprangen, als ſie ihren Herrn wieder erblickten, vom laubigen Dache, umkreiſ'ten den Ankömmling und wendeten die glänzenden Hälſe nach allen Seiten, das langentbehrte, ihnen ſonſt von dem Mädchen geſtreute Futter erwartend. Dem armen Ladurlad ſchien aber jeder Gegenſtand der wohlbekannten Szene, ſelbſt jeder gewohnte Ton ganz fremd. Er ſtand düſter vor der Hochzeitlaube, die er in jener glücklichen Stunde gebaut hatte, da er ſeine ſchöne Braut Yedillian mit feſtlichem Jubel und mit jugendlichem Stolz heimführte. Ach! Die holde Laube, die er auch nach dem Tode des geliebten Weibes mit zärtlicher Sorgfalt pflegte, — ſie war nun duftlos; dürr rauſchten die welken Blätter ihm entgegen, und die Blumen lagen trauernd auf dem Boden. Wie glücklich war er einſt, und wie elend fühlte er ſich nun!

Aus den nächſtgelegenen Hütten ſcholl ihm Muſik und Jubel entgegen; er ſah die fröhlichen Bewegungen einer glücklichen Schar; er hörte die jauchzenden Stimmen, aber ſein Herz nahm keinen Theil an ihrer Freude. Auch ſie, die Fröhlichen, gedachten nicht mehr des Elendes ihres alten Gefährten; die Qualen des auf ihm ruhenden Fluches, einſt der Gegenſtand ihres Mitleids und ihrer Verwunderung, waren dem Gedächtniß der Glücklichen entſchwunden. Mißmuthig wendete er ſein Antlitz von ihnen mit dem Ausrufe der Verzweiflung: „Sende, Indra, einen Deiner Donnerkeile, mich zu tödten!" — Bald aber ward das empörte Gemüth ruhiger; er pflückte Blumen, bekränzte Marriataly's Stirne, und ſagte: „Nicht für mich ſelbſt, mächtige Göttin, fleh' ich Dich an! Meinen Fluch von mir zu nehmen, überſteigt ja Deine Macht. Sei gnädig aber dem holden Mädchen, welches täglich Dein Bildniß mit friſchen Blumen bekränzte und jeden Abend in all' ſeiner Schönheit vor Dir tanzte! Wo immer ſie auch verloren und verlaſſen umherirrt, leite und ſchütze Du ſie, o Marriataly!"

Kaum hatte er ſein Gebet vollendet, als ein lautes feindſeliges Gelächter erſcholl. Hoch aus der Luft ſchien es zu kommen. Er blickt empor, und ſieh! Das Angeſicht des todten Arvalan erſcheint am klaren, blauen Himmel, nichts als das Angeſicht mit Lippen, vom frechſten Hohn verzerrt, mit Augen, deren gelblich blaue Glut der Schwefelflamme glich, die ſich verdüſtert, ehe ſie ganz erliſcht.

Ladurlad erkannte ihn. Von Zorn glühend beim Anblick des Unholds, der die Quelle aller ſeiner Leiden war, bückt er ſich, und hebt von der Erde einen Pfahl auf, deſſen Spitze vom ſchwarzen Blute ſtarrt — denſelben Pfahl, mit dem er die Todeswunde ſchlug, als Arvalan ſich in böſer Stunde der unglücklichen Kailyal bemächtigen wollte. Zweimal verſuchte es Ladurlad in ſeinem ohnmächtigen Zorn, den Streich gegen den unverletzbaren Schatten zu führen. Arvalan läßt ein ſchallendes Hohngelächter erſchallen, faßt mit ausgeſtreckter Hand einen brennenden Sonnenſtrahl, und ſchleudert die Flammenglut auf Ladurlad's Haupt, — doch vergebens!

Der geſchwungene Pfahl zerfiel in weiße Aſche, Ladurlad's Haupt blieb unverſehrt. In ſeinem Herzen, in ſeinem Gehirne brannte ein wildes Feuer; gegen die Wirkſamkeit jeder andern Flamme hatte Kehama's Verwünſchung ihn geſichert. Nochmal ſtreckt das Geſpenſt einen Arm aus; vom Himmel ſtürzt gehorchend ein Wirbelwind nieder, und ein Sandſchauer ſtrömt wie Hagelſturm auf Ladurlad's Haupt. Des Unglücklichen Hütte lodert in Flammen auf; zerſchmettert liegt die Hochzeitlaube; geſtürzt iſt Marriataly's Bildniß.

Geblendet irrt Ladurlad mit unſichern Schritten umher und weiß nicht, wohin er fliehen ſoll, verfolgt vom unaufhörlichen Hohngelächter des böſen Geiſtes.

In dem Augenblick, da Ladurlad ſich rettungslos verloren glaubt, ſchwebt Erinia, Hilfe bringend, aus himmliſchen Höhen herab, ein Flammenſchwert in ſeiner Rechten. Dreimal ſenkt er es in die Schattengeſtalt des — nur für ſolche Waffen verwundbaren Geſpenſtes, welches nun heulend entfloh.

Auf den Wink des Schutzgeiſtes eilte der himmliſche Nachen herbei. Erinia legt den ſtaunenden Vater, der, was er ſieht, kaum glauben kann, zur Seite des vor Entzücken weinenden Mädchens.

So ſegelt der himmliſche Nachen ſanft aufwärts durch Sonnenſchein und Ätherklarheit.

## 12.

Von der Höhe des Gebirges Meru ergießt ſich der, dem Hindus heilige Strom Ganges, deſſen geheime Quelle Niemand kennt. Von Fels zu Fels gleitet die Wogenfülle, ein leuchtender Silberſpiegel, feierlich dahinrauſchend. Die Sonnenſtrahlen ſchmücken ihn mit einem funkenſprühenden, hell aufſchimmernden Regenbogen. Am Fuße des Gebirges ruht ein entzückend ſchönes Thal, in deſſen blühenden Schooß der Strom, von einem ewig heitern Himmel überwölbt, ſich ergießt.

Hier, wohin die Macht des allgewaltigen Kehama nicht reichte, landete nun der himmliſche Nachen, und der Schutzgeiſt legte den ſchlummernden Ladurlad auf ein weiches Blumenbeet am Ufer des vom Fluße gebildeten Sees. Kühlende Lüfte umſpielten ſeine, von den Thränen der neben ihm knienden Tochter benetzten Wangen, und Kehama's Fluch blieb hier wirkungslos.

Das Maß der Glückſeligkeit voll zu machen, erſchien noch eine vierte Geſtalt; eine ſchönere wandelte nie auf Erden, eine ſchönere ſchuf keines Malers Pinſel, denn der Tod hatte ihre Reize veredelt und ihr einen, aus den feinſten Elementen gebildeten Leib gegeben. Sie weilte; ihr Blick ruhte unverwandt auf dem Vater und dem Kinde. Zu ſprechen vermochte ſie nicht; Thränen glitten über ihre Wangen, Thränen der Liebe und des Entzückens.

Kailyal erblickte die ätheriſche Huldgeſtalt, und ſtaunte ſie an, vor Wonne verſtummend. Jetzt erwachte Ladurlad; die Geſtalt öffnete ihre Arme — und erkannte das Weib ſeiner Liebe auf Erden — ſeine Yedillian. Er ſprang auf, und drückte ſie an ſein Herz. O Seligkeit des Wiederfindens! Welche der Himmelsfreuden gleicht dir? —

O wie ſehr freveln diejenigen, die uns ſagen, die Liebe könne jemals ſterben! Alle andern Leidenſchaften entweichen mit dem Leben; ſie ſind eitles Nichts, und vergehen da, wo ſie geboren wurden. Nur die Liebe iſt unzerſtörbar, und nie erliſcht ihre heilige Flamme. Sie kam vom Himmel und kehrt zum Himmel zurück. Die Liebe, hienieden nur zu oft ein übel empfangener Gaſt, verfolgt, mißhandelt, unterdrückt, wird im Himmel erſt geläutert und bewährt, und findet erſt dann den Vollgenuß ungetrübter Seligkeit. Hienieden ſäet ſie Schmerz und Kummer, erſt jenſeits kommt ihre Zeit der Ernte. Wenn eine Mutter das in zarter Jugendblüte verlorne Kind dort wiederfindet, genießt ſie dann nicht für alle ſorgenvolle Tage, für alle ſchlafloſen Nächte, für alle Leiden, alle Thränen ein Übermaß der Wonne?

So erfreuten ſich auch Ladurlad und ſeine Kailyal hier des reinſten Glückes. Sie wußten zwar, es werde ein Tag kommen, da ſie dieſen Wohnſitz der Seligen verlaſſen und Kehama's furchtbarer Gewalt würden wieder unterliegen müſſen; aber der Glaube war ihre Stütze. Sie rauten feſten Muthes, daß ihr Leiden enden, die Tirannei ſchwinden, und alles Übel ſich in Gutes umwandeln würde.

## 13.

Indeß hatte Arvalan's böſer Geiſt, von der himmliſchen Waffe des guten Genius verſcheucht, racheglühend, ine düſtere Höhle aufgeſucht, den Aufenthaltsort einer Zauberin, welche ihm ehemals bei Verübung ſo mancher Frevelthat Beiſtand geleiſtet hatte. Auch jezt hoffte er auf hre Hilfe.

Lorrinite (ſo hieß die Unholdin), liebelos und ungeliebt als Mädchen, glich der wurmzernagten Roſe, die un- erflückt am Dornenſtengel welkt. Ihr böſes Herz war ein Tummelplaz von Leidenſchaften, die nie das ſchöne Ziel erreichen, welches die Natur dem Weibe ſezte, voll von unbefriedigten Begierden und unerfüllten Hoffnungen, voll von itterem Gram und geheimen Groll, welche ſie unaufhörlich zur Rache aufreizten. Dieſer, in ihrem Innern raſtlos gährende Zwiſt riß ſie zu allem Böſen hin. Sie haßte alle Männer, weil kein Mann ſie liebte; ſie haßte alle Weiber, weil e geliebt wurden. So, voll Grimm, Hohn und Verzweiflung, gab ſie den böſen Dämonen ſich hin, um ſich durch ihre Beihilfe am menſchlichen Geſchlechte zu rächen, und ward zugleich ihre Meiſterin und Sklavin.

In dieſer Gemeinſchaft mit ihnen lernte die Unholdin alle verderblichen Geheimniſſe, und erlangte die Macht, Unheil zu ſtiften. Weh Jedem, welchen ihr feindſeliges Auge anblickte! Keine menſchliche Kunſt vermochte den Unglücklichen zu retten, den ſie ſich einmal zum Opfer erkoren hatte: ſie zehrte ſeine Lebenskräfte auf, ſie ſog ihm das Blut aus den Adern. Das giftigſte Thier, vor dem alle andern Geſchöpfe flohen, floh vor dem noch tödtlicheren Gift ihres Auges. Das Kind im Mutterleibe zitterte, wenn die böſe Zauberin ſich ihm näherte, und der Tod ſelbſt ſchauderte, wenn er ihre Tritte vernahm. Auf ihren Wink tobten die Fluten über das Land; auf ihren Wink verſiegten die Quellen, lechzten die verödeten Fluren; auf ihren Wink ſtürzte der Blitz aus den Wolken, und Städte loderten in Flammen; auf ihren Wink eilten die Seuchen herbei, und Raubthiere nährten ſich am hellen Tage vom Fleiſche der Todten und Sterbenden, die auf dem weiten Leichenfelde lagen.

In der Höhle dieſer Zauberin erſchien nun Arvalan's Geiſt und ſprach: „Mächtige Mutter! weiſe Mutter! räche mich an meinen Feinden!“

Lorrinite. Sohn! verlangſt Du meine Hilfe? Wer ſind ſie, die Dich beleidigt haben? wo weilen ſie? Auf der Erde, in der Tiefe des Meeres, in den Höhen der Lüfte? Weder die Erde, noch Luft und Meer ſollen ſie ſchützen vor meiner Macht! —

Arvalan. Sie, die meine glühende Leidenſchaft ſich zum Gegenſtande erkor, ſie, die mein Vater zum Tode verurtheilte, — Kailyal, ſie lebt! Sie haſſend, ſehn' ich mich noch immer nach ihr, und meine Rache verlangt nach ihr, die ein Schutzgeiſt mir im himmliſchen Nachen entführte. Wohin, das ſollſt Du, Meiſterin der Zauberkünſte, mir verkünden!

## 14.

Auf einen Laut, welcher — ein Gemiſche von Heulen und Ziſchen — den eingeſchrumpften Lippen der Zauberin entflog — erſchienen zwei geflügelte Hände ohne Arm und Leib; ſie brachten eine Kugel von flüſſigem Kriſtall, ſchwarz von Farbe und doch hellſchimmernd. Tauſend Augen mußten in ewige Nacht verſinken, denen Lorrinite ihr Licht ausgeſaugt hatte, um dieſes Werkzeug des Zaubers zu bilden.

„Schaue in dieſe Kugel hinein (ſagte ſie) und ſage mir, was Du ſiehſt!“ —

Arvalan. Ein Berggipfel, in Lichtwolken gehüllt, erhebt ſich vor meinen Augen: aus demſelben ſtürzt ein Waſſerfall, mit Regenbogenfarben geſchmückt. Unten breitet ſich die Silberfläche eines Sees aus. An ſeinem Ufer erblicke ich eine Laube, welche der Wohnſitz ſeliger Geiſter zu ſein ſcheint. Drei Weſen treten heraus, das erſte, ſeinen blauen Flügel bewegend, — es iſt der Schutzgeiſt, der mir Kailyal entriß; ihm folgt ein Mädchen, — ſie iſt's! In dem letzten erkenne ich das Angeſicht meines Todfeindes. Mutter! bewaffne meinen Arm zum Todeskampf Gib mir eine Zauberrüſtung gegen ſein furchtbares Schwert, daß ich ſie überfalle und meine Rache ſättige!

Lorrinite. Ihr Geiſter, dienſtbar meinem Befehle, vollzieht mein Gebot!

---

Plötzlich erſchell's wie dumpfes Donnergebrülle; die Erde bebte, der Boden barſt, und aus der geöffneten Kluft kam Helm und Panzer, Schild und Schwert hervor.

Arvalan rüſtete ſich haſtig. Lorrinite führte ihn zu dem mit flammenſpeienden Drachen beſpannten Zauberwagen. Er beſteigt ihn und fährt ihn empor zum Wohnſitze der Seligen auf dem Gebirge Meru. Dahin iſt alle Zauberkraft. Feſt ſteht der Wagen; vergebens iſt alle Anſtrengung, weiter zu kommen.

Plötzlich ſtürzt der Wagen und das Drachengeſpann und der Wagenlenker, in die Tiefe eines Stromes hinabgeſchleudert. Sie ſtürzen fort und fort zu den diamantenen Eisklippen im Mittelpunkt der Erde, wohin kein menſchlicher Laut, wohin ſelbſt die Macht des allgewaltigen Kehama nicht zu dringen vermag. Dort iſt der unſelige Geiſt feſtgebannt, ſprachlos und bewegungslos: nur das Bewußtſein ewiger Qual bleibt dem Verworfenen, der ſterben will und nicht ſterben kann!

## 15.

Indeſſen hatte Kehama das hundertſte der Opferroſſe geſchlachtet und dadurch Göttermacht errungen. Nun durfte Erinia den beiden Unglücklichen keinen längeren Aufenthalt in der Himmelslaube der Seligkeit gewähren. Er brachte ſie wieder auf die Erde, und verbarg die arme Kailyal nebſt ihrem Vater in eine einſame, ſchöne Gegend, auf eine grüne, ſonnenhelle, walddumkränzte Wieſe, in deren Mitte ein alter, Ehrfurcht erweckender Banianbaum ſtand, deſſen Haupt, geſtützt auf fünfzig, aus einem Hauptſtamm herverwachſende Stämme, ſich weithin als Schutzdach verbreitete. Mancher ſeiner Schößlinge ſenkte ſich in die Erde, drang, Wurzel faſſend, in die Tiefe, und erhob ſich dann wieder ſelbſt als Bäumchen, einen Wald von Kindern und Enkeln bildend. Ringsumher ſchwoll ein weicher Raſen, rein und unverkümmert von Dorngeſträuch und Unkraut. Heiliges Dunkel waltete unter dem Laubdache, abwechſelnd durchflogen vom diamantenen Farbenſpiele des Lichtes. Das Ganze war in ſeiner tiefen Stille einem Tempel ſo ähnlich, daß ein frommes Herz hier zum Beten begeiſtert wurde.

In der Nähe des Baumes ſprangen viele Quellen hervor, welche in einen, mit ſanftem Gemurmel dahingleitenden Bach zuſammenfloſſen, der ſich endlich zu einem See ausbreitete, in deſſen klarer Fläche ſich die vielfarbigen Uferblumen mit ſanft geneigten Häuptern ſpiegelten.

## 16.

Hier bauten ſich Ladurlad und Kailyal eine Hütte aus Rohr, Weidenzweigen und Schlingkraut. Bald war das leichte Werk unter dem milden Himmel vollendet. Hier brachte das reizende Mädchen den guten Geiſtern täglich ein Opfer, und ſang tanzend der Göttin Marriataly fromme Loblieder, wobei der unglückliche Vater, obſchon das wilde Feuer der Verwünſchung ihm im Gehirn und im Herzen brannte, über ſeine Leiden erhaben, andächtig und mit ſtiller Ergebung horchend ſaß.

Tage ſchwanden, Tage kamen; weder ein Freund noch ein Feind näherte ſich dem abgeſchiedenen Aufenthalt der beiden Einſamen.

An einem lieblichen Abende lag Kailyal ſchlummend in ihrer Laube. Plötzlich erſchien eine Schar Indier, welche ſchon lange das Land durchzogen, um ein Mädchen zu finden, welches würdig wäre, dem Gotte Jaga-Naut als Braut geopfert zu werden. Als ſie die Schlummernde erblickten, ſtanden ſie, von Erſtaunen über die himmliſche Schönheit ergriffen, unbeweglich. Sie glaubten, der Gott ſelbſt habe ſie an dieſen abgelegenen Ort geführt, um hier ſeine erwählte Braut zu finden. Sie hoben die Unglückliche ſachte empor, legten ſie auf eine von biegſamen Zweigen des Banianbaumes geflochtene Tragbahre, und entfernten ſich langſam und leiſe mit ihrer ſchönen Beute.

## 17.

Jubel herrſchte in der Stadt und im Tempel des Gottes Jaga-Naut, als ſeine Diener mit der gefundenen Braut heimkehrten, deren himmliſche Seele in einem Leibe von himmliſcher Schönheit wohnte.

Schon erſchien der ungeheure Prachtwagen von Gold und Silber, und mit Edelſteinen beſezt. Tauſend Braminen zogen ihn. Der Schall der Drometen und Pauken wechſelte mit feierlichen Lobgeſängen. Auf dem Wagen prangte das Bildniß des Gottes unter einem purpurnen Baldachin; daneben ſaß Kailyal, bräutlich geſchmückt, einen Blumenkranz auf den dunkeln Locken, über welchen ein Schleier von Silberſtoff, mit goldenen Sternen durchwirkt, flatterte. Die Unglückliche, die mehr einem Marmorbilde als einem lebenden Weſen glich, ſaß mit zu Boden geſenkten Blicken. Alles, was rings um ſie vorging, ſchien ihr eine Traumerſcheinung zu ſein.

Tauſende von Menſchen umwogten den Wagen. Viele warfen ſich in frommer Raſerei unter ſeine zwanzig Räder, welche, ſchwer dahinrollend, ihre wahnſinnigen Schlachtopfer zermalmten, ihre Gebeine zerquetſchten, ihr Blut verſpritzten, während ihr Geheul in einem dumpfen Röcheln dahinſtarb. Kailyal ſchauderte vor dem gräßlichen Anblicke des Entſetzens, der im Stande war, die Lebendigen zu tödten, und die Todten aus ihren Gräbern zu erwecken. Nur der Gedanke an den Schutzgeiſt Erinia, nur die Hoffnung, daß er zur Rettung herbeieilen würde, vermochte die Dulderin aufrecht zu erhalten.

Endlich war der ſchreckliche Todes-Brautzug geendet; der Wagen kehrte in den Tempel zurück. Muſik und Geſang und Tänze der Tempelmädchen begannen. Am Schluſſe derſelben wurde Kailyal auf ein prächtig geſchmücktes Bette gelegt, das Thor des Tempels geſchloſſen, und die Unglückliche blieb ihrem Schickſale überlaſſen, allein in dem einſamen Raume der dunkelnden Tempelhalle.

Kailyal fuhr von ihrem Lager empor; ſie hob ihre

Hände und Augen zum Himmel, und rief, von Seelenangſt gefoltert: Erinia, mein Beſchützer, Sohn des Himmels! wo weilſt Du?"

In dem Augenblick erſchien der Bramine, welcher den Auftrag hatte, ſie zum Opfertode zu führen. Schon ſprach er die Schreckensworte: „Folge mir!" Schon ſtreckte er den rechten Arm aus, um die Zögernde zu ergreifen, aber plötzlich ſtürzte er wie todt zur Erde. Das Geſpenſt Arvalan erſchien: Wuth und Hohn ſprühte aus den wildrollenden Augen, und ein bläulich gelbes Höllenlicht umfloß die ſcheußliche Geſtalt.

Aber nicht vergebens hatte die Jungfrau den Schutzgeiſt gerufen. Er brach hervor, wie der Blitz aus einer Wolke, ergriff das in einen menſchlichen Leib gehüllte verruchte Geſpenſt, trug es bis zur höchſten Zinne des Tempels empor und ſtürzte es dann zur Erde, daß es in ſeinem Blute ſchwamm. In dieſem Augenblicke zeigte ſich die furchtbare Zauberin Lorrinite, umgeben von einer Legion böſer Geiſter, denen ſie zurief: „Ergreifet ihn!" Da ſtürzte ſich das Heer der Dämonen, einem Wirbelwinde gleich, auf den Schutzgeiſt. Er vermag es nicht, einer Legion böſer Geiſter zu widerſtehen: weder ſein Flammenſchwert, noch ſeine Macht reichen in dem zu ungleichen Kampfe aus. Erinia, der Siegreiche, wird überwältigt, gefeſſelt und zu Lorrinitens Füßen gelegt. Auf ihren Ruf belebt ſich Arvalan's Leib auf's Neue, und ſie ruft dem ruchloſen Geſpenſt zu: „Erblicke hier Deinen Feind! In die alten Grabmäler einer, unter den Wogen des Meeres liegenden Stadt will ich ihn einſchließen, wo kein Menſch hinkommen, kein Gott ihm helfen kann. Dorthin traget ihn, ihr Geiſter, in den Aufenthalt endloſer Verzweiflung! Ich ſelbſt will ihn in den Gräbern feſtbannen. Du, Arvalan, bemächtige Dich indeß Deiner Beute!“

Fort ſtürzten, dem Befehle gehorchend, die Dämonen, wie ſauſenden Sturmes Toben, und die Jungfrau blieb, verlaſſen von aller Hilfe der Erde und des Himmels, allein mit dem Ungethüm Arvalan. Aber ſie ſelbſt verließ ſich in dieſem ſchrecklichen Augenblicke nicht. „Yamen! (rief ſie) rein und ſchuldlos nimm mich auf in Dein ſtilles Reich!“ Mit dieſen Worten ergriff ſie eine brennende Fackel, und ſteckte das Brautlager in Brand. Aufloderten die Flammen, und bald ſtand, von ihnen ergriffen, der ganze Tempel in Feuer. Heulend entfloh das Geſpenſt. Kailyal aber ſprach: „Verzeiht, ihr Himmliſchen, die That! Mir blieb kein anderes Rettungsmittel übrig, um der ſchändlichen Gewaltthat zu entgehen. Rein empfange mich das Todtenreich!“ — Indem ſie dieſe Worte ſprach, eilte ſie, ſich in das dichteſte Flammengewühl zu ſtürzen; plötzlich aber erſcholl eine Stimme: „Kailyal, bleibe! Mein Kind! Dein Retter iſt hier!“ — Und durch Rauch und Flammen drang Ladurlad hervor, bahnte ſich einen Weg durch alle Hinderniſſe, umfaßte die Staunende mit kräftigen Armen, hob ſie empor, und trug ſein Kind durch Glut und Feuer unverſehrt aus dem Tempel.

## 18.

Ladurlad. Die Erde iſt nun in die Macht der Böſen gegeben, und gehemmt iſt alle Wirkſamkeit der guten Geiſter.

Kailyal. Ach, mein Vater! Erinia entriß mich der erſten Gefahr: aber die böſen Dämonen bemächtigten ſich ſeiner, ſie brachten ihn in den Wohnort endloſer Verzweiflung, ſie ſchloſſen ihn — ſo befahl ihre Meiſterin — in die alten Gräber unter den Wogen des Meeres, wohin kein Menſch einen Weg finden, kein Gott ihm helfen kann.

Ladurlad. Rühmt ſie deſſen ſich? Hat ſie ihn eingeſchloſſen in die alten Gräber und verläßt ſie ſich darauf, daß die Wogen des Meeres keinen Zutritt geſtatten? Kurzſichtig iſt das Auge der Verruchtheit, nichtig die Kraft der Thorheit. O mein Kind! Kehama's Verwünſchung liegt auf meinem Haupte, aber die unſterblichen Götter, welche das Böſe ſo lange dulden, bis es zur Erreichung des Guten, ihres weiſen Zweckes, gedient hat, ſie wenden Alles zu unſerem Wohl.

Kailyal. So weißt Du alſo, wohin ſie den Schutzgeiſt brachten?

Ladurlad. In die Gräber jener Stadt, welche der mächtige König Baly in grauer Vorzeit erbaute. Sie glich an Schönheit und Pracht den Wohnungen der Götter, wie er ſelbſt einem Gotte glich. Jahrhunderte lang kämpfte der Ozean gegen die Paläſte der hochprangenden Königsſtadt. Endlich gelang es der Flut, ſich über ſie zu verbreiten, nicht aber ſie zu zerſtören, da ihre Grundfeſten zu gewaltig waren.

Recht ſagte die Unholdin, daß kein Weg den Menſchen dahinführe, ich aber bin nicht dem Menſchen gleich!

## 19.

Das entzückte Mädchen erhob dankend die Hände zum Himmel, und ſchlang dann jubelnd ihre Arme um den Nacken des Vaters, indem ſie ausrief: „Komm', komm'! laß uns eilen! Erinia leidet. Fort! fort!“

Sie wanderten von der früheſten Morgendämmerung bis zur einbrechenden Nacht, raſtlos und von der freudigſten Hoffnung beflügelt.

Tage und Wochen floßen dahin, ehe ſie das heiß erſehnte Ziel ihrer Reiſe erreichten. Endlich erblickten ſie die Thürme der großen, alten Stadt. Im Glanz der Mittagsſonne ſchimmerten die goldenen Giebel der Paläſte durch das grüne Gewäſſer hervor, das zwiſchen ihnen wogte, denn alle Zinnen und Dome der Stadt ragten über die Oberfläche des Meeres empor, ein mit Wehmuth erfüllender Anblick, indem man erkannte, welche Wunderwerke die überwältigende Flut hier verſchlungen hatte, da Monumente ſolcher Art die alte Herrlichkeit der ehemaligen Königsſtadt bezeugten.

Dicht am Rande des Ozeans trotzte manches, in Felſen gehauenen Tempels Rieſenkraft aller Brandung der raſtlos ankämpfenden Wogen, die mit vergeblicher Gewalt an ſeine Grundfeſte ſchlugen. Einſam ſtanden nun die Tempel, die einſt bei ſchönen Opfertänzen von Geſang und Saitenſpiel widerhallten. Jahrhunderte ſind nun dahingeflogen, und es ertönt kein anderer Laut, als der Wogen dumpfes Toſen, die an das Ufer ſchlagen, und das heiſere Brauſen der Winde, die durch öde Höhlen ziehen, und mit der dumpfen Klage der Fluten ihren Trauerhall vereinigen.

Mit Ehrfurcht betrachteten unſere Wanderer die Werke der Vorwelt und näherten ſich ſchweigend dem Ufer. Ladurlad jubelte nun über ſein wunderbares Schickſal; er hob mit ſtolzem Gefühl ſeine Hände zum Himmel und rief: „Welche Macht hat mir Deine furchtbare Verwünſchung, ſchrecklicher Kehama, ertheilt! Ich danke Dir nun.“ Hierauf wendete er ſich zu dem Mädchen mit den Worten: „Du ſiehſt, wie weit und wie ferne dieſe Thürme ſich ausdehnen; ich werde lange ſuchen müſſen, bis ich das finde, was ich ſuche; ich werde erſt nach einigen Tagen zu Dir zurückkehren können. Nimm indeß jene Höhle zu Deinem Aufenthalt, und verwahre jeden Abend ihren Eingang mit großen Steinen gegen das Eindringen wilder Thiere! Bete vor dem Einſchlafen für uns Beide, und ſei dann ruhigen Herzens! Der Himmel wird die Schlafende beſchützen.“

Indem er dies ſagte, drückte er die Tochter ſegnend an ſein Herz, ließ ihr ſeinen Mantel zur nächtlichen Decke zurück, und ſetzte den Fuß in die Meereswellen. Die Wellen, Kehama's Verwünſchung gehorchend, wichen vor dem Schreitenden zurück, und er ging auf trockenem Boden. Kailyal ſtand am Ufer, ſah, wie die Wellen ſich über dem Haupte des in die Tiefe hinabſteigenden Vaters wieder ſchloſſen, faltete die Hände und betete weinend.

Tage verfloſſen. Sie ſaß am Ufer, ſo lange die Sonne

ien; wenn die Dämmerung dunkelte, ging ſie in die Höhle;
Fels war ihr Bette, das Sternenlicht ihre Nachtlampe,
Brauſen der Wogen ihr Schlaflied.

Sieben Tage ſchmachtete ſie mit zunehmender Angſt
ch des Vaters Rückkehr. Er kam nicht, und ſchon ver-
eifelte die Unglückliche, ihn je wieder zu ſehen.

## 20.

Immer tiefer ſtieg Ladurlad hinab. Schon ſtand er
f dem Meeresgrunde, ſchon trat er in die große Königs-
adt, über welche die Fluten einen kryſtallenen Dom wölb-
n. Bewundernd weilten ſeine Augen auf den ehernen Tho-
n und Portalen, auf den koloſſalen Pilaſtern, Säulen und
tatuen von Göttern und Helden, auf ungeheuern Paläſten
d auf Tempeln, mit geheimnißvollen Sinnbildern und
asreliefs geſchmückt. Er wandelte durch breite, lange Stra-
n, welche, ſeit jenen Tagen der Vorwelt, kein menſchlicher
ß mehr betrat, kein menſchlicher Fuß je mehr betreten
lte. Furchtbare, tiefe Todesſtille herrſchte rings umher,
Sonnenſtrahlen drangen durch das hellgrüne Gewäſſer,
lches die Quaderſteine des Bodens ſo rein hielt, daß keine
pur irgend eines Schlammes ſich zeigte.

Endlich gelangte Ladurlad zu dem Palaſte, welchen
nſt der mächtige König Baly bewohnt hatte. Ein Garten
nter dem Palaſte, einſt ein ewig grünendes Paradies, in
lchem unvergängliche Blüten mit gleichzeitigen Früchten
er Art an Duft, Farbenſpiel und Schönheit wetteiferten,

zeigte ſich auch jetzt noch in entzückender Pracht. Lauben von hochroth glühenden Korallen und buntſchimmernde Muſchelgrotten bildeten ſilberweiße und purpurne Blumenbeete, die ſich auf dem glänzenden Waſſerſpiegel ſchaukelten. Quellen ſprudelten, wie ehemals, aus bemoostem Geſtein, und farbig ſchimmernde Fiſche durchzogen das durchſichtige Gewäſſer, wie bunte Vögel den Luftraum beleben.

Nach langem Suchen erblickte Ladurlad endlich zwiſchen ſchwarzen Marmorwänden eine hohe Pforte von Erz. Vor derſelben ſtand das Bildniß des Todes auf einem Hügel von Kronen und Szeptern. Die Thorflügel ſtanden offen und zeigten eine breite Treppe, welche in die Gruft der Könige hinabführte. In dem dunklen Grabgewölbe umfloß ein düſterrothes Licht die Sarkophage, welche eine lange Säulenhalle füllten. Das Licht kam aus den in der Höhe ſchwebenden Lampen von Karfunkel. Mit Schauder erfüllte hier den Wanderer das Bild des Todes, noch mehr aber das Leben, indem er die Geſtalt des Schutzgeiſtes Erinia, mit Demantketten an einen Pfeiler am Grabmale des Königs Baly gefeſſelt, erblickte. Vor ihm lag ein furchtbares Ungeheuer, welches die Zauberin Lorrinite als Wächter dahin gebannt hatte. Der gräßliche Drache, mit ſtahlartigen Schuppen gepanzert und mit ziſchenden Schlangen umgeben, ſchoß funkenſprühende Blicke, da er die Annäherung eines menſchlichen Weſens bemerkte, und öffnete den, mit drei Reihen von Zähnen verſehenen, glutdampfenden Rachen, gierig, ſein Opfer zu verſchlingen. Nun erhob ſich das Ungeheuer, te den muthigen, aber waffenloſen Ladurlad mit den en, drückte ihn umſchlingend an ſich, und ſetzte die Zähne nen Nacken, um ſeine Gebeine zu zermalmen, und ſein sblut zu ſaugen. Bei ſo ungleichen Kräften mußte Lalad wohl in kurzer Zeit erliegen, hätte ihn nicht auch Kehama's Zauberfluch geſchützt, der unter andern wünſchungen gegen ihn auch die Worte ausſprach:

»Kein Schlangenbiß vergifte Dein Blut!
Dich tödte keines Raubthier's Wuth!«

Dieſe Worte, die zu Ladurlad's Qual und Verderben en ſollten, gereichten jetzt zu ſeiner Rettung. Vergebens er Drache all' ſeine Kräfte, all' ſein Gift auf; er verte es nicht, den Kämpfer zu tödten. Drei Tage und Nächte währte der Todeskampf im Grabgewölbe. Imſchwächer wurden die Kräfte des Ungeheuers, und es endlich, von der Macht des ſo lange entbehrten Schlaiberwältigt, wie leblos zu Boden. Den Augenblick beend, ergriff Ladurlad ein, am Grabmale des Königs ly hängendes Zauberſchwert, und führte einen gewalti Hieb nach der Demantkette, welche den Schutzgeiſt gelt hielt. Die Kette zerſprang, und Erinia verließ mit m Befreier die Gruft.

## 21.

Schon ſank die ſiebente Nacht zur Erde. Kailyal jetzt nicht mehr in ihre Höhle, deren Schutz ſie ſonſt einbrechender Abenddämmerung geſucht hatte. Nun ſtand einem Marmorbilde gleich am Ufer des Meeres, die Augen zu den Wellen geſenkt, welche im weißen Mondlicht vor ihr glänzten, und ihr leiſes Achzen vermiſchte ſich mit dem Klagelaut der ſie umſäuſelnden Nachtlüfte.

Dies war die Nacht, in welcher dem guten König Baly geſtattet war, die Erde zu beſuchen, um dem Feſte beizuwohnen, welches die Nachkommen ſeiner dankbaren Unterthanen dem Andenken ihres geliebten Fürſten jährlich zu feiern pflegten.

Der Schatten des Hochverehrten ſchwebte, in eine ätheriſche Hülle gekleidet, einher, als die trauernde Jungfrau wehklagend am Ufer ſtand. In ihrer Nähe erblickte Baly aber zwei gräßliche, feindſelige Weſen: Arvalan und Lorrinite, harrend, um ſich ihrer Beute zu bemächtigen. Baly weilte, das Ende zu erwarten. Aus den Fluten erheben ſich die Geſtalten Ladurlad's und Erinia's. Das Mädchen ſtürzte mit einem Schrei des Entzückens in die Arme des jubelnden Vaters; da erſchell plötzlich eine dumpfe Stimme, und ſie vernahm die Worte: „Weg von ihm, Du biſt mein!" — Kailyal wendete ſich und erblickte Arvalan's Schreckengeſtalt. Todesſchauer durchbebte ihr Innerſtes; die Stunde der Freude ſollte die Stunde ihres grenzenloſen Unglücks werden!

Das ſcheußliche Geſpenſt erfaßte die Zitternde mit grimmiger Gierde, und Lorrinite, deren gellendes Hohngelächter erſchell, rief ihre böſen Dämonen herbei, die ſich Ladurlad's und des Schutzgeiſtes bemächtigten. In dieſem Augenblick rief eine, Ehrfurcht und Gehorſam gebietende Stimme: „Entweicht, Verruchte!" Und ſieh! Es zeigt

König Baly's in blendender Glorie ſtrahlende Majeſtät.
lend entfloh die Zauberin. Auf Baly's Wink öffnete
die Erde, und hinab ſtürzte das Geſpenſt Arvalan in
unermeßliche Tiefe der Unterwelt zu gerechter Strafe
zu endloſem Weh.

## 22.

Kaum hatte die geborſtene Erde ſich wieder geſchloſſen,
Kehama mit der Schnelligkeit des Blitzes erſchien.
n Augen des Wüthenden entſprühten Funken, welche das
endlicht verdunkelten, und ſein Fuß ſtampfte den zittern-
Erdboden; aus dem Abgrunde erſchollen aber Baly's
orte: „Noch haſt Du, Rajah, das Reich der Unterwelt
ht beſiegt! Die Erde und das Paradies ſind Dein, aber,
lange Du Dich des Thrones der Hölle nicht bemächtigt
ſt, hält Yamen Deinen Sohn in ehernen Banden.“

In Kehama's Innerſtem loderte die Flamme des
rnes gegen ſeinen Sohn auf, und er rief: „Ließ der Thor
h mit ehernen Banden feſſeln? Er dulde denn, wie er's
rdient! Du aber wagſt mir zu trotzen? Höre mich, Ya-
en! Bereite mir Deinen Thron, bereite mir den Trank
r Unſterblichkeit, wenn ich Deinen Sitz einnehmen und
einen Fuß auf Deinen Nacken ſetzen werde!“ —

Indem Kehama's Donnerſtimme dieſe Worte kaum
eſprochen hatte, fiel ſein Blick auf die Jungfrau, die zum
immel emporblickend, ſchweigend und gedankenvoll ſtand.
ein Zorn ſchwand, während ſeine Augen ſich auf die ſchöne
nglückliche hefteten. Kailyal's ſchüchterne Mienen, ſchie-

nen den von Bewunderung und Leidenſchaft Ergriffenen zu fragen, welches Schickſal ſie zu erwarten habe? Ladurlad aber heftete Blicke voll ſtolzer, triumphirender Verachtung auf den Rajah, welcher nun das Wort nahm:

„Ladurlad! Ich und Du — wir haben beide zugleich den Willen des Schickſals vollzogen, jeder von uns, ohne zu wiſſen, zu welchem Zweck. Da nun aber meine Herrſchaft über Erde und Himmel feſtſteht, ſo ſei unſere Feindſchaft geendet! Ich nehme den Fluch von Deinem Haupt.“ —

Indem er alſo ſprach, erloſch das Feuer, welches in Ladurlad's Gehirn und Herzen brannte, und aller Schmerz verſchwand ſo plötzlich, daß Ladurlad erſtaunte, ob des unerwarteten Wechſels.

Kehama wandte ſich nun aber zu dem Mädchen und ſagte: „Jungfrau ohne Gleichen, erhaben an Schönheit über alle Töchter der Erde, beſtimmt zu dem herrlichſten Loſe! Laß Dein Herz jubeln im Hochgefühle gerechten Stolzes! Das Schickſal hat Dich, Glückliche, zu Kehama's Braut erkoren, zur Königin des Himmels und der Erde. Komm, Du Hochbegabte! Theile mit mir die Unſterblichkeit und den Thron der Welt!“

„Nie — nie — nimmermehr, mein Vater!“ rief Kailyal. „Es iſt nicht ſo, wie er ſagt, — es kann nicht ſein! Ich — ich ſeine Braut — nun und nimmermehr!“

Bei dieſen Worten rief Kehama mit wild aufloderndem Ingrimm: „Berathe Deine Tochter! Sage ihr, daß Du nun vom Fluche frei biſt, und lehre ſie, ihrem günſtigen Schickſale ſich dankbar fügen! Lehre ſie ihren Trotz beugen, denn das Schickſal fordert unterwürfigen Gehorſam! Sage ihr, daß, wenn ſie dieſen verweigert, Deines Fluches ſchreckliche Wirkung ſogleich wieder beginnt!"

„Sie bedarf nicht meines Rathes," erwiederte Ladurlad. „Eitel ſind Deine Drohungen; denn, mag auch die Welt ſich Deiner Tirannei beugen, — Tugend und Wille ſind frei! So haben die Götter es in ihrer Weisheit beſchloſſen, als ſie den Menſchen ſchufen. Mag da kommen, was will, dies iſt unſer Fels der Stärke. Kein Leiden, kein Übel vermag den Geiſt der Guten nieder zu beugen; er wird, was immer er auch erdulden muß, Sieger bleiben im Kampfe mit dem Böſen." —

„Hartnäckige Thoren!" rief Kehama, „mein und des Schickſals Wille muß vollzogen werden, und ihr widerſteht vergebens. Nehmt indeß euern verdienten Lohn, bis wir uns wieder ſehen!" —

Indem er dies ſagte, ſchwang er ſeine Hand gegen ſie, voll von Verwünſchungen; dann erhob er ſich und verſchwand im Luftraum.

## 23.

Kehama war kaum entſchwunden, und ſchon zeigte ſich die ſchreckliche Wirkung ſeines Fluches. Mit neuer Gewalt fing das wilde Feuer in Ladurlad's Gehirn und Herzen zu wüthen an. Er ſtieß einen Schrei aus, — aber nicht über ſein eigenes Leiden, ſondern über einen Anblick, der ſich ihm darſtellte, indem er Kailyal's Antlitz und ihre ganze Geſtalt, mit einem Abſcheu erregenden Ausſatze bedeckt ſah, welcher die Blume ihrer Schönheit, plötzlich entſtellend, zerſtörte. Nur ſie ſelbſt bemerkte die häßliche Veränderung, eine Folge von Kehama's Fluche, an ihrem Leibe nicht. Sie fühlte nur den Schmerz des Vaters. Als ſie endlich ihre eigene Entſtellung gewahr wurde, blickte ſie zum Himmel und ſagte: „Furchtbarer Kehama! Deine Wuth, Dich an mir zu rächen, hat mir eine Wohlthat gewährt. Danken muß ich Dir, denn der Verluſt einer Schönheit, die mir und meinem Vater ſo gränzenloſe Leiden verurſacht hat, ſchützt mich nun vor tauſendfältigem Unglück. Sicher und ungefährdet werde ich nun durch das Leben wandeln!“ —

Eine einzelne Thräne drängte ſich gewaltſam aus dem Auge der Jungfrau, dann aber hob ſie freudigen Stolzes das Antlitz zum Himmel empor, und der Sieg über den flüchtigen Schatten weiblicher Eitelkeit war errungen.

Indeß war Erinia bis zum Throne des Gottes Schiva gedrungen, welchen ein Meer von blendendem Lichtglanze umgab. Vor der Seele desjenigen, der ſich ihm nähern durfte, ſchwand alles Irdiſche wie ein Traum der Nacht dahin, und die Ruhe des reinſten Glückes erfüllte ſein Innerſtes. Aus der Glorie des Heiligthums erſchollen wie Himmelsmelodie dem anbetenden Schutzgeiſte die Worte:

„Ihr, die ihr leidet, duldet, wandelt hin zu Yamens Thron! Heilmittel bietet er für jedes Weh, und was auf Erden Leid und Mißklang iſt, verwandelt er in Freud' und Harmonie.“

## 24.

Erinia's Schwingen entfalteten ſich im Schimmer des Regenbogens, und trugen den Sanftſchwebenden zur Erde hinab. Er ſtand nun an dem Ufer, von welchem er ſich himmelan erhoben hatte. Kailyal trat ihm mit dem Lächeln milder Wehmuth entgegen, Kehama's Werbung und die Urſache ihrer Entſtellung mit leiſer Stimme meldend.

„Verzage nicht, himmliſches Weſen!“ (ſprach der Schutzgeiſt.) „Hochmuth und Laſter, ſeien ſie hienieden auch noch ſo lange übermächtig, ſie werden und müſſen endlich doch erliegen, und ſiegen wird und muß endlich die Tugend und das Recht. Folge mir, Ladurlad! folge mir, Kailyal! Laßt uns gehorchen Schiva's Gebot. Wir ſollen wandeln in Yamen's Reich, zu trinken dort Amreta, den Trank der Unſterblichkeit. Folgt mir!“

Und ſie traten muthig die Wanderung in das Todtenreich an. Endlich ſtanden ſie am Rande der Erde. Ein ungeheurer, bodenloſer Abgrund gähnte ihnen entgegen. Wildes Toſen und Heulen unterirdiſcher Gewäſſer ſcholl aus der Tiefe, und ein dichter Qualm, ſchwärzer als die Gewitternacht, ſtieg empor.

Ladurlad und Kailyal zitterten; eiskalter Schauder durchdrang ihr Gebein. Erinia betete; die Strahlen der zum Himmel erhobenen Augen ſchienen Worte des Geiſtes zu ſein. Dann umſchlang er den Vater und die Tochter mit ausgebreiteten Flügeln; ein Schwung, und die grundloſe Tiefe der Nacht nahm die Verſchwundenen auf.

## 25.

Nachdem ſie lange immer tiefer und tiefer geſunken waren, hörte das Brauſen und Toſen der Gewäſſer auf, die Nacht ſchwand, und ein fremdartiger Schimmer verwandelte ſich allmälig in hellen Lichtglanz. Hier endigte ſich Kehama's Macht, folglich auch die Wirkung ſeines Fluches. Das wilde Feuer, welches in Ladurlad's Gehirn und Herzen brannte, erloſch, und Kailyal prangte wieder im Schmucke ihrer himmliſchen Schönheit. Sie ſtanden am Ufer einen ſpiegelglatten Sees, welcher die Gränze des Todtenreiches bildete. Hier ſchwebten die Schatten derjenigen, welche vor der Zeit des ihnen beſtimmten Lebenszieles den Leib eigenmächtig zerſtört hatten. Sie harrten nun trauernd des Augenblicks, welcher ſie vor Yamen's Thron rufen würde, um den entſcheidenden Urtheilsſpruch über ihr künftiges Schickſal zu vernehmen. Hier weilen auch die Schatten derjenigen, die zwar nicht den Laſtern aus Hang zum Böſen fröhnten, auch nicht mit gräßlicher Luſt Verbrechen auf Verbrechen häuften, doch aber, den Leidenſchaften ſich blindlings hingebend, ſich ſelbſt in's Verderben ſtürzten und Andere mit ſich riſſen. Sie erkannten nun, ſich ſelbſt verwünſchend, alle Übelthaten, die ſie auf Erden verübt hatten, und bebten vor der ihnen drohenden Strafe, deren Vollzug ſie wehklagend jeden Augenblick erwarteten.

Ladurlad und Kailyal ſchauderten bei dem Anblick der jammervollen Erſcheinungen. Erinia bedeckte die vor Schrecken Erſtarrten mit ſeinen Schwingen, und ſchwebte

nit ihnen über den See. So gelangten ſie an die eherne
Pforte, hinter welcher das Schreckensreich der — der ewi-
en Verdammniß Verfallenen ſich unermeßlich ausdehnte.

## 26.

An der Pforte ſtand der rieſige Wächter des Höllen-
eiches, Nerody, der Furchtbare. Als dieſer die Ankom-
nenden erblickte, rief er, von Erſtaunen ergriffen, mit
umpfer Stimme: „Wer biſt Du, Sohn des Lichtes? was
ührt Dich und dieſe Beiden in das Reich der Qual und
er Verzweiflung? Kann das Ohr eines Himmliſchen den
Wehruf der Unglückſeligen, kann das Auge eines Himmli-
hen den Anblick dieſer Schreckensſzenen ertragen? Kann le-
endiges Fleiſch unverſehrt durch dieſes wilde Feuer wandeln?“

Ihm erwiederte der Schutzgeiſt: „Nerody! Wächter
es Höllenreiches! Wir gehorchen dem Befehle Schiva's;
r, deſſen Blick die Zukunft durchdringt, er ſendet uns hie-
er, Yamens ſchwankendem Throne Rettung und Sicher-
eit zu bringen, Kehama's Macht und Übermuth zu be-
wingen. Geleite uns!“

Plötzlich erſchien ein Muſchelwagen von Demant, mit
wei ſchwarzen Schwänen beſpannt, und auf demſelben la-
en zwei hellglänzende, weiße Mäntel.

„Nur in dieſem Kleide,“ ſagte Nerody, „könnt ihr,
inder der Erde, unverſehrt durch die Feuerfluten zu Ya-
en's Throne gelangen.“

Ladurlad und Kailyal hüllten ſich in das ſchü-
ende Gewand, beſtiegen den diamantenen Wagen, und

ſetzten ſich zu beiden Seiten des Schutzgeiſtes, deſſen Schwingen ſie bedeckten.

Die Pforte öffnete ſich und der Wagen flog hin, von unſichtbarer Macht gelenkt. Die tiefſte Finſterniß herrſchte ringsumher: nur vor dem Wagen ſchwebte ein dunkelroth gluhendes Phantom, welches die Finſterniß gleichſam ſichtbar und noch furchtbarer machte. Der Weg zog ſich zwiſchen einem ungeheuern Felſenwall von Erz und Urgranit dahin. Endlich breitete ſich das unermeßliche Todtenreich, von düſterm Feuerglanz beleuchtet, mit allen Schrecken aus. Der Wagen flog über eine Brücke von Stahl, über einen hoch auflodernden Flammenſtrom gebogen; dann glitt er abwärts, immer tiefer und tiefer. Heulen und Brüllen ſcholl aus dem Abgrunde herauf, ein Chor der Verzweiflung! Tauſende und Tauſende der Verruchten riefen den Namen Kehama's, und forderten ihn auf, unter zahlloſen Verwünſchungen ihrer Qualen, zu ihrer Rettung aus ewiger Verdammniß herbeizueilen. Alle Höllengewölbe wiederhollten ihr Geſchrei, ihre Flüche. Endlich erblickten ſie Yamen's Thron auf einem hohen Demant Felſen im Mittelpunkte des Schreckensreiches. Feuerfluten umgaben den Fels, geſpenſtiſche Rieſengeſtalten den Thron, der einem Grabmal von ſchwarzem Marmor glich. Auf demſelben ſaß Yamen, auf der oberſten Stufe Baly, der unerbittliche aber gerechte Richter der Todten. Ihm zur Seite ſtand ein leerer Thron von geſchmolzenem Gold: ihn ſtützten drei, gleich düſtern Feuerkohlen gluhende Geſtalten mit emporgehaltenen Armen, zur Strafe für gräßliche Verbrechen, welche ſie im Leben auf der Oberwelt verübt hatten. Hin ter ihnen brütet eine Wolke, unbeweglich und ſo ſchwarz, daß alle Gluten und Flammen ſie zu erhellen nicht vermögen. In dieſe Wolke hüllt ſich die Strafgöttin Azyoruka, welche jeden, durch den Spruch des Todtenrichters der ewigen Verdammniß Verfallenen mit Rieſenarmen ergreift und in den Abgrund der Verzweiflung und des Verderbens ohne Ende ſtürzt.

Hier entſtieg Erinia mit ſeinen Schützlingen dem Wagen, beugte ſich dreimal vor dem Beherrſcher der Unterwelt, und ſagte: „Auf Schiva's Gebet bringe ich dieſe Flehenden, verfolgt von dem Tirann der Oberwelt, zu Dir, daß Du ihnen Schutz gewähreſt gegen Kehama, den allgewaltigen Rajah, der die Erde unterjocht, des Paradieſes ſich bemächtiget hat, und nun in ſeinem ruchloſen Übermuth auch hier erſcheinen wird, das Reich der Unterwelt zu beſiegen, hier, wo die Macht des Schickſals ihm das Ziel ſetzen wird."

Yamen erwiederte: „Die Stunde der Entſcheidung naht. Harret, duldend und gläubig!"

## 27.

Indeß hatte Kehama, der allgewaltige Beherrſcher der Erde, ſich durch ſeine Zaubermacht auch des Wohnſitzes der Götter bemächtigt, und er kam nun mit allen Attributen eines Gottes gerüſtet, in die Unterwelt, um auch ihr Gebieter zu werden. Schon begann der Kampf mit Yamen. Die Finſterniß der ſchwärzeſten Nacht umgab die Kämpfenden. Todesſtille und Schauder herrſchten im Höllengebiete.

Bald war der unſichtbare, grauenvolle Kampf entſchieden. Düſterrothe Glut erhellte das Dunkel. Zu Kehama's Füßen lag Yamen: der ſiegende Rajah ſetzte ſeinen Fuß auf den Nacken des Beſiegten, und prangte, auf dem Grabmal ſitzend. Nun erblickte er den ihm gegenüberſtehenden, von den drei glühenden Geſtalten geſtützten goldenen Thron, und er rief ihnen mit gebieteriſcher Stimme zu: „Wer ſeid ihr? für wen hat das Schickſal den Herrſcherthron beſtimmt? und warum ſind euer nur drei?" —

Ihm antwortete die erſte Geſtalt: „Ich, der auf Erden kein Verbrechen ſcheute, um Schätze auf Schätze zu häufen, ward verdammt, hier ewig meine Verbrechen zu beweinen."

Die zweite ſprach: „Ich, der als Eroberer meinen Menſchenbrüdern unzählige Leiden verurſachte, ich, der ich unrechtmäßig einen geraubten Thron beſtieg und als Tirann herrſchte, — ich ward verdammt, hier ewig meine Verbrechen zu beweinen."

Und die dritte: „Ich, der die Unſchuld mordete, das Recht und alles Heilige mit Füßen trat, — ich ward verdammt, hier ewig mein Verbrechen zu beweinen. Und ſieh! wir ſind nun unſer drei. Ein Vierter muß noch kommen, unſere Qual zu theilen, den vierten Theil der Laſt auf ſich zu nehmen, damit Yamen's Thron in ſeiner Herrlichkeit erhaben wieder prange. Er muß uns Schuldbelaſteten gleich ſein an Schuld. Kehama, komm! Wir harren Deiner ſchon lange!"

Kehama erwiederte die ſchauderhafte Aufforderung mit ſchallendem Hohngelächter, und wendete ſich an die bebende Kailyal mit den Worten: „Du, die ſich vor mir hieher geflüchtet, Ohnmächtige! erkenne nun, wie fruchtlos jedes Weſen ſich meinem Willen widerſetzt. Mein mußt Du ſein. Beſtimmt biſt Du vom Schickſal, den Becher der Unſterblichkeit mit mir zu trinken und den Thron der Welt mit mir zu theilen. Ergib Dich und reize nicht meinen Zorn zu Deinem Verderben!“ —

Kailyal antwortete: „Du biſt allgewaltig, Kehama, und zu Deinen Füßen liegt die Welt; doch wiſſe: das entſchloſſene Herz und der tugendhafte Wille — ſie ſind frei! Nie, Rajah, nie kann zwiſchen Dir und mir Gemeinſchaft ſein!“ —

Kehama erwiederte: „Noch einmal, Bethörte, leg' ich's dringend Dir an's Herz, nur einmal noch! Erblicke hier den goldenen Thron! Hier ſollſt Du mir zur Seite ſitzen. Nimmſt Du als meine Braut den Platz hier willig ein, ſo lege ich das Schönſte der Erde zu Deines Vaters Füßen, und er ſoll König ſein. Weigerſt Du Dich, ſo ſoll er ſogleich als die vierte Stütze dieſes Thrones ächzend und jammernd hier ſtehen, und kein Flehen ſoll mich zur Gnade je bewegen.“

Kailyal verneinte ſchweigend; Ladurlad ſchloß ſie in ſeine Arme. Da befahl Kehama, in wildem Grimm auflodernd, den Amreta-Becher zu bringen, und ſprach zum Grabmale gewendet: „Öffne dich! Gib heraus dein Kleinod!“

## 28.

Seinem Befehle gehorſam, öffnet ſich das Monument; in ſeiner Marmorhöhlung liegt ein ungeheures, gräßliches

Gerippe. Kehama ruft: „Gib mir den Becher!“ — Sogleich erhob ſich die grauenhafte Knochengeſtalt aus ihrer Ruhe, ſtreckte einen Rieſenarm aus, reichte dem Rajah den Becher, und ſprach mit dumpfem Ton: „Nimm hin und trinke! Für Dich und Kailyal iſt er beſtimmt!“ —

Kehama ſetzte den Becher an den Mund. Während er trinkt, rufen die drei Glutphantome:

„Kehama, komm! Wir harren
Deiner ſchon zu lang!“

Der Unglückliche wußte nicht, daß die Eigenſchaft des Trankes ſich verändere, je nachdem der Trinkende gut oder böſe iſt. Er wollte dadurch unſterblich werden; er ward es, — aber nur zu ſeiner ewigen Qual. Indem die Glut endloſer Leiden ſein Innerſtes durchſtrömte, erglühte auch ſein Körper wie geſchmolzenes Gold, und die drei Glutſtützen des Thrones riefen mit gräßlichem Geſchrei:

„Komm, Bruder, komm!
Wir harren Deiner ſchon zu lang.
Nun tragen wir nicht länger mehr
Allein ungleiche Laſt.
Komm, Bruder komm!
Wir ſind nun unſer Vier.“ —

Erliegend der Macht des Schickſals, die ihn auf dieſen Punkt in dieſem Augenblick erreichen mußte, gab Kehama, die Beute plötzlicher Verzagtheit und das Gegentheil von dem, was er war, den Becher dem Beingerippe zurück und nahm die leere Stelle der vierten Thronſtütze ein. Yamen beſtieg ſchweigend ſeinen goldenen Thron.

Nun befahl das Beingerippe auch dem zitternden Mäd- en, vom Amreta-Becher zu trinken, den Willen der Götter erfüllen und ihr Schickſal zu erwarten. Gehorchend er- reift ſie mit bebender Hand den Becher. Furcht und Er- aunen durchſchauern ihr Innerſtes, aber die Hoffnung der Gläubigen ſiegt. Sie läßt ſich auf die Knie nieder, erhebt ie Augen, aus welchen fromme Thränen hervorquellen, zum Himmel und ſpricht: „Ihr Himmelsmächte! ihr kennet meinen ſchuldloſen Willen; ihr kennet die Reinheit meines Herzens. Ihr lenket Alles, was da lebt und iſt; wozu ſoll mir die Furcht?"

Sie hob den Becher an die blaſſen Lippen und trank. Das Auge der Gnade ſtrahlte auf ſie, wie der Mond auf die Silberfläche der reinſten Quelle. Indem ſie in heiliger Entzückung kniet, löſ't ihr irdiſches Weſen ſich in ätheriſchen Duft auf, nur das himmliſche bleibt: der Geiſt und die zur Vollkommenheit geläuterte Liebe. Erinia ruft in der Überfülle ſeines Entzückens aus: „Nun biſt Du mein, auf ewig mein!" — Kailyal vermag nichts zu erwiedern, als die Worte: „Auf ewig Dein!" Und Yamen ſpricht: „Tochter der Erde, nun des Himmels Kind! Wandle hin mit Deinem himmliſchen Gefährten, dem Genoſſen Deiner ewigen Seligkeit, in den Paradieſeslauben Dich endloſer Wonne zu erfreuen!"

Kailyal zögerte, dem Gebote des Gottes zu gehorchen; ihre Augen zum Vater hingewendet, ſtreckte ſie nach ihm die Arme aus. Yamen ſprach zu ihr die tröſtenden Worte:

„Blicke nicht nach ihm zurück in der bangen Trennungsſtunde! Wiederfinden wirſt Du ihn in der Himmelslaube Deiner Mutter.“ —

Ein Wolkenwagen nahm ſie und den Schutzgeiſt auf, mit ihnen emporſchwebend.

Yamen blickte mit ſegnendem Lächeln auf Ladurlad, der ſanft wie ein Kind, das ſich, von keinem düſtern Bilde geſtört, von keiner Sorge gedrückt, vom langen Spiel ermüdet, hinlegt und einſchläft, — in ſüße Ruhe dahinſank.

Yamen ſprach: „Selig ſei Dein Schlummer, noch ſeliger ſei Dein Erwachen! Ein Himmelsmorgen ſtrahle aus Deiner Erdennacht!“ —

Und Ladurlad erwachte in Yedillian's Paradieſeslaube, und er fand Alle, die er liebte, um ſich nimmer von ihnen zu trennen.

# Balladen und Romanzen.

# Dädalus.

## I.

## Künſtler-Neid.

In ſeines Himmels Kunſtgenuß
Schuf, göttlichbildend, Dädalus
Geſtalten, reich an Reiz und Leben.
Mit jedem Augenblicke ſchienen,
Von Seele leuchtend Blick und Mienen,
Sie zum Olymp emporzuſchweben.

Weit aus Minervens Heiligthum
Erſchallt des Künſtlers hoher Ruhm.
Es kommen, um nach ſeinen Lehren
Des Geiſtes Schöpferkraft zu bilden,
Aus den entfernteſten Gefilden,
Kunſtjünger, die den Meiſter ehren.

Vor Allen doch im Pantheon
Hob Talus ſich, der Schweſter Sohn.
Auch Er ſchafft himmliſche Geſtalten,
Und zieht aus der Erfindung Tiefen
Sich Kräfte, die noch leblos ſchliefen,
Um neues Kunſtwerk zu entfalten.

Des Schlangenkinnes ſtarkes Bein
Mit ſchneid'ger Zähne ſpitzen Reih'n
Lehrt ihn, der Säge Schwert erzwingen;
Es muß das Eiſen ſich bequemen,
Am Rand der Zähne Form zu nehmen,
Und trennend in die Stoffe dringen.

Zwei gleiche Eiſenfüße fügt
In einen Knoten er geſchickt;
Steht einer, zieht der andere Kreiſe *),
Damit nicht Willkür die Geſetze
Des Ebenmaßes kühn verletze,
Das Aug' des Schönen Wahrheit preiſe.

Allein des Schülers frühe Kunſt
Raubt ihm des bangen Meiſters Gunſt.
„Nicht ſoll er meinen Ruhm verkürzen!"
Er ſpricht's, und führt mit falſcher Miene
Den Jüngling auf Cekropia's Zinne: —
Zum Abgrund muß der Arme ſtürzen.

Beſtrafend ſolche Frevelthat,
Bannt Richterſpruch aus Land und Stadt
Den Künſtler mit entweihter Seele:
„Die Hand, befleckt mit reinem Blute,
„Sie bild' uns nicht das Schön' und Gute,
„Daß Schmach die Tempel nicht entſtelle!" —

---

*) Der Zirkel.

Gequält von Reue, foltert Schmerz;
Des Künſtlers allzu raſches Herz.
Sein Friedenshimmel iſt verſchwunden,
Zerriſſen der Begeiſterung Schleier.
Im Buſen brennt ein Todesfeuer;
Der Seele Flügel ſind gebunden.

„Weh mir!“ — er ſtöhnt's aus tiefer Bruſt,
Der Schlangenbiſſe ſich bewußt —
„Weh mir! Entblättert iſt mein Kranz,
„In Nacht verhüllt des Ruhmes Glanz.
„Wenn Frevel Herz und Hand beflecken,
„Kann keine Kunſt den Genius wecken;“

„Kein Gott ruft den entweihten Sinn
„In's heit're Reich der Schönheit hin.
„Wie bild' ich himmliſche Geſtalt,
„Wenn Höllenglut im Herzen wallt?
„Was frommt's, den Marmor zu beleben?
„Kann Leben ich dem Todten geben?“

„Weh mir! Am Meiſel klebet Blut,
„Zur Schöpfung fehlen Ruh' und Muth.
„Ich ſchaffe Götter — doch kein Glück!
„Mit jedem neuen Meiſterſtück
„Erbt ſich des alten Frevels Kunde
„Unſterblich fort von Mund zu Munde.“ —

So klagt er fern vom Vaterland,
Bis er in Kreta Ruhe fand,
Wo König Minos, ſchwer gekränket,
Der Tochter Schmach in dunkeln Stellen
Dem Aug' der Sonne zu verhehlen,
Dem Künſtler Huld und Gnade ſchenket.

Beſeelt von fremder Zone Glut,
Erwacht ſein Geiſt mit neuem Muth,
Und ſchafft, Verbrechen zu verſtecken,
Ein labyrinthiſches Gedränge
Voll Windung vielverſchlung'ner Gänge,
Die kreiſend meilenweit ſich ſtrecken.

Drin hauſt des Minotaurus Wuth,
Genähret von dem jungen Blut,
Das ihm Athen alljährlich ſpendet.
Zerreißend faßt das Ungeheuer
Die Opfer ſchnell mit wildem Feuer,
Die, kaum entknoſpet, ſchon geendet.

Doch Theſeus naht voll Heldenſinn,
Die Liebe ſelbſt zur Führerin.
Sein Schwert durchbohrt das Ungeheuer.
Zum ſchönen Lohn der ſchönen Thaten —
Ein kurzes Glück im Arm des Gatten!
Folgt Ariadne dem Befreier.

Zur Rückkehr iſt das Schiff bemannt.
Voll Sehnſucht nach dem Vaterland,
Eilt Dädal an die Meereswogen.
Froh an der Hand des Vaters wallet
Sein Söhnlein Icarus. Schon ſchallet
Der Schiffer Luſt zum Himmelsbogen.

Doch König Minos, ernſt und ſtreng,
Tritt in das wimmelnde Gedräng
Den flieh'nden Künſtler zu erfaſſen:
„Nicht Rückkehr kann ich Dir gewähren.
„Leb hier in Freuden und in Ehren!
„Im Tod nur darfſt Du mich verlaſſen."

„Mein mußt Du bleiben, Dädalus!
„Zu lieblich iſt's, dem Genius
„Und ſeiner Schöpferkraft gebieten." —
Der Künſtler: „Wiſſe! Kunſt und Leben
Kann nur in Freiheit ſich erheben;
Dem Zwang' entkeimen keine Blüten.

Den Genius hält nicht Zeit und Raum,
Das Schickſal ſelbſt bezwingt ihn kaum.
Nicht hemmt ihr ſeinen Sternenflug,
Der ſtets hoch über euch ihn trug.
Mögt ihr auch Meer und Erde ſperren —
Den Himmel könnt ihr mir nicht wehren."

## II.

## Ueberſpanntheit und Kunſtregel.

Entrüſtet heißt der König ihn
Nebſt ſeinem Sohn vom Ufer zieh'n
In des Palaſtes Marmorhallen.
Den Schein der Freiheit doch zu geben,
Läßt er die Gärten ihn durchſchweben
Nach Künſtlerlaune und Gefallen.

Doch alle Pracht birgt nicht den Zwang,
Kühlt nicht des glüh'nden Herzens Drang:
Er fühlet ſich nur eingeſchloſſen;
Elyſiums Gärten, gold'ne Mauern,
Erheitern nicht der Seele Trauern;
Der Genius ſchweigt, von Schmach umfloſſen,

Doch ſchnell wie Himmelsſtrahl durchfliegt
Ein Bild ihn, das den Geiſt entzückt,
Und Ahnung gibt von dem, was eben
Das ganze Reich der Kunſt entfaltet
Sich plötzlich, groß und ſchön geſtaltet
Er fühlt ſich hoch emporgehoben.

Raſch wird die irdiſche Natur
Geformt zur hohen Ätherflur.
Des Vogels glänzendes Gefieder

Verſucht er künſtlich nachzubilden
Zur Reiſ' in himmliſchen Gefilden;
Nicht Müh', noch Schwierigkeit beugt nieder.

Vor Freude zitternd und doch bang,
Vereint er Federn kurz und lang;
Leim bindet ſie; Wachs muß verkleben,
Der Kiele immer läng're Reihen,
Daß mit beweglichem Gedeihen
In ſanfter Krümmung ſie ſich heben.

Das Ganze ſcheint ihm noch ein Traum;
Er glaubet ſeinen Augen kaum.
Des Söhnleins zarter Schulter ſchmieget
Er nun zuerſt die Wunderſchwinge;
Dann wird mit mancher ſtarken Schlinge
Sie an den eig'nen Leib gefüget.

Nun Vater nur, nicht Dädalus,
Faßt er den Sohn mit heißem Kuß,
Und drückt an's Herz die zarten Hände:
„Eh' Du den Flug beginneſt, höre
„Der Kunſt und Weisheit kluge Lehre,
„Daß glücklich das Beginnen ende!"

„Stets fliege auf der Mittelbahn,
„Weil Äußerſtes nie währen kann!
„Schwebſt Du zu nah' an Staub und Fluten,

„Wird Laſt Dich bald zu Boden drücken.
„Laß Höh' auch nicht Dein Ziel verrücken!
„Verweg'nes ſchmilzt an Sonnengluten.“ —

Die Schwinge trägt den Vogel kaum
So leicht hin durch den lichten Raum
Als jetzo Sohn und Vater ſchweben.
Gleich ferne von den tiefen Wogen
Und von dem hohen Himmelsbogen
Entzückt ſie unbeſchränktes Leben.

Allein des Knaben raſches Blut
Entflammt zu bald verwegner Muth.
Der Erde niedriges Gewimmel
Wird ihm verhaßt; hoch will er ſchweben;
Der junge Geiſt, voll kühnem Streben,
Brennt vor Begierde nach dem Himmel.

Die Klugheit däucht ihm klein; empor
Schießt er zum nahen Sternenchor,
Und ſchwimmt in einem Meer der Wonne.
Nicht glaubet er des Fluges Grenzen,
Scheut nicht des Mondes mild'res Glänzen,
Und ſtürmt im Wahn bis an die Sonne.

Jetzt ſchmilzt das Wachs; der Schwinge Bug,
Die zu hoch den Verweg'nen trug,
Dient, federlos, nicht mehr zum Fliegen.

Kahl ſieht er ſich an beiden Armen;
Um Hilfe rufend und Erbarmen,
Stürzt er ſo ſchnell, als er geſtiegen.

Das Meer empfängt den bleichen Raub,
Verſchlingend ihn, wie leichtes Laub.
Zu ſpät erſpäh'n des Vaters Blicke
Verſchmähter Lehre böſes Enden;
Er kann das Unglück nicht mehr wenden,
Und weichet ſeufzend dem Geſchicke.

„Mir raubet Nemeſis Gebot
„Den Sohn für Schweſterſohnes Tod.
„Kunſt tröſtet kein entweihtes Herz;
„Unſterblich währen Ruhm und Schmerz!“ —
So klaget er. Mittrauernd grüßten
Den Landenden der Heimat Küſten.

## Die Todesglocke.

### I.

Den Becher voll von duft'gen Wein,
Lag Ritter Wolf von Hartenſtein,
Ein glühend Nordlicht anzuſchauen,
Die Blicke ſelbſt im Frohſinn wild;
Doch ſaß, voll Liebe und Vertrauen,
Ein Brautpaar ihm zur Seite mild,

Die Tochter **Kunigunde**,
Sanft wie die gute Stunde;
Das Herz von Liebe warm,
Ruht ſie in **Heinrichs** Arm!

*

Raſch treten Knappen in den Saal;
Wolf hebt den Schedel derb und kahl,
Es ſtehen in des Troſſes Mitte
Zwei ſchöne Knaben, blaß und zart.
Der Ritter frägt mit rauher Sitte:
„Sprecht, weßhalb ihr ergriffen war't!“ —
„Den Bübchen thät behagen,
„Ein Häslein ſich zu jagen
„Nah' an der Burg im Wald.“
So die Anklag' erſchallt.

*

Der Ritter höhnt: „Hat's wohl behagt?
„Ihr habt euch nur den Tod erjagt;
„Will euch die künft'gen Frevel ſparen,
„So fährt ihr doch gen Himmel auf.
„Bis morgen ſollt ſie aufbewahren,
„Dann ſchließt den jungen Lebenslauf!“ —
Vergebens ruft der Armen
Gewimmer um Erbarmen;
Ihr Stöhnen dringt nicht ein
In's Ritterherz von Stein.

*

Sie faßt des Felſenkerkers Nacht;
Doch als die Sonne kaum erwacht,
Naht ſich ein Zug ehrwürd'ger Bürger,
Und wird zum Ritter eingeführt.
Sie ſtehen zitternd vor dem Würger,
Den keine ihrer Bitten rührt:
„Wollt nicht zu ſtrenge richten,
„Und Gottes Gab' vernichten!
„Ach ſchont das junge Blut,
„Des Vaters einz'ges Gut!“

*

Und bleich tritt nun ein Greis hervor,
Kniet hin, und hebt die Händ' empor.
Die Thräne ſchleicht von hohlen Wangen,
Es ſinkt das Haupt, von Schnee umkränzt;
Die Stimme hält der Schmerz gefangen,
Im Auge kaum noch Leben glänzt.
Mitleid ergreifet Alle:
Von Seufzern ſtöhnt die Halle.
Er ſcheint ein Bild von Stein
Am Kirchhofgrab zu ſein.

*

Und endlich rufet dumpf und leis
Aus ſeinem Innerſten der Greis:
„Gott iſt der Vater von uns Allen —
„Der Knaben Vater — ach — bin ich!
„Laßt nicht den Todesruf erſchallen!
„Er tönt zu früh, zu fürchterlich.

„Gott ſpeiſet ja die Armen;
„Drum hab' auch Du Erbarmen!
„Mir blieb kein Biſſen Brot,
„Sie trieb die bitt're Noth.“ —

*

Wolf ſchlürft den Becher aus voll Ruh';
Dann ſpricht er grinſend: „Wer biſt Du?
„Hat Dich das Grab zurückgegeben?“ —
Der Greis: „Ein Glöckner bin ich, Herr,
„Und nähre kümmerlich mein Leben;
„Es wird die Arbeit mir zu ſchwer.
„Daß ich nicht Hungers ſterbe,
„Hilft mir in dem Gewerbe
„Des ältern Knaben Hand
„Treu bis zum Grabesrand.“ —

*

„Und Wolf: der Brut gebührt der Tod!
„Sünd' bleibet Sünd' auch in der Noth.“ —
Ohnmächtig ſtürzt der Greis darnieder,
Der Schmerz nur läßt ihn nicht vergeh'n;
Auf rafft er ſich vom Boden wieder,
Vermag mit Wunderkraft zu ſteh'n:
„So ſtirb' denn ſelbſt nicht minder,
„Herzloſer ohne Kinder!
„Dein blut'ges Leichentuch
„Umheule Menſchenfluch!“ —

*

Hin ſchreitet er: es ſchweigt im Saal.
Die Stille bricht des Ritters Schall!

„Halt! nur des Jüngern Blut ſoll fließen,
„Doch mußt Du für die Gnade mir
„Alsbald ein Todtenglöcklein gießen!
„Das ſei des Kerkerthurmes Zier.
„Und geht der Bub' zum Blocke
„So ziehſt Du ſelbſt die Glocke,
„Und machſt die Sterbeſtund'
„Dem ganzen Gaue kund!"

*

„Du ſelber haſt den Tod verdient,
„Weil Du Dich frevelhaft erkühnt,
„Mir Flüche auf das Haupt zu ſenden.
„Gehſt' Du nun die Bedingniß ein,
„Magſt Du den Tod von Dir abwenden,
„Und einen Buben auch befrei'n.
„Willſt Du nicht dies erfüllen,
„So höre meinen Willen:
„Du ſtirbſt nach Beider Tod,
„Von ihrem Blute roth!"

*

Umſonſt ſtürzt Kunigunde hin,
Zu beugen den entmenſchten Sinn;
Umſonſt ſind Heinrich's heiße Bitten;
Die Hölle fühlt kein Sonnenlicht!
Als lang der Greis mit ſich geſtritten,
Wankt er zum Ritter hin und ſpricht:
„Kann ich den Einen retten,
„Magſt Du den Zweiten tödten!

„Den Einen ſchütze Gott —
„Ich folg' des Andern Tod'!" —

*

Der einen Rettung hocherfreut,
Vergißt der Greis des Andern Leid,
Und ſchreitet ängſtlich raſch zu Werke
Mit raſtlos eifrigem Bemüh'n;
Den morſchen Leib hebt neue Stärke,
Daß von dem Fleiß die Adern glüh'n.
Die Glocke zu vollenden
Gelänge ſeinen Händen,
Doch fehlet zu dem Schall
Der Glocke noch Metall.

*

Was er vom Ritter auch begehrt,
Ihm wird nicht Stoff noch Hilf' gewährt;
Der wünſcht der Glocke kein Gelingen,
Damit er labe ſeine Wuth,
Säh' er das Werk ihn nicht vollbringen,
Und ſtrömen aller Dreien Blut.
Der Greis den Freunden allen
Läßt ſeine Klag' erſchallen:
„Errettet mir den Sohn,
„So werd' euch Gottes Lohn!"

*

Und ſieh! von allen Straßen nah'n
Die Freunde ſchon zur Burg heran:
Verehrter Heil'gen Bilder tragen

Sie auf den Schultern fromm und ſtill:
„Wo Stolz und Härte Menſchen plagen,
Iſt Helfen Gottes heil'ger Will'.
Nimm hin des Hauſes Schilder,
Der Heiligen Schutzbilder!
Sie ſchützten uns ſo lang';
Sei ihrer Hilf' nicht bang!“

*

Auflechzt des Feuers rothe Glut;
D'rin ſchmilzt der Freunde frommes Gut.
Die Glocke ſteht in ihrer Schöne;
Da blickt der Greis zum Himmel auf:
„Bald ſchallen nun die Schreckenstöne,
„Zu enden eines Sohnes Lauf!
„Wer darf auf Menſchen bauen?
Nur Gott will ich vertrauen,
Das Leben ſchuf uns Gott; —
Er ſchuf uns auch den Tod!“ —

*

Doch wie er noch zum Himmel blickt,
Naht ihm, vom Ritter abgeſchickt,
Ein Knappe; dem erſchallt's vom Munde:
„Erfahr', o Greis, die höchſte Noth!
„Der Ritter will zu dieſer Stunde
„Erblicken Deines Söhnleins Tod!
Eh' zehn Minuten flieh'n,
Mußt' Du die Glocke zieh'n!“ —

Verzweifelnd ſpricht kein Wort
Der Greis — und eilet fort.

## II.

Er klettert auf, den Thurm entlang;
Schon ſchwebt die Glocke hoch am Strang,
Er ziehet raſch, er ziehet wild;
Dumpf ſchallt die Glocke durch's Gefild;
Sie ſtöhnet gräßlich, ſchwer und bang —
Und alle faſſet wüthender Drang,
Er aber ſteht, ein Geiſt der Nacht,
Hoch oben, und Verzweiflung erwacht
Tief unter ihm in der Erde Tiefen,
Daß aufſteh'n die Todten, die lange ſchliefen,
Und, von den ſchrecklichen Klängen verletzt,
Der Himmel verdunkelnd ſich entſetzt.
Es ächzet der Greis, er müht ſich hart;
Es weht in den Winden der graue Bart,
Und durch die Wolken dringen
Sein Bitten und ſein Singen:
„Raſe, Glocke, raſe!
„Raſe von dem Thurm!
„Raſe, Glocke, raſe!
„Heule durch den Sturm!
„Herauf, herauf, ihr Todten!
„Zum Todesfeſt erſcheint!
„Verzweiflung iſt dem Armen
„Der letzte Freund.“

„Herab, herab, ihr Wolken!
„Sendet euern Blitz!
„Vernichtet des Entmenſchten
„Gräuelvollen Sitz!
„Raſe, Glocke, raſe!
Ächze von dem Thurm!
„Bis die Todten auferſteh'n,
„Burg und Frevler untergeh'n,
„Raſe, Glocke, raſe,
„Heule durch den Sturm!
„Fort und fort und ohne Ende
„Reg' ich hier die Kochenhände,
„Bis Verzweiflung Alle faßt,
„Und der Tod hier ſchwelgend praßt."

### III.

So ſchallet ſchrecklich das Geläute,
Herab vom grauenvollen Thurm,
Schallt unermeßlich in die Weite;
D'rein heulet wilder Sturm.
Die Glocke tönt, die Glocke dröhnt,
Bis ringsumher Verzweiflung ſtöhnt.
Wahnſinn ergreift das junge bräutliche Paar,
Und Heinrich ſtürzt in den eigenen Stahl,
Und mit ſträubendem Haar
Sauſt Kunigundens ſtürzender Fall
Vom Erker auf die Klippen hinab;
Das rauhe Geſtein wird ihr blut'ges Grab.

Und in den Wolken ſtürmt ein Gewitter,
Und ſtrömt ſein Feuermeer herab,
Zerſchmettert Burg und Fels in Splitter,
Und es dampfen die rollenden Trümmer
In des Feuers Höllenſchimmer,
Und es hallet zu des Todes Beute
Noch immer fort und immer
Das gräßliche Geläute,
Bis — ein Fluch ſein letztes Wort —
Des Blitzes Strahl den Ritter durchbohrt.
Nun ſchweigt des Sturmes Toben,
Und Helle glänzt von Oben;
Die düſtern Wolken fernhin ziehen.
Weſte ſchmeicheln, Blumen glühen.
Entathmet und entſeelt,
Und unverſehrt dem Tod vermählt,
Sinkt nun der Greis vom Thurm hinab,
Und wo er ſinket, wird zum Grab
Die Ruheſtelle ihm erwählt;
Und hold, im lichtumfloſſ'nen Schimmer
Der eingeſtürzten Trümmer,
Erſcheinet, kniend, ſich umſchließend,
Das Tageslicht begrüßend,
Das Knabenpaar, in Glorie verklärt:
Denn Unſchuld iſt dem Himmel werth:
Und mag die Welt in Schutt verſinken —
Dem Reinen wird ſein Engel winken!

# Die Meſſe um Mitternacht.

Stolz ſtand Graf Hugh im Ritterſaal
In Mitte ſeiner Ahnenbilder:
Laut ſchmetterte Trompetenſchall,
Hell ſchimmerten die Wappenſchilder.
Ihm huldigten beim lauten Feſte
Die heitern Scharen hoher Gäſte,
Ihm koſ't die Tochter zart und weich,
Ludmilla, mild und engelgleich.

*

Verklärt erſcheinet die Geſtalt,
Und jeder Blick iſt eine Seele,
Und haucht der Liebe Allgewalt! —
Auf daß ſie einen Gatten wähle,
Verſammelte zum ſchönen Feſte
Der Vater die erlauchten Gäſte;
Doch ſie hat — ach! zu früh gewählt,
Ihr Herz dem Edelſten vermählt.

*

Vergebens ſchimmert Band und Stern;
Der Freier Mühe iſt verloren:
Ach, Ludwig ſteht dort, ſtill und fern,
Und ihn hat ſie ſich auserkoren.
Entſproſſen adligem Geſchlechte,
Gab ihm Natur auch hohe Rechte;

Doch ſtürzt' ein feindliches Geſchick
Sein Haus; es flohen Macht und Glück.

*

Der Graf, dem Hauſe fern verwandt,
Berief zu ſich den armen Knaben,
Der, für das Edelſte entbrannt,
Mit jedem Tage ſchön're Gaben
Entfaltet. Wohl dem Wackern, — bliebe
Nur ſeinem Herzen fern die Liebe!
Doch ſie wächſt auf mit ihm zugleich,
Und öffnet ihm ihr Zauberreich.

*

Wohl ſchmettert nun Trompetenſchall,
Wohl ſchimmern Gäſt' und Wappenſchilder
Im vollgedrängten Ritterſaal —
Ludmillen ſind es Marmorbilder!
Doch als der Vater ſeinen Willen
Befehlend bittet zu erfüllen —
Will Sinn und Leben ihr entflieh'n,
Und athemlos ſinkt ſie dahin!

*

Schnell ahnt der Graf des Weigerns Grund,
Und Ingrimm tobt in ſeinem Herzen.
Verbannung thut er Ludwig kund,
Nicht achtend ſeiner eignen Schmerzen.
„Geh'," ſpricht er, „ſuch' Dir and're Sterne!
„Denn Heilkraft wohnt in Zeit und Ferne:

„War Vater Dir; aus Kindespflicht
„Beraube mich des Kindes nicht!“

*

Die ſchweren Worte graben ſich
Tief in des Jünglings edle Seele;
Sie fordern drohend fürchterlich,
Daß er dem Elend ſich vermähle.
„So fahret hin, der Erde Freuden!
„Von Lieb' und Leben muß ich ſcheiden;
„Mein Herzensblut, geweiht dem Tod,
„Ihr wandle ſich's in Morgenroth!“ —

*

So ruft er Lebewohl der Welt,
Und bleich zwar, doch mit feſtem Schritte,
Trägt er, der Liebe Todesheld,
Zum Grafen ernſt die letzte Bitte:
„Die Liebe iſt des Lebens Zierde,
„Drum werd' ihr nie des Fluches Bürde!
„Ihr nahmt mich einſt an Euer Herz —
„Für Euch zu groß iſt mir kein Schmerz.“

*

„Nichts kommt der Lieb' hienieden gleich,
„Doch Dankbarkeit iſt ihre Schweſter.
„An Gram und Luſt ſind Beide reich,
„Und wer ſie trennt, vereint ſie feſter.
„Verzeiht der Jugend Träum' und Schwächen!
„Die Pflicht gebeut, — das Herz muß brechen.

„So laßt mich zieh'n in Tod und Schlacht,
„Daß Ruhe mir und Euch erwacht!"

*

Es fühlt der Graf ſich tief gerührt
Von ſeines Pfleglings Blick und Rede,
Und aus der Scheide ſchnell geführt
Hat er das Schwert und rufet: „Bete!"
Der Jüngling ſtürzt mit Froſt und Glühen
Zur Erd' und ruht auf ſeinen Knien;
Und dreimal ſteigt und ſinkt das Schwert,
Das Ritterehre ihm gewährt.

*

„Zieh hin, mein Sohn! Gott ſei mit Dir!
„Erfüllter Pflicht folgt Glück und Friede.
„Erwirb Dir Ruhm, des Ritters Zier,
„Und werde nie des Guten müde!
„Als eignes Kind bleibſt Du mir theuer;
„Doch nimmer duld' ich jenes Feuer,
„Wovon Dein Herz zur Schweſter glüht,
„Daß äußerer Glanz dem Hauſe blüht."

*

Und bebend fühlt Ludmillens Hand
Den Abſchiedskuß, die letzten Thränen,
Und flüſtert, ſchmerzvoll abgewandt:
„Dein Schutzgeiſt ſei mein heißes Sehnen!" —
Schon zieht er an des Heerbanns Spitze,
Schaut Helmesflammen, Lanzenblitze,

Geleitet von getreuer Schar
Zu Ruhm und Sieg, Schmerz und Gefahr.

*

Drei volle Jahre ſind dahin
Und zwanzig Schlachten ſind geſchlagen,
Und Ruhm und Ehre ſein Gewinn;
Das Äußerſte ſieht man ihn wagen,
In's wildeſte Getümmel ſtürzen,
Der Lebenstage Zahl zu kürzen.
Oft iſt ſein Leib vom Blute roth —
Doch flieht ihn der geſuchte Tod.

*

Einſt, auf dem Schlachtfeld liegend, ſtöhnt
Der bleiche Jüngling auf in Schmerzen:
„Wie ſehr der Wunden Menge brennt,
„Mehr ſchmerzt die Wunde tief im Herzen;
„Wenn Ruh' entfloh, vermag kein Kämpfen,
„Kein Sieg den Flammentrieb zu dämpfen;
„Die Ruhe Gott allein verleiht —
„Ihm ſei mein Gram ſofort geweiht!" —

*

Ab legt er Panzer, Helm und Schwert,
Eilt in des Büßerkleides Trauern,
Gebeugt und ſtill in ſich gekehrt,
In eines Kloſters dumpfe Mauern.
Selbſt in der Mönche heil'gem Kreiſe
Wird angeſtaunt des Jünglings Weiſe.

Was Feindeswaffen nicht gelang,
Vollendet hier des Schmerzes Drang.

*

Einſt ward er von der Brüder Schar
Vermißt im Chor und in der Zelle;
Ach! leblos vor dem Hochaltar —
So lag er an der Stufen Schwelle;
Wie im Gebete hingegoſſen,
Vom Licht der Lampe hell umfloſſen;
Und in des Kreuzgangs Mauer barg
Der Mönche Todtenlied den Sarg.

*

Ludmilla, arme Dulderin!
Empfand Dein Herz die Todesſtunde?
Vergebens tönt dem bangen Sinn
Verehrung aus der Freier Munde!
Vergebens eifern Pracht und Feſte!
Es fehlt dem Leben ja das Beſte,
Dir fehlt das heißgeliebte Herz;
Das ruht im Grab mit ſeinem Schmerz!

*

Es ſtirbt des Auges Ätherglut,
Im Antlitz trauert Geiſterbläſſe;
Entſchwunden iſt der Lebensmuth,
Und ſie erliegt des Schmerzes Größe.
Sie faßt unendlich banges Sehnen;
Dem Einen fließen ihre Thränen.

Ihn denkt ſie nur, Ihn ſieht ſie nur;
Sein Grab und Tempel iſt Natur.

*

An's Krankenlager feſſelt bald
Verhohlner Gram die jungen Glieder;
Die ſeelenvolle Huldgeſtalt
Welkt blumengleich zur Erde nieder. —
Geſpenſtiſch-grau der Abend ſinket;
Geheim das Chor der Sternlein winket,
Umhüllt vom Trauerflor der Nacht;
Und Ahnungsſchauer kalt erwacht.

*

Nur eine Lampe ſchwach erhellt
Des goth'ſchen Saales weite Räume;
Des Zwielichts düſt'res Grau'n vermählt
Mit Wirklichkeit die Fieberträume.
Und einſam ſchmachtet ſie im Harme,
Und hebt zum Himmel auf die Arme,
Und ſtöhnet matt und fleht zu Gott:
Er wolle enden ihre Noth.

*

Schlafähnlich faßt Ermattung ſie;
Doch plötzlich Licht um's Lager wallet,
Wie Purpurglut der erſten Früh'
Den dunkeln Himmel ſchwach durchſtrahlet.
Matt hebet ſie die bangen Glieder;
Entzückt und bebend ſinkt ſie nieder.
Hoch ſchlägt das Herz, hoch wallt die Bruſt
Von Glut und Froſt, von Schmerz und Luſt.

*

Ein ſchwarzes Leichentuch erſcheint,
  Das aufgeſpannt im Saale ſchwebet:
Auf deſſen dunkelm Grund vereint
  Ein weißes Kreuz ſich hell erhebet;
Und am Altar in Todesbläſſe
Ein Prieſter lieſt die ſtille Meſſe,
  Das Haupt geſenkt und ohne Laut,
  Wie einer, der auf Gott nur baut.

*

Und Andacht füllt Ludmillens Herz;
  Sie betet, faltet fromm die Hände,
Und blicket feſt und himmelwärts,
  Gewiß, daß nun ihr Leiden ende.
Und auf von ſeinen Knien hebet
Der Prieſter ſchweigend ſich und ſchwebet
  Die Stufen des Altars hinan,
  Um ſich dem Heiligſten zu nah'n.

*

Sich wendet jetzt die Geſtalt,
  Und hebt den Arm empor zum Segen,
Und: „Friede ſei mit Dir!“ ſo ſchallt
  Der Dulderin ſein Ruf entgegen.
Schon ſchwelgt ſie an den theuern Zügen
Und muß der Himmelsluſt erliegen;
  Das Auge ſinkt, es ruht das Herz —
  Den Geiſt trägt Liebe himmelwärts.

# Taſſo's Verklärungsnacht *).

Zum lauten Tage iſt die Nacht geworden,
Getümmel wälzt ſich durch die Straßen hin;
Es ſtrömen unaufhörlich rege Herden,
Die nach dem Kapitole zieh'n,
Das, glänzend wie der Vorwelt Geiſtererden,
Im Mondlicht ruht, ein Rieſe im Ruin.
Dahin nun drängen Männer ſich und Frauen,
Den ſchöngewund'nen Lorbeerkranz zu ſchauen.
Taſſo! Taſſo! Roma hallt
Laut von Deinem Preiſe wieder;
Nur zu Deinem Feſte wallt
All die Menge auf und nieder

---

*) Taſſo, durch Liebe und Liebloſigkeit gleich heftig zerüttet an Leib und Seele, und vom Unglücke verfolgt, wie kaum irgend ein Dichter, brachte die letzten Monate ſeines 52jährigen Lebens in Rom zu, um ſich der, vom Cardinal Cinthio Adobrandini beim Papſte ihm erwirkten Ehre der feierlichen Krönung auf dem Kapitol zu erfreuen. Clemens VIII. ſagte ſelbſt bei dieſer Gelegenheit zu dem Dichter die ſchönen Worte: »Ich biete Euch den Lorbeerkranz, damit er von Euch die Ehre empfange, die er Andern verlieh.«

Die Feierlichkeit ſollte im Frühling des Jahres 1595 vor ſich gehen. Taſſo's Geſundheit hatte aber ſchon ſo ſehr abgenommen, daß er ſich in das Kloſter St. Onuphrio bringen ließ, um ſich zu dem herannahenden Tode vorzubereiten. Er ſtarb daſelbſt am 25. April des genannten Jahres.

Wenn aus dieſer ſchönen Nacht
Herrlich nun der Tag erwacht,
Wird mit tauſend Jubeltönen
Dich der Kranz des Ruhmes krönen.

*

Hell und leuchtend liegt der Kranz auf Purpurkiſſen,
Ein Bild vom glückumſtrahlten Geiſtesglüh'n;
Das Holde bei Erhabenem nicht zu miſſen,
Schmiegt an das Gold ſich freundlich mildes Grün.
Aus jedem Blatt will neue Freude ſprießen,
Aus jedem Blatt will friſcher Muth erblüh'n,
Für ein in Lieb' und Schmerz verglomm'nes Leben
Das müde Haupt als Glorie zu umſchweben.
Taſſo! Taſſo! O wach' auf!
Sieh! die Demantſterne weichen;
Vor des Tages Heldenlauf
Müſſen ſie in Gram erbleichen. —
Ach! er ſchlummert — höret nicht,
Welchen Kranz ein Volk ihm flicht,
Ruht in St. Onuphrio's Zelle
Lächelnd auf geweihter Stelle.

*

Schon ſchmücken ſich die Edelſten der Schönen
Mit Allem was Natur und Kunſt vermag,
Des Dichters Haupt mit zarter Hand zu krönen
Am ſpäten, aber ſchönſten Lebenstag.
Vom heil'gen Vater ſelbſt die Worte tönen,
Die Rom ergreifen, wie ein Zauberſchlag:

„Wie manchem Haupt der Kranz auch Schmuck gewähre,
Er wird dem Kranz verleihen Ruhm und Ehre."
Taſſo! Taſſo! Und Dir ſchafft
Nicht ein neues Lebensfeuer,
Solcher Weihe Segenskraft?
Sind verſtummt denn Seel' und Leier? —
Ach! im bleichen Körper ruht
Die verglomm'ne Lebensglut;
Ach! für ſeine Herzenswunden
Wird kein Balſam mehr gefunden!

*

Und ſieh! In alter Herrlichkeit erſcheinet
Vor Dir nicht Roma, die glorreiche, nur;
Denn mit der Weltbeherrſcherin vereinet
Feurig wetteifernd auch ſich die Natur;
Dich Hohen, den bald eine Welt beweinet,
Will auch verherrlichen des Himmels Flur.
Schon trägt die Nacht, Dein Feſt ſchön zu beſorgen,
In ihrem Schooß den ſchönſten Frühlingsmorgen.
Taſſo! Taſſo! — Eitler Ruf!
Ach, zu viel haſt Du geduldet;
Für das, was Dein Genius ſchuf,
Bleibt Dir eine Welt verſchuldet! —
Wach' empor! Erwache! Schon
Sollſt Du ernten Deinen Lohn. —
Ach, er ſchläft in enger Zelle;
Um ihn wird's — nicht in ihm helle!

*

Schon iſt der längſte Theil der Nacht verfloſſen,
Und ſchlaflos ſteh'n ſie um den Schlafenden.
Wohl kann aus Staub die neue Blume ſproſſen,
Entſchlafner Schmerz läßt keine Blüte ſeh'n,
Und bluht er, ach! ſo blüht er nur dem großen,
Der Ewigkeit geweihten Auferſteh'n.
So laßt ihn ruh'n! Er ſchwebt mit freiem Herzen
Hoch über Erdenleid und ſeine Schmerzen.
Taſſo! Taſſo! Ruhe ſtill!
Sänger! Hohe Siegeslieder
Grüßen freudig Dich am Ziel.
O, erwache ja nicht wieder!
Sanft verloſchen iſt Dein Licht;
Ruft die Welt Dich, — trau' ihr nicht!
Wohlgebettet in der Zelle
Ruh' auf gottgeweihter Stelle!

*

Und ſieh! Schon legen mit geſchäft'gen Händen
Die ſtillen Mönche ernſt den Starren hin;
Antlitz und Arme ſich zum Himmel wenden,
Gebete leiſe von den Lippen flieh'n
Dahin, wo Leid und Klage lächelnd enden,
Aus Thränenſaaten Freudenperlen blüh'n.
Was ſollen ihm nun Jubelfeſt und Kronen?
Den Freien kann kein Erdenglück mehr lohnen!
Taſſo! Taſſo! Roſenſchein
Glänzt durch's Fenſter Deiner Zelle;
Laß Dich nicht verlocken! Nein, —

Irdiſch nur iſt dieſe Helle!
Trau' nicht dieſem falſchen Licht!
Schlummere fort! Erwache nicht!
Wohlgebettet in der Zelle,
Ruh' auf gottgeweihter Stelle!

*

Was hoch in eiteln Morgenwolken glühet,
Es iſt der Lebenstäuſchung bunter Schaum!
Was um Dich her am Sarge ſelbſt noch blühet,
Es iſt des ird'ſchen Hochmuths nicht'ger Traum!
Die Liebe, die der Schmerz zum Grabe ziehet,
Sie ſchwingt ſich auf, hoch über Zeit und Raum.
Des Schönen Heimath iſt ja nicht hienieden;
D'rum wird Dein Lohn erſt jenſeits Dir beſchieden
Taſſo! Taſſo! Sanft verklungen
Iſt Dein Lebens-Schmerzenston,
Aber ewig wird geſungen,
Was Du ſangſt, in Hütt' und Thron,
Kein vergänglich nicht'ger Kranz
Soll Dir leihen Haß und Glanz,
Denn ein höh'rer ward beſchieden,
Dir zum ew'gen Heil und Frieden!

*

Schon leuchtet rings des Frühlingsmorgens Glühen,
Des leidenvollen Lebens Nacht zerrinnt;
Am Himmel Deine Siegesblumen blühen,
Wo Dir der Tod Unſterblichkeit gewinnt,

Und Engelſtimmen ſegnend um Dich ziehen,
Und herrlich Dein Verklärungsfeſt beginnt.
Und horch! Dir ruft von Gottes Thronesſtufen
Die heilige Muſe, die Du einſt gerufen:
Taſſo! Taſſo! Schweb' empor!
Flieh' den Lorbeerkranz hienieden!
Aus ihm quillt nur Gift hervor,
Doch die Palme labt den Müden.
Sternendiademe blüh'n
Aus der Dornenkrone Glüh'n.
Gottes Reich haſt Du geſungen;
Dort nur wird Dein Lohn errungen!

## Plinius Sekundus.

Schon wankte die Erde, ſchon bebte der Himmel,
Es tobte erbrauſend das ſchäumende Meer:
Als, gräßlich geborſten, mit Donnergetümmel,
Felstrümmer und flammendes Flutengewimmel
Veſuv herauf ſandt'! — ein vernichtendes Heer!

Bang dränget auf Wegen der Eilenden Flüchten,
Es hemmet der Eilenden Flüchten der Tod.
Nicht achtend die ſchönſten die heiligſten Pflichten,
Denkt Jeder, vernichtend im weiten Vernichten,
Nur eigene Rettung, nicht Anderer Noth.

Nur Plinius hegte, umdroht von Gefahren,
Noch hohes Gefühl für nicht eigenen Schmerz,
Nur Plinius konnte noch Liebe bewahren,
Sah flüchtend die Mutter, gefeſſelt von Jahren,
Sah eig'ne Gefahr nicht, und flog ihr an's Herz.

„O Sohn, o Geliebter! Ach! Rette Dein Leben!
„O flüchte aus Liebe zu mir von mir fern!
„O Sohn, o Geliebter! Erhalte Dein Leben!
„Als ich Dir das theu're mit Wonne gegeben,
„War nah' ich dem Tode — drum duld' ich ihn gern.“

Mit Jugendkraft rett' ich Dir, Mutter! das Leben.
Du trugſt mich am Herzen, Dich trage mein Arm!
O Mutter, Du Theu're! Ich rette Dein Leben.
Als Du mir das ſüße mit Wonne gegeben,
Warſt nah' Du dem Tode, drum ſchützt Dich mein Arm!

„Mich feſſelt die Laſt, ich erliege den Jahren,
„Mich retteſt Du nimmer, ſo rette nur Dich!
„Mich tödtet Dein Weilen in dieſen Gefahren;
„In Deinem nur ſollſt Du mein Leben bewahren!
„Es blühe glückbringend! Mein Segen für Dich!“ —

O Mutter, o Theu're! Werth iſt mir Dein Leben,
Wenn ich Dich entreiße dem nahenden Tod.
O laß mich das ſüße, das Du mir gegeben,
O laß mich das Leben durch Liebe beleben!
Ich rette Dich dankbar, mich rettet ein Gott.

Da faßt er die Mutter mit frohem Bemühen,
Mit Jugendkraft eilend auf ſchwankendem Pfad.
Des Erebus ſchreckliche Nächte umziehen,
Schnell düſter aufleuchtend mit ſtygiſchem Glühen,
Die Flüchtigen, kraftlos dem Meere genah't.

Wild folgen nacheilend die flammenden Fluthen,
Ein Feuermeer woget im Nachtgrau'n das Land;
Doch Liebe glüh't länger als irdiſche Gluten!
Es ſteckt der erſtaunende Strom, und den Guten,
Den Rettenden rettet der Himmliſchen Hand.

## Der Stab des Popilius.

### I.

Kühnheit, Beherrſcherin erſtaunter Zeit!
Des Heldenthumes Mutter fort und fort!
Du ſiegſt — oft ohne That — durch bloßes Wort,
Weil du dich zeigſt hoch über Sterblichkeit!

Auf Ägyptus glüh'nden Fluren,
Sonſt an Ernteſegen reich,
Dampften jetzt Verheerungsſpuren,
Scholl der Schwerter Todesſtreich.
Voller als des Nilus ſchwarze Wogen,
Ward des Krieges Blutſtrom fortgezogen.

Aus der Ptolemäer Herzen
War die Bruderlieb' entfloh'n;
Mit der Rachſucht Höllenſchmerzen
Trennte Zwietracht Land und Thron,
Und es ſtürzten fremder Feinde Scharen
Auf die Bürger, die ſich feindlich waren.

Schon erſchien mit Heeresmacht
Syriens Herrſcher, Antioch,
Des entzweiten Landes Pracht
Schnell zu beugen ſeinem Joch.
Seiner Krieger wilde Horden zogen
Unaufhaltſam wie des Nilus Wogen.

Sieh, da ſtiegen feierlich
Roms Geſandte jetzt an's Land;
Wuth und Sturm vor ihnen wich,
Denn ſie waren hergeſandt,
Ruh' und Eintracht herzuſtellen wieder
In dem Reich der königlichen Brüder.

Weiſe, ſtreng, gerecht und kühn
Tritt Popil, den nichts erweicht,
Ernſt zu Syriens König hin,
Der voll Huld die Hand ihm reicht;
Doch der Römer, trotzig und gelaſſen,
Säumt, die dargebotene zu faſſen.

„Erſt," ſo ſpricht er, „thu' mir kund,
Ob Du des Senates Freund?
Ob zu Roms verehrtem Bund
Geiſt und Wille ſich vereint?
Lies vor Allem des Senates Schreiben!
Dann belieb's, Freund oder Feind zu bleiben.

Schnell befolgt der Fürſt das Wort,
Lieſ't des Schreibens ſtrengen Sinn,
Der ihn heißt ſein Kriegsheer fort
Aus Ägyptens Land zu zieh'n,
Daß die beiden königlichen Brüder
Der vereinte Thron erfreue wieder.

## II.

Da ſchweiget betroffen der Fürſt; den Buſen voll Grimme,
Die Miene voll Lächeln, beſchwört er mit freundlicher Stimme:
Er wolle gern ſchonen, die Roma beſchützt;
Nicht länger ſei heiliges Blut mehr verſpritzt!
Doch fänd' er zu reifem Entſchluſſe, vorerſt noch vonnöthen,
Sich wohl zu beſprechen mit ſeinen erfahrenen Räthen.
Da flammen Popilius Augen von zürnenden Blicken,
Daß Aufſchub und Liſt ihm das Ziel ſeiner Sendung verrücken.
Ein König der Könige, ſenkt er den Stab; ein Geleis,
Im Sande gezogen, umſchließet den Fürſten im Kreis.
„Nicht wag's, aus dem Kreiſe zu ſetzen den Fuß,
„Bis Du mir verkündet den wahren Entſchluß!" —

e Kühnheit wirkt auf den erſtaunenden König ſogleich:
ſchweigen die zagenden Räthe betroffen und bleich.
bannt in den heiligen Kreis durch das mächtige Wort,
nannt er ſich nicht, zu verlaſſen den feſſelnden Ort.
horſam, als ob ihm beföhle ein Gott,
richt er: „Es geſcheh' des Senates Gebot!" —
t reichet Popil erſt dem König die Hand
Als römiſchem Bundesgenoſſen und Freund:
räume denn ſchnell mit dem Heere das Land!
„Das Bruderpaar herrſch' auf dem Throne vereint!" – –
verläßt, wie entzaubert, der König ſogleich
Kreis — und ſein Heer das befriedete Reich.

## Keller und Felbiger.

In Schlachtenſturm und Kampfgewühl
Erliſcht des Haſſes Rachgefühl;
Es wird das Schwert zum Pilgerſtab.
Verſöhnung wallt, wo Herzen bluten,
Dem Phönix gleich, aus wilden Gluten,
Und kränzt das ſtille Grab.

Entbrannt von gleicher Liebe Glut,
Beſtürmt von gleichen Haſſes Wuth,
Beſaß Ein Mädchen Beider Herz.

Die Holde wählt nicht, ſchwankt und bebet,
Und Furcht, die zwiſchen Neigung ſchwebet,
Vermehrt getheilter Liebe Schmerz.

Erwarb ſich Keller ihren Blick,
Rief Felbiger ihn ſchnell zurück
Durch der Verehrung holdes Nah'n.
Und überall iſt Kampf und Ringen,
Und überall Kraft und Bezwingen;
So ſchwankt im Sturm ein Schifferkahn.

Von Lieb' und Haß jetzt übermannt,
Verfolgen ſie ſich grimmentbrannt,
Und Einer ſinnt des Andern Tod.
Von Leidenſchaft den Sinn entweihet,
Wird kühner Frevel nicht geſcheuet,
Und keiner denkt des Mädchens Noth.

Doch nun erſcholl des Krieges Klang
Vom Zürcherthale wild und bang
Herüber in das Schweizerland.
Getreu der Väter Heldentugend,
Verſammelt ſich die raſche Jugend;
Es blinkt das Schwert in kräft'ger Hand.

Erfahren in des Krieges Kunſt,
Gehoben durch der Freunde Gunſt,
Führt Keller einen Heerzug an:

Auch gibt, nach ſeiner Macht Belieben
Der Rache ſüße Wuth zu üben,
Das Glück den Feind ihm unterthan.

Doch *Felbiger*, mit ſtillem Muth,
Erduldet jeder Kränkung Wuth,
Womit des Führers Macht ihn drückt;
Denn ihn erfüllt des Glaubens Würde,
Und leicht trägt *der* auch ſchwere Bürde,
Den gold'ner Zukunft Lohn entzückt.

Schon raſ't die Schlacht, ein Trommelſturm;
Geläute heult von Burg und Thurm,
Und blutbeſpritzte Fahnen weh'n,
Schon ſchallt der Schweizer Siegesſchreien:
Durchbrochen ſind der Zürcher Reihen,
Die ſich zur Flucht den Pfad erſpäh'n.

Mit bleichen Mienen, Flug das Haar,
Ereilt und drängt die bange Schaar
Den ſchwachen Steg, der Rettung winkt.
Ihn trennt die Laſt; die Stützen weichen:
Der Sihlſtrom ſchäumt und ſchwillt von Leichen
Den Ufern zu, wo *Keller* ſinkt.

Den Todesſchrei hört *Felbiger* —
Und kennt in ihm den Feind nicht mehr,
Des Nebenbuhlers Ingrimm nicht!

Den Leidenden nur ſieht er lechzen,
Den Sterbenden nur hört er ächzen,
Der ſchwach noch mit den Wellen ficht.

Ein Gott an Kraft, voll edler Glut,
Entreißt er ihn vom Fels der Flut.
Ein Kleinod wird ihm Feindeslaſt,
Als plötzlich durch die Lüfte ſauſend,
Vom Tod geſendet, dumpf hinbrauſend,
Ihn einer Bombe Macht erfaßt.

Er ſtürzt: die Laſt entſinkt dem Arm;
Das Blut hüllt Beide raſch und warm
In ſeinen Purpurmantel ein,
Und der Gerettete erwacht,
Um ſich der ſchönſten Todesnacht
Am Freundesherzen zu erfreu'n.

Er küßt ihn, ihrer Wunden Blut
Löſcht, warm vereint, des Haſſes Glut:
Ihr letzter Athem iſt Ein Sinn.
Erſtarret und doch feſt umſchlungen
Erblickt das Heer ſie, ſchmerzdurchdrungen,
Gibt Beiden Eines Hügels Grün.

# Guiskard und Nelly.

Leiſ' entſchläft auf ſtiller Flur
Die Nacht am Buſen der Natur.
Das Leben und das Todte ruht;
Der Mond beleuchtet Berg und Flut;
Doch aus der Linden Mitte
Glänzt heller Nelly's Hütte.

---

Ach, die Arme weint ſich bleich!
Denn ſchön iſt Guiskard, ſanft und weich;
Doch ſchätzt der Vater Geldgewinn
Mehr als ein Herz voll Edelſinn,
Und flucht dem jungen Paare
Den Segen vom Altare.

---

An der Mutter Seite wacht
Sie harrend noch in tiefer Nacht.
Die Lampe ſcheint ihr in's Geſicht,
Der Schlummer ſchließt ihr Auge nicht:
„Der Docht iſt bald verglommen
„Und Guiskard ſäumt zu kommen!“

---

Sie entſchläft; die Glut erwacht;
Und Guiskard eilt in tiefer Nacht

Zum vielgeliebten Mädchen hin.
Es ſchnaubt ſein Roß, die Mähnen flieh'n —
Ach! aus der Linden Mitte
Strahlt flammenhell die Hütte.

Guiskard läßt den Zügel los,
Erſtarrend auf dem ſcheuen Roß,
Gleich einem wuthdurchglühten Geiſt,
Der Nacht und Grab erzittern heißt!
Schon dröhnt aus dumpfer Weite
Das wilde Sturmgeläute.

Mond- und Sternenglanz erbleicht,
Und Guiskard hat das Dorf erreicht.
Die Glut bricht aus der Nacht hervor;
Geheul der Angſt umſchallt ſein Ohr,
Und von der Treppe Stufen
Achzt Nelly's banges Rufen.

Alles flieht des Feuers Wuth;
Nur Guiskard ſtürmt durch Dampf und Glut;
Doch die verbrannte Treppe ſinkt. —
Ihn ſchreckt kein Schmerz, kein Tod! Er ſchwingt
Sich aufwärts, und die Flammen
Weh'n über ihn zuſammen.

Sieh! Es ſtirbt des Feuers Wuth,
Und Guiskard dringt durch düſtre Glut

In Nelly's enges Schlafgemach:
„Mein Mädchen! Eile, folg' mir nach!
Laß ſchwinden Angſt und Qualen!
„Auf, eh' die Trümmer fallen!"

Aber Alles ſtill und ſtumm!
Nur Guiskard's Stimme ſchallt herum:
„Auf, faſſe Muth, und folg' mir nach,
„Mein Mädchen, aus dem Schlafgemach!" —
Doch tief'res Todesſchweigen
Starrt aus den glüh'nden Reigen!

Horch! Wie Himmelsklang erbebt!
Leicht über Graus und Trümmer ſchwebt
Süß Liebchen jetzt voll Engelsruh',
Und ſchöner noch, als je, ihm zu;
Es ſtrahlt ihr vom Geſichte
Mit ungewohntem Lichte.

Bräutlich reicht ſie ihm den Mund:
„Kein Tod zerreißt der Seelen Bund!
„Und wehrt ihn auch die Erde ſchon —
„Im Himmel blüht der Treue Lohn." —
Der Liebe Geiſter wallen
Empor — die Trümmer fallen.

# Öſterreich's Wappenſchild.

Entzündet von heiliger Glut,
Beflügelt von Eifer und Muth,
Drang über Ströme, Berg und Meer
Das völkerreiche Chriſtenheer,
Verſchmachtend oft in Wüſteneien,
Im fernen Sarazenenland,
Um ſchnell aus der Ungläub'gen Hand
Das Grab des Heilands zu befreien.

Schon war Ptolemais bedrängt *);
Die chriſtliche Heerſchar umfängt
Die hohen Mauern rings umher,
Erbrauſend wie das nahe Meer;
Und Sultan Saladin **), verlaſſen
Vom Glück, das ihn ſonſt ſtets gekrönt,
Sieht ſich vom Schickſal nun verhöhnt,
Kann weder Rath noch Hilfe faſſen.

Zwar ſiegreich das Chriſtenheer wallt,
Doch herrlich vor Allen noch ſtrahlt

---

*) Ptolemais, der alte Name der heutigen Stadt **Jean d'Acre** an der ſyriſchen Küſte.

**) Saladin, Sultan von Egypten und Syrien.

Öſterreich's Herzog Leopold *),
Jeder edlen Tugend hold;
Der Menſchlichkeit den Muth verbindend,
Weht ſeine Fahne ſtets voran
Den blut'gen Weg der Heldenbahn,
Dem Heere Glück und Sieg verkündend.

Schon wankt Ptolemais beſtürmt,
Von Leichenhügeln umthürmt;
Allein mit der Verzweiflung Wuth
Wächſt auch der Sarazenen Muth,
Und auf den ſchon erſtieg'nen Mauern
Beginnt ein neuer Todeskampf.
Heiß qualmt empor des Blutes Dampf,
Es weicht der Tag der Pfeile Schauern.

Umringt von ungläubigem Troß,
Steht Leopold, herrlich und groß,
Sein Schwert, ein reger Himmelsſtrahl,
Schlägt einen Feind mit jedem Fall.
Schon ſchwächer wird das Schlachtgebrülle;
Was lebt, ſucht ſeinen Arm zu flieh'n,
Nur Leichenhügel ſind um ihn.
Bald jauchzt der Sieg durch Todesſtille.

---

) Leopold von Babenberg, mit dem Beinamen: der Tugendhafte, Sohn des erſten Herzogs Heinrich Jaſomirgott und Enkel des heil. Leopold.

Erhaben, ein Gott der Schlacht,
Prangt Leopold's glorreiche Macht,
Ernſt blickend auf der Leichen Kreis.
Sein Waffenrock, erſt glänzend weiß,
Doch nun ein hehres Siegeszeichen,
Getränket in der Feinde Blut,
Strahlt auf in hoher Purpurglut,
Wie Morgenroth auf See und Teichen.

Jetzt löſet er Gürtel und Schwert:
„Gelobt ſei Gott und geehrt!“
So ruft er tiefgerührt, und ſenkt
Den Stahl vor dem, der Alles lenkt.
Und ſieh! wie roth ſein Kleid auch glühte,
Da, wo der Gürtel ihn bedeckt,
Dem nah' das edle Herz ihm ſchlägt,
Strahlt's ſchneeweiß um des Leibes Mitte.

„Seid ewig, ihr Farben, im Schild,
„Und bleibt der Gerechtigkeit Bild
„In Öſterreich's Wappen immer fort!“
So tönte Heinrich's Kaiſerwort.
„Umſtrömt euch gleich der Feinde Blut,
„Ihr ehret Gott und bleibet gut!
„D'rum leuchte wie der Tugend Kranz
„Im Roth der weißen Farbe Glanz!“

# Morgana.

Erloſchen iſt der Sonne Strahlenfeuer,
Vollendet iſt der Heldin Siegesbahn.
Schon webt der Abend ſeinen grauen Schleier,
Und was geſenkt war, blickt nun himmelan.
Sanft glimmt auf Bergen noch die Roſenfeier;
Auf Fluten wallt die Ruhe wie ein Schwan.
Der Schmerz verkläret ſich in ſtillen Thränen,
Der Erdenluſt erwacht ein höh'res Sehnen.

*

Tief eingehüllt in ihr Gewand der Trauer,
Steigt aus der Erde Schooß empor die Nacht;
Die Lüfte ſtöhnen ſchwer, und Geiſterſchauer
Sind aus den Gräbern rings umher erwacht.
Im Oſten thürmt ſich eine Wolkenmauer
Mit wilder Schreckgeſtalten Rieſenpracht,
Die drohend abwärts nach der Erde ſchauen;
Es herrſchet Ahnungsſchweigen, Furcht und Grauen.

*

Aufbrauſen dumpf des Meeres düſtre Fluten,
Ihr Toſen bang zurück vom Ufer wallt.—
Die Bruſt voll Lebenshaß und Himmelsgluten,
Tritt vor — Morganens nächtliche Geſtalt.

Ach! ihres Herzens tauſend Wunden bluten,
In ihrem Blick ein Todesfeuer ſtrahlt.
Mitfühlend ſcheinen Erd' und Meer zu tragen
Ihr ſchweres Leiden, ihre ſtummen Klagen.

⁂

Und freundlich, Nacht und Wehmuth zu erhellen,
Steigt jetzt der Mond aus ſchwarzer Wolken Schooß,
Dem Tröſter lieblich ſich verbündend, ſtellen
Die Sterne ſich, wetteifernd klein und groß;
Hoch fühlt Morgana jetzt ihr Herz aufſchwellen,
Als auf ihr Haupt der Himmelsglanz ſich goß;
Wie Ätherflammen ihren Kummer küſſen,
Vermag die ſtarre Bruſt ſich aufzuſchließen.

⁂

Dumpf ſauſt der Wind im nebelgrauen Kleide,
Das lang und weit den hohen Leib umfließt:
Bang flüſternd bebt, wie ſchlankes Schilf der Heide,
Der Kranz, der das verhüllte Haupt umſchließt,
Und aus des Gürtels blitzendem Geſchmeide
Sprüh'n Strahlen, wie der Mond ſie kaum ergießt.
Nun lüftet ſie des Hauptes dunkle Hülle,
Und durch die Nacht tönt ihrer Klagen Fülle:

⁂

„Zerriſſen iſt der Jugendtäuſchung Schleier,
„Verdorrt des Lebensfrühlings Blütenſcherz,
„Erloſchen hoher Liebe heil'ges Feuer,
„Verblutet dieſes einſt ſo volle Herz;

„Dahin iſt Alles, was mir lieb und theuer,
„Und an die Erde heftet mich der Schmerz.
„Dem Druck der Schickſalsmächte preisgegeben,
„Erlahmt die Kraft, erſtarrt das inn're Leben.“

*

„Vergebens ſtrebt der hohe Geiſt zum Lande,
„Wo bei den Sternen ſeine Freuden blüh'n:
„Vergebens will er ſchwere Sinnenbande
„Zerſprengen und den Schmerzenskerker flieh'n:
„Ihn blendet Täuſchung, und der Ohnmacht Schande
„Muß ihn, ſich ſelbſt ein Spott, zu Boden zieh'n.
„Wohlan! verſagt ein Gott mir Himmelsrechte —
„Nehmt ganz mich hin, ihr dunkeln Erdenmächte.“

*

Sie ſpricht's; ein Donnerſchlag mit Blitzesgluten
Stürzt trennend in des Meeres nächt'gen Schlund;
Wild leuchten auf die bang entwich'nen Fluten,
Und offen liegt der Tiefe weiter Grund.
Hier ſtarrt Geripp des Böſen bei dem Guten,
Jahrtauſend' ſtehen im Vernichtungsbund,
Und grauſen Ungeheuern zum Entſetzen,
Praßt Raubgier ſchwelgend, thront der Tod auf Schätzen.

*

Morgana bebt. Im Innerſten erſchüttert,
Entflieht ſie der Vernichtung grauſem Bild.
Der Abgrund ſchließt ſich, doch die Erde zittert,
Verwandelt in ein Gräber-Nachtgefild.

Aufgeh'n die Särge, plötzlich wie zerſplittert.
Ein Schattenheer weht ächzend bang und wild.
In ſchauderhaften Kampf muß ſich begeben
Nothwendigkeit mit Freiheit, Tod mit Leben.

*

Und doch ringsum nur flüchtiges Erſcheinen
Und ſpurlos ſchnelles Enden und Vergeh'n!
Den Staub der Mutterblume zu beweinen,
Sieht ſie zu gleichem Ziel die Knosp' erſteh'n.
Hineilendes mit Ruhe zu vereinen,
Und Troſt zu faſſen in des Daſeins Weh'n,
Frommt, Menſch, das Eine nur: der Blick nach oben,
Vom Erdenthal zur Himmelshöh' erhoben! —

*

Erweicht von Wehmuth, ſinkt auf einen Hügel
Morgana ſtill und ſchmerzlich lächelnd hin;
Es dehnen ſich geſtärkt der Seele Flügel,
Es lichtet ſeine Nacht der inn're Sinn.
Sie blicket in der Zukunft Geiſterſpiegel
Für Erdenleid den ewigen Gewinn. —
„Erſcheinung ſei dein flücht'ges Spiel, o Leben,
„Bis du zum Bleibenden dich wirſt erheben!

*

„So ſollſt du meinem Geiſt vorüberziehen
„In deiner bunten Dämmerungsgeſtalt!
„Im äußern Dunkel ſoll das Inn're glühen,
„Wenn, Hoffnung, mir dein Zauberlied erſchallt.

„D'rum wurde ja dem Sterblichen verliehen
„Der Täuſchung wie der Wahrheit Allgewalt.
„Kann er den Himmel hier auch nicht erreichen,
„Er flicht ſich doch in's Leben Himmelszeichen."

*

„So will ich, Ruh' und Gleichmuth zu erhalten,
„Im armen Leben reiches Lebensſpiel
„Bedeutungsvoll und tröſtend mir geſtalten
„An jeder Nacht, an jedes Tages Ziel;
„Wenn Dämmerung mit ihrem Zauberwalten
„In Eins verſchmelzen Erd' und Himmel will,
„Dann ſoll mir in ätheriſchen Gefilden
„Verlornes Erdenglück ſich ſchöner bilden."

*

„Und weil zu blendend ſtrahlt des Himmels Schimmer
„Dem Auge, das nur Widerſchein erträgt;
„Und weil zu ſchrecklich dreh'n der Erde Trümmer,
„Selbſt wenn der Lichtflut Glorie ſie umhegt:
„So wird der Meeresfläche ſanfter Flimmer,
„In ſtillen Dämm'rungsſtunden kaum bewegt,
„Mir Spiegel ſein von hohen Himmelsbildern,
„Die ſich im Widerſcheine freundlich mildern!" —

*

Und es entweicht des Dunkels ſchweres Brüten,
Erbleichten Sternen folgt ein Farbenglüh'n.
Der ſchöne Morgenhimmel prangt in Blüten,
Lichtfunken ſegeln über's Meer dahin,

Und unter jungen Schöpfungsjubeln mitten
  Erwacht das Leben all' mit freud'gem Sinn;
Bedeutungsvoll und groß und reich entfalten
Im Ätherglanz ſich reine Lichtgeſtalten.

*

Mit leichtem geiſtigen Berühren ziehen
  Die Bilder in Morganens Seele hin;
Ermuthigt fühlt ſie froh ihr Herz erglühen,
  Doch nicht betäubt den aufgeregten Sinn.
Vom flücht'gen Erdenſpiel iſt nur das Blühen
  Des Schmerzes und der Freude ihr Gewinn.
An Beider Bild will ſie ſich ſtets entzünden,
Im eig'nen Buſen Welt und Schickſal finden.

*

So zeigt die Dichtkunſt Welt und Menſchenleben
  In ihres Zauberſpiegels mildem Glanz,
Lehrt, uns zum Ewigbleibenden erheben
  Im flüchtig weſenloſen Hexentanz;
Morganens Dämm'rung läßt ſie um uns ſchweben,
  Und ſchlingt um Erd' und Himmel Einen Kranz.
Zieh'n leicht dahin des Sinnenreichs Gewalten,
Wird rein ſich unſer Heiligſtes geſtalten!

# Der Feuerkönig.

(Nach Walter Scott.)

Horcht, tapf're Ritter, holde Frau'n,
Horcht meiner Harfe Saitenklang!
Er tönt von Wundern, Lieb' und Kampf.
In Mitte lauter Fröhlichkeit
Wird athmen nur ein leiſes Ach
Um Albert und Roſalie.

*

Seht ihr des Schloſſes Herrlichkeit
Auf hohem Fels? Seht ihr die Maid,
Der in dem Aug' die Thräne blinkt?
Seht ihr den grauen Pilger auch,
Der mit dem Stab und Muſchelhut
Vom fernen Paläſtina kommt?

*

„Nun, Pilger, grauer Pilger, ſprich,
„Sprich, welche neue Kunde bringſt
„Du aus dem heiligen Lande mit?
„Wie fügt ſich dort das Kriegesglück?
„Wie zeigen unſ're Edlen ſich,
„Die Blume unſ'rer Ritterſchaft?"

*

„Hold lächelte das Kriegesglück,
Gab manche Stadt in unſre Hand.
Die Edlen zeigen edel ſich
Am Hochgebirge Libanon;
Die fromme Schar der Chriſten ſiegt,
Der Heiden Menge fällt und flieht."

*

Ein goldnes Kettlein ſchimmerte
Hell aus des Fräuleins Lockennacht;
Das ſchöne gold'ne Kettlein wand
Sie um des Pilgers graues Haar.
„Dies, Pilger, grauer Pilger, nimm
Für Deine Kunde hin zum Lohn!"

*

„Und Pilger, guter Pilger, ſahſt
Du auch an Galiläa's Strand
Albert, den Tapfern, Herrlichen?
Sahſt Du da, wo der Halbmond wich
Und vorwärts drang das rothe Kreuz,
Sahſt Du Ihn da im Vorderreih'n?" —

*

„Maid, ſchöne Maid! Friſch grünt der Baum;
„Maid, ſchöne Maid! hell fließt der Strom;
„In Kraft und Stolz ſteht Eure Burg,
„Und Eure Hoffnung fliegt hoch auf;
„Doch, ſchöne Maid! Ach! Alles blüht
„Hienieden nur, um zu vergeh'n."

*

„Es welkt der Zweige friſches Grün,
„Der Donner ſchlägt, und Eure Burg
„Wird ein zerbröckeltes Geſtein;
„Der Strom einſt hell, ſchleicht trüb dahin;
„Weg iſt die Hoffnung, Albert — ach!
„Gefang'ner auf dem Libanon!“ —

*

Als dies die Maid vernahm, beſtieg
Sie alſogleich ein ſchnelles Roß,
Und nahm ein ſchneidig ſcharfes Schwert,
Und ſchiffte nach dem heil'gen Land,
Den theuern Freund durch Löſegeld
Von Heidenfeſſeln zu befrei'n.

*

Doch Albert — er gedachte nicht
Roſaliens, ſeines Glaubens nicht,
Und ſeiner Ritterehre nicht;
Des Sultans Kind vom Libanon,
Ein Heidenmädchen, hatte, ach!
Gewonnen ſein treuloſes Herz.

*

Zulema ſprach: „Chriſt, tapfrer Chriſt!
Und willſt Du mein Geliebter ſein,
So mußt Du thun der Dinge drei,
Eh' ich Gehör Dir gönnen mag,
Mußt Mahom's Glauben und Geſez
Für's Erſt' annehmen mir zu Lieb'.“

*

„Dann mußt Du in der Höhle, wo
Von uns geehrt geheimnißreich
Das heil'ge Feuer ewig brennt,
Drei Nächte einſam und allein,
Wach' halten, ohne einen Laut.
Thun wirſt Du mir zu Lieb' auch dies."

*

„Dann wirſt Du uns mit Rath und That
Beiſtehen, Paläſtina's Land
Vom Frankenheere zu befrei'n,
Und iſt dies Alles mir zu Lieb'
Geſcheh'n, dann ſoll Graf **Albert** auch
Mein Herr und mein Gebieter ſein."

*

Da warf er weg den Helm, das Schwert,
Deß Griff die Form des Kreuzes trug,
Entſagte ſeinem Ritterthum,
Entſagte ſeinem Gott, und nahm
Den Turban und das Heidenkleid,
Der Maid vom Libanon zu Lieb'!

*

Und in der Höhle tiefſtem Grau'n,
Von eh'rnen Wänden rings umſtarrt
Mit fünfzig Pforten, all' von Erz,
Hielt er bis Tagesanbruch Wach',
Doch wurde nichts ihm ſichtbar als
Die Flamme auf dem Steinaltar.

*

Zulema ſtaunt, der Sultan ſelbſt.
Es murmelt dumpf der Prieſter Schar,
Als auf den Ritter fiel ihr Blick.
Sie unterſuchten ſein Gewand,
Und fanden einen Roſenkranz,
Und nahmen ihn ſogleich hinweg.

*

Und in der Höhle tiefſtem Grau'n,
Durchwachte er die zweite Nacht.
Die Winde ſauſten ringsumher,
Doch blieb ihr Ziſchen immer fern,
Die Flamme brannte ungeſtört:
Unheimliches gewahrt' er nicht.

*

Die Prieſter murrten, und es ſtaunt
Der Sultan, während ihr Geſang
Mit dumpfen Zauberſprüchen ſchallt.
Sie unterſuchten ſeinen Leib,
Und ſieh! auf ſeiner Bruſt erſchien
Ein Kreuz, vom Vater eingeprägt.

*

Die Prieſter tilgten ſorgſam weg
Des Kreuzes Spur, und wieder ging
Zur Höhle der Abtrünnige;
Da flüſtert Etwas ihm in's Ohr,
Er horcht; ſein guter Engel war's,
Der trauernd von ihm Abſchied nahm.

*

Hoch ſchlug ſein Herz, wild ſträubte ſich
Sein Haar; fünf Schritte trat er ſchon
Zurück, ſich zu entfernen ſchnell;
Doch ach! verblendet war ſein Herz,
Der gute Vorſatz ſchwand vor'm Bild
Der ſchönen Maid vom Libanon.

*

Kaum ſchritt er durch das Thorgewölb',
Kaum trat er auf der Schwelle Rand,
Da fing der Windsbraut Sauſen an,
Und Wänd' und Pforte raſſelten,
Und auf des Sturmes Flug erſchien
Des Feuerkönigs Schreckgeſtalt.

*

Die Größe über alles Maß,
Undeutlich ſeiner Glieder Form,
Die Stimme Donner, Blitz ſein Hauch.
Graf Albert's muth'ges Herz ward zahm,
Da er in ſeiner Schrecken Macht
Den Feuerkönig nun erblickt.

*

Blau ſchimmerte in ſeiner Hand
Ein breites Schwert, durch Nebelqualm;
Er ſpricht, — es bebt der Libanon:
„Den Sieg verſchafft Dir dieſes Schwert,
„Doch nur ſo lang, bis Du vor'm Kreuz
„Dich beugeſt und zur Jungfrau flehſt.“ —

*

Der Arm, in Wolken eingehüllt,
Gab ihm die Waffe; kniend nahm
Die Gabe der Abtrünnige.
Fern rollt der Donner hin, ſchwach blitzt
Ein Feuerſtrahl und das Phantom
Verſchwindet auf dem Wirbelwind.

*

Graf Albert kämpfte nun im Heer
Der Heiden; treulos war ſein Herz,
Doch ſtark ſein Arm. Das rothe Kreuz
Ward immer matter und erloſch.
Und voller ward des Halbmonds Glanz,
Seit er anführt' das Heidenheer;

*

Und Wald und Flut und Wüſte trank
Der Krieger Chriſti edles Blut:
Nun aber zog mit Macht heran
Der Johanniter kühne Schar,
Mit ihr der Templer tapfres Heer,
Geführt vom König Balduin.

*

Trompetenſchall und Cymbelklang!
Ein Lanzenwald, vorwärts geſenkt,
Dringt dichtgeſchloſſen in den Feind.
Zur Erde ſchmetternd Mann und Roß,
Macht Albert's Heldenarm ſich Bahn
Durch's Schlachtgedräng zu Balduin.

*

Vergebens deckte Balduin
Sich mit des Schildes rothem Kreuz
Vor Albert's Zauberſchwert; da warf
Ein Page vor den König ſich,
Und ſchlug den ſtolzen Turban auf
Des Renegaten Haupt entzwei.

*

Der Hieb traf ſchwer, ſo daß der Graf
Bewußtlos vor dem rothen Kreuz
Sich bückte bis zum Sattelknopf.
Kaum hatt' er vor dem rothen Kreuz
Sein Haupt gebeugt, da rief er auch:
„O heil'ge Jungfrau, ſteh' mir bei!"

*

Da ächzt das Schwert; weg war die Kraft;
Weg flog es aus des Grafen Hand,
Und ſchwand, und ward nicht mehr geſeh'n.
Glaubwürd'ge Männer ſagten aus,
Des Blitzes rother Flügel trug's
Zum Feuerkönig ſchnell zurück.

*

Der Graf ballt die geſtählte Hand,
Er knirſcht mit den Zähnen, wirft
Mit Einem Stoß den Pagen hin.
Als dem der Helm vom Haupte fiel,
Da war zu ſeh'n der Augen Blau,
Da war zu ſeh'n der Locken Gold.

*

Dem Grafen blieb's nicht lang vergönnt,
Zu ſchauen den gebroch'nen Blick,
Zu ſchau'n das blutbefleckte Haar,
Denn wie ein Waldſtrom ſtürzte wild
Der Templer Schar heran und taucht'
Die Lanzen in der Heiden Blut.

*

Da floh der Sarazenen Heer,
Floh vor der Muſchel und dem Kreuz
Am Chriſtenkleid und Chriſtenſchild;
Es ſättigten die Adler ſich
An Leichen der Ungläubigen
Im heil'gen Lande ringsumher.

*

Vorüber iſt die wilde Schlacht.
Wer iſt der Heide, welcher dort
Starr unter den Erſchlagnen liegt?
Wer iſt der Page, welcher kalt
Zu ſeinen Füßen liegt? Wer ſonſt,
Als Albert und Roſalie!

*

Das Fräulein ward begraben in
Jeruſalem's geweihtem Grund,
Albert der Wölf' und Geier Raub;
Des Fräuleins Seele nahm zu ſich
Die heil'ge Jungfrau, ſeine trug
Ein Sturm zum Feuerkönig hin.

*

Noch manches Minſtrels Harfenlied
Singt, wie das rothe Kreuz geſiegt,
Singt, wie der Halbmond unterlag;
Und mitten unter Freud' und Luſt
Seufzt mancher Ritter, manche Maid
Um Albert und Roſalie.

# Inhalt.

Seite

### Erzählungen, Märchen und Sagen:

Lebensglück und Selbſtbeherrſchung . . . . . . 3
Gemüthsſtörung und Seelenruhe . . . . . . 61
Des Kindes Schutz . . . . . . . . . 97
Amor und Pſyche . . . . . . . . . 119
Der Zauber der Liebe . . . . . . . 147
Die Seelenwanderung . . . . . . . 155
Der goldene Ring . . . . . . . . 181
Die Göttin der Vernunft . . . . . . 189
Die Verwünſchung . . . . . . . . 195

### Balladen und Romanzen:

Dädalus . . . . . . . . . . . 269
Die Todesglocke . . . . . . . . . 277
Die Meſſe um Mitternacht . . . . . . 287
Taſſo's Verklärungsnacht . . . . . . 295
Plinius Sekundus . . . . . . . . 300
Der Stab des Popilius . . . . . . . 302
Keller und Felbiger . . . . . . . . 305
Guiskard und Nelly . . . . . . . . 309
Öſterreich's Wappenſchild . . . . . . 312
Morgana . . . . . . . . . . . 315
Der Feuerkönig . . . . . . . . . 321

Gedruckt bei C. Ueberreuter.

Bedeutende Preisherabſetzung auf unbeſtimmte Zeit!

## In der Buchhandlung von Ignaz Klang

**in Wien,**

in der Dorotheergaſſe Nr. 1105, im linken Eckhauſe vom Graben hinein,

ſind ganz neu zu haben:

☞ Anſtatt **31** fl. C. M. um **20** fl. C. M.!!

# Goethe's ſämmtliche Werke.

In 40 Bänden. Complet.

Neueſte, mit Zuſätzen vermehrte, neugeordnete, vollſtändigſte Original-Ausgabe, auf feinem Maſchinen-Velinpapier, in dem beliebten Schiller-Format, kl. 8. Stuttgart und Tübingen 1840.

☞ **Zur größeren Bequemlichkeit und zur Vermeidung defecter Bände liegen auch ſchön broſchirte Exemplare bereit, welche nur um einen Gulden C. M. mehr koſten.**

Ebendaſelbſt ſind ganz neu zu höchſt wohlfeilen Preiſen ſchon vollſtändig und in Umſchlägen nett broſchirt zu haben:

# Wieland's ſämmtliche Werke.

**Neueſte, vollſtändige Original-Ausgabe in 36 Bänden.**

Format, Druck und Papier gleich der neueſten Ausgabe von Schiller's Werken in 12 Bänden, kl. 8. Mit dem Bildniſſe des Verfaſſers in Stahlſtich. Leipzig (Verlag von Georg Johann Göſchen.) 1839—1840.

**Preis aller 36 Bände nur 18 fl. C. M.!!**

Ferner:

# Klopſtock's
# ſämmtliche Werke.

**Neueſte, vollſtändige Original-Ausgabe in 9 Bänden.**

Format, Druck und Papier gleich der neueſten Ausgabe von Schiller's Werken in 12 Bänden. kl. 8. Mit dem Bildniſſe des Verfaſſers in Stahlſtich. Leipzig. (Verlag von G. J. Göſchen) 1830. Nett broſchirt in eleganten Umſchlägen.

**Preis aller 9 Bände nur 4 fl. 15 kr. C. M.!**

Ferner:

# Klopſtock's
# ſämmtliche Werke.

**Neueſte, vollſtändige Original-Pracht-Ausgabe in Einem Bande.**

Auf ſchönſten Velinpapier, einen 100 Bogen ſtark. Mit dem wohlgetroffenen Portrait des Verfaſſers nach Juel. Format, Druck und Papier ganz wie die ſchöne, mit ſo allgemeinem Beifall aufgenommene Edition von Goethe's Werken in 2 Bänden, Lex. 8. Leipzig. (Verlag von G. J. Göſchen) 1839—1840. Nett broſchirt im eleganten Umſchlag.

**Preis nur 5 fl. 15 kr. C. M.!**

☞ Durch Ankauf einer bedeutenden Exemplar-Anzahl dieſer Werke, bin ich in den Stand geſetzt, dieſe höchſt billigen Preiſe ſo lange gelten zu laſſen, als der Vorrath ausreicht.

Zur leichteren Anſchaffung für Bücherfreunde in den Provinzen, nehmen alle ſoliden Buchhandlungen zu denſelben Preiſen, darauf Beſtellungen an.

ränumerations-Werke auf Velinpap.
in Schiller-Format kl. 8.

# Kotzebue's Romane,

Erzählungen, Novellen, Geſchichten, Anekdoten
und Miszellen,

n **30 bis 36 Bänden, à 250 Seiten ſtark.**

Jeder Band in Umſchlag breſchirt,

**oſtet nur 24 kr. C. M.!! 30 Bände**

auf einmal bezahlt,

koſten **nur 10 fl. C. M.!!**

☞ Folgende **22** Bände ſind ſchon fertig:

—2. Bd. **Die Leiden der Ortenbergiſchen Familie.**
—4. **Leontine.** Ein Roman in 100 Briefen.
**Philibert, oder die Verhältniſſe.**
—9. **Kleine geſammelte Schriften. 4 Bde.**
.—11. **Geſchichten für meine Söhne.**
.—13. **Geſchichten für meine Tochter.**
.—19. **Kleine Romane, Erzählungen, Anekdoten u. Miszellen. 6 Bde.**
. **Der ruſſiſche Kriegsgefangene unter den Franzoſen.**
. **Die jüngſten Kinder meiner Laune.** 1. Band, oder der unterirdiſche Gang. — Die Geſchichte unſerer Unwiſſenheit. — Der lange Hans, oder die Rechte des Menſchen.
. **Die jüngſten Kinder meiner Laune.** 2. Bd.

☞ Monatlich erscheinen **3** Bände!

# A. W. Iffland's
ſämmtliche
# Theaterſtücke.
**Erſte ganz vollſtändige Ausgabe!**
in 24 Bänden,

Mit Biographie, Porträt und Facſimile des Verfaſſers, jeder Band beiläufig **250** Seiten ſtark, in Umſchlägen broſchirt.

**☞ 8 Bände ſind ſchon fertig!**

Alle 14 Tage wird ein neuer Band ausgegeben.

Jeder Band koſtet nur **20 kr. C. M.**

Wer ſogleich für das Ganze vorausbezahlt, erhält alle 24 Bände
**anſtatt um 8 fl. für 6 fl. C. M.**

**☞ Dieſe beiſpiellos billigen Preiſe ſind jedoch nur mehr bis zum Erſcheinen des 10ten Bandes gültig!!**

## Inhalt des ganzen Werkes:

Meine theatraliſche Laufbahn. — Verbrechen aus Ehrſucht. — Bewußtſein. — Reue verſöhnt. — Albert von Thurneiſen. — Der Veteran. — Die Jäger. — Das Vaterhaus. — Liebe um Liebe. — Achmet und Zenide. — Leichter Sinn. — Der Spieler. — Die Kokarden. — Der Hausfrieden. — Friedrich von Oeſterreich. — Der Herbſttag. — Die Hageſtolzen. — Die Mündel. — Die Geflüchteten. — Die Erinnerung. — Das Gewiſſen. — Figaro in Deutſchland. — Die Verbrüderung. — Die Ausſteuer. — Das Vermächtniß. — Der Mann von Wort. — Luaſan. — Eliſe von Valberg. — Dienſtpflicht. — Die Advocaten. — Frauenſtand. — Selbſtbeherrſchung. — Allzuſcharf macht ſchartig. — Der Fremde. — Der Vormund. — Alte und neue Zeit. — Die Reiſe nach der Stadt. — Die Höhen. — Scheinverdienſt. — Familie Lonau. — Eichenkranz. — Die Künſtler. — Die Vaterfreude. — Das Erbtheil des Vaters. — Magnetismus. — Die Hausfreunde. — Der Komet.

☞ **Ferner *):** 1. Der Oheim. — 2. Die Marionetten — 3. Die Brautwahl. — 4. Wohin? — 5. Die Einung. — 6. Liebe und Wille. — 7. Rückwirkung. — 8. Die Nachbarſchaft. — 9. Der Taufſchein. — 10. Die erwachſenen Töchter. — 11. Duhautcours, oder der Vergleichungs-Contrakt. — 12. Heinrich V. Jugendjahre. — 13. Der Flatterhafte, od. die ſchwierige Heirat. — 14. Frau v. Sevigné. — 15. Der gutherzige Polterer. — 16. Der Mußiggänger. — 17. Der Haustirann.

***) Dieſe 17 Theaterſtücke ſind in keiner andern Ausgabe enthalten!**

# Ch. Kuffner's

# erzählende Schriften,

dramatiſche und lyriſche Dichtungen.

Ausgabe letzter Hand.

Sechster Band.

Wien, 1843.
Verlag von Ignaz Klang, Buchhändler.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

# Der letzte Cazik.

Schon hatten die ſpaniſchen Heere den größten Theil von Peru unterjocht. Nur Alpahula, das Oberhaupt eines kriegeriſchen Volksſtammes, welcher die niedere Region der Andesgebirge bewohnte, war noch unbeſiegt geblieben und entſchloſſen, ſeine von der Natur ſelbſt durch ungeheure Berge befeſtigte Heimat auf das äußerſte zu vertheidigen.

Alpahula, ein Greis voll Muth und Kraft, fühlte ſeinen Haß gegen die Spanier dadurch auf das Höchſte geſteigert, daß es den ſiegreichen Eroberern gelungen war, ſich bei einem nächtlichen Überfalle ſeiner ſchönen Tochter Ualla in einem der Paläſte zu bemächtigen und ſie als Gefangene fortzuführen.

Die anfangs wunderähnliche Erſcheinung des Pulverdonners der Geſchütze, wie auch die neue Geſtalt der Reiter, die mit ihren Pferden ein Weſen zu ſein ſchienen, verlor allmälig die Entſetzen einflößende Wirkung in dem Grade, daß Alpahula und ſeine Krieger den Feuerſchlünden entgegen ſtürzten, die Reiter von den Pferden riſſen, eroberte Donnergeſchoße ſelbſt gegen die Feinde losbrannten, und Pferde beſtiegen.

Der ſpaniſche Ober-Feldherr Don Juan di Alcantara erhielt jetzt neue Verſtärkungen; Alpahula erlitt nach manchem Kampfe der Verzweiflung eine totale

Niederlage, und gerieth in feindliche Gefangenſchaft. Vergebens hatte er den Tod geſucht; Don Juan ertheilte den ſtrengſten Befehl, den Caziken Alpahula ſtets zu ſchonen, und ihn um jeden Preis am Leben zu erhalten, da es bekannt geworden war, daß er einen ungeheuern Schatz aus ſeinen Paläſten und aus den Tempeln des Sonnengottes in einem der Schlünde der Andesgebirge verborgen habe. Vergebens bot Don Juan Alles auf, Überredung und Drohung, um den Gefangenen zur Entdeckung des Geheimniſſes zu bewegen; da keines dieſer Mittel fruchtete, wurde dem Starrſinnigen endlich angekündigt, daß man ihn am nächſten Morgen, wenn er bis dahin den Ort des verborgenen Schatzes nicht entdeckt habe, auf die Folter ſpannen werde.

Eingeſchloſſen in das engſte und dunkelſte der Gemächer ſeines Palaſtes, ſchmachtete der unglückliche Greis, und mußte durch dreißig Tage ſogar den Troſt entbehren, den Gott des Tageslichtes zu ſehen, den er ſonſt in jedem Sonnenaufgange zu begrüßen gewohnt war. Nach einer ſchmerzlich durchwachten Nacht vernahm er endlich den Schall leichter Fußtritte, und ein ſchwacher Schimmer drang in den finſtern Kerker. Er glaubte, die Stunde der ihm angedrohten Folter ſei gekommen, erhob ſich von dem Steine, auf dem er mit Ketten belaſtet, ſaß, und ſprach mit feſtem Ton: „Ihr kommt, euer ſchändliches Vorhaben zu vollziehen. Thut euer Äußerſtes! Hier bin ich, euer Gefangener, euer Schlachtopfer, und ſpotte eurer Grauſamkeit.“ —

Eine Lampe wurde von einem leiſe eintretenden Weſen niedergeſtellt. Ihr Schein beleuchtete eine ſchlanke, zarte Geſtalt. Alpahula fühlte plötzlich ſeine Knie umfaßt, und erblickte zu ſeinen Füßen — ſeine Tochter Ualla. Er hieß ſie, ſein bitteres Schickſal in dieſem Augenblicke vergeſſend, aufſtehen, ſchloß ſie, ſo viel die ſchweren Feſſeln es ihm geſtatteten, in ſeine Arme, und die heißen Vaterthränen fielen auf das Haupt der Jungfrau. Lange hielten ſich Beide umſchlungen, ohne ein Wort zu ſprechen. Als endlich die heller auflodernde Lampe die Gegenſtände ringsumher deutlicher erkennen ließ, ſchienen Vater und Tochter, ſich wechſelſeitig betrachtend, erſt die Veränderungen wahrzunehmen, welche Zeit und Kummer in ihren Geſichtszügen bewirkt hatten. Alpahula brach zuerſt das Schweigen, indem er fragte: „Und welche Behandlung iſt Dir von Deinen Räubern, den Götzendienern, zu Theil geworden?“ —

„Eine gütige, edle, ehrenvolle;“ erwiederte Ualla mit weicher Stimme.

Alpahula. Wie? ſoll ich glauben, daß die mitleidloſen Eroberer, die das ganze Land der Sonne ſeiner Schätze beraubt, ſich im Blut ſeiner Einwohner gebadet, und ſie mit Füßen getreten haben, ein einzelnes Mädchen mit Schonung und Gnade behandelten? Antworte mir ſo wahrhaft, als ſtändeſt Du vor jenem ſtrahlenden Geſtirne, deſſen Glanz ich wohl nie mehr ſchauen werde: Wie haben die grauſamen Sieger Dich behandelt?

Ualla. Nicht Alle ſind grauſam. Der zweite Befehlshaber unſerer Feinde iſt milder und edler geſinnt als ſeine Kampfgenoſſen. Seinem Schutze verdankt Ualla ihr

Leben und ihre gute Behandlung; ihm verdankt unſer gefallenes Land die Hemmung ſo mancher Gräuelthat; ihm verdankt es auch mein geliebter Vater, daß nicht längſt ſchon die Glieder ſeines greiſen Leibes auf der Folterbank lagen, oder ſeine Gebeine ein Spiel der rauhen Gebirgsluft ſind.

**Alpahula.** Stern der Sterne! Ich preiſe Dich. Haſt Du es auch geduldet, daß der Feind und Götzendiener in Deinem eigenen Lande triumphirte, haſt Du auch dem grauen Haupte Deines Anbeters Deine heiligen Strahlen entzogen, ſo haſt Du doch ſein Kind nicht verlaſſen. Erleuchter der Finſterniß! Ich preiſe Dich.

**Ualla.** O mein theurer Vater! Ich umſchlinge Deine Knie; erhöre mich! Willſt Du nicht die dunkle Stunde vermeiden, die Dir droht? Mit welcher Hoffnung kannſt Du Deine ſchimmernden Schätze verbergen? in welcher Abſicht? Werden ſie der Sache unſers Vaterlandes dienen in den dunklen Höhlen, in welchen das Grauen der Nacht auf ihnen brütet, in welche kein Strahl der Sonne ſegnend eindringt? Spaniens Feldherr, der edle Don Fernando de Valverde, ſendet mich hieher, Dich zu bewegen, daß Du ablaſſen wolleſt von Deinem Vorſatze. Er bittet Dich zu bedenken, welches Schickſal Dich erwarte. Er hat ſeinen Mitfeldherrn beredet, mit dem Vollzuge des Urtheils ſo lange noch inne zu halten, bis es mir gelungen ſei, von Dir zu erbitten, daß Du ſelbſt für Deine Erhaltung Sorge tragen wolleſt. Vermag mein Flehen es nicht, Dich zu bewegen, ſo wirſt Du doch Fernando's Bitten nicht widerſtehen. Die Sonne, wenn ſie in ihrer Macht aufgehend, roth und zürnend durch Sturmwolken bricht, die ihre Strahlenbahn verdunkeln wollen, iſt nicht ſchrecklicher, als der ruhmvolle Spanier es Denjenigen iſt, die ihm trotzend in den Weg treten; der Mond aber, wenn er ſein Licht auf die Wohnung des Unglücks niedergießt, iſt nicht milder als Er gegen den Schwachen und Beſiegten, und das Abendlüftchen, welches über die beim Sonnenuntergange ſich ſchließenden Blumen hinſäuſelt, iſt nicht ſanfter als ſeine Stimme dem Weibe in der dunkeln Stunde des Jammers. O daß Du, geliebter Urheber meines Lebens, den edlen ſpaniſchen Feldherrn nur Einmal ſehen möchteſt! Ich bin überzeugt, Du wirſt Deinen Entſchluß gewiß ändern. Nicht leichtſinnig rühme ich die Macht ſeiner Worte; ich ſelbſt habe ja den wunderbaren Einfluß ihrer überzeugenden Gewalt empfunden. Soll er, darf er Dich von Deinem, gegen Dich ſelbſt ſo grauſamen Entſchluſſe abziehen?

Alpahula. Argloſes Mädchen! Dein unerfahrnes Herz iſt, ohne daß Du es ahneſt, in fremde Gewalt gekommen, in die Gewalt des Feindes Deines Vaterlandes! Und er, ein Feind von Blut und Raub, er hätte ſich den ſpaniſchen Tigern zugeſellt, die unſere Thäler verheeren und plündern, die Kinder der Gebirge würgen? Ein ſo mild geſinnter Mann hätte keine mildern Gefährten, keine edlere Beſchäftigung gefunden?

Ualla. Er hätte gewiß Beiden entſagt, wenn er nicht befürchten müßte, daß die Grauſamkeit ſeiner Landsleute, ſo bald er ſich zurückzöge, noch dreimal heftiger wüthen würde. Auch meinetwegen behält er ſeine Macht und

Würde noch länger, weil er mich nicht ſchutzlos unſern Tirannen preisgeben, noch mich zwingen will, ein Land zu verlaſſen, in welchem die Tochter, ſo lang ihr Vater lebt, bleiben will, um eine Freiſtätte oder ein Grab zu finden.

Alpahula. Arme Ualla! Noch erinnere ich mich jener glücklichen Tage, da ich, eh' ſpaniſche Verrätherei mich den düſtern Argwohn lehrte, gleich Dir, den ſchönen Worten unſerer falſchen, liſtigen Beſieger ein williges Ohr geliehen haben würde; nun aber verſuchen es die verrätheriſchen Söhne des Oſten vergebens, mich in ihr Netz zu locken. Wäre Dein ſpaniſcher Beſieger wirklich ſo edel, als er Dich es will glauben machen, wie könnte der Oberfeldherr Don Juan di Alcantara ſich zunächſt einen Mann dulden, der ſeiner Raubſucht, ſeiner Grauſamkeit Widerſtand zu leiſten wagte?

Ualla. Fernando ſtammt aus ſo edlem Geblüte, aus einer ſo mächtigen Familie des Landes, und ſeine Seele flammt von ſo unauslöſchlichem Muthe, daß ſelbſt der Soldat, den er im Zaume hält, ihn fürchtet und ehrt und liebt. Der mitleidsloſe Oberfeldherr ſelbſt wagt es nicht, den hochgebornen, unerſchrockenen Fernando von ſeiner Seite zu entfernen. O daß er nur früher hier geweſen wäre, um der Beſchützer Deines Kindes zu werden, um die Feſſeln Deiner Gefangenſchaft zu erleichtern! Sprich! willſt Du der Stimme Deiner Tochter Gehör geben? Vermag ihre Zunge es, Dich zur Entdeckung der unnütz verheimlichten Schätze zu bewegen, um den ehrwürdigſten Reſt Deiner Tage von

Schmach und Elend zu retten? Welche Antwort ſoll ich ihm bringen, der mich hieher ſendet, Dich zu retten?

**Alpahula.** Sage Deinen Götzendienern: wenn die ewige Gottheit, die ich anbete, ſich von ihrer goldenen Höhe neigt, und in jene weſtlichen Wogen ſinkt, um nicht mehr aufzugehen über das Land, in dem ihre Anbeter ſie erwarten, — dann ſag' ihnen, dann will ich die Schätze, die einſt unſere heiligen Tempel ſchmückten, denjenigen ausliefern, welche ſie zerſtört und entweiht haben. Geh'! An dem ſchwachen Schimmer, welcher vom Eingange des Palaſtes bis in dieſes ferne, dunkle Grabgewölbe dringt, erkenne ich, daß der glorreiche Gott meiner Väter ſein erſtes Morgenlächeln über unſer Land ausſtrömt. Ich kann nicht wie ſonſt hinaustreten, ſeinen Aufgang begrüßen, und mich ſeiner Gegenwart erfreuen; bald werden Gäſte hier ſein, deren Anblick Du nicht zu ertragen vermöchteſt. Bald ſoll in dieſem Kerkergewölbe eine That verübt werden, welche das Blut in Deinem Herzen erſtarren machen würde. Entferne Dich! Wirf Dich vor unſerer Gottheit in ihrer Purpurglorie auf das Antlitz nieder, und flehe ſie an, daß ſie Deinem Vater unerſchütterliche Standhaftigkeit verleihe! Umarme mich, Tochter! Es kann ſein, daß wir uns nicht mehr ſehen, bis wir den Strahlenpalaſt unſers goldnen Vaters betreten. Leb' wohl!“

Ualla umſchlang die Knie des Vaters, und weigerte ſich, ihn zu verlaſſen. Als dieſer den Befehl wiederholte, ſprang ſie auf, und ſtand einige Minuten hindurch in einer Stellung, als wolle ſie verzweiflungsvoll ein Geſtändniß machen, ſei aber noch ungewiß, wie ſie es zu machen habe; dann ſagte ſie: Vater! ich kann mich nicht vor jenem glänzenden ſchönen Geſtirne auf das Antlitz niederwerfen, denn ich habe während meiner Gefangenſchaft gelernt, in jener Strahlenſcheibe nur das Werk eines höheren Weſens zu verehren; ja, ich habe glauben gelernt, ſie werde einſt verlöſchen an dem Himmel, welchen ſie jetzt vergoldet, und nicht mehr aufgehen über der Erde, welche ſie jetzt erleuchtet, indeß der Schöpfer, der ihre Strahlen entzündet, wandellos bleiben wird in ſeiner Glorie und Herrlichkeit.“

Weh' rief der Greis, und ſank auf ſeinen Steinſitz mit einer Heftigkeit, daß das Geraſſel ſeiner Ketten den außen ſtehenden Wächter erſchreckte. „Weh! mein Kind hat den Gott unſerer Väter verlaſſen. Glorreiches Licht der Erde und des Himmels! Verbirg Dein Antlitz in den Wolken! Verhülle Dich für immer, und laſſe in Finſterniß das Land, in welchem ſelbſt die Kinder Deiner Häuptlinge Dich vergeſſen haben! Gefallene Tochter der Sonne, entferne Dich! Noch vermag ich es nicht, Dir zu fluchen, aber ſegnen kann ich Dich nicht.“ —

Das Haupt geſenkt, die Arme über den Buſen gekreuzt, ſtand Ualla bewegungslos vor dem ſchmerzhaft ergriffenen, zürnenden Vater, wie bereit, Alles zu erdulden, was er in ſeinem Unmuthe über ſie verhängen würde. Als er etwas ruhiger geworden war, wagte ſie es leiſe und ſchüchtern, die Sache ihres angenommenen Glaubens zu vertheidigen. Der Cazik hörte ihr einige Zeit mit ſtillem Erſtaunen zu, dann fuhr er mit der, ſeinem Volke eigenen Heftigkeit fort: „Und welcher Gott kann es ſein, der ſolche Höllenhunde zu Dienern und Kindern hat?“ —

Ach, mein Vater! (ſagte Ualla). Ich habe gelernt, daß man, um zur Einſicht der Macht und Herrlichkeit dieſes Gottes zu gelangen, nicht auf die achten müſſe, die den Glauben an ihn bekennen, ſondern auf jene, die ihn wirklich beſitzen. Nur deshalb, weil die ſpaniſchen Häuptlinge und Jene, die ihnen folgen, die Gebote des Gottes, deſſen Namen ſie führen, vergeſſen haben und ſeinem Geiſte abtrünnig geworden ſind, nur deshalb treten ſie ihre Mitmenſchen mit Füßen, nur deshalb fröhnen ſie dem Golde, für deſſen Beſitz ſie Leib und Seele auf das Spiel ſetzen. O mein Vater! der Gott dieſer Kinder des Oſten iſt nicht der grauſame Gott, wie er in ſeinen falſchen, abtrünnigen Söhnen erſcheint. Während meiner Gefangenſchaft habe ich die Sprache unſerer Beſieger erlernt. Dem edlen Fernando danke ich die Kenntniß jener wunderbaren Schriftzeichen, welche den geoffenbarten Willen des wahren Gottes ſeinen Kindern von Geſchlecht zu Geſchlecht überliefern; ich habe ſein geſchriebenes Geſetz geleſen. O mein Vater! Entſage dem glänzenden Stellvertreter, deſſen goldenes Auge der Schöpfer aus dem Nichts hervorrief! Blicke über das Glanzgeſtirn hinauf zu dem Ewigen, deſſen Licht ſelbſt in dieſer dunklen Stunde in Deine Seele eindringen, und ſie mit ſolchem Frieden, mit ſolcher Freudigkeit erfüllen kann, daß Du ſelbſt der Macht eines Caziken und allen Schätzen leicht entſagen wirſt.

Und ich ſoll entſagen (rief Alpahula) dem Strahlengotte, welchen meine Väter angebetet haben? ihm, der ſein ewiges Licht auf unſer Land ausſtrömt, entſagen, um den Gott der Spanier zu verehren, der nicht die Macht beſitzt, die tolle Grauſamkeit ſeiner Bekenner zu hemmen? Ich habe geſehen jenes Buch, welches unſere chriſtlichen Beſieger das heilige Geſetzbuch ihres Gottes nennen; es glänzte nicht, es ſtrahlte nicht. Ich habe es an mein Ohr gehalten; es ſprach nicht. Ich habe hineingeſehen. Ich fand fremde Zeichen, die mir nichts ſagten. Ich ſtieß es von mir und erſtaunte, daß diejenigen, die mit offenen Augen die Strahlenglorie unſers Gottes erblicken, und von den Früchten genießen, welche ſeine Wärme hervorbringt, und wandeln und wirken in dem Lichte, welches er ausſtrömt, ein ſo ſtummes Werk dem ſichtbaren, gefühlten Quell aller Dinge vorziehen können! Wiſſe, Götzendienerin! wenn der Gott der öſtlichen Länder, dem ihr euch beugt, ſo mächtig oder ſo gerecht iſt, ſein erbarmungsloſes Volk zu zügeln oder zu beſtrafen, dann wird Dein Vater niederfallen vor einer Gottheit, die bewirken kann, daß ſelbſt Spanierherzen das Mitgefühl dem Golde vorziehen."

„O mein Vater!" (erwiederte das Mädchen.) „Du glaubſt, jenes Lichtgeſtirn, welches am Himmel ſtrahlt, ſei der große Beherrſcher der Erde und des Himmels? Mit dankbarer Huldigung wird ihm ein Theil der Früchte geopfert, welche ſeine Wärme gütig erzeugte. Ihm werden die erleſenſten Erzeugniſſe dargebracht, welche die Hand, von ſeinem Lichte geleitet, hervorbringt. Blicke aber, o mein Vater, um Dich her und ſage mir: „Haben Alle, die ſich in Peru vor der goldenen Sonnenſcheibe beugten und die heilige Verpflichtung erkannten, ihre Wohlthätigkeit nachzuahmen: haben ſie Alle auf dieſer kleinen Welt denſelben wohlthätigen Einfluß rings um ſich ausgeſtrömt? Nein. Ato Hualpa, jener unrechtmäßige Inca, welcher ſeinen Vorfahrer frevelhaft vom Throne ſtieß, beugte ſich vor derſelben Sonne, deren Tempel er geplündert, deren Kinder er getödtet hatte; dennoch aber will mein Vater nicht zugeben, daß der goldſtrahlende Sonnengott ein falſcher, ein erbarmungsloſer Gott ſei. O mein Vater! dieſer gefallene Inca war ſeinem Gotte nicht weniger untreu, als unwürdige Chriſten es dem Urheber ihres reinen Glaubens ſind.“—

Eh' der unerſchütterte Cazik antworten konnte, vernahm Ualla den Schall von Tritten und Stimmen; Schrecken ergriff ihr heftig pochendes Herz. Es ſchien, als würde irgend eine ſchwere Laſt im nächſten Gemache niedergeſtellt. Alpahula blickte ſtolz, ohne überraſcht zu ſein. Ualla wandte ſich ab, bleich wie der Schnee auf dem Andesgebirge ihres Landes. „Gott der Gnade!“ rief ſie; „hemme die Hände der Würger! Schone nur noch kurze Zeit!“

Eintraten die Spanier, Alpahula's Antwort verlangend. Er legte die Hände in einander, und ſchien die Frage kaum zu hören. Sie näherten ſich, die Hände an ihn legend. „Ich habe nichts zu ſagen,“ erwiederte er. „Ich bitte nur, mein Kind zu entfernen. — Leb' wohl, Ualla, Du, einſt Deines Vaters Augenlicht! Ich kann's nicht ertragen, daß Du ſehen ſollſt eine That, deren Zeugen nun dieſe Mauern werden. Leb' wohl! Geh' und bereue!“ —

Durchdrungen von der Güte des mit der Folter bedrohten Greiſes, wagte es die junge Peruanerin in ihrer Verzweiflung, den Vater mit ihren zarten Händen von den ihn ergreifenden Feinden befreien zu wollen. Man zog ſie weg. Der Cazik wurde entkleidet, emporgehoben und zur Folterbank getragen. Ulla ſah es, wie er ſeine Augen gegen Oſten wandte, als wolle er ſeinen Gott um Hilfe anrufen. Mit der äußerſten Kraftanſtrengung, während welcher ihr oft die Stimme verſagte, bat ſie den unerbittlichen Vater nochmal, von ſeinem hartnäckigen Entſchluſſe abzulaſſen, und ſich ſelbſt, in dieſem letzten Augenblick noch übriger Hoffnung, durch die Entdeckung der verborgenen Schätze zu retten. Da ſie alle Bitten fruchtlos fand und ſchon ſah, wie man den Greis auf das ſchreckliche Folterwerkzeug ſpannen wollte, floh ſie an den Eingang des Gemaches, und ſchrie mit einer Heftigkeit, daß die Gemächer des Palaſtes widerhallten: „Fernando! Fernando! Im Namen unſers beiderſeitigen Gottes rufe ich Dich an: komm' und rette meinen Vater!"

In Ehrfurcht geſetzt durch den Namen des ruhmvollen Feldherrn, und wohl wiſſend, welche zärtliche Geſinnung er für die ſchöne Jungfrau hege, hielten die Folterknechte inne, um abzuwarten, ob der Angerufene wirklich erſcheinen werde. Mit geſpannter Aufmerkſamkeit horchte Ulla, ohne zu athmen, am Eingang des Gemaches, um den leiſeſten Schall herannahender Tritte aufzufangen.

Das Flüſtern der Morgenluft war der einzige Laut, welchen ihr lauſchendes Ohr vernahm. Endlich ließ ein Schall ſich hören, er kam näher und näher; es waren die Tritte eines Bewaffneten. Fernando erſchien, doch nicht allein. Juan di Alcantara, der feindlich Geſinnte, der Gefürchtete, kam mit ihm. Sie traten ein, wie Menſchen, welche Beweggründe ganz verſchiedener Art an denſelben Ort zuſammenführten. Fernando ſchritt vor mit düſterer, gebietender Miene. Der aus ſeinen Blicken ſprechende Ausdruck der Überraſchung zeigte deutlich, daß Juan's ungeduldige Habgier Alpahula's Folterſtunde beſchleunigt habe. Ohne Juan's verächtliches Lächeln zu beachten, ſtützte er mit männlichem Zartgefühl das erſchrockene, halb ohnmächtige Mädchen, ſprach Worte des Troſtes und der Ermunterung, und gab den Dienern der Tirannei Don Juan's mit der Hand einen Wink; ſie zogen ſich, als ſie von dieſem keinen Gegenwink erhielten, zurück. Fernando trat zum Caziken. Ergriffen von dem unverlöſchbaren Feuerauge des Greiſes und achtungsvoll gegen ſeinen Muth und ſeine früheren Heldenthaten, hob er den Gefeſſelten von der Folterbank empor, und ſetzte ihn neben die Tochter. Dann wendete er ſich, unfähig, ſeinen Unwillen aus Klugheit länger zu unterdrücken, an den Oberfeldherrn mit den Worten: „Ihr ſeid tapfer, aber mich dünkt, es gehöre wenig Muth dazu, mit Weibern und Gefangenen Krieg zu führen. Wäre ich nicht (Gott weiß es! ohne zu ahnen, daß Euer Eifer das Marterwerk ſo ſchnell vornehmen wolle) glücklicher Weiſe noch zurecht gekommen, ſo würde dieſer Greis mit dem weißen Haar wohl ſchon jezt in keinem Gliede mehr die Kraft haben, aufrecht zu ſtehen. O der Schande, Don Juan di Alcantara! Ihr laſſet dieſe ungetauften Unterthanen

Eures ſiegreichen Schwertes mit dem Waſſer der heiligen Taufe beſprengen, und färbet es mit dem Blute derjenigen, die Ihr bekehren wollt. Ihr ſollt Euch aber nicht länger gegen Menſchenrechte und gegen Gottes Gnade verſündigen, ohne gewarnt zu werden! Wiſſet! Ich will es wagen, meine Stimme gegen Euch zu erheben. Zurück, ihr Schergen! Entfernt das Folterwerkzeug! Und bringt ihr es wieder, ſo geſchehe es auf eure Gefahr!" —

„Wer es berührt, thu' es auf ſeine Gefahr!" rief Don Juan, in Wuth auflodernd. „Elender Beſchützer der elenden Götzendiener! Bethörter Anbeter einer indiſchen Wilden! Wiſſe, daß Don Juan allein hier befiehlt! Wiſſe, daß Dein eigenes und Deines Liebchens Leben in meiner Macht ſteht, und auf meinen Wink das Blut dieſes halsſtärrigen Alten fließen muß! Blicke nur mit zärtlichen Augen nach dem ſchreckenbleichen Mädchen hin! Sie iſt Dein, nur ſo lang es mir beliebt. Ein Augenblick, und ich ſtehe zwiſchen Dir und ihr!"

„Wohl weiß ich es," erwiederte der edle Fernando, „daß die Menge der Krieger, die Dir folgen, zweimal ſtärker iſt, als die Anzahl der meinigen. Vergiß aber auch nicht, daß der, ſeiner Rechtlichkeit wegen hochgeachtete Abkömmling einer mächtigen Familie, daß der geliebte Führer einer erleſenen Schar nicht ſo leicht die Beute grauſamer Rachſucht wird! Vergiß nicht, daß meine Stimme in meinem Vaterlande nicht unvermögend iſt! Vermag ſie auch nicht über die Wogen des weiten Weltmeeres jetzt hinüber zu dringen, ſo ſind doch, ſelbſt hier in Peru, Spanier, die für

Don Fernando ihre Stimme, ja ſelbſt ihr Schwert erheben, und die Kunde des ihm hier zugefügten Unrechts zu den Ufern ſeiner Heimat bringen werden. Wende Dich nicht hinweg, Juan di Alcantara! Du weißt wohl, daß wir Beide ſchwerlich ſo lange friedlich gelebt hätten, wenn Du nicht ſelbſt kluger Weiſe das geglaubt hätteſt, was ich Dir nun ſage!" —

So hatten denn die beiden Feldherren nun auch den äußeren Schein der bisherigen Eintracht von ſich abgeworfen. Don Juan, der ſeine Gewaltthaten bisher vor ſeinem Waffengefährten zu verbergen geſucht hatte, weil er deſſen Anſehen im Vaterlande und den Einfluß auf ſeine Soldaten fürchtete, forderte nun vor ſeinen Augen, daß alſogleich die Folter angewendet werde, um von dem Caziken die Entdeckung der verheimlichten Schätze zu erzwingen; Fernando dagegen, welcher bisher jeden öffentlichen Bruch mit dem mächtigeren Oberfeldherrn vermieden hatte, um nicht in der Beſchützung ſeiner jungen Gefangenen und ihres Vaters gehindert zu werden, betheuerte auf das nachdrücklichſte, daß er ſich der Vollziehung jenes grauſamen Befehls mit Gewalt widerſetzen werde. Ualla, welche die ſpaniſche Sprache verſtand, rang mit einem Todesſchmerze. Es ſchien ihr, daß ihres Vaters Unbeugſamkeit nicht nur ſein eigenes Verderben, ſondern auch das Unglück desjenigen, der ihrem Herzen vielleicht noch theurer war, herbeiführen werde. Alvahula, der nur wenige Ausdrücke der ſpaniſchen Sprache kannte, vermochte aus der öfteren Nennung ſeines Namens und aus dem mehrmaligen Hindeuten ſeiner Feinde auf die

Folter, den Gegenſtand des Streites nur theilweiſe zu errathen. In dem Augenblicke, da **Ualla** ſchon Alles für verloren hielt, zuckte ihr Vater nur mit den düſtern Augenbraunen, als hätte irgend ein plötzlicher Gedanke in ſeiner Seele einen Lichtfunken entzündet; dann erhob er ſich, ungeachtet der niederziehenden Laſt ſeiner Ketten in voller Höhe, und ſagte mit gebieteriſcher Stimme: „Chriſten! Mein Wille iſt geändert. Ich bin bereit, euch das Geheimniß meiner verborgenen Schätze zu enthüllen.“ —

Dieſe unerwartete Erklärung ſchien den Streit der beiden Feldherren plötzlich zu enden. **Juan's** habgierige, raubſüchtige Seele vergaß alles Übrige, und ſah nur die ſchimmernden Schätze des Cazikens vor ſich. Er verſchob daher die Ausführung ſeiner rachſüchtigen Pläne auf eine beſſere Gelegenheit, und reichte dem Theilnehmer ſeiner Macht die Hand; **Fernando** aber ſchien die dargebotene nicht zu bemerken, und nahm eine Wendung, welche eben keine feindliche Abſicht merken ließ.

**Juan** erkannte in **Alpahula's** plötzlicher Sinnesänderung nichts als die Handlung eines Menſchen, welcher ſich über den Anblick der Folterwerkzeuge und vor dem Gedanken körperlicher Schmerzen entſetzte. **Fernando** glaubte, ſie werde durch den Wunſch veranlaßt, die unglückliche **Ualla** zu retten und den gefährlichen Folgen der zwiſchen den beiden Feldherren bewirkten Feindſchaft vorzubeugen. **Ualla** aber bemerkte an dem unerſchrockenen, beinahe triumphirenden Ausdrucke in den Mienen und Blicken ihres Vaters,

ß irgend ein tief verborgener Grund ihn zu ſolcher Will-
rigkeit bewogen habe.

Juan drang nun unabläſſig in den Caziken, indem er
nicht erwarten konnte, von ſeinen Lippen die Entdeckung
Geheimniſſes zu vernehmen. Alvahula verſicherte,
Höhle, in welcher der verborgene Schatz liege, befinde
in einer ſo entfernten, tiefen und einſamen Schlucht der
desgebirge, daß es nicht möglich ſei, den weitentlegenen,
fach verſchlungenen Weg dahin zu beſchreiben, daß er
r bereit ſei, den Spaniern ſelbſt als Wegweiſer zu dienen.

Juan, einen Augenblick unſchlüſſig, nahm den An-
g gierig an, und beſtimmte aus Furcht, daß der Gefan-
e ſeinen Entſchluß etwa wieder ändere, die frühſte Mor-
dämmerung des nächſten Tages zur Ausführung des Vor-
ens. Ualla, kaum wiſſend, was ſie wünſchen oder
chten ſollte, bat dringend, ihren Vater begleiten zu dür-
. Alle verweigerten einſtimmig die Gewährung der Bitte.
an, weil er beſorgte, ſie könne ihnen auf der Reiſe
derlich werden; Fernando, weil er befürchtete, ſie
ne einer Gefahr ausgeſetzt werden; Alvahula aus
ünden, die er nicht merken ließ.

Eh' noch die glühende Morgenröthe des nächſten Ta-
den öſtlichen Himmel bepurpurte, trat Ualla ſchon
das Gefängniß ihres Vaters. „Du kommſt,“ ſagte er,
n mir Abſchied zu nehmen. Ich wünſchte, Du hätteſt
en Morgen Deine kindliche Huldigung vergeſſen; doch
es! Komm hieher, abtrünniges Kind der Sonne!“ (Er
armte ſie herzlich.) „Gott meiner Tage und des Lichtes,

welches ſie ſo lange vergoldete, vergib mir dieſe Umarmung! vergib mir die Gefühle der Natur, denen ich gegen dieſe Abtrünnige nicht zu wehren vermag! Leb' wohl, Ualla! (Er ſchloß ſie noch einmal in ſeine Arme;) leb' wohl! Nun geh! — doch — halt! Dein ſpaniſcher Beſchützer, er, der Dich zum Abfall von Deinem Gotte verführte, er hat es geſtern gewagt, Dich von mir als ſeine Braut zu erbitten. In den Worten und im Benehmen dieſes ſtattlichen Jünglings, ich will es nicht verhehlen, iſt etwas, das vielleicht zu einer ſchwachen Entſchuldigung Deiner Abtrünnigkeit dienen könnte; mir ſelbſt fiel es ſchwer, ihm mein Herz zu verſchließen: dennoch aber gebiete ich Dir beim Geiſte Deiner Mutter, die nun mit Sonnenſtrahlen bekleidet, im Licht wandelt, dem Verführer Deiner Seele nie Deine Hand zur Belohnung zu geben! Er iſt der ſchlaueſte, daher auch der gefährlichſte unſerer Feinde. — Quell alles Lichtes und Lebens! Ich erkenne nun die Weisheit Deiner Wege. Glichen alle Kinder des Oſten dieſem wackern, einnehmenden Spanier, ſo würdeſt du bald vergebens von Deinem Strahlenthron herabſchauen, um Einen Verehrer in Peru zu erblicken. O Tochter! verſchließe ihm Dein Herz! Noch kannſt Du auf den Pfad der Wahrheit zurückkehren; noch kannſt Du Dich vor dem Lichtquell aller Weſen beugen; verſchließe Dir nicht ſelbſt für immer den Weg zu ihm, indem Du Dich ſeinem Feinde hingibſt! — Leb' wohl! — Du weineſt, als wäre Dein Leben an dieſen Götzendiener gebunden. Sieh mir feſt in das Angeſicht! Du haſt es vernommen, wie plötzlich ich meinen Entſchluß geändert habe. Wiſſe denn!

Kehrt Fernando von unſerer Reiſe unverlezt zurück, ſo ſei er Dein. Ich ſelbſt gebe Dich ihm. Licht des Himmels! ſende mir ein Zeichen! — Sprich nicht, Ualla! der Gott Deines Vaters verleihe Dir gnädig ſein Licht, — und nun leb' wohl!" —

Er drückte ſie einen Augenblick mit Ungeſtüm an die Bruſt, dann ſtieß er ſie heftig aus dem Gemach. Fernando empfing das bleiche, bebende Mädchen, ſtützte die Schwankende und forſchte, was ſie ſo gewaltig erſchüttert habe. Voll Furcht, das ſonderbare Benehmen ihres Vaters zu geſtehen, um ihn nicht etwa auf's neue den Schrecken der Folter auszuſetzen, zugleich auch voll Angſt, durch Verheimlichung ihrer dunkeln Vermuthung Fernando's Leben einer Gefahr auszuſetzen, ſagte ſie nur: „Eine innere Stimme flüſtert mir zu, daß dieſer Tag ein Tag des Schmerzes und der Trauer ſein wird, daß ich meinen Vater nicht mehr ſehen werde. Ach! ſie warnt mich vor einem unbekannten Etwas. — O Fernando! Geh' nicht mit ihnen!" —

Fernando. Und ſoll ich Deinen Vater als Juan's wehrloſe Beute preisgeben? — Ich bleibe ſein Beſchützer. Für mich ſelbſt aber ſei unbeſorgt! Deine Landsleute — —

Ualla. Sie ſind zu tief gefallen, um Furcht erregen zu können. Ihr ſeid die Herren des Landes; die Eingebornen werden nie mehr ihre Hände gegen euch erheben.

Fernando. Was fürchteſt Du alſo?

Ualla. Ich kann nicht ſagen: ich weiß es nicht; ſpotte aber nicht über meine dunklen Ahnungen! Biſt Du zu muthvoll, um ſelbſt die Furcht zu kennen, ſo biſt Du auch zu edel, über die Furcht eines ſchwachen Mädchens zu ſpotten. Dieſen Morgen ſprühten düſtere Flammen aus den Augen meines Vaters, doch — nein — ich weiß nicht, was ich ſage, — es war nichts — eitler Wahn, ein bloßes Schreckbild meiner Fantaſie. Sag' es nicht dem furchtbaren Juan! Sieh! hier ſteht noch immer das ſchreckliche Marterwerkzeug. Meine Seele iſt dunkel. Sie kommen, ſie kommen, meinen Vater wegzutragen. Fernando, leb' wohl, leb' wohl! Dein tapferer Arm beſchütze meines Vaters graues Haupt! Sorge aber auch für Dein eigenes, ſchwarzlockiges Haupt! Der Gott, der Dich zu meinem Erleuchter machte, der Gott, der über alle Herzen und Hände wacht, er wache auch über Dich! Leb' wohl!" —

Noch ſchlummerten die weſtlichen Gebirge im Licht- und Schattenwechſel des ſinkenden Mondes, als ſchon Don Juan dem in ein Gefängniß verwandelten Palaſte des Caziken Alvahula mit ungeduldiger Haſt entgegenſchritt. Ihm folgte ſeine bewaffnete Schar. Er befürchtete die Entweichung eines ſo wichtigen Gefangenen in den ihm wohlbekannten Gebirgsgegenden und Schluchten, welche manche Trennung und Vereinzelung, der ſchmalen Pfade und engen Päſſe wegen, nothwendig machen, und dadurch die Flucht erleichtern, die Verfolgung aber erſchweren würden. Dieſem nur als möglich gedachten Ereigniſſe vorzubeugen, befahl Juan, ſechs Sklaven an Alvahula's Feſſeln zuſammenzuketten. Fernando widerſetzte ſich dieſer unwürdigen Behandlung des unglücklichen Greiſes, der aber, weit entfernt, dieſe gütige Verwendung dankbar anzuerkennen, daruf blos erwiederte: „Junger Mann! Ich habe nicht um Deinen Schutz gebeten.“ — Hierauf erklärte er mit Feſtigkeit, er werde nicht von der Stelle gehen, bis man nicht, ſtatt der Sklaven, Menſchen edlerer Art mit ihm zuſammenkette. Juan befahl ihm zu gehen, und deutete dabei auf die Folter. Alpahula kreuzte die Arme auf ſeinem Buſen, und ſagte mit dem ruhigen Tone der unerſchütterlichſten Entſchloſſenheit: „So bringt ihr mich nicht lebend an den Ort des verborgenen Schatzes!“ — Juan, lechzend nach den Schätzen, die ihm unaufhörlich vor der habgierigen Seele ſchwebten, und ungeduldig gegen den geringſten Verzug, ließ nun ſechs ſpaniſche Offiziere aus den edelſten Familien an Alpahula's Feſſeln ketten. Unter dieſen befand ſich auch Fernando, der ſich aus Liebe zur Tochter und aus Beſorgniß, den Vater gegen Juan's Grauſamkeit zu ſchützen, freiwillig anbot, und unmittelbar zunächſt an den Greis gekettet wurde. Alpahula blickte um ſich her mit triumphirender Miene, die beinahe den Ausdruck des Entzückens erreichte.

Schon zogen ſie durch die niederen Regionen der Andesgebirge in tiefem Schweigen dahin, welches nur von Zeit zu Zeit durch die vom Caziken in gebieteriſchem Tone ausgeſprochenen und vom Dolmetſch wiederholten Worte: „Zur Linken! Zur Rechten! hinauf! abwärts!“ unterbrochen wurde. Der Weg ward immer beſchwerlicher, die Morgenluft immer ſchärfer. Die Glut augenblicklich entzündeter Purpurröthe, welche plötzlich die Spitzen der höchſten Schneegipfel färbte, bildete den ſonderbarſten Kontraſt zu dem bleichen Mondlichte, in welchem noch die niedern Regionen ſchlummerten; eine ernſte, majeſtätiſche Szene! Die weißen Häupter der höchſten Gebirge, die ſchwarzen Schlünde und die über Abgründen trotzenden Felsmaſſen erſchienen durch das zweifelhafte Licht, welches auf ihnen lag, noch düſterer und ſchauerlicher. Mit jedem Schritte wurde die Szene einſamer, öder und wilder. Die fruchtbare Region, welche ſie nun verlaſſen hatten, ſchien unter ihnen in eine unermeßliche Tiefe zu verſinken, während ſich auf jener, zu welcher ſie emporſtiegen, jede menſchliche Spur verlor. Hier und da hörte man das dumpfe Brauſen eines Gebirgsſtromes, den brüllenden Fall einer Katarakte, den widerhallenden Donner eines Felſenſturzes. An manchen Stellen zeigte ein trauriges rothes Licht, welches auf den Gipfeln der höchſten Bergreihen ruhte, den Ort, wo ein ſchrecklicher Vulkan ſein raſtloſes, unauslöſchbares Feuer ausſtrömte. Als der Weg immer beſchwerlicher wurde, ergriff Fernando oft Alpahula's Arm, ihn gütig und ehrfurchtsvoll unterſtützend, wenn der Fuß unſicher, ſchwankend ausglitt, obſchon der Greis ſeinen Beiſtand zurückwies, und wenn die Karavane manchmal Halt machte, um ſich mit ſtärkendem Getränke zu laben, war Alpahula der Erſte, dem der junge Spanier eine Erfriſchung reichte. Es war nicht zu verkennen, daß der Greis ſich vergeblich bemühte, gegen dieſe Merkmale von Achtung und inniger Theilnahme unempfindlich zu bleiben.

Die Sonne folgte bald dem Purpurglanze, welcher ihre Ankunft als Tagesvorbote verkündet hatte; noch bemerkte man die aufgehende Gottheit der Peruaner nur durch die blendende Flut des röthlich goldenen Lichtes, welches den Oſt in geſchmolzenem Feuer badete, und durch die weſtlich ſich verlängernden Schatten; denn die wolkenumhüllte Reihe der öſtlichen Gebirgsrieſen verbarg den heraufkommenden Gott den ſpähenden Blicken ſeines gefangenen Verehrers. Da Alpahula aber nun ſchon wußte, daß das angebetete Geſtirn über der Erde erſchienen war, beugte er ſich vorwärts, als wolle er ſich auf ſein Geſicht niederwerfen, wodurch denn auch der, zunächſt an ſeinen Leib gekettete Don Fernando gezwungen wurde, ſich gleichfalls zu bücken. „Gott meines Lebens!" ſagte der Cazik, „Soll ich auch dieſes unwillkürliche Kniebeugen vor Deinem öſtlichen Throne für eine günſtige Antwort nehmen?" — Er blickte nochmal zögernd, beinahe traurig, auf Fernando; dann ſchüttelte er ſein Haupt, als ob er einen unrechten Gedanken, der ſeine Seele durchkreuzt habe, mißbilligend verwerfe, und ging vorwärts.

Der Morgen rückte nun ſchnell heran; die Gebirgshäupter drängten ſich aber ſo dicht aneinander, daß die Wölbungen der vorragenden Felsmaſſen über den Köpfen der Wandelnden beinahe zuſammentrafen, und das Tageslicht ausſchloßen. Alpahula ſchaute zu wiederholten Malen, und mit ängſtlichen Blicken bei jeder neuen Klippenöffnung empor, als könne er es nicht erwarten, das Strahlenantlitz des Geſtirnes zu erſchauen, deſſen ungeſehenen Aufgang er ſchon verehrt hatte. „Noch einmal," ſagte er dann, „will ich dieſes goldene Auge ſehen!" —

Sie gingen weiter. Ein ſchmaler, höchſt unſicherer Pfad zog ſich an einer ſteilen Felswand neben einem Abgrunde dahin. Alpahula blickte freudig empor. „Jenſeits jener Gipfel liegt das Ziel unſerer Reiſe. Haben wir noch dieſen Gebirgsrieſen erſtiegen, dann führt ein bequemer Weg abwärts zu den verborgenen Schätzen.“ — Keine Muſik klang Juans Ohren je ſo lieblich wie dieſe Worte. Sie ſchickten ſich an, die ſchwindelnde Höhe zu erklimmen; der Cazik hielt aber einen Augenblick ſtill; er zögerte, faltete die Arme kreuzweiſe über ſeine Bruſt, und ſchien zu beten. Dann ſagte er mit einem Ton voll Kraft und Würde: „So lange dieſer Jüngling meine Schritte hemmt und meiner Stärke durch ſeinen ungebetenen Beiſtand ſpottet, will ich dieſe Höhe nicht erſteigen. Don Juan, Oberhaupt der ſpaniſchen Scharen, erſetze Du ſeine Stelle! Oberhaupt an Oberhaupt gejocht, geziemt ſich beſſer, als daß ein Unterfeldherr an die Feſſeln des Caziken Alpahula gekettet ſei. Don Juan verneinte ſchweigend. — „Du willſt nicht?“ fuhr der Greis fort. „Es ſei! Suche Dir denn ſelbſt den Weg zu dem Schatze von Geld und Edelſteinen, wornach Deine Seele ſchmachtet! Blicke nicht ſo grimmig nach mir! Bedenke, daß Dein ſchändliches Folterwerkzeug ſich nicht hier befindet, und daß es mir lieber iſt, gefeſſelt zwiſchen dieſen Felſen und Strömen zu ſitzen und den letzten Hauch meines Lebens auszuathmen, oder durch Chriſtenhände von dieſen Höhen in den Abgrund geſchleudert zu werden, als zurückzukehren zu einem elenden, ſchmählichen Daſein, ein Gefangener in meinem Palaſte, im Wohnſitze meiner Ahnen!“ —

Der Dolmetſch, entweder aus Mißverſtändniß, oder weil er, müde der gefahrvollen Reiſe, das Ende beſchleunigen wollte, machte aus dem einzelnen Falle eine allgemeine Regel, und verſicherte den Oberfeldherrn, es beſtehe bei den indiſchen Häuptlingen ein Geſetz, kraft deſſen ſie Gebirge von einer gewiſſen Höhe nicht anders als in Geſellſchaft eines Häuptlings von gleichem Range erſteigen dürfen. Dieſe Auslegung, verbunden mit der brennenden Ungeduld nach dem Schatze, bewog Don Juan zu ſolcher Willfährigkeit, daß er, dem ihm wohlbekannten Starrſinn des, der Sitte ſeines Landes treu anhängenden Caziken nachgebend, ſich an dieſen ketten ließ und Fernando's Stelle einnahm. Er verſetzte dem Greis, ihn anzutreiben, einen Stoß auf die Schulter; der ſtolze Indier, jetzt weit entfernt, eine ſo unwürdige Behandlung übel zu nehmen, blickte zurück, und lächelte, mitleidig erhaben über eine ſo kleinliche Beleidigung. Eine Seele, für feinere Eindrücke empfänglicher als Don Juan's Seele, würde in jenem ruhigen, ironiſchen Lächeln irgend eine böſe Vorbedeutung geahnt haben.

Jetzt klimmte Alpahula mit denen, die unmittelbar an ihn gekettet waren, die letzte ſteile Höhe hinan; Juan's unnützes Gefolge blieb zurück, nur Fernando folgte Jenen in einiger Entfernung. Der Weg war von der Art, daß ein einziger falſcher Tritt den Wanderer in einen Abgrund von ſolcher Tiefe ſtürzen konnte, in welche nicht einmal ein Strahl der Mittagsſonne hinabzudringen vermochte. Hier ſtand der Cazik ſtille, indem der Horizont ſich erweiterte, und die Quelle des Lichtes, welches bisher von den ſich begegnenden Felſenhäuptern verdeckt war, nun in vollem Strahlenglanze ſichtbar wurde: nur ein vom Berggipfel aufqualmender Nebelſtreif hing noch wie eine leichte Wolke vor der Sonnenſcheibe und milderte ihre Strahlen, ohne den Lichtkreis zu verhüllen. Alpahula, der, weil der Pfad zu ſchmal war, vor ſeinem Gotte nicht niederknien konnte, verbarg ſein Geſicht einen Augenblick in den Falten ſeines Gewandes; dann hob er ſein Haupt empor, blickte zu dem, durch den Nebelflor gemilderten Geſtirn, von dem das Auge des Verehrers jetzt nicht geblendet wurde, dankbar anbetend empor, und rief mit Jubel: „So ſeh' ich Dich wieder, Auge des Himmels! Ich hätte es nicht gewagt, das Werk dieſes Tages zu vollenden, hätte nicht Dein Strahlenantlitz auf Deinen Diener ſegnend niedergeblickt. Vergib die Schwäche des Vaters, der ſein abtrünniges Kind noch liebt, und Mitleid hegt gegen einen Feind, der Götzendiener iſt, aber edel denkt! Und nun, Gott des zertrümmerten Peru, willſt Du mein Beginnen begünſtigen, ſo blicke hervor aus den Wolken, die Dein durchdringendes Auge verhüllen wollen, und gib mir durch ein leuchtendes Zeichen zu erkennen, daß die Begeiſterung, die mich aufregt und erhebt, Dein Werk iſt!“ —

Er heftete ſeine Blicke unverwandt auf die dahingleitende Wolke, als erwarte er eine Antwort auf ſeine geheimnißvolle Frage. —

„Alter Mann!“ ſagte Juan. Ich bin nicht hiehergekommen, um Deine Schwärmereien zu hören. Die Zeit verſtreicht. Tummle Dich vorwärts, oder Du ſollſt bald Urſache haben, Dein Zaudern zu bereuen! Iſt die Folter auch nicht hier, ſo erwartet ſie Dich doch in Deinem dunkeln Gefängniſſe. Vergiß nicht, daß Du in meiner Macht biſt!" —

„Nein! Du in der meinigen!" erwiederte der Cazik triumphirend, ſobald der Dolmetſch ihm Juan's Worte verſtändlich gemacht hatte. Er heftete nun auf Dieſen einen durchbohrenden Blick, den der ſtolze Spanier kaum zu ertragen vermochte, und ſagte mit Ernſt und würdevollem Nachdruck: „Don Juan! Du Haupt der Unterdrücker, Mann ohne Herz, blutbefleckter Eroberer! Haſt Du dieſen Morgen alle Deine Sünden überdacht? Haſt Du bedacht, daß ein ganzes Land den Weh- und Schmerzensruf, durch Dich erpreßt, emporſendet? Erhebe Dein Herz für einen Augenblick, und bitte Deinen Gott um Gnade, — denn das Strafgericht des Himmels ſchwebt über Deinem Haupte!"

„Zieht ihn vorwärts! Schleppt ihn den Berg hinan!" ſchrie Juan: „Elender Sclave! Ich will einmal ein Ende ſehen, und zwar ohne Verzug, ſonſt laſſe ich Dir alle Glieder ſtückweiſe zerreiſſen und ſie den Raubvögeln dieſes Gebirges vorwerfen." —

Alpahula ſchien dieſe Drohungen gar nicht zu hören: ſein Auge haftete auf der Wolke, deren Rand nun, wie ſie von der Sonnenſcheibe wegzog, von den Strahlen erhellt wurde. Nun ſtand die Sonne unverhüllt in voller Herrlichkeit am Himmel. Juan wiederholte ſeinen Befehl. „Noch in dieſem Augenblick will ich wiſſen, wo Dein Schatz und die goldnen Opfer Deines falſchen Gottes verborgen liegen." —

Dein Wunſch werde erfüllt, erwiederte der Greis mit ſtolzer Miene: „Peru's beſter Schatz iſt ein Herz, welches von Vaterlandsliebe glüht; das unſerm Gotte wohlgefälligſte Opfer iſt das Leben derjenigen, die ſeine Söhne getödtet, ſeine Tempel zerſtört haben. Erde und Himmel und Alles, was mir lieb und werth war, lebt wohl! Quell des Lichtes! Ich eile, Deine Strahlenwohnung zu betreten. Gott und Peru!“ —

Don Juan erkannte in dieſem Augenblicke Alpahula's ſchrecklichen Vorſatz; ein warnender Schrei entfuhr ſeiner Bruſt; er kam zu ſpät. Der Greis ſtürzte ſich, indem er die letzten Worte ſprach, von dem Rande des ſchmalen Felspfades in die Tiefe mit ſolcher Gewalt, daß er Alle, die an ihn gekettet waren, mit ſich hinabriß. Von Klippe zu Klippe geſchleudert, fielen die gefeſſelten Schlachtopfer endlich in den dunkeln, gähnenden Abgrund, deſſen Nachtgrau'n nie von einem menſchlichen Fuße betreten worden. Alles dies: Alpahula's triumphirende Miene, ſein Vorſprung vom Klippenrande, das Entſetzen der nachgeriſſenen Zuſammengeketteten, ihr vergebliches Sträuben und Stämmen, ihr ſchauderhafter Sturz, ihr Angſtgeſchrei, Alles dies war das Werk Eines Augenblicks, gleich dem plötzlichen Aufleuchten und Verlöſchen des Blitzes. Indem die Fallenden von den Klippenſpitzen abprallten, widerhallten die Felſen vom Kettengeraſſel; Raubvögel, zum erſten Mal aus ihren einſamen Schlupfwinkeln aufgeſchreckt, vereinigten ihr wildkrächzendes Grablied mit dem verzweiflungsvollen Geheule der Sterbenden.

Vom Schwindel des Entſetzens ergriffen, taumelte Fernando, indem ſein Auge den Stürzenden folgte; nur mit Mühe konnte er, eine ſchmale Klippe umklammernd, ſich auf dem ſchmalen Pfade feſthalten. Das Geheul verlor ſich in ein dumpfes Stöhnen, das gellende Kettengeklirre wurde ſchwächer und ſchwächer, endlich lagen die Unglücklichen im Abgrunde. Todesſtille herrſchte. Fernando erhob ſein Haupt; er ſah nichts als ſchroffe Felſenwände, gähe Abſtürze und ſchwarze Schluchten; er hörte nichts, als das dumpfe Toſen eines fernen Bergſtroms. Er warf ſchaudernd einen ſcheuen flüchtigen Blick auf den Abgrund, nun das Grab ſeiner Gefährten, und hob betend ſeine Hände zum Himmel.

In ſeinem Innerſten erſchüttert, ſtieg er nun den ſchmalen Pfad herab, welchen ſeine, dem Verderben geweihten Gefährten vor wenigen Minuten betreten hatten, als ſie lebenswarm und hoffnungsvoll, von Geiz und Stolz getrieben, dem Ziele des Reichthums und des irdiſchen Glückes entgegen ſtrebten, nun aber als zerſchmetterte Gebeinmaſſen die dunkle, unnahbare Schlucht bewohnten. Oft, indem er abwärts ging und ſtille ſtand, glaubte er irgend ein erſticktes Geſchrei, ein hinſterbendes Ächzen, einen Ruf um Hilfe aus der grauenvollen Tiefe herauf zu vernehmen.

In dieſer Gemüthsſtimmung erreichte Fernando die am Fuße der letzten Gebirgshöhe zurückgebliebenen Soldaten, denen er das ſchreckliche Ereigniß mit wenig Worten kund machte. Als ſie ſich vom erſten Eindrucke des Entſetzens erholt hatten, führte Fernando, nach Juan's Tode jetzt der Erſte im Heere, ſie in düſterm Schweigen nach ihrem Standquartiere zurück. Je näher ſie dem Ziele kamen, deſto ſchwerer ergriff ihn der ſchmerzliche Gedanke, daß er nun der unglücklichen Tochter den Tod des Vaters verkünden müſſe.

Schon war der Mond aufgegangen; ſein mildes Licht lag auf der Gegend. Ualla ſaß vor ihrem Wohnhauſe im Kreiſe der Frauen und Mädchen, deren Sorgfalt Fernando ſie anvertraut hatte, und harrte ſehnſuchtsvoll der Rückkehr des Vaters und des Geliebten. Fußtritte und Stimmen nähern ſich; ſie frägt nach ihrem Vater, nach ihrem edeln Beſchützer. Ein vorauseilendes falſches Gerücht meldet ihr, daß Vater und Geliebter zerſchmettert, in der Todesſchlucht ruhen. Sie ſpringt empor, ſtößt einen Schrei des Entſetzens aus, ſteht einen Augenblick ſtumm und ſtarr, und ſtürzt wie leblos zur Erde. Ein ſanfter Arm richtet ſie auf; eine Stimme, die zum Leben erwecken kann, tönt in ihr Ohr. Sie erkennt den Geliebten; ſie erhebt ihr Auge dankend zum Himmel, dann umfaßt ſie Fernando's Knie, und ſpricht mit leicht bebender Stimme: „O Fernando, den mir Gott wieder gab! Wo iſt mein Vater?“ — „Vor dem Throne desjenigen,“ — erwiederte Fernando, — „der zwiſchen ihm und ſeinem Unterdrücker richten, und die Bitterkeit des Unglücks verſüßen wird. — Ich komme als Dein Beſchützer, die Wunden Deines mißhandelten Volkes zu heilen, Deine Thränen zu trocknen, und das Glück Deines Lebens zu gründen. Ein Herz und Ein Gott! Ihn, den wir anbeten, ſollen auch Deine Peruaner nicht länger als den Schreckensgott der grauſamen Spanier ſcheuen; ſie ſollen vor Ihm als dem allgütigen Vater der Menſchen knien!“ —

So ſprach Fernando, und begrüßte die blaſſe Jungfrau, die kein Wort der gepreßten Bruſt zu entwinden vermochte, als Gattin.

# Marco, der Bandit.

Aus den Papieren eines engliſchen Arztes.

3 *

Ich bewohnte ein Landhaus meines Freundes **C.**, welches, drei Meilen von Neapel entfernt, auf dem Wege nach Päſtum in einer reizenden Gegend zwiſchen der Seeküſte und den Apenninen lag, umkränzt von dichten Wäldern und belebt durch Klöſter, Villen und Ruinen alter Gebäude. Von hier aus machte ich jeden Tag einen Ausflug in die nächſte Umgebung, um die Überbleibſel der zahlreichen alten Tempel zu beſichtigen, deren viele der zerſtörenden Zeit durch zwei Jahrtauſende getrotzt hatten. Bei einem dieſer Ausflüge verließ ich mit Tagesanbruch das Haus, und beſtieg ein Maulthier, in der Abſicht, eine alte Waſſerleitung und eine zwiſchen hängenden Gärten am Fuße der Apenninen gelegene Villa zu beſuchen. Meiner Gewohnheit getreu, nahm ich keinen Führer, um die Schönheit der Naturſcenen ganz frei und ungeſtört zu genießen. Es war im Herbſte, und die liebliche Landſchaft gewann einen erhöhten Reiz durch die hier und da zerſtreuten Gruppen calabriſcher Landleute, bewaffnet mit kurzen Schwertern und Vogelflinten, die man in ihrer romantiſchen Tracht von Salvator Roſa's Meiſterpinſel ſo oft abgebildet ſieht. Als ich mich dem Fluſſe Silaro näherte, der wegen der verſteinernden Eigenſchaft ſeines Gewäſſers ſeit undenklichen Zeiten berühmt iſt, veränderte ſich die Scene; die Meierhöfe verſchwanden und die

Gegend nahm einen wilden, melancholiſchen Charakter an. Der Boden wurde locker und ſumpfig; die vielen gebrechlichen Brücken, aus Baumäſten geflochten, und über Tiefen geworfen, machten den Weg unangenehm und gefährlich. Dies vermochte aber nicht meinen Eifer abzukühlen; ſelbſt die zahlreichen Geſchichten von Räubern, die, wie man mir erzählt hatte, dieſen Theil des Landes unſicher machten, ſchreckten mich nicht; denn ich glaubte in den meiſten derſelben die, dem neapolitaniſchen Charakter eigene Übertreibungsgabe zu erkennen.

Ein kleiner Zufall war hinreichend, dem Strome meiner Gedanken plötzlich eine andere Richtung zu geben. Ich ritt auf einem ſchmalen Pfade zwiſchen Tamarisken und Myrten gemächlich und ſachte am Rande einer Gebirgsſchlucht dahin, ließ den Zügel auf dem Halſe des Maulthieres liegen, und legte meine Arme auf den Rücken, wie ich es zu thun pflege, wenn ich mich meinen Gedanken überlaſſe. Plötzlich fühlte ich meine Elbogen geknebelt; in demſelben Augenblicke drehte auch die Mündung einer Piſtole meiner Stirne, und eine Stimme ſchrie mir in italieniſcher Sprache in's Ohr: „Signor! Ihr ſeid mein Gefangener. Wagt Ihr Gegenwehr, ſo tödt' ich Euch wie einen dieſer unreinen Büffel da unten; ergebt Ihr Euch, ſo ſoll Euch kein Haar auf Eurem Haupte gekrümmt werden.“

Wehrlos, und im Nachtheil, wie ich war, ſah ich ein, daß jeder Widerſtand fruchtlos, und es das Beſte ſei, mich auf Discretion zu ergeben. Ich verhielt mich alſo ganz ruhig, während der Bandit fortfuhr: „Sie thun wohl Signer, keinen Widerſtand zu leiſten. Ich muß Ihre Arme in Ihrer jetzigen Lage feſtſchnüren; dann wollen wir über das Loſegeld unterhandeln.“ —

Er ſteckte die Piſtole in den Gürtel, und band mir die Arme auf dem Rücken ſo zuſammen, daß der Strick unter dem Bauche des Maulthiers gezogen und um meine Schenkel gewunden wurde.

So ſchlimm nun auch meine Lage war, ſo konnte ich mich doch, indem ich mich auf dem Rücken des Maulthiers angebunden erblickte, eines Lächelns über die komiſche Figur, die ich dabei ſpielte, nicht enthalten. Der Bandit bemerkte dies, und ſagte: „Sie haben Recht, Signor, daß Sie nicht aus der Faſſung kommen; und dennoch würden Hunderte zittern bei dem bloßen Gedanken, ſich in dieſer Wildniß in der Gewalt des Marco d'Abruzzo zu wiſſen.“ —

Marco d'Abruzzo! dachte ich; dieſer iſt der berüchtigte Bandit, von dem mein Freund C. ſprach, von dem die Landleute ſo viele muthige und fürchterliche Thaten zu erzählen wiſſen, und dem die ganze Gegend Tribut zahlen muß, damit die Einwohner ſich den Beſitz ihres Eigenthumes ſichern. Plötzlich fiel mir ein, daß auch mein Freund C. dieſem Räuber zinsbar ſei, und ich beſchloß, mich zu überzeugen, ob ſein Schutz ſich eben ſo auf die Perſon ſeiner Freunde als auf ihr Eigenthum ausdehne. Ich ſagte ihm daher, daß ich ein vertrauter Freund des C. ſei, und gegenwärtig deſſen Landhaus bewohnte. Eh' ich noch zu Ende war, fragte Marco haſtig, ob ich ſchon eine Nacht unter deſſen Dache zugebracht, ob ich ſchon an deſſen Tiſche gegeſſen hätte? — Ich hatte die Frage kaum bejaht, als der Bandit, ohne einen Beweis meiner Angabe abzuwarten, den Strick löste, und mich tauſendmal um Verzeihung bat wegen der erlittenen Unbilden. Er hege für C. die größte Hochachtung, da dieſer Signor ſeine Gebühr ſtets auf das pünktlichſte entrichte. Hätte er nur gewußt, daß ich ein Freund dieſes wackern Mannes ſei, ſo würde er mich gewiß nicht im Geringſten beläſtigt haben. Er fügte hinzu, ich müßte den Vorfall nun wohl aus dem rechten Geſichtspunkt anſehen und denſelben auch meinem Freunde C. im gehörigen Lichte darſtellen. Er wiederholte alle ſeine Verſicherungen, und verſchwand dann im dichten Myrtengebüſche, welches uns umgab. Das Bild ſteht mir noch jetzt lebhaft vor der Seele. Er hatte nicht ganz die mittlere Leibesgröße, doch eine herkuliſche Kraft und edle römiſche Geſichtszüge. Seine Kleidung beſtand in einem Wams und Beinkleide von purpurnem Sammt, erſteres mit ſcharlachrothen Schlitzen auf den Schultern. Riemen von Büffelhaut umgaben die Füße vom Knie bis zum Knöchel. Um den Leib trug er einen ledernen Gürtel, in welchem ſich nebſt zwei Piſtolen und Dolchen auch jener Strick befand, mit dem er mich gebunden hatte. Von den Schultern hing die italieniſche Mantilla, in die er den Oberleib einzuhüllen pflegte, wenn er den furchtbaren Anblick der in dem Gürtel ſteckenden Waffen verbergen wollte. Auf dem Kopfe ſaß ein kegelförmiger Hut, nach der Seite, mit einer rothgefärbten Hahnenfeder geſchmückt. Über den Rücken hing die Flinte.

Einige Tage nachher kehrte ich von der Villa nach

Neapel zurück. Während meines Aufenthaltes daſelbſt ereignete ſich jener ſchreckliche Vorfall, welchen ich nun erzählen will.

Sir Hunt, ein geiſtreicher Britte, unternahm mit ſeiner ſchönen Frau von Neapel, wo das junge Ehepaar vor Kurzem erſt getraut worden war, einen Ausflug nach der Stadt Päſtum. Indem ſie durch jene öde Gegend fuhren, die ich bereits beſchrieben habe, fiel plötzlich ein Schuß, der ein Wagenpferd tödtete; im nächſten Augenblicke erſchien ein Räuber, welcher von den Reiſenden Geld und Koſtbarkeiten forderte. Der Poſtillon entfloh und verſteckte ſich im nächſten Walde. Hunt, in Zorn auflodernd, als er ſich von einem Einzelnen angefallen ſah, ſchlug den Banditen in's Geſicht in dem Augenblicke, als dieſer der jungen Frau eine goldene Halskette entreißen wollte. Der Räuber, in Wuth ausbrechend über den erhaltenen Schlag, riß eine Piſtole aus dem Gürtel und ſchoß nach dem Engländer. Die muthige Frau warf ſich an die Bruſt des Gatten, um ihn zu ſchützen. Beide wurden von den Pfoſten, mit welchen die Piſtole geladen war, ſchwer verwundet; Er durch die Rippen, Sie in der Bruſt und im Nacken. Der Räuber plünderte nun den Wagen und entfernte ſich. Der Poſtillon kam aus ſeinem Verſteck hervor, und ſchaute in den Wagen. Schrecklicher Anblick! Auf dem Boden des Wagens ein See von Blut, den Wunden des unglücklichen Paares entquellen! Hunt war auf den Boden geſunken; ſeine Gattin hatte wahrſcheinlich bei ihm gekniet, um ſein Haupt zu ſtützen, denn ihr Arm hielt ſeinen Nacken umſchlungen.

In dieſer Stellung ward ſie ohnmächtig, und lag bewußtlos; ihre Wange ruhte auf der Wange ihres Gatten, der Todte in den Armen der Sterbenden!

Der feige Poſtillon getraute ſich nicht, ſie zu berühren; er begnügte ſich damit, daß er ſich ein friſches Pferd verſchaffte, und fuhr nun ſo ſchnell als möglich nach Neapel zurück. Als der Wagen vor dem Hauſe hielt, von dem ſie am Morgen wegfuhren, zeigte ſich an der Frau noch eine Lebensſpur; als man ſie aber vom Leichnam des Gatten emporhob, erfolgte ein heftiger Blutguß, der ſie mit dem Geſchiedenen vereinigte. Ich wurde gerufen, fand aber, als ich in das Zimmer trat, Beide leblos auf demſelben Lager neben einander ruhend. Das Antlitz der Frau gewährte insbeſondere einen höchſt rührenden Anblick, denn in ihren Mienen lag etwas ſo Ruhiges, Liebliches, beinahe Freudiges, als wäre ſie mit dem beſeligenden Gedanken geſtorben, daß ſelbſt der Tod es nicht vermochte, ſie von dem Geliebten zu trennen.

Dieſer Vorfall erregte in Neapel großes Aufſehen und der brittiſche Geſandte that den dortigen Behörden ſo kräftige Vorſtellungen, daß dieſe ſich bewogen fanden, ſtarke Maßregeln zu ergreifen und einen Preis auf den Kopf des Mörders zu ſetzen. Dieſer war, wie der Poſtillon beſtätigte, kein Anderer, als Marco. Alle Verſuche, ſeiner habhaft zu werden, blieben aber durch mehrere Monate fruchtlos, indem er alle Schlupfwinkel in den Gebirgen kannte, und über das Landvolk eine unbegränzte Macht ausübte. Er würde ſogar wahrſcheinlich allen Nachſtellungen entgangen ſein, wenn ſich nicht der folgende Umſtand ereignet hätte. Er hatte nämlich ſein Weib in die Stadt Salerno geſchickt, um daſelbſt Einiges einzukaufen. Sie ward erkannt, ergriffen, nach Neapel geführt und dort in's Gefängniß gebracht, wo man alles Mögliche verſuchte, ſie dahin zu bringen, daß ſie Marco's Aufenthaltsort verrathe. Sie verweigerte jedoch ſtandhaft jede Entdeckung; erſt der Anblick der Werkzeuge der ihr drohenden Folter raubte ihr den Muth. Sie verſprach, die Sbirren an den Aufenthaltsort ihres Gatten zu führen. Als ſie aber, von einem Sergent und zwei Sbirren begleitet, in die Nähe deſſelben kam, fing ſie wieder zu zögern an, bis die Bajonete der Sbirren ſie vorwärts trieben. Endlich ſtand ſie ſtill und gab das Zeichen mit einer an ihrem Halſe hängenden Lockpfeife. Nach einer Minute trat Marco aus einer Schlucht auf eine vorragende Klippe. Noch hätte er entfliehen können, denn das Weib hatte die Vorſicht gebraucht, das Zeichen ſchon in der Entfernung von drei bis **400** Schritten zu geben. Konnte Marco die nahe Waldſchlucht erreichen, ſo war er gerettet. Der Sergent, über das Benehmen der Frau ergrimmt, ſtieß ihr das Bajonet in die Seite. Marko, als er dies erblickte, ſchien im erſten Augenblicke der Verrätherin zu Hilfe eilen zu wollen. Er that einige Schritte vorwärts, zögerte aber wieder. Dieſe kurze Unentſchloſſenheit kam ihm theuer zu ſtehen, denn die beiden Sbirren, die man, weil ſie ſehr geſchwind laufen konnten, vorzugsweiſe gewählt hatte, erreichten den Räuber ſo blitzſchnell, daß dieſer, da er ſich nun dem Schuſſe bloßgeſtellt ſah, eine Erhöhung am Rande der äußerſten Klippe zu gewinnen ſuchte, ſich hinter dieſelbe kniete, ſeine Doppelflinte auflegte, nach dem Vorderſten ſeiner Verfolger ſchoß, und ſo gut traf, daß dieſer todt zu Boden ſtürzte. Inzwiſchen hatte der zweite Sbirre nach dem Marco gefeuert; die Kugel traf aber den ihn beſchützenden Hügel; dagegen that dieſer mit ſeiner Doppelflinte den zweiten Schuß, welcher dem Sbirren das Schenkelbein zerſchmetterte. Nun war nur der Sergent noch übrig, ein in ſolchen Kämpfen ſehr geübter Soldat, welcher, während Marco mit jenen Beiden beſchäftigt war, durch einen kleinen Umweg auf eine höhere Stelle kam, und den Räuber in den rechten Fuß ſchoß. Der Bandit, am Entfliehen verzweifelnd, erhob ſich, auf die Flinte geſtützt, langſam, zog die Piſtolen und Dolche aus dem Gürtel, ſchleuderte ſie von ſich, und gab durch Zeichen zu erkennen, er ſei bereit ſich zu ergeben. Der Sergent ließ ſich dadurch täuſchen und näherte ſich dem Verwundeten, weil er, wenn er denſelben lebendig einbrachte, den doppelten Lohn zu hoffen hatte, mit unvorſichtiger Haſt. Während nun der Sergent einen Strick aus der Taſche zog, um den Räuber zu binden, warf ſich dieſer mit aller noch übrigen Kraft wüthend auf ihn. Mit einander ringend fielen Beide zu Boden, dicht am Rande der Klippe. Marco durchbiß den Halskragen ſeines Gegners und zwängte die Finger in desſelben Säbelriemen am Leibe. Nun ſtemmte er den Fuß an den äußerſten Rand der Klippe, that einen gewaltigen Stoß, und ſtürzte ſich mit dem feſt umſchlungenen Feinde in den Abgrund. Der Sergent war augenblicklich todt, der Räuber ſtarb nach wenigen Stunden, ſeine Zähne noch im Halskragen, die Finger noch im Säbelriemen des Sergenten.

# Vier Heilmittel der Eiferſucht.

# Vier eiferſüchtige Ehemänner.

In einer Provinzialſtadt mit vielen neugebauten, hübſchen Häuſern, bewohnt von wohlhabenden Männern, ſchönen Frauen und zahlreichen Kindern, ſammt den dazu gehörigen Hunden, Katzen und Singvögeln, lebten auch vier ſehr eiferſüchtige Männer mit ihren ſehr unſchuldigen Frauen. Es liegt in der Natur des nie und nirgends zufriedenen Menſchen, daß unaufhörlich Einer über den Andern klagt; am meiſten aber pflegen die Männer über ihre Frauen zu klagen, und die Frauen über ihre Männer. Wer dieſe Klagen hört, kann ſich nicht genug wundern, wie es möglich iſt, daß eine Ehe noch geſchloſſen wird.

Solche Eheſtandsklagen wurden nun hier, wie überall, nicht immer nur den ſtummen Wänden, ſondern auch Freunden und Freundinnen unter dem Siegel der tiefſten Verſchwiegenheit mitgetheilt. Die in das Vertrauen gezogenen Auserwählten ſäumten nicht, das tiefe Geheimniß unter dem nämlichen Siegel auch den Nicht-Auserwählten mitzutheilen, und ſo geſchah es denn, daß die Zahl der Theilnehmenden ſich mit jedem Tage vermehrte, und die Sache in den Reunionen der Kleinſtädter in aller Heimlichkeit eben ſo veröffentlicht wurde, wie es bei den Großſtädtern üblich iſt.

Der Ordnung gemäß, muß ich nun dem Leſer die männlichen vier Hauptfiguren oder Hauptverbrecher der Geſchichte vorführen, welche, obſchon unter ihnen weder ein Herodes, noch ein Othello, noch ein Don Gutierre war, ihren holden Ehehälften doch genug zu ſchaffen machten.

## Erſter Unmenſch.

Der erſte dieſer vier Unmenſchen war der Theater-Direktor Ahorn, ein kleines, blaſſes, abgemagertes Männchen, ſehr reizbar und in ewiger Bewegung der Seele und des Leibes. Dieſes ſchmächtige Weſen hatte mit dem rieſenhaften Schickſal unaufhörlich gekämpft, mit dem Theaterperſonal unaufhörlich gezankt, viele Mühſeligkeiten erlitten, viel Verdruß ertragen, und nach vielen Leiden und wenigen Freuden ſich endlich als Theater-Unternehmer in dieſer Provinzialſtadt etablirt.

Der ſtärkſte Fehler dieſes raſtlos thätigen Mannes war ſeine Schwäche für die dramatiſchen Künſtlerinnen. Durch vielfache Erfahrungen und Täuſchungen klüger geworden, faßte er endlich den heroiſchen Entſchluß, ſein zärtliches Herz zu bändigen, allen Liebſchaften zu entſagen und ſeine innigſte Liebe ausſchließend ſeinem Geldbeutel zu widmen. Nachdem er durch einige Monate in dieſer exemplariſchen Lebensweiſe die beſten Fortſchritte gemacht hatte, wurde der weiſe

Mann am Abend desſelben Tages, an dem er ſich ſelbſt zu ſeiner Beharrlichkeit Glück wünſchte, das Opfer der Ironie des Schickſals, das heißt, er heirathete die erſte Liebhaberin ſeiner Truppe.

## Zweiter Unmenſch.

Othello, der zweite der vier Unmenſchen, war weder Mohr noch General der Venezianer, ſondern ein Klaviermeiſter und zwar im Städtchen der Chorführer aller Klaviermeiſter, denen er auch nach und nach die meiſten und wohlhabendſten Schüler glücklich weggefiſcht hatte. Herr Tanzler zählte in der Stadt eben ſo viele Feinde, als die Stadt Klaviermeiſter zählte. Er war ein ſtattlicher, hübſcher Mann und hielt ſich für ein Genie. Seinen Schülern begegnete er ſehr artig und freundlich; gegen diejenigen aber, die nicht ſeine Schüler waren, pflegte er es etwas hoch zu geben, wenn ſie es nicht noch höher gaben. Beim Unterrichtertheilen führte er immer die Worte im Munde: „Nur genial!“ oder: „Ich bitte — etwas mehr genial!“

Seinen Schülerinnen bewies Herr Tanzler überhaupt viel Geduld; die ſchönen und gelehrigen überhäufte er aber mit Schmeicheleien und Ausbrüchen des Entzückens; ſie wurden zu Engeln und Göttinnen erhoben. Sein Mißfallen über ungelehrige Kunſtjüngerinnen, beſonders wenn ſie nicht ſchön waren, bezeichnete er durch einen leiſen Seufzer, welcher es den Angeſeufzten nicht deutlich machte, ob er damit eine Aufwallung der Zärtlichkeit oder der Unzufriedenheit ausdrücken wollte. Seine dermalige Gattin Sophie Tanzler, die Tochter eines reichen Fabrikanten und eine der beſprochenſten Stadtſchönheiten, war eine der talentvollſten Schülerinnen des Herrn Tanzler, gut und edel, aber von ſehr raſchem Temperamente und entſchloſſener Handlungsweiſe.

## Dritter Unmenſch.

Hauptmann Unſtern, der dritte Unmenſch und Opferprieſter im Tempel der Eiferſucht, hatte von jeher bei dem ſchönen Geſchlechte viel Glück gefunden, das heißt, immer drei oder vier Liebſchaften zu gleicher Zeit, dabei aber ſo viel berechnende Klugheit, daß er jeder beſtimmten oder verfänglichen Erklärung ſchlau auszuweichen wußte und in ſeinen Huldigungen nie einen Schritt weiter ging, als man geben konnte, ohne ſich für die Folge zu binden, daher auch keine ſeiner verlaſſenen Ariadnen ſich auf ein Verſprechen berufen oder über Meineid klagen konnte. Zu einem Briefwechſel ließ er ſich nie herbei, weil er, ſeinem Vorgeben zufolge, die todten Buchſtaben haßte, eigentlich aber deshalb, weil Schrift und Rechtſchreibung ſeine ſchwächſte Seite war. Er pflegte auch außer den Rapporten und Regimentsrechnungen nichts zu leſen, nicht einmal das Zeitungsblatt. Hauptmann Unſtern wurde endlich der vielen Feldzüge im Reich der Liebe müde, und der Siegreiche ergab ſich einer

Siegerin, einem eben ſo zarten als zärtlichen Weſen von bezaubernder Anmuth und Liebenswürdigkeit.

## Der vierte und letzte Unmenſch

war der bei Jung und Alt ſehr beliebte Doktor Kauz, zugleich Allopath, Homöopath und Hydropath, wie man es wollte. Dieſe Vielſeitigkeit leiſtete ihm ſehr gute Dienſte, vorzüglich als Damenarzt; denn da das liebevolle, ſchöne Geſchlecht die Veränderung liebt, ſo fand Doktor Kauz hier ein weites Feld vor ſich, indem er es jeder Patientin freiſtellte, ſich nach Laune und Eigenſinn in einer der drei Heilmethoden behandeln zu laſſen. Hatte die erſte keinen guten Erfolg, ſo kam die zweite, nöthigen Falls dann die dritte. Starb die Kranke an und nach allen drei Methoden, ſo hieß es dann: „Man hat Alles verſucht, alle Mittel angewendet; ſie war aber nicht mehr zu retten!" —

Auf ſolche Weiſe geſchah es denn nicht ſelten, daß Doktor Kauz im erſten Stockwerk eines und desſelben Hauſes allopathiſch behandelte, im zweiten homöopathiſch, im dritten hydropathiſch. Es hatte ſich ſogar einigemal ereignet, daß er, einem Weinhändler zulieb, Kranke in den Erdgeſchoßen und Dachwohnungen nach dem Browniſchen Syſtem in die Ewigkeit ſpedirte. Überdieß war Kauz, als Mann im Geiſte der Zeit, auch dem Magnetismus hold, wodurch er ſich die Gunſt aller romantiſch geſinnten Damen erwarb. Seine jetzige Ehekonſortin hatte er magnetiſirt, und von ihr als Somnambüle die Erklärung ihrer Gegenliebe erhalten. Sie blieb auch im Eheſtande eine Clairvoyante, das heißt, ſo ſcharfſichtig, daß ſie dem Herrn Gemahl bei mancher Patientin, mit der er ſich in Rapport geſetzt hatte, auf die Spur kam. Dieſes Hellſehen bewirkte endlich, daß der Herr Doktor die Behandlung der Damen nach und nach ganz aufgab, und ſeine ärztliche Kunſt nur an Männern ausübte. Nun wendete ſich das Blatt. Die Frau Doktorin wurde ruhig, dagegen befiel aber den Herrn Doktor das Eiferſuchtsfieber mit einer ſolchen Heftigkeit, daß er in jedem hübſchen oder intereſſanten Mann, der als Geneſener, im Gefühle der Dankbarkeit glühend, ſein Haus betrat, einen Anbeter der ſchönen Gattin erblickte.

## Weibliche Quadrupel-Allianz.

Der Eigenſinn des Schickſals zwang drei dieſer eiferſüchtigen Barbaren, zu ihrem großen Leidweſen, die Stadt an einem und demſelben Tage in ihren Berufsgeſchäften zu verlaſſen. Hauptmann Unſtern mußte einen Transport Rekruten eskortiren; Doktor Kauz wurde an einen entfernten Ort zu einem Konſilium berufen; der Klaviermeiſter Tanzler hatte von reichen Schülerinnen den Auftrag erhalten, Pianoforte's in der Haupt- und Reſidenzſtadt einzukaufen. Am folgenden Tage verſetzte das böſe Schickſal auch dem Theater-Direktor Ahorn einen Streich. Die Prima-Donna lief davon mit dem Primo-Amoroſo, der eben als Robert der Teufel auftreten ſollte. Dem desperaten Impreſſario blieb nichts übrig, als den Entflohenen mit der Eilpoſt nachzufliegen.

Die von den Quälgeiſtern der Eiferſucht befreiten Frauen genoßen nun vier ruhige Tage, die man ſogar glückliche hätte nennen können, wäre nicht im düſtern Hintergrunde die Beſorgniß geſtanden, daß der fünfte Tag wahrſcheinlich ihre Qualen verdoppeln werde.

Sie beſchloßen, zuerſt jede für ſich allein, die köſtlichen Halzyonentage zu ihrem Beſten zu benützen und ernſtlich darüber nachzudenken, auf welche Weiſe und durch welche Mittel dem Übel abzuhelfen wäre.

Die Klaviermeiſterin kam, nachdem ſie ihr niedliches Köpfchen lange hin und her gewiegt hatte, auf den Einfall, es ſei beſſer, in einem ſo gewaltigen Kampfe Verbündete zu haben, den Feind mit vereinigten Kräften anzugreifen und in einem Haupttreffen ihn auf das Haupt zu ſchlagen, denn der bisherige ſchmähliche und klägliche Zuſtand ſei durchaus nicht länger zu ertragen; in einer ſo großartigen Zeit wie die gegenwärtige, wo von allen Seiten die erhabenen Worte: „Frauen-Emanzipazion und Oppoſizion“ erſchallen und auf der Oriflamm des ſchönen Geſchlechtes prangen, ſei ſie mit ihren drei Unglücksgefährtinnen ohne Zweifel die einzige Unterdrückte und Richtige in der Stadt.

Die Frau Klaviermeiſterin, eine Frau von raſchem Temperament, beſchloß alſo, die Zeit der Abweſenheit der eiferſüchtigen Ehemänner eifrig zu benützen. Sie ließ die drei Frauen für den Abend zu ſich laden. Jede derſelben nahm die Einladung freudig an, und jede ward ſogleich von dem Gedanken ergriffen: „Wir ſind allein und ungeſtört; bei dieſer Gelegenheit könnte ein ſehr wichtiger Gegenſtand beſprochen werden.“ —

In Betreff der Eiferſuchtsqualen, unter denen das vierblätterige Kleeblatt ſchmachtete, wußte zwar Keine von der Andern etwas Beſtimmtes, dennoch erwartete Jede von den Andern guten Rath, Theilnahme und Beiſtand.

Die armen Frauen kleideten ſich ſo ſchön als möglich, dieſesmal aber nicht in der ſtolzen Abſicht, einander zu verdunkeln, ſondern nur deshalb, um als Leidende nicht nur intereſſant, ſondern auch ſchön zu erſcheinen.

## Herzensergießungen.

Kaum waren die ſilbernen Leuchter mit den brennenden Millykerzen im Salon der Madame Tanzler auf den Kaffehtiſch geſtellt, als die ſchönen Gäſte im Verlaufe von wenig Minuten nach einander eintraten, ſehr freundlich, doch nicht ohne einen leiſen Zug von Melancholie in den fragenden Mienen; geſprächig, doch bei manchem Worte mit feuchten Augen lächelnd, wie die Tropfenwand des Regenbogens hellfarbig leuchtet. Auf gleiche Weiſe präſentirte ſich auch die Frau vom Hauſe. Man ſprach, man trank Kaffeh; man ſeufzte. Da nun die Konverſazion keine Lebhaftigkeit gewinnen wollte, obſchon vier weibliche Zungen ſonſt das Geſpräch im Gange zu erhalten wiſſen, nahm Madame

Tanzler, die ihre Rolle gut einſtudirt hatte, etwas ſchüchtern und mit aufmerkſam ſpähenden Blicken das Wort:

„Liebe Freundinnen! Es iſt wohl nicht zu verkennen, daß jede von uns etwas auf dem Herzen hat. Soll freundſchaftliche Theilnahme nicht den Kummer, der an uns nagt, erleichtern? Alſo, — kurz herausgeſagt — nicht wahr? wir ſind nicht ſo glücklich, als wir es unter andern Umſtänden ſein könnten! Unſere Männer! Ja, unſere Männer!“ — —

Ein dreiſtimmiger Chor wiederholte ſeufzend: „Unſere Männer! Ja, unſere Männer!“ —

Madame Tanzler fuhr fort:

„Es iſt ſchrecklich! Statt uns anzubeten, und uns der ganzen Welt als Muſter vorzuſtellen, quälen ſie uns mit der leidigen Eiferſucht. Ich habe meinem Mann wahrlich nicht die geringſte Urſache dazu gegeben, gewiß nicht!“

Der dreiſtimmige Chor wiederholte als Echo: „Auch ich nicht, gewiß nicht!“ —

Hierauf begann folgendes Geſpräch:

Frau Klaviermeiſterin. Wir wollen aufrichtig ſein — nicht wahr? Das kann nun in die Länge nicht ſo bleiben, nein! Es muß anders werden — nicht wahr?

Der Chor. Anders! Nicht wahr?

Frau Klaviermeiſterin. Damit wir aber etwas ausrichten, müſſen wir zuſammenhalten und —

Frau Theaterdirekterin. Und die Sache gut überlegen, damit wir nicht Fiasko machen.

Frau Doktorin. Auf die Methode kommt Vieles an. Mein Mann hat wenigſtens darin Recht, daß er ſagt: Es gibt verſchiedene Kurarten, und die rechte treffen, das iſt's, worauf Alles ankommt.

Frau Hauptmännin. Ja wohl! Es gibt gar viele Arten von Waffen: Stich- Hieb- und Schußwaffen, leichtes und ſchweres Geſchütz.

Frau Klaviermeiſterin. Es kommt nur vor Allem darauf an, daß wir darüber einig werden, welche Art von Spektakel wir anfangen, welche Kurart wir anwenden, welcher Waffen wir uns bedienen wollen. Damit wir aber einen tüchtigen Operazionsplan entwerfen und dann die zweckmäßigſten Heilmittel ergreifen können, kommt es zuerſt darauf an, daß Jede von uns ein offenes, aufrichtiges Geſtändniß ablege, wie ſie mit ihrem Herrn und Gebieter ſteht, und was für ein Menſch er iſt. Die geheime Geſchichte des männlichen Herzens ſei der Gegenſtand unſerer geheimen Sitzung!

Der Chor. So iſt's! So ſoll es ſein!

## Geheime Geſchichte der Klaviermeiſterin.

Die Frau Klaviermeiſterin begann:

„Meine Damen! Damit die Sache vorwärts geht, — denn wir haben keine Zeit zu verlieren — ſo will ich Ihnen mit einem guten Beiſpiele vorgehen, und erzählen, wie's in meinem Hauſe ausſieht. Mit meinem Othello iſt's wirklich nicht auszuhalten. Wäre ich nicht ſo geſcheit, wie ich bin, ſo müßt' ich eine Närrin werden. Man kann ſich gar keinen Begriff davon machen, wie er's treibt. Bin ich heiter, ſo behauptet er, daß meine Gedanken bei andern Männern herumſchwärmen; bin ich traurig, ſo ſagt er: „Nun denkſt Du gewiß an mich!" In dem gleichgiltigſten Wort, in der alltäglichſten Miene findet er etwas, das ſeinen Argwohn erweckt, und der unbedeutendſte Zufall muß ihn, wie er ſich's eben einbildet, zu ſonderbaren Entdeckungen oder gar zu einer furchtbaren Gewißheit führen. Ich ſoll mich weder öffentlich zeigen, noch einen männlichen Beſuch annehmen, wenn er nicht zu Hauſe iſt. Und wenn nun dennoch ein Mann zu mir kommt, was kann ich dafür? Kann ich es hindern? Es gibt ja Männer, die eine eigene Paſſion haben, zur Frau zu kommen, wenn ſie wiſſen, daß der Mann nicht zu Hauſe iſt. Gott verzeih' es den Unheilſtiftern! Wer meinen Mann vis-a-vis von mir ſieht, ohne ihn näher zu kennen, der muß glauben, daß er mich haßt; und dennoch bin ich überzeugt, daß er mich grenzenlos liebt. Aber — was hab' ich denn auch von dieſer grenzenloſen Liebe? Nichts als Leid und Kummer. Ich muß jeden Schritt überdenken, jedes Wort auf die Wagſchale legen; und was hab' ich am Ende von all' meiner Geduld und liebevollen Aufmerkſamkeit? Nichts als das traurige Bewußtſein, daß Beide fruchtlos ſind und daß er eine ſchlechte Meinung von mir hat. Wär's nun ein Wunder, wenn die bravſte Frau unter ſolchen Umſtänden auf üble Gedanken käme, und ſtatt desjenigen, der ſie verkennt, Einen wählt, der ſie zu ſchätzen weiß, ja, ſtatt desjenigen, der ſie beleidigt und kränkt, Einen ſucht, der ſie tröſtet? Gott bewahre mich vor einem ſolchen Abwege! Aber — unmöglich wär's doch nicht, daß man ſich wenigſtens einen Freund ſucht, dem man ſein Leid klagt, oder daß man endlich, wenn Alles nichts hilft, verſteckt, boshaft und rachgierig würde, was Gott verhüten wolle! Eine ſchuldloſe Frau will auch die Ehre und Achtung der Unſchuld genießen. — So ſteht die Sache zwiſchen mir und meinem Mann. Was ich zu thun gedenke, will ich nachher ſagen; jetzt meine Damen! bitte ich um ihre Mittheilungen.

## Geheime Geſchichte der Theaterdirectrice.

Dieſe, als zweite Leidensgefährtin, ließ ſich auf folgende Weiſe heraus:

„Mein armer Ahorn hat das Unglück, von ſich ſelbſt die üble Meinung zu haben, er ſei mit ſolchen Mängeln der Seele und des Leibes behaftet, daß er keinen Anſpruch auf eine innige Gegenliebe machen könne. Er iſt gegen ſeine Perſon und gegen ſeine guten Eigenſchaften ſo mißtrauiſch, daß er meine ruhige Gemüthsſtimmung für Kälte und Abneigung, meine Zärtlichkeit für Ironie und Falſchheit nimmt. Er hat nicht den Muth zu glauben, daß ich ihn liebe, und eben deshalb erwiedert er meine Liebe mit Eiferſucht. Jedes graue Haar, das er auf ſeinem Haupte, jede neue Runzel, die er in ſeinem Geſichte vor dem Spiegel mit ängſtlicher Aufmerkſamkeit entdeckt, verſtärkt ſein Mißtrauen gegen ſich ſelbſt, ſeinen Argwohn gegen mich. In jedem hübſchen, freundlichen Mann erblickt er einen gefährlichen Nebenbuhler und Feind. Vergebens bemühe ich mich, ihm meine Liebe mit Worten zu erklären, und durch mein Benehmen zu beweiſen. Er engagirt zu ſeiner Truppe nur häßliche Schauſpieler und nur ſchöne Schauſpielerinnen. Welche alberne Fineſſe! Er ſieht es ſogar ungern, daß ich Abends das Theater beſuche und bei den Proben darf ich mich nie blicken laſſen. Was nützt mir nun meine Liebe, wenn er nicht daran glaubt? Wie oft denk' ich an den Titel von Shakeſpeare's Luſtſpiel: „Der Liebe Mühe iſt umſonſt!“ — Wenn ich ihm Dies oder Jenes offenherzig vertraue, ſo hält er es für Maske; verheimliche ich ihm etwas, um ihm einen Verdruß zu erſparen, und er erfährt nachher nur das Geringſte davon, ſo bin ich eine herzloſe Betriegerin. Und ſo beſitzt er die ſchreckliche Kunſt, Alles ſchwarz zu ſehen, ſich ſelbſt aber am ſchwärzeſten. Die Liebe iſt ihm ein Gift, das ihn ſinnreich macht, ſich und mich in's Unglück zu ſtürzen.

## Geheime Geſchichte der Doktorin.

Als Jene zu reden aufhörte, ſagte die Frau Doktorin mit einem gutmüthigen Lächeln, deſſen holdſeliger Ausdruck kaum eine Spur von Leiden aufkommen ließ: „Ich verſichere, meine Damen! daß es mir ſo übel geht, als Einer von Ihnen. Ich ertrage mein Elend, weil ich es nicht zu ändern weiß; könnt' ich es aber, ſo wollte ich dem Himmel dafür danken. Es iſt wahr, ich habe meinen geſunden Schlaf von acht bis neun Stunden; ich möchte aber noch lieber zwölf Stunden ſchlafen, um blind und taub zu ſein.

Es iſt wahr, ich habe meinen guten Appetit; es ſchmeckt mir aber kein guter Biſſen dabei. Hat mein Mann Patienten, die nicht aus dem Bette, wenigſtens nicht aus dem Hauſe durfen, dann legt ſich ſeine Eiferſucht ein bischen. Hat er gar keine Patienten und kann viel zu Hauſe ſein, dann vermindert ſich dieſes gelbe Fieber der Seele noch mehr, und ich genieße recht erträgliche Tage. Kommen aber kranke Herren, ärztliche Hilfe ſuchend, oder Geneſene, Dank und Honorar bringend, in's Haus, und bitten um die Erlaubniß, den Erhalter und Retter ihres Lebens öfter beſuchen zu durfen, dann weh' mir! Ich bin es, die ihm die Unholde in's Haus und auf den Hals zieht, jene geneſenen Buhler, die ihn unter dem Vorwande der Dankbarkeit mit Undank belohnen wollen. Da wird dann die Erde ein moraliſches Krankenhaus und das arme Weib ein Giftkraut; da nennt er mich die Homöopathie der Tugend und Ehrbarkeit, die Allopathie aller Schwächen und Gebrechen, die Hydropathie der betrüglichen ſtillen Wäſſer. Wozu fliegen die Dukaten ihm zu? Er iſt und bleibt dennoch ein armer Mann. Wozu macht er die glänzendſten Kuren? Den Krebsſchaden an ſeinem häuslichen Glück vermag er doch nicht zu heilen! So geht's fort und fort. Er ſtößt Verwünſchungen, Vorwürfe und Klagen aus: ich ſetze mich an's Fenſter hin und weine. Dann nennt er meine Thränen Krokodilthränen und mich eine Gedankenſünderin, die nur nach einer Gelegenheit zur Treuloſigkeit ſchmachtet. Ich wundere mich nur, wie ich das ſo aushalten kann, ohne vor Schmerz zu ſterben oder vom Weinen blind zu werden. Hätte ich nicht meinen aſend glücklichen Humor, der nicht umzubringen iſt, ſo väre ich ſchon längſt zu Grunde gegangen. Es iſt himmelhreiend, denn — — um ein halbes Schälchen werde ich ech bitten, aber ſehr weiß.“ —

## Geheime Geſchichte der Frau Hauptmännin.

Die Frau Dokterin ſchwieg. Die Frau Klaviermeiſte-in ſetzte die Kaffehmaſchine in Bewegung, die Frau Hauptmännin die Zunge, alſo ſprechend:

„Mein Mann war einſt der luſtigſte Kumpan; ſeitdem hn aber der Alp der Eiferſucht drückt, iſt er traurig und nacht mich noch trauriger, als ich es ſonſt war. Wer von ins Beiden mehr zu beklagen iſt, das weiß der liebe Himmel! So viel iſt aber gewiß: Hätte mein Mann im Reiche er Liebe weniger Erfahrung und weniger Eroberungen gemacht, ſo hätte ihn die ſchwere Krankheit der Eiferſucht nicht o ſtark angegriffen. Er fand, leider! in unſerm Geſchlecht o viele Schwäche, daß er an eine ganz Untadelhafte nicht nehr glauben will. Eben ſo fürchtet er nun, alle Männer eien ſo leidenſchaftlich und ſo leichtſinnig, wie er ſelbſt es inſt war. Die arme Frau muß nun für ſeine Fehler büßen, indem er jetzt an andern Männern dasjenige mißbilligt, was er ehmals ſelbſt zu thun kein Bedenken trug. Lob' ich ihn, ſo hält er es für verkehrten Tadel; lob' ich einen Andern, ſo ſpeit er Feuer und Flammen. Sprech' ch wenig, ſo iſt ſeine Geſellſchaft mir gleichgiltig oder zuwider. Sprech' ich viel, ſo bemühe ich mich nur, die lange

Weile zu vertreiben. Zwei Offiziere, die mir Galanterien ſagten, mußten ſich mit ihm ſchlagen. Weil er fühlt, daß ſeine Schönheit abgenommen hat, ſo überſchäzt er die Schönheit jedes andern Mannes, und erblickt in den Meiſten gefährliche Nebenbuhler. Dem Verblüfften fällt dabei nicht ein, daß das edlere Weib die Gemüths- und Geiſtesvorzüge am Mann weit höher ſchäzt, als alle körperlichen Eigenſchaften. Deshalb glaubt er immer, daß ich mich verſtelle, heimlich gegen ihn intriguire und den Liebeleien wenigſtens nicht abgeneigt wäre. Ich kann daher oft den Gedanken nicht unterdrücken, daß es beſſer wäre, wenn er mich weniger liebte. Wohin ſoll dieſes Unweſen noch führen? Das Übel, weit entfernt, ſich zu mindern, wächſt mit jedem Tage. Wär' ich doch ledig geblieben! Da ſäße ich höchſtens auf einer Sandbank; jezt aber lieg' ich auf der Folter. Indeß habe ich mir in meinen kummervollen Stunden doch ein kleines Plänchen ausgeſonnen.“ —

## Erſtes Heilmittel der Eiferſucht.

„Nun“ (ſagte die Frau Klaviermeiſterin) „haben wir unſere Anſichten einander mitgetheilt, unſer zerriſſenes Innere dargeſtellt. Ich glaube kaum, daß der grandioſeſte Weltſchmerz größer ſein kann, als der unſerige; mais cela n'importe pas. Es bleibt jezt nichts übrig, als daß Jede von uns ihren Operationsplan durch freimüthige Mittheilung einer unparteiiſchen Prüfung der Freundinnen und Leidensgenoſſinnen unterwerfe. Vielleicht kann *das*, was wir jetzt beſchließen, in der Folge ein köſtliches Gemeingut für Welt und Nachwelt werden. Da *ich* ſchon bei dem erſten Theil unſerer Verhandlung den Anfang gemacht habe, ſo muß ich bitten, daß Eine dieſer Damen jetzt als Sprecherin aufzutreten belieben wolle.

Nachdem ſich jede Senatorin lange genug geſträubt hatte und keine die Erſte ſein wollte, nahm die Klaviermeiſterin drei Spielmarken, eine weiße, eine gelbe und eine rothe, legte ſie in eine Rokoko-Kaffehſchale, und bat zu ziehen; weiß ſei die erſte Sprecherin, gelb die zweite und roth die dritte. Und ſiehe da! Weiß war die Frau Theater-Directrice, gelb die Frau Doktorin, roth die Frau Hauptmännin.

Die weiße Frau Theater-Directrice begann:

„Ich habe beſchloſſen, von nun an mein Benehmen gegen meinen wahnſinnigen, unſinnigen Mann ſo einzurichten, daß es ihm vorkommen ſoll, als ob ich ſeine ganze Eiferſucht gar nicht bemerkte. Alles, was er in dieſer Hinſicht thut und ſagt, ſoll an mir ſo verloren gehen, als hätte er nichts gethan, nichts geſagt. Ich will gegen ihn eiskalt *bleiben*, bis er zur Vernunft kommt. Ich will gegen ihn eiskalt *ſein*, bis er zur Vernunft kommt. Ich will ihm aber auch zeigen, daß er Achtung *verdient*, und daß ich ihn auch wirklich achte, doch — nicht ohne den gehörigen Grad von Kälte. Meine Liebe ſoll von nun an eine Dezemberſonne ſein. Er ſoll zu der Einſicht kommen, daß ich ihn lieben *könnte*, wenn er meine Liebe zu gewinnen und zu würdigen verſtände. Er mag nun toben oder mich necken, — ich bleibe kalt. Alle Pfeile ſeiner grundloſen, ungerechten Vorwürfe ſollen an der Eisrinde meiner Gleichgiltigkeit zurückprallen. Er ſoll fühlen, daß meine Kälte ſich nur durch die Glut inniger, argwohnloſer Gegenliebe entzünden läßt. Ich bin überzeugt, daß es mir auf dieſe Art endlich gelingen wird, ihm eine gute Meinung von ſich ſelbſt und eine vertrauenvolle Liebe zu mir einzuflößen.“ —

## Zweites Heilmittel der Eiferſucht.

Nach einer kleinen Pauſe, welche die Klaviermeiſterin nur durch die leicht hingeworfenen Worte: „Chacune à sa façon!“ unterbrach, nahm die gelbe Frau Doktorin das Wort:

„Ich betrachte meinen Mann als einen Kranken, mich als den Doktor. Ihn herzuſtellen iſt meine Pflicht und mein heißeſter Wunſch. Das zweckmäßigſte Heilmittel, um den Melancholiker zur Geneſung zu bringen, ſcheint mir das zu ſein, daß ich immer friſch und munter bleibe, daß ich — er mag mir noch ſo viel Unrecht zufügen — nie in Aufregung oder üble Laune gerathe; daß ich ſeine bitterſten Vorwürfe als Scherz behandle, ſeinen Mißmuth ſtets zu erheitern ſuche und ihm ſtets im Roſenlichte der holdſeligſten Freundlichkeit erſcheine, als ein Weſen, welches ihm ſo zugethan iſt, daß ſelbſt ſeine Verkennung meines Werthes und die mir zugefügten Kränkungen mich nicht zurückzuſtoßen vermögen. Er ſoll und muß es endlich einſehen, daß ich ſein ſchneeweißer, guter Genius bin, der nur für ihn und in ihm lebt.“ —

## Drittes Heilmittel der Eiferſucht.

Nun kam die Reihe an die rothe Frau Hauptmännin, welche den folgenden Strom der Beredſamkeit losließ.

„Jede von ihnen, meine beiden Damen, hat Recht; ich wünſche ihren Plänen das beſte Gelingen, woran ich auch gar nicht zweifle. Mein Syſtem weicht aber von dem ihrigen weit ab, und dennoch erwarte ich mir davon den ſicherſten und günſtigſten Erfolg. Mein Mann quält mich mit ſeiner Eiferſucht fürchterlich: allein — wenn er mich auch noch dreimal ärger quälte, ſo bin ich deßhalb doch feſt überzeugt, daß er mich liebt; was man aber liebt, das fürchtet man zu verlieren. Darauf baue ich meinen Plan. Ich will mir alſo in der beſten Abſicht eine kleine Unwahrhaftigkeit oder vielmehr eine heilſame Übertreibung erlauben. Schwächlich und mitunter auch etwas kränklich, wie ich bin, will ich mich noch ſchwächlicher, noch kränklicher ſtellen, als ich bin. Jede Aufwallung des Heftigen, jede Kränkung, jeder Mangel an Zartgefühl ſoll auf mich den ſtärkſten Eindruck machen, ſoll mich ſo ergreifen, daß ich Krämpfe und Ohnmachten bekomme. Ich will mich bemühen, ſo zu verblühen, daß er über mich erſchrecken ſoll, ja daß er endlich in einer guten Stunde ruhigen Nachdenkens auf den glücklichen Gedanken kommen muß, in ſich ſelbſt den Zerſtörer meines Glückes und meines Lebens zu erblicken. Wenn ihn das nicht rührt und bekehrt, ſo müßte er von Marmor ſein. Ich bin jetzt aber ganz erſchöpft und muß um ein Glas Waſſer bitten." —

## Viertes Heilmittel der Eiferſucht.

Als die Frau Hauptmännin Waſſer getrunken und den gebührenden Beifall holdlächelnd aufgenommen hatte, ließ die Frau Klaviermeiſterin folgende Rede von ihren kirſchrothen Lippen fließen:

„Meine Damen! Ich bin mit mir im Klaren. Ich kenne meinen Mann, ich kenne mich ſelbſt, weiß alſo, was ich zu thun habe. Ich will ihn, weil er krank iſt, als Arzt behandeln; ich will mich, weil er mich herausfordert, zum Zweikampfe ſtellen. Als Arzt will ich die homöopathiſche Heilart anwenden, das heißt: „Gleiches mit Gleichem.“ Als Duellant will ich gegen ihn mit gleichen Waffen kämpfen, das heißt: Quält er mich mit der Eiferſucht, ſo bin ich feſt entſchloſſen, ihn noch mehr damit zu quälen. Er ſelbſt muß auf die Folter gelegt werden, um die Leiden einer Gefolterten recht kennen zu lernen. Ich werde ihm zeigen, daß ich ihm ſeine Eiferſucht gar nicht glaube, und daß ich ſie nur für den Deckmantel halte, hinter dem er geheime Liebſchaften verbergen will, für ein Nordlicht, mit dem er mich zu blenden und einzuſchüchtern trachtet, um deſto ſicherer und ungeſtörter auf Abwegen zu wandeln. Ich will ihn überreden, daß ich dieſe Heuchelei der Liebe entlarvt habe, und daß ich es bin, die die vollſte Urſache findet, gegen ihn eiferſüchtig zu ſein. In dieſer Tonart will ich ihm Lieder ſingen, daß ihm die Ohren gellen ſollen, will ihn necken und quälen, bis er aufhört, mich zu necken und zu quälen, will die Eiferſüchtige ſpielen, bis er aufhört, eiferſüchtig zu ſein, und wir Beide einander wechſelſeitiges Vertrauen ſchenken und — Liebe um Liebe. Ich ruhe nicht, bis es dahin gekommen iſt, daß zwiſchen dem muſikaliſchen Ehepaare die vollkommenſte Harmonie herrſcht, und das Pianoforte unſers glücklichen Lebens nicht einen einzigen falſchen Ton gibt.“ —

Der Plan der energiſchen, ſtolz umherblickenden Klaviermeiſterin fand allgemeine Bewunderung. Jede Zuhörerin gab demſelben ſogar im Stillen den Vorzug vor ihrem eigenen. Jede geſtand ſich aber leiſe, daß ſie der Realiſirung eines ſo kühnen Planes nicht gewachſen ſei; Jede beſchloß daher, bei ihrem eigenen Plane, als dem für ihre Perſönlichkeit paſſendſten, zu bleiben.

So war denn der Bund geſchloſſen, und den entſchloſſenen Damen blieb nichts übrig, als eine Stunde zur täglichen Zuſammenkunft in einem öffentlichen Garten für die ferners nöthigen Mittheilungen und Berathungen feſtzuſetzen. Als endlich der oft wiederholte Augenblick der immer wieder verſchobenen Trennung zum letzten Male aus dem Wortſchwall auftauchte, verſtummten die gerührten Redſeligen, küßten ſich, in Thränen lächelnd und gaben ſich zuerſt Paar und Paar, dann alle Vier zugleich, die Hände.

So ſtand die ſchöne Gruppe der Unglücklichen lange auf der Schwelle der Zimmerthür. Wir laſſen ſie in dieſer Stellung, um uns nach den Gegenſtänden der holden Verſchwörung, den vier eiferſüchtigen Männern und Unmenſchen, umzuſehen.

# Philoſophiſch-äſthetiſcher Spiel-, Eß- und Trink-Verein.

Die Zahl der Praktikanten des Löblichen Stadtmagiſtrates hatte ſich in dem Zeitraume von ungefähr zwei Jahren durch hohe, größtentheils weibliche, Protection in dem Grade vermehrt, daß bereits eilf praktizirende, ſämmtlich mit dem **Collier grecque** gezierte Köpfe vorhanden waren, die den Kopf ſich nicht zerbrachen, weil ſie von Amtswegen wenig zu thun und noch weniger zu hoffen hatten. Unter dieſen angehenden Staatsmännern zeichnete ſich insbeſondere der hoffnungsloſeſte, nämlich der eilfte aus. Man nannte ihn den Apoll des Städtchens, theils weil er ſchön war, theils weil er Verſe im neueſten Styl machte. Er war der Liebling der Damen und des Oberkellners im Gaſthauſe zum goldenen Faß, der es gerne hörte, wenn ihn die Gäſte einen ſchönen Geiſt nannten. Da er das Theater nicht beſuchen konnte, weil ſeine Gegenwart Abends im Gaſtzimmer unumgänglich nothwendig war, ſo hatte er ſich vom Theaterdirektor Ahorn die Erlaubniß erwirkt, den Proben beiwohnen zu dürfen. Von dem genialen Magiſtrats-Praktikanten Blümlein ließ er ſich in freien Viertelſtunden flüchtigen Unterricht in den ſchönen Wiſſenſchaften, nebſtbei in der Länder- und Völkerkunde ertheilen. Blümlein war in ſeinem hohen Bildungsberufe ſo eifrig und ſo ehrlich, daß er dem Oberkellner Alles mittheilte, was er ſelbſt wußte. Der edelgeſinnte Schüler kreditirte dafür dem Meiſter im Laufe der Vorleſungen an Bier und Wein ſo viel, als dieſer benöthigte, um das Feuer der Begeiſterung ſtets in vollen Flammen zu erhalten. Nachdem aber die Schuldpoſt am Ende des Jahres zu einem bedeutenden Sümmchen geſtiegen war und der Lehrer ſich für inſolvent erklärte, fing der Schüler an, den Lehrer und die ſchönen Wiſſenſchaften ſammt der Länder- und Völkerkunde zu verwünſchen. Der Teufel (ſagte er) könne die Studien holen, er aber verlange ſein Geld. Der gerechte Zorn des Oberkellners verſetzte das zarte Gemüth des Praktikanten in einige Beängſtigung. Drei lange Tage that Blümlein keinen Schritt in das Gaſthaus, der Oberkellner keinen Blick in ein Buch.

Endlich glaubte der dürſtende Lehrer einen glücklichen Gedanken gefunden zu haben. Er präſentirte ſich dem Schüler mit wichtiger Miene, wurde aber von dieſem mit ſtolzer Miene empfangen und mit der Frage: „Bringen Sie mir Geld?“ Blümlein erwiederte lächelnd: „Kein Geld, aber mehr als Geld, nämlich Reichthum.“ — Der Oberkellner ſagte mit hochrothem Geſichte: „Wie ſoll ich den Unſinn verſtehen?“ —

Nun rückte Blümlein mit ſeinem glücklichen Gedanken heraus, und ſprach: „Lieber Herr Martin! Sie ſind für etwas Höheres geſchaffen. Ein Menſch wie Sie, darf nicht länger die bornirte jämmerliche Exiſtenz eines Oberkellners führen. Sie müſſen eigener Herr und Direktor einer Eß- und Trink-Anſtalt ſein, **maître de plaisir**, mit einem Worte: Inhaber eines Caſino im großen Styl, was unſerer erbärmlichen Stadt noch immer fehlt.“

Der verblüffte Oberkellner fiel, nachdem er ſich von ſeinem Erſtaunen erholt hatte, dem Sprecher um den Hals und ſchrie: „Welche göttliche Idee! Geld hab' ich und zu leihen bekomm' ich auch, ſo viel ich will. Der hohe Magiſtrat wird mir aber die Erlaubniß verweigern, denn alle Wirthe mit ihren alten Gäſten werden als eben ſo viele Feinde gegen mich aufſtehen, Intriguen ſpielen und Geld ſpringen laſſen.“ —

Blümlein nahm jetzt eine vornehme Protections-Miene an, und ſagte: „Lieber ami! dafür laſſen Sie mich ſorgen. Man hat Connexionen; man kommt in kurioſe Häuſer, man hat Eintritt dort und da; man iſt bei ſo Manchem beliebt, von ſo Mancher gerne geſehen. Es gibt Leute, die mir nichts abſchlagen können.“

Halb weinend, halb lachend vor Entzücken, ſagte der hingeriſſene Oberkellner: „Herr von Blümlein! wenn Sie mir das herausbringen, ſo —

Blümlein fiel ihm in's Wort: Iſt Ihnen und den ſchönen Wiſſenſchaften geholfen, und Ihr ungeheuer beſuchtes Caſino wird eine lebendige Länder- und Völkerkunde. Ich habe ſogar ſchon den Titel für dieſe grandioſe Anſtalt erſonnen; ſie ſoll heißen: „Philoſophiſch-äſthetiſcher Spiel-, Eß- und Trink-Verein, und zwar aus folgenden Gründen: das Leben iſt ein Spiel und das Spiel ein Leben. Die Philoſophie, das heißt, die Lebensweisheit, lehrt den echten Genuß des Lebens; die Äſthetik aber iſt die Kunſt der Lebensverſchönerung, welche ohne Luſt und Vergnügen nicht beſtehen kann. Unſer Caſino wird alſo der Verein des Guten und des Schönen ſein, eine Verſchmelzung von Leib und Seele. Sein Sie nun ruhig! Sehen Sie ſich nach Geld um! Die Erlaubniß haben Sie binnen vierzehn Tagen. Adieu!

Blümlein hielt Wort. Am dreizehnten Tage nach dem Verſprechen hielt der glückliche Oberkellner die ſchriftliche Erlaubniß in der vor Freude zitternden Hand. Unter den Männern, welche Blümlein vorzugsweiſe zur Mitwirkung bewogen hatte, ſpielten gerade die vier, dem Leſer bereits bekannten Eiferſüchtigen eine Hauptrolle bei der Gründung des Vereins, wozu Jeder von ihnen ſeine beſondern Gründe hatte. Der Theaterdirektor Ahorn hoffte dadurch manche ihm nützliche neue Verbindung anzuknüpfen, zugleich durch vorläufige Beſprechung die Anſichten der Honorazieren abzulauern, oder für dieſes oder jenes Stück, für dieſes oder jenes Individuum ſeiner Truppe, eine günſtige Stimmung vorzubereiten. Der Klaviermeiſter Tanzler hoffte in dieſen Verſammlungen Gelegenheit zu finden, in Privathäuſern kleine muſikaliſche Akademien zu arangiren, womit auch ein kleines Souper verbunden wäre. Doctor Kauz erblickte in ſich ſchon den ausſchließenden Vereins-Arzt und in ſämmtlichen Vereinsmitgliedern ſeine gewiſſen Pazienten. Hauptmann Unſtern hoffte durch ſeinen Beitritt den Nimbus eines Schöngeiſtes zu gewinnen. Den geſammten vier Eiferſüchtigen war es erwünſcht, einen Unterhaltungsort zu finden, von dem ihre Ehehälften ausgeſchloſſen waren.

Ein ſchönes, modern möblirtes Lokale war bald zugerichtet, da die bedungenen Geldeinlagen, theils freiwillig, theils halb-zwangsweiſe, reichlich zuſtrömten. Journale und neuere Werke wurden angeſchafft und in den erſten vierzehn Tagen ſogar geleſen. Als aber dieſe kurze Zeit verfloſſen war, wurde das Leſezimmer mit jedem Tage leerer, der Spiel- und Speiſeſaal mit jedem Tage voller. Nach ſechs Wochen fanden die Ausſchüſſe es ſogar für zweckmäßig, die für den Bücherankauf beſtimmte Summe auf die Beiſchaffung von Spiel-, Eß- und Trink-Geräthſchaften zu verwenden, wobei jedoch dekretirt wurde, daß dieſe kleine Abänderung der Statuten auf den Titel: „Philoſophiſch-aeſthetiſcher Verein," keinen Einfluß haben ſolle.

## Sympathie der Seelen.

Unter den Erſten, welche in den hell beleuchteten Vereins-Speiſeſaal eintraten, befanden ſich die vier Eiferſüchtigen. Das Schickſal wollte, daß ſie an demſelben Abend von ihren Geſchäftsreiſen zurückkehren und an denſelben Tiſch ſich ſetzen ſollten. Jeder von ihnen hatte beſchloſſen, ſich zuerſt hier etwas zu erholen und zu ſtärken, dann aber bei der Gattin überraſchend mit der Thür in's Zimmer zu fallen.

Anfangs ziemlich wortkarg und einſylbig, wurde das vierblätterige Kleeblatt erſt dann etwas beredter, als ein paar Tropfen Weingeiſt die Zunge gelöst hatten. Nun wurden die vierſeitigen Geſchäftsreiſen der Gegenſtand des Geſpräches. Der Theater-Direktor Ahorn erzählte umſtändlich, wie er ſo glücklich geweſen ſei, Robert den Teufel ſammt der hölliſchen Primadonna zu fangen und Beide in das Stadtgefängniß ſetzen zu laſſen; Doktor Kauz berichtete, wie er ſich bei dem Konſilium mit drei höchſt eigenſinnigen Kollegen ſo lange herumgebalgt habe, bis ſie die überwiegende, ſiegende Superiorität ſeines Geiſtes anerkennen mußten. Die von ihm vorgeſchlagene, aus Allopathie und Homöopathie zuſammengeſetzte Kurart würde gewiß den glänzendſten Erfolg gehabt haben, wäre nicht der von den Ärzten ſchon zu ſehr verderbene Patient unglücklicher Weiſe vor Beendigung des dreiſtündigen Konſiliums ſelig im Herrn entſchlummert. Der Klaviermeiſter Tanzler hatte zwar das Unglück gehabt, daß ein vom Wagen gefallenes Pianoforte ganz zertrümmert wurde; er betheuerte aber, daß er ſich für dieſen Verluſt, wie billig, durch die Preiserhöhung für die drei übrigen Inſtrumente gebührend zu entſchädigen wiſſen werde. Hauptmann Unſtern rapportirte, er ſei mit ſeinem Rekruten-Transporte vollkommen zufrieden, indem nicht mehr als zwei derſelben im Spital ſtarben, und nicht mehr als fünf deſertirten.

Als die Geſchäfte hinlänglich beſprochen waren, kamen die Männer auf ihre häuslichen Angelegenheiten. Die Herzen öffneten ſich mit jedem Gläschen mehr und mehr, bis ſie endlich ſo zutraulich wurden, daß ſie einander ihre Leiden mittheilten, wobei Jeder ſich ſelbſt als den Unglücklichſten darſtellte, und die Eiferſucht der Andern für Unding und Unſinn erklärte. Die Angefochtenen beharrten aber auf ihrer Behauptung ſo hartnäckig, daß ſie endlich einander glaubten und wechſelſeitig in Erſtaunen und Mitleid übergingen.

Sie fanden nun in dieſem Zuſammentreffen einen Wink des Schickſals, eine Defenſiv- und Offenſiv-Allianz zu ſchließen. Um den Bund feierlich einzuweihen, bat der Klaviermeiſter ſeine drei Leidensgefährten, noch heute ein Glas Punſch bei ihm zu trinken. Die Einladung wurde angenommen, und die Verbündeten eilten nach Tanzler's Wohnung.

## Zwei lebendige Marmorgruppen.

Wir haben die weibliche Quadrupel-Allianz verlaſſen, wie ſie eben, acht Hände vereinigt, in Thränen lächelnd, auf der Schwelle der Zimmerthür ſtand, und den Augenblick der Trennung ſchon zu einer Viertelſtunde verlängert hatte. Dieſe ungebührliche Ausdehnung des Zeitmaßes war denn die Urſache, daß die vom philoſophiſch-äſthetiſchen Spiel, Eß- und Trinkverein heimkehrenden vier Ehegatten auf beſagter Thürſchwelle erſchienen, eh' die wirkliche Trennung der bezüglichen Ehegattinnen erfolgt war.

Das gegenſeitige Erſtaunen beider Parteien war ſo groß, daß man nicht unterſcheiden konnte, bei welcher von beiden es größer war. Die Herren erſtaunten ungefähr ſo, wie nächtliche Wanderer, denen eine Felswand plötzlich den Weg verſchließt; die Damen fühlten ſich von einem Schrecken gelähmt, ähnlich demjenigen, wenn ein Blitzſtrahl aus heiterm Himmel herabfährt. Sämmtliche acht Perſonen ſtanden ein paar Minuten ſtumm und unbeweglich, von der Erkennungsſzene verblüfft. Jeder Gatte fixirte ſeine Gattin, jede Gattin ihren Gatten, und acht Augen bemühten ſich, auf vier Geſichtern die Erklärung dieſer überraſchenden Erſcheinung zu leſen. Erſt nach einiger Zeit fiel es ihnen ein, daß die Natur der Sache und der gute Ton es erfordere, ſich über einander ungemein zu freuen, und ſie ſchämten ſich, daß ihnen dieſer gute Gedanke nicht früher einfiel. Die Frau Klaviermeiſterin war die Erſte, welche die verlorne Geiſtesgegenwart fand. Sie rief: „Biſt Du es wirklich?" und umarmte den Gemahl, der nun nicht umhin konnte, die Umarmung zärtlich zu erwiedern. Da der Nachahmungstrieb im Menſchen ſo wie im Affen liegt, ſo folgten die übrigen drei Paare ſogleich dem ſchönen Beiſpiele, und es wurde nun umarmt und geküßt ohne Maß und Ziel.

Endlich — da die Geſichtszüge der Männer, nachdem der Freudenſturm des Wiederſehens ſich gelegt hatte, lebendigen Fragezeichen glichen, — fiel es der Frau Klaviermeiſterin ein, die Diſſonanten der achthändigen Eheſtands-Sonate dadurch aufzulöſen, daß ſie erklärte, nur die Beſorgniß um das Schickſal der geliebten Männer habe die werthen Damen zu ihr geführt, indem Eine von der Andern erfahren wollte, ob ſie denn keinen Brief erhalten habe; leider aber hatte keiner der Gottloſen eine Zeile geſchrieben, daher ihnen nichts übrig blieb, als gemeinſchaftlich zu klagen und zu weinen, da ſie ſich im Geiſte ſchon im ſchwarzen Witwenkleide ſahen.

Bei dieſer Rede füllten ſich die Augen jeder Dame mit Thränen, welche von den gerührten Männern flugs weggeküßt wurden, wobei Jeder ſich im Stillen den Vorwurf machte, daß er ſeinem lieben Weibchen Unrecht gethan habe. Da die Szene nun eine zu ſentimentale Wendung zu nehmen drohte, ſagte Herr Tanzler, der in dieſem weiblichen Klubb dennoch ein kleines Komplott vermuthete, ſeiner lieben Ehehälfte, ſie möge nun ſogleich für eine Bowle Punſch ſorgen, wozu er dieſe Herren geladen habe.

Erſt jetzt verließ die vereinigte Gruppe die eminöſe Thürſchwelle, und man trat, Jeder die Frau Liebſte am Arme führend, in das erleuchtete Zimmer. Der Kaffeh-Service wurde ſchnell weggeräumt und in kürzeſter Zeit der dampfende Punſchnapf auf den Tiſch geſtellt.

Die Frauen wetteiferten mit einander an Liebenswürdigkeit und erſchienen im Zauber der reizendſten Anmuth. Die Männer konnten nicht genug Augen und Ohren haben, um Alles zu ſehen und zu hören, was ſie zu ſehen und zu hören wünſchten. Jeder dachte nun: „Mein Weibchen iſt ſo entzückend ſchön, daß ich allerdings Urſache habe, auf dieſes Kleinod eiferſüchtig zu ſein; ſie iſt aber ſo edel, ſo gut, daß ſie nicht treulos ſein kann.“ — Außerdem dachte auch Jeder der vier Männer, daß es ſchwer ſei zu entſcheiden, welcher von den vier Frauen der Preis der Schönheit zu ertheilen wäre. Während dieſer Gedanken fügte es ſich, daß bei der damit verbundenen Muſterung der Klaviermeiſter ſeine Augen mehr als einmal auf der Theaterdirectrice, der Theater-Direktor auf der Hauptmännin, der Doktor auf der Klaviermeiſterin, und der Hauptmann auf der Doktorin verweilen ließ, mitunter ſo lange, bis ein ſatyriſches Lächeln des ehelichen Gegentheils ihn erinnerte, es ſei genug. Dann wurde von den begeiſterten Männern auf das Wohl der Frauen, und von den erröthenden Frauen auf die glückliche Zurückkunft der Männer getrunken. Arm in Arm gingen die drei vergnügten Pärchen vom vergnügten vierten nach Hauſe.

## Die Folgen des erſten Heilmittels.

Um dieſe Geſchichte weder mehr als nöthig auszuſpinnen, noch eine unangenehme Verwirrung hineinzubringen, finde ich für gut, die nun folgenden Begebenheiten, die ſich in dem Kreiſe jedes Ehepaars ereigneten, ſo viel möglich einzeln zu erzählen. Ich mache den Anfang mit dem Doktor Kauz und ſeiner Ehehälfte.

Der Herr Doktor ſchlief an dem Morgen nach der fröhlichen Punſchgeſellſchaft noch recht feſt, als die Hausglocke, von einer ungeduldigen Hand gezogen, eine Art von Sturmgeläute erſchallen ließ. Bald darauf pochte der Bediente an die Thüre des Schlafgemaches und rief dem auffahrenden Aeskulap zu, daß der plötzlich erkrankte Herr Bürgermeiſter den Hilfreichen alſogleich zu ſehen wünſche. Der Herr Doktor ſchrie eben ſo laut, daß er binnen einer kleinen Viertelſtunde zu Dienſten ſtehe. Er ſprang aus dem Bette, kleidete ſich, frühſtückte und eilte fort, ſo unangenehm es ihm auch war, ohne der bedauernden Gattin, der er ſo Vieles an's Herz zu legen wünſchte, auch nur ein kleines Wörtchen ſagen zu können. Er tröſtete ſich indeß mit der Hoffnung baldiger Rückkehr, wornach er dann ein ſchlaues Examen mit dem Weibchen vorzunehmen gedachte, um herauszubringen, ob nicht während der Zeit ſeiner Abweſenheit irgend ein Adonis einen Eindruck auf ihr zärtliches Herz gemacht habe Seine Hoffnung wurde aber getäuſcht; denn als er aus dem bürgermeiſterlichen Hauſe trat, keuchte ihm ein Geſell des reichen Bierbrauers entgegen, der ihn zu ſeinem vom Schlage gerührten Herrn beſchied. So hatte denn der gute Doktor mehr als drei Stunden vollauf zu thun. Indeß hatte ſich die Frau Doktorin, die ihr liebes Männchen zu gut kannte, um der geſtrigen durch den Punſch exaltirten Zärtlichkeit unbedingtes Vertrauen zu ſchenken, ſchon auf Fragen und Nachforſchungen über die Ereigniſſe während der Abweſenheit gefaßt gemacht. Dabei überlegte ſie auch reiflich, was ſie darauf zu antworten, und wie ſie ſich, dem Plane der beſchloſſenen Heilmethode gemäß, zu benehmen habe.

Sie hatte kaum Toilette gemacht, als der Herr Magiſtrats-Praktikant Blümlein ſich melden ließ und empfangen wurde. Der ſchöne junge Mann hatte durch das Aufblühen in der Rekonvaleszenz ein ſehr intereſſantes, ſchmachtendes Weſen gewonnen, und brannte nun vor Sehnſucht, dem Lebensretter um ſo inniger zu danken, als dieſer ſchon früher erklärt hatte, daß er von unbeſoldeten Staatsdienern kein Honorar nehme. Blümlein wußte nun nichts Beſſeres, als wohlklingende Verſe den klingenden Dukaten zu ſubſtituiren. Er zog ein ſchon gedrucktes Gedicht aus der Taſche, welches nicht nur die herrlichen Geiſtesgaben des

Herrn Doktors, ſondern auch die Reize der Frau Doktorin überſchwenglich pries. Als die gute Frau ſeine dringende Bitte, das hohe Lied an den Einzigen und an die Einzige vortragen zu dürfen, gewährte, gerieth der Dichter in Entzücken, und las ſeine Verſe mit einem ſolchen Feuer, daß ſeine Augen Funken ſprühten und eine glühende Röthe ſich über ſeine Wangen ergoß. Die Freude, welche die Frau Doktorin über das ihrem Gatten geſpendete Lob empfand, der höchſt lebhafte Vortrag des begeiſterten Dichters, noch mehr aber die Verlegenheit über die Stellen, welche ihre Schönheit, Anmuth und Liebenswürdigkeit prieſen, bewirkten, daß auch die Wangen der Gefeierten ſich mit einer mehr als gewöhnlichen Röthe färbten.

In dem Augenblicke, als das unſchuldige Feuer auf den vier Wangen den höchſten Grad der Röthe erreicht hatte, trat Doctor Kauz in das Zimmer. Sein erſter Blick fiel auf die hochrothen Wangen, und auf ſeinen eigenen Wangen entbrannte die düſterrothe Glut des Zornes. Der Dichter und die Zuhörerin wurden mit einem ſtrafenden Blicke empfangen. Blümlein gerieth darüber in peinliche Verlegenheit, die Frau Doctorin faßte ſich aber, da ihr Scharfblick den ſtrafenden Blick des Gatten ſogleich enträthſelte. Sie erklärte die Abſicht der Anweſenheit des Herrn Blümlein, lobte den ſchönen Vortrag des begeiſterten Dichters, überreichte in ſeinem Namen das hohe Lied von dem Einzigen ſammt der Einzigen, umarmte und küßte den Beſungenen. Der Dichter gewann nun auch die volle Geiſtesgegenwart, und ergoß ſich in ein blumenreiches Lob des ehelichen

Glückes, worüber das Ehepaar, ohne es zu wollen, oder nur zu wiſſen, eine verneinende Kopfbewegung machte.

Kauz dankte dem dankbaren Geneſenen mit froſtig höflichen Redensarten, und empfahl ſich im guten Tone ſo artig, daß dem Dichter nichts übrig blieb, als ſich gleichfalls beſtens zu empfehlen.

Kaum war das poetiſche Blümlein verſchwunden, als die proſaiſche Neſſel der Eiferſucht empor ſchoß. Wolken umzogen die Stirne des Herrn Doctors, und ſeine Augen ſchoßen Blitze. Manche Menſchen verändern ſich in einem Augenblicke ſo gewaltig, daß ſie kaum mehr zu kennen ſind, und der Zorn beſitzt mehr als irgend ein böſer Zauberer die Macht, den hellſten Tag in finſtere Nacht zu verwandeln.

Der Herr Doktor war jetzt der leibhafte Veſuv. Schon ſtieg der Dampf aus dem Krater empor; ſchon flog Aſche, mit Steinen vermiſcht, und der Lavaſtrom brach los. Den Anfang der Eruption machte Kauz damit, daß er das auf Velinpapier gedruckte Gedicht ergriff und es in kleine Stücke zerriß. Nun folgten die bitterſten Vorwürfe über die auf der That ertappte Verbrecherin, und über den Undankbaren, der ſeine geheuchelte Dankbarkeit zum Deckmantel frevelhafter Abſichten mache, und die Poeſie zur Kupplerin entweihe. Einmal überwieſen, für allemal verdammt! Die giftige Frucht ſei reif, und der Richter müſſe ſein Strafamt ausüben. Der Stafbare möge ſich auf das verdiente Urtheil gefaßt machen. Alles Leugnen ſei vergebens. Vier brennende Wangen wie Höllenflammen beſtätigten mehr als alle Augen- und Ohrenzeugen.

Die Frau Doktorin fand es nun an der Zeit, von ihrer Heilmethode die erſte Probe zu machen, fand ſich aber in dem erwarteten Erfolge ſehr getäuſcht. Je mehr Sanftmuth und ſtille Heiterkeit ſie den wilden Ausbrüchen des ehelichen Vulkans entgegenſetzte, deſto wilder ſtürmten die Feuermaſſen, und das holde Benehmen der Schuldloſen wurde für Verſtellung, Falſchheit und Gleichgiltigkeit erklärt. Der ergrimmte Gemahl verließ das Zimmer wie ein böſer Geiſt unter Donner und Blitz.

Die arme Frau warf ſich auf das Sofa und zerfloß in Thränen, zerknirſcht über den zweifachen Schmerz der erlittenen Mißhandlung und über die ſchlechte Wirkung des Heilmittels. Nach langem Überlegen und Nachdenken beſchloß ſie aber dennoch, ſich durch das Mißlingen des erſten Verſuches nicht ſogleich abſchrecken zu laſſen, ſondern ihre Rolle mit Konſequenz durchzuführen, um wenigſtens von den drei Mitverſchwornen nicht ausgelacht zu werden.

Zwei Tage vergingen. **Kauz** ſprach nur das Nothwendigſte, und auch dieſes nur in einem ſehr barſchen Ton. **Ludmilla** begegnete den finſtern Blicken mit freundlicher Miene, flog mit holdem Lächeln, um jeden ihr ertheilten Auftrag zu vollziehen, ſuchte jede Thräne, die ſich in ihr Auge drängte, zu verbergen, ließ ſich merken, daß ſie ſich in ihre Unſchuld hülle, daß ſie beſorgt ſei, der Verdruß möge ihm ſchädlich werden, und daß ſie vertrauenvoll dem glücklichen Augenblicke entgegen ſehe, der ſiegreich ihre Liebe zu ihm beweiſen und die himmliſche Verſöhnung herbei führen werde.

Alles, was die Gute dadurch bewirkte, beſtand darin, daß wenigſtens keine neue vulkaniſche Eruption erfolgte; Dampf und Aſchenregen dauerten aber fort; der grimmige Leu ſchien zwar hie und da eine augenblickliche Anwandlung einer etwas mildern Regung zu fühlen, blieb im Ganzen aber doch immer ſo, daß ſich das Ende vom Drama noch nicht vorausſehen ließ.

Der dritte Tag ſchien aber ein Schreckenstag zu werden. Kauz hielt ſchon Hut und Stock in der Hand, um ſeine Krankenbeſuche anzutreten. Sein Argwohn war bisher ununterbrochen auf der Lauer geweſen, ohne etwas zu entdecken, was ſeiner Eiferſucht einen brennbaren Stoff lieferte. Dem beruhigteren Verſtande drängte ſich der Gedanke auf, es wäre doch in der Ordnung, mit der Beſchuldigten, eh' das Verdammungsurtheil über ſie ausgeſprochen werde, ein eigentliches Verhör vorzunehmen; könne auch keine Losſprechung ſtattfinden, ſo dürften vielleicht doch mildernde Umſtände eintreten. Kauz kehrte, ſchon an der Thürſchwelle ſtehend, wieder zurück; er rief Ludmilla zu ſich, und zeigte der höchſt Erfreuten auf der noch umwölbten Stirne den erſten flüchtigen Sonnenſtrahl. „Setze Dich!" ſagte er. Sie ſetzte ſich, umfaßte ſeine Rechte mit ihren beiden Händen, im Stillen triumphirend, und hielt den lieblichen Roſenmund zum Empfangen und Erwiedern des Verſöhnungskuſſes in Bereitſchaft.

In dieſem verhängnißvollen Augenblicke wurde an die Thür geklopft, und eintrat mit unendlicher Holdſeligkeit der Dichter Blümlein. Der Doktor ſprang vom Sofa auf, als ob der Boden unter ihm brenne; die Doktorin ſank an die Lehne des Sofa's zurück, als wolle ſie den Geiſt aufgeben. Blümlein über die ſonderbare Erſcheinung betroffen, ſagte ſchüchtern und zitternd: „Wenn ich etwa ungelegen komme, ſo bitte ich tauſendmal um Verzeihung.“ —

Kauz erwiederte mit durchbohrendem Blicke und mit ſcharfer Betonung; „Wünſchen Sie etwa meiner Frau wieder ein Gedicht vorzuleſen, wobei ich eine überflüſſige Perſon vorſtelle?“ —

Ludmilla hatte kaum ſo viel Geiſtesgegenwart, um dieſe laut geſprochenen Worte zu verſtehen. Der Herr Doktor fuhr fort: „Ja, ja! Schmeichelhafte Lobpreiſungen der Schönheit und glühende Schilderungen der Liebe verfehlen nie ihren Eindruck auf das weibliche Herz! Das wiſſen Sie, ſcharmanter junger Herr, aus eigener Erfahrung gewiß am Beſten? Welche ſchöne Frau iſt denn jetzt der glückliche Gegenſtand Ihrer keuſchen Flamme?“

Ludmilla glaubte vor Angſt zu vergehen und gab kein Lebenszeichen von ſich. Blümlein ermannte ſich und ſagte: „Geſtern war ich ſo glücklich, Amtskanzeliſt zu werden; dies hat auch die erfreuliche Folge, daß der Forſtmeiſter mir ſeine Erneſtine, ſeit einem Jahre der Gegenſtand meiner innigſten Liebe, zum Weibe gibt. Morgen über vierzehn Tage iſt die Hochzeit, und bei einem ſolchen Feſte darf doch der Retter meines Lebens nicht fehlen?“ —

Der Herr Doktor ſtand jetzt da wie aus den Wolken gefallen, und die vergehende Frau Doktorin erhob ſich wie neubelebt vom Sofa. Die Einladung zur Hochzeit wurde mit Freuden angenommen und der Bräutigam mit Glückwünſchen überhäuft. Als er fort war, breitete der Doktor beide Arme aus, und die Doktorin flog hinein. Er ſagte: „Verzeihung!“ — Sie ſagte: „Liebe!“ — Und ſo herrſchte Glück und Freude, Frieden und Harmonie bis — zur nächſten Woche.

Ludmilla vergaß beinahe ſchon, daß ſie einen eiferſüchtigen Mann hatte; da mußte ein junger Arzt, dem Doktor Kauz eine briefliche Empfehlung von einem Verwandten deſſelben mitbringend, im Städtchen eintreffen. Kaum angekommen, machte er Toilette und eilte in die Wohnung ſeines gehofften Protektors. Unglücklicher Weiſe war dieſer nicht zu Hauſe. Der junge Doktor ließ ſich aber nicht abhalten, ſeine Aufwartung der Frau zu machen; er war Einer von denen, die ſehr gerne eine weibliche Protektion ſuchen, und gewöhnlich auch finden, da ſie ein einſchmeichelndes Weſen mit Frohſinn verbinden, Witz und eine eigene Gabe ſcherzhafter Unterhaltungsweiſe beſitzen, und mit artiger Huldigung freigebig ſind.

Der Wunſch des Kandidaten, deſſen Haupt der Doktorhut kaum ſeit einigen Monaten ſchmückte, ging nun dahin, ſich vor der Hand in einem, von wohlhabenden Leuten bewohnten Provinzialſtädtchen anſäßig zu machen. Da ihm ſehr daran lag, eine baldige Unterkunft zu finden, bat er die Frau Doktorin dringend um ihre Fürſprache bei dem Herrn Gemahl; er ſprach dabei viel von der Macht der Schönheit und überhäufte die Geprieſene mit Schmeicheleien. Ludmilla verſicherte, daß ſie in Geſchäftsſachen auf ihren

Mann gar keinen Einfluß habe, und daß ihre Verwendung ihm eher Nachtheil als Nutzen bringen könnte. Der Zudringliche ließ ſich aber, wie eine zehnmal verſcheuchte und doch wieder auf den alten Fleck zurückkehrende Fliege, nicht abweiſen, vermiſchte Scherz und Ernſt mit einander und erneuerte die Bitte um gnädige Fürſprache unter unzähligen Handküſſen, obſchon die geängſtigte Frau beide Hände bald zürnend emporhielt, bald um Schonung bittend, die vielgeküßten verbarg. Endlich ging der Unbeſonnene ſo weit, daß er, die Rolle eines ſich ſelbſt parodirenden Verzweifelnden ſpielend, vor die in wirklicher Verzweiflung auf dem Sofa Sitzende mit komiſchem Pathos auf die Knie ſtürzte. In dieſem Augenblicke ging die Thür auf, und eintrat, von ſeinem böſen Genius geführt, Doktor Kauz.

Der Kandidat ſprang wie ein elaſtiſcher Ball vom Boden auf und flog ſeinem Mäzenas entgegen; dieſer aber ſtieß ihn zurück und warf der Gemahlin einen vernichtenden Blick zu. „Wer iſt man?“ ſchrie er mit dumpfer Stimme. Der beſtürzte Jünger des Aeskulap ſetzte ſich in Poſitur, eine zierliche Rede zu halten, Kauz aber rief ihm ein donnerndes: „Still!“ entgegen. Dem Donner folgten die Worte: „Ich will und brauche gar nicht zu wiſſen, wer man iſt und was man hier will, befehle aber, daß man ſich alſogleich entferne, um nicht unſanft hinausgeſchoben zu werden.“ Der beſtürzte Kandidat machte zwei Verſuche zu reden, vernahm aber jedesmal die Worte: „Still!“ und: „Hinaus!“ — Es blieb ihm endlich nichts übrig, als ſich mit weh- und demuthsvollen Bücklingen zu entfernen.

Ludmilla bemühte ſich nun, den Hergang der Sache zu erzählen; Kauz ließ ſie aber nicht zu Worte kommen, und donnerte: „Still! Wo ich zu viel geſehen habe, brauche ich nicht weiter zu hören.“ —

Ludmilla nahm ihre Zuflucht abermals zu dem Syſtem der duldenden, ſtillen Heiterkeit; ſie lächelte zuerſt in Thränen, dann ohne Thränen, und ſetzte ſeinen Vorwürfen und Drohungen liebevolle Blicke und freundliche Mienen entgegen. Zwei Tage hing der Eheſtandshimmel voll ſchwarzer Gewitterwolken; erſt am dritten Tage brach ein flüchtiger Sonnenſtrahl durch, das heißt, der beleidigte Eheherr ſchenkte ihrer wiederholten Bitte, die Sache aufklären und ihre Unſchuld darthun zu dürfen, ſo viel Gehör, daß er ſie mit den Worten entließ: „Dürfte wohl eine vergebliche Bemühung bleiben. Das Rezidiv pflegt ärger zu ſein als die vorhergegangene Krankheit. Der Gewiſſe ließ bereits zwei Briefe an mich gelangen; ich habe ſie unerbrochen zurückgeſendet. Auf Wiederſehen!“ —

Ludmilla wollte eben das Zimmer und den Herrn Gemal verlaſſen, als abermal ein Brief des jungen Doktors hereingebracht wurde. Kauz wollte ihn abermals abweiſen; Ludmilla bot aber nun Alles auf, was ihr an Holdſeligkeit und Anmuth zu Gebote ſtand, und brachte es endlich dahin, daß Kauz ſich entſchloß, zuerſt ihren Vortrag zu hören, dann ſogar den Brief zu leſen, welcher die Anklage und Rechtfertigung des Beſchuldigten enthielt. Obſchon nun Ludmillen's Unſchuld dadurch in das hellſte Licht geſetzt wurde, ſo verharrte Kauz noch immer bei ſeinen tauſend

Zweifeln: Er fand die Sache noch immer ſehr bedenklich, theils aus eingewurzeltem Hange zur Eiferſucht, theils, weil ihn der Gedanke empörte, in kurzer Zeit zum zweitenmal Unrecht zu haben, folglich beſchämt dazuſtehen. Erſt die Schlußworte des Briefes erkämpften den vollen Sieg der Unſchuld. Sie lauteten:

„Übrigens dürfen Sie verſichert ſein, daß Sie mir, ſo wie bisher, auch fernerhin eine unbekannte Größe, und mir Unſichtbarem ein Unſichtbarer bleiben ſollen, da ich bereits eine fixe Anſtellung, die ich mir gar nicht zu hoffen wagte, in der Hauptſtadt erhalten habe. Gott behute mich, in meinem Leben jemals wieder einem ſolchen Fantaſten zu begegnen!"

Der Herr Doktor erkannte nun klar, daß er nicht nur ſeiner Frau ein himmelſchreiendes Unrecht zugefügt, ſondern auch, daß er ſich, was ihn beinahe noch mehr ärgerte, lächerlich gemacht habe. Er gerieth darüber in eine ſolche Verwirrung daß er nicht wußte, ob er ſchweigen oder reden ſolle. Aus dieſer peinlichen Verlegenheit befreite ihn Ludmilla, indem ſie ihn herzlich umarmte und küßte. Er wollte nun eine Entſchuldigung — Sie legte ihm aber die ſchöne Hand auf den Mund mit den Worten: „Eiferſucht iſt ein Fehler der Liebe. Zeige mir nun auch den höchſten Vorzug der Liebe: das Vertrauen!" —

Somit war die Sache abgethan und die Verſöhnungs-Urkunde mit vielen Küſſen beſiegelt. Kauz, der Glückliche, ging nun an das Krankenbett ſeiner Pazienten, Ludmilla, die Glückliche, eilte in den Park, um den drei Freundinnen, die vortreffliche Wirkung ihres Syſtems zu berichten.

Auf dem Platze begegnete ſie dem Theaterdirektor, der ihr ſo viel erzählte, daß ſie eine volle Viertelſtunde bei ihm verweilte. Am Fenſter im erſten Stocke eines nahe gelegenen Hauſes ſtand Doktor **Kauz** als Zuſchauer des langen Geſpräches und ſchüttelte ſein Haupt.

---

## Die Folgen des zweiten Heilmittels.

In dem übervollen Theater wurde heute **Grillparzers** Meiſterwerk: „Der Traum ein Leben,“ aufgeführt. **Ahorn** ſelbſt tummelte ſich hinter den Kouliſſen herum, um für die Darſtellung und ſzeniſche Vollkommenheit des bewunderten Stückes voll Fantaſie und Tiefſinn ſein Möglichſtes zu thun. Ungeachtet ſeines regen Eifers konnte er ſich aber doch nicht enthalten, von Zeit zu Zeit einen forſchenden Blick nach der kleinen Parterre-Loge zu ſenden, in welcher ſeine geliebte Gattin ſaß. Mit Verwunderung und Mißmuth bemerkte er, daß die ſchönen Augen der Helden nicht auf dem Podium verweilten, ſondern auf einen hübſchen jungen Mann im Parterre gerichtet waren; es entging ihm ſogar nicht, daß ſich zwiſchen beiden ein Augengeſpräch entſpann, welches immer lebhafter wurde. Seine Unruhe ſtieg mit jeder Minute; er wurde zerſtreut, gab verkehrte Aufträge, und wollte, ohne deren Befolgung abzuwarten, in die Loge eilen, mußte aber bleiben, um ſeine Mißgriffe zu berichtigen, Störung zu verhüten und neue Anordnungen zu treffen. Als er wieder nur ſo viel zu Athem gekommen war, um nach der Loge zu ſchauen, erblickte er — o Schrecken! den hübſchen, jungen Mann in der Loge und im eifrigſten Geſpräch mit der treuloſen Frau. Das war zu arg! Der Kopf ſtand in Flammen, die Füße ſtanden auf brennenden Kohlen. Schauſpieler und Maſchiniſten beſtürmten ihn mit Anfragen. Der Bedrängte fertigte ſie kurz ab, flog in die Loge, öffnete leiſe und behutſam lauernd die Thür, und erblickte — ſein holdes Weibchen, das einſam und allein, doch in größter Gemüthsruhe, im Neſte ſaß; der Raubvogel war ausgeflogen.

Ahorn. Engel! So ganz allein?

Evelina. Schätzchen, wie Du ſiehſt!

Ahorn. Mir däuchte, ich hätte Jemanden bei Dir geſehen.

Evelina. Lieber Mann! Du würdeſt beſſer thun, Deine Augen auf das Podium als auf mich zu richten.

Ahorn. Dein Anblick iſt dem Leidenden Labung.

Evelina. Dazu wäre die Zeit nach beendigtem Stücke wohl beſſer gewählt.

Ahorn. Meine Ungeduld —

Evelina. Nicht etwa ſträfliche Neugierde?

Ahorn. Ja wenn's erlaubt wäre —

Evelina. Etwa zu fragen?

Eben hatte Ahorn den Muth gefaßt, die auf der Zungenſpitze ſitzende Frage auszuſprechen, als der Theaterdiener in die Loge ſtürzte und ihn dringend bat, in's Garderobezimmer zu kommen, um einen Disput zu ſchlichten, der kein Ende nehme, obſchon es höchſte Zeit ſei, den Vorhang aufzuziehen. Der arme Direktor drückte auf die ſchöne Hand der Gattin einen Kuß voll Verzweiflung, und eilte fort, um Andere zu beruhigen, während die Unruhe in ihm ſelbſt tobte. Es gelang beſſer, als er es hoffte, indem er ſeine ſchon öfter bewährte Methode anwendete, welche darin beſtand, daß er die ſtreitenden Schauſpieler, Einen um den Andern, auf die Seite zog und Jedem in das Ohr flüſterte: er habe Recht, möge ſich aber für jetzt ruhig verhalten. —

Der letzte Akt ging trefflich und erhielt großen Beifall. Ahorn, obſchon ſehr vergnügt, konnte ſich doch nicht enthalten, alles Andere vergeſſend, nach der ominöſen Loge zu ſchielen; und ſiehe da! beim holden Weibchen ſaß abermal der verwünſchte Raubvogel im Neſt, und ſie ſchauten ſich zärtlich in die Augen, und das Geſpräch ſchien noch intereſſanter und lebhafter zu ſein, als vorher.

Endlich fiel der Vorhang. Ahorn, den ſtürmiſchen Beifall kaum mit halben Ohren vernehmend, eilte mit den Worten: „Jetzt ſoll ſie mir nicht entgehen!“ in die Loge, öffnete die Thür haſtig, ſtand aber plötzlich unbeweglich wie ein Bild von Stein, da nicht nur der Raubvogel, ſondern auch das Weibchen, davongeflogen war. Er ſtieß den Stuhl, auf dem die Verbrecherin geſeſſen war, mit dem Fuße um, und ſtürmte hinaus, ſein Weibchen, den Raubvogel, das Theater und die ganze Welt verwünſchend.

Nachdem er, ein zweiter Kain oder Ahasver, in der Stadt herumgeirrt war, lockte ihn der ſilberhelle, freundliche Mond in den Park. Er warf ſich auf eine Raſenbank, wo er ſich allen Leiden und Ausbrüchen der Eiferſucht überließ. Er ſah das frevelhafte Paar ſich umarmen und küſſen; er hörte ihr Hohngelächter über ihn. Er wünſchte ſich den Tod und ſeufzte: „Sie liebt mich nicht! Sie hat mich nicht geliebt! Sie kann mich nicht lieben! O welcher böſe Dämon trieb mich, mein Glück in die Hand eines Weibes zu legen! Der Thor, der eine im Sonnenlicht ſchimmernde Eiszacke umfängt, muß rettungslos in den Meeresgrund ſtürzen.“—

So ſprach Ahorn zu ſich ſelbſt und zum Monde. In einiger Entfernung von der Raſenbank, auf welcher der vom Gebüſche Beſchattete mehr lag als ſaß, wandelte Evelina mit dem Raubvogel Arm in Arm. Ahorn, ihre Stimme erkennend, raffte ſich auf und vernahm die mit weichem Flötenton geſprochenen Worte: „Nun, lieber Albrecht! müſſen wir ſcheiden; man könnte uns bemerken. Sei vorſichtig! Morgen ſehen wir uns am bewußten Orte wieder!“—

Evelina verließ den Park; der Raubvogel trat in eine Seitenallee. Ahorn brummte mit geballter Hand: „Du und Du? Sind wir ſchon ſo weit gekommen? Allerliebſt! — Und morgen ſehen wir uns wieder? wie troſtreich! — Am bewußten Ort? wo liegt der? das braucht Niemand als der Erwählte, zu wiſſen! — O Hölle! nimm Weiber zu Teufeln, und die Männer ſind für alle möglichen Verbrechen im Übermaße geſtraft!“ —

Der unglückliche Melancholiker, der, mißtrauiſch gegen ſeine Perſon und gegen ſeine ſchätzbaren Eigenſchaften, von ſich die Meinung hegte, er könne weder eine Hoffnung, noch einen Anſpruch auf Gegenliebe hegen, war jetzt beinahe auf dem Punkte, alle Schuld des Ungeliebtſeins auf ſich zu laden, und das treulos geglaubte Weib theilweiſe zu entſchuldigen. Er klagte die Natur an, haderte mit ſich ſelbſt, und die Liebloſigkeit des Weibes geſtaltete ſich in ihm zum Selbſthaſſe. In der erſten Aufwallung wollte er Evelinen folgen, ſie mit gerechten Vorwürfen überhäufen; bald aber ergriff ihn der Gedanke, die Kälte, welche die ſtolze Verbrecherin ihm entgegenzuſetzen pflege, könne ihn zu leidenſchaftlicher Heftigkeit hinreißen; es ſei klüger, noch zu ſchweigen; es ſei edler, noch ſo lange zu dulden, bis das unläugbare Vergehen an das helle Tageslicht gezogen. Dann wolle er ein Ende, ſeiner würdig, herbeiführen, ungeliebt, aber auch liebelos gegen alle Welt ſein.

Er ging daher nicht nach Hauſe, ſondern in den Verein, in der Abſicht, ſich dort ſeiner ſchwarzen Gedanken zu entſchlagen; er fand ſich aber in ſeiner Hoffnung getäuſcht, denn die übrigen drei Leidensgefährten, vielleicht von ähnlichen finſtern Gedanken gequält, befanden ſich nicht in der beſten Stimmung. Die Geſellſchaft war daher ziemlich einſilbig. Jeder hatte etwas auf dem Herzen, Keiner wollte aber mit der Farbe heraus. Hätte Einer von ihnen mit den Bekenntniſſen einer ſchönen Seele den Anfang gemacht, ſo wären die geſtockten Empfindungen der Übrigen in Fluß und Bewegung gekommen; ſo aber wollte Keiner der Erſte ſein, der die Bahn brach, und man vernahm nichts als dunkle Hindeutungen und zweideutige Erwiederungen. Der Theaterdirektor ſtarrte vor ſich hin, der Klaviermeiſter trommelte viel mit den Fingern auf dem Tiſche, der Doktor behauptete, es gäbe mehr moraliſche als körperliche Kranke, und der Hauptmann keifte unaufhörlich mit den Aufwärtern, die ihm nichts recht thaten. Nachdem dieſe Konverſation ungefähr zwei Stunden gedauert hatte, ſtanden die Mißvergnügten auf, gaben und ſchüttelten einander die Hände; dann ging Jeder ſeinen Weg. Mir drängt ſich dabei die Bemerkung auf, daß es eine ſehr ſchwierige und mißliche Sache iſt: ſeinen eigenen Weg gehen, da dieſer Weg oft ſehr holperig und ſteinig iſt, oft auch ſich dicht am Rande neben einem Abgrunde hinzieht; und wenn Beides nicht iſt, ſo tritt doch ſehr oft der Fall ein, daß die Andern uns ſo viel in den Weg legen, daß wir nicht genug ausräumen können, um nur mühſam weiter zu kommen, ohne zu erlahmen.

Ahorn legte ſich in's Bett, fand aber weder Schlaf noch Ruhe, und erwachte mit einem Geſichte, von dem man nicht mit Gewißheit ſagen konnte, ob es einem Lebenden oder einem vor wenig Stunden Geſtorbenen angehöre. Evelina erſchrak beim erſten Anblick, errieth aber bald die Urſache des verſtörten Weſens. Sie ſtellte ſich gleichgiltiger als ſie es wirklich war, ungefähr ſo, als ob nichts vorgefallen wäre, und ihr auch nichts auffalle. Das Syſtem der Kälte, als Heilmittel der Eiferſucht, ſollte nun einmal ſo, wie ſie ſich's in den Kopf geſetzt hatte, mit erfolgreicher Konſequenz durchgeführt werden. Nach lautlos genoſſenem Frühſtück ging Ahorn, ohne von der ehelichen Dezemberſonne Abſchied zu nehmen, zur Probe des nächſten neuen Stückes.

Es war ein unfreundlicher Tag, ein Wind- und Regenwetter, welches ſelbſt gutgelaunte Menſchen in üble Laune verſetzen, mißvergnügte aber desperat machen kann. Deſſen ungeachtet ging Ahorn in den Park, rannte durch Dünn und Dickicht, und überließ ſich den Eingebungen der böſen Geiſter der Eiferſucht, die in ſeinem Innern tobten. Der Unglückliche wüthete aber vorzüglich gegen ſich ſelbſt, und überhäufte ſich mit Vorwürfen, daß er auf den tollen Einfall gerieth, zu heirathen, vollends gar eine Schauſpielerin. „Die Weiber," rief er, „ſind geborne Schauſpielerinnen, wo es darauf ankommt, eine einſtudirte Rolle zu ſpielen und durch den Schein zu täuſchen; erſt hinter den Kouliſſen zeigen ſie ſich in ihrer wahren Geſtalt; verſpottet oder vergeſſen iſt dann der auf dem Theater geliebte Held, und Maskarill, der ſchalkhafte Knecht, tritt an ſeine Stelle; die Schauſpielerinnen aber ſind vollendete Meiſterinnen in der Kunſt des Betrugs und der Verſtellung. Der Mann, der heirathet, begeht an ſeinem Lebensglück einen Hochverrath, an ſeinem Geiſt einen Selbſtmord." —

Evelinens vermeinte Untreue erbitterte ihn, ihre Kälte verſetzte ihn aber in eigentlichen Ingrimm. Von dieſem Punkt aus fing er an, ſich zu erheben, und ſeinen Zorn auf die geglaubte Verbrecherin hinüberzuleiten. Dies gab ſeinem Schmerz einige Erleichterung. Er wurde ruhiger und beſchloß, die Sache reiflich zu überlegen; dann aber auf eine edle und würdige Weiſe der Treuloſen eine Auflöſung ihres ehelichen Verhältniſſes vorzuſchlagen, ſeine Theaterunternehmung aufzugeben und ſich in die Abgeſchiedenheit zurückzuziehen.

Während der Bedauernswürdige unter Wind und Regen im Park herumirrte, ging es in ſeiner Wohnung recht luſtig und lebendig zu. Evelina ſaß mit dem hübſchen Raubvogel, Hand in Hand, auf dem Sofa. Blumenkränze lagen vor ihnen auf dem Tiſche. Die ſchöne Frau, idealiſch gekleidet in ein weißes Gewand, welches ihre Reize noch erhöhte, ſchien eine der Grazien ſelbſt zu ſein. Beide erhoben ſich jetzt vom Sofa, umarmten ſich lächelnd, und ihren Lippen entſtrömten die zärtlichſten Empfindungen der Liebe in den feurigſten Worten.

Im Augenblicke, als ein Kuß den höchſten Grad des Entzückens krönen ſollte, ward die Thür raſch geöffnet und eintrat Herr Ahorn. Herzleid und böſes Wetter hatten auf den Betäubten ſehr nachtheilig eingewirkt. Unwohl und ſchmerzvoll vergaß er die Theaterprobe, wankte, ohne es eigentlich zu wollen, nach Hauſe, und erſchien ganz zur Unzeit im Zimmer.

Ahorn erſchrak über die Szene, zu der er kam; Evelina erſchrak über das Ausſehen des Leidenden, der, ohne ein Wort zu ſprechen, in den nächſten Stuhl ſank, halb ohnmächtig. Von Angſt ergriffen, vergaß ſie jetzt das Syſtem der Kälte, ſchlang ihre Arme um den Hingeſunkenen, und wollte ſeine bleichen Lippen küſſen; er aber wendete das Haupt von ihr, und entzog ſich ihren Armen. Evelina, tief ergriffen, riß an der Glocke und befahl, Holländerthee, warme Tücher, Schlafrock und Nachtmütze zu bringen.

Ahorn deutete dem Raubvogel mit der Hand, das Zimmer zu verlaſſen; dieſer aber, weit entfernt, dem ſtummen Befehl Folge zu leiſten, zeigte ſich ſehr theilnehmend.

Als Ahorn ſich etwas erholt hatte, flüſterte er Evelinen in's Ohr: „Willſt Du mich nicht vorſätzlich tödten, ſo entferne Dieſen augenblicklich!“ —

Der Raubvogel verließ auf ihren Wink das Zimmer. Ahorn ſagte: „Er iſt's, der geſtern bei Dir in der Loge ſaß; er iſt's, mit dem Du Arm in Arm im Parke ſchwärmteſt, und ihn mußt' ich, das Maß Deiner und meiner Schande voll zu machen, in jenem unſeligen Moment hier erblicken!“ —

Evelinens künſtliche Kälte ging nun plötzlich in die natürliche Wärme über. Sie liebkoste den Unglücklichen mit der innigſten Zärtlichkeit, führte ihn zum Sofa, ſetzte ſich dicht an ihn und ſprach:

„Dein ſpätes Nachhauſekommen in der Nacht und Dein verſtörtes Weſen am Morgen ſagten mir deutlich, daß der böſe Geiſt der Eiferſucht wieder in Dich gefahren ſei. Ich überließ Dich Deiner Qual, weil die Schmach, welche Dein Argwohn mir zufügte, eine Strafe verdiente. So ſehr Du mich aber kränkeſt, ſo war ich dennoch bedacht, Dir ein Feſt der Liebe zu Deiner morgigen Geburtsfeier zu bereiten, ein Bild des ehelichen Glückes Dir vor die Augen zu ſtellen. Er, mit dem ich geſtern in der Loge ſprach, er, mit dem ich im Park ſchwärmte, er, in deſſen Armen ich lag, als Du jetzt unerwartet in das Zimmer trateſt, er iſt derjenige, geſtern Abends eingetroffene Schauſpieler, den Du für die erſten Helden- und Liebhaber-Rollen engagiren mußt, verſtanden: mußt.“ —

„Nun und nimmer!“ ſchrie Ahorn. „Ihn, der —“

„Mein Bruder iſt!“ fiel Evelina dem Auflodernden in's Wort.

„Beweiſe!“ ſagte Ahorn.

„Tauſend für einen!“ erwiederte Evelina. „Für jetzt aber umarme Deinen Schwager! Albrecht, herein!“ —

Blitzſchnell flog Albrecht herein, und Ahorn ſah ſich von vier Armen zugleich umſchlungen, von vier Lippen zugleich geküßt.

Am Schluſſe ſagte Evelina mit dem ihr eigenen holden Lächeln: „Männchen! Du haſt uns heute bei der Probe überraſcht, folglich wird Dir das Feſtſpiel ſelbſt morgen deſto beſſer gefallen, und Du lerneſt nicht nur Deinen erſten Helden und Liebhaber, ſondern auch Dein ehrliches Weib beſſer kennen. Alſo fort für alle Ewigkeit mit der Eiferſucht!“ —

„Und mit der Eiskälte!“ ſeufzte Ahorn lächelnd. Und ſo wurde denn jetzt das Feſt der Verſöhnung, am nächſten Tage das Feſt der Liebe gefeiert, dem auch die drei eiferſüchtigen Leidensgenoſſen mit ihren triumphirenden Gattinnen beiwohnten.

## Die Folgen des dritten Heilmittels.

Als die drei Ehepaare vom Feſtſpiele und dem Souper des Theaterdirektors nach Hauſe gingen, waren ſie insgeſammt nicht in der beſten Laune. Dem Doktor hatte ſeine Frau zu viel und zu freundlich mit dem Raubvogel Albrecht geſprochen. Dem Hauptmann ſteckte ein hübſcher, junger Regimentsarzt im Kopfe, der ſeine nervöſe Frau durchaus magnetiſiren wollte. Dem Klaviermeiſter lagen zwei ſeiner intereſſanteſten Schüler im Magen, die ſeiner Frau mehrere Beſuche gemacht hatten, und zwar gerade zu einer Zeit, wo ſie ſehr gut wiſſen konnten, daß er nicht zu Hauſe ſei.

Hauptmann Unſtern, der immer und ſehr weitläufig von ſeinen Grundſätzen ſprach, auf die er ſich viel einbildete, hatte auch in ſeiner gewohnten deklamatoriſchen Manier in und außer ſeinem Hauſe ſchon öfter erklärt, dem Manne, der ſich von der Treuloſigkeit ſeiner Frau wirklich überzeugt, erübrige nichts Anderes, als ihr, pour reparation d' honneur, das Meſſer in den Leib zu ſtoßen. Um aber einer ſolchen höchſt fatalen Exekution vorzubeugen, müſſe er ſtets auf der Lauer, und ſeiner Frau, als einem gebrechlichen Mitgliede des ſchwachen Geſchlechts, ſo viel als möglich ſtützend zur Seite ſtehen, damit ſie nicht ausgleite. Bei dem erſten, nur halbwegs auf Wahrſcheinlichkeit begründeten Verdacht einer unerlaubten Neigung aber müſſe er der Sache — coute que coute — augenblicklich ein Ende machen, denn ein Soldat verliere leichter ſein Leben, als ſeine Ehre.

Die ausführliche Darſtellung ſolcher, der blutigen Geſetzgebung des Drako würdigen Grundſätze, erregte der nervöſen Adelheid, ſo rein ihr Gewiſſen auch war, jedesmal einen abſcheulichen Fieberſchauer. Sie glaubte mehr als einmal das mörderiſche Meſſer in der ſchuldloſen Bruſt zu fühlen, wenn des Gatten Worte erſchollen: „Der Soldat macht kurzen Prozeß und im Kriege iſt das Standrecht zu Hauſe. Da heißt's Kommandowort und Subordination.“—

Der junge Regimentsarzt und der Magnetismus kamen nun dem Hauptmann Unſtern ſehr zur Unzeit, hauptſächlich deshalb, weil nächſter Tage in der Nähe der Stadt ein kleines Manöver abgehalten werden ſollte, wozu der kommandirende General ihn berufen hatte. Sein Widerwille gegen die magnetiſche Kur wurde aber auch noch dadurch geſteigert, daß alle ſeine Bekannten dafür ſtimmten, und das nervöſe Weibchen ſelbſt ſehr geneigt ſchien, ſich derſelben zu unterziehen.

Adelheid ſchien ſchwächlicher und leidender als je. Das kam dem Hauptmann bedenklich vor. „Warum denn eben jetzt (dachte er) jetzt, wo die ſonderbare Kurart ſich aufdringen will? Ich für meinen Theil halte den Magnetismus für eine Charlatanerie, die Magnetiſeurs aber für gefährliche Leute, und die ruhigſte Frau läßt ſich in kurzer Zeit zu einer Verrückten machen, die klügſte zu einer Närrin. Alſo — feſte Grundſätze!“ —

Adelheid war allerdings für das Magnetiſiren eingenommen, doch keineswegs für den Magnetiſeur; ſie erkannte aber bald die Urſache, warum ihr Gatte dieſer Kurart ſo abhold war. Die Schlaue beſchloß nun, alſogleich ihr Syſtem in Anwendung zu bringen, und ein Heilmittel für das andere in Bewegung zu ſetzen. Die ſcharfen Geſichtszüge des Hauptmanns wurden mit jedem Tage finſterer, Adelheid's ſanfte Mienen mit jedem Tage weicher. Das Benehmen des Hauptmanns wurde mit jedem Tage barſcher: Adelheid erſchien mit jedem Tage mehr als leidende Dulderin. Das milde Sternenfeuer des dunkelblauen Auges, durch einen Flor von Wehmuth ſchimmernd, zeigte dabei eine Kraft, welche ein Männerherz zu magnetiſiren vermag.

Der Hauptmann hatte unter ſeinen gerühmten Grundſätzen auch den, daß man die Dehors ſo lange als möglich beobachten müſſe, und er hielt darauf mit militäriſcher Genauigkeit. Er konnte daher dem verhaßten Regimentsarzt, der, einmal zu Rathe gezogen, ſeine Beſuche oft wiederholte, ohne die Regeln des feinſten Anſtandes im geringſten zu verletzen, nicht anders als nach den Vorſchriften des guten Tones begegnen. So oft der Regimentsarzt von den erprobten Wundern des Magnetismus zu erzählen anfing, und das Geſicht der Ehehälfte ſich dabei verklärte, wendete Hauptmann Unſtern mit blitzenden Augenſternen das Geſpräch auf die Malades imaginaires und auf mißlungene Kuren.

Zu allem Unglücke traf jetzt auch ein unbeweibter Gutsbeſitzer aus der Umgegend ein, ein ſehr gebildeter, dabei auch etwas eingebildeter, übrigens ſehr angenehmer Mann, der, als neu eintretendes Mitglied des philoſophiſch-äſthetiſchen Spiel-, Eß- und Trink-Vereines, den vorzüglichſten Mitgliedern deſſelben ſeine Beſuche abſtattete. Hauptmann Unſtern, obſchon er kein Freund von neuen Bekanntſchaften war, mußte ſich die von dem artigen Gutsherrn ihm erzeugte Ehre gefallen laſſen und Höflichkeit mit Höflichkeit erwiedern.

Der gute Gutsherr, gewohnt auf ſeinem Landgute die erſte Rolle zu ſpielen, wollte dieſe Rolle gern überall ſpielen, folglich in dem Städtchen brillant auftreten, und ſich ſplendid zeigen. Er hatte zu dieſem Ende einen vollen Beutel und eine mit Banknoten gefüllte Brieftaſche mitgebracht, gab Diners und Soupers, und machte den Damen, an denen er Behagen fand, werthvolle und zierliche Geſchenke. Er liebte das geſellige Leben und hatte einen beſondern Hang, neue Bekanntſchaften zu machen, die dann ſämmtlich geladen wurden, und auch feierlich verſprechen mußten, ihn auf ſeinem Landgute zu beſuchen. Obſchon er aber ein großer Verehrer des ſchönen Geſchlechtes war, konnte er ſich doch nicht entſchließen, Einer der Huldgöttinnen den Vorzug vor allen Übrigen zu geben und ihr als der Auserwählten Herz und Hand zu bieten, vermuthlich deshalb nicht, weil er ein zu großer Verehrer des Geſchlechtes war, und das Courmachen dem Heirathen, die Welt dem Hauſe vorzog.

An der Familie **Unſtern** fand er beſonderes Wohlgefallen, und ermangelte nicht, ſein glänzendes Pfauengefieder ſpielen zu laſſen.

Der geſchmeidige Regimentsarzt ſchloß ſich ſogleich an den ſplendiden Gutsherrn. Adelheid erhielt nun zwei Courmacher für Einen. Als Herr von Rieding in das Projekt der magnetiſchen Kur eingeweiht wurde, nahm er Partei dafür, und drang in den Hauptmann, ſich mit ſeiner Gattin zu ihm für einige Wochen auf das Gut zu ziehen, wo es dann nicht fehlen könne, daß Magnetismus und Landleben auf das nervöſe Frauchen die heilſamſte Wirkung hervorbringen müßten; der Herr Gemahl würde ſie dann gewiß neu aufblühend und in vollſter Geſundheit in die Stadt zurückbringen.

„Aber mit getheiltem Herzen!“ dachte der mißtrauiſche Hauptmann. „Daraus wird nichts! Lieber eine halbe Geſundheit als ein halbes Herz!“ —

Er nahm ſich vor, ſogleich mit ſeinem Leidensgefährten, dem Doktor Kauz, zu ſprechen, den er als Antagoniſten des Magnetismus für ſich zu gewinnen hoffte. Eh' er aber dieſen Plan ausführen konnte, traf ſchon die Nachricht ein, daß das Manöver übermorgen beginnen, der General heute noch im Städtchen eintreffen und bei ſeinem lieben Hauptmanne abſteigen werde.

Und wer brachte dieſe fatale Nachricht? Kein Anderer als der noch fatalere Major Kugelfeld, er, der von jeher der glückliche Rival des Hauptmanns Unſtern, in der Liebe und im Avancement, war. Viermal war Unſtern auf dem Wege, das Herz eines ſchönen Mädchens zu erobern; Kugelfeld ſchlug ihn aber auf's Haupt und nahm ihm die Feſtung vor der Naſe weg. Dreimal ſchnappte er ihm den Rang weg, und ſtieg bei jeder Beförderung einen Grad vor ihm, und ſo wurde Kugelfeld Major, als Unſtern kaum Hauptmann geworden war. Nun erſchien der glückliche Rival dem Letztern um ſo mehr gefährlich, als Jener noch frei und ledig war. Das Druckendſte für den armen Ehemann war, daß er mit den drei galanten Herren, die ſich mit Adelheid in Rapport ſetzen wollten, dem guten Ton zu lieb, ſehr artig ſein mußte. Ihn beruhigte dabei nur die Bemerkung, daß die drei Ritter mit einander in beſter Harmenie lebten, er nahm dies für ein ſicheres Zeichen, daß **Adelheid** Keinem von ihnen einen Vorzug gebe.

Am nächſten Morgen traf der General ein, und gab dem Hauptmann den Troſt, er ſei weit entfernt, dem des Waffendienſtes ſchon ſeit längerer Zeit Entwöhnten, die Ertragung von Stravazen bei den Evolutionen zuzumuthen; er wünſche vielmehr den werthen Freund nur als beſonders genauen Kenner des zu dieſem Manöver gewählten Terrains bei ſich zu haben. Dieſe angenehme Nachricht bewog den Hauptmann zu der Bitte, ſeine Frau mit ſich nehmen zu dürfen, die er dann immer unter ſeinen Augen zu haben hoffte. „Zugeſtanden!“ ſagte der General: „Da es aber öfter geſchehen wird, daß Sie, lieber Freund, mir nicht von der Seite kommen, ſo beſtimme ich für ſolche Fälle den Major **Kugelfeld** zum Begleiter und Beſchützer Ihrer Frau.“ —

**Unſtern** gerieth über dieſe gütige Fürſorge in ungeheure Beſtürzung; eh' er aber noch ein Wort dagegen zu ſprechen vermochte, rief der in allen Dingen raſch vorgehende General den Major aus dem Nebenzimmer und machte ihn mit ſeinem neuen Amte bekannt. **Adelheid**, welche eben eintrat, um den General als Hausfrau zu begrüßen, bezeigte ein großes Vergnügen über die Reiſe. Der Regimentsarzt mußte dabei ſein, und der Gutsbeſitzer drang ſich mit aller Liebenswürdigkeit zum Geſellſchafter auf.

Am nächſten Morgen brach das vereinigte Militär- und Civil-Corps auf. Mit der Ankunft des Generals gerieth das ganze Lager in Bewegung. Das Manöver begann. Von allen Seiten lärmten Trommeln und Trompeten, blind geladene Kanonen und Gewehre. Der Hauptmann, die Beute ſtummer Verzweiflung, kam keinen Augenblick von der Seite des Generals. Die theuere Gattin erblickte er nur hie und da auf ein paar Minuten in der Entfernung. Sie ſaß mit dem Gutsherrn und dem Regimentsarzt in einem offenen Wagen; der Major trabte auf einem herrlichen Rappen, glorios wie der Kriegesgott ſelbſt nebenher. Unſtern ſah wohl ein, daß er keine eigentliche Urſache zur Eiferſucht habe, dennoch brachte ihn die bloße Furcht vor einer Möglichkeit dahin, daß er das begleitende Kleeblatt, den General, die Frau und ſich ſelbſt verwünſchte.

Am Abend folgte Tanz und Schmaus den Beſchwerden des Tages. Die bewaffneten Feinde vereinigten ſich in brüderlicher Eintracht. Die Offiziersfrauen flogen in den Reihen dahin. Adelheid war auf unzählige Walzer, Cotillons und Quadrillen engagirt, und erſchien dem erbitterten Gatten als perſonifizirte Flugmaſchine. Ein einziges Mal gelang es ihm, der Flüchtigen habhaft zu werden. Er zog ſie ſeitwärts und ſprach mit einer Miſchung von Schmerz und Unmuth: „Adelheid! wie Du glühſt! wie ſchwer Du athmeſt! Denkſt Du denn gar nicht an Deine ſchwächliche Geſundheit? Welche gefährliche Folgen kann ein ſolcher Tag auf Jahre haben. Wenn Du mich liebſt, ſo höre den Rath des für Dein Leben, für Dein Wohl beſorgten Gatten! Du haſt nun alles Sehenswerthe geſehen; morgen geſchieht nichts Anderes, als was heute geſchehen iſt. Der General bedarf meiner nicht mehr; wie wär's, wenn wir morgen wieder nach Hauſe führen? Was meinſt Du, Engel?“ —

Der glutrothe Engel wurde plötzlich todtenblaß, und beſchwor den erſtaunten Gatten, den nächſten Tag noch im Lager zu bleiben. Sie betheuerte, daß dieſe Veränderung der Luft und der gewohnten Lebensweiſe auf ihre Geſundheit noch heilſamer als der Magnetismus einwirken werde. Die Schlaue wußte dabei, unter tauſend Zuſicherungen ihrer zärtlichſten Liebe, das Geſpräch ſo in die Länge zu ziehen, daß der Gutsherr, der Regimentsarzt, endlich gar der General und ein paar Offiziere darüber herbeikamen, die dann ganz natürlich für die ſchöne Frau Partei nahmen, und dem armen Unſtern ſo zuſetzten, daß er gegen ſeinen Willen einwilligen mußte. Nun aber begann Adelheid eine andere Rolle und eine andere Farbe zu ſpielen. Sie erkannte nun plötzlich, der Wunſch ihres lieben Mannes gelte ihr mehr als Alles, und ſie würde ſehr unrecht thun, ihm ein ſolches Opfer zuzumuthen. Dem Geſchmeichelten, der ſich dadurch ſo hinaufgeſtimmt fühlte, blieb nichts übrig, als ſich in einen Wettkampf von liebevoller Großmuth einzulaſſen, und nun das holde Weibchen ſelbſt zu bereden, noch einen Tag im Lager zu bleiben.

Am dritten Tage erfolgte endlich die Rückreiſe. Als ſie zu Hauſe angekommen waren, verwandelte ſich des Hauptmanns erzwungene Freundlichkeit in eine ſehr düſtere mürriſche Laune. Anzügliche Bemerkungen zuckten wie die erſten Blitze eines nahenden Gewitters, und leiſe Vorwürfe brummten wie ein noch entferntes Donnergewölk.

Adelheit erkannte bald, daß es nun hohe Zeit ſei, ihr Syſtem in Anwendung zu bringen. Sie klagte über Kopfſchmerz; der Gatte nannte ihn eine traurige Folge des zweiten Lagertages. Sie fühlte Bruſtbeklemmung; der Gatte ſprach vom Selbſtverſchulden. Adelheid wurde nun mit jedem Tage leidender und trauriger. So wie aber ihr nervöſer Zuſtand ſich verſchlimmerte, ſo wurde des Gatten Tadel immer milder. Dieſe günſtige Stimmung benützend, verſicherte Adelheid dem Theilnehmenden, daß ſie es nun — vielleicht, ach, zu ſpät, ſehr bereue, ſeine Beſorgniß verkannt und ſeinem Rathe nicht gefolgt zu haben. Sie bat ihn wehmüthig um Nachſicht, Geduld und Verzeihung, und ſagte endlich mit thränenfeuchten Augen: „Liebes Männchen! Du zürneſt mir, und wohl mit Recht; es würde Dir aber doch leid thun, wenn Du mich verlöreſt? Glaube mir, der Tod wäre mir nur deshalb ſchrecklich, weil ich von Dir ſcheiden müßte!“ —

Dieſe Worte verfehlten die gewünſchte Wirkung nicht. Der Hauptmann ward gerührt; er ſuchte die Betrübte zu tröſten und zu erheitern, obſchon der Stachel der Eiferſucht ihm noch im Herzen ſtak. Sein böſer Genius raunte ihm in das Ohr: „Kommen die Anbeter und Verehrer aus dem Lager zurück, ſo wird wohl die Melancholie weichen, vielleicht ſogar die Krankheit. Weibliche Nerven ſind ſchnell gereizt, und eben ſo ſchnell beruhigt.“ —

Am nächſten Tage kamen ſtatt der erwarteten Gäſte drei Briefe an. Der Gutsherr bedauerte, daß er nicht kommen könne, weil der Tod eines Oheims ihn zu einer Reiſe nöthige. Der Regimentsarzt klagte, daß er Befehl erhalten habe, ſogleich in die entfernte neue Stazion des Regiments einzurücken. Der Major meldete ſeine Ernennung zum Oberſtlieutenant und das mit dieſem Glück verbundene Unglück, ſich unverzüglich in die Reſidenzſtadt verfügen zu müſſen.

Hauptmann Unſtern heftete, als er dieſe Briefe mit lauter Stimme und ſcharfer Betonung der darin enthaltenen Galanterie-Stellen las, ſeine Augen beobachtend auf das Geſicht der Frau, indem er nicht zweifelte, daß dieſe Nachrichten einen ſtarken Eindruck auf ſie machen würden; da er aber ſah, daß ſeine Vorleſung weder einen Farbenwechſel im Antlitz der Zuhörerin, noch die geringſte Veränderung der Mienen hervorbrachte, gerieth er in eine Verwunderung, welche der ſcharfſichtigen Frau nicht entging. Sie ergriff mit einem halb gemüthlichen, halb ironiſchen Lächeln ſeine Hand, und ſagte: „Hat ſich das Männchen getäuſcht? Tritt die Unſchuld ſiegreich hervor? Wird die Verkannte nach Recht und Billigkeit gewürdigt? Alſo? Fried' und Freude herrſcht im Land!“ —

Der Hauptmann ſagte, um ſeine Verlegenheit zu maskiren, viel Schönes und Erbauliches, endlich auch Einiges zu ſeiner Entſchuldigung, verwickelte ſich aber in ſeiner Rede ſo tief, daß er, je mehr die leuchtenden Augen der Gattin liebevoll auf ihm ruhten, um ſo mehr in Verwirrung gerieth, endlich ſogar verſtummte. Dies war der Punkt, auf welchem Adelheid ihn haben wollte. Um ihn nun total auf's Haupt zu ſchlagen, umarmte und küßte ſie ſtumm den

Stummen mit innigſter Herzlichkeit und ſagte endlich mit dem weichen Ton ſcherzender Zärtlichkeit: „Ewiger Friede!“—

Von den verſchwundenen Rittern und vom Magnetismus wurde kein Wort mehr geſprochen. Es ſchien, als ſollte die magnetiſche Kraft dieſer glücklichen Stunde von dauerhafter Wirkung ſein und das Heilmittel der Eiferſucht ſich als ein probates bewähren.

## Die Folgen des vierten Heilmittels.

Der vierte Theil der Bewohner des Städtchens hatte dem Manöver beigewohnt. Traurig erſchien das verlaſſene Städtchen, am traurigſten die zurückgebliebene Frau Klaviermeiſterin. Herr Tanzler ſchrieb dieſe Traurigkeit nicht dem entbehrten Vergnügen, ſondern blos dem Umſtande zu, daß Luiſens Umgang jetzt blos auf ihn beſchränkt, und der gewohnten Huldigungen beraubt ſei. Seine Eiferſucht war alſo nun, beim Lichte beſehen, gegen die Abweſenden gerichtet. „Schöne Trauernde! Verlaſſene holde Ariadne!“ ſagte er, „Du mußt Dich nun ſchon ein paar Tage mit Deinem unintereſſanten Herrn Gemahl begnügen. Ich bedauere vom Grunde meines Herzens.“ —

Luiſe, ihres Syſtems eingedenk, erwiederte: „Der holde Theſeus findet keine Urſache, traurig zu ſein. Sind auch wenig Schülerinnen in der Stadt zurückgeblieben, ſo fehlt es doch nicht an ſchönen Nymphen, in deren Geſellſchaft er ſich außer dem Hauſe erheitern kann, während die verlaſſene Ariadne im Hauſe ſchmachtet, als ſäße ſie auf der wüſten Inſel Naxos.“ —

Er. Die Stunden außer dem Hauſe bringe ich in meinem Berufe zu.

Sie. Im Courmachen?

Er. Du wirſt doch nicht glauben, —

Sie. Daß Du ein Mann biſt, folglich ſo wie alle Männer?

Er. Was ſoll das heißen?

Sie. Mit einem Herzen von ſehr brennbarem Stoffe begabt.

Er. Ich bitte Dich, nicht zu vergeſſen, —

Sie. Wie oft der Herr Gemahl mich vergißt?

Er. Weil Dich die lange Weile quält, fängſt Du an, die Rolle der Eiferſüchtigen zu ſpielen.

Sie. Wer zwingt mich dazu?

Er. Darüber wäre Vieles zu ſagen. Schade, daß ich Dich nun mitten im Geſpräche verlaſſen muß.

Sie. Suche nur bei der ſchönen Erneſtine nicht zu viel in's Feuer zu kommen! Du bliebſt ja vorgeſtern ſtatt dem bedungenen Einen Stündchen beinahe zwei Stunden beim Unterricht!

Er. Wer für die Ausbildung einer talentvollen Schülerin uneigennützig beſorgt iſt, darf nicht die Minuten zählen.

Sie. Und dennoch zählſt Du ſie gar oft, wenn Du bei mir biſt und von mir gehen willſt.

Herr Tanzler brummte etwas von ungerechten Vorwürfen und eilte fort, höchſt aufgebracht, daß er Vorwürfe da zu hören bekam, wo er ſie machen wollte. Luiſe ſah dem Scheidenden mit einem triumphirenden Lächeln nach, machte Toilette und ging in den Park, wo ſie weibliche Geſellſchaft zu finden hoffte, ſtatt dieſer aber eine männliche fand, den Hauptmann Unſtern und den Doktor Kauz. Während ſie auf einer Bank ſaßen, ging Herr Tanzler vorüber, ohne ſie zu ſehen, denn an ſeinem rechten Arme hing die kokettirende Witwe Holdau, am linken ihre ſchöne Nichte Betty. Er war mit Beiden in ein lebhaftes Geſpräch vertieft. Um ſich dem Gatten bemerkbar zu machen, ſagte Luiſe mit erhabener Stimme: „Sehen Sie doch, wie eifrig mein Mann iſt! Selbſt im Park luſtwandelnd, ertheilt er Unterricht. Das Geſpräch iſt ſo lebhaft, daß es gewiß einen muſikaliſchen Gegenſtand betrifft.“ —

Tanzler erkannte ſowohl an der Stimme als an der Ironie der Worte die Gattin, der er die zwei Damen als eben acquirirte Schülerinnen vorſtellte. Die Kälte, mit welcher Luiſe ſie empfing, wurde von ihnen ſehr froſtig erwiedert. Die Witwe Holdau empfahl ſich ſammt der Nichte ſogleich und weigerte ſich, Tanzler's Begleitung anzunehmen. Unſtern und Kauz verließen gleichfalls das Ehepaar. Tanzler verſicherte Luiſen mit etwas verzogenen Lippen, es freue ihn ſehr, daß ſie auch ohne ihn ſich zu unterhalten wiſſe. Dabei ſtieg in ihm der Gedanke auf, es ſei eben nichts Unmögliches daß dieſe beiden Herren, die mit ihren Frauen eben nicht in der beſten Harmonie lebten, an einer andern ein erhöhtes Wohlgefallen finden. Luiſe erklärte dem Gatten dagegen, es mache ihr ein unbeſchreibliches

Vergnügen, daß die Zahl ſeiner reizenden Schülerinnen ſich ſo vermehre, und daß ſein Eifer ihn hinreiße, den Schönen, die Gattin überſehend, ſelbſt im Parke muſikaliſche Vorleſungen zu halten. Sie erſuchte ihn, ein Tagebuch zu ſchreiben, welches gewiß höchſt reichhaltig und intereſſant werden müßte.

Unter ſolchem Scharmützel und Kleingewehrfeuer kam das Ehepaar nach Hauſe. Tanzler wollte, um der Sache ein Ende zu machen, das Geſpräch auf andere Gegenſtände wenden; Luiſe aber wußte jedes neue Thema wieder auf den alten Punkt zurückzuführen, um Gelegenheit zu Sticheleien zu finden. Tanzler ſtand, in ſeinem Innerſten erbittert, vom Mittagsmale auf, und beſchloß, auf ſeine Schuldloſigkeit pochend, jedem Schritt und Tritt der Falſchen ſo lange aufzulauern, bis er ſie auf der That ertappt haben werde. Bis dahin wolle er ſeinen gegründeten Argwohn in ſeine Bruſt verſchließen, und kein Wort darüber verlauten laſſen. Luiſe befand ſich dagegen in der hoffnungsvollen Stimmung, daß es ihr endlich gelingen werde, den Eiferſüchtigen, der ſie ſo lange quälte, mit ſeinen eigenen Waffen zu bekämpfen. Sie beſchloß, den Krieg mit aller Hartnäckigkeit ſo lange fortzuführen, bis ein, für beide Parteien gleich rühmlicher und dauerhafter Friede geſchloſſen werden könne.

Dieſer Vorſatz und die Hoffnung auf das gute Gelingen, verſetzte Luiſen in die fröhlichſte Laune. Als Tanzler am folgenden Tage ſeine Unterrichtsſtunden geendigt hatte, kam er, mit einer wichtigen Neuigkeit beladen, nach Hauſe. Die auffallende Luſtigkeit Luiſens machte auf ihn einen ſehr widrigen Eindruck. Die Lächelnde, mit finſtern Augen fixirend, ſagte er: „Ich komme vermuthlich mit meiner Neuigkeit ſchon zu ſpät; Deine gute Laune ſagt mir deutlich, daß Du ſie ſchon weißt.“

Auf Luiſens wiederholte Betheuerung, daß ihr keine Neuigkeit zu Ohren gekommen ſei, erzählte Tanzler nun, daß geſtern Abends vier Virtuoſen vom erſten Rang hier abgeſtiegen ſeien, in der Abſicht, große Konzerte zu geben. Der Eine ſei einzig auf der Violin, der Andere ein Pianoforte-König, der Dritte ein Flöten-Heros, der Vierte ein Violoncell-Gott, alle Vier aber große Courmacher. Das letzte Wort beliebte Herr Tanzler ſtark zu betonen; Luiſe nahm aber davon keine Notiz und äußerte unverholen ihre Freude. Der beleidigte Gatte war eben im Begriff, etwas verlaut und ſogar anzüglich zu werden, als plötzlich die Thür aufflog und die vier Virtuoſen lärmend und polternd in's Zimmer ſtürmten. Luiſe verſchwand unbemerkt. Die Virtuoſen, viel gewanderte Leute, gewohnt, jeden Fremden als einen guten Bekannten zu behandeln und ſich überall Weihrauch ſtreuen zu laſſen, Beifall und Geld in Empfang zu nehmen, und als Menſchen beglückende, raſend machende Genien zu erſcheinen, benahmen ſich ſogleich, als ob ſie hier zu Hauſe wären, übertrugen dem Herrn Klaviermeiſter die Rangirung und Leitung des Orcheſters, die Ausmittlung eines guten Lokals, die Beſorgung der erforderlichen Mitwirkenden und die Beiſchaffung der Inſtrumente. Seine Mühewaltung ſollte der Anerkennung und Belohnung nicht entbehren. Dabei ſprachen die muſikaliſchen Tetrarchen immer zugleich, in übermüthig guter Laune Einer den Andern neckend, und Alle zuſammen den verblüfften Herrn Tanzler, der in größter Freundlichkeit vor Ärger berſten wollte.

Seinen gefirnißten Grimm auf's höchſte zu ſteigern, ſchwebte Luiſe, ſchön und lieblich wie eine Huldgöttin, in das Zimmer. Die harmoniſchen Titanen vergaßen in dieſem Augenblicke, daß ein Herr Tanzler auf der Welt ſei, umgaben die Frau, und wetteiferten, ſie mit Begrüßungen, Lobeserhebungen, Schmeicheleien und Entzückungen zu überhäufen, welche die Betäubte mit unverkennbarem Wohlgefallen aufnahm. Der Violin-Heros, ein langer, hagerer Mann mit langem, hagerem, blaſſem Geſichte, verwildertem Haare und ſchwarzen Glutaugen ſchien Luiſen mit dieſem Sehorgan verſchlingen zu wollen, ergoß ſich in einen Strom von überſchwänglichen Redensarten und bemächtigte ſich ihrer rechten Hand, die er unzählige Male küßte. Der Pianoforte-König, ein zartes, ſchmächtiges Männchen vom zierlichſten Wuchs, feinen Geſichtszügen mit ſchmachtend blauen Augen, ergriff die linke Hand, die er bald an ſeine Lippen, bald an ſein Herz drückte. Der Flötengott, ein kleiner, wohlbeleibter Jüngling von blühender Geſundheit, friſch, luſtig, voll guter Einfälle und in Allem **sans façon**, ſchob die Himmelsſtürmer unter lautem Gelächter zurück und eroberte beide Hände der ſchönen Frau, während der Violoncell-Titan, ein koloſſaler, freundlich ſtiller Mann ganz ruhig ſagte: „Einmal werde ich doch wohl auch zum Handkuß kommen!“ — Die Beherrſcher der Töne brachen in lautes Gelächter aus, übergaben ihm feierlich die rechte Hand der gefeierten Klaviermeiſterin, und ſangen, während er ſie dreimal küſſen mußte, einen Kanon.

Endlich entfernte ſich das Genie-Quartett, und Herr Tanzler konnte ſeine Verzweiflung loslaſſen. „Es iſt unbegreiflich (ſchrie er mit der Miene der Verzweiflung) wie eine ehrbare Frau ſolche Exzeſſe dulden kann! Man ſieht wohl, daß ſo etwas von den Männern nur dann gewagt werden kann, wenn ſie ſehen, daß ihr freies Benehmen nicht mißfällig aufgenommen wird.“ —

„Bei genialen Männern (ſagte Luiſe mit ironiſchem Lächeln) muß man eine Ausnahme von der Regel machen. Künſtler haben ſo etwas Intereſſantes, daß man in ihrer geiſtvollen, lebhaften Geſellſchaft den alltäglichen ſtrengen Hausfrauen-Anſtand vergißt.“ —

„Sehr natürlich! Ganz in der Ordnung! (ſchrie Herr Tanzler mit kreiſchender Stimme und blaß vor Zorn). Da muß dann die flache Gemeinheit ſo eines armſeligen Klaviermeiſters einer genietrunkenen Frau als etwas gar Erbärmliches erſcheinen. Engel! da hängt Dir ja nun der Himmel voll Geigen. Bin doch begierig, welcher unter dieſen Genie-Männern der Sieger ſein wird? Sollten vielleicht alle vier zuſammen das getheilte Herz in Beſitz nehmen? Auf jeden Fall wird Dir die Wahl ſchwer werden. Scharmant! Allerliebſt! Bin recht neugierig. Fahr' hin, alltäglicher Klaviermeiſter! Laufe kreuz und quer! Treib' Notenpulte zuſammen! ſchleppe Inſtrumente herbei! Gut genug für Dich gemeine Seele!“ —

Luiſe brach in lautes Gelächter aus und Tanzler rannte wie ein wilder Eber zur Thüre hinaus. Im Hauſe wurde nun Alles lebendig. Der Beſuch der Genies ward ſogleich ſtadtkundig. Neugierige beiderlei Geſchlechtes kamen, ſich erkundigen, wann das erſte Konzert ſtattfinden werde? wie die Virtuoſen ausſehen? was ſie ſprechen? und ſo weiter. Viele erſchienen, um ſich zum Mitwirken anzutragen, unter dieſen auch hübſche Frauen und Fräulein, die bei dieſer Gelegenheit ihre Geſangkunſt, vielleicht auch ſich ſelbſt, an Mann bringen wollten. Auf die zwei reizendſten dieſer Künſtlerinnen baute Luiſe bald ein eigenes Plänchen. Die Virtuoſen wiederholten ihre Beſuche bei der ſchönen Frau täglich, bald im Phalanx, bald als einzelne Kämpfer. Sie wählten wohl dazu immer jene Zeit, in welcher der gequälte Herr Tanzler, wie ſie wußten, nicht zu Hauſe war. Jeder machte dann, ſo gut ſich's thun ließ, ſeine vermeinte Genialität geltend. Der Violin-Heros durch Kühnheit und Wildheit; der Pianoforte-König durch ſchmachtende Zärtlichkeit und Zartheit; der Flöten-Gott durch hinreißende Luſtigkeit und brillanten Witz; der Violoncell-Titan durch Gemüthlichkeit und anziehenden Frohſinn. Trafen die Vier-Fürſten zufällig zuſammen, ſo machten ſie einander lächerlich und ſchwangen die ſatyriſche Geißel über ihre wechſelſeitigen Untugenden, z. B. Trink- und Eß-Begierde, Aufgeblaſenheit, Faulheit, Verſchwendungsſucht, Wortbrüchigkeit, Verliebtheit, Schwelgerei u. ſ. w.

Die liſtige Frau Klaviermeiſterin bot, wenn ihr auch manchmal von all' dem Geſchwätze des Selbſtlobes, der

Schmähſucht gegen Andere und der über ſie ausgegoſſenen Schmeichelei und Vergötterung, der Kopf wirbelte und ſchwindelte, doch alle ihre Geduld auf, um ſich den Schein zu geben, als fände ſie dieſe Herren höchſt genial und intereſſant. Dadurch gelang es ihr, dem Künſtler-Verein zwei ſingluſtige Fräulein einzureden, und es dahin zu bringen, daß jeder derſelben geſtattet wurde, bei der großen Akademie eine Arie zu ſingen. Luiſe hatte aber eben dieſe zwei Fräulein vor allen Andern gewählt, weil ſie wußte, daß die Eine dieſer Kunſtjüngerinnen dem Herrn Tanzler ſehr geneigt, die Andere aber etwas kokett und eroberungsſüchtig war. Ihren Zweck zu erreichen, wußte ſie es endlich auch dahin zu bringen, daß Tanzler ſich hergeben mußte, die Arie mit den beiden Sängerinnen einzuſtudieren, und war in dem Heiligthume ſeines Arbeitszimmers, in welchem das Pianoforte ſtand.

Es traf ſich häufig, daß Tanzler die Frau überraſchte, wenn ſie mit Einem oder dem Andern der muſikaliſchen Courmacher in eifrigem Geſpräche begriffen war; er mußte ſelbſt manchmal, unter der Thür lauſchend, Ohr- und Augenzeuge ſein von den zärtlichen Äußerungen und Handküſſen der begeiſterten Virtuoſen. Hatte ſich der Verbrecher entfernt, dann brach der Grimm des Eiferſüchtigen los; Luiſe wurde mit Vorwürfen, Schmähungen und Drohungen überhäuft; ſie ertrug alle dieſe Unbilden mit ſtoiſcher Gelaſſenheit, theils im Gefühl ihrer Unſchuld, theils in der fröhlichen Hoffnung, bald ihr Syſtem ausführen, ſich rächen und das gewählte Heilmittel der Eiferſucht in Ausübung bringen zu können.

Die Gelegenheit dazu war bei der Hand. Das Einſtudiren der Arien mit den beiden Sängerinnen mußte ſogleich beginnen. Jede war ſchön, die Sopraniſtin zart und ſchmachtend, die Altiſtin ſtattlich und feurig, Herr Tanzler, Enthuſiaſt für Muſik, gefühlvoll, zu Entzündungen des Herzens geneigt, und über die Geſangkunſt ſeiner Schülerinnen entzückt. Kam er mit einer derſelben vom Studium, ſo waren Beide ſehr aufgeregt; Eifer und Freude hatten ihre Wangen geröthet. Hatte ſich die Sängerin entfernt, dann fing Luiſe an, den Entzückten mit einer Eiferſuchtsſcene zu quälen, taub gegen alle Rechtfertigungen. Währte das Einſtudiren zu lange, ſo wurde er beim Heraustreten aus dem muſikaliſchen Tempel mit einem Strom von Thränen, mit einem Platzregen von Klagen und Vorwürfen empfangen. Um dieſen unangenehmen Auftritten auszuweichen, ſchlich er ſich einmal mit der Altiſtin nach der Probe heimlich davon. Gegen den Heimkehrenden ging die Höllenmaſchine der Eiferſucht los. Einmal lauſchte Luiſe an der Zimmerthüre. Als eben eine Arie geendigt war und eine verdächtige Stille eintrat, öffnete ſie leiſe die Thür, und zwar — ſo wollte es der böſe Zufall — gerade in dem Augenblick, als der Meiſter die ſchöne Hand der Sopraniſtin zweimal nach einander küßte. Luiſe ſchloß die Thür, doch ſo, daß die Überraſchten ſie noch erblicken konnten und ſie ſich nur aus Schonung zurückzuziehen ſchien. In der nächſten Stunde brach das Ungewitter über dem Haupte des Schuldigen mit verdoppelter Stärke los. Er, der nicht zu Worte kam, glich einem verzweifelnden Stummen, ſie, die zu reden nicht aufhörte, einer Furie. Tanzler ſtürmte wie ein Raſender aus dem Zimmer, und rief noch auf der Stiege: „Die verfluchte Eiferſucht!“ —

Die Nachhorchende hörte noch dieſe Worte, ſchlug vor Freude die Hände zuſammen, und ſagte mit triumphirendem Lächeln: „Sind wir endlich dahin gekommen? Auf dem Punkt wollte ich Dich haben!“ —

Tanzler hoffte ſich zu regreſſiren, er fand aber, leider! keine Gelegenheit dazu, denn die vier Virtuoſen hatten in der Stadt ſo viele Bekanntſchaften gemacht, daß ſie das Haus des geplagten Herrn Tanzler und der ſchönen Luiſe darüber ganz vergaßen; Luiſe behauptete aber ihre Rolle und ihr Syſtem ſo beharrlich, daß der Gemahl immer ſchweigſamer und kleinmüthiger wurde.

Beide Parteien ſetzten ihre wechſelſeitigen Quälereien und Scharmützel, mit Beobachtung des Crescendo, bis zu dem Tage fort, an welchem die unglückſelige Akademie endlich ſtattfand. Um Luiſen einen vollſtändigen Sieg zu verſchaffen, mußte ſich bei der Produktion noch der fatale Umſtand ereignen, daß Herr Tanzler, der ſo tüchtige, feſte Muſiker, im Accompagnement bei jeder Arie einmal fehlte. Die Urſache dieſes Verſehens lag zwar einzig und allein in der körperlichen Ermüdung und Gemüthsverſtimmung; Luiſe aber wußte die Sache zu drehen; ſie wälzte alle Schuld auf die Zerſtreuung des von den Sängerinnen bezauberten Herrn Gemahls, der hierüber genug zu leiden hatte.

Die Virtuoſen verließen am Tage nach der Akademie die Stadt, und fanden nicht einmal ein freies Stündchen zu einem Abſchiedsbeſuch bei Herrn Tanzler, dem ſie nur einige Zeilen mit dem genügenden Honorar zuſandten. Luiſe zeigte ſich ſo heiter, daß dem Gemahl nicht die geringſte Veranlaſſung zu einem Verdachte, noch weniger zu einem Vorwurfe, übrig blieb; ſie aber ſetzte ihre ſyſtematiſche Feindſeligkeit ohne Unterbrechung fort. Zeigte ſich der Gemahl von den viertägigen Stravatzen ermüdet und über die häuslichen Leiden verſtimmt und mißmuthig, ſo erklärte ſie dies für Melancholie unerlaubter, ſchuldbewußter Liebe. Sich ſelbſt ſtellte ſie im Lichte ſiegreicher Unſchuld dar, die nicht einmal fehlen konnte, da die vier muſikaliſchen Genies über Berg und Thal waren, die beiden Zauberinnen aber, im Städtchen feſtſitzend, immerzu gefährlich blieben, die Verſucherinnen reizend und der Verſuchte ſchwach war.

Der weibliche Feldherr ließ nicht ab, den in Blokade-Zuſtand Erklärten in ſeinem Jammer feſtzuhalten, welchem nun, da er immer nur hören und nicht erwiedern konnte, eine troſtloſe Traurigkeit ergriff. Luiſe fing nun an, mit dem Gequälten ein inniges Mitleid zu fühlen, und als ihm nun einmal wieder die inhaltſchweren Worte: „Verfluchte Eiferſucht!“ entſchlüpften, bot ſie alle Liebenswürdigkeit und Zärtlichkeit auf und ſicherte ihm Verzeihung unter der Bedingung zu, daß er von nun an weder ſie mit ſeiner grundloſen Eiferſucht quälen, noch ihr gegründete Urſache zur Eiferſucht geben wolle. Herr Tanzler bequemte ſich, Abbitte zu thun, Ehrenerklärung und feierliche Zuſicherung zu geben.

Eine lebhafte Umarmung und drei feurige Küſſe beſiegelten das Bündniß des ewigen Friedens.

Nachdem die Vierfürſten im Reiche der Tonkunſt Abſchied genommen hatten, fingen die Bewohner des in chaotiſche Verwirrung gerathenen, ganz toll gewordenen Städtchens an, wieder zur Beſinnung zu kommen und zur alten Ordnung der Dinge zurückzukehren; doch ließ ſich immer noch ein Nachklang deſſen, was da war, vernehmen. Die jungen Herren wollten durchgehends genial ſein, Lions vorſtellen und genannt werden. Die Genialſten und Kühnſten unter ihnen, ſich einer ausgelaſſenen, wilden Melancholie hingebend, ließen ſogar hier und da etwas von Weltſchmerz und Zerriſſenheit fallen, und Fragen aller Art wurden geſtellt, Herzens-Schwefel-Fragen, Geiſt-Betäubungs-Opiat-Fragen, Geldglücks- und Geldmangels-Unglücks-Fragen u. ſ. w. Man hörte in allen Salons, in allen Vereinen tauſend neue Fragen ohne eine vernünftige Antwort. Das Fragen war ſo in die Mode gekommen, daß Jeder, der nicht fragte, ein hinter dem Geiſte der Zeit Zurückgebliebener war. Die Rathsherren waren von den Geiſtern der Töne ſo beſeſſen, daß ſie in ſeliger Wonnetrunkenheit ihre Vorträge zu ſingen anfingen. Die Frauen und Mädchen ſchwärmten im Mondſchein wie im Sonnenſchein, und ſeufzten den Virtuoſen nach, deren Geſtalten und Fantaſten ihnen in die Küche und in die Kirche folgten. Väter und Mütter befahlen ihren Söhnen und Töchtern, Virtuoſen zu werden.

Der philoſophiſch-äſthetiſche Spiel-, Eß- und Trink-Verein, der während der kurzen Genie-Periode ganz in Vergeſſenheit gerathen war, zog ſeine verirrten Kinder mit liebenden Mutterarmen wieder an ſich, und ſämmtliche Mitglieder fanden ſich, doch etwas genialer geſtimmt, als ehmals, wieder ein. Auch unſere vier Eiferſuchtshelden erſchienen und ſetzten ſich an den alten Tiſch, wo Jeder ſeinen vorigen Platz einnahm.

Am erſten Abend drehte ſich das allgemeine Geſpräch einzig und allein um das Kunſt- und Genieweſen. Man hörte von allen Seiten die Fragen: „Was iſt Kunſt? was iſt Genie? Was iſt die Aufgabe des Künſtlers?“ Der Wirth ſagte mit ſeiner gewöhnlichen trockenen Manier: „Die den Künſtlern und den Wirthen gemeinſchaftlich eigene Aufgabe beſteht — im Geldeinnehmen.“ Dieſer kühne Mann, erboſt über die dunkeln Tage der leer gebliebenen Vereins-Lokalität, war der Einzige, der es wagte, eine der Fragen des vielfragenden Jahrhunderts zu beantworten. Die Gäſte belachten den Einfall und blieben einander die übrigen Antworten ſchuldig.

Am zweiten Abend war das Kunſt- und Genieweſen ſchon in den Strom der Vergeſſenheit gefallen. Die Gäſte kamen wieder auf ihre alten Lieblingsgegenſtände, ihre alten Leiden und Freuden. Die vier Eiferſüchtigen klagten einander zuerſt, daß man ſich im Städtchen über ſie luſtig mache, ſogar lächerliche Geſchichten von ihnen erzähle, ohne daß man eine Spur finde, wie denn ſolche eheliche Myſterien in den Mund der Profanen kommen können. Der ſympathetiſche Schmerz öffnete die Herzen der Gekränkten und führte dahin, daß Jeder von ihnen den drei Übrigen ſeine häuslichen Leiden mittheilte. Jeder fand, daß er zwar Recht und die Frau Unrecht habe, daß aber die Eiferſucht eine verwünſchte Sache ſei. Die Frauen ſeien, im Ganzen genommen, nicht ſo böſe, als man glauben ſollte: man müſſe daher eine gewiſſe Schonung gegen ſie beobachten, wie jeder Stärkere gegen den Schwächeren. Übrigens ſei es auch gewiß, daß man in der Welt durch die Güte mehr ausrichte, als mit aller Strenge. Am beſten thäten die Männer, ihre Frauen ſo zu behandeln, daß es dieſen gar nicht einfallen könne, an eine Emanzipazion zu denken, ſondern, daß ſie unwillkürlich bei der heiligen Sitte der guten, alten Zeit bleiben müßten, wo es ohne Emanzipazion recht glückliche Ehen gab.

Nun nahm der Theaterdirektor das Wort, und erzählte die Geſchichte ſeiner Leiden und der ſonnenklar erprobten Unſchuld ſeiner Frau, die ihm ſelbſt endlich den beſten Aufſchluß über den Quell ſeiner thörichten Eiferſucht gegeben habe, der kein anderer ſei, als die zu geringe Meinung von ſich ſelbſt. Feſt entſchloſſen, künftighin beſſer von ſeiner eigenen Perſon zu denken, werde er dann auch beſſer von ſeiner Frau denken, und ſobald er ſich ihrer Liebe werth achte, auch ihrer Liebe gewiß ſein. Der Mann, der ſich ſelbſt geringſchätzt, verliere dadurch die Achtung und gute

Meinung ſeiner Frau, und dieſes niederdrückende Gefühl mache ihn verzagt und mißtrauiſch. Er zittere dann vor dem Geſpenſte, das ſein eigener Wahn erſchuf. Wer ſich ſelbſt für nichts hält, der ſinkt auch endlich zum Nichts herab. —

Doktor Kauz geſtand offenherzig, daß er nun einſehe, er habe durch ſeine grundloſe Eiferſucht dem Engel von einer Frau ein himmelſchreiendes Unrecht angethan. Dieſe unſelige Leidenſchaft könne den Himmel der Ehe in eine Hölle und die beſte Frau in die böſeſte verwandeln. Überdies ſei die Eiferſucht auch das unnützeſte Ding auf der Welt, indem ſie, gegen die Schuldloſe wüthend, ein ſträflicher Frevel ſei, die Schuldige aber hartnäckig und zur ſchlauen, heimlichen Sünderin mache.

Hauptmann Unſtern klagte ſich an, daß ſein Hang zur Eiferſucht einzig auf der ſchlechten Meinung beruhe, die er von dem weiblichen Geſchlecht überhaupt hegte; nun ſehe er aber ein, daß er, ſo wie manche Männer, zu dieſer ungerechten Anſicht nur dadurch gekommen ſei, weil er ehmals, eitel, veränderlich, eroberungsſüchtig und ſelbſt keiner wahren Liebe fähig, in dem ſchönen Geſchlechte nur Gegenſtände des Vergnügens ſuchte, die Schwachen bethörte, die Edleren und Feſtgeſinnten mied, die Liebe nur zu einem Spiele und die Treue lächerlich machte, endlich an keine Tadelloſe mehr glaubte und in den Männern nur arge Schelme ſeines Gleichen erblickte. Sein Wahnſinn hätte beinahe das Leben ſeiner engelguten Frau untergraben. Nun eines Beſſern überzeugt, ſei ſein Wahlſpruch „Ehret die Frauen!“ Das eheliche Glück könne durchaus nur als bedingte Wechſelwirkung gedacht werden.—

Der Klaviermeiſter trat nun ebenfalls in der Rolle eines Anwalts und Vertheidigers ſeiner Ehehälfte auf, und bemerkte am Schluſſe, man müſſe ſich um ſo mehr hüten, eine Schuldloſe mit der Eiferſucht zu quälen, weil dadurch ein leibhafter Engel ein wahrer Satan werden könne.

Die vier Männer gaben ſich nun die Hände darauf, dem böſen Geiſte der Eiferſucht zu entſagen, und beſtimmten, daß der Bund über das Rezidiv jedes Einzelnen als Vormund und Schiedsrichter zu wachen habe. Sie erhoben ſich dann von den Sitzen und brachten ihren wackeren Frauen einen herzlichen Toaſt; zugleich wurde beſchloſſen, am nächſten Abend in einem eigenen Zimmer des Gaſthofes mit ihren Frauen ein fröhliches Friedensfeſt des ungetrübten ehelichen Glückes zu begehen.

## Friedensfeſt und Finale.

Am nächſten Abend ſaßen die vier Ehepaare am hell erleuchteten, mit Blumen geſchmückten Tiſche, die Frauen zierlich gekleidet wie Bräute, hold und anmuthig, die Männer höchſt fröhlich und zuvorkommend, alle zuſammen wonnetrunken, zum Theile auch in glücklicher Unwiſſenheit, indem den Frauen die eigentliche Veranlaſſung des Feſtes, den Männern aber das Syſtemweſen und die Heilmethode der Frauen unbekannt war.

Als die Geſpräche immer lebhafter, die Unterhaltung immer fröhlicher wurde, hielten die galanten Männer es für Pflicht, nicht nur Jeder ſeiner eigenen Lebensgefährtin, ſondern auch den drei Übrigen zu huldigen, ihren Geiſt und ihre Schönheit preiſend. Mit immer ſchmeichelhafteren Worten, mit immer freundlicheren Blicken, mit immer ſteigender Aufmerkſamkeit, unterhielt der Theaterdirektor die Frau Klaviermeiſterin, der Klaviermeiſter die Frau Hauptmännin, der Hauptmann die Frau Doktorin, der Doktor die Frau Theaterdirectrice. Plötzlich trat eine allgemeine Pauſe ein. Jeder Ehmann glaubte in dem Augenblicke in dem Andern einen unerwarteten Nebenbuhler zu entdecken. Der böſe Dämon ſchien über ihren Häuptern hinzufliegen. Ein Verſtörter fixirte den Andern mit argwöhniſchen, finſtern Blicken. Die Frauen erriethen mit dem ihnen angebornen Beobachtungsgeiſt, was in dem Innerſten der Männer vorging, und brachen zugleich in lautes Gelächter aus. Die Männer erwachten darüber wie aus einem böſen Traume; der Theaterdirektor aber rief: „Einer auf den Andern eiferſüchtig? Das hätte noch gefehlt!“ — Er hob ſein Glas empor und rief: „Das erſte Rezidiv, aber auch das Letzte! Danken wir dem Himmel dafür, indem wir dadurch die Eiferſucht nun auch von der lächerlichen Seite zu ſehen bekommen! Von nun an Vertrauen für Vertrauen und Liebe um Liebe! Es leben die Frauen!“ —

Die Gläſer wurden geſchwungen und dreimal erſcholl der Ruf: „Es leben die Frauen!“ — Dieſen Abend feierten die Glücklichen noch durch manches Jahr, bis der Tod die Hälfte der Theilnehmer abgerufen hatte. —

Als Epilog erlaube ich mir nur noch beizufügen:

Käme etwa irgend eine ſchuldlos Gequälte einmal auf den Einfall, eine jener vier Heilmethoden zu verſuchen, ſo prüfe ſie vor der Wahl des Mittels nicht nur den Charakter des Ehegenoſſen, ſondern auch ihren eigenen ſehr genau, ſonſt würde ſie das Übel nur noch ärger machen.

# Fleiß und Faulheit.

Eine Geſchichte nach Hogarth's Bildern.

## I.

# Das Gewebe der Menſchen und des Schickſals. Lebens-, Schlaf- und Todes-Geſichter.

Der Leſer tritt in eine Stube, in welcher mehrere Weberſtühle vor uns ſtehen. Natürlich erweckt dieſer Anblick den Gedanken an die vielen und vielartigen Gewebe, die uns von der Wiege bis an's Grab umſchlingen. Unſere Väter fielen in das Gewebe, welches das ſchöne Geſchlecht dem ſtarken flicht; dieſes niedliche Gewebe von zarten Händen verdient aber Ruhm und Ehre, denn Schiller ruft uns zu:

»Ehret die Frauen!
Sie flechten und weben
Himmliſche Roſen in's irdiſche Leben.«

Nicht ſo lieblich ſind die Netze, welche die Frauen den Frauen, die Männer den Männern weben; denn was dort das Werk der Liebe war, iſt hier gewöhnlich das Werk des Haſſes, der Falſchheit, der Hinterliſt oder irgend einer böſen Leidenſchaft. Der Seidenwurm webt ſich ſelbſt das Todesgewebe, ſo wie der Tod uns Menſchen das lebenzerſtörende Gewebe über den Kopf wirft.

Der Dichter webt aber ein Gewebe, in welchem die lichten Fäden mit den dunkeln abwechſeln, und er folgt hierin dem größten aller Webekünſtler, — dem Schickſal, deſſen bunte Lebensgewebe uns arme Eintagsfliegen bald mit Entzücken, bald mit Verzweiflung erfüllen.

Und ſo ſind denn auch die Helden dieſer Geſchichte zwei Webergeſellen, deren im höchſten Grade kontraſtirende Lebensgewebe den Beweis liefern, daß das Schickſal zwar die Lebensgewebe macht, der Menſch aber ſelbſt doch immer die Fäden dazu liefert.

---

In der Stube ſitzen zwei Webergeſellen: jeder vor ſeinem Webeſtuhle, doch mit dem Unterſchiede, daß der Eine wacht und arbeitet, der Andere ſchläft, folglich nichts thut. Wir wollen zuerſt den ſchläfrigen Faulhans betrachten.

Der Kopf des ſchnarchenden Schläfers liegt auf dem Bauche eines grünen Bierkruges. Der Inhalt des geleerten Kruges hat den Kopf betäubt. Die Hand des linken Armes, der ſich auf den Ellbogen ſtützte, hält eine Tabackspfeife. Bier und Rauchtaback waren alſo die narkotiſchen Kräfte, durch welche Faulhans heute, wie gewöhnlich, den Übergang von der Arbeit zur Faulheit, und von dieſer zu einem ſchweren dicken Schlafe bewirkt hatte. Ein Kätzchen, welches neben ihm mit einem auf der Erde liegenden, ſchon halb zerfetzten Wanderbüchlein ſehr eifrig ſpielte, ſcheint auf die Trägheit des blöden Siebenſchläfers eine bittere Satyre machen zu wollen.

Werfen wir einen Blick auf ſein Geſicht hin, auf deſſen feſtgeſchloſſene Augen, obſchon es dem Fenſter zugewendet lag, die einfallenden Sonnenſtrahlen nicht den geringſten ſtörenden Eindruck machten, ſo drängt ſich uns der Gedanke auf, daß ſein Geiſt — wenn man anders das Bischen Lebensſalz, welches den Körper eines ſolchen Menſchen vor der Verweſung hütet, ſo nennen darf — eben ſo wenig empfänglich für das Licht war.

Sein Geſicht aber lieferte den Beweis, daß die Geſichter guter und edler Menſchen durch den Schlaf und den Tod verſchönert, jene der Nichtswürdigen aber, durch Beide, noch häßlicher werden.

Das Geſicht unſers Faulſchläfers glich, wie die meiſten Geſichter gedanken- und gefühlloſer, bösartiger Taugenichtſe, einem rohen Teige, der noch gar keine Form bekommen hat; es zeigt keine Spur von irgend einem Ausdrucke, und iſt ein nichtsſagender Klotz. Wenn aber der Eigenthümer eines ſolchen nicht An- ſondern Ungeſichtes ſchlafend auf dem Bett, oder todt im Sarge liegt, dann ſchielt erſt das armſelige innere Licht, wie die Sonne durch dichtes Gewölk ſeitwärts mühſam hervorſchießt, auf den Geſichtsteig, und gibt ihm doch einigen Ausdruck, aber welchen? den Ausdruck von Verſtocktheit, Starrſinn, Trotz und Bösartigkeit.

Wir wenden uns von der Schlaflarve des häßlichen Faulhans, und ſchauen lieber auf den wackern Rührig, der, emſig arbeitend, an einem andern Webeſtuhle ſitzt.

Man ſagt, das längere Hinblicken auf eine grüne Grasfläche ſtärke die Augen; verweilendes Anſchauen eines guten lieben Menſchen-Geſichtes, glaub' ich, wirkt auf unſer Sehwerkzeug noch ſtärkender und noch wohlthuender. Rührig's

Geſicht war wirklich von der Art, daß man es jedem Menſchenauge als ein probates Augenſtärkungsmittel empfehlen konnte. Die Haut dieſes Geſichtes war eben ſo rein, als das Herz, das aus jeder Miene hervorleuchtete. Es war keineswegs unter die eigentlich ſchönen Geſichter zu rechnen, aber es gewann die Zuneigung und das Vertrauen eines Jeden, der es anſchaute auf den erſten Augenblick, indem man auf demſelben mit deutlicher Schrift zu leſen glaubte: „Ich denke nur das, was mir die geſunde Vernunft eingibt; was in mir vorgeht, darf jeder Menſch wiſſen; betriegen will ich Keinen, aber lieben möcht' ich Alle. Ich arbeite gern, ich bete gern, und ich bin gern froh. Mein Schlaf iſt ruhig. Traue mir!"

Die geſunde Farbe dieſes Geſichts verkündigte die Geſundheit des Leibes, in dem eine eben ſo geſunde Seele wohnte.

Etwas, das mir an dem guten Jungen noch insbeſondere gefällt, iſt, daß er mit dem größten Eifer ein ſo ruhiges Weſen verbindet, und bei aller Anſtrengung recht vergnügt ausſieht. Der Segen der Arbeit liegt aber darin, daß man nicht blos arbeitet, ſondern gerne arbeitet; für Viele aber iſt das Arbeiten nur eine Art von Nothſtall und Zwangsanſtalt, welche ſie, wo nicht laut, doch gewiß insgeheim verwünſchen. Sie gleichen dem Mühlrade und dem Windmühlflügel, die ſich nur dann bewegen, wenn ſie vom Waſſer, oder vom Winde getrieben werden.

Ein vermiſchtes Mißfallen und Wohlgefallen, welches dem meinigen und vielleicht auch dem des Leſers gleicht, empfand auch der Webermeiſter, der, auf der Thürſchwelle ſtehend, bald auf den ſchlafenden Faulhans, bald auf den arbeitenden Rührig hinblickte.

Er glich einem Schiffe, welches von zwei entgegengeſetzten Winden in die Mitte genommen und bald auf die eine, bald auf die andere Seite hingeſchleudert wird. So faßte den guten Mann jetzt der Weſtwind des Vergnügens über den braven Rührig, dann der Nordwind des Zornes über den Taugenichts Faulhans. Endlich wurde der Nordwind Sieger; der Meiſter that einen wahren Salto mortale in die Stube, und ergriff das borſtig-röthliche Haupthaar des Siebenſchläfers mit ſolcher Gewalt, daß die Spitzen elektriſche Funken zu ſprühen ſchienen, und der Gerüttelte auch mit einem ſolchen Geheule aufſprang, als ob ihm der Kopf brenne. In dieſer wilden Feuersbrunſt war der erboßte Burſche eben im Begriffe, am Meiſter das Wiedervergeltungsrecht auszuüben, als dieſer glücklicher Weiſe einen ledernen Beutel aus einer Seitentaſche der grünen Schürze hervorzog, das Entlaſſungsurtheil verkündigte, den Wochenlohn aufzählte, und den durch den Anblick des Geldes ſchnell beſänftigten Delinquenten zur Thüre führte, dann plötzlich, in den vergnügteſten Mann verwandelt, mit freundlich leuchtenden Augen zurückkehrte, und, ſich die Hände reibend, nichts ſagte, als: „Gott ſei Dank! Das Unkraut wäre ausgejätet!“ Hierauf nahm er Rührig's rechte Hand, ſchlug ein, und ſprach: „Wenn's Gottes Wille iſt, ſo trennt uns nur der Tod!“ —

## II.

## Harmonie der Stimmen und der Herzen.

Ein ſchöner Sonntagsmorgen ſtieg, mit ſeinem feſtlichen Purpurkleide geſchmückt, am Himmel herauf. In dem reinlichen Städtchen herrſchte eine feierliche Stille, welche nur hie und da durch wohlklingendes Geläute der drei Glocken im Thurm der Hauptkirche, oder durch die über das unebene Steinpflaſter hinſchallenden Schritte und Grüße der Wandelnden unterbrochen wurde.

Auf dem Platze vor dem Hauſe des Webermeiſters Weſt ſtand eine einſpännige Kaleſche, und vor der Kaleſche der Webermeiſter ſelbſt, dem man es anſah, daß ihm etwas am Herzen liege, indem er ſchon ein paar Mal in den Wagen einſteigen wollte, jedesmal aber wieder den gehobenen Fuß zurückzog. Endlich erblickte er in einiger Entfernung den guten Rührig, welcher in ſeinem beſten Sonntagsſtaat einherſchritt. Weſt, über dieſe Erſcheinung in plötzliche Freude verſetzt, winkte und rief ihn mit größter Lebhaftigkeit zu ſich. Rührig eilte herbei und grüßte ehrerbiethig. Weſt ſchüttelte ihm die Hand und ſagte, den Jüngling mit innigem Vergnügen auſchauend:

„Ei, wie ſchön Du biſt! Dabei fleißig und fromm! Aus Dir kann ſchon etwas werden. Du kommſt mir aber wirklich recht erwünſcht und wie gerufen. Ein dringendes Geſchäft nöthigt mich zu einer Reiſe in die Umgegend; ich werde erſt Abends zurückkommen. Mein Weib iſt unwohl, kann nicht ausgehen. Meine Tochter, ſo ein ſittſames, ſolides Mädchen ſie auch iſt, laſſe ich nicht gerne allein in die Kirche gehen; es iſt nicht ſchicklich, könnte auch leicht mißdeutet oder bekrittelt werden; das weibliche Geſchlecht kann es mit dem, was man anſtändig heißt, nie zu genau nehmen. Du, mein lieber Rührig, ſtehſt bei Alt und Jung im beſten Ruf; ich bitte Dich alſo, heute bei meiner Regina Vater- und Mutterſtelle zu vertreten. Du ſollſt ſie zur Kirche führen, während des Gottesdienſtes bei ihr bleiben, ſie dann wieder nach Hauſe geleiten und der Mutter übergeben. Verrichte Alles mit Deiner gewöhnlichen Genauigkeit und guten Art!" —

Mit dieſen Worten ſtieg Herr West in die Kaleſche, mit welcher der rennluſtige Schimmel fortflog. Rührig ſtand einige Minuten mit hochrothem Geſichte vor der Hausthür, um ſich in ſeiner freudigen Überraſchung zu faſſen; dann öffnete er ſie leiſe, ging zur Mutter, die ein weißes Tuch um die Stirne, in einem wohl gepolſterten Lehnſtuhle ſaß, und verkündigte ihr den vom Vater erhaltenen Auftrag. Die ſtattliche Frau bezeigte ihm darüber ihr Vergnügen, belobte ihn wegen ſeines guten Betragens überhaupt, und rief der im Nebenzimmer beſchäftigten Regina zu: „Zieh das himmelblaue Kleid an, und mache Dich zum Kirchgange fertig!" —

Nach einer kleinen Viertelſtunde, während welcher die unpäßliche Frau Webermeiſterin dem aufmerkſamen Rührig viel von ihrer vortrefflichen Hausapotheke und deren probaten, ſelbſt zubereiteten Hausmitteln erzählt hatte, erſchien endlich Regina. Das Rauſchen des himmelblauen Seidenkleides, der ſchlanke, edle Wuchs und der ſittſam ſchwebende Gang der Jungfrau gaben der holden Erſcheinung etwas Feierliches. Der Blumenſtrauß am züchtig verhüllten Buſen glich einem lächelnden Genius, der vor dem Eingange in einen Tempel ſteht. Die zarten Finger der rechten Hand hielten ein Gebetbuch mit ſchwarzem Sammteinbande. Aus dem ruhigen, klaren Auge ſprach ein ſtilles Gemüth und ein reines Herz. So küßte Regina zuerſt die Mutter, dann begrüßte ſie den ſich tief verbeugenden Rührig, dem es bei ihrem Anblicke vorkam, als ob jetzt das roſenfarbene Licht des Maimorgens in das Zimmer plötzlich hineinzuleuchten anfinge.

Die Mutter verkündigte der Erröthenden den Auftrag des Vaters, und Rührig ſetzte lächelnd hinzu: „Heute kann ich es fürwahr gegen alle Welt recht hoch geben, Jungfrau Regina, da mir die Ehre zu Theil wird, an Euch Vater- und Mutterſtelle zu vertreten.“ —

Somit verließ das holde Paar die Stube und ging zur Kirche, wobei ſich's Rührig nicht nehmen ließ, Reginens Gebetbuch zu tragen, obſchon es in ſeiner Hand zu glühen ſchien.

In der Kirche angelangt, ſetzten ſie ſich in den, dem Webermeiſter und ſeiner Familie eigenen Betſtuhl.

Wie nun das Kirchenlied begann, hielt Rührig das Geſangbuch zu beiderſeitigem Gebrauche, jedoch immer ſorgfältig bemüht, das Buch und ſeinen Kopf ſo zu halten, daß Regina die Zeilen im beſten Lichte ſehen und am bequemſten vom Blatte weg leſen konnte. Ihr frommes Herz war ganz in die Andacht verſunken; nur ein einziger, zwar weltlicher, aber doch ſehr unſchuldiger Gedanke flog ihr manchmal durch die Seele, wie ein weißer Schmetterling durch den blauen Luftraum, der Gedanke: „Rührig iſt doch recht gut!“

Hörte man ſo die reinen, wohlklingenden Stimmen des Pärchens, die in den lieblichſten Einklang zuſammenſchmolzen, ſo mußte man aus dieſer Harmonie der Stimmen beinahe auf eine Harmonie der Herzen ſchließen, woraus dann gar leicht die verwandte Idee folgte, daß Ehen im Himmel geſchloſſen werden, und dies wohl auch gegenwärtig ſeine Anwendung finden dürfte, obſchon weder Regina noch Rührig ſich davon etwas träumen ließ.

Ich würde mich jetzt glücklich preiſen, wenn ich ein Schriftſteller aus einem frühern Jahrhundert wäre, denn ich dürfte dann geradezu erzählen, daß zwiſchen dieſen beiden engelreinen Weſen wirklich ein Engel ſtand, der mit einem von Wohlwollen und Entzücken verklärten Antlitz auf ſie hinſchaute, und welchen ſie zwar nicht mit Augen ſahen, aber deſſen Gegenwart um ſo mehr in ihrem lichten Innern fühlten. Leider aber erſcheinen die Engel in unſerm Jahrhundert nicht, und ach! wir bedürften doch ihrer Erſcheinung mehr als je. —

Indem die beiden jungen Leute jetzt mit freundlichem Ernſte nach Hauſe gingen, konnte man ſie wahrhaftig einen perſonifizirten, ſchönen Frühlings-Sonntagsmorgen nennen.

So ungerne ich ſie verlaſſe, muß ich mich doch jetzt von ihnen trennen, da ſie ſchon dem Hauſe des Webermeiſters ſich mit immer langſameren Schritten nähern, und muß den

Leſer zwingen, mit mir ohne weiters nach der Pfarrkirche umzukehren, um das Gegenſtück von jenen Beiden anzuſehen, welches auf ihn, eben ſo wie auf mich ſelbſt, einen unangenehmen Eindruck machen wird.

## III.

## Die unterbrochene Spielpartie auf dem Kirchhofe.

Der Schauplatz, auf welchen ich den Leſer nun hinführen muß, iſt die Ruheſtätte der rings um die Kirche herum begrabenen ehmaligen Einwohner des Städtchens, die ſich in dieſem etwas dunkeln Caſino zur ſtillſten Reunion verſammelt haben, wobei keine andern Refrescaden zu haben ſind, als Eiben- und Hollunderblätter, Graswurzeln, Thau- und Regentropfen in Blumenkelchen; die Sternen-Gasbeleuchtung und die argandiſche Mondlampe ſoll ſich über den nächtlichen Gemächern beſonders gut ausnehmen, wobei die verſammelten Gäſte, wie man ſagt, um Mitternacht in langen Talaren von glänzend weißem Silberſtoff zu erſcheinen pflegen.

Dieſes in Form eines länglichen Viereckes erbaute Caſino hat auf jeder Seite einen Eingang. Jede der vier Pforten hat eine ſehr einfache Überſchrift, die erſte heißt: „Kirchhof" — die zweite: „Friedhof" — die dritte: „Freihof" — die vierte: „Gottesacker." In dem Statutenbuche der ſtillen Reunion werden dieſe lakoniſchen Überſchriften auf folgende Weiſe erklärt:

Kirchhof iſt in der Bedeutung analog mit dem Worte Hof in verſchiedenen andern Zuſammenſetzungen, z. B. Maierhof, weil in Beiden, ferne vom lauten Menſchengetümmel, ein eigentliches Stillleben herrſcht. Auch umgeben die Erdſchichten der Begrabenen die Kirche, wie ein nächtliches Trauergewölk den Mond umzieht und einen ſogenannten Hof um ihn bildet, daher es wohl einen Mondhof, aber keinen eigenen Hofmond (wie z. B. Hofjuweliere ꝛc.) gibt, und ein ſolcher Mondhof über einem Kirchhofe die eigentliche Hoftrauer iſt, welche der Mond für die Todten zu tragen ſcheint. Ein Kirchhof iſt auch die ſchönſte Vereinigung von Edelhof und Bauernhof, und erinnert dabei an den Hofdienſt des Himmels nach dem Frohndienſt der Erde. Vor Allem aber iſt ein Kirchhof die eigentliche Hofhaltung des Todes, deſſen Hofſtaat, wenn nicht der glänzendſte, doch gewiß der größte iſt. Wer vermöchte es, alle die Hofdamen und Hofkavaliere dieſes Gebieters von Oſt, Weſt, Süd und Nord zu zählen! Der Todtengräber iſt ſein Hof- und Feldmarſchall, der Uhu ſein Hofkapellmeiſter, der Wurm ſein Hofkoch, die Erde ſeine Hofküche, und jeder Kammerherr hat ſeine eigene Kammer. Manche Hofchargen verſieht dieſer gewaltige Potentat aber gerne ſelbſt; ſo z. B. iſt er ſein eigener Haushofmeiſter, ſein eigener Hofdichter (beſonders berühmt als Verfaſſer von Geiſterromanen, Spuck- und Geſpenſtergeſchichten, Viſionen, Nachtgedanken u. ſ. w.) als ſein eigener Oberhofpoſtmeiſter der eifrigſte Beförderer der Eilpoſten in jene Welt, ſein eigener und zwar ausgezeichneter Hofprediger der Vergänglichkeit alles Irdiſchen, ſein eigener Hofrichter in Eheſcheidungs- und andern Trennungs- und Auflöſungsprozeſſen, ſogar ſein eigener Hof-Taſchenſpieler, als welcher er eine vorzügliche Fertigkeit im Escamotiren beſitzt, und mit außerordentlicher Schnelligkeit Menſchen unter die Erde verſteckt oder Lebendige in Leichen, und Leichen in Geiſter verwandelt. Als Hofſchauſpieldirektor muß ihm das ganze Erdenperſonal gehorchen, und er iſt dabei ſo launenhaft, daß er oft den beſten Schauſpielern am erſten den Abſchied gibt, und die ſchlechteſten ihr Unweſen am längſten treiben läßt, bis er, der auch ſein eigener, abſcheulicher Hoftrompeter iſt, vor dem Schall einer Himmelspoſaune erſchrickt, ſein eigenes Reich im Stiche läßt, und der ganze auferweckte Hofſtaat der Vielſchläfer, neu verjüngt und wunderſchön gekleidet, davon fliegt, um beim Himmelsfeſt der Ewigkeit zu erſcheinen.

Das Wort Hof behauptet ſich auch in den Doppelwörtern Friedhof und Freihof, die uns eine Befreiung von allen irdiſchen Leiden des Körpers und der Seele verkünden, und den Troſt geben, daß ſo, wie man an dieſem Orte der Aſche in der Erde die Ruhe gönnt, welche dem armen hin- und hergeſtoßenen Menſchen über der Erde verſagt war, auch der von ſeinen Mängeln und Qualen befreite Geiſt in das Reich des ewigen Friedens eingegangen iſt.

Die Benennung Gottesacker läßt ſich zweifach deuten. Ein Feld, auf welchem der vom Tod ausgeſtreute Same zum ewigen Leben reift, eine Himmelsernte! Oder eine

Flur, auf welcher nur die heilſamſten Seelenpflanzen wachſen: erhabene Gedanken und fromme Empfindungen. Auch gedeiht hier ſo manche ſchöne Blume: das holde Vergißmeinnicht an unſere lieben Todten, die Paſſionsblume, die uns für irdiſche Leiden den Lohn jenſeits verheißt, die Sonnenblume, die ſich ſtets nach der ewigen Geiſterſonne wendet, die Maiglöckchen eines unvergänglichen Frühlings, die brennende Liebe zu Gott, die Butterblume der Vergänglichkeit, die ein Hauch zerſtäubt, die Irisblume als Regenbogenbild des himmliſchen Friedens, die weiße Lilie der Seelenreinheit, die Jerichoroſe des Wiederauflebens vom Tode, das Veilchen der chriſtlichen Demuth, die Zeitloſen der Unendlichkeit, die Balſamine für wunde Herzen, die immerblühende Roſe der ewigen Seligkeit u. ſ. w. Wohl dem, der ſich gerne Kränze von ſolchen Kirchhofblumen windet! —

Wir wenden uns nun zu den Grabmälern, beſonders zu den prächtigen und prunkenden, an welchen dieſer Kirchhof ſo reich geſchmückt iſt, daß ſelbſt der Tod, obſchon er alles Irdiſche zerſtört, ſich dennoch den Flitterſtaat der Eitelkeit gefallen laſſen muß, was denn einen reichen Stoff zu einer Betrachtung über Gräberlügen und Lebenswahrheiten und nebenbei einen Beweis liefert, daß der Menſch ſelbſt da noch prahlt und lügt, wo er eigentlich weder prahlen noch lügen kann, indem der Haupt-Satyriker Tod jede ſeiner Prahlereien und Lügen mit den bitterſten

Sarkaſmen züchtigt, oder jeder Lüge ſogleich zuruft: „Das iſt nicht wahr!" —

Die Inſchriften der Leichenſteine ſprachen von Tugenden, welche manche der darunter Modernden kaum dem Namen nach gekannt hatten; ſie ſprachen von dem Schmerze der Hinterlaſſenen, die vor Freude jubelten, als der reiche Erblaſſer die Augen ſchloß; ſie ſprachen von den Thränen der Witwen, aber nicht davon, daß es Paradethränen waren, welche die Weinenden vergoßen, weil ſie ihre ſchönen Augen den bewundernden Augen der Welt präſentiren wollten, und wußten, wie ſchön das Weinen einem ſchönen Geſichte ſteht. Der Lapidarſtyl*) mancher Grabmäler paßte zu manchem ſteinharten Herzen, welches darunter gelegt wurde, vortrefflich. Der Stolz der Reichen und Vornehmeren wird hier einen Stoß erleiden, wenn er auf die beiden Beinhäuſer hinſchaut, wo hohläugige Schädel und Gebeine kreuzweiſe aufgeſchichtet ſind; aber auch hier zeigte ſich dasjenige, was wir im Leben täglich ſehen, nämlich, daß ſich ein Kopf (mit oder ohne Augen und Haar) immer über den andern erhebt.

Auf einem Monumente erſcheint der Knochenmann mit einer gewaltigen Senſe, und auf der untern Marmorplatte zeigen ſich die Worte: „Hier liegt." — Die übrigen Worte ſind nicht zu leſen, denn auf ihnen liegt, im buchſtäblichen Sinne, der — Faulhans mit drei andern

---

*) Den ſchönen Leſerinnen, denen die lateiniſche Sprache fremd iſt, flüſtere ich in's Ohr, daß ein Stein lapis heißt, daher der Lapidarſtyl kommt.

Spießgeſellen, welche mit ihren Körpern die Schrift verdecken, indem ſie, auf den Grabſtein hingeſtreckt, Karten ſpielen, während in der Kirche der Gottesdienſt gehalten wird.

Vor dem geſelligen Kleeblatt zeichnet ſich Faulhans auffallend aus; die Senſe des Knochenmannes ſcheint ihn wie ein böſes Vorzeichen, zu berühren.

Faulhans, von ſeinem Herrn aus dem Dienſte weggejagt, war nun ſein eigener Herr, und ſpielte dieſe Rolle ſo con amore, daß er ſich ſeinem böſen Hange zum Spiele ganz überließ. Das Kartenſpiel war auch der einzige Gegenſtand, welcher den trägen Müßiggänger zur Thätigkeit aneiferte, daher er denn auch beſchloſſen hatte, keinen Dienſt zu ſuchen, ſo lange er noch einen Häller in der Taſche habe.

Unter den Mitſpielern behauptete Faulhans durch ſein volles Geſicht, den wohlgemäſteten Leib und die beſſere Kleidung den Vorrang. Das Bewußtſein dieſer Vorzüge flößte ihm auch einen gewiſſen brutalen Stolz ein, kraft deſſen er ſich anmaßte, im Spiel und über die Mitſpieler den Dictator zu ſpielen.

Ärmlich und erbärmlich ſahen die drei Kunſtgenoſſen aus. Der Eine derſelben ein Stiefelwichſer, lag mit der Bruſt auf ſeinem Schmierkaſten und auf einem Paar ungewichſter Stiefel. Das grinſende Malefizgeſicht wird noch mehr dadurch entſtellt, daß es nur ein Auge hat, das zweite aber, deſſen es vermuthlich bei einer Schlägerei beraubt wurde, mit einem ſchwarzen Pflaſter bedeckt iſt. Die zerlumpte Jacke, in deren Ärmel die neugierigen Ellbogen ſich

Fenſter gebohrt hatten, verkündigt den Lumpen; das farbloſe Beinkleid will nicht verheimlichen, daß es vom Schneidermeiſter urſprünglich für längere Füße geſchaffen ward; das Halstuch fehlte, und der Hut war auf dem Schlachtfelde der Zeit vielfach durchlöchert worden. Eigene Stiefel ſchienen überflüſſig, weil er im Nothfalle mit fremden disponiren konnte.

Der Dritte in dieſem reſpectabeln Verein war ein Müllerjunge, deſſen Kleidung vom Mehlſtaube ſo ſchneeweiß leuchtete, daß man hätte ſagen können, er ſei in das Gewand der Unſchuld gehüllt, wäre nicht auf dem Schelmengeſichte das Gegentheil geſchrieben geweſen. Der Vierte, ein Anſtreichergeſelle, hatte eigentlich mehr Farben als Kleider auf dem Leibe, denn die vielen Riſſe und Löcher, das Geſicht ſelbſt nicht ausgenommen, waren, ſei es zufällig oder vorſätzlich, mit bunten Pinſelſtrichen ſo übertüncht, daß er einer lebendigen Muſterkarte oder einer practiſchen Farbenlehre, oder einer perſonifizirten Sammlung von Erzählungen aller Farben, oder einem ausgearteten weitläufigen Verwandten der Göttin Iris glich. Übrigens repräſentirte er an der table d'hôte des Todes hier die leibhafte gutmüthige Dummheit, die ſich Alles gefallen läßt, und nicht einmal ahnt, wie übel man ihr mitſpielt. Was ein Anderer beging oder fehlte, wurde ihm zur Laſt gelegt, und wenn er für das, was er weder gethan, noch gewollt, noch gedacht hatte, Scheltworte und Püffe bekam, ſo machte ihm dies ſo viel Spaß, daß er vor Lachen berſten wollte. Er gehörte übrigens zu jener glücklichen Menſchenrace, auf welchen ſich das

Sprichwort: „Hans kommt durch ſeine Dummheit fort" — im vollſten Umfange anwenden läßt.

Eben erhebt der ſtolze Faulhans ſeinen maſſiven Arm, um dem perſonifizirten Regenbogen eine derbe Maulſchelle zu verſetzen, als in demſelben Augenblicke auf den emporgehobenen Arm des Austheilers ein noch derberer Streich von einem emporgeſchwungenen Stock herabfiel, wie der Blitzſtrahl aus dem heiterſten Himmel. Der Beſitzer und Director dieſes Stockes war aber kein Anderer als der Bettelvogt, der hier als die ſtrafende Gerechtigkeit erſchien, nachdem er dem Unfuge des Kartenſpiels auf dem Grabſtein ſchon längere Zeit mit zornfunkelnden Augen zugeſehen hatte. Jetzt riß der dünne Faden ſeiner Geduld, er hob den rächenden Arm und das hölzerne Schwert der Gerechtigkeit fuhr nieder, traf zuerſt den maulſchellirenden Faulhans, hierauf den Stiefelwichſer, der ſich um den Kameraden annahm, dann den vor Schadenfreude laut auflachenden Mullerjungen, zuletzt den Anſtreichergeſellen, welcher, die Flucht ergreifend, nur einen Streifſchuß erhielt. Wie eine Schar Raben mit wildem Krächzen auseinander fährt, wenn ein Steinwurf ſie ſchreckt, oder eine Katzen-Serenade, wenn aus der Höhe ein Wolkenbruch aus einem Dachfenſter herabſtürzt, ſo zerſtäubte jezt auch die Spielgeſellſchaft, und verließ das mit Karten, Stiefeln, Farbentöpfen u. ſ. w. bedeckte Schlachtfeld.

Der Bettelvogt ſammelte die corpora delicti und ſchritt damit, bepackt wie ein Laſtthier, und ſtolz, wie ein römiſcher Triumphator, nach dem Polizeihauſe.

## IV.

## Eheliche Harmonie. — Rührig's Erhöhung. — Die Veſuv-Naſe. — Hund- und Katzenmoral.

Indeſſen war Herr Weſt am Abende desſelben Tages zurückgekommen. Seine erſte Frage an die über die Stiege herab und ihm entgegenſpringende Regina war: „Wie geht's der Mutter?" Und auf die Antwort: „Sie ſteht in der Küche," eilte der Webermeiſter mit den Worten: „Gott ſei Dank!" die Treppe hinan, küßte ſeine Ehehälfte und zog ſie mit ſich in das Zimmer. Die wackere Frau befand ſich wieder recht wohl und alſo auch recht geſprächig. Sie erſtattete ihrem Eheherrn, der in jener Zeit gewöhnlich auch der Liebſte war, treuen Bericht über die Tagsbegebenheiten, und verweilte am längſten bei der Erzählung von Reginens Kirchengang mit dem guten Rührig, mit deſſen Lobe ſie gar nicht zu Ende kommen konnte. Herr Weſt hörte der freundlichen Erzählerin mit ſolchem Vergnügen und mit ſolcher Theilname zu, daß er manchmal das Weinglas einige Minuten in der Hand hielt, ohne es an den Mund zu ſetzen.

Wer mit dem, den Weibern eigenen Späherblick auf ihn ſo Acht gehabt hätte, wie Frau Margaretha, dem konnte es nicht entgangen ſein, daß jetzt in Herrn Weſt's Seele manche ſchon früher gehegte Lieblingsgedanken zu einem hohen Grad von Reife kamen.

In Frau Margarethens Geſichtszügen war dabei eine gewiſſe ſtille Freude zu leſen, welche zu ſagen ſchien:

„Ich habe den Samen meiner Rede auf kein unfruchtbares Erdreich ausgeſäet!“

Frau Margaretha gehörte im beſten Sinne zu den Stillen im Lande. Sie erlaubte ſich's nie, ihrem Manne anmaßend vorzudeklamiren, was er in dieſem oder jenem Falle zu thun oder zu laſſen habe; ſie gab nur ihre Gedanken, Anſichten und Meinungen auf eine beſcheidene Weiſe zu erkennen, ohne ſie dem Zuhörer aufdringen zu wollen. Weſt räumte ihr dagegen im häuslichen Rathe gerne Sitz und Stimme ein, und wenn er die verſtändige, wohlmeinende Frau manchmal auch nicht mit Worten lobte, ſo zeigte er ihr doch immer, daß ſie ihre Worte nicht in den Wind geredet habe. Eine ſolche wackere Frau wirkt im Stillen, ſittſam, nachgiebig und voll Hochachtung gegen den Gatten, oft mehr und ſicherer, als eine Zänkiſche, Auffahrende oder Rechthaberiſche jemals erreicht. Sie ſpielt meiſtens die ſchöne Rolle einer Vermittlerin zwiſchen dem Vater und den Kindern, zwiſchen dem Herrn und ſeinen Dienſtleuten, zwiſchen dem Gatten und ſeinen oder ihren eigenen Verwandten. Sie beſcheidet ſich, nach ihm die Erſte im Hauſe zu ſein, und iſt eben deshalb die Erſte in ſeinem Herzen. Bei einem ſolchen weiblichen Accompagnement des Mannes erklingt die reinſte Harmonie eines glücklichen Ehe-Duetts.

Die guten Folgen der gemüthlichen Unterredung zwiſchen Herrn Weſt und Frau Margaretha blieben auch nicht aus. Er ließ Rührig am nächſten Morgen zu ſich in die Schreibſtube rufen.

Da ſtanden nun zwei treffliche Weſen einander gegenüber. Herr Weſt, ein Mann, edel und würdig, Rührig, ein unverdorbener guter Jüngling; die Seele des Letztern ſo rein, wie ſie aus der Hand ihres Schöpfers kam, die Seele des Erſtern ſo rein, daß ſie jeden Augenblick vor Gottes Thron erſcheinen konnte. Beide zeigten auch an einander ein ſo unverkennbares Wohlgefallen, daß ſie ſich wechſelſeitig mit Freude in die Augen ſahen und ihre Seelen auf den Lichtſtrahlen ihrer Blicke in einander zu fließen ſchienen. Wäre Herr Weſt ein Mann vom galanten Ton der modernen Welt geweſen, ſo hätte er den Liebling, nachdem er ihn lange mit innigem Vergnügen betrachtet hatte, mit einer plötzlichen Aufwallung von Entzücken umarmt und ſogar geküßt; Herr Weſt war aber kein Freund von jenen theatraliſchen Extaſen, Liebkoſungen und ſchönen Redensarten, mit welchen gemachte Weltleute ſo verſchwenderiſch gegen alle Welt zu ſein pflegen: er begnügte ſich, die rechte Hand des wackern Jungen mit der ſeinigen zu drücken, und legte ſeine Linke ſanft auf Rührigs Schulter. Dann ſagte er: „Du frommer und getreuer Junge! Du biſt bei dem Wenigen getreu geweſen; ich will Dich nun über Vieles ſetzen. Du ſollſt von nun an wie der Sohn im Hauſe gelten. Du ſollſt in mir einen Vater haben; Frau Margaretha wird Deine Mutter ſein, Regina Deine Schweſter. Hier liegen meine Handelsbücher; Du wirſt von heute an die Rechnungen führen über Einnahme und Ausgabe. Hier iſt der Beutel, aus welchem Du die täglichen Bedürfniſſe des Geſchäftes, den Lohn der Arbeiter u. ſ. w. beſtreiten wirſt. Hier ſind die Schlüſſel zu den Magazinen, um die Fabrikserzeugniſſe aufzubewahren oder zu verſenden. Bücher, Beutel und Schlüſſel ſeien die Inſignien der Ehre, mit welchen ich Dich vor Gottes Angeſicht hiermit bekleide."

Mit dieſen Worten gab er dem Gerührten, deſſen Augen über den glühenden Wangen voll Thränen ſtanden, während Zunge und Kehle keines Lautes mächtig waren, einen kräftigen Handſchlag, und ſetzte hinzu: „Rede nichts! denn erſtens vermagſt Du jetzt nicht zu reden, und zweitens leſe ich in Deinen Augen Alles, was Du ſagen möchteſt, ſo gut, als ob es mit Fraktur-Buchſtaben geſchrieben vor mir läge!"

In dem Augenblicke trat ein Träger in's Zimmer, deſſen Rücken mit einigen Ballen von neu verfertigtem Zeuge belaſtet war, das Produkt eines, unſerm Rührig gelungenen glücklichen Verſuches. Der Träger bewegte ſich aber mit der ſchweren Laſt ſehr leicht, denn ſie war ſeiner koloſſalen Figur nur ein Spiel; auch gab ſeine glühendrothe Purpurnaſe deutlich zu erkennen, daß er ſich durch geiſtige Getränke für ſeine Arbeit hinreichend zu ſtärken, und den etwa vergoſſenen Schweiß durch häufigen Genuß von Flüſſigkeiten reichlich zu erſetzen pflege. Die Naſe, welche beinahe in rothen Flammen zu brennen ſchien, glich dem Krater eines Vulkans, von dem jeden Augenblick ein feuerſpeiender Ausbruch zu beſorgen war. Auf jeden Fall könnte man eine ſolche Naſe wenigſtens den Leuchtthurm des Geſichtes nennen. Der Eigenthümer dieſes Pharus pflegte im nüchternen Zuſtande ſehr freundlich und demüthig zu ſein, im begeiſterten aber ſtumm und feierlich; nur die verglasten Augen ſprühten Flammen der Beredſamkeit.

Herr Weſt ſagte zu Rührig: „Du haſt die Schlüſſel zu den Magazinen; beginne denn Dein neues Amt!“— Rührig ſchickte ſich auch ſogleich an. Herr Weſt lachte laut auf, und bat den deklarirten Sohn, noch ein Bischen zu verweilen, indem mit der Purpurnaſe des Laſtträgers auch eine Hundsnaſe in's Zimmer gekommen war, gegen deren zudringliches Beſchnüffeln die Hauskatze eben ſehr ernſtlich proteſtirte.

„Sieh nur!“ (ſagte Weſt.) „Es ereignen ſich tauſend Dinge im alltäglichen Leben, die wir achtlos überſehen, obſchon wir aus ihnen ſo Manches lernen könnten. Der Hund hier iſt das Bild eines unbeſonnenen Menſchen, der ſich überall die Naſe anſtößt. Er attakirt Andere, deren Eigenſchaften er nicht kennt, will zur Unzeit ſcherzen, wo der Ernſt waltet, oder traut ſich Kräfte zu, die nicht hinreichen, und ſo muß er dann oft mit blutiger Naſe abziehen. Die Katze iſt dagegen das Sinnbild der Vorſicht und Aufmerkſamkeit. Sie verachtet keinen Gegner, iſt auch nie der angreifende Theil, beobachtet aber ſtets eine bewaffnete Neutralität. Beſiegt ſie ihren Feind nicht, ſo wird ſie doch, weil ſie ſtets auf ihrer Huth iſt, nie unvermuthet überfallen, daher auch nie beſiegt, indem ſie, ohne die Niederlage abzuwarten, ſich kämpfend zurückzieht, und ſich dabei den Beſitz des Terrains zu ſichern weiß. Sieh nur! Unſer Murner hat ſogleich die Anhöhe des Koffers beſetzt, und bildet ſogar mit dem gekrümmten Rücken noch eine zweite Anhöhe, während er ſich mit bewaffneter Hand vertheidigt. Der Pudel lernt zu ſpät die Befeſtigungs- und Vertheidigungskunſt ſeiner ſchönen Feindin kennen. Er ſchließt Frieden, und die Katze zeigt ſich geneigt, den Traktat ſogleich zu ratifiziren. Dieſer kleine Streit kann ſogar eine Anwendung auf die Begegnungsweiſe und Zwiſtigkeiten der beiden Hälften des Menſchengeſchlechtes finden.“

Rührig ging lächelnd an ſein neues Geſchäft, ihm folgte der Laſtträger, dem Laſtträger der Pudel, auf deſſen Naſe die Katzenpfote wie ein Niespulver gewirkt hatte.

## V.

## Der Abreiſende wider Willen.

Was iſt ein Taugenichts? Ein Taugenichts iſt eine Kreatur, welche zwar die menſchliche Geſtalt hat, ohne deshalb ein eigentlicher Menſch zu ſein, eine Kreatur, welche auf der Gränzlinie zwiſchen Menſchheit und Thierheit ſteht und keiner von Beiden angehört; eine Kreatur, die nicht weiß, worin das Glück des Lebens beſteht, daher das Glück mit Füßen tritt, und ihr Leben geradezu dem Tode — oft ſogar einem ſchmählichen Tode, in den Rachen wirft; eine Kreatur, welche ſich ſelbſt und Andern zur Laſt und zum Verderben exiſtirt, eine Diſſonanz, die erſt durch ihre Auflöſung zur Harmonie des Ganzen etwas beitragen kann.

Eine ſolche Kreatur iſt unſer Faulhans. Die Stockſchläge, welche ihn auf dem Kirchhofe trafen, haben weder ſeine Trinkſucht, noch ſeine Schlafſucht, noch ſeine Faulheit vermindert. Er blieb dem Bier, den Karten und Würfeln mit ganzer Seele (ſofern er eine hatte) ergeben, und machte jeden Eck- und Leichenſtein zu ſeinem Spieltiſch, jeden Müßiggänger zu ſeinem Herzensfreund, ſo fern er ein Herz hatte und einen Freund haben konnte.

Iſt indeß nur einmal ein Sumpf da, ſo finden die Kröten ſich bald. Auf dieſe Art fehlte es dem wackern Faulhans nie — wenn auch an Freunden — doch nicht an guten Freunden, wo das arme Wörtchen gut, wie bei manchen andern Gelegenheiten, ſo viel als übel bedeutet. Bergauf gehen fordert Müh' und Kraft; langſam ſteigt man die Höhe hinan; bergab aber geht es leicht und ſchnell, oft ſo reißend ſchnell, daß Mancher, ehe er es vermuthet, in die Tiefe hinab läuft oder gar hinab ſtürzt. Gib dem Teufel ein Haar, und du biſt ſein mit Leib und Seele! Faulhans merkte bald, daß ſeine Taſche leer ward; dieſe Leere erzeugte in ihm eine Fülle von Gedanken voll Lug und Trug. Er ſpielte falſch, und die Finger, welche mit den Karten und Würfeln ſo gut zu manipuliren wußten, trieben ihre Kunſt endlich ſo weit, daß ſie fremdes Eigenthum in das Seinige verwandelten. Einige geſetzliche Verbeſſerungs-Verſuche, wie z. B. Arreſt, Prügel, Waſſer und Brot, — brachten nicht die gewünſchte Wirkung hervor, ſo daß die Ortsobrigkeit ſich endlich genöthigt ſah, den dienſtloſen, fremden Schelm in ſeine Vaterſtadt zurückzuſenden.

Um dahin zu kommen, mußte ſich Faulhans eine kleine Seereiſe gefallen laſſen. Schmach und Elend ſtanden ihm zwar jetzt in geringer Entfernung vor den Augen; er ſah ihnen aber, wie muthige Soldaten der Gefahr, keck in's Geſicht. Ihn konnte nichts aus der Faſſung bringen, wie es bei verſtockten und petrifizirten Menſchen häufig der Fall iſt, bei denen ein gefühlloſes Phlegma die Stelle der praktiſchen Philoſophie vertritt, und eine unerſchütterliche Gemüthsruhe erzeugt.

Schon ſtand das Schiff bereit, welches unſern Faulhans nebſt einigen andern Geiſtesverwandten durch das Bad ſalzigen Meerwaſſers einer beſſern Wiedergeburt zuzuführen beſtimmt war. Dieſe ſympathetiſche Geſellſchaft ſchien aus den Repräſentanten der gemeinſten Verworfenheit zu beſtehen; jedes Geſicht war eine Landkarte der häßlichſten Leidenſchaften; wogegen auf dem Faulhanſiſchen Antlitz, wie auf einem leeren Blatte, das einzige Wort nichts (vermuthlich hier gleichbedeutend mit nichtswürdig) zu leſen war.

Einen auffallenden Kontraſt gegen das raſtloſe Muskelſpiel jener, von innerm Sturm und Drang wildbewegten Geſichter bildete das Antlitz eines alten Mannes, der unter den übrigen Bootsleuten am Ruder ſaß, durch deſſen Lenkung das Schiff die Seereiſe mit ſeiner Menagerie von Thiermenſchen machen ſollte. Seine ernſte Phyſiognomie war ein Spiegel der Seelenruhe. Keine Miene wechſelte, kein Muskel regte ſich, ſelbſt der Augapfel blieb in faſt unveränderter Lage. Die braune Farbe des von der Sonnenhitze verbrannten Mumiengeſichtes zeigte die vielen Kämpfe, welche der

Mann mit Fluten und Stürmen beſtanden, und wie vielen Menſchen- und Elementar-Feindſeligkeiten er in ſeinem langen Leben getrotzt hatte. Seine reichen Erfahrungen hatten die Folge, daß ihm in ſeinem Wirkungskreiſe nichts Neues mehr vorkam, und er ſich über alle menſchlichen Angelegenheiten erhaben dünkte. Dieſe Seemanns-Philoſophie hatte auch die Wirkung, daß die Fratzengeſichter der zu deportirenden Spitzbuben und ihre teufliſchen Äußerungen nicht den geringſten Eindruck auf ihn machten und er ſie in den Schiffsraum ſo gleichgiltig aufnahm, als wären es Warenballen. Und dennoch ereignete ſich nach wenigen Minuten ein Fall, der ſelbſt das Gleichgewicht der Seelenruhe eines ſolchen Mannes ſtören konnte.

Eben wollte Faulhans mit ſeinem gewöhnlichen Stumpfſinn in das Schiff ſteigen, welches er bisher gedankenlos angeſchaut hatte, als eine abgehärmte, weinende Frau herbeieilte, — die unglückliche Mutter der moraliſchen Mißgeburt. Sie war in einem, einige Meilen entfernten Städtchen mit einem Töpfer verheirathet, und Faulhans war die einzige bittere Frucht dieſer Ehe, die ohne ihn eine glückliche geweſen wäre. Ihr Mann ſtarb vor wenigen Tagen an einer ſchweren Verletzung nach einer Feuersbrunſt, die ſein Häuschen und all ſeine Habe verzehrt hatte, in Noth und Elend. Die arme Witwe konnte nach dem Verluſt der Stütze ihres Lebens in dieſer Welt auf nichts mehr rechnen, als auf ihren einzigen Sohn. Zu ihm flüchtete ſie nun, machte den Weg zu Fuße, und kam in dem Städtchen an, von Ermüdung und Hunger erſchöpft, dennoch wohlgemuth, weil ſie in dem Sohne eine neue Stütze zu finden hoffte, in dem Sohne, der ihr mütterliches Herz nicht nur nicht tröſten, ſondern — brechen ſollte. Nur zu ſchnell erfuhr die Unglückliche das Schickſal des Ungerathenen. Sie konnte ſich zwar kaum mehr ſchleppen, aber der Schmerz der Verzweiflung gab ihr noch die Kräfte, das Schiff zu erreichen. Hier ſah ſie den Sohn und vermochte ihn kaum zu erkennen, ihn, der ſie ſogleich erkannte, doch nicht erkennen wollte.

Da ſchien das Gift, das von ihm aushauchte, ihr in das Herz zu dringen, und ſie überhäufte ihn mit den bitterſten, aber gerechteſten Vorwürfen, zwiſchen denen jedoch die zärtlichſten Ausbrüche der Mutterliebe hervordrangen. Der verſtockte Sünder hörte aber nur die harten Vorwürfe, nicht die weichen Klagen, und ſagte mit gefühlloſem Stumpfſinn: „Ihr ſeid meine Mutter? und weſſen Sohn bin ich?“ — Darauf erhob er ſeine linke Hand über den Kopf, und machte gegen ſie mit den ausgeſpreiteten Fingern das gehörnte Zeichen der Hahnreiſchaft. Vom Schmerz überwältigt, ſank die troſtloſe Mutter lautlos zu Boden, um nicht ſobald wieder aufzuſtehen. Jetzt verließ den abgehärteten Steuermann die Geduld, die er ſeit Jahren nicht verloren hatte; er ſprang aus dem Schiffe, faßte mit der linken Hand ein Ohr des Böſewichts, drehte ihm den Kopf ſeitwärts nach einer wenig entfernten Stelle der Umgegend, in welcher ein Galgenbaum mit noch daran hängender Laſterfrucht ſtand, deutete mit dem Zeigefinger der Rechten darauf hin, und rief mit gewaltiger Baßſtimme: „Sieh dorthin, Schurke!

da ſteht das Bild Deiner Zukunft!“ — Dann ſtieß er den Buben in das Schiff und ließ abfahren.

---

## VI.

## Der Handlungs-Compagnon. Hochzeits-Vorabend. Nachtmuſiken.

Wir laſſen den Taugenichts auf dem Waſſer, obſchon er im Waſſer beſſer aufgehoben wäre, und eilen an das Feſtland, welches nun in doppelter Hinſicht ſo heißen kann, nämlich, nicht nur, weil es feſt iſt, ſondern auch, weil wir auf demſelben, und zwar in dem bekannten Städtchen, einem Feſte, und zwar einem Hochzeitsfeſte, entgegen gehen, welches gewiß um einige Wochen früher gefeiert worden wäre, wenn der wackere Rührig und die ſchöne Regina hätten reden können. Sie konnten aber vor Empfindungen gar nicht zu Worten kommen. Dies war aber nicht ihr eigener Fehler, ſondern vielmehr ein Fehler ihrer Zeit, welcher Fehler darin beſtand, daß die Verliebten damals kaum das ausdrückten, was ſie wirklich fühlten, und nicht ſelten mit wenigen Worten oder gar ohne Worte viel ſagten, wogegen unſere geiſtreiche Zeit die Kunſt beſitzt, Empfindungen auszudrücken, welche ſie nicht fühlt, und mit einem Schwalle von Worten nichts zu ſagen.

Rührig und Regina ſprachen zwar viel, aber immer nur mit den Augen, und waren dabei ſo ſeelenvergnügt, daß es ſchien, als bedürfe die Liebe gar keiner Zunge. Jedes Wort war ein Lichtſtrahl, der aus dem Herzen durch die Augen hervortrat. Da aber dieſe ſtumme Sprache gewöhnlich den Nachtheil hat, daß die Verliebten ſpäter an's Ziel kommen, ſo ſah Herr West, der kein Freund von langen Vorgängen und von langen Prozeſſen war, ſich genöthigt, die Sache, zum Wohle der Liebenden, etwas abzukürzen. Es ſcheint aber, daß Frau West, welcher das Töchterlein wahrſcheinlich ein offeneres Geſtändniß abgelegt hatte, als dem Stillgeliebten, zu jener Abkürzung ihr Schärflein beigetragen hatte. Dem zufolge erklärte Herr West dem guten Rühriq, der vor Erſtaunen beinahe zu Stein wurde, daß er geſonnen ſei, ihn zum Handels-Kompagnon zu nehmen.

Herr und Frau West, Regina und Rührig, ſaßen an dem kleinen, runden Tiſch beim Mittagsmahl, als ein Diener mit einem neuen, großen Hausſchilde eintrat, auf welchem unter einem mit zwei Füllhörnern begabten Löwen die goldenen Worte ſtanden: „Weberwaren-Fabrik von Thomas West und Franz Rührig.“ Das Sinnbild ſchien nichts anders ſagen zu wollen, als tüchtige Kraftanſtrengung zwingt das Glück, ſein Füllhorn über den Menſchen auszuleeren.

Herr Thomas West deutete dem Franz Rührig mit dem Finger auf die Worte: „Franz Rührig,“ und über dieſe Deutung ſtürzten dem guten Franz Rührig die Thränen aus den Augen, wie mancher Menſch im Traume über ein unerwartetes Glück weint, welches, ſo wie er die Augen öffnet, auch ſchon verſchwunden iſt. Rührig's Glückserſcheinung war aber eine bleibende. Er öffnete zwar die Augen weit, konnte aber doch durch den Freuden-Thränenſchleier kaum ſehen, und ſchaute nur, ſo gut er's vermochte, bald auf den Herrn Thomas Weſt, deſſen Augen glänzten, bald auf Reginen und die Mutter, aus deren vier Augen der Himmelsthau der Liebe herabfloß. Da ſtand Rührig vom Stuhle auf, kniete vor dem elterlichen Ehepaar nieder, wollte ſehr viel ſagen, und brachte kein Wort heraus. Ein zu volles Herz drückt ja die Zunge ſo gewaltig, daß ſie kein Wort zu ſprechen vermag, obſchon ſie tauſende auf einmal ſagen möchte. Da ſah Frau Weſt dem Herrn Weſt in's Auge, ſo wie ſie es vor vierzig Jahren als Braut mochte gethan haben, und Herr Weſt verſtand den Blick ſo, wie er ihn vor vierzig Jahren verſtanden hatte, und er riß den knienden Rührig in die Höhe, und drückte ihn an die Bruſt, küßte ihn, und ſagte: „Will mein Compagnon auch mein Schwiegerſohn werden?" —

Ohne auf die Antwort zu warten, die er ſich ohnedies ſchon denken konnte, griff er nach Reginens Arm, legte ihre Hand in Rührig's Hand, und Rührig umarmte die zitternde Braut, und Frau Weſt umarmte die zitternden Brautleute, und Herr Weſt hob eiligſt ſein Glas zum Himmel und rief: „Gott gebe euch ſeinen Segen, wie ich euch den meinigen gebe! Glückliche Ehen werden ja im Himmel geſchloſſen, damit ſie den Himmel bringen auf Erden!"—

Fama, die von den älteſten Zeiten her der Telegraph der Liebe und der Hochzeiten war, erfuhr die jetzt erzählte Begebenheit, obſchon ſie nur unter ſechs Augen vorgefallen war, alſogleich, kraft ihrer tauſend Ohren, und machte ſie mit tauſend Trompeten, folglich mit ſolcher Schnelligkeit bekannt, daß am nächſten Morgen das ganze Städtchen die ganze Geſchichte wußte. Am Abend vor der Hochzeit verſammelte ſich das halbe Städtchen vor dem Hauſe des Herrn West, während dieſer ſammt ſeiner Frau und dem Brautpaare zu Tiſche ſaß.

Plötzlich ſcholl ein mehrſtimmiges Hochzeitlied zu den Fenſtern hinauf; es ging lärmend im luſtigen Ton, und enthielt mitunter auch ziemlich derben Witz. Herr West lachte herzlich, Rührig lächelte verſtohlen, Frau West wäre gerne böſe geworden, wenn ſie es vermocht hätte, und Regina ſaß da wie verſteinert, den vor ihr ſtehenden Teller mit den Augen durchbohrend, indem ſie aus Neugierde horchte und aus Verlegenheit nicht hörte. Dieſe Verlegenheit erreichte aber den höchſten Grad der Verwirrung, als mehrere Stimmen von unten herauf verlangten, daß ſich das Brautpaar den verſammelten Sängern und Glückwünſchenden perſönlich zeige. Das Verlangen wurde mit jedem Augenblick ungeſtümer; der geängſtigten Regina blieb endlich nichts übrig, als der lärmenden Simmenmehrheit nachzugeben. Zwiſchen dem Vater und dem Bräutigam erſchien die holde Jungfrau, deren Purpurglut auf den Wangen ſich jetzt in Todesbläſſe verwandelte, nach vielen Zureden endlich am geöffneten Fenſter. Herr West ſteckt hier einen Becher in die rechte Hand, um ihn dankend auf das Wohl der verſammelten Menge — wenn auch nicht trinkend — wenigſtens nippend, an die Lippen zu halten. Regina folgte dem Geheiß. Der Wille war gut, die Hand aber ſo ſchwach und zitternd, daß ihr der Becher entfiel, und die Glasſcherben auf dem Boden klirrten. Die Hochzeitgäſte auf der Straße hielten dieſes Geklirre für den Klang angeſtoßener Gläſer, und brachen, darüber hoch erfreut, in ein verdoppeltes Jubelgeſchrei aus.

Der Jubel verſtummte aber plötzlich, und die arme Regina, die eben in eine Ohnmacht ſinken wollte, wurde davon abgehalten, indem eine Inſtrumental-Muſik losbrach, die ſo gewaltig rauſchte und ſauſte und donnerte, daß ſie die Todten hätte erwecken können. Die Virtuoſen, welche dieſes harmoniſche Gewitter hervorbrachten, waren einige als Bergknappen verkleidete Handwerksleute des Städtchens, welche für den Herrn Weſt ſeit Jahren zu arbeiten hatten und jedesmal gut und prompt bezahlt wurden. Die Zwillingsſöhne des Rauchfangkehrermeiſters kratzten auf zwei Geigen, der Friſeur fingerte auf einer abſcheulich quickenden Querflöte, der Schuhmacher grollte mit einem brüllenden Fagot, der Schmid tobte, gräßlich auf und nieder fahrend, auf einer ungeheuern brummenden Baßgeige, und der Tiſchler ſchlug wie ein Raſender auf eine vor ihm ſtehende Hackmeſſer-Harmonika.

Schon vergingen den Zuhörern die Sinne, und die ſämmtlichen Hunde der Nachbarſchaft erheben ein entſetzliches Geheul, als die muſikaliſchen Dilettanten glücklicher Weiſe ihre Inſtrumente zuſammenpackten und unter allgemeinem Beifallsklatſchen abzogen. Herr Weſt dankte dem

Himmel, und die betäubte Braut fing an, ſich etwas zu erholen.

Die Feierlichkeit war aber noch nicht zu Ende. Das Beſte ſollte erſt nachkommen, eine neue Kunſtleiſtung, doch eine von zarterer Art. Der Künſtler ſelbſt war der Schneidermeiſter Bibi, ein ſchmächtiges, winziges Männchen von ſo zarter Leibesbeſchaffenheit, daß jedes Lüftchen ihn zu ſeinem Spielball machen, eine anprallende Bremſe ihn niederſtoßen, eine fallende Schneeflocke ihn aus dem Gleichgewichte bringen konnte.

Dieſes Männlein war aber nicht nur der größte Kleiderkünſtler des Städtchens, ſondern zugleich ein berühmter Deklamator, erſter Liebhaber auf mehreren Privat-Theatern, und Virtuos auf der Trommel in dem Grade, daß er mit dem glücklichſten Verein von Genialität und mechaniſcher Fertigkeit ganze Schlachtgemälde vortragen konnte, und zwar nicht nur kriegeriſche, ſondern ſogar häusliche, bei welchen letztern er einen ungeheuern Humor entwickelte.

Die Trommel wurde, weil ſie für Bibi's Perſönchen zu viel Schwerkraft hatte, auf einen Stuhl geſtellt. Er ſpielte zuerſt eine Schlachtphantaſie, welche die ganze Stadtmiliz, ſechs Mann hoch, zum Heldenmuth entflammte, die friedlichen Bürgerfamilien aber mit Schrecken erfüllte. Dieſer genialen Trommeldichtung folgte eine Hochzeitrede, deren Vortrag von einem fortwährenden Wirbel pianiſſime begleitet wurde. Am Schluße der Rede, als der Beifallsſturm losbrach, riß Bibi im Übermaß des Entzückens den Hut vom Kopfe, und drehte und verneigte ſich nach allen Seiten.

Leider aber verſtieg er ſich in die Stuhlfüße, ſtolperte, verlor das Gleichgewicht und fiel zu Boden. In dieſem Augenblick vergaß das undankbare Publikum die ganze Virtuoſität des Künſtlers, und der lärmende Applaus verwandelte ſich blitzſchnell in das ſchallendſte Spottgelächter. Armer Bibi! Wegen des verlornen Gleichgewichtes wirſt Du nun ſo ſchmählich behandelt, und es iſt doch ſo etwas Gewöhnliches, daß Menſchen aller Stände und in allen Verhältniſſen das Gleichgewicht verlieren, der Betrunkene wie der Nüchterne, der Kleine und der Große, und zwar nicht nur in phyſiſcher, ſondern auch in moraliſcher Hinſicht. Haben doch ſchon ganze Völker und Reiche das Gleichgewicht verloren!

Die kleine Zahl von Bibi's eifrigſten Verehrern zog den unglücklichen Virtuoſen hinter der Trommel hervor, legte ihn, als eine leichte Ware, auf die Trommel und trug ihn, von einem zahlreichen Gefolge begleitet, wie im Triumph nach Hauſe.

Am nächſten Morgen fühlte ſich der arme Bibi ganz lendenlahm, und ohnmächtige Wuth kochte in ſeinem Innern. Da ich für ihn die zärtlichſte Theilnahme empfinde, ſo wünſche ich nichts ſehnlicher, als daß das gute Männlein ein Chineſe geweſen wäre, um ſich Genugthuung für die erlittene Beleidigung zu verſchaffen, und zwar durch die in Peking befindliche Trommel des Rechts, in chineſiſcher Sprache Tſcheua-Keu-Ting genannt.

Dieſe Trommel ſtand ehemals auf dem Gipfel eines hohen Gebäudes. Widerfuhr einem Chineſen ein Unrecht oder eine Beleidigung, ſo eilte er, wenn er ſich nicht anders zu helfen wußte, in dieſes Gebäude, erſtieg den Gipfel, und ſchlug aus Leibeskräften die Trommel. Sobald dieſer moraliſche Trommelſturm ſich hören ließ, verfügten ſich einige Mandarinen ſogleich nach dem Hauſe, vernahmen den unglücklichen Trommelſchläger, und verſchafften ihm Recht oder Genugthuung.

Wer könnte nun auf dieſe Trommel-Juſtiz mehr Anſpruch machen, als unſer Kleider- und Trommel-Virtuoſe Bibi?

Ich muß aber die Leſer aus China wieder in das Städtchen zurückführen, wo ſie hören werden, daß die Hochzeit-Nachtmuſiken vor Weſt's Hauſe gar kein Ende nehmen wollten.

Bibi war kaum auf dem Trommel-Triumphbette vom Platze weggetragen, als eine neue Bande von Virtuoſen ein Konzert von ſeltſamer Art erſchallen ließ. Vier junge Herren, jeder derſelben geſund, kräftig und koloſſal, wie ein Herkules, ſämmtlich im ſchneeweißen Gewande der Unſchuld — ſchlechtweg Fleiſcherknechte genannt — ſtellten ſich in eine Reihe, und fingen eine Art von Muſik an, welche nur dieſem Gewerbe in einigen Orten bekannt und eigen iſt. Jeder derſelben hielt in der einen Hand ein Hackmeſſer von der Größe eines kleinen Hirſchfängers, in der andern einen gewaltigen Ochſenknochen. Man könnte dieſes Inſtrument etwa eine Ochſenknochen-Harmonika nennen, welche in ihrer Art nicht weniger Wirkung thut, als die Trinkgläſer-Harmonika in einer Geſellſchaft von luſtigen Zechbrüdern.

Unglücklicher Weiſe ließ Herr Weſt durch zwei ſeiner

Diener volle Weinbecher präſentiren. Die Fleiſcher-Harmonika-Virtuoſen bemächtigten ſich des edlen Rebenſaftes vor allen Andern ſo, daß ſie das Muſiziren vergaßen, und, jemehr ſie tranken, deſto mehr Durſt fühlten. Mehrere Zuhörer wünſchten aber gleichfalls etwas von der köſtlichen Bachusgabe zu genießen; ſie bemächtigten ſich daher einiger Becher, was die harmoniſchen Fleiſcher mit den dürſtenden Zuhörern in eine ſolche Disharmonie verſetzte, daß es endlich zu einer förmlichen Schlägerei kam.

Die Zuhörer mußten in kurzer Zeit das Schlachtfeld räumen. Die Schuldigen entflohen, und der Unſchuldige mußte büßen. Und wer war dieſer Unſchuldige? Kein Anderer als der erbarmungswürd[illegible] poëta loci, der arme Gelegenheitsdichter Zwickel, ohne deſſen goldene Leier keine Hochzeit, keine Kindstaufe, kein Leichenbegängniß, kein Geneſungs-, Neujahrs-, Geburtstags- oder Namensfeſt ſeit Mannsgedenken im Städtchen gefeiert worden war.

Zwickel hatte ſich hier eingefunden und alle vorhergegangenen Kunſtleiſtungen in Demuth abgewartet, um zuletzt ſein Hochzeits-Carmen rezitativartig vorzutragen, zu welchem Ende er, in Ermanglung einer goldenen Leier, eine elende Geige bei ſich hatte. Während der Schlacht der Lapiten und Centauren ſuchte der geängſtigte Poet vergebens zu entwiſchen; er wurde von den Kämpfern ohne ihren Willen zu Boden geworfen und mit Füßen getreten, ohne daß Jemand davon etwas wußte, als er ſelbſt. Wir ſehen ihn hier auf der Erde liegen, neben ihm die zertrümmerte Geige. Vergebens hebt er noch in der einen Hand den Geigenbogen empor, um mit dieſer ſchwachen Waffe eine ohnmächtige Gegenwehr zu verſuchen, während er in der andern wie ein zweiter Camoens das Hochzeitgedicht hält, welches ſo wie er ſelbſt in der Gefahr iſt, unbemerkt und ſchmählich zu Grunde zu gehen. Seine Armuth hatte ihn und ſeine Gedichte zum Lieblingsgegenſtande des öffentlichen Mitleids gemacht; ſeine Gedanken und Empfindungen gefielen Jedem, weil Jeder eben ſo denken und empfinden konnte, wie er, und ſein Witz wurde von Allen gut aufgenommen, weil Alle ihn gelegenheitlich ſelbſt wieder als eigene Ware an Mann bringen konnten.

Der Kampf hörte auf, weil die Feinde die Flucht ergriffen; endlich zogen auch die Fleiſcher-Virtuoſen mit der neutralen Menge ab; der arme Poet lag auf dem leeren Schlachtfelde, verlaſſen von Allen. Nur ein einziges Weſen blieb ihm zur Seite, ſein treuer Hund, der mit ſeinem Herrn Hunger und Noth zu theilen pflegte, und wenn jener traurig dichtete, oft mit leiſem Winſeln accompagnirte. Jetzt ächzte der Dichter laut, und der Hund heulte noch lauter neben ſeinem Brotherrn, deſſen poetiſcher Broterwerb ſo kümmerlich war.

Herr West vernahm die zwei- und vierfüßigen Klagetöne, ließ die beiden Elegienſänger zu ſich in's Haus bringen, und verpflegte Beide mit gewohnter Liberalität.

So endigten die Feſte des Hochzeits-Vorabends.

---

## VII.

## Faulhans in der Heimat. — Die Prima Donna der Dorfkomödianten. — Faulhans als Carl Moor, dann als wirklicher Räuber.

Dem Hochzeitsfeſte folgte wie gewöhnlich, wenn nichts Ungewöhnliches dazwiſchen kommt, die Trauung und die Hochzeit. Beide gingen glücklich und fröhlich vorüber. Wir laſſen alſo die jungen Eheleute fröhlich und glücklich, wie ſie ſind, allein, und wenden uns von der Lichtſeite des Lebens zu ſeiner Schattenſeite, das heißt, zum Faulhans.

Einem menſchlichen Menſchen wäre der qualvollſte Tod lieber als ein ſchändliches Leben; wer aber einmal in den Schlamm der Schändlichkeit verſunken iſt, der bleibt darin eben ſo gerne wie die Kröte im Sumpf.

Als Faulhans in ſeinen Geburtsort wider Willen zurückkam, erweckte ſein Äußeres Mißtrauen und Scheu, ſein Inneres aber nach einigen Tagen Abſcheu und Haß; denn er verübte bald in boßhafter Nüchternheit, bald in unſittlicher Trunkenheit, ſo viele Schlechtigkeiten, daß kein Haus, kein Beutel, kein Menſch vor dem Gauner ſicher war, der nun, um das Maaß ſeiner Verworfenheit voll zu machen, auf den Gedanken kam, er ſei ein verkanntes Genie, und müſſe ſich deshalb an der Welt rächen, weil ſie ihn verkenne.

Wer ihm Dienſt oder Beſchäftigung gab, mußte ihn am zweiten oder dritten Tage wegjagen, und wer ihn wegjagte, den beſchloß er als Feind zu behandeln. So kam es dahin, daß er weder Dach noch Fach hatte, und ſchon den Plan faßte, den undankbaren Geburtsort in Brand zu ſtecken und ſich, wie ein zweiter Nero, an den auflodernden Flammen zu ergetzen.

Um dieſes Verbrechen zu verhindern, traf glücklicher Weiſe ſpät am Abend, als er zur Ausführung ſchreiten wollte, eine wandernde Komödiantentruppe in dem Orte ein, die ihr Nachtquartier im Wirthshauſe nahm. Faulhans ſchlich ſich um die Geſellſchaft herum, wie der Marder um ein Hühnerhaus. Der Direktor benöthigte einen Trommler und Ausrufer. Faulhans erbot ſich dazu, gegen tägliche Verſorgung mit Trank und Speiſe, wofür er auch andere Dienſte leiſten wollte, zu denen ſich kein Anderer herbeiließ, denn Hunger und Durſt zwangen ihn, doch etwas zu thun, wenn er es gleich langſam, ungeſchickt und unwillig that. So ließ er ſich auch zum Tragen und Aufſtellen der Couliſſen und Dekorationen im Rathhauskeller verwenden, wobei er die Rolle eines Shakeſpear'ſchen Kaliban ſpielte.

Bei dieſer Gelegenheit lernte Faulhans die erſte Liebhaberin der Truppe kennen. Sie nannte ſich Miranda, obwohl nichts an ihr zu bewundern war, als ihre Häßlichkeit, ihre Keckheit, und der Umſtand, daß ſie in ihrem fünfzigſten Lebensjahre noch die zärtliche Liebhaberin auf und außer dem Theater ſpielte. Alles dieſes aber hinderte unſern Faulhans-Kaliban nicht, in ihr ſein Ideal zu finden, und für ſie in kalibaniſcher Glut zu entbrennen, welche denn auch, da die harmoniſchen Seelen ſich bald fanden, mit entgegenlodernden Flammen erwiedert wurde.

Der bisherige erſte Liebhaber der Truppe kündigte auf, und Miranda wußte den ſchwachen Director, der ſich in der größten Verlegenheit befand, nach einigen Debatten und Drehungen dahin zu bringen, daß er den albernen Faulhans für ein Genie erkannte und ihm das Fach des primo Amoroso übertrug, obſchon er weder reden noch gehen konnte. Die Liebe kann Alles. Schillers Räuber wurden in einer verſtümmelten, ganz unkennbaren Geſtalt aufgeführt. Miranda erſchien als Amalie, Faulhans als Carl Moor. Die Liebe war ſeine Lehrerin, und zwar eine fünfzigjährige, die ſich, obſchon es ihr an vielfacher Erfahrung nicht mangelte, noch ſehr jugendlich benahm. Miranda unterrichtete ihn in ſeiner Rolle, das heißt, ſie prägte ihm einzelne Schlagwörter ein, die er auch wie Pauckenſchläge von ſich gab, während er, wie der grimmige Tod, mit eiſernen Fußtritten ſtampfte, wie ein Wolf heulte, und wie ein Orangutang grimaſſirte.

Den Bewohnern des Marktfleckens, ſo wenig ſie auch von der dramatiſchen Kunſt verſtanden, konnte die Erbärmlichkeit dieſes Anti-Garrik nicht entgehen; dennoch aber ergetzte ſie die, bis an's Lächerliche grenzende Unnatur Kaliban's ſo ſehr, daß der Tempel der Thalia im Rathskeller drei Abende nach einander überfüllt war, endlich aber nur von Mäuſen und Ratten beſucht wurde. Die Truppe ging auseinander. Nur die beiden Liebenden blieben beiſammen, denn Miranda hatte noch einige Thaler Erſparniß aus früherer Zeit.

Sie erklärte nun dem Geliebten, es ſei ihr feſter Wille, die Bühne zu verlaſſen, und auf ihren Lorbeern zu ruhen, wobei ſie ſich noch immer in dem Stande fühle, einen Mann glücklich zu machen, und ihn ſogar zu großen Thaten zu begeiſtern. Sie wußte nun mit verſchiedenen Wendungen ihrer beredten Zunge den albernen Faulhans glauben zu machen, er ſei nicht nur ein Meiſter in den Räuberrollen, ſondern ſogar für's Räuberhandwerk geboren. Sie ſchilderte ihm dann dieſe Lebensweiſe ſo ſchön und ſo einträglich, daß er ihrer holden Suada nicht länger widerſtehen konnte, und ihr feierlich erklärte, er wolle nun auch im wirklichen Leben als ein Carl Moor, Abälino oder Rinaldo-Rinaldini auftreten, wogegen die holde Miranda ihm ewige Liebe und Treue gelobte.

Das Pärchen verlebte noch einen Tag im Wirthshauſe, im Vollgenuße aller irdiſchen Freuden, entfernte ſich, und bezog nach zweitägiger Wanderung eine verfallene Jägerhütte in einem Walde, an deſſen Rand die Heerſtraße lag. Hier beſtand Faulhans-Abällino-Rinaldo-Rinaldini in einer bewölkten Mondnacht ſein erſtes Abenteuer.

Willſt Du, lieber Leſer, Deine blauen Wunder ſehen, ſo ſieh Dich nur ein Bischen in der elenden morſchen Breterſtube um! Und was ſiehſt Du hier? Nichts als Dinge, die Niemand gerne ſehen mag, nämlich: Ein erbärmliches Bett mit ſchadhaftem Geſtelle und zerlumpten Zeuge; auf dem Boden ein Paar Piſtolen, an einer derſelben eine Maus, die gar keine Idee hat, daß ſo ein Ding losgehen könne, ſondern in aller Unſchuld das daran klebende Fett wohlbehaglich beleckt; eine durchlöcherte Branntwein-Bouteille nebſt einem detto durchlöcherten Trinkglaſe, welche beide vermuthlich von dem Trunkenbolde nach ſo vielen geleiſteten Dienſten undankbar weggeſchleudert wurden; eine zerbrochene Schüſſel, einen Topf in gleich invalidem Zuſtande, und ein Meſſer, das vor langer Zeit einmal eine ſcharfe Schneide hatte, jetzt aber ſo viele Scharten hat, daß es einem Kinde gefahrlos als Säge dienen könnte.

So unangenehm der Anblick dieſer lebloſen Dinge dem Leſer ſein mag, ſo muß ihm doch die Erſcheinung der zwei lebendigen Weſen noch widriger werden. Faulhans und Miranda ſind ziemlich ſpät am Tage erwacht; er, weil er in der Nacht einen Reiſenden beraubt hat, ſie, weil ſie den von ſeiner erſten Expedition zurückkehrenden Gatten mit ſchlafloſer Neugier erwartete.

Als Faulhans erwachte, war er nüchtern; das Verbrechen der Nacht hatte er mit Beihilfe einer betäubenden Trunkenheit vollbracht; es war ja ſein erſtes, und in den ſumpfigen Abgrund des Laſters verſinkt der Menſch nur ſtufenweiſe. Hat er es in der Verruchtheit einmal zur Meiſterſchaft gebracht, dann vermag er es, Verbrechen, ohne Genuß von Reizmitteln, mit kaltem Blute zu begehen.

Faulhans erwachte; für einen Böſewicht iſt das Erwachen ſtets eine gar üble Sache, beſonders wenn das Gewiſſen zugleich erwacht, oder irgend ein Schrecken ihn plötzlich aufweckt, wie es jetzt der Fall war.

Faulhans ſimulirte hin und her, und konnte in einer Art von dumpfer Betäubung nicht recht herausbringen, wer er ſei, wo er ſei und was er gethan habe. Er überzeugte ſich ſogar von dem Umſtande, daß er eine Lebensgefährtin habe, erſt dann, als er ſie wirklich erblickte und ihr grinſendes Lächeln, ſo wie ihre Belobung für die nächtliche Heldenthat ihm zu Theil wurde. Sie vergaß aber den Geliebten bald, um ihre ganze Aufmerkſamkeit auf die Schätze hinzuwenden, welche er in der verfloſſenen Nacht erbeutet hatte.

Indem nun der ſtumpfſinnige Rinaldo-Rinaldini, in eine Art von thieriſchem Nachſinnen verſunken, ſelbſt nicht wußte, was er aus ſich und ſeiner Lage machen, ob er klagen, oder ſich freuen, hoffen oder fürchten ſollte, — da erwählte das Schickſal eine Katze, um bei dem Kaliban die Rolle des Gewiſſens zu ſpielen.

Ein dichter Regen ſtrömte vom Himmel; die Katze, welche, wie alle Katzen, nicht naß werden wollte, verfügte ſich vom Dache in den Rauchfang, wollte durch den ſchlüpfrigen Raum ſachte herabgleiten, glitſchte aber, ungeachtet ihrer Bemühung, ſich mit den eingeſetzten Krallen feſtzuhalten, an der glatten Wand ab, und fiel, nebſt einigen Schornſtein-Bruchſtücken in die Stube herab, und zwar mit einem ſo fürchterlichen Gepolter und Geſchrei, daß Faulhans zuſammenſchrak, als hätte der Donnerkeil in die Hütte geſchlagen. Die Katze erſchien ihm wie die Schreckgeſtalt des Gewiſſens, oder wenigſtens wie eine unheilbringende Hexe. Er ſtand ſtarr, wie Loth's Salzſäule, keines Wortes mächtig. Hätte ſich nicht der böſe Feind in weiblicher Miranda-Geſtalt ihm zugeſellt, vielleicht hätte dieſes zufällige, an ſich unbedeutende Ereigniß den Unglücklichen noch auf beſſern Weg geführt.

Miranda war aber von einer viel feſteren Leibes- und Gemüths-Beſchaffenheit als Faulhans. Sie hatte die Augen kaum geöffnet, als ſich ihre ganze Aufmerkſamkeit auf die nächtliche Beute hinwendete. Vor allen andern Dingen verſetzte, nachdem ſie ein paar Taſchenuhren wohlgefällig auf die Bettdecke hingelegt hatte, ein Ohrgehänge die Glückliche in Entzücken.

Dieſes Entzücken ſtieg mit jedem Augenblicke und erreichte endlich einen ſolchen Grad, daß die Betrachtende, jetzt ganz Auge, das Gehör verlor, und das Getöſe der aus dem Rauchfange herabfallenden Katze ſammt den, ihr nachſtürzenden Mauerſtücken gar nicht vernahm, verſunken in den bezaubernden Gedanken, wie ſchön dieſes Ohrgehänge in ihren Ohren ſchimmern würde. Um ſich den Vollgenuß des Entzückens zu verſchaffen, beſchloß ſie, das Bruchſtück eines Theaterſpiegels aus einem Sacke hervorzuſuchen, um das Ohrgehänge an den fünfzigjährigen Ohren zu beäugeln.

Auf den geſchreckten Faulhans hatte aber die Gewiſſenskatze einen ſolchen Eindruck gemacht, daß er ſchon die Schergen in die Stube treten ſah, um ihn in's Gefängniß zu führen. Seine erſte Sorge ging daher inſtinktmäßig dahin, einige Bodendielen aufzubrechen, und dieſelben als Verſchanzung gegen die Thüre anzuſtemmen. Aber auch von dieſem Getöſe vernahm Miranda, blind und taub für alles Andere als ihr Ohrgehänge, nicht das Geringſte.

## VIII.

## Das Gaſtmahl.

Wir verlaſſen dieſes traurige Vorſpiel des rächenden Gewiſſens und der Verſtocktheit, um uns als Zuſchauer eines fröhlichen Gaſtmahls bei einer glücklichen Begebenheit für das Unangenehme ſchadlos zu halten.

Derjenige, dem wir dieſe Erheiterung verdanken, iſt der gute, brave Rührig, dem Weſt bald nach der Tochter auch ſein ganzes Geſchäft übergeben hatte.

Rührig gehörte zu den Menſchen, in denen moraliſche und geiſtige Schätze vergraben liegen. Bei Vielen, denen das Glück nicht günſtig iſt, gehen ſie unentdeckt mit ihnen zu Grabe; bei den Wenigen aber, denen das Glück wenigſtens wie eine gute Hebamme zu Hilfe kommt, entwickeln ſich jene Schätze mit einer Schnelligkeit, welche Bewunderung erregt, indem der Geiſt, ſobald er vom Unglück nicht niedergedrückt wird, hell aufleuchtet wie das freie Feuer, und das Herz, von Verkennung und Mißhandlung nicht erbittert, die Menſchen mit der angebornen Menſchenliebe umfaßt. Ein Glücklicher dieſer Art, der ſein Glück ſo verdient, wird dann, weit entfernt, beneidet zu ſein, von Allen geachtet und geliebt, was ihn zu einer ganz eigenen Begeiſterung in der Menſchenliebe emporhebt; und ſo entſteht dann ein Wetteifer der Einen, die ihn heben, und des Gehobenen, der den Hebenden Wohlwollen erzeigt.

Dies war der Fall bei Rührig. Er handelte rechtlich, er that Gutes. Dadurch wurde die allgemeine Meinung von ihm ſtets beſſer, ſo wie er ſelbſt immer beſſer wurde durch die allgemeine gute Meinung. Der Bürgermeiſter des Städtchens ſtarb, und das ganze Städtchen wählte unſern guten Rührig zum Bürgermeiſter. Im ganzen Städtchen war aber nur Einer, der den guten Rührig nicht für würdig hielt, Bürgermeiſter zu werden, und dieſer Eine war kein Anderer als — Rührig ſelbſt.

Er war aber nun erwählt, und ſobald er erwählt war, fand er ſich in das Bürgermeiſteramt ſo gut hinein, als ob er von jeher Bürgermeiſter geweſen wäre; und nach acht Tagen dachte auch jeder Einwohner des Städtchens, Rührig ſei von jeher Bürgermeiſter geweſen.

Dieſer erfüllte nun nicht nur ſeine weſentlichen Pflichten mit Würde, ſondern auch die unweſentlichen mit Glanz, insbeſondere bei dem feſtlichen Mittagsſchmaus.

Ein Gaſtmahl iſt immer eine intereſſante Szene, weil das ganze Leben ein — bald köſtliches, bald erbärmliches Gaſtmahl iſt, von dem wir luſtig oder mißvergnügt aufſtehen, um zu einem andern Gaſtmahl, dem Gaſtmahl des Todes, zu kommen, bei welchem wir aber nicht eſſen, ſondern gegeſſen werden, und ſtatt mit Blumen bekränzt zu ſein, aus unſerm Staube Blumen für die Nachkommenſchaft aufſproſſen laſſen.

Es gibt zwei Klaſſen von Menſchen auf der Welt: die eine ißt, um zu leben, die andere lebt, um zu eſſen. Die Geſellſchaft, welche wir bei dem gegenwärtigen Gaſtmahle an der Tafel ſitzend erblicken, gehört ohne Zweifel zu der zweiten Klaſſe, einen Einzigen ausgenommen, deſſen hagere Schattengeſtalt eben ſo wenig Eßluſt als Lebensluſt zeigt, vielleicht deshalb, weil die Eßluſt ehmals ſo groß war, daß ſie auf die Lebensluſt nothwendig ſehr nachtheilig wirken mußte, ein neuer Beweis, daß bei weitem viel mehr Menſchen durch Überſättigung als durch Hunger ſterben. Ein großes Gaſtmahl gibt daher immer einen traurigen Anblick, weil man ſich dabei die Krankheit und den Tod als mitſitzende Gäſte denken muß, und auf jeden Fall ein unlieblicher Überreiz dabei eintritt, indem die Männer ſich durch geiſtige Getränke, die Frauen durch gewürzten Speiſengenuß wenigſtens in einen Grad von Berauſchung verſetzen, wobei denn die Seele, eine wahre arme Seele, als eine Sklavin des tiranniſchen Leibes erſcheint, der hinterdrein der mißhandelten Seele über ihre Schwäche die bitterſten Vorwürfe macht, bis endlich zwiſchen Beiden, nach langen Zwiſtigkeiten, eine förmliche Eheſcheidung — nämlich der Tod — erfolgt. Ein Volksſprichwort ſagt zwar: „Eſſen und Trinken hält Leib und Seele zuſammen;" die Erfahrung zeigt aber, leider! nur zu oft, daß Eſſen und Trinken Leib und Seele auch trennen kann.

Der Beſtgeber dieſes Feſtes hielt ſich dabei ſo zurückgezogen, daß man ihn nur in dem kurzen Knalleffekt-Augenblicke bemerkte, da er für das ihm dargebrachte Lebehoch dankte. Die Hauptperſon des Gaſtmahls war alſo nur der Haupteſſer, der gleichſam im Namen der ganzen Bürgerſchaft, folglich auch für die ganze Bürgerſchaft des Städtchens aß, ſeine Pflicht aber auch mit ſolcher Auszeichnung erfüllte, daß er alle übrigen Eſſer verdunkelte. Dem Leſer will ich es sub rosa vertrauen, daß dieſer korpulente Mann der erſte Stadtſchreiber war, ein Virtuos im Eſſen, der es in ſeiner Kunſt ſo weit gebracht hatte, daß er, während er eine vor ſich liegende Kalbskeule verzehrte oder vielmehr verſchlang, ungeachtet der eifrigſten Beſchäftigung des Mundes zugleich eine gebratene Gans mit den Augen nicht nur fixiren konnte, ſondern ſie ſchon in Gedanken genoß, und die auserſehenen Lieblingsglieder derſelben, eh' die Schüſſel gehoben wurde, durch blitzſchnelles Aufſpießen mit der Gabel, allen Vermännern zum Trotz, ſich zuzueignen wußte. Ihm zur rechten Seite ſaß ſein Gegentheil in der Geſtalt und in der Eßkunſt, — der Herr Paſtor, deſſen Leib ſich, immer mehr abmagernd, der Schattenwelt näherte, mit den Arzeneien ſich durch täglichen Umgang ſtets mehr befreundete, den Speiſen aber, beſonders den ſoliden, immer fremder und abholder wurde. Man ſah es deutlich, daß nicht der Magen, ſondern der Ehrgeiz ihn antrieb, große Gaſtmahle zu beſuchen, die ihm eigentlich ein Gegenſtand des Abſcheues waren. Er verlegte ſich in dieſem krankhaften Zuſtande darauf, bei ſolchen Feſtlichkeiten, ſtatt zu eſſen, über die Eſſenden ſeine Bemerkungen zu machen, mitten unter den Schülern des Materialismus und Realismus dem Spiritualismus und Idealismus zu huldigen, und während alle Übrigen den Magen füllten, ſeinen Geiſt und ſein Tagebuch zu füllen. Die Nothwendigkeit mit dem traurigſten aller Geſichter hatte ihn zum Schüler der Homöopathie gemacht, eh' Hahnemann ſie in die Welt eingeführt hatte.

Ich glaube daher, daß die homöopathiſche Kurart, ſo wie das verſtorbene Browniſche Syſtem, ſchon vor vielen Jahrhunderten auf der Erde praktiſch exiſtirt haben, eh' die Theorie ſich ihrer annahm. Selbſt in der ſchönen Literatur ſpielt die Homöopathie unſerer Zeit keine geringe Rolle; man nimmt einen Gedanken und läßt ihn als einen geiſtigen Tropfen in einer Maß Waſſer auflöſen, und Bilder, Empfindungen ꝛc., die ein Schüler des Apollo ehmals dutzendweiſe ausſtrömte, werden jetzt in unendlich kleiner Doſis gegeben — **quantum sufficit.**

Von den anweſenden Damen kann ich nichts als Gutes ſagen; denn erſtens waren ihrer nur wenige, und dieſe wenigen ſprachen wenig, weil ſie drittens mehr aßen als ſprachen, und zwar viertens aus dem Grunde, weil ſie von keiner Speiſe viel aßen, aber von jeder Speiſe etwas, nicht aus Eßbegierde, ſondern aus Neugierde, daher auch, nachdem das Jünglein nicht mit Worten, ſondern nur mit Speiſen beſchäftigt war, nur den Augen hie und da noch ein Spielraum zu einem feurigen, ſchmachtenden oder ſchalkhaft ſtrafenden Blicke übrig blieb. Will Jemand etwas von ihrer Schönheit wiſſen, ſo kann ich ihm nur ſo viel ſagen, daß ſie Alle gleich ſchön oder nicht ſchön waren, welches Letztere doch auch ſeine gute Seite hat, da die ſchönſten Frauen manchmal mit der Zeit häßlich werden, die häßlichen aber ſich manchmal verſchönern oder durch Gewohnheit wenigſtens angenehm werden, wenn ſie die leiblichen Gebrechen durch vorzügliche Eigenſchaften des Herzens erſetzen.

Unter den Perſonen, die nicht am Tiſche ſaßen, ſondern in der Nähe des Tiſches ſtanden, folglich nicht, wie Menſchen, die Speiſen, ſondern gleich den Göttern, nur den Duft genoßen, zeichneten ſich bei dieſem feierlichen Gaſtmahle der Gerichtsdiener und ein Mohr aus. Dieſer Letztere war einmal mit einem reiſenden Engländer in das Städtchen gekommen. Der reiche Engländer erſchoß ſich in einem Anfalle von Spleen, der ihn lebenssatt machte; der Afrikaner war im Gegentheil ſehr lebensluſtig, aber auch ſehr arm. Zu ſeinem Glücke traf ſich's, daß die Einwohner des Städtchens ſeit vielen Jahren keinen Mohren geſehen hatten; die ſchwarze Nachtgeſtalt machte daher auf Jung und Alt einen fürchterlichen Eindruck. Der weiſe Magiſtrat des Städtchens benützte die Gelegenheit und machte den Schwarzen zum Vice-Gerichtsdiener, welcher dann allerſeits einen ſo heilſamen Schrecken einflößte, daß manche Weiße nichts Böſes thaten, um nicht in die Hände des Schwarzen zu kommen, den ſie für den Böſen hielten. Es wäre vielleicht nicht übel, zu Bütteln, Schergen, Scharfrichtern u. ſ. w. nur Mohren aufzunehmen.

Dem Schwarzen gefiel die Furcht der Weißen ſo außerordentlich, daß er in ſeiner neuen Würde, obſchon er herzlich gut war, Alles aufbot, ſich gefürchtet zu machen. Dabei war er mit ſeinem geringen Einkommen im höchſten Grade zufrieden, weil er ſehr mäßig lebte. Einen Beweis dieſer Mäßigung erblicken wir mit unſern eigenen Augen, indem wir ihn voll Verwunderung über die Gefräßigkeit der Gäſte da ſtehen ſehen. Seine ſchwarze Beſcheidenheit kontraſtirt aber ſehr gegen die Weißheit des wirklichen

Gerichtsdieners, der in ſeiner glänzenden Amtskleidung und mit allen Inſignien ſeiner Würde, Stock, Treſſenhut ꝛc. verſehen, im Gefühl ſeiner Wichtigkeit hochmüthig einherſtolzirt, als hänge das Wohl eines Welttheiles von ihm ab. Er kann zwar weder leſen noch ſchreiben, um ſo beſſer aber ſchreien und drein ſchlagen. An ihn pflegten ſich gewöhnlich viele hungrige Bittſteller zu adreſſiren, theils um Prügel von ſich abzuwenden, theils um Almoſen zu erhalten. Unglücklich Darbende benutzten auch dieſes Gaſtmahl, weil ſie die Glücklichen mit den vollen Mägen in einer menſchenfreundlichen Stimmung für die leeren Mägen zu finden hofften; der gewichtige Herr Gerichtsdiener gab ihnen aber ſtatt des Troſtes nur Worte und Stöße, woraus ſie deutlich erkannten, daß ſie am beſten thun würden, ſich aus dem Speiſeſaale zu entfernen, freilich nicht ohne Neid gegen die zurückbleibenden Fliegen.

## IX.

## Die unterirdiſche Kluft.

Leider muß ich diejenigen, die dieſes Licht- und Nachtſtück leſen, jetzt in eine Geſellſchaft von Menſchen führen, gegen welche das Thierreich im Glanze moraliſcher Schönheit erſcheint.

Der Schauplatz iſt ein Weinkeller vor dem Thore des Städtchens. Dieſes unterirdiſche Gewölbe war ſeit einiger Zeit der Verſammlungspunkt aller Schlechten aus dem Städtchen und der Umgegend, durch welche der eben ſo ſchlechte Wirth reich zu werden ſuchte. Die Guten leben, der Regel nach, mit einander im Frieden, die Schlechten aber, weil ſich ihre Intereſſen häufig durchkreuzen, in ewigem Kriege. Hier kam jeden Abend ein Völkchen der letzteren Art zuſammen: natürlicherweiſe wurde der Weinkeller faſt jeden Abend ein Schlachtfeld, wo nicht nur geſchlagen, ſondern auch geſchlachtet wurde. Breter, Stuhlfüße, Knotenſtöcke, Feuerſchaufeln u. dgl. Werkzeuge waren die Waffen, mit welchen Trunkenbolde und Schurken hier zu kämpfen pflegten. Das Getöſe der Waffen vereinigte ſich dann mit dem kannibaliſchen Geſchrei der Kämpfenden zu einem echt hölliſchen Getöſe. Neben der ärgſten Verworfenheit zeigte ſich aber auch die größte Stumpfſinnigkeit. Mitten im Getümmel und Geſchrei lag ein Elender unter der Ägide des von viehiſcher Trunkenheit bewirkten Schlafes, unbekümmert daß jeder nächſte Streich und Schlag ihn treffen konnte, ſo ruhig, als läge er in ſeiner ſichern Stube einſam und ungeſtört. Vermuthlich war ihm ſein Leben, das er hundertmal verwirkt hatte, keinen Heller werth, oder er ſchlief in dem ſüßen Bewußtſein, daß er über kurz oder lang dem Galgen doch nicht entgehen werde. Dahin ſchien auch das Schickſal ſelbſt zu deuten, indem über ihm ein Strick herabhing, als wolle er den Schläfer zu ſeiner nahen Beſtimmung aufziehen. Ein Anderer, ähnlicher Gräuelſzenen gewohnt, trieb den Stumpfſinn der Verworfenheit noch weiter, indem er eine Pfeife ſo ruhig und ſo unbekümmert rauchte, als ob nichts um ihn her vorginge, und er in einer ländlichen

Hütte voll Unſchuld ſäße, während ein Dritter, die Sache auf's höchſte ſteigernd, an der andern Seite des Kamins Zerrbilder an die Wand malte, vielleicht ein Karrikaturmaler, der ſelbſt ſchon zur Karrikatur des Laſters herabgeſunken war.

Alle dieſe Geſchöpfe aber, ſo ſehr das moraliſche Gefühl ſich gegen ſie empört, ſind doch nur Nebenfiguren in dem ſchauderhaften Gemälde, auf deren Hauptgruppe wir erſt jetzt unſere Augen hinwenden.

Den erſten Platz in dieſer Hauptgruppe nimmt — Faulhans ein. Er hatte zwar ſein Räuberhandwerk nicht ohne günſtigen Erfolg fortgeſetzt, aber dennoch nicht ſo einträglich, wie die unerſättlich gierige Miranda es wünſchte. Der einäugige Schurke, den wir ſchon bei der Spielpartie auf dem Kirchhofe kennen gelernt haben, geſellte ſich zu ihnen. Miranda fand einen Gehilfen nöthig, und Faulhans mußte der tragiſchen Gebieterin gehorchen, da er nun in ihr Netz ſo tief verſtrickt war, daß er ihr keine Kraft entgegen ſetzen konnte, folglich keinen eigenen Willen mehr hatte.

Der Weinkeller ward zugleich eine Mordhöhle. Faulhans und ſein einäugiger Gehilfe hatten in dieſer finſtern Nacht einen Wanderer in der Nähe des Städtchens ermordet, und konnten den Leichnam ungeſcheut in dieſes unterirdiſche Sodoma tragen, um ſich in die Habſeligkeiten des Getödteten zu theilen, und ihn dann durch eine Fallthüre in einen noch tieferen Keller zu verſenken, welcher das Grabgewölbe mehrerer unglücklicher Schlachtopfer war.

Der Einäugige hatte vor Faulhans den Muth und die Falſchheit voraus. Faulhans fühlte ſelbſt in ſeiner Verworfenheit einige Regungen des ſchlechten Gewiſſens; der Einäugige überliſtete aber in der verſtockteſten Gewiſſenloſigkeit den ihm vertrauenden Faulhans, obſchon er ihm die größte Ergebenheit heuchelte. Bei der Vertheilung der Habſeligkeiten des Getödteten wollte er eben eine Uhr für ſich ſtehlen; Faulhans ward es gewahr, und hob die geballte Fauſt gegen den Dieb in der Räuberbande auf; der Arm ſank aber plötzlich, wie gelähmt, vor einer Erſcheinung, welche den Zürnenden wie ein Donnerſtreich traf. Und dieſe Erſcheinung war die Schar der Gerichtsdiener! Und wer war es, der ihnen dieſen unbekannten unterirdiſchen Welttheil, oder vielmehr Weltpfuhl entdeckte? Die holde Miranda!

Faulhans fröhnte der Trägheit ſchon zur Zeit, da er noch ſchuldlos war; die Faulheit führte ihn auf den Weg des Laſters; eben dieſe Faulheit war jetzt auch noch die Urſache, daß er die Verbrechen, die er beging, weder ſo kräftig, noch ſo zahlreich verübte, als die unerſättliche Miranda es von ihrem Anbeter verlangte. Sie hatte ſich deſſen ungeachtet ein Sümmchen baren Geldes nebſt einigen Habſeligkeiten von Werth bei Seite geſchafft, und pochte auf dieſes hölliſche Beſitzthum ſo ſehr, daß ſie beſchloß, den albernen Faulhans, wie ein ferner unbrauchbares Werkzeug von ſich zu ſchleudern, und als ihre eigene Frau zu leben. Der Magiſtrat des Städtchens hatte auf den Raubmörder einen Preis geſetzt. Miranda erfuhr es aus ſeinem eigenen Munde. Sie faßte ſogleich den Entſchluß, ſich den Preis zu verdienen. Sie zeigte ſelbſt an, wo man den Verbrecher finden könne, indem ſie ſelbſt ihn in die unterirdiſche Kluft lockte.

Die Gerichtsdiener ſchlichen, leiſe wie die Geſpenſter, ſtatt aus der Unterwelt zu kommen, in die Unterwelt hinab. Faulhans plötzlich ergriffen, verlor Beſinnung und Sprache zugleich, und wurde weggeführt, eh' die Gäſte es recht bemerkten. Nur Miranda lächelte triumphirend auf den Anführer der Schergen, der einſt ihren Reizen gehuldigt hatte, als ſie noch Prieſterin in Thaliens Tempel war.

## X.

## Das Todesurtheil.

Aus der düſtern Kerkernacht wurde Faulhans am nächſten Tage wieder an's Tageslicht geführt, aber an das traurige des Gerichtsſaales, in welchem die verſammelten Richter bereits am Rathstiſche ſaßen. Zwei Schergen führten die mit Ketten belaſtete Todesgeſtalt des Miſſethäters herein, auf deſſen bleichem Geſichte der Fluch der Sünde lag. Ein Scherge trug das Schwert und die Piſtolen des Raubmörders.

Einem alten Herkommen gemäß, durften auch Fremde den peinlichen Verhören beiwohnen. Unter dieſer, größtentheils aus Kaltblütigen und Neugierigen beſtehenden Verſammlung befand ſich aber eine Perſon, welche vom tiefſten

Schmerz durchdrungen war, eine ärmlich gekleidete Matrone, welche auf eine ſeltene Weiſe die Schwäche der weiblichen Natur und des hohen Alters mit der höchſten Kraftanſtrengung vereinigte.

Und dieſe Matrone war die Mutter des Verbrechers! Faulhans, in ſtumpfſinnige Verzweiflung verſunken, hatte die Greiſin, an welcher er vorüberging, nicht erkannt, auch ihren Wehruf nicht vernommen.

Das Verhör begann, und ein wohlthätiger Strom von Thränen kam der Unglücklichen zu Hilfe. Nur ſo vermochte ſie es, die ſchreckliche Scene zu ertragen, ohne todt zur Erde zu ſtürzen. Ein Scherge, der weder die Qual des Schmerzes noch den Balſam der Thränen je kennen gelernt hatte, verwies ihr, mit wichtiger Miene und brutalen Worten, das Weinen als ein unanſtändiges Betragen. Die Thränen erſtarrten vor dem Eishauche der Gefühlloſigkeit, und die Greiſin mit ihnen.

Rührig, der Bürgermeiſter, obenanſitzend, hatte anfangs den Delinquenten nur mit einem flüchtigen Blicke angeſehen, denn dem reinen, edlen Manne fiel in ſeinem Ehrenamte nichts ſchrecklicher als der Anblick eines Verbrechers und der Augenblick der Verurtheilung.

Nun war die Einleitung des Verhöres geendigt, und der befragte Verbrecher, der wie ſtumm und taub, keine der an ihn gerichteten Fragen beantwortet hatte, begann jetzt zu ſprechen. An der Stimme erkannte Rührig den Unglücklichen, deſſen entſtelltes Angeſicht er vorhin nicht erkannt hatte. Er blickte auf die Schreckensgeſtalt; ein Dolch drang in ſein Herz, ein Wehruf aus ſeinem Munde. Er wendete ſein Antlitz weg, und hielt ſich mit der Rechten am Tiſche feſt, um nicht vom Stuhle zu ſinken.

Das Verhör wurde fortgeſetzt. Faulhans verſuchte anfangs zu leugnen; bald aber verwickelten und widerſprachen ſich ſeine Ausſagen, und er geſtand nun Alles. Die Zeugen, unter ihnen ſelbſt der verworfene Einäugige, vollendeten den Beweis, und das Zuſammentreffen der Umſtände ſprach für die Wahrheit ihrer Ausſagen.

Die Richter erkannten ihn einhellig als des Raubmordes überwieſen, ſelbſtgeſtändig und ſchuldig, der Todesſtrafe durch den Strang.

Rührig unterzeichnete mit zitternder Hand das, vom Rathsſchreiber ihm vorgelegte Urtheil, und ſprach mit bebender Stimme: „Gott ſei ſeiner Seele gnädig!“ —

Die Mutter ſtürzte ohnmächtig zu Boden.

---

## XI.

## Die Richtſtätte.

Und dennoch gab die Verzweiflung dieſer Mutter, die wir ſo eben in bewußtloſer Ohnmacht zu Boden ſtürzen ſahen, eine ſolche Kraft, daß ſie es über ſich vermochte, einer Scene beizuwohnen, von welcher der Leſer ſich mit Entſetzen und Abſcheu wegwenden wird. Ich wage es daher nicht, dieſe Scene auszumalen, und ſtelle das gräßliche Bild in den Hintergrund, damit der Leſer nur ein paar flüchtige Blicke darauf werfe und ſich dann ſchnell davon abwende.

Und dieſes Bild iſt der Galgen, das Ziel, zu welchem Faulhans auf einem Karren die letzte Reiſe machte. Er lehnt ſeinen Rücken gegen den Sarg, der den Körper nach der gewaltſamen Operation des Henkers aufnehmen ſoll, und nach Sonnenuntergang den Entſeelten auch wirklich aufnahm.

Ich wage aber kaum zu entſcheiden, was von beiden erſchütternder und empörender zu ſehen iſt: die Hinrichtung eines Verbrechers oder der größere Theil der Menſchenmenge, welche derſelben beiwohnt, und ſo zu ſagen, eine Art von Galgenfeſt begeht, gleichgiltig, neugierig, ſelbſt entartet.

Es gehört der Griffel eines Hogarth dazu, um Geſchöpfe, die, wenn auch noch nicht eigentliche Verbrecher, doch den Keim aller Verbrechen in ſich hegen, und das Gepräge vom Hang zum Laſterleben in allen Geſichtszügen zur Schau tragen, Scheuſale, die zum Galgen noch nicht reif ſind, Karrikaturen der Verworfenheit, mit ſo lebendigen, charakteriſtiſchen Umriſſen darzuſtellen.

Mehrere der entmenſchten Zuſchauer, die ſich bei dieſem Galgenfeſte verſammelten, waren, wenn wir dem biographiſchen Sittenmaler Hogarth trauen dürfen, wirklich von der Art, daß man von einem Ebenbilde Gottes bei ihnen keine Spur fand, und ſie nur deshalb dazu gekommen zu ſein ſchienen, um das Gräßliche des Laſters und Verbrechens noch gräßlicher zu machen.

Ich wage es nur, einzelne Bilder aus dieſem Abgrunde der Verderbtheit auftauchen und blitzſchnell vorüberfliegen zu laſſen, eine moraliſche Todtenerſcheinung!

Wirf, Leſer, nur einen Blick auf die Verruchte, die ſich in der Nähe des ſchmählichen Todeswerkzeuges mit Branntwein betrinkt! Wirf einen Blick auf den Herzloſen, der einen Hund beim Schweif hält, den er, um ſich und Andern einen Spaß zu machen, in die Ferne ſchleudern will! Wirf einen Blick auf die anweſende hoffnungsvolle Jugend, auf den Knaben, der im Angeſichte des Galgens einen Kuchenverkäufer beſtiehlt! Wirf einen Blick auf die beiden Jungen, die ſich um die aus einer Schiebkarre herausfallenden Waren balgen, welche ſie für gute Beute erklären! Wirf einen Blick auf die Beiden, die ſich über den in eine Pfütze tretenden Stadtwächter höchlich beluſtigen! Wirf einen Blick auf den Buben, deſſen ſchadenfrohes Geſicht zeigt, daß ſeine genießende Seele in den Anblick der Hinrichtung wie in den Genuß einer theatraliſchen Vorſtellung verſunken iſt und den Augenblick des Erwürgens mit Ungeduld erwartet! Wirf einen Blick auf die beiden im Gedränge kämpfenden Mannweiber! Wirf einen Blick auf den Schuft, der die Perüke auf dem Stocke, wie eine Fahne emporhält!

Wirf nun noch einen Blick, den letzten, auf das Schrecklichſte von Allem, auf die Mutter desjenigen, den ſie einſt freudig unter ihrem Herzen trug, und nun das Leben am Schandpfahle endigen ſieht. Die Verzweiflung zog ſie nach dem Richtplatze, als ſie aber dort angelangt war, vermochte ſie es doch nicht, den gräßlichen Anblick zu ertragen; ſie verhüllte ſich das Geſicht, als glaubte ſie ſich durch dieſe, ſich ſelbſt aufgedrungene Finſterniß, der Erde und der Gegenwart zu entziehen und die Nacht des Grabes vor ſich zu haben. Vergebens umgaben einige Tröſtende die Troſtloſe. Sie öffnete endlich die Augen, erblickte die entſeelte Schreckensgeſtalt desjenigen, dem ſie das Leben gab, um in ihm den böſen Geiſt ihres Lebens zu finden, und ſchloß dann die Augen, um ſie nicht mehr zu öffnen.

Ich und unſer Freund Hogarth, wir Beide wiſſen jetzt nichts Beſſeres zu thun, als den betrübten Leſer in die Mitte zu nehmen, ihn von dem widrigen Schauplatze des beſtraften Laſters eiligſt zu entfernen, und, damit jene unangenehmen Eindrücke bald verwiſcht werden, ihn dahin zu führen, wo er nichts als feſtliche und ergetzliche Scenen erblickt.

Es hatte ſich getroffen, daß kurze Zeit nach jener Exekution der Fürſt mit ſeiner Gemahlin durch das Städtchen fuhr, und einen Tag darin zu verweilen beſchloß. Rührig's guter Character und ſeine vielfachen Verdienſte waren dem Fürſten bereits bekannt. Was Rührig in der neueſten Zeit geleiſtet hatte, wie er Zucht und Ordnung im Städtchen aufrecht hielt, wie er die Umgegend von den Räuberbanden reinigte, wie er allen Einwohnern im Guten mit ſeinem eigenen Beiſpiele vorleuchtete, für Alles dies beſchloß der edle Landesfürſt den wackern Regenten des Städtchens nun zu belohnen, indem er ihm eigenhändig die Ehrenkette umhängen wollte. Rührig erhielt den Auftrag, ſich in feierlichem Zuge auf die im Städtchen gewöhnliche Weiſe nach dem, von dem Fürſten bewohnten Hauſe zu begeben.

Als der Zug vor dem Hauſe ankam, trat der gnädige Fürſt mit ſeiner Gemahlin auf den mit Tapeten behangenen Balken, um das Volksfeſt anzuſehen, da alle Einwohner des Städtchens ſich ſelbſt vom Glanze der, ihrem unmittelbaren Oberhaupte widerfahrenen Ehre angeſtrahlt fühlten.

Der Geiſt der höchſten Luſtbarkeit iſt in Alle gefahren, insbeſondere aber in die Stadtmiliz, die hier Alles in Ordnung halten ſollte und auch erhalten hätte, wenn nicht eine gewiſſe Flüſſigkeit ihr die Feſtigkeit geraubt und der Freudentaumel nicht einen noch ſtärkeren Taumel nach ſich gezogen hätte.

Willſt Du, Leſer, recht herzlich lachen, ſo wirf Deine Blicke nur auf einige Männer dieſer Stadt- und Friedens-Miliz, und Du wirſt mit Vergnügen ſehen, wie Keiner zum Andern paßt, Keiner ſich um den Andern oder um ein Commandowort bekümmert; wie einige ihre Flinten nicht tragen, ſondern von ihnen getragen werden; wie der Bierkrug der eigentliche Wachkommandant iſt; wie Einer aus eigenem Belieben die Flinte losfeuert und über den Knall ſelbſt erſchrickt; wie der Befehlshaber des buntſcheckigen Heeres ſich gar in eine Art von Ritterrüſtung geſteckt hat, um ſich und das Feſt zu verherrlichen: wie Einer, der im Wirthshauſe ſich ſelbſt und das Feſt vergeſſen hat, ſeinen Kriegskammeraden nachtaumelt, aber, bevor er ſie einholt, die Erde küßt, während er ſich den Fall, daß ſein Fall ſo nahe iſt, gar nicht als möglich denken kann; wie der Eine ſich den Hut in ſeiner martialiſchen Stimmung ſo tief in die Stirne drückt, daß er nicht mehr ſehen und in blinder Wuth den eigenſinnigen Hut nicht mehr lüften kann; wie unter denen, die noch in Reih und Glied ſtehen, der Flügelmann als kleinſter von allen, die verkehrte Welt vorſtellt; wie ein anderer ein Tuch um den Kopf gebunden hat, als wolle er blinde Kuh ſpielen u. ſ. w.

Und nun, lieber Leſer, iſt die Geſchichte zu Ende. Biſt Du zufrieden und vergnügt, ſo laſſe Dich von der allgemeinen Luſtbarkeit begeiſtern und bringe dem wackern Hogarth einen — Toaſt!

# Adolar und Roberto. Zwei in Einem.

Ausgetobt hatte der Seeſturm; in der Ferne verhallte ſein letztes dumpfes Brauſen. Die Himmelsgebirge der ſchwarzen Gewitterwolken theilten ſich und zwiſchen ihnen ſchoß die Abendſonne ihre rothglühenden Strahlen hervor.

Auf den Fluten, die mit ſchaumbedeckten Häuptern, bald rieſengroß ſich heben, bald toſend zuſammenſtürzten, ſchwammen die Leichname der Schiffbrüchigen, von Schiffstrümmern und reichbeladenen Kiſten umgeben. Viele derſelben trieb die See an den Strand eines Eilandes, welches im bläulichen Abenddufte friedlich und freundlich dalag. Zuletzt wälzten die Wogen noch eine lange, hagere Menſchengeſtalt an das Ufer. Von den Reſten eines zerriſſenen Gewandes bedeckt, lag ſie, mit geſchloſſenen Augen im bleichen Geſicht, ſtarr auf dem ſandigen Boden.

Waſſervögel, über das menſchenähnliche Schreckbild hinſtreifend, flogen, kaum genähert, mit gellend ſcheuem Angſtgeſchrei ſogleich wieder hinweg.

Vergebens buhlten die Sommerlüfte, den Starren mit ihrem warmen Odem zu beleben; vergebens übergoß die Abendröthe den bleichen Leib mit ihrem Roſenduft. Der Tod ſchien von ſeiner Beute nicht mehr ablaſſen zu wollen. —

Schon verhüllte Nacht die leiſe ſäuſelnden Haine der Inſel und die dumpfrauſchenden Wogen des Meeres. Hoch am dunkeln Himmel ſtand der Mond, umlagert vom Sternengewimmel, und hüllte die weite Gegend in ſein weißes Trauerlicht; da erhob ſich die grauenhafte Geſtalt, wimmerte, bebte, blickte, vom zweifelhaften Nachtſcheine umflort, unter den Trümmern forſchend umher, richtete ſich endlich hoch empor, und ſprach mit dumpfer Stimme: „Wo bin ich? Im Grabe nicht! Ich ſchaue Licht, ich athme Lebensluft. — Und doch nicht im weichen, warmen Schooße des Lebens? Todesgrauen ſchauert durch Mark und Gebein; ich bin allein, und Grabesöde ſchweigt um mich her. Fremd iſt mir Alles, fremd bin ich mir ſelbſt! Die Bruſt, wie ſchwer! Das Herz, wie kalt! Der Geiſt, wie fern von Lieb' und Hoffnung! Sprich es aus, Verzweiflung! ich bin todt“ —

„Meer, Du Schlund des Verderbens von Tauſenden! Warum haſt du mich nicht verſchlungen? Durfteſt du nicht? Iſt das Maß meiner Leiden noch nicht voll? Mond, du Gräberfackel! Wie wunderbar zeigſt du mir, der ſich ſelbſt verlor, in räthſelhafter Dämmerung hier eine neue Welt! — Ausgeworfen an ein unbekanntes Geſtade, ſteh' ich bebend unter Trümmern und Leichen. Vor wenig Stunden noch Sturmgeheul und Todesröcheln und des Blitzes Flammenpfeile! Himmel, Meer und Erde in Aufruhr! Und nun ſchläft die Natur im Mondlicht ſo friedlich, wie ein neugebornes Kind. O Erde, der armen Menſchen Wiege und Grab ſeit Jahrtauſenden! Was ſind all' deine Schlachten und Schiffbrüche, all' deine Vulkane und Seuchen? Sie toben und vertoben: kaum die Spur einer Narbe bleibt von ihnen zurück, und ewig klar und ruhig ſtrahlt oben des Äthers reines Himmelslicht. Nicht ſo der Menſch! Freudenjubel oder Schreckenstöne, die in der Außenwelt längſt verſchwunden ſind, klingen, ihr geiſtiges Echo, in ſeinem Innern fort und fort. — So glüht denn, ihr Wunden an meinem Leibe! Schüttle mir, Froſt, die morſchen Glieder! Durchzuckt mich, ihr Schmerzen, wie Blitze den Himmel! Was thut's? Iſt nicht das ganze Leben eine Reihe von Schiffbrüchen? Und dieſer Schiffbruch, er iſt ja nur das Sinnbild meines geſcheiterten Lebens. Wäre er doch auch von allen meinen Schiffbrüchen der letzte!" —

Bei dieſen Worten zitterte die Geſtalt vor Froſt, grinste mit verzerrten Geſichtsmuskeln, heulte laut auf zum Monde, und ſank bewußtlos zu Boden.

Die aufgehende Sonne ſah das ſonderbare Weſen knieend und mit gefalteten Händen zum Himmel ſchauend. Sein Geiſt, nun klar wie das Blau des Firmaments, flehte zum großen Geiſte des Weltalls, der ihn und die Natur neu belebte. In einiger Entfernung von dem Verzückten ſtanden mehrere Einwohner der ruhigen, glücklichen Inſel. Scheue Bewunderung malte ſich auf jedem Geſichte, nicht ohne einen Beiſatz von Mitleid über den unverkennbaren Contraſt von Geiſteserhebung und Leibeszerrüttung; denn edel, doch ſeltſam, ſchien die Morgenfeier des bewegungslos Knienden.

Nur einzelne Worte und Laute unterbrachen die tiefe Stille; der Betende aber vernahm die Menſchen nicht, ſah nur den Himmel, und ſegnete die Sonne, die ihn jetzt durchwärmte, da er vom Sturme des Meeres und des Lebens noch ſchauderte. Das Wohlgefühl der Sonnenwärme löste endlich das Band der betäubten Sinne, und verſenkte ihn in einen erquickenden Schlaf. Gott dankend und Gott allein denkend, ſank der Schläfer ſanft, wie auf den Wink ſeines Schutzgeiſtes, zur Erde. Der grüne Raſen wurde ihm zum weichen Bett, der Himmel ſelbſt ſein Baldachin.

Die Inſel, auf deren Kräuterbette der Fremdling nun ſchlummerte, lag fern von dem großen Continental-Reiche, zu dem ſie gehörte. Der Culturgrad ihrer Bewohner war kein höherer, als ein etwas veredelter Naturſtand; ihr gemeinſchaftlicher Charakter ruhig, ſanft und freundlich. Die beiden Tugenden, ihnen von der Natur als Mitgift des Lebens angeboren, übten ſie aus, ohne es zu wiſſen; Laſter und Verbrechen, die den Menſchen entwürdigen und die Erde verheeren, kannten ſie nur aus dunkeln Nachrichten, welche manchmal vom Mutterſtaat eintrafen, wie man am Rande des fernen Horizontes drohende Grauengeſtalten ſchwarzer Gewölke erblickt, die, ohne dem ſonnenlichten Bezirke des Schauenden näher zu kommen, vorüber ziehen und ſpurlos verſchwinden.

Hier war der Menſchenliebe Heimat. Die himmelklare Redlichkeit ging mit der Treue Hand in Hand. Die Luſt war immer rein, und fröhlich die Pflicht. Der Schmerz zerriß die Seele nie mit wilder, zerſtörender Kraft, da ſich mit ihm nie das Gift der Schuld vermiſchte und kein phyſiſch- oder moraliſch- naturwidriger Zuſtand ihn hervorbrachte. Das Geſetz zeigte ſich den friedlichen Menſchen hier, wie den Frommen ein Heiligenbild in der Kirche erſcheint. Jeder Statthalter, welchen der Beherrſcher des großen Continental-Mutterſtaates auf dieſe Inſel ſandte, erhielt dieſe Stelle als eine Auszeichnung und Belohnung für lange treue Dienſte, denn er lebte dann hier ſo, wie ein glücklicher Vater unter ſeinen Kindern.

So war denn die ſchöne Inſel reich an köſtlichen Produkten, noch reicher an guten und zufriedenen Menſchen. Freilich ſchlich das Leben der Bewohner etwas einförmig dahin, dafür aber auch ohne jene lange Weile, welche alle wechſelnden Taumelgenüſſe der geräuſchvollen großen Welt im Schooße des Luxus begleitet.

Jetzt wurde die ſtille Gleichförmigkeit durch zwei Gegenſtände unterbrochen, die Alles in ungewöhnliche Aufregung brachten; durch das Erſcheinen des Schiffbrüchigen und das Eintreffen von Neuigkeiten in Betreff eines großen Mannes im Continental-Reiche, deſſen Tugenden und Geiſtesgröße die allgemeine Bewunderung und Verehrung erregten.

In der Mitte des Eilandes lag, wie ein Freudenſaal der Natur, ein liebliches, fruchtbuntes, farbenreiches Thal mit ſeinen weichen, ſchwellenden Blumenkiſſen, auf drei Seiten von ſanften Hügeln umſchlungen, auf der vierten aber offen, mit freier Ausſicht gegen das Meer, in deſſen Schooß ein kleiner Fluß, welcher das Thal blinkend durcheilte, ſich behaglich ergoß. Auf den Hügeln ſtanden die Wohnungen der Inſulaner, hinter welchen dichte Wälder bis an die entgegenſtehenden Ufer ſich hinabſenkten. In den Hügeln wölbten ſich kühle, dämmerige Grotten, deren eine der Schiffbrüchige — ſo nannte man ihn, der ſeinen Namen nicht nannte, in Beſitz nahm. Ungeachtet ſein verſtörtes, ſeltſames Weſen den Inſulanern oft unheimlich ſchien, erweckte doch die Spur von der, nach einem großen Unglück zurückgebliebenen Wehmuth, die ihn wie ein nächtlicher Dämon umſchattete, ihre Theilnahme in hohem Grade; denn es ſchien, als ob ihnen etwas zuflüſterte: „Seht doch den armen Mann! Ihn traf im Großen und mit ſchwerem Gewicht, was Jeden von uns im Kleinen, zwar geringer, aber ſtündlich treffen kann!“ —

Durch ſo wohlwollendes Entgegenkommen wurde der Fremdling — er mag indeß Adolar heißen — immer ruhiger und zutraulicher, denn die Liebe erwärmt und erhellt des Menſchen Inneres, wie die Sonne das Äußere.

Adolar entwickelte in ſeinen Geſprächen ungemeine Kenntniſſe und einen Schatz von Erfahrungen, manchmal aber, obſchon immer ſeltner, ergriff ihn eine ſonderbare, böſe Heftigkeit. Sein Zuſtand, ein Kampf des Wahnſinns mit der Seelengröße, erweckte dann noch mehr Rührung und Mitgefühl, wie Ruinen, die im Schein der Abendröthe glänzen, den Schauenden noch wehmüthiger ſtimmen. Erreichten die böſen Ausbrüche den höchſten Grad der Heftigkeit, dann loderte wildes Feuer in den rollenden Augen; die Adern ſchwollen, der gepreßte Athem keuchte, und die Hände ballten ſich krampfhaft. Dies geſchah vorzüglich dann, wenn das Geſpräch auf einen gewiſſen Grafen Roberto fiel, deſſen Tugenden und große Eigenſchaften man bewunderte und verehrte. Eines Tages gerieth Adolar dabei in ſolche Wuth, daß ihm eine Ader im Auge barſt und ein Bluttropfen, im weißen Raume glühend, wie ein feuriges Meteor in heller Mondnacht, haften blieb.

Man zweifelte jetzt nicht länger, daß zwiſchen beiden Männern die heftigſte Feindſchaft walte. Jeder vermied es nun, ſorgfältig ſchonend, dieſen Gegenſtand zu berühren; aber Adolar ſelbſt führte das Geſpräch jetzt mehr als ſonſt darauf, gleich Einem, der im Fieberanfall die eigene Wunde ſich aufreißt.

Alltäglich, wenn die glühende Sonnenſcheibe in die Meeresfluten ſank, fanden ſich die Inſelbewohner, alt und jung, im Abendſcheine am Meergeſtade ein; Geſpräche wechſelten mit Geſängen. Nun ertönte hier von allen Lippen das Lob des Grafen Roberto. Jeder wußte von irgend einem Charakterzug oder von irgend einer That zu erzählen, die man nicht genug rühmen konnte. Wetteifernd wurde dann ſo lange forterzählt, bis der Mond die Dämmerung erhellte.

Ein Jüngling, Glut in Blick und Wort, ſprach mit höchſter Lebhaftigkeit: „Roberto, edel, kühn und mild, iſt fürwahr das ſchönſte Bild der Liebe! Hört nur den einzigen Zug! Das holde Mädchen, dem er Lieb' und Treue ſchwur, wurde ihm von den Verwandten aus nichtigen Gründen verweigert; die Herzloſen führten ſie in ein fernes Land, in der Abſicht, ſie dort zu einem verhaßten Ehebündniß zu zwingen. Roberto aber — was that er? Roberto hält ſeinen Schwur; er eilt, ſie zu finden, aus ſeiner Heimat, durchzieht Länder, fliegt über Strom und Meer, trotzt der Gefahr, trotzt dem Tode, beſiegt das feindliche Schickſal, beſiegt den Haß, erringt die Geliebte und mit ihr das Glück ſeines Lebens!"

So ſprach der Jüngling. Aus Aller Augen glänzte ihm der Widerſchein ſeines Entzückens entgegen: aber in die Lobſprüche ſcholl plötzlich ein wildes Gelächter hinein. Gleich einer bleichen Grabgeſtalt grinste Adolar in den Kreis. Er hielt mit den Händen ein weißes Täubchen empor; es ſchlug mit den Flügeln, flatterte bang und ſträubte ſich; er aber droſſelte und würgte es, daß dem Thierchen die Augen vordrangen und das Blut aus dem Schnabel quoll. Er fing die warmen Tropfen in die hohle Hand auf und ſang mit mordgierig wilder Luſt:

»So endet der Liebe allmächtiges Glück!
So wendet die Treue ein Augenblick!
So ſendet das Schickſal den Tod uns zum Glück!«

So ſang er, ſchauerte, und ſchritt dahin wie ein Geiſt der Nacht. Die Taube lag todt; ſchweigend entfernten ſich Alle.

Als die Sonnenglut am nächſten Abend wieder in's Meer ſank, ſtand die Verſammlung abermal im Purpurlicht des Abends. Ein ſchöner Mann führte begeiſtert das Wort und ſagte: „Roberto iſt auch der Freundſchaft ſchönes Bild! Er vereinigt mit dem Glanz hoher Geburt den herrlichſten Geiſt und das beſte Gemüth. So ſtieg er bald von Stufe zu Stufe, und bekleidete die höchſten Staatsämter. Seine glänzende Laufbahn war gerade das Gegenſtück zu der ſeines Jugendfreundes Arthur, in deſſen Verfolgung ein feindſeliges Schickſal ſein Äußerſtes that. Arthur, zu ſtolz, um ſich im Stande der Erniedrigung dem erhabenen Freunde zu zeigen, verſchmähte es, als ein Gegenſtand des Mitleids zu erſcheinen, und verbarg ſich ängſtlich vor dem, der ihn glücklich machen konnte und wollte. Roberto wußte aber den, der ihn verkannte, aufzufinden, und zwang ihn, das Glück des Lebens aus ſeinen Händen anzunehmen, und an die Macht der Freundſchaft zu glauben. Schon bekleidete Arthur eine ehrenvolle Staatswürde, und erfreute ſich des verdienten Genuſſes von Glücksgütern, machte ſich aber während ſeiner Amtsverwaltung durch ſein ſtolzes Weſen bald Feinde, die, mächtiger als er, nichts unverſucht ließen, ihn zu ſtürzen. Schon ſtand er am Rande des Verderbens. Nur Roberto, der für den Freund Alles aufbot, ja ſein eigenes Wohl auf die Spitze ſtellte, vermochte es, ihn zu retten.“

Während dieſer Erzählung kamen mit haſtigen Schritten zwei Männer herbei, Adolar in ihrer Mitte. „Seht,“ riefen ſie, „ſeht den Undankbaren! Wir waren die Erſten, die ſich ihm näherten, da Alle noch vor ihm Scheu trugen. Wir haben den Hilfloſen gekleidet, genährt, gepflegt. Wir haben an ihm gehandelt wie Freunde. Und wie wollte er vergelten? Als wir nach Hauſe kamen, trafen wir ihn, mit einer Fackel in der Hand umherſchreitend, um die Wohnungen ſeiner Wohlthäter in Flammen auflodern zu laſſen.

Die Anweſenden vermochten's nicht über ſich, der Anklage Glauben beizumeſſen: ſie vermutheten, es müſſe hier ein Irrthum obwalten. Man drang in Adolar, ſich zu rechtfertigen. Er ſagte: „Freundſchaft iſt Eigennutz, Wohlthätigkeit geſchminkte Heuchelei. Schnell verwandelt ſich ein Palaſt in Aſche, noch ſchneller die Freundſchaft in Feindſchaft. Dankt mir, daß ich euch das wollte einſehen lernen!“

Die Inſulaner fanden ſich genöthigt, dem Unglücklichen nun den Zutritt zu ihren Wohnungen zu verſagen; man beſchränkte ſeinen Aufenthalt auf die abgelegenſte der Grotten.

Nun verfloſſen mehrere Tage, welche die ſonderbarſten Ereigniſſe in einer Reihe der kontraſtirendſten Scenen zeigten. Es ſchien, als füge ein feindſeliges Geſchick es, daß, ſo oft von jenem herrlichen Roberto, der ununterbrochen der Gegenſtand allgemeiner Verehrung blieb, irgend eine große That, eine ſchöne Handlung, ein edler Zug erzählt wurde, Adolar immer etwas dem ganz Entgegengeſetztes that, als müſſe oder wolle er den Menſchen, deſſen Geiſtesgröße und Seelenſchönheit man in jenem Manne kaum bewundert hatte, nun eben ſo in ſeiner Nichtigkeit und Verworfenheit zeigen, und gleichſam ein entwürdigendes Zerrbild der Menſchheit aufſtellen.

Einige Tage vor jenem fürchterlichen Sturme, welcher die Ufer der Inſel mit Trümmern und Leichen bedeckte, und Adolar's Leichengeſtalt an's Land geworfen hatte, war der Statthalter geſtorben; man erwartete den Nachfolger.

An einem heitern Abend landete ein ſtattliches Schiff. Alt und Jung eilte an's Ufer und begrüßte die Ankommenden mit Freudengeſchrei. Der neue Statthalter ſtieg aus dem Schiffe, ein junger Mann, deſſen Miene die ſchönſte

Verſchmelzung von Geiſt und Herzensgüte verkündigte. Ihm zur Seite wandelte ſeine Gemahlin, blühend im Reize der Jugend, ein Bild der liebenswürdigſten Anmuth.

Der Statthalter zeigte das eifrigſte Beſtreben, ſich von der Inſel die genaueſte Kenntniß zu verſchaffen und für das Wohl der Bewohner nach Kräften zu ſorgen. Zu dem Behufe ſcheute er keine Mühe, um ſich von Allem mit eigenen Augen zu überzeugen, und gab ſchon in den erſten Tagen Beweiſe von Gerechtigkeit und Menſchenliebe, Kenntniß und Klugheit. Gegen den milden Charakter dieſes edlen Mannes kontraſtirte um deſto greller Adolar's wilde Heftigkeit, die mit jedem Tage ſo ſtieg, daß es nicht mehr räthlich ſchien, ihm den bisherigen Genuß der Freiheit länger zu geſtatten.

Die Sache wurde dem Statthalter gemeldet. Dieſer, gewohnt, Alles ſelbſt zu unterſuchen, ließ ſich zu der abgelegenen Grotte führen, welche Adolar bewohnte.

Die Morgenſonne erleuchtete den Vordergrund der Höhle, während die Tiefe in Dämmerung lag. Stille herrſchte im dunkeln Gewölbe. Auch die Eintretenden gingen leiſe und ſchweigend.

Ganz im Hintergrunde erhob ſich Adolar's hohe Geſtalt in glänzend weißem Gewand, unbeweglich und ernſt, und ſtarrte gerade vor ſich hin. Der Statthalter trat näher, Adolar ſah ihn nicht. Der Statthalter redete ihn an, Adolar hörte ihn nicht. Endlich ergriff Jener die rechte Hand, des Regungsloſen. Nun fuhr Adolar heftig empor und rief mit rauher Stimme:

„Was wollt ihr, Ruheſtörer?“ Der Ton ſchien den

Statthalter ſo zu treffen, als ſei ein Donnerkeil aus den Wolken auf ſein Haupt gefallen. Er ſchwankte, taumelte, und fiel mit dem Ausruf: „Iſt's möglich? Nicht todt?“ in die auffangenden Arme der zwei Männer, die ihm zunächſt ſtanden.

Nun erhob ſich Adelar, und ſchritt mit funkelnden Augen gegen den Statthalter, den man auf einen dicht bemoosten Stein gelegt, und ſagte, ihn wild anſtarrend: „Haſt auch Du dort über'm Meere Treue und Glauben gebrochen, Freundſchaft und Liebe verrathen, und willſt nun hier Belohnung ernten für Deine Verbrechen? Ja, — ſollſt ihn finden, den Lohn, wie Du ihn verdienſt, Frevler des Continents!“

Mit dieſen Worten riß er einen gewaltigen Stein von der Felswand und holte aus, ihn auf den Liegenden zu ſchleudern. Ein Schrei des Entſetzens Aller. Viele Arme faßten den Arm des Schleudernden zugleich, und der Stein fiel zu Boden, ehe er das Ziel erreichte, das er treffen ſollte. In demſelben Augenblicke kam der Statthalter zu ſich. Dem Blick folgte, eine Verſchmelzung von Entſetzen und Entzücken im Tone, der Ausruf: „Roberto — mein Vater!“

In Adelar's Seele ſchien mit dieſem Worte die Rückerinnerung an eine große Vergangenheit aufzudämmern, doch wirkte die Gewalt der Szene, die jetzt zugleich auf ihn eindrang, auf den geſchwächten Körper zu heftig, um ein klares Erkennen aufkommen zu laſſen. Das unruhige Spiel der Muskeln, das unſtäte Feuer der Blicke, das raſtloſe

Verändern der Geſichtszüge zeigten den Aufruhr in ſeinem Innern; er vermochte aber nicht auszuſprechen, was in ihm vorging, weil deſſen, was er ſagen wollte, zu viel war. Eben dieſer Zuſtand überzeugte den Statthalter immer mehr, daß er ſich nicht irre, und daß der unglückliche Mann, der ihn jetzt tödten wollte, derſelbe ſei, dem er das Leben verdanke.

Und ſo war es auch. Adolar und Roberto waren eine und dieſelbe Perſon, die aber, mit ſich ſelbſt und mit der Welt zerfallen, gewiſſermaßen ein moraliſcher Doppelgänger geworden war. Daher Adolar's Entſetzen und ſein Raſen, wenn von Roberto die herrlichſten Züge erzählt wurden, denn er war ein ſo ganz Anderer geworden, ſo verſchieden von dem, der er einſt war, daß er in dem irren Zuſtande der Zerfallenheit in jenem allgemein bewunderten Roberto ſich ſelbſt nicht mehr erkannte, ſondern ihn für ſeinen Todfeind, für den treuloſen Arthur hielt. Aus Haß gegen dieſen, die Welt und ſich ſelbſt, entbrannte er bei jenen Erzählungen, die unter anderm Namen ihn prieſen, gewöhnlich in Wuth, und that dann das Gegentheil von dem, was die Erzähler als Nachrichten, die ſie vom Continent einzeln erhielten, mit Begeiſterung prieſen.

Den Aufſchluß zu alle dem gibt die Reihe jener Begebenheiten, die ſich zutrugen, ehe Adolar, Schiffbruch leidend, an die Eilandküſte geworfen ward. Das Weſentliche der Vorgeſchichte beſteht in Folgendem:

Adolar war als Jüngling wirklich das ſchönſte Bild der Liebe, ſo edel, kühn und mild, wie jener Jüngling in der Abendverſammlung unter freiem Himmel erzählte. Das holde Mädchen, dem er Lieb' und Treue ſchwur, wurde ihm von den Verwandten aus wichtigen Gründen wirklich verweigert. Die Herzloſen fuhrten die Holde wirklich in ein fremdes Land, um ſie dort zu einem verhaßten Ehebündniſſe zu zwingen. Adolar, ſeinem Schwur getreu, durchzog Länder, flog über Ströme und Meere, trotzte der Gefahr und dem Tode, beſiegte das feindliche Schickſal, und errang die Geliebte. Der Ruf von der Liebe und dem Glücke des romantiſchen Jünglings hatte ſich weit verbreitet und war auch bis zum fernen Eilande geflogen; nicht ſo das traurige Gegenſtück; denn ach! die ſo muthig und ſchwer errungene Geliebte vergiftete durch Treuloſigkeit das Glück, welches Adolar nur zwei Jahre in ihren Armen genoß. Daher kam es, daß Adolar, da er Begebenheiten aus ſeiner eigenen Lebensgeſchichte unter fremden Namen erzählen hörte, in Wuth gerieth und das Täubchen würgte, als habe er die Treuloſe ſelbſt unter ſeinen rächenden Händen. Darauf bezogen ſich auch die von ihm ſchauerlich vorgetragenen Verſe:

»So endet der Liebe allmächtiges Glück!
So wendet die Treue ein Augenblick!
So ſendet das Schickſal den Tod uns zum Glück.«

Adolar hatte einen Jugendfreund. Er zog den vom Schickſale verfolgten Arthur aus dem Staube der Niedrigkeit zum Gipfel des Glückes empor; er rettete den Geſtürzten mit eigener Gefahr und mit großen Aufopferungen. Auch dieſe ſchöne That hatte der Ruf weit umher verbreitet, man wußte aber nicht, was darauf gefolgt war, wußte nicht, daß der Gerettete ſeines Retters Nebenbuhler um Macht und Würde war, ihm, dem er ſeine Erhebung und ſein Glück verdankte, Macht und Würde raubte, und den Wohlthäter, den Freund, in den Abgrund des Elends ſtürzte.

Nun verſank Roberto von Adolar, von Menſchenhaß ergriffen, in eine tiefe Schwermuth, die ihn mit ihren nächtlichen Flügeln immer drückender umfaßte. Ein trauriges Vergeſſen der Außenwelt und aller Verhältniſſe drängte ihn immer mehr in ſein Inneres zurück. So brütend über den Böſen, entartete ſein troſtloſer Zuſtand endlich in Geiſteszerrüttung.

Er hatte einen trefflichen Sohn; er kannte ihn nicht mehr. Er verließ heimlich die Stadt, ſchiffte ſich ein, ſegelte fort, ohne zu wiſſen, wohin, und ward, nach langem Herumirren und nach vielen Widerwärtigkeiten, indem er abermals zur See ging, von einem Sturm ergriffen, der das Schiff zertrümmerte, auf dem er fuhr. Was Leben hatte, ging zu Grunde, unter dieſen wohl viele Glückliche, die nach Gattin und Kindern in der Heimat ſich ſehnten! Nur Er, der Unglücklichſte von Allen, ward von den Fluten an das Ufer der Inſel getragen, wo er jenes Selbſtgeſpräch hielt, als er in jener Mondnacht unter Trümmern und Leichen erwachte und zuerſt ſich todt glaubte, dann todt wünſchte. In der Reſidenz glaubte man, der Vermißte, den man, alles Nachforſchens ungeachtet, nicht mehr fand, habe ſich ſelbſt getödtet. Der Zuſtand, in dem man ihn wußte, gab der Vermuthung die meiſte Wahrſcheinlichkeit.

Der neue Statthalter war der Sohn des Unglücklichen Roberto von Adolar. Beide erkannten ſich. Erklären muß ich nur noch, wie Guido von Adolar, obſchon noch Jüngling, zu einer Würde gelangte, die ſonſt nur Greiſen oder Männern verliehen wurde.

Arthur, der nichtswürdige Verräther am edelſten Freunde, er, der ſeinem, erſt im Schooße des Glückes erwachenden Ehrgeize, Pflicht und Recht aufopferte, blieb ſeines unrechtmäßig erworbenen Beſitzes nicht lange froh. Adolar's Verſchwinden und muthmaßlicher Selbſtmord warf den erſten Gifttropfen in den Taumelbecher ſeines unverdienten Glückes. Die geheimen Frevel, deren er ſich zu Adolars Sturze ſchuldig gemacht hatte, wurden dem Fürſten durch redliche Männer enthüllt, und Arthur fand bald den ſchweren Arm der ſtrafenden Gerechtigkeit. Mit der Ungnade des Fürſten traf ihn zugleich die Verabſcheuung der Edlen des Landes. Unter dieſen war nur Einer, der ihn nicht ſo haſſen konnte, wie er es verdiente. Dieſer Eine war Guido von Adolar, war's deshalb, weil Arthur eine Fürſprecherin hatte, ſo mächtig, ſo reizend und ſo ſchuldlos, daß nur ein ehernes Herz ihr hätte widerſtehen können. Arthur konnte die ihn treffende Schande und die ihn folternden Gewiſſensbiſſe nicht überleben. Er wußte, wie innig Guido und Alphonſine ſich liebten, und legte noch in ſeiner Todesſtunde ihre Hände in einander, indem er zur Tochter mit ſchon matter Stimme ſagte: „Vergüte dem Sohne, was ich dem Vater raubte — die Ruhe und das Glück ſeines Lebens!"

So ward denn Alphonſine die Gattin Guido's. Der Fürſt erkannte bald des jungen Mannes ausgezeichnete Geiſtesgaben, ſo wie das edle Weſen ſeines Charakters, und dachte darauf, ihm nicht nur einen Wirkungskreis anzuweiſen, in dem er jene Vorzüge beglückend anwenden könne, ſondern ihm zugleich durch eine mehr als gewöhnliche, ſchnelle und auszeichnende Beförderung das Unglück ſeines Vaters zu vergüten. Da nun aber in der Reſidenz Alles den Sohn an die Leiden des Vaters erinnerte und deshalb eine nicht zu beſiegende Schwermuth ſich Guido's bemächtigte, beſchloß der erhabene Fürſt, deſſen Scharfblicke nichts entging, eine zufällig ſich darbietende Gelegenheit auf das zweckmäßigſte zu benützen. So wurde Guido an die Stelle des kürzlich verſtorbenen Statthalters ernannt.

Hier war wohl eine höhere Fügung unverkennbar; denn Guido fand auf dem ſchönen Eilande nicht nur den Anfang einer glänzenden und glücklichen Laufbahn, ſondern auch Denjenigen, deſſen Verluſt und Unglück er ſo lange und ſo tief betrauerte.

Adolars Gemüthsverwirrung ward zwar Anfangs durch die heftige Erſchütterung des ſonderbaren Zaſammentreffens und Erkennens geſteigert; allmälig wurde aber der Sturm der geſtörten Seelenruhe ſanfter, und verſchwand endlich ganz. So befand ſich Adolar nun in derſelben Lage, wie damals, als der Seeſturm den Geſcheiterten halb todt an's Land warf, und er dann in ſtiller Mondnacht das Bewußtſein wieder fand. Jener Schiffbruch war das Ende ſeiner Leiden; der Reſt ſeines Lebens verfloß nun wirklich wie eine ſtillheitere Mondnacht. Guido ſtrebte raſtlos, dem greiſen Vater das frühere Unglück zu vergüten, ſo wie Alphonſine ſich bemühte, den Frevel ihres Vaters durch die ſorgfältigſte Liebe zu ſühnen. Adolar aber ſprach mit dem letzten Hauche ſeines Lebens noch die Worte: „Im Gewebe dieſes irdiſchen Daſeins ſind die Fäden von Glück und Unglück ſo unzertrennlich durcheinander geſchlungen wie Tag und Nacht, und des Menſchen Größe und Nichtigkeit, allenthalben dicht an einander gränzend, zeigt den grellſten Contraſt. Was ſoll nun die armſelig prunkende Seifenblaſe des Stolzes? Vergeſſe der Glückliche ja nie der Strafe, der Unglückliche nie des Lohnes jenſeits! Der Leidende hiernieden denke aber an die Lilie, die von der Glut des Sonnenſtrahls nicht verſengt wird, ſondern noch hellweißer erglänzt!“

# Legenden

und

# bibliſche Bilder.

# Die Macht des Gebetes.

## Eine Viſion.

Guido hatte große Reichthümer beſeſſen und — vergeudet im Genuſſe irdiſcher Freuden; er konnte ſein Glück nicht ertragen. Nun war er verarmt; der Schwelger darbte im Elend, er konnte jetzt auch ſein Unglück nicht ertragen. Hatte er im Taumel des Wohllebens an Gott nur ſelten und flüchtig gedacht, ſo dachte er im Elend an den Allerhöchſten nur mit Unmuth und Widerwillen. So ward denn ſein Gemüth nie von kindlichem Vertrauen zum Schöpfer erwärmt, nie dankbar emporgehoben zum Urheber alles Guten, und die beſeligende Empfindung des aus dem Grunde des Herzens aufſteigenden Gebetes blieb ihm fremd. Hatte er früher aus ſträflichem Leichtſinne nicht gebetet, ſo unterließ er das Beten nachher ganz, weil er ſich ſelbſt durch Grübeln und frevelhafte Scheingründe verblendet hatte.

„Wozu beten?“ (ſagte er,) „in welcher Abſicht? zu welchem Zwecke? — Bete ich in guter Abſicht, ſo gebührt mir das, um was ich bitte, auch ohne Gebet. Iſt die Abſicht ſchlecht, ſo darf das, um was ich bitte, mir auf keinen Fall gewährt werden. — Soll ich beten, weil mir Gutes zu Theil wurde? Gott bedarf meines Dankes nicht. Soll ich beten, um Übles von mir abzuwenden? Gott wird nichts Böſes über mich verhängen, wenn ich nichts Böſes verſchuldet habe. Iſt Gott allwiſſend, ſo weiß er ohnedies, was ich wünſche oder ſcheue: iſt er allweiſe, ſo weiß er beſſer als ich, was mir frommt oder ſchadet. Was Er beſchloſſen hat, daß es geſchehe, das wird und muß geſchehen, auch ohne mein Gebet. Iſt Gott allmächtig, ſo kann er mir Alles geben, Alles verſagen nach ſeinem Willen. Iſt Gott allgütig, ſo wird er mir, auch ohne mein Gebet, meine bereuten und gebüßten Fehler verzeihen und mein zeitliches Wohl fördern. Iſt Gott allgerecht, ſo wird er mir auf jeden Fall nur das gewähren, was ich verdiene. Hat Er mir Gutes verliehen, ſo wird ihm, mehr als mein Dankgebet, der gute Gebrauch des Verliehenen wohlgefallen. Bete ich für Andere, ſo wird Er, der Allweiſe, Allgerechte, nicht auf *mein* Gebet, ſondern auf *ihr* Verdienſt ſehen. Wozu ſoll ich nun beten?“ —

Während *Guido* alſo ſprach, ward das Gemach von einem Glanze erfüllt, gleich den erſten, der aufgehenden Sonne voreilenden Lichtſtrahlen, welche noch vom Purpur der Morgenröthe glühen. Der entzückende Himmelsglanz verſchwand aber wieder ſo ſchnell, als er erſchienen war, und eintrat ein ehrwürdiger Eremit, von erhabener Geſtalt, mit ſchneeweißem Bart und Haupthaar. Seine edlen Geſichtszüge zeigten die ſchöne Reinheit eines frommen Gemüthes, die höchſte Heiligkeit des Geiſtes und eine wunderbare Verſchmelzung vom Ausdrucke des ehrfurchtgebietenden Alters mit dem blühenden Reiz ewiger Jugend; das eben verſchwundene Himmelslicht aber ſchien ſich in ſeine Augen zurückgezogen zu haben, aus welchem ſich eine Verklärung über das edle, würdevolle Antlitz ergoß.

Die wunderähnliche Erſcheinung der eben ſo ſchönen als erhabenen Geſtalt des Eremiten erfüllte Guido's Seele mit Staunen und mit einem heiligen Schauer, deſſen er ſich nicht erwehren konnte. Der Eremit ſprach mit einem Tone, deſſen Wohlklang mit rührender Gewalt in Guido's Herz drang:

„Der Friede ſei mit Dir! Ich habe Dich vernommen, und während Deine frevelhaften Zweifel an der Macht und Herrlichkeit des Gebetes laut wurden, ſtieg mein Gebet für Dich zum Himmel empor. Höre denn und erwäge! — Du fragſt, warum Du beten ſollſt? Deiner ſelbſt wegen! Gott, — Du magſt ihn lobpreiſend anbeten, Du magſt ihn für Dich oder Deine Mitmenſchen um Verleihung eines Guten oder um Abwendung eines Übels bitten, oder ihm danken für empfangene Wohlthaten — Gott bedarf Deines Gebetes nicht. Das Gebet iſt aber des Menſchen Annäherung an Gott; es erhebt die Seele und veredelt ſie eben durch dieſe Erhebung, ſo wie der Diamant im Feuer noch feſter, die Lilie in der Sonne noch weißer, die Luft noch reiner wird, je höher ihre Region iſt. Das Gebet iſt die unmittelbare Vereinigung unſers Geiſtes mit dem Allerheiligſten, der Aufſchwung zu dem Ewigen. Änderte es auch kein Haar in den Begebenheiten und im Laufe der Welt, ſo bliebe ſeine Kraft doch immer die mächtigſte, indem ſie Deine Vervollkommnung bewirkt. Die Stunde des Gebetes iſt eine Stunde der Verklärung, der Aufgang einer himmliſchen Sonne in der Nacht des irdiſchen Lebens, der hohe Adlerflug in das Reich der Seligkeit; es wirkt das große Wunder, welches Dich über Dich ſelbſt erhebt, den Sterblichen zum Engel erhöht. Der Drang zum Gebete muß demjenigen Drange gleichen, welcher den Strom zwingt, ſich in das Weltmeer zu ergießen, die Sonnenblume, ſich nach der Sonne zu wenden. Nicht der Eigennutz, ſondern Dankgefühl, Frömmigkeit, Liebe und Gottvertrauen müſſen in Dir die heilige Glut des Gebetes entflammen, und jedes Gebet muß ſchließen mit den Worten der innigſten Ergebung: „Nicht mein Wille geſchehe, o Herr! ſondern der Deinige! — Willſt Du Dich aber ſelbſt überzeugen von der Macht des Gebetes, ſo folge mir!“ —

Der Eremit reichte dem Staunenden die Hand. Sie verließen das Gemach. Guido wußte nicht, ob er wache oder träume.

Sie traten in einen kleinen Garten. Das Frühlicht und die feierliche Stille eines Sonntagsmorgens ſchienen ihn zu verklären. Vor dem Eingange in eine leiſe flüſternde Jasminlaube prangte ein Beet von weißen und rothen Roſen, mit blauen Lilien am Rande umgeben. Die Sonnenſtrahlen brachen ſich farbenreich in den Thauperlen, die an allen Blumenkelchen und auf allen Blättern ſchimmerten. Vor dem Blumenbeete kniete ein liebliches Kind mit Purpurwangen, goldblendem Lockenkopf und hellblauen Augen. Neben dem Kinde erſchien klar, doch kaum ſichtbar, wie der vom Morgenroth angehauchte Äther, die Geſtalt eines Engels, aus deſſen Augen ein Lichtſtrahl in die Augen des Kindes floß, welches die gefalteten Händchen zum Himmel erhob, indem es ſein Morgengebet ſprach: „Himmliſcher Vater! Laß mich fromm und folgſam ſein, Du gabſt mich meinen guten Eltern, gib auch, daß ich die Freude ihres Lebens werde. Laſſe ſie auf ihrer Lebensbahn lange meine Stützen ſein, und wenn ſie, von Dir, o Gott! abgerufen, im Grabe ruhen, ſo ruhe ihr Segen auf mir! Laß mich ſchuldlos bleiben und fleißig, wie die Biene! Laß mich blühen, wie die Blume am Morgen, rein und ſchön! Und, wenn ich mein Haupt ſenke, wie die Blume am Abend des Welkens, ſo nimm mich auf zu Dir, o Himmelsvater, in Dein Reich, wo alle Blumen unvergänglich blühen, und die frommen Kinder ſich mit den Engeln freuen!“ —

Die Engelsgeſtalt neben dem Kinde zerfloß wie ein Lichtſtrahl auf der Oberfläche eines klaren Baches, deſſen flimmernde Wellen ihn mit ſich fortzutragen ſchienen. Das Kind ſank, wie von ſüßer Schlummergewalt augenblicklich überwältigt, mit dem goldgelockten Köpfchen auf das Blumenbeet, ſprang ſogleich wieder fröhlich empor, und flog jubelnd den kommenden Eltern entgegen, die, in der Entfernung ſtehend, das Morgengebet vernommen hatten. Die entzückte Mutter hob die fromme Unſchuld empor, und drückte ſie an die Bruſt, während der glückliche Vater den Blick zum Himmel wendete, und die ſegnende Hand auf das Haupt des liebkoſenden Kindes legte.

Guido ſeufzte. Der Eremit ſprach: „Selig ſind die ſchuldloſen Kinder, denn ihrer iſt das Reich Gottes.“

Er hatte dieſe Worte kaum geſprochen, da war die Scene plötzlich verändert.

Eine unermeßliche Ebene dehnte ſich aus. Zwei Heere ſtanden einander in Schlachtordnung gegenüber; ein zahlreiches Heer von heidniſchen Barbaren, die ſich, wuthſchnaubend, mit Flüchen und wildem Geſchrei ſelbſt zur Raſerei entflammten. Ein blutgieriger Eroberer ſprengte auf einem ſchwarzen Roſſe vor den fanatiſchen Schwärmen vorüber, ihre Mordluſt und Habſucht durch Verheißung reicher Beute reizend.

Still und ruhig ſtand das kleine Heer der Chriſten, der frommen Vertheidiger ihres bedrohten Vaterlandes. Schwach war ihre Streitmacht, aber die gerechte Sache auf ihrer Seite; ohne Hoffnung eines Sieges, ſahen ſie ihren unvermeidlichen Untergang vor ſich, und ſie zogen nur deshalb in den Kampf, um in der Erfüllung ihrer Pflicht rühmlich zu erliegen. Den edlen Feldherrn trug ein weißes Roß an den vorderſten Reihen dahin. Er hielt eine Rede, den Muth der Seinigen zu beſtärken, ihr Vertrauen auf Gott und die gerechte Sache preiſend; dann ſchloß er mit den Worten: „Klein iſt unſer Heer, aber Gott iſt ſtark in dem Schwachen. Iſt Gott mit uns; wer iſt wider uns?“ —

Jetzt ſtieg der Feldherr vom Pferde herab, ließ ſich auf ſein Knie nieder. Seinem Beiſpiele folgten die Krieger. Im

Angeſicht des Feindes ſtieg ihr Gebet zu Gott empor, ein großer feierlicher Augenblick!

Der Feldherr erhob ſich; ſeinem Beiſpiele folgten die Krieger; jeder war ein Held. Das Vertrauen auf Gott erfüllte die Herzen der — durch die Macht des Gebetes hochbegeiſterten Kämpfer, und durch alle Reihen ſcholl's wie Jubelruf: „Gott iſt mit uns; wer iſt wider uns?“

Jetzt befahl der Feldherr den Angriff. Die feindlichen Horden erſtaunten über ſolche Kühnheit. Das kleine Heer rückte in feſtgeſchloſſenen Maſſen vor. Unüberwindlich durch ſeinen Glauben, drang es in die Mitte der zahlloſen Feinde. Die durchbrochenen Maſſen geriethen in Unordnung; die blinde Wuth verwandelte ſich in blinden Schrecken. Die Flucht ward allgemein. Das kleine Heer der Chriſten ſtand, als die Sonne ſich zum Untergang neigte, ſiegreich auf einer, die Umgegend beherrſchenden Anhöhe, und ihr Dankgebet ſcholl in das gerettete Vaterland hinüber, welches, vom Abendglanze beſtrahlt, in ruhiger Segenfülle vor ſeinen rettenden Söhnen, wie in Siegesglorie lächelnd, dalag.

Der Tag ſchwand, die Nacht warf ihren ſchwarzen Schleier wie ein weites Leichentuch über das Schlachtfeld. Am düſtern Himmel brannten die bleichen Sterne wie Todesfackeln. Unter den Leichenhügeln lag ein verwundeter Krieger des chriſtlichen Heeres auf ſeinen blutigen Waffen; er erwachte aus ſeiner Todesohnmacht, erhob ſich, ſank auf ſeine Knie, und betete.

„Als das Blut mir aus den Wunden ſtrömte, erhielteſt Du, Gott der Schlachten! Kraft und Bewußtſein mir ſo lange, daß ich den Sieg meiner Gefährten, die Rettung meines Vaterlandes, zu erkennen vermochte. Dank ſei Dir, o Herr des Himmels und der Erde! Gerne wäre ich geſtorben und aus dieſer Welt der Zwietracht in Dein ewiges Friedensreich hinübergegangen, Du aber wollteſt, daß ich lebe, und ich öffnete die Augen wieder. Aber nicht mein Muth, nicht meine Tapferkeit, nicht die Stärke und Gewandtheit meines Leibes vermochte es, den Todesſtreich von meinem Haupte abzuwenden; nur Dein heiliger Wille ließ mein Leben nicht untergehen. Haſt Du beſchloſſen, daß ich wiederkehre zu den Meinigen, ſo wollen wir vereinigt Dich lobpreiſen; ſoll aber mich Hilfloſen dennoch in dieſer Nacht der Augenblick des Todes in Mitte der Todten ereilen, o Herr, ſo empfehle ich in Deine Hände meinen Geiſt!“ —

Er hatte kaum dieſe Worte geſprochen, da kamen ſeiner Kriegsgefährten viele, mit Fackeln und Tragbahren verſehen. Sie fanden den Lebenden und trugen ihn zu den Seinigen, daß ihr gemeinſchaftliches Dankgebet zum Himmel ſcholl.

---

Nun folgten der Erſcheinungen viele auf einander, jede derſelben machte auf Guido's Herz einen tiefen, erſchütternden Eindruck.

Er erblickte einen hochgewölbten Prunkſaal vor ſich, in deſſen Mitte ein erhabener Thron ſtand, goldſtrahlend und mit einem Purpurbaldachin überdeckt. Auf dem Throne ſaß ein völkerbeherrſchender König. Der Mächtige ſtieg herab, nahm die Krone vom Haupte, legte den Scepter auf ein

Sammtkiſſen, kniete nieder auf die unterſte Stufe des Thrones, und betete, das Haupt zum Himmel gewendet, mit lauter Stimme:

„Herr der Herren! König aller Könige der Erde! Laſſ' mich würdig ſein der Krone, die Dein Wille mir auf das Haupt geſetzt! Laſſ' mich den Scepter, den Du mir gabſt, ausſtrecken über ein gutes, glückliches Volk! Laſſ' den Thron, an deſſen Stufen ich knie, geheiligt ſein im Andenken der Nachwelt! Gib Ruhe und Frieden meinem Reiche, Weisheit und Gerechtigkeit mir ſelbſt! Gewähre, daß ich, der Herrſcher, vor Allem mich ſelbſt beherrſche! Stärke meinen Blick, daß er das Wahre und Gute erkenne! Stärke mein Herz, daß es das Wahre und Gute ausübe! Laſſ' mich den Meinigen Vorbild ſein in jeder Tugend! Laſſ' mich Dein demüthiges Ebenbild ſein auf Erden, daß ich einſt, wenn Du mich abrufeſt von dieſem Thron, freudig erſcheinen darf vor Deinem Throne, und, Vater der mir Anvertrauten, in Dir den gnadenreichen Vater finde!“ —

Indem der König alſo betete, ſtreute ein Engel Blumen auf den Thron.

Der Prunkſaal verſchwand, und vor Guido's Augen lächelte die grüne Fülle eines freundlichen Thales, an deſſen Eingang ein einfaches, ländliches Haus ſtand. Vor dem Hauſe ſangen Jungfrauen und Jünglinge ein Hochzeitlied. In dem einſamſten Gemache des Hauſes ſtand aber der Bräutigam, ein friſchblühender Jüngling, zum Ernſte des jungen Mannes reifend. In ſeinen Geſichtszügen herrſchte der Ausdruck gedankenvoller Frömmigkeit; aus ſeinen Augen leuchtete die edelſte Reinheit des Herzens, und er hob die klaren Sterne zu einem, mit Blumen bekränzten Chriſtusbilde, und ſagte: „Gott der Liebe! die ſchönſte Stunde meines Lebens naht, die Stunde, in der ich den Bund ſchließe mit einem mir gleichgeſtimmten Weſen, das mir Liebe für Liebe geben, und, von mir beglückt, mich beglücken ſoll. Ich ſtehe nun zwiſchen der Frühlingsflur der Jugendluſt und dem Sommer-Ährenfelde gediegener Männlichkeit. Gib mir, o Herr, jene milde Kraft, die mit Beſonnenheit umherblickt, das Rechte erkennt und freudig vollzieht, damit ich der zärtliche Freund und der muthige Beſchützer werde der Meinigen! Gewähre, daß ich mein Tagwerk redlich vollbringe, und mit unverdroſſenem Fleiße Gedeihen ſchaffe mir und den Meinigen! Laſſ' uns gemeinſchaftliche Leiden durch wechſelſeitige Geduld und Hilfe erleichtern, gemeinſchaftliche Freuden durch wechſelſeitige Theilnahme verdoppeln, und ſchenkſt Du mir Vaterfreuden, ſo ſei auch unſer Aller Vater!"

Während der Jüngling alſo betete, war, von ihm unbemerkt, ſein Vater eingetreten, die Braut und die Mutter der Braut führend. Sie ſtanden ſchweigend. Als das Gebet geendigt war, ſagte die bräutliche Jungfrau, die einem Engel der Morgenröthe glich: „Dein Glück ſei das meinige, ſo wie Dein Gebet!"

Dann ließen ſich Beide, umſchlungen haltend, auf die Knie, und die Eltern legten die Hände ſegnend auf die Häupter des vor Entzücken weinenden Brautpaares.

Bald nachher erblickte Guido daſſelbe als glückliches Ehepaar. Die Mutter hielt ein liebliches Mädchen an der Bruſt, wie die Knoſpe neben der voll aufgeblühten Roſe ſchlummert; an des Vaters Knie ſchmiegte ſich, mit ſüßem Lächeln emporſchauend, ein holder Knabe. Die Mutter betete zu Gott, daß er den Sohn einſt dem Vater laſſe gleich werden, und der Vater flehte, daß er in dem Mägdlein einſt das Ebenbild der Mutter erblicken möge.

Düſtere und rührende Erſcheinungen folgten dieſem Bilde.

Am Sarge des Gatten kniete die Witwe, neben ihr die beiden Kinder. Thränen ſtrömten aus den Augen der vaterloſen Waiſen, wehmuthvolle Klagen von ihren Lippen; aber ſtumm war die trauernde Mutter; ſie hatte weder Thränen noch Worte; der Schmerz hemmte Beide. Lange hob ſie den ſtarren Blick zum Himmel, ein Bild der Verzweiflung. Endlich erhob ſich auch ihr Geiſt; ſie konnte weinen und — beten. Sie ſprach mit gebrochenem Herzen und gebrochener Stimme: „Genommen iſt mir die Seele meines Lebens, freudenlos und freundlos die Welt; aber Er, der euch, ihr Waiſen, den Vater entzogen hat, Er wird nun euer Vater ſein. Und iſt mir auch das Beſte auf Erden verloren, Eines bleibt: Du, allbarmherziger Gott, und der Glaube an Deine unendliche Gnade, und die Gewißheit, den hier Verlornen in jener Welt wieder zu finden, wieder lieben zu dürfen. O Herr! Laſſe dieſen Troſt wie einen hellen Stern mir leuchten in der Nacht des Lebens! Gib, daß der Verklärte ſich im Himmel erfreue ſeiner Gattin und ſeiner Kinder!" —

So betete ſie, und die Kraft Gottes floß wie ein Lichtſtrahl der ſanft weinenden Dulderin.

---

Ein dumpfer Kerker düſterte wie eine Grabeshöhle. Der matte Strahl einer Lampe zeigte zwei bleiche Jammergeſtalten: einen Verbrecher und einen Schuldloſen, der das Opfer ſeiner Feinde ward. Der Verbrecher heulte in ſeinen Eiſenbanden. Er ſah das Blut des von ihm Gemordeten, wie einen Glutſtrom; er hörte die Flüche, welche die Geiſter ſeiner Sünden ihm zuriefen. Endlich hob er die angeſchmiedeten Arme empor, und ſtöhnte unter dem dumpfen Geraſſel ſeiner Ketten:

„O Du, den ich nicht zu nennen wage, Du, den ich verlaſſen, — Du haſt mich verworfen. Unwerth Deiner Gnade, darf ich nicht um Barmherzigkeit flehen. O daß ich ſühnen könnte mein Verbrechen! Ich kann es nicht. Der nächſte Morgen endet mein Leben auf dem Blutgerüſte. Sieh mich, o Herr, von Schmerz gefoltert, von Reue zerknirſcht! Vernichte mich nicht, daß ich büße, wie ich ſoll! Dann aber ſei gnädig, ewiger Richter, dem Gefallenen, daß er wieder auferſtehe, Dich zu preiſen in Ewigkeit!" —

Die Verzweiflung wich aus der Seele des Unglücklichen. Reue goß ihm den Balſam der Ergebung und der Hoffnung in das Herz. Er ſtarb auf dem Blutgerüſte. Sein letzter Hauch war ein Gebet.

Mit heiligem Seelenfrieden blickte der Schuldloſe auf ſeine Feſſeln und ſprach mit weichem Tone: „Unverſöhnliche Feinde! Ich vergebe euch. Verkennt mich auch die Welt, Gott blickt in mein Herz, Gott kennt meine Unſchuld. Möge das Licht ſeiner Gnade euch Verblendete einſt erleuchten! Sei mir willkommen, Engel des Todes! Du führſt den Reinen zum Throne des Ewigen.“ —

Aus ruhigem Schlummer weckten ihn die Schergen zum letzten Verhör. Die Gnade Gottes entzündete in ſeinen Richtern den Geiſt der Wahrheit. Die erkannte Unſchuld ſiegte. Erſt nach einer Reihe glücklicher Jahre führte der Engel des Todes den Reinen an den Thron des Ewigen. Sein letzter Hauch war ein Dankgebet, und Segenswünſche waren das Todtenlied, welches die Seinigen am Sarge des Vollendeten ſangen.

Im Dunkel der Nacht ſtand **Guido** neben dem Eremiten nun plötzlich vor einer halbzerfallenen Hütte, deren morſche Thür, in Trümmern liegend, freien Eingang gewährte. Eine matte Lampe erhellte kärglich das Innere einer kleinen Stube. In einem Winkel kauerte auf altem Stroh die bleiche, mit Lumpen bedeckte Geſtalt eines greiſen Bettlers, der ſich mühſam erhob und, die Hände faltend, betete:

„Dürftig war mein Leben, aber Du, der die Raben nährt und die Lilie kleidet, Du ließeſt mich nicht verſchmachten im Elend! Allgütiger Gott! Du haſt mir Muth und Kraft verliehen, daß ich allen Lockungen zum Böſen widerſtand. Du ließeſt mich, obſchon ich in Noth ſchmachtete, ein ehrenvolles Greiſenalter erreichen und ſchuldlos bleiben bis an den Rand des Grabes. O Du, ohne deſſen heiligen Willen kein Haar fällt vom Haupte des Menſchen, Du ſendeſt mir nun die gnadenreiche Stunde der Erlöſung, den Lohn des ewigen Heils. Gelobt ſei Gott, der Herr über Leben und Tod!" —

Leiſe ſank die morſche Hülle des Betenden auf das Strohlager zurück. Herzensreinheit und Seelenruhe verklärten die Geſichtszüge des Entſchlummernden. Sternenglanz durchflog die Hütte, wie ein Lächeln der Ewigkeit.

——— ———

Und es ward heller und heller. Der Morgen errichtete der kommenden Königin des Tages in Oſten den purpurnen Baldachin, und die Sonne beſtieg den goldſtrahlenden Thron. Die freudeglühenden Berge, von Weihrauchwolken umgeben, umſtanden denſelben wie betende Prieſter den Altar des Allerheiligſten. Die Bäume rauſchten den Morgenhymnus, in welchen der Chor aller Geſchöpfe einſtimmte. Die Blumen neigten anbetend ihre perlengeſchmückten, tauſendfärbigen Häupter, und aus Flüſſen und Bächen ſprangen die Funken andachtsvollen Entzückens empor.

Auf dem glanzumfloſſenen Gipfel des höchſten Gebirges kniete ein frommer Weiſer, das Antlitz der Sonne zugewendet, die triumphirend höher emporſtieg, der Schöpfung ihren Schöpfer zu verkünden.

Der Weiſe wollte laut beten, aber die Worte verſagten ihm, denn er war zu mächtig erſchüttert von der Herrlichkeit jenes Schauſpiels, welches nur ein Gott erſchaffen kann. Die Worte wurden — Thränen; die bethauten Blumen weinten mit ihm. O Schönheit des Gebetes der in ihrem Übermaß verſtummenden Entzückung!

---

Aus einem dichten, dunkeln Walde, in welchen kein Strahl der allerwärmenden Sonne zu dringen vermochte, trat ein Gottesleugner hervor. Er hatte die edelſten Lebenskräfte vergeudet, auf Gottes Barmherzigkeit geſündiget, dann die Menſchen, dem Gebot der Nächſtenliebe zuwider, gehaßt, den Schöpfer in ſeiner Schöpfung verleugnet, ſein eigenes Daſein verflucht. Sein Körper wurde die Beute unheilbaren Siechthums, ſein Geiſt ein Raub des Wahnſinns; aber dem Wahnſinnigen blieb die fixe Idee: „Er würde von ſeinem Wahnſinne geneſen, geſund werden an Leib und Seele, wenn er nur einmal beten könnte; das Beten ſei ihm aber verſagt von einem furchtbaren Richter und Rächer.“

So ging er in ſeiner Verzweiflung aus der Waldnacht hervor; da ergriff ihn das täglich erneuerte Wunder der Glorie der Morgenfeier. Die Gewalt des innern Dranges beſiegte die Idee des Wahnſinnes, warf ihn auf die Knie, und er betete um die Gnade, beten zu dürfen. Es war das ſchönſte Gebet ſeines Lebens — und Gott erhörte ihn. Er glaubte die Erlaubniß, beten zu dürfen, von Gott durch einen leuchtenden Himmelsboten erhalten zu haben, ſank in einer Erſchöpfung des Entzückens auf den weichen Raſen zurück, und die befreite Seele erſchien vor Gott, wie das verirrte Kind jauchzend in das Vaterhaus zurückkehrt.

Guido, an der Leiche des Begnadigten knieend, betete mit heißer Inbrunſt für ihn und ſich.

Die Geſtalt des Eremiten zerfloß, ſich verklärend, wie ein Freudentraum, in den Strahlen der Morgenſonne.

# Der Tochtermörder.

## Eine Erzählung.

In einem dichten, aber durch Kunſt zu einem Garten umgeſtalteten Haine außer Nikomedia, der Hauptſtadt der römiſchen Provinz Bithynia in Aſien, ſtand ein düſterer, hoher Thurm, auf deſſen graues Gemäuer die untergehende Sonne durch den Raum, welchen ein Nachwuchs von jungen Lorbeerbäumen ihr frei ließ, einen ſo freundlichen Schimmer herabgoß, als wollte ſie die Trauer eines in dieſem Thurme eingeſchloſſenen Weſens verſüßen! Ach! und dieſes Weſen war eine Jungfrau, deren Jugend der Morgenröthe, deren Schönheit der aufblühenden Roſe, deren Herzensreinheit dem durchſichtigen Silberbächlein, deren heller Geiſt den auf dem Bächlein flimmernden Sonnenſtrahlen glich.

Die holde Jungfrau, Barbara genannt, hatte vor einem Jahre ihre Mutter verloren, von der edlen Matrone aber das reichſte und ſchönſte Erbtheil erhalten, indem ſie von ihr, die eine heimliche Chriſtin war, in das Geheimniß der göttlichen Dreieinigkeit eingeweiht wurde, und dann die heilige Taufe erhielt.

Die Tochter leiſtete der ſterbenden Mutter den feierlichen Eid, daß nichts auf Erden ſie bewegen werde, von der als einzig wahr erkannten chriſtlichen Religion je abzufallen und zum Götzendienſte zurückzutreten. Da ſegnete die fromme Matrone die liebliche Jungfrau, welche im achtzehnten Jahre ihres holden Lebens blühte, und jetzt am Todtenbette daſtand, wie die Lilie an einem Grabhügel. Die mütterliche Hand lag auf der von dunkeln Locken umwallten Stirne der ſtill Weinenden, die jetzt auf ihre Knie ſank und die letzten Worte der Sterbenden vernahm:

„Bleibe treu dem einzig wahren Gotte bis zum letzten Hauche Deines Lebens! Keine Lockung, keine Verſuchung, keine Drohung leite Dich auf Abwege! Dulde und harre! Aus dem Schooße der Nacht geht das Morgenroth hervor. Ich werde nach meinem Tode Dein Schutzgeiſt und der unſichtbare Zeuge Deines Wandels hienieden ſein. Ich ſegne Dich im Namen des dreieinigen Gottes, und mein Segen ruhe auf Dir unter allen Widerwärtigkeiten des Lebens, welches nur eine Prüfung der Tugend iſt, die ſich bewähren muß unter Verfolgungen und Leiden, zwiſchen Feuer und Schwert. Im Reiche der ewigen Seligkeit wird die Gnade Gottes uns wieder vereinigen!“ —

Sie ſchloß die Augen, in denen ſich Lichtſtrahlen vom Vorgefühl himmliſchen Entzückens zu brechen ſchienen, und neigte das Haupt. Die Seele kehrte zurück zu dem, von dem ſie ausgegangen war. In dem ſchüchternen Mädchen erwachte aber in dieſem Augenblicke die Seelenſtärke des erhabenſten Heldenmuthes.

In den Hain traten jetzt zwei Männer, deren Äußeres einen grellen Abſtand bildete. Der Eine dieſer Beiden war der Sophiſt Hierokles, ſehr zierlich gekleidet, aber auch ſehr geziert in jeder Geberde und Bewegung. Der Faltenwurf des reich verbrämten Oberkleides war ſorgfältig geordnet; goldgeſtickte Sandalen ſchmückten die Füße. In dem abgemeſſenen Gange lag etwas Gekünſteltes, in der Haltung des ſchlanken Körpers etwas Weichliches. Jede Miene des Geſichtes zeigte die Spuren von Behaglichkeit und Wohlleben. Der Andere, ein Mann von koloſſaler Geſtalt, gab ſich durch Kleidung und faſt noch mehr durch verwilderte Geſichtszüge und Heftigkeit der Geberden als rauhen Krieger zu erkennen. Und dieſer rauhe Krieger, — Dioskorus genannt, — war der Vater der holden Barbara; ein leidenſchaftlicher Götzendiener und von wüthendem Haſſe gegen die Chriſten erfüllt, deren Jedem er Verfolgung und Tod geſchworen hatte.

Zwiſchen dieſen beiden Männern entſpann ſich nun folgendes Geſpräch:

Hierokles. Wie? In dieſen Thurm verſchließeſt Du das Mädchen, welches die Schönheit der Liebesgöttin mit aller Anmuth der Grazien in ſich vereinigt? Gram oder lange Weile werden ſie ſelbſt oder wenigſtens ihre Reize tödten.

Dioskorus. Meine Liebe zu ihr zwang mich zu dieſem Schritte. Du weißt es, wie gewaltig die neue Religion ſo viele Gemüther verblendet; insbeſondere findet ſie bei den Weibern und Mädchen leichten Eingang; Neuheit, Glanz und geheimnißreiches Weſen reißt die Schwachen dahin. Ich aber bin ein Feind dieſer Chriſten, und werde es bleiben bis zum letzten Hauche meines Lebens. Ich werde nie aufhören, ſie zu verfolgen, ſo viel in meinen Kräften ſteht. Sie müſſen ausgerottet, vertilgt werden vom Angeſicht der Erde. Nicht Einen von ihnen ſoll das weite Römerreich dulden. Schwert und Feuer wüthe gegen ſie, ihr Blut dünge die Fluren unſerer Villen!

Hierokles. Dein Eifer raubt Dir ja beinahe den Athem! Erhole Dich, indeß ich Dir meine Anſichten entwickle! — In der Hauptſache bin ich mit Dir einverſtanden. Die Chriſten müſſen vertilgt werden, die Götter und das Staatsintereſſe gebieten es. Über die Wahl der Mittel aber, deren wir uns zu ihrer Ausrottung bedienen müſſen, weiche ich von Deiner Meinung ab. Du willſt nur Gewalt; ich ziehe Klugheit und Liſt vor. Jene erbittert und macht die Verblendeten noch halsſtärriger und verwegener. Der qualvolle Tod, den ſo Viele öffentlich erleiden, flößt ihnen einen ganz eigenen Stolz ein, macht ſie bei Vielen zu Gegenſtänden des Mitleids, und entvölkert die edelſten unſerer Familien. Klugheit und Liſt führen ſchneller und ſicherer zum Ziele. Kaltblütigkeit und Beobachtung des äußern Scheines milder Schonung werden die beſte Wirkung thun. Selbſt der Verſuch, die ganze enthuſiaſtiſche Geſchichte lächerlich zu machen, würde ſich gewiß der Mühe lohnen. Erkläre mir nun aber vor Allem, warum Du die holde Barbara in dieſem Thurm verſchloſſen haſt. Wollte ſie unſern Göttern abtrünnig werden und den Glauben der Chriſten annehmen?

Dioskorus. Hätte ſie es gethan, ſo lebte ſie nicht mehr

Hierokles. Das wolle Zeus verhüten!

Dioskorus. Ich konnte es nicht vermeiden, daß ihr mancher Chriſt zu Geſichte kam, oder daß man ihr hier und da etwas zu Gunſten dieſer heuchelnden Enthuſiaſten erzählte. Ich verwahrte ſie alſo ſogleich nach dem Tode ihrer Mutter in dieſem Thurme, um ihr alle Gelegenheit zu benehmen, mit Chriſten bekannt zu werden. Ich mußte damit um ſo mehr eilen, als die Schönheit und der Geiſt dieſes ſeltſamen Mädchens ſchon allgemeine Bewunderung zu erregen anfing.

Hierokles. Ich zweifle ſehr, ob Du auf ſolche Art Dein Ziel erreichen wirſt. Die Einſamkeit führt die Seele in einen Zuſtand der Betrachtung, in dem wir eine vorherrſchende Neigung für das Überſinnliche gewinnen, und eben die Religion der Chriſten iſt es, die einen ſolchen Zuſtand vorzugsweiſe begünſtigt. Die Einſamkeit entzündet auch die Fantaſie, die dann, zu Schwärmereien verlockt, das wirkliche Leben ſchal findet, ſich ſchönere Welten bildet, um ihre überſpannten Träume zu verwirklichen, das Irdiſche endlich gar verachtet und ſich dem hingibt, was die Chriſten das Himmliſche zu nennen pflegen.

Dioskorus. Eher will ich ihr Haupt den Göttern der Unterwelt weihen, ehe ich es dulde, daß ſie eine Chriſtin wird. Der bloße Gedanke der Möglichkeit könnte mich raſend machen. Soll ich mein ganzes Leben dem Dienſte von Göttern gewidmet haben, denen mein einziges Kind abtrünnig wird? In vielen Schlachten floß mein Blut für die hohe Roma, die ſelbſt von den Söhnen eines Gottes, des gewaltigen Kriegsgottes gegründet und von den Göttern beſtimmt iſt, die Welt zu beherrſchen. Sie ſelbſt entzünden in dieſem Augenblicke in mir einen Gedanken, den ich als ihre Eingebung vollziehen will. Barbara werde Veſtalin!

Hierokles. Dieſer Plan möchte für's Erſte wohl kaum ausführbar ſein: nehmen wir aber auch an, es wäre möglich, ſo würde ich Dir dringend davon abrathen. Alles Andere bei Seite geſetzt, fände ich es unverzeihlich, ja abſcheulich, ein holdes Weſen von ſo viel Schönheit und Geiſt, für beglückende Liebe geſchaffen, ihrer Beſtimmung und der Welt zu entziehen: überdies haben wir ja viele Mittel und Wege, die Sache zu lenken, ohne die Zuflucht zu einem Äußerſten zu nehmen. Nur ſo nebenher erlaube mir zu bemerken, daß ich mir in kurzer Zeit ſehr viele Wirkung von einem Werke verſpreche, welches ich ſo eben vollendet habe. Es führt den Titel: „Philalethes“ *), und iſt gegen die Religion der Chriſten gerichtet; ein Werk, mit ſolcher Klugheit, mit ſo feiner Schlauheit, mit ſo tiefer und weitumfaſſender Welt- und Menſchenkenntniß, und mit einer ſo reichgeſchmückten, hinreißenden Beredſamkeit geſchrieben, daß ich mich, ſo oft ich es zur Hand nehme, eines ſelbſtgefälligen Lächelns nicht erwehren kann.

Dioskorus. Mag ſein! Wer das Leben und die

---

*) Freund der Wahrheit.

Kunſt der Weisheit und Überredung erlernen will, der muß zu Dir in die Schule gehen. Wer Dich hört, muß glauben, was Du ihn glauben machen willſt. Was ſagſt Du denn in Deinem Werke? Dem Leſen bin ich feind, reden aber höre ich nicht ungern, obſchon meine Beredſamkeit das Schwert iſt, welches auch den Beredteſten verſtummen macht.

Hierokles. Du weißt, ich pflege öffentlich die Mäßigkeit, die Genügſamkeit, die ſtrengſte Tugend, ja ſogar die Armuth zu preiſen, denn die Welt liebt den Schein des Schönen und Guten. Im Stillen aber genieße ich das Leben, und laſſe mir meine Kunſt als ſogenannter Sophiſt gut bezahlen, weil man das Leben ohne Geld nicht genießen kann. Das kurzgeſchnittene Haupthaar gibt mir die Miene des Weiſen, und das, was man an mir etwa Fehler zu nennen belieben könnte, bedecke ich vor den Augen der Uneingeweihten mit dem philoſophiſchen Mantel, während man in meinem einfachen Landhauſe beſſer lebt und ſpeiſet, als in den Paläſten mancher Vornehmen. Ein ähnlicher Geiſt duftet in meinen mündlichen Vorträgen und in meinen Schriften. So auch im Philalethes. Im Eingange entwickle ich die Pflicht des Weiſen, den Menſchen Heilmittel für ihre Thorheiten und Irrthümer an die Hand zu geben; dann wende ich mich insbeſondere an die Chriſten, enthülle das Licht der Weisheit, welches ihnen verdeckt iſt, zeige ihnen den Starrſinn, der ſie zur Erduldung ſo vieler fruchtloſen Martern antreibt, in ſeiner ganzen Blöße und beweiſe ihnen die Unmöglichkeit, ihr Ziel jemals erreichen zu können. Die Sicherheit meiner Beweiſe, gerüſtet mit den ſchärfſten Waffen des Witzes und Spottes über ſchwärmeriſche Thoren, können ihre Wirkung nicht verfehlen. Was keinem Thurm, keinem Beile des Henkers gelingt, das wird er ſpielend erreichen: die Ausrottung der neuen Sekte. Auch für die Heilung Deiner ſeelenkranken Tochter weiß ich ein beſſeres Mittel als dieſes Abſondern und Verſchließen.

Dioskorus. Welches?

Hierokles. Führe die Lebendigtodte aus ihrem Grabmale dahin, wohin ſie gehört, führe ſie in's Leben! Lerne ſie kennen, was leben heißt! Zeige ihr die Fülle, den Reichthum der Freuden, für welche wir geſchaffen ſind, die Genüſſe aller irdiſchen Güter, die uns überall entgegen lächeln! Laß Vergnügen mit Vergnügen, Zerſtreuung mit Zerſtreuung wechſeln! Sie wird bald des traurigen Ernſtes und der ſchwermüthigen Betrachtung müde werden. Die Lebensluſt wird in ihr erwachen, und ſie, die jetzt ihr Ideal in der Entſagung zu finden glaubt, wird ſich an das wirkliche Daſein anſaugen, wie der Schmetterling an die Blume, wird im Wohlleben das höchſte Gut erkennen, und als bewunderte Göttin glücklich werden und beglücken wollen.

Dioskorus. Du magſt Recht haben, aber — ich bin arm. Woher ſoll ich die Mittel nehmen, eine ſo koſtſpielige Heilung zu verſuchen?

Hierokles. Mein Vermögen ſteht Dir zu Gebote, mein Haus ſteht Dir offen.

Dioskorus. Wie aber — wenn ſie das Leben dann zu ſehr lieb gewänne, ſich in den Strom der Vergnügungen hinſtürzte, und aus einer Schwärmerin das Gegentheil würde?

Hierokles. Ich verſtehe Dich. Gib ihr dann einen Gatten, der Reichthum und Geiſt zugleich beſitzt!

Dioskorus. Ich bin wohl reich an Lorbeern, aber arm an Gold, kann meine Tochter nicht ausſtatten. Wer wird ein Mädchen wählen, das —

Hierokles. Ich ſelbſt, wenn Du mich annehmbar findeſt. Sie ſoll das Kleinod meiner Schätze ſein. Zweifle nicht! Iſt ſie einmal meine Gattin, ſo weiß ich es zu machen, daß ſie unſere Götter nicht minder lieben wird als mich ſelbſt; denn die Natur hat mir mit dem Geſchenke geiſtiger und körperlicher Vorzüge zugleich ſo viel irdiſche Güter verliehen, daß ich alle Mittel beſitze, mich liebenswürdig zu machen, wenn ich will; ich will es aber, weil Barbara mir gefällt. Ich liebe ſie mit glühender Leidenſchaft.

Dioskorus. Sprichſt Du ſo im vollen Ernſte? Spott oder Trug — bedenke, was Du wagſt! Ich bin arm, aber ſtolz und heftig, und mein Schwert —

Hierokles. Mag in der Scheide bleiben! Hochzeitgeſänge will ich, kein Stahlgeklirre. Ich verlange Barbara zur Gattin; willſt Du ſie mir zuſagen?

Dioskorus. Sie ſei Dein!

Hierokles. So führe mich zu ihr in den Thurm! Alles Andere abgerechnet, werde ich ihr ſchon in der Rolle des Befreiers als der ſchönſte und liebenswürdigſte der Männer erſcheinen.

Beide gaben einander den Handſchlag und umarmten ſich. Dioskorus öffnete die eiſerne Pforte des Thurmes, und ſie gingen leiſe hinein.

Aus dem Gemache, in welches die Jungfrau eingeſchloſſen war, tönte ihnen der feierliche Geſang einer weichen, rührenden Stimme entgegen. Sie horchten. Hierokles konnte ſein auffallendes Mißfallen und eine ſteigende Unruhe kaum verbergen; ein ſpöttiſches Lächeln ſpielte um die zuckenden Lippen. Im erglühenden Geſichte des Vaters loderte aber wilder Zorn auf, und ſeine Blicke ſchienen Flammen zu ſprühen.

„Sie ſingt ein Chriſtenlied!“ ſprach er mit dumpfer Stimme.

„So iſt's,“ erwiederte der Sophiſt. „Mäßige aber Deinen Zorn! Nur kalte Klugheit kann uns an's Ziel führen.“ —

Sie traten in das Gemach. Barbara erſchrak, als ſie die beiden Männer erblickte; eine Pergamentrolle entfiel der zitternden Hand. Sie blickte zu Boden, wagte es aber nicht, die Rolle aufzuheben. Dioskorus wollte darnach greifen, Hierokles winkte mißbilligend, und nahm freundlich lächelnd das Wort:

„Holdes Weſen, in dem Cytherens Schönheit mit der reizendſten Anmuth der Charitinnen vereinigt iſt! Haſt Du je an der innigſten Liebe Deines ruhmwürdigen Vaters gezweifelt, ſo verkenne ſie doch nicht in dieſem ſchönen Augenblicke! Nur ſeine ſorgenvolle Liebe war es, die ihn bewog, Dich einer Welt zu entziehen, in welcher ſelbſt der Gedanke an eine Möglichkeit der Verführung auf Irrwege ihn mit ſolcher Furcht erfüllte, daß er den ihm ſelbſt ſo ſchmerzlichen Entſchluß faßte, Dich wie ſein unverlezbares, theuerſtes

Kleinod vor jeder Gefahr der trugvollen Zeit zu bewahren. Mir vertraute der altbewährte Freund ſeine bange Beſorgniß; mir aber, der Deine edle Mutter kannte, deren Schatten nun im Elyſiums Freuden ſchwelgt, und deren Ebenbild Du biſt, — mir iſt's gelungen, dem Freunde, deſſen volles Vertrauen ich zu beſitzen mich rühmen darf, dem beſorgten Vater, die Überzeugung zu verſchaffen, daß Du ihm eben ſo treu und ergeben biſt, wie den olympiſchen Göttern, die Dich mit den herrlichſten Gaben beſchenkt haben, die ein weibliches Weſen ſchmücken und beglücken. Du wirſt der Liebe des Vaters eben ſo dankbar ſein als der Huld der Götter. Und ſo gewährte der beruhigte Vater mir, dem treuen Freunde, die Freude, Dir die Freiheit anzukündigen, als eine Folge des unbegränzten Vertrauens, welches er in Deine kindliche Liebe und in Deine Seelenſtärke ſetzt. Ja, Du ſollſt von nun an Dir ſelbſt angehören und dem Leben, deſſen Zierde zu ſein die gnädigen Götter Dich beſtimmt haben.

Barbara ſchwieg erbleichend. Die Schmeichelworte des beredten Sophiſten hatten ihre reine Seele mit Schwermuth umhüllt, wie nächtliches Gewölk den ſilberhellen Mond.

Dioskorus betrachtete ſie mit finſterem Ernſte. Nachdem er lange mit ſich ſelbſt gekämpft hatte, um ſeinen Grimm zu bemeiſtern, ſagte er endlich ſo ſanft, als ein rauher Krieger ſeiner Art es zu ſagen vermochte:

„Hat dieſe Einſamkeit Deinen einſt ſo lebensfrohen Geiſt niedergedrückt und in Trauer gehüllt?"

Barbara. Nein, mein Vater! Keine irdiſche Macht vermag meinen Geiſt niederzudrücken. Nichts, was ſterblich iſt, kann die Reinheit, alſo auch nicht die Heiterkeit meiner Seele trüben.

Hierokles. Ich weiß, welcher Schatz von großen Gedanken und ſchönen Gefühlen in Dir lebt; ich zweifle nicht, daß Du Dir ſelbſt genügſt; aber hier — wo jeder Quell von Lebensgenuß, wo die ganze Erde Dir verſchloſſen war, — was blieb Dir übrig?

Barbara. Der Himmel!

Dioskorus. Der Himmel mit ſeinen Göttern — meinſt Du?

Barbara. Der Himmel mit ſeinen Sternen.

Hierokles. Biſt Du eine Sterndeuterin?

Barbara. Ich bin es, doch nicht in dem Sinne, in welchem Du es nehmen magſt.

Dioskorus. In welchem alſo?

Barbara. Ich kann allerdings in dem großen Buche des geſtirnten Himmels leſen und die Sterne deuten.

Hierokles. Ich möchte mein Glück nur in zwei Sternen leſen, in Deinen Augenſternen; darin fände ich meinen Himmel.

Barbara. Dir leuchten ſie nicht.

Dioskorus. Und was ſonſt magſt Du in den Sternen leſen und deuten?

Barbara. Ich leſe in der Schönheit und Harmonie des regelmäßigen Laufes dieſer glänzenden Himmelslichter das Daſein eines höchſten Weſens, von dem Alles, was iſt, erſchaffen ward; ſie ſind mir die Fackeln, welche die Kenntniß der Wahrheit — erhellen und die Allmacht eines Gottes zeigen, welcher —

**Dioskorus** (in Zorn auflodernd). Von welchem Gotte ſprichſt Du? — Doch halt! Ehe Du mir antworteſt, ſo vernimm meinen unerſchütterlichen Willen, und erfahre, daß Du — die beſtimmte Braut dieſes edlen, würdigen Mannes biſt!

**Barbara.** Nimmer!

**Dioskorus.** Frevlerin! Kennſt Du die väterliche Gewalt des Römers?

**Barbara.** Mich darf kein irdiſches Band feſſeln.

**Dioskorus.** Aber die väterliche Gewalt darf Dich zwingen oder die Ungehorſame tödten!

**Barbara.** Mein irdiſches Daſein liegt in der Hand des Herrn über Leben und Tod, in der Hand des Einigen Gottes, von dem ich meine ewige Seligkeit erwarte.

**Dioskorus.** Unſelige! Du biſt —

**Barbara.** Chriſtin!

**Dioskorus.** Darf ich meinen Ohren trauen? Widerſprich!

**Barbara.** Höre, o Gott der Wahrheit, wie ich, dem Rufe der Pflicht gehorchend, dem Vater die Wahrheit bekenne! Ich bin — Chriſtin, ich habe die heilige Taufe empfangen.

**Dioskorus.** Sei verflucht!

**Barbara.** Gott verzeihe Dir! Gott erleuchte Dich!

**Hierokles.** Nimm ihn zurück, den Fluch! Dioskorus — nimm ihn zurück! Sanftmuth und Geduld wird den Wahnſinn der verblendeten Schwärmerin heilen. — Holdes Mädchen! Haſt Du Deine Liebe einem Glücklicheren zugewendet? Bin nur ich Dir verhaßt, Du Ideal der Schönheit? Willſt Du auf ſolche Art mich zwingen, Dir zu entſagen, weil Du mit Recht vermutheſt, daß meiner Liebe zu Dir kein Opfer zu groß wäre?

Barbara. Wo der Gott der Wahrheit waltet, verſchwindet alle Täuſchung! Wiſſe denn, mein Vater, den ich nach Gott zunächſt ehre und liebe, wiſſe denn! Gottes Hand hob mich aus dem Labyrinth eines irren Lebens, voll von Wahnbildern einer glühenden Fantaſie. Er ſandte ſeinen Engel des Erbarmens, mich zu führen aus der Nacht von Trug und Blendwerk. Ich folgte ihm, und dem Himmel hab' ich mich geweiht. Mein Glaube ſteht feſt wie das Weltall. Abgefallen iſt das Nachtſtück meines Lebens. Entſagt hab' ich der blühenden Welt und ihren Freuden; ich bin die Braut der Ewigkeit. Keine irdiſche Gewalt vermag es, mich meinem hohen Ziele zu entreißen. Nichts erwarte ich vom Staube: die Krone der Unſterblichkeit iſt es, zu der ich mein Aug' emporrichte. In Gott nur leb' ich; vor ſeinem Willen beuge ſich der Menſch! Mir hat ſein Licht geleuchtet; Verbrechen wär' es, der erkannten Wahrheit abtrünnig zu werden. Preis und Ehre ihm, dem Höchſten, durch den wir Herrliches vollenden, durch den wir glorreich enden! Frei von Sinnesluſt und Erdenfeſſeln, wandle ich durch Nacht und Tod auf ſeinen Pfaden.

Wie ein Feuer, welches zuerſt in rothen Funken aufſprüht, mit der Vermehrung des brennenden Stoffes, wenn die Flügel des Windes die Glut anfachen, endlich in hell auflodernde Flammen emporfährt, mächtig um ſich her greift und in raſender Zerſtörungswuth tobt, ſo fürchterlich entbrannte der Zorn des Vaters, der in der frommen Erklärung der Tochter nur trotzende Verſtocktheit zu finden wähnte, und in ſeinem Ingrimm, der ihm beinahe die Stimme erſtickte und den Athem raubte, nur die wenigen Worte auszuſprechen vermochte: „Verruchte Frevlerin! Den Göttern der Unterwelt weihe ich Dein Haupt!“

Wie von Sinnen, entriß er der erbleichenden Jungfrau den heiligen Schleier, ſetzte den Fuß auf die Pergamentrolle der chriſtlichen Geſänge, und ergriff das Haupthaar der Dulderin, um ſie mißhandelnd zur Erde niederzureißen. Hierokles trat dazwiſchen, umfaßte den Wüthenden, und zog ihn zurück, mit den Worten: „Milde Schonung geziemt der zarten, jugendlichen Schönheit. Der Weiſe handle nie im Zorne!“ — Und als Dioskorus dieſe Rede nicht beachten wollte, fügte Jener drohend hinzu: „Sie iſt meine Braut; wer ſie mißhandelt, erkenne in mir ſeinen unverſöhnlichen Feind!“ —

Da zog Dioskorus ſeinen kräftigen Arm zurück; ein Blitz entfuhr ſeinem wild rollenden Auge; er verließ das Gemach. Hierokles ſagte mit mildem Tone: „Sei mein, und ich rette Dich! Wo nicht — ſo biſt Du verloren!“ — Barbara erhob ſchweigend die Augen zum Himmel. Hierokles entfernte ſich mit bedauerndem Lächeln.

Seiner Eile gelang es, den Dioskorus einzuhole der aber ſo in ſich ſelbſt verſunken war, daß er den neben ihm einher wandelnden Sophiſten gar nicht bemerkte. Hierokles ſchwieg und beobachtete den Kriegstribun, deſſen häßliche Geſichtszüge mit ihrem wild aufgeregten Muskelſpiel deutlich zu erkennen gaben, daß er in ſeinem Innern über einem böſen Vorſatz brüte.

Endlich nahm Hierokles das Wort: „Nicht mißbilligen kann ich Deinen Zorn, wohl aber den hohen Grad deſſelben. Wer ſich von einer heftigen Leidenſchaft überwältigen läßt, ſtraft nicht denjenigen, den er ſtrafen will und ſoll, ſondern ſich ſelbſt. Jede Leidenſchaft macht blind, ein blinder Schütze aber trifft nicht das Ziel. Theile mir denn mit, was Du etwa bei Dir ſelbſt beſchloſſen haben magſt, damit ich es ruhig prüfe und meine Meinung freimüthig ſage!“ —

Dioskorus geſtand nach langem Zögern endlich, er ſei feſt entſchloſſen, alſogleich zu dem römiſchen Statthalter Marcianus hinzugehen, die ungehorſame, ihren Göttern abtrünnige Frevlerin anzuklagen und den Richter aufzufordern, daß er ſie zwinge, den Göttern zu opfern, oder, wenn nichts ihren Starrſinn zu beugen vermöge, mit ihr nach den Geſetzen des Reiches verfahre.

Der ſchlaue Sophiſt wußte, als feiner Menſchenkenner, daß er den wilden Trotz des zornentbrannten Kriegers jetzt nicht bändigen könne, und daß ſelbſt die ſanfteſten Einwendungen ihn nur noch mehr erbittern würden. Er billigte daher den Entſchluß, den er nicht ändern konnte, nöthigte aber den, mit dieſer Erklärung zufriedenen Dioskorus, mit ihm in ſein Landhaus zu gehen, in deſſen Nähe ſie kamen, daſelbſt auszuruhen und Erfriſchungen zu nehmen.

Es gelang dem gewandten Sophiſten, den rohen Krieger durch vorgeſetzte Weine und Speiſen dahin zu bringen, daß er länger als eine Stunde bei ihm verweilte. Hierokles benützte dieſe Zeit, um einen vertrauten Sklaven an den Statthalter mit einem Briefe abzuſchicken, worin er dieſen erſuchte, den Wüthenden auf mildere Geſinnungen zu bringen, ſich in ſeinem Urtheilsſpruche nicht zu übereilen, auf jeden Fall aber die Angeklagte, die er leidenſchaftlich liebe und für ſich zu gewinnen wünſche, ſo ſchonend als möglich zu behandeln.

Der Statthalter pflegte ſich des ſchlauen Sophiſten, den er als erſten Redner Nikomedia's und als den glücklichſten Anwalt ſehr achtete, häufig, dabei manchmal auch auf unredliche oder unrechtliche Weiſe zu bedienen, und mochte ſich daher gegen ihn gerne willfährig zeigen. Die Gelegenheit, die ſich hier darbot, ſich den Hierokles auf's neue zu verbinden, kam dem Statthalter allerdings ſehr erwünſcht; er gab ſich auch überhaupt gerne die Miene eines Menſchenfreundes; ſein reizbares Gemüth loderte aber ſehr leicht auf, insbeſondere gegen die Chriſten, gegen die er einen glühenden Haß nährte, welchen er jedoch in ſeinem Innern zu verbergen ſuchte. Er beſchloß daher, ſich in dem gegenwärtigen Falle zu beherrſchen und die Mäßigung verwalten zu laſſen.

Am nächſten Tage führte Dioskorus ſeine Tochter in die Gerichtshalle. Sie folgte ihm ſtill und ruhig, wie das Lamm dem Opferſchlächter. Auf dem erhabenen Stuhle von Elfenbein ſaß Marcianus, der römiſche Statthalter. Zu beiden Seiten ſtanden mit trotzigen Geſichtern die Lictoren, die Fasces mit den blinkenden Beilen im Arme haltend.

Marcianus. Warum erſcheinſt Du, Held Dioskorus, mit dieſer Jungfrau, vor unſerem Gerichtsſtuhle, welcher die Unſchuld beſchützt, der Schuld aber die verdiente Strafe zuerkennt? —

Dioskorus. Den Vater erblickſt Du als Ankläger der entarteten Tochter. Mit ihr, die ihr Herz den kindlichen Gefühlen verſchließt, der Macht des Vaters ſpottet, verfahre Du nach den Geſetzen des Reiches, weil ſie den Geſetzen der Natur trotzt!

Marcianus. Und weſſen klagſt Du ſie an? Nenne mit Beſtimmtheit das Verbrechen, deſſen Du ſie beſchuldigeſt!

Dioskorus. Sie iſt abtrünnig der Verehrung unſerer Götter, nennet ſie Wahngebilde der Fantaſie, Weſen einer nichtigen Fabelwelt, und huldigt dem fremden Glauben der Chriſten, welchen ſie den einzig wahren nennt, in dem ſie leben und ſterben will.

Marcianus. O des Frevels! Ich ſchaudere — Tochter des tapferen Dioskorus! Blick' empor und beantworte meine Fragen!

---

Barbara erhob das geſenkte Haupt, wendete ihre Blicke zuerſt zum Himmel, dann auf den Statthalter. Auf den edlen Zügen des blaſſen Geſichtes ruhte ein Glanz der

Verklärung, wie das Mondlicht auf der reinſten Silberquelle, und ein mildes Sternenfeuer ſchimmerte aus den frommen Augen. Marcianus, von dem plötzlichen Anblick der Schönheit und Heiligkeit unwillkürlich überraſcht und ergriffen, erſtarrte, keines Wortes mächtig, gleich Einem, an deſſen Haupte ein Blitzſtrahl vorüberflog. Selbſt Dioskorus wendete ſich ab, wie vor einer überirdiſchen Erſcheinung, von welcher ein himmliſches Licht auszugehen ſchien. Barbara ſtand, die Hände über der Bruſt gekreuzt, beſcheiden, doch ohne Scheu in ihrer erhabenen, Ehrfurcht gebietenden Stellung. Endlich ermannte ſich der Statthalter, wie aus einem Traume erwachend. Ein flüchtiges Schamgefühl ſeiner Schwäche überzog ſein Antlitz augenblicklich mit dunkelrother Glut; er unterdrückte eine Aufwallung des Zornes, gab ſeinem Geſichte den freundlichſten Ausdruck, deſſen es fähig war, und ſagte mit ſanfter Stimme: „Nein! dieſe Mienen der reizendſten Unſchuld ſind die ſprechendſten Zeugen, daß Du eines ſolchen Verbrechens nicht fähig biſt. Du von allen Göttern und Göttinnen begünſtigte kannſt das Daſein der Götter nicht leugnen, die Dich mit ihren köſtlichſten Gaben beſchenkt haben! Bedauernswürdige! Der Reiz der Neuheit hat Dich geblendet, Schwärmer haben die Unerfahrenheit der Jugend benützend, Dich bethört, verführt. Erwache! Erkenne! Opfere den Grazien! Erwecke den Neid der Göttin von Pafos! Entzücke ihre Verehrer durch die Anmuth Deiner Geſtalt! Begeiſtere neue Dichter, entflamme neue Künſtler, daß Dein Bildniß in Farbe und Marmor die ferne Nachwelt erfreue! Laſſe die Strahlen Deines Geiſtes glänzen, um Deine Zeitgenoſſen dem Götterdienſte zu erhalten! Genieße des Glückes, deſſen Quellen Dir auf allen Wegen entgegen ſpringen!“

Barbara erwiederte mit feſter Stimme:

„Vergebens ſprichſt Du die täuſchenden Worte der Verlockung. Ich habe die Wahrheit erkannt in dem einigen Gott; in ſeinem ewigen Reiche ſuche ich meine Seligkeit, nicht das vergängliche Glück irdiſchen Wahnes. Ich bin Chriſtin, will als Chriſtin leben und ſterben!“

Kaum vermochte Marcianus die erheuchelte Sanftmuth länger zu behaupten und den auflodernden Zorn zu beſiegen: mit zunehmender Heftigkeit ſagte er:

„Weißt Du auch, was Dich erwartet, wenn Du auf Deinem wahnſinnigen Trotze beharrſt? — die peinlichſten Martern.“

Barbara. Gott wird mir die Kraft verleihen, ſie zu ertragen.

Marcianus. Und wenn Du ſie vergebens erträgſt, ſo fordert das Geſetz ein höheres Opfer, fordert —

Barbara. Mein Leben! Welches Opfer kann zu groß ſein, wenn ich es meinem Glauben, meinem Gott darbringe?

Marcianus. Du ſpotteſt meiner Güte und des Geſetzes; erfahre denn die Strenge von beiden! Liktoren! führt ſie in den Kerker! Mit zerfleiſchenden Geißeln werde die Frevlerin gezüchtiget! — Barbara! noch iſt es Zeit, widerrufe und Du biſt frei!

Barbara. Ich folge dem Geſetze Gottes, handle Du nach dem Deinigen!

„Aus meinen Augen! führt ſie fort, daß ich ſie nicht erwürge mit dieſen Händen!" So rief Dioskorus mit brüllender Stimme.

Marcianus winkte den Lictoren. Die erröthende Jungfrau folgte ihnen, die Augen zum Himmel erhebend.

Drei Tage ſchmachtete die Dulderin im Grabgewölbe der Kerkernacht; Geißelhiebe zerfleiſchten die zarten Glieder. Sie ertrug die Schmach, ſie ertrug den Schmerz ohne Ächzen, ohne ein Wort der Klage. Am vierten Tage zeigte der reine Leib keine Spur erlittener Verwundung. So erhebt ſich der Morgen nach der Sturmnacht in erneuter Schöne.

Nochmal vor den Richterſtuhl geführt, erklärte ſie neuerdings, treu zu verharren im Glauben an den einigen wahren Gott, und zu entſagen den Götzen, den Wahngebilden träumenden Fantaſietruges.

Dieſe Weigerung und die Kunde von der ſpurlos verſchwundenen Verletzung ſteigerte den Zorn des Statthalters zum Ingrimm; er befahl, ſie in den dunkeln Kerker zurückzuführen, und ihr die Seiten mit flammenden Fackeln zu brennen. Der Befehl ward vollzogen. Die Flammen flackerten und erloſchen, ohne einen Schmerzenslaut der Märterin zu erpreſſen. Die Wuth des wilden Feuers ſchien über den reinen Leib keine Gewalt zu haben. Am dritten Tage war keine Spur der ſengenden Flammen ſichtbar. So ſchimmert die Lilie in der Sonnenglut in noch weißerem Glanze.

Barbara wurde abermal vor den Richterſtuhl des Statthalters geführt. Als er die Unverſehrte wieder in der

Blüte ihrer Schönheit und unbeſiegbaren Seelenſtärke erblickte, als die Erhabene dem erneuerten Befehle, den Göttern zu opfern, Folge zu leiſten ſich weigerte, — da rief Marcianus: „Biſt Du denn ſo erhaben über alle irdiſche Macht, ſo werde vertilgt vom Angeſichte der Erde!“ — Und er befahl den Lictoren, vor ſeinen und ihres Vaters Augen ſie zu enthaupten.

Sogleich ward vor dem Richterſtuhle ein Kreis gebildet, und ein Block in die Mitte desſelben geſtellt. Hierokles entfernte ſich, Dioskorus aber ſtand, wie die Bildſäule eines Höllengottes, regungslos, mit funkenſprühenden Augen auf die Tochter hinſtarrend. Barbara ſank auf ihre Knie, erhob die Augen, in denen ein Vorgefühl des Himmels glänzte, zum Himmel empor, und ſprach: „Ich ſtehe am Ziele meiner Leiden; bald werde ich eingehen in das Reich der ewigen Freuden. Verlaſſe mich nicht, mein Herr und Gott! Durch Dich bin ich Alles, ohne Dich nichts!“

Sie legte das ſchöne, vom aufgelöſten Haar umfloſſene Haupt auf den Block. Schon ſchwang der Lictor das blinkende Beil. „Verruchte!“ ſo erſcholl plötzlich eine Donnerſtimme, „von der Hand des Vaters, den Du verhöhnſt, ſollſt Du ſterben!“

Mit dieſen Worten entriß Dioskorus dem Lictor das Beil, ſchwang es empor — und das Haupt der Heiligen flog vom Rumpfe. Marcianus verhüllte ſein Antlitz; die Menge ſtieß einen Schrei des Schreckens aus. Dioskorus ſtürzte zu Boden. Das Entſetzen über die eigene gräßliche That hatte ihn getödtet in dem Augenblicke des Tochtermordes.

# Zillah.

### Eine althebräiſche Legende *).

Zur Zeit, da, ſeit dem Verluſte des Paradieſes, der Roſenſtrauch auf Erden ausgeſtorben war, lebte in dem Städtchen Bethlehem eine Jungfrau, Namens Zillah, ſo hold und ſo lieblich, als ſollte in ihr und durch ſie das Bild und Andenken der verſchwundenen Roſen erhalten werden. Der Ruf ihrer Schönheit erfüllte das Land Judäa. Wer die anmuthige Geſtalt und das morgenröthliche Antlitz voll Unſchuld und das Helldunkel des Auges, aus deſſen Nacht die Seele wie das milde Feuer des reinſten Sternes hervorſtrahlte, nur einmal geſehen hatte, konnte das entzückende Bild nie wieder vergeſſen.

Zillah's Gemüth glich dem Heiligthum des Tempels, denn Stille, Ruhe und Klarheit herrſchten darin, von keiner Leidenſchaft geſtört. Die irdiſche Liebe blieb ihrem Herzen fremd, da es von der himmliſchen erfüllt war. Und ſo

---

*) Das Faktiſche erzählt Maundeville in ſeinem Werke: The Voyage and Travail etc.

bewarben ſich ſelbſt die ſchönſten der Jünglinge, die edelſten der Männer, vergebens um die Neigung der Holden; aber ſelbſt die Verſchmähten vermochten es nicht, der Verſchmähenden zu zürnen.

Nur Einer von Allen, Hamuel der Frechgeſinnte, ergrimmte ob der verweigerten Gegenliebe im ſtürmiſchen Gefühle ſeines ſchwerbeleidigten Stolzes ſo heftig, daß er ohne Unterlaß auf Rache ſann. Und es gebar ſeine tückiſche Seele bald einen Plan, würdig, von einem Geiſte der Finſterniß erſonnen zu ſein. Er verbreitete mit ſchlauer, raſtloſer Bosheit gegen die himmelreine Tugend der Jungfrau heimlich die ſchmählichſten Gerüchte, die von vielen Mißgünſtigen gierig aufgehaſcht, leicht geglaubt, durch das Echo vieler Zungen wiederholt, mit neuen Zuſätzen vermehrt wurden und ſich vergrößerten, wie der fallende Schneeball zur Lawine wird, bis die Verläumdung endlich einen ſolchen Schein von Gewißheit erhielt, daß Zillah, wenn ſie im Tempel betete und ihre frommen Gedanken und Empfindungen zu Gott emporſtiegen, oder wenn ſie auf der Straße mit geſenkten Augen züchtig einherwandelte, als eine arge Heuchlerin verſpottet wurde.

Nun wagte der unverſöhnliche Böſewicht eine förmliche Anklage. Zillah wurde vor den Richter berufen; erkaufte Zeugen traten gegen ſie auf, und das ſtrenge Geſetz verurtheilte die Schuldloſe wegen verletzter Unſchuld zum Tode.

Schon war der Scheiterhaufen aufgethürmt; ſchon ſtand Zillah, an den Pfahl gebunden, allein und, wie es ſchien, verlaſſen von Gott und den Menſchen: auf ihrem blaſſen Angeſichte aber lächelte die Seelenruhe, und aus ihren Augen ſtrahlte die Hoffnung auf ein höheres Leben, welches keine irdiſche Flamme zu zerſtören vermag.

So ſtand die Reine da, Hamuel's Gegenbild, Hamuel's, der ſich an ihrem Tode weiden wollte; in jeder ihrer Mienen lag ein Vorgefühl des Himmels, in jedem verzerrten Zuge ſeines Geſichtes aber ein Vorgefühl der Hölle, das erwachende Bewußtſein des verübten Verbrechens. Ihr Auge traf das ſeinige nur einmal — ohne Vorwurf, ohne Zorn — und dennoch durchbohrte der Blick ſein Herz wie ein glühender Dolch.

Schon ſchreitet der Henker mit der brennenden Fackel einher; er hält ſie an das Holzgerüſte; es lodert hoch auf! Praſſelnd raſen die wilden Flammen, verbreiten ſich mit ſteigender Gewalt, umwehen und umzüngeln mit gieriger Wuth die duldende Jungfrau, welche mit erhabener Ruhe daſteht, in ein Gewand von Todesfeuer gehüllt.

Schon legen ſich die gierigſten, die kühnſten der Flammen an den holden Leib der Dulderin; aber Gott ſchützt die Unſchuld; ſein Hauch weht, und ſiehe da! das wild auflodernde, grimmige Feuer ſinkt, ſeine Wuth erſtirbt, alle Flammen vereinigen ſich in einen Punkt und bilden einen Blitz, welcher, wie ſuchend, dahinbebt und tödtend Hamuel's Haupt trifft. Den Fall des Ruchloſen begleitet die ſtaunende Menge mit einem Schrei des Entſetzens, und — o Wunder! der Pfahl, an welchem die Schuldloſe gebunden ſteht, gewinnt Zweige. Die Zweige ſchmücken ſich mit hellgrüner Blätterfülle; Roſen leuchten dazwiſchen hervor, weißglühend, und eine Laube umwölbt, wie ein Triumphbogen, die Siegerin in der Todesqual, die Neubelebte, die Verklärte der frommen Unſchuld.

Und ſo erblühten ſeit dem Verluſte des Paradieſes die erſten Roſen, als ein Paradies der Unſchuld.

Von dieſem wunderbaren Ereigniß wird die zwiſchen Bethlehem und der Kirche gelegene Ebene noch jetzt das Roſenfeld genannt.

# Die Blumen des Paradieſes.

Im dreihundert und ſechſten Jahre nach der Geburt unſers Heilandes hielt der römiſche Statthalter Sapritius ſeinen Einzug in Cäſarea, der Hauptſtadt Cappadociens, mit aller dem Römerſtolze eigenen Pracht. Hochprangend auf einer Art von Triumphwagen, welchen vier neben einander geſpannte ſchneeweiße Roſſe zogen, von Legionsadlern umgeben, blickte der hochmüthige Statthalter, keines Menſchen Freund und Todfeind der Chriſten, mit düſter flammenden Augen auf die vielen Tauſende der Zuſchauer, durch deren Reihen der Zug ſich langſam dahin bewegte. Jeder, den ſein durchbohrender Blick, ein Blitz der Verachtung und des Haſſes, traf, ſchlug vernichtet ſeine Augen zu Boden. Als Sapritius in ſeinem Palaſte angekommen war, ließ er ſogleich ſeinen Geheimſchreiber Theofilus, der nicht nur die Staatsgeheimniſſe, ſondern auch die Herzensgeheimniſſe ſeines Herrn kannte, und zwei Monate vor dieſem in Cäſarea angekommen war, zu ſich rufen. Nach den erſten Freudenbezeigungen fragte Theofilus den Statthalter, wie er mit dem Empfange der Einwohner von Cäſarea zufrieden ſei. Mit ſtolzer Wegwerfung erwiederte Sapritius: „Was kümmert mich der Empfang dieſer Sclaven? Sie mögen mich lieben oder haſſen, ſchmähen oder preiſen; ich beachte das ſo wenig, als der Adler auf ſeinem Horſte das auf- und in der Erde kriechende Gewürm vernimmt. Auf mich muß jedes Auge ſich richten, mir aber gilt der Einzelne eben ſo wenig als die Menge, in der er ſich verliert. Als ich durch das Gedränge fuhr, welches wie Traumgeſtalten an mir vorüberglitt, verſchwand Alles in dem Augenblicke, da ich es ſah. Nur eine einzige Erſcheinung machte auf mich einen tiefen Eindruck, bleibender als ich ſelbſt es wünſche. Denke ich mir die Geſammtmaſſe als Wolkenhimmel des Jupiter Pluvius, ſo ſchimmern mir noch zwei große leuchtende Augen, die wie Sterne aus jenem Wolkenhimmel hervorglänzen. Dieſe Augen, die Züge des blühenden Geſichtes, eine unbegreifliche Verſchmelzung von Geiſt und Gemüthlichkeit, von Ernſt und Anmuth, dazu die Fülle der edlen Formen des Leibes — ich will Dir nicht verbergen, dieſer ſeltene Verein von Reizen machte auf mich eine ſolche Wirkung, daß ich ihre Blicke nicht ertragen konnte, und wider meinen Willen meine Augen, ſo gerne ſie auf ihr verweilt hätten, von der impoſanten Geſtalt wegwenden mußte. Alle Umſtehenden ſchienen, ihr huldigend, mich zu vergeſſen. Wer iſt ſie? Ich will ſie ſehen, noch heute! Sie werde mein! Theofilus! Dir gebiete ich, ſie in meinen Palaſt zu bringen, der ohne ſie — Dir verſchloſſen bleibt."

Theofilus, Furcht und Verwirrung heuchelnd, ſagte ſchüchtern: „Die Eine unter den Tauſenden zu finden — fürwahr eine ſchwere Aufgabe! Allein je ſchwerer die Aufgabe, deſto raſtloſer mein Eifer, Dir zu dienen. Nur mit der Götter Hilfe kann möglich werden, was mir unmöglich ſcheint."

Mit dieſen Worten verließ Theofilus den Statthalter, wie es ſchien, ängſtlich und beſtürzt; allein ſobald er das Gemach verlaſſen hatte, erheiterten ſich die Geſichtszüge, auf welchen ſich ſo eben eine bekümmerte Sorgfalt gezeigt hatte, bis zu einem ironiſchen Lächeln, und er murmelte leiſe vor ſich hin: „Ich kenne ſie ſo, wie ich Dich kenne. Sehr leicht iſt die Aufgabe, aber als eine Rieſenarbeit ſoll ſie Dir erſcheinen. Wer zu theuern Preiſen verkaufen will, darf nicht wohlfeil anbieten." —

---

Am nächſten Morgen führte Theofilus eine ſchöne weibliche Geſtalt in das Haus des Statthalters, der bei ihrem Anblicke den Ausbruch ſeines Entzückens kaum unterdrücken konnte. Mit mühſam erzwungener Faſſung wendete er ſich endlich von den bezaubernden Weſen an denjenigen, der es eingeführt hatte, drückte ihm die Hand und flüſterte ihm leiſe ins Ohr: „Biſt Du ein Sonnenſtrahl des Apollo, auf dem die Götter mit unbegreiflicher Schnelligkeit vom Olymp zur Erde gleiten? Wenn Du die Wahrheit unter der Menge von Irrthümern immer ſo triffſt, wie hier unter Tauſenden die Eine, ſo müſſen alle unſere Weiſen vor Dir beſchämt zurückweichen." —

Theofilus erwiederte: „Wenn ihre Schönheit Dich anzieht, ſo dürfte ihr Glaube Dich zurückſtoßen. Sie, voll Reiz und Anmuth, wie die Göttin der Liebe, iſt für Liebe ſo wenig empfänglich, als der kalte Marmor für die

Wärme des Sonnenſtrahls. Sie iſt dem neuen Glauben der Chriſten mit ganzer Seele zugethan, ſie haßt unſere Götter, die ſie nichtige fabelhafte Weſen nennt, eben ſo wie uns ſelbſt, auf deren Götzendienſt ſie mit Verachtung niederblickt. Die Reinheit ihrer Sitten und Lebensweiſe, die Klugheit ihres Benehmens und die erhabene Denkungsart ihres Geiſtes, haben ſie allen Einwohnern von Cäſarea zu einem Gegenſtande der Bewunderung gemacht. Sie lebt entfernt vom Weltgetümmel; nur eine ſo glänzende Begebenheit, wie Dein feierlicher Einzug, vermochte es, ſie dem Schooße der Einſamkeit zu entziehen. Sie heißt Dorothea, und zwar, wie ihre Glaubensgenoſſen ſagen, mit vollem Recht, da ſie, wie das griechiſche Wort bedeutet, wirklich ein Geſchenk Gottes ſei."

„Fürwahr!" erwiederte Sapritius, „die unſterblichen Götter, denen ich ſie wieder zuführen will, konnten mir kein ſchöneres Geſchenk machen, als dieſes Göttermädchen. Geh' und harre meiner in der Verhalle!"

Theofilus entfernte ſich. Der Statthalter trat mit einer Miſchung von erheuchelter Würde und falſcher Freundlichkeit der holden Jungfrau entgegen, welche in ihr weitfaltiges, blütenweißes Gewand gehüllt, die äußere Umgebung nicht beachtend, in ſich verſunken, in der Mitte des hohen, reich ausgeſchmückten Gemaches ſtand.

Die Strahlen der Sonne, durch die Öffnungen eines hohen Säulenganges in das Prunkgemach einfallend, umfloßen die hohe Geſtalt der edlen Jungfrau mit einem Verklärungsglanze. Die Augen und den Geiſt zum Himmel erhoben, ſtand ſie da, wie ein in Körperhülle gekleideter Engel, ein ätheriſches Weſen, welches auf Erden wandelnd, der Erde nicht angehört.

Vergebens hatte Sapritius das Mögliche aufgeboten, durch zierliche Redensarten, anmuthiges Benehmen und Schmeicheleien ihre Gunſt zu gewinnen. Sie hatte nichts von den eiteln Bemühungen des eitlen Mannes vernommen. Auf ihrem entzückten Antlitze ſchien ein Traum des Paradieſes zu ſpielen, aus dem ſie nun plötzlich, aber mit einem auffallend unangenehmen Gefühl erwachte. Die kaum noch verklärt geweſenen Geſichtszüge trübten ſich, und ein zürnender Unwille umwölkte die reine Stirne. Mit feſter Stimme ſagte ſie endlich zu dem vor ihr ſtehenden Statthalter, der über das Ungewöhnliche dieſer Erſcheinung wenigſtens einen Theil der ihm ſonſt eigenen Geiſtesgegenwart verlor:

„Auf Deinen Befehl ward ich hieher gebracht. Was verlangſt Du von mir? was kannſt Du von mir verlangen? Erkläre Dich in Kürze! denn in dieſen unheiligen Hallen iſt meines Bleibens nicht.“—

„„Und dennoch,““ ſagte Sapritius mit Bedeutung, „„hoffe ich, daß Du, ſchöne Abtrünnige, hier bleiben wirſt, ſo lange es mir beliebt. Zürne mir deshalb nicht, liebliche Feindin der Römer, und ihrer Götter! Ich ſehe mich aber durch meine Stellung als Statthalter genöthigt, Dich ſo lange hier feſtzuhalten, bis es mir gelungen ſein wird, Dich zur Freundin Roms und ſeiner Götter, ja vielleicht auch zu meiner Freundin zu machen.““ —

Dorothea. Nicht Dir, noch Rom und ſeinen Lügengöttern kann ich je angehören.

Sapritius. Und würde meine Liebe nicht Erwiederung finden?

Dorothea. Chriſtenliebe verbietet mir den Haß. Ich könnte nur Mitleid für Dich fühlen.

Sapritius. Und würdeſt Du ſelbſt gegen meine Bitte gefühllos bleiben?

Dorothea. Gegen die Bitte des Götzendieners allerdings.

Sapritius. Doch meinem Befehle würdeſt — müßteſt Du wohl gehorchen?

Dorothea. Ich gehorche nur Gott, dem höchſten Herrn des Himmels und der Erde.

Sapritius. Wenn Du aber den Göttern nicht opferſt, und dann die Qualen der Foltern erleiden müßteſt — armes Kind! wie dann?

Dorothea. Leiden ſind oft weniger verderblich als die Freuden. Du kannſt den Leib tödten, nicht aber die Seele. Der Tod führt zum ewigen Leben, und ſchuldlos ſterben iſt das höchſte Glück dieſer Erde. Wer Gott liebt, fürchtet keinen Menſchen, keine Qual.

Sapritius. Du ſprichſt erhabene Worte. Würde die That den Worten gleichen? Ich zweifle. Wie wär's, wenn ich, Deine Stärke zu prüfen, Dich auf die Folter ſpannen ließe? Glaube mir, wie die Glieder ausgedehnt werden, in dem Maße ſchrumpft die prahleriſche Standhaftigkeit zuſammen.

Dorothea. Verſuch' es, Verſucher!

Sapritius. Du trotzeſt Verwegne! Du reizeſt mich. Wohlan! Der Verſuch beſchäme Dich Großſprecherin! —

Sapritius ließ die Folterknechte mit der Folterbank eintreten. Dorothea wurde ergriffen; ihr Blick ſchreckte die Henker zurück, und ſie trat freiwillig zu dem Marterwerkzeuge. Schon wollten die Knechte ihr Amt beginnen, ohne daß Dorothea ein Zeichen der Furcht blicken ließ. Um ſo mehr Schrecken zeigte Sapritius ſelbſt, und er rief den Henkern zu: „Haltet ein!"

Dorothea ſprach: „„Willſt Du mit dem Tode ein grauſames Spiel treiben und meine Qualen verlängern?""

Sapritius. „Dich ſchonen will ich, bethörte Schwärmerin! Soll ich die Schönheit, welche die Götter Dir gaben, um Dich und Andere durch Dich zu beglücken, gefühllos zerſtören?" —

Er befahl den Henkern, ſich mit der Folter zu entfernen, näherte ſich der Jungfrau, ſchlang einen Arm um ſie, blickte ihr zärtlich in's Auge, und ſagte: „Verdient der Mann keinen Dank, der, als Höchſter unter den Tauſenden hier, ſeine Macht der Schönheit huldigen läßt? Dorothea! Ein Wink von mir, — und Du biſt ein Opfer des Todes! — Nein! Ich will, Du ſollſt leben, Du ſollſt glücklich ſein — und mir dankbar! Sei mein, und ein Eliſium von Freuden erwartet Dich! Du ſollſt die Erſte ſein im Blumenflor der Schönſten in Cäſarea. Jeden Deiner Wünſche kann ich erfüllen. Entſage dem düſtern Wahn, opfere auf dem Altare der Göttin der Liebe, und ich opfere Dir! Sei mein, und das Erleſenſte dieſer Erde ſei Dein!"

Dem Glühenden mit Würde und Hoheit ſich entwindend, ſprach Dorothea: „Nichtig iſt das Erleſenſte dieſer Erde; jenſeits des Grabes blühen meine Freuden. Dem Gott, der Himmel und Erde ſchuf, gehöre ich an; ich bin die Braut der Ewigkeit. Dies iſt mein Glaube. Rufe Deine Mörder zurück!" —

Tief erſchüttert ſtand Sapritius vor der Gottgeweihten. Nachdem er wieder Faſſung gewonnen hatte, fing er nochmal an, die reizende Jungfrau mit Vorſtellungen, Verſprechungen und Bitten zu beſtürmen. Er ließ nichts unverſucht, was auf ein weibliches Herz gewöhnlich zu wirken pflegt. Vergebens! Dorothea ließ ſich auf ihre Knie nieder. Ohne den Leidenſchaftlichen eines Blickes zu würdigen, hob ſie, die Hände zum Gebet gefaltet, die lichtſtrahlenden Augen zum Himmel und rief: „Mein Gott und Vater! Makelrein, wie Du mich geſchaffen, laß mich eingehen in Dein Reich!" —

Sapritius, deſſen Scharfblick die Weihe der Gottbegeiſterten nicht verkannte, ſah ein, daß Drohung oder Gewalt hier mehr ſchaden als nützen würde. Er bezähmte daher die ihm eigene Heftigkeit, heuchelte mit feiner Schlauheit eine zarte Bewunderung, und beſchloß nun, ein falſches Spiel zu beginnen.

„Ich bin nun überzeugt," ſagte er, „daß es mir nicht gelingen wird, Dich meinem Glauben an die Götter zu gewinnen. Eher möchte es Dir gelingen, mich zu Deinem geprieſenen Gott hinüberzuziehen, der Dich mit ſolcher Schönheit, ſolcher Anmuth der Seele und des Leibes ſchmückte. Laß uns denn einen Wettkampf eingehen, welches von uns Beiden das Andere von der Herrlichkeit und Wahrheit ſeines Glaubens zu überzeugen vermag. Auf jeden Fall werden wir dann einig, und der beſiegte Theil ergibt ſich dem ſiegenden.“ —

Dorothea's reine Seele glaubte an die reine Abſicht des Liſtigen, der unter den ſchönen Worten einen unedlen Plan verbarg. In der feſten Überzeugung, daß es keinem Verführer je gelingen könne, ſie von der Verehrung des wahren Gottes auf Irrwege zu leiten, erklärte ſie ſich bereit, den Wettſtreit einzugehen. Sapritius ſetzte nur die einzige Bedingung, daß Dorothea ihre bisherige Umgebung, die mit ihr gemeinſame Sache machen würde, verlaſſe, und, allein ſtehend, allein handelnd, ihren Aufenthalt bei einer würdigen Matrone wähle, in deren Hauſe ſie als ſelbſtſtändige Herrin lebend und handelnd, gegen die Überredungskünſte und Verfolgungen ihrer Glaubensgenoſſen geſichert ſein ſolle.

Dorotheens frommer Stolz fühlte ſich eben dadurch geſchmeichelt und gehoben. Im Vertrauen auf ihren Gott und auf ihre Seelenſtärke willigte ſie in den Vorſchlag ein, mit den Worten: „Du ſollſt ſehen, wie Gott auch in den Schwachen ſich verherrlicht! Ich baue auf ihn und fürchte nicht die Welt mit allen ihren Schlingen und Gewaltthaten! Entziehe mich meinen Glaubensgenoſſen! Ich werde ſtark ſein, iſt Gott mit mir!“ —

Damals lebten in Cäſarea zwei Schweſtern, Namens Kryſta und Kalliſta, die ehemals in Rom einen zügelloſen Lebenswandel geführt hatten, nach zerſtörter Schönheit aus eigennütziger Abſicht zu dem chriſtlichen Glauben übergetreten waren, denſelben aber zeitlichen Vortheils wegen wieder verließen, und nach Cäſarea überſiedelten, wo ſie, von Wüſtlingen unterſtützt, dieſen dienten, indem ſie reine Jungfrauen zum Götzendienſt und zu unſittlichem Lebenswandel verlockten.

In dieſes Haus der irdiſchen Liebesgöttin mußte Dorothea ſich einwohnen. Die beiden Schweſtern ließen ſie in den erſten Tagen gewähren, ohne ihr den geringſten Zwang anzulegen; ſie wußten ſogar den Schein irgend einer beſonderen Aufmerkſamkeit auf Dorotheens Thun und Laſſen zu vermeiden. Die Einſamkeit, der ſie ſo hold war, wurde ihr nie und nirgend geſtört. Der Name Sapritius wurde nicht genannt. Dorothea wußte wohl, daß dieſes Haus bei ihren Glaubensgenoſſen in keinem guten Rufe ſtehe; ſie fühlte aber in ſich die Kraft, Verſuchungen zu widerſtehen, und wußte, daß die Tugend in Prüfungen ſich läutere und bewähre.

Allmälig fing der verſteckte Plan ſich mehr und mehr zu enthüllen an. Das Haus belebte ſich immer mehr. Mädchen und Jünglinge fanden ſich zahlreicher ein. Lyra und Flöte ertönte in den Gebüſchen des Gartens; Tänze ſchwebten über die blumenreichen Wieſen dahin, und manche leidenſchaftliche Szene ſtellte ſich dem Auge dar. Dorothea konnte manchen Einladungen und Bitten zur geſelligen Theilnahme an den gemeinſamen Vergnügungen nicht ausweichen.

Bei einem Gartenfeſte in einer neblig dämmernden Mondnacht erſchien endlich auch Sapritius. Er näherte ſich Dorotheen, die als entfernte Zuſchauerin ſtand. Er wagte es, nach manchem Schmeichelworte, ſie heftig zu umſchlingen. Der Blick der ſeinem Arme ſich entwindenden Jungfrau ſchlug ſeinen Muth plötzlich darnieder, mit den Worten: „Nicht ſo wirſt Du mich Dir und Deinen Götzen gewinnen.“ —

Dorothea verließ den Beſtürzten, eh' er ſich von ſeiner Verwirrung zu erholen vermochte.

In ihrem Schlafgemache angelangt, verrichtete ſie, ohne ſich durch die vorhergehende Szene beunruhigt zu fühlen, ihr Abendgebet. Sie hatte dasſelbe kaum begonnen, als die beiden Schweſtern eintraten und ihr Vorwürfe machten über das thörichte Betragen, mit welchem ſie das Glück von ſich ſtoße. Nun erkannte die Aufgeſchreckte den Abgrund, an welchen man ſie hinſtellen wolle. Sie ließ die wetteifernden Schweſtern ihre Beredſamkeit ausſtrömen, trat dann in erhabener Stellung mit ſternhell leuchtenden Augen zwiſchen Beide, und ſagte: „Wie? ihr ſeid Schweſtern? Nimmer! Denn ihr kennt nicht die Schweſterliebe, ihr kennt nur den Schweſterhaß. Die Schweſterliebe müßte euch antreiben, für einander zu ſorgen, daß die Seele rein, das Herz gut, der Glaube wahr ſei. Ihr aber reizt und verlockt euch wechſelſeitig zur Unwahrheit und zur Sünde. Wohlleben und Taumel irdiſcher Freuden erſcheinen euch als des Lebens höchſter Genuß und höchſtes Ziel. Das Überſinnliche kennt ihr nicht, und vor dem Ewigen graut euch, Bethörte! Ihr lebt von Augenblick zu Augenblick, wie die Thiere des Feldes und denkt nicht, daß ihr Menſchen ſeid, die, von Gott ausſtrömend, wie das Licht von der Sonne, einſt wieder zurückkehren ſollen in den Schooß ihres Schöpfers. Nie wird es euch gelingen, mich in das irdiſche Verderben zu ziehen. Möge aber Gott mich ſtärken, euch zu dem Himmliſchen zu leiten und eure Seele vom ewigen Tode zu erretten! Unſterblichkeit iſt eine Schreckensnacht dem Sünder, ein freudiges Morgenroth dem Reinen. Auf eurer Seele ruht aber eine ſchwere Laſt von Vergehungen und Sünden, die ihr ſchwer büßen werdet, um ſo ſchwerer, als ihr auch Schuldloſe in den Pfuhl der Sünde hinabziehen wollt. Höret mich, ihr Unglücklichen! Gott ſpricht aus mir, die ihm, dem Beſten, ihr Leben weiht. Folget mir, damit mein ſchwacher Arm euch führe in die Wohnung meines Vaters! Folget mir, entfliehet dem irdiſchen Blendwerk, eh' ihr noch tiefer ſinkt in den Abgrund des Verderbens, und lernet eure Seligkeit bauen auf den Fels des Unvergänglichen! Meldet dem Statthalter, daß ich ihn haſſe und verabſcheue! Mein Vater ſtarb und ließ mich als hilfloſe Waiſe auf der Erde zurück; aber mein ewiger Vater lebt! Er gibt der Schwachen die Kraft, ihn zu lieben, ihm zu dienen. Entſagt dem böſen Geiſte, der euch blendet und lenkt! Reicht mir, Schweſtern, die Schweſterhände, und opfert euer Leben mit allen ſeinen Leiden und Freuden dem Allmächtigen, aber auch Allgütigen! Der Tod iſt dem Gerechten der Weg in das Reich der ewigen Seligkeit; die Sünde aber iſt der Tod der Seele. Ich biete euch Schweſterliebe; nehmt ſie an, und laſſet uns Gott preiſen, durch den wir Alles ſind, Nichts ohne ihn!“ —

Erblaſſend und mit thränenvollen Augen ſtanden die beiden Schweſtern vor der Begeiſterten, zu welcher ſie ihre Blicke nicht zu erheben wagten. Nach langem Schweigen faßte endlich Kalliſta, die ältere Schweſter, Muth, und ſprach: „Edle Jungfrau! was ich in meinem eigenen Herzen fühle, das leſe ich auch in den Augen meiner Schweſter Kryſta. Wir ſind erſchüttert von der Wahrheit Deiner Rede; Dein Glaube trägt das unverkennbare Gepräge göttlicher Überzeugung. Wenn wir aber auch zu Deinem heiligen Glauben übertreten wollten, können, dürfen wir es? Welcher Menſch, der in einem Sumpfe liegt, vermag es, einen Flug zum Himmel auch nur zu verſuchen? Die Laſt unſerer Vergehungen drückt uns zu Boden, und die Reue, die uns ergreifen will, muß der Verzweiflung weichen, die uns keine Vergebung hoffen läßt. Die eherne Pforte jenes Reiches der Seligkeit, zu welcher Du hindeuteſt, bleibt uns ewig verſchloſſen.“ —

Dorothea, deren Geſichtszüge durch das holde Mitleid über die Verirrten verklärt wurde, erwiederte mit dem mildeſten Tone ihrer weichen Stimme:

„Mögen auch viele und ſchwere Sünden, wie düſtere Nachtwolken, auf eurer Seele laſten, die ſchwerſte aller Sünden wäre doch — die Verzweiflung an der Gnade Gottes. Er, der uns ſchuf, Er nimmt den Reuigen wieder in ſeinen Schooß auf. Er iſt der Vater, der die verirrten Kinder liebend zu ſich ruft. Es iſt keine Nacht ſo dunkel, die er nicht erhellen, keine Wunde ſo tief, die er nicht heilen, kein Leiden ſo groß, das er nicht in Freude verwandeln kann. Entſaget den Götzen, entſaget der Sünde, lebt der Tugend, erkennet die Wahrheit, übt das Gute und Rechte, und ihr werdet eingehen in das Paradies der ewigen Seelenfreude!"

Da ſtürzten die beiden Schweſtern zu den Füßen der Heiligen, und riefen mit dem Tone der reuigſten Zerknirſchung: „Bitte Gott um Vergebung unſerer Sünden, und ein neues Leben beginne für uns! Uns, die wir vom Statthalter beſtimmt waren, Dich auf den Irrweg des Laſters und durch das Laſter zum falſchen Glauben zu verführen; uns führe nun, Du Gottgeweihte, auf den Weg des ewigen Heiles!" —

Dorothea hob die freudeſtrahlenden Augen zum Himmel, legte ihre Hände ſegnend auf die geſenkten Häupter der vor ihr knienden Schweſtern, und ſprach betend: „Allbarmherziger, allgnädiger Gott! Du, der ſprach: „Ich will nicht den Tod des Sünders, ſondern, daß er lebe;" Du, der ſprach: „Es freut ſich der Himmel über einen reuigen Sünder mehr, als über neun und neunzig Gerechte" — Allgerechter! Allmächtiger! Blicke gnädig von Deinem Weltenthron auf dieſe Verirrten, aber Reuigen! Nimm ſie auf in den Kreis der mit jedem Tage ſich vermehrenden Schar Deiner gläubigen Verehrer, und ſende den heiligen Geiſt der Wahrheit in ihre Seelen, daß auch ſie als Zeugen Deiner Macht und Herrlichkeit auftreten hienieden, und Tauſende ihrem Beiſpiele folgen!" —

Dorothea hob die Knienden empor, drückte ſie liebevoll an's Herz, und gab ihnen den Schweſterkuß.

Nach einigen Tagen ließ der römiſche Statthalter die Schweſtern Kryſta und Kalliſta zu ſich rufen. Er empfing die Eintretenden mit den Worten: „Ich ließ euch viel

Zeit, die ſpröde Chriſtin eines Beſſeren zu belehren. Habt ihr euer Werk vollendet, ſo erwartet euch reicher Lohn.“ —

Kryſta erwiederte ſchüchtern: „Wir verzichten auf jeden Lohn.“ —

„Wie deut' ich das?“ fragte Sapritius mit ſtolzer Miene.

Kryſta. Im beſten Sinne.

Sapritius. Alſo in dem Sinne, wie ich es wünſche? Habt ihr ſie meinem Verlangen gewonnen? Habt ihr ſie unſern Göttern gewonnen?

Kalliſta. Sie kennt nur Ein Verlangen und nur Einen Gott. Ihm dienend, verabſcheut ſie das Laſter mehr als den qualvollſten Tod.

Sapritius. Wie? Ihr wagt es, der Verbrecherin das Wort zu reden?

Kalliſta. Wir wagen es, denn ſie iſt unſere Schweſter, ſo wie ihr Gott der unſerige iſt.

Sapritius. Wahnſinnige! Ließt ihr euch etwa durch glänzende aber leere Verſprechungen verblenden? Was auch die Chriſtengemeinde von Cäſarea euch bieten mag, ich, der Statthalter, kann Alles überbieten.

Kalliſta. Irdiſch und nichtig iſt, was Du uns bieten kannſt. Dorothea, vom Geiſte Gottes beſeelt, hat uns Abtrünnige wieder vom Irrwege auf den Pfad der Wahrheit und des ewigen Seelenheils geführt.

Sapritius. Verwegene! Verblendete! Wißt ihr, daß Tod und Leben in meiner Hand liegt?

Kalliſta. Wir ſind bereit, für unſern Glauben und für die Kraft ſeiner Überzeugung unſer Blut und Leben hinzugeben.

Kryſta. Wir wollen mit Dorothea leben und ſterben.

„Wohlan denn!“ rief Sapritius mit zornflammenden Blicken, „ihr ſollt ſterben, aber nicht mit ihr, ſondern vor ihr. Strecket dann der frommen Schweſter aus den Flammen die Arme entgegen! Wenn euer Wehgeſchrei zum Himmel ſteigt, mag das Gebet der Heiligen dem Geheule zur Begleitung dienen.“ —

Sapritius rief mit gewaltiger Stimme Schergen und Kriegsknechte herein, und befahl, von Wuth entflammt, heftig auf- und niederſchreitend, den Einen, die beiden Schweſtern in das Gefängniß zu ſchleppen, den Andern, Dorotheen herbeizuführen, den Dritten, im innern Hofraume einen Holzſtoß aufzurichten.

Auf einem Ruhebette halb ſitzend, halb liegend, und ſtarr vor ſich blickend, ſtieß Sapritius nur einzelne Worte wild ſchnaubend aus: „Mir trotzen! — Meinem Willen ſpotten! — Nimmer! Ein Beiſpiel genüge zum Schrecken Aller. Das Entſetzen — wenn nicht die Liebe — führe ſie in meine Arme. Mögen Hunderte ſterben, um die Einzige mir zu erhalten!“ —

Durch den Eifer bereitwilliger Diener des Böſen ward der Scheiterhaufen mit unglaublicher Schnelligkeit errichtet. Die drohende Schreckgeſtalt des nahen Flammentodes ſtand rieſenhoch aufgethürmt. Vier Schergen mit brennenden Pechfackeln führten die beiden Schweſtern in den Hofraum.

Während dies vorging, trat Dorothea auf des Statthalters Befehl in den Saal, ohne zu ahnen, was in ihrer Nähe ſich ereignete. Sapritius empfing ſie mit freundlicher Herablaſſung, und mit Mienen, in welchen lüſterne Begierde mit ironiſchem Lächeln verſchmolz. „Wie biſt Du geſinnt?“ ſagte er, „willſt Du, Venus wider Deinen eigenen Willen, nur Göttin der Schönheit, nicht auch Göttin der Liebe ſein? Willſt Du nicht unſern Göttern eben ſo huldigen und opfern, wie ich Dir huldige und opfere?“ —

„„Wer dem Gotte der Wahrheit dient,““ erwiederte Dorothea mit einem Blicke der Verachtung, „„bleibt ihm und ſich ſelbſt getreu. Weiche, Verſucher!““ —

Sapritius. „Nennſt Du den Wahn ein Glück, den kecken Trotz eine Tugend? Wird die ſich brüſtende Seelenſtärke, auf welche die Unerfahrne ſo verwegen pocht, vor gewiſſen Scenen nicht kleinmüthig erzittern, und vom Rieſen in einen Zwerg zuſammenſchrumpfen? Dein Gott iſt, wie man ſagt ein Gott der Liebe; da brauchſt Du ja nicht vor ihm zu zittern. Ich aber — bedenke das wohl! — Ich kann nicht nur lieben, ſondern auch haſſen, und bin deshalb furchtbarer als Dein Gott. Laß es ja nicht auf eine Probe ankommen! Füge Dich meinen Göttern und meinem Willen!“ —

„„Deine Lügengötter ſind farbige Bilder des Wahns, und Dein Wille iſt nichts für diejenigen, die zu ihrem Gott emporrufen: Herr! Dein Wille geſchehe!““ —

„So lerne denn die Macht meines Willens kennen, Thörin, die das Wohl des wirklichen Lebens für ein erträumtes hinwegſchleudert!“

Bei dieſen Worten ergriff er Dorotheens rechte Hand, riß ſie rauh und ungeſtüm an's Fenſter, und ſchrie in den Hofraum: „Entflammt den Scheiterhaufen!“ Dann wendete er ſich an die, nicht aus Menſchenfurcht, ſondern über ſeine rohe Wuth erbleichende Jungfrau, und ſagte zähneknirſchend: „Sieh' hin! Deine Schweſtern ſterben den Flammentod. Du haſt ſie von der Macht Deines Gottes überzeugt. Wird er ſie nun retten? Wird er mein Verdammungsurtheil zu nichte machen? Hilf ihnen! Rette ſie! — Schergen! Schleudert die Pechfackeln in den Scheiterhaufen! Er leuchte mir zum Hochzeitsfeſt! Werft die Ungläubigen in's Feuer! Ihr Geheul ſei Dein Brautgeſang!“ —

Und es geſchah, wie der Statthalter befahl. Hochauf loderte der praſſelnde Scheiterhaufen; die Schergen riſſen die knienden Schweſtern, die ſich feſt umſchlungen hielten, empor, und ſchleuderten ſie in die lechzende Flammenglut.

Mit triumphirendem Hohne blickte Sapritius der zitternden Jungfrau in das blaſſe Angeſicht, erwartend, ſie werde nun zu ſeinen Füßen ſtürzen, um das Leben der Schweſtern bitten und ſich ſelbſt ſeinem Willen fügen. Aber wie ſehr fand er ſich getäuſcht, wie groß wurde ſein Erſtaunen!

Dorothea, plötzlich alle Furcht von ſich abſchüttelnd, erhob ſich, wie ein überirdiſches Weſen. Sie erhob den rechten Arm, ſtreckte die Hand ſegnend nach den in die Glut verſinkenden Schweſtern aus, und rief ihnen mit einer wie aus den Wolken tönenden Stimme zu: „Gehet ein in den Himmel! Eilet, ihr Glücklichen, mir voran! Der Vater im Himmel, wird euch für den Märtyrertod ewige Seligkeit, für irdiſche Leiden unſterbliche Freuden gewähren. Wenn ihr die Wonne des Paradieſes genießet, wo unverwelkbare Blumen blühen, und unvergängliche Früchte die Seele laben, o! dann betet für mich, die ſich ſehnt, euch zu folgen!" —

Verſtummend und überwältigt von der Gewalt der Empfindungen, ſank Dorothea in die Knie, dann, einer Todten gleich, zur Erde. Sapritius verließ, von eiskaltem Schauer durchdrungen, den vom Wiederſcheine des Feuers hochroth glühenden Saal.

Als Dorothea wieder zum Bewußtſein erwachte, und doch nicht wußte, ob ſie wirklich wache, und ob das, was vor ihr geſchah, nur ein furchtbares Traumgeſicht oder eine noch furchtbarere Wahrheit ſei, erhob ſie ſich, auf ihre Arme geſtützt, vom Boden, und trat, als ſie die aufrechte Stellung mühſam errungen hatte, mit wankenden Schritten an das Fenſter. Hier ſtellte ſich ihr das Bild der Zerſtörung und des Märtyrertodes vor die Augen. Die roth aufleckzende Glut des verglimmenden Leichenfeuers, das am Rande des Scheiterhaufens umherliegende verkohlte Holz, mit weißgrauer Aſche belegt, und der in der Luft wallende heiße Qualm, wirkten auf die Entkräftete ſo ſtark, daß ſie einer zweiten Ohnmacht nahe war.

In dieſem Augenblick kehrte Sapritius zurück, trat zur edlen Jungfrau, und ſagte mit dem mildeſten, freundlichſten Tone, zu dem er ſich zwingen konnte: „Der Schönheit geziemt die Liebe. Sei klug, und werde glücklich! Verzeihe mir das Geſchehene, und lerne mich und meine Macht ſo kennen, wie Deine Ohnmacht! Wäreſt Du klüger und nachgiebiger geweſen, ſo lebten die Beiden, deren Tod auf Deiner Seele laſtet, noch jetzt.“ —

„„Wie?““ ſagte Dorothea, „„Du hältſt ihren Tod für ein Unglück? Ich beneide ſie, ich preiſe ſie glücklich.““

Sapritius. So beharrſt Du in Deinem Trotz?

Dorothea. Und Du in der Wuth Deiner Liebe?

Sapritius. Auch Spott wagſt Du? Genügte das Beiſpiel Dir nicht?

Dorothea. Es entflammte mich nur zu dem Wunſche, den Glücklichen bald zu folgen, in das Reich des Lichtes, in den Schooß ewiger Seligkeit.

Sapritius. Gelüſtet Dich denn ſo ſehr nach den unverwelklichen Blumen des Paradieſes?

Dorothea. Ich ſchmachte darnach.

„So wiſſe denn,“ rief Sapritius mit zornfunkelnden Augen und von Stolz aufgeblähtem Angeſicht, „keine Roſe ohne Dornen! Du ſollſt ſie fühlen, indem Du Deine Thorheit zu ſpät bereuen wirſt. Fahre hin zu Deinem Gott! Folge Deinen Schweſtern! Eh' ich aber das Todesurtheil über Dich ausſpreche, Du heldenmüthige Jungfrau, ſollſt Du mir Beweiſe Deines Heldenmuthes geben!“ —

Sapritius rief die Henkersknechte herein. Dorothea wurde ergriffen, mit Stricken an die Folterbank gebunden, und die zarten Glieder wurden durch Schrauben ſo ausgedehnt, daß ſie aus ihren Gelenken gingen. Dorothea duldete die ungeheuren Schmerzen des Leibes durch die Kraft des Geiſtes — den Blick aufwärts gewendet, und ohne daß ein Klagelaut oder ein Seufzer ihren Lippen entſchwebte.

Je mehr aber Dorotheens Geduld und Standhaftigkeit die Bewunderung, ihre Jugend und Schönheit das Mitleid der Folterknechte erregte, um ſo mehr fühlte ſich des Statthalters Hochmuth beleidiget, um ſo mehr ſtieg ſeine Unmenſchlichkeit, und er befahl den Peinigern mit durchbohrendem Blick, einen höhern Grad der Folter anzuwenden. Brennende Fackeln wurden hereingebracht und an die Seiten der ſchweigenden Jungfrau gehalten. Die Flammen zerfraßen das Gewand und leckten gierig an dem Leibe. Die Flammen ſelbſt ſchienen unwillig zu ziſchen, als das hervorquellende Blut ihnen begegnete und zur Erde floß. Dorothea ſtand, die Augen zum Himmel erhoben, ruhig, und nicht die leiſeſte Zuckung verrieth, ob, und welche Schmer-
en ſie litt. Darüber ergrimmt, brach der Unmenſch in einen
Strom von Schmähworten aus, und ſchloß, indem der Zorn
hm die Kehle zuſchnürte, mit dem Befehle, die böſe Zau-
erdirne zur Richtſtätte zu führen und ſie zu enthaupten.

Dorothea, dem Herzloſen aus milden Augen einen
ührenden Blick der Vergebung zuſendend, ſchwankte, von
en ſchweigenden Schergen geführt, leibesmatt, aber gei-
esſtark, aus dem Saale. Theofilus, an der Schwelle
ehend, maß ſie achſelzuckend mit ironiſchem Lächeln, deſſen
ſich aber, wie ſein Erröthen es deutlich bezeugte, ſelbſt
ämte, indem er es gewahr wurde. Eine Miſchung von
heilnahme und Neugierde trieb ihn an, dem Zuge zu fol-
n bis zur Richtſtätte. Da der Zug ſich nur langſam be-
egte, gelang es dem Theofilus demſelben zuvorzukom-
en. Er nahm demnach auf dem mit einer Menge von

Chriſten und Heiden angefüllten Platze eine ſolche Stellung, daß er der zum Tode Verurtheilten geradezu in die Augen fallen mußte. Als Dorothea nun nahe an ihm vorüberſchritt, begrüßte er ſie auf vertrauliche Weiſe, und gab ihr ein froſtiges Bedauern zu erkennen.

Die heilige Jungfrau, in ihre Gedanken an Tod und Ewigkeit verſunken, würdigte ihn keiner Aufmerkſamkeit, keines Blickes. Dies beleidigte die Eitelkeit des Mannes, und er ſagte, die rechte Hand der Jungfrau faſſend: „Schöne Braut des einzigen Gottes! Sei doch ſo gütig, mir etwas von jenen unverwelklichen Blumen zu ſenden, welche Du, wie ich vernommen habe, in dem Paradieſe Deines himmliſchen Bräutigams zuverſichtlich finden wirſt!“ —

„„Blicke empor zum Himmel, in welchen mein Gott und Vater mich aufnehmen wolle! Dort ſollſt Du ſie ſchauen die Blumen der Ewigkeit im Silberglanze ſtrahlend. Ihrem Pfade folge! Sie werden Dir den Weg des ewigen Heiles zeigen.““ —

Die Hände auf der Bruſt kreuzend, das Haupt aufwärts gehoben, langte Dorothea auf der beſtimmten Todesſtelle an, verrichtete knieend ihr letztes Gebet, ſetzte ſich dann auf den Block, hob die gefalteten Hände zum Himmel, und ſchloß die mit keinem Tuch verbundenen Augen. Der Blitz des geſchwungenen Henkerſchwertes flog über die Richtſtätte. Das Haupt der Heiligen fiel, der Leib ſank zur Erde; die Engelſeele glänzte vor Gott. Lautlos ſtand die Menge der Zuſchauer. Theofilus aber ſtieß einen Schrei des Entſetzens aus, und ſtürmte, wie von einem böſen Geiſte getrieben, über die Richtſtätte hinweg.

Weit hinaus ſtürmte er vor die Mauern der Stadt. Die ausgeſtoßene Läſterung voll Hohn verfolgte ihn wie eine Feuerſchlange. Die erhabene Jungfrau ſtand wie eine Verklärte vor ihm. Das ſinkende Haupt ſchien ihm das Bild irdiſchen Daſeins; den Geiſt ſah er himmelwärts ſchweben, und mit dunklem Gefühle ergriff ihn die Sehnſucht, dort zu ſein, wo ſie war, im Reiche des ewigen Lichtes. Ein neuer Geiſt ging in ihm auf, wie eine Morgenſonne aus dem Schooße der Nacht. Wer ſo ſtarb wie Dorothea, mußte, innigſt überzeugt, das Reich der Wahrheit vor ſich ſehen. Als nichtige Fantaſiegeſtalten erſchienen ihm ſeine Götter, ſein Glauben als reizendes Blendwerk eines auf Sinnlichkeit beſchränkten Daſeins.

Durch dieſe ſchöne Aufregung ſeines Innern erſchöpft, ſank Theofilus am Fuße eines Hügels zur Erde. Vor ihm dehnte ſich, mit Schnee und Eis bedeckt, eine weite öde Gegend, über welche ein kalter Nachtwind ſchaurig dahinſauste. Über ihm aber ſchimmerte der Himmel mit ſeinen Myriaden von Sternen, und die Strahlenden ſchienen ihm zum hohen Dome der Seligkeit emporzuwinken. Zwiſchen den Sternen aber erblickte er Dorotheens Lichtgeſtalt, und es vernahm ſein Geiſt die Worte: „In dieſen Geſtirnen voll ewigen Glanzes erblicke die unverwelklichen Blumen des Paradieſes! Wohl dem, der da wandelt, wo ſie blühen! Erkenne Gott, und Du wirſt ſelig ſein! Ein Strahl aus Gottes Lichtmeer iſt des Menſchen Seele. Vergänglich iſt die irdiſche Blume des Leibes, unſterblich aber der Geiſt, geſchaffen für die Ewigkeit, die ein endloſer Gedanke des Entzückens iſt.“ —

Theofilus entſchlummerte, von dieſer himmliſchen Erſcheinung überwältigt. Als er am nächſten Morgen, vom Goldpurpur der aufgehenden Sonne umfloſſen, erwachte, eilte er in den Palaſt des Statthalters, trat mit edler Haltung vor den Gewaltigen, und ſprach mit ſanfter Stimme: „Herr, ich verachte den Götzendienſt und ſeinen Trug; ich bin Chriſt, Verehrer des einigen und wahren Gottes; ich will ſterben als Chriſt, wie Dorothea. Viele ſollen meinem Beiſpiele folgen. Laß mich tödten! wo nicht, ſo werde ich vollziehen, was ich geſchworen.“

Mit abgewandtem Antlitz befahl Sapricius den Schergen: „„Er ſterbe durch das Beil des Henkers!““ —

Die letzten Worte des Jünglings lauteten: „Heilige! Ich folge Dir. Gott, nimm mich auf zu den unvergänglichen Blumen des Paradieſes!“ —

Sein Beiſpiel entflammte Viele, den wahren Gott zu bekennen.

# Ediſſa.

Artaxerxes, der Perſerkönig, eben ſo glühend in ſeiner Liebe, als heftig in ſeinem Zorn, hatte ſeine Gemahlin Vaſthi verſtoßen, weil ſie es einmal wagte, dem Befehle ihres Gebieters zu trotzen. Schmerz und Reue folterten ihn über den zu raſchen Schritt, aber ſein Stolz erlaubte ihm nicht, das geſprochene Wort der Verbannung zu widerrufen. Vergebens bemühte ſich Haman, des Königs Schmeichler und Liebling, unter den edeln und ſchönſten Töchtern des Landes Eine aufzufinden, welche würdig wäre, jenen Verluſt zu erſetzen; der König blieb ungerührt. Düſtere Schwermuth umnachtete den Geiſt des ſonſt ſo lebensfrohen Beherrſchers des mächtigen Perſerreiches; ſelbſt der Aufenthalt in der Frühlings-Reſidenz Suſa *) vermochte es nicht, ihn zu erheitern.

Das Abendroth goß ſeinen Purpurſchimmer auf die lilienreichen Gärten des Palaſtes und der Stadt. Der ſtolze

---

*) Suſa bedeutet im Perſiſchen eine Lilie. Die Stadt erhielt dieſen Namen vermuthlich deshalb, weil dort beſonders viele Lilien wuchſen.

Haman, der ſich ſonſt immer nur mit einem zahlreichen, prächtigen Gefolge zu zeigen pflegte, ritt jetzt, nur von einem einzigen Diener begleitet, mißmuthig durch die theils von Perſern, theils von Juden bewohnten Straßen. Je länger er ritt, je mehr verfinſterte ſich ſein durch ſtechende Augen und ſcharfe Züge widriges Geſicht. Schon war er an das äußerſte Ende der Stadt gekommen, wo einzeln die letzten Häuſer ſtanden. Plötzlich hielt er die Zügel des ſtillſtehenden Pferdes an. Er ſelbſt ſaß unbeweglich, und die Blicke des Staunenden hafteten auf dem Vorgärtchen eines einſamen Hauſes. Leiſe ſprach er zu ſich ſelbſt: „Höchſt ſeltſam! Was das weite Perſerreich, bis an ſeine fernſten Gränzen durchſucht, nicht bietet, — die Blume der Schönheit — ſie blüht hier ſo nahe, und mir war es vorbehalten, ſie zu finden!“

Er ſprengte nun raſch zu dem Hauſe hin. In dem mit Lilien überfüllten Vorgärtchen ſaß ein bejahrter Mann von hoher, kräftiger Geſtalt mit geiſtvollen, großen Augen, und ehrlichen aber trotzigen Geſichtszügen, auf einer Bank; vor ihm ſtand ein Mädchen, das ſich eben gebückt hatte, eine Lilie zu pflücken, und in ihrer edelſchlanken, in ein weißes Kleid gehüllten Geſtalt, vom Abendroth verklärt, eine Lilie unter den Lilien zu ſein ſchien.

Dieſe Erſcheinung machte ſelbſt auf den ungläubigen, unheiligen Haman einen ſolchen Eindruck, daß er im erſten Augenblick nicht wußte, ob ein Fantaſiebild ihn täuſche oder ob er in der Glanzumfloſſenen ein überirdiſches Weſen erblicke. Er erwachte aus ſeinem traumähnlichen Zuſtande erſt dann, als ſeine flammenden Blicke den durchbohrenden des Fremden begegneten. Wie der Funke aus zwei zuſammenſchlagenden Kieſelſteinen hervorſpringt, ſo entbrannte zwiſchen den beiden Männern, eh' ſie noch ein Wort geſprochen hatten, der grimmigſte Haß. Des Fremden Zorn entglühte über Haman's beleidigenden Hochmuth und über die frechen Blicke, die er auf die ſchamhaft zur Erde ſchauende Jungfrau heftete. Haman bemühte ſich, die in ſeinem Innern gährende Wuth zu verbergen, erboßt, daß der Ausdruck von Seelenſtärke und Willenskraft, welche aus dem ganzen Weſen des Fremden hervorleuchteten, auf ihn eine beinahe Grauen erweckende Macht ausübten. Das heiße Blut noch mehr zu reizen, ergriff ihn der Gedanke, daß dieſer Mann vielleicht der Dämon ſei, der es wagen würde, ſich ſeinem Vorhaben mit dem Mädchen kühn entgegen zu ſtellen.

Haman ſtieg vom Pferde, trat in das Gärtchen, wendete ſich, ohne den Mann nur eines Blickes zu würdigen, an die hocherröthende Jungfrau, begrüßte ſie mit aller ihm möglichen Freundlichkeit, und ſagte: „Lilie unter den Lilien! Zierde dieſes Gärtchens! Du wäreſt würdig, die Zierde eines Thrones, jetzt Königin der Blumen, auch Königin eines großen Reiches zu ſein. Wie in dieſem Augenblick der Glanz des Himmels Dich umſtrömt, möge bald auch alle Pracht der Erde Dich umgeben, und Beide mögen ſich vereinigen, Dir zu huldigen, Dich zu verklären!“ —

Die Jungfrau, den Schmeichelworten zürnend, und dennoch wie von einem Zauberdufte betäubt, vermochte kein Wort zu erwiedern. Sie erhob das ſchöne Antlitz mit den großen dunklen Augen voll Seele und Unſchuld, und deutete mit anmuthiger Bewegung der rechten Hand ſchüchtern gegen den Sitzenden.

An dieſen wendete ſich jetzt Haman, Hoheit in jeder Miene und Geberde, mit gebieteriſchem Ton: „Haman bin ich. Der Letzte des Perſerreiches kennt mich. Wer biſt Du?“

Der Fremde ſtand auf, beugte ſein Haupt, und ſprach mit feſter Stimme:

„Mardochai, der Jude iſt's, der vor Dir ſteht, nicht groß wie Du, doch geachtet, wie irgend Einer im Perſerreich.“

Haman. Und wer iſt dieſe?

Mardochai. Eine elternloſe Waiſe, Ediſſa *), die Tochter meines verſtorbenen Bruders. In mir ehrt ſie den Ohm und Pflegevater.

Haman. Den König aber mehr als Dich, denn ſein Wille iſt Geſetz uns Allen.

Nach dieſen Worten beſtieg Haman ſein Pferd, nickte freundlich lächelnd der Jungfrau, ohne den Oheim weiter zu beachten, und flog pfeilſchnell dahin. Mardochai ſprach grollend: „Welcher böſe Geiſt führte den hochmüthigen Günſtling des Perſerkönigs in den ſtillen Bereich unſerer friedlichen Einſamkeit? Wehe ruf' ich über ihn, den Verhaßten, den Feind des Volks von Israel! Böſes treffe den Böſen!“ —

Indeß Mardochai ſeinen Zorn in dieſe Worte ergoß, hatte Haman die Stadt und ſeinen Palaſt

---

*) Auch Hadaſſa oder Eſther benannt.

erreicht. Er trat in ein prächtig geſchmücktes Gemach, legte ſich auf weiche, ſeidene Kiſſen, und gab ſich, indem das erhitzte Blut des Leidenſchaftlichen ruhiger zu fließen begann, folgenden Gedanken hin:

„An Schönheit gleicht ihr Keine; aber ſie iſt eine Jüdin. Dies muß dem König ein Geheimniß bleiben, wo nicht für immer, wenigſtens jetzt noch. Königin ſoll, Königin muß ſie werden, als Königin aber meine Sklavin bleiben. Beherrſche Du, Ediſſa, den Herrſcher, damit ich euch Beide beherrſche! Die Macht Deiner Schönheit ſei das Mittel, meine Macht zu erhöhen! Leite Du den Liebebethörten! Ich leite das Reich, und ſelbſt die Jüdin, verblendet durch Glanz des Thrones und die Gewalt der Leidenſchaft, helfe mir meinen gerechten Haß gegen ihr Volk ausführen.“ —

So ſchlau berechnend und ohne den geringſten Zweifel in das ſichere Gelingen ſeines ehrgeizigen Planes zu ſetzen, ſprang Haman von den Kiſſen empor und eilte, von Ungeduld beflügelt, zum König, zu dem unangemeldet einzutreten, ihm einzig und allein geſtattet war. Außerdem war auf jedes unangemeldete Eintreten die Todesſtrafe geſetzt, und die Königin ſelbſt durfte nur dann, wenn ſie eigens gerufen wurde, oder auf ihre beſondere Bitte die Erlaubniß dazu erhalten hatte, im Gemache des königlichen Gemahls erſcheinen.

Haman meldete dem König, daß es ihm gelungen ſei, die Perle der Schönheit zu finden, die Einzige, die würdig wäre, einen Thron zu ſchmücken, den mächtigſten aller Herrſcher zu erfreuen, und der Welt den ſchönſten Mann als Gemahl der ſchönſten Frau zu zeigen. Der Leidenſchaftliche, ſchon durch die Schilderung in Flammen auflodernd, befahl, die reizende Jungfrau zur Stunde in den Palaſt zu führen. Der Befehl wurde ſogleich in Vollzug geſetzt.

Hegai, der Oberkämmerer, von einer Abtheilung der königlichen Leibwache begleitet, trat in das Haus des Mardochai, verkündend, daß er im Namen des Königs erſcheine, Ediſſa als erwählte Braut in den Palaſt zu führen. Das Mädchen ſank erblaſſend in die Arme des Oheims, der mit zornfunkelnden Augen ausrief: „Wer will ſie mir entreißen? Sie iſt mein!“ —

„Sie iſt die Braut des Königs, deſſen Sklave Du biſt,“ erwiederte Hegai. — „Soll ſie, auf Deine Leiche tretend, den Thron beſteigen?“

Mardochai erkannte, wie vergeblich und gefährlich der geringſte Verſuch von Widerſetzlichkeit ſei. Er beugte ſein Haupt und ſprach mit dumpfer Stimme: „Des Königs Wille iſt Geſetz.“ —

Der Oberkämmerer warf über die zitternde Jungfrau einen Schleier, und führte ſie zum Palankin, welchen ſie beſtieg. Mardochai folgte in geringer Entfernung mit geſenktem Haupte.

Als der Zug am Thore des königlichen Palaſtes anlangte, öffnete Haman, der Ankunft harrend, den Palankin, und reichte der Heraustretenden die Hand. Mardochai drängte ſich vor. Haman rief mit gebieteriſchem Ton: „Zurück!“ —

Mardochai faltete die Hände und ſprach mit durchdringendem Ton voll Schmerz und Verzweiflung: „Nur der lebenslangen Trennung letztes Abſchiedswort geſtatte mir, o Herr!“ —

Haman nickte Gewährung. Mardochai legte ſeine Rechte auf das Haupt der Verſchleierten und flüſterte: „Ich gebiete Dir, dem König zu verſchweigen, daß du dem Volke Israels angehöreſt. Gelob' es mir, ſo wahr Du an Jehova glaubſt!“ — Ediſſa erwiederte: „Ich gelob' es!“ —

Haman zog ihn zurück mit den Worten: „Vergiß nicht, daß Du jetzt der lebenslangen Trennung letzte Abſchiedsworte ſprachſt! Für immer bleibt Dir der Palaſt verſchloſſen. Dein Pflegekind iſt nun Dir, ſo wie jedem Andern, Königin.“ —

Mardochai ſtand lange, einem Steingebilde gleich, ſtumm und ſtarr am Thore des Palaſtes. Der freche Spott und das laute Hohngelächter der Umſtehenden erweckte den wachen Träumer. Er blickte mit wildrollenden Augen auf die Menge, und entfernte ſich dann mit langſamen Schritten, ohne das, was um ihn vorging, wahrzunehmen. Sein Inneres war zu aufgeregt, um eines äußeren Eindruckes fähig zu ſein.

Indeſſen war Ediſſa in ein reich und ſchön ausgeſchmücktes Gemach geführt worden. Sieben Jungfrauen, ihr zu dienen beſtimmt, empfingen die Eintretende mit allen Zeichen der Demuth und Ehrfurcht. Sie wurde mit einem Gewande vom koſtbarſten Stoffe bekleidet; Haupt, Nacken und Arme wurden mit Edelgeſtein und goldnem Geſchmeide geziert. Ein mit Sternen von Diamanten und Rubinen durchwirkter Schleier umgab das lockenreiche Haupt, ein goldener Gürtel den ſchlanken Leib. Als ſie im vorgehaltenen Silberſpiegel ihr Bild erblickte, ſchrak ſie vor ihrer eigenen

Pracht und Schönheit zurück, blickte mit thränenfeuchten Augen zum Himmel, dann zu Boden, und ſprach: „Jehova! Dein Wille geſchehe!" —

Der König ſaß auf ſeinem goldſtrahlenden Thron. Ediſſa, geführt von Haman und dem Oberkämmerer, näherte ſich mit bebenden Schritten. Als ſie die Stufen des Thrones erreicht hatte, hoben die beiden Führer den Schleier vom geſenkten Haupte der Jungfrau, auf deren Antlitz Todesbläſſe mit Purpurglut wechſelte. Worte des Erſtaunens gingen von den Augen des entzückten Königs aus. Er ſagte mit ſanftem Ton: „Gönne mir einen Blick!" —

Ediſſa erhob das Haupt; ihr erſter Blick drang wie ein Lichtſtrahl in ſein Herz. Er ſprang auf, eilte über die Stufen des Thrones, küßte ſie auf die Stirne, drückte ſie an ſein Herz und rief: „Du biſt mein; ich bin Dein! Himmelsblume der Schönheit! Eine neue Lebensſonne geht in Dir mir auf; mein ganzes Reich juble in ihrem Glanze! Sprich, Holde! Nein! ſprich keine Worte! Dein Blick nur ſpreche, daß Du mich nicht haſſeſt, und ich bin glücklich!"

Ediſſa bewegte die Roſenlippen, um zu ſprechen, aber Thränen, die den Augen entglitten, ſchienen, auf den Roſen der Wangen und der Lippen ruhend, die Worte zu hemmen, wie der Abendthau die Stille der ſchweigenden Nacht bringt. Der König, vor dieſem Vereine von blendender Schönheit und holder Anmuth, von Seelengröße und Herzensgüte, wortarm verſtummend, ſagte nach langem Schweigen: „Sei mir willkommen himmliſches Traumbild! Dieſe Thränen, die allen Glanz Deines koſtbaren Schmu ckes beſchämen, ſollen bald ihr ſchwaches Ebenbild finden in den Perlen des Diadems, das ich auf Dein Haupt ſetzen will!"

Er wendete ſich nun an Haman und Hegai: „Sie leidet. Geleitet ſie ſogleich in ihre Gemächer. Der ſchönſte Theil meines Palaſtes ſei ihre Wohnung; ihr zu dienen wetteifere, wer mir dient! Dir aber, Geliebte, den erſten Beweis zu geben, welcher Opfer die glühendſte Liebe fähig iſt, gelobe ich, daß das gebührende Zartgefühl meine heiße Sehnſucht beherrſchen ſoll, und daß dieſe nach Deinem Anblick ſchmachtenden Augen nicht eher als bis am Tage der Vermählungsfeier Dich wieder ſchauen wollen! Bereitet ein Feſt, würdig dieſes ſchönſten Tages!" —

Dankbar lächelnd mit naſſen Augen und tief gerührt, ſchied Ediſſa, in ihrem Herzen das Bild des Hohen, deſſen Liebe ſich ſo edel und ſo zart geäußert hatte.

Schon war der große Tag erſchienen. Tauſende drängten ſich um den Palaſt. Die Thore wurden geöffnet und zwiſchen den in zwei Reihen ſtehenden Leibwachen ſchritt die Menge der, aus allen Ständen des Reiches, geladenen Gäſte, Perſer und Israeliten, durch die ungeheuren Höfe in ie königlichen Gärten, deren Umfang kaum zu überſehen var. Hohe Baumgänge führten hier zu friſchgrünenden, mit ahlloſen Blumenbeeten prangenden Raſenplätzen, durch wel- e ſilberſchimmernde Bäche ſich dahin ſchlängelten. Auf einer rhöhung zeigte ſich ein offener, mit Allem, was Kunſt und atur darbot, geſchmückter Prunkſaal, zu dem man über ndert, mit Bildern von Gold und Silber verzierte Stuſen emporſtieg. In dieſes Heiligthum der Freude wandelten nur die Vornehmſten des Reiches durch große Hallen, in welchen koſtbare Teppiche vom reichſten Farbenwechſel, Schatten und Kühlung verbreitend, an ſilbernen und goldenen Ringen von den weißen Marmorſäulen herab hingen. Auf zahlloſen Tiſchen ſchimmerten Gefäße von Gold und Silber mit den erleſenſten Speiſen und Weinen. Aus Gebüſchen ſchell Muſik, fröhlich und lieblich. In der Mitte des Saales erhob ſich der königliche Purpurthron, blitzend von Edelſteinen aller Art. Dem Throne gegenüber öffnete ſich die Ausſicht auf eine weite, fruchtbare und reizende Landſchaft in reicher Fülle wechſelnder Mannigfaltigkeit.

Endlich erſchien der König, umgeben von den Würdenträgern ſeines Hofes; von der entgegen ſtehenden Seite trat Ediſſa mit ihrem zahlreichen weiblichen Gefolge hervor. Lautſchallender Jubelruf, dann tiefe Stille. Der König reichte der verſchleierten Braut die Hand und führte ſie zum Throne, vor welchem ein mit den koſtbarſten Kleinodien belegter Tiſch ſtand. Er winkte den Satrapen und Erſten des Reiches, und betheilte ſie mit Geſchenken. Dann erhob er ſich vom Thronſitze und ſprach: „Ormuzd! Quell des Lichtes und des Lebens! Geber alles Guten und Schönen! Heil Dir! Preis und Dank Dir! Wie Du mich beglückeſt, ſo will ich, Dein Ebenbild auf Erden, Glück ausſtrömen über mein Reich. Erlaſſen ſei dem Perſervolke jede öffentliche Abgabe für die Dauer eines Jahres! Geſtattet ſei den in meinem Reiche anweſenden Gefangenen vom Volke Israels nach Jahr und Tag die Rückkehr in ihre Heimat!

Dich, Haman, erhebt Dein Herr und König zur Würde des Erſten der ſieben Reichsfürſten, und der Rang vor allen meinen Satrapen ſei Dein! Du aber, Edissa, Sonne der Schönheit, Blume der Anmuth, Perle jeder Tugend! Du empfange aus meinen Händen das Höchſte, was ich geben kann, und ſei die Erſte nach mir!" —

Mit dieſen Worten ſetzte er ihr das, von Gold, Edelſteinen und Perlen ſtrahlende königliche Diadem auf das Haupt, küßte ſie und verließ mit ihr den Saal. So ward ſie, die Demüthigſte im ganzen Reiche, nun die Herrlichſte. Tauſendſtimmiges Luſt- und Jubelgeſchrei folgte dem erhabenen Brautpaar.

Als der König den Augen entſchwunden und der jubelnde Nachruf verhallt war, drängte ſich die ganze Verſammlung, die Vornehmſten an ihrer Spitze, um Haman, vor deſſen Glück, Macht und Herrlichkeit der noch kaum hochgeprieſene König in den Schatten zurückweichen mußte. Da die Menge den Allgewaltigen jetzt noch mehr fürchtete als ſie den König liebte, ſo wurde er mit Lobpreiſungen und Schmeicheleien überhäuft. Die Bezeigung der tiefſten Ehrfurcht ging ſo weit, daß der hohe und der niedere Pöbel vor ihm, wie vor dem Könige ſelbſt, die Knie beugte. Dadurch entartete der Hochmuth des Stolzen in herzloſen Übermuth.

Als Haman am Thore des Palaſtes ſein reichgeſchmücktes Pferd beſtieg, empfing ihn der endloſe Jubelruf der Menge, die gleichfalls die Knie vor ihm beugte. Nur Einer unter den vielen Tauſenden beugte ſie nicht, und dieſer Eine war Mardochai. Die Naheſtehenden geboten ihm die Kniebeugung, er aber erwiederte mit lauter Stimme: „Nie ſollt ihr mich zwingen, einem Menſchen eine Ehrfurcht zu bezeigen, die jener Anbetung gleicht, welche nur Gott, dem Ewigen, allein gebührt!“ —

Haman hörte dieſe Worte und warf dem aufrecht Stehenden, als er an ihm vorüberritt, einen Blick voll Hohn und Verachtung zu; ſeine Seele durchzuckte aber, wie der Blitz ein ſchwarzes Gewölk, der furchtbare Gedanke: „Ein Verbrechen an meiner Größe und an mir ſelbſt würde ich begehen, wollte ich mich an Einem, wollte ich mich an Dir rächen, elendes Nichts! Aber für den Frevel Deiner Vermeſſenheit ſoll meine Rache Dein ganzes Volk treffen, ſo wie der Tod auf dem Schlachtfelde Tauſende würgt, wie die Sonnenglut Millionen Mücken verſengt und zerſtäubt!“ —

Mit ſolchen vernichtenden Gedanken ſprengte Haman durch die Scharen, die mit gebeugten Knien ihm abgöttiſche Verehrung bezeigten. Die Menge zerſtreute ſich; Mardochai allein ſtand unbeweglich an einem der Pilaſter des Palaſtthores. Die Erbitterung ſeines Innern ſprühte Flammen aus ſeinen Augen; einzelne dumpfe Worte verkündeten den Ingrimm der Seele: „Mein, vielleicht auch meines Volkes Verderben ſinneſt Du, vom Hochmuth Entmenſchter! Jauchze nicht! Jehova waltet; er wiegt auf gerechter Schale jede That, mein Recht, Dein Unrecht. Du willſt zerſtören; der allgütige will erhalten. Das Jahrhundert des Frevels und des Götzendienſtes zieht vorüber; Du ſelbſt rufſt ſein Ende herbei, wirſt verweſen auf den

Trümmern des grauſamen Wahnes; aber kommen wird die Zeit der Wahrheit zum Heile meines Volkes. Nie ſollen die Knie meines Volkes, das nur dem Einen Gott anbetend dient, ſich beugen der Allgewalt und dem Übermuth eines Unmenſchen, der höher ſtehen als ſein König und Gott gleich ſein will! Tödte, würge, zerſtöre, ſprich Hohn jeder göttlichen Fügung; Ich erblicke im Dunkel der Nacht den Strahl der Gnade! In Mitte Deiner Gräuel erblickt mein Geiſt die von Gott Erwählte, die Retterin meines mißhandelten, zermalmten Volkes. Sei Du der böſe Geiſt; als ſeinen Engel hat Jehova ſie berufen, ſie auf den Thron erhoben, zu beglücken die Treuen, die Ihm dienen." —

In dieſen Gedanken wurde Mardochai durch den königlichen Kämmerer Harbona unterbrochen, den einzigen, der ihm ſchon ehmals gut war und jetzt Mitleid fühlte für den armen Oheim, dem, wie einem Verbrecher, nicht einmal geſtattet ward, ſein geliebtes Pflegekind von Zeit zu Zeit nur auf wenige Augenblicke zu ſehen. Er ſuchte den Leidenden zu tröſten, ſo gut er es vermochte, und verließ ihn bald wieder, um ſeinem Dienſte vorzuſteh'n. Mardochai ſetzte ſich in den Schatten hinter eine einſame Säule, die den Ruhenden deckte und verbarg. Kaum waren einige Minuten verfloſſen, als zwei königliche Kämmerer kamen, und ſich auf eine vor der Säule ſtehende Bank ſetzten. Sie ſprachen zuerſt ſehr leiſe, nach und nach aber, als Beide ſich ereiferten, immer heftiger, endlich ſo laut, daß Mardochai, aufmerkſam werdend, jedes Wort vernehmen konnte. Der Inhalt des Geſpräches betraf eine von Haman angeſponnene Verſchwörung, deren Zweck dahin ging, den König zu tödten und ſich ſelbſt auf den Thron zu ſchwingen. Bei dem nächſten Feſte ſollte das Verbrechen verübt werden, über deſſen Art und Weiſe, ſo wie über einige der Mitverſchwornen, und ihre eigenen Hoffnungen auf verheißenen Lohn, die beiden Kämmerer ſich beſprachen, die, nur vor ſich blickend, allein zu ſein glaubten. Einer derſelben bemerkte ſogar, daß Haman auf den Thron um ſo mehr Anſpruch habe, als er aus dem ehmaligen Geſchlechte der Könige der Amalekiten abſtamme.

Sie verließen den Ort. Mardochai blieb in ſeinem Hinterhalt ſo lange verborgen, bis er den ihm geneigten Kämmerer Harbona wieder in die Nähe kommen ſah. Er theilte dem Erſtaunenden ſogleich mit, was er ſo eben vernommen hatte, und bat ihn dringend, den König durch den Oberkämmerer Hegai von der ihm drohenden Gefahr benachrichtigen zu laſſen. Der Oberkämmerer, welcher dem Könige die Schreckenskunde brachte, wagte es nicht, den gefürchteten Haman zu nennen; er begnügte ſich, nur die beiden Kämmerer anzuklagen. Die Folge davon war, daß Haman, der das volle Vertrauen des Königs beſaß, obſchon er ſelbſt das Haupt der Verſchwörung war, den Auftrag erhielt, die Sache zu unterſuchen. Der Heuchler, der ſich, ohne je die Geiſtesgegenwart zu verlieren, in Alles zu finden wußte, betheuerte dem Könige, daß er ſelbſt der Erſte geweſen ſei, der die Verſchwörung entdeckt habe; nur die Abſicht, noch mehr Mitverſchworne zu entdecken, habe ihn beſtimmt, noch bis zum nächſten Tage die Sache geheim zu halten. Des Mardochai that er gar keine Erwähnung. Die gegen das Leben des Königs gerichtete Verſchwörung ſagte er, ſei das Werk der mißvergnügten Juden, und jene beiden Kämmerer ſeien beſtochene Mitverſchworne derſelben, des mörderiſchen Anſchlages bereits überwieſen und zum Tode verurtheilt.

Haman, voll Furcht, daß es ihnen doch gelingen könnte, etwas gegen ihn auszuſagen, ließ die Todesſtrafe ſchon am nächſten Tage an Beiden vollziehen. Hierauf eilte er zum König und ſchilderte ihm die, im Perſerreich befindlichen Juden als ein ewig unruhiges, dem Könige feindlich geſinntes, aufrühreriſches, höchſt gefährliches Volk, mit den grellſten Farben, und es gelang ihm, den König in der erſten Aufwallung ſeines Zornes dahin zu bringen, daß er einen ihm ſogleich vorgelegten Befehl zur Vertilgung aller Juden unterzeichnete. Haman ließ von dieſem Befehle mehrere Abſchriften machen und ſandte ſie an alle Satrapen des Reiches, denen er den dreißigſten Tag des nächſten Monats als den zur allgemeinen Judenvertilgung beſtimmten bezeichnete.

Der Oberkämmerer ließ das ganze Ereigniß, ſo wie jede merkwürdige Staatsbegebenheit, dem uralten Herkommen gemäß, in die königlichen Jahrbücher des Reiches eintragen, doch nicht ſo wie Haman die Sache dem König entſtellend vorgetragen hatte, ſondern der Wahrheit getreu.

Den ſchrecklichen Befehl des, ſeinem Volke drohenden Unheils erfuhr Mardochai durch den ihm geneigten Kämmerer Harbona, der es auch auf ſich nahm, der Königin durch eine ihrer Dienerinnen eine Abſchrift jenes Befehls zu ſenden, damit ſie durch ihre Fürbitte bei dem Könige, der ſie innig liebte, das ihrem Volke drohende furchtbare Schickſal abwenden wolle.

Als Ediſſa den ihr überreichten königlichen Befehl geleſen hatte, welcher die Vertilgung ihres Volkes in allen Provinzen des perſiſchen Reiches anordnete, entfiel das Blatt ihren Händen. Sie erſtarrte und vermochte nicht ein Wort zu ſprechen, aber die zum Himmel erhobenen Augen verkündeten die Größe ihres Schmerzes. Als ſie endlich die Bitte Mardochai's vernahm, der ihr dringend an's Herz legte, daß ſie ſogleich zum König eile, als Fürbitterin für ihr dem Verderben preisgegebenes Volk, da ſtieß ſie einen Schrei des Entſetzens aus. Nach langem Schweigen ſprach ſie endlich mit matter Stimme: „Kann ich? darf ich? ſpricht nicht das Geſetz den Tod aus über jeden Unterthan, Mann oder Weib, der es wagt, unberufen vor dem Könige zu erſcheinen? O mein Pflegevater! was verlangſt Du von mir? Hat Deine Liebe zu mir ſich in Haß verwandelt? willſt Du mich opfern?" —

Sie ſank kraftlos auf die ſeidenen Purpurkiſſen des nahen Ruhebettes, ſchwer athmend, die Hände ringend. Ein gewaltiger Kampf bewegte ihr Inneres; plötzlich ſprang ſie auf, von einem großen Gedanken ergriffen, und ſprach: „Jehova! Auch hierin erkenne und verehre ich Deinen heiligen Willen; er gibt der Verzagenden hohen Muth, der Schwachen Thatkraft. Du, Allmächtiger, haſt des Königs Liebe mir zugewendet, Du haſt mich auf den Thron erhoben als Dein unwürdiges Werkzeug, das Verderben vom Volke Israels abzuhalten! Du haſt mich erkoren zur Retterin von Tauſenden! Deinen Willen erfüllend, eile ich gegen das beſtehende Verbot zum König und wage mein Leben für mein Volk.“ —

Sie ſank auf die Knie, erhob das Haupt und die Hände zum Himmel und betete: „Du allein, o Gott, biſt unſer König, biſt der König der Könige! Von Dir allein ſtrömt uns alle Macht und Herrlichkeit. Gib meiner Seele Muth! Lege Worte der Kraft in meinen Mund! Erbarme Dich meiner! Erbarme Dich meines Volkes! Finden wir auf Erden keine Hilfe, keinen Schutz, ſo ſei Du unſer Vater, unſer Helfer, unſer Schützer! Du weißt es Allwiſſender, daß ich Dir ſtets in Demuth gedient, daß nie ein Gedanke des Stolzes ſich meiner Seele bemächtigt hat, daß ich glücklich war in meiner frohen Armuth. Nicht mein Beſtreben, nur Dein heiliger Wille hat das königliche Diadem mir auf das Haupt geſetzt, das mich nicht länger ſchmücke, als ich Dir würdig diene. Dir, Jehova, ſei mein Diadem, ſei mein Leben geweiht, Dir, der Beides mir gab!“ —

Ediſſa erhob ſich, rief ihre Dienerinnen, und ließ ſich mit dem ſchönſten und reichſten, von Gold und Edelſteinen ſchimmernden Gewande bekleiden. So ging ſie, das Diadem auf dem Haupte, in ihrem ganzen königlichen Schmucke, herrlich wie eine Fürſtin, und lieblich wie eine Braut, zum Könige; ſo ſchritt ſie, begleitet von zwei Dienerinnen, welche die Schleppe ihres Kleides trugen, durch eine Reihe von Gemächern bis zu des Königs Prunkſaal, an deſſen Eingang ſie ſtehen blieb. Ihr erröthendes Antlitz blühte in Schönheit, ihre Augen glänzten in Lichtſchmelz. Sie verbarg ihre Trauer und die Angſt ihres Herzens, indeß der volle Schmuck des Prachtgewandes ihre Anmuth wie Roſenlicht den Abendhimmel umgab, und der Entſchluß ihrer edlen That jede Miene verklärte.

Artaxerxes, auf dem Throne ſitzend und das Angeſicht der Thüre zugewendet, erblickte die Eintretende. Sie ſchlug den Schleier zurück. Purpurröthe übergoß des Königs Wangen; die Glut des Zornes funkelte in ſeinen Augen. Ediſſa erblaßte, Thränen perlten aus ihren Augen, jede einzelne mächtiger, als ein Strom der rührendſten Worte. Das Gewicht des entſcheidenden Augenblicks laſtete auf ihr. Sie wankte, ſie ſank beinahe zu Boden. Der König flog über die Thronſtufen, faßte die Sinkende in ſeine Arme und hielt ſie feſt umſchlungen, bis ſie wieder zum Bewußtſein kam. Dann ſprach er mit dem mildeſten Ton der Liebe: „Zitt're nicht! Das Todesgeſez, das Allen gilt, — Dir gilt es nicht! Lichtquell meines Lebens! Du ſollſt nicht ſterben!“ —

Ediſſa beugte ſich und küßte den Szepter. Der König legte ihn als Zeichen der Verzeihung auf ihre Bruſt, küßte den Mund, und ſagte: „Sprich aus den geheimſten Deiner Wünſche! Verlangſt Du die Hälfte meines Reiches? ſie ſei Dein, ſo wahr Du die Hälfte meiner Seele biſt!“ —

Ediſſa, wohl wiſſend, daß es in Perſien Sitte ſei, beim Gaſtmahl keiner Bitte ſo leicht die Gewährung zu verſagen, bat nun, heiter und zärtlich, den König, morgen mit Haman bei ihr zu ſpeiſen. Da wolle ſie ihre Bitte vertragen. Der König befahl ſogleich, den Miniſter für den nächſten Tag zum Mittagsmale zu laden. Und ſo ward denn Ediſſa's Wunſch und Bitte erfüllt in dem Augenblicke, wo Alles verloren ſchien!

Als Haman den Ruf erhielt, ſchwell ſeine Seele, weit entfernt, das angenehme Gefühl der Freude zu genießen, von unbändigem Stolz, doch ſchwand auch dieſer bald wieder, da er dieſe Auszeichnung nur für eine ihm gebührende Ehrenbezeigung erkannte. Er beſtieg ſein prächtig geſchmücktes Pferd, das ſo ſtolz zu ſein ſchien wie er ſelbſt, und ritt mit einem glänzenden Gefolge durch die Hauptſtraßen der Stadt. Als er am königlichen Palaſte vorüber zog, erblickte er am Thore die ernſte, hohe Geſtalt des Mardochai, der, während alle Übrigen die Knie beugten, düſter und unbeweglich wie ein marmornes Schreckbild ſtand. Da loderte der Zorn des Gewaltigen in helle Flammen auf. „Wie?" murmelte er in ſich hinein, „Muß die verhaßte Nachtgeſtalt des Verwegenen ſich wie ein böſer Dämon in den Lichtglanz meiner Herrlichkeit drängen? Nur mich und ihren Gebieter ladet die Königin zur Tafel; ein ſicheres Zeichen, daß ſie des niedrigen Pflegevaters ſich ſchämt, der, ihr zum Trotz, ſich im Gefühl ſeiner Verworfenheit mit dem Pöbel vor dem Thore des Palaſtes herumtreibt! Er iſt ſelbſt von ihr vergeſſen und preisgegeben; von mir werde er vernichtet!" —

Haman ließ den Unglücklichen ergreifen und in ſeinen Palaſt führen, feſt entſchloſſen, ihn am nächſten Tage in einem der Höfe an einer Säule hängen zu laſſen, nach dieſem Vorſpiele dann an der königlichen Tafel zu ſchwelgen.

Am Hofe der perſiſchen Könige beſtand die altherkömmliche Gewohnheit, die Tagesbegebenheiten des Reiches in eigene Annalen zuſammen zu ſchreiben, aus welchen ſich die Könige von Zeit zu Zeit vorleſen ließen. Dies war damals das Geſchäft des Kämmerers Harbona. Es traf ſich, daß in der, auf jenen ſchönen Tag folgenden Nacht kein Schlaf die Augen des Königs beſuchte. Grollend dem ihn fliehenden, dem Armen ſo willfährigen Wohlthäter, berief er den dienſtthuenden Kämmerer Harbona in das Schlafgemach, und befahl ihm, einige Blätter aus den Jahrbüchern laut zu leſen. Harbona — war es Zufall oder Abſicht — las diejenige Stelle, worin die Verſchwörung der beiden Höflinge gegen das Leben des Königs und ihre Entdeckung durch Mardochai erzählt wurde.

Die Erzählung lautete aber nicht, wie Haman es wollte, ſondern der Wahrheit gemäß. Harbona las: „Mardochai, ein Israelite von gemeiner Abkunft, kam ſehr oft an die Pforte des königlichen Palaſtes, um ſich nach dem Wohlbefinden der Königin, zu welcher der Zutritt ihm nicht geſtattet war, als Ohm und Pflegevater zu erkundigen.

„Der Arme iſt zu bedauern, daß ihm der Zutritt verſagt werden mußte;“ ſagte der König.

Harbona fuhr fort: „Da vernahm er das Geflüſter zweier Höflinge, die ſich gegen das Leben des Königs verſchworen hatten. Mardochai ließ ſogleich die Königin davon benachrichtigen, durch welche dem König die Kunde der ihm drohenden Gefahr zu Ohren kam. Die Sache wurde unterſucht, die Wahrheit der Angabe und der Thatbeſtand der Verſchwörung erwieſen. Die Verräther büßten mit dem Leben.“ —

Der Vorleſer hielt inne; der König ſagte: „Lies weiter! Welche Belohnung ward dem treuen *Mardochai* zu Theil?“ — *Harbona* erwiederte: „Keine!“ —

Purpur entglühte auf den Wangen des Königs, in deſſen Innern Zorn und Beſchämung kämpften. Beide bewältigend, ſagte er endlich ruhig und ernſt: „*Mardochai* ſoll königlich belohnt werden, wie er es verdient!“ —

Als am nächſten Morgen *Haman* zur gewöhnlichen Stunde vor dem König erſchien, ſprach dieſer mit würdevoller Hoheit, nicht ohne Beimiſchung von Bitterkeit: „Du, den ich über alle Fürſten des Reiches erhob, der Erſte nach mir und der Erſte in meinem Vertrauen! Du, deſſen Weisheit und redliche Sorgfalt für das Wohl meines Volkes ich vor Allem berathe! Sprich: Welche ehrenvolle Auszeichnung mag hinreichen, einen mir treu ergebenen Mann würdig zu belohnen?“ —

*Haman*, in ſeinem ſtolzen Selbſtgefühle überzeugt, des Königs Frage könne keinen Andern meinen als *ihn*, erwiederte raſch: „Derjenige, den der König vor allem Volke auszeichnend ehren will, möge, bekleidet mit dem königlichen Purpur, auf ſeinem Haupte das königliche Diadem, des Königs Leibroß beſteigen, und, von den Erſten des Hofes begleitet, durch alle Straßen der Stadt ziehen unter dem Rufe eines Herolds: So wird Derjenige geehrt, deſſen Verdienſte der König belohnen will!“ —

Der König ſagte: „Es ſei! So gehe denn hin, und vollziehe das, was Du ſelbſt ausgeſprochen haſt, ſogleich an — Mardochai! Hüte Dich ja, nicht das Geringſte davon unbeachtet zu laſſen!" —

Entſetzen, Schmerz und verholner Ingrimm raubten dem hochmüthigen Haman beinahe das Bewußtſein und die Beſinnung. Die häßliche Verzerrung aller Geſichtszüge, denen er das falſch freundliche Gepräge der willfährigſten Ergebenheit aufdringen wollte, gab ſeinen Mienen den Ausdruck eines Verbrechers. Er verließ nach einer ſtummen Verbeugung, mit geſenktem Haupte, ſchwankend und leichenblaß den Saal.

In ſeinem eigenen Palaſte angelangt, befahl er, dem gefangenen Mardochai die Bande zu löſen, ihn mit einem Purpurgewande zu bekleiden und ein Diadem auf ſein Haupt zu ſetzen. Als dies geſchehen war, ließ er dem ſtaunenden Mardochai, dem dieſe Ausſchmückung nur als ein, der Todesſtrafe vorangehender Spott und Hohn erſchien, durch einen der Diener den Befehl des Königs verkünden, ohne irgend einer Veranlaſſung deſſelben zu erwähnen.

Mardochai wurde nun freundlich genöthigt, das ihm vorgeführte Leibpferd des Königs zu beſteigen. Die Erſten am königlichen Hofe erſchienen, und der Zug, von Haman ſelbſt geführt, ſetzte ſich in Bewegung. Das Gerücht der ſonderbaren Erſcheinung hatte ſich blitzſchnell durch die Stadt verbreitet. Alle Straßen und Plätze füllten ſich mit Neugierigen. Dem Mardochai, dem die Menge nun alle, dem König gebührende Ehrenbezeigungen erwies, ſchien das Ganze ein neckender Traum, und er war ſich ſelbſt entfremdet. Erſt als der Zug wieder im Palaſt anlangte, erklärte der boshafte Haman dem Mardochai die Urſache dieſer beſondern Auszeichnung. Man brachte ihm nun ein prächtiges Kleid, welches er von nun an tragen ſollte; er aber weigerte ſich, und erklärte, daß er nie ein anderes Kleid als ſein altes aſchgraues auf ſeinem alten Leib tragen wolle. „Ich habe die Pflicht des Gerechten erfüllt. Laßt mich nun zieh'n in Frieden!“ — Mit dieſen Worten ergriff der Greis, dem Alles, was eben vorgegangen war, Gaukelſpiel und Blendwerk ſchien, ſeinen Knotenſtab und wanderte ſtill und ernſt ſeiner Hütte zu.

Indeß war die Stunde gekommen, da Haman an der königlichen Tafel erſcheinen mußte. Verzagt, mißmuthig und von düſtern Gedanken gequält, trat er in den Speiſeſaal. Der König erſchien, Ediſſa an ſeiner Hand. Des Vorgefallenen wurde mit keinem Worte gedacht. Der König war ungewöhnlich heiter, Ediſſa bezaubernd liebenswürdig. Scherz beflügelte das Geſpräch. Aus jedem goldenen Weinbecher ſchienen die Strahlen der Freude aufzuſchimmern. Als das Mahl zu Ende war, ſagte der König: „Ediſſa, meine Erwählte aus Tauſenden! Willſt Du mir nun Deine Bitte vertrauen? Ich glühe vor Verlangen, ſie zu gewähren; ja, ich wiederhole: Wollteſt Du auch die Hälfte meines Reiches, — ſie wäre Dein in dieſem Augenblick!“ —

Ediſſa, das ſchöne Antlitz von verſchönernder Roſenglut übergoſſen, die holden Augen von Thränen und Lichtglanz erfüllt, erwiederte mit ſteigender Begeiſterung: „O mein König und Gebieter, vernimm! Dem Stamme Israels gehör' ich an.“

Haman erblaßte; Ediſſa fuhr fort: „Habe ich vor Dir Gnade gefunden, ſo bitte ich, ſchone mein Leben — —

„Du zitterſt für Dein Leben?“ rief der König, „Du, die das Licht meines Lebens iſt?“ —

Ediſſa fuhr fort: „Schone mein Leben, ſchone das Leben des Volkes, dem ich angehöre! Man will uns zertreten, erwürgen, vertilgen. Wir haben einen Feind, deſſen Grauſamkeit und Hochmuth ſelbſt des Königs Ehre und Leben gefährdet.“ —

Der König ſprach mit dem Blicke der Vernichtung: „Und wer iſt dieſer Feind?“ —

Mit erhobener Stimme und mit vorgeſtreckter Hand rief Ediſſa: „Er, der hier ſitzt, Haman, er iſt der Feind, der uns vernichten, Dir den Ruhm der Fürſtengröße rauben will!“ —

Dieſe muthvolle Anklage der Königin ſetzte den Schuldigen in ſolchen Schrecken, in ſolche Verwirrung und Betäubung, daß er, ſich ſelbſt und alle gebührende Ehrfurcht vergeſſend, der Königin zu Füßen ſtürzte und mit dem wilden Ungeſtüm der Verzweiflung ihre Knie umfaßte. Der König, entrüſtet über die frevelhafte Verwegenheit, ſprang zornglühend empor, und ſeinen Lippen entflog das Todesurtheil, laut hallend durch den Saal. Haman der Verhaßte, ward ſogleich ergriffen, weggeriſſen, gebunden und mit verhülltem Haupte fortgeführt. Einer der Höflinge ſagte: „Noch ſteht in Hamans Palaſte die fünfzig Ellen hohe Säule, an welcher Mardochai hängen ſollte.“ — Der König rief: „An dieſer find' er ſelbſt den Tod!“ — Der Königin

Thränen floßen, als ſie die Schmach und die Gefahr vernahm, welche ihrem Pflegevater drohten.

Der König drückte die holde Gemahlin an ſeine Bruſt und ſprach liebkoſend: „Dieſe bittern Schmerzensthränen — ich will ſie in Thränen der ſüßeſten Freude verwandeln!“

Er befahl dem Oberkämmerer Hegai insgeheim, daß Mardochai ſogleich vor ihm erſcheine. Der Greis ſaß auch zu dieſer Stunde wie gewöhnlich, an einer Säule vor dem Thore des königlichen Palaſtes. Er wurde in ſeinem ſchlichten aſchgrauen Mantel durch die Reihen der ſtaunenden Höflinge und Leibwachen vor den König geführt. Ediſſa ſank, als ſie ihn erblickte, mit einem Ausrufe des Entzückens in die Arme des Königs. Dieſer aber ſprach: „Du, Retter meines Lebens! Du ſtehe von nun an mir zur Seite und ſei nach mir der Erſte in meinem Reich! Damit Du aber Dein neues Amt Dir und Deinem Pflegekinde zur Freude beginnen mögeſt, ſo ſei Dein erſtes Geſchäft, daß Du den zur Vernichtung Deines Volkes erlaſſenen Befehl mit meinem königlichen Siegel widerrufeſt!“ —

Auf Mardochai's und Ediſſa's Bitten genehmigte der König zum Andenken der Rettung der im perſiſchen Reiche zerſtreuten Israeliten, die Einſetzung eines Feſtes, welches von denſelben noch jetzt, nachdem beinahe drei und zwanzig Jahrhunderte ſeit jener Zeit verfloſſen ſind, unter dem Namen Purim gefeiert wird.

Bay
St
Bib
Mün

# Inhalt.

Seite

## Erzählungen und Novellen.

Der letzte Cazik . . . . . . . . . 3
Marko, der Bandit . . . . . . . . . 35
Vier Heilmittel der Eiferſucht . . . . . . . 45
Fleiß und Faulheit . . . . . . . . 127
Adolar und Roberto. Zwei in Einem . . . . 191

## Legenden und bibliſche Bilder.

Die Macht des Gebetes . . . . . . . 213
Der Tochtermörder . . . . . . . . 229
Zillah . . . . . . . . . . 251
Die Blumen des Paradieſes . . . . . . 255
Ediſſa . . . . . . . . . . 279

Gedruckt bei C. Ueberreuter.

# Ch. Kuffner's

# erzählende Schriften,

dramatiſche und lyriſche Dichtungen.

## Ausgabe letzter Hand.

### Siebenter Band.

Wien, 1843.

Verlag von Ignaz Klang, Buchhändler.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

# Lichtgeſtalten der heiligen Vorwelt.

# Vorwort.

Die großartigen Geſtalten der Urwelt und der Vorzeit gaben den Stoff der folgenden Schildereien und Gemälde.

Glaube, Gemüth und Fantaſie wandeln Hand in Hand auf dem heiligen Boden. Der Glaube darf und kann nicht Sache des kalten, ſichtenden Verſtandes ſein. Soll ſein Weſen nicht durch jeden Hauch der Zweifelſucht geſtört werden, ſo muß er aus dem Grunde des Herzens hervorkeimen und aufſproſſen wie eine Feldblume, die zu ihrem Gedeihen nur den Thau und die Sonne des Himmels, aber keiner Kunſtpflege bedarf.

Der Glaube, der ſich erſt durch Wiſſenſchaft und theoretiſche Überzeugung ſtählen will, hört auf, Glaube zu ſein. Den Samen des echten Glaubens legt Gott ſelbſt in unſer Herz. Wo aller menſchliche Verſtand unzureichend wird, wo alles Wiſſen nicht genügt, — da beginnt unſer Heiligſtes: der Glaube! Diejenigen, die da meinen, der Glaube ſei eine Schranke des Geiſtes, kennen weder Gott, noch ſich ſelbſt. Was zu beweiſen ſie vergebens ihre Denkkraft anſtrengen, das erſchaut der Gläubige hell und ſicher in ſeinem Innern.

Wie einſt der leitende Stern den drei Königen aus dem Morgenlande, ſo ſchwebe uns auf der Wanderung nach dem gelobten Lande, Goethe's ſchöner Vers vor:

„Das Wunder iſt des Glaubens liebſtes Kind.“

Wer nicht glauben kann, ſei nicht mit uns! Wir entſagen muthig den Brandmalen unſerer Zeit: dem kecken Eigendünkel, der Gemüthloſigkeit und dem Unglauben. Wenn der Menſch alle die unzähligen Wunderwerke Gottes und dann ſich ſelbſt, das größte von allen, betrachtet, ſo ſcheint es unmöglich, daß auch nur ein Einziger an Gott und ſeiner Schöpfung zweifeln könne. Und dennoch zeigt uns die Erfahrung mehr als Ein Beiſpiel des empörendſten Unglaubens, ſo entſetzlich, daß, wer nicht ſelbſt ein Gottesleugner iſt, auch nicht zu begreifen vermag, wie man einer ſein kann. Wie unnatürlich aber der Atheismus, zeigt ſich am auffallendſten dadurch, daß gerade dasjenige Weſen, dem Gott vor allen übrigen das erhabene Geiſtesvermögen verlieh, die Größe des Schöpfers und die Herrlichkeit der Schöpfung im Ganzen und bis in ihre kleinſten Theile zu erkennen und zu bewundern, eben dieſe Fähigkeit verleugnen will, wie Petrus ſeinen Herrn und Meiſter.

Wer nicht glauben will, daß dieſe Schöpfung das Werk Gottes ſei, könnte eben ſo wohl behaupten, das Licht ſei kein Ausfluß der Sonne. Seltſamer Widerſpruch! Der Menſch iſt doch im Leben ſtolz darauf, ſeine Abkunft von einem großen, mächtigen oder berühmten Stammvater herzuleiten, und dennoch kann er da ſchwanken, wo der größte und mächtigſte aller Väter ſich als den ſeinigen beurkundet und zwar durch nichts Geringeres als durch eine ganze Welt voll Beweiſen und Wundern, die wir jetzt noch täglich erleben. Nacht brütet über der Erde, ohne Farbe, ohne Geſtalt. Schwarzes Gewölk deckt den Himmel. Aber ſieh! Dämmerung lichtet das Dunkel der Verwirrung. Das Morgenroth lächelt auf die ſich enthüllende Geſtalt des Himmels und der Erde. Schon leuchtet das Gewäſſer mit ſeinen glänzenden Spiegeln auf. Feurig entſprudelt die Quelle dem Fels. Bach und Fluß ſprüh'n Funken, und Glutmaſſen wogt das Meer. Wetteifernd mit dieſer Herrlichkeit, zeigt die grüne Erde, ſich entſchleiernd, den Goldglanz ihrer wogenden Ährenfelder, ihrer blumigen, thaubeperlten

Wieſen und den Kronenverein rauſchender Wälder. Endlich tritt, ſchön wie an ihrem Schöpfungstage, die Sonne hervor, der Stolz des Himmels, die Wonne der Erde. Und in dieſen herrlichen Tempel voll Schönheit und Jubel tritt der Menſch, in den Armen des todtähnlichen Schlafes erwachend, mitjubelnd und anbetend wie ſein erſter Ahnherr in dem Augenblicke, da er, von Gottes Hauch beſeelt, ſich von der Erde emporhob.

Wir ſtehen auf heiligem Boden. So wie des Regenbogens ſtrahlende Wölbung ihre beiden Lichtpilaſter aus des Äthers Höhe auf den Grund der Erde ſenkt, eine verklärte und verklärende Erſcheinung, eine Annäherung des Überirdiſchen an das Irdiſche ohne materielle Berührung, ein Bild der herrlichen, obſchon uns unbegreiflichen Verbindung des Geiſtigen mit dem Körperlichen: eben ſo ward die Urwelt der Patriarchen und Propheten von den herabgeſenkten Armen der nähern, ſichtbar geoffenbarten Gottheit mit der erbarmungsvollen Vaterliebe zu dem neugebornen Säugling ſchützend umfaßt.

Unter allen Naturſcenen dürfte aber wohl kaum eine unſer Gemüth mehr zur Andacht ſtimmen, als der Gipfel eines vor Sonnenaufgang erſtiegenen Berges. Mit jedem Schritte aufwärts ſcheinen wir dem Himmel ſelbſt näher zu kommen. Iſt endlich die Höhe erſtiegen, welche fromme Schauer ergreifen dann das ſchlagende Herz und die mächtig erweiterte Bruſt! Die heilige Sabbathsſtille ringsumher, nur vom Geſäuſel der Bäume und vom Flüſtern wandernder Lüfte, wie von Geiſterſtimmen myſtiſch belebt; die bedeutungsvollen Geſtalten vielfärbig verklärter Wolken, eine geheimnißreiche Zeichenſchrift des Himmels, endlich der goldne Aufſchwung der ſegenſpendenden Sonne, die wie ein Prieſter an den Altar des Herrn tritt und unſere Seele auf Feuerflügeln zum Unendlichen emporhebt, — welcher Menſch fühlte ſich hier nicht fähig, das Größte und Schönſte zu vollbringen! Das überirdiſche Schauſpiel läßt uns fühlen, wie klein wir im Irdiſchen und zu welcher Höhe des Geiſtigen wir erkoren ſind. Wir glauben der Erdehülle entnommen zu ſein und ätheriſch in Mitte des Strahlenhimmels zu ſchweben, der wie ein zweiter Himmel in unſerm Innern aufgeht.

Ein ähnliches Gefühl bemächtigte ſich auch meiner, wenn ich die großartigen Geſchichten der heiligen Vorwelt las; es war mir dann, als läge ich in ſtaunendem Schweigen auf dem luftigen Gipfel eines hohen Gebirges, mit aufwärts ſchauendem Angeſicht, und ein Engel, ſchwebend im unermeßlichen Raume, zeichne mir die verklärten Geſtalten der heiligen Vorwelt mit Purpurglut auf die Himmelsdecke.

Lodere denn empor, du reine Flamme des gläubigen Gemüthes, zum Himmel, deinem Vaterlande, da Wunder, gegründet auf das tiefe, uns unerforſchliche Geheimniß der ewigen Naturgeſetze, zahllos hervorgehen wie die Sterne am nächtlichen Gewölbe des Firmaments! Jauchze, du Stimme des Herzens! Du wirſt dein Echo finden im Sphärenklang.

Beuge dich, mein Knie! Senke dich, mein Haupt! Bete an, meine Seele! Aufleuchtet das Reich der Wunder. Gottes Wille iſt That, ſein Gedanke eine Welt.

* * *

# Des Sängers Weihe.

Empor, mein Lied, zu Ihm, zu dem Drei-Einigen
In Macht und Lieb' und Geiſtesheiligkeit,
Zu Ihm, der Welten ſchafft, und Welten heißt vergeh'n,
Zu Ihm, dem Urquell alles Wahren, Guten, Schönen!
Ihm ſei mein Geiſt, mein Leben Ihm geweiht,
Dem Schöpfer, der uns Schöpfungskraft verlieh,
Ein Paradies von Bildern und Gedanken
Und einen Schatz von Farben, Formen, Tönen,
Ein grenzenloſes Wunderreich
Und eines Weltalls Harmonie,
Zu fühlen, wie wir ſelig ſind durch Ihn,
Von ſeiner Gottheit Strahlen zu erglüh'n,
Zu überfliegen engen Daſeins Schranken,
Vom Grabe, Blumen gleich,
Zum Himmel aufzublüh'n.

Zur Nacht des ungeſtalten Chaos ſprach der Herr:
„Es werde Licht!"
Da floß ein Strahlenmeer,
Und aus dem Strahlenmeer

Floß neues Leben,
Sich zu erheben
Unendlich zum Unendlichen.
So trauert auch des Sängers Geiſt in Nacht,
Bis der Begeiſt'rung Licht in ihm erwacht,
Und er, nachahmend Gottes Schöpferkraft,
Ein Kunſtwerk aus ſich ſelbſt erſchafft,
Wo Wärme mit des Lichtes gold'nem Schein
Sich zeigt in menſchlich-göttlichem Verein.

---

Vor Allem ruf' ich euch, verklärte Geiſter,
Ihr Seligen in eurem Himmelsfrieden,
Die ihr, der Töne und Geſtalten Meiſter,
Unſterblichkeit errungen ſchon hienieden,
Ihr frommen Bildner heil'ger Schöne,
Ihr Hohen, deren Schöpfungsglut
In mir des innern Lebens erſte Töne
Erweckt — euch ruf' ich an: Erhebet meine Seele,
Daß mit dem Willen ſich die Kraft vermähle!

---

Vor Allem ſteigt mein heißes Fleh'n
Empor zu Zions Wolkenhöh'n,
Dich rufend, David, Zeder Libanons!
Erhab'ner Sängerfürſt!
Gleich mächtig ſcholl dein Harfenklang
Zu Buß- und Siegsgeſang.
O Du, der Fluren Zierde wie des Throns,

Der, wie er einſt als gottgeliebter Knabe
Die Lämmerherde mit dem Hirtenſtabe
Gelenkt, als Mann die Menſchenmillion
Beherrſchte auf dem gold'nen Thron, —
O wolle einen Himmelsſtrahl mir ſenden
Verklärter Geiſt, in meine Nacht,
Daß mir gelinge, würdig zu vollenden,
Das hohe Lied von Gottes Wundermacht!

Auch Du, o Rafael! dem ſchon im Erdenwallen
Der Himmel aufſchloß ſeiner Schönheit Hallen,
Du Hoher, der, was uns unſichtbar, klar erblickt,
Und dann von Gottes Herrlichkeit entzückt,
Nachbildete die himmliſchen Geſtalten,
Die, da wir noch hienieden walten,
Uns ſchon den off'nen Himmel zeigen,
Aus dem ſich Engel zu uns neigen:
O wolle einen Himmelsſtrahl mir ſenden,
Verklärter Geiſt, in meine Nacht,
Daß mir gelinge, würdig zu vollenden
Das hohe Lied von Gottes Wundermacht!

Und Du mein Taſſo! golderhab'ne Sonnenblume,
Die in der Morgenröthe Heiligthume
Der Tageskönigin entgegen glüht,
Indeß ein Engelchor vorüberzieht, —
Noch hallt im Schooße ſtiller Nacht,
Von tauſend Sternen treu bewacht,

Um des Erlöſers Grab der Echoklang
Von Deinem heiligen Geſang.
O wolle einen Himmelsſtrahl mir ſenden,
Verklärter Geiſt, in meine Nacht,
Daß mir gelinge, würdig zu vollenden
Das hohe Lied von Gottes Wundermacht!

Und nun begrüß' ich Dich, mein Jugendland,
Mein Bertholdsdorf, der Kindheit Wiege!
Dich und des Lebensmorgens Freudenflüge,
Euch ruft am Ziele ſeiner Erdenbahn
Der lebensmüde Pilger an.
Ich grüße dich, du wunderholde Zeit,
Da noch die kaum beſchwingte Fantaſie
Den farbenreichen Regenbogen
Beglückend über mich dahingezogen!
Heil dir, du wunderholde Zeit,
Da ich, vom leichten Schlummer geiſt'ger Nacht
Mit jedem Morgen froh erwacht
Und freudig, gleich den Morgenlüften,
Hinwallte durch ein Meer von Düften
Zur Kirch' in ihrer altergrauen Pracht!
Wie hob dann die Frühmeſſe mir das Herz
In heißer Andacht himmelwärts!

Noch ſteht vor mir das heilige Gebilde
Aus meiner Jugend blühendem Gefilde:

Noch füllt der Morgenröthe Purpurſchimmer
Der Kirche hochgewölbte Bogenhallen,
Und heimlich lauert hinterm Chor das Dunkel;
Nur auf dem Hochaltare wallen
Mit ſchwebendem Gefunkel
Die vielbewegten gold'nen Flimmer
Der erſten Morgenſtrahlen.
Der Andacht tiefes Schweigen glüht
Im Kirchenraum wie im Gemüth;
Der Schwalbe Zwitſchern nur,
Die auf der nahen Pfarrhofflur
Ihr frommes Neſt gebaut,
Schwirrt flüchtigleiſe
Nach altgewohnter Weiſe
In des Meßglöckleins Silberlaut.
Zu Gott ruft mich der feierliche Klang,
Zu Gott erhebe ſich auch mein Geſang!

## Die Schöpfung.

Gehüllt in düſt'res Nachtgrau'n, brütet ringsumher
Formloſer Zwietracht Kampf. Obherrſchend tobt die Flut,
Mit ihr und unter ihr durch lichtlos tiefe Räume
Ein feindliches Gedräng', und dennoch wüſt' und leer,
Ein banges Streben wildverworr'ner Keime,
Ein Haßverein von Todesfroſt und Lebensglut.
Gefeſſelt heult der Sturm, durch Flammen ziſcht die Flut;

Luftwellen trauern auf ſchwerlaſtendem Geſtein,
Und grau'nvoll ſprüht aus Sümpfen rother Funken Schein.
Zerſtörung ringt und würgt wie Mord in Fieberträumen,
Und aus dem Daſein ſelbſt will die Vernichtung keimen.
So tobt des Urſtoffs Aufruhr in dem wilden Schooß
Geſetzlos, ordnungslos, und grenzenlos,
Ein unermeßlich grauenvoller Schlund!
Was flüſſig, ohne Fluß, das Feſte ohne Grund;
Ein allgemeiner Krieg in jeder Kluft,
Ein Kampf, von Froſt und Glut, von Laſt und Flug,
Ein Lebensreich in weiter Todesgruft,
Ein Todesreich voll Kraft und Lebenstrug.

Sollſt Erde, du, zur Ewigkeit erkoren,
Ein Säugling, kaum geboren,
Im Mutterarme ſchon vergehen,
In deiner Wiege ſchon dein Grab auch ſehen?
Verzweifle nimmer! Was der Segensruf
Der Allmacht liebevoll erſchuf,
Darf nie vor der Vernichtung zittern.
Gleich einem Adler über den Gewittern,
Schwebt auf den wildverworr'nen Maſſen,
Der Geiſt des Herrn und ſpricht zur Erde
Sein lebensvolles: „Werde!“
Und bei des Wortes heil'gem Schall
Tritt aus dem Nichts — ein Weltenall!
Hinſchwinden Kampf und Nacht;

In freudigſtolzer Jugendpracht
Schwebt hin die wunderſchöne Erde
Und über ſie das goldne Licht. —

So ſtrömt, o Gott, Dein Abglanz von Dir aus
Und füllt die Welt, Dein Haus,
Mit Harmonie und Klarheit,
Als Bild von Dir und Deiner ew'gen Wahrheit!

Des Lichtes Quell biſt Du, o Gott! Das Licht durchwallt
Der Schöpfung Hallen, Licht umſtrahlt
Des Schöpfers Thron. Licht iſt der Erde Kleid,
Licht der Erkenntniß höchſtes Geiſterziel;
Licht iſt des Seelenauges Zauberſpiel,
Licht iſt der Unſchuld eigenſtes Geſchmeid',
Licht iſt des Edelſteines Schmuck und Leben
Licht iſt der große Spiegel, der am Tagesfeſt
Die Wunder Gottes uns erblicken läßt.
Und Du, Menſch, wollteſt, wo dir tauſend Welten funkeln,
Verharren lichtſcheu in des Wahnes dunkeln
Irrgängen, und dem Himmelslicht verſchließen
Dein Herz, ſtarr in des Böſen Finſterniſſen?
Wie Deine Augen ſich zur Sonne freudig heben,
Laß auch den Geiſt zum Lichtquell ew'ger Wahrheit ſtreben!

Und ſieh! Schon hat ſich allumwölbend
Ein glänzend blauer Ätherbogen

Im gränzenloſen Raum des Himmels hingezogen
Das erſte Morgenroth geht leuchtend auf hienieden,
Und bringt der neugebornen Welt,
Von Purpurglanz erhellt,
Des Schöpfers erſten Gruß,
Der Engel erſten Kuß
Und ihren Himmelsfrieden.
Rings waltet des Entzückens heil'ges Schweigen:
Das Waſſer ſaugt den Roſenſchein
In ſeine Silberſpiegel ein,
Und glanzerfüllte Düfte ſteigen
Auf, zu des Firmament's Gefilden,
Wo ſie, verſchmelzend, Wolken bilden,
Den ſchönſten Freudenkranz
Im Feuerglanz.

Wolken! Ihr des Lebens Bilder,
Des Morgens Feſtgeſchmeid',
Des Abend's Feierkleid!
Euch ſchauen wir als Baldachin
Im Frühgemach der Sonne glüh'n,
Wenn ſie auf ihrem Thron erwacht;
Ein Ruhelager bettet ihr der Nacht,
Geſellig dunkel euch vereinend,
Thautropfen ſchlummertrunken weinend,
Von Luna's Lampe überwacht.
Wenn von des Sommers Flammenmacht
Die weitgeborſt'ne Erd' in Fieberdurſt entbrennt

Und ſich nach einer Labung ſehnt,
Seid ihr des Segens milde Quellen;
Aus euren Urnen träuft des hellen
Erflehten Regens Silberflut.
Aufhebt mit friſcher Lebensglut
Der hingeſunk'ne Halm das Haupt;
Es grünt die Flur, der Baum prangt neu belebt,
Und der entſchlaf'ne Bach
Wird ſpielend wieder wach.
Ihr Wolken, bunt in Farbenglut
Und reich an wechſelnder Geſtalt,
Schön, wenn ihr ſtill und friedlich ruht
Wie eine Lämmerherde ſanft und gut,
Wie Inſeln auf dem Äthermeer;
Schön, wenn ihr majeſtätiſch wallt
Im Zuge wie ein Siegesheer;
Schön, wenn ihr ſegelt gleich den Schwänen
In ihrer Flügel eig'nen Flaumenkähnen;
Schön, wenn ihr, wie des Schützen Pfeile
Hinflieget mit des Sturmes Eile.
Wie wechſelt euer Anblick doch ſo ſchnell!
Jetzt golden und jetzt roſenhell,
Jetzt purpurroth, jetzt dunkelblau,
Dann ſtirbt die Glut in düſterm Grau.
Wie lieblich ſeid ihr anzuſeh'n
Im weißen, ſchwebenden Gewand!
Wie ſchaurig und wie furchtbar ſchön
Wenn ihr euch rieſengroß

In's ſchwarze Kleid des Sturmes hüllt,
Hoch wie Gebirge aufgethürmt
Und wie Ruinen einer Welt,
Verheerend durch den Himmel ſtürmt,
Die Erde mit Entſetzen füllt
Daß ſie in's alte Nichts zerfällt,
Wenn jeder Blitz ein Todesloos,
Und Donnerkeile eure Waffen,
Leichen unter Trümmer raffen,
Städte in des Abgrund's Schooß.
Doch wie verändert ſich die Scene ſchnell!
Die Schreckensnacht glänzt plötzlich goldenhell,
Und aus den Wolkenhallen ſieht
Der Gläubige, von Andacht hoch entglüht,
Ein Engelchor herab ſich neigen
Und ſchützend zu ihm niederſteigen.
Thut ſich der Himmel dann im Siegeslauf
Dem Reinen rein und herrlich auf,
Schaut er durch Wolkenmeeres Strahlenhöh'
Der Zukunft volle Glorie
Und Gottes Thron in Herrlichkeit,
Er ſelbſt ein Glaubensheld der Ewigkeit!

Von ſolcher Himmelspracht umfloſſen, ruht,
In Äthers weichem Mutterſchooß gewiegt,
Dem Vaterarme Gottes angeſchmiegt,
Der Säugling Erde froh und wohlgemuth:
Und ſieh! Die Waſſer theilen

Und trennen ſich vom feſten Land,
Denn Gleiches muß bei Gleichem weilen
Zu feſter Eintracht ſchönem Band.

---

Aus dem Felſen ſpringt der Quell
Luſtig, kühl und ſilberhell,
Und wie er murmelnd gleitet
Und ſpielend ſich verbreitet,
Wird er zum Bach,
Noch kindlich ſanft und ſpiegelflach;
Doch immer drängender geſellen
Sich die gehäuften Wellen,
Vereint mit lautem Gruß;
Und wie ſie rauſchen, wie ſie ſchwellen,
Geſtaltet ſich der Fluß,
Und wogt in ſtiller Majeſtät,
Wo freie Bahn ihm offen ſteht.
Kaum aber ſtellt ſich ſeinem Lauf
Ein trotzendes Geſtein entgegen,
Da hebt er ſich zornſchäumend auf,
Und tobt und kämpft mit Wellenſchlägen,
Und ſtürzet ſich verwegen
Von Höhen herab
Dumpftoſend in's Thal,
Sein ſtilles Grab.
Der erſte Wiederhall
Wird ſtaunend wach,
Und bebt dem Fall

Wehklagend nach.
Er aber eilt nun fort und fort
Von Fall zu Fall, von Ort zu Ort,
Bis er, vereint mit den Genoſſen,
Sich raſtlos hat ergoſſen,
Dann ſich erweitert und verbreitet ringsumher,
Unüberſehbar ausgedehnt, ein Flutenreich, ein Meer.

Zum Himmel ſteigt das Urgebirg empor:
Es bilden ringsumher Granit- und Marmorklippen
Des Rieſenleibes ſtarre Rippen;
Gleich weichen Muskeln ſchmiegt ſich an
Der grünen Hügel froher Chor.
Anmuthig in ſich ſelbſt verſunken,
Von eig'ner Schönheit wonnetrunken,
Ruht zwiſchen ihnen in des Segens Fülle
Ein Thal, das Heiligthum der Ruh' und Stille.

Und ſieh! Es webet nun das feſte Land
Sich ſelbſt ſein buntes Brautgewand.
Ein reichgewirkter Teppich überzieht,
Von Kräutern aller Art durchglüht,
Die Fluren und die Hügel.
Der Blumen vielgeſtalt'ges Farbenſpiel,
Gewieget von der Weſte Ätherflügel,
Beſchaut ſich wonneſtill
Im ſilberblanken Waſſerſpiegel,
Und winkt ſich Grüße,

Und nickt den Wellen Küſſe,
Und ſtrömet dankbar ſeine Düfte
Als Freudenopfer in die Lüfte.
Vor Scham, daß ſie ſo ſchön, erglüht die Roſe;
Die Lilie hüllt ſich in der Unſchuld Schleier,
Die Tulpe prunkt, aufflammt der Nelke Feuer:
Die Veilchen bergen ſich im Mutterſchooße,
Und ringsum wie ein goldenes Gürtelband
Schlingt ſich ein Ährenland,
Die Segensfülle zu vollenden
Mit reichen Spenden,
Indeß die Trauben wie Juwelen glüh'n
Und Funken aus dem Laubgrün ſprüh'n.

Bewegt und friſch
Spielt flüſterndes Gebüſch,
Und hochaufragend ſtrebt empor
Der Bäume kronenreicher Chor,
Hier blütenhell, dort fruchtdurchglüht.
Feſt in die Erde ſtämmen ſich die Eichen
Entſchloſſen, keinem Sturm zu weichen.
Der hohen Zeder Heiligkeit,
Die Palme, die dem Frieden nur ſich weiht,
Der Lorbeer, ſtolz auf ſeine Siegeskränze,
Die Myrthe, froh, daß ſie als Brautſchmuck glänze,
Sie ſteh'n geſellig da, indeß, fern aller Freude,
Mit tiefgeſenkten Zweigen,

Die weinend ſich zum Bache neigen
Verlaſſen ſteht die Thränenweide.

So wölbt ſich wechſelreich, all' überall
Mit grünen Wänden Zelt, Gemach und Saal,
Bald einzeln, bald in traulichem Verein;
Es ſäuſelt lichtſchimmernd der liebliche Hain,
Es brauſet der Forſt, es nachtet und hallt
Der düſtere Wald.

Willkommen, Erd', in deinem Feierkleid!
Willkommen in dem Brautgeſchmeid'!
In deiner Schöne, deiner Herrlichkeit
Hat Gott zu ſeinem Tempel dich geweiht.

Und ſieh! Es theilet ſich der Wolken Baldachin,
Und aus dem Purpur ſprüht
Goldflammendes Leuchten hervor,
Und aus der feurigen Glorie tritt
Der Sonne Strahlenkreis empor
Mit ſeinem heiligen Licht
Wie Gottes Angeſicht.
Heil dir, du glühender Lebensgeiſt,
Den Alles, was da waltet, preiſt!
Heil dir, des Himmels Heldin du!
Des Ewigen Heroldin du!
Sein Siegesbild,
Sein Flammenſchild!

Vor deinem erſten Blick erwacht
Des Farbenreichs Juwelenpracht.
Der Stunden Pforte öffneſt du,
Und führſt den jungen Tag herauf,
Gebeutſt dem Jahre ſeinen Lauf,
Dringſt in der Erde Tiefen ein,
Reif'ſt Blume, Frucht und Edelſtein,
Und wandelſt deine Jubelbahn,
Mit Heldenſchritt zur Siegeshöh' hinan.
Haſt du des Segens Fülle ausgeſpendet,
Glorreich dein großes Tagewerk vollendet,
Weint eine Blumenwelt dir Trauerperlen nach,
Und wird durch deinen Strahl in Freudenthränen wach.
Du ſinkſt hinab,
Ein Phönix, in dein eignes Flammengrab,
Und wirſt dann neuverjüngt uns wiederkehren,
Unſterblichkeit zu lehren,
Verbildend, wie, was untergeht,
Zu neuem Leben auferſteht.

Schon hüllt der erſten Dämm'rung grauer Flor
Die Erde ein, und leiſe ſinkt die Nacht,
Ein Schauplatz and'rer Wunder nur,
Auf Thal und Hügel, Wald und Flur.
Im ſchwarzen Trauerfeld erwacht
Zahlloſer Himmelsaugen Chor,
Die ſich entzünden demanthell
Am unſichtbaren Sonnenquell.

Der Mond mit ſeinem Heil'genſchein
Tritt in die Sterngemeinde ein.
Du nachtumhüllte Erde, bebe nicht,
Wenn Grau'n dich wie ein böſer Geiſt umflicht!
Anbetend ſteht die fromme Sternenſchar
Gleich Engeln an des Domes Hochaltar.

So ſehen wir Dich ſtets, o Gott!
Im Abendlicht, im Morgenroth,
Im farbenglüh'nden Mittagsfeuer,
Und in der Nacht geheimnißvollem Schleier.
Die allumfaſſende Natur,
Dich zu verkünden ſtets bereit,
Zeigt Deiner Allmacht Spur,
In jedem Raum, zu jeder Zeit.
Es iſt Dein Spiegelbild die Welt,
Die Deine Allmacht ſchuf und Deine Lieb' erhält.

So ſchön, ſo reich, ſo herrlich ausgeſchmückt,
Zum großen Schöpfungs-Feſtgelag,
Steht da der Erde göttlicher Palaſt,
Der alle Schätze, alle Wunder in ſich faßt.
Doch ach! von keinem Auge angeblickt
Und ohne einen freud'gen Herzensſchlag,
Und doch bereit, um Millionen Leben
Gedeih'n und Nahrung, Schutz und Luſt zu geben.
Schon ſpielt ein zahlloſes Heer
Von Fiſchen, in Fluß und Meer;

Ihr Glanzgewimmel
Durchſchwelgt die Flut,
Auf der, ein Fels, der Wallfiſch ruht:
Und hinüber, herüber den Waſſerſpiegel
Scherzt ſchimmernd und ſingend ein buntes Geflügel,
Ein luſtentbranntes Getümmel
Von Wand'rern auf Erden, von Gäſten am Himmel,
Bald ruhend, bald hüpfend von Zweigen zu Zweigen
Im duftigen Blütengemach,
Mit zärtlichem Locken und Neigen,
Bald flatternd am Bach
Den Wellen nach,
Bald aufwärts ſich ſchwingend vom Laubendach
Hoch über die Wipfel der wehenden Bäume
Hinauf in die blauen Räume;
Flötend und ſchwirrend,
Schmetternd und girrend,
Schallt der Freude Drang
Die Lüft' und die Thäler entlang,
Der erſte Hymnus, liebeheiß,
Ein einziger langer Jubelgeſang
Dem Schöpfer der Erde zum Preis.
Im *erſten* Roſenbuſch haucht eine Nachtigall,
Der Liebe Allgewalt mit wechſelreichem Schall.
Schneeweiß und ruhigſtolz durchſchifft der Schwan
In weicher Flügel ſelbſtgewölbtem Kahn,
Der Waſſerfläche ſanftgefurchte Silberbahn,

Indeſſen in verſtummendem Entzücken
Vom Felſenhorſt die Adler in die Sonne blicken.

So will, allmächt'ger Gott! nach allen Weiſen
Dich, was da tönt und ſingt und ſchweiget, preiſen.
Und alſo regt ſich's raſtlos fort und fort.
Belebt von Deinem Geiſt und Wort,
Muß in unendlichen Geſtalten,
Das Thierreich zahllos ſich entfalten.
Stolz prangt im Goldgewande reich,
Den Herrſcherblick im Rieſenhaupte, König Leu;
An ihm vorbei
Eilt lautlos, ſchattengleich,
Der Hirſch mit prangendem Geweih,
Und mächtig brauſt, vom Mähnenſchmuck umwallt,
Einher des Roſſes edle Wohlgeſtalt.
Hoch wie ein Felſenthurm
Mit laſtendem Gewicht
Ragt empor der Elephant;
Zu ſeinen Füßen kriecht
Auf unbewegtem Sand
Der ſchattenloſe Wurm,
Das kaum ſichtbare Ebenbild
Der Rieſenſchlange,
Die mit verſchlungner Kreiſe langgedehntem Zug
Sich ziſchend windet durch das rauſchende Gefild.
Hell ſchimmert im ſummenden Flug
Der Käfer im Blütengebüſche;

Bewaffnet mit Helm und Speer
Schwärmt wählig die Biene umher
Und ſchwelgt am Blumentiſche;
Daneben ſpielt, gaukelnd im Farbentrug,
Der Schmetterlinge buntes Heer.
Weißwollige Herden durchhüpfen
Den blühenden Anger, die blühende Flur,
Indeß, ihnen nahe, das kräftige Wild
Hinbrauſet und brüllt,
Daß Kluft und Wald
Antwortend ſchallt.
So preiſen, Gott, Dich Millionen
Von Mücken und von Sonnen!

Schon prangt die Erd' in Herrlichkeit,
Wo Wunder ſich an Wunder reiht;
Und Alles jauchzt, ein allgemeiner Chor,
Im Feierklang
Den Hallelujah-Feſtgeſang
In ſeines Daſeins höchſter Wonne
Dankbar zu Gott empor;
Doch fehlet noch der Schöpfung Krone,
Ein Weſen, das obherrſche Allen,
Die da in Flut und Luft und auf der Erde wallen.
Und Gott erſchuf nach ſeinem Bild,
Ihm ſelber gleich
Den Menſchen, denkend, fühlend, ſtark und mild,
Schuf Mann und Weib,

An Seel' und Leib
Schön und tugendreich,
Sein Ebenbild!
Und ſegnet ihn, daß er in jeder Zone,
Sich mehrend, wohne,
Der Erde Herr in Allem, was er ſchafft
An Geiſteskraft
Durch Gott ein Gott,
Nichts ohne Gott;
Durch heilige Dreieinigkeit
Von Macht und Lieb' und Geiſt geweiht
Zum Erben der Unendlichkeit.

---

Und nun, da aller Kräfte reichſte Fülle
In makelreiner Harmonien Hülle,
Ein Werk der Allmacht und der Liebe, ruht,
Und alles Sein vollkommen iſt und gut,
Weilt, allumfaſſend mit den Segensblicken,
Der Schöpfer ſelbſt in heiligem Entzücken
Auf der Vollendung großem Schöpfungsall.
Dankglühend ruht die neugeſchaff'ne Erde,
Dankjubelnd ruht mit freudiger Geberde
Der neugeſchaff'nen Weſen Schar;
Anbetend ruht das erſte Menſchenpaar,
Und alles Daſein feiert in des Glückes Fülle
Das große Sabbathfeſt der Ruh und Stille.
Auf gold'nen Wolken ruh'n der Engel Lichtgeſtalten:

Sie blicken freudig auf der Erde frohes Walten,
Und ihre Wonne glänzt als Morgenroth,
Und Erd' und Himmel ruft:
Gelobt ſei Gott!

## Das Paradies der erſten Menſchen.

Im Morgenlicht der reinſten Schönheit ſtrahlt
Das neugeſchaff'ne Paradies,
Und durch das Friedensreich der Schöpfung wallt
Der Geiſt der Wonne hold und ſüß.
Wie mit dem Lamm ein frommes Kind
Frohgeſinnt
In Unſchuld ſpielt,
So ſpielt in ätherleichten Schweben
Noch jedes Weſen mit dem Frühlingsleben.
Noch war kein welkes Blatt von einem Wurm zerwühlt,
Kein Todter in den Schooß der Erde eingehüllt,
Noch ohne Gift war Pflanze, Geiſt und Leib,
Der erſte Mann, das erſte Weib,
Des friſchen Daſeins ſchönſte Zierde,
Von Sorgen frei wie von Begierde:
Noch keine trübe Stunde,
Noch keine Thräne, keine Wunde!

Froh wandelt Eva über Blumen hin,
Sie ſelbſt der Blumen Königin,
Und lächelt mild,

Und blickt mit kindlich reinem Sinn
Nach ihren ſtillen Schweſtern hin.
Der Himmel ſelbſt gab ihren Augen ſeine Bläue,
Der ſchönſte Stern ſein Feuer klar und mild;
Die Morgenröthe gab den Wangen
Des Purpurs ſanftes Prangen,
Und auf den Lippen ruhten
Der Roſe Duft und Gluten.
Auf dem verklärten Angeſicht
Vermiſcht ſich mit dem Glanz der Freude,
Der Herzensgüte holdes Licht.
So wandelt ſie durch Edens blühendſtes Gefild,
Der Schönheit und der Anmuth Bild,
Die Lieblichkeit ihr Brautgeſchmeide,
Und ſchwebet leicht und licht
An eines Baches Rand, wo ihr die Wellen
Den Spiegel vor die Augen ſtellen.
Da, überwältigt von Entzücken
Und Dankgefühl,
Sinkt an des Baches funkenſprüh'ndem Wellenſpiel
Sie kniend hin mit thränenvollen Blicken;
Wie Blumenduft im Morgenroth
Steigt ihr Gebet empor zu Gott.
Indem ſie ſo, gerührt und hochentzückt,
Das Auge weilen läßt, erblickt
Die Kniende, da, wo der Himmel
An das lichtzitternde Gewimmel
Der Wellen grenzt,

Aufleuchtend eine himmliſche Geſtalt,
Die lächelnd ihr entgegen glänzt
Und liebevoll zu ihr hinwallt,
Der Winkenden mit hellen Augen winkt,
Mit Roſenlippen von der Welle trinkt,
Und mit dem Antlitz hold und gut
Sich wiegt auf leichtbewegter Flut.
„O!“ ruft ſie aus: „Sei mir willkommen,
„Du Huldgeſtalt, dem Wellenſpiel entglommen!
„Ich kenne Dich, Du Himmelsbild,
„So ſchön, ſo rein, ſo engelmild!
„Du biſt ein Engel, glorreich und Gott lieb,
„Ein ſel'ger Geiſt, wie Adam ihn beſchrieb.
„Willkommen ſei im Morgenroth!
„Ich liebe Dich, und preiſe Gott.“ —

So ſpricht die Wonnevolle;
Es zieht ſie fort mit Allgewalt
Von der beſtaunten Huldgeſtalt.
Im Drang des Herzens muß ſie eilen,
Mit dem Geliebten ihre Luſt
Wie ihre Liebe ſelbſt zu theilen.
„Wohl mir!“ ruft ſie an Adams Bruſt:
„O laß mich vor Entzücken weinen!
„Geſeh'n hab' ich der Engel Einen.
„Im Morgenroth, mit holden Mienen
„Iſt mir der Himmliſche erſchienen.
„In ihrer lichtausſtrahlenden Gewalt

„Entſchwebte die entzückende Geſtalt
„Den Wellen, die vor Wonne zitterten,
„Als ſie durchdrang des Geiſtes Weh'n.
„Der Engel blickte aus der Silberflut
„Nach mir ſo hold, ſo gut;
„Er lächelte ſo liebevoll,
„Daß mir die Thrän' in's Auge quoll.
„O komm' mit mir hin, wo die Wellen fließen,
„Den Engel nochmal zu begrüßen!“ —

Und Adam, er, des Paradieſes Stolz und Luſt,
Ein Paradies auch in der eignen Bruſt,
Er, Gottes Ebenbild,
Blickt ringsum, ſiegeskühn und liebemild,
Und ſchaut von Ihr, die Lieb' und Schönheit iſt,
Empor zu Jenem, deſſen Ruf
Die Gatten für einander ſchuf;
Und aus dem Auge dringt ein Strom von Licht,
Der, was er ſchweigend fühlt,
Hellſtrahlend ſpricht.

So wandeln Beide Hand in Hand
Hin an des Baches Blumenrand;
Und wie ſie vor dem Glanz des Flutenſpiegels ſteh'n,
Läßt ſich die liebliche Erſcheinung wieder ſeh'n.
Ein Freudenruf entklinget Eva's Bruſt,
Die dann verſtummt im Übermaß der Luſt.
Doch Adam blickt jetzt auf der Gattin Angeſicht,

Verklärt vom eig'nen wie vom Morgenlicht,
Jetzt auf die Huldgeſtalt,
Die aus dem Bache ſtrahlt,
Und ſpricht: „Wie Gottes Allmachtruf
„Den Engel und den Menſchen ſchuf
„Nach ſeinem Ebenbild,
„So ſchimmern auch aus Deinem Angeſicht,
„Lieblich, klar und mild,
„Des Engels Mienen und die Engels-Seele,
„Daß ſich das Irdiſche dem Himmliſchen vermähle.
„Du weißt nicht, daß Du ſelbſt der Engel biſt,
„Der aus dem Wellenſpiegel Dich begrüßt.
„Wallt Schönheit an der Unſchuld Hand,
„Sich ſelber unbekannt,
„Dann glänzt das Leben hold und rein
„Wie dieſer Bach im Himmels-Widerſchein:
„Dann wohnt ein Engel in des Menſchen Bruſt,
„Ihm ſelber unbewußt,
„Verſchönert jede Freud' und macht die Schmerzen ſüß,
„Das Weib zum Engel und die Welt zum Paradies!" —

Eva horcht und ſenkt die Augen nieder,
Erhebt ſie dann zum Himmel wieder,
In Thränen lächelnd, und es glüht
Ihr Antlitz, das wie Morgenroth entbrennt,
Da ſie das Bild im Bache nochmal ſieht,
Und in dem Engel nun ſich ſelbſt erkennt.

Doch bald ſoll ſich auch in der Wirklichkeit
Dies ſchöne Engelsbild erneuern;
Das erſte Menſchenpaar, dem Glück geweiht,
Soll die Geburt des erſten Kindes feiern.
Und wie ſich an denſelben Zweigen
Bei Früchten auch die Blüten zeigen,
Geſellet ſich dem Erſtling, froh gepaart,
Gar bald ein Weſen gleicher Art,
Und Bruderliebe ſoll die Kleinen
In Luſt und Schmerz vereinen.
Doch aus dem Roſenſtrauche dringen
Bei reiner Schönheit Liebesblumen, auch
Des Haſſes Dornen, und die Nattern ſchlingen
Sich giftgeſchwellen um den grünen Strauch.

Wer ſein Gemüth von Gott abwendet,
Hat nimmer gut geendet;
Wer aber aus dem Leben ſcheidet
So makelrein, wie er geboren,
Dem iſt ein ew'ges Paradies erkoren.
Nie klage er, der hier erliegt;
Das Gute iſt's, das ewig ſiegt.
Zum Abgrund kann kein Strahl der Sonne dringen,
Doch mag die Seele ſich zum Lichtquell ſchwingen,
Wenn ſie, geläutert durch der Prüfung Leiden,
Sich fähig macht der wandelloſen Freuden.

# Kain und Abel.

„Weh Dir, Mutter, erſtgeſchaff'nes Weib,
„So engelrein an Seel' und Leib!
„Weh, Vater, Dir! Wie ſchnell ſchwand Dein Entzücken!
„Wie ſchnell entfloh vor euren Blicken
„Des Paradieſes Himmelsluſt,
„Weil ſie zuerſt entfloh'n aus eurer Bruſt!
„Zu mächtig lockt' euch der Erkenntniß Baum,
„Zu klein ſchien euch des ſtillen Daſeins Raum.
„Ich möcht' euch fluchen, denn mir ward durch euch
„Das Glück verloren in dem Lebensreich.
„Ich möcht' euch fluchen — und ich kann es nicht,
„Seh' ich den Himmelsraum in ſeinem Licht
„Unendlich über meinem Haupte glänzen.
„Was frommt ein Eden in ſo engen Grenzen,
„Wenn unſer Geiſt das Grenzenloſe ahnt,
„Und jeder Schritt an unſ're Schranken mahnt?
„Wer hemmt die Flüge unſerer Gedanken?
„Geſtrebt habt ihr — ich preiſ' es — über niedre Schranken,
„Allein, warum mir zum Verderben?
„Muß ich für eure Schuld nun büßen?
„Muß ich den Fluch, der euch getroffen, erben?
„Die Schlange, die, Verſagtes zu genießen,
„Euch lockte, warum quält ſie mich
„Mit ihres Giftes Höllenbiſſen?
„Durch euch iſt mir das Paradies verloren,
„Und zur Verzweiflung nur bin ich geboren.

„Es ſei! Was ihr verwirkt durch eure Schwächen,
„Will ich zu meinem Vortheil rächen.
„Und mußtet ihr in eurer Ohnmacht weichen,
„Will ich nun das Unglaubliche erreichen;
„Ich, den der Vater, ich, den Gott verließ,
„Will ſelbſt erſchaffen mir ein Paradies.“ —

So ſprach auf einer kahlen Klippe Rand
Vortretend, Kain, die geballte Hand
Zum Paradieſe und zum Wolkenſitz
Emporgeſtreckt, frech, doch nicht ohne Grauen.
Zwar ſprüht aus ſeinem Aug des Trotzes Blitz,
Doch ſchreckt ihn ſelbſt des Herzens wilde Glut
Und wirft ihn nieder in ohnmächt'ger Wuth.
Schwer ſinkt indeß die düſt're Nacht herab;
Stumm iſt die Erde wie ein Grab.
Dem Hingeſtreckten naht, ſich bang umſchlingend,
Von Wehmuth voll und ſchuldbewußt,
Der Eltern Paar mit langſam leiſen Schritten.
Die Sehnſucht führt ſie her zum Orte
Des Glückes, das nun, ach! verſchwunden.
Erinnerung an holde Stunden,
In Ruh' und Wonne hier verlebt,
Ergreift das Herz; die Thräne bebt.
Nicht ferne glänzt des Paradieſes Pforte,
Vor ihr des Cherubs leuchtende Geſtalt,
Deß Flammenſchwert ſich aus der Nacht erhebt,
Und wie ein Meteor am Himmel ſtrahlt.

Sie fühlen bang und ſchuldbewußt
Das Flammenſchwert in ihrer eig'nen Bruſt.
Vergebens ſtreben ſie mit innern Grauen
Noch einmal nur zu ſchauen
Verlorner Seligkeit himmliſchen Ort;
Es faſſet ſie des Schmerzens Glühen.
Sie möchten weilen, ach! und müſſen fliehen;
Des Flammenſchwertes Anblick treibt ſie fort.

Doch nicht Verzweiflung ſoll vernichten
Die Armen, die Gefall'nen; nicht vergehen
Soll der Unglückliche in ſeinen Wehen.
Gott iſt ein Gott der Gnade!
Horch! Aus der Ferne hallen
Vom nachtumhüllten Paradieſe
Himmliſche Harmonien
Der Engel, die in heil'gen Weiſen
Gottes Macht und Güte preiſen.
Und wie die Flüchtlinge betrübt hinwallen
Und immer leiſer, immer leiſer
Die Lobgeſänge hallen,
Flößt, gleich Thautropfen, die
In dunkler Nacht und gold'ner Früh
In Blumenkelche fallen,
Der Himmelsklang in ihre Herzen
Wohlthät'ge Milderung der Schmerzen.
Sie ſinken nieder und umſchlingen
Sich andachtsvoll mit brünſtigem Gebet;

Doch immer mehr und mehr verklingen
Die Harmonien in dem Engelchor.
Die Wand'rer heben ihre Händ' empor,
Ergebungsvoll in bangem Sehnen,
Und wo die Worte fehlen, ſprechen Thränen.

Auf der ſchroffen Klippe Rand
Und wie ſeine Felſen kalt,
Liegt Kain, einer Leiche gleich,
Doch tobt in ihm ein wilder Brand.
Vom troſtlos tiefen Höllenreich
Erhebt in grau'nhaft rieſiger Geſtalt,
Ein Flammenberg im Schooß der Nacht,
Der Geiſt der Sünde ſich vor ihm
Voll Schadenfreude mit verhülltem Grimm.
Zu ſchaden fehlt ihm noch die Macht,
Doch ſeine Nähe ſchon übt die Gewalt
Des Schwachen Willen zu verblenden,
Und Neid und Stolz in's Herz zu ſenden.
Schon denket Kain nicht der Eltern Reu' und Schmerz;
Nur ihre Schuld, nur ihr Vergehen,
Nur den durch ſie erlittenen Verluſt
Läßt ihn der böſe Dämon ſehen.
Das Mitleid weicht aus Kains Herzen,
Stein auf dem Steine wird die Bruſt,
Und wie der gift'gen Schlange Stachel ſticht,
Reizt ihn des Bruders fromme Kindespflicht

Zum Bruderhaſſe, und kaum ſeiner ſelbſt bewußt,
Brüllt dumpf ein Fluch wie Donner durch die Nacht.

---

Als **Kain** aus dem Todesſchlaf erwacht,
Erhellt das Morgengrau Gefild' und Hain —
Doch ſeine finſt're Stirne nicht.
Er ſpringt empor vom kahlen Felsgeſtein
Und ſtarrt mit wildem Blick zum Tageslicht:
Das Allerfreuende erfreut ihn nicht.
Da ſeine bleichverwilderte Geſtalt
Wie Nachtgewölk vom Felſen niederwallt,
Tritt Abel in dem blumenreichen Thal
Entgegen ihm, hold wie ein Sonnenſtrahl,
Und bietet freundlich ihm den Morgengruß,
Und drückt auf ſeinen Mund den Bruderkuß;
Doch **Kain** ſtößt mit ſcheuem Blick
Den Grüßenden zurück.

---

**Abel**, ſanft wie immer, ſpricht:
„Blick auf zum Himmel! Sieh das Morgenlicht,
„Den Perlenthau, der Blumen Opferduft,
„Der, Bruder, uns zum Morgenopfer ruft!
„Wirf ab, des ſchweren Herzens düſtern Sinn!
„Wer möchte trauern, wenn in heller Freude
„Die Purpurwolken glüh'n
„Und Alles prangt im Feſtgeſchmeide?
„Laß uns zum Opferſteine zieh'n
„Und Arm in Arm, und Bruſt an Bruſt

„Mit neuerwachter Lebensluſt
„Das Opferfeuer zünden, daß die Düfte
„Aufſteigen in die Himmelslüfte!“

Dem Bruder folgt nun Kain ſchweigend,
Das düſt're Haupt zur Erde neigend.
So wandeln ſie langſamen Schrittes fort
Bis zu des Opferſtein's erhab'nem Ort.
Geſchichtet liegen hier des Holzes Scheiter,
Der ſanfte Bruder ſammelt Harz und Kräuter
Und ſtreut ſie betend um den Opferſtein.
Aus dem gerieb'nen Holze lodern Flammen;
Sie lodern wehend am Altar zuſammen
Mit röthlich gold'nem Schein.
Indeß die Flammen lodern, wirft ſich Kain
Mit finſt'rer Miene auf den Raſen nieder,
Auf welchem Bruder Abel kniet,
Dem aus der Bruſt mit heißem Drang
Des Opferliedes heiliger Geſang
Empor zum Morgenhimmel glüht:
„Walle, Du mein Geiſt,
„Wie der Opferduft
„Hoch zum Himmel auf!
„Walle, mein Gebet,
„Wie die Opferglut
„Rein zum Himmel auf!
„Sei, o Gott uns gnädig!
„Und nimm wohlgefällig

„Unſer Opfer an!
„Laß die Tiefgefall'nen
„Sühnen ihr Vergeh'n!
„Laß die Reuigen
„Wieder Gnade finden!
„Und wie die Erd' aus Nacht
„Zum neuen Tag erwacht,
„Laß uns auch neu erſteh'n,
„Daß wir Deinen Willen
„Immer zu erfüllen,
„Daß wir ohne Klagen
„Müh' und Leiden tragen,
„Daß der Eltern Blick
„Wenn ſie von uns ſcheiden,
„Uns noch ſegne, uns“ —
Hier unterbrach den reinen Silberton
Des frommen Betenden
Kain mit bitter'm Hohn:
„Du wagſt es, Heuchler, Gottes Huld
„Zu fordern für der Eltern Schuld?
„Wie? für ein Paradies, durch ſie verloren,
„Verlangſt Du, Frevler, Himmelshuld?
„Den Gott, der uns vertrieben,
„Soll ich anbeten, lieben?
„Fluch ihr, die mich geboren!
„Fluch ihm, der mir das Leben
„Zur Qual gegeben!
„Fluch Dir, der gleich der Schlange

„Mit falſcher Worte ſüßem Klange
„Mir Gift in's Herz will ſenden,
„Durch Heuchelei mich will verblenden.“ —

Er ſpricht's, und ſeine Stimme tönt,
Wie eingeſchloſſ'ner Stürme Wuth
Dumpf in dem Schooß der Erde ſtöhnt.
Abel ſchaudert, betet, ſchweigt,
Und ſeines Opfers Flamme ſteigt,
So rein wie ſeine Bitte und ſein Herz,
Gerad' empor und himmelwärts;
Doch Kains Opferrauch,
Ein dicker, ſchwarzer Qualm,
Sinkt, kaum aufwallend, wieder
Zur Erde nieder,
Als ſucht' er, ſeinen böſen Flüchen gleich,
Gefall'ner Geiſter dunkles Reich.
Und nun, da Neid und Haß in ihm erwacht,
Fällt er anheim der Höllenmacht.

Und wie ein Tiger lauernd ruht,
Im Aug' die funkelnd-rothe Glut,
Wenn er die Beute dann erſpäht,
Auffährt, mit einem Sprung voll Wuth
Das zarte Lamm erfaßt
Und im unſchuld'gen Blute praßt:
So ſpringt auch Kain von der Erde
Empor mit wüthiger Geberde,
Ergreift mit wilder Haſt,

Vom Holzſtoß einen glüh'nden Aſt,
Und ſchwinget ihn,
Daß ringsumher die Funken ſprüh'n,
Mit beiden Armen
Ohn' Erbarmen
Um Abels blondes Lockenhaupt,
Und ſchmettert ihn zur Erde nieder.
Der fromme Jüngling liegt erblaßt;
Blut rieſelt über ſeine Glieder.
Mit des Gebetes letztem Worte
Schwebt ſeine Seele zu des Himmels Pforte.

Den Arm gehoben wie zum Todesſtreiche,
Die Keule krampfhaft haltend in der Hand,
Das Auge ſtarr geheftet auf die Leiche,
So ſteht der Brudermörder, ein Koloß,
Lautlos und regungslos und athemlos.
Selbſt die mittrauernde Natur
Zeigt, ſtarr von Schrecken, keine Lebensſpur.
Kein Lüftchen haucht im weiten Raum,
Es regt kein Blättchen ſich am Baum;
Die Blume ſenkt ihr Haupt zur Erde,
Und jedes Thier, mit ängſtlicher Geberde
Stumm in die Nacht des Waldes ſchleichend,
Verbirgt ſich matt und keuchend.
Geheimer Schauder wühlt
Durch die Natur; die weite Erde fühlt,
Dem todten Jüngling gleich,

Den erſten Todesſtreich,
Und durch die Wolken aufwärts dringt
Der erſte Todesſchrei, vom Schmerz beſchwingt.

---

Die Schöpfung ſchweigt in Trauerſtille:
In dunkler Morgenwolken Hülle
Verbirgt der Engel Schar
Das ſchmerzenvolle Angeſicht,
Und es verdüſtert ſich des Tages Licht.
Aufjauchzt der Schreckengeiſter Höllenbund,
Und aus der Erde tiefſtem Schlund
Dröhnt dumpf ein Donnerſchlag empor;
Und eine Feuerſchlange
Ziſcht neben Kain wild hervor,
Und ſchwindet wieder in der Erde Grund.
Da wacht des Brudermörders ſtarres Herz
Aus der Betäubung auf — zu wildem Schmerz;
Er ſieht die Bruderleiche, ſchön im Tod,
Er ſieht das dunkle Himmelszelt
Wie von des Blutes Purpurroth
Graunhaft erhellt, —
Brüllt vor Entſetzen, ſchäumt vor Zorn,
Sinkt nieder, rafft ſich wieder auf,
Flieht fort und fort, mit immer raſcherm Lauf
Durch Buſch und Dorn,
Stürzt über nacktes Felsgeſtein,
Stürzt in des Waldes tiefſte Nacht hinein,
Stürzt hin, als hätt' ihn ſelbſt von Mörderhand

Getroffen jetzt der Todesſtreich,
Und liegt zerriſſen, blutend, todesbleich
An eines Abgrunds jähem Rand,
Unſeliger Verzweiflung Bild,
Deß Anblick mit Entſetzen füllt.
Der Geier fährt mit Angſtgeſchrei
An ihm vorbei,
Und Wolf und Tiger
Bangt vor dem Schrecklichen.
In jedem Flüſtern der bewegten Luft
Hört er des Bruders Todesächzen;
Zur Zunge wird ihm jedes grüne Blatt und ruft:
„Flieh, Mörder, unſern Labeduft!"
Die Quelle weicht zurück vor ſeines Mundes Glut;
Im Wolkenſchatten, der vorüber wallt,
Erblickt er bebend eine Schreckgeſtalt,
In jeder Morgenröthe Purpurflut
Des Bruders himmelan gefloh'nes Blut!
Doch aus den Wolken mild und leiſe
Tönt himmliſchen Geſanges Weiſe:
„Weh ihm, aus deſſen haßentweihter Bruſt
„Die Liebe floh, des Lebens Morgenglut,
„Des Daſeins höchſtes Ziel und Gut,
„Des Menſchen Heil, der Engel Luſt!
„Laß, o Gott, uns ſchuldlos ſein,
„Ewig gut und ewig rein!
„Rein, wie Du uns ſchufſt zum Leben,
„Laß uns einſt zu Deinem Thron aufſchweben!"

# Der erſte Tod.

Aus einem dichten Nebelſchleier
Blickt matt der Sonne düſtres Bild hervor,
Umflammt von dunkelrothem Feuer.
Wie Flammenpfeile fallen
Zur Erde ihre Strahlen
Ohne Lichtgefunkel,
Matt und dunkel.
Grauenhaft und trauerbleich
Starrt, der Lampe gleich
In einer Todtengruft,
Die Tageskönigin.
Es weht kein Hauch von Lebensluft;
Die Blume ſinkt zur Erde hin.
Es ſchmachtet Baum und Strauch,
Es ſchweigt der Vögel Luſtgelag;
Gehemmt iſt Puls- und Herzensſchlag.

---

Auf einem duftig-grünen Bett
Von Moos und Kräutern lag
Der erſtgeſchaff'ne Menſch in bitt'rer Qual,
Zu ſcheiden von dem Lebenslicht;
Es folgt der Tod dem Sündenfall!
Um ihn ſteh'n ſeine Söhn': Enoch und Seth.
Von gleichem Todesſchmerz durchdrungen,
Hält Eva den Geliebten feſt umſchlungen,
Und ihre Thränen gleiten auf ſein Angeſicht.
In Adam's Adern brennet Fieberglut;

Nur mit Zerſtörung endet ihre Wuth.
Doch Eva lüftet mit ſorgſamen Händen
Die Kräuter, die dem Haupt zum Kiſſen dienen;
Sie ſucht durch Rütteln und durch Wenden
Ihm Duft und Kühlung zu gewinnen;
Sie müht ſich, mit dem blonden Haar
Den Schweiß der Stirne ihm zu trocknen,
Sie drückt auf ſeine Lippen heiß und wund
Mit kühlem Lebenshauch den weichen Mund,
Sie flüſtert bang und leiſe
Mit zarter Liebesweiſe:
„Verlaſſe mich, Geliebter, nicht hienieden!
„Laß mich mit Dir hinzieh'n zu Gottes Frieden!“

Doch Adam kämpft mit nimmerruh'nden Schmerzen:
Dumpf dringt die Klag' aus ſchwerbeklomm'nem Herzen:
„Lüfte! weht mir Kühlung zu!
„Haucht mich an und bringt mir Ruh'!
„Tiefer Quellen kalte Flut,
„Löſche mir die wilde Glut!
„Streut auf meine todeswunden Glieder
„Euern Schatten, hohe Zedern, nieder!
„Netzt mich mit dem Thau der Mitternacht,
„Wie die Blume, eh' der Tag erwacht!
„Flüſtert holde Troſtesworte!
„Labet mich mit Liebesblicken,
„Daß ſie an der Todespforte
„Nur noch einmal mich erquicken!

„Euer kummervolles Angeſicht
„Trübt der letzten Stunde Licht:
„Dieſes Schweigen — es iſt Grabesſtille,
„Die mir zeigt, wie nah' ich bin dem Ziele.
„Stärkt mich betend auf dem dunklen Pfade!
„Erbittet für mich unſers Schöpfers Gnade!" —

---

All' die Umſteh'nden, Kinder, Gattin,
Sie ſeufzten tief, ſie ſangen.
Ihre Lieder klangen
Hoffnungslos;
Ihr Gebet erſcholl
Wehmuthsvoll,
Zu preiſen Gott in ſeinen Werken;
Doch nicht gelang's, den Geiſt zu ſtärken
Des unausſprechlich Leidenden.
Vergebens preſſen ſie der edlen Pflanzen Saft,
Die ſonſt dem Schmerze Linderung verſchafft.
Nicht aller Kräuter Balſamfülle
Gibt Lebensgeiſt der menſchen Hülle;
Allein, je mehr die herbe Qual
Den Leidenden durchglüht,
Um deſto ruhiger wird ſein Gemüth.
Er fühlt der Sünde Strafe,
Die Folgen eig'ner Schuld,
Und leidet voll Geduld,
Und hofft, je mehr das Leben flieht,
Auf Gottes Vaterhuld.

Doch immer düſtrer flammt der Sonne Glut,
Wie ſie auf blutigrothem Wolkenpfad
Dem Untergange naht.
Sie ſinkt, und plötzlich ſtürzt die Nacht
Vom Himmel nieder;
Der Sturm erwacht
Mit ſauſendem Gefieder.
Die ſchwarzen Wolken hüllen Berg und Thal;
Der Blitze feuertrunk'nes Schlangenheer
Tobt, ſich durchkreuzend, wild umher;
Es dröhnt der Bäume und der Klippen Fall;
In Strömen ſtürzt der Regen
Dem Sturmgeheul entgegen;
Zum Himmel ſteigt das Meer,
Es ſchäumt die Flut,
Und ſelbſt am Wogenſchaum
Entbrennt der Blitze Glut.
Auch in der Erde innerm Raum
Erhebt ein Kampf ſich von Gewittern;
Der Berge Gipfel zittern
In Waſſer jetzt, in Feuer dann gehüllt.
Rings der Zerſtörung und des Unterganges Bild,
Als ſollte mit des erſten Menſchen letztem Hauch
Vergeh'n die Erde, ſeine Heimat, auch!

Endlich ſchweigt der Elemente Wuth,
Der Stürme heulendes Getümmel;
Des Blitzes Flamm' erliſcht, es ſinkt die wilde Flut.

Im blauen Kleid erſcheint der lichte Himmel:
Die Erde ſtrahlt in neuverjüngter Fülle,
Und friedlich walten Ruh' und Stille.
Jetzt, nahe ſchon der dunklen Todespforte,
Hebt Adam ſich empor und haucht die leiſen Worte:
„Nicht zürnend wendet Gott ſich von mir ab;
„Verworfen nicht ſink' ich in's dunkle Grab.
„Kein Wölkchen hat den Sonnenglanz umzogen;
„Am Himmel ſtrahlt der helle Friedensbogen.
„Seht! meine Ketten fallen;
„Frei ſoll der Geiſt aufwallen
„Zu dem Allmächt'gen, deſſen Ruf
„Mich und die Erde ſchuf.
„Verloren ward des Paradieſes Licht
„Durch mein Vergehen, meine Schuld;
„Verloren ſei uns Gottes Himmel nicht
„Und ſeiner Gnaden Huld!
„Die Sünde flieht, mit ihr mein Leiden,
„Und liebend darf ich von den Lieben ſcheiden."

Er ſprach es, ſchwieg, und ſchloß die Augenlieder:
Es ſchien, er bete noch im Traum.
Die Seinen ſanken auf die Knie nieder.
Da plötzlich füllt den weiten Raum
Verklärungshelles Himmelslicht,
Und in dem Strahlenglanz enthüllt
Sich eines Seraphs Bild.
Es gleicht ſein ſchimmerndes Gewand

Dem Schnee im Morgenſonnengold;
Ein Palmzweig ruht ihm in der rechten Hand;
Vom Antlitz ſtrahlt ein Lächeln hold,
Und von den Lippen bebt es tröſtend mild:
„Der Friede ſei mit euch
„Und Gottes Reich!“ —
Auf Adam's Antlitz ſtrahlt des Engels Licht;
Der Sterbende, ſich hoch aufrichtend, ſpricht:
„Gott, der mich ſchuf,
„Ich folge Deinem Ruf!
„Geleit', o Himmelsbote,
„Des Staubes nicht'gen Sohn
„Empor zu Gottes Thron!“ —

---

Ein Lichtſtrahl dringt aus den verklärten Blicken, —
Des Frommen Tod iſt ein Entzücken.
Auf den Entſchlafenen ſinkt Eva hin,
Und ihre heißen Thränen ſchmücken
Der Leiche ſtarres Lebensbild.
Wohl ihr! Mit ihm, den ſie beweint,
Iſt, kaum getrennt, ſie ſchon vereint.
Sie trugen einſt gemeinſam Luſt und Leiden:
Es durfte nur auf wenig Augenblicke
Der Tod ſie ſcheiden.

◆

# Des ſündigen Geſchlechtes Untergang.

Gefallen war durch Kain's Hand der Bruder;
Der Mörder floh; vor ihm floh Ruh' und Glück.
Er floh; ſich ſelbſt entfliehen konnt' er nicht;
Ein böſer Geiſt folgt' ihm auf jedem Schritt,
Und alles Leben ſchauderte vor ihm,
Wie eine Blume vor dem Nordhauch bebt.
Verwünſchung ſäuſelt ihm die Luft,
Und Fluch rauſcht ihm der klare Bach.
Er flieht; die Sünde flieht mit ihm. Der Frevler
Ward Vater eines Menſchenſtammes,
Mit dem ſich Laſter und Verbrechen häuften.
So mußte untergehen ein Geſchlecht,
Das, tiefbefleckt, unrein an Leib und Seele,
Den Sündenfall durch Sünden überbot;
Doch mußt' auch, nach des Ewigen Beſchluß,
Aus der Vernichtung Grau'n ein neues
Geſchlecht hervorgeh'n, gut und rein und fromm,
Denn auch im Todten lebt des Schöpfers Geiſt,
Und nimmer kann, was je geweſen, je vergehen.

---

Doch jene Frevler, jene Kühnen,
Fortlebend durch Jahrhunderte,
Sie waren Rieſen an Geſtalt und Kraft.
Fern von der Wiege ſtand der Sarg,
Wie eine Wolk' am fernen Horizont.

Im Dunkel der Jahrhunderte verlor
Das Grab ſich, das nur uns ſo nahe liegt,
Nur uns ſo ernſt mahnt an des Lebens Kürze.
Wo war ein Ziel, Furcht Jenen einzuflößen?
Kein Ende ahnend, tobten ſie ohn' Ende.
Es ſchwärmten die Begierden zügellos,
Und Frevel zeugte Frevel,
Wie das Gezücht der Schlangen
Im Höhlendunkel wächſt.
Der Vollkraft ſtachelndes Bewußtſein riß
Zum Mißbrauch hin. Das rieſige Geſchlecht
Setzt ſeinen Brüdern frech das Recht der Stärke
Entgegen, Gott verweg'nen Trotz.
Sie fordern Alles, leiſten nichts. Sie leugnen
Den Schöpfer, haſſen die Geſchöpfe,
Und ſeh'n im Weltall ſich allein.
Der Engel Fall heißt ihnen Heldenthat,
Die Tugend Schwäche, Andacht Kinderſpiel.
So tobten Streit und Zwietracht ohne Ende.
Was Einem eigen, eignete ſich Jeder,
Was Jeden lockte, wollte Keiner miſſen.
So mußten Tauſende vergehen,
Um Raum zu geben Tauſenden;
Denn Böſes iſt des Guten Saat,
Und Ein Jahrhundert zeugt das andere.
Auflöſen muß ſich jede Diſſonanz
Im Jubel allgemeiner Harmonie;

So gründet ſich die Weltenhalle
Der Ewigkeit!

---

Nie ſtürzt das *Unglück* auf des Menſchen Haupt
Urplötzlich wie ein Blitz aus heitrer Luft.
Gleich Todeswolken vor dem Ungewitter
Zieh'n warnende Vorzeichen ihm voran.
Sie rücken immer näher, drohender
Heran. Die Sonne flieht; das Schreckbild ſteht
In banger Himmelsmitte düſterm Raum.
Es ſieht der Menſch das Todesheer
Hoch über ſeinem Scheitel ſteh'n,
Und achtet's nicht. Des Leichtſinns Taumel raubt
Ihm Zeit und Ernſt, zu ſchauen die Gefahr,
Und der Vernichtung trotzt ſein Übermuth.

---

Dem Menſchen gleicht die Völkerſchar.
Vergebens warnt Erfahrung ihn, vergebens
Warnt ihn der Anblick der Natur, vergebens
Warnt ihn ſein Schutzgeiſt, warnt ihn Gott,
Und kommen *muß* das Strafgericht!
Ja, Gottes *Weisheit*, Gottes *Gnade* *muß*
Ein ſündiges Geſchlecht vertilgen,
Das immer tiefer in den Abgrund ſänke,
Und noch den Adern von Jahrhunderten
Einflößte ſeiner Sünden Gift.
Aufgehen, wie die Sonne aus der Nacht,
Muß ein ſich ſelbſt verjüngendes Geſchlecht,

Das Gottes Ebenbild in ſich
Und ſeinen Brüdern liebt und ehrt,
Der Tugend hold, der Ewigkeit gewiß.

Zu jener Zeit des Frevels lebt' auf Erden
Nur Ein gerechter Mann mit Weib und Kindern,
Noah, von Gottes Geiſt beſeelt, erkoren
Zum Vater eines neuen Menſchenſtammes.
Ihm ward geheißen, eine Rieſenarche
Zu bau'n, die allen Elementen trotze,
Und in das Schiff des Lebens all' die Seinen
Zu führen, auch von jeder Art
Der reinen Thiere ſieben Paare,
Doch der unreinen Ein Paar nur.
Und Noah that, wie Gott befahl.
Gehoben ward die Arche von der Flut
Hoch über der Gebirge höchſte Gipfel.
Dreihundert ſechzig und fünf Tage ſtand
Das Flutenheer auf unſichtbarer Erde;
Da wehte Gottes Odem — und es ſchwand
Das Flutenheer, und neuverjüngt
Trat wie aus einem zweiten Nichts
Die Erde wieder in den Himmelsraum.

Im Land Armenia, wo die Fruchtbarkeit
Auf grünem Raſen in dem Schatten
Unzähliger Ölbäume ruht
Und Segensfülle auf die Fluren ſtrömt:

Ragt hoch empor vor den Gebirgesrieſen
Das Haupt des Berges Ararat.
Hier fand die Arche, durch ſo lange Zeit
Der Fluten und der Stürme Spiel,
Endlich den erſten Ruhepunkt.
Auf des Gebirges Gipfel ſtanden jetzt
Drei Jünglinge: Sem, Cham und Japhet,
Des greiſen Vaters Noah edle Söhne.
Die Strahlen der aufgeh'nden Sonn' umgaben
Die ſchönen kräftigen Geſtalten
Mit blendendem Verklärungsglanz.
Das Aug' voll Wehmuth, blickten ſie zuerſt
Hinab zur Erde, einſt mit Millionen
Lebend'ger Weſen aller Art erfüllt,
Und überall voll lauten Jubelſchalls,
Doch jetzt einſam und ſtill vor ihnen liegend,
Ein ſchwacher Säugling, deſſen Athem
Kaum Spuren ſeines Lebens zeigt:
Dann aber ward ihr Geiſt mit Allgewalt
Ergriffen von der Pracht und Schönheit
Und Herrlichkeit der neuverjüngten Schöpfung,
Jetzt für ein edleres Geſchlecht der Menſchen
Geſchmückt zum Tempel ſeines Glück's.
So iſt Jehova's Gnade grenzenlos!
Selbſt wenn Millionen untergehen,
Läßt er Millionen neu erſtehen.

Begeiſtert von des Anblick's Glorie,
Erwacht in den entflammten Herzen
Der Jünglinge das innigſte Gefühl
Von Dankbarkeit und feuriger Anbetung.
Sem ſchilderte den Untergang
Des ſündigen Geſchlechtes, Japhet
Das Wonneleben der Verjüngung;
Und Sem begann:
„Es regt kein Lüftchen ſich, die Erde ſchweigt.
Am Rand des fernen Horizontes ſteigt
Ein düſteres Gewölk herauf,
Und immer ſchwärzer, immer dichter,
Zieht mit kampfgierig wildem Drang
Von Sonnen-Aufgang bis zum Untergang
Das Rieſenheer auf grenzenloſer Bahn,
Zur Todesſchlacht heran.
Nacht deckt des Himmels Sternenlichter.
Ein Herold, der in böſer Stunde
Der Welt bringt eine Schreckenskunde:
So bricht mit wilder Haſt
Der Sturm hervor und heult und rast,
Und ſtürzt herab vom Himmelsraum,
Zerreißt die Eiche und den Zederbaum,
Zerſpaltet Felsgeſtein
In tauſend Riſſe,
Zermalmt das Wolkenheer
In Regengüſſe,
Und facht der Blitze Glut.

Bach, Strom und See entweicht
Vor ſeiner Wuth,
Und wird zur Todesflut.
Die Blumenflur, den Dom der Wälder,
Der Wieſen Grün, die gold'nen Ährenfelder,
Des Sommers mit dem Herbſt vereinte Pracht
Verſchlingt des Waſſers wilde Macht.
So weit das Auge reicht
Bedeckt ein grauer Spiegel
Einförmig, unabſehbar Thal und Hügel!"

„So ſchwanden Tage hin, ſchwarz wie die Nacht,
Da weder Mond noch Stern am Himmel wacht.
Der Morgen kam, doch ohne Strahlen;
Fort heult der Sturm, und Regenſtröme fallen.
Fort brauſt anſchwellenden Gewäſſers Menge;
Drein ächzen der Troſtloſen Klaggeſänge.
Und immer ſchwärzer zieht in Todesnacht
Der Wolken blitzbelad'nes Heer.
Der Himmel ſenkt ſich in den Meeresgrund,
Und aus dem tiefſten Schlund
Steigt himmelan das Meer.
Nirgend ein Ufer, nirgend eine Küſte;
Entvölkert iſt der Erde Waſſerwüſte.
Nur auf der Berge Gipfeln wallt
Noch lebende Geſtalt.
Geſtachelt von des Hungers Qualen
Und ihrem Ende nahe, fallen

Raubthier und Menſch ſich an, beim Todesfeſte
Kämpfend um ekler Nahrung letzte Reſte.
Die Schlange ringelt ſcheu und zahm
Sich um der höchſten Zedern Stamm,
Indeß der Adler, aus der Höhe ſtürzend,
Mit blut'ger Krallen Rieſenkraft
Raubthier' und Menſchen zu den Wolken rafft.
Verwildert und verzweifelnd ſteht der Mann
Und ſtarrt, ſelbſt leichenſtarr, die Leichen an;
Die Weiber flehen,
Bleich, mit gerung'nen Armen
Um Hilfe, um Erbarmen
Den Himmel an, den ſie nicht ſehen,
Indeß der Säugling weint und ächzt,
An nahrungsloſer Bruſt nach Nahrung lechzt
Mit kläglichem Gewimmer.
Die Mutter klimmt wie ein gejagtes Reh
Von Fels zu Fels mit ihrem Kind, mit ihrem Weh;
Sie eilen; ſchneller eilt des Waſſers Wuth.
Es ſinken Kind und Mutter in die Flut.
Von Zeit zu Zeit erſcheint ein kühner Schwimmer
Auf einer Felſentrümmer,
Doch bald wird er dahingerafft
Mit ſeiner letzten Kraft;
Das falſche Klippenſchiff
Zerſchmettert ihn am Felſenriff,
Und ſpurlos ſinkt er in den tiefen Schlund.
Vergebens mild, reicht nun

Der Feind dem Feind' zum Bund
Am Grabesrand
Die Retterhand;
Nicht frommt's, wenn bitterm Haß im Leben,
Der Tod erſt muß Verſöhnung geben!
Verzweifelnd halten ſich
Auf höchſter Felſenſpitze
Zwei Liebende umſchlungen;
Es ſtürzt, zermalmt vom Blitze,
Der Fels, die Liebenden mit ihm.
So enden Schmerz und Glück
Im letzten Kuß, im gleichen Augenblick!"

„Verſtummt iſt Klag' und Wehgeſchrei,
Die Erd' ein weites Todtenmeer.
Leichname ſchiffen ringsumher,
Umflammt von Donnerkeulen,
Und über ihnen heulen
Die Stürme ihren Grabgeſang
Zum allgemeinen Untergang.
Nun weicht der felſenfeſte Grund;
Es öffnet ſich der Erde Schlund,
Und Berge ſtürzen, Städte fallen
Mit ihren Laſtern und mit ihrer Pracht
In die lichtloſen Hallen
Der ew'gen Nacht.
Hoch über der Vernichtung ſchwebt,

In Schrecken eingehüllt,
Des Todesengels Flammenbild!" —

---

Sem ſchwieg. Die Arme kreuzend auf der Bruſt,
Hob Japhet das geſenkte Lockenhaupt,
Und ſanft entſchwebten ſeinem Mund' die Worte:
„Geendet war das Strafgericht.
Der Regen ſtürzt nicht mehr in Strömen nieder:
Erloſchen iſt der Blitze Glut,
Entfloh'n die Waſſerflut.
Am ſchwarzen Flor der Nacht glänzt wieder
Der Sterne und des Mondes Licht;
Lau weht der Lüfte ſanfter Flügel
Und kräuſelt kaum den Waſſerſpiegel.
Am dämmernd ſtillen Himmel zeigt
Im goldbeſäumten Wolkenraum
Das purpurhelle Morgenroth
Sich ſchön wie eines Engels Traum,
Und kündet Gnade, kündet Gott.
Auftauchen nun der Berge Gipfel,
Der Fluren Schmuck, der Wälder Wipfel,
Mit friſchem Grün belaubt,
Und Silberbächlein ſpielen klar und mild
In ihren alten Betten durch's Gefild.
Nach einer langen Todesnacht
Erhebt ſich über des Gebirges Haupt
Der gold'ne Sonnenſtrahl
Zum erſten Mal

In ſeiner Pracht:
Er ſenkt ſich nieder,
Um endlich wieder
Die Erde zu begrüßen
Mit ſeinen Feuerküſſen.
Im Schöpfungsraum herrſcht heil'ge Stille
Die nur ein leiſes Säuſeln unterbricht.
Und ſieh! Wie eine Botin Gottes
Schwebt glänzend eine weiße Taube;
Beſtrahlt von Gold und Purpurlicht,
Trägt ſie den Ölzweig mit dem jungen Laube.
„Geendet iſt, o Gott, Dein Strafgericht,
Und wir ſind Deine Kinder wieder!
O nimm uns gnädig auf zu neuem Bunde!"
So tönt's aus Vater Noah's Munde.
Alle ſinken auf die Knie nieder;
Durch die feierliche Stille ſchallen
Schüchtern leiſe Dankeslieder,
Und Alles, was da lebt und fühlt,
Entflieht der Arche, eilt hinaus
In Gottes unermeßlich ſchönes Haus.
Und aus des Raſens friſchem Grün
Steigt plötzlich ein Altar empor;
Ihn würdig auszuſchmücken blüh'n
Der Blumen Tauſende hervor,
Und ringsumher in weiten Kreiſen
Steh'n die Geſchöpfe aller Art,
Sie ſtehen liebehold gepaart,

Ein glücklicher, ein lebensfroher Chor,
Um Gott den Herrn zu preiſen
In mannigfalt'gen Weiſen.
Und plötzlich hat ein Regenbogen
Sich durch den Äther hingezogen.
Des farbenglüh'nden Doms Pilaſter reichen,
Der Gnade und des Friedens Zeichen,
Verklärend und verklärt,
Aus des verſöhnten Himmels Reichen
Hernieder zu dem Opferherd.
Mit dem Geſchöpf, Ihm lieb und werth,
Vereint in dieſer ſchönen Stunde
Der Schöpfer ſich zum neuen Bunde.

# Nachwort.

Das Andenken an die Schreckniſſe einer vertilgenden Sündflut hat ſich in den Sagen vieler Völker erhalten. Hieher gehört jene der Inſel Samothrake, jene zur Zeit des Königs **Ogyges** in Attika, die Deukalioniſche, eine babyloniſche, welche **Beroſus** erzählt, eine ſyriſche, von Luzian beſchrieben, eine indiſche, und eine chineſiſche. Selbſt die Kamtſchadalen und Grönländer ſprechen von einer ſolchen Todesflut; eben ſo in Amerika die Braſilianer und die Einwohner von Florida. Die Oronokeſen, deren Sage der griechiſchen von Deukalion und Pyrrha ſehr ähnlich lautet, hegen noch jetzt vor einer neuen Sündflut eine ſo ungeheuere Furcht, daß ſie ſich bei heftigen Regengüſſen, des nahen Unterganges gewärtig, in ihre Hütten verbergen.

# Abraham und Iſaak.

Schon hatten ſich die Nachkommen des Noah auf der neuverjüngten Erde verbreitet. Von Sem, Noah's älteſten Sohne, ſtammte in der achten Generazion Abraham, geboren zu Ur in Chaldäa, ungefähr zwei tauſend Jahre vor Chriſti Geburt, er, von Gott beſtimmt, der Stammvater des hebräiſchen Volkes zu werden.

Als nun die Bewohner von Chaldäa dem Götzendienſte ſich ergaben, verließ Abraham, der Stimme des Herrn folgend, das entheiligte Land. Ihm zur Seite wandelte ſein Weib Sara, auch Lot, der Bruderſohn. Ihnen folgten viele Knechte und Mägde mit den zahlreichen Heerden.

So zog das fromme Hirtenvolk durch das, vom Euphrat und Tigris umfloſſene Meſopotamien, nach dem geſegneten Lande Kanaan, wo Abraham einen Altar errichtete und Gott den Einigen, Ewigen, Allmächtigen verkündete. Aber wie die Schlange unter den Blumen, ſo wohnt die Zwietracht, das Kind des Hochmuths und der Habſucht, unter den Menſchen. Unter den Hirten Abrahams und Lot's erhob ſich mancher Streit um den Beſitz der beſten Weideplätze. Der menſchenfreundliche Patriarch ſah in einer Trennung das ſicherſte Mittel zur Vermeidung des Unfriedens, und er ſprach zu Lot: „Laß nicht Zank ſein zwiſchen Deinen Hirten und meinen! Offen ſteht Dir das ganze Land. Ich bitte, trenne Dich von mir! Zieh' hin zur linken oder zur rechten Seite; mir bleibe die andere!“ —

Da zog Lot, ein Freund des Weltgetümmels, in die Stadt Sodom, in der Gegend am Fluße Jordan. Das Land glich einem Garten Gottes, die Bewohner waren aber böſe und ſündig. Abraham wählte den Hain Mamre in der Landſchaft Hebron zu ſeinem Wohnſitze, in deſſen heiliger Stille er abermals die Stimme des Herrn vernahm, die Stimme der Verheißung: „Ihn herrlich und groß zu machen in ſeinen zahlreichen Nachkommen.“ —

Lot aber fühlte bald die Folgen des im Schooße der verderbten Stadt erſtickten Sinnes für das Beſſere und Höhere. Kedor Laomor, ein mächtiger König von Elam (Perſien) überfiel, von Raubſucht getrieben, das reiche Land des Königs von Sodom und ſchleppte Schätze und Menſchen als Beute weg. Auch Lot mit all' den Seinigen, mußte dem Sieger als Sclave folgen; aber kaum hatte der fromme Patriarch den Frevel vernommen, als er, den frühern Zwiſt und die Trennung vergeſſend, ſeine Knechte bewaffnete, den Feinden nachſetzte, ſie ſchlug, die Beute ihnen wieder abnahm und Lot ſammt den Übrigen befreite. Solcher Muth ward hochgeprieſen. Die Könige von Sodom und Salem zogen dem Zurückkehrenden begrüßend und dankend entgegen. Der Erſtere bot ihm ſogar den ganzen Theil der ihm gehörigen Beute und Sclaven an; allein Abrahams Edelmuth war noch größer als ſein Heldenmuth. Er ſchlug das Geſchenk aus, und verlangte nur den Segen Melchiſedechs, des Prieſter-Königs von Salem.

Noch ein höherer Segen wurde Abrahams edler Frömmigkeit bald zu Theil. Gottes Verheißung, daß ſeine Nachkommenſchaft zahlreich wie die Sterne am Himmel werden ſollte, war noch nicht in Erfüllung gegangen. Sara blieb unfruchtbar. Großmüthig nach orientaliſcher Sitte, und gebeugt von dem Schmerze, kinderlos zu ſein, geſellte ſie ſelbſt dem Gatten die egyptiſche Magd Hagar, bereitwillig, die von derſelben gebornen Kinder an Kindesſtatt anzunehmen. Hagar, ſich ſchwanger fühlend, ward hochmüthig und vergaß, unterthänig zu ſein der Frau. Sara bat nun den Gatten, die Hochmüthige aus dem Hauſe zu entfernen. Abraham erwiederte der klagenden Gattin: „Deine Magd iſt in Deiner Gewalt; thue mit ihr, wie es Dir gefällt!" — Da floh Hagar in die Wüſte. Der Verzweifelnden erſchien ihr guter Engel — der Geiſt der Demuth. Sie kehrte zurück in Abrahams Hütte und gebar ihm einen Sohn, Ismael, den Stammvater, der wild umherſchweifenden Araber.

Einſt, als des Mittags Sonnenglut die Erde
Wie einen Brandaltar entzündete,
Saß in des Mamre lüftekühlem Hain
Des Patriarchen kräftige Geſtalt.
Die Lüfte ſcherzten mit den Silberlocken,

Die wie ein Kranz um das erhab'ne Haupt
Sich wanden, und ſein Geiſt verſank in eines
Halbwachen Schlummers Fantaſienſpiel.
Ein Lichtgemiſch von Gold und Purpurſchmelz
Schien in Verklärung vor ihm aufzugeh'n,
Und als das Auge in der Außenwelt
Erſpähen wollt', was er im Innern ſah,
Erblickt er drei Geſtalten vor ſich ſteh'n,
So menſchlich traut, ſo himmliſch hold.
Erhaben, liebreich, groß und würdevoll,
Stand eine männliche Geſtalt, und ihr
Zu beiden Seiten ſtanden blühend ſchön
Zwei Jünglinge, in deren Augen das
Entzücken mit dem heiligen Ernſt verſchmolz,
Und Abraham, erfüllt mit Ehrfurcht, und
In der Erſcheinung höh're Weſen ahnend,
Sprach: „Ruhet aus, ihr hehren Wanderer,
Hier unterm Laubdach dieſes Baumes,
Der Schutz und Schatten meiner Hütte gibt,
Und labet euch an Milch und Brot und Frucht!
Die Erde nährt den Leib, die Seele Gott.“ —
Die hehren Wand'rer ſetzten ſich und ruhten,
Erquickten ſich an Milch und Brot und Frucht,
Und ſprachen holde Worte mit dem Wirth,
Der ohne Scheu ſich des Geſprächs erfreute,
Denn Himmliſches war ja nicht fremd dem Mann,
Der noch den Himmel trug in ſeiner Bruſt,
Den Gott dem Menſchen gab, als er ſie ſchuf.

Ihm ſprach die Stimme Gottes aus dem Herzen,
Und Engel nannt' er Brüder ſeines Glücks.

Als nun die Himmelspilger ausgeruht
Und ſich erlabt, verließen ſegnend ſie
Den Mann, der gaſtlich ſie willkommen hieß;
Dann ſchwanden ſie, von Baum und Hütte fern,
Wie ſich der Abendſonne Glanz
Im purpurlichten Meer verliert.
Des Patriarchen Seele aber füllte
Ein himmliſches Entzücken, und er ſank
Im ſchweigenden Gebet auf's Angeſicht.
Als nun die Dunkelheit der Nacht
Die Hütte und den Hain umgab
Und Schlummerruhe leiſe athmend
Still waltete, vernahm der Patriarch
Des Todesengels Schreckensworte:
„Beſchloſſen hat der Herr den Untergang
Der Städte Sodom und Gomorrha,
Die frevelnd Sünd' und Miſſethaten häufen,
Zum Hohn des Menſchen gleich dem Thiere leben." —
Und Abraham erhebt, von Schreck ergriffen,
Da fremdes Unglück ihn wie eig'nes trifft,
Sein Haupt, und ſchreitet vor die Hütte.
Und ſieh! Getroffen von furchtbarem Glanz,
Schließt ſich ſein Aug', geblendet und durchbohrt.
Die Erde bebt; in ihren Tiefen toſt
Des Sturms Geheul mit dumpfem Donnerbrüllen:

Der Boden birſt; Abgründe öffnen ſich:
Ein rothes Flammenheer ſteigt praſſelnd auf,
Und aus der Höhe ſtürzt ein Feuerregen
In blau und ſchwefelgelber Leuchtung nieder.
Die Giebel der Paläſte ſtürzen krachend ein,
Und wo der Stolz der beiden Städte ſonſt
Geprangt in ſeiner Sünden Übermuth,
Da brauſet nun in düſterrother Glut
Ein wildbewegtes Flammenmeer.
Geheul ſteigt auf zum nachtverhüllten Himmel,
Dann tiefes Schweigen ringsumher, —
Die ſtolzen Laſterſtädte ſind nicht mehr!

Wir kehren zu Abraham zurück, dem Sara, nach der Verheißung Gottes, den Sohn Iſaak gebar. Aber es geſchah bald, daß Iſaak und Ismael ſich ſo wenig vertrugen, als Sara und Hagar. Nur durch Verſtoßung der Letztern ward die häusliche Eintracht und Ruhe wieder hergeſtellt. Sie verließ zum zweiten Male Abrahams Hütte und verirrte ſich mit ihrem Sohne Ismael in der Wüſte bei Berſaba, wo ſie nicht einmal Waſſer fanden, um die Qual des brennenden Durſtes zu mildern und ihr Leben nothdürftig zu friſten. Die Kräfte weichen; ſie ſinken zu Boden.

So weit das Auge reicht, kein Baum, kein Strauch!
Des Samums giftig glüh'nder Hauch,
Gleich einem böſen Geiſte, zieht
Betäubend, athemhemmend,

Alle Glieder lähmend,
Hin durch der Wüſte unermeßliches Gebiet;
Er treibt des Sandes heiße Wellen
Nach allen Seiten, allen Stellen.
Der Knabe, mit dem Tode ringend,
An einem Felsgerippe hingeſtreckt,
Hält, bleich, die bleiche Mutter, bang umſchlingend.
Nacht hat ſeiner Augen Licht bedeckt;
Nur ſein Ächzen zeigt noch Lebensſpur.
Doch der Unſchuld Fleh'n, zum Himmel dringend,
Hat des Himmels Hilf' erweckt.
Und ſieh! Wie kaum vorher die hellen
Thränen aus der Mutter Augen quellen,
Alſo plötzlich aus dem Schooß der Erde bricht
Eine Quelle, friſch und ſilberlicht,
Und jeder Tropfen ſpricht:
„An Gottes Gnade zweiſle nicht!" —

So zog denn Hagar mit dem geretteten Sohne nach Egypten, ihrem Heimatlande. Nicht minder dem Tode nahe befand ſich der kleine Iſaak, denn Gott, der in die Herzen der Menſchen ſieht und Prüfungen über ſie verhängt, damit die Tugend ſich läutere, wie das Gold im Feuer, — Gott, der Herr, forderte von Abraham ſein Liebſtes, ſeinen Sohn Iſaak, zum Brandopfer. Der Patriarch, ſtets bereit, das Gebot des Höchſten zu vollziehen, ſäumte nicht, und beſtieg mit dem holden Knaben in der heiligen Feier des Morgens den Gipfel des Berges Moria.

Das Haupt geſenkt in Demuth,
Die Augen feucht vor Wehmuth,
Klimmt Abraham die ſteile Bergesbahn
Still und ernſt hinan;
Er führt an ſeiner Hand
Den Liebling, den ihm Gottes Huld geſandt,
Und den er nun dem Geber opfern ſoll.
Schon hat er von weißglänzendem Geſtein
Hoch auf dem Gipfel den Altar erbaut;
Auflodert ſchon der Flammen rother Schein,
Und manche Vaterthräne thaut
Vom Angeſicht und ſtirbt ſchnell in der Glut.
Der Knabe ſieht's und ſpricht:
„Mein Vater, ſieh! Ich weine nicht.
Biſt Du bei mir, iſt Alles gut.“ —
Und Abraham: „Ja, holder Knabe! Gott
Iſt Vater von uns Allen
Und ſeinen Kindern immer nah.
Drum darf der Muth uns nie entfallen,
Verlangt er auch all' unſer Habe,
Verlangt er ſelbſt des Lebens Gabe;
Gott iſt gerecht, allweiſe ſein Gebot;
Sein Wink gibt Nacht, gibt Morgenroth.
Wer nicht in Leid und Freud ihm kann vertrauen,
Wird ſich nie ſelig, Ihn nie herrlich ſchauen.
Sohn, einſt zur Freude mir geboren!
Es hat der Herr zum Opfer Dich erkoren,
Am Brandaltar muß Dich der Vater tödten,

Muß dieſen Stahl mit Deinem Blute röthen.
Die Thräne fällt zur Erde nieder,
Doch aufwärts muß die Flamme wallen:
So ſinken in das Grab des Leibes Glieder,
Der Geiſt ſchwebt zu des Himmels Hallen.
Entkleide Dich der leichten Hülle,
Und küße mich, und ſchließ die Augen zu!
So iſt es Gottes Wille:
Ich muß gehorchen, — bluten Du!" —

Leiſe ſchluchzend ſinkt,
Lilienblaß in ſeinem Harm,
Der Knabe in des Vaters linken Arm.
Das Antlitz abgewandt,
Hebt der Greis die rechte Hand
Zum Himmel auf; —
Es blinkt der Stahl, — und ſieh!
Der Himmel thut ſich auf,
Da, wo der Menſch auf Gott vertraut,
Und aus den Höhen tönt wie Engellaut
Die Segenskunde:
„Laß ab vom Stoß der Todeswunde!
Du haſt des Herrn Gebot geehrt,
Und Dein Vertrauen iſt bewährt.
So finde denn in Deinem Sohn,
In welchem Du mehr als Dein eignes Leben,
Dem Wink des Herrn gehorſam, wollteſt geben,
Beſtand'ner Prüfung Lohn!" —

Da hob Abraham (ſagt die heilige Urkunde) — ſeine Augen auf, und er ſah hinter ſich einen Widder mit den Hörnern in die Zweige des Geſträuches verwickelt hangen, und er zog den Widder hervor, und trug ihn zum Altar, und ſchlachtete ihn zum Brandopfer an des Sohnes Statt. Gott hatte dem Patriarchen Meſopotamien als das Land bezeichnet, aus welchem er ein Weib für ſeinen Sohn Iſaak wählen ſolle, Abraham gab dem redlichen Hausvogt Elieſer den Auftrag, um eine Gattin für den Jüngling zu werben.

Schon zog der treue Diener dahin mit zehn Kamehlen, alle reich beladen mit Brautgeſchenken. So kam er zur Stadt des Nachor, Abrahams Bruder, der nicht mehr am Leben war. Vor der Stadt lagerte er ſich an einem Brunnen, wohin, nach der einfachen Sitte und Lebensweiſe jener Zeit, die Jungfrauen aus der Stadt zu kommen pflegten, um Waſſer zu holen.

Elieſer, überzeugt, daß alles menſchliche Beginnen nur durch Gottes Beiſtand gedeihen könne, flehte nun zu dem Allmächtigen und ſchloß ſein Gebet mit den Worten: Wenn nun eine Jungfrau kommt, zu der ich ſpreche: „Neige Deinen Krug und laß mich trinken!“ und ſie wird ſprechen: „Trinke! Ich will auch Deine Kamehle tränken;“ o dann laß ſie Diejenige ſein, die Du ſelbſt Deinem Diener Iſaak beſtimmt haſt, und laß mich daran erkennen, daß der Strahl Deiner Gnade meinen geliebten Herrn traf!“ —

Kaum ſchwieg der treue Knecht, als ſchon
Erhörung kam von Gottes Thron.
Ein Mägdlein, roſig, ſchlank und mild,
An Blick und Miene himmelrein,
Der zarten Sitte ſchönſtes Bild,
Tritt ſchwebend leicht zum Quellgeſtein.
Auf ſanftgewölbter Schulter trug
Sie zierlich einen Waſſerkrug;
Sie füllt ihn aus dem Silberquell,
Gleich ihren Augen leuchtendhell.
Mit freudigraſchen Herzensſchlägen
Geht Elieſer ihr entgegen:
„Vergönne, holder Jungfrau'n Zier,
Des Trunkes ſüße Labung mir!“
Rebekka neigt ſich, ſchwenket leicht
Den Krug auf ihre Hand, und reicht
Dem Frohen freundlich ihn zur Labe.
Und als er danket für die Gabe,
Spricht ſie: „Auch den Kamehlen
Soll nicht Erquickung fehlen!“ —
Und rührig eilt ſie, ſchöpft vom Neuen,
Daß Menſch und Thiere ſich erfreuen.
Elieſer ſieht im lieblichen Bemühen
Des Mädchens Herzensgüte glühen,
Und danket Gott, der ſolchen Lohn
Verleihen wolle Abraham's Sohn.
Und einer Spange gold'nen Kranz,
Armringe, reich an hellem Glanz,

Kleinodien von ſelt'ner Art
Und Kleiderſtoffe ſchön und zart,
Nimmt er von der Kamehle Rücken,
Die holde Jungfrau hold zu ſchmücken.
Rebekka fühlt ob ſolcher Pracht
Mit Luſt zugleich die Scham erwacht,
Und freudig ſcheu und leuchtendhell
Fliegt ſie zur ſtrengen Mutter ſchnell,
Die, froh erſtaunt, als eine Braut
Geſchmückt das bange Mädchen ſchaut.
D'rauf ſchreitet Vater Bethuel
Mit Bruder Laban aus der Hütte,
Den Werber freundlich zu begrüßen.
Da ſpricht der treue Knecht die Bitte,
Und wie ſein Flehen um die Braut
Zuerſt er Gott dem Herrn vertraut,
Und wie der Höchſte ihn erhört
Und ſelbſt das Zeichen ihm gewährt. —
Da eilen Alle, Gottes Willen
In Freud' und Demuth zu erfüllen.
Rebekka fühlt ihr Herz entzündet
Wie von des Himmels eig'nem Strahl,
Und ehrt der höhern Fügung Wahl,
Die ſelbſt das Glück der Liebe gründet.
Schon ruht ſie, liebreich zum Entzücken
Auf des Kamehls gewölbtem Rücken,
Und viele Dienerinnen zieh'n
Mit ihr zum fernen Gatten hin,

Den auch ihr frommes Herz erkennt,
Weil ihn des Himmels Stimme nennt.
Verſchwindend ſchon auf fernen Wegen
Vernimmt ſie noch der Eltern Segen.

Schon brennen Wieſe, Wald und Flut
In abendlicher Purpurglut,
Und Duft umhüllt
Mit blauem Schleier
Der Dämm'rung heilig ſtille Feier.
Mit himmliſchem Entzücken
Die Bruſt erfüllt
Und Andacht in den milden Blicken,
Schreitet aus dem Vaterhaus
Iſaak auf die Flur hinaus;
Da beugt er mit demüthiger Geberde
Das Knie zur Erde,
Das aufwärts ſchau'nde Angeſicht
Verklärt vom Himmelslicht.
Sein Gebet ſteigt auf zu Gott,
Glühend wie das Abendroth,
Und von den lichten Höhen kehrt ſein Blick
Zur dunkeln Erde ſpät zurück.
Da ſieh! im letzten hellen Schimmer
Es wallen mit gemeſſ'nem Schritte
Kamehle nach des Vaters Hütte,
Und viele Männer, viele Frauen
Erſcheinen, herrlich anzuſchauen:

Doch herrlicher als Alle ſtrahlt
Rebekka's liebliche Geſtalt.
Dem frommen Jüngling deucht, was er erblickt,
Ein Himmelsbild,
Das ihn im Traum entzückt,
Die Seele mit Erſtaunen füllt.
Verſtummend und zurückgebeugt,
So kniet er, ohne ſich zu regen;
Nur in den raſchen Herzensſchlägen
Des Innern Sturm und Drang ſich zeigt.
Und auch Rebekka, wie ſie ihn erblickt
Im lichtumfloſſenen Gefild,
Glaubt, hoch entzückt,
Zu ſchauen himmliſcher Erſcheinung Bild.
Und als der treue Knecht ihn ſchnell erkennt,
Und ihr des Gatten Namen nennt,
Rebekka vom Kamehle fliegt,
Verhüllend ſchamhaft in den Schleier
Der Blicke und der Wangen Feuer.
Im Glanz des Himmels und der Liebe nah'n
Die freundlichen Geſtalten ſich, und blicken
In frommer Schönheit voll Entzücken
Sich ſchweigend an,
Und reichen ſich die Hand zum Gruß;
Die Lippe glüht — und träumt ſich nur den Kuß.
Der Abend webt mit ſeinem ſchönſten Glanz
Um ihre Häupter den Verklärungskranz,

Und wie vereint ſie nach der Hütte wallen,
Läßt Abraham den Segensruf erſchallen.

## Jakob.

Die erſte Frucht der Ehe Iſaaks war,
Vereinend Leid und Freud', ein Zwillingspaar:
Jakob und Eſau, Brüder durch Geburt,
Doch weder an Gemüth, noch an Geſtalt.
An Leib und Seele rauh, an Worten karg,
Das Herz der Liebe fremd, den Mund dem Lächeln,
Das Auge ſtechend, Liſt und Trotz im Blick,
Zur Erde ſtarrend oder ſeitwärts ſtreifend,
Doch nie in einem andern Aug' ſich ſpiegelnd,
Noch minder je dem Himmel zugewandt:
So irrte Eſau ſtets durch düſtrer Wälder Nacht,
Umfaßte manchen Baum und brach den Stamm,
Als wär's der Stengel einer zarten Blume.
Horch! Er vernimmt des Löwen dumpfes Brüllen,
Da ſtrahlt das düſt're Aug' von wilder Freude;
Noch ſchrecklicher erſchallt die eig'ne Stimme.
Er tobt durch das Geſträuch, zertritt, zerreißt,
Was in den Weg ſich ſtellt. Schon ſteht er keuchend
Dem Könige des Waldes gegenüber.
Der Leu entſetzt ſich vor dem Schrecklichen;
Er flieht; der wilde Jäger ſtürzt ihm nach,
Ereilt den Flüchtigen, faßt ihm die Mähne

Und ringt mit ihm. Zu Boden ſinken Beide,
Umfaſſen ſich und kämpfen, drücken, würgen.
Nach einer Stunde ſpringt der Jäger auf;
Vor ihm liegt zuckend der gewürgte Leu.
Die Hände und das Kleid mit Blut befleckt,
Kehrt Abends er zurück zur Vaterhütte,
Verſchlingt einſam, was ihm die Mutter reicht,
Vermeidet jedes trauliche Geſpräch,
Und ſinkt zu ſchwerem Schlaf auf's Lager hin,
Wo wilde Träume ihn noch mehr
Zur Wildheit ſtacheln. Der Unglückliche!
Er kennt nicht Kindeslieb', nicht Bruderliebe.
Wohl hallt ein ſanfter Laut vom Fels zurück,
Doch findet Mutterbitte nie
Ein Echo in der Bruſt von Stein;
Wohl ſaugt die Blum' den Abendthau in ſich,
Doch Mutterthränen blieb ſein Herz verſchloſſen.

---

Wie Tag ſich unterſcheidet von der Nacht
Und Fruhlingsmilde von dem Winterfroſt,
So unterſchied ſich auch der Brüder Weſen.
Ein Morgenroth von holder Freundlichkeit
Lag auf dem Angeſicht des jüngern Jakob,
Der, Liebe ſuchend, Liebe fand.
Hold klang ſein Wort, noch holder ſprach ſein Aug'.
Der Mutter Wunſch zu ahnen war ſein Streben,
Dem Wink des Vaters folgte er,
Mit Luſt, wie eine Sonnenblume
Sich gerne nach der Sonne wendet,

Und beider Eltern Zärtlichkeit
Vereint im holden Jüngling ſich.
Den wilden Eſau freute Nacht und Sturm,
Des Bergſtroms jäher Sturz zum Höllenſchlund,
Gebrüll des Donners, Blitzes Feuerſchlangen,
Der Wolken Todesheer in ew'ger Flucht.
Des ſanften Jakob's heiteres Gemüth
Erfreute ſich am ſtillen Morgenhimmel,
Am Mondeslicht in milder Sternennacht.
Bewundernd und entzückt ſah er die Blume;
Der Bach, der murmelnd über Kieſeln ſpielt,
Der Bäume Flüſtern und der Vögel Lied,
Sie tönten ſeiner Seele Harmonie;
Mit Stolz erfüllte ihn des Vaters Lob,
Und wenn ein Lächeln auf der Mutter Antlitz
Sich hold ergoß, ſchien ihm der Himmel offen.
Ertrotzen wollte Eſau, was er wünſchte;
So fliegt ein Stein, wie ihn die Schleuder ſchnellt,
Und weichen mußte Alles ſeinem Sinn,
Wie Schlag der Axt Holz ſpaltet, Steine trennt:
Doch Jakob's Seele mit den ſanften Wünſchen
Und des liebvollen Herzens Luſt und Leid,
Sie ſpiegelten ſich in der fremden Seele
Wie Blume, Baum und Himmelsblau im Bach,
Sie ſpielten über fremde Herzen hin
Wie Lüfte über Saiten, deren Klang
Den Geiſterküſſen leiſ' entgegen haucht.

Eſau, der Zwilling' Erſtgeborner,
Ein Sklave nied'rer Leidenſchaft
Und ungezügelt den Begierden fröhnend,
Nahm ſich den Augenblick zu ſeinem Gott,
Und nichts war ihm zu theuer, das er nicht
Entbrannter Luſt zum Opfer brachte.
Einſt labte Jakob ſich an einem Lieblings-
Gerichte. Eſau ſieht's; des Gaumens Gierde
Erwacht mit wildem Ungeſtüm,
Und haſtig ſpricht er zu dem Bruder: „Gib
„Mir das Gericht und ford're, was Du willſt!“ —
Und Jakob: „Iſt ſo mächtig Dein Gelüſt,
„Daß Du dafür verzichten wollteſt auf
„Das Recht der Erſtgeburt?“ — Und Eſau höhnt:
„Das Recht der Erſtgeburt? was frommt es mir?
„Macht es mich froh? gibt's mir Unſterblichkeit?
„Dein ſei es für das köſtlichſte Gericht.
„Genießen muß ich's, kann nicht widerſtehen.
„Ein ſolcher Augenblick wiegt Jahre auf.
„Sei, Schwächling, Dein das Recht der Erſtgeburt!
„Mir ward die Kraft; in ihr liegt alles Recht,
„Und nichts iſt alles Recht, fehlt ihm die Kraft zum Schutz.
„Nimm hin, Du Armer, meinen Überfluß!
„Ich konnte, was mich luſtet, mit Gewalt
„Dir nehmen, könnte Leibgericht und Leben
„Dir nehmen. Zitt're nicht! Hab' Muth, Muthloſer!
„Es bleibe Dein — ich ſchwör' es Dir —
„Das Leben und die Erſtgeburt!“ —

Er faßte nun den vollen Topf,
Verſchlang mit gierig wilder Haſt
Das dampfende Gericht, warf ſich
Zur Erd' und ſiel in tiefen Schlaf.
Als Iſaak nun, der blinde Greis,
Des Sohnes Schmach vernahm, trat Glut
Des Zornes ihm in's Aug' und auf die Wange.
Er ſprach: „Nicht biſt Du würdig, Eſau, daß
„Das Recht der Erſtgeburt Dich ſchmücke!
„Verloren ſei es Dir für nun und immer!“
D'rauf wandt' er ſich zu Jakob hin, und legte
Die Hände ſegnend ihm auf's Haupt, und ſprach:
„Sei Du nun Deiner Brüder Herr!
„Verflucht ſei, wer Dir fluchet!
„Geſegnet, wer Dich ſegnet!“ —
Als die Beſonnenheit in Eſau wieder
Erwachte, ward er ſeines Bruders Feind
Und ſtrebte, mit dem Leben ihm das Recht
Der Erſtgeburt zu rauben. Jakob floh
Das Haus des Vaters und des Bruders Rache.

Erloſchen iſt der Sonne Feuer,
Schon kommt die Nacht, gehüllt in Trauer:
Sie blickt mit ihrem Geiſterſchauer
Hervor aus Wald und Kluft;
Sie legt den thaubenetzten Schleier
Auf Berg und Flur,
Und birgt dem Wand'rer jedes Pfades Spur.
Jakob, den Dunkelheit und Furcht verwirren,

Steht bebend ſtill nach langem Irren,
Dann ſinkt er, muth- und kraftberaubt,
Zur Erde nieder, legt das Haupt
Auf einen Stein,
Und ſchlummert ein.
Da ſieht er in dem Dunkel
Plötzlich ein Glanzgefunkel,
Das bildet eine Strahlenleiter,
Die auf der Erde ſteht, doch immer weiter
Mit ihren Sproſſen ohne End'
Emporragt bis an's Firmament;
Wie auf des Lebensbaumes gold'nen Zweigen
Hell leuchtend auf- und niederſteigen
Der Engel Huldgeſtalten
Mit frohem, eifrig leiſem Walten.
Da ſchloß ſich auf ſein inn'rer Sinn
Für höhern Lebens himmliſchen Gewinn;
Sein Geiſt entbrannte
Und er erkannte:
Des Erden-Daſeins Stufenleiter,
Sie führ' uns aufwärts immer weiter,
Sie führ' uns himmelan,
Dem Ewigen zu nah'n,
Bis wir in Klarheit ſeh'n,
Wie mit dem menſchlichen Geſchlechte
Im Bunde ſteh'n
Die Himmelsmächte.

# Schah-Kuli,

oder:

# Liebe, die Seele der Kunst.

## Hiſtoriſche Novelle.

Im Jahre **1638** geſchah es, daß der Turkomanen Herrſcher, Sultan Morad der Vierte, genannt der Tapfere, mit einem großen Heere in das Reich des Perſerfürſten, Schah Abbas, einfiel. Das Glück begleitete Jenen, er ſchlug die Perſer, und hielt die ſchöne, reiche Stadt Bagdad mit einem Theile ſeiner Heeresmacht eingeſchloſſen. Schon hatte der Mond viermal gewechſelt, ſeitdem die Belagerung begonnen. Vergebens war die Stadt zweimal aufgefordert werden, ihre Thore zu öffnen und ſich dem Sieger zu ergeben. Die ſchwerbedrängten Inwohner beſchloßen ſich bis auf das Äußerſte zu vertheidigen, ihr Alles auf das Spiel zu ſetzen, und einen ehrenvollen Untergang der Sklaverei und der Schmach des türkiſchen Joches vorzuziehen.

Trüb und traurig ging die Morgendämmerung über Bagdad auf. Tiefe Stille herrſchte in der bangen Stadt, wildes Getümmel im Lager der Osmanen.

Wir treten in das Haus des Emirs Oglan; ein großes, ſchönes Gemach empfängt uns. Der Fußboden iſt mit prächtigen Teppichen belegt; die Wände ſind mit reichen Kiſſen und glänzenden Spiegeln geſchmückt. Wohlgerüche duften. Durch die farbigen Fenſtergläſer ſchimmern die erſten Streiflichter des Tages; ſie fallen, als hätten ſie ſich den ſchönſten Gegenſtand im Gemache zur Verklärung erwählt, auf Fatime, die Tochter des Emirs Oglan. Sie ruht, Schmerz und Trauer in jeder Miene des blaſſen Geſichtes, auf ſchwellenden Kiſſen, die thränenfeuchten Augen auf den Fußboden geſenkt. Ihr zur Seite ſteht Tais, ihre Geſpielin, eine frohſinnige Griechin. Im Hintergrunde ſitzen auf Polſtern einige, mit weiblichen Arbeiten beſchäftigte Sklavinnen und ſingen.

### Geſang.

Friede, Liebe, Freud' und Ruh'!
Ach, wo ſeid ihr hingeflohen?
Ringsum hallt der Krieger Drohen,
Und es wälzt den bangen Ufern
Tigris ſeine Leichen zu.

◆

Blaſſe Mädchen trauern nun
Klage ſeufzt von Roſenbäumen,
Schlachtgetöſe weckt aus Träumen.
Allah! Sei uns wieder gnädig!
Laß das Schwert des Todes ruh'n!

◆

Als die letzten Töne des Liedes verklungen waren, winkte Fatime den Sklavinnen, ſich zu entfernen. Tais, voll inniger Theilnahme an dem Seelenleiden der ſchweigenden Freundin, umarmte die Weinende, und es entſpann ſich zwiſchen ihnen das folgende Geſpräch:

**Tais.** Groß iſt die Seligkeit der Liebe, doch iſt — ich fürchte — ihr Leid, ihr Schmerz noch größer. Nach Allem, was ich je von der Liebe hörte, las und ſah, erbebt mein Innerſtes vor einem Glücke, deſſen Pfad ſo nahe an das Unglück gränzt. Mir iſt dieſes ſchauerliche Wonnegefühl noch fremd geblieben, und ſelbſt die Fantaſie vermag es nicht, mir ein klares Bild vor die Seele zu malen, was die Liebe iſt, dieſe wunderbare Liebe, die Dich entzückt und in Verzweiflung bringt.

**Fatime.** Noch hüpfeſt Du, Glückliche, leicht wie die Gazelle durch's Leben, erfreueſt Dich an den Blumen, an den Sternen, kennſt keine Thränen als die Perlen des Abendthaues, keinen Seufzer als den Hauch des balſamiſchen Lüftchens. Die ſtille Nacht bringt Dir nur ruhigen Schlummer und heitere Träume, der friſche Morgen nur neue Freuden. Genieße, Glückliche, die Welt, genieße Dich ſelbſt! Doch wiſſe, nahen wird auch Dir die Stunde, die unausbleiblich ſchickſalvolle Stunde, die dem ſorglos ſtillen Herzen das ungetrübte Glück des Selbſtgenuſſes plötzlich entreißt und, wie ein mächtiger Zauberer, das bange Herz in einen Kerker einſchließt, durch deſſen dunkeln Raum Dir aus einer einzigen Öffnung des Lichtes Glorie entgegenſtrömt, die Dich dann ſtets heller, ſtets blendender umſtrahlt, bis endlich verzehrendes Feuer den ganzen Kerker erfüllt. Dieſe Lichtglorie, dieſes Flammenmeer iſt — die Liebe, die Dich verwandelt.

Dann biſt Du ein anderes Weſen, als Du warſt, und eine neue Welt geht vor Dir auf.

Tais. Geheimer Schauer ergreift mich bei dieſem Bilde. O möge mir nie dieſe Stunde nahen! Nur Dich, Gebieterin, will ich lieben, für Dich nur leiden, nur Deines Glückes mich freuen, will nur Deine Sklavin ſein, nie die Sklavin eines Mannes!

Tais nahm die Theorbe und ſang:

Noch ſchwebt in tauſend Nachtgeſtalten
Der Tod durch die entflammte Luft;
Der Freund muß auf dem Freund erkalten;
Die Liebe klagt und Achmed eilt
Hin, wo Gefahr und Ehre ruft;
Doch froh und freundlich rettend wallen
Die Geiſter um des Helden Haupt.
Schon unter lautem Jubelſchallen
Wird er der Liebe wiederkehren,
Vom holden Palmenkranz umlaubt.

*

Fatime dankte der Sängerin mit einem holden Lächeln für ihre Bemühung, ſie zu erheitern, und ſagte: „Warum ſchweigt der Mund des Rufes noch immer von meinem Achmed? Denk' ich alle die Gefahren, die ihn umgeben, ſo faßt Glut und Froſt wechſelnd mein Herz, daß es bald in wilder Empörung tobt, bald ſtockt und ſtarrt. Noch ſchmerzlicher aber bewegt der Stolz meines Vaters mir die Seele, mit Furcht und Sorge ſie erfüllend. Der Stolze haßt den ſtolzen Achmed, und Achmed wird nie ſchmeichelnd ſich vor ihm beugen. Sie ſtehen einander gegenüber wie zwei Felſen, bis des einen Sturz den andern zertrümmert. Soll Bagdads Fall die Entſcheidung meines Schickſals werden? Glaubſt Du, mein Vater ahne unſere Liebe, die wir vor ihm und aller Welt verbergen?

Tais. Schlau iſt die Liebe, noch ſchlauer die Welt. Die Liebe träumt gerne, doch nimmer ſchließt der Argwohn ſeine tauſend Augen. Zweifle nicht, daß Dein Vater um Deine Liebe weiß, obſchon er den Unwiſſenden ſpielt!

Fatime. Weh mir! Dann muß ich das Ärgſte befürchten. Sein Zorn —

Tais. Ihn zu zeigen, dazu iſt's jetzt nicht an der Zeit. Der kluge Mann berechnet wohl, wann Zürnen oder Verſtellung beſſer ziemt. Dein Vater fühlt, wie nöthig Achmed's Arm jetzt für Bagdad iſt und für das Wohl der Perſer. Der allgemeine Ruf nennt den Emir Oglan ſtolz und ſtreng, doch nicht hart und gefühllos. Die rauhe Außenſeite birgt ein edles Herz und einen hohen Geiſt.

Fatime. Schweigt auch mein Vater jetzt; ſo iſt er doch nur das Ungewitter in der grauen Wolke; die Erde ſchmachtet, dem Himmel bangt. Sie ſchweigt und brütet Tod. Die Freundlichkeit, die er mir zeigt, gleicht dem Blitz, der noch im Schooße der grauen Wolke ſchläft. Er wird mir nun jeden Weg verſchließen, und ich werde kein Wort der Liebe weder erhalten, noch ſenden können. Achmed wird mich meineidig glauben, indeß die Glut der Sehnſucht mich verzehrt.

Tais. Träume von der Liebe nicht zu ſchön! Baue nicht zu ſehr auf Männerliebe! Dich wird kein Mann verſtehen und beglücken. Der Perſer liebt Behaglichkeit und Ruhe; verhaßt iſt dem Bequemen jedes ſtarke Gefühl, das ihn mächtig bewegen und begeiſternd heben will. Er liebt die Anmuth und das Zierliche nur in Formen und Worten. Er prunkt gerne mit Weisheit, ſie hat aber ihren Thron nur auf ſeinen Lippen. Die Liebe kennt er nicht, denn er liebt zu ſehr ſich ſelbſt, und das Vergnügen iſt ſein Gott. Mit unſerm lebenslangen Kerker erkauft ſeine Eiferſucht ſich die Freuden, die er Liebe nennt. Damit ja kein Anderer uns Todten ſich nähere, baut er, wenn der Tod uns ſeiner Macht entzog, noch eine Scheidewand um unſern Sarg. Wer ſelbſt nicht liebt, weiß auch den Werth der Gegenliebe nicht zu ſchätzen.

*

Dieſes Geſpräch wurde unterbrochen durch eine Sklavin, welche meldete: Schah Kuli, der Sängerfürſt, bitte die Königin des Morgenlandes, die Sonne der Schönheit, vor ihr erſcheinen zu dürfen. Fatime legte ihr Haupt auf die Schulter der Freundin und flüſterte: „Er, der Luſt dem Herzen, Licht dem Leben gibt, er ſei willkommen wie ein Tag der Freude!“

Eintrat Schah Kuli, Dichter und Tonkünſtler. Begeiſterung ſtrahlte aus ſeinem Blick, Edelſinn aus jeder Miene. Idealiſch gekleidet, mehr im griechiſchen als im Perſerkoſtum, ſtand er da wie eine Erſcheinung aus höherer

Welt. Auf ſeinem rechten Arme ruhte das Scheſchdar, die kleine Harfe der perſiſchen Sänger. Die Finger ſeiner rechten Hand flogen über die kaum berührten Saiten wie Lufthauch dahin, daß himmliſch ſanfte Töne ihnen entquellen.

Fatime begrüßte ihn mit den Worten: „Des Himmels Tochter iſt die Kunſt. Dem Genius, ihrem Liebling, öffnet ſich, wo er wandelt, Thür und Thor, und jedes Herz erklingt bei ſeinem Lied, wie Memnon's Säule beim erſten Strahl der Morgenſonne. Wo Du erſcheineſt, waltet Harmonie, und Dein Geſang erweckt alle Blüten des Lebens. Als Schutzgeiſt ſtehſt Du in unſerm Familienkreis, und Bagdad rühmt ſich Deiner. Verſöhnung ſtreitender Gefühle, Erhebung der verzagten Seele, der Sieg der Tugend und der Liebe, ſie ſind Dein Werk. Dich ſendet Gott mir in dieſer trüben Stunde. Sohn des Himmels! ſei auch mein Genius!"

Schah Kuli. O daß es mir gelingen möge, Herz und Seele Dir in Licht zu kleiden! O daß mein Saitenſpiel ſanft wie Ton der Liebe Dich anſprechen möge! Du weißt es; freudenlos war meine Jugend, Trauer mein Leben. Nur im Schooße der Einſamkeit erhob ſich der Strahl meines Geiſtes, ſprang mit der Quelle über Felsgeſtein, verſenkte ſich in den Schattenhain, flog mit dem Adler zur Morgenſonne empor, ſchwärmte in ſtiller Mondnacht mit der klagenden Nachtigall, ſprach mit den Geiſtern der Sterne. Verlaſſen und vergeſſen von der Welt, ſchuf ich ſelbſt mir meine eigene Welt, und war's auch nur eine Traumwelt, es war doch eine ſchöne Welt, eine Welt ohne

Menſchen, aber voll von Engeln, und was ich dort verlor, fand ich hier. Erſt als der Strahl der Schönheit im Kreiſe der Frauen meine Seele traf, erſt da erwachte der Träumer — in einem Feenreich. Ein neuer Sinn erſchloß ſich mir. Die Saiten meiner Seele, bis dahin nur leiſe athmend wie die Harfe, wenn der Geiſterhauch der Abendlüfte ſie berührt, — ſie klangen jetzt in voller Harmonie; — ein Strom von Bildern und Empfindungen rauſchte dahin, und was bis jetzt in mir als Morgenröthe glomm, ward nun eines Sonnenaufgangs reiche Pracht. Die Kunſt ſchloß mit dem Leben einen Bund, und Begeiſterung pflückte die Blüten des Daſeins zu dem ſchönſten Freudenkranz. Ich hatte mich gefunden und die Welt; der Träumer ward ein Menſch und bald der Menſch Gott, weil ſein Gott ihn hoch über ſie erhob. Die Frauen ſind des Lebens Prieſterinnen im Heiligthum der Schönheit und der Liebe. Sie ſind es, die das heilige Feuer der Tugend und der edleren Sitte nähren; ſie ſind es, die menſchlich hold in uns das Göttliche, durch ihre Zartheit unſere Kraft, durch ihre Hingebung unſere Größe wecken. Von ihren Händen ward in mir die Blume des Ideals gepflegt. Was ich durch euch, was ich durch Dich geworden bin, die Du ſelbſt eine Blume des Ideals biſt, es ſei auch euer, ſei Dein Eigenthum! Fatime lächelt und Geſang entglüht; Fatime trauert, und jedes Lied verſtummt.

Fatime. So willſt Du Achmed's Heldenruhm durch Dein Saitenſpiel erhöhen?

Schah Kuli. Verherrlichung des Großen und des Schönen iſt des Sängers heiliger Beruf. Ich will für Dich Achmed's Thaten preiſen, (für ſich) ſelbſt wenn das Herz im Jubellaut mir bricht.

*

Schah Kuli zog nun einen friſchen Blumenſtrauß aus dem Kleide hervor, und überreichte ihn, mit thränenfeuchtem Auge, doch mit freundlich lächelnder Miene Fatimen mit den Worten: „Ein Herold der Liebe! Achmed ſandte ihn mir, daß meine Hand Dir ſelbſt ihn überreiche!" — Dazu flüſterte er kaum hörbar: „Dir Lebensblüten, Todesblumen mir!" —

Fatime, in dieſem Augenblicke den edlen Überbringer und die ganze Welt vergeſſend, drückte den Strauß an den hoch aufwogenden Buſen und rief: „O ihr holden Blumen der Liebe und der Freude! Wie leuchtet euer Glanz mir in die Seele! Wie dringen eure Gluten mir in's Herz! Schah Kuli! Enthülle mir das Geheimniß der holden Bilder der Liebe! Der Blumen vielerlei ſind hier vereint."

Schah Kuli. Um mich von Dir zu trennen.

Fatime. Wie leuchtet das ſchimmernde Farbenſpiel

Schah Kuli. Mir bringt es düſtre Nacht.

Fatime. Sie verkünden mir Hoffnung.

Schah Kuli. Sie gebieten mir Entſagung.

Fatime. Ein Flor von Freuden blüht mir auf.

Schah Kuli. Der Leiden Übermaß! —

*

Schah Kuli ſchien jetzt wie aus einem ſchweren Traume zu erwachen und plötzlich gewahr zu werden, daß er Worte geſprochen habe, die ſein Inneres, deſſen Ausbruch er ſonſt ſorgfältig beherrſchte, im unbewachten Augenblicke gegen ſeinen Willen verriethen. Faſſung gewinnend, ſagte er nun: „Laß denn, Du Blume der Schönheit, den blauen Himmel Deiner Augen auf dieſen Blumen der Liebe ruhen! Vernimm die Deutung! Aus dem Hellgrün des nimmerwelkenden Amaranths erhebt ſich, von Veilchen umgeben, der Roſe ſanfte Glut; ſie ſprechen: „Blume der Schönheit! Eine glückliche Zukunft wird die Leiden der Gegenwart lohnen.“ — Die liebliche Orangenblüte, welche das düſtere Gelb der Ringelblume verdeckt, kündet Dir, daß die Verzweiflung erliegen, die Hoffnung ſiegen muß, da ſein Muth kein Hinderniß ſcheut. Hoch über die Tulpe ragt der Sonnenblume Gold, ſtrahlend wie die Sonne ſelbſt, empor, Dir zurufend: „Befürchte keinen Wankelmuth! Unwandelbar iſt meine Treue!“

Fatime. O mache ſie unſterblich, dieſe Blumen!

Schah Kuli. Noch aus der Aſche meines Herzens möge Dir ein Flor von allen Freudenblumen blühen!

*

Überwältigt von ſeinen Gefühlen, die er kaum länger zu beherrſchen vermochte, neigte der Leidende ſein Haupt und verließ das Gemach. Das Bild des Unglücklichen erfüllte Fatimens Herz mit Wehmuth. Sie ſank in die Arme der Freundin, und ihren Lippen entquoll die Klage:

„Entzückend tönt des Sängers Saitenſpiel. Ein Strahlenkranz umgibt ſein Haupt, doch er ſchwebt zu hoch über mir. Verehren kann ich ihn, lieben nicht. Ich bin auch nicht jenes Götterbild, das ſeine Fantaſie ſich von mir erſchafft, und bald würde jener Zauberglanz erlöſchen, in dem er jetzt mich erblickt. Lieben kann ich ihn nicht, täuſchen darf ich ihn nicht. Das Kind des Staubes ſcheut den Sohn des Himmels. Im irdiſchen Paradieſe wohnt die Leidenſchaft; ſeine Heimat iſt die Sternenwelt, und ſeinen höchſten Lohn findet er in ſich ſelbſt, ein Lohn, den keine Liebe ihm gewähren kann. Edler Sänger! Je mehr ich Dich in Deiner Höh' erblicke, um deſto mehr ergreift ein Schauer mich, denk' ich an meine Nichtigkeit. Unfähig wäre ich, Dich zu beglücken; doch mögen dieſe ungeſehenen Thränen als eine Geiſterſtimme Dir verkünden, daß ich, ohne Gegenliebe zu fühlen, Dich verſtehen, Dich verehren kann! Weh mir, daß der Geopferte den Kranz des Opfernden mir bringen mußte! Ein bitterer Tropfe vergällt den Becher der Freude, aber das Schickſal will es, daß ich den Genius fliehen, den Helden lieben, daß ich der Gegenwart trotzen und doch vor der Zukunft zittern ſoll!" —

*

Schah Kuli hatte ſich indeß mit ſeinem Schmerz in eine einſame Gegend des Gartens geflüchtet. Die rauſchenden Waſſerfälle, die duftenden Blumenbeete, die ſäuſelnden Lauben, — ihm rauſchten, ihm dufteten, ihm ſäuſelten ſie nicht. Spurlos zogen die Erſcheinungen der Außenwelt an ihm vorüber, der ganz in ſich verſunken war. Plötzlich aber wurde er aus ſeinen düſtern Träumen aufgeſchreckt durch eine kriegeriſche Muſik, welche vom Jubel begleitet, aus der Ferne, immer näher kommend, zu ihm herüber ſcholl. Erſt nun vermochte er ſeinen Schmerz auszuſprechen:

„Achmed, mit Sieg und Ruhm gekrönt, kehrt zurück vom kühn gewagten Ausfall. Heil, Achmed, Dir!“ So ſchallen tauſend Stimmen durch alle Straßen der Stadt! Nur meine Stimme ruft: „Weh Dir! weh mir!“ —

„Das Schlachtgetümmel ſchweigt, allein in meinem Innern beginnt ein fürchterlicher Kampf. Wohin ich blicke, glühen ſchon erblaßte Bilder vor meiner Seele wieder auf. Hier lag ſie ſchlummernd in der Roſenlaube; die goldenen Locken wiegten ſich ſpielend im Hauch der dufterfüllten Abendlüfte. Im Himmelslicht der Schönheit lag ſie, träumend in der ſüßen Fülle ihrer Reize. Da entfloh, wie der Klang einer leiſe bebenden Harfenſaite, mein Name ihren Lippen, die, in Glut entbrannt über dieſen Selbſtverrath, die unſchuldigen Wangen mit Purpur übergoßen, wie eine Feuersbrunſt den Himmel röthet! Oh! Die Geiſter der Geſtirne verweilten bei dieſem Anblick ſtaunend in ihren goldnen Sphären. Fatime! Du erwachteſt. Da ſchwebte der Engel der ſeligſten Stunde im Strahl des Entzückens über uns dahin! Der herzendurchdringende Blick des in Thränen ſchwimmenden Auges verkündete Liebe, die, unausſprechlich ſelbſt, den leiſen Seufzer erweckte, weil ſie im verſtummenden Worte hinſtarb. Entweihte Szenen! Fliehet von meiner ſchmerzgefolterten Seele! Entflohen iſt des Lebens Geiſt, erloſchen hinter düſterem Nachtgewölk der Liebe Sonnenlicht und Sonnenglut! Nicht Erdenglück iſt mir beſchieden; nur Menſchenwohl und Menſchenweh ſoll mich an Menſchenſchickſal feſſeln. Zu den Sternen hinauf ſoll ich blicken, dort die Geheimniſſe höherer Welten ahnen; als Nachtigall ſoll ich in Nächten meine Klagen zum Monde ſenden, als Lerche betend der Frühſonne entgegen fliegen, als Adler, hoch auf Felſen horſtend, herabſchauen auf der Erde nichtiges Treiben und des Daſeins flüchtige Erſcheinungen als Traumgeſichte an mir vorüberziehen laſſen. So wandle denn mit leiſer Spur, wie Lufthauch auf dem Wellenſpiegel, des Lebens Luſt und Laſt an mir vorüber, und kümmert die Welt ſich nicht, daß ich bin, ſo wiſſe ſie einſt ehrend, daß ich war.“—

Verſtummend ſank der Klagende auf eine von Thränenweiden beſchattete Raſenbank. Von ihm unbemerkt, näherte ſich Emir Oglan, mit ihm Molla Bahadin, der Aſtrolog, im Geſpräche vertieft. Mit inniger Gemüthsbewegung ſagte Oglan: „Als ich den Sieg vernommen hatte, den Achmed errungen, erſtieg ich den heiligen Berg im Oſten, um mein Gebet dem nähern Gott zu ſenden. Unendlich lag der Horizont vor mir im Lichtgewande der lächelnden Natur. Der hellblaue Äther, vom Purpurduft des Abends beleuchtet, bog ſich über die ſtille Erde, wie eine fromme Mutter über ihr ſchlummerndes Kind. Mein Blick verlor ſich in des Himmels Ferne; Wonne, wie aus dem Reiche des Lichtes durchſtrömte mich, und meine Seele ruhte an der Bruſt des Friedens. War mir's doch in dieſer Stunde, als wäre nie Krieg geweſen auf Erden! Sanft zu meinen Füßen lagen die Wohnungen der Menſchen, wie Roſenbüſche im ſichern Thale freudeglühend ruhen. O Gott! rief ich: Es hat ja Deine Hand ſelbſt den lebensfrohen Perſer für das Glück des Friedens gebildet. Laß ihn ungeſtört genießen ſein irdiſches Paradies!" —

Molla Bahadin unterbrach die Herzensergießung des greiſen Emirs, indem er ihn aufmerkſam machte, daß Achmed, umgeben von einer Schar der Krieger, auf ſie zukomme. Der Emir, dadurch plötzlich in hohem Grade aufgeregt, rief zürnend: „Von einer Kriegerſchar umgeben? Will er ſchon den Heerführer ſpielen, wohl den künftigen Großvezier? Sein Stolz verſchmäht den Rath der Klugheit. Mir gleich will er ſich ſtellen; nur deshalb erſcheint er mit einem glänzenden Gefolge vor mir. Es ſei! Je prahlender der Hochmüthige mir naht, deſto ſchlichter und einfacher finde er mich! Mein gegründeter Haß nehme jetzt das beſcheidene Lächeln der Bewunderung an! Für jede Jahreszeit reift eine eigene Frucht."

Indeß war Achmed herangekommen. Er trat mit leichter Verbeugung vor den Emir und ſagte mit feſtem Blick und ſtolzem Ton: „Willkommen hoff' ich Dir zu ſein, o Herr! weil ich im Siegesglanze zu Dir komme."

Oglan. Das Glück war Deinem Unternehmen hold.

Achmed. Die Sonne bringt den Tag, der Muth das Glück.

Oglan. Möge Dein erſter Sieg, junger Held! ein Funke ſein, der bald in helle Flammen auflodert.

Achmed. Ich will mir einen Flammenkranz winden, deſſen Glanz ſeine Strahlen durch das ganze Perſerreich verbreiten ſoll.

**Oglan.** Und der Schach ſoll aus meinem Munde Dein Lob vernehmen. Dein Lohn wird Dir nicht entgehen. Huld und Gnade —

**Achmed.** Bedarf ich nicht, doch der Schach bedarf meines Armes. Mein Blut, mein Leben trag' ich zu Markte; ſie heiſchen nicht geringen Preis. Den Kranz des Ruhmes ſetz' ich mir ſelbſt auf das Haupt; der Kriegerwürden Ehre muß mir werden. So ausgerüſtet und einer ſchönen Zukunft ſicher, darf ich im Gefühle meines Werthes ſchon jetzt anſprechen, was ein Schwächerer erſt am Ziele ſeiner Laufbahn zu bitten wagt. Und ſieh, o Herr! ich ſprech' es an, in dieſem Augenblicke ſprech' ich's an. Vom Schlachtfeld kommend, mein Schwert von Feindesblut geröthet, ſprech' ich vor Dir das Wort der Liebe aus, den heißen Wunſch, daß ich Dein Eidam ſei. Ich bin Fatimens werth, bin Deiner, bin des Perſerreiches werth. Gewähre denn, was ich anſpreche!" —

Emir Oglan hatte beſchloſſen, eh' er ſich in eine nähere Erklärung einlaſſe, zuerſt beſchwichtigende Worte zu reden, um den Ungeſtümen in eine ſanftere Stimmung zu bringen. Der brauſende Jüngling aber, der da forderte, wo er bitten ſollte, erregte im Gemüthe des edelſtolzen Greiſes einen ſo bittern Unwillen, daß er über die Weiſe, wie er ihn nun behandeln ſollte, mit ſich nicht einig werden konnte, daher auch keine Worte fand, um das zu ſagen, was er ohne Nachtheil für ſich und für ihn ſagen möchte und durfte. Achmed aber deutete dieſes Schweigen ganz anders, als es zu deuten war, er ſah darin nur den verweigernden Hochmuth. Achmed, noch heiß von der Schlacht, ſtolz auf ſeinen nicht unbedeutenden Sieg und in ſich feſt überzeugt, daß er das Höchſte bereits verdient habe und daß kein Lohn für ihn zu groß ſei, ward dadurch noch mehr entflammt, und er erhöhte ſich ſelbſt nun in eben dem Grade, als Oglan ihn herabzuſtimmen für nöthig hielt. Entrüſtet über das ſchroffe Benehmen des unlieben, zudringlichen Brautwerbers, der alle feine, dem Perſer ſo werthe Formen des Anſtandes verletzte, bediente ſich der Emir nun mit aller Umſicht und Beſonnenheit nur ſolcher Äußerungen, welche dem Jüngling aus Klugheit nichts verweigerten, aber noch weniger ihm etwas beſtimmt zuſagten. Alles, was er ſagte, war darauf berechnet, den Ungeduldigen ausweichend hinzuhalten.

Eben dieſes Gemeſſene und kalte in Oglans Benehmen und Reden that nun gerade das Gegentheil von der beabſichtigten Wirkung, indem Achmed darin nur ſtolzen Spott erblickte, der mit ihm ein beleidigendes böſes Spiel treiben wolle. Er wurde immer heftiger und ging dem Ausbeugenden immer gerader an den Leib. Oglan legte nun gezwungen die Maske ab, und die beiden Gegner ſprachen ſich hart. Achmed ging ſo weit, ſich Drohungen zu erlauben; ſie wurden mit ähnlichen Drohungen erwiedert. So kam es denn, daß Achmed mit einem Schwur betheuerte, er werde das, was der Emir ihm verweigere, zu ertrotzen, ja mit Gewalt zu erringen, wo nicht, die ihm zugefügte Schmach zu rächen wiſſen. Oglan verließ ihn mit den Worten: „Jetzt ſchweige jeder Zwiſt der Einzelnen! Das Wohl des Staates nimmt uns Beide in Anſpruch. Dieſer heiligen Pflicht muß alles Andere weichen. Sind die Feinde beſiegt, dann laß uns Feinde ſein!“ —

Wuth flammte in Achmeds Innern. Er ſchritt heftig auf und nieder, er riß den Säbel aus der Scheide und ſtieß ihn funkenſtiebend wieder hinein. Er wußte nicht, was er that, nicht, was er thun ſollte. Erſt als ſich der Sturm etwas zu legen anfing, fiel es ihm ein, daß er nun vor Allem auf Mittel und Wege ſinnen müſſe, Fatime zu ſehen und zu ſprechen. Indem er eben den Entſchluß gefaßt hatte, das Äußerſte zu wagen, brachte ihm ein Krieger die Schreckenskunde, daß ein zweiter Ausfall der Perſer von einer Schar der Turkemanen, Sultan Morad ſelbſt, wie ein gemeiner Soldat an ihrer Spitze kämpfend, mit bedeutendem Verluſte bis unter die Thore von Bagdad zurückgeſchlagen worden ſei, und daß Morad mit lauter Stimme geſchworen habe, die alte Stadt der Kalifen müſſe, eh' die Sonne dreimal über ihr untergehe, entweder in ſeiner Gewalt ſein oder in Schutt und Trümmern vor ihm liegen. Den tapfern Achmed ergriff bei dieſer Nachricht ein Entſetzen, welches ihn erſtarren machte, als ob der düſtere Todesengel ſelbſt vor ihm ſtände. Aus ſeiner Betäubung erwachend, wußte er ſich im erſten Augenblicke nicht zu rathen noch zu helfen. Soll er in's Schlachtgetümmel ſtürzen, ohne ſie geſehen zu haben? Nimmer! Sehen muß er ſie, und kann es auf keine Weiſe geſchehen, beſchließt er, das Äußerſte zu wagen und mit dem Säbel in der Hand ſich den Weg zu ihr zu bahnen. Sogleich ruft er ſeine Krieger zu ſich und befiehlt ihnen, ihm zum Hauſe des Emirs zu folgen, dann ſeiner Zurückkunft und ſeiner ferneren Befehle zu harren. Die ihm Ergebenen erklären ſich bereit, jedem ſeiner Winke zu gehorchen, Blut und Leben für ihn zu opfern.

Indeß hatte Fatime durch ihre getreue Tais die Anweſenheit des Geliebten und das feindliche Ende ſeines Geſpräches mit dem Vater vernommen. Sie ſoll ihn jetzt nicht ſehen, ſie ſoll ihn vielleicht nie wiederſehen. Die Schrecken ewiger Trennung ergreifen ſie: Die Verzweiflung der Hoffnungsloſigkeit reißt ſie blindlings dahin. Sie fühlt nur den Wahnſinn der Liebe, ſie denkt nur den Geliebten, ſie vergißt Welt und Anſtand, ſie enteilt dem Palaſte und fliegt gegen alle Sitte des Morgenlandes, ohne Schleier durch die Straßen Bagdads, um ihn zu finden. Achmed erblickt eine weibliche Geſtalt. Darf er ſeinen Augen trauen? Er ruft den Namen Fatime, und ihm entgegen ſchallt es: „Mein Achmed!" Sie liegt in ſeinen Armen; er überſtrömt ſie mit Liebesworten und Liebkoſungen. Sie vermag, ihrer ſelbſt nicht mächtig, weder dieſe noch jene zu erwiedern. Nur einmal öffnet ſie die Augen, aber dieſer einzige Blick ſpricht Alles aus, mehr als alle Liebesworte, alle Liebkoſungen.

Achmed gewinnt zuerſt die dringend nöthige Geiſtesgegenwart, denn er iſt Mann und ihm liegt die heilige Pflicht ob, für die Sicherheit und für den gefährdeten Ruf der Liebebethörten Sorge zu tragen.

Achmed erkannte, daß er nun auf Alles verzichten, und nur darauf bedacht ſein müſſe, die Unglückliche in den Palaſt zurück zu bringen, eh' die Sache ſtadtkundig werde und ein böſes Gerücht das Vergehen zu den Ohren des Emirs bringe.

Indem er dazu die Anſtalten traf, eilten Boten herbei, mit der Nachricht, daß eine ſtarke Heeresabtheilung der Turkomanen gegen die Stadt heran rücke. Ein anderer Bote brachte den Befehl des Emirs, daß alle Krieger unverzüglich ſich auf dem Walle verſammeln ſollen. Achmed glich nun einem Unglücklichen, den die Feuerwogen eines Lavaſtromes bis zum Felſenrande eines Abgrundes verfolgen. Ihm bleibt nichts übrig als in den Flammen zu vergehen oder in die Tiefe zu ſtürzen.

Tais eilte herbei. Achmed legte Fatimen in ihre Arme und gab den zwei Verläſſigſten ſeines Gefolges den Auftrag, die beiden Jungfrauen dahin zu geleiten, wohin dieſe es verlangen würden. Er ſelbſt ordnete mit troſtloſem Herzen ſeine Schar, um ſie auf den Wall zu führen. Den Säbel mit wüthiger Geberde aus der Scheide reißend, rief er: „Nun Alles oder Vernichtung!“ —

In dieſem Augenblicke ſtand der Emir vor ihm mit zornflammenden Augen. „Wie?“ — rief er — „ſo begeiſtert Dich die Stimme der Pflicht? So beflügelt Dich Dein Muth? Jetzt, wo jede Minute hundert Leben, wo jede Minute das Wohl der Stadt gefährdet, weilt der junge Held behaglich hier im Schooße der Sicherheit, ferne den Feinden?“

Dieſe, mit mächtiger Stimme geſprochenen Worte wirkten auf Achmed zerſchmetternd, auf Fatimen aber mit ſo ſchrecklicher Gewalt, daß ſie, wie aus einem Traume erwachend, den Vater erkannte und mit einem Schrei des Entſetzens zu Boden ſtürzte. Noch fürchterlicher war aber Oglans Entſetzen, als er nun auf freier Straße die Tochter ohne Schleier und vor fremden Männern erblickte. Er ſtand, keines Lautes, keiner Bewegung fähig, ein Bild erſtarrender Verzweiflung, und tiefes Schweigen herrſchte rings um ihn her. Endlich ſagte er mit dumpfer Stimme gebietend: „Achmed! Auf dem Walle iſt Dein Platz. Eile hin! Verweilſt Du einen Augenblick, ſo treffe Dich des Hochverrathes ſchmählichſte Strafe!“ —

Achmed ſchien jetzt nicht mehr der zu ſein, der er war. Der Muth des Stolzen war dahin. Gebeugt, ſtumm, die Augen zu Boden geſenkt, ſchritt er wie der Geiſt eines Abgeſchiedenen vor ſeiner Schar dahin. Das Schwert ſchwankte in der zitternden Hand. Er wußte nicht, was um ihn verging; er wußte nicht, was ihm befohlen ward. Waffengetöſe weckte ihn aus der Betäubung. Er ſchwang ſich auf das ihm vorgeführte Pferd, ſprengte mit verhängtem Zügel dahin und verſchwand.

Schah Kuli war früher herbeigekommen, um Zeuge einer herzzerreißenden Szene zu ſein. Oglan trat mit ergrimmter Miene vor die Tochter, die, ſich vor ihm im Staube krümmend, ſeine Füße umſchlang. Jedes Gefühl der Rührung war aus ſeiner Bruſt gewichen. Ohne die leiſeſte Spur von Mitleid zu zeigen, ſagte er: „Verachtungswürdige! Verletzt haſt Du die Heiligkeit der Scham und der Sitte, das Kleinod des Weibes. Geſchändet haſt Du Dich ſelbſt und die Ehre meines Hauſes. Die Sittlich-Todte iſt dem Grabe verfallen. Nicht würdig biſt Du, daß des Vaters Dolch Dich ſühnend tödte. Stirb den Tod der Verbrecherin! Bringt ſie in das Begräbnißgewölbe der Oglan!“ —

Der Befehl des Emirs wurde vollzogen. Schah Kuli trat mit ſchmerzenbleichem Antlitz vor ihn; er bot alle Beredſamkeit des Dichters und des Menſchen auf, ſagte Alles, was Geiſt und Herz ihm eingab, ſtellte vor, daß Fatimens Fehler nur die Verirrung des überraſchenden Augenblickes geweſen ſei, daß der Schmerz, welcher ſie darüber foltere, ärger ſei als jede Strafe; daß er, ſeines Kindes ſich beraubend, ſich ſelbſt am ſchwerſten ſtrafe; daß er als Greis und Vater nach Natur und Geſetz der mildeſte Richter ſein müſſe; daß Verzeihung die Krone der Menſchlichkeit, der Mann der geborene Schützer des Weibes ſei; daß ein ſo grauſamer Spruch mit ſeinem Edelſinn im grellſten Widerſpruche ſtehe, als ein Frevel an Tugend und Schönheit erſcheine, denn Gott habe das ſchwache Weib ſo ganz zum Gegenſtande des Mitleids für den Mann geſchaffen, daß ſelbſt der Schmerz und das Unglück den Reiz ihrer Anmuth erhöht und Thränen die Perlen ihrer Schönheit ſind.

Oglan erwiederte mit düſterer Miene: „Es iſt der Fluch des Mannes, daß ſelbſt die falſche Thräne das Weib verſchönt. Ihm blüht kein Segen aus der Tochter. Sie hängt nicht unzertrennbar am Stamme des edlen Geſchlechtes, ſo wie der treue Sohn, des Vaters Ebenbild, ſein Nachfolger und Stammhalter. Sie hört nur die Lockung der Leidenſchaft, folgt, die Ihrigen verlaſſend, dem Fremden, lebt fremdem Gram und fremder Freude eines neu aufſproſſenden Geſchlechtes. Dieſes iſt das Bild ſelbſt der edelſten und beſten Tochter! Dreifaches Weh über die Entartete!“ —

Mit dieſen Worten verließ Emir Oglan den trauernden Fürſprecher. In dieſem aber ward nun nicht nur der Edelmuth des herrlichen Menſchen, ſondern auch die höchſte Begeiſterung des Dichters, als natürlicher Anwald der Schönheit und des Unglücks, entflammt, und er beſchloß, Alles aufzubieten, um ſie zu retten, die er liebte, ohne auf Gegenliebe Anſpruch zu machen, wie man ſich am Anblick eines Sternes erfreut, ohne den Wunſch, ihn als Eigenthum zu beſitzen. Die reinſte Liebe machte ihn fähig, ſelbſt dem Glücklichen wohlzuwollen, der ihm Fatimens Liebe raubte. O Liebe! wie tief kannſt du den Menſchen erniedrigen, aber wie hoch kannſt du ihn auch erheben!

Im Berge Khakan, an der öſtlichen Seite der Stadt Bagdad, befand ſich das Begräbnißgewölbe der Oglan. Hoch aufſteigende kahle Felſen umgaben die Ruheſtätte der Todten. Im Hintergrunde ſtürzte ein Fluß über das Geſtein in die Tiefe hinab. An den Felswänden ſtanden die marmornen Särge. Nur in jener Gegend, wo der Fluß niederſtürzte, fielen durch eine kleine Öffnung einige Lichtſtrahlen des Tages zwiſchen den Eiſenſtäben der Eingangspforte in den Ort des düſtern Nachtgrauens.

Hieher ward Fatime gebracht. Sie lag bewußtlos auf ein Monument hingeſunken. Ihr zur Seite ſtand Tais, wehklagend: „Tief iſt die Ohnmacht, dem Tode ähnlich.

Sie athmet kaum. Scham und Trennungsſchmerz haben ihr Empfindung und Bewußtſein geraubt. So iſt's. Wenn jeder Troſt vor uns in Luft zerfließt, und der Rettung Arme kraftlos ſinken, dann übt die Erde ihr altes Mutterrecht. „Nicht weiter!" ruft ſie dem Verfolger zu und, ihren Schooß öffnend, nimmt ſie das verlorne Kind auf." —

Indeß war Fatime aus ihrer Erſtarrung erwacht. Jetzt erfuhr ſie erſt, an welchem ſchauerlichen Orte ſie ſich befand, und ſie fühlte ſich nur geſtärkt, um die Macht des auf ſie eindringenden Schreckens mit mehr Kraft ertragen zu können. Vergebens bemühte ſich Tais, ſie zu tröſten, einen Strahl der Hoffnung ihr ſchimmern zu laſſen. Fatime erwiederte, die Zukunft überblickend: „Was kann, was darf ich hoffen? Nur zwei wahrſcheinliche Wechſelfälle ſeh' ich vor mir, einer ſo ſchrecklich wie der andere. Trifft mich, nach des Vaters Spruch, das Loos des Todes, Achmed aber lebt und ſtrahlt als Sieger, — wie ſchrecklich wird er meinen Tod am Vater rächen! Widerriefe aber mein Vater ſelbſt den Todesſpruch, und Achmed fällt in der Schlacht — was wäre mir das Leben, was wäre alles Glück der Erde ohne ihn!" —

Das Geräuſch nahender Schritte machte Fatimen verſtummen. Der Emir trat an den Fluß: Geſicht und Hände mit den reinigenden Fluten benetzend, betete er:

Du heil'ge Kraft der reinen Flut!
Entlade mich von Staub und Blut!
Rein ſei der Körper wie die Seele,
Daß jeder Sinn einſt ohne Fehle

Der Fülle hoher Seligkeit
Im Paradieſe offen ſtehe,
Daß ich das Licht der Wahrheit ſehe,
Wie hier mein Antlitz in der Flut,
Wenn Todesnacht den Leib umruht.

Als die Reinigung geendet war, ging er zu Fatimen hin, die, von Tais unterſtützt, die Arme über die Bruſt gekreuzt, mit geſenktem Haupte vor ihm ſtand. Oglan ſprach mit dumpfer Stimme: „Schon hat Sultan Morad den Wall von der Oſtſeite mit der Wuth des Sturmes erſtiegen, ſchon hat ein Theil ſeines Heeres die mondgeſchmückten Fahnen auf die zertrümmerten Mauern gepflanzt, ein anderer rückt vom Thore gegen Norden herein mit lautem Schall ſiegraſender Kriegsmuſik. Ali! laſſe mich nicht Bagdads Fall, nicht die Schmach des Perſernamens überleben! Du aber, Fatime, verehre in Schah Kuli Deinen Schutzgeiſt! Ihm, nur ihm verdankeſt Du es, daß ich das verwirkte Leben Dir ſchenke. Noch kämpft Achmed in den vorderſten Reihen unſerer Krieger. Dir ſei verziehen, erkämpft ſein Schwert den Sieg! Trifft mich des Todes Loos, — auch dann ſei Dir verziehen!“

Mit dieſen Worten eilte der Greis, taub gegen Fatimens Bitten und Thränen, auf den Wall, dahin, wo der Kampf mit ſteigender Erbitterung am ärgſten wüthete.

Die Scharen der Turkomanen, immer zahlreicher eindringend, durchzogen plündernd und verheerend Bagdads Straßen. Von oben herab ſcholl Geheul und Kampfgetöſe in die Tiefe des Grabgewölbes, dann folgte Todesſtille. Fatime ſchmiegte ſich zitternd an einen Sarg. Tais kniete ſchweigend neben ihr. Unbemerkt von ihnen wurde Achmed, aus zwei Wunden blutend, von einigen Soldaten über eine geheime Felſentreppe herabgetragen. Die Todtenwohnung war ſchon die einzige ſichere Schutzſtätte geworden. Achmed lag da, ohne Empfindung, ohne Bewußtſein. Er hatte gekämpft, bis die letzte Kraft, bis Geſicht und Gehör ihn verlaſſen hatte. Nur der Liebe ſeiner Getreuen war es gelungen, ihn der Wuth anſtürmender Feinde zu entziehen. Sie wuſchen nun ſeine Wunden, verbanden ſie, ſo gut es ſein konnte, und eilten wieder in das Schlachtgetümmel.

Als Achmed ſich endlich aus ſeiner Betäubung erholte, ergriff ihn Staunen und Schauder, ſich plötzlich, ferne vom Schlachtfeld, in einem Orte düſtern Nachtgrauens zu ſehen. Er hob ſich mühſam mit halbem Leibe empor, ſtarrte mit wilden Blicken umher und flüſterte ſchwer athmend: „Wo iſt die Schlacht? Iſt ſie durch einen Zauberſchlag verſchwunden? — Bin ich lebendig den Todten beigeſellt? Im Leichengewölbe! Ohne Sarg — ſchnöde hingeſchleudert? — Solche Frevel kann nur Feindeshand verüben; der Freund ehrt noch im Todten das Vaterland. — Geiſt des Schweigens und der Ruhe, der durch Jahrhunderte hier thront! Zerſtört iſt dein altes Reich, entweiht der Thron, der dich ſo lange trug, entweiht das Heiligthum der Gräber durch das Leben, das ſie unter euch warfen! — Was geht über meinem Haupte vor? Siegt das Perſerheer ohne mich? Muß ich Bagdads Fall hier ſchmachvoll überleben? Wie entkomm' ich dieſer Gruft?" —

Achmed raffte ſich auf; er kam bis zu Fatimen, er erkannte ſie, er rief ihren Namen. „Auch Du unter den Todten? wie kamſt Du hieher? Fatime! kennſt Du nicht die Stimme des Unglücklichen, dem die Liebe Dich zum Opfer brachte? Höre mich! Sprich! Hat der Wille Deines grauſamen Vaters Dich hieher geſendet? Iſt's ſein Gebot, daß Du unter Gräbern hier verſchmachten ſollſt?" —

Fatime, die Alles, was ſie jetzt ſah und hörte, für eine Erſcheinung oder für ein Blendwerk der Fantaſie hielt, ſammelte ſich endlich und erkannte die Wahrheit deſſen, was hier verging. Sie reichte dem Geliebten ſchweigend die Hand, und ein Thränenſtrom entſtürzte ihren Augen; Tais aber nahm das Wort und ſagte: „Vernimm die Wahrheit! Des Vaters Todesſpruch hat ſie hieher geſendet; er kam aber dann, milder geſtimmt, und ſeine letzten Worte waren: „Dir ſei verziehen, erkämpft Achmed's Schwert den Sieg. Trifft mich des Todes Loos, — auch dann ſei Dir verziehen!" —

„Wie?" rief Achmed: „Du der Preis des Sieges? Tod oder Seligkeit! Fort! Fatime! Du ſiehſt mich nur als den glücklichſten aller Sterblichen oder — nie wieder!" —

Er wollte, aller Wunden vergeſſend, forteilen, ohne noch einen Ausweg zu wiſſen. Fatime hielt ihn zurück. Er ſchloß ſie mit inniger Zärtlichkeit in die Arme und ſagte:

„Ja, Geliebte! Nicht ſo darf ich von Dir ſcheiden. Wenn Tauſende vom Nektarbecher der Liebe nur kärglich nippen, ſo laß uns alle Seligkeit in einen Augenblick zuſammendrängen! Tod und Leben für dieſen Kuß! Er öffne mir die Bahn zum Siege oder die Pforte des Paradieſes!“—

Er küßte und drückte ſie ſtürmiſch an die Bruſt. Sein ſcharfes Auge hatte die Felſentreppe erſpäht; er eilte hinauf, als wären ſeine Füße beflügelt.

Auf einer hier und da mit Gebüſchen durchkreuzten Ebene zwiſchen Bagdad und dem türkiſchen Lager wandelten zwei Geſtalten einher, ein Perſer und ein Osmane. Einer beobachtete den Andern mit argwohniſchen Blicken, und wie ſie ſich mit behutſamen Schritten näherten, erkannte Einer im Andern den Spion. Da hatte denn Jeder ſeine eigenen Gedanken.

Selim, der Osman, dachte: Trifft der Perſer auf eine Schar der Seinigen, ſo ziehen ſie mich fort, und mein Kopf iſt die längſte Zeit auf ſeinen Schultern geweſen.

Sadi, der Perſer, dachte: Nicht ferne ſtehen die Osmanen; treffen ſie mich hier, ſo zieht die Schnur mir den Hals bis zur Athemloſigkeit zuſammen.

Selim dachte: Der Spitzbube erkennt mich. Mohamed, hilf! Gib mir eine Liſt ein!

Sadi dachte: Der Schuft ſchaut mich durch und durch; da nützt kein Laugnen.

Selim dachte: Der Betrug hat ſchon ſo Manchem aus der Noth geholfen, ſollte nicht auch die Wahrheit einmal nützen können?

Sadi dachte: Das Beſte iſt, ich ſag' ihm das, was er ohnedies ſchon weiß. Aufrichtigkeit iſt eine ſchöne Tugend, insbeſondere dann wunderſchön, wenn ſie mehr nützt als die Verſtellung.

Aus dieſen ſcharfſinnigen Gedanken zweier Spione iſt zu erſehen, daß das Morgenland in der Denkungsart über gewiſſe Dinge mit dem Abendland eine auffallende Ähnlichkeit hat.

Selim eilte nun zu Sadi hin, Sadi zu Selim, beide umarmten ſich herzlich, und es ergab ſich das folgende lakoniſche Geſpräch:

Selim. Willkommen, Brüderchen!

Sadi. Ein Herz, Ein Sinn!

Selim. Spion?

Sadi. Wie Du.

Selim. Glück auf den Weg!

Sie küßten ſich, und Jeder ſchlug die entgegengeſetzte Richtung ein. Unter den Zelten des türkiſchen Lagers wandelte aber höchſt mißmuthig der wohlbeleibte Aga Tiriaki herum, in folgendes Selbſtgeſpräch vertieft:

„Der Sultan hat uns Soldaten zwar den Wein erlaubt; was nützt aber die Erlaubniß, wenn im ganzen Umkreis unſeres Lagers kein Wein zu haben iſt? Bekomm' ich aber nicht bald Wein, ſo werd' ich noch gegen meinen Willen taopfer, denn ohne Wein wird der Menſch ſchwermüthig, die Schwermuth führt zur Unzufriedenheit mit ſich ſelbſt und mit der Welt, die Unzufriedenheit führt zum Menſchenhaß, der Menſchenhaß zur Grauſamkeit, die Grauſamkeit zum Heldenmuth. Wer alſo keinen Wein trinkt, muß ein Unmenſch werden.“ —

Als Tiriaki dieſe flüſſige Betrachtung geendet hatte, erblickte er, auf ihn zukommend, ſeinen Todfeind, den Großvezier Muhamed, der ſchon längere Zeit auf eine Gelegenheit wartete, um den guten Tiriaki die Schnur küſſen zu laſſen. Beide beobachteten daher gegen einander das liebenswürdigſte Benehmen. Tiriaki begrüßte mit tiefgebeugtem Haupt den Großvezier als Sonne des Morgenlandes, und die Sonne ließ im Vorübergehen auf Jenen einen Strahl gnädigen Lächelns fallen. Als Tiriaki den Vezier weit genug entfernt glaubte, ging er an eine abgelegene Stelle, zog ſeine Tabakpfeife hervor, öffnete eine Grube, ſtieg hinab, und fing zu rauchen an. Während den einzelnen Zügen kleine Pauſen machend, ſprach er ſatyriſch lächelnd: „Angebetetes Kräutlein! Deinen Genuß hat uns der Sultan im Lager verboten; eben deshalb iſt das Schmauchen zur Leidenſchaft geworden. Edler Tabak! du biſt das Sinnbild der Welt, das Sinnbild von allem menſchlichen Thun: „das erhabene Nichts!“ —

Muhamed, hinter einem Baume lauernd, ſah und hörte Alles, und dachte gleichfalls ſatyriſch lächelnd: „Genieße immerhin den köſtlichen Rauch, das erhabene Nichts. Es möge bald auch Dein Sinnbild werden!“ —

Indeſſen näherte ſich der Sultan, der überall unerwartet zu erſcheinen pflegte. Muhamed empfing ihn mit den folgenden Worten: „Großmächtigſter Sultan! Schön und herrlich iſt's zu ſchauen, wie die Haufen der Erſchlagenen ſich vor der Feſtung thürmen. Es ſcheint, als ob die verfallenen Mauern aus Menſchen wieder aufgebaut wären. Der Tod hält auf den Wällen offene Tafel, doch regt ſich dabei kein Laut, als wären die Gäſte ſtumm und taub geboren. Nur die warmen Spuren des Blutes zeigen, daß Menſchen noch vor Kurzem hier gehauſt haben. Erlöſchen muß der Perſer Name, wie das Licht der Sterne, wenn der Sturm erwacht.“

Ohne dem Grauſamen irgend einen Beifall zu bezeigen, erwiederte der Sultan mit gebieteriſchem Ton: „Führe die letzten Scharen meines Heeres zum Siegeseinzug in die Stadt! Der Soldat bleibe jedoch ruhig! Keiner wage es, aus den Reihen zu treten! Blinden Gehorſam ford're ich; nur ſo kommt Großes zu Stande. Schrecklich bin ich den Übertretern meiner Befehle; ihr kennt mich.“ —

Muhamed erwiederte mit heuchleriſcher Miene: „Ich, der Erſte, der die mondgeſchmückte Fahne auf Bagdads höchſte Mauer pflanzte, und Deinen Namen den Sternen nannte, ich wage es, o Herr! Dir in Demuth zu rathen: Geſelle, was da lebt, den Todten zu! Bagdad werde dem ebenen Boden gleich, auf dem es ſteht! Nur ſo kann der Übermuth der Verwegenen — —“

„Schweig!“ zürnte der Sultan; „der Perſer liebt ſein Vaterland; ſoll ich dies als ein Verbrechen ſtrafen?“ —

Der Vezier, der ſich ſo zurückgewieſen ſah und nun einmal in der Laune war, etwas Böſes zu thun, führte den Sultan zu der Grube, in welcher der Aga ſich am Tabakrauch ergetzte. Als dieſer den Sultan erblickte, ſprang er ſchnell heraus und warf ſich zu deſſen Füßen.

„Du wagſt es, mein Verbot zu übertreten?“ ſagte Morad.

„Ach!“ ſeufzte der Aga, „ich verbarg mich in die Grube, um ſicher zu ſein; ich glaubte nicht, daß Deine Macht ſogar unter die Erde reiche.“

Dieſe Worte thaten auf den hochſinnigen Herrſcher mehr Wirkung, als der Sprechende vermuthete.

Morad ſchwieg betroffen; dann ſagte er: „Armſeliger Wurm! Dein Mund verkündete einen Spruch der Weisheit, von welchem Du ſelbſt keine Ahnung hegſt. Ein höherer Geiſt legte ſie Dir auf die Zunge. Ja! eine Beute des Augenblicks iſt das Leben, beſchränkt und nichtig unſere Macht. Jede Grube, jede Erdſcholle erinnert uns daran, wie leicht, wie ſchnell alle Größe ſchwindet. Für dieſe Lehre ſei Dir vergeben!“

In dieſem Augenblicke brachte ein Anführer der Janitſcharen die Nachricht, kurze Zeit nach dem Einzuge des ſiegreichen Heeres habe ſich ein tollkuhner junger Perſer, mit Wunden bedeckt, nur von wenigen Gefährten begleitet, in die dichteſten Scharen der Osmanen geſtürzt, und mit wild geſchwungenem Säbel, einem Todesengel gleich, die Tapferſten der Osmanen zu Boden geſtreckt. Allgemeiner Schrecken verbreitete ſich; Hunderte ergriffen die Flucht.

Blitze der Wuth flammten aus Morads Augen, und er rief mit furchtbarer Stimme: „In Aſien und Europa weht die furchtumſtrahlte Fahne meiner Siege, und trotzen will mir die ohnmächtige Stadt? Was noch im Lager ſteht, rücke vor in dichten Maſſen! Ich ſelbſt will an ihrer Spitze kämpfen. Verſchont ſei nicht das Kind an der Mutterbruſt, nicht der Greis, der betend auf Gräbern kniet! Mordet nun, ſengt und brennt, wie's Jeden lüſtet!" —

Morad zückte und ſchwang das mit Edelſteinen beſetzte Schwert; Muhamed ergriff die heilige Fahne. Mit wildem Geheul folgten ihnen die blutlechzenden Scharen. Sie drangen in die Stadt, tödtend und plündernd. Achmed, jener Todesengel, welcher die Osmanen in Schrecken geſetzt und in die Flucht getrieben hatte, ward gefangen, die Stadt von allen Seiten eingeſchloſſen.

---

Unter Denjenigen, welche ſich mit Achmed in die Scharen der Turkomanen geſtürzt hatten, befand ſich auch Schah Kuli, der ſeine Rettung nur einem Wunder zu danken ſchien.

Die Nacht ſank. Das Schlachtgetümmel ſchwieg. Die Flammen loderten aus vielen Häuſern zum ſchwarzen Himmel empor. Auf den Trümmern einer eingeſtürzten Feſtungsmauer ſtand Schah Kuli, blickte auf die mit Schutt und Leichen bedeckte Erde hinab, blickte zum glutrothen Himmel empor. Verzweiflung trieb ihn umher wie einen Geiſt, dem das Grab die Ruhe verſagt. So verging die Nacht. Die erſten Glutflammen des Morgenrothes erhellten den Himmel. In dieſem Augenblick ſchien ein großer Gedanke in ſeiner Seele zu erwachen. Er ſank auf die Knie, und hob mit beiden Händen ſeine Harfe empor, welche das Morgenlicht mit einer Glorie umfloß.

Auf einer weiten Ebene außerhalb Bagdad ſammelten ſich die osmaniſchen Kriegsſcharen, und umgaben in halbmondförmiger Stellung einen hohen, thronähnlichen Sitz. Züge von Janitſcharen führten die Bewohner Bagdads beiderlei Geſchlechts und die kriegsgefangene Beſatzung, beinahe dreißigtauſend an der Zahl, in mehreren Abtheilungen herbei. Der Vezier befahl den Truppen, ſich zum Blutvergießen bereit zu halten, denn es ſei des Sultans Wille und Befehl, daß kein Perſer am Leben bleibe. Tiefe Stille herrſchte ringsumher. Die Sonne ſchoß ihre erſten Strahlen über die Gebirge hervor. Die Bewohner höhern Rangs waren in beſondere Abtheilungen zuſammen geſtellt. Unter dieſen befanden ſich Emir Oglan und Fatime, Achmed und Schah Kuli. Jetzt erſchien der Sultan. Ingrimm verdüſterte ſein Angeſicht. Er beſtieg den Thronſitz, zu dem mehrere Stufen führten. Die Vornehmſten ſeines Heeres umſtanden ihn. Die Gefangenen warfen ſich zur Erde, furchtſam emporblickend. Nach langem Schweigen erſchollen Morad's Schreckensworte: „Das Todesurtheil ſprech' ich, über euch!" — Muhamed winkte. Die Soldaten zuckten plötzlich die Säbel und umzingelten die Gefangenen mit den emporgeſchwungenen Waffen. Muhamed fragte: „Soll das Todeswerk beginnen?" —

Das Antlitz abgewendet, ſprach Morad mit dumpfer Stimme: „Beginnt!" Und laut rief Muhamed: „Beginnt!" — Eh' aber noch das Gemetzel begann, ertönte ein furchtbarer Schrei. Schah Kuli riß ſich aus der Menge, drang durch die erſtaunenden Scharen der Bewaffneten, ſtürzte, das Scheſchdar im Arme, vor Morad's Thronſtufen hin, und ſprach:

„Schleudert Deine Rechte den vernichtenden Donnerkeil, ſo ſende Deine Linke den ſegnenden Gnadenſtrahl! Höre Sultan, die letzten Worte eines Lebenden, die er für Tauſende von Todesopfern ſpricht!" —

Lächelnd und voll Verwunderung über ſolche Kühnheit, ließ Morad ſeine großen Feueraugen auf der edlen Geſtalt des Sprechers weilen, dann ſagte er mit mildem Tone: „Wer biſt Du? Was verlangſt Du?"

Dadurch ermuthigt, begann Schah Kuli: „Seit meiner Jugend kaum aufgeblühtem Daſein war all' mein Streben und jede meiner Kräfte der Kunſt geweiht. Meinen Weg erhellend mit der goldenen Fackel der Dichtkunſt, verſenkte ich mich in das geheimnißvolle Labyrinth der Harmonie des edlern, höhern Lebens. Mich lehrte ſie ein Genius, und heilig iſt meine Kunſt. Durch des Geſanges Zauber kann ich die Herzen der Menſchen rühren, den Geiſt erheben und zermalmen, Entzücken und Entſetzen hervorrufen, der Leidenſchaften flammenſprühende Ungeheuer beherrſchen und ſie zum Schönen und Guten lenken. Noch iſt es mir aber nicht gelungen, in die verborgenen Tiefen der Kunſt einzudringen, denn unermeßlich iſt ihr Reich. Hätte ich ihren himmliſchen Kranz errungen, des Lebens höchſtes Ziel, dann würde ich mein Loos gegen keinen Thron der Erde vertauſchen, — nicht gegen Morad's Thron! — Erlaube mir, eh' auf Deinen Wink das Blut der Tauſende ſtrömt, eine Probe meiner Kunſt im Geſang und Saitenſpiel Dir zu geben!" —

Morad ſprach: „Iſt Deine Kunſt den Worten gleich, ſo iſt ſie ſchön und herrlich. Beginne den Geſang!" Muhamed murmelte mit heimlichen Ingrimm: „So ſinge Bagdad und Dir ſelbſt das Todeslied!" —

Schah Kuli hob ſein Haupt zur Sonne empor und ſprach: „O Hafiz und Sadi! Ihr Himmelsgeiſter, zu deren Marmorſärgen Perſien wallt, ſie mit Roſenkränzen zu ſchmücken! Bei den Lauben des Paradieſes beſchwöre ich euch: Wenn ich ſchon als Knabe in den Hallen eurer Gräber Nächte durchwachte, geheimnißvollen Himmelsſtimmen horchend, allen Freuden des Daſeins entſagte und eurer Kunſt mein Leben weihte, o ſo umſchwebt mich nun und ſprecht durch meinen Mund!" —

Feierliche Stille herrſchte. Die Tauſende ſchienen eine ungeheure Marmorgruppe zu bilden. Schah Kuli erhob ſich von den Knien, ergriff das auf der Erde liegende Scheſchdar, trat in der edlen Stellung eines Begeiſterten vor Morads Thron und begann, während die Saiten dumpf und leiſe rauſchten:

Welches Ächzen, welches Klagen
Athmet aus dem Schooß der Nacht?
Ausgewüthet hat die Schlacht,
Und vom Blutfeld zieht der Tod
Fort im hohen Siegeswagen.
Geſtreckt auf weiter Fläche liegen
Die Trümmer von den Tauſenden
Den Todten Todte aufgehäuft,
Die Sieger den Beſiegten, ſchmiegen
Verſtümmelte ſich Sterbenden,
Die ſterben wollen und nicht können,
Der Todesſenſe ſchon gereift.
O gräßliche Scenen
Voll Heulen und Stöhnen!
Bei ſtrömendem Blut
Verzweiflung und Wuth!
Doch ſchon verhallt das Wehgeſchrei,
Und düſtre Nacht verhüllt
Das weite Leichengefild.
Der Kampf des Lebens iſt vorbei!
Die immer ſchwächern Töne ſchwinden;
Geopfert ſtarrt ein Heer.
Es regt kein Laut ſich mehr,

Und zürnend über Graus und Schutt
Schreitet in verhol'ner Wuth
Der Geiſt der Rache hin.
Du, Morad, riefeſt ihn!
Er kam, gehorſam Deinem Wink;
Er hat des Elends Maß verſpendet:
Es iſt vollendet!
Du riefſt ihn freventlich;
Nun aber wagt er Dich
Vor ſeines Thrones Stufen
Zur Rechenſchaft zu rufen.
Von Allen verlaſſen,
Nur von der Verzweiflung nicht,
Sollſt Du erblaſſen.
Aber, auf Strömen des Lichtes aufwallend,
Von Friedensgeſängen erſchallend,
Zieht der Edeln Geiſterchor
Durch des Paradieſes Thor.
Von glanzerfüllten Blumen weht
Sanftathmendes Entzücken;
Sie würdig zu empfangen, ſteht
Mit liebevollen Blicken
Ätheriſcher Jungfrauen Kreis,
Geſchmückt mit Reiz und Palmenreis.
Nur freien Tod für's Vaterland
Umſtrahlt des Ruhmes Sternenband;
Den Sklaven, ſtürb' er zehnfach auch,
Begrabet kaum des Landes Brauch.

*

In Furcht und Hoffnung ſchweben
Wir zwiſchen Tod und Leben.
Die Tugend ſpricht durch meinen Mund:
Ihr Engel, tretet in den Bund!
O Sultan, höre den Geſang!
Er iſt des Himmels reinſter Klang.
Sei größer als Dein Zorn! o ſchone!
Verzeihung iſt des Fürſten Krone.

⁂

Du ſahſt, o Fürſt, die Tauſende!
Sie fullten Thal und Höh'.
        Wo ſind ſie hin?
Und es ſchlug doch in Jedem von ihnen
Ein Herz voll Liebesſinn.
Und Jedem von ihnen entglühte die Bruſt
        Von Lebensluſt!
        Wo ſind ſie hin?
Wehrloſe Weiber, gefeſſelte Helden,
Lallende Kinder und zitternde Greiſe
Zog Morad's Wuth zum Richtplatz hin.
So weit geht Menſchenrache nicht!
Ein Würgengel ſelbſt ſtieg aus heulender Nacht!
Schon raſen Drometen, ſchon brauſen die Trommeln,
Schon blinken blutlechzende Schwerter, ſchon —
Morad! Morad! ſei ein Menſch!
Dein Herz iſt edel, groß Dein Geiſt,
Dein Arm ein Blitz in Todesſchlacht.
Muth adelt Deine Kraft,
Und Deine Weisheit ſchafft
Die angeſtaunte That.

Mächtig herrſchend wie ein Gott
Waltend über Menſchennoth,
Streuſt Du Weh und Wonne,
Wie ihr Licht die Sonne
Von der Hoheit Himmelsbogen,
Wie ein Strom die ew'gen Wogen.
Laß der Thaten Sitze
Deinen Thron nicht ſchänden,
Nicht Dein Grab entehren,
Deinen Ruhm entwenden!
Vor Tauſenden Dir ward die Macht, zu beglücken.
Sei Ebenbild Gottes, der Menſchen Entzücken!

⁂

Morad ſprang mit emporgehobener Rechte vom Throne auf und rief: „Lebt und ſeid frei!“ — Ein tauſendſtimmiger Jubelſchrei ſtieg zum Himmel. Die Entfeſſelten ſtürzten ſich auf ihre Knie. Schah Kuli blickte auf ſie, ſchweigend, im erhabenen Gefühle des bewirkten Glückes, und als die Dankbaren ſich um ihn drängten, ſprach er mit ſeligem Lächeln: „Nicht mir, — der Kunſt zollt euern Dank, und jeder Gute ſei dem Künſtler hold!“ —

Morad rief: „Fordere! Jeder Lohn ſei Dir gewährt.“ — Schah Kuli erwiederte: „Ich habe Bagdad und das Leben und die Freiheit von vielen Tauſenden gerettet; kann ich einen ſchöneren Lohn finden, als dieſes Bewußtſein?“ — Er wendete ſich nun zu dem herantretenden Emir Oglan mit den Worten: „Laß mein Werk mich krönen! Fatime werde Achmed's Weib und ſegne mich!" —

Die Liebenden ſanken ſich in die Arme. Sultan Morad zog den, mit Edelſteinen beſetzten goldenen Halbmond aus ſeinem Turban, ſtieg vom Throne und reichte ihn dem durch Beglücken glücklichen Sängerfürſten.

### Die

## Sehnſucht nach der ſtillen Wohnung.

Ich war von meinen Kinderjahren an ein Freund der Stille; ſie ging mir über Alles, und das Schönſte verlor für mich ſeinen Werth, ſobald es mit Lärmen oder Geräuſch verbunden war. Eine Waldpartie, in der, außer dem leiſen Rauſchen der Baumwipfel, dem Gemurmel eines Bächleins und dem Geſange der Vögel, das tiefſte Stillſchweigen herrſchte, war mir ein Paradies. Selbſt die Ruhe eines Friedhofes that mir wohl, und eine ſtille Frühmeſſe in der uralten Dorfkirche beruhigte mein Gemüth, erhob meine Seele; alles Getöſe aber zerriß mir das Herz. Insbeſondere verhaßt waren mir die kreiſchenden Stimmen zankender Weiber, die gällenden, ſchneidenden Töne ſchlechter oder ſchlecht geſpielter muſikaliſcher Inſtrumente, das Geklapper der Mühlenräder und Wägen, das polternde Gehämmer der Schloſſer und Schmiede, das Geläute unharmoniſcher Glocken, Kindergeſchrei, Schafgeblöke, Gänſegeſchnatter, das Gekläffe kleiner Hunde, disſonirende Singſtimmen, Knarren der Thüren u. ſ. w.

Dieſe mir angeborne Liebe zur Stille ſteigerte ſich mit der zunehmenden Liebe zum Dichten, die mir gleichfalls angeboren zu ſein ſchien. Mein Muſeum ſollte daher ſtets vom tiefſten Schweigen umgeben ſein; dies war das Haupterforderniß, welches ich bei dem Miethen jeder Wohnung ſtellte, ohne je befriedigt zu werden. Mein Leben glich daher durch viele Jahre einer raſtloſen Wanderſchaft, ich ſelbſt dem ewigen Juden, der nirgends Ruhe fand.

Als ich, meinen Verhältniſſen folgend, das Still-Leben ländlicher Einſamkeit verließ und in die Stadt zog, nahm ich meine erſte Wohnung bei einem Singmeiſter, einem ältlichen, ernſthaften Junggeſellen, der mich verſicherte, daß er den ganzen Tag nicht zu Hauſe ſei. Eben dies entzückte mich; ungeſtörte Stille war ja eben mein ſehnlichſter Wunſch.

Zwölf glückliche Tage flogen dahin. Ich arbeitete vom frühen Morgen bis in die ſpäte Nacht, hatte auch wirklich ſchon zwei Novellen und eine Humoreske geſchrieben, auch einen Liederkranz auf die Einſamkeit angefangen; da brach am dreizehnten Tage in dem Nebenzimmer, welches mein Quartierherr bewohnte, plötzlich ein — ſo kam es mir im erſten Augenblick vor — tauſendſtimmiges Getöſe los. Es war ein Chor aus „Robert der Teufel." Das hölliſche Geſchrei dauerte eine volle Stunde, während welcher ich, Verwünſchungen ausſtoßend, wie ein Wahnſinniger im Zimmer herumlief, nur die Worte ausſtoßend: „Himmliſche Einſamkeit! hölliſcher Teufel!" —

Es wurde an die Thür gepocht, und mit einem vor Freude verklärten Angeſicht trat der Singmeiſter in's Zimmer mit dem Ausruf: „O himmliſcher Mayerbeer! o göttlicher Teufel!" —

„Wie? (polterte ich ihm entgegen.) Ich wollte, Ihr himmliſcher Mayerbeer wäre noch ungeboren und Sie ſammt ihren hölliſchen Geiſtern wären in ſtumme Fiſche verwandelt! Sie haben mich belogen, Sie verſprachen mir die tiefſte Stille, und nun — —"

„Verzeihung! (ſagte der Betroffene.) Ich habe Sie nicht belogen; erſt ſeit geſtern hat mir der Theaterdirektor die Abrichtung ſeines Chorperſonales übertragen. Sie werden nun ſelbſt einſehen, daß ich ein ſo einträgliches Geſchäft nicht zurückweiſen konnte." —

Ich. Und Sie werden wohl auch einſehen, daß Ihre Teufelschöre mich bald dahin brächten, im Chore der Engel mitzuſingen. Sie müſſen Ihre unterirdiſchen Hymnen wieder aufgeben, oder —

Er. Lieber zehn Zimmerherren, als dieſes herrliche Geſchäft!

Ich. So ſind wir geſchiedene Leute. Ich ſuche mir ſogleich eine andere Wohnung.

Er. Fahre hin, unharmoniſche Seele!

Der Choriphäus ſprach dieſe Worte mit Verachtung, kehrte mir den Rücken zu, und ging brummend zur Thür hinaus.

Nach einer Stunde brachte mir mein Schneider den neuen Gehrock. Ich klagte dem Gefühlvollen meine Leiden. Er äußerte unverholen ſeinen Widerwillen gegen die ganze Tonkunſt, und trug mir ein Miethzimmer in ſeiner eigenen Wohnung mit der Verſicherung an, daß dem Geſang und allen muſikaliſchen Inſtrumenten der Eintritt bei ihm verſagt ſei.

Wir wurden ſogleich einig, und ich bezog ſchon am nächſten Morgen meine neue Wohnung in dem Augenblicke, als ein Dämonengetöſe, meine Schritte beflügelnd, mich aus der alten hinaustrieb.

Drei ſtille Tage in der Schneiderwohnung flogen mir dahin wie drei Stunden. Ich dichtete und ſchrieb ohne Unterbrechung.

»Immer ſchwarz und immer naß
Ging's aus meinem Tintenfaß.«

Leider aber war's im Buche des Schickſals beſchloſſen, daß auf dieſe drei Tage des Entzückens drei Tage der Verzweiflung folgen ſollten. Die Gattin des Herrn Schneidermeiſters kehrte am vierten Tage von einer kleinen Luſtreiſe zurück, und kam mit nicht weniger als eilf unſchuldigen, kerngeſunden Kindlein im Hauſe an, den ſüßen Früchten einer geſegneten, glücklichen Ehe. Die ganze Brut ſchien Pocken, Maſern, Scharlachausſchlag, Bräune und alle übrigen Kinderkrankheiten nur deshalb ſo gut überſtanden zu haben, um jetzt, wie ein Heer von Höllengeiſtern, über mich und meine Ruhe herzufallen und die Stille von der Erde zu verſcheuchen. Das Schreien, Weinen, Poltern, Heulen, Winſeln und Kreiſchen nebſt dem gällenden Naſengeſange der Ammen und Wärterinnen nahm kein Ende. Die unglückſeligen kleinen Kreaturen ſchienen ganz ſchlaflos zu ſein; ſie machten gar keinen Unterſchied zwiſchen Tag und Nacht. Mund und Füße der Schneider-Nachkommenſchaft blieben in ewiger Thätigkeit. Ein Kind quickte mit einer hölzernen Trompete, das andere ließ einen Kukuk ſchreien, das Dritte ſchlug die Trommel, zwei Andere balgten ſich, Eines fiel und heulte, ein Anderes fuhr mit einem raſenden Wagen herum u. ſ. w. In Mitte der lärmenden Unholde ſaß die Schneidermutter, und Thränen der Freude quollen über die Wangen der Glücklichen. Dann geſellte ſich der Schneidervater zu der Schneidermutter, und flüſterte den Schneidergeſellen lächelnd zu: „O die kleinen Engel!“

Ich arbeitete an einem Gedichte: „Der Glücksſtern;“ aber mein Unglücksſtern brachte mich dahin, die erſten Blätter wieder zu zerreißen, und ich ſchrieb dafür ein Gedicht, betitelt: „Der Unſtern;“ bald nachher ein anderes: „Der bethlehemitiſche Kindermord,“ voll der gräßlichſten Schilderungen. Die Verzweiflung hatte mir den Stoff und die kannibaliſche Begeiſterung gegeben, die Verzweiflung lieh mir auch die grellſten Farben dazu. Bei einem Lobgedicht auf den Geſang der Nachtigall wurde ich ſo verwirrt, daß ich mit einer Humoreske auf die Gänſe endigte. Vergebens that ich mir zwei lange Tage hindurch übermenſchliche Gewalt an; meine unerhörte Geduld hatte nur die traurige Folge, daß ein Theil des wilden Heeres mit täglich zunehmender Keckheit ſogar in mein Zimmer ſtürmte, aus dem ich in dieſem Augenblick wie ein Hirſch dem Bereiche der Parforce-Jagd entfloh, mit meinen in Eile zuſammengerafften Manuſkripten und Büchern zum Schneidermeiſter rannte, ihm den Miethzins auf den Tiſch legte, und das Haus verließ.

*

Ein Zettel an einem Hausthore in der nächſten Gaſſe verkündigte, daß im dritten Stockwerk eine Wohnung zu vermiethen ſei. Ich ſtieg die Wendeltreppe hinauf, klingelte, und ein ehrwürdiges Mädchen zwiſchen ſechzig und ſiebzig Jahren öffnete die Thür. Ich beſah das Zimmer; es gefiel mir. Meine erſte Frage war: Ob die Vermietherin Kinder habe? — Sie erwiederte, zart erröthend: „Weder jetzt, noch zu hoffen!“ —

„Keine Kinder?“ rief ich entzückt; „Gott ſei Dank!“ Der Handel wurde ſogleich abgeſchloſſen, und eh' eine Viertelſtunde verfloſſen war, nahm ich meine neue Wohnung in Beſitz, mit dem erfreulichen Bewußtſein, daß im Nebenzimmer ein alter, ſchweigſamer, ſchwächlicher Hageſtolz wohne, der, wie die Quartier-Inhaberin mich verſicherte, nicht nur ein Feind vom Reden, ſondern auch ein Menſchenfeind ſei. Es blieb mir alſo nichts zu wünſchen übrig. Welche glückliche Lage, ganz dazu geſchaffen, um Lorbeern und Honorar im Überfluſſe zu erwerben! Ich ſetzte mich ſogleich an den Schreibtiſch, dem ich Überglücklicher es nicht übel nahm, daß ihm der vierte Fuß mangelte, durchblätterte meine Plane zu künftigen Werken, nahm einen derſelben aus dem Hefte heraus, und fing, nach kurzem Nachſinnen, friſch zu ſchreiben an. Gedanken und Bilder ſtrömten mir zu, wie die Wellen eines Fluſſes. Ich mochte ungefähr zwei Stunden geſchrieben haben, als ein plötzliches Gekreiſch mir beinahe das Trommelfell zerſprengte.

Einige ſchmetternde, ungeheuer falſche Töne eines Waldhorns, das Lieblings-Inſtrument des alten, ſchweigſamen, ſchwächlichen Nachbars Hageſtolz, ſie waren es, die mir, wie die Poſaune des jüngſten Gerichtes dem Sünder, plötzliches Entſetzen durch alle Glieder jagten. Indem ich aufſprang, entdeckte ich erſt jetzt eine vorher nicht bemerkte Thür, welche ehmals die Gemeinſchaft zwiſchen beiden Gemächern unterhalten hatte. In meiner Verzweiflung kam mir aber doch der etwas beruhigende Gedanke, daß der alte Junggeſell zu ſchwächlich ſei, um ſeinen Athem lange auf dieſe Blaſe-Virtuoſität vergeuden zu können; ich beſchloß daher, das Ende der Höllenmuſik, welches bald erfolgen müſſe, ruhig abzuwarten. Und ſiehe da! es trat wirklich nach wenigen Minuten eine Pauſe ein. Ich ergriff, in der Meinung, den Sturm überſtanden zu haben, die Feder, um an meinem Gedichte: „Die Äolsharfe", weiter zu arbeiten; ich hatte aber kaum ein paar Dutzend Verſe geſchrieben, als eine neue Horn-Exploſion losbrach. Ich ergab mich in mein Schickſal, legte die Feder weg, und ſaß, an den Nägeln kauend, eine Viertelſtunde, während mir die herrlichſten Gedanken, wie die Vögel aus einem Käfig, entwiſchten.

Fünfzehn Minuten waren in das Meer der Ewigkeit gefloſſen, und — das Horn ſchwieg. Wer war glücklicher als ich! Stürmiſch vor Freude, ſtieß ich die Feder ſo gewaltig auf den Boden des Tintenfaſſes, daß ſie aus dem ſchwarzen Meere als Mohrin mit verbogener Spitze herauskam, und das erſte Wort, welches ich ſchreiben wollte, ein großer Klecks wurde. Als ich das verunglückte Wort zum zweitenmal ſchrieb, erſcholl der furchtbare Ton des Schreckhorns wieder, ein Ton, der mir das Mark in den Gebeinen erſchütterte, ein Ton, der die Todten in den Gräbern erwecken konnte.

In demſelben Augenblicke ſetzte der Horniſt ab, und ſagte: „Iſt das Duett fertig?“ — Die Stimme des Hausherrn erwiederte: „Ja — und wie!“ —

Sogleich fingen zwei Waldhörner, ſtatt des einen, zu toben an. Eine Art von Wahnſinn ergriff mich. Ich ſprang wie ein Beutelthier im Zimmer herum, und die Geiſter der von den Horniſten ermordeten poetiſchen Gedanken wirbelten wie ein Hexentanz in meinem Kopfe. Die Geldſtücke des verlorenen Honorars ſprühten mir wie Höllenflammen entgegen, und die eingebüßten Lorbeern träuften von Blut.

Ich gedachte mit naſſen Augen des Spruches: „**Non habemus civitatem permanentem**“ *), ging nach geendigtem Duett in das Zimmer der hölliſchen Virtuoſen, legte, ohne ein Wort dabei zu ſprechen, den Miethzins in die untere Höhle der Öffnung eines dieſer Satans-Inſtrumente hinein, ſagte mit feierlicher Betonung: „Hier iſt meines Bleibens nicht!“ und ſchritt feierlich zur Thüre hinaus.

◆

Während ich mehrere Gaſſen durchwanderte, um eine neue Wohnung zu ſuchen, riß mich mein Mißmuth in den tollen Irrthum, daß Muſik und Kindergeſchrei Eines und dasſelbe ſeien. Ich beſchloß alſo, bei der nächſten Zimmermiethe die unerläßliche Bedingung zu ſetzen, daß weder ein Kind noch ein Muſikus ſich im Hauſe befinden dürfe. Der Gedanke, daß ich bei meinen beſchränkten Vermögensumſtänden ſchon zweimal das Miethgeld für einen ganzen Monat gezahlt hatte, wo ich das Zimmer doch nur wenige Tage oder Stunden bewohnte, war die Eſſigmutter der widrigſten Empfindungen; denn wie wenig Urſache ich hatte, das Geld hinauszuwerfen, geht ſchon daraus hervor, daß ich vor Kurzem an meine Mutter einen ſehr zärtlichen Brief geſchrieben hatte, worin ich ſie bat, mir neun Hemden zu ſchicken, weil der Anſtand es fordere, wenigſtens ein volles Dutzend zu haben.

---

*) »Wir haben keine bleibende Stätte.«

Nachdem ich mehrere Miethzimmer beſehen hatte, welche die erwähnten Friedensbedingungen nicht erfüllten, ſtand ich wieder vor einem Hausthore, an dem ein Zettel klebte, der mir ſagte, daß hier ein ſchönes, lichtes Zimmer mit ſeparatem Eingang, nur für Herren, zu vermiethen ſei. Ich ſtieg drei Treppen aufwärts, beſah das Zimmer, und der Vermiether, ein ſolider Mann, gab mir ſein Ehrenwort, daß in dem ganzen Hauſe weder ein Kind noch ein muſikaliſches Inſtrument zu finden ſei. Wer war glücklicher als ich! Nach einer Stunde ſaß ich ſchon in meiner neuen Wohnung.

Der Vermiether bewillkommte mich mit freundlichem Ernſt, und bat um die einzige Gefälligkeit, mich ſehr ruhig zu verhalten, denn ſein Haus ſei der wahre Tempel des Schweigens; nicht einmal das Nagen einer Maus oder eines Holzwurms ſei hier zu vernehmen. Der Hausherr erklärte mir, daß er nur dem Geiſt lebe, das heißt, daß er ein Schriftſteller ſei. Ich erwiederte, daß ich zu ſeiner Fahne geſchworen habe. Er gab mir den Bruderkuß, und nannte ſeinen Namen, der mich aber befremdete, da ich ihn weder in einem Journale genannt, noch je auf dem Titelblatt eines Werkes gefunden hatte.

Zwei Tage verfloßen; ich ſchrieb ohne Aufhören. Die beſchriebenen Bogen häuften ſich, und ein Heer von Leichnamen ſtumpfer Federkiele lag auf dem Tiſche.

Am Morgen des dritten Tages meiner glücklichen Einſamkeit ſaß ich eben beim Frühſtück, als ſittſam und leiſe an die Zimmerthür gepocht wurde. Und ſiehe da! Herein trat, das Geſicht zu einem freundlich grinſenden Lächeln verzerrt, mit vielen Kratzfüßen, mein Quartierherr. Er hielt unterm linken Arme ein Packet Schriften. Bei dem Rückenkrümmen und Kratzfüßeln entſchlüpfte dem Tragenden das Papier und fiel klatſchend zu Boden. Hatte mich ſchon das Getöſe erſchreckt, ſo erſchrak ich noch mehr, als ich die Menge des, ach! beſchriebenen Papiers erblickte. Herr Schmid, ſo hieß der Mann, ließ ſich durch den kleinen Unfall nicht im Geringſten aus ſeiner philoſophiſchen Gemüthsruhe bringen, ſondern hob, meine Beihilfe zurückweiſend, die Papiere ſorgſam auf, und ſagte mit dem ihm eigenen ſtereotypen Lächeln und mit dem Ausdruck unverkennbarer väterlicher Zärtlichkeit: „Ihr loſen Schelme! Ihr ungerathenen Kinder! Ihr kleinen Mohren, auf ſchneeweißem Linnenzeug ruhend! Ihr Geiſter in Lumpenhülle! Wollt ihr eurem Vater, dem Archimagus, entlaufen, eh' ihr noch mündig ſeid, um in den Mund aller Welt zu kommen?“ —

Während dieſer Rede ſtand ich unbeweglich wie eine

Bildſäule, indem ich aus jenen entſetzlichen Phraſen erkannte, daß der gefallene Papierkoloß aus einer Quantität von Manuſkripten beſtehe, welche höchſt wahrſcheinlich beſtimmt ſeien, mir entweder vorgeleſen oder zur Beurtheilung vorgelegt zu werden. Ich hatte mich, leider! nicht getäuſcht!

Mit einer bitterſüßlichen Miſchung von ſtolzem Selbſtgefühl und demüthiger Beſcheidenheit legte Herr Schmid ſeine Manuſkripte auf den Tiſch und ſagte mit dem ihm eigenen ſtereotypen Lächeln: „Erlauben Sie mir gefälligſt, Ihnen einige von einem gewiſſen Ignazius Aloiſius Schmid geſchmiedete Kleinigkeiten zur unparteiiſchen Beurtheilung vorzulegen. Es ſind nur winzige Verſuche, deren keiner mehr als drei bis vier Bändchen in Taſchenformat einnimmt. Schriftſteller müſſen einander ja wechſelſeitig Beiſtand leiſten. Es geht ja nichts über die Harmonie der Geiſter.“ —

Ich wurde bleich wie die mich umgebenden kreideweißen Zimmerwände, nickte ſchweigend mit dem Kopfe, wie die marmorne Statue des ermordeten Comthurs in Mozarts Don Juan, und ließ den Herrn Schmid gewähren. Der Menſch zankt und lärmt, wenn ihm der Bediente eine Lieblings-Kaffehſchale zerſchlägt, aber er verſtummt und erſtarrt, wenn das Erdbeben tauſend Häuſer zertrümmert.

Und nun fing denn Herr Schmid an, mich zuerſt mit den Titeln der Manuſkripte bekannt zu machen, wobei er mich verſicherte, es gebe kein Fach im philoſophiſchen, hiſtoriſchen und poetiſchen Gebiete, in dem er ſich nicht ſchon, mit mehr oder weniger Glück verſucht habe. Das erſte Manuſkript führte den Titel: „Hiſtoriſch-politiſches Weltpanorama aller Völker und Zeiten, nebſt vorſündflutlichen Fernblicken und Viſionen der Zukunft." — Das zweite: „Weltſchmerz eines Zerriſſenen; Lyriſche Ergüſſe." — Das Dritte: „Die wilden Menſchen und die zahmen Thiere; humoriſtiſche Parallelen." — Das vierte: Theorie der unentdeckten Wiſſenſchaften." — Das fünfte: Lebensglut und Todeswuth; tragiſche Trilogie." — Das ſechſte: „Die weinenden Jahrhunderte; ein Luſtſpiel zum Todtlachen." — Das ſiebente: „Der Krieg der Elephanten und der Mücken; ſatyriſche Didaskalie." — Das achte: „Meſſing, Blei, Glasſcherben; ein kritiſches Quodlibet." —

Ich erklärte, daß leider ein dringendes Geſchäft es mir für den Augenblick unmöglich mache, der intereſſanten Vorleſung beizuwohnen; wolle er mir aber etwa eines der ſchätzbaren Manuſkripte vertrauen, ſo — —

„Alle, alle!" rief er freudig. „Machen Sie mir aber nur das einzige Vergnügen, ſich ein paar Vorreden leſen zu laſſen, die von Tiefſinn und Humor ſprudeln. Sie enthalten, gewiſſermaßen die Quinteſſenz von jedem meiner Werke." —

Ich ließ es mir, meine Geduld auf die Folter ſpannend, gefallen. Als ich ſtatt zwei Vorreden ſchon deren vier verſchluckt hatte, wollte ich haſtig aufſtehen; er drückte mich aber mit ſanfter Gewalt auf den Stuhl zurück und bat, nur der Inhaltsanzeige gütigſt einige Minuten zu ſchenken. Ich ergab mich mit beiſpielloſer Reſignazion in den Willen des Schickſals. Die chaotiſchen Inhaltsmaſſen waren überſtanden, ich wollte abermal aufſtehen; er hielt mich abermal feſt: „Nur die erſten Blätter meiner kühnen Theorie der unentdeckten Wiſſenſchaften und ein paar gräßlicher, grauenerregender Sodoma- und Gomorrha-Szenen, worin das tragiſche Element in ſeiner höchſten Stärke waltet, belieben Sie noch anzuhören. —

Und ich ergab mich abermals in den Willen des Schickſals. Als auch dieſer bittere Kelch geleert war, ſagte er: „Nur ein paar Gläschen von den vulkaniſchen Strömen meiner lyriſchen Ergüſſe müſſen Sie noch genießen, dann ſollen Sie von dem Quälgeiſte befreit ſein.“ —

Ich ſtand auf, mit der Verſicherung, daß ich keine Minute mehr zu verlieren habe. Indem er nun einige Schritte zurücktrat, bemächtigte ich mich des verlaſſenen Terrains und ſchritt der Thüre zu, um mich aus meinem eigenen Zimmer zu flüchten, in dem ich vom Feinde blockirt wurde. Er vertrat mir aber bittend und beſchwörend den Weg und hielt mich an den Rockknöpfen mit beiden Händen feſt. Die Verzweiflung gab mir Muth und Kräfte, und indem er eben ein Gedicht zu deklamiren anfing, ſprang ich, alle Knöpfe verwünſchend, mit den Worten: „Verſe, Herr Schmid, wer ſchmiedet ſie nicht?“ blitzſchnell zur Thüre hinaus, leider ach! mit dem Verluſt zweier Knöpfe, die in den Händen des Feindes zurückblieben.

Als ich das Freie gewonnen hatte, und glücklich um die Straßenecke gekommen war, blieb ich, erſchöpft und athemlos ſtehen, und überdachte alle die unzähligen Leiden, die wie eine Schar von Geiern über mich hergefallen waren. Wehmuth umdüſterte meine tiefbetrübte Seele, und ich ſagte mit lauter Stimme: „Bin ich denn verurtheilt, die Ruhe hienieden nur in einer einzigen Wohnung — im ſtillen, kühlen, engen, dunkeln, düſtern, kalten Grabe zu finden?" — Die Bilder der erduldeten Leiden zogen wie ſchwarze Wolken durch meine Fantaſie. Ich ſah mich, wie einen Schiffbrüchigen auf dem ſtürmiſchen Meere der kleinen Schneider-Kakodämonen; ich hörte das Gebrülle der Chorſänger, echter Höllengeiſter meiner gefolterten armen Seele; ich fühlte in allen meinen Nerven das gräßliche Kreiſchen und Schmettern der tartarea tromba, welche Torquato Taſſo die Sataniden als Virtuoſen ſpielen läßt; ich ſchauderte vor der Stentorſtimme, mit welcher der recitator acerbus mir ſeine opera omnia vorlas, ich glaubte die Poſaune des letzten Gerichtes und den Urtheilsſpruch ewiger Verdammniß zu vernehmen. Wo nun eine ruhige Wohnung finden? In den meilenlangen, pfadloſen Urwäldern Amerika's? In einer Wüſte des ſteinigen Arabiens? Auf einer unbewohnten öden Inſel?" —

Tauſend Ideen und Plane durchkreuzten mein Gehirn und wurden eben ſo ſchnell ergriffen als feſtgehalten. Aus dieſem Bildermeere tauchte endlich die Erinnerung an eine, im Schooße einer ſehr einſamen ſchönen Gegend liegende Abtei auf, die mir eine heilige Ruheſtätte gewähren würde, wo ich nicht nur einen Verein edler, würdiger und gelehrter Männer, ſondern auch einige meiner geliebteſten Jugendfreunde fände, die, vom Weltgetümmel abgeſchieden, der Welt durch Geiſt und ſittliche Würde mehr nützten, als die Weltmenſchen mit all' ihrem raſtloſen Umtrieben, ſelbſtiſchen

Plänen, prunkenden Empfindungen und bengaliſchem Geniefeuer.

Dabei blieb es. Ich kehrte nochmal in das verlaſſene Zimmer zurück, bezahlte dem Vielwiſſer den Miethzins, packte meine wenigen Habſeligkeiten zuſammen, und machte mich auf den Weg. Am Abend des nächſten Tages war die Fußreiſe geendigt. Die untergehende Sonne verweilte noch über einem waldigen Berggipfel; am Fuße des Berges ſtand die Abtei, und ich klingelnd vor der Pforte.

Der Pförtner, ein Greis mit langem grauem Haar, auf deſſen Geſichte ſich die Abendröthe der Natur mit dem Morgenrothe der Geſundheit vereinigte, empfing mich freundlich und geleitete mich unter zahlloſen Fragen über Dies und Jenes zu meinem älteſten Jugendfreunde, dem vortrefflichen Prieſter Honorius. Jahre waren verfloſſen ſeit unſerm letzten Beiſammenſein. Zuerſt welches unſichere beiderſeitige Anſtaunen! Endlich welcher Jubel des Erkennens! P. Honorius ſtellte mich dem Abte vor, einem Manne, deſſen edles Äußere feinen Anſtand mit Würde vereinigte, ſo wie in ſeinem Innern Geiſt und Herzlichkeit, Ernſt und Heiterkeit mit einander verſchmolzen. Er ließ mir ein ſchönes Gemach mit der Ausſicht in den Kloſtergarten anweiſen. Die tiefe Stille, die in dieſem Heiligthum des Friedens herrſchte, ward nur durch das leiſe Rauſchen eines Bächleins, durch das Summen ſchwärmender Käfer, durch den Geſang der hier eingebürgerten Vögel, und durch das trauliche Geflüſter in den luftigen Baumzweigen unterbrochen. Die geiſtlichen Bewohner der Abtei wetteiferten im gefälligſten Benehmen, beobachteten die zarteſte Aufmerkſamkeit, um mich in den Arbeitsſtunden nicht zu ſtören, und widmeten mir ihre, vom Kirchendienſte, und von den übrigen Berufsgeſchäften freien Stunden.

Und ſo hatte ich Glücklicher denn die ſo lange vergebens geſuchte Ruheſtätte gefunden! Nur Eines, nämlich das nicht ſelten erſchallende Geläute vieler großer und kleiner Glocken kam mir in den Stunden der Begeiſterung manchmal ungelegen. Da aber dieſe Störung auch die einzige war, und ein harmoniſches Glockengeläute, obſchon es bei längerer Dauer etwas Betäubendes hat, doch, im Ganzen genommen, durch das Feierliche und Erhebende dieſer Himmelsklänge auf mich einen angenehmen Eindruck machte, ſo wurde ich mit dem wiederholten Läuten dieſer Himmelsſtimmen bald ſo befreundet, daß ſie meine gute Stimmung ſogar ſteigerten.

Aber ach! Menſchliche Leiden währen gewöhnlich lange, deſto flüchtiger ſind aber unſere Freuden. Das Schwere ſenkt ſich und laſtet auf dem Boden; das Leichte wird von einem Lüftchen emporgehoben und fortgetragen. So mußte das Unerwartetſte geſchehen; eine neue Konſtellation mußte am politiſchen Himmel eintreten, um einen Sturm herbeizuführen und mich dem Hafen der Ruhe zu entreißen.

Ein Krieg brach aus. Truppenmärſche begannen, und wollten kein Ende nehmen; Einquartierungen über Einquartierungen! Selbſt die Abtei blieb nicht verſchont. Die Söhne des Mars füllten alle Straßen und Häuſer. Säbelſcheiden-Geklirre, Trommeln und Trompeten, Wagengeraſſel, Kommandeworte, und Pferdegewieher füllte die Luft. In allen Gängen, Sälen und Zellen wimmelte es von luſtigen, laut redenden, lärmenden Kriegern. Die guten Mönche bewirtheten ihre bewaffneten Gäſte, ſo gut ſie es vermochten, konnten aber, ungeachtet ihrer zuvorkommenden Bereitwilligkeit, manchen Ungenügſamen nicht befriedigen. Sie mußten ſich ſelbſt Ruhe und Bequemlichkeit verſagen, wofür ſie oft nicht einmal den traurigen Troſt fanden, ihre dargebrachten Opfer erkannt zu ſehen, denn was ſie auch leiſteten, es galt nur für Schuldigkeit.

Ich ſelbſt glich einem aus ſeinem dunkeln Gebüſche aufgeſcheuchten Vogel. Am dritten Tage dieſer militäriſchen Herrſchaft ging ich zum Abte. Er erſchrack über meine verſtörten Mienen. Ich dankte ihm für ſeine gütige Aufnahme, ſagte ihm, daß ich es in dieſem ruheloſen wilden Getümmel nicht länger auszuhalten vermöge, nahm von ihm und den geiſtlichen Freunden Abſchied, und verließ innigſt gerührt die heiligen Hallen, in deren ſtillen Räumen ich ſo glücklich war.

Ich wanderte nun mehrere Stunden nach einander über Stock und Stein, ohne Ruh' und Raſt, wie der ewige Jude, ohne irgend ein beſtimmtes Ziel vor mir zu haben. Schon ging die Sonne, von mir beneidet, zur Ruhe; die Erde wurde immer ſtiller, die Stimme des Unmuths in mir immer lauter. Ich erſtieg einen Berg, von deſſen Gipfel ich ein kleines, von waldigen Hügeln umgebenes Thal erblickte, welches von aller Welt abgeſchieden zu ſein ſchien. Die lezten Strahlen der untergehenden Sonne woben einen goldenen Schleier um die einſame Gegend, und indem die Farbenpracht der Erdenblumen in der Dämmerung allmälig erloſch, erglühten am Abendhimmel die vielfarbigſten Wolken, wie Ätherblumen ſchimmernd. Dabei herrſchte ringsumher eine ſo tiefe Stille, daß ich jeden meiner Schritte, ſelbſt das leiſeſte Geſäuſel in den Gebüſchen hörte, an deren Blätter ich im Vorbeigehen ſtreifte.

In der Mitte des Thales ragte, auf einer Terraſſe ſtehend, ein freundliches Landhaus empor. Um ein Obdach für die Nacht zu erhalten, verließ ich meine Höhe. Waren die Bewohner des Landhauſes ſo freundlich wie das Äußere deſſelben, ſo konnten ſie mir eine gütige Aufnahme nicht verſagen. Mit Tagesanbruch wollte ich dann wieder den Wanderſtab ergreifen; wohin? Das wußte ich ſelbſt nicht.

Unter ſolchen Gedanken kam ich an den Bereich der Villa. Im Vorgärtchen ging ein Mann, eine Gießkanne in jeder Hand, auf und nieder, einen Staubregen über die Blumenbeete ſtrömend. Ich fragte, wer der Beſitzer dieſes Hauſes ſei, und ob ich hoffen dürfte, eine Nacht hier beherbergt zu werden. Der Mann antwortete mir, daß er meinen Wunſch der Eigenthümerin ſogleich melden wolle, und ging hinein.

Eine Eigenthümerin alſo? Das klang romantiſch. Nebſtdem durfte ich auch einen ruhigen Aufenthalt erwarten, da man die Frauen die Stillen im Lande zu nennen pflegt, obſchon ſie deshalb nicht immer auch die

Stillen in ihren Häuſern ſind, wo ſie im Gegentheil oft ſehr laut werden, wenn z. B. die Göttin der Zwietracht, oder des Eigenſinnes, oder der übeln Laune, oder der Rechthaberei u. ſ. w. ihre Fackel, oder ihren Szepter, oder ihre Geißel ſchwingt.

Der Gärtner kam mit der erwünſchten Nachricht zurück, daß die gnädige Frau mir Obdach und Bewirthung nicht nur für dieſe Nacht, ſondern auch für ein paar Tage mit Vergnügen gewähren wolle, ſie ſelbſt könne mich aber heute nicht empfangen, da ſie ſich ſchon zur Ruhe begeben habe. Das Wort Ruhe machte auf mich einen ſehr angenehmen Eindruck, und ich erfreute mich theils an dem Gedanken, daß man hier einen Werth auf die Ruhe, folglich auch auf die Stille lege, theils an der Bemerkung, daß der Gärtner eine günſtige Perſonal-Beſchreibung von mir geliefert und die Dame dieſelbe gut aufgenommen haben müſſe. Geht Alles gut, dachte ich mir, ſo kannſt du vielleicht hier im Schooße der Einſamkeit einige glückliche Tage zubringen, einige Romanzen und Novellen an's Licht fördern, und dann wieder den Wanderſtab ergreifen, nachdem du der holden Beſitzerin dieſer holden Einſiedelei die jüngſten Kinder deiner Laune vorgeleſen, ihren zärtlichen Dank dafür geerntet haſt, und ihre Segenswünſche für die ſchönen Stunden dich begleiten.

Ich fragte den Gärtner mit einiger Theilnahme, ob die Gnädige etwa unpäßlich ſei?

„O Himmel!“ erwiederte er, „Sie iſt mehr als unhäßlich, ſie iſt krank an Leib und Seele, ſo blaß und ſo ſchön, ſo leidend und doch ſo gut! O Sie werden in ihr einen unglücklichen Engel erblicken! Die Ärmſte! Sie iſt eine ungeheure Freundin der ſchönen Natur, und kann, leider, nicht das Geringſte von der ſchönen Natur ertragen. Die Morgenluft iſt ihr zu kühl, die Abendluft zu feucht; der Sonnenaufgang thut ihren Augen weh; der Sonnenuntergang macht ſie melancholiſch, und im Mondſchein weint ſie. Die Blumengerüche betäuben ſie, die Bäche ſind ihr zu naß, die Berge zu hoch, die Ebenen zu einförmig, die Wälder zu dunkel und traurig. Der Winter iſt ihr zu kalt, der Sommer zu heiß, das Frühjahr zu unſtät, der Herbſt zu neblig. Die arme Frau! Ein wahres Unglück! Was iſt da zu thun? Wir weinen oft Alle mit ihr, wie die Kinder.“ —

Der Gärtner führte mich Bedauernden in das mir beſtimmte Zimmer. Ich dachte ein halbes Stündchen über die intereſſante, kranke, blaſſe, ſchöne Trauergeſtalt nach, genoß das mir aufgeſetzte Abendmahl mit dem beſten Appetit, legte mich in einem angenehmen Taumel zu Bette, und ſchlief ununterbrochen bis in den Spätmorgen.

Als ich kaum gekleidet war, erſchien der Gärtner, und lud mich ein, mit der gnädigen Frau zu frühſtücken. „Dieſes“ ſagte er, „wäre zwar eigentlich das Geſchäft der Jungfer Zofe; ſie konnt' es aber nicht über's Herz bringen, das Zimmer eines Mannes mit einer Einladung zu betreten. Überdies hatte ſie auch alle Hände voll zu thun.“ —

Auf meine Frage, womit ſie denn gar ſo ſehr beſchäftigt ſei, erwiederte er, ſatyriſch lächelnd: „Mit dem Nichtsthun. Eigentlich hat ſie aber doch ſehr viel zu thun, indem ſie ſich den ganzen Tag ſchämt. Sieht man ſie an, ſo ſchämt ſie ſich, daß man ſie anſieht; ſieht man ſie nicht an, ſo ſchämt ſie ſich, daß man ſie nicht anſieht. Sagt man ihr eine Schönheit, ſo ſchämt ſie ſich über die Schönheit; ſagt man nichts, ſo ſchämt ſie ſich über die Vernachläſſigung. Hat ſie ſtarken Appetit, ſo ſchämt ſie ſich, daß ſie ſo viel ißt, richtet man eine Frage an ſie, ſo möchte ſie vor Scham vergehen. Soll ſie einen Auftrag an eine dritte Perſon beſorgen, ſo kann ſie ſich dabei zu Tode ſchämen. Lacht ſie, ſo ſchämt ſie ſich, gelacht zu haben. Soll ſie eine Ware feilſchen, ſo will ſie vor Scham vergehen, wenn ſie einen Groſchen weniger bietet. Kurz! Sie ſteht auf und ſchämt ſich; ſie ißt, und ſchämt ſich; geht und ſchämt ſich gehend; ſitzt und ſchämt ſich ſitzend; ſchämt ſich vor Männern, Frauen und Kindern, vor dem Hahn und der Henne, bis ſie voll Scham zu Bette geht und voll Scham wieder erwacht. So iſt unſere ſchamhafte Jungfer Zofe beſchaffen, auf deren Wangen das ewige Krebs- und Morgenroth der allerjungfräulichſten Schamhaftigkeit glüht. Es iſt ein wahres Unglück für Jeden, der mit dieſer verſchämteſten aller Zofen den ganzen Tag zu thun hat, denn man weiß nicht, was man mit ihr anfangen ſoll, bis man endlich ſelbſt anfängt, ſich zu ſchämen.“ —

Ich mußte herzlich lachen über den Mann, der ſich in Charakterſchilderungen ſo wohl gefiel, und folgte ihm auf eine Gartenterraſſe, auf welcher der Kaffehtiſch unter einem offenen Zelte ſtand. Auf einem Ruhebette prangte Fräulein Iſabella, in halb ſitzender, halb liegender Stellung. Einen Fliegenwedel von Pfauenfedern ſchwingend, ſtand neben ihr die Zofe, die, als ſie mich kaum erblickt hatte; ſich alſogleich zu ſchämen anfing, bis in den Hals erröthete, und die Augen zur Erde, ja beinahe in die Erde ſenkte.

Je röther aber die Zofe erglühte, deſto unbefangener verharrte die Gebieterin in ihrer gewöhnlichen Bläſſe, indem ſie meinen Gruß mit freundlicher Unbefangenheit erwiederte und meinen Dank ablehnte. Ich muß geſtehen, daß ich über dem Anblick dieſes eben ſo anmuthigen als intereſſanten Weſens die Zofe und ihre Röthe, den charakteriſirenden Gärtner und das ganze Landhaus vergaß, und den blauen Himmel nur in ihren himmelblauen Augen ſah. Iſabella war eines jener Weſen, die jeder Menſch von Gemüth und Fantaſie ſchon früher geſehen oder gekannt zu haben glaubt, wenn er ſie auch nie gekannt, nie geſehen hat. Es gibt ja Menſchen, mit denen wir uns bei dem erſten Blick oder Wort ſo befreunden, als ob wir ſie ſchon von jeher gekannt hätten und nur einige Zeit von ihnen entfernt geweſen wären.

Iſabella's edle Züge, ihre ſeelenvollen Augen und ihr offenes, zutrauliches Benehmen, ja ſelbſt der Wohlklang ihrer echt italieniſchen Bruſtſtimme, drangen mir in das Innerſte. Ich bemerkte auch, daß es ihr recht angenehm war, auf mich einen ſolchen Eindruck zu machen. Ein elektriſcher

Funke ſchien in mein Herz gefahren zu ſein, und wir bemühten uns nicht, unſer wechſelſeitiges Wohlgefallen zu verbergen. Ich erzählte ihr mein ganzes Leben und Streben; ſie äußerte dabei die innigſte Theilname, wie an den Schickſalen eines nach Jahren zurückgekehrten Bruders, der ihr ſeine Reiſeabenteuer erzählte.

Am nächſten Tage war mir's, als hätte ich ſchon geraume Zeit in dieſem Aufenthalte mit Iſabella verlebt. Am dritten Tage fühlte ich, daß es mir ſchmerzlich fallen würde, von dieſem Orte und ſeiner ſchönen Beſitzerin zu ſcheiden. So verfloßen mir einige eben ſo ſtille als glückliche Tage. Wir theilten uns wechſelſeitig alle Leiden und Freuden unſers Lebens mit. Unſere Gedanken und Gefühle, Geſinnungen und Anſichten harmonirten im Größten wie im Kleinſten; es blieb uns kaum ein Zweifel übrig, daß wir für einander geſchaffen ſeien und ohne einander nicht leben könnten. Endlich faßte ich den Entſchluß, Iſabellen alles dieſes offenherzig zu erklären, und ſie auch um offenherzige Mittheilung ihres Entſchluſſes zu bitten; denn ich erkannte deutlich, daß wir, reich an Liebe, hier auch irdiſche Reichthümer ſammeln müßten, indem nicht nur unſere einfache Lebensweiſe wenige Bedürfniſſe haben würde, ſondern auch Iſabella mit zeitlichen Gütern ziemlich geſegnet ſei, und meine in der ungeſtörten Stille dieſer glücklichen Siedelei höchſt fruchtbare Muſe mir jährlich keine unbedeutende Honorar-Ernte in's Haus bringen müſſe. Sollte irgend etwas unſer Friedensreich ſtören, ſo könnten es nur neugierige

Fremde ſein, die hieher kamen, um den berühmten Dichter in ſeinem verborgenen Paradieſe aufzuſuchen.

Schon erſchien über dieſem Reſultat meiner Nachtgedanken der Morgen in ſeinem roſafarbenen Gallakleide. Ich trat an's Fenſter und überdachte noch einmal, was ich Iſabellen ſagen wollte. In dieſem Augenblicke erſcholl das hohe A einer weiblichen Stimme mit einer bewundernswürdigen Tragung des Tones. Eine Kadenz von zwei Oktaven folgte nach. Der Ton drang mir in die Seele; alle Nerven bebten wie von einem elektriſchen Schlag. Der Landmann kann nicht betäubter daſtehen, wenn ein Donnerkeil vom Himmel fällt, und ſein Haus plötzlich flammenhell auflodert.

Woher dieſer durchdringende Ton von ſo entſetzlicher Schönheit? — Ach leider aus — Iſabellens Kehle! Aus der Kehle der ſtillen Göttin des entzückenden Friedensreiches. Ich glaube, der Tod ſelber, wenn er mir als ſcheuſalartiges Gerippe erſchienen wäre, ja, der furchtbare Poſaunenton des jüngſten Gerichtes hätte mich nicht ſo erſchreckt, als dieſer Ton.

Als ich mich etwas erholt hatte und zur Beſinnung kam, ſagte ich, von einem Fieberſchauer ergriffen, zu mir ſelbſt: „Dieſer Ton — von ihr? Sie alſo, die ſtille Friedensgöttin, eine raſende Bravour-Sängerin? Dann gute Nacht, Ruhe! Auch von hier biſt du verbannt! Lebt wohl, ihr Felder und ihr Berge!

Unglücklicher! Ergreife Deinen Pilgerſtab und wandere hin!“ —

Ich ging ernſt und langſam nach Iſabellens Zimmer, öffnete leiſe die Thür, und ein Meer von Rouladen ſtürzte mir entgegen. Ich blieb wie verſteinert auf der Schwelle ſtehen und ließ eine ganze italieniſche Bravour-Arie gleich einer todesſchwangeren Gewitterwolke über meinem Haupte dahinbrauſen. Meine Augen blieben ſtarr auf die Sängerin geheftet, deren Antlitz, ſonſt voll himmliſcher Anmuth, in der jetzigen Anſtrengung aller Muskeln die häßliche Larve einer Furie zu ſein ſchien.

Die Arie war geendigt. Iſabella erblickte mich und lächelte freundlich, weil ſie glaubte, ich ſtände hier vor Entzücken ſo unbeweglich. Sie winkte mir und ſagte: „Freund! Vernehmen Sie, daß heute mein ſehnlichſter Wunſch in Erfüllung gegangen iſt.“

Nun erzählte ſie mir, daß ſie heute früh das Dekret als erſte Kammerſängerin des Herzogs von * erhalten habe, daß ſie ſich unendlich freue, aus der unerträglich langweiligen Einſamkeit der ſogenannten ſchönen aber lebloſen Natur in das Paradies der lebenden Naturen überzutreten, und daß ſie, wie eine Nachtigall nach dem ſtarren Todesſchlafe des Winters, jetzt zum Frühling ihres Daſeins erwache, ihre Stimme, die Seele der Seele, verſucht und glücklich wiedergefunden habe. Ihr Ton ſei noch immer ſo rein, ſo ſicher und ſo metallreich, wie er es vor zwei Jahren war, da ſie als Opernſängerin Tauſende raſend gemacht und das Theater in die

Gefahr gebracht habe, von dem Sturme des Beifallklatſchens einzuſtürzen.

In dieſem Augenblicke war meine Liebe zu Iſabellen ſo erloſchen, wie ein im Freien brennendes Johannisfeuer, auf welches ein Wolkenbruch herabſtürzt. Die ſchöne Sängerin ſchien mir, nachdem der Zauber gelöst war, wie vom böſen Geiſte beſeſſen zu ſein. Sie wiederholte die unglückſelige Bravour-Arie, um mein Urtheil über ihre Stimme und ihren muſikaliſchen Vortrag zu hören. Mein Urtheil? das heißt ſo viel als: meinen Beifall. Als die Arie geendigt war, befand ich Unglücklicher mich in der traurigen Nothwendigkeit, die Verhaßte loben und über ihre Freude erfreut ſein zu müſſen.

Ich verließ ſie, ſobald ich es ohne Unhöflichkeit thun konnte, zog mich in die Einſamkeit einer Grotte zurück und dachte, während die verſchämte Zofe jetzt lärmend und vor Freude beinahe unverſchämt wild umherſprang, darüber nach, unter welchem Vorwande ich mich am ſchicklichſten aus dem verlornen Paradieſe entfernen könnte. Endlich ward ich mit mir einig. Ich machte einen Spaziergang in das nächſt gelegene Städtchen, kam zurück und brachte einen von mir an mich eigenhändig geſchriebenen Brief mit, des Inhalts, daß die gefährliche Krankheit eines nahen Verwandten mir gebiete, an ſein wahrſcheinliches Todesbett zu eilen. Die Nachricht von meiner plötzlichen Abreiſe machte auf Iſabellen einen ſehr unangenehmen Eindruck. Sie gab ihre Einwilligung dazu nur unter der Bedingung, daß ich längſtens am vierten Tage wieder zurückkehre, und bot die ganze Macht ihrer Liebenswürdigkeit auf, um mich willfährig zu machen. Endlich rückte ſie ſogar mit dem Geſtändniſſe heraus, es ſei ihr ſehnlichſter Wunſch, daß ich mit ihr an den Hof des Herzogs reiſe und als entfernter Verwandter in ihrer Nähe bleibe, nach drei Jahren ſei ihr Kontrakt zu Ende, und wir zögen dann wieder in das Elyſium der Einſamkeit zurück, um nur uns ſelbſt zu leben.

So viel Gewicht ſie auf dieſen Antrag legte, eben ſo leicht wies ich ihn zurück, unter tauſend glücklich erfundenen Entſchuldigungsgründen. Alles, was ſie von mir erhielt, war das Einzige, daß ich noch einen Tag blieb, und ſie dann nach der herzoglichen Reſidenz begleitete, jedoch nicht weiter als bis an das Stadtthor, wo ich mich zu einem zärtlichen Abſchied zwang, und auf einem begrasten Fußſteige nach dem nahe liegenden Walde eilte.

---

Wie wohl ward mir um's Herz, als ich mich hier wieder allein und in ungeſtörter Stille fand. In einer herzoglichen Meierei erfriſchte ich mich, nahm Lebensmittel zu mir, und drang tiefer in den Wald hinein, feſt entſchloſſen, dieſes Heiligthum der Ruhe nicht ſobald wieder zu verlaſſen. Der Pächter der Meierei gab mir einen Jungen mit, der mir die Viktualien in einem Korbe trug. Wir waren kaum eine Stunde lang gegangen, als wir ein halbverfallenes, ſogenanntes Tirolerhaus erblickten. Mein Führer erzählte mir, daß dieſes Haus dem Herzog gehöre, jetzt aber weder bewohnt noch beſucht werde. Das war mir genug. Ich beſchenkte den verabſchiedeten Führer, beſchloß hier auf längere Zeit meine Reſidenz aufzuſchlagen, ſetzte mich unter einen alten Eichenbaum, nahm meine Lebensmittel und hielt meinen feierlichen Einzug in das Tirolerhaus. Es ſtand auf einer kleinen Anhöhe, von Akazien und Lindenbäumen umgeben. Aus einem Fels ſprang ein klarer Quell hervor. In einem mit mehreren noch ziemlich wohl erhaltenen Geräthſchaften verſehenen Zimmer fand ich auch ein Lager von Stroh und Blättern, mit Kotzen bedeckt, eine Nachtlampe, eine Öhlflaſche und einiges Geſchirr. Welche Schätze! und wie aus den Wolken gefallen! Ein deutlicher Fingerzeig Gottes, daß hier meines Bleibens ſei!

Schreibmaterialien hatte ich, wie immer, bei mir. Welche Menge von Geiſteskindern konnte ich hier an's Licht fördern, und zwar unter einem intereſſanten, romantiſchen Namen, wie z. B. von Robert dem Einſiedler, oder von Hugo, dem Sohne des Forſtes, Klänge aus dem grünen Friedensreich, Waldeinſamkeit u. ſ. w.

Ich befand mich in meinem Tirolerhauſe ſo glücklich wie ein Tiroler, der glücklich iſt, und ſo einſam wie ein Einſiedler. Ich war hier zugleich der Dichter und ſein leſendes Publikum, Wirth und Gaſt, Herr und Diener. Ich ſchlief auf meinem Lager von Stroh und Blättern ganz köſtlich. Der Genuß von Milch und Waſſer machte mir ein leichtes, ruhiges Blut, und die Verdauung war herrlich, denn ich hatte eh' zu wenig als zu viel gegeſſen.

Die Morgenröthe ſchimmerte freundlich durch das kleine Fenſter herein, und ſchmückte die Holzwände des niedern Zimmers mit Purpurtapeten. Ich ſprang auf, eilte hinaus, und rannte freudetrunken durch die Gebüſche. In dem Augenblicke erſcholl der mir ſehr verhaßte Klang mehrerer Waldhörner; darein miſchte ſich ein verworrenes Getöſe von Hundegebell, Pferdegewieher und Menſchenſtimmen. O Himmel, eine Parforce-Jagd! Alle Hirſche im Walde erſchraken, ich ſelbſt noch mehr als alle Hirſche. Wo aus, wo ein? Das wüthende Heer kam immer näher, an ſeiner Spitze ritt der Herzog, neben ihm — ich erkannte ſie deutlich, meine entzauberte Iſabella! Zwei flüchtige Hirſche flogen an mir vorüber über Stock und Stein; ich hinter den Hirſchen drein, als wäre ich ſelbſt ein Hirſch. Zum Glücke entdeckte ich eine Grotte, keuchend wie die gehetzten Hirſche, ſprang ich hinein, und warf mich faſt athemlos auf den moosbewachſenen Boden. „Alſo auch hier keine dauerhafte Ruhe? Mein Gott! iſt ſie denn nirgends auf Erden zu finden?"

So ſprach ich halblaut zu mir ſelbſt, und ergoß mich in wehmüthige Klagen, ohne daß ich es wagte zu entſcheiden, wer unglücklicher ſei, ich oder die Hirſche? —

Die wilde Jagd entfernte ſich, das Getümmel verlor ſich. Ich ſtand auf, und ſchlich behutſam nach meinem Zirlerhauſe. Ach! welches neue Entſetzen ergriff mich! Ein fürchterlicher Lärmen ſcholl mir aus dem Häuschen entgegen.

Die Jagdgeſellſchaft nahm hier das Frühſtück ein. Gläſerklang, Vivat- und Hurrahgeſchrei, Jagdlieder und Fanfaren tobten durch einander. Ich floh wie ein ſcheues Reh. Als ich Abends wiederkam, war Alles leer und ſtille. Ich ſuchte vor Allem meine Manuſkripte, die ich auf dem Tiſche liegen ließ; ſie lagen jetzt — nicht ganz unverletzt, in einem Winkel. Auf dem Tiſche ſtand dafür eine nicht unangenehme Erſcheinung: ein Paar volle Weinflaſchen und eine Kalbskeule. Da ich dieſen Tag, ein ſchmales Frühſtück ausgenommen, nichts gegeſſen, Flucht und Angſt aber meinen Appetit ſehr geſchärft hatte, warf ich mich mit Heißhunger über die Kalbskeule her.

Indem ich ein Bein, gierig nagend, an den Mund hielt, fühlte ich mich plötzlich von rückwärts ergriffen. Eine unſichtbare Hand ſchüttelte mich gewaltig und ſchleuderte mich einige Schritte weit. Ich fiel taumelnd zu Boden, und erblickte nun einen rieſenhaften Kerl mit verwilderten Mienen. Ein ſchwarzer Backenbart umgab das verbrannte Geſicht wie ein dichtes Gebüſch. Dieſe Räubergeſtalt rief mir mit einer Donnerſtimme zu: „Beſtie! wer hat Dir erlaubt, Dich meiner Wohnung zu bemächtigen und das zu verſchlingen, was mir gehört? Willſt Du fliehen, borſtiger Eber? oder ſoll ich Dir den Fänger in die Seite ſtoßen?“ — Mit dieſen Worten zog der Waldmenſch ein Waidmeſſer aus dem Ledergürtel, und machte Miene, ſeine Drohung in's Werk zu ſetzen.

Wer war ſchneller als ich! Ich raffte mich vom Boden auf, bat um die einzige Gnade, meine Manuſkripte mit mir nehmen zu dürfen, und als mir die Bitte mit ſtummen Kopfnicken gewährt wurde, fing ich an, wie ein Krebs rückwärts zur Thüre hinauszukriechen. Der Wilde folgte ſchweigend mit dem Waidmeſſer, welches er mir entgegen hielt, als wolle er mich wie einen Eber anrennen laſſen. Als er endlich in das Haus zurückging, floh ich aus dem Reiche der Stille und des Friedens ſo ſchnell, als ob ich Flügel an den Füßen hätte. Ich habe nachher erfahren, daß der furchtbare Nimrod ein wahnſinniger Jäger war, der in dieſem Walde hauste. Und ſo wollte das Schickſal, daß ich menſchenſcheuer Menſch mit einem menſchenſcheuen Menſchen im einſamſten Schlupfwinkel zuſammentreffen mußte, um durch ihn aus meiner Einſamkeit vertrieben zu werden.

Indem ich mit langen Schritten den Wald durchzog, dachte und ſagte ich zu wiederholten Malen: „Nur bei den Todten wohnt die Ruhe!“ Ich mochte ein paar Stunden gegangen ſein, als der Wald ſich endlich öffnete, und eine fruchtbare, freundliche Ebene, mit Äckern, Wieſen und Dörfern bedeckt, vor mir lag. Ich ging ſchnell und erreichte nach einer halben Stunde ein Dorf, welches eine ſehr anmuthige Lage zwiſchen Fruchtgärten, Kartoffel- und Maisfeldern hatte. Einige hundert Schritte vor dem Dörfchen lächelte mir der Friedhof entgegen, einer der ſchönſten und freundlichſten Friedhöfe, die ich je geſehen hatte. Der Name Friedhof mahnte mich an meine im Walde wiederholte Redensart: „Nur bei den Todten wohnt die Ruhe!“ —

Ich ſtand ſtille und labte mich an meinen Lieblingsgedanken von Ruhe und Stille. Ein Greis mit ſchneeweißem Haupthaare trat mir grüßend entgegen; ich fragte ihn, wem jenes niedliche Häuschen an dem Gebüſche von jungen Akazien und wilden Roſengeſträuchen gehöre. Er ſagte mir, dieſes Haus gehöre ſein und er ſei der Todtengräber des Ortes, jetzt acht und ſiebenzig Jahre alt; mit dem erreichten achtzigſten Lebensjahre ſei er geſonnen, ſich unter *ſeinen* Todten in den Ruheſtand zu ſetzen.

„Ich kann wohl mit Recht ſagen," fuhr er fort, „unter *meinen* Todten, denn Alle, die hier ruhen, habe *ich* zur Erde beſtattet. Der letzte Pfarrer ließ dieſen Friedhof auf ſeine Koſten vor acht und fünfzig Jahren herſtellen, und gab mir das Amt des Todtengräbers, welches ſchon mein Vater und Großvater verwaltet hatte. In vierzehn Tagen iſt die Hochzeit meiner Tochter. Hab' ich mein achtzigſtes Jahr erreicht, ſo übergebe ich dem Schwiegerſohne, der jetzt mein Gehilfe iſt, meine Stelle und mein altes Haus, und beziehe das hübſche neue dort, welches ihm nach meinem Tode gleichfalls zufällt, unter der Bedingung, daß er mich eigenhändig zur Erde beſtattet, meiner Tochter aber bis zum letzten Athemzuge gut und treu bleibt. — Es iſt ſchon ſpät; wollen Sie bei mir übernachten? Sie ſind mir herzlich willkommen; ich kann Sie bewirthen, wie ſich's gehört."

Ich nahm die freundliche Einladung mit Vergnügen an. Der herzensgute Greis führte mich durch die Hügelreihen und hölzernen Kreuze des ſtillen, im Abendroth ſchimmernden und blumenreichen Friedhofes in ſein etwas düſteres altes Haus, an deſſen Eingang die Tochter uns begrüßte. Auf meine Frage, ob ſie in dieſem Aufenthalte der Melancholie nicht manchmal ſelbſt ſchwermüthig werde, antwortete ſie: „Keineswegs! Ich bin im Gegentheile ſo heiter wie mein Vater und mein Verlobter. Wenn man mit dem Tode vertraut iſt, lernt man erſt das Leben recht kennen, ſchätzen und gebrauchen! Die auf den Grabſteinen befindliche Inſchrift: „Heute mir, morgen dir! heute roth, morgen todt!“ lehrt uns ſtets an das Leben und an den Tod, an uns ſelbſt und an unſeren Nächſten, an die Gegenwart und an die Zukunft denken. Auf dieſem Friedhofe bin ich geboren, auf dieſem Friedhofe habe ich froh und glücklich gelebt, auf dieſem Friedhofe hoff' ich, wenn Gott will, bei den Meinigen zu ruhen, um mit ihnen aufzuwachen am Tage des jüngſten Gerichtes!“ —

Nach einem Stündchen kam auch der künftige Schwiegerſohn, ein ſtiller, freundlicher Jüngling, von Gott reichlich begabt mit einem reinen Herzen und geſundem Verſtande. Er liebte das Mädchen innig, und ehrte den greiſen Vater.

Die Leute gewannen mich herzlich lieb. Ich verlebte bei ihnen einige Wochen zufrieden und glücklich: aber auch hier ſollte die unerläßliche Bedingniß meines Glückes nicht von Dauer ſein. Ein rauher, naſſer, nebeliger Herbſt trat ein, und brachte ein bösartiges Fieber mit ſich, welches, einer Seuche gleich, wüthete, und viele Menſchen i'ns Grab riß.

Leichenbegängniſſe über Leichenbegängniſſe! Auch der greiſe Todtengräber ward ein Opfer der Krankheit, und vom Schwiegerſohn zu den von ihm Begrabenen gebettet.

Ich zog von hinnen und wiederholte im Gehen: „Auch bei den Todten wohnt die Ruhe nicht!“ —

Die

# vier Temperamente

in den

# vier Jahreszeiten.

Humoreske.

# Im Frühling.

## Phlegmatiker

So haben wir das Frühjahr wieder!
Lauf der Natur! Nu — mir iſt's recht.
Die Sonne ſcheint vom Himmelsgiebel
Wohlmeinend nieder.
Die Blüten duften auch nicht übel;
Man fühlt den Weſt gleichſam poetiſch wehen.
Die Vöglein ſingen gar nicht ſchlecht;
Das Bächlein läßt ſich wohl geſchehen,
Wenn ihm die bunten Blümlein lachen.
Das wird ſich noch recht artig machen!
Ja ſelbſt der Unken Lamentabel
Hört ſich im Ganzen ganz paſſabel.
Nu, nu! Jetzt ſind die guten Zeiten
Für Liebesangelegenheiten.
Im Mond, den man vom Lenze nennt,
Führt Liebe ja das Regiment
Durch die ganze Weſenleiter.

So wandl' ich denn gemächlich weiter!
Begegnet mir auf meiner Tour
Etwa ein hübſches Mädchen heut,
Sprech' ich mit ihr von der Natur —
Vielleicht nicht ohne Zärtlichkeit!

## Choleriker.

Hölliſches Gezücht der Mücken!
Wie ſie ſauſen, ſtechen, zwicken!
Ein Frühlingsregen muß die Keime wecken, —
Da bleibt man nun im Sumpfe ſtecken!
Geziefer wimmelt rings im Graſe;
Kaum findet man zum Ausruh'n Platz.
Der Baum ſchnellt Blüten auf die Naſe;
Den Herrn vom Hauſe ſpielt der Spatz,
Und alle Vögel ſchrei'n wie toll.
Das wirbelt, gakert, ſchreit zuſammen, —
Schweigt doch einmal in's Teufels Namen!
Die Fröſche quaken kanibaliſch,
Die Herden brüllen animaliſch;
Ach, üb'rall herrſcht die Thierwelt vor,
Füllt hier das Thal, fliegt dort empor.
Bleibt mir mit der Natur vom Leib'
Und mit der Frühlingsluſtbarkeit!
Ringsum nur Ungemach!
Man iſt des Lebens ſicher kaum.
Hier ſtößt der Kopf an einen Baum,
Dort watet man durch einen Bach;

Hier grinst ein Bauer wie ein Faun,
Dort ſpringt ein Hund hervor vom Zaun:
Und um das Unheil zu vollenden,
Begegnen Einem überall,
Zärtlich mit verſchlung'nen Händen,
Die Verliebten ohne Zahl,
Seufzen, ſchmachten, drücken,
Küſſen,
Und zerfließen
In Entzücken,
Während von der andern Seite
Bleiche, grämlich ſieche Leute,
Lebend'ge Leichen,
Mit Krügen voll Geſundheitswäſſern
Wie Schnecken an den Zäunen ſchleichen,
Um nun in einem Frühling auszubeſſern,
Was eine jahrelange Saat
Von Übeln hundertfach getragen hat.
Bleibt mir mit der Natur vom Leib
Und mit der Frühlingsluſtbarkeit!

---

## Melancholiker.

Wie vom Tod erwacht nun die Natur
Geſchmückt mit ihrem Feierkleide.
Wozu? Ihr glänzendſtes Geſchmeide
Deckt und hüllt nur der Zerſtörung Spur.
Blüten, kaum entknoſpt, raubt Windesflügel,
Blumen übertünchen Gräberhügel.

Mit der Mordluſt lechzendem Verlangen
Lauern unter Veilchen gift'ge Schlangen.
Schaurig ſaust der Hain im Blätterwehen,
Daß ſein Schmuck, ſobald, ach! muß vergehen!
Bange ſeufzt des Haines Sängerin,
Daß ſo ſchnell die Liebe ſoll verglüh'n,
Und der Bach im Silberkleid
Zeigt des Lebens Flüchtigkeit.
In der Vögel hellen Luſtgeſang
Tönt, wie nächtlicher Geſpenſterchor,
Schwermuthvoller Unken dumpfer Klang
Aus der Heide düſterm Nebelmoor.
Ach! wozu die holde Frühlingspracht?
Bald wird des Sommers tolle Sonnenglut,
Bald wird der Herbſt mit ſeiner Stürme Wuth
Sengen, brennen, wie mit Feu'r und Schwert
Menſch des Menſchen Hab' und Gut zerſtört.
Schönes ſoll hienieden nicht beſtehen,
Flüchtig muß die Luſt vorübergehen,
Wie des Weſtes Flügel,
Wie ein Bild im Waſſerſpiegel.
Seht den Schmetterling! Wie bunt er gaukelt!
Wie der Schwärmer ſich auf Roſen ſchaukelt!
Schmetterling, noch heut ſo ſchön geſtaltet,
Biſt zum Wurme morgen ſchon veraltet,
Und die Blume, heut' dein Luſtgelag,
Iſt dein Grab am nächſten Tag!

Dir gleicht der Menſch, ſein Leben und ſein Glück;
Auch ſie zerſtört ein Augenblick.
Zu den Gräbern ihrer Lieben geh'n
Die Verlaß'nen weinend nun hinaus,
Und mit ſchmerzlichſüßem Troſte pflücken
Junge Blumen ſie zu Kranz und Strauß,
Klagend auszuſchmücken
Das dunkle Haus.

## Sanguiniker.

Willkommen ſei,
O lieber Mai,
Du ſüßer, holder Menſchenfreund!
Lauten Schalles
Jubelt Alles,
Und ich juble mit vereint.
Im roſigen Licht
Glänzt jedes Geſicht;
Zum Blumenſpiel
Wird jedes Gefühl.
Wer trüb und bang geweſen,
Muß nun durch Luſt geneſen,
Die freundlichſte Hore
Der Lebens-Aurore
Entzündet mit himmliſchem Strahl,
Was ſchlief und was ſtarrte, mit Einem Mal.
O Frühling, du Blühender,
Freuden-Erglühender,

Jubelreich-Tönender,
Alles-Verſchönender!
Schlug je eine Stunde
Mir Dornen in's Herz, —
Geheilt iſt die Wunde,
Vergeſſen der Schmerz!
Ich fühle jetzt nur das Entzücken
Der Tauſend von Stimmen und Blicken;
Ich ſchwebe wie der Käfer hin
Mit federleichtem Sinn;
Dem blinkenden Bach
Eil' ich nach,
Und flieg' empor
Mit dem Lerchenchor
Im Morgenſchein.
Die Blumen, die Blüten,
Sie alle ſind mein!
Die Welt wird mein eigen
Mit Einem Blick!
Wer könnte wohl ſchweigen
Bei ſo viel Glück?
Ja, Freunde, ja, ſegnet und preist
Den guten Geiſt,
Der ringsum waltet
Und Alles geſtaltet,
Er, deſſen milde Kraft
So ſchön das Schönſte ſchafft!
Äugelein licht,

Roſengeſicht
Sind ſein Bild
Froh und mild.
Sanft iſt die Kühle nun, ſanft auch die Glut;
Es liebt ſich im Frühling noch einmal ſo gut.
Freund und Freundin freue
Sich der Himmelsbläue,
Und was ſonſt nicht reizend ſchien,
Wird es nun im Frühlingsgrün.
Das Leben iſt ſchön, die Menſchen ſind gut;
O habt nur zum Leben und Lieben den Muth!
In Gottes Armen die Welt ja ruht;
Es ſchuf ſein: „Werde!“
Im Frühling die Erde. —
Drum mag auch ſo Manches ſo Manchen gefallen,
Ich rufe doch immer vor Allen:
Willkommen ſei,
Du lieber Mai!

# Im Sommer.

## Phlegmatiker.

Ein Sommermorgen, das iſt wahr,
Bleibt doch die ſchönſte Zeit im Jahr;
Nur kaprizire man ſich nicht,
Um drei Uhr früh ſchon aufzuſteh'n,

Den Sonnenaufgang anzuſeh'n.
Ei, Sonn' iſt Sonn', und Licht bleibt Licht,
Und zeigt ſich ſpäter auch noch ſchön.
Mir ſcheint, es iſt heut ziemlich heiß.
Sie ächzen, lechzen, lamentiren,
Ach, daß ſich Gott erbarm'!
Ich find' es allerdings wohl warm,
Von glüh'nder Hitze aber weiß
Ich wahrlich nichts zu peroriren.
Und wär's auch wirklich noch ſo heiß,
Man muß es leiden doch, und ſchweigen,
Denn Brand und Hitze ſind einmal
Dem Sommer eigen;
Das Beſte ſelbſt hat ſeine Qual!
Ei, ſieh! wie hübſch ſteht das Getreide!
Da hat der Landmann ſeine Freude.
Nu, mich freut's auch; da wird das Brot
Wohl größer, Dank ſei Gott!
Der Hafer ſcheint von beſter Art;
Die Menge wird ihn wohlfeil machen;
Da mögen Pferd und Fuhrmann lachen.
Die Gerſte auch mit ihrem Bart
Verſpricht gar herrliches Gedeih'n;
Da kann uns gutes Bier erfreu'n.
Das Obſt geräth auch gar nicht ſchlecht,
Wohlſchmeckend, viel und vielerlei;
Gar gute Sache für die Kinder!
Und dann — das köſtlich fette Heu,

Wie gute Nahrung für die Rinder!
Ja, ja, der Sommer iſt ſchon recht!
Die Blumen blühen überall,
Bedecken Wieſe, Berg und Thal.
Zwar finde ich das ganze Blumenweſen
Gar leichte Ware, wie's Gedichteleſen.
Mitunter iſt es wohl ergetzlich,
Doch treiben's Manche damit gar entſetzlich.
Die Blümlein riechen gut, das iſt wohl wahr,
Doch ſchwärmt ja Mancher wie ein Narr,
Erblickt er Roſen, Lilien, Veilchen.
Was iſt's denn auch? Ein kleines Weilchen, —
Da ſind ſie welk, der Spaß iſt gar.
    Nun wird es angenehm!
Die Sonne läßt ſich kaum mehr ſehen,
Und kühle Abendlüfte wehen.
Ich will nun ganz bequem
Bis an den Fuß des Hügels gehen:
Da ſtreck' ich meine Glieder
Auf ſammetweiches Gras
Im Wirthshausgärtchen nieder
Und trinke mein beſcheidnes Glas. —
    Doch halt! Was ſeh' ich denn da oben?
Hui! Wölklein haben ſich erhoben
Und ziehen vor die Sonn' ein Gitter.
Potztauſend! Das gibt ein Gewitter.
Proſit! Ich trolle mich nach Haus,
Und trink' mein Glas im Trocknen aus.

## Choleriker.

Das iſt nicht auszuſteh'n!
Das ganze Zimmer
Um ſechs Uhr ſchon voll Sonnenſchimmer,
Und eine Hitze zum Vergeh'n!
O wär's doch nur ſchon wieder Nacht!
Allein, was hat man auch von ihr? Sie macht
Die Erde dunkel wohl und ſtill,
Doch nimmer kühl.
So iſt denn nichts zu hoffen!
Der Schwefelpfuhl ſteht offen.
Sechs Gläſer Limonade trank ich im Flug,
Drei Gläſer Mandelmilch auf einen Zug,
Drei Gläſer Waſſer und noch mehr,
Und immer dürſtet mich noch ſehr.
Mir ſiedet das Blut,
Ich bin ganz Glut;
Es brennt mein Kopf, mein Haus,
Der Wald, das Feld,
Die ganze Welt!
Das Fenſter auf! Ich halt's nicht aus.
Da ſehe man den Gräuel nun!
Wie Alles lechzt, wie Alles glüht!
Wie Alles ringsum Funken ſprüht!
Der Mühlbach ausgetrocknet auf den Grund!
Kein Vogel regt ſich ringsumher,
Die Fiſche kochen

In Fluß und Meer,
Und jeder Hund'
Mit keuchender Lunge,
Sperrt auf den Mund.
Die ſchönſten Mädchen, von Hitze gequält,
Sind kaum zu kennen, ja ganz entſtellt.
Seht, wie die Adern ſtrotzen!
Seht, wie die Augen glotzen!
Bleich das Geſicht, und alle Locken hängen
In aufgelöſten Längen. —
Die Schnitter liegen auf den Garben,
Die ſelbſt mit dürren Häuptern darben!
Und wie betrübt die Bäume ſteh'n!
Das Gras, wie gelb, ach, kaum zu ſeh'n!
Geht nicht der Sommer bald zum Teufel,
So kommt die Peſt noch ohne Zweifel. —
Da heißt's: „Auf's Land hinaus!"
Was hat man da? Man heckt zu Hauſ'
Und brütet immer
Den langen Tag im Zimmer,
Und ſtatt der Blumen im Garten
Sieht man — Spielkarten.
Was hat man von der ſchönen Zeit?
Ich wollt', ſie wäre hundert Meilen weit!
Dank ſei dem Himmel! Endlich ſinkt
Die Sonne, und der Abendſtern
Kommt aus der Fern',
Und blinkt und winkt.

Leb' wohl nun, Stadt und Haus!
Ich muß hinaus.
O herrlicher Duft!
Erquickende Luft!
Wie neu belebt,
Sich Alles hebt!
Nun friſch im Lauf
Den Hügel hinauf!
O himmliſche Gegend! O welcher Genuß!
Doch wie? Was fällt mir da auf die Hand?
Verwünſcht! Ein Regen, und bald ein Guß!
Blitz und Donner, Schlag auf Schlag!
Du allerliebſter Sommertag!
Das iſt doch zum Verzweifeln!
Erſt dorrt man wie ein Häring aus,
Kommt dann, wie ein Stockfiſch gewäſſert, nach Haus.

## Melancholiker.

Wie Viele werden ſeufzen, klagen,
In dieſen ſonnenhellen Tagen!
Doppelt ſchwer fällt Jedem, der nun fröhnen muß,
Seine Laſt; ja ſchwer fällt jetzt ſelbſt der Genuß
Von Allem, was den Menſchen ſonſt erfreut.
Dem Leiden iſt, was lebt, geweiht!
Blumen ſenken ihre Häupter, zart und jung,
Ähren fallen von der Senſe Schwung.
Überall des Leidens Bild
Auf der Wieſ' und im Gefild!

So wird der alte Fluch erfüllt:
Spät und früh
Arbeiten ſie
Im Schweiße ihres Angeſichts,
Und ernten nichts,
Und häufen Garben,
Um zu darben.
Der Bach mit ſeinen Fluten
Verſiegt vor Sonnengluten.
Des armen Wandrers Zunge klebt
Am Gaumen; lechzend hebt
Er den Blick zum Himmel auf.
Dort ſcheint es, blinkt ein Quell
Silberhell;
Der Wand'rer flügelt ſeinen Lauf,
Strengt ſeine letzten Kräfte an,
Der labenden Erquickerin zu nah'n.
Doch ach! wie ſchmerzlich ſieht er ſich betrogen!
Ein weißer, trockner Stein,
Beglänzt vom falſchen Sonnenſchein,
Hat ihn, den Schmachtenden, betrogen.
Unglücklicher! Du leideſt nicht allein.
Schon ſeh' ich, wie auf glüh'nden Schwingen,
Den Qualm der Peſt andringen;
Schon ſinkt die Nacht,
Der Donner kracht,
Des Himmels Todesfeuer ſtürzt herab,
Schlägt, wo es trifft, ein Grab.

Zerſtörend heult der Sturm;
Paläſte lodern auf in Flammen,
Und fallen, Hütten gleich, zuſammen;
Es ſtürzt der Thurm,
Zum Kirchhof wird des Dorfes Wüſte.
Das Brautpaar, das ſich kaum noch küßte,
Es ruht nun flammenwarm
Arm in Arm;
Verbrannte Blumen ſind ihr Hochzeitskranz.
Zum Todtentanz
Leuchten aus der dunkeln Ferne
Hoch über greller Glut die Sterne. —
Doch ſiehe! Was träum' ich denn von Noth und Tod?
Die Erde jauchzt, am Himmel lacht
Das roſenlichte Abendroth, —
In meiner Seele nur iſt's Nacht!

## Sanguiniker.

Schon küßt des Morgens Purpurmund
Den Himmel, daß er, hoch entglüht,
Im Feuerbund
Der Erde neues Leben ſprüht.
Hell leuchtend wacht das Entzücken auf;
Das Reich der Töne,
Der Farben Schöne,
Beginnt den harmoniſchen Lauf,
Und freudig entfalten
Sich Huldgeſtalten,

Auf Erden und im blauen
Himmel herrlich anzuſchauen. —
Hinaus in's Freie!
Zuerſt Gebet und Weihe,
Dann Genuß und Freude!
Willkommen, des Himmels Rubinenglanz!
Willkommen, o Erde, im Blumenkranz!
Willkommen, ihr tönigen Vögel,
Willkommen, ihr ſpielenden Quellen!
Ich grüße euch alle,
Will froh mich zu euch geſellen,
Voll innigen Dankes die Bruſt,
Mit euch zu theilen die Luſt. —
Noch flattert kühl
Der Lüfte leiſes Spiel;
Erquickend iſt ihr ſchmeichelndes Wehen.
Nun, Freunde, laßt uns hurtig gehen!
Man kommt in milder Früh
Leicht weit, man weiß nicht wie.
Brennt die Sonne heiß,
Dann ruhe unſer Fleiß,
Und wir ziehen
Aus dem Glühen
Uns gar bald
In den dunkeln Wald;
Da ſtärkt der kühle Schatten
Mit ſeinem Hauch die Matten.
Der Raſen wird uns Lager und Tiſch,

Muſik ertönt aus jedem Gebüſch.
Herbei, wer da will, zum Feſte!
Gevögel und Reh, und wem ſonſt es beliebt,
Ihr ſeid uns willkommene Gäſte,
Geladen zum Schmauſe, bewirthet, geliebt!
Dies Glas, im Namen Aller, dem guten Geiſt,
Dem All-Liebenden,
Den liebend jedes Weſen preist! —
Nun aber, Freunde, ſchaut einmal
Aus dem grünen Freudenſaal,
Da, wo ſich lichtet des Waldes Nacht,
Hinaus in der Landſchaft ſonnige Pracht!
Seht doch, wie die reiche Segensfülle
Ruht in feierlicher Mittagsſtille!
Seht, wie freudeglüh'nd die Sonne lacht!
Es regt ſich kein Vogel, es ſäuſelt kein Blatt;
Nur leiſe zirpt die Grille,
Als lebt' im heißen Sonnenſchein
Sie auf der weiten Welt allein.
Ein einziger Baum im ganzen Gefild
Streut ſeinen Schatten kühl und mild;
Um ihn verſammeln ſich dürſtend und matt,
Gar mannigfaltig gruppirt, die Schnitter.
Die einen ſitzen
Im hohen Gras,
Und ſingen zur Zither;
Die Andern lehnen und ſtützen
Den Rücken an den Baum,

Und wiederholen vom vorigen Jahr
Noch manchen alten Kirchweihſpaß,
Indeß der Eine ausgeſtreckt,
Da liegt in Schlaf und Traum,
Bis ihn ſein Mädchen, leiſe ſchleichend,
Und mit dem Strohhalm ihn erreichend,
An Ohr und Naſe kitzelnd weckt;
Er ſpringt empor; ſie lacht und flieht:
Er jagt ihr nach und Alles jagt ſich mit,
Und nimmt Partei
Für oder wider die Zwei.
Nun röthet ſich der kühle Abendhimmel,
Und ringsumher beginnt ein Luſtgetümmel:
Die Alten lachen, die Jungen jagen
Sich vor und neben dem Erntewagen,
Und überall klingen
Jauchzen und Singen.
Schon hüllt die Nacht
Den jubelnden Zug
Mit ihrem Dunkel,
Und ſieh! es erwacht
In leuchtendem Flug
Der Johanniskäfer Gefunkel,
Und ſchmückt der Mädchen Hüte
Mit glänzendem Geſchmeide,
Und prangt am flatternden Kleide.
Es freut ſich die Umglühte
Im Perlenflämmchen-Kranz;

Mit immer wechſelndem Glanz!
Die Kinder, jeder Täuſchung hold,
Halten den Schein für blankes Gold,
Und rauben einander, was keinem bleibt.
So flüchtig gaukelt der Stunden Tanz,
Wo Licht und Nacht und Luſt und Scherz ſich treibt.
O faſſet den Schimmer der Luſt, eh' die Flücht'ge verglommen!
Nun haben die Hütten
Die Glücklichen aufgenommen,
Sie ruh'n im Haus
Beim fröhlichen Schmaus.
Doch horch! Es war wohl hohe Zeit,
Daß ſie kamen unter's Dach.
Der Sturm wird wach;
Schlag auf Schlag, und Blitz auf Blitz
Kommt vom ſchwarzen Wolkenſitz.
Nun, Freunde, beginnet den Lauf!
In fröhlichen Häuſern nimmt man uns wohl auf.
Verzagt nicht, liebe Leute!
Euch bleibt gewiß der Ernte Segen.
O ſeht! ſchon fällt der Regen
In Strömen herab;
Er iſt des Ungewitters Grab.
O ſeht! Die Wolken flieh'n,
Die Sterne glüh'n
In hellem Chor,
Und hinter jenem ſchwarzen Flor
Guckt der Mond, wie freundlich! hervor.

Wie kühlig die Lüfte,
Wie ſtärkend die Düfte! —
Habt Dank, ihr Leutchen, für Dach und Fach!
Gott ſei mit euch und mit uns Allen!
Er thu' mit uns nach ſeinem Gefallen!
Dies Glas auf euer Wohl, ihr Guten!
Nun aber wollen wir uns ſputen,
Im Mondſchein ſingend nach Hauſe wallen!

# Im Herbſte.

## Phlegmatiker.

Wie hübſch die Nebel ſich zertheilen
Im Thal und auf den Höh'n!
Vermuthlich wird der Tag recht ſchön.
Nu Kutſcher, laß Dir Zeit!
Wir brauchen nicht zu eilen,
Kommen ja zum Weinleſ'-Feſte
Nur als müßige Gäſte.
Hörſt Du? Geigen, Schalmeien und Leier!
Wie das kratzt, und ſcharrt, und lärmt!
Wie das Völklein ſchwärmt
In Saus und Braus!
Da iſt die Freude nicht theuer,
An Trauben und Winzern ein Überfluß! —
Nu, Herr Gevatter, Gott zum Gruß!

Wie geht's denn? Gibt der Moſt recht aus?
Je mehr, je beſſer!
Nur nicht zu viel Trauben-Eſſer!
Frühling und Sommer ſind fürwahr —
Beid' in Ehren —
Ein ſchöner Theil im Jahr,
Doch mir gefällt der Herbſt noch beſſer.
Er mag uns gar ſo viel beſcheren,
Belohnt den langen Fleiß,
Iſt weder kalt noch heiß,
Recht eigentlich ſo angenehm
Und gar bequem. —
Nu, Kinder, laßt euch gut geſcheh'n,
Doch ſeid geſcheit,
Eßt Trauben da, ſo viel's euch freut,
Doch nicht zu viel, ſonſt wird der Magen
Den Mund beim Kopf verklagen.
Ein ſchönes Ding, das Traubenpflücken!
Allein das ſtete Bücken
Moleſtirt den Rücken. —
Ei, Herr Gevatter, ich geh' nun nach Hauſ',
Und ruh' ein Bischen aus,
Find' ich dann etwa Kompagnie,
So ſpielen wir wohl eine Partie
Noch vor dem Abendſchmaus;
Dann gute Nacht! Der Sandmann ruft
Heut' früher mich als ſonſt zu Bette:
Ich war viel in der freien Luft.
Da ſchlaf' ich mit Jedem in die Wette.

Ei, ei! Noch iſt's kaum grau,
Und ſchon Getöſ' in Wald und Au!
Pferdegewieher, Hundegebell,
Tief und hell!
Hörner ſchallen,
Schüſſe knallen,
Und Alles geht drunter und drüber,
Als bräch' der jüngſte Tag ſchon an.
Nu, eine Jagd bei ſchönem Wetter
Iſt nicht ſo übel, doch wär' mir's lieber,
Sie fing erſt an — etwa zwei Stunden ſpäter.
Mein'twegen, blaſ't und ſchreit,
So viel's euch freut!
Ich ſtelle mich, als hätte
Ich nichts gehört, und bleib' — im Bette.
Ha, wie das rennt und ruft,
Und knallt und pufft!
Piff! Paff! Nur immer zu!
Das bringt mich nicht aus meiner Ruh.
Werd' ich wieder wach,
So komm' ich nach. —
Der Weg war ziemlich weit!
Das Alles ſchon geſchoſſen heut?
Das heiß' ich wack're Schützen!
Solche Gäſte nützen.
Herr Graf! Ich gratulire.
Schöne Thiere!
Herrliche Beute!

Wack're Jägerleute!
Welch' ein Maſſaker!
Der ganze Acker
Voll Wägen! Welche Menge
Rephühner und Faſane!
Und himmelaufwärts ein Gedränge
Von ſchöngebälgten Haſen.
Die armen Thierlein — ſteif und ſtarr!
Ja, wer kann helfen? Es bleibt wahr:
Sterben müſſen Menſch und Thier!
Heute mir und morgen dir!
Das iſt nun ſo, und muß ſo bleiben,
Wir mögen, was wir wollen, treiben,
Drum fahr' ich nun, — die Jagd iſt aus —
In voller Ruh' nach Haus
Zum Wildpretſchmaus.

## Choleriker.

Verwünſchte Nebel ringsumher!
Wie dunkel Alles, die Luft ſo ſchwer!
Man kann's kaum erwarten, bis ſo ein Tag
Sich adjuſtiren mag. —
Dem Himmel ſei Dank! Nun wird's doch hell.
Kutſcher! Schläfſt du? Fahr' doch ſchnell!
Soll ich Dich, Schlingel, wecken!
Wir ſchleichen ja, wie die Schnecken!
Steig ab! Ich ſetz' mich ſelber auf;
Jetzt geht's einmal in vollem Lauf.

Hui da! Wie fliegt Alles vorbei!
Schon hört man das Winzergeſchrei;
Mitunter quickt die Leier gräulich,
Und Manche jauchzen gar abſcheulich.
Spitzbuben, ſchweigt! Mir gellt das Ohr
Von euerm Jubelchor.
Gebt mir zur Koſt
Vom heurigen Moſt!
Vortrefflich! Gebt her!
Nur mehr, nur mehr!
Vivat! Jetzt will ich euch ſagen,
Wer ich bin,
Will euch, Dirnen und Burſche, jagen
Da und dorthin;
Doch mit dem Vogelfang
Bleibt mir vom Leib!
Das ſchleicht ſo ſtill, das währt ſo lang;
Ein matter Zeitvertreib!
Hurrah! Huſſah!
Die Jagd kommt nah:
Das Horn erſchallt.
Fort zum Wald!
Zu Pferde, zu Pferde!
Es zitt're die Erde!
Nun, raſende Luſt,
Durchtobe die Bruſt!
Feuerröhre knallen,
Reh' und Hirſche fallen,

Der Eber tobt und ſchäumt:
Mit Blut beſäumt,
Trägt er ſchon tiefe Wunden,
Und kämpft doch grimmig mit den Hunden
Huſſah, hurrah!
Ein Bär kommt nah;
Mit Kugeln und Hunden
Treibt er ſein Spiel,
Unverwundbar wie Achill!
Laßt auf ihn los
Den ganzen Troß!
Schickt einen Hagelregen
Aus allen Büchſen ihm entgegen!
Da ſtürzt er, da liegt er in ſeinem Blut',
Und wälzt ſich, und wehrt ſich, und rast
Zu todt ſich ſelbſt in ſteigender Wuth.
Nun, Jäger, nun jubelt und blast!
Ein Götterfeſt! Ärgerlich, daß ſo geſchwind
Im Herbſt die Tage zu Ende ſind!

## Melancholiker.

Blätter fallen,
Die Menſchen ihnen gleich,
So geht es Allen;
Kurz iſt ihr Reich.
Wohin wir ſehen, —
Ein Bild vom Welken und Vergehen!

Der Herbſt ruft die Natur zum Todesfeſte:
Wir Menſchen ſind dabei die Leichengäſte.
Wie ſtumm die grauen Nebel ſchleichen!
Auf öder Flur kein Lebenszeichen!
Wo ſind die Blumen, die ſo freudig blühten?
Wo ſind die Früchte, die ſo lockend glühten?
Trauerſtille ringsumher!
Selbſt Echo ſpricht im kahlen Wald nicht mehr.
Des Todes Siegesmahl
Seh' ich überall.
Wo ſind ſie nun, die Starken alle?
Die Hochgeprieſ'nen mit Trompetenſchalle?
Die Holden in der Schönheit Vollgenuß?
Dahin, wie Blätter auf dem Fluß!
Die Glücklichſten ſind, gleich dem Waſſerfalle,
Auf dem des Regenbogens Farben ſchimmern,
Hinab zur Schlucht im nachtverhüllten Thale,
Wo ſie da liegen — Trümmer unter Trümmern!
Wo iſt ihr Stolz, ihr Ruhm, ihr Glück?
Erloſchen mit dem letzten Blick!
Gleich wie ein Held, —
(O karges Loos der Sterblichkeit!)
Vom Gipfel ſeiner Herrlichkeit
Im Siegeskampfe fällt,
Und wie ein Vater, deſſen letztes Stöhnen
Ein Kreis von blüh'nden Töchtern, edlen Söhnen,
An Lieb' und Schmerzen reich, umſtellt:
So geht in ſeiner Segensfülle ſchönſter Habe,

Das Jahr zu Grabe!
So wird der Tod, — Bandit und Heuchler, —
Aus Mordbegier des Lebens Schmeichler,
Und zeigt ſich in den ſchönſten Truggeſtalten,
Daß ſeine Macht noch ſich'rer möge walten,
Daß uns ſelbſt der Geſundheit Überfülle
Hinabſtürzt in des Grabes Stille.
Die Freude ſelbſt muß in anmuth'gen Auen
Dem Würger Tod ein Luſtſchloß bauen,
Und mit dem falſchen Glücke Hand in Hand
Zieht er umher, und löst des Lebens Band.
So danken wir denn Alles, was wir haben,
Den Todten! Sie, die nicht mehr ſind, ſie gaben,
Das Leben uns! In ferner Zeit
Erfanden ſie, was uns noch jetzt erfreut;
Was ſie errungen und vollbracht,
Genießen wir,
Und ihrer wird nicht mehr gedacht,
Selbſt wenn aus ihrem Staube hier
Des Lebens Frucht uns lacht, vom Tod
Uns wächſt das Brot!
Zum Lebensſchilde wird der Leichenſtein,
Zum Lebensmahle ruft das modernde Gebein!
Es ſchlug in dieſem Thränenthal noch keine Stunde,
Die nicht zugleich ſchlug eine Lebenswunde:
So iſt nicht Eine Stelle hier auf Erden,
Die nicht ein Grab war, oder noch muß werden.
Kein Berg ſo hoch, kein Meer ſo tief,

Wo nicht ſchon ein Todter ſchlief!
Und dennoch, ach! vergällt
Das arme Kind der flücht'gen Zeit
Sich ſelbſt die Spanne dieſer Sterblichkeit.
Wie Jagdluſt durch die Wälder rast,
Wenn kaum der Morgen tagt,
So tobet auch des Lebens wilde Jagd
Mit leidenſchaftverſtörtem Sinn
Im wilden Taumel hin,
Bis dann der große Lebensjäger Tod,
Nacheilend hochgeſchürzt,
Unfehlbar treffend, raſch mit Grimm und Hohn
All' ſeine Beute in die Grube ſtürzt. —
Was hallet dort von ferne?
Luſtgeſang
Schallt im Rebenhain,
Und toller Leierton
Schnarret d'rein.
O jubelt, ſingt,
Tanzt und ſpringt
Preist den Wein,
Der wie ein ſüßes Gift das Mahl des Lebens würzt,
Den in den Laſterpfuhl, den in die Grube ſtürzt!

## Sanguiniker.

Wie traulich hüllt der Nebelduft
Die Landſchaft ein! Wie kühlig wogt die Luft!
Die Wolken zieh'n in bunter Glut,

Die Bäume, voll von Laub und Frucht,
Gewähren, was man wünſcht und ſucht.
Wie friſch die Felder! Wie ſo mild und ſchön!
Man kann ſich gar nicht müde geh'n.
Je länger der Gang, je friſcher das Blut
Je leichter das Herz, je froher der Muth!
Wohlan! So geh' ich denn auf die Jagd.
Die Büchſe quer über, der Strauß auf dem Hut,
Das macht ſich hübſch, das läßt gar gut;
Doch wird das Wild von mir nicht ſehr geplagt.
Repphühner und Wachteln und Haſen ihr,
Habt wahrlich nichts zu beſorgen von mir.
Ich ſtürze keines von euch in die Gruft;
Ich ſchieße wohl gern — doch nur in die Luft.
Mag treffen, wer da will,
Das flüchtige Ziel;
Ich juble durch Flur und Gebüſch,
Und was die Schützen
Mit Donner und Blitzen
Getroffen, das ſeh' ich gebraten dann auf dem Tiſch.
Doch halt! Dahier am Waſſerſpiegel
Ruht ein ſchöner grüner Hügel.
Da ſtreck ich mich ein Bischen hin
Auf's weiche Grün,
Und ſinge unter Lerchentriller
Das Lied an die Freude von Schiller.
Wie köſtlich ruht ſich's auf den Blättern!
Jetzt tauſch' ich nicht mit allen Göttern.

O holde Einſamkeit — —
Wie! ſeh' ich recht? ein grünes Kleid
Kommt hinterm Buſch hervor, —
Ach! eine allerliebſte Maid!
Und wieder Eine, und noch Eine!
Sie kommen Alle — wie ich meine —
Zu mir. Fürwahr! Es iſt Luiſe,
Die Liebliche, die Süße!
Und die nach ihr — ich wette —
Iſt meine heitre Henriette,
Die jetzt ſich im Gebüſch verſteckt,
Damit ſie mich, wie immer, neckt;
Und hinter ihnen wandelt zierlich
Die ſanfte Betty, wie manierlich!
Sie ſuchen mich. Wartet! Ich komme ja ſchon,
Und ſuche den unverdienten Lohn.
Ade nun, o Jagd! denn hier
Iſt meiner Freuden Revier.
Zielt, ſchöne Jägerinnen, auf mich allein!
Gern will ich eure Beute ſein.
Wie gut ihr zielt,
Das hat mein Herz gefühlt.
Nun gönn' ich euch Schützen den beſten Schuß,
Bekomm' ich von Jeder nur Einen Kuß,
Und iſt die Jagd aus,
So geh' ich der Reichſte von Allen nach Haus!
Kommt dann der rothe Abendſchein
So ziehen wir noch in den Rebenhain.

Wie Edelſteine glüh'n die Trauben,
Die aus den Blättern ſchwellend ſich erheben:
Beinahe möchte man glauben,
Daß Zauberinnen hier ſchalten und weben.
Wie Alles ſich rührt, wie Alles ſich dreht
Voll Arbeit und doch voll Luſt,
Und früh und ſpät
Jubelt aus voller Bruſt!
Bis morgen zwar iſt Alles abgepflückt,
Die vollen Beeren ſind zerdrückt,
Die ſchönen Blätter ganz zerknickt,
Die Reben fahl
Und nackt und kahl.
Natur legt ſich zum Schlummer nieder,
Bis Gott ihr ruft: Wach' auf
Zu neuem Lebenslauf!
Und, ſieh da! ſie erwacht
In neuer Pracht
Und Schönheit wieder.
D'rum hab' ich Luſt und Muth,
Denn Alles iſt ja gut.
Schon lächelt der Mond uns an,
Und mahnet uns vor allen Dingen:
Was unterm Mond, das iſt dem Wechſel unterthan,
Doch immer gleich bleibt ſich die Himmelsbahn.
Nun auf, friſch auf!
Laßt Stimmen und Saiten erklingen,
Dem guten Geiſt ein Ständchen uns bringen!

Ich tanze voran,
Tanzt Alle mir nach
In's Gartengemach!
Jucheiſſa, juhe! O Freudengetümmel!
Es tanzet mit uns ja die Erd' und der Himmel.

# Im Winter.

## Phlegmatiker.

Alles weiß, ſo weit ich ſeh',
Schnee und Schnee und nichts als Schnee!
Und all' den Schnee hat über Nacht,
Der Schelm, der Winter, hergebracht.
So raſtlos, ſtill und tief!
Der hat ſich ſchön geplagt, indeß ich ſchlief.
Wie leiſ' und ruhig nun die Welt da liegt,
In weiße Windeln eingewiegt!
Die Leute gehen, fahren, fallen;
Man hört nichts von dem Allen,
Als ob die Füße, Fleiſch und Bein in Ehren,
Von Baumwoll' wären.
Doch horch! da klingeln ſchon die hellen
Schlittenſchellen.
Ja, ja, ſo eine Schlittenfahrt,
Wo Mann und Weiblein, wohl gepaart,

Wohl eingehüllt und wohl kutſchirt,
Wohl an einander angeſchmiegt,
Die Kälte nicht zu feindlich ſpürt,
Und über den Schnee-Alabaſter fliegt,
Iſt wahrlich ein ſcharmantes Feſt,
Das ſich — vom Fenſter recht gut ſehen läßt.
Kurz iſt zwar ſo ein Wintertag,
Wie eine Mücke gähnen mag;
Mir aber war doch niemals bang,
Denn mir wird keine Nacht zu lang:
Und ſchlaf' ich gut, ſo mag ich kaum
Den allerſchönſten Traum.
Seel' und Leib
Sind Mann und Weib.
Die Seele iſt der weiſe Mann,
Den nur das Weib,
Nämlich der Leib,
Regieren kann.
Nu! jeder Menſch auf Erden hat
Sein Schickſal ſo wie ſeinen Leib;
Und hätten wir nun keinen Leib,
So hätten wir kein Schickſal auch;
Das iſt auf Erden ſo der Brauch.
Und doch bin ich dem lieben Leib
Nichts weniger als abgeneigt.
Mag, wer da will, ſein Schickſal lenken,
Ich will an ſo was gar nicht denken;
Ach, alles Dirigiren

Sei von mir fern!
Das würde mich geniren,
Ich folge lieber ſtill und gern. —
Ein Biſchen will ich doch in's Freie gehen,
So täglich etwa eine Stunde
Mach' ich wohl um die Stadt die Runde;
Das gibt uns einen beſſeren Humor,
Und ſchärft den Appetit.
Sieh da! ein ganzes Chor
Von Schlittſchuhläufern!
Seht doch, wie das Eis
In der Sonne Funken ſprüht!
Wie ſie gleiten, wie ſie fliegen,
Wie ſie ſich behutſam ſchmiegen!
Mir wird ſchon vom Zuſeh'n heiß.
Der im Rondeau und der g'radaus
Im blanken, hellkryſtallnen Haus!
Wie das durch einander fliegt!
Proſit, Vetter! Einer liegt;
Der And're purzelt über den:
So kommt die Reih' an All':
Ein Narr macht zehn,
Und einer hält ſich durch des Andern Fall. —
Das heißt doch eine Sternennacht!
Der ganze Himmel iſt erwacht.
Ja, von den Sternen
Kann man was lernen!
Sie blinken, wandeln ohne Raſt,

Sind thätig ſtets, doch ohne Haſt.
Recht! Übereilen taugt nicht viel,
Und langſam kommt man auch an's Ziel;
Ja, an mir ſelbſt bewährt ſich das.
Ich geh' bequem und wie zum Spaß,
Und ſieh'! da ſteh' ich nun vor einem Haus
Voll Saus und Braus,
Und Geigen- und Trompetenſchall
Ruft mich hinauf zum Maskenball.
Ich ſelbſt mag mich zwar nimmermehr
In eine Maskenpreſſe ſtecken;
Das wär' mir unerträglich!
Doch freut mich's ſehr,
Seh' ich die Bunten ſo beweglich
Sich ſelbſt und And're necken.
Sind manchmal ihre Späſſe nicht die beſten,
Denk' ich: Man kann ſich nicht mit Perlen mäſten!
Man ſpricht, man lacht, man hört, ſieht zu,
Und trinkt ſein Gläschen Wein in Ruh'.
Wenn endlich Mädchen ſitzen bleiben
Und ſich's bequemer tanzen läßt,
So wählt man denn — ſo will's das Feſt —
Sich eine hübſche Tänzerin,
Nicht zu jung und nicht zu alt,
Nicht zu feurig, nicht zu kalt,
Nicht zu leicht und nicht zu ſchwer,
Tanzt ein paar Touren, ja nicht mehr!
Und führt ſie d'rauf im Saal herum.

Man iſt nicht ſtumm, man ſpricht nicht dumm,
Man iſt galant,
Drückt ihr die Hand,
Und wie ein Wort das andre gibt,
Wird man endlich gar — verliebt.
Und ſo vergeht die Zeit, man weiß nicht wie;
Auf einmal ſchaut die Früh
Mit ihrem rothen Schein
Durch's Fenſterglas herein.
Die Muſik ſchweigt. Der geht nach Haus,
Der ruht ſich auf dem Sofa aus.
Die Eine trinkt Kaffeh,
Die And're gähnt
Ohne End';
Ich aber ſeh' beim Morgenlicht
Erſt meiner Tänz'rin Angeſicht.
Da wird mir's ganz kurios;
Ich kann nicht von ihr los.
Sie ſpricht verſtändig und beſcheiden,
Ich hör' ihr zu mit Freuden.
Iſt, was ſie ſagt, auch Alles wahr,
So werden wir vielleicht ein Paar,
Und über's Jahr
Schreit ſchon mein kleines Ebenbild
Ganz kannibaliſch wild.
Man ſei noch ſo geſcheit, man leſe tauſend Bücher, —
Ei, vor der Lieb' iſt dennoch Keiner ſicher!
Was will man aber thun? die Eh' hat Gott

Selbſt eingeſetzt; der Mann ſoll Glück und Noth
Und Luſt und Plagen
Mit ſeiner Männin tragen;
Wenn Eines zagt, ſo hat das And're Muth.
Mit mir hat's eine Frau warhaftig gut;
Macht ſie mein Bischen mir bequem,
Halt' ich die Hausregierung ihr genehm,
Und will ſie dann recht tüchtig ſchalten,
Wird's mich am End' noch unterhalten.
Den Kindlein bin ich auch nicht feind;
Wenn Eines lacht, das Andere weint,
Das dritte läuft, das vierte fällt,
Das fünfte ſpielt, das ſechste ſchmählt,
Weil Nummer Sieben Trommel ſchlug,
Das achte drauf — doch halt! genug!
Da ſeh' ich denn an meinen kleinen Leuten
In meinem Hauſe alle Jahreszeiten
Zu jeder Stunde
Im ſchönſten Bunde;
Und wenn das Weibchen auch ein Bischen keift,
Deshalb verliert man nicht den Muth;
Sobald ich will, mach' ich ſie wieder gut:
Ich darf nur tanzen, wie ſie pfeift.

## Choleriker.

Alle Wetter! welch' ein Wetter!
Schnee ohn' End', und feſt gefroren!

Ohr und Naſe geh'n verloren.
Der Boden eiscandirt und glätter
Als alle Spiegel auf der Welt.
Nur zu! nur zu! Ich gehe doch
Und wenn der Schnee auch rieſenhoch
Vom Himmel fällt.
Ich muß zum Piquenique:
Dort blüht mein Glück.
Bin auf zehn Walzer ſchon beſtellt
Und auf drei Cotillon's dazu!
Fahr' hin, Bett, Schlaf und Ruh'!
Noch vor dem erſten Kerzenſchein
Muß ich der Erſt' im Saale ſein,
Und alle Tänzerinnen
Im Voraus mir gewinnen.
Jetzt lange Schritte fort und fort!
Und macht mir gütigſt dann
Das Glatteis ebne Bahn,
So ſchleif' und flieg' ich und bin dort,
Eh' Jemand mich vermuthen kann. —
Das geht ja excellent! doch — halt! o weh!
Da liegt der Narr im Schnee!
O du verwünſchtes Eis,
Werd' in der Hölle heiß!
Zum Teufel! wo iſt denn mein Hut?
Weit weg! Ein Spiel der Windesbrut.
Ich will mir merken dieſen Fall!
Auch ſei das heut' mein letzter Ball

In dieſem Jahr!
Und mit dem Tanzen iſt's nun gar.
Der Winter iſt doch zu fatal!
Der Tag ſo kurz, die Nacht ſo lang.
Der Morgen iſt kaum zu erwarten;
Um vier Uhr Nachmittags iſt's Nacht,
Und Lichter werden ſchon gebracht.
Am Abend ſpielt man ewig Karten,
Und die Muſik hört man nicht ſatt.
Da ſoll man ernſt und ſtille ſitzen,
Dann im Theater ganz ſchachmatt
Als Kunſtfreund ſich zu Tode ſchwitzen.
Wie da ſich Alles preßt und drängt!
Der Teufel halt' es aus
Im übervollen Haus!
Die Luft ſo dick, der Raum beengt.
Nein, lieber in's Weite hinaus!
Und müßt' ich im Schnee verſinken,
In Regenſtrömen ertrinken,
Mag, wie er will, der Nordwind toben
Von unten und oben —
Zu Luſtpartien geht ſich's gut
Auch ohne Hut.
Verwünſcht! ſchon wird es dunkel.
Was nützt das bleiche Sterngefunkel?
Sie ſchimmern viel und leuchten nicht,
Als trieben ſie mit uns ihr Spiel. —
Nu — endlich bin ich doch am Ziel!

Da glänzt das große Haus hell-licht:
Wie? Schon Muſik? Geſchwind! geſchwind!
Den erſten Tanz verſprach Lenette mir.
Ich komm', ich fliege, ſüßes Kind!
Schon bin ich nah' bei Dir.
Wo iſt ſie denn? Sie ſitzt und ſchmachtet wohl
Im Nebenzimmer, einſam, ſehnſuchtsvoll?
O Himmel! darf ich meinen Augen trauen?
Iſt ſie's, die meine Blicke ſchauen?
An eines jungen Gecken Arm?
Sie lächelt, nickt, ſpricht viel und warm.
Jetzt fliegt ſie mit ihm durch die Reihen!
Kann ohne mich ein Tanz ſie freuen?
Meineidige! ſo hältſt Du Wort?
Mir das? O tanze Du nur fort und fort!
Sieh! Deine Locke, Deinen Ring —
Zum Fenſter werf' ich ſie hinaus
Bei Pauken- und Trompetenſchall!
Und nun Adieu, Mamſell und Haus!
Der Teufel hol' den Winter ſammt dem Ball
Und Dich ſammt Deinem holden Blick
Und ſammt dem ganzen Liebesglück!

## Melancholiker.

So wird das bleiche Jahr nun auch begraben,
Das Manchem bitt're Früchte trug

Und Manchem tiefe Wunden ſchlug.
Grabbedeckend ſinkt die Schneelaſt nieder,
Und ein Heer von Stürmen und von Raben
Singt die heiſern Todtenlieder.
So bringt jede Jahreszeit
Ihr eignes Leid!
Einſam ſitz' ich nun in meiner Stube
Wie in einer Mördergrube;
Matt und düſter in der dumpfen Luft
Brennt die Lampe wie in einer Gruft.
Alle ſinnen nur auf Luſt und Scherz;
Niemand denkt an mich und meinen Schmerz!
Iſt's doch faſt, als wäre ich beſtellt,
Leid zu tragen für die ganze Welt!
Weinen möcht' ich! Dieſes Leben —
Weßhalb ward es mir gegeben?
Hat man, ob ich's wolle, mich gefragt?
Dennoch hab' ich es, Gott ſei's geklagt!
Hu! Da liſcht die Lampe aus.
So geht's uns armen Menſchen auch!
Das Lebenslicht verweht ein Hauch;
Im Finſtern wandeln wir nach Haus.—
Wie ſtarrt die ſchneebelad'ne Flur,
Vom blaſſen Mondlicht angeweint!
Im weißen Leichentuch ruht die Natur;
Die Arme hat jetzt keinen Freund.
Sie gab ja Alles, was ſie hatte, hin;
Nun denkt auch Keiner an die Geberin. —

Dort liegt der Kirchhof; dumpfig hallt
Den Ruf der Schreckenſtund' die Mitternacht.
Der Uhu ächzt; die Geiſterſtund' erwacht;
Aufhebt ſich manche Grabgeſtalt.
Wer ſie nicht ſieht, der muß im Stillen
Voll Seelenangſt ſie fühlen.
Doch horch! Was ſchallt
Aus dem großen Haus herüber?
Luſtgeſchrei und Muſikſchall.
O herrlicher Kontraſt!
Hier der Kirchhof, dort der Saal!
Für die Gräber wirbt der Tod
Und der Wahnſinn für die Noth.
Hier des Tobens Fülle,
Dort die tiefe Stille;
Hier der Lichter Pracht,
Dort die ſchwarze Nacht.
Mädchen wie Mänaden,
Heute glühend roth,
Morgen bleich und todt!
Der Jüngling tobt ſich heut' zum Schatten.
Der Saal prangt wie ein Katafalk im Kerzenglanz,
Und ringsum huſcht ein Todtentanz.
Mit glüh'ndem Auge ſchleicht die Eiferſucht,
Die Rache lechzt, indem ſie ſelbſt ſich flucht,
Und Zwietracht ſtreut ihr ſüßes Gift,
Wo ſie das Herz am ſchnellſten trifft.
Ein böſer Augenblick

Zerſtört ein' Lebensglück;
Die Liebe flieht,
Der Haß entglüht,
Dann herbes Scheiden
Und bitteres Meiden. —
    O tobt nur jede Nacht wie heut'!
Stürzt euch in's luſtige Verderben!
Ei! Morgen iſt's ja Zeit zum Sterben;
Der Kirchhof iſt bereit.
Und ſterbet ihr nicht mit Bravour
An der letzten Tour,
So kann ein langes ſieches Leben
Die böſe Saat euch zehnfach wiedergeben. —
Indeß euch das erhitzte Blut
Wild durch die Adern rollt wie Glut,
Liegt ſorgenwach,
Ohne Dach und Fach,
Unten auf dem kalten Schnee
Ein Armer da, und klagt ſein Weh
Der tauben Nacht
Mit ſchlotterndem Gebein.
Ach! wenig Tropfen von dem Rebenſaft,
Der euch das Hirn verwirrt und Leiden ſchafft,
Sie reichten hin, ein neues Leben
Dem Starrenden zu geben.
Umſonſt blickt er hinauf zum Freudenſaal;
Er ſchaudert — ächzt — zum letzten Mal!
Fahr' hin, des Jammers Sohn, fahr' hin!
Dir iſt das Leben Qual, der Tod Gewinn. —

Laß ab von mir, du Bild der Trauer!
Der Menſchheit Elend füllet mich mit Schauer. —
Warum muß ich denn leiden
Für Andrer tolle Freuden?
Und wer — wer ſagt denn, daß ich muß?
Ich will. — Behaltet Luſt und Scherz!
Ein ſchöner Schmerz
Iſt höherer Genuß.
Die Luſt des Augenblicks iſt eitler Schaum,
Doch was einſt kommen wird, das iſt kein Traum!

## Sanguiniker.

Wie hell des Morgens kalte Pracht
Mir in das warme Zimmer lacht!
Schön ſpielt das Eis am Sonnenſtrahl
In bunter Farbenglut.
Den weiten Erdenſaal
Schmückt Schnee mit hellem Silberkleid
Und diamantenem Geſchmeid'!
Wie hell mein Kopf! Wie leicht mein Blut!
Wie ſich's nach einem Ball,
Nach froh durchtanzter Nacht,
So leicht, ſo licht erwacht!
Meine Seele füllt
Bild auf Bild.
Welche Mädchen! Welches Koſen!

So viel Mädchen, ſo viel Roſen!
Alle ſo freundlich, ſo gut!
Ein wahres Eliſium der Saal
Und ſchwer die Wahl!
Die Eine anziehend, die And're ſchlau fliehend,
Und Dieſe ſo feurig und Jene ſo mild,
Und neben der Blaſſen die Nachbarin glühend;
Und nenn' ich ſie, die mir am meiſten gefallen,
So ſag' ich dasſelbe von — Allen!
Sie tanzen ſo himmliſch, ſie ſind ja ſo ſchön, —
Man möchte vor Lieb' und Entzücken vergeh'n!
Das ganze Leben iſt ein Ball,
Muſik und Jubel überall,
Und freudig ſchwebt der leichte Sinn
Durch luſtverſchlung'ne Reihen hin.
Hier ein Blick und dort ein Gruß,
Hier ein Handdruck, dort ein Kuß!
Und tritt nun Einer auch einmal
Den Andern unſanft auf den Fuß —
Soll man ſogleich das übel nehmen?
Im Leben ſo wie auf dem Ball
Läuft's ohne Tritt und Stoß nicht ab.
Wer deshalb ſtets ſich wollte grämen,
Der grübe ſich wohl ſelbſt ſein Grab.
In mir wogt noch das ganze Feſt.
Durch meine Seele ziehen
Tanzmelodien,
Und vor mir walten

Himmliſche Geſtalten.
Ein wahres Elfenleben
Will mich umgeben.
Komm, duftender Kaffeh, und mache,
Daß ich nun ganz erwache. — —
Jetzt ein Spaziergang um die Stadt
In friſcher Luft,
Bis mich das Mittagsſtündchen ruft!
Hat eine Ballnacht uns erfreut,
Zwingt man am nächſten Tag
Zur Arbeit ſich vergebens,
Der in der Harmonie des Lebens,
Dem guten Genius geweiht,
Gern in geſelliger Behaglichkeit
Als Nachklang ſanft hinſchwinden mag.
Man ſpricht von geſtern ganz gemüthlich
Und thut ſich gern noch etwas gütlich.
Wohlan! Schon guckt der Sternlein Chor
Neugierig durch den Abendflor.
Im blauen Zimmer
Seh' ich ſchon Kerzenſchimmer,
Und die Geſellſchaft ſitzt beiſammen,
Die Männer, friſch und aufgeweckt,
Die Weiber ſchläfrig und geneckt.
Tret' ich nun ein, gibt's Feu'r und Flammen;
Auflodern muß ringsum der Spaß,
Als fiel ein Funk' in's Pulverfaß.
Man ſcherzt und lacht, erzählt und ſchwätzt,

Spricht immer ſtiller und zuletzt
Auch immer weniger und endlich
Mitunter gar ſchon unverſtändlich;
Da heißt's: Die Tafel ſchnell gedeckt!
Die kalte Küche kommt herein
Mit Reſten von verſchiednem Wein.
Nun wird der Geiſt der Fröhlichkeit
Nochmal geweckt;
In einem Nu
Geht's wieder laut und fröhlich zu:
Man ſpringt ſchon in das nächſte Jahr:
Da malt die Fantaſie ſich gar
Den künft'gen Frühling aus
Und manche Luſt im Sommerhaus.
Ich ſelber lebe die Natur,
Seh' mich ſchon auf der grünen Flur
Mit einer Amoroſa geh'n,
Der ich den heißen Schwur
Von ew'ger Liebe — — —
Da wendet ſich plötzlich die Nachbarin
Helläugig zu mir, dem Nachbar, hin,
Und frägt mit Blicken, die viel bedeuten,
Welche von den Jahreszeiten
Mir vorzüglich wohl gefalle?
Ich öffne nun die Augen weit
Und ſage blitzgeſcheit:
Ei, Minchen, mir gefallen Alle!
Viel Gutes und viel Schönes beut

Uns jede Jahreszeit:
Und nehmen wir nur jede recht,
O dann iſt auch nicht eine ſchlecht.
Und weil wir g'rad' in jeder von den vieren
Das Gute der drei übrigen verlieren,
Und bald vom Froſt, bald von der Hitze leiden,
Und, vielgenießend, Vieles auch entbehren,
Das macht, daß wir dann jede ehren.
So muß man ſich denn immerzu bequemen,
Das, was man haben kann, zu nehmen,
Im Winter nicht den Sommer ſuchen,
Im Sommer nicht dem Winter fluchen.
Weil denn auf Erden nichts beſteht,
Die Blume welkt, der Schnee zergeht,
Und jedes Ding hat ſeine eig'ne Art,
So ſchmieg' ich mich feſt an die Gegenwart,
Und pflücke, was honneter Weiſe
Zu pflücken iſt, in jedem Kreiſe,
Bin mit der frohen Stunde
In ſtätem Bunde,
Erhaſche das Schöne im Flug und im Lauf,
Und halte beim Häßlichen nimmer mich auf.
Mit langen Betrachtungen quäl' ich mich nie,
Und meine ganze Philoſophie
Sagt weiter nichts als das:
Gott hat Alles am beſten gemacht,
Iſt mehr, als wir ſelber, auf uns bedacht.
Der Frohſinn und die Morgenſtunde

Beide tragen Gold im Munde.
Ein Herz voll Lieb' und leichtes Blut,
Verträglichkeit und friſcher Muth,
Die ſind in dieſer ſchönen Welt fürwahr
Die rosa semper florens im ganzen Jahr.
Vor Allem aber, lieber Gott,
Gib im geſunden Leib
Mir eine kerngeſunde
Seel' in Glück und Noth,
Die friſch in's junge Leben blüht,
Wie eine Blum' aus guter Erde glüht! —
Thu' Jeder nun, was ihm gefällt!
Gute Nacht
Der ganzen Welt!
Ruht ſanft, damit ihr froh erwacht!

# Herr Euſtach Grau.

Eine Szene im Irrenhauſe. (Nach Crabbe.)

## Perſonen:

Der Beſuchende.
Der Arzt.
Der Wahnſinnige.

### Der Beſuchende.

Fort! nichts mehr! fort! Zerriſſen iſt mein Herz
Vom Seh'n der Qual, die ich nicht mildern kann.
Lang werd' ich dieſe Szenen vor mir ſchau'n,
Oft wieder fühlen dieſer Leiden Schmerz,
Wenn ſie der Seele ſich bemächtigen.
Des bleichen Projektanten Heimlichthun,
Des plumpen Ignoranten blöder Blick,
Des Müßiggängers Sinnen auf Betrug,
Des armen Mädchens halbgeformtes Lächeln,
Indeß ſie mit dem tiefen Seufzer kämpft, —
Fort! nichts mehr! fort!

### Der Arzt.

Eh' Du zu glücklicheren Szenen eilſt,
Beſieh hier Alles, was noch übrig iſt,
Sieh die Ruinen des Herrn Euſtach Grau,
Des Wahnſinns Beute und des Elends Raub!
Dir ſeine Qual und ſein Vergeh'n zu melden,
Bedarf es keines Andern Mund: er ſelbſt
Wird Dir wie Einer, den kein Irrſinn drückt,

Des hochmuthsvoll verlornen Geiſtes Wahn
Enthüllen und die raſch verübte That.
Dies Stübchen hier iſt ihm die Grauenburg.
Tritt näher hin zu ihm! er wird
Dich alſogleich willkommen heißen,
Wird öfter auch nach ſeinen Dienern rufen
Und Dir hindeuten auf den leeren Stuhl.
Er kann mit unbefangner Miene
Gefällig ſein und voll Aufmerkſamkeit,
Kann ſeinen Schmerz mit feinem Anſtand bergen,
Und Dich zu Mitleid und Hochachtung zwingen.

**Der Wahnſinnige.**

Wer kommt hier? — Tritt doch näher! — Allerliebſt!
Mein lieber weiſer Arzt, mit ihm ſein Freund.
Sie trennen ſich von einem Luſtgelag,
Und kommen hieher, und beſuchen den,
Der ihnen nicht nach Wunſch aufwarten, nicht
Vergnügen aller Art verſchaffen kann,
Wie einſt, da ich noch froh und glücklich war,
Und mir nicht träumen ließ, daß ich ſo bald
Mit Höllenmächten kämpfen ſoll.

**Der Arzt.**

Gemach, mein Freund! Sonſt zwingt Ihr uns,
Euch zu verlaſſen.

**Der Wahnſinnige.**

Bleibt! Ich bin ja ſchon
So ruhig wie ein gutes, frommes Kind,
Wahrhaftig! aber wie ein Kind des Jammers,

Das nicht Scheltworte, Mitleid nur verdient.
Ach! Menſchen, denen's wohl ergeht, die nie
Mit wilden Leidenſchaften kämpfen, — ſie
Belehren uns, wie wir dem Übel wehren
Und Meiſter werden ſollen unſers Wahns.
Es mögen, dünkt mich, zwanzig Jahre ſein,
(Die Zeit entflieht ſo ſchnell, ich weiß nicht wie!)
Da ſchien die Sonn' auf keinen glücklichern
Und ſtolzern Mann als auf den Euſtach Grau.
Fragt, wen ihr wollt; es wird euch Jeder ſagen,
Der Mann, den Jung und Alt bewunderte,
Den Jeder pries, der Frohe wie der Düſt're,
Der war der junge Grau von Grauenburg.
Ich prangt' in Jugendfülle und Geſundheit,
Geſtaltet ſchön und edel wie kaum Einer.
Von meines Reichthums Übermaß gab ich
Für keine Krankheit einen Dreier je.
Die freien Mädchen und die ſchönen Frau'n,
Sie alle ſagten wie mit Einer Stimme:
„Wer ſehn will einen ſchönen Mann,
„Der ſchau den Grau von Grau'nburg an!" —
Sein Aug' war heiter, frei der off'ne Blick,
Und klangvoll ſeiner Stimme holder Ton.
Aus jedem Wort, aus jeder Miene ſprach
Das edle Herz und die wohlthät'ge Hand.
Rings um ihn her war Alles froh und wohl;
Ihn pries mit Einer Zunge Groß und Klein.
Er kaufte, unternahm, verſchönerte,

Und herrſchte wie ein Fürſt auf Grauenburg:
Und meine Gattin war — die Liebe ſelbſt!
Die Sprach' iſt, ſie zu preiſen, viel zu arm.
In ihrer Sitte war ſie täubchenſanft,
In ihrer Seele heilig, engelrein.
Kein Blick, kein Hauch verrieth je eine Klage:
Sie fand auf Erden ihres Gleichen nicht! —
Was iſt die Holde, die ich ſchild're, nun?
Ach! das, was Alles ſein wird, was da lebt.
Ich hatte einen theuren Buſenfreund,
Ein edler Mann, fürwahr! mir lieb und werth.
Und ſo war ich denn reich, ja, überreich,
Und wurde ſtolz, ja bis zum Wahnſinn ſtolz,
Und war verloren, ja, verloren; doch — —
Dies hatte ſeinen guten Grund. — —
Wo blieb' ich nun? — Ich — kann nicht weiter finden; —
Ja doch! Mir ward der Beifall aller Männer,
Mir blieb das Lächeln aller Frau'n und Mädchen.
Zur Seite lebten mir zwei Engelweſen,
Ein holdes Mädchen und ein wackrer Knabe.
Um meinen Hochmuth höher noch zu ſchwellen,
Um meiner Freude höhern Glanz zu geben,
Ward mir das reinſte Glück beſchieden, ja,
Ein Paradies, bis meine ſchwache Eva,
Zuerſt Betrog'ne, dann Betrügerin,
Zerſtörte unſ're Seligkeit.
Doch ich verdiente dies; denn in der Zeit,
Da ich geliebt, liebkost, bewundert ward,

Lag ſchon in meinem Innern jedes Laſter,
Geheim und unbemerkt und unbekannt.
Ich wendete mich nie an meinen Gott
Mit Dank und Preis demüthigen Gebets;
Und wenn ich ſeines heil'gen Wortes auch
Nicht ſpottete, ſo (ſchrecklicher Gedanke!)
So lag es mir doch keineswegs am Herzen.
Ich zweifelte, (Thor, der ich zweifeln konnte!)
Ob dies allſeh'nde Auge mich auch ſäh',
Ob er, deß Blick das Weltenall durchſchaut,
So kleinlich könne ſein und ſo beſorgt,
Mich zu bemerken oder zu beſtrafen.
Bei Menſchen wollt' ich groß und herrlich ſein,
Allein vor Gott ein ſolches Nichts, daß Er,
Er, der Allſehende, mich überſäh'.
Geſegnet ſo mit Kindern, Weib und Freund,
Geſegnet, wie es wenig Menſchen ſind,
Mit Allem, was das Leben fröhlich macht, —
Wo war ein Gut, deß ich mich nicht erfreute?
Doch ach! von Sünde war mein Herz befleckt;
Der Himmel ſah das dunkle Mahl, und ich
Vergaß die ewige Gerechtigkeit,
Und ſuchte nicht mir Gnade zu erwerben.
  Kommt näher! Leiſ' erzähl' ich Euch den Reſt.
Nur zu bekannt war, leider, aller Welt
Die frevle Leidenſchaft der Gattin und
Des Freundes, des treuloſen Freundes, ach!
Auf deſſen Redlichkeit ich ſo gebaut.

Glückſtolz ſaß ich, als mir die Kunde kam
Von Beider Schuld und Flucht, ſo laut erzählt.
Wie lächelte der Neid ob meiner Schmach!
Ich ſchrie um Rache, — und ſie kam ſogleich.
Kann ich die That vergeſſen, je vergeſſen?
Ich hielt das Schwert, das fluchbelad'ne Schwert,
Vom Herzensblute des Verräthers roth;
Auch ſie, die Schöne, büßte ihre Schuld;
Sie härmte ſich, verging, ſtarb lebensſatt:
Ich ſah ſie ſterbend, ſehe ſie noch jetzt.
Vergib, gefall'ne Huldin, meiner Wuth!
Noch blieben mir zu meinem Lebensglück
Zwei Engel. Konnt' ich nur die Furcht entfernen,
Die böſe Furcht, die ihr Liebkoſen hemmte,
Selbſt meine Vaterlieb' vergiftete.
Doch hier auch kämpfte beſſeres Gefühl
Und hätte wohl errungen mir den Sieg,
Wär' ich Unſel'ger nicht zum Äußerſten
Von Lebensglück und Lebensqual verdammt.
Geſund, voll Jugendluſt, im Stolz der Schönheit,
So ſanken ſie, wie Blumen, die der Reif
Verſengt, hinſiechend welken. Ach, ſie ſtarben,
Und ich, ich ward verflucht, ſo wie ich's bin.
Ach, meine Freunde, zürnet nicht! Geſteht,
Ich wurde allzu fürchterlich verſucht!
Hört mir nur zu! Ihr werdet ſtaunen, wie
Ich ſolche Stürm' und Kämpf' ertragen konnte.
Ja, Stürme, nicht von einem Wolkenheer

Erregt, das unſern Erdball überfällt,
Nein, ſolche, die mit ihrer Schreckensmacht
Die Bruſt erſchüttern bis in's Innerſte;
Sie zieh'n dem Heuchler ſeine Larve ab,
Und prüfen uns, ob wir falſch oder wahr.
Drum hatt' ein Teufel über Hiob Macht,
Und ich war zweier Teufel Sclave lang.

**Der Arzt.**

Seid ruhig Freund! Die Dinge geh'n vorüber.
Nun faßt und ſammelt Euch! Erzählt dann weiter!

**Der Wahnſinnige.**

Kann ich denn läugnen, was Thatſache iſt?
Ich war hartnäckig ſtolz, ich war verloren.
Aus meinem Prunk ward ich hinausgeſchleudert;
Zwei dunkle Höllengeiſter führten mich,
Die früh mich weckten, die mich ſpät bewachten,
Mein Schreck bei Nacht, bei Tage meine Qual.
Den böſen Feinden war ich Spiel und Spott
Wohl manches ſtürmevolle Jahr hindurch.
Schwer iſt's zu ſagen, wie ich ihre Beute,
Wie ich mißhandelt war; doch ſollt ihr's hören.
Zuerſt, eh' ſie mich in die Weite trieben,
Durch die erbarmungsloſe Welt zu irren,
Da ward dem Euſtach Grau ſein Werth geraubt,
Sein Hab' und Gut, und Rang und Herrlichkeit.
So ward des holden Mannes Glück zerſtört,
Er ſelbſt als armer Schuft verſchmäht, verachtet,
Vermieden jetzt von jedem frühern Freund,

Durch's Hausgeſind' von jedem Thor verjagt.
Dann führten mich die zwei Unholde, ſie,
Die ich allein nur ſehen konnte, fort,
In ſtürmiſch wildem Flug, ſie riſſen mich
Unwiderſtehlich hin mit Schreckensmacht.
Wir flogen ſauſend über See und Land,
Und hielten dann auf grenzenloſer Haide,
Öd', ohne Nahrung, ohne Lebenshauch;
Nur Todesſchweigen herrſchte ringsumher.
Auf dieſer grenzenloſen Haide Rand
Fiel mit den letzten Strahlen, mild und matt,
Der untergeh'nden Sonne Licht;
Doch ſtill war Alles, ſchlafend oder todt,
Und in der Mitte lagen aufgethürmt
Ruinen, Pfeiler, rieſiges Geſtein;
Da bildete das graue Moos ein Bett,
Und kleidete zerfall'nen Raub der Zeit.
Da ward ich feſtgebannt, ich weiß nicht wie,
Verdammt, unzähl'ge Jahre dort zu bleiben.
Doch Jahre waren's nicht; ein ſchreckliches
Endloſes Jetzt war's ohne Tag und Nacht;
Derſelben Abenddämm'rung Schlummerlicht
Glomm ſanft und klar und traurig feierlich.
Und kam mir auch ein Augenblick des Schlafs,
Sogleich erſchienen meine Feinde wieder,
Und fort ging's ſauſend über Land und See,
Fort ohne Aufſchub, ohne Raſt und Ruh',
Hin über ſchwarzer Fluten breites Meer,

Durch eiſ'ger Länder bleiche Wüſtenei.
Mir fehlte Kraft, der Macht zu widerſteh'n;
Ich war ein Kind in eines Rieſen Hand.
Sie ſtellten mich hin, wo das Nordlicht ſpielt
Mit ſeiner Zitterſtrahlen Flimmerglanz;
Verzagen würde ſelbſt das kühnſte Herz,
Die Schreckgeſtalt zu fühlen und zu ſeh'n,
So pfeilſchnell und ſo froſtig und ſo hell
Durchdrang ſie mich mit Wunden, kalt wie Eis!
Des halben Jahres Nordpolnacht hindurch
Umgab mich dieſes rege Flammenmeer.
Allmälig ſchwand die Finſterniß hinweg,
Und ich fiel endlich auf die Erde nieder.
Ein flücht'ger Schlaf beſuchte mich am Tag,
Allein, ſobald die Abendglocke ſcholl,
Da trieben ſie mich fort in ſchöne Städte;
In Städte, die kein Reiſender uns nennt,
Die außer mir kein Wanderer betrat.
Die Wächter ſtaunten, ſtanden ſchreckenbleich,
Als wir anſtürmten durch die düſtre Nacht.
Das Nachtlicht ſchwankt, da wir vorüberzieh'n,
Der Haushund bebt, und fürchtet ſich zu bellen,
Des Wachtthurms Glöcklein tönt hell auf, und horch!
Frei bläſ't der Wind; wir ſind zur Stadt hinaus:
Ausdehnt ein weiter Kirchhof ſich vor uns,
Und nieder ſetzen ſie mich auf ein Grab.
Rings Monumente des gewalt'gen Todes!
Grabmäler ringsum von verſchied'ner Art!

Aufrechte Steine werfen ihre Schatten
Auf nied're Gräber dicht am Weidenbaum,
Die einen friſch erhoben über'm Grund,
Die andern eben und dem Boden gleich.
Wie viele Tauſende erwarten hier
Den Ruf: „Ihr Todten, wachet auf!" —
Sie zögern nicht, gehorſam dieſem Ruf;
(Dämonen, ſchont! Erlaſſet mir den Schmerz!)
Sie kommen, eingehüllt in's Leichentuch, —
Es iſt mehr, als ein Menſch ertragen kann!
Hu! wie ſie raſſelnd aufſteh'n, wild anſtarren
Den Mann, der, noch beſeelt vom Lebenshauch,
Von Höllengeiſtern hingeführt, es wagt,
Dem Schattenheer des Todes ſich zu nah'n.
Gefühlt hab' ich, was nur ein Menſch kann fühlen,
Bis der Natur er den Tribut entrichtet;
Mehr Böſes, als die Hoffnung heilen kann,
Mehr, als die Seele je vergeſſen kann,
Ja, Alles, was das Herz zermalmen, was
Den Geiſt entmuthigen und ſchwächen kann;
Leid, Mangel, Schrecken, Qual und Angſt, ſie alle
Umlagerten die ſündenvolle Seele.
Nun ſteckten mich in einer wilden Sturmesnacht
Die böſen Geiſter in das Moor hinein,
Das nimmer eines Menſchen Fuß betrat.
Hier zog ein Rabenheer zum Winterflug,
Hier tanzten auf dem Sumpf des Irrlichts Flammen,
Wo aus dem Pfuhle ſich das Rohr erhob.

Ging dann die Morgenſonne leuchtend auf,
So ſchien ſie auf ein weites Schneegefild.
Sie hängten mich an einen dünnen Aſt
So hoch, wie kaum die Krähe baut ihr Neſt;
Dann ward ich angeheftet an die Kugel,
Die ſchwankend auf des Kirchthurms Spitze ſchwindelt;
Dann mußt' ich vor des Berges Feuer flieh'n,
Wenn wilde Glut aus ſeinen Seiten quoll.
Ich hielt mich an den lockern Dornſtrauch feſt;
Ich tauchte in den Meeresgrund hinab.
Ich war da, wo die Wölf' vor Hunger heulten,
Und zu vollenden mein Qual, kam ich — —
In's Tollhaus, wo Wahnſinnige ſich gegen
Das Leben der Vernünftigen verſchweren.
Ich zog das ſturmdurchbrauste Segel ein,
Hing ſchwindelnd auf des Maſtbaums höchſter Spitze.
Gedient hab' ich elenden Kerkerſclaven,
Im ekelhaften Dünger umgewühlt.
Des Dachſes nied're Höhle war mein Bett,
Und mit Zigeunerbanden zog ich um;
Gefühlt hab' ich die Schrecken all' der Schuld,
Gethan, was ſie zu thun ſich nicht getraut.
Im Uferſand, wo Flut und Ebbe wechſelt,
Da ſtellten ſie mich hin, ich ſollte ſterben.
Geſtützt auf meinen Stab, ſtand ich voll Trotz;
Da ſtürzte grimmig auf mich los die Flut,
Sie thürmte ſich hoch, immer höher, auf,
Und zog ſich ſpottend dann vor mir zurück.

Dann ward ich angefaßt von tauſend Teufeln,
Hinabgeſchleudert in den Schreckensort,
Wo Qual, Entſetzen und Verzweiflung herrſcht,
Wo Furien, bewehrt mit Eiſenkrallen,
All' die dem Fluch geweihten Scharen foltern.
Verurtheilt ward ich, zu verlieren meinen
Verſtand, weil ich der Sünde und dem Stolz
Mich hingab, mich vom Glück verblenden ließ;
Entflammen wollten ſie mir das Gehirn
Und die Vernunft auf ihrem Thron erſchüttern.
Doch ſelbſt der Sünder wird Erbarmen finden,
Wenn er die Straf' der Schuld geduldig trägt.
Auch ich vernahm vom Himmel eine Stimme
Und fühlte dann der Gnade Sonnenſchein.
Ich ſegnete das Licht, der Gottheit Ausfluß;
Das heil'ge Siegel ward mir aufgedrückt.
Die böſen Feinde ſah'n es wild ergrimmt
Und fliehen von mir weg im Augenblick.
O hört den Hirten, wie er zu ſich ruft
Das ſündenvolle, das verirrte Schaf!
Wohl Manche zieh'n am Pförtlein taub vorbei,
Doch Manche pochen an, und gehen ein.
Wie ſchön iſt's, eine Seele zu gewinnen!
Und Er, der ſie gewinnt, er iſt allweiſe.
O horch! Der heilige Geſang beginnt,
Und alſo ſpricht der Himmelsſtimme Ruf:
„O Pilger, ſchwer gedrückt von Sündenlaſt,
„Komm, wandle auf dem Weg zu Zions Thor!

„Dort poche an, und weine! Wache, harre
„Bis Dir die Gnade einzugeh'n gewährt!
„Poch' an! Er kennt des reu'gen Sünders Fleh'n.
„O weine! Er iſt hold des Trau'rnden Thränen!
„O wache! Der Erlöſung Gnad' iſt nah;
„Und harre, bis das Himmelslicht erſcheint!
„Horch, wie die Stimme tönt des Bräutigams!
„Sie ruft Willkommen, Pilger! dir zur Ruh'.
„Wohl Dir! Du biſt nun eingegangen, ſelig,
„Biſt ſicher vor des Laſters Lockungen,
„Bezeichnet, daß Dich die Erwählten kennen,
„Erkauft durch Liebe um den Preis des Lebens,
„Und ewig ſelig nach ſo großer Schuld!
„Nicht länger, heil'ger Pilger! ſollteſt Du
„In einer Welt, wie dieſe noch verweilen.
„Aus Deiner reinen Bruſt wird nun entflieh'n
„Die Furcht, die Scham, der Zweifel und die Qual.
„Die Furcht wird vor des Himmels Hoffnung flieh'n,
„Die Scham wird weichen vor der Glorie Glanz,
„Der Zweifel wird hinſterben in Entzücken,
„Und in endloſer Seligkeit die Qual." —
Gekommen iſt mein Gnadentag, und doch
Erſcheinen mir auch viele Schmerzenstage;
Der frühern Wolken dichte Finſterniß
Verdunkelt mir noch oft die Geiſteskraft.
Der Seele, die einſt böſen Dingen frohnte,
Bleibt von dem Böſen immer noch ein Reſt;
Stets ſcheint der Menſch zur Erde hingeneigt,

Und nicht mehr hebt er ſeinen Blick empor.
Und ſo fällt's mir, obſchon nun auserwählt,
Doch ſchwer, zu miſſen, was ich einſt beſaß,
Entblößt zu ſein von meines Reichthums Fülle;
Der wack're Euſtach Grau, — er iſt nicht mehr!
Ich werde alt und ungeheuer arm,
Und Männer, ernſt und rauh, bedauern mich,
Und ſchelten meinen Wunſch, und ſchließen mir
Mein Thor; 's iſt hart! Ich weine, ſeht, — ich weine!
Und wollt ihr, Freunde, mich denn ſchon verlaſſen?
So ſchnell geh'n meine Freuden all' zu End'!
Mein lieber, guter Arzt, und Du, ſein Freund,
Gedenken will ich euer im Gebet!
Die Trauerſtunden, die ihr zugebracht
Mit mir, vergelten werd' ich ſie euch einſt.
Herr Euſtach Grau wird ſeine Freunde zu ſich laden,
Und danken ihrer Lieb' in ſeiner Grauenburg.

## Der Beſuchende.

Der arme Euſtach! Und dennoch zeigt
Die Hoffnung ihm der Freuden Wiederkehr;
Und wenn die ird'ſchen Täuſchungen entweichen,
Bleibt ihm die Ausſicht in den Himmel noch.
Allein, woher ſein ganz zerknirſchtes Weſen,
Der Geiſt, verloren, muthlos, wundenvoll?
Soll denn ein Geiſt von ſo erhab'nem Stolz
Der ärmſten Seele Wahnſinn nicht verſchmäh'n?

## Der Arzt.

Nein! Denn je mehr der Stolz ihn aufgebläht,
Um deſto mehr fühlt er des Unglücks Schlag.
Gram und Entbehrung konnt' er nicht ertragen,
Die Armuth warf ihn endlich ganz zu Boden.
So gaben, langſam wirkend, Sorg' und Scham
Ihm endlich dieſen tiefgebeugten Geiſt.
Aus ſolchem Grunde wuchs der Wahnſinn auf,
Der ſeinen Feinden ihn zum Sclaven gab.
Obſchon verwirrt von dieſen wilden Bildern,
War er doch damals frei. Er rannte fort;
Droh'n oder Bitten, Beides war umſonſt.
Er ſprach von Feinden, blickte ſcheu um ſich.
Gejagt von Ort zu Ort, und Jahr für Jahr,
Gehorchte nun der arme Mann den Feinden,
Bis dann die fromme Änderung begann,
Die ihn zu einem Kind der Gnade machte.
Wie nun die Tollheit ihre Kraft verlor,
Ward' ruhiger ſein Geiſt; die Hoffnung kam
Langſamen Schrittes an, und brachte dann
Den Frieden, der gequälten Seele wieder.
Der Sünde Sclav, er glaubte nun, die Macht
Der Feinde, die ihn quälten, ſei zu Ende.
„Fürwahr!“ rief er, „mein Buſen athmet frei,
„Und mein Erlöſer, Er iſt nun mein Freund!“
Doch ach! Die Zeit kann wohl Erleichterung
Gewähren, Leiden lindern, heilen nicht.
Wer möchte Schmerz und Gram nicht gern ertragen,

Um ſich der Seele Wohl und Kraft zu ſichern?
Laßt uns des Herzens Reinheit denn bewahren,
Der Fantaſie zu freie Flüge hemmen,
Den Leib gewöhnen, daß er viel erdulde
Den Geiſt, daß er dem Unglück feſt begegne,
Vor Allem fleh'n um Schutz und Obhut deſſen,
Den Geiſter ehren und der Menſch anbetet.

# Die Erdbeeren,

oder:

# Das wandelnde Geſchenk.

Luſtſpiel in drei Aufzügen.

## Perſonen:

**Petrowna,** Witwe.
**Natalie,** ihre Tochter.
**Janka,** Dienſtmädchen.
**Alexiewicz.**
**Federow.**
**Tolſtoi,** Nataliens Vormund.
**Iwan,** deſſen Sohn.
**Ein Haushofmeiſter.**
**Waſilko,** Reitknecht des Alexiewicz.
**Dmitri,** ein Gärtnerknabe.
**Ein Bedienter.**

Die Handlung ſpielt in St. Petersburg.

# Erſter Aufzug.

(Zimmer im Hauſe des Alexiewicz.

## Erſter Auftritt.

**Waſilko** ſitzt ſchlafend am Ofen. **Alexiewicz** ſtürmt mit freudiger Haſt herein. Ihm folgt **Dmitri**, der ein Fruchtkörbchen trägt.

**Alexiewicz.** Endlich, endlich gelingt's! — Waſilko! Schläft er ſchon wieder? Richtig! Müſſen denn die beſten Menſchen immer den beſten Schlaf haben? — Heda, Waſilko! wach' auf, Du treue, ſchläfrige Seele! (Er ſtampft mit den Füßen.) Holla!

**Waſilko** (auffahrend). Halt! Was gibt's? Halt! Ich ſchieße! — (Er ergreift die neben ihm ſtehende Branntweinflaſche, und zielt damit, als ob er ein Gewehr abfeuern wollte.) Wer da?

**Alexiewicz.** Dein Herr, Du Siebenſchläfer!

**Waſilko** (ſchlaftrunken). Erlogen! Mein Herr iſt ausgegangen. Antwort — oder ich — —

**Alexiewicz.** So will ich Dir zeigen, daß Dein Herr zu Hauſe iſt! (Er ſchüttelt ihn.)

**Dmitri** (zieht ihn weg). Laßt ihn! Mein Vater ſagt, man ſoll dem nichts thun, der ſelbſt nicht weiß, was er thut.

**Alexiewicz.** Haſt Recht. Welche ſanfte Keckheit der Bube hat!

**Waſilko.** (Er kommt zu ſich und erkennt ſeinen Herrn.) Der verwünſchte Branntwein! (Er wirft die Flaſche auf den Boden und fällt auf die Knie.) Verzeiht! Der Branntwein wollte ſchießen, nicht Waſilko!

**Alexiewicz.** Steh' auf! Heut' verzeih' ich Dir dies und noch mehr — Alles!

**Waſilko** (ſteht auf). Aber warum ſeid Ihr denn heute mit meinem Rücken ſo gnädig, als gäb's gar keine Knute auf der Welt?

**Alexiewicz.** Endlich iſt's mir gelungen!

**Waſilko.** O ſchön!

**Alexiewicz.** Was mein' ich denn?

**Waſilko.** Das weiß ich nicht. Ihr meint aber doch Etwas, und das freut den Waſilko.

**Alexiewicz.** Ehrliche Dummheit! So höre denn! Gelungen iſt's mir endlich, ein Geſchenk zu finden, deſſen Annahme die ſchöne Natalie mir nicht verweigern kann; ein Geſchenk, welches, ungeachtet ſeines hohen Preiſes, das Zartgefühl eines ſtolzen Mädchens nicht verletzen kann.

**Waſilko.** Ein prächtiges Geſchenk! Aber Waſilko begreift's nicht; bin zu dumm dazu.

**Dmitri** (lacht). Das glaub' ich ſelbſt.

**Waſilko** (fährt gegen ihn). Wart', ich will Dich —

**Alexiewicz.** Halt! — Sieh! (Er nimmt von Dmitri das Körbchen und ſtellt es auf einen Tiſch.) Dieſes ſpielte mir der Genius der Liebe ſelbſt in die Hände.

**Waſilko.** Iſt der Herr ein Deutſcher? Waſilko kennt ihn nicht.

**Dmitri.** Nicht? Meine Schweſter Kathinka kennt ihn recht gut. Ein deutſcher Offizier von der Leibgarde hat ihr viel von ihm erzählt.

**Alexiewicz.** So iſt ſie wohl ſchön?

**Dmitri.** Schön wie die Erdbeeren in dieſem Korbe.

**Alexiewicz.** Für die ich achtzig Rubel zahlen muß, Spitzbube! Aber was thut's? Es lebe der Genius der Liebe!

**Waſilko** (traurig). Waſilko kann nicht auf ſeine Geſundheit trinken, die Branntweinflaſche iſt zerbrochen!

**Alexiewicz.** Laß Dir eine volle neue geben!

**Waſilko.** Guter Herr! (küßt ihm das Kleid.) Schon ſeit acht Tagen ſah Euch Waſilko nicht ſo froh und ſo gnädig.

**Alexiewicz.** Hab' auch volle Urſache dazu. Was verſuchte ich nicht Alles, um die reizende Natalie zur Annahme eines Geſchenkes zu bewegen! Nichts war mir zu theuer für ſie, aber — was ich ihr auch darbot, ſie ſchlug es aus. Das ärgerte mich; noch war kein Mädchen gegen mich ſo ſpröde. Schon war ich Willens, die ſtolze Schöne aufzugeben und weder an ein Geſchenk für ſie, noch an ſie ſelbſt mehr zu denken. Da gehe ich heute über den Schloßplatz vor dem Winterpalaſt. Mich friert; ich ſtelle mich an eines der vielen Feuer, die da brannten. Am Rande des einen hockt der Knabe da, lüftet ſein Körbchen, und ich erblicke darin Erdbeeren, deren Purpur, von den Flammen angeleuchtet, noch heller glüht als das Feuer ſelbſt. O ich Glücklicher! Gold und Edelſteine bot ich Natalien, und ſie verſchmähte es, die Gaben zu berühren mit der weißen Hermelinhand; euch, ihr Erdbeeren, die ihr glücklicher ſeid als Gold und Edelſteine und als ich ſelbſt, — euch werden ihre Lippen berühren, und ihr ſollt, noch im letzten Augenblick von ihrer Purpurglut beſchämt, im ſanfteſten Tode die duftende Seele aushauchen!

**Waſilko** (ängſtlich). O Herr! redet nichts vom Sterben! Denkt Waſilko an Euern Tod, ſo muß er weinen. Seid Ihr denn krank?

**Alexiewicz.** Wenn das Glück eine Krankheit iſt, dann bin ich ſterbenskrank.

**Dmitri.** Waſilko hat Recht. Ihr redet ſo viel Schönes, daß es gefällt, auch wenn man's nicht verſteht. Meine Schweſter Kathinka, ja — die verſtände Alles, was Ihr ſagt.

**Alexiewicz** (in's offene Körbchen ſchauend). Da ſieh, Waſilko!

**Waſilko.** Was iſt das?

**Dmitri.** O dummer Menſch! Kennſt Du die Erdbeeren nicht?

**Waſilko.** Schelm, Du weißt es auch nicht und ſtellſt Dich nur ſo.

**Dmitri.** Wie kann man auf der Welt ſein und die Erdbeeren nicht kennen! Sie gehören zum Eſſen.

**Alexiewicz.** Welcher himmliſche Duft! O ihr köſtlichen Früchte! Seid ihr nicht wohlriechende Rubinen? Dem

Liebenden gehört ihr an, wie keine andere Frucht, denn ihr ſeid die echten Sinnbilder der Liebe. Vom Eishauche des Nordwindes umtobt, ſeid ihr aus der froſtigen Schneedecke aufgeglüht, ſiegreich wie die Liebe, deren Macht allen Hinderniſſen und allen Elementen trotzt. Euch gab der Winter ſeinen Muth und euern Leib, der Frühling euern Reiz und ſeinen Geiſt; darum vereinigt ihr auch den wunderbarſten Widerſpruch; eure Purpurglut gibt Kühlung, indem ihr kühlend die Liebe entflammt.

**Waſilko** (riecht zum Körbchen). Riecht gut — faſt wie Branntwein.

**Alexiewicz** (öffnet eine Schatulle). Nun, Dmitri, hier ſind die achtzig Rubel (gibt dem Knaben das Geld). Viel Geld! Aber — —

**Waſilko.** Achtzig Rubel? Gott ſteh' mir bei! Achtzig Rubel das Bischen! (Gegen Dmitri losfahrend.) Spitzbube, Du betrügſt meinen Herrn!

**Dmitri.** Helft! Er würgt mich!

**Alexiewicz** (Waſilko wegziehend). Ehrlicher Dummkopf, laß ihn!

**Waſilko.** Achtzig Rubel! — Herr! laßt Euch wenigſtens um eine einzige Gnade bitten!

**Alexiewicz.** Nun?

**Waſilko.** Wenn die theure Speiſe gar ſo verdammt gut iſt, ſo eßt ſie doch ſelbſt.

**Alexiewicz.** Du ſelbſt ſollſt ſie der ſchönen Natalie überbringen.

**Waſilko.** Nein, Herr!

**Alexiewicz.** Dort liegt die Knute.

**Waſilko.** Ja, Herr!

**Dmitri.** Laßt mich den Boten ſein.

**Alexiewicz.** Dich? — Bürſchchen, Du ſcheinſt mir ein feiner Schelm zu ſein. Dieſe muntern Augen über den hellrothen Backen, Dein ganzes flinkes Weſen — das Gegentheil von dieſem ehrlichen Siebenſchläfer — höre, Du biſt zu einem **Postillon d'Amour** wie geſchaffen. Willſt Du Dir auch den ein und achtzigſten Rubel noch verdienen?

**Dmitri.** O ja! den ſchenk' ich dann meiner Schweſter Kathinka, damit ſie dem Leibgardiſten auch einmal ein Präſent kaufen kann.

**Waſilko.** Laßt mich den Rubel verdienen! Waſilko wird's ſo gut machen, als der kleine Schelm da. Und zeig' ich dem Fräulein auch ein ſaures Geſicht, ſo ſeid Ihr bei mir doch ſicher, daß die ſchöne Natalie ihre Eßwaare bekommt. Der da wäre im Stande und — —

**Dmitri** (vor Zora ſpringend). Was? Du Siebenſchläfer! Meine Ehre greifſt Du an? Mein Vater iſt Gärtner, und ich bin ſein einziger Sohn, weißt Du? Und meine Schweſter Kathinka hat einen Leibgardiſten zum Liebhaber! Komm her, ich kratze Dir die Augen aus, komm her!

**Waſilko.** Balgen willſt Du? Bin ſchon da.

**Dmitri.** Nur her! Ich fürchte Dich nicht. (Beide ſtellen ſich gegen einander.)

**Alexiewicz.** Alter Waſilko! Was fällt Dir ein? Haſt dreißig Jahre beim lithauiſchen Tartaren-Regiment gedient und willſt jetzt mit einem Knaben balgen.

**Waſilko.** Topp! (umarmt Dmitri.) Gut Freund!

**Alexiewicz.** Nimm das Körbchen! Ich ſelbſt führe Dich zu Nataliens Wohnung. Du mußt ihr das Körbchen dann mit ſehr artigen Ausdrücken geben; darfſt aber nicht ſagen, daß es von mir kommt.

**Dmitri.** Ich will recht artig ſein. Aber — wenn ſie frägt, von wem?

**Alexiewicz.** Ein Unbekannter ſchickt Dich. Darfſt mich nicht nennen!

**Dmitri.** Aber errathen laſſen!

**Alexiewicz.** Nein, nein!

**Dmitri** (bei Seite). Ich glaube: ja, ja!

**Alexiewicz.** Komm!

**Dmitri** (leiſe zu Waſilko). Wie heißt Dein Herr? — Sag's leiſe, denn ich darf's nicht wiſſen.

**Waſilko.** Darfſt es nicht wiſſen, Kamerad? Da muß ich ſchon leiſe reden. Komm her! (Führt ihn bei Seite.) Er heißt Alexiewicz.

**Dmitri.** Wie?

**Waſilko** (ihm in's Ohr ſchreiend). Alexiewicz!

**Dmitri.** Gut.

**Alexiewicz.** Das hab' ich nicht gehört. Komm Dmitri!

**Dmitri.** Ihr ſollt mit mir zufrieden ſein. (Beide ab.)

**Waſilko.** Ich bin auch zufrieden, und gehe, eine volle Flaſche ſtatt der zerbrochenen zu kaufen. Branntwein iſt doch beſſer als alle die kleinen rothen Dinge. (Ab.)

## Zweiter Auftritt.

(Zimmer im Hauſe der Witwe Petrowna.)

**Petrowna** (auf und niedergehend).

Es iſt doch eine ſchöne Sache um ein großes Zimmer! Man geht da mitten im ſtrengſten Winter wohlbehaglich ſpazieren, und hat ſo ganz ſeine eigene kleine Welt. Ja fürwahr! Wenn's nicht ſchon ſo eingeführt wäre, daß jedes Mädchen in der Ordnung heirathet, ſo ſäh' ich's lieber, wir hätten eine ſehr geräumige Wohnung und ein ſorgenfreies Leben, und Natalie bliebe ledig bis an mein Ende. Aber — wenn ich ſterbe, dann wäre ſie ganz allein! Und doch — doch — erwartet ſie das Alleinbleiben. Alexiewicz will lieben — aber nicht heirathen, Federow liebt, kann aber nicht heirathen. Könnt' ich aus Beiden Einen machen, dann wär's gut, vielleicht auch nicht!

## Dritter Auftritt.

### Natalie. Petrowna.

**Natalie** (an's Fenſter tretend). Schön! ſchön!

**Petrowna**. Was denn?

**Natalie**. Sehen Sie doch nur! Der ruhende weiße Schnee und die raſtlos flackernden Feuer! Wahre Sinnbilder!

**Petrowna**. Wen?

**Natalie.** Von den Männern.

**Petrowna.** Das heißt — von denen, die Du kennſt, nämlich von Alexiewicz und Federow?

**Natalie.** Getroffen, Mutter!

**Petrowna.** Und dann wäre Alexiewicz — —

**Natalie.** Das unſtät auflodernde Feuer, und Federow der ruhige reine Schnee.

**Petrowna.** Im Schnee erfriert man.

**Natalie.** Das Feuer verliſcht bald.

---

## Vierter Auftritt.

### Janka. Dmitri. Die Vorigen.

**Janka.** Nur herein!

**Petrowna.** Was will der hübſche Knabe?

**Janka.** Dem Fräulein ein Geſchenk bringen.

**Natalie.** Mir?

**Dmitri.** Ja, Fräulein; Ihr ſeid ſo ſchön, daß Ihr Euch nicht wundern dürft, wenn alle Welt Euch huldigt.

**Petrowna.** Man hat Dir Deine Rolle gut einſtudirt.

**Dmitri.** Was ich ſage, kommt von mir ſelbſt, gnädige Frau; nicht aber das, was ich bringe.

**Natalie.** Von wem?

**Dmitri.** Ich darf ihn nicht verrathen.

**Natalie.** So darf ich das Geſchenk nicht nehmen.

**Janka** (zu Natalien). Nehmen Sie doch einmal ein Geſchenk! Es iſt gewiß Schmuck oder irgend ein ausländiſcher Stoff.

**Dmitri.** Sie dürfen es ohne Bedenken nehmen; es iſt ſo einfach, daß es nur den guten Willen des Gebers zeigt.

**Janka.** O weh!

**Dmitri.** Reiche Geſchenke — ſagt man — beleidigen leicht das Zartgefühl.

**Janka.** Ganz und gar nicht.

**Natalie.** Man hat Dir recht ſchöne Redensarten in den Mund gelegt.

**Janka.** Wären's lieber ſchöne Geſchenke!

**Petrowna.** Geh, lieber Kleiner! Bring' das Geſchenk dem unbekannten Geber nebſt unſerm Dank zurück!

**Dmitri.** Das wird ihn ſchmerzen! — Armer Alexi —

**Natalie.** Was ſagſt Du?

**Dmitri.** Armer Dmitri, wollt' ich ſagen, und — —

**Petrowna.** Du nannteſt einen andern Namen.

**Dmitri.** That ich das — ſo geſchah's in der Verwirrung über — —

**Janka.** Sagteſt Du nicht Alexi — —

**Dmitri.** O weh! da wird er mir zürnen. — Weil aber die erſte Hälfte ſchon da iſt, ſo will ich nun in des Himmels Namen —

**Janka** (heimlich). Heraus damit!

**Natalie.** Schweig!

**Petrowna.** Geh!

**Dmitri.** Nun ſo geh' ich denn — weil ich muß. Armer Alexiewicz!

**Natalie.** Er?

**Petrowna.** Er denkt doch immer an uns. — Ja, höre, Natalie, da wir nun wiſſen, daß das Geſchenk von ihm iſt, ſo können wir es, ohne unartig zu ſein, nicht wohl zurückweiſen.

**Natalie.** Wenn es nicht von Werth iſt.

**Janka** (für ſich). Gewiß was recht Koſtbares.

**Dmitri** (reicht Natalien das Körbchen). Iſt's gefällig, Fräulein?

**Natalie** (zu Petrowna). Soll ich?

**Petrowna.** Nimm es! (Natalie nimmt das Körbchen.)

**Natalie.** Was enthält es?

**Dmitri.** Erdbeeren.

**Janka.** O weh!
**Natalie.** O ſchön! } zugleich.
**Petrowna.** So?

**Dmitri** (höchſt freudig). Gott ſei Dank! Nu — wie wird der gute Herr ſich freuen! Seht, nun will ich Alles erzählen, Alles. (Mit zunehmender Schnelligkeit.) Ich ſollte die Erdbeeren in ein vornehmes Haus tragen; ſie waren beſtellt zu ſechzig Rubel. Mich friert; ich hocke mich an ein Feuer auf dem Platz, mich ein Bischen zu wärmen, weil mir die Naſe und die Ohren gar zu weh thaten. Ich öffne das Körbchen, um zu ſehen, ob an der ſeltenen, koſtbaren Frucht nichts verletzt ſei. Da guckt, über meinen Kopf herab, ein ſchöner Herr hinein und ruft: „Herrliche Erdbeeren! Was verlangſt Du dafür?“ — Ich ſage, ſie ſeien ſchon beſtellt. — „Wie theuer?“ „„Sechzig Rubel.““ — „Siebzig — achtzig!“ ruft er, faßt das Körbchen und läßt's nicht aus. Ich — mache den Geſcheiten und ſage: Ja! — Denn achtzig Rubel, das weiß ich, ſind meinem Vater lieber als ſechzig, und in's vornehme Haus kann ich ja andere Erdbeeren bringen. Seht, Fräulein, man muß ſich zu helfen wiſſen, ſonſt kommt man nicht durch. Und ſo ward mir geholfen, und dem Herrn, und vielleicht Euch ſelbſt auch! — Lebt wohl und laßt's Euch gut ſchmecken. Mehr darf ich nicht ſagen! (Läuft ab.)

**Petrowna.** Warte!

**Natalie.** Nimm doch!

**Petrowna.** Janka, lauf' ihm nach!

**Janka** (an's Fenſter eilend). Dort läuft er ſchon und hört uns nicht mehr.

**Natalie.** So muß ich ſie behalten?

**Janka.** Es iſt nicht der Mühe werth.

**Petrowna.** Laß uns allein!

**Janka** (im Abgehen brummend). Eßt nur! Ich verlange mir nichts davon. (Ab.)

**Natalie** (das Körbchen betrachtend). Alexiewicz hat doch viele Aufmerkſamkeit für mich! Es iſt doch ſchön von ihm, daß er ſelbſt den leicht hingeworfenen Wunſch der Laune eines Augenblicks von mir ſo ſchnell auffaßte und ſo feſt hielt! Und dennoch beläſtigt mich das Geſchenk. Es wäre ſchön, wenn es nicht ſo theuer wäre. Ich verwarf ſeine glänzenden Gaben, weil ſie zu koſtſpielig waren, um ſie ohne Eigennützigkeit anzunehmen. Nun gibt er mir ein Geſchenk, das viel koſtet, und dennoch keinen andern Werth hat, als denjenigen, den es vom Willen des Gebers erhält. Ein gefährlicher Werth! Je zarter die Gabe, deſto kräftiger ihre Wirkung. Und doch — Federow würde das nicht gethan haben. Er hätte vielleicht für dieſe Summe etwas Gutes im Stillen gethan, ohne mir zu ſagen, daß er's that.

**Petrowna.** Das ſieht ihm gleich. Er iſt der brillanten Großmuth nicht hold, ſelbſt wenn ſie ſich für die Liebe ſchmückt.

**Natalie.** Ja, Mutter, ſo iſt's! Und je mehr ich nachdenke, deſto mehr ſeh' ich ein, daß Alexiewicz, um meinen flüchtigen Wunſch nach einem lieblichen Nichts zu befriedigen, eine beträchtliche Summe ausgab, womit manches Schöne oder Gute zu beſtreiten wäre.

**Petrowna.** Sogar manches Nothwendige. Und glaube mir, jene gar zu feurigen Anbeter, die das Geld zum Fenſter hinauswerfen, um der albernſten Laune eines Mädchens zu huldigen, — ſie werden als Eheherren meiſtens in eben dem Grade kühl, launenhaft und karg, als wollten ſie das früher Verſchwendete wieder zuſammenbringen.

**Natalie.** Aber, Mutter, wir ſind doch gegen Alexiewicz zu ſtreng. Gemeint hat er's gewiß gut.

**Petrowna.** In ſo ferne Leichtſinn und Eitelkeit etwas wahrhaft Gutes thun können. Liebes Mädchen, laß mich aufrichtig reden! Alexiewicz weiß, daß unſere Vermögensumſtände ſehr beſchränkt ſind. Seine frühern Geſchenke verwarfſt Du und mußteſt Du verwerfen, weil ſie zu koſtſpielig und in unſerer Lage zum Gebrauch zu koſtbar waren. Nun will er's klüger machen, und wirft Geld hinaus für etwas, das keinen Werth hat. Warum gab er nicht — wie Vernunft und Zartgefühl ihm ſagen ſollten, — etwas, das uns nützlich wäre, ohne uns zu beſchämen? Wir entbehren ſo manche Bequemlichkeit, ſo manchen erlaubten kleinen Putz, wir müſſen ſo manches unſchuldige Vergnügen uns durch mühſames langes Arbeiten erwerben. Das weiß Alexiewicz, und ſoll's bedenken, und thut er's nicht, ſo deutet's auf Mangel an Klugheit oder Aufmerkſamkeit. Faſt wollte ich wetten, Federow ſammelt jetzt ſchon, was er nur bei Seite zu legen vermag, um die Braut einſt mit dem Erſparten zu überraſchen.

**Natalie.** Ja, Mutter, das glaube ich gerne. Er handelt recht und genügt ſich ſelbſt; ſein ganzes Weſen iſt ein ſtiller — aber tiefer Strom.

**Petrowna.** Natalie! wie wär's, wenn wir uns mit dem lieblichen Geruche begnügten, der lüſternen Zunge ſchöne Worte gäben, und das koſtſpielige unnütze Geſchenk in aller Stille wieder verkauften?

**Natalie.** Der Duft iſt zwar köſtlich, und — —

**Petrowna.** Ja wenn's ſo iſt, dann genieße, liebes Kind! Laß ſie Dir ſchmecken!

**Natalie.** Mutter — verdien' ich das, weil dieſe kleine Schwäche mich befiel?

**Petrowna.** Verzeihung! Ich wollte Dich nicht kränken und that's doch.

**Natalie.** Alſo geſchwind damit fort! Sie ſollen ſehen, daß ich mich beherrſchen kann. Janka!

**Petrowna.** Wackeres Mädchen!

**Janka** (kommt).

**Natalie.** Weißt Du Niemand, der dieſe Erdbeeren kaufen möchte?

**Janka.** O das iſt ſchön! Zehn Wege für einen weiß ich. Nur her damit! Der Verkauf ſei meine Sorge.

**Natalie.** Da — nimm! (Gibt ihr das Körbchen.)

**Petrowna.** Natalie! — Du verbirgſt irgend einen Schmerz.

**Natalie.** Schmerzen würde mich nur der Mutter Zweifel an meinem guten Willen und an meiner Liebe zu ihr. — Janka, fort, fort!

**Janka.** Bald ſehen Sie mich wieder. (Ab.)

**Petrowna.** Natalie — Deine Augen widerſprechen Deinem Munde; ſie trüben ſich. Du bereueſt!

**Natalie.** Was ich that, war ja recht; wie könnte ich bereuen, daß ich dem klugen Rath meiner lieben Mutter folgte.

**Petrowna.** Und dennoch drückt Dich etwas. Ich bitte Dich, verbirg es nicht, ſonſt — —

**Natalie.** Aufrichtig geſtanden: Mir bangt, wenn Alexiewicz nun kommt —

**Petrowna.** Wir dürfen ja nicht wiſſen, daß das Geſchenk von ihm kam.

**Natalie.** Aber er wird doch heimlich forſchen, ob wir nichts erriethen oder errathen wollen; wird hoffend und ſchmeichelnd in unſern Augen leſen wollen, ob Freude — — (Man pocht an der Thür. Natalie erſchrickt.) Mein Gott — er iſt's!

**Petrowna.** Faſſe Dich! — (Wiederholtes Pochen.)

**Natalie.** Was beginne ich? — jetzt — gerade jetzt!

**Petrowna.** Nur Muth! — Herein!

---

## Fünfter Auftritt.

### Federow. Die Vorigen.

**Federow.** Ich komme vielleicht ungelegen?

**Natalie.** Verzeihen Sie, wenn —

**Petrowna.** Im Gegentheil, Sie kommen — —

**Natalie.** Sehr erwünſcht.

**Federow.** Meine Damen! Sie ſind ſehr gütig. Und doch ſcheint es, als ob ich ſtörte — vielleicht in einem intereſſanten Geſpräche, das ich unterbrach?

**Natalie.** Ja, ja, wir ſprachen — — }
**Petrowna.** Nein, nein, wir ſprachen — } zugleich.

**Federow.** Alſo — ja und nein? Welches von Beiden erlauben Sie mir zu wählen? Ich möchte wohl für das Ja ſtimmen, da zwei Damen von Geiſt und Gefühl nie anders als intereſſant ſprechen können.

**Petrowna.** Für uns wenigſtens — —

**Natalie.** War das komiſche Geſpräch ſehr intereſſant.

**Federow.** Komiſch? Dann betraf es wohl kein Geheimniß?

**Natalie.** Keineswegs!

**Petrowna.** Und doch ſollten wir Ihre Neugierde prüfen.

**Federow.** So darf ich rathen?

**Petrowna.** Glaubſt Du, Natalie?

**Natalie.** Rathen — erräth nicht immer.

**Federow.** Sie meinen das weibliche Herz?

**Petrowna.** Ironiſche Pfeile auf unſer Geſchlecht lieb' ich nicht.

**Federow.** Verzeihen Sie den argloſen Scherz! Ich ehre auch das kleinſte Geheimniß.

**Petrowna.** Um jedem möglichen Mißverſtändniß auszuweichen, könnten wir ja am beſten ein neues Geſpräch anfangen.

**Federow.** Sogleich! Auf dem Platze begegnete mir Janka —

**Natalie** und **Petrowna** (betroffen). Janka!

**Federow.** Sie lachte, als ſie mich erblickte, bog ſchnell vom Wege ab, und ließ ein Körbchen, das ſie unterm Arme trug — —

**Natalie** (ängſtlich). Fallen?

**Federow.** Es gelang mir noch, ſie und das Körbchen vor dem Ausglitſchen zu retten.

**Natalie.** Wiſſen Sie, wovon wir eben ſprachen, als Sie eintraten? Von Erdbeeren.

**Federow.** Sie ſcherzen.

**Petrowna.** Wir ſprachen wirklich davon.

**Natalie.** In vollem Ernſt.

**Federow.** Sind Erdbeeren Ihre Lieblingsfrucht?

**Natalie.** Ich liebe ſie ungemein.

**Petrowna.** Glauben Sie ihr nicht! (Leiſe zu Natalien.) Sei klug!

**Federow.** Die Erdbeeren vereinigen viel Schönes in ſich. Sie duften wie der Frühling, glühen wie die Liebe, und — kühlen wie die Weisheit. Sie ſind das feinſte und geiſtigſte Obſt, wie geſchaffen für die Lippen der zarteſten Schönheit.

**Natalie.** Ich möchte eine Lobrede auf die Erdbeeren leſen, — eine ſatyriſche.

**Petrowna.** Was ſchwärmſt Du denn?

**Federow.** Sie ſelbſt würden ſich wohl am beſten loben.

**Natalie.** Im Winter vorzüglich.

**Petrowna.** Genug des Scherzes! Leicht könnte Federow glauben — —

**Natalie.** Es ſei Ernſt. Gewiß nicht.

**Federow.** Auf jeden Fall ſcheint hinter den Scherz ſich doch irgend ein Ernſt hier zu verbergen.

**Natalie.** Federow! Die Wahrheit zu geſtehen: wir ſahen heute Erdbeeren, und die ſeltene Erſcheinung brachte uns auf ſo ſeltſame Betrachtungen, daß Sie uns verzeihen müſſen, wenn wir ſelbſt Ihnen etwas ſonderbar erſcheinen.

## Sechster Auftritt.

### Janka. Die Vorigen.

**Janka** (hereinſpringend, ohne Federow zu bemerken). Freude! Jubel! Es iſt gelungen! Hier —

**Petrowna.** Schweig! } zugleich.
**Natalie.** Rede — nein! }

**Federow.** Selten? ſeltſam? ſonderbar? — Ja wohl! Für den Augenblick, wenigſtens ſcheint der Scherz Ernſt, und Federow hier überflüſſig zu werden. Ich werde die Ehre haben, Ihnen ein andermal aufzuwarten.

**Natalie.** Es ſcheint, als ob — — und doch —

**Petrowna.** Sie ſind uns ſtets willkommen.

**Federow.** Um es zu bleiben, darf ich Ihre Güte nicht mißbrauchen. (Er geht.)

**Natalie.** Mutter — er geht!

**Petrowna.** Nun, Janka, wie ſteht's?

**Janka.** Fünfzig Rubel hat mir ein Haushofmeiſter dafür geboten. Darf ich?

**Petrowna.** Herrlich! — Hörſt Du, Natalie? — Hörſt Du denn nicht?

**Janka.** Fräulein! hören Sie doch: Fünfzig Rubel!

**Natalie.** Mein Gott! Wir haben ihn beleidigt! Er war tief gekränkt, als er wegging. Armer Federow! (Sie eilt in's Nebenzimmer.)

**Petrowna.** Wie kindiſch Du biſt! (Geht ihr nach.) Natalie, höre doch!

**Janka.** Huſch fort, den Handel abzuſchließen, ſonſt kommt noch ein Gegenbefehl! (Ab.)

(Der Vorhang fällt.)

## Zweiter Aufzug.

(Eine breite Gaſſe. An einigen Häuſern brennt Feuer.)

### Erſter Auftritt.

**Haushofmeiſter. Bedienter.**

**Bedienter** (trägt das Körbchen mit den Erdbeeren). Ich bitte, ſie gleich jetzt anzuſchauen.

**Haushofmeiſter.** Hier, in der Kälte? wird wohl im warmen Zimmer noch Zeit haben?

**Bedienter.** Nein, Herr, ich habe mein Ehrenwort gegeben, binnen zehn Minuten entweder das Geld dafür zu bringen, oder die Erdbeeren zurückzuſtellen.

**Haushofmeiſter.** Und von wem ſind ſie denn?

**Bedienter.** Mir gab ſie ein hübſches Mädchen; wem ſie eigentlich gehören, das darf ich nicht verrathen.

**Haushofmeiſter.** Hm, hm! Eine pauvre honteuse, der keine Roſen blühen; deßhalb verſchleißt ſie Erdbeeren. Nu, in Gottes Namen! laß ſehen!

(Der Bediente öffnet das Körbchen. Während Beide hineinſchauen, kommt Federow an ihnen ſo nahe vorbei, daß er den Inhalt des Körbchens ſieht, und betroffen hinter ihnen ſtehen bleibt.)

### Zweiter Auftritt.

**Federow. Die Vorigen.**

**Haushofmeiſter.** Schönes Obſt!

**Bedienter.** Groß! hochroth! aromatiſcher Geruch!

**Federow** (für ſich). Erdbeeren! Jetzt — gerade jetzt. Euch ſchickt mir der Himmel in den Weg; euch muß ich habhaft werden!

**Haushofmeiſter.** Und was ſollen ſie koſten?

**Bedienter.** Fünfzig Rubel, der letzte Preis.

**Haushofmeiſter.** Ein bischen theuer! Aber — eine ſolche Seltenheit, hier in Petersburg mitten im Winter; ſie werden durch ihr Erſcheinen auf der Herrſchaftstafel große Freude erregen. Da haſt Du das Geld, bezahle ſogleich und komm' mir bald nach!

**Bedienter.** Sehr wohl. (Er will fort.)

**Federow** (vortretend). Halt, guter Freund! Nur einen Augenblick! (Zum Haushofmeiſter.) Verzeihen Sie meine Zudringlichkeit!

**Haushofmeiſter.** Was ſteht zu Dienſten?

**Federow.** Wär's Ihnen nicht gefällig, mir dieſe Erdbeeren zu überlaſſen?

**Haushofmeiſter.** Ich hoffe damit im Herrſchaftshauſe viel Freude zu machen. Man wird mich, beſonders die jungen Gräfinnen, gewiß ſehr loben und wohl auch belohnen.

**Federow.** Ich gebe Ihnen mehr dafür. Beſtimmen Sie ſelbſt den Preis!

**Haushofmeiſter.** Iſt Ihnen denn gar ſo ſehr darum zu thun?

**Federow.** Sie machen mich glücklich, wenn Sie mir dieſe Erdbeeren überlaſſen. Sie können nicht glauben, wie viel mir daran liegt, ſie zu bekommen.

**Haushofmeiſter.** Glaub's gerne! Aber — Sie wiſſen, wenn man ſich die Gunſt ſeiner Herrſchaft — —

**Federow.** Ich kann einem liebenswürdigen Weſen damit eine unendliche Freude machen. Sie würden durch Ihre Güte zum Glück zweier Menſchen beitragen. O wenn ich Ihnen ſo ganz offen ſagen könnte — o wenn Sie wüßten — —

**Haushofmeiſter.** Ja, ja, ich weiß ſchon genug. Sie ſcheinen mit einer Krankheit von der Art behaftet zu ſein, die man am beſten mit ſympathetiſchen Mitteln heilt. Nicht wahr?

**Federow.** Sie vermuthen etwa —

**Haushofmeiſter.** Daß dieſe Erdbeeren Ihrem Herzen Labſal und Erfriſchung geben, ſobald fremde Roſenlippen ſie verzehren? Iſt's nicht ſo?

**Federow.** Ich will's nicht läugnen. Aber nun — Sie ſcheinen ein Mann von Gefühl zu ſein — —

**Haushofmeiſter.** Das will ich meinen! War zu meiner Zeit verliebt, wie ſich's gehört. Es wäre unmenſchlich, Ihnen das zu verweigern, worauf Sie ſo viel bauen. Ich bin kein Tirann. Nehmen Sie! Fünfzig Rubel koſtet der ganze Plunder.

**Federow.** Tauſend Dank! tauſend Dank, edler Mann! Kann ich Ihnen je einen Gegendienſt — —

**Haushofmeiſter.** Herr, verzeihen Sie, — es iſt hier kalt!

**Federow.** Kalt? das finde ich gar nicht.

**Haushofmeiſter.** Das liegt ſo in der — Erdbeeren-Krankheit; dieſe Patienten finden den Nordwind warm und lieblich.

**Federow.** Darf der Bediente mir nach Hauſe folgen, um das Geld zu übernehmen?

**Haushofmeiſter.** Recht gerne. Ich empfehle mich! (Im Abgehen für ſich.) Die Verliebten! ja, ja, die Verliebten! (Ab.)

**Federow.** O welche ſchöne Stunde wartet meiner! Geſchwinde, geſchwinde! Komm' er! — O ich Glücklicher! (Ab mit dem Bedienten.)

## Dritter Auftritt.

(Zimmer im Hauſe der Petrowna.)

**Natalie. Petrowna** (aus dem Seitengemache kommend).

**Natalie.** Ich hätte dieſes Mal meiner Mutter nicht nachgeben ſollen. Ein Geſchenk verkaufen, ſei es groß oder gering, von Dieſem oder Jenem, — ein Geſchenk verkaufen, bleibt auf jeden Fall unſchicklich, ja unrecht.

**Petrowna.** Wie traurig ſtehſt Du wieder da? Liegen Dir die Erdbeeren gar ſo ſchwer auf dem Herzen?

**Natalie.** Mutter — ich will's nicht läugnen — mir wär's lieber, wir hätten ſie nicht zum Verkaufe weggeſchickt.

**Petrowna.** Kindiſches Mädchen! Vom flüchtigen Geſchenk eines leichtſinnigen jungen Herrn einen klugen Gebrauch machen, — iſt das ein Fehler?

**Natalie.** Klug wohl; war's aber recht, *hier* klug zu ſein? Ich kann's nicht verhehlen, daß ich mich ſchäme.

**Petrowna.** Weißt Du was? Schenke mir das Geſchenk!

**Natalie.** Sie nehmen es? Dank ſei dem Himmel! Mir fällt nun ein Stein vom Herzen. Erdbeeren oder Rubel — ſie ſind von dieſem Augenblick Ihr Eigenthum.

**Petrowna.** Sie ſind's; ich nehme ſie mit dem ruhigſten Gewiſſen.

---

## Vierter Auftritt.

### Janka. Die Vorigen.

**Janka.** Hier, gnädige Frau, bring' ich für die vergänglichen Erdbeeren fünfzig ſolide, unſterbliche Rubel.

**Petrowna.** Sie gehören mein. (Sie nimmt das Geld.)

**Natalie.** Aber, Mutter — Sie dürfen für mich von dieſem Gelde auch nichts kaufen.

**Petrowna.** Nichts, gar nichts. Ich möchte Dein Gewiſſen nicht beſchweren. (Janka lacht.)

**Natalie.** Ungezogene! — Hören Sie, Mutter? Uns, uns gilt das Gelächter!

**Petrowna.** Warum lachſt Du?

**Janka.** Wer müßte da nicht lachen! Wiſſen Sie, wer die Erdbeeren gekauft hat?

**Natalie.** Wer denn? geſchwinde!

**Janka.** Nun? Federow.

**Petrowna.** Komiſches Spiel des Zufalls!
**Natalie.** Entſetzlich! } zugleich.
**Janka.** Prächtig!

**Natalie.** Ich vergehe vor Scham! Mutter! Wenn er ſie — etwa für mich gekauft hätte! Ich ſprach — ohne es zu wollen — in der Verwirrung ſo viel davon, daß er leicht glauben konnte, ich wollte etwa — —

**Janka.** Ohne Sorge, Fräulein! In dieſes Zimmer ſpazieren dieſe Erdbeeren nicht mehr herein; die ſind für andere — ohne Zweifel — auch recht hübſche rothe Lippen beſtimmt.

**Natalie.** So? Wie denn — Du Allwiſſende!

**Janka.** Ja, ſehen Sie, ich konnte dieſen ſteifen Herrn nie leiden und er mich eben ſo wenig, darum gab er mir auch noch keinen kupfernen Rubel, viel weniger einen ſilbernen. Deſſen ungeachtet aber ſage ich die Wahrheit und laſſe ihm Gerechtigkeit widerfahren. Er verſteht zu leben. Heute Abends gibt er ein Souper, einer ſchönen Koſakin zu Ehren. Die wird dieſe Erdbeeren verzehren. Geſegnete Mahlzeit!

**Natalie.** Nu — das freut mich vom Herzen!

**Petrowna.** Natalie — das freut Dich nicht, denn Du wirſt — kaum hochroth, jetzt immer bläſſer.

**Natalie.** Das iſt Zufall.

**Petrowna.** So ſprichſt Du zu mir? Natalie — ich gehöre auch zum weiblichen Geſchlechte.

**Natalie.** Ich war undankbar gegen Alexiewicz, darum werde ich von einem Undankbaren beſtraft. Sehen Sie nun, Mutter? Das Souper! Darum war er ſo zerſtreut bei uns, darum brach er ſo ſchnell auf; darum eilte er fort. Ja, ſo mußte es kommen. Ein Geſchenk, das die Liebe des guten Alexiewicz mir ſendet, muß ich weggeben, damit der zärtliche Federow ſeine Geliebte damit erfreuen kann. Wie hübſch ſich das macht!

**Petrowna.** Wie leichtgläubig Du auch biſt! Janka, Du legſt jetzt, wie ſchon manchmal; geſteh'!

**Janka.** Jetzt gewiß nicht — ich wenigſtens nicht.

**Natalie.** O wenn ſie auch ſonſt immer lügt — jetzt ſprach ſie gewiß wahr.

**Petrowna.** Woher weißt Du das Märchen?

**Janka.** Federow's Bedienter — — (Es wird gepocht. Ein Bedienter tritt ein.) Da kommt er und kann's ſelbſt beſtätigen!

## Fünfter Auftritt.

### Bedienter. Die Vorigen.

**Bedienter.** Gnädiges Fräulein! Mein Herr empfiehlt ſich Ihrer Huld und bittet, dieſes Körbchen als einen Beweis ſeiner Ergebenheit nicht zu verſchmähen.

**Natalie** (nimmt das Körbchen). Mutter — die Erdbeeren! — O Federow!

**Petrowna.** Wie unrecht Du ihm thateſt!

**Natalie** (zum Bedienten). Ich wünſche, ſeinem Herrn bald mündlich zu danken.

**Bedienter.** Sehr wohl. (Will gehen.)

**Petrowna.** Natalie! (Sie deutet. Natalie geht nach der Schatulle, nimmt Geld und gibt dem Bedienten. Petrowna wendet ſich indeß an Janka.) Nun, Lügnerin, Dein Souper?

**Janka** (zum Bedienten). Warum haſt Du mich belogen?

**Bedienter.** Um Dir Deine Neugierde abzugewöhnen, die einmal im Eheſtande üble Folgen haben könnte.

**Janka.** Die Lüge ſollſt Du zehnfach zurück bekommen.

**Bedienter.** Deine Fertigkeit in dieſer Kunſt iſt mir bekannt. — Ich küſſe die Hände. (Ab.)

**Natalie** (mit dem Körbchen beſchäftigt). So ſeh' ich Dich zum zweiten Male wieder, Du liebliches Körbchen!

**Petrowna.** Sonſt theilen Mädchen den Männern Körbchen aus; bei Dir iſt die verkehrte Welt. Auch iſt's eine ſeltene Erſcheinung, daß ein erhaltenes Körbchen ſo viele Freude verurſachet.

**Natalie.** Sehen Sie, Mutter, wie auch hier Federow's treuherzige Geradheit ſich ausſpricht! Ohne alle Umwege, ohne Heimlichkeit und Verſtellung, ſchickt er das Körbchen mit der beſcheidenſten Bitte geradezu in ſeinem eigenen Namen.

**Petrowna.** Ein wackerer Mann! Sein Wille iſt ſehr gut; wenn nur — —

**Natalie.** Wie zartſinnig! Sehen Sie! Ihm genügt es nicht, das Geſchenk zu geben, er gibt zugleich ſich ſelbſt. Mit ſchönen Blumen, mit farbigen Schleifen hat er das Körbchen geſchmückt. Kommt mir doch dieſes Fruchtkörbchen jetzt beinahe wie das Glück ſelbſt vor, dieſes wandelnde Geſchenk des Himmels, das immerfort bald erſcheint und Freude bringt, bald verſchwindet und bittere Schmerzen erregt, jetzt in dieſer, dann wieder in jener Geſtalt. Kaum glauben wir's feſtzuhalten — huſch iſt's weg! Und klagen wir um das Entflohene — unvermuthet, plötzlich lächelts auf unſere Thränen herab.

**Petrowna.** Und was gedenkſt Du denn jetzt mit dem perſonifizirten Glück anzufangen? Nun gehört's eigentlich wieder Dir.

**Natalie.** Wünſchen Sie es, Mutter?

**Petrowna.** Wenn Du mir eine Freude machen willſt. —

**Natalie.** Gott! Sie wollen es doch nicht nochmahl verkaufen?

**Petrowna.** Das würde Dich ſchmerzen. Ich gebe Dir mein Wort, die Erdbeeren jetzt nicht zu verkaufen.

**Natalie.** Nicht? Nu, dann — bleiben ſie Ihr Eigenthum.

**Petrowna.** Aber, gutes Mädchen, — ein ſchönes Plänchen hab' ich doch damit.

**Natalie.** Ich bitte — — —

**Petrowna.** Es iſt gewiß ſchön, ſich einer Verbindlichkeit auf eine feine Weiſe zu entledigen; ſo manche Verbindlichkeiten aber — und gerade die edelſten — laſſen ſich nicht mit Geld abthun. Auch gibt es Menſchen, denen man den Dank, den man ihnen ſchuldig iſt, nicht anders als durch den guten Willen, den man ihnen zeigt, und durch die uneigennützige Freude, die man ihnen macht, gehörig beweiſen kann.

**Natalie.** Sehr wahr, Mutter; aber die Anwendung?

**Petrowna.** Fällt Dir nicht Dein Vormund ein, der biedere edle Tolſtoi, der in allen Lagen für uns ſo Vieles that? deſſen Wohlthaten wir mit nichts erwiedern können, als durch unſere Liebe? deſſen Geburtstag heute iſt?

**Natalie.** Wie — Sie meinen, daß wir — —

**Petrowna.** Du erräthſt?

**Natalie.** Wie ſollt ich nicht! O der gute, edle, liebevolle Greis! Was wären wir ohne ihn!

**Petrowna.** Es würde ihn gewiß ſehr freuen, wenn —

**Natalie.** Wenn wir — —

**Petrowna.** Die Erdbeeren

**Natalie.** Ihm — —

**Petrowna.** Schickten. Wir werden wenigſtens ſchwerlich je wieder eine Gelegenheit finden, ein ſo feines, liebliches, gerade für uns ſehr paſſendes Geſchenk — —

**Natalie.** Sie haben Recht, Mutter, — ganz Recht! Ja, es iſt ein Geſchenk, wie wir — nicht ſobald — Ja, Mutter, eilen Sie, thun Sie es — ſogleich — ich bitte — —

**Petrowna.** Ich muß ihm doch ein Billet in verbindlichen Ausdrücken dazu ſchreiben. Komm, Janka! Mein Schreibzeug! Gleich bin ich wieder da. (Sie geht mit Janka in's Nebenzimmer. Da ſie weg ſind, wirft ſich Natalie auf einen Stuhl und bricht in lautes Schluchzen aus.)

**Natalie.** So muß ich mich von dir trennen, du ſchöne Gabe, noch eh' die frohe Stunde des Empfanges vorüber iſt! Kaum hab' ich dich ein Sinnbild des Glücks genannt, und ſchon geht das unſtäte Weſen des wandelbaren Dämons bei mir in Erfüllung! Kaum biſt du mir durch deine zweite Erſcheinung noch werther geworden, ſo fliehſt du mich. Iſt das nicht eine böſe Vorbedeutung, daß ich nie glücklich werden ſoll? — Horch! die Mutter kommt. Weg von der Wange, ihr Thränen! (Sie trocknet ſich das Geſicht.) Eine einzige von euch würde meiner guten Mutter die Freude verderben. Fahr' wohl, du ſüße Gabe! (Sie küßt das Körbchen.) Doch — (mit ſteigendem Entzücken) nicht ganz ſollſt du mir verloren ſein! Dieſer Raub iſt kein Unrecht. (Sie nimmt eine Schleife und eine Blume aus dem Körbchen.) Ihr bleibt mir als freundliche Tröſterinnen zurück; Federow — ſie kamen aus Deiner Hand! — Jetzt bin ich ſtark; ich ſelbſt, hellflimmerndes Körbchen, liefere dich der Mutter aus, ohne Klage, ohne Thräne, — dein Beſtes bleibt mir doch!

**Petrowna** (im Nebenzimmer). Natalie!

**Natalie.** Wir kommen, ich und das Körbchen. Glückliche Reiſe, ihr kleinen Wanderer, ihr flüchtigen Bilder des flüchtigen Glücks! Fort! fort! Eure Glut will ſich mittheilen. Fort! fort! (Sie eilt mit dem Körbchen hinein.)

## Sechster Auftritt.

(Saal in Tolſtoi's Hauſe.)

**Tolſtoi.**

Was kümmert mich das Treiben der großen Welt! Ich habe das Meinige gethan; thu' jetzt ein Anderer das Seinige! Meine Stelle hab' ich niedergelegt, nun bin ich nichts als der alte Tolſtoi, und wenn ich für mein verarbeitetes Leben nichts verlange, als den Genuß der Hefe dieſes Lebens —

ei nun — das iſt doch nicht zu viel verlangt. Wie die Feuer da drunten auf dem Platze über den Schnee hinleuchten und wärmen, ſo iſt's mit der Freude hienieden auch; gäbe ſie uns nicht Licht und Wärme, ſo müßten wir in Froſt und Dunkelheit dieſes Lebens erfrieren. Ihr, meine ſiebzig Jahre, ſollt nicht umſonſt über meinen ſibiriſchen Graukopf hingeflogen ſein; ich habe mir nichts Schlechtes vorzuwerfen, kann mit mir ſelbſt noch gut Freund ſein; nun — Ämter und Würden und Ehren, fahrt wohl! Heute bin ich in den Ruheſtand geſetzt, darum ſoll mir Ruhe werden; heute iſt mein ſiebenzigſter Geburtstag, darum will ich heute für meinen Lebensreſt neugeboren werden; ja von heute an iſt der alte Tolſtoi nichts — als ein Menſch, und macht — ſo viel's nur ſein kann — von heute an, jeden Tag ſeines Lebensreſtes zu einem Freudentag. Ja, ich habe mich in meinem Leben ſchon genug geärgert; nun aber gelob' ich es, von heute an, mich über nichts mehr, mich über gar nichts mehr zu ärgern, geſchehe was da wolle! Hilf dir ſelbſt! Das ruft ja dem Menſchen die ganze Welt zu.

## Siebenter Auftritt.

### Tolſtoi. Iwan.

**Iwan.** Voilà, Papa! (Er hält das Körbchen mit beiden Händen über den Kopf, und läßt ſich in dieſer Stellung vor ſeinem Vater auf ein Knie nieder.) Daignez d'accepter les offrandes d'un coeur sensible à vos bontés et à mes appas!

**Tolſtoi.** Was ſoll das heißen?

**Iwan** (ſteht auf). Das ſoll heißen in der Alltagsſprache: Fräulein Natalie, von der Natur freigebig, vom Glück aber karg ausgeſtattet, gibt ſich die Ehre, in ihrem eigenen und im Namen ihrer Frau Mama, dieſes zierlich geſchmückte Körbchen mit winterlichen Frühlingskindern dem verehrten Munde des Vormunds zu überſchicken. (Abgewendet.) Doch findet ſie: ein Sohn ſei intereſſanter als der Vater, und der Fruchtbaum gerade der Frucht wegen gut.

**Tolſtoi** (beſchauend). Erdbeeren! Welche Seltenheit! Und wie ſchön! — Das liebe, gute Mädchen! Sie hat's gewiß ſelbſt als Geſchenk bekommen; war gewiß ſehr lüſtern darnach, — aber nein! Sie weiß, daß heute mein ſiebenzigſter Geburtstag iſt, und trotzt ſich die köſtliche Frucht vom Munde ab, um nur mir eine Freude zu machen. Der Vormund kommt bei ihr noch vor dem Mund! Siehſt Du, Witzling, ich kann auch witzig ſein.

**Iwan.** Der Vater eines ſolchen Sohnes — —

**Tolſtoi.** Kommſt Du mir wieder ſo? Hör' auf! Du weißt, daß ich die Albernheit Deines geckenhaften Weſens nicht leiden kann. Lerne was, und werde was! So lange Du ein Nichts biſt, ſollſt Du auch nichts reden.

**Iwan.** Ich wäre — nichts? Ich bin ein ſchöner Menſch, — und das iſt ſehr viel! Und wenn Sie mir's auch nie zugeſtehen, Vater, ſo weiß ich es doch, daß Sie an Ihrem vielgetadelten und vielgeliebten Sohn ein herzliches Wohlgefallen haben.

**Tolſtoi.** Degen und Feder brauchen Einen, der ſie zu führen weiß; Du aber verführſt Dich durch Deine Meinung von Dir ſelbſt.

**Iwan.** Richtig, Vater! Ich fühl's wohl, daß ich bisher noch im Irrgarten des Lebens herumtaumle. Mich freut ſo Vieles, daß ich nicht einmal recht weiß, was mich freut. Kommt Zeit, kommt Rath; darauf verlaß' ich mich, denn jeder Menſch hat wenigſtens das Gute in ſich, daß er täglich älter wird.

**Tolſtoi.** Burſche! Der Unſinn und der Leichtſinn ſind bei Dir zu Hauſe.

**Iwan.** Verſteht ſich; darum hab' ich ja die neueſte Poeſie und Philoſophie ſtudirt. Aber — um auf ein anderes Thema zu kommen! — Daß bei dieſen Erdbeeren Sie genannt ſind, — ich aber gemeint bin, folglich ſie eigentlich mir gehören — das weiß ich doch gewiß.

**Tolſtoi** (bei Seite). Das aber weiß er nicht, daß heute mein ſiebenzigſter Geburtstag iſt. Petrowna und Natalie wiſſen's ſchon. — (Zu Iwan.) Der Tag gehört mein von Rechtswegen; darum laß ich mir ihn nicht verderben. Verſtanden? (Ab.)

**Iwan.** So? Warum ärgert er ſich denn? Curios! Natalie wäre doch froh, wenn ich ſie heirathen möchte. Bin ich auch nichts, ſo kann ich doch Alles werden. Aus Nichts hat Gott die Welt erſchaffen. Und wenn ich ewig nichts bleiben könnte, — das wäre mir erſt das Liebſte. Nun aber wollen wir vor Allem das Geſchenk der zärtlichen Liebe ein Bischen verkoſten. (Er ſetzt ſich an den Tiſch und will von den Erdbeeren eſſen.)

## Achter Auftritt.

### Iwan. Federow.

**Iwan** (bei Seite). O weh! Der ſolide, moraliſche Monſieur Federow!

**Federow.** Ergebner Diener.

**Iwan.** Ach, lieber Federow, willkommen. (Bei Seite.) Hol' Dich der Teufel! (Laut.) Was ſteht zu Dienſten?

**Federow.** Ich wünſche Ihrem ehrwürdigen Herrn Vater zu ſeinem ſiebenzigſten Geburtstag, den er heute — —

**Iwan.** Heute?

**Federow.** Sie werden doch — —

**Iwan.** Mir keine Vorleſung halten? — Mein Vater iſt zu Hauſe.

**Federow.** Ich empfehle mich! (Da er abgehen will, bemerkt er plötzlich das Körbchen.) Gott! was ſeh' ich? Mein Körbchen! Bei dem Gecken? — — O Natalie! Hab' ich das verdient?

**Iwan.** Was ſtarrt er denn das Körbchen an, wie eine Geiſtererſcheinung? — Federow! Er hört nicht; iſt er zu Stein geworden? Federow! Hören Sie doch!

**Federow** (ſich faſſend). Verzeihen Sie! Eine Erinnerung an — —

**Iwan.** Sind die Erdbeeren etwa verzaubert?

**Federow.** Vielleicht — ja vielleicht, mehr als Sie es glauben.

**Iwan.** Point du tout! Um Sie vom Gegentheil zu überzeugen, mache ich Ihnen ſogleich die Probe. Da ſehen Sie! (Will von den Erdbeeren eſſen.)

**Federow** (ihn abhaltend). Nein! nein!

**Iwan.** Erlauben Sie gütigſt! Ich werde doch meine Erdbeeren — —

**Federow.** Ihre? Wirklich?

**Iwan.** Warum denn nicht?

**Federow.** Vermuthlich ein Geſchenk von ſchönen Händen?

**Iwan** (bei Seite). Puh! Etwa gar eine Eiferſucht? Scharmant! Der muß ſich ärgern! (Laut.) Errathen! Von ſchönen, ſehr ſchönen Händen.

**Federow.** Wenn es nicht unbeſcheiden wäre, ſo würde ich fragen — —

**Iwan.** Wem die Arme zu dieſen ſchönen Händen gehören? — Nu — man ſoll zwar in der Liebe verſchwiegen ſein; einem ſoliden Mann aber, wie Sie, dem kann ich's ſchon vertrauen.

**Federow.** Allerdings — mir gewiß! Nun ſo reden Sie doch; ich bin ſehr neugierig.

**Iwan.** Sie — und — Neugier — wie kämen die zuſammen?

**Federow.** Sie foltern mich.

**Iwan.** Gott bewahre mich! Die Folter iſt ja in allen kultivirten Ländern abgeſchafft.

**Federow.** Ich bitte, reden Sie! Ich habe Urſache — dringende Urſache —

**Iwan.** Alſo denn: Die ſchönen Hände, die mir dieſe ſchönen Erdbeeren als Geſchenk verehrten, gehören den ſchönen Armen — der ſchönen — — Natalie!

**Federow.** Sie ſelbſt — —

**Iwan.** Ihr ſelbſt! Natürlich. Sie hat ihre eigenen Arme und Hände, wie jedes Mädchen.

**Federow** (lachend). Schön! ſchön! Allerliebſt!

**Iwan.** Sehr wahr! — (Bei Seite.) Da brennt's! (Laut.) Aber Sie ſollten ja meinem Vater zu ſeinem ſiebenzigſten Geburtstag — — —

**Federow.** Gut, daß Sie mich erinnern! Ich muß ſogleich — — — Allerliebſt! Herrlich!

**Iwan.** Wie zierlich ſie das Körbchen mit Blumen und Schleifen geſchmückt hat!

**Federow.** In der That — ein Anblick — zum Entzücken! (Bei Seite.) Um raſend zu werden! Und an dieſen eiteln Gecken verſchwendet ſie die Gabe der redlichſten Liebe!

**Iwan.** Sie kommen ja vor Verwunderung außer ſich?

**Federow.** Ja — ich vermag mich kaum davon zu trennen! (Bei Seite.) Und werd' es auch nicht!

**Iwan.** Vergeſſen Sie nur nicht auf das Glückwünſchen!

**Federow.** Glückwünſchen! Jetzt — in dieſem glücklichen Augenblick! Recht paſſend.

**Iwan.** Sonſt geht mein Vater aus. — Ah, ſieh da! Alexiewicz! (Bei Seite.) Der muß mir helfen, den Spaß noch weiter treiben.

## Neunter Auftritt.

### Alexiewicz. Die Vorigen.

**Alexiewicz.** Guten Tag, Iwan! — Ihr Diener Federow! Ich ſuche Gefährten zu einer Schlittenfahrt! Iſt's gefällig?

**Federow.** Ich danke.

**Iwan.** Laß ihn! Er iſt melancholiſch.

**Alexiewicz.** Die Krankheit kenn' ich, Gott ſei Dank! nur aus Beſchreibungen. Lieber Federow! Eben weil Sie melancholiſch ſind, müſſen Sie die Luſtpartie mitmachen.

**Federow.** Ich bedaure, daß ich's nicht kann. So eben fiel mir ein dringendes Geſchäft ein, welches keinen Aufſchub leidet.

**Alexiewicz.** Glauben Sie's nicht! Alles läßt ſich aufſchieben, wenn man will.

**Iwan.** Laß ihn doch! Was thun wir denn mit dem langweiligen Herrn?

**Federow** (für ſich). Ja ſogleich — alſogleich eile ich zu ihr. Sie ſoll mir Rechenſchaft geben über dies unzarte, liebloſe Betragen, ſoll erröthen vor mir — und vor ſich ſelbſt —

**Alexiewicz** (zu Iwan). Aber warum iſt er denn ſo melancholiſch?

**Federow.** Ich empfehle mich. (Ab.)

**Iwan.** Adieu!

**Alexiewicz.** Der gute Menſch ſieht ja ganz verſtört aus.

**Iwan.** Weißt Du warum? Die Eiferſucht quält ihn.

**Alexiewicz.** Eiferſucht? Die kenn' ich eben ſo wenig als die Melancholie.

**Iwan.** Und, ſtelle Dir vor — auf wen iſt er eiferſüchtig? — auf dieſes ſtumme, lebloſe Körbchen mit Erdbeeren.

**Alexiewicz** (frappirt). Erdbeeren? Hier? Wem gehören ſie?

**Iwan.** Mir. (Bei Seite.) Der ſtutzt auch? Wird denn Jeder petrifizirt, der dieſe Frucht anſchaut? Curios! (Laut.) Mir gehören ſie; ich verſichere Dich.

**Alexiewicz.** Dir? Bekamſt Du ſie — ſchon mit dem Körbchen?

**Iwan.** Ja.

**Alexiewicz.** Von?

**Iwan.** Von — Natalien.

**Alexiewicz.** Natalie!

**Iwan.** Es bleibt aber unter uns.

**Alexiewicz.** Verſteht ſich! (Bei Seite.) Spitzbübin! Dir will ich die Hölle heiß machen. Meine Erdbeeren verſchenken! Welche Beleidigung!

**Iwan.** Was gibt's denn?

**Alexiewicz.** Schweig! (Nachſinnend.) Was thu' ich ihr? Revange muß ich haben; aber wie?

**Iwan.** Was wird denn da noch heraus kommen? Verdammtes Obſt! Faſt wär's mir ſchon lieber, ich hätte nicht gelogen. Am Ende lernt der die unbekannte Eiferſucht heute zum erſten Mal kennen, und es gibt eine Geſchichte. Dazu noch Federow, der — —

**Alexiewicz** (für ſich). Ich hab's. Das verſchenkte Geſchenk muß ſie aus meiner Hand nochmal bekommen; das wird ſie ärgern, und ſo hab' ich eclatante Satisfaktion, indem ich ſie über ihren Ärger auslache. (Zu Iwan.) Höre, Du mußt mir einen Gefallen thun.

**Iwan.** Herzlich gerne.

**Alexiewicz.** Dieſes Körbchen gib mir.

**Iwan.** Freund! das kann nicht ſein.

**Alexiewicz.** Ich bitte Dich.

**Iwan.** Ich darf nicht! (Für ſich.) Mein Vater finge keinen kleinen Sturm an!

**Alexiewicz.** Du mußt!

**Iwan.** Es iſt nicht möglich.

**Alexiewicz.** Die Möglichkeit will ich Dir gleich zeigen, indem ich es mit Gewalt nehme.

**Iwan.** Wenn ich nicht Gewalt entgegenſetze.

**Alexiewicz.** Wollen ſehen! (Geht nach dem Tiſche und langt nach dem Körbchen.)

**Iwan** (hält ihn zurück). Nicht angerührt! ſonſt —

(Während Beide dieſes thun, iſt Tolſtoi aus dem Nebenzimmer gekommen, tritt zwiſchen ſie, nimmt das Körbchen vom Tiſch und geht damit fort. Iwan und Alexiewicz ſtehen im heftigſten Streit plötzlich unbeweglich, bis ſie in lautes Gelächter ausbrechen.)

(Der Vorhang fällt.)

# Dritter Aufzug.

(Zimmer im Hauſe der Petrowna.)

## Erſter Auftritt.

### Natalie allein.

**Natalie.** Hat man einmal etwas ſo recht im Kopf, ſo bringt man's auch nicht mehr heraus, zumal wenn man ganz allein im Zimmer iſt, wie ich ſeit einer Stunde es bin. — Ja, ſo eine Stunde kann recht lang ſein, wenn ſie will! Und wo ich geh' und ſteh', hab' ich immer den Erdbeerenduft in der Naſe, und ſehe das niedliche Körbchen mit Blumen und Schleifen vor mir ſchimmern. Wäre ich abergläubiſch, ſo müßte ich an Geiſtererſcheinungen glauben; denn, während ich die lieben Erdbeeren ſehe und rieche, plötzlich — ſiehe da! ſteigen zu beiden Seiten des Körbchens Alexiewicz und Federow links und rechts auf, ſchauen ſich mit grimmig glühenden Augen an, rufen, lärmen, und Degen klirren. Ach, guter Himmel! mit dieſen Erdbeeren — ich prophezeih' es, gibt's gewiß noch ein Spektakel! Wenn mein Vormund ſie nur ſchon gegeſſen hätte! So lange ſie noch auf der Welt ſind, habe ich keine Ruhe. —

Liebe Mutter! Du liebſt mich und biſt ſehr klug; aber Du haſt mich in eine abſcheuliche Verlegenheit geſetzt, in eine wahre Todesangſt! Hätt' ich nur nicht nachgegeben! Einer von Beiden erfährt's gewiß! Und — wie kann ich mich denn rechtfertigen? Soll ich Dich, Mutter, verrathen? Nein, nein! Eh' leid' ich Alles! Aber wie lange weilt ſie denn? — Da geht ſie nun von Bude zu Bude, und kauft nützliche Sachen, und — ich möchte vor Kummer vergehen. So komm doch! — (Sie tritt an's Fenſter.) Nichts zu ſehen! — (Sie thut einen Schrei.) Gott im Himmel! Alex — — Al — — Er geht in's Haus — ich bin des Todes! (Sie ſinkt auf einen Seſſel. Nach einiger Zeit ſchlägt ſie die Augen auf und ſchaut umher.) Wo iſt er denn? — Er iſt ja nicht da! (Freudig.) Es war nur Einbildung! (An der Thür wird gepocht.) Gott ſteh' mir bei! Ich bin verloren! — Ach — ach — her — ein! (Sie deckt mit beiden Händen die Augen und ſteht unbeweglich am Fenſter, als ſähe ſie hinaus.)

## Zweiter Auftritt.

### Natalie. Alexiewicz.

**Alexiewicz.** Fräulein! — — Mein Fräulein! — Schönſtes Fräulein! — — (Für ſich.) Iſt das Ernſt oder Scherz? (Laut.) Erlauben Sie gütigſt, daß ich — — (beiſeite) Iſt ſie indeß taub geworden? — (Laut.) Verzeihen Sie, wenn ich etwa — — Fräulein! (Für ſich.) Hat ſie etwa den Starrkrampf am ganzen Körper, oder ſchläft die holde Grazie ſtehend wie der Elefant?

(Natalie ſeufzt, und läßt ſich auf einen neben ihr ſtehenden Seſſel nieder.)

**Alexiewicz** (beiſeite). Gott ſei Dank! ſie ſetzt ſich — alſo iſt ſie wenigſtens noch am Leben.

**Natalie.** Alexiewicz?

**Alexiewicz.** Steht ſchon lange hier, wie ein unerhörter Liebhaber. Aber auch Sie ſtanden ſo unbeweglich, daß — —

**Natalie.** Ich — ich? Ich ſitze ja! Ich ſah zum Fenſter hinaus — —

**Alexiewicz.** Mit verdeckten Augen? — So ſchien's wenigſtens! Doch — Verzeihung! Damen darf man nie widerſprechen.

**Natalie.** Meine Mutter — — iſt nicht zu Hauſe, — und — und — nicht wahr? es iſt heute doch grimmig kalt!

**Alexiewicz.** Sehr kalt im Freien; wie man aber in dieſes Zimmer kommt, glaubt man plötzlich wie durch Zauberei in das Reich des Frühlings verſetzt zu ſein.

**Natalie** (lachend). Weil das Zimmer grün iſt.

**Alexiewicz.** Richtig, und zugleich ein ſo angenehmer Wohlgeruch — beinahe — womit ſoll ich ihn vergleichen — beinahe wie — Erdbeerenduft!

**Natalie.** So? — Ja — Sie haben Recht! wirklich!

**Alexiewicz.** Haben Sie etwa vor Kurzem hier Erdbeeren gegeſſen?

**Natalie.** Erdbeeren — meinen Sie? — Es duftet wirklich ſtark. Der Geruch iſt Ihnen vielleicht nicht angenehm — — Janka! Janka!

**Alexiewicz.** Ich bitte — wozu — (Beiſeite.) Sehr ungelegen!

## Dritter Auftritt.

### Janka. Die Vorigen.

**Natalie.** Öffne doch geſchwinde die Fenſter!

**Alexiewicz** (für ſich). Ein wahres Bild der Seelenangſt! Bald wird ſie genug beſtraft ſein.

**Janka.** Die Fenſter? Ei, Fräulein! bei dieſer grimmigen Kälte! was fällt Ihnen ein?

**Natalie.** Ja ſo! Doch — doch — der Geruch — — beinahe betäubt er mich ſelbſt.

**Janka.** Ich rieche nichts. (Leiſe zu Natalien.) Faſſen Sie ſich! (Laut.) Ja — nun weiß ich's! Der Geruch kommt von dem Jasminöl-Fläſchchen, das ich heute morgens hier zerbrach. Es riecht aber jetzt beinahe wie Erdbeeren.

**Natalie.** O — die Erdbeeren!

**Janka.** Sind ein fatales Obſt.

**Alexiewicz.** Und ich glaubte, Fräulein Natalie ſei den Erdbeeren ſehr hold!

**Natalie.** Im Sommer — allerdings! doch im Winter — —

**Alexiewicz.** Verkühlen ſie — und die Glut wird Eis. Das iſt gefährlich! Ein Bild der Weiblichkeit!

**Natalie.** Sie ſpotten über das ſchnelle Verwelken der weiblichen Schönheit?

**Alexiewicz.** Das nicht! Aber der ſchnelle Wechſel des weiblichen Herzens dürfte vielleicht — —

**Janka.** Sehen Sie nur, wie hell die Feuer auf dem Platze brennen!

**Natalie** (zu Janka). Wie er mich quält! Ich möchte weinen!

**Janka.** Gibt's denn in unſerm Petersburg Erdbeeren?

**Alexiewicz.** Wer in dieſem Zimmer iſt, kann kaum daran zweifeln.

**Janka.** Ich möchte doch einmal Erdbeeren ſehen!

**Alexiewicz.** Sahſt Du nie welche?

**Janka.** Nicht Eine, ſo lang ich lebe. Aber, (zu Alexiewicz) Sie machen uns ganz lüſtern darnach!

**Natalie** (leiſe). Lügnerin!

**Janka** (leiſe zu Natalien). Schon recht! Das muſ ſein; ſonſt zieht man mit den Männern immer das Kürzere.

**Alexiewicz** (beiſeite). O Spitzbübin und Helfershelferin! (Laut.) Auch Sie, Fräulein, aßen noch keine Erdbeeren

**Natalie.** Ich? — ja, o ja —

**Janka.** Gott bewahre! Sie irren ſich. (Man pocht.)

**Natalie** (zu Janka). Nun werd' ich befreit! Herein!

**Janka.** Wie gerufen!

(Beide rufen zugleich freudig: „Herein!“ Federow tritt ein. Beid erſchrecken und treten mit einem halb unterdrückten Angſtruf zurück.)

**Janka** (für ſich). O weh! Vom Regen in die Traufe

**Natalie** (eben ſo). Grauſames Schickſal! O Mutter, komm!

**Alexiewicz.** Da führt mir der Teufel die Melancholie in den Weg.

---

## Vierter Auftritt.

### Federow. Die Vorigen.

**Federow** (ohne Alexiewicz zu bemerken). Fräulein! hab ich das verdient?

**Natalie.** Sie waren ſo gütig — —

**Federow.** Und Natalie ſo ungütig!

**Natalie** (beiſeite). Gott! Er weiß es gewiß ſchon!

**Federow.** Gering war die Gabe allerdings —

**Natalie.** Ich danke herzlich. Sie erfreute mich ſeh

**Federow.** Und doch — und doch —

**Alexiewicz** (für ſich). Da wird gleich ein kleines Gewitter ausbrechen!

**Natalie.** Sie wiſſen etwa ſchon — —

**Federow.** Leider! Mit dieſen Augen mußte ich meine Schmach ſehen!

**Natalie.** Federow! Ich bin zwar nicht tadelfrei, aber auch gewiß nicht ohne Entſchuldigung.

**Alexiewicz** (beiſeite). Steht's ſo? Da ſchein' ich faſt überflüſſig; und die Erdbeeren, wie meinen gerechten Zorn, hätte ich mir erſparen können.

**Federow.** Fräulein! Warum verweigerten Sie nicht der Gabe, wenn ſie Ihnen läſtig war, die Annahme?

**Alexiewicz** (für ſich). Auch eine Gabe? Kurios!

**Federow.** Aber tief muß es mich kränken und ſchmerzen, ſie auf beſchämende Art einem Unwürdigen dahin gegeben zu ſehen.

**Natalie.** Einem Unwürdigen? Federow! Sie ſind ungerecht. Er iſt edel und liebt mich herzlich! Wie vielen Dank bin ich ihm ſchuldig!

**Federow.** Eine ſo warme Lobrednerin? Das überraſcht mich. Ja, nun hab' ich nichts mehr zu ſagen; aber verwünſchen muß ich dieſe unſeligen Erdbeeren, und Tolſtoi muß mir Genugthuung geben.

**Alexiewicz** (auf Federow losſtürzend). Erdbeeren? Unſelige Erdbeeren? Genugthuung? O reden Sie, reden Sie! Welche Erdbeeren?

**Federow.** Sie hier? — Verzeihung, Fräulein! Das wußt' ich nicht. Sah ich ihn, ſo würde ich geſchwiegen haben. — Alexiewicz, da Sie ſchon die Hälfte wiſſen, ſo müſſen Sie, um einem ärgern Mißverſtändniſſe vorzubeugen, das Ganze erfahren.

**Alexiewicz.** Erdbeeren? Huldigt denn alle Welt mit Erdbeeren? Und werden alle Erdbeeren ſchmählich behandelt?

**Federow.** Erlauben Sie, Fräulein, daß Alexiewicz in der Sache Schiedsrichter ſei! Er entſcheide! Ich bin bereit, mich ſeinem Ausſpruche zu fügen.

**Natalie** (zu Janka). Er entſcheiden! Ich vergehe!

**Janka.** Fräulein! Ihnen iſt nicht wohl?

**Natalie.** Sehr unwohl!

**Janka.** Kommen Sie! (Leiſe.) Für den Augenblick bleibt ſonſt nichts übrig. (Sie führt Natalien mit Gewalt fort.)

**Natalie** (im Abgehen). Verzeihen Sie! (Ab mit Janka.)

**Alexiewicz.** Nun reden Sie! Ich ſtehe auf brennenden Kohlen.

(Petrowna tritt ein, erſchrickt, da ſie die Beiden ſieht, und bleibt horchend im Hintergrunde.)

**Federow.** Sie haben jenes Körbchen mit Erdbeeren bei Iwan Tolſtoi geſehen?

**Alexiewicz.** Ja leider! Es war das meinige.

**Federow.** Mit Erlaubniß! Das meinige war es!

**Alexiewicz.** Sie irren. Ich ſandte es Natalien.

**Federow.** Verzeihen Sie! Von mir erhielt es Natalie.

**Alexiewicz.** Die Undankbare ſandte das Körbchen dem jungen Tolſtoi.

**Federow.** Das iſt wahr. Nun urtheilen Sie ſelbſt, wie es mich kränken mußte.

**Alexiewicz.** Sie? Mich! mich!

**Federow.** Sie ſcherzen. Jetzt iſt's aber wahrhaftig nicht Zeit dazu.

**Alexiewicz** (lacht). Das iſt zum Todtlachen!

**Federow.** Zum Todtärgern.

**Janka** (öffnet die Thür). Meine Herren, ich bitte, etwas ſtiller zu ſein. Das Fräulein bedarf der Ruhe. (Sie ſchließt zu.)

**Federow.** Es iſt zum Verzweifeln.

**Alexiewicz.** Jetzt gefällt mir das Ganze erſt.

**Federow.** Ich will Genugthuung!

**Alexiewicz.** Ich auch, aber je luſtiger, deſto beſſer!

**Federow.** Entſcheiden Sie!

**Alexiewicz.** Ich kann ja nicht Richter ſein in meiner eigenen Sache.

**Federow.** Sie treiben den Spaß zu weit. Herr! ich bin jetzt nicht in der Stimmung, mich foppen zu laſſen. Ernſt, oder —

**Alexiewicz.** Keine Drohung, oder —

## Fünfter Auftritt.

**Petrowna** (vortretend). **Die Vorigen.**

**Petrowna.** Erlauben Sie, meine Herren, daß ich die Vertheidigung der Unſchuldigen führe, die Schuldige aber vor Gericht ſtelle in meiner Perſon.

**Federow.** Verzeihen Sie, gnädige Frau! Es ging hier vielleicht etwas ſtürmiſch zu.

**Alexiewicz.** Wir geriethen in Eifer —

**Petrowna.** Erlauben Sie mir, Ihnen die kleine Univerſalgeſchichte der vielgewanderten Erdbeeren genau und unparteiiſch vorzutragen!

**Federow.** Zuerſt bitte ich, gütigſt zu erklären, welchem von uns Beiden das Körbchen gehört!

**Alexiewicz.** Mir, das verſteht ſich.

**Petrowna.** Ihnen Beiden, meine Herren!

**Alexiewicz.** Wie kann das ſein?

**Federow.** Scherzen auch Sie, gnädige Frau?

**Petrowna.** Keineswegs! Hören Sie nur die ſonderbare Geſchichte. Zuerſt brachte dieſes Körbchen ein —

## Sechster Auftritt.

### Natalie. Die Vorigen.

**Natalie.** Mutter! Mutter! Sind Sie endlich da? Gott ſei Dank! Vertheidigen, retten Sie mich!

**Petrowna.** Wie, du bebſt? Armes Kind! Komm' zu Athem!

**Federow.** Meine unſelige Heftigkeit! O verzeihen Sie! Ich — ich bin ſtrafbar.

**Alexiewicz** (leiſe zu Federow). Der Zuſtand gehört bei den Weibern zum Coſtüm. Hat nichts zu bedeuten.

**Federow.** O — es hat viel zu bedeuten! Ich ließ mich vom erſten Eindrucke hinreißen, ohne abzuwarten, was ſie zu ihrer Rechtfertigung ſagen kann, und die ſoll man immer hören, bei jedem Manne, noch mehr bei jedem Weibe, und noch viel mehr, wenn das Weib eine Natalie iſt.

**Alexiewicz.** Freund! Sie nehmen das Ding viel ernſthafter, als ich. Sagen Sie aufrichtig: Wollen Sie Natalien etwa gar heirathen?

**Federow.** Ob ich will? — Fragen Sie doch auch: Ob ich glücklich ſein will!

**Alexiewicz.** Ja — wenn's ſo iſt, dann tret' ich zurück. So ernſthaft nehm' ich die Sache nicht.

**Petrowna** (zu Alexiewicz). Iſt's Ihnen gefällig, mir Gehör zu gönnen?

**Alexiewicz.** Mit Vergnügen. (Er geht mit Petrowna in den Hintergrund, während Natalie vortritt.)

**Federow.** Fräulein! Sie zürnen mir. Und doch — drängt es mich, Ihnen ſelbſt in dieſem Augenblicke offen zu geſtehen, daß ich Sie liebe, folglich glaube, daß ich Unrecht hatte, Sie zu tadeln.

**Natalie.** Eh' ich Ihnen dieſe überraſchende Äußerung beantworten kann, erlauben Sie mir, mich zu rechtfertigen.

**Federow.** Rechtfertigen? Dürfte ich ein Wort von Liebe ſprechen, wenn ich von Ihnen irgend eine Rechtfertigung verlangte? Natalie! ich glaube an Ihre Reinheit; — kann es ohne dieſen Glauben eine wahre Liebe geben? O ich bitte, ich bitte, — wenn Sie mir nur eine Spur von Gegenliebe zeigen wollen; — ſo entſchuldigen Sie ſich nicht! Laſſen Sie vielmehr dies den erſten Beweis meiner Ergebenheit ſein!

**Natalie.** Federow! Federow — Wer von uns Beiden hat denn nun Unrecht?

**Federow.** Wahre Liebe hat nie Unrecht; und im ſchlimmſten Falle ſind wir Beide wohl zu entſchuldigen, wenn auch wir ſelbſt uns nicht entſchuldigen.

**Natalie** (reicht ihm die Hand). Sie glauben an mich — ich baue auf Sie; — Verſöhnung!

**Federow** (ihre Hand küſſend). Und Liebe!

(Petrowna mit Alexiewicz vortretend).

**Petrowna.** So verhält ſich's, genau ſo! Tadeln Sie nun immerhin mich, wie Sie wollen! Natalie bleibt tadelfrei.

**Alexiewicz.** Gnädige Frau! So wie Sie mir die Sache da auseinanderſetzen, ſind Sie ſelbſt eben ſo tadelfrei, als Natalie. Ich aber bin's nicht. Es war das Werk verliebter Eitelkeit, daß ich für die Erdbeeren achtzig Rubel ausgab, und den Geber errathen ließ. Sie ſahen ein, daß man für achtzig Rubel etwas Beſſeres haben kann, als ephemeren Gaumenkitzel. Natalie gab dem Willen der Mutter nach, das war recht und ſchön von der Tochter! Sie kauften was Nützliches, das war recht und klug von Ihnen. Nur Eines kann ich nicht begreifen: Warum ſchickten Sie die Erdbeeren dem jungen Tolſtoi?

**Petrowna.** Dem jungen keineswegs; dem ehrwürdigen Alten ſandten wir ſie zu ſeinem Geburtstage als einen Beweis unſeres dankbaren Willens.

**Alexiewicz.** Der Umſtand iſt der einzige, der mir nicht ganz klar werden will.

**Petrowna.** So überzeugen Sie ſich ſelbſt! (Der alte Tolſtoi tritt ein.) Tauſendmal Willkommen!

**Natalie.** Theurer Vormund!

## Siebenter Auftritt.

### Tolſtoi. Die Vorigen.

**Tolſtoi.** Schönen Dank, Mutter und Tochter! Meine Freude war zu groß; ſie trieb mich aus dem Hauſe, Ihnen heute noch zu danken. — Guten Abend, meine Herren!

**Petrowna.** Dieſe freundliche Annahme iſt ein neuer Beweis Ihres Wohlwollens.

**Tolſtoi** (zeigt das Körbchen). Hier bringe ich — —

**Natalie** (freudig). Wie? das Körbchen bringen Sie uns wieder?

**Alexiewicz** (zu Federow). Kommt das verwünſchte Körbchen nochmal?

**Federow.** Und wird nun in Nataliens Händen bleiben.

**Tolſtoi.** Ich bringe nicht das Körbchen allein, ſondern auch ſeinen duftenden Inhalt.

**Petrowna, Alexiewicz** und **Federow** (zugleich). Die Erdbeeren?

**Natalie.** Und Sie haben nicht —

**Tolſtoi.** Wie konnt' ich! Einſam genießt das Thier; der Menſch liebt ſeines Gleichen dabei. Und insbeſondere: Eine ſo herzlich geſpendete Gabe will in traulicher Geſelligkeit genoſſen ſein. (Er ruft zur Thür hinaus.) Herein damit!

(Janka und ein Bedienter bringen einen gedeckten runden Tiſch.)

**Petrowna.** Guter Tolſtoi! Was ſoll das?

**Tolſtoi.** Mit Ihnen will ich den Abend meines ſiebenzigſten Geburtstages beſchließen. Bei Ihnen iſt mir wohl. Setzen wir uns! Meine Herren, ohne Complimente! (Alle ſetzen ſich.) Gut und fröhlich, das ſei der Wahlſpruch für dieſen Abend — wie für den Reſt meiner Tage! Liebt mich, und gedenkt des alten Tolſtoi in Ehren, wenn er einmal nicht mehr hier ſitzt! Nach dem Sitzen kommt ja endlich — das Liegen! Das lange Liegen! Bis dahin luſtig geſeſſen beiſammen!

**Petrowna.** Der Himmel erhalte Sie uns noch lange!

(Alexiewicz und Federow nehmen Gläſer und halten ſie empor).

**Alexiewicz.** Auf die fröhliche Stunde! Aber —

**Federow.** Auf die gute Stunde! Aber —

**Tolſtoi.** Glück auf! Aber — (Petrowna präſentirt die Erdbeeren) halten Sie ein! Die Erdbeeren ſind die Zierde unſerer Tafel, und müſſen als des Feſtes ſchönſter Theil den Beſchluß machen.

**Alexiewicz.** Recht! Aber verzeihen Sie — jetzt kann ich mich nicht länger halten!

**Tolſtoi.** Was denn?

**Federow.** Auch ich wollte ſchon lange fragen, ob denn dieſe Erdbeeren — —

**Alexiewicz.** Wirklich Ihnen gehören?

**Tolſtoi.** Ich glaub' es; wenigſtens erhielt ich ſie zum Geſchenk.

**Federow.** Nicht Ihr Herr Sohn? Sie ſelbſt?

**Tolſtoi**. Ja doch! Warum zweifeln Sie? Dieſe liebenswürdigen Damen beehrten mich mit dem Angebinde zu meinem ſiebenzigſten Geburtstage.

**Alexiewicz**. So hat Iwan gelogen?

**Tolſtoi**. Das thut er gar oft!

**Alexiewicz**. O du Böſewicht!

**Federow** (zu Nataliens Füßen). Edles Mädchen!

**Tolſtoi** (zu Petrowna). Er auf den Knien — und Sie purpurroth, wie dieſe Erdbeeren? — Iſt das etwa ein Paar?

**Petrowna**. Was nicht iſt, kann wenigſtens noch werden.

**Tolſtoi**. Glück auf!

**Alexiewicz**. Es leben die Erdbeeren!

**Federow** (zu Petrowna). Darf ich Ja ſagen?

**Natalie**. Und ich Mutter?

**Petrowna**. Ich verwehr' es euch nicht, meine lieben Kinder! (Zu Tolſtoi.) Welchen Spuck haben dieſe wunderbaren Erdbeeren heute getrieben! Sie ſollen's hören! —

**Natalie**. So viel Leid und Freude!

**Alexiewicz**. Zwiſt und Liebe.

**Federow**. Die ſüßen Unheilſtifter! Erſt haben ſie uns von einander getrennt, und nun werden wir durch ſie freudig vereint!

**Natalie**. Mich trieb wohl ein prophetiſcher Geiſt, ſie ſchon früher mit dem Glücke ſelbſt zu vergleichen.

**Tolſtoi**. Das ſollen ſie Euch bringen, und darum gebe ich ſie Ihnen, — ſchöne Mündel, in dieſem frohen

Augenblicke zum — Brautgeſchenke! Sei das Glück auch wandelbar, wie dieſe Erdbeeren, wahre Liebe weiß den Flüchtling doch feſtzuhalten.

**Tolſtoi** und **Alexiewicz**. Hoch lebe das Brautpaar!

(Gläſerklang.) Der Vorhang fällt.

◆

# Lyriſche Gedichte.

## Erſte Abtheilung.

## Die Gräber meiner Wünſche.

Wie vielmal ſtrebt' ich, ach vergebens!
Nach manchem ſchönen Ziel des Lebens.
Traumhelle Zauberfarben glühten
Und milde Hoffnungsblumen blühten.
Die Farben verblichen,
Die Blüten entwichen,
Und es ſtand all überall
Kalt und kahl!

⁂

Bald wühlten im betrognen Herzen
Die Scorpione wilder Schmerzen,
Bald mußt' ich, nach des Traum's Erwachen,
Des Poſſenſpieles herzlich lachen.
Nun ſamml' ich als Meiſter
Der irrenden Geiſter
Abgeſchiedener Wünſche viel
Zum ernſten Spiel.

⁂

Und einen Kirchhof bau' ich ihnen,
Die mir im Leben je erſchienen;

Der Glutgeſtalten jede finde,
Befreit aus langem Irrgewinde,
Ein Grabmal im Stillen,
Um ſanft zu verkühlen,
Und das Pförtchen ſchließ' die Ruh'
Lächelnd zu.

*

Schon früh ſah ich mit gold'nen Strahlen
Den Ruhm mir Kränz' auf Wolken malen,
Und mit der Jugend Adlerflügel
Ließ ich zurück der Erde Hügel.
Den Wagen der Sonne
Beſtieg ich voll Wonne,
Und es ſtärkte Fieberglut
Mir den Muth.

*

Doch ach! die Wolkenkränze ſchwanden,
Die Schwinge ſank, — bald hing in Banden
Der Muth an kahlen Dorngeſträuchen;
Traumgold dem Erdenblei muß weichen! —
Dir, Ruhmſucht, geweihet,
Mit Dornen beſtreuet,
Sei dies aufgeſchwollne Grab;
Steig' hinab!

*

Viel las ich von der Heldenſtärke
Der Freundſchaft. Welche Wunderwerke

Wollt' ich durch ihre Macht vollziehen
Bei gleicher Herzen gleichem Glühen!
Harmoniſches Streben
Im einigen Leben,
Sah ich bis an's Ziel hinan
Unſerer Bahn.

* * *

Doch ach! Ein böſer Geiſt entzweite,
Des Schickſals Rieſenhand zerſtreute,
Was einſt ſich in den ſchönſten Stunden
Zum Bund der Ewigkeit gefunden.
D'rum, Freundſchaft, erhebe
Im Neſſelgewebe
Sich dein ſchattenkaltes Grab —
Steig' hinab!

* * *

Und wie ein Morgenroth des Maien,
Die Nacht des Lebens zu erfreuen,
Kam Liebe aus des Äthers Bahnen,
Mich lehrend, Himmliſches zu ahnen.
Ein neues Entzücken
Mit hehrem Beglücken,
Hob mich in ein Freudenchor
Hoch empor.

* * *

Doch ach! ſie, die ich ſo vergöttert,
Die Roſe war ſo ſchnell entblättert.

Der Welt gelang's, den Sinn zu blenden,
Des Herzens frommen Geiſt zu wenden.
D'rum ſchmücke, falſchglühend,
Dir, Liebe, gleichblühend,
Belladonna hier dein Grab —
Steig' hinab!

⁂

So ſeid ihr, Wünſche, denn begraben!
Doch ſoll euch nicht die Erde haben.
Erhebet euch als Lichtgeſtalten,
Verklärt die Schwingen zu entfalten!
Als Genien ſchweben
Sollt ihr, und mein Streben
Flügeln für die höh're Bahn
Himmelan!

⁂

Und darf noch einen Wunſch ich hegen,
In meiner Bruſt ihn ſorglich pflegen,
Gefährte mir zu ſein hienieden —
So wähl' ich mir den Seelenfrieden.
Er bleibe im Leben
Mir treulich ergeben,
Und lege ſich mit mir in's Grab
Still hinab!

# Andenken und Vergeſſen.

An Selma.

Wenn mich das gold'ne Glück umfächelt,
Und jeder Stern mir Wonne lächelt,
O Mädchen, dann gedenke mein!
Doch wenn kein Gott mir Freude gibt,
Und Bosheit meinen Himmel trübt,
Laß mich von Dir vergeſſen ſein!

⁂

Wenn Ruh' und Frohſinn mich umwallen,
Aus Fels und Quell mir Blumen ſtrahlen,
O Mädchen, dann gedenke mein!
Doch wenn in banger Lebensnacht
Die Sorge mir zur Seite wacht,
Laß mich von Dir vergeſſen ſein!

⁂

Wenn Frevler kühn Dir Liebe ſchwören,
Argloſe Reinheit zu bethören,
O Mädchen, dann gedenke mein!
Doch wenn mein einſt willkommnes Bild
Dich je mit Schmerz und Haß erfüllt,
Laß mich von Dir vergeſſen ſein!

⁂

Wenn mich des Ruhms Lorbeeren kränzen
Und Huldigungen mich umglänzen,
O Mädchen, dann gedenke mein!
Doch wenn des Strebens ſchönſtes Ziel
Kein guter Gott mir gönnen will,
Laß mich von Dir vergeſſen ſein!

*

Wenn Deine Tag' im Mailicht blühen,
Dir alle Herzen Liebe glühen,
Gedenke dann noch einmal mein!
Doch bricht das Schickſal mir den Stab,
Sink' ich verzweifelnd hin auf's Grab,
Laß ewig mich vergeſſen ſein!

*

Ein Morgenroth ſei Dir das Leben;
Mir wird noch Troſt die Hoffnung geben:
Auch hochbeglückt gedenkſt Du mein!
Nur Dir geb' ich mich ganz dahin;
Doch bringt es Deinem Glück Gewinn —
Will ich von Dir vergeſſen ſein!

*

Ja, wandle Du auf Tugendwegen
Des Lebens ſchönſtem Ziel entgegen —
Gedenke nur voll Ruhe mein!
Lohnt uns ein himmelreines Herz
Für unſ're Liebe ſchönen Schmerz —
Dann iſt's auch ſchön, vergeſſen ſein.

# Verſöhnung *).

O Verſöhnung, Engel Gottes
Mit dem Glanz des Morgenrothes!
Milde, himmliſche Geſtalt,
Sanft von Harmonie umwallt!
Schweb' aus deinem Himmel nieder,
Bring' uns Lieb' und Freundſchaft wieder!
Öffne das geſchloſſ'ne Herz,
Heb' es mächtig himmelwärts!
Gott Verſöhner ſtieg empor,
Der für uns den Tod erkor.

*

Wer von Zorn und Haß entbrennet,
Lieblos-kränkend ſich verkennet,
Zög're keinen Augenblick,
Fliege raſch und froh zurück
In die langentbehrten Arme,
Daß ihm Bruſt an Bruſt erwarme!
Was uns einſt getrennet hat,
Schwinde hin — Wort oder That!
Nur das alte Gute ſei
Dem Gedächtniß ewig neu!

*

---

*) In Muſik geſetzt von Abbé Stadler.

Ach wir ſind ja keine Engel!
Selbſt den Beſten drücken Mängel:
Einer böſen Stunde Hand
Trennet oft das ſchönſte Band.
Doch all unſer Irren, Fehlen,
Soll den Frieden nicht vergällen.
Bleibt an Lieb' und Schonung reich —
Und ihr ſeid den Engeln gleich!
Was ein Augenblick entzweit,
Mache gut die Ewigkeit!

*

Blicket hin nach jeder Seite,
In die Nähe, in die Weite,
Blicket über Berg und Thal —
Gräber ſeht ihr überall!
Gräber rufen euch ohn' Ende:
„Brüder, reichet euch die Hände!
„Schließet Haß die Herzen zu,
„Flieht auf ewig euch die Ruh';
„Und durch Schuld verwirktes Glück
„Bringet euch kein Gott zurück!“

## Melancholie der Liebe.

O Götterglück der Liebe, kaum
Vermag ich, ganz dich zu ertragen;
Oft ſcheinſt du mir ein kühner Traum,
Den Frevler nur zu träumen wagen:
Oft beben Herz und Sinn,
Weil ich zu glücklich bin.

*

Nicht währen kann zu großes Glück;
Beſchränkt ſind ja des Lebens Freuden;
Zum Himmel kehrt es ſchnell zurück,
Sobald die Götter uns beneiden.
D'rum ſendet mir auch Schmerz
Für das zu bange Herz!

*

Ach, wenn die Lieb' vergehen muß,
Wenn ſie ſich treulos von mir wendet —
Dann ſei willkommen, Tod, dein Gruß,
Der mit der Qual das Leben endet!
O ſchließe meinen Blick
Noch vor entfloh'nem Glück!

*

Halb ſei mir nimmer ein Genuß,
Gleich blödzufried'nem Weltgewimmel!
Erſtreben will ich Hebens Kuß,
Erringen Hölle oder Himmel.
Glück oder Tod für mich —
Doch keines ohne dich!

## Amor, der Gaſt.

Speiſen dufteten auf, vom prächtig erleuchteten Tiſche,
Und es ſetzten ſich froh Herren und Damen hinzu.
Aber beſcheiden ſtand und ſinnig der liebende Sänger,
Ferne von Maja's Stuhl, näher im Geiſte dabei.
Neben dem Mädchen ließ zwei Stühle nur leer noch das Schickſal,
Und ich wählte beſtürzt, endlich den ferneren Sitz,
Daß ein Stuhl nun zwiſchen uns Beiden noch herrenlos klagte.
Überliſtiger Schalk! einzig geſehen von uns,
Nahte ſich Amor ſogleich, des leeren Stuhls in der Mitte
Schnell ſich bemächtigend; ach! Schrecken ergriff uns zugleich.
Aber der Gott, als ſäh' er's nicht, ließ ſich in ein Geſpräch ein,
Und es kam in's Geſpräch Leben und Feuer zugleich.

Was zu verſchweigen wir uns bemühten, das ſagte der Gott ſchnell,
Half uns Stotternden nach, lächelnd mit freundlichem Blick.
Endlich ergriff er im Eifer der Rede mir leitend die Rechte,
Legte auf Maja's Hand eilig die zitternde hin,
Beugte ſchnell mein Haupt, ſich wegzuwenden bemühet,
Beugte die Lippen zur Hand, ſelbſt kaum gewahrend die That,
Und es entblühte um uns, vom Entzücken erleuchtet, ein Tempel;
Himmelsgeſang erſcholl, Freuden erfüllten den Saal!
Aber plötzlich verſchwand, von ausbrechendem lauten Gelächter
Schnell verſcheuchet, der Gott, Freuden und Tempel mit ihm,
Und, wie erwachend vom Traum, bedeckteſt du, Maja, das Antlitz,
Denn der Gäſte Blick heftete ſcherzend auf uns!
In der Wangen Glut den Verräther ſtrafgierig entdeckend,
Zürnt' ich, da bat er, und ich — küßte verzeihend den Schalk!

# Der graue Tag.

Beſcheiden eingehüllt in deinen Schleier
Verbirgſt du, ſtiller Tag! im Nebelgrau
Dich vor der Sonne ſprüh'ndem Strahlenfeuer.
Im Dämm'rungsſchoße ruhen Berg und Au',
Und die Natur, prunkloſen Reiz entfaltend,
Zeigt ſich befreundet uns und leiſe waltend.

* * *

Du theileſt lieblich mit der Nacht die Milde,
Sanftlächelnd mit dem Tag den halben Glanz.
Klar thront der Landſchaft thauiges Gebilde;
Verjüngt erſcheint der Bäume friſcher Kranz.
Froh athmend opfern dir durch kühle Lüfte
Die nicht gebeugten Blumen ihre Düfte.

* * *

Frei hebet ſich des Menſchen Aug' zum Himmel,
Und ſchwelget thränenlos am Wolkenflor,
Gemildert ſcheint das grelle Weltgetümmel;
Es jubelt, lechzend ſonſt, der Vögel Chor.
Des Graſes Häupter ſteh'n in hellerm Grüne,
Und wählig ſchwärmt umher die leiſe Biene.

* * *

Verſchwiſtert wallen Heiterkeit und Stille
Wie in der Kindheit makelreiner Luſt.
Froh ſchaut der Menſch der Schöpfung ganze Fülle,
Und ruhig, freier athmet ſeine Bruſt.
Nicht wünſcht er ſehnlichbang herbei den Abend;
Denn Tag und Nacht vereinigt ſich ihm labend.

* * *

So miſcht das weiſe Schickſal Leid und Freude,
Und unſer Blick ſtrebt auf zum Himmelsflor,
Der, gleich der Zukunft, ernſt im dunkeln Kleide
Sich vor den Späher ſtellt. Auf geht das Thor:
Das Heer der Wünſche ſtrahlt und ſchwelgt in Träumen:
Der Gläubige ſieht ſich in gold'nen Räumen.

*

Wohl ihm, der Troſt erſpähet ſelbſt im Trüben,
Und Licht vermag aus Dunkelheit zu zieh'n!
Er bleibet ſanft im Streben und im Lieben,
Da ihn des Gleichmuths Blumen ſtets umblüh'n.
D'rum laß, o Menſch, nie eitle Klage walten!
Geduld und Muth! dein Glück wird ſich entfalten.

*

Und wenn dein Geiſt in einſam düſt'rer Trauer
Vergebens nach verwandten Seelen blickt,
Und bitt'rer Schwermuth kalter Todesſchauer
Dir tiefe Wunden in dein Inn'res drückt,
So haſche, Schwächling, nicht nach Retterhänden,
Die, heut gereicht, ſich morgen trüglich wenden!

*

Die Welt iſt dein, wenn du nicht ihr gehöreſt;
D'rum ſteh' kühn — unerſchütterlich allein!
Wenn, hellen Blicks, du dich nicht ſelbſt bethöreſt,
Vermagſt du's auch, dir Ziel und Lohn zu ſein.
Nur dem Verzagenden erlahmt die Kraft,
Da Muth durch Kampf ſich neue Stärke ſchafft.

*

So hülle, wie der Tag in ſeinen Schleier,
Dich in dein ruhiges Gewiſſen ein!

Der Leidenſchaften ewigreges Feuer
Verberg' im Flor der Tugend Glut und Schein!
Dann wird die Seelenruh' dein ſtilles Leben
So lieblich wie ein grauer Tag umgeben.

## An einen Johanniskäfer.

Du holder Fremdling, lichtentglommen,
Sei mir auf meiner Flur willkommen!
Magſt hier, dich nährend, ſicher wallen
Im Schmucke deiner gold'nen Strahlen;
Gewähre dafür
Dein Strahlenlicht mir
Im Dunkel der Nacht!
Ständ' es in meiner Macht,
Ich würde dir mit ſüßem Himmelsthau
Beperlen jedes Blättchen dieſer Au.

*

Begleiteſt du mit deinem Glanz
Auf ſtiller Flur den Elfentanz?
Hängſt du zu ihrer Gaukelſpiele Lauf
Am feuchten Grashalm deine Leuchte auf?
Iſt irgend eine Leuchte, gleich der deinen,
Geeignet, Elfenreigen zu beſcheinen,
Und düſt'rer Mitternächte Schattendunkel
Zu ſcheuchen mit dem lieblichſten Gefunkel?

*

Kein Vogel ſtöre deine ſtille Laube,
Erſpähe nie dein Leben ſich zum Raube!
Kein Regenguß mit wilder Flut
Vernichte dich und deine Glut!
Kein Sturm zerreiße je das Blättchen grün,
Auf welchem deine Flimmer glüh'n!
Du ſollſt nicht unter Tauſenden
Werthloſer Käfer untergeh'n!

⁂

Auf welchen Blättern pflegeſt du
Vorzüglich gerne deine Ruh'?
Von ſolchen bau' ich kühl und mild
Dir eine Laube im Gefild',
Um dich vor Regen, Sturm und Blitzen
Beim Elementenkampf zu ſchützen.
Du wohnſt ja, holdes Kind der Stille,
Gern in des Friedens ſanfter Hülle,
Genießeſt deinen Balſamthau
Gern in dem Schweigen kühler Au,
Und ſtrömeſt aus der kleinen Zelle,
So lang du lebſt, dein Lichtlein helle.

⁂

Wie wenig iſt der Menſch, das Kind
Ruhloſen Kampfs, dir gleichgeſinnt,
Der Menſch, den Stürmen hold, die ihm ſein Leben
Zerſtören und mit Nacht umgeben,
Er, dem der Leidenſchaften Wuth
Die Seele füllt mit freud'ger Glut!

O wie viel edler iſt es, ſo wie du,
Zu leben in dem Vollgenuß der Ruh',
Und, ihr geweiht,
Zu leuchten in der Einſamkeit!

## An Nina.

(Bei Ueberſendung eines Roſenſtraußes im Spätherbſte.)

Selbſt wenn noch rauhe Lüfte ſtürmen,
Und bleich das Jahr zu Grabe geht,
Erblühen, wenn wir ſie nur ſchirmen,
Uns Blumen, die kein Nord verweht.
Nur dem Hoffnungsloſen
Blühen keine Roſen;
Er ſieht ringsumher
Alles blumenleer.

◆

Weih'n wir auf unſern Pilgerpfaden
Der holden Freude Herz und Sinn,
Spinnt Heiterkeit den Lebensfaden:
Dann ſind die Fluren immer grün.
Nur dem Freudeloſen
Blühen keine Roſen;
Er ſieht überall
Nur ein Leichenthal.

◆

Wem bei den Leiden ſeiner Brüder
Mitleid das weiche Herz belebt,
Dem blüh'n die Lebensblumen wieder,
So oft der Tag ſein Haupt erhebt.
Nur dem Mitleidsloſen
Blühen keine Roſen;
Denn ſein Herz von Stein
Starrt, und bleibt allein.

⁂

Wer ſich den Frieden ſeiner Seele
In junger Schönheit rein bewahrt,
Dem blühen an der Lebensquelle
Die ſchönſten Blumen jeder Art.
Nur dem Ruheloſen
Blühen keine Roſen;
Auch bei Scherz und Luſt
Tobt's in ſeiner Bruſt.

⁂

Wer ſein Gemüth von Schmerz und Freude
Durch leiſen Hauch ſich regen fühlt,
Dem kränzt der Blumen Huldgeſchmeide
Die Bruſt, mit ſchönem Trieb erfüllt.
Aber dem Herzloſen
Blühen keine Roſen;
Seine Lebensau
Schmachtet ohne Thau.

⁂

O könnt' ich doch nur dieſen Roſen
Für Dich Unſterblichkeit verleih'n!
Sie würden liebend Dich umkoſen,
Und Dir, wie ich, ihr Leben weih'n!
Denn Dir Makelloſen
Blühen ewig Roſen;
Doch die ſchönſte blüht,
Dem Dein Herz erglüht.

## An meine Kerze.

Gefährtin du der Geiſternacht,
Die freundlich leuchtend mit mir wacht,
Da ich nun dem lebloſen Schlaf
Ein Stündlein raube lieb und werth;
Horch, wie der Sturmwind tobt und braust!
Horch, wie der Hölle Dämon ſaust,
Da er durch's Reich des Dunkels fährt!
Horch, wie des Donners Stimme brüllt,
Und alle Schrecken aus der Tiefe wühlt!
Sieh, wie der bleiche Mond von Wolk' zu Wolke flieht,
Verdunkelt jetzt, dann wieder hell entglüht!

◆

Doch hier im ſchützenden Gemach
Stört dieſer Sturm die Ruhe nicht.

Hier in dem ſtillen Heiligthum
Hält noch bei deinem ſanften Licht
Das Streben nach dem edlern Ruhm
Die regen Fantaſien wach.
Wer möchte ſpurlos ſich hingeben
Dem Strome der Vergeſſenheit?
Wer möchte nicht der Nachwelt leben
Und in Geſängen ferner Zeit?

*

Ihr Stunden düſt'rer Einſamkeit
Seid der Erinnerung geweiht!
Aus ihrem dunkeln Grabe wallt,
Sanft, wie ſie war, mit holdem Gruß
Eliſens blaſſe, liebliche Geſtalt.
Ach! mußt auch Dich des Todes Arm umfangen,
Die ſtets als Lebenszierde ſollte prangen? —
Sie lächelt, — ſchwindet hin mit einem Kuß!

*

Und mußt du, lichte Freundin, ihr gleich ſchwinden?
In deinem Glanz dein frühes Ende finden?
Ja, du auch fröhneſt dem Geſchick.
Raſtlos verzehrt von jedem Augenblick,
Seh' ich dein bleich erlöſchendes Vergeh'n.
Matt lodert ſchon die Flamme deines Lebens;
Schon wankt der Docht, er ſinkt, —
Und all dein Kämpfen iſt vergebens!
Mit einem haſtigkühnen Sprung
Auflodernd, haſcheſt du nach Lebenskraft;

Er rettet nicht! Schon kriecht in Dämmerung
Die Flamme matt und ſchwach umher,
Schwankt, zittert, flimmert, — iſt nicht mehr!
So ſchwindet auch des Genius Sonnenglanz,
So ſchwindet auch der Schönheit Blumenkranz.
Wo lebt der Rieſe, der zur Zeit mag ſagen:
„Zerſtörerin! Ich hemme deinen Siegeswagen!“

## Gedenke mein!

### An Nina.

Hörſt Du das Lied der Nachtigallen
Aus blüh'ndem Frühlingsbuſch erſchallen,
O Nina, dann gedenke mein,
Der bei dem Liede ruht allein!
Der glühend einſt an's Herz Dich drückte,
Als Deine Liebe ihn beglückte,
Dem, als der ſchöne Bund erblühte,
Ein neuer Lebensfrühling glühte!
Gedenke mein,
Der unterm Hügel ruht allein!

✻

Siehſt Du des Sommers Roſen glühen,
Die auch auf Deinen Wangen blühen,
O Nina, dann gedenke mein,
Der unter Blumen ruht allein!

Der in der Liebe ſchönſten Stunden
Dir Blumenkränze hat gewunden,
Der, wenn die Roſe ihn entzückte
In Dir verſchönert ſie erblickte!
Gedenke mein,
Der unterm Hügel ruht allein!

⁂

Siehſt Du des Herbſtes Blätter fallen,
Den Nebelflor ſtilldüſter wallen,
O Nina, dann gedenke mein,
Der unter Blättern ruht allein!
Der in des Lebens trübſten Stunden
In Dir ſein Himmelslicht gefunden,
Dem in des Kummers Nebelſchleier
Die Liebe glomm als Sternenfeuer!
Gedenke mein,
Der unterm Hügel ruht allein!

⁂

Wenn durch des Winters Trauerhallen
Die wilden Stürme heulend ſchallen,
O Nina, dann gedenke mein,
Der unterm Schneebett ruht allein!
Der für des Lebens Todeswunden,
Durch Dich den Balſam hat gefunden,
Den in des Lebens Eisgefilde
Die Lieb' erwärmte hold und milde;
Gedenke mein,
Der unterm Hügel ruht allein!

## An den Mond.

O wäre doch mein Geiſt ſo licht wie du,
O wäre doch mein Herz, gleich dir, voll Ruh!
O könnt' ich durch des Lebens düſt're Nacht
Hinwandeln, ſo wie du in heit'rer Pracht!
O könnte ich, gleich dir, die dunkeln Stellen
Auf Erden und am Himmel ſanft erhellen!
O könnte ich in wechſelnden Geſtalten,
Doch ſtets derſelbe, ſtill und einig walten,
Gleich dir, der durch die Wolken ſiegreich dringt,
Und alterbleich ſich immer neu verjüngt.

## Tag und Nacht.

Ich liebe den Tag, wenn ſein ſtrahlendes Licht
Verklärend die öſtlichen Wolken durchbricht,
Wenn Thau wie Demanten das Blumenreich ſchmückt,
Der Lerche Lied Himmel und Erde entzückt.

◆

Ich liebe die Nacht, wenn der freundliche Mond
Den dunkelnden Himmel ſanftlächelnd bewohnt,
Wenn Blumen entſchlummern, ſich wiegend in Duft,
Der Nachtigall Töne erfüllen die Luft.

⁂

Ich liebe des Tages erweckende Pracht,
Wenn Alles zu thätigem Leben erwacht,
Wenn rüſtig der Landmann zur Arbeit ſich regt,
Der Städte Getümmel ſich haſtig bewegt.

*

Ich liebe die Nacht, wenn im ſchweigenden Raum
Sie leiſe umgaukelt der ſpielende Traum,
Wenn freundlich die ſchimmernde Sternenſchaar blinkt,
Und Ruh' wie ein Engel zum Erdenrund ſinkt.

*

Ich liebe den Tag, wenn in farbiger Glut
Das Reich der Natur und der Kunſt vor mir ruht,
Die Wahrheit als Tochter des Lichtes erſcheint,
Und raſtloſes Wirken die Menſchen vereint.

*

Ich liebe die Nacht, wenn in dunkler Geſtalt
Das Irdiſche ſchwindet, das Himmliſche ſtrahlt,
Die Leidenſchaft ſchlummert, der Leidende ruht,
Und müde Erſchöpfung Kraft ſammelt und Muth.

*

So lieb' ich den Tag und ſo lieb' ich die Nacht
Denn Beide hat Gott für die Menſchen gemacht:
Nicht einerlei Farbe erfreut uns im Bild;
Einförmiges hat nie mit Wonne erfüllt.

*

Dem Dunkel und Lichte gleich, wohnt in der Bruſt
Des Erdenbewohners der Schmerz und die Luſt;
Hier treibt uns des Wechſelnden flücht'ge Gewalt,
Dort feſſelt der ewigen Schönheit Geſtalt!

## An die Freundlichkeit.

O Freundlichkeit! Holdſelige,
Von Roſen mild umblüht!
Es ſegnet dich, du Himmliſche,
Wer nur dein Lächeln ſieht!

*

Wo du walteſt, herrſchet Licht,
Übt man leicht die ſchwerſte Pflicht;
Wonne, Fried' und Freude
Wandeln dir zur Seite,
Lieblich und ſelig
Gleiteſt allmälig
Du in das wallende Herz,
Und ſingeſt, mit Tönen
Der Tröſtung, den Söhnen
Des Jammers in Ruhe den Schmerz.

*

Der Herzensgüte Freundin! ſchön
Umſtrahlt dein Zauberglanz
Das Haupt des edlen Glücklichen,
Des Ruhmes gold'nen Kranz.

Sanft gewinnend und doch ſtark
Dringt dein Ton in's tiefſte Mark;
Reizend muß dein Walten
Selbſt den Gram geſtalten.
Immer umſchwebe,
Immer belebe
Jeden geſelligen Kreis!
Gib Milde dem Leiden,
Veredle die Freuden,
Und ſchmücke mit Blumen den Fleiß!

⁂

Gefährtin du der Grazien!
Der Liebe ſüße Braut!
Sanft biſt du, wie der Myrthe Weh'n,
Wie Aeolsharfenlaut.
Wo du lächelſt, hebt die Bruſt
Voll Vertrauen ſich und Luſt;
Dann mit zarten Scherzen
Öffneſt du die Herzen.
Nimmer, o nimmer
Weiche dein Schimmer
Weg von der irdiſchen Nacht!
Gebücket am Stabe
Geleit' uns zum Grabe,
Daß Leben dem Tode noch lacht!

⁂

Aus holdem, leuchtendhellem Blick,
Mit ſüßem Zaubermund,

Machſt du uns der Verſöhnung Glück,
O Friedensgöttin! kund.
Wenn dein Lächeln mild erblüht,
Deiner Wangen Frühling glüht,
Will uns mit Entzücken
Der Olymp beglücken.
Waltet Unfrieden
Störriſch hienieden,
Scheuch' ihn dein Strahlengeſicht!
Die Menſchlichkeit wohne
Mit dir auf dem Throne;
Verkläre uns Leben und Pflicht!

# Der Sonnenſtrahl.

O milder, holder Sonnenſtrahl,
Du ſchönſter Gaſt im Ätherſaal,
Du Zaubergürtel der Natur,
Du Schmuck der Erd- und Himmelsflur!

*

Du, dem die frühe Lerche ſingt,
Der in den Grund der Erde dringt,
Der allen Weſen Leben ſpendet,
Du kommſt, vom Lichtquell ihm geſendet!

*

Du biſt des Daſeins ſchönſte Habe,
Und von der Wiege bis zum Grabe

Verläßt dein Wonneſpiel uns nicht:
Du gibſt uns Wärme, gibſt uns Licht.

*

Wenn Stürme heulen, Donner brüllen,
Die Blitze Land und Flut erfüllen,
Erſcheinſt als Friedenszeichen du;
Dein erſter Blick bringt Glück und Ruh'.

*

Du ſtreueſt Diamanten-Pracht
In dunkler Wälder düſt're Nacht;
Du reifſt mit glüh'ndem Lebensſcheine
Im Erdenſchoß die Edelſteine.

*

Du ſcheuchſt mit deinem Freudenfeuer
Des dichten Nebels Trauerſchleier;
Du ſtrömſt durch's ſchmale Fenſterlein
Mild in der Armuth Hütten ein.

*

Du ſchimmerſt gern auf hohen Zinnen,
Doch lächelſt du auch auf Ruinen,
Und von der ſtolzen Höh' hinab
Senkſt du dich freundlich auf ein Grab.

*

Du ſpielſt im blätterdichten Baum,
Spielſt in der Kirche heil'gem Raum,
Spielſt um des Kindes Lockenfülle,
Ruh'ſt auf des Greiſes Leichnam ſtille.

*

Du ſcherzeſt, wo dich Blumen fächeln,
Du lächelſt bei der Freude Lächeln,
Verklärend ſtrahlt dein ſchönſtes Licht
Auf reiner Schönheit Angeſicht.

*

Doch weh' dem nächtlich düſtern Schlunde,
Und weh' der ſchwarzen Lebensſtunde,
Wo jeder Strahl der Sonne fern,
Des Glückes und der Hoffnung Stern!

*

Womit biſt du in allen Reichen
Des großen Weltalls zu vergleichen?
Nur mit dem reinen, reichen Geiſt,
Der ſich in ſeinem Schöpfer preiſt!

*

Weiß, untheilbar, in dir vollendet,
Strömſt du, zum Irdiſchen gewendet,
Der ſieben Farben Heiligkeit,
Dem Einen, Höchſten nur geweiht!

## Glaube, Hoffnung und Liebe *).

Glaube, hoffe, liebe!
Hältſt du treu an dieſen Dreien,
Wirſt du dich nie ſelbſt entzweien,
Wird dein Himmel nimmer trübe.

*

---

*) In Muſik geſetzt von Abbé Stadler und von Schubert.

Glaube feſt an Gott und Herz!
Glaube ſchwebet himmelwärts.
Mehr noch, als im Stern-Revier,
Lebt der Gott im Buſen dir.
Wenn auch Welt und Menſchen lügen,
Kann das Herz doch nimmer trügen.

*

Hoffe dir Unſterblichkeit,
Und hienieden beſſ're Zeit!
Hoffnung iſt ein ſchönes Licht,
Und erhellt den Weg der Pflicht.
Hoffe, aber ford're nimmer!
Tag wird mählig, was erſt Schimmer.

*

Edel liebe, feſt und rein!
Ohne Liebe biſt du Stein.
Liebe läut're dein Gefühl,
Liebe leite dich an's Ziel!
Soll das Leben glücklich blühen,
Muß der Liebe Sonne glühen.

*

Willſt du dich nie ſelbſt entzweien,
Halte treu an dieſen Dreien!
Daß nichts deinen Himmel trübe,
Glaube, hoffe, liebe!

# Der Kirchhof zu Perchtoldsdorf.

Durchflüſt're mich mit mildem Seelenſchauer,
Cypreſſe, Grabumdufterin!
Umgib, o Stille, mich mit deiner Trauer,
Verhüllte Nachtbewandlerin!
Die Todten ſind's, für die des Schmerzes Auge thaut;
Auf Grabgeliſpel wallt des Liedes Geiſterlaut.

*

Willkommen, Friedenshain belohnter Seelen!
Willkommen, Todesheiligthum!
Kein Monument will Wahrheit hier verhehlen,
Kein geld'nes Wort lügt kalten Ruhm.
Entſchlummert iſt des Schickſals Wuth, und Ruhe thront
Auf euerm Moos, ihr Gräber, ernſt und leicht bewohnt!

*

Die Schwermuth weilet hier mit Grabgeſange,
In ihrer Hand ein Todtenbein,
Und Sehnſucht drückt die bleichverfall'ne Wange
An's Kreuz am niedern Leichenſtein.
O weint, ihr Guten! Wer den Staub der Todten ehrt,
Erhebt zur Engelwürde ſeinen Menſchenwerth.

*

O ſüßer Troſt! kein Laub winkt mehr am Strauche,
Des Winters düſt'rer Fittig weht;

Und dennoch knie'n, ſtarr von des Nordwinds Hauche,
Noch Freunde an der Särge Bett.
Die Gräber ſteh'n geſchmückt, bethränte Kränze blüh'n
Auf ſchwarzen Kreuzen, und der Andacht Flammen glüh'n.

*

Dort, wo das Beinhaus ſtill im Eichengrauen
Der Todtentrümmer Reſt beſchirmt,
Wo tauſend hohle Augen gräßlich ſchauen,
Gebein Gebeinen aufgethürmt —
Dort, Richter, horch dem ſchaudervollen Knochenſchall,
Dann gib den Urtheilsſpruch vom hohen Tribunal!

*

Unwandelbare, reine Lebensfreude,
Die ruhig Todeslieder ſingt,
Sanft lächelt noch im dunkeln Sterbekleide,
Da keine Gruft zur Thräne zwingt —
Hier unter Trümmern, hier im ſtillen Leichenthal
Beſchwör' ich deinen Bund bis zum Poſaunenſchall!

*

Ja, Liebliche, du reicheſt ohne Trauern
Dem milden Tod den Freudenkranz.
Horch, außenher um dieſe düſtern Mauern
Wogt Jubellied und Wonnetanz!
Vom Traubenhügel zeigt ein Greis das nahe Grab;
Der Jüngling ſieht's, und jauchzt und ſchwingt den Ulmenſtab.

*

Der Weizenflur enteilt, das Herz voll Freude,
Das Mädchen zu der Kirchhofwand,

Und reicht dem Trauten bei der Gräberweide
Zum Hut das neue Hochzeitsband.
Wohl ihm, dem reinen Sinn's des Lebens Heimat ſtrahlt,
Er ſieht das Düſt're fern, wie's Luſt und Hoffnung malt.

*

Nur ich ſeh' gern das Grab mir nahe glänzen
Schon in der Jugend Morgenduft,
Und ungeſtörter Ruhe Bilder kränzen
Wie Blütenpracht die Todeskluft;
Dann blick' ich nach der Erde hin, wie nach der Braut
Der Jüngling, wenn der Tag der Hochzeit graut.

*

Vom Schickſal zu Erinnyen mir berufen
Sind Ruhmſucht und der Schwermuth Fluch!
Sie ruh'n an keines Tempels Altarſtufen,
Sie ſcheuchet kein Orakelſpruch.
Zufriedenheit und Lebensfreude ſind ihr Raub,
Und ſie entſchlummern erſt auf ihres Opfers Staub.

*

Der Kampf der Pflichten, der Begeiſt'rung Glühen
Verzehret jeder Sehne Macht,
Und bleichet der Geſundheit Wonneblühen,
Auf deren Ruf der Muth erwacht.
Es lechzt der Geiſt, und gleichet ohne Lebenskraft
Der ernſten Marmorbüſte, die ein Grab begafft.

*

Mein Perchtoldsdorf! wo in der Unſchuld Laube
Der Kindheit Frühling mich umfloß —
Gewähr' einſt des Vollenders müdem Staube
Ein Grab in deines Kirchhofs Moos!

Lebt wohl, der Jugend Freunde, weit von mir zerſtreut!
Seid mir gegrüßt, die vor mir ſich der Tod geweiht!

*

Schon weh'n vom Dorfe her die frommen Lieder,
Schon klirrt der Sand, die Spate blinkt;
Die Bahre ſank — die Kette ſchwirrte nieder;
Der graue Abend kömmt; tief ſinkt
Die Mitternacht; neu ſtrahlt am Morgen die Natur:
Es währt vom Menſchen-Schmerz und Wonne keine Spur!

## Das Lächeln der Wahnſinnigen.

Sahſt du auf der bleichen Wange
Dieſes Lächeln, ſcheu und bange,
Das ſo flüchtig und ſo kalt
Wie ein Traum vorüberwallt?
So erſcheint des Blitzes Licht,
Das aus dunkler Wolke bricht,
Und mit ſchnellem Glanz die Nacht
Schrecklicher und dunkler macht!
So dies Lächeln; aber nicht
Immer war es ſo, nicht immer!
Dieſer Augen Frühlingsſchimmer
Übertraf mit ſeinem Feuer
Einſt den hellen Morgenthau
Und des Himmels Azurblau,

Und den holden Roſenwangen,
Einſt von Lieb' und Luſt umfangen,
War des Frohſinns Lächeln treuer
Als den Blumen Licht und Thau,
Als der Silberglanz dem Quell.

*

Aber ach! woher ſo ſchnell
Dieſes Wechſels Luſt und Leiden?
Wiſſe! dieſes Lächeln, dieſer Blick
Schau'n in die Vergangenheit zurück;
Sie ſuchen fernes, längſtverlornes Glück!
Sie ſind ein Nachhall von verklung'nen Tagen,
Die einſt auf Roſenbeeten ſchlummernd lagen,
Sind Todtenfackelſchein verlor'ner Freuden,
Leidtragende, die ſich in Trauer kleiden,
Nachdem ihr Beſtes, Liebſtes ſie begraben,
Tief in der Erde Schooß verſenkt es haben:
Sie ſind Thauthränen düſt'rer Nacht,
Die farbenlos und trauernd warten,
Bis in des ew'gen Lebens Garten
Die Morgenſonne neu erwacht.
Was frommt der glüh'nde Blick voll Luſt?
Kalt und erſtorben iſt die Bruſt!
Was frommt das Lächeln auf dem Purpurmund?
Es iſt ein Sonnenſtrahl auf ödem Grund!
Von Außen glänzt die Freud',
Im Innern wühlt der Schmerz;
Die Wange flammt! doch blutet, ach das Herz,

Das einſt geſchwelgt in Seligkeit,
Ach! der Verzweiflung nun geweiht!

*

O Mädchen! weine, ring' die Hände!
Erhebe Klag' und Wehgeſchrei!
Nur dies wehmüth'ge Lächeln ende!
Es fordert auf zur Raſerei.
Dies Lächeln, ſchuldlos und voll Seelenſchmerz,
Und in dem Schmerz ſich ſelber kaum bewußt,
Wird Geiſt der Rache in des Schuld'gen Bruſt,
Und ſtößt den Dolch in des Verbrechers Herz.

## Frühlingsklage.

Der Winter flieht;
Die Erde zieht
Ihr ſilbernes Geſchmeid
Und ihr ſchneeweißes Kleid
Hold lächelnd aus;
Die Vögelein im neubelebten Haus
Begrüßen fröhlich all'
Den Mai mit ihrem Jubelſchall.
Gefild' und Wald entlang
Drängt ſich hervor
Ein Blumenchor
Zum feſtlichen Empfang,
Und Alles lächelt hocherfreut
Der langerſehnten Frühlingszeit.

Nur Sie, nur Sie allein
Bleibt ſtets noch ernſt und kalt,
Indeß ein holder Purpurſchein
Den klaren Himmel malt,
Und, alle Weſen zu erfreu'n,
Der Liebe Hauch bezaubernd wallt.
Die Sonne glühend heiß
Zerſchmolz ringsum das Eis;
Dies, dünkt mich, iſt mit kalten Wogen
In ihre Bruſt nun eingezogen.
Nun glänzt ihr im Geſicht,
Wo Roſ' und Lilie ſich paart,
Mild und licht
Die Frühlingsluſt.
Doch ach! Der Winter ſtarrt
In ihrer Bruſt.

## An mein Trinkglas.

### Bei einem Feſtgelage.

Jetzt trink' ich noch
Aus dir voll Freude
Auf meiner Freunde Wohl und Luſt,
Und rufe laut aus voller Bruſt:
„Sie leben hoch!" —
Doch ach, mein liebes Glas! wir Beide,
Jetzt liebevoll und wonnereich,
Sind an Gebrechlichkeit einander gleich;

Wir trinken jetzt im lauten Zimmer
Auf edler Freunde Luſt und Glück;
Und doch — vielleicht im nächſten Augenblick —
Wer von uns Beiden fällt zuerſt in Trümmer?

## Der Schmetterling.

Bleib' Schmetterling! entflieh' mir nicht
Mit deinem bunten Farbenlicht!
Wenn ich dich ſehe, ſo erwacht
Die glückliche Vergangenheit,
Und in die frohe Seele lacht
Die ſchöne holde Jugendzeit.
Mich und mein gutes Schweſterlein,
Wie konnt' es uns gar hoch erfreu'n,
In unſ'rer Kindheit Frühlingstagen
Dich, lieber Schmetterling, zu jagen.
Ich ſtürmte über Thal und Hügel,
Um meinen Raub
Raſch zu ergreifen;
Sie bangte ſchon, den Farbenſtaub
Vom bunten Flügel
Abzuſtreifen!

# Die Würde der Kraft.

Wie ſchrecklich tobt der Waldſtrom über Klippen hin!
Die Gegend um ihn her iſt gräßlicher Ruin.
Wild ſchäumt er in die wilde Schlucht hinab,
Und ſtürzt zerſtörend in's zerſtörte Grab.
Wie fürchterlich ſtürmt jenes Berges Flammenwuth!
Die Erde lodert auf, der Himmel ſteht in Glut.
Wie bebt der Tiefe Nacht! Abgründe öffnen ſich;
Verſunk'ner Städte Spur zeigt kaum ein Lavaſtrich.
Entſetzliches Gebrüll durchheult den düſtern Wald;
Hyän' und Tiger kämpft, des Würgers Mordluſt ſchallt.
Der Donner ſtürzt herab — Paläſte lodern auf,
Und die Vernichtung folgt der Seuche bleichem Lauf.
Im Blute watend ſchwingt der Krieg das glüh'nde Schwert
Hinſinken Tauſende — Elyſien ſind verheert,
Die Leidenſchaften zieh'n mit Dolch und Gift umher:
Der Rache Grimm begrenzt nicht Himmel, Erd' und Meer.

◆

Wild, tobende Kraft,
Die nur zerſtört und in den Abgrund rafft,
Sei ferne ſtets, wo Menſchen wohnen,
Vom Kreiſe der Geſelligkeit!
In öden Wüſten ſollſt du thronen!
Dort, wo kein Flehen und kein Schonen,
Sei die Vernichtung dir geweiht!

◆

Du nur, edle heilige Kraft,
Die ſchützt und rettet, erhält und ſchafft,

Nur du trittſt in der Menſchen Kreis,
Geſchmückt mit Ölzweig und Palmenreis!
Du, des Mannes Stolz und Ruhm,
Umſchlingſt dann in der Menſchheit Heiligthum
Ihn mit der Prieſterbinde hoher Zierde.

*

Weib und Kind und Greis
Flüchten in ſeinen Kreis,
Er ſtützt der Schwachen Bürde,
Er ſchützet Stadt und Hürde,
Erhält und ſchafft
Durch Kraft,
In ihm verklärt durch Würde.
Was auch der Elemente Wuth verheert,
Was auch der Wilde und das Thier zerſtört,
Der edle Mann
Ebnet des Lebens verwilderte Bahn.
Dem Schrecklichen ſchrecklich und kühn,
Sieht nur Zerſtörendes ihn
Zerſtörend glüh'n;
Aber mit ſchützend erhobenen Armen
Faßt er den Guten und Schwachen mit edlem Erbarmen,
Und bildet durch Muth und Geiſtesſtärke
Beglückende, göttliche Werke.

*

Drum ehren im Manne, der rettet und ſchafft,
Kinder und Greiſe und Frauen

Voll Liebe und ſüßem Vertrauen
Das Bild von der Würde der Kraft!

## Das ſcheidende Jahrhundert an den Eroberer.

Mitternacht! halte den Fittig ein,
Daß der Laute dumpfſter nicht ſtöre den Tiefſinn!
Und ihr, der Sterne heil'ge Flammen, ſtrömt die Strahlen
Herab auf der Erde weiten Kirchhof!

*

Laß ab, o Mond, und ſtarre nicht ſo todtenbleich
Hin auf die leichenvolle Eb'ne! Laß ab,
Fürchterlich heulender Sturm, zerreiße nicht
Ihr blutiges Haar, — laß ruh'n die Erſchlagenen!

*

Verwehe nicht den Bürgerſegen,
Der über ihnen ſchwebt,
Nicht der Erinn'rung Thräne,
Die um Mitternacht fließt!

*

Stille Sturm und Todesklage;
Und bei hellerm Monde tritt
Die leichenvolle Eb'ne gräßlicher hervor.
Könige und Feldherrn ſteh'n und ſchaudern.

*

Tief in ſich ſelbſt gehüllt weint die Nacht,
In Blut gekleidet, ſeine Stimm' ein Röcheln,
Schreitet hoch mit Rieſenſchritten ihr zur Seite
Der Mord über Reiche dahin.

*

Und um ihn drängen der Erſchlagenen
Anklagende, zürnende Seelen,
Seelen, im Leben leidenvoll gereift,
Seelen, am Morgen gepflückt.

*

Die Klage ſchweigt, die Stille ſpricht entſetzlich,
Daß des Jahrhunderts geſchiedener Geiſt
Sich nochmal erhebend vom Grabe der Ewigkeit,
Schrecklich-drohenden Blicks, glühend von Schmerz.

*

„Arme! Arme! (ſo ſtöhnt es)
„Ach, es iſt eure Aſche
„Des Windes Spiel,
„Wie ihr dereinſt des Elends!“

*

„Zu ſegnen war ich euch erkoren.
„Doch Vieler Schwäche, Vieler Wuth
„Gab mir den Fluch. Er iſt erfüllt —
„Ich trauere um Millionen!“

*

„Wetteifern ſolltet ihr in Edelthat und Liebe,
„Und lächeln in weiſeren Freuden;

„Die ſeligſte Stunde
„Gebar der Natur den Menſchen.“

*

„Großer Mörder! wo war Dein Freibrief
„Zum Morde? wer gab ihn Dir?
„Das Recht, das ihm der Himmel nicht gab,
„Konnte nicht gewähren der Menſch.“

*

„Feiernd beging die Stunde
„Deiner Geburt der Fluch; und die Wuth
„Stand hölliſch-lächelnd an Deiner Wiege,
„Zerſtörer der Menſchheit!“

*

Die Stimme ſchwieg; ſo verſiegt ein Meer.
Dumpf raſſelten Gebeine
In tiefer Erde,
Und des Patrioten Fluch erſcholl.

## Morgengemälde.

Noch ſchwebt des Mondes blaſſes Silberhorn
Auf dunkler Flut;
Noch brauſet dumpf die dunkle Flut,
Und heil'ge Ruhe thronet
Tiefſchweigend,
Erwartend,

Tiefſchweigend in dämmernder Feier,
Erwartend die öſtlich entglimmende Glut.

* * *

Schon hellet ſanftes Roſenlicht den Oſt;
Die Schatten flieh'n.
Schon nahet Aurorens Horentanz
Von Titon's goldnem Torus.
Süß lächelt,
Schön tönen
Schön tönen ihr bräutliche Hymnen,
Süß lächelt die Erd' ihr im blühenden Schmuck.

* * *

Hold wallet ſie auf reiner Ätherflur,
Strömt Duft und Thau
Auf halberwachtes Leben hin,
Der Liebe Glut im Antlitz,
Erblaſſend,
Hinſchmachtend,
Erblaſſend verläßt ſie den Himmel,
Hinſchmachtend nach träumendem, dämmerndem Glück.

* * *

Triumph! Schon dringt durch graue Meeresflut
Des Tages Gott;
Der Ruhe immer noch zu früh
Hat er die Nacht beſieget.
Lichtwogend,
Siegſchallend,
Siegſchallend begrüßen die Haine,
Lichtwogend die Gipfel der Berge den Gott.

* * *

Im Siegespompe fährt er himmelan;
Die Täuſchung flieht.
Zerriſſen hat der Mächtige
Der Dämm'rung Zauberſchleier
Und ſtrahlet
In Mitte
Des Himmels wie ewige Wahrheit,
Dem Adler entzückend, dem Schwächlinge Nacht!

## Blutverwandtſchaft durch eine Fliege.

### An Nina.

Die arme Fliege ſoll ich tödten,
Mit ihrem Blut die Klappe röthen,
Weil ſie Dich in den Finger ſtach?
Ach! was die kleine Schwärmerin verbrach,
Darf ich nicht ſtrafen, muß vielmehr es lohnen.
Was zu erringen mir ſeit einem Jahr
Trotz allem Streben nicht gelungen war:
Vereinigung mit Dir, —
Verſchafft die holde Fliege mir.
Sie zog ein Tröpfchen Götterblut
Aus Deiner Adern Roſenflut,
Dann eilte ſie von Dir,
Und ſog auch Blut von mir
Aus kaum gefühlter Wunde.

So fließt nun unſer Beiden Blut
In ihren Adern;
Wir ſind durch ſie vereint zum Freundſchaftsbunde.
Soll ich nun mit der kleinen Schelmin hadern? —
Wollt' ich ihr Blut vergießen,
So müßte unſer Blut auch fließen,
Und alſo kann ich ſie nicht haſſen;
Ein ſchöner Irrthum war's: ſie fand,
Die Lilie ſelbſt ſei Deine Lilienhand;
Freiwillig flog ſie dann von Dir
Und gab, des Ichors hocherfreut,
Von ihrem ſüßen Raube mir.
Drum muß ich ihr aus Dankbarkeit
Das Leben laſſen.
Trennt uns die weite Welt als Feind,
Die kleine Fliege hat uns doch vereint.

## Als Sidonia einen Liebesbrief verbrannte.

Sie gönnte keinem fremden Blick
Das ihr allein beſchied'ne Glück,
Auf dieſen Zeilen
Schauend zu verweilen.

Vor ihr ſpielt der Lampe Schein;
Sie hält den Brief hinein.
Die Flamm' ergreift ihn ſchnell;
Die Flamme lodert hell,
Sie ſieht es, und ihr Herz
Erbebt vor Luſt und Schmerz.
Der Brief wird, ach! des Feuers Raub;
Das Blatt, noch kaum ſo glühend hell,
Erliſcht und wird ein dunkler Staub.
Nacht folgt dem kurzen Flammenlichte;
Seht hier der Liebe Luſt- und Wehgeſchichte!

## Der Nachtwandel des Liebenden.

Umleuchtet vom freundlichen Mond,
Von Sternen überblinkt,
Von Lüftchen leis umſpielt,
Führen holde Fantaſien
Mich den Pfad der Liebe hin.
Still und lieblich ſchläft die Erde,
Nur der Himmel lebt und glüht,
Und mit leiſem Silberfuße
Gleiten Duft und Thau herab.
Leitet mich, ihr holden Sterne,
Durch das Reich der Mitternacht!

Nein, ihr Guten,
Nein, ihr Milden,
Waltet ſanft in eurer Ferne
Ewigruhigen Gefilden,
Da die Sehnſucht in mir wacht,
Und der Liebe ſüße Gluten
Mir zu hellen Flammen facht! —
Holde Stille rings umher,
Süßer Friede in mir ſelbſt!
Holde Stille! ſüßer Friede!
Zieht dahin mit meinem Liede
In der Theuern ſchönes Herz!
Umſchwebet, umwallet, wie Genien, leiſe
Die liebliche Holde mit himmliſcher Weiſe! —
Immer tiefbewegter wird mein Geiſt,
Wie die Sehnſucht ihrem Ziele naht.
Sieh! in holdem Zauberglanze
Steht der Liebſten Haus vor mir,
Und im lichten Elfentanze
Scherzen Weſte im Revier.
Glühend beug' ich meine Wangen
An des Pförtchens Eiſenring;
Aber kalt wird das Verlangen,
Kalt und liebeleer empfangen,
Und ein Schauder faßt mich an.
Ach, Lenette! wirſt auch Du,
Wenn Dir Lieb' und Sehnſucht nah'n

So erwiedern meine Glut,
Daß erſtarren Herz und Blut,
Daß mich fliehen Glück und Ruh?
Fort von dir, du feindliches Schloß,
Das kalt des Herzens Glut erwiedert!
Dir war kein Hauch je warm verbrüdert;
Dich meide Sonn' und Mondenſchein!
Sturm und Hagel geißle dich!
Ein Blitz zerſtöre dich! — — —
Doch nein, o nein!
Vergib! geſegnet ſei dein froſt'ges Band!
Dich drückte ja Lenettens Hand;
Willkommen mir, willkommen!
Du öffneſt mir das Pförtchen,
Und Niemand hat's vernommen.
Des Hofes Wächter regt ſich nicht,
Sanft wedelnd nur an ſeiner Kette;
Und aus des Hofes letzter Ferne
Strahlt, gleich der Liebe holdem Sterne,
An meines Mädchens keuſchem Bette
Des kleinen Lämpchens mattes Licht.
Und ſieh! beim ſäuſelnden Gewinde
Der Reben, rauſcht die Linde
Am off'nen Gitterfenſter duftigkühl:
Traget mich, ihr Zweige,
Daß ich aufwärts ſteige
Zu dem ſüßen Aufenthalt,
Wo der Liebſten Odem wallt!

Wie leicht ich mich ſchwinge!
Wie munter ich dringe
Durch dichtes Laubwerk bis zum Wipfel,
Auf meiner Wonne Gipfel!
In den Blütenzweigen,
Die ſich wiegend neigen,
Ruh' ich ſanft und weich,
Einem Vogel gleich.
Doch ach! des kühnen Spähers ſchönes Ziel,
Das holde Götterbild
In des Gemaches innerm Raum,
Wird mit zu ſtrengem Ernſt verhüllt
Von des grauſamen Vorhangs Spiel,
Das keinen Blick mir gönnen will!
So ſchlumm're ſüß, Du Theu're!
Schlaf ſüß und ungeſtört!
Hier auf dem liebeholden Baum
Schweb' ich ſo friedlich wie ein Traum,
Rein wie Dein Genius,
Sanft wie Dein Kuß,
Froh wie Dein Blick, und fei're,
Du Liebliche, Du Theu're,
Der Geiſternähe ſeliges Feſt!
Ihr ewigen Sterne, höret,
Was meine Seele ſchwöret:
So wie ich hier erhaben ſchwebe
Hoch über der Sinne glühendem Raum

Und nichtiger Freuden vergänglichem Schaum:
So kühn und muthig leb' und ſtrebe,
So hehr und rein erhebe
Sich meiner Liebe Göttertraum.
Du Liebliche, Du Theure!
Dürft' ich Dir mit Mondesſtrahlen,
Dürft' ich Dir mit Roſendüften,
Dürft' ich Dir mit Lautenklängen
Huldgefühle, die mich drängen,
Liebewarm und glühend malen,
Leiſe wie in Frühlingslüften
Wonnelispelnd Quellen wallen:
O ſo würden jede Stunde
Mondesſtrahlen, Roſendüfte,
Lautenklänge, Dich umwallen,
Und bei leiſen Harmonien
Dir Elyſiums Zauber blühen! —
Doch — welche Himmelstöne klingen mir
In's wonnetrunk'ne Ohr?
O ſchweigt, ihr Lüfte! regt euch nicht, ihr Blätter
Ach, faſſe Dich, Du Glücklicher!
Vergehe nicht! — — Lenettens Stimme!
Bin ich im Traum der Lieblichen erſchienen?
Mein Name floß von ihren holden Lippen!
Die Treue preßt' ihn aus den tiefſten Herzen,
Und immer zärtlicher und inniger
Ergießt die ganze volle Seele
Sich in den weichen Flötenton!

Entzückungsſchauer durchbeben
Das Herz und des Blutes beſchleunigten Lauf;
Und namenloſe Wonnen heben
Mich immer höher und höher hinauf.
Schon wall' ich, ein reiner Geiſt, empor,
Und ſchaue näher der Sterne Chor,
Die lieblich des liebenden Scheitel umſchweben.
Dem freudeentkörpten Seligen
Erſcheinen die himmliſchen Götter, die Fröhlichen,
Hat Amor, hat Hebe mich ihrem Olymp geraubt?
Die Nacht entflieht,
Der Himmel erglüht,
Aurora umleuchtet des Glücklichen Haupt!
Ha, welches Gewimmel
Im erwachenden Himmel!
Wie immer gedrängter
Die Götter wallen,
Und tauſend Stimmen
Lautjubelnd erſchallen!
Doch weh mir! aus flammenden Weltenkranz
Strahlt Phöbus verrätheriſch blendenden Glanz.
Herab, herab von der himmliſchen Höh',
Daß mich des Neides Auge nicht ſeh'!
Herab! denn nur im Stillen
Darf uns des Glückes Wonne füllen.
Meine Näh' verkünde
Ihr, Du holde Linde!

Zum Liebesmale beug'
Ich dieſen Blütenzweig,
Umſchlingend ſeine Rinde
Mit ihrem Buſenband,
Deß myſtiſches Gewinde
Verrathe meine Hand,
Wenn durch des Gitters Stäbe
Ein Zephyr ſein Gewebe,
Von leiſem Hauch bewegt,
Zum ſeidenen Verhang trägt.

Bayerische
Staats-
Bibliothek
München

# Inhalt.

Seite
Lichtgeſtalten der heiligen Vorwelt . . . . . . 1
Schah Kuli, oder: Liebe, die Seele der Kunſt. Hiſtoriſche Novelle . . . . . . . . 77
Die Sehnſucht nach der ſtillen Wohnung. Erzählung . 119
Die vier Temperamente in den vier Jahreszeiten. Humoreske . . . . . . . . . 155
Herr Euſtach Grau. Eine Szene im Irrenhauſe . . 205
Die Erdbeeren, oder: Das wandelnde Geſchenk. Luſtſpiel in drei Aufzügen . . . . . . . . 223
Lyriſche Gedichte. Erſte Abtheilung . . . . . . 279

Gedruckt bei C. Ueberreuter.

# Ch. Kuffner's
# erzählende Schriften,
dramatiſche und lyriſche Dichtungen.

## Ausgabe letzter Hand.

Achter Band.

Wien, 1843.
Verlag von Ignaz Klang, Buchhändler.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

# Geld und Herz,

oder

# Die Preiserzählung.

# Fünf und zwanzig Dukaten.

Der tonangebende Salon des Großhändlers Samuel Scheikel hatte dieſen Abend bereits ſeine volle Ladung von Herren und Damen. Der letzte der eintretenden Gäſte war der junge Comptoiriſt und Dichter Schellenberg, der ſtets gerne auf ſich warten ließ, weil er wußte, daß viele Damen und Herren ihn ſehnlich erwarteten, da er berühmt war als Gelegenheitsdichter, kritiſches Literatur- und Theater-Orakel, wie auch als witziger Kopf und Talisman gegen die im Salon des reichen Herrn Samuel Scheikel nicht ſelten herrſchende lange Weile.

Schellenberg, der mit dieſem ſtolzen Bewußtſein auch heute gar ſelbſtgefällig eingetreten war, nahm eine ſehr wichtige Miene an, und verkündigte, daß er eine Neuigkeit mittheilen wolle. Elektriſirt von dem Worte Neuigkeit, ſchrie die Geſellſchaft vor Entzücken laut auf, und dem vielſtimmigen Schrei folgte eine tiefe Stille. Während der allgemeinen Pauſe zog Schellenberg ein gedrucktes Journalblatt aus der Taſche und las die Nachricht, daß eben dieſes Journal einen Preis von fünf und zwanzig Dukaten in Gold auf die beſte Erzählung ſetze.

Als Schellenberg geendigt hatte, klopfte ihm Herr Samuel Scheikel von rückwärts auf die linke Schulter mit den Worten: „Herr Schellenberg wird ſich doch den Preis nicht entgehen laſſen?" — Und der Chor der Gäſte fiel ein, rufend: „Nu, das verſteht ſich wohl von ſelbſt!" — Schellenberg aber beliebte den Beſcheidenen zu ſpielen, und erwiederte dem reichen Herrn Samuel Scheikel und dem armen Chor: „Ich wage es nicht, mit ſo vielen gefeierten Bewerbern in die Schranken zu treten; ich bin ja nur ein poetiſcher Krämer, und darf nicht erſcheinen, wo belorbeerte Großhändler das Wort führen." —

Herr Samuel Scheikel zog das Sinnbild der Beſcheidenheit in eine Fenſterecke, und ſagte die zürnenden Worte: „Wie? lieber Schellenberg, Sie wollen keine Erzählung ſchreiben? Sind Sie von Sinnen? Fünf und zwanzig Dukaten in Gold der Preis — und Sie, armer Teufel! wollen ſich ein ſo hübſches rundes Sümmchen aus dummer Beſcheidenheit entgehen laſſen? Ich ſage Ihnen kurz und gut, Sie müſſen ſchreiben eine Erzählung, — verſteht ſich, nicht auf dem Comptoir, ſondern in den Nebenſtunden, — und müſſen profitiren fünf und zwanzig Dukaten, oder Sie ſollen nicht mehr kommen in mein Haus, und die ſchöne Raheline-Mathilde ſoll nicht mehr Sie anſchauen. Ich habe angefangen mit fünf Dukaten, und bin geworden ein reicher Mann; und fangen Sie an mit fünf und zwanzig Dukaten, ſo werden Sie werden noch fünfmal reicher als ich. Was braucht's da viel zu einer Erzählung? Morgen früh kommen Sie zu mir, und ich erzähle Ihnen mehr, als Sie brauchen. In drei Tagen kann ſo eine Erzählung fertig ſein; dann überſchicken Sie dem Redakteur ſogleich eine Abſchrift, die Sie ſelbſt machen, (ſo koſtet ſie nichts!) und ich werde dafür ſorgen — als Mann von Ehre — daß Sie richtig und bar erhalten Ihr Geld.“ —

**Schellenberg**, ſo eingenommen von ſich ſelbſt er auch war, ſah doch ein, daß er den Preis mit einer unbezweifelbaren Gewißheit nicht erwarten könne, verſicherte aber, auf Befehl ſeines Gönners, daß er nicht unterlaſſen werde, die Erzählung binnen drei Tagen auszuarbeiten.

Fräuleins und junge Herren drängten ſich nun um den Dichter. Die Fräuleins ſuchten die poetiſche Glut durch Verheißungen zu hellen Flammen anzufachen, indem die Eine als zweiten Preis für den gekrönten Poeten einen ſelbſtverfertigten Rauchtabaks-Beutel beſtimmte, die Andere einen Geldbeutel, mit Perlen geſtickt, die Dritte eine Brieftaſche, die Vierte eine blonde Locke, die Fünfte eine kaſtanienbraune, die Sechste eine rabenſchwarze, die Siebente einen brillantirten Glaspokal, die Achte einen Kuß, die Neunte aus Schamhaftigkeit gar nichts.

Als die kichernden Fräuleins endlich ſchwiegen, fingen die jungen Herren an, dem Dichter vielfältige Dienſtleiſtungen anzubieten. Der Eine wollte ihn mit dem feinſten Holländerpapiere verſehen, der Andere mit echten Hamburger Federkielen, ein Dritter mit köſtlichen Zigarren. Mehrere machten ſich anheiſchig, ihm ihre geheimſten Liebſchaften sub rosa mitzutheilen, und der Freigebigſte von Allen verſprach zwei Bouteillen Champagner.

## Die Geiſt- und Geldreiche.

Während dies in einem Theile des Salons vorging, hatte ſich im anderen gleichfalls ein Zirkel von Fräuleins ſammt alten Frauen und jungen Herren gebildet, in deren Mitte die einſt blühende, nun verblühende Hildegarde ſtand. Sie hatte eine Menge Bücher geleſen und eine Menge Liebſchaften gehabt. Sie wußte lange Tiraden aus Theaterſtücken und Romanen herzuſagen; ſie kannte die Chronique scandaleuse der ganzen Stadt; ſie ſpielte Komödie auf und außer dem Theater: ihr ſchneidender Witz war zugleich beliebt und gefürchtet; ihre ſchöne Gabe zu erzählen, war der Gegenſtand allgemeiner Bewunderung, und es war Mode geworden, ihr zu huldigen. Ein junger Herr, der ſich nicht rühmen konnte, ihr, und wär's auch nur auf vier und zwanzig Stunden geweſen, die Cour gemacht zu haben, galt in den Salons der ganzen Stadt für eine Nulle. Auch Schellenberg hatte ſich einſt in die Legion ihrer Anbeter enrollirt; dem Glücklichen leuchtete die Hoffnung; allein, als ſie eben im Culminationspunkte ſtand, wurde Schellenberg's leicht entzündliches Herz von einer anderen Schönheit entflammt, und der Treuloſe entfloh aus Hildegarden's Zauberkreis. Dem Verräther folgte ein Schwur furchtbarer Rache, zu deren Ausführung ſich jetzt die günſtigſte Gelegenheit bot, indem ein Chor von Freundinnen in die geiſt- und geldreiche Hildegarde drang, als Mitwerberin um den Dukatenlorbeer aufzutreten, und eine Erzählung zu ſchreiben; Sie, die bewunderte Salons-Erzählerin, durfte ja nur wollen, ſo könne ihr der Preis nicht entgehen. Thue ſie auch nichts Anderes, als die Legion ihrer Liebhaber mit der ihr angebornen reichen Ader von Witz und Ironie perſifliren, ſo müſſe ſchon dadurch eine Meiſter-Erzählung entſtehen, die jeden Mitbewerber abſchrecke oder vernichte. Aus Hildegardens graublauen Augen ſchoßen Blitze des Entzückens hervor, und ſie gab ihre Einwilligung.

## Parteiwuth.

Da es an Horchern und Spähern nie fehlt, ſo lange die Menſchen Ohren und Augen haben, und die dienſtfertigen Zungen der Verleumdung und der Parteiſucht zu Gebote ſtehen; ſo wurde das Geheimniß der Preis-Erzählung bald von einem Kreiſe in den anderen getragen, und es bildeten ſich bald Hildegardianer und Schellenberger, und zwei Verſchwörungen arbeiteten einander auf Leben und Tod mit grimmiger Feindſeligkeit entgegen. Hildegardens Freundinnen warben Anhänger, Schellenbergs Freunde Anhängerinnen, und die Anhänger und Anhängerinnen ſetzten die Werbungen wieder fort, mit ſo raſtloſer Thätigkeit, daß die Göttin der Zwietracht ihre übelriechende Pechfackel über hundert Familien ſchwang, und die entzweite Stadt ein geiſtiges Schlachtfeld wurde. Die Hildegardianer bemühten ſich, den arroganten Schellenberg als Schwachkopf auszurufen, dem es an Talent und Ausbildung fehle, der nicht einmal ſprachrichtig ſchreiben könne, und nur von der traurigen Noth gezwungen werde, einen deſperaten Verſuch zu wagen. Die Schellenberger boten dagegen Alles auf, um Hildegarden als verlaſſene Ariadne und verunglückte Sappho lächerlich zu machen; ſie behaupteten ſogar, daß Federn mehr für weibliche Hüte, als für weibliche Hände geſchaffen ſeien.

In der mit jedem Tage ſteigenden Erbitterung der Parteiwuth blieb Herr Samuel Scheikel der Einzige, der in ungeſtörter Gemüthsruhe verharrte, indem er ſich überzeugt hielt, Schellenberg müſſe den Preis erringen, weil er die fünf und zwanzig Dukaten benöthigte, und es keiner Schwierigkeit unterliegen könne, eine Erzählung zu ſchreiben. Er ſetzte hinzu: „Ich könnte den Leuten gar kurioſe Dinge erzählen, wenn ich wollte!" —

## Hilfsmittel der Begeiſterung.

Indeß waren die Bienen und Hummeln auf beiden Seiten der Verſchwörung beſchäftigt, hier der gefeierten Dichterin, dort dem mit Weihrauchwolken umnebelten Dichter die auserleſenſten Schreibmaterialien und geiſtige Erregungsmittel zuzutragen. Hildegarde trank ununterbrochen Kaffeh und Holländerthee, Schellenberg Champagner und Porter. Die beſten Hamburgerkiele wurden auf dem feinſten Halb-Velin verſucht, und an jedem Abende war Hildegardens Zimmer und Schellenbergs Stübchen vollgedrängt von dürſtenden Seelen, die dasjenige verſchlucken wollten, was am Tage aus den dichteriſchen

Seelen hervorgequollen ſein ſollte. Jede Partei fand die wenigen, ihr mitgetheilten Zeilen unübertrefflich und göttlich, und war überzeugt, daß das Produkt des poetiſchen Gegentheils nur ein erbärmliches Machwerk ſein könne. Vielleicht hatten beide Parteien, wenigſtens hinſichtlich des letzteren Punktes, nicht ganz Unrecht.

Hildegarde wollte in ihrer Erzählung zuerſt eine Satyre auf das männliche Geſchlecht ſchreiben, Schellenberg eine auf das weibliche. Beiden fiel aber bald ein, daß ſie ſich dadurch eine Hälfte der Stadt zu Feinden machen würden. Vom kalten Hauche dieſer Bemerkung angeweht, geriethen die kaum angefangenen Erzählungen ſogleich in's Stocken.

Herr Samuel Scheikel ertheilte dem Dichter täglich guten Rath, wie er mit den fünf und zwanzig Dukaten am profitabelſten verkehren ſollte. Hildegardens Freundinnen berathſchlagten, in welcher Kleidung ſie ſich zeigen ſollte, wenn ſie zum erſten Male als gekrönte Dichterin im Salon des Herrn Samuel Scheikel ſiegreich erſcheinen würde.

Schellenberg erhielt indeß von ungenannten Gönnern nicht nur Champagner, ſondern auch manches Geldſümmchen überſchickt. Das war aber eben ſein Unglück; denn der Champagner wurde getrunken, das Geld vergeudet, das Papier blieb aber unbeſchrieben. Schellenberg lebte mit jedem Tage genialer, ohne genial zu ſein, und zweifelte nicht, daß er die Preis-Erzählung, wenn er ſich einmal ernſthaft an den Schreibtiſch ſetzen wolle, vom Strome der Begeiſterung fortgeriſſen, in Einer Nacht anzufangen und zu vollenden im Stande ſei.

Wurde Schellenberg durch die unaufhörlichen Luſtgelage vom Schreiben abgehalten, ſo hatte Hildegarde mit den auf Beſuch zuſtrömenden Freundinnen, deren Zahl ſich mit jedem Tage mehrte, ſo viel über die Erzählung zu ſchwätzen, daß ſie keine freie Minute fand, um eine Feder anzuſetzen.

## Ein Preiswerber aus dem Thierreich.

Indeſſen trat ein neuer Mitwerber um den Preis auf, der jene Beiden aus der Betäubung ihrer ſüßen Trunkenheit aufſchreckte. Dieſer Werber war kein anderer, als der Sohn des reichen Viehhändlers Matz, der als Jüngling ſelbſt die tollſten Streiche gemacht hatte, und ſich herzlich freute, wenn man von ſeinem Sohne ſagte, er gerathe dem Vater nach. Der junge Matz zeigte zu nichts Anderem eine Luſt, als zu ſchalkhaften Beluſtigungen. Der Vater fand dies recht geſcheit, und ließ den Jungen thun, was er wollte, das heißt, nichts thun, und ſagte: „Mein Sohn hat Geld, ſo viel er braucht; warum ſoll er ſich denn plagen, etwas zu lernen, wie die armen Narren, die nichts haben? Es muß doch ein Unterſchied ſein unter den Leuten. Auch ſteigt ja mein Reichthum mit jedem Tage, und an Vieh iſt kein Mangel!“ —

Der junge Matz machte nun durch ſeine vielen Freunde, die im Hauſe ſeines koloſſalen, purpurrothen Vaters tagtäglich geſpeist und getränkt wurden, bekannt, daß er eine Preis-Erzählung nicht nur bereits geſchrieben, ſondern ſogar an den Herausgeber des Journals ſchon abgeſchickt habe, und an dem glücklichen Erfolge aus drei Gründen nicht zweifeln könne, nämlich, weil er ſelbſt und alle Kenner den Werth ſeiner Erzählung zu ſchätzen wiſſen; zweitens, weil er mit den Kampfrichtern gut bekannt ſei, und drittens, weil ihm nicht nur an den fünf und zwanzig Dukaten nichts liege, ſondern er noch dreimal ſo viel Dukaten ſpringen laſſen könne, um ſeinen Zweck zu erreichen, und ſelbſt Preiſe für arme Teufel auszuſetzen.

## Die poetiſche Ader ſtockt.

Hildegarde und Schellenberg erſchraken nicht wenig, als dieſe Rodomontade ihnen zu Ohren kam. „Der kecke Menſch (ſagte die Schöne) hat ſeine Erzählung gar ſchon abgeſchickt! In vierzehn Tagen iſt der Einſendungs-Termin zu Ende! Ein wahres Unglück, daß wir in unſerer Stadt und in unſerer Leſegeſellſchaft die Journale gar ſo ſpät bekommen. Was iſt da zu thun? Übereilen darf ich mich doch nicht; die Muſen haben ihre Launen ſo gut wie die Menſchen.“ —

„Hol' ihn der Teufel! (ſchrie Schellenberg.) Hat der junge Viehhändler die Erzählung fertig, da ich ſie kaum anfange? Vielleicht gar eine Geſchichte mit Hauptrollen aus dem Thierreiche? — Immerhin! Ich wäre ein Narr, wenn ich mich abſchrecken ließe. Nur Courage!“ —

Trotz dieſer muthigen Äußerung aber wollte Schellenberg's Erzählung nicht verrücken. Die geſchäftigen Freunde trugen ihm zwar Baumaterialien im Überfluß zu, der fatale Umſtand lag jedoch darin, daß Schellenberg kein poetiſcher Baukünſtler war und nicht die Fähigkeit beſaß, aus den vielen und verſchiedenartigen Theilen ein ſchönes, zuſammenhängendes Ganze zu bilden. Dieſer bedeutende Defekt wurde ihm mit jedem Tage fühlbarer; ſelbſt die Sprache zeigte ſich gegen ihn als eine ſpröde Schöne. Der Champagner that nicht die gehoffte poetiſche Wirkung; man rieth dem Dichter, ſich zu verlieben; er folgte dem Rathe gern und fing jeden Tag eine andere Liebſchaft an; allein auch die Liebe wollte keine Wunder thun. Die beklagenswürdige Erzählung blieb, wie ein Schiff bei totaler Windſtille, unbeweglich auf derſelben Stelle, eigentlich auf einer Sandbank, und Schellenberg fing an, im Zuſtande der Weinbegeiſterung zu raſen, in jenem der Nüchternheit zu verzweifeln.

Auch die ſtolze Hildegarde, vor Kurzem ihres Triumphes ſo ſicher, befand ſich in einer ſehr unbehaglichen Stimmung. Der kühne Luftballon der poetiſchen Genialität, kaum in die Höhe ſteigend, ſank proſaiſch zu Boden, und das immer lauter werdende Gefühl der Geiſtesohnmacht verſetzte die nervenſchwache Dichterin in mehr als Eine körperliche Ohnmacht. In ihrem getäuſchten Hochmuth voll Selbſtvertrauen glich ſie einer pauvre honteuse, die ihre

Armuth der Welt verbergen und keine fremde Hilfe erbetteln will. Da nun die Zeit mit Rieſenſchritten, die Erzählung aber keinen Fuß breit verrückte, ſondern in förmliches Stocken gerieth, wie ein Bächlein, welches vor dem Winterfroſt erſtarrt, oder wie ein Unglücklicher, welchen ein böſer Zauberer auf Einen Punkt feſtgebannt hat; ſo faßte ſie endlich in einem Augenblick der Desperation den Entſchluß, ihre Geiſtesarmuth und ihr Unvermögen zwei Schweſtern, die ihre vertrauteſten Freundinnen waren, zu geſtehen. Anaſtaſia, die ältere der Beiden, gerieth über dieſes Bekenntniß in Zorn, und ſagte mit funkelnden Augen: „Pfui der Schande! Willſt Du Dich nun vor aller Welt proſtituiren? Lieber tauſendfachen Tod, als eine ſolche Schmach über Dich und Deine Freundinnen! Endigſt Du die Erzählung nicht, ſo iſt unſere Freundſchaft zu Ende. Wähle!“ —

Luiſe, die jüngere Schweſter, fing an bitterlich zu weinen, und ſeufzte: „Ach der ſchöne Anzug! Er iſt dahin!“ — Als ſie durch fünf Minuten in Thränen zerfloſſen war, brach ſie plötzlich in lautes Gelächter aus und ſagte: „Aber warum wein' ich denn? ich bin doch eine Närrin! Das Unmögliche kann man nicht verlangen. Geht's mit der Erzählung durchaus nicht, ſo muß Hildegarde natürlich aufhören. Ich mache es ja beim Tanzen eben ſo; bin ich ſo athemlos, daß ich nicht weiter kann, ſo höre ich auf, ganz natürlich! —

„Aufhören?“ rief Hildegarde, indem ihr blaſſes Geſicht noch bläſſer wurde; „aufhören? Eh' ſoll die Welt, eh' mag ich ſelbſt aufhören zu ſein, eh' ich aufhöre, an der Preis-Erzählung zu arbeiten!" —

„So recht! ſo ſprichſt Du Deiner würdig!" ſagte Anaſtaſia, Hildegarden umarmend.

„Und wie herrlich wirſt Du in dem Preiskleide erſcheinen!" ſetzte Luiſe hinzu.

„Du biſt vor Zorn ganz blaß!" fiel Anaſtaſia ein; „das iſt groß, das iſt göttlich! Du warſt nie ſchöner, als in dieſem Augenblicke."

Hildegarde heftete einen dankbaren Blick auf die Lobrednerin, dann einen zweiten triumphirenden auf den Spiegel. Als aber der dritte Blick auf ihren Schreibtiſch fiel, verſchwand der Ausdruck von Dankbarkeit und Triumph plötzlich; ſie wurde kleinlaut, ſeufzte und ſagte mit leiſer Stimme: „Ach! die männlichen Charaktere, deren Umriſſe ich in meiner Erzählung zu zeichnen anfing, ſind ſo groß, ſo kühn angelegt, die Situationen ſo gewaltig, ſo erſchütternd, daß weibliche Zartheit kaum mit ihrer holden Kraft auszureichen vermag, um das genial begonnene Werk eben ſo zu Ende zu führen."

„Dir fehlt eigentlich nichts, als ein — Mann," ſagte Anaſtaſia. „Und Männer hatteſt Du ſonſt zu Dutzenden; warum ſollſt Du jetzt nicht Einen finden, wie Du ihn brauchſt? Ich habe in dem Augenblicke einen köſtlichen Gedanken. Höre mich! Jedes Journal hat mehrere Mitarbeiter. An einem franzöſiſchen Theaterſtück arbeiten oft zwei, drei Dichter. Denke Dir, Du wäreſt ein Journal oder ein franzöſiſches Theaterſtück, und nimm Dir wenigſtens einen Mitarbeiter. Er ſchreibe die kräftigen, wilden und tollen Partien der Erzählung, Du machſt die helden, milden und lieblichen dazu. Das müßte ein Meiſterſtück werden, würdig des Preiſes aller Preiſe!" —

Hildegarde ließ vor Staunen die Kaffehſchale fallen, und ſagte: „Anaſtaſia! der Gedanke iſt himmliſch! wie kommſt Du dazu? — Aber — wer — wer unter dem Männervolke wäre zu einer ſolchen harmoniſchen Ausführung geeignet?"

Anaſtaſia. Nur Einer, der Genialität und Liebe in ſich vereinigt.

Hildegarde. Und dieſer Eine — wo willſt Du ihn finden?

Anaſtaſia. Ganz in der Nähe, im Schooße unſerer Stadt.

Hildegarde. Und er heißt?

Anaſtaſia. Schellenberg.

Hildegarde. Nenne mir nicht den verhaßten Namen dieſes Treuloſen, dieſes Verräthers!

Anaſtaſia. Wer möchte nicht lieber einen doppelten Triumph feiern, als einen einfachen!

Hildegarde. Und wie meinſt Du das?

Anaſtaſia. Schellenberg iſt ein Dichter comme il faut. Er hat Dich geliebt wie ein Raſender. Seine Liebe glich aber einer ungeheuern Feuersbrunſt, die eben deshalb erlöſchen muß, weil ſie ſich in ihrer Wuth ſelbſt verzehrt. Wirf einen Funken in die noch glimmende Aſche, und der Brand lodert auf's Neue in vollen Flammen auf! Laß ihn wiſſen, daß Du noch für ihn fühlſt, daß ſein Bild noch in Deinem Herzen lebt — und er fliegt herbei und liegt Dir zu Füßen!“

Hildegarde. Und wenn er liegt — was weiter?

Anaſtaſia. Dann gibſt Du ihm Hoffnung auf Gegenliebe und würdigeſt ihn, mit dem Du Ein Herz und Ein Sinn biſt, der Ehre und des Glückes, mit der Geliebten gemeinſchaftlich an Einer Erzählung zu arbeiten, die zugleich eure eigene intereſſante Geſchichte ſein kann.

Hildegarde. Der Plan iſt gut; ich aber kann mich nicht herablaſſen, ihn auszuführen.

Anaſtaſia. Die Ausführung ſei mein Werk! Gibſt Du mir die Vollmacht dazu?

Hildegarde hob die Augen mild lächelnd zum Himmel, legte die linke Hand auf ihr pochendes Herz, die rechte auf Anaſtaſia's Blumenhut nach der letzten Mode, und ſagte: „Du, mein zweites Ich, handle in meinem Geiſte, doch nicht in meinem Namen!“ —

## Diplomatiſches Reſtaurationsfeſt der Liebe.

Am nächſten Morgen ſetzte ſich Anaſtaſia an ihren kleinen Schreibtiſch von Mahagoniholz, tunkte die Feder in's Tintenfaß, und ſchrieb auf ein Briefpapier mit goldenem Rande folgende Worte:

„Da ich Ihnen, lieber Schellenberg, immer gut war, ſo kann ich es mir nicht verſagen, einen Strahl freudiger Hoffnung in Ihr verſtecktes Herz fallen zu laſſen. Sie haben zwar, Ihres ſträflichen Leichtſinnes wegen, das Glück verſcherzt, deſſen die göttliche Hildegarde Sie würdigen wollte. Sie hängen aber, ich weiß es beſtimmt, noch mit ganzer Seele an ihr, und ſie, einzig in ihrer Art, zürnt dem Verblendeten nicht; ja, das himmliſche Geſchöpf weiß auch zu verzeihen. Suchen Sie weit umher, — finden Sie irgendwo ein Mädchen, das zugleich ſo geiſtreich und ſo ſteinreich, und dabei ſo liebenswürdig wäre? Das will viel ſagen, mein Herr! Zu dem Genialen paßt nur die Geniale. Der Wink, welchen mein gutes Herz gibt, genüge Ihnen. Sie ſind Mann, und werden nicht nur wiſſen, was Sie zu thun haben, Sie werden auch den Edelſtein unſerer Stadt, um deſſen Beſitz Tauſende Sie beneiden werden, gehörig zu ſchätzen im Stande ſein. Ich erwarte Sie als Ihr Schutzgeiſt.“ —

„Ihre wohlwollende Anaſtaſia.“

„Postscriptum. Hildegarde darf von dieſem Briefe nichts wiſſen!“

Schellenbergs Eitelkeit wurde durch dieſen Brief nicht wenig gekitzelt. Er zweifelte nicht im Geringſten, daß Hildegarde bei dieſem Briefe ſelbſt die Hand im Spiele habe, und ſich maskire, weil ſie ſich doch nicht ſelbſt antragen könne. Schellenberg, beinahe noch eitler, als Hildegarde, überredete ſich im erſten Augenblicke, das Fräulein ſei nicht nur von ſeiner unwiderſtehlichen Liebenswürdigkeit bezaubert, ſondern ſie erblicke auch ſchon ſein, mit dem Lorbeer umwundenes Haupt, und es ſchmeichle ihr, wenn nicht die gekrönte Dichterin, doch die Geliebte oder Gattin des gekrönten Dichters zu ſein. Auf das Prädikat der Geiſtreichen legte er keinen beſonderen Werth, einen um ſo ſtärkeren Eindruck machte aber das Wörtchen ſteinreich auf ihn. Der Preis von fünf und zwanzig Dukaten, der ihm durch Scheikels Zureden wie ein Goldberg erſchien, ſank nun vor Hildegardens ſtadtkundigem Vermögen von zwanzig tauſend Dukaten zu einem winzigen Maulwurfshäufchen zuſammen. Nach kurzem Überlegen und Erwägen beſchloß Schellenberg, das im Zuſtande des Verblühens befindliche Fräulein als eine nie verblühende Göttin ewiger Jugend anzuſehen, und ihren Goldberg zu ſeinem Muſenberge zu machen.

Er ſchrieb an Anaſtaſia, überhäufte die Vermittlerin mit Schmeicheleien, und ſchloß mit der Bitte, ihm Hildegardens Verzeihung zu erwirken, dann die glückliche Stunde zu beſtimmen, in welcher er der Holdſeligſten und Schönſten ihres Geſchlechtes die erneute Huldigung darbringen dürfe. Und horch! Die Stunde der Erhörung ſchlug noch am Abende des nämlichen Tages. Er trat um ſieben Uhr in Hildegardens Zimmer, ſtürzte der geiſt- und ſteinreichen Göttin zu Füßen, erhielt mit ſußem Lächeln und grazios drehendem Finger der rechten Hand den Wink, aufzuſtehen, und Anaſtaſia, die ihn eingeführt hatte, verſchwand.

Da der Fußfall jede Einleitung und jede ſtufenweiſe Annäherung überflüſſig machte, ſo fing der Roman der zweiten Liebe und des Herzens-Reſtaurazionsfeſtes ſogleich mit dem fünften oder ſechsten Kapitel um ſo mehr an, als beide

Parteien ſich vor allem Sprödethun, und vor allen wechſelſeitigen Vorwürfen wohl hüteten, damit ja auf keiner Seite irgend eine Veranlaſſung zu einer rückgängigen Bewegung gegeben würde; und ſo zeigte ſich in dieſem **Rendez-vous** eine ſolche ſeltene Erſcheinung, die man nicht treffender bezeichnen konnte, als mit dem Ausdrucke Diplomatie der Liebe. Beide betheuerten, für einander geſchaffen zu ſein; Beide ſchwuren, daß Eines ohne das Andere nicht leben könne, daß Nichts auf Erden ſie je mehr zu trennen vermöge, ja, daß ſie nur in der Ewigkeit ihrer Liebe und im wechſelſeitigen Beſitze ihrer Herzen (Schellenberg dachte dabei auch an den Beſitz der zwanzig tauſend Dukaten) das Glück ihres Lebens finden würden.

Als der Hauptpunkt der Staatsakzien in's Reine gebracht war, gab die geiſt- und ſteinreiche Hildegarde dem Geliebten einen Brillantring, und der entzückte, aber arme Schellenberg der Angebeteten einen — Kuß.

Das Fräulein ſeufzte — nicht über den Kuß — ſondern über die Preis-Erzählung. Schellenberg bat, vom Sofa aufſpringend, mit ängſtlicher Miene um die Geſchichte und Erklärung dieſes, wie aus den Wolken gefallenen Seufzers. Hildegarde ließ ihn nicht lange darauf warten. Sie hielt eine Sekunde lang die kleinen, von Natur weißen Hände, die alſo natürlich noch weißer waren, als der durch Kunſt weiße Nacken, vor das graue Rauchtopas-Feuer der Augen, denen ſie eine Art von Gasbeleuchtung aufzudringen wußte, deutete auf den zierlichen, kleinen Schreibtiſch und geſtand offenherzig, daß ſie ſich unendlich nach dem Preiſe — des Lorbeers wegen — ſehne; leider aber ſtocke der Strom der angefangenen Erzählung, und es ſei ſogar zu befürchten, daß er, gleich egyptiſchen Strömen, im Sande verſiegen werde. Zwei Perlenſchnüre von Thränen floßen aus den Augen der Wehklagenden, die mit den Worten: „Und Du, Glücklicher, wirſt der Beſchämten den Lorbeer entreißen!“ ſich in Schellenbergs Arme warf.

Die Heftigkeit der Empfindung ließ die Unglückliche ſo ſchwer fallen, daß Schellenberg mit der ſüßen Laſt das Gewicht von zwanzig tauſend Dukaten aufzufangen glaubte, und eine Redensart ausſtieß, die eine Miſchung von gewöhnlichen ſinnloſen Schwüren war, um der Göttlichen zu betheuern, daß er zwar nicht wiſſe, was er thun ſolle, dennoch aber Alles zu thun bereit ſei.

Hildegarde half dem Verblüfften auf den rechten Weg dadurch, daß ſie ſagte: „Da wir nun Ein Herz, Ein Sinn und Eine Seele ſind, — warum ſollen wir auch nicht Eins ſein in der Erzählung? — Schreiben wir Zwei Eine Erzählung, das heißt, ſchreiben wir die Erzählung mit einander, gemeinſchaftlich, ja ſogar an Einem Tiſche! Und der Preis, den wir dafür erhalten, ſei — nicht das Geld, ſondern der Lorbeer des Ruhmes — der gemeinſchaftliche Schmuck unſerer Stirnen!“

„Ja! ſo ſei es!“ rief Schellenberg, „und dieſe gekrönte Erzählung ſei dann in unſerer himmliſchen Ehe ein ewiges Andenken an dieſe ſchöne Stunde!“

„O!“ ſeufzte Hildegarde, „ich wüßte mir im Kulminationspunkte der Poeſie keinen ſchönern Augenblick zu denken!“

„Nein! nun und nimmer!“ ſchrie Schellenberg mit einer ſolchen Heftigkeit, daß ihm die Brille von der Naſe fiel; dabei dachte er aber ganz heimlich: „Mein letzter Augenblick ſoll wenigſtens nicht früher erſcheinen, als bis die zwanzig tauſend Dukaten ihren letzten Augenblick erlebt haben!“ — Die Dukaten-Begeiſterung erhob ihn aber ſo gewaltig, daß er Hildegarden nochmal zu Füßen ſank, und ausrief:

„Ihre Liebe, göttliche Hildegarde! iſt der Preis meines Lebens. Ich ſtelle als Mitarbeiter meine geringen Talente ganz zu Ihrer Diſpoſizion; ich bin aber überzeugt, daß Sie das Beſte und Gehaltreichſte zu dieſer Erzählung liefern werden. Sie ſollen daher allein als Verfaſſerin genannt werden; Sie ſollen im Preiſe aller Welt ſein, ich in der Liebe Ihres Herzens!“ —

Die ſonſt nicht nur geiſt- und ſtein-, ſondern auch ſehr wortreiche Hildegarde wußte nicht mehr, was ſie dem, ſich ſelbſt übertreffenden Schellenberg antworten ſollte; ſie flog an's Klavier, und ſpielte einen Walzer von Strauß, der für ſie reden mußte.

Kaum hatte der Walzer begonnen, als die Zimmerthür aufging, Anaſtaſia in Hildegardens Arme flog, und ein köſtliches Souper die himmliſche Szene ſchloß.

Der Sturm der heftigen Empfindungen dieſer ſchönen Stunde hatte Schellenbergs Magen ſo erſchüttert und ſeine Kehle ſo ausgetrocknet, daß er aß und trank wie ein homeriſcher Held, und das Herz es ſich gefallen laſſen mußte, eine untergeordnete Rolle zu ſpielen. Beim Abſchiede wurde verabredet, daß von nun an die Abendſtunden von ſieben bis zehn Uhr der **Quarto-Mano**-Erzählung auf ſolche Weiſe gewidmet werden ſollten, daß die Ouvertüre mit ſtarkem Kaffeh beginne, das Finale aber mit einem ſplendiden Souper gefeiert werde.

Schellenberg, glücklich im zweifachen Taumel der Liebe und des Weines, ſchaute im Nachhauſegehen unaufhörlich zum heiteren Nachthimmel empor, glaubte in jedem Sterne einen funkelnden Dukaten zu erblicken, und proſtituirte ſich vor allen Sternen dadurch, daß er ihnen — als ein aſtronomiſcher Ignorant — geradezu in's Geſicht ſagte: „So viel euer auch ſind, ihr Himmels-Dukaten, die Zahl von zwanzig tauſend erreicht ihr doch nicht!" —

## Der kathegoriſche Imperativ des Herrn Scheikel.

Als Schellenberg am nächſten Morgen erwachte, und der Taumel etwas nüchterner wurde, war Herr Scheikel der erſte Gegenſtand, an welchen er dachte, weil Herr Scheikel darauf beſtand, daß Schellenberg die Preis-Erzählung ſchreiben und den Preis nothwendiger Weiſe gewinnen müſſe.

Schellenberg machte alſo ſeinem tiranniſchen Gönner die erſte Morgenviſite.

Herr Scheikel, vor einem mit Geldſäcken belegten Tiſche ſitzend, empfing den Eintretenden mit freundlichem Lächeln und mit den Worten:

„Bringen Sie mir etwa ſchon die fünf und zwanzig Preis-Dukaten, um ſie bei mir auf unchriſtliche Prozente anzulegen, und Ihr Glück als künftiger Banquier zu gründen? — Nur her damit! Ich unterſtütze gerne aufkeimende Talente.“ — Schellenberg machte zu dem ſüßen Empfange ein ſaures Geſicht, und ſagte: „Ich komme im Gegentheile, Ihnen zu ſagen, daß ich entſchloſſen bin, um keinen Preis der Erde als Mitbewerber der Preis-Erzählung aufzutreten.“

Scheikel fragte mit einem durchbohrenden Blicke: „Iſt das Ihr voller Ernſt?“ — Und als Schellenberg darauf erwiederte: „Mein voller Ernſt;“ erwiederte Herr Scheikel mit lakoniſcher Kürze: „Sie ſind ein Narr! Narren brauch' ich nicht in meinem Hauſe: Gott befohlen, auf Nimmerſehen!“

Dieſer kathegoriſche Imperativ verfehlte ſeine Wirkung nicht. Schellenberg ging, ohne ein Wort zu ſagen, zur Thür hinaus mit dem Gedanken, daß zwanzig tauſend Dukaten für einen ſo bitteren Augenblick die ſüßeſte Entſchädigung ſeien. Unglücklicher Weiſe begegnete ihm aber im Vorzimmer die ſchöne Raheline-Mathilde, ein Weſen — wenn's möglich war — noch ſchöner, noch reicher und noch himmliſcher, als — Hildegarde. Und, ach! Raheline-Mathilde ließ, indem er ihr die Lilienhand küßte, auf ſeine eigene Hand eine Thränenperle fallen, welche ſeine Nerven wie ein elektriſches Blitzfeuer traf. Er wollte der Göttin ſo unendlich viel ſagen, daß er gar nichts ſagte. Eben dieſem Nichtsſagen legte aber die Holde einen ungeheuren Werth bei, wie es denn nichts Seltenes iſt, daß das Nichtsſagende eine ungeheure Wirkung thut.

Schellenberg kam in einer ſolchen Betäubung nach Hauſe, daß er, der kurz vorher nichts ſagte, jetzt ſogar nichts dachte, und in dem Zuſtande von Nichtsſagen und Nichtsdenken nichts Beſſeres zu thun wußte, als — ſich zu raſiren und Toilette zu machen. Ach! wenn man nur mit dem Raſiren des Bartes alle unangenehmen Empfindungen wegraſiren und mit den Kleidern auch die Gedanken wechſeln könnte!

Schellenberg nahm eben den Hut in die Hand, um die erſte poetiſche Arbeits- und Liebesſtunde mit Hildegarden zu feiern, als ihm ein Briefchen gebracht wurde. Er öffnete es; und der erſte Funke, der ihm entgegenſprühte, war der Name Raheline-Mathilde. Sie hatte ſeine Verſöhnung mit Hildegarden erfahren; alle Furien der Eiferſucht erwachten in ihr, und die Verzweiflung verwandelte das ſanfte, himmliſche Weſen ſelbſt in eine Furie, die in ihrer ehemaligen Freundin Hildegarde jetzt nur eine Verrätherin ſah, welcher ſie fürchterliche Rache ſchwur.

Nun ſtand Schellenberg wie ein zweiter Herkules auf dem Scheidewege. Der erſte Augenblick erweckte in ihm Furcht und Schrecken; bald aber erhob die Eitelkeit ſiegreich ihr Haupt. Er gefiel ſich in dem Gedanken, daß zwei Mädchen ſich um ihn ſtritten, beſchloß mit diplomatiſcher Schlauheit zu laviren, um es mit keiner von Beiden zu verderben, mithin vor der Hand der Verzweifelnden ein Troſtſchreiben in die Hände zu ſpielen, der Preis-Bewerberin aber ſeinen poetiſchen Beiſtand und ſich ſelbſt die geſicherten Soupers nicht zu entziehen.

## Titel und Souper.

Des Herzens- und Erzählung-Compagnons ſehnſuchtsvoll harrend, ſaß Hildegarde, in Träume und Schwärmereien verſunken, auf dem Sofa, während Anaſtaſia auf dem Schreibtiſche das feinſte Holländerpapier zurecht legte, Federkiele ſchnitt und Tinte nachgoß. Endlich trat der Erwartete in's Zimmer, und vergaß über der anweſenden Hildegarde bald die abweſende Raheline-Mathilde. Die Zärtlichkeit behauptete den Rang vor der Erzählung. Nachdem die Glut des erſten Entzückens ſich etwas abgekühlt hatte, wurde beſchloſſen, Hand an's Werk zu legen, und zuerſt das Wichtigſte — nämlich den Titel der Preiserzählung in's Reine zu bringen.

Nach kleinen Debatten wurden ſie endlich, mit Anaſtaſia's Beiſtimmung, einig, der Erzählung den Titel: „Leben und Liebe, oder: Natur und Kunſt," zu geben. Die Freude über dieſen intereſſanten Titel ergriff das Kleeblatt ſo gewaltig, daß ſie, nachdem ein Stündchen wie eine Minute verfloſſen war, den Entſchluß faßten, zuerſt zu ſoupiren und dann die Erzählung anzufangen.

Beim Souper ſetzte der Champagner den verliebten Dichter in eine ſolche Begeiſterung, daß er ſchwur, er wäre jetzt im Stande, ohne weiters in eine Buchdruckerei zu gehen, und ſeine Gedanken, um ihren Strom und Flug nicht zu hemmen, ſogleich ſechs blitzſchnellen Setzern zu diktiren, die alle Hände voll zu thun haben müßten, um ihm nachzukommen; und ſo könnte die Erzählung in einer Nacht gedichtet und gedruckt werden, dann am nächſten Morgen aller Welt zur Freude erſcheinen.

Hildegarde belohnte den Erguß des Übergewaltigen mit einem himmliſchen Lächeln, und Schellenberg, von Liebe und Champagner auf den höchſten Grad exaltirt, vergaß ſich ſo weit, daß er Rahelinens Brief Hildegarden in die Hand ſteckte, die ihn, zum Glück für dieſen harmoniſchen Abend, für einen an ſie geſchriebenen poetiſchen Liebesbrief hielt, welchen ſie in das Halstuch bettete, um ihn nach Schellenberg's Abreiſe als Deſert zu genießen. Sie hatte aber gar nicht daran gedacht, daß die Tinte dem Champagner folgen und nach geendigtem Souper die Preiserzählung anfangen ſollte. Und dies geſchah denn auch wirklich. Der Dichter und die Dichterin ſtanden vom Eßtiſch auf, und ſetzten ſich an den Schreibtiſch. Anaſtaſia nahm in einiger Entfernung von ihnen als zehnte Muſe auf einem Sofa Platz, jedoch nicht in der Abſicht, das dichteriſche Paar zu göttlichen Gedanken zu begeiſtern, ſondern blos um ſich eines leichten, kurzen Schläfchens zu erfreuen.

## Cigarre und Lorbeerkranz.

Die Liebenden ſaßen nun wirklich am Schreibtiſche, um die vierhändige Preis-Erzählung zu beginnen. Hildegarde ergriff einen Federkiel, und tauchte ihn in das Dintenfaß. Schellenberg, ihrem Beiſpiele folgend, ergriff gleichfalls einen Federkiel, und tauchte ihn gleichfalls in's Dintenfaß. Hildegarde lächelte bezaubernd, Schellenberg lächelte unendlich zärtlich. Hildegarde blickte ſeelenvoll; Schellenberg blickte geiſtvoll; deſſen ungeachtet aber fehlte noch immer der erſte Gedanke, folglich auch der Anfang der Erzählung. Endlich ſagte Hildegarde: „Das ſchwache Weib folgt dem ſtarken Manne.“ — Und Schellenberg erwiederte: „Der Liebende iſt der Gebieterin Sklave.“ — Und Hildegarde ſagte: „Der Mond erhält ſein Licht von der Sonne.“ — Und Schellenberg erwiederte: „Die Sonne geht unter, wenn der Mond aufgeht.“ — Und Hildegarde ſagte: „Die Nachtigall beginnt zu ſingen, wenn der Frühling begonnen hat.“ — Und Schellenberg erwiederte: „Der Winter verſchwindet, wenn der Frühling erſcheint.“ —

Nun aber ſagte Hildegarde mit ſteigendem Affekt: „Aber, mein Gott! wir verſchwenden da die ſchönſten Gedanken, und noch ſteht nicht einmal die erſte Zeile auf dem Papiere!“ — „Schade um die herrlichen Gedanken (erwiederte Schellenberg), die für die Welt doch verloren gehen! — Ein ſchwerer Seufzer entwand ſich ſeiner Bruſt, als er dieſe Worte geſprochen hatte. Hildegarde erſchrak, ohne zu wiſſen, warum, und fragte ängſtlich: „Lieber Schellenberg, was ſoll dieſer ſchwere Seufzer bedeuten?“

Schellenberg ſeufzte nochmal und ſagte mit leiſer Stimme: „Engel des Lichts! Ich muß Ihnen eine Schwäche bekennen. Ich pflege —“

„O Himmel!“ ſagte Hildegarde voll Pathos, fehlt Ihnen etwas? —

„Allerdings!“ entgegnete Schellenberg. Ich bin gewohnt, beim Dichten immer — eine Cigarre zu rauchen!“

„Böſewicht!“ entgegnete Hildegarde. „Immerhin! Rauchen Sie nach Ihrer Gewohnheit, wenn nur der Tabakrauch ſich ſeiner Zeit in Weihrauch verwandelt.“ —

Da ſprang Schellenberg voll Entzücken auf, küßte Hildegarden, zündete an einer der vier Wachskerzen eine Cigarre an, ſteckte die Cigarre in den Mund, den Federkiel in das Dintenfaß, und ſchrieb in zwei Minuten eine ganze Seite voll Preis-Erzählung. „Halt!“ kommandirte nun Hildegarde: „Jetzt geleſen!“ —

Über das laute „Halt!“ erwachte Anaſtaſia, und rief gleichfalls: „Halt! Ich muß auch dabei ſein.“ — Hildegarde legte, da ſie zur rechten Seite ſaß, die linke Lilienhand auf Schellenberg's rechte Schulter, und der vor Begeiſterung raſende Dichter las die Folioſeite mit einer ſolchen Heftigkeit, als ob ein Gießbach über Felſen herabſtürze. Die erſtaunten Zuhörerinnen verſtummten, vor Entzücken keines Wortes mächtig. Sie hatten auch vollkommen

Recht; denn das Geleſene ſtrotzte von ſchönen Gedanken, die nur den einzigen Fehler hatten, daß kein einziger derſelben neu war, indem Schellenberg's glückliches Gedächtniß die ſchönſten Stellen, die Zierden gedruckter Bücher, blitzſchnell — doch ohne Verbindung — als feurig excentriſches Genie zuſammentrug. Er mußte die Seite noch zweimal leſen, und Hildegarde ſetzte ihm einen ſchon in Bereitſchaft gehaltenen Lorbeerkranz auf die Stirne, mit dem begeiſternden Zuruf: „Gefeierter Sänger! fahre fort!“

## Held und Heldin.

Der gefeierte Sänger fuhr aber nicht fort, und zwar aus dem natürlichen Grunde, weil der vorhandene Gedanken- und Bilder-Vorrath, welchen ſein Gedächtniß beim letzten Memoriren aufgeſpeichert hatte, bereits erſchöpft war. Hildegarde ſah, daß ihm der Schweiß auf der Stirne ſtand, und ſagte: „Es hat Sie angegriffen, lieber Schellenberg! Sie ſind erſchöpft; es lohnt ſich aber auch der Mühe, denn der Eingang zu der Erzählung iſt ein Meiſterſtück. Wir wollen, denk' ich, nun zur Wahl der Heldin und des Helden der Erzählung ſchreiten. Wählen Sie die Heldin!“

„Die Heldin,“ rief Schellenberg, „darf keine Geringere ſein als eine — Wahnſinnige! Andere vertragen keine geniale Behandlung.“ —

Hildegarde. Ein großer, kühner Gedanke! Ich aber wähle mir zum Helden einen Korſar!

Schellenberg. Herrlich! Wo ſoll die Handlung vorgehen?

Hildegarde. An keinem andern Ort, als an und auf dem Veſuv, der eben ſo Feuer ſpeien muß, wie die Erzählung ſelbſt.

Schellenberg. Zugeſtanden! Wir benöthigen aber auch myſtiſche, in unerklärliches Dunkel gehüllte Perſonen, wenigſtens zwei oder drei.

Hildegarde. Wen könnten wir dazu wählen?

Schellenberg. Einen Banditen, der kein Bandit, oder einen Lazeroni, der kein Lazeroni iſt, oder einen Einſiedler, oder einen Griechen, der ſeine Ahnen aus dem byzantiniſchen Kaiſerthum herleitet, oder einen Leichenbeſchauer oder Leichenzergliederer, oder den Geiſt eines aus den Ruinen von Pompeji aufſteigenden Römers, oder einen Alchymiſten, oder ein ſonderbares Mädchen, welches mit ſehr bedeutungsvollen kurioſen Blumen handelt, oder eine Kartenaufſchlagerin, oder eine Giftmiſcherin, oder eine Luftfahrerin, die bald da, bald dort erſcheint, oder —

Hildegarde. Halt ein, Du Überſchwenglicher, im Übermaße Deiner unerſchöpflichen Fantaſie! Wir haben genug; die genannten köſtlichen Geſtalten ſollen aber auch, von der erſten bis zur letzten, wirklich und zwar höchſt ſchauerlich, erſcheinen!

Schellenberg küßte Hildegardens lilienweiße, weiche Hand und den lilienweißen, harten Hamburger

Kiel, welchen ſie eben in's Dintenfaß tauchte. Und Hildegarde ſagte:

„Wohlan! Ich beginne. Es iſt Nacht; die Wahnſinnige ſitzt auf einer kahlen, mondbleichen Klippe, ſie ſelbſt noch bleicher als die Klippe, am Meerufer, und ſingt, während die Luft im wildflatternden Rabenhaare ihres Hauptes flattert, ein verworrenes, ſinnloſes, herzzerreißendes Lied. — Während ich die Verſe mache, beſchreiben Sie, was nach geendigtem, in der Ferne verhallendem Geſange vorgeht! — Die Wahnſinnige beginnt. Hören Sie nur!"

---

## Das Kalb.

Schellenberg horchte. Plötzlich erſcholl unter dem Fenſter ein gedehnter, gellender, durchdringender Schrei. Hildegarde erſchrak heftig, warf zornentflammt den Federkiel weg und rief: „Unſelige, fatale Störung! Wie widrig die rauhe Wirklichkeit ſich in's Reich der Fantaſie eindrängt! Aber — wie kommt denn das ſchreiende Ungethüm im Schweigen der Nacht hierher? Iſt's Täuſchung oder Kalb? Sehen Sie doch!"

Schellenberg öffnete das Fenſter und ſagte kopfſchüttelnd: „Leider, ein wirkliches Kalb, welches dicht unter dem Fenſter ſteht, als wollte es uns ein Ständchen bringen."

Das Geblöck erſcholl abermal. Die blaſſe Hildegarde ward noch bläſſer als gewöhnlich, und ſagte kleinlaut: „Das klingt beinahe wie die Stimme eines böſen Geiſtes!

Wäre ich abergläubig, ſo müßte ich — — Iſt's denn aber auch gewiß ein wirkliches Kalb?" —

Schellenberg ſah, nicht ohne Widerwillen, nochmal auf die Gaſſe, und ſagte: „Es ſcheint — doch nein! Auf jeden Fall ein ſeltſames Ungethüm!" —

Ein neues Geblöcke widerlegte in dieſem Augenblicke den Irrthum des Zweifelnden. Ein Unbefangener konnte nicht verkennen, daß jene Stimme aus einer Kalbskehle kam.

Das dichteriſche Liebespaar beſchloß, den Serenaden-Unfug des vierfüßigen Virtuoſen in Geduld abzuwarten. Nachdem zehn Minuten vergangen waren, ohne daß ſich ein Kalbslaut hören ließ, beſchloß das **Quatro-Mano** in der Erzählung fortzufahren, und Schellenberg ſagte: „Schöne Landmädchen haben dem Geſange der Wahnſinnigen voll Unmuth gehorcht, und ſie beginnen nun ein zart-klagendes National-Liedchen, um die Unglückliche zu tröſten und ihren Schmerz theilnehmend zu mildern. Sie ſingen leiſe mit harmoniſchem Einklange. Horch!" —

## Die Gänſe.

In dieſem Augenblicke ließ ſich auf der Gaſſe ein vielſtimmiges Gänſegeſchnatter vernehmen.

„Wie!" ſagte Hildegarde: „Wollen die Gänſe ſich erfrechen, uns ein Surrogat für den Chor neapolitaniſcher Landmädchen zu geben? Das iſt doch zu arg!" —

„Woher," ſagte Schellenberg, „führt denn der

Teufel das ganze Thierreich vor das Fenſter, um uns in der heiligſten Begeiſterung zu ſtören? Aber — wir müſſen ſingen, der Hölle zum Trotz!" —

Der Chor der Landmädchen-Gänſe wollte nicht ſobald enden, vermuthlich, weil man zum Beſten einer Wahnſinnigen nicht leicht zu viel thun kann; und haben die Gänſe, wenn es wahr iſt, das Kapitol, folglich das ganze Römerreich, gerettet, warum ſollten ſie denn nicht auch für das Wohl einer einzelnen Verrückten ſchnattern?

Dichter und Dichterin ergaben ſich in den Willen des Schickſals, und warteten das Ende des langen Gänſe-Chors ab, während deſſen Hildegarde, wehmüthig ſchmachtend, nur die wenigen Worte ſprach: „Aber wie kommen denn die Gänſe her? Erſt ein Kalb, nun Gänſe! Es iſt zum Verzweifeln!"

„Sehr wahr!" erwiederte Schellenberg, der nicht nur Erſchöpfung und lange Weile, ſondern ſogar die Annäherung eines balſamiſchen Schlafes zu fühlen begann.

Der Gänſe-Chor ſchwieg endlich, und Hildegarde ſagte: „Wir wollen nun fortfahren! Es ſchweigt der Geſang der Wahnſinnigen; es ſchweigt der Chor der tröſtenden Mädchen. Wolken verhüllen den Mond, deſſen Schimmer nur flüchtig hervorblitzen. Hinter der Klippe, auf welcher die Wahnſinnige wie eine verſteinerte Niobe ſitzt, erſcheinen zwei dunkle Geſtalten. Ein Mondſtrahl fällt auf die Dolche, die ſie in den empergehobenen Händen halten. Dunkle Geſtalten! wer ſeid ihr? Führt euch Rache oder Mordluſt her? Dunkle Geſtalten! wer ſeid ihr?" —

## Nachtgeſtalten und Feuerſtröme.

In dieſem Augenblicke erſchienen zwei Schattengeſtalten auf einer Wand des Zimmers, die dann, eine der anderen langſam folgend, auch an den übrigen Wänden feierlich dahinwandelten; Anaſtaſia drückte ſich in die Ecke des Sofa's; Hildegarde, von Grauen über die unheimliche Erſcheinung ergriffen, ſenkte das Haupt, die Augen verbergend, auf Schellenbergs Schulter, mit kaum bemerkbarem Zittern, und ſagte leiſe: „Schellenberg, was ſagen Sie dazu?“ —

Schellenberg aber ſagte vor der Hand — nichts; dennoch blieb er der Muthigſte von Allen, die im Zimmer waren, denn er wagte es ſogar, nach fünf Minuten die geſchloſſenen Augen zu öffnen; und als er keine, an den Wänden umherſchleichende dunkle Geſtalten erblickte, ſagte er: „Es ſcheint, daß die erhitzte Fantaſie ihr Spiel mit uns treibt. Was wir dichtend erſchaffen, das glauben wir in der Wirklichkeit vor uns zu ſehen. Alſo ſah Torquato Taſſo Geiſter, und Sokrates ſprach mit ſeinem Genius. So iſt's, und nicht anders.“ —

„Sehr wahr!“ ſagte Hildegarde, das Geſicht von Schellenbergs Schulter aufrichtend. „Fahren wir alſo fort!“ — „Wir fahren fort!“ ſagte Schellenberg mit Würde.

Und nach einer Pauſe, während welcher Hildegarde kein Auge vom Geliebten der neueſten Zeit — nämlich von Vorgeſtern, wegwendete, fuhr Schellenberg wirklich fort: „Entſetzlich! Schon ſteht die Eine der düſteren Nachtgeſtalten dicht hinter der ſtarren Wahnſinnigen, ſchon hebt das ſchwarze Ungethüm den mondhell-blinkenden Dolch, um ihn in den glänzend-weißen Nacken der Unglücklichen hineinzubohren, — ha, ſieh! da bricht plötzlich aus dem Krater des Veſuvs, als zürne er über die ungeheuere Frevelthat, eine Feuerſäule flammenſprühend hervor; ſie ſteigt, tobt, wirbelt, kreiſcht und kracht!“ —

Und ſiehe da und höre da! In demſelben Augenblicke ließ ſich ein fürchterliches Knallen und Krachen vernehmen, und Feuerſtröme durchflogen das ganze Zimmer.

Hildegarde rief, ſich ſelbſt übertreffend: „O Fantaſie! Deine Macht iſt groß!“ —

Schellenberg erwiederte aber trocken: „Das iſt kein Spiel der Fantaſie; zum Teufel! es iſt Wirklichkeit!“ —

„Weh' uns!“ ſtöhnte Hildegarde: „So ſchafft der Geiſt böſe Geiſter, die uns verderben!“ —

„Die Erzählung iſt zu gräßlich,“ ächzte Anaſtaſia vom Sofapolſter; „ſie bringt Unheil. Macht wenigſtens für heute ein Ende!“ —

Der Vorſchlag wurde angenommen. Schellenberg trank noch drei Gläſer Punſch auf Hildegardens, Anaſtaſiens und der Preis-Erzählung Wohl, und nahm zärtlichen Abſchied. Ihn küſſend, ſagte Hildegarde: „Morgen fahren wir fort! Kein Gott ſoll uns hindern!“ —

# Das Ungethüm.

Schellenberg, deſſen Lebensgeiſter durch Kaffeh, Champagner, Punſch, Blicke, Küſſe, Hoffnung und Erzählung im höchſten Grade aufgeregt waren, ging — ich möchte vielmehr ſagen: tanzte und ſchwebte — mit geflügelten Schritten über den Platz, ſo freudetrunken und überglücklich, daß er in Mitte der finſterſten Nacht durch ein hellglänzendes Lichtmeer zu wandeln glaubte. Er mochte eben die Hälfte des großen Platzes überſchritten haben, als er ſich im Fluge der Begeiſterung plötzlich gehemmt fühlte, und ein feuchtes, eiskaltes Weſen ſich wild ſchnaubend an ſein Geſicht drängte. Der Hut entfiel dem Kopfe, deſſen Haar ſich emporſträubte. Das Entſetzen ſchnürte ihm die Kehle ſo feſt zu, daß er keinen Laut von ſich zu geben vermochte, und ſtarr wie eine Bildſäule ſtand, während die gräßliche Berührung des eiskalten Weſens ſein Innerſtes mit Schauder durchdrang.

Als er zur Beſinnung kam, verſuchte er ſtill und ſtumm eine rückgängige Bewegung zu machen. Das eiskalte ſchnaubende Ungethüm folgte ihm ſchweigend. Er fühlte einen gewaltigen Stoß, verlor das Bewußtſein, und ſank zu Boden.

Als er wieder zu ſich kam, erblickte er zwei dunkle ſchwankende Geſtalten neben ſich, und rief mit bebender Stimme: „Entweichet, Geiſter der Hölle! was glotzet ihr mich an mit Feueraugen?“ —

Da ſprach eine Stimme mit ſtammelnder, ſchwerer Zunge: „Euer Gnaden irren ſich. Wir ſind nicht der Teufel; ich bin der Nachtwächter Mathies, und mein Kame rad iſt der Schardiener Greiff; die feurigen Augen ſind nur die Kerzen in den Laternen.“ —

„Was wollt ihr?“ ſagte Schellenberg.

„Wir wollen Euer Gnaden nach Hauſe tragen;“ erwiederte Mathies; und Greiff ſetzte hinzu: „Haben vermuthlich ein Bischen zu tief in's Glas geguckt! Nu, das geſchieht ja den ehrlichſten Leuten.“

Schellenberg. Ha, Schurken! ihr wagt es — —

Mathies. Mit den Schurken müſſen Euer Gnaden aufhören. Wir ſind höflich, und eine Höflichkeit erfordert die andere.

Schellenberg. Ihr irrt euch! Ein böſer Geiſt — —

Greiff. Nu ja! — (Der Weingeiſt)!

Schellenberg. Warf mich zu Boden.

Mathies. Das thut der Spitzbub' gern!

Greiff. Morgen iſt Alles wieder gut, wenn Euer Gnaden den Rauſch —

Mathies. Halt's Maul!

Greiff. Ausgeſchlafen haben.

Schellenberg. Dieſe ſchreckliche Erſcheinung — Froſt durchbebt meine Glieder.

Mathies. Das kommt nur vom Übernächtigen.

Greiff. Der Wein iſt des Teufels; man braucht keinen andern Teufel.

Mathies (leiſe). Hör' doch auf, Du loſes Maul! Sonſt glaubt er, daß wir den böſen Geiſt im Leibe haben, und das Trinkgeld fällt in den Brunnen.

Greiff (halbleiſe). Und ohne Trinkgeld tragen wir den Beſeſſenen — ſtatt nach Hauſe — in die Wachſtube. —

Schellenberg hatte erſt bei den letzteren Reden der beiden Schutzgeiſter bemerkt, daß ſie mit ſchwerer Zunge ſprachen, und es verdroß ihn nun um ſo mehr, daß zwei Betrunkene ihn für einen Betrunkenen hielten, und, ferne von allem poetiſchen Sinne, die Wirklichkeit der ſchauerlichen Erſcheinung ungläubig verwarfen. Den Zorn, der in ihm darüber auflodern wollte, erſtickte aber die — vom Schardiener verſätzlich nur halb leiſe geſprochene — Äußerung wegen der Wachſtube, und die Ausſicht auf die Schande, jenen Sicherheitshafen erſt am nächſten Morgen als Betrunkener verlaſſen zu ſollen, ohne daß irgend Jemand an ſeine Nüchternheit und an die Erſcheinung glauben würde.

Schellenberg griff alſo eiligſt in die Weſtetaſche, drückte den taumelnden Schutzgeiſtern Geld in die Hände, und wurde von ihnen mit unſicheren Schritten bis an das Thor ſeines Wohnhauſes geleitet, wo ſie ihn mit der Bitte, zu jeder Zeit mit ihnen zu befehlen, und unter vielen Dankſagungen und Komplimenten verließen.

## Das Billet-doux.

Hildegarde hatte beinahe die ganze Nacht ſchlaflos zwiſchen Wahrheit und Dichtung zugebracht, und war einige Male aufgeſtanden, um ihre wachen Träume dem Papiere anzuvertrauen. Mit dem Morgen erhob ſie ſich zu ungewöhnlich früher Stunde. Als ſie die, beim magiſchen Schimmer der Nachtlampe hingeworfenen Ideen flüchtig, doch voll Entzücken, überleſen hatte, ſang ſie mit lauter Stimme die Verſe:

»Kennſt du das Land, wo die Citronen blüh'n;
»Im dunkeln Laub die Goldorangen glüh'n,
»Ein ſanfter Wind vom blauen Himmel weht,
»Die Myrte ſtill, und hoch der Lorbeer ſteht?« —

Ein Sturm erhabener und lieblicher Empfindungen durchwühlte ihr zärtliches Herz, vom Heißhunger nach Myrten und Lorbeern gequält. Sie ſchrieb ein Briefchen an Schellenberg, in dem ſie ihn zu einem lieblichen und geiſtigen Frühſtücke lud. Als die Depeſche geſiegelt war, ſtellte ſie ſich lächelnd vor den Spiegel, innig erfreut über die intereſſante Bläſſe, und die ſchwärmeriſchen Züge des holden Angeſichtes, klingelte, und ließ das Billet-doux ablaufen.

Schellenberg ſchlief im geſchloſſenen Stübchen noch feſt, als das Briefchen ankam; ſelbſt das wiederholte laute Pochen an der Thür erweckte ihn nicht. Das ſüße Sendſchreiben lag daher noch um eilf Uhr bei der alten Magd des Quartierherrn, die desſelben längſt nicht mehr gedachte.

Als Schellenberg endlich das Tageslicht begrüßte, herrſchte in ſeinem Gehirne noch eine ſolche Verwirrung, daß ihm das Nothwendigſte und Wichtigſte von Allem, nämlich das Comptoir, in deſſen heiligen Hallen er ſchon beim Schlag der neunten Stunde hätte am Schreibtiſche ſitzen ſollen, gar nicht einfiel.

Das Erſte, deſſen er, als es im trüben Kopfe etwas lichter wurde, ſich beſann, war die nächtliche Erſcheinung. Am hellen Tage ſah er das hölliſche Nachtgeſicht mit andern Augen an, tief beſchämt und zerknirſcht, daß er ſo thöricht ſein konnte, die dumme Geſchichte für einen Teufelsſpuck zu halten. Deſto deutlicher erinnerte er ſich dagegen, daß er ſogar die Unbeſonnenheit hatte, ſeine abergläubiſche Schwäche dem Nachtwächter und dem Schardiener zu verrathen, und er fing nun ſelbſt an zu glauben, der Weingeiſt habe ihn nicht weniger, als ſeine beiden Schutzgeiſter beherrſcht.

In dieſen Gedanken wurde er, auf eine ſehr unangenehme Weiſe, durch zwei Gegenſtände geſtört. Der erſte derſelben war die leere Weſtetaſche, die er geſtern mit dem letzten Gelde gefüllt hatte. Aus der Abweſenheit der Silberlinge erſah er jetzt mit Gewißheit, daß er die beiden Schutzgeiſter mit übermäßiger Großmuth beſchenkt habe, und ach! nicht wußte, was er that. Der zweite Gegenſtand des Schreckens war die Taſchenuhr, die geradezu erklärte, daß er jetzt nicht in der neunten, ſondern bereits in der Mittagsſtunde lebe. Um ihn in den Abgrund des Elends zu ſtürzen, trat jetzt die alte mürriſche Magd in's Stübchen, und gab ihm Hildegardens **Billet-doux**. Er las; — das zuckerſüße Briefchen ward zur Eſſigmutter der Verzweiflung, er ſelbſt zur Bildſäule! Der Gedanke, Geld, Dienſt, Geliebte und die geprieſenen fünf und zwanzig Preis-Dukaten vielleicht mit einander und auf Ein Mal verloren zu haben, erſchütterte ihn ſo gewaltig, daß er — ſtatt des braunen Gehrockes den blauen Schlafrock anzog, die Nachtmütze ſtatt des

Hutes aufſetzte, und damit die finſtere Wendeltreppe ſeines Hauſes hinabſtieg. Ohne Zweifel wäre er in dieſem Zuſtande weiter gewandert, hätte ihn nicht — wenige Schritte vor dem Hauſe ein Mann am Arme gefaßt, und mit barſcher Stimme gerufen: „Herr Schellenberg! Sind Sie verrückt?“ — Und wer war dieſer Mann? — Leider kein anderer als Herr — Samuel Scheikel! —

Schellenberg zog de- und wehmüthig die Schlafmütze, und ſagte mit zitternder Stimme: „O Schickſal! du biſt furchtbar!“ —

Mit dieſen Worten ging der Unglückliche wieder nach Hauſe. Herr Scheikel murmelte hinter ihm: „Der wäre im Stande, in ſeiner Zerſtreuung einen Louisd'or für einen goldenen Spruch des Pythagoras anzuſehen!“ —

## Der alte und der junge Viehhändler.

Während Schellenberg nichts gefrühſtückt hatte, ſaß der junge Viehhändler mit dem alten an einem runden Tiſche, und Beide ließen ſich ein dejeuner à la fourchette trefflich ſchmecken. Der alte Viehhändler beſchäftigte dabei die Ohren und die Zunge, indem er nichts that, als eſſen und zuhören; der junge Viehhändler aber, ſonſt ein Gourmand der erſten Klaſſe, vergaß ſogar das Eſſen, und erfreute ſich blos der Seligkeit, nämlich der Redſeligkeit. Der Inhalt ſeiner im kräftigſten Styl vorgetragenen Erzählung war aber kein anderer, als die Abenteuer der verfloſſenen Nacht, welche den armen Schellenberg in Verzweiflung geſetzt hatten.

„Schade!“ ſagte der alte Viehhändler, „daß Du der Welt nicht mittheilen kannſt, welchen herrlichen Effekt das Vieh hervorbringen kann, wenn es einen guten Schauſpiel-Direktor hat!“ —

Dabei lachte der koloſſale, dicke Mann ſo gewaltig, daß ihm der Athem mangelte. Der junge Viehhändler ſagte aber: „Ich laſſe die ganze Geſchichte vom Stadtſchreiber zu Papier bringen, dem ich dafür nicht mehr als fünf Gulden bezahle, und da muß er noch dazu bis übermorgen mit der Erzählung fertig ſein, damit ich ſie ſogleich als Preis-Erzählung einſchicken kann. Die fünf und zwanzig Dukaten ſchenk' ich ihm dann; ich brauch' ſie nicht!“ —

„Haſt Recht!“ ſagte der viehhandelnde Vater; „wir ſtehen auf ein ſolches Lumpengeld nicht an. Unſer Vieh trägt Geld; was kümmern uns die Leute!“ —

Indem der alte und der junge Viehhändler ſo vergnügt beiſammen ſaßen, und nach geendigtem Geſpräche den Schüſſeln und Flaſchen mit verdoppeltem Eifer zuſetzten, kam die Magd herein und meldete: „Der Herr Ober-Steuer-Rath Willmann laſſe den alten und jungen Herrn für übermorgen zu einer kleinen Abendgeſellſchaft zu ſich bitten.“ —

Der junge Viehhändler ſagte, eh' der Alte noch den Mund öffnete: „Unſere Empfehlung, und wir werden kommen!“ —

„Gehen wir hin?“ fragte der Alte. Und der Junge erwiederte kräftig: „Das verſteht ſich!“ —

„Aber ich" — ſagte der Alte und der Jüngere fiel ein: „Fürchten Sie ſich nicht! Mit mir können Sie ſchon hingehen. Und ich will Ihnen gleich einen Hauptſpaß erzählen; ich leſe der hochanſehnlichen Geſellſchaft die Preis-Erzählung vor, und das wird eine Mordgeſchichte werden, denn die Fräule Hildegarde und der Herr Schellenberg, die beiden hochgelehrten Mitlieferanten, werden gewiß auch dort ſein und ihre Preis-Erzählung vorleſen. Ich will ſie aber in eine ſolche Verlegenheit ſetzen, daß die ganze Geſellſchaft vor Lachen berſten und das Pärchen des Teufels werden ſoll." —

Der alte Viehhändler ſchaute den jungen voll Bewunderung lächelnd an, und blieb einſam, aber nicht müßig, bei der Flaſche ſitzen, indem der junge mit den Worten wegging: „Ich gehe jetzt zum Stadtſchreiber, und laſſe die Preis-Erzählung ſchreiben."

## Vater und Tochter.

Die Abendgeſellſchaft bei Willmann, zu welcher die meiſten Honoratioren des Städtchens geladen waren, ſetzte Alles in Bewegung. Die Frauen und Fräuleins ordneten ihren Putz, die jungen Herren ihren Witz; denn Beide wollten glänzen und paradiren, obſchon Putz und Witz, gleich dem Städtchen ſelbſt, nur in die Rubrik „mittelmäßig" gehörten. Schon waren die Kerzen der Leuchter und Luſter angezündet; dennoch erſchienen noch keine Gäſte, weil keiner derſelben der Erſte ſein wollte, wodurch denn das Einrücken der Geladenen um eine ganze Stunde verſpätet wurde. Willman, der ſchon verdrießlich zu werden anfing, ſetzte ſich mit dem lieben Töchterlein auf das Sofa im Salon und ſagte: „Wo bleibt denn unſer Albert“ — Thekla, das Töchterlein, ſchwieg und ſeufzte. Willman rieb ſich die Stirne und ſagte: „Sieben Tage unſichtbar, — und ohne ſich bei uns zu entſchuldigen, ohne nur von ſeiner Abreiſe ein Wörtchen zu ſagen? Das kann er nicht verantworten.“

Thekla. Wär's denn nicht möglich, daß er uns überraſchen will?

Willman. Wodurch?

Thekla. Durch die Preis-Erzählung. Wir drangen ja Beide in ihn, eine ſolche Erzählung zu ſchreiben. Er widerſtand lange und willigte endlich ſpät ein.

Willman. Er kennt ſeinen eigenen Werth und Geiſt zu wenig, und denkt zu beſcheiden von ſich.

Thekla. Wie wär's denn, lieber Vater, wenn er aber nun plötzlich einträte und die Erzählung übergäbe? Glaubſt Du, ſie ließe ſich leſen?

Willman. Läſen Tauſende ſie nicht, ſo läſeſt Du ſie für Tauſende. Ich ließe ſie mir aber von Dir vorleſen, und fände ſie preiswürdig. Scherz bei Seite! Albert beſitzt Talent und Bildung wie Wenige. Sein Geiſt verdient Achtung, ſein Charakter noch mehr, aber —

Thekla. Aber? Seine Ausſichten — —

Willman. Was Ausſichten! Hat er Geiſt und

Herz, — ſo kommen die fernſten Ausſichten immer näher. Das ganze Leben iſt ja wenig mehr, als eine ſchöne Ausſicht in die Ferne unter den Wolken, und noch ſchöner über den Wolken. Ich will das Kind gleich beim rechten Namen nennen, und ſage Dir alſo kurz und trocken, was Du wohl ſelbſt ſchon weißt: Du liebſt den Albert und möchteſt ihn heirathen. Darauf erwiedere ich Dir jetzt, ohne auf Deine Frage zu warten, kurz und gut: Iſt Albert ſo, wie ich glaube, ſo kannſt Du ihn zum Manne haben, iſt er aber nicht ſo, wie er ſein ſoll, ſo bekommſt Du ihn nicht. Das Innere des Mannes iſt die Hauptſache; das Äußere kommt nach. Der Brave fängt klein an und endet groß, der Schlechte beginnt groß und endet erbärmlich. Albert's Ausbleiben durch ſo viele Tage — geradezu herausgeſagt — macht mir ihn verdächtig. Der Vater muß lange warten, bis die Knospe eines Kindes ſich zur Blume oder zur Frucht entwickelt; Du wirſt alſo, wie ich hoffe, wenigſtens einige Tage abwarten können, bis ich mich in der Fürſorge für das Wohl Deines ganzen Lebens entſchieden habe, ob ich Dich dieſem oder jenem Manne für's ganze Leben mit Beruhigung anvertrauen kann. Bedenke, daß ich längſt im Grabe ruhen werde, wenn Du Dein Leben ſegneſt oder verwünſcheſt. Ich bin ſtreng — doch nur deshalb — weil ich Dich glücklich wiſſen will. —

Thekla ergriff die väterliche Hand, küßte ſie und ließ eine Thräne darauf zurück, die von der väterlichen Hand blitzſchnell in das väterliche Herz fiel. Falle nur, Thräne! Thränen ſind bald Abendthau, dem eine finſtere Nacht folgt bald Morgenthau, welchen der Morgenſtrahl der Sonne zum Himmel emporzieht — Welcher Unterſchied zwiſchen der Freudenthräne der Eltern über den neugebornen Säugling, und der Schmerzensthräne über ſeinem Leichnam, zwiſchen der Thräne des Entzückens am Traualtare, und der Thräne der Verzweiflung, wenn die geſchiedene Gattin aus der Hausthüre des vereinſamten Gatten tritt!

O Du lieber Gott! laß doch hienieden die Liebe walten und die liebe Geduld, ſonſt müßte das Grab dem armen Menſchen das lieblichſte Braut- und Himmelsbette ſein! —

## Salons-Figuren.

Indeß ſtrömten die Gäſte, die ſich vorſätzlich verſpätet hatten, nun auf einmal in Maſſe herbei, und der leere Salon des Ober-Steuerrathes füllte ſich in wenigen Minuten ſo gewaltig, daß Willman und Thekla nicht genug Füße und Hände und Worte haben konnten, um das Gedränge der Eintretenden gebührend zu empfangen. Welche Kratzfüße und Bücklinge! welches vielſtimmige Geſchnatter! Endlich hatten die Damen ihre Plätze eingenommen; Thee und Kaffeh wurden ſervirt, und das lärmende Getümmel wurde nach und nach ſo ruhig, daß mitunter ſogar ſchweigſame Pauſen eintraten. Ganz zuletzt erſchien auch das viehhändleriſche Paar, Vater und Sohn, Beide von gleich koloſſaler Figur, mit feiſten, glänzend rothen Vollmonds-Geſichtern, ſtarker Stimme und kräftigen Geberden. Sie ſtanden, wo immer ſie ſich hinpflanzten, wie zwei Thürme einer alten Ritterburg, in deren Schlagſchatten die nächſte Umgebung ſich ganz verliert.

Die geſprächigen Herren und Damen hatten ſich bereits ein Stündchen abgequält, einander mit den eleganteſten Redensarten die verbrauchteſten Gemeinplätze zum Beſten zu geben, und mit der ſcheinbar intereſſanteſten Wärme dasjenige, was Jedes ſchon tauſendmal geſagt, tauſendmal gehört, nochmal wiederzukäuen und aus leidiger Artigkeit zum tauſendſten Male ſehr neu und ſehr witzig zu finden. Ein paar junge Herren mit einem ungeheuern Collier grecque an den vieldeutigen Ananas-Geſichtern, gaben ſich ſogar, in der edelſten Abſicht für das Wohl der leidenden menſchlichen Geſellſchaft, für Humoriſten aus; aber das Alles wollte nicht helfen; die Langeweile, die als ungebetener Gaſt ſich in die Verſammlung eingeſchwärzt hatte, bemächtigte ſich der Oberherrſchaft, drängte den Frohſinn in das von der Dienerſchaft beſetzte Vorzimmer hinaus, betäubte das Gehirn der Gäſte durch eine Art von blauen Dunſt, und bewirkte ſogar bei Vielen die Mundſperre, die nur hier und da durch ein verheimlichtes Gähnen unterbrochen wurde.

Unter den Anweſenden befanden ſich zwar zwei Perſonen, denen die Gabe, eine Geſellſchaft zu beleben, keineswegs fehlte, und dieſe zwei waren: Hildegarde und Schellenberg. Unglücklicher Weiſe befanden ſich aber Beide in der übelſten Gemüthsſtimmung. Schellenberg, weil ſeine Verabſchiedung aus dem Comptoir ihn mit ſtiller Verzweiflung erfüllte; Hildegarde, weil ſie dem Unglücklichen, deſſen letzte Unglücksfälle ſie noch nicht kannte, wegen ſeines Nichterſcheinens zürnte, worüber er ſich zu entſchuldigen noch keine Gelegenheit gefunden hatte. Beide hatten die Geſellſchaft eigentlich nur deßhalb beſucht, um ſich zu überzeugen, ob das Eine und das Andere wirklich erſcheinen und den brennbaren Stoff zu gerechtem Zorne liefern werde. Hildegarde ſetzte daher ihre blitzenden Augen in unaufhörliche Bewegung, und ſie unterhielt damit ein Kreuzfeuer, welches den zerknirſchten Preiserzählungs-Gehilfen und Herzens-Associé in die peinlichſte Lage verſetzte. Endlich beſchloß das grauſame Schickſal, das unglückliche Pärchen gar vom Regen unter die Traufe zu bringen. Der junge Viehhändler übernahm es, eine Gaſtrolle als Schickſal zu ſpielen. Er brachte das Geſpräch auf die Preiserzählung; plötzlich ward die ganze Geſellſchaft elektriſirt, und alle Lippen bewegten ſich wetteifernd. Der junge Viehhändler benützte die erſte kleine Pauſe und machte — mit der ihm eigenen Arroganz — bekannt, daß auch er eine Preiserzählung geſchrieben habe. Hildegarde wurde purpurroth, Schellenberg todtenblaß. Alle Übrigen verlangten einſtimmig die Vorleſung. Der Viehhändler ſetzte ſich an ein von vier Kerzen erleuchtetes Tiſchchen und las. Die Helden der Erzählung waren — Hildegarde und Schellenberg; den Inhalt lieferten die Unglücksfälle jener Nacht, welche der junge Viehhändler theils durch Hildegardens Zöſchen, theils durch den Nachtwächter **Mathias** in Erfahrung gebracht hatte, da Beide heimlich in ſeinem Solde ſtanden, und ihm Nachrichten für ſeine Schelmereien und ſogenannten luſtigen Streiche liefern mußten.

## Die traveſtirte Preis-Erzählung.

Die Geſchichte fing alſo damit an, daß ein verliebtes Paar nach einem guten Abendſchmauſe ſich an einen und denſelben Schreibtiſch ſetzt, um gemeinſchaftlich eine Preis-Erzählung zu ſchreiben. Nachdem ſie ſich einige Male feurig geküßt und bedeutende Blicke gewechſelt haben, kauen Beide an den Hamburgerkielen; das vor ihnen liegende Schreibpapier bleibt unbeſchrieben. Endlich beginnt die reizende Dichterin, und läßt eine Wahnſinnige auftreten, die am Meergeſtade ſitzt. Es iſt Nacht; in dem Augenblicke, da ſie mit hallender Stimme ein wahnſinniges Lied zu ſingen anfängt, erſchallt unter dem Fenſter der Dichterin die Stimme eines — blöckenden Kalbes. (Allgemeines Gelächter. **Hildegarde** ſchlägt die Augen nieder. **Schellenberg** läßt den Hut fallen.) Sie halten das Kalbsgeblöcke Anfangs für den Wehruf eines böſen Geiſtes, überzeugen ſich endlich von dem Kalbs-Realismus, und fahren heroiſch in der Erzählung fort. Einige Freundinnen der Wahnſinnigen, die zwar keine Wahnſinnigen, aber Nachtwandlerinnen ſind, ſchleichen der Wahnſinnigen nach, und verſuchen, ſie durch einen Chor zu tröſten. In dem Augenblicke fängt eine Rudel Hexen, die ſich in Gänſe verwandelt haben, ein teufliſches Gegacker und Geſchnatter unter dem Fenſter an. Die Dichterin wird deſperat, der Dichter ſchläfrig. (Gelächter. Hildegarde beißt ſich in die, ſchon etwas welken Roſenlippen; Schellenberg reißt ſich einen Knopf vom Frak.) Durch einen zärtlichen Backenſtreich von ſchöner Hand wieder in wachen Zuſtand verſetzt, ſchildert er eine unheimliche Mondnacht, und die Dichterin läßt zwei dunkle Geſtalten mit blitzenden Dolchen erſcheinen. In dieſem Augenblicke erſcheinen auch an den Wänden des Zimmers zwei dunkle Geſtalten, die zwar nur durch einen Hohlſpiegel aus einem der gegenüber befindlichen Häuſer bewirkt werden, dennoch aber das dichtende Liebespaar in den heftigſten Schrecken verſetzen. Die dunkle Doppel-Nachtgeſtalt verliert ſich, mit ihr das Entſetzen des Dichters und der Dichterin. (Beifall. Hildegarde und Schellenberg werfen ſich zuerſt mißtrauiſche Blicke zu, dann ſtrafende, endlich gar zürnende, denn Beide klagen einander einer Verrätherei an, ohne die Niemand etwas von dieſer Geſchichte hätte erfahren können.) Die Erzählung rückt weiter. Eine der beiden Nachtgeſtalten will die Wahnſinnige mit dem Dolche durchbohren; plötzlich ſpeit der Veſuv Feuer, und aus dem flammenden Krater ſteigt ihr Schutzgeiſt heraus. In dieſem Augenblicke knallt und kracht es, und Feuer fliegt im Zimmer herum. Der entſetzliche Spuck bringt die Liebenden ſo außer ſich, daß ſie nicht weiter zu ſchreiben vermögen. Das holliſche Weſen war aber nichts Anderes, als ein paar Raketen, die Jemand unter dem Fenſter ſteigen ließ. (Neuer Beifall. Hildegarde ſteckt die griechiſche Naſe in ein Riechfläſchchen, um einer möglichen Ohnmacht vorzubeugen. Schellenberg ſtürzt zwei Gläſer Limonade hinab, und läßt ein drittes klirrend auf den Boden fallen.)

Die Erzählung wird fortgeſetzt. Der Dichter nimmt, wie von böſen Ahnungen und ſonderbaren Vorgefühlen ergriffen, rührenden Abſchied. Schon wandelt er, in Nacht gehüllt, über den Platz. Ein grauenhaftes Ungethüm ſtellt ſich ihm in den Weg, und glotzt ihn mit Feueraugen an. Ein furchtbarer Schrei erſchallt: der Dichter ſtürzt zu Boden. Die hölliſche Erſcheinung war aber nur eine irdiſche, und der böſe Geiſt nur — jenes Kalb, deſſen Stimme ſchon Ein Mal Unheil geſtiftet hatte, und welches auch jetzt noch — vergeſſen oder gefliſſentlich zurückgelaſſen — auf dem Platze ſtand. Zwei Männer tragen den unglücklichen Dichter als einen Betrunkenen auf die Wachſtube.

Das war zu viel! Hildegarden blieb, nach dem Koſtüm aller Völker und Zeiten, nichts Anderes übrig, als — in die Ohnmacht zu fallen, welche eigentlich doch nur eine Halb-Ohnmacht war, folglich um ſo ſchneller durch die gewöhnlichſten Mittel gehoben wurde. Der Menſch hat es noch gut; ſpritzt man ihm kaltes Waſſer in's Geſicht, ſo kommt er wieder zur Beſinnung; was thut aber ein in die

Ohnmacht fallender Fiſch, der des kalten Waſſers gewohnt iſt?

Das Erſte, was die erwachende Dichterin that, war, daß ſie dem Dichter einen vernichtenden Blick gab, die zürnende Miene aber ſogleich in die freundſchaftlichſte verwandelte, und, indem ſie der nächſten Umgebung wortreich dankte, und wegen der fatalen Störung tauſend Mal um Vergebung bat, dem verſteinerten Dichter im Vorbeigehen mit holdem Lächeln und mit verbiſſener Wuth in's Ohr flüſterte: „Er möge ſich's gefallen laſſen, für ſie künftighin unſichtbar zu ſein, ſo wie ſie für ihn nicht mehr exiſtire!“ —

Der arme Schellenberg fühlte ſeine eigene Exiſtenz kaum zur Hälfte, und wünſchte nichts ſehnlicher, als unſichtbar zu ſein, um augenblicklich verſchwinden zu können. Er erwiederte Hildegardens Worte mit einem höflichen Bücklinge, und verlor ſich unbemerkt. Bald brach auch die übrige Geſellſchaft auf, die ſich über Hildegardens Ohnmacht im Nachhauſegehen den Kopf zerbrach, mit Ausnahme des jungen und alten Viehhändlers, die nicht ermangelten, von der ihnen wohlbekannten Veranlaſſung am nächſten Tage Einiges verlautbaren zu laſſen, was vom größeren Theile des Publikums als eine Anekdote der Chronique scandaleuse mit Beifall aufgenommen wurde.

## Der höchſte Preis.

Willmann machte, als der Salon leer war, ein verdrießliches Geſicht, Thekla ein trauriges. Willman ging mit ſtarken Schritten heftig auf und nieder — und pfiff. Thekla ſetzte ſich in einen Fauteul — und weinte. Indem Jener ſchritt und pfiff, dieſe aber ſaß und weinte, trat ein hübſcher junger Menſch, von Beiden unbemerkt, in den Salon, und zwar ſo ſcheu und ſchüchtern, als ob er ein Vergehen bekennen, und demüthigſt um Verzeihung bitten wollte. Als er ſchon einige Zeit daſtand, erblickte ihn Willman plötzlich, und ſchrie: „Albert!"

Elektriſirt von dieſem Worte, ſprang Thekla aus dem Fauteul auf, und wiederholte, als ſanftes Echo, den Taufnamen „Albert!" — Willman ſagte, halb zürnend, halb freudig: „Aber zum Teufel, wo ſind Sie denn ſo lange geblieben?" — Und Thekla fügte mit klagender Stimme, die wie ein Vorwurf klingen ſollte, hinzu: „Wie beängſtigt wir waren!" —

Albert küßte Willmans rechte, dann Theklas linke Hand, und ſagte: „Ich möchte vor ihnen Beiden jetzt ſo rein erſcheinen, wie einſt vor Gott. Darf ich alſo die Sache erzählen in Kürze, wie ſich Alles wirklich verhält?" —

„Nicht dürfen, ſondern ſollen!" ſagte Willman; „denn ich bin es gewohnt, von Ihnen ſtets die Wahrheit zu hören."

Und Albert begann: „Eben jener Advokat Tannenbruck, durch deſſen Umtriebe und Ränke Sie Ihr gutes Recht in dem gerechteſten Prozeſſe verloren haben, eben dieſer Tannenbruck war mein Vormund, zugleich Verwalter der Waiſenkaſſe, und brachte mich um mein beträchtliches väterliches Erbtheil. Ich lebte in Dürftigkeit und Elend, bis Ihr Edelmuth mir Verſorgung und Unterkunft verſchaffte. Ich verſchwieg das himmelſchreiende Unrecht, welches ihm kein Glück brachte; denn er befand ſich bald nachher nicht mehr in der Lage, Erſatz zu leiſten, ſelbſt, wenn er es gewollt hätte. Sollte ich den Unglücklichen durch Einleitung eines gerichtlichen Verfahrens noch unglücklicher machen? — Er hatte vier Kinder, vier ſchuldloſe Kinder! Ich ſtellte meine Sache Gott anheim, der ſeine Sonne über den Gerechten ſcheinen läßt, wie über den Ungerechten. Gottes Hand war es auch, die mich Hilfloſen in Ihr Haus, Herr Ober-Steuerrath, führte. — Vor ſechs Tagen erhielt ich einen Brief von Tannenbrucks älteſtem Sohne, der mich bat und beſchwor, ſogleich zu ihm zu eilen, denn der Vater, die Beute des Elends und der Verzweiflung, liege, verlaſſen von aller Welt, gehaßt und verabſcheut, auf dem Sterbelager. Von fürchterlichen Gewiſſensbiſſen gefoltert, könne er nicht einmal ſterben. Sein einziger Wunſch ſei, mich noch einmal zu ſehen, und aus meinem Munde die erſehnte Vergebung zu erhalten. Durfte ich einen Augenblick zögern? Die Furcht, daß Ihre Beſorgniß für mich oder Ihr gerechter Zorn gegen den Verbrecher mich zurückhalte, oder die

Abreiſe verzögere, — ſie bewog mich, Ihnen die Sache zu verſchweigen. Ich ſteckte meine kleine Barſchaft zu mir, und reiſte ab. O Gott! ich dachte mir das Elend groß, ich fand es aber noch größer. Als ich in das leere Zimmer eintrat, ſcholl mir ſchon an der Thürſchwelle ein gräßliches Geheule entgegen. In einem Winkel des Gemaches ſtand das Strohbett, auf welchem der ſterbende Sünder lag. Ringsumher knieten die vier Kinder, weinend und winſelnd; die Mutter hatte der Gram ſchon getödtet. Der Sterbende, von Konvulſionen ergriffen, und außer ſich, heulte gräßlich. Ich näherte mich furchtſam; er hatte die Augen weit offen, ohne zu ſehen. Ein Kind erblickte mich, ſprang auf, die drei andern folgten dem Beiſpiele, und alle vier umklammerten meine Knie. Ach, die Armen! nicht nur der Seelenſchmerz, auch der bitterſte Hunger quälte ſie. Ich gab ihnen Geld. Sie brachten Brot und Käſe, und aßen neben dem ſterbenden Vater mit ſchauderhaftem Heißhunger, denn ſie hatten ſeit zwei Tagen nichts gegeſſen. Ich ließ einen Arzt rufen, verſprach Vergütung ſeiner Mühe und pünktliche Bezahlung der Arzneien. Die geſättigten Kinder fielen in tiefen Schlaf, der Kranke in eine Art von Todeskrampf. Ich durchwachte die Nacht bei ihm. Grabesſtille herrſchte, nur hier und da von einem leiſen Stöhnen des Leidenden, oder von einem einzelnen Wehlaut der ſchlafenden Kinder unterbrochen, die, ſich wechſelſeitig erwärmend, an und über einander lagen. Kälte durchfröſtelte mich, und die Zähne klapperten mit unglaublicher Schnelligkeit. Endlich brach der Tag an. Tannenbruck kam plötzlich zu ſich, richtete einen ſtarren Blick auf mich, und fiel wie leblos zurück. Arzneien, Thee und Suppe erweckten ihn nach einer Stunde. Er erkannte mich, und Thränen rollten über die eingefallenen bleichen Wangen. Er faltete die Hände, und wollte ſprechen; ich ließ ihn nicht zu Worte kommen, mit dem Verſprechen, daß Alles vergeben und vergeſſen ſei. Es gelang mir, ihn zu beruhigen. Ich war glücklich, nur quälte mich der Gedanke, wie ich mir die Mittel verſchaffen ſollte, ihn und die Kinder mit allem Nöthigen hinreichend zu verſehen. Da ich fühlte, daß meine Natur der Anſtrengung erliegen wollte, ging ich, mich zu erholen, in's Freie. Durch die Stadt wandelnd, begegnete ich einem Buchhändler, der mich ſchon früher zu literariſchen Unternehmungen beigezogen hatte. Er bezeigte viel Freude über das unverhoffte Zuſammentreffen, und erſuchte mich, eine Reiſebeſchreibung in drei Bänden aus dem Engliſchen in's Deutſche zu überſetzen. O, wie erwünſcht kam mir der Antrag! Ich erzählte dem wackeren Manne ſogleich die Urſache meines Hierſeins; er nahm mich mit ſich in die Buchhandlung, zahlte ſogleich die Hälfte des Honorars, und räumte mir ein Zimmer in ſeiner eigenen Wohnung ein. Ich theilte nun meine Zeit zwiſchen der Aufſicht über den Kranken und meiner literariſchen Arbeit. Und Gott wollte, daß ich den Leib und die Seele des Unglücklichen retten ſollte! Das Werk, auf welches ich auch den größten Theil der Nächte verwendete, hatte ein wunderbares Gedeihen. Der

Buchhändler, dem ich die geſchriebenen Bogen zum Durchleſen gab, fand die Sache ſo gut, daß er aus freiem Antriebe das Honorar erhöhte. Tannenbruck ward zuerſt von Reue, dann von Gottvertrauen ergriffen. Mit der Geneſung der Seele begann die Geneſung des Leibes. Der Buchhändler, dem ich den ganzen Vorfall erzählte, ward von der innigſten Rührung ergriffen, ja, er ging ſogar mit mir zu dem Kranken, und gab ihm die feierliche Zuſicherung, ihn, ſobald er geneſen ſein werde, als Kommis aufzunehmen, und für die Kinder zu ſorgen. Da erwachte in dem Unglücklichen, verſöhnt mit Gott und den Menſchen, ein neues Leben. Die Geſundheit kehrte zurück; er gelobte, Gott zu ehren in Frömmigkeit, die Menſchen warm und redlich zu lieben, gut und rechtlich zu handeln in Allem. Und ſo wäre denn ſein Glück vollendet; ich aber brauche noch einige Zeit, um auch mein Werk zu vollenden.“ —

„Den ſchönſten Theil Ihres Werkes haben Sie ſchon vollendet,“ ſagte Thekla erröthend mit freudeglänzenden Augen; „und die Vollendung Ihres Glückes wird das Werk Gottes ſein!“ —

Willman konnte vor Entzücken lange keines Wortes mächtig werden. Nach einer feierlichen Pauſe aber zog er den edlen Albert an ſeine Bruſt, und ſagte mit hoher Würde: „Die ſchönſte aller Preis-Erzählungen iſt die, die Du uns jetzt geliefert haſt! Eine ſolche lohnt kein Preis von fünf und zwanzig oder tauſend Dukaten; nur jener Preis, welcher uns Beiden der höchſte iſt, kann Dich würdig belohnen. Thekla! willſt Du ihm dieſen Preis geben: Hand und Herz?“

Thekla ſank, Freudenthränen weinend, in die Arme des Vaters, der ſie, die Augen zum Himmel erhebend, in Alberts Arme legte.

# Die beiden Uebellaunigen.

Altmayer und Jungmayer lebten nun volle ſechzehn Jahre in beinahe ununterbrochener übler Laune als innige Freunde zuſammen. Man könnte ſagen, die üble Laune ſei das Band und die Würze ihrer Freundſchaft geweſen. Das erſte Mal trafen ſie ſich in einer Abendgeſellſchaft, und die konträre Namensähnlichkeit bewegte Beide ſo wunderbar, daß ſie noch an demſelben Abend Freundſchaft ſchloßen, und nach kurzer Zeit ſogar ein gemeinſchaftliches Quartier bezogen. Altmayer iſt Witwer und vier und fünfzig Jahre alt, der Junggeſelle Jungmayer acht und vierzig. Ihre Wohnung beſteht aus einer ſpiegellichten Küche, die ſchneeweiße Wände hat, weil nie darin gekocht wird; dann aus drei Zimmern, wovon der Leſer aber nur Eines zu ſehen bekommt, nämlich das gemeinſchaftliche große Mittelzimmer. Dieſes iſt folgender Maßen eingerichtet:

An jeder der beiden Hauptwände ſteht ein breiter Schreibtiſch von Eichenholz, ſo, daß die daran Sitzenden, einer beiderſeitigen Übereinkunft gemäß ſich immer und ewig den Rücken zuwenden. Über dem einen Schreibtiſch hängt der Prinz Eugen von Savoyen, über dem andern der Feldmarſchall Loudon, wie er die im Hintergrunde ſichtbare Belagerung von Belgrad kommandirt, wobei die Kanonenkugeln wie Vögel in der Luft hin und her fliegen. In der Mitte der dritten Wand ſteht ein etwas veralteter Flügel, auf dem die Finger der ſeligen Frau des Witwers vor ſechzehn Jahren herumſpazierten. Seit ihrem Hintritt iſt das Inſtrument nicht ein einziges Mal geöffnet, noch viel weniger betaſtet worden. Es hat in ſeinem gegenwärtigen Zuſtande nichts zu thun, als da zu ſtehen und ein muſikaliſches Memento mori abzugeben.

Wenn der Junggeſell manchmal etwas darauf legt, nimmt der Witwer es ſogleich mit einem finſtern Seitenblicke weg, und bläſt über die Stelle hin, wo das Weggetragene lag. Beide Wohnungs-Konſorten hatten übrigens etwas Mopsartiges in ihrem Naturell und in ihrem Äußern, das heißt, ſie waren durchaus ſehr ernſthaft und ſchweigſam. Beide hatten ſich ſehr lieb, ärgerten ſich aber unaufhörlich über einander. Jeder war ſtets bereit, dem Andern das Größte zum Opfer zu bringen, nur nicht die kleinſte Eigenheit.

Den erſten Auftritt in dieſem Duodram hat der Witwer, der jetzt heftig aus einem Nebenzimmer kommt und einen Brief in der Hand hält. Dabei ſpricht er mit ſehr lauter Stimme: „Du unſeliger Brief! was ſoll ich mit dir thun, dich verbrennen? dich, der du mein Glück vernichten willſt! Nein, das nicht, aber das!“ —

Mit dieſen Worten warf er den Brief zur Erde, trat ihn mit Füßen, und rief dazu: „Mißhandeln will ich dich, wie du mich mißhandelſt, denn du biſt ein böſer Geiſt, der ſelbſt jetzt noch, da ich auf dir herumtrete, ſeine Freude daran hat, daß ich vor Zorn außer mir bin!“ —

Nun ſtampfte er wieder auf den Brief, ſchrie aber plötzlich:

„O weh, mein Fuß! Verzweifelter Schmerz! Aber — bin ich nicht ein Narr? Was kann der Brief dafür, daß er geſchrieben wurde? Komm her!“ — Beſänftigt hob er den Brief auf, und fuhr im Monologe fort: „Haſt viel gelitten, armer Brief, und biſt doch geblieben, was ich nie bin — geduldig. Laß mich denn nochmals in dein Inneres ſchauen! Vielleicht iſt's doch nicht ſo arg, als es mir zuerſt ſchien!“ —

Ruhig entfaltete er jetzt den Brief und las: „Da ich weiß, daß Sie der Freund Ihres Freundes ſind, ſo wende ich mich zuerſt kurz und gerade an Sie in einer Angelegenheit, wo Sie das Beſte thun können. Sie wiſſen ohne Zweifel, daß meine Schweſter den Mann liebt, mit dem Sie nun ſeit ſechzehn Jahren als Freund zuſammen leben. Er iſt meiner Schweſter herzlich gut, aber ſeine Heirathsluſt iſt in tauſend Bedenklichkeiten eingeſchachtelt. Geht das ſo mäandriſch und langſam fort, wie bisher, ſo müſſen beide Theile, erreichten ſie auch ein Methuſalems-Alter, nothwendig vor der Hochzeit ſterben. Meine Schweſter fängt ſchon an, manchmal eine Art von der — alten Jungfern eigenen übeln Laune zu bekommen, vermuthlich, weil ſie des Wartens überdrüßig wird. Da ich nun ein Todfeind der übeln Laune bin, ſo will ich der Sache ein Ende machen, auf eine oder die andere Art. Ich bitte Sie daher, Ihren ganzen Einfluß anzuwenden, um von Ihrem Freunde eine kathegoriſche Erklärung herauszubringen, ob er das Mädchen heirathen will oder nicht. Heirathen wäre aber, glaub' ich, für Beide das Beſte, denn ſie paſſen ſowohl für den Eheſtand als für einander. Reden Sie ihm zu! Bieten Sie Alles auf, ihn zur Heirath zu bewegen! Er wird es Ihnen in der Folge gewiß noch danken, denn ich bin überzeugt, daß er das Mädchen liebt und mit ihr glücklich werden muß.

Was ich von Ihnen verlange, iſt eine Gewiſſensſache; ich baue auf Ihren Willen und auf Ihre Redlichkeit. Ihr Freund hat, ſo viel ich weiß, nur Einen Fehler, — den der Unentſchloſſenheit. Sie pflegen ihn gewöhnlich zu beſtimmen. Laſſen Sie mich bald das Reſultat wiſſen!“ —

„Eine ſchöne Geſchichte!“ rief der Witwer, nachdem er den Brief zum dritten Male geleſen hatte. „Heirathen? Er? um glücklich zu werden? Ja, ſo iſt der Vogel in ſeinem grünen, mit hellem Golde verbrämten Käfig auch glücklich! — Und ich ſoll ihn dazu bereden? ich, der ihn dann verlieren muß! — Ja, ja, eheliches Glück! habe es auch genoſſen und denke noch daran, daß mir vor Entzücken — die Haare zu Berge ſteigen!“ —

Die Sache verhielt ſich aber eigentlich ſo: Der Witwer, deſſen gehaltenen Monolog und empfangenes Sendſchreiben wir ſo eben vernommen haben, war in ſeinem Eheſtande nicht zufrieden, und zwar aus dem natürlichen Grunde, weil er — unterm Pantoffel ſtand. Bei dieſem unangenehmen Ereigniſſe hatte jedoch Agatha keine Schuld, denn ſie war ein ſeelengutes Weſen. Wie kam's denn aber, daß er dennoch unter der Herrſchaft des Pantoffels ſtand? Es kam daher, weil er gar zu weichmüthig war, ſeine Agatha aber zwar einen ſehr ſanften, doch zugleich ſehr feſten Charakter hatte. Daß er nun — gegen ſeinen und ohne ihren Willen unterm Pantoffel ſtand, das merkte Altmayer und ärgerte ſich darüber täglich, aber ſtets nur im Stillen. Beide Ehe-Konſorten vermieden auch ſorgfältig, dieſen höchſt kitzlichen Punkt je zu berühren, Martin Altmayer, theils, weil er ſich ſchämte, theils, weil es ihn verdroß; Agatha, weil ſie theils zu gut, theils zu klug war. Darum ging Martin, obſchon er nie ein Wort darüber ſagte, doch immer und ewig mit einem verbiſſenen Groll herum, blieb allen Weibern der Pantoffeln wegen gram, nahm des Pantoffels wegen keine zweite Frau, und ſein Abſcheu gegen die Pantoffel ging ſo weit, daß er nach dem Tode ſeiner Frau ſogar am Morgen und am Abend zum Schlafrock niemals Pantoffel trug, ſondern entweder die Stiefel behielt oder Schuhe anzog, ſelbſt wenn ihn die Leichdornen ſchmerzten.

Daher nun rührte der Zorn, in welchen Martin Altmayer durch den Brief gerieth, theils aus Haß und Scheue gegen den Eheſtand, theils aus Beſorgniß, ſeinen Freund zu verlieren und ihn unter das Pantoffeljoch gebracht zu ſehen. Cajetan Jungmayer zeigte bereits ſeit vier Jahren einige Luſt, ſich mit dem neun und zwanzigjährigen Fräulein Ulrike ehelich zu verbinden. — Martin Altmayer that immer nur indirekte Angriffe, um dieſen Entſchluß nicht zur Reife kommen zu laſſen. Sein vorzüglichſtes Manöver beſtand darin, daß er ſich ſtellte, als ob er Cajetan's eheluſtige Neigung für bloßen Scherz halte, wovon er dann den Anlaß nahm, gegen den Eheſtand eben ſo loszuziehen, als Cajetan Jungmayer ihn pries. So ſagte er zum Beiſpiel eines Tages: „Jenen herrſchenden Irrthum jene alte Gewohnheit, jenes allgemeine menſchliche Gebrechen, jenes nothwendige Übel, die Liebe, mußte man einſt überſtehen wie die Pocken. Jetzt aber iſt man klüger geworden. Wie man Kuhpocken einimpft gegen die wirklichen, eben ſo kann man ſich ſtatt der Ehe die Freundſchaft, die ungeſtörte Selbſtſtändigkeit, das Vergnügen, in allen Dingen ſein eigener Herr zu ſein, die höchſte Sorgloſigkeit, die gleichmäßige Wohlbehaglichkeit, die Luſt zu einem Gläschen Wein über den Durſt, die liebe Ruhe ꝛc. als Gegengift inoculiren. Und warum ſoll denn bei ſo vielen Surrogaten nicht auch ein Eheſtands-Surrogat exiſtiren? Iſt nicht unſer und jedes Zeitalter überhaupt ein Surrogat für ein früheres und beſſeres? Und iſt nicht manches Surrogat beſſer als das Principale? Z. B. Hausfrauen und Haushälterinnen, Geld und Spitzbüberei, Verſtand und Dummheit, Gedanken und Worte, Muth und Keckheit, Genialität und Narrheit, Seelengröße und wichtige Geſichter u. ſ. w. Und will man durchaus ſchon lieben, ſo liebe man vor Allem — ſich ſelbſt!" —

Über ſolche und ähnliche Äußerungen, ja oft ſogar über die unbedeutendſten Dinge, manchmal ſelbſt über nichts, gerieth bald Altmayer, bald Jungmayer in ſehr üble Laune; dabei war aber das Beſte, daß jeder ſeine eigene ſogleich unterdrückte, ja ſogar heiter wurde, ſobald er bemerkte, daß der Andere ſeinen Paroxysmus bekam, denn jeder fürchtete die volle Explosion der übeln Laune des Freundes, und legte die ſeinige ab, um die fremde zu verhindern. Den größten Spaß gab es aber, wenn Einer dem Andern die Nachtheile und böſen Folgen der übeln Laune vorſtellte und beſchrieb, weil jeder dann immer die, der Übellaunigkeit des Andern eigenen Hauptzüge ironiſch als Belege anführte. Solche Geſpräche endigten gewöhnlich damit, daß Beide immer einſylbiger wurden, endlich ganz verſtummten und brummend aus einander gingen. In beſſeren Stunden ging einer dem Andern aus dem Wege, ſobald er den böſen Geiſt im Anmarſche ſah. Überhaupt konnte man ſie mit zwei Knaben vergleichen, die ſich auf einem Brete ſchaukeln, ſo daß der Eine jedes Mal hoch oben, der Andere tief unten iſt.

Altmayer wurde nun durch jenen Brief, wie wir ſchon geſehen haben, in die übelſte Laune verſetzt, theils, weil er mit ſich nicht einig war, ob er, wie von ihm verlangt wurde, mitwirken ſollte oder nicht, dann ob er ſeinem Freunde dieſen Brief zeigen ſollte oder nicht; theils auch und zwar hauptſächlich, weil er die Trennung von ſeinem Freunde, folglich auch deſſen Heirath fürchtete, die er als ehrlicher Mann nicht hintertreiben wollte, ſo ſehr es ihn gelüſtete. Nicht minder war auch Jungmayer in üblerer Laune als je, weil er zwar heirathsluſtig, aber nicht feſt genug entſchieden war, ſich vor dem Freunde ſcheute, deſſen ſatyriſche Geißel fürchtete, und es zugleich auch für unrecht hielt, ihn zu verlaſſen.

In dieſer Zeit ſtand der Thermometer der Übellaunigkeit Beider auf dem Siedepunkte, wobei ſie ſo weit gingen, daß der Eine mürriſch wurde, wenn der Andere nur einige Worte zu viel ſprach, und dieſer über die Einſylbigkeit ſeines Gefährten vor Ärger zerplatzen wollte. — Altmayer's Monolog, den ich am Anfange mitgetheilt habe, hätte noch viel länger gedauert, wenn er vom eintretenden Junggeſellen Jungmayer nicht wäre unterbrochen worden. Dem Witwer war gerade jetzt dieſe Erſcheinung im höchſten Grade unangenehm; er ging daher, da er den Heiraths-Kandidaten erblickte, mürriſch und ohne deſſen lakoniſchen Gruß zu beantworten, raſch in das Seitenzimmer.

Dies war nun das Signal zu einer wechſelſeitigen ſtummen Bosheit; Beide wetteiferten jetzt, einander einen Schabernack um den andern anzuthun, und machten das nun zu ihrem Hauptgeſchäfte, worin ſie ſich zwar nur mit dem Kleinlichſten befaßten, dabei aber auch unerſchöpflich waren. So z. B. ſetzte Altmayer dem Jungmayer während deſſen Abweſenheit auf den Stuhl vor ſeinem Schreibkaſten einen großen Hannswurſt mit rother Jacke, gelben Hoſen und grüner Kappe, auf der ein Brautkranz ſaß. — Jungmayer warf den lebloſen Spaßmacher in prima furia zum Fenſter hinaus, und mußte dafür fünf Gulden entrichten, weil ein ſchwarzer Pudel über das hinabfliegende Automat erſchrak, und durch einen unglückſeligen

Seitenſprung einen Korb mit Eiern umwarf. Jungmayer ſagte dem Altmayer, der die ganze Geſchichte von fremden Leuten erfuhr, darüber kein mündliches Wort, ſondern ſchrieb ihm auf die Papier-Unterlage einen ſarkaſtiſchen Dank in gereimten Alexandrinern mit großer Frakturſchrift, die Altmayer buchſtabenweiſe zerſchnitt, dann wieder auf einen Bogen Regalpapier in ſolcher Zuſammenſetzung aufklebte, daß ganz ein anderer Sinn, zum Theil auch Unſinn herauskam.

Eines Tages ſaßen Beide ruhig, den Rücken ſich zuwendend, an ihren Schreibtiſchen. Sie ſchrieben ſehr eifrig, und tiefe Stille war im Zimmer. Da entfuhren dem Cajetan Jungmayer unglückſeliger Weiſe einige laute Worte, woraus Martin Altmayer wahrnehmen konnte, daß jener einen Brief an die Eheſtands-Kandidatin ſchreibe. Nun war Feuer im Dache; ſein Ärger loderte ſo heftig auf, daß er, von dem einzigen Gedanken einer plötzlichen Unterbrechung ergriffen, ſeinen eigenen Stuhl unter ſich zurückſchob, und mit dem Stuhle polternd ſelbſt zur Erde fiel, weil ihm für den Augenblick kein anderes Störungsmittel einfiel. Jungmayer erſchrak, ſprang empor, half dem boshaft Gefallenen auf ſeinen Seſſel und auf die Beine, und fragte theilnehmend, ob er ſich verletzt habe. Als er erfuhr, Altmayer ſei ganz unbeſchädigt, erwachte erſt ſein Verdruß über die Störung; er nahm den angefangenen Brief und ging damit verdrüßlich in ſein Kabinet. Altmayer dankte ihm herzlich; weil Jungmayer aber dieſe Dankſagung, da ſie ſchon in die Verdrußperiode fiel, weder mit einem freundlichen Worte, noch mit einer homogenen Miene erwiederte, ging auch Altmayer mit einem finſtern Geſicht in ſein Nebenzimmer.

Einige Minuten reichten hin, Jedem das Unfreundliche ſeines Benehmens auffallend zu machen. Jedem ward es daher in ſeinem Schlaf-Trotzkabinete zu eng. So traten denn Beide aus ihren Vis-à-Vis-Thüren in dem nämlichen Augenblicke heraus, und blieben, da ſie ſich erblickten, auf den Thürſchwellen überraſcht und ſtumm ſtehen.

Schon wollten ſie mit freundlichen Worten ſich entgegen kommen: in dieſem Moment aber fiel Jedem alles Verdrießliche und Verhaßte des Andern ein; da quoll plötzlich die Übellaunigkeit wie ein ſchwarzer Dampf auf, und ſtand wie ein Nachtgeſpenſt trennend zwiſchen ihnen. Beide kehrten ſich um, mit verzogenen Geſichtern, und gingen, ohne einen Laut von ſich zu geben, in die Seitenzimmer. Aufgeregt, theils von Neugier, theils von Verſöhnlichkeit, öffnete Jeder nochmals die Thür und guckte heraus; da ärgerte ſich Jeder, dies gethan zu haben, und ſchlug die Thür knallend hinter ſich zu.

Eine Weile war nun Alles ſtill; kein Mund, kein Fuß, keine Thür regte ſich. Endlich trat Jungmayer aus ſeinem Kabinete; was in ihm vorging, machte ſich, nachdem er einige Mal heftig auf- und niedergegangen war, in einem Monologe Luft. Lebendigkeit macht lebendig, und der Aufgeregte regt auf. Altmayer vernahm den Monolog, ergriff, ohne es ſelbſt zu wiſſen, den unglückſeligen Brief und ging damit heraus. In der Mitte des Zimmers merkte er erſt, daß er den Brief in der aufgehobenen Hand hatte, weil Jungmayer ſtumm fragend darauf hinſchaute. Dieſer Mißgriff ärgerte den betroffenen Altmayer, und er ließ, ohne viel nachzudenken, ſeinen ganzen Zorn an dem unſchuldigen Briefe aus, den er dem Junggeſellen in höchſter Erbitterung vor die Füße hinwarf. Beide wurden jetzt purpurroth. Jeder ſtieß ein kurzes, aber grimmig ſchallendes Gelächter aus, und blieb auf demſelben Flecke unbeweglich ſtehen. Endlich bückte ſich Jungmayer, hob den Brief auf, blickte nach dem halb abgekehrten Altmayer, und las — da dieſer keine Gegenmiene machte, den Brief. Da er ihn geleſen hatte, blickte er wieder auf Altmayer's Geſicht und bemerkte, daß ſeine Augen thränenvoll bis zum Überfließen waren. Da wurden Jungmayer's Augen nicht weniger waſſerreich, und er ſagte mit gebrochener Stimme: „So biſt Du auf mich böſe, weil Du mich liebſt? Altmayer! ich kenne Dich länger als ſie; ich trenne mich nie von Dir!“ — Da flog Altmayer in ſeine Arme und ſchrie, überwältigt vom Gefühle: „Du mußt ſie heirathen! Sie iſt beſſer als ich. Mein Glückwunſch iſt gewiß der herzlichſte von Allen, die Du bekommen kannſt; darum ſei er auch der erſte!“ — Schluchzend rief Jungmayer: „Freund! ich kann Dich nicht verlaſſen!“ „Nu,“ ſagte dieſer, „ſo geh' ich mit Dir!“ Und gewaltig führte er den ſich ſträubenden Freund zu ihr.

Indem ich die letzte Zeile ſchreibe, iſt Altmayer ſchon der Pathe eines kleinen Jungmayer, über den die zwei Alten oft recht herzlich lachen müſſen, wenn er die üble Laune, die bei ihnen ſich in Stillſchweigen hüllte, durch lautes Geſchrei verkündet, das **Ulrike** mit der beſten Laune geduldig erträgt.

# Mariechens ſchwarze Stunde.

Einſam ſaß Mariechen in ihrem, unglücklicher Weiſe ſehr hohen und geräumigen Zimmer. Auf dem Tiſche vor ihr lag eine Weſte von weißem Atlas, mit großen bunten Blumen geſtickt, ein Angebinde für den Vater, der morgen ſeinen achtzigſten Geburtstag feierte. Tiefe Stille herrſchte im Hauſe, ſo wie im ganzen Dorfe. Jetzt aber ſchollen vom nahen uralten Kirchthurme eilf Schläge ſo dumpf und ſchauerlich, als hätten ſie's recht darauf angelegt, die Leute zu erſchrecken. Sie verfehlten auch ihre Wirkung auf Mariechen nicht. Sie erblaßte, überraſcht von der unerwartet angekommenen Geiſterſtunde, und ließ beim wohlgezählten eilften Schlage die an's Licht gehaltene Weſte fallen. Plötzliches Zittern ergriff ſie, und die aufgeregte Furcht ſteigerte ſich ſelbſt ſo ſehr, daß das arme Mädchen ſich vor ihrem Schatten zu fürchten anfing.

Um vor Allem ihre eigene Geſtalt nicht mehr zu ſehen, die ſie doch am Tage nicht ungern ſah, wollte ſie den Spiegel mit einem Tuche verhängen; weil ſie ſich aber ſcheute, einen Blick hinein zu thun, ſo ſchloß ſie die Augen, und verrichtete das Geſchäft in freiwilliger Blindheit, ſtieß aber dabei mit dem ausgeſtreckten Arme an den Käfig des Kanarienvogels, woraus das Waſſer auf ihren Nacken herabtroff. Mit einem Schrei des Entſetzens taumelte ſie zurück, und erſchütterte dadurch ein zierliches Tiſchchen mit einer ſchimmernden Encyclopädie von Kaffehſchalen und Gläſern, die, aus ihrer philoſophiſchen Gemüthsruhe verſtört, wehklagend auf den Boden ſtürzten. Mariechen, vor Geſpenſtern zitternd, und ſelbſt einem Geſpenſte nicht ungleich, faßte ſich endlich, mit hörbar ſchlagendem Herzen, durch die langſam erhaltene Ueberzeugung, daß die Spuckgeſchichte von irdiſcher Art ſei. Sie ermannte ſich wirklich in dem Grade, daß ſie zwiſchen dem mit Glas- und Porzellain-Trümmern bedeckten Schlachtfelde mit ruhigem Ernſte einherſchritt, und nur einige Male laut aufſchrie, da einige ächzende Trümmer unter ihrem auftretenden Fuße ſich in noch kleinere Unterabtheilungen verwandelten.

Etwas ermüdet, aber noch ſchlafunluſtiger, als vorher, ſetzte ſie ſich auf das Sofa, und zündete aus Vorſicht — zu den bereits brennenden Kerzen noch zwei andere an, welche ſie — der Symmetrie wegen — auf zwei ſich gegenüberſtehende Käſten vertheilte.

Die Geiſterfurcht verminderte ſich zwar nun mit der zunehmenden Zimmerbeleuchtung: allein eine andere, nicht weniger peinigende Furcht ſtellte ſich dafür ein — die Furcht vor Dieben, Räubern und Mördern. Natürlich war nun vor Allem zu unterſuchen, ob Alles feſt verſchloſſen ſei; ſelbſt die Fenſter mußten ſich einiges Mißtrauen gefallen laſſen. Aber hier erwartete ein neuer Schlag des Schickſals das arme Mädchen. Denn, wie ſie in jeder, vor ſich hingeſtreckten Hand einen Leuchter hoch emporhaltend, die Runde hielt, wurde ein oberes, nicht feſt genug verſchloſſenes Fenſter von einem plötzlich anfallenden Windſtoße ſo heftig aufgeriſſen, daß ein ganzer Glas-Hagelregen auf ſie herabſtürzte. „Hilfe! Hilfe!" ſtöhnte ſie leiſe; aber die Hilfe kam nicht. Um zu den Dienſtleuten zu gelangen, mußte ſie eine Treppe hinabſteigen, und durch einen großen Vorſaal gehen. Das war denn aber doch geradezu unmöglich! — Im dritten Zimmer ſchlief freilich der alte Vater, deſſen Geburtstag mit der zwölften Stunde begann: ſeine Ruhe war ihr aber heilig, und ſie beſchloß, lieber in dieſer qualvollen Nacht zu vergehen, als ſeinen Schlaf zu ſtören.

„Ach!" — ſeufzte ſie: „Um zwölf Uhr beginnt der Tag ſeiner Geburtsfeier. Aber wie mag denn der Tag, ein ſo lichtes, freudiges Weſen, in einer ſo abſcheulichen Stunde anfangen? Ach! wenn etwa dieſe Nacht — meine letzte ſein ſollte? — Gewiß iſt's: es geht Etwas vor — etwas Fürchterliches! Mein Gott! Wenn er erwachte — und fände mich todt, das überlebt er nicht! — Oder — was können alle dieſe Schreckniſſe ſonſt bedeuten? — Karl! Karl! biſt Du mir treulos geworden? Vierzehn Tage — keinen Brief von ihm — und mein Vater — bricht er nicht das Geſpräch ſchnell ab, ſobald ich es auf Ihn hinwende? O, Himmel! es iſt gewiß, — er liebt mich nicht mehr, iſt vielleicht ſchon verheirathet — und ich bin verlaſſen! — Ach! wenn Dies wäre, dann — ja dann mögen noch in dieſer Nacht alle Schreckniſſe, dann ſoll der Tod — — — hu!"

Mariechen fuhr mit beiden Armen abwehrend empor, als ſtände der angerufene, blaſſe Tod wirklich ſchon vor ihr. Sie verhüllte das Geſicht, und barg den Kopf in das Bettkiſſen, denn die aufgerufenen Schreckniſſe ließen ſo wenig auf ſich warten, daß ſie, von dieſem Augenblicke an, auf die Unglückliche in Maſſe losſtürmten.

Den Anfang machte ſogleich eine überwinterte große Fliege, die, nachdem der durch das Fenſter eindringende Luftzug drei Kerzen ſchon ausgeblaſen hatte, auch die letzte, in die Flamme hineinraſend, verlöſchte. Nun brannte nur noch die Öllampe in einer Ecke des Zimmers. Durch dieſe melancholiſche Beleuchtung ward der weite Raum für die Verzagte natürlich noch viel ſchauerlicher; und doch hatte ſie nicht einmal den Muth, eine Kerze wieder anzuzünden. Sie ſchien vielmehr in der geräuſchloſen Unbeweglichkeit einigen Troſt und ſogar etwas Sicherheit zu finden.

Was bis jetzt geſchah, war aber noch wenig; die ſchwarze Stunde brach immer ſchwärzer herein. Im Fortepiano — eine Wirkung der Nachtluft — ſprang die tiefe **A**-Saite, dumpf wie eine Stimme aus dem Grabe; bald nach ihr verklang berſtend das hohe **D**, wie ein ätheriſch wehklagendes Geiſtergeflüſter.

Ein Stich durch Mariechens Herz und ein leiſer Angſtruf begleitete beide Jammertöne. Nun kam auch der Mond auf ſeiner Wanderſchaft durch den nächtlichen Himmel dem Spiegel gegenüber zu ſtehen, von dem er bleich herausſchaute, da eben Mariechens Blick auf ihn traf. Zugleich flogen die Schatten vorüberziehender Wolken über den Mond, und mit dem Monde geſpenſterartig über den Spiegel.

Kaum hatte die Bebende von dieſem Schrecken ſich erholt, als ſchon ein anderer anrückte. Sie fühlte etwas — ſchauerlich leiſe — an der Schleife des Halstuches ziehen.

Das Band war ein Geſchenk von Karl. Im erſten Grauen glaubte ſie ſchon, ſein Geiſt wolle die Gabe zurücknehmen. Natürlicher Inſtinct führte ihr die Hand nach der unheimlichen Stelle. — „Weh!“ rief ſie, die Hand zog ſich krampfhaft zuſammen, und — ſie hielt den Kanarienvogel, deſſen Käfig, wie gewöhnlich, offen geblieben war. Der Vogel, durch die Unruhe ſchlaflos geworden, verließ ſein Haus, ſpazierte hüpfend umher, und war endlich ſehr erfreut, bei der wohlbekannten Schutzfrau ein warmes Ruheplätzchen zu finden. Auf die kaum Beruhigte ſtürmte aber ſogleich ein neues Entſetzen mit viel heftigerer Erſchütterung los: Die Thorglocke dröhnte fürchterlich, und ſtürzte endlich — man vernahm's deutlich — heulend zur Erde herab. Mariechens Beſinnung ſchwand immer mehr und mehr, und ward zu einer Art von ſchreckhafter Starrſucht, als jetzt eine neue unheimliche Erſcheinung ſich einfand, eine Fledermaus, die am Anfange des Märzmonats ihren Winterſchlaf in einem nahen Schornſteine geendigt hatte, und nun mit durchdringend hellem, kurz abgebrochenem Pfeifen durch das zertrümmerte Fenſter, dem Lichte und dem Luftzuge folgend, mit ausgeſpannter Flughaut im Zimmer herumflog. Mariechen barg ihr Haupt immer tiefer in das Kiſſen, ſo tief, daß ſie kaum mehr den nöthigen Athem fand; der dunkle Gaſt aber, im ungewohnten Orte eben ſo ſcheu, als das arme Mädchen ſelbſt, ſchoß an allen Wänden umher, bis er endlich — jetzt erreichte das Unheil ſeinen Gipfel — an Karls Miniatur-Porträt kam, und ſo heftig daran ſtieß, daß es herabfiel. Nun ſprang Mariechen mit dem Muthe der Verzweiflung vom Bette auf, und machte, raſend, gleich dem kleinen Ungeheuer, die Runde durch's Zimmer, bis ihre Kräfte ſie verließen, und ſie bewußtlos zu Boden fiel. Die jugendliche friſche Natur errang nach kurzer Zeit den Sieg; das erſchöpfte Mädchen ſank aus den bleiernen Armen der Ohnmacht in die weichen des Schlafes.

Wer aber vermag ſich ihr entſetzliches Erwachen in ſeiner vollen, ſchauderhaften Gräßlichkeit zu denken! In einer entfernten Ecke des Zimmers ſaß eine hohe ſchwarze Geſtalt, ſtumm, unbeweglich, grauenhaft. Aus Mariechens Bruſt drang ein Ruf des Entſetzens herauf, aber eben dieſes Entſetzen ſchloß ihr den Mund ſo feſt, daß der erſtickte Ruf keinen Ausgang finden konnte, ſondern mit kaum hörbarem Stöhnen dumpf erſtarb. Da erhob ſich die ſchwarze Geſtalt; ergriff die düſtere Lampe, und näherte ſich ihr, langſam — feierlich ſchreitend. Nun preßte ſich der verhaltene Angſtruf aus Mariechens Bruſt gewaltſam hervor, und ward von einem verſtärkten Echogeſchrei begleitet; ein unbekanntes Etwas ſprang beim Ofen empor; die ſchwarze Geſtalt ſtürzte über das halbtodte Mädchen hin, das in dieſem Augenblicke ſich ganz überdeckt, in tiefe Nacht verſunken fühlte, und kaum ſo viel Luft fand, um noch athmen zu können.

„Hilfe!“ — ſchrie Mariechen. —

„Verzeihung!“ — rief die ſchwarze Geſtalt. „Ach mein Gott!“ — weinte das unbekannte Etwas.

Die ſchwarze Geſtalt. Marie!

Marie. Alle guten Geiſter — Hilfe!

Das Etwas. Bruder! komm' zu mir!

Marie arbeitete ſich unter dem, ſie umhüllenden Mantel der ſchwarzen Geſtalt mühſam hervor, die ſchwarze Geſtalt half ihr ſelbſt, aber das Etwas ſtürzte auf die ſchwarze Geſtalt, und mit dieſer zugleich auf Marie, die zu Boden ſank, und kläglich jammerte.

Ich kann mir jetzt recht wohl denken, wie den Leſerinnen bei dem Spektakel zu Muthe ſein muß, theils voll neugieriger Ungeduld, theils voll Ungewißheit, ob ſie erſchrecken oder lachen ſollen, und ob ich mit ihnen Ernſt oder Spaß mache? — Beides zugleich! wie's in der Welt gewöhnlich geht.

Ernſt iſt hier in ſo fern, als die drei über einander Geſtürzten wirklich voll Schrecken ſind; Spaß, in ſo fern ſie dazu keine gegründete Urſache haben.

Mariechen kennt der Leſer ſchon, faſt ſo gut, als ich ſelbſt. Die ſchwarze Geſtalt iſt niemand Anderer, als derſelbe Karl, deſſen Porträt die Fledermaus zuvor herabgeworfen hat, obſchon er davon nichts weiß. So geht's aber in der Welt: Mancher iſt par-terre, eh' er's glaubt.

Das Etwas heißt Cäcilie, und iſt Karls Schweſter. Das wäre nun ganz recht; aber wann und wie kommen denn die Beiden in's Zimmer?

Sehr natürlich.

Karl hatte ſchon ſeit vierzehn Tagen beſchloſſen, Marien zu überraſchen; indem er ihr, ſtatt des Geliebten, plötzlich den Bräutigam zeigen wollte. Einige kleine Hinderniſſe, die ſelten ausbleiben, wenn der Menſch einem Ziele recht heiß und haſtig entgegen eilt — traten ihm in den Weg; er ſchrieb, damit die Überraſchung dennoch vor ſich gehe, dies nicht Marien, ſondern nur dem Vater, der auch, wie wir aus Mariens Monolog ſchon wiſſen, ſehr geheimnißreich that, wenn das Töchterchen fragte, kurz abbrach, und dadurch die Ärmſte in ihrer ſchwarzen Stunde auf den noch ſchwärzeren Gedanken brachte, Karl ſei ihr untreu geworden. In eben dieſer Stunde aber, da es Mariechen in ihrem Schlafzimmer ſo übel ging, befand ſich Karl mit ſeiner Schweſter Cäcilie, die er als Kranzjungfer mit ſich genommen hatte, im Freien noch übler, indem der letzte Winterſturm mit der Natur den Kehraus in kannibaliſcher Wuth tanzte.

Der Frühling und die Theater überziehen den Boden gerne grün, der Frühling zu ſeinen Freudenſpielen, wo die Silberquellen fließen, die Theater meiſtens zu ſolchen Trauerſpielen, wo viel Blut im höheren Style vergoſſen wird; der Winter behängt die Erde gleich einer in Italien offen getragenen Leiche mit dem weißen Grabtuche. Dieſes Grabtuch, wenn es in Natura aus Schnee beſteht, wird leicht in tiefe -- wenn nicht Gräber — doch Gruben verwandelt, ſobald der Himmel darauf weint. Dies geſchah nun; eine Art von Frühlingsregen zerweichte Eis und Schnee, und — Karls Wagen brach, nachdem er zwei Stunden lang gegen die böſen Furchen und Gruben wacker gekämpft hatte. Ganz matt und durchnäßt, langte er endlich mit ſeiner Schweſter im Dorfe an, war aber von dem mühſeligen langen Herumirren — und Stolpern ſo verſtört, daß er das erwünſchte Haus in einer Art von Betäubung inſtinktmäßig fand, ohne es zu erkennen. Vom übeln Wetter erbittert, blieb er zürnend vor dem Thore ſtehen, und ſagte zu Cäcilien:

„Nun geh' ich keinen Schritt weiter! Mag dieſes Haus gehören, wem immer, mag die Stunde ſein, welche immer, — ich bleibe hier, und muß hinein!“

Mit dieſen Worten riß er an der Thorglocke, riß mehrere Male vergebens, folglich immer ſtärker, bis — wie wir ſchon wiſſen, — zu Mariechens großem Schrecken, die Glocke lautheulend herabfiel. Über dieſes Getöſe war der alte Jakob erwacht, öffnete, und erkannte den Eintretenden, ohne von ihm erkannt zu ſein, der in ein fremdes Haus zu treten glaubte, ſich wegen der Störung entſchuldigte, und um Nachtherberge bat. Jakob hielt das für Überraſchung und Scherz, und führte die Beiden unter vielen Ausbrüchen von Verwunderung und Mitleid eilig hinauf; da er aber ſelbſt etwas ſchlaftrunken war, nicht in das Gaſtzimmer, ſondern vor die Thür von Mariechens Schlafgemach, wo er ihnen ein Licht gab, und ſie verließ.

Beide traten ein, als das arme Mariechen, von der Ohnmacht zum Schlafe übergegangen, in einem Winkel des Zimmers zuſammen gekauert lag, und gar nicht bemerkt wurde. Karl ſetzte ſich, in ſeinen Mantel gehüllt, in der ſchon beſchriebenen Stellung an den Tiſch, indeß Cäcilie, ſchaudernd vor Kälte, ſich auf das Sofa legte, wo ſie im angenehmen Gefühle des Erwärmens einſchlief. Indeß erwachte Marie, und glaubte einen Geiſt zu ſehen, worauf denn die zuletzt geſchilderte Gruppe erfolgte.

Es iſt Zeit, daß das — in Schrecken und Verwirrung über einander geſtürzte Kleeblatt ſich endlich erhebe, und erfahre, woran es denn eigentlich ſei. Karl faßte ſich natürlich zuerſt, und erkannte Marien; aber nur mit vieler

Mühe gelang es ihm, ihr begreiflich zu machen, daß er kein Geiſt ſei. Endlich glaubte ſie der unverkennbaren Wahrheit, wurde aber nun von einer Bangigkeit ergriffen, die faſt noch ſchmerzlicher war, als ihre überſtandene Todesangſt.

„Wie?“ — rief ſie; — „Karl! Sie hier — allein bei mir, — und in dieſer Stunde! Gott im Himmel! welche Schmach für mich!“ — Karl verſtand die Qual des Zartgefühles, und rief: „Cäcilie! ſo komm' doch!“ — Aber Cäcilie — lag, in feſten Schlaf zurückgeſunken, neben ihnen. — „Cäcilie!“ riefen Beide, und ergriffen Haupt und Hände. Endlich erwachte ſie, faßte ſich ſehr ſchnell, und umarmte Marien, der ſie dreifach willkommen war: als Freundin, als Karls Schweſter und als Retterin aus der peinlichen Verlegenheit.

Nun kehrte Ruhe und Wohlbehagen in die Herzen zurück. Kerzen wurden angezündet, das zerſchlagene Fenſter wohl behängt, und der Ofen mit Holz verſehen. Im freundlich hellen, angenehm erwärmten, von außen umſtürmten Zimmer ſetzten ſich die drei Erfreuten an den runden Tiſch von glänzendem Nußbaumholze, und die holdſelige Geſprächigkeit lebte auf. Was war natürlicher, als daß mit dem Geiſte der Fröhlichkeit auch eine Sehnſucht nach dem Kaffeh erwachte! Marie ſelbſt that den Vorſchlag, denn ſie hatte nun ein Übermaß von Muth. Mußte das muthige Mädchen vor die Zimmerthür hinausgehen, ſo ging die nicht weniger muthige Cäcilie mit ihr, und Karl folgte mit zwei Kerzen als Geiſter-Gensd'armerie für mögliche Fälle. So kam es unter vielem Schäckern und Lachen dahin, daß der Kaffeh aromatiſch dampfend auf dem Tiſche ſtand. Das lieblich durchglühende Getränk erzeugte die mildeſte Begeiſterung, ſo daß Karl ſich nicht länger zurückhalten konnte, ſondern ohne Weiteres mit dem Geheimniſſe der ganzen Überraſchung herausplatzte. Dieſer Entdeckung folgte nun, wie dem Lerchengeſange der Tag, das lichthelle Geſtändniß der freudigſten Liebe von beiden Seiten, auf deren Flügeln nun die noch übrigen Stunden der Nacht ſo ſchnell davon flogen, daß der Tag wirklich, eh' man es vermuthete, mit ſeinem rothen Geſichte friſch und luſtig zum Fenſter hereinſah. Lachend löſchte man die noch brennenden Kerzen aus, und erwartete ungeduldig das Erwachen des alten Vaters, den man zum Geburtsfeſte mit einer Gruppe überraſchen wollte.

Wie freudig ſchlugen die Herzen im Vorgefühl! Aber, obſchon er ſonſt gewöhnlich mit dem Tage zugleich erwachte, heute brannte ſchon der ganze Himmel hochroth, aber im Gemache des Greiſes herrſchte noch tiefe Stille. Schon einige Male war Mariechen leiſe an die Thüre geſchlichen, und horchte; aber Nichts regte ſich. Da fühlte das gute Mädchen ſich von ſteigender Bangigkeit ergriffen, erblaßte, und ihre Augen füllten ſich mit Thränen. Karl bemerkte ihr ſtilles Weinen, und hatte ſelbſt ſchon erfahren, wie leicht dem grauen Haupte jede Nacht zur Todesnacht werden kann. „Mein Gott!“ flüſterte Marie, — „wenn nur nicht“ — Mehr vermochte ſie vor Ächzen nicht zu ſagen.

Karl und Cäcilie, auf die des Mädchens Angſt ſympathetiſch wirkte, drangen ſelbſt in ſie, die Thür zu öffnen; ſollte ihm — gegen alle Wahrſcheinlichkeit irgend Etwas zugeſtoßen ſein, ſo ſei ſchnelle Hilfe ja das Beſte, zu frühes Erwecken aber kein Unglück. — „Von heute an,“

ſchwer Mariechen, „dürfe der Vater nie mehr allein ſchlafen!“ — Mit dieſen Worten ſchlich ſie unhörbar leiſe auf den Zehen bis an die Thür des Schlafgemaches, wo ſie ſtehen blieb, bis die Beiden ihr eben ſo ſorgfältig folgten. Mit zitternder Hand drückte ſie nun die Klinke, öffnete, erblickte das Bett leer — und den Greis am Fuße deſſelben knieend.

Das Morgenroth umleuchtete ſein ſchneeweißes Haupt. Die gefalteten Hände hielt er hoch empor, und betete. Ehrfurcht und Andacht beugten die Knie der Tochter. Beim leiſen Geräuſche dieſer Bewegung wandte der alte Vater das Haupt nach der Thür, und erblickte die geliebten Geſtalten, die zu ihm hinflogen, und, ihn umſchlingend, emporhoben. Sanft ſagte er zu den Liebkoſenden: „Ich erblicke euch gerade in dem Augenblicke, da ich Gott für euch um ſeinen Segen bitte. Möge das glückliche Zuſammentreffen euch ein gutes Zeichen der Erhörung ſein!“ — „Und habt Ihr uns den Segen des Himmels erfleht,“ — ſagte Karl, — „ſo verſagt uns in dieſem ſchönen Augenblicke auch den Eurigen nicht!“ — Mit Freudenthränen drückte der Greis Beide an ſeine Bruſt, und ſagte tiefgerührt: „So iſt denn nun mein letzter Wunſch hienieden erfüllt!“

„Und damit ich nicht ganz müßig daſtehe,“ ſagte die muntere Cäcilie: „So gebe ich Euch die Beiden da zum Angebinde für das heutige Geburtsfeſt.“

Und ſo wurde denn Mariechens ſchwarze Stunde zur roſenfarbenſten ihres Lebens.

# Wald-, Luſt- und Vorhängſchloß.

Sohlen beflügelnd, rauſchte die Tanzmuſik durch den feſtlich geſchmückten, lichtſchimmernden Redoutenſaal, der einem Feenpalaſte glich, in dem der Geiſt der Fröhlichkeit, ein mächtiger Zauberer, ſeine Verehrer wie raſend herumtrieb. So ſehr aber die Luſtbarkeit auch Jeden hier ergriff, ſo fand ſie doch unter der ganzen Maſſe kaum Einen für ihre Begeiſterung ſo empfänglich wie den Rechts-Kandidaten Felix, der dieſen Namen mit vollem Rechte führte. Den Jüngling traf, da er eben im dichteſten Maskengewühle ſchwärmte, die reizende Geſtalt und die liebliche Stimme eines Landmädchens plötzlich wie ein elektriſcher Funke, und zog ihn der Holden mit ſo magnetiſcher Gewalt nach, daß er ihr, ohne Herr ſeines Willens zu bleiben, folgen mußte, wie ihr Schatten. Machte auch die Maske den ſchlanken Leib zu einer ſchönen Charade, und die Larve das Geſicht zu einem verlockenden Aushängſchild, ſo zeigten doch Geſtalt, Haltung und Bewegung etwas ſo unverkennbar Edles und Zartſittiges, und der Wohlklang der weichen Stimme verkündete eine ſo liebenswürdige Weiblichkeit, daß die entflammte Fantaſie des Jünglings ſich von dem verdeckten Geſichtchen ſogleich ein vollſtändiges Bild malte, woran er das himmliſche Weſen ihres

Innern ſo deutlich zu erkennen glaubte, als hätte er das Mädchen längſt ſchon geſehen, wenigſtens im Traume, und fände nun im erſten Augenblicke des Erwachens deſſen Erfüllung und die erfreuendſte Wirklichkeit vor ſich. Daß er nun im zweiten Augenblicke ſeinen Freund Otto nicht mehr ſehen wollte, und im dritten ihn ſchon ganz und gar vergeſſen hatte, verſteht ſich wohl von ſelbſt.

Nachdem die Zauberin mit ihrer Geſellſchafterin einige Male die Runde durch den Saal gemacht hatte, was dem Ungeduldigen eine Reiſe um die Welt zu ſein ſchien, ſetzte ſie ſich endlich. Wer in demſelben Augenblicke ſchon neben ihr ſaß, war Felix. Nach unzähligen Aufmerkſamkeiten und Verſuchen, ein Geſpräch anzuſpinnen, die zuerſt unbemerkt blieben, dann gleichgiltig aufgenommen, dann nicht unfreundlich erwiedert wurden, folgte endlich eine holdere Entgegnung. Felix ſprach viel. Man ſchenkte ihm geneigtes Gehör. Manches, was er ſagte, erhielt ſogar Beifall, und bald übertraf er ſich ſelbſt. Sein Muth wuchs mit jeder Minute und entdeckte allmälig mehr und mehr von der ätheriſchen Natur ſeines brennbaren Herzens.

Die etwas ältere Begleiterin des Landmädchens erlaubte ſich manchen kleinen Ausfall auf die Männer überhaupt, vergaß aber dabei nicht, in Hinſicht auf den geſprächigen Nachbar, jedes Mal eine höfliche Ausnahme beizufügen. Die Jüngere dagegen vertheidigte zwar die Männer im Allgemeinen, ließ aber manchen Zweifel gegen die Perſon des Geſellſchafters merken, welcher daraus erſah, daß die Letztere ſich für ihn mehr intereſſire als Jene, indem ein Mäden, das einen Mann in's Geſicht lobt, viel Unbefangen- eit, folglich nicht wenig Gleichgültigkeit zeigt.

Wie blind auch die Liebe in manchen Stücken iſt, ſo wohnt r doch in andern wieder ein bewundernswürdiger Scharf- nn bei, und vollendet gleichſam den Kreis von Widerſprü- hen, aus denen ſie zuſammengeſetzt iſt. So glaubte denn Felix, der anfangs verzweifelte, die Gunſt der vermumm- en Göttin zu gewinnen, ſchon nach wenig Augenblicken hrer Gegenliebe ſicher zu ſein, und ſein Muth nahm da- urch ſo zu, daß er die Huldin dringend bat, ſich zu demas- iren. Da ſie dieſe erſte Bitte nicht zu hören ſchien, ließ er ie zweite folgen: Ob und wo, und wann er ſie wieder zu ehen hoffen dürfe? Die Maske blieb ſtumm. Felix glaub- e in dieſem Schweigen einen neuen Beweis ihrer herrlichen Natur zu finden, indem die Sittlichkeit ihr nicht erlaube, hm zuzuſagen, die wohlwollende Neigung ihr aber nicht ge- tatte, ihm geradezu eine abſchlägige Antwort zu geben, und as Zartgefühl ihr verwehre, ſich mit einer Lüge loszumachen.

Aus dieſer von Felix ſo angenommenen dreifachen Verlegenheit rettete ſie die Begleiterin mit den freundlich- rnſten Worten: „Soll das, was der Augenblick entzündet, mehr als Trug und Traum der Nacht ſein, ſo werden Tag und feſter Wille die Wahrheit enthüllen und das Schloß m Walde Ihnen entdecken.“ —

Das ſchöne Mädchen nickte der Rede beifällig zu. „Aber“ — fragte Felix mit ſteigender Angſt, „wo liegt enn dieſer Wald und dieſes Schloß?“

„Das wird Ihnen Ihr Herz verkünden,“ erwiederte as Landmädchen, ein muthwilliges Lachen kaum bemeiſternd.

„Aber“ — nahm Felix wieder das Wort — „wie viele Schlöſſer und Wälder“ — Indem er weiter ſprechen wollte, kam ein männlicher Domino und bot beiden Schönen den Arm. Indem ſie fortgingen und Felix ihnen folgen wollte, wandte ſich ſeine Göttin, als ſtänd' er vor ihr, wie Cäſar am Rubikon, mit den halbleiſen Worten: „Bis hieher und nicht weiter!“ — Felix ward zur gehorſamen Bildſäule und — die Erſcheinung verſchwand.

Seiner neuen marmornen Verwandlung gemäß ſtand er lange unbeweglich auf demſelben Flecke. Als er ſich von ſeiner Verblüffung etwas erholte, ergriff ihn der niederſchlagende Gedanke, ſeine himmliſche Unbekannte ſei nichts weniger als eine — vornehme Dame, er aber — leider! kaum etwas mehr als — nichts.

„Alſo für mich verloren?“ dachte er; „dahin für immer? Das geſchehe wenigſtens nicht durch meine Muthloſigkeit! Kann ſie auch nie mein werden, ſo will ich doch zeigen, daß ich der Ihrige bin. Das nimmt jede Schöne, ſelbſt wenn ſie nicht erwiedern will, lohnend oder doch beifällig auf. Und hab' ich ſie nur erſt gefunden, dann ſoll — — Aber eben das Finden — da liegt's!“ —

Unter ſolchen Träumen ging Felix, wie ein Nachtwandler am hellen Tage, aus dem Redoutenſaale. Sein erſtes Geſchäft war nun, dem Treiben ſeiner aufgeregten Fantaſie nachgebend, alle Topographien und Chroniken zu durchblättern, um Nachrichten über alle alten und neuen Burgen und Schlöſſer der Umgegend zu finden. Am zweiten Tage fing er, wie ein zweiter Ritter von la Mancha, wohlgemuthet ſeine Entdeckungsreiſe an, feſt entſchloſſen, nicht heimzukehren, bis er ſeine Schöne wenigſtens geſehen, ſich ihr präſentirt und ein freundliches Lächeln des Dankes von ihr erhalten hätte. Sein muſikaliſches Talent, ſeine Geſchicklichkeit im Zeichnen und ſeine botaniſche Liebhaberei ſollten ihm bei den Eigenthümern aller Schlöſſer und Burgen gute Aufnahme verſchaffen.

Der Vogel in der Luft, der unlängſt ſeinem Käfige entwiſcht iſt, kann nicht fröhlicher ſein, als Felix es ward, je länger er unter Gottes freiem Himmel über friſchblühende Wieſen und Hügel einherzog, das Herz voll Liebe, den Kopf voll Plänen. Wohlgemuthet vorſchreitend, ſang er mit lautſchallender Stimme aus Goethe's Liedern:

Wie ſchwebt ſo licht Dein liebes Bild,
Dein ſüßes Bild mir vor!
Mir iſt es, denk' ich nur an Dich,
Als in den Mond zu ſeh'n.
Ein ſtiller Friede kommt auf mich,
Weiß nicht, wie mir geſcheh'n.

Auf die ſanfte Weiſe ging's gleich wieder raſcher und wie mit Sturmſchritten:

Immerzu! Immerzu!
Ohne Raſt und Ruh'!
Krone des Lebens,
Glück ohne Ruh',
Liebe, biſt du!

Dann voll Jubel:

Da droben auf jenem Berge
Da ſteht ein altes Schloß,
Wo hinter Thoren und Thüren
Sonſt lauerten Ritter und Roß. —

So ging allenthalben Goethe wie ein Harfner dem Waller zur Seite. Kein Wunder, daß er allen Begegnenden als ein Glücklicher erſchien. Alle lächelten ihm wohlwollend zu und erhielten, wenn ſie ihm nicht ſchnell zuvorkamen, ſeinen herzlichen Gruß zuerſt.

Endlich ward's Ernſt. Ein Zauberſchlag traf ſein Herz, ein Jubelruf entfuhr ſeinem Munde. Von eines Bergwaldes Mitte ſchaute ein altes Schloß auf ihn herab, nicht weit davon ein neues Gebäude. Er ging nicht mehr, er flog.

Schon war die Höhe erreicht, und jetzt erſchien die Gegend unter ihm eben ſo wunderſchön, als ſie vor wenig Augenblicken ſich über ihm gezeigt hatte. So geht's dem Menſchen wohl auch mit den An- und Ausſichten des Lebens; der jedesmalige Stand- und Geſichtspunkt nebſt der innern Stimmung geben die Form und Beleuchtung, wornach ihnen dasſelbe bald angenehm, bald widrig, bald heiter, bald traurig erſcheint.

Felix ſetzte ſich auf ein vorragendes bemoostes Geſtein in der Nähe des neuen Schloſſes, blies ein Vorſpiel auf dem Czakan, der in der zweifachen Rolle als Stock und muſikaliſches Inſtrument das Nützliche mit dem Angenehmen verbindet, und ließ dann ſeinen kräftigen Baryton erſchallen. Sogleich öffneten ſich Fenſterflügel über ſeinem Haupte und zwei weibliche Köpfe wurden ſichtbar. Felix ſchien nichts davon zu merken und ſang ungeſtört fort. Bald kam ein Jäger in goldreicher Livree aus dem Schloßthore auf ihn zugeſchritten und brachte eine Einladung. Er ſprang auf und eilte ſo haſtig in das Haus, daß der wohlgenährte Burſche ihm keuchend nachtrabte. Herrliche Säle empfingen den Eintretenden — aber — der erſte Blick auf die Damen ſagte ihm, daß er hier nicht finde, was er ſuche und erwarte; denn die Eine trug auf ihrem kleinen, dicken Körper ein hochrothes Vollmondgeſicht, indeß die Andere den hagern, blaßgelben Neid repräſentirte. Die Hochrothe ſprach mit einer ſo gellend-ſtarken Stimme, daß ihm die Ohren ſausten, während er bei der Gelben nur an der Mundbewegung ſah, daß auch ſie rede.

Felix machte gute Miene zum böſen Spiele, ſang den kontraſtirenden Damen eine Bravour-Arie um die andere, wie ſie's verlangten, bat aber bald um Verzeihung, daß der Drang der Geſchäfte ihn zu ſo ſchnellem Abmarſche zwinge, und empfahl ſich unter tauſend Kratzfüßen und unter vielem Bedauern über die Abweſenheit des Herrn Papa, welcher, nach Verſicherung der beiden Fräulein, ein großer Liebhaber, Kenner und Gönner der Muſik und der Muſiker ſein ſollte.

Kaum war Felix wieder im Freien, als ihm, ein paar Hügel höher, ein anderes Schloß vor der Naſe ſtand, rings von einem majeſtätiſchen Eichenwalde umgeben. Das alterthümliche, aber im guten Stande erhaltene Gebäude machte auf ihn einen ſo wunderbaren Eindruck, daß er nicht zweifelte, hier zu finden, was er ſuche. Er ſetzte ſich auf eine der vielen Bänke, die unter den Baumgruppen ſtanden, nahm Papier und Crayon, und fing wohlgemuth an, die erſten Umriſſe der Gegend und des Schloſſes abzuzeichnen. Kaum hatte er einige Augenblicke gearbeitet, als er hinter ſich ein Geräuſch vom Taft weiblicher Kleider vernahm. Er ſtellte ſich, ſo gewaltig ſein Herz auch ſchlug, dennoch in ſeine Arbeit vertieft. Schon ſtand das rauſchende Weſen dicht hinter ihm. Er verdoppelte ſeinen Fleiß. Schon fühlte er die Wärme eines jugendlichen Athems wie duftiges Frühlingswehen in ſeinen Nacken hauchend. Alles Blut ſtieg ihm in die Wangen, und das Herz wollte aus der Bruſt ſpringen. „Sie iſt's!“ rief eine Stimme in ſeinem Innern. Er wandte ſich um, und — eine Naſe, lang und glühend, wie ein Leuchtthurm, ſtarrte ihm aus dem faltenreichſten aller Damengeſichter entgegen. Felix blieb ohne Bewegung und ohne Stimme, und der Naſen-Leuchtthurm ſchien ihm nun in ein feuriges Schwert verwandelt. Die Eigenthümerin der effektvollen Naſe nahm ſein Entſetzen übel, und äußerte ihren gerechten Unwillen in ſolchen Grimaſſen, daß Felix vom Schrecken plötzlich in das lauteſte Gelächter überging. Als er kaum Faſſung gewonnen hatte, ergriff ihn ſogleich ein neues Entſetzen, indem ſich ihm der Gedanke aufdrängte, er habe ſich nun wahrſcheinlich das ganze Spiel verdorben, und werde wohl ſchwerlich Eintritt in das Schloß bekommen. Zum Glücke entdeckte ſich's bald, daß die zürnende Meduſa nicht die Gebieterin im Schloſſe, ſondern die franzöſiſche Gouvernante ſei. Dieſe Beruhigung gab dem Wanderer bald ſo viel Muth und Gewandtheit, daß er den widrigen Vorfall in einen Scherz verwandelte, das ganze Reich der Schmeichelei plünderte, und die damit übergoſſene Dame in kurzem ſich ſo gewann, daß ſie ſelbſt ihn in das Schloß zu treten bat. Aber wie ward ihm, als er eintrat! Nicht weniger als ſechzehn Kinder, ſämmtlich Früchte der Hausfrau und zweier bei ihr wohnenden Freundinnen, flogen ihm wie ein Bienenſchwarm entgegen, ſauſend und brauſend. Vergebens bemühten ſich die drei lachenden Mütter, die keifende Gouvernante, ein ſehr modeſter Hofmeiſter und endlich ſelbſt der gutmüthigſte aller Burgherren, deutſch und franzöſiſch unter einander miſchend, die kleinen Mänaden zu bändigen und zur Raiſon zu bringen. Der Freudenſturm war einmal los, und das ganze Liliput vom Taumel der luſtigen Raſerei dahingeriſſen. Ermahnungen, Bitten und Drohungen blieben ohne Wirkung. Die von der friſcheſten Lebensfülle ſtrotzenden Liliputaner forderten ungeſtüm Bilder auf Bilder. Dem betäubten Wanderer blieb nichts übrig, als ſich in den Willen der kleinen Tirannen zu ergeben. Er ſetzte ſich denn, mit Ergebung in ſein Schickſal, zeichnete — zu allgemeinem Ergetzen von Jung und Alt — das ganze Thierreich, die Soldaten von allen Waffengattungen aller Zeiten und Völker, zeichnete Häuſer und Bäume, Tiſche und Stühle, Sofen und Spiegel, hinreichend für mehrere Planeten, ward nach jeder Lieferung vom Jubel der kleinen Empfänger und von den dankenden Entſchuldigungen der Erwachſenen betäubt, mußte das Mittagsmahl, bei dem es eben ſo lärmend herging, mit der Familie einnehmen, und trat endlich mit arbeitſteifen Fingern und mit verwirrtem Kopfe Nachmittags wieder in's Freie, trunken von all dem Lärmen und Poltern. Welche kräftige Sinneswerkzeuge ſolche geſunde Familien doch haben müſſen, um all dieſes Getümmel Tag für Tag aushalten zu können! Die Waldesſtille ſtellte endlich die geſtörte Ruhe in Felix wieder her. Er legte ſich in's Gras, ſprang aber ſchon nach wenigen Minuten wieder auf, um ſeine Nachforſchungen fortzuſetzen.

Durch eine Waldöffnung erblickte er in geringer Entfernung abermal ein Schloß und noch eines. Er ſchritt haſtig auf das nächſte zu. Als er den Vorplatz erreicht hatte, deſſen weiches, helles Grün mit den mannigfaltigſten Blumen und Kräutern durchwebt war, warf er ſich in die Rolle des Botanikers, wandelte, die Augen auf die Erde geheftet, vor den ſpiegelnden Schloßfenſtern auf und nieder, wählte unter Flora's Kindern, mit dem Scheine der tiefſten Kennermiene, und pflückte, ohne zu wiſſen was, indem er die Gedanken nicht bei den Händen hatte, und mit den Seitenblicken ſtatt auf die, aus Zerſtreuung von ihm zerzauſt liegenden Kräuter zu ſehen, heimlich nach den Schloßfenſtern ſchielte, deren keines ſich öffnen wollte.

Deſto größer war ſein Erſtaunen, als er plötzlich eine höchſt wunderbare, noch in keiner Naturgeſchichte erklärte Erſcheinung bemerkte, nämlich eine ganze Wieſe voll — lebendiger Blumen, die ſich, im ſchönſten Farbenſpiele ſchillernd, hin und her bewegten, das iſt: einen auserleſenen Flor von Mädchen und Vergißmeinnicht für Jeden, der ſie nur ein einziges Mal geſehen hat. Und was thaten dieſe Mädchen-Blumen? Sie ſuchten wieder Blumen. Das ganze Blumenſuchen war aber nur eine Satire auf den blumenſuchenden Felix, welches er aus dem leiſen Kichern der übrigens ſtummen Floretten bald zu bemerken das Vergnügen hatte. Und was that er? Er übernahm, als botaniſcher Uſurpator, ſogleich die Rolle des Gärtners, gewiſſermaßen auch die eines Schmetterlings, begrüßte das Blumancher auf das freundlichſte, und erhielt von ſämmtlichen neugierigen Blumen ſo viele Fragen auf ein Mal, daß er gar nicht dazu kommen konnte, nur eine einzige zu beantworten. Jede der lebendigen Blumen hatte ihre eigene Schönheit. Er bemühte ſich, unter ihnen die eigentliche Königin der Blumen, zugleich Königin ſeines Herzens, herauszufinden, aber ſeine Mühe war vergebens angewendet; denn, kaum glaubte er, die Wahre gefunden zu haben, ſo erſchien ihm wieder eine Andere als die noch wahrere. So ſchwärmte er denn hin und her, Anfangs witzig und heiter, was den Blumen wohlgefiel; endlich aber wurde er unglücklicher Weiſe ſentimental, und — ſiehe da! — Die Blumen fingen an, vor ihm davon zu laufen, und waren verſchwunden im Nu, als hätte ſie der Wind davon geweht. „Fahret hin," rief er, „fahret hin! Die Wahre iſt ja doch nicht dabei, denn *die* wäre nicht davon gelaufen." Mit dieſem leidigen Troſte verließ er das blumige Mädchen-Inſtitut, und, indem er traurig aus dem Paradieſe fortſchlich, drängte ſich ihm der Gedanke auf, ob es nicht gerathener wäre, die ganzen *Waldſchlöſſer als Luftſchlöſſer* anzuſehen, und die Entdeckungsreiſe aufzugeben?

Mit mißmuthigem Herzen, müdem Leibe und hungrigem Magen einherwandelnd, fingen ſeine Anſichten des Lebens und der Liebe ſich allmälig zu ändern an; er ließ ſich's im nächſten Meierhofe wohl ſchmecken, ging dann unentſchloſſen eine Strecke weiter, und legte ſich auf den Grasteppich, um, wenn nicht dem Herzen, wenigſtens dem übrigen Körper Ruhe und Erholung zu geſtatten. Nachdem er mehrere Schlöſſer in und außer dem Walde beſucht, mehrere Mädchen geſehen, verſchiedene Aufnahme und Quaſi-Abenteuer erlebt hatte, trat er die Rückreiſe mit der höchſt niederſchlagenden Bemerkung an, daß er, aller Wahrſcheinlichkeit nach — der Gefoppte ſei.

Indem er ſo durch den Wald ging, ſchimmerte ihm etwas vom Grasboden entgegen. Er ſtieß das blinkende Ding mit dem Fuße. Es klirrte. Er bückte ſich, und hob ein eiſernes Vorhängſchloß auf. Indem er, damit tändelnd, weiter ging, hörte er hinter ſich ſeufzen, weinen und wehklagen. Ein ſchlankes blühendes Mädchen von ungefähr ſechzehn Jahren und ein ärmlich gekleideter Knabe von etwa acht Jahren ſchritten, die Augen auf den Boden geheftet, und nach allen Seiten gewendet, haſtig vorwärts. Unverkennbar ſuchten ſie etwas Verlornes. Der wehklagende Theil war der Knabe; das Mädchen ſpendete Troſt und Hoffnung. Unwillkürlich fuhr Felix mit ſeinem Vorhängſchloſſe in die Taſche, ſo ängſtlich verſteckend, als befürchte er, für den Dieb gehalten zu werden, und fragte die Wanderer, ob ſie hier etwas Verlornes ſuchten.

„Ach ja,“ rief der Knabe, „ich habe ein Schloß im Walde verloren, das ſchöne neue Vorhängſchloß, das ich in der Stadt gekauft habe. Find’ ich’s nicht, ſo erwarten mich die Püffe zu Dutzenden. Der Teufel hat mit dem Schloſſe ſein Spiel!“ —

„Sehr wahr, liebes Kind!“ erwiederte Felix. „Armer Chriſtel!“ ſagte das Mädchen, ohne Jenen anzuſehen, und ſeufzte ſchwer. Felix machte ihr Echo mit den Worten: „Der arme Chriſtel hat ſein Schloß im Walde verloren, und ich, Armer, kann mein Schloß im Walde nicht finden! Es ſcheint ſich in ein Luftſchloß verwandelt zu haben. Wer von uns Beiden iſt übler daran?"

Felix fühlte ſich vom Kläglichthun der Suchenden gerührt, und wollte ſchon das verſteckte Schloß zu beiderſeitiger Freude an's Tageslicht bringen: aber der leidige Egoismus hinderte ihn, indem er dachte: „Übergebe ich den Fund, ſo danken mir die Glücklichen; die Sache iſt abgethan, und ich kann meines Weges ziehen. Ich möchte aber bei dem Mädchen länger bleiben, um doch eine kleine Vergütung für alle bisherigen Täuſchungen zu erhalten! Ja, ja!" ſchloß er ſeufzend: „So ein Schloß im Walde iſt ſchwer zu finden!" —

„Ja wohl," ſagte das Mädchen mit leiſer Stimme: „das Gras iſt hoch." — „Und die Welt groß!" ſetzte Felix hinzu.

Er erbat ſich die Erlaubniß, mitſuchen zu helfen. Der Knabe weinte und ſchluchzte immer heftiger. Felix konnte nun nicht länger widerſtehen, warf das Schloß, als Beide links ſuchten, auf die entgegengeſetzte Seite, und rief mit lautem Jubelton: „Hier! Hier! Seht doch!" —

Mädchen und Knabe ſtürzten auf die blinkende Erſcheinung wie Geier auf Tauben, und ſtießen die Köpfe zuſammen, ohne in ihrem Freudentaumel die Karambole zu fühlen. Felix ſchaute traurig auf die Glücklichen, die ihm nun vielmal dankten.

„Ihr ſeid vermuthlich Geſchwiſter?" ſagte er zu dem Mädchen. Sie verneinte mit der Erklärung: der Knabe ſei der Sohn von ihres Vaters Viehhirten, eines ſehr rauhen und heftigen Mannes. Aus Mitleid half ſie ſuchen.

Felix lobte ihr gutes Herz, nebenbei auch ihr anmuthiges Weſen; das holde Mädchen gefiel ihm beſſer und beſſer, je länger er ihr in die Augen ſah. Mit Wehmuth ſagte er endlich, da das Mädchen ſchon der väterlichen Wohnung ſich näherte:

„Ihr Glücklichen habt euer Schloß im Walde nun gefunden. Ich Unglücklicher ſuche auch ein Schloß im Walde, kann es aber nicht finden! Ein böſes Mädchen hatte, wie ich nun nicht zweifeln kann, mich Leichtgläubigen zum Beſten. Aber nun will ich auch Keiner mehr trauen, mit oder ohne Maske!“ —

Es iſt nicht möglich, daß irgend eine rothe Farbe im Himmel oder auf Erden röther ſein kann, als die, in welcher jetzt des Mädchens Geſicht glühte! — Und ſo hatte denn Felix, was er ſo lange ſuchte, in einem Augenblicke gefunden, da und wo er es am wenigſten erwartete.

Roſinen's Angabe im Redouten-Saale war halb Ernſt, halb Scherz, denn ihr Vater war Amtmann des Grafen R., und bewohnte zwar einen Flügel des alten Schloſſes; aber ohne das Vorhängſchloß hätte er doch nie das rechte Ritterſchloß gefunden. Das Kleine führt zum Großen!

Roſine lieferte dem Gatten, der nun mit noch mehr Recht, als vorher, den Namen Felix führt, bald den beſten Beweis, daß die Wahrheit ohne Maske noch ſchöner iſt, als in der ſchönſten Vermummung.

# Das Portrait.

Frei nach Sheridan Knowles.

Ja! Ich war ſehr verliebt, und in wen? — In ein Portrait! — Aber was für ein Portrait!" —

Die Kunſtausſtellung in Dublin hatte eben angefangen. Als leidenſchaftlicher Gemälde-Liebhaber eilte ich ſogleich dahin. In den Saal tretend, war ich kaum einige Schritte vorwärts gegangen, als ich, wie auf einen Fleck gebannt, ſtehen blieb und nicht weiter konnte. „Nu, was gibt's denn?" ſagte mein Freund Armſtrong. Ich hörte ihn, konnte aber nicht antworten; die Stimme verſagte mir. Er wiederholte die Frage vergebens; endlich rief er: „Träumſt Du? wie geſchieht Dir denn?"

Ich. Kennſt Du das Original dieſes Portraits?

Er. Nein.

Ich. Sieh doch im Verzeichniſſe nach. Was ſagt es?

Er. Portrait einer jungen Lady, von E. F.

Ich. Wer iſt dieſer E. F.?

Er. Ich kenne ihn nicht.

Ich. Was nützt denn alſo das ganze Verzeichniß? Ich wollte die Welt darum geben, wenn ich den Namen des Malers erfahren könnte.

Er. Ich will mein Möglichſtes thun, ihn auszukundſchaften.

Ich. Ach! es gibt Töne und Blicke, die das Herz wie ein Sonnenſtrahl durchdringen; es iſt dann, als hätte die Seele ein Kleinod gefunden, nach welchem ſie ihr ganzes Leben hindurch geſucht hatte; es iſt, als ob Lippen und Augen beſtimmt wären, ſich unſers Innerſten mit ſolcher Gewalt zu bemächtigen, daß wir ſie nie mehr vergeſſen können, und ſie unaufhörlich vor uns ſchimmern und ſprechen!

Das Portrait war ein Bruſtbild en face, eine lockige Blondine von zarter Geſichtsfarbe, mit dunkelblauen Augen, fein geſchnittenem Purpurmunde, aus dem der Hauch hervorzuathmen ſchien; der Buſen mit einem Flortuche umwunden, die ſchön geformten Arme vom Ellenbogen abwärts unverhüllt; die rechte Hand, mit einem Handſchuh bekleidet, hielt den andern, indem die unbedeckte linke Hand nach einem Myrtenzweige griff. An keinem Finger war ein Ring zu ſehen.

„Es iſt Zeit, fortzugehen," ſagte Armſtrong, mich auf die Schulter klopfend; „der Saal wird um vier Uhr geſchloſſen." —

„Schon vier Uhr?" rief ich, wie aus einem Traume erwachend, nachdem ich das Portrait drei Stunden lang angeſtarrt hatte.

Er. Es fehlen nur zehn Minuten darauf.

Ich. Haſt Du den Maler aufgefunden?

Er. Nein. —

Ich verſäumte keinen Tag, im Gemäldeſaal zu erſcheinen. Sobald er geöffnet wurde, war ich der Erſte, der hineintrat, und der Letzte, der wegging. Mein Benehmen erregte die Aufmerkſamkeit Vieler. Ich bemerkte manches Geflüſter der Umſtehenden, manches ſchnell unterdrückte Lächeln.

Ein Mann, der mir gegenüber ſtand, ſchien ſich nicht wenig über mich zu ärgern. Er hatte ein Frauenzimmer am Arme. Ich hörte einen tiefen Seufzer, der mich aus meiner Verſunkenheit weckte. Ich ſchaute hin und erblickte ein Frauenzimmer, welches eben im Begriffe war, ſich abzuwenden; das Geſicht ihres Begleiters zeigte ſo viel Ungeduld und Zorn, daß ich ſelbſt darüber in Zorn gerieth, und ſo eben von meinem Stuhle auffahren wollte, als er ſeine Augen auf einen andern Gegenſtand richtete, und ſeine Gefährtin nach der entgegengeſetzten Seite des Saales führte. Sie war verſchleiert und in einen Mantel gehüllt. Dieſe Erſcheinung machte auf mich einen ſo gewaltigen Eindruck, daß ich nun, ſo oft ich in den Saal trat, ſogleich nach dem Herrn mit der ſchönen Dame umherſchaute; ich ſah ſie aber nicht wieder.

„Hole der Teufel die ganze Kunſtausſtellung!“ rief Armſtrong: „Du mußt mit mir einen Spaziergang durch die Stadt machen.“ —

Er faßte meinen Arm und zog mich mit überlegener Kraft aus dem Saale.

Als wir einige Gäſſen durchſchritten hatten, ſagte er: „Sieh nur! Das iſt eine der ſchönſten weiblichen Geſtalten, die ich je geſehen habe!“ —

Ich hörte die Worte; ſie machten aber auf mich keinen Eindruck, denn meine Augen waren noch im Gemäldeſaal. Er fuhr fort: „Wie ſchön ſie den glänzend weißen Nacken trägt! Wie ſchön die gerundeten Schultern ſich ſenken! Man könnte ſich's nicht lieblicher denken! Bemerkſt Du es nicht?“ — Ich erwiederte ein mechaniſches Ja, ohne hinzuſchauen, denn vor meinen Augen ſchwebte nur das Portrait der Kunſtausſtellung.

Armſtrong fing wieder an: „Wenn wir nun erſt das Geſicht ſehen! Das kann leicht geſchehen, denn ſie wird am Ende der Gaſſe gewiß umkehren. Ich wette, ſie und ihre ſchöne Freundin haben ſich gewiß nicht ſo geputzt, um einen bloßen Geſchäftsgang zu machen. Halt! Sie wenden ſich. Da ſieh nun! Ein wahrer Engel!“ — Ich erhob mechaniſch meine Augen, und erblickte — das Portrait, das lebendige Portrait! Unſere Augen begegneten ſich, ich blieb bewegungslos; ſie erſchrak, erröthete und entfernte ſich mit ihrer Gefährtin. Wir folgten ihnen.

Wie ſchlug mir das Herz! Plötzlich rief eine Stimme: „Sind Sie bereit?“ Die beiden Damen ſtanden ſtill. Aus einem Wagen ſprang ein Herr, ach! derſelbe, deſſen Benehmen im Gemäldeſaal mich entrüſtet hatte! Er half den Schönen in den Wagen, und flog mit ihnen davon.

„Wohin ſtürmſt Du wie ein Raſender?“ ſagte Armſtrong.

Ich. Ihnen nach!

Er. Lieber zum Mittagsmahl, zu dem wir geladen ſind! Jetzt iſt die Zeit zum Eſſen, nicht zum Lieben: und glaubſt Du denn, daß ſie die einzige Schöne in der Stadt iſt?

Ich. Die Einzige auf der weiten Erde!

Er. Dann iſt dieſe Stadt die Krone aller Städte.

Ich ging nach Hauſe, kleidete mich, ging zur Mittagstafel, fand eine fröhliche Geſellſchaft, ſah aber nur den Gemäldeſaal und die Gaſſe mit dem wandelnden Portrait vor mir. Ich war untheilnehmend, unruhig, ungeduldig des Zwanges, welchen die Geſellſchaft mir auflegte; ich ſtand auf Kohlen, wollte ſtets weggehen, und wußte nicht wohin. Es war kaum Abend geworden, als ich entwiſchte, nach Hauſe eilte, mich in's Bett warf und doch immerzu im Gemäldeſaal, oder in der Straße mit dem wandelnden Portrait ſtand.

Drei auf einander folgende Tage durchzog ich vom frühen Morgen bis zur einbrechenden Nacht die Straße, ohne den Gegenſtand meiner heißeſten Sehnſucht zu erblicken. Als ich am vierten Tage die Promenade wiederholte, ſtellte ſich Armſtrong mir in den Weg mit den Worten: „Wenn Du einmal Feuer gefangen haſt, biſt Du der verrückteſte Menſch von der Welt! Ich brauche Handſchuhe. Begleite mich!" — Er zog mich in die nächſte Straße und in eine Bude hinein. Welcher freudige Schrecken ergriff mich, als wir eintraten! Das leibliche Original des Portraits ſtand da, die Begleiterin gleichfalls. Sie hatten ſo eben drei Dutzend Handſchuhe gekauft und wollten weggehen. Sie erblickte mich, erglühte, erblaßte, ſchien nach Athem zu ſuchen und einer Ohnmacht nahe. Ich fing die Sinkende in meinen Arm.

Als ſie wieder zur Beſinnung kam, blickte ſie mich an, entzog ſich ſanft und ohne ein Zeichen des Mißfallens meinem Arme, nahm jenen der Freundin, und verließ, tief aufſeufzend, die Bude. Dieſer Seufzer erinnerte mich an denjenigen, den ich im Gemäldeſaal von ihr vernommen hatte.

Mein Herz war in Aufruhr. Ich eilte ihnen nach. Muth und Furcht beflügelten und hemmten wechſelweiſe meine Schritte. Tauſend Gedanken und Entſchlüſſe durchkreuzten meine Seele. Meine Aufgeregtheit erreichte den höchſten Grad. Plötzlich ward es vor meinen Augen dunkel; ich ſank ohne Bewußtſein zu Boden. Als ich wieder zu mir ſelbſt kam, war das Erſte, deſſen ich mich erinnere, ein ſanfter Händedruck auf meine Schläfe; es waren ihre Hände! Dieſer Anblick gab mir ſogleich die volle Beſinnung. Ich blickte umher und ſah, daß wir allein waren. Ich ſprang vom Sofa empor, auf dem ich ausgeſtreckt lag, ſank ihr zu Füßen und ergoß die ganze Leidenſchaft meiner Seele in einem Feuerſtrom von Beredſamkeit, worin ich ſonſt nichts weniger als Meiſter war. Sie hörte mir mit geſenkten Augen zu. Erſt, als ich ſchwieg, erhob ſie dieſelben langſam und ſah mich an, mit einem Ausdruck, der mir in das Innerſte drang, und mein Herz mit Beängſtigung erfüllte. Dann ſprach ſie, abermal tief ſeufzend: „Die Wege der Vorſehung ſind unerforſchlich. Ich weiß es nicht, wozu ſie mich beſtimmt hat. Vergeſſen Sie mich! Vergeſſen Sie mich! Wollte der Himmel — —"

„Ich kann nicht länger warten," rief ihre Freundin in dieſem Augenblicke zur Thüre herein. Sie ſprang vom Sofa auf, um der Hereinſchauenden entgegen zu gehen; ich hielt ſie aber zurück und ſagte: „Wollte der Himmel — was?“

Sie entzog mir die Hand mit den Worten: „Daß ich Sie nie geſehen hätte! Folgen Sie mir nicht! Verſuchen Sie es nicht, mich zurückzuhalten!“ — Sie ſtand an der Thür, blickte mit halber Wendung noch einmal nach mir zurück; ich eilte ihr nach; ſie verſchwand und ſchloß die Thür hinter ſich. Ich öffnete ſie raſch und flog über die Treppe, ohne die Entflohene zu ſehen. Am Hausthore trat mir ein Bedienter mit dem Arzte entgegen, welchen ſie für mich hatte rufen laſſen, indem ſie, vom Fenſter herabſchauend, mich auf der Gaſſe zuſammenſtürzen ſah und mich in ihre Wohnung hinauf bringen ließ. Ich honorirte den Arzt, gab dem Bedienten ein Trinkgeld, und eilte fort in der Hoffnung, die theure Unbekannte zu finden; aber ach! ſie war verſchwunden, verloren!

Am nächſten Morgen erwachte ich zwar in einem ſehr fieberhaften Zuſtande, ließ mich aber deſſen ungeachtet nicht abhalten, alle Straßen und Gaſſen raſtlos zu durchwandern. Endlich fühlte ich mich am Arme feſtgehalten; vor mir ſtand Armſtrong und rief mir zu: „Gehſt Du im Schlafe herum? Erwache doch! Iſt Dir ein Unglück begegnet?“— Ich ergoß ihm mein Herz, klagte meine Leiden. Als wir an der St. Thomaskirche vorübergingen, trat ein Bekannter meines Freundes aus derſelben; man ſah es ihm an, daß er von einem ſehr ſchmerzlichen Eindruck aufgeregt war. „Was fehlt Euch denn?“ ſagte Armſtrong.

Er. So eben geſchieht ein Mord.

Armſtrong. Ein Mord!

Er. Ja; ein junges Herz wird dem Gott des Reichthums, dem hagern Plutus, geopfert. Die Geſchichte läßt ſich mit wenig Worten erzählen. Ein reicher, junger Mann, der vor Kurzem von ſeinen Reiſen zurückkam, hat ſich in die Tochter eines verarmten Edelmannes verliebt. Ihr Herz war frei; das dringende Zureden der Eltern vermochte ſie, ihm ihre Hand zuzuſagen, obſchon ſie eine gewiſſe Abneigung gegen ihn fühlte. Vergebens bereute ſie bald nachher ihre gegebene Zuſage. Durch Bitten und Drohungen betäubt, ward ſie in die Kirche gebracht, wo man ſie neuerdings beſtürmte, die Trauungs-Ceremonie vor ſich gehen zu laſſen. Das unglückliche Schlachtopfer! Ich konnte den Anblick nicht länger ertragen und verließ die Kirche." —

Eine ſchreckliche Ahnung durchzuckte mich wie der Blitz. Ich ſtürzte in die Kirche. Ach! ſie war das Schlachtopfer! Sie wurde halb ohnmächtig vom Altar weggeführt, unterſtützt von dem Verhaßten, an deſſen Seite ich ſie im Gemäldeſaal zum erſten Mal erblickt hatte. Das Band war geknüpft. Als ſie an mir vorübergingen, ſtand ich wie eine Bildſäule bewegungslos, ſprachlos. Sie verließen die Kirche; ich ſtand, unfähig zu handeln oder zu denken; die Seele ſchien von mir gewichen zu ſein. Ich überließ mich mechaniſch der Leitung Armſtrong's und ſeines Freundes, die mich nach Hauſe führten.

Nachdem ich zwei Stunden ſtumm da geſeſſen hatte, fuhr ich, wie Armſtrong mir nachher erzählte, plötzlich auf und rief: „Kommt! Ich will noch dieſe Nacht nach

England ſchiffen!" Er machte keinen Verſuch, mich von dieſem Entſchluſſe abzubringen, ſondern ſagte ganz ruhig: „Ich begleite Dich." — Wir trafen die ſchleunigſten Anſtalten, langten in Kingstown an, kamen aber deſſen ungeachtet zu ſpät; das Paketboot war ſchon vor einer halben Stunde daſelbſt abgefahren. Ich erklärte, daß ich dennoch hier bleiben und auf keinen Fall jemals nach Dublin zurückkehren wolle. Armſtrong war damit einverſtanden.

Es kam nun eine fürchterliche Nacht; Wind, Regenſtröme, Blitz und Donner tobten durch einander. Das wilde Chaos that meinem Herzen wohl, mit dem der Sturm in Einklang war. Ich erlauerte die Gelegenheit, ſchlich mich unbemerkt fort und ging an's Ufer. Furchtbar erhabenes Schauſpiel des Nachtgewitters! So weit das Auge reichen konnte, ſah man nichts als empörte Wogen, deren ſchaumbedeckte Häupter in der Glut der Blitze aufleuchteten und ſo ſchrecklich toſten und brauſten, daß ich ſelbſt das Donnergebrülle kaum zu hören vermochte.

In der Entfernung bemerkte ich einige Menſchen, die mit irgend etwas beſchäftigt waren. Ich näherte mich ihnen. Ein Schiff lag auf einer Sandbank vor dem Hafen; man ließ eben das Rettungsboot in die See; ſchon war's beinahe flott, als einer der Arbeitenden plötzlich niederſtürzte und in regungsloſer Betäubung dalag. Ich fuhr auf, eilte hin, ſtieg in's Boot. „Ich kann rudern;" rief ich, „ſtrengt euch an! Zieht!"

Schon näherten wir uns dem Schiff; wir riefen es an; es erwiederte den Ruf und — verſchwand in dieſem Augenblicke. Es war untergegangen! Wir ſtarrten, ſtumm vor Schrecken, auf die unglückliche Stelle hin, wo nur das Hintertheil des Schiffes, auf dem zwei Menſchen ſtanden, aus dem Waſſer ragte. Sie blickten nach uns, ohne zu ſprechen. Wir ruderten hin, nahmen ſie auf, kehrten, nachdem wir uns überzeugt hatten, daß ſonſt niemand am Bord ſei, zurück, und erreichten glücklich das Ufer.

Die Geretteten waren ein Mann und ein Frauenzimmer. Wir brachten ſie in den Gaſthof. Das Frauenzimmer wurde der Fürſorge der Wirthin übergeben. Armſtrong und ich übernahmen den Mann, dem wir trockene Kleider gaben und ihn leicht überredeten, ſich an den für uns gedeckten Tiſch zu ſetzen. Er war ein Portugieſe, ſprach aber mit Geläufigkeit engliſch. Nachdem er mir, als dem Hauptwerkzeuge ſeiner Rettung, ſo viel die erſte Wortkargheit es ihm geſtattete, gedankt hatte, ſagte er: „Oft, mein Herr! habe ich Ihr Land verwünſcht, jetzt aber ſegne ich es.“ —

„Verwünſcht?“ rief Armſtrong.

„Ja, mein Herr! ich will's nicht läugnen, es wäre auch unnöthig. Das Frauenzimmer, welches Sie aus dem Flutengrabe gerettet haben, iſt meine Schweſter. Der Tod wäre vielleicht ein Glück geweſen für ſie — und auch für mich! Und dennoch iſt er ſchrecklich, wenn er kommt.“—

Wir wagten es aus Delikateſſe nicht, ihn um eine nähere Erklärung zu bitten; er gab ſie uns aber im Verlaufe des Geſpräches ſelbſt. Ein Ausländer hatte ſich in ſie verliebt, ſie geheirathet und — wenige Monate nach der Hochzeit ſie verlaſſen. Sie reiſ'te ihm mit dem Bruder nach; ſie durchzogen Spanien, Frankreich, Italien und Deutſchland, und kamen endlich, die gefundene Spur verfolgend, in ſein Vaterland. Die Geſchichte ergriff uns mächtig; die Verkehrtheit und Schlechtigkeit der Grundſätze des Beleidigers waren nicht zu verkennen.

Die Erzählung war kaum zu Ende, als die Wirthin haſtig in das Zimmer trat, mit den Worten: „Meine Herren! was iſt nun zu thun?“ — „Meine unglückliche Schweſter!“ rief der Portugieſe, ſchreckenbleich auffahrend.

„Ihre Schweſter,“ ſagte die Wirthin, „befindet ſich friſch und wohl, und genießt, ſo viel ich weiß, einen geſunden Schlaf. Es iſt aber noch Eine im Hauſe, die, wenn ich nicht irre, ihr ganzes Vermögen darum gäbe, wenn ſie das Bett der Andern einnehmen könnte.“

In dieſem Augenblick hörte man einen gellenden Schrei, der aus dem untern Zimmer kam. Ich flog die Treppe hinab; die Andern folgten mir. Der Schrei ward wiederholt.

„Er will Gewalt brauchen!“ ſagte die Wirthin. Ich riß die Zimmerthür auf; aber welches Entſetzen ergriff mich! Die Geliebte meines Herzens, die in Ohnmacht geſunkene Braut dieſes Morgens, lag auf ihren Knien vor dem Manne, mit dem ſie war vermählt worden. Er hielt ſie. Als ſie mich erblickte, ſprang ſie auf und ſtürzte in meine Arme mit den Worten: „Ich will nicht ſein Weib ſein! Man hat mich gezwungen zum Altar; ich wußte nicht, was ich that. Es war Betrug und Gewalt. Ich will nicht ſein Weib ſein. Sie haben mich überredet, ihn zu begleiten; dann verließen ſie mich und ich blieb in ſeiner Gewalt. Ich will nicht ſein Weib ſein!“ —

Er ſtand bleich und zitternd. Wir Alle blieben ohne Bewegung, bald ihn, bald einander anſchauend. Er warf ſeine Augen im Zimmer herum, als ob er etwas ſuche; ſie fielen endlich auf einen Koffer. Er ging hin, öffnete ihn, nahm zwei Piſtolen heraus, ſpannte den Hahn, und näherte ſich mir. In dieſem Augenblicke ſprang der Portugieſe an mir vorbei, und faßte ihn an der Kehle, mit dem Ausruf: „Schurke!“ —

Die Piſtolen fielen auf den Boden. Die Beiden erkannten ſich. Der Leſer denke ſich nun den Schluß dieſer Szene; er denke ſich auch die Szene, welche nach fünf Minuten folgte, als ich das Portrait in meinem eigenen Zimmer ſah, und das Original mir lächelnd zur Seite ſtand — als mein geliebtes Weib.

# Die Gebeſſerte,

oder:

# Der Monolog und das Teſtament.

# Die drei Fehler.

Die Witwe des Rechnungsführers Elving war eine wackere Frau, arbeitſam, ehrbar, klug und genügſam, das Letztere aber nicht nur aus eigenem Antriebe, ſondern auch der lieben eiſernen Nothwendigkeit wegen, da, ſeitdem der Rechnungsführer Elving ſeine Rechnung mit dem Himmel abgeſchloſſen hatte, ihr Vermögen durch das Subtrahiren der Krankheits- und Leichenkoſten, und durch die Diviſion, welche ein paar Gläubiger vernahmen, ſo in die Brüche ging, daß, ungeachtet alles Fleißes und aller Sparſamkeit, von einer Addition oder Multiplikation gar keine Rede war, ſondern die gute Frau dem lieben Himmel dankte, daß er ihr und ihrer ſechzehnjährigen Friederike ſo viel anhaltende Geſundheit gab, um mit dem täglichen Erwerb die täglichen Bedürfniſſe beſtreiten zu können.

Friederike war ein ſchönes, gutherziges und ſehr lebhaftes Mädchen, an dem aber drei Fehler mit jedem Tage im Aufnehmen erſchienen: Sie arbeitete gern, und hatte nur gegen eine einzige Art von Arbeiten eine kleine Averſion —

nämlich gegen diejenigen, wobei ſie ſitzen mußte; leider aber waren dieſe — die vorherrſchenden im Hauſe! Die reizende Arbeiterin mußte daher ihren täglichen Kampf entweder mit der Mutter oder gegen ſich ſelbſt beſtehen.

Das zweite Gebrechen war eine angeborne und immer zunehmende Neigung zu geſelligen Unterhaltungen, das dritte endlich eine unbezähmbare Neugierde, welche die holde Forſcherin nicht ſelten bewog, bald das ſchöne himmelblaue Auge, bald eines der feingeformten Ohrläppchen, mit gehöriger Entfernung der braunen Lockenfülle, an das Schlüſſelloch der Thür in das mütterliche Kabinet zu legen, vermuthlich in keiner anderen Abſicht, als um die geheimſten Wünſche und Gedanken der Mutter zu erfahren, und, ſo viel möglich, ihre Erfüllung — zu beſchleunigen.

## Die unſchuldige Liſt.

Dieſer Fehler der töchterlichen Neugierde war aber der Mutter jetzt gewiſſermaßen ſogar lieb geworden, denn ſie baute darauf einen Plan zur Beſſerung des hübſchen Kindes, und beobachtete dabei ihre gewöhnliche Maxime, nicht nur jeden wirklichen Zwang und Machtſpruch, ſondern auch den Schein von Beiden ſo zu vermeiden, daß Friederike zur Erkenntniß und Verbeſſerung jedes Mal auf eine Art geführt wurde, die ſie glauben machte, ſelbſt darauf gekommen zu ſein.

Frau Elving hatte ſich im Witwenſtande angewöhnt, wenn ſie allein war, laut mit ſich ſelbſt zu ſprechen. Dieſen Hang zu Monologen beſchloß ſie jetzt zum Beſten des Töchterleins anzuwenden, und ſich einer unſchuldigen Liſt zu bedienen, worüber ſie, im Bewußtſein der guten Abſicht, keinen Vorwurf ſich machen zu dürfen glaubte.

Friederike ſaß im großen Zimmer am Stickrahmen, und dachte dabei an Dies und Jenes, was das Herz oder die Eitelkeit ſich wünſchte. Plötzlich erhebt ſie das braungelockte Köpfchen, legt den Zeigefinger der linken Hand auf die Lippen, und — horcht, denn die Mutter hält im Nebenzimmer ſo eben wieder ein Selbſtgeſpräch. Leiſe ſteht Friederike vom leiſe zurückgeſchobenen Stuhle auf, ſchleicht auf den Fußſpitzen an die Thür, ſtreicht die wallenden Locken gegen den Nacken zurück, legt das befreite Ohrläppchen an's Schlüſſelloch, und — horcht. Und was hört ſie, ſie, der kein Wort entgeht? den wörtlichen folgenden Monolog:

„Ja, mein Beſter! So wie meine Friederike bis dieſen Tag noch iſt, erlaubt mir mein Gewiſſen nicht, ſie Ihnen zur Gattin zu empfehlen. Sie ſelbſt, mein Beſter, verbinden mit allen Vorzügen des angenehmſten Äußeren und mit allen Vortheilen, die ein bedeutendes Vermögen Ihnen gewährt, auch noch die herrlichſten Talente, und Ihre blühende Jugend ſchmückt ſich mit ſoliden Eigenſchaften, welche ſonſt nur die Zierde des höheren Alters ſind. Sie gleichen jenen Bäumen in den ſüdlichen Ländern, die zu gleicher Zeit Blüten und Früchte tragen. Eben deßhalb wünſchen Sie zur Gattin ein Mädchen, welches nicht nur hübſch und liebenswürdig iſt, ſondern es ſoll auch mit den ſittlichen

Vorzügen alle häuslichen Tugenden verbinden. Sie, aus Liebe für mein Kind, und aus eigennütziger Vorſorge für ſein Wohl, zu täuſchen, dies wage ich durchaus nicht. Ich muß Ihnen daher aufrichtig geſtehen, daß meine Friederike jetzt noch zu wenig ausgebildet iſt, um als Gattin das Glück Ihres Lebens zu gründen. Noch iſt ſie zu unbeſonnen, zu putzſüchtig, und läßt ſich von dem Hange zum geſelligen Vergnügen zu ſehr beherrſchen. Hat ſie ſich hierin gebeſſert, und ſich Ihrer würdig gemacht, ſo werde ich mich beeilen, Sie davon zu benachrichtigen. Es ſteht Ihnen dann frei, um Herz und Hand zu werben; meiner Zuſtimmung ſind Sie gewiß." —

Friederikens Geſicht war während dieſes Selbſtgeſpräches immer röther geworden, wie die öſtliche Himmelsgegend beim anbrechenden Morgen. Sie wagte kaum zu athmen, theils, um kein Wort zu verlieren, theils, um ſich nicht zu verrathen, und den höchſt überraſchenden und intereſſanten Monolog zu ſtören. Sie blieb daher noch unbeweglich, ja wie verzaubert, in der nämlichen gebückten und ſehr beſchwerlichen Stellung, als die Mutter ſchon ſchwieg. Doch aber fuhr dieſe nach einer kleinen Pauſe fort: „Ja, lieber — (höchſt fataler Weiſe ſprach ſie eben den Eigennamen ſo leiſe und unverſtändlich aus, daß Friederikens geſpanntes Ohr auch nicht eine Silbe davon zu erhaſchen vermochte) ja, recht gut! Ich kann Alles dieſes, ſo wie ich es jetzt gedacht habe, von Wort zu Wort niederſchreiben, und den Brief abſchicken, ohne daß Friederike etwas davon erfährt." —

# Das Ideal.

Jetzt ſchlich das Mädchen auf den Zehen wieder an den Stickrahmen, ſetzte ſich, nahm die Nadel zur Hand, ſtach damit, ohne zu wiſſen, wohin und wozu, und flüſterte mit ſchalkhaftem Lächeln und wie triumphirend: „Ohne daß Friederike etwas davon erfährt? Ei, wie fein! liebes Mütterchen, wenn die Dirne, die ungerathene,“ nur nicht Alles ſchon wüßte!“ —

In dem Mädchenherzen fing nun ein gewaltiger Gährungsprozeß an. Es glich Medeens Zauberkeſſel, in dem Alles unter und durcheinander brauſt.

Natürlich ſtieg aus dem ſtürmiſchen Flammenchaos zuletzt das Ideal desjenigen Mannes hervor, der ein Inbegriff aller Vorzüge ſein ſollte. Aber — was war da nicht Alles zu bedenken! „Wann und wo konnte er ſie geſehen haben? Wie benahm er ſich? Was ſprach er, und wie? Sah ſie ihn öfter? Warum wandte er ſich zuerſt an die Mutter, ehe er der Gegenliebe der Tochter gewiß war? — Heiraten? Warum nicht! Und noch dazu eine ſo gute Partie, wie man ſie nicht alle Tage findet! — Wenn die Mutter nur den fatalen Brief nicht ſogleich abſchickte! Wozu denn die Eile? Und das Heimlichthun — und doch umſonſt! — Wenn man die Mutter nur von der Briefabſendung zurückhalten könnte! Aber wie? Man darf ſich ja nicht verrathen, nicht einmal merken laſſen, daß man nur ein Wort“ —

In dem Augenblicke öffnete ſich die Thür, und die Mutter trat mit der unbefangenſten Miene aus dem Nebenzimmer. Deſto befangener erſchien das brennende Geſicht Friederikens, deren Blicke oft fragend über die Mutter dahin ſtreiften. An dieſer war jedoch keine Spur irgend eines wichtigen Ereigniſſes zu erſpähen; es ſchien, als habe ſie nicht ein lautes Wort von jenem inhaltſchweren Monologe geſprochen. Das arme Kind begann beinahe an ſich ſelbſt irre zu werden, und an ihren eigenen Ohren zu verzweifeln.

Am nächſten Morgen ging die Mutter bei ziemlich ſchlechtem Wetter aus. Nun blieb wohl kein Zweifel übrig; ſie trug ganz gewiß den Schickſalsbrief auf die Poſt. Wie pochte Friederikens Herz! Sie ſammelte all ihren Muth und fragte, ob nicht etwa ſie das Geſchäft beſtellen könnte? Frau Elving verſicherte lächelnd, das Geſchäft fordere ihre perſönliche Gegenwart, und — ging.

Nun loderte das Mädchenherz in hellen Flammen und Viſionen auf. Der nie geſehene und unſichtbare Bräutigam trat bald zur Thür herein, und grüßte mit entzückender Freundlichkeit; bald flog er herein — zum Fenſter; bald ſtand er am Stickrahmen, wie hingebannt, und blickte jetzt auf die glühenden Blumen von Seide, jetzt auf die Lilien und Roſen auf Friederikens Wangen.

Nun reifte in ihr endlich der feſte Entſchluß, ſie müſſe den zudringlichen Freier doch auf jeden Fall kennen lernen; denn einen ſolchen Phönix mir nichts dir nichts aufzugeben, wäre ſträflicher Leichtſinn. Sei er wirklich ganz ſo, wie die Mutter ihn ſchilderte, ſo dürfte wohl ſchwerlich ein Zweiter kommen, der dem verſchmerzten Erſten gleiche. Und was müſſe denn geſchehen, um des Wundervogels habhaft zu werden? Nichts weiter, als einige kleine Fehler ablegen! Seine Fehler zu beſſern ſei aber ohnedies heilige Pflicht des Menſchen. Lege ſie nun ihre Fehler ab, ſo thue ſie ja nichts, als ihre Schuldigkeit, und es könne ihr Niemand, nicht einmal die Mutter ſelbſt, nachſagen, ſie habe jenen moraliſchen Aufwand nur deshalb gemacht, um einen Gatten zu erhaſchen. Somit war denn feſt beſchloſſen, ein halber Engel zu werden, und die ſchlaue Mutter hatte durch einen einzigen Monolog mehr, als durch wochenlange Ermahnungen und Erbauungsreden erreicht.

## Anſtalten zur Beſſerung.

Schon am nächſten Morgen fing Friederike ihr Beſſerungswerk wohlgemuth an. Sie kleidete ſich ſehr einfach, und ſtellte ſich dann vor den Spiegel, um ſich zu überzeugen, ob ſie wirklich einfach genug gekleidet ſei. Bei dieſer Gelegenheit erlaubte ſich ihre ſchlanke Geſtalt die Bitte um einige Aufmerkſamkeit. Auch war's nicht Friederikens Schuld, daß auch das liebliche Geſichtchen einen kleinen Tribut von unſchuldigem Beifalle verlangte. Und dieſes Geſichtchen war denn auch, um die Wahrheit zu geſtehen, heute wirklich allerliebſt. Es gehörte eigentlich zu jenen Geſichtern, die man journalieres nennt, die ihre ſchönen Tage haben, an denen ſie entzücken und bezaubern, aber eben ſo auch ihre nicht ſchönen, wo ſie reizlos, nichts ſagend, ja manchmal beinahe unhold erſcheinen. Der Ausdruck dieſer Geſichter iſt bei ſolchen Menſchen der wahre Abdruck ihres Inneren. Sie laſſen ſich von den Gemüthsſtimmungen beherrſchen, die ſich dann in der Phyſiognomie getreu abſpiegeln. Der Natur der Sache gemäß ſind ſolche Menſchen gewöhnlich reizbar und lebhaft, eben weil ihr Inneres für Leid und Freude ſehr empfänglich iſt, und ſich eben ſo ſchnell exaltiren als niederdrücken läßt; wogegen manche andere Menſchengeſichter, deren Eigenthümer eine weniger brennbare Seele und ein weniger bewegliches Gemüth haben, den Theatermasken der Alten gleichen, die, einmal aufgeſetzt, in allen ihren Zügen und Mienen unveränderlich dieſelben bleiben.

Friederike hatte noch das Eigene, daß ſich mit der Veränderung ihres Geſichtes auch jedes Mal einige Veränderung in ihren Anſichten, Geſinnungen und Empfindungen einſtellte, und das Antlitz dadurch ein eigentlicher Seelen-Barometer wurde. Sie war dann heiter oder trübſinnig, ſanft oder reizbar, gefühlvoll oder kalt, gefällig oder ſpröde, je nachdem das Antlitz ſchön oder nicht ſchön war.

## Der Spiegel.

Die auf den Monolog der Mutter gegründeten Ausſichten, die herrliche Architektur eines Hymentempels, der gefaßte gute Vorſatz zur Verbeſſerung ihrer kleinen Fehler, die Hoffnung des mütterlichen Wohlgefallens, und die dadurch erregte Selbſtzufriedenheit, ſie alle vereinigten ſich, dem Mädchengeſichte heute den höchſten Grad der Schönheit und Anmuth zu geben.

Friederike gewann, in dieſem Streben nach Vervollkommnung, über ſich ſogar die Gewalt, von dem Spiegel, der ihr ſo viel Schönes zeigte, bald wegzugehen. Sie ſetzte ſich an den Stickrahmen, und arbeitete zwei volle Stunden, ohne aufzuſtehen, da ſie doch ſonſt in derſelben Zeit dem Stuhle wenigſtens zehn Mal untreu wurde. Jetzt trat die Mutter ein. Friederike ſprang auf, flog ihr entgegen, und umarmte ſie mit einer Zärtlichkeit, welche der verſtändigen Frau keinen Zweifel übrig ließ, das Töchterchen ſei des Monologs geheime Zuhörerin geweſen, und dieſer habe die beabſichtigte Wirkung nicht verfehlt.

## Die Taube.

Frau Elving öffnete, als Friederike die etwas lange Umarmung endigte, den Deckel des runden Körbchens, welches ihr am rechten Arme hing, und — ſiehe da! Darin ſaß ein ſchneeweißes Täubchen mit aurorarothen Augen, dem erſtaunten Mädchen freundlich entgegen blickend.

„Woher?“ fragte Friederike, das weiße Gefieder ſtreichelnd. Die Mutter ſagte, indem ſie, wie es ſchien, ein gewiſſes Lächeln zu unterdrücken ſuchte: „Ein Geſchenk für

Dich!" — „Für mich? Von wem?" — So fragte das Mädchen, deſſen Wangen dabei röther wurden, als die Augen der Taube. In Friederikens Augen aber war deutlich der Gedanke zu leſen, dieſes Geſchenk könne durchaus von keinem Anderen kommen, als von dem unſichtbaren Monolog-Bräutigam. Die Mutter las dieſen Gedanken im Aurorageſichte, und ihr durch dieſe Bemerkung geſteigertes Lächeln beſtätigte wieder die Vermuthung der Tochter.

Die Taube wurde Friederiken von der erſten Minute an der Gegenſtand der größten Sorgfalt und Zärtlichkeit. Das animaliſche Sinnbild der ehelichen Zärtlichkeit und Treue ruhte der Gehenden in den Armen, der Sitzenden auf dem Schooße. Dabei verſchwanden Friederikens kleine Mängel mit jedem Tage mehr und mehr. Frau Elving erkannte wohl, welchen nicht unbedeutenden Antheil an dieſer plötzlichen Vervollkommnung die im Monologe eröffnete Ausſicht auf den im Hintergrunde ſtehenden Bräutigam habe. Sie kannte aber aus eigener Erfahrung, daß in ſolchen Fällen die Geduld der Mädchen eben nicht die ſtärkſte ſei, und kam endlich ſelbſt in nicht geringe Verlegenheit, wie ſie, wenn kein Heirats-Kandidat erſcheine, das zu Nutz und Frommen des Töchterleins ausgeſonnene Duodrama fortſpielen werde, ohne daß die Prima-Donna dabei entweder die Täuſchung oder die Geduld verliere, und dann gar ein Rezidiv eintrete, welches um ſo mehr zu fürchten wäre, weil die Rezidive gewöhnlich gefährlicher ſind, als die erſten Krankheiten.

# Das zweifache Ideal.

Friederike, jetzt ſchon beinahe ein Ideal der Weib-
ichkeit, hatte von den früheren Fehlern nur noch einen
inzigen: die Neugierde. Dieſe holde Göttin ſetzte aber dem
rmen Mädchen ganz gewaltig zu, um herauszubringen, wie
enn der an's Ende der Perſpektive hingeſtellte Bräutigam
igentlich ausſehe.

Friederike hatte ſchon verſchiedene Geſpräche ver-
ucht, um die Mutter, wie ſie meinte, auf langen Umwe-
en zu dem rechten Punkte hinzuführen; Frau Elving
ber wußte, wenn ſie jenem Hauptpunkte nahe kamen, je-
es Mal wie der glatteſte Aal zu entſchlüpfen. An einem
eierabende las Friederike der Mutter einen Roman vor.
ls ſie auf die Worte: „Das Ideal der Männlichkeit" kam,
gte ſie das Buch weg, fragte um den eigentlichen Sinn
ieſes Ausdruckes, und benützte die erhaltene Erklärung
hlau, um zu erforſchen, wie denn das monologiſirte Ideal
usſähe. Darüber ward das Geſpräch, worin beide Theile
ch wechſelſeitig zu überliſten trachteten, auf folgende Weiſe
rtgeſetzt:

Friederike. Das Ideal der Männlichkeit hat dun-
lblaue Augen, — denk' ich.

Mutter. Ich ſollte meinen — ſchwarze.

Friederike. Schwarze? — Aber, liebe Mutter!
denke nur, welches ſanfte, liebevolle Gemüth aus blauen
ugen hervorleuchtet!

Mutter. Aber, liebe Tochter, bedenke doch auch, welcher Geiſt, welches Feuer aus ſchwarzen Augen ſtrahlt!

Friederike. Dagegen iſt blau die Farbe der Treue, und das treuherzige blaue Auge — —

Mutter. Alſo — Du wollteſt durchaus keinen Mann mit ſchwarzen Augen zum Gatten? — (Mit ſchlauer Betonung). Das thut mir wahrhaftig leid!

Friederike (begütigend). So arg iſt's nicht gemeint. Ich will den ſchwarzen Augen nichts von ihrem Werthe nehmen; ich glaube nur. — Aber nicht wahr? Kaſtanienbraune Locken hat das Ideal doch?

Mutter. Was fällt Dir ein? Zu ſchwarzen Augen paſſen ſchwarze Haare am beſten.

Friederike. Nu ja — dunkle, die ſich der ſchwarzen Farbe nähern.

Mutter. Nein, rabenſchwarz!

Friederike. Rabenſchwarze?

Mutter. Die ſind Dir zuwider? Das wäre übel!

Friederike (betroffen). Übel? Warum denn?

Mutter. Nu — ich denke nur, wenn ſich's gerade ſo träfe, daß ein Brautwerber mit ſchwarzen Augen und Haaren ſo aus den Wolken fiele, und Du dann —

Friederike (für ſich). Aha! Er hat alſo ſchwarze Augen und Haare. So viel hätten wir heraus!

Mutter. Wäre dieſer Mann nun übrigens wohlhabend, verſtändig, angenehm, edel — —

Friederike. Ei — das wäre ein Anderes! Solche Eigenſchaften binden ſich ja an keine Farbe. Aber groß und ſchlank ſoll das Ideal doch ſein? (Für ſich.) Wenn ich ihn nur ein Mal ſähe oder doch beiläufig wüßte, wie — —

Mutter. Groß allerdings; aber ſo beſonders ſchlank zu ſein braucht's eben nicht.

Friederike. Eine edle Geſtalt kann ich mir nicht anders als ſchlank vorſtellen.

Mutter. Das iſt nun ſchon wieder ein fataler Umſtand!

Friederike. Ein Umſtand! Das eben nicht — aber beſſer iſt beſſer! Ich verlange nicht, daß er gerade, wie man ſagt, ſchlank wie eine Tanne ſei; aber doch auch nicht ſo derb, daß er ungeſchlacht, und nicht ſo dick, daß er lächerlich ausſieht.

Mutter. Das Reſultat des Ganzen wäre denn, daß Dein Ideal der Männlichkeit, je nachdem ſich's findet, entweder blaue oder ſchwarze Augen, braune oder auch ſchwarze Haare haben ſoll, ſchlank oder auch — — —

Friederike. Da wüßt' ich ja ſelbſt nicht, was ich will? Ein zweifaches Ideal wäre ſo viel, als gar keines.

Mutter. Du gabſt aber Deine Idealzüge jedes Mal auf?

Friederike. Weil ich nachgiebig bin, und weil die Tochter der höheren Einſicht der Mutter nicht widerſprechen ſoll.

Mutter. Hegſt du in allen Fällen ſo löbliche Geſinnungen?

Friederike. Du ſagſt ja immer, man müſſe ſich den Menſchen und den Zeiten fügen.

Mutter. Allerdings; beſonders dann, wenn man ſeine guten Urſachen dazu hat — oder zu haben glaubt. Verharre nur, liebe Friederike, bei dieſen edlen Grundſätzen! Du wirſt dabei nicht übel fahren.

Frau Elving fand gerathen, das Feld jetzt zu räumen, da ſie es noch ohne Nachtheil thun konnte, indem Friederiken die Hoffnung auf die Realiſirung des Ideals noch unverrückt blieb. Sie begab ſich daher, um der Fortſetzung des Geſpräches zu entgehen, in das Schlafkabinet, während das zurückgebliebene Mädchen das Ideal der Männlichkeit nach den mütterlichen Andeutungen zuſammenſetzte.

## Die weiſen Frauen.

Das Ideal war nun von der lebhaften Fantaſie ausgemalt, und zum Reden getroffen. So, und nicht anders mußte der Brautwerber, nach Friederikens Meinung, ausſehen. Aber warum zögert er noch immer? Wär's möglich, daß er ſelbſt ſo lau ſein ſollte? Oder hält ihn die Mutter aus übertriebener Vorſicht zurück? Hab' ich nicht alle Fehler, bis auf den kleinſten, ſchon abgelegt? Was hindert alſo Ihn und Sie?

So monologirte Friederike, aufgebracht über das Zögern der Mutter, und komiſch erboſt über ihre eigene Vervollkommnung, die ihr jetzt beinahe als eine vergebliche Mühe erſchien. Sie ging in ihrem närriſchen Unwillen über ſich ſelbſt ſo weit, daß es ihr um die abgelegten Fehler beinahe leid that, denn, meinte ſie, es gäbe ja gewiſſe kleine Fehler, die mitunter recht hübſch wären, und die ihrigen gehörten ohne Zweifel in dieſe Klaſſe.

Aufrichtig zu reden, hatte aber dieſe Ungeduld des ſonſt ſo wohlgeſitteten Mädchens ihren Grund nicht ſowohl in dem verzeihlichen Wunſche nach einer guten Partie, ſondern noch viel mehr in der, Eva's Töchtern eigenen Neugierde.

In einem noch fataleren Zuſtande befand ſich die Mutter, deren Verlegenheit nun mit jedem Tage zunahm. Der zur Behorchung gehaltene Monolog hatte in dem Mädchen Hoffnungen erregt, die jetzt nicht befriediget werden konnten, weil dazu nichts mehr und nichts weniger fehlte, als — der Bräutigam. Friederike, das erkannte die Mutter deutlich, hatte diejenigen Fehler, die ſie ablegen ſollte, wirklich abgelegt, und ſie konnte jetzt mit vollem Rechte verlangen, daß der Bräutigam aus dem Hintergrunde hervortrete, und als Ideal der Männlichkeit durch ihre Hand ſich gleichſam mit dem Ideale der Weiblichkeit verbinde.

In dieſer Herzensangſt beſchloß Frau Elving, deren eigener Kopf nicht ausreichen wollte, ſich mit einem fremden zu behelfen. Sie vertraute die ganze Geſchichte des effektvollen Monologs einer nachbarlichen Freundin. Dieſe wußte gleichfalls keinen Rath, gelobte zwar die ſtrengſte Verſchwiegenheit des ihr anvertrauten Geheimniſſes, zog aber, das gegebene Wort aus Menſchenliebe brechend, ſchon in der nächſten Stunde eine andere Freundin zu Rathe, die, obſchon eine ſehr kluge Frau, eben ſo wenig zu helfen wußte, und ſich deshalb an eine noch klügere Sibylle wendete, die eine beſonders glückliche Gabe hatte, mit ſehr vielen Worten nichts zu ſagen. So wurden denn von den drei weiſen Frauen noch drei andere in das Geheimniß eingeweiht; daß aber ſechs weibliche Zungen im Stande ſind, zur Verbreitung der Sache allerdings etwas beizutragen, dies wird wohl ſchwerlich Jemand bezweifeln. Die Richtigkeit deſſen bewährte ſich auch neuerdings ſehr bald.

## Ein Bräutigam.

Schon nach Verlauf einiger Tage trat Apollonia Dürmer, eine kleine, dicke, rothwangige, ſehr freundliche und äußerſt geſprächige Frau, eine wohl genährte, gut konſervirte Sechzigerin, zu Frau Elving in's Zimmer. Ihr folgte ein himmelhoher ſtarkleibiger Mann, ſehr höflich, doch mit etwas ſteifem Anſtande. Nach den erſten Komplimenten und Entſchuldigungen, die liebe Freundin ſo lange nicht beſucht zu haben, ſtellte die Beſuchende in ihrem Begleiter den Herrn Wandler, geweſenen Verwalter zu Buſchberg, vor.

Dieſer nahm hierauf ſelbſt das Wort, und ſprach, ſo zierlich und zugleich ſo abgemeſſen und etwas eintönig ohne Aufhören, daß die Geſellſchaft, die eigene Redeluſt bezähmend, ſich wider Willen entſchließen mußte, das Parterre vorzuſtellen. Herr Wandler bat zuerſt des Breiten, ihm, als ungeladenem Gaſte, nicht zu zürnen. Hierauf gab er ſeine ausführliche Lebensbeſchreibung zum Beſten, wie die

Wiege mit ihm umgefallen ſei, ohne ihn zu beſchädigen; welche nüchterne Genieſtreiche er zur Kurzweil ſeiner Ältern ausgeführt, wie er dann in der Schule eben nicht zu viel gelernt, wie er dann ferner ſeine bürgerliche Laufbahn begonnen, ſich ſelbſt genügt, und eine Averſion gegen das weibliche Geſchlecht gefaßt, nach dreißigjähriger Güterverwaltung ſich vom mühſeligen Geſchäftsleben zurückgezogen, endlich, mit zeitlichen Gütern geſegnet, mit reifer Überlegung den Entſchluß gefaßt habe, ſich ein eheliches Gegentheil beizulegen, welches ſonach, wenn er mit Tode abgehe, als Univerſal-Erbe ſeines hinterlaſſenen Vermögens ſich zu erfreuen haben werde und ſolle. Nun folgte eine Schilderung ſeiner perſönlichen Eigenſchaften, und zum gänzlichen Beſchluſſe noch eine Beſchreibung der Tagesordnung, die er bisher beobachtet habe, und fernerhin zu beobachten gedenke.

Der langen Rede kurzer Sinn ſchimmerte hervor wie ein einzelner Sonnenſtrahl aus dem grauen Gewölke eines trüben Tages. Friederike ſtellte dabei die aufglimmende Morgenröthe vor. Sie heftete Anfangs fragende Seitenblicke auf die Mutter, die aber immer feuchter wurden, je mehr der geweſene Herr Verwalter Wandler in ſeinem Lebenswandel auf die Herzensverwaltung kam. Da ſchienen die Blicke des Mädchens ganz deutlich zu ſagen: „Wie? Der da wäre das Ideal der Männlichkeit? Der Held des Monologs? Nein, Mutter! lieber zehntauſend Fehler, als dieſen zum Ehegemahle! O Mutter — wie haſt Du mich getäuſcht!“ —

Frau Elving verſtand dieſes Selbſtgeſpräch von Friederikens Augen vollkommen; deſto weniger Notiz nahmen Frau Dürmer und Herr Wandler davon, da Jene zu viel mit dem Kaffee, Dieſer zu viel mit ſich ſelbſt beſchäftigt war. Er gedachte ſo eben, die Brücke zum Übergange und zum Angriffe auf die ſchöne Feindin zu ſchlagen, konnte aber nicht die erwünſchte Redensart finden, was ihn, der auf die Wichtigkeit von Ausdrücken und Redensarten ſo hohen Werth legte, in's Stocken brachte. Endlich erblickte er auf Friederikens Schooße das Lieblingstäubchen. Konnte ihm ein Gegenſtand gelegener kommen? Er ſetzte ſich alſogleich in Poſitur, und fing die Taube zu apoſtrophiren an: „O du, mit ſchneeweißem Gefieder angethan! Sinnbild der Liebe und der Unſchuld! Muſter der Treue! Freundin angenehmer Zärtlichkeit! Girrendes Täubelein! ſo ganz geeignet, ein Geſchenk und gleichſam Pfand der Liebe abzugeben. Wenn du — — —"

Friederike ließ, vor Schrecken über dieſe Worte, die Taube vom Schooße gleiten, ſprang auf, und jagte ſie zürnend fort, indem die letzten Worte des veralteten Redners in ihr den Argwohn erweckten, die arme Taube ſei wirklich ein Geſchenk von ihm. Das geliebte Thierchen wurde ihr von dem Augenblicke an ſo verhaßt, daß ſie's nicht mehr bei ſich dulden konnte. Sie bat die Mutter, die Verabſchiedete aus dem Hauſe zu entfernen, und glaubte dadurch dem vermeintlichen Brautwerber zu verſtehen zu geben, was der Taube vor ſeinen Augen widerfahre, gelte eigentlich ihm ſelbſt.

Friederike hoffte dadurch einer gefürchteten Erklärung von Herrn Wandlers beredten Lippen vorzubeugen. Dieſer ließ ſich aber von dem traurigen Schickſale des verbannten Vogels ſo wenig irre machen, als ſei gar nichts vorgefallen, gedachte des kaum apoſtrophirten animaliſchen Symbols mit keinem Worte mehr, und ſagte: „So laſſen wir denn die Taube Taube ſein, und ſprechen ſomit als vernünftige Leute! Sehen Sie dieſe Schrift hier an! Sie enthält mein Teſtament, und ernennt meine Zukünftige, deren Name noch in bianco gelaſſen iſt, zur Univerſal-Erbin meines geſammten Vermögens. Nun — kurz und gut! wie ſteht's? wollen Sie meinen Antrag — — —“

Friederike machte der Rede ein Ende, indem ſie vom Stuhle fiel, aber nicht aus Ohnmacht, ſondern wegen des erſtickten Lachens, welches ihr den Athem verlegte.

## Wechſelſeitiges Geſtändniß.

Frau Elving glaubte, Friederike ſei aus Schrecken über den ihr drohenden Antrag des Herrn Verwalters wirklich in Ohnmacht gefallen, und war vor Schrecken ſelbſt einer Ohnmacht nahe. Das Mädchen erholte ſich jedoch ſogleich wieder zur Beruhigung und Freude der Anweſenden. Herr Wandler ſah dieſe vermeintliche Ohnmacht aus einem ganz anderen Geſichtspunkte an; denn ſeine Eitelkeit flüſterte ihm zu: „Der plötzliche Andrang zärtlicher Empfindungen, folglich eine Art von Übermaß der Freude, habe dem Mädchen jenes Vergehen der Sinne verurſacht. Er ſchickte ſich daher eben an, ſeinen wohlgemeinten Heiratsantrag noch ausführlicher auseinander zu ſetzen: die Mutter bat aber entſchuldigend die Geſellſchaft, ſie zu verlaſſen. Herr Wandler nahm denn mit einem Schwalle von Worten und beliebten Redensarten Abſchied, und Frau Dürmer ermangelte nicht, auch ihre geläufige Zunge ſo in Bewegung zu ſetzen, daß Beide immer zugleich ſprachen, und unter Androhung baldiger Wiederholung des unterbrochenen Beſuches ſich entfernten.

Kaum war die Luft rein und das Zimmer, in dem die jetzige Stille wie ein wohlthätiger Genius der Harmonie herrſchte, leer geworden, als Friederike ſich mit Heftigkeit in die Arme der Mutter warf, ſie beſchwor, den Herrn Wandler ihr nicht aufzudringen, und dagegen feierlich gelobte, ſie wolle, auch ohne die entfernteſte Hoffnung zu irgend einer ehelichen Verbindung, ſich's angelegen ſein laſſen, ſelbſt die kleinſten Fehler abzulegen, ihr ganzes Leben zu einer Übungsſchule in allen weiblichen und häuslichen Tugenden zu machen, und ſo raſtlos zu arbeiten, daß ſie die Mutter und ſich ſelbſt mit ihrer Handarbeit zu erhalten vermöge.

Die Mutter tröſtete, begütigte, und verſprach Alles; Friederike brach aber in einen Strom von Thränen aus, ſchüttelte zu allen Verheißungen das umlockte Köpfchen, verſicherte, daß ſie in dieſem einzigen Falle der verehrten Mutter keinen Glauben beimeſſen könne, und geſtand endlich geradezu, daß ſie jenen unglückſeligen Monolog an der

Thür heimlich behorcht, ſich aber einen ganz anderen Bräutigam, als den fatalen Herrn Verwalter, erwartet habe.

Ein Geſtändniß erweckte das andere. Frau Elving, gerührt von Friederikens Selbſtanklage und der damit verbundenen Verlegenheit, beeilte ſich, dem beklommenen Mädchen eine Erleichterung zu verſchaffen, und bekannte zu dieſem Behufe ganz offenherzig, daß jener affektvolle Monolog abſichtlich gehalten werden und ein poetiſcher geweſen ſei, jedoch zur Erreichung eines ſehr moraliſchen Zweckes dienen ſollte, nämlich, das Töchterlein, da die Mädchen einem annehmbaren Bräutigam Manches zu Gefallen thun, zur Abgewöhnung einiger mißfälliger kleiner Fehler zu bewegen. Der Monolog habe die erfreulichſte Wirkung hervorgebracht, die, wie ſie von Friederiken erwarten durfte, gewiß eine bleibende ſein werde. Sie gab daher die feierliche Verſicherung, daß Herr Wandler weder der Monolog-Bräutigam, noch überhaupt das Ideal der Männlichkeit ſei, ſondern blos vom Zufalle an's Land geworfen wurde. Der Rechte werde indeß zu ſeiner Zeit unfehlbar erſcheinen, und nicht ermangeln, das veredelte Mädchen ſo zu beglücken, wie ſie es verdiene.

So war denn Liebe und Eintracht zwiſchen Mutter und Tochter wieder hergeſtellt. Die unſchuldige Taube genoß wieder die alte Zärtlichkeit ihrer Gebieterin, und ſelbſt Herr Wandler durfte erſcheinen, ohne für Friederiken ein Gegenſtand des Widerwillens zu ſein, weil ſie jetzt gewiß war, ſeine Bewerbung nicht fürchten zu müſſen.

# Zu ſpäte Heimkehr.

Ein Poſthorn ſchell durch die Gaſſe, ſo friſch und luſtig, wie nur ein Poſtillon, dem ein zwei- oder gar dreifaches Trinkgeld vom Paſſagier zu Theil ward, es kann erſchallen laſſen. Mutter und Tochter eilten an's Fenſter; eine zierliche Poſtchaiſe flog vorüber, ſchnell wie ein Wolkenſchatten. Ausſprang Otto Nelswerth, der einzige Sohn des allgemein verehrten Finanzrathes Nelswerth. Leider war aber dieſer einzige Sohn ſo leichtſinnig, daß von dem biederen, ſoliden Vater nicht die geringſte Spur in ihm ſich zeigte. Otto befand ſich jetzt ſeit zwei Jahren auf Reiſen, und zog wie ein irrender Ritter kreuz und quer in der Welt herum. Die vielen Abenteuer, die er auf ſeinem luſtigen Heldenzuge beſtand, geſtatteten ihm nicht, dem väterlichen Rufe zu folgen, der ihn, an des Lebens Flüchtigkeit erinnernd, in die Heimat zurückrief. Der letzte Brief, welcher des Vaters gerechten Zorn gegen den Liebloſen mit ſchweren Worten und ſchreckenden Drohungen ausſprach, erſchütterte endlich den talentvollen ſchönen, aber höchſt unbeſonnenen Jüngling, und beſtimmte ihn zur Rückreiſe in das Vaterhaus.

Auf dem Heimwege umſchwärmten den Träumer noch lange die Bilder ſeiner Eroberungen und der genoſſenen Freuden. Je näher er aber der Heimat kam, deſto lauter wurde die Stimme des Gewiſſens, das ihn mit Vorwürfen überhäufte. Die Reue erwachte im geängſtigten Herzen, und ließ ihn ſein Unrecht erkennen. Jetzt ſtand nicht der ſtrenge, ſondern nur der wohlmeinende Vater vor Otto's Fantaſie, und er fühlte ſich von bangen, aber zärtlichen Empfindungen ergriffen.

In dieſer Stimmung flog er mit eilender Ungeduld die Treppe hinauf, durch das Vorzimmer, und wendete ſich jetzt nach dem Flügel der vom Vater benutzten Gemächer. Schon wollte er die Thür öffnen; in dem Augenblicke ſprang ihm der alte Thomas haſtig entgegen, vertrat ihm den Weg, und ſchrie: „Um des Himmels willen — zurück!“ Der Zuruf kam aber zu ſpät, die Thür ging auf, hohe Kerzen flammten, und im ſchwarz aufgebahrten Sarge lag der Vater, das todtbleiche Geſicht gegen den eintretenden Sohn gewendet.

Otto ſank, keines Wortes mächtig, auf die Knie. Der, ihm auf dem Fuße nachfolgende Thomas hielt den Betäubten mit beiden Armen feſt, daß er nicht zu Boden fiel, murmelte aber mit dumpfer Stimme: „Die Strafe des Ungehorſams!“ Otto verlor die Beſinnung, ward in ein anderes Gemach getragen, und auf ein Ruhebett gelegt, auf dem er erſt nach vielen angewendeten Mitteln zu ſich kam, doch in ſeinem Innern ſo verwirrt, daß er noch auf der Reiſe zu ſein, und aus einem ſchrecklichen Traume zu erwachen glaubte.

## Der Enterbte.

„Sogleich anſpannen und fort von hier! Und ſogleich die Rechnung! Was beträgt ſie? — Schrecklicher Traum!

Sollte er ein Wink ſein, der — — Iſt Alles bereit?" — So rief Otto mit verſtörten Mienen zum alten Thomas, den er für den Oberkellner des Gaſthofes hielt, in dem er eingekehrt zu ſein und ſo ſchrecklich geträumt zu haben glaubte.

Es koſtete dem Alten viele Mühe, ſeinem jungen Herrn die Wahrheit begreiflich zu machen. Als ihm dies endlich gelungen war, konnte er ſich nicht enthalten, eine inhaltſchwere Strafpredigt zu halten, die ungefähr mit den folgenden Worten ſchloß: „Und ſo haben Sie denn durch Ihre Schuld Ihr Glück verſcherzt, und dazu noch das traurige Bewußtſein, Ihr Unglück verdient zu haben. Ich will's Ihnen nur unverholen geſtehen — ich hab's ja aus dem Munde des Gottſeligen, eben heute ſind's vierzehn Tage, ſelbſt vernommen, denn er ſchloß mir ſein ganzes Herz auf, da er keinen Sohn hatte, dem er's aufſchließen konnte; ich will's Ihnen alſo unverholen geſtehen: Sie ſind enterbt, Ihres liederlichen Lebenswandels, Ihres Ungehorſams und Ihrer Liebloſigkeit wegen enterbt; der Pflichttheil iſt jetzt Alles, was Sie zu hoffen haben; nur der gute Sohn kann Univerſal-Erbe ſein."

Otto ſchwieg, vor ſich hinſtarrend. Er wagte es nicht, nur den leiſeſten Tadel gegen den Vater zu denken; dennoch aber ging in ſeinem Inneren eine Veränderung vor. Der Zahn der nagenden Reue verlor ſeine Schärfe, der Stachel des trauernden Schmerzes ſeine Spitze. Den heimlichen Groll über den Verluſt der Univerſal-Erbſchaft und den Unwillen des beleidigten Egoismus zu beſchönigen, ſuchte Otto unter den allgemeinen philoſophiſchen Troſtgründen für ſich

aufzutreiben, ſo viel er vermochte, weibiſches Erliegen zu
verſpotten, und männliches Ertragen des Unglücks als Pflicht-
ſache zu preiſen. Zugleich beſchäftigte er ſich mit dem Ent-
vurfe eines künftigen Lebensplanes, der ſeinen ſehr be-
ſchränkten Mitteln angemeſſen ſein ſollte.

## Das Teſtament.

Schon war der Sarg des Finanzrathes in den Schooß
er Erde geſenkt. Der Tag der feierlichen Eröffnung des
eſtamentes erſchien. Blaß und düſter trat Otto in den
Gerichtsſaal. Der verhaltene Mißmuth ſprach dennoch aus
der Miene, und verkündete die ſtreitenden Empfindungen,
e ſein Inneres durchwühlten, da mit der Verzweiflung
ver den Verluſt der Erbſchaft ſich nun auch die Furcht vor
r ihn erwartenden Beſchämung vereinigte, wenn der vä-
rliche Fluch und die Enterbung vor der Verſammlung kund
macht würde. In dieſem Augenblicke verwarf er in wil-
m Aufruhre den früher gefaßten Plan eines geregelten
d gemäßigten Lebenswandels, und beſchloß das Gegentheil,
mlich, ſich allen Leidenſchaften rückſichtslos hinzugeben,
n der Bürde des ihm verhaßten Lebens auf die tollſte
eiſe je eher je lieber los zu werden. War auch ein Theil
ſes frevelhaften Entſchluſſes nur das Werk des böſen Au-
blickes, welches in der Ausführung ſelbſt nicht ſo arg
vorden wäre, ſo wirkte doch der dadurch entſtandene Ge-
thsſturm ſo heftig, daß Otto beinahe die Beſinnung

verlor, und den Gerichtsſaal verlaſſen mußte, ehe der Akt der feierlichen Teſtaments-Eröffnung vor ſich ging.

Zu Hauſe angekommen, warf er ſich auf ein Ruhebett und lag, dumpf hinbrütend, in ſtummer Verzweiflung. Jetzt entſtand ein Gepolter im Vorzimmer, die Thür flog auf, und herein ſtürzte der alte Thomas, in einem nicht weniger ſchrecklichen Zuſtande, als ſein Herr, obſchon aus einer ganz anderen Urſache. Er warf ſich zu den Füßen des Liegenden, und glich durch den ſonderbarſten Kontraſt von Schmerz und Freude einem Wahnſinnigen. „Ach!" rief er. „Weh' über mich! Welchen Kummer habe ich Ihnen verurſacht, und es mußte nicht ſein! Verzeihung! Ich habe gefehlt; aber ich bin dennoch unſchuldig!" Mit dieſen Worten überreichte er dem Jünglinge, der ſich dieſe Szene nicht zu erklären vermochte, das Teſtament des Vaters.

„Weg damit!" rief Otto, ſich mit Entſetzen abwendend. — „Nicht doch!" keuchte Thomas, dem beinahe der Athem verſagte; „Leſen! Leſen!"

Otto nahm das Papier mit zitternder Hand und las. Plötzlich ſtürzte ein Thränenſtrom aus ſeinen Augen, und er ſank mit dem Ausrufe: „O mein Vater!" ohnmächtig auf das Sofa zurück.

Die Stelle, welche ihn ſo gewaltig ergriff, lautete folgendermaßen:

„Zum Univerſal-Erben ernenne ich meinen Sohn Otto. Je weniger Liebe er mir gezeigt hat, deſto mehr ſoll er die Stärke meiner Liebe für ihn erkennen. Je leichtſinniger er bisher Leben und Geld vergeudet hat, deſto mehr wird er nun den Werth von Beiden erkennen, und Beides vernünftig zu genießen verſtehen. Ich bin von der Wirklichkeit dieſes auf ihn geſetzten Vertrauens und von der gewiſſen und baldigen Rückkehr auf den rechten Weg ſo feſt überzeugt, daß ich im letzten Augenblicke meines irdiſchen Daſeins den Abweſenden ſegne, und mein Auge mit voller Beruhigung ſchließe. Gott ſei mit ihm!“ —

## Guter Vorſatz.

**Otto** erhob ſich nach einigen Minuten vom Sofa, ließ ſich auf die Knie nieder, und betete ſchweigend, die Hände gefaltet, die Augen zum Himmel gewendet. Endlich ſprach er mit lauter Stimme: „Vater, der nun unter den Seligen wohnt, und Gott ſchaut! Vernimm meinen feierlichen Schwur! Ich habe, untreu der Kindespflicht, Dein ſterbendes Auge nicht zugedrückt, und Du haſt mich geſegnet. Aber Dein Segen ſoll wie ein heiliges Kleinod in meiner Seele ſo rein aufbewahrt werden, daß ich, wenn der Tod einſt meine Augen ſchließt, mit jener Ruhe zu Dir hinübergehe, mit welcher Du, im Vertrauen auf meine Beſſerung, von mir und dieſer Welt geſchieden biſt! Dein Sarg ſei mir die Wiege eines neuen Lebens, das ich, Deiner würdig, verlaſſen will! Deine Liebe ſei der Schutzgeiſt, der nie von mir weichen ſoll! Redlichkeit, Wohlwollen und ſtrenge Pflichterfüllung ſeien die frommen Opfergaben, welche, Dir darzubringen, ich nie ermüden werde!“

Er ſtand nun auf. Keine Spur von Schwäche und Erſchütterung gewahrend, fühlte er ſein Gemüth beruhigt, ſeinen Leib neugeſtärkt. Dies bemerkte Thomas, der, Otto's Gebet leiſe mitſprechend, in einiger Entfernung geſtanden war. Er näherte ſich jetzt entſchuldigend, daß er jene falſche Schreckens-Nachricht gebracht habe, die er aus dem Munde des Finanzrathes, vierzehn Tage vor deſſen Tode, vernahm, und eben deßhalb feſt glaubte, weil der Sterbende die erfreuliche Willensänderung nicht mehr ſagen konnte oder wollte.

Otto umarmte den alten, treuen Diener verzeihend, und ernannte ihn zu ſeinem eigenen, mit verdoppelter Löhnung, bis an's Ende ſeiner Tage.

## Heirathsluſt.

So war denn von Otto's Seele das Nachtſtück ſeines wüſten Lebenstaumels abgefallen, und er ſchaute voll Ruhe in das freundliche Morgenroth einer makelreinen Zukunft hinüber. Ergriffen von der Überzeugung, daß der Menſch, der keiner feſten Beſchäftigung obliegt, bei der bekannten Schwäche der menſchlichen Natur, einem Rohre gleiche, welches jeder Wind nach einer andern Seite bewegt, mithin leicht die gerade Richtung verliere und entarte, bewarb er ſich ſogleich um ein öffentliches Amt und erhielt eine Staatsbedienſtung da, wo die rühmlich zurückgelegte Laufbahn des Vaters ihn als ſchönes Vorbild zur Nachahmung aneiferte.

Einen beträchtlichen Theil des baren Geldes verwendete er auf den Ankauf eines kleinen Landgutes, in deſſen freundlichem Schooße er die ſchönſten Stunden der Erholung von angeſtrengten Arbeiten genießen wollte, aber nicht einſam, ſondern im Kreiſe einer liebevollen Gattin, da der Hageſtolz in ſeinem egoiſtiſchen Glück, einem hellen aber kalten Dezembermorgen gleich, die ſchönſten Momente in Leid und Freude doch nie kennen lernt, folglich nur ein halbes Leben lebt, weil er mit den Übrigen nur durch Vergnügen und Eigennutz verbunden iſt, ohne die Wonne des gemeinſam getragenen und überſtandenen Unglücks, und des vereinigt genoſſenen Glückes empfunden und erprobt zu haben. Iſt das eheliche Leben gleich eine bittere Schule der Geduld, ſo geht doch zuverläſſig nur aus ihr der veredelte und vollendete Menſch hervor, indeß der ſelbſtſüchtige Hageſtolz nur einige Theile ſeines Innern ausbildet.

## Schwere Wahl.

Der Verwalter des angekauften Gutes war vor kurzer Zeit geſtorben. Mehrere meldeten ſich um die einträgliche Stelle, unter ihnen auch Herr Wandler, der ſich wieder nach einem Amte ſehnte, theils, weil ihm das geſchäftloſe Leben mißfiel, theils, weil das Heiraths-Projekt, ungeachtet Friederike ihn eben nicht ſehr aufmunternd behandelt hatte, im verwalteriſchen Kopf noch ſo gewaltig ſpuckte, daß er von der Zeit, die — nach dem Sprichworte — Roſen bringt, auch die Roſen der Liebe mit unerſchütterlicher Standhaftigkeit erwarten wollte.

Herr Wandler beſaß ökonomiſche Kenntniſſe, hatte ſich Erfahrungen geſammelt, und verſtand da, wo es ſeinen Vortheil galt, auf eine eigene Weiſe verſtändig und angenehm zugleich zu erſcheinen. Otto, der nun in allen Dingen ſehr beſonnen zu Werke ging, gab ihm vor den Mitwerbern den Vorzug, doch nur in ſo fern, daß er ſich eine Probezeit von drei Monaten gefallen laſſen mußte. Herr Wandler unterzog ſich, im Vertrauen auf ſeinen Werth, der Bedingung ohne Widerrede und trat ſein Amt ſogleich an.

Otto richtete ſich Gut und Schloß nach ſeiner Fantaſie ein, nahm aber dabei immer Rückſicht auf eine Gattin. Er ließ Augen und Gedanken, gleich den auf das Honigſammeln ausfliegenden Bienen, wohl unter manchen Schönen herumſchwärmen, er hatte aber ſchon zu viel kennen gelernt, um nicht einen gewiſſen Scharfblick erworben zu haben, der ihm bei Dieſen und Jenen, ungeachtet des gewinnenden Äußern, ſo bedeutende Mängel und Gebrechen zeigte, daß er die Candidatinnen aufgab, ehe ein näheres Verhältniß ſich anſpinnen konnte.

## Brautwerbung.

Eines Tages trat Wandler, den Otto bereits lieb gewonnen hatte, zu ſeinem wohlwollenden Herrn ins Zimmer, legte ſeine Rechnungen, und erſtattete über die ihm obliegenden Geſchäfte genauen Bericht. Alles befand ſich in der beſten Ordnung. Otto gab ſeine volle Zufriedenheit zu erkennen und verlieh dem Belobten ſein Amt als fixe Anſtellung, obſchon die bedungene Probezeit noch nicht verfloſſen war. Jetzt ſtellte ſich Herr Wandler, ſeiner ſtattlichen Figur wohl eingedenk, in Poſitur, räuſperte, die rechte Hand mit Anſtand dem Munde vorhaltend, und begann: „Hochgebietender, inſonderheit hochzuehrender gnädiger Herr! Das ganze Dorf hat gegenwärtig nur eine Stimme, und dieſe eine Stimme dient dem ungeſchlachten Bauernvolk nur dazu, um ſich glücklich zu preiſen und dem Herrn der Herren zu danken, daß er Ihnen einen ſolchen Herrn, wie Euer hochgebietende Gnaden, gab!"

„Das freut mich vom Herzen," unterbrach Otto den Redner; „nun von etwas Anderm!" — Aber Herr Wandler war nun einmal im Zuge, beachtete die Worte des hochgebietenden Herrn ſo wenig, als hätte dieſer gar nichts geſagt, warf ſich ausdehnend noch mehr in die Bruſt, und fuhr fort:

„So wie aber das ganze Dorf nur eine Stimme hat, ſo vereinigt ſich dieſe eine Stimme insgeſammt und insbeſondere jetzt in meiner Perſon, um ein lautes dreimaliges Heil! Heil! und nochmal Heil! auszurufen."

Dieſer Ausruf ſcholl auch ſo gewaltig, daß Otto ſich unwillkürlich die Hände an die Ohren hielt. Das ſtörte aber den verwalteriſchen Cicero nicht im Geringſten, ſondern er fuhr abermal fort:

„Wiſſe denn, Held und Menſchenfreund, der den Geruch vom Wohle ſeiner Mitmenſchen wohlgefällig einſaugt, wie einſtmalen die Götter den Opferduft, wiſſe, Preiswürdigſter der Sterblichen, ich, der ich lange ſtumm war, breche nun das Stillſchweigen, um aller Welt und Euer Gnaden mein Glück auszupoſaunen. Und fehlt mir noch irgend etwas in dieſem Jammerthale, ſo iſt es weiter nichts als ein — Weib! Ja, ich ſag' es unverholen: ein Weib! „Ein Weib," ſagt der Dichter, „iſt das herrlichſte Ding auf der Welt!" Und ich ſetze hinzu: „Das Herz wird nie alt!" Ja, gnädigſter Herr! Dieſes in ewiger Jugend blühende, glühende Herz bin ich geſonnen, an ein weibliches Weſen hindanzugeben, zwar von geringer Herkunft; aber — —"

Jetzt bemächtigte ſich Otto mit Gewalt des Wortes, und ſagte: „Alſo — der langen Rede kurzer Sinn, lieber Wandler, iſt: Sie wollen heirathen?"

Wandler. Wie haben Euer Gnaden mein Geheimniß, welches ich erſt nach geziemend vorausgeſchickten Redensarten zu entſchleiern gedachte, ſogleich im erſten Augenblicke errathen?

Otto. Nu — das hatte eben keine Schwierigkeit. Kenn' ich die Braut?

Wandler. Kaum! Sie lebt, ſo zu ſagen, wie eine im häuslichen Miſtbeete verborgene Pflanze.

Otto. Proſit! — (lächelnd) Von edler Geburt?

Wandler. Dem Einmal-Eins entſproſſen. Ihr Vater war Rechnungsführer.

Otto. Hat alſo das Addiren und Multipliziren für ſeinen Sack nicht vergeſſen und ein Sümmchen hinterlaſſen?

**Wandler.** Nichts und Nichts macht wieder Nichts.

**Otto.** Alſo deſto reicher an Schönheit und Tugend.

**Wandler.** Alle Schönheit iſt vergänglich und Jugend hat keine Tugend.

**Otto.** Alſo noch ſehr jung?

**Wandler.** Jung und Alt — das ſind relative Begriffe. Mancher Jüngling iſt alt, mancher Greis ein Jüngling.

**Otto.** Demnach könnte der Mann — mithin Sie ſelbſt, Herr Wandler, — noch gar ein Kind ſein?

**Wandler.** Wie's trifft. Die Liebe wirkt Wunder.

**Otto.** Offenbar! Wie alt iſt —

**Wandler.** Friederike? Sechzehn Jahre voll.

**Otto.** Und Sie, Herr Verwalter?

**Wandler.** Ich?

**Otto.** Ja doch!

**Wandler.** Ich — ſechs und fünfzig.

**Otto.** Und liebt das Mädchen Sie?

**Wandler.** Man weiß ja, wie die Mädchen ſchüchtern ſind! Sie wünſcht zu heirathen, und dennoch — — —

Hier erzählte Herr Wandler die ganze Geſchichte von dem mütterlichen Monolog und deſſen Folgen, und endigte mit der dringenden Bitte, daß der hochgebietende, gnädige Herr ſich herablaſſen wolle, die Rolle des Brautwerbers zu übernehmen, wornach denn das erwünſchte Jawort der Tochter und der Mutter ohne Zweifel ſogleich erfolgen werde.

Otto gab lächelnd ſein Jawort zur Jawort-Ambaſſade, und Herr Wandler küßte in ſeinem Entzücken die beiden Hände des Gütigen.

## Doppel-Hochzeit.

Am nächſten Tage, fünf Minuten nach zwölf Uhr, ſtieg Otto in den Wagen, nach ihm Herr Wandler, bräutlich angethan. Vor dem Hauſe der Frau Elving ſtiegen Beide wieder aus, Otto ironiſch lächelnd, Herr Wandler freudeverklärten Angeſichtes.

Mutter und Tochter kamen den Eintretenden feſtlich gekleidet entgegen. Herr Wandler ſtutzte und gewann eben noch ſo viel Zeit, um der Mutter zuzuflüſtern: „Wie? So vorbereitet? Sie wußten alſo um den Beſuch?“

In dem Augenblicke ergriff Otto die Hand des Herrn Wandler und führte den verſchämt ſich Sträubenden zu Frau Elving mit den Worten: „Jung und Alt ſind zwar relative Begriffe, aber eine abſolute Wahrheit iſt es und bleibt es: Gleich und Gleich geſellt ſich gern. Darum möcht' ich unmaßgeblichſt rathen — — —“

„Ei! (fiel Herr Wandler in's Wort;) wie allerliebſt ſchalkhaft Eure hochgebietenden Gnaden, zu ſcherzen belieben!“

„Nichts weniger als Scherz, lieber Wandler! (ſagte Otto.) Ich bitte Sie, das, was ich eben ſprach, als freundſchaftlichen Rath anzunehmen und nicht ungehalten zu ſein, wenn ich Ihnen, ohne viele Umſtände, in dieſem liebenswürdigen Mädchen meine — Braut vorſtelle.“

Herr Wandler warf der Mutter einen finſtern Blick zu, einen ſubmiſſeſt-freundlichen aber dem ſich ſelbſt ankündigenden Bräutigam, denn er wußte nicht, was er zu der Sache ſagen ſollte.

Otto half ihm aus dem Traume und ſagte: „Ja, lieber Herr Wandler, Alles, was da nun vorgeht, iſt eigentlich Ihr Werk. Was Sie mir geſtern von Frideriken und dem Monolog erzählten, erregte in mir ſogleich das günſtigſte Vorurtheil für Mutter und Tochter. Aus Ihren Reden konnte ich mich überzeugen, daß Friederike Sie nicht liebe; dennoch wollte ich, der gegebenen Zuſage getreu, für Sie thun, was in meinen Kräften ſtände. Das war eben die Hauptfatalität in der ganzen Geſchichte. Um für Sie vorzuarbeiten, ging ich noch geſtern Nachmittags zu Frau Elving als Ihr Brautwerber und wurde ſchon nach einer Stunde — mein eigener. Ich that Ihnen keinen Eintrag, denn Friederike erklärte, Ihre Frau nicht werden zu wollen. Ich verdanke aber Ihnen allein die ſchöne Gelegenheit, ein Mädchen kennen gelernt zu haben, welches mich glücklich machen wird. Nehmen Sie denn als einen kleinen Beweis der Dankbarkeit, was die Hand der wackern Frau Elving Ihnen hier darbietet.“

Und die Hand der wackern Frau Elving öffnete ſich, und überreichte dem verblüfften Herrn Wandler einen Sack mit klingenden, hellglänzenden tauſend Thalern. Herr Wandler, der von jeher als ſolider Mann für das ſolide

Geld eine ſolide Vorliebe hegte, fand die ſolide Hand, welche ihm die ſolide Gabe hinreichte, ſo ſchön, daß er, wie von plötzlicher Begeiſterung ergriffen, ſeine Hand in jene legte und ausrief: „Ein Herz, Ein Sinn! Topp!“ —

Frau Elving ließ ſich das nicht zwei Mal ſagen und ſchlug ein. Jetzt wendete ſich Herr Wandler mit einer tiefen Verbeugung an Otto, und ſagte: „Und werde ich denn nun des Glückes und der Ehre gewürdigt, mit meinem hochgebietenden, gnädigen Herrn verwandt zu ſein?“ —

Otto küßte ihn mit den Worten: „Und doppelte Hochzeitfeier an demſelben Tage!“ —

So hatte der Monolog und das Teſtament für die Gebeſſerte die glücklichſten Folgen und der Herr Verwalter eine wackere Frau Verwalterin.

# Die ſchuldlos Schuldbewußte.

Freundlich, wie die Mutter auf ihren Säugling, ſchaute die Sonne an einem ſchönen, milden Herbſtabende zur Erde herab. In feierlicher Stille lag das von Weingärten, Äckern und Wieſen umgebene Dörfchen, an deſſen Ende das Haus des Pächters Friedwald in geſchmackvoller Einfachheit auf einem hellgrünen Hügel ſtand, mit der doppelten Ausſicht in die reiche Fülle der Natur und nach der nahe gelegenen Stadt.

In einiger Entfernung ſchimmerte die Verſammlungshalle der in die Ruhe verſetzten Dorfgemeinde, der mit einer niedern Mauer umgebene Kirchhof, durch deſſen Gitterthor der innere mit ſchönen Grabſteinen bedeckte Raum ſich zeigte. Traubenreiche Weingärten umgaben zunächſt auch dieſen Trauerbezirk, als ſollten ſie das düſtere Grab ſchmücken, und dem Tode, dem gefürchteten Gränznachbar des Lebens etwas von ſeinem unholden Weſen nehmen.

Dabei wurden zugleich rings um das friedliche Stillleben der Todtenwohnung ſehr laute Anſtalten zur nahen Weinleſe gemacht, und manches Jauchzen der jungen Leute erſcholl im Vorgefühl der erwarteten Luſt.

Über die offene Vordertreppe des Hauſes ſtieg Hannchen, des wackern Pächters jüngere Tochter, langſam, manchmal ſogar mit unterbrochenem Stillſtehen, die Stufen herab, ſeufzte endlich, und erleichterte ſich das Herz mit Gedanken, die ſie theils dachte, theils mit halblauten Worten ausſprach:

„Immer und immer ſteht die unglückliche Schweſter vor mir. Wie eine ſchwarze Wolke ſtellt ſie ſich vor meine Freuden hin.“

„Agnes! Agnes! über Dir muß das Schickſal ſchwer hängen. Verſtoßen ſein vom Manne, flüchtig herumirren, wie vom böſen Geiſt gequält. — Schreckliches Loos! — Arme Schweſter! Schuldloſe Dulderin! — Doch — wenn ſie es nicht wäre? O ja, ſie iſt's! Mir ſagt es mein Herz.“

Indeß kam Hannchens vielgeliebter Philipp, gemächlich ſchreitend, über den ſchlängelnden Wieſenpfad. Er hatte ſein Tagwerk vollbracht, überblickte ſeine Weingärten mit Wohlbehagen, und freute ſich innig, als er die ſchönen, vollen Trauben mit ihrem grünen, rothen und ſchwarzen Farbenſpiel in der Abendſonne funkeln ſah, denn die ſchwarzen ſchauten ihn ſo freundlich glänzend an, wie Hannchens Augen, die rothen wie Hannchens Lippen.

Dies erweckte in ihm den heroiſchen Entſchluß, die Holde, ſobald er ſie träfe, zu umarmen.

Gedacht, gethan! Hannchen trat ihm gerade in dem Augenblicke des gefaßten Entſchluſſes wie gerufen entgegen. Als nun die multiplizirte Minute vorüber war, ſagte Philipp, in ſeiner Freude des fremden Elends gedenkend, mit Schonung:

„Wie ſteht's mit Deiner Schweſter? kommt ſie noch heute?“

„Ja,“ erwiederte ſie traurig. „Und müßt' ich nun, wie ich da ſtehe, vor Gottes Richterſtuhl treten, ich ſagte dennoch mit lauter Stimme: „Agnes iſt ſchuldlos!“

„Weiß Dein Vater, daß ſie noch heute kommt?“

„Er iſt auf Alles vorbereitet und von ihrer Unſchuld eben ſo überzeugt, wie ich ſelbſt.“

„Höre, Hannchen! Ich kannte die Furcht bisher nur in ſo ferne, als ich ſie an Andern ſah; doch jetzt, ſeit Deinen Erzählungen von der unglücklichen Schweſter, läuft mir's kalt über den Rücken, wenn mich die Abenddämmerung einſam im Freien überfällt. Und ich muß Dir bekennen, daß Agnes eben morgen herkömmt, am Tage unſerer Hochzeit, iſt mir gar nicht lieb, denn ſie kann nicht in unſere Freude einſtimmen, und ein trauriges Geſicht mitten unter Glücklichen und Frohen — dafür bewahre Gott Jeden!“ —

Indeß das Pärchen ſo ſchwatzte, trat Vater Friedwald, dem ſein Knecht Heinrich langſam nachfolgte, aus dem Hauſe, in welches Hannchen hineinſchlüpfte, um das Abendeſſen zu bereiten.

Friedwald gab Heinrich den Auftrag, noch dieſen Abend nach der Stadt zu gehen, um Geſchirre zu beſtellen, die zur nahen Weinleſe benöthigt wurden, beim ſtädtiſchen Küfner zu übernachten, und mit dem frühen Morgen wieder zurückzukehren.

Heinrich ſtand mit bleichem Antlitz und trüben Augen vor dem Herrn. Ein Zug geheimen Leidens entſtellte das freundliche Lächeln der Bereitwilligkeit, womit er den Auftrag anhörte. Friedwald entließ ihn endlich mit den Worten: „Sieh mir doch nicht immer und ewig ſo ſchwermüthig aus! Ich kann's nicht leiden. Hier haſt Du Geld, gib aber nicht wieder Alles den Armen! Trink' ein Glas Wein, Du brauchſt Erquickung!“

Während Heinrich in einiger Entfernung ſtehen blieb, zögernd und unſchlüſſig, ob er das Geld mit der beigefügten Bedingung nehmen ſolle oder nicht, wandte ſich Friedwald an Philipp mit den Worten: „Der Menſch ſcheint mir krank!“ —

Heinrich, dem die Luftwellen dieſe Bemerkung, zur Unzeit dienſtfertig, zutrugen, erwiederte mit einem ſchweren Seufzer: „Ja wohl! krank — mehr, als daß menſchliche Hilfe zu retten vermag! Heilung — die iſt da drüben — auf dem Todtenacker!“

Er blickte nach dem Kirchhofe und ging an ſein Geſchäft.

„Ein ſittſamer Menſch!“ ſagte Friedwald, dem Gehenden ernſt nachſchauend, „der ſittſamſte unter unſern Burſchen, der anſtändigſte in der Kirche, und in der Arbeit für ihrer Drei. Scheint Gemüthskrankheit! Muß guter Ältern Kind ſein, vielleicht verunglückter! Vor dem Tone einer Leier läuft er wie der Löwe vor dem Hahnengeſchrei, und flieht alle Mädchen im Dorfe wie Hexen.“

„Und die Mädchen,“ fiel Philipp in's Wort, „nennen ihn, weil er ſie haßt und meidet, ſpöttiſch den Verführer.“

„Das iſt nicht recht,“ ſagte der Alte, „man ſoll keinem Menſchen einen unglimpflichen Namen geben, und mit den Schwermüthigen darf man kein Geſpötte treiben. So ein Appendix bleibt dann ſchon haften auf ihm, von einer Gegend zur andern, und der Verſpottete geht immer wie durch einen Hagelregen, der ihn unaufhörlich mißhandelt. Wer glücklich iſt, habe Mitleid mit dem Unglücklichen, und wer fröhlich iſt, ſehe, daß er's mit gutem Gewiſſen bleiben könne.“

„Ach, unſere Agnes — die Arme! Sie wird keine frohe Stunde mehr haben! Nimmer hätt' ich's dem Manne zugemuthet, daß er ſo arg werden könnte, ſie zu verſtoßen.“

„Was mag wohl mit dem Kinde geſchehen?“ fragte Philipp. „Wer von Beiden wird es behalten?“

„Agnes,“ rief Friedwald mit aufloderndem Zorne, „Agnes muß ihr Kind eben ſo behalten, als ich ſie behalte und es nicht zugebe, daß ſie je wieder zu ihm zurückkehre. Aber zur Rede ſtellen will ich ihn, ſo ſchwer es mir auch fallen mag.“

Beide, von Hannchen zum Abendeſſen gerufen, gingen in's Haus, und Friedwald rief Heinrich, der ſchon den Weg nach der Stadt antrat, noch ermunternde Worte zu.

Heinrich ſtand, ohne des Zurufes zu achten, am großen Lindenbaume ſtill, ſetzte ſich auf den Stein neben der Brunnenquelle, und überblickte die vor ſeinem Auge liegende romantiſche Landſchaft. Ein Schäferknabe, die Zufriedenheit auf ſeinem Antlitz tragend, lag an dem breiten Stamme eines Baumes, wohlgefällig ſeine ruhige Lämmerherde betrachtend. Nach langem Sinnen führte Heinrich ſeine Blicke wieder auf das Pächterhaus zurück, und überließ ſich neuerdings ſeinen traurigen Betrachtungen. „Ihr guten Menſchen!“ klagte er; „wie glücklich müßte Jeder ſein, der in eurer Mitte ſchuldlos leben könnte! Kein Tag vergeht, wo ihr nicht Gutes thut. All euer Streben nur auf das Nützliche und Ehrbare gerichtet, redet ihr vom Böſen, wie von fernen Nebelſternen. Und ich — ha Satan! Du wagſt es, in dem Paradieſe des Seelenfriedens zu verweilen? Dein Hauch vergiftet dieſe reine Luft, und Dein Anblick erregt ſchauderndes Mitleid. — Himmel, ſende Qual und Elend auf mein Haupt, und ich will dir danken wie für Gnadengaben! Wie tröſtlich wäre es für mein Herz, mir zahlloſes Leid aufgehäuft zu ſehen! Was Jeder fürchtet, das muß ich wünſchen.“ —

Er ſprang jetzt haſtig auf und näherte ſich dem geſchloſſenen Kirchhofe, ſchmerzlich ſtöhnend: „Kirchhöfe ſollten meine Wohnung ſein, Gräber meine Ruhekiſſen!“ — Indem er mit der Hand wild an einem eiſernen Gitterthore rüttelte, fuhr er in ſeiner Wehklage mit ſteigendem Schmerz fort: „Warum willſt du mich nicht aufnehmen, du, des Unglücklichen letzter Zufluchtsort? Muß ich, um Eingang zu finden, ſtets harren, bis du einen neuen Todten beherbergeſt?

Welcher Hügel deckt vielleicht ſie hier? — Ja, ich fühl's, es iſt ihr Geiſt, der mich vom kurzen Schlummer der Nacht aufſchreckt und zum bleichen Beinhauſe treibt! — O Schmerz! — wann darf ich dir endlich erliegen?" —

Er kehrte ſein Haupt auf den Stein am Gitterthore, und ſchlich dann wie ein Schatten über die Wieſenpfade hin.

Kaum war der Schwermüthige verſchwunden, als — wie im Weſten die untergehende Herbſtſonne ſich in graue Wolken verhüllt, und im Oſten der Mond aus Nebeln hervortritt, von der Gegenſeite eine nicht minder auffallende Erſcheinung ſich zeigte: die von den Ihrigen ſehnlich und ſchmerzlich erwartete unglückliche Agnes, ein munteres, kleines Mädchen an der Hand führend.

Betty, ſo hieß das Kind, machte ſich von der Mutter los, und hüpfte freudig dem Kirchhofe zu, weil er im Golde der Abendſonne hell ſchimmerte.

„Liebe Mutter!" ſagte nach einer Weile das Mädchen — „wie ſchön iſt's hier! Sieh nur, wie's ſchimmert und flimmert!" —

„So ſchimmernd und dennoch ſo ruhig!" verſetzte Agnes. „Eine wunderbare Vereinigung, die nur dem Tode gelingt. Im Leben wohnt die Ruhe beim Schimmer nicht."

„Mutter, biſt Du traurig?" — ſagte das Kind theilnehmend. „Im großen Hauſe — da war's freilich noch ſchöner als hier."

„Schweig, Unglückliche!" ſtöhnte Agnes. „Du zerreißeſt mir das Herz."

„So will ich ſtill ſein, wie die Blume," erwiederte

Betty verdutzt. „Doch nur das Eine ſag' mir noch: Was glänzt dort von der Höhe herab?"

„Ein Grab!" verſetzte die Mutter ängſtlich und geheimnißvoll.

„Wozu gehört es denn?" fragte das Kind erneut.

„Es iſt ein Bett, auf dem man vom — Lebensſchmerze ſanft ſchlummernd ſich erholt," entgegnete Agnes.

„Wer ſchlummert denn hier?"

„Bald — Deine Mutter, bald!"

„Warum iſt denn das Bett ſo ſchön?"

„Weil die Menſchen das, was ſie fürchten, gern verſchönern, wär's auch nur obenhin."

Betty, die dieſe Gedanken nicht verſtanden, ſprang auf einen andern Gegenſtand über, mit der Frage: „Aber jener gute Mann, der immer ſcherzte und lachte und mir Alles gab, was ich verlangte, das war ein guter Mann, nicht wahr?"

Schaudernd rief Agnes: „Er iſt todt — todt, ermordet! — Und weißt Du auch, wer ihn ermordet hat?" —

„Was heißt das: Ermordet! Ich verſtehe Dich nicht, gute Mutter!" bemerkte das Mädchen.

„Danke Gott, daß Du mich nicht verſtehſt," ſagte die Erſchütterte, ſich ſeitwärts wendend.

„Wenn Du es weißt, ſo ſag' es mir!" bat das Kind.

Über dieſes Verlangen gerieth die arme Frau in die heftigſte Bewegung, und brach endlich in die Worte aus: „Ich ſoll das wiſſen? Schlange, warum fragſt Du? Ich? ich weiß es nicht; beim Himmel, ich weiß es nicht!"

Mit ſteigendem Zorne ſtieß ſie die ſtaunende Kleine von ſich, ihr zurufend: „Geh! Deine Unſchuld iſt die Furie Deiner Mutter.“ Der Anblick des holden Kindes, welches nun mit hellblauen Augen voll Thränen daſtand, und ſie doch nicht fließen ließ, aus Furcht, der Mutter einen neuen Schmerz zu verurſachen, erweichte die Tiefgerührte. Sie rief das zaghaft wegſchleichende Mädchen zurück, küßte das wiederkehrende, mit wehmüthig ſpielendem Wühlen in der blonden Lockenfülle, und ſagte mit der ſanfteſten Stimme: „Geh, liebes Kind, ſuch' Dir Blumen! Geh!“ —

Die Kleine hüpfte freudig dem Kirchhofe zu, und verſprach einen ſchönen Kranz zu pflücken. Die Seele der einſamen, ſich ſelbſt überlaſſenen Mutter verſank nun in düſter aufſteigende Betrachtungen.

„O wie viel Böſes thut der Menſch ohne Willen, wie viel ſelbſt gegen ſeinen Willen! Mädchen, müßteſt Du büßen für all die Leiden, womit Dein unſchuldiges kindliches Geſchwätz mit jedem Herzſchlage Deine Mutter verwundet — Dein längſtes Leben reichte nicht zu, das gebührend zu beweinen!“

Ihr Blick traf nun das väterliche Haus, in dem ſie geboren ward, und aus welchem ſie zum Brautaltar ging.

Begrüßend rief ſie: „Du meines Lebens erſter Schutz! du Heiligthum der Seelenruhe und der häuslichen Tugend! Wirſt du mich noch in deinen ſtillen Kreis aufnehmen? Werden nicht die kalten Wände einſtürzen, wenn die bleiche Verbrecherin ſchaudernd deine Schwelle betritt? Wird nicht jedes noch vorhandene Spielwerk meiner Kindheit, wird nicht jedes bekannte Menſchengeſicht, wird nicht jeder einſt geliebte Baum mir als fürchterlicher Ankläger drohen? Wird nicht jede ehemalige Freundin mich erröthend fliehen, und die Verwandtſchaft ihre Bande verläugnen? Ach nein! Vater, Schweſter! mit Thränen werdet ihr mich in die Arme ſchließen, küſſen, tröſten, und die Zermalmte wird aufſchaudern! — Hannchen, wo weilſt Du ſo lange? Furcht ſtellt ſich mir vor den Eingang in das Haus entgegen, und Unglücklichen ſtößt jede einſame Minute einen Dolch in's Herz."

Zum Glücke kam jetzt, die Reihe dieſer ſchrecklichen Gedanken unterbrechend, Betty mit den Blumen zurück, ſchüttelte die bunten Schätze aus der Schürze auf die Erde, ſetzte ſich dazu, ordnete ſie und lud die Mutter ein, deßgleichen zu thun, mit dem Verſprechen, ihr die ſchönſten Blumen in die Haare zu flechten. Agnes griff haſtig zu, und ſteckte ſich ſelbſt die hellfärbigſten Blumen in die dunkelbraunen Locken mit den düſtern Worten: „Bekränzt ging ich aus jenem Hauſe zum Traualtar, von Glückwünſchenden und Fröhlichen begleitet; bekränzt — mit Todesblumen, zieh' ich wieder ein."

Während ſie dies noch ſprach, riß ſie ſchon die Blumen wieder aus den Haaren. In dem Augenblicke ließen ſich mehrere Stimmen vernehmen, und Betty rief: „Mutter, ſieh da! Soldaten!" — Agnes riß, bleich und ſchweigend, das Kind mit ſich fort, eilte nach einem Gebüſche und verbarg ſich ſchwer athmend, ſcharf aufhorchend und zitternd am ganzen Leibe.

Ein Kommando Soldaten zog daher, erhitzt, beſtaubt, dürſtend und müde, machte auf der Wieſe Halt, labte ſich, in Ermanglung eines geiſtigen Getränkes, mit patriarchaliſcher Sitteneinfalt an der ſilbernen Quelle ſtatt des goldenen Weines, ſprach viel von den Räubern, die einzufangen wären, von den heldenmüthigen Amazonen, die mit ihnen zogen, endlich auch von einer gewaltigen Heroine, die ſogar eine Mörderin ſei. Bei dem Worte „Mörderin“ ſtürzte Agnes mit dem Ausrufe: „Verrathen!“ aus ihrem Hinterhalte hervor. Die weinende Betty folgte ihr und ſchrie: „Mutter! bleib'! ich fürchte mich!“ — Dieſe aber, nun taub für Alles, warf ſich vor dem Offizier händeringend auf die Knie und rief: „Ja, ich bin die Mörderin! Ich habe ihn getödtet, — bin entdeckt — verrathen.“

Der überraſchte Offizier ſtand, vor Erſtaunen ohne Wort und ohne Bewegung, befremdet, mitleidig und uneinig mit ſich ſelbſt, wie ein ſolcher Widerſpruch zwiſchen der holden Geſtalt und den Entſetzen erregenden Worten möglich ſei; endlich drängte ſich ihm der Gedanke auf, das Gewiſſen müſſe hier durch zufälliges Zuſammentreffen ſeltſamer Umſtände zur Selbſtanklage aufgeſchreckt worden ſein. Er beſchloß, ſie auf jeden Fall in Sicherheit zu bringen, wär's auch nur gegen ihre eigene unverkennbare Verzweiflung. Indem er die Kniende aufrichten wollte, entſank ſie ſeinen Händen und fiel zu Boden. In demſelben Augenblick flog, von dem Lärmen aufgeſchreckt, das Brautpaar, Hannchen und Philipp, über die Vortreppe des Pachthauſes; ihnen folgte der Alte mit ſchwerfälliger Eile. Ein vielfacher Schrei des Entſetzens erſcholl, da ſie Agnes erblickten, und von dem Offizier, welcher ſie beruhigen wollte, die Nachricht erhielten, die am Boden liegende Perſon habe ſich ſelbſtgeſtändig als Mörderin angeklagt. Der Greis ſank wie todt in die Arme des erſtarrenden Brautpaares; zu gleicher Zeit kamen, um den wunderlichſten Lebenskontraſt zu bilden, Mädchen und Burſche, mit einem Leiermann an der Spitze, aus dem Gebüſche hervor, und ſangen Hochzeitslieder zum nahen Vermählungstage. Ihr plötzliches Verſtummen über das, was ſie hier erblickten, machte die furchtbare Szene noch grauenhafter.

Eilf dumpf nachhallende Schläge that die Thurmuhr zu Hohenberg. Bleich, mit tief liegenden hohlen Augen, die ſchweren Seufzer der Bruſt niederkämpfend, trat Welling an eines der geöffneten Fenſter des Schloſſes. Lange ſtand er in dem Erker, antheillos in die waldige Ferne ſtarrend — weder das Treiben und Wirken ſeines Hausgeſindes, noch die Rührigkeit der auf dem Felde beſchäftigten Landleute konnte ihn aus ſeinem düſtern Hinbrüten erheben. Agnes, ſonſt die Würze ſeines Lebens, fehlte allenthalben. Ein Böſewicht, der junge, reiche Seewill, der Agneſen auf einem Balle in der Reſidenz kennen lernte und für ihre Reize entbrannte, wußte ſich unter der Maske eines Freundes in Welling's Hauſe einzuſchleichen. Bald bemerkte er, daß der gute Gatte, trotz ſeines angenehmen Äußern, nicht im geringſten die Gabe beſaß, ſich den Weibern gefällig zu zeigen. Im Gegentheil machte ihn ein von Tiefſinn und Ernſt befangenes Gemüth, und die Thätigkeit, mit welcher er ununterbrochen für das

Wohl ſeiner wenigen Unterthanen arbeitete, ſeltſam und zurückgezogen. Der ſchlaue Betrüger hatte wohl gerechnet. Agnes liebte leidenſchaftlich, Welling edel, aber ruhig, ja dem Scheine nach ſogar kalt. Nun ſpannte der verlarvte Freund, von Welling's Güte angeſpornt, die Saiten auf das höchſte — bis ſie endlich ſprangen. So fachte er des Gatten Eifer für die Verbreitung des Wohlſtandes ſeines kleinen Landgutes in dem Grade an, als er des Weibes übertriebene Begriffe von ehelicher Zärtlichkeit mit jedem Tage zu erhöhen wußte. Und ſo geſchah es denn, daß Welling eben ſo ihrer Anſprüche und Liebkoſungen überdrüßig wurde, als ſie ſeinen Kaltſinn zu haſſen anfing. Nun fand der Heuchler auf beiden Seiten leicht Gehör. Das treueſte Weib auf Erden wurde der Untreue verdächtig gemacht. Auf den Rath des Verabſcheuungswürdigen gab der verblendete Gatte ſelbſt die Gelegenheit, um die Verkannte überweiſen zu können. Seewill's einnehmendes Betragen, ſeine mit Geſchmack gewählten und mit Feinheit gegebenen Geſchenke vermehrten allmälig die Abneigung der vergleichenden Frau gegen den düſtern Gatten, als der Frevler Welling zu bewegen wußte, Agneſen die Eheſcheidung anzutragen, die nach ſeiner Verſicherung ſelbſt gerne beiſtimme, um die Ruhe zweier, für einander nicht geſchaffener Weſen herzuſtellen. Dem armen Weibe wurden indeß auf der andern Seite die gehäſſigſten Schilderungen von dem Widerwillen ihres Eheherrn und von den nachtheiligen Folgen einer Weigerung gegen die Trennung gemacht. Die beiden Leidenden mieden ſich mit jedem Tage mehr; nie kam es zu einer wechſelſeitigen Erklärung zwiſchen ihnen — und bald war der Bund des Lebens zerriſſen. Die verwirrte, bethörte Gattin floh, einer Verrückten gleich, die nicht weiß, was ſie thut, in Seewill's Landhaus, und lebte da, ohne denſelben geſehen oder geſprochen zu haben, vom ſchnell erwachten Schmerze überfallen, bis zur Stunde, in der ſich die Nachricht ſeines Selbſtmordes verbreitete, deſſen Möglichkeit Niemand begreifen konnte, noch wollte, da ſein Leichnam nirgends zu finden war.

Die Nachricht, daß eine Mörderin von dem in der Nähe ſtreifenden Militär-Kommando der Gerichtspflege des Gutes Hohenberg übergeben worden ſei, weckte Welling aus ſeinen finſteren Träumen, und beſtimmte ihn, auf die Gerichtsſtube ſeines Amtmannes zu gehen. Doch kaum an der Thür derſelben angelangt, ſtürzte Thomas, der älteſte Diener des Hauſes, bleich und verwirrt die Treppe herauf. Er wollte reden, und vermochte es nicht. Endlich ward er der Stimme Meiſter, und zitternd beſchwor er den geliebten Herrn, ſo ſchnell als möglich die Gerichtsſtube zu verlaſſen.

Dieſer, über die ſonderbare Bitte ſeines Dieners erſtaunt, forſchte nach der Urſache dieſes ſeltſamen, ängſtlichen Benehmens, doch ehe Jener ſich entſchließen konnte, das aufzuklären, was ſeine Theilnahme zu verſchweigen gebot, traten die Gerichtsdiener und einige Knechte ein, mit ihnen eine weibliche Geſtalt, ſchlank und ſchön, aber todtenbleich, und vom dunklen Haare wild umflogen — ein Bild der höchſten Verzweiflung.

Welling warf einen Blick auf ſie, ſchrie: „Mein Weib!“ und ſtürzte zu Boden.

Indem alle Anweſenden dem geliebten Herrn zu Hilfe eilten, entſchlüpfte die Verhaftete gleich einer geſpenſtiſchen Schattengeſtalt, noch unmerklicher durch ihr dunkles Gewand, und verſchwand durch die Mittelthür des Saales.

Erſt als man den Gutsherrn nach ſeinem Zimmer getragen, bemerkte man Agneſens Verſchwinden. Gerichtsdiener und Knechte rannten nach allen Richtungen des Dorfes, der Entflohenen wieder habhaft zu werden.

Welling hatte ſich nach einiger Zeit wieder erholt. Sein Inneres war zu gewaltſam erſchüttert, als daß er ſeinem Körper die nöthige Ruhe gönnen konnte. Er raffte ſich, ſo ſchwach er auch war, dennoch auf, und ſchwankte in den Garten, der, wenig gepflegt und zuletzt ganz verwahrloſt, einer Wildniß glich. Durch trübe Wolken zeigte ſich der Mond. Mitternacht war vorüber. Welling, die Stirne an einen Baum gelehnt, ſtand unbeweglich, dann trieb's ihn wieder umher. Manche der Gedanken, die in ſeinem Innern ſich drängten, ſprach er, ohne es zu wiſſen, laut aus: „Nirgends einen Augenblick Ruhe? — Eine Mörderin? mein Weib? — Und — wenn ſie eine Mörderin iſt; wer bin denn ich, der ſie dahin brachte? — Bleicher Mond! du ſchauſt aus dem dunkeln Gewölke ſo finſter herab, wie der Geiſt eines Hingerichteten auf ſein Grab. O verhülle dich! du zeigſt mir überall einen Abgrund. Verhülle dich! Sieh' mich nicht an! Ich bin mein eigener Ankläger, mein eigener Richter; o, warum nicht auch der Richter meines Weibes?

damit ich hinrufen könnte über ſie: Du biſt ſchuldlos! Der Same iſt es ja, der die Giftpflanze erzeugt; und ich — ich hab' ihn geſäet, den Samen des Todes."

Indem Welling nach dieſen fieberhaften Betrachtungen ſich an einen Baum lehnte, wurde er durch ein näher kommendes Kettengeraſſel aufgeſchreckt. Wie er ſich, mit furchtbarer Ahnung, erhob, um zu ſehen, woher die nächtliche Erſcheinung komme, ſtand plötzlich Agnes vor ihm da in ihrer dunklen Geſtalt. Welling verſtummte, keines Lautes, keiner Bewegung mächtig. Auch ſie ſtarrte ihn lange ſchweigend an. Endlich ſprach ſie mit dumpfer Stimme, die noch ſchauerlicher hallte durch Nacht und Wildniß: „Feind Deines Weibes! füllt Dich mein Anblick mit Entſetzen? Mein Leben iſt dem Tode verheißen. Sterben muß ich, — will ich; doch nicht verabſcheut, nicht gehaßt von Dir! Mild, liebend, ſo will ich von Dir ſcheiden, und wenn die Welt mich verdammt, ſollſt Du um mich weinen. Höre mich! Dies allein ſei Deine Strafe! Meine Liebe zu Dir war glühende Leidenſchaft. Du haſt die Glut mit kalter Freundſchaft erwiedert. Dein Geſchäft war der Zauberkreis, in den Du gebannt ſtandeſt. Da ſchmolz mein Herz in Wehmuth und in Jammer. Meine Klagen, mein Ungeſtüm entfernte Dich von mir noch mehr. So wie Du Dich aber von mir entfernteſt, näherte ſich Derjenige, den Du ſelbſt bei mir eingeführt. Mein Auge, wohin es blickte, ruhte auf ſeinen Gaben, wie auf Leichenſteinen ehelicher Liebe. Du nur ſchienſt ſie nicht zu ſehen. Noch hoffte ich Verſöhnung; ſtatt ihr kam des Unglücks Stunde, als Du mir bebend den Abgrund ewiger Trennung verkündeteſt. Da empörte ſich der Stolz meiner makelreinen Tugend; ich ſchwieg und weinte, als wir ſchieden. Es war zum letzten Male. Der Ältern Haus ſucht' ich, aber die Schande ſtand mit glühendem Schwerte davor, und verwehrte mir den Eintritt in das Paradies kindlicher Liebe. Betäubt ſuchte ich Schutz in dem Landhauſe Desjenigen, der meine Ruhe zerſtörte; doch bald erſcholl die Poſaunenſtimme des Gewiſſens; ich verließ wieder das ſelbſtgewählte Obdach, ohne nur mit einem Auge den Räuber meines Glückes geſehen zu haben. — Entſetzlich war die Nacht; es heulten die Stürme, und durch das Geheul der Winde die Todesvögel. Heere von Blitzen ſtürmten vom Himmel zur Erde. Weit umher Grabesnacht und Zerſtörung! Aber ſchimmernd von hundert und hundert Lampen und farbenglänzend, wie der lichtſtrahlende Regenbogen, leuchtete mir des Verſuchers Palaſt lieblich lockend entgegen. Pokale klangen, Muſik erſcholl, wild rauſchte der Tanz. Da ſchlich ich die Marmortreppe hinan, in den vor mir taumelnden Saal, ein funkenſprühendes Feuermeer. Wie flog mein Gewand, mein Haar! Staunen ergriff die Gäſte; ſie ſaßen, gebildet in Stein, doch es faßte mein Blick aus Allen nur ihn; ihn traf entſetzlich mein Wink. Und er folgte mir ſchweigend hinaus in den Wald, hinaus in die Nacht; — da — da ſtieß ich ihm den Dolch in's Herz! Er fiel! Laut auf brausten die Stürme, gräulich brüllten die Donner. Ich aber entfloh, getrieben von dem Bewußtſein meiner That, tiefer in den Wald. Endlich trieb es mich in die Heimat, zum Vater, zur Schweſter. Da erſchrack das Gewiſſen; ich ſtürzte nieder, und geſtand mein Vergehen. — So wollte es die ewige Gerechtigkeit. Nun weißt Du Alles; weine über mich! Es ſind die letzten Thränen."

Mit dieſen Worten entfernte ſich Agnes. Indem Welling, außer ſich vor Entſetzen, ſie zurückhalten wollte, ſtöhnte eine weiche, wehklagende Stimme durch das nächtliche Dunkel: „Mutter! Mutter! komm'! O, laßt mich zu der Mutter! Ich höre ſie; laßt mich!" Nun folgte ein ſchauderſchaftes Nachtſtück des Lebens, ſtumm und gewaltſam, gleich dem plötzlichen Tode; Agnes, vom Gewimmer der Kindesſtimme erſchüttert, rannte ſuchend nach allen Seiten. Aus dem dichten Gebüſche ſtürzten Wächter und Knechte hervor. Sie ward ergriffen und fortgeführt. Da Welling ihr nacheilen wollte, und, von dem Getümmel unerkannt, zurückgedrängt wurde, lief plötzlich die kleine Betty herbei, ohne zu wiſſen, wohin, und ſtürzte athemlos vor ihres Vaters Füßen zu Boden. Welling hob das Kind ungeſtüm auf, und eilte den Übrigen nach.

Die Morgenſonne ſtrömte ihr ſtrahlendes Licht zur Erde ſo freundlich hernieder, als wäre die vorhergegangene Nacht eine der ruhigſten und ſchönſten geweſen. Am großen breiten Eichentiſche ſaß Friedwald in ſeinem Armſtuhle, hob Augen und Hände gegen Himmel, und ſagte: „Mein Gott, was hab' ich verbrochen, daß Dein Zorn ſo ſchwer auf meinem Scheitel ruht. Haſt Du dies graue Haupt geſchont, auf daß ich es mit Schmach und Gram in's Grab lege?"

Zitternd ſtand Heinrich vor dem Alten, der es mehrmalen verſuchte, aufzuſtehen, aus Mangel an Kräften aber ſtets wieder in den Armſtuhl zurückſank. Er wollte zu Agnes in das Gefängniß, wollte ſie tröſten, ihr verzeihen, aber das Gefühl ſeiner gänzlichen Entkräftung zeigte ihm nur zu deutlich die Unausführbarkeit ſeines Entſchluſſes; denn der kleine Reſt von Kraft, den ihm das hohe Alter noch ſchonend gelaſſen hatte, ward vom Kummer aufgezehrt.

So trug denn der Greis dem aus der Stadt zurückkehrenden Knechte Heinrich auf, zu Agnes in das Gefängniß zu gehen, und ihr ſeine Verzeihung und ſeinen Segen für die Sterbeſtunde zu bringen. Heinrich ging, wie er Alles that, ohne Widerrede, aber auch ohne Rührung, ſondern in düſterer Schwermuth. Im Gehen entfuhren ihm die Worte: „Soll der Verzweifelnde die Sterbende tröſten? Soll Derjenige Segen und Beruhigung bringen, der ſich ſelbſt verdammt?“

Hannchen trat ein; ſie betrachtete des Vaters blaſſes abgemagertes, mit den tiefen Furchen von Jahren und Leiden erfülltes Geſicht mit ſpähender Beſorgtheit, denn ſie las wohl den bitterſten Schmerz in jeder Miene, wußte aber nicht das Furchtbare, von dem Agnes bedroht wurde, indem der Vater es noch verſchwieg.

Indem ſie vor dem, von Schlummer und Ohnmacht befallenen Greiſe ſtand, trat Philipp ein, und ſagte mit ſchluchzender Stimme: „Hannchen! ich komme — Dir Lebewohl zu ſagen auf immer!“

Hannchen blieb ſtarr, bleich und ſtumm; kein Augſtern bewegte ſich. Philipp blickte zur Erde, und fuhr nach einer Pauſe zitternd fort: „Wir ſind geſchieden auf immer!“ Hannchen wollte fragen, wie und warum? Sie vermochte aber aus der vom Schrecken zuſammen geſchnürten Kehle nicht einen Laut heraus zu bringen. Nur die zuckende Bewegung der erbleichten Lippen zeigte, daß ſie zu ſprechen verſuchte. Philipp las die zermalmende Frage auf den ſprachloſen Lippen, verhielt ſich die Augen, und ſagte, von Schmerz und Verwirrung betäubt, und kaum wiſſend, was er ſagte, geradezu heraus, ſeine Ältern wollten durchaus nicht zugeben, daß er die Schweſter einer Verbrecherin heirathe, die ohne Zweifel hingerichtet werde.“ Der Greis, inzwiſchen erwacht, ſtieß einen dumpfen Wehruf aus, der ſo hohl und ſchauerlich klang, als ob er aus einem Grabe käme. Hannchen ſchwankte, ſuchte vergebens die Stuhllehne zu faſſen, und ſtürzte zur Erde. Eben wollte Philipp ſie aufrichten, da traten zwei handfeſte Knechte, von ſeinem Vater geſendet, ihn ſogleich wegzuführen, in das Zimmer. Vergebens ſträubte ſich der arme Junge; ſie zogen ihn mit Gewalt fort; auf dem Boden lag Hannchen, im Armſtuhle der Greis, Beide ohne Bewußtſein.

Vor dem Gerichtsdiener zu Hohenberg ſtand Heinrich, die Schwermuth geheimen Leidens in jeder Miene, und bat um Einlaß zur Verhafteten, der er die letzten Troſtesworte der Verzeihung von ihrem Vater zu bringen habe. Jakob ging, die höhere Erlaubniß einzuholen. Heinrich, im dunklen Gemache allein, überließ ſich indeſſen ſeinen traurigen Beobachtungen, und ſagte zu ſich ſelbſt, ſchwer ſeufzend: „Warum darf ſie nicht leben, deren Leben Viele wünſchen? Warum kann ich nicht ſterben, dem der Tod eine Wohlthat wäre? Wie ſchmerzhaft: ſterben wollen und nicht können! Die nach dem Tode ſeufzen, bleiben unerhört; die ihn fürchten, reißt er in der Blüte ihres Lebens und ihres Glückes in die Grabeshöhle hinab."

Jakob, der Gerichtsdiener, kam mit der Erlaubniß, und ging zuerſt allein zu der Gefangenen, um ihr anzukünden, daß ein Bote da ſei, ihr des Vaters Segen und Verzeihung zu bringen. Da ſie zum Empfange bereit war, öffnete der Gerichtsdiener die Thür ihres Gemaches. Agnes ſaß an einem Tiſche, worauf ein Crucifix ſtand. Ein ſchwarzer Schleier umgab ihr Geſicht. Als Heinrich eintrat, ließ ſie ſich auf die Knie nieder, um den väterlichen Segen zu empfangen, aber, indem Heinrich die erſten Worte ſprach, erhob ſie das geſenkte Haupt, — ein Blick — ein Schrei des Entſetzens! — „Er — er lebt!" Sie ſtürzte zuſammen, noch leiſe wimmernd: „Seewill!" —

Dieſer rief: „Gott im Himmel! Agnes!" —

Jakob brüllte ihn an: „Wer ſeid Ihr?"

„Ein Teufel in Menſchengeſtalt!" war die Antwort.

Jakob hob die Ohnmächtige auf. Seewill wollte helfen. Jakob ſtieß ihn weg mit den Worten: „Zurück, Satan!" Er rief um Hilfe. Seine Leute kamen. Sie trugen die Unglückliche in ein Nebengemach. Seewill ſtand bebend und ſchaudernd, dann brach er in gräßliche Verwünſchungen aus, und warf ſich mit verhülltem Geſichte auf einen Pfeiler hin.

Nicht lange lag Seewill in dieſer Stellung, als er in ſeiner Nähe eine männliche Stimme, tief und klagend, und, ſo viel ſeine Verwirrung zuließ, folgende Worte vernahm: „Letzte, ſchmerzlich ſchöne Stunde meines Lebens! Sei geweiht, ihr Ende zu verſüßen! Ihr verzeihen, und Verzeihung von ihr zu erhalten, — dann fahre hin, Glück und Ruhe, bis ich jenſeits des Grabes Dich wieder finde, wo kein Unrecht, keine Leidenſchaft die Seligen trennt!"

Schwer fielen die Worte auf Seewill's zerknirſchtes Herz; er hob das Haupt empor, und ſank zurück mit den Worten: „Welling! O Gott! — auch dies! und noch darf ich nicht ſterben!?"

„Ein Fremder!" rief der unglückliche Gatte. „Wer ſind Sie, was ſuchen Sie hier in der Wohnung des Todes?" —

„Ihn ſelbſt!" war die Antwort des Unbekannten.

„Seewill? ſeh' ich recht! Sie leben?"

„Bin ich bei Sinnen? Sie zeigen Freude über mich?"

„Will der Himmel das Übermaß ſeiner Seligkeit über mich ausſtrömen? Sie entkamen dem Todesſtoß? Seewill, geſtehen Sie, — welches Wunder erhielt Sie am Leben?"

„Wer ſoll mich denn gemordet haben?"

„Mein Weib."

„Träumen Sie? Agneſe mich gemordet? Nimmermehr! Sie entfloh plötzlich aus meinem Hauſe, ſo rein, als ſie in dasſelbe gekommen, und nie ſah ich ſie wieder, als jetzt — vor wenigen Minuten."

„Agnes ſelbſt geſtand, den Mord verübt zu haben."

„So erbarme ſich der Himmel ihrer und unſer! Sie hatte, wie ich von einer alten Dienerin des Hauſes erfuhr, vom halben Wahnſinn ergriffen, den Mord an mir beſchloſſen, und glaubt nun wahrſcheinlich, die That, ein Phantom des erwachenden Gewiſſens, wirklich an mir begangen zu haben. Mein Verſchwinden mußte den Wahn ihrer Gemüthszerſtörung noch mehr bekräftigen, denn kaum erfuhr ich den bedauernswerthen Zuſtand Ihrer Gattin, ſo verließ ich auch ſchon in der nächſten Stunde, von tauſendfachen Vorwürfen gefoltert, mein Haus. Ich entſagte, um meinen Leichtſinn zu büßen, allen Lebensgenüſſen, verdingte mich bei Friedwald, ohne es zu wiſſen, daß er Agneſen's Vater ſei, als Knecht, und verrichtete willig die ſchwerſte Arbeit im groben Kittel."

„Sie ſprachen mit Agnes — wurden Sie von ihr erkannt?"

„Im erſten Augenblicke! Im zweiten ſtürzte ſie mit einem Schrei des Entſetzens zu Boden."

„Nun zu ihr, Seewill! That der Herr über den Sternen ſo viel, ſo wird er auch noch mehr thun, — die Strafe des Wahnſinns von ihr zu nehmen."

Welling eilte nach dem inneren Gemache — unſicher folgte Seewill.

Da lag ſie nun in faſt bewußtloſem Zuſtande auf einem Ruhebette, umgeben von der Frau und den Töchtern des Amtmannes. Betty kniete am Boden, und bedeckte weinend die herabgeſunkene Hand der lieben Mutter.

„Lebt ſie noch?" forſchte zitternd der niedergebeugte Gatte.

„Stille, ſtille!“ gebot die Amtmännin, zurückwinkend, der unglücklichen Frau ihres Herrn Arznei einflößend.

Indeß war auch der Arzt des Gutes gekommen. „Helfen, retten Sie!“ rief Seewill mit bebenden Lippen, „und ich will Sie reichlich belohnen.“

Mit großen Augen maß dieſer den gemeinen Knecht, und, faſt lachend über die Verſprechungen des einfachen Bauerknechtes, begab er ſich zu Agneſen, Stirn und Schläfe mit geiſtigen Wäſſern reibend.

Lange gab die Ohnmächtige kein Zeichen des Lebens, endlich drangen Seufzer aus der beklemmten Bruſt; die farbenloſen Lippen zuckten, und leiſes, wehmüthiges Ächzen entſchlüpfte zeitweiſe dem Munde.

Mit gefalteten Händen blickte Welling zum Himmel. — Seewill lehnte gleich einem Marmorbilde an der Verkleidung der Thür.

Jetzt öffneten ſich die Augen der Leidenden, — ſtille Thränen rieſelten über die todtenbleichen Wangen. Ihr erſter Blick fiel auf Betty, die noch immer am Ruhebette kniete: „Mein Kind, mein theueres, liebes Kind!“ — rief nun Agneſe, die Kleine zu ſich erhebend, — doch wie von einem Donnerſtreich getroffen, ſtierte ihr Auge über die Schulter des Mädchens nach der Thür, denn dort lag Welling an Seewill's Bruſt. Sie hatten ſich im Übermaße ihres Entzückens umarmt.

„Äfft ein Traum die Sinne mir?“ rief Agneſe, nach der Gruppe weiſend.

„Der Vater!“ jauchzte Betty, auf Welling zufliegend, und, ehe es dieſer hindern konnte, hatte die liebe Kleine ihn zum Bette der Mutter gezogen.

Zitternd öffnete nun der von Unglücksſchlägen hart getroffene Gatte ſeine Arme, und ſanft die bleiche Dulderin an ſich ziehend, fragte er mit gebrochener Stimme: „Kannſt Du mir verzeihen?"

„So fragſt Du?" ſtöhnte das bebende Weib, und den Blick zur Erde werfend, ſagte ſie kaum verſtändlich: „An mir iſt's, Deine Verzeihung zu erfleh'n."

Gerührt umſchlang Welling ſeine theure Agnes, und, nach langer Zeit den erſten Kuß wieder auf ihre Stirne drückend, rief er, von Entzücken, Luſt und Wonne durchdrungen: „Mein Weib!"

Stumm, in lautloſer Seligkeit, ruhte Agneſens ſchönes Haupt an des Überglücklichen Bruſt. Sie war unvermögend, auch nur ein Wort hervorzubringen.

Es war ein ſchöner Anblick. Feierliche Stille herrſchte in dem engen Gemache, nur zuweilen von dem Schluchzen eines Mannes unterbrochen.

„Wer weint hier noch?" fragte Agnes nach einer Pauſe. Die Blicke der Gegend zuwendend, woher die Schmerzenstöne kamen, und zitternd das Antlitz mit beiden Händen bedeckend, ſank ſie zurück, den Namen „Seewill" rufend.

Leiſe, wie ſehr auch der Arzt und die Amtmännin es zu verhindern ſuchten, ſchlich nun dieſer dem Bette näher. „Agneſe," — liſpelte er, — „vergeſſen Sie das Geſchehene; — leichtſinnig konnt' ich ſein, doch nicht laſterhaft, — verzeihen Sie dem reuigen Sünder!"

Ein ſtrafender Blick aus Agneſens Auge traf nun Seewill.

„Sie zürnen noch?" rief dieſer zerknirſcht. „Seien Sie menſchlich, — ich habe ſchwer gebüßt," — und Betty's Hand ergreifend, ſagte er ſchwankenden Tones: „Hilf mir bitten, ſchuldloſes Weſen!"

Agneſens Härte war gebrochen; die gefalteten Hände ihres Kindes, die ſichtbare Reue Seewill's, der weiter nichts verbrach, als daß er ſie liebte, und die Beſchwörungen des wieder verſöhnten Gatten ſchmolzen die eiſige Rinde ihres Haſſes. Langſam ſtreckte ſie die Hand dem Flehenden entgegen, ſanft und ſchmelzend das Wort: „Verzeihung" rufend.

„Tauſend Dank!" entgegnete nun Seewill mit inniger Freude, und, nachdem er die Hand der Verſöhnten an ſeine Lippen gedrückt, ſtürzte er, ohne ein Wort weiter zu verlieren, aus der Stube.

Während Welling ſeiner Gattin die nöthigen Aufſchlüſſe über Seewill's Hierſein mit Liebe vortrug, und mit jedem Augenblicke ſich mehr überzeugte, daß der Gedanke, Seewill zu morden, in dem Zuſtande der Sinnesverwirrung zur fixen Idee bei Agneſen geworden war, und ſo in dem Paroxismus den Willen zur That werden ließ; — während dem rannte Seewill nach Friedwald's Pachthofe, keuchend in die nette Stube ſtürzend. Scheu ſprang Hannchen vor ihm zurück. Der Alte fuhr aus dem leichten Schlummer auf.

„Eilt, eilt! Agnes iſt ſchuldlos! — Die Selbſtanklage ihres Mordes war nichts, als ein Spiel ihres zerrütteten Gemüthes.“

„Schuldlos?“ fragte Friedwald mit zitternder Stimme; „ſchuldlos!“ wiederholte Hannchen in freudiger Überraſchung.

„Rein wie die Sonne liegt die nun wieder Glückliche in den Armen ihres Gatten,“ verſetzte Seewill, ſie drängend, auf Welling's Schloß hinüber zu eilen.

„Meinen Hut — meinen Stock!“ ſchrie der Alte, und kaum hatte Hannchen ihm Beides gereicht, ſo eilte er ſo haſtig voran, daß Seewill und die Tochter kaum zu folgen vermochten.

Rührend war die Szene der Verſöhnung und des Wiederfindens einer Familie, die ſo lange die harten Schläge des Schickſals erfuhr. Innig hielten ſich die Vereinten umſchlungen. Schmerz und Freude wechſelte auf ihren Geſichtern, und als Alle mit Entzücken wahrnahmen, daß der heftige Schreck über Seewill's Anblick Agneſens Irrſinn gebannt, forſchte Friedwald nach Heinrich.

Er war nirgends zu ſehen; ſchon an der Treppe hatte Seewill Hannchen und den Alten verlaſſen. Man durchſuchte das ganze Haus, man fragte allenthalben nach ihm, — umſonſt! Er war und blieb verſchwunden.

Acht Tage waren ſeit jener Stunde der Wiedervereinigung in den Strom der Zeit geronnen. — Welling, im erneuten Beſitze ſeines gänzlich geneſenen Weibes und der liebenden Tochter, fühlte ſich überglücklich. Auch in Friedwald's Hauſe kehrten lichtere Stunden ein. Philipp's Vater warb nun wieder für ſeinen Sohn um Hannchens Hand.

Als nach vier Wochen der erſehnte Hochzeitstag erſchien, und die ganze Familie eben das Zimmer verlaſſen wollte, um nach der Kirche zu gehen, da ſprengte ein Eilbote aus der Stadt, auf ſchweißbedecktem Pferde, in den Hof des Pachthauſes. Er hatte zwei Paquete zu übergeben. Eines war an Betty Welling, das andere an Hannchen Friedwald addreſſirt. Haſtig löste man die Siegel. Inner dem erſten Couverte lagen **10.000**, inner dem zweiten **5.000** Gulden in Staatspapieren, von nachſtehendem Schreiben begleitet:

„Liebe Betty!

Zuliegende Summe Geldes iſt Dein. Erinnere Dich öfters an den Geber, und mildere durch Deine Bitten das gerechte Zürnen der Mutter!

Seewill.“

„Gutes Hannchen!

Als Beweis meiner Freundſchaft und der Theilnahme an Deiner Verbindung mit dem wackern Philipp erhältſt Du nebenliegende **5.000** Gulden. Verſchmähe dieſes Geſchenk nicht, und denke zuweilen an

Heinrich.“

Thränen der aufrichtigſten Empfindung und Dankbarkeit glänzten in den Augen Aller. Tief ergriffen über Seewill's Edelmuth, rief Vater Friedwald Hannchen und Philipp zu ſich, und indem er Beide ſegnete, ſprach er ernſt und feierlich: „Drei Richter richten über die Handlungen der Menſchen: Der weltliche; der ewige und der innere — das Gewiſſen! — O meine Kinder! Liebt Eingezogenheit, Stille und Mäßigung in Allem! Tobt nicht gegen Schranken, die euch von den bürgerlichen Verhältniſſen geſetzt ſind, ſondern ſeid vielmehr auf freiwillige Beſchränkung bedacht! Ergetzt euch am Leben, wie am Tageslichte, fürchtet aber auch nicht den Tod, wenn er euch die Reinheit des Herzens erhält! Hängt innig und herzlich aneinander, aber nie mit jener fieberhaften Glut, die ſich ſelbſt verzehrt! Seid wechſelſeitig ſtandhaft und nachſichtsvoll, denn auch die glücklichſte Ehe hat ihre Mängel und trübe Stunden. Vor Allem aber ſeid gegen einander offenherzig und begegnet euch ſtets mit dem vollſten Vertrauen; denn jeder Fehler, den man zu verheimlichen ſucht, wird ein heimlich nagendes Gift, und jeder Groll, den ihr in das Herz verſchließt, wird zu einem feindſeligen Weſen, das auf eure Liebe einen tödtlichen Schatten wirft. Meidet ja Verſtellung und Mißtrauen! Sucht euch nie zu überliſten durch Trugſchlüſſe, nie zu blenden durch ſchöne Worte, nie abzuſtoßen durch harte Ausfälle! Seid mild und voll Glauben an eure wechſelſeitige Liebe und Herzensgüte, ſo wie an euch ſelbſt! Und wenn ihr je wanket, ſo rufet das Bild eurer erſten Liebe in ihrer blühenden Schönheit vor die Seele! Sie gleicht der freundlichen Erinnerung an die holde Zeit der glücklichen Jugend, und wird der Schutzgeiſt eures ehelichen Bundes bleiben. Verzeiht euch gern, und ſeid lieber einfältig, wie die Kinder, als klug, wie die Schlangen! Dies euer Segen, und nun zum Altare!“

# Toiletten-Blätter.

# Die Toilette der Natur und des Menſchen.
## Zwei Briefe an Klotilde.

### I.

### Am erſten Jänner.

Wie ein leichtes Wölkchen flog heute der Morgenſchlummer von meinen Augenliedern, und ich erwachte ſo freudig, als drückte ich das neugeborne Jahr wie ein Vater den neugebornen Säugling an's Herz. In dieſer heitern Stimmung wünſchte ich allen Menſchen nicht nur einen guten Morgen, ſondern auch ein gutes Jahr, ja ganze Reihen guter Jahre; wünſchte, um das Maß alles Guten voll zu machen, jedem wackern Manne eine Geliebte oder Gattin, die Ihnen, holde Klotilde, wo nicht gleich, wenigſtens ähnlich wäre an Geiſt und Gemüth, an Schönheit und Anmuth.

Als ich nun, nach meiner täglichen Gewohnheit, den Blick ſogleich nach dem Fenſter hinwendete, um das neue Tageslicht zu begrüßen, in deſſen Glanze die tägliche Wiedergeburt der Natur und des Menſchen gefeiert wird, fühlte ich mich nicht wenig überraſcht, den friſchen Kranz der ſchönen Berge zu ſehen, die ſchon Toilette gemacht hatten, und mir in ihrem Silberſchleier von Schnee, und mit Aurora-Roth geſchmückt, entgegen ſchimmerten.

In der Freude meines ganzen Weſens erinnerte ich mich ſogleich des von Ihnen erhaltenen Auftrages, eine eigene Toilette-Lectüre für Sie zu ſchreiben, womit ich Sie in der ſtillen Morgenſtunde, eh' der Wirrwar von häuslichen Geſchäften und ſtörenden Beſuchen beginnt, leicht, doch nicht ſeicht, unterhalten ſollte. Ich ſetzte mich denn an den Schreibtiſch, der, ein Nachbar des Fenſters, vom freundlichen Lächeln des lichtrothen Morgenhimmels ſeinen Antheil erhielt.

„Klotilde," ſo ſagte ich zu mir ſelbſt, „Klotilde wünſcht, als erklärte Feindin aller dickleibigen Bücher, für jede Morgen-Toilette einige Blätter, um ihren Geiſt in eine angenehme Stimmung zu ſetzen, ungefähr auf dieſelbe Art, wie die Pythagoräer bei Tagesanbruch ihrem Geiſte durch Hymnen und Muſik für den ganzen Tag die Stimmung gaben."

„Klotilde," fuhr ich in meinem Selbſtgeſpräche fort, „verlangt für dieſen Zweck Aufſätze, reich an Form und Inhalt, ohne Umfang, aber nicht ohne Gehalt, Feld- und Gartenblumen, die ſpielend belehren und das Gemüth oder die Fantaſie freundlich anregen. Scherz und Frohſinn, wenn ſie auch nicht immer den Ton angeben, ſollen doch ſtets von der Partie ſein. Überdies hat Klotilde bedungen, daß Alles, was ich für ſie oder an ſie ſchreibe, geeignet ſei, in der Einſamkeit darüber zu fantaſiren, in der Geſellſchaft darüber zu ſprechen; auch müſſe Alles aus dem Leben hervorkeimen und in das Leben übergehen."

Eine nicht leicht zu löſende Aufgabe! Und dennoch, bereit, jeden Ihrer Wünſche zu erfüllen, legte ich ſogleich Hand an's Werk, in der ſüßen Hoffnung, daß eine ſchöne Peri, von Mitleid gerührt, mir Stoff und Gedanken, Bilder und Worte zuführen würde, damit ich etwas an's Licht fördere, was nicht unwürdig ſei, als Morgengabe auf Klotildens Toilette-Tiſche zu erſcheinen.

## II.

### Am erſten Mai.

Der Morgen des erſten Maitages begrüßt Sie, holde Klotilde, ſchon in dem traulichen, himmelblauen Kabinet Ihres ländlichen Gartenhauſes, und die erſten Roſenſchimmer ſeiner Aurora umſpielen die lieblichen Züge des ihr verwandten Roſengeſichtes, welches, auf des weichen Lagers lilienweißen Kiſſen ruhend, und vom Gewühl der dunkelbraunen Locken umſchattet, zwiſchen Wachen und träumendem Schlummer leuchtet.

Der Geburtstag des Frühlings iſt nach Recht und Billigkeit auch der Ihrige, holde Klotilde! Darum bringt Ihnen der liebliche Mai, als Ihr anmuthiges Ebenbild, nach Gebühr ſeine beſte Gabe zum Angebinde. Ich will wenigſtens an gutem Willen mit ihm wetteifern, und ſende Ihnen hier die Fortſetzung meiner beſten Gabe. Ein leichtes Spiel von Gedanken und Bildern, wollen dieſe Toiletten-Blätter, gleich dem immer regen Licht- und Schattenſpiel der an Duft, Farbe und Geſtalt mannigfaltigen Baum- und Blumenblätter, Ihrem Geiſt eine leichte Beſchäftigung, Ihrem Gemüthe angenehme Empfindungen geben.

Die roſenlichte Stunde der Früh-Toilette iſt wohl größtentheils die ſchönſte des ganzen Tages. Leib und Seele erheben ſich aus dem dunkeln Schooße des Schlafes, wie die Knospe ſich zur Blume entfaltet. Indem wir das Geſicht mit der reinigenden Flut erfriſchen, die Haare ordnen, den Leib kleiden und ſchmücken, nimmt auch der Geiſt an der angenehmen Beſchäftigung Theil; er blüht in verjüngter Lebenskraft auf und ſaugt die neuen Eindrücke der Natur und des Daſeins ſo freudig ein, wie die Pflanzenwelt den Morgenthau. So macht dann die Seele mit dem Leibe zugleich Toilette eben ſo, wie die ganze Natur Toilette macht, wenn der Morgen ſie weckt.

Da ſchmückt ſich der junge Tag mit ſeinem Purpurmantel, die Sonne mit ihrem Prachtkleide von Goldſtoff. Berge und Wälder umhüllen ſich mit einem farbenſchimmernden Flor, die Blumen behängen ſich mit reichem Geſchmeide und den Juwelen des Morgenthaues, und die jubilirenden Singvögel dehnen behaglich die Flügel und ordnen mit emſigem Schnabel die Lage des bunten Gefieders.

Und ſo ſoll dieſe Morgenfeier, holde Klotilde, mir ein Vorbild der Toiletten-Blätter ſein; die Ihnen, wenn

Ihre Seele in der ſchönſten Hülle wie die Morgenröthe am Himmel erwacht, in wechſelreichen Geſtalten erſcheinen werden.

## Die Grazien.

Den ſchönſten Wahlſpruch für die weibliche Toilette geben Platon's Worte: „Opfere den Grazien!“

Der Grazien — ſagt der griechiſche Mythos — waren drei: Aglaja (Lichtglanz), Thalia (die Grünende), Euphroſine (Heiterkeit). Eine dieſer holden Gefährtinnen der himmliſchen Venus hielt eine Roſe, das Sinnbild der Anmuth, die andere einen Myrtenzweig, das Symbol inniger Liebe, die dritte einen Würfel, andeutend den Frohſinn der harmloſen Jugend und ihrer Unſchuld.

Zum glücklichen Leben gehört die wechſelſeitige Bedingniß, daß die Welt uns gefalle und wir der Welt. Die Grazien ſtehen hier wieder oben an, denn ſie lehren und verleihen uns im edelſten Sinne die Kunſt zu gefallen, deren Hauptzweck es iſt, durch unſer geiſtig verſchönertes Weſen, welches in der äußern Anmuth ſich abſpiegelt, das geſellige Vergnügen zu veredeln und die Herzen zu gewinnen durch Güte und Frohſinn. Nicht was, ſondern wie wir genießen, darin beſteht das Lebensglück. Wie könnte man ſonſt mit Wenigem glücklich, bei Vielem unglücklich ſein? Wer des Glückes der Grazien fähig werden will, muß ſich über das Irdiſche zu erheben wiſſen.

Man ſchwor — ſagt der Mythos — bei den Grazien; man weihte ihnen beim Feſtmahl den erſten Becher; man ſchrieb den lieblichen Huldgöttinnen auch den ſüßen Zauber des Wohlthuns und der Dankbarkeit zu. Aber nicht nur auf das Leben, auch auf die Kunſt ſtrahlte das milde Feuer dieſes holden Dreigeſtirns; denn ſo wie die Kunſt ihren himmliſchen Farbenbogen über das Leben wölbt, eben ſo öffnet das Leben der Kunſt ſeinen unverſiegbaren Schatz, und der Zauber der Grazien, dieſer ſchönſten Gebilde der Fantaſie, gibt dem wirklichen Leben ſeinen höchſten Reiz, jenen Reiz, welchen ſelbſt die Göttin der Liebe und der Schönheit erſt durch den von den Grazien ihr dargereichten Gürtel der Anmuth erhielt.

Deshalb, ihr Schönen, opfert den Grazien, um ewig ſchön und ewig jung und ewig liebenswürdig zu ſein!

## Augenfantaſie am Geburtstage einer ſchönen Frau.

Der Geburtstag des Menſchen iſt die Eintrittskarte in das große Amphitheater des Lebens, in dem komiſche und tragiſche Szenen, Spektakelſtücke, politiſche und häusliche Schlachtgemälde dargeſtellt werden, worin Fechter mit Fechtern, wilde Thiere mit wilden Thieren kämpfen, und die erhabenſten Tragödien mit den trivialſten Farcen wechſeln. Bei dieſer Schickſals-Tragikomödie iſt jeder Eintretende zugleich Schauſpieler und Zuſchauer. Mancher wird ſchon nach dem erſten oder zweiten Akte abgerufen, Mancher muß, obſchon Überdruß und lange Weile ihn quälen, bis zu Ende des Stückes aushalten. Die Bleibenden ſind ſehr verſchiedener Meinung über den Werth und die Länge dieſes Lebens-Spektakelſtückes; dem Einen ſcheint es kurz und kurzweilig, dem Andern lang und langweilig zu ſein. Eben ſo ſind auch die Meinungen über den Werth der Schauſpieler und über die Kritik der Zuſchauer, ſo wie über die Kürze oder Länge des Lebens, getheilt. Der Eine klatſcht, der Andere ziſcht; dem Einen ſcheint eine Stunde ein Augenblick, dem Andern ein Viertelſtündchen eine Ewigkeit.

Wiſſen wir alſo nichts Gewiſſes von der Dauer des Lebens, ſo wiſſen wir noch weniger vom Leben ſelbſt, und wahrſcheinlich liegt hierin ein Hauptgrund, warum man das Leben mit ſo vielen Dingen vergleichen kann, woraus jedoch keineswegs zu folgern wäre, daß das Leben etwas Unvergleichliches iſt, obſchon es dem Einen ohne Vergleich beſſer bekommt als dem Andern.

Da wir nun einmal beim Vergleichen ſind, ſo will ich das Leben mit einigen Dingen vergleichen, und zwar zuerſt mit einem Gaſtmale. Beide bieten uns einen immerwährenden Wechſel von Süßem und Bitterm, Weichem und Hartem. Salz, welches uns die Speiſen ſchmackhaft macht, iſt der Witz, der uns das Leben erheitert. Gewürze regen, gleich den Leidenſchaften, das Blut und die Nerven auf. Wer vom Gaſtmahl oder vom Leben zu viel genießt, verdirbt ſich die Behaglichkeit und die Dauer des Genuſſes. Manche Speiſen ſind nur Schaugerichte, mehr für den Anblick als für den Gaumen und Magen, gleich gewiſſen Menſchen, die mehr ſcheinen als ſein, mehr glänzen als nützen wollen. Einige Speiſen gewähren mehr Gaumenluſt als geſunde, kräftige Nahrung, gleich jenen Galanteriewaren-Menſchen, die wohl gute Geſellſchafter, aber unzuverläſſige Freunde ſind. Andere Speiſen ſind zwar nahrhaft, ſie verlangen aber von dem Genießenden eine ſehr gute Verdauungskraft; ſie gleichen jenen Menſchen, die zwar viel inneren Werth beſitzen, aber wegen ihrer kräftigen Natur den geiſtigen oder moraliſchen Schwächlingen ungenießbar und unerträglich bleiben. Manche Speiſen darf man im Magen eben ſo wenig zuſammen kommen laſſen, als gewiſſe Menſchen in der nämlichen Geſellſchaft. Könnte man nicht etwa die Männer mit den derben Hauptſpeiſen, die Frauen und Mädchen aber mit dem zierlichen Deſert vergleichen?

Wer ſich zum Genuſſe eines großen Gaſtmahles erſt durch magenſtärkende Mittel vorbereiten muß, der würde beſſer thun, es zu meiden, und wer, um raſch und thätig in's Leben einzugreifen, ſich eigens dazu aufregen und ſtacheln muß, der wird beſſer thun, eine einſame Lebensweiſe zu wählen, als eine Rolle in der großen Welt ſpielen zu wollen. Wer nur ſo viel Nahrung zu ſich nimmt, als nothwendig iſt, das Leben kümmerlich zu friſten, der muß körperlich oder geiſtig kränkeln; wer aber nur lebt, um zu eſſen, der verſchlingt ſein eigenes beſſeres Selbſt, wie weiland Saturn ſeine eigenen Kinder. Das ſchönſte Leben muß aber einem ſolchen Gaſtmahle gleichen, woran nicht nur der Leib, ſondern auch die Seele ſich ſo erfreut, daß es auch in der Erinnerung noch angenehm bleibt, und wir an das Vergangene noch gerne zurückdenken.

Das Leben läßt ſich auch mit einem Theaterſtücke vergleichen. Das Leben und ein großes Gaſtmahl haben mit dem Trauerſpiele das Morden und Blutvergießen gemein, nur mit dem Unterſchiede, daß Morden und Blutvergießen das Leben und das Trauerſpiel zu Ende führt, dem Gaſtmahle aber (nämlich Hühner-, Gänſe-, Haſen-, Kälber-Mord u. ſ. w.) vorangeht.

In manchen Fällen iſt das Leben kein Trauerſpiel, ſondern nur ein Spiel mit der Trauer. Das Gemeinſchaftliche des Lebens mit dem Luſtſpiele beſteht in den ſehr kontraſtirenden Fehlern und Mängeln, Thorheiten und Albernheiten von Sonderlingen, welche das Schickſal im Leben, der Poet auf den Bretern zuſammenführt, und in den luſtigen Situazionen, welche der Zufall in ironiſcher Stimmung, mitunter recht humoriſtiſch, hervorruft. Das Leben ſelbſt liefert jeden Tag und jede Stunde reichen und vortrefflichen Stoff für das Luſtſpiel. Kein Wunder demnach, daß wir mit vortrefflichen Luſtſpielen überſchwemmt werden!!!

Mit dem Schauſpiele theilt das Leben den fortwährenden Wechſel von rührenden und luſtigen Szenen, von Thränen und Lachen. Dem Singſpiele gleicht es in ſeinen Harmonien und Diſſonanzen in dem mit Adagio und Allegro, Andante und Preſto wechſelnden Tempo in allen Verhältniſſen und Zuſtänden, in der guten oder ſchlechten

Durchführung der Motive, in den mißlungenen Rouladen und zu raſchen Kadenzen, im Distoniren, im Mangel am rechten Takt u. ſ. w.

Das Ballet liefert dem Leben den traurigen Beweis, daß Arme und Füße oft beſſer belohnt werden, als Kopf und Herz. Übrigens iſt im Leben ſo wie im Luſtſpiele eine Hauptſache das Heiraten, im Trauerſpiele der Tod. Und ſpielen nicht viele Menſchen den größten Theil des Lebens hindurch mit einander Komödie, ſo daß Leben und Komödie (doch gewiß keine divina Comedia!) Eines und Dasſelbe ſind?

Auch mit einer Gemäldeſammlung wäre das Leben zu vergleichen. Man ſieht da viele Frucht- und Blumenſtücke, aber noch mehr Dornen- und Neſſelſtücke; viele arkadiſche Gegenden, aber noch mehr öde Wüſten und nackte Felſen mit Schlünden und Abgründen; viel ländliches Still-Leben, aber noch mehr gräßliche Schlachtſtücke, und eben ſo viele Jagdſtücke von gejagten Thieren und gehetzten Menſchen, denn das Leben iſt eine große allgemeine Treibjagd. Und endlich die Figuren ſelbſt, bald die gemeinſten der niederländiſchen Schule, bald die ſchönen der italieniſchen Meiſter, bald die verwilderten eines Salvator Roſa.

Der Lebens-Stoff gleicht einer Kerze, die Lebenskraft der Flamme, welche den Lebensſtoff entzündet; aber auch verzehrt, und zwar deſto ſchneller, je mehr die Lebenskerze dem Zugwinde des Unglücks ausgeſetzt oder mit einem zu ſtarken Dochte zerſtörender Leidenſchaft verſehen iſt.

Der Menſch iſt zur Geſelligkeit geboren, und dennoch wollen ihm manchmal die edelſten Gäſte im Lebens-Salon nicht behagen, ſo z. B. hat ihm die Standhaftigkeit ein zu ſteifes, eigenſinniges Weſen; die Gemüthsruhe iſt ihm zu wenig lebhaft; die Klugheit hofmeiſtert ihn zu viel; die Vorſicht findet er langweilig, und die Geduld pflegt er, weil ſie ihn genirt, gerne auf den nächſten Tag zu beſtellen, wo ſie dann gewöhnlich zu ſpät kommt.

Der Menſch — ſei er auch noch ſo dumm, — iſt ein gebornes Univerſal-Genie. So — um nur ein paar Beiſpiele anzuführen, — iſt der Menſch eine geborne Köchin, daher es denn geſchieht, daß Einer dem Andern die Suppe verſalzt, oder, daß mancher Gaſt und manches Gericht an der Lebenstafel weder gebraten noch geſotten erſcheint. Der Menſch iſt ein geborner Jäger, bald ein Glücksjäger, bald ein Erbſchaftsjäger, bald ein Freiſchütz, bald mehr für die hohe, bald für die niedere Jagd eingenommen. Der Menſch iſt auch ein geborner Gärtner. Der Eine verwendet ſeine Sorgfalt auf den Obſt- und Gemüſegarten des häuslichen Lebens; den Andern freut die Kultur eines freundlichen Blumen- und Kindergärtchens von ſanften Gefühlen und ſtillen, prunkloſen Freuden. Ein Dritter legt ſich einen großen Park an, und findet nur an erhabenen oder wild-romantiſchen Partien ſein Vergnügen. Der Menſch iſt auch ein geborner Muſiker. Der Eine ſtreicht in ſeinem häuslichen Kreiſe den Brummbaß, der Andere ſtößt gerne öffentlich in die Trompete. Dieſer wandert ärmlich mit der Drehorgel durch's Leben;

Jener rührt die Lärmtrommel ſo gewaltig, daß ſeiner nächſten Umgebung das Trommelfell zerſpringt, während der unbefangene Fröhliche ſeine Mundharmonika luſtig hören läßt, und der ſchweigſame Schüchterne ſich gar mit einem Farbenklaviere begnügt.

Der Menſch iſt auch eine geborne Waſchfrau; er muß im Lebensſtrome die eigene, oft ſogar die fremde Wäſche reinigen. Der Menſch iſt auch ein geborner Juwelier, der oft unechte Steine für echte kauft oder verkauft. Er iſt auch ein Zimmermaler, der die vier Wände unſerer irdiſchen Wohnung bald erfreulich, bald abſcheulich bekleidet; er iſt ein geborner Fiſcher, der immer angelt, immer ſeine Netze auswirft, mitunter auch gerne im Trüben fiſcht. Der Menſch iſt zugleich ein geborner Baumeiſter, der Luftſchlöſſer, große und kleine Grillenhäuſer und Häuſer der Laune aufführt; er iſt ſogar ein geborner Reiter — auf ſeinem Steckenpferde; er iſt — kurz geſagt — was er ſein will, und was er nicht ſein ſoll.

An der Dauer des Lebens werden wir Menſchen von Thieren und Bäumen übertroffen. Die Schildkröte lebt über hundert Jahre, ſie kann ſogar einige Zeit ohne Kopf leben, — dies können aber auch mehrere Menſchen, manchmal ſogar noch länger, als die Schildkröte. Gleiches Alter erreicht der Rabe, der Steinadler, der Geier, der Falk, das Kamehl. — Hecht und Karpfe leben — wenn ſie nicht früher gebacken oder gebraten werden — anderthalbhundert Jahre. Der Elephant lebt über zweihundert Jahre. Die Eiche überlebt tauſend Jahre; ſie wächſt aber auch unter allen Bäumen am langſamſten, und gibt uns die Lehre, daß man ſich im Leben nicht übereilen ſoll.

Für die kürzere Dauer des Lebens wird der Menſch aber dadurch entſchädiget, daß ſein Leben, wenn auch nicht das längſte, doch gewiß das beſte, ſchönſte und edelſte ſein kann, und ſein ſoll.

In der Zeit vor der Sündflut ſoll aber auch der Menſch ein hohes Lebensalter erreicht haben. Zum Beweiſe davon (den ich aber nicht beweiſen kann) mag das folgende Liebes- und Fliegen-Geſchichtchen dienen, dem man allenfalls den Titel geben könnte: „Was iſt alt, und was iſt jung?“

Hilpa, die jüngſte der fünfhundert Töchter eines mächtigen Stamm-Oberhauptes, war ſchon als kaum zwanzigjähriger Säugling ein wunderſchönes Kind, und übertraf als Mädchen von kaum neunzig Jahren ihre vierhundert neun und neunzig Schweſtern, obſchon ſie die ſchönſten im Lande waren, ſo ſehr, daß man das Allerſchönſte in jeder Art Hilpa nannte. Schalum, der, obwohl es zu jener Zeit noch keine Muſterſchulen gab, doch jeder Schule hätte zum Muſter dienen können, warb um die Hand dieſer Schönſten der Schönen.

Hilpa ſtand, als jene Liebe ſich entwickelte, in der Blüte ihrer jugendlichen Schönheit, das heißt, ſie feierte eben erſt ihren hundert und fünfzigſten Geburtstag. Der junge Schalum hatte kaum ſein zweihundert vier und zwanzigſtes Lebensjahr erreicht. Der Brief, mit welchem er um die Hand des Fräuleins bat, lautete buchſtäblich, wie folgt:

„Holdes Fräulein! Es ſind zwar kaum ſiebzig geflügelte „Jahre verfloſſen, ſeit meine Seele nach Dir ſchmachtet; „halte mich aber deshalb nicht für einen leichtſinnigen „Jüngling, und meine Liebe nicht für ein Strohfeuer! Ich „werde nach ſiebenhundert Jahren für Dich noch eben dieſelbe „jugendliche Glut empfinden, welche mich in dieſem „Augenblicke entflammt. Du aber bedenke, daß das kurze „Leben des Menſchen nicht viel über tauſend Jahre währt, „und daß die flüchtige Schönheit kaum einige Jahrhunderte „beſteht! Dies bedenkend, ſäume nicht, mich noch in dieſem „Jahrzehend durch ein entzückendes Jawort zu beglücken!"

Und ſiehe da! die zärtliche **Hilpa** beeilte ſich ſo ſehr, daß der erſtaunte **Schalum**, noch eh' das zehnte Jahr verfloſſen war, ſchon das ſchriftliche Jawort erhielt. Die Vorbereitungen zum Hochzeitsfeſte wurden mit ſolchem Eifer betrieben, daß die Liebenden ſchon nach fünfzig Jahren Mann und Frau waren. **Hilpa**, die Glückliche, hatte ihr tauſendſtes Lebensjahr vollendet, als ſie in den Armen ihres Gatten ſtarb, der ſie in ſtiller Verzweiflung nur um hundert Jahre überlebte.

Ein tauſendjähriges Leben iſt allerdings keine Kleinigkeit; dennoch bleibt es aber eine ausgemachte Sache, daß jene lang lebenden Menſchen doch nichts Anderes thun konnten, als was wir kurzlebende Menſchlein gleichfalls thun können, nämlich: „leben und lieben, beglücken und beglückt werden, und das Daſein einander verſchönern nach Kräften."

Wie kaum bemerkbar erſcheint gegen eine ſolche tauſendjährige Exiſtenz das Daſein der armen **Eintagsflie-**

ge, welcher der Schöpfer wohl eben deshalb den Johannistag, als den längſten im Jahre, angewieſen zu haben ſcheint. Wenige Minuten ein Kind, nach einigen Stunden ſchon ein Greis, ſinkt ihr Leben, ſobald der Nachtthau ſinkt. Und dennoch hat auch dieſes Eintags-Geſchöpf gelebt und geliebt. Kann der Menſch mehr thun? —

So waltet der Allmächtige im Kleinſten wie im Größten, und der zweihundertjährige Elephant darf ſich nicht rühmen, glücklicher und vollkommener zu ſein, als die Eintagsfliege.

Dagegen übertrifft die Stubenfliege alle Geſchöpfe, zwar nicht an Menge der Jahre, doch gewiß an Menge der Augen. Was iſt der berühmte hundertäugige Argus gegen eine ſolche Stubenfliege mit ihren **16.000** Augen? Welches Entzücken muß eine ſolche **16.000**äugige Fliege genießen, wenn ſie ihren gleichfalls **16.000**äugigen Geliebten erblickt! Welches himmliſch-hölliſche Liebäugeln, wenn **32.000** Blicke ſich in einem und demſelben Augenblicke mit unendlich unglaublichem Kreuzfeuer begegnen! Aber wie unglücklich muß auch eine **16.000**äugige Fliegenfrau ſein, wenn ſie eiferſüchtig iſt, und keines ihrer **16.000** Augen von dem flatterhaften Gatten abwenden darf! Ich wundere mich aber, daß noch Niemand auf den Gedanken gekommen iſt, ſolche **16.000**äugige Fliegen, an denen kein Mangel iſt, als Spione, Wächter, Telegraphen, Erzieher und Arguſſe der Eiferſucht abzurichten und zu verwenden.

Ich gönne indeſſen der Augenfliege gerne ihre **16.000** Augen, und bekenne aufrichtig, daß mir zwei ſchöne weibliche Augen viel lieber ſind, als Himmel des Lichtes, Spiegel der Seele, Leuchtkugeln der Schönheit, Herolde der Freude und des Schmerzes, in denen ſelbſt das Schwarz, ſonſt allgemein die Farbe der Trauer, Luſt und Entzücken gewährt.

Das *Auge* iſt eine Welt im Kleinen, in welcher die Liebe als Herrſcherin thront. Die Weltgeſchichte iſt ihr Reichs-Archiv. Die Zärtlichkeit ſelbſt kennt nichts Zärtlicheres und Schmeichelhafteres, als den Ausdruck: „O du mein Augapfel!" Weibliche *Augäpfel* ſind aber nicht ſelten *Zankäpfel* für die Männer geworden, und, verblendet durch den Zauber des *Augenlichtes*, ging mancher in die *Todesnacht*. Dennoch bleibt es gewiß, daß das *Augenlicht* nicht nur das menſchliche Antlitz, ſondern auch das *Herz*, ja das ganze *Leben* belebt und erleuchtet, da es aus dem *Augenſtern* hervorſtrömt, der ſo oft unſer *Glücksſtern*, unſer *Abend-* und *Morgenſtern*, unſer *Stern der Liebe* iſt. Die Farbe des Auges erhöht den Reiz der Mannigfaltigkeit; den Einen beſiegt das *ſchwarze* Auge, Dieſen das *goldbraune*, Jenen das *Himmelblaue*; und rühmt ſich das Augenblau, mit dem Himmelblau verwandt zu ſein, ſo rühmt ſich das goldbraune Auge ſeines Sonnenglanzes, und das ſchwarze ſeiner Sternennacht.

Mehr und allgemeiner als die *Farbe* der Augen wirkt ihr *Glanz*, und die ſchönſte Farbe des Auges ohne Glanz bleibt unwirkſam. Den meiſten Eindruck machen die mit ſanftem Sternenlichte ſchimmernden Augen, das heißt, ſolche, die mehr Licht als Feuer haben, und den Gegenſtand, auf dem ſie verweilen, zu durchdringen ſcheinen, doch ja nicht zu durchbohren. Ein eigener, geheimer Zauber liegt in der reizenden Beweglichkeit lebhafter Augen. Unwiderſtehlich aber ſind jene Augen, welche ein feuchter Schmelz umgibt, mit dem ſich ein holdſeliges Lächeln vermiſcht. Augen, voll Geiſt oder voll Feuer, geben dem Geſichte oft ein ernſtes oder ein trotziges Anſehen. Den feurigen und beweglichen Augen ſtehen die matten und ſtarren entgegen. Heitere Augen können, ohne ſchön zu ſein, durch ihr liebliches Weſen entzücken. Es gibt ſogar lachende Augen, Augen voll Ruhe, Augen voll unerklärbaren Liebreizes, die nicht ſelten mehr wirken, als die ſchönſten Augen, ſo wie die weibliche Anmuth mehr Herzen gewinnt, als die vollendetſte Schönheit. Ein edles Gemüth ſpricht aus dem liebreichen Ernſte der Augen; eine reine Seele gibt ihnen oft ein überirdiſches Licht. Vom Homer wird Juno die Hoheitblickende, Minerva die Blauäugige, Venus die Liebäugelnde, die ſchöne Aſpaſia vom Älian die Großäugige genannt. Schielende Augen ſind häßlich, noch häßlicher aber die buhleriſch lockenden und die frechen, die in dieſelbe Klaſſe gehören mit dem böſen Blick, mit dem giftigen Schlangenblick. Die Macht der Augen iſt aber ſo groß, daß nicht ſelten ſogar die geſchloſſenen, mit ihren äußeren Theilen: den geſenkten Augendeckeln und Augenwimpern, den Augenlidern und ſchöngewölbten Augenbraunen, reizend erſcheinen, und Amor, der Schelm, ſich in die Augenwinkel verbirgt. Das Hinaufziehen der Augenbraunen drückt gewöhnlich eine plötzlich erregte Aufmerkſamkeit und Verwunderung aus, das Herab- und Zuſammenziehen derſelben Mißmuth und Unwillen.

Iſt eine aller menſchlichen Sprachen ſo ausdrucksvoll, ſo beredt, wie die Augenſprache? Wo jede Sprache arm wird, wo der Gedanke keine Worte, die Empfindung keinen Ausdruck findet, — da ſpricht das Auge, welches ſich auch denjenigen verſtändlich macht, deren Sprache ihnen ganz fremd iſt. Man könnte manches Auge wirklich ein lebendiges Wörterbuch nennen, ein Polyglottikon.

Die Augen leihen uns ihr Bild zu den ſchönſten Ausdrücken. Geliebten Menſchen thun wir Alles, was wir ihnen an den Augen anſehen. Worauf wir unſere innigſte Aufmerkſamkeit richten, das nennen wir unſer Augenmerk. Wo wir das Rechte genau treffen wollen, da ſuchen wir ein gutes Augenmaß zu haben. Was unſerem Herzen Troſt und Freude ſchafft, wird Augenluſt und Augenweide genannt. Sogar eine Pflanze, der man ehemals eine Heilkraft in Augenkrankheiten zuſchrieb, führt noch den Namen Augentroſt. Die gefährlichſte und plötzlichſte Augen-Entzündung entſteht durch Amors-Fackel; ihr folgt ſogleich eine Herz-Entzündung. Augenwaſſer iſt oft ein wirkſames Heilmittel, das Haupt-Augenwaſſer ſind aber die Thränen, bald ſchmerzlich als Thränen des Kummers, der Kränkung und der Sehnſucht, bald Balſamtropfen der Freude, der glücklichen Liebe, des edlen Mitgefühles u. ſ. w., ein echter Himmelsthau, der aus den

Augen auf das Herz, wie der Abend- und Morgenthau auf die Blumen fällt.

Selbſt das Thierreich hat ſeine berühmten Augen, wie z. B. die Katzen- und Eulen-Augen, die im Finſtern leuchten und ſehen, die ſanften Taubenaugen, die ſcharfen Luchsaugen, das in die Sonne blickende Adlerauge. Die Dichter ſprechen von der kindlichen Unſchuld der Blumenaugen, und nennen die Sterne Himmelsaugen.

Von den Hühneraugen (Leichdörnern) will ich nur ſo viel ſagen, daß ich hoffe, es werde in unſerer erfindungsreichen Zeit wohl bald ein Genie ſich erheben, welches künſtliche Hühneraugen erzeugt, die eben ſo weh thun als die natürlichen. Kurzſichtige Menſchen finden wir nicht nur in phyſiſcher, ſondern noch mehr in moraliſcher Beziehung, nämlich ſolche, die nicht über fünf Schritte und fünf Minuten hinaus kaum das ſehen, was ihnen zunächſt liegt oder droht, und die Folgen ihrer Handlungen nie bedenken, beſchränkte Kinder des Augenblicks; während der Weitſichtige keine Gegenwart genießt, ſondern immer nur in den Fernen der Vergangenheit oder Zukunft herumſchwärmt, in den Sternen leſen will und dabei über den Stein ſtolpert, der ihm vor den Füßen liegt. Die Wichtigkeit der moraliſchen Sehkraft beweiſen ſo viele aus der Sicht gebildete Worte, wie z. B. Vorſicht, Nachſicht, Abſicht, Anſicht, Aufſicht, Ausſicht, Überſicht, Umſicht, Durchſicht u. ſ. w. —

Über die in den Augen gewiſſer Menſchen wohnende böſe Zauberkraft, die in neuerer Zeit den Stoff zu mancher

Novelle liefert, hat man ſchon im Alterthume viel gefabelt, und manches Märchen darüber gedichtet. Man glaubte, wie Plutarch erzählt, es gebe Menſchen, welche Andern, vorzüglich Kindern, durch ihre *Blicke* Schaden zufügen. Die Theber, ein am ſchwarzen Meere wohnendes Volk, ſollen jene böſe Zauberkraft in dem Grade beſeſſen haben, daß ſie nicht nur Kinder, ſondern auch Erwachſene tödten konnten, indem Jeder, welchen ihr Blick traf, in eine auszehrende Krankheit verfiel. Der ältere *Plinius* meint, dieſe Theber, die er Thibier nennt, hätten in dem einen Auge einen doppelten Augapfel gehabt. Man hielt es wirklich für eine *gewiſſe* Thatſache, daß Menſchen durch den bloßen Anblick Anderer vergiftet werden können. Plutarch ſucht das Märchenhafte natürlich zu erklären und ſagt: „Die ſchon von Natur ſehr beweglichen Augen verbreiten mit Hilfe des ſie regierenden Geiſtes eine ſolche feurige, bewundernswürdige Kraft, daß der Menſch, davon betroffen, die ſonderbarſten Wirkungen damit theils empfindet, theils ſelbſt hervorbringt.“

„Selbſt die *Liebe*, die ſtärkſte aller Leidenſchaften, hat ihren Urſprung in den *Augen*. Ein Verliebter ſchmilzt gleichſam, wenn er den Gegenſtand ſeiner Liebe erblickt, und geht, ſo zu ſagen, in deſſen Seele über. Man darf ſich daher nicht wundern, daß der Menſch durch die Augen eben ſo beſchädiget wird, als *Andern* ſchaden kann; denn die gegenſeitigen Blicke und das, was aus den Augen hervordringt, es ſei eine Lichtmaſſe oder was immer, verzehrt die Liebenden durch eine mit Schmerz verbundene Wonne, welche ſie ſelbſt bitterſüß zu nennen pflegen. Weder das Gefühl noch das Gehör verurſacht ihnen ſo viele Leiden und Wunden, als der gegenſeitige Blick. Das Feuer, welches durch die Augen entzündet wird, verbreitet ſich mit ſolcher Heftigkeit, daß man diejenigen für ganz unerfahren in der Liebe halten muß, die ſich über das Naphta wundern, wenn es vom Feuer ſchon in einiger Entfernung entzündet wird. Blicke wirken in noch weit größere Ferne und erregen das heftigſte Feuer in den Seelen der Verliebten. So groß iſt ihre Kraft, manches Übel zu verbreiten und auf Andere zu übertragen!" —

Im ſchönſten, edelſten Sinne iſt das Auge ein Bild des von Gott erleuchteten, ganz zu Gott gerichteten Gemüthes und Willens; es iſt die Leuchte des Leibes, wie die Vernunft die Leuchte der Seele iſt. Die römiſchen Statthalter ſchlugen den Werth der Augen ſo hoch an, daß ſie den Verluſt derſelben für die höchſte, alle Qualen und Foltern überſteigende Strafe verhängten, und vielen Martyrern während der letzten Chriſtenverfolgung die Augen ausſtechen oder ausbrennen ließen.

Die bequemſten und beſten Augen waren vielleicht diejenigen, von welchen Luzian erzählt, nämlich gläſerne, die man nach Belieben herausnehmen und wieder einſetzen konnte, je nachdem man etwas ſehen oder nicht ſehen wollte. Manche ſchöne Frau könnte dadurch manchem Unheil, welches ihre Augen da ſtiften, wo ſie es nicht will oder nicht ſoll, ſehr gut verbeugen. Das Aufbewahren wäre jedoch immer eine gefährliche Sache, und es würde an Augendieben gewiß nicht fehlen. Kranke Augen könnte man ſogar den Augenärzten zur Heilung übergeben und erſt nach der Herſtellung wieder übernehmen. Eine Liebende könnte ſogar ihre Augen dem Geliebten auf die Reiſe mitgeben, und es würde ſogar mancher vortheilhafte Augentauſch Statt finden können.

Das größte und feurigſte, zugleich auch das ſtolzeſte aller Augen, indem es auf Alles herabſieht, iſt das Himmelsauge: die Sonne. Vor dieſem Feuerauge ſinken, ſobald es ſich am Morgen zeigt, im Orient Tauſende von Anbetern auf die Knie, und es feiert einen Triumph, deſſen die Schönſte der Schönen ſich nicht rühmen kann.

Dieſes überirdiſche Weltauge, welches zugleich die ganze menſchliche Sehkraft und Optik dirigirt, macht an den irdiſchen Augen die ſicherſte Probe, ob ſie Adlern oder Eulen angehören, indem jene der Tageskönigin mit unverwandtem Blick kühn in das Flammenauge ſchauen, während dieſe vor dem Lichtſtrom erblinden. Und ſo finden wir auch unter den Menſchen Adlernaturen, welche die geiſtige Sonnenprobe aushalten, die Blicke nach dem Höchſten wenden, dem Licht der Wahrheit feſt entgegen ſchauen, wogegen die lichtſcheuen menſchlichen Eulen der Sonne der Wahrheit nicht empfänglich ſind, und nur der Nachtſeite des Lebens huldigen.

Schön ſind die Augen, ſchön aber auch die Purpurlippen, wenn ſie zwiſchen den Roſen der Wangen, wie glühende Nelken, hervorleuchten. Eben deßhalb herrſcht zwiſchen den Augen und Lippen ein ewiger Streit, da die Einen den Vorzug vor den Andern behaupten wollen. Einmal war ich ſelbſt Zeuge eines ſolchen Wettſtreites. Die goldbraunen Augen Ihres holden Angeſichtes, ſchöne Frau! ließen ſich, da ich den Zwiſt gewahr wurde, gegen die Lippen in folgendes Zweigeſpräch ein:

Die Augen. Wir ſenden die Strahlen der Liebe in das Herz, welches ſich dann öffnet, wie der Kelch der Blume vor den Sonnenſtrahlen.

Die Lippen. Der ſüße Hauch, des Seufzers ſanfte Glut, die uns entathmet, und das Wort der Zärtlichkeit, dem wir einen eigenen Reiz geben, ſie gleiten in jedes Herz, wie der Thau in den Blumenkelch.

Die Augen. Und doch müſſet ihr ſüßathmenden, beredten Lippen oft verſtummen, wo nur unſere Blicke den tiefſten Schmerz und das höchſte Entzücken auszudrücken vermögen.

Die Lippen. Blüht nicht der Nelke Purpur auf uns?

Die Augen. Glänzt nicht der Himmel in uns? Sind wir nicht der Spiegel der Seele?

Die Lippen. Umſpielt nicht unſer Korallenlager der unwiderſtehliche Reiz des Lächelns? Pflückt nicht der Glückliche von uns die Nektarfrucht, die Ätherflamme des entzückenden Kuſſes? —

Die Augen wußten nichts zu erwiedern, ſie ſchienen beſiegt zu ſein. Ein Schleier der Wehmuth umzog die holden Sterne, ein milder Strahl brach ſich, in feuchten Schmelz hinſterbend, und zwei Lichtperlen quellen die Wangen herab.

Die Lippen verſtummten.

Da ſich nach einem ſolchen Verſtummen nichts mehr ſagen läßt, ſo muß auch ich verſtummen, ſobald ich noch die wenigen Schlußworte werde geſagt haben: „Da jedem Geburtstage auch ein Namenstag folgt, ſo erlauben Sie mir, Wohl- und Schöngeborne, daß ich Ihnen — wozu ich meine guten Gründe habe, — den Namen Nina gebe!"

## Tiſchrede bei einem Gaſtmahle.

Der Gaſtmahl-Tiſch iſt ein gemeinſchaftliches Vaterland. Am Tiſche iſt der Menſch wie in ſeiner Heimat, ſäße er auch in fernem, fremden Land. Ohne Tiſch aber wäre man ſelbſt beim beſten Gaſtmahl nicht recht zu Hauſe.

Der Tiſch iſt alſo ein ſehr wichtiges Hausgeräthe. Ein großer Theil der wichtigſten Handlungen des Lebens geht am Tiſche vor. Wenn der Menſch in die Welt tritt, wird er an den Tauftiſch gebracht. Dem Gelehrten iſt ſein Schreibtiſch die Welt, der Dame ihr Toilettentiſch. Welcher Geiſt fährt in die Rathsherren, wenn ſie ſich an den grünen Tiſch ſetzen! Der Eßtiſch iſt ein Opferherd der Freude und des Friedens, der innigſte Vereinigungspunkt von Leib und Seele. Von einem verhaßten, widrigen Menſchen ſagt man: „Mit dem mag ich nicht an einem Tiſche eſſen!" —

Die Ritter von der Tafelrunde ſtehen noch immer im freundlichen Andenken. Ein runder Tiſch iſt aber auch eine gar köſtliche Sache. Aller Vorrang fällt da weg; es gibt kein beſtimmtes Obenan und Untenan, ſondern Alles fügt ſich zuſammen ohne die ſcharf trennenden Seiten und Ecken des pedantiſchen Quadrats, und das Geſpräch rundet ſich, wie der Tiſch ſelbſt.

Manche Leute bilden ſich ſogar ein, es laſſe ſich, am Tiſche ſitzend, beſſer ſchlafen, als im Bette. Wer lange bei Tiſche ausharrt, iſt in der Regel ein friedfertiger, folglich ein guter Menſch. Die alten Deutſchen verhandelten eſſend und trinkend die wichtigſten Angelegenheiten.

Wichtiger, als der Tiſch und Alles, was auf dem Tiſche ſich befindet, ſind diejenigen, die an dem Tiſche ſitzen. Gutgelaunte und geſprächige, dabei aber beſcheidene Gäſte ſind an jedem Tiſche willkommen. Es ſitzen aber, leider! an ſo manchem Tiſche auch ſo manche unangenehme und unwillkommene Gäſte. Hieher zähle ich z. B. alle übellaunigen Gäſte, die uns die ſüßeſten Gerichte verbittern, und die köſtlichſten Weine in Eſſig verwandeln; alle ſtummen Gäſte, die ununterbrochen kauen und verſchlingen, ohne ein Wort von ſich zu geben, und beim Eſſen an nichts denken, als an das Eſſen, und nichts thun, als — eſſen; alle raſtloſen Schwätzer, die uns todt reden, und keinen Andern zum Worte kommen laſſen; alle raſtloſen Frager, die keine Antwort abwarten; alle Aufgeblaſenen, die ſogar während der geſelligen Mittagstafel eine Diktatur ausüben wollen, und verlangen, daß man ihnen auch hier Weihrauch ſtreue von allen Seiten. Zu dieſen unliebſamen Gäſten gehören auch alle, die heißhungerig oder auf eine unreinliche Weiſe eſſen; alle Gewalthaber, die ſich aller Gerichte zuerſt bemächtigen, und aus jeder Schüſſel, wie Raubvögel, das Beſte mit einem Stoſſe herausholen; alle heftigen und zänkiſchen, alle gelehrten und ſonſtigen Großſprecher, die, wie Profeſſoren, doziren, und zur Unzeit glänzen und prunken wollen; alle bösartigen Satyriker, die nicht nur die vorgeſetzten Gerichte, ſondern auch die dabei ſitzenden Gäſte bekritteln. Insbeſonders fatale Leute ſind die ſogenannten aufmerkſamen Gäſte. Ein ſolcher aufmerkſamer Gaſt heftet ſeine Augen bald auf dieſen, bald auf jenen Gaſt, bald auf dieſe, bald auf jene Schüſſel als prüfender, durchdringender Kunſt- und Menſchenkenner. Er gleicht der mamornen Statue des ermordeten Komthurs im Don Juan, oder dem Geiſte des Banko beim Gaſtmahle des Makbeth. Sein Fixiren ſetzt viele Gäſte in Verlegenheit, und ſie wenden dann ſo viel Aufmerkſamkeit auf ſich ſelbſt, daß die unbefangene Fröhlichkeit ganz eingeſchüchtert wird. Dies iſt vorzüglich der Fall, wenn der Aufmerkſame ein Mann von Bedeutung iſt. Sehr gut laſſen ſich die Gäſte in Selbſtlaute und in Mitlaute eintheilen. Die Erſteren wecken den Geiſt des Frohſinns, geben die Tonart und den Takt des Geſpräches an, und ſind die Seele der ſchmauſenden Tiſchgeſellſchaft, das Gewürz aller Speiſen, glücklich, wenn ſie nur einſtimmende und belebungsfähige Mitlaute finden. Leider geſchieht es aber nicht ſelten, daß der herrlichſte Selbſtlaut mitten unter Stummen ſitzt, und, endlich verſtimmt, ſelbſt verſtummt.

Von großer Wichtigkeit iſt das Zuſammenſetzen der Gäſte an einem Tiſche; es bleibt aber für den Herrn und die Frau vom Hauſe eine ſchwierige Aufgabe, den Gäſten ihre Plätze anzuweiſen. Dieſe Wahl und Beſtimmung verurſacht manchmal unter den gaſtgebenden Eheleuten viel Kopfzerbrechen, ja ſogar hitzige Debaten. Einige ziehen es daher vor, den Gäſten bei der Okupation der Plätze freie Wahl zu laſſen. Wenn dieſes Manöver glückt, ſo verdient es gewiß den Vorzug, und hat den beſten Erfolg. Mißingt es aber, ſo bringt es die ungünſtigſte Wirkung hervor, wie z. B. wenn ſich die Bekannteren zuſammenſetzen und die Übrigen iſolirt bleiben, oder wenn der Zufall Gäſte zuſammenſetzt, die durchaus nicht zuſammen paſſen.

Das Anweiſen der Plätze hat alſo, im Ganzen genommen, mehr für ſich. Nun aber kommt die Hauptrage: „Wie ſoll man die Gäſte zuſammenſetzen, und welche Plätze ſoll man Jedem anweiſen?“ Es mag manchmal leichter ſein, vier und zwanzig Regimenter in Schlachtordnung zu ſtellen, als vier und zwanzig Gäſte mit erwünſchtem Erfolge neben einander zu ſetzen. Sehr ft wollen die Gäſte lieber ſich ſetzen, als geſetzt werden, weil die meiſten derſelben den Wunſch nach dieſer oder jeder Nachbarſchaft im Herzen hegen, und ſich dann mit Mißfallen getrennt, ja gewiſſermaßen wie Schachfiguren behandelt ſehen. Es wäre nicht übel, wenn ein Gaſtgeber ſeine Gäſte bei ſeinen Tafelfreuden manchmal nach verſchiedenen Geſichtspunkten und Anſichten ordnete, z. B. einmal die Vornehmeren und Geringeren zuſammen, das andere Mal die Alten zu den Alten, die Jungen zu den Jungen. Läßt der Gaſtgeber bei der Anweiſung der Sitze den Unterſchied der Gäſte ganz außer Acht, ſo riskirt er den Tadel Aller; noch gefährlicher iſt es aber oft, wenn er ſich zum Richter und Beurtheiler ſeiner Gäſte aufwirft, und ſie ordnet, wie der Lehrer ſeine Schüler, wo doch hier weder Rang noch Zwang gilt, wo der Fröhlichſte und Geiſtreichſte der König des Feſtes ſein ſoll, und eine anſtändige Ungezwungenheit vorherrſchen muß; es waltet aber ein großer Unterſchied zwiſchen einem König des Feſtes und einem Bajazzo.

Ein gutes Mittel zweckmäßiger Vertheilung der Plätze möchte darin beſtehen, daß man am Tiſche mehrere Ehrenplätze dadurch hervorbringt, indem man den Einen obenan, den Zweiten und Dritten in die Mitte einander gegenüber ſetzt, Dieſen neben den Gaſtgeber, Jenen neben der Hausregentin, Einen neben einer ſehr ſchönen Frau, den Andern neben einen, in irgend einem Fache ausgezeichneten Menſchen. Das Beſte möchte wohl ſein, bei der Vertheilung der Plätze weniger auf die Einzelnen, und mehr auf die Harmonie des Ganzen zu ſehen, und Alles ſo zuſammen zu fügen, wie die Tonſetzer die Töne, der Maler die Farben, der Gärtner ein Blumenbeet. Es thut daher ſelten eine gute Wirkung, wenn man bei einem Gaſtmahle das Sprichwort anwenden will: „Gleich und Gleich geſellt ſich gern.“ Setzt man Jung und Jung, Alt und Alt, Reich und Reich, Gelehrt und Gelehrt zuſammen, ſo zerfällt die Tafel in eben ſo viele Separatiſten. Es ſoll aber Einheit in der Mannigfaltigkeit herrſchen, und dies dürfte ſich am beſten machen, wenn man z. B. einen Wißbegierigen zu einem Vielwiſſer oder Vielerfahrenen, zu einem Einſilbigen einen freundlich-Geſprächigen, zum Prahler einen gutmüthigen Satyriker, zum Künſtler einen reichen Kunſtliebhaber, zur Kokette einen Phlegmatiker, zur Sentimentalen einen Humoriſten u. ſ. w. ſetzen wollte. Als Firſterne achte man aber insbeſondere auf gewiſſe Menſchen, die, wo immer ſie auch ſitzen, durch Geiſt und gute Laune ihren Platz ſtets zu einem Ehrenplatze zu machen und ein Planetenſyſtem um ſich zu bilden wiſſen. Sie ſind manchmal Felſen, aus denen die lebendigſte Quelle ſprudelt, ſobald der rechte Moſesſtab ſie berührt.

Sind die Gäſte in der Ordnung, ſo wird es auch an fröhlichen, lebhaften und intereſſanten Tiſchgeſprächen nicht fehlen, ohne welche aller Überfluß an köſtlichen Speiſen und Weinen doch nur ein ſteinernes Gaſtmahl gibt. Manche geiſtreiche Schriftſteller, insbeſondere bei den Franzoſen und Engländern, waren als Tiſchgenoſſen ihrer guten Einfälle wegen ſo berühmt und ſo beliebt, daß ſie keinen Tag im ganzen Jahre für ihren Magen zu ſorgen brauchten; er war der Koſtgänger bei ihrem Witze. Ein Phänomen dieſer Art war der unlängſt verſtorbene brittiſche Dichter Coleridge, deſſen treffliche Bemerkungen und Einfälle bei Gaſtmahlen nach ſeinem Tode geſammelt in zwei Bänden erſchienen ſind. Es gibt allerdings geniale Menſchen, die, ſonſt ſtill und ernſt, bei Tiſche wie Vulkane Feuer ausſtrömen. Durch das Reden kann man ſich als ein ſehr geiſtreicher, durch das Schweigen aber als ein ſehr vernünftiger und diskreter Menſch zeigen. Silbern (ſagt ein morgenländiſches Sprichwort) ſtrömt die Rede vom Munde, aber Schweigen iſt köſtliches Gold.

Sprechen ſoll man bei Tiſche, das iſt gewiß, aber wie, was und wie viel? das ſind wichtige Fragen, doch eben nicht ſchwer zu beantworten. Man ſpreche nämlich ſo viel man Luſt hat, über das, was man am beſten verſteht, und wie's einem vom Herzen kommt. Will man den Kopf produziren, ſo geht ſchon ein Theil der unbefangenen Wohlbehaglichkeit verloren. Jeder Kopf, der ſich an der Mittagstafel produziren will, iſt für Viele ein Hechtkopf mit allen Paſſionswerkzeugen.

Soll das Tiſchgeſpräch ſeinem Zwecke ganz entſprechen, ſo müſſen alle Gäſte wechſelweiſe daran Theil nehmen, ohne daß Einer dem Redeſtrom des Anderen einen hemmenden Steindamm entgegenſetze. Jeder muß wie ein Ritter des romantiſchen Mittelalters daſtehen, ſchlagfertig und galant zugleich. Ein Spaßmacher, der unter die ſteinernen Tiſchgenoſſen Wortſpiele, Anekdoten u. ſ. w. auswirft, iſt eine unerträgliche Perſon. Das Tiſchgeſpräch muß ſtets gemeinſchaftlich, ein Lauf- und Kreuzfeuer ſein, ja nie iſolirt und ausſchließend mit dem linken oder rechten Nachbar geführt werden. Die Tiſchgenoſſen verfallen nicht ſelten in den Fehler, daß ſie ſich, mit Vernachläſſigung der Tiſchgenoſſinnen, in gelehrte oder politiſche Gegenſtände zu ſehr vertiefen.

Der Zweck beſtimmt Alles. Beim Mahle iſt es die Heiterkeit, das Himmelskind des Augenblicks, welcher keinem Befehle gehorcht, und keinen Zwang leidet. Ich möchte den geſelligen Kreis mit einem Saiten-Inſtrumente vergleichen. Es ſei noch ſo gut beſaitet, noch ſo gut geſtimmt, kommt ein Unkundiger dazu, ſo gibt es nur Mißtöne. Man behandle es verſtändig und ſanft, ſo wird den Saiten die ſchönſte Harmonie entlockt.

Man hat das Gaſtmahl mit dem Leben verglichen, folglich auch das Leben mit einem Gaſtmahle, von welchem man als geſättigter, aber nicht als überſättigter Gaſt aufſtehen ſoll. Ich habe Luſt, das Gaſtmahl mit — Nichts zu vergleichen; allerdings ein keckes Unternehmen, etwas Wirkliches mit dem Nichts vergleichen! Ich will's verſuchen.

Die vorzüglichſte Eigenſchaft des Nichts iſt die, daß es gar keine Eigenſchaften hat. Ein Gaſtmahl hat aber ſehr viele Eigenſchaften; man ſollte alſo glauben, es könne mit dem, was keine Eigenſchaften hat, durchaus nicht verglichen werden. Ein Gaſtmahl wäre alſo gerade das Gegentheil vom Nichts. Laſſen ſich entgegen geſetzte Dinge mit einander vergleichen? Warum nicht? Nur müſſen beide Gegenſtände Realitäten ſein. Wenn nun aber auch das Nichts keine Realität iſt, ſo hat es doch dafür eine ſolche Allgemeinheit, daß es ſich nicht nur mit einem Gaſtmahle, ondern ſogar mit allem Möglichen vergleichen läßt. Das

Nichts hat, trotz ſeiner negativen Exiſtenz, in alle Dinge der Welt einen ſo wichtigen Einfluß, daß es im ganzen geſellſchaftlichen Leben vorherrſcht, und die glänzendſten Dinge, beim Lichte beſehen, ein wahres Nichts ſind. Womit unterhält man ſich in der großen Welt oft ſtundenlang? Mit Nichts! Worüber ſpricht mancher Gelehrte, mancher petit-maitre viel und weitläufig? Über ein Nichts! Was iſt ein großer Theil unſerer Wünſche und Hoffnungen und Plane? Ein glänzendes Nichts! Worüber zanken und feinden ſo viele Menſchen ſich an? Über Nichts und wieder Nichts! Was ſteht in manchem ſplendid gedruckten und ſchön gebundenem Buche? Nichts! Womit beſchäftigen ſich ſo viele Menſchen? Mit Nichts! Worüber ängſtigen ſich ſo Viele? Über ein Nichts! Was denken ſo Viele? Nichts! Hat nicht ſchon ſo Mancher ein großes Vermögen in Nichts verwandelt?

Um der Tirade nun den Kranz aufzuſetzen, frage ich: Was iſt das Gaſtmahl? Ohne Mitwirkung des Geiſtes iſt es nur die Befriedigung eines thieriſchen Bedürfniſſes, folglich etwas Nichtiges, alſo ein Nichts! Soll es Etwas werden, ſo kann dies nur durch eine gute Laune der Gäſte, durch den Geiſt der Sprecher, und durch ihre Gemüthlichkeit geſchehen. Wer ſich zu Tiſche ſetzt, nur um zu eſſen, der iſt die Realität des Nichts. Das Gaſtmahl ſoll keine bloße Nahrungsanſtalt, kein bloßes Verpflegsmagazin des Bedürfniſſes ſein, ſondern ein echtes, heiteres Lebensfeſt, an dem der Menſch als wahrhaft menſchliches Weſen, das iſt, als geiſtig-ſinnliches Weſen Theil nimmt. Das Eſſen, als Erhaltungsmittel, iſt allerdings weder an Zeit und Stunde, noch weniger an Theilnehmer gebunden. Die Thiere und viele Wilde eſſen einſam, weil ſie eſſend nichts Anderes wollen, als eſſen. Der Menſch zieht aber aus ſeiner Nahrung die beſten Lebensſäfte erſt dann, wenn er das, was er genießt, durch Heiterkeit und liebliches Gedankenſpiel gleichſam deſtillirt und ſublimirt. Ein großer Theil der materiellen, mit Schüſſeln und Flaſchen überladenen Gaſtmähler iſt alſo eigentlich nicht mehr, als ein — ſplendides Nichts!

Es beliebt mir, in dieſem Tone fortzufahren, und das Gaſtmahl mit nichts Geringerem, als mit der — Weltgeſchichte zu vergleichen. Die Küche muß dabei die Rolle der Vorwelt übernehmen, in welcher die, am Tiſche ſich entwickelnde Gegenwart begründet, vor- und zubereitet wurde. Kalbskeulen und andere koloſſale Gerichte ſtellen im Gebiete der Geſchichte jene großen Männer vor, die von der egoiſtiſchen Gegenwart zerlegt, verkleinert, zerſtückt, oft gar zerriſſen werden. Die Gäſte insgeſammt ſtellen die Alles zerſtörende, Alles verſchlingende Zeit vor, der Magen den Abgrund der Vergeſſenheit, in dem auch das Herrlichſte begraben wird. Ich glaube, man könnte aus den Mahlzeiten der verſchiedenen Völker ſogar einen weſentlichen Theil des Nazional-Charakters entwickeln. Zur Zeit der berühmten Lady Montague war es (wie der Biograph und Herausgeber ihrer Briefe, Lord Wharncliffe, erzählt *)), in England ge-

---

*) 3 Vol. London 1836. Bentley. — Lady Marie Worthley Montaque, geb. im Jahre 1690, ſtarb 1762.

bräuchlich, daß bei großen Gaſtmahlen die Gemahlin oder die älteſte Tochter des Herrn vom Hauſe ſchneiden und zerlegen mußte, und zwar nicht nur den ganzen Braten, ſondern auch die Theile desſelben, welche ſie den Gäſten vorlegte. Der geringſte Gaſt, bei dem ſie dies zu thun unterließ, nahm es für eine Beleidigung. Frau oder Tochter war daher, um ihr Geſchäft ununterbrochen und pünktlich zu verrichten, gezwungen, eine oder zwei Stunden vor dem Gaſtmahle ſich zu ſättigen und zu ſtärken. Es gab ſogar eigene Lehrer der Tranſchirkunſt, welche den Damen Unterricht ertheilten. Lady Montague erhielt jede Woche von einem ſolchen Meiſter drei Lehrſtunden: Spricht ſich hierin nicht ein merkwürdiger Zug im engliſchen National-Charakter jener Zeit aus?

Eine ſo berühmte Schriftſtellerin, wie Lady Montague, die ſchon in ihrem zwanzigſten Lebensjahre das Werk eines griechiſchen Philoſophen (Epiktet's Enchiridion) in's Engliſche überſetzte, führt mich auf den Einfall, daß man ein Gaſtmahl auch mit einer Buchhandlung vergleichen kann, denn eine Buchhandlung iſt ein geiſtiges Gaſtmahl und die reichſte Table d'hôte, die ſich denken läßt, wobei der Verleger Gaſtwirth im Geiſterreich iſt, die Schriftſteller Aufwärter, ihre Werke die Speiſen ſind. Die Brotwiſſenſchaften machen den nothwendigſten Artikel, nämlich das Brot ſelbſt. Poeſie und ihre Kunſtſchweſtern kredenzen Weine, Kaffeh und Liqueurs. Die Philoſophie ſchreibt den Speiſezettel und ordnet die Trachten. Kartoffeln repräſentiren die Familiengemälde, der maſſive Eberkopf mit ſeiner ſtarren Scheinwuth das bürgerliche Trauerſpiel, das Ragout die Journale und Taſchenbücher, Pfefferkuchen die Satyre, das kleine Zuckerwerk die Sinngedichte, Krebſe die Rezenſionen, Bonbons die Kinderſchriften, welſcher Salat die humoriſtiſchen Werke, kandirte Früchte die modernen Idyllen, Ananas die Sonettenpoeſie u. ſ. w.

Das Gaſtmahl läßt ſich aber ſogar mit einem Journale vergleichen, und zwar mit einem, welches den Titel Fortuna-Journal führen könnte. Es zählt, vorzüglich auf das gute Glück rechnend und nach ſeinem Glücksſtern blickend, vom Unſtern verfolgt, unzählige leſende Mitarbeiter und mitarbeitende Leſer, Genieſſende, Genüſſe ſuchende und Genüſſe ſchaffende. Jeder Leſegaſt findet oder wünſcht darin etwas für ſeinen Gaumen. Dem Einen behagen nur ſehr ſolide Gerichte, — gelehrte Abhandlungen ꝛc., der Andere verlangt leichtere Speiſen, — Anekdoten, Novellen ꝛc. Den lüſtet nach ſtark gewürzten Dingen voll beißendem Witz, nach Humoresken mit Rhumſulz ꝛc. Jenem behagt nur ſüßes Backwerk, — Gedichte, Charaden, Tagsneuigkei- en ꝛc. Dieſer iſt nur auf das Dolcepikante erpicht, z. B. uf Rezenſionen. Jener liebt Milchſpeiſen, Compots, Obſt- efrornes, — Mai-, Morgen- und Abendlieder ꝛc. Einer ill Alles dampfend und brennheiß, Tragödien voll Mord nd Tod, ein Anderer zieht kalte Speiſen vor, Betrachtun- en, Unterſuchungen über gleichgiltige Gegenſtände, ruhig- ühle Epopeen. Ein Leſer verſchlingt, ein anderer käut und iederkäut, ein Dritter benagt gar die Knochen; Einer hält h mehr an ſolide Sachen, ein Anderer mehr an das Trinken und die Trinklieder, und nun vollends der Herausgeber oder Redakteur, der macht's keinem Leſer recht, wie der Wirth keinem Gaſt!

Wie wird es nun mir ergehen?

## Die Jahreszeiten des Herzens.

Bedeutend iſt die Anzahl der Menſchen von verderbtem Herzen, noch größer die Menge der Herzloſen. Wenn ich bedenke, wie der Menſch als Menſch durch ſein Herz ſich ſelbſt und Andere beglücken oder elend machen kann, ſo möchte ich wohl ſo viel Arten von Herzen annehmen, als es Jahreszeiten gibt.

Dem Frühlingsherzen iſt der Wille und die Macht verliehen, ſich ſelbſt und Andere zu beglücken durch den ewig reinen und lieblich warmen Himmel ſeiner edlen und wohlwollenden Geſinnungen, ſeiner ſchönen Empfindungen und gemäßigten Leidenſchaften. Die zarten Blüten ſeines hellen Frohſinnes bekränzen das Heiligthum der Pflicht in feſtlicher Freundlichkeit. Sanftmuth und Liebe ſind ſeine Schutzengel. Das Sommerherz hegt in ſeinem Innern jene heftige Glut, welche die milden Lebensblüten verſengt, und nur den ſehr aromatiſchen Freuden und Genüſſen üppiges Gedeihen gewährt, dabei aber von Begierden und Leiden wie von den wüthendſten Ungewittern durchtobt und zerſtört wird. Es verzehrt ſich ſelbſt und was ihm nahe ſteht, und die Ruhe bleibt ihm ein fremder Pilger, den es ſpottend nach dem heiligen Grabe ziehen heißt.

Unter den Herbſtherzen unterſcheide ich zweierlei Arten: ſolche, die den Frühherbſt, und andere, die den Spätherbſt in ſich tragen. Die erſteren ſind zwar von etwas kühler Natur, und, in einen leichten Nebel eingehüllt, ſchwer zu durchſchauen, dabei aber rein und reich an Empfindungen, welche ſie jedoch immer zu beherrſchen wiſſen. Sie haben ſich, bei ihrer friedlichen Stille, ganz in ihrer Gewalt, ſind nicht zurückſtoßend, aber auch nicht anziehend, nicht ſanft beſcheiden, aber eben ſo wenig hochmüthig-anmaßend, und öffnen ſich nur in dem reifenden Strahl, welchen vorhergegangene Verſtandesprüfung auf ſie herabſendet. Einmal redlich gewonnen, bleiben ſie dem Schätzbaren ein unverlierbarer Schatz.

Die Spätherbſtherzen haben zwar keinen elektriſchen Stoff in ſich, keinen Gewitterhimmel mit Donnerkeilen; ſie ſind aber immerfort mit trübem Gewölk umzogen. Schneidend naßkalter Froſt weht uns aus ihnen unfreundlich entgegen, und ſie überſchwemmen ihre Umgebung mit den Hagelſtürmen des Unmuths, der Liebloſigkeit und des Hohnes.

Die Winterherzen endlich ſind nur täuſchende Scheinbilder und betrügliche Surrogate wirklicher Herzen. Sie haben ſich an den berechnenden Verſtand verkauft, ſind hell wie der hellſte Wintertag, aber auch ganz erſtarrt im kälteſten Dezemberfroſt eines Egoismus, der für das Wohl und Weh des Nächſten eben ſo wenig Empfänglichkeit hat, als ein Stein für Muſik.

Manchmal trifft ſich's, daß die herrſchende Jahrszeit des Herzens dicht an die Gränze einer andern ſtößt, von welcher ſie dann, nach Beſchaffenheit der letztern, bald gemildert, bald verſchlimmert wird. Leider geſchieht es ſogar, daß Frühlingsherzen durch eine Reihe bitterer Erfahrungen endlich in Winterherzen verwandelt werden!

## Der Muth und ſeine Familie.

Muth war einſt der ſchönſte und feurigſte Jüngling, den man ſich denken kann, nur damals noch etwas ungeſtüm. In ſeinen reiferen Jahren erhob er ſich durch Ruhe und gediegene Kraft zum Ideal hoher Männlichkeit. Selbſt das oft zu ſehr verleuchtende Bewußtſein der ihm innewohnenden nie mißbrauchten Kraft gab ihm einen eigenen Reiz, und er wurde von Allen geliebt, obſchon auch gefürchtet, weil er Keinen fürchtete.

Er genoß das ſeltne Glück, der Herzen dreier Gattinnen ſich zu erfreuen, die mit Tugend und Schönheit vom Himmel ſo reich begabt waren, daß man nicht entſcheiden konnte, welcher von ihnen der Vorzug gebühre.

Zuerſt verband er ſich mit der ſanften Beſonnenheit, dann mit der freudigen Tapferkeit. Zur dritten Gattin wählte er ſich die Kühnheit mit dem ſiegreichen

Feuerauge. Von ihnen erhielt er eine zahlreiche Nachkommenſchaft an Söhnen und Töchtern.

Am glücklichſten fühlte ſich Vater Muth durch ſeine wohlgerathenen Töchter. Unter dieſen blieb zwar ſein auserwählter Liebling die Großmuth, eine ſtattliche Jungfrau von hoher, ſchlanker Geſtalt und erhabener Denkungsart. Sie ließ gern Gnade für Recht ergehen, und war ſtets be- eit, dem Beſten Anderer die ſchwerſten Opfer zu bringen. Nicht minder lieb und werth war dem Vater auch das zarte, iebliche Töchterchen, die holde Anmuth mit dem lächeln- en Frühlingsgeſichtchen, und die ſtille, ſchöne Sanftmuth, freundlich und mild wie die Abendröthe, deren weiche Güte jedes Herz für ſich gewann, wenn ſie als Vermittlerin jeden Zwiſt unter den Brüdern und Schweſtern usglich.

Nach ihnen kam die beſcheidene Demuth, von ſo nſpruchloſem Weſen, daß ſie das geringſte fremde Ver- ienſt höher hielt als ihr höchſtes eigenes, jedem der Ge- chwiſter den Vorzug vor ſich willig einräumte, und ſich ſelbſt n Allem mit dem letzten Platze begnügte.

Die ſich ſtets gleich bleibende Langmuth erwarb ſich mehr die Achtung als die Liebe des Vaters, wie auch der Geſchwiſter. Das heimliche Weſen und die ſtille Trauer der Wehmuth ergriff oft ſein Innerſtes, und er fühlte ſich en der lieben Schwärmerin, wenn ſie ſich in der leiſen, rauen Abenddämmerung zu ihm geſellte, und in Thränen chelnd, an ſeine Bruſt ſich ſchmiegte, ſo bewegt, daß er oft zärtlich an's Herz drückte, und die Blicke ahnungsvoll zum geſtirnten Himmel erhob. Seine Abneigung gegen die Schwermuth konnte er kaum unterdrücken; ihr ungeſelliges, düſteres Leben hatte für ihn etwas Drückendes und Zurückſtoßendes. Die Unglückliche zog ſich auch, menſchenſcheu wie ſie war, gern in die Einſamkeit zurück, und konnte da, taub für alle Troſtgründe, tagelang weinen, weil ſie ſich einbildete, ihre Lage ſei entſetzlich, oder irgend ein Unglück könne ſie treffen, und ſie müſſe dann rettungslos verloren ſein. Eigentlich verhaßt war dem Vater unter allen Töchtern nur Eine, — die Muthloſigkeit, deren blödes, übermäßig verzagtes Weſen ſeiner eigenen Natur ſo ganz entgegen war. Auch die Brüder und Schweſtern hatten wenig Verkehr mit ihr; ſie ſchloß ſich daher an die Schwermuth, der ſie auch immer willkommen war.

Weniger glücklich war Vater Muth mit ſeinen vielen Söhnen. Seine vollſte Liebe beſaß der Heldenmuth; allein der lorbeerreiche Tod auf dem Schlachtfelde raubte ihm den Jüngling in der Blüte der herrlichſten Jugendkraft. Der ergrimmte Vater loderte in Wuth auf, und würde ihr fürchterliche Opfer gebracht haben, hätte nicht der jüngere Bruder Edelmuth ihn noch zu rechter Zeit auf das Niedrige der Rachſucht und Grauſamkeit aufmerkſam gemacht. Weil aber der wackere Edelmuth immer ſehr beſchäftiget war, und das väterliche Haus oft auf einige Zeit verlaſſen mußte, indem er häufig berufen wurde, bald, irgendwo ein Schiedsrichteramt zu verwalten, bald um eine Verſöhnung zu ſtiften, oder Verzeihung für zugefügte Beleidigungen zu erwirken, ſo übernahm Bruder Gleichmuth, der alle Schläge des Schickſals ſtets mit unerſchütterlicher Gelaſſenheit ertrug und ſich auf das Tröſten trefflich verſtand, die Sorge für das wunde Vaterherz auf ſich. Es würde ihm auch gewiß gelungen haben, den geliebten Leidenden vollends zu beruhigen, weil auch Bruder Wohlgemuth die ganze Heiterkeit ſeines jovialen Weſens aufbot, alle düſtern Bilder und traurigen Gedanken aus der Seele des Vaters zu verſcheuchen. Leider aber fand der gute Alte in ſeiner eigenen Familie bald das größte Unglück durch vier ungerathene Söhne. Der Wankelmuth ließ ſich in eine Menge von Geſchäften und Verbindungen ein, hielt aber nie zu, indem er jeden Augenblick einen andern Entſchluß faßte; er entwarf Plane auf Plane, ohne einen einzigen zu realiſiren, änderte mit jedem Tage ſeine Grundſätze, und verſprach Alles, ohne je ein Verſprechen zu erfüllen. Dadurch wurde er denn ſtets in die verdrießlichſten Händel verwickelt, die dem alternden Vater viel Kummer verurſachten. Der aufgeblaſene, liebloſe Hochmuth, Alles tief unter ſich glaubend und voll Verachtung gegen alle Welt, erlaubte ſich Schmähung, bittern Spott, Erniedrigung, und unzählige Kränkungen gegen Jeden um ſo mehr, als die noch verwegneren, raſenden Brüder Muthwille und Übermuth bald ſeine unzertrennlichen Gefährten wurden und ihn dahin brachten, daß ihm nichts mehr ehrwürdig und heilig blieb und er ſich berechtigt glaubte, Recht und Sitte mit Füßen treten zu dürfen.

Die Frevel dieſer Tollen zogen ein Ungewitter von Unfällen auf das Haus. Da gelang es endlich der unholden menſchenfeindlichen Schwermuth, ſich in das Herz des gebeugten Vaters einzuſchleichen, das ſie nun nach Willkür preßte und quälte, wobei ihre Schweſter Muthloſigkeit, mehr aus Blödheit als Bosheit, getreulich Beiſtand leiſtete. Dazu geſellte ſich auch bald der verkrüppelte, zwerghafte, immer ſieche und traurige Bruder Kleinmuth und der bleiche, knöcherne, untheilnehmende, träge Mißmuth.

Dieſe vier Unſeligen legten ſich wie Vampyre an die Bruſt des Vaters, dem ſie das edelſte Lebensblut entzogen. Durch ihre freche Verbindung wurden ſie bald ſo mächtig, daß ſie die übrigen Geſchwiſter theils unterjochten, theils aus dem Vaterhauſe vertrieben.

Zu einem vollſtändigen Siege fehlte ihnen nur noch Einer, — der ſchwarze, häßliche, ſich ſelbſt verhaßte Unmuth. Auch dieſer Troſtloſe ſchlug ſich nun auf ihre Seite und ging in ſeinem tückiſchen Groll ſo weit, daß er den Vater in einer ſchauerlichen Nacht überfiel und mit ſeinen eigenen Händen erwürgte.

Als die Frevelthat verübt war, flohen Alle, von Schauder ergriffen. Nur die Wehmuth allein blieb weinend bei der Leiche.

## Die Kraft im Schmerz.

Die Menſchen zeigen vielleicht nirgends eine größere Verſchiedenheit, als in der Art und Weiſe, wie ſie den Schmerz ertragen. Der Eine erduldet das glühendſte Brennen tiefer Leibeswunden mit Gleichmuth, geräth aber in Verzweiflung bei der geringſten Kränkung, die ihm widerfährt. Der Andere, ein Held im Kampfe mit den ſchwerſten moraliſchen Leiden, ein ſtandhafter Dulder beim Schmerz der tiefſten Seelenwunden, geberdet ſich lächerlich bei der geringſten körperlichen Verletzung. Welcher von Beiden iſt der Stärkere? Keiner; denn der ganze Unterſchied liegt nur darin, daß der Erſtere die Empfänglichkeit und Reizbarkeit ſeines Nervenſyſtems ſtets mehr auf die Außenwelt bezog, der Zweite ſie mehr auf ſein Inneres wendete. Der wahre Heros eines glücklichen Lebens muß in Beiden gleich gut geübt und gewandt ſein. Der Menſch, welcher nur des Einen mächtig und ſicher iſt, lebt erſt halb. Darum ſind Helden in der Schlacht oft Memmen im Kreiſe des häuslichen und bürgerlichen Lebens, und für manchen Weiſen ward weder das Schlachtfeld noch das Todtenbett ein Feld der Ehre. Auch kann nur derjenige den Muth haben, die Freude in ihrer ganzen Fülle zu genießen, der die Kraft beſitzt, im Schmerze ſich aufrecht zu erhalten. Der Menſch muß darum ein moraliſches Amphibium ſein, das ſich auf dem ſchwarzen Boden des Schmerzes und im Schimmer wogender Freudenflut mit gleicher Geſchicklichkeit bewegt.

Leider aber machen es gar viele Menſchen beim Seelenſchmerz, wie die Kinder bei Hautkrankheiten: ſie kratzen ſich, wo's juckt, und verurſachen oder vermehren dadurch die Entzündung, indeß ein ruhiges Verhalten hier die erſte Grundregel iſt. Schon deßhalb wird es nothwendig, die Seele und den Körper in gleichem Verhältniſſe zu ſtärken, weil der ſtarke Körper die Ertragung des Seelenſchmerzes erleichtert; die ſtarke Seele aber gegen die Laſt des körperlichen Schmerzes ſich aufrecht erhält. Darum geſchieht es ſo häufig, daß Menſchen, die nur Freude ſuchen, ſo leicht den Schmerz finden, indeß Mancher, der dem Schmerz nicht erlag, der ſchönſten Freude begegnete.

Ich möchte die ſchmerzloſe Seele mit einem ſtillen und klaren Äthermeere vergleichen, deſſen tiefen Grund der Körper bildet. Wird jenes wild aufgewühlt, ſo kommt das Unterſte oben auf, und der Körper ſchwimmt auf der beſtürmten Oberfläche des Lebens.

## Die Macht weiblicher Schönheit.

Wenn der Dichter die weibliche Schönheit dem Leſer malen will, ſo bleibt er hinter dem Maler weit zurück. Dennoch haben ſo viele Dichter dieſes unwirkſame Mittel ergriffen; ein ſicheres Zeichen, daß ſie weder die Eigenthümlichkeit noch die Gränzen ihrer Kunſt erkannten.

Der Maler ſtellt uns in ſeinem Gemälde weiblicher Schönheit ein Ganzes vor die Augen, und wir überſchauen die entzückende Harmonie der Theile mit einem Blicke. Der Dichter aber, wenn er dieſelbe Schönheit mit Worten malen will, legt uns die einzelnen Theile einen nach dem anderen ſtückweiſe vor, jetzt den Himmel der veilchenblauen Augen, oder die Nacht der ſchwarzen, dann die Roſen oder die Morgenröthe der Wangen, dann die Purpurlippen oder den Korallenmund, den Nacken von Schnee oder Alabaſter u. ſ. w. Und ſo erhalten wir in den ſtückweiſen Lieferungen auch nichts, als ein Stückwerk, ein Aggregat von Ingredienzen einer weiblichen Schönheit, aber nicht die Schöne ſelbſt, und dem maleriſchen Regiſter der Reize fehlt weiter nichts, als — die harmoniſche Verſchmelzung zu einem bezaubernden Ganzen.

Dieſe Unſchicklichkeit und Unzulänglichkeit wohl einſehend, haben daher Dichter vom erſten Range einen anderen Weg eingeſchlagen, und, ſtatt der ſtückweiſen Beſchreibung, die Macht weiblicher Schönheit durch den Eindruck geſchildert, welchen ſie ſelbſt auf diejenigen hervorbringt, denen ſonſt gewöhnlich nicht viel Sinn und Empfänglichkeit dafür eigen iſt.

Ich will nur zwei Beiſpiele zum Belege dieſer Behauptung anführen. Die Schönheit der griechiſchen Helena, die ganz Griechenland zum Kampfe entflammte, Troja zerſtörte, und dem Homer Stoff zu einem Heldengedichte gab, welches an Ruhm und Schönheit mit der berühmten Schönen ſelbſt wetteiferte, wird deſſen ungeachtet in dem ganzen Epos nicht beſchrieben und gemalt, ſondern blos anſchaulich gemacht durch den Eindruck, welchen ſie ſelbſt auf die trojaniſchen Greiſe hervorbringt:

»Als ſie nunmehr die Helena ſah'n zum Thurme ſich wenden,
Redete Mancher leiſ', und ſprach die geflügelten Worte:
Tadelt nicht die Trojer und hell umſchienten Achajer,
Die um ein ſolches Weib ſo lang ausharren im Elend!
Einer unſterblichen Göttin fürwahr gleicht Jene von Anſeh'n.«

* * *

Dieſe wenigen Worte wahrer Empfindung ſagen mit ihrer ſchlichten Einfachheit mehr, als manche glänzende Tirade von langen und farbenſchimmernden Beſchreibungen. Homer verſtand es, die Fantaſie des Leſers anzuregen; für Leſer ohne Fantaſie dichtet aber auch der fantaſiereichſte Dichter vergebens!

Den herrlichen alten Homer hat Milton noch überboten; denn Helena, es iſt wahr, bezaubert ſelbſt die Greiſe, Eva aber ſogar den Satan, der ſie im Paradieſe erblickt:

Solch' Wohlbehagen fühlt der Feind beim Anblick
Der Blumenflur, wo Eva jetzt ſo früh,
So einſam wandelt, einem Engel gleich
An Bildung, nur viel ſanfter, weiblicher,
Ihr Reiz gepaart mit Unſchuld; jeder Blick,
Jedwede Regung flößt' ihm Ehrfurcht ein,
Und ſtahl mit leiſem Raub aus ſeiner Bruſt
Den grimmen Vorſatz, der ihn hergeführt.
Getrennt von ſeinem eig'nen Böſen, ſtand
Der Böſe da, auf einen Augenblick
Dumpfſinnig gut, entwaffnet ſeines Grolls
Und Haſſes, aller ſeiner Rach' und Liſt.

* * *

# Klagen

## eines gedungenen Pianoforteſpielers

## in einer Hausballnacht.

Meinem Vater verdankten viele Pianoforte's ihr Daſein, aber auch viele Kinder. Die Pianoforte's trugen ihm viel ein, aber die Kinder koſteten ihm ſo viel, daß er mit dem guten Einkommen kein Auskommen fand. Ich, als das jüngſte Söhnlein, verdankte daher meinem Vater, da ſeine Umſtände immer mehr herabkamen, nichts weiter, als das Leben und die Liebe zum Pianoforteſpiel. Leider aber ſollten mir die ſüßen Harmonien der Muſik viel ſauere Stunden des Lebens bringen, indem ich als Kind, ſchon Kinder unterrichten, bald aber gar als Orpheus erſcheinen mußte, der alle Füße in Bewegung ſetzt; das heißt, ich mußte mich für ganze Nächte zu Hausbällen verdingen.

Wer kann mir's unter ſolchen Umſtänden verargen, wenn ich den Tanz für ein Ungeheuer, alle Tänzer für Vampyre, alle Tänzerinnen für Harpyen halte, die da jubeln, während ich im Herzen blutige Thränen weine, die da im Schweiße ihres Angeſichtes walzen, während ich im Schweiſie meines Angeſichtes muſizire! Ach! ſchrecklich iſt das Feuer in ſeiner Wuth, ſchrecklich das Waſſer, aber noch ſchrecklicher iſt der Menſch in ſeiner Tanzwuth, am ſchrecklichſten aber ein junges Fräulein, das nicht alt werden, oder eine ältliche Frau, die ewig jung bleiben will! Eine wüthende Tänzerin betrachtet die weite Erde für einen Tanzboden, das längſte Leben für einen Hausball, und theilt das Männergeſchlecht in zwei Hauptklaſſen: Tänzer und Nicht-Tänzer; der Tanz ſelbſt iſt ihr eine, ſich im Kreiſe drehende Ewigkeit, ein mobile perpetuum. Sie kann den Anfang eines Balles nicht erwarten, hält aber das Ende desſelben für eine Unmöglichkeit. Eine echte Tänzerin wird als Ballſpielerin geboren; ſie ſpielt mit dem Leben ſo lange Ball, bis ſie ſich auf einem Balle endlich etwas ertanzt, entweder einen Mann oder — den Tod. Der Himmel mit allen ſeinen Sonnen, Monden und Sternen ſcheint ihr ein armſeliges Machwerk gegen den kerzenſchimmernden Tanzſaal. Leidenſchaftliche Tänzerinnen werden nie müde, und wenn ſie es auch werden, wollen ſie es wenigſtens nie geſtehen. Sie wollen immer auf den Ball, nie aber vom Balle gehen. Sie tanzen fort und fort, bis ſie am Morgen ein plötzlicher Schlaf überfällt, und ſie dann noch zu tanzen träumen.

Wenn ich, zur muſikaliſchen Tanzrobot gedungen, in den Saal trete, und eine Mehrzahl von ſchlanken oder gar magern weiblichen Engeln erblicke, die göttlich-ſchön ſind, himmliſch tanzen, und die zarten Füße als Flügel gebrauchen, — da erſtarren meine Glieder, indem ich vorausſehe, daß ich den Saal erſt dann wieder verlaſſen werde, wenn der helle Morgen auf die ausgebrannten Kerzen leuchtet. Ich werde ſogleich an's Pianoforte geſchmiedet, wie weiland Prometheus an den kaukaſiſchen Fels, und die unerſättliche Tanzwuth wird der an mir nagende Adler.

Schon entkräftet durch die vielen Hausbälle eines Faſchings, der kein Ende nehmen wollte, trat ich, als gedungener Orpheus, mein Amt am vorletzten Carnevals-Abende nochmal an. Eine Anzahl von Tänzerinnen, theils mit einer nichts beſorgenden purpurrothen Überfülle der Geſundheit geſegnet, theils von einer nichts mehr fürchtenden ſchneebleichen Schwindſucht heimgeſucht, überhäufte mich an der Thürſchwelle mit Vorwürfen über mein verſpätetes Kommen. Ich ſetzte mich mit ſtummer Verbeugung und mit bitterſüßem Lächeln an das Pianoforte, und begann mein Geſchäft mit — vor Kälte noch ſteifen Fingern. Der Tanz-Veſuv brach los.

Die Paare geſellten ſich wie einſt in der Arche Noah. Alles bewegte ſich; ich allein ſaß unbeweglich da, als wäre ich ein Theil vom Pianoforte, oder ein tönendes Automat, oder die Statue der Melancholie im Tempel der Freude. Ich verglich in meiner Betrübniß die Tanzenden, die an kein Aufhören dachten, mit jenen Schriftſtellern, die für den Druckbogen bezahlt werden, und Bände ohne Ende ſchreiben, mich ſelbſt aber mit der Memnonsſäule, die, wenn die Strahlen der Sonne (oder des Geldes) auf ſie fallen, erklingen muß.

Dem Verſchmachtenden kam endlich die Mitternacht zu Hilfe, da ein reichbeſetztes Souper aufgetragen wurde. Ich erhielt als Separatiſt und Paria in einem Nebenzimmer meinen beſcheidenen Theil an Speiſ' und Trank, um mich wie eine abgelaufene Maſchine wieder aufzuziehen. Eh' ich's vermuthete, polterten die zurückgeſchobenen Stühle, und Alle ſprangen auf, mit verjüngter Kraft und verdoppelter Tanzluſt. Ihnen ſchien die Zeit des Soupers eine Ewigkeit geweſen zu ſein, mir eine Minute, und ich wünſchte, daß die Menſchen, wenn nicht krumm und lahm, wenigſtens mit Leichdornen über und über begabt zur Welt kämen.

Der Tanz-Aufruhr dauerte fort, ohne einen Stillſtand, ohne einen Ruhepunkt. Einige Kerzen brannten herab. Ich dachte mir: „Wie wär's, wenn ſie verlöſchten, und ein Geſpenſt träte plötzlich ein, den Saal mit ſchwefelblauen Flammen erleuchtend, und alle Gäſte entflöhen ſchreiend und taumelnd!“ — Aber es zeigte ſich kein Geſpenſt; neue Kerzen wurden aufgeſteckt, und die Tanzenden tanzten raſtlos fort, und die unerſchöpfliche Göttin Fantaſie that ihr Äußerſtes im Erfinden neuer Figuren und Touren. Der Ausruf: „Göttlich! himmliſch!“ erſcholl unaufhörlich, und ſelbſt Väter und Mütter, Tanten und Onkeln, auf die ich noch meine letzte Hoffnung ſetzte, dachten an keinen Aufbruch, obſchon der Anbruch des Tages hinter den Fenſtervorhängen ſichtbar wurde.

Vergebens trank ich ſchwarzen Kaffeh, vergebens Holländerthee mit Rhum; die unbeſiegbare Macht des Schlafes bemächtigte ſich meiner in dem Grade, daß meine Fingerſpitzen, während ich das Bewußtſein verlor, mechaniſch auf den Taſten herumſprangen, wie die Füße der Tanzenden auf dem parquetirten Boden, und Alles, was rings um mich vorging, einer Traumerſcheinung glich. Und mir träumte wirklich, ich befände mich in der Halle der Ewigkeit, und dieſe Herren und Damen tanzten ſchon von Ewigkeit her, und müßten in Ewigkeit forttanzen, und ich ſelbſt ſäße von Ewigkeit her am Pianoforte, und müſſe in Ewigkeit hier ſitzen bleiben.

Ich glaubte in einen mir gegenüber hängenden Spiegel hineinzuſchauen, und ſah, daß ich ein uraltes, zuſammengeſchrumpftes Männlein mit einem runzelvollen Geſichte, ſchneeweißem dünnen Kopfhaare und gekrümmtem Rücken ſei. Die Tanzenden in ganz veralteter Kleidertracht, glichen vollkommen Hoſpitalsgeſtalten; Auszehrende, Lungenſüchtige, Gichtbrüchige, Lahme, mit dem Veittanze und der Fallſucht Behaftete u. dgl. ſprangen mit wüthender Luſtigkeit, keuchend und ſtöhnend, herum. Alle Geräthe ſchienen zerfetzt und verſtümmelt zu ſein, und das Pianoforte tonlos mit geſprungenen Saiten; deſſen ungeachtet aber mußt' ich

Klimpern fort und fort, und ohne Ende
Regen meine dürren Knochenhände.

Je länger aber fortgetanzt wurde, deſto toller wurden die verkrüppelten Tänzer, deſto häßlicher die in zahnloſe alte Hexen mit geſpitztem Kinne verwandelten Tänzerinnen mit todtenbleichen oder höllenfeuerrothen Geſichtern, ſchlangenartig hängenden Haaren und grinſendem Lächeln. Manche ſtützte ſich auf den Arm ihres Tänzers, der ſeinerſeits ſich ſelbſt auf eine Krücke ſtützte.

Plötzlich glaubte ich einige Stöße von einem Erdbeben zu empfinden, denen ein unterirdiſches, dumpfes Brüllen und Donnern folgte. Die Traumerſcheinung verſchwand, und ich bemerkte, daß ein allgemeiner Aufbruch der Tanzgeſellſchaft im Werke ſei. Zofen und Bediente flogen mit männlichen und weiblichen Mänteln und Hüten umher. Herr und Frau vom Hauſe ſtanden wie zwei Götzenbilder da, denen die Abſchiednehmenden quickend und ſchnatternd ihre Dankopfer brachten. Ein ſogenannter Haushofmeiſter zählte mir das bedungene Honorar auf die Hand, welches mir jetzt viel melodiſcher klang, als alle Töne des Pianoforte, von dem ich nun mit derſelben Empfindung aufſtand, mit welcher ein Angeſchmiedeter ſeinen Eiſenblock verläßt.

Abgerechnet einige Rippenſtöße, die ich im Nachhauſegehen erhielt, weil ſich meine Augen alle Augenblicke ſchloſſen, langte ich nach einer kleinen Stunde glücklich in meinem Dachſtübchen am äußerſten Ende der äußerſten Vorſtadt an, und ſank halb träumend in's Bett, indem ich das Leben mit einem Orcheſter verglich, welches eine, große Erwartungen erregende Ouvertüre ſpielt, in welcher bald die anmaßenden Violinen Cotterien- und Geſchlechterweiſe ſich vordrängen, bald die groben Bäſſe dominiren, jetzt ſchmelzende Flötentöne ſchmeicheln, dann die barſchen Trompeten wild d'rein ſchmettern; jetzt die Hörner frohlocken, dann die Poſaunen wehklagen, bis plötzlich ein erſchütternder Paukenſchlag d'rein donnert, oder ein paar Muſiker, aus den Takt kommend, ſtörende Diſſonanzen loslaſſen, oder der Kapellmeiſter in ſeinem Eifer links und rechts ein paar Notenpulte umſtößt, und das Ganze ein Bild der disharmoniſchen Welt-Harmonie mit allen ihren muſikaliſchen und unmuſikaliſchen Freuden und Leiden darſtellt. — Gute Nacht, Welt!

# Der Wundervogel.

In einer zahlreichen Geſellſchaft erſchien plötzlich ein Wundervogel, der wie vom Himmel geflogen kam. Er glich an Schönheit der Geſtalt dem Phönix, am glänzenden Farbenſpiel des Gefieders dem Kolibri, und ſein Syrenengeſang war bezaubernd. Augen und Ohren aller Anweſenden ſchmachteten nach dem Wundervogel. Jung und Alt brannte vor Begierde, ihn zu erhaſchen, und man hörte, während die Keuchenden dem Schnellfliegenden nacheilten, die ſeltſamſten Ausrufungen:

A. Er fliegt nun gerade über Ihnen!

B. Sie ſpotten meiner. Er ſitzt ja auf Ihrer Schulter.

C. Nein! Er liebkoſet eben jener ſchönen Frau dort.

D. Weit gefehlt! Dem alten Herrn dort ruht er im Schooße.

E. Komiſche Täuſchung! Sehen Sie denn nicht, daß er dem lieblichen Kinde da auf dem blonden Lockenköpfchen ſpielt?

F. Sie ſcherzen. Halten Sie ihn denn nicht ſelbſt in der Hand? —

Und ſo weiter! — Aber wo war denn der Vogel eigentlich, und was?

Dieſer Wundervogel Überall und Nirgends iſt — das Glück, welches Jeder vermißt, nach dem Jeder ſucht und haſcht, welches Keiner bei ſich ſelbſt, Jeder nur bei Andern zu ſehen und zu finden glaubt.

# Der Glücklichſte.

Gyges, der unermeßlich reiche König von Lydien, hielt ſich, eben ſeines Reichthums wegen, auch für den glücklichſten der Menſchen. Um ſein Glück vollſtändig zu machen, fehlte ihm nur noch Eines: Er wollte, daß auch alle Welt ihn für den Glücklichſten halte. Dieſen Ruf ſich zu verſchaffen, ging er zu einem Orakel, brachte Geſchenke, und fragte dann, wer der glücklichſte Menſch auf Erden ſei? Er zweifelte nicht, daß das beſtochene Orakel ihn ſelbſt als den Glücklichſten nennen werde; allein, indem er gierig dem Namen Gyges entgegen horchte, mußte er voll Zorn und Entſetzen vom Orakelſpruche den Namen Agelaus vernehmen. Da entſpann ſich denn folgendes Zweigeſpräch:

Gyges. Wie? Agelaus? Ich habe noch von keinem Könige dieſes Namens gehört.

Orakel. Du wirſt auch nichts davon hören.

Gyges. Soll er mehr Reichthum beſitzen, als ich? Es kann nicht ſein.

Orakel. Iſt auch nicht.

Gyges. Alſo ein mit Lorbeern gekrönter Feldherr?

Orakel. Keineswegs!

Gyges. Ein unſterblicher Künſtler?

Orakel. Eben ſo wenig. Er hat nichts von allen Dieſen, und doch etwas von Jedem. Er iſt König in ſeinem Hauſe, ſo wie ein König der Vater ſeines Volkes iſt. Er beſitzt bei ſeiner Armuth Reichthümer, die Niemand ihm rauben kann: „Seelenruhe und Zufriedenheit, und ein reines Herz, das liebevoll beglückt, und durch Gegenliebe beglückt wird." — Als Feldherr beſiegt er ſeine Feinde durch Großmuth und Wohlthun, und als Künſtler verſteht er eben nicht ſehr viel von der Natur der Kunſt, deſto mehr aber von der Kunſt der Natur.

## Geſichtsverſchönerung.

Es iſt allerdings wahr, daß wir für unſer Geſicht nicht verantwortlich ſein können, weil wir es nicht ſelbſt geſtalten, ſondern das angeborne auf die Welt mitbringen; man muß aber hier einen Unterſchied zwiſchen dem architektoniſch-ſchönen und dem pſychiſch-ſchönen oder ſogenannten guten Geſichte machen. Das erſtere iſt ohne Zweifel ein bloßes Geſchenk der Natur, doch in ſo ferne ohne inneren Werth, als nur das ſymetriſche Verhältniß wohlgebildeter Theile mit lebhaften Farben jene architektoniſche Schönheit bewirkt; das ehrliche, angenehme, ſeelenvolle, gute Geſicht iſt aber der beſte Empfehlungsbrief, den wir haben können. Dieſes ſich ſelbſt zu bilden, liegt, Gott ſei Dank! mehr oder weniger in der Macht des Menſchen, nicht etwa dadurch, daß wir ein Mienen- und Muskelſpiel vor dem Spiegel einſtudieren, ſondern durch den Einfluß unſers Innern auf das Äußere, durch Ausbildung unſers Geiſtes und Veredlung unſers Herzens. Solche Geſichter bedürfen keines Spiegelſtudiums, denn ſie ſelbſt ſind der getreue Spiegel der reinen Seele und des guten Gemüthszuſtandes; der Glanz des Innern leuchtet auf das Äußere ſo verklärend, wie der Mond eine Waſſerfläche mit ſeinem Silberglanze erhellt. Eben daher rührt es, daß Geſichter, die nichts weniger als ſchön ſind, einen eigenen Zauber haben, und mehr, als die architektoniſch-ſchönen Geſichter gefallen, die oft kalt laſſen, wogegen jene Vertrauen und Wohlwollen erwecken, der Liebe und der Freundſchaft ſo zu ſagen Thür und Thor öffnen.

Hieraus ergibt ſich, daß der Menſch allerdings von innen heraus auf ſeine Geſichtsbildung wirken kann; denn jede vorherrſchende Leidenſchaft, alle Tugenden und Laſter, die ſich des Gemüths bemächtigen, bringen eine beſtimmte Wirkung auf die Bewegung und Lage der Geſichtsmuskeln hervor, und bilden endlich jene bleibende Geſtaltung der Geſichtszüge, welche wir den charakteriſtiſchen Ausdruck nennen, der ein Abglanz der Seele iſt. In der Darſtellung dieſes Ausdruckes beſteht ein weſentlicher Theil der Kunſt der Maler und Bildhauer, ſo wie der Schauſpieler; doch beobachten die Letzteren dabei eine andere Art und Weiſe, als die beiden Erſteren.

Maler und Bildhauer bemerken die Geſtalt und Lage, welche jede Leidenſchaft den Geſichtsmuskeln gibt, bilden dieſelbe nachahmend mit Pinſel und Meißel, und bringen ſo jene Wirkung hervor, welche uns aus dieſer Lage und Geſtalt der Geſichtsmuskeln das, was im Innern des Menſchen vorgeht, den Seelenzuſtand und die Gemüthsbewegungen, erkennen läßt. Der Schauſpieler geht aber auf die entgegengeſetzte Weiſe zu Werke, indem er zuerſt in ſeinem Innern jene Bewegungen erregt, welche dann auf die Geſichtsmuskeln jene Wirkung hervorbringen, die uns den Zuſtand des Innern zeigt. Maler und Bildhauer geſtalten alſo das Äußere, um das aufgeregte Innere darzuſtellen, während der Schauſpieler zuerſt das Innere aufregt, um dadurch das Äußere entſprechend zu geſtalten.

Beides hat ſeinen Grund darin, daß jeder Muskel im Geſichte ſo wie im ganzen Leibe durch ſtete Übung an Stärke und Größe zunimmt. Hieraus läßt ſich auch erklären, daß die korreſpondirenden Geſichtsmuskeln, welche jede im Menſchen vorwaltende Leidenſchaft ausdrücken, je öfter ſie in Thätigkeit geſetzt werden, um deſto mehr unverhältnißmäßig vortreten und ſichtbar werden, daher denn das Geſicht einen bleibenden Ausdruck erhält, welcher den eigenthümlichen Charakter des Menſchen auf eine ſolche Weiſe offenbart, daß der geübtere Beobachter die vorherrſchenden Leidenſchaften, Tugenden und Laſter nicht nur in jenem Augenblick zu erkennen vermag, wenn ſie eben aufgeregt und wirkſam ſind, ſondern ſelbſt dann, wenn ſie unthätig und ruhig in der Bruſt ſchlummern.

In dieſer Beziehung ſagt Young in ſeinem Gedichte „**Universal Passion**" von der echten Schönheit des weiblichen Angeſichts ſehr treffend:

**What's female beauty but the air divine,**
**Trough which the mind's all-gentle graces shine?**
**They, like the sun, irradiate all between;**
**The body charmes, because the soul is seen.**

So viel iſt alſo gewiß, daß weder die Schönheit noch die Symmetrie der einzelnen Theile des Geſichtes, noch die Roſen- und Lilienfarbe desſelben unſer Wohlgefallen erzeugen, wenn das Ganze nicht durch den Wiederſchein des Innern belebt und beſeelt wird, ohne den wir das ſchönſte Geſicht ein Geſicht ohne Leben, ohne Seele nennen, welches gleichfalls nur ſolchen matten Seelen gefallen kann, die wegen eigener Leerheit die fremde nicht fühlen. Ein ausdruckvolles, lebhaftes, weibliches Antlitz erreicht den höchſten Grad der mit Anmuth verſchmolzenen Schönheit, wenn es lächelt oder ſpricht, und dann alle Lebensgeiſter erwachen, die Augen leuchten, und die Purpurlippen, indem ihnen Worte voll Geiſt und Empfindung entſtrömen, ſich mit bezaubernder Grazie bewegen.

Hätte einmal irgend eine Schöne den ſonderbaren Wunſch, ihre holden Geſichtszüge zu entſtellen und ſich einen recht häßlichen Ausdruck anzueignen, ſo würde ich ihr zur ſichern Erreichung dieſes Zweckes vier Hauptmittel vorſchlagen, und zwar: leidenſchaftliche Spielſucht, Verleumdungsſucht, das heftige Politiſiren und die Tanzwuth.

Dieſe vier kauſtiſchen Ingredienzien wirken auf die Lieblichkeit des Geſichtes weit zerſtörender; als die bösartigſten Pocken und die anhaltendſten Fieber es vermögen. Es iſt [illegible] unmöglich, daß einem weiblichen Weſen, welches die Beute von einem dieſer vier böſen Geiſter iſt, eine geſunde Seele im geſunden Leibe inwohnen kann. Sanftmuth, Frohſinn und liebevolle Güte können da nicht verweilen; ſtatt ihrer erſcheinen die Furien Gewinnſucht, Zwiſt und Zänkerei, Jähzorn, Neid, Parteiwuth, Tollheit, Frechheit u. ſ. w., die alle Geſichtszüge der Schönen verzerren, die Farben verbleichen oder vergelben, die Augen mit einer Art von Höllenflammen füllen, und dem Munde ein fixes Hohnlächeln eigen machen. Eine leidenſchaftliche Spielerin um hohen Preis gleicht in ihrem Innern und Äußern einer Furie, nicht nur während des Spiels, ſondern oft auch nach dem Spiele oder in dem tragiſchen Nachſpiele, wenn die Spielwuth ſtatt des gierig erwarteten Gewinnſtes das gräßliche Geſpenſt des zerſtörten Lebens- und Familienglückes heulend vor ſich erblickt.

Die Verleumdungsſucht entſteht entweder aus Neid und Mißgunſt oder aus Haß, Leidenſchaften, die der Schönheit der Geſichtszüge geradezu entgegenwirken, die Stirne mit widrigen Runzeln durchfurchen, und jeder Miene einen hämiſchen Beiſatz geben, welcher die Spuren eines ſchlechten Gemüthes zeigt.

Der Hang zu leidenſchaftlichem Politiſiren iſt eine dem ſanften Weſen der Weiblichkeit unnatürliche Neigung. Das Weib wirke im ſtillen Kreiſe der Häuslichkeit! Hier iſt ihr Reich. Das wilde Getümmel der politiſchen Welt ſei der friedlichen Gattin und Mutter fremd! Ihre zu eifrige Theilnahme an den Weltbegebenheiten reißt ſie zur Parteiwuth hin, deren Heftigkeit ſich mit dem [illegible] der Zartgefühle nicht verträgt. Dies hat ſchon Schiller in dem Gedichte: „Die Würde der Frauen," eben ſo ſchön als kräftig ausgeſprochen. Ich habe ſchöne Frauen geſehen, die, wenn ſie ihre politiſchen Meinungen hartnäckig und heftig vertheidigten, ganz häßlich wurden. Scharlachröthe überzog das Geſicht; alle Muskeln geriethen in krampfhafte Bewegung; ſie biſſen ſich in die Lippen, und ihre Stimme ward ein gellendes Kreiſchen.

Möchten die Schönen doch bedenken, daß ſie ſich in der Kinderſtube und im Tanzſaale viel beſſer ausnehmen, als in den Kabineten der Höfe und in den Rathsſälen, und daß, unbekümmert um die Regierungsmaxime der Könige, ſie immerzu die Königinnen im Reiche der Liebe, dem mächtigſten aller Reiche, ſeit Anbeginn der Welt, bleiben, endlich, daß Gutmüthigkeit und ein geſunder Verſtand auf die Schönheit des Geſichtes mächtiger wirken, als jede Schminke, als alle Schönheitswaſſer und Hautreinigungsſalben. Eine raſende Tanzmänade iſt ſchon an und für ſich ein widriger Anblick, wenn die Keuchende bald wie ein geſottener Krebs glüht, bald einer farbloſen Leiche gleicht. Unſinnige Tanzwuth hat aber die noch ſchrecklicheren Folgen, daß ſie ſchon ſo manches Roſengeſicht zum grinſenden, bleichen Todtenſchädel, manche blühende Leibesfülle zum Skelett umgewandelt hat, wenn ſie die ehemals ſo bewunderte Tänzerin den langſam zerſtörenden Todesgöttinnen Hektika und Phthiſis als Beute übergab.

Alle bisherigen Bemerkungen zeigen deutlich, daß auch die wohlgebildetſten Züge, gehoben durch die ſchönſte Symmetrie und durch die blühendſte Farbe, erſt durch Gemüthsgüte und Seelenſchönheit belebt werden müſſen, damit ſie Wohlgefallen und Zuneigung erwecken. So lange ſie unbelebt bleiben, vermögen ſie weder Theilnahme noch Liebe hervorzubringen.

Die Urſache, warum das Grübchen der weiblichen

Wange ſo bezaubernd iſt, liegt blos darin, daß es von einem anmuthigen Lächeln hervorgebracht wird, das holde Lächeln ſelbſt aber als der Ausdruck ſittlicher Vollkommenheit gilt, daher denn das Wangengrübchen in dem Grade anziehend wirkt, als die gerunzelte Stirne zurückſtößt. Soll jenes Lächeln wirklich bezaubern, ſo muß es als der Abglanz einer ſchönen Seele erſcheinen, aus einem reinen Herzen hervorleuchten. Das eingelernte affektirte Lächeln, welches nur als Maske gebraucht wird, kann, da Manche dieſe heuchleriſche Kunſt ſehr raffinirt haben, wohl auf kurze Zeit blenden und täuſchen, einen bleibenden Eindruck aber vermag es nie hervorzubringen, und ſeine Falſchheit wird bald eben ſo entdeckt wie jene der Wangenſchminke. Hat die unechte Schönheit den Glanz der Augen und die blühende Geſichtsfarbe verloren, ſo iſt auch ihre ganze Macht dahin, während echte Schönheit, die ihren Zauber der Seelenſchönheit und der Herzensgüte verdankt, nie ganz zerſtört werden kann, ſondern ſtets intereſſant bleibt, ſo wie ſelbſt die Ruinen eines ſchönen Tempels noch einen tiefen Eindruck auf den Beſchauenden machen.

Und ſo unterliegt es denn keinem Zweifel, daß äußere Anmuth die Folge einer edlen Natur iſt, und daß man, um als wahrhaft liebenswürdig zu erſcheinen, gut ſein muß.

---

## Das Herz und die Herzenskrankheiten.

Von unzähligen holden Lippen fließt das Zauberwort „Herz“: in zahlloſen Liebesbriefen und Romanen leſen wir, geſchrieben und gedruckt, das Zauberwort „Herz“; und wo immer wir dieſes einſylbige Wörtlein ſehen oder nennen hören, trifft und wirkt es wie ein elektriſcher Funke, iſt gar ſelten von Erz, dient aber deſto öfter zum Scherz.

Und was iſt es denn eigentlich, dieſes vielbewegte, vielbeſprochene, oft mißverſtandene und oft mißhandelte Herz? — Es ſpielt als Muskel und Organ die wichtigſte Rolle im menſchlichen Leibe, eine noch wichtigere aber im menſchlichen Leben als allegoriſches Weſen, als ein Weſen, welches alle Ärzte und Nichtärzte zum Beſten hat.

Sehr viele Ausdrücke, die man von dem allegoriſchen Herzen noch jetzt gebraucht, ſtammen aus einer Zeit her, wo man eigentlich gar nicht wußte, was das Herz iſt, und es auch nicht wiſſen konnte, weil damals der Kreislauf des Blutes noch nicht entdeckt war. So z. B. ſind die Redensarten gang und gäbe: „Das Herz leuchtet ihm aus den Augen,“ oder: „Das Herz ſitzt ihm auf der Zunge u. ſ. w.

Das Herz iſt eigentlich ein Doppelgänger, der überall ſich ſelbſt erblickt, und es exiſtirt gewiſſermaßen auch in jedem Menſchen nur ein halbes Herz, daher der Mann ſeine zweite Herzenshälfte in der weiblichen Bruſt, das Weib ihre zweite Hälfte in der männlichen ſucht. Soll das Herz uns recht intereſſant erſcheinen, ſo müſſen wir es als dasjenige betrachten, was es nicht iſt, oder vielmehr als Etwas, welches an und für ſich gar nichts iſt, nämlich als bloßes Symbol einer Naturkraft, die unſere Bruſt als ein — halb guter, halb böſer Dämon bewohnt, welcher daſelbſt wechſelweiſe bald Liebe und Haß, Wonne und Schmerz entzündet, bald wilde Verwünſchungen, bald entzückende Himmelsharmonien hervorruft.

Das Herz, als Muskel und Hauptwerkzeug vom Kreislaufe des Blutes, zeigt ſich als eine ſpröde Schöne und ſpielt gern blinde Kuh, ſowohl mit dem Herrn vom Hauſe, als mit den Gäſten, indem es ſich mit dem ſogenannten Herzbeutel wie mit einem Flor umhüllt, ſich entſetzlich empfindlich ſtellt, und dennoch tauſend Wunden nach und nach verſchmerzen kann. Der Beutel, in welchem das Herz ruht, hat die Beſtimmung, dasſelbe in ſeiner natürlichen Lage zu erhalten. Hätte doch der Menſch auch einen moraliſchen Herzbeutel, um auch das Gemüth in ſeiner natürlichen Lage und im Gleichgewichte zu erhalten, wenn die Leidenſchaften in demſelben ſtürmiſch aus- und einſtrömen, wie das Blut im Herzen des Fieberkranken, weßhalb dann das Herz mit dem Kopfe davonläuft.

Der Herzbeutel bildet ein Anhängſel des Herzens und zeigt an, wie Vieles an ein gutes Herz ſich anzuhängen ſucht. Der Herzbeutel ſtellt gewiſſermaßen den Haarbeutel des Herzens vor, das heißt: ein Räuſchchen, weil die meiſten Herzen in einem ſteten Taumel leben;

den ſtärkſten Haarbeutel haben alſo die Herzen der Verliebten. Das Herz mit ſeinem Beutel gleicht auch der Beutel-Ratte, indem es nichts als Sprünge macht, ja ſogar manchen Salto mortale, und ſeine Empfindungen und Leidenſchaften, wie die Beutel-Ratte ihre Jungen, im Beutel trägt, aus dem ſie in die Welt hineinſpringen. Der Herzbeutel der Liebenden iſt ein Klingelbeutel, der, um Almoſen bittend, unaufhörlich klingelt; er iſt auch ein Geldbeutel, in dem das Herz als Münze ſteckt und ſich ſelbſt als Münze täglich ausgibt, manchmal leider als — Scheidemünze!

Das Herz hat eine kegelförmige Geſtalt, vielleicht deßhalb, weil es im Leben ſo oft ein Spielzeug der Leidenſchaften und des Schickſals iſt. Das leibliche Herz iſt nur in zwei Kammern getheilt, das allegoriſche aber in unzählige.

Manche Herzbeutel ſind von gar ſonderbarem Stoffe; ſo z. B. beſtehen einige aus Goldplatten des Eigennutzes, andere aus Schlangenhäuten der Falſchheit, andere aus dem Dachsfett des Egoismus, andere aus dem Krötengift der Bosheit, andere aus Chamäleonshaut der Veränderlichkeit, andere aus Eisrinde und petrifizirtem Holz u. ſ. w., ſo wie es auch Herzen von Marmor und Herzen von Butter, ja ſogar mit Stickſtoffgas gefüllte Herzen gibt.

Ich hörte einſt zwei Fräulein lebhaft mit einander disputiren. Eines derſelben behauptete: man verliebe ſich mit dem Kopfe, das andere: mit dem Herzen. Vermuthlich war bei dem erſten Fräulein der berechnende Kopf, bei dem letztern das ſich leicht verrechnende Herz der vorherrſchen-

Theil. Ich kannte ein Stubenmädchen, welches in jeder
len Minute, gehend oder ſtehend, die linke Hand auf
Herz hielt, entweder als Ägide gegen feindliche Pfei-
oder ſo, wie die Magnetnadel ewig nach dem Nord-
e zeigt.

Das Herz beſitzt, um den Kreislauf des Blutes zu
dern, die Kraft, ſich zuſammenzuziehen und ſich auszu-
nen. Eine ſolche entgegengeſetzte Doppelkraft benöthigt
h der Menſch, wenn er ſein Leben fördern will, denn
muß ſich, je nachdem die Umſtände und Verhältniſſe es
rdern, zur rechten Zeit mit vieler Klugheit bald zuſam-
nzuziehen, bald auszudehnen, bald groß, bald klein zu
chen wiſſen.

Das Herz iſt ein wahrer Proteus, der alle Geſtalten
nimmt; bald iſt es ein Eispalaſt, bald ein feuriger Vul-
n, bald ein Barbar, der Feindesblut trinkt, bald ein
örder, der Blut vergießt, bald ein Kieſelſtein,
ld ein Edelſtein. Das Herz eines erwachſenen Men-
en hat zwar das Gewicht von zehn bis zwölf Unzen,
iſt dennoch oft eine ſehr leichte Ware. Es iſt auch
perpetuum mobile im Menſchen, deſſen Leben erſt
dem letzten Schlage des Herzens aufhört. Bis dahin
ht es keinen Augenblick ſtille; es iſt unermüdlich und ruht
der im Schlafe noch während der Ohnmacht; es iſt ein
dfeind der Ruhe; es treibt, wie ein Mühlenrad, den
utſtrom; es iſt der Feuerherd, von dem das Blut ſeine
ärme erhält. Es iſt das feinſte und zugleich auch das ſtärk-
Gewebe über einander gewundener Faſern; daher es

uns auch im Leben ſo viele Falten und Windungen, ſo viel Stärke und Schwäche zeigt, und nicht ſelten als ein nicht zu löſender, ſondern nur zu zerhauender gordiſcher Knoten erſcheint.

Dem armen, raſtloſen Herzen kann man aber nichts Beſſeres wünſchen, als eine ruhige Beſchaffenheit. Ein zu reizbares Herz bewirkt unvermeidlich eine zu ſchnelle Aufreibung der Lebenskraft, folglich Verkürzung der Lebensdauer. Je reizbarer das Herz iſt, deſto mehr Schläge thut es in einer Minute; es ſteigt von ſechzig Schlägen auf hundert, und jeder Schlag zu viel ſchlägt der Lebensdauer eine kleine Wunde; ein gut organiſirtes Herz aber iſt die Grundlage eines langen Lebens, die innere Sonne, die uns im Gemüth einen ewigen Frühling erhält, ein ewig erneutes Aufſproſſen ſich ſelbſt erzeugender und ſich ſelbſt verjüngender Kraft.

Wenig Menſchen haben eine geſunde Leber, noch weniger ein geſundes Herz; bei den Meiſten iſt es ein Sammelplatz von Abnormitäten, ein Hoſpital unheilbarer Krankheiten.

Die Herzen leiden, wie die Menſchen, zweierlei Hauptgattungen von Krankheiten: wirkliche und eingebildete. Die mechaniſchen und organiſchen Fehler des Herzens haben mit den moraliſchen desſelben faſt durchgehends die auffallendſte Ähnlichkeit. Ich will nur einige dieſer Herzenskrankheiten und Herzensfehler berühren:

Mißbildung des Herzens. Eltern, Erzieher, und ſchlechte Geſellſchaft vereinigen ihre Bemühungen, dieſen Hauptfehler ſo zu vergrößern, dieſe Abnormität ſo ſteigern, daß die ärgſte phyſiſche Mißbildung des Herzens gegen die moraliſche gar keinen Vergleich aushalten kann.

Die Schlaffheit des Herzens (Mangel an Reizbarkeit) hat eine ſolche Trägheit zur Folge, daß das Blut ſtockt und die Empfindungen erſtarren; wogegen bei zu großer Straffheit und Überreiz der Kreislauf des Blutes einem wildtobenden Waſſerfall von hohen Felſen gleicht und die Empfindungen zu Tyrannen werden.

Verknöcherung des Herzens. Haß, Neid, Egoismus und Hochmuth verknöchern und petrifiziren das Herz oft in dem Grade, daß alle ſonſt weichen Theile ſich in eine ſteinharte Maſſe verwandeln, ſo daß keine ſanfte Empfindung mehr Statt finden kann, und alles Mitgefühl verſchwindet. Menſchen mit einem ſolchen Herzen ſind dann lebendig Todte, keiner Menſchenliebe, keines Mitleids, keiner Mitfreude fähig. Eine dieſem Übel ſehr verwandte Krankheit leiden diejenigen Menſchen, deren Herz durch erfahrenen Undank, Mißhandlung, Verkennung und langwieriges Unglück mit einer Rinde überzogen worden iſt. Das Vorſpiel dieſer Krankheit macht gewöhnlich die Herzens-Verengung.

Die Herzbeutel-Waſſerſucht. Manches Herz wird durch ſchale Empfindungen, alberne Liebeleien, Mangel an Kraft, Wärme und Erregbarkeit, nach und nach ſo zerweicht, daß es ſich auflöst und den Herzbeutel mit einer wäſſerigen Flüſſigkeit füllt, in welcher es endlich erſtickt.

Die ſogenannte blaue Krankheit, welche ſich durch eine blaue Färbung des Geſichtes, der Naſe, der Fingerſpitzen u. ſ. w. zeigt, iſt eine Folge organiſcher Fehler des Herzens, deren Begleiterinnen, Beängſtigung und Schwermuth, den Leidenden in ſeiner Todesbläue zu erinnern ſcheinen, daß er ſeine Blicke ja recht oft zum blauen Himmel, Troſt und Erlöſung ſuchend, erhebe. Man könnte eine gewiſſe Art dieſer Krankheit auch die Himmelskrankheit nennen. Sie gleicht zum Theile dem Heimweh der Schweizer, indem auch ihr eine unbeſiegbare Sehnſucht nach der Seelenheimat, dem Himmel, eigen iſt. Der ſchwere Erdenleib drückt den Kranken; die Verhältniſſe des Staubes feſſeln den Geiſt, die irdiſchen Genüſſe gewähren ihm keine Befriedigung, irdiſche Mittel helfen ihm nicht; nur der Himmel iſt der Bereich, in dem ſeine Heilkräuter gedeihen, nur der Ätherleib der Engelsgeſtalt die Hülle, in welcher ein ſolcher Geiſt ſich glücklich fühlen kann.

Die Herzensentzündung, — eine leider nur zu häufige Krankheit! — wird theils durch nicht tief eindringende Verwundungen, theils durch körperliche Erſchütterungen veranlaßt, am meiſten aber durch anhaltende Gemüthsbewegungen. Nun frag' ich aber, welche Verwundungen ſind tiefer, welche Erſchütterungen gewaltiger; welche Gemüthsbewegungen heftiger als jene, welche die Liebe verurſacht? Das Herz iſt ein Weſen von ſo brennbarem Stoffe, daß es ſehr leicht und ſehr oft entzündet wird; und ach! die Liebe hat ſchon gar manches Herz bei lebendigem Leibe verkohlt und zu Aſche verbrannt. Werden ſolche moraliſche Herzens-Entzündungen nicht aus dem Grunde geheilt, ſo ſind die Nachwehen ſo ſtark, wie die Krankheit ſelbſt, oder es erfolgt gar, wo nicht der phyſiſche, doch gewiß der moraliſche Tod. Dann, lieber Arzt, verwendeſt Du vergebens Deine Kunſt auf den unheilbaren Kranken; er wird eben ſo wenig je wieder geneſen, als der, deſſen ſich die Himmelskrankheit bemächtiget hat. Dem Lebensmüden, der dem Leben ſelbſt den Entſagungsbrief ſchreibt, — lieber Arzt! dem ſchreibe Du keine Rezepte!

Unſer Landsmann, der früh erblichene Dichter Ludwig Stoll (ein Sohn des berühmten Arztes Stoll), welcher ſich in Weimar aufhielt, als Schiller ſtarb, und bei der Leicheneröffnung gegenwärtig war, erzählte mir, das Herz des unſterblichen Dichters ſei ſo morſch geweſen, daß es ſich mit der Hand zerbröckeln ließ. Die Ärzte glaubten die Urſache dieſer Erſcheinung in den häufigen und ſtarken Gemüthsbewegungen und in den dadurch veranlaßten gewaltſamen und heftigen Blutſtrömen zu finden. Wie viel Schönes und Großes verdanken wir dieſem Herzensleiden des Genius! So erzeugt die kranke Muſchel köſtliche Perlen, ſo ſchlägt die begeiſterte Nachtigall, bis ſie todt vom Zweige fällt, ſo ſpinnt der Seidenwurm ſich ſein eigenes Grab!

Bei manchen Menſchen ſtellt ſich auch eine widernatürliche Erweiterung des Herzens ein, indem ſie in daſſelbe ſo Vieles aufnehmen, und es durch unaufhörliche Liebeleien aller Art ſo weit ausdehnen, daß ſie endlich vor Menge des Liebelns eigentlich nichts mehr lieben können, und das gemißhandelte Herz berſten muß, ſo wie die zu hoch geſpannte, folglich zu ſehr gedehnte Saite ſpringen muß.

Manche Herzen haben auch Waſſerblaſen. Iſt's ein Wunder, daß ſolche Kranke eine eigene Gabe beſitzen, jede Empfindung zu verwäſſern?

Manche Menſchen bringen ein verderbenes Herz mit verkehrter Lage ſchon auf die Welt, in welcher ſie dann als böſe Geiſter erſcheinen, wegegen Andere wieder in Einem fort von ihrem Herzen ſprechen, obſchon ſie keines haben. Die ſchrecklichſte Herzenskrankheit ſind aber die Geſchwüre des Herzens, — unheilbar-tödtliche Laſter und Verbrechen!

Ein reines, gutes, edles, frommes, geſundes Herz iſt aber das unverlorene und unverlierbare Paradies des Menſchen, die Äolsharfe, der jedes holde Lüftchen holde Harmonien entlockt, ein transparentes Feſtfreuden-Gemälde, das Kleinod des Lebensglückes, der Diamant des Geiſterkönigs, die Echo der Sphärenmuſik, und es ſchlägt dem Wahren, Guten und Schönen bis zu ſeinem letzten Schlage. Kranke Herzen können dem Roman einen intereſſanten Stoff liefern, ein geſundes Herz liefert aber den beſten Lebensſtoff.

# Der Stutzerkopf
## und
# das Herz der Kokette.
### Ein anatomiſcher Traum.

---

Mir träumte, ich befände mich in einem ſchönen, ſehr modern möblirten Salon, in welchem ein ſehr galanter junger Arzt die Zergliederung eines Stutzerkopfes und des Herzens einer Kokette in Gegenwart vieler Herren und Damen der Salon-Welt vornahm.

Der Anatom öffnete zuerſt die Hirnſchale des Stutzerkopfes, und wollte uns vor Allem das Gehirn zeigen; aber — zum allgemeinen Erſtaunen bemerkten wir nichts, als — leere Höhlen. Der Zergliederer ſetzte Brillen auf, und auch wir Zuſchauer bewaffneten unſere Augen; allein, ungeachtet aller Anſtrengung der Sehkraft, entdeckten wir nur in *einer* Höhle des Vorderkopfes ein Etwas, welches mit dem Gehirne Ähnlichkeit zu haben ſchien. Voll Freude über die Entdeckung, ſagte der Zergliederer: „Dies, meine Herren und Damen, iſt das ſogenannte erſt kürzlich erfundene Gehirn-Surrogat! Und ſo wie *Homer* uns erzählt, daß das Blut der Götter kein wirkliches Blut, ſondern nur eine, dem Blute ähnliche Flüßigkeit, der ſogenannte *Ichor*, ſei: eben ſo iſt auch das Gehirnchen eines Stutzerkopfes kein rechtes Gehirn, ſondern nur ein, dem Gehirne ähnlicher Stoff oder ein nachäffendes

Surrogat, welches gewiſſe Scheindienſte, manchmal bis auf einen gewiſſen Grad von Täuſchung, verrichtet.“ —

Der galante Anatom ſetzte nun ſeine Operation fort, und zeigte uns zunächſt die Zirbeldrüſe, glandula pinealis, mit dem Bemerken, daß einige Philoſophen dieſelbe für den Sitz der Seele hielten. Sie war mit einer Spiegelhaut umgeben; wir konnten uns nun die, allen Stutzern eigene Eitelkeit und ihren Hang, ſich in jedem Spiegel zu beſchauen, wohl erklären. Zudem ſtieg aus dieſer Drüſe auch ein immerwährender Duft von Orangen- und Jasmin-Öhl, eau de Cologne u. ſ. w. auf.

Die meiſten Höhlen **des Schädels** waren ganz leer, einige aber doch mit ſehr verſchiedenartigen Dingen angefüllt, z. B. mit Fragmenten von Liebesbriefen, mit Muſterbildern von neuen Moden, mit Theaterzetteln und einzelnen Blättern von Clauren's, Spindler's, Schilling's und Laun's Romanen, mit Quadrille- und Ecoſſais-Figuren, mit Cigaro's, mit neuen Liedern aus lokalen Poſſen, mit Lügen und nichtsſagenden Redensarten nach jedesmaligem Bedarfe, mit Charaden und Tagsneuigkeiten, mit kleinen Gedichten zum Deklamiren, mit Schuldſcheinen, mit Porträts von Mädchen, Hunden und Pferden, mit Billardballen, mit Kraftflüchen und Schmeicheleien, Süßigkeiten, Schwüren und Betheuerungen.

Eine Höhle von beſonderer Größe war mit einem gasartigen Stoffe von ſchillernder Farbe angefüllt. Der Anatom ſagte uns, dies ſei der **Unſinn**.

Aus jeder Höhle lief eine Röhre bis an die Zunge, wo ſich alle Röhren vereinigten, und einen gemeinſchaftlichen Kanal bildeten.

In beſondere Verwunderung ſetzte es uns, daß ſich hinter der zähen, dicken Haut, welche das Geſicht umgab, kein einziges Blutgefäß befand; wir ſchloßen daraus, daß dieſem Theile die Fähigkeit, zu erröthen, ganz gemangelt haben mußte. Dagegen fanden wir aber um ſo mehr kleine Muskeln in der Nähe der Naſe und des Mundes, welche nur dazu gedient haben konnten, ein gewiſſes Naſenrümpfen und Verziehen des Mundwinkels hervorzubringen, ſobald der Eigenthümer des Kopfes etwas nicht verſtand, oder über irgend etwas vorlaut aburtheilte. Bei näherer Unterſuchung bemerkten wir, daß die Musculi amatorii von dem vielen Verdrehen und Liebäugeln ganz abgenützt und verbraucht waren; der musculus elevator aber, welcher dazu dienen ſoll, das Auge zum Himmel zu erheben, ſchien gar nicht gebraucht zu ſein.

Der Arzt ſchien Eile zu haben, und wandte ſich nun mit dem zierlichſten ſeiner Meſſer ſogleich an das weibliche Herz, welches in einem ſilbernen Körbchen lag.

„Dieſe Zergliederung," ſagte er, „iſt die ſchwerſte anatomiſche Aufgabe, weil ein ſolches Herz ſo viel Irrgänge und Schlupfwinkel hat, wie kein anderes."

Er zeigte uns nun zuerſt den Herzbeutel, in dem wir über tauſend kleine Wunden wahrnahmen, welche von Pfeilſpitzen geritzt zu ſein ſchienen, aber nur die äußere Haut berührt hatten; wir konnten nicht die geringſte Spur finden, daß nur ein einziger Pfeil in das Innere des Herzens eingedrungen wäre. Der Anatom unterſuchte hierauf auch jene dünne, röthliche Flüſſigkeit, welche ſich im Herzbeutel befindet; und, ſiehe da! es zeigte ſich, daß ſie alle Eigenſchaften desjenigen Queckſilbers hatte, mit dem man die gläſernen Röhren der Barometer und Thermometer füllt, um die Veränderung der Witterung und die verſchiedenen Grade von Wärme und Kälte anzuzeigen. Der Zergliederer erzählte uns, er habe den Verſuch gemacht, und eine gläſerne Röhre mit dieſer Herzbeutel-Flüſſigkeit angefüllt, in der Hoffnung, dadurch einen trefflichen Wetterpropheten zu erhalten; er fand ſich aber auf die angenehmſte Art betrogen; denn die Röhre zeigte zwar nicht die Veränderung des Wetters an, dafür aber etwas viel Intereſſanteres, nämlich den Stand und die Eigenſchaft der in das Zimmer eintretenden Mannsperſonen. Kam ein reicher oder ſehr modern gekleideter Herr, oder ein galanter Geck, ſo ſtieg die kokettirende Herzbeutel-Flüſſigkeit im Waſſer augenblicklich, fiel aber bei Erſcheinungen von entgegengeſetzter Art eben ſo ſchnell. Dies ging ſo weit, daß ſie ſogar, ſobald man ſie freundlich anlächelte, in die Höhe ſtieg, und, wenn man ſie ernſthaft anſchaute, ſogleich fiel.

Nun kam der Zergliederer an das Herz ſelbſt, deſſen Außenſeite ſo ſchlüpfrig und ſo kalt war, daß es dem Manne, indem er es feſthalten wollte, wie ein glattes Stück Eis aus den Händen glitt, und wieder in das ſilberne Körbchen fiel, welches ſeiner Eitelkeit zu ſchmeicheln ſchien. Die Faſern liefen ſo durcheinander, daß ihr verworrenes Geflecht dem berühmten **gordiſchen Knoten** glich. Es war unverkennbar, daß dieſe Zerrüttung nur eine Folge der vielen unordentlichen Bewegungen ſein konnte, von welchen dieſes Herz während ſeines, von Liebeleien fieberhaft durchglühten und durchfröſtelten Lebens beſtürmt wurde.

Noch Eines fiel mir beſonders auf: Die Menge von Gefäßen, die in das Herz hinein und aus dem Herzen heraus liefen; und dennoch war da nicht ein einziges, welches mit der Zunge in Verbindung ſtand. Ein ſicherer Beweis, daß die Schöne alſo nie vom Herzen geſprochen haben konnte. Die meiſten Herzensnerven gingen nach den Augen.

Das Innere des Herzens glich einem Labyrinthe von Falten, Krümmungen, Schlupfwinkeln und Höhlen. Es war an manchen Stellen ſchon etwas morſch. Ich hob es auf, und erſchrack vor Überraſchung, daß ein Herz eine ſo leichte Ware ſein konnte. Der ganze Muskel wog kaum ein halbes Loth; und dennoch ſah man in einigen der unzähligen Höhlungen mancherlei Scheindinge liegen, wie Geſtalten von Shawls, Federhüten, Ringen, Männerporträten, Gold- und Silbermünzen, Lobgedichten, Donizettiſchen und Meierbeer'ſchen Arien, liebäugelndem Brillantfeuer, Raketen-Blicken u. ſ. w. Insbeſondere bemerkte ich eine Menge von Punkten und Spuren, ohne errathen zu können, was ſie denn eigentlich ſeien. Sie glichen jenen dunkeln Flecken, welche dem kranken Auge in der Luft zu ſchweben ſcheinen.

Ich bat den Zergliederer um Erklärung dieſes Phänomens. Er ſagte mir, dies ſeien die unzähligen ſogenannten Eindrücke, die von ſo vielen Männern unaufhörlich auf dieſes Herz gemacht wurden, aber ſo leicht darüber weghuſchten, wie die flüchtigſten Wolkenſchatten über Berg und Thal.

Ungeachtet des erbärmlichen Zuſtandes theilweiſer Zerſtörung, in dem dieſes Herz ſich befand, waren die Reſte desſelben noch ſo feſt, daß man deutlich erkannte, es würde auch als Halb-Invalide ſeine zärtlichen Functionen bis in die Sechziger-Jahre fortgeſetzt haben.

Ich ſtellte jetzt zufällig den Stutzerkopf neben dieſes Herz: da fing dieſes plötzlich an, ſich ſympathetiſch zu bewegen, und endlich in eine qualmende Gährung zu gerathen, die eine nahe Entzündung erwarten ließ. Alle Zuſchauer erſchraken, und ergriffen die Flucht. Das Gedräng' an der Thür war ſo dicht, daß ich, von einer wunderſchönen Dame gewaltig auf den Fuß getreten, — erwachte.

# Blumen-Reden.

## I.

## Der Nutzen der Blumen.

Welchen Nutzen gewähren die Blumen? Was kümmert ſich die ſchwerfällige Kuh, wenn ſie ſtundenlang wiederkäuend auf dem grünen Raſen liegt, darum, ob Myriaden von Blumen ringsumher den ganzen Tag im Sonnenſchein lächeln oder nicht? Warum verbreitet ſich das dunkelblaue Veilchen, kein Vorbote einer Frucht, im Thale? Warum erhebt die Tulpe ihren bunten Farbenſchimmer? Für wen und wozu ſind die Blumen geſchaffen? Sind ſie blos ein zufälliges Spiel in der Welt, worin es ſonſt nichts Zufälliges gibt? Zeigt ſich keine Abſicht in ihrem Bau? Die Blumen ſind in ihrem Mechanismus eben ſo vollkommen, eben ſo zweckmäßig gebildet als die empfindungsreichſten und wunderbarſten unter den lebenden Weſen. Sie ſind mit Erhaltungs- und Fortpflanzungsmitteln verſehen, die uns in Erſtaunen ſetzen. Der Blödheit menſchlicher Sehkraft ſpottend, entfalten ſie erſt dem tiefforſchenden Mikroſkop das myſteriöſe Geheimniß ihrer Schönheit. Die Geſtaltung ſcheint bei ihrer Bildung alle Mannigfaltigkeit erſchöpft zu haben; das Reich der Farben hat keine Miſchung, keine Schattirung, ja nicht die feinſte Abſtufung, die man nicht in den Blumen findet; jede Art und Verſchmelzung des Duftes iſt ihnen eigen. Kann aber der Menſch nicht auch ohne ſie leben? Für wen, und wozu ſind ſie geſchaffen? Sind ſie es nur für ſich ſelbſt? Haben ſie ein eigenes Leben? Genießen ſie ihren eigenen Duft ſelbſt? Erfreuen ſie ſich ſelbſt ihrer Farbenpracht und der Schönheit ihrer Geſtalt? Liegt in dem Anblick der Blumen kein Ausdruck? Haben ſie nicht augenloſe Blicke, lippenloſe Beredſamkeit? Man ſehe nur die große goldene Sonnenblume, die ſich auf ihrem gebogenen Stängel von Oſten nach Weſten dreht, und in der Fülle ihrer feierlichen Dankbarkeit das Licht preist, in welchem ſie lebt und prunkt! Man ſehe, wie ſie ſelbſt bis zu einer ſichtbaren Berauſchung die Strahlen der Sonne trinkt, und in der Ruhe ihres eigenen reichen Genußes den beweglichen Theil der Schöpfung bemitleidet, der von Stelle zu Stelle wandert, um jenes Glück aufzuſuchen, welches die Blume auf ihrem eigenen Beete genießt, durch ihre Wurzeln befeſtiget, eine glückliche Gefangene, deren Feſſeln ihr Leben ſind. Hat dieſes lebende Weſen nicht Sinn und Empfindung? Stelle Dich unter den Baldachin, welcher ein Beet von Lieblingstulpen überſchattet, und leſe in ihren Farben und Kelchen die Liebe, die ſie für ihr kleines Leben hegen! Siehſt Du nicht, daß ſie auf ihre Auszeichnung ſtolz ſind? Sie ſtehen auf ihren ſchwankenden Stängeln wie auf den Zehen, um auf die weniger begünſtigten Blumen herabzublicken, die in den gemeinen, von keinem Baldachin überwölbten Gartenbeeten vermiſcht aufwachſen, während ſie vor dem großen Auge des Tages beſchützt ſind, welches zu ſengend auf ſie herabſchauen möchte; die Kraft ihres Lebens ſcheint von jener ſüßen Eitelkeit zu erſtarken, mit welcher ſie die Bewunderung der menſchlichen Augen einſaugen. Geh hin auf die Fluren und unter die grünen Gebüſche! Schwärme über Wieſen und Haiden! Erklimme die ſteilen Berge und tauche Dich in die tiefſten Thäler! Klettere zwiſchen den Gebüſchen des ſtacheligen Dickichts herum oder taumle ſchwindelnd an ſenkrechten Abgründen dahin, — und was wirſt Du da finden? Blumen — Blumen — Blumen! Warum ſind ſie dort? Was haben ſie dort zu thun? Wie ſind ſie dahin gekommen? Was ſind ſie, als ein ſicheres Zeichen, daß der Schöpfer des Weltalls ein glorreiches und ſeine Gaben freigebig ſpendendes Weſen iſt.

Blumen, — unter allen erſchaffenen Dingen die unſchuldigſten und einfachſten, und doch ſo prächtig in ihrem kunſtreichen Bau, — das Spielzeug der Kindheit, der Schmuck des Grabes, und die Gefährten des kalten Leichnams im Sarge! Blumen, — geliebt vom unwiſſenden Wanderer, und ein Gegenſtand wiſſenſchaftlicher Forſchung für den tiefſinnigen Gelehrten! Blumen, — die vergänglichſten aller vergänglichen Dinge, und doch die himmliſchſten aller irdiſchen! Blumen, — deren Einfachheit und Gebrechlichkeit um die Erlaubniß zu ihrem Daſein zu bitten ſcheinen, Blumen, — die mit erröthender Beſcheidenheit Felſenritze und verborgene Winkel bewohnen, indem ſie die vielbetretenen Pfade ſcheuen, und es nicht wagen, die Wege der Menſchen zu beſuchen! Blumen, — die unaufhörlich dem Himmel ihre dankbaren, dem Menſchen ihre freundlichen Blicke zuwenden, Theilnehmerinnen der menſchlichen Freude, Beſänftigerinnen des menſchlichen Kummers, Sinnbilder der Triumphe des Siegers, des Erröthens der jungen Braut, willkommen im gedrängten Prunkſaale, eine liebliche Erſcheinung auf dem einſamen Grabe! Blumen, — deren unveränderliches Wiederkommen die Erinnerungen an das Vergangene lebhaft und freudig hervorruft! Blumen, — über welche die Unſchuld Thränen der Wonne vergießt, über welchen die Reue wehklagende Seufzer erhebt, indem ſie an die Unſchuld denkt, die ſie einſt war! Blumen ſind für die Jugend wie für das Alter, für den Ernſt wie für den Frohſinn, für den Lebenden wie für den Todten, für Alle, nur nicht für den Schuldbelaſteten und den von der Reue Gefolterten. Blumen ſind in dem Buche der Natur das, was der Ausdruck: „Gott iſt die Liebe,“ im Buche der Offenbarung iſt. Sie verkünden den Menſchen Gottes Vaterhuld.

Welchen öden und traurigen Anblick würde eine Welt ohne Blumen gewähren! Sie wäre ein Antlitz ohne Lächeln, ein Feſt ohne Freude. Die Blumen mit ihren ſylphengleichen Geſtalten und unſichtbaren Düften ſind die erſten Lehrer, welche den Gedanken aufregen, ſich über die materielle Sinnenwelt zu erheben; ſie erwecken in uns die Idee an geiſtige Weſen, und durch dieſen ſchönen, anmuthvollen Übergang werden unſere Gedanken des Unſichtbaren Gedanken an Gott.

Sind nicht die Blumen Sterne der Erde, und die

Sterne Blumen des Himmels? Blumen lehren uns zarte Gedanken und ſanfte Gefühle; ſie erwecken zuerſt in uns den Sinn für das Schöne und Gute. Man kann den Bau einer Blume nicht betrachten, ohne ſie zu lieben. So wie ſie uns die Liebe Gottes verkünden, ſo gibt der Menſch durch ſie ſeinem Nebenmenſchen ſeine Liebe zu erkennen. Das uneigennützigſte, reinſte, fröhlichſte und ſchönſte aller Geſchenke ſind und bleiben die Blumen.

Schön und ſegenreich iſt das Licht, aber der Menſch vermag es nicht, deſſen ungetheilte Schönheit in ihrer vollen Stärke anzuſchauen; er kann ſich desſelben erſt dann erfreuen, wenn die prismatiſche Strahlenbrechung ihm in der vielfarbigen Schönheit der Blumen erſcheint, und er dann die Elemente der Schönheit erblickt, das Alphabet ſichtbarer Anmuth liest. Der wahre Nutzen der Blumen beſteht in ihrer Herrlichkeit und Schönheit, indem ſie uns, durch Geſtalt und Farbe entzückend, zu Gedanken des Edelſinns, des Zartgefühls und der moraliſchen Schönheit leiten, erhaben über alles ſelbſtiſche Weſen, und gleichſam die lieblichſten Blätter in dem Buche der Natur ſind, lehrend, daß der Menſch nicht durch das Brot und für das tägliche Brot allein lebe, und daß er noch ein anderes, als das thieriſche Leben habe.

Geſchmack und die Liebe zum Schönen leitet uns zum Streben nach jener, von allem Berechnen ſinnlicher Genüße weit entfernten Tugend. Steht denn die Liebenswürdigkeit dieſer Tugend, ihre Uneigennützigkeit, ihr Edelmuth, ihre vertrauende Unbefangenheit, ihr Erkennen einer, über Vertheil erhabenen Schönheit nicht weit höher, als alle Nützlichkeit, die nur dem thieriſchen Daſein frommt? Und ſo lehren uns die Blumen eine Ahnung von Etwas, das höher ſteht, als die Sinnenwelt und der Egoismus.

Kinder lieben die Blumen. Die Kindheit iſt das Blumenalter des Lebens, die Blume der Unſchuld, der Schönheit und der Liebe zum Schönen. Blumen ſind den Kindern das Lächeln der Natur, mit welcher ſie vertrauten Umgang pflegen, eine Sprache, die ſie verſtehen und fühlen. Dieſe Sprache bleibt uns auch das ganze Leben hindurch ſo eigen, daß, wenn Kummer und ein hartes Schickſal uns in den ſpätern Jahren zu Boden drücken, und wir ſchon geneigt ſind, zu glauben, daß Alles hiernieden Nacht iſt, in uns dann plötzlich eine Rückerinnerung an die früheren Empfindungen von Lieblichkeit und Schönheit erwacht, die uns ermahnt, es wandle ein Geiſt der Schönheit auf Erden und ein Gefühl milder Güte, welche nicht leicht vergeſſen werden können. Worin beſteht nun der Nutzen der Blumen? Denkt euch eine Welt ohne Blumen, eine Kindheit ohne Liebe zu den Blumen, eine Seele ohne Sinn für das Schöne, eine Tugend, gierig nur nach einem Lohne, den ſie ſehen und mit Händen greifen kann, einen Stand der Geſellſchaft ohne Liebe zur Schönheit und Anmuth, — dann mögt ihr den Nutzen der allverſchönernden Blumen, den Werth erhebender Schönheit fühlen!

## II.

## Die Roſen.

Zu allen Zeiten hat die Roſe, gleich der Liebe, im Gebiete der Dichtung wie in der wirklichen Welt eine Hauptrolle geſpielt.

Die Mythe ſetzt dieſe holdeſte der Blumen in die innigſte Sympathie mit der Liebesgöttin. Als dieſe einſt unter Roſen luſtwandelte, verletzte der Dorn einer kußlüſternen Roſe ihr den Fuß; da ward die bis dahin weiße Blume vom Purpur des göttlichen Ichor übergoſſen, und die glühende Röthe blieb ihr von dem Augenblicke an eigen, gleichſam als Zeichen der Scham über das ſo verzeihliche Verbrechen.

Griechenland huldigte den Roſen nicht minder, als der Liebe. Die Roſe war den Muſen geheiligt. Sappho ſang einem ungebildeten Mädchen: „Ruhmlos wirſt Du im Grabe liegen, und keinen Theil haben an den Roſen der Pierinnen!“ —

Man glaubte damals, die Roſe ſei ſelbſt den Todten ein angenehmes Weihgeſchenk. Anakreon, der Sänger der Lebensluſt, der ſich noch als Greis das ſilberlockige Haupt mit Roſen bekränzte, ſang in einem Liedchen auf dieſe Blume: „Die Roſe heilt den Kranken und beſchützt den Todten!“ —

In jener Zeit beging man kein Feſt, wobei nicht die Roſe eben ſo prangte, wie die Liebe. Man flocht den Gäſten Kränze von Roſen, man füllte die Kiſſen mit Roſen, man ſchmückte die Wände mit Roſen, man beſtreute den Eſtrich mit Roſen.

Nach einer griechiſchen Mythe weihte Amor die Roſe dem Gotte des Schweigens (Harpokrates), um dem Schutzherrn dadurch die Pflicht aufzudringen, daß er Cytherens Liebesgeheimniſſe verberge. Deßhalb galt die Roſe damals als Sinnbild der Verſchwiegenheit, und man ließ bei feſtlichen Gelagen Roſengewinde von der Decke des Zimmers auf die Tafel herabhängen, als Warnungszeichen, daß kein Gaſt ſich verführen laſſe, eigene oder fremde Geheimniſſe zu verrathen.

Daher entſtand das Sprichwort: „Jemanden etwas **sub rosa** (unter der Roſe) vertrauen,“ da der Eingeweihte das ihm anvertraute Geheimniß eben ſo zu bewahren verpflichtet war, wie Harpokrates die geheimen Angelegenheiten der Liebesgöttin **sub rosa** halten mußte, weil Amor ihm die Roſe eben deßhalb gab und weihte.

Das ging endlich ſo weit, daß man plauderhaften Menſchen die Roſe als einen Talisman gegen die Geſchwätzigkeit gab.

Die berühmt gewordene Inſel Rhodus ſoll ihren Namen von dem griechiſchen Worte Rhodon, die Roſe, erhalten haben, indem eine Menge der ſchönſten Roſen, wie ein Teppich, den ganzen Boden dieſes Eilandes bedeckten. Aber welche ſeltſame Widerſprüche finden wir hienieden! Was die Einen entzückt, das iſt den Andern ein Gegenſtand des Abſcheues. Die Roſe, von jeher eine Lieblingsblume des ſchönen Geſchlechtes, iſt den Römerinnen neuerer Zeit ihres Duftes wegen ſo unangenehm, daß ſie, wie man erzählt, bei der Annäherung dieſer Blume mit dem Ausrufe: „Quanto puzza!“ zurückweichen.

In der orientaliſchen Blumen-Symbolik und Poeſie ſpielt die Roſe einen förmlichen Liebesroman mit der Nachtigall. Der tauſendſtimmige Vogel, König der Sänger und Sänger der Nacht genannt, erſchöpft alle Formen des ſchmelzendſten Wohllautes, um ſeine liebeglühende Seele in die zärtlichſten Klagen zu ergießen, während die frohſinnige Blume, nur Lebensluſt athmend und ungerührt von den Leiden des Sängers, dem melancholiſchen Liede lächelnd horcht und nur den Freuden der Liebe huldiget.

Der perſiſche Dichter Ferideddin Attar läßt die Nachtigall von ſich rühmen, ſie könne durch ihren Geſang ein ganzes Roſenbeet in Aufruhr bringen. „Seh' ich die Geliebte,“ ſagt der gefiederte Sängerkönig Nachtigall, „ſo ſchweigt jeder Laut in meiner Kehle; verbreitet ſie aber ihren ſüßen Duft über die Flur, ſo öffnet ſich mein Herz:

D'rum bin ich nicht gekannt von Allen:
Nur Roſen kennen Nachtigallen.
In ihre Liebe ganz verſenkt,
Gedenk' ich meines Daſeins nicht.
Ich denke nur der Roſe Liebe,
Begehre mir nichts als die Roſe.
Sie blühet hundertfältig mir;
Wie ſoll mein Leben nicht erblüh'n?

Ein anderer perſiſcher Dichter, Kiatabi, hat ein ganzes Roſengedicht geſchrieben, worin Witz und Fantaſie ſich erſchöpfen, alles Schöne, was ſich nur erſinnen läßt, von den Roſen zu ſagen. Ein dritter, Dſchelaleddin Rumi, eifert mit Jenem im Lobe der Roſe bis zum Unſinn; er nennt ſie ein Diplom der Schönheit und einen Boten vom Seelengarten. Nach ſeiner poetiſchen Verſicherung ſind Welt und Fantaſie nicht im Stande, das Bild der Roſe zu umfaſſen. Selbſt zum Schweigen und Lächeln ermuntert er durch Roſenbilder:

Sei ſtill und ſchließ' den Mund wie Roſenknoſpen!
Verſtohl'nes Lächeln ſtreue wie die Roſe!

Das Roſenfeuer der Wangen iſt ein Lieblingsbild der orientaliſchen Dichter. Ehli aus Choraſſan nennt ſogar ſeine Lieder den Abglanz von den Roſenwangen der Geliebten.

Mittelalter und Abendland haben der Roſe noch mehr gehuldigt als das Alterthum und der Orient, indem ſie dieſelbe zur Blume der Tugend erhoben. Man nennt den heiligen Medard als Stifter des berühmten Roſenfeſtes, welches ſeit dem fünften Jahrhunderte zu Salency in Isle de France alljährlich am achten des Juniusmonats, als dem Feſttage des ehrwürdigen Gründers, gefeiert wurde. Den Statuten gemäß, erhielt das tugendhafteſte Mädchen des Dorfes in der Kapelle des Heiligen einen Kranz von Roſen nebſt einem Geldbetrage zur Ausſtattung. Dies entzündete in den ſchönen Dörferinnen einen Wetteifer der Sittenreinheit, und zwar um ſo mehr, als die Gewählte mit Sicherheit darauf rechnen konnte, durch den Roſenkranz auch bald den Brautkranz zu gewinnen.

Man ging aber bei der Wahl ſo ſtreng zu Werke, daß nicht nur das Roſenmädchen ſelbſt ganz unbeſcholten ſein mußte, ſondern auch ihre Verwandten in aufſteigender Linie bis zum vierten Grade nicht der geringſten Makel bezüchtiget ſein durften. Die Einwohner von Salency ſollen, wie man ſagt, noch fortwährend den Ruhm ausgezeichneter Sittenreinheit genießen. Iſt das wahr, ſo kann ich mir die Mädchen dieſes glücklichen Dorfes nicht anders als einen lebendigen Roſenflor denken.

Erſcheint die Roſe hier als Beförderin der Tugend, ſo zeigt ſie in Lucians magiſchem Eſel ſogar die Kraft, aus einem Vieh einen Menſchen zu machen. Der arme Lucius ward unglücklicher Weiſe in einen Eſel verwandelt, und mußte viel Ungemach erleiden. Endlich erblickt der vierfüßige Dulder einen vollen Blumenkorb. Er fällt darüber her, ſucht ſich inſtinktmäßig Roſen heraus, verſchlingt ſie gierig und erhält alſogleich die menſchliche Geſtalt wieder. Wie ſchön wär's, wenn die Roſen dieſe humaniſirende Verwandlungs-Kraft noch beſäßen!

Unter den abendländiſchen Dichtern, die im Verherrlichen der Roſe gewetteifert haben, ſteht oben an der alte Wilhelm von Loris, der im dreizehnten Jahrhundert lebte, als Verfaſſer des lange bewunderten Roman de la Roſe, eines romantiſch-allegoriſchen Lehrgedichtes über die Liebe. Dem alten Sänger folgt der zu früh verblichene, an Fantaſie und Gemüth überreiche Ernſt Schulze, er, der ſelbſt, gleich einer Nachtigall, von der Roſe ſo ſchön ſang, daß ſeine bezauberte Roſe Tauſende bezaubert hat, folglich eben ſo gut die bezaubernde Roſe heißen könnte.

Die Geſchichte der Roſe enthält manches entzückende Wunder.

Im vierten Jahrhunderte nach Chriſti Geburt lebte, wie die Legende erzählt, zu Cäſarea, einer Stadt in Capadocien, eine junge Chriſtin, Dorothea genannt, deren Geiſt und Sitte die Bewunderung ihrer Zeitgenoſſen, ſelbſt der Heiden, erregte. Der römiſche Statthalter Sapritius, ein Feind der Chriſten, wollte die hehre Jungfrau zwingen, ſeinen Göttern zu opfern, und bedrohte die Weigernde mit Folter und Tod. Die fromme Heldin verachtete die Drohungen, und ſprach, indem ſie ihre Gefühle, Ahnungen und Hoffnungen äußerte, auch von den Freuden des Paradieſes und von deſſen unvergänglichen Roſen. Der Statthalter verurtheilte die Glaubensheldin zum Tode. Als man ſie zur Richtſtätte führte, um enthauptet zu werden, rief ein römiſcher Anwalt, damals noch mit Unrecht Theophilus (Gottesfreund) genannt, ihr die höhnenden Worte zu: „Sende mir doch, fromme Jungfrau, aus Deinem Paradieſe einige der hochgeprieſenen unvergänglichen Roſen!" — Ihm erwiederte Dorothea lächelnd, im Angeſichte des dräuenden Todes: „Zweifle Du nicht, daß Dein Verlangen erfüllt werde!"

Und die Bewohnerin des Paradieſes, ſo erzählt die Legende ferner, vergaß in ihrer Seligkeit des irdiſchen Götzendieners nicht. Ein Engel brachte ihm zur Zeit, da die Erde unter einer Decke von Schnee und Eis ſtarrte, wie ſeine Seele im Unglauben, Roſen, hell leuchtend in der Glut der Morgenröthe. Von dem Wunder ging auch in der Seele des Staunenden die Morgenröthe des wahren Glaubens auf; er erkannte den Einigen Gott, und ſtarb endlich den Märtyrertod freudig gleich Ihr, die ihm jene Roſen der Unſterblichkeit geſendet hatte.

Eines Roſenwunders erfreute ſich auch die mildherzige Roſa von Viterbo. Als Hungersnoth das Land quälte, trug die edle Jungfrau den nothleidenden Armen in ihrer Schürze Brot zu. Der Vater, karg und gefühllos für das Elend der Menſchen, überraſchte die Tochter auf dem Wege ihrer Wohlthätigkeit, und er verlangte zu wiſſen, was ſie in ihrer Schürze verborgen trage. Das ſchüchterne Mädchen, erſchreckend vor des Vaters rauher Frage, antwortet in der Angſt ihres Herzens, ſie trage Roſen. Der Argwöhniſche will ſich mit eigenen Augen von der Wahrheit der Angabe überzeugen. Roſa, betäubt und verwirrt, öffnet die Schürze, und — ſiehe da, kein Brot! aber hell leuchtende Roſen glühen dem verſtummten Vater beſchämend entgegen, wie ein Abglanz von den Wangen der freudeverklärten Jungfrau.

Als Gefährtinnen des Schreckens, der Zwietracht und des Todes erſcheinen die Roſen in der erſten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts in England, da die Häuſer Lancaſter und York einen langen und blutigen Krieg um den Thronbeſitz führten; dieſer Krieg wurde der Kampf der rothen und der weißen Roſe genannt, weil das Haus York eine weiße, Lancaſter eine rothe Roſe als

Emblem auf dem Schilde hatte. In jener Zeit des grimmigſten Haſſes mußte ſo die Blume der Liebe auf der politiſchen Schaubühne eine ihrem Weſen ſo widerſprechende Rolle übernehmen, daß es ſchien, als ſollte die rothe Roſe das vergoſſene Blut, die weiße aber die bleichen Todten bedeuten, womit die Schlachtfelder bedeckt waren.

Selbſt im Traume iſt die Roſe intereſſant und von Bedeutung. Der gelehrteſte aller Traumdeuter, der griechiſche Philoſoph Artemidor, gibt hierüber in ſeinem großen Traumbuche folgende Erklärung:

Einen Kranz von Roſen auf dem Haupte tragen, bedeutet Glück, wenn der Traum in die wirkliche Roſenzeit fällt, außerdem Unglück. Den Kranken bedeutet er auf jeden Fall den Tod, weil Roſen leicht verwelken und ſich entblättern. Auch gibt er denen eine ſchlimme Vorbedeutung, die ſich verborgen zu halten wünſchen; der Roſenduft verräth, und ſie werden entdeckt. Dagegen geben die Träume von Roſen, die auch im Winter fortkommen, immer ein gutes Zeichen. —

Im Alterthume haben ſich beſonders die Roſenſträuche von Päſtum, einer Stadt im ſüdlichen Italien, berühmt gemacht: ſie blühten im Frühlinge und im Herbſt. Der Luxus der Römer unter den Imperatoren begnügte ſich nicht mehr mit den ehemals gewöhnlichen Roſenkränzen, wo Blumen und Zweige ganz eingeflochten waren, ſondern es wurde eine neuere, weichlichere Art erdacht, welche darin beſtand, daß nur die Roſenblätter, auf Lindenbaſt geheftet und ſchuppenweiſe über einander gelegt, einen Kranz bildeten. Auch hatten ſie einen eigenen Roſenwein, rosatum. Die Roſenblätter wurden von den Kränzen in die Becher gepflückt und dann ſammt dem aufgegoſſenen Weine getrunken.

Mit der Liebe trifft die Roſe in mancher Eigenheit zuſammen, wie z. B. darin, daß Beide im magern Boden (im Leben der geringern Stände) beſſer gedeihen, als im fetten der Glückskinder, und daß Beide durch Schneiden oder Brennen (Widerwärtigkeiten und Leiden) veredelt werden.

Die Liebe erſcheint um ſo herrlicher, wenn andere Leidenſchaften ſich in ihre Nähe wagen; ſie iſt dann die Rieſenſchlange, die alle übrigen verſchlingt. So werden auch, wie Plutarch behauptet, die Roſen, neben Knoblauch und Zwiebel gepflanzt, noch wohlriechender.

Die Roſe glüht, und doch beſitzt ſie eine kühlende Eigenſchaft. So entzündet die Liebe das Herz und macht es kalt für die Erbärmlichkeiten des alltäglichen Lebens. Leider hat die Roſe mit der Liebe auch dieſes gemein, daß jene durch zu ſtarkes Ausſtrömen von Wohlgerüchen, dieſe durch geſteigerte Lebens-Conſumtion die Seele oft früher, als das Naturgeſetz es erheiſcht, verhaucht.

Einſt ſchrieb man den Roſen die Kraft zu, Kopfſchmerzen zu ſtillen. Mag ſein! Die Liebe aber, ſelbſt die glückliche, deren Sinnbild die Roſe iſt, ſtillt, in dieſem Punkt abweichend, weder den Kopf noch das Herz, ſondern regt, leider, Beide nur zu ſehr auf!

Die Roſe wächſt auf einem Stängel voll Dornen. Iſt nicht auch die Liebe mit Dornen von Verhältniſſen aller Art umgeben? Und doch iſt ſie gleich der Roſe in ihrer Knoſpe nicht minder ſchön, als in der Fülle ihres aufgeblühten Kelches.

Wie viel Liebliches gewährt die holde Blume ſelbſt dann, wenn ihre Blätter gepreßt und getrocknet werden! So gibt ſie z. B. dann ein ſtärkendes Augenwaſſer, verſüßt den Honig, angenehm für den Mund, heilſam für den Schlund, u. ſ. w. Man könnte eine eigene Großhandlung von Roſen und Roſenfabrikaten errichten. Vielleicht werden noch beſondere Arten von Roſencompots und kräftige Roſentincturen als Heilmittel für Herzenskrankheiten erfunden, und endlich gar eine aus Roſen ſelbſt gemachte Rouge, um die verlornen Wangenroſen auf die natürlichſte Weiſe zu erſetzen.

Die Roſe hat von jeher als Sinnbild der Schönheit gegolten, folglich auch als Sinnbild des weiblichen Geſchlechts. Es gibt aber bekanntlich viele Gattungen der Roſen, die als Bilder eben ſo vieler weiblicher Charaktere gelten können. Es wäre daher zu wünſchen, daß Dichter und Nichtdichter, ſo oft ſie in ihren Huldigungen eine Frau oder ein Mädchen mit einer Roſe vergleichen, auch die Gattung der Roſen, zu welcher die geprieſene Schönheit gehören ſoll, näher beſtimmen möchten.

Ich begnüge mich, als beiläufige Andeutung nur die Umriſſe zu einigen Parallelen zu ziehen.

Die Alpenroſe, auf Gebirgshöhen im Schnee blühend und glühend, wäre das Bild eines kerngeſunden, kräftigen Landmädchens und einer Liebe, die, mit ihrem Schickſale zufrieden und genügſam, dem Unglück trotzt und in ihrem Kreiſe ſich wohl fühlt.

Die Zuckerroſe gäbe das Bild eines romantiſchen Stadtfräuleins, deſſen liebelndes Weſen in ſüße Sentimentalität zerfließt. Ihr Gegentheil könnte die Eſſigroſe vorſtellen, nämlich das ſaure Weſen eines bejahrten, der Liebelei noch nicht abgeneigten, aber eigenſinnigen und launiſchen Fräuleins, welches auch gern witzig ſein möchte, deſſen Witz aber, wenn ſie ihn ſtrömen läßt, wie Eſſig beißt.

Die Jericho-Roſe, die, obſchon lange vertrocknet, in Waſſer gelegt, wieder friſch aufblüht, ſtellt ſinnbildlich das Sprichwort vor: „Alte Liebe roſtet nicht!" —

Die Weinroſe läßt ſich einer alten Jungfer vergleichen, die, nach ſo manchem verunglückten Heirathsprojekt, ſich endlich mit einem Gläschen Wein für ſo manchen entgangenen Liebhaber und Quaſibräutigam philoſophiſch tröſtet.

Die Hunderoſe verſchmäht gar das treuloſe Männergeſchlecht und ſchenkt ihr verkanntes Herz endlich einem vierfüßigen Verehrer, der ſich dankbar Alles gefallen läßt.

Die wilde Roſe kann eine Amazone bezeichnen, die allen Männern offene Fehde ankündigt und ſich nie beſſer befindet, als wenn ſie Einem oder dem Andern einen Schabernak ſpielen kann.

Die Zimmetroſe gibt das Bild der leidenſchaftlichen Liebe einer Südländerin. Die mit ihrem Aroma jeden andern Geruch überduftende Biſamroſe iſt die weibliche

Egoiſtin, die über Alles herrſchen will und ihre Exiſtenz aller Welt aufdringt. Eine weibliche Biſamroſe drängt ſich überall durch und vor, und macht ſich der moraliſchen Welt und dem häuslichen Leben eben ſo bemerkbar, wie die Blume dem Geruchsſinne.

Die Sammetroſe bildet das Mädchen mit dem weichſten Zartgefühle ab. Die gelbe Roſe iſt Symbol der weiblichen Scheelſucht, die Centifolie ein weibliches Füllhorn von Reizen und Tugenden, Bewunderung erregend, wo ſie ſich zeigt.

Manche Schöne kann, nach dieſer kleinen Skizze zu einer künftigen Roſen-Symbolik, zu verſchiedenen Roſengattungen zugleich gehören. Die poetiſchen Vergleichungen der Schönen mit Roſen gewinnen dadurch, ſtatt der bisherigen Einförmigkeit, die größte Mannigfaltigkeit. Nicht jede Verglichene darf ſich dann geſchmeichelt glauben, nicht jedes Roſenbild wird als Huldigung erſcheinen, nicht jedes Roſengleichniß als eine unbedingte Lobpreiſung von Reiz und Anmuth. Es wird in das Reich der Roſen eine auffriſchende Ironie eintreten und demnach keiner Schönen zu verargen ſein, wenn ſie von dem vergleichenden Poeten und Verehrer verlangt, daß er ſich erkläre, zu welcher Gattung Roſen er ſie zähle. Das könnte dann den Männern, wenn ſie nicht recht auf ihrer Hut ſind, oder nicht die gehörige Gewandtheit beſitzen, gar leicht ein böſes Spiel verurſachen.

Und ſomit wollen wir denn von den Roſen Abſchied nehmen, nachdem wir ſie zu allen Zeiten und in allen Klimaten wirklich und ſymboliſch geſehen haben. Wir verlaſſen dieſe Erde und ſchweben empor; die Himmelsroſen der Morgen- und Abendröthe entzücken uns, aber auch dieſe ſind nicht ſo ſchön, wie die Roſen auf einem weiblichen Antlitz, verklärt von blühender Schönheit und reiner Liebe.

## Lachen und Lächeln.

Der Menſch kommt zwar weinend auf die Welt, und dennoch iſt ihm die, den Thieren verſagte Lachfähigkeit und die Lachluſt vorzugsweiſe und als unterſcheidende Eigenheit angeboren. Das Lachen und das Lächeln gibt dem aufmerkſamen Beobachter Gelegenheit, tiefe Blicke in das Innere des Menſchen zu thun; das Lachen vorzüglich, weil man, davon überwältigt, ſehr leicht ſich ſelbſt vergißt, und dann, wie in der Trunkenheit, ſich in ſeiner wahren Geſtalt zeigt, wogegen man beim Lächeln mehr Ruhe, folglich mehr Faſſung behält.

Wer einen Menſchen aus ſeinem Lachen erkennen will, muß die Aufmerkſamkeit insbeſondere auf drei Hauptpunkte richten, nämlich: Ob Jener leicht oder ſchwer zum Lachen gereizt wird; über welche Gegenſtände oder Einfälle er zu lachen pflegt, und welchen Ausdruck das Lachen ſeinem Geſichte gibt.

Wer leicht und viel lacht, iſt gewöhnlich ein heiterer, gutmüthiger, natürlicher, argloſer Menſch, der ſich jedem Eindrucke hingibt, und auf ſich ſelbſt wenig Aufmerkſamkeit verwendet.

Ein zu lautes, ein zu anhaltendes Gelächter zeigt meiſtens einen Menſchen von ſchwächerer Beurtheilungskraft und von Mangel an Gefühl für das Schickliche, einen Menſchen, der ſich ganz und gar nicht in ſeiner Gewalt hat. Die Gegenſtände und Einfälle, worüber Jemand lacht, laſſen ſeine Denkungsart und ſeine Geſinnungen erkennen. Sehe ich z. B. einen Menſchen, der über rohe Einfälle, über hämiſche Bemerkungen auf Koſten Anderer, über Weſen, die uns ehrwürdig, über Gegenſtände, die uns heilig ſein ſollen, über matte Witz- und Wortſpiele u. ſ. w. lacht, ſo weiß ich ſogleich, in welche Klaſſe ich ihn nach Geiſt und Herz einzureihen habe.

Der Geſichtsausdruck des Lachenden iſt in der Regel der Barometer, an dem ſich ſeine innere und äußere Bildung bewährt. Eine ſonderbare Erſcheinung iſt es, daß das Lachen manches ſchöne Geſicht entſtellt, manches häßliche verſchönert. Im Allgemeinen kann man jedoch annehmen, daß das Lachen durch die einem Menſchen inwohnende Gutmüthigkeit oder Zartheit ſtets verſchönert, durch Schadenfreude oder Rohheit aber immer entſtellt wird.

Sieht man auf die Gemüthsart der Lacher und auf die Motive des Lachens, ſo findet man das fröhliche, brutale, alberne, ſatyriſche ꝛc. Lachen. Bei mancher Schönen hat das Lachen und Lächeln bekanntermaßen keinen andern

Zweck, als die ſchönen Zähne oder bezaubernden Wangengrübchen zu zeigen. Sieht man auf die Art und Weiſe des Lachens, ſo laſſen ſich Lacher, Grinſer und Wieherer unterſcheiden. Bei den Grinſern und Wieherern artet es oft in widrige, häßliche Karrikaturen aus; es verzerrt manches Geſicht in ſolche Grimaſſen, und bringt ſolche gellende, kreiſchende Töne hervor, daß man ſtatt des lachenden Menſchen einen Affen zu ſehen oder ein Pferd zu hören glaubt. Das bittere, ſardoniſche oder ſarkaſtiſche Gelächter gibt dem Menſchen nicht ſelten das Anſehen einer Hyäne oder eines Teufels. Die hölliſche Wirkung dieſes Gelächters iſt ſehr ſtark; es zerknirſcht den Beſcheidenen, vernichtet den Schüchternen, und ſtürzt den Schuldloſen in Verzweiflung. Dagegen hat das Lachen mancher Perſonen ſchon an und für ſich eine höchſt komiſche Kraft; ich erinnere mich, daß unſer berühmter Komiker Weidmann, wenn man den noch Ungeſehenen nur hinter den Kouliſſen lachen hörte, das Theaterpublikum ſchon in die fröhlichſte Stimmung verſetzte.

Es gibt auch Menſchen, die weder lachen noch lächeln können, Marmorgeſichter mit tonloſer Marmorbruſt und geſchloſſenen Lippen. Solche Weſen können gewöhnlich auch nicht weinen; der Schmerz iſt ihnen ſo fremd, wie die Freude, und ſo ſehr auch das Lachen anſteckend iſt, auf ſie wirkt es ſo wenig, als die Farbe auf den Blinden. Ich beneide die menſchlichen Bildſäulen nicht, und preiſe jeden guten Menſchen, der herzlich lachen kann.

Das eigentliche herzliche Lachen iſt bei den geringen Ständen zu Hauſe; in den höhern ſpielt es meiſtens nur

Gaſtrollen, und wird dabei nicht ſelten von einer ſolchen Schwindſucht befallen, daß es endlich zu einem kalten, vornehmen Lächeln abmagert.

Das Lächeln verhält ſich zum Lachen wie das Piano eines Flötentones zum Forte eines vollen Orcheſters, wie die Roſafarbe zum Hochroth. Es bringt auf dem Geſichte bald jenen Effekt hervor, welchen die liebliche Morgenröthe, bald jenen, welchen das bedenkliche Wetterleuchten oder der fliegende Blitz am Firmament erzeugen.

Das holde, ſüße Lächeln hat ſeine echte Heimat auf der weiblichen Wange. Das Lächeln der Unſchuld, der rein und edel liebenden Gattin oder Jungfrau, und das wehmüthige Lächeln einer holden Dulderin, einer ſchönen Leidenden wird mit Recht ein himmliſches Lächeln genannt, indem es der äußere Abglanz einer Engelsſeele iſt. Eine verbleichende Roſe, mit Thauperlen geſchmückt, könnte ihr Sinnbild ſein.

Dieſem lieblichen Lächeln ſteht das ſataniſche der frechen Buhlerin und der herzlos ſpöttelnden Kokette entgegen.

Den herzzerreißendſten Anblick gibt das Lächeln des Wahnſinns, indem er uns den ſchneidenden Kontraſt zwiſchen dem höchſten menſchlichen Elend, dem Verluſt der Vernunft, und der vollkommenſten Bewußtloſigkeit dieſes ſchrecklichen Zuſtandes zeigt.

Bald komiſch, bald auch widrig iſt das nichtsſagende Lächeln weiblicher Albernheit und totaler Unwiſſenheit, die weder fühlt noch denkt, und das abgeſchmackte Lächeln männlicher Gecken, in welches dieſe Geiſtloſen ihre Leerheit und

Nichtigkeit zu verbergen ſuchen. Dieſes negative Lächeln iſt und bleibt ein Nichts, aus dem nie ein Etwas wird, und bei dem die ſonſt ſo bezaubernde Grazie des Wangengrübchens ohne Wirkung bleibt.

Das froſtige Lächeln einer Spröden, ſo wie das vor dem Spiegel einſtudirte Lächeln einer Kokette gleicht dem Glanz der Dezemberſonne, der über ein Eisfeld hinfliegt; das Lächeln der erſten Liebe aber dem Strahl der Frühlings-Morgenſonne, der auf eine Lilie fällt. Der Zauber eines holden Lächelns iſt überhaupt ſo groß, daß Homer der Göttin der Schönheit und Liebe den Beinamen der Süßlächelnden gab, und daß die Dichter aller Nationen die Natur ſelbſt, um ihre Schönheit auszudrücken, lächeln laſſen, denn die Schönheit iſt nie ſo lieblich, als wenn ſie lächelt, ſo wie keine Muſik herzerfreuender klingt, als ein fröhlicher Lachchor im geſelligen Kreiſe.

Ein gutmüthiges Lächeln, ſo wie dasjenige, welches aus Gutmüthigkeit oder Delikateſſe halb unterdrückt wird, hat einen eigenen Reiz, oft etwas Rührendes. Das abſcheuliche Gegentheil von dieſem iſt jene unſelige Lachluſt, die Manchen ſo beherrſcht, daß er dem Kitzel des Lachens ſelbſt dann nicht widerſtehen kann, wenn er ſein eigenes Glück oder das Wohl ſeines Nächſten dadurch auf das Spiel ſetzt. Schauderhaft mögen wohl manche Szenen geweſen ſein, da dem Hoffenden oder Bittenden mit einem ſchallenden Hohngelächter geantwortet wurde. Sehr lächerliche Erſcheinungen ſind gewiſſe Menſchen der feinern Welt, die aus bloßer Complaiſance lachen und lächeln, und oft mit lauſchenden

Mienen auf das Signal warten, welches von einem Gönner, von einer Reſpektsperſon, oder von irgend einem privilegirten Tonangeber ausgehen ſoll, um die Lach-Exploſion zu bewirken. Einzig in ſeiner Art iſt das Lächeln der Glücksjäger oder Erbſchleicher, mit dem ſie auf das beglückende Lächeln des mächtigen oder reichen Patrons warten.

Das Lachen wird auch als eine der Geſundheit ſehr erſprießliche Bewegung geprieſen, indem es die Säfte verdünne, den Kreislauf des Blutes befördere, und auf die Lunge vortheilhaft wirke; es ſoll, heißt es, ſogar fett machen. Ein Engländer gab eine Sammlung komiſcher Gedichte heraus, unter dem Titel: **Laugh and be fat!** (Lache und werde fett.) Das Geſchichtchen von dem Kranken, deſſen Leben gerettet wurde, indem ein Geſchwür, welches ihn zu tödten drehte, durch die Erſchütterung des Lachens aufbrach, iſt bekannt. Könnte die Arzeneikunde Lachpillen erfinden, ſo müßte die Hypochondrie verſchwinden, und die Zahl der Selbſtmorde ſehr vermindert werden.

Demokritus, der uns als der lachluſtigſte Weltweiſe des ganzen Alterthums bekannt iſt, ſoll ein ſehr geſunder und robuſter Mann geweſen ſein *). Furchtbar aber iſt eine gewiſſe Gattung von Menſchen, nämlich jene der Spötter und Witzbolde, die von der Sucht befallen ſind, Alles — die heiligſten Gegenſtände, wie die edelſten Menſchen, ohne Schonung lächerlich zu machen, indem ſie einen giftigen Stachel beſitzen, mit dem ſie, wie mit einer Wünſchelruthe, nicht nur wirkliche Mängel und Gebrechen, ſelbſt die kleinſten Flecken, im Menſchen aufzufinden, ſondern ſogar dem Tadelloſen einen Schein von Lächerlichkeit zu geben wiſſen. Leider gelingt es ihnen nur zu oft, die weniger humanen Lacher auf ihre Seite zu ziehen, und ſich im geſelligen Kreiſe eine unſelige Superiorität anzumaßen! Man ſcheut ſie und macht ihnen aus Furcht Komplimente über ihren bösartigen Witz, den ſie auf Unkoſten Anderer lieblos ſpielen laſſen. So beſitzt der Menſch die unglückliche Gabe, das Beſte zum Böſen zu verwenden!

---

*) »Perpetuo risu pulmonem agitare solebat,« ſagt Juvenal im 33. Vers der 10. Satyre.

# Notizen

zur

Geſchichte der Johanna d'Arc.

## I.

## Johanna's Geſtalt und Gemüth.

Zwei Geſchichtſchreiber, die jener durch die Erſcheinung der Jungfrau von Orleans verherrlichten Zeit näher gelebt haben, der Engländer **Holingshed** und der Franzoſe **De Serres**, ſprechen ſich über das Äußere und Innere dieſes Staunen erregenden, hochgefeierten Weſens mit einer Beſtimmtheit aus, welche für darſtellende Künſtlerinnen beſonderes Intereſſe haben muß.

**Holingshed** ſchildert ſie als eine junge Dirne (a young wench) bei achtzehn Jahren, von angenehmer Geſichtsbildung, von männlich ſtarkem Wuchſe, ſehr muthig, kühn, rüſtig und ſtandhaft, keuſch am Leibe wie im Betragen; als ein frommes Weſen, welches den Namen Gottes ſtets im Munde führte, dabei demüthig und gehorſam war, und mehrere Tage in jeder Woche zu faſten pflegte.

De Serres meldet, im Einklange mit dieſem Berichte, von ihr: Mienen und Geberden zeigten Beſcheidenheit; ſie war ſanft und artig, entſchloſſen, im Geſpräche gelaſſen, verſtändig, in ſich zurückgezogen. Die kalte Ruhe ihres Benehmens zeigte von beſonderer Keuſchheit. Hatte ſie, wie ihre Sendung es forderte, mit dem König oder mit den Großen des Reiches geſprochen, dann begab ſie ſich ſogleich mit ihrer Begleiterin, einem alten Weibe, in ihre einſame Wohnung zurück, ohne Eitelkeit, ohne Affektation, ohne ſchwatzhafte Leichtfertigkeit.

Der berühmte engliſche Dichter Southey, welcher die Johanna d'Arc, ſo wie Schiller (deſſen dramatiſches Meiſterwerk er nicht kannte), als gottbegeiſterte Seherin genommen, und ſo zur Heldin eines epiſchen Gedichtes gewählt hat, malt ihr Äußeres, als den Spiegel ihres Innern, auf folgende Weiſe:

Auf ihrer Wange blühte nicht das Roth
Der Jugend, aber ſelbſt die blühendſte
Geſundheitsfarbe hätte weniger
Den Schauenden bezaubert. Sie war blaß
Wie eine Heilige, und in dem Reiz
Der ernſten Züge ihres Angeſichts
Schien etwas Überirdiſches zu wohnen.

## II.

## Die Einnahme von Orleans.

Johanna d'Arc nahm dieſe Stadt (wie der alte engliſche Geſchichtſchreiber berichtet) mit Sturm und zwar um Mitternacht, während eines Sturmes, unter Donner, Blitz und Regengüſſen.

* * *

## III.

## Johanna d'Arc als Pantomime.

Nachdem Southeys epiſches Gedicht: **Joan of Arc** im Jahre **1797** erſchienen war, wurde dieſer Stoff, wie der Dichter in der Vorrede ſelbſt erzählt, als Pantomime bearbeitet, zu London im Conventgarden-Theater aufgeführt, und die arme Johanna zuletzt, gleich dem nichtswürdigen Don Juan, vom Teufel ergriffen und lebendig in den Abgrund der Hölle geſtürzt. Dieſe Kataſtrophe empörte aber das beſſere Gefühl der Zuſchauer; dieſe zu befriedigen, wurde nach wenig Vorſtellungen der Schluß der Pantomime geändert, und man ließ einen Engel zur Rettung der edlen Heldin erſcheinen.

* * *

## IV.

## La Hire.

Dieſer Ritter, den wir aus **Schillers** Jungfrau von Orleans kennen, iſt nicht nur wegen ſeiner Tapferkeit, ſondern auch wegen ſeines Frohſinns berühmt. Als er vor dem Anfange einer Schlacht eine General-Beichte ablegte, ſagte er dem Prieſter, er habe keine andern als die gewöhnlichen Soldatenſünden begangen. Hierauf ſprach er folgendes Gebet: „Ich bitte Dich, Gott! für **La Hire** heute eben ſo viel zu thun, als Du wollteſt, daß **La Hire** für Dich thäte, wenn **er** Gott wäre, und Du **La Hire**!“ —

## V.

## Agnes Sorel und ihre Tochter.

**Agnes Sorel**, fünf Jahre Kammerfrau der Gemahlin König Karls des Siebenten, war ſo ſchön, daß man ſie die Schönſte der Schönen, und die Fürſtin der Schönheit nannte, ſowohl wegen ihrer Reize, als auch deßhalb, weil der König ihr das Schloß **Beauté** nächſt Paris geſchenkt hatte. Bei all dieſer Schönheit verdankte ſie aber die zärtliche Neigung des Königs noch mehr ihrem Frohſinn, der entzückenden Anmuth ihres ganzen Weſens, und der Liebenswürdigkeit ihres Umgangs. Dabei war ſie ſehr fromm und wohlthätig, und betheilte Klöſter und Arme mit größter Freigebigkeit. Sie ſtarb am 9. Februar des Jahres 1449 an den Folgen eines Übels in den Eingeweiden, reumüthig und voll Andacht. Die ihren Dienſtleuten und für Almoſen im Teſtament beſtimmten Summen ſollen bei 6,000 Kronthaler betragen haben.

Agnes hinterließ eine Tochter, welche von den Geſchichtſchreibern jener Zeit als Charlotte, Prinzeſſin von Frankreich angeführt wird, mit dem Grafen Maulevrier, Seneſchall der Normandie, vermählt war, und ein ſehr tragiſches Ende nahm, indem ihr Gemahl ſie bei einer Untreue überraſchte, und ſowohl die Ehebrecherin als auch den Buhlen mit dem Schwerte durchbohrte. So erzählt Monstrelet die Sache.

* * *

# Lyriſche Gedichte.

## Zweite Abtheilung.

## Die Memnonsſäule *).

### Ein Gleichniß.

Der Memnonsſäule gleicht fürwahr
Ein unverdorbenes Gemüth,
Das, himmelrein und ſtill und klar,
Vom Strahl des Guten und des Schönen
Zu hoher Seligkeit entglüht,
Und ſelbſt des Lebens herben Schmerz,
Der ſonſt zermalmt des Erdenſohnes Herz,
Aushaucht in ſanften Trauertönen.

◆

Der Memnonsſäule gleicht vor Allem
Des Dichters myſtiſche Natur.
Auf buntverwebter Lebensflur
Sieht er wohl Vieles um ſich wallen:

---

*) Der griechiſche Mythos erzählt von ihr, ſie habe, von den erſten Strahlen der aufgehenden Sonne berührt, freudig erklungen, bei Sonnenuntergange aber Trauertöne von ſich gegeben.

Doch läßt ihn das Gemeine kalt,
Es flieht vorüber ohne Spur,
Wie Wolken zieh'n durch Windeshallen.
Das Heilige, das Große nur
Hat zum Geweihten ihn erkoren;
Wenn dieſer Strahl ſein Herz berührt,
Dann wacht er auf, und neugeboren,
Vom Himmelslicht verklärt,
Fühlt er ein Götterleben
Dem Innerſten gegeben;
Und was von oben ihm gewährt,
Das kündet er, beglüht entglühend,
Schmerzerbleichend, freudeblühend,
Doch ſtets die Echo nur des Schönen,
In Himmelsklang und Wundertönen.

## Abendbild.

Des Lebens reiches Farbenſpiel, das rege Feuer,
Das warme Strahlenreich der Sonne, —
Sie ſind verloſchen und verglommen.
Sei, grauer Abend, mir, in deinem heil'gen Schleier
Herzlich mit Wehmuth und mit Wonne,
O du, des Alters Bild, willkommen!

*

Allmälig ſchwinden rings umher die Lichtgeſtalten;
Unkennbar wird, uns lieb und theuer,
Der Schöpfung Antlitz, wie im Grabe.
Der Thränenthau und ſchaurig-kühle Lüfte walten,
Und immer ſtiller wird die Feier,
Und ſchwächer ſtrömt die Lebensgabe.

◆

So zeigt des Alters Bild uns mahnend jeder Abend;
So bleicht der Jugend Glut; das Leben
Wird immer einſamer und kühler.
Die Ruhe nur erſcheint als Freude noch uns labend;
Die Ahnung will uns aufwärts heben,
Und Welt und Buſen werden ſtiller.

◆

Ach! weichen muß die Dämm'rung auch der Nacht Eindringen;
Die Erde gleicht dem tiefen Grabe.
Fern ſind die Sterne, nah' die Sorgen!
Doch klage nicht, o Greis! Nacht kann dich nicht bezwingen.
Greif' muthig nach dem Wanderſtabe!
Am Himmel glüht ja ſchon dein Morgen.

# Als Lina ſang.

Sah'ſt Du den Mond in blaſſem Trauerſchleier
Am düſtern Himmel weinend ſteh'n,
Um ihn des Wetterleuchtens flücht'ges Feuer
Als Spiel der Blitze ſcherzend weh'n?

* * *

Sah'ſt Du den Bach ſanft klagend in dem Dunkel
Der dicht verwachſ'nen Büſche zieh'n,
Und d'rüber hin mit flüchtigem Gefunkel
Das Spiel der Sonnenſtrahlen glüh'n?

* * *

Sah'ſt Du die Blum' ihr Haupt zur Erde neigen,
Hinſchmachtend in der Mittagsglut,
Indeß ein Weſt, ſein loſes Spiel zu zeigen,
Den Stängel wiegt mit leichtem Muth?

* * *

So wollte Schmerz und Scherz ſich hier vermählen
Zu einem wunderbaren Bund,
Und mußte ſich dazu ein Herz erwählen,
Das klagt durch einen holden Mund.

* * *

Der Schmerz ergreift ſo gerne unſer Leben,
Und wir ſind doch ſo hold der Luſt.
Dem Herzen bangt, wenn es ſich ſoll ergeben,
Und Klag' und Jubel drängt die Bruſt.

* * *

Nur Einer Zauberin kann es gelingen,
Daß ſie den Zwiſt durch Huld vereint:
Der Liebe! Sie kann in die Tiefe dringen,
Wie Licht ſelbſt in die Gräber ſcheint.

*

O ſei Dein Leben, Lina, hell gelichtet,
Eh' Dich der Schwermuth Glühen brennt!
Am wunderbarſten wird ihr Zwiſt geſchlichtet,
Wenn ihn die Unſchuld gar nicht kennt;

*

Wenn ſie im Weinen lächelt, lächelnd weinet,
Und weil ihr fehlt der Worte Spiel,
Was dann der Kunſt ſelbſt unausſprechlich ſcheinet,
Im Ton ausathmet ihr Gefühl.

## Heroide der Roſe.

Schön war der Abend; ich ſchwelgte mit Thau und Küſſen des Weſtes;
Trieb des Geſcherzes gar viel mit den Geſpielen am Stamm.
Aber, o Schrecken! als nun, Gewinn im rechnenden Auge,
Mit der glänzenden Scher' langſam der Gärtner mir naht'.
Zitternd wankt' ich am Strauch und meiner Geſpielinnen jede,
Und mit ſüßem Gedüft' flehten wir Rettung umſonſt.

Weh' mir Ärmſten! ich fühlte nun ſchon das ſich theilende Eiſen,
Wie's den bedorneten Leib froſtig und ſchmerzlich durchdrang.
Leblos ſank ich dahin in des Gärtners haſchende Linke,
Die, dem Mitleid fremd, mich meiner Heimat entriß.
Als die Empfindung zurückkam, ſtand ich in reinlichem Glaſe;
Jedes Wellchen war mich zu erfriſchen bemüht.
Unweit dem Fenſter am Putztiſch ſaß ein holdſeliges Fräulein,
Zeigte lächelnd mir oft blendende Zähne im Mund.
Nun ſchlug's zwölf; ſchnell ſchlang mich in wallende Locken die Schöne;
Aller Stutzer Reih'n mußte mit ihr ich durchzieh'n.
Rings umher erſcholl der niedlichen Herrchen Geflüſter:
„Wie wetteifernd doch Roſe und Wangen erglüh'n!“ —
Welk und müde kam ich zurück in die Wohnung, und Waſſer
Mußte mich, lebensſatt, wieder zum Leben erfreu'n.
Abends aber erſtieg die höchſte Stufe mein Elend:
In die Aſſemblee trug mich Nanine mit ſich;
Kerzendampf und Parfüms, — die Neidiſchen wollten mich tödten!
Bleichend lag ich im Haar. Spiele begannen voll Scherz.
Ach! mich Arme löſ'te das Mädchen zum Pfand aus den Locken,
Und ein Stutzer verlangt' kühn den befreienden Kuß;
Aber Nanine verweigerte ſtandhaft den heimlich erwünſchten:
So erhielt ich nun gar einen Stutzer zum Herrn.

Doch, o Jammer! mein Herr war nebſt dem Stutzer auch Dichter,
Und voll Übergefühl. Hundert Mal jeglichen Tag
Lief er in Haſt mit Feder, Dint' und Papier an mein Fenſter;
Oft entfloſſen dem Aug' Thränen, ſo wie er mich ſah,
Meinen Buſen zerriß die allzuliebende Naſe.
Er ſchrieb Ode, Sonett, Lied, Elegie, Madrigal
Auf den Tod einer Roſe, auf ihre Geburt, auf ihr Blühen,
Und wie die Schönheiten all' ſein Manuſcriptum noch zeigt.
Aber als er das Zimmer verließ, ſchlich leiſe durch's Fenſter
(Seine Wohnung war hoch, nah' dem Parnaſſe zu ſein)
Mauend ein Kater herein, warf ſpielend die zärtlichen Schriften,
Und in der thieriſchen Wuth gab er die Lieder dem Wind.
Unter Ruinen ſaß der Sieger, ſprang dann nach mir hin,
Bleich von Schrecken und welk, raufte die Blätter mir aus.
Noch zur Stunde des Todes hüpfte mein Herrchen in's Zimmer;
Ihn nahm, als er dies ſah, Ohnmacht in eiſigen Arm.
Doch ſein ſchöner Geiſt beliebte ſich zu erholen;
Lächelnd trug er mich fort, Alterthumsforſchern zur Schau:

„Siehe, es hat ſie ein Reiſender ſorgſam gepflücket an Päſtums
„Tempelruin:“ Ich werd' zierlich gelegt auf Papier
In ein übermächtiges Foliobuch, und es ſtand mein
Name in großem Latein unter mir ſtattlich gemalt.
Doch mein Duft verhauchte zerſtreut im Raume des Äthers;
Blätter waren wohl da, aber kein Ganzes, kein Geiſt.

## Des Lebensmüden Sehnſucht nach dem Grabe.

Viel bringt die Erde, viel des Schönen;
Viel Blüten, die das Leben krönen;
Mond, Sonne, Herbſt und Frühling ſtreben,
Mit Wechſelluſt uns zu erheben.
Ja Vieles kann uns hier erfreu'n —
Doch beſſer iſt's, im Grabe ſein!
Zwar tönt kein Jubellaut in's Grab,
Auch dringt kein Strahl des Lichts hinab;
Doch ſchließet ſeine heil'ge Ruh'
Dem Schmerz ſich wie der Freude zu.
Stolz und Kränkung thronen,
Wo Lebend'ge wohnen;
Nur im Todeshauſe
Iſt des Friedens Klauſe.

*

Unzählig, Freundſchaft! ſind die Freuden,
Die deinen Pfad mit Blumen kleiden;
Dein Balſam lindert bitt're Schmerzen,
Belebet uns in Geiſt und Herzen.
Gleich Göttern kannſt du uns erfreu'n —
Doch beſſer iſt's, im Grabe ſein!
Zwar ruhen einſam wir im Grab',
Kein Wort des Troſtes tönt hinab;
Doch ſchließet ſeine heil'ge Ruh'
Der Freundſchaft wie dem Haß ſich zu.
Trotz und Bosheit thronen,
Wo Lebend'ge wohnen;
Nur am Aſchentopfe
Klebt kein Wermuthstropfe.

*

O Liebe! welche ſel'gen Stunden
Hat dein Erwählter ſchon gefunden!
Dir leuchten tauſend gold'ne Sterne,
Und vom Olymp biſt du nicht ferne.
Hoch kann dein Zauber uns erfreu'n —
Doch beſſer iſt's, im Grabe ſein!
Zwar hält uns düſt're Nacht im Grab';
Kein Blümchen blüht zu uns hinab;
Doch ſchließet ſeine heil'ge Ruh'
Der Lieb' wie ihrer Qual ſich zu.
Trug und Falſchheit thronen,
Wo Lebend'ge wohnen;

Nur im Grabesſchooße
Sticht kein Dorn der Roſe.

*

Wo ſind des Lebens Hochgefühle?
Des Regenbogens Farbenſpiele!
Nicht Einer kann ſich ſelbſt verleugnen;
Die Welt will Jeder ſich aneignen.
D'rum kann dies Leben nicht erfreu'n —
Und beſſer iſt's, im Grabe ſein!
Die ſchwerſte Laſt für Menſchenbruſt
Iſt Leben ohne Lebensluſt!
D'rum, Müder, ſchließ' Dein Auge zu,
Im Mondlicht heil'ger Grabesruh'!
Wenn in Stürmen oben
Qual und Frevler toben,
Löſt am dunkeln Bette
Sich die Sklavenkette.

## Des einſamen Jünglings Eintritt in's thätige Leben.

Endlich ſendet das Geſchick
Mittagsglanz auf meine Tage:
Thaten glänzen auf im Licht.
Weiche, träges Gleichgewicht!

Nun muß ſteigen oder fallen
Immerfort die Lebenswage;
Meine Stimme muß erſchallen,
Rüſtig muß der Körper ſein,
Und der Geiſt im Sturm gedeih'n:
Denn eröffnet ſind die Thore
Zu des Kampfes Ehrenbahn!
Mit der Streiter raſchem Chore
Stürz' auch ich zum Ziel hinan.
Aus der Ruhe Schattenthal
Führet mich das holde Glück;
Bis zum hohen Göttersaal
Dringe nun der kühne Blick!
Jahre ſind dahin geſchwunden
In der Bildung ernſtem Ton,
Aber freudevoll verbunden
Schallen Siegeshymnen ſchon
Thatenreicher Mannheit Lohn.

*

Nimm, o Geiſt geſchied'ner Stille,
Nimm dies Lied aus Herzensfülle,
Nimm's zum Todesopfer an!
Doch nach Leid und Vollgenuß
Bleibe ſtets mein Genius,
Selbſt wenn Kraft und Frohſinn flieht,
Und der Hoffnung Strahl verglüht!
Mich erheben Meiſters Jahre
Und Oreſtes Schweſtertreue:

Thränenvoll an Friedland's Bahre
Fühlt' ich Stunden hoher Weihe.
Nie ſoll mir der Muth erbleichen,
Wenn auch Haß und Stolz mir nah'n:
Unter deinen guten Zeichen
Tret' ich, Kunſt, das Leben an!

## Empfindungen in einem Wachsfiguren-Kabinet.

Iſt hier des Todes Wohnung? Iſt's des Lebens Reich?
Es lacht der Farbe Reiz auf Formen, zart und weich,
Es ſinnen Blicke rings und ſeelenvolle Mienen —
Doch nimmer tönt ein Laut; Bewegung fehlet ihnen.
Ein jedes Antlitz ſpricht, doch ewig ſchweigt der Mund,
Und was das Aug' verräth, thut mir kein Wörtchen kund.
Entfloh der Geiſt und lebet durch ein Wunder nur
Der Leib allein noch, ohne reger Triebe Spur?

*

Mit vorgeſtrecktem Arm, den Blick hinausgeſenkt,
Steht hier des Feldherrn Ernſt und ordnet, mißt und denkt.
Weh euch, ihr Städte! weh dir, ſegenreiche Flur!
Bald ſeid ihr Trümmer, bald entſetzt ſich die Natur. —
Du, ſchönes Mädchen dort, was frommt der Schönheit Spiel,
Wenn herzlos du nicht kennſt der Liebe Hochgefühl?

Die himmliſche Geſtalt, des Lächelns milde Huld,
Was ſollen ſie, wo keine Tugend, keine Schuld?

*

Bewegungslos geſellt ſich dort zu tiefer Trauer
Stumm einer Gruppe Kreis in kläglichem Verein.
O redet, Arme! euch, ich ſeh's, faßt kalter Schauer.
O redet! hat der Schmerz verwandelt euch in Stein?
Was ſchauet ihr mich an mit Augen, die nicht ſehen?
Was klaget ihr ſo bang die ſchrecklich-ſtummen Wehen?
Umglänzt mich Sonnenlicht? umwallt mich Erdenluft?
Faſt zweifl' ich an mir ſelbſt in dieſer Lebensgruft.

*

Rings Menſchenbildung — und kein menſchliches Gefühl!
O reget euch, lebend'ge Todte! weicht vom Scheine!
Ach endet ſchnell dies gräßlich ſtarre Lebensſpiel!
Denn kalter Schauer ſtrömt mir ſchon durch die Gebeine.
Gefühllos ſelbſt und ſtumm und ſtarr, — erwecket ihr
Die ganze Macht fruchtloſer Sympathie in mir.
O reichet ſprechend mir die lebenswarme Hand!
Zeigt mir ein Herz — ſo bleib' ich ſelbſt im Schattenland!

# Der Schlummer in der Jahreszeit.

Wem ſchon von der Natur ein leichterer, edlerer Körper
Ward, durch deſſen Hülle der Geiſt, wie Helios durch die Morgenwolken, ſchimmert —
Selig zu preiſen iſt der!

*

Ihm ward langes, hochgenießendes Wachen und kurzer
Schlummer, ſelten nur Schlaf; denn das Feuer iſt ſtäte Bewegung,
Und durch reges Streben
Flieht von der Flamme der Rauch.

*

Herrlich iſt Übung der Kraft, doch ſchön iſt auch die Erholung;
Schön, wenn in duftender Nacht des Sommers vom leuchtenden Fenſter
Lufthauch ihn umſäuſelt,
Mild wie der Liebenden Kuß.

*

Wie vom Mondlicht umhüllt, umweh'n ihn dann himmliſche Träume,
Gleich dem Tanze der Elfen im Hain, und er fühlt, was zu denken
Ihm der Tag verſagte,
Lächelnd im magiſchen Spiel.

*

Minder ſchön iſt nicht die ernſtere Winternacht, wenn bei
Engverſchloſſenem Fenſter, nun ruheliebender, er ſich
In die hohen Hüllen
Eilig und freudig verbirgt.

*

Freundlich hegt ihn die Wärme, erzählend und horchend dem Neuen;
Was er, von Kälte umſtarrt und von leiſe ſinkender Schneelaſt,
Kaum zu denken wagte,
Wird nun Empfindung und Bild.

*

Sei, o göttlicher Schlummer, mir hold, du Gefährte der Reinheit!
Drückende Schlaflaſt kennt nur die Schar trägbrütender Gnomen.
Liebend ſprachen mit den
Menſchen die Götter durch dich.

*

Blutvoll flüchtet um ihn das Heer vom drängenden Schlachtpfad',—
Marius ſchlummert im Schatten des Baums!
Schon ſtöhnet die See vom
Flottenſturm, — Auguſtus
Schlummert, erwachet und ſiegt!

# Heiterer Sinn.

O heit're Sinn, du Himmelslicht,
Nur du, nur du verlaß mich nicht!
Du treuer Freund der Seelenruh',
Erwach' mit mir, und ſchließ mir zu
Die Augen, wie im Kummer,
So auch zum letzten Schlummer!
Flieh' aller Prunk dahin,
Bleibt mir nur heit'rer Sinn!

*

O heit'rer Sinn, du Himmelslicht,
Nur du, nur du verlaß mich nicht!
Mißlingt im Leben mancherlei,
Du hältſt die Seele dennoch frei,
Und treibſt im reinen Herzen
Maiblüte ſelbſt aus Schmerzen.
Flieh' alles Glück dahin,
Bleibt mir nur heit'rer Sinn!

*

O heit'rer Sinn, du Himmelslicht,
Nur du, nur du verlaß mich nicht!
Mag Froſt und Nacht die Welt umzieh'n —
In dir muß Lebenswärme glüh'n!

Kein Haß kann dir verwehren,
Der Liebe Macht zu ehren.
Flieh' Glück und Prunk dahin,
Bleibt mir nur heit'rer Sinn!

* * *

O heit'rer Sinn, du Himmelslicht,
Nur du, nur du verlaß mich nicht!
Wo Gram und Groll nur Böſes ſeh'n,
Laß du auch Gutes mich erſpäh'n,
Wo Menſchen ſich vergeſſen,
Der Menſchheit Werth ermeſſen!
Bleibt mir nur heit'rer Sinn,
Kann Hoffnung nie entflieh'n.

* * *

O heit'rer Sinn, du Himmelslicht,
Nur du, nur du verlaß mich nicht!
Und wird dir's manchmal gar zu arg, —
Wähl' dir Geſang zu deinem Sarg,
Mit neuem Phönix-Leben
Verjüngt dich zu erheben!
Bleibſt du mir, heit'rer Sinn,
Muß ew'ger Frühling blüh'n.

# Der Liebe Herzensfülle.

An die Jugendfreundin.

Schöne Gewalt, die verborgen ruht in der Tiefe des
Herzens,
Wie des Rubins ungeſehene Glut im Dunkel des Bergſchachts,
Wie der Morgenſtern, wenn Gewölk im Oſten
Des Tages Pforte ſchließt;

Schöne Gewalt, die hervordringt aus der Fülle des
Herzens,
Wie aus der Knoſpe gewölbeten Bruſt die glühende Blume:
Laß die längſt verglommene Morgenröthe
Noch einmal leuchten mir!

Fremdlingin biſt du mir nun, und doch ſo heimiſch bequemend
Und ſo herriſch verlangend. Ich fühl' es, du wohnſt in
mir noch;
Aber feindlich hält dich ein düſt'res Schickſal
In ſchwerer Feſſeln Laſt.

Spring' und rauſche hervor, der Jugend ſpiegelnde Quelle!
Sprudle blinkend hervor durch der Gegenwart ſtarrende Felswand!
Baum des Lebens, ſäusle wie einſt, hellgrünend
In Bläue des Äthers hin!

Du, an deren Hand ich in glücklichen Tagen der Jugend
Stille Maien durchſtieg, Du gutes Mädchen voll Seele!
Da, in Liebe dämmernd, Geſang und Freude
Mein Leben flügelten:

Sei mir, o Mädchen, dreimal gegrüßt, da drückender Ernſt nun
Feindlich und kalt mein Herz umfaßt! O ſei mir willkommen!
Deinen Freund, du Engel des Lichts! o ſchütz' ihn
Vor Trotz und Menſchenhaß!

Wie ein ſcheuer, bleicher Verbannter, kehrt der Getäuſchte
Bebend noch einmal zurück in die milden Tage der Liebe;
Fremd den Fremden, ſucht er nach alten Freunden,
Und ſieht — den Leichenſtein!

Da bricht blutend auf die leichtvernarbte Wunde;
Mit hochmüthigem Hohn ſieht ſie der gefühlloſe Neuling —
Und mir ſinkt die Thräne auf bleiche Blumen
Verdorrter Lebensluſt!

Mädchen! was ſoll der Verſtoßene? Frohſinn, hofft' er,
und Freundſchaft
Würden, von Sehnſucht entflammt, voll Lieb' entgegen ihm
ſchweben
Mit beſchwingter Eile — und ſieh! ihm ſtarren
Nur Stolz und Eigennutz!

O ſo laß mich denn, Du gutes Mädchen voll Seele,
Laß mich verſenken das Herz in jene beglückteren Tage,
Wie in nachtdurchheulendem Sturm ein Schiffer
Sein Leben Göttern weiht!

## Abſchied vom Freunde.

So ſollen wir denn von Dir ſcheiden,
Du lieber, guter Menſch und Freund?
Schwer wird's uns werden, Dich zu meiden,
Dich, der, ſo lang mit uns vereint,
Mit jedem Tag, mit jeder Stunde
Uns lieber ward im Lebensbunde.
Nur Eines mildert unſern Schmerz:
Dein Scheiden auch iſt Gottes Wille!
Er gibt für Herzen Dir Ein Herz,
Und führt Dich hin zu Deinem Ziele!

Drum wandle freudig Deine Bahn!
Was Gott thut, das iſt wohlgethan;
So zieh' in Gottes Namen hin!
Redlichkeit und froher Sinn
Werden freudig mit Dir zieh'n.
Du mußt, o Freund, von Vielen ſcheiden,
Die Dich geliebt mit ganzem Herzen;
Doch wirſt Du finden neue Freuden
Für den Verluſt und ſeine Schmerzen:
Der Menſch, das Kind der flücht'gen Zeit,
Iſt ja dem Wechſel ſtets geweiht.
Doch mag auch noch ſo Vieles ſchwinden,
Eins wirſt Du ewig ſtandhaft finden:
Das treue Herz in reiner Bruſt
Bleibt ſtets des Guten höchſte Luſt!
Die Blume ſinkt zur Erde nieder, —
Im nächſten Frühling keimt ſie wieder.
Was fällt, wird ſchöner aufgebaut.
Und ſchauſt Du nun auch and're Sterne,
Du bleibſt uns nahe, wenn auch ferne.
Drum wandle freudig Deine Bahn,
Und grüß' uns Deine holde Braut!
Was Gott thut, das iſt wohlgethan.
Zieh denn in Gottes Namen hin!
Redlichkeit und froher Sinn
Mögen immer mit Dir zieh'n!

# Das letzte Lied am Grabe der Geliebten.

O läg' ich doch, wo Anna liegt,
Im Schooß der Erde eingewiegt!
Ich bin ſo lebensmüde;
Komm, ſüßer, ſtiller Friede!
Dankbare Liebe ruft mir zu, —
Mit ihr zu theilen Grab und Ruh'!

*

O könnt' ich's doch! Seit ſie entfloh,
Ward ich nie mehr des Lebens froh.
Mit ihr, die ich erkoren,
Ging Alles mir verloren.
Das Daſein und die Erde iſt
Seit ihrem Scheiden öd' und wüſt.

*

Wer aber wird, ſink' ich hinab,
Beſuchen dann der Holden Grab,
Am Abend und am Morgen
Die Liebespflicht beſorgen,
Und, wo ſtill ruhet ihr Gebein,
Der Liebe treuer Gärtner ſein?

*

Wer wird ihr dann mit frommer Hand
Hinpflanzen an des Hügels Rand,
Zum Bettchen, kühl und enge,
Der Lieblingsblumen Menge,
Die Roſe und das Veilchen bunt,
Zu ſchmücken den geweihten Grund?

⁂

Wer wird, von Lieb' erfüllt, das Herz,
Mit immerzu erneutem Schmerz,
Vergießen bitt're Thränen,
Vergeh'n in bangem Sehnen,
Der Theuren Namen rufen laut,
Ihr huldigen wie einer Braut?

⁂

Ich that's und würde fort und fort
Ihr huldigen mit That und Wort;
Doch ach! mir ſind entſchwunden
In kummervollen Stunden
Geſundheit, Kraft und Lebenslicht,
Und weh mir! weinen kann ich nicht!

⁂

So nimm denn hin das letzte Lied,
Das Dir aus treuem Herzen glüht!
Iſt es, jetzt heiß geſungen,
An Deinem Grab verklungen,
Dann wird kein Kranz es mehr umwinden,
Es wird Dein Schmuck, Dein Name ſchwinden.

⁂

Hinſchwinden? Kann die Sternenpracht
Der Augen je vergeh'n in Nacht?
Kann Deiner Stimme Leben
Je ſpurlos mir entſchweben?
Kann ich der Mienen Zauberſpiel
Vergeſſen und Dein Huldgefühl?

*

Dein heit'rer Geiſt, Dein warmes Herz,
Gleich liebenswerth in Luſt und Schmerz,
Dein Ernſt ſo wie Dein Koſen
Gleich Zephirn mit den Roſen,
Dein himmelreiner, heit'rer Sinn,
Sie könnten ſchwinden je dahin?

*

Nur in der letzten Stunde Grau'n! —
O Grab, das ich nicht mehr ſoll ſchau'n,
O Name, den zu nennen
Der Tod nicht mehr will gönnen,
Nehmt hin der Liebe letzten Zoll,
Den letzten Hauch zum Lebewohl!

## An die Wehmuth.

Wie der Mond in Blumen, gleiteſt du
In unſ're Seele, weckeſt die entſchlaf'ne Ruh'
Wie leiſes Abendlied,
O Wehmuth!
Milder geht die Freud' an deiner Hand,
Nicht brauſend mehr und kühn an des Verderbens Rand,
Wenn ſie dein Flor umzieht,
O Wehmuth!

*

Wenn die Liebe treulos uns verläßt,
Dann lächelſt weinend du mit uns, ein Götterfeſt
Gibt dann der Aſchenkrug,
O Wehmuth!
Iſt Vergeſſen goldner Treue Lohn,
Tritt auf geliebter Herzen Staub der freche Hohn,
Hemmſt du des Troſtes Flug,
O Wehmuth!

*

Hat uns jede Blume ſchon verblüht,
Bleibt die Cypreſſe noch; die Leichenfackel glüht
Durch dich uns Himmelsglanz,
O Wehmuth!
Uns Geweihten lächelt Schmerz und Grab!
Trennt liebend uns der Tod, reichſt du auch dort hinab
Noch weinend uns den Kranz,
O Wehmuth!

# An das Sterbeglöckchen.

Klage, ſanfte Schwärmerin,
Ächze durch die Stille hin!
Biſt vielleicht die Einzige,
Die der Trennung letztes Weh,
Die den Röchelnden beweint!
Wenn die Freunde um ihn ſteh'n,
Nur die off'ne Erde ſeh'n,
Starr und ſinnenlos vergeh'n:
Da klingſt du wie ein Ruf der Ruh'
Vom Himmel ihnen tröſtend zu.
Die Thräne kehrt in's Aug' zurück,
Von Hoffnungsflammen ſtrahlt ihr Blick:
Sie beten, ſinken auf das Knie
Am Todtenbette hin;
Den Glücklichen nur ſehen ſie
Vom Erdenelend flieh'n.
Klage, ſanfte Schwärmerin!
Ächze durch die Stille hin;
Biſt nicht mehr die Einzige,
Die der Trennung letztes Weh,
Die den Röchelnden beweint!
Du tönſt; geheimer Schauer dringt
Durch tiefe Mitternacht,
Und durch der Gräber Tiefen klingt

Des Ächzens leiſer Ton;
Und aus dem langen Schlaf erwacht
Der Todten Schar; ſie flieh'n
Zum neuen Freunde hin;
Wie Lautenklang
Tönt Troſtgeſang.
Klage, ſanfte Schwärmerin!
Mit deiner Klage tönſt du hin
Die düſt're Zeit
Zur Ewigkeit.
In deinem Klange ſtirbt der Schmerz,
Die Unſchuld wallet himmelwärts.

# Nah und ferne.

## An Selma.

Wie ſchmerzlich iſt mir Deine Nähe,
Da ich dann fühl' und deutlich ſehe,
Daß Du mir ewig fern mußt ſein!
Wie ſchmerzlich iſt mir Deine Ferne,
Da ich dann fühl' und ſchmerzlich lerne,
Daß Du mir ewig nah wirſt ſein!
Ach ewig nah und ewig ferne,
Ach ewig fern und ewig nah!
So ſchwinden mir, die kaum ich ſah,
Des Himmels und des Glückes Sterne.

*

Wenn einſt im ſchönſten Herzensbunde
Der Glücklichſte an Deinem Munde,
Wie ich an meinem Schmerze, hängt,
Wenn Deiner Liebe Zauberroſen
Mit ſeinem Glücke freundlich koſen,
Und Gram mein Leben bang umfängt:
Dann leb' ich Dir nur lebensferne —
Doch Du gedenke nimmer mein!
Denn ſtrahlend müſſen Dich erfreu'n
Des Himmels und des Glückes Sterne!

## Punſch- und Bundeslied beim Friedensfeſte im Jahre 1814.

Chor.

Vier edle Gewalten, vier hohe Mächte,
Zur Eintracht innig geſellt,
Sie ſchaffen die Freude dem Menſchengeſchlechte,
Sie geben den Frieden der Welt.
Denkt bei dem Genuſſe des Göttergetränkes
Stets des erfreulichen Göttergeſchenkes!
Bedenkt, wie ſie kämpften und was ſie uns gaben;
Dann laßt an den feurigen Fluten uns laben!

Eine Stimme.

Wie brauſt und dampft die ungeheure Maſſe,
Der hochentglühte Kräuterſee!
Sie dehnt ſich wogend, daß ſie Alles faſſe
Und keine Kraft ihr widerſteh'.
Hoch lebe Ruthenia! Zahlloſer Heere
Raſtlos aufwimmelnde, mächtige Meere
Entſendet ſie rettend, und ſchützet und ſchirmt
Den Tempel des Friedens, zum Himmel gethürmt.

Chor.

Vier edle Gewalten, vier hohe Mächte,
Zur Eintracht innig geſellt,
Sie ſchaffen die Freude dem Menſchengeſchlechte,
Sie geben den Frieden der Welt.

Eine Stimme.

Zwar minder zahllos, doch nicht mindern Kernes,
Entfließet der Citronen Saft
Dem Innerſten des goldgeſtählten Sternes;
Schon duftet neue Lebenskraft.
Hoch lebe Boruſſia; ſingen und melden
Werden Jahrhunderte noch ihre Helden,
Zerdrücket ſchon, quillt die unendliche Kraft,
Die Labung ſich ſelbſt und Germanien ſchafft.

Chor.

Vier edle Gewalten, vier hohe Mächte
Zur Eintracht innig geſellt,
Sie ſchaffen die Freude dem Menſchengeſchlechte,
Sie geben den Frieden der Welt.

### Eine Stimme.

Vereinend naht des Zuckers Stoff den Wellen,
Und ſaugt in ſich den kühnen Bund,
Das Gleichgewicht der Kräfte herzuſtellen;
Bald gibt ſich die Vollendung kund.
Hoch lebe Britannia! ſtürzend in Gluten,
Wirkend in wilden, in gährenden Fluten,
Geſellt es ſich ſtandhaften Muthes und ſchafft
Gedeihen des Ganzen durch bindende Kraft.

### Chor.

Vier edle Gewalten, vier hohe Mächte,
Zur Eintracht innig geſellt,
Sie ſchaffen die Freude dem Menſchengeſchlechte,
Sie geben den Frieden der Welt.

### Eine Stimme.

Nur Eins fehlt noch dem flüſſ'gen Wunderwerke,
Daß es unwiderſtehlich ſei;
Und ſieh! es träuft des Rumes heil'ge Stärke —
Vollendet iſt des Bundes Weih'!
Hoch lebe, hoch, Auſtria! volles Gedeihen
Eilt es, dem Herrlichen groß zu verleihen.
Beſeelt von des Menſchenwohls höchſtem Gefühl,
Erhebet es ſich, und erreicht iſt das Ziel!

Chor.

Vier edle Gewalten, vier hohe Mächte,
Zur Eintracht innig geſellt,
Sie ſchaffen die Freude dem Menſchengeſchlechte,
Sie geben den Frieden der Welt.
Denkt bei dem Genuſſe des Göttergetränkes
Stets des erfreulichen Göttergeſchenkes!
Bedenkt, wie ſie kämpften, und was ſie uns gaben —
Nun laßt an den feurigen Fluten uns laben!

## Des Wanderers Einkehr am Feſtabend.

Mit dem Saitenſpiel zur Seite,
Wandr' ich über Thal und Flur,
Bin zu Hauſ' auch in der Weite,
Und mein Schatz iſt die Natur.
Zwar bleib' ich den Städten ferne,
Singe nur im freien Feld;
Aber heute komm' ich gerne,
Weil ein häuslich Feſt gefällt.

*

Chor.

Sei uns willkommen! dem häuslichen Feſte
Ziemen nur herzliche, fröhliche Gäſte.

*

Wo ich gute Menſchen finde,
Schlag' ich auf mein leichtes Zelt;
Will mein Freund ein Angebinde,
Geb' ich ihm die ganze Welt!
Kann er ſeine Wünſche ſingen,
Lieben jeden braven Mann,
Und das Herz dem Herzen bringen,
Blüht ihm ſtets die Lebensbahn.

*

Chor.

Sei uns willkommen! die Liebe, ſie ſucht
Nimmer vergebens nach Blumen und Frucht.

*

Lebe lange, friſch und fröhlich
Jeder wahre Herzensfreund!
Lebe lange, gern und ſelig,
Wer das Herz mit Geiſt vereint!
Und ſo geb' ich denn die Weihe
Dieſem würd'gen Kreis zum Glück:
Freude bin ich, und voll Treue,
Komm' ich, wie ihr wollt, zurück!

*

Chor.

Sei uns willkommen! Lautjubelnde Gäſte
Laden dich, Freude, zum häuslichen Feſte.
Gib uns Kraft und Muth und Lieder!
Bleib' uns treu, und kehre wieder!
Ertönet, o Freude, dein himmliſcher Schall,
Dann hebt ſich das Leben uns zum Ideal!

# Die Karten.

## 1.

### Verwünſchung der Karten.

Ihr bitterböſen Karten!
Euch haß' ich wie den Tod.
Ich haßt' euch von der Wiege,
Und haß' euch bis in's Grab.
Auf welche Folter ſpannet
Ihr arme Liebende!
O Schmerz, dem keiner gleicht:
In der Geliebten Nähe,
An Einen Tiſch gebannt,
Von Schauenden umringt,
Die Schauenden zu täuſchen,
Die Liebe zu verhehlen!
Kein Blick ſoll von euch weichen?
Kein Wörtchen mir entfallen
Als nur für eure Kunſt?
Eh' lernten Vögel ſchweigen,
Wenn ſie den Frühling fühlen,
Als Liebende auf euch
Aug' und Gedanken heften,
Wenn Ein Tiſch ſie vereint.
Ha ſeht ihr, wie mein Freund

Grimmglühend nach mir ſchielt?
O weh', was iſt geſchehen?
Verloren iſt der König,
Die Dame ſelbſt dahin!
Der Einundzwanziger
Erlag, der Thörichte,
Des Skiſes Todesſtreich!
O welche bitt're Wuth,
O welches laute Schelten
Bricht über unſerm Haupt
Gleich Ungewittern los! —
O Liebchen ſei behutſam!
Auch ich will mich wohl hüten.
O Liebchen, ſchleud're Treff,
Pique, Carreau, Dame und König,
Und alle bunten Mörder
Leichtſinnigkeiten hin —
Nur wahre mir das Herz!

## 2.

## Lob der Karten.

Ihr lieben, lieben Karten!
Euch lieb' ich wie mein Leben,
Euch liebt' ich von der Wiege,
Und lieb euch bis in's Grab.

O welche Wonne ſchafft
Ihr armen Liebenden!
O Luſt der keine gleicht:
In der geliebten Nähe,
An Einen Tiſch gebannt,
Von Schauenden umringt,
Die Schauenden zu täuſchen,
Von heißer Liebe voll!
Was Eltern, Vettern, Baſen,
Mit jeder böſen Liſt
Oft ränkevoll verhindern,
Oft von einander trennen,
Das führet ihr zuſammen
An Einen trauten Tiſch,
Dann bilden ſie euch ſchlau
Zu ihrer Liebe Zeichen,
Zur ſtummen Wonneſprache,
Erfüllen mit Bedeutung,
Und jedes Blatt verkündet
Dem Freund geheimen Sinn.
Ha ſeht ihr, wie mein Liebchen
Die ſanften Äugelein
Hellblinkend über euch
Nach mir herüberſenkt,
Wie über Roſenwolken
Der Stern des Abends blickt?
Verloren in Gedanken
Sieht ſie mein ernſter Freund;

Nun ſinnt ſie einen Streich —
So denkt er — gegen ihn.
Es bebt der König ihm
Schon in der kalten Hand.
O bebe nicht mein Freund!
Mein Liebchen ſinnet nicht
Auf Dich, noch auf den Streich.
Die dunkle Wetterwolke,
Die Deinem Haupte droht,
Und Dich mit Schrecken füllt,
Zieht ſchadenlos vorbei.
Er jauchzt, des Sieges froh,
Und Ruh' verklärt ſein Antlitz.
O lieber ernſter Freund!
Noch oft mag Sieg dich krönen
In bunter Blätterſchlacht —
Ein gutes Zeichen mir,
Denn Liebchen denkt an mich!
O lieber ernſter Freund!
Oft ſtrahle Dir Gewinn
Von leuchtendhellem Geld —
Der göttlichſte Gewinn
Strahlt mir aus ihrem Blick.

# Reimreiterlied.

Parodie von Schiller's Reiterlied.

Friſch auf, Kameraden, auf's Pferd, auf's Pferd,
Hinein in das Blaue geflogen!
Im Blauen, da iſt der Reim noch was werth,
Da wird der Sinn nicht gewogen;
Der Klang tönt' ſo leicht in die Ohren hinein,
Der Gedanke ſteht ſchwer auf ſich ſelbſt allein.

⁂

Vom Parnaß nun das Beſſ're verſchwunden iſt,
Man ſieht wohl gedeihen das Schlechte;
Die Flachheit herrſchet, Kabale und Liſt,
Beim rüſtigen Reimergeſchlechte.
Wer den Schimpf ohne Murren ertragen kann,
Der Reimer allein iſt der glückliche Mann!

⁂

Das Bedenken wirft er verächtlich weg,
Er braucht für den Magen zu ſorgen;
Er reitet der Schande entgegen keck,
Trifft ſie heute nicht, trifft ſie doch morgen;
Und trifft ſie morgen, ſo laſſet uns heut
Noch reimen und klimpern, ſo viel es uns freut!

⁂

Ein flottes Leben iſt unſer Loos!
Braucht's nicht mit Müh' zu erſtreben!
Der Denker, der ſucht in der Wiſſenſchaft Schooß,
Da meint er den Schatz zu erheben;
Er ſinnet, und müh't ſich, ſo lange er lebt,
Und gräbt, bis er ſelber ſein Grab ſich gräbt.

*

Der Reimer und ſein geſchwindes Roß,
Sie ſind gefürchtete Gäſte;
Glänzt irgend ein Lämpchen im Hochzeitsſchloß,
Ungeladen kommt er zum Feſte:
Er denkt nicht lange, er will nur Gold,
Und ſoll er euch loben, ſo nehmt ihn in Sold.

*

Was weinet die Muſe, zergrämt ſich ſchier?
Laß fahren dahin, laß fahren!
Er will ja auf dem Parnaß kein Quartier,
Die Mühe läßt ſich erſparen;
Und geht's mit dem Reimen ihm gar zu ſchlecht, —
Zum Kritikus iſt er noch immer recht.

*

D'rum friſch Kameraden, den Rappen gezäumt,
Die Bruſt im Gefechte gelüftet;
Der Übermuth brauſet, die Bosheit ſchäumt,
Friſch auf, und das Beſte vergiftet!
Denn ſetzet ihr nimmer die Ehre ein,
Nie wird euch die Nothdurft gewonnen ſein!

# Geſang der Horen.

Wir kommen von Jovis ätheriſchen Sitzen,
Bald laſtend wie Felſen, bald ſchwindend gleich Blitzen;
Wir fügen und trennen des Lebens Geſtalt;
Die rauſchenden Flüge hemmt keine Gewalt!
Die Räder der Schöpfung, das himmliſche Feuer,
Die Schlüſſe des Schickſals, verhüllt unſer Schleier,
Und Welten vergeh'n, wenn der Stunde Ruf ſchallt.

*

Des Schuldigen Scheitel umbrüten wir, ſtricken
Das Todesnetz leiſe, unſichtbar den Blicken;
Wir heben den Frevler zu glänzendem Loos,
Und ſchleudern ihn dann in der Furie Schooß,
Daß Ungeduld nimmer, tollwüthend, uns zürne!
Gleich Felſen von Demant iſt unſere Stirne —
Der Wüthende trümmert ſein Leben im Stoß!

*

Wir geben dem Todten die Form und das Leben;
Es fröhnet der Stoff uns, und Ringen und Streben,
Dem Ruf der Natur durch Jahrhunderte taub,
Vernichtet ein Wink uns zu flüchtigem Staub,
Wir ſäugen die Kraft und die Liebe des Lebens;
Doch haſchet ohnmächtige Reue vergebens
Verwelkender Freuden hinwirbelndes Laub!

*

Mildlieblich erwachend in roſiger Stunde
Der Jugend, umgaukeln, mit Froſinn im Bunde,
Wir, Silphen gleich, lächelnd und ſtrahlend und rein,
Der Mädchen und Weichlinge ſcherzendes Sein,
Indeß wir mit lechzendem, ewigem Glühen
Den Kämpfer zum Ziele des Lorbers durchſprühen,
Nicht eigenem Wohle den Raſtloſen weih'n.

*

Doch ruft dem Vollender mit ehernem Munde
Der Todesnacht ruhegebietende Stunde
Nicht thränenverdüſtert, mit himmliſchem Glanz:
Dann heben wir ihn zu den Sternenchors Tanz,
Und ſenken von Jovis ätheriſcher Flur
Zur Weihe der Nachwelt ein Feſt der Natur,
Hernieder des Zieles errungenen Kranz!

## Das Lebloſe.

Sieh die Knospe der Roſe! wie lauſcht ihr der fröhliche Gärtner!
Denket den Frühling voll Luſt, da er den Reiſer gepflanzt,
Denkt mit Entzücken den Tag, an dem er die Glühende pflücket,
Strömt am Abend den Quell freudevoll über ſie aus!

Dir nur, o Kind, wird von Pedanten und geiſtloſen Eltern
Frühe verkrüppelt der Leib, Herz und Seele verzerrt!
Luſtig wächſt mit den kommenden Jahren das Bäumchen
von ſelbſt auf,
Und der ſich röthenden Frucht lauſcht der Bewohner des Hains;
Jeden Lenz vermehrt ihm die kräftige Wurzel das Leben:
Nur im Jünglinge keimt Tod mit der Leidenſchaft auf.
Steht dann der nützliche Baum mit weitverbreitetem
Schatten,
Und des Wipfels Geſang deutet von ferne ihn ſchon,
O wie dankt ihm der Wand'rer, und ſieht in dem Stamm
eine Gottheit!
Nur den Mann quält Haß, tödtet nie ruhender Neid,
Hat er die Stuf' erreicht, auf welcher er wirket und nützet;
Und ſein Genius flieht hohnbelacht von der Welt.
Lebloſe Weſen! ihr, von der Natur nicht ſo herrlich gebildet,
Euch gibt die nagende Zeit immer nur größeren Reiz.
Lebloſe Weſen! euch neidet der Greis. Ach, Münzen, kaum
lesbar,
Suchet der Sammler noch auf; Bilder von Moder
benagt,
Achtet der Kenner noch hoch, und ſtaunend weilet der Wand'rer
Bei des Tempels Ruin, an der umdiſtelten Burg.
Ach, ſo erhebet das Alter zu hohem Werthe Lebloſes.
Nur dem Menſchen folgt Hohn und Verkennung in's
Grab:
Ihr nur, lebloſe Weſen! ihr trauert mit dem Vergeſſ'nen,

Mit dem Verlaſſ'nen, und nehmt Miene des Mitgefühls an!
Euer Elyſium theilt ihr mit der glücklichen Liebe,
Lebt mit dem Sohn der Natur, ſtarrt mit dem Todten im Grab.

## Theon und Ida.

### Wechſelgeſang der Liebe.

Theon.
Du mein Alles, Du mein Leben!
Ewig bleib' ich Dir ergeben.
Heiß wie meines Herzens Blut
Lod're meiner Liebe Glut!

Ida.
Du mein Freund, o Du mein Leben!
Wer kann Glück, wie Du, mir geben?
Nur mit meines Herzens Blut
Ende meiner Liebe Gluth!

Theon.
Läg' ich krank, aus Deinen Augen
Würd' ich mir Geneſung ſaugen;
Drückte Kummer mich und Schmerz,
Himmel wäre mir Dein Herz.

Ida.
Ohne Dich fänd' ich hienieden
Keine Freude, keinen Frieden;

Auserwählter! nur in Dir
Lächelt Tod und Leben mir.
Theon.
Dich zu lieben, zu beſitzen,
Dich zu feſſeln, zu beſchützen,
Biet' ich meine Kräfte auf;
Dein Glück ſei mein Heldenlauf!
Ida.
Dir folg' ich auf weiter Erde,
Mit Dir trag' ich gern Beſchwerde,
All' mein Glück bau' ich auf Dich,
Denn Du biſt die Welt für mich.
Theon.
Wenn einſt dieſer Mund erbleichet,
Der Dir jetzt noch Küſſe reichet,
Werd' ich Dir aus dieſer Welt
Noch als Schutzgeiſt zugeſellt.
Ida.
Zwäng' das Schickſal mich zu leben,
Wenn ſie ſchon Dein Grab erheben,
Lebt' ich doch mir ſelbſt nicht mehr,
Von Dir träumend bang und ſchwer.
Beide.
Gönn' o Himmel, ſtets uns Beiden
Gleiche Schmerzen, gleiche Freuden!
Ein Herz, Ein Ziel, Ein Glück, Ein Gott —
Wie im Leben ſo im Tod!

# Was ſich nicht erkaufen läßt.

Wanderer.

Biſt Du nicht müde, armer Mann?
Der Schweiß Dir auf der Stirne ſteht:
Dein Tagwerk mit dem Tag begann,
Und endet nicht, da er vergeht.

Ackersmann.

„Nie klag' ich über Müh' und Noth,
Hab' ja geleſen Schwarz auf Weiß:
Der Menſch verdiene ſich ſein Bret
Durch Mühe nur und ſauern Schweiß.

*

Mich wecket früh der Lerche Lied,
Die froh den grauen Morgen grüßt,
Und wenn ein Unmuth in mir glüht,
So bet' ich, und er wird verſüßt."

Wanderer.

O Schwelger, ſei den Lüſten hold!
Genieße, ſchwärm' in Freud' und Pracht!
Du kaufſt doch nicht mit allem Geld
Des Pflügers Ruhe *einer* Nacht!

## Wieder und nimmer.

Die Blume blüht, friſch grünt die Au,
Und rings umher, all überall
Ertönt der Vögel munt'rer Schall.
Die Lüfte wehen ſanft und lau,
Und freundlich glänzt das Ätherblau.
Bald aber muß der Zauber flieh'n;
Nordwinde werden brauſend zieh'n,
Und Froſt und Schneelaſt ſtarr und bleich
Zerſtört das holde Feenreich.

* * *

So ſchwelgt das Herz in Seligkeit,
Wenn uns die Göttin Jugend glänzt,
Wenn uns die Liebe blühend kränzt;
Wir ſind der Lebensluſt geweiht,
Und ſüß iſt ſelbſt der Liebe Leid.
Doch wenn die Roſenmonde flieh'n,
Die Jahre tief're Furchen zieh'n,
Der Gegenliebe Echo ſchweigt,
Sich uns der Lebenswinter zeigt.

* * *

Die Zeit macht wieder grün die Au,
Läßt Blumen blüh'n, all überall
Ertönt der muntern Vögel Schall;
Die Zeit bringt Lüfte mild und lau,
Gibt neuen Glanz dem Ätherblau.

Doch Lieb', iſt ſie, den Schwalben gleich,
Einmal entfleh'n dem Zauberreich,
Kehrt nie in's öde Herz zurück,
Kein Gott zwingt ihr verlornes Glück.

# Zauber der Liebe.

Er, dem erloſch der Liebe Schein,
Hört auf, ſein eig'ner Freund zu ſein.
Er haßt die Freude, liebt den Schmerz,
Und nährt mit Qual das kranke Herz.

*

Ich ſaß im ſtillen Lindengang,
Das Herz ſo ſchwer, die Bruſt ſo bang;
Weil mir die Vielgeliebte fehlt,
Schien liebeleer mir alle Welt.

*

Und allen Blumen rief ich zu:
„Gebt Todtenkranz! gebt Grabesruh'!
„Aus meiner Aſche blühe Ihr
„Ein Freudenkranz, Vergeſſen mir!“

*

Und zu mir tröſtend ſchaut empor
Der Blumen freundlich bunter Chor.
Sie nicken, blicken, duften, glüh'n,
Als wollte jede für mich blüh'n.

*

Und eine Geiſterſtimme ſcholl
Mir in das wunde Herz ſo hohl:
„Du ſucheſt Sie? Sie iſt bei Dir,
„All die Natur ein Bild von Ihr!

* * *

„Wo Flöten ſchmachten, hold und weich,
„Tönt Ihre Stimme Dir zugleich.
„Das Frühlingslüftchen iſt ihr Hauch,
„Der Roſe Antlitz Ihres auch.

* * *

„Die Abendglut im klaren Quell
„Zeigt Ihre Lieb', Ihr Weſen hell.
„Wo Gutes lebt und Schönes webt,
„Da ſiehſt Du, wie Sie webt und lebt.

* * *

„Und aller Reiz der Blumenflur
„Iſt Ihrer Reize Abbild nur.
„In Bildern ſchwelge Dein Gefühl,
„Den Schmerz verhauch' im Saitenſpiel!“

* * *

Und von den ſchönſten Blumen wand
Ich einen ſchönen Kranz, und band
Der Lieb' und Wehmuth holde Zier
Um Saitenſpiel und Stirne mir.

* * *

Und alle Blumen im Gefild'
Sie drängten ſich, ſie horchten mild;

Sie nickten, blickten, froh und bang,
Indem ertönte mein Geſang:

*

Einſt ging eine ſchöne Sonne
Mir am Morgenhimmel auf;
Mit des Hirſches Flug und Wonne
Schwärmt durch Grün und Blau mein Lauf.

*

Roſe meiner Jugend! blühe,
Blühe mir nur einmal noch!
Sei es, daß der Frühling fliehe,
Blüh'ſt du mir nur einmal noch!

*

Erſte Liebe! laß mich fühlen
Deine Glut noch einmal nur!
Einmal nur noch laß mich ſpielen
Engeln gleich auf Edens Flur!

*

Fantaſie, web' deine Träume
Einmal nur noch um mein Herz!
Einmal nur noch, Blumen, Bäume,
Seid mir Freund' in Luſt und Schmerz!

*

Aber ach! — vergeb'nes Streben!
Neu kann wohl die Blume blüh'n,
Des erloſch'nen Sternes Leben
Sah kein Auge wieder glüh'n.

*

Augenſtern! es wird dein Schimmer,
Einmal Nacht, nie wieder Licht!
So, einmal dahin, glänzt nimmer,
Liebesſtern, dein Himmelslicht!

*

Und ſo ſoll ich Sie nicht lieben,
Sie mit Ihrer Zaubermacht?
Ruhelos umhergetrieben
Ächzen durch die Trauernacht?

*

Seinen Schmerz ſelbſt liebt der Kranke,
Wenn ihm neu der Morgen lacht,
Und in ihm auch der Gedanke,
Daß er lebe, neu erwacht.

*

So auch gleicheſt du, o Liebe,
Einer Wolke, klein und grau:
Einſam ſchwebt ſie hin, die trübe,
Durch das ſtolze Ätherblau:

*

Aber von den Morgengluten
Trifft ein Strahl die Trauernde,
Und — ſie glüht, und aus ihr fluten
Purpurblick' auf Thal und Höh'!

*

So, mein dunkles Herz, durchdrungen
Von der Liebe reinſtem Strahl,

Sei dein Glück von dir errungen,
In dem weiten Schöpfungs-All!

*

Dein ſei alles Gute, Schöne,
Dein, was Gott und Ihr gefällt!
Daß Sie deine Liebe kröne,
Malt und hallt Ihr Bild die Welt.

*

Wie die Blumen dir auf Erden,
Wie die Stern' am Himmel blüh'n,
Dir durch Liebe eigen werden,
Und in deine Seele glüh'n:

*

Füll' auch deiner Liebe Walten
Ihres Weſens Harmonie,
Und in aller Huldgeſtalten
Wechſel finde ſtets — nur Sie!

## Gold und Eiſen.

### Gold.

Fluch dir, böſes Kind der düſtern Nacht!
Das in Flammen luſterglühend lacht,
Das in der Verzweiflung Hand
Trennt des Lebens heil'ges Band,
Von der Rachſucht Arm geſchwungen,
Bruderherzen hat durchdrungen;

Fluch dir, düſt'res Kind der Nacht,
Das in Glut zur Luſt erwacht!
In freundlichem Schimmer
Erglänze ich immer;
Ich ſchmücke die ſtrahlenden Gäſte
Bei heiliger Feier, beim jubelnden Feſte;
Und ſterbe nimmer!

### Eiſen.

Fluch dir, böſen Hochmuths Herr und Knecht,
Augengift luſtgierigem Geſchlecht!
Schuldlos waffnet' ich den Pflug,
Daß die Erde Nahrung trug,
Bis, von deinem Glanz geblendet,
Habſucht mich zum Mord geſendet.
Fluch dir, Hochmuths falſches Kind,
Hell und weich, wie Nattern ſind!
Den trügenden Schimmer,
Ich ſuche ihn nimmer;
Ich wohne bei einfacher Sitte
Im friedlichen Raume der ländlichen Hütte,
Und nütze immer.

### Gold.

Mich zu haſchen, drängſt du dich hinab
In der Tiefe dunkles Felſengrab,
Zwingeſt meinen milden Schein,
Daß er diene dir allein,
Waffneſt tauſend freche Hände,
Daß mein Glanz dich ſelbſt verblende;

Mich zu feſſeln, ſtürzt hinab
Machtbegier in's Felſengrab.
Mit freudigem Schimmer
Erglänze ich nimmer,
Wo Frevel mich anhaucht. Im Dunkel
Des nächtlichen Gräuels entglüht mein Gefunkel
Zu Höllenflimmer.

### Eiſen.

Mich hat ſtrafende Gerechtigkeit
Furchtbar ſich zur Rächerin geweiht.
Schließ ich treu des Hauſes Raum,
Wiegt den Sichern ſanfter Traum.
Zu mir muß die Kunſt ſich wenden,
Will ſie groß ihr Werk vollenden,
Denn mir weicht des Marmors Macht,
Wenn der Meißel Götter ſchafft.
Im Schooße der Erde,
Am häuslichen Herde,
Erſcheine ich hilfreich dem Frohner,
Daß leichter die laſtende Arbeit und ſchöner
Das Elend werde.

### Gold.

Auf der Erde forſche weit und breit:
Gleichet etwas mir an Herrlichkeit?
Leuchtet Sonn' und Sternenkranz
Freudig nicht in meinem Glanz?
Schmück' ich nicht des Königs Krone
Herrſchend mit ihm auf dem Throne?

Ja, es prangt in meiner Pracht
Erd' und Himmel, Tag und Nacht,
Fern' bleib' ich dem Elend,
Die Freude mir wählend,
Dem Glücke zum Liebling geboren.
So hat mich das Schickſal nur Hohen erkoren,
Mit Stolz beſeelend.

### Eiſen.

Ja, an Schmuck und Prunk und eitler Zier
Weich' ich, Bild liebloſen Stolzes, dir!
Aber theileſt du die Luſt
Der mit dir geſchmückten Bruſt?
Will Magnet ſich freundlich zeigen,
Muß ich liebend mich hinneigen.
Selbſtſucht nur mag einſam ſein,
Sich bewundernd liebles freu'n.
Und wenn mich auch halten
Feindliche Gewalten,
Ich ſprenge die Bande, muß fliehen
Dahin, wo die Mächte der Liebe mich ziehen,
In Liebe walten.

### Gold.

Rein geboren, echt und makellos,
Siehſt du mich ſchon in der Erde Schooß,
Und mein angeſtammtes Licht
Es bedarf der Läut'rung nicht.
Unvergänglich iſt mein Reich,
Denn mir ſelber bleib' ich gleich;

Meines Glanzes ew'ge Pracht
Raubt mir keine Erdenmacht.
Dich aber bedecken
Entſtellend die kecken,
Die nagenden Näſſen der Klüfte,
Brandmalen die feindlich anhauchenden Lüfte
Mit Roſtes Flecken.

### Eiſen.

In der Felſenwiege dunklem Schacht
Bin ich unrein ſchlackenvoll erwacht.
Schwarz entſtiegen ſchwarzer Gruft,
Seh'n mich ſchaudernd Tag und Luft;
Doch die Eſſe, flammend, ſprühend,
Läutert meinen Schmelz erglühend,
Und des Hammers ſchwerer Fall
Adelt mich zum hellen Stahl.
So muß ſich das Eiſen
Selbſtbildend erweiſen;
Gehärtet vom eigenen Schlage,
Erhebt ſich, hellleuchtend im leuchtenden Tage,
Zum Stahl das Eiſen.

### Gold.

An Gehalt und innerem Gewicht
Weich' ich jedem andern Körper nicht,
Aber die gediegene Laſt
Wird nur ſchwer, nicht rauh gefaßt.
Furchtbar will mit wildem Eiſen
Wilde Kraft ihr Recht beweiſen,

Doch vom angebornen Thron
Spendet Macht den milden Lohn.
Dem Eiſen muß Eiſen
Sich gräßlich erweiſen;
Es will ſich das Rohe nicht fügen,
Doch weich iſt das Schöne, mag freundlich ſich ſchmiegen
In ſanften Weiſen.

### Eiſen.

Blick' umher, wie rings das Eiſen blitzt!
All willkommen, denn es nützt und ſchützt:
Hier der Pflug und dort das Schwert,
Beide ſind ſie hoch geehrt.
Ich erſchuf des Meißels Werke,
Des Palaſtes Rieſenſtärke;
Fried' und Krieg, Gewerb und Kunſt
Fleh'n mich an um meine Gunſt.
Nicht eitel zu ſchmücken,
Durch Schein zu entzücken,
Vergeud' ich mein Wirken hienieden;
Die ehrliche Armuth, den fleißigen Frieden
Helf' ich beglücken.

### Gold.

Kron' und Zepter ſtrahlt in meinem Schein,
Des Altars Zierde darf ich ſein;
Ew'ge Liebe thu' ich kund;
Mich erwählt der Treue Bund,
Ihn mit lichtem Ring zu ſchmücken,
Frei ſich zeigend allen Blicken:

Golden glänzt beim Hochzeitsmahl
Wein und Becher, Gaſt und Saal.
Mein ſtrebendes Weſen,
Kaum ſichtbar geweſen,
Es dehnt ſich vom Körnchen zur weiten
Umfaſſenden Fläche, muß kühn ſich verbreiten,
Zum Sieg erleſen.

Eiſen.

Flach auf Flächen breitet ſich Dein Licht,
In die Tiefe aber dringt es nicht.
Schattenbleichem Siechthum ſchafft
Meine Stärke neue Kraft;
In den Menſchen darf ich dringen,
Darf dem Leib Geneſung bringen,
Purpurglut dem friſchen Blut
Und der Seele Lebensmuth.
Von nächtlichem Bette
Aus felſiger Kette
Befrei' ich dich, Gold, und mein Spaten
Baut Jedem noch, den ſie zur Erde beſtatten,
Die Schlummerſtätte.

Der ritterliche Minneſänger.

Im Arm ruht mir die gold'ne Laute,
Zur Seite mir das Eiſenſchwert,
Und Beide grüß' ich als Vertraute,
Und Beide ſind mir lieb und werth.
Kämpft nicht länger, Gold und Eiſen,
Rang und Würde zu beweiſen!

Wenn feindlich in dem Leben,
Kräfte ſich zum Streit erheben;
So vereint der Sänger ſie,
Liebend in der Menſchenbruſt,
Zu Harmonie
Und Himmelsluſt.
Geſang tönt aus der Seele Tiefen,
Geſang iſt Blütengeiſt des Lebens,
Und nimmer tönet er vergebens.

*

Milde Kräfte, die noch ſchliefen,
Er ruft ſie an's Tageslicht;
Wilde Kräfte kühnen Strebens
Ordnen ſich und hadern nicht,
Wo die Macht des Liedes ſpricht;
Die Natur gehorchet ihr.
So folgt denn, Gold und Eiſen, mir,
Und höret, wie ich euch beſchieden
Vereinte Kraft hienieden!

*

Gold ſchmücke, Eiſen ſchütze
Die Schönheit und den Fürſtenthron;
Das hellgeſchliff'ne Schwert
Sei nur in edler Hand geehrt,
Das ſonnenlichte Gold
Dem Werth nur und der Wahrheit hold!
Dem Frevel biete Eiſen Hohn,
Gold nur dem Rechte ſtrengen Lohn!

Der Mühe, dem Bedürfniß ſei,
Du hartes Eiſen, nimmer treu!
Geld gewähre freier Kunſt
Ungeſucht die freie Gunſt!
Wie Mann und Weib geſellt euch Beide,
Wie Macht und Glanz, wie Ernſt und Spiel,
Wie Streng' und Milde, Schmerz und Freude,
Und erzeugt das Hochgefühl,
Daß der Sieg das Streben krönt,
Luſt des Lebens Laſt verſchönt.

## Des todten Kindes Wiederkehr.

Lilienbleich und marmorkalt
Lag des holden Kindes Leiche
Auf der Bahr im Todesſchlaf,
Eine Blume unter Blumen,
Lächelnd wie im ſüßen Traum.
Aber an dem kleinen Sarg,
Tiefen Schmerz in jeder Miene.
Thränenlos das ſtarre Auge,
Saß die Mutter und der Vater;
Tröſten wollten ſie einander,
Aber troſtlos waren Beide,
Marmorbilder der Verzweiflung
Zwiſchen ihnen lag der kleine
Engel wie in Himmelsruhe.

Endlich floß vom Aug' der Mutter
Eine glühend heiße Thräne,
Und ſie ſagte leiſe ächzend:
„Gott der Gnade! Einmal nur
„Laß das holde Kind mich ſchauen,
„Das ich unterm Herzen trug!
„Einmal nur laß mich mein Kind
„Drücken an das Mutterherz!
„Einmal nur, o Gott! laß mich,
„Einmal nur den Mutternamen
„Von des Kindes Lippen hören!" —

*

„Einmal nur," (ſo ſprach der Vater)
„Laß, o Gott, aus ihren off'nen
„Augen einen Strahl mir leuchten,
„Der mir durch die Erdennacht
„Strahle dann als Himmelslicht!
„Einmal nur, o Gott! dann ſei
„Meines Kindes Vater Du,
„Bis Dein Himmel mit der Mutter
„Und dem Kinde mich vereint!" —

*

Und die Bitte ward erhört.
Zarter Roſenſchimmer floß
Um des Kindes blaſſe Wange,
Und die Augen, feſt geſchloſſen,
Öffneten ſich, und hervor
Drang ein ſchöner Himmelsſtrahl.

Die Geſtalt der kleinen Leiche
Hob ſich neu belebt empor,
Und aus ihren Purpurlippen
Tönen ſanft die Zauberworte:
„Mutter! Vater!“

◆

Mit dem Wahnſinn des Entzückens
Warf die Mutter und der Vater
Auf den Sarg ſich und auf's Kind,
Und vier Arme ſchlangen ſich
Um den Liebling feſtzuhalten,
Ihn für alle Ewigkeit,
Und drei Herzen ſchlugen laut, —
Schlugen bald den letzten Schlag,
Denn zu übermächtig war
Des Entzückens Todesſturm!
Und die Mutter und der Vater
Sanken ſtill auf's ſtille Kind.
Und die letzte Thräne floß,
Eine Thräne ew'ger Freude,
Denn die Mutter und der Vater
Waren mit dem Kind vereint,
Wo kein Schmerz der Trennung weint.

# Des Waiſenkindes Begräbniß.

Verwaiste Kinder tragen eine Waiſe;
Verwaiste Kinder wandeln hinterm Sarg;
Sie wandeln ſtumm, ſie wandeln blaß und leiſe.
Wohl ſchlingt ſich um ihr Haupt ein Trauerflor,
Doch keines hebt das kleine Haupt empor.
Sie ſingen keine Trauerlieder,
Sie blicken ſtill zur Erde nieder,
Sie ſchließen ihren tiefen Schmerz
Sanft weinend in das wunde Herz;
Doch jede Thräne, die die Armen weinen,
Wird einſt als Perl' an Gottes Thron erſcheinen.
Sie ſeh'n in ihres Daſeins Morgenroth
Zum erſten Mal dein düſt'res Nachtſtück, Tod!
Und lernen nun den Werth des Lebens kennen,
Wo der Zerſtörung Leichenfackeln brennen. —
Wein't nicht! Es iſt ſo leicht, ſo hold kein Tod,
Als das Entſchlummern in dem Morgenroth,
Eh' ſich des Lebens Wolken thürmen,
Eh' um uns die Gewitter ſtürmen.
Zu rauh war ihr der Erde hartes Los;
Sie flog empor, ein Engel makellos.
Die Waiſe ging zum Vater aller Waiſen,
Der einſt ſprach: „Laßt die Kleinen zu mir kommen,

Denn ihrer iſt das Himmelreich!" — Weint nicht!
Sie lächelt freudig nun im Himmelslicht;
Und iſt das Kinderſpiel des Lebens aus,
Führt euch ein Engel auch in's Vaterhaus!

# Am Grabe eines Kindes.

Kaum bemerkbar ſchwellt Dein Hügel,
Sanft umrauſcht vom Windesflügel,
In des Todes ſtillen Gründen;
Nur die Liebe kann ihn finden.
Sie, die in dem bangen Herzen
Ewig lebt mit ihren Schmerzen,
Sendet in das kleine Grab
Ihre Seufzer noch hinab.
Schaurig ziehen kalte Lüfte
Und des Herbſtes Nebeldüfte;
Keine lieben Blumen blühen:
Aber unſ're Thränen glühen,
Auf dem halbentfärbten Mooſe
Noch Dein Schmuck im Grabesſchooße!
Fried' und Freude ſtrahle Dir!
Uns bleibt nur die Sehnſucht hier.

◆

Über der verſenkten Bahre
Spielt des Dorfes Kinderſchare,

Und von ihrem Fußtritt eben
Kann Dein Hügel ſich nicht heben.
So verſchwinden Klag' und Schmerzen
Endlich ſelbſt aus treuen Herzen;
Schmerz und Klage ſchwinden wohl
Doch das Herz bleibt ewig voll.

*

Kaum vertraut dem Erdenleben,
Sah'n wir Dich zum Himmel ſchweben.
Ach! das Liebſte zu entbehren,
Mußte uns Dein Anblick lehren,
Und des Daſeins kurze Freuden
Ohne Groll und Klage meiden.
Kleiner Engel! Fried' und Ruh'
Sende uns von oben zu!

*

Zürne nicht, daß Du Dein Leben,
Blühend kaum, hin mußteſt geben!
Selig, weſſen Augen brechen,
Ohne daß ihn Thränen rächen!
Gab Dich ein Vergeh'n dem Staube,
Heb Dich Tod zur Himmelslaube.
Selbſt ein Opfer frevlem Sinn,
Nimm jetzt reine Opfer hin!

*

Mütter ohne Mutterliebe!
Erſt der Tod weckt eure Triebe.

Folget Reue euern Schwächen,
Scheint verſöhnt euch das Verbrechen.
Waget nicht, am Grab zu weinen!
Euer Schmerz mißfällt den Reinen.
Seid durch Tugend hochgeehrt —
Sonſt ſeid ihr nicht Kindes werth.

# Gedanken des Pilgers.

Ich geh' in dem Kleide des Pilgers;
Es ziehen die Träume mich an,
Und hin über Blumen und Dornen
Entführt mich die wechſelnde Bahn.
Was ſoll ich verlaſſen? Was ſoll ich gewinnen?
Schnell fliehen die Freuden,
Schwer brüten die Leiden,
Es blühen die Blumen, es ſtürzen die Zinnen.
Raſch jagt ſich das Äuß're wie Tag und Nacht,
Hin ſinket ein Mädchen, ein Veilchen erwacht!
Den innern Menſchen hält nur Eines;
Er ſucht das Edle, flieht Gemeines!

◆

So weile denn, eilender Pilger!
So eile denn, weilender Freund!
Die Eile, ſie führet zum Grabe,
Der Weilende wird nicht beweint.

Was frommet der Abſcheu? was nützet das Streben?
Oft tödten die Freuden,
Oft retten die Leiden,
Oft adelt der Tod erſt ein ſündiges Leben,
Entwürdigt das Laſter, lohnt Tugend hier nicht,
Vergiftet die Leidenſchaft, ſchmachtet die Pflicht;
Sei groß und ſtark und feſten Muthes!
Nur weiſe Kraft ſaugt immer Gutes.

## Thusnelda an Arminius *).

Darf die ſchnöde Römerſklavin wagen,
Ihrem freien Hermann noch zu ſagen,
Daß auch unter ſchwerer Feſſeln Laſt,
Ihrem Volk, Rom und ſich ſelbſt verhaßt,
Dennoch Hermanns Name, Hermanns Bild,
Ihren Mund ſo wie ihr Herz erfüllt?
Durch Lieb' und Freiheit einſt in Thuiskons **) Hain beglückt,
Doch nun gebeugt von Schmerz, von Zorn und Scham erdrückt,

---

*) Geſchlagen war die Schlacht bei Teutoburg, Deutſchland durch Hermanns Muth und Klugheit vom Römerjoche befreit. Die Leichen dreier Legionen und ihres Feldherrn bedeckten das Schlachtfeld, aber Thusnelda, Hermanns ſchwangere Gattin, gerieth durch Segeſt's, des eigenen Vaters, Verrätherei in die Hände der Römer, ward nach Italien gebracht, als Gefangene im Triumphe ausgeführt, und gebar während dieſer Zeit einen Sohn. – In dieſe Periode fällt die folgende Heroide.

**) Thuiskon, Teut, Wodan, Odin, u. ſ. w. Namen des höchſten Gottes, welcher als Urheber alles Lebens verehrt wurde.

Wag' ich es kaum, die Augen aufzuſchlagen,
Des Joches Schmach dem Himmel laut zu klagen.
Vergebens fleht' ich unter Thränengüſſen:
„Laß, Freya *), ſchnell mein Leben mich beſchließen!
„Verbergt, ihr Wälder des Cheruskerlandes **),
„In eure Nacht die Qual des Sklavenbandes!
„Stärkt die Heimat unſer Herz,
„Trägt es leicht den herb'ſten Schmerz;
„Verluſt der Freiheit ſchmerzet mehr als Tod;
„Ein Sklavenjoch verſüßt kein Glück, kein Gott!"
Mein Hermann! zürne der Betrübten nicht!
Das leidenvolle Herz, es bricht
Des Heldenmuthes felſenfeſten Schwur
In dieſer ſchmerzlich-ſüßen Stunde nur.
Verkennſt Du mich? entziehſt Du Deine Liebe?
Glaubſt Du mich treulos meinem ſchönſten Triebe?
Treulos dem Vaterlande, treulos Dir?
Treulos der Ehre, treulos auch ſelbſt mir?
O ja! Du flucheſt meinem feigen Sinn,
Ergrimmeſt, nenneſt mich Verrätherin!
Es gab ja jede Klippe, jeder Baum
Der Muthigen zu ſchnellem Tode Raum!
Verdamme nicht zu raſch! hör' die Verhaßte,
Die Bosheit, voll der Tücke, ſchrecklich faßte!
Vernimm die ganze Reihe meiner Leiden,
Vernimm, wie Stolz und Trotz an mir ſich weiden,

---

*) Freya, die Göttin der Liebe.

**) Ein deutſches Volk zunächſt an der Weſer

ſie, Deutſchlands Retter! Deiner Gattin Thränen
er Römer Scharen Mitleid heuchelnd höhnen!
ja, mein Hermann, ja Dir ſagt mein Herz
ie Größe meiner Schmach und meinen Schmerz.
är' alle Hoffnung mir geraubt — doch bliebe
ir Hermanns Ruhm und Hermann's Liebe.
o höre denn, und laß mit Grimm und Zittern
ie Heldenbruſt zur Rache Dir erſchüttern!
as frommen Tapferkeit und Edelmuth
n Kampf mit Hinterliſt und feiger Wuth?
er Frevler ehrt kein heil'ges Band,
as uns Natur und Vaterland
r Treue bis zum Tode wand!
ie eig'ne Tochter gibt er hin
em Feindesarm für Goldgewinn!
er nicht liebt ſein Vaterland,
nn ſein eig'nes Kind nicht lieben,
t ein Raub unedlen Trieben,
ne Sinn für Schmach und Ruhm,
ne Gott und Heiligthum! —
ein Hermann, faſſe Dich! Mit Zaudern,
hemmt von Thränen und von Schaudern,
ag' ich allmälig nur Dir zu enthüllen,
as mit Entſetzen muß erfüllen. —
eh mir!
triſſen ward ich Dir
dunkler Nacht,
cht durch der Römer Siegesmacht,

Ach, durch kein tapfres Schwert,
Das ſelbſt der Überwund'ne ehrt; —
Weh mir!
Entriſſen ward' ich Dir
Durch eine Frevelthat, —
Durch gräßlichen Verrath —
Den — ach des eig'nen Vaters Hand
Beging an Kind und Vaterland!
Segeſt! Segeſt! Warum haſt Du ein Leben
Zur Schande Dir, und mir zur Qual gegeben?
Warum nahmſt Du es nicht zurück
In meiner Freiheit letztem Augenblick?
O Hätteſt Du mein Herzensblut vergoſſen,
Dich ſegnend, hätte ſich mein Aug' geſchloſſen! —
Schwer liegt die Nacht auf Strom und Wald,
Am ſchwarzen Himmel leuchten keine Sterne;
Nur dumpfes Schlachtgebrüll' erſchallt
Aus weiter Ferne.
Ein einziger eisgrauer Barde ſang
Zu Wodan; ſeine Harfe klang
Nach Geiſterweiſe
Dumpf und leiſe,
Mit düſterer Miene, ſchweigend und ſtets trüber,
Saß ihm Segeſtus gegenüber,
Jetzt klirrte außer'm Thurme leiſes Raſſeln;
Bald lauter ſcholl das Praſſeln
Von Schwert und Kette; Fackelſchein
Drang in's Gemach hinein.

Aufſprang Segeſt in grimmigwilder Luſt;
Sein Blick ward hell, hoch hob ſich ſeine Bruſt.
Er ſchwang den vollgefüllten Römerbecher,
Und brüllte: „Hermann, meine Rächer!
„Sie ſind's. Nun magſt Du herrſchen, ſiegen —
„Durch Weib und Kind mußt Du erliegen!“

⁂

Er rief's, und öffnete die Pforten
Dem Strom' eindringender Cohorten.
Verzweiflung ſchafft
Der Schwachen Muth und Kraft.
Dem Vater, nicht des Vaterlandes werth,
Riß von der Seit' ich raſch das mächtige Schwert,
nd der ergraute Barde ſchwang
ie Keule neben mir mit ſauſendem Klang,
in fliehender Pfeil durchbohrt
em ſinkenden Greis die Seite;
en Purpurblut umflort
uht an der Harfe der Gottgeweihte.
ich ich will ſterben, rief ich, Hermann, Deiner werth!
d ſtürze mit gehobenem Schwert
tgegen den gedung'nen Schaaren,
e mein mit vorgehalt'nen Schilden harren.
f die verwirkte Vaterwürde kühn,
tt ſchnell Segeſtus vor mich hin.
ihlſt Du, ruft er, zu morden Luſt,
erbirg zuerſt Dein Schwert in meiner Bruſt!“ —
ch faßt Entſetzen; Schauder bebt durch alle Glieder —

Bewußtlos ſtarrend ſtürz' ich nieder —
Und finde mich — in Ketten wieder —
Im ſchwarzen Eichenwald
Auf öden Felſenwegen!
Es brauſet der Sturm, es praſſelt der Hagelregen;
Berg und Wald
Zittert und hallt
Von Donnerſchlägen;
Der zuckende Blitz
Entſtürzet Wodan's Wolkenſitz:
Bären und Wölfe heulen,
Es ächzen Raben und Eulen; —
Mitleidiger als das Vaterherz
Beklagten ſie meine Noth
Und meinen ſtummen Schmerz!
Die Elemente bat ich um den Tod,
Vergebens, ach vergebens!
Des Sturmes Wuth,
Der Blitze Glut —
Sie ſchonten meines Lebens,
Sie ehrten meinen Schmerz —
Mitleidiger als das Vaterherz!
Gräßlich ſtürzten mir zur Seite
Roß und Mann
Von der ſchmalen Klippenbahn
In die Tiefe; eine Beute
Für Wolf und Bär.
Unverſehrt ſchritt ich einher,

ſuchte nicht des Abgrunds Weite —
trug am Herzen ja das Pfand,
mich an's Leben band.
, Deinem künft'gen Ebenbild,
Deinem Geiſt erfüllt,
ſt' ich das keimende Leben
Dich, für Deutſchlands Rache geben!

*

Eingang einer Ebene ſchlug
Lager auf der feige Zug,
dehnte ſich, vom Mond erhellt,
unermeßlich weites Feld,
offenes Grab, erfüllet mit den Leichen
unbegrab'ner Legionen,
unter aufgethürmten, bleichen
inen Schwert und Lanze friedlich thronen.
ſchlands großes Siegeszeichen
mein Herz mit neuem Muth:
Väter, rief ich, euer Blut
nicht vergebens hier gefloſſen!
rmann's Ruhm und Geiſt
ge d'raus den ſpäten Enkeln ſproſſen,
auch ſie die ferne Nachwelt preiſ't!" —

*

ief ich, und ein deutſches Grab
mich in ſeinen Schooß hinab.
t ſchwoll der Hügel,
attet vom Eichenbaum,

Umſäuſelt vom Windesflügel,
Und drei mächtige Steine
Umgaben den heiligen Raum
Mit freundlichem Vereine.
Hier ſchloß der Geiſt der Ruh'
Der Dulderin die Augen zu.
Als ich erwachte, ſchwieg des Sturms Getümmel;
Mein Innerſtes war ruhig wie der Himmel.
So folgte ich dem Zuge fort und fort,
Und hielt Dir, Hermann, redlich Wort.
Selbſt als der goldumſtrahlte Wagen
Im feierlichen Siegeszug
Den Imperator durch Rom's Straßen trug —
O daß bald neue Römerſklaven dieß Dir ſagen! —
Nicht eine Thräne, nicht ein Klagelaut
Hat meinen Schmerz vertraut
Des Volkes dichtgedrängtem Troß,
Der ſtaunend ſich um mich ergoß.
Nicht Seufzer durften Dich, mein Hermann, ſchänden;
Ich will des deutſchen Nahmens würdig enden,
Und nun und nimmer ſchlage
An ein Römerohr Thusneldens Klage!
Der Feige nur erliegt
Dem Sklavenjoch der Tirannei;
Ich war gefangen, nicht beſiegt,
Und auch in Ketten frei.
Wie klein erſchienen mir all' jene Schaaren,
Die Tauſende der erzumſchloſſ'nen Krieger,
Die, weil durch Liſt ſie einmal glücklich waren,

Sich brüſteten als meines Volkes Sieger!
O des tapfern Heeres, das ſich ſchmückt und ziert,
Weil ein wehrloſes Weib es im Triumphe führt!
Verachtend blickt' ich auf die Miethlinge voll Hohn,
Und dachte Dich, mein **Hermann**, Dich und Deinen Sohn *).
Erſt als die Einſamkeit
Des Kerkers mich umſchloß,
Erſt da ergoß
Sich meine Thräne, Dir geweiht.
Was nun der **Cäſar** auch beſchloß —
Ich dulde muthig. **Hermann** lebt,
Und Roma bebt,
Bei allen ihren Siegen
Dem deutſchen Muthe zu erliegen!

*

Um meine Kräfte zu beleben
Und meine Hoffnung zu erheben,
Ward mir aus **Freya**'s milder Hand
Ein Traum voll Wirklichkeit geſandt.

---

*) **Tacitus** rühmt von ihr: Sie zeigte ſich mehr im Geiſt des Gatten, als des Vaters, nicht mit Thränen einer überwundenen, nicht im Tone einer Gnadeflehenden; ihre Hände über den Schooß zuſammengelegt, ihren Blick auf den ſchwangern Leib herabgeſenkt. —

Auf einem lieblichen Gefild,
Vom dunkeln Eichenwald begränzt
Vom Monde ſilberblaß umglänzt,
Saß ich auf meines Hermanns Schild.
Die leichten Elfen webten
In luftigen Reih'n *);
Velleda's Jungfrau'n **) ſchwebten
Mit leuchtendem Schein.
Die Walküren führten ***)
Dich ſingend aus dem Hain;
Den waffenlos Bekränzten, zierten
Freya und Hertha in holdem Verein.
Du ruhteſt bei mir, heiter, ſanft und müde;
Aus Blick und Miene ſprach ein ſüßer Friede,
Doch plötzlich nahte, blutig und bleich,
Sigmar, aus Walhalla's Reich;
Er winkte Dir, er rief mit dumpfem Ton;
Segeſt erſchien, ergrimmt, mit bitter'm Hohn.
Da ſprangſt Du auf, aus meinem Schooß,
Und von den abgefall'nen Blumen floß
Dein Blut. Mit ſchmerzlicher Geberde
Verſankſt Du ächzend in die Erde.
Ich rufe, klage; wilder Schmerz
Zerreißt mein Herz;

---

*) Die Elfen, ſchöne Waldgötter.

**) Velleda, eine Seherin der Deutſchen.

***) Walküren, Göttinnen, die den Tapferſten in der Schlacht erſchienen, und ihnen die frohe Botſchaft brachten, ſie würden nun bald in Walhalla, dem Wohnorte der Heldengeiſter, ſein

och plötzlich erſchallt
n Bardenchor;
verjüngter Geſtalt
chwingſt Du Dich empor —
d ich erwachte
tkräftet und beklommen,
d ſieh! es lachte,
e von Geiſterhänden entnommen,
r Ächzenden ſchöne Gabe —
n holder Knabe,
t geſchloſſenem Blick
e das ſchlummernde Glück
r Wonne für jeden Schmerz
s jubelnde Herz *)!
rmann! Hermann! Dein Ebenbild,
hn und mild!
rmann! Hermann! Du lebſt im Sohn
r zweifach ſchon!
oren unter tauſend Gefahren,
rten ihn Götter in's Leben ein;
müſſeſt Du einſt mit grauen Haaren
h ſeiner Thaten noch erfreu'n!
aß ich ihn Dir reichen könnte!
aß der Himmel mir vergönnte

---

Hermann's Gattin brachte einen Knaben zur Welt, der zu Ravenna erzogen wurde, und deſſen ſonderbare Schickſale ich zu einer Zeit erzählen werde. »Tacitus.« — Schade, daß dieſer Theil der trefflichen Geſchichtsbücher verloren ging.

Nur einen ſolchen Augenblick
Für jedes and're Lebenglück! —
Doch, mein Gatte — trau're nicht,
Daß dieſe Wonne mir gebricht!
Mutterliebe, Mutterpflicht
Werden mich und ihn erhalten;
Götter werden um uns walten,
Daß von Dir und ihrem Sohn
Thusnelda ernte ihren Lohn!
Mein Hermann! komm', o komm' nun bald
Mit Deines Sieges Allgewalt,
Des Sklavenjoches Schmach zu enden!
Entreiße Deinen Sohn den Händen
Der Feinde, daß ihn, Deiner werth,
Thuiskons edles Volk verehrt!
Erſcheine an des Heeres Spitze
Siegreich vor den ſieben Hügeln!
Roms Adler falle vor Deines Schwertes Blitze!
Flieg' heran auf des Verderbens Flügeln,
Und führe zu der Liebe Friedensglück,
Zu Deiner Edelthaten Lohn,
Die Gattin und den Sohn
In's freie Vaterland zurück! —
Und will Dir Wodan dies nicht gönnen,
Nicht ſo Dein Heldenleben krönen,
Soll Rom nicht untergeh'n,
Jahrhunderte noch herrſchend ſteh'n, —
So eile unaufhaltſam hieher, ſprenge
Des Kerkers Felſengänge,

Brich unſ're Feſſeln und gewähre
Nur einmal noch uns Freiheit, Ruhm und Ehre,
Nur für den letzten Augenblick!
Auch frei zu ſterben iſt ein Glück!

# An den Abendſtern.

Epithalamium.

Freundlich ſchimmert der Stern der Liebe am dämmernden Morgen,
Wenn, in Schweigen gehüllt, leblos noch ſchläft die Natur.
Freundlich ſchimmert der Stern der Liebe am dämmernden Abend,
Wenn die verdunkelnde Nacht Leben und Schöpfung umhüllt.
Er verkündet den Tag, das Morgenroth und die Sonne;
Seinem wohlthätigen Strahl folget die Thätigkeit nach.
Er verkündet die Nacht, den Mond und die heilige Stille;
Seinem wohlthätigen Strahl folget die Ruhe gern nach.
Heiter und wohlgemuth lagert ſie ſich nach der Mühe des Tages
In den heiligen Kreis, der ſie vertrauend umſchließt:

Sei geſegnet, o Stern, der den Tag beginnet und ſchließet!
Öffnet und endet nicht auch Liebe das Leben wie du?
Sie, das ſchönſte Geſchenk der menſchenbeglückenden Gottheit,
Ward uns gegeben zum Stern, welcher das Leben erhellt;
Denn wo Liebe ſtrahlt, glänzt auch ihr Widerſchein: Freude;
Denn wo Liebe lebt, liebt auch das Leben der Menſch.
Freundlich ſchimmernder Stern, ſei vielmal begrüßt und willkommen!
Heute vor Allen ſchön, heute vor Allen erwünſcht!
Sende heut' deinen ſegnenden Einfluß, dein freundlichſtes Lächeln,
Sende dein ſchönſtes Licht heute zur Erde herab!
Denn es vereint, erzeugt in den edelſten Herzen, die Liebe
Vor dem Altare der Treu' fröhlich ein würdiges Paar.
Strahl', o freundlicher Glücksſtern, immer herab auf ihr Leben,
Daß es an Freuden ſei reich, wie du an Strahlen es biſt!
Strahl' in die Freudenthränen des Vaters herab und der Mutter,
In des Jünglings Blick und in das Auge der Braut!
Strahle glänzend und hold, ſo wie am Morgen der Liebe,
Auch wenn der Abend ſich neigt, über des Lebens Gefild!

Wechſelnd heißeſt du Stern des Abends uns und des Morgens;
Wechſelnd werde denn auch Freundſchaft und Liebe genannt!

## Der Aberglaube.

Furchtbares Ungethüm der Höllenmacht!
Hinweg, hinweg in's Reich der tiefſten Nacht!
Mit Demantketten feſſelſt du den Geiſt,
Zermalmſt des Starken Kraft, daß jedes Band zerreißt.
Wenn auch des grimmen Tigers Wuth erwacht,
Wenn ſeinen Rachen warmes Blut umglüht
Und Todesflamme aus den Augen ſprüht, —
Sanft iſt ſein Ingrimm gegen deine Würgerluſt.
Von dir berührt, erſtarrt die Bruſt,
In welcher ſonſt, dem Mitgefühl geweiht,
Die liebevolle Menſchlichkeit
Wie Himmelslicht holdlächelnd wohnte.
Das Herz, in dem einſt jede Tugend thronte,
Von dir verſchloſſen, wird der Klage taub.
Auf deinen Wink zückt der Barbar, vom Blut benetzt,
Den Stahl und tritt das Bruderherz in Staub,
Und jauchzt da, wo ſich die Natur entſetzt.

Als du, gehüllt in Schrecken, rieſengroß,
Von Nacht und Tod umgeben,
Emporſtiegſt aus der Erde Schooß,
Erſtarrte plötzlich alles Leben;
Es grinſ'ten Ungeheuer ringsumher
Aus einem düſtern Wolkenmeer,
Und ſchwieg das Sturmgebrülle,
Dann ſcholl ihr Heulen durch die Stille.
Aus Gräbern hoben ſich, gehüllt in's Leichentuch,
Geſtalten, wundenvoll, und ſchrie'n den Mördern Fluch.
Gebirg und Thal, und Strom und Hain
Barg in das tiefſte Dunkel ſich hinein;
Der Schreckensgeiſt flog mit dem Sturm dahin,
Die Erde unter ihm ward zum Ruin.

Da, wo der Winter thront auf ew'gem Eis,
Auf froſtgeſtähltem See, von Schneelaſt weiß,
Spricht, eingewickelt in ſein Pelzwerk dicht,
Der Wilde ſeinem Rennthier zu der Reiſe,
Eh' er die Eisbahn wagt im Sternenlicht,
In's Ohr des Zauberſpruches dumpfe Weiſe.

Wo Indiens Sandwüſten Funken ſprüh'n,
Steht in der Sonne der Bramin.
Der Tiger lechzt und eilt zur Flut,
Getrieben von des Durſtes Wuth:
Doch Jener ſteht im Flammenmeer der Mittagsſonne,
Und preiſ't, in's Mark verſengt, der Schmerzen Wonne.

Wer iſt die Blühende im Brautgeſchmeide,
Die dort zum Scheiterhaufen eilt voll Freude?
Sie ſchwingt die Fackel, facht die Flamme an.
Wie glücklich, wer ſo ſterben kann!
Sie drückt ans Herz den Gatten ohne Leben,
Sie ſeufzt, ſie ſinkt, zu Brahma aufzuſchweben.

Dort über Schottlands Küſte wallt wie Nacht
Der Schickſalsſchweſtern Zug in düſt'rer Pracht;
Sie ruh'n auf Sturmgewölk mit Todesblick,
Und weben, Menſch, dein nächtliches Geſchick.
Der Hirt am Ufer bebt. Was ſchallt ſo bang?
Schon naht der Leichenzug mit Grabgeſang.

Sieh dort Ägyptens Zaub'rer! Paukenklang
Schallt dumpf in ihren murmelnden Geſang,
Mit Preis des Götzen Tempel zu erfüllen,
Der ſich vernehmen läßt mit dumpfem Brüllen.
Dir huldigend, gepanzertes Nil-Ungeheuer,
Steigt Wohlgeruch empor vom Opferfeuer,
Und eine Schar drängt, daß ſie dich verehre,
Sich zu dir, zahllos wie die Tropfen in dem Meere.
Wer, ſtolzes Land, kennt deiner dunkeln Lehre
Geheimnißvollen Schacht,
Gehüllt in Zeichen, dunkel wie die Nacht?
Vermag ein Aug' die Labyrinthe zu durchſpäh'n,
Worin geſchied'ne Seelen ſich ergeh'n,
Um Menſchenhülle mit verjüngten Sinnen
Und neues Leben zu gewinnen?

Auf jenes Berges grauen Höh'n,
Von mildem Sternenlicht erhellt,
Siehſt du im weißen Kleid die Magier ſteh'n,
Hoch über dieſer Erdenwelt,
Und nach den Himmelslichtern ſpäh'n,
Aus ihrem Glanz und ihren Wechſelſtrahlen
Des Menſchen Zukunft auf den Grund
Der Gegenwart zu malen.

Doch — welcher Klänge Meer dringt auf mich ein?
Es wogt heran aus Delphi's düſterm Hain.
Der Lorbeer ſauſt, der Tempel bebt,
Indem es aus dem Mund der Prieſt'rin ſchallt:
„Der Gott! Er naht!“ — Und es erhebt
Sich hoch und immer höher die Geſtalt
Der Seherin in furchtbarem Entzücken.
Das dunkle Haar ſträubt ſich empor,
Die Augen rollen wild und kühn,
Und Flammen ſprüh'n,
Indem ſie ſpricht, hervor
Aus ihren Blicken.
Erwache, Echo! Haſche den Geſang,
Eh' ſchwindelnd ſtirbt des Götterſpruches Klang!
Vergebens iſt ihr Kämpfen und ihr Ringen;
Des Gottes Macht muß ſie bezwingen,
Daß ſie, der Zukunft Seherin,
Verkünde des Beherrſchers Sinn.
Mit dumpfem Donner thut ſich auf der Hölle Schlund
Und gibt der Menſchen und der Reiche Schickſal kund.

Druidenfeier wecket hier
Die Todten aus der Gräber Nachtrevier
Mit grauenhaftem Zauberbann,
Der ſelbſt die Meereswogen feſſeln kann.
Getroffen von dem böſen Zauberblicke
Zerfällt des Helden Speer in Stücke;
Auf ſeinen Wink durchrast den Schlachtentanz
Ein Ungethüm, — zerreißt den Siegeskranz.
Horch! Bardenlieder brauſen,
Und über ihnen brütet Nacht;
Dazwiſchen tobt der Strom und es erwacht
Des Sturms Geheul und Sauſen:
Dann plötzlich ringsum tiefes Todesſchweigen,
Indeß ſich Heldengeiſter aus den Wolken neigen.

Verſchwunden iſt die zweifach düſt're Nacht
Des Aberglaubens ſo wie der Natur,
Die Morgenröthe winkt, der Tag erwacht,
Und Kriegerſcharen füllen Thal und Flur,
Und blitzend hüpfet jeder Sonnenſtrahl
Auf tauſend Schwertern, auf der Panzer Stahl.
Des Himmels goldumſäumte Purpurflut
Sinkt küſſend auf der rothen Kreuze Glut,
Die jede Bruſt bezeichnen, jedes Herz,
Von Muth entflammt, erheben himmelwärts.
Dort ſchimmert des Erlöſers heil'ges Grab,
Dort winkt Jeruſalem, des Ölbergs Hügel.
Wie ſtürmt, wie heult, wie raſ't die Schlacht!

Hinan, hinan, in's Heiligthum!
Zum Seelenheil und Siegesruhm!
Die Helden kämpfen, fallen für des Glaubens Macht,
Und ew'ger Lohn ſtrahlt aus des Grabes Nacht.

Leiſ' umweht von heil'gen Schauern,
Ruh'n in der Eichen Schattennacht die Mauern
Von jener klöſterlichen Einſamkeit,
Der Frömmigkeit geweiht.
Nicht dringt das wilde Kriegsgetümmel
In dieſen ſtillen Aufenthalt,
Stört nicht des Seelenfriedens reinen Himmel,
Nicht das Gebet, das hier zu Gott aufwallt.
Hier härmt die Buße ſich in enger Zelle,
Und ſucht des ew'gen Heiles Quelle,
Bis dumpf vom Thurm die zwölfte Stunde hallt,
Und ſchweigend durch die dunkeln Kloſtergänge
Der Mönche Zug geſenkten Haupts zum Chore wallt.
Schon ſchwillt und braust der Orgeltöne Flut,
Drein klingen leiſ', dann lauter die Geſänge,
Bis die Begeiſterung voll Engelsluſt
Hoch über Irdiſches erhebt die Bruſt.
Schon weicht die Nacht, aufglimmt das Morgenroth,
Und zeigt der Tugend ihren Lohn
Und ihren Gott!

Hinweg, des Aberglaubens Ungeheuer,
Das tobt und raſ't mit Schwert und Feuer!

Hoch über dieſer Erde niederm Ball
Hebt Chriſti Glaube uns zum Weltenall.
Wenn feiernd glühen der Verklärung Hallen,
Der Engelchöre Hymnen ſchallen, —
Vermagſt du dann mit deinen Schrecken allen,
In deiner Todesrüſtung Funkeln,
Des Geiſtes Glorie zu verdunkeln,
Ihn, der beſtimmt, zu ſtrahlen noch in voller Macht,
Wenn Sonnen längſt erloſchen ſind in Nacht?
Dann tönt der Wahrheit Ruf durch alles Land:
„Vernichtet iſt dein Sieg!“
Und wie ſie kündend ſpricht,
Zeigt ihre Strahlenhand
Des Friedens reiches, ew'ges Licht.
Wohin ſie ſtrahlt, wird der Unſterblichkeit
Das heiligſte Gefühl geweiht,
Und ihre Stimme iſt im Weltenall
Der ſchönſte Wiederhall
Des reinſten Herzens, und aus ihren Blicken
Strahlt himmliſches Entzücken.
Sie lächelt. Wo iſt nun der Wolke Nacht,
Die, Aberglaube, dein Gebiet,
Umgab wie Todesfluch?
Die Finſterniß zieht weg ihr Leichentuch,
Den Glanz der Wahrheit trägt ſie nicht;
Ein neuer Tag erwacht,
Und ſegnet uns mit Lieb' und Licht!

# Hymne an das Licht.

Mit Schlummers Roſenwangen hold erwacht,
Schwebſt du vom dunkeln Schooß der Mutter Nacht,
So ſchön, daß ihr, du anmuthsvolles Kind,
Dein erſter Blick ein Lächeln abgewinnt.

*

Als Gott zum Schöpfungsall' ſein „Werde!“ ſprach,
Wardſt du im Flug der Kraft urplötzlich wach;
Aus goldner Sonnenveſte, ſiegeshehr,
Flog deiner Pfeile glanzbeſchwingtes Heer.

*

Heil dir, du Wunderquelle der Natur,
Du, Luſt und Schmuck und Segen jeder Flur!
Heil dir, du ſchöne Braut der Frühlingswelt,
Und Heil dem Wärmeſtoff, dir anvermählt!

*

Dein gränzenloſes Reich zu ſchmücken, lacht
Des Farbenſpieles wechſelreiche Pracht;
Von dir beſchenkt mit ſeinem Feierkleide,
Prangt hoch des Regenbogens Herrlichkeit.

*

Gedankenſchnell durchfliegſt du Zeit und Raum
Vollendet ſchon, wenn du begonnen kaum;
Und flög' mit dir der Erd' ein Engel zu,
Das Ziel erreicht er früher nicht als du.

*

Jn Mondeswogen ziehſt du ſilberrein,
Sanft ſchlummernd durch den heil'gen Sternenhain:
Dein eigner Schimmer webt dir deinen Flor,
Und Feuerblumen blüh'n um dich empor.

* * *

Wer iſt nicht Zeuge deiner Herrlichkeit!
Dir danket ſelbſt der Glühwurm ſein Geſchmeid',
Und deine ſanftverklärende Gewalt
Bewahrt die Nacht vor Grau'n und Schreckgeſtalt.

* * *

Entflammt dein Blick die ſtille Himmelsbraut,
Die hoch erröthend vor dir niederſchaut,
Dann weichet ſchwerer Träume böſe Schar
Von jeder Bruſt, die ihre Beute war.

* * *

Die gift'ge Schlang' und jedes böſe Thier
Flieht ſchuldbewußt in's düſt're Waldrevier,
Und die Natur entfernt von deiner Bahn,
Dir huldigend, was dich entweihen kann.

* * *

Der Gram, in Nachtgrau'n brütend, troſtberaubt,
Erhebt bei deinem Nah'n ſein bleiches Haupt,
Und winkt der Sorge ſelbſt, ſich zu erfreu'n
Jn deiner Strahlen ſanftem Widerſchein.

* * *

Jn deinem Glanze fühlt die Furcht ſich kühn,
Vor deinem Feuer ſchmilzt ihr Froſt dahin;
Durch deinen Anblick ſchon erfüllt mit Muth,
Gewinnt ihr Körper Kraft, ihr Auge Glut.

* * *

Im Abglanz deiner Herrlichkeit erſcheint
Zahlloſer Weſen Harmonie vereint;
Was bös und neidiſch uns entzog die Nacht,
Gibſt du zurück in neuverjüngter Pracht.

*

Der Roſe ſpendeſt du ihr rothes Kleid,
Woran beglückte Liebe ſich erfreut;
Du webſt den blendend weißen Schleier mild
Der Lilie jungfräulich holdem Bild.

*

Das Veilchen zart, des Frühlings Wiegenkind,
Hüllſt du in Windeln himmelblau und lind;
Verſchwenderiſch von deiner Gunſt bedacht,
Prangt ſtolz der Tulpe Glanz und Farbenpracht.

*

Aus deinen Flammen ſaugt der Edelſtein
Des Strahlenſpieles glüh'ndes Leben ein;
Mit Schmerz ſieht Flora einen Blumenflor,
Noch dauernder und ſchöner, als ihr Chor.

*

Doch ſchenkſt du, Licht, zu viele Gunſt dem Gold;
Sei dem verderblichen doch minder hold!
Der Armuth wär' ein beſſ'res Loos gewährt,
Verliehſt nicht du dem Mammon ſolchen Werth.

*

Von Gottes Thron ſtrömt deine Glorie, Licht!
Zur Erde, die der Strahl in Farben bricht;

Der Himmel iſt dein ewig reicher Quell,
Durch ihn und dich ſei Erd' und Leben hell!

## Endlich.

War der Tag auch noch ſo ſchön,
Endlich thürmt ſich's in den Höh'n:
Blitze raſen, Eichen ſplittern,
Zinnen ſtürzen, Berge zittern.
Lebenspilger, ſei nicht bange!
Währt die Nacht auch noch ſo lange, —
Endlich geht die Sonne auf,
Segen folget ihrem Lauf.
Endlich naht die gute Stunde,
Endlich heilt die Herzenswunde,
Endlich bringt ein Augenblick
Dir das langentbehrte Glück.

*

Winters Grimm tilgt von der Flur
Jede frohe Lebensſpur;
Froſt erſtarrt des Armen Glieder,
Leblos ſinkt der Vogel nieder.
Lebenspilger, ſei nicht bange!
Starrt der Winter noch ſo lange, —
Endlich muß der Frühling blüh'n,
Und Du wirſt vor Freude glüh'n.

Trotz weicht endlich ſanften Weiſen,
Endlich ſchmilzt das harte Eiſen,
Endlich fällt zu Staub das Bein,
Und der Tropfe höhlt den Stein.

◆

Lange hielt die Krankheit Dich
Auf dem Lager bleich und ſiech;
Schwächer ward die Hoffnung immer,
Matter jeder Lebensſchimmer.
Doch, mein Pilger, ſei nicht bange!
Währt ein Leiden noch ſo lange, —
Endlich glänzt, oft nah' dem Tod,
Der Geneſung Morgenroth.
Endlich winkt die gold'ne Ähre,
Wo ſich würgten Feindesheere;
Endlich ruht die wilde See,
Endlich blüht die Aloe.

◆

Raſch entzündet, kühn und mild,
Fantaſie ein Kunſtgebild,
Doch darſtellend es vollenden
Kann nur Fleiß mit ſchwielen Händen.
Darum, Pilger, ſei nicht bange!
Was ſoll währen, reifet lange.
Endlich prangt das Werk, geweiht
Staunender Unſterblichkeit;
Endlich glüh'n vom Sonnenſcheine
In den Klüften Edelſteine,

Endlich ſtirbt der Flammen Wuth,
Endlich trocknet Thränenflut.

*

Geht der Krug auch noch ſo oft
Zu dem Brunnen, — unverhofft
Fällt er endlich doch in Trümmer:
Endlich kömmt oft ſpät, doch immer!
D'rum, Freund Pilger, ſei nicht bange!
Nichts währt ja hienieden lange.
Kieſelherzen werden weich,
Bettler werden endlich reich,
Und nichts iſt ſo fein geſponnen,
Endlich kommt es an die Sonnen,
Endlich ſtürzen Fels und Stadt,
Und aus Wüſten keimt die Saat.

*

Der verſchmähten Liebe Schmerz
Foltert oft das arme Herz;
Lange ſchmachtet es vergebens
Nach der Krone ſeines Lebens.
Armer Pilger, ſei nicht bange!
Währt dein Schmerz auch noch ſo lange, —
Endlich endet Qual und Pein,
Endlich wird die Holde Dein!
Endlich wird ſich an den Zweigen
Reifer Früchte Glut Dir zeigen;
Endlich wird zum Fluß der Bach,
Und der Siebenſchläfer wach.

*

Noch vereint das ſchöne Band
Treuer Liebe Herz und Hand,
Und in ihre reichſten Freuden
Will das Glück Dein Leben kleiden.
Wie iſt Dir ſo wohl, ſo bange!
Wird es währen? ach! wie lange?
Endlich bleicht der Schönheit Licht,
Und des Sängers Auge bricht.
Endlich naht dem Lebensbunde
Bang die düſt're Trennungsſtunde;
Endlich flieht die Grabesnacht,
Und der ew'ge Tag erwacht!

◆

Wohnt Begeiſt'rung in der Bruſt,
Glüht das Herz in Himmelsluſt,
Und aus ew'ger Jugendquelle
Strömt der Freude Silberwelle.
Dennoch, Pilger, biſt Du bange
In des Lebens reichſtem Drange?
Endlich ſtirbt der Freude Glanz,
Welkt der Locken Roſenkranz;
Endlich ſchweigt des Sängers Mund,
Öffnet ſich des Grabes Schlund;
Endlich, endlich, — gute Nacht,
Bis der ew'ge Tag erwacht!

# Inhalt.

Seite

### Erzählungen.

Geld und Herz, oder: Die Preiserzählung . . . . 3
Die beiden Übellaunigen . . . . . . . . . 61
Mariechens ſchwarze Stunde . . . . . . . . 73
Wald-, Luft- und Vorhängſchloß . . . . . . . 89
Das Portrait. Frei nach Sheridan Knowles . . . . 105
Die Gebeſſerte, oder: Das Teſtament und der Monolog . 117
Die ſchuldlos Schuldbewußte . . . . . . . 157

Toiletten-Blätter . . . . . . . . . 189
Lyriſche Gedichte. Zweite Abtheilung . . . . . 297

Gedruckt bei C. Ueberreuter.

# Ch. Kuffner's

# erzählende Schriften,

dramatiſche und lyriſche Dichtungen.

## Ausgabe letzter Hand.

Neunter Band.

Wien, 1843.
Verlag von Ignaz Klang, Buchhändler.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

# Der Menſch und die Natur.

## Die täglichen Wunder der Schöpfung.

Das Innere der Erde zeigt uns ein Bild jener erſten, chaotiſchen Gährung über der Erde, und wir können ſogar noch täglich Augen- und Ohrenzeugen ſein jenes großen Wunderwerkes der Erſchaffung, weil es ſich in der Natur wiederkehrend erneut, und jeder Morgen uns das herrlichſte Bild der Schöpfungsmomente darſtellt.

Wir verlaſſen unſer Schlafgemach; wir treten hinaus. Noch brütet Nacht über der Erde, ohne Farbe, ohne Geſtalt. Schwarzes Gewölk deckt den Himmel. Alles iſt eine formloſe Maſſe: Toſen der Gewäſſer; Sauſen der Winde; Gährung und Kampf, feindſelig, unſichtbar.

Aber ſieh! Dämmerung lichtet das Dunkel der Verwirrung. Morgenröthe lächelt auf die, ſich ſcheidenden und enthüllenden Geſtalten der Erde und des Himmels, deſſen finſterbrütendes Gewölk ſich nun in ſeinen ſchönſten Schmuck verwandelt.

Schon leuchtet das Gewäſſer mit ſeinen glänzenden Spiegeln auf. Feurig entſprudelt die Quelle dem Fels; Bach und Fluß lodern in ſprühenden Funken, und in Gluten wogt das Meer.

Wetteifernd mit dieſer Herrlichkeit, zeigt nun die grüne Erde, wie aus einem Schleier ſich enthüllend, den Schimmer ihrer thaubeperlten Blumen und der rauſchenden Wälder aufragenden Kronenverein. Endlich tritt, ſchön wie an ihrem Schöpfungstage, die Sonne hervor, der Stolz des Himmels, die Wonne der Erde!

In dieſen herrlichen Tempel voll Schönheit und Jubel tritt der erwachende Menſch hinein, anbetend und freudig wie ſein Ahnherr im Augenblicke, da er, von Gottes Hauch beſeelet, ſich emporhob. —

Nun erſcheinen die täglichen Wunder der Schöpfung: Der Menſch, mit dem wunderbaren Organismus ſeines Körpers, der reichen Begabung ſeines Geiſtes, und die unendliche Weisheit, welche ſich zeigt in der Weſenleiter und in den Übergängen aller Reiche der Natur, von den unorganiſchen Körpern zu den organiſchen, von den Pflanzen zu den Thieren und hier wieder von den Inſekten zu den Schalthieren, von dieſen zu den kriechenden, von dieſen zu den Fiſchen, von dieſen zu den Vögeln, von ihnen zu den vierfüßigen Thieren, von dieſen endlich zum Menſchen und zu den Menſchenarten unter allen Himmelsſtrichen, bis wir uns immer höher und höher zur Anſchauung des Weltgebäudes und der unermeßlichen Stufenfolge der Welten erheben.

## Der Bau des menſchlichen Körpers.

Der Menſch iſt ſchon durch die Organiſation ſeines Körpers auf die höchſte Stufe des Lebens geſtellt, indem er die Kräfte aller übrigen Organiſationen mit der reichſten Mannigfaltigkeit und Harmonie in ſich vereinigt, ſie zur zarteſten Feinheit ausbildet, zur höchſten Vollkommenheit veredelt, und, durch Berührungspunkte mit der ganzen Schöpfung in Verbindung geſetzt, von Gefahren tauſendfach bedroht und kühn gemacht, durch ſeine Geiſtigkeit den eigenen Körper erhält und ſteigert, und die umgebende Körperwelt beherrſcht.

So wie das große Weltall uns als ein Labyrinth erſcheint, deſſen Anfang und Ende wir nirgends zu überſchauen vermögen, eben ſo zeigt uns auch der Bau und die innere Einrichtung des Körpers ein noch bei weitem nicht hinreichend erkanntes Labyrinth, ein Weltall im Kleinen, mit der wunderbarſten Ordnung der verflochtenſten und verſchiedenartigſten Theile, deren einer dem andern als Mittel dient.

Auf der harten Grundlage von Knochen mit markausgefüllter Höhlung, durch Gelenke kunſtreich und beweglich in einander gefügt, ruht das Körpergebäude wie auf feſten Pilaſtern. Dieſes Knochengerippe ſteht und erſtreckt ſich durch den Leib gleich einer Gebirgskette, an welche ſich die weichern Fleiſchmaſſen der Muskeln, Haltung ſuchend, anſchließen. Weich und biegſam im Kinde, mit den zunehmenden Jahren erſtarkend, vom hohen Alter verhärtet, endlich beinahe verſteint, bilden die Knochen in dem abſterbenden und dem todten Körper den Übergang vom animaliſchen zum Mineralreiche, und werden als kahler Schädel und als nacktes Gerippe dem Entſeelten gleichſam ein nachtbegrabenes Denkmahl, der Fantaſie des Lebenglühenden aber ein Schaudererregendes Warnungsbild.

Die bildliche Ähnlichkeit des Knochenſyſtems mit einer Gebirgsreihe und deren Kern zeigt ſich auch weiters, da beide ihre Zweige ausſtrecken, durch den Körper wie über die Erde. Als Hauptgebirge aufragend von den Grundpfeilern der Fußbeine, gegliedert mit Knie und Hüfte, die, von der ſtarken Sohle wieder geſtützt, die Laſt des Ganzen tragen und bewegen, erſcheint der Rückgrath, eine wohl in einander gefügte Verbindung feſter und doch biegſamer, ſtarker und doch leichter, kleiner Knochen, deren eingehöhltes Lebensmark nicht nur aufwärts tritt, und ſich mit dem Gehirn vereiniget, ſondern auch abwärts in die untern Theile des Körpers ſtrömt, und alle Nerven mit ſeinem ätheriſchen Geiſte tränkt.

Zu beiden Seiten des Rückgraths wölben ſich nach vorne die Rippen, bilden gemeinſam mit dem Bruſtbein die Bruſthöhle, und beſchützen mit ihrem bogenförmigen Bollwerk zwei edle Lebensorgane: das Herz und die Lunge.

Oben an der Bruſthöhle treten zu beiden Seiten die Schultern vor, an welche ſich die Arme ſchließen, des Menſchen angeborne Schutz- und Trutzwaffen, geſchickt zu jeder Wendung, ſich ausſtreckend nach dem Fernen, des Gleichgewichtes Wächter und Erhalter.

Dieſen ſind die gelenken Hände angefügt, mit den dreigliederigen Fingern, an den feinnervigen zartfühlenden Spitzen mit dem hornigen Panzer der Nägel gerüſtet, gleich trefflich durch Kraft und Schnelligkeit, im Faſſen und Betaſten, oft die Stellvertreter der Augen, die Bildner nützlicher Werkzeuge und ſchöner Kunſtwerke, des Geiſtes vollſtreckende Diener, durch Zeichen feſtbannend den flüchtigen Gedanken.

Aber wie verſchiedenartig, wie widerſprechend ſind die Verrichtungen der Hand! Sie wird dargereicht zum Bund der Freundſchaft und Liebe, ſie ſtößt den Verhaßten mit Heftigkeit zurück; ſie ſchwingt das Schwert, ſie trägt den Ölzweig; ſie ſchlägt an das Herz, ſie ſchlägt die Todeswunde; ſie leitet die Kanone und den Pflug; ſie baut und zerſtört, würgt und ſegnet; der Fluchende ballt ſie, der Betende hebt ſie zum Himmel.

Vollendend die ganze Körperſtruktur, erhebt ſich aus den Schultern das himmelan ragende, gehirnerfüllte, lockengeſchmückte Haupt, aus dickem, hartem Beine gebaut, die Königsburg der Seele, der Wart- und Leuchtthurm des Geiſtes, die Krone der Schönheit, das Rüſthaus der edelſten Sinne, mit den Augen, als ſeinen Lichtquellen, der Wangen Morgenröthe, dem Roſengarten der Lippen, dem herzgewinnenden Lächeln und dem entzückenden Kuſſe.

Gemeinſchaft durch alle Theile dieſes Wunderbaues erhaltend, verbreiten ſich gleich Kanälen die Gefäße und

Adern, durch welche die Lebensſäfte und des Blutes heiliger Purpur den raſtloſen Kreislauf nehmen, und die vom ätheriſchen Geiſte beſeelten Nerven, welche, gleich den Saiten der Äolsharfe, von der leiſeſten Berührung in Luſt und Schmerz, Leid und Wonne erklingen.

Jener unendliche Reichthum der Erfindung, welchen wir in der ganzen Schöpfung finden, zeigt ſich auch in dem Knochenbau, wenn wir ihn vom Menſchen abwärts in den verſchiedenen Thierklaſſen betrachten; eine Hauptform, und doch, welche Verſchiedenheit dabei! Dem Knochenſyſtem des Menſchen ſteht jenes der vierfüßigen Thiere zunächſt; Ähnlichkeit zeigen auch die Beingerippe der Vögel und der Fiſche. Immer abweichender wird es bei den kriechenden Thieren, und doch haben ſelbſt die Knöchelchen der Inſekten noch manche Ähnlichkeit mit den Knochen der größten Thiere. An den Schalthieren aber ſind die Knochen, welche alle andern Thiere im Innern haben, von Außen angebracht. Der Schnecke z. B. iſt die Schale (ihr Gehäuſe) das, was andern Thieren die Knochen ſind.

Beſchauen wir nun, nach dem Überblicke der Struktur des Ganzen, auch die edelſten der einzelnen Theile im Innern, ſo ſtellen ſich uns hier nicht weniger und nicht geringere Wunder dar.

Haben die Zähne, härter als die übrigen Knochen, und zwar zuerſt die ſcharfen, dünnen, zerſchneidenden Vorderzähne, dann die breiten, zermalmenden Backenzähne, mit Hilfe der Kinnladen, der Zunge und der Drüſen, denen ein auflöſender Saft entquillt, die in den Mund genommene Speiſe zerrieben, ſo gleitet ſie über die Luftröhre (deren Deckel ſich beim Ankommen der Nahrungsmaſſe ſchließt, um dem Athem freie Bahn zu erhalten) durch eine andere Röhre (Schlund oder Kehle) dem Magen zu, dem Organ der Verdauungskraft, welches uns durch das Gefühl des Hungers an die Selbſterhaltung mahnt, und durch deſſen Bewegung, Hitze und Feuchtigkeit das Genoſſene zu einem feinen breiartigen Stoff verarbeitet wird.

Auch in der Struktur dieſes Organs zeigt ſich, daß der Menſch mehr als alle übrigen animaliſchen Geſchöpfe zur allgemeinen Verbreitung auf Erden beſtimmt ſei, denn alle Thiergattungen, die mächtigſten wie die ohnmächtigſten, nähren ſich entweder von Vegetabilien oder vom Fleiſch, der Menſch aber kann Beides zugleich, ja beinahe Alles, zweckmäßig zubereitet, genießen und verdauen.

Die vom Magen verkochte Nahrungsmaſſe ſinkt in die Höhlung der Gedärme, welche, obſchon ſechsmal länger als der ganze Leib, ſo wohl geordnet, ſo in einander gelegt und ſo wellenförmig verſchlungen ſind, daß ſie nur einen ſehr kleinen Raum einnehmen. Hat nun die Gallenblaſe noch einige auflöſende Tropfen zu Hilfe geſendet, ſo fördern die wogenden Gedärme die immer flüſſiger werdende Breimaſſe in die ſeitwärts liegenden Gefäße, welche den geläuterten feinen Milchſaft dem Herzen zuführen, dieſem ſtets aufgeregten, nie ruhenden, raſtloſeſten aller Theile des Körpers, dieſem eben deßhalb nur bei ſehr wenigen Menſchen nach ihrem Tode ganz geſund gefundenen Muskel von wunderbarem Faſerngewebe, mit ſeinen, durch eine Scheidewand getheilten zwei Kammern, welcher, unaufhörlich bewegt, ſeine eigene Unruhe dem ganzen Menſchen mitzutheilen pflegt, ſich unaufhörlich wechſelnd zuſammenzieht und erweitert, pocht und ſchlägt, das Blut, die Eſſenz ſo vieler Säfte, einnimmt und ausſtößt, und es mit glühender Gewalt in die entfernteſten Theile des Körpers, insbeſondere auch in die nachbarliche Lunge ſtrömt, welche, aufſchwellend beim Einſaugen der Luft und einſinkend beim Aushauch, dem erhaltenen Blute dankbarthätig Reinheit, nährende Kraft und Purpurfarbe verleiht, friſche Luft einathmet, die böſe ausſtößt, und in der Luftröhre Laut und Schall in den vielgeſtaltigſten Modifikationen für Sprache und Muſik bildet.

Eine ſelbſtſtändige Welt macht das auf dem Halſe ruhende, aufwärts gerichtete **Haupt**. Acht feſt in einander gefügte Knochen bilden den **Schädel**, welcher, gleich einer Weſte, die beiden Schatzkammern des Denk- und Lebensgehirns und ein eigenes Nervenſyſtem einſchließt, und der Brennpunkt der Empfindungen und Vorſtellungen iſt. Die Vorzüglichkeit der Funktion des Verſtandes machte dem Menſchen auch eine vorzugsweiſe Gehirnbegabung nothwendig. So hat der Schöpfer es gefügt, daß der Menſch eine größere Menge des Gehirns in einem größern Umfang erhielt, als die meiſten Thiere. So z. B. hat die Anatomie gefunden, das Hirn des Menſchen ſei der fünf und zwanzigſte Theil vom Gewicht ſeiner ganzen Maſſe, im Haſen-aber kaum der zweihundertſte, und das Gehirn der Raupe nicht einmal der fünfzigſte Theil ihres Kopfes.

Am Haupte befinden ſich die vier vorzüglichſten Sinnesorgane: Geſicht und Gehör, Geruch und Geſchmack, gleichſam die vier Satrapen des großen Reiches. Ihnen beigeordnet iſt der Gefühlsſinn, deſſen Wirkungskreis den größten Umfang hat, und ſich über den ganzen Körper verbreitet. Durch die Sinne kommen wir in Berührung mit Allem, was da iſt; ſie ſind die Vermittler unſers Verkehrs mit der Außenwelt, und der Spiegel, in dem Alles ſich darſtellt. Aber wenn durch die fünf bekannten, allen Menſchen gemeinſchaftlichen Sinne, alſo durch die nämlichen Organe und Medien, die Welt dennoch jedem Menſchen anders erſcheint; wie noch ganz anders muß ſie erſt Weſen erſcheinen, die mit andern, feinern und vielleicht auch mit mehreren Sinnen begabt ſind, z. B. Weſen, deren Sehkraft, die bei uns auf das Auge beſchränkt iſt, ſich über den ganzen Körper verbreitet, wie bei uns der Gefühlsſinn.

## Das Auge. Licht. Farbenſpiel. Der Blinde.

Vor Allem ſetzt uns die Weisheit und Kunſt im Bau des Auges, dieſes zarteſten aller Organe, in Erſtaunen. Für den Schutz des Auges, als des edelſten, reichſten, feinſten und eben deßhalb verletzbarſten Sinnes, iſt auch vorzugsweiſe geſorgt, denn es liegt nicht nur in einer Höhlung von Knochen und von ſechs Muskeln, die ſich mit unglaublicher Geſchwindigkeit nach allen Seiten bewegen, wie von einem Bollwerk umgeben, ſondern es iſt auch von außen durch einen leicht beweglichen weichen Vorhang geſchützt, der ſich gegen den Andrang des kleinſten fremden Körpers mit Gedankenſchnelle ſchließt, und mit der ſeidenen Wimper jedem Stäubchen den Eingang verwehren kann.

Der *Augapfel*, welcher in jener Höhle liegt, beſteht aus dreierlei Häuten, deren Zwiſchenräume mit drei verſchiedenartigen Feuchtigkeiten angefüllt ſind, beſtimmt, die Lichtſtrahlen durchzulaſſen und eine Brechung, das iſt, eine veränderte Richtung derſelben, zu bewirken.

Hier zeigt ſich uns zuerſt die *harte Haut*; ſie iſt dick, feſt, elaſtiſch, weißfarbig, durchſichtig, umgibt den ganzen faſt kugelrunden Augapfel, erhebt ſich von vorne und läßt rückwärts durch eine Öffnung, die *Hornhaut* genannt, den Sehnerv ein. Hinter ihr liegt die wäſſerige Feuchtigkeit. Ihr folgt die *braune* oder *Gefäßhaut* mit der ſchon ſehr durchſichtigen *kryſtallenen* Feuchtigkeit (der Kryſtall-Linſe) in einer gleichfalls ſehr durchſichtigen Kapſel. An der Außenſeite der braunen Haut befindet ſich der weiße Ring des Strahlenbandes, aus dem die ſchönen *Strahlenfaſern* entſtehen, welche den Rand der Kryſtall-Linſe einfaſſen. Zuletzt kommt die *Netz-* oder *Markhaut*, ein unendlich feines, markiges Gewebe des ſich verbreitenden Sehnervs. Dieſe letzte Höhlung iſt mit der *gläſernen* Feuchtigkeit angefüllt.

Zwiſchen den Strahlenfaſern und der Hornhaut erſcheint die dünne, zarte *Regenbogenhaut* (Iris), und bildet den Augſtern, in deſſen Mitte ſich eine Öffnung (*die*

Pupille) befindet, welche das Licht einläßt, und, je nachdem dieſes ſtärker oder ſchwächer iſt, ſich erweitert oder zuſammenzieht, um mehr oder weniger Lichtſtrahlen einzulaſſen. Die Pupille erſcheint uns immer ſchwarz, weil die Augenkammer hinter ihr mit einer ſchwärzlichen Haut bekleidet iſt, dagegen die Regenbogenhaut verſchiedene Farben hat, bald hell, bald dunkelblau, bald grau, bald ſchwarzbraun, daher man auch nach ihr die Farbe des Auges benennt.

Soll ich nach dem wundervollen Kunſtbaue des Auges auch von der Schönheit desſelben ſprechen? Iſt nicht alle Welt voll von der Macht des Blickes, er möge bitten oder drohen, den Strahl der Liebe oder den Blitz des Zornes ausſenden? des Blickes, dem ſogar das Widerſprechende gelingt, und der ſeinen ſchönſten Triumph feiert, wenn er durch Thränen lächelt? des Blickes, dem Zeiten und Völker einſt ſogar eine Zauberkraft zuſchrieben, weil ſie das Außerordentliche ſeiner Wirkungen nicht zu erklären vermochten? des Blickes, welcher unmittelbar auf das Herz wirkt, bald ſo mild, wie der Mond, bald mit jener Glut, womit die Sonne auf das Auge ſelbſt wirkt? des Blickes, welcher, der Seele Heimat ſuchend, ſich voll Sehnſucht und Hoffnung zum Himmel erhebt? Wie ſoll ich ſie nennen, dieſe Augen? Herolde der Schönheit und der Tugend? die Morgen- und Abendſterne der Liebe und des Entzückens? die Lichtquellen des Geiſtes? die Spiegel des Gemüthes und die Edelſteine im Antlitz des Menſchen?

Bewundernswürdig iſt der Bau des menſchlichen

Auges: man glaubt in demſelben das Höchſte der Art zu finden und doch geräth man in ein neues Erſtaunen, wenn man die Werkzeuge des Sehens in ſo manchen Thieren betrachtet. Man belächelt das Extravagante der poetiſchen Lizenz, wenn die Mythologie von einem hundertäugigen Argus ſpricht; aber wie ſchrumpft dieſe rieſenhafte Übertreibung zu einem nichtsbedeutenden Zwerglein zuſammen, wenn man ſo manche der kleinſten Inſekten betrachtet, die mit Tauſenden von Augen verſehen ſind! Wenn man am Kopfe eines Käfers über ſechstauſend, am Kopfe einer Fliege ſechzehntauſend, am Kopfe eines Schmetterlinges mehr als vier und dreißigtauſend Augen findet! Sie ſind zwar nicht beweglich wie die zwei Augen des Menſchen, aber die Menge erſetzt den Mangel der Beweglichkeit mehr als hinreichend. Viele Arten von Schnecken haben die Augen an der Spitze ihrer Fühlhörner, wie am obern Ende eines Sehrohrs ſitzend. Die Augen der Fiſche ſind für die Flüſſigkeit eigens eingerichtet, und, da dieſe Waſſerbewohner ſehr ſelten in tiefen Schlaf verfallen, ſtets offen und in beſtändiger Thätigkeit. Bei den Vögeln iſt der Sinn des Geſichts, da ſie von den obern Lufträumen eine weite Entfernung überſchauen müſſen und dem Erſpähten pfeilſchnell fliegend zueilen, von beſonders ſtarker Sehkraft; auch ſind ihre Augen verhältnißmäßig größer, als bei anderen Thieren und mit eigenen Theilen verſehen, welche dazu dienen, die Empfindlichkeit der Sehkraft zu ſteigern, die Hornhaut zu reinigen und das Licht gehörig zu mäßigen.

So wunderbar aber auch das Werkzeug der

Sehkraft iſt, ſo iſt das Sehen ſelbſt noch wunderbarer, indem die weißen Lichtſtrahlen, welche von den leuchtenden Körpern ausgehen, oder von den beleuchteten abprellen, in das Auge einfallend ſich brechen, ihre Farben entwickeln, hinter der Kryſtall-Linſe ſich in einen Punkt vereinigen, welcher die Netzhaut trifft, und auf dieſer die Bilder der Gegenſtände darſtellen, welche dann, durch die Sehnerven beider Augen in das Gehirn geleitet, aus der Körperwelt in die geiſtige übertreten und aus bloßen Wahrnehmungen zu eigentlichen Anſchauungen erhöht werden.

So ſcheint der Lichtſtoff in dem Leuchtvermögen des Auges gleichſam ſeine wahre Heimat zu ſuchen und zu finden, in dem verwandten Geiſte ſelbſt aber ſeinen urſprünglichen Quell. Es läßt ſich daher wohl annehmen, daß das Auge das Licht nicht nur von außenher einſauge, ſondern deſſen wohl auch in ſich ſelbſt ſchon habe und enthalte (wenigſtens eben ſo gut als leuchtende Inſecten es in ſich haben können) wodurch es kommen mag, daß nicht nur der träumende Schläfer, ſondern auch der Wachende mit geſchloſſenen Augen, helle und farbige Gegenſtände ſehen.

Das Licht gibt uns durch ſeine weſentlichſten Eigenſchaften das treffendſte Bild der Wahrheit, der Tugend und alles Guten, da es ſeine Strahlen nur in gerader Linie, aber nach allen Seiten, mit einer, alle Vorſtellung überſteigenden Geſchwindigkeit bis in's Unendliche verbreitet und ein eigentlich ſubſtantielles Weſen, die Finſterniß aber, als Bild des Irrthums, des Laſters und alles Böſen, keine wirkliche Subſtanz, ſondern des Lichtes Abweſenheit iſt und durchgehends als Gegentheil des Lichtes wirkt.

Obſchon wir vom Lichte umfloſſen ſind, und Alles durch das Licht und im Lichte ſehen, ſo iſt uns doch die Natur desſelben, ſo hell es auch iſt, noch immer ein Räthſel und trotz aller Syſteme und Hypotheſen noch zu wenig erforſcht; es iſt alſo gewiſſer Maßen das Licht ſelbſt für uns noch dunkel. Deſto mehr aber offenbart ſich des Lichtes Kraft und Herrlichkeit in der ganzen Schöpfung, in jedem Raume und zu jeder Zeit und an jedem Weſen. Menſch und Thier erkennen, was da iſt, im Lichte; die Sonne, als Quell des Lichtes, ward Völkern ein Gott. Die Pflanze ſelbſt ſehnt ſich nach dem Lichte, wendet ſich nach dem Lichte, entfärbt ſich ohne Licht und ſtirbt ab. Die ſchönſten Farben, ſowohl am Gefieder der Vögel als am Fell vierfüßiger Thiere, gewinnen durch das Licht und erſterben ohne das Licht. Alles Licht, von der aufgehenden Sonne bis zur aufſteigenden Rakete, vom Mond bis zum Johanneskäfer, iſt dem Menſchen ein erfreulicher Anblick, und mit der Außenwelt ſcheint unſer Inneres ſelbſt licht zu werden. Sogar das matte Kerzenlicht, ein ſo entfernter Verwandter der Tageshelle, verſammelt den geſelligen Familienkreis um ſich, und lockt auch die Mücke, deren Heere im Sonnenſtrahl Mänadentänze ſchwärmen.

Der Geſchwindigkeit des Lichtes kann nichts auf der Erde gleich geſtellt werden. Man hat berechnet, das unerſchöpfliche Lichtmeer der Sonne ſei zwanzig Millionen deutſche Meilen von unſerer Erde entfernt, und das Licht lege dieſen ungeheuern Weg in acht Minuten und einigen Sekunden zurück, wobei denn auf eine einzige Minute ein durchflogener Himmelsraum von mehr als vierzigtauſend Meilen komme. Der ſchöne Farbenſchmuck, worin uns die ganze Natur erſcheint, iſt eine Wirkung der Lichtſtrahlen, welche auf die Gegenſtände fallen und von dieſen in unſer Auge zurückgeworfen werden. Dies iſt die Strahlenbrechung, deren Zauber uns im Farbenſpiele der Morgen- und Abendröthe, des Regenbogens und des Thautropfens entzücken. Die Brechung des weißen Sonnenſtrahls in ſeine ſieben Farben, welche der große Britte Newton zuerſt durch ſein Glas-Prisma künſtlich entdeckte, ſtellt uns auch die Natur in jedem Regenbogen dar.

So zeigt ſich denn in dem Farbenſpiel der leuchtenden Bogenwölbung von Außen nach Innen zuerſt das flammende Roth, an dieſem das Orangengelb und das Gelb, dem zunächſt das milderquickende Grün und das reine Ätherblau, an deſſen Rande das Indigo dunkelt, welches endlich im matten Violettſchimmer hinſtirbt. Und durch welchen Aufwand von Mitteln wird dieſes prächtige Schauſpiel bewirkt? Auf die einfachſte Weiſe: durch Waſſertropfen, welche, aus einer Regenwolke herabfallend, eine Wand bilden, worin das Licht der gegenüberſtehenden Sonne ſich unter verſchiedenen Winkeln bricht. Aber wie zahlreich ſind die Schattirungen dieſer ſieben Hauptfarben in den drei Reichen der Natur, die dadurch in der Mannigfaltigkeit des reichſten Farbenſchmuckes erſcheint! Dabei trug der Urheber der Natur zugleich die weiſe Fürſorge, daß diejenigen zwei Farben, welche auf unſer Auge am angenehmſten und wohlthätigſten wirken: die grüne, welche den mittleren Platz unter den ſieben einnimmt und die ihr nächſte blaue, auf der Erde und am Himmel mehr als alle übrigen erſcheinen.

Hier erwacht die ganze Gewalt unſers Mitleids, wenn wir, ſchwelgend in ſolchem Licht- und Farbenmeere, des Armen gedenken, deſſen nachtumhülltes Auge dieſen Genuß entbehren muß! O, wie beklagen wir ihn, der es nicht ſieht, wenn die Abend- und Morgenröthe den Himmel in einen Roſengarten verwandelt, ihn, der nicht ſieht des lächelnden Frühlings blütenvollen Triumphbogen, des glanzumgürteten Sommers goldene Ährenfelder, des bunten Herbſtes glühende Frucht- und Rebenhaine, des ernſten Winters blinkendes Silbergewand, nicht der Erde Millionen Blumenaugen, nicht des Himmels unzählige Sternenaugen; ihn, dem kein Kranz der Berge in der Ferne blauen Abendduft verſchmilzt, kein lichtaufwogendes Meer die kommende Sonne begrüßt, kein Blick der Liebe und der Freude vom göttlichen Menſchenantlitz entgegenlächelt in ſeines Daſeins Mitternacht! Des Bedrängten Angſtruf um Hilfe durchbohrt ſein Herz, und er kann ihn nicht zu Hilfe eilen! Er hört den Jubel der, vom Anblick der Schönheit und Harmonie Entzückten, und kann ihn nur mit einem leiſen Seufzer erwiedern! Ihm iſt geſchloſſen das Heiligthum der Wiſſenſchaft, des Lebenserwerbes ſchaffende Thätigkeit!

Doch nein, Du Armer! Verzage nicht! Auch über Dir waltet die ewige Vorſicht. Tauſend Augen der Menſchenliebe ſchauen auf Dich, Deiner Finger feinfühlende

Spitzen werden ſelbſt zu Augen, und das geſchärfte Gehör übernimmt die thätigſte Sorgfalt für den fehlenden Sinn. Die Liebe leitet Deine unſichern Schritte, und die holde Stimme tröſtender Theilnahme gleitet in Dein Herz, mit Belehrung und Ergetzung die dunkeln Stunden beflügelnd. Und, o Du Nachtumhüllter! Dir war Dein Schöpfer in mancher Hinſicht gütiger als Vielen. So Manches, was dem ſehenden Auge die Thräne erpreßt, läßt mit dem Blick auch die Seele Dir ohne bittere Empfindung. Du ſiehſt kein hämiſches Schurkengeſicht, das Tugend und Geiſtesgröße verhöhnt; ſiehſt nicht die Teufelslarve der Falſchheit, der Schadenfreude und des Verraths; ſiehſt — wohl Dir! nicht die ſterbende Liebe im Leichengewande; ſiehſt es nicht, wenn Scham auf der Armuth Wange brennenden Purpur ſtrömt, daß Verachtung ihr folgt; ſiehſt nicht der Unſchuld erblaſſende Verzweiflung vor dem verfolgenden Frevler; ſiehſt es nicht, wenn durch ein glückliches Land, nun ein Kirchhof, des Krieges Blutſtrom dahinwallt, ſiehſt des Ehrgeizes Menſchenopfer nicht! — Aber es ſieht Dein geiſtiges Auge um ſo heller, indeſſen Nacht der andern Licht bedeckt. Um ſo heller ſiehſt Du des Geiſtes Glanz und der Seele Schönheit. Kommen wird ein Tag, an dem Gott auch zu Dir ſprechen wird: „Es werde licht!“ Dann wird Deine Nacht vom verklärten Auge entfliehen. Sehen wirſt Du die Millionen Welten im gränzenloſen Lichtmeere und ihnen freudig nahen, wirſt ſehen und jubelnd erkennen ſie, die Dein Auge hier ohne Formen liebte, und ewig ihr Entzücken mit ihnen theilen! —

---

## Das Gehör. Schall und Ton.

Das Auge, ſo herrlich ſeine Einrichtung auch iſt, würde doch nicht hinreichen, uns alle nöthigen Kenntniſſe zu erwerben, uns alle Genüſſe des Schönen zu verſchaffen, und uns vor allen Gefahren früh und ſchnell genug zu warnen. So ward uns denn noch ein zweiter edler, dem Auge gleichſam ebenbürtiger Sinn mitgetheilt: das Gehör, welches, zwar nicht ganz ſo fein, zart und geiſtig, wie das Geſicht, vor dieſem doch den einen ſehr bedeutenden Vorzug behauptet, daß das ſo oft ſich ſchließende Auge nur ſolche Gegenſtände wahrnimmt, welche vor uns liegen, das immer offene Ohr aber alle Schwingungen der erſchütterten Luft, welche durch bewegte Körper vor uns, hinter, über oder unter uns hervorgebracht werden, auffaßt, und uns von ihnen getreue Kunde bringt. Der Gehörsſinn verbindet uns zunächſt mit der ſittlichen Welt, und ſchafft dem empfindenden und denkenden Weſen die höchſte Wonne, durch die unmittelbarſte Mittheilung von Gedanken und Empfindungen und durch des Tonreiches entzückende Harmonie.

Auch für die Unverletzbarkeit dieſes, dem Range nach zweiten Sinnes ſorgte der Urheber der Natur. Ein klebriger Stoff, den Eingang bekleidend, muß alles Schädliche abhalten und ſelbſt dem kleinſten Inſekt den Eintritt zu den innern Theilen verwehren. Haben die weichknorpeligen Ohrläppchen, Muſcheln gleich, die wellenförmigen Luftſchwingungen aufgefangen, ſo müſſen dieſe an den nächſten Wechſel von Erhöhungen und Vertiefungen im Ohr, gleichſam wie zwiſchen Berg und Thal, anſchlagen und abprellen. Von da dringen ſie, weiter fortgeſtoßen, durch die Windungen der ſich verengenden innern Gehörgangsröhre, einer Art von Trompete, bis an das äußerſt zarte, elaſtiſche Häutchen des ausgeſpannten, nach innen etwas erhabenen, außenher etwas vertieften Trommelfells, deſſen Erſchütterung den hier gebildeten Schall mittelſt der drei Gehörknöchelchen, ihrer Geſtalt wegen Hammer, Ambos und Steigbügel genannt, durch die innere Trommelhöhle und das Labyrinth dem Gehörnerven mittheilt, der ihn zum Gehirn hinaufleitet. Schlaf und Tod ſchließen alle Sinne früher als das Ohr. Das Ohr des Menſchen iſt zwar verhältnißmäßig kleiner und gedrängter, als bei allen Thieren, dafür aber deſto künſtlicher gebaut. Einfach erſcheinen dagegen die Gehörwerkzeuge mancher Thiere, insbeſondere der Amphibien und der Fiſche; die letztern haben weder ein äußeres Ohr, noch den Gehörgang und das Trommelfell. Und dennoch weiß man, daß die Karpfen auf die Stimme oder den Schall einer Glocke herbeikommen, ihr Futter zu nehmen.

Die Gehörwerkzeuge der Vögel ſind vollkommener; ſie haben den Gehörgang und die Trommelhaut, doch fehlt ihnen der ſpiralförmig gewundene Theil der innerſten Ohrhöhlung, die ſogenannte Schnecke und die drei Gehörknöchelchen machen bei ihnen, wie bei den kriechenden Thieren, bloß ein einziges platt ausgedehntes Knöchelchen. Und dennoch iſt bei den Vögeln das Gehör nach dem Geſichte der vorzüglichſte Sinn. Manche Raubthiere haben ein viel ſchärferes Geſicht als der Menſch, dagegen aber vermag dieſer es vorzugsweiſe, ſein Gehör zur höchſten Feinheit auszubilden.

Bewunderung erregend iſt es, daß bei dem ungeheuren Zuſammenfluſſe ſo vieler Schalle und Laute in der Natur, bei der Verworrenheit einer Menge ringsumher geſprochener Worte und bei der innigſten Verſchmelzung des größten Reichthums von Singſtimmen und Inſtrumenten aller Art zu einem Kunſtwerke, das überfüllte und überſättigte Ohr (vorzüglich ein geübtes Künſtler- und Kenner-Ohr) dennoch ſo viel Einzelnes zu unterſcheiden vermag in dieſem Heere von Luftkreiſen, in dieſem wogenden Meere von Klängen, in dieſem unermeßlichen Labyrinth von Tönen, worin der höchſte dem menſchlichen Ohr noch vernehmbare Ton bei ſechstauſend Luftſchwingungen in einer Sekunde enthält, ſo wie der tiefſte in derſelben Zeit deren nicht mehr als zwanzig bis dreißig erfordert, und zehn oder zwanzig derſelben nur einen Schall verurſachen, aber keinen Ton geben.

Denke Dir nun, mein Leſer, eine große Symphonie, wobei das Orcheſter in einem kerzenhellen Saal, oder eine, wo daſſelbe in einem ſchattigen Walde auf Bäumen ſitzt; denke Dir eine Bravourſängerin im ſchön dekorirten Opernhauſe, oder eine Nachtigall in einer mondhellen Mainacht; denke Dir den feierlichen Klang einer tauſendpfündigen Glocke oder das muntere Gezirp einer Cicade, die kaum ein Quentchen wiegt; Du wirſt Dich bald tief gerührt, bald erhoben, bald herzlich froh fühlen, bald jubeln, bald weinen, und Dein Innerſtes wird dem melodiſch-harmoniſchen Zauber wie ein Geiſter-Echo nachklingen: aber — deſſen ungeachtet müſſen wir uns geſtehen, daß wir, trotz ſo mancher von Gelehrten erſonnenen Syſteme und Hypotheſen, — von der Art und Weiſe, wie jene vielfach modificirten Lufterſchütterungen zu Klängen und Tönen und dieſe wieder in uns zu geiſtigen Empfindungen werden, wenig Beſtimmtes wiſſen. Wir thun daher am beſten, auch hier neuerdings zu bekennen: der Schöpfer der Natur habe zwar ſeine größten Wunder mit den einfachſten Mitteln hervorgebracht, dieſelben aber mit einem Schleier bedeckt, den [illegible] — mit oder ohne Geduld — vergebens zu lüften [illegible] zu zerreißen trachten.

Begnügen wir uns denn, nur das [illegible] zu erkennen, daß die ganze Schöpfung, von der ewigen [illegible] beſaitet, **eine** große Geiſter-Harmonika ihres Urhe[illegible] und unſer Inneres ſein Echo ſei!

## Geruch, Geſchmack und Gefühl.

Dieſe drei Organe, welche jedesmal eine unmittelbare Berührung der wahrzunehmenden Gegenſtände fordern, ſind zwar minder edel und fein, als Geſicht und Gehör, aber nicht minder wichtig.

Der Geruchsſinn, der Region des Gehirns näher und befreundeter, als der Geſchmack, erfreuet uns nicht nur durch die angenehme Empfindung der mit der Luft zugleich eingeſogenen Duftausflüſſe, welche ſo vielen Körpern aller Naturreiche unaufhörlich entſtrömen, ſondern er warnt uns auch vor ſchädlichen Körpern durch die Wahrnehmung der böſen Ausdünſtungen, welche uns ihre Nähe verrathen, ja, er vermag uns durch ſeinen Reiz vom Todesſchlafe der Ohnmacht wieder zum Leben zurückzurufen. Er übt durchgehends eine anziehende und abſtoßende Gewalt aus, über Menſchen und Thiere. Die letzteren koſten ſogar durch das Riechen.

Eben ſo dient auch der Geſchmack nicht nur, das Vergnügen der geſchmeidigen, vielbewegten, mit einer Fülle von Saftgefäßen und feinen Nerven durchwebten Zunge zu erhöhen, ſondern auch, um die guten oder nachtheiligen Eigenſchaften der Nahrungsmittel zu prüfen. Er iſt dem Menſchen, deſſen Gaumenluſt alle Reiche der Natur plündert, nothwendiger, als den Thieren, folglich in jenem auch feiner als in dieſen, die den Nahrungsmitteln ihrer Gattungen ſtets treu bleiben, und ſich auf Weniges beſchränken. Der Geſchmack iſt zugleich ein ſicherer Barometer der Lebensweiſe, indem er ſich dem Mäßigen im beſten Zuſtande erhält, durch Schwelgerei aber abgeſtumpft wird.

Den größten Umfang unter den Sinnen behauptet das Gefühl. Es regt und entwickelt ſich als der erſte Sinn ſchon am Kinde, und der Sterbende, deſſen Ohr die Troſtworte der Freundſchaft nicht mehr hört, deſſen Auge die Thräne der Liebe nicht mehr ſieht, fühlt noch den letzten Druck der Hand und den letzten heißen Kuß auf der kalten Lippe. Das Gefühl iſt ſogar Mitregent der andern vier Sinne, und ſtellt ſich ſelbſt am Aug' und Ohr, am Gaumen und in der Naſe gemeinſam, mitwirkend und ihre Thätigkeit unterſtützend, ein. Den höchſten Grad feiner Wahrnehmung äußert er als Betaſtungsvermögen an den Fingern, bei den Säugethieren vorzüglich an der leckenden Zunge. Außerdem aber wohnt es auf der ganzen, mit Nerven und ihrem Äthergeiſt unterlegten Haut, die aus einem Gewebe von unzähligen Fäden beſteht, den Dünſten der warmen Haushaltung der innern Theile und des glühenden Blutſtromes durch die feinſten Poren Ausgang verſchafft, aus der umgebenden Atmoſphäre unaufhörlich Nahrungsſtoffe einſaugt, und von den ihr nahe liegenden Blutadern die Roſen der Wangen blühen und die Rubinen der Lippen erglühen läßt.

Die Sinne ſind gleichſam die Bienen, welche dem Geiſte den Naturſtoff zur Verarbeitung und Läuterung zuführen. Wer ſie in mäßiger Übung rein und geſund erhält, deſſen Seele wird rein und geſund ſein. Verfeinerung veredelt ſie, Überfeinerung ſchwächt ſie, Übermaß ſtumpft ſie ab, Mißbrauch tödtet und zerſtört ſie, die uns der Schöpfer zu Erhaltern und Schützern gab.

# Die Sprache.

Die Einrichtung des Sprachwerkzeuges zeigt die höchſte Kunſt zugleich mit der größten Einfachheit, indem ein Bischen Lufthauch, von der ihn ausathmenden Lunge durch den Kanal der an ihrem Eingange mit einer Spalte verſehenen Luftröhre emporgetrieben, gegen die innern Häute derſelben, und insbeſondere gegen den Kehldeckel anſtößt, welcher, je nachdem er ſich erhebt oder legt, den Kanal öffnet und ſchließt, wodurch die Stimme gebildet wird. Dieſe erhält dann ihre Modifikation zur eigentlichen artikulirten Sprache erſt durch die Zunge, welche ſich mit der geſchmeidigſten Schnelligkeit nach allen Seiten und Richtungen biegt, wendet und ſchwingt, und bald an die Zähne, bald an den Gaumen ſtößt, der ihr gleichſam zum Reſonanzboden dient. O möge jener wortebildenden Zunge nie ein Wort entfliehen, welches den Schöpfer beleidigt, das Geſchöpf entehrt, ein Mitgeſchöpf verletzt!

Der Mechanismus der Sprachwerkzeuge hat eine ſolche Genauigkeit und Sicherheit in allen Theilen, daß ein franzöſiſcher Anatomiker aus den von todten Thieren abgeſonderten Stimmenwerkzeugen durch Hineinblaſen vom untern Ende der Luftröhre eben dieſelben Töne und dasſelbe Geſchrei hervorzubringen vermochte, welches die lebendigen Thiere mit ihrem ehemaligen Eigenthum hervorgebracht hatten.

Bei einigen Gattungen der vierfüßigen Thiere iſt das Werkzeug der Stimme noch mehr zuſammengeſetzt, als beim Menſchen. Die Vögel, dieſe fröhlichen Tonkünſtler der Natur, haben zwei Luftröhrenköpfe, einen äußern oben an der Luftröhre, und einen innern am untern Ende derſelben mit einer dicken Haut, welche quer zwiſchen den beiden Luftgefäßen liegt. Die Heuſchrecke iſt gar eine Bauchrednerin; ſie hat das ſehr künſtlich eingerichtete Werkzeug ihrer Stimme wirklich im Bauche.

Die Thiere haben allerdings eine Sprache, aber nur eine inſtinktmäßige, größtentheils unwillkürliche und ſehr unvollkommene, man könnte ſagen, eine Naturſprache, indem ſie durch Laute bezeichnen, was ſie empfinden und bedürfen. Sie drücken immer nur die einförmige Beſchränktheit ihres gegenwärtigen Zuſtandes aus; es unterliegt jedoch keinem Zweifel, daß ihre Sprache, ſo arm ſie auch uns Menſchen dünkt, für ſie ſelbſt unter einander den erforderlichen Grad der Vollkommenheit habe, und allerdings ein kräftig zureichendes Mittel ihres Vereins und ihrer Wechſelwirkung ſei. Die lautreichſten Thiere ſind auch faſt durchgehends die geſelligſten, ſo wie die geſelligſten Menſchen auch die geſprächigſten, die ungeſelligen aber wortkarg ſind.

Es fehlt der thieriſchen Naturſprache keineswegs an Ausdruck. Wie dringend ruft die lockende Mutterhenne ihre Küchelchen zum gefundenen Futter! Wie zärtlich klagen die pippenden Jungen um die verlorne Alte! Wie ſchmelzend ſind die Liebesgeſänge der ſehnſuchtsvollen Nachtigall!

Wie lebhaft, man möchte ſagen — bis zum Reden, drückt der Hund ſeinen Schmerz um den vermißten Herrn aus! wie lebhaft ſeine Freude über den Wiedergefundenen! Wie lebhaft als Wächter des Hauſes nächtlicher Weiſe ſeinen verſcheuchenden Grimm gegen Fremde! wie lebhaft ſeine Jagdluſt! Kein Thier fühlt den Drang, ſein Inneres in Schmerz und Freude dem Menſchen mitzutheilen, in dem Grade wie der Hund, der in dieſem Drange oft ſo ſonderbar modificirte, ſo nachdrücklich betonte Laute hervorbringt, als wolle er wirklich ſchon Worte ausſtoßen. Die Geſchichte der Pariſer Akademie erzählt ſogar von einem Hunde, welcher ſeinem Herrn einige dreißig deutſche Wörter nachſprechen konnte.

Die geſelligen Murmelthiere pflegen beim Graseinſammeln Schildwachen auszuſtellen, welche die Beſchäftigten durch pfeifenden Zuruf von der Annäherung des Feindes benachrichtigen.

Selbſt der Fiſch iſt nicht ganz ſtumm; er gibt doch ſehr unvollkommene Laute von ſich; das ſogenannte Schnalzen dient ihm zuverläſſig zur Bezeichnung irgend einer Empfindung oder eines Bedürfniſſes.

Die Thiere der höhern Art haben in ihrer Empfindungsſprache den unverkennbaren Vorzug, daß ihnen zur Bezeichnung deſſen, was in ihnen vorgeht, eine größere Verſchiedenheit der Laute — tiefer und höher, und mehr Mannigfaltigkeit der Bewegung — langſamere oder ſchnellere, zu Gebote ſteht, wobei ſogar ein gewiſſer Grad von Willkürlichkeit eintreten mag.

Ein Wunder aber, welches allein ſchon hinreichend wäre, den Menſchen über die ihm dienende Thierwelt zu erheben, iſt die Rede, jenes göttliche Vermögen, Empfindungen und Gedanken — nicht inſtinktmäßig, ſondern mit freier Willkür durch artikulirte Töne, Worte, zu bezeichnen, die Himmelsgabe, unſer Innerſtes, Schmerz und Wonne, von Seele in Seele zu ſtrömen, und alle Schätze des Geiſtes zum allumſchlingenden Bande, alle Vorräthe der Erfahrung zum Gemeingute der geſammten Menſchheit zu machen. Ohne die Rede würden wir ſehr wahrſcheinlich eben ſo iſolirt leben, wie der größte Theil der Thiere. Sie iſt das Organ der Vernunft; durch ſie wirkt der Menſch, am meiſten aber derjenige, der ihrer Herr und Meiſter iſt. Der Grad ihrer Ausbildung bezeichnet die Bildungsſtufe ganzer Nationen.

In der Menſchenſprache liegt der ſicherſte Beweis, daß der Menſch weder zu unthätiger Beſchauung noch zu fruchtloſer Spekulation, ſondern zu geſelliger Verbindung und zu einer praktiſchen Lebensweiſe, wie Chriſtus ſelbſt hienieden ſie führte, geſchaffen iſt. Der Haß ſchweigt, die Liebe ſpricht.

Vom Rande der Verzweiflung reißt ſich Göthe's Taſſo empor, hoch erhoben durch das auflodernde Kraftgefühl der ihm verliehenen Himmelsgabe der Rede:

»Alles iſt dahin, nur Eines bleibt:
Die Thräne hat uns die Natur verliehen,
Den Schrei des Schmerzes, wenn der Mann zuletzt
Es nicht mehr trägt — und mir noch über Alles —

Sie ließ im Schmerz mir Melodie und Rede,
Die tiefſte Fülle meiner Noth zu klagen:
Und wenn der Menſch in ſeiner Qual verſtummt,
Gab mir ein Gott zu ſagen, wie ich leide.«

Sei aber die Rede auch noch ſo herrlich, die Sprache auch noch ſo vollendet, dennoch bleibt uns das **Unnennbare** und das **Unausſprechliche** immer das Schönſte, das Höchſte! Auch hier — ſo wollte es die ewige Verſehung — auch hier ſollte uns eine noch höhere Kraft für eine höhere Welt bleiben.

## Das Mineralreich. Erdarten. Metalle.

Wir haben nun die Wunder in der Einrichtung unſerer irdiſchen Hülle geſehen, und treten jetzt hinaus in die weite Schöpfung, ein fortwährendes Wunderwerk in allen drei Reichen der Natur! Wohin wir auch unſere Augen wenden, allüberall begegnen uns Gegenſtände und Einrichtungen, die Bewunderung und Anbetung erregen. Wir könnten ihnen, ſelbſt wenn wir es wollten, nicht entgehen. Jeder Blick in die Außenwelt und in unſer Inneres zeigt uns ein Wunder und ſeinen göttlichen Urheber. Glücklich, wer ſie ſieht und ſehen will! Beklagenswerth, weſſen Geiſtesblindheit ſie nicht ſehen kann, weſſen Gemüthsleere ſie nicht erkennen will!

Laſſen wir denn die Wunderwerke der drei Reiche der Natur vor uns vorüberziehen! Überſchauen wir zuerſt das Mineralreich über der Erde und in ihren Tiefen!

Die Erde, deren Inneres ſo fruchtbar iſt als ihre Oberfläche, beſteht ſelbſt aus mehreren Erdarten, Subſtanzen, welche wenig zuſammenhängend — daher zerreiblich ſind. Sie geben den Hauptſtoff der Oberfläche, und ſind der Grund alles Gedeihens und aller Fruchtbarkeit des Pflanzenreiches und der Thierwelt. Ihre verſchiedenartige Miſchung befördert die Mannigfaltigkeit von beiden. Bringt die Erde überhaupt als großer Gewächsgarten ſo viel Heil- und Nahrungsmittel hervor, ſo gewähren uns ihre verſchiedenen Arten auch ſehr viele wichtige Vortheile für unſere Lebensbedürfniſſe. Ich will hier nur auf einige Erdarten aufmerkſam machen, um meine Hauptabſicht: die Gewährung eines Überblickes, zu erreichen. Die Thonerde liefert uns Gefäße, die Kieſelerde das Glas. Von größter Wichtigkeit iſt uns die Kalkerde; die harte liefert uns Steine zum Bauen, unter dieſen den an Paläſten und Statuen bewunderten Marmor; die weiche Kalkerde gibt, mit Sand vermiſcht, den Mörtel. Der rohe, gemalne oder gebrannte Kalk wird als Ackerdünger verwendet. Gärber, Seifenſieder und Färber benöthigen dieſes Mineral, und die Zuckerraffinerien nehmen es zur Läuterung. Die Bittererde, Magneſia, iſt ein vielgebrauchtes Arzneimittel. Aus Gyps, einer eigenen Art Kalkerde, werden Statuen, Büſten und Zimmerverzierungen gebildet; der weiße, ganz reine Gyps wird dem ſchönen Geſchirre von Porzellan und

Steingut beigeſetzt. Aus dem Gypsmörtel verfertiget man einen künſtlichen Marmor, und der weiche, weiße Alabaſter ein gypsartiger Stein, gibt ſich als Stoff zu den ſchönſten Gebilden.

Wie zahlreich iſt die Gattung der Salze, deren mehrere ſich in allen drei Reichen der Natur verbreitet finden! Welche Vortheile gewährt der Alaun dem Färber und Gärber! — Wie zahlreich und wunderbar iſt die Klaſſe der brennbaren Mineralien, wie: Erdharze, Schwefel ꝛc., deren einige durch gleichzeitiges Zuſammentreffen der Einwirkung des Feuers und der Luft ſich entzünden, in Flammen ausbrechen, dann durch ihre eigene Subſtanz das Feuer vermehren und nähren, indeß andere unter denſelben Umſtänden nur verglühen und leuchten. Einige dieſer Mineralien ſind feſte Körper, wie z. B. die Steinkohlen, andere flüſſig, wie z. B. die Naphta, die aus Felſenritzen tropfenweiſe hervorquillt.

Wie mannigfaltig iſt der Reichthum der Metalle, dieſer ſchwerſten und undurchſichtigſten Körper in der ganzen Natur! wie groß, wie vielfach ihr Nutzen! wie verſchieden ihre Erſcheinung, bald in reiner Geſtalt, bald verborgen unter andern! wie wunderbar die Art ihrer Erzeugung und Bildung, ihres Reifens und Verwitterns in Gebirgsklüften und in den Tiefen des unterirdiſchen Reiches der mit raſtloſer Thätigkeit und mit unaufhörlichem Wechſel fort und fort ſchaffenden Natur!

Laſſen wir den Blick nur auf den vier vorzüglichſten Metallen: Gold, Silber, Platina und Eiſen, als den

Repräſentanten dieſer ganzen Klaſſe von Körpern des Mineralreichs, verweilen! Hier leuchtet uns vor allen der Götze von Millionen Menſchen, die Mutter ſo vieler Tugenden und Verbrechen, die Quelle von ſo mannigfaltigem Glück und Elend, das Gold, entgegen, dem kein anderes Metall an Pracht und Dauer des Glanzes gleichkommt, das Gold, die Deſpotin der Schwelgerei, die Sklävin ſo vieler Laſter! Es hat aber nicht nur imaginäre Vorzüge, die es zum Gegenſtande des gierigſten Strebens machen, ſondern auch reele, und zwar ſehr bedeutende. Sein Glanz leidet durch keinen Roſt, ſeine Subſtanz läßt ſich durch keinen fremdartigen Stoff verändern. Es beſitzt unter allen Metallen die größte Dehnbarkeit; mit einem Gran dünngeſchlagenen Goldes kann man eine Fläche von mehr als tauſend Quadrat-Zoll bedecken. Es iſt weich und geſchmeidig im hohen Grade, und läßt ſich mit den meiſten übrigen Metallen vereinigen, doch zeigt es ſich in ſeiner dunkeln Wohnung meiſtens gediegen und unverdeckt, und könnte durch manche dieſer Eigenſchaften dem Menſchen zu einem ſchönen Vorbilde dienen.

Neben des Goldes feuriger Sonnenglut glänzt die ſanfte Schweſter, das Silber, mit ſeinem reinen, weißen Licht als milde Luna des unterirdiſchen Reiches. Der ſchöne, helle Klang zeichnet es vor allen Metallen in dem Grade aus, daß man ſchönklingende weibliche Stimmen Silberſtimmen nennt, und zarten muſikaliſchen Inſtrumenten einen Silberton zuſchreibt. Behauptet das Silber durch dieſe Eigenſchaft einen Vorzug vor dem

Golde, ſo ſteht es dieſem wieder darin nach, daß es den ſchönen Glanz, ein dauerndes Eigenthum des Goldes, an der Luft allmälich verliert. Nach dem Golde hat das Silber auch die meiſte Geſchmeidigkeit und Dehnbarkeit, drängt ſich aber jenem im Handel und Wandel ſo keck vor, daß es in ganz Europa der allgemeine Maßſtab wurde, nach welchem der Werth aller Erzeugniſſe und Güter, ja ſelbſt der des Goldes, beſtimmt wird. Eine ſtolze Verwandte des Silbers iſt die Platina *) mit ihrem blendend ſilberweißen Glanze, unter allen bekannten Naturkörpern der ſchwerſte und unter allen Metallen das einzige, welches nie anders als gediegen gefunden wird. Sie nimmt ſogar eine ſchönere Politur als Gold und Silber an, und gibt ein ſchönes Bild unerſchütterlich feſter Tugend, da ſie im Feuer unzerſtörbar iſt, und weder in der Luft noch im Waſſer Roſtflecken annimmt.

Zunächſt erblicken wir die unſcheinbar dunkle Geſtalt des Eiſens, dem kein anderes Metall an Härte und Nutzbarkeit gleicht. Da keine Kunſt und kein Handwerk, weder der Krieg, noch der friedliche Feldbau, zu ſeinen Werkzeugen des Eiſens entbehren kann, ſo hat die göttliche Weisheit dieſes Metall in der Natur allgemeiner, als irgend ein anderes, verbreitet.

Das Eiſen, zum Glühen erhitzt, gleicht theils dem

---

*) Dieſes Metall wurde erſt im Jahre 1736 im ſpaniſchen Südamerika entdeckt, und nach dem ſpaniſchen Worte Plata (Silber) Platina genannt.

Genie, welches nur im Zuſtande der Begeiſterung Funken ſprüht, theils dem menſchlichen Hochmuth, der nur im Schmelzfeuer des Unglücks erweicht wird. Unter allen Metallen zeichnet ſich das Eiſen auch durch ſeine Liebe zum Magnet aus, deſſen anziehender Kraft es allenthalben folgt.

Die Zubereitung des Eiſens, wenn es aus tiefen Schacht herausgefördert, durch des Hammers Gewalt, des Ofens und der Eſſe Glut geſchmolzen und von der Schlacke gereiniget wird, fordert allerdings viele Mühe und Arbeit; dann aber dient es uns auch in den verſchiedenſten Geſtalten für die mannigfaltigſten Bedürfniſſe, und gibt uns das Heldenſchwert und die Senſe, die Pflugſchar und die Kanone, den Jagdſpeer und die Nadel, die gewaltige Axt und den häuslichen Hammer, die grobe Zange und die zierliche Schere, die glättende Feile, die zähnereiche Säge und den Spaten, der die Erde umgräbt und unſer Grab höhlt.

In ſeiner reinſten und veredelteſten Geſtalt erſcheint das Eiſen als Stahl, deſſen Feinheit und Glanz oft mit dem Silber wetteifert. Das Maß ſeiner Wohlthaten voll zu machen, dient uns das Eiſen ſogar als Arzneimittel, die Faſern ſtärkend und den Kreislauf des Blutes fördernd.

# Die Edelſteine.

Wir treten nun in das farbenbrennende Zauberreich der Edelſteine, jener Sterne der Unterwelt, deren Lichtſpiel uns wie mit Feueraugen bedeutungsvoll winkender Geiſter anſchaut.

Sie, die zum Schmuck des Höchſten auf Erden erkoren, als Kleinodien im Diadem des Herrſchers ſtrahlen und zunächſt ſtolz ſind, als Zierden der Schönheit beſchämt zu werden, — gründeten ihren Werth zu jeder Zeit nicht nur auf die Herrlichkeit ihrer Eigenſchaften, ſondern auch auf ihre Seltenheit, indem die freigebige Natur ſelbſt die edelſten der Metalle, das allgeſchätzte Gold und Silber, in viel größerer Menge hervorbringt, als die gleichſam verkörperten Lichtmaſſen der Juwelen. Berge und Felſen ſind die Wiegen dieſer nachtumhüllten Kinder des Lichtes; der gierige Menſch reißt ſie recht eigentlich vom Schooße der Mutter Erde, und weiß ihre Schönheit durch die Kunſt des Schleifens für die Pracht des Weltlebens zu erhöhen, wozu ſie deßhalb wohl paſſen, weil ſie hart und abgeſchliffen ſind und glänzen. Der Orient, und insbeſondere Oſtindien, ſind vorzugsweiſe ihr Vaterland zu nennen.

Vor allen leuchtet uns des Diamanten blendender Glanz entgegen, welcher nicht nur die übrigen Edelſteine an Durchſichtigkeit, ſondern auch alle bekannten Naturkörper an Härte übertrifft, dabei noch die Seltenheit insbeſondere für ſich hat. Es gibt auch farbige Diamanten; doch wird der reine am höchſten geſchätzt. Hat ihm das Schleifen viele Flächen gegeben, ſo ſtrahlt er, obſchon an ſich farblos, doch einen vielfarbigen Glanz aus, dem kein anderer gleich kommt. Reinheit und Größe beſtimmen ſeinen Werth. Er verlangt, als Lieblingskind der heißen Zone, die kräftigſte Glut ſenkrechter Sonnenſtrahlen, und entſteht daher immer nur einige Fuß tief unter der Oberfläche der Erde und der Felſen; tiefer hat man noch keinen gefunden. Auch läßt ſich der Stolze nur durch ſein eigenes Pulver ſchleifen und poliren.

Dem Demant am Rang der nächſte und der Gewalt des Feuers noch mehr trotzend als dieſer, leuchtet der Rubin mit hochrother Glut, deren Abſtufungen in einigen Orten zu blaſſer, gelblicher und Violett-Röthe übergehen, bis zur Blutfarbe des myſtiſchen Karfunkels.

Der helldurchſichtige Saphir, im Rang der dritte, zeigt uns in ſeinem blauen Feuer dieſe Farbe in ihren mannigfaltigſten Abſtufungen, auf ähnliche Weiſe der werthloſere Chalcedon. Daſſelbe Nüancenſpiel ſtellen Topas und Hyacinth mit der gelben Grundfarbe dar, Smaragd, Chryſolith, Chriſopas und Beryll mit der grünen, Amethiſt mit dem Violett, Carneol, obſchon ferne dem Rubin, mit der rothen.

So wie die Hauptgattungen dieſer Edelſteine gewiſſe einzelne Hauptfarben nüanciren, ſo zeigen wieder andere ein Gemiſch aller Farben in Streifen, Flecken und Punkten oft mit abwechſelnden Lagen und Schichten. So vereinigt der Sardonix in ſich den Carneol und den Chalcedon, und eine Art von Achat und Opal (das Weltauge) ſpielt alle Farben des Regenbogens.

Sonderbar iſt es, daß manche farbige Edelſteine von niederem Range im Feuer entfärbt werden, und als Kunſtbetrug dann für Diamanten gelten müſſen. So erhalten manche Menſchen, wenn die Glut der Leidenſchaften ihr Inneres und Äußeres entfärbt hat, den falſchen Schein eines ſoliden Weſens.

## Die Pflanzenwelt.

Die Erde, des Pflanzenreiches Heimat, eh' noch ein lebendiges Weſen auf ihr athmete, liegt nun wie ein ſchöner, großer Garten vor uns, in dem Gott offene Tafel hält. Millionen von Kräutern duften uns entgegen, Millionen von Blumen in reicher Farbenpracht ſchauen uns mit freundlichen Augen an; Millionen Ähren nicken uns mit den goldenen Häuptern liebevoll zu; Millionen Bäume umſchatten uns mit dem kühlen Geſäuſel blütengeſchmückter oder fruchtglühender Wipfel.

O Palaſt der Natur! du biſt ſchön und erhaben wie kein anderer. O Kleid des einfachſten Blümchens! du biſt reich und lieblich, wie kein Prunkgewand der großen Welt. Der nickende Halm und der ruhende Berg, himmelan ragend, — beide ſind in ihrer Art gleich vollkommen, und

Gegenſtand der feurigſten Bewunderung iſt jede Pflanze. Die Wurzel, befeſtigend in die Erde geſenkt, iſt ihr Mund, mit dem ſie aus jedem Boden die ihr gemäßeſten Nahrungsſäfte ſaugt. Zarte Röhrchen führen dieſe geläutert, den Wachsthum fördernd, durch Stamm oder Stängel empor.

Den Baumſtamm, welcher den kräftigen Leib tragen und den Stürmen widerſtehen muß, umgibt gleich einer Rüſtung die Rinde, indeß der zarte, weiche Stängel, von den Lüften gewiegt, ſich durch ausbeugendes Nachgeben ſchützt. Die vielgeſtaltigen, geheimnißvolle Geſpräche flüſternden Blätter tragen viel bei, das Leben des Baumes, der ihnen Leben gibt, zu erhöhen, indem ſie dankbar die Regentropfen ſammeln, Abends ihre untere Fläche der Erde zuwenden, um den von ihr aufſteigenden Thau einzuſaugen, mit ihren Stielen, wie mit einer Art von Wurzeln, aus der Luft unaufhörlich Nahrung an ſich ziehen, ſie den zunächſt liegenden Theilen der Stämme oder Stängel zuführen, die zarten Knospen und Blüten wie mit Mutterſchwingen decken und zugleich die Ausdünſtungen des ganzen Pflanzenkörpers fördern. Um dieſe ihre Geſchäfte treu und genau verrichten zu können, ſind ſie mit ſolcher Kunſt und ſymmetriſcher Vertheilung geſtellt, daß die unmittelbar vorherkommenden von den folgenden nie auf eine hindernde Weiſe bedeckt werden. Die Blätter mancher Pflanzen richten ſich ſogar nach dem Laufe der Sonne, wenden ihre obere Fläche am Morgen nach Oſten, Mittags nach Süden, Abends nach Weſten.

Und ſo muß uns denn die holde Pflanzenwelt nicht minder erfreuen als nützen! So muß der Baum uns ein dreifacher Wohlthäter werden, uns mit ſeinem Schatten erquicken, mit ſeiner Frucht ſpeiſen, mit ſeinem Holze gegen den Froſt ſchützen und wärmen; ſo muß der Kräuter Heilkraft den brennenden Schmerz der Wunde lindern und des Innern erlöſchende Lebenskraft anfachen; ſo muß die Blume zuerſt als Schmuck der Fluren durch ihren Anblick erfreuen und mit erheiterndem Duft uns ſtärken, dann unſere Feſte verſchönern, den Brautkranz und die Todtenkrone geben, die Tafel unſerer Luſtgelage und die Hügel unſerer Gräber ſchmücken; ſo muß Kraut und Blume der Biene, die Biene dem Menſchen fröhnen; ſo muß das Ährenfeld dem Armen Arbeit, Nahrung und Ruhelager gewähren; ſo muß der Gräſer raſtlos fortſproſſendes Geſchlecht den Thieren dienen; ſo muß der Kern der Frucht den Keim des künftigen Gewächſes in ſich tragen; ſo muß der welken Pflanze Staub einer andern das Daſein geben; ſo muß das Samenkorn, vom Windhauch getragen, hundertfältig aufgehen, um Felſen und Sümpfe in reiche Gefilde zu verwandeln; ſo müſſen die Pflanzen die brennbaren Theile der Luft einſaugen, alſo eben die uns ſchädlichen, wodurch ſie das ſchöne Amt verwalten, die Atmoſphäre zum Beſten unſerer Geſundheit zu reinigen, und wir müſſen dem Schöpfer ſelbſt für die Giftpflanzen danken, da ſie eben das Brennbare am meiſten einſaugen, dadurch unſere Wohlthäterinnen, und ſelbſt als Gift zugleich Gegengift werden. Und ſo muß denn das ganze Pflanzenreich uns zuerſt ein

Bild der Entwicklung unſeres blühenden und verblühenden Lebens, dann, vom Todesſchlafe des Winters erwachend, im Frühling ein noch größeres der Auferſtehung und der Unvergänglichkeit verhalten!

Die Wunderblume blüht bei uns in der Nacht für die Herrlichkeit des Tages. So möge auch der Menſch in dieſer Erdennacht dem ewigen Tag entgegenblüh'n!

## Das Thierreich.

Wir wenden unſer Auge zuerſt auf das animaliſche Pygmäenreich.

Welcher Scharfblick wäre ſcharf genug, das unzählige Gewimmel von Inſekten und Gewürmen zu unterſcheiden, welches auf den kleinſten Blättern und Halmen lange Reiſen macht, auf den übergroßen Raum eines kaum ſichtbaren Sandkörnchens kaum ſichtbar erſcheint, und (wie die Infuſionsthierchen) zu Tauſenden einen Waſſertropfen bewohnt!

Welche erſtaunungswürdige Kunſt und Weisheit offenbart ſich auch hier! welche Verſchiedenheit und Vollkommenheit in der äußern Geſtalt und im Bau des Innern! Die Elefantenmilbe, deren Glieder wir ohne Vergrößerungsglas nicht unterſcheiden können, hat dennoch eben ſo gut, wie der Elefant, deſſen Haut ſie bewohnt, Gehirn und Rückenmark, Muskeln, Adern, Nerven und Sinne, Werkzeuge des Verdauens und des Athemholens; ſelbſt ein Saugrüſſel ward ihr, der Elefantenmilbe, gleich dem Elefanten, zu Theil; ja ſogar Manches, was jener entbehrt: zwei Freßſpitzen, zwei Fühlhörner und acht Füße, deren andere Inſekten oft mehr als hundert haben, ſo wie mehrere, und zwar gerade die kleinſten, mit der größten Menge von Augen verſehen ſind.

Ein beſonderer Gegenſtand der Bewunderung ſind die Flügel der Inſekten, ſo vielgeſtaltig, an der Mücke dünn, zart und durchſichtig wie der feinſte Damenſchleier, bei mancher Käfergattung feſt und ſtark wie ein Panzer, am Schmetterling von unendlich feinen Schuppen ſtaubähnlich bedeckt, und mit dem bunteſten Farbenſpiele ſo reich geſchmückt, daß eine Menge von Schmetterlingen auf einer grünen Wieſe fliegenden Blumen gleich erſcheint.

Noch bewunderungswerther iſt das Ganze des Inſekten- und Würmerkörpers, welcher aus einer Reihe von Ringen beſteht, die ſich in einander fügen, ſich wechſelweiſe verengen oder erweitern, verlängern oder verkürzen, daher dieſe Thierchen auf eine nur ihnen eigene Weiſe auch den Kopf nach Willkür ausſtrecken und zeigen, oder einziehen und verbergen können. Der Unvollkommenheit des Mundes kommt ein Rüſſel oder ein Stachel zu Hilfe, um die Nahrung einzuſaugen. Fühlhörner und Fühlfäden bewirken das feinſte Gefühl, der wehrloſen Ohnmacht des ſchwachen Körpers höchſt nöthig.

Das Inſektenreich gibt uns ſo manches Bild. Möchten wir uns doch nimmer vom Fleiße der Biene und der Ameiſe beſchämen laſſen! Möchten wir doch eingedenk ſein der raſtloſen Thätigkeit der Spinne, die ihr künſtliches Gewebe aus ſich ſelbſt hervorbringt, und des Seidenwurms, der ſich in einen ſelbſt geſponnenen, bei hundert Ellen langen Goldfaden hüllt! Möchte uns doch die Vorſicht der behutſam vorfühlenden Schnecke vor Augen ſchweben! — Ein erhebendes Bild gibt uns die wunderbare Verwandlung der **Inſekten** und Würmer, da die Raupen, nachdem ſie einen Theil ihres Daſeins genoſſen haben, der Speiſe entſagen, ſich in eine Hülle wie in ihr Grab einſpinnen, und nach einigen Wochen oder Monaten, die vertrocknete Larve abwerfend, wie aus dem Todesſchlafe geflügelt emporſchweben, — ein großes Symbol der Auferſtehung und der Unſterblichkeit!

So will uns die ewige Weisheit ſelbſt durch das Irdiſche und Vergängliche an das Himmliſche und Unvergängliche erinnern!

## Die Fiſche. Die Vögel. Die vierfüßigen Thiere. Natur- und Kunſttriebe der Thiere.

Tauſend Waſſerſpiegel leuchten uns entgegen, die flüſſigen Kriſtall-Paläſte einer eigenen Thierart; Meere und Seen zeigen uns ein Gewimmel von ſchuppengepanzerten, glanzhellen Fiſchen; ſie gleiten in Flüſſen mit und gegen den Strom, ſtürzen pfeilſchnell mit ſeinem Sturze, und wagen ſogar, von langen, ſtraffen Floßfedern getragen, einen Flug über die Oberfläche des Waſſers.

Auf den erſten Anblick möchte der Fiſch wohl ein unvollkommenes, dürftiges Weſen zu ſein ſcheinen; bei längerem Verweilen werden wir uns aber bald überzeugen, daß auch der Flutenbewohner nicht minder reich begabt ſei, als die Thiere der anderen Klaſſen.

Eine eigene Schwimmblaſe im Unterleib, länglich, von durchſichtiger Haut und mit Luft gefüllt, ſetzt ihn in den Stand, emporzuſteigen, indem die luftgefüllte Blaſe den Körper dehnt und leichter macht, oder ſich nach dem Grunde des Waſſers hinabzuſenken, wenn er die Luft aus der Blaſe preßt, und den Körper dadurch ſchwer macht. Dieſe Blaſe mit Beihilfe der verſchiedenen Floßfedern, welche dem Fiſche die Stelle der Füße und Flügel erſetzen, und die leichten Gräthen, ſtatt ſtarker Knochen der Landthiere, geben dem Schwimmer eine Gelenkigkeit und Schnelligkeit im Bewegen nach allen horizontalen Richtungen, deren weder der Menſch, noch — außer dem Vogel — ſonſt irgend ein Thier ſich rühmen kann. Ein ſchlüpfriger Schleim, den Körper firnißgleich überziehend, ſchützt ihn gegen übermäßiges Eindringen des Waſſers und vor den Verletzungen von außen. Dagegen fehlt den Fiſchen, als einer unvollkommenen, kaltblütigen, keiner Zuneigung fähigen Thierart, insbeſondere die Lunge, folglich auch die Stimme; ſie athmen daher auch nicht wie die mit Lungen begabten Thiere, welche durch dieſe die Luft ſowohl einſaugen als ausathmen, ſondern die im Waſſer aufgelöſte Luft wird durch das Maul in die Kiemen (Ohren) geleitet, durch deren Öffnungen ſie weggeht.

Die Fiſche haben in ihrem Reiche nebſt Geſchöpfen, die nicht länger werden als eine Stecknadel, zugleich auch die größten unter allen. Der Wallfiſch, dieſer Rieſe der Waſſerwelt, deren Einer ganz füglich zu einem anſehnlichen Pferdeſtall in ſeinem Bauche dienen könnte, mißt in die Länge zweihundert Fuß und darüber, gegen achtzig in die Breite, öffnet einen Rachen in der Weite von zwölf Fuß und mehr, und wirft aus den Springlöchern zu beiden Seiten des Kopfes armdicke Waſſerſtrahlen mit ſolcher Gewalt empor, daß ihr Brauſen eine Meile weit gehört wird. Der humoriſtiſche Verfaſſer des Wandsbecker Boten vergleicht das Genie mit einem Wallfiſche, der bald durch die Tiefe in ſtiller Größe daherfährt, daß den Völkern der Waſſerwelt ein kaltes Fieber ankommt, bald herauffährt in die Höhe und mit Dreimaſten ſpielt; auch wohl mit Ungeſtüm aus dem Meere plötzlich hervorbricht und große Erſcheinungen macht.—

Wer denkt bei dieſer Vergleichung nicht vorzugsweiſe an Shakeſpeare?

So wie uns die phyſiſche Natur überhaupt ſinnbildlich die höhere und geiſtige bezeichnet, ſo geben uns auch die Meerfiſche, die im bittern Salzwaſſer kräftig und wohlgemuth leben, das Bild echter Tugend, die ſich auch in der Mitte aller Bitterkeiten des Unglücks aufrecht erhält.

Hoch über den Tiefen der Flutenbewohner herrſcht das reiche Leben der freudigen Vögel, jener Segler der Lüfte, die ſich theils auch dem Menſchen auf Erden heimatlich geſellen, theils, als Gegenſtück der fliegenden Fiſche, im Waſſer leben. Vielfach ſind die Dienſte, die ſie uns leiſten müſſen durch Geſangesluſt und Gaumenkitzel, durch Verminderung der Inſekten und durch Aufzehrung animaliſcher Leichen, welche die Luft mit böſen Dünſten verunreinigen. Jene weiſe Zweckmäßigkeit, welche wir ſchon anderwärts bewundert haben, zeigt ſich auch hier. Am Vogel, beſtimmt, kühnen Fluges die Luft zu durchſchneiden und ſich zur Höhe emporzuſchwingen, zweckt Alles darauf ab, die Schwere des Körpers zu vermindern. Körper und Flügel ſtehen nicht nur zu einander, ſondern auch zu dem dünnen Elemente, worin der Vogel ſich bewegt, im genaueſten Ebenmaße. Die Flügel, als das eigentliche Flugwerkzeug, ſind durch die dicht an einander liegenden Schwungfedern mit ihren luftigen Kielen zum Schlagen der Luft und zur Erhaltung des Gleichgewichtes eingerichtet, zugleich des Vogels ſchönſter Schmuck. Die Füße, leichter als bei andern Thieren, ſind deſto dünner und hohler, je höher der Vogel fliegt. Auch die Knochen ſind hohl und dünn, ohne Mark und gewöhnlich mit wenig Fleiſch bedeckt. Dagegen iſt die Bruſt, ſchneidig geformt wie ein Schiffskiel, verhältnißmäßig breit, und die Bauchmuskeln ſind ſtark. Die Lunge liegt nicht frei in der Bruſthöhle, ſondern ſie iſt an den Rücken und am Rückgrath befeſtigt, auch verhältnißmäßig größer als bei den Quadrupeden, nebſtbei noch mit mehreren Anhängen, wie mit eben ſo vielen Luftbehältniſſen verſehen, wodurch ſich der Vogel nach Willkür mit Luft füllen und ſich derſelben zu ſeiner Erleichterung wieder entleeren kann. Des Schnabels hornartiger Stoff und ſeine Form dienen dem Vogel zu den verſchiedenſten Verrichtungen, indem er damit ſeine Speiſe faßt, zertheilt und ſchält, das Neſt baut, die Jungen nährt, und ſich desſelben als einer Schutz- und Trutzwaffe bedient. Der Schnabel iſt deshalb auch ſo eigenthümlich und zweckmäßig geſtaltet, daß man an ihm allein ſchon, ohne auf den Leib zu ſehen, die Gattung, zu welcher ein Vogel gehört, und ſeine ganze Lebensweiſe erkennen kann.

Noch iſt uns die vorzüglichſte Thierklaſſe übrig, diejenige, die ſowohl durch den Körperbau, als auch durch Kräfte und Fähigkeiten dem Menſchen zunächſt ſteht, aber bedeutend weniger zahlreich als die Vögel, Fiſche und Inſekten, welche letztere insbeſondere nicht nur in Luft und Waſſer, auf der Oberfläche und im Innern der Erde, ſondern ſogar in den Thieren und Pflanzen wohnen.

Gott hat es ſo gefügt, daß jede Thiergattung vorzugsweiſe dort einheimiſch ſei, wo ſie nicht nur die ihr angemeſſenſte Lebensweiſe zu führen, ſondern auch dem Menſchen am meiſten nützlich zu ſein oder ihm doch am wenigſten zu ſchaden vermag. Und ſo leben denn die wilden Thiere einſam unter einander, auch ferne von den Wohnungen der Menſchen, indeß die zahmen die Geſellſchaft ihrer Gattungen und der Menſchen lieben, und viel Stärke, aber kein Bewußtſein derſelben beſitzen.

Die Klaſſe der vierfüßigen Thiere bedarf, obſchon minder zahlreich, doch mehr Nahrung als irgend eine andere. Darum müſſen die Quadrupeden theils von Früchten und Pflanzen, theils vom Fleiſche leben. Welche Mannigfaltigkeit zeigt ſich in ihrer Bekleidung: Haare, Wolle, Stacheln und ſchuppiger Hautpanzer! Welche Mannigfaltigkeit in den Angriffs- und Vertheidigungswaffen! Klauen, Krallen, Stachelſpitzen, Zähne, Hörner, Rüſſel, Tatzen, Hufe, Schweif, der Knochen zermalmende Kraft, des Laufes und des Sprunges Flüchtigkeit.

Und alle die Reichbegabten, Gewaltigen, ſind des Menſchen dienſtbare Sklaven. Die zahmen fröhnen ſeinen Bedürfniſſen und ſeinem Vergnügen willig, und mit ihnen führt er den Unterjochungskrieg gegen die wilden, deren Gattungen, eben weil ſie gefährden und zerſtören, nur wenig fruchtbar ſein dürfen, indeß jene unſchädlichen und vorzugsweiſe nützlichen ſich zahlreich vermehren.

So drängt ſich denn unſerm Geiſt und unſern Sinnen überall und immer die Lehre auf, daß in dem großen Ganzen der Schöpfung auch nicht das Geringſte dem Ungefähr überlaſſen iſt, und es leuchtet aus Allem die Glorie der weiſeſten Anordnung in den genaueſten Verhältniſſen aller lebenden und lebloſen Körper zur Natur von Boden und Klima, und zur Anzahl und Eigenthümlichkeit der Arten hervor.

So ſind auch den Thieren, als Erſatz für den Mangel der Vernunft, Natur- und Kunſttriebe verliehen, die uns oft in Erſtaunen ſetzen. Ich will nur einige Züge dieſes unerſchöpflich reichen Details erwähnen.

Wie ſchön iſt die Sorgfalt der Thiere für die Erhaltung ihrer Jungen!

Die Bienen widmen einen Theil ihrer Zellen gleichſam zur Kinderſtube, um welche ſie ſich, zur Erhaltung der Wärme, in kalten Tagen herumlegen. Eine Fliegenart ſticht in die Eichenblätter, und ſieh! es erhebt ſich ein Gallapfel, in welchen die Mutter ihr Ei wie in eine Wiege legt! Raupen ſpinnen ſich zu ihren Neſtern auf Bäumen und Sträuchen eine Art von Hängematten. Ameiſenſchwärme höhlen die Erde, und bauen unter dem aufgeworfenen Theilchen des Pflanzenreiches eine unterirdiſche Stadt, welche zugleich das Neſt ihrer Pfleglinge wird! Keine Kunſt kann den Bau mancher Vogelneſter übertreffen, von außen mit groben Stoffen wie gepanzert, innen mit den weichſten Theilen gepolſtert, und als eine hohle Halbkugel für anhaltende Wärme geſtaltet. Welcher Wetteifer, welche Wachſamkeit, welcher Muth der geflügelten Eltern für die Erhaltung der ungefiederten, hilfloſen Brut! Mit welchem Scharfſinn ertheilen ſie der verzagten den erſten Unterricht in der Kunſt zu fliegen! Der Adler treibt ſeine Jungen, noch eh' ſie erwachſen ſind, aus dem Neſte, denn er will ſie zur Kühnheit zwingen. Manche Züge der Elternliebe unter den Thieren haben den Menſchen beſchämt. Die Liebe und der Muth der Löwenmutter in der Vertheidigung ihrer Jungen iſt zum Beyſpiele geworden.

Werfen wir nur noch einen flüchtigen Blick auf die Kunſttriebe ſo mancher Thiere, ſo erregen auch ſie die Bewunderung der göttlichen Weisheit! Die Gebäude und Werkſtätten der beinahe in Staatsgeſellſchaften lebenden Bienen, Weſpen und Biber gränzen beinahe an menſchliche Vernunft und Baukunſt, und zeigen dabei eine Art von Einſicht, die uns, ungeachtet ſo vieler Beobachtungen und Forſchungen, noch jetzt räthſelhaft ſind.

## Übergänge in den Naturreichen. Stufenfolge der Weſen. Auferſtehung.

Wir haben nun die einzelnen Reiche der Natur in ihrer innern und äußern Einrichtung überblickt und bewundert. Nicht geringere Bewunderung wird uns ergreifen über die unendliche Weisheit, welche in dem gränzenloſen All der Schöpfung, in dem ſcheinbaren Labyrinth der unzähligen Weſen, keinen Sprung geſtattet, alle irdiſchen Dinge durch das Bedürfniß wechſelſeitiger Dienſte, ſo wie die Menſchen ſelbſt mit einander verbindet, dann in der kunſtreichſten Stufenfolge der Naturkörper und in den Übergängen von einer Gattung zur andern, und durch das bewundernswürdig herrſchende Gleichgewicht aller Naturkräfte ſich neuerdings in aller Herrlichkeit und Vollendung zeigt. O Menſch! bete Gott an — und Du wirſt gut, wirſt göttlich ſein!

Den erſten Übergang, der ſich in der Weſenheit zeigt, nämlich den von den unorganiſchen zu den organiſchen Körpern, ſowohl Pflanzen als Thieren, finden wir theils in zweierlei Steinarten: den blätterigen, in Lagen getheilten (wie der Schiefer) und den faſerigen, aus Fäden zuſammengeſetzten (wie der Amianth aus der Klaſſe der thonigen Steine), theils in den ſteinigen Meerpflanzen, dem Steinmooſe ꝛc.

Eine Verbindung zwiſchen dem Pflanzen- und Thierreiche bildet das Sinnkraut, welches, gleich den animaliſchen Sinneswerkzeugen, Reizbarkeit und Bewegung zeigt, und ſich bei der leiſeſten Berührung einer Hand zuſammenzieht. Eine Art von Sinnkraut im nördlichen Amerika *) beſitzt dieſe Eigenſchaft in ſo hohem Grade, daß ſogar jedes Blatt, einem mit Zähnen verſehenen Munde ähnlich, in dem Augenblicke, da ein Inſekt ſich darauf ſetzt, ſich zuſchließt, des feſtgehaltenen Thierchens Grab wird, und erſt nach deſſen Tod, wenn der Reiz endet, ſich wieder öffnet. Botaniker nannten dieſe Pflanze die empfindſame, ſchamhafte.

Noch inniger wird die Verbindung der beiden organiſchen Naturreiche durch die im Waſſer lebenden Pflanzenthiere **) hergeſtellt: Polypen und Korallen, Würmer, die mit den Pflanzen und mit den Thieren gleich nahe verwandt ſind, mit jenen durch die gleiche Art des Nahrung-Einſaugens, mit dieſen durch Empfindung und willkürliche Bewegung.

---

*) Dionaea muscipula.

**) Zoophyten.

Der Armpolyp, ein durchſichtiger, im Innern ganz leerer Wurm, den man bald mit einem Pflanzenſtängel, bald mit dem abgeſchnittenen Finger eines Handſchuhes verglichen hat, vermehrt ſich, wie die Pflanzen, durch Knospen und Ableger an ſeinem Äußern. Die Korallen ſind zwar in Gehäuſen lebende Thiere, doch waltet die Pflanzennatur in ihnen ſo vor, daß ſie in ungeheuren Stämmen vom Meeresgrunde emporragen, den Schiffern, gleich Klippen, gefährlich werden, und nicht nur einzelne Schiffe, die längere Zeit ſtill liegen, ganz überflechten, ſondern ſogar ganze Inſeln mit einer Rinde überziehen.

So ſind es Würmer in ſteinigen Röhren, welche auch die Verbindung mit den zwei großen Familien der Schalthiere: den Muſcheln und Schnecken, herbeiführen, indeß dieſe den Übergang zu den Fiſchen und Schlangen bereiten, deren beiderlei Körper meiſtens mit Schuppen bedeckt ſind. Die fliegenden Fiſche mit ihren großen Schwimmflügeln, führen die Stufenordnung zu den Vögeln hinauf, zu deren Reiche von Seite der vierfüßigen Thiere die Fledermaus und das fliegende Eichhorn den Übergang bewirken, ſo wie die Vögel ſelbſt wieder in dem ſchwerfälligen Strauß, welcher mit armähnlichen kleinen Flügeln und haarähnlichen Federn, des Laufens kundiger als des Fliegens, ſich zunächſt gern an die Erde hält, ihr verbindendes Glied mit der Klaſſe der vierfüßigen Thiere erkennen, dieſe aber ein lügenhaftes Afterbild menſchlicher Geſtalt, den Affen, wie einen durch zerſtörenden Wahnſinn entwürdigten Menſchen über die Gränze ſchwärzen wollen, um das zerknirſchende Gefühl ihrer demüthigenden Verwandtſchaft dem Stolze des Erdengottes, der beim Anblick ſolcher Karrikatur-Ähnlichkeit ſowohl vor ſeinen Gränznachbarn, als auch vor dem möglichen Falle obſiegender Thierheit ſchaudert, warnend aufzudringen.

Eben die bisher bemerkte Stufenfolge, welche zum Menſchen aufwärts führt, finden wir auch in der Menſchheit ſelbſt und in ihren Varietäten nach Boden und Klima; denn ſo wenig die unvollkommenſten Menſchenarten ſich durch Geſtalt und Fähigkeit über das Affengeſchlecht erheben, eben ſo hoch ragen die vollkommenſten empor bis zu den letzten Sproſſen der Weſenleiter, die, auf der Erde ſtehend, bis an die Himmelsgränze reicht. Von dem häßlichſten rohen Hottentotten bis zu Dir, lieber Leſer, vom geiſtloſeſten Grönländer bis zum göttlichen Shakeſpeare — welche Menge von Mittelgliedern!

Aber wie unendlich muß dann erſt jene Stufenleiter ſein, welche da beginnt, wo unſere irdiſche endet! jene Stufenleiter der Myriaden von Welten, die, über unſern Häuptern glänzend, durch den unendlichen Raum in ſolcher Mannigfaltigkeit ſchweben, daß dort oben nicht zwei Welten, wie hienieden nicht zwei Sandkörner, ſich gleich ſind, dann jene Stufenleiter der höhern Weſen und der himmliſchen Mächte, die bis zu dem Ewigen, Allweiſen, Allmächtigen hinanreichen, durch den Alles entſteht und beſteht, von dem Alles ausgeht, zu dem Alles zurückkehrt, zu dem auch wir, mein Leſer, zurückkehren werden!

Aber nicht nur unſere Seele wird zu Ihm zurückkehren; auch unſer Körper, Gottes Werk wie jene, wird am großen Tage der Auferſtehung ſeine Rückkehr in verklärter Lichtgeſtalt feiern. Dies hat die Offenbarung uns verkündet, und der fromme Glaube hofft es. Eine ſchöne Seele muß ja der Verklärung ihrer Hülle wohl mit Entzücken entgegen ſehen! Müßte ich nun einem Nichtgläubigen beweiſen, daß die Auferſtehung nicht nur die Gewißheit, ſondern auch die Möglichkeit und die Wahrſcheinlichkeit im höchſten Grade für ſich habe, ſo würde ich ihm auf diejenigen Beweisgründe hindeuten, welche uns ausgezeichnete Phyſiologen und Anatomen an die Hand geben. Nach ihrer Lehre iſt ein Theil des Gehirns das unmittelbare Hauptwerkzeug, das eigentliche Organ aller Verrichtungen der Seele, der Brennpunkt, in welchem die Eindrücke von allen Punkten des Körpers auf die Seele wirkend zuſammentreffen, und von welchem aus die Seele wieder auf alle Theile des Körpers wirkend, die Gemeinſchaft mit der ganzen Natur erhält. Jener Theil des Gehirns iſt zugleich der Vereinigungspunkt aller Nerven. Feuerſtoff befindet ſich in allen Naturkörpern, lebenden und lebloſen, um ſo mehr muß er im Menſchen vorhanden ſein, deſſen Organiſation die edelſte und feinſte von allen iſt. Dies zeigt insbeſondere der Nervengeiſt, zunächſt verwandt und ähnlich dem Lichtſtoff. Der erwähnte Gehirntheil erſcheint daher als ein aus Licht und Feuerſtoff beſtehendes ätheriſches Organ, und enthält den Keim und Grundſtoff eines künftigen, gleichfalls ätheriſchen und verklärten Körpers, welcher, wenn der Todesmoment die Bande der Seele und der irdiſchen Hülle nach mechaniſch-chemiſchen Geſetzen auflöst, mit der Seele ſelbſt unzerſtörbar fortdauern muß. Hiernach wäre die große Feier einer allgemeinen Auferſtehung die vollkommene Entwicklung des verklärten Ätherleibes, deſſen Keim der Schöpfer, Alles von Ewigkeit her voraus anordnend, in jenes dem Licht- und Feuerſtoffe ähnliche Gehirnorgan legte, auf dieſelbe Weiſe, wie jeder Fruchtkern den Keim des ganzen künftigen Baumes, jedes Samenkorn die künftige Pflanze, jedes Ei das Gebilde des künftigen Thieres, jede träge Raupe den geflügelten Schmetterling in ſich trägt. Eine ſichere Folge dieſer Einrichtung muß es ſein, daß jener verklärte Ätherleib, welcher im irdiſchen Körper und Leben gleichſam nur reift und erſt durch den Tod entwickelt wird, ſich durch alles Irdiſche und durch alle Räume eben ſo frei erheben kann, als der Lichtſtrahl die Oberfläche der Erde erleuchtet, ohne ſie mit trennender Verwundung zu theilen, und endlich einen Grad der Vollkommenheit erreichen mag, die ihn der höchſten Glückſeligkeit ſeines feſſelloſen künftigen Zuſtandes in dem Lichtreiche des ewigen Wahren, Guten und Schönen fähig macht.

Und ſo ſtellt uns jeder Morgen, jeder Frühling, ja die Analogie der ganzen Körperwelt mit ihren Entwicklungen und veredelnden Verwandlungen in allen drei Reichen der Natur, das Bild verklärender Auferſtehung wie in einem Spiegel vor die Augen, wodurch Natur und Offenbarung im herrlichſten Einklang erſcheinen. Wohl ihm, der dieſen Einklang erkennt und fühlt!

# Erzählungen.

# Die neue Sappho.

Mancher wurde von ſeinen Zeitgenoſſen für einen großen Mann oder für einen großen Geiſt gehalten, bis die unbefangene Nachwelt endlich entdeckte, daß er es nicht war; noch öfter geſchah es, daß irgend einer ſich ſelbſt für einen großen Mann oder für einen großen Geiſt hielt, obſchon nicht einmal die Zeitgenoſſen ſeiner Meinung waren. Deſſen ungeachtet läßt ſich nicht läugnen, daß die gute Meinung, die ein Menſch von ſich ſelbſt hat, immerzu eine Stelze iſt, die ihm hilft, ſich aufzurichten und manchmal ſogar größer zu ſcheinen, als er iſt. Ein mittelmäßiges Talent, deſſen Eigenthümer mit irdiſchen Gütern geſegnet iſt, macht ſich in der Welt leichter geltend, als ein Genie, welches aller äußeren Hilfsmittel entbehrt.

So lebte denn einmal in einer kleinen Stadt der Bretagne ein Dichter, der ſich ſelbſt für einen großen Dichter hielt, obſchon die Welt nichts davon wußte. Dieſer Poetaſter, deſſen Name die Nachwelt nicht erreicht hat, hieß

Desforges. Er beſaß mehr Geld als Talent, und legte vermuthlich eben deshalb mehr Werth auf das Talent als auf das Geld; eine Ware wird ja gewöhnlich um ſo höher geſchätzt, je ſeltener ſie iſt.

Desforges ſagte ſich ſelbſt wohl zehnmal des Tages, er ſei ein großer Dichter. Mehrere Tiſchfreunde brachten ſeinem poetiſchen Genius, wenn ſie ſeinen Champagner tranken, Toaſt auf Toaſt, und eine lebhafte hübſche Brünette, welcher er das Heirathen verſprechen hatte, zerfloß in Entzucken, wenn er ihr ſeine Gedichte vorlas. Es war ganz natürlich, daß der im Privatleben gefeierte Sänger endlich den Entſchluß faßte, öffentlich aufzutreten und der Pariſer Akademie der ſchönen Künſte ein dickleibiges Manuſkript lyriſcher Gedichte einzuſenden, mit dem er ſich um den für das Gelungenſte in dieſer Dichtungsart ausgeſetzten Preis bewarb. Zugleich wurde auf Verlangen der ſchönen Madelon beſtimmt, daß ſie, ſobald ihm der Lorbeerkranz aufgeſetzt würde, ihre dunkelbraunen Locken mit dem Myrtenkranze ſchmücken, und das Hochzeitsfeſt gefeiert werden ſollte.

Unglücklicher Weiſe mußte ſich's aber treffen, daß die Preisrichter der Akademie andere Anſichten hatten als Madelon und Desforges ſammt ſeinen Tiſchfreunden, und dies hatte zur Folge, daß das Manuſkript von Paris — ohne Lorbeerkranz zurückkam. Es unterlag zwar keinem Zweifel, daß Madelon, Desforges und ſeine Tiſchfreunde Recht und die Pariſer Akademie Unrecht hatte, deſſen ungeachtet aber gab der Irrthum der verblendeten Preisrichter ein gewaltiges Ärgerniß nicht nur der ſchönen Madelon und ihrem poetiſchen Bräutigam ſammt ſeinen poetiſchen Tiſch- und Kunſtfreunden, ſondern ſogar dem ganzen kleinen Städtchen, welches ſich in der Perſon ſeines wohlhabenden großen Dichters zurückgeſetzt und beleidigt fand.

Nach vielen Trinkgelagen und Überlegungen wurde endlich einſtimmig beſchloſſen, der Dichter müſſe ſich eine glänzende Satisfaktion verſchaffen und das Manuſkript noch einmal nach Paris reiſen laſſen, um es dem Richter Laroque, Hauptredakteur des franzöſiſchen Merkurs, zur unparteiiſchen Würdigung, das heißt, zur unbedingten öffentlichen Lobpreiſung vorzulegen.

Die ſehr liebenswürdige und ſehr geliebte Madelon hegte, nach der Gewohnheit aller Kleinſtädterinnen, ſchon längſt den ſehnlichen Wunſch, die große Stadt Paris zu ſehen und ſich in derſelben ſehen, das heißt, bewundern zu laſſen. Es gelang ihr ohne viele Mühe, den verliebten Dichter zu bereden, daß er in ihrer geſprächigen Geſellſchaft ſelbſt nach Paris reiſe, um das Manuſkript dem gewaltigen Redakteur und oberſten Kunſtrichter Laroque eigenhändig zu übergeben. Ein verliebter Dichter läßt ſich von der Schönheit zu Allem bereden, insbeſondere dann, wenn ſich, wie es hier der Fall war, auch die dichteriſche Eitelkeit in's Spiel miſcht. Madelon zeigte ihm ja den gewiſſen Lorbeerkranz, indem ſie zugleich für ſich den Myrtenkranz im Auge behielt.

Desforges fand die Idee vortrefflich, und erkannte die Reiſe nach Paris, an welche er vorher mit Widerwillen gedacht hatte, jetzt auf einmal für ſo zweckmäßig, ja ſo unvermeidlich, daß er — ſchon am dritten Tage mit Madelon im Wagen ſaß. Es war ein ſehr ſchöner Wintertag, ohne Wind und Froſt. Die ſchöne Madelon ſchien in der freien Luft noch ſchöner zu werden, und das Pelzgewand kleidete ſie wunderlieblich. Desforges verglich ſie mit der Göttin der Morgenröthe, deren roſiger Schimmer die weißen Schneefelder, über welche ſie hinfuhren, in Frühlingsgefilde von goldenen und purpurnen Eisblumen verwandelte. Madelon zeigte ſich dabei lebhafter, fröhlicher und witziger als je, denn ſie dachte ſich Paris beiläufig wie ein etwas kleineres Himmelreich, in welchem ſie ſelbſt beiläufig wie ein irdiſcher Engel erſcheinen würde.

Und ſo trafen denn die beiden Liebenden nach einer äußerſt vergnügten Reiſe glücklich in Paris ein, wo Madelon ſich im Geiſte als angebeteten Engel und ihren Geliebten als gekrönten Dichter ſah.

Nachdem ſie einige Tage damit zugebracht hatten, die Merkwürdigkeiten der Stadt zu beſehen und in einer Art von Freudentaumel zu ſchwelgen, wobei ſie viel Schönes anſtaunten und viel Angenehmes auf die koſtſpieligſte Weiſe genoßen, ließ ſich Desforges endlich bei dem gewaltigen Redakteur und oberſten Kunſtrichter Laroque melden und ward angenommen.

Der Dichter trat, von einem Verklärungsglanze umfloſſen, in Laroque's Studierzimmer, nachdem er das elektriſirende Wörtchen „Herein!“ vernommen hatte. Rings umher an den Wänden ſtanden, wie Alpengebirge der Gelehrſamkeit, rieſige Bücherkäſten und maſſive Schränke mit

Manuſkripten und Büchern aller Formate, vom größten bis zum kleinſten, ein gewaltiges Zeughaus der Literatur, die in der Mitte des Zimmers ihren Thron — einen ungeheuren Schreibtiſch — aufgeſchlagen, zu deſſen Füßen Papierrollen, Makulatur, Landkarten, Porträts und andere Kupferſtiche wie demüthige Sklaven lagen.

Das wohlklingende Wörtchen „Herein!“ erſcholl nochmal. Desforges ſpähte ängſtlich umher; er vermochte aber, obſchon er bereits in der Mitte des Zimmers ſtand, kein menſchliches Weſen zu entdecken. Von blinder Verehrung für das Heiligthum ergriffen, machte er unwillkürliche Verbeugungen und Kratzfüße. Da ertönte zum dritten Male das Wörtchen „Herein!“ und Desforges bemerkte nun, daß die Stimme aus der Luft komme und einem ſtolzen — Papagei angehöre. Das kleine Abenteuer gefiel dem überraſchten Dichter ſo wohl, daß er dem glücklichen Gedanken, der ihn plötzlich überfiel, nicht widerſtehen konnte, ſich an den ungeheuern Schreibtiſch ſetzte, und Verſe auf ſich und Herrn Laroque und den Papagei zu ſchreiben anfing. Aus ſeiner Begeiſterung weckte ihn plötzlich ein etwas unſanfter Schlag auf die rechte Schulter. Die Feder fiel, Dintenkleckſe umher ſpritzend, aus der Hand des zuſammenfahrenden Improviſators. Er ſprang auf und erblickte vor ſich ein kleines, dürres Männchen, auf deſſen ſchneeweißem Geſichte ein Paar glotzende pechſchwarze Augen, wie die ſchwarzen Dintenkleckſe auf dem weißen Papier, lagen; und das Männlein ſagte mit ſatyriſchem Lächeln: „Habe ich wohl die Ehre, mit dem Redakteur Laroque zu ſprechen, der ſonſt an dieſem Schreibtiſche zu arbeiten pflegt?" —

„Au contraire," ſagte der verlegene Dichter, „ich bin nicht Herr Laroque, ſondern ich ſuche ihn." — „Iſt er etwa gar ein Doppelgänger?" fuhr das Männlein fort, „und Sie ſind Laroque der Erſte und ich bin Laroque der Zweite?" —

„Ich — nein — glauben Sie mir," erwiederte der verblüffte Dichter, „ich bin zuverläſſig nicht Herr Laroque." —

„Und das iſt vermuthlich die Urſache, daß Sie ganz unangemeldet zum Herrn Laroque einzutreten beliebten?"

Desforges entſchuldigte ſich nun mit einem Strome von Worten; er erzählte die Spitzbüberei des Papageies, beſchrieb ſeine Freude über das Abenteuer mit dem geflügelten Afrikaner, deklamirte die niedergeſchriebenen Verſe, und präſentirte ſich als Herr Desforges.

Laroque ſchwieg und ſein leichtes Kopfſchütteln zeigte nichts weniger als Beifall. Desforges fühlte, daß ſeine Wangen zu glühen anfingen, und er wäre gerne böſe geworden, wenn ihm der Verſtand nicht zugeflüſtert hätte, daß jetzt nicht der ſchickliche Augenblick dazu da ſei. Er zog alſo das Manuſkript mit einem bitterſüßen Lächeln aus der Taſche, und überreichte das in einem lilafarbigen Kleide prangende poetiſche Kindlein dem ernſtblickenden Minos mit der Bitte um einen milden Spruch aus des Todtenrichters Munde.

„Den Spruch," ſagte Laroque eiskalt und ohne einen Geſichtsmuskel in Bewegung zu ſetzen, „den Spruch ſollen Sie heute über acht Tage erhalten. „Fiat justitia, pereat mundus!“ iſt mein Wahlſpruch. Gott befohlen!“ —

Mit dieſen Worten ſchritt Laroque ſtolz in das Nebengemach.

Desforges kam kleinmüthig und verſtimmt nach Hauſe. Madelon bot Alles auf, den Verzagten zu tröſten, den Mißlaunigen zu erheitern. Sie ließ ſich Laroque's lateiniſche Zauberformel überſetzen und bezeigte die größte Freude darüber.

„Er will gerecht ſein,“ ſagte ſie, „er will Gerechtigkeit, einer Welt zum Trotze, handhaben. Er konnte wahrhaft keine feinere Weiſe finden, um Dir zu verſtehen zu geben, daß Du das Beſte hoffen darfſt, ohne Dir deßhalb eine Verpflichtung aufzuladen.“

Desforges ſchöpfte nach dieſer Auslegung des lateiniſchen Sprüchleins friſchen Muth, und Madelon ſagte mit ſchalkhaft graziöſem Lächeln: „Wie ſchön wird ſich der Lorbeerkranz mit der Myrtenkrone verſchlingen!“

Acht Tage ſind für den, der etwas mit Ungeduld erwartet, eine halbe Ewigkeit. Desforges glich nun einem Schiffe auf ſtürmiſchem Meere, bald von den Fluten der Hoffnung zum Himmel emporgehoben, bald von den Wogen der Verzweiflung in die Tiefe gezogen. Madelon hatte mit dem armen Dichter vollauf zu thun; ſie mußte die verbündete Macht der Schönheit und der Liebe aufbieten, um ihren raſenden Roland bei geſunder Vernunft und in körperlichem Wohlſein zu erhalten. Er wurde mit jedem Tage ſchwermüthiger und verzagter; er aß und trank, gegen ſeine Gewohnheit, ſehr wenig, und lebte faſt nur von Madelon's liebevollen Blicken und ihrem bezaubernden Lächeln.

Endlich erſchien der verhängnißvolle Tag der Entſcheidung, ein kalter, heiterer Wintertag. Desforges ging, durch Madelon's Abſchiedskuß elektriſirt, hoffnungsreich zu ſeinem ſtrengen Richter.

Laroque ſaß an ſeinem ungeheuern Schreibtiſch. Der Papagei plapperte; im Kamin kniſterten die luſtig auflodernden Flammen.

Desforges hatte ſich unterwegs einige Verſe zuſammengeſetzt, um ſeinen Radamantus Laroque geziemend zu begrüßen. Dieſer grinste aber dem eintretenden Dichter mit einer ſo ſatyriſchen Miene entgegen, daß dem Verblüfften aller Muth zum Deklamiren entfiel. Laroque gab ihm einen Wink, ſich zu ſetzen, nahm das Manuſkript vom Schreibtiſche, räuſperte ſich dreimal und ſchwieg. Endlich nahm Desforges, um der peinlichen Situation einmal ein Ende zu machen, das Wort und fragte: „Was halten Sie von den Gedichten?“

Laroque. Gedichte — welche Gedichte?

Desforges. Nu — dieſe hier!

Laroque. Sollen es Gedichte ſein?

Desforges. Was ſonſt?

Laroque. Alles, was Sie wollen, nur keine Gedichte!

Desforges. Alſo Undinge?

Laroque. Ich wüßte wirklich keinen treffenderen Titel, wenn dieſes Machwerk je im Druck erſcheinen ſollte.

Desforges. Das iſt doch zu arg!

Laroque. Ein ſolches Machwerk iſt allerdings etwas Arges.

Desforges. Entſetzlich! Mir vergehen die Sinne!

Laroque. Ja, es iſt auch ein Unſinn, Undinge zu ſchreiben. Ich bin der Arzt, welcher die Nicht-Dichter wieder zur Beſinnung zu bringen pflegt.

Desforges. Mein Gott! was ſoll ich thun?

Laroque. Für's Erſte ſollen Sie auf dem Titelblatte das Wort „Gedichte“ wegſtreichen.

Desforges. Allerliebſt! Und dann?

Laroque. Über die erſten ſechs Blätter zwei maſſive Querſtriche von oben bis unten machen.

Desforges. Scharmant! Und dann?

Laroque. Eben ſo über die zwölf folgenden, und ſo weiter, bis an's ſelige Ende des Manuſkripts.

Desforges. Mich will bedünken, die Natur hätte wohl gethan, über ein ſo unpoetiſches, ſataniſches Weſen, wie Sie, mein Herr Laroque! zwei große Vertilgungsſtriche zu machen.

Laroque. Im Gegentheil! Die Natur wollte mich erhalten, um ihr das Unnatürlichſte, nämlich unpoetiſche Poeten, vom Halſe zu ſchaffen.

Desforges. Sie verwerfen meine Gedichte, ohne mir noch geſagt zu haben, was ihnen denn eigentlich fehlt.

Laroque. Den Nicht-Gedichten fehlt eigentlich Alles, was den Gedichten nicht fehlen darf, insbeſondere aber dasjenige, was Sie hier im Kamin erblicken.

Desforges. Sie meinen das Feuer? Schön, mein Herr! Ihnen fehlt das Feuer wahrlich nicht — das Höllenfeuer ſataniſcher Bosheit. Glauben Sie aber wirklich, ich werde ſo albern ſein, mich über Ihr albernes Verdammungs-Urtheil zu kränken? Ich erkenne in Ihnen nur einen befangenen, aufgeblaſenen, gallſüchtigen Ignoranten, der meinen poetiſchen Klingklang ſehr ſchön gefunden hätte, wenn ein Metallklang vorausgegangen wäre. Ja, mein Herr! jenes Feuer, welches meinen Gedichten fehlen ſoll, jenes Feuer — —"

„Sollen ſie durch mich finden!" ſagte Laroque, laut auflachend, doch mit zornfunkelnden Augen, ergriff das Manuſkript und — ſchleuderte es in den Kamin, deſſen hochaufloderndes Feuer ſeine Beute ſogleich faßte und verzehrte, während Desforges wie eine Bildſäule daſtand. Endlich rief er: „Ich werde mir Genugthuung zu verſchaffen wiſſen!" und ſtürmte über die Treppe hinab.

Laroque rieb ſich, am Fenſter ſtehend, mit ſatyriſchem Lächeln die Hände und ſagte: Da läuft er wie ein Raſender! Ja, mein Kind! mich beleidigt man nicht ungeſtraft. Wenn Du erſt wüßteſt, daß ich kaum den zehnten Theil Deines Manuſkriptes geleſen habe, armes Dichterlein!" —

Desforges kam nach Hauſe, raste zuerſt wie ein Verzweifelnder im Zorne herum, und warf ſich endlich wie ein Halbtodter in einen Lehnſtuhl. Das einzige Wort, welches er aus der keuchenden Bruſt hervorzubringen vermochte, war das Wort „Feuer!“ Dieſes Schreckenswort wiederholte er aber ſo oft, mit ſo kreiſchender Stimme und mit ſo wilden Geberden und Mienen, daß Madelon glaubte, das ganze Haus ſtehe in Flammen; ſie riß die Thür auf und rief mit gellender Stimme: „Feuer! Feuer!“ —

Der Angſtruf ſetzte ſogleich das ganze Haus in Allarm, und ringsumher erſchell's aus männlichen und weiblichen Kehlen: „Feuer! Feuer!“

Der allgemeine Feuerlärm drang endlich ſogar in die Ohren des desperaten Dichters, und er fragte, aus ſeiner Betäubung erwachend, die bleiche Madelon, die händeringend vor ihm ſtand, wo denn eigentlich Feuer ſei?

„Das müſſen Sie wohl am beſten wiſſen,“ erwiederte Madelon; „Sie haben ja den Feuerlärm gemacht.“ —

„Ich?“ ſtotterte Desforges, zur Beſinnung kommend; „ich gewiß nicht, denn ich und das Feuer — wir ſind himmelweit von einander entfernt; ja — mir fehlt alles Feuer, das iſt ja eben das Unglück! Meine Gedichte hat, eben weil das Feuer ihnen fehlt, das Feuer verzehrt! Ich will die Schmach nicht überleben!“ —

Madelon fing nun an zu fürchten, Desforges ſei von Sinnen. Sie fragte ſchüchternleiſe: „Alſo kein Feuer?“

„Kein Funken Feuer!“ erwiederte Desforges. „Wie konnten Sie, Verblendete, mir je Feuer zuſchreiben? Waſſer, noch weniger als Waſſer! Ja das Waſſer iſt meine Göttin. Ich beſchwöre Sie, mich in's Waſſer zu werfen, wie er meine Gedichte in's Feuer warf!"

Madelon. Wer warf Ihre Gedichte in's Feuer?

Desforges. Minos, der Höllenrichter!

Madelon. Wie! hier in Paris gäbe es Höllenrichter? Was ſind das für Leute? Was haben dieſe abſcheulichen Herren zu thun? Wer iſt dieſer Monsieur Minos? Haben Sie einen Prozeß?

Desforges. Liebe, holde, gute Madelon! Verzeihung! Ich bin ein Wahnſinniger. Sie ſollen ſogleich die unſelige Geſchichte erfahren. Vor Allem aber bitte ich, laſſen Sie den falſchen Feuerlärm abſagen und die Feuerlöſchanſtalten einſtellen!

---

Der Tumult hatte indeß in und außer dem Hauſe überhand genommen. Geſchäftige und Neugierige waren von allen Seiten herbeigeeilt, um ſich an dem Schauſpiel eines in hellen Flammen auflodernden und in Schutt zuſammenſtürzenden Hauſes zu ergetzen. Voll Unwillen entfernten ſich die Getäuſchten und die Lenker der Löſchanſtalten, ohne daß Jemand erfuhr, der blinde Feuerlärm ſei blos durch den Mangel an poetiſchem Feuer entſtanden.

Alles im Hauſe wurde nun ruhig, ſogar Desforges, der ächzend und wehklagend die Geſchichte des verbrannten Manuſkriptes der horchenden Geliebten erzählte und die Erzählung mit dem feierlichen Schwur endigte, daß er ſich an dem barbariſchen Redakteur barbariſch rächen wolle.

Madelon ſchwieg; Thränen perlten aus ihren ſchönen Augen. Der Thränenregen hörte auf und der Sonnenſchein eines bezaubernden Lächelns beleuchtete die Roſenflur der Wangen. Sie ſchlang den rechten Arm um den Nacken des Geliebten, küßte ihn dreimal, und ſagte: „Die Rache, holder Freund, überlaſſe mir! Du ſollſt vollkommen zufrieden geſtellt werden, — das verſpreche ich Dir. Vor Allem aber, Liebſter, nur Geduld und Muth!“ —

„Aber der Verluſt meiner Gedichte?“ ſeufzte Desforges. — „Findet nicht Statt,“ fiel Madelon ihm in's Wort; „denn ich habe ſchon, ehe wir von Creiſſe abreiſ'ten, — beinahe als hätte ich eine Ahnung — eine hübſche Abſchrift davon machen laſſen. Nun aber höre mein köſtliches Plänchen!“

Desforges lächelte bitterſüß, halb gläubig, halb ungläubig, und Madelon fuhr mit ſchlauer Miene fort:

„Mein Plänchen willſt Du hören?“ — Nein, lieber Schatz! das ſollſt Du vor der Hand durchaus nicht hören. Ich wollte nur wiſſen, ob Du es hören möchteſt. Nun aber ſage ich Dir, ſowahr ich Madelon **de Bonheur** heiße, Du ſollſt mein Plänchen nicht hören, wohl aber den Erfolg desſelben, der zu unſerer beiderſeitigen Zufriedenheit dienen ſoll. Was ich nun von Dir verlange, beſteht in nichts Anderm, als daß Du mir die hochgnädige Bewilligung ertheilen wolleſt, mein unendlich kluges und über aus ſcharfſinniges Plänchen, das Produkt meiner grenzenloſen Liebe zu Dir, ganz nach meinem eigenen Belieben ſo ausführen zu dürfen, daß Liebe und Belieben, — eine gar ſeltene Erſcheinung! — mit einander Hand in Hand gehen. Damit ich aber an's Ziel komme, mußt Du mir Deine Gedichte, mithin auch das kopirte Manuſkript, — ſchenken. Ich war der Hauptgegenſtand Deiner Lieder, die Quelle Deiner Begeiſterung, folglich hab' ich eben ſo viel Anſpruch, als Du, lieber Freund, auf mich ſelbſt haſt. Wäreſt Du Madelon und ich Desforges, — ich würde Deine Bitte im erſten Augenblick bewilligen; denn Liebe und Gegenliebe ſind ein Herz, ein Sinn, ein gemeinſames Gut, und Liebe iſt ja die Poeſie des Lebens, ſo wie die Poeſie das Leben der Liebe iſt. —

Desforges umarmte das redſelige Mädchen mit herzlicher Innigkeit, und ſagte: „Alles, was ich bin und habe, iſt Dein, ſo wie ich ſelbſt. Ohne Poeſie wäre ich unglücklich, ohne Deine Liebe — nichts! Schalte mit den Gedichten, wie Du mit mir ſelbſt ſchalteſt!“ —

Madelon küßte ihn, nahm das Manuſkript und ſagte: „Wahre Liebe iſt gläubig und voll Geduld. Denke nun, ich hätte Dir ein ſchalkhaftes Räthſel aufgegeben, deſſen Löſung Du nach drei Tagen erfahren ſollſt. Punktum!“

Larcque ſaß an einem heitern Wintermorgen, eben ſo eiskalt wie dieſer, an ſeinem Schreibtiſche; ungeheure Bücherkaſten und Schränke voll von Manuſkripten umgaben ihn wie Alpengebirge. Das Kaminfeuer kniſterte, der Papagei ſchwätzte, und das Männlein mit den glotzenden, pechſchwarzen Augen in dem ſchneeweißen Geſichtchen ſchrieb mit fliegendem Federkiel.

Plötzlich ſprang er auf, wollte ſich verbeugen und ſtand ſtarr wie eine Bildſäule, wollte ſprechen, und blieb ſtumm wie ein Fiſch, die Augen unbeweglich auf einen Punkt geheftet. Und war dieſer Punkt eine Erſcheinung? und wer war dieſe Erſcheinung?

Dieſer Punkt, dieſe Erſcheinung war nichts anderes als ein — wunderſchönes und wunderliebliches Mädchen. Dieſes Mädchen ſtand vor dem Männlein ſo kalt und ſtill, wie der eiſigſte Gletſcher, Schreckhorn oder Jungfrau; das Männlein fühlte aber plötzlich in ſeinem Innern eine ſolche Gluth, als ſei das ganze Kaminfeuer ihm auf einmal in's Herz geflogen.

Das Männlein ſammelte ſeine Geiſtesgegenwart, und ſprach mit glotzenden Stechäugelein voll Kaminfeuer: „Wäre ich kein Kritiker, ſondern ein Dichter, ſo müßte ich die Erſcheinung einer Muſe oder Grazie, oder Fee, oder Peri zu erblicken glauben. Bin ich aber auch kein Dichter, ſo bin ich doch ein Glückſeliger, der einer himmliſchen Erſcheinung gewürdigt wird, die ich nur mit einer Kniebeugung" —

Laroque wollte ſich eben auf ſein Knie niederlaſſen, als ihm der Papagei unter die Füße kam, und den ſtolpernden Gebieter beinahe zu einem Fußfalle brachte. Das ſchöne Mädchen fing den Taumelnden in ihre Arme auf, ſetzte ihn lächelnd in den Armſtuhl und ſagte: „Nicht Ihnen, mein Herr, mir geziemt die demüthige Stellung einer Bittenden. Bin ich auch keine Muſe, ſo bin ich doch eine Muſenprieſterin, die ihre poetiſchen Erſtlinge als Weihopfer auf den Altar des hochverehrten Muſengottes legen will, und um gnädige Aufnahme bittet.“

Laroque erhob ſich aus dem Armſtuhle, reichte der Dichterin den Arm, führte ſie zum Sofa, und begann:

„Man bedarf nur eines Blickes auf dieſe ſchöngewölbte Stirne und in dieſe Augen, aus denen ein himmliſches Sternenfeuer leuchtet, um an Ihrer Beſtimmung zur Dichterin nicht zu zweifeln und die Geweihte des Muſengottes zu erkennen. Ohne das Manuſkript geleſen zu haben, wage ich zu behaupten, daß in Ihren Gedichten eben ſo viel Fantaſie und Gemüth herrſchen muß, als in jeder Miene dieſes geiſtvollen und lieblichen Geſichtes. Ja wahrhaftig, Alles, was in dem Manuſkripte zu leſen iſt, das kann man ſchon auf dieſer Stirne, in dieſen Augen leſen. Wollen Sie mir indeß eine Bitte erlauben, eine kühne Bitte?“

Die Dichterin erwiederte erröthend: „Ein ſo liebenswürdiger Mann kann nur um etwas bitten, welches zu gewähren mir Vergnügen machen wird. Sie wünſchen?

Laroque. Ich nehme Ihre Güte in Anſpruch und bitte, daß Sie mich würdigen wollen, mir nur ein einziges Ihrer ſchönen Gedichte mit dieſen ſchönen Roſenlippen ſelbſt vorzuleſen.

Die Dichterin ſagte mit geſenkten Augen: „Ich bin zwar im mündlichen Vortrage nicht geübt, doch ſehen Sie mich bereit, Ihrem Wunſche zu willfahren.“ —

„Eine Wahl unter der Fülle des Vorzüglichen zu treffen, würde mir ſchwer fallen;“ ſagte Laroque. „Wollen wir nicht die Wahl dem Zufall überlaſſen?“

Das ſchöne Fräulein öffnete das Manuſkript, und das Blatt, worauf ihre Lilienhand ruhte, hatte den Titel: „Dichterſtolz und Lieblingsroſe.“ — Sie hatte kaum geendet, als Laroque vom Sofa aufſprang, ihr zu Füßen ſank, und ihre rechte Hand mit Küſſen bedeckte, deren Lavaſtrom er nur durch die Worte: „Göttlich! himmliſch!“ unterbrach.

Die Dichterin fand endlich für nöthig, die von Küſſen überſtrömte Hand dem verzückten Kunſtrichter zu entziehen mit den Worten: „Ich weiß aufmunternde Nachſicht wohl von dem verdienten Lobe zu unterſcheiden, und indem ich für Ihre unverdiente Güte danke, bitte ich, das Manuſkript in ruhiger Stimmung zu durchleſen, und mir dann gefälligſt einen Tag zu beſtimmen, an welchem ich Ihr unparteiiſches Urtheil über meine ſchwachen Verſuche vernehmen ſoll.“

„Der einzige Verſuch,“ ſagte Laroque mit Extaſe, „welchen Ihr Roſenmund ſo eben vortrug, und der Flötenton Ihrer Stimme noch verſchönerte, iſt hinreichend, um in dieſen Verſuchen nur Meiſterwerke zu erwarten. Ja, Fräulein, Sie wollten mich mit dieſen ſogenannten Verſuchen nur verſuchen, ob ich das Vortreffliche gehörig zu würdigen wiſſe; mir aber bleibt nichts übrig, als es zu verſuchen, ob ich im Stande bin, die Geſänge unſerer neuen Sappho ſo zu preiſen, wie ſie es verdienen.“

Das Fräulein bat, ihr einen Tag zur Nachfrage zu beſtimmen. Laroque erbat ſich dagegen die Ehre, ſie beſuchen zu dürfen. Sie konnte es nicht verweigern, ihm ihre Wohnung anzugeben, erbat ſich aber zuerſt ein ſchriftliches Urtheil, und nahm zärtlichen Abſchied mit einem Lächeln von ganz eigener Art; Laroque nannte es ein himmliſches, ein Anderer würde es vielleicht ein ironiſches genannt haben.

Laroque ließ ſich nicht abhalten, die privatiſſime gekrönte Dichterin über die Treppe hinab und bis an die Hausthür zu geleiten, und das war ſehr gut! Denn beim letzten Bückling kam dem verzückten und bezauberten Minos erſt der gute Gedanke, ſich nach dem Namen der Scheidenden zu erkundigen. Sie nannte ſich „Madelon de Bonheur.“ hüpfte in den Wagen, und flog dahin wie eine Traumerſcheinung.

Desforges ſtand am Fenſter, von Ungeduld gefoltert. Ein Wagen hielt vor dem Hauſe. Madelon ſprang heraus, flog über die Treppe, ſtürzte in's Zimmer, warf ſich auf's Sofa, und brach in unbändiges Gelächter aus. Vergebens bat Desforges, ihm die Urſache dieſes Gelächters kund zu thun, vergebens warnte er vor der Gefahr des übermäßigen Lachens; Madelon verſuchte es mehrmalen, ernſthaft zu werden und zu reden; der Lachkitzel überwältigte ſie aber beim erſten Worte wieder, und Desforges ſtand, von Angſt und Ungeduld gefoltert, bald bittend, bald ſchmollend und drohend, vor der Lachenden. Endlich, beinahe erſchöpft und athemlos, erzählte ſie ihm die Geſchichte ihres Beſuches bei Laroque und das Schickſal der Gedichte.

Desforges fühlte im erſten Augenblicke eine Aufwallung des Zornes gegen den parteiiſchen Kunſtrichter; bald aber erlangte die Freude über das Lob ſeiner Gedichte das Übergewicht über alles Andere.

Zwei fröhliche Tage floßen dem glücklichen Paare in freudiger Hoffnung dahin. Am Morgen des dritten ſaßen ſie eben beim Frühſtück, als der Bediente ein Paket mit der Adreſſe an Mademoiſelle Madelon de Bonheur auf den Tiſch legte. Desforges erblaßte, Madelon erröthete; Desforges blickte düſter, Madelon lächelte freundlich, und öffnete das Paket. Zuerſt fiel ihr ein Blatt in die Augen, beſchrieben mit den Worten: „Die Kritik huldigt dem Genie, die Welt der Schönheit.“ — Daneben lag das neueſte Heft des franzöſiſchen Merkur, welches dem Publikum die nahe Erſcheinung der lyriſchen Erzeugniſſe einer Dichterin, mit vollem Rechte Madelon de Bonheur genannt, verkündigte, und die Verfaſſerin eine zweite Sappho nannte, vorläufig auch einige Gedichte mittheilte, um die Leſewelt auf dieſe poetiſchen Meiſterſtücke aufmerkſam zu machen.

Madelon umarmte den verblüfften Dichter und wiederholte die ganze Geſchichte ihres Beſuches bei dem bezauberten Laroque. Der geliebte Desforges ſah nun, daß die Geliebte ihm ſeinen Lorbeer entriſſen habe, und ſagte: „Du biſt mein zweites Ich, und der mir verſagte Kranz könnte auf Erden kein ſchöneres Haupt ſchmücken, als das Deinige!“ — Sie aber ſagte mit inniger Zärtlichkeit: „Ehre, dem Ehre gebührt! Ich gebe Dir den Lorbeerkranz, Du aber reicheſt mir den Myrthenkranz.“

Nach dieſer zärtlichen Aufwallung erſchien die Geſchichte den Liebenden erſt in ihrem wahren, das heißt, im komiſchen Lichte, und Beide ſtimmten ein gellendes Lach-Duett an. Dieſes wurde in ſeinem Crescendo durch ein leiſes Pochen an der Thür unterbrochen, und eintrat — Larcque.

Während ſeiner Eintritts-Komplimente gewann Madelon nur ſo viel Zeit, dem Geliebten zuzuflüſtern: „Du biſt ein Fremder und Bewunderer meiner Gedichte!“

Larcque erkannte den zerknirſchten Dichter nicht mehr, bemerkte ihn ſogar kaum, und überhäufte die vermeintliche Dichterin mit einem Strome von Lobpreiſungen. Desforges nahm verſtellten Abſchied, pflanzte ſich aber im Nebenzimmer an die Thür, die er nicht ganz zuſchloß, um Alles zu ſehen und zu hören. Leider mußte der arme Bräutigam hier eine ganze Stunde in dieſer peinlichen Situazion verharren, und hören, und ſehen, wie der bezauberte Minos die neue Sappho mit den zärtlichſten Betheuerungen und ihre Hände mit kritiſchen Küſſen überſtrömte. Schon verließ ihn das letzte Reſtchen der Geduld, und er wollte, nicht länger Herr ſeiner Leidenſchaften, aus dem Hinterhalt hervorbrechen, den parteiiſchen Kunſtrichter überfallen und ihm die Wahrheit in die Ohren ſchreien, als glücklicher Weiſe Larcque ſich mit der Bitte entfernte, dem Wunder der Kunſt und Schönheit bald wieder huldigen zu dürfen.

Desforges war kaum einen Schritt aus ſeinem Verſteck hervorgetreten, als er ſich, auf Madelons Wink, ſogleich wieder zurückziehen mußte, indem zwei Herren eintraten, der Herausgeber eines andern Journals und ein Dichter. Der Erſtere überreichte eine Lobrede auf die im Manuſkripte ihm mitgetheilten Gedichte der neuen Sappho, der Andere ein Lobgedicht auf die zehnte Muſe ſeiner Zeit, die er auch le Bonheur ſeiner Zeit nannte.

Und ſo ging's denn fort und fort. Jeden Tag erſchienen neue Journalblätter voll Lob, neue Lobgedichte voll Bombaſt, und neue Beſuche, die in den erſten fünf Minuten ungeheuer entzückt und verliebt wurden.

Desforges fing ſchon an, eiferſüchtig zu werden über das Heer von Lobrednern, Verehrern und Verliebten.

Madelon ſchwelgte in einem Taumel von Anbetung, berauſcht von all den Weihrauchwolken. Der Spaß gefiel ihrem heitern Sinn, die vielſeitige Huldigung ihrer Eitelkeit: nur mit Mühe gelang es ihr aber, das immer ſtärker auflodernde Feuer der Eiferſucht ihres Geliebten zurückzuhalten, der zu wiederholten Malen ausrief: „Wohin ſoll das führen?“

Eines Tages fand ſich abermal Laroque ein; mit immer ſteigender Zärtlichkeit erbat er ſich die Erlaubniß, die herrlichen Gedichte der Leſewelt durch den Druck mittheilen zu dürfen. Desforges konnte ſich nicht länger bemeiſtern, und trat als Fremder ein. Bald ſtanden ſich Beide als Nebenbuhler gegenüber, und Dolchblicke der Eiferſucht flammten aus ihren Augen. Die Verwirrung noch ärger zu machen, erſchien auch Destouches, einer der vorzüglichſten dramatiſchen Dichter jener Zeit. Die geſchwätzige Fama hatte ihm mündlich und in Journalen von der neuen Sappho ſo viel erzählt, daß er in ihr ein Wunder von Genie und Schönheit zu finden hoffte, und ſich mit franzöſiſcher Erregbarkeit und Entzündlichkeit auf den Weg machte, um dieſes Weltwunder kennen zu lernen. Madelons Reiz und Anmuth ſetzte auch den ſchon mitgebrachten brennbaren Stoff in volle Flammen.

Nun begann ein intereſſantes Trio der Eiferſucht, indem jeder der drei Virtuoſen den Solopart ſpielen und die beiden Andern verdunkeln, ſelbſt aber vor Ärger berſten wollte.

Laroque wechſelte mit Schmeicheleien an Madelon und mit Biſſigkeit gegen Desforges und Destouches. Destouches erhob die Schöne bis an die Sterne, während er die Fülle ſeines Witzes aufbot, ſeine beiden Mitwerber lächerlich zu machen, und Desforges wünſchte die beiden Nebenbuhler in den tiefſten Abgrund der Hölle. Keiner von ihnen wollte das Feld räumen; jeder wollte der Letzte ſein, der wegging, um das letzte Wort bei der Dichterin zu haben, die mit jeder Minute reizender, witziger und liebenswürdiger zu werden ſchien.

Die Schicklichkeit gebot endlich den Aufbruch. Destouches empfahl ſich, obwohl mit ſchwerem Herzen, zuerſt, verließ das Zimmer aber erſt dann, als er die Erlaubniß erhalten hatte, ſeine Beſuche wiederholen zu dürfen. Nach einer Viertelſtunde machte auch Laroque Anſtalt zum Weggehen, zögerte aber ſo lange, daß er erſt in der dritten Viertelſtunde wirklich wegging, nachdem er den noch verweilenden

Desforges mit argwöhniſchen und ſcheelſüchtigen Blicken gemeſſen hatte.

„Endlich," rief Desforges, mit großen Schritten auf- und nieder gehend, „endlich ſind die böſen Lügengeiſter verſchwunden! Elende Gecken! Unſeliger Lorbeerkranz! Zuerſt wird er mir ungerechter Weiſe verſagt, und dann einer Stirne, der er nicht gehört, mit Gewalt aufgeſetzt. Hätte ich doch nie einen Vers geſchrieben! Madelon! wie ſoll das nun enden?"

Madelon erwiederte mit graziöſem Lächeln: „Zu unſer Beiden Luſt und Zufriedenheit! Darf ich den angefangenen Handel auch an's Ende führen?"

„Wie Du willſt! Liebe iſt doch mehr werth, als alle Lorbeerkränze der Welt."

---

Am nächſten Tage lief Madelons Bedienter in Paris herum, befrachtet mit Einladungen zu einem Diner. Laroque, Destouches, Voltaire, nebſt vielen andern Schöngeiſtern und Kunſtrichtern wurden gebeten, dem Eßfeſte ihre glorreiche Gegenwart zu ſchenken. Und, ſiehe da! Es erſchienen nicht nur die geladenen Gäſte, ſondern ſogar ſolche, die ſich als Freunde ihres Magens, unter falſchem Namen dazu eingedrängt und eingeſchlichen hatten.

Schon waren alle Gäſte verſammelt, und Desforges machte, Madelons Stelle vertretend, die Honneurs. Alle ſehnten ſich nach den Schüſſeln und Flaſchen, noch mehr aber nach der reizenden Madelon, die nicht ſichtbar werden wollte.

Endlich verließ den Minos Laroque die Geduld; er hielt den verlegenen Desforges an einem Knopfe des Frackes feſt, und fragte etwas pikirt: „Aber wo weilt denn unſer Fräulein, unſere neue Sappho? wo iſt ſie?“

Und Desforges erwiederte lächelnd: „Ich bin das Fräulein, ich bin die neue Sappho!“

„Sind Sie verrückt?“ erwiederte Laroque, vom Gelächter der Umſtehenden akkompagnirt. Desforges öffnete aber lächelnd die Thür eines Nebengemaches, führte Madelon an der Hand heraus, ſtellte ſie den Anweſenden als ſeine Braut vor, und Madelon erklärte zu allem Überfluſſe, daß ſie heute ihr Vermählungsfeſt mit Desforges feiere.

Man ſetzte ſich, man aß und trank reichlich. Am Ende des Mahles, als der Geiſt der Fröhlichkeit die Geſellſchaft belebte und begeiſterte, hob Desforges das Champagnerglas empor, und rief: „Edle Herren! Laßt mich zweimal hoch leben, denn ich bin nicht nur der glückliche Bräutigam, ſondern auch die glückliche neue Sappho! Hoch leben die Journale und die Kunſtrichter! Wahr aber bleibt's: Schönheit iſt die Quelle der Dichtkunſt, und Liebe lohnt beſſer, als alle Lorbeerkränze!“

Die Champagnerflaſchen knallten in's allgemeine Lebehoch, und die holde Madelon vertauſchte ihren Lorbeer gegen den Myrthenkranz.

# Das Glück im Unglück
und
# das Unglück im Glück.

Sonnabend war's; die Sonne ging unter, die Lichtkönigin im Purpurmantel. Aus dem Dorfe ſcholl die Abendglocke, die mit ihrer ſonoren Stimme die Landleute von der Feldarbeit heimrief. Dem Rufe folgten zuerſt die Weiber und Dirnen; es war ja ſo Manches im Hauſe zu fegen und zu ſcheuern, damit es am kommenden Sonntage gehörig ſchimmerte. Zunächſt ſchritten die wohlhabenden Männer gemächlich einher, ihr Werkzeug theils auf die Schulter zurücklehnend, theils es mit läſſiger Hand ſich nachziehend. Die wenigſten von ihnen konnten der freundlichen Einladung des am Eingang in das Dorf winkenden Wirthshausſchildes widerſtehen. Zuletzt ſchlichen die dürftigſten Bauern ſchwerfällig einher, und zogen mit einem finſtern Seitenblicke am lauten Bachustempel vorüber, mit ſaurer Miene ſelbſt den ihnen verſagten ſauern Wein beklagend.

So waren denn die Felder ringsumher leer geworden. Nur Hilmer und ſein Weib, das ärmſte Ehepaar in der ganzen Dorfgemeinde, arbeiteten noch raſtlos fort; die drückendſte Noth zwang ſie zu verdoppelter Anſtrengung ihrer Kräfte, um von der geringen Habe ſich ſelbſt und ihren kleinen Martin kümmerlich zu nähren.

Dieſer ſaß jetzt am Raine eines ſchmalen Kartoffelfeldes unter einem großen Kirſchbaume, und ſpielte mit den Kernen der zum Abendbrote genoſſenen Frucht. Der Knabe, ſchön und blühend, in Fülle der Geſundheit, ſehr lebhaft, und dennoch weich und folgſam, war die Freude und der Troſt der darbenden, aber doch immer auf beſſere Zeit hoffenden Ältern.

Martin ſchaute jetzt mit ſeinen himmelblauen Augen zum Gipfel des Baumes hinauf, woran die rothen Kirſchen im Abendroth wie funkelnde Rubine glühten. Er lächelte den ſaftigen Edelſteinen einige Minuten mit Entzücken entgegen, konnte endlich dem Gelüſte nicht länger widerſtehen, kletterte am Stamme hinauf, und ſchwang ſich von Aſt zu Aſt, bis er den Gipfel erreicht hatte.

Als er dieſen eben in Beſitz nehmen wollte, da, wo die meiſten und rötheſten Kirſchen ihm entgegen leuchteten, brach ein Zweig, und das Kind ſtürzte zu Boden. Die Mutter erblickte das Fallende noch im Luftraume; den Vater ſchreckte erſt der dumpfe Schall des Falles. Beide eilten mit einem Schrei des Entſetzens zum Baume.

Das Kind lag auf dem Rücken, ohne ein Zeichen von Lebensregung. Waſſer, Reiben der Schläfe, Anhauchen und andere Reizmittel einfacher Art brachten das Ohnmächtige wieder zu ſich. Es öffnete die Augen und lächelte die Ältern an, die es, noch zwiſchen Furcht und Freude ſchwankend, zuerſt aufrecht hielten, dann wieder auf die Erde legten, die Glieder dehnten und wendeten.

Das Reſultat der ſorgfältigen Unterſuchung ſchien ſehr erfreulich, denn es zeigte ſich keine Spur einer Verletzung in den äußerlichen Theilen. Mutter und Vater befragten nun den Knaben, ob er etwa innerlich irgendwo einen Schmerz fühle? Der Kleine verneinte durch Kopfſchütteln. Man ſtellte noch mehrere Fragen an ihn; er beantwortete ſie nur durch Mienen und Geberden.

Die Mutter hieß ihn ſprechen. Er bewegte die Lippen, öffnete den Mund, aber kein Laut ging hervor. „So ſprich doch nur ein Wort!“ rief der Vater mit ſteigender Angſt. Martin verſuchte mit ſichtbarer Anſtrengung zu ſprechen, aber vergebens! Er war ſtumm, und die Stummheit eine Folge der heftigen Erſchütterung. Nur zu bald überzeugten ſich die Ältern von der ſchrecklichen Gewißheit, und brachen in Wehklagen der bitterſten Verzweiflung aus.

Der arme Knabe hatte ſtatt der Worte nur Thränen für ſein Unglück und für den Jammer der Ältern, die endlich in tiefes Schweigen verſanken, und ſtumm mit dem Stummen langſam nach Hauſe ſchritten.

Kaum waren einige Tage verfloſſen, als ſchon ein neues Unglück ſich zeigte. Der Knabe fing an, ſchwer zu hören, und ward endlich ganz taub. So hatte denn der Unglückliche in kurzer Zeit zwei der beſten Wohlthaten des Schöpfers verloren: die Gabe, ſich Andern mitzutheilen, und das Vermögen, die Mittheilung Anderer zu genießen. Dennoch fand ſich für ihn manche Arbeit, die er verrichten konnte, auch gut und willig verrichtete.

Aber noch war das Maß des Elends nicht voll. Ein neues Übel rückte heran. Martin litt ſeit einigen Tagen anhaltende Kopfſchmerzen mit zunehmender Heftigkeit. Die kräftigen, kerngeſunden Dorfbewohner pflegten, wenn Einen von ihnen etwa irgend ein kleines Übel befiel, wechſelſeitig ihre Ärzte zu ſein; ein Geſchäft, welches um ſo leichter mit glücklichem Erfolge zu verrichten war, als eigentliche Krankheiten hier unter die Seltenheiten gehörten, die meiſten Leute ſehr alt wurden und endlich am Alter ſtarben. Ereignete ſich etwa alle zehn Jahre ein Mal ein außerordentlicher Fall, ſo dehnte der Schmid des Ortes ſein Bischen Thierarzneikunde auch auf die Menſchen aus. Ein Kopfſchmerz erſchien den wackern Leuten als etwas ſo Geringfügiges, daß ſie ſich ſchämten, ein Mittel dagegen anzuwenden.

So ward denn auch Martins Leiden kaum der Rede werth geachtet, und er ſelbſt gewöhnte ſich allmälig, das von Niemanden beachtete Übel gleichfalls für nichts zu achten oder es wenigſtens ohne Klage zu ertragen.

Mutter und Vater gingen, wie gewöhnlich, beim Grauen der Morgendämmerung an ihre Feldarbeit. Der kleine Martin war in der letzten Nacht auf ſeinem ziemlich harten Bette wach gelegen; dann überfiel ihn aber ein ſo ſchwerer Schlaf, daß er am Morgen das Weggehen der Ältern nicht hörte. Das war wohl ſchon öfter geſchehen, er pflegte dann ſpäter nachzukommen, und erhielt auf dem Felde ſein Morgenbrot und ſeine Arbeit.

Heute ſtand die Sonne ſchon hoch am Himmel. Martin kam nicht. Die Mutter ward ängſtlich, und ging nach Hauſe. Sie fand den Knaben mit offenen Augen wach auf dem Bette liegend, ſtellte ſich vor ihn, und bedeutete dem Taubſtummen durch Mienen und Geberden, daß es Zeit ſei, aufzuſtehen. Martin regte ſich nicht. Die Mutter kreuzte ihm in ſteigender Angſt mit der rechten Hand vor den Augen hin und her. Er äußerte keine Spur von einem erhaltenen Eindrucke. Jetzt durchzuckte das an allen Gliedern zitternde Weib ein Blitzſtrahl des Entſetzens.

„Gott im Himmel!“ ſchrie ſie, die Hände ringend; „Gott in Deinem Reiche! Er iſt blind! ſtockblind!“ Sie warf ſich laut ſchluchzend auf den erſchreckenden Knaben, und ſchüttelte den Unglücklichen, der nun aus den erblindeten Augen die erſten Thränen ergoß, die ſich mit den mütterlichen vermiſchten.

Nur der Gefühlſinn ſagte ihm, daß wohlthätige Hände, alſo die mütterlichen, ihn aus dem Bette hoben und kleideten. Jetzt ſtand das bejammernswürdige Kind in ſeinem fürchterlichen Schweigen da, lautlos und gehörlos in Nacht gehüllt; aber deſto lauter ergoß ſich der Schmerz der Mutter in Wehklagen, und ſie wiederholte immerzu die Ausrufungen: „Taub! ſtumm! blind! Unglückliches Geſchöpf! Gränzenloſes Elend!“

Endlich kam auch der beſorgte Vater vom Felde zurück. Bei ſeinem Anblick brach das Weib in Wehgeheul aus. Der Schmerz überwältigte die Verzweifelnde in dem Grade, daß ſie's nicht vermochte, dem Vater das neue Unglück zu melden, ſondern dieſer es nur errathen mußte. Dem heftigſten Ausbruche des älterlichen Schmerzes folgte jetzt plötzlich das Gegentheil. Beide ſtanden, die Hände gefaltet, die Augen aufwärts gewendet, ſtarr und lautlos. Martin, von der Trauerſzene nichts vernehmend, genoß das ihm früher gereichte Morgenbrot.

Martin war ſchön, gut, fleißig und geſchickt. Die Ältern hatten ihre ganze Hoffnung auf ihn geſetzt, und in ihm ſchon die Stütze ihres Alters geſehen. Aber wie ſchnell wurden ſie aus dem ſüßen Traume aufgeſchreckt!

Und doch, was iſt Glück? was Unglück? Ein Sprichwort ſagt: „Der Schein trügt.“ Allerdings! aber nirgend mehr, als dann, wenn es ſich um die Entſcheidung der Frage handelt, was Glück oder Unglück, und wer glücklich oder unglücklich ſei? — Und ſo ging es auch jetzt; denn da, wo die Getäuſchten goldene Früchte des Lebens erwartet hatten, ſproßten Diſteln und Dornen auf; als aber das Maß des Elends voll zu ſein ſchien, und die Armen weder Rath noch Hilfe wußten, hoben ſich aus der Wüſte ihres Lebens erſt manche Freudenblumen empor.

Die Wohlhabenden in der Gemeinde, gerührt von dem Elende der Unglücklichen, vereinigten ſich, jährlich einen beſtimmten Geldbetrag für den, des Geſichtes und Gehörs und der Sprache beraubten Knaben zuſammen zu legen. Bald nachher kehrte der Gutsherr mit ſeiner Familie von einer großen Reiſe zurück, und bezog ſeinen Landſitz im Dorfe, deſſen ſchöne und geſunde Lage weit umher berühmt war. Martin, nun zum wohlgebildeten Jüngling erwachſen, wie die Knoſpe in einer ſtürmiſchen Nacht zur Blume, fand durch die Empfehlung des würdigen Pfarrers geneigte Aufnahme im gräflichen Hauſe, und wurde, zuerſt ein Gegenſtand des Mitleids, bald der Liebling der ganzen edlen Familie. Er ſelbſt erhielt eine Penſion, ſein Vater die Stelle des Schloßgärtners, und die Mutter einen Dienſt in der Meierei.

Nach einem halben Jahre, als der Spätherbſt den Bäumen die letzten Blätter abſtreifte, nahm der Graf den armen Martin mit ſich in die Stadt. Es zeigte ſich bald, daß der edle Mann mit dem unglücklichen Jüngling einen beſonderen Plan hatte, und für ihn ſo väterlich ſorgte, wie vornehme Herrn es zu thun pflegen, wenn ſie einen Menſchen von geringerem Stande und in dürftiger Lage einmal liebgewonnen haben, und für das Schickſal ihres erkorenen Schützlings ſich intereſſiren.

So hatte der Graf beſchloſſen, Alles anzuwenden, um Martins körperlichen Übeln nach Möglichkeit, wenigſtens zum Theile, abzuhelfen. Er zog mehrere der ausgezeichnetſten Ärzte zu Rathe, und man fing an, Mittel zur Herſtellung des taubſtummen Blinden anzuwenden; doch durften weder ſeine Ältern, noch ſonſt Jemand im Dorfe von dem Verſuche, der ja ſo leicht ohne gewünſchten Erfolg bleiben konnte, das Geringſte erfahren. Ja ſelbſt Martin wußte in der Hauptſache nicht, was man mit ihm vor hatte.

Die Ärzte erklärten einſtimmig, daß der Verluſt der Stimme und des Gehörs eine Folge der gewaltſamen Erſchütterung innerer Theile durch den Fall vom Baume, und auch der ſpätere Kopfſchmerz, welcher das Erblinden verurſachte, eben dadurch entſtanden ſei. Man ließ nun kein Heilmittel unverſucht; man ſparte weder Geld noch Mühe, und der Erfolg war der günſtigſte.

Die ausführliche Darſtellung der ärztlichen Behandlung würde den Gang der Geſchichte zu ſehr unterbrechen; ich begnüge mich daher, nur das erfreuliche Reſultat derſelben zu erzählen. Die ſtufenweiſe Heilung der drei Übel geſchah in der verkehrten Ordnung ihres Eintretens; es wurde nämlich zuerſt die Blindheit gehoben, dann ſtellte ſich das Gehör wieder ein, zuletzt die Sprache.

Den Jubel der Ältern, als Martin an der Hand des edlen Grafen zu der im Familienſaale verſammelten Menge trat, wechſelweiſe in die Arme der Mutter und des Vaters flog, Aug' an Auge ſchwelgend, mit wohlklingender Stimme ſein Entzücken ausſprach, und auch die Worte der über ihn Entzückten wie muſikaliſche Harmonien verſchlang, — dies vollſtändig auszumalen, bleibe der Fantaſie meiner Zuhörer überlaſſen!

Was Martin, in ſeiner Entwickelung zurückbleibend, an Bildung verſäumt hatte, wurde in kurzer Zeit nachgeholt. Der Pfarrer des Ortes, ein wiſſenſchaftlich gebildeter und ſehr wohlwollender Mann, gewann den Jüngling, der ſo großem Unglücke entgangen, herzlich lieb, veredelte ſein weiches Herz durch die Lehren der Religion und der Moral, und bereicherte den Geiſt des Wißbegierigen mit intereſſanten Kenntniſſen. Der Schulmeiſter nahm ihn als Gehilfen. Martins Einkommen vermehrte ſich nun ſo beträchtlich, daß ſeine Ältern ſich noch nie ſo wohl befunden hatten; ſie prieſen nun das Unglück, aus dem ihnen und ihrem Sohne ſo viel Glück hervorſproßte. Reichliches Einkommen, Geſundheit, Vorzüge des Körpers und der Seele, Freunde und günſtige Verhältniſſe vereinigten ſich zu des Jünglings Wohl, und die Liebe ſetzte dem Ganzen die Krone auf. Martin erhielt die einträgliche Stelle eines Ökonomie-Direktors der geſammten gräflichen Güter, und Felicitas, des Oberamtmanns reizende Tochter, wurde ſeine Gattin.

Glück über Glück! Aber — ſo wie aus düſtern Morgennebeln der ſonnenhellſte Tag hervortritt, eben ſo erheben ſich am heiterſten Morgenhimmel dunkle Wolken, aus welchen Blitz, Donner und Regenſtröme herabſtürzen.

Martin, der ſonſt wie eine unberührte Blume im einſamſten Thale geblüht hatte, mußte nun in ein Gewühl von Menſchen und Geſchäften treten, und fand ſein weiches zartfühlendes Herz oft unſanft, widrig, oder kalt angetaſtet. In ſeiner frühern Abgeſchiedenheit hatten nur gute Menſchen ihn liebevoll umgeben. Nach dieſen hatte er ſich ſein Ideal vom Menſchen gebildet, und fand ſich daher in ſeinen jetzigen Verhältniſſen vielfach getäuſcht. Allenthalben begegneten ihm Eigennutz und Selbſtſucht, bald mit freier Stirne, bald verlarvt. Hier ſah er die gierige Habſucht fremdes Gut an ſich reißen, ohne daß er es zu hindern vermochte, während die Verſchwendung ihre Güter wie unſinnig vergeudete, um endlich, von den Krallen der bitterſten Noth n Leib und Seele zerrüttet, ihr Leben in Verzweiflung zu nden; dort blutete ihm das Herz, wenn Brüder, von Haß entbrannt, ſich als grimmige Feinde verfolgten, oder ehemalige Freunde an einander zü Verräthern wurden. Die Ränke des Ehrgeizes, Treuloſigkeit in Liebesverhältniſſen, Hochmuth der Reichen und der Dürftigen Selbſtentwürdigung — alles dies erfüllte den Neuling im Leben mit Entſetzen. Er beeiferte ſich für die gute Sache; er ermahnte zur Beſſerung; er half, um zu veredeln, ſah aber größtentheils ſein Bemühen vereitelt und fruchtlos, und fand ſich da, wo er Gutes wirken wollte, gehindert und getäuſcht, betrogen, verkannt, und mit Undank gelohnt.

Da ſetzte ſich in ſeinem Innern allmälig tiefer Menſchenhaß feſt. Eine Eisrinde überzog ſein Herz; er wurde ſtolz und hart, und fand nun Feinde von allen Seiten. Die Einen haßten in ihm den ſtrengen Sittenrichter, der Alles tadelte, und den Klügling, der Alles beſſer verſtehen wollte; die Andern den Unzufriedenen, dem man nichts zu Dank machen könne, während Viele ihm Rache ſchworen, weil er ihren eigennützigen oder unredlichen Forderungen nicht entſprach. Es gelang der Verleumdung, ihn dem Grafen als einen Halsſtärrigen und Undankbaren im nachtheiligſten Lichte zu zeigen, und er wurde mit einem kleinen Gnadengehalte ſeines Dienſtes entlaſſen. Seine Ältern ſtarben vor Gram; ſein Weib wußte ſich auf eine heuchleriſche Weiſe von ihm zu trennen. Er ſtand allein.

Unwillkürlich trugen ihn ſeine Füße nach dem Dorfe zurück, in dem er das Licht erblickt und verloren hatte. Niemand erkannte den Gealterten. Der edle Pfarrer war todt, der Schulmeiſter in ein anderes Dorf verſetzt. Es trieb ihn auf die Felder hinaus. Er wankte fort, und kam zu dem Kirſchbaume, von dem er als Knabe herabgefallen war.

Da ſtiegen die Geiſter der Vergangenheit vor ihm auf, und er ſeufzte: „O wie glücklich war ich damals, als mein Unglück den höchſten Grad erreicht zu haben ſchien!“

„Eben dieſes Unglück brachte mich ja den Guten näher, ſo wie mein Glück mich unter die Böſen drängte. Als ich ſelbſt hilflos war, wetteiferte man, mir zu helfen; als ich aber ſelbſt helfen konnte und wollte, zeigten ſich mir nur Unwürdige. Mein Unglück machte mich den Menſchen werth, mein Glück verhaßt. O wie glücklich war der ſtumme, taube, blinde Martin! Um den Stummen wurden nur liebvolle Worte geſprochen; der Taube fühlte die ſchönen Wirkungen des Mitleids, und dem Blinden fehlte nie ein leitender Arm!“

Indem er ſo ſprach, warf die Glorie der Abendſonne ihre letzten Strahlen auf ihn. Er ließ ſich am Kirſchbaume auf die Knie nieder, hob die Hände empor, und ſprach: „O Gott, der Du den Tag gemacht haſt und die Nacht, Du ſchufſt auch das Glück und das Unglück, ſchufſt auch das Glück im Unglücke und das Unglück im Glücke! Wer hienieden vermag zu wiſſen, welches von Beiden ihm beſſer frommt? Du, o Gott, lenkeſt Beides; und ſo will ich denn jenes muthig, dieſes beſcheiden ertragen!“

So ſprach Martin Hilmer, und fand mit dieſer Geſinnung bis zum letzten Lebenshauche das höchſte Glück des Lebens: ein reines Gewiſſen, die Quelle der Gemüthsruhe.

# Die dreizehnte Perſon.

Der Witwe des Juſtizraths Haberlein ging's nicht zum beſten, weil ſie zu viel hatte, nämlich zu viel Töchter, nämlich nicht weniger als ſechs, denen es nicht an Reizen und Tugenden, auch nicht an Bewunderern, wohl aber an Vermögen und an Männern fehlte.

Die ſechs Töchter gingen bis in's F, aber nicht in der muſikaliſchen Scala, ſondern in der alphabetiſchen; denn die jüngſte hieß Adelgunde, die nächſte Beatrix, die dritte Chriſtina, die vierte Dorothea, die vorletzte Euphroſine und die älteſte Felicitas.

In ihrem iſolirten Zuſtande war jedes Mädchen mit ſich ſelbſt unzufrieden, und die alte Frau war's mit ihnen Allen.

Da gab's denn in der myſtiſchen Zahl Sieben manches trübe Stündchen daheim, und die Töchterlein hatten jetzt zwei Haupturſachen, ſich Männer zu wünſchen: die erſte, um Männer zu haben, die zweite, um des tagtäglichen König Verdruß-Spieles einmal los zu werden.

Das weibliche Sextett hatte auch wirklich gar viele Ungemächlichkeiten auszuſtehen. Zur Zeit mütterlicher und ſchweſterlicher Diſſonanzen gab's der fatalen Szenen genug. Dann ſah die erſte dahin, die zweite dorthin, die dritte ſchmollte, die vierte weinte, die fünfte ſang, und die ſechste lachte vor Verdruß, zum Ärger aller Übrigen.

In ſolchen ſtürmiſchen Zeiten ging die Parteiwuth manchmal ſo weit, daß die Schweſtern weder zuſammen ſaßen, noch zuſammen ausgingen, und die alte Frau dann alle zuſammen dahin verwünſchte, wo der Pfeffer wächſt. War der Friede im Lande und die Harmonie vollkommen, dann traten wieder Störungen anderer Art ein. Gingen ſie zuſammen auf der Promenade, ſo hörten ſie hie und da was von dem vakanten Halbdutzend flüſtern. Traten ſie in einen Geſellſchaftsſaal, ſo verlautbarte hie und da eine moquante Stimme etwas von dem ſtattlichen Einzug. Es kam ſo weit, daß der holde Schweſtern-Verein in concreto öffentlich nicht mehr erſcheinen konnte, und wenigſtens die Hälfte abwechſelnd für unpäßlich oder verhindert gelten mußte.

Wie viel beſſer haben's da die Frauen als die Mädchen! Eine Frau geht mit ihrem Manne, oft ſogar quasi als Mann mit Mädchen, die ihre Freundinnen ſind; denn ſie nimmt von ihrem Manne, ſo wie ſie ihn heirathet, alſogleich zwei Dinge an, ſeinen Namen und ſeine Courage; die letztere aber in verkehrtem Verhältniſſe, nämlich ſo: hat der Mann viel Courage, ſo nimmt die Frau davon den kleinſten Theil; hat er aber wenig, ſo nimmt ſie von dem Wenigen das Meiſte. Daher kommt's, daß ſich oft das ſchüchternſte Täubchen, ſo wie die Flitterwochen vorüber ſind, ſchon als Heldin zeigt, gleichſam als wäre der girrenden Zärtlichkeit von dem frühern Schnäbeln nur der pickende Schnabel noch übrig geblieben.

Indem ich nach dieſer kleinen Exkurſion in der Erzählung fortfahre, beginne ich ſogleich mit dem Freudenruf: „Land! Land! Triumph! Triumph!“ Denn wir halten wirklich einen Heirats-Kandidaten ſchon feſt, nämlich den Kammer-Sekretär Vollauf, welcher nun einmal mit Leib und Seele der Felicitas gehört, die ihn bei einer muſikaliſchen Akademie gefangen nahm.

Ein altes Sprichwort ſagt: „Wo Tauben ſind, fliegen Tauben zu.“ So geht's auch mit den Liebhabern, einer bringt den andern in's Haus. Der Kammer-Sekretär brachte den Ökonomie-Verwalter Zangler, deſſen Herzens-Ökonomie Adelgunde zu verwalten übernahm.

Der Ökonomie-Verwalter introduzirte den Gerichts-Aktuar Volkmar, über welchen Beatrix die Gerichtsbarkeit des **Cour d'Amour** auszuüben anfing. Der Gerichts-Aktuar zog den Zoll-Inſpektor Flaving nach ſich, welchen Chriſtina in Beſchlag nahm. Der Zoll-Inſpektor führte den Bataillenmaler Granatenfels ein, den Dorothea auf's Haupt ſchlug, vielleicht als Vorſpiel der künftigen häuslichen Bataillen. Der Bataillenmaler endlich präſentirte den Profeſſor Lorch, der zu Euphroſinen in die Schule ging.

So war denn Alles auf dem beſten Wege, und die Schweſtern, deren nun jede hatte, was ſie wünſchte, lebten in der unerhörteſten Einigkeit. Ihrem harmoniſchen Beiſpiele folgten die ſechs Brautwerber, und die alte Frau trieb die Freude ſo weit, daß ſie ſich vor Freude eine Indigeſtion zuzog und ſtarb.

Nachdem die Trauerzeit glücklich überſtanden war, kamen ſämmtliche Parteien überein, die ſechsfache Hochzeit an einem Tage, doch ganz unter ſich allein, ohne alle fremde Gäſte, auf dem Landgute des Ökonomie-Verwalters Zangler zu feiern. Schon war der prieſterliche Segen geſprochen, ſchon ſaßen die ſechs glücklichen Paare an einer ſplendid gedeckten und reich beſetzten Tafel, freundlich bemüht, den kußmüden Lippen eine ſolidere Beſchäftigung zu geben, und zu der Fülle der Herzen das Gleichgewicht der Mägen herzuſtellen. Der heitere Geiſt zufriedener Liebe jubelte umher, als jetzt plötzlich ein junger, ſchöner Mann in einer ſchönen Uniform hereintrat, ſo ungenirt, als wäre er ein uralter Bekannter und Freund vom Hauſe.

So wie der Ruhe- und Freudenſtörer ſich zeigte, bekam nicht nur die ganze Sache, ſondern auch jedes Brautpaar ſogleich ein anderes Geſicht, nämlich jede Braut ein ſehr höflich-neugierig-verlegenes, jeder Bräutigam ein ſehr düſter-fixirend-verwünſchendes.

Der Eintretende aber nahm von den finſtern Geſichtern gar keine Notiz, ſondern begrüßte zuerſt die Damen auf das freundlichſte, küßte jeder gemächlich die Hand, dann jedem Bräutigam flüchtig den Mund, ſagte lächelnd: „Mit Erlaubniß!" und ſetzte ſich an den unterſten Platz der Tafel.

Die Brautherren fragten nun feierlich: „Wie kommen wir zu der Ehre?“ — Er antwortete: „Die Ehre iſt meinerſeits!“ ergriff mir nichts, dir nichts eine Weinflaſche, füllte ein Glas, hob es aufſtehend empor und rief: „Auf das Wohl des hochzeitlichen Sextetts!“ — Dieſen Aktus wiederholte der liebenswürdige Held dreimal, und leerte dabei das Glas jedesmal auf einen Zug. Als das vorbei war, ließen die Brautherren in ihrem eigenen und im Namen der erröthenden Damen die wiederholte Frage ergehen: „Wie kommen wir zu der Ehre?“

Der Gerichts-Aktuar ſagte ganz leiſe zum Profeſſor: „Eine dreizehnte Perſon; fatal!“ Und der Profeſſor flüſterte zurück: „Man fürchtet die dreizehnten Perſonen mit Recht; ſie bringen nichts Gutes.“ Da ſagte der Fremde: „Damit ich nicht ganz aus den Wolken gefallen ſcheine’, ſo gebe ich mir die Ehre, in Kürze anzuzeigen, daß ich der Lieutenant Hirſchhorn, und mit der Einquartierung, wie dieſe Schrift zeigt, hierher angewieſen bin.“

Der ominöſe Name Hirſchhorn nöthigte ſämmtlichen Bräuten ein verſchämtes, ſämmtlichen Brautherren aber ein ſarkaſtiſches Lächeln ab, welches der zweifach Belächelte gar nicht zu bemerken ſchien. Er nannte jeden Brautherrn mit Namen, und ſprach mit jedem über ſein Fach ſo vollkommen, als wäre es ſein eigenes. Zuerſt mit dem Kammer-Sekretär über kameraliſtiſche Gegenſtände, wobei er jedoch meiſtens der liebenswürdigen Felicitas, die als Frau Kammer-Sekretärin kaum drei Stunden alt war, in die Augen ſah. Dem Kammer-Sekretär wurde heiß, und einmal wetzte er ſogar auf dem Stuhle, als ſich der Lieutenant im Anſchauen der Braut ſelbſt zu vergeſſen ſchien, die ſich ſo ereiferte, daß ihre Wangen brannten, weil ſie in der Kameraliſtik — als dem Lieblingsfache ihres Gatten — auch nicht fremd ſcheinen wollte, und daher alle kameraliſtiſchen Worte und Redensarten, die ſie je gehört hatte oder gehört zu haben glaubte, auf das möglichſtbeſte zuſammenſetzte.

Nachdem Lieutenant Hirſchhorn das Licht ihrer goldbraunen Augen eingeſaugt hatte, wie ſchwarzes Tuch die Sonnenſtrahlen einſaugt, ließ er von ihr ab, und der Kammer-Sekretär athmete wieder frei.

Der Lieutenant aber wendete ſich mit der pfiffigſten Wendung an die ökonomieverwalteriſche Braut, die darüber nicht böſe ſchien, obſchon der ökonomieverwalteriſche Bräutigam ein Geſicht machte, als fiele ihn plötzlich eine Migräne an. Adelgunde, welche befürchtete, der Held möchte das nächtliche Angeſicht des geliebten Gatten übel nehmen, und die Sache etwa gar bis zum Duell treiben, bot alle Freundlichkeit auf, um die Aufmerkſamkeit des jungen Kriegsgottes auf ſich zu ziehen. Beatrix aber, die Angetraute des Herrn Gerichts-Aktuars Volkmar, bemerkte, daß das ökonomieverwalteriſche Antlitz immer dunkler wurde. Sie entſchloß ſich daher großmüthig, den Martisſohn von Adelgunden abzuziehen und auf ihr eigenes Territorium zu locken.

Hirſchhorn ließ die Lockſtimme nicht vergebens tönen, und wendete ſich mit ſeiner ganzen Elektrizität zu Beatrix, welche den Blitzableiter vorſtellte. Aber indeß der Ökonomie-Verwalter ſeinen ehemaligen Frohſinn wieder fand, machte der Gerichts-Aktuar ein Geſicht, als würde ihm ſelbſt ſein Todesurtheil verkündet. Die Angſt, den Falken bei ſeinem Täubchen zu ſehen, betäubte ihn ſo ſehr, daß er mit großer Geläufigkeit franzöſiſch zu reden anfing, in welcher Sprache er ſonſt immer ſogleich in's Stottern und Stocken kam. Hirſchhorn benützte das auf's Beſte, und redete gleichfalls franzöſiſch mit größter Fertigkeit. Beatrix, dieſer Sprache beſonders hold, ſtimmte ſeelenvergnügt ein. Hirſchhorn ließ nun in dieſer fremden Rüſtung ein ganzes Heer von Schmeicheleien gegen ſie los, und war ſo ſchnellzüngig, daß der verſtummende Aktuarius kein Wort davon verſtand, und nur aus den erröthenden Wangen ſeiner Gattin den Sinn der erotiſch-militäriſchen Leuchtkugeln zu entziffern vermochte. Der fatale Lieutenant ſchien aber beinahe keine weibliche Provinz unerobert laſſen zu wollen, und lagerte ſich jetzt mit Siegermienen zwiſchen dem Zollinſpektor und der ſchmachtenden Chriſtine. Er glaubte auf ihren Wangen, die nur der Wohnſitz der Grazien ſein ſollten, eine Spur von Melancholie zu ſehen, und hielt es für die Pflicht ritterlicher Galanterie, ſeine Theilnahme zu bezeigen. Der betreffende Zollinſpektor hätte ihm dieſes Pflichtgefühl gern geſchenkt, und ſtampfte mit dem Fuße, als der galante Ritter Chriſtinens Hand ganz vertraulich zwiſchen ſeine beiden Hände nahm. Er zupfte Chriſtinen, welche die Keckheit geduldig litt, zweimal am Kleide; dieſe aber merkte ſie nicht oder wollte ſie nicht merken, und ließ die Hand, wo ſie war. Der verzweifelnde Zollinſpektor wußte ſich nicht anders zu helfen, als daß er eine Flaſche — wie aus Ungeſchicklichkeit — mit dem Ellenbogen über den Tiſch ſtreifte. Hirſchhorn ſprang — der Flut zu entgehen — ſchnell auf, und ſaß eben ſo ſchnell zwiſchen dem Bataillenmaler und ſeiner auserwählten Dorothea, welcher er ſogar etwas in's Ohr zu flüſtern wagte, das die Verrätherin mit einem holden Lächeln erwiederte. „Das iſt doch zu arg!“ „Was fehlt Dir, mein Schatz?“ rief die beſorgte Dorothea. Er aber ſtürzte ohne Antwort zur Thür hinaus. Alle Männer eilten ihm nach. Profeſſor Lorch, als der Letzte, wollte Euphroſinen, als die einzige noch Schuldloſe, mit ſich wegführen. Hirſchhorn wußte aber ſo geſchickt zu manövriren, daß der Profeſſor zur Thür hinausgeſchoben wurde, und zu ſeinem Leidweſen Euphroſinen in dem umſchlingenden linken Arm des Unholds zurückbleiben ſah. Die ſechs Bräutigame gingen jetzt mit großen Schritten und langen Geſichtern im Vorſaale auf und nieder, aber ohne ein Wort zu reden. Jeder ſchien ſogar die Blicke der Übrigen zu meiden. Wer weiß, wie lange die Stummheit gedauert hätte, wäre nicht zum Glück ein Bedienter und eine Magd mit den Deſerttellern angekommen. Nun machte ſich der verbiſſene Ärger Luft, und Alle ſchrien in demſelben Augenblick, wie mit einer Stimme, ein donnerndes „Zurück!“ —

„Verzeihen Sie!“ — ſagte die Magd, — „es iſt ja das Deſert.“

„Zurück!“ ſcholl's nochmal und zum dritten Mal.

Und die große Torte, als die Sonne des Deſert-Syſtems, ſammt den Backwerktellern und Obſtkörbchen, als kleineren Fixſternen und Planeten, machte eine retrograde Bewegung nach der Küche.

Das tiefe Schweigen war einmal gebrochen, und nun ſagte

Der Kammer-Sekretär. Ein ſehr kecker, junger Herr!

Der Oekonomie-Verwalter. Ja, die Weiber!

Der Zoll-Inſpektor. Und leiden wir das ſo geduldig?

Der Gerichts-Aktuar. Fiat justitia, pereat mundus!

Der Bataillenmaler. Bomben und Granaten!

Der Profeſſor. Die Sache fordert Überlegung.

Der Kammer-Sekretär. Weiber und Geld ſind das unſicherſte Gut auf der Welt.

Ökonomie-Verwalter. Schöne Weiber ſind ein reiches Feld, auf dem ſich auch die Schmetterlinge einquartieren.

Gerichts-Aktuar. Fiat justitia, pereat mundus!

Bataillenmaler. Heute haben wir einmal die Kriegserklärung; die ehelichen Bataillen werden nicht ausbleiben.

Zollinſpektor. Ich denke, wir machen den Lieutenant ordentlich Contraband.

Profeſſor. Meine Herren! laßt mich gewähren! Ich will ihm eine Vorleſung halten, an die er denken ſoll.

**Bataillenmaler.** Und glauben Sie, daß er Ihnen zuhören wird?

**Gerichts-Aktuar.** Ich denke, wir wollen ihn zuerſt verhören.

**Zollinſpektor.** Vorher aber ihn gut unterſuchen, ob er etwa — — —

**Oekonomie-Verwalter.** Was viel verhören und unterſuchen? Wir fallen Alle zuſammen über ihn her, wie das Hagelwetter über ein Getreidefeld, und —

**Kammer-Sekretär.** Roma deliberante Saguntum perit. Wir halten da eine Plenarſitzung und laſſen den Wolf bei der Herde.

Das leuchtete Allen ein. Sie fanden es ſogar thöricht, das Zimmer und die Frauenzimmer verlaſſen zu haben, beſchloßen, gute Miene zum böſen Spiel zu machen, ſogleich hineinzugehen, und den verliebten Lieutenant, als wäre gar nichts geſchehen, zu umringen, und mit Freundſchafts-Verſicherungen und Liebkoſungen ſo zu überhäufen, daß er weder zu Wort noch zu den Weibern kommen könne.

Sie horchten, hörten im Zimmer lachen, öffneten die Thür, — aber beim erſten Anblick, der ſich hier präſentirte, flogen alle guten Vorſätze davon; denn der Herr Lieutenant ſprang wie ein Kreiſel unter den Frauen, umarmte und küßte eine nach der andern.

Jetzt brach das Ungewitter von allen Seiten los. Der Lieutenant aber ſtand wie ein Fels im Meere gegen Brandung, Sturm und Blitz. Die Damen ſtellten ſich um ihn her wie Meernymphen. Im Augenblick, da die Gefahr den höchſten Grad erreicht hatte, rief der Held aus ſeiner lebendigen Schönheitsverſchanzung im Kommandoton ein gebieteriſches „Halt!“ hervor.

Und als dies Wort ſeine Wirkung nicht verfehlte, wendete er ſeine Rede an die ihn umgebenden Damen: „Bald wird der grimmige Tod mit den ihm angebornen Waffen würgen; bald wird das Schlachtfeld mit Leichen bedeckt ſein: aber ehe noch Blutſtröme wie Kaskaden ſpringen, und ein Hagelregen von Gliedern umherfliegt wie eine Handvoll Erbſen, ſo geſteht, ihr Schönen, vor den Augen der Welt, daß ihr ſehr unrecht thatet, zu behaupten, eure vierſtündigen Gatten, die vor Eiferſucht wüthen, ſeien keiner Eiferſucht fähig!“ —

„Wie iſt das zu verſtehen?“ fragte der Gerichts-Aktuar. —

„Scherz oder Ernſt?“ ſetzte der Kammer-Sekretär hinzu.

Darauf nahm Felicitas das Wort, und ſprach mit hohem Pathos:

„Vernehmt und wiſſet denn! Durchdrungen von Bewunderung eurer unendlich großen Eigenſchaften, und entzückt von dem ſeligen Bewußtſein eurer Liebe, vermißten wir nur Eines bei euch: — die Anlage zur Eiferſucht, ohne welche — nach unſerm unmaßgeblichen Erachten und Ermeſſen — wahre Liebe nicht beſtehen kann. Wir legten unſere Beſorgniſſe in den Buſen dieſes edlen jungen Mannes nieder, und er war großmüthig genug, hieher zu eilen, um euch in höchſt eigener Perſon auf die Probe zu ſtellen.“

„Ihr wurdet eiferſüchtig wie die Araber, ihr habt geſiegt, und wir ſind nun eure zweifachen Sklavinnen. Umarmt den edlen Heldenjüngling!“

Und der edle Heldenjüngling trat zur Umarmung her, aber die ſechs Edlen traten zurück. Da rief Felicitas: „Umarmt den Bruder ſechs glücklicher Schweſtern!“ Jetzt wurde es Tag, bald auch heller Mittag. Der Bruder war wirklich Bruder. Die ſechs Schweſtern hatten, ſo wie ich ſelbſt, der Erzähler, ihn verſchwiegen, um den ſechs Ehegatten am Hochzeittage und den Leſern dieſer Geſchichte mit ihm eine Überraſchung zu machen. Während der ſtarken Korreſpondenz hatte jede Schweſter ihren Geliebten und quasi Bräutigam dem Bruder als Ideal aller männlichen Vollkommenheiten gerühmt. Alle Briefe waren eben ſo viele Lobreden; aber jedem Hochgeprieſenen fehlte nach Verſicherung jeder Schweſter — nur ein Erforderniß: die Anlage zur Eiferſucht, von welcher bei Keinem die geringſte Spur zu finden war. Nun ſtimmten aber die ſechs Schweſtern darin überein, daß ein Mann ohne Anlage zur Eiferſucht keiner wahren Liebe fähig ſei. Der brüderliche Lieutenant ſchrieb ihnen zurück: jeder Mann ſei eiferſüchtig, ihre Geliebten ſeien aber Männer, folglich eiferſüchtig, welches er am Hochzeittage ſelbſt genügend darthun wolle. Und ſo wurde das Spiel mit der dreizehnten Perſon und mit der Einquartierung verabredet.

Die ſechs Herren wollten lange nicht daran, an den aus den Wolken gefallenen Herrn Bruder zu glauben; endlich mußten ſie nachgeben, folglich müſſen es auch die Leſer.

Das zurückbeorderte Deſert wurde jetzt auf gemeinſchaftliches Verlangen hereingebracht und ein Toaſt nach dem andern getrunken. Der Herr Lieutenant reiſ'te nach glücklich beendigtem Experiment noch in der Nacht mit Extrapoſt ab, und die Brautpaare gaben ſich am nächſten Morgen das Wort, künftighin alle Proben und Experimente als unſichere Dinge zu meiden, und die dreizehnten Perſonen als mögliche Friedens- oder Freudenſtörer von ihren häuslichen Kreiſen entfernt zu halten. — Soll dieſe Geſchichte wirklich eine der erſtern Veranlaſſungen geweſen ſein, die dreizehnten Perſonen ſo verrufen und gefürchtet zu machen? Mag ſein, ein leichter Scherz hat oft mehr geſchadet, als der bitterſte Ernſt.

# Das Elixir der Unſterblichkeit.

Alle Welt hat von dem berühmten Cornelius Agrippa gehört. Sein Andenken iſt ſo unſterblich wie ſeine Kunſt; alle Welt kennt dieſen Tauſendkünſtler, der, ohne es zu vermuthen, während der Abweſenheit ſeines Meiſters, den böſen Feind beſchwor und ſeine Beute ward. Als die Kunde dieſer wahren oder erlogenen Begebenheit laut wurde, verließen alle Schüler den Unglücklichen, alle ſeine Diener verſchwanden zugleich. Nicht Einer blieb, um, indeß Cornelius ſchlief, die Kohlen des immer brennenden Feuers zu ſchüren, oder während er las, auf die Veränderung der Farben ſeiner Arzeneien zu achten. Alle Experimente mißlangen, weil zwei Hände nicht hinreichten, etwas Vollſtändiges zu Stande zu bringen. Die Dämonen der Nacht ſpotteten ſeiner, daß er nicht einmal einen einzigen Sterblichen in ſeinem Dienſte feſtzuhalten vermochte.

Ich war damals ſehr jung, ſehr arm, und ſehr verliebt, zwar ſeit einem Jahre der Zögling des Cornelius, doch abweſend zur Zeit, da jenes ſchauerliche Ereigniß ſich zugetragen hatte. Bei meiner Zurückkunft drangen meine Freunde in mich, ja nicht wieder bei dem Alchimiſten einzutreten. Ich bebte, als ſie mir die ſchreckliche Sage erzählten, und als Cornelius mir einen Beutel mit Gold anbot, wenn ich bei ihm bleiben wollte, kam es mir vor, als ob Satan ſelbſt mich verſuchen wolle. Meine Zähne klapperten, mein Haar ſträubte ſich, und ich lief davon, ſo ſchnell meine zitternden Knie es geſtatteten.

Ich nahm die Richtung nach jenem Wege, zu dem es mich vor zwei Jahren jeden Abend hingezogen hatte, — nach einer ſilberhellen Quelle, an welcher ein ſchwarzlockiges Mädchen zu verweilen pflegte, deſſen leuchtende Augen nach jenem Pfade hinblickten, auf welchem ich jeden Abend zu ihr kam. Ich wußte mich der Zeit, da ich Bertha nicht liebte, gar nicht zu erinnern; wir waren Nachbarkinder und Spielgefährten von Kindheit auf. Bertha's Ältern, gleich den meinigen von geringem Stande, aber achtungswürdig, fanden an unſerer beiderſeitigen Zuneigung Wohlgefallen. Ein bösartiges Fieber raffte Bertha's Mutter und Vater dahin. Die arme Waiſe würde im Hauſe meiner Ältern die liebevollſte Aufnahme gefunden haben, unglücklicher Weiſe aber erklärte die Beſitzerin des nahe gelegenen Schloſſes, eine reiche kinderloſe alte Frau, ſie wolle das Mädchen an Kindesſtatt annehmen. Nun wurde Bertha in Seide gekleidet; ſie wohnte in Prunkgemächern und galt für ein vom Glücke begünſtigtes Weſen. Ungeachtet der glänzenden Umſtände, in welchen ſie jetzt lebte, blieb Bertha doch dem Freunde ihrer frühern Tage treu und hold geſinnt. Sie beſuchte oft die Hütte meines Vaters, und als ihr dies verboten wurde, machte ſie manchmal einen Spaziergang nach dem nahen Wäldchen, um mich bei der ſchattigen Quelle zu treffen.

Sie gelobte zwar oft, unſerm alten Bunde mit mir treu bleiben zu wollen, allein — ich war noch immer zu arm, um an eine Heirath zu denken, und Bertha, von etwas ſtolzer und raſcher Gemüthsart, wurde endlich überdrüſſig, noch immer ſo viele, unſerer Verbindung im Wege ſtehende Hinderniſſe zu ſehen, und meinetwegen gequält zu werden. Erſt nach einiger Zeit trafen wir uns wieder; man hatte in ſie gedrungen, man wollte ſie verheirathen. Sie beklagte ſich bitter und ging ſo weit, meine Armuth mir zum Vorwurfe zu machen. Da erwiederte ich mit Heftigkeit: „Ich bin arm — aber ehrlich! Wäre ich es nicht, ſo könnte ich wohl bald reich werden."

Über dieſe Äußerung ſtellte Bertha tauſend Fragen an mich; ſie ruhte nicht, bis ich ihr die Wahrheit bekannte; dann ſagte ſie, einen Blick der Verachtung auf mich heftend:

„Wie! Du gibſt vor mich zu lieben, und Du fürchteſt Dich, mir zulieb dem Teufel die Stirne zu bieten?" —

Ich betheuerte, daß ich ſie zu beleidigen befürchtete, wenn ich den Antrag des Alchimiſten angenommen hätte; ſie aber beachtete alles Andere nicht, und verweilte nur bei dem reichen Lohne, der mir zu Theil werden könnte. So von ihr zugleich beſchämt und angefeuert, von Liebe und Hoffnung dahin geriſſen, fing ich nun ſelbſt über meine Furcht zu lachen an, eilte mit leichtem Herzen zu den Alchimiſten, erklärte mich bereit, ſeinen Antrag anzunehmen, und wurde ſogleich in mein früher bekleidetes Amt wieder eingeſetzt.

Ein Jahr verfloß. Ich legte mir ein nicht unbedeutendes Sümmchen zurück. Ungeachtet meiner ſorgfältigſten Wachſamkeit entdeckte ich nicht die geringſte Spur von einem Pferdefuß; auch ließ ſich in der ſtillen Behauſung des Alchimiſten kein Geheul von böſen Geiſtern hören. Ich ſetzte meine heimlichen Zuſammenkünfte mit Bertha fort; die Hoffnung lächelte mir — doch keine vollkommene Freude, denn Bertha bildete ſich ein, Liebe und Klugheit ſeien nicht mit einander vereinbarlich; es beliebte ihr daher, beide in meiner Bruſt zu trennen. Sie war allerdings ein treuherziges Weſen, doch etwas kokett, ich aber eiferſüchtig wie ein Türke. Sie kränkte mich oft, wollte aber nie Unrecht haben, ſie reizte mich zum Zorne, und zwang mich dann, ſie um Verzeihung zu bitten. Manchmal fiel es ihr ein, ich ſei nicht genug unterthänig, dann bekam ich die Geſchichte eines, von ihrer Beſchützerin, der Schloßfrau, begünſtigten Nebenbuhlers zu hören, und ſie erzählte, wie viele andere reiche und vornehme Jünglinge ihr huldigten. Welche traurige Rolle ſpielte der arme Schüler des Alchimiſten gegen jene Glanzgeſtalten!

Bei einem vorzüglich wichtigen und gefährlichen Experiment nahm Cornelius meine Zeit ſo ſehr in Anſpruch, daß ich die geliebte Bertha mehrere Tage nicht zu ſehen bekam; denn ich hatte Tag und Nacht vollauf zu thun, das Feuer in den Öfen zu unterhalten und die chemiſchen Zubereitungen zu bewachen. Vergebens erwartete mich Bertha an der Quelle. Die Stolze nahm mein Nichterſcheinen für eine ſträfliche Vernachläſſigung, und als ich endlich einige, dem Schlafe kärglich zugemeſſene Minuten mir abſtahl, empfing ſie mich unfreundlich und entließ mich kalt mit der Drohung: „Ihre Hand möge eher jeder Andere erhalten, als Einer, der ihr zu lieb nicht an zwei Orten zugleich ſein könne. Sie werde ſich rächen.“ —

Und ſie erfüllte die Drohung. Eine Jagdgeſellſchaft zog an meiner düſtern Behauſung vorüber. An Bertha's Seite ritt der, von der Schloßfrau begünſtigte Freier, Ritter von Hochberg. Ich hörte meinen Namen nennen; ich eilte an das vom Rauch geſchwärzte Fenſter. Hohngelächter ſcholl mir entgegen, und die Augen der vorüberfliegenden Amazone ſchoßen Blitze auf mich herab.

Wilde Eiferſucht entbrannte in meiner Bruſt, mit ihrem ſtärkſten Gifte, mit ihren heftigſten Qualen. Ich vergoß im erſten Augenblicke bittere Thränen bei dem Gedanken, daß ich ſie nicht mein nennen ſollte; im nächſten Augenblicke aber rief ich tauſend Verwünſchungen über die Treuloſe. In dieſer ſchrecklichen Gemüthsſtimmung mußte ich das Feuer in den Öfen des Alchimiſten ſchüren und die kleinſte Veränderung bei der Zubereitung ſeiner Arzeneien bewachen.

Cornelius hatte drei Tage und drei Nächte hindurch kein Auge geſchloſſen. Er kämpfte mit übermenſchlicher Stärke gegen die Gewalt des Schlafes. Seine Augen, deren Deckel ſtets herabzuſinken drohten, auf die

Tiegel und Retorten geheftet, murmelte er: „Noch nicht zu Stande? muß ich noch eine Nacht opfern? — Lieber Junge! Du biſt mir treu ergeben. Du haſt die vergangene Nacht doch etwas Ruhe genoſſen; wende nun kein Auge von dieſem gläſernen Gefäße! Es enthält eine roſenfarbige Flüſſigkeit. In dem Augenblicke, da ſie in's Bläuliche zu ſpielen beginnt, wecke mich ſogleich! Bis dahin kann ich ſchlummern.“

Er ſchlief ein. Sein ehrwürdiges Haupt ſank auf die Bruſt; ich hörte ihn kaum athmen. Einige Minuten lang beobachtete ich das Gefäß; die Roſenfarbe blieb unverändert. Meine Gedanken ſchwärmten unſtät umher, wanderten zu der Silberquelle und verweilten bei den entzückenden Szenen, die ſich nicht mehr erneuern ſollten. Tauſend Dolche durchbohrten mein Herz, als das Wort: „Nicht mehr!“ ſich auf meinen Lippen halb bildete. „Falſches — falſches und grauſames Mädchen! Nie wird ſie mir ſo zärtlich zulächeln, wie jenem Albert. Unwürdige! Ich will nicht ungerächt bleiben; zu deinen Füßen ſollſt du deinen Albert ſterben ſehen, und du ſollſt fallen als Opfer meiner Rache! Sie hat gelächelt, verachtend, triumphirend; ſie kannte mein Elend und ihre Macht. O daß der Himmel mir Gleichgültigkeit geben wollte! wie glücklich wäre ich dann!“

Ein heller Schimmer blitzte vor meinen Augen; ich hatte der Tinktur des Adepten vergeſſen. Erſtaunen faßte mich. Flammen von wunderbarer Schönheit, heller als jene, die der Diamant ausſtrömt, wenn die Strahlen der Sonne auf ihn fallen, flogen von der Oberfläche der Flüſſigkeit empor; der lieblichſte Wohlgeruch verbreitete ſich, das Gefäß ſchien ein lebendiger Strahlenkreis. Der erſte Gedanke, welchen dieſe herrliche Erſcheinung in mir erweckte, war der: „Ich will, ich muß davon genießen.“ Ich ſetzte das Gefäß an meine Lippen: „Es wird mich heilen — von Liebe und Schmerz!“ — Schon hatte ich die Hälfte der Flüſſigkeit mit gierigen Zügen getrunken, als Cornelius erwachte. Ich erſchrack, das Glas entfiel meiner Hand, die Flüſſigkeit flammte und funkelte über den Eſtrich. Cornelius faßte mich an der Kehle und ſchrie: „Schurke! Du haſt die Arbeit meines ganzen Lebens zerſtört!“

Noch wußte er nicht, daß ich von der Wundertinktur getrunken hatte. Er glaubte, und ich beſtätigte ihn ſtillſchweigend in ſeiner Meinung, daß ich das Gefäß von der Neugier geſtachelt, aus dem Deſtillir-Ofen genommen habe, und daß ich es erſchreckend über die hervorſchießenden Flammen, fallen ließ. Ich zog ihn auch nie aus dieſem Irrthume. Die Flammen erloſchen, der Wohlgeruch verlor ſich, der Philoſoph wurde ruhig und hieß mich zu Bette gehen.

Ich will gar nicht verſuchen, die Seligkeit jenes Schlafes zu ſchildern, welcher mich während der übrigen Stunden dieſer merkwürdigen Nacht in die Freuden des Paradieſes verſetzte. Alle Worte wären zu ſchwach, um das Entzücken auszudrücken, welches mich bei meinem Erwachen erfüllte. Ich ſchwebte auf der Luft dahin; die Erde erſchien mir wie ein Himmel, mein Daſein eine ununterbrochene Glückſeligkeit. „Dies,“ ſagte ich, „wird mich von der Liebe heilen; noch heute werde ich Bertha ſehen, und ſie ſoll ihren Liebhader achtlos und kalt finden, zu glücklich, um dem Zorne Raum zu geben, aber gleichgültig im höchſten Grade!"

Die Stunden flogen dahin. Cornelius feſt überzeugt, daß ſeine Arbeit ihm gelungen ſei, folglich wieder gelingen müſſe, ſchritt auf's Neue an die Zubereitung ſeiner Tinktur. Er verſchloß ſich mit ſeinen Büchern, Heilmitteln und Spezereien, und ich genoß einen freien Tag. Ich kleidete mich ſorgfältig, beſchaute mich, ſtatt des Spiegels, in einem alten, blanken Schilde, fand, daß ich ſehr gut ausſähe, und eilte aus den Mauern meines traurigen Aufenthaltes und der düſtern Stadt, meine Seele voll Jubel, rings um mich her die Schönheit des Himmels und der Erde. Ich ſchlug den Pfad ein, der nach dem Schloſſe führte; ich erblickte mit leichtem Herzen ſein Thürmchen; meine Liebeskrankheit war gehoben. Bertha bemerkte meine Annäherung. Sie flog in dem Moment, da ſie mich erblickte, wie ein Reh über die Marmorſtufen herab, und eilte mir entgegen. Leider hatte aber auch eine andere Perſon, die hochgeborne Schloßdame, die ſich Bertha's Beſchützerin nannte, doch ihre Tirannin war, mich zugleich erblickt; ſie hinkte keuchend von der Teraſſe herab; ein Page, ſo häßlich, wie ſie ſelbſt, trug ihr die Schleppe und fächelte ihr Luft. Die Alte keifte: „Ei, mein Fräulein! wohin ſo eilig? Geht doch in Euern Käfig zurück! Geier ſind in der Nähe." —

Bertha faltete die Hände, ohne die Augen von mir abzuwenden. Der Kampf ihres Innern entging mir nicht. Zorn und Abſcheu gegen die alte Hexe entbrannte in mir. Bisher hatte ich mich ihres Ranges wegen zurückgehalten, nun aber beſchloß ich, keine Rückſicht mehr zu beobachten. Ich war von meiner Liebe geneſen und über alle Furcht erhaben. Ich ſchritt vorwärts und erreichte die Terraſſe. Wie hold und lieblich erſchien mir Bertha! Sie war ſchöner und reizender als je. Ich liebte ſie nicht mehr — nein! ich vergötterte ſie, ich betete ſie an.

Noch dieſen Morgen hatte die Schloßfrau in ſie gedrungen, in die Vermählung mit meinem Nebenbuhler zu willigen; im Weigerungsfalle müſſe ſie das Haus mit Schimpf und Schande verlaſſen. Dieſe Drohung empörte den Stolz des Mädchens; als ſie ſich aber ihres unwürdigen Benehmens gegen mich erinnerte, und daß ſie dadurch vielleicht den Einzigen verloren habe, in dem ſie nun ihren wahren Freund erblickte, da ward ſie von Schmerz und Reue ergriffen. In dieſem Augenblicke erſchien ich. „O mein Freund!“ ſagte ſie, „führe mich in die Hütte Deiner Mutter! Sogleich will ich die Üppigkeit und das glänzende Elend dieſes Schloſſes verlaſſen; führe mich wieder in die Wohnung der Armuth und des Glückes!“ —

Ich ſchloß ſie, voll des Entzückens, in meine Arme. Die alte Frau verſtummte vor Wuth, die erſt dann auszubrechen vermochte, als wir ſchon eine beträchtliche Strecke des Weges zu meiner heimatlichen Hütte zurückgelegt hatten. Meine Mutter empfing die, dem vergoldeten Käfig entſchlüpfte Flüchtlingin mit Freude und Zärtlichkeit; mein Vater bot ihr herzlichen Willkommen; es war ein Tag der Seligkeit, ohne der Beihilfe einer Wundertinktur zu bedürfen.

Bald nachher wurde Bertha mein Weib. Ich blieb nicht länger der Schüler des Alchimiſten, doch ſtets ſein Freund, und gedachte oft des Elixirs, womit Cornelius zwar nicht den beabſichtigten Zweck erreicht hatte, welches aber dennoch eine gewaltige und wohlthuende Wirkung auf mich hervorbrachte. Bertha wunderte ſich oft über meinen leichten Sinn und meine ungewöhnliche Heiterkeit, da ich ſonſt ernſt, oft ſogar düſter war. Sie liebte mich dieſer Verwandlung wegen noch mehr, und die Freude beflügelte unſere Tage.

Fünf Jahre nachher wurde ich an das Bette des ſterbenden Cornelius gerufen. Ich fand ihn todesmatt; der Reſt des noch vorhandenen Lebens ſchien ſich in ſeine Augen gezogen zu haben, die er auf ein, mit roſenfarbiger Flüſſigkeit gefülltes Glasgefäß heftete.

„Siehe", ſagte er mit ſchwacher, gebrochener Stimme, „ſieh hier die Eitelkeit menſchlicher Wünſche! Zum zweiten Male glaubte ich meine Hoffnung gekrönt zu ſehen, zum zweiten Male ward ſie vernichtet. Vor fünf Jahren hatte ich ein Elixir bereitet, Du weißt es, demjenigen gleich, welches vor uns ſteht, ein Elixir der Unſterblichkeit. Du zerſchlugſt mir das Gefäß, — und nun iſt es zu ſpät!"

Er konnte nur mit äußerſter Anſtrengung ſprechen und ſank auf das Kiſſen zurück. Ich nahm das Wort und ſagte, ſeinen Kummer zu mildern: „Geehrter Meiſter! gereicht es Dir nicht zum Troſte, der Erfinder eines Heilmittels der Liebe zu ſein?"

Er erwiederte mit kaum vernehmlichem Tone: „Ein

Heilmittel der Liebe — ein Heilmittel für Alles — ein Elixir der Unſterblichkeit! Tränk' ich es jetzt, ſo würde ich ewig leben!“ —

Während er ſprach, gab die Flüſſigkeit einen goldenen Glanz von ſich; ein mir bekannter Wohlgeruch verbreitete ſich; Cornelius richtete ſich auf; Stärke ſchien ihn auf wunderbare Weiſe neu zu beleben; er ſtreckte die Hand aus; ein plötzlicher Knall erſchreckte mich, — ein Feuerſtrahl entflog dem Elixir und das Gefäß zerſprang in tauſend Stücke! Ich heftete meine Blicke auf den Alchimiſten. Er war zurückgeſunken, — die Augen verglast, — die Geſichtszüge ſtarr, — er war todt!

Ich aber lebte, und ſollte ewig leben! ſo ſagte der unglückſelige Alchimiſt, und ich glaubte einige Tage hindurch ſeinen Worten. Ich erinnerte mich der köſtlichen Trunkenheit, die dem verſtohlenen Genuſſe jener Tinktur gefolgt war; ich dachte an die, an Leib und Seele bei mir vorgegangene Veränderung, an das elaſtiſche Weſen des einen, an das ätheriſche der andern. Ich beſchaute mich in einem Spiegel, bemerkte aber nicht, daß in meinen Geſichtszügen während der verfloſſenen fünf Jahre irgend eine Veränderung vorgegangen ſei. Ich glaubte wirklich unſterblich zu ſein.

Wenige Tage nachher mußte ich über meine Leichtgläubigkeit lachen. Die Wahrheit des alten Sprichwortes, daß kein Prophet in ſeinem Vaterlande etwas gelte, erprobte ſich an mir und an meinem verſtorbenen Meiſter. Ich liebte ihn als Menſchen, ich ehrte ihn als Weiſen, doch mußte ich lachen über den Gedanken, daß er den Geiſtern der Finſterniß befehle, und daß der Pöbel eine ſo abergläubiſche Furcht vor ihm hege. Er war ein Philoſoph, ſtand aber mit keinen andern Geiſtern in Verbindung, als mit ſolchen, die eine Hülle von Fleiſch und Blut hatten. Sein Wiſſen war ein rein menſchliches, und ein ſolches konnte die Geſetze der Natur nicht ſo beherrſchen, daß es die Gewalt hätte, die Seele für immer in ihre fleiſchliche Behauſung einzukerkern. Cornelius hatte einen geiſterfriſchenden Trank gebraut, berauſchender, als Wein, duftreicher, als die köſtlichſte Frucht, einen Trank, deſſen Kraft das Herz erfreute, die Glieder ſtärkte, doch ohne von langer Dauer zu ſein; auch in mir äußerte ſich ihre Wirkung bereits ſchwächer; ach! ein langes Leben war weit verſchieden von der Unſterblichkeit. Ich erkannte nun deutlich, daß ich nichts Anderes, als das gewöhnliche Schickſal von Adams Nachkommenſchaft — nur etwas ſpäter — zu erwarten habe. So viel war jedoch gewiß, daß ich ein wunderbar jugendliches Ausſehen behielt, beinahe ſo, wie ich es als Jüngling von zwanzig Jahren hatte.

Wie erſchrak ich aber, wenn ich meine Bertha anſah! Ihre Schönheit war verſchwunden; ich ſchien ihr Sohn zu ſein. Auch meine Nachbarn machten dieſe Bemerkung, und man fing an, mich den verzauberten Gelehrten zu nennen. Bertha wurde eiferſüchtig und übellaunig, endlich auch zänkiſch. Wir hatten keine Kinder, wir waren einander Alles in Allem; ich hing auch jetzt noch mit unverminderter Liebe an ihr wie ehemals.

In der Länge der Zeit wurde unſere Lage unerträglich. Bertha war fünfzig, — ich noch immer zwanzig Jahre alt, mein Benehmen jedoch viel älter. Ich tanzte zwar nicht mehr, aber mein Herz flog mit den Tanzenden, während ich meine Füße unbeweglich hielt. Man fing uns zu meiden an, man erzählte ſich, ich ſtände noch in geheimer Verbindung mit einigen Freunden meines ehemaligen Meiſters. Die arme Bertha wurde bemitleidet, aber geflohen. Ich ſelbſt ward ein Gegenſtand des Schreckens und der Verabſcheuung.

Was war zu thun? Wir ſaßen im Winter am Kaminfeuer, von der Armuth heimgeſucht, indem Niemand die Erzeugniſſe meiner Meierei kaufen wollte. Ich mußte oft meilenweit reiſen, um mein Eigenthum an Orten abzuſetzen, wo man mich nicht kannte.

So ſaßen wir denn am Kaminfeuer einſam beiſammen, der Jüngling mit dem gealterten Innern und ſein veraltetes Weib. Bertha drang neuerdings in mich, ihr die Wahrheit zu bekennen; ſie wiederholte Alles, was man ihr je über mich geſagt hatte, ſie machte ihre eigenen Bemerkungen dazu, ſie beſchwor mich, dem Zauberweſen zu entſagen, ſie behauptete, daß graue Haare ſchöner ſeien, als meine kaſtanienbraunen Locken, ſie ſprach viel von der Ehrwürdigkeit des Alters, welche der Geringſchätzung, die man den Kindern zeige, weit vorzuziehen ſei, ſie deutete ſogar darauf hin, daß ich als Schwarzkünſtler würde verbrannt werden, und daß es ihr, die ich in mein Geheimniß nicht einweihen wollte, bevorſtehe, als Mitſchuldige geſteiniget zu werden. Endlich drang ſie in mich, ihr mein Geheimniß zu eröffnen, und ſie an allen Vortheilen, deren ich ſelbſt mich erfreute, Theil nehmen zu laſſen; wo nicht, ſo ſei ſie entſchloſſen, mich anzugeben. Den Schluß machte ſie dann damit, daß ſie in Thränen zerfloß.

Bedrängt, wie ich war, hielt ich es für das Beſte, die Wahrheit zu ſagen; ich hütete mich aber, ja nur von einem langen Leben, aber nicht das Geringſte von der Unſterblichkeit zu ſprechen. Als ich mein Bekenntniß abgelegt hatte, ſtand ich auf und ſagte:

„Und nun, meine Bertha, willſt Du den Geliebten Deiner Jugend angeben? — Nein; Du wirſt es nicht! Es iſt aber ein hartes Loos, daß Du, mein armes Weib, leiden ſollſt durch mein Unglück und durch des Alchimiſten verwünſchte Kunſt. Ich will Dich verlaſſen; Du haſt Vermögen, und wirſt Freunde finden, ſobald wir getrennt ſind. Ich ſcheide von Dir. Jung und kräftig, wie ich bin, kann ich arbeiten, und, unverdächtig und unbekannt, mein Brot mir verdienen. Ich liebte Dich in Deiner Jugend. Gott ſei mein Zeuge, daß ich Dich in Deinem Alter nicht verlaſſen würde, wenn nicht Deine Sicherheit und Dein Glück es erheiſchte."

Ich nahm meine Mütze und ſchritt der Thüre zu; in einem Augenblicke fühlte ich mich von Bertha's Armen umſchlungen und ihre Lippen auf den meinigen. „Nein, lieber Mann!" rief ſie: „Du ſollſt nicht allein von hier fortziehen; nimm mich mit Dir! Wir wollen dieſen Ort verlaſſen, und unter Fremden unverdächtig und ſicher leben. Noch bin ich ja nicht gar ſo alt, um Dir Schande zu machen. Mit Gottes Hilfe werden auch die Reize Deiner unnatürlichen Jugend bald abnehmen, und Du wirſt ein, Deinen

Jahren angemeſſenes Äußeres bekommen. Verlaſſen darfſt Du mich auf keinen Fall!“

„Ich bleibe bei Dir,“ ſagte ich, die Umarmung der guten Seele herzlich erwiedernd; „ich wollte ja nur Deinetwegen mich von Dir trennen. Ich bleibe nun als Dein treuer Gatte bis zum letzten Hauche meines Lebens bei Dir!“

Am nächſten Tage trafen wir Anſtalten zur Auswanderung; wir verkauften unſer Beſitzthum, ſo gut es ſich in der Eile und unter ſolchen Umſtänden thun ließ, nicht ohne Schaden, brachten aber doch eine Summe zuſammen, die, wenigſtens ſo lange *Bertha* lebte, für uns hinreichen konnte; dann verließen wir, ohne Abſchied zu nehmen, unſere Heimat, und zogen nach einer abgelegenen Gegend im weſtlichen Frankreich.

Es war eine ſchwere Sache, die arme *Bertha* aus ihrer Heimat in ein fremdes Land mit fremder Sitte, fremder Sprache zu verſetzen. Sie bemühte ſich, die ſcheinbare Ungleichheit unſeres Alters durch tauſend weibliche Künſte — rothe Schminke, jugendliche Kleidung und jugendliches Benehmen zu vermindern. Ich konnte ihr deßhalb nicht zürnen; trug ich denn nicht ſelbſt eine Maske? Warum ſollte ich mit der ihrigen ſchmollen, weil ſie einen nicht ſo günſtigen Erfolg hatte? Ich ward betrübt, wenn ich daran dachte, dies ſei meine *Bertha*, die ich ehemals ſo zärtlich liebte, das ſchwarzäugige, ſchwarzlockige Mädchen mit dem bezaubernden Lächeln und dem ſchwebenden Gange, — dieſes nun verſchrumpfende, trippelnde, gezierte alte Weib! Aber ach! dieſer Kontraſt war ja nur *meine* Schuld; ich mußte ſie beklagen. Ihre Eiferſucht ruhte nie. Ihre vorzüglichſte Bemühung ging dahin, zu entdecken, daß ich ſelbſt, ungeachtet mein Äußeres das Gegentheil zeigte, zu altern anfange. Ich zweifle nicht, daß ſie mich herzlich liebte, bin aber feſt überzeugt, daß noch kein Weib auf Erden die Liebe zu ihrem Gatten auf eine ſo quälende Art zu erkennen gab. Sie wollte in meinem Angeſichte Runzeln bemerken, in meinem Gange Abgelebtheit, während ich jugendlich kräftig einherſchritt, ein Jüngling unter Jünglingen. Ich getraute mich kaum, irgend ein weibliches Weſen anzuſehen, ſie konnte aber nicht aufhören, allen Bekannten zu betheuern, daß mein friſches, blühendes Ausſehen nur die Folge eines in meinem Innern liegenden Keimes baldiger Zerſtörung ſei. Meine Jugend, ſagte ſie, wäre nur eine verborgene Krankheit, die mir, wo nicht einen plötzlichen Tod, doch das Unglück drohe, eines Morgens mit ſchneeweißen Haaren und zur Erde gekrümmtem Rücken zu erwachen. Ich ließ ſie reden, und konnte nicht umhin, ihr ſelbſt Glauben beizumeſſen, kleinmüthig durch die Vorſpiegelungen ihrer aufgeregten Fantaſie.

So verlebten wir manches Jahr. Bertha wurde krankhaft und bettlägerig; ich pflegte ſie wie eine Mutter ihr Kind. Sie ward mit jedem Tage mürriſcher, und ſang immer das alte Lied, wie lange ich ſie überleben werde! Ich ertrug es mit Geduld; ſie war ja mein in der Jugend, mein im Alter. Als ich endlich ihren Grabhügel mit Blumen bedeckte, vergoß ich bittere Thränen, ergriffen von dem ſchmerzlichen Gefühle, daß ich nun Alles verloren hatte, was mich an das Leben band. Ich glich dem Schiffer ohne Ruder und Kompaß auf ſtürmiſcher See; ich glich dem verirrten Wanderer auf unüberſehbarer Heide, wo kein Grenzſtein ihm zum

Wegweiſer dient; nur der Tod war der Leuchtthurm, auf welchen ich meine letzte Hoffnung ſetzte.

Ich wiederhole denn meine erſte Frage: „Bin ich unſterblich?“ — Es iſt wahrſcheinlich, daß der Trank des Alchimiſten kein ewiges Daſein auf Erden, ſondern nur ein ungewöhnlich langes Leben bewirkt; ich hoffe es. Und überdieß genoß ich ja auch nur die Hälfte des Trankes. Bedurft' ich nicht des ganzen, um die Wirkung des Zaubermittels vollkommen zu machen? Die Hälfte des Elixirs der Unſterblichkeit getrunken haben, iſt eben ſo viel, als zur Hälfte unſterblich ſein.

Wer vermag aber die Jahre einer halben Unſterblichkeit zu zählen? Oft ſinne ich nach, wie es möglich wäre, das Unendliche zu theilen. Manchmal glaube ich den Druck des herannahenden Alters zu fühlen. Ein graues Haar hab' ich auf meinem Haupte gefunden. Thor! klage ich darüber? Ja, die Furcht vor dem Alter und dem Tode ſchleicht oft eiskalt durch meine Adern, und je länger ich lebe, deſto mehr fürchte ich den Tod, ſelbſt, indem ich das Leben verabſcheue. Ein ſolches Räthſel iſt der Menſch! Ich habe auf die blaue Tiefe ſo manchen ſtillen Sees, auf ſo manchen gewaltig hinſtrömenden Fluß mit Wehmuth hingeblickt, und dabei ausgerufen: „Der Friede bewohnt dieſes Gewäſſer!“ Dennoch wandte ich meine Schritte, um noch einen Tag zu leben. Ich habe mir ſelbſt die Frage geſtellt: ob Selbſtmord ein Verbrechen wäre für einen Menſchen, dem ſich nur auf ſolche Weiſe die Pforten einer andern Welt öffnen? Ach! ſelbſt meine Mitmenſchen konnte ich nicht für meine Brüder erkennen, denn meine unvertilgbare Lebenskraft und ihre ephemere

Exiſtenz bildeten eine zu weite Kluft zwiſchen uns, alle Gemeinſchaft hindernd.

So verlebte ich denn manches Jahr einſam, meiner ſelbſt überdrüſſig, nach dem Tode verlangend, doch nie ſterbend, — ein ſterblicher Unſterblicher! Weder Ehrgeiz noch Habſucht findet Eingang in meine Seele, und die glühende Liebe, die an meinem Herzen zehrt, ach! ſie lebt da, unerwiedert und unfähig, ſich zu ergießen, — nur mir zur Qual.

Noch dieſen Tag ſann ich auf Mittel, wodurch ich, ohne Selbſtmord und ohne einen Andern zum Mörder zu machen, mein Leben enden könne, ein Mittel, deſſen zerſtörende Kraft das Menſchengebilde nicht zu ertragen vermag, ſelbſt, wenn ſie mit der, mir eigenen Jugend und Stärke begabt wäre. So gedenke ich meine Unſterblichkeit in den Probiertiegel zu legen, und entweder für immer zu ruhen — oder unverſehrt aufzutauchen, das Wunder und der Wohlthäter des Menſchengeſchlechtes.

Nichtige Eitelkeit bewog mich, dieſe Blätter zu ſchreiben. Ich wollte nicht ſterben, ohne einen Namen zu hinterlaſſen. Drei Jahrhunderte ſind verfloſſen, ſeit ich jenes unſelige Elixir trank; ehe noch ein Jahr zu Ende geht, will ich ablegen dieſen Leib, dieſen engen Käfig für eine Seele, die nach Freiheit dürſtet, will ihn preisgeben den zerſtörenden Elementen; überlebe ich aber auch dieſes Jahr, ſoll mein Name als einer der berühmteſten unter den Menſchenkindern glänzen!

# Die Welt ohne Menſchen.

## Eine Fiebernachts-Traumgeſchichte.

## I.

# Mai- und Geburtsfeſt.

Am erſten Maitage hatte Heindak, der menſchenfreundlichſte und frohſinnigſte aller Oberamtmänner, eine Geſellſchaft von Frauen und Mädchen, Männern und Jünglingen, hellen Geiſtes und edlen Herzens, auf ſein Landhaus zu ſich gebeten. Nach Sonnenuntergange, als die kühlen Abendlüfte luſtig in den mit weißen und rothen Blüten geſchmückten Baumwipfeln ſpielten, verſammelten ſich die Gäſte am Eingang des Roſenwäldchens; ſo hieß eine vom Oberamtmann mit der zärtlichſten Sorgfalt gepflegte Gartenpartie von Roſenſträuchen und Roſenbäumen, die ſo dicht an einander ſtanden, und ſich ſo in die Länge und Breite usdehnten, daß der Himmel über der, aus dem dichten Laubgrün aufglühenden Roſenfülle einen dunkelblauen Bal-achin und im Hintergrunde eine Schlußdekoration von glän-endem Azur bildete, an welcher der mildleuchtende Mond ie ein freundlicher Schutzgeiſt der Eintracht ſchwebte.

Dem freudigen und freundlichen Luſtwandel der verſammelten Gäſte folgte Spiel und Tanz im Freien; ein Abendſchmaus im Gartenſalon machte den Schluß des Feſtes. Heiter und liebreich ſaß die Geſellſchaft um den kerzenhellen runden Tiſch. Lebhaft bewegte ſich das Geſpräch; es verſtummte aber plötzlich, als die Uhr des nahen Dorf-Kirchenthurmes mit dumpfen Schlägen die feierliche Mitternachtſtunde verkündigte.

Nachdem der Schall verklungen war, ſtimmten wir Schiller's „Lied an die Freude" an, um den kaum geborenen Wonnemond würdig zu begrüßen. Heindal und ſein allerliebſtes Töchterlein Roſa ſangen abwechſelnd die Strophen, und nach jeder Solopartie fiel der Chor mit feſtlichem Jubel ein.

Unter ſo vielen und ſo geſprächigen Menſchen war und blieb ich der einzige Ernſthafte und Schweigſame, denn ich fühlte mich unangenehm ermüdet, theils durch das eifrige Betreiben verdrießlicher Berufsgeſchäfte während des ganzen Tages, theils auch durch einen forcirten Ritt. Vergebens bemühte ſich das liebenswürdige Röschen, des Amtmanns Töchterlein, mich zu erheitern; vergebens begleitete ſie jeden Vers ihrer Solopartien, worin eine Deutung auf unſer Verhältniß zu finden war, mit dem lieblichſten Lächeln, über welchem die Strahlen aus ihren leuchtenden Augen wie Lichtfunken über die Spiegelfläche eines vom Abend beglühten Baches hinſchwebten.

Ein fortwährender Wechſel von Froſt und Hitze hielt meine Sinne gefangen; meine melancholiſche Stimmung widerſtand dem ſonſt ſo mächtigen Zauber. Dennoch wollte ich mich ſo eben ermannen, und dem guten Mädchen ihr zärtliches Bemühen mit einem dankenden Blick und Händedruck vergelten, als plötzlich alle Roſenfarbe von ihren Wangen verſchwand. Sie wurde immer bläſſer und bläſſer, ihr Geſang immer ſchwächer und ſchwächer; plötzlich ſank ſie vom Stuhle. Ich wollte aufſpringen, die Geſunkene emporheben, aber ach! ich fühlte meine Glieder erſtarrt, keiner Bewegung fähig. Auch die Sprache war mir verſagt.

Alle Anweſenden rannten durch einander, helfend oder Hilfe ſuchend. Der Eine klagte die feindſelige Nachtluft an, ein Anderer die ſchreckende Geiſterſtimme der dumpfhallenden Thurmuhr, ein Dritter die Überreizung der Nerven durch den Enthuſiasmus des Geſanges; ein Vierter meinte, Röschen habe etwas Unheimliches im dunkeln Hintergrunde des Gartens zu ſehen geglaubt, und ſei von dem plötzlichen Entſetzen überwältiget worden. Ich ſelbſt, in Leibes- und Geiſteslähmung verſunken, verwünſchte meinen Zuſtand und as feindliche Schickſal verwickelte mich in ein Chaos bom- aſtiſch-lächerlicher Redensarten, und ich ärgerte mich, daß ich lle dieſe unerhört ſchönen Phraſen Niemanden mitzutheilen ermochte. Meine pathetiſchen, in mich verſchloſſenen Gedan- en thaten aber ſo wenig Wirkung, als alle Hilfsmittel, die man Röschens Belebung anwendete. Ach! ſie erwachte nicht ieder.

Die nächſte Szene, die auf dieſes ſchreckliche Ereigniß lgte, war von höchſt einfacher und ſtiller Art. Die Erinne- ng ſagt mir nämlich, daß ich in der Einſamkeit meines

Zimmers, welches mir glühend heiß zu ſein ſchien, auf dem Bette lag und manchmal mit halbem Leibe emporfuhr, aber ſogleich wieder zurückfiel. Während ich ſo mit mir ſelbſt Ballen zu ſpielen ſchien, mein Leib Funken ſprühte, die Augen brannten und die Schlafloſigkeit gleich einem böſen Geiſte mich quälte, fiel meine ganze Aufmerkſamkeit plötzlich auf mein ſchneeweißes Kopfkiſſen. Ich dachte daran, wie viel holde Stunden ich ſanft ruhend auf demſelben verträumt, und wie viel qualvolle Stunden ich hier auch ſchlaflos durchjammert hatte; der weich ſchwellende Polſter erſchien mir bald wie ein lebendes Weſen, Freund und Feind zugleich, und ich brach in folgenden Monolog aus:

„Du Schauplatz der widerſprechendſten Gemüthsſtimmungen! Du Schwanenbuſen gränzenloſer Freuden! Du Höllenpfuhl unendlicher Leiden! Du Zauberkahn, auf dem ich das Reich der Nacht manchmal blitzſchnell durchflog, in dem ich aber auch manchmal wie in einer Sandbank ſtack! Du Ruheplätzchen, auf dem mir oft, wie dem Glücklichen, keine Stunde ſchlug, auf dem ich aber nicht ſelten auch die unzähligen Minuten ſchlafloſer Nächte zählte, die kein Ende nahmen! Du Friedenstempel des Leibes und der Seele! Du Marterkammer der Finſterniß und der Schwermuth', der Zwietracht mit mir ſelbſt und der Verzweiflung! Du Lilienbeet des Wohlbehagens und der Feenwelt! Du Tummelplatz der Stürme aller Leidenſchaften! Du Äolsharfe hoffnungsvoller Wünſche Du flammender Scheiterhaufen der wild aufgeregten Fantaſie! In welcher angenehmen Ermüdung eilte ich oft, den raſtloſen Geſchäften des Tages entſchlüpfend, oder von einem längern Spaziergang ſanft ermüdet, oder aus einer fröhlichen Geſellſchaft zurückkehrend, zu dir, du holdes Kopfkiſſen, legte mein ſchlaftrunkenes Haupt auf dich, und wiegte mich, glücklich wie ein fröhliches Kind, in heitere Gedanken ein, bis endlich ein ſüßer Schlummer meine Sinne betäubte, mich mit luftigen Zauberbildern umgaukelte, meine wachen Träume zu verwirklichen, und die innigſten Wünſche meines Herzens zu erfüllen ſchien! Wie gerne legte ich mein ſchweres Haupt auf deine Flaumenbrüſtung, wenn körperliches Leiden mich zum Aſyl des Bettes flüchten hieß! Wie viele Sorgen vergaß ich im Weichbilde deines Friedens, du narkotiſcher Freund! Wie viele Thränen, dem Undank und der Liebloſigkeit der Menſchen geweint, haſt du theilnehmend eingeſaugt und getrocknet! Ich möchte dich küſſen, du liebes Kiſſen, wenn ich ſo überdenke, wie viel ich dir zu danken habe. Alles, was du für die mir geleiſteten Dienſte verlangteſt, war, daß ich deine Flaumen täglich aufrütteln, und dir öfter ein neues weißes Überkleid geben ließ. O daß man doch auch abgenützte Menſchenherzen und verkrüppelte Menſchenſeelen auf eine ähnliche Weiſe in moraliſcher Beziehung eben ſo leicht herſtellen, reinigen und verbeſſern könnte! Wie viele Leiden und Freuden, wie viele Wünſche, Hoffnungen und Entwürfe, die ich keinem Menſchen offenbaren konnte, habe ich dir vertraut, du treuer, verſchwiegener Freund! Wie oft warſt du der einzige und der beſte Arzt für meine Seelen- und Herzenswunden! Du ſollſt mir auch immer ein Kleinod bleiben bis zur letzten Stunde meines Lebens, ſollſt, liebes Kopfkiſſen, meinem Haupte ſo lange die Ruheſtätte des heiligen Schlafes, bleiben, bis du, wenn einſt ſein ſtiller Bruder, der ſanfte Tod, an mein Krankenlager tritt, mein Sterbekiſſen wirſt, von welchem mein letzter Hauch in die Lüfte, meine Seele zu Gott flieht!" —

Indem ich kaum die letzten Worte geſprochen hatte, erſcholl Trauergeläute, und Grabgeſänge ertönten dazwiſchen. Da fing mein apoſtrophirtes Kopfkiſſen ſich auszudehnen und zu vergrößern an; es gewann allmälich die Geſtalt eines glänzenden weißen Schwanes, der ſich mit gewölbten Flügeln emporhob, mich wie auf einem Flaumenkahn forttrug, und ſich endlich vor dem halbzerbrochenen Gitterthore eines Kirchhofes niederließ. Ich ſtieg aus. Ein ſchwarzer Leichenzug wallte nach dem Ort der Ruhe. Der Sarg wurde in die ausgehöhlte Grube hinabgeſenkt. Nachgeworfene Blumen überdeckten ihn wie ein bunter Teppich. Alle Lebendigen entfernten ſich dann bleich und ſtumm von dem friſch aufgeworfenen Hügel. Die Todtengräber ſchleuderten ihre Spaten in einen dunkeln Winkel des Beinhauſes, und verließen, träg und gleichgültig durch das hohe Gras hinſchreitend, den leeren Kirchhof.

Zuletzt ſchwankte der Oberamtmann Heindal hinaus, und rief mit dumpfem Schluchzen: „O mein Kind, mein gutes, holdes Kind!" —

Die hier Begrabene war — ſein Röschen. Ich ſank, keiner Thräne, keines Seufzers mächtig, in ſtummer Verzweiflung auf das Grab. Plötzlich erhob ſich aus dem Todtenhügel, in aller Fülle und Glut ihrer Herrlichkeit, — eine Centifolie; auf einem ihrer Blätter ſtanden, wie mit ſanft leuchtenden Mondſtrahlen hingeſchrieben, die folgenden Worte: „Todt iſt das holde Mädchen, ausgeſtorben mit ihr die Welt; Du ſelbſt aber biſt beſtimmt, die Reiſe durch eine Welt ohne Menſchen zu machen, und das Still-Leben des menſchlichen Nachlaſſes zu beſchreiben. Entferne Dich denn ſogleich vom Grabe, und durchwandere Städte und Länder! Sauge alle Sonnenſtrahlen des Daſeins in Dich, um in der Nacht Deines Schmerzes, wie der Karfunkel und die Katzenaugen in der Finſterniß, deſto heller zu glänzen!“

Ich hatte den Roſenbefehl kaum geleſen, da trat ein bunt und ſonderbar gekleideter Mann, der mich freundlich begrüßte und ſich für den Fantaſus ausgab, in den Kirchhof, ſtellte ſich an Röschens Grab, und ſprach, nachdem die Blätter der Centifolie einen Trauerchor geſungen hatten, mit einer äußerſt wohlklingenden Stimme:

„Geburtstagsrede an Röschens Grabe.“

„Meine lieben Herren und Frauen! Ich verſtehe unter dieſer Titulatur keine eigentlichen Herren und Frauen, ſondern Zuhörer, nämlich Vögel, Käfer, Blumen, Kräuter, Grashalme, Steine, Abendwolken, Abendthau u. ſ. w., denen ich ſämmtlich nicht nur Lebenskräfte, ſondern auch ein eigentliches Gefühl für Schmerz und Luſt, in ſo ferne es wenigſtens ihre eigene Perſon betrifft, zutraue; denn ich kann mich nicht überreden, daß z. B. eine Blume, wenn man ſie pflückt, abreißt oder abſchneidet, keinen Schmerz empfinde, oder wenn Thau und milde Sonnenſtrahlen auf ſie fallen, oder ſanfte Lüfte ſie hin und her ſchaukeln, kein erfreuliches Wohlgefühl genießen ſoll. Insbeſondere iſt es Ihnen, liebwertheſte Blumen und Kräuter, wohl bekannt, was es heiße, geboren werden und ſterben, indem Sie ſelbſt in jedem Herbſt den Schmerz erfahren, zu ſterben, und in jedem Frühlinge das Vergnügen empfinden, wieder neu geboren zu werden."

„Indem ich daher eine Geburtstagsrede an Röschens Grabe halte, bin ich überzeugt, auf die Sympathie geneigter Zuhörer um ſo mehr rechnen zu dürfen, als ich es für eine ausgemachte Sache halte, daß ſogar ein Stein, welchen ein böſer Menſch einem guten an den Kopf wirft, mehr Schmerz empfindet, als der Böſe, welcher ihn nach dem Guten ſchleudert."

„Der Luſtgeſang der Vögel, das fröhliche Summen der Käfer, insbeſondere das Leuchten der Johanniskäfer und der Abendwolken, ſo wie die bunte Kleidung der Blumen, — ſie machen auf mich einen ſolchen Eindruck, daß ich in einer luſtigen Geſellſchaft zu ſein und meine Rede vor Weſen zu halten glaube, die ſo lebensfroh ſind, daß ſie, gleich den Kindern, gar keine Idee vom Sterben und vom Tode haben."

„Meine Rede iſt aber nichts Anderes, als — ein Ausbruch, doch kein Tokaier-Ausbruch, ſondern ein Ausbruch des Entzückens, welches ſich nicht länger im gläſernen Bruſtgehäuſe zurückhalten läßt. Wen ſollte auch nicht ein ungeheures Entzücken ergreifen, wenn er in einer auserleſenen Geſellſchaft vor vollen Schüſſeln, vollen Flaſchen und vollen

Herzen daſitzt, die insgeſammt der Kochkunſt, dem Weingebirg und der Menſchheit Ehre machen? Dabei läßt ſich aber der Vorzug der Herzen vor den Schüſſeln und Flaſchen nicht verkennen, indem dieſe immer leerer, jene aber immer voller werden. Leere Herzen gleichen der Windmühle, deren Flügel, vom Winde getrieben, unaufhörlich plappern, ein volles Herz gleicht aber dem vollen Weinfaſſe, welches, wenn man daran klopft, keinen Lärm macht, und eben dadurch zu erkennen gibt, daß es voll iſt."

„Meine Rede ſoll alſo, um weder zu wortreich, noch zu wortarm zu ſein, die Mitte halten zwiſchen Windmühle und Weinfaß."

„Ich habe mir für dieſe Rede einen Stoff erwählt, welcher zugleich der angemeſſenſte, der reichſte und der intereſſanteſte iſt, — nämlich den Geburtstag ſelbſt, indem man am Geburtstage am liebſten und häufigſten vom Geburtstage ſelbſt ſpricht, indem ferner der Geburtstag das ganze Leben hervorbringt und in ſich enthält, und es ohne dieſen Tag für uns gar keine andern Tage geben würde. Wir können uns wohl einen Palaſt ohne einen Eingang, ein vortreffliches Werk ohne einen Anfang denken, aber — kein Leben ohne einen Geburtstag, welcher der Buchſtabe A im Alphabet unſers Daſeins iſt. Und ſo hat denn nicht nur der Menſch einen Geburtstag, ſondern auch das Jahr, ja ſogar die Welt, und nur ein Einziger hat keinen Geburtstag, der Einzige, der von Ewigkeit her iſt und in Ewigkeit ſein wird."

„Meine Rede ſelbſt feiert heute gleichſam ihren Geburtstag, und bittet den glorreichen Geburtstag, der hier zum künftigen großen Wieder-Auferſtehungs-Frühling, wie eine Blumenzwiebel in die Erde hineingelegt wurde, ſie als ein ſchwaches, unwürdiges Andenken hinzunehmen, als eine Ephemere oder Eintagsfliege, die ſich ſchon glücklich fühlt, wenn ſie nur den Einen Tag durchlebt."

„Der Geburtstag iſt das ſchöne Lebensprivilegium, welches Gott dem Menſchen ertheilt, und welches daher auch von allen Menſchen reſpektirt wird. Könnte ſo ein Geburtstag reden, ſo würde er ſich vor allen ſeinen Tagesbrüdern glücklich preiſen. Ich kann mir ihn lebhaft vorſtellen. Es iſt frühe Dämmerung. Er erwacht, reibt ſich die Augen, ſtreckt, auf roſafarbnen rauhen Wolken liegend, behaglich die Glieder, erblickt den großen Himmels-Solitär, die Sonne, an der Stirne des blauen Firmaments, und ſpricht: „Sei willkommen, heimatliche Erde, du holdes Reich des Daſeins! Ich ſteige jetzt zu dir hinab, um einem Menſchen, welchen Viele lieben, auch viele Freude zu bringen. Wie voll Sehnſucht ſie mich ſchon erwarten! Und wie vergnügt der Geburtstags-Menſch erwachen wird, wenn er kaum die Augen geöffnet hat, und mich ſchon, in feſtliche Morgenroth-Galla gekleidet, vor ſeinem Bette ſtehen und ſo freundlich lächeln ſieht, daß ein himmliſcher Glanz das ganze Zimmer erfüllt! Dann tritt die holde Gattin ein, mit ihr die Söhne und Töchter. Jedes von ihnen hält eine Gabe in der Hand, die, ſo klein ſie auch iſt, für den Empfänger einen unendlichen Werth hat, ſo daß das Kleinſte nun das Größte wird. Die guten Kinder freuen ſich aber doppelt, weil ohne den gebornen Vater ſie ſelbſt ungeboren wären; und die holde Gattin erhöht ihre Freude durch das edelſtolze Gefühl, daß Er für Sie geboren war und Sie für Ihn. Ihnen, die das ſchöne Vorrecht des erſten Wunſches haben, folgen die Andern, die ſich die nicht angeborne Liebe erſt erwerben mußten. Nun ertönt ein harmoniſcher Chor von Herzenswünſchen, vom lieblichſten Echo begleitet, welches aus jeder Bruſt wiedertönt und nachhallt. — Ich bin ein recht glücklicher Tag, und das freut mich um ſo mehr, als nicht alle Tage gleich ſind, und, wie die armen Menſchen es leider nur zu gut wiſſen, nicht alle Tage Sonntag iſt. Auch habe ich das Glück, nur Einmal im Jahre zu kommen, und eben dieſe Seltenheit erhöht meinen Vorzug, denn Alles, was wir immer und täglich haben oder haben können, verliert ſeinen Werth.“ Ich will dem Geburtstage ſeine Freude nicht verkümmern; nur erlaube er mir die einzige Bemerkung, daß Manches geboren wird, was lieber nicht hätte geboren werden ſollen. Man bezeichnet ſolche Weſen mit dem Namen Ausgeburt, weil dieſen Ausgeburten die böſeſten Eigenſchaften angeboren ſind, die zu ihrem eigenen Verderben und zum Unheil vieler Tauſende gereichen. Für phyſiſche Gifte hat man Gegengifte, für die moraliſchen aber leider keine, oder wenigſtens nicht hinreichend kräftige.“

„Eine althebräiſche Sage ſpricht von einem eigenen Reiche der Ungebornen. In demſelben ſchlummern ungeborne Nächte und Tage. Gott blickt von ſeiner Höhe auf die Schlummernden; er ruft ſie nach ſeinem Gefallen; ſie hören den Ruf, und treten freudig in den Chor ihrer Schweſtern im Reihentanze des Jahres ein. In dieſem Reiche ſchlummern aber auch die Seelen der Ungeborenen. Dieſes Reich iſt ſtill und formlos wie die Nacht. Die Ungebornen werden in der Dunkelheit im Mittelpunkt der Erde gebildet; da harren ſie des Lichtes, wie jetzt alle Geſchöpfe der Morgenröthe harren. Und ſo ſagen wir denn von dem, der geboren wird, daß er das Licht der Welt erblicke. Wohl mag Mancher in jenem Reiche der Dichtung lange warten müſſen; dafür hat aber der Schöpfer alles Gebornen, des Lebendigen ſowohl als auch des ſogenannten Lebloſen, die Verfügung getroffen, daß Alles, was einmal geboren iſt, nie mehr verloren geht, weder in der Körperwelt, noch im Geiſterreich. Jede edle Empfindung, jeder große Gedanke, jede ſchöne That, — ſie leben ewig, klingen ewig fort in der großen Harmonie des Weltalls, und werden gleichſam neu geboren, ſo oft ſie eine verwandte Seele treffen. Und ſo iſt denn die Ewigkeit der Seligen eine unaufhörliche, ſich ſelbſt erzeugende Geburt und Wiedergeburt des unvergänglichen Beſten und Schönſten!“

„Kehren wir nun wieder zu unſerer Erde zurück, ſo finden wir auch hier das große Geburtsfeſt ihrer Schöpfung; ihr Schöpfer ſelbſt taufte ſie mit den heiligen Worten: „Es werde Licht!“ Und die Neugeborne, welche das Licht und ſich ſelbſt gleichſam zum Angebinde erhielt, ſang den Freudenchor: „Und es ward Licht!““

„Sei aber unſer erſter Geburtstag auch noch ſo ſchön und freudenreich, noch ſchöner und freudenreicher iſt unſer zweites Geburtsfeſt, nämlich unſere Wiedergeburt, wo der Sarg die Wiege der Unſterblichkeit wird, und das Grab der Blumentopf, aus dem wir in den Himmel hineinblühen, aus unſerer Aſche, dem Phönix gleich, neuverjüngt hervorgehen, und aus der nächtlichen Todesgruft in das ewige Lichtreich eintreten.“

„Röschen! holde Roſenknospe! Hier verblüht biſt Du, um jenſeits ewig zu blühen. Der Augenblick Deines irdiſchen Welkens iſt der Augenblick Deines unvergänglichen Daſeins! Heil Dir an Deinem Geburtsfeſte! Zu Deinem Angebinde gibt Dein himmliſcher Vater Dir die ewige Seligkeit.““

Der Redner verſchwand plötzlich, wie ein Sonnenſtrahl hinter Wolken. Vor mir ſtand die Inſchrift der Centifolie.

Ich erhob mich vom Grabe, um, dem Zaubergeſetze der Wunderblume gehorchend, die mir anbefohlene Reiſe ſogleich anzutreten. Ich überzeugte mich auch bald von der Wahrheit deſſen, was die Orakelblume mir verkündigt hatte, indem mir auf der langen Strecke des Weges, welchen ich, vom Kirchhofe kommend, zurücklegte, nicht eine einzige menſchliche Geſtalt entgegentrat, nicht ein einziger Laut der Menſchenſtimme mir entgegenſchell. So kam ich denn vor das Dorf hinaus.

## II.

## Die Elementar-Geiſter.

Kornfelder und Weinberge, Wieſen und Bäche, Häuſer und Wäldchen zeigten ſich mir ringsumher, aber, ſo ſehr ich auch meine Augen anſtrengte, — ein menſchliches Weſen war nirgends zu erſpähen. Vogelgeſang auf allen Bäumen und Sträuchen, Brüllen, Blöcken und Bellen, Brummen und Summen auf allen Seiten, — aber kein Wort, kein menſchlicher Laut.

Thür und Thor ſtand mir überall offen; Briefe, Tagebücher, Memoires, Manuſkripte und Urkunden aller Bibliotheken und Archive, alle Schreibtiſche und Toiletten ſtanden mir zu Gebote. Ich fühlte eine mir innewohnende Kraft, hundert Zeilen mit Einem Blick und tauſend Blätter in Einer Minute zu leſen. Wie konnte mein Geiſt in allen dieſen Schätzen ſchwelgen, auf einem Meere von Gedanken und Bildern ſchwimmen, und ſich in die Abgründe der geheimſten Geſchichten des menſchlichen Herzens verſenken! Zugleich ging in mir auch ein Stern der Hoffnung auf, mit dem ganzen Thier-, Pflanzen- und Mineralreiche in eine unmittelbare Verbindung zu treten.

Ungeachtet aller dieſer ſchönen Erwartungen befiel mich dennoch ein banges Grauen. Das ſchmerzliche Gefühl des Geſchiedenſeins von allen Weſen meiner Art faßte mich wie eine eiskalte Todtenhand. Beklommen, verwirrt und betäubt, ſank ich endlich, dem Übermaß der auf mich eindringenden Gefühle erliegend, in tiefen Schlaf.

Als ich erwachte, lag ich am Abhange eines hellgrünen Berges, vor dem ſich ein eben ſo hellgrünes, freundliches Thal im Roſenſchimmer des Abends ausbreitete. Hoch auf dem Gipfel des Berges ſtand ein Salamander; er glich einer aus einem Vulkan emporſteigenden Feuerſäule. Der purpurne Morgenhimmel ſchien gegen den funkenſprühenden Geiſt kaum blaß roſenfarb zu ſein. Je glühender die Sonnenſtrahlen auf ihn herabbrannten, deſto feuriger und freudiger flammte die Glut des Feuergeiſtes empor. Im kühlen Thal ſchwebte eine freundliche Sylphide, weiß und blau geflügelt, zwiſchen blühenden Jasminlauben und über farbenſchimmernden Blumen. Wo immer die Spielende hinflog, wurde ſie von den Luſtgeſängen der Vögel begrüßt, und ein Regenbogenglanz, der von ihr ſelbſt ausging, wölbte ſich über ſie. Auf der ſpiegelhellen Fläche eines klaren Sees ſchwamm eine ſanfte Ondine, die ſich behaglich auf den Wellen wiegte, und ſich dann von Zeit zu Zeit an einen Rohrſtängel des ſchilfumkränzten Ufers lehnte. Aus einer dunkeln, kühlen Grotte ſprang plötzlich ein Gnome hervor, eine ſeltſame kleine Kreatur, die ſonderbarſte Miſchung von einem Affen, einem Lappen und einem Grönländer. Auf der kaum zwei Fuß hohen Figur ſaß ein ſchwarzlockiger, dicker Kopf. Im braunrothen Geſicht funkelten ſchief geſchlitzte, brennend ſchwarze Äuglein. Aus den vollen Wangen mit vorragenden Backenknochen trat eine ſchelmiſche, derbe Stumpfnaſe mit aufgeworfenen Lippen hervor, worunter ein ſpitziges Kinn ſatiriſch in die Welt hineinſtach. Luſtigkeit und Schelmerei ſchienen in der drolligen Figur zu Hauſe zu ſein.

Das luſtige Erdmännlein ſchlug einige Mal hinter einander mit größter Schnelligkeit ein Rad, ſprang wie ein elaſtiſcher Ball wieder in die Höhe, ſtemmte die Arme in die Seite und jauchzte dabei ſo gellend, daß es mir in den Ohren weh that. Die Silphide und die Ondine beluſtigten ſich an ſeinem tollen Poſſenſpiele, beſonders an der Nachäffung menſchlicher Geberden, worin das Duodezmännchen ſich beſonders gefiel. In tiefem Hintergrunde der Grotte lag ein anderer Gnome von höchſt düſterm Weſen, der ſich von der Elementargeiſter-Geſellſchaft feindſelig abſonderte. Ein kurzer, aber ſehr dichter ſchwarzer Bart umgab das bleichgelbe Geſicht, auf welchem Haß und Bosheit ſich mit der tiefſten Schwermuth vereinigten. Die wildrollenden Augen blitzten wie glühende Kohlen aus dem Dunkel der Höhle hervor. Er ſtöhnte kläglich und ſtieß von Zeit zu Zeit Verwünſchungen aus.

Die freundliche Silphide flog zwiſchen den Geiſtern von ſo verſchiedenartiger Natur vermittelnd hin und her; ſie bot alle Liebenswürdigkeit und den Reiz der ſanfteſten Beredſamkeit auf, um die Verſammlung zur Eintracht und Heiterkeit zu ſtimmen.

Endlich erreichte ſie ihren Zweck zum Theile, und es entſpann ſich zwiſchen den Elementargeiſtern folgendes Geſpräch:

Der düſtere Gnome. Und ſo wären denn wirklich alle Menſchlein vom Angeſicht der Erde weggeblaſen? Proſit! Nur das Warum möcht' ich wiſſen.

Der luſtige Gnome. „Man weiß es nicht.“ So lautet das Motto vor der Geſchichte des Menſchengeſchlechtes.

Der düſtere. Und weiß man auch nicht, was mit den Kindern des Staubes geſchehen iſt und wohin ſie gekommen ſind?

Der luſtige. Man weiß dies eben ſo wenig, als tauſend andere Dinge. Sie waren, ſind aber jetzt nicht mehr; damit Punktum! Auf jeden Fall gibt's nun auf der Erde freien Spielraum.

Der düſtere. Und Ruhe.

Salamander. Und lange Weile zum Vergehen.

Sylphide. Und ein ungeſtörtes Gedeihen für das Pflanzenreich, und eine freudige Exiſtenz für die Thiere, die nun von keinem Menſchen gefangen, gejagt, geplagt, getödtet und verſchlungen werden, mithin nun ein längeres Leben unverkümmert genießen, keines gewaltſamen Todes ſterben werden.

Der düſtere Gnome. Falſch! Sie werden, ſag' ich, einander nun ſelbſt jagen und plagen, tödten und ſchmauſen; denn das Vorrecht des Stärkeren und Liſtigeren beſteht unter ihnen eben ſo gut, wie es unter den Menſchen beſtanden hat. Die Glut der Leidenſchaften iſt nicht erloſchen; ſie brennt fort, wie die Lava im Innern des Vulkans, und der Geiſt der Grauſamkeit und der Zerſtörung wird walten, ſo lange ein lebendiges Weſen exiſtirt. Die ſanfte Taube zürnt ſo gut wie der grimmige Tiger, und der Sperling verfährt gegen die Mücke ſo grauſam, wie der Geier gegen den

Sperling, und wie die Pflanzen, deren jede der nächſten von ihrem Nahrungsſtoff ſo viel entzieht, als ſie will und vermag.

Salamander. Schelte mir Keiner die Leidenſchaften! Ohne ſie wäre das Menſchenleben halb Schlaf, halb Tod geweſen. Stillſtand und Ruhe iſt ein Sumpf, in dem das Beſte erſticken muß; durch Kampf und Glut reift und gedeiht aber das Herrlichſte aller Art.

Ondine. Kampf und Glut? Weg mit den Unholden! Mord und Zerſtörung iſt ihr Werk. Mir iſt die Größe ſelbſt verhaßt, wenn ſie auf Koſten des behaglichen, anmuthigen Still-Lebens errungen werden muß. Ich lobe mir das ſanfte Hingleiten des ſpielenden Baches, das liebliche Schaukeln und Wiegen des ſpiegelklaren Sees. O wie freute ich mich ehemals, Menſchen zu ſehen, denen die Erde durch Ruhe, Mäßigung, Eintracht und friedlichen Genuß zur freundlichſten Heimat wurde!

Sylphide. Auch ich bin der Erdenheimat hold; man muß ſich aber doch von Zeit zu Zeit mit leichten Flügeln über ſie erheben können. Ich liebe das Sanfte, nur darf es nicht mattes, flaches, alltägliches Einerlei werden. Ich ruhe gerne auf Blumen, aber noch lieber ſchwebe ich über ſie hin, denn ſchön iſt das Leben zwiſchen Himmel und Erde, und glücklich vor Allen ſind jene Weſen, welche beiden Elementen zugleich angehören.

Der luſtige Gnome. Von allen Dem, was Ihr da fantaſiret, war an der verſchwundenen Schauſpielertruppe der irdiſchen Tragikomödie nichts zu finden. Die Einen gefielen ſich in der Raſerei, die Andern verſanken in den Sumpf der gemeinſten Genüſſe, die Dritten verloren ſich in Träumen. Wohin ich blickte, ſah ich nichts, als Thorheit, Narrheit oder Stumpfſinn. Je ernſthafter und wichtiger dieſe Menſchenkinder ſich geberdeten, deſto nichtiger und läppiſcher waren ihre Handlungen, deſto erbärmlicher die Reſultate des ganzen Treibens. Ich mußte oft herzlich lachen, ihr Geiſter der Elemente, über eure großen Verſätze zur Sublimirung der armſeligen Menſchlein. Seht ihr nun ein, wie fruchtlos euer Bemühen war? Thon bleibt Thon; darum hatten wir Erdengeiſter über ſie die meiſte Macht. Ich ſah, daß mit ihnen nichts zu thun war, und begnügte mich alſo, ſie zu laſſen, wie ſie waren, mich aber an den drolligen Marionetten nach Belieben zu beluſtigen. Sie haben uns Erdengeiſter in ihren Sagen und Märchen als neckiſch und tückiſch, mitunter ſogar als ſchadenfroh und Unheil ſtiftend geſchildert, ohne dabei zu bedenken, daß der größere Theil der Menſchlein ſelbſt nicht anders beſchaffen war. Schade, daß dieſe Kreaturen ausgeſtorben ſind! Ich habe ihnen manchen Schabernack geſpielt, und ich muß jetzt noch lachen, wenn ich daran denke; ich bin indeß, wie ihr wißt, weder boshaft, noch ein Poſſenreißer von Profeſſion; ich kann ſogar recht modeſt ſein. Wenn aber Gecken und Narren ſich gar zu breit machten, dann lachte ich auch Jedem ohne Rückſicht und ohne Schonung in's Geſicht, und überließ mich meinem Hange zur Satyre.

Der düſtere Gnome. Ganz recht! Die Satyre mußte aber mit einer ſcharfen Geißel verſehen ſein. Empörend war mir das Treiben dieſer Menſchen; es wäre mir nicht möglich geweſen, mich an ihnen zu erluſtigen. Ich zog mich aus Menſchenhaß in die Tiefen der Erde zurück; aber ſelbſt da hinunter drangen ſie, vom Golddurſte geleitet, mit ihren Verſuchen und Verbrechen.

Der luſtige Gnome. Wer ſich über Thoren ärgert, iſt ſelbſt ein Thor. Für eine Schreckensſzene ſah ich wohl hundert Poſſenſpiele.

Sylphide. Unſere Anſichten ſind von einander ſo abweichend, daß wir uns wohl ſchwerlich je vereinigen werden. Fahren wir aber mit unſerm Gezänke noch länger fort, ſo kann dies keine andere Folge haben, als daß wir uns umſonſt erbittern.

Ondine. Was beginnen wir aber nun auf der menſchenleeren Erde?

Sylphide. Seht doch! Liegt nicht am Abhange des Berges hier eine menſchliche Geſtalt?

Der düſtere Gnome. Vermuthlich ein Todter.

Der luſtige Gnome. Nein; er bewegt ſich, er öffnet die Augen, er lebt.

Der Salamander, die Sylphide und die Ondine brachen in ein Freudengeſchrei aus, in welches der düſtere Gnome einen dumpf hallenden Wehruf einmiſchte. Ich wußte nicht, ob ich träumte oder wachte; die Elementar-Geiſter lächelten und lachten über meine Verlegenheit. Nachdem ich mich von meinem Staunen erholt hatte, begrüßte ich die Geſellſchaft mit gebührender Höflichkeit, und wurde von ihr, mit Ausnahme des düſtern Gnomen, freundlich bewillkommt. Der luſtige Gnome fragte mich, wie es denn komme, daß ich ſo ganz allein auf dem Angeſicht der Mutter Erde wie eine überwinterte Fliege herumkrieche? Ich erzählte ihm den Verfall beim unterbrochenen Maifeſte und den von der Centifolie erhaltenen Auftrag, die Reiſe durch eine Welt ohne Menſchen nicht nur zu unternehmen, ſondern auch zu beſchreiben.

„Proſit!“ ſagte das Erdmännlein mit einem poſſirlichen Rundſprunge: „Vergiß dabei nicht mich und meine Herrn Kollegen, die geſammten Erd-, Luft-, Waſſer- und Feuergeiſter, mit der unparteiiſchen Würdigung eines honetten und wohl qualifizirten Geſchichtſchreibers auftreten zu laſſen!“

Ich verſprach es, und bat die Dämonen zugleich um ihre gütige Unterſtützung und Mitwirkung. Sie beſprachen ſich mit einander, dann ſchwebte die Sylphide zu mir und ſagte: „Unſere Hilfe ſoll Dir zu Theil werden, wenn Du ſie verdienen wirſt. Vor der Hand wollen wir uns darauf beſchränken, Dir, wenn Du etwa in Gefahren gerathen ſollteſt, beizuſtehen, damit Du Deine Reiſe und die Reiſebeſchreibung gehörig vollenden kannſt. Nun geh' und verſuche Dein Glück allein, ohne Dich vom Glücke verblenden oder vom Unglücke verzagt machen zu laſſen; denn wiſſe, Du wirſt ſonderbare Dinge ſehen und hören, wirſt auch ſo ſeltſame Abenteuer beſtehen, ſo unglaubliche Ereigniſſe aus allen drei Reichen der Natur erfahren, daß Du Dich oft wirſt recht zuſammen nehmen müſſen, um mit Ehren daraus zu kommen. Auf Wiederſehen!“

Damit verſchwand die Geiſtergeſellſchaft. Ein unſichtbares Weſen gab mir einen Wanderſtab in die Hand; ich ergriff ihn, und ſetzte wohlgemuthet meine Füße in Bewegung.

## III.

## Der muſikaliſche Muſelmann. — Klagen einer Kremoneſergeige.

Am Ende des Dorfes erblickte ich ein Landhaus im eleganteſten Style gebaut; die freundliche Außenſeite mit ihren glänzend weißen Wänden, hellgrünen Jalouſien und dem rothen Ziegeldache zog mich an. Ich trat ein, ſtieg die ſehr reinlichen Stufen einer mit ſchlankem Marmorgeländer verſehenen Treppe hinan, und kam in einen lichten freundlichen Saal. Die mit Schweizergegenden bemalten Wände erregten meine Aufmerkſamkeit; es waren Freskogemälde von einer Schönheit, wie ich ſie noch auf keinem Gemäuer geſehen hatte.

Indem ich mich im Anſchauen der Jungfrau und des Schreckhorns und mancher Sennenhütte vertiefte, ſchien es mir, als ob ich unter meinen Füßen ein leiſes Knarren vernehme. In demſelben Augenblicke bemerkte ich am entgegengeſetzten Ende des Saales einen prächtigen Divan und auf dem Divan — zu meinem nicht geringen Erſtaunen, — einen reich gekleideten Türken, der mit übereinander geſchlagenen Beinen in voller Bequemlichkeit halb ſaß, halb lag, aus einem langen Pfeifenrohre Tabak ſchmauchte, die eine

Hand ſtreichelnd an den glänzenden ſchwarzen Bart hielt, und mich mit ſeinen großen, weit vorragenden, glotzenden Augen fixirte.

Der erſte Eindruck, welchen dieſe überraſchende Erſcheinung auf mich machte, war eine Aufwallung des Zornes gegen die lügenhafte Roſe, die mir verkündet hatte, daß ich der letzte Menſch ſei und in dieſer Eigenſchaft zu reiſen habe; ich ſuchte mich aber ſogleich zu faſſen, verbeugte mich mit zuvorkommender Höflichkeit gegen den ſtolzen Türken, welchen ich für den Eigenthümer des Hauſes hielt, und bat ihn, mein unangemeldetes Eintreten nicht übel zu nehmen und gegen den ungeladenen Gaſt nicht ungehalten zu ſein; zugleich verſicherte ich, daß ich, wenn meine Gegenwart ihm läſtig falle, bereit ſei, mich augenblicklich wieder zu entfernen.

Ungeachtet meiner eleganten Redensarten und eines Schwalls von Komplimenten beliebte der hochmüthige Morgenländer keine Miene zu verändern, bis mich endlich die Geduld verließ, und ich mich zum Abſchied anſchickte. Der Unwille über den Unhöflichen machte, daß ich etwas ſtärker auftrat, wobei ich einen Stoß an meinen rechten Fuß fühlte; ich hatte aber kaum einige Schritte gethan, als der Türke vom Divan aufſprang und mir nacheilte. Ich wendete mich, und erwartete ſeine Ankunft. Nun ſtand ein Trotziger dem andern gegenüber, Bruſt gegen Bruſt, und die wildrollenden Augen auf einander geheftet. Ich beobachtete jedoch, ungeachtet meiner innern Gährung, die anſtändigſte Mäßigung und fragte nur, etwas ſarkaſtiſch: „Mein Herr Türke! verſtehen Sie deutſch?“ Der Barbar aber, ſtatt aller Antwort, zog ſeine Damaszenerklinge aus der goldenen Scheide, um mich sans façon niederzuſäbeln.

Das war denn doch zu arg! Ich ergriff ſeinen rechten Arm, und bemühte mich, ihm das krumme Mordſchwert zu entreißen; er hielt es aber ſo feſt, als wäre nicht nur dieſes Todeswerkzeug, ſondern auch der Arm und die Hand von Stahl. Er fing nun ſogar an, den Säbel gewaltig zu ſchwingen, und hörte nicht auf, ſeine Hiebe zu beiden Seiten gegen mich zu führen, benahm ſich aber dabei, zu meinem Glücke, in ſeiner blinden Wuth ſo ungeſchickt, daß er mir nicht einmal die leichteſte Wunde verſetzte.

Ich gab mir, unbewaffnet, wie ich war, alle Mühe, ihn durch das Unterſchlagen beider Beine zu Boden zu werfen; ich umſchlang ihn mit beiden Armen; aber — o wie ſchnell verſchwand mein gerechter Zorn gegen die mörderiſchen Angriffe, als mir aus dem Bauche des umarmten Unholds plötzlich die Ouvertüre von Mozart's Clemenza di Tito entgegen ſcholl, und mich überzeugte, daß mein Feind ein harmloſes Automat und ſein Schwert ohne Schneide ſei. Ich unterſuchte nun den Fußboden und entdeckte eine verborgene Springfeder, die, ſobald ich darauf trat, den unſchuldigen Bekenner von Mahomets Lehre gezwungen hatte, vom Divan aufzuſtehen und mich mit dem Schwerte anzufallen. Ich unterſuchte auch ſeine Hüften, und fand an der rechten gleichfalls eine Feder, welche durch den Druck meiner Umarmung aus der, in ſeinen Bauch einquartierten muſikaliſchen Seele ſo entzückende Melodien ertönen ließ, daß ich, von einer unerſättlichen Hörbegierde ergriffen, die Hüfte des Muſelmannes ſo lange drückte und felterte, bis er mir eine Reihe von Meiſterſtücken der Tonkunſt zum Beſten gegeben hatte.

Endlich dachte ich doch daran, den zur höchſten Begeiſterung aufgeregten Virtuoſen wieder zu beruhigen; ich verſetzte der Springfeder auf dem Fußboden mehrere Tritte, bis einer derſelben die gewünſchte Wirkung hervorbrachte, Muſtapha eine retrograde Bewegung machte, ſich majeſtätiſch dem Sofa näherte, und ſeine vorige Stellung einnahm, indeß ich mich an ſeine Seite ſetzte.

Indem ich nun ſo nachdachte, weß Geiſtes Kind der Eigenthümer dieſes Hauſes geweſen ſein möge, wie viel Schrecken und Vergnügen der harmoniſche Muhamedaner ſeinen Gäſten ſchon verurſacht haben könnte, und wie es doch Schade ſei, daß er nun als ein unnützes Möbel ungebraucht nach und nach vermodern ſollte, gerieth ich auf den Einfall, ob es denn nicht möglich wäre, das ausgeſtorbene Menſchengeſchlecht durch Automaten zu erſetzen.

Während ich, dieſen Gedanken verfolgend, mit ſtarken Schritten auf und nieder ging, hörte ich im Nebenzimmer etwas knallen wie ein Piſtolenſchuß; den Knall begleitete ein Nachklang von mehreren Saiten-Inſtrumenten.

Ich trat in das Nebengemach, und, ſiehe da! ein rührender Anblick ſtellte ſich mir dar. In der Mitte des Zimmers ſtand ein Tiſch, mit vier Notenpulten beſtellt, auf welchen die Stimmen eines Quartetts von Beethoven lagen. Der Zuſtand, in welchem ich die vier Inſtrumente erblickte, erregte mein volles Mitleid. Die beſtäubte Viola ruhte auf dem Tiſche, die Sekund-Violin auf dem Notenpulte; das Violoncello lehnte ſich an einen Stuhl, und die Kremoneſerin des Primſpielers lag wie ohnmächtig auf dem Boden.

Ich bemerkte bald, daß die ſo eben geſprungene G-Saite des Violoncells jenen Knall verurſacht habe, welcher mich in das Nebenzimmer rief. Ich hob die ſtaubumflorte Kremomeneſerin mit der zärtlichſten Sorgfalt vom Boden auf, und legte ſie zur Couſine Viola auf den Tiſch. Entzückt über das unerwartete Zuſammentreffen, gaben Beide, indem ihre ſchöngewölbten Hüften ſich berührten, die wohlklingendſten Freudentöne von ſich.

Dieſes ſo ſeltene freundſchaftliche Benehmen von zwei ausgezeichneten muſikaliſchen Genies that mir im innerſten Herzen wohl. Aber welches Erſtaunen ergriff mich, als die Kremoneſerin plötzlich ein ſchönes Adagio zu ſingen anfing, und mir mit hinreißenden Melodien dankte, deren Töne wie Zauberworte zu mir ſprachen. Manchmal ſchien der Schmerz ihr die Stimme zu hemmen: ſie ſchluchzte, und konnte die Töne nur gewaltſam Staccato und pizzicato herausſtoßen, dann weinte ſie in geſchliffenen Noten, daß es einen Stein erweichen mochte. Endlich aber ſtrömten ihre feurigſten Empfindungen auf einmal dahin, bald arpeggirend, bald in vollen harmoniſchen Akkorden. Dies vermochten die übrigen Inſtrumente nicht länger ſtillſchweigend auszuhalten; ſie ſtimmten ſämmtlich ein, trugen ein volltönendes Adagio vor, ſielen dann in ein feuriges Allegro ein, und ſchloßen mit einem jubelnden Präſto.

Nun war die Reihe des Dankes an mich gekommen; er beſtand aber nicht in Worten, ſondern in naſſen Augen und heißen Küſſen, welche ich jeder der vier Virtuoſinnen gab. Die Kremoneſerin, die nun einmal im Zuge war, konnte ſich in das Schweigen nicht hineinfinden; ſie erbot ſich, mir die ganze Geſchichte des durch ſonderbare Ereigniſſe unterbrochenen Quartetts zu erzählen. Ich nahm den Antrag der geſprächigen Virtuoſin mit Freuden an, und ſie begann in **A**-Moll, von welchem ſie bald in andere Tonarten überging, um mich mit der ganzen Geſchichte ſo bekannt zu machen, wie ſie folgt:

Der Eigenthümer dieſes Hauſes war ein beſonderer Liebhaber der Quartett-Muſik. An ſeinem letzten Geburtstage beſchloß die Frau Gemalin ihn mit drei neuen Quartetten von Beethoven zu überraſchen. Es wurden daher nebſt andern Gäſten auch zwei vorzügliche Violinſpieler und ein exzellenter Violoncelliſt geladen. Die Viola war das Lieblings-Inſtrument des Herrn vom Hauſe, welcher in ihrer Behandlung, einige Schwächen abgerechnet, eine beſondere Stärke beſaß. Auch hatte kein Tonſetzer zu beſorgen, daß ihm der gute Mann durch brillante Zuſätze das Werk überlade und entſtelle; er hatte vielmehr die unſchuldige Paſſion, hier und da etwas wegzulaſſen, wie z. B. ſchwierige Paſſagen, was ihm die Toleranz der Zuhörer auch nie übel nahm. Nachdem die Gäſte ſchon beim ſplendiden Mittagsſchmauſe der Küche wie dem Keller die aufrichtigſten

Lobſprüche faktiſch ertheilt hatten, begab ſich die begeiſterte Geſellſchaft in das Nebenzimmer, wo die Noten ſchon auf den Pulten lagen. Welche freudige Überraſchung bemächtigte ſich nun des Herrn vom Hauſe, als er Beethovens neue Schöpfung erblickte! Die nächſte Umgebung ſah ihn zwar augenblicklich erblaſſen, als die Neugierde ihn angetrieben hatte, die Violaſtimme zu durchblättern, und er ein etwas ſchwieriges Solo nebſt einer Variation für ſein Lieblingsinſtrument erblickte; er faßte ſich jedoch bald, lächelte, und rief dem Hauspudel ein paar ſcherzhafte Schimpfworte zu.

Das Allegro des erſten Quartetts erhielt ungetheilten Beifall, welcher ſowohl dem Kompoſiteur als den Virtuoſen galt. Dem Herrn vom Hauſe war dabei nur die einzige kleine Fatalität begegnet, daß man der Viola wegen gewiſſer Äußerungen einen etwas zweideutigen Karakter zuſchrieb; dies aber war nicht ſeine Schuld; nein! es fiel ganz allein ſeiner Frau zur Laſt, welche ihrerſeits gleichfalls wieder Entſchuldigung verdiente, da ſie die Viola in der beſten Abſicht erſt am Morgen des feſtlichen Tages hatte neu beſaiten laſſen. Den veredelten Schafdärmen, noch ungewohnt des Kunſtzwanges einer geregelten Stimmung, war die Spannung, in welcher ſie ſich befanden, gar zu unbequem; ſie ſuchten ſich daher ihre peinliche Lage zu erleichtern, und ließen immerzu von dem ihnen aufgedrungenen Höhengrad etwas nach. Dies verurſachte einige kleine Diſſonanzen, worüber der vorlaute Primiſt die Naſe rümpfte, und der Sekundſpieler des unterdrückten Lachens wegen im Geſichte purpurroth wurde, während der Violoncelliſt in der lobenswürdigſten Gemüthsruhe mit edlem Anſtande verharrte.

In geringer Entfernung vom muſikaliſchen Tiſche ſtand ein anderer, mit Gläſern und Flaſchen bedeckt. Der ſanguiniſch-choleriſche Primiſt und der phlegmatiſche Violoncelliſt nahmen nach jedem Stücke des Quartetts eine kleine Herzſtärkung zu ſich. Dieſe wiederholten kleinen Herzſtärkungen wirkten aber auf die überreizten Nerven des exaltirten Violiniſten endlich ſo gewaltig, daß ſein Spiel immer ausdrucksvoller und hinreißender wurde, bis endlich die vereinigte Macht der Begeiſterung und der Herzſtärkung ihn ſo gewaltig angriff, daß er ohnmächtig vom Stuhle fiel.

Der ſentimentale Sekundſpieler ſaß ſchon lange auf glühenden Kohlen, weil er der hübſchen Schulmeiſterstochter, die er Vormittags kennen lernte und ſogleich als die Einzige, für ihn geſchaffen, erklärte, ein Rendez-vous nach der Vesper hinter der alten Schießſtätte feierlich zugeſchworen hatte. In der Vorausſetzung, daß der Primiſt ſich unmöglich vor einer Stunde erholen könne, benützte er die Gelegenheit, entwiſchte in der erſten Verwirrung, fand die Wartende, und vergaß in dem holden Schäferſtündlein nicht nur die muſikaliſche, ſondern die ganze Welt überhaupt ſo vollkommen, daß aus dem halben Stündlein drei volle Stunden wurden. Als er endlich zurückkam, waren nebſt dem Primiſten die meiſten Gäſte ſchon weggefahren; nur der Violoncelliſt ſaß, ſein Inſtrument zwiſchen den Beinen haltend, noch auf ſeinem Stuhle — aber ſchnarchend. Der Herr vom Hauſe ging im Zimmer traurig auf und nieder, das unterbrochene Quartett beklagend. —

Ich dankte der Kremoneſerin für die Mittheilung; und verließ das Haus.

## IV.

## Erſtes Auftreten des Thierreiches. Der hochmüthige Affe und der geniale Pudel.

Als ich in den Hof herab kam, ſcholl mir eine ganze Symphonie von Thierſtimmen entgegen. Das Sonderbarſte dabei war, daß ich dieſe Stimmen ſo gut verſtand, als wäre jedes Thier mit einer mir bekannten Sprache begabt, und jeder Ton ein Wort, welches Ideen und Empfindungen mit Beſtimmtheit ausdrückte.

Ich ging zuerſt in den Stall. Zwei kräftige Ackergäule, und zwei wohlbeleibte Kühe gaben mir durch Stimme und Mienen ihre Freude über mein Erſcheinen, zugleich aber auch einiges Befremden über die Neuheit meiner ihnen fremden Geſtalt zu erkennen. Ich machte die Pferde von den Stricken, die Kühe von den Ketten los, womit ſie an die Krippen befeſtigt waren. Die Kühe ſchritten ſogleich mit ſanftem Gebrülle wohlbehaglich langſam zur Thüre hinaus, und wandelten einer mit üppigen Graswuchſe lockenden Wieſe zu, welche vermuthlich ihr gewöhnlicher Weideplatz war. Den Kühen folgten die zwei ſtattlichen Ackergäule; ſie ſchauten im Hofraume umherſuchend, erblickten den wohlbekannten Pflug, ſtellten ſich vor denſelben, ſtanden einige Minuten ſtill, ſetzten ſich dann in Bewegung, und ſchritten vorwärts im Wahne, ſie zögen den Pflug, der ihnen zur täglichen Feldarbeit nachfolge. Ich überließ ſie ihrem angenehmen Irrthume.

Aus dem Hintergrunde des Hauſes ſchimmerte mir ein ſchönes Gärtchen entgegen. Ich war kaum eingetreten, als ich einen großen Käfig erblickte, aus dem mir eine bunte Schar von Singvögeln ein freudiges Willkommen zurief. Ich öffnete dem geflügelten Orcheſter das Meſſingpförtchen ihres Drahtpalaſtes. Viele benützten ſogleich die Gelegenheit und entſchlüpften in's Freie, indeß einige mit philoſophiſcher Gemüthsruhe dem gewohnten Aufenthalte treu blieben.

In dem Augenblicke rannte mir ein Pudel entgegen; es war ohne Zweifel der emeritirte Hauspudel. Er ſprang winſelnd und wedelnd an mir hinauf, und überhäufte mich mit Liebkoſungen. Sein ehrliches Geſicht gewann ihm im erſten Augenblicke meine Zuneigung. Man konnte es dem treuen Thiere anſehen, welches Entzücken der langentbehrte Anblick eines menſchlichen Weſens ihm verurſachte, und wie glücklich es ſich fühlte in dem Bewußtſein, nun wieder einem Herrn anzugehören. Er gab auch durch Mienen und Geberden den feſten Entſchluß zu erkennen, mich als ſeinen Gebieter zu verehren, und als treuer Diener bei mir auszuharren bis in den Tod. Gerührt von dieſer liebenswürdigen Zudringlichkeit, gab ich ſeinem heißen Wunſche nach, und ernannte ihn zu meinem Diener und Gefährten. Der freudetrunkene Pudel nahm den Zipfel meines Kleides in ſeine dankbare Schnau-

ze und zog mich mit freundlicher Gewalt durch einen
Baumgang nach einem grünen Raſenplatze, in deſſe
Mitte ein mit Blumenbeeten umgebener runder Säulen
tempel von weißem Marmor prangte. Auf einem hohen Pie
deſtal ſtand die Statue der Göttin der Weisheit.

Welcher drollige Anblick ſtellte ſich dar! Auf den
Schilde der Minerva ſaß — ein Affe! Rings um ihn h
hatten ſich zwei große Kater, ein koloſſaler Hofhund, an de
ſen Halſe noch ein Stück des abgeriſſenen Strickes hin
ein ſtolzer Pfau, ein gravitätiſcher Haushahn mit einige
Gattinnen, ein zahmes Reh, ein Kakadu, ein Bock un
eine Ziege gelagert. Die ganze Verſammlung hörte dem A
fen, der eine Rede an ſie hielt, mit der geſpannteſten Au
merkſamkeit zu. Ich trat, von meinem vierfüßigen Geniu
gezogen, leiſe hinzu, und vernahm, von den Zuhörern u
bemerkt und von Erſtaunen verſteinert, noch folgende Wor
des Sprechers im Unterhauſe:

„Was ich ſage, iſt über allen Zweifel erhaben. Wiſſe
Der gelehrte franzöſiſche Alterthümler Morin hat e
gründliche Abhandlung geſchrieben, worin er beweiſt, d
die pataiſchen Götter der Phönizier eigentlich A
fen waren. Man weiß zwar von dieſen pataiſchen G
tern nichts weiter, als daß man von ihnen etwas mehr
nichts weiß, und daß ſie ſehr klein, auch von ſehr unlieblic
Geſtalt waren. Immerhin! Auf jeden Fall geht hiera
doch ſo viel hervor, daß die Affen wenigſtens von einem
vorzüglichſten Völker der Vorzeit als Götter verehrt wurde
und das genügt. Unſere Voreltern waren alſo dunkle G

ter. Da nun aber im Olymp die Verjährung nach dem römiſchen Geſetze nicht eingeführt iſt, ſo ſind wir, als Nachkommen der pataiſchen Götter, gleichfalls Götter. Einen ferneren Beweis unſerer hohen Stellung auf der Stufenleiter der Weſen finden wir auch darin, daß Affen den berühmten Gott Vulkan geſäugt, genährt und erzogen haben, und daß er ihnen eigentlich ſeine ganze Bildung verdankte.

Die Ägypter, hört! gingen in der Verehrung des Affengeſchlechtes ſo weit, daß ſie drei Affenſtädte hatten, wo den Affen eigene Tafeln mit Früchten und andern Lieblingsſpeiſen gedeckt wurden. Ich weiß ſogar aus guter Quelle, daß die Portugieſen auf der Inſel Ceylon einen Affenzahn fanden, für deſſen Einlöſung die Einwohner ſiebenmal hundert tauſend Dukaten bezahlen wollten. Ich frage nur: Wenn ſchon der Zahn, ein ſo winziges Theilchen von einem Affen, ſolchen Werth beſitzt, welchen ungeheuern Werth muß erſt ein ganzer Affe, welchen — alle Grenzen überſteigenden Werth das ganze Affengeſchlecht haben! — Nach dieſen Bemerkungen und Thatſachen brauche ich wohl kaum noch anzuführen, daß ein Affe in der ägyptiſchen Stadt Alexandria ſeinen eigenen Tempel und ſeinen eigenen Prieſter hatte, und daß wir Affen in einigen Gegenden Oſtindiens noch jetzt in beſondern Tempeln göttliche Verehrung genießen *).

---

*) Die hiſtoriſchen Daten zu den obigen Citaten liefern: Herodot, im 17. Buch ſeiner Geſchichte; **Natalis Comes** im Vulkan; — **Vossius** in ſeinem Werke von der Idolatrie im 75. Kapitel des 3. Buches, und Stolberg im 13. Bande ſeiner Geſchichte der Rel. J. Chr. —

Mit einer auf's Höchſte geſteigerten Begeiſterung fuh der Affe mit kreiſchender Stimme und unter gräßlichen Gr maſſen fort:

Sein oder Nichtſein, — das iſt nun die Frage!
Ich bin! das iſt gewiß; doch — was ich bin —
Da ſteckt's! das iſt noch immer ein Problem,
Und beinah' zweifl' ich an mir ſelbſt.
Bin ich ein Gott? ein Menſch? ein Affe?
Es ſei! Ich will nun aus Beſcheidenheit
Kein Gott, ich will ein Menſch nur ſein.
Dies zu beweiſen wird mir leicht.
Die Menſchen äffen Vieles nach!
Wenn ſie nachäffen, ſind ſie Affen,
Und ſind die Menſchen Affen, nun —
So folgt d'raus, daß die Affen Menſchen ſind,
Wo nicht, doch wenigſtens die Stellvertreter
Des ausgeſtorbenen Geſchlechts.
Und doch, nehm' ich die Sache recht genau,
Will mancher Skrupel ſich in mir erheben.
Bin ich ein Affe noch? bin ich
Zur Menſchenwürde vorgerückt?
Ich ſchwanke wie auf einem Schiff,
Ich taumle wie ein Trunkener.
Seh' ich den Affen an und ſein Talent,
So ſcheint es mir, er ſei ein Menſch;
Seh' ich des Menſchen tolles Treiben an,
All' die erbärmlichen Schauſpieler, die
Als Helden auf der Breterbühne prunken,
Nach abgelegter Maske Schatten ſind,
Als die Schriftſteller, die ſich auf den Kopf,

Die Leſer auf die Schaukel ſtellen,
All die Nachbeter fremder Meinungen,
Nachahmer fremder Thorheit, fremden Unſinns,
So manchen Kleinen als des Großen Affen,
So Manchen, gar wetteifernd mit dem Vieh —
Da ſcheint mir, daß der Menſch der Affe iſt.
Bedenk' ich, wie der Menſch trotz der Vernunft,
Dem hellen Licht, — ſo oft im Dunkeln tappt,
Bedenk' ich, wie der Menſch, trotz dem Gefühl
Für Recht und Wahrheit, Vorurtheilen fröhnt,
Irrthümern huldigt aller Art,
Und Frevel, himmelſchrei'ndes Unrecht oft
Verübt, — o dann behaupt' ich feſt und kühn,
Daß, was er auch als Menſch erſchaffen, er
Sich ſelbſt entmenſcht hat, folglich aufgehört,
Ein Menſch zu ſein; dagegen aber
Bleibt das Geſchlecht der Affen ſtets ſich ſelbſt
Und der Natur getreu, und thut nur das,
Was es thun ſoll, was es zu thun vermag.
Der Menſch iſt immer wandelbar,
Der Affe bleibt ſich immer gleich;
Der Menſch entartet, doch der Affe nie.
Wir Affen äffen nicht dem Menſchen nach,
Nein! wir verſpotten ihn, wir zeigen ihm,
Was *er* vermag, das können wir auch leiſten.
Wir malen, wir raſiren, ſind Schauſpieler,
Verſehen manches nützliche Geſchäft
Im Hauſe, wiegen Kinder, tragen Holz,
Und unſer Meiſterſtück in der Erziehung:
Die *Affenlieb'*, iſt aller Welt bekannt.
Nun aber kommt erſt die Hauptſache noch,

Und liefert wohl den Hauptbeweis
Von meines Anſpruchs Giltigkeit:
Wir Affen ſind, die Menſchen ſind nicht mehr!
Der Lebende, wie Schiller ſagt, hat Recht.
Vernehmt es denn, ihr unvernünft'gen Thiere:
Es iſt gewiß; ich bin ein Menſch;
Und wer's bezweifelt, iſt ein Vieh!

Indem der Redner ſo ſprach, trat ich plötzlich vor, und rief mit zornglühendem Antlitz und mit einer gewaltigen Donnerſtimme:

Verruchter Affe! frevelhaftes Thier!
Wenn du ein Menſch biſt, wer bin ich? —

Der Affe, verblüfft durch die unerwartete Erſcheinung eines Menſchen, verzog ſein grinſendes Geſicht zähnefletſchend in ein bitterſüßes Lächeln, und wendete mir verächtlich den Rücken zu. Indem ich die verwegene Kreatur beim Kopfe faſſen wollte, ſprang plötzlich der düſtere Gnome aus einem Dorngeſträuche hervor, umarmte den Unhold auf das zärtlichſte, überhäufte ihn mit ungeheuren Lobſprüchen, die zugleich bittere Sarkasmen auf die Menſchen waren, und verſicherte ihn, er habe in Allem, was er ſagte, vollkommen Recht; denn die Menſchen ſeien von jeher Affen geweſen; der Affe ſei die bitterſte Satyre auf den Menſchen, ſtehe alſo höher als der Menſch, ſei folglich der eigentliche Menſch, vulgo Waldmenſch genannt, ich ſelbſt ſei aber nichts als ein menſchliches Automat und zu traurigem Andenken an die ſogenannte Menſchheit auf Erden zurückgeblieben. Ich dachte bei dieſen Worten des menſchenfeindlichen, boshaften Gnomen an meinen muſikaliſchen Türken, der mich mit dem Säbel mitten aus einander hauen wollte, plötzlich aber eine himmliſche Muſik aus ſeinem heidniſchen Bauche ertönen ließ, und ich beſchloß, das Beiſpiel des Ungläubigen nachzuahmen, dem frevelhaften Hochmuthe des Affen zu verzeihen, ihn mit Sanftmuth eines Beſſern zu belehren, dann aber mit ſeiner und ſeiner Brüder Beihilfe meinen Lieblingsplan auszuführen, und als ein neuer Prometheus menſchliche Automaten als Menſchen-Surrogat zu bilden.

Ich ſprach daher zu dem hochmüthigen Affen nur die wenigen Worte:

„Du biſt in gewiſſer Hinſicht allerdings mit dem Geiſte der Zeit fortgeſchritten, in dem es, leider! liegt, daß Jeder über ſeine Sphäre hinausdringen, um eine Stufe höher ſtehen und mehr ſcheinen will, als er wirklich iſt. Dadurch haben Viele ſich ſelbſt zu Grunde gerichtet und vernichtet. Es wird dir, mein lieber Affe, nicht beſſer ergehen als ihnen. Jetzt biſt du doch Etwas, und zwar eben das, was du ſein ſollſt, und wozu du geſchaffen warſt; dann aber wirſt du weder Affe ſein noch Menſch, ſondern ein erbärmlicher Zwitter.“ —

Dem Affen ſchien die Wahrheit dieſer Vorſtellung einzuleuchten; der düſtere Gnome, der an allem verrückten Unweſen eine Freude hatte, zog ihn aber mit Trugſchlüſſen in den Irrthum immer tiefer hinein, und führte ihn fort, um eine Verſammlung des Affengeſchlechtes zu veranſtalten, und mir für den Fall, daß ich meine Menſchheit behaupten und ſie den Affen nicht überlaſſen wollte, Fehde anzukündigen.

Dagegen verſprachen mir die übrigen Repräſentanten des Thierreiches, mein angebornes Recht zu vertheidigen, und in kurzer Zeit ein zahlreiches Heer zu meiner Dispoſition zu ſtellen. Pferde und Elefanten ſollten die Stelle der ſchweren Kavallerie vertreten, Dachſe und Maulwürfe das Sappeur- und Mineurkorps; als fliegende Granaten und Bomben ſollten Falken, Geier und Habichte ſich brauchen laſſen, die Schlangen als Feldſchlangen. Fiſche aller Art würden den Marinendienſt verſehen, Schiffe und Seeſoldaten zugleich vorſtellen. Zugvögel könnten das Geſchäft des Quartiermeiſterſtabes und das Rekognosziren übernehmen. Alles übrige vierfüßige Thiervolk würde den Infanterie-Dienſt, Strauß und Kamehl das Fuhrweſen beſorgen.

Auf ſolche Weiſe wäre denn ich, der noch vor Kurzem ſo viel Schönes von dem friedlichen Zuſtande der Erde nach dem Ausſterben des kampfluſtigen und ſtreitſüchtigen Menſchengeſchlechtes geträumt hatte, ohne — ja ſogar gegen meinen Willen, plötzlich in einen blutigen Krieg verwickelt worden. Ich ſchauderte bei dem Gedanken, dankte meinen ungebetenen Anhängern auf das verbindlichſte für ihre Bereitwilligkeit, bat aber, die Sache vor der Hand auf ſich beruhen zu laſſen. Sollten die Affen wirklich einen Angriff wagen, ſo wäre es ja noch immer an der Zeit, ſich zur Wehre zu ſetzen.

Mit dieſer Erklärung verließ ich das Haus. Der Pudel folgte mir.

Wir mochten kaum einige Schritte gegangen ſein, als von allen Seiten Hunde herbeikamen, mich freundlich bewillkommten und ſich uns anſchloßen, ſo daß wir bald eine anſehnliche Karawane bildeten, und ich mich vor der mir nacheilenden, mich umſpringenden, umbellenden, umtanzenden Menge kaum zu retten wußte. Als meine Verlegenheit eben den höchſten Grad erreicht hatte, erwachte zu meinem Glück unter dem Gefolge eine ungeheure Eiferſucht um den Vorzug meiner Gunſt, denn der Hund iſt, wie Jean Paul bemerkt, mehr Menſchenfreund als Hundsfreund. Die Eiferſüchtigen fingen an zu knurren, dann zu beißen und zu raufen, endlich gar eine förmliche Schlacht zu liefern. Ich benützte den Augenblick des grimmigſten Kampfes und entwiſchte. Der treue Pudel folgte mir.

Ich hatte mich aber kaum ein paar hundert Schritte vom Schlachtfelde entfernt, als einige der Streitenden meine Flucht bemerkten, das Schlachtfeld ſogleich verließen und mich einholten, als ich mich eben auf einem Hügel gelagert hatte, um das Ende und den Erfolg der Bataille abzuwarten. Ich hob Steine auf, um die Ankömmlinge zu verjagen; der Pudel ſtellte ſich aber vor mich hin, und ſagte mit ehrfurchtsvollen Geberden und Mienen: „Mein Herr und Gebieter! mäßige Deinen gerechten Zorn! Dieſe meine Kameraden, die jetzt uns zurennen, ſind ſehr ausgezeichnete Hunde. Dulde ſie immerhin in Deinem Gefolge! Sie werden Dir manchen Vortheil bringen, manche geiſtreiche Unterhaltung verſchaffen.“ —

„Geiſtreich?“ erwiederte ich mit ironiſchem Lächeln.

„Erlaube (ſagte der Pudel), daß ich Dich mit mein
Herren Kollegen näher bekannt mache! Jene beiden ſta
lichen Vierfüßler ſind die unſterblichen Hunde des unſterb
chen Cervantes, nämlich Scipio und Bergan
Mein Herr Vetter dort iſt der berühmte Pudel Ponto
berühmten Humoriſtikers Hoffmann. Er unterhält
eben mit Thümel's hypochondriſchem Mops, der i
manches Intereſſante von ſeiner Reiſe in die mittäglic
Provinzen von Frankreich erzählt und ſein ſchwarzes Geſ
dabei in tauſend Falten legt. Welcher Kontraſt gegen je
großen Haushund, aus deſſen ruhigen Geſichtszügen E
lichkeit und Treue hervorleuchten! Ich brauche Dir w
nicht erſt zu ſagen, daß dieſer edle Hund derjenige iſt,
wie Dir aus Homer's Odyſſee bekannt ſein wird, der
ſte und Einzige war, welcher den — nach ſo vielen Irrfahr
in ſeine Heimat zurückkehrenden Herrn Ulyſſes wieder
kannte und ihm begrüßend entgegen eilte. Jener koloſ
Hund dort war der Gefährte des Aubri Mont-Didi
Treue und Heroismus haben ihn zum Ideal aller Pudel
macht. Er wurde nach dem Tode ſeines Herrn auf meh
deutſche Bühnen zu Kunſtleiſtungen engagirt, wo er ſ
frühere Heldenthat mimiſch-plaſtiſch mit ungeheurem
fall darſtellte. Er iſt eben in einem Geſpräche über dra
tiſche Kunſt mit jenem ſtolzen Bullenbeißer begriffen,
cher ſchon unter dem Nero in Rom die Bühne betrat,
ſich insbeſondere durch jene Rolle unſterblich machte, da
den Tod eines Vergifteten mit der ungeheuerſten Gr
lichkeit darſtellte. Welche Schläge, welches Faſten mö
da vorhergegangen ſein, eh' er eine ſolche Kunſthöhe

reichte! Jener abbrevirte Hund dort iſt das närriſche Windſpiel des berühmten Herrn von Münchhauſen, das ſich die Füße durch vieles Laufen ſo abkürzte, daß es endlich aus einem Windſpiele ein Dachshund wurde. Gellert's Phylax und Tiek's Stallmeiſter laſſen ſich von ihm eben die Geſchichte ſeiner wunderbaren Verwandlung erzählen. Der kleine ſchwarze Pudel, welcher ganz allein ſteht und ein dumpfes Geheul ertönen läßt, iſt der ſogenannte Hund des Armen, welcher das einzige Weſen war, das hinter dem Sarge ſeines von aller Welt verlaſſenen Herrn mit geſenktem Haupte einherſchritt, der Beerdigung beiwohnte und auf dem einſamen Grabhügel verweilte. Die Kupferſtiche haben ihn gebührend verewigt, ſo wie jene ungeheure Dogge, die einſt im Hoſpitium auf dem großen St. Bernhard diente, und vielen Wanderern, welche in der Gefahr des Erfrierens waren, das Leben rettete. Einmal lud ſie ſogar ein im Schnee gefundenes Kind ſich auf den Rücken, und trug die ſchlummernde Unſchuld, die von der drohenden Todesgefahr nicht die leiſeſte Ahnung hatte, in das Hoſpitium, wo die, vor Entzücken beinahe wahnſinnige Mutter den geretteten Liebling mit zärtlichem Ungeſtüm an das Herz drückte.“ Ich unterhielt mich nun mit den vom Hauspudel mir vorgeſtellten berühmten Coriphäen des Hundsgeſchlechtes, die mir über ihre ehemaligen Herren: Ulyſſes, Cervantes, Thümel, Hoffmann u. ſ. w. ſehr intereſſante Aufſchlüſſe gaben, wofür ich ſie am Schluſſe mit dem Kompliment erfreute, daß das Hundsgeſtirn durch ſie ſehr glänzende Trabanten erhalten werde. Ein allgemeines Beifallsgebell belohnte mich für dieſe Floskel. Ich nahm es ihnen nicht übel, da ich aus der Erfahrung wußte, daß ſelbſt unter den Menſchen ſchönklingende leere Redensarten oft mehr wirken als die inhaltsſchwerſten Worte." —

Die Mittagsſonne brannte auf meinen Scheitel herab. Ich retirirte mich vor ihren feurigen Pfeilen in einen naheſtehenden dichten Wald, wohin ſämmtliche Honoratioren des Hundegeſchlechtes mich ehrerbietig begleiteten. Ein Rudel Hirſche und Rehe nebſt andern Bewohnern des Laubpalaſtes geriethen beim Anblick der fremden Gäſte in einen paniſchen Schrecken, und ergriffen in blinder Eile die Flucht. Als ſie aber merkten, daß Niemand ſie verfolge, hielten ſie ſtille, und ließen mich ruhig an den Graben kommen, jenſeits deſſen ſie Halt gemacht hatten. Ich ſtellte ihnen mein Gefolge als Weſen vor, die das blutige Jagdſpiel verabſcheuten und nach einem höhern Ziele ſtrebten, dann überraſchte ich ſie mit der troſtreichen Nachricht, daß das Menſchengeſchlecht ausgeſtorben, und ich der letzte Menſch, doch kein Jagdliebhaber ſei, weder den Thieren noch dem Glücke jemals nachgejagt, auch die Menſchen nie gegen einander gehetzt habe, indem dieſe armen Kinder der Erde ohnedies von ihren Leidenſchaften, den grimmigſten Jagdhunden, oft zu Tode gehetzt werden.

Dieſe Rede wurde mit vielſtimmigem Beifalle aufgenommen; dann trat ein großer, mit ſtattlichem Geweihe prangender Hirſch vor, mit der Bitte, daß es mir gefallen möge, mich auf ſeinen Rücken zu ſetzen. Gekrümmte Rücken verfehlen ſelten ihren Zweck.

Ich ſtieg auf; er trug mich wie im Triumphe herum, und ich empfing die Huldigung aller Hirſche und Rehe. Ich war eben im Begriffe, ihnen ein Civiliſirungs- und Organiſirungs-Projekt vorzulegen, als plötzlich der boshafte Gnome mit einer Schar kleiner und großer Affen daherſprengte, um, wie er mir zurief, mich und meine Anhänger zum Gegenſtande einer Parforce-Jagd zu machen. Hirſche und Rehe ergriffen die Flucht; der Hirſch aber, auf dem ich als Triumphator ſaß, flog allen übrigen vor.

Er ſetzte mit mir über Gräben und Bäche; dennoch ſaß ich auf ſeinem Rücken aufrecht, da ich mich an beiden Geweihen feſt hielt. Endlich aber ſprengte der Flüchtling unter einem Eichbaume hindurch, und ein tief herabgebogener Aſt gab mir einen ſo gewaltigen Schlag, daß ich herabpurzelte und bewußtlos am Boden lag.

Als ich wieder zur Beſinnung kam, lag ich am Fuße eines mit Gras und Blumen bewachſenen Hügels. Der Purpurſchein der ſchönſten Morgenröthe beleuchtete die Gegend rings umher. Über mir ſchwebte ein lieblicher Sylphe, der mir mit ſeinen weißen und himmelblauen Flügeln kühlende Luft zufächelte. Neben mir kniete die freundliche Ondine; ſie hielt eine kleine Alabaſterurne, aus welcher ſie mich mit friſchem Waſſer beſprengte und mir die Schläfe wuſch. Der Salamander ſtand über mir und fing die blendenden Strahlen der emporglühenden Sonne auf, damit ſie mir nicht gerade in die Augen fielen. Der fröhliche Gnome wackelte geſchäftig daher und brachte mir ein, von belaubten Zweigen geflochtenes und mit friſchgepflückten Früchten gefülltes Körbchen zum labenden Frühſtück. Der boshafte Erdgeiſt war nicht da; die Andern hatten ihn weggejagt, als er eben mit einer Affenhorde gekommen war, um mich, ohne die heiligen

Rechte des Schlafes und des Unglücks zu ehren, binden und fortſchleppen zu laſſen, der Himmel weiß, wohin! Als ich mich vollkommen erholt und geſtärkt hatte, überraſchten mich die guten Elementargeiſter auf das freudigſte, indem ſie mir erzählten, was ſie mir während meines Schlummers bereiteten. Sie hatten nämlich allen lebloſen Weſen, ſowohl den Naturkörpern als den von den Händen der Kunſt bearbeiteten Gegenſtänden durch ihre Zauberkraft das Vermögen verliehen, ſich mir durch Sprache mitzutheilen, ſo daß ich durch ſie nicht nur die Geſchichten dieſer unbelebten Objekte, ſondern ſogar die Begebenheiten ihrer Beſitzer, mithin manche ſehr intereſſante Geheimniſſe der ausgeſtorbenen Menſchheit erfahren würde. Ich dankte ihnen auf das herzlichſte und verſicherte, daß ich mich nun als den König der Schöpfung betrachte, da mir eine Macht zu Theil geworden, deren ſich bis jetzt noch kein Menſch erfreute, die Macht, ſelbſt mit lebloſen Dingen beſſer zu konverſiren, als ich es ehemals mit den lebendigen Weſen zu thun vermochte. Die wackern Elementargeiſter begabten mich ſogleich mit den zu meiner Amtirung nöthigen Talismanen; die Ondine gab mir ein Fläſchchen mit Waſſer aus der Hyppokrene, der Sylphe ein Gefäß mit Sauerſtoffgas, der Salamander einen in ein magiſches Brennglas gebannten Sonnenſtrahl, der fröhliche Gnome eine Wünſchelruthe, welche aus drei Lotosblumen vom See-Möris und ſieben Mohnblättern aus der Grotte des Trophonius beſtand.

Die Geiſter verſchwanden. Ich erblickte in der Nähe einen Hain von Myrten und Cypreſſen, dem ich mich näherte. Indem ich dieſe Bäume und die üppige Vegetation der Umgegend betrachtete, kam es mir vor, ich ſei in Italien. Ich war kaum in das Innere des Haines getreten, als mir aus dem ſchauerlichen Dunkel die Trümmer eines römiſchen Grabmals von weißem Marmor entgegenglänzten; daneben ſtand eine baufällige Hütte. Ich beſchloß, meinen erſten Verſuch zu machen, das Lebloſe zum Sprechen zu bringen, indem ich die Marmorruinen mit Hypokrenenwaſſer beſprengte, und den eingeſchloſſenen Sonnenſtrahl darüber hingleiten ließ mit den Worten: „Sprecht, Ruinen! wer ſeid ihr? Erzählt mir eure Geſchichte!“

Sogleich trieb ſich vor mir ein wunderbares Chaos von Geſtalten, Farben und Tönen herum, das ſich allmälig zu ordnen anfing. Ich ſah und hörte nun ſo viel, daß ich in einen Taumel gerieth wie Einer, der zum erſten Male auf einem Schiffe geſchaukelt wird. Endlich war mir's, als zöge eine Reihe optiſcher Erſcheinungen an meinen Augen vorüber, und eine Stimme, die bald aus den Wolken, bald aus der Erde zu kommen ſchien, gab mir dazu einzelne Erklärungen und Aufſchlüſſe. Was ich nun theils ſah, theils hörte, erzählte ich am nächſten Abend den Elementargeiſtern mit meinen eigenen Worten auf folgende Weiſe, wobei ich, nach meiner ſchriftſtelleriſchen Gewohnheit, dem ganzen Ereigniß den Titel gab:

## „Schickſale eines römiſchen Grabmals.“

„Der Held dieſer Geſchichte iſt kein Menſch, ſondern des Menſchen letzte Behauſung, nämlich ein Grabmal, und zwar ein römiſches.“

Die Einheit des Orts iſt in dieſer Erzählung auf das genaueſte beobachtet; die Einheit der Handlung und der Zeit aber wird mit Füßen getreten, denn es läuft in derſelben eine ganze Reihe von unzuſammenhängenden Szenen durch eine ganze Reihe von Jahrhunderten fort, und aus dem Ganzen geht nur ſo viel hervor, daß die Gräber ihre Schickſale eben ſo gut haben wie die Menſchen.

Auf dem hochgeſcheiterten Rogus ſtand, mit Purpurdecken bis an's Geſicht belegt, das Paradebett, auf welchem der Leichnam des Septimius ruhte, umgeben von einer Fülle der köſtlichſten Spezereien des Orients. Publius, der entartete Sohn des Todten, ſchwang die Fackel; Verwandte und Sklaven folgten ſeinem Beiſpiel. Von ſo vielen Fackeln entzündet, flammte der Holzſtoß plötzlich empor. Glutroth brannte der Himmel, vom Leichenfeuer angeſtrahlt. Nach drei Stunden erſtarb das Feuermeer auf der Erde und am Himmel. Die Aſche des Todten wurde geſammelt, in die Urne gelegt, die Urne ſelbſt von einem feierlichen Zuge begleitet, in ein großes Grabmal an der appiſchen Straße außerhalb Rom beigeſetzt.

Mitternacht breitete ihre ſchwarzen Schwingen über Berg und Thal. Im tiefen Schweigen des Todes zog ein toller Schwarm, der herzloſe Sohn als reicher Erbe an deſſen Spitze, mit Fackeln, Wahnſinnigen und böſen Geiſtern ähnlich, zum Monumente hin. Die Unholde kamen von der nächſten Villa, wo ſie das Leichenmal hielten. Trunken von Wein und Übermuth tanzten und heulten ſie um die Wohnung des Todes, deren dunkle Marmorwände, vom Fackellicht angeflammt, feuerroth wie die Wogen des Phlegeton erglühten. Die Raſenden ſchleuderten zum Schluſſe der Leichenfeier die Fackeln über das äußere Gemäuer in den innern Raum hinein, und entfernten ſich unter gellendem Gelächter, wobei ſie freche fesceniniſche Lieder ſangen.

Sie ſind verſchwunden. Das entweihte Heiligthum des Todten ſteht trauernd im friedlichen Nachtdunkel. Ein ſchwacher Schimmer nähert ſich; es iſt Julia, die Tochter des edlen Septimius. Sie trägt in der zitternden Hand eine Fackel; zwei Sklavinnen und ein alter Sklave folgen der Trauernden. Sie bringt den Manen des Vaters die Weihegaben; ſie benetzt den Boden mit Wein und Milch; ſie bekränzt den Aſchentopf mit Cypreſſenzweigen, auf welchen die Thränen kindlicher Liebe wie Morgenthau ſchimmern, da die fromme Tochter, als Aurorens Roſenwangen den Himmel erhellen, ſeufzend das Grabmal verläßt, um den Rückweg anzutreten. Eine Reihe von Jahren hindurch ſtand nun die Todtenwohnung in friedlicher Stille. Endlich wählte eine Schar von Räubern ſie zu ihrem Aufenthalt. Das ruhige Aſyl ward nun auf die frechſte Art entweiht; die Beute der Beraubten ward in den Hallen und Gemächern des Grabmales aufgethürmt. So ſchwelgten die Frevler, bis in einer Nacht, wie auf den Wink erzürnter Todesgötter, in Mitte der tollſten Ausſchweifungen, denen ſich die Schwelger überließen, ein Theil der innern Marmorwand niederſtürzte, Einige tödtete, Andere ſchwer verletzte. Von Grauen und Entſetzen ergriffen, entflohen die Ungeheuer, indem ſie ſich von der rächenden Strafe verfolgt glaubten. Nun blieb das Grabmal lange Zeit ein Gegenſtand ſcheuer Ehrfurcht. Nicht einmal der Fuß eines verirrten Wanderers betrat die Vorhalle; denn der Anblick der herabgefallenen Mauerſtücke erfüllte Jeden mit Grauen.“

„Endlich wurde Italien von nordiſchen Barbaren überſchwemmt. Eine Schar von den wilden Horden des grauſamen Hunnenfürſten Attila ſtieß in der Nähe des Monuments auf den Reſt einer zerſtreuten römiſchen Legion, die ſich beim Anblick der an Menge ihr weit überlegenen Feinde in den Palaſt des Todes wie in eine Veſte warf, um den ſilbernen Adler, das Heiligthum der Legion, in Sicherheit zu bringen. Die Barbaren ſtürmten. Ein blutiger Kampf begann. Leichen bedeckten den innern Raum, als wären dem Todten hier feierliche Todesopfer geſchlachtet worden. Die Barbaren mußten endlich den römiſchen Kriegern weichen, welche für Ehre und Vaterland kämpften. Die wilden Horden flohen. Die Römer, deren größter Theil gefallen war, begruben den ſilbernen Legionsadler unter der Urne des Todten, und verließen mit wehmüthiger Freude den Schauplatz ihres Ruhmes und ihrer todten Kriegsgefährten.“

„Bald nachher wurde das Grabmal eine Freiſtätte der verfolgten Liebe. Julia, die unglückliche Tochter des Römers, deſſen Aſche hier ruhte, liebte einen edlen Jüngling, welcher jedoch ihrem entarteten Bruder Publius verhaßt war, da dieſer die ſchöne Schweſter einem ſeiner frechen Genoſſen, einem reichen Wüſtling, zur Gattin beſtimmte. Vergebens hatten Julia und der geliebte Valerius Alles verſucht, des frevelhaften Bruders Einwilligung zu gewinnen. Er ließ die Schweſter auf eine Villa in der Nähe des Grabmals bringen, wo ſie, bis zum Tage der Vermählung mit dem ihr aufgedrungenen Bräutigam, wie in einem Gefängniſſe verwahrt wurde, gleich einem Lamme, das zum Schlachtopfer bei einem nahen Feſte beſtimmt iſt. Den armen Valerius ließ er Nachts von Sklaven überfallen, ihn mit Stricken binden, und den Gebundenen in das innerſte Gemach des Grabmals bringen, worin die Urne mit der Aſche des Vaters ſtand. Hier ſollte der hilfloſe Jüngling verſchmachten. Schon lag Valerius den dritten Tag, gefoltert von den wüthendſten Qualen des nagenden Hungers und des glühendſten Durſtes, in dem engen, ſchwülen Grabgemache am Fußgeſtelle des Aſchentopfes, ohne Nahrung, ohne einen friſchen Hauch des Lebens, ohne Tag und Nacht unterſcheiden zu können. Konnte Etwas ſeine Leiden noch vermehren, ſo war's der entſetzliche Gedanke an Julia's Schmerz, der ihm noch größer erſchien, als ſein eigener.

Indeß war der Vorabend eines fürchterlichen Tages gekommen, an dem die unglückliche Julia mit dem verhaßten Bräutigam vermählt werden ſollte. Noch immer hatte ſie gehofft, Valerius werde ihren Aufenthalt erfahren, und zu ihrer Befreiung herbeieilen. Sie hoffte von Tag zu Tag, von Stunde zu Stunde; ach! der Erſehnte kam nicht, und eine an Wahnſinn gränzende Verzweiflung ergriff die Leidende. Myrta, die zu ihrer Wartung beigegebene Sklavin, die ſonſt nur dem Eigennutz und dem Leichtſinn fröhnte, ward endlich vom Anblick ſolcher Qualen gerührt. Das Gefühl der Menſchlichkeit erwachte. Der Aufſeher der zu Julien's Bewachung beſtimmten Sklaven war Myrta's Liebhaber. Ihren dringenden Bitten gelang es, den rohen Menſchen zu bewegen, daß er Julien aus der Villa entweichen ließ, die nun entſchloſſen war, ihren Valerius aufzuſuchen, und keine Gefahr zu ſcheuen, um entweder ihn zu finden oder den Tod.

Schon war ſie, von Myrta begleitet, in die Nacht hinausgetreten. Von der Furcht beflügelt, eilte ſie nach dem nahen Grabmal des Vaters, welches der Verfolgten bis Tagesanbruch eine Freiſtätte gewähren ſollte.

Als die Wanderinnen in die Nähe des Grabmales gekommen waren, entzündete Myrta die mitgebrachte Fackel an der Glut, welche ſie in einer Vaſe trug. So traten ſie ſcheu und bebend in die Wohnung des Todes. Julia ſank auf ihre Knie, umſchlang den väterlichen Aſchentopf, und betete mit Inbrunſt um Hilfe und Rettung. Lautloſes Schweigen herrſchte rings umher. Plötzlich ſtöhnte ein leiſes, dumpfes Ächzen, welches aus der Erde emporzudringen ſchien. Myrta ſtieß einen Schrei des Entſetzens aus, und wollte fliehen; Julia aber, obſchon erblaſſend und von Schauern durchdrungen, blieb ſtill und unbeweglich. Endlich ſprach ſie mit feſter Stimme, wie von Begeiſterung ergriffen: „Geiſt meines Vaters! Du haſt mich vernommen; Du wirſt mich ſchützen, Du wirſt mich retten!“ Sie hatte kaum dieſe Worte geſprochen, als eine Stimme, in welcher Wehklage und Entzücken ſich vereinigten, den Namen Julia rief. Julia ſprang auf, entriß der zitternden Sklavin die

Fackel, und ſchritt mit vorgehaltener Leuchte um die Urne herum. Ihr Fuß ſtieß an etwas; ſie ſtarrte hinab, prallte zurück. „Eine Leiche!“ ſchrie Myrta. In dieſem Augenblicke fiel das volle Licht der Fakel auf den Liegenden, und Julia erkannte den Geliebten. Mit vieler Mühe gelang es ihr und der Sklavin, die Bande des beinahe Verſchmachteten zu löſen. Entkräftung und Entzücken bedrohten ihn mit dem ſchnellſten Tode. Ohnmacht raubte ihm die Sprache und das Bewußtſein, und Julia erlag der Verzweiflung, den Geliebten im Augenblicke des erſehnten Wiederfindens zu verlieren. Regungslos, einem Todten gleich, lag Valerius auf der Erde. Julia lehnte ohne Beſinnung an der Urne; erſt nach längerer Zeit erwachte ſie aus ihrer Betäubung, während an Valerius noch kein Zeichen des Lebens zu bemerken war. Mit äußerſter Anſtrengung gelang es endlich den ſchwachen weiblichen Kräften, den Bewußtloſen aus dem ſchwülen Grabmale in die Vorhalle zu ziehen. Der Einfluß der freien Luft wirkte ſo günſtig, daß ſich ein ſtärkeres Athemholen zeigte. Julia benützte unter den zur Libation für den Todten mitgebrachten Weihegaben die Milch, um die Stirne und die Schläfe des Geliebten zu waſchen. Er öffnete die Augen; Julia vermochte ihm wenige Milchtropfen in den Mund zu bringen. Bald konnte ſich Valerius aufrichten; endlich erholte er ſich in dem Grade, daß er Juliens Schickſale vernehmen, und ſeine eigenen ihr erzählen konnte. Den nächſten Tag mußten die Liebenden noch in der Todesſtätte zubringen. Milch und Honig, die mitgebrachten Weihgeſchenke, nebſt den wenigen Früchten, welche Myrta von den, vor dem Monumente gepflanzten Bäumen pflückte, waren ihre karge Nahrung.

Als der zweite Morgen dämmerte, verließ ſie das Grabmal. Von ihren ferneren Schickſalen iſt nur ſo viel bekannt, daß ſie nach einigen Wochen die Wohnung des Todes als Gatte und Gattin wieder betraten, und daß die Glücklichen durch eine lange Reihe von Jahren an dem Tage, da ſie ſich einſt hier gefunden hatten, die Urne des Vaters mit den ſegnenden Thränen der innigſten Freude benetzten, während holde Kinder den Boden mit Blumen beſtreuten.

Längſt ſchon hatte die Urne auch die Aſche der glücklichen Gatten, ihrer Kinder und Enkel aufgenommen; auch das Römerreich in Weſten und Oſten war zerfallen und ein neues Italien aus der Aſche hervorgegangen. Andere Generationen und andere Straßenzüge waren gekommen. Durch dieſe gänzliche Umgeſtaltung geſchah es, daß das Grabmal nun dicht an eine Heerſtraße zu liegen kam. Ein induſtriöſer Italiener wußte das alte Monument mit geringen Koſten in eine Herberge zu verwandeln, und die Gemächer des Todes zu einer Wohnung für Zechbrüder einzurichten. Der Aſchentopf des Septimius wurde, mit Epheu und Weinreben umwunden, auf die Vorderſeite des flachen Daches geſtellt. Das lärmende Geſchrei der Trunkenheit tobte jetzt da, wo ehemals die tiefſte Stille geherrſcht hatte. Der Gaſtwirth Buffoni vergaß aber bald, daß er Wirth, nicht Gaſt ſei. Er geſellte ſich zu den Gäſten, ſpielte und zechte den ganzen Tag, bis er betrunken zu Bette ging, und wälzte die Sorge für die Wirthſchaft auf die Schultern ſeiner unermüdeten Gattin, die, nachdem ſie einige Jahre hindurch zum Lohne für ihre raſtloſen Beſchwerden nichts als Mißhandlungen geerntet hatte, endlich den Tod als den Befreier von ihren Leiden ſegnete. Jetzt hielt der zügelloſe Buffoni kein Mittel für unerlaubt, um ſich zu helfen, ſo gut es ſich thun ließ. Um dieſe Zeit beſuchten ein paar verkappte Banditen die verrufene Herberge. Sie fanden an dem ſchändlichen Wirthe den Mann nach ihrem Wunſche. Er nahm den Antrag, ſeine Herberge zum Stappelplatz ihrer Beute zu machen, gegen einen mäßigen Antheil an Gewinn mit Freuden an. Das niederträchtige Gewerbe trug reichliche Zinſen, wurde aber durch einen eingefangenen Banditen, der ſich ſein Leben erkaufen wollte, an die Obrigkeit verrathen. Soldaten umringten Nachts die Herberge; die Banditen verramelten Thür und Thor, ſchoßen aus den Fenſtern, und wehrten ſich mit dem Muthe der Verzweiflung. Erſt nach einem hartnäckigen Kampfe wurden ſie beſiegt. Das Gebäude ward zertrümmert, und der Arm der ſtrafenden Gerechtigkeit ergriff die Frevler. Die Getödteten, ſowohl Soldaten als Banditen, wurden hier begraben, und der vom Dache herabgefallene Aſchentopf des Septimius ward auf den gemeinſchaftlichen Grabhügel geſtellt. Nach Verlauf mehrerer Jahre wurde der Überreſt des alten Grabmals wieder zu einer Wohnung für Lebendige zugerichtet Eine arme Winzerfamilie bezog dieſelbe, und machte ſie durch ihren reinen Lebenswandel zu einen Tempel der Unſchuld, welchen zu verſchönern die Natur ſelbſt alle ihre Kräfte aufbot. Die ganze Ruine iſt mit Goldlack überblüht.

Öſtlich im Vordergrunde ranken fröhliche Weingärten empor, und aus einer unverſehrt gebliebenen Rotonda ſpringt ein ſilberner Quell hervor. Im Hintergrunde erhebt ſich der Berg Albano. Der Überreſt dieſes an Schickſalswechſeln ſo reichen Monuments, führt nun den Namen Casa rotonda, trauert jedoch in ſeiner ſchönen Umgebung, von keinem menſchlichen Weſen bewohnt, denn ach!

Die Winzerfamilie ſtarb aus.
Leer blieb das Todtenhaus,
Bis endlich die Zeit das Lebloſe auch
Ueberließ des Todes zerſtörendem Hauch;
Denn was die Erde trägt, beſteht nimmer;
Es ſinkt der Menſch in's Grab, das Grab in Trümmer!

## V.

## Marionetten-Belebung.

Ich beſchloß die Nacht in der Rotonda zuzubringen, um von hier aus am nächſten Morgen die ſchöne Umgegend zu durchwandern, und den Albano zu beſteigen, deſſen Gipfel die letzten Strahlen der untergehenden Sonne vergoldeten. Als ich mich der Rotonda näherte, bemerkte ich einen großen hölzernen Kaſten. Die Neugierde reizte mich, den Deckel zu öffnen, und ſiehe! ich erblickte ein vollſtändiges Marionetten-Theater, hübſche Dekorationen mit den dazu gehörigen Couliſſen und Verſetzſtücken, Wolkenwägen, Flug-, Blitz- und Donner-Maſchinen, Quellen u. dgl.

Am meiſten intereſſirten mich die Marionetten ſelbſt. Der grämliche Pantalon und ſein leichtfertiges Töchterlein Colombina, der luſtige Schelm Harlekin, der zärtliche Liebhaber Leander, der eben ſo träge als dumme Pierrot, der Signor Dottore von Bologna und Scapin, ſein ſchelmiſcher, liſtiger Diener, der Spaßmacher **Pullicinella**, der Spießbürger **Brighella**, der Eiſenfreſſer **Truffaldino**, der treue, doch alberne **Scaramuzzo**, ein mürriſcher, alter Zauberer, und Andere dieſes Gelichters lagen hier friedlich beiſammen. Die fantaſtiſche Geſellſchaft erweckte mir ſolche freundliche Erinnerungen aus der Jugendzeit, daß ich mich nicht enthalten konnte, mit ihnen ein kleines Drama aufzuführen, wobei ich zugleich Dichter, Schauſpieldirektor, Schauſpieler und auch Zuſchauer war. Endlich erwachte in mir der ſchon früher gehegte Lieblingsgedanke an eine Automatenbelebung, und ich kam gar auf den Einfall, die Rolle eines zweiten Prometheus zu ſpielen, das heißt, in aller Beſcheidenheit, einen Verſuch zu machen, ob es mir nicht gelänge, die Puppen durch die von den Elementargeiſtern mir verliehenen Zaubergaben zu beleben, und die Erde mit phantaſtiſchen, aber doch menſchenähnlichen Weſen zu bevölkern. Ich öffnete zuerſt das Gefäß mit dem Sauerſtoffgas und ließ Lebensluft heraus; dieſe hatte ſich kaum verbreitet, als ſich an den Körpern der Marionetten hie und da eine Bewegung zeigte; hierauf hielt ich das Brennglas über ſie, auf welches die Strahlen der untergehenden Sonne fielen; der in das magiſche Glas gebannte Sonnenſtrahl verband ſich ſogleich mit ſeinen Lichtverwandten, und wirkte mit ihrer Beihilfe ſo mächtig, daß die Marionetten, wie aus einem Zauberſchlafe erwachend, ſich erhoben, aufrecht ſtanden, ſich ſtreckten, die Köpfe in die Höhe richteten, mit den Armen freudige Luftſtreiche machten, einander erkannten und begrüßten. Um meiner Perſon mehr Anſehen zu geben, nahm ich die von dem Gnomen erhaltene Wünſchelruthe in die Hand, und ſchwenkte die Lotosblumen und Mohnblätter über die Häupter der neubelebten Künſtlergeſellſchaft. Dieſer Talisman äußerte eine Wirkung, die mich ſelbſt in Erſtaunen und in Beſtürzung ſetzte, denn während das luftige Geſäuſel, wie eine Äolsharfe tönend, über die Figürchen dahin ſchwebte, wurden dieſe immer größer und größer, bis ſie endlich die völlige menſchliche Leibeshöhe erreicht hatten, und als meines Gleichen vor mir ſtanden, jedoch mit allen Zeichen der Submiſſion, als Geſchöpfe, die *mir* ihr Daſein verdankten und meine Befehle erwarteten.

*Harlekin* machte einige Rundſprünge und Burzelbäume, ſtellte ſich auf den Kopf, dann wieder auf die Füße, und neckte ſeine Kunſtgenoſſen, denen er manche Hiebe mit ſeinem hölzernen Säbel austheilte, auf die muthwilligſte und poſſierlichſte Weiſe, worüber Einige in gellendes Gelächter, Andere in Schmähworte ausbrachen.

Als Alles ruhig wurde, erſuchte ich den buntſcheckigen Harlekin, mir nähere Nachrichten über die Geſellſchaft mitzutheilen. Er zog den weißen, runden Hut ab, geſtikulirte mit dem geſchornen Kopfe, ſchob die ſchwarze Halbmaske vor dem Geſichte hin und her, krümmte den, mit der bunten Jacke bekleideten Leib in raſtloſer Beweglichkeit mit katzenartig graziöſer Gewandtheit, und ſagte, indem er ſich vor mir ſo tief verneigte, daß er mit dem Kopf die Erde berührte, und dabei hinten mit den hochgeſchwungenen Füßen ausſchlug: „Herr und Meiſter! Wir Alle, wie Du uns hier ſiehſt, ſind nur ſogenannte ſtehende Masken, eigentlich alſo Nichts, und dennoch auch Alles, in ſo fern man uns nicht blos in beſtimmte Karaktere einmauern, ſondern uns vergönnen will, nach Fantaſie und Laune zu extemporiren, wodurch unſer Muthwille ſogar einen gewiſſen Grad von Genialität gewinnen kann, die uns in den Stand ſetzen würde, die anmuthigſten Komödien aus dem Stegreife aufzuführen. Ich habe daher oft gewiſſe Schauſpieler, die von ihren bleiernen Direktoren in ſtabile Rollenfächer eingemauert und ſo zu ſagen, angeſchmiedet werden, herzlich bedauert, und es ganz natürlich gefunden, daß ſie allmälich alle Kunſt- und Lebensluſt verloren, und in einen brillanten Mechanismus übergingen. Jetzt ſei es mir vergönnt, noch ein paar Wörtchen zur Beleuchtung meiner geringen Wenigkeit in biographiſcher und künſtleriſcher Hinſicht beizufügen! Mein Ur-Ur-Ur-Großvater lebte ſchon zur Zeit des blinden Heidenthums, und war in der alten Stadt Rom einer jener Mimen, die auf der Bühne mit geſchorenem Kopfe auftraten, ein Schwert von koniſcher Geſtalt trugen, das zu nichts taugte, barfüßig gingen, und deßhalb auch Barfüßler *) genannt wurden. Nachdem das Römerreich zerfallen war, konnten es meine Vorfahren nicht über's Herz bringen, ihr

---

*) Planipedes.

altes Gewerbe und ihr altes Vaterland zu verlaſſen. Sie blieben in Italien, und übernahmen auf dem Theater ausſchließend das Rollenfach der Poſſenreißer, Schalksnarren und Luftſpringer, wobei ſie ſich eine gewiſſe, das Volk beluſtigende Keckheit erlaubten, und ſich nicht immer der gewählteſten Ausdrücke bedienten. Damals nahm meine Familie den Namen Arlechino an. Im Anfang der zweiten Hälfte des ſechzehnten Jahrhunderts, ſo ungefähr um's Jahr **1560**, erhob ſie ſich zum Rollenfache der Bedienten, zuerſt der dummen, dann der Schelme — mitunter Spitzbuben, die aber dabei ſo luſtig, lebendig, ſo gewandt und pfiffig waren, daß man ſie recht gerne ſah. So ging das Gewerbe vom Vater auf den Sohn über, bis auf den heutigen Tag. Nur Einer meiner Vettern, ein unruhiger Geiſt, wanderte mit ſeinen Söhnen nach Frankreich aus, nannte ſich Arlequin, und nahm ganz den galanten Karakter der Franzoſen an. Was nun unmittelbar mich ſelbſt betrifft, ſo bin ich ein Chamäleon, das alle Farben und Geſtalten annimmt, und unter der Leitung eines guten Schauſpiel-Direktors in der Kunſtkomödie ein ſehr brauchbares Subjekt wird."

Als Harlekin geendigt hatte, trat Pantalon vor, ein Greis von ſehr hagerer Geſtalt mit gekrümmtem Rücken und kummervollem Angeſichte, ſchwer athmend, oft huſtend. Er trug einen langen Mantel von ſchwarzer Farbe mit kurzen Oberärmeln und umgelegtem ſchwarzen Kragen, eine lange Weſte und eine faltenreiche Strumpfhoſe von rother Farbe. Sein ſchwarzer Bart umgab die ganze Kinnlade, vorn in der Mitte in eine Spitze zuſammenlaufend. An die rothen Strümpfe ſchloſſen ſich gelbe Pantoffel; eine ſchwarze Mütze mit langer Spitze diente zur Kopfbekleidung. Er trocknete ſich die Augen mit einem weißen Tuche, und ſprach dann mit einer dünnen, trockenen Stimme: „Ich bin ein zärtlicher, aber unglücklicher Vater, ein ſtrenger, doch gerechter Herr, aber — ach! ein von Allen betrogener Mann, ja ein Mann, geboren, um von allen Seiten betrogen zu werden! Ich habe mich nun auch ſchon daran gewöhnt, daß es mir zum Bedürfniß geworden iſt, betrogen zu werden, und daß mir, wenn ich einmal nicht betrogen werde, wirklich etwas fehlt. Zum Glück ſind Harlekin und Kolombine immer ſorgfältig darauf bedacht, meine Galle zu reizen, weil ſie wiſſen, daß ich ohne täglichen Verdruß ſo wenig leben kann, als ohne das tägliche Brot. Der Verdruß ſetzt mich dann in eine Begeiſterung, welche den Funken des in mir ſchlummernden Kunſttalentes zu einer ſolchen Flamme anfacht, daß ich echt poetiſch improviſire. Dazu kommt noch jene fatale Reizbarkeit eines alten Herzens, welches immer jung bleibt, folglich leicht Feuer fängt, wodurch denn meine geringe Perſon einen gewiſſen haut gout erhält, der nicht mißfällt. Dies tröſtet mich auch für all den Kummer, welchen meine leichtfertige Tochter Kolombine und ihr nichtswürdiger Liebhaber, der Erzſpitzbube Harlekin, mir verurſachen. Was übrigens meinen Huſten und die etwas ſchnarrende Naſenſtimme betrifft, ſo wollet Euch, mein Herr und Meiſter, daran nicht ſtoßen, denn Beides iſt eine natürliche Sache und gehört mit zum Koſtüm.“

Während der gute alte Herr ſeine ehrfurchtsvolle Verbeugung machte, ſprang die leichtfertige Kolombine blitzſchnell über ſeinen rechten Arm, welchen er beim Abſchiedskomplimente ausgeſtreckt hielt. Sie drehte ſich, auf Einem Fuße ſtehend, fünfzigmal nach einander im Kreiſe, machte dann einen ſchalkhaften Knix und ſagte: „Mein guter Vater hat Recht; Harlekin iſt und bleibt ein Schelm; aber ach! der Spitzbube iſt mir nun einmal in's Herz gewachſen, und wir Beide ſind für einander geboren. Wir nehmen das Leben ſo leicht, als möglich, und unſere Anſichten ſind die heiterſten. Veränderlich in Allem, ſind wir doch höchſt ſtandhaft in der Veränderlichkeit. Dem Neuen ungemein hold, bleiben wir deſſen ungeachtet gegen einander ſtets die Alten. Das Leben iſt uns ein hellblauer Himmelsraum, über welchen die Liebe wie ein Regenbogen hinſchimmert, deſſen Farben bald erblaſſen, bald wieder hoch auflodern. Ich liebe meinen Vater Griesgram ſehr, aber den Frohſinn noch mehr, und wenn Pantalon mich manchmal ſchilt, und Harlekin mich manchmal kränkt, ſo iſt das recht gut, weil ich ſonſt zu glücklich wäre, und leicht übermüthig werden könnte. Die gute Laune iſt bei mir zu Hauſe, indeß kann ich auf dem Theater doch recht hübſch ſchmollen und allerliebſt zanken, mitunter ſogar traurig ſein und weinen, nur darf es nicht lang dauern, denn mein Thränenquell verſiegt ſo ſchnell wie der Thau, welchen die Sonne auftrinkt. Ihre Dienerin, mein Herr!"

Ein Luftſprung und ſie war weg wie eine bunte Seifenblaſe.

Seufzend trat der blondlockige, zierlich gekleidete Leander hervor mit ſeinem hübſchen, aber nichtsſagenden Geſichte, weiß und roth wie Milch und Blut. Er blickte nach der verſchwundenen Kolombine wie ein Kind nach der zerſprungenen Seifenblaſe, legte die rechte Hand auf das Herz, während er mit der linken eine aus dem Auge hervorquellende Thräne zerdrückte, und ſagte dann mit einem tiefen Seufzer: „So iſt ſie, die holde Göttin des Leichtſinns! Sie gaukelt über das Leben dahin, wie der flüchtigſte Lichtſtrahl, und ach! je leichter ſie Alles nimmt, deſto ſchwerer fällt es mir auf das Herz. Die zärtlichſten Geſtändniſſe meiner unendlichen Liebe erklärt ſie für Unſinn, meine heiligſten Schwüre für Langweiligkeit, und wenn ich vor Empfindung weine, will ſie ſich gar todt lachen. Und dennoch behaupte ich: Es gibt keine Liebe ohne Seufzer, und Thränen ſind ihr Schmuck. Und ſo bin ich denn der zärtlichſte, aber auch der unglücklichſte aller Liebhaber auf Erden, ein Muſchelthier, welches Perlen erzeugt, die, gleich meiner Liebe, ein Krankheitsſtoff ſind, ein Seidenwurm, der ſich ſelbſt in ſeinen Tod einſpinnt, während der frevelhafte Harlekin Freuden erntet, wo ich Thränen geſäet habe. Mag indeß die Treuloſe thun, was ſie will! Gegenliebe kann ſie mir verſagen, aber daß ich ſie liebe, kann ſie doch nicht hindern. Lieben und ſeufzen muß ich, und ſie bleibt mein Ideal. Kann ich Dir, o Herr und Meiſter! mit meinen zärtlichen Ergießungen, mit meinen Seufzern und Thränen auf der Bühne dienen, ſo ſtehen ſie Dir ſämmtlich zu Gebote, und Du ſollſt im ganzen Gebiete der dramatiſchen Poeſie keinen treueren Liebhaber finden, als mich. — Übrigens hat mein Unglück, das ewige hitzige Fieber der Liebe, mich ſo zahm gemacht, daß ich, an Kolombinen's Mißhandlungen gewohnt, Strenge und Härte geduldig ertrage; nur Eines kann mich in Zorn bringen, nämlich der Vorwurf: ich ſei als Liebhaber ein langweiliger Patron." Er zog ſich mit einer artigen Verbeugung zurück, und barg ſein Geſicht in das weiße Sacktuch.

Leichtfüßig ſprang der liſtige, ſchelmiſche Scapin hervor, mit der einen Hand den trägen und dummen Pierrot nach ſich ziehend, mit der andern den treuen, doch ſehr albernen Scaramuz, über welche Beide der Führer ſich die Miene einer Superiorität und Protektion gab. Er ſelbſt, als Bedienter des Doktors Graziano von Bologna, trug eine hellfarbige Livree und ein bortirtes, dreieckiges Hütlein. Scaramuz und Pierrot, Beide in Pantalon's Dienſten, ſtellten das Sinnbild der Dummheit vor, mit dem Unterſchiede, daß Pierrot mehr die träge, gedankenloſe Dummheit repräſentirte, Scaramuz die immer bewegliche Unbeſonnenheit. Ihr Äußeres zeigte das Gegentheil von einander. Scaramuz hatte ein rundes, volles, rothes und glänzendes Geſicht mit dem Ausdrucke der albernſten Übereilung. Ein ſchwarzes, mit buntfarbigen Bändern verziertes Wams, ein kurzes, ſchwarzes Beinkleid und ein Mäntelchen von gleicher Farbe, und Schuhe mit rothen, hohen Abſätzen und grün ſeidenen Hoſen gaben dem Wicht ein komiſches Anſehen. Beim Anblick des Pierrot konnte ich mich des lauten Lachens nicht enthalten. Sein aufgedunſenes, kreidefärbiges, ſchläfriges Geſicht, die halbgeſchloſſenen, glanzloſen Augen, die ſchlaff herabhängenden Arme, die vor Faulheit ſteifen Füße, mit welchen er weit ſchreitend wie auf Stelzen ging, und das unaufhörliche Gähnen machte ihn zu einer vollkommenen Karrikatur. Dazu paßte auch ſeine ganze Kleidung: ſehr weiten, weißwollenen Hoſen, eine lange, weiße Jacke mit ſehr weiten Ärmeln und einer Reihe ungeheuer großer Knöpfe, ein ſchwarzer Ledergürtel um die Mitte des Leibes, eine breite Leinwandkrauſe um den Hals, und eine ſpitzige, weißwollene Kopfmütze.

Scapin, deſſen Zunge und Füße ein mobile perpetuum waren, nahm das Wort, und ſprach: „Mein Herr und Meiſter! Erblicke hier die drei Vergleichungsſtaffeln der Bedientenſchaft! Der Poſitivus Pierrot iſt die perſonifizirte Dummheit, halb Menſch, halb Auſter. Im wachen Zuſtande kennt er ſich kaum vor Schläfrigkeit, und im Schlafe kommt er erſt zu ſich ſelbſt, ohne es zu wiſſen. Er hat die Gabe, mit offenen Augen und Ohren weder zu ſehen noch zu hören. Er geht immer wie im Traume herum, und ſein Verſtand könnte nur durch eine Reihe von Pauſen dargeſtellt werden. Er iſt weder ſchlecht, noch gut, noch mittelmäßig, denn er iſt eigentlich nichts, oder der Schatten von einem Weſen, das nicht exiſtirt. Übrigens iſt er ſeinem Herrn treu, ſo wie das Waſſer naß iſt, und er hätte gewiß den beſten Willen, wenn er nicht willenlos wäre. Sein größtes Verdienſt beſteht darin, daß man ſich an ihn ſehr attaſchirt, wenn man ihn viel um ſich hat, und ihn doch nicht im Geringſten vermißt, wenn er nicht da iſt, denn ſeine poſitive Dummheit hebt ſich gegen ſeine negativen Eigenſchaften total auf, wodurch er denn für den Ernſt zwar wenig oder nichts iſt, für den Scherz aber viel oder Alles werden kann. Scaramuz iſt der Komparativ eines Bedienten, eine menſchliche Miskulanz, worin ſich der Verſtand zur Albernheit wie 1 zu 5 verhält. Er wäre aber viel verſtändiger, wenn er nicht das Unglück hätte, ſich für klug und pfiffig zu halten. Er glaubt daher Alle zu foppen, während er von aller Welt gefoppt wird. Gibt ihm ſein Herr einen Auftrag, ſo läuft er fort, wenn er kaum die Hälfte davon vernommen hat, oder er läßt den Herrn ſprechen, denkt dabei an etwas Anderes, und entfernt ſich dann in der Meinung, Alles haarklein zu wiſſen. Dabei hat er die Sucht, Alles beſſer zu verſtehen, als Andere. Er will daher immer raffiniren, macht Projekte auf Projekte, und will ſeine Hand überall im Spiele haben. So viel muß man ihm aber auf jeden Fall zugeſtehen, daß er das Wenige, das ihm die Natur verliehen hat, ſo oft und ſo thätig umkehrt, wie ein Höckerweib ihren Kram, von dem ſie, ſo dürftig die Ware und der Abſatz auch ſind, dennoch ihr Leben friſtet. Auch hat er die gute Eigenſchaft, durch die vielen Konfuſionen, die er allenthalben verurſacht, ſehr viel komiſche Auftritte zu veranlaſſen, wodurch er in langweiligen Geſellſchaften die erſprießlichſten Dienſte leiſtet, und nicht ſelten mehr Effekt hervorbringt, als eine zirkulirende, freigebige Tabaksdoſe, oder ein naſeweiſes Kind vom Hauſe, oder ein menſchenfreundlicher Haushund. Daß ich übrigens den Bedienten-Superlativ mir ſelbſt vorbehalten darf, muß ich mir gnädigſt zu erlauben bitten, indem ich als dienſtbarer Geiſt der Herrlichkeit freiwillig entſage, und den Kariatiden und Perſanen gleiche, welche als Stützen der Paläſte erſcheinen. Ich beſitze die Kunſt, meinen jeweiligen Herrn, im Nothfall, durch Liſt, Witz, Keckheit und Erfahrung in Verlegenheit zu ſetzen, und aus der Verlegenheit zu ziehen, für ihn, wenn er ſelbſt es nicht gerne thut, zu denken, für ihn Geld einzunehmen oder auszugeben, und überhaupt alle Rollen zu ſpielen, je nachdem die Umſtände es erfordern. Sie wollen hieraus gefälligſt erſehen, daß mein Rollenfach eigentlich das vielſeitigſte, ja, ſo zu ſagen, allumfaſſend iſt, mithin ich alle übrigen Schauſpieler entbehrlich mache."

„Genug des Geſchwätzes und der Prahlerei, Du armſeliger Sklave!" rief Dottore Graziano, indem er in ſeinem ſchwarzen Staatskleide feierlich vortrat, den Scapin zurückſchleuderte, und die Perücke, die der entfliehende Schelm ihm verſchoben hatte, gravitätiſch zurecht ſetzte. „Müßiggänger," ſagte er, „mögen Worte verſchwenden; der Weiſe kargt mit der Zeit. Ich bin Doktor der Rechte und zugleich Doktor der Heilkunde. Jede Krankheit iſt ein Unrecht, welches die Natur dem Menſchen zufügt; ich trete dann als Arzt, das iſt, als Rechtsfreund, auf. Geneſet er, ſo hat er durch mich den Lebensprozeß gewonnen; ſtirbt er, ſo hat er ihn verloren, und es findet nicht einmal eine Appellation Statt. Und ſo kommen die Einen in meine Hände, wenn ſie über einen bürgerlichen Rechtsſtreit, den ich für den Gegner ſiegreich führte, krank werden, die Andern, wenn ein verſtorbener Erblaſſer mein Patient war, und ich die Erben gegen einander vor Gericht vertrete. Arzneien ſind für den Körper, was die Geſetze für Geiſt und Seele ſind:

bald Präſervative, bald Heilmittel; ich ſchreibe daher Dupliken, Repliken und Rezepte mit gleicher Fertigkeit, und da die Welt eine große, tragi-komiſche Schaubühne iſt, ſo behandle ich alle Leute als Schauſpieler, die meine Mühewaltung entweder mit Geld oder mit dem Leben bezahlen müſſen. Hieraus geht von ſelbſt hervor, daß ich ein großer Mann bin, vor dem ſelbſt der Tod Reſpekt hat, weil er ohne mich der Niemand, ja ein Unding wäre, ſo wie alle Menſchen mir mit Ehrfurcht begegnen, indem ich die Einen durch einen Aktenſtoß tödte, die Andern durch ein Rezept, und auf dieſe Art ſo ſtarke Theatercoups hervorbringe, daß Kunſt und Natur um meinen Beſitz einander in die Haare gerathen. O Herr und Meiſter! wie glücklich biſt Du, in mir einen Mann zu beſitzen, der allein ein ganzes Theater-Perſonal aufwiegt! Ich bin Dein, und durch mich iſt Dein die Welt!"

Graziano trat langſam und mit würdevollem Anſtande zurück. Er hatte ſich kaum entfernt, als eine andere komiſche Figur, ſchwer auftretend, mir entgegen trabte. Das Erſte, was ich an ihr bemerkte, war, daß ein Buckel hinten und vorne ſie verunſtalte. Sie trug ein hemdartiges, mit Franſen eingefaßtes Oberkleid von weißer Wolle mit weiten Armeln, welches ein ſchwarzer Ledergürtel um den Mittelleib zuſammen hielt. Das ganze Oberkleid war mit Herzen von hellrothem Tuche beſäet, das Beinkleid von gleichem Stoffe und gleicher Farbe. Den Kopf ſchmückte eine ſpitzige, weißwollene Mütze mit einem rothen Büſchel, den Hals eine Leinwandkrauſe. Eine ſchwarze Halblarve mit einer krummen, ſpitzigen Naſe von gleicher Farbe bedeckte mehr als die Hälfte des Geſichtes. Die Figur begann in ziemlich bäuriſchem Dialekt: „Ich kann nicht, wie der langweilige Doktor Graziano, die Leute um ihr Recht und ihr Leben bringen; ich bin nur ein Spaßmacher, rede, wie mir der Schnabel gewachſen iſt, und beluſtige Diejenigen, die es nicht genau nehmen, durch mein Bischen Mutterwitz, ſo gut es gehen will. Ich denke mir, wer gerne tanzt, dem iſt bald gegeigt, und wer gerne lacht, dem iſt bald ein Spaß gemacht. Ich lache ſelbſt gerne, denn über das Lachen geht nichts auf der Welt; es macht geſund und vergnügt. Ich habe noch keinen Menſchen gekannt, der nicht lieber lachen wollte, als weinen. Darum, lieber Impreſſario! mache das Lachen im Theater immer zur Hauptſache! Kommen die Zuſchauer nach Hauſe, ſo finden ſie bald genug Urſache zum Weinen. Merkeſt Du, daß ſich zu viel Ernſt oder gar eine fatale Langweile einſtellt, ſo laß mich auftreten! Die lächerliche Dummheit hat ihr ſicheres Publikum. Ich bin Pulcinello, privilegirter Spaßmacher.“ — Pulcinello entfernte ſich mit ſchallendem Gelächter, und ſagte im Weggehen zu einem ältlichen, ernſten Manne, der ein im Geſchmacke des Mittelalters verfertigtes, mit grünen Bändern beſetztes Kleid trug: „Mein lieber Spießbürger! ſo oft ich Dich anſehe, möchte ich mich todt lachen! Ich benütze dieſen Augenblick, um Dir zugleich Gruß und Abſchied zu bieten, ſolider Brighella!“

Brighella ließ ſich aber nicht irre machen, ſondern pflanzte ſich kräftig vor mich hin, und ſagte: „Ich ſtehe zu

Deinen Dienſten, wie die Übrigen; denn ob man ſein Gewerbe, um ſich redlich zu nähren, auf der Breterwelt oder auf der wirklichen treibt, das iſt einerlei. Ich bitte Dich aber, Alles hübſch beim Alten bewenden zu laſſen, und hüte Dich vor allen Neuerungen, wie vor dem böſen Feind! Wenn der Menſch ſein tägliches Eſſen hat, und am Sonntage gar Braten und Wein, was will er denn mehr? Das Alltägliche, heute wie geſtern, iſt das Sicherſte und Beſte, was der Menſch ſich wünſchen kann. Man braucht weder zu weinen noch zu lachen; ruhig bleiben, darüber geht nichts. Mit dem Raffiniren kommt nichts heraus. Insbeſondere hüte Dich vor der Abſurdität, die man Genie nennt, und jage Jeden fort, der ein Genie ſein will! Bleibe beim alten Leiſten! Es kommt nichts Beſſeres."

Brighella that einen Schritt vorwärts, um noch etwas zu ſagen; ein bewaffneter Mann mit klirrendem Säbel ergriff ihn aber am Arme, und ſchrie:

„Zurück, ihr ſchleichenden, langweiligen Schnecken! ihr erbärmliches Spaßmacher-, Bedienten- und Krämervolk! — Signor Impreſſario! jagt dieſe Lumpen zum Teufel, und folgt meinem Rathe! Das Leben iſt ein Krieg Aller gegen Alle, und die Bühne muß ein Bild des Lebens ſein. Gebt Ihr einförmige, friedliche Familienſtücke, ſo ſchlafen Euch die Zuhörer ein, und das Theater bleibt leer. Das Publikum will gerüttelt ſein, und ſieht die Soldateska, die ihm im wirklichen Leben viel Verdruß macht, auf dem Podium ſehr gerne, beſonders, wenn hübſch links und rechts marſchirt, getrommelt und gepfiffen, geſoffen, geſchoſſen und d'rein gehauen wird! Lärm und Getöſe — das friſcht auf! Sturmlaufen, brennende Häuſer, luſtige Lager mit Liedern und Weinfäſſern — che Gusto! Gebt fleißig militäriſche Stücke, und Ihr werdet ſtets ein volles Haus und eine volle Kaſſe haben! Das verſichere ich Euch, ich, der Capitano Truffaldino."

„Hör' auf zu ſchwadroniren, Du Eiſenfreſſer!" rief ein alter Zauberer, eine ehrwürdige Geſtalt, in einem langen, ſchwarzen Talar. Er ſtrich einige Mal den ſchneeweißen Bart, der bis zum Bauche herab hing, und ſagte mit hohler, dumpfer Stimme: „Fürchte Dich nicht vor mir, lieber Impreſſario! denn ich bin ein guter Zauberer und dabei ein armer Narr. Guten Menſchen und guten Zauberern geht's meiſtens ſchlecht. Es gab einmal eine goldene Zeit für uns; die hat aber aufgehört, ſeitdem die erwünſchte natürliche Magie ſo gewaltige Fortſchritte gemacht hat.

Ich ging einmal ſelbſt, als Bauer verkleidet, in einen Salon, wo ein ſolcher natürlicher Magikus ſein Höllenſpektakel trieb. Die Haare ſtiegen mir vom Kopfe empor, und ich knirſchte ſo grimmig mit den Zähnen, daß ſie mitten auseinander brachen. Was für Kunſtſtücke der Satan machte! Dinge, die uns vor der Naſe lagen, waren im Augenblick verſchwunden, und meilenweit entfernte Gegenſtände erſchienen plötzlich, wie aus der Luft geflogen. Wir ſahen's mit unſern Augen, wie er Dinge zu Boden warf, die in tauſend Stücke zerbrachen, wie er ſie aber aufhob, ſo unverletzt, ſo ganz waren, als wären ſie gar nie zerbrochen geweſen. Er fraß lebendige Kröten, und verſchlang einen kale-

kutiſchen Hahn ſammt den Federn. Er verwandelte eine Katz
in ein Fräulein, einen galanten jungen Herrn in einen Eſel
Er ſpie helle Flammen aus dem Munde. Mir ſtand de
Verſtand ſtille! Endlich beſchwor er ſogar die Todten, un
eine Legion Geiſter erſchien auf ſeinen Ruf. Aber — we
ſchildert mein Entſetzen, als ich unter ihnen mein böſes Wei
erblickte, einſt eine junge Zauberin, dann eine alte Hexe
Ich that einen lauten Schrei, und entfloh. Schallendes Gelächter
folgte mir. Ich erkannte nun klar, daß unſere Zaubermacht
hinterm Geiſt der Zeit zurückgeblieben und die natürliche
Magie ihr über den Kopf gewachſen ſei. Da
Übel hat wirklich einen ſolchen Grad erreicht, daß ſogar di
Zauberromane aus der Mode gekommen ſind, und die Zauberer
auf dem Theater lächerlich gemacht werden. Da ma
der Teufel Zauberer bleiben, ich nicht! Ich bin der Zaubere
müde und überdrüßig. Mein letztes Zauberſtück ſei nun, da
ich die ganze Geſellſchaft hier — mich ſelbſt nicht ausgenommen
— verſchwinden laſſe.“

Er rief nun mit dumpfem Gebrüll: „Hol' euch Al
der Teufel!“ In dem Augenblick verſchwand die ganze Schauſpieler-Geſellſchaft,
und ſchwarze Nacht umgab mich.

---

## VI.

# Des Lebens Licht- und Schattenſeite.

Als ich wieder erwachte, lag ich einſam auf einem grünen Hügel, welchen der Roſenſchimmer des Abends umfloß. Die Sonne neigte ſich zum Untergange. Vor mir wandelten über eine fruchtbare, weite Ebene zwei liebliche, milde Genien: Licht und Schatten. Der Lichtgenius, auf deſſen goldenen Flügeln die Farben des Regenbogens ſpielten, ſchwebte fröhlich einher; er wurde aber mit jeder Minute bläſſer, und lagerte ſich endlich, matt und erſchöpft, in ein Gebüſch am Abhange des Hügels. Der dunkle Genius ſchlich langſam und melancholiſch aus einer Grotte hervor. Zwiſchen Beiden entſpann ſich ein Geſpräch, welches die auffallendſten Kontraſte der Lebensanſichten entwickelte.

Der Lichtgenius fing nach einem freundlichen Gruße zuvorkommend an: „Ich bin ſehr heiter geſtimmt. Wie ſchön iſt die freudige Natur in ihrer Strahlenglorie!“

Der dunkle Genius erwiederte: „Ruhe und Stille ſind doch das Beſte, das Beſte für Menſchen und Geiſter. Ich lobe mir die Dunkelheit und ihren Frieden.“

Raſch fiel der Lichtgenius ein: „Streben iſt Leben. Je heller, je freudiger; je friſcher, je beſſer! Ich liebe es, raſtloſes Treiben um mich her zu ſehen.“

Während dieſes kaum angefangenen Geſpräches näherte ſich eine dritte Geſtalt, die von jedem der beiden Sprechen den etwas an ſich hatte; es war die Peri der **Dämmerung**. Sie ließ ſich leiſe auf das Gebüſch nieder, welches über die Grotte hinſäuſelte, miſchte ſich mit einer ihr vorzugsweiſe eigenen Traulichkeit in das Geſpräch, und ſagte:

„Was ihr da von einander ſcheiden wollt, läßt ſich wohl vereinigen. Laßt mich Vermittlerin eures Zwiſtes ſein! Dieſe ſtille, ſchöne, feierliche Stunde iſt zur Verſöhnung wie geſchaffen. Vielleicht gelingt's.“

**Lichtgenius.** Es iſt nicht möglich, ſich mit dem ſchweigſamen, finſteren Weſen zu vertragen. Seine Welt- und Lebens-Anſichten ſind zu trübſinnig. Noch vor Kurzem hat er behauptet, das irdiſche Leben der Menſchen ſei ein aufgedrungenes trauriges Geſchenk des grauſamen Schickſals.

**Dämmerung.** Schattengeſtalt! glaubſt du das wirklich?

**Der dunkle Genius.** Der Menſch — er ſei nun glücklich oder unglücklich — iſt auf jeden Fall zu beklagen; denn das Unglück drückt ihn nieder, das Glück aber verderbt ihn vollends, und wird alſo für ihn ein wahres Unglück. Und hat er ſich auch durch das Unglück endlich zum Glück hinaufgearbeitet, ſo gleicht er einem ſiegenden Helden, der in dem Augenblicke, da man ihm den Siegeskranz auf das Haupt ſetzt, an der Verblutung ſtirbt.

**Lichtgenius.** Ich will das Gegentheil zeigen. Glück und Unglück — Beide ſind dem Menſchen heilſam. Das Glück macht ihn lebensfroh. Der Lebensfrohe iſt gut, und wer gut iſt, thut auch Andern Gutes. Das Unglück aber läutert das Innere des Menſchen, es ſtärkt und erhebt die Seele, und macht erſt fähig, das Glück zu genießen.

**Der dunkle Genius.** Frage den Tag, frage die Nacht! Sie werden Dir ſagen, wie viele der beſten Menſchen das Glück verderbte und zerſtörte.

**Dämmerung.** Da habt ihr denn Beide, wie gewöhnlich, zugleich Recht und Unrecht, indem ihr immer nur Extreme aufſtellt. Wenn der Menſch das Unglück nicht ertragen kann, und das Glück nicht zu gebrauchen weiß, ſo iſt ihm das Eine ſo ſchädlich wie das Andere; erhält er ſich aber im Unglück ſtandhaft und rein, im Glücke beſonnen und edel, ſo gereichen Beide zu ſeinem Wohle.

**Der dunkle Genius.** Standhaft und rein? Beſonnen und edel? Wie kann der arme Menſch das bleiben? Hier, wo die Täuſchung ihn umnebelt, wo die Verführung aus tauſend Roſenbüſchen lockt, das Böſe in den lieblichſten Geſtalten erſcheint und alle Leidenſchaften den Verblendeten in ihrem Wirbeltanze hinreißen!

**Lichtgenius.** Mancher erreicht wohl das Ziel nie, weil er zu heftig darnach jagt, ſo wie Mancher dem Unglück eben deßhalb entgegen ſtürzt, weil er es zu ängſtlich flieht. Ich möchte dieſe Thorheit dem Fehler der Übertreibung gleich ſtellen, wodurch Tugenden oft zu Untugenden und die beſten Genüſſe verderblich werden. Ich möchte einem ſolchen Menſchen immer zurufen: „Behaupte Dich ſelbſt, und lerne die ſchwere, aber herrliche Kunſt, Widerſtand zu leiſten ohne Haß gegen die Menſchen und ohne Trotz gegen Dich ſelbſt!“ Einem Menſchen, der dies über ſich vermag, werden die

Übel der Täuſchung ſchwinden; er wird in den Roſenbüſchen der Verführung auch die lauernden Schlangen gewahren und die Häßlichkeit des Böſen auch durch die ſchönſte Larve erkennen; er wird von den Leidenſchaften ſich beflügeln, nicht aber wie ein Raſender ſich im wilden Taumel fortreißen laſſen. Alle Menſchen ſtehen auf Höhen; die immer nur herabſchauen, faßt betäubender Schwindel; aufwärts blicken ſtärkt das Auge und erhält aufrecht.

Der dunkle Genius. Wenn nur die Erfahrung nicht ſo viel gegen Deine Anſicht einzuwenden hätte! Wenn nur Mutter Nacht nicht ſo viele Thränen der Unglücklichen in ihrem Schooße verbergen müßte! Für einen heitern Morgengeſang hörſt Du hundert nächtliche Ausbrüche der Verzweiflung.

Lichtgenius. Wie düſter Du Alles ſiehſt! Denkſt Du nie an die Freundſchaft?

Der dunkle Genius. Sie dient gerne dem Vortheil und dem Ehrgeiz.

Lichtgenius. Sage vielmehr: Freundſchaft entſagt dem Vortheil, veredelt den Ehrgeiz, und die Sonne der Liebe ſchmilzt das Eis der Selbſtſucht.

Der dunkle Genius. Sage vielmehr: Liebe und Freundſchaft ſind nur Wirkungen derſelben Urſache — des Egoismus! Der Liebe huldigt der Menſch, weil ſie ihm die ſchönſten Stunden des armſeligen Lebens gewährt; der Freundſchaft aber, weil er bald ihrer Theilnahme, bald ihres Troſtes bedarf. Gebieten Laune oder Eigennutz, ſo verläßt er die Geliebte und verräth den Freund.

Lichtgenius. Und doch iſt eben derſelbe Menſch, den Du ſo entwürdigeſt, für Liebe und Freundſchaft der höchſten Begeiſterung und durch ſie der höchſten Aufopferung fähig. Beide ſind, gleich uns, Genien des menſchlichen Lebens, welches durch ſie eine ewige Aurora erhält. Liebe führt den weinenden Säugling lächelnd in's Leben; Liebe drückt dem ſcheidenden Greiſe bei ſeinem letzten, den Himmel anlächelnden Blicke weinend das Auge zu. Durch Liebe macht der Menſch ein anderes Weſen ſich eigen; ohne Liebe wäre er auf das Traurigſte hiernieden, — auf die Selbſtliebe beſchränkt, ein Eisgebirge, das in der Dezemberſonne funkelt. Das Kind, der Jüngling, die Jungfrau, Gatte und Gattin, ſelbſt der Greis, — jedes liebt, liebt auf ſeine eigene Weiſe, doch immer ſchön. Liebe und Freundſchaft ſind zwei verſchiedene Farben eines Sonnenſtrahls. Selbſt in ſeinen Leiden iſt der Menſch noch ſchön oder kann es doch ſein, und eben darin liegt der Beweis, daß Schmerz und Wonne der innigſten Vereinigung fähig ſind.

Die Dämmerung, immer gelaſſen und beſonnen, überdachte, was die ſtreitenden Genien vorgebracht hatten, und ſagte dann:

„Hört nun auch mich! Liebe und Freundſchaft gedeihen zwar im menſchlichen Leben größtentheils nur ſo wie eine Blume, die aus einem heißen Klima in ein kaltes verſetzt wird, wo ſie wohl aufwächſt, doch nicht mit der Farbenglut in dem Duft ihrer Heimat. Beide werden ſelten das, was ſie, ihrem herrlichen Weſen nach, werden könnten; aber auch in ihrer Unvollkommenheit ſind ſie noch immer ſchön. Oft täuſchen ſie; aber ſelbſt ihr Wahn iſt lieblich, ihr Irrthum verzeihlich, ihr Fehlen der Verzeihung nicht unwürdig. Der Menſch, der von Liebe und Freundſchaft niedrig denkt, entadelt ſich ſelbſt; der ſich aber von Beiden zu erhabene Ideale bildet, pflegt in der Folge zu klagen, daß er die Sonne, die ihn wärmt, nicht mit den Händen erreichen kann. Hört denn aber das ſtrahlende Geſtirn auf zu ſein, wenn es von Gewitterwolken verdeckt iſt? — Daß der Donner rollt, daß des Blitzes Flamme raſ't, es iſt die Wirkung der Sonne; wer aber möchte deßhalb, daß keine Sonne geſchaffen ſei? — Niemand fordere von Liebe und Freundſchaft mehr, als ſie hiernieden gewähren können; Jeder ertrage ihre Mängel und Leiden, weil er auch ihre Vorzüge und Freuden genießt.

Der dunkle Genius. Ich will nicht lieben, um nachher nicht haſſen zu müſſen. Kann die Liebe nicht volle Befriedigung gewähren, ſo entſage ich ihr, denn ihre Schmerzen ſind größer als ihre Wonne. Ich bleibe allein und genüge mir ſelbſt. Den Menſchen zeigen Liebe und Freundſchaft, er ſei nun durch ſie glücklich oder unglücklich, nur in ſeiner Schwäche; und hält er ſie auch von ſich fern, wie kann er den Reizungen der übrigen Leidenſchaften entgehen? dem Neide, dem Ehrgeize, der Verleumdung, der Habſucht, dem Haſſe und der Rachſucht? Sie gehen umher wie brüllende Löwen und ſuchen, wen ſie verſchlingen. Wehmuth umnachtet meine Seele, wenn ich all der zahlloſen Frevel gedenke, die ſie verurſacht, all der Thränen, die ſie erpreßt, all des Blutes, das ſie vergoſſen, all des Schönen und Guten, das ſie auf Erden zerſtört haben!

**Lichtgenius.** Mir — denk' ich mich in das Weſen des Menſchen hinein — mir erſcheinen die Leidenſchaften keineswegs ſo furchtbar. Mögen die Unholde immerhin da ſein! Ein böſer Traum mag nur für den böſe Folgen haben, der an ſeine wirkende Macht glaubt. Ich bin beſtimmt, den Menſchen Himmel und Erde zu erleuchten. So höre denn, Du ſchwermüthiger Geiſt der Nachtſeite des Lebens! höre, wie ich nun im Namen des Menſchen zu Dir ſprechen will. „Was kümmert (ſagt er) mich der Neid? Er zehrt ſich ab, hager und bleich, während ich blühe und lächle; er kränkt ſich über fremdes Wohl, während ich über den Selbſtquäler ſcherze. Er ſchadet mir ſo wenig als mein eigener Schatten. Der Ehrgeiz, wenn er ſich auf das Gute richtet, iſt mir willkommen und treibt mich zum Beſten Anderer und meiner ſelbſt an. Viel des Herrlichen würde ohne ihn nicht vollbracht, ja nicht einmal begonnen. Setzt er aber verkehrter Weiſe all ſein Thun und Trachten auf Schlechtes und Schädliches, ſo weckt er auch meine ganze Gegenkraft auf; ich ſtelle mich dann rüſtig wieder hin und freue mich, Gutes ſchon dadurch zu vollbringen, daß ich das Schlechte verhindere, das er thun will. Feinde haben, hat ſogar ſeine gute Seite, wenn man nur den Muth nicht verliert. Oft wären die größten Geiſter klein geblieben, hätte nicht das Streben Anderer nach falſcher Größe in ihnen die wahre erweckt. — Die Verleumdung mag mich immerhin ſchwarz malen, die Farbe hält nicht und ich werde mich, ihr zum Ärger, wieder rein waſchen, eh' ſie ſich's verſieht. Die Habſucht mag mit gierigen Krallen Gold und Gut an ſich reißen, wie der Raubvogel ſeine Beute; ich verachte Gold und Gut keineswegs, aber den Frohſinn eines reinen Herzens achte ich unendlich höher als Beide; denn ohne ihn ſind alle Schätze der Erde nichts, und der Arme iſt deßhalb, ungeachtet mancher Leiden, bei ſeinen Kartoffeln doch glücklicher als der Reiche bei ſeinen Juwelen. — „Der Häß könnte mir nur dann wehe thun, wenn ich ihn verdiente. Ich denke aber ſo: „Der Schlechte iſt des Haſſes unwerth, der Gute über allen Haß erhaben. Zudem iſt, den Haß verſöhnen, ein ſüßes Geſchäft, und das Gelingen nicht ſo ſchwer, als Manche glauben, die ſtets lieber verſöhnt werden, als verſöhnen wollen. — Die Rache mag immerhin mit Feuer und Schwert anſtürmen; der Ruhige weiß den Streichen ihrer Wuth zu entgehen, und der Schuldloſe hat in ſeinem eigenen Heroismus die beſte Ägide. Jeder Stern, der an Gottes Himmel glänzt, iſt dem Schuldloſen ein Sinnbild der Reinheit und des ihn entflammenden Muthes.“ — So glaube ich aus der Seele des beſſern Menſchen geſprochen zu haben.

Dämmerung. Ich ſtimme Jedem von euch theilweiſe bei. Die Leidenſchaften können dem Menſchen eben ſo verderblich als nützlich werden, ſo wie ſelbſt die ſchädlichſten Gifte, mit Gegengiften verſetzt und zweckmäßig gebraucht, oft eine heilſamere Wirkung hervorbringen, als die edelſten Kräuter. Überhaupt denke ich mir die Leidenſchaften des Menſchen als ein kräftiges, wildes Volk, das einem weiſen Regenten unterthan iſt, der die angeborne Kraft nicht unterdrückt, ihnen aber auch kein Toben und Wüthen, kein Sengen und Brennen geſtattet. Und alſo ſoll's auch ſein! Wollen ſie ihre Kraft mißbrauchen, ſo muß ein Höherer, — der Geiſt, — ſie in ihre Schranken zurückweiſen. Je tiefer und voller der Strom, deſto beſſer; doch müſſen Dämme da ſein, die ihm das verwüſtende Austreten wehren. Dann ſind die Leidenſchaften nicht ſo ſchrecklich, als Du, Schattenbruder, ſie ſiehſt, aber doch fürchterlicher, als das heitere Lichtweſen es glauben will, weil der Eine immer nur die dunkle und böſe Seite aller Dinge und Verhältniſſe bemerkt, der Andere nur die ſchöne und gute betrachtet. Daher ſo viel Einſeitigkeit und Übertreibung in den Anſichten und Anſprüchen! Daher unter den Menſchen alle Diejenigen, die nur gute oder böſe Geiſter zulaſſen, nur empörende Laſter oder übermenſchliche Tugenden kennen und ſchildern, aber keine Mittelweſen, keine Mittelgattungen. Gefalle ſich, wem's beliebt, in den Extremen von Lichtgemälden oder Nachtſtücken! Ich lobe mir die Mondſcheingemälde im menſchlichen Leben, welches doch größtentheils aus einer Verſchmelzung von Licht und Schatten beſteht, die bald als Abenddämmerung zur Nacht hinab, bald als Morgendämmerung zum Licht hinauf fährt.

Indem die wunderbaren Weſen alſo ſprachen, breitete die Nacht ihren ſchwarzen Mantel über die Schöpfung aus, ſie, die alles Leben zur Ruhe gehen heißt, um ein neues Leben in vollkräftiger Fülle hervorzubringen, und im Schoße des tiefſten Dunkels, wo die Vernichtung zu thronen ſcheint, den Tag mit ſeinen Millionen Lichtſtrahlen, Geſtalten und Farben bildet. Unter dem Schleier der Nacht verſinkt der raſtlos geſchäftige Menſch mit ſeinen Leiden und Freuden, mit der Geſundheit des Leibes und der Seele, ſo wie mit dem Heere ſeiner körperlichen und Gemüthskrankheiten, in den Schlaftod und in der Traumwelt äffende Nichtigkeit, während alle Elementarkräfte an der Bildung der irdiſchen Natur arbeiten, und oft in einer Nacht Schöpfungen auf und in der Erde entwickeln, dem Menſchen zur Bewunderung oder zum Entſetzen, daß er ausruft: „Gott! Du biſt groß im Vernichten wie im Schaffen!“ —

## VII.

## Die ausgeſtorbene Stadt und das Naſenkabinet.

Im Glanze des ſchönſten Sommermorgens lag eine große Stadt vor mir mit ihren Wällen, Thürmen und Paläſten. Die reſpektable Geſellſchaft der Marionetten und Elementar-Geiſter, die ſich unerwartet wieder eingefunden hatte, zog ſo fröhlich einher, wie ein Schwarm von Anſiedlern, die in ein Eldorado einzufallen gedenken. Das vielſtimmige Getöſe wurde jedoch nach und nach immer leiſer, als wir in die Vorſtädte einrückten, in deren ausgeſtorbenen Straßen das tiefſte Schweigen herrſchte. Mich ſelbſt ergriff dieſe Grabesſtille am ſtärkſten. Ich ſah Menſchenwohnungen und keine Menſchen;

ich ſah in den Häuſern offene Fenſterflügel, aber kein herausſchauendes Menſchenantlitz; ich hörte keinen Laut der Menſchenſtimme; ich blickte nach den Thürmen, — keine Glocke erfreute mich durch einen Klang, und die Zeiger der Thurmuhren ſtanden unbeweglich. Selbſt die gellendſte, ſchnarrendſte Menſchenſtimme hätte mich jetzt mehr erfreut, als ſonſt die wohlklingendſte Stimme eines Barytons; ſelbſt das mir ſonſt ſo verhaßte Wagengeraſſel wäre mir jetzt angenehm geweſen. Aber Alles war und blieb ſtumm.

Als wir unter der Wölbung eines gewaltigen Stadtthores dahin wandelten, widerhallten die Schritte der ſehr gemiſchten Karawane dumpf und ſchauerlich. Am Schranken der Thorwache lehnten die Feuergewehre, wie gewöhnlich, in den Holzeinſchnitten; und die Fahne flatterte im Windhauche, es war aber kein Soldat zu ſehen. Ich nahm eine Flinte in die Hand, ſpannte den Hahn, und drückte — das jetzt unſchädliche und unnütze Mordinſtrument los, mit Blitz und Knall. Die erſchrockenen Marionetten ſchrien laut auf, die Thiere ergriffen die Flucht. Nur mit vieler Mühe gelang es mir, die zitternde Furcht wieder zu beſchwichtigen.

Wir rückten vorwärts; der Heereszug gerieth aber in's Stocken, indem am Eingang in eine ſchmale Gaſſe ein umgeworfener Leichenwagen uns den Weg verſperrte, deſſen Pferde ſich vermuthlich nach vergeblichem Harren ſelbſt frei gemacht hatten, als der lang erwartete Sarg, aus Mangel an Leichenbeſtattern, nicht zum Trauerwagen gebracht wurde. Dieſes letzte Leichenbegängniß konnte wahrſcheinlich nur dann vor ſich gehen, wenn der Tod ſich ſelbſt auf den Bock geſetzt und die Stelle des Leichenbeſtatters und des Todtengräbers zugleich verſehen hätte.

Indem ich mir dieſes dachte, kam der Tod wirklich aus einem Hauſe, und trug, gleich einem Laſtträger, einen Sarg wie einen Koffer auf dem Rücken, ſetzte ihn auf die Erde, lief mit geſchäftiger Eile von einem Haus ins andere, brachte Särge auf Särge, und ſtellte ſie in der Form von Piramiden und Obelisken hoch über einander. Als er uns erblickte, grüßte er freundlich nickend und ſagte: „Ein ſchönes Stück Arbeit! Und das iſt doch nur eine einzige Gaſſe einer einzelnen Stadt. Die Sache geht mich wohl eigentlich nichts an; ich leiſte nur das Officium boni viri. Ich möchte gern Alles, was die ci-devant-Menſchen bemakelt, entſtellt und verwirrt haben, nun in Ordnung ſehen; nur deßhalb lege ich mir die herkuliſche Arbeit auf, den Augias-Stall, Erde genannt, in Ordnung zu bringen. So lange noch Menſchen lebten, wäre ohnedies jeder Verſuch der Art ein durchaus fruchtloſer geweſen. Du, letzter Menſch, Du könnteſt mir allerdings noch Unordnung und Verwirrung machen; ich rathe Dir aber als guter Freund, Dich wohl in Acht zu nehmen; vergiß nicht, daß wir uns noch einmal treffen! Auf Wiederſehen!“ — Der muthwillige Tod verſetzte den aufgethürmten Pyramiden und Obelisken ein paar ſo derbe Stöße, daß alle Särge über und durch einander ſtürzten. Er ſelbſt ſprang lachend davon; wir aber erſchraken über das kollernde Getöſe und ergriffen die Flucht. Ich ſah mich aber genöthigt, ſchon in der nächſten Gaſſe Halt zu machen, da mir der Athem fehlte.

Der paniſche Schrecken dieſer plötzlichen Flucht verurſachte, daß mehrere unſerer Geſellſchaft ſich verliefen und erſt ſpät wieder zuſammentrafen. So z. B. war die Ondine aus Verzweiflung in das waſſervolle Becken eines Springbrunnens geſprungen; der Salamander bemerkte im Hintergrunde einer offenen Schmiede die Feuereſſe; er ſetzte alle Blaſebälge in Bewegung und hörte nicht auf zu blaſen, bis die Flammen hoch aufloderten, in deren praſſelnde, ſprühende Mitte der Glühende, alles Feuer überſtrahlend, ſich dann ſetzte, und ſich, während von ihm ſelbſt Flammen ausſtrömten, in der Glut, die er mit ſeinen Flügeln immer ſtärker anfachte, wohl geſchehen ließ. Der düſtere Gnome verkroch ſich in eine finſtere Bierhaus-Spelunke, zwiſchen deren von Rauchtabakqualm geſchwärzten Wänden die mephitiſchen Luftwogen eines todten Meeres brüteten. Ich ſelbſt erblickte eine offene Limonadehütte, und trank, da ich einen brennenden Durſt fühlte, unendlich viel Limonade, Orangeade und Mandelmilch ſo unausgeſetzt, bis eine halb ſichtbare Geſtalt, welche viel Ähnlichkeit mit meinem Arzte zu haben ſchien, mir das Glas nahm und mich aus der Hütte zog.

Indem ich mißmuthig weiter ging, erregte eine ſchwarze Tafel mit großen goldenen Buchſtaben meine Aufmerkſamkeit. Die Aufſchrift lautete: „Neu errichtetes Naſen-Kabinet.“ Neben der Thür der Bude klebte eine gedruckte Ankündigung, welche die Wichtigkeit der Naſe und des Naſenſtudiums nachdrücklich und dringend empfahl. Unter mehreren

Citaten aus verſchiedenen Werken älterer und neuerer Schriftſteller für und wider die Naſe, als Geruchswerkzeug und phyſiognomiſcher Telegraph, wurde auch die folgende Stelle aus einer Erzählung *) des berühmten Tiek angeführt: „Die Naſe, die arme, die von allen Theilen (des Geſichtes) ſich am meiſten hervorarbeitet, uns Unglückliche von den Thieren unterſcheidet, bei denen Maul und Schnauze ſo freundlich eins werden, und die beim Menſchen als Höcker und Blocksberg der Tummelplatz aller Hexen und böſen Geiſter wird, — wird ſie nicht ſchon der kalten Luft und des Schnupfens wegen bei den meiſten Menſchen zum Sauſewind und zur Trompete und Schlachtpoſaune?" —

Ich rief einige meiner Reiſegefährten herbei. Wir traten mit ſchweigender Ehrfurcht in die Bude, und erblickten, ſyſtematiſch geordnet, Naſen von allen möglichen Formen, mit Stoff und Farbe ſo künſtlich gebildet, daß ich beim Anſchauen und Betaſten verſucht wurde, ſie für wirkliche, natürliche Menſchennaſen zu halten.

Meine Begleiter, insbeſondere die beiden Gnomen, fanden an der Beſichtigung dieſer Naſen großes Wohlgefallen. Sie nahmen Stück für Stück in die Hand, und machten über jede Naſe ihre Bemerkungen. Der luſtige Gnome behauptete, die Naſe ſei der wahre Leuchtthurm des menſchlichen Angeſichtes, und diene dazu, dem Beobachter die dunkelſten Tiefen der Seele zu erhellen, ſo daß man an vielen Naſen nicht nur den Charakter, ſondern ſogar die Lebensgeſchichte eines Menſchen leſen

---

*) Die Gemälde.

könne, und dies gehe ſo weit, daß man ſogar bei Menſchen ohne Naſe wohl wiſſe, was man von ihnen zu denken habe. „Seht nur (rief er, eine Naſe hoch empor haltend, mit Pathos), ſeht nur z. B. dieſe römiſche Adlernaſe! Welcher Ausdruck von Hochmuth, Herrſchſucht und Verachtung! Sie ruft: „Kniet nieder, ohnmächtige Kreaturen, befolgt dienend meinen Wink, und gehorcht dem Hochbegabten, den die Natur geſchaffen hat, euch zu beherrſchen!“ —

„Wendet nun eure Augen nach dieſer Habichtnaſe! Ihre ſtark gekrümmte Geſtalt verräth deutlich den menſchlichen Raubvogel. Die unſchädlichſte Habichtnaſe iſt die weibliche, deren ſchöne Eigenthümerin nichts Anderes raubt, als — Männerherzen, oder, hier und da ein Bischen vom guten Ruf ihrer holden Schweſtern. Eroberer, Wucherer, Verleumder und Verführer ſollten durchgehends Habichtnaſen haben, damit ſie daran ſo gut, wie der Habicht ſelbſt an ſeiner Geſtalt und Farbe zu erkennen wären. — Seht nun dieſe ſpionirende Spür- und Spitznaſe. Sie verkündet raſtloſe Neugier und witzelnde Spottſucht. Ihre bewegliche Spitze ſcheint immer zu fragen: „Was gibt's hier? was geſchieht dort? Ihr Faltenlegen und Rümpfen iſt ſtets der Vorbote einer ſatyriſchen Bemerkung, da ſie ſich gern in Alles miſcht, um ſich über Alles mokiren zu können. Die von der Wurzel an gekrümmte Papageinaſe charakteriſirt ihren Beſitzer hinlänglich. Denn ſo wie die Papageien die Affen unter den Vögeln ſind, ſo ſind die mit Papageinaſen begabten Menſchen größtentheils die Affen und Papageien unter den Menſchen, das heißt: poſſirliche, ſpaßhafte Weſen, zum Nachahmen geneigt und meiſtens auch mit glücklichem Erfolge, dabei ziemlich reizbar. Die maſſive Kupfer- oder Karfunkel-Naſe hier erklärt unläugbar, daß derjenige, als deſſen purpurnes Geſichts-Vorgebirge ſie einſt leuchtete, einer der eifrigſten Verehrer des Bacchus war. Die lange, ſchmale, gerade griechiſche Naſe deutet auf gediegenen Geſchmack, klaren Verſtand, Beſonnenheit und Gemüthsruhe; die kurze, aufgedunſene Kalmukennaſe auf Wildheit und Tollkühnheit, das Stülpnäschen auf Schalkhaftigkeit, das niedliche Stumpfnäschen auf Gutmüthigkeit und Frohſinn. Selbſt im Thierreiche ſpielt die Naſe eine wichtige Rolle. Die Hunde überhaupt, und insbeſondere die Spürhunde, ſind wahre Naſenkünſtler. Ihnen iſt der Geruch das, was den Sterblichen die Menſchenkenntniß. Die Kuh wittert mit emporgehobener Naſe den Regen. Das Nashorn hält, ſobald es Verdacht ſchöpft, die Naſe in den Wind; wer ihm nahe kommen will, muß daher ſeinen Weg gegen den Wind nehmen. Die Naſenbremſe, Oestrus nasalis, hegt für die Naſe eine ſolche Vorliebe, daß ſie dieſelbe ſogar zur Wiege macht, und ihre Eier in die Naſenlöcher der Pferde, Eſel, Hirſche und Schafe legt, wo ſie dann wohlgeborgen ſo lange bleiben, bis ſie hinlänglich erwachſen ſind, und durch ihr Kriechen einen Kitzel erregen, der das Thier nieſen macht, wodurch ſie aus dem Naſen-Erziehungs-Inſtitut in die Welt geſchickt werden. Der Menſch hat mit ſeinem Stiefbruder, dem Affen, nebſt vielem Andern auch das gemein, daß die kurze, platte Naſe des Affen mit der menſchlichen einerlei Stellung hat. Jedes Weſen, das mit einer Naſe begabt iſt, preiſe ſich glücklich!

Eine ſchön geformte Naſe verſchönert, eine häßliche entſtellt das Geſicht, aber ſelbſt die häßlichſte Naſe iſt noch immer beſſer als keine, denn ſie erhält doch den Sinn des Geruches und leiſtet erſprießliche Dienſte beim Athmen und Sprechen. Selbſt die Naſen der Götter haben ſich einſt an den Düften erfreut, welche von den Opfern der Menſchen zum Olymp emporſtiegen. Welchen Einfluß hatte die Naſe auf die Stimme des Menſchen! War die galante Sprache der großen Welt — die franzöſiſche — nicht eine Naſenſprache? Wie hübſch ließ das Näſeln mancher kokettirenden Frau! Wußten nicht die berühmteſten Sänger dem Mangel einer Bruſtſtimme und der hohen Töne dadurch abzuhelfen, daß ſie mit vieler Kunſt durch die Naſe ſangen? Sind kalte oder heiße Naſen nicht untrügliche Zeichen von Geſundheit oder Krankheit bei Menſchen und Hunden?“

Die Anmaßung und die vorlaute Geſchwätzigkeit des Gnomen verdroß mich; ich riß ihm eine der künſtlichen Naſen aus der Hand, und fiel ihm in's Wort:

Ein Beweis für die Wichtigkeit der Naſe, und zwar der ſtärkſte von allen Beweiſen, liegt darin, daß die Naſe gleichſam ein lebendiges Lexikon von Sprichwörtern praktiſcher Lebensweisheit geworden iſt. Von einem Menſchen, der ſich unberufen überall eindrängt, Alles, was ihn doch nichts angeht, aus alberner oder kecker Neugierde wiſſen und ſich in Alles einmiſchen will, wobei man ſeine Mitwirkung weder bedarf oder wünſcht, — von einem ſolchen Menſchen ſagt man, daß er ſeine Naſe in Alles ſtecke. Von einem Bürſchchen, das kaum der Schule entlaufen iſt und doch ſchon Andere tadeln und weiſe Lehren austheilen will, obſchon er ſelbſt noch überall anſtößt, ſagt man: „Er ſei ein naſeweiſes Bürſchchen," das heißt, er unterſtehe ſich, Menſchen, Handlungen und Werke zu bekritteln, obſchon er noch nicht weiter ſieht, als ſeine Naſe reicht. Im Gegentheil ſagt man von demjenigen, der entweder aus Geiſtesſchwäche, oder aus Mangel an Charakterſtärke, oder aus Leichtſinn und Leichtgläubigkeit, oder aus übertriebener Beſcheidenheit von Andern ſich willenlos gängeln und leiten läßt, wie ein Ball, der von fremden Händen dahin oder dorthin geſtoßen wird: „Er laſſe ſich an der Naſe herumführen." — Die Naſe hat ſo viel Stolz und Ehrgefühl, daß eine ungeziemende Berührung derſelben den ganzen Menſchen in Zorn verſetzt. Ein Naſenſtüber gilt für eine ſchmähliche Beleidigung; er fährt dem damit Betheilten wie ein elektriſcher Funke durch den Leib. Moraliſche Naſenſtüber haben oft die bitterſten Feindſchaften veranlaßt; politiſche Naſenſtüber haben ganze Nationen allarmirt, und Kriege entflammt.

Soll Jemand einen Weg einſchlagen, welcher als der geradeſte, richtigſte und beſte gewiß an's Ziel führt; ſoll er etwas thun, was einfach, recht, klar iſt, und, fern von allen Windungen und Krümmungen der Klugheit und Schlauheit nur eine geſunde Vernunft erfordert, ſo gibt man ihm die Weiſung, daß er nichts weiter zu thun habe, als gerade der „Naſe nachzugehen." Will man einen Menſchen bezeichnen, der auf den erſten Blick alle Verhältniſſe durchſchaut, Jeden ſchon aus der Ferne kommen hört, den Vogel an den Federn erkennt, was Andere im Schilde führen, ſchon merkt, ehe ſie ſelbſt es ahnen, aus dem Tone, mit dem ein Wort geſprochen, und aus der unſcheinbarſten Miene oder Geberde, von welcher es begleitet wird, den verborgenen Sinn herausſpürt, ſo ſagt man, er habe eine „feine Naſe.“ Von einem aufgeblaſenen Menſchen voll Stolz und Eigendünkel, der ſich immer für beſſer hält, — als alle Andern und immer hoch aus will, ſagt man: „Er trägt die Naſe hoch.“ — Wer gerne die Fehler ſeiner Nebenmenſchen aufdeckt und tadelt, ohne ſeine eigenen von gleicher Art zu erkennen, wer den Splitter im Auge des Andern ſieht, aber nicht den Balken im eigenen, dem gibt man den guten Rath: „Er möge ſich ſelbſt bei der Naſe nehmen.“ Wenn man Einen zum Beſten oder ihn überliſtet hatte, wodurch das Gegentheil von dem, was er wollte, geſchah, ſo heißt es: „Man habe ihm eine Naſe gedreht.“ Von einem Menſchen, der ſich ſo wenig verſtellen kann, daß Jeder ſogleich erräth, was er denkt, fühlt oder wünſcht, pflegt der Errathende zu ſagen, „er habe es ihm an der Naſe angeſehen.“ — Daß man die aus der Mitte des Geſichtes hervorſpringende Naſe für etwas Ernſtes und Gewichtiges halte, beſtätigt auch die Redensart: „Er hat eine Naſe (d. i. einen Verweis) bekommen.“ In dem Ausdrucke: „Einem eine Naſe drehen,“ iſt die Naſe faſt gleichbedeutend mit Korb, nur etwas anzüglicher und derber. Sehr zu beklagen iſt der Ärmſte, deſſen Plane ſo vereitelt, deſſen Wünſche und Hoffnungen ſo zu Waſſer werden, daß er „mit der langen Naſe abziehen“ muß. Will man etwas Unmögliches recht anſchaulich machen, ſo gebraucht man die Redensart: „Sich ſelbſt die Naſe abbeißen.“ Einen höchſt traurigen Beweis, daß die Naſe als eine Zierde des Geſichtes angeſehen wird, liefert die barbariſche Sitte wilder Völker, den gefangenen Feinden die Naſe abzuſchneiden und ſie dieſer Zierde zu berauben. Ein Menſchen-Antlitz ohne Naſe, und wäre es ſelbſt das ſchönſte, gewährt einen abſcheulichen Anblick.“

„Eben deßhalb war man auch ſchon vor langer Zeit darauf bedacht, den Mangel natürlicher Naſen durch künſtliche zu erſetzen. Der Erſte, der ein ſolches plaſtiſches Kunſtwerk glücklich zu Stande brachte, war Kaſpar Taliacotius, Profeſſor der Phyſik und der Wundarzneilehre zu Bonn, geboren im Jahre **1489**, geſtorben **1553.** Dieſer Mann errichtete eine förmliche Naſen-Manufaktur. Es iſt ein Geheimniß geblieben, aus welchem Stoffe er ſeine Naſen machte; ſo viel aber weiß man, daß er Naſen von den verſchiedenartigſten Formen bildete und dieſelben mit Menſchenhaut von weißer, brauner, rother, gelber ꝛc. Farbe überzog, ſo daß Jeder ſich eine zu ſeinem Geſichte paſſende Kunſtnaſe ausſuchen konnte. Einige Naſengattungen ſtanden wegen beſonderer Schönheit oder Seltenheit im hohen Preiſe, wie z. B. ſchöne Adlernaſen oder glühende Karfunkelnaſen; Naſen von gewöhnlicher Art waren dagegen ſehr wohlfeil zu haben. Dieſes Naſen-Monopol bereicherte den Eigenthümer in kurzer Zeit um ſo mehr, als er ſeine Kunſtgebilde ſo einzurichten wußte, daß man damit ſogar Schnupftabak genießen und auch nieſen konnte. Der gelehrte Taliacotius ſah ein, wie ſehr das phyſiognomiſche Charakterſtudium durch den Naſenman erſchwert würde, und daß ſelbſt die Menſchenliebe dabei leiden müſſe, indem man einem Menſchen ohne Naſe auch nichts an der Naſe anſehen könnte.

Wäre das Menſchengeſchlecht nicht ausgeſtorben, ſo würde ich eine Naſal-Lehrkanzel errichten, und meinen Schülern als Regeln der Lebensweisheit zurufen: „Haltet eure Naſe in Ehren, damit ihr ſie erhaltet! Martial ſagt: Non cuicunque datum est habere nasum. Seid nicht naſeweiſe! Steckt eure Naſe nicht in Alles! Tragt die Naſe nicht zu hoch! Hochmuth kommt zum Falle. Hütet euch, übereilt und unbeſonnen die Naſe zu rümpfen! Dreht Keinem eine Naſe, damit ihr nicht ſelbſt eine Naſe bekommt, und ſucht denen, die euch wohlwollen, Alles an der Naſe anzuſehen! So werdet ihr nicht leicht irgendwo mit leerer Naſe abziehen. —

Auch in der Weltgeſchichte ſpielte die Naſe ſtets eine bedeutende Rolle. Bei einigen wilden und barbariſchen Völkern mußten die Weiber Naſenringe tragen, als ein Zeichen ihrer ſklaviſchen Abhängigkeit von den Männern. Die guten Damen ſuchten ſich dieſe Schmach wenigſtens dadurch etwas zu erleichtern, daß ſie Ringe von Gold, und mit Edelſteinen beſetzt, verlangten, damit dieſelben den Männern theuer zu ſtehen kamen, und der weiblichen Naſe als Schmuck und Zierde dienten. Jedermann weiß, daß Sokrates eine kleine, breite, platte, häßliche Stülpnaſe hatte. Ein Phiſiognomiker, der ihn nicht kannte, zog aus dieſer Naſe den Schluß, ihr Beſitzer ſei nicht nur ein Trunkenbold, ſondern auch ein unverſchämter, ausgelaſſener Menſch. Sokrates, weit entfernt, dem Kritiker zu widerſprechen, erklärte vielmehr offenherzig, ſein natürliches Temperament ſei allerdings ſo beſchaffen, wie Jener es geſchildert habe, und die Veredlung des angebornen Naturels ſei nur das Werk der Philoſophie. Die Naſe hatte alſo Recht. Bei den alten Hebräern galt eine lange Naſe als Zeichen eines ſanften geduldigen Gemüths; eine platte Naſe ſchloß aber ſogar vom Prieſteramte aus. In dem Buche der Sprichwörter bezeichnet der Ausdruck: „Er hat eine kurze Naſe,“ ſtets einen Zornmüthigen, die Worte: „Er hat eine lange Naſe,“ aber einen Sanftmüthigen. Ein auffallendes Beiſpiel, daß man boshafte Leute auch mit der Naſe beſtrafen kann, gab ein Elefant; freilich darf man dabei nicht vergeſſen, daß eine Elefanten-Naſe (vulgo Rüſſel), mehr ausgibt, als eine menſchliche.

Beſagter Elefant von Surat, welcher, wie Hamilton in ſeiner Reiſe nach Oſtindien erzählt, täglich mit ſeinem Wärter durch die Straßen der Stadt ging, um an den Platz zu kommen, wo er ſich des Waſſers erfreute, ſchritt jedesmal an der Wohnung eines Schneiders vorbei, der, mit ſeiner Arbeit beſchäftigt, am offenen Fenſter ſaß. Der Elefant ſtreckte ſeinen Rüſſel ſo hoch empor, daß er dem Meiſterlein das Geſicht berührte. Der erſchreckene jähzornige Nadelheld ſtach den Elefanten mit der kleinen Waffe in den verwegenen Rüſſel. Der Elefant ging ruhig weiter, jedoch wohl eingedenk der erlittenen

Beleidigung. Nachdem er ſeinen Durſt gelöſcht hatte, ſog er noch ſo viel Waſſer ein, als der Rüſſel zu faſſen vermochte. Als er nun auf dem Rückwege das Schneiderlein wieder am Fenſter erblickte, ſpritzte er die ganze Waſſerladung mit ſolcher Gewalt in das Zimmer hinein, daß der Kleiderkünſtler, vom Stuhle hinabgeworfen, unter den Tiſch fiel. Ob die Feindſeligkeiten zwiſchen dem Schneider und dem Elefanten noch weiter fortgeſetzt wurden, kann ich Dir, mein lieber Gnome, nicht ſagen; dafür aber will ich Dir viele Bemerkungen aus klaſſiſchen Schriftſtellern der Griechen und Römer über die Naſe mittheilen. Horaz *) deklamirt gegen die ſchiefen Naſen, Catull **) ſetzt die große Naſe eines Mädchens unter die Haupt-Ingredienzen der Häßlichkeit. Lucian ***) und Philoſtrat [1]) nennen die wohlgeſtaltete Naſe eine ſymmetriſche; für ſchön galt eine volle, gerade, leichtgekrümmte Naſe, die an den Naſenöffnungen ein Bischen ausgebreitet war. Martial [2]) verlangt, daß an einem ſchönen Jüngling die gekrümmte Naſe nicht zu groß ſei. Die ſchöne Aſpaſia und der ſchöne Paris hatten, wie Aelian [3]) und Philoſtrat [4]) erzählen, eine etwas gebogene Naſe. Die Perſer hielten die gebogene Naſe nicht nur für ein weſentliches Merkmal der Schönheit, ſondern auch für ein Zeichen von Geiſtesreichthum [*]; die Biegung mußte aber ſanft und allmälig erſcheinen; denn eine ganz krumme Naſe galt für fehlerhaft [**]. Diomedes und Patroklus hatten gerade Naſen; die des Diomedes war um die Naſenöffnung etwas breiter, wie bei den muthigſten Pferden [***]. Ariſtänet [1]) erkennt eine gerade und der Feinheit der Lippen entſprechende Naſe, als das Ideal einer ſchönen Naſe. Plato und Pollux [2]) nennen die mit mäßiger Wölbung gebogene Naſe eine königliche. Breite, eingedrückte Naſen mit weiten Öffnungen, dergleichen das Geſicht des Sokrates entſtellte, nannte man ſokratiſche, auch Silenus- oder Satyr-Naſen [3]). Was nun die Farbe einer ſchönen weiblichen Naſe betrifft, ſo ſingt Anakreon:

---

*) De arte poëtica.

**) Im 42. und 44. Gedichte.

***) In der Abhandlung: Die Bilder.

[1]) Im 2. Buche ſeiner Lebensbeſchreibungen der Sophiſten.

[2]) Im 42. Sinngedichte des 4. Buches.

[3]) Aelian: hist. l. 12. c 1.

[4]) Philoſtrat in Heroicis.

»Willſt Du Wang' und Naſe malen,
Miſche Milch mit jungen Roſen!«

Naſen mit einem großen Höcker verwirft Juvenal [4]) und Lucretius — — —

Der luſtige Gnome nahm es mir ſehr übel, daß ich mit einem ſolchen Aufwande von Gelehrſamkeit prunken wollte, um ihn, wie er ſich's einbildete, damit zu beſchämen. Er gerieth daher in den heftigſten Zorn und rief mir zu: „Geh' zum Kuckuck mit Deiner Naſeweisheit!“ — Damit ergriff er die ſchönen Kunſtwerke und begann ein ſolches Naſen-Bombardement gegen mich, daß mir nichts übrig blieb, als die Flucht zu ergreifen, während er, wie eine Katze auf allen Schränken herumkletternd, mir einen Naſen-Hagelregen nachſchleuderte und ein gellendes Gelächter aufſchlug.

---

[*] Plutarch in Apophth. Reg. et Imp. —

[**] Terenz im Heaut: 5. Szene.

[***] Philoſtrat im genannten Werke.

[1]) Ein Brief des 1. Buches.

[2]) Plato Lib. V. Politic. — Pollux in Onomastico I. II.

[3]) Macrobius Saturnalium 7. c 3. — Nemeſian's 11. Idylle.

[4]) Juv. Sat. 6. v. 108.

## VIII.

## Das Hunds-Diner und die ſchöne Welt der Affen.

Ich ſchlenderte ohne Zweck und Ziel, durch mehrere Straßen, die mir allerdings bekannt, aber, weil Alles ſo menſchenleer und ſo ſtill war, zugleich auch fremd ſchienen. Mein treuer Pudel folgte mir auf dem Fuße nach, und es geſellten ſich ihm bald mehrere Hunde zu, die herrnlos herumliefen, und, entzückt über den lange entbehrten Anblick eines menſchlichen Weſens, mich mit Freudengeſchrei und Schmeicheleien begrüßten.

Der Zufall fügte es, daß wir an ein großes Gaſthaus kamen. Dieſe Erſcheinung ſetzte mich in kein geringes Erſtaunen, indem ich nun erſt daran dachte, wie lange es ſchon ſei, daß ich keine Nahrung zu mir genommen hatte. Ich wußte mich gar nicht zu erinnern, wann ich zum letzten Male gegeſſen hätte, und es ſchien mir ganz unmöglich, daß ein Menſch, allen Speiſengenuß entbehrend, ſo lange leben könne. Ich erinnerte mich wohl mancher Menſchen, die ohne den geringſten geiſtigen Genuß lebten und ſichtbar zunahmen, doch keines Einzigen, der ohne materiellen Genuß ſeine Exiſtenz fortgeſetzt hätte. Aus meiner Betrachtung ergab ſich mir endlich das Reſultat, daß entweder ein Wunder oder eine Krankheit, die kein Wunder iſt, mich in dieſen ſeltſamen Zuſtand verſetzt habe. Mein Erſtaunen wuchs durch die Bemerkung, daß ich ſelbſt in dieſem Augenblicke — zwar einen brennenden Durſt — aber keine Eßluſt fühlte. Durch den Gedanken an die Speiſezettel der Gaſthäuſer erzeugte ſich in mir wohl mancher appetitus spurius, allein er ging höchſt flüchtig vorüber, und es folgte ihm ſogar ein gewiſſer Ekel vor jedem Speiſeduft.

Die Neugier führte mich in's erſte Stockwerk. Ein Speiſeſaal mit Nebenzimmern ſtellte ſich dar. Alle Thüren waren geöffnet, alle Tiſche gedeckt und mit Gerichten aller Art beladen. Die Hundegeſellſchaft, die ſich indeß bedeutend vermehrt hatte, folgte mir mit vielen Freudenbezeugungen. Der Speiſenduft machte zwar auf ſie einen bezaubernden Eindruck, deſſen ungeachtet aber überſchritten ſie nicht die Grenzen der Beſcheidenheit, und es zeigte ſich, daß die ganze Geſellſchaft aus Hunden von guter Erziehung beſtand, denen der Stock und die Peitſche die beſten Grundſätze eingeprägt hatten. Sie wagten es, wohlgeſitteten Kindern gleich, nicht, ſich ſelbſt von den auf der table d'hôte ſtehenden Schüſſeln etwas zu nehmen; ſie ſprangen nicht einmal auf die Stühle, ſondern ſetzten ſich, der erhaltenen Bildung gemäß, theils neben die Stühle, theils unter den Tiſch mit halb vorgeſtreckten Köpfen.

Dieſes zarte Benehmen rührte mich, und ich faßte den edlen Entſchluß, mich von den Hunden an Humanität nicht übertreffen zu laſſen. Ich gab daher den ungeladenen, aber ſehr freundlichen Gäſten mit ſchnalzender Hand ein Zeichen, auf die Stühle zu ſpringen; mein Wink wurde augenblicklich befolgt, und Hundsgeſichter aller Art zeigten ſich mit ſchnuppenden Schnauzen. Ich befeſtigte jedem, der ſehnſuchtsvoll Wartenden eine Serviette um den Hals, zerſchnitt das Geflügel und die übrigen Braten nach allen Regeln der Anatomie und der Tranſchirkunſt und legte vor. Der Appetit der Gäſte war die ſchönſte Lobrede auf die Köche und die menſchliche Kochkunſt. Der vollkommenſte zweibeinige Schmarotzer konnte ſich's nicht beſſer ſchmecken laſſen und eine beſſere Laune dabei zeigen. Die im Speiſeſaale herrſchende Stille wurde nur durch das von allen Seiten zu vernehmende, den Anſtand nicht verletzende Beißen, Krachen der zermalten Beine, haſtiges Verſchlingen und Hinabwürgen größerer Brocken, Keuchen, Zähneknirſchen und andere Merkmale des eifrigſten Schmausgenuſſes unterbrochen.

Übrigens ging das ganze Diner ruhig und in beſter Ordnung vor ſich, bis ein kleiner, weißer, verwöhnter, daher etwas arroganter Schooßhund den unglückſeligen Gedanken faßte, auf den Tiſch zu ſpringen, um ſich eines noch übrigen Gansflügels zu bemächtigen. Dieſe verwegene That gab das Signal zu einem allgemeinen Aufſtande. Die Macht des verführeriſchen Beiſpiels und das plötzliche Erwachen des mißgönnenden Neides brachte alle Hundsſeelen in eine ſolche Aufregung, daß alle Hundsfüße zugleich auf den Tiſch ſprangen, und eine Hundsſchnauze der andern den unglücklichen Gänſeflügel zu entreißen ſuchte. Es kam zu einer förmlichen Hundsſchlacht, wobei der Tiſch eine totale Niederlage erlitt. Die Scherben der zerbrochenen Schüſſeln, Teller, Aſſietten, Flaſchen und Gläſer bedeckten das Schlachtfeld.

Ich vermochte es nicht, das Toben zügelloſer Wuth länger anzuſehen; ich verließ den entweihten Speiſeſaal mit den Worten: „**Tantaene animis coelestibus irae**? *). Mein treuer Pudel folgte mir mit philoſophiſcher Gemüthsruhe, als wollte er der Erde das Motto ſetzen: **Plus aloes, quam mellis habet**“ **) oder „**Miseri quibus intentata nites**“ oder: **Quanto quisque sibi plura negaverit, a Diis plura feret**“ ***) oder: „**Vix ea nostra voco**“ 1) oder: „**Nullum numen abest, si sit prudentia**“ 2) u. ſ. w.

---

*) Virgil.

**) Juvenal.

***) Horaz.

1) Ovid.

2) Juvenal.

In einer der nächſten Straßen bemerkte ich eine Menge Affen. Ich trat näher und ſah, daß ſie theils vor einem Galanterie- und Modewaaren-Laden, theils vor der Auslage eines Schneiders ſtanden. Die Mienen und Geberden der ſchauenden **Quasi**-Menſchen drückten Bewunderung und Vergnügen aus. Endlich wagten es die muthigſten der Schar, die Ladenthüren zu öffnen; die Übrigen folgten nach einigem Zögern den Anführern. Ich hielt mich in einer kleinen Entfernung verborgen, um den Ausgang der Geſchichte abzuwarten. Nach Verlauf einer Viertelſtunde erblickte ich das luſtigſte Poſſenſpiel. Die Affen traten mit den poſſirlichſten Grimaſſen und Sprüngen aus der Bude. Einige als Stutzer gekleidet, trippelten in kurzen Gehröcken und langen Pantalons nach dem Zuſchnitt der letzten Mode ſo affektirt einher, als ob ſie wirkliche Stutzer wären; das **Collier greque** gab ihnen einen eigenen Reiz. Andere ſchwebten im modernſten Damenkoſtüm, gaukelnd und ſchaukelnd, indem ſie die Köpfe unter den mit Federn, Blumen und Bändern geſchmückten Hüten bald verſchämt niederſenkten, bald kokettirend und liebäugelnd nach der Seite drehten. So bildete ſich denn in Kurzem eine förmliche Promenade. Die neu gekleidete galante Welt zog auf und nieder, und freute ſich zu ſehen und geſehen zu werden, ohne ſich mit Gedanken oder Empfindungen beläſtigen zu müſſen, wobei denn Alles inſtinktmäßig auf's Beſte vor ſich ging. Die Stutzer hatten die Augen mit Brillen bewaffnet; dies verurſachte aber, daß Mehrere der Geblendeten karambolirten. Einige hatten Cigarren im Munde, und blieſen den Damen manches

Dampfwölkchen in's Geſicht, was dieſe aber für Weihrauch hielten, folglich auch nicht übel nahmen. Zuletzt erſchien ein ältlicher Affe, welcher zwei große Geldſäcke trug, ihm folgten vier Diener mit gleicher Metall-Ladung befrachtet. Alle Herren und Damen begegneten ihm mit ungeheurer Ehrfurcht, machten zuerſt ihm, dann jedem Geldſack eine tiefe Reverenz, und ſchloßen ſich dem Vortretenden an. Ich fragte einen der Letztern, was der ſich bildende Zug zu bedeuten habe, und vernahm, daß derſelbe, alles Menſchenwerk verachtend und verſchmähend, nun auswandere, um in einer kleinen Entfernung von der Stadt eine neue Stadt zu erbauen, eine neue Kolonie und dann ein eigenes Reich zu gründen; es ſeien zu dieſem Zwecke bereits mehrere Biber als Baumeiſter verſchrieben, welche auch heute ſchon eintreffen müßten. „Ein großer Gedanke! Eine kühne Idee! (ſchloß der Affe ſeine Nachricht;) ſo viele Städte ſtehen da fix und fertig; wir laſſen ſie ungenützt und bauen eine neue, um zu zeigen, daß man die Menſchen auf Erden entbehren kann. Iſt das ſtupende Werk zu Stande gebracht, ſo magſt Du zu uns kommen; wir wollen Dich dulden und werden Dir vielleicht ſogar das Ehrenbürgerrecht ertheilen.“ —

Ich wollte, von gerechtem Zorn übermannt, den Affen packen; er ſprang mir aber grinſend über den Kopf. Der Affe lief vorwärts, ich blieb zurück, faßte mich jedoch bald, indem ich ſchon früher ähnliche Erſcheinungen unter den Menſchen erlebt hatte.

## IX.

## Buchhandlung und Apotheke.

Indem ich allein ſtand, erinnerte ich mich deſſen, was jener hochmüthige Affe, der das Affengeſchlecht zum Menſchengeſchlecht machen wollte, von den drei berühmten Affenſtädten im Lande der alten Egypter erzählte; dies erweckte in mir den quälenden Gedanken, daß die Erde vielleicht binnen wenigen Jahren mit hunderten von Affenſtädten bedeckt und entehrt ſein würde, und ich haderte in meinem Unmuth mit dem Schickſal über die Ungerechtigkeit, daß mit dem Menſchengeſchlechte nicht auch das Affengeſchlecht ausſtarb.

In ſolche traurige Betrachtungen verſunken, erblickte ich eine ſtattliche Buchhandlung vor mir. Eine magnetiſche Gewalt zog mich hinein. Ich nahm ein Buch um's andere aus den zierlichen Schränken, und fand, daß es hier zuging wie im Leben ſelbſt, denn freundnachbarlich ſtand neben dem Gehaltvollen das Werthloſe, neben dem Geiſtreichen das Geiſtloſe, neben dem Erhabenen das Trivialſte, neben dem Genialen das Alberne. Ich ſuchte mir das Beſte heraus, ſetzte mich in einen Lehnſtuhl, vergaß über der Ideenwelt die wirkliche, über den geiſtigen Freuden alle Leiden des Lebens, und ſah mich in ein Eliſium verſetzt, wo uns Nektar und Ambroſia erquicken, wo Zeit und Raum verſchwinden, wo der Lethe fließt, aus dem wir Vergeſſenheit aller Leiden trinken, bis das Nachtſtück unſers Lebens ſinkt, wo dann der Balſam quillt, der alle Wunden heilt, und wo ich, ſelbſt ein ſeliges, unſterbliches Weſen, unter Seligen und Sterblichen wandelte, deren Jeder zugleich Unterthan und König im Geiſterreich iſt. „Hier," ſagte ich, „hier blüht die vollſtändige Flora des Guten, Schönen und Wahren; hier ertönt die echte Harmonie der Sphärenmuſik des Weltalls!" —

Ich machte aber leider nur zu bald die traurige Erfahrung, daß es wenigſtens mit der Harmonie hienieden, ſelbſt im Gebiete der Kunſt und Wiſſenſchaft, nicht ſo ganz richtig iſt. Ein kritiſches Journal des Auslandes erhob ſich aus einer Schar von Büchern, ſtellte ſich vor dieſelben hin, hielt eine Rede über die öſterreichiſche Literatur, und überhäufte die öſterreichiſchen Schriftſteller und ihre Werke mit Schmähungen. Ein paar Wiener Zeitſchriften wollten ihre Stimme dagegen erheben und den Schreier der Lüge und der nichtigſten Aufgeblaſenheit zeihen; ein Buch, das einen Öſterreicher zum Verfaſſer hatte, ſagte aber mit ruhigem Ton: „Laſſet den Schreier ſchreien! Er lebt vom Schreien. Der Hunger thut weh. Wollt ihr gelobt ſein, ſo öffnet ihm das gelobte Land — des Geldes, nähret den Leib des Armen, und er wird euern Geiſt preiſen." — Mehrere Bücher erhoben ein ſchallendes Gelächter. Das kritiſche Journal zerplatzte vor Ärger.

In dieſem Augenblicke ſprang Arlechino über einen dicken Folianten hervor; er gab dem geborſtenen Journal einige Hiebe mit ſeinem hölzernen Schwert, und ſtimmte in das Gelächter der Bücher ein; dann unterſuchte er, eine kunſtrichterliche Miene annehmend, das auf dem Boden ſich hin und her wälzende Journal ſorgfältig, und ſprach mit komiſchem Pathos: „Soll ich nun den Rezenſenten rezenſiren? Ich könnte wohl allerdings auch ein Wort über die Literatur ſprechen, indem ich an Buntſcheckigkeit und Leichtfertigkeit mit dem buntſcheckigſten und leichtfertigſten Journale es aufnehmen kann. Meine Jacke iſt aus ſo vielen vielfärbigen Flecken zuſammengeſetzt, wie das reichhaltigſte Journal; ich kann salti mortali machen und mit dem hölzernen Säbel drein ſchlagen, wie das lebhafteſte und ſchlagfertigſte Journal. Manche Journale ſollten eigentlich ſtatt des Apollo mich zum Protektor wählen, meinen Namen als Titel führen und mein Bildniß als Aushängſchild nehmen. „Arlechino!“ welcher wohlklingende, intereſſante, vielverſprechende Titel für ein Journal! Ein herrliches literariſches Farbenklavier! Ein unbegränzter Spielraum für das Fantaſtiſche aller Art! Was nun insbeſondere das gegenwärtige, in Qualen vor uns liegende, vor Ärger geborſtene Journal betrifft, ſo wollet ja nicht glauben, daß es wirklich todt ſei. Es hat, ſo zu ſagen, ein ſehr zähes Leben, und iſt nichts weniger als wirklich todt. Der traurige Zuſtand, in dem es ſich jetzt befindet, iſt nur ein Scheintod, ſo wie ſeine vorhergegangene Exiſtenz nur ein Scheinleben war. — Was nun Dich betrifft, Du armer letzter Menſch, ſo iſt mir zu Ohren gekommen, daß Du vom Schickſal, welches Dir in der Geſtalt einer Centifolie erſchien, den Auftrag erhalten haſt,

die Reiſe **durch eine Welt ohne Menſchen** nicht n
zu machen, ſondern auch zu beſchreiben. Ein undankba
Geſchäft! Du haſt zwar dabei den Vortheil, daß Du die
ungeheure Werk nicht nur ſchreiben und ſelbſt leſen, ſonde
ſogar ſelbſt rezenſiren kannſt; allein wer bürgt Dir dafü
daß Du nicht genug Anfechtungen findeſt von ſolchen W
ſen, von denen ſich Deine Philoſophie nichts träumen lie
Ich habe mich ehemals, wenn es mir an Lebensmitteln fehl
oder, wenn die ſchöne Colombine mich auf acht Tage a
ihren Augen verbannte, mit der ſchönen Literatur abge
ben, und ich guckte da in manche menſchliche Journale,
mit Dir recht ſäuberlich verfuhren; wie wird's aber werde
wenn nach dem Ausſterben der Menſchen irgend ein u
menſchliches Journal erſcheint, welches Dich und Dein W
unbarmherzig zerfleiſcht und zerreißt? Die Affen und die d
ſtern Erdmännlein z. B. ſind Dir, wie Du weißt, ſpinn
feind. Gerathen dieſe etwa auf den Gedanken, eine Ze
ſchrift herauszugeben, ſo laſſen ſie Dir kein gutes Haar a
Kopfe. Ich will mich alſo Deiner annehmen und eine Vo
rede zu Deinem Werke ſchreiben, die ungefähr ſo laut
könnte:

„Geehrtes Thierreich! Liebenswürdiges Pfla
zenreich! Schätzbares Mineralreich! Der Verfaſ
des vorliegenden Werkes ſchmeichelt ſich, nirgend gegen
Beſcheidenheit verſtoßen zu haben, denn er wußte ja, d
daſſelbe keine Leſer, folglich auch keinen menſchlichen B
fall finden, vielleicht ſogar in die Hände von Unmenſchen g
rathen würde, welche — einen unglücklichen Schriftſtell

wie Domitian die Fliegen, mit dem Griffel zu tödten pflegen. Er wendet ſich daher an euch, ihr drei Reiche der Natur, deren Protektion er anſucht, indem er euch ſein Werk widmet. Geehrtes Thierreich, behandle ihn, wie es Dir beliebt! Etwas Anderes zu ſagen, wäre überflüſſig; denn — bäte er die reißenden Thiere, ihn zu ſchonen, ſo würden ſie es doch nicht thun wollen; bäte er die zahmen Thiere, ihn zu beſchützen, ſo würden ſie es doch nicht thun können. Er erſpart ſich alſo die vergebliche Bitte, und überläßt die Einen wie die Andern ihrer Natur, die ſie in keinem Falle abzulegen vermögen. Übrigens vertröſtet er ſich, daß ihr ihm dieſe Freimüthigkeit nicht für eine Unart oder Unbeſcheidenheit auslegen werdet.“

„Dich, liebenswürdiges Pflanzenreich! fleht er an, daß du ihm keine giftigen Kräuter ſtatt der geſunden unterſchieben wolleſt, wogegen er ſich verpflichtet, auch in ſein Werk keine giftigen Gedanken, Empfindungen und Bilder einzumiſchen. Er wird ſich daher hinlänglich belohnt finden, wenn du ihm noch ferner den reinen Genuß deines ſchönen, holden Still-Lebens geſtatteſt und ihm dein wärmſter Verehrer zu ſein erlaubeſt. Deine Huld, ſchätzbares Mineralreich! nimmt er nur ſo weit in Anſpruch, daß er von dir weder Marmor noch Erz zu einem Denkmale verlangt, und daß er auf dein Geld und Silber Verzicht leiſtet, da er Geld weder prägen, noch unter den gegenwärtigen Umſtänden brauchen kann. Geehrte und geliebte drei Reiche der Natur! Ihr werdet demnach einſehen, daß der Reiſebeſchreiber euch ſein Werk in der reinſten und uneigen-

nützigſten Abſicht zueignet, indem er dafür weder ein ein
trägliches Amt, noch eine Penſion, noch ſonſt irgend ein
milde Gabe verlangt, auch keine verſteckte Nebenabſicht da
mit verbindet.“ So viel von dem Verfaſſer, nun zu den
Werke ſelbſt! Ich Arlechino, der allbekannte Springins
feld, glaube, daß Alles, was der Verfaſſer in dieſem Bu
che erzählt, reine Wahrheit iſt. Ich finde es wenigſtens ſeh
wahrſcheinlich, und ich bin doch gewiß viel in der Welt her
umgekommen. Dabei gefällt es mir, daß der Verfaſſer ſic
über ſo manche Mängel und Gebrechen, ſo manches Alber
ne, Abgeſchmackte, Thörichte und Närriſche der ausgeſtor
benen Menſchheit luſtig macht, ohne boshaft zu ſein, un
daß er ſich, indem er die Unnatur der ci-devant-Menſch
lein tadelt, mit der Natur befreundet. Der Verluſt ſei
ner Bruder, ſo wie der Verluſt aller Theilnahme und Mit
theilung mag ihm allerdings ſchwer fallen; wenn indeß ei
Unglück ſchon ſein ſoll, ſo ſcheint es mir beſſer, ohne Men
ſchen mit der Natur, als mit den Menſchen in der Un
natur „u leben.“

„Nun denn, ihr ſechs Klaſſen der Thiere! ihr Bäu
me, Geſträuche, Blumen und Kräuter! ihr Metalle, Stei
ne, Salze, Erden u. ſ. w.! Geruhet die Zueignun
dieſes Werkchens gnädig anzunehmen, wenn es ja wirklic
exiſtirt! Ich muß aber aufrichtig geſtehen, daß mich in die
ſem Augenblick eine furchtbare Zweifelſucht überfällt. Wi
wäre es z. B., wenn der Verfaſſer, der ſich Kuffne
nennt, dieſes Werk gar nicht geſchrieben, die Reiſe des letzte
Menſchen gar nicht gemacht hätte? Wie wär' es, wenn ih

z. B. an jenem Abend, den er im Garten des wackern Oberamtmanns zubrachte, ein Nervenfieber befallen hätte? wenn Röschen nicht geſtorben wäre? wenn die Schickſals-Centifolie ihm keinen Reiſe-Auftrag gegeben hätte? wenn die ganze Geſchichte mit allen ihren Abenteuern nur eine Viſion im Paroxismus einiger Fiebernächte wäre? wenn der ſogenannte Reiſebeſchreiber, ſtatt hin und her zu reiſen, im Bette läge, an deſſen Rande der pulsfühlende Arzt neben dem weinenden Röschen ſteht? Wie wär' es, wenn er oder wenn ich ſelbſt kein wirkliches Weſen, ſondern ein erdichtetes wäre und als Vorredner blos in der Fantaſie des Fieberkranken exiſtirte? Glücklich Jeder, der ſich was einbilden kann! Wie wär' es aber erſt, wenn die Menſchheit keineswegs ausgeſtorben und der Fiebertraum des Kranken ein Traum des geſunden Dichters wäre, und ſein Werk kein animaliſches Leſepublikum (welches noch dazu erſt leſen lernen müßte), ſondern ein menſchliches fände? und wenn der Verfaſſer wirklich Chriſtoph Kuffner hieße, und wenn Bäuerle's Theaterzeitung, Saphir's Humoriſt und Witthauer's Modezeitung, die Abendzeitung, die Blätter für literariſche Unterhaltung ꝛc. von dem Werke viel Schönes geſagt hätten? oder wenn endlich gar Derjenige, der eine Reiſe des letzten Menſchen zu leſen glaubte, dieſelbe nicht läſe, ſondern ſie ſelbſt träumte und ſeinen Traum für das Werk eines Andern hielte? — Endet, ihr Zweifel! Mir ſchwindelt. Sein oder Nichtſein, das iſt nun die Frage, die ich, und alle Menſchen und alle Welten, eben ſo gut aufwerfen können, wie Shakeſpeare's Hamlet!"— Bei dieſen Schlußworten ſeiner Vorrede that Arlechino mit ſeinem hölzernen Schwerte zwei Kreuzhiebe in die Luft und ſprang, leicht wie ein Federball, zum Fenſter hinaus.

Ich ließ meinen Vorredner nach ſeinem Belieben in's Blaue ſpringen, ſetzte mich an einen Schreibtiſch und ſchrieb:

### Vorrede des Verfaſſers.

„Arlechino iſt ein Schelm, aber er hat Recht. An wen ſoll ich meine Werke richten? Antwort: an das Mineralreich, an das Pflanzenreich und an das Thierreich, mit Ausnahme der Menſchheit. Ich bedaure aber die armen Menſchen, daß ſie dieſes Werk nicht leſen können, welches, ſei es auch noch ſo unvollkommen, wenigſtens die gute Eigenſchaft hat, daß es ſie aus dem Einerlei vielfach nachgepinſelter Charaktere, verbrauchter Situationen und tauſendmal wiedergekäuter Gedanken, Empfindungen und Bilder, in eine fremde Welt verſetzt, die bei allen ihren Mängeln und Gebrechen doch einen Reiz der Neuheit hat, und ſie in manchen, mit unbekannten Arabesken geſchmückten Lebensſalen führt. Jammerſchade, daß kein Menſch da iſt, der mein Büchlein leſen könnte! Mir bleibt alſo, leider! nichts übrig, als Schriftſteller und Leſer in einer Perſon, ja eigentlich der Repräſentant und Deputirte oder der Delegat der Leſewelt, und der außerordentliche Großbotſchafter der Menſchheit zu ſein. Will ich mich nicht damit begnügen, ſondern durchaus mehrere Leſer haben, ſo bleibt mir nur ein einziges Hilfsmittel, und dieſes würde darin beſtehen, daß ich den Verſuch machte, einigen der bildſameren Thiere, z. B. Papageien, Kanarienvögeln, Stieglitzen, Hunden, Affen ꝛc. Unterricht in der Sprachlehre zu ertheilen, die mir meine Bemühung vielleicht beſſer lohnen würden, als manche Grammatikal-Schüler ſie ihren Lehrern gelohnt haben.“ —

Indem ich eben, nach einer kleinen Pauſe, die Spitze des Federkiels in's Dintenfaß tauchte, um meine Vorrede fortzuſetzen, hüpfte Arlechino mit ſeiner ganzen Geſellſchaft in die Buchhandlung. Er bat mich dringend und im Namen Aller, einige Merkwürdigkeiten der Stadt mit ihnen zu beſehen, und dabei ihr Cicerone zu ſein. Colombine unterſtützte die Bitte ſo anmuthig kokettirend, daß ich nicht widerſtehen konnte. Pantalon, keuchend, hager, und ganz ſchachmatt, äußerte den Wunſch, vor allen andern Dingen eine Apotheke zu ſehen, da er ſolche Heiltempel nur aus Beſchreibungen kenne.

Pierrot verlangte, in eine Menagerie geführt zu werden, Arlechino in ein Wachsfiguren-Kabinet, Colombine in's Theater. Wir traten denn ſogleich die Reiſe an. Um den alten, ſchwachen Pantalon zu ſchonen, führte ich die ſchauluſtige Geſellſchaft zuerſt in eine Apotheke.

Wir traten ein, aber Niemand trat uns entgegen. Pantalon ſehnte ſich nach Arzneien; er hoffte von ihnen augenblickliche Heilung aller ſeiner vielfachen körperlichen Leiden, und er zitterte vor Ungeduld nach dieſen Rettungsmitteln. Arlechino ſchrie nach allen Seiten: „He da! Arzneien her!“ — In dem Augenblicke erſchien ein mit einem ſchwarzen Mantel bekleidetes Gerippe und fragte: „Was ſteht zu Dienſten?“ — Pantalon erſchrak gewaltig und fragte: „Wo ſind wir denn?“ Der Schwarzmantel erwiederte freundlich grinſend: „Im Arſenal des Todes.“ — Pantalon fiel ſchreckenlahm auf einen Stuhl, und Colombine wollte davon laufen. Der Schwarzmantel bot ihr aber voll Galanterie den Arm, führte ſie zu einem Ruhebett und ſagte: „Nehmen Sie nicht ungütig, daß ich es wage, vor einer ſchönen Dame in ſo unmoderner, nachläſſiger Tracht zu erſcheinen. Was wünſchen Sie?“

Colombine. Ich wünſche recht lange zu leben.

Schwarzmantel. Dann bitte ich, ſich vor Unmäßigkeit und vor Arzneien zu hüten.

Colombine. Was ſoll ich aber thun, wenn ich krank bin?

Schwarzmantel. Die Geneſung abwarten und gute Diät halten. Insbeſondere empfehle ich Ihnen die horizontale Lage im Bette und das Faſten.

Arlechino. Ich wäre immer recht geſund, wenn ich nicht ſo viele Sprünge machte.

Schwarzmantel. Springen Sie immerhin, nur hüten Sie ſich vor den Seitenſprüngen!

Pantalon. Ich möchte gern etwas einnehmen; ich habe aber kein Rezept.

Schwarzmantel. Wählen Sie die homöopathiſche Kurart, z. B. einen Meſſerſpitz geſtoßenen Zucker in einer Maß Waſſer; oder die ſympathetiſche Heilmethode?

Pantalon. Worin beſteht denn die ſympathetiſche Heilmethode?

Schwarzmantel. Sie iſt von zweifacher Art. Ich führe Sie entweder an einigen Reihen von Tiegeln und Flaſchen vorüber; Sie leſen die lateiniſchen Aufſchriften, wählen und nehmen dann dasjenige, was Ihnen, dem Wort-Wohllaut nach, am beſten gefällt, oder ich ſchreibe Ihnen ein Rezept, und Sie belieben ſich die erwünſchte Wirkung der Arznei, welche gar nicht zubereitet wird, mit einer ſolchen Lebhaftigkeit der Fantaſie zu denken, daß der gehörige Effekt nicht ausbleiben kann. Freilich leben manche Menſchen ſo, daß ſie alle Heilkräfte der Natur zu Schanden machen, und von der Kunſt der Ärzte dann das Unmögliche verlangen. So lebt Mancher von einem Tag zum andern, indem er ſich an einem Tage ruinirt, am andern reſtaurirt, bis endlich unerwartet der letzte Tag erſcheint, wo alles Ruiniren und Reſtauriren ein Ende hat. Beſtehen Sie nun, mein Herr! durchaus auf Arzneien, ſo will ich Ihnen eine Univerſal-Tinktur bereiten, die dem Einen eben ſo viel, oder eben ſo wenig helfen ſoll, als dem Andern. —

Mit dieſen Worten öffnete der Schwarzmantel alle Flaſchen und Tiegel, nahm aus jedem etwas heraus, und miſchte es blindlings zuſammen. Dieſe unheimliche Operation machte auf uns Alle einen ſo widrigen, grauenhaften Eindruck, daß wir im Stillen den Entſchluß faßten, recht diät und vernünftig zu leben. Wir ſchlichen aus dem Arſenal des Todes hinaus, deſſen gellendes Gelächter uns nachfolgte.

## X.

## Wachsfiguren-Kabinet. Menagerie. Verwandlung.

Wir traten nun die Reiſe in den Tempel des Scheinlebens an. Eine Reihe von Sälen und Zimmern, mit Wachsfiguren bevölkert, empfing uns. Berühmte Männer und Frauen aller Zeiten und Völker machten das Ganze zu einem Pantheon für das Studium der Weltgeſchichte. Der erſte Saal zeigte uns das Zeitalter des Auguſtus Octavianus. Ihm ſtanden Mäcenas und Agrippa zur Seite; vor dem Cäſar kniete Kleopatra. Hinter ihm erhoben ſich Virgil und Horaz, um einen Lorbeerkranz, welchen ſie gemeinſchaftlich hielten, lächelnd auf ſein Haupt zu ſetzen. In einiger Entfernung umſchlang Arminius einen Eichſtamm, düſtere Blicke auf die Gruppe heftend. In dem Nebengemache ſaß Nero mit einer Harfe; er ließ, die Saiten rührend, ſeinen wilden Geſang über der brennenden Roma ertönen. In einer andern Abtheilung ſah man den großen Conſtantinus, die Blicke zum Himmel erhebend, wo der Entzückte das ſtrahlende Zeichen des Kreuzes erblickte, von einem halb ſichtbaren Chore von Engeln umgeben. In einiger Entfernung ſtand die ſtämmige, gedrungene Geſtalt des Hunnenfürſten Attila. Wuth entſtellte ſeine häßlichen Geſichtszüge noch mehr. Im Hintergrunde zeigte ſich ein Theil der für ihn ſo unglücklichen Schlacht auf den catalauniſchen Feldern. Ihm zur Seite ſtand ein Scheuſal: die Verzweiflung. Unfern dem mit aſiatiſchem Prunk beladenen König ſaß Rudolph von Habsburg in ſchlichtem Gewande auf einem Stein; aus einem Gebüſche hervortretend, reichte ihm ein Engel die Kaiſerkrone. Ein modern dekorirter Salon enthielt blos moderne Geſellſchafts-Gruppen. Zwei bleiche Herren und zwei feuerrothe Damen ſaßen, Whiſt ſpielend, an einem Tiſche. Ihre ſchweigſame Aufmerkſamkeit paßte ſehr gut zu dem Charakter des Spieles. In der Mitte des Salons ſtand eine gedeckte Tafel; die Gäſte ließen ſich die Speiſen ſo wohl ſchmecken, daß ſie keine freie Minute fanden, um nur ein Wörtchen zu ſprechen. In einer Fenſterecke ſaß ein Gelehrter, der ſich durch Alles, was rings um ihn vorging, nicht ſtören ließ und eifrig ſchrieb.

Meine italieniſchen Pantomimen wollten durchaus nicht begreifen, daß die anweſenden Menſchen-Geſtalten keine wirklichen Menſchen ſeien. Meine Behauptung, daß man ausſehen könne wie ein Menſch, ohne deßhalb ein Menſch zu ſein, erklärten ſie für baren Unſinn. Colombine glaubte, die Leute ſchliefen; Arlechino meinte, daß ſie ſich nur verſtellten, um mich, der ſo geſcheit ſein wollte, zum Beſten zu haben und dann auszulachen. Und ſo entſtand denn folgendes Geſpräch:

Arlechino. Warum hätten denn dieſe Leute Augen und Ohren?

Ich. Ich kannte viele Menſchen, die Augen hatten und nicht ſahen, Ohren und nicht hörten.

Arlechino. Sie ſpielen Whiſt; dazu gehört Geiſt.

Ich. Der Spielgeiſt und der menſchliche Geiſt ſind zwei Dinge von ganz verſchiedener Art.

Arlechino. Sieh doch jene gedeckte Tafel an! Die Leute eſſen und trinken ja, weil ſie leben, um zu leben.

Ich. So viel ich weiß, hat ſich noch kein Menſch lebendig gegeſſen und getrunken; wohl aber hatte man genug Beiſpiele, daß Viele ſich todt aßen und tranken.

Arlechino. Und jener Gelehrte — könnte er ein Buch ſchreiben, wenn er nicht Geiſt hätte?

Ich. Guter Freund! Da biſt Du in einem gewaltigen Irrthum. An geiſtloſen Schriftſtellern und Büchern war noch nie ein Mangel.

Arlechino. Und auch jene beiden Liebenden dort ſollen leblos ſein? Welche ſeelenvolle Blicke!

Ich. O Himmel! Mit den verliebten Blicken iſt es eine mißliche Sache. Jeder glaubt darin zu finden, was er darin ſucht, und ſehr oft ſind die ſchönſten Blicke nichts als Surrogate des Gedankenmangels oder ſchöne Larven häßlicher Falſchheit. Ihr ſeht hier nichts Anderes, als bekleidete Wachsfiguren, die wirkliche Menſchen vorſtellen ſollen. Auf jeden Fall iſt das Ganze ein Betrug, aber ein ſehr künſtlicher und lehrreicher Betrug, welcher, wie gewöhnlich, mehr Wirkung thut als die Wahrheit. Man findet hier eine hiſtoriſche Wichtigkeit und eine unverkennbare Ähnlichkeit mit manchem hiſtoriſchem Werke darin, daß man die dargeſtellten ausgezeichneten Menſchen dadurch zwar nicht kennen lernt, jedoch mit Zuverläſſigkeit annehmen darf, daß ſie wenigſtens ſo, wie ſie dargeſtellt werden, gewiß nicht waren; allerdings kein unbedeutender Gewinn für den Geſchichtsforſcher! Ein zweiter Vortheil, welchen uns ſolche Wachsfiguren gewähren, beſteht darin, daß wir daraus erſehen, wie viel der Schein über den Menſchen vermag, und wie das Meiſte auf den Schein berechnet iſt. Ihr ſelbſt ſeid nur Scheinweſen, und habt als ſolche den Menſchen einſt manche Abendſtunden im Theater verkürzt. In die galanten Geſellſchaften der großen Welt ſeid ihr wohl nie gekommen, und ihr habt dabei auch nichts verloren; wollt ihr aber ein wahrhaftes Bild von den lahmen Freuden des mit moraliſcher Gicht behafteten Salon-Lebens ſehen, wie es — mit ſehr wenigen Ausnahmen — ehemals auf der Erde Statt fand, ſo dürft ihr nur die Geſellſchaft im modernen Salon hier anſchauen. Glaubt mir! der größere Theil beſtand nur aus männlichen Wachsfiguren und aus weiblichen Wachspuppen, nach den Modejournalen gekleidet, und nach der herrſchenden Mode alles Geiſtes entkleidet. Dieſe ſeelenloſen Geſchöpfe verſammelten ſich, um ſich zu unterhalten, hatten aber weder die Gabe, Andere zu unterhalten, noch die Fähigkeit, ſich unterhalten zu laſſen. Ein Salon war in der Regel ein Tempel der Göttin Langeweile, eine Folterkammer, worin dem Witze die Daumſchrauben angelegt wurden, ein Invalidenhaus gebrechlicher Kunſttalente, ein Hoſpital von künftigen Krankheiten der Tanzwuth und der Schwelgerei, eine Marktſchreierbude von Modekleidern und Modenarrheiten. Glaubt mir! ein großer Theil Derjenigen, die in den Salons zuſammenkamen, um ſich zu belügen und zu langweilen, waren um nichts beſſer, als die Wachsfiguren, die ihr hier vor euch ſeht; es fehlte jenen an echter Lebenskraft und Lebensluſt, eben ſo wie dieſen, und ihr ganzes Treiben ging auf ein nichtiges Scheinleben hinaus. Ich laſſe es gelten, daß wenige Menſchen etwas Gutes oder Großes leiſteten; aber daß diejenigen, die das Vergnügen zu ihrem Götzen machten, deſſen ungeachtet nicht einmal die Fähigkeit beſaßen, ſich wahrhaft zu beluſtigen, das empörte mich oft." — Ich hatte kaum die letzten Worte geſprochen, als Arlechino laut aufrief: „Erbärmliche Kreaturen! Ich kann ſolche Falſchheiten nicht ertragen, ihr ſollt noch in euern Repräſentanten geſtraft werden. Ich, der weltbekannte Luſtigmacher, will euch züchtigen, die ihr nach Beluſtigungen jagt, und dennoch nicht einmal luſtig zu ſein verſteht." —

Der Muthwillige zog ſeinen hölzernen Säbel, ſprang raſch herum, führte Kreuz- und Querhiebe und richtete bald eine ſolche Niederlage an, daß die berühmten und unberühmten Wachsmenſchen, verſtümmelt und zerſtückt, das Schlachtfeld bedeckten, und das Scheinleben ein wirkliches Ende nahm. Dann ſprang der Leichtfüßige nach ſeiner Gewohnheit zum Fenſter hinaus; die Übrigen verließen lachend den Salon. Ich ſchritt der Letzte hinaus, lächelnd, daß ein Arlechino die Stelle der Nemeſis vertreten mußte.

Der zudringliche, läſtige Pierrot mit ſeiner einförmigen, ſchläfrigen Albernheit, ruhte nicht, bis ich mein Verſprechen erfüllte und den Halbmenſchen mit der übrigen Pantomimen-Geſellſchaft in eine Menagerie führte.

Als wir eintraten, geriethen alle Thiere, wie aus dem Schlafe erwachend, in eine gewaltige Bewegung; ein vielſtimmiges Getöſe von brüllenden, heulenden, kreiſchenden und ziſchenden Stimmen ſcholl uns zugleich betäubend entgegen. Indem die Italiener, Colombinen in die Mitte nehmend, einen Phalanx bildeten und ſich ſchüchtern in einem Winkel des hölzernen Palaſtes zuſammendrängten, erſchien plötzlich, wie ein Blitz hereinfahrend, der Salamander; ihm folgten die beiden Gnomen. Alle Thiere verſtummten augenblicklich. Der Salamander nahm das Wort und ſagte: „Damit die reſpektable Geſellſchaft nicht ſo unwiſſend hinausgeht, wie ſie hereingekommen iſt, und wie manche Menſchen einſt in das Theater und aus dem Leben gingen; ſo habe ich die beiden Herren Gnomen beredet, euch die nöthigen Auskünfte zur Belehrung und zum Vergnügen zu ertheilen. Merket auf und beſeht euch dieſe Naturkünſtler wohl! Vielleicht findet ihr da Manches, was ihr in euren theatraliſchen Kunſtleiſtungen mit Vortheil benützen könnt. Wäre das Menſchengeſchlecht nicht glücklicher Weiſe noch zur rechten Zeit ausgeſtorben, ſo wären die armen Schauſpieler ohne Zweifel durch Kunſtthiere und Thierkünſtler von der Bühne verdrängt worden. Merkt alſo wohl auf, um noch etwas zu lernen! Gnomen! beginnt euer Amt!“ —

Der luſtige Gnome fügte ſich dem Auftrage bereitwillig; den Grimaſſen des düſtern Gnomen war es aber anzuſehen, daß es ihn ärgerte, eine fremde Superiorität anerkennen zu müſſen, und daß ihn dabei nur der Gedanke tröſtete, in ſeine Erklärungen ſo viel Beißendes als möglich zu bringen.

Der luſtige Gnome begann: Ihr perſonifizirten Maskenrollen der Comedia dell' arte, ihr verkörperten Fantaſieweſen, und Du, letzter Menſch, der hier als letzter Theaterdichter, letzter Theaterdirektor und letzter Theaterkritikus daſteht! Legt jetzt die Maske ab, entſagt dem Scheine und vernehmt die Wahrheit! Ihr ſeht hier einen Löwen und in dem Löwen einen Beweis, wie weit eine Katze es bringen kann, nämlich bis zum Löwen *). Das ſtolze Bewußtſein dieſes Emporkommens bewirkt dann, daß der dem Kopfe der gemeinen Hauskatze ſo ähnliche Löwenkopf einen imponirenden Ausdruck von Ernſt, Stolz, Würde und Hoheit erhält. Der Löwe verbindet mit ſeiner ungeheuren Stärke eine außerordentliche Schnelligkeit und gibt dadurch den Feldherren die Lehre, daß auch die größten Streitkräfte ein todtes Kapital ſind, wenn nicht Geſchwindigkeit der Ausführung ſie in Gewinn und Vortheil bringenden Verkehr ſetzt. Überdies iſt der Löwe auch ein Sinnbild der Klugheit. Die weniger gefährlichen Waffen der Wilden ſchrecken ihn nicht; hat er aber einmal die Überlegenheit der Europäer und ihres aus der Entfernung tödtenden Feuergewehres kennen gelernt,

---

*) Der Löwe gehört bekanntlich zum Katzengeſchlechte.

ſo verliert er Wuth und Muth, und er zieht ſich beſcheiden und lauernd in unbewohnte Gegenden zurück, aus welchen er dann nur nächtlicher Weile hervorzubrechen wagt, um Beute zu ſuchen. Dabei gibt er den ſtärkſten Beweis ſeiner katzenartigen Natur, indem er, gleich der Katze, die eine Maus fangen will, im Hinterhalt lauert, auf dem Bauche kriechend näher ſchleicht, dann plötzlich hervorſpringt und ſeinen Raub mit den potenzirten Katzenkrallen faßt. So wie der Löwe, gleicht auch der Menſch nicht ſelten der falſchen, böſen Katze. Nachahmung verdient der Löwe darin, daß er nur größere Thiere anfällt, an den kleineren aber verachtend vorübergeht und kein Aas anrührt. Eine bekannte Sache iſt es, daß die Löwin an Mutterliebe viele Menſchenmütter übertrifft. Oft zeigt ſich der Löwe als Charlatan, als Lärmmacher und Meiſter in der Kunſt zu täuſchen, indem er, um ſein Gebrülle zu verſtärken, den Kopf gegen die Erde hält, was denn allen ſchwächern und zahmen Thieren großen Schrecken einjagt, obſchon der vierfüßige Stentor und Nimrod alle Gruben fürchtet, und keine derſelben zu überſpringen wagt. Glücklicherweiſe vermehren ſich die Löwen, ſo wie die reißenden Thiere überhaupt, verhältnißmäßig ſehr wenig."

„Was ſoll ich nun vom Tiger ſagen? Dieſer würdige Vetter des Löwen im uralten Katzengeſchlechte weicht an Mordluſt und Blutdurſt keinem der berühmteſten Tirannen und Eroberer, deren Namen die Weltgeſchichte verewigt hat. Zerfleiſchen und tödten iſt ſein größtes Vergnügen, ſelbſt wenn kein Hunger ihn dazu ſtachelt. Diejenigen Trauerſpieldichter, die in ihren Stücken nur auf das Blutvergießen ausgehen, hätten in dem Tiger das herrlichſte Vorbild zu einem tragiſchen Tirannen und Wütherich finden können, denn er pflegt in ſeiner Wuth ſogar ſeine eigene Gattin ſammt den lieben Kindern zu zerreißen. Nicht minder hätte er auch den Schauſpielern, die auf draſtiſch-grellen Effekt ausgehen, zum Vorbilde dienen können; denn er pflegt, wenn ſeine Wuth den höchſten Grad erreicht, die Geſichtsmuskeln gräßlich zu verzerren und vor Grimm zu grinſen. Heimtückiſche, hinterliſtige und feindſelige Menſchen konnten von ihm, ſo wie vom Löwen, das Lauern im Hinterhalt und das unvermuthete Überfallen lernen. Den Menſchen zieht der Tiger, als wäre er ſelbſt ein Menſch, jeder andern Beute vor. Übrigens will ich euch eine Anekdote erzählen, welche beweiſ't, daß Grauſamkeit und Dummheit ſich recht wohl vereinigen. Eine Geſellſchaft von Herren und Damen luſtwandelte einſt an einem ſchönen Sommerabend in Bengalen am ſchattigen Ufer eines Fluſſes. Plötzlich ſpringt ein Tiger, dem die blutrothe Zunge lechzend aus dem ungeheuren Rachen hing, aus einem Gebüſche hervor. Eine der Damen beſchämte durch ihre Geiſtesgegenwart alle ſchreckenſtarren Männer, indem ſie mit ihrem Sonnenſchirme dem Raubthiere ſo in's Geſicht fährt, daß dieſes, von plötzlichem Schrecken ergriffen, entflieht *). Die Einwohner von Sumatra glaubten, daß die Seelen der Verſtorbenen in Tigerleiber fahren; hatten ſie Unrecht?“

---

*) Siehe Pennant's Reiſen in Afrika.

„Die Hyäne hier iſt der Schandfleck des wackern Hundegeſchlechtes, zu dem ſie gehört und beinahe noch grauſamer, noch bösartiger als der Tiger. So wie dieſer das blutdürſtigſte aller Thiere iſt, ſo genießt ſie den Ruhm, an Gefräßigkeit den gefräßigſten Menſchen zu übertreffen. Sie iſt ein Sinnbild des Haſſes und der Verleumdung, die nicht einmal die Todten ruhen läßt, Leichname aus der Erde wühlt und verſchlingt. Auch kann man ſie mit habſüchtigen Geizhälſen vergleichen, die eher das Leben laſſen als ihren Mammon. Die Afrikaner werfen ihr, um ſie zu fangen, einen Sack vor; hat ſie einmal in dieſen hineingebiſſen, ſo hält ſie ihn, wie Alles, was ſie mit den Zähnen gefaßt hat, ſo feſt, daß man ſie bis an den zu ihrem Tode beſtimmten Ort fortziehen kann. O Menſchen! durch wie viele Leidenſchaften ſeid ihr dieſem Thiere ähnlich geworden! Die Thiere waren euere Beute, ihr aber waret die Beute blinder Begierden.“

„Dieſer ſchöne Luchs, aus der Katzenfamilie, zeigt große Ähnlichkeit mit einem feinen Politiker. Der Scharfblick ſeiner großen, im Finſtern leuchtenden Augen, ſein ſcharfes Gehör, ſein äußerſt feiner Geruch und die im höchſten Grade ihm eigene Schlauheit machen, daß er nicht nur ſeine Beute ſchon in der Ferne bemerkt, ſondern ſelbſt äußerſt ſchwer zu fangen und zu ſchießen iſt. Seine Schlauheit macht auch, daß er ſich, wenn er auf eine Beute lauert, immer unter den Wind legt, damit dieſer ihm die Spur zuwehe. Er iſt dabei ein wahres Leckermaul, denn er frißt, nachdem er ſeiner Beute zuerſt das warme Blut ausgeſaugt hat, nur die ſchmackhafteſten fleiſchigen Theile: Herz, Leber und Nieren.“ —

Colombine, die indeſſen immer unruhiger wurde, rief nun dem düſtern Gnomen mit dem freundlichſten Unwillen, deſſen die Leichtſinnige fähig war, und mit ſehr lebhafter Geberde zu: „Hört doch einmal auf mit eurem gelehrten Prunk! Es mag Alles wohl recht ſchön und ſehr moraliſch ſein: ich will aber nun einmal in's Theater gehen, und da iſt mir alles Andere zuwider.“ —

Ich trat zu der übelgelaunten, liebenswürdigen Kokette und machte ihr begreiflich, daß ich der letzte und einzig vorhandene Menſch auf dieſer Erde ſei; daß wohl ein ſchönes Theater mit ſchönen Dekorationen und einer ſehr reich begabten Garderobe beſtehe — doch — ohne Schauſpieler und Schauſpielerinnen; daß wohl manches Stück ſich ehemals ohne den geringſten poetiſchen Werth, blos durch ſchöne Kleider und Dekorationen, oder durch das vortreffliche Spiel der darſtellenden Künſtler durch längere Zeit auf der Bühne erhalten habe; daß nun aber nichts Anderes übrig bleibe, als daß die holde Colombine ſelbſt mit ihren Kunſtgenoſſen ein Drama aufführe. — Colombine, die ſich ſchon im Geiſte als bewunderte Zuſchauerin in einer Theaterloge ſah, ward über dieſen Antrag ſehr ungehalten, und beſtand darauf, daß ſie nun eine Komödie nicht ſpielen, ſondern ſehen wolle. Wenn ſie der Vorſtellung keine Aufmerkſamkeit ſchenke oder gar von dem ganzen Stück nichts verſtehe, ſo ſei das ihre Sache, und Niemand habe ſich in ihre Angelegenheiten einzumiſchen.

Pantalon und Arlechino verſicherten, Colombinens Eigenſinn ſei ihnen ſattſam bekannt; ſie pflege, wenn man ihr nicht willfahren wolle, ein Spektakel anzufangen.

Ich wollte mich eben erbieten, ein Mondram aufzuführen, da trat ein blauer Fuchs vor und erklärte, ſämmtliche in der Menagerie befindliche Thiere ſeien bereit, unter der Bedingung, daß ich ſie frei laſſe, ein großes Spektakelſtück aufzuführen, wobei ſie die menſchlichen Thierkünſtler zu beſchämen hofften. Sie ſeien demnach geſonnen, zuerſt ein Trauerſpiel mit komiſchen Perſonen aus beliebten ſchlechten Luſtſpielen, dann ein Luſtſpiel mit Perſonen von verunglückten Tragödien darzuſtellen. Der Vorſchlag fand Beifall. Arlechino öffnete die Behältniſſe. Während die vierfüßigen Gefangenen aus ihren Kerkern hervortraten, zog der luſtige Gnome einige Blätter aus der Taſche und las einige Ankündigungen, welche einen auffallenden Beweis von den ungeheuren Fortſchritten der Menſchen und der Thiere liefern ſollten.

Die erſte Ankündigung lautete folgender Maßen: „Herr N. N., Papageien-Sprachmeiſter, macht demjenigen Theile des verehrten Publikums, welches Papageien ſich anſchaffen kann und will, bekannt, daß er gegen ein billiges Honorar — einen Dukaten für die Stunde — bereit ſei, den äußerſt talentreichen und bildungsfähigen Papageien in allen kultivirten Sprachen Unterricht zu ertheilen, und er gibt ſein Ehrenwort, daß er ſeine buntgefiederten Eleven in kurzer Zeit dahin bringen wolle, manche Fräulein und junge Herrn an gründlicher Sprachkenntniß, ſo wie im Converſationston und in der Deklamationskunſt zu übertreffen.“

In der zweiten Ankündigung, unterzeichnet:

„N. N., Hundslehrer;“ trug ein ſolider Mann in ſeinen beſten Jahren dem Publikum ſeine Dienſte zur Abrichtung der Hunde an, indem er ſich erbot, dieſelben für alle häuslichen Geſchäfte zu dreſſiren, und ſie ſogar für die Schaubühne zu bilden.

Die dritte Ankündigung, unterzeichnet: „N. N., möglicher Affen-Inſtituts-Direktor;“ machte kund, daß er die Abſicht hege, ein Affen-Inſtitut zu gründen, deſſen Zöglinge einen ſolchen Grad von Bildung erhalten ſollen, daß ſie nicht nur im Stande ſeien, Fabriken und Manufakturen zu verſtehen, ſondern ſogar ſelbſt Unterricht zu ertheilen, z. B. in der Fertigkeit, den Begierden und Leidenſchaften den Zügel ſchießen zu laſſen, im blinden Nachahmungstrieb, in der Kunſt des Diebſtahls u. ſ. w.

Das vierte Blatt erhielt die Erklärung eines ſehr erfahrenen Mannes, welcher im Beſitz eines Geheimniſſes ſei, Menſchen als Thiere abzurichten, indem er bemerkt habe, daß viele mit ihrem Schickſale unzufriedene Menſchen, die Thiere um ihr Glück beneiden und es mit Mißfallen ſehen, wie unvernünftige Thiere ſich oft ſittſamer und geſcheiter betragen, als die vernünftigen Menſchen.

Manche Menſchen würden dadurch auch in den Stand geſetzt werden, Engagements für ſtumme Hauptrollen auf Provinzial-Theatern oder Bedienſtungen in Geſchäften zu erhalten, bei welcher Gedankenloſigkeit das Haupterforderniß

ſt. Manche Leute würden auch, wenn ſie einige Zeit als
Thiere gedient haben, wieder eine retrograde Bewegung in
ie Menſchheit machen können.

Nachdem der Gnome ſeine Vorleſung geendigt hatte,
wollte die ganze Geſellſchaft ins Theater eilen, als ein Affe
ereinſtürzte, mit den Worten: „Wer etwas Großartiges und
Herrliches ſehen will, der folge mir an's Ufer des nächſten
Flußes, wo hundert lappländiſche Biber ſo eben mit Erbauung
er neuen prächtigen Affenſtadt beſchäftigt ſind!“

Wir eilten, ſo viel die Lungen und Füſſe es uns geſtat-
eten, an das Ufer des Flußes und fanden die Biber wirk-
ch in voller Thätigkeit, indem einige derſelben Baumſtäm-
me mit den Zähnen abſägten, andere das Holz mit dem
Gebiſſe fortſchleppten, einige aber Steine und Schlamm
wiſchen den Pfoten herbeitrugen, worauf die letzten alle
ieſe Baumaterialien unter einander miſchten und die chaoti-
he Maſſe zu verbinden ſuchten.

Ein Affe, der den Baudirektor vorſtellen wollte, ſagte
it poſſirlich behaglichem Grinſen: „Das ſoll eine herrliche
Stadt werden, die alle Städte der Menſchen übertreffen
uß!“ Und ſeht nur die Biber an, die wir in unſere Dienſte
enommen haben! Wie geſchickt und fleißig ſie arbeiten!

Ein alter Biber erhob nun ſeinen kleinen Kopf mit der
urzen, dicken Schnauze, und ſagte:

„Armſeliger Prahler! Wir bauen allerdings, — aber
icht für euch, ſondern für uns ſelbſt, wie Bedürfniß, Na-
urtrieb und Kunſtinſtinkt es gebieten; wir bauen allerdings,
– aber keine Affenſtadt, ſondern Biberhütten, die zum gro-

ſien Weltbaue eben ſowohl gehören, wie die reichſten Paläſte.“ —

Allgemeines Gelächter erſcholl. Der erzürnte Affe ergriff, Rache ſchnaubend, die Flucht.

Ich lief dem Affen nach, fühlte mich aber plötzlich athemlos, ſo matt, ſo erſchöpft, daß ich nicht von der Stelle kommen konnte, wie in den Boden gewurzelt ſtehen blieb, dann zu wanken anfing, endlich gar niederſank, und mich zu meinem größten Erſtaunen, plötzlich in einem Bette liegen ſah. An einer Seite desſelben ſtand der Affe, ihm gegenüber der Biber auf den Hinterfüßen. Beide hielten mich ſo feſt, daß ich kein Glied bewegen konnte.

Der Affe ſagte zum Biber: „Nun ſcheint die Kriſis einzutreten.“ — Der Biber erwiederte ſeufzend: „Wenn er nur noch Kräfte hat, um ſie glücklich zu überſtehen!“

Ich dankte Beiden für ihre gütige Sorgfalt, verſicherte aber, daß ich nur müde, keineswegs krank ſei, und erſuchte ſie daher, ſich gefälligſt zu entfernen, indem ich hinlänglich ausgeruht hätte und ſogleich aufſtehen wolle. Der Affe drückte mich in das Bette zurück, und der Biber hüllte mich ſeufzend wieder in die Decke ein, die ich liſtig und mühſam weggeſchoben hatte.

Der Affe ergriff eine Kaffehſchale und hielt ſie mir an den Mund. Der widrige Biſamgeruch, der mir aus ihr entgegen quoll, reizte mich zu ſolchem Unwillen, daß ich das Gefäß zurück zu ſtoßen verſuchte. Der gute Biber ſah mich mit bittender Miene an, und wie mir ſchien, mit thränennaſſen Augen; ich aber rief erboßt: „Entweichet ihr thieriſchen Quälgeiſter! Ich, ihr unvernünftige Thiere! ich bin der letzte Menſch, euer Herr und Gebieter!" — Affe und Biber ſahen einander wehmüthig an und ſchüttelten die Köpfe. Indem ich die mir dargereichte Schale hartnäckig zurückwies, erſchien plötzlich Colombine zu den Füßen des Bettgeſtelles und ſagte mit weinerlichem Lächeln: „Trinke doch, Schätzchen! Ich bitte, ich beſchwöre Dich. Wenn Du mich liebſt, ſo trinke!" In dieſem Augenblicke ereignete ſich die ſonderbarſte Verwandlung. Colombine hatte plötzlich das Geſicht und die Stimme des verſtorbenen holdſeligen, guten, reizenden Röschens. Der Flötenton, mit welchem ſie jene Worte ſprach, drang mir in's Herz, und machte einen ſolchen Eindruck auf mich, daß ich, wie ein folgſames Kind, die Schaale ohne Widerrede leerte. Dies war kaum geſchehen, da nahm der Affe die Phyſiognomie meines Arztes an, und an dem Biber erblickte ich die unverkennbaren Geſichtszüge des wackern Oberamtmannes. Ich ſchrie laut auf: „Röschen! Du lebſt? biſt Du aus dem Grabe erſtanden? hat die Centifolie gelogen? —

Während dieſer Worte verwandelte ſich das weinende Röschen wieder in die leichtfertige Colombine, flog wie eine Taube zum Fenſter hinaus, und ich — trat plötzlich in einen freundlichen ſchönen Salon, aus dem ich in eine Reihe von Zimmern hineinſah.

## XI.

## Der bezauberte Salon.

Im Speiſeſaal ſtand eine lange gedeckte Tafel; die Seitentiſche waren mit Flaſchen und Wein-Bouteillen aller Art bedeckt. Ringsumher prangten zierliche Töpfe mit exotiſchen Blumen. Das Diner ward geendigt, nur die Deſertteller prangten noch in ihrer bunten Fülle. Der luſtige Gnome hüpfte herein, ſprang auf den Tiſch und rief mit komiſchem Pathos:

Was nie geſprochen, ſpreche nun zur Stund'!
Dem Stummen geb' ich Redekraft und Mund.
Erzählet nun, ihr ſchön geſchmückten Wände!
Verkündet uns, als wär's im Reich der Fabel,
Was ihr geſeh'n, ſagt euer Glück und Ende!
Es ſpreche Flaſche, Teller, Meſſer, Gabel,
Es ſpreche Spiegel, Schreibtiſch, Toilette,
Stuhl, Luſter, Kaſten, Bett und Ruhebette,
Guitarre, Flöte und Pianoforte,
Kanari, Papagei und Mandeltorte!

Kaum hatte der Gnome dieſe Worte geſprochen, als alle Hausgeräthe ſich zu regen und zu bewegen anfingen, und mit hellen und dumpfen Tönen durch und untereinander ſchrieen. Mir blieb nichts übrig, als wie ein Raſender herum zu ſpringen, und wenn auch keine ganzen Lebensgeſchichten des Lebloſen, wenigſtens einzelne Bruchſtücke derſelben zu erhaſchen. Eine dreizackige ſilberne Gabel erzählte dem Meſſer: „Ich begreife nicht, wie ich den Schrecken überleben konnte. Der Mann, zu deſſen Dienſt ich beſtimmt wurde, vereinigte mit ſchöner Geſtalt das liebenswürdigſte Benehmen; aus ſeinen Geſichtszügen leuchtete Geiſt, Sanftmuth und Edelſinn. Während er mit dem beſten Appetite die köſtlichen Speiſen genoß, fing Einer der ihm gegenüber ſitzenden Gäſte eine ſkandalöſe Geſchichte zu erzählen an, die ſich vor Kurzem ereignet hatte. Mein Liebenswürdiger wurde immer bläſſer und bläſſer. Zwei Gäſte ſahen ihn bedeutend an, und flüſterten ſich etwas in die Ohren. Er hatte mich eben angefaßt, um einen Faſanflügel zu zergliedern. In dieſem Augenblicke entſchlüpften dem Munde eines Vorlauten die Worte: „Kein Zweifel! Es iſt derſelbe!“ Ob dieſe Worte meinem Liebenswürdigen galten oder nicht, iſt mir unbekannt, doch ſo viel iſt gewiß, daß er plötzlich zu zittern anfing, mich fallen ließ, und, die Serviette vor das Geſicht haltend, wie ein halb Ohnmächtiger aus dem Zimmer ſchwankte.“ —

Hierauf nahm ein Löffel das Wort und ſagte: „Ich wurde wohl tauſend und tauſend Mal in manchen Mund geſteckt, voll kam ich hinein, leer heraus, wie ein Fuhrmann, der ſeine Fracht zuführt und abladet. Eine Beleidigung wurde mir nur ein einziges Mal zugefügt, und zwar von einem ſehr gierigen, heißhungerigen Eſſer, der mich immer mit Heftigkeit in den Mund ſteckte. Dabei ſtieß er ſich einmal an den lockern holen Zahn, der Schmerz verſetzte ihn in einen ſolchen Zorn, daß er mich hinter den Tiſch ſchleuderte.“ — „Dich hat man doch wenigſtens wieder aufgehoben, ſagte ein auf dem Boden liegendes zerbrochenes Glas, mich aber warf ein Diſputirgeiſt, der ſtets Recht haben wollte, in ſeiner Wuth dem Gegner an den Kopf. Ich fiel, ohne mein Ziel erreicht zu haben, zertrümmert zu Boden. Die beiden Zänker waren Bediente, die über ein Trinkgeld in Streit geriethen. So machte das Trinkgeld mich zum Trinken untauglich.“ —

Ich ging nun durch die übrigen Zimmer. In einem derſelben, welches vermuthlich einer ſehr lebensluſtigen Dame angehörte, ſtand ein Himmelbett und ein Ruhebett. Beide überhäuften ſich mit Vorwürfen; das Himmelbett erklärte das Ruhebett für ein überflüſſiges und ſogar ſchädliches Möbel. „Du dienſt nur ſolchen Damen (ſagte es), die ſich entweder einer weiblichen trägen Lebensweiſe hingeben, oder die ganz naturwidrig leben, die Nacht zum Tage und den Tag zur Nacht machen; Ruhe gewährſt du nur den Unruhigen, und auf den Ehrennamen Bett haſt du gar keinen Anſpruch zu machen.“ —

„O du armſeliges Himmelbett! (erwiederte das Ruhebett). In dir finden die Menſchen oft mehr von der Hölle, als vom Himmel auf Erden. In dir muß der Kranke unzählige Schmerzen, endlich gar den Tod erleiden. Und ſelbſt der Geſunde, wie viele ſchlafloſe Nächte voll Unruhe und voll Kummer muß er in dir durchwachen! Wie oft bleibſt du in Ballnächten unbeſucht und vergeſſen! Leicht und lieblich iſt der Schlummer, deſſen man ſich auf mir erfreut; und glücklich preiſ't ſich der Geneſende, wenn ihm geſtattet wird,

ich zu verlaſſen, und ſeine erſten ſchwankenden Schritte
ach mir hin zu richten!“ —

Laut auflachend ſagte ein reichlich beſtellter Toilet-
e-Tiſch, deſſen geſchüttelte Fläſchchen und Silberbüchschen
armoniſch erklangen: Laß doch den thörichten Zwiſt! Die
neiſten und ſchönſten Stunden bringt die Schöne und die
Nichtſchöne nicht bei euch, ſondern an der Toilette zu. Ich
in ihre Leibes- und Seelen-Apotheke, ihr Aſyl, ihr Tempel
er Schönheit, ihr Muſeum, ihr chemiſches Laboratorium,
r Arſenal, indem ſie ſich zu Wettkämpfen, Siegen und
riumphen rüſtet. Was wäre ſo manche Bewunderte ohne
ich!“ — „Weh mir! (ächzte ein Querſpiegel mit vergolde-
em Rahmen;) wie ſchmerzt meine Wunde mich!“ Ich trat
em Ächzenden näher, und bemerkte einen ſtarken Sprung
n Glaſe. Der wehklagende Spiegel fuhr fort:

„Ach! was iſt alle irdiſche Größe! wie ſehr bin ich
erab gekommen! Ich war, als ich noch in der Länge hing,
echmal ſo groß. Auf einmal fiel's meiner Gebieterin ein,
h ſei zu groß. Ich mußte mir's gefallen laſſen, mit mir
lbſt entzweit und doppelt nach der Breite aufgehängt zu
erden nach der neueſten Mode. Unlängſt geriethen die
eblichen Geſichtszüge meiner heftig erzürnten Gebieterin in
ne häßliche Verzerrung. Ein barſches Brüderchen ſagte zu
r: „Wie abſcheulich ſiehſt Du aus!“ — Sie trat fra-
end zu mir; ich bekräftigte den Ausſpruch des Brüderchens.
ie ergriff einen Tiegel vom Toilettetiſch und warf ihn nach
ir. Meine Wunde iſt die traurige Folge meiner Aufrichtig-
eit. Ein Blick in die Zukunft ſagt mir, daß mir eine Zer-

ſtückelung droht, und daß den Trümmern meiner ehemaligen Pracht die Schmach bevorſteht, nächſtens Zofen, Köchinnen und Bedienten dienen zu müſſen! — Nun begann ein allgemeines Geſpräch der Geräthſchaften, in dem ſie die ihnen ertheilte Macht und Freiheit der Rede wie in einem Parlament benützten, und alle zugleich zuſammen ſchrien, ſo daß ich aus der chaotiſchen Wortmenge nur Folgendes vernehmen konnte.

Der Schreibtiſch rief: „Ich bin hier ein ganz überflüſſiges, unnützes Weſen. So lang ich da ſtehe, hat die reizende Mathilde ein einziges Mal auf mir die Antwort auf einen Liebesbrief geſchrieben, von der ich nur ſo viel ſagen kann, daß ſie voll Unſinns, voll orthographiſcher Fehler und voll von Tintenklekſen war, worüber das Holländer Papier in einen unbändigen Zorn gerieth und dem Gänſekiel die bitterſten Vorwürfe machte, der zu ſeiner Entſchuldigung anführte, die höchſt echauffirte Schöne habe ihn ſo zerkaut und zerbiſſen, daß er vor Schmerz außer ſich war. Er ſchloß mit den Worten: „Es iſt doch empörend, daß ein Gänschen den Kiel einer Gans ſo mißhandeln darf. Wenn ſie doch wenigſtens eine Almanach-Novellen-Dichterin geweſen wäre!“

Bücherſchrank. Was ſoll dann ich erſt ſagen? Ich muß eine Laſt von Büchern tragen, von denen ſie nicht ein einziges in ihre Lilienhände genommen hat. Ich komme mir vor, wie ein Baum mit giftigen Früchten, die Niemand anzurühren wagt.

Kleiderkaſten. Deſto mehr mußte ich den ganzen

Tag leiden, geöffnet und geſchloſſen ohne Aufhören! Und dabei welche Unordnung unter den hin und her geworfenen Kleidern! „Keine Ruhe bei Tag und Nacht! Nein, das iſt für wahr zu toll!"

Ein Seſſel. Seht mich Ärmſten mit meinen drei Füßen an! Auf mir ſaß die ſchöne Mathilde, als eine maliziöſe Freundin ihr mit Worten vollüberzuckerter Galle, die Schreckenskunde brachte, daß der Kopfſchmuck und das Pariſerkleid ihrer Nebenbuhlerin auf einem Balle mehr als ihr eigener Anzug bewundert wurden. Sie wollte zuerſt in Ohnmacht fallen, beſann ſich eines Beſſern und ſprang mit ſolcher Heftigkeit empor, daß ich Unglücklicher zu Boden fiel, und ein Bein brach.

Luſter. Ich ließ einmal einen Wachstropfen auf Mathildens griechiſche Naſe fallen. Seitdem bin ich verurtheilt, Kerzen zu tragen, die nie angezündet werden. Und ſo theile ich nun den Schmerz einer Putzſüchtigen, der ein barbariſcher Ehegatte den erſehnten Schmuck verſagt. Ein Luſter ohne brennende Kerzen gleicht einer Dame ohne Geld und Juwelen.

Pianoforte. O ich geſchlagenes zerhacktes Weſen! Wollte Mathilde neue Variazionen von Czerny oder Herz einſtudiren und eine Paſſage mißlang zweimal, ſo zerſchlug ſie mich mit ſchneeweißer Tigerhand. Spielte ein junger Herr auf mir Walzer oder Cotillons, ſo ſprangen mir alle Saiten. Ihr mögt euch nun denken, daß ich unter ſolchen traurigen Umſtänden nie vergnügt, ſondern immer nur ſehr mißmuthig und verſtimmt ſein konnte, oft ſogar vor Melancholie verſtummte.

Ein Porträt. Da hänge ich nun im Winkel, weil ein Faſhionable zu Mathilden einſt ſagte: „Das Original übertrifft doch alle Kopien. Natur beſiegt die Kunſt.“

Zweites Porträt. Da liege ich nun im Schreibtiſche! und warum? Weil ein Satyrikus ſagte: Damals waren Sie noch jünger!“ —

Das Getöſe wurde nun immer ſtärker. Ein Papagei ſchrie um Mandeln und Nüſſe, ein Kanarienvogel um Zucker, ein Schooßhündchen um Kaffeh, die Goldfiſche verlangten friſches Waſſer, und ein abgemagerter, blutdürſtiger Floh ſprang mir auf die Hand. Ich entlief eiligſt der Damen-Menagerie, durchflog mehrere Gemächer und gelangte endlich in die Kinderſtube, die ſich nicht im beſten Zuſtande befand, und eben ſo verwahrloſt zu ſein ſchien, als vermuthlich die Kindererziehung ſelbſt es geweſen ſein mochte. Auf einem gepolſterten Stuhle ſaß eine ſtattliche Gliederpuppe, die mir mit ihren blonden Locken und hellblauen Augen ſo wohl gefiel, daß ich ſelbſt zum Kinde ward, mich neben ſie ſetzte und mit ihr plauderte, als wäre ich ihre kleine Freundin. Während der Gedanke, mit welcher Wärme die kindliche Fantaſie ein ſolches Weſen belebt, und dann dasſelbe wie ein lebendiges Geſchöpf behandelt, ſich meiner bemächtigte und ich ohne Aufhören fortſchwätzte, ſchien die Puppe ſich plötzlich zu vergrößern. Und ſiehe da! es war keine Täuſchung; denn ſie erreichte allmälig die weibliche Mittelgröße; die Augen belebten und bewegten ſich; ich ergriff ihre Hand, — ſie war weich und warm; ein freundliches Lächeln umfloß den halb geöffneten Mund. Ich rief voll Erſtaunen: „Bin ich ein neuer Pygmalion? lebſt Du wirklich?“ — Indem ich dies ſagte, war die Puppe — an Geſtalt und Mienen — plötzlich mein Röschen. Sie rief: „Und Du kennſt Dein Röschen nicht? Treuloſer!“ — Die Röthe des Zornes entflammte ihr Geſicht; ſie ſprang auf und lief aus dem Zimmer, ich ihr nach, über die Treppe, zum Hausthore hinaus; als ich auf die Straße kam, war mein Röschen verſchwunden, und von allen Mauern rief mir das ſpottende Echo: „Röschen! Röschen!“ entgegen.

## XII.

## Röschen überall. Geſchichte eines Dachſtübchens. Die drei Gaben.

Ich unglücklicher Pygmalion beſchloß nun mein Röschen ſo lange zu ſuchen, jede Spur ſo lange zu verfolgen, bis es mir gelungen ſein würde, ſie zu finden. Die neu erwachte Sehnſucht tobte durch meine Adern, wie ein Feuerſtrom, und das holde Weſen erſchien mir nun ſchöner und liebenswürdiger als je. So groß iſt die Macht der Abweſenheit, ſo grenzenlos das Entzücken des Wiederfindens! Erſt durch den Verluſt lernen wir den Werth eines Weſens vollkommen ſchätzen.

Der Aufruhr, in welchen mein Innerſtes gerathen war, brachte mich ſogar auf den Gedanken, Alles, was ich als letzter Menſch geſehen und gehört habe, ſei nichts als Traum und Fieberwahn, und ich ſei auf jeden Fall nicht der letzte Menſch, ſondern nur der letzte Mann, und zwar ein neuer Deukalion, dem Röschen als Pyrrha zugeſellt wäre.

Von dieſem Gedanken beflügelt, beſchloß ich ſogleich eine förmliche Hausunterſuchung und Zimmerreiſe vorzunehmen, feſt überzeugt, Röschen habe ſich in eines der nächſten Häuſer geflüchtet. Ich trat in's nächſte Haus, ſtieg die Treppe hinan, öffnete die erſte Thüre, und befand mich in einem großen, ſehr lichten Zimmer. In der Mitte, nach dem Fenſter gerichtet, ſtand eine Staffelei, auf einem Stuhle daneben lag Pinſel und Palette. Ohne Zweifel hatte hier ein Maler gewohnt. An den Wänden hingen hiſtoriſche Skizzen, auch ein paar ausgeführte Gemälde und mehrere, größtentheils weibliche Porträts. Ich erinnerte mich mit Wehmuth einiger genialer Künſtler, die Porträts malen und beſtellte Arbeiten liefern mußten, damit ſie, für die dringendſten Lebensbedürfniſſe gedeckt, Werke ſchaffen konnten, zu welchen ihr Genius ſie begeiſterte.

Eines der weiblichen Porträts zog mich vorzüglich an. Der ſanfte, zarte Liebreiz jeder Miene, aus denen Herzensgüte und Seelenreinheit zu athmen ſchien, übte einen eigenen Zauber aus. Indem ich, wie eingewurzelt vor dem Bilde ſtand, ſchien es ſich gleich der Puppe, zu beleben; Röschens Geſichtszüge lächelten mir entgegen. Plötzlich ſprang das holde Weſen ſelbſt hinter dem Bilde hervor und — zur Thüre hinaus, ich ihr nach.

Plötzlich befand ich mich in einem andern Gemache, klein und finſter. Im Vordergrunde ſtand ein Pianoforte, auf dem eine Guitarre neben einer Violine lag. Auf einem Tiſche lagen Muſikalien, eine Pianoforte-, eine Guitarre- und eine Violin-Schule nebſt mehreren Billets für Unterrichtsſtunden. Ich befand mich alſo in der Wohnung eines Muſiklehrers. Nachdem ich einige Muſikalien durchblättert hatte, ſetzte ich mich an's Pianoforte und ſpielte die Melodie zu Beethoven's Adelaide. Kaum hatte ich die erſten Takte geſpielt, als — wer ſchildert meinen Jubel? — Röschen das Notenblatt in der Hand, neben mir ſtand, und der melodiſche Klang ihrer reinen Stimme mir in's Herz drang. Ich wollte ſie mit dem Ausrufe: „Himmliſches Röschen!" umſchlingen; da warf ſie das Notenblatt von ſich und flog ſingend aus dem Zimmer, ich ihr nach.

Ein Zimmer, in welches ich jetzt trat, machte auf mich den widrigſten Eindruck. Ein elendes Bett mit einem magern Stohſack und durchlöcherter Decke, ein halbmorſcher Tiſch vom ſchlechteſten Holze, mit Brot und Waſſerkrug beſtellt, und ein halb zerfallener Kaſten an einer farbenloſen Wand, — alle dieſe erbärmlichen Geräthe machten einen grellen Kontraſt gegen die in dem Kaſten liegenden vielen Banknoten und Schuldverſchreibungen, noch mehr gegen die halb verſteckten Säcke, Töpfe und Kiſtchen mit Thalern und Dukaten. Ich befand mich alſo im goldenen Kerker eines geizigen Wucherers. Der Anblick des Sonnengeldes der Dukaten und des Silbermondes der Thaler machte im erſten Moment allerdings einen angenehmen Eindruck; ich will auch nicht leugnen, daß ich dem ſchimmernden Mammon unwillkürlich zulächelte. Glücklicherweiſe fiel mir ſehr bald das Sprüchlein ein: „Geld regiert die Welt," — das heißt, die Menſchen; da erwachte auch die Idee in mir, wie nichtig das Geld in einer Welt ohne Menſchen wäre, indem es früher nur ein Bedürfniß zur Beſtreitung theils wirklicher, größtentheils aber eingebildeter Bedürfniſſe iſt und dem Menſchen einen äußern Werth gibt, für welchen er ſehr oft den innern einbüßt. Glücklich, wer viel Geld beſitzt, noch glücklicher, wer es entbehren kann! Das Geld wird gar leicht des Menſchen Herr und Meiſter; wohl dem aber, welcher des Geldes Herr und Meiſter zu werden verſteht! Beherrſcht das Geld den Menſchen, ſo ſpielt es die Rolle einer leichtſinnigen, falſchen Buhlerin; beherrſcht der Menſch das Geld, ſo bleibt es ihm eine ehrliche, treue Hausfrau. Das Geld bringt aber ſtets eine reiche Saat — entweder von heilſamen Kräutern, oder von Giftpflanzen.

In dieſen Betrachtungen ſtörte mich abermals mein ſchalkhaftes Röschen, welches plötzlich hinter meinem Rücken hervortrat, einen der Säcke umſtürzte, und beim Klingklang der herauskollernden goldenen und ſilbernen Rundgemälde aus dem Zimmer lief; ich ihr nach.

Ich rannte fort und fort, Treppe auf, Treppe ab; Röschen lief immer vor mir, doch ſtets in einer ſolchen

Entfernung und mit ſolcher Geſchwindigkeit, daß ich das flüchtige Reh nie erreichen konnte.

Endlich kam ich keuchend in einem Dachſtübchen an und warf mich in einen halb zerfallenen Lehnſtuhl, der mich ächzend und krächzend empfing. Ich fühlte mich todesmüde und von einem glühenden Fieberdurſte gequält. Ich ſeufzte nach Waſſer. Plötzlich erſchien Röschens Lockenköpfchen am niedern Fenſter. Sie ſteckte den Arm herein, ſtellte ein Arzneiglas, welches abermals wieder nach Biſam zu riechen ſchien, auf den Tiſch und verſchwand. Ich wollte aufſtehen, um der Verrätherin nachzuſchauen; es gelang mir aber nicht, aller Anſtrengungen ungeachtet, ein Glied bewegen zu können. Ich ſchaute mit wehmüthigen Blicken umher; auf einmal entfloh alle Wehmuth vor dem Wohlgefühl einer freudigen Überraſchung, denn ich erkannte in dieſem ſchmalen, engen Gemache das — einſt von mir bewohnte Dachſtübchen. Tauſend Rückerinnerungen an verſchwundene Zeiten erwachten wie auf einen Zauberſchlag, und die ganze Geſchichte des armſeligen Dachſtübchens flog vor meinen Augen vorüber.

Allen Reſpekt für das Studium der Weltgeſchichte! Ich glaube aber dennoch, daß manchmal ein einzelnes Haus, ja ein einziges Stübchen hinreichen würde, uns in einem Miniaturgemälde Alles zu zeigen, was man in der Welt thun, genießen und leiden kann.

Ich war von Jugend auf ein großer Freund von ſchönen Ausſichten, ſowohl im Panorama der Natur, als auch von meinem Fenſter in die Stadt hinab, und in die

Zukunft meines Lebens hinaus; weil aber das beengende und begrenzende Schickſal die letzten mir verkümmerte, ſo begnügte ich mich mit der Ausſicht auf das nächſte Dach und auf den nächſten Tag, und bewohnte daher gewöhnlich den Giebel eines fünf oder ſechs Stockwerke hohen Hauſes. War auch das Hinaufklettern über eine ſteile unendliche Treppe oft ein ſehr mühſeliges und zeitraubendes Tagewerk und der Raum meines Duodez-Reiches ſehr ſchmal zugemeſſen, ſo erfreute ich mich, nach überſtandener Mühewaltung, meines winzigen Eigenthumes dann um ſo mehr, als das helle Licht, die reine Luft, und der Überblick einer Stadt, die gleichſam zu meinen Füßen lag, in mir das Wohlgefühl der Erhabenheit über alles Irdiſche erweckte.

Ich bezog dieſes Dachſtübchen bei einer achtzigjährigen Frau, die von einer geringen Penſion lebte, und wegen einer Art von Gichtlähmung ſchon ſeit mehreren Jahren keine Treppe mehr ſteigen konnte. Sie vermiethete das Nebenſtübchen ihrer Wohnung um den billigſten Preis; nur mußte die Miethpartei ſich verbindlich machen, ſich von der redſeligen Quartiersfrau jeden Abend in der Stunde von ſieben bis acht Uhr ohne Unterbrechung erzählen zu laſſen. Dieſe Bedingung hatte nebſtbei noch einen ſehr triftigen Grund, denn Frau Brigitta litt nicht an den Füßen, ſondern auch an den Ohren; ſie war aber bei ihrer Schwerhörigkeit ſehr geſund und heiter.

Ich ließ mir die ſonderbare Bedingung gerne gefallen, theils, weil ſie auf meine Finanzen den wohlthätigſten Einfluß hatte, theils weil ſie mir einen Vorrath von Stoffen zu liefern verſprach, deren wohl einige ſo beſchaffen ſein würden, daß man ſie, gut eingekleidet und angenehm erzählt, der Leſewelt allenfalls gedruckt in die Hände ſpielen könnte.

Schon am erſten Tage meiner Einquartirung ließ die ergraute Rednerin mich mit dem Schlag ſechs Uhr durch ihre nur um zehn Jahre jüngere Magd Sibilla zu ſich rufen. Sie ſaß in einem ungeheuern Armſtuhl mit einer hohen Lehne; mir wurde ein Platz ihr gegenüber in einem eben ſo majeſtätiſchen Gehäuſe angewieſen. Sibilla ſetzte ſich auf den ſeit unzähligen Jahren ihr eigenen Schemel nächſt dem maſſiven Ofen-Koloß und ließ mir, da ſie jede der mir bevorſtehenden Geſchichten wohl ſchon mehr als hundert Mal vernommen haben mochte, durch ihr reges Mienenſpiel Manches, was ihre Gebieterin zu erzählen im Begriffe war, ſchon im Voraus errathen. Traf ſich's, daß Frau Brigitta ein paar Minuten mit herabgeſunkenem Haupte einſchlummerte, ſo ſetzte dann Sibilla ohne weiteres die Geſchichte fort. Erwachte die Dame endlich mit der Frage: „Wo ſind wir geblieben, ſo gab Sibillchen immer denjenigen Punkt an, wo ſie ſelbſt eben aufgehört hatte. Brigitta ſagte dann kopfſchüttelnd: „Bin ich ſchon ſo weit gekommen?" und fuhr gläubig im Erzählen fort.

Schon waren mehrere Wochen auf die Art verfloſſen, und ich hatte mir einen Schatz von Stoffen geſammelt, mehrere derſelben ſogar ſchon zu Erzählungen und Novellen verarbeitet, und ſie mit ſo intereſſanten modernen Titeln verſehen, daß ich auf einen honetten Verleger und auf ein anſehnliches Honorar mit Sicherheit rechnen zu dürfen hoffte.

Als wir eines Abends unſere gewohnten Plätze eingenommen und uns traulich zuſammen geſetzt hatten, ſagte Frau Brigitta mit ungewöhnlicher Heiterkeit: „Nun muß ich Sie doch auch mit der Geſchichte ihres eigenen Stübchens bekannt machen, das heißt, mit den Perſonen, welche daſſelbe vor Ihnen bewohnt haben, worunter es manche gar kurioſe Leute gab. Wenn der Menſch achtzig Jahre alt iſt, kann er wohl nicht mehr ſagen, daß er jung iſt. In dieſem Falle befinde ich mich; indeß — auch das Alter hat ſeine Reize, und ich darf verſichern, daß mich erſt geſtern Jemand für viel jünger hielt, als ich es bin. Ich erhielt noch kürzlich einige Heirathsanträge. Dieſe Zudringlichkeit veranlaßte mich auch, mehreren Freiwerbern das Stübchen aufzukünden.“ —

Ich gab mir alle Mühe das Lachen zu unterdrücken. Da riß die Alte plötzlich ihren Schlafrock vom Leibe, die Larve vom Geſichte — ſprang auf, und — Röschen ſtand vor mir. Ich breitete die Arme aus, ſie zu umſchlingen, ſie flog empor, zum Fenſter hinaus, — und ich hatte das Nachſehen. Ich ſchrie ihr nach: „O mein Röschen!“ Leute, die über die Straße gingen, ſchauten zu mir hinauf und ſagten: „Ein Narr!“ —

Ich lief wie ein Raſender im Zimmer herum, ich wollte wie eine Katze an den Wänden emporklettern; ſo groß war meine Verzweiflung! „Warum flieht ſie mich? warum?“

Erſchöpft warf ich mich in einen Armſtuhl. Als ſich das heiße Blut etwas abkühlte und ich zur Beſonnenheit kam, erwachte in mir der Gedanke, ich müſſe Röschen beleidigt haben, ſie zürne nun und übe an mir Rache. Ich konnte nicht daran zweifeln, und ſagte mit Wehmuth zu den ſtummen vier Wänden: „Das Aprilwetter der Liebe iſt noch viel veränderlicher, als das wirkliche. Wo die Sonne am heißeſten ſteht, da müſſen ſich ja auch die meiſten Wolken zuſammenziehen.“ —

Aus der Vergangenheit trat mir nun ein Bild vor die Seele. Röschen und ich lebten einige Tage nach einem kleinen Zwiſte in einer Spannung. Der Himmel unſerer Liebe war umzogen. Ich trotzte und hob meine Beſuche bei Röschen auf; ſie aber trotzte noch mehr, und ſetzte mich in die Unmöglichkeit ſie zu beſuchen, — denn ſie verreiſ'te. Erſt als ſie ſchon einen Tag abweſend war, erfuhr ich ihre Abweſenheit. Das war ein Donnerſchlag, der mein Innerſtes erſchütterte. Ich entbrannte in hellen Flammen gegen die Starrſinnige, Gefühlloſe, tobte, eilte nach ihrer Wohnung, und vernahm, das abreiſende Fräulein ſei blaß, traurig und ſtumm in den Wagen geſtiegen. Nun löste ſich der Sturm meines Innern in ſanfte Wehmuth auf, und ich ſagte: „Sie litt; ſie leidet! Nicht der Trotz, ſondern der Schmerz führte ſie dahin. Sie entfloh meinen Vorwürfen, nicht meiner Liebe.“ —

So beſänftigt und in der weichſten Stimmung, wünſchte ich das Unrecht, welches ich vorher ihr allein zugerechnet hatte, und nun eben ſo falſch mir allein zuſchrieb, mit jeder möglichen Aufopferung wieder gut zu machen. Vergebens aber waren alle meine Fragen, wo Röschen jetzt ſei, was ſie treibe, wann ſie zurückkommen werde ꝛc.

Tief bewegt verließ ich das Haus des Oberamtmannes, der mir jetzt als Röschens Vater ſo verhaßt war, daß ich ihm nicht einmal den gebührenden Beſuch machen wollte, und ging in meine eigene Wohnung, die ich kaum betreten hatte, als ich ſie ſchon wieder verließ. Wen die Unruhe jagt, der ſucht ſie gewöhnlich durch die Unruhe ſelbſt wieder zu verjagen, und Gedanken, die man gerne los werden möchte, hält man gemeiniglich am feſteſten.

So durchſchwärmte und durchträumte ich mehrere Tage, bis ich endlich die Nachricht bekam, Röschen werde zwar noch nicht ſobald zurückkehren, doch ſcheine es, ſie zürne dem Geliebten nicht mehr. Nun ſtand ihre Geſtalt und ihre Seele in dem Nimbus der Abweſenheit als eine Verklärte vor mir, ich ſelbſt als ſträflicher Sünder, und meine Reue nahm in eben dem Grade zu, als meine Sehnſucht nach der Verlornen wuchs. Wie gerne würde ich, duldend in ſtiller Ergebung, ihre Rückkunft erwartet haben, hätte ich nur das kleinſte, von ihr zurück gelaſſene Andenken gehabt, um mich daran aufrecht zu erhalten!

Meine Fantaſie zerquälte ſich raſtlos, bis mir endlich, wie ein Engel vom Himmel, der Gedanke kam, Röschens Wohnzimmer zu beſuchen, und ſie in Allem, was ihr gehörte, gleichſam gegenwärtig zu ſehen. Jetzt war mir geholfen. Das beſtochene Zöfchen bewilligte mir — doch nicht länger als auf ein halbes Stündchen — den Eintritt und Aufenthalt in's Zimmer der Geliebten.

In der Mitte des Heiligthums ſtehend, ſagte ich mit Jean Paul: „Außer einer Geliebten kenne ich nichts Schöneres, als ihr Wohnzimmer in ihrer Abweſenheit. Wenn Abweſenheit verklärt, wie muß es erſt eine mit ſo vielen Spuren der Gegenwart thun!“

So ſtand ich auch jetzt, ſo dachte und ſprach ich auch
jetzt. Umgeben von Allem, was ihr lieb und werth war,
glaubte ich ſie ſelbſt zu ſehen in ihrem täglichen Thun und
Schaffen. Auf dem Pianoforte-Pulte lag Schubert's
Erlkönig aufgeſchlagen; ich hörte ihre klangreiche Altſtimme.
Der Stickrahmen zeigte die erſten Blumen zu einer mir ver-
ſprochenen Brieftaſche. Auf der Bücherſtelle ſtanden Rü-
kert's Gedichte, Schulze's Cäcilie und bezauberte Ro-
e, Grillparzer's Ahnfrau und Sappho, Vogel's
Balladen, die Todtenkränze von Zedlitz, Frankl's Habs-
urgslied, Saphir's humoriſtiſche Damen-Bibliothek und
inige andere poetiſche Werke, welche ſie von mir erhalten
atte. Auf dem Tiſchchen lag ihr offenes Stammbuch mit
neiner Handſchrift, daneben eine Caſſette mit Ringen, wor-
nter ich auch einen von mir fand. In dem Entzücken mei-
er Empfindungen ſchwelgend, öffnete ich die Thüre des an-
oßenden Kabinets, und — o himmliſche Erſcheinung! —
uf einem mit lichtblauem Seidenſtoffe überzogenen Ruhe-
ette lag Röschen, ſüß ſchlummernd, ſanft athmend,
it roſenrothen Wangen. Ich nahm einen Blumenkranz,
r über ihr an der Wand hing, ſetzte ihn ihr mit zittern-

der Hand auf das von ſchwarzen Locken umfloſſene Haupt, ſtellte ihren Liebling, eine Äolsharfe, an das offene Fenſter, und legte eine Pomeranze, die auf ihrem Strickkörbchen ruhte, in die halb geöffnete, lilienweiße Hand. In dem Augenblicke erwachte ſie und — war verſchwunden wie ein Traum, unſichtbar und ſpurlos!

## XIII.

## Das verſteinerte Dorf. Das alte Ritterſchloß mit dem neuen Anbau.

Ich zweifelte nicht, alle dieſe Erſcheinungen meines Röschens ſeien nur ein nichtiges Blendwerk, mit welchem einer der mir feindſeligen Gnomen mich necke. Dies trug aber nur bei, meine glühende Sehnſucht nach der mir ſtets Entfliehenden auf's Höchſte zu ſteigern. Düſtere Schwermuth ergriff mich. Die Stadt ward mir verhaßt; ich eilte aus dem Thore und lief fort und fort, bis ich in eine öde Felſengegend kam, deren kahles, verbranntes Geſtein ſich immer enger an einander drängte, endlich eine wilde Schlucht bildete. Ich kletterte wie eine Gemſe über die zackigen Klippen, ſprang von der einen zur andern, bis die Schlucht ſich wieder öffnete, kniete dann nieder und bat den Allmächtigen, daß er meine Verzweiflung und mein Leben enden wolle.

Meine Bitte ward für dieſes Mal nicht erhört. Ich
tand auf, fühlte mich zwar todesmüde, aber nicht todt,
nd ging denn weiter, weil mir von jeher das Geſtein eben
o zuwider war als die ſteinharten und ſteinkalten Menſchen.
Ich war aber nun einmal verurtheilt, aus den Verſteine-
ungen nicht hinauszukommen. Einige hundert Schritte von
er Felſenkluft entfernt, erblickte ich ein Dorf; aber ach!
in verſteinertes Dorf. Als ich hineinging, hatte ich die Em-
findung, als ob ich in einen Tempel der Bildhauerkunſt
räte, und mein eigenes Herz ſchien mir wie ein Stein in
er Bruſt zu liegen. Ich erblickte, wie ich zwiſchen den Häu-
rn ging, nichts als verſteinerte menſchliche Geſtalten, ganz
ach der Natur gebildet. Hier ſtand ein zankendes Weib
em andern mit weit geöffnetem Munde gegenüber. Hier
marmten ſich Eheleute zum Abſchied, und kamen nicht von
nander los. Hier balgten ſich ein paar ſteinerne Männer ohne
ufhören. Hier ſtolperte ein Betrunkener, ohne im Fallen
r Erde zu kommen. Hier biß ein ſteinerner dickbackiger Bu-
e in das ſteinerne Brot, während neben ihm ein ſteinernes
ädchen ſich bückte, einen Apfel vom Boden aufzuheben,
d zwei vor ihr ſtehende Ackergäule den über ihrem Kopfe
hobenen Huf nicht niederſenken konnten. Lebensmittel,
ausgeräthe, Vieh und Menſchen — Alles war Stein.
as die eigentliche Urſache dieſer Verſteinerung war, wußte
nicht; es fiel mir aber ſchwer auf's Herz, daß die Men-
hen bald durch das Unglück, noch mehr aber durch das
lück ſehr oft ſteinhart werden.

In einer höchſt melancholiſchen Stimmung ging ich bis vor die letzten Häuſer des Dorfes hinaus, und ſtand endlich bei einer von zwei Akazienbäumen umſchatteten Grotte, in deren innerer Höhlung zwei Quellen hervorſprudelten. Wie freute ich mich, meinen glühenden Durſt hier löſchen zu können! Ich legte meinen Mund an die Quelle und ſog nach Kräften. Bald aber kam mir ein widriger Kamphergeſchmack auf die Zunge; ich flog weg und trank von der zweiten Quelle. Kaum hatte ich ein paar Züge gethan, als mir ein abſcheulicher Biſamgeruch entgegen quoll. Ich ſtürzte erzürnt aus der Grotte.

Plötzlich trat mir ein ſtattlicher Hahn entgegen und ſagte: „Mäßige Deinen Zorn! Du haſt ein Nervenfieber, und wenn Du von Kampher und Moſchus dufteſt, ſo darfſt Du deßhalb nicht die reinen Quellen anklagen, deren köſtliches Waſſer Dir erſt dann wohl ſchmecken wird, wenn Du wieder geſund ſein und Dein Röschen als Braut umarmen wirſt. Übrigens biſt Du jetzt auf der menſchenleeren Welt der Hahn im Korbe und kannſt darauf ſtolz ſein.“ —

Ich lachte dem Hahn ins Geſicht und ging weiter. Das Sonderbarſte ſchien mir jetzt zu ſein, daß ich, ſo abgemattet ich war, dennoch keinen Augenblick ruhen wollte, ſondern raſtlos immer weiter fort wanderte. Da ich dabei immer aufwärts ſtrebte, ſo ſchlug ich auch einen Weg ein, der mich zu einer Anhöhe führte, auf deren Gipfel ein altes Ritterſchloß, ungeachtet ſo mancher Trümmer von zerfallenem Gemäuer und eingeſtürzten Thürmen, noch in einer Bewunderung erregenden Kraft und Hoheit prangte, welche aber um ſo erbärmlicher mit dem Anbau des neuen Schloſſes kontraſtirte und die lächerlich kleinliche Wirkung hervorbrachte, als ob ein Kind ſich an den Fuß eines Rieſen hänge.

Ich wanderte durch einige Gemächer, deren Decke der Himmel war, und fand in denſelben auch eine zahlreiche Geſellſchaft von — Sonnenblumen und Diſteln, mit welchen ich mich beſſer unterhielt, als mit manchen Stutzern und Fräuleins in unſern glänzendſten Salons. Eine Treppe führte mich abwärts in das Burgverlies. Im Hinabſteigen fielen mir mehrere in Romanen geleſene Burgverlies-Szenen ein, die mir, ungeachtet alles Aufwandes von Grauen und Schrecken, dennoch ein nichtiges Blutſpektakel ſchienen.

Ich fühlte mich aber gewaltig erſchüttert, als ich im untern Raume drei wirkliche Skelette, ſo wie im Schloſſe Sevenſtein, erblickte; zwei Skelette von ältern Männern und das Skelett eines Knaben zwiſchen neun und zehn Jahren. Sie ſtanden naturwidrig aufwärts; ſie, die längſt dem Grabe und der Verweſung im Schooße der Erde angehörten, ſtanden unverſehrt über ihr!

Es trieb mich fort; ich tappte bei ſchon anbrechender Nacht die Treppe aufwärts, irrte fort und fort, und ſtand endlich am Eingang in einen hell erleuchteten gothiſchen Saal. Rauſchende Muſik und vielſtimmiges Lärmen ſcholl mir betäubend entgegen.

## XIV.

## Der wunderbare Carneval. Die Geiſterſchlacht auf dem Kirchhofe.

---

Ich trat in den Saal. Zahlloſe, aber höchſt ſonderbare Ballgäſte wogten wie feurige Fluten eines Lavaſtromes auf und nieder. Die Freude raſ'te wie eine Wüthende durch die Menge hin; ſie tanzte in wilder Wuth mit der Verzweiflung, und viele Leidenſchaften folgten ihrem Wirbel, theils bewundernd, theils bitter ſpottend.

Die Hektik machte raſtloſe Salti mortali, während welcher ſie oft wie todt zur Erde fiel, dann wieder plötzlich aufſprang.

Die Eitelkeit trug ihr Portrait, mit Lorbeern bekränzt, herum, bat Jeden, es zu bewundern, und weinte bitterlich, wenn Jemand ſie und ihr Ebenbild überſah. Das Gewiſſen zupfte bald Dieſen, bald Jenen, und ſuchte ſich geltend zu machen. Einige, kaum berührt, flogen ſchreiend aus dem Saal, Andere lachten laut auf, behaupteten, ſie hätten nichts geſehen, und es gebe gar kein Gewiſſen, ſo wie man hienieden überhaupt nichts wiſſe, und Alles ungewiß ſei, weil jedes Ding zwei Seiten habe. Das gefolterte, verkannte Gewiſſen verließ höchſt entrüſtet den Saal. Die Liebe wollte eben einen Fandango zu tanzen anfangen, da ſchlich ſich hinter ihr die

Eiferſucht herbei, und ſtieß ihr einen Dolch in's Herz. Der Stolz bot einem Mädchen voll Sanftmuth und Grazie die Hand zu einer Menuette; in dem Augenblicke erkannte er in dem lieben, holden Weſen die Armuth, und ſtieß ſie mit Verachtung von ſich. Der Neid zeigte eine Abneigung gegen das Tanzen; deſſen ungeachtet aber wollte er vor Ärger berſten, ſo oft ein Paar, ſich umſchlingend, im Reigen dahin flog. Die Hoffnung, ſehr tanzluſtig, konnte dennoch nie zum Tanze kommen, denn ſie wurde weggeſchoben, ſo oft ſie anfangen wollte. Dieſe Zurückſetzung betrübte ſie aber ſo wenig, daß ſie ſtets heiter blieb, und lächelnd ſagte: „Den nächſten Tanz mach' ich doch gewiß mit!“ — Ein Gedräng an der Thüre zog meine Aufmerkſamkeit auf ſich. Die Tugend wollte eintreten; das Laſter vertrat ihr den Weg. Die liebe Tugend bat, ſie wünſche hier nicht zu bleiben, ſondern nur eine Gaſtrolle zu ſpielen, was ſie gut zu leiſten hoffe, weil ſie auf Erden meiſtens nur Gaſtrollen geſpielt habe. Lautes Gelächter erſcholl. Die arme Tugend entfloh ſchamroth. So ging's heftig und luſtig unter einander. Eben wollte ich die buntſcheckige Narrheit zu einem Walzer engagiren, aber in dem Augenblick ſank ein Bret unter mir, und ich fiel in eine dunkle Tiefe. Als ich mich vom betäubenden Schrecken erholt hatte, ſah ich mich in einer hochgewölbten, von einer düſtern Lampe ſchwach erleuchteten Todtengruft. Welcher Kontraſt zwiſchen dem Getöſe des tobenden Ballfeſtes, und der jetzigen lautloſen Grabesſtille. Ich befand mich in einer Stadt der

Todten; zu beiden Seiten bildeten ſtehende Reihen von Särgen lange Straßen. Von einer Ohnmacht ergriffen, taumelte ich, Stütze ſuchend, auf einen Sarg; das Raſſeln der, durch die Erſchütterung zuſammen fallenden Gebeine erweckte mich wieder. Ich raffte mich auf, eilte, von Schauer durchfröſtelt, fort, gejagt von dem Vorwurf, ich habe die Ruhe der Todten geſtört, und kam endlich an eine offene Pforte, durch welche ein Strom vom Mondlicht aus dem Freien herein drang. Die kühle Nachtluft erfriſchte mich, doch ſchüttelte mich ſogleich ein neuer Fieberfroſt, als ich ſah, daß ich auf einem Kirchhof ſei.

Nachdem ich lange zwiſchen Leichenſteinen und Grabhügeln dahin geſtolpert, [illegible] ſogar gefallen war, und mich, Schmerz in allen Gliedern und Knochen, wieder aufgerafft hatte, kam ich auf eine weite Ebene. Die Glocke des nahen Dorfes ſchlug zwölf. Da öffneten ſich Tauſende von Gräbern, und aus den Schlünden der Erde ſtiegen gewaffnete Geiſtergeſtalten auf. Furchtbar ſcholl das Geraſſel von Rüſtungen und Waffen, Trompeten und Poſaunen ſchollen, und Wuthgeheul begann. Die Schatten ſtellten ſich in Maſſen zuſammen, flogen gegen einander. Ein gräßlicher Kampf begann; die weite Ebene hatte nicht Raum genug; der Kirchhof ward zum Schlachtfelde. Alle Nationen ſchienen ſich hier zu einer allgemeinen Vertilgung vereinigt zu haben. Die Todesgeſtalten wütheten wie Lebende. Stiller ward's endlich, Alles ſtumm. Ausgetobt hatte die Todesſchlacht; vernichtet war die Menſchheit. Die Glocke ſchlug

Eins. Da erhoben ſich die Leichen, in weiße Tücher gehüllt, ſuchten ihre Gräber und verſanken. Ruhe und Friede rings umher!

„Ruht in Frieden!" rief ich, und ſank bewußtlos zu Boden.

## XV.

## Flora. Das Auferſtehungsfeſt der Blumen. Der neue Prometheus. Mein Begräbniß.

Als ich erwachte, glänzte das Himmelslicht des ſchönſten Frühlingsmorgens um mich, und die lächelnde Freude hielt mich wie einen glücklichen Säugling im Arme. Ich befand mich in einem freundlichen Garten. Bäume und Gebüſche aller Art ſtanden, köſtlich duftend und im Reize des lieblichſten Blütenſchmuckes, auf einem Raſenboden, deſſen helles Grün, ſammtweich und wogend, einen eigenen Glanz auszuſtrömen ſchien. Um ſo mehr mußte es mir auffallen, daß in dem ganzen wunderlieblichen Gartenrevier auch nicht eine einzige Blume zu ſehen war. Mit Betrübniß vermißte ich dieſe holden Kinder der Freude und der Unſchuld. Aber welches Entzücken ergriff mich, als eine anmuthige, weibliche Geſtalt, die ich für die Göttin Flora hielt, über den Raſen dahin ſchwebte, und mit ſanfter, melodiſcher Stimme ſprach; „Erwachet, ihr Blumen, erwacht!“ Und ſieh! Roſen, Lilien, Nelken und Veilchen ſtiegen farbenreich und glänzend aus der grünen Erde empor, erhoben ſich immer höher und ſchöner. Nach und nach geſtalteten ſich die Knoſpen zu Mädchengeſichtern; die Stängel verwandelten ſich in weibliche Körperform; endlich bewegten ſich die lieblichſten Mädchen und begannen, ſich die Hände bietend, einen ſchönen Tanz um eine, in ein Mädchen verwandelte Centifolie, und ach! dieſe Mädchen-Centifolie war — Röschen! Ich drängte mich, vor Entzücken außer mir, durch alle Mädchenblumen; da — verſchwand Röschen und die ganze Mädchenſchar, und die Centifolie ſammt allen Roſen, Lilien, Nelken und Veilchen, und — ich lag auf einer brennenden Sandwüſte, Schmerz in allen Gliedern.

Indem ich ächzte und ſtöhnte, hörte ich die Worte: „Gott ſei Dank! Er fängt an, ſich zu fühlen!“

„Leider!“ erwiederte ich dem unſichtbaren Sprecher; „leider muß ich fühlen, wie unglücklich ich bin; leider muß ich fühlen, daß ich allein bin, und daß der Menſch, ſo ſehr er auch über ſeine Mitmenſchen klagt, ohne ſie doch ein erbärmliches Weſen iſt! Ich will Menſchen oder den Tod!“

Kaum hatte ich dieſe Worte geſprochen, als die Elementargeiſter vor mir ſtanden und alle beinahe zugleich ſprachen. Das Reſultat ihres Redens ging dahin, daß ſie mich zu dem Verſuche ermunterten, als ein neuer Prometheus ſelbſt Menſchen zu bilden. Der Vorſchlag gefiel mir; ich dachte zugleich an den Prometheus von Äſchilus, Göthe und Byron. Die Elementargeiſter machten ſich anheiſchig, alle, zur Bildung eines Menſchen erforderlichen Stoffe zu liefern. Die Gnomen brachten mir Thon, die Ondine trug Waſſer zu, und half den Thon zum Teige kneten. Ich formte. Als die Form gebildet war, goß die Sylphide warmen Lufthauch durch die Glieder meines Gebildes, und nachdem Alles geſchehen war, entzündete der Salamander am Haupte der neuen Menſchengeſtalt eine Flamme, welche die Augen desſelben augenblicklich belebte. Die Geſtalt erhob ſich langſam voll Anmuth, und auf ihren Wangen leuchtete ein Lächeln, vor deſſen Glanze die öde Sandwüſte ſich plötzlich in ein Paradies verwandelte, eine Erſcheinung, die nur dem glücklichen, wieder geliebten Liebenden begegnen kann.

Ich fühlte mich plötzlich aus einem ſtolzen Prometheus in einen entzückten Pygmalion verwandelt; ich umſchlang mein Gebilde, und rief: „Sei mein Röschen und mein Leben!“

Und Röschen, das ſo oft mir entflohene, entſchwundene Röschen, entfloh jetzt zum erſten Male nicht. Mein Entzücken war nun ſo groß, daß ſelbſt die Elementargeiſter ausriefen: „Er hat die Kriſis glücklich überſtanden! Es lebe Deukalion und Pyrrha!“

Der luſtige Gnome ſagte: „Laßt uns ſogleich Anſtalten zur Vermählungsfeier treffen.“

Kaum hatte er dieſe Worte geſprochen, als eine dumpfe

Stimme das furchtbare Wort: „Nein! Er muß ſterben!“ hindonnerte. Von Schrecken, noch mehr aber von Verzweiflung durchſchauert, ſagte ich: „Eines von Beiden werde mir: Röschen oder der Tod!“ — Und dieſelbe dumpfe Stimme ſprach: „Der Tod!“

In einen ſchwarzen Mantel gehüllt, mit der Senſe bewaffnet, ſtand vor mir der Tod. Wie eine geknickte Lilie ſank Röschen zur Erde. Aus der Ferne ſchritt ein Leichenzug mit düſterrothen Fackeln heran. Sie ſtellten einen leeren Sarg vor mich und für mich hin. Die tiefſte Trauer bemächtigte ſich ſelbſt der Elementar-Geiſter. Des Salamanders Glut erloſch in trüben Nebeldunſt, die Sylphide verhüllte ihr Antlitz mit den entfärbten Flügeln; die Ondine zerfloß in Thränen, und die Gnomen wälzten ſich wehklagend im Staube. Nichts rührte den unerbittlichen Tod. Er deutete mit grinſendem Spotte nach dem Sarge hin. Ich gehorchte dem König der Schrecken; ich ſammelte meine letzte Kraft und trat an den Sarg.

„Beſteige Dein Brautbett!“ gebot der Vernichter. Ich folgte dem Gebot, ſtieg in den Sarg und fiel nieder.

Der Leichenzug begann. Grabgeſang und Poſaunenſchall und Wehklage! Am offenen Grabe hielt der Zug. Der Sarg wurde an den Rand der dunkeln Tiefe geſtellt und — an Seilen hinabgelaſſen.

In dieſem Augenblicke ſcholl eine Stimme wie vom Himmel: „Haltet ein! Er lebt! Er iſt gerettet! Er iſt mein!" Und Röschen ſprang in das Grab, umſchlang mich mit Freudenthränen und rief: „Gott ſei Dank! Du biſt gerettet!" Ich aber erwachte nun wirklich aus einem Todesſchlaf; der letzte Paroxism des Nervenfiebers war überſtanden; die Geiſter der wilden Fantaſien entflohen, und das wirkliche Röschen ſtand lächelnd und weinend vor dem Geretteten, den Alle ſchon für verloren hielten.

Dieſes Mal war mein Röschen kein Blendwerk, ſondern ein wirkliches Weſen, welches weder entfloh noch verſchwand. Eine nicht unbedeutende Enttäuſchung ging nun darin vor ſich, daß ich weder auf einer Sandwüſte noch in einem Paradieſe lag, ſondern — in meinem Bette, an deſſen Seite mein Röschen hold lächelnd ſtand. Strahlen der Freude ſtrömten aus ihren Augen, und ſie hielt die Hände gefaltet wie eine Betende. Röschens Vater, der wackere Oberamtmann, den ich früher als einen Biber geſehen hatte, wollte mich eben mit beiden Armen umfangen, aber der treffliche Arzt, der mir als Affe erſchienen war, zog ihn zurück und flüſterte ihm in's Ohr: „Noch müſſen wir für ihn jede ſtärkere Bewegung vermeiden und äußerſt behutſam ſein."

Hierauf fühlte er meinen Puls, lächelte freundlich und ſagte: „Das war eine fürchterliche Nacht! Gott ſei Dank! Die Kriſis iſt überſtanden." — Röschen und ihr Vater hoben die Hände und wiederholten die Worte: „Gott ſei Dank!" mit thränenvollen Augen.

Ich glaube kaum, dem theilnehmenden Leſer noch mit trockenen Worten ſagen zu müſſen, daß ich an einem ſehr heftigen Nervenfieber darniederlag, welches ich mir durch die im erſten Kapitel der Geſchichte meines Fiebernachtstraumes angeführten Urſachen zugezogen hatte. Eben ſo wird der einſichtsvolle Leſer nun auch leicht erkennen, daß nicht Röschen plötzlich todt vom Stuhle geſunken, ſondern, daß ich in Ohnmacht gefallen, daß Röschen's Leichenzug und die Kundmachung der Centifolie der erſte Ausbruch der Fieberfantaſien war, deren Übermacht preisgegeben, ich die Reiſe durch eine Welt ohne Menſchen unternommen und ſo ſeltſame, tragikomiſche Abenteuer in Geſellſchaft der Elementargeiſter, der Masken, der **Comedia dell'arte**, der Affen, Hunde, Biber ꝛc., ja ſelbſt des grimmigen Todes, beſtanden hatte.

Röschen erzählte mir, daß ich ihren Namen ſehr oft ausgerufen hätte, oft im ſchmerzlichen Tone, worüber ſie jedesmal in Thränen zerfloſſen ſei. Ihr Vater wollte bemerkt haben, daß ich ihn öfter für einen Biber angeſehen und den wackern Arzt gar zum Affen degradirt habe.

„Es iſt doch unglaublich (ſagte ich voll Verwunderung über mich ſelbſt), welche Macht die Fantaſie über den Menſchen ausübt, und wie unendlich ſchnell man in kurzer Zeit träumen und fantaſiren kann! Nun iſt mir mehr als je klar geworden, welche Wahrheit und welche tiefe Bedeutung darin liegt, wenn man ſagt: „Das Leben ein Traum“ und „Der Traum ein Leben.“ Calderon und Grillparzer haben in der dramatiſchen Verſinnlichung dieſer Idee gezeigt, daß ſie große Dichter ſind. —

Ich wollte mehr ſprechen; der Arzt hielt aber die Hand auf meinen Mund, und ſagte: „Für heute genug! Wenig ſprechen und noch weniger denken! Dies bleibe für einige Zeit die Hauptarznei, die ich Ihnen verordne.“

Röschen bat mich dringend, dem Ausſpruche des Arztes zu gehorchen und betheuerte lächelnd, ihr Vater würde indeß das Denken, ſie ſelbſt das Sprechen für mich übernehmen. Sie ſah den Arzt fragend an, und als dieſer, das Fragezeichen auf dem entglühten Geſichte verſtehend, mit dem Kopfe nickte, trat ſie mit der ſittſamſten Anmuth zu mir, und hauchte einen Kuß, dem eine Thräne als Begleiterin folgte, auf die Stirne.

Eine ſanfte Ermattung beſchlich mich, und ich ſank in einen leichten Schlummer ohne alle Erſcheinungen und Abenteuer mit Geiſtern, Thieren und Automaten. Meine Geneſung machte die erwünſchten regelmäßigen Fortſchritte, da ich mich unter Röschens milder Herrſchaft als Muſter eines folgſamen Unterthans und eines wackern Reconvalescenten zeigte.

Keine meiner holden Leſerinnen wird zweifeln, daß der Geneſene auch Bräutigam ward, und ich kann ihnen auch nicht widerſprechen. Wir ſtanden nach einigen Monaten als Brautleute vor dem Altare; der Amtmann Biber und der Doktor Affe hinter uns, und der letzte Menſch ward nun der glücklichſte Menſch.

Beim Hochzeitmahle ſangen wir mit verdoppelter Fröhlichkeit Schiller's Lied an die Freude, welches, wie ſich der Leſer aus dem erſten Kapitel dieſer Fiebernachts-Traumgeſchichte wohl noch erinnern wird, auf eine ſo traurige Weiſe war unterbrochen worden.

# Bilder aus dem ländlichen Leben.

# Der Crampampoli.

Tobend brauste der Nord durch dürres Gezweige des Waldes,
Und auffliegendes Laub wirbelte ſchaurig umher.
Halmlos düſt'res Gefild und des Rebenhains Ulmengeſtäbe,
Kahl, ohne Trauben und Blatt, ſtarreten einſam und öd'.
Aus der verwaisten Natur zog nun das entfliehende Leben
In die Wohnungen ein, in den Familienkreis.
Schaudernd erbebte die Flur im froſtigen Hauche des Spätherbſts;
Aber am hellen Kamin herrſchte geſellige Luſt.
„Sind doch in Sicherheit nun die ſorglich geſammelten Früchte,
„Iſt doch die Arbeit belohnt und für den Winter geſorgt!
„Laſſet uns nach vergoſſenem Schweiß jetzt mit der Natur ruh'n,
„Und für's kommende Jahr Kräfte ſammeln und Muth!

„Laſſet geſelligen Scherz nun wechſeln mit kluger Betrachtung!
„Heute jubelt und lacht, Kinder, bei fröhlichem Schmaus!
„Eduard, eingeſtimmt! geglüht von Hoffnung und Freude!
„Bau' vor Allem auf Gott, dann auf Dich ſelbſt und die Zeit!"
Alſo ſprach, im grauen Haare noch blühend, der Pachter;
Setzte die Stühle zurecht um den geründeten Tiſch.
Mattem Silber gleich, ergoß ſich über die Tafel
Blumendurchwebter Damaſt, vom Großvater ererbt.
Unten am Rande des köſtlichen Stoffes ſchaute hellglühend,
Farb' an Farbe gedrängt, freundlich ein Teppich hervor.
Zwei Kronleuchter, geſchmückt mit kerzentragenden Mohren,
Herrſchten ſtrahlend und hoch über die Fläche dahin.
Lieblich dampfende Speiſen, gereiht mit duftenden Weinen,
Prangend in Purpur und Gold, deckten freundſchaftlich den Tiſch.
„Sehen Sie doch," ſo ſprach, den Zeigefinger vorſtreckend,
Witternd die Naſe erhöht, und mit genießendem Blick,
Überglücklich im Vorgefühl und von Holdſeligkeit leuchtend,
Zu dem Kaufmann des Orts lächelnd Magiſterchen Schneck:
„Welchen Zauberglanz die blinkenden Flaſchen verbreiten!
„Wie voll Majeſtät hoch die Paſtete ſich hebt,

„Ähnlich dem Chimboraſſo, bekanntlich dem höchſten Gebirge!
„Welchen köſtlichen Schatz birgt wohl ihr Inneres erſt?
„Und was ſoll ich nun erſt von dem Kalbsbraten dort ſagen?
„Keinem Maler geläng's, ſchöner zu malen das Fleiſch!
„Und daneben die Schinken, ſo ſanft verglühend dem Dunkel,
„Welches, mit Blumen geziert, noch vor dem Meſſer ſie ſchützt!
„Aber riechen Sie nicht den welſchen Salat noch vor Allem?
„Von dem Rande des Grabs rief' mich ſein Duft noch zurück!"
So verloren in geiſtiges Anſchau'n, wär' vor Entzücken
Er vergangen, wenn nicht jetzo begann das Gelag.
Um die Schüſſeln zog ſich ein Guirlande von Aſtern,
Aber die Gäſte ſelbſt bildeten ſchöneren Kranz.
Mancher würdige Greis bei ehrenwerther Matrone
Saß mit verjüngtem Geſicht, labend im Körper den Geiſt.
Munter neckte ſich leicht in ſcherzender Laune die Jugend,
Rein an Seel' und Leib, ſorgenlos innig vergnügt.
Eduard nur, der biedere Sohn des redlichen Pachters,
Sprach mit ſtillem Ernſt, Bläſſe im guten Geſicht,
Zu der holden Nachbarin, Fräulein Emma von Werding,
Welche die Wiederkehr pries in die rauſchende Stadt.

Vieles erwog, man ſah's, im innerſten Buſen der Arme,
Aber bemüht, daß er nicht Äußeres ließ außer Acht.
Liebend glühte das Herz des edeldenkenden Jünglings;
Aber ſpröde zog Emma ſich immer zurück.
Und ſo war dem Leidenden Frühling und Sommer entwichen,
Und der ſchaurige Herbſt klemmte noch mehr ihm die Bruſt.
Neben ihm ſaß Emma, ſtrahlend in ſiegender Schönheit,
Herrlich an Wuchs und Geſtalt, lieblich von Mien' und Geberd';
Stolz im frohen Bewußtſein einer Fülle von Reizen,
Heiſchte ſie Aufmerkſamkeit, Huldigung, Fröhnen und Neid.
Ohne Spur je nagenden Grams, von Leben erblühend,
Klang melodiſch ihr Ton, herrſchte der leuchtende Blick.
Nicht verkannte ſie zwar den edelmüthigen Jüngling,
Aber ſie fühlte auch nicht Liebe, wie er ſie empfand.
Noch voll Begierde, bewundert zu ſein von aller Umgebung,
G'nügt ihr ein Herz nicht, voll zu belohnen das Herz.
Glomm in ihr auch die Morgenröthe leiſen Gefühls auf;
Kämpfte ſie gegen den Ernſt und der Empfindung Gewalt.
Freiheitliebenden Sinns, gleich ſcheuem Gevögel des Waldes,
Floh ſie jedes Band, war's auch von Blumen geknüpft.

Alſo angezogen und abgeſtoßen von Emma,
Konnt' ihr nicht Eduard nah'n, konnt' ihr auch ferne nicht ſein,
Und unendlicher Schmerz zernagte die Blüte des Jünglings,
Daß er lebensmüd' wünſchte zu ruhen im Grab.
Aber Emma, von bunten Freudenbildern umgaukelt,
Kannte nicht, was er litt, fühlte nicht, was er empfand.
Da verbarg der Jüngling tiefer ſein Leiden und Lieben,
Lebte, ſcherzte und ſang — aber ſein Inneres ſtarb.
Doch den Blicken der Ältern entging der verholene Schmerz nicht;
Liebe verrieth, was die Lieb' ſorglich im Herzen verſchloß.
Und ſchon war ein Theil des feſtlichen Abends verſchwunden,
Als, Crampampeli, jetzt deine Feier begann!
In weiträumiger Opferſchale kräftig aufduftend,
Ward der begeiſternde Rhum ſchon auf die Tafel geſtellt,
Und es erloſch ſogleich der Kerzen ſtrahlende Menge:
Im Gemach ringsum herrſchte düſtere Nacht.
Aber plötzlich flog in bläulich lodernden Flammen
Der entzündete Geiſt wallend und wogend empor;
Doch es entzog das ätheriſche Licht den Wangen und Augen
Lebensröthe und Glanz; trauernd ſchien jedes Geſicht.

Unerkennbar und beinah' fürchterlich wurden die Züge,
Bei dem fröhlichen Feſt, von der Beleuchtung entſtellt.
Schäkernd neckte man ſich; dort flüchtete ſich der Gefloh'ne,
Hier ſah'n Geiſter ſich lachend in's Todtengeſicht.
Ängſtlich ſetzte das Mädchenvolk ſich näher zuſammen,
Aber ihr Kichern verrieth Männergeſpenſtern den Spuck.
Praſſelnd glitt indeß, in Tropfen gelöſet, der Zucker,
In das Feuermeer emſig verſüßend hinab.
Heller entbrannte die Loh', bei jedem Tropfen aufziſchend.
Gegenüber ſtand Eduard dem Gefäß.
Leichenblaß erſchien des Leidenden trauerndes Antlitz,
Und der Arme glich einem Bewohner des Grabs.
Sieh, da lenkte Amor den Blick des reizenden Mädchens
Auf die Trauergeſtalt plötzlich aufmerkſam dahin!
Und ſie fühlte ſich erſchüttert im innerſten Herzen,
Fühlte den ganzen Schmerz, welchen der Jüngling empfand.
„Ach!" — ſo flüſterte jetzt die zärtlich erwachende Liebe —
„Ach, wie wenn er nun todt da läge vor mir?
„Oder ſterbend aus Liebe, aus lebenzerſtörender Liebe,
„Mit durchdringendem Blick tief aus dem brechenden Aug',
„Kaum von ſchwerer Bruſt aufathmend anklagende Seufzer,
„Und die Hände nach mir ringend und ächzend verging?

„Jede Stunde wär' er bereit, für mich zu ſterben —
„Und durch fühlloſen Stolz raubt' ich ihm Leben und Glück!
„Wird wohl Einer ſo wahr mich lieben, ſo treu und ſo edel?
„Weh mir! bläſſer wird immer ſein ſanftes Geſicht.
„Eduard! traure nicht mehr! Dein bin ich, Dich liebend und lohnend,
„Laß das bleiche Geſicht glühen von Liebe und Luſt!
„Eduard!" — Ach, es entfloh von der Zärtlichkeit roſigen Lippen,
Lauter, als ſie geglaubt, Eduard's Name dahin,
Und erreichte zu ſchnell das Ohr des ſtaunenden Jünglings,
Der zum melodiſchen Schall freundlich gewendet ſich bog.
Plötzlich erglänzte der Saal — es war vollendet der Nektar —
Wieder vom Kerzenlicht, ſchöner noch Emma's Geſicht,
Himmliſches Lächeln umfloß die wonneathmenden Lippen,
Und der Wangen Glut ſtrahlte wie Morgenroth auf.
Hoffend blickte der Jüngling hinein in die leuchtenden Augen;
Seinem Herzen entſtieg feurig beflügelter Muth,
Und mit heimlicher Freude reichte der redliche Pachter
Nun das erſte Glas Emma, der lächelnden, hin.
„Eduard!" flüſterte ſie, vom Purpur nippend des Nektars,
Bot dem Jüngling dann freundlich das eigene Glas.

„Emma!“ rief der Wonnetrunkene: „ſchlürf' ich des Lebens — —?“
„Unſer Glück und Wohl!“ ſagte ſie freudeverklärt.
„Eins auf ewig ſei's!“ ſprach lauter der glühende Jüngling,
Aber ein mächtiges Glas hob nun der Vater empor:
„Darf ich?“ — Lächelnd ſchweigen ſie. — „Wohl denn: es lebe das Brautpaar!“
Gläſer- und Stimmenklang ſcholl im Gemache ſogleich.
Jubelnd wurde der Nektar zum Geiſt der Liebe erhoben,
Und die Grabgeſtalt glühte wie Roſen des Mai's.

* * *

# Die Entſtehung der Thränenweide.

**Emmeline.**

Bräutchen bin ich, mein Schatz! verſtanden? ein freudiges Bräutchen!
Alles jubelt und tanzt um mich her und duftet und leuchtet.

**Agnes.**

Nicht ſo hoch gethan und nicht ſo ſehr ſich gebrüſtet!
Werden wohl auch anderer Leute Mädchen noch Bräute,
Wohl zu bemerken, mein holder Engel: wenn ſie nur wollen!

**Emmeline.**

Freilich, ich weiß es wohl; das iſt's ja, worüber ich klage,
Daß Du nicht willſt, was Du ſelbſt: beglücken Dich ſelbſt und den Gatten.
Glücklich bin ich ſchon jetzt; wie wird's erſt im Eheſtand werden!

**Agnes.**

Werde das glücklichſte Weib! es treffen Dich immer doch Leiden.
Ich will einſam leben in hoher jungfräulicher Stille.

**Emmeline.**

Nimmer geb' ich es zu! Heiraten mußt Du mir nächſtens.
Auguſt liebt Dich ſo innig und treu, wie Robert mich liebet.
Willſt Du gleich Steinnelken verblüh'n, auf Felſen verödet?
Schließe Dich an und eröffne das Herz! Gott ſchuf uns für Gatten.

**Agnes.**

Gott auch gab in die Bruſt mir den Hang zum einſamen Leben.
So wie der glänzende Tag mit der ſinkenden Sonne verſchwindet,
Alſo verliſcht auch Männerliebe mit weiblicher Schönheit.
Bleib' ich allein, bin ich frei und beliebt bei Allen und ruhig.

**Emmeline.**

Iſt die Einſame ſchön und ehrbar, ſo folget ihr Mitleid,
Ach, ein trauriger Gaſt, vor dem mich der Himmel bewahre!

Aber noch mehr als das iſt Keckheit verwegener Männer.
Jeder glaubet ein Recht an die Herrenloſe zu haben,
Und der freie Scherz verfolgt die von Keinem Beſchützte.
Iſt Dein Frühling vorbei, dann kommt die erbärmlichſte Zeit erſt,
Weder Jugend noch Alter; da wird der Scherz zum Geſpötte.
Folg' mir und reiche geſchwind dem Auguſt beide Hände!
Sonſt erleb' ich es noch, daß auf ſchwarzem Bocke Du reiteſt,
Oder auf langem Beſenſtiel Rauchfänge beſucheſt,
Lache laut auf, und es flieh'n vor der alten Hexe die Kinder.

**Agnes.**

Lache nur jetzt! Du wirſt oft genug noch Thränen vergießen.
Bräute ſehen ja ſtets, Emmeline, den offenen Himmel!
Du kennſt von der Ehe ſo wenig als ich noch zur Stunde,
Ach! und träumſt nur Wünſche. Laß doch Erfahrene ſprechen!
Ei, ſie reden nicht ſo,„ gequält von Männern und Kindern.

**Emmeline.**

Lieben will ich den Mann und die Kinder, ſo lieben auch ſie mich.
Sieh, dort über die Flur geht Bertha! Jetzt naht ſie dem Schlehdorn;
Vor ihr hüpfet ein fröhlicher Knabe, mit glühenden Backen,

Lärmend dahin über Graben und Strauch und den Schmetterling haſchend,
Aber ſchmeichelnd ruht am wallenden Buſen der Säugling,
Mit der ſpielenden Hand das holde Geſicht ihr befahrend;
Doch ſie lächelt und hat uns entdeckt, weil der Wind das Gebüſch trennt.
O du Glückliche, immer von Sorgen voll und von Freuden!
Sei der Himmel mir gnädig wie Dir! Gern will ich auch leiden.

**Bertha.**

Liebliches Bräutchen, nun bald geehrt im Chore der Frauen,
Sei mir willkommen, und werde doch ja ſo glücklich, wie ich bin!

**Agnes.**

Geb' es der Himmel! allein der Frühling dauert nur Wochen;
Dann kömmt Sommerſchwüle, dann ſchädlicher Nebel des Herbſtes,
Endlich gar der ſtürmende, eiskalt ſchneidende Winter.

**Emmeline.**

Immer doch beſpöttelt die Läſterzunge den Ehſtand.
Duld' es ihr nicht! Du kennſt ihn ja länger ſchon; ſag' ihr die Wahrheit!

**Bertha.**

Manche ſpröde Spötterin wurde nachher zum Geſpötte.
Liebe will Muth zum Ertragen, doch Muthwill' tödtet die Liebe.

**Emmeline.**

Rieſenhaft ſteht der Sonnenſcheibe blendende Goldglut,
Hinter farbigem Saum gebirgten Gewölkes verſinkend.
Seht doch; wie brennet der Teich! Die ganze Sonne liegt drinnen.
In den Buſen verbirgt der Kleine das ſchimmernde Antlitz,
Denn es ſchießen uns ja die Strahlen gerade entgegen.

**Bertha.**

Kommt! wir wollen zur ſchattenden Thränenweide uns flüchten.
O wie kühl iſt's hier! Wie die Lüfte ſo ſchauerlich flüſtern!
Leiſe wehen die klagenden Geiſter unglücklicher Liebe
In den hängenden Zweigen, die ſchmerzlich zum Teiche ſich bücken,
Gleichſam als wollten ſie noch im Thränenmeere ſich baden.
Armer Baum, den ſpröden Schönen ein warnendes Beiſpiel!

**Emmeline.**

Weißt Du, Traute, wohl etwa geheime Geſchichten vom Baume?
Ach ſo erzähle ſie doch! Wir ſind aufmerkſame Kinder.
Wenn's nur recht ſchauerlich iſt! das hör' ich lieber als Alles.

**Agnes.**

Aber woher weißt Du die Geſchichte? Verbürgſt Du die Wahrheit?

**Bertha.**

Meine Muhme hat viel uralte, kaum lesbare Bücher.

Nun, in einem derſelben, dem dickſten und größten von allen,
Steht die überaus traurige, aber ſehr wahre Geſchichte,
Und ein Kupferſtich zeigt gar das Ganze ſo deutlich,
So zum Sprechen, als ſäh' man's wirklich mit eigenen Augen.
Hört nun! Es trug ſich zu vor tauſend Jahren und länger.

**Agnes.**

Nun denn, die Ohren geſpitzt!

**Emmeline.**

Vor tauſend? O das muß ſchön ſein!

**Bertha.**

Vor Zeiten einſt, als es noch Götter gab — —

**Agnes.**

Götter? ei nun, wo ſind ſie denn hingekommen, die Götter?

**Bertha.**

Ja, Mädchen, darnach mußt Du mich nicht fragen!
Genug: es gab einſt Götter; das iſt ſicher;
Dies lehren uns ja alle alten Bücher.
Wohin ſie kamen — kann ich Dir nicht ſagen.
Willſt Du es wiſſen, mußt Du ſelbſt nachſchlagen.
Jetzt horchet, und ſeid ſtille wie das Grab! —
Vor Zeiten einſt, als es noch Götter gab,
Da lebte auch ein guter junger Schäfer,
Schön wie Endymion der Siebenſchläfer;

Der liebte eine Schäferin von Herzen,
Doch ſeine Liebe trug ihm nichts als Schmerzen.
Er ſang ſo hold und lieblich wie die Muſen;
Doch Lied und Wort drang nicht in ihren Buſen.
Er gab die ſchönſten Blumen jeder Flur,
Sie aber ihm die ſchärfſten Dornen nur.
Er klagte, bat — ſie lachte oder floh;
So wurde er nie ſeines Lebens froh.
An Schönheit däuchte ſie ſich Cypris gleich,
Kein Jüngling ſchien der Stolzen g'nügſam reich;
Nur Sklaven ſollten knieend ſie umgeben;
Sie aber wollte frei und herrſchend leben.
Da nichts ſein herbes Schickſal konnte wenden,
Entſchloß er ſich, ſein Leiden ſchnell zu enden,
Und löſchte in des nahen Sees Flut
Den bittern Schmerz verſchmähter Liebesglut.
„O daß Dich, Harte, Cypris Zorn nie ſtrafe!“ —
Er ſprach's, ſein Aug' ſchloß ſich zu ew'gem Schlafe.
Die Göttin hörte nicht die fromme Bitte.
Die Welle trug ihn vor des Mädchens Hütte,
Und Freunde gruben ihm ein Grab voll Trauer.
Da faßte die Entſetzte wilder Schauer,
Verhallt war Klang und Sang, und auf dem Grabe
Lag ſchimmernd manche treue Todesgabe.
Kaum wehte noch des Abends kühler Flügel,
Da eilte die Grauſame zu dem Hügel,
Der dicht emporſtieg an des Sees Rand,
Zerreißend Kleid und Haar mit frevler Hand,

Denn ihrer Seele war die Ruh' entwichen
Vor der Erinnyen gift'gen Schlangenſtichen.
So heulten ſie: „Nicht wollteſt Du beglücken;
„Nur fremdes Leiden konnte Dich entzücken.
„Du aber, prunkend und Dir ſelbſt nur hold,
„Verſchmähteſt Herzen, ſtrebteſt nur nach Gold.
„Dir ward der Schönheit Göttergabe Fluch,
„Und Manchen hüllteſt Du in's Leichentuch.
„Nicht Menſchen ſei, Unmenſchliche, geſellt,
„Fühlloſem bleibe künftighin vermählt!" —
Da ward gerührt der Spröden ſtolzes Herz,
Durchbohrt von Sehnſucht und von Liebesſchmerz.
Vor ihrer Seele gleitet eine Reih'
Der ſchönſten Liebesbilder hold vorbei.
Die Namen: „Gattin, Freundin, Mutter!" ziehen
Um ſie dahin wie Himmelsmelodien.
Ein Gatte nennt ſie ſeines Lebens Glück,
Und hängt an ihr mit wonnetrunknem Blick,
Und lächelnd, eifernd, drängend, jubelnd füllt,
An Mien' und Herz der Mutter Ebenbild,
Ein heil'ger Kreis von Kindern ſich umher,
Und Haus und Tenne ſind von Segen ſchwer!

**Agnes.**

Schweig! o ſchweig! ach Du zerreißeſt mir Armen die Seele!

**Emmeline.**

O wie gut will ich ſein, beglücken und glücklich auch werden!

**Bertha.**

„Und dieſes Glück haſt Du von Dir geſtoßen,
„Dein Herz der reinen Liebe ſtolz verſchloſſen!
„Die Gattin nicht und Mutter nicht will ſein,
„Soll auch der Weiblichkeit ſich nicht erfreu'n!
„So bleibe denn in Zukunft auch allein!
„Die Wehmuth nur ſoll Dir Gefährtin ſein!" —
So ſcholl Cytherens ſtrenger Richterſpruch,
Und ſchnell vollzogen ward des Stolzes Fluch.
Die Füße wurzeln in den Boden feſt,
Der, trotz des Sträubens, ſie nicht von ſich läßt.
Nur noch im ſchmerzenvollen Antlitz Weib,
Umziehet ſtarre Rinde ihren Leib.
Dem Lockenhaar entkeimet Laub, es beugen,
Umſäuſelt und umhüllt von grünen Zweigen,
Die Arme ausgeſtreckt ſich nach dem Hügel,
Abwärts, und ſtreifend auf des Sees Spiegel.
So ſtarrt ſie einſam, eine Thränenweide,
In der geſenkten Äſte Trauerkleide,
Und kühlet in des Sees ſtiller Flut
Den ew'gen Brand der innern Liebesglut!

**Emmeline.**

Weinen muß ich! Und wär' auch, was Du erzähleſt, nur Fabel,
Hat es doch tief mich gerührt. Nun, Agnes, Du biſt ja ſo ſinnig,
Und viel bläſſer als kurz noch vorher? Hat das Märchen gewirket?

**Agnes.**

Schauerlich iſt's; wenn gleich erdichtet, — doch trefflich die Lehre.
Nimmer lob' ich den Stolz und der Spröden einſamen Wandel;
Iſt mir doch völlig, als wär' ich ſchon Baum: im Innerſten graut mir.
Ach, ich fühle mich wahrlich ſo eingeengt und beklommen!

**Emmeline.**

Sieh doch, wie hold anlächelnd der Säugling erwacht, und der Knabe,
Ganz vergeſſend des Spiels, großäugig horchend noch daſitzt!

**Bertha.**

Gute Nacht! Ich fliege nun heim, den Gatten erwartend,
Daß er, wie immer, auch heut' mit herzlichem Kuß mich empfange,
Und den Ermüdeten ſchnell ein duftendes Tiſchchen erquicke!

**Emmeline.**

Ach, mein Bräutigam naht mit ſtets vergrößerten Schritten.
Mädchen, leb' wohl!

**Agnes.**

Und ich muß einſam, verlaſſen hier bleiben? —
Merk' ich doch nun erſt, wie tiefe Dämm'rung die Erde umdüſtert.
Hu, wie ſchauerlich droh'n die ſchwarzen Geſtalten der Büſche!

Weh mir! was rauſchet hervor? ich bin des Todes! o Himmel!
Du, mein Auguſt, Du biſt's? Willkommen, geleite mich, Lieber!

## Die Morgana *).

Traulich umhüllte die Nacht den Schlummer der ruhenden Erde,
Wie auf geſättigtem Neſt ein Muttervogel ſich wieget,
Und in die Fluten verſchmolz der ſterneſchimmernde Himmel,
Feuriges Bild des geiſtigen Traums in friedlicher Seele.
Wonnebeflügelt entſchwebte der Duft den blühenden Hainen,
Die am Geſtade des Meers umſchirmten die freundliche Hütte,
Freudig bewohnt von Althea, mit Catalina, dem zarten

---

*) An der ſizilianiſchen Meerenge und andern Küſten zeigen ſich zuweilen kurz vor dem Aufgang der Sonne, durch eine beſondere Strahlenbrechung, auf der Oberfläche des Waſſers mancherlei Geſtalten, als Städte, Kirchen, Männer, Weiber, Thiere u. ſ. w., welche, ſo wie die Sonne höher ſteigt, ein gemiſchtes Chaos werden und endlich verſchwinden. Das Volk ſchreibt dieſe Naturerſcheinung der Fee Morgana zu; daher ihr Name.

Töchterlein, innig verſchwiſtert an Farb' und Milde den Roſen.
Athmend kaum, erlabte ſich ſtill am Schlummer die Greiſin;
Aber am Lager des Mädchens ſtand der lieblichſte Traumgott,
Lieblich fürwahr, denn er glich der Geſtalt des fernen Roberts,
Welcher nun ſeit zwölf Monden auf fremden Meeren hinſchiffte.
Mit des Geliebten Entfernung entglühte die Liebe des Mädchens
Immer zu höherer Glut, und durch vermeinte Gefahren
Machte die Sehnſucht ihn ſtets dem geängſteten Herzen noch theurer.
Jetzo verſcheucht' eine Mücke den Traum des lieblichen Mädchens;
Plötzlich entflog dem erglänzenden Auge die ſeidene Wimper,
Und es ſpiegelten ſich in den Sternen die Sterne des Himmels.
Schnell nun ſendend den Blick zum öſtlich anglimmenden Dunkel,
Sah ſie das Fenſter umwebt vom dämmernden Purpur des Morgens,
Sah das leuchtende Weiß der linnenen Decke des Bettes,
Ruhend darauf des Lilienarms vorglänzende Ründung,
Flüſterte: „Mutter, der Tag!" mit leiſe melodiſcher Stimme,
Und ſprang auf, wie im Walde das Reh vom duftenden Lager.

Alſo ſchwebete leicht Catalina wie Nebel des Morgens.
Kaum vermochte mit freundlich mühſamer Eile die Mutter
Gleich zu kommen dem Schritt des freudebeflügelten Mädchens,
Angeſtrahlt und verklärt von der mailichen Röthe des Himmels,
Und begrüßt vom tauſendfachen Geſange der Vögel.
Durch den Uferhain, von ſtrömenden Düften umflutet,
Schritten ſie vor, geſprächig in ſteigender Wärme der Hoffnung,
Bald zu ſchau'n die Morgengeſtalten der Fata Morgana.
Jetzo traten hervor die Beiden am Rande des Fruchthains,
Und es empfing ſie der Tag in ſeiner Herrlichkeit Fülle,
Herrſchend über des Meeres und der Erde verſchmelzende Schönheit.
Da begann Catalina, nicht minder ſchön als der Morgen:

**Catalina.**

Ach Mütterlein, faſt will mir grauen,
Morganens Wunderſpiel zu ſchauen!
Wie ſeltſam wandelnde Geſtalten
Im Meere und am Himmel walten!
Mir engt und weitet ſich das Herz
Zugleich in Freude und in Schmerz.

**Althea.**

Morgana, Kind, iſt eine gute Fee;
D'rum bebe nicht! Die Zukunft läßt ſie uns
Im Spiegel ſchau'n des Himmels und der Fluten.
Wenn mit der Nacht die Morgenröthe kämpft,

Beginnt ihr Zauberwerk. Dem Böſen nur
Zeigt ſie, — mir ſchaudert, da ich's ſagen ſoll —
Gräßliche Höllenbilder, die ihn treiben,
Hinab zu ſtürzen in den Meeresgrund,
Wo Ungeheuer grimmig ihn zerreißen.
Der Gute ſieht lichtſtrahlende Geſtalten,
Die ihm befreundet mild entgegen lächeln,
Wie Blumen ſich erſchauen in dem Quell.
Iſt gut Dein Herz und rein und liebevoll,
So bebe nicht!

**Catalina.**

Nun darf ich ohne Sorge ſein;
Mein Herz iſt liebevoll und rein,
Ja liebevoll, lieb Mütterlein!
Im Buſen fühl' ich ſtilles Glüh'n;
Das ſoll mir froh zu Tage blüh'n,
Wenn durch Morganens Zaubermacht
Ein ſchöner Hoffnungsſtrahl erwacht.

**Althea.**

Sie naht, mein Kind, in ihrer Heiterkeit,
Nun harre ſittigernſt in heil'gem Schweigen,
Soll ſich der Zukunft Wunderreich Dir zeigen!

**Catalina.**

Wie wunderlieblich iſt die Welt!
Wie roſenlicht das glänzt und ſtrahlt,
Im ſanften Tanze wogt und wallt!
Ach Mutter, wie mir das gefällt!

Doch ſprich, läßt uns auch die Geſtalten,
Die wir am liebſten ſehen,
Die freundlichſte der Feen
Bedeutungsvoll im Spiegel walten?

**Althea.**

Wie jung das pipt! Was eitles Mädchenvolk
Zu ſehen wünſcht, das ſieht es fort und fort,
Wenn auch kein Punkt davon zu ſehen iſt.
Doch was Morgana uns erſcheinen läßt,
Hat ſeinen guten Grund; es iſt zwar nicht,
Doch in der Zukunft wird es uns gewährt.

**Catalina.**

So? Nun — zum Beiſpiel, ſetzen wir,
Ein Mädchen käm' in dies Revier,
Um ihren Auserkornen hier,
Der in der Zukunft ihr beſchert,
Im Gaukelbilde zu erſpähen,
Ließ ihn die Fee vorübergehen
Im Morgenlicht?

**Althea.**

Ei, liebes Mägdlein, zweifle nicht!
Doch höre, dieſe ſonderbare Frage,
Die Deine Wangen ſonderbar entzündet —

**Catalina.**

Ei ſieh doch, o Mutter, wie Flammen entſprühen
Dem ſpiegelnden Meer!
Wie tauſend bewegte Geſtalten erglühen,
Ein fliehendes, kommendes Heer!

**Althea.**

Ergreifend iſt die hehre Doppelfeier
Des Äthers und der Waſſerwelt!
O, trüg' der Menſch den Himmel ſo in ſich,
Wie ihn des Meeres treue Bruſt empfängt,
Er würd' ein Abbild ſelbſt des Heiligſten!
Doch er iſt immer ruhig, immer klar,
Und gleichet nur dem ſturmzerwühltem Meer,
Deß ſchwarzer Wogendrang, ſo kühn er auch
Zum Himmel ſteigt, doch keinen Strahl von Oben
Erleuchtend aufnimmt und beruhigend.

**Catalina.**

Was ſiehſt Du in dem Flimmerkranz?

**Althea.**

Kind! einen großen, großen Roſenkranz!
Wie er mit hoher Andacht mich erfüllt!

**Catalina.**

Ach, Mutter, ja ein Roſenkranz
Hüpft auf und ab im Wogentanz!
Wie ſchön die lieben Blumen glänzen! —
O könnt' ich ihn damit bekränzen!

**Althea.**

Dort wölbt ſich einer Kirche hoher Dom;
Wie macht der hehre Anblick uns ſo fromm!

**Catalina.**

Und ſieh! wie herrlich iſt zu ſchauen
Ein Zug von Männern und von Frauen,

Die alle wunderſchön geſchmückt!
Nun kommt ein holdes junges Paar;
Sie trägt ein Myrthenreis im Haar,
Und Er ſcheint allerliebſt entzückt,
Und ihnen folgt Muſik,
Und noch mehr frohe Gäſte —
Fürwahr, das geht zum Hochzeitsfeſte!
O welches Glück!

**Althea.**

Du keckes Kind! wer wird ſo weltlich denken!
Die Kirche ſoll uns zur Erbauung lenken!
Doch ſieh! dort ſtrahlt, ſo wahr ich lebe,
Gar freundlich unſer kleiner Garten
Und unſ're nied're Hütte. —

**Catalina.**

Und nun — wie ſeltſam das ſich fügt! —
Dort — an die Pinie in voller Blüte
Hat ſich ein Jüngling lauſchend angeſchmiegt. —

**Althea.**

Nun fühl' ich erſt, daß meine blöden Augen
Nicht viel mehr taugen!
Den ganzen Hochzeitsſchwarm konnt' ich nicht ſehen,
Und kann nun auch den Jüngling nicht erſpähen.

**Catalina.**

Ich, Mutter — ich — ich ſeh' ihn nur zu gut!
Jetzt ſchwingt er freudig ſeinen Hut —
Er kommt uns näher — dicht
Am Ufer ſteht er ſchon — er ſpricht —
Wie er die Arme hebt. —

**Althea.**

Ach, faſſe Dich! Gott — wie das glüht und bebt!
Du Kind des Jammers, komm zu Dir!

**Catalina.**

Jetzt winkt er mir —
Hörſt Du nicht ſeine Stimme klingen?

**Althea.**

Ich hör' und ſehe nichts! Komm, laß uns eilen!

**Catalina.**

Ich kann nicht — bin bezaubert — muß hier weilen —
Mir will das Herz zerſpringen —
Ach, ringsum, welches Glutgewimmel! —
Hilf, Mutter — mir ſchwinden Erd' und Himmel —
Er iſt's — er iſt's!

**Althea.**

So rede, wer?

Verwünſchtes Meer!

---

„Mutter! ich bin's!" ſo erſcholl nun der Klang einer männlichen Stimme;
Und Roberto lag zu den Füßen der ſtaunenden Greiſin,
Und ſie umfangend, ſank ihr an's Herz das zitternde Mädchen,
Und die Schwankenden beide zu ſtützen, umfaßt Roberto
Beide zugleich, und ſegnend erhob Althea die Hände:
„Iſt doch höhere Macht hier im Spiel; ich folge dem Winke!" —

Glühender ſchien das Morgenroth dem erglühenden Brautpaar,
Welchem nun Liebe, die gute Fee, das Leben beglückte.

## Die Todtengräber.

**Auguſt.**

Das Schauerliche liebt mein holdes Kind?
Und graut Dir nicht dafür?

**Minchen.**

O lieber Freund, erzähle nur geſchwind!
Ich zitt're vor Begier;

**Auguſt.**

Des Schreckens Macht iſt groß;
Ich fürchte faſt in Ohnmacht Dich zu ſeh'n.

**Minchen.**

Und ſollt' ich auch vor Schrecken faſt vergeh'n —
Erzähle ſchonungslos!

**Auguſt.**

So horch, und ſchmiege Dich
Beim ſtärkſten Grauen feſt an mich! —
Schon ſank die ſchwarze Mitternacht,
Schon war die Geiſterwelt erwacht

Sieh, dicht am klagenden Geſträuche
Lag ſtarr und blutig eine Leiche,
Bleich und leblos hingeſtreckt,
Und mit Wunden überdeckt.

**Minchen.**

Das iſt entſetzlich.

**Auguſt.**

Doch plötzlich
Eilt eine feindlich düſt're Schar herzu,
Todtengräber, ſchwarz verhüllt!

**Minchen.**

Die brachten ihn wohl in das Haus der Ruh',
Das Schmerz und Leiden ſtillt?

**Auguſt.**

Nein! die Unmenſchlichen ohn' Ehre und Gewiſſen!
Am wehrlos Todten raſ't ihr Übermuth;
Sie faßten ihn mit Wuth —
Die Leiche ward zerriſſen!

**Minchen.**

Und traf ſie nicht des Himmels Rache?

**Auguſt.**

Noch ſchrecklicher ging bald die Sache;
Sie ſchleppten ihn
In eine tiefe Mördergrube hin,
Und riefen ihre Kinder ſchnell herbei.

**Minchen.**

Die armen Kleinen!
Ich ſehe ſie ſchon weinen,
Ich höre ihr Geſchrei!

**Auguſt.**

Du irreſt; menſchlichem Gefühle taub,
Ward bald die Leiche neuen Frevels Raub.
Nicht eine Thräne ward vergoſſen, —
Sogar von ſeinem Fleiſch genoſſen. —

**Minchen.**

Halt ein! halt ein! (Nach einer Pauſe.)
Und wann und wo ſoll dies geſchehen ſein?

**Auguſt.**

Faſt ſcheu ich mich, es Dir zu ſagen.

**Minchen** (ſchwer athmend).

Ich bin gefaßt; Du darfſt es wagen.

**Auguſt.**

Erſt geſtern Nachts; das Mordrevier —
Es war — in unſerm Garten hier!

**Minchen.**

So iſt es wirklich eine wahre
Geſchichte?

**Auguſt.**

Ja, wiſſe, daß ich treu verfahre
Und nichts erdichte!

**Minchen.**

Mein Gott! Ich fühle Froſt und Glüh'n.
Ach ſtütze mich! O laß uns flieh'n!
Den Reſt erzähle mir im Zimmer;
Mir wird mit jedem Augenblick hier ſchlimmer!

**Auguſt.**

So laß uns gehen; doch vorher
Vernimm nur noch das Eine: wer
Die Frevelthat verübt!

**Minchen.**

Kannt' ich den Todten? ach!

**Auguſt.**

Ja, liebes Minchen!
Es war, das jüngſte der Kaninchen,
Und jene ſchauderhaften Frevler,
Sie waren —

**Minchen.**

Wer denn?

**Auguſt.**

Käfer,
Die man, wie ihr Geſchäft bekennt,
Die Todtengräber nennt.

**Minchen.**

Du böſer Menſch! haſt mich geneckt,
Und ſo umſonſt erſchreckt?

**Auguſt.**

Ei, für den überraſchend guten Schluß
Verdien' ich wahrlich einen Kuß!

**Minchen.**

Die Freud' iſt dankbar, und — ich bin vom Herzen froh,
Daß die entſetzliche Geſchichte ſo
Erfreulich ſich geendigt hat.

**Auguſt.**

So durch ſich ſelbſt als durch den Lohn, um den ich bat.
Es lebe die poetiſche Gerechtigkeit!

**Minchen.**

Und auch des Schauſpiels Menſchlichkeit!

**Auguſt.**

Entlarvung iſt dem Böſewicht beſchieden.

**Minchen.**

Und der erſchütterte Zuhörer fühlt,
Kaum hat der Schmerz die Bruſt durchwühlt,
Sich ſchon getröſtet und zufrieden.

**Auguſt.**

Wollt' uns Geſchicht' und Poeſie von manchem Helden,
Was ſie recht eigentlich geweſen, offen melden, —
Bald würde der entſchlaf'ne Schrecken
Das lauteſte Gelächter wecken. —
Doch nun zum Schluß?

**Minchen.**

Den Kuß.

# Der Greis und das Mädchen.

**Greis.**

Was neigſt Du, Mädchen, ſinnigſtill
Die Äuglein nach dem Blumenſpiel?

**Mädchen.**

Ich ſuche nach Schmuck für Buſen und Locken,
Nach Veilchen, Roſen und Maienglocken;
Dann eil' ich, von Jugend und Frohſinn umſpielt,
Den Sieg zu entreißen von Hoffnung erfüllt.
Den duftig in Abendroth ſchimmernden Hain
Durchtanzen die Schäfer in luſtigen Reih'n,
Es ſchwebet Glycere mit ihnen dahin;
Man nennt ſie der Jungfrauen Königin.
Nun ſoll mir nicht länger die Siegerin funkeln;
Ich will ſie beſiegen, ich will ſie verdunkeln.

**Greis.**

Kennſt Du das dunkle Plätzchen dort?

**Mädchen.**

Neu iſt mir dieſer düſt're Ort.

**Greis.**

Nun änd're Deinen ſtolzen Sinn!
Dort ruht der Jungfrau'n Königin.
Die Blumen, Dich zum Sieg zu ſchmücken,
Magſt Du auf ihrem Grabe pflücken!

# Die Werbung.

„Michel!“ rief Hanns, und ſah mit kleineren thränenden Augen
Auf zum Kirchenthurm, von der Morgenſonne beſtrahlet;
„Sieh! ſchon wieder vergaß der alte, betrunkene Küſter
Aufzuziehen die Uhr; nun horch! ſchon läutet die Glocke
Fünf, und immer ſteht der Zeiger beim roſtigen Zehner.
Zeit iſt's nun, in's Horn zu ſtoßen, damit ſich die Kühe
Und die Ziegen den weitgeöffneten Thoren entwinden,
Und mit bedächtigem Schritt zur geſelligen Weide ſich ſammeln.“

**Michel.**

Alle ſind ſie nun da, es kömmt ja ſogar ſchon die weiße
Kuh daher; von allen iſt ſie wohl immer die letzte!
Aber, das ſag' ich Dir, Hanns! kommt mir die junge Zigeun'rin
Nächſte Kirchweih' wieder in's Dorf, ſo muß mir die Hexe
Deuten, und thut ſie's nicht anders, ſchenk' ich den durchſchoſſenen Hut ihr,
Den mein ſeliger Pathe vom Türkenkriege mitbrachte;
Doch ſie muß Alles geſteh'n! denn ich hab' es nun einmal beſchloſſen:
Will die Lene mich nicht, geh' ich als Freiwilliger heut' noch
Unter die Grenadier, die im nächſten Dorfe jetzt durchzieh'n.

**Hanns.**

Nein! da träteſt Du wohl Dein Glück muthwillig mit Füßen,
Wollteſt Du unſer Dorf, das ruhig blühende, tauſchen
Mit bluttriefenden Feldern und mit zertrümmerten Städten.
Keinen Klugen hat noch die Liebe zum Narren berücket.

**Michel.**

Schweig mir, Hanns! denn ſo wenig verſtehſt Du vom ſtarken Verliebtſein,
Als ich die vollgeſchriebenen Zettel des Doktors verſtehe.

**Hanns.**

Aber bedenke doch! nächſten Herbſt kann's nimmer Dir fehlen,
Hüter zu werden der Weinberge mit den herrlichen Trauben.
Alles fürchtet Dich dann in Deinem gewaltigen Amte
Und es wird manch' blinkendes Löſegeld Dich erfreuen,
Ja, geſchmückt mit Säbel und Strauß erwirbſt Du Dir Reichthum,
Und an Deiner Seite wird ſchöner ſich dünken das Mädchen;
Aber im Kriege da ſtirbſt Du vor Angſt, wie ein Feind Dir erſcheinet.

**Michel.**

Was bekümmert der Rebenhain mich und die herrliche Traube?
Was mein Anſeh'n im Amte, wenn Lene doch nimmer mich liebet?
Gegen die Feinde zieh'n will ich, und ſchießen und ſtechen
Sterb' ich auch vor Angſt — ſo will ich der Lene erſcheinen!

**Hanns.**

Weine nicht! Weinende fürchtet kein Feind und liebet kein Mädchen.

**Ein Grenadier.**

Bürſchchen, juchhe! was ſitzt ihr ſo kläglich hier unter den Kühen?
Froheres Leben wohl führt der Soldat; in Eigenthum wandelt
Ihm ſich bald, wornach ihn gelüſtet; denn Länder beherrſcht er!
Werft den knotigen Stab, den unrühmlichen, weit in das Feld hin!
Nehmt dafür das blinkende Schwert und die donnernde Büchſe!
Iſt's denn nicht beſſer gethan, auf dem Felde der Ehre zu glänzen,
Als hier auf dem Felde bei trägen Kühen zu ſchnarchen?
Scheint's euch geſcheiter, das Heer zu führen, oder die Herde?
Laßt doch ſein Waſſer dem Bach! Im Kriege gibt's fröhliche Krüge.

**Michel.**

Herr Grenadier! er kömmt mir erwünſcht und recht wie gerufen;
Meines Lebens bin ich nun ſatt, will ſtechen und ſchießen!

**Grenadier.**

Biſt ja ein herrlicher Burſch! nicht übel gewachſen und rüſtig!
Prächtig muß die Mütze Dir ſteh'n; verſuch' ſie doch einmal!

**Hanns.**

Thörichter Michel thu's nicht! wer ſie einmal verſuchet, dem bleibt ſie
Ewig fort auf dem Kopf, bis der grimmige Tod ſie herabſchießt.
Sieh' da kömmt die Zigeunerin; höre ſie, eh' Du den Schritt wagſt!

**Michel.**

Sei's denn! aber es wird nichts nützen; ich weiß es ſchon voraus —
Heda, Du Hexe! wie ſteht's? guck mir in die Hände bedächtig!
Wird die Lene mir gut, oder mag ſie nimmer mich ausſteh'n?

**Zigeunerin.**

Und was gibſt Du mir denn, damit ich die Wahrheit Dir ſage?

**Michel.**

Einen alten Hut.

**Zigeunerin.**

Und was noch?

**Michel.**

Genüget Dir das nicht?
Mehr iſt der Hut werth, als Du alte Hexe mit Leib und Seele.

**Zigeunerin.**

Nun, ſo gib mir die Hand! ei, ei! das iſt mir bedenklich.

**Michel.**

Hanns! was hab' ich geſagt?

**Hanns.**

Geduld! Verliere den Muth nicht!

**Grenadier.**

Laß Dich nicht prellen vom Weib! Was verſteht die alberne Trude?
Sei kein Narr, und gib der Spröden auf ewig den Abſchied!
Biſt Du Soldat, ſo finden ſich hundert Mädchen für Eines.

**Michel.**

Doch auf der ganzen Welt nur eine einzige Lene!

**Zigeunerin.**

Armer Junge! Du dauerſt mich; dieſer verzweifelte Querſtrich
In der Hand hier, welcher die lange Linie durchzieht —
Ach, er bedeutet kein Glück! die Dirne — ach Du verkennſt ſie!

**Michel.**

Nein ich verkenne ſie nicht; die Abſcheuliche will mich nicht; ſag's nur!

**Zigeunerin.**

Nimmer ſag' ich Dir das.

**Michel.**

Das iſt ja ſo viel als geſagt ſchon,
Nun, Kamerad, die Mütze her! da iſt die Hand.

**Hanns.**

O ſo warte!

**Michel.**

Vivat! es lebe der König!

**Grenadier.**

Wohlan, Kamerad! Du biſt mein jetzt.

**Michel.**

Dein auf immer und ewig — ach Lene!

**Grenadier.**

Du weinſt? Pfui, ſchäm' Dich!

**Hanns.**

Nun ſo leb' wohl!

**Grenadier.**

Jetzt marſch mit mir fort zum geſtrengen Herrn Hauptmann!
Denn ich kann hier nicht länger verweilen; man rühret die Trommel.

**Michel.**

Hanns! ach die Trommel! Leb' wohl! ſag' Alles der Lene, ſein Alles!

**Zigeunerin.**

Sag' es ihr ſelbſt doch! kennſt Du mich nicht? das entſchwärzte Geſicht? nun?
Kennſt Du es nicht? wart', ich werfe den Mantel weg und den Strohhut!

**Michel.**

Lene! Du biſt's!

**Lene.**

Was haſt Du gethan? unglücklicher Michel!
Haſt gar keine Geduld und verdirbſt den unſchuldigen Scherz mir!

**Michel.**

Lene, ich liebe Dich mehr als die Welt, mehr als alle Armeen.

**Lene.**

Wenn Du mich liebſt, bleib' hier und geh' nicht zu den Soldaten!

**Michel.**

Wirſt Du dann auch mein Schatz?

**Lene.**

So wahr ich hier ſteh' — Dein bin ich!

**Michel.**

Nun, Herr Korp'ral, ſo leb' er denn wohl, und zieh' er von dannen!
Nehm' er die Tabakspfeife, die ſchenk' ich ihm; laß er ſich's ſchmecken!
Er iſt noch jung und kann's weit bringen; ich wünſch' ihm viel Gutes.

**Grenadier.**

Burſche, das geht nicht ſo an! Folg' mir gutwillig! Ich rath' es!
Denn ſonſt brauch' ich Gewalt, komm' mit zehn Mann, Dich zu holen,
Mit dem Bajonet!

**Lene.**

Ach Erbarmen! Erbarmen!

**Michel.**

Habt Mitleid!

**Hanns.**

Ach, er wußte ja nicht, was er that, er kannte das Ding nicht.

**Grenadier.**

Ei, was kümmert mich das! er trägt mir nun einmal ein Handgeld.

**Lene.**

Hör' er doch! dieſe vier Groſchen, die geb' ich ihm gleich auf der Stelle,
Und ein Guldenſtück bekömmt er noch gleich nach der Ernte.

**Grenadier.**

Viel zu wenig!

**Michel.**

Mein ledernes Beinkleid.

**Grenadier.**

Das kann ich nicht brauchen.

**Hanns.**

Und noch meinen Hund, das wachbarſte Thier auf der Erde!

**Grenadier.**

Sorge nicht gern für Andere, bin froh, hab' ich ſelber zu nagen!

**Michel.**

Iſt er von Stahl und Eiſen?

**Grenadier.**

Kein Pardon! nicht gezaudert!

**Michel.**

Lene! er faßt mich!

**Lene.**

Wehre Dich! wehre Dich!

**Hanns.**

Schlag' ihn zu Boden!

**Grenadier.**

Rührt euch nicht! ſonſt zieh' ich vom Leder und ſpalt' euch die Schädel.
Aber hört: gebt einen andern Burſchen für den mir!
Geh Du, Hanns, mit mir, ſo laß ich den Michel der Dirne.
Willſt Du?

**Hanns.**

Was würde dazu die muntere Liſe wohl ſagen?
Sie will keinen Soldaten, und darum werd' ich auch keiner.

**Grenadier.**

Wieder ein Mädchen im Weg? Ihr ſeid doch erbärmliche Gecken!
Komm doch, Hanns! ſei ein Mann! laß die Lieb' und befreie die Memme!
Zieh' mit mir! da findeſt Du Wein und Mädchen und Alles.

**Hanns.**

Aber die Liſe nicht!

**Grenadier.**

Auch! ſie kömmt Dir nicht von der Seite!
Bliebe Dir treu in den Tod, und gingſt Du an's Ende der Welt auch!

Bleibe denn hier! Ja ſogar Dir, Michel, ſchenk' ich die Freiheit.
Liebet euch redlich und lebt noch lange vereinigt und glücklich!
Wenn euch die Ruhe erquickt, ſo gedenket noch meiner in Ehren.
Zum Andenken nehmt von mir die Mütze, den Säbel,
Dieſe Jacke, den Querriem ſammt der ledernen Kuppel —
Und auch dieſen — mächtigen — Bart!

**Hanns.**

O Himmel! was ſeh' ich?
Liſe! Du warſt der Soldat? und ſchäleſt Dich ab wie die Zwiebel?

**Liſe.**

Nimm mich denn hin als Leibgericht, Du lieber Gefoppter!
Ja hat mein Vater geſagt, und ſchenkt uns das Haus und den Acker.
Nehmet denn gnädig den Scherz auf, der euch zu fröhlichem Ernſt führt!
Glückliche werden ja, wie euch bekannt iſt, gerne muthwillig. —

# Das Johannisfeuer.

Sanft verglimmend entſank die Sonne hinter den Bergen;
Bläulicher Nebel umſchwamm, nachglühend, Himmel und Erde.
Kühlig wehte Gebüſch und Schilf am blinkenden Teiche,
Und großblätt'rige Erlen erglänzten aus purpurnem Duftflor,
Mit dem Silbergrün wetteifernd der zitternden Eſpe.
Leiſe, thauig und ſchattend, entſtieg aus freundlichen Wolken
Jetzo die trauliche Nacht, verhüllend die zirpenden Wieſen;
Flimmernd traten die Sterne hervor am dunkelnden Himmel,
Und Johanniskäfer, die lieblichen Kinder des Frühlings,
Glommen auf Büſchen und Gras und durchglitten, mit bläulichen Flammen,
Plötzlich aufleuchtend wie Elfen, das dichter verbreitete Nachtgrau'n.
Nun verſammelte ſich des Dorfes fröhliche Jugend
Zu geſelligem Spiel auf düfteathmender Wieſe.
Dürres Gehölz ward eifrig gethürmt von emſigen Händen,
Und mit Geraſſel erhob ſich die Menge der wehenden Flammen.
Überſchwebend der feurigen Glut, erblaßte der Vollmond.
Hoch und jubelnd flog in leichtem, muthigem Luftſprung
Über des Feuers Gelüſt, in wartender Reihe geordnet,

Hurtiger Burſche und ſchwebender, niedlich geſchürzeter Mädchen
Jauchzende Schar, beflügelt von Beifall lächelnden Alten.
Dreimal ward gewagt der Zukunft kündende Loosſprung,
Welcher Glück in der Liebe verhieß durch gutes Gelingen,
Aber, wenn er mißlang, eh' der flammende Raum überſetzt ward,
Mit dem verſengten Gewand auch die Hoffnung des Liebenden ſengte.
Froh des gelungenen Werks umarmten ſich Mädchen und Jüngling,
Muthigen Herzens, indeß ihr Unglück And're beklagend,
Über ihr hartes Geſchick in Thränen zerſchmelzend, entflohen;
Doch nur Wenigen ward liebloſe Trauerverkündung,
Denn mit vorgeſchwungenem Fuß, wie ſpielende Flaumen,
Leicht ſich ſchnellend, ſprang mit verbreitet erhobenem Kleide
Kühnes Mädchenvolk, aufregend der Jünglinge Eifer.
Nur Marie, die liebliche, ſtand beſcheiden-genügſam
An die Mutter geſchmiegt, mit Erröthen die Augen abwendend,
Wenn zu frevlen Sprung im wilden Spiele das Mädchen
Wagte, gerühmt von männlichem Scherz, der Verwegenheit jauchzend.
Sittiges Lächeln umfloß ihr Geſicht, wenn Freundinnen nahten,

Freundlich tadelnd den Ernſt des keuſch hinblickenden Mädchens;
Aber ſie blieb gleich feſt dem Tadel der neckenden Mädchen
Und der Jünglinge dringendem Fleh'n, und wagte den Sprung nicht,
Treu den Lehren der Mutter, die ihr die Sittſamkeit prieſen.
Alſo ſtand ſie, bald verlaſſen vom taumelnden Kreiſe:
Wilhelm's Blick allein wich nicht von der lieblichen Stillen.
Monden waren entfloh'n, ſeit er der Holden entbrannte,
Aber die Liebe verbarg, ſich ſelbſt und das Mädchen noch prüfend,
Ob die Sittſamkeit ihr im Grunde des Herzens gewurzelt,
Oder als trügliches Netz, den Gatten zu locken, beſtellt ſei.
Als er nun ſah, wie einſam die Zartfühlende daſtand,
In dem ſtillen, reinen Bewußtſein ſich ſelber genügend,
Und den Beifall der heiratsluſtigen Burſche verſchmähend:
Da erhob ſich ſein Herz, aufpochend mit ſchnelleren Schlägen;
Sanft und ernſt, mit freundlichem Gruß und edlerem Anſtand,
Trat er zur Mutter und Tochter, ſich ſtellend zwiſchen ſie Beide,
Und von Beiden mit Huld auszeichnend und würdig empfangen,
Wie es dem biederen Jüngling vom beſten Rufe gebührte.
Aber voll Offenheit pries er ſogleich die Zartheit der Sitte.

Leben kam in's Geſpräch; Mariechens Athem erglühte
So wie Wilhelm's Blick — und frei geſtand er die Liebe.
„Unter allen Mädchen des Dorfs," ſo ſprach er mit Wärme,
„Hab' ich die ſittigſte Dich befunden und darum die ſchönſte.
„Weibliche Würde, die leicht ein Wort verletzet, ein Lufthauch,
„Du haſt mehr ſie geachtet, als Beifall ſchmeichelnder Menge,
„Höher als Jugendluſt und Begierde, den Gatten zu forſchen,
„Haſt Dich ſelber beſiegt und der Eitelkeit waltende Herrſchaft.
„Zartgefühl! dein Reiz iſt die Seele der Lieb' und des Weibes.
„Werde mir Gattin! ich denke und fühle gleich Dir, o Geliebte!
„Gib, o Mutter, ſie mir! ich will ſie ehren und lieben,
„Daß ſie edel wie Du, ein glückliches Alter vollbringe."—
Lächelnd erwiederte drauf die vielerfahrene Greiſin:
„Ruhig ſchließt ihr brechendes Aug' die getröſtete Mutter,
„Läßt ſie das einzige Kind im Arme des würdigen Gatten.
„Dieſen Wunſch zu geſteh'n, ich ſchäme mich nicht, o Du Beſter!
„Sohn, beglücke mein Kind! Sie liebet Dich herzlich, ich weiß es;
„Denn der biederſte biſt Du ja unter den Jünglingen allen."

Aber Marie ſprach nicht, es ſprach nur ihr glühendes Antlitz,
Heißer und purpurner noch als die Glut des erlöſchenden Feuers,
Welches mit lieblichem Schein die Engelreine verklärte.
Hand in Hand gefügt von der klugen, freudigen Mutter,
Gingen ſie über die Flur mit ſternhell leuchtenden Augen,
Und der Johanniskäferchen bläuliche Flammen umwehten
Bald als Hochzeitsfackeln des Brautpaars duftendes Laubdach.

# Dramatiſche Dichtungen.

## I.

# Die Verſuchung.

(Nach Cornwall.)

## Perſonen:

**Graf Ortiz.**
**Mordax.**
**Fernando.**
**Inez.**
Erſcheinungen.
Ein Offizier und andere Diener der Inquiſition.

## Erſte Szene.

Eine Straße in Murcia.

Graf **Ortiz** und **Mordax** kommen aus einer Schenke.

**Ortiz** (ſingend).

Wein, o Wein!
Kind der Traube, du biſt mein!
Will dich hegen,
Will dich pflegen,
Bis du mir Gehirn und Geiſt entzückt,
Oder Beides mir, in Glutverlangen,
Hinſterbend hochbeglückt,
Iſt untergegangen;
Dann, dann
Füll' ich zu neuem Wahn
Den Nektarbecher an!

**Mordax.**

Graf!

**Ortiz.**

Mir iſt wohl, ſehr wohl!
Wie friſch die Lüfte weh'n!

**Mordax.**

Wollt Ihr einmal nach Lappland reiſen,
(Nach Lappland, wohlgemerkt! wo dürre Hexen
Am Mond vorüberhuſchen) leih' ich Euch
Zum Luſtritt einen Beſenſtiel.

**Ortiz.**

Wie allerliebſt!

**Mordax.**

Beim Satan! ja, ich thu's;
Ihr ſollt zur Nordpol-Expedition
Auf's beſte ausgerüſtet ſein,
Sprecht nur ein Wort, und eh' die Morgenſterne
Erbleichen, ſchweben wir ſchon über'm Eismeer hin.

**Ortiz.**

Haha! ganz allerliebſt!

**Mordax.**

Seht Ihr dort oben all die Lichter blinken?
In Mitte zwiſchen ihnen lad' ich Euch
Zum Flug' auf einer Ziege Rücken auf.

**Ortiz.**

Nein! nie vermöcht' ich's, vor dem ew'gen Glanz
Der Sterne einen Frevel zu begeh'n.

**Mordax.**

Hoho! Jetzt kommt das Lachen, Ihr Spaßmacher,
An mich. Haſt Du denn von der Agaberta,
Der hochberühmten Hexe, nichts gehört?

**Ortiz.**

Nein.

**Mordax.**

Sollſt ſie ſeh'n, und von ihr Zaubertränke
Bekommen, daß Du Dich in Luft verwandeln
Und unverſehrt durch Flammen gehen kannſt.

**Ortiz.**

Still, ſtill! Nichts mehr davon! Es ſcheint hier Alles
Voll Raſerei zu ſein, und Millionen
Von Funken tanzen ſprühend durch die Luft;
Mir ſchwindelt das Gehirn ſo fieberhaft.
Was ſoll das? Ein bewaffnetes Phantom
Starrt auf uns her!

**Mordax.**

Das iſt mein Meiſter.

**Ortiz.**

Wie? Jenes Wolkenbild?

**Mordax.**

Ja, eben dieſer luftige Patron.
Er war einſt, wie die Leute ſagen,
Ein Spieler, wagte einen Satz,
Wie Keiner vor ihm und nachher,
Verlor —

**Ortiz.**

Nun iſt er fort.

**Mordax.**

Er kam, zu zeigen,
Wie zärtlich er uns überwacht. Doch — horch!
Ich höre Schritte näher kommen.
Hier darf man uns nicht finden. Huſch!

**Ortiz.**

Hu, wie der Wind ſo kläglich ſtöhnt! (Beide ab.)

---

**Don Fernando** und **Inez** kommen.

**Don Fernando.**

Da ſeht, wohin es geht, das würd'ge Paar,
Der Wüſtling und der Schurke! Der Zechbruder
Mit ſeinem krummen Freund!

**Inez.**

Ohm, ſchützet mich!

**Don Fernando.**

Hat Satan ſeine Brut
Je ausgeſendet, dieſe ſchöne Welt
Zu ſchwärzen, ſo iſt dieſer Sklave Einer
Von dem Gezücht, er, mit dem viehiſchen
Geſicht, ſo finſter wie die Nacht,
Verſengend mit dem funkenſprüh'nden Aug'.

**Inez.**

Don Manuel hat nichts mit ihm gemein.
Graf Ortiz, wer auch ſein Gefährte ſei,
Zeigt immer etwas, unſ'rer Achtung werth.

**Don Fernando.**

So liebſt Du ihn noch immer? Du, ein Mädchen
Mit einem halben Königreich zur Mitgift?

**Inez.**

Ich lieb' ihn. — Ja, ich lieb' ihn! Und was folgt
Daraus?

**Don Fernando.**

Nichts. Alles iſt geſagt damit:
Die äußerſte Verderbniß und endloſer Gram.

**Inez.**

Sprecht milder, Ohm! ſprechet würdiger,
Von einem Mann, der, wenn auch jetzt gefallen,
Einſt gut und edel war, ein tapf'rer Mann
Und Grand von Spanien. Seinen Adel trägt
Er auf der edlen Stirne. Lieber Ohm!
Warum verachtet Ihr ihn? Er ſprach ſtets
Von Euch ſo gut! Als meines Vaters Ruf
Und Größe ſchwankend einer kräft'gen Hilfe
Bedurften, eilte er zum König,
Und ſprach für ihn.

**Don Fernando.**

Doch der Geſchichte fehlt
Die Wahrheit. Glaubet mir, kommt Zeit, — —

**Inez.**

Kommt Zeit, dann zwingt er ganz gewiß die Welt,
Den guten Namen ihm zurück zu geben
Und ihm Verehrung wieder zu bezeigen.
Legt er der Jugend wildes Weſen ab,
Kehrt er zurück, zu ſein, was er ſein kann,
Dann wirft die überreiche Inez ſchnell
Des Stolzes Maske weg und blickt von neuem
Mit heißer Lieb' auf ihren Manuel. (Beide ab.)

## Zweite Szene.

Eine Todtengruft. Graf **Ortiz** und **Mordax** ſteigen tief im Hintergrunde über eine breite, fliegende Treppe herab.

---

**Mordax** (im Eintreten).

Adieu, Herr Morgenſtern! Dank für ſein Licht!
Wir haben nun die Welt hinausgeſperrt.

**Ortiz.**

Wo ſind wir? Welche Dunkelheit!
Iſt dies die Straße?

**Mordax.**

Wie man Feuer ſchlägt
Aus kaltem Stein, ſo rufen wir nun Wunder
Aus dieſem Reich der Nacht hervor.
Ein Weiſer dieſer Erde hat die Menſchen
Belehrt, ſie ſollen ihre tiefeſten
Geheimniſſe nicht unter ihres Gleichen
Aufſuchen, ſondern unter ſolchen Weſen,
Die ganz das Gegentheil von ihnen ſind. —

**Ortiz.**

Wer geht hier? Horch! Mir ſchien, — doch nein! 's iſt nichts.

**Mordax.**

's iſt nichts! Sieh nur, 's iſt eine Gruft! Gib Acht,
Daß Du nicht über einen König ſtolperſt!
Hoho! Mir ſcheint, ich trat auf eines Narren Schädel.
Hier iſt vielleicht ein hochgelahrter Fleck,
Das Ruhbett eines aufgeblaſ'nen Doktors.
Wie umgeformt jetzt dieſe Herren ſind!

**Ortiz.**

Wie fein Du witterſt!

**Mordax.**

O, ich bin gewohnt,
Den Schalk vom Narren wohl zu unterſcheiden,
Siehſt Du nicht jenen bleichen Lichtſtrahl dort,
Der ſich einfädelt in die Finſterniß,
Und immer zuckt? Das iſt der Geiſt von einem
Wahnſinnigen.

**Ortiz.**

Wo ſind wir? Laß uns geh'n! Die Luft iſt dick.
Getöſe, wie von einem Waſſerfall,
Vermiſcht mit dem Geſumm von ungeſtümen
Inſekten und mit ſonderbaren
Wehklagen, nimmt mein Ohr gefangen.

**Mordax.**

O ſüße Harmonie! Fürwahr! ſie haben
Geſchickte Muſikanten hier. Wer bläst
Das Geisblatthorn ſo gellend mir in's Ohr?
Herr Gnome, Du? Huſch! — Horch! Der edle Herr
Der Trommelſchläger, ſcheint ein Bock zu ſein.

**Ortiz.**

's wirklich einer.

**Mordax.**

Oder gar ein Wurm,
Die Todtenuhr. Nun, Herr, was gibt's denn wieder?

**Ortiz.**

Ich fühlte etwas, das mich feucht berührte,
Kalt wie der Tod mir an die Wange ſchlug;

Anhauchend mich mit irdiſchem Geruch,
Als hätte ſich die Zunge, über die
Der Athem kam, genährt mit Staub und Würmern.
Schon wieder? Halt! Wer geht da? Hörſt Du nicht
Ein dumpfes Fußgetrampel?

**Mordax.**

Seid nur ruhig!
Es ſind nur Leute aus dem Mond, wo nicht
Vom Venusſterne oder vom Merkur,
Verrückte oder Böſewichter,
Geſellen, die ſich von der Luft ernähren,
Und über unſere derben Speiſen
Sich luſtig machen. Sei verflucht,
Du luftiges Geſindel, das uns Weſen
Von beſſ'rer Art ſo zu mißhandeln wagt!

**Ortiz.**

Horch! liebliche Muſik! Die Luft iſt voll
Von Lebensgeiſtern; Alles rings umher
Scheint aufgereizt, daß es von tauſend Zungen
Ertönen muß.

(Man hört Stimmen, erſt leiſe, dann lauter.)

**Geiſter der Tiefe.**

Komm', komm' hinweg!

**Geiſter der Höhe.**

Wohin? wohin?

**Ein Geiſt der Tiefe.**

Komm', komm' hinweg! verlaß den Raum!
Verlaß des Tages erlöſchendes Licht!

Durch Nebeldämpfe, durch's toſende Meer
Komm' ſchnell, wie des Liebenden Traum!
Komm' hieher, hieher, hieher!
Komm' über die Heide, komm' über den Wald,
Wo Winde hinſterben im tiefen Schlund,
Wo Ströme entſchlummern auf moſigem Grund!

**Ein Geiſt der Höhe.**

Wir kommen, wir kommen, — aber wohin?

**Ein Geiſt der Tiefe.**

Komm' hieher, hieher komm'!

**Chor.**

Horch, horch, horch, horch!
Eine höhere Macht
Bevölkert mit Wundern die Nacht,
Mit Leben und Tod, mit Träumen und Schrecken,
Um Wahngebilde im Hirn zu erwecken.
Das Heer der ſchimmernden Elfen wallt
Herbei, vom Lichte des Mondes beſtrahlt;
Im Hintergrunde kommen,
Ein dunkler Schwarm, die Gnomen,
Und drängen ſich Alle
Zum irdiſchen Male.

**Eine Stimme.**

Steht ſtill, und blickt umher, denn ihr ſeid nun
In Mitte eines Zauberreichs!

**Mordax.**

Vernommen, Graf? Nun blickt umher!
Was ſeht Ihr? ſprecht!

**Ortiz.**

Ich ſehe ein geſpenſtiſches Gewölb,
Faſt unermeßlich, ragten nicht von Stell' zu Stelle
Aus tiefem Dunkel dürre, bleiche Knochen
Hervor, um die Begränzung zu verrathen.
Nun kommen, Million auf Million,
Zahlloſe Schwärme zu uns hergewirbelt,
Wie Feuerfliegen ſchimmernd. Tod und Hölle!
Die Dinger ſcheinen etwas Menſchliches
Zu ſein. O laß mich fort!

**Mordax.**

Bleibt! Habt Geduld!
Ihr werdet ſo noch all die Palliſaden
Der Särge in Bewegung ſetzen.
Hier liegen Grafen, Fürſten, Könige,
Und Einer ſtößt den Andern
Vom eingenomm'nen Platze weg.
Und alle die erbärmlichen, lebloſen
Lehmklumpen — —

**Ortiz.**

Was iſt das? Mich dünkt, die Bogen
Der Wölbung krachen! Sieh nur, ſieh! Die Pfeiler
Beleben ſich; ein jeder dreht ſich um,
Und grinst, als ob die Laſt ihm das Gehirn
Zerdrückte. Todtenlarven ſchielen her;
Geſtalten klappern; ſtarre Augen
Glüh'n aus der tiefſten Finſterniß hervor,
O laß bei Dir mich ſein!

**Mordax.**

Komm', ruh' hier aus!

**Ortiz.**

Mir kommt es vor, als lehnte ich
An einer eiſernen Geſtalt.
Dein Herz und Deine Nerven ſind ſo hart!

**Mordax.**

Furcht, Mitleid, Liebe und Gewiſſensangſt
Sind meinen Nerven unbekannte Dinge.
Mein Blut ging nie zu ſeinem Quell zurück,
Verließ auch nie mein dunkles Angeſicht.
Jetzt will ich mich nicht ſelber rühmen, doch
An einem düſtergrauen Tag
Will ich Euch ſagen, was ich je gethan,
Seit Kain wahnſinnig ward;
Indeſſen woll'n wir ſeh'n, was da nach kommt.
Wie geht's Euch nun?

**Ortiz.**

Ich fühle mich nun ſtärker, ſeit ich mich
An Dich gelehnt. Doch, höre nur! Die Erde
Quält ſich mit einer ſeltſamen Geburt.
Sieh! welch ein ſchwarzer Rauchqualm ſteigt empor!
Blaſ' doch die Wolke weg!

(Mordax bläst; ein Spiegel erſcheint.)

**Ortiz.**

Wie? Was iſt dies?
Ich ſehe einen ungeheuren Spiegel
In einem Rahm von Ebenholz.

**Mordax.**

Ganz recht, mein Herr; von echtem Madagaskar,
Schwarz, wie der Haß. Nun will ich zeigen,
Was meine Kunſt vermag. Verlangſt
Du einen Geiſt aus Lappland oder Japan?
Es koſtet mich nur einen Augenblick
Nebſt einem Zauberſprüchlein wohlgereimt.

**Ortiz.**

Du biſt ja äußerſt wohlgelaunt?

**Mordax.**

Gemeiner Proſa fügen ſie ſich nicht.
Was die Proſaiker auch ſagen mögen,
Die Verſe haben doch ihr Gutes! Horch:
Ihr Geiſter, kühn und frei,
Ihr Kinder verhaßter
Bosheiten und Laſter,
Kommt, eilt herbei,
Doch ohne Trompeten- und Trommelgebrauſe,
Und laſſet die Fackeln zu Hauſe!
Im Namen, den man verehrt
Im glutrothen Reich unter der Erd'
Voll Geheul und Fluch,
Ruft und bannet euch her
Mein Zauberſpruch:
Beim Sünder, der wie ein Heiliger
Im Tempel kniet auf geweihter Stelle,
Bei des Ungläubigen ſchwarzer Seele,
Bei all den menſchlichen Beſtien,

Die wir von ihrer Brüder Blut
Schwelgen ſeh'n, —

**Ortiz.**

Du haſt ja eine Sammlung ſchöner Phraſen!

**Mordax.**

Ich mach' es den berühmten Männern nach,
Die abgenützte Redensarten
Aus längſt vergeſſ'nen Büchern ſtehlen.
Doch wie? Man will mir nicht geherchen?
Erwache, Staub der Erde! Seid ihr taub?
Verhext? Wahnſinnig? Boshaft, oder
Mit Eiſenbanden angeſchmiedet?
Wie? Nun auf einmal Millionen
Verrückter Teufelchen, die mit
Bocksſprüngen taumeln rings umher?
Marſch fort, und bringt uns ein Geſchwader
Im Meer begrabener Gebeine her!
Entweicht! Durchwühlt den Meeresgrund,
Und ſchleppt uns aus dem Schlamme eine Ladung
Herbei, ſo ſchwer, daß euch die Rücken brechen!
Was hörſt Du nun?

**Ortiz.**

Ein ſeltſames Gebraus.

**Mordax.**

In ſeinen Tiefen tobt der Ocean.
Hörſt Du, wie ſeine Fluten ſich aufthürmen?
Horch! Felſen und Geſtade ſtürzen ein;
Die Wogen ſtrömen brauſend über's Land,

Und offen liegt des Meeres tiefſter Grund.
Nun werden all die hagern Geiſter lachen,
Daß ihre Hüften wackeln, hocherfreut,
Daß ſie kein Wogenberg mehr kneipt und preßt.

**Ortiz.**

Wie fürchterlich die Winde ſauſen!

(Ein Schattenſchwarm ſtürzt herein.)

**Die Schatten.**

Wir kommen, wir kommen;
Wir haben zerbrochen die Feſſeln all'
Des Schlafes, des Todes, der Qual.
Der Eisſchollen ſchauderndes Walten
Durchflog unſ're ſtarren Geſtalten,
Vermochte es doch nicht, uns aufzuhalten.
Wir ließen zurück hinter uns in Eile
Schiffstrümmer und Stürme und Blitzespfeile.

(Eine Geiſtergruppe ſenkt ſich herab.)

**Erſter Geiſt.**

Ich habe durchzogen Gebirgeskluft.

**Zweiter.**

Ich bin geflogen durch eiſige Luft.

**Dritter.**

Ich eilte weg von Bach und Quell,
Die ſilberhell
Und Blumen gleich
Von Kryſtalle
Sich in die nordiſche Himmelshalle
Erheben bunt und ſchimmerreich.

(Ein Schwarm indiſcher Geiſter wird herbeigejagt.)

**Indiſche Geiſter.**

Wir kommen in Legionen
Aus glühenden Regionen,
Wo ſie einen hölzernen Gott
Anbeten in Freude und Noth.
Von des Rieſen Wagen
Ward zerquetſcht uns jedes Bein,
Indeß der Mutter Jubelſchrei'n
Laut übertönte die Klagen
Unſ'rer Pein.

**Mordax.**

Nu ſeht! Ihr habt die ſchönſte Auswahl hier.

**Ortiz.**

Nichts weiter mehr, es ſei falſch oder wahr!

(Die Geiſter verſchwinden.)

Laß mich nun einmal Einen ſeh'n,
Von dem ich weiß, daß er geſtorben iſt.

**Mordax.**

Siehſt Du hier dieſen ſchönverzierten Sarg?
In dieſem liegt ein mächtig reicher Herr;
Einſt kommt der Arme ihm doch in die Näh'!
Nun halten Würmer um ihn Rathsverſammlung.
Der Holzwurm mit der Made präſidirt,
Der Eine als gelehrter Kritikus,
Die And're wegen ihres trefflichen
Geſchmacks berühmt. —
Willſt Du nun Deinen Freund auch ſeh'n?

**Ortiz.**

Nein, nein! Ich will nicht ſeine Ruhe ſtören.
Was für ein Haufe morſchen Breterwerks
Liegt hier? Wohl eines Miſſethäters Leichnam?
Was ſoll damit geſcheh'n?

**Mordax.**

Stoß mit dem Fuß, als ob Du einen Feind
Wegſchleudern wollteſt.

(Ortiz ſtößt mit dem Fuße. Die Breter ſtürzen zuſammen, und man ſieht den Leichnam.)

**Ortiz.**

Wie? Sanchez? O treuloſer Freund!
Stürzt nieder, Felſen, Pfeiler, Steingewölb'!
Stürzt nieder und zermalmt den Böſewicht,
Ihn, den die Höll' entwiſchen ließ!

**Mordax.**

Der Schurk' iſt bleicher, als ſein Todtenhemd.

**Ortiz.**

Und doch ſteht Satans Name nicht darauf.

**Mordax.**

Hier ſteht kein Name.

**Ortiz.**

In ſeiner ſchwarzen Seele aber wohnte
Der böſe Geiſt, der ihn wie einen Sklaven
Beherrſchte, log und lachte, und glattzüngig.
Die Welt der Liebe gleißneriſch betrog

**Mordax.**

Wär's möglich? Dieſer arme Wurm,
Er, dem die Kehle aufgeſchnitten iſt

Von einem Ohre bis zum andern hin?
O Du Gewaltiger!

**Ortiz.**

Ermordet hat er meine Schweſter,
So jung, ſo gut, ſo blühend ſchön!

**Mordax.**

Wie bleich Ihr ſeid! Lehnt Euch an mich!
Bin ich kein Fels, ſo will ich wenigſtens
Ein Rohr ſein. — Stille! Welche ſonderbare
Muſik, gleich Bienenſchwärmen aus der Erde
Aufſummend!

**Stimmen von unten.**

Daß ein Geſchöpf gebildet werde,
Erwärmt ſich mild und hold die Erde.
Zwiſchen Staub und Tod und Leben
Muß ſich nun der Kampf erheben;
Zwiſchen Licht und Dunkelheit,
Flut und Feuer, waltet Streit,
Waltet magiſche Bewegung,
Wie des Weltmeers dumpfe Regung,
Wenn aus düſt'rer Nacht
Die Flut zum Tag erwacht.
Iſt die Wolke weggezogen?

**Eine Stimme.**

Weggezogen;
Freund und Feinde
Treffen nun zuſammen,
Wie Schneegeflock

Zu Sonnenflammen
Im April
Sich finden will.
Schönheit wandelt mit dem Tod
Hand in Hand zum Morgenroth,
Was fehlt ihr noch zur Lebensluſt?
Nur Lebensathem in der Bruſt!

(Der Schatten eines Mädchens erhebt ſich.)

**Ortiz.**

Sprich, eh' ich ſelbſt hinſchauen will! Was kommt?

**Mordax.**

Ein Mädchen, ſanft und hold,
Doch — an der weißen Kehle zeigt
Ein rother Streifen ſich. Was ſoll das ſein?

**Ortiz** (aufſchauend).

Sie iſt's, ſie ſelbſt! todt! Armes Mädchen,
Zu früh verloren! War das Schickſal,
Das die Unglücklichen mit langen Reih'n
Von Lebensjahren überhäuft,
Nur gegen Dich allein ſo karg?

**Mordax.**

Genug! Sie ſchwinde nun!

**Ortiz.**

Nur Einen Blick noch! Liebes Bild,
So todesbleich und doch ſo ſchön!
Wenn grauſame Tirannen, falſche Sklaven
Und Schwelger Raub des Todes werden,
Seh'n wir den häßlichen, entſeelten Leib

Mit Abſcheu an, die Schönheit aber,
Selbſt bleich und kalt, verliert den ſüßen Reiz,
Gleich der gepflückten Roſe, nicht,
Und zieht uns nach dem Tode auch noch an.
Sie ſchläft, — ſie ſchläft! Habt ihr denn nicht die Macht,
Aus ihrem Schlafe ſie zu wecken,
Und ihrem Mund die holde Stimme wieder
Zu geben?

**Mordax.**

Das ſteht nicht in meiner Macht.

**Ortiz.**

Ich gebe Dir — —

**Mordax.**

Glaubt denn der edle Graf,
Ich laſſe mich durch Geld erkaufen?

**Ortiz.**

Anbeten will ich Dich!

**Mordax.**

Hm! das klingt beſſer;
Und doch kann oder darf ich es nicht thun.
Und wollteſt Du, die Todten ſollen
Meineidig und am Grab Verräther werden?

**Ortiz.**

Schwerſt Du mir nicht, ich ſollte durch den Schleier
Der Zeit tief in die ferne Zukunft ſchau'n,
Und Freude ſeh'n und Schmerz? Warum
Ward ich von Dir hieher geführt?

**Mordax.**

Du ſollſt denn, wenn Du willſt, die Zukunft ſeh'n;
Allein, Geduld! Erſt muß dies ſchöne Weſen
Verſchwinden; dann, mein Freund, verſuchen
Wir unſer Glück. Sag' ihr nun Lebewohl!

**Ortiz.**

Leb' wohl, Geliebte! — Waltet ſanft mit ihr!

**Grabgeſang** (indem ſie verſinkt).

Legt ſanft ſie in des Grabes Nacht,
Bis neugeboren ſie erwacht!
Laßt, Geiſter, Liederklang erheben,
Für ſie, die gern in Wehmuth leben,
Für Mütter, Mädchen und Geliebte
Mit grauen Locken vor der Zeit,
Für Witwen, ach, für Tiefbetrübte,
Nun lebenslangem Schmerz geweiht,
Weil ſchnell zerronnen,
Was ſie gewonnen,
Für Väter, die in wilder Wuth
Umhergeſchleudert Sturm und Flut,
Für Kinder, hold wie Morgenroth,
Die, ſterbend, ach, durch ihren Tod
Das kinderloſe Mutterherz
Verſenkten in endloſen Schmerz!

**Ortiz.**

Nun laß uns ſehen, was die Zukunft bringt!

**Mordax.**

Hier iſt der Spiegel; doch, bedenkt Euch wohl,
Eh' Ihr hineinſchaut, denn die Zukunft — —

**Ortiz.**

Mag ſie mir fürchterlich erſcheinen,
Wie Sturm und Peſt, ich werde feſten Blicks
Hinſchau'n und Antwort fordern. Mich erheben
Muth und Verzweiflung über das Geſchick.
Gebieter dieſes düſtern Aufenthalts,
Enthüllt mir euern dunkeln Spiegel ſchnell!

**Mordax** (abgewendet).

Ihr böſen Geiſter! ſchnell enthüllt
Den Lügenſpiegel, daß der edle Graf
Hineinſchau'! — (Zu Ortiz.)
Nun? was ſeht Ihr hier?

(Schatten erſcheinen auf dem Spiegel.)

**Ortiz.**

Ha!

**Mordax.**

Zwei Geſtalten, wie wir ſelbſt!
Wir ſind ja an einander angekettet?

**Ortiz.**

Ja wirklich! Doch Dein Schattenbild
Hat einen ſchielenden und falſchen Blick,
Und das Geſicht verändert ſich
Aus einem jungen in ein altes,
Aus einem lichten in ein dunkles,
Aus Ruh' in Lächeln, jetzt in Freude,
Und aus der Freude in — ha, Teufel!

(Er wendet ſich ab.)

**Mordax.**

Was gibt's?

**Ortiz.**

Es iſt vorbei. Mir ſchien,
Dein Angeſicht ward plötzlich fürchterlich.
Laß näher Dich beſeh'n! Nein, Du biſt licht,
Licht wie die Wahrheit.

**Mordax.**

Lichter nicht?

**Ortiz.**

Willſt Du noch lichter als die Wahrheit ſein?

**Mordax.**

Das eben nicht, doch iſt ſie mir zu kalt,
Und überdies ſind meine Lieblingsfarben
Braun oder ſchwarz. Wenn unſere Poeten
Nicht lügen, ging die Wahrheit ja ganz nackt.
Verhülle mich, wenn's auch nur Maske iſt!

**Ortiz.**

Das war ein fürchterliches Angeſicht!

**Mordax.**

Vergiß es wieder! Laß uns nun
Den Spiegel noch einmal zu Rathe zieh'n!

(Andere Schatten erſcheinen.)

**Ortiz.**

O Himmel! Sie — ſie ſelbſt, ſie, meine theure,
Geliebte Inez! Sie wird mein!
Nach ſo viel Liebesfurcht und Liebesleid
Erſcheint der Gott, mit Roſen hold umkränzt!
Und wer ſind Dieſe?

**Mordax.**
Eure Kinder.

**Ortiz.**
Beide?
Wie lieblich! keine Lilie iſt ſo ſchön.
Sieh, wie die Mutter lächelnd über
Das holde Paar ſich niederbeugt,
Und ihre zarten Stirnen küßt!
Und Sie iſt mein? ganz mein? Und ich,
O Schickſal, ſchwor Dir ew'gen Haß?
All meinen Ungeſtüm ſchwör' ich nun ab
Zu Deinen Füßen.

**Mordax.**
Wär's nicht etwa beſſer,
Noch einmal aus der ſchwarzen Lotterie
Ein Los zu ziehen? Manchmal ändern ſich
Die Dinge ſchnell. Doch ſieh! Was kommt?
(Der Schatten verändert ſich.)

**Ortiz.**
Ein ſchmächt'ges Weſen, das mir ſelber gleicht,
So gleicht, daß, wär's nicht jünger, hag'rer, bläſſer,
Ich ſagen müßt', ich ſei es ſelbſt.

**Mordax.**
So? Dies Phantom hat aber nie geliebt.

**Ortiz.**
Ich ruf' es an. Du —!

**Mordax.**
Stille doch!

Ein Weſen, das nie Fleiſch war, dürft Ihr nicht
Anſprechen. Flüſtert, was Ihr denkt und fühlt,
Vertraulich mir in's Ohr! Wir Beide mögen
Wohl mit einander ſprechen; doch
Zu Jenem nicht, denn dieſe dünnen Weſen
Sind ſtolzer, als ein reicher Kaufmann oder
Ein neugeſchaff'ner Graf.

**Ortiz.**

Sprich! wer iſt dieſe
Erſcheinung?

**Mordax.**

Euer Sohn.

**Ortiz.**

Verhüt' es Gott!
Noth oder Krankheit haben dieſem bleichen
Geſicht das Todesſiegel aufgedrückt.
Muß denn der Siechling jung ſein ohne Blüte,
Und welken ohne Alter? Wenn der Kindheit Übel
Und Leiden überſtanden ſind, dann ſterben müſſen,
Eh' uns des Lebens ſüße Luſt entblüht,
Es iſt ein hartes Los! O laß ihn nicht
Zu Grunde geh'n!

**Mordax.**

Gilt dieſe Bitte mir?

**Ortiz.**

Wie konnt' ich mich doch ſo vergeſſen!
Mir ſchien, dies Weſen ſei ein wirkliches.
Doch ſieh! Er kommt allein. Zeig' mir den Reſt,

Zeig' mir die lieblichen Geſtalten alle,
Und Sie, die Lieblichſte von Allen,
Sie, deren Schönheit meine Träume krönt,
Sie, deren Herz mein eigen iſt, ganz mein!
Nicht alle Eure Gaukelei'n und Ränke
Vermögen mein Vertrauen zu erſchüttern —
In ihrer Liebe makelreine Treue.

**Mordar.**

Ich ſagte ja nicht, ſie ſei falſch; ſie iſt
In Wahrheit treu.

**Ortiz.**

O Du mein treuer Freund!

**Mordar.**

Allein — — Die Schönheit iſt vergänglich,
Und was Entehrung nicht vermag,
Gelingt dem Tod.

**Ortiz.**

Ach!

**Mordar.**

Steht doch auf!
Wie, ſchon beim erſten Worte niederfallen?
Das iſt ja nur die Zukunft! (Beiſeits.)
Schwacher Thor!

**Ortiz.**

O falſcher Freund! (Für ſich.) Er wendet mir den Rücken!
So bleibt denn keine Hoffnung mir, kein Weg?

**Mordar.**

Nein! — Eine doch!

**Ortiz.**

Geſchwinde, ſprich!

**Mordax.**

Ihr dürft nur Euere Livree verändern;
Ihr habt nun einem undankbaren Fürſten
Im Rathe und im Feld gedient,
Habt manchen harten Stoß und Schlag erhalten,
Doch keinen Rang, und ſchmalen Sold;
Sogar die Ehre hat man Euch geraubt.
Brauch' ich noch mehr zu ſagen? Gebt ihn auf,
Und wählt Euch einen beſſern Herrn!

**Ortiz** (ſinnend).

Hm! — Doch — er müßte König ſein!

**Mordax.**

Das iſt er.

**Ortiz.**

Und ein großer zwar!

**Mordax.**

Er iſt ein König, größer, ſchrecklicher,
Als irgend Einer, deſſen Feuerſchlünde
Die Welt erſchüttern. Zahllos iſt ſein Heer,
Sein Reich iſt gränzenlos und ſeine Macht.
Gewaltig, wie der Sturm in ſeinem Zorn,
Ihn ſchreckt kein Schickſal, und der Tod
Iſt ſein geſchworner Sklav'!

**Ortiz.**

Was Teufel — —

**Mordax.**

Pſt! Ihr rathet gut. Sein Name —
Horcht! — (Er flüſtert leiſe.)

**Ortiz.**

Entweiche! Fort! Wer biſt Du, ſprich, wer biſt Du?

**Mordax.**

Ich? Euer Freund! (Seine Geſtalt verändert ſich.)
Und Mitgenoſſe,
Der Alles, was Ihr liebt, Euch retten will;
Nur zaudert nicht! Gelobt Ihr ſchnell — —

**Ortiz.**

Ich will nichts hören! Ohren, werdet taub!

**Mordax.**

Entſchließt Euch ſchnell! Ihr ſchwebt in dringender
Gefahr. Die Inquiſition
Hat Euere Wege ſchon gewittert; bald —
Sind die Bluthunde hier.

**Ortiz.**

Was kümmert's mich?

**Mordax.**

Vergeßt nicht, daß ſie Foltern haben,
Des Menſchen Laune umzuſtimmen.
Schon ſtehen ihre Gräber offen,
Für alle Weſen, die Ihr liebt. Wollt Ihr
Sie retten, oder in die Grube ſtoßen?

**Ortiz.**

Verſucher, ſchweig'! Wend' ab von mir
Der Augen rothe Glut! — 's iſt Lug und Trug —

Schwarz, ſchändlich, grundlos, falſch, was ſonſt — was ſonſt?
Doch — wenn's ſo wäre, — und ich könnte ſie
Auf dieſe Weiſe retten? —

(Man hört in der Entfernung ein Getöſe.)

**Mordax.**

Sie ſind Dir auf der Spur.

**Ortiz.**

Iſt mir der Tod
So nahe? Sei es! Laß ihn kommen! (Für ſich).
Es ſchüttelt mich, wie Grau'n der Furcht!

**Mordax.**

Noch kann ich Dich, und Alle, die Du liebſt,
Erretten. Sprich geſchwind das Wort!

**Ortiz.**

Das Wort? Und welches Wort? Sag' an!

(Man hört von außen Stimmen.)

**Mordax.**

Sie ſind am Thore ſchon. Sprich nur die Worte:
„Ich gebe meine Seele“ —

**Ortiz.**

Halt! Was iſt zu thun?
Es gilt nun Leben oder Tod!
Für Sie des Grabes Dunkel oder Liebe!
Gott ſteh' mir bei! — Ich bin gerettet —
Der Kampf war ſchrecklich — doch — ich bin gerettet!
Ich ſchwöre, Feind, Dir ab, — ich haſſe Dich!

(Er fällt zuſammen.)

**Ein Offizier** (außen).

Die Thüre auf! Im Namen
Der heil'gen Inquiſition!

**Mordax.**

Ihr heil'gen Schurken! (Leiſe zu Ortiz).
Noch habt Ihr die Wahl!
Wählt Leben, Lieb' und Reichthum, oder Folter
Und Blutgerüſt! — Nur ſchnell!

**Offizier** (außen).

Erbrecht die Thüre!

Die Thüre wird erbrochen. Ein Offizier und andere Diener der Inquiſition treten ein.)

**Offizier.**

Ergreift ihn! — Wie! Graf Ortiz? Ihr?
Graf Melchior vernahm, ein Böſewicht
Hab' Euer ſich bemächtiget,
Und ſandte uns zu Eurer Rettung her.
Hebt ihn empor! Wo iſt nun Eurer Feind?
rgreift ihn!

(Eine Stimme lacht.)

**Offizier.**

ch habe wohl ein gellendes Gelächter
ernommen, doch ich ſehe Niemand hier.
ertheilt Euch und durchſucht das Grabgewölb!
ur ſchnell, daß Keiner euch entgeht!

**Ortiz** (ſchwach).

hr ſucht vergebens; er iſt weg!
Warum er kam, und wer er war,
Was er geweſen —

**Offizier.**

Das geht uns nichts an.
Wir ſind von unſerm Herrn und Meiſter
Beauftragt, Euch zu melden, daß er Euch
Bei ſich zu ſprechen wünſcht.

**Ortiz.**

Er iſt
Gut, weiſ' und edel, wie's ein großer Mann
Sein ſoll. Bringt mich zu ihm! Ich will ihm danken:
Ich möchte geh'n, doch ich vermag es nicht!

(Die Stimme lacht wieder.)

**Offizier.**

Stützt Euch auf mich! Nun laßt uns eilen!
Mich dünket, Sünde und Entſetzen
Bewohnen dieſe öden Hallen,
Und ſitzen wachend an dem morſchen Lager
Verruchter Todter. Fort von hier!
Wir wollen nach Don Melchiors Wohnung gehen.

**Ortiz.**

Sogleich, ſogleich! (Für ſich.) Und dann ſogleich
An Inez treue Bruſt, die einſt
Mir ſüße Heimat war und wieder werden ſoll!

(Alle ab.)

(Der Vorhang fällt.)

## II.

# Das Opfer.

(Nach Cornwall.)

## Perſonen:

**Meinun**, ein Rajah der Hindus.
**Zemindar.**
**Rhaida**, ſeine Tochter.
**Mutra.**
**Kemann.**

| | |
|---|---|
| Oberprieſter<br>Prieſter | des Gottes Siva. |

Krieger des Rajah. Volk.

## Erſte Szene.

Ein Garten am Ufer des Ganges.

**Rhaida.**
Geſunken iſt die Sonne; kommen ſoll
Mein Meinun, er, mein lieber, lieber Schäfer.
Tags über läßt er meine Seele ſchwärmen;
Wenn's dunkelt, kommt er, holder, als die Nacht,
Zu ſeinem armen Hindusmädchen her.
Schon flammt das Feu'r, genährt von Myrrh' und Blumen,
Hoch vom Altare der Braminen auf.
Dies iſt das Zeichen. Horch! Er kommt, er kommt!
Nein — nein! Treuloſer Schäfer! Es iſt nur
Das Rauſchen der Flußgöttin Ganges,
Die ihren Gatten und Gebieter, den
Ozean, mehr liebt, als Du mich.
Ich Thörin! Ach! er wird nicht kommen,
Doch — ſtille! Er iſt hier, iſt hier, und ich —
Ich that ihm Unrecht. O mein Meinun!

**Meinun.**
Mein Herz! O meine Theure!

**Rhaida.**
Du mein Alles!
(Sie ſinkt in ſeine Arme.)
So biſt Du doch gekommen?

**Meinun.**
Ja, holde Hindus, doch bald wieder muß
Ich Dich verlaſſen. Kaum mit einem Kuß

Begabt von Deinen Lippen,
Muß ich die große Stadt beſuchen.
Schon dieſen Augenblick erwarten mich
Am Gangesufer meine Freunde,
Und ich muß ſeufzen: — Lebewohl!

**Nhaida.**

So geh' denn, — geh' — und lebe wohl!

**Meinun.**

Doch komm' ich morgen früh zu Dir zurück;
Die Hochzeitlampe bring' ich dann mit mir
Und einen Brautſchatz ſchimmernder Juwelen.

**Nhaida.**

Komm' nur Du ſelbſt, Du biſt mir mehr, als alle
Juwelen! Bring' mir nur Dich ſelbſt!
Und willſt Du mir doch etwas ſonſt noch bringen,
So bring' mir eine Lotuslilie
Vor meine Bruſt, und ſchwöre mir bei ihr,
Daß Du mich ewig lieben willſt!

**Meinun.**

Ich will es thun, Du eiferſücht'ges Mädchen Du!
Obwohl ich Dir bei allen Sternen
Schon tauſendmal geſchworen habe, Dich
Zu lieben, und ich Dich wahrhaft liebe.

**Nhaida.**

So ſchwöre nochmal! Ach, ein Liebender
Schwört nie zu oft; ich will Dir gierig horchen,
Noch gieriger, als eine Mutter horcht,
Die über ihres Erſtgebornen Stammeln

Sich neigt, und für die liebliche Muſik
Dem Himmel dankt. — Willſt Du mich lieben?
**Meinun.**
Ich liebe Dich.
**Rhaida.**
Doch -- wirſt Du mich auch immer lieben?
**Meinun.**
Dich lieb' ich, und Dich werd' ich lieben,
Mehr, als die Nachtigall die Roſe liebt,
Mehr als Gott Kunya liebte, da er noch,
Ein Jüngling, unter den Dorfmädchen lebte,
Und um ſie warb und manches Herz gewann.
Fort bring' ich Dich, mein Bräutchen allbeneidet,
Von hier —
**Rhaida.**
Du eitler, eitler Schäfer!
**Meinun.**
Mit Recht trifft mich Dein Vorwurf; ich vergaß,
Ich träumte, wie ich denn wohl öfter träume,
Und manchmal wohl auch hoffe. Ich ein Schäfer?
Der war ich einſt; doch in vergang'ner Zeit
Brach ſich des Schäfers Schwert den Weg zur Macht,
Und, Dir gleich, ſtamm' ich vom Braminenblut.
Ich werde kommen, Dich zurück zu fordern.
**Rhaida.**
Das wird vergeb'ne Mühe ſein; und doch,
Wenn Du wegwerfen wollteſt dieſen Mantel,
Und uns bekennen Deinen wahren Namen
Und Deine Herkunft —?

**Meinun.**

Geſetzt, ich wäre nun der Fürchterliche,
Deß' Name ſchon des Landes Schrecken iſt,
Der Räuber Kemaun? Wie? mein Liebchen bebt?
Sei ohne Furcht! Er wird von euren Rajahs
Verfolgt in ſeine dunkelſten Schlupfwinkel.
Er hat's gewagt, zu trotzen dem Geſetz;
D'rum greifen mächt'ge Arme jetzt nach ihm.

**Rhaida.**

Ach, laß ihn! Wie? — Du lächelſt? Wer biſt Du?
Sprich! gab ich meine Liebe einem —

**Meinun.**

Räuber?
Was träumſt Du? Aber wenn ein Räuber, dann
Gewiß ein mächtiger und Deinem Fürſten
An Macht der Nächſte. Doch — ich muß nun geh'n.
Vorher ein Wort von Deinem rauhen Vater.
Ich ſchwor (Du weißt's), ich würde wieder kommen,
Und ſeinen Mund zu ſanftern Worten zwingen.
Die Stund' iſt nah'; und für den liſt'gen Sklaven
Der ihm in's Ohr geflüſtert Lug und Trug,
Ihm bring' ich den verdienten Lohn.

**Rhaida.**

Er iſt
Zu elend —

**Meinun.**

Für den Zorn, nicht für die Strafe.
Und will er etwa meiner Rache ſpotten?

Er lache nicht zu früh, denn ich
Weiß meine Zeit wohl abzuwarten.
Dein Schäfer iſt im Haſſen wie im Lieben
Gleich feſt. Gelobt hab' ich die Rache auf
Des ſchwarzen Mutra Haupt; ich halte Wort.
(Man hört in der Entfernung ſingen.)
Horch! Die Gefährten ſind's; ſie rufen mich,
In Deiner holden Näh' vergaß ich ſie.
Leb' wohl! Der Wind erhebt ſich.

**Rhaida.**

Mußt Du fort?

**Meinun.**

Hörſt Du den Strom, wie er an's Ufer toſ't?

**Rhaida.**

Er ſpricht wie eine liebevolle Braut:
„Verlaß' mich nicht ſo früh in dieſer Nacht,
„Da freundlich auf die Erde blickt der Himmel
„Und ſie ſich überglücklich fühlt!“ —

**Meinun.**

Schon naht der Sturm. Wenn wir noch länger zaudern,
Erreicht er uns, eh' die gefährlichſte
Der Stellen wir im Strome überſteh'n. (Er entfernt ſich ſchnell.)

**Rhaida.**

Schon hallen ſeine Tritte ſchwächer,
Und immer ſchwächer; nun iſt Alles ſtill! (Sie horcht, Mutra kommt aus einem Dickicht von Geſträuchen hervor.)

**Mutra.**

So! Er iſt fort. Tritt vor! 's iſt Alles ruhig.
(Zemindar tritt vor.)

**Zemindar.**

Wo iſt ſie denn? Ei ſieh doch, wo ſie ſteht,
Die Thörin träumt wohl von dem Kemaun,
Dem Räuber, mir verhaßter als das Gift;
Allein — ich will ſie wecken. So!
(Er gibt ihr einen Backenſtreich.)

**Rhaida.**

Ach, Vater!

**Mutra.**

Ho! (Bei Seite.) Das Geſichtchen wird ihr brennen;
Ha! Das Geſichtchen mit den Ringellocken,
Womit ſie jedes Männerherz umgarnt!
Das Züngelchen, mit dem ſie alle Männer
Verſpottet und verſchmäht, — auch mich. —

**Zemindar.**

Nun, biſt Du ſtumm?

**Mutra** (bei Seite).

Noch nicht; bald ſoll ſie's werden.
Die zarten Füßchen mit den Silberſpangen,
Die runden, weichen Ärmchen und der Buſen,
Auf dem die weiße Liebesblume ruht,
Das Alles wird verzehrt; die Prieſter ſind
Für ſie bereit, die Flammen hungrig;
Mein Herz entbrennt in Wuth. (Zu Zemindar.)
Sie ſterben Beide
Den Feuertod?

**Zemindar.**

Geh fort und warte! (Rhaida geht fort.)

Wie? den Feuertod Beide?
Nein, ſie mag brennen, denn es wäſcht ihr Blut
Von meinem Haus den ſchwarzen Fleck,
Doch er, — komm näher! — unter dichten Bäumen,
Hab' ich ein tiefes Loch gegraben, und
Wir ſtürzen ihn hinein; ja morgen Nachts,
Wenn das erhitzte Blut ihm wallt,
Da ſchließen wir ihn ein.

**Mutra.**

Hoho! lebendig?

**Zemindar.**

Ja, voll des Lebens und der Lebensluſt.
Wir löſchen ſeinen Muth und kühlen ſeine Träume.

**Mutra.**

Ich lieb' Dich; gut! doch — ſtirbt er nicht — zu ſchnell?

**Zemindar.**

O nein! Ich hab' ihm ja das ganze Grab
Mit Steinen rings verſchanzt, die obere
Erdlage aber mit Luftlöchern wohl
Verſeh'n, durch welche ſeines Wehgeheuls
Muſik in's Ohr mir lieblich ſchallen wird.
Drei Tag und Nächt' bleib' ich bei ſeinem Grab',
Und horche, — wie er Hungers ſtirbt.

**Mutra.**

O herrlich!
Laß uns den ſchönen Ort ſogleich beſeh'n!
Komm! Iſt's nicht unter jenen Bäumen dort?
Komm! Dieſer Fußpfad führt am nächſten hin. (Sie gehen fort.)

## Zweite Szene.

Derſelbe Garten am nächſten Abend.

**Mutra** und **Zemindar** treten ein. **Kemaun** kommt ihnen entgegen.

**Kemaun.**

Halt, Halt! Ein Wort mit euch.

**Zemindar.**

Wer iſt der Hund? Ein Paria? Schlag ihn nieder!

**Kemaun.**

Sehr ſchön! Allein eh' dies geſchehen kann,
Muß mancher ſchwere Streich voraus geſcheh'n.
Was meint ihr — wollen wir ein Bischen kämpfen?

**Mutra** (zu Zemindar).

Sei ruhig! Rühr' ihn ja nicht an! —
Es iſt ein ſonderbarer Kerl.
Recht brav; hat Ehr' im Leib, doch wie Ihr ſeht,
Ein ſonderbarer Kerl fürwahr!
Er bringt mir wichtige Neuigkeit
Aus weiter Ferne. Mit Erlaubniß, —
Ich wär' jetzt gern' mit ihm allein,
Lebt wohl! (Zemindar geht weg.)
Ich komme Euch bald nach. —
Wie ſteht's? Iſt Alles vorbereitet?

**Kemaun.**

Wer iſt das kleine, welke Wintermännchen,
Dem, wie er geht, die Knie ſchlotternd
An's Bambusrohr anſchlagen?

**Mutra.**

Zemindar iſt's.

**Kemaun.**

Dem nehm' ich ohne Skrupel all' ſein Geld.
Dem Niederträchtigen hat die Natur
Die Worte: Schuft, Betrieger, Filz
In's hündiſche Geſicht geſchrieben;
Wir ziehen ihm die gold'ne Haut vom Leib,
Und binden ihn an einen Baum. Sein Mädchen,
Sagt Ihr —

**Mutra.**

Mag leben! Ja 's iſt beſſer,
Sie kommt mit heiler Haut davon. (Bei Seite.)
Als ſie erſt wegging, hat ſie auf mein Herz
Eindruck gemacht. Sie ſchwebte hin wie eine
Gazelle; ihre Augen ſchienen
Juwelen; ſüße Worte ſind ihr eigen;
Der Locken Glanz, der ſchlanke Wuchs, wie ſchön!
Dazu die Haltung wie ein Schwan!
Ich habe meinen Sinn geändert; verbrennen
Soll ſie erſt, wenn ſie alt geworden iſt.
Dann — mag geſcheh'n, was will; was kümmert's mich!

**Kemaun.**

Und wenn ich ſie vom Flammentod errette?

**Mutra.**

Für mich! dann zeig' ich Dir die Stelle,
Wo ihres Vaters Geld verborgen liegt.

**Kemaun.**

Gut; und Du ſollſt davon ein Drittheil haben.
Dies und das Mädchen noch dazu, ſcheint mir,
Sei Lohn's genug für Deinen Schurkenſtreich.

**Mutra.**

Wie? Schurkenſtreich?

**Kemaun.**

Oho! beleidigt's Dich?
Laß gut ſein! Wir am Ufer nehmen das
Nicht ſo genau. Wir ſagen unſ're Meinung
Gerad heraus und ſtechen friſch darauf los.
Das iſt der beſte Weg, der kürzeſte,
Der eine Menge von Verlegenheiten
Erſpart. Jetzt geh' ich. Meine Schelme ſchleichen
Im Dikicht dort herum und harren meines
Befehls. — Ertönt dies Horn, bin ich flugs da,
(Er gibt ihm ein Horn.)
Und mache die Braminen ſchreckenſtarr.

**Mutra.**

Nur zieh' nicht ihren Fluch auf mich!

**Kemaun.**

O nein! Du biſt ja ſelbſt ein halber
Bramin, drei Theile heilig, Schurke ganz.
Nu, kenn' ich Dich nicht recht genau?
Wie viel haſt Du begangen? — — —

**Mutra.**

Schlechte Streiche?
Daß ich nicht wüßte! Dennoch aber
Kaſtei' ich mich mit Faſten und mit Schlägen.
Lag ich nicht auf dem Kerbrod? Hab' ich nicht
Die Zunge mir faſt abgebiſſen, mich
Auf einem Hacken hin und her geſchwungen?

**Kemaun.**

Still, falſcher Spitzbub! Wagſt Du es vor mir
Zu prahlen? Mich mit Deinen Tugenden
Zu foppen?

**Mutra.**

Nu — ich ſage nichts mehr.
Nur keinen Zank! Wir ſind ja nun verbündet.
Zieh' Dich zurück, und wart' auf das Signal!

**Kemaun** (bei Seite).

Erſt will ich Geld und Mädchen, dann — — (Er geht fort.)

**Mutra.**

Der Kehlabſchneider, der Ungläubige,
Der Räuber, — er iſt fort! Ach athme freier,
Begeh'n ſoll er die Sünd', den ſüßen Lohn
Dafür ernt' ich; ſo iſt es recht und billig.
Hab' ich das Spiel gewonnen, dann
Führ' ich den Rajah zu des Schurken
Schlupfwinkel, mir allein bekannt. (Ein Bote kommt.)

**Der Bote.**

Die Prieſter harren Deiner; das von Dir
Verſprochene Schlachtopfer iſt noch nicht

Gekommen. Spute Dich! Der Rajah wird
Heut' ſelbſt dem Gotte Siva opfern.

**Mutra.**

Sag ihm, ich komme gleich. (Der Bote geht.)
Glorreicher Tag! Der Rajah kommt?
Da müſſen wir mit dem Vollzuge warten,
Bis er das Heiligthum verläßt. — (Kemaun tritt ein.)
Was gibt's?

**Kemaun.**

Umrungen iſt der Wald;
Des Rajah Krieger —

**Mutra.**

Sei unbeſorgt! Das hat nichts zu bedeuten.
Er will das Opfer heute ſelbſt verrichten;
Dazu begleitet ihn der ganze Hof,
Wie immer. Geh, verſtecke Deine Leute
Im Dickicht des Gehölzes dort!
Und iſt der Rajah fort, ſtoß ich in's Horn. (Beide ab.)

## Dritte Szene.

(Ein indiſcher Tempel).

Prieſter verrichten den Gottesdienſt, Bethende knien.

**Chor der Prieſter.**

Streut' zu des Opfers Weih'
Blumen, Harz und Spezerei
Über den Altar dahin,
Daß hoch auf die Flammen ſprüh'n
Schon erlöſchen will ihr Licht,
Und noch kommt das Opfer nicht,
Einſt flog, gerufen zu des Tempels Schwelle,
Jeder Hindus her mit Blitzesſchnelle.

**Ein Hindus.**

Ich bin hier beim erſten Ruf.

**Andere.**

Ich bin hier; und ich, und ich;
Keiner bebt und keiner flieht.

**Chor der Prieſter.**

Warum erſcheint nicht Sie, die wir
Zum Opfertod beſtimmten hier?
Des Säumen's Sünd' wird nicht verzieh'n;
Schnell muß des Fluches Strafe glüh'n.

ft ſie zu den Flammen
der Göttin Namen!

**Oberprieſter.**

nm!

---

**Zemindar, Rhaida** und **Mutra** treten auf.

**Chor der Prieſter.**

Sie kommt! Jubelt, jubelt!

**Geſang.**

Lulle ihre Seele ein,
Lied, ſanft wie des Mondes Schein!
Ström' mit ſüßer Kraft vom Munde!
Dies iſt ihre Siegesſtunde.
Gleite wie ein Silberbach
Unter einem Blumendach,
In ihr Herz, bis ſie im Kranz
Füllet ew'ger Freuden Glanz!

(Zemindar ſetzt ihr einen Blumenkranz auf.)

**Rhaida.**

rum ward ich hierher gebracht?
s ſoll der Kranz auf meinem Haupt?
n Feuertode bin ich nicht verdammt.

**Oberprieſter.**

t vor!

**Rhaida.**

ch! Jemand wird gerufen.

**Zemindar.**

Du ſelbſt!

**Rhaida.**

Nein, nein! Ach tödtet mich nicht! (Sie fällt.)

**Oberprieſter.**

Wie kommt nun dies? War ſie nicht vorbereitet?
Das iſt nicht recht. Der Rajah kommt heut' ſelbſt,
Der Götter Beiſtand anzufleh'n
Für eine große Unternehmung;
Bis dahin darf kein Opferblut den Altar
Beflecken. Führe ſie indeß bei Seite
Und ſorge, daß ſie vorbereitet werde!
(Rhaida wird abgeführt.)

**Stimme von außen.**

Der Rajah kommt! der Rajah!

**Ein Prieſter.**

Hörſt Du den Jubelruf? Er kommt.

**Oberprieſter.**

Ich hör' ihn, Bruder! Ja, er kommt; der kühne
Freidenker Dhur-Singh kommt; doch muß er hier
Im Tempel ſeine Löwenmiene mildern,
Gehorchen dem Geſetz. — Heil, großer Rajah!
(Der Rajah mit Gefolge von Kriegern tritt ein.)

**Rajah** (zu einem Krieger).

Du ſorge mir für ihre Sicherheit! —
Des Siva Prieſtern Heil! Ich bin gekommen,
Mit euch die heiligen Gebräuche zu
Vollzieh'n, und opfernd darzubringen

et' und Zweig' und Laub und Spezerei
enn ich vergieße nie ein Blut als das
r Feinde) am Altar des großen Siva.
ngt mir den Korb! — Seht, was ich opf're hier:
ht Myrrhen, Aloe und heiliges Öl,
Sandelholz und Blumen, Opfergaben,
, wie ihr ſelbſt geſagt, die Gottheit liebt.
nehmt ſie hin und betet, daß es mir
linge, dieſes Land (ſonſt ganz in Frieden)
n mörderiſchen Menſchen zu befreien,
unſers heil'gen Reiches ſchöne Ufer
rheeren, unſer Landvolk plündern,
n Säugling tödten, ſtille Hütten,
s Glückes Heimat, niederbrennen,
wo ſie hauſen, hinter ſich
, Frevel und Verzweiflung laſſen.
(Die Gaben werden überreicht.)

**Oberprieſter.**

ſeid willkommen! Sieh, ſchon lodern ſie! —
n, großer Rajah, wollen wir
h ein lebendiges Weſen hier
Fuße des Altares opfern,
Mädchen, nie gefreit und unverlobt
unentweiht. Führt her das Opfer!

**Rajah.**

inſcht ſie den Feuertod?

**Oberprieſter.**

Ihr Vater bringt ſie.

Seit hundert Jahren laſtet eine Schuld
Auf ſeinem Haus; ihm bleibt kein Gut;
Was er auch thue, nichts gedeiht;
Ihn liebt kein Menſch, ihn quälen böſe Träume;
All' ſeine Bauern geh'n zu Grund,
Und ſeine Freunde — er hat keinen Freund.
Deßwegen, und weil er den großen Siva
Verehrt, bringt er die jungfräuliche Tochter
Heut' in den Tempel als Sühnopfer her.

**Rajah.**

Mich däucht, er ſelbſt ſoll ſühnen ſein Vergehen:
Und ſie? — —

**Oberprieſter.**

Sie bebt. Das Blut des Menſchen ſchaudert
Nicht ſelten vor dem letzten Todeskampf.
Wir wollen beten, daß die Götter ihr
Die Schuld verzeih'n; ihr Vater
Muß faſten einen ganzen Tag,
So wird ihr Tod nicht fruchtlos ſein.

(Rhaida wird von dem Prieſter eingeführt. Zemindar und die Übrigen.)

**Prieſter.**

Hier iſt die Jungfrau.

**Oberprieſter.**

Tritt vor!

**Rhaida.**

O ſchonet, ſchonet mein!

**Rajah** (mit ſanftem Ton).

Komm zu mir, Rhaida!

**Rhaida** (aufſchreiend).
Ach! — Wer ſprach zu mir?

**Zemindar.**
Der Rajah ſprach! (Bei Seite.)
Die Stimme ſoll ich kennen.

**Rhaida.**
Wo? Wo? Der Rajah? — Meinun — ach er iſt's!
ch bin gerettet! bin gerettet! (Sie ſinkt auf ihre Knie.)

**Rajah** (zum Oberprieſter).
Du ſagteſt ja, ſie ſei noch unverlobt?

**Oberprieſter.**
nd unentweiht und nicht gefreit.

**Rajah.**
Man hat Dich falſch berichtet, und den Tod
Verdienen, die es thaten; denn ſie iſt
Verlobt und ſollte Braut ſein heute noch.

**Oberprieſter.**
nd weſſen Braut, o Rajah?

**Rajah.**
Meine Braut.
Komm, Rhaida, komm zu mir! Seht,
ch nehme ihre Hand, erkläre ſie
n dieſem Heiligthum für meine Braut!
hr möget euch ein and'res Opfer ſuchen.

(Kemaun tritt unbemerkt ein, und mengt ſich in's Gedränge. Sol-
ten umringen den Tempel.)

**Oberprieſter** (nach einer Pauſe).
mächt'ger Rajah! Mir thut's leid,

Daß es ſich alſo fügt, — allein
Sie iſt zum Tod beſtimmt; die Gottheit ſelbſt
Verlangt dies Opfer, und ich muß gehorchen,
Darf keines von geringerm Rang anbieten.

**Rajah.**

So müſſen wir denn alſogleich
Gerechtigkeit ausüben. Tritt beiſeits! (Er kniet nieder.)
Furchtbarer Siva! Iſt dies Mädchen Dein
Und wirklich Dir geweiht, und kein Schlachtopfer
Menſchlichen Haſſes, o ſo ſprich
Zu Deinem Diener, der hier vor Dir kniet!

**Oberprieſter.**

Steh auf! Das Marmorbild hat tauſend Zungen,
Und würde Dir antworten, wenn es wollte.

**Rajah.**

Sei ruhig, heil'ger Mann! Weiß ich dies nicht?
Der Gott hier, deſſen göttliche Gewalt
Im Marmorbild verkleidet uns erſcheint,
Iſt frei wie Luft; ſein Geiſt hat ſtets die Macht,
Zu wollen; wenn er will, gehorchen ihm
Die Marmorglieder, und die Marmorzunge ſpricht.
Nun? Iſt's nicht ſo?

**Oberprieſter.**

Ja, es iſt ſo!

**Rajah.**

So ſprich denn, Siva, mächt'ger Gott!
Verlangt Dein Zorn dies Mädchen hier
Für des Altares Opferglut,
So ſprich und ſie erſcheint ſogleich.

ch wenn kein Wort von Dir erſchallt,
kläre ich ſie hier — für frei!
würdige ſie eines Blickes!
urch Falſchheit ward ſie hergelockt,
d die ſie brachten, haben Dich beleidigt,
dem ſie Dir ein ſolches Weſen
nopfern wollten. — Ja, ſie iſt verlobt,
einah' vermählt, nach Deinem eigenen
eſetze nicht für den Altar geeignet.
urchtbarer Gott!
enn Du Dich, wie man ſagt, am Blut erfreuſt,
ebſt Du's gewiß nur dann, wenn es gerecht
ergoſſen wird. Wir haben nun ein Weſen,
as Dir zum Opfer ganz geeignet, und,
bſchen ein Prieſter und ein Heiliger,
en Tod verdient. So ſchone, Siva, dieſes
nſchuld'ge Mädchen! Nochmal ſag' ich es:
enn Du nicht ſprichſt, ſo iſt ſie frei!
ie? Keine Antwort? Mädchen, tritt hieher!
er Gott, den wir verehren, gibt kein Zeichen.

**Oberprieſter.**

as Zeichen, welches Du verlangſt,
s ward vorgeſtern in der Nacht gegeben;
ch ſelbſt vernahm es.

**Rajah.**

Wurde ſie genannt?

**Oberprieſter.**

er Gott verlangte Menſchenblut.

**Rajah.**

Kein Name?

**Oberprieſter.**

Nur ein Opfer.

**Rajah.**

Er ſoll es haben, ein geweihtes Opfer,
Zum Tod verurtheilt vom Geſetz und mir.
(Er ſchlägt in die Hände. Mutra und Kemaun werden ergriffen.)

**Die Prieſter.**

Geheiligt iſt der Ort, o Fürſt!

**Rajah.**

Seid ruhig!
Im Himmel wird Gerechtigkeit geübt,
Warum denn nicht auch hier?
Führt die Gefangenen hieher! (Zu Mutra.)
Menſch, mit den ſchwärzeſten Verbrechen
Befleckt, geſtändig ſelbſt und überwieſen,
Bereite Dich, denn Du mußt ſterben! (Zu Kemaun.)
Du haſt nur Eine gute Eigenſchaft:
Den unverzagten Geiſt; dafür
(So ſehr verehre ich den Muth)
Laß ich Dir freie Wahl, auf welche Art
Du heute ſterben willſt.
Sprich, dann entferne Dich!

**Kemaun.**

Den Räubertod will ich.
Ein zahmes Ende würde mir
Den wohlerworb'nen Ruhm verdunkeln.
Mein ſei der Tod und ein berühmter Name!

**Rajah.**

So führt ihn fort! (Kemaun wird abgeführt. Zu Mutra.)
Dir, niederträcht'ger Böſewicht!
Dir ſei der Feuertod beſchieden!
Unwiderruflich ſoll dies Urtheil ſein. (Zu einem Krieger.)
Du überzeuge Dich von dem Vollzug!
Von Allen der Verworfenſte iſt er,
Des Mitleids unwerth wie kein andrer Menſch.
Nun aber iſt noch Einer übrig,
Ihr Vater.

**Krieger.**

Soll er ſterben?

**Rajah.**

Nein! laßt ihn leben, — doch in fremdem Land!
Wir wollen nicht ein Haar verletzen dem,
Der ihr ſo nah' verwandt! (Er wendet ſich zu Rhaida.)
Und Du, du zartes Herz, du holde Braut,
Du Lieblichſte von Allen, welche je
Die Welt verſchönerten! Anmuthige,
Die ſelbſt dem Frühling heitern Glanz verleiht, —
Was ſoll mit Dir geſcheh'n? Gefangenſchaft
Erwartet Dich in dieſen — Armen! Ich,
Dein Fürſt, ich fühle mich durch Deinen
Beſitz weit mehr geehrt, als würde ich
Nach glänzenden Eroberungen
Gekrönt mit Lorbeern oder als Beherrſcher
Des weiten Indiens jubelvoll begrüßt.

## [illegible].

# Der Liebekranken Heilung.

**Perſonen:**

**Don Pedro,** Prinz von Arragonien, erwählter **König von** Neapel.
**Conte Jppolito.**
**Liſana.**
**Jhre Mutter.**
**Höflinge.**

## Erſte Szene.

Saal. Feſtgelag.

**Don Pedro. Mehrere Höflinge.**

**Don Pedro.**

llt alle Becher, voll bis an den Rand!
ir trinken auf das Wohl der Schönheit;
ch lebe, hoch Neapels Königin!

**Alle.**

ch, hoch Neapels Königin!

**Ein Höfling.**

e iſt anmuthig, liebenswürdig, ſchön;
rr! gegen Eueren Geſchmack läßt ſich
chts ſagen.

**Don Pedro.**

Glaub' es ſelbſt. Und tränk' ich auch
f eines Weibes Wohl von nicht
nz tadelfreier Schöne, dennoch ließe
h nichts dagegen ſagen. Liebe Herrn!
meinem Lande, dem romant'ſchen Spanien,
lt man das reizende Geſchlecht in Ehren,
ch nie die Eine auf der Andern Koſten.
iſt nicht fein, noch artig, daß der Preis
r Huldigung, die man der Einen zollt,
nkung und Tadel ſei der Andern.
ſchwöre Keiner denn, das ſchwarze Auge
aller Augen ſchönſtes, weil ſchwarzäugig

Sein Liebchen iſt; des blauen Auges Blick
Dringt einem Andern eben ſo in's Herz.
So preiſe Keiner zierlich ſchmächt'gen Wuchs
Als einzig ſchön; auch majeſtätiſche
Geſtalt erfüllet Manchen mit Entzücken,
Und wenn die ſchmachtend blaſſe Lilie
Gefällt, hat Roſenglut d'rum mindern Werth? —
Doch wo iſt unſer Graf Ippolito?
Bringt ihn doch her! — Indeſſen wollen wir
Auf's Wohl von Eurer Schönen trinken. Giulie!
Nennt ihren Namen uns!

**Ein Höfling**

Liſana!

**Alle.**

Liſana lebe hoch!

**Don Pedro.**

Wer iſt Liſana?

**Ein Höfling.**

Ein armes Mädchen, — doch man ſchwört,
Sie ſei die Schönheitsgöttin ſelbſt.
Der holden Waiſe Vater war ein Maler.
Da kommt ſo eben Graf Ippolito.

**Ippolito.**

Verzeiht mein Fürſt, daß ich ſo ſpät erſcheine!

**Don Pedro.**

Was war die Urſache Eueres Verweilens?

**Ippolito.**

Ihr ſeid der Schönheit Freund, o König!
D'rum werdet Ihr nicht weiter in mich dringen.

**Don Pedro.**

So iſt's. Die Becher füllt! Auf's Wohl der ſchönen Ippolita! So wollen wir ſie nennen.

**Ippolito.**

Wollt Ihr auf's Wohl des holden Mädchens trinken,
Dann ſei ihr wahrer Name Euch genannt:
Liſana lebe hoch!

**Alle.**

Liſana hoch!

**Ippolito.**

Sie lebt — doch leider nur in Gram und Schmerz,
Sie lebt — doch nahe an dem Grabesrand;
Sie liebt — doch iſt ihr Kummer gränzenlos.

**Don Pedro.**

Und weiß der Glückliche, daß ſie ihn liebt?

**Ippolito.**

Er weiß es nicht, denn ſie verbarg ihr Leid.
Wie gern möcht' ich zum Mitleid Euch bewegen!

**Don Pedro.**

Du that'ſt es ſchon. Sieh ihren Freund in mir!

**Ippolito.**

So hört, mein König, denn in Kürze ihre Geſchichte:

Einſam auf ihrem Lager ruht
Das liebekranke Mädchen nun;
Säht Ihr nicht manchmal ſie vor Schrecken
Aufzucken wie im Fiebertraum,
Als flögen aus dem bangen Herzen
Ihr Flammen durch den zarten Leib, —

Sie zeigte keine Lebensſpur.
Der welken Roſe letzter Schein
Glimmt auf der bleichen Wange kaum.
Wofern die Liebe nicht ſie rettet,
Stirbt ſie in Liebesglut dahin,
Eh' noch die Nacht vom Himmel ſinkt. —
Iſt wohl in ganz Sicilien
Ein Herz ſo marmorkalt, das nicht
Dem ihrigen entgegen ſchlüg'?
Die Arme liebt, ach, einen edlen,
Liebt einen königlichen Jüngling
Voll Geiſt und Muth und Herrlichkeit, —
Allein er ging an ihr vorüber,
Er ſah die holde Schönheit nicht,
Die wir nur mit Bewund'rung ſchau'n.

**Don Pedro.**

Der hatte wahrlich meine Augen nicht,
Auch nicht ein Herz, dem meinen gleich. Doch wie!
Ihr ſagt, er ſei ein königlicher Jüngling?
Kann ſanftes Lächeln, können milde Worte
Ihr Labung ſein, ſo dürften ſie nicht fehlen!

**Ippolito.**

Nicht fehlen? Gut! Ich nehme Euch beim Wort.
Erlaubt, Euch leiſe in das Ohr zu flüſtern!
Der königliche Jüngling iſt — —
Doch bitt' ich, wollet mir nicht zürnen!

**Don Pedro.**

Sprecht!

**Ippolito.**

iſt — Don Pedro, Prinz von Arragon,
wählter König von Sicilien!

**Don Pedro.**

richſt Du die Wahrheit, Freund, ſo wiſſe denn,
aß ich Dir danken würde, ſprächſt Du Lüge.

**Ippolito.**

as ich geſagt, iſt wahr wie meine Treue.

**Don Pedro.**

ohlan! Geleite mich zu ihr!

**Ippolito** (zögernd).

ie Arme iſt vor Liebe krank und — ſchwach;
uch liebt ſie gränzenlos, doch Ihr — denkt edel!
ielleicht auch liebt ein And'rer ſie ſo innig,
ie ſie Euch liebt.

**Don Pedro.**

Wie meint Ihr das?

**Ippolito.**

ch meine nur, daß ich ſie glücklich wünſche;
Nichts And'res wollt' ich damit ſagen.

**Don Pedro.**

Ihr war't ſonſt immer offen gegen mich
Und voll Vertrau'n; warum denn nicht auch jezt?
Sprecht wahr! Liebt Ihr das Mädchen lange ſchon?

**Ippolito.**

Mein Fürſt!

**Don Pedro.**

Sprecht unverholen!

**Ippolito.**

Ich —

**Don Pedro.**

Liebt Ihr ſie lange ſchon?

**Ippolito.**

So lang' ich lebe.

**Don Pedro.**

Nun wahrlich, das iſt lang genug!
So komm'! — Indeß wir mit einander geh'n,
Erzähl' mir die Geſchichte Deiner Liebe!
Ihr ſtellſt Du mich als einen Höfling vor,
Der ſie zu ſehen wünſcht. Ich muß wohl zart
Und hold und freundlich zu ihr ſprechen;
Doch, lieber Junge, werde mir darüber
Nicht eiferſüchtig! Nimm mein Ehrenwort:
Ich will Dein Anwalt ſein und Dein Fürſprecher.

**Ippolito.**

Nehmt meines Herzens wärmſten Dank dafür!

(Beide verlaſſen den Saal.)

### Zweite Szene.

Schlafgemach.

**Liſana** und ihre **Mutter.**

**Liſana.**

Wie heißt der Graf, der uns beſuchen will?
Der König ſendet ihn? Sehr ſonderbar, —
Und auch ſehr gnädig!

**Mutter.**

Allerdings!

**Liſana.**

Der König iſt ſehr gut. Was thaten wir,
Um eine ſolche Gnade zu verdienen?

**Mutter.**

Vielleicht hört' er von Deiner Schönheit.

**Liſana.**

Mutter!

**Mutter.**

Warum denn nicht? Du ward'ſt ſo viel beſungen;
Leicht drang ein ſolches Lied bis an den Hof.

**Liſana.**

O nein!

**Mutter.**

Vielleicht, daß ſelbſt Ippolito —

**Liſana.**

Was ſagſt Du?

**Mutter.**

Kind! ich ſagte —

**Liſana.**

Liebe Mutter,
Ich hab's gehört. So weiß der König ſelbſt
Von meiner Thorheit! Da kann ich dem Grafen
Nicht in die Augen ſeh'n. Es war nicht recht,
Von dem Ippolito, daß er, der wie
Ein Bruder mit mir aufwuchs, mein Geheimniß
Verrieth.

**Mutter.**

Kind! mache nur recht frohe Miene!
Wir müſſen jetzt dem ſtolzen Hofe zeigen,
Daß nicht die Schönheit dort allein zu Hauſe.

## Dritte Szene.

### Don Pedro. Die Vorigen.

**Liſana.**

Er kommt — der König, ach!

**Mutter.**

Sei klug, Liſana! —
Mein Herr! Ohnmacht befällt das Mädchen oft.
Erſchrecket nicht! — Liſana! Sieh doch auf!
Der König ſendet einen edlen Herrn.

**Liſana.**

Mein gnäd'ger Herr, verzeiht! Ich bin zu ſchwach,
Um kniend Euch zu danken, wie ich ſoll.

**Don Pedro.**

Was fällt Euch ein?

**Liſana.**

Glaubt Ihr, ich kenn' Euch nicht?
O ja! ich kenn' Euch wohl, und weiß woher
Mir ſolche Gnade kommt. Mein guter Bruder.
(Mein Bruder nicht, doch werth mir, wie ein Bruder)
Iſt Euch nicht fremd.

**Don Pedro.**

Er harret meiner außen,
Wollt' liebe Frau, nur wenige Minuten
Mit Eurer Tochter ein Geſpräch geſtatten!

**Mutter.**

Sehr gerne, gnäd'ger Herr!

**Liſana.**

Ippolito harrt außen, Liebe Mutter!
Geh' doch und frag' ihn, ob er noch ſo düſter! (Die Mutter geht aus dem Zimmer.)

**Don Pedro.**

Du mußt ſein Arzt ſein, Du mußt ihn erheitern.
Man ſagte mir — (ich weiß nicht, ob es wahr) —
Daß Du — erröthe nicht, mein holdes Kind!

**Liſana.**

Ich bin beſchämt — verwirrt.

**Don Pedro.**

Nicht doch, Liſana!

**Liſana.**

Ich kanns nicht läugnen, doch es war nicht recht,
Daß er dieß that.

**Don Pedro.**

Du ſollteſt ihn ſehr lieben.
Was mich betrifft, —

**Liſana.**

Ich weiß es, gnäd'ger Herr!
Ich bin ſehr thöricht. Spottet meiner nicht!

**Don Pedro.**

Ich Deiner ſpotten? O wie könnt' ich das!

**Liſana.**

Ich bin ein armes Mädchen, — doch zu kühn!
Ich kannte (eben dieß erſchwert den Fehler),
Die weite Kluft, die zwiſchen mir
Und einer Königskrone lag
Ihr ſeid ein Fürſt, (erhalte Gott Euch lange!)
Ich nur ein armes, niedriges Landmädchen.
Oft ſtaun' ich, wie mein Herz ſo hohen Flug
Gewagt, — doch — Liebe achtet keines Rangs!

**Don Pedro.**

Ich danke Dir für Deine Liebe. Ja!
Ich will Dein Ritter ſein, ich will Dich ſchützen,
Wenn ein Verweg'ner Dich zu ſchmähen wagt,
Und meine Farben ſeien weiß und roth,
Weiß wie die Reinheit Deines keuſchen Herzens
Beim Roſenroth untadeliger Liebe.

**Liſana.**

Mein gnäd'ger Fürſt! Zu lieben wagt' ich Euch
Vergeſſend Eure Höh' und meine Tiefe,
Es war nicht recht, — es war vermeſſen, ſträflich;
Ihr aber ſeid ſo groß und ach — ſo gut!
Nicht lieben darf ich Euch, verehren muß ich,
Und mein Verſtummen ſage das,
Was, Euch lobpreiſend, tauſend Zungen künden.

**Don Pedro.**

Doch keine ſpricht's ſo lieblich wie die Deine.

**Liſana.**

So wollt Ihr mir verzeihen?

**Don Pedro.**

Als Dein Freund.

Nun aber höre! — Iſt Ippolito
Ein edler, guter Jüngling?

**Liſana.**

Ja, — er iſt's!
Und dennoch faßt ihn oft ein böſer Geiſt;
Er fährt dann wie aus wilden Träumen auf,
Spricht ſonderbare Worte — bitt're oft.

**Don Pedro.**

Das iſt der Liebe eigen und ihr Werk;
Sie ſucht durch ſolche Liſt ſich zu verbergen
Und ihres Herzens glühendes Gefühl
Sich ſelbſt zu leugnen, da ſie, ohne Hoffnung
Der Gegenliebe, der Geliebten ſich
Unwürdig zeigen will. — Hör' mich, Liſana!
Ippolito — er liebt Dich grenzenlos.

**Liſana.**

Mein Fürſt!

**Don Pedro.**

Indem ſein Herz für Dich nur ſchlug,
Vernahm er, daß Du einen Andern liebſt.
Was that der edle junge Mann? Er ſelbſt
Erzählte die Geſchichte Deiner Liebe
Dem Fürſten, — brachte ſich zum Opfer Dir!

**Liſana.**

Der Gute, ach!

**Don Pedro.**

Verdient er keinen Lohn?
Wenn ich Liſana wäre, dankt' ich ihm
Mit meinem Herzen.

**Liſana.**

Gnäd'ger Herr!
Mit meinem Herzen?

**Don Pedro.**

Es iſt das einz'ge Geſchenk, das er
Sich wünſchen kann, zu dem ich ihm noch eins
Aufdringen will. Bedenke noch, Liſana!
Der Jüngling iſt des Todes ſich're Beute,
Wenn Deine Liebe ihn nicht retten will.
Du blickſt mich zweifelnd an? Es wäre ſchön und edel,
Ganz eines Mädchens, wie Liſana, werth.
Ich würde dann euch Beide lieben, Beiden dienen.
Liſana — ſprich es aus das holde Wort!

**Liſana** (nach einer Pauſe).

Mein gnäd'ger Fürſt — es ſoll geſcheh'n!

**Don Pedro.**

Und für das Glück, das dieſe Gabe ihm
Gewährt, nimm meinen Dank! O glaube mir,
Dein Herz, an ſeinem Herzen ruhend, wird
Beglückt die Freude des Beglückens fühlen.
O laß es rein und ganz ſein eigen ſein!
Nur ein unendlich kleiner Theil davon
Sei eurem beiderſeit'gen Freund geweiht!

**Liſana.**

Mit Huld und Weisheit leitet mich mein Fürſt
Den Pfad des Rechten, der zum Glücke führt.
Nicht ſchmachten will ich wie die Sonnenblume
Nach dem erhabnen, unerreichbar fernen
Geſtirn des Tags in ſeinem Strahlenkranz;
Als treues Weib will ich dem liebevollen
Ippolito mein ganzes Leben weih'n,
In ſeinen Armen ſegnen Euch, mein Fürſt!
Durch Eure Güte, Euren Edelſinn
Genas die Sterbende zur Lebensfülle.

**Don Pedro.**

Tritt ein, Ippolito!

**Ippolito** (eintretend).

Mein Fürſt!

**Don Pedro.**

Ich ſchweige. Ihre Worte ſollen Dir
Verkünden das erſehnte Glück.

**Liſana.**

Ippolito! Sei glücklich, wenn mein Herz —
Dich glücklich machen kann.

**Don Pedro.**

An meinem Krönungstag ſei euer Hochzeitfeſt!

# Inhalt.

Seite
Der Menſch und die Natur . . . . . . 3

## Erzählungen.

Die neue Sappho . . . . . . . . . . 61
Das Glück im Unglücke und das Unglück im Glücke . . 85
Die dreizehnte Perſon . . . . . . . . 96
Das Elixir der Unſterblichkeit . . . . . . . 109
Die Welt ohne Menſchen. Eine Fiebernachts-Traumgeſchichte 127

## Bilder aus dem ländlichen Leben.

Der Grampampeli . . . . . . . . . 291
Die Entſtehung der Thränenweide . . . . . . 298
Die Morgana . . . . . . . . . 308
Die Todtengräber . . . . . . . . . 316
Der Greis und das Mädchen . . . . . . . 321
Die Werbung . . . . . . . . . 322
Das Johannisfeuer . . . . . . . . 332

## Dramatiſche Dichtungen.

Die Verſuchung . . . . . . . . . . 337
Das Opfer . . . . . . . . . . 370
Der Liebekranken Heilung . . . . . . . 392

Gedruckt bei C. Ueberreuter.

## ☞ Höchſt intereſſante literariſche Neuigkeit!

Im Verlage
der Buchhandlung von Ignaz Klang
in Wien,
in der Dorotheergaſſe Nr. 1105, im linken Eckhauſe vom Graben hinein,
ſind ſo eben ganz neu erſchienen,
und daſelbſt, ſo wie in allen ſoliden Buchhandlungen,
zu haben:

# Gedichte

von

## Johann Mayrhofer.

Neue Sammlung.

Aus deſſen Nachlaſſe mit Biographie und Vorwort
herausgegeben
von
**Ernſt Freih. v. Feuchtersleben.**

Wien, 1843. 316 Seiten ſtark, auf feinſtem Velinpapier höchſt elegant gedruckt, in Umſchlag nett broſchirt.

**Preis: 1 fl. 20 kr. CM.**

☞ Wir übergeben hier dem Publikum den von ſo vielen Seiten her dringend erſehnten Nachlaß Mayrhofer's; deſſelben Mayrhofer, deſſen ältere Gedichte, von ſeinem Freunde **Franz Schubert** in Muſik geſetzt, in der ganzen gebildeten Welt geſungen worden.

Auch dieſe Sammlung, weit reichhaltiger als die erſte, wird, abgeſehen von ihrem innern Werthe, durch den ſie ſich ſelbſt empfiehlt, beſonders auch für Tonſetzer den ſchönſten und reichſten Stoff bieten.

Die Ausſtattung und das Format iſt, ganz gleich dem unſerer beliebten Verlagswerke »Kotzebue, Iffland, Kuffner, Meyern,« in Schiller-Format, klein-8.

Bayerische Staats-Bibliothek München

# Ch. Kuffner's

# erzählende Schriften,

dramatiſche und lyriſche Dichtungen.

## Ausgabe letzter Hand.

Zehnter Band.

**Wien, 1843.**
Verlag von Ignaz Klang, Buchhändler.

P. o. germ. 780 ch/10

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

G

# Hiſtoriſche Gemälde.

# I. Die Chineſen.

## Staatsmoral, Sprache und Charakter der Chineſen.

Im Morgen aus Aſien glänzt uns, in den Strahlen der aufgehenden Sonne, China entgegen, welches, wahrſcheinlich ſchon **2000** Jahre vor Chriſto ein Verein gebildeter Reiche und Staaten, ſich des höchſten Alterthumes auf Erden rühmt, und ſich die Mittelblume der Welt nennt.

Die Staatsverfaſſung der Chineſen gründet ſich auf eine Moral, deren ganzes Weſen auf der ſtrengſten Beobachtung von Formen beruht; daher auch das Steife und Herkömmliche in ihrem Charakter und das Düſtere in ihren heiligen Sagen von der Weltſchöpfung, deren geheimnißvolles Dunkel noch vermehrt wird durch die hieroglyphiſchen Bilder, Linien, Zahlen und Kombinationen, in welcher die älteſten Mithen dargeſtellt ſind. Es gelang auch nur den größten Gelehrten dieſes, in Künſtelei und kleinliche Betriebſamkeit verſunkenen und eingewurzelten Volkes, durch vielfache Kommentare Einiges von dem Sinne ihrer heiligen Bücher mühſam zu enträthſeln.

Die Sprache der Chineſen liefert einen Beweis von der beſonderen Feinheit ihres Gehörs. „Nur ein ſolches Ohr, ſagt Herder, „konnte darauf kommen, aus dreihundertdreißig Silben eine Sprache zu formen, die ſich bei jedem Worte durch fünf und mehrere Akzente unterſcheiden muß, um nicht, ſtatt Herr, eine Beſtie zu nennen, und jeden Augenblick die lächerlichſten Verwirrungen zu ſagen; daher ein europäiſches Ohr und europäiſche Sprachorgane ſich äußerſt ſchwer oder niemals an dieſe hervorgezwungene Silbenmuſik gewöhnen.“ —

Was den Charakter dieſes Volkes betrifft, ſo wie es ohne Zweifel von jeher war, und auch jetzt noch unverändert erſcheint, ſo iſt zu den ſchon angegebenen Zügen noch beizuſetzen, daß ſie zwar durch ihre Staatsmoral zu einem hohen Grade äußerer Gelaſſenheit dreſſirt, dabei aber in ihrem Innern ſehr rachgierig ſind, eben deßhalb, weil jene zu ſehr auf Schein und Formen ſieht; ſie wiſſen ſich aber doch in ſo fern zu beherrſchen, um ſtets die beſte Gelegenheit abzuwarten. Den Betrug, welchem ſie ſehr ergeben ſind, findet man bei ihnen zu einer wirklich feinen Kunſt geſteigert.

Zwei Miniatur-Charaktergemälde, eines von Kant, das andere von Herder, — zwei tüchtige Gewährsmänner — werden hinreichen, um dem Leſer das ſprechendſte Bild dieſer Orientalen vor die Seele zu ſtellen. „Der Chineſe,“ ſagt der erſte, „ſpielt ungemein gerne, iſt feige, ſehr arbeitſam, ſehr unterthänig, und den Komplimenten bis zum Übermaße ergeben; ein hartnäckiger Verehrer der alten Gebräuche, und in Anſehung des künftigen Lebens ſo gleichgültig als möglich. Das chineſiſche Frauenzimmer hat durch die in der Kindheit geſchehene Einpreſſung nicht größere Füße, als ein Kind von drei Jahren. Es ſchlägt die Augenwimper nieder, zeigt niemals die Hände, und iſt übrigens weiß und ſchön genug.“ —

Noch tiefere Züge aus dem innerſten Weſen des chineſiſchen Charakters liefert uns Herder's Gelehrſamkeit. „Wie die Chineſen das Goldpapier und den Firniß, die ſauber gemalten Züge ihrer krauſen Charaktere, und das Geklingel ſchöner Sentenzen unmäßig lieben, ſo iſt auch die Bildung ihres Geiſtes dieſem Goldpapiere und dieſem Firniße, den Charakteren und dem Schellenklange ihrer Silben durchaus ähnlich. Die Gabe der freien, großen Erfindung in den Wiſſenſchaften ſcheint ihnen die Natur verſagt zu haben: dagegen ſie ihren kleinen Augen jenen gewandten Geiſt, jene liſtige Betriebſamkeit und Feinheit, jenes Kunſttalent der Nachahmung in Allem, was ihre Habſucht nützlich findet, mit reicher Hand zutheilte. In ewigem Gange, in ewiger Beſchäftigung gehen und kommen ſie des Gewinnſtes und des Dienſtes wegen.“ —

# Heilige Sagen.

Man denke ſich nun einen Quang Fu oder Mandarin *), welcher die chineſiſche Schöpfungsgeſchichte mit Pathos deklamirt. Der Mann ſieht ſehr vornehm und feierlich aus; ein Staatskleid von gelber Farbe, welches auf Bruſt und Rücken von viereckiger, reicher Stickerei leuchtet und ſtrahlt; auf dem Haupte eine Mütze, mit dem vielfarbigen Spiele von Pfauenfedern und purpurrothen Knöpfen geſchmückt. Überdies iſt der Mann auch, nach chineſiſchen Begriffen, ſehr ſchön, denn er iſt ziemlich lang und fett, hat ein breites Geſicht mit einzelnen Bartbüſchlein, eine platte Stirne, kleine ſchwarze Augen, eine kurze Stumpfnaſe, große Ohren, einen dicken Bauch und ſehr lange Nägel, beſonders an der linken Hand, als Kennzeichen eines Gelehrten. Er beginnt ſeinen poetiſchen Vortrag von dem Weſen der Gottheit, von der Schöpfung der Erde, von der Entſtehung und Natur des Menſchen. Wir werden in der dunkeln Myſtik der erhabenen Lehre manchen großen Zug ergreifender Wahrheit finden.

## I. Gott.

Mit des Morgens gold'nen Strahlen,
In des Frühlings Blütenfülle,
That ſich kund des Himmels Herrſcher,
Tai Ki;

---

*) So wird in China jeder Mann genannt, der ein öffentliches Amt bekleidet, es ſei nun eine Militär-, Civil-, oder geiſtliche Würde.

Durch ihn, und aus ihm zugleich
War der Dinge Anbeginn.
Unergründlich iſt ſein Weſen,
Bild ohne Geſtalt,
Geſtalt ohne Stoff;
Keinem der erſchaffnen Dinge
Gleichet er,
Und iſt Eins mit Allen doch,
Himmel mit dem Himmel,
Erde in der Erde,
Element im Element,
Ausgegangen von ſich ſelbſt;
Ohne Anfang ohne Ende
Iſt er Vorbild aller Dinge
Und das Erſte jeder Art
Und das Höchſte, Reinſte, Schönſte
Alles Seins.

Dauer und Bewegung quoll
Aller Welt aus ſeiner Kraft.
Seine Söhne Li und Ki,
Schuf er, wie ſich ſelbſt;
Dieſer, Grundſtoff aller Dinge
Jener, aller Körper, alles Geiſtes
Ewig wechſelreiche Form.

Und von Allem, was da iſt,
Schwingt das Reinſte, Leichteſte
Sich empor;
Doch des Gröbern ſchwerer Stoff
Sinkt zur Erde Mittelpunkt
Tief hinab.

## 2. Welt.

Hinan zu unermeßlicher Höh',
Tief in des Himmels Unendlichkeit
Ragt des Urſeins
Heiliger Lebensberg;
Und um ihn reihen ſich
Glänzend und brauſend
Der ſieben Goldgebirge Gipfel,
Der ſieben Meere Wogen
Und an ſeinem Rande wachen
Rieſen, Drachen *),
Grauenvolle Ungeheuer
In dem Kampf von Flut und Feuer;
Doch über des Schrecklichen Schauer,
Still auf den reinen Höhen, walten
Der Göttlichen hohe Wundergeſtalten
Des Himmels ſelige Beſchauer,
Der Lahen Aethergeſchlecht.
Aber ſie ſollten nicht da wohnen
Ewigfroh im Götterrecht.
Ach! ſie ſanken durch Aeonen,
Immer tiefer zu der Erde
Schwülen Zonen,
Bis eines gröbern Körpers Hülle
Aufnahm des Geiſtes Fülle.
Geſchaffen auf des Himmels letzter Stufe war
Das erſte Menſchenpaar.

---

*) Der Drache iſt bei den Chineſen das Sinnbild der höchſten Macht und Weisheit.

### 3. Der Menſch.

Zu zweifachem Sein erleſen,
Iſt das wunderbare Weſen
Menſch genannt;
Scheu auf nied'rer Erde lebend,
Frei zum hohen Äther ſtrebend,
Gott verwandt.

Sinnenwerk kann nicht beſtehen,
Muß, ſich löſend, untergehen
Durch den Tod;
Doch empor vom Erdenſchooße
Schwebt der Geiſt zu ſel'gem Looſe
Auf zu Gott!

Sinn und Seele zu verbinden,
In des Lebens Irrgewinden
Lebensharmonie zu gründen,
Ward das Herz von Gott erwählt;
Und ſo kann den heiligen Willen
Auch nur unſer Herz enthüllen,
Sich mit deiner Lieb' erfüllen,
Großes Herz der Welt!

## Heilige Bücher, Sittenſprüche und Lebensregeln.

Groß iſt der Reichthum, welchen dieſes Volk im Fache der Sittenlehre beſitzt, und es lohnt der Mühe, ihn kennen zu lernen.

Das *Buch der gerechten Mitte* *)* enthält einen Schatz von treffenden und eingreifenden Sittenſprüchen; ein anderes Werk: *Exempel der Tage* genannt, liefert Erzählungen von lehrreichen, politiſchen und moraliſchen Maximen.

Die Chineſen beſitzen auch viele, ſogenannte *heilige Bücher*, welche theils die älteſte Reichsgeſchichte, theils die Grundgeſetze der Staatsverfaſſung, theils Sittenlehren und Lebensregeln enthalten. Die vorzüglichſten derſelben

---

*) Den Titel dieſes Werkes erklärt die folgende Stelle aus demſelben: Furcht und Zorn, Traurigkeit und Freude, ehe ſie aufſchießen, gewähren einen Zuſtand der Ruhe, den man die *Mitte* nennt; aufgeſchoſſen im rechten Maß, gemäß der Regel, heißen ſie *Eintracht*. *Mitte* iſt das große Fundament der Welt; *Eintracht* iſt die Regel des Weltalls. Aus beiden entſpringt der Beſtand der Welt.« — Es zeigt ſich hieraus deutlich, daß unter der *gerechten Mitte* das »*rechte Maß in allen Dingen*,« oder »die *goldene Mittelſtraße*« verſtanden wird.

wurden von dem berühmten Con-fu-tſe, der zugleich Staatsminiſter und Philoſoph war, aus den ſchon früher vorhandenen heiligen Büchern geſammelt, geordnet und berichtiget; einige dieſer Werke bearbeiteten nachher auch ſeine Schüler, deren er mehrere Tauſende hatte, die zur Erwerbung der Vollkommenheit des innern, ſowohl geiſtigen als moraliſchen Menſchen, vier Stufen der Bildung durchwandern mußten. Sie begannen daher mit Tugendübungen, ſchritten dann zum Studium der Beredſamkeit, beſchäftigten ſich hierauf mit der Staatslehre, und endigten mit dem ſchönen Vortrage der Moral. Unter die heiligen Bücher gehören bei den Chineſen vorzüglich das Schuh-King, über die gegenſeitigen Pflichten der Regenten und Unterthanen, das Li-Ki, eine Sammlung von Geſetzen, heiligen und weltlichen Gebräuchen; das Schi-King, eine Sammlung von Lobgeſängen auf die Gottheit und auf groſe Männer der grauen Vorzeit, von moraliſchen Gedichten u. a. m.

## Zuſtand des weiblichen Geſchlechtes. Proben chineſiſcher Weisheit.

Das Frauenzimmer in China ſchildert Zimmermann mit folgenden Zügen: „Das weibliche Geſchlecht (wenn gleich von minder unangenehmer Bildung als das männliche) zeigt nichts von den ſchönen Idealen, wodurch einige andere Völker Aſiens, z. B. die Hindus, berühmt ſind. Zwar iſt ihr Teint oftmals, ſelbſt ohne alle Schminke, ſo friſch, daß er ſich mit dem der ſchönſten Mädchen von Europa vergleichen läßt; allein das gar zu kleine, wenn gleich ſchwarze, blitzende Auge, hat weder das Sanfte noch die Macht des großen blauen oder ſchwarzen Auges unſerer Schönen. Die Bildung des ganzen Geſichtes entſpricht zugleich ſtets mehr oder minder der der Männer. — Iſt nun auch ihr Körperbau, im Ganzen genommen, fein, ſo machen doch einige Provinzen davon eine Ausnahme. Die von Kiangſi fanden die Engländer robuſt und zu den härteſten Arbeiten geſchickt. Sie ſind es, denen dort beſonders der Ackerbau obliegt; ja man ſpannt ſie ſogar vor den Pflug; daher kauft ſich der Landmann wo möglich ein Mädchen aus dieſer Provinz zur Gattin. —

Weſentlich aber gehört in China der möglichſt kleine Fuß zur Schönheit des Mädchens. Sein Maß beſtimmt ſogar den Kaufpreis der Braut, denn auch bei dieſer Nation iſt die Gattin nur käufliche Ware. Gleich nach der Geburt biegt die Hebamme dem weinenden Säugling die Zehen gewaltſam unter die Fußſohle, quetſcht zugleich die Hacken tiefer in den Fuß hinein, und bildet, mit ſtarken Bändern, den zarten Bau auf immer zu einem kurzen Stumpfe, zu einer rundlichen Mißgeſtalt. Dieſer harte Zwang, der mit den Jahren fortgeht, benimmt den Zehen und ihren Muskeln alle Kraft, und lahmet die Unglückliche Zeit ihres ganzen Lebens.

Man ſieht Mädchenfüße, die nur fünf, ja ſelbſt nur vier Zoll lang ſind; ein ſchöner, auf vielfache Weiſe geputzter Schuh muß dies noch ſichtbarer machen, und den durch dieſe Tortur ſtets angeſchwollenen Ankel deckt ein vielfarbiger Stoff mit bunten Franſen. Dieſer Unſinn beraubt das weibliche Geſchlecht der vorzüglichſten Gabe der Natur, der freien Bewegung. Das Mädchen watſchelt nur mühſam durch die Zimmer; die offene Natur, jeder Spazirgang im Freien iſt ihm auf ewig verboten.“ —

Zum Schluſſe gebe ich einige der ſchönſten Stellen aus den früher beſprochenen heiligen Büchern, dem Schu-King und dem Schi-King.

### Stellen aus dem Schu-King *).

„Der Beherrſcher und höchſte Oberherr prägte dem Menſchen die Liebe des Guten, den Trieb, nicht vom Rechten abzuweichen, ein. Als er den Menſchen ſchuf, begabte er ihn zugleich mit dem Sinne für Gerechtigkeit.“

„Religion und Weisheit umfaſſen und erſchöpfen die ganze Idee von der Tugend des (Kaiſers) Yao; ihre Strahlen machen ſeine Weisheit; ihre dringende Kraft erhebt ſeine Gedanken; ihr Adel drückt ihm eine große Miene auf; ſie offenbaret ſich äußerlich durch Ehrfurcht und Nachgiebigkeit.“ —

### Stellen aus dem Schi-King **).

„Der Herr ſchauet in das Herz des Ven-Vang und findet darin eine geheime, unauslöſchliche Tugend, deren Geruch ſich allenthalben ausbreitet. Es iſt ein bewunderungswürdiger Schauplatz ſeiner unſchätzbarſten Gaben: eine Vernunft, die Alles einrichtet; eine Weisheit, die Alles durchſchaut; eine Wiſſenſchaft, die Alles lehrt; ein kluger Rath, wohl zu regieren; Gottesfurcht und Leutſeligkeit, ſich liebenswürdig zu machen; Kraft und Majeſtät, Furcht zu erwecken; Gnade und Reiz, um alle Herzen an ſich zu ziehen; Tugenden, die ſich ſtets gleich bleiben und jedes Wechſels unfähig ſind. Das iſt die Ausſtattung, die Ven-Vang vom Allerhöchſten empfangen hat, das iſt das Glück, das er auf ſeine Nachkommen verbreitet hat. Wie die jungen Sprößlinge des Bambus am Ufer des Ki ununterbrochen fort ihre Häupter mit friſchen Blättern krönen, ihre zarten Zweige weit ausbreiten, und durch ihr angenehmes Grün die Augen der Vorübergehenden erfreuen, eben ſo zeigt ſich uns der erhabene Prinz Ven-Vang. Seine Seele iſt rein wie polirtes Elfenbein und wie ein geſchliffener Diamant. Vollkommenheit iſt ſein Werk. O welche Erhabenheit herrſcht in ſeinen Gedanken! welcher Adel in ſeinen Geſinnungen! welche Anmuth in ſeinem Betragen! welche Würde und Schönheit in ſeiner ganzen Perſon! Sein Ruhm iſt, wie ſeine Tugend, unſterblich!" —

---

*) Nach Zimmermann's Überſetzung.

**) Unter den Gedichten dieſes heiligen Buches befinden ſich auch mehrere Lobgeſänge auf den Kaiſer Ven-Vang, woraus obige Stellen genommen ſind.

# II. Die Hindus.

## Schönheit und Charakter.

Die Hindus ſtehen in der vorderſten Reihe der ſchönſten Völker unſers Erdballs; ihre Gemüthsart gehört unter die beſten. Beides blieb ſich unverändert gleich im Laufe der Zeit.

Da die ſchöne menſchliche Form ein ſo erfreulicher Anblick iſt, daß wir immer gerne dabei verweilen, ſo ſei mir erlaubt, ein Gemälde davon in Lebensgröße aufzuſtellen.

Man denke ſich einen ſchöngebauten, mehr ſchlanken und geſchmeidigen, als ſtarken Körper von bräunlich gelber, doch keineswegs entſtellender Hautfarbe, der ſich, bei der angenehmſten Symmetrie der Glieder, nicht auffallend über die Mittelgröße erhebt; dazu ein liebliches Oval des Geſichtes, deſſen offene und gefällige Züge das Herz anſprechen; ein dunkles, ſchmachtendes Auge mit ſchöngewölbten Braunen, eine feine Adlernaſe und langes Haupthaar von glänzend ſchwarzer Farbe. Durch die Anmuth des Ganges und der Haltung des Körpers gewinnt die ganze Geſtalt einen neuen Reiz.

Die vorzüglichſte Männerſchönheit findet man in der Kaſte der Braminen, und in jener der Fürſten und Krieger, insbeſondere bei den Nairen, der Kriegerkaſte auf der Küſte von Malabar. Von den letztern erzählt der Reiſebeſchreiber Pyrard: ihre Hände ſeien ſo zart gebildet, daß man ſie nur mit den ſchönſten europäiſchen Damenhänden vergleichen könne, weßhalb auch die Griffe ihrer Schwerter für unſere Marsſöhne zu klein wären. Mißgeſtalten ſieht man nur unter den verworfenen Parias, welche klein, häßlich und beinahe ſchwarz ſind.

Das weibliche Geſchlecht Hindoſtans hat die Natur mit nicht minderen Vorzügen und nach den reizendſten Formen zarter Schönheitslinien gebildet.

Das ruhige Blut und die Temperamentsmilde der von inniger Naturliebe beſeelten Hindus iſt größtentheils eine Folge ihres milden Himmelsſtriches und der einfachen, unſchuldigen Nahrung, die hauptſächlich in Reiß, geſunden Kräutern, Baumfrüchten, Milch und Waſſer beſteht. Auf unſerer von Leidenſchaften zerrütteten Erde iſt Hindoſtan die Heimat der männlichen Sanftmuth und der holdeſten weiblichen Tugend. So gutmüthig der Mann iſt, eben ſo mild erſcheint das Weib in ihrer dreifachen ſittlichen Grazie: als redliche Gattin, emſige Hausfrau und ſorgliche Mutter; daher in Beiden eine Fülle von wechſelſeitiger Liebe, die Kindererziehung ſanft und eifrig, das ganze häusliche Leben ein rührendes Bild des reinſten Glücks! Ach, warum können die guten Hindus uns Europäern, denen ſie ſo viele aromatiſche Genüſſe zollen, gerade ihr Beſtes nicht mittheilen — das, was allein die köſtlichſte Würze des Lebens iſt! —

Iſt der Menſch einmal zum ſichern Beſitz einer feſten Haupttugend gelangt, ſo werden ſich an dieſe bald viele andere Tugenden befreundet anſchließen. So finden wir an dem gutherzigen Hindus noch die ſchönen Gaben der Keuſchheit, der Mäßigung *) und Gefälligkeit in hohem Grade. Bei vieler Duldſamkeit iſt er ernſt und wohlüberlegend, eh' er handelt.

Eine andere Eigenſchaft des friedlichen Blumenlebens der Hindus iſt ihr Hang zur Ruhe und zu den ſtillen Beſchäftigungen einer ſitzenden Lebensart. Ihr Abſcheu vor Krieg und Blutvergießen (ſelbſt vor dem Tödten der Thiere) iſt ſo groß, daß er in Feigheit ausartet. Es gibt aber doch einzelne Stämme von Bergbewohnern, die an Tapferkeit und Blutluſt mit den Europäern wetteifern.

## Kaſtenſiſtem. Parias.

Das Stillleben der Hindus, dieſes ſanftmüthigſten aller Völker, zeigt ſich auch in der treuen Anhänglichkeit an alte Sitten und Gewohnheiten, die ſich bei ihnen durch Jahrtauſende bis jetzt erhalten haben. Hierher gehört vorzüglich das ſogenannte Kaſtenſiſtem, nach welchen alle Hindus in vier

---

*) Harems, jene weiblichen Encyklopädien und Warenlager findet man in Hindoſtan nur bei den Vornehmen.

Kaſten oder Klaſſen eingetheilt werden, die in ſo ſtrenger Abſonderung von einander leben, daß kein Übertritt, ja ſogar keine Heirat von einer Kaſte in die andere Statt findet, ſondern Jeder in der Kaſte ſterben muß, in welcher er geboren ward.

Die erſte dieſer Kaſten beſteht aus Braminen, oder Prieſtern und Lehrern; die zweite aus den Tſchetteries oder Rajah's, Fürſten und Kriegern. Die dritte enthält die Banianen, Kaufleute, und die Gowaſſier, welche Landbau und Viehzucht treiben; die vierte endlich die Soudra oder Schuters, die Handwerker und Diener der drei erſten Kaſten. Außer dieſen vier Kaſten erblicken wir noch die armen Parias oder Pulias, unglückliche Auswürflinge der bürgerlichen Geſellſchaft, deren äußerſt trauriges Loos mit dem ſanftmüthigen Charakter der Hindus in dem auffallendſten Widerſpruche ſteht.

Alle Braminen ſind — wie das Kaſtenſiſtem es mit ſich bringt, — geborne Braminen, unterſcheiden ſich aber durch vier aufſteigende Grade. Den erſten Grad erhält ſchon der ſiebenjährige Knabe, den letzten erſt der zwei und ſiebzigjährige Greis. Der zweite Grad beginnt mit dem zwölften, — der dritte mit dem vierzigſten Jahre. Mit jedem Grad der Weihe ſteigt die Heiligkeit ihres Anſehens zugleich mit der Strenge der ihnen vorgeſchriebenen Lebensweiſe. Dem Braminen der zweiten Klaſſe iſt die Ehe geſtattet, wenn er auf die höhern Grade Verzicht leiſtet; will er aber, ungeachtet einer Heirat, dennoch in die dritte Klaſſe — in die der Einſiedler, — emporſteigen, ſo hat er einen ſchwierigen

Standpunkt, denn er darf ſeine Gattin wohl an ſeiner Einſamkeit, nicht aber an ſich ſelbſt Theil nehmen laſſen, und lebt nur dem Namen nach in einer ehelichen Verbindung, da ſein einziges Ziel von nun an nur in Reinheit der Seele, Gemüthsruhe und Anſchauung der ewigen Wahrheit beſtehen darf. Der vierte Grad gebietet ihm gänzliche Trennung von Frau, Kindern und Vermögen, da er, allem Irdiſchen entſagend, nur in Betrachtung der Unendlichkeit des höchſten Weſens leben darf. Das äußerliche Unterſcheidungszeichen dieſer vierten Klaſſe iſt das über den Schultern herabhängende Tigerfell und der lange Bart.

Die Braminen der zwei erſten Grade erkennt man am geſchornen Haupte und an der, über die linke Schulter und die Bruſt zum Rücken geſchlungenen, aus baumwollenen Schnüren beſtehenden Schärpe. Jene des dritten Grades haben auf der Bruſt und an den Armen drei von oben herab ſich verkleinernde, horizontale Striche, oder auch das Kalenderzeichen unſerer Erde, — eine bekreuzte Kugel.

Wie ſtreng die Lebensweiſe der höhern Grade iſt, iſt ſchon daraus zu erſehen, daß die Eingeweihten weder Fleiſch eſſen noch Wein trinken dürfen, auf bloßer Erde ſchlafen ſollen u. ſ. w. Freilich haben manche Braminen — wie der Weltlauf es mit ſich bringt, — von dieſer Regel manche nicht unbedeutende Ausnahme gemacht; Einige lebten eben ſo heilig als Andere unheilig, und der Weisheit Mehrerer ſteht die gröbſte Unwiſſenheit Anderer entgegen. Der eigentliche Tempeldienſt wird nur von der zweiten Klaſſe der Braminen verſehen.

Da wiſſenſchaftliche Bildung das ausſchließende Eigenthum der Braminen iſt, ſo erſcheinen ſie auch als Miniſter und Staatsräthe der Könige, und als Erzieher der Rajah's (Fürſten und Krieger). Bei dieſer dreifach hohen Beſtimmung müſſen — wie ich nicht zweifeln kann — ſogar Köche ſein, weil ein Bramine nur von Braminen zubereitete Speiſen genießen darf.

Da die Unverletzbarkeit der Perſon eines Braminen heilig gehalten wird, ſo muß Derjenige, der einen derſelben tödtet, durch zwölf Jahre mit der Hirnſchale des Ermordeten umherwandern, und während dieſer Zeit Speiſ' und Trank aus dem bleichen Beintopfe zu ſich nehmen. Die Braminen ſelbſt ſind dagegen von der Todesſtrafe zwar befreit; da man aber dieſes Privilegium ſpäterhin ſo auslegte: „ihr heiliges Blut dürfe durch Ermordung nicht vergoſſen werden;" — ſo wurden manche derſelben in Säcken erſäuft, oder man ließ den verbrecheriſchen Braminen am Leben, ſtach ihm aber die Augen aus.

Die Kaſte der Tſchetteris oder Rajah's hat jetzt nur zwei Unterabtheilungen, deren erſtere aus den Fürſtenkindern beſteht, der königlichen Pflanzſchule. Sie tragen die Schärpe gleich den Braminen. Die eigentlichen Krieger, welche die zweite Unterabtheilung ausmachen, dürfen zugleich Großhändler ſein. Beide Geſchäfte ſcheinen auch gewiſſermaßen in einem Zuſammenhange zu ſtehen, da der Krieg den ſtärkſten Großhandel mit Menſchenleben treibt.

Die Kaſte der Landbauer, Kaufleute und Wechsler vereinigt mit Wohlhabenheit — ein etwas ſeltener Fall — den Vorzug der reinſten Sitten.

Die vierte Kaſte iſt die zahlreichſte, und enthält das bunteſte Gemiſch. Kleinhändler und Fiſcher, gemeine Landſoldaten und Bajaderen, Maler und Schneider, geringere Bettelmönche und Schlangenbeſchwörer, Sänger und Schwertfeger u. ſ. w. drängen ſich hier durch einander. Eine ſonderbare Gewohnheit iſt es, daß die Schuſter und Schlächter, welche gleichfalls zu dieſer Kaſte gehören, zugleich Scharfrichter ſind.

Unſer innigſtes Mitleid fordern die bedauerungswürdigen Parias, die, für unrein erklärt, verabſcheut und ausgeſtoßen, keine bleibende Stätte haben, ſondern den wilden Thieren gleich umherirren, oder, entfernt von allen Übrigen, in Höhlen und elenden Hütten wohnen. Das Geſetz ſelbſt befiehlt den Hindus dieſe unmenſchliche Behandlungsart: es verbietet ſogar alle Gemeinſchaft mit den Unglücklichen. Will man ihnen Speiſe reichen, ſo darf es nicht mit den Händen geſchehen, damit man ſich durch ihre Berührung nicht verunreinige, ſondern in Scherben, gleich den von der Seuche Ergriffenen. Die Mäntel der Todten ſind die ihnen vorgeſchriebene Kleidung. Die Tempel bleiben ihnen verſchloſſen. Begegnet ein Parias einem andern Hindus, ſo muß er ihm in der Entfernung ſchon aus dem Wege gehen, beim Sprechen aber die Hand vor den Mund halten. Nur in einem Falle dürfen dieſe Elenden in der bürgerlichen Geſellſchaft erſcheinen, wenn man ſich ihrer als einer Art von Zugvieh beim Feldbau oder zu andern harten Arbeiten bedient. Die Kriegerkaſte pflegt von ihnen manchmal einen noch unmenſchlichern Gebrauch zu machen, — da ſie an ihren Körpern die Schärfe eines neuen Säbels oder die Güte einer neuen Flinte prüft. Die Europäer wußten ſie beſſer zu benützen, und gaben ihnen durch den Soldatenſtand die verlorne Ehre wieder.

Es wird nach dieſer Schilderung gewiß nicht befremden, daß dieſe in der Schmach und zum Elend gebornen Entmenſchten, ihrer Behandlungs- und Lebensweiſe gemäß, mehr vom Thiere als vom Menſchen an ſich haben; wohl aber dürfte es Verwunderung erregen, daß ſie deſſen ungeachtet gute Eheleute ſind. Wohl ihnen! Eine glückliche Ehe kann viele und ſchwere Drangſale des Lebens reichlich vergüten. Auch wiſſen ſie ſich für alle ihnen verweigerten Lebensgenüſſe wenigſtens zum Theil dadurch zu entſchädigen, daß ſie Fleiſch und ſtarke Getränke, und überhaupt Alles, was den nicht ehrloſen Hindus verboten iſt, ſich wohl ſchmecken laſſen.

Um dieſen argen Widerſpruch in einer übrigens ſo milden Gemüthsart zu beſchönigen, geben die Hindus vor: Jene armen Schlachtopfer ſeien die Nachkömmlinge vor langer Zeit aus den Kaſten ausgeſtoßener Verbrecher, und der Frevel ihrer ſchuldbelaſteten Verältern hafte noch ſeit Jahrhunderten als unvertilgbare Schmach an ihnen. Zu bedauern iſt, daß die ohnehin äußerſt zahlreiche Klaſſe dieſer Halbmenſchen theils durch Fortpflanzung, theils durch fortwährende neue Ausſtoßungen aus den Kaſten ſich immerzu vermehrt.

## Sprache, Literatur, Geſetzbücher.

Wir wenden uns nun zur wiſſenſchaftlichen Bildung der Hindus. Die gebildete, und eigentliche Schriftſprache iſt die Sanskrita; ſie wird als weich und wohlklingend geprieſen *). Außer ihr kommen in Hindoſtan noch mehrere Sprachen und Dialekte vor. Zu den Merkwürdigkeiten der Literatur gehören vor allem Andern die vier Vedas oder heiligen Bücher, und die zu ihrer Erklärung geſchriebenen Werke. Zur Poeſie beſitzen die Hindus ein vorzügliches Talent. Die uns bekannt gewordenen Meiſterſtücke in dieſem Fache ſind: Viſchnuſermans (oder Pilvais) Fabeln; des Dichters Kalidas Schauſpiel Sakontala oder der entſcheidende Ring, deſſen beſchreibendes Gedicht: die Jahreszeiten; und die drei Heldengedichte: Markondai, Ramein und Maharabat.

So wie die Veda's die göttlichen Geſetze enthalten, und die Moral in den Pflichten der Regenten, des geſellſchaftlichen und des ehelichen Lebens beſtimmen; ſo begreift der Saſtra alle bürgerlichen Verordnungen.

---

*) Ein Beiſpiel hievon können folgende zwei Verſe liefern:

„Yapienaja tu sansiddhyéed brahmano snatra sanayah;
Curiadany atrava curyammaitto brahma uchyaté.“

»Durch ſtille Anbetung erlangt ein Bramine ohne Zweifel Heiligkeit; aber jeder wohlthätige Mann wird mit Recht, er mag dieſe Ceremonie vollbringen oder unterlaſſen, ein Bramine genannt.«

Die Moral der Hindus iſt rein; Ausübung thätiger und uneigennütziger Tugend ihr höchſtes Prinzip. Wie erhaben und edel ſind z. B. die folgenden Sittengeſetze: „Selig iſt der Mann, der alle Leidenſchaften unterdrückt hat, und dann, mit ſeiner Thatkraft alle Angelegenheiten des Lebens, unbeſorgt um den Erfolg, verrichtet! Laß den Bewegungsgrund in der That und nicht im Ausgange ſein! Sei nicht einer von denen, deren Triebfedern zum Handeln die Hoffnung des Lohnes iſt! Laß Dein Leben nicht in Unthätigkeit vorübergehen! Sei betriebſam, erfülle Deine Pflicht, verbanne alle Gedanken an die Folge und den Ausgang, er möge gut oder übel ſein, denn ſolche Gleichmüthigkeit iſt Aufmerkſamkeit auf das Geiſtige! Suche dann allein in der Weisheit eine Freiſtätte, denn der Elende und Unglückliche iſt dies nur durch den Erfolg der Dinge!" —

## Ordalien.

Die Gottesgerichte oder Ordalien, welche im Mittelalter bei uns Europäern als Beweiſe von Schuld oder Unſchuld gebraucht wurden, finden wir auch bei den Hindus, und zwar vier Arten derſelben; die Feuer- und Waſſerprobe, die Wage- und die Giftprobe.

Im erſten Falle bekommt der Beklagte eine glühende eiſerne Kugel in die Hand, und wird für unſchuldig erklärt, wenn dieſe ihn nicht verletzt.

Die Waſſerprobe läßt den Beklagten in's Waſſer untertauchen; vermag er's, längere Zeit da auszuhalten, ſo wird an der Unſchuld des aus den Fluten lebendig Heraufgekommenen nicht mehr gezweifelt.

Die Wageprobe geſchieht auf die Art, daß der zweifelhafte Verbrecher zuerſt gewogen wird. Hierauf heftet man ihm ein mit ſeinen Verbrechen beſchriebenes Blatt an den Kopf. Dann beginnen die Braminen ihre Gebete. Während dieſer Zeit wird der Beklagte nochmal gewogen. Trifft ſich's, daß er nun leichter wiegt, als vorher, ſo wird er für unſchuldig erkannt.

Bei der Giftprobe muß der Angeklagte Arſenik und ſchädliche Kräuter verſchlucken. Verurſacht ihm das Gift nicht den Tod, — ſo iſt er auch von der Todesſtrafe befreit.

## Reinigungen. Büßungen. Zauberblick. Tempelmädchen. Feſte und Pagoden.

Die gewöhnlichen Reinigungen der Hindus beſtehen theils darin, daß ſie ihre Sünden leichterer Art in geheiligten Flüſſen oder Teichen abwaſchen, wobei das Geſicht gegen die Sonne gewendet ſein muß; theils in Wahlfahrten nach Pagoden und andern heiligen Stellen. Gräßlich ſind aber die Büßungen für größere Vergehen, beſonders diejenigen, welche von den ſogenannten Heiligen aus der vierten Klaſſe der Braminen vorgenommen werden. Dieſes Schauſpiel geht dann in feierlichen Aufzügen vor ſich, und unter Begleitung der Muſik. Vor einer ſtaunenden Menge von Zuſchauern rollt ſich der Büßende mehrere Meilen weit, über Sand und Steine, durch Sumpf und Moor, zu einer heiligen Pagode; oder er ſtürzt ſich von einer Anhöhe auf ein mit ſcharfen Nägeln beſchlagenes Bret herab, oder zerſticht ſich mit Meſſern am ganzen Leibe. Andere wählen ſich unblutige, aber noch ſtrengere und länger dauernde Büßungen, mehrere Jahre hindurch, oder gar für ihre ganze Lebenszeit, wo ſie dann mit gekrümmtem Leibe, oder auf einem Fuße ſtehend, oder einen Arm emporſtreckend, oder unverwandt in die Sonne ſchauend, in der nähmlichen Stellung unbeweglich verharren. Daß ſolche Männer nach überſtandener Bußzeit Wunder thun können, verſteht ſich wohl von ſelbſt. Einigen von ihnen iſt der Zauberblick eigen, mit dem ſie außerordentliche Wirkungen hervorbringen. Sie können damit Kranke heilen, Geſunde krank machen, im Menſchen alle Leidenſchaften nach Belieben aufregen oder beſänftigen, ja, durch das bloße unverwandte Hinſchauen Mauern, Häuſer und Bäume umſtürzen.

Zur Verrichtung der täglichen Ceremonien des Gottesdienſtes gehören nebſt den Braminen auch die Tempelmädchen, Devadaſchis *). Während die erſtern die Götzen-

---

*) Dieſer Name beſteht aus dem Worte Deve, Gott, — und Daſchi, Sklavin. Es gibt mehrere Klaſſen dieſer Tempelmädchen. Viele von ihnen ſind Töchter der Braminen, und werden ſchon in früher Kindheit dem heiligen Dienſte

bilder waſchen, und mit wohlriechenden Öhlen beſtreichen, ſie bekleiden, ihnen Blumen ſtreuen, die Inſekten mit Wedeln verſcheuchen, u. ſ. w. verſchönern die Mädchen die Scene durch Tanz und Geſang, und das Volk opfert dabei Reiß, Butter, Zucker, Gewürze, Blumen und Früchte, auch Geld. Dieſe Einkünfte ſind zur Unterhaltung der Pagoden und ihrer Dienerſchaft beſtimmt.

Manche Feſte der Hindus zeigen, wie auch ein ſanftmüthiges Volk durch religiöſen Fanatismus wenigſtens einen Theil ſeiner Humanität verlieren kann. So wird z. B. bei dem Feſte Tirounal ein Götzenbild auf einem ungeheuer großen und ſchweren Wagen herumgeführt, wobei Viele in ſo heilige Wuth gerathen, daß ſie ſich vor demſelben niederwerfen, und ſich, unter Muſik und Gejauchze der heiligen Begleitung und der Zuſchauer, von den über ſie rollenden Rädern zerquetſchen laſſen. Bei einem andern Feſte wird ein langer, breiter Graben mit glühenden Kohlen angefüllt, worüber Viele mit nackten Fußſohlen laufen. Das Feſt der Waſſerweihe iſt ſo heilig, daß der von Feinden angegriffene ſich nicht einmal vertheidigen darf.

---

geweiht, daher ſie auch in den Tempeln wohnen. Die Lebensweiſe der Unterſten dieſer Klaſſe iſt aber nichts weniger als fromm. Sie ziehen vielmehr, unter der Fahne einer nicht ehrwürdigen Matrone verſammelt, truppenweiſe im Lande umher, werden zu Freudenfeſten und Gaſtmälern in den Häuſern der Vornehmen und Reichen gedungen, ſtellen dann zärtliche Begebenheiten in mimiſchen Tänzen mit vielem Ausdrucke dar, — u. ſ. w. Die Kleidung dieſer Mädchen überhaupt ſoll ſehr reich geſchmückt und ſehr reizend ſein.

So ſehr dieſe Feſte den Menſchen zur Qual gereichen, eben ſo viel angenehmen Genuß haben dagegen die Fliegen von einem ihnen zu Ehren gehaltenen Feſte, wobei man ihnen Zucker und andere Lieblingsgerichte vor den Häuſern aufſtreut.

Die Pagoden eines ſo religiöſen Volkes ſind, dieſem Hange gemäß, Gebäude von koloſſaler Größe, außerordentlicher Feſtigkeit der ungeheuern Steinmaſſen, und imponirender Pracht im Innern. Sie tragen Spuren des höchſten Alterthums. Mehrere derſelben ſind in Felſen gehauen. Die Vorhöfe der Pagoden haben Teiche mit Marmor-Einfaſſung, an den Mauern Arkaden, kleine Kapellen und Niſchen. Das Heiligthum und die Statue der Gottheit ſelbſt befindet ſich in der Mitte der Pagode, und ergreift durch die Schauer heiliger Dunkelheit, welche nur von dem matten Glanze eines durch die Thüren einfallenden Lichtes im Vordergrunde zu einer ſchwachen Dämmerung erhellt, und durch den Anblick hoher Granit-Piramiden mit Basreliefs von rieſenhaften Göttern und ihren Thaten noch imponirender wird.

## Heilige Sage.

So kommen wir nun zu dem Religionsſyſtem der Hindus, deſſen weſentliche Züge und Bilder die nachfolgende Schilderung darſtellt.

## Welt-, Geiſter- und Menſchenſchöpfung.

In dem Dunkel des Nichts lag ungeſchaffen das Weltall,
Und es ſchwebten noch nicht die glänzenden Sphären des Himmels:
Aber in Ewigkeit war Parabrama, der Ewigkeit Schöpfer.
Aus ſich ſchuf er hervor der Welten unzählige Heere,
Zeugte in Allem ſich ſelbſt mit unendlichem Wechſel der Formen,
Gegenwärtig in jedem Geſchöpf, und Alles durchdringend,
Wie der Faden die Schnur der glänzenden Reihe von Perlen.
Doch des Ewigen Kraft zertheilte ſich, Eins in der Trennung
Bald in dreifach waltende Kraft der Weltenbeherrſchung:
Schaffende Macht verlieh er dem Brama; Geſchaff'nes erhaltend
Zeigte Viſchnu *) ſich, doch Schiven als Geiſt der Zerſtörung.
Außer dieſen erſchuf noch Millionen der reinen
Geiſterheere von minderem Rang, die zeugende Allmacht.
Dieſe erfreuten ſich glückſelig in himmliſcher Eintracht,
Bis des Hochmuths Gift in ihnen ſündig emporſchwoll,
Und unſeliger Neid, ob des Ewigen Allmacht erglühend,
Gleich dem Höchſten zu ſein, zu frevelhafter Empörung,
Schauderhafter Vermeſſenheit die Entgötterten fortriß:
Aber es folgte ſchnell dem Verbrechen die gräßliche Strafe;
Denn, von der Höhe herab des wonneſtrahlenden Himmels,
In die Tiefe geſtürzt des unermeßlichen Abgrunds
Hielt ſie, in Schrecken gefeſſelt, der Schooß unſeligen Nachtgrau'ns.
Bis, bewegt vom Fleh'n ihm treugebliebener Geiſter,
Parabrama zu retten beſchloß die gefallenen Scharen.

---

*) Viſchnu und Schiven haben jeder ihre einzelnen Tempel, Prieſter und Verehrer, und theilen daher die ganze Religion der Hindus in zwei Haupt Sekten. Brama hat weder eigene Tempel, noch eine eigene Sekte.

Und er ſchuf die Körperwelt, abtrünniger Geiſter
Irdiſche Wohnung. Eingeſchloſſen in dieſe, und wandernd
Siebenmal in Körper der Pflanzen und niedriger Thierwelt
Straft der Erniedrigung Schmach den Frevel des vorigen Hochmuths.
Mit dem achten Mal erſt wird der Seele geſtattet
Einzuzieh'n in die edle Geſtalt des menſchlichen Körpers,
Durch acht Prüfungen ſich allmälich veredelnd und läuternd,
Um der Wiederaufnahme des Ewigen würdig zu werden.
Alſo ſtammet von Gott der Geiſt des irrenden Menſchen,
Und er darf nach fünfzehn Prüfungen irdiſcher Wand'rung
Wieder rückkehren zu Gott, zum Urſprung himmliſcher Heimat,
Wenn Verſtand und Tugend das Leben als Genien leiten;
Aber ein ſündiges Leben entfernt vom göttlichen Ziele
Und verſenket ihn tief in die unterſten Stufen des Daſeins,
Mit entweihter Bruſt ein Sklave des niedrigen Stumpfſinn's.
Schone denn im Thier, o Menſch, den leidenden Bruder,
Und ſtreb' muthig empor, Dich wieder mit Gott zu vereinen!

Dies iſt das Weſentliche von dem ſinnvollen und erhabenen Theile der indiſchen Religionsdogmen, welche aber nach und nach durch viele mythiſche Einſchiebungen entſtellt und verwirrt wurden. So erkennen die Hindus nebſt dem eigentlichen Gott und Weltſchöpfer, Parabrama, und deſſen dreifacher Einheit, den Obergöttern Brama, Viſchnu und Schiven noch viele Untergötter. So haben ſie eine zahlloſe Menge von Gottheiten der Elemente, Geſtirne, hoher Geiſtes- und Gemüthsgaben, einzelner Leidenſchaften, Krankheiten und Wochentage *), gute und böſe

---

*) So iſt z. B. Indra der Gott des Ungewitters, Kamadewa der Gott der Liebe, Derwandewa der Gott der

Dämonen, und häusliche Schutzgötter. Auch ausgezeichnete Männer der Vorwelt genießen eine den Göttern ähnliche Verehrung *), die ſelbſt mehreren Thieren, z. B. Kühen, Elephanten, Adlern, Schwänen und Schlangen, ja ſogar Flüſſen und Steinen, zu Theil wird.

## Eheliches Leben. Frauentreue. Tod in den Flammen. Begräbniſſe.

Jene fanatiſche Wuth ausgenommen, hat die Religion auf die Sittenmilde der Hindus den wohlthätigſten Einfluß. Ihre volle Kraft äußert ſich aber im ehelichen Verhältniſſe. Die Reinheit und Heiligkeit der Ehe zeichnet die Bewohner Oſtindiens vor allen polygamiſchen Völkern Aſiens höchſt vortheilhaft aus. Der Hageſtolz wird als ein unnützes, ja ſchädliches Mitglied der bürgerlichen Geſellſchaft verachtet, und unverheirathete Töchter gereichen den Eltern zur

---

Tugend, Granevadi der Gott der Weisheit, Martialy die Göttin der Armen, Welly der Gott des Freitags, u. ſ. w.

*) So wird z. B. der, wegen ſeiner großen Tugenden berühmte König Kriſchandren noch jetzt als Todtenrichter anerkannt und verehrt.

Schande. Sie werden daher ſchon als kleine Mädchen verlobt. Das erſte Bekanntwerden der Schwangerſchaft wird feſtlich begangen, und dieſe Feierlichkeit im ſiebenten Monate derſelben wiederholt. Dagegen aber berechtigt weibliche Unfruchtbarkeit den Mann, eine andere Gattin zu wählen. Auch zwiſchen Verwandten nach dem dritten Grade iſt die Ehe geſtattet. Etwas härter ſcheint die Sitte, daß die Jungfrau dem Bräutigam vom Vater entweder geſchenkt, oder verkauft wird. Der Kaufſchilling beträgt gewöhnlich zwiſchen zwanzig bis vierzig Thalern; manchmal beſteht er auch in Juwelen.

Da die Ehe bei den Hindus unter die heiligſten Pflichten des Menſchen gehöret, ſo erſcheint die Verletzung der ehelichen Treue bei ihnen als ein ſo großes Vergehen, daß der Mann die verbrecheriſche Gattin nicht nur verſtoßen, ſondern ſogar tödten darf. Ein ſolcher Fall tritt jedoch ſehr ſelten ein, weil die Weiber, im Ganzen genommen, ſehr ſittig und tugendhaft ſind, und in der genauen Erfüllung ihrer ehelichen, mütterlichen und häuslichen Pflichten ihren Ruhm und ihr Glück finden.

Ihre innige Liebe und Anhänglichkeit an den Gatten geht ſo weit, daß manche von ihnen ihren ehelichen Freund nicht überleben wollen, ſondern ihm freiwillig im Tode nachfolgen. Wenn gleich nicht zu verkennen iſt, daß auch andere Nebenumſtände dazu beitragen, ſelbſt junge Witwen in dieſem heroiſchen Entſchluſſe zu beſtärken *), ſo bleibt er im

---

*) Die wichtigſten dieſer Umſtände ſind: daß keine Witwe ohne

Ganzen dennoch ein, außer Hindoſtan unerhörter Beweis ſich ſelbſt opfernder Liebe, hoch erhaben über den Spott mancher europäiſchen Dame, die vielleicht über den närriſchen, ihr ganz fremden Enthuſiasmus die Naſe rümpft, und deren Gatte ihre ſchnelle Nachfolge im Tode ſich weder erwartet — noch wünſcht. Eine ſolche weibliche Heldenthat wird unter ſehr vielen vorgeſchriebenen Feierlichkeiten unternommen.

Einige Tage vor der Ausführung bringt die trauernde Schöne, von Braminen umringt, mit Beten und Faſten zu. Nur am letzten Tage genießt ſie Opium bis zur betäubenden Exaltation. Nun ſchmückt ſie ſich mit dem Schönſten und Koſtbarſten was ſie beſitzt, und wird in einem Palankin nach dem Platze getragen, wo die in Mouſſelin gehüllte Leiche des Gatten unfern des aufgerichteten Scheiterhaufens liegt.

Und nun beginnt der feierliche Zug
Der Lieb' und Treue
Zur Todesweihe.
Schon wogt und ſchwebt im leichten Flug
Voran der Tänzerinnen Menge
Beim Schall der Hörner und Geſänge;

---

Verletzung der herkömmlichen guten Sitte zum zweiten Male heirathen kann; ſie hat ferner nach dem Tode des Gatten für ihr übriges Leben wenig Erfreuliches zu hoffen, da ſie ihn nicht beerbt, und ihre Unterhaltung der Willkür ſeiner Verwandten freigeſtellt iſt. Endlich verheißt die Religion und die Lehre der Braminen derjenigen, welche ſo hochherzige Liebestreue beweiſt, unvergänglichen Nachruhm hienieden, und den Lohn ewiger Gluckſeligkeit in jenem Leben.

Und ach! in ernſter Mitte
Lobpreiſender Braminen
Naht in des Lebens Blüte
Das ſtille Todesopfer,
Mit hoher Ruh' in allen Mienen,
Mit feſtem, ſichern Schritte
Dem letzten Ziele.
Nun legt ſie ab des Schmuckes nicht'ge Hülle,
Den ſie den thränenvollen Freunden reicht.
Jetzt, alles Irdiſchen entkleidet, ſteigt
Sie in den Schooß der klaren Fluten nieder,
Zum Todesfeſt, zu reinigen die Glieder.
Indeß flammt hoch empor das Leichenfeuer;
Nicht minder als die heil'ge Glut
Strebt auf der Heldin hoher Muth.
Sie bietet Allem, was ihr theuer,
Das letzte Lebewohl,
Umſchreitet dreimal dann im Kreiſe
Des Gatten Leiche ernſt und ſchweigend,
Mit ehrfurchtvoller Weiſe
Sich vor dem Abgeſchied'nen beugend,
Der, nun emporgehoben, in der Glut
Umleuchtet ruht:
Es ſtrahlt der Tod
Wie Morgenroth.
Nun eilt ſie, ſturzet, fliegt,
Ergriffen von heil'ger Wuth,
Mit heißem Schmerz
An's kalte Herz,
Und ſiegreich ſchlagen die Flammen
Ueber den Sieg der Liebe zuſammen.

So ſehr einerſeits dieſes Bild ehelicher Treue unſer Innerſtes erſchüttert, ſo wohnt doch andererſeits ſolchem Schmerze eine rührende Wehmuth bei, die ihn mildert. Übrigens iſt das Verbrennen der Leichen nur bei den Anhängern des Viſchnu Sitte.

Die Verehrer des Schiven pflegen ihren Todten zu begraben, und dadurch wird die Todesart der, ihren Gatten ſich opfernden Witwen, noch gräßlicher. Sie ſetzen ſich in das Grab des Verſtorbenen, den ſie in ihre Arme nehmen. Nun werden ſie ſo weit mit Erde bedeckt, daß nur das Haupt frei bleibt, welches man aber verhüllt. Hierauf nehmen ſie aus einer Muſchel ein ſtark betäubendes Getränk zu ſich, — worauf ihnen dann der Nacken mit größter Schnelligkeit gebrochen wird.

Nicht minder ſchauderhaft iſt die zweite Todesart der ſich opfernden Witwen dieſer Religions-Sekte. Über dem Grabe des verſtorbenen Gatten ſteht ein hölzernes Gerüſt, welches nur von ſehr ſchwachen Pfeilern geſtützt wird, auf deſſen oberem Theile aber ein mit Erde und Steinen angefüllter, ſehr großer und ſchwerer Korb ſich befindet. Iſt nun die Unglückliche in die Gruft hinabgeſtiegen, ſo werden, auf ein, von ihr ſelbſt gegebenes Zeichen, die Stützen des Gerüſtes zerhauen, und die Laſt des herabſtürzenden Korbes zerquetſcht den lebenden Leib über dem todten.

Wenden wir uns von dieſen Schreckensſzenen mit dem Troſte weg, daß ſie nun immer ſeltener werden, indem ſowohl Europäer, als Muhamedaner in ihren Beſitzungen Verbote und Hinderniſſe dagegen ſtellen.

Eine Gattin, die es ſich zur heiligen Pflicht macht, den Lebenspfad ihres Gatten mit den Blumen der Liebe und der häuslichen Zufriedenheit zu beſtreuen; — eine Gattin, die in ihrem Gatten das Glück des Lebens findet, und es ihm — dem Getreuen, ſanft wieder gibt, wie der Mond das Licht der Sonne zurückſtrahlt; eine ſolche treue Gefährtin in Leid und Freude, Glück und Unglück, bringt dem geliebten Gatten ihr ganzes Leben hindurch ſo große und ſo ſchöne Opfer, daß kein Todesopfer ſie zu übertreffen vermag. Kann man auf eine Gattin mit voller Wahrheit das Sprichwort anwenden: „Sie würde für ihren Gatten in's Feuer gehen!“ — ſo gereicht ihr dieſes zu höherem Ruhme, als der Feuertod ſelbſt! —

# III. Meder und Perſer.

## Leib und Seele.

Die an Hindoſtan gränzenden, zwiſchen den Flüſſen Indus und Tigris gelegenen Länder Medien und Baktria, gehören gleichfalls in die Reihe der am früheſten gebildeten Staaten Mittelaſiens. Die Meder, zur Zeit, als Rom unter königlicher Regierung ſtand, das herrſchende Volk in Mittelaſien, hielten ſich für die erſte von allen Nationen. Baktria blühte ſchon in grauer Vorzeit unter mächtigen Königen in hoher Kultur, bis es endlich der

Herrſchaft Mediens unterlag. Auf den Trümmern der beiden vereinigten Staaten erhob ſich das medoperſiſche Reich, gegründet von Cyrus, der ſich beſeelend und begeiſternd an die Spitze ſeiner Perſer ſtellte, eines rauhen Bergvolkes in der, den Medern unterwürfigen Landſchaft Perſis, das er durch glückliche Eroberungen bald zum herrſchenden Reiche erhob.

Die alten Perſer waren zuerſt ein roher, und körperlich häßlicher Volksſtamm; ihre Geſtalt veredelte ſich aber durch die vielen Einwanderungen angrenzender, wohlgebildeter Völker. Tſchirkaſien heißt noch jetzt die Mutter der Schönheit. Die körperliche Verſchönerung hielt mit jener des Geiſtes und des Gemüths ziemlich gleichen Schritt. Man nannte ſie in neueren Zeiten die Pariſer des Orients; denn ſie ſind geſchmeidig, artig und eitel. Mit dem Hange zur Pracht verbinden ſie viele Sorgfalt, ihre körperliche Wohlgeſtalt durch die Kleidung zu heben. Freude, Wohlleben, Spiel, Liebe zur Gemächlichkeit und Ruhe ſind hervorſtechende Züge im National-Charakter der neueren Perſer, und enthalten den Grund ſeiner Verweichlichung. So lieben ſie z. B. das Salben, bemalen ſich die Augenbraunen u. ſ. w. Durch ihre geiſtigen Vorzüge behaupten ſie den Rang vor den meiſten aſiatiſchen Völkern, indem ſie bei ſchneller Faſſungskraft vielen Scharfſinn und eine ſehr leicht bewegliche, lebhafte Fantaſie beſitzen. Dieſer Charakter der neueren Perſer ſpricht ſich auch in ihrer lieblichen, heitern, feinen und zarten Poeſie aus. Ich erwähne bei dieſer Gelegenheit ihrer vorzüglichſten Dichter Sadi und Hafyz, die ſich in der Ode und im Lied eben ſo ſehr auszeichneten, als Erwery in der elegiſchen, und Ferduſi in der epiſchen Dichtungsart ſich Ruhm erwarben. Hafyz ſchrieb Gazellen- oder Liebes-oden. Sadi iſt der Verfaſſer des berühmten Roſenthals, worin die reinſte Moral in der Geſtalt der liebenswürdigſten Grazie erſcheint. Dieſer Dichter, der ein Alter von mehr als hundert Jahren erreicht haben ſoll, ſchrieb ſein erſtes Buch in einem Alter, wo die Dichter gewöhnlich zu dichten längſt aufhörten, im fünf und achtzigſten Jahre ſeines Lebens *).

---

*) Wie ſehr die Perſer ihre Dichter ehren, davon geben Sadi's und Hafyz's Gräber einen Beweis. Das Grab des Erſteren, in einem ſchönen Garten vor der Stadt Schiras, iſt noch jetzt ein Verſammlungsort der jungen Leute. Von Sadi's Grabmahl, das gleichfalls in der Nähe jener Stadt ſich befindet, gibt William Franklin in ſeiner Reiſe nach Perſien die nachfolgende, intereſſante Beſchreibung: »Eine Meile öſtlich vom Garten Dill Guſchaja (Erweiterung des Herzens) iſt das Grab des berühmten Sadi. Es liegt am Fuße des Berges, der Schiras gegen Nordoſt begränzt, und iſt ein großes, viereckes Gebäude, an deſſen obern Ende zwei Alkoven in der Mauer angebracht ſind. Die zur rechten Hand iſt das Grab des Dichters, noch ganz in dem Zuſtande, wie damals, da er begraben ward, von Steinen gebaut, ſechs Fuß lang und dritthalb breit. An den Seiten derſelben ſind verſchiedene Sentenzen eingegraben, die ſich auf den Dichter und ſeine Werke beziehen. (Sadi lebte ungefahr vor fünf-

## Religion.

Höchſt poetiſch iſt die Religionslehre der alten Perſer. Sie erhielten dieſe von Zoroaſter (richtiger Zerethoſchtro, Goldſtern oder Glanzſtern), der dieſelbe zuerſt für das mediſch-baktriſche Reich in ſeinem heiligen Buche Zend-Aveſta zuſammentrug, und ſie nachher von Baktria nach Perſien brachte, wo ſie, den klimatiſchen Eigenheiten, den lokalen Verhältniſſen und der despotiſchen Reichs-

---

hundert und ſechzig Jahren.) über dem Grabe iſt ein Deckel von ſchwarzem, mit Gold bemaltem Holze, wovon eine von den Oden des Dichters in den modernen Ruſtalikh-Buchſtaben ſteht. Wenn man dieſes Bret wegnimmt, ſo ſieht man den leeren ſteinernen Sarg, worin er begraben ward. Dieſen beſtreuen Sadi's Verehrer, die hieher kommen, ſorgfältig mit Blumen, Roſenkränzen und mancherlei Reliquien. Oben auf dem Grabe liegt zu Jedermanns Anſicht eine ſehr ſchöne Abſchrift von Sadi's Werken, und an den Mauern ſind verſchiedene perſiſche Verſe von den Perſonen angeſchrieben, die von Zeit zu Zeit hier waren. Nahe bei dieſem Gebäude ſieht man Gräber verſchiedener frommer Leute, die auf ihr eigenes Verlangen hier beerdigt worden ſind.« — Hofrath v. Hammer gibt in ſeiner vortrefflichen, eben ſo lehrreichen als angenehmen Geſchichte der ſchönen Redekünſte Perſiens Nachrichten und Proben von mehr als zweihundert perſiſchen Dichtern.

form gemäß, in einigen Stücken geändert und endlich zur Staatsreligion erhoben wurde.

Alſo aber verkündet Zoroaſter, der Weiſe, ſeine Lehre, die er nicht für ein eigenes und neu erfundenes Syſtem, ſondern für das Lichtgeſetz erklärte, dem ſchon die beſten Menſchen der Vorwelt gefolgt waren.

## Heilige Sage

### der Welt-, Geiſter- und Menſchenſchöpfung nach Zoroaſters Lehre.

### I.

Des Urlichts grenzenloſe Ewigkeit
Gebar den Ormuzd und den Ahriman,
Zwei Weſen voll der Herrlichkeit und Güte.
Doch bald, in Haß auflodernd gegen Ormuzd,
Entweihte Ahriman durch Feindſchaft ſich,
Des Reinen Heiligkeit in ſich zerſtörend.
So ward ein Reich des Lichtes und ein Reich
Der Finſterniß, getrennt durch ew'gen Kampf.
In jenem herrſchet Ormuzd, alles Guten
Urheber, in der Mitte guter Geiſter;
Nächſt ſeinem Thron des Lichtes ſieben Fürſten.
Er ſtrahlet fort, allnährend, unterhaltend,
Allweiſ', allwiſſend und allherrlich.
Was Reines lebt von Menſchen, Thier und Pflanze,
Des Herzens und des Geiſtes Heiligkeit, —
Sie ſind des Ormuzd Frucht und Eigenthum.
Ein König iſt ſein hohes Ebenbild
Auf Erden, unumſchränkt in ſeiner Macht
Nach Ormuzd's heiligem Geſetz. —

In Nacht herrſcht Ahriman, des Übels Quell,
Umringt von böſer Geiſter Schar,
Zunächſt am Thron des Böſen ſieben Fürſten.
Des Fluches rieſenhafte Schreckgeſtalt,
Des Irrthums Lügendrach', erſcheinet er
Geſetzlos ohne Maß und Regel,
Ein düſt'res Schlangenungethüm,
In Qual und Nacht ausbrütend Qual und Nacht.
Unheiliges, durch Wort und That erzeugt
In der entweihten Menſchenbruſt,
Schädlicher Thiere, gift'ger Pflanzen Schar —
Sie ſind dem Dienſte Ahriman's geweiht.

## II.

Doch Ormuzd ſprach des Lebens heil'ges Wort:
Da quoll aus ſeiner Lichtnatur die Schöpfung
In ihrer Fülle reicher Pracht *)!
Der Himmel ward in ſeiner Herrlichkeit;
Hinflog der Sonne flammendes Geſpann,
Und Mithra lenkt, der helle Geiſterfürſt,
Des Strahlenwagens hohen Heldenlauf,
Erhaltend alles Lebens Macht und Luſt
Durch fünffach heil'ge Feuerkraft.
Sanft blickt des Mondes milder Glanz;
Mah thaut von ihm, der Friedensgeiſt,
Die Ruh' herab im Schweigen ſtiller Nacht.
Unzählig ſind die Geiſter der Geſtirne **).

---

*) Ormuzd vollendete die ganze Schöpfung in 365 Tagen. Die altperſiſche Zeitrechnung glich alſo der unſrigen.

**) So z. B. iſt Tir (Merkur) der Schutzgott des Sirius; Anahid (Venus) ſtrahlt im Weſten; Behram (Mars) im Norden u. ſ. w.

Aufſprang ſodann des Waſſers heil'ger Quell,
In reinigender Kraft, klar wie das Licht,
Dem dunkeln Schooß der Erde anvertraut.
Aufſteigend thürmte ſich der Berge Laſt,
Pilaſter, Erd' und Himmel zu vermählen,
Und ſegenreich erhob in froher Fülle
Der Bäume Stufengrün und Blütenkrone,
Von Gold und Purpurfrucht durchglüht,
Sich aus dem kräuterbunten Farbenſpiel
Des weichen Teppichs, von Heilkräften voll,
Fortzeugend ſich in tauſendfacher Pracht.
Die Thierwelt, mit der ungeheuren Kraft
Des Stiers beginnend, mehrte zahllos ſich,
Bis Meſchia und Meſchiane,
Das erſte Menſchenpaar,
Der Schöpfung Krone ward.
Gebildet für der Höhe Herrlichkeit,
Gerüſtet mit unſterblich hehrem Geiſt
Und Kraft zum Siege gen der Schlange Gift,
Zur Thatengröße und Gedankenheiligkeit.
Und jeder Schöpfung ward ein Genius
In lichtumſtrahlter Glorie beſtellt,
Als Hüter wachend über ihrem Wohl.
Doch Ahriman erſchien, der Schreckenfürſt,
Raſch zu zerſtören Erd' und Menſchenheil;
Und böſe Geiſter ſandt' er den Geſtirnen,
Schädliche Kraft des Waſſers reiner Flut,
Schuf Gift und Dornen an der milden Pflanze,
Dem Thier' des Blutdurſts grimme Wuth
Dem Menſchen des Verderbens Geiſt.

### III.

Geendet ward zum Sturze Ahriman's
Der Kampf, er ſelbſt verbannt, zwölftauſend Jahre
Zu walten in dem Schooß grau'nvoller Nacht.
Doch aus der Tiefe noch ſandt' er dem Menſchen
Herauf die Sünde und den Tod.
Und ſo iſt, gleich der Schöpfung, ſelbſt das Leben
Ein ſteter Kampf des Guten und des Böſen,
Die in dem Menſchen ſtreiten und um ihn. —
So war entfloh'n die ſchöne goldne Zeit,
Da Thier und Menſch ſich ew'ger Jugend freuten,
Die Erd' in unverwelkter Blüte ſtand,
Hold, friedlich, freundlich, ſtill,
Wie das Gemüth des Menſchen ſelbſt,
Dem fremd noch war der Sturm der Leidenſchaft.
Verſcheucht ward von der Sünde dieſes Glück,
Entwich der Erde und der Bruſt des Menſchen,
Den nun der Richterſpruch des Ormuzd traf,
Wenn von dem Leibe ſich die Seele ſchied.
Dem Tugendhaften wird ein Aufenthalt
Im Lande hoher Wonneſeligkeit,
Dem Böſewicht der Hölle Qual zu Theil.
Hier harren Beide, bis vom Thron des Lichts,
Da nun geendet iſt des Kampfes Zeit,
Der Ruf des Wiederaufſtehens ihnen tönt.
Was noch auf Erden lebt, es ſinkt dahin,
Durch Peſt und Seuche, Hunger, Schwert und Flamme.
Nun gibt die Erd' aus ihrem Schooß zurück
Des ſchlummernden Gebeines bleiche Menge,
Die Flut des Menſchen Blut, die Luft den Athem.
Voll Wonne ſammeln die Gerechten ſich

Im Glanze neugeſchaffner Körperform;
Auch der Verderbniß Kinder heben ſich,
Entſündigt durch die Strafe, aus der Nacht.
Die Erde bebt, der Berge Laſt verſinkt,
Verheerend ſtürzt vom Himmel ein Komet;
Ein mächtiger Feuerſtrom,
Geſchmolznen Erzes wilde Glut, vernichtet
Dich, Ahriman, und dich, o Hölle, ſelbſt!
Verſchwunden iſt des Böſen letzte Spur;
Die Erde wird ein Aufenthalt des Glücks,
Und ringsum herrſchet in endloſer Seligkeit
Des Lichtes ewigreines Tugendreich!

Der älteſte Gottesdienſt der Perſer oder Parſen beſtand in Verehrung der Elemente, vorzüglich des Feuers und der Sonne (Mithra), jenes ewigen Quells von Licht und Wärme, deren Anblick allein den Menſchen ſchon ſo mächtig ergreift, indem ihr Einfluß auf die lebende und lebloſe Schöpfung zur Bewunderung hinreißt. Die perſiſchen Kriegsheere führten daher auf eigenen Tragaltären ein heiliges Feuer mit ſich; ja, dieſe Verehrung des Feuers erſtreckte ſich ſogar auf die Feuerfarbe, in welche nur das aufblühende Leben reiner und hoffnungsvoller Jugend ſich kleiden durfte.

Die alten Perſer hatten weder Tempel noch Altäre und Götterbildniſſe; die luftigen Gipfel von Bergen und Hügeln waren die Orte der Andacht und Anbetung. Eigene Feuertempel wurden erſt in der Folge errichtet. Noch ſpäter entſtand die geheimnißvolle Mithra-Feier in dunklen Berghöhlen, worin die Elemente und das ganze Weltgebäude mit ſeinem Mittelpunkt, der Sonne, vorgeſtellt wurden, die man, als den herrlichſten aller ſichtbaren Gegenſtände, und zugleich als Sinnbild der Macht-Einheit in der monarchiſchen Verfaſſung des Weltalls verehrte.

In dieſen Myſterien wurde, nebſt der Schöpfungstheorie, auch das Hinabkommen der Seelen in die Unterwelt und ihre Rückkehr ſymboliſch erklärt. Die Aufrechthaltung der Religion war das heilige Geſchäft der unter dem Namen der Magier bekannten Prieſterkaſte *), die an Rang und Würde dem König zunächſt ſtand. Sie galten für die unmittelbaren Organe, durch welche Ormuzd den Menſchen ſeinen heiligen Willen kund that. Der fromme Perſer wagte es gar nicht, dem Höchſten ein Opfer darzubringen, ohne daß ein Magier, die Mithra auf ſeinem Haupte, den Leib mit einem Gürtel umwunden und einen Zweig in der Hand, ihm zur Seite ſtand. Vor dem Auge des Magiers lag die Zukunft offen da, und er las das künftige Schickſal des Menſchen in den Sternen voraus. Es gab aber drei Grade der Magier: Lehrlinge, Meiſter und vollendete Meiſter. Sie erwarben ſich ſchon bis zur Regierung des zweiten perſiſchen Königs, Kambyſes des Grauſamen, ſo viel Macht und Anſehen, daß ſie ſich erkühnten, denſelben vom Throne zu ſtürzen, und einen aus ihrer Mitte darauf zu ſetzen, den ſie für einen Sohn des verſtorbenen Königs Cyrus ausgaben. Da Kambyſes grau-

---

*) Die Perſer hatten ein den Hindus ähnliches Kaſtenſiſtem.

ſam war, wußten ſie das bedrückte Volk durch den ſchlauen Kontraſt der Milde für ſich zu gewinnen; allein der Betrug wurde bald entdeckt, und der Pſeudo-König bezahlte mit ſeinem Leben. Dadurch verloren die Magier einen großen Theil der Achtung, welche ſie bisher genoſſen hatten. Der Tag der Ermordung jenes Betriegers wurde ſogar als ein jährliches Feſt gefeiert, wobei kein Magier ſich öffentlich zeigen durfte, ohne ſich dem traurigen Schickſal des falſchen Königs auszuſetzen.

## Perſis. Sitten. Frauen.

Das Stammhaus der in der Folge ſo groß gewordenen perſiſchen Monarchie war die Landſchaft Pars oder Perſis, mit der Hauptſtadt Eſtakhar oder Perſepolis, deren Ruinen, auf die majeſtätiſch-ungeheure Großheit des Ganzen hindeutend, noch heut zu Tage ein Gegenſtand der Bewunderung ſind. Perſis (jetzt Farſiſtan) vereinigt den ſeltſamſten klimatiſchen Wechſel in ſich: Sandebenen voll Sonnenglut und Giftwinden, gemäßigte Gegenden in Fülle der Fruchtbarkeit, und hohe, rauhe Bergſtrecken, ſelbſt im Sommer mit Schnee bedeckt. Die mäßigen, armen und kräftigen Gebirgsbewohner waren der eigentliche Kern der Nation. Die Natur ſelbſt ſtählte ſie zu Beſiegern der weichlichen Völker in den umliegenden Ebenen. Der Reichthum der Vermögendſten beſtand ehemals in Palmbäumen und Kamehlen, ihre Kleidung in Thierfellen und ledernen Röcken. Kampf mit reißenden Thieren und feindſeligen Horden war die allgemeine Beſchäftigung.

Sie theilten ſich aber in drei Kaſten: Krieger, Ackerbauer und Hirten. Unter den kriegeriſchen Stämmen waren die Parſagaden und unter dieſen wieder die Achameniden die edelſten. Perſiens früheſte Verfaſſung war ein unter ſich verbundenes Hordenſyſtem, das erſt durch Cyrus zuſammenwirkende Einheit bekam. Der weibliche Charakter zeigt ſich, einem Gebirgsvolke im rohen Naturſtande gemäß, derb, kräftig und kühn. Einen Beweis davon gaben die Perſerinnen in jenem Treffen, wodurch Cyrus das mediſche Reich ſtürzte und das perſiſche gründete. Schon wankte die Schlacht; die geringe Zahl der Perſer, weichend dem gewaltigen Andrange mediſcher Übermacht, zog ſich zurück. In dieſem Augenblicke ſtürzten die Frauen herbei, welche hier, wie bei unſern deutſchen Vorältern, dem Heere folgten. Den flüchtigen Gatten und Söhnen ſich entgegen ſtellend, riefen ſie ihnen ſpottend zu: „ob ſie etwa im Schooße ihrer Gattinnen und Mütter Schutz und Rettung ſuchen wollten?“ — Der bittere Hohn erfüllte die Betroffenen mit Scham; ſie eilten in's Treffen zurück, und ihre verdoppelte Tapferkeit errang den entſcheidenden Sieg für Perſiens Unabhängigkeit und Macht.

Von anderer, minder rühmlicher Art war der Einfluß, welchen das Frauenzimmer unter den perſiſchen Despoten durch die Harems erhielt, die man als den Brennpunkt entheiligter, aber konzentrirter weiblicher Kräfte im Orient anſehen kann. Die Einrichtung jener Harems war ſchon damals im Weſentlichen dieſelbe, wie ſie noch jetzt beſteht. Die Menge der, *einen* Harem bewohnenden Schönen glich gewöhnlich der Zahl der Tage im Jahr. Deſſen ungeachtet genoßen die rechtmäßigen Gattinnen bedeutende Vorrechte. Sie ſchmückten ſich mit dem Diadem und allen übrigen königlichen Inſignien, auch ſollten nur *ihre* erſtgebornen Söhne die Thronfolger ſein.

Da aber die Harems von jeher die Sammelplätze ſchändlicher Intriguen und frevelhafter Thaten waren, ſo unterlagen die Kinder der rechtmäßigen Gattinnen ſehr oft der Kabale, und die ſchlaueſte oder verwegenſte Schöne des Harems ſah ſich als Siegerin der übrigen und ihren Sohn als König, den *ſie* beherrſchte. Da Despoten, von Eunuchen und Weibern lebenslang erzogen und verzogen, in ihrem Harem meiſtens zugleich auch ihren Staatsrath finden, ſo könnte man ſagen, daß alle orientaliſchen Despotien eigentlich Weiberregierungen ſind. Es ſcheint, als wollte die Natur auf ſolche Art die entheiligte Weiblichkeit rächen! Europäerinnen wißen ihren mächtigen Einfluß mit mehr Feinheit zu nehmen und dann am meiſten zu herrſchen, wenn ſie als ſanftmüthige Dulderinnen die Rolle der Hingebung ſpielen. Den beſten Theil hat ſich aber in jedem Erdtheil gewiß diejenige Frau erwählt, welche im *Herzen* ihres Gatten herrſcht, und ſich *da* ein Reich gründet, deſſen Macht unerſchütterlich iſt, und deſſen Glück nur mit dem Leben endet.

# Öffentliche Erziehung der jungen Perſer. Macht und Schwäche der Satrapen. Lebensweiſe der ſpätern perſiſchen Könige.

Die Erziehung des jungen Perſers vom fünften bis zum zwanzigſten Jahre, in den erſten Perioden der friſch blühenden Monarchie auf wechſelweiſe Erregung und Zähmung der Jugendkraft und des jugendlichen Ehrgeizes berechnet, war in hohem Grade zweckmäßig, dabei ſehr einfach.

Vor allem Andern lehrte man den Jüngling zwei Dinge: Waffenübung und Liebe zur Wahrheit in Wort und That. Ehrfurcht vor dem Könige, als Stellvertreter der Gottheit; vor dem Vater, als König in ſeinem Hauſe, und vor der Mutter, deren Händen das Kind bis zum fünften Jahre allein anvertraut war, wurde der jungen Seele ſchon frühe eingeflößt. Dieſe Heilighaltung bewog den Geſetzgeber, den Vater- oder Muttermord für widernatürlich — folglich für unmöglich zu erklären. Zur Bekräftigung dieſes geſetzlichen Ausſpruches ward behauptet: bei verübten Mordthaten ſolcher Art habe ſich am Ende ſtets gezeigt, daß die Mörder Baſtarde waren. Den Ältern wurde dagegen als Religionsgrundſatz aufgeſtellt, daß ihnen die Handlungen ihrer Kinder — die guten ſo wie die böſen — in dieſem und jenem Leben zugerechnet würden. Die Ertheilung des Unterrichts geſchah zuerſt auf eine feierliche Weiſe. Knaben und Jünglinge erhielten ihn öffentlich auf dem großen Platze vor dem königlichen Palaſte, in Anweſenheit des Monarchen und der Großen des Reichs. Hier lehrte man ſie die Erzeugniſſe der phyſiſchen Natur und die moraliſchen Erſcheinungen der Menſchennatur kennen, das Gift und die Heilkräfte der Pflanzen und der Mineralien, das Recht und das Unrecht; letzteres insbeſondere durch die Ausſprüche der Richter, welche in Gegenwart der horchenden Jugend Streitſachen entſchieden, und Vergehungen beſtraften. Dichtkunſt wetteiferte mit der Geſchichte in der Verherrlichung großer Männer und großer Thaten, die als Muſter der Nachahmung aufgeſtellt wurden.

Mit der Ausbildung des Geiſtes und des Herzens hielt jene des Körpers gleichen Schritt. Reiten, Wettlaufen, Bogenſchießen, Speerwerfen, Jagd, Schwimmen in reißenden Strömen, Schlaf unter freiem Himmel, Hunger und Durſt, Froſt und Hitze, — ſie mußten den Körper in dem Grade behend und ſtark bilden, als kriegeriſche Tänze ihm Geſchmeidigkeit und Anmuth gaben.

Ein frugales Mahl — Brot und Brunnkreſſe — genoß die Jugend unter den Augen der Lehrer, denen ſie an jedem Abend über das, was ſie am Tage erlernte und that, Rechenſchaft geben mußte.

Aus ſolcher Schule mußten natürlich tüchtige Männer hervorgehen; und dies geſchah auch ſo lange, bis die Erziehung durch Sittenloſigkeit und mit dem Reiche ſelbſt zu Grunde ging. In der ſchönen Blütenzeit der perſiſchen Monarchie machte die ſtrenge Erziehung ſelbſt bei den königlichen Jünglingen keine Ausnahme. Sie glich im Weſentlichen jener, welche alle übrigen jungen Perſer genoßen; nur wurde auf die ſittliche und geiſtige Ausbildung der Königsſöhne noch mehr Sorgfalt verwendet, und man wählte zu dieſem Ende vier Männer, deren erſter für den weiſeſten gehalten wurde, wie der zweite für den gerechteſten, der dritte für den mäßigſten, der vierte für den tapferſten galt. Ihnen wurde der vierzehnjährige Jüngling übergeben.

So lange jene muſterhafte Erziehung blieb, waren Perſiens Könige Muſter von Regenten. Leider riß die Entartung früher ein, als zu erwarten war. Die Monarchie, zuerſt nach dem Vorbild und Beiſpiel einer wohlgeordneten Familie eingerichtet, ging in Despotie über, und das Geſetz, einſt die politiſche Gottheit, welcher ſelbſt der Monarch in Ehrfurcht huldigte, lag jetzt, im Staube gekrümmt, zu den Füßen des Deſpoten. Zudem hatte jede Provinz ihren eigenen Statthalter (Satrapen), welcher die Mittel zur Beſtreitung eines ungeheuren Aufwandes für ſeinen eigenen Hofſtaat von dem Volke erpreßte, nebſtbei noch eine beträchtliche Menge an Geld und Naturalien zur Hofhaltung des Königs abliefern mußte. Dieſe Satrapen waren willkürlich herrſchende Machthaber — und erbärmliche Sklaven zugleich. Sie erlaubten ſich zwar vielerlei Frevel, und hatten ſogar eigene Haustruppen; aber ein Wink vom Throne — und herab flog der Kopf des verwegenſten Übermächtigen durch die raſchgezogenen Säbel ſeiner eigenen Trabanten.

In den ſpäteren Zeiten verbrachten die Könige den größeren Theil ihres Lebens im Innern der Paläſte, und es gelang dem Unterthan nur äußerſt ſchwer, zu ihrer, von

Höflingen, Weibern und Eunuchen umdornten Perſon Zutritt zu erhalten. Erſchienen ſie dennoch öffentlich, ſo geſchah es nur mit einem Heer von Gefolge, worunter ſich ſtets mehrere Schreiber befanden, die Alles aufzeichneten, was der König ſprach und that. Auf ſolche Art erhielt man von jedem Monarchen eine, im Reichsarchiv aufbewahrte Encyklopädie ſeiner öffentlichen Reden und Handlungen; ob aber die unbeſchriebenen Worte und Thaten nicht etwa intereſſanter waren, — dürfte wohl keine ſehr ſchwierige Preisfrage ſein.

## Gerechtigkeitspflege. Grauſamkeit der Strafen.

Unter den Geſetzen der alten Perſer finden ſich mehrere, die man in ihrer Art muſterhaft nennen kann. Das Weſen ihrer Gerechtigkeitspflege war mehr dahin gerichtet, Verbrechen zu verhüten, als ſie zu beſtrafen. Dieſem edeln Grundſatze gemäß, wurde ein Verbrechen, das ein Bürger zum erſtenmal in ſeinem Leben beging, nicht mit dem Tode beſtraft. König Artaxerxes hob ſogar die körperlichen Züchtigungen auf, und ſetzte an ihre Stelle die Opinionsſtrafen. So wurden z. B. dem Verbrecher, der mit Streichen gezüchtigt werden ſollte, die Kleider ausgezogen, und erhielten die Züchtigung, indeß ihren Eigenthümer die Schande traf.

Hatte Jemand ein Verbrechen verübt, ſo wurde nicht die einzelne That gewogen, ſondern man unterſuchte das ganze bisherige Leben des Verbrechers, um darin den Maßſtab für Vergehen und Strafe zu finden. Dagegen aber beſtrafte das alte Perſien manche Laſter, die in der modernen Welt zollfrei ſind; ſo konnte z. B. ein Undankbarer vor Gericht gezogen werden, und unterlag geſetzlicher Strafe. Die Veranlaſſung zu dieſer Strenge lag in dem angenommenen Grundſatze: Undank habe die Unverſchämtheit zu ſeiner Gefährtin, und der Undankbare ſei es nicht nur gegen Freunde und Eltern, ſondern auch gegen die Götter und das Vaterland.

Eine gleiche Strenge beobachtete man gegen Ankläger und Richter. Wer einen Andern eines Verbrechens fälſchlich anklagte, mußte dieſelbe Strafe leiden, welche den Angeklagten getroffen haben würde, wenn er jenes Verbrechen wirklich begangen hätte. Ein ſchauderhaftes Beiſpiel von Beſtrafung eines Richters, der aus Beſtechlichkeit ein ungerechtes Urtheil ſprach, gab König Kambyſes, indem er Jenen tödten, und mit des Getödteten Haut den Richterſtuhl überziehen ließ, auf welchem der Sohn zu Gericht ſitzen mußte.

Wie aber auch das Reinſte durch den Roſt der Zeit von ſeiner urſprünglichen Reinheit verliert; ſo ſchlich ſich auch in die milde Gerechtigkeit der altperſiſchen Strafgeſetze manche Grauſamkeit ein. So unterlag z. B. die ſchuldloſe Familie eines zum Tode verurtheilten Staatsverräthers der nämlichen Strafe; vielleicht beſorgten die Geſetze, die ergrimmten Angehörigen des Verbrechers würden in der Folgezeit ſeinen Tod am Staate zu rächen ſuchen. Schrecklich war die Strafe des Bootes. Sie beſtand darin, daß man den Verbrecher auf dem Rücken in ein Boot hineinlegte, und ihn mit einem andern ſo überdeckte, daß nur Kopf, Hände und Füße durch beſondere Öffnungen hervorragten. In dieſer zwangvollen Lage blieb er, ohne ſich bewegen zu können, und hatte das Geſicht der brennenden und blendenden Glut der Sonne zugekehrt. Es ward ihm nicht geſtattet, durch freiwilligen Hungertod ſein Leiden zu verkürzen; er mußte die ihm dargebotenen Nahrungsmittel zu ſich nehmen; weigerte er ſich, ſo ſtach man ihn ſo lange in die Augen, bis er ſich dazu fügte. Das Geſicht, mit Honig beſtrichen, wurde von den auffliegenden Inſekten zerſtochen. So harrte der Unglückliche unter unſäglichen Schmerzen des mit langſamen Schritten ſich ihm nähernden Todes.

## Wohlthätiger Einfluß der Religion auf die Lebensweiſe der alten Perſer. Sorgfalt für die Urbarmachung des Bodens. Thätigkeit des ſchönen Geſchlechts. Das päoniſche Mädchen. Anſtalten für Reinlichkeit und Geſundheit.

Ehe wir das Land der alten Perſer verlaſſen, muß ich dem Leſer noch den wohlthätigen Einfluß darſtellen, welchen Zoroaſter's Religionsſyſtem auf die Staatsverfaſſung und auf die Veredlung des Lebens nahm. Vor Allem empfahl ſie den wackeren Parſen die ſorgfältigſte Kultur des Bodens, und verhieß zeitlichen und ewigen Lohn Demjenigen, welcher ein Feld bearbeiten, Kräuter und Bäume pflanzen würde, damit Menſchen und zahme Thiere Nahrung und Gedeihen fänden. Schädliche Thiere — Ahriman's Geſchöpfe zu tödten, giftige Pflanzen auszurotten, Unreinigkeit und Fäulniß bei Seite zu ſchaffen, ward jedem Perſer zur heiligſten Pflicht gemacht. Wer ein Feld umpflügte, nachdem die Gebeine der daſelbſt begrabenen Todten in Verweſung übergegangen waren, dem ward die tröſtliche Gewißheit, der böſe Ahriman habe keine Gewalt über ihn. Wer auf einen dürren Boden Waſſer hinleitete, um ihn urbar zu machen, erhielt für ſich und ſeine Nachkommen bis zur fünften Generation den freien Genuß desſelben. Eine eigene Art, Vergehen zu ſühnen, beſtand darin, daß der Schuldige zehntauſend Schlangen oder andere ſchädliche Thiere tödten, oder einen Landmann mit einem vollſtändigen Ackergeräthe beſchenken mußte. Arbeitſamkeit und Thätigkeit ſtanden daher in höchſter Achtung. Wie ſehr man dieſe Tugenden auch beim ſchönen Geſchlechte ſuchte und ſchätzte, davon erzählt uns ein griechiſcher Geſchichtſchreiber *) eine intereſſante Anekdote, die ich in einem kurzen Auszuge hier mittheile: „Zwei Männer aus Päonien **) kamen mit ihrer Schweſter nach Sardes ***). Hier ſchickten ſie, als ſie den König Darius in ihrer Nähe ſahen, das ſchöne und wohlgekleidete Mädchen nach Waſſer. Sie trug ein Gefäß auf dem Kopfe, führte ein Pferd, und drehte zugleich die Spindel. Dieſe dreifache Beſchäftigung zu gleicher Zeit, machte den König auf die Vorübergehende ſo aufmerkſam, daß er ihr Trabanten nachſandte, um ſie beobachten zu laſſen. Sie ging an den Fluß, tränkte das Pferd, füllte das Gefäß mit Waſſer, und kehrte dann auf die nämliche Weiſe zurück, wie ſie hingegangen war. Der erſtaunte König ließ das Mädchen vor ſich bringen. Sie kam; die Brüder folgten ihr auf dem Fuße nach. Darius erkundigte ſich zuerſt nach ihrem Vaterlande und nach der Urſache ihrer Herreiſe; hierauf ſagte er: „Sind denn bei euch Päoniern alle Weiber ſo arbeitſam?" — Auf die erhaltene Verſicherung, dieſe Tugend ſei allen päoniſchen Weibern eigen, und gäbe ihnen den Vorzug vor allen übrigen aſiatiſchen Frauen und Mädchen, ließ er die Päonier, die ſich ihm ohnedies zu ergeben wünſchten, mit ihren Weibern und Kindern, gleichſam als eine Pflanzſchule rüſtiger Thätigkeit, nach Perſien bringen.

---

*) Herodot.

**) Päonien, eine Landſchaft im nördlichen Theile Macedoniens.

***) Sardes, die Hauptſtadt im ehemaligen Königreiche Lydien.

Die Ehe ward jedem Rechtgläubigen durch Zoroaſter's philoſophiſch-religiöſes Syſtem zur heiligen Pflicht gemacht; der Perſer fand daher ſeinen höchſten Ruhm darin, Held und Vater vieler Kinder zu ſein. Mit dem erreichten dreizehnten Jahre erhielt jedes Mädchen das Recht, von den Eltern einen Gatten zu fordern; dagegen aber ward jedem Mädchen, welches bis zum achtzehnten Jahre ſich der Ehe weigerte, vom Religionsdogma die Strafe angedroht, daß es nach dem Tode, bis zur Wiederaufſtehung, im qualvollen

Aufenthalt der Hölle, für den ihrer Beſtimmung entgegengeſetzten Trotz zu büßen habe. Das mochte für fromme Mädchen allerdings eine ſtarke Aufmunterung ſein, durch gute Ehen ſich lieber den Himmel auf Erden zu verſchaffen! Um auch die Bevölkerung nach Möglichkeit zu befördern, wurden eigene Preiſe geſetzt, indem der Vater der zahlreichſten Familie vom Könige alljährlich ein anſehnliches und ehrenvolles Geſchenk erhielt.

Da die Reinlichkeit nicht nur eine Quelle der Geſundheit iſt, ſondern durch Vervollkommnung des Körpers ſelbſt die Entwicklung der Humanität befördert, wie wilde Früchte durch Pflege veredelt werden: ſo gebot Zoroaſter den alten Parſen mehrere Reinigungen, die bei den Neuern ſich bis zum Übermaße vermehrt haben.

Eben jene Sorgfalt für Beförderung der Humanität bewog den weiſen Religionsſtifter, daß er in den Herzen der Parſen echten Gemeinſinn zu erwecken ſuchte. Deßhalb war auch jedem Parſen verboten, den Göttern allein zu opfern, oder ſie für ſich allein um eine Wohlthat zu bitten; er mußte vielmehr in ein ſolches Gebet den König und alle Bewohner des Reiches einſchließen, zu welchen er ſelbſt als einzelnes Mitglied gehörte.

## Schnell-Poſten. Sprach- und Feuer-Telegraphen. Abgaben und freiwillige Geſchenke. Die Ruinen von Perſepolis. Todtenpalaſt der alten Könige.

Wir finden bei den alten Parſen die erſten Poſtanſtalten, ja ſogar Telegraphen. Auf den bequemen Heerſtraßen, welche das ganze Land durchzogen, befanden ſich in beſtimmten Entfernungen, eigene königliche Karawanſereien oder Poſthäuſer, in welchen Eilboten und Pferde auf jeden Wink bereit ſtanden, Nachrichten von einem Ende des Reiches bis zum andern mit ſolcher Schnelligkeit zu bringen, daß Herodot ſie dem Fluge der Vögel verglich.

Die Telegraphen waren von zweifacher Art: Sprach- und Feuer-Telegraphen. Beide konnten in Perſien vorzüglich deßhalb ſehr vortheilhaft gebraucht werden, weil das Land von parallel laufenden Bergen durchſchnitten war. Die erſte Art beſtand darin, daß man auf den Höhen nicht weit von einander ſtehende Warten erbaute, in denen ſich Männer von beſonderer Stärke der Sinne befanden, die einander die zu verbreitenden Nachrichten gewaltig zuſchrien. Die zweite Art der Telegraphen pflanzte die Nachrichten durch gewiſſe, mit Fackeln gegebene Zeichen von Inſel zu Inſel, von Höhe zu Höhe fort. So konnte denn der König an jedem Abende aus dem weiten Länderumfange ſeines großen Reiches die wichtigſten Neuigkeiten und Ereigniſſe erfahren.

Mit dem ſteigenden Luxus wurden die Anfangs ſehr mäßigen Abgaben außerordentlich erhöht und drückend. Ein Hauptfehler lag in ihrer ungleichen Vertheilung auf die Provinzen, deren einige zu gering beſteuert, andere aber überladen waren. Auffallend iſt die ſonderbare Einrichtung, daß die Abgaben jeder Provinz ihre eigene Beſtimmung hatten, wovon das Land ſelbſt ſeinen Beinamen erhielt; ſo hieß z. B. eine Provinz der Gürtel der Königin, eine andere ihr Kopfputz; ſo hatten auch Städte und ganze Provinzen die Pflicht auf ſich, den Schmuck der zahlreichen Bewohnerinnen des Harems zu bezahlen; die Stadt Anthilla z. B. war einer Sultanin zum Schuhgeld angewieſen.

Nur die eigentlichen Perſer (d. i. die Bewohner der Provinz Perſis), waren von Entrichtung aller Abgaben frei, dafür aber wetteiferten unter ihnen Arme und Reiche, dem Könige, wo er ſich ihnen näherte, freiwillige Geſchenke zu bringen, ſo viel ihr Vermögen es geſtattete — ſelbſt das Werthloſeſte, um wenigſtens den guten Willen dadurch zu erklären. So begegnete einſt der dürftige Bewohner einer Hütte dem Könige Ataxerxes Memnon. Da er gar nichts bei ſich hatte, was er dem Fürſten geben konnte, lief er zu einem nahen Fluße, und ſchöpfte daraus mit beiden Händen Waſſer, welches er dem Könige mit den Worten bot: „Ich ehre Dich, ſo gut ich es hier vermag!" — So wie man durch klares Waſſer den tiefſten Boden erblickt, welchen es bedeckt, alſo ſah Ataxerxes durch Wort und That des wackeren Mannes auf den Grund ſeines Herzens, und ſandte ihm am nächſten Tage, nebſt andern beträchtlichen Geſchenken, auch eine goldene Schale, um künftighin daraus zu trinken.

Ehe wir Perſien verlaſſen, wollen wir noch eine Wahlfahrt nach den Ruinen von Perſepolis *), der alten Hauptſtadt des Reiches mit der nahe dabei gelegenen Todtenwohnung der Könige und den Reſten eines Sonnentempels, unternehmen, deren koloſſale Trümmer noch jetzt die Seele des Wanderers mit Staunen, und die Schriften der Gelehrten mit widerſprechenden Hypotheſen erfüllen.

Majeſtätiſch erheben ſich, ein ungeheures Marmorgebirg zum Hintergrunde, mächtige Mauerterraſſen, dreifach über einander gethürmt und verbunden durch Treppen von der Breite einer Heerſtraße. Hier ſteigen die Marmorpaläſte der Todten aus Felſengewölben empor **), umgeben von himmelhohen Säulen, die Wände mit unbekannten Buchſtaben geheimnißvoller Inſchriften, und mit Bildern fremdartiger Menſchen- und ſeltſamer Thiergeſtalten in halberhobener Arbeit verziert. Die ganze Gegend umher — Gebirgskette, Thal und Ebene — iſt mit Trümmern von Säulen, Pfeilern, Architraven und Grabmälern bedeckt, und überall voll Spuren der von Alexander dem Großen zerſtörten Stadt *).

---

*) Auch Estackhar oder Iſtachar, und von den Arabern Tſchil-Minar (die 40 Säulen) genannt.

**) Die Felſen, in welchen ſich die Grüfte der Könige befanden, ſollen ganz unzugänglich geweſen ſein, daher die Särge mit ihren Leichnamen zuerſt durch Maſchinen emporgezogen, und dann von der Höhe in die Todtengewölbe herabgelaſſen wurden.

Eben die hohe Bewunderung, mit welcher neuere Reiſende von dieſen Rieſentrümmern über der Erde ſprechen, zollen ſie auch den hier befindlichen unterirdiſchen Anlagen, welche kunſtreichen Gebäuden gleichen, und ein nächtliches Labyrinth bilden, deſſen Ausgang noch Niemand erforſcht hat.

---

*) Nach der Erzählung des griechiſchen Geſchichtſchreibers, Diodor von Sizilien, war die Zerſtörung des herrlichen Perſepolis das Werk des Übermuths der frevelhaften Buhlerin Thais. Von ihr ließ ſich Alexander bei einem Siegesfeſte zur Verheerung der beſiegten Stadt bereden. Vom Weine betäubt, — ſchleuderte er im wilden Sinnentaumel unter dem Geräuſche brauſender Siegesgeſänge und dem Zujauchzen der Gefährten ſeiner Zerſtörungswuth, den erſten Feuerbrand in den königlichen Palaſt, — Thais den zweiten.

# IV. Die Aegypter.

**Wohlthätiger Austritt des Nilſtroms. Zweifach ſchöner Anblick des Landes. Vergleichung des ehemaligen Zuſtandes mit dem jetzigen. Sorgfalt der Natur für den Menſchen.**

Ägypten iſt's, das Land uralter Weisheit, deſſen Boden voll dunkler Myſterien, erhabener Naturwunder und koloſſaler Kunſtwerke wir jetzt betreten. Wir betrachten hier zuerſt das große Einzelne, um mit dem größeren Reſultate des Ganzen zu enden.

Unſere volle Aufmerkſamkeit zieht ſogleich der Nil auf ſich, der, in einem bergumſchloſſenen Thal von Süden gegen Norden ſtrömend, durch den zurückgelaſſenen Schlamm ſeiner jährlichen Überſchwemmung die unter der brennendſten Sonnenhitze ſchmachtenden Sandwüſten mit dem Segen der Fruchtbarkeit bekleidet. Einſt war dieſe Befruchtung der Gefilde viel beträchtlicher als jetzt, da der Geiſt der Thätigkeit, welcher die alten Bewohner belebte, verſchwunden iſt, und die Hände gedrückter Sklaven, die nun unter dem Joche der Osmanen und Mameluken ſeufzen, der Kultur des Bodens und des Lebens wenig Gedeihen ſchaffen. Einſt war das ganze Land von Kanälen durchſchnitten, um auch die vom Nil entfernteren Gegenden an der wohlthätigen Überſchwemmung Theil nehmen zu laſſen; ja, man wußte ſogar durch hydrauliſche Maſchinen Waſſer zu den Städten der Wüſte zu führen, und zu den Gipfeln der Berge emporzuleiten. Aber Rohheit, Unwiſſenheit und Trägheit der neuern Zeit ließen die Kanäle vertrocknen, und verachteten jene unſterblichen Werke der Kunſt. Wo einſt Städte prangten, und Haine von Fruchtbäumen lächelten, ſchreitet jetzt der Wanderer zwiſchen Schutt und Trümmern über den glühenden Sand. Um dieſen Kontraſt zu erklären, erzählt der Araber, Feen hätten ehemals aus dem wüſten Boden Paläſte und andere Herrlichkeiten hervorgezaubert; aber dieſe, nun verſchwundenen Feen heißen Fleiß und Betriebſamkeit, die ihre Zaubermacht auch jetzt noch bewähren, wenn nur der Menſch ihnen ergeben iſt.

So wenig aber auch die Bewohner hier für die Kultur des Bodens thun, ſo hat ihnen die gütige Natur ihre Wohlthaten doch nicht entzogen. Nieder-Ägypten blüht noch jetzt im Segen zwei- und dreimonatlicher Jahresernte, ſo wie das ganze Land einſt die Kornkammer der alten Welt hieß; und einer humanen Regierung würde es wahrſcheinlich gelingen, den paradieſiſchen Zuſtand des goldenen Zeitalters bald wieder herzuſtellen.

Ägyptens Anblick während ſeiner Überſchwemmung *) muß wirklich ein herrliches, im höchſten Grade ergreifendes Bild erhabener Schönheit geweſen ſein. Ringsumher, ſo weit das Auge reicht, ein glänzender Waſſerſpiegel; dieſe

---

*) Von den letzten Tagen des Julius bis in die Mitte des Novembers.

Einheit aber dennoch durch allen Zauber der Mannigfaltigkeit belebt: Gleich Inſeln emporragend aus der ſchimmernden Kryſtallfläche, die blühendſten Gruppen von Fruchthainen; die aufſteigenden Anhöhen und Dämme mit ihren Hunderten von Städten, mit ihren koloſſalen Pyramiden und Obelisken! Und nun die ganze leuchtende Silber-Ebene, im blauen Duft der Entfernung von Bergen und Wäldern begränzt, und durchzogen von Schiffen voll Menſchen, jauchzend über das ſegenreiche Naturſpiel!

Noch ſchöner und noch frühlingsmäßiger, als unſer Deutſchland im Frühling ſelbſt, muß Ägypten in den Wintermonaten Jänner und Februar ausgeſehen haben. Man beſchreibt uns das ganze Land zu dieſer Zeit als eine große Wieſe, aus deren lebendigem Grün das Farbenſpiel zahlloſer Blumen und Kräuter emporglühte, indeß ringsumher fröhliche Herden ſprangen, und Datteln-, Orangen-, Citronen- und Granatäpfel-Bäume die reine Luft mit ihren heilſamen Düften erfüllten. Es ſcheint, ſagt ein alter Schriftſteller, als ſei die Natur zu dieſer Zeit in allen andern Gegenden erſtorben, um die ganze Fülle ihrer Schätze und Kräfte über Ägypten allein auszuſtrömen.

Aber auch dieſes Land wiederholt uns die traurige Lehre, daß wir das Gute in ſeiner vollen Reinheit hienieden nirgends finden. Die von der Überſchwemmung zurückgebliebenen Sümpfe erzeugen Heere von Mücken, Schlangen, Kröten, Heuſchrecken und anderm Ungeziefer, oft auch, — wenn die periodiſchen Winde nicht eintreffen, — höchſt bösartige Dünſte, Seuchen und Krankheiten. Unter dieſe letzteren gehört vorzüglich die Erblindung, deren Urſache man nebſt dem Nilwaſſer, auch dem aufgewirbelten Flugſande und dem in der Luft zerſtreuten Salpeter zuſchreibt. Die Anzahl der Blinden ſoll heut zu Tage viel beträchtlicher ſein, als ehemals. Aber auch hier erbarmt ſich die Natur des Menſchen, und thut viel zur Verminderung jener Übel durch Reinigung der Luft. Die Kröten, Heuſchrecken u. dgl. werden von Schlangen, dieſe letztern aber und die ſchädlichen Inſekten von den Vögeln, — insbeſondere von dem noch aus dem Alterthume berühmten Ibis, — verzehrt. Eben ſo findet ſich eine Menge von Geiern ein, deren Geſchäft es iſt, gefallene Kamehle und andere Laſtthiere ſchnell aufzufreſſen. Dazu kommt noch die reinigende Kraft der aromatiſchen Pflanzen.

Ehemals vereinigte ſich auch die menſchliche Sorgfalt mit der hilfreichen Natur. Man beobachtete die höchſte Reinlichkeit in der Lebensweiſe, die zweckmäßigſte Wahl und Mäßigkeit im Genuſſe der Lebensmittel; man ſuchte die mit Dünſten erfüllte Luft durch aromatiſches Feuer zu verdünnen. Selbſt das Balſamiren der Todten trug viel bei, die Reinigkeit der Luft zu erhalten. Daher wütheten auch alle jene Übel ehemals viel weniger, als jetzt, da Ägyptens Bewohner — entweder Sklaven oder Deſpoten — die milde Natur verachten und mißhandeln, und ſo jedes phyſiſche Übel des Landes nicht nur nicht vermindern, ſondern wirklich bedeutend verſtärken und vermehren.

## Ägyptens berühmte Städte. Alexandriniſche Bibliothek. Dichter in der glänzenden Regierungsperiode der Ptolomäer. Appollonius, der Rhodier, deſſen epiſches Gedicht: der Argonautenzug.

Ägypten ſcheint einſt mehr glänzende Städte gehabt zu haben, als es jetzt armſelige Dörfer hat; aber nur von wenigen der erſtern zeigen einige Trümmer noch die Stellen, worauf ſie in ihrer Herrlichkeit prangten; die meiſten ſind ſpurlos verſchwunden. Zu den merkwürdigſten Städten gehörten: Memphis, Alexandria, Theben und Heliopolis, oder die Sonnenſtadt.

Alexandria, von Alexander dem Großen erbaut, nach Theben und Memphis unter den Ptolemäern die dritte Hauptſtadt Ägyptens, lebt noch in dem Andenken jedes Gebildeten, theils wegen ihrer vortrefflichen Bücherſammlung, die auf **700.000** Bände angegeben wird, theils wegen der vielen Gelehrten, die in dem dortigen Muſeum freie Wohnung, Unterhalt und Beſoldung genoſſen, um die ſorgloſe Muße ihres ganzen Lebens der Kunſt und Wiſſenſchaft widmen zu können. Leider ward der köſtliche Bücherſchatz zweimal ein Raub der Flammen *); nur ein Säulengang und ein Amphitheater verkünden noch die ehemalige

---

*) Ehemals wurde behauptet, der Kalif Omar habe dieſe Bibliothek durch ſeine arabiſchen Horden zerſtören laſſen.

Größe der alten Stadt, in deren Nähe das jetzige Alexandrien (Skanderick) erbaut iſt.

Die ſeit Jahrtauſenden verblühte Alexandria blühte einſt, als der Sitz des Welthandels, wie auch der Künſte und Wiſſenſchaften, vorzüglich unter der königlichen Regierung der Ptolemäer, einer griechiſchen Dynaſtie, welche ſich nach Alexanders Tode auf Ägyptens Thron ſchwang, und dieſes Land bis zu deſſen Eroberung durch die Römer beherrſchte. Vor jener Epoche war von einem ägyptiſchen Dichter nichts zu hören; man konnte Ägypten bis dahin mit Recht das Land ohne Dichter nennen. Der Periode der glanzvollen Ptolemäer war es vorbehalten, Alexandrien durch eine Menge von Dichtern und Schriftſtellern belebt zu ſehen, die ihre Werke in griechiſcher Sprache ſchrieben. Dieſe Dichter blieben jedoch weit hinter den unſterblichen Genien Athens zurück; denn ſie ſuchten das, was ihnen an Originalität und echt poetiſchem Geiſte fehlte, durch Zierlichkeit des Versbaues, Schönheit der Sprache, Gelehrſamkeit, Schmuck und ängſtliches Streben nach Neuheit des Stoffs und der Formen zu erſetzen. Der vorzüglichſte unter ihnen mochte wohl Appollonius, der Rhodier, geweſen ſein *). Er war Vorſteher der alexandriniſchen Bibliothek, und ſchrieb ein epiſches Gedicht: den berühmten Argonautenzug, welches wir noch beſitzen. Die gelungenſten und in-

---

*) Er war aus Alexandria gebürtig; den Beinamen des Rhodiers erhielt er, weil Rhodos, wo er die Redekunſt lehrte, ihm dafür das Bürgerrecht ertheilt hatte.

tereſſanteſten Partien dieſes Gedichtes ſind diejenigen, worin der Dichter Medeens und Jaſons Liebe ſchildert. Das Übrige iſt, mehr oder weniger, eine reich ausſtaffirte, poetiſche Reiſebeſchreibung.

## Thebens Ruinen. Die Memnonsſäule. Die Sonnenſtadt. Der Phönix.

Theben mit ſeinen hundert Thoren gehörte unter die ſchönſten und reichſten Städte der alten Welt. Seine Ruinen *) ſtehen noch jetzt als Zeugen ehemaliger Größe und Herrlichkeit: ringsumher koloſſale Trümmer von Tempeln und Paläſten, Pfeilern, Marmorſäulen und Sphynxen. Von einem der Tempel findet man, nebſt dem Innern, auch mehrere, noch ziemlich wohlerhaltene Vorhöfe, Gallerien und Mauern, mit Basreliefs verziert. Die noch vorhandenen, ſehr hohen und breiten, pyramidenförmigen acht Thore, wie auch die mit hieroglyphiſchen Bildern bedeckten Obelisken ſind aus rothem, feinpolirten Granit erbaut.

Unter dieſen Ruinen findet man auch die koloſſalen Reſte der berühmten Memnonsſäule, von welcher der ſchöne griechiſche Mythos erzählt, ſie habe, von den erſten Strahlen der aufgehenden Sonne berührt, freudig erklun-

---

*) Bei den jetzigen Dörfern Medinet, Habou, Hannack, Luxor und Redime.

gen, bei Sonnenuntergang aber klagende Trauertöne von ſich gegeben.

Aus einer andern Gegend Ägyptens ſchimmert uns in magiſcher Beleuchtung die Sonnenſtadt (Heliopolis) entgegen, ſie, das Flammengrab und die Glutwiege des, im Tode ſich unſterblich verjüngenden Phönix, des berühmteſten unter allen Wundervögeln. Er hatte zwar nie exiſtirt; deſſen ungeachtet aber bewahrte man in dem Sonnentempel zu Heliopolis eine ſehr genaue Abbildung desſelben, wornach er an Geſtalt und Größe dem Adler glich, von dem er ſich wieder durch ſein hochrothes und goldfarbiges Gefieder unterſchied.

Der heiligen Sage nach lebte der ſeltene Phönix, von dem jederzeit nur ein einziges Exemplar hienieden exiſtirte, in Arabien, wo er das Alter von 500 Jahren erreichte. Fühlte er, daß ſein Ende ſich nähere, ſo dachte er daran, ſeinen Tod eben ſo pompös als angenehm zu machen. Er baute ſich ein Neſt von Caña- und Weihrauchzweigen, und erfüllte es mit dem Stoffe der erleſenſten Wohlgerüche. In dieſer lieblichen Wohnung erwartete er ſeinen Tod, welcher erfolgte, indem die Strahlen der Sonne das aromatiſche Lager entzündeten, und ihn verzehrten. Sein Körper ward ein Raub der Flammen, aber die ihm innewohnende Kraft blieb unverſehrt. Als ſein eigener Vater, ſich ſelbſt aus ſeiner Aſche erzeugend, ging er aus der Glut hervor. Die irdiſchen Überreſte ſeines vorigen Daſeins begrub er in ein aus Myrrhen geſtaltetes Ei, welches er, der ihm befreundeten Sonne dankbar, in ihren Tempel zu Heliopolis trug.

Die gelehrten Ausleger haben ſehr klar und weitläufig bewieſen, daß dieſer Phönix, ſein Tod, und ſeine darauf folgende Wiedergeburt, nach der Weiſe der ägyptiſchen Hieroglyphik, blos die ſinnbildliche Darſtellung der Periode des großen Sonnenjahrs ſei, folglich in das myſtiſche Fach der Zeitrechnung dieſes Volkes gehöre. Uns kann die Dichtung von dieſem herrlichen Wundervogel auf jeden Fall lieb und anziehend bleiben, weil ſie das treffendſte Bild in ſich ſelbſt gegründeter, unvergänglicher, ſich aus ſich ſelbſt erneuernder Geiſteskraft und Geiſtesjugend darſtellt, die, hocherhaben über das Irdiſche, keinem Alter, keinen Stürmen des Schickſals erliegt, und ſelbſt vom Tode in ein neues Leben übergeht.

## Geſtalt und Charakter des Ägypters. Zuſtand des weiblichen Geſchlechts. Seltſames Mittel zur Erhöhung der Freude bei Gaſtmählern.

Der körperlichen Geſtalt nach gehörten die Ägypter keineswegs zu den ſchöngebildeten Völkern der Erde. Sie waren hager; das olivenfarbige Geſicht, der ſchmale, geſchorne Kopf, die vorſpringenden Kinnladen und die dicken Lippen gaben eben keinen freundlichen Anblick, und krumme Beine trugen zur Verſchönerung des Ganzen nichts bei.

Das weibliche Geſchlecht erſchien als das wohlbeleibte, fette, etwas roſenhaarige Gegenſtück der dürren Männer. Sein Zuſtand in den höhern Klaſſen war, wie in allen

Harems-Ländern, eine glänzende Sklaverei. Die Frauen der Vornehmen durften nicht einmal Schuhe tragen, damit ihnen die Kunſt, zu Hauſe zu bleiben, etwas erleichtert würde. In den untern Ständen fand ſich gerade das umgekehrte Verhältniß. Der Mann mußte, — wenn anders Herodot die Wahrheit erzählt, — ſchon bei der Trauung ſeinem Weibe das verſprechen, was bei uns die Frau dem Manne an der Schwelle des ehelichen Lebens — wenigſtens verſpricht: — Gehorſam und Unterwürfigkeit. Das Sprichwort ſagt: „Ein Wort, ein Mann!“ Hiernach möcht' es faſt ſcheinen, als wären die ägyptiſchen Männer in ihrer Zuſage genauer geweſen, als viele unſerer europäiſchen Schönen es heut zu Tage ſind. Dieſem Verſprechen gemäß, ſoll die ägyptiſche Frau das häusliche Regiment in aller Form Rechtens ausgeübt haben. Sie trieb Kauf und Handel, und überhaupt alle Geſchäfte außer dem Hauſe, indeß der weibliche Gemal am Spinnrocken ſaß.

Eben ſo hatten auch nur die Töchter die Verpflichtung, für den Unterhalt ihrer greiſen Eltern zu ſorgen. Wie manche moderne Frau der Gegenwart beweiſet dem Gatten ihre echte, altägyptiſche Abkunft, verſetzt ihren Wirkungskreis außer das Haus, und wird — geſtützt auf den Geiſt der gerühmten Emanzipation unſers Zeitalters — eher alles Andere, als ein echtes Weib!

Die Gemüthsart der Ägypter, — ganz das Gegentheil von jener der heitern, lebhaften Griechen — ſcheint noch mehr das Werk ihrer politiſchen Verfaſſung, als die natürliche Folge des feuchten Klima geweſen zu ſein. Ihr düſterer, an Schwermuth gränzender Ernſt verdrängte zwar aus ihrem Herzen nicht die Gutmüthigkeit, wohl aber den Frohſinn, indem er zugleich dem Geiſte alle Lebhaftigkeit raubte. Zu dieſer finſtern Stimmung geſellte ſich, wie das meiſtens geſchieht, eine ziemlich ſtarke Doſis von Stolz und Mißtrauen. Die von den heitern Griechen ſo geprieſene Gaſtfreiheit blieb daher dem Ägypter ganz unbekannt. Er genoß mit keinem Fremden die Freude des gemeinſamen Males, die uns Homer ſo reizend malt. Hunde und Katzen waren ſeine täglichen Tafelgenoſſen.

Dieſe Leute, die uns von den griechiſchen Hiſtorikern, ihrer Schwermuth ungeachtet, als ſehr ſtarke Eſſer und Trinker beſchrieben werden, wußten die Freude des Sinnengenuſſes bei ihren Gelagen mit der ihnen eigenen Melancholie auf eine ſonderbare Weiſe zu vereinigen, vorzüglich dann, wenn ſie Gäſte hatten. Da wurde ein Sarg mit einer Leiche — entweder einer wirklichen oder einer nachgebildeten — in das Gemach gebracht, um die Tafel herumgetragen, und jedem Anweſenden gezeigt. Dabei wiederholte ein eigener Ausrufer unaufhörlich die Worte: „Genießet Trank und Speiſe, und laſſet euch wohl geſchehen! Sobald ihr geſtorben ſeid, werdet ihr dieſer Leiche gleichen.“ — Heut zu Tage dürfte eine ſolche Erſcheinung, die dem Ägypter das Mal würzte, und einen wahren Lebens-haut-gout gab, ohne Zweifel das ſicherſte Mittel ſein, die ganze Tiſchgeſellſchaft entweder zu verſteinern, oder zu einer allgemeinen Flucht zu bewegen.

Der Ägypter war, wie das melancholiſche Temperament es in der Art hat, treu ergeben dem Alten und Herkömmlichen, gutherzig, duldſam und friedlich, aber auch fürchterlich, wenn ſein endlich ausgebrochener Zorn hoch aufloderte; er konnte dann bis zu gräßlicher Wuth entarten, und ſeine Rachſucht erloſch am Grabe nicht. Übrigens machte ihn ſein melancholiſches Weſen wohl zu ſtillem Forſchen im Labyrinth einer geheimnißvollen Philoſophie geneigt, aber die Fantaſie erſtarb, unfähig genialer Aufflüge, und die ſchönen Künſte, Griechenlands Schmuck, konnten hier keine Wurzel gewinnen.

## Ägyptiſches Kaſtenſyſtem. Prieſter und Krieger.

Die Ägypter, berühmt durch ihre myſtiſche Weisheit, und durch ihr gutes Bier, zeigten ſich in allen Dingen als Freunde der ſtrengſten Ordnung. Das ganze Land beſtand aus drei Haupttheilen, deren einer dem Könige unmittelbar gehörte, indeß die zwei andern zum Unterhalte der Prieſter und der Krieger beſtimmt waren. Jeder von dieſen Haupttheilen war wieder in kleinere Diſtrikte abgetheilt, welche Nomen hießen. Jeder Nomos hatte ſeinen eigenen Haupttempel, ſeine beſonderen Feierlichkeiten und Formalitäten.

So wie das Land in Nomen, ſo waren ſeine Bewohner, nach Art der Hindus, in Kaſten eingeklemmt. Die erſte dieſer Kaſten begriff den Prieſterſtand; hierauf folgten die Krieger, dann die Gewerbsleute, die Schiffer, die Landleute, die Hirten, die Fiſcher, endlich die Dolmetſcher oder Mäkler.

Nebſt dieſen finden wir hier auch eine Art von indiſchen Parias, — die Schweinhirten, die man ſo allgemein und ſo ſehr verachtete, daß ſie von der bürgerlichen Geſellſchaft getrennt leben mußten, ja, nicht einmal die Tempel beſuchen durften. Der Grund davon lag in dem Abſcheu, welchen die Ägypter vor dem Schweine hegten, und der ſo groß war, daß, wenn einer ein ſolches Thier nur zufällig berührt hatte, er ſogleich zum nächſten Fluße rannte, und ſammt der Kleidung hineinſprang, um ſich ſchnell zu reinigen. Mit der moraliſchen Reinigung ſind Viele nicht ſo eilig!

Die Kriegerkaſte wohnte in den, ihr zum Unterhalte angewieſenen Ländereien beiſammen. Sie erhielt hier jährlich ihr beſtimmtes Maß an Brot, Fleiſch und Wein, durfte aber dafür keine andere Beſchäftigung treiben, als die unmittelbar zum Kriegshandwerk gehörte. Durch dieſes Beiſammenleben in fortwährender Übung konnte ein Heer allerdings flugs marſch- und ſchlagfertig, wie aus der Erde gewachſen, daſtehen. Dieſer Vortheil hätte aber viel wichtiger ſein können, wenn die Ägypter, im Ganzen genommen, von etwas weniger zaghafter Natur geweſen wären.

Die ſehr zahlreiche Prieſterkaſte iſt doppelt merkwürdig, weil ſie zugleich die herrſchende war. Ihr mächtiger Einfluß wuchs durch die Erblichkeit der Prieſterwürde. Der bedeutendſte Vorzug aber lag in folgendem Umſtande: Die königliche Würde war erblich; traf es ſich aber dennoch, daß ein König gewählt wurde, ſo nahm man ihn ſtets aus der Kaſte der Prieſter oder der Soldaten.

War der Gewählte ein Krieger, ſo nahmen ihn die Prieſter ſogleich in ihren Orden auf, und er ward in ihre Geheimniſſe eingeweiht. Größtentheils war der Pharao (König) ein geborner Prieſter, und ſtets umgeben von Prieſtern, zuerſt als ſeinen Erziehern und Lehrern, dann als Räthen und Verwaltern der wichtigſten Staats- und Hofämter.

Der Oberprieſter genoß mit dem Pharao beinahe gleiche Vorzüge; ſo hatte er z. B. das Recht, gleich dieſem einen Zepter zu tragen.

Eine ſchöne Eigenſchaft der ägyptiſchen Prieſter war ihre ungemeine Sorgfalt für Reinlichkeit und Mäßigkeit. Sie trugen deßhalb keine wollenen Kleider, wie die übrigen Kaſten, ſondern ein Gewand von feiner, blendend weißer Leinwand, nahmen zweimal des Tages und zweimal in der Nacht kalte Bäder, und ſcheren ſich jeden dritten Tag die Haare am Kopfe und am Leibe. Am frühen Morgen und gegen Mittag zündeten ſie, die Luft zu reinigen, Feuer mit köſtlichem Rauchwerk an, und erfüllten ihre Gemächer mit den Wohlgerüchen aromatiſcher Kräuter. — Ihre Diät war ſehr ſtreng. Jedes Nahrungsmittel, durch deſſen Genuß Enthaltſamkeit und Geiſtesanſtrengung gefährdet werden konnte, vermieden ſie ſorgfältig, ſo z. B. ſelbſt das Salz, als ein Reizmittel der Eß- und Trinkluſt, alle Arten von Fiſchen, u. a. m. Um den Abſcheu vor dem Weine zu beſtärken, erklärten ſie: Die Reben wüchſen nur aus den mit Erde vermiſchten Leichnamen jener Giganten, die ſich in bösartiger Verwegenheit erfrecht hatten, die Götter zu beſtürmen, von welchen ſie zerſchmettert wurden. Sie vermieden ſogar Alles, was fett machen kann; denn der Körper ſollte, nach ihrer Lehre, nur eine leichte Hülle der Seele ſein, damit das göttliche Weſen in uns nicht der darnieder gedrückte Sklave des Irdiſchen werde.

So wie durch ihre ganze Lebensweiſe, ſuchten ſie auch durch ihr Äußeres zu imponiren, durch ernſte Züge ohne Lächeln, abgemeſſene Schritte und feierliche Geberden; ſo verbargen ſie z. B. die Hände ſtets unter dem Gewande. Einen Theil der Nacht widmeten ſie der Beobachtung des geſtirnten Himmels; die übrigen Wiſſenſchaften gehörten dem Tage. Ihr Anſehen ſtützte ſich auf einen zweifach feſten Grund: den ausſchließenden Beſitz der wiſſenſchaftlichen Kenntniſſe, wodurch ſie auf den beſſern Theil der Nation wirkten, und die Machinationen: Orakel, Weisſagungen, Nativitätſtellungen, Traumdeutereien u. dgl., die den Pöbel in Staunen und Furcht ſetzten.

Der mächtige Einfluß aber, und der Ruhm, welchen ſie in der ganzen alten Welt genoſſen, verloren ſich allmälig wieder. Die hauptſächlichſten Urſachen dieſes Verfalls ſcheinen theils in ihrer übermäßigen Herrſchbegierde, theils in ihrer gehäſſigen Uneinigkeit gelegen zu haben. So kamen ſie endlich ſo weit herab, daß in den Zeiten, da Rom den Gipfel ſeiner Weltherrlichkeit erreicht hatte, die Prieſter der Iſis und der ſyriſchen Göttin in den römiſchen Provinzen bettelnd umherzogen, und Denjenigen, die ihnen die verlangte Gabe verweigerten, böſe Geiſter in den Leib zu jagen drohten.

## Lebensweiſe der Pharaonen. Volkstrauer.

Die Betrachtung des Zuſtandes der ägyptiſchen Prieſterſchaft führt uns zur Staatsverfaſſung Ägyptens, die ganz hierarchiſch war. Den ſtärkſten Beweis, daß ſie zu ihrer Zeit unter die vorzüglichſten gehörte, finden wir darin, daß Griechenlands Philoſophen und Staatsmänner dahin reiſeten, um jene Geſetze und Einrichtungen kennen zu lernen, und zum Theil für ihr Vaterland zu benützen.

Hier ſtellt ſich uns vor Allem eine Seltenheit entgegen, die vielleicht kein anderes Reich der Erde je aufzuweiſen hatte: die ſtrenge Ordnung in der täglichen Lebensweiſe, die der Pharao mit beiſpielloſer Genauigkeit beobachten mußte. Die Vorſchriften, welche in dieſer Hinſicht beſtanden, erſtreckten ſich faſt auf jedes kleinſte Geſchäft, auf jede Stunde des Tages und der Nacht, im häuslichen ſowohl als im öffentlichen Leben.

Mit Sonnenaufgang erhob ſich der Pharao von ſeinem Lager. Nach genommenem Bade las er die aus allen Theilen ſeines Reiches eingelangten Berichte. Mit dem Prunk der königlichen Inſignien geſchmückt, begab er ſich nun, von ſeinem Hofſtaat umringt, feierlichen Zuges in den Tempel. Nachdem hier die gewöhnlichen Opfer und Gebete vollendet waren, hielt der Oberprieſter eine Rede über die Tugenden und Pflichten eines Königs. Dieſe Rede ſcheint in ihrer Art ein Meiſterſtück von Klugheit geweſen zu ſein. Tadeln konnte und wollte der Oberprieſter den Pharao nicht.

Er gab ſich alſo den Schein einer Freimüthigkeit, die man auf den erſten Anblick für verwegen halten konnte, indem er die Fehler, die ſich dem Pharao entweder zur Laſt legen ließen, heftig rügte, dann aber eine Wendung nahm, und den Pharao entſchuldigte, weil dieſer nicht Alles ſelbſt ſehen und hören könne, und das Böſe nie aus böſem Willen vorſätzlich, ſondern nur aus Übereilung oder Unwiſſenheit verübe, wenn er durch die übeln Rathſchläge von Schmeichlern und verkappten Böſewichtern dazu verleitet werde. Alle Schuld, daß das Volk vielleicht nicht ganz ſo glücklich ſei, als es ſein könnte und ſollte, wurde nun auf die Schultern ſchlechter Räthe und Diener gewälzt; den Pharao ſelbſt ſuchte der Redner mit Vermeidung aller Rüge (die den Menſchen überhaupt gewöhnlich mehr erbittert, als beſſert), durch das Lob, auf deſſen glänzenden Schwingen er ſeine wirklichen Tugenden und guten Handlungen emporhob, in eine begeiſternde Stimmung für das Gute, Wahre und Edle zu verſetzen.

Die auf ſolche Art aufgeſtellten edlen Grundſätze erhielten einen bedeutenden Zuwachs an Stärke durch die ihnen ſogleich beigefügten praktiſchen Beiſpiele, indem der Oberprieſter nach geendigter Rede die Geſchichtsbücher aufſchlug, und dem Pharao die rühmlichſten, nachahmungswürdigſten Thaten großer Männer verlas.

Unter den, an jedem Morgen erneuerten Maximen befanden ſich die folgenden: „Keiner gefährlichen Leidenſchaft nachhängen; keinen Unterthan aus Leidenſchaft oder Eigennutz beſtrafen; die Urtheile einzig nach dem Ausſpruche des

Geſetzes fällen; ſich vor Übereilungen hüten; das ſtolze Gemüth dem Geſetze der Pflicht unterwerfen; u. ſ. w.“

Den übrigen Theil des Tages hindurch war der Pharao nicht nur in allen öffentlichen Angelegenheiten, ſondern auch in ſeinem Privatleben, ſelbſt in gleichgiltigen Dingen, an beſtimmte Vorſchriften und Stunden gebunden. Seine Tafel war mit ſolcher Sorgfalt für Erhaltung der Geſundheit des Körpers und der Seele durch höchſte Mäßigkeit beſtellt, als ob ein Arzt und ein Philoſoph gemeinſchaftlich den Speiſezettel gemacht hätten.

Seltſam klingt dieſe Einrichtung, noch ſeltſamer aber die Sage, daß die Pharaone — weit entfernt, darin einen läſtigen Zwang zu finden, — ſie vielmehr als ſehr wohlthätig für das Reich, und — für ſich ſelbſt erkannten. Doch ſagt uns die Geſchichte, daß auch viele Pharaonen, vom Pſametich angefangen, ſich über die Strenge mancher hundertjähriger Vorſchrift hinwegſetzten.

Jenes goldene Zeitalter Ägyptens währte alſo gerade ſo lange, als — die goldenen Zeitalter überhaupt währen, das heißt, — nicht lange. Auch mußte es ſchon deßhalb nothwendig kürzer ſein, weil alles ſittlich Vortreffliche das reine Produkt moraliſcher Freiheit ſein ſoll, folglich, wenn es durch irgend eine Art von Formzwang hervorgebracht wird, unmöglich lange beſtehen kann.

Die ägyptiſchen Pharaone ſollen ſich eines ſehr hohen Grades der Volksliebe zu erfreuen gehabt haben. Ob dieſe Liebe gewöhnlich ſchon während ihres Lebens in vollen Flammen aufloderte, weiß man zwar nicht ſo beſtimmt; gewiß iſt's aber, daß ſie ſich als Trauer nach ihrem Tode ſplendid zeigte. Ob aber dieſe allgemeine Trauer mehr Sache des Herzens oder landesübliches Zeremoniell war, läßt ſich wieder nicht ſo genau angeben. Auf jeden Fall mußte ihr Anblick wenigſtens grandios ſein.

## Ägyptiſche Geſetze und Strafen.

Wir werfen nun auch einige Blicke auf die Geſetze der alten Ägypter, nur in ſo ferne es nothwendig iſt, um ſich daraus zu überzeugen, welche Rückſicht man in jenem ſchwülen Lande der Vorwelt auf die moraliſche Schönheit und Würde des Menſchen nahm.

Der falſche Ankläger mußte dieſelbe Strafe leiden, welche den Angeklagten getroffen hätte, wäre er des ihm angeſchuldigten Verbrechens wirklich überwieſen worden.

Bei den alten Römern hatte der Vater das Recht, ſein Kind zu tödten. Ganz entgegen dieſem häuslichen Schreckensſyſtem, wurde in Ägypten der von den Ältern begangene Kindermord ſo gräßlich beſtraft, daß der Mörder den Leichnam des Gemordeten drei Tage und Nächte hindurch in ſeinen Armen halten mußte, gleichſam, als ſollte Verzweiflung über ſeine eigene Unthat ihn tödten. —

Ein Gläubiger hatte nur auf das Eigenthum des Schuldners ein Recht, nie aber auf deſſen Perſon, indem dieſe als dem Staate allein angehörig betrachtet wurde. Der Gläubiger konnte daher den Schuldner nie in das Gefängniß bringen laſſen. Dagegen aber mußte der Schuldner dem Gläubiger — nicht etwa eine Schuldverſchreibung in aller Form Rechtens ausſtellen, ſondern er war verpflichtet, demſelben ein Unterpfand zu geben, und zwar ein heilig gehaltenes — den balſamirten Leichnam ſeines Vaters, weil man vermuthete, daß er für deſſen Wiedereinlöſung Alles thun werde, was in ſeinen Kräften ſteht. That er es dennoch nicht, ſo ward nicht nur ihm ſelbſt, ſondern auch ſeinen Deszendenten die Ehre des Begräbniſſes verweigert.

Die Todesſtrafe ward zuerkannt dem Meineidigen und Jedem, der überwieſen wurde, daß er ſich dem Fundamente aller Laſter — dem Müßiggange — ergäbe, oder ſeinen Unterhalt auf unerlaubte Art erwerbe; endlich dem Mörder, ſelbſt wenn er den Mord an einem Sklaven verübt hatte. Dem Mörder gleich geachtet wurde, wer einen Menſchen auf der Straße morden ſah, ohne dem Angefallenen zu Hilfe zu eilen.

Vater- und Muttermörder wurden zerriſſen und dann verbrannt.

Häufiger als die Todesſtrafe war die geſetzliche Strafe der Verſtümmlung. So wurde Staatsverräthern die Zunge ausgeſchnitten, überwieſenen Betriegern die Hände abgehauen, Ehebrecherinnen die Naſe weggenommen, und der Ehebrecher ward mit tauſend Stockſtreichen gezüchtiget.

Den gerichtlichen Verhandlungen in Prozeßſachen war ein ſehr kurzer und gerader Weg vorgezeichnet, und dem liſtigen Spiele der Chikane dadurch vorgebeugt, daß keiner Partei in einer Streitſache mehr als zwei Schriften geſtattet waren. Die Kundmachung des Urtheils geſchah mit großer Feierlichkeit, indem der Oberrichter, an deſſen Halſe ein mit Edelſteinen geſchmücktes Bild der Wahrheit an einer goldenen Kette hing, Denjenigen, dem das Recht zuerkannt wurde, mit dieſem Talisman berührte.

## Thiervergötterung. Thier- und Magen-Orakel. Typhons-Menſchen. Oſiris und Iſis.

Religiöſe Schwärmerei hat wohl ſchwerlich jemals in irgend einem Lande einen höhern Grad erreicht, als in Ägypten. Vorzugsweiſe zeigt ſie ſich hier in der Verehrung der Thiere, welche daher auch in keinem Theile der Erde eine ſo angenehme Exiſtenz hatten, als in der Heimat des Nilfluſſes. Die Urſache dieſer ſonderbaren Verehrung fand der Pöbel in dem Glauben, daß die Götter von jeher Thiergeſtalten anzunehmen, und alſo maskirt unter den Menſchen umherzuwandeln pflegten. Der weiſere Theil der Nilbewohner leitete dieſen Götzendienſt daraus ab, daß die Thiere den Menſchen ſo großen und ſo vielfältigen Nutzen gewährten, und überdies theils Lieblinge, theils Sinnbilder der Götter und ihrer Wohlthaten ſeien. So z. B. galt der Stier als ein Sinnbild des Ackerbaues, der Goldkäfer als ein Sinnbild der Gottheit ſelbſt. Und ſo geſchah es denn, daß die berühmten und vergötterten drei Stiere: Apis, Mnevis und Anubis, gleich den Krokodillen und Flußpferden, eigene Tempel und Altäre hatten. Der erſte dieſer drei Götterſtiere ertheilte ſogar ſtumme Orakelſprüche, je nachdem er das Futter, welches der kniende Befrager ihm darreichte, annahm oder verſchmähte. Es pflegt wohl noch jetzt zu geſchehen, daß manche Angelegenheit durch einen leeren oder vollen Magen eine ganz andere Wendung erhält! Man kann alſo allerdings eigene Magen-Orakel annehmen.

Wer — es möchte nun ein Eingeborner oder ſelbſt ein Fremder ſein, — eine Katze mit oder ohne, oder ſogar gegen ſeinen Willen tödtete, konnte der Wuth des Pöbels und dem Tode kaum entgehen. Nicht minder wurde auch der Vogel Ibis und der Habicht verehrt, weil ſie zu der — Ägyptens heißem Klima höchſt nöthigen Reinigung ſehr viel beitrugen, indem ſie das von den zurückgebliebenen Sümpfen des Nilfluſſes in Menge erzeugte Ungeziefer, Heuſchrecken, Schlangen und Scorpionen, die berüchtigten Landplagen! auffraßen.

Das Krokodill wurde ſo heilig gehalten, daß jede ägyptiſche Frau es für ein Glück hielt, wenn ein ſolcher Abgott ihr Kindlein zu verſchlingen beliebte. Der Löwe zu Leontopolis (Löwenſtadt) hatte beim Mittagsmal eine eigene Tafelmuſik. Für Hunde, Böcke, Wölfe und andere Arten von Thiergötzen gab es eigene Gebäude und öffentliche Verſorgungsanſtalten. Den zahmen Thieren wurden in Privathäuſern die ſchönſten Gemächer eingeräumt und die erleſenſten Speiſen vorgeſetzt.

Das Auffallendſte bei dieſem Thierdienſte ſcheint mir zu ſein, daß er ſich durch ſo viele Jahrhunderte erhalten hat, und daß ſelbſt in den gebildetſten Ländern Europa's und ſogar in unſern aufgeklärten Tagen noch unverkennbare Spuren desſelben häufig zu finden ſind. Und wenn einſt die Götter hiernieden in Thiergeſtalten einherwandelten, ſo fehlt es jetzt wenigſtens an Menſchen nicht, die von der Natur jener Halbgötter noch viel an ſich haben.

Den reichen, glänzenden Goldkäfer hält
Noch jetzt für einen Gott die arme Welt.
Die Katze Schmeichelei
Macht Edelſtein aus Spreu;
Mit eigennützig feilem Trachten
Baut Andern ſie Altäre,
Um ſich zu Nutz' und Ehre
Die Opfer d'rauf zu ſchlachten.
Des mächt'gen Stieres toller Wuth
Fröhnt noch der Menſchlein Haſenmuth.
Man zittert vor des Apis Zorn,
Denn er dringt durch mit ſeinem Horn.
Und ach! der böſen Krokodille
Sieht man bei uns noch leider nur zu viele.
So einem Rachen kann es leicht gelingen,
Das Meiſte und das Beſte zu verſchlingen.
Sie feiern blut'ge Menſchenſpiele
Noch heute, ſo wie einſt am Nile.
Ein jeder Böſewicht mit Kraft,
Und jede wilde Leidenſchaft —
Sie ſind die wahren Krokodille,
Die man ſo lang verehrt,

Bis ſie uns aufgezehrt.
Und freut nicht manches Damenhündchen
Im Schooß ehrwürdiger Gotheren
Sich jetzt noch göttergleicher Ehren?
Ruht nicht, genährt mit Leckerbiſſen,
Der Abgott auf geſchwellten Kiſſen?
Wie manches Herrlein brachte Land und Leute
Jagdhunden — ach! zum Opfer und zur Beute!

So gut die Thiere es hatten, eben ſo übel erging es den Menſchen mit — rothen Haaren, welche man Typhonsmenſchen hieß. Dieſer Typhon war der Schreckensgott der Ägypter, das Prinzip des Böſen. Ihm zur Ehre wurden an den Hundstagen drei rothhaarige Menſchen öffentlich verbrannt, und ihre Aſche ſtreute man in die Luft. Dieſe Menſchenopfer währten lange; erſt dem Amaſis, einem der ſpätern Pharaonen, gebührt der Ruhm, ſie abgeſtellt zu haben.

So wie man aber vor dem Typhon, als dem feindſeligen Urheber alles Böſen, zitterte, eben ſo wurden Oſiris und ſeine Gemahlin und Schweſter Iſis, als Sinnbilder des himmliſchen Segens und als die Beglücker des Landes, gleichſam als die wohlthätige milde Kraft der Natur verehrt. Deßhalb wurde auch beim erſten Erſcheinen des Frühlings vor Allem ſogleich das große Feſt der Iſis von weißgekleideten, blumenbekränzten Frauen und Männern begangen, eine ſinnbildliche Feier der zu neuem Leben erwachenden Natur. Solcher Freudenfeſte hatten die Ägypter aber nur wenige; deſto größer war die Zahl der Trauertage, wo ſie mit Wehklagen und Jammergeheul umherzogen, da ihr Gottesdienſt überhaupt die Farbe ihres eigenen düſtern National-Charakters trug.

## Todtenklage. Paradeſchmerz. Einbalſamirung. Mumien.

Ich erinnere mich, irgendwo die Bemerkung geleſen zu haben, das ganze Leben der Ägypter ſcheine nur eine lange Vorbereitung zum Sterben und eine Todesweihe geweſen zu ſein. Dies finden wir beſtätigt durch die Pracht ihrer Gräber, durch die Feierlichkeit ihrer Trauer und Leichengebräuche, durch die an Verſchwendung gränzende Sorgfalt für die Einbalſamirung der Mumien, durch ihre ſchauerlichen Todtengerichte und ſelbſt durch den allgemeinen Glauben an die Seelenwanderung.

Ein ägyptiſches Todtenbett ſtand oft ganz einſam und verlaſſen, weil alle männlichen und weiblichen Verwandten des Verſtorbenen nichts Angelegentlicheres zu thun hatten, als mit ſtaubbeſtreuten Köpfen und aufgeſchürzten Gewändern, wehklagend und die entblößte Bruſt ſich zerſchlagend, die ganze Stadt zu durchlaufen. — Kamen die Klagenden von ihrer Trauer-Galoppade zurück, ſo war ihre erſte Sorge auf die Einbalſamirung der Leiche gerichtet, davon es drei — vielleicht noch mehrere Arten gab.

Die vorzüglichſte Art der Einbalſamirung koſtete nach heutigem Gelde ungefähr gegen tauſend Thaler. Deſſen ungeachtet aber war ſie die gewöhnliche, theils, wegen der außerordentlichen Ehrfurcht der Ägypter für die Verſtorbenen, theils, weil man in die prächtige Beſtattung derſelben einen beſonderen Stolz ſetzte, ſo, daß manche Familien durch die ihre Vermögenskräfte bei weitem überſteigenden Einbalſamirungskoſten verarmten.

Am Boden hingeſtrecket liegt die Leiche;
Ihr naht ein Mann
Mit einem ſcharfen Stein;
Den ſetzt er in die linke Seite ein,
Und ſchneidet ein Stück Fleiſch heraus.
Kaum aber hat er dies gethan,
So läuft er ſchon, ſo ſchnell er kann,
Flugs aus dem Haus,
Denn alle die Verwandten,
Die erſt ſtill und gelaſſen ſtanden,
Sie ſtürmen nun wie toll,
Von Zorn und Mitleid voll,
Dem Fliehenden nach und vereinen
Scheltworte mit einem Hagel von Steinen.
Doch plötzlich ſchweigt das Poltern, das Schrei'n,
Denn der Balſamirer tritt ein,
Der trotz dem Frevel, vom Vormann verübt,
Dem Leichnam bald Unſterblichkeit gibt.
Er nimmt der gedankenloſen Stirn
Ihr unbrauchbares Gehirn,
Und aus der Bruſt verlaſſ'nem Haus
Hebt er die Eingeweide heraus;

Das Herz allein
Darf ſeiner alten Wohnung ſich erfreu'n;
Es iſt, als ob ſie ſagen wollten:
Selbſt die Todten ſollten
Ohne Herz nicht ſein! —

Nun wird der inn're Leib mit Palmenwein
Wohl ausgeſpühlt,
Blank und rein,
Mit Zedernöl beſtrichen,
Dann reichlich angefüllt
Mit Spezerei'n
Von auserleſ'nen Wohlgerüchen.

So blieb, von der Verweſung frei,
Der Todte ewig jung und neu.

Bewunderungswürdig bleibt die ägyptiſche Einbalſamirungskunſt allerdings in hohem Grade. Zur vollſtändigen Zurichtung einer Mumie brauchte man beinahe vier Monate. Die ſo zu ſagen verewigte, in zarten, vielfaltigen Baumwollenzeug eingehüllte und auf der Oberfläche mit Gummi überzogene Leiche war dann aber auch ein wirkliches Kunſtwerk, woran die Ähnlichkeit jedes Geſichtszuges unentſtellt und jedes Härchen unverletzt erſchien. Die wohlfeilſte Art der Einbalſamirung beſtand darin, daß man den Leichnam ſiebzig Tage hindurch wie einen Häring einſalzte.

Jene außerordentliche Achtung und Sorgfalt für die Erhaltung der Leichen hat bei den heutigen Nachkommen jener alten Ägypter nicht nur ganz aufgehört, ſondern iſt ſogar ſo ſehr zum gefühlloſen Gegentheil ausgeartet, daß ſie das Mumienherz verkaufen, und der Mumien ſelbſt ſich als Leuchten bedienen.

## Das Todtengericht. Pracht der Grabmäler.

Eine der geprieſenſten Einrichtungen der alten Nilbewohner war das Todtengericht, welches über jeden Verſtorbenen, ehe man ihm die heilig geachtete Freiſtätte des Grabes zuerkannte, gehalten wurde, und dem Pharao eben ſo galt, wie dem Geringſten ſeiner Unterthanen.

Um der Feierlichkeit gegenwärtig beizuwohnen, entreiße ich einem ägyptiſchen Magier ſeinen Zauberſtab, und verſetze den Leſer plötzlich an den unfern der Stadt Memphis liegenden See Möris, deſſen reicher Fiſcherei-Ertrag zum Nadelgelde für die ägyptiſchen Königinnen angewieſen war.

Tiefe Stille herrſchet ringsumher.
Nur der Wellen ängſtliches Geflüſter
Scheint zu ſeufzen, leiſe,
Schauerlich, und bang und ſchwer.
In einem halben Kreiſe
An den Ufern, ernſt und düſter,
Sitzt der Todtenrichter Zahl:
Vierzig Greiſe,
Unbeſtechlich ſtreng und weiſe.
Nah' am Geſtade ſchwebt der Todeskahn.
Gehüllt in Trauerkleider, nah'n

Die Freunde mit der theuern Leiche,
Um Einlaß flehend zu dem Todtenreiche.
Nun wird der Sarg frei hingeſtellt,
Damit das Urtheil ſei gefällt,
Ob des Lebloſen reines Leben
Ihm ſolchen Anſpruch könne geben,
Daß man des Grabes Ehre
Der Leiche feierlich gewähre.
Tritt auf ein Kläger, deſſen Munde
Die furchtbar-wahre Kunde
Begang'ner Frevelthat entſchallt,
Wird alſobald
Die fluchbelad'ne Leiche
Streng ausgeſchloſſen von dem ſtillen Reiche
Der Grabesſtätte. Schweigend zieh'n
Mit dem Geſchändeten die Freunde hin
Nach ihrem eignen Trauerhauſe,
Und bergen ſeine Schmach und ihn
Dort in ehrloſer dunkler Klauſe.
Entſtrömte aber keinem Munde
Eines Frevels böſe Kunde,
Dann flog die Trauer ſchnell hinweg
Von Sinn und Kleide,
Der Schmerz verklärte ſich zur Freude,
Und tauſend Stimmen in dem frohen Kreiſe
Erſchollen zu des Todten Lob' und Preiſe.

Nun wurde der Sarg in den Kahn gebracht, an das entgegengeſetzte Ufer geſchifft und in den Todtenhöhlen beigeſetzt; denn es war in Ägypten ſtreng verboten, die Verſtorbenen an irgend einem Orte zu begraben, auf deſſen Be den das Leben fruchtbringender Natur — war es auch nur ein Baum — gedeihen konnte.

Den Todten waren daher in unfruchtbaren Alabaſterfelſen eingehauene, mit Gemächern, Niſchen und Säulengängen verſehene Höhlen (Krypten, Katakomben), wie unterirdiſche Friedensſtädte, zu ihren Wohnungen angewieſen, in welche man durch eine ſchmale Öffnung von oben hinabſtieg.

Hier ſtanden die Mumien an den mit hieroglyphiſchen Bildern geſchmückten Felswänden aufrecht in ſteinernen Särgen, an denen mehrere, mit einer durchſichtigen Materie überzogene Öffnungen angebracht waren, durch welche man die Mumien leicht erkennen konnte, indem das Geſicht mit ſeinen durch die Balſamirung unverändert erhaltenen Zügen entweder frei blieb, oder auf die aus feinſtem Seidenſtoffe beſtehende Maske, welche den Kopf des Todten umgab, mit unverlöſchbaren Farben abgebildet war.

Von ungeheurer Pracht zeugen die Gräber der Könige, deren man in den Gebirgen bei Theben noch jetzt mehrere in reich ausgeſchmückten unterirdiſchen Gewölben findet. Denon *) beſuchte acht dieſer Königsgräber, und fand daſelbſt an den Wänden viele hieroglyphiſche Figuren und hiſtoriſche Gemälde mit noch ganz friſchen Farben, Gallerien, Säulengänge, prächtige mit Säulenreihen umgebene Sarkophage, Ruhebetten von indiſchem Holze mit reicher Vergoldung und ſchönen Basreliefs, nebſt andern Geräthſchaften.

---

*) Voyage dans la basse et la haute Egypte. Par V. Denon. 1802.

## Seelenwanderung. Männliche und weibliche Sphinxe. Grauſame Räthſel.

Die vorzüglichſte Urſache, derentwegen die Ägypter auf die Erhaltung der todten Körper durch Einbalſamirung, und auf die Pracht ihrer Grabmäler, welche ſie ihre ewigen Wohnungen nannten, ſo große Sorgfalt, und ſo außerordentliche Koſten verwendeten, ſcheint eigentlich in dem Glauben gelegen zu haben, daß die Seele noch einige Zeit nach dem Tode mit dem Leibe vereinigt bleibe. Ja, man glaubte ſogar, daß die Seelen Derjenigen, die eines gewaltſamen Todes ſtarben, oder kein Grab erhielten, ihre Körper gar nie verließen, ſondern ſie fort und fort trauernd und wehklagend umſchwebten.

Hatte ſich aber der Geiſt von ſeinem irdiſchen Gefährten einmal ganz getrennt, ſo begann die Seelenwanderung, welche volle **3000** Jahre dauerte. Auf dieſer ziemlich langen und weiten Reiſe durch das ſämmtliche Thierreich mußte die pilgernde Seele von einem thieriſchen Körper in den andern übergehen, bald als Vogel ſingen und ſpringen, bald als Fiſch in ſtummer Freude dahinſchwimmen, bald mit vier Füßen dahertraben.

Das mag denn doch ſo allerlei Inkonvenienzen gehabt haben. Man denke ſich nur in die verſchiedenen Lagen ſolcher Seelenwanderer hinein! Wie läſtig wäre es z. B., wenn die Seele eines Schwätzers in einem Fiſchleib einquartirt würde, die Seele eines Tirannen und Helden in einen Haſen einmarſchirte, die Seele eines taktfeſten und ſchlagfertig-eifrigen Philoſophen einen Eſelskopf belebte, die Seele einer keifenden, boshaften Xantippe in ein ätheriſches Nachtigall-Körperchen einzöge, eine Höflingsſeele einem Wurm beigeſellt, die Seele einer galanten, ſchönen und weichherzigen Frau in ein Thierlein von Epikurs grunzender Herde, ein gravitätiſcher Profeſſor in ein leichtfertiges Windſpiel, ein gefühlvoller Dichter in einen hohlleibigen Polypen ohne Eingeweide, ein zierliches Fräulein in ein Rhinozeros, ein Ballettänzer in einen Elefanten, ein Opernſänger in einen Wallfiſch, ein wüthender tragiſcher Schauſpieler in eine Auſter, und ein tüchtiger, methodiſcher Geſchäftsmann in einen übermüthigen arabiſchen Hengſt überſetzt würde! Das müßte doch wahrlich ſehr unbequem ſein!

Erſt nach Verlauf der **3000** Jahre war es der armen Seele geſtattet, wieder in einen menſchlichen Körper einzukehren.

Das ziemlich Räthſelhafte dieſes ägyptiſchen Religionsdogma wird uns weniger befremden, wenn wir bedenken, daß die Ägypter überhaupt beſondere Freunde des Räthſelhaften waren. Ihre Sphinxe ſelbſt, geſtaltet als Löwen mit Mannsköpfen, waren die erhabenen Sinnbilder harmoniſcher Vereinigung von Geiſt und Kraft, und deßhalb auch gewöhnlich in den Vorhöfen der Tempel aufgeſtellt.

Dieſe männlichen Sphinxe ſind ganz verſchieden von der berühmten weiblichen Sphinx in Griechenland, halb geflügelte Jungfrau, halb Löwe, ein Symbol von Liſt und

Grauſamkeit, eine thieriſch-menſchliche Prinzeſſin Turandot, die, bei Theben gelagert, den Vorüberziehenden ſehr ſpitzfindige Räthſel aufgab, und Diejenigen, welche die Aufgaben nicht lösten, ohne Gnade und Barmherzigkeit zerriß und verzehrte.

Da nun die Zahl Derer, die ein aufgegebenes Räthſel nicht löſen, gewöhnlich um drei Viertheile größer iſt, als das kleine Häuflein der Löſer, ſo läßt ſich leicht denken, was für ein Gemetzel das mag geweſen ſein, und wie übel es den armen Thebanern erging, von welchen die grauſame Sphinx eine Doſis Scharfſinn verlangte, die ihnen die ſtiefmütterliche Natur verſagt hatte.

Eines jener unglücklichen Räthſel, welche ſo viele Lebensfäden abſchnitten, ſoll auch das folgende geweſen ſein:

Wer nennet mir
Das wunderbare Thier,
Das am frühen Morgen auf vier,
Mittags dann auf zwei,
Und wenn der kuhle Abend weht,
Auf drei
Füßen geht?

Schon hatte die, ihrem gegebenen Worte getreue Sphinx ſich wegen Menge der Nicht-Löſer dieſes Räthſels eine Indigeſtion zugezogen, als endlich Oedip auftrat, und alſo ſprach:

Jenes tragikomiſche Thier —
Es iſt der Menſch, der Erde Schmach und Zier.
Als Kind kriecht er auf allen Vieren,
Als Mann und Jüngling ſteht er feſt auf Zweien,
Und fängt er an, des Alters Laſt zu ſpüren,
Muß ſich ein Stab als dritter Fuß ihm leihen.

Der guten Sphinx, welche ſehr darauf gerechnet zu haben ſchien, daß der Menſch ſich ſelbſt am wenigſten erkenne, fiel dieſe Löſung ſo ſchwer auf's Herz, daß ſie, in Verzweiflung gerathend, ſich von einer Felsſpitze herabſtürzte.

Das Geſchlecht der Sphinxe ſcheint aber keineswegs mit ihr ausgeſtorben zu ſein; denn ſo äußerſt ſelten auch die ägyptiſchen Sphinxe heut zu Tage ſind, eben ſo häufig findet man noch die griechiſchen.

## Sterndeuterei. Arzneikunde. Menge der Ärzte. Heilige Rezepte. Unzerſtörbare Geſundheit der Ägypter. Naturgeſchichte. Seltenheiten. Zauberkraft der Löwen und der Frauen. Magie. Hieroglyphen.

Die Wiſſenſchaften waren beinahe ein ausſchließendes Eigenthum der Prieſterkaſte. Die Sternkunde wurde vorzüglich zu aſtrologiſchen Deutungen angewendet, um dem Menſchen aus der Konſtellation, unter welcher er geboren war, ſeine Lebensſchickſale vorherzuſagen.

Die Arzneikunde war größtentheils Diätetik, folglich mehr auf Verhütung als auf Heilung der Krankheiten gerichtet, deren vorzüglichſten Grund man in der Überladung des Magens zu finden glaubte.

Die Ärzte beſchäftigten ſich daher auch größtentheils mit Vorſchriften zur Beobachtung der zweckmäßigſten Le-

Bayerische
Staatsbibliothek
München

bensweiſe durch den Gebrauch von Meerbädern, Ausleerungen und andern Reinigungsmitteln, mit Belehrungen über den Genuß der Nahrungsmittel, und mit Anordnung periodiſcher Faſten. Man erzählt, die Ägypter hätten nicht nur für jede Krankheit, ſondern ſogar für jeden Theil des innern und äußern Körpers eigene Ärzte gehabt, deren keiner in das Fach des andern einen Eingriff thun durfte. War nun ein Ägypter von einer komplicirten Krankheit befallen, ſo ſah der Arme ſich von einem Heere von Ärzten umgeben, welche noch dazu ſogar gezwungen waren, ſich genau an die in den heiligen Büchern vorgeſchriebenen Rezepte zu halten, da auf jede Abweichung oder Neuerung die Todesſtrafe geſetzt war, insbeſondere dann, wenn der Kranke bei der neuen Behandlungsart ſtarb.

Man ſollte faſt glauben, es wären auf ſolche Art wenig Ägypter am Leben geblieben; das Gegentheil berichtet uns aber Herodot, welcher geradezu erklärt, die Ägypter ſeien nach den Lybiern das geſündeſte aller ihm bekannten Völker geweſen. Es frägt ſich nun, war dies eine Wirkung der Kunſt ihrer unzähligen Ärzte, oder die Folge ihrer unzerſtörbar guten Leibesbeſchaffenheit? —

Wollte eine Krankheit allen ärztlichen Angriffen nicht weichen, ſo ward der Kranke ohne weiters an die Göttin Iſis adreſſirt, die ihm dann im Traum die zu ſeiner Herſtellung nöthigen Mittel angeben mußte. Wenn die Ärzte es für nöthig fanden, dem Kranken eine eigentliche Herzſtärkung zu geben, ſo wurde der Goldfinger der linken Hand mit aromatiſchen Salben beſtrichen, denn man behauptete, es gehe von dieſem Finger ein äußerſt zarter und reizbarer Nerve unmittelbar zum Herzen. Wie ſchön ließe ſich dadurch die magiſche Gewalt mancher Händedrücke erklären!

Die ägyptiſche Naturgeſchichte ſcheint nicht weniger mangelhaft und unrichtig geweſen zu ſein; ſo z. B. lehrte ſie den guten Leuten, die Schlange beſitze eine ſich ſelbſt verjüngende, unſterblich machende Kraft; der Habicht verkünde den Menſchen in ihren Träumen die Zukunft u. ſ. w. Und denke man ſich nun vollends gar die Vermeſſenheit der frevelhaften ägyptiſchen Naturforſcher! Die Verwegenen erkühnten ſich, das, was wir dem weiblichen Auge allein zugeſtehen, — die Kraft, mit dem Blicke zu bezaubern, — dem Löwen zuzuſchreiben!

Die Philoſophie wurde von den Prieſtern in den dichteſten Schleier des Geheimniſſes eingehüllt, welches ſchon dadurch hinlänglich erwieſen iſt, daß wir nichts davon wiſſen. Deſto auffallender aber zeigt ſich der hohe Grad, welchen Geometrie und Mechanik erreicht hatten. Man muß erſtaunen, wenn man nachdenkt, wie es denn möglich wurde, beim Baue der Pyramiden ſo ungeheure Steinmaſſen zu ſo außerordentlicher Höhe emporzubringen.

Eine eigene, zum Prieſterſtande gehörige Klaſſe von gelehrten Wundermännern bildeten die Magier, die dem Moſes, als er die im Joche der Sklaverei ſchmachtenden Iſraeliten aus Ägypten führte, durch das Blendwerk ihrer Kunſtſtücke viel zu ſchaffen machten, endlich aber doch erlagen, wie die täuſchenden Nebel vor den Strahlen der Sonne.

Und ſo erlag zwar jene falſche, nächtliche Kunſt der Magie; es gibt aber auch jetzt noch eine, den Edelſten unter den Menſchen wohlbekannte hohe, taghelle Magie, deren Macht nie erlöſchen wird:

Dir, Schönheit, und dir, Geiſtesſtärke,
Wird es immerfort gelingen,
Zauberei und Wunderwerke
Zahllos, herrlich zu vollbringen;
Doch ihre höchſte Macht wird ſich Magie begründen,
Vermag ſie's, in der Kunſt auch Beide zu verbinden!

Ehe wir von dem Reiche der Wiſſenſchaft Abſchied nehmen, muß ich noch erzählen, daß die Ägypter zwei Schriftarten hatten, die Buchſtabenſchrift und eine Zeichenſchrift (Hieroglyphen). Die letztere war den Prieſtern allein bekannt, und gehörte für alle Werke von heiligem oder wiſſenſchaftlichem Inhalte. Dieſe Hieroglyphik hatte aber gleichfalls wieder zwei Hauptgattungen, indem man entweder den zu bezeichnenden Gegenſtand ſelbſt hinmalte, oder ihn nur ſinnbildlich und figürlich andeutete. So mußte z. B. die Biene bald ſich ſelbſt, bald ſymboliſch einen König bezeichnen. Die Hieroglyphe eines Geiers hatte gar ſieben verſchiedene Bedeutungen. Der Falke war ein Symbol der Schnelligkeit, der Wiedehopf von Dankbarkeit, das Auge von Klugheit und Vorſicht. Eine offene rechte Hand bedeutete den Überfluß, eine geſchloſſene linke die Sparſamkeit, ein Palmbaum das Jahr, ein Rad die Unbeſtändigkeit aller menſchlichen Dinge, ein Krokodill die Unverſchämtheit, ein aufgeſchnittener Granatapfel eine volkreiche Stadt u. ſ. w.

# Pyramiden.

Da die Kunſt immer aus dem Innerſten des Menſchen hervorgeht, ſo tragen ihre Produkte auch in jedem Lande die unverkennbaren Spuren des National-Charakters. So war bei den Ägyptern der Charakter der Kunſt eben ſo düſter als ihr eigener. Unſterblichkeit insbeſondere haben ſich die koloſſalen Werke ihrer Baukunſt errungen, unter dieſen vorzüglich die Pyramiden, die Obelisken und das Labyrinth. Die Pyramiden, nachdem Jahrtauſende an den unerſchütterlichen Steinmaſſen dahingezogen ſind, erfüllen noch jetzt die Seele des Wanderers mit Staunen.

Über die eigentliche Beſtimmung dieſer Monumente haben die Gelehrten ſehr viel geſtritten, und haben dadurch — nicht die Sache ſelbſt — ſondern nur den alten Satz bewieſen: So viele Köpfe, ſo viele Meinungen. Die Streitenden ſind, wie dies gewöhnlich der Fall iſt, nicht einig geworden. So wurden denn dieſe Pyramiden von Einigen — noch mit der größten Wahrſcheinlichkeit — für Grabmäler der Könige erklärt, von Einigen für unterirdiſche Tempel zur Feier der Myſterien; Andere hielten ſie für bloße Symbole der Unſterblichkeit, noch andere gar für Kornmagazine u. ſ. w.

Bei vierzig dieſer Pyramiden findet man in Mittelägypten, wo ſie über den Todtenhöhlen erbaut ſind, und in fünf Gruppen beiſammenſtehen. Die kleinſten derſelben ſind bei 150 Fuß hoch. Die drei größten befinden ſich in einiger Entfernung von Kahira, die übrigen bei Sakkarah. Sie ruhen auf Fundamenten von Kalkſteinen, mit Baſalt, Granit oder Marmor belegt. Die höchſte von ihnen iſt über 600 Fuß hoch, folglich auch das höchſte aller auf unſerm Planeten vorhandenen Kunſt- und Menſchenwerke. Zweihundert und ſieben breite Stufen führen bis zu ihrer äußerſten Spitze hinauf. Den deutlichſten Begriff von der ungeheuren Menge der dazu verwendeten Steinmaſſen gibt uns aus älterer Zeit der römiſche Natur- und Welthiſtoriker Plinius durch die Nachricht, daß an der Erbauung der größten Pyramide mehr als einmal hunderttauſend Menſchen zwanzig Jahre lang arbeiteten; in neuerer Zeit aber der franzöſiſche Aſtronom Nouet, welcher berechnete, daß man von jenem Steinmateriale eine Umfangsmauer von mäßiger Höhe und Dicke für das ganze Königreich Spanien aufführen könnte. In den weiten unterirdiſchen Räumen dieſer Pyramiden befinden ſich vielerlei Gemächer und Gänge.

Solche ungeheure Rieſenwerke haben auf jeden Fall den zweifachen moraliſchen Nutzen, daß ſie den Menſchen auf der einen Seite erheben, indem ſie ihn mit der Größe ſeiner eigenen Kraft und deſſen, was er zu leiſten vermag, bekannt machen; anderſeits aber gerade durch das von ihm ſelbſt Hervorgebrachte demüthigen, indem ſie ihm das Gefühl aufdringen, wie nichtig die Herrlichkeit ſeiner außer ſich geſchaffenen Werke ſei, wie ſehr ſeine eigene Kleinheit gegen jene Natur- und Kunſtgröße kontraſtire, und wie winzig er ſelbſt im Großen verſchwinde.

## Obelisken. Das Labyrinth. Malerei. Skulptur. Muſik und Poeſie.

Die Obelisken, dieſe vierſeitigen, nach oben hin immer ſchmäler, und zuletzt ſpitzig zuſammenlaufenden, ſpiegelhell geglätteten, und mit Hieroglyphen verzierten Granitſäulen ſtanden an den Eingängen von Paläſten, Tempeln und Hallen und ſcheinen insbeſondere als Sonnenzeiger gedient zu haben, eine Vermuthung, welche durch die Bedeutung des orientaliſchen Wortes Obelisk, „Finger der Sonne," viele Wahrſcheinlichkeit erhält. Auch dieſe Monumente hatten eine beträchtliche Höhe von zwölf, bis hundertachtzig Fuß.

An dem, vom Kunſtfleiß der Menſchen gegrabenen See Möris ſtand das, unter dem Namen des großen Labyrinths bekannte Gebäude. Manche Schriftſteller des Alterthumes ermangelten nicht, von dieſem viel bewunderten Werke uns viel Fabelhaftes zu erzählen. Es war von polirtem Steine erbaut, und ſoll aus zwölf prächtigen, in einander verſchlungenen Paläſten beſtanden haben, von denen man immer aus dem einen in den andern kommen konnte. Es war gleichſam mit dem Himmel und der Unterwelt in Berührung geſetzt. Fünfzehnhundert Gemächer im obern, mit Ausgängen auf die mit flachen Dächern verſehenen Theile des Gebäudes waren mit eben ſo vielen unter der Erde in ſo vielfach gewundenen Krümmungen mit einander verbunden, daß man ſich wohl nicht wundern darf, wenn

Jeder zwar leicht den Eingang, aber deſto ſchwerer den Ausgang fand. Der beklemmene Wanderer, welcher ſich in dieſem ſteinernen Netze verfangen ſah, möchte wohl ungefähr die nämliche Empfindung gehabt haben, welche uns Alltagsmenſchen von ſchlichter, geſunder Vernunft ergreift, wenn wir ſo manches philoſophiſche Werk der neueſten Zeit leſen; nur findet dabei der große Unterſchied ſtatt, daß wir uns bei dem letzteren — hierin Gegenſtücke des Labyrinths — leichter heraus, als hineinfinden.

An berühmten Baumeiſtern moderner Labyrinthe fehlt es auch außerdem nicht. Beweiſe davon liefern ſo manche Schneckengewinde des Geſchäfts-Schlendrians, und die Spinnengewebe mancher Kokette, ſo viele in den Irrgärten der Liebe taumelnde Kavaliere, ſo viele labyrinthiſch unterirdiſche Nachtpaläſte der Myſtiker u. ſ. w. Das älteſte und größte aller uns bekannten Labyrinthe bleibt aber immer das Labyrinth der Geſchichte.

Über die eigentliche Beſtimmung des alten ägyptiſchen Labyrinths gibt es eben ſo viele verſchiedene Meinungen, als über jene der Pyramiden. Bald ſoll es ein prächtiges Denk- und Grabmal von zwölf Königen geweſen ſein, bald ein Tempel, bald ein Palaſt. Spuren der alten Herrlichkeit findet man noch heut zu Tage an den Ruinen dieſes Gebäudes. Einige bedeckte Gänge von gewaltigen Pfeilern geſtützt, hohe mit Marmor getäfelte Prunkſäle, hundert fünfzig andere Gemächer und Kammern, leider! größtentheils mit Schutt angefüllt und deßhalb unzugänglich, rufen dem Wanderer die große Lehre von der Nichtigkeit aller Erden größe zu, und die Anweiſung an ein Höheres, das ewig bleibt.

Alles, was wir von der Malerei und Bildhauerkunſt zu leſen, oder in Fragmenten und Zeichnungen hie und da zu ſehen bekommen, beweiſet den Hauptfehler, daß die Werke dieſer beiden Künſte mehr mit der Hand gemacht, als vom Geiſte geſchaffen waren, ohne geniale Freiheit künſtleriſchen Aufſchwunges, mühſam gepinſelt und gemeißelt von einem fleißigen, vom Vater auf den Sohn vererbten Mechanismus. Und wirklich mußten auch die Künſtler bei allen ihren Produktionen einen, von den Geſetzen genau vorgeſchriebenen Styl beobachten, und durften von den Formen ihrer Vorgänger ſelbſt nach mehr als tauſend Jahren nicht abweichen. Die Maler zeichneten alle Figuren im Profil, ohne Leben, ohne Wahrheit und Ausdruck. Für bewunderungswürdig aber wird ihre friſche, faſt unvergängliche Farbengebung erklärt, wovon ich bereits ſchon bei den Mumienlarven ein auffallendes Beiſpiel erzählt habe.

Um von der ägyptiſchen Malerei und Sculptur ſo geſchwind als möglich den deutlichſten Beweis zu ſtellen, denke ſich der Leſer eine menſchliche Figur mit geſenkten, am Leibe wie angewachſen liegenden Armen, geſchloſſenen Füßen, platter Stirne mit gleich platten Augen, feſt zuſammengedrückten Lippen, hochſtehenden Ohren u. ſ. w. Eine ſolche weibliche Natur hätte den guten Pygmalion wohl ſchwerlich verleitet, die Götter mit Bitten um ihre Belebung zu beſtürmen!

Die kreiſchende Inſtrumental-Muſik der Ägypter ſcheint, den meiſten Nachrichten zufolge, ganz geeignet geweſen zu ſein, den Menſchen in Verzweiflung zu bringen. Die Vokal-Muſik beſchränkte ſich größtentheils auf die Leichen- und Trauerlieder. Eben ſo konnte auch die Poeſie, welche ein tief und ſtark fühlendes, oder wenigſtens doch ſehr bewegliches Gemüth und ein für höhern Frohſinn empfängliches geiſtiges Leben erfordert, in Ägypten nie einheimiſch werden. Was die poetiſchen Produkte der alexandriniſchen Schule betrifft, ſo waren ſie mehr poetiſche Zierrathen, als echte Poeſie.

# Erzählungen und Novellen.

# Der Traum des verirrten Kindes.

Auf der Schwelle der ſchmalen Hüttenthür ſaß die kleine Adeline, und lächelte mit wunderlieblicher Freundlichkeit unverwandten Auges nach dem grünen Anger hin, der in ſeinem ſanften Schmelz vor ihr ſchimmerte, bis er von der immer tiefer dunkelnden Dämmerung überſchattet ward. Vom unſchuldigſten Frohſinn zu freudigem Spiel erregt, hob ſie jetzt das Köpfchen zum Himmel, wo die Sterne glänzten, dann ſenkte ſie es zur Erde, wo die Johanniskäfer flimmerten.

Adelinens Mutter hieß Johanna. Der nächſte Morgen leuchtete zum Namensfeſte der Theuern, und Adeline hatte — ach! noch kein Angebinde für ſie. Da gerieth das gute Kind auf den Einfall, ſie wolle der liebeſanften Mutter von jenen leuchtenden Weſen ein Diadem bilden, und dieſes ihr, wenn ſie ſchlafe, heimlich auf das lockenreiche Haupt ſetzen.

„Wie wird die gute Mutter ſich freuen,“ dachte ſie, „wenn ſie erwachend die helle Diamanten-Krone erblickt, und kaum den Morgen erwarten kann, das ſchimmernde Geſchmeide noch genauer zu beſehen!“ —

Daß ſo mancher angenehm täuſchende Glanz nur im Dunkel der armen Lebensnacht leuchtet, und daß aller irdiſche Schimmer erlöſchen muß, dieſer Gedanke, den die traurige Wirklichkeit uns oft wie eine Dornenkrone ſchmerzlich auf's Haupt drückt, blieb der kindlichen Unſchuld fremd. Die ſchwärmenden Lichtkäfer waren ihr Diamanten mit unvergänglichem Glanze.

Wie glücklich fühlte ſich Adeline, die Mutter mit einem ſolchen Schatze überraſchen zu können! Dabei flogen gar verſchiedene Ideenbilder ſie an. So ſchienen ihr die ſchwebenden Lichter bald ſcherzende Geiſter, bald vom Himmel gefallene Sternchen, die wieder hinaufzukommen ſtrebten, bald Blumen, die nur in der Nacht blühten.

Haſchend verfolgte ſie nun die immer weichenden Glanzpunkte, ohne einen einzigen zu erhaſchen. Mit der Schwierigkeit des Erhaſchens wuchs auch die Begierde darnach, ſie, die dem Kinde eigen iſt, ſo wie dem Erwachſenen. Adeline, mit jeder Minute haſtiger, vergaß Nacht und Entfernung, und verfolgte immer eifriger die neckiſchen Wandelſterne, die überall erloſchen, ſobald ſie ihnen nahe kam. „Ich habe doch mein eigenes Schickſal!“ ſagte das Kind mit demſelben Ton der Wehmuth, in dem es von der leidenden Mutter dieſen Ausruf öfter gehört hatte.

Indeß war die Kleine, von der Funkenjagd verleitet, in einen Wald gekommen, hatte den Fuß an aufragende Wurzeln geſtoßen, und ſetzte ſich nun ermüdet und weinend auf einen gefällten Baumſtamm, der ihr den Weg verlegte.

Kaum war das arme Kind entſchlummert, als auch ſchon die Traumwelt aufging und ihr Zauberſpiel begann. Kummervoll, wie die Kleine auf den bemoosten Baumſtamm hinſank, ſtiegen zuerſt auch nur ſchreckende Träume aus dem bewegten Gemüth empor. Mit dem von der Ruhe beſänftigten Blute gewann die innere Phantasmagorie endlich ein milderes Weſen. Das Stürzen von himmelhohen Felſen, das Kämpfen gegen trüb hintoſende Sümpfe, der tolle Flug durch ſchwarze Wolkenmaſſen, das dumpfe Geheul aus unbekannter Gegend, das Aufſteigen düſterer Geſpenſter aus dem Abgrund und ihr entſetzliches Anſtarren; alle dieſe Schreckbilder hörten auf, und ein liebliches Licht, gleich dem aufglimmenden Roſenſchein vor dem Aufgang der Sonne, floß durch den hellblauen Himmelsraum. Und aus dem Himmelsraume ſchwang ſich ſanft ein Engel herab, der noch viel lichter und ſchöner war als der Himmel ſelbſt. Und da er nahe zur Erde kam, ſtand er auf einer hochſproſſenden ſchneeweißen Lilie, die ſich nicht beugte, und unter dem Engel matte Mond-Silberſtrahlen, wie begrüßend, ausgoß.

Adeline ſtand raſch auf, um ſich zu dem Engel emporzuſchwingen; der aber deutete ihr, auf dem grünen Boden zu bleiben, und ſagte: „Auch da iſt's ſchön, ich ſelbſt ſchaue noch gern hinab!“ —

Bei dieſen Worten ließ der Engel zu dem aufblickenden Kinde ein ſchimmerndes Diadem hinunterſchweben; und als das Erſtaunende ausrief: „Es iſt von meinen Glühwürmchen! Das gehört der lieben Mutter!“ — da lächelte die Lichtgeſtalt und ſprach melodiſch-ſanft: „Kennſt Du mich denn nicht? Ich bin ja Deine Mutter!“

Und Adeline erkannte in dem Engel die Mutter und jauchzte: „Du, Engel, biſt meine Mutter! Und warum biſt Du denn ein Engel geworden?“ —

Der Mutter-Engel antwortete: „Um Dir das Diadem zu verſchaffen, zur Gabe für mich.“

„So darf ich Dich jetzt nicht mehr Mutter nennen?“ erwiederte Adeline furchtſam. — „Immerhin!“ ſagte jene; „auch als Engel bleib’ ich ja Deine Mutter, und glaube mir, ſelbſt ein Engel kann nicht mehr lieben als eine Mutter!“

Bei dieſen Worten beugte ſich die holde Lichtgeſtalt und küßte Adelinchen; der Kuß aber flog von ihren Lippen herab wie ein Strahl. Da erwachte das ſelige Kind, und fand ſich allein im lichtfrohen Schooße des Morgens. Unſchuld und Freude ſtrahlten aus den ſich öffnenden hellblauen Augen; Freude und Himmel rötheten die verklärte Wangenblüte. Aber zur freudigen Unſchuld geſellte ſich die ehrwürdige Andacht in der Geſtalt Hilarions, des Einſiedlers, der ſeit zwei Jahren den unbeſuchten Theil dieſes Waldes bewohnte.

Thautropfen flimmerten, ſo wie auf den Bäumen rings umher, auch auf dem blumigen Kinde, das aus den

Blumen herauszuwachſen ſchien. Auch auf Hilarions Wangen lagen die ſchönſten Perlen vom Thau der Rührung und des Entzückens. Segnend beugte er ſich zu Adelinen, die, ſich aufrichtend, ſeine Rechte küßte, aber dazu ängſtlich rief: „Ach, Mutter, wo biſt Du?“ — Verwunderungsvoll um ſich ſchauend, ſetzte ſie hinzu: „Und wo bin ich?“ —

Da fing ſie bitterlich zu weinen an. Hilarion tröſtete, mitweinend über den Schmerz und die Sehnſucht des Mädchens, und er rief: „Arme Mutter! armes Kind! — Aber — auch Vaterherzen können verbluten!“ —

So geleitete er die Kleine, die, erſt noch ſcheu, dann zutraulich ſich an ihn ſchmiegte, in die nahe von Binſen gebaute Vorrathskammer, und ließ ſie zuerſt mit Früchten den Hunger ſtillen; dann begann er zu forſchen, wie ſie in dieſen Wald gekommen, und wo ihre Ältern wohnten.

Da entſpann ſich ein Geſpräch, indem Adeline den kaum entflohenen täuſchenden Traum für Etwas hielt, das ſich wirklich zugetragen habe, und ihn daher, mit dem Wirklichen wunderbar vermiſcht, als eine wahre Begebenheit erzählte.

Hilarion ſtand in der Blüte der Männlichkeit. Ein hoher, kräftiger Körper, ſtarke, ſchöne Geſichtszüge voll Leben und Geiſt, ſchienen durch frühere Leidenſchaftlichkeit und daraus entſprungene bittere Leiden verſtört zu ſein. Des Kindes Unſchuld und Schmerz ergriffen ihn auf das heftigſte, ſo wie er überhaupt ſelbſt in ſeiner jetzigen gebeugten Lage noch ſehr zur Heftigkeit geneigt zu ſein ſchien.

Im Verlauf ihrer Erzählung ſagte Adeline: „Es wurde dunkel; da begannen alle Blumen um mich her Fun ken zu ſprühen. Auf dem Boden rings umher lagen funkelnde Edelſteine, und hellſchimmernde Sternlein flogen vor meinen Augen vorbei durch die Sträucher und über den Anger." —

„Das waren Johanniskäfer, liebes Töchterchen!" ſagte Hilarion, gerührt lächelnd. Eifrig entgegnete das Kind: „So leuchtend ſchön ſind Käfer nicht, das weiß ich beſſer! Es war, was ich Dir ſagte; darum wollte ich meiner lieben Mutter daraus eine ſchimmernde Krone machen und ihr im Schlafe ſie aufſetzen, ein Geſchenk für ſie, weil ſie morgen das Feſt ihrer Schutzheiligen Johanna feiert."

Hilarion gerieth beim Namen Johanna in eine Bewegung, die er kaum zu bemeiſtern vermochte, und rief mit thränenfeuchten Augen: „Johanna heißt ſie? Johanna? Ja, dann gebührt ihr das ſchönſte Diadem, und vielleicht hat ſchon der Himmel ſelbſt ſie mit einer — Sternenkrone belohnt!" Seufzer erſtickten ſeine Stimme. Adeline ſeufzte: „Die mag freilich ſchöner ſein als die meinige! Aber das weiß ich, der Himmel kann ihr dieſe Krone nicht lieber geben, als ich die meinige, wenn ſie auch nicht ſo ſchön iſt." —

Hilarion forſchte nach manchem Umſtande, dann ging er wehmuthsvoll weg, kam erſt nach einigen Minuten wieder, liebkoſete dem Kinde und bat es, in ſeiner Erzählung fortzufahren.

„Du mußt mich aber nicht mehr Lügen ſtrafen," ſagte das Mädchen, „und wenn ich Dir die reine Wahrheit erzählt habe, mich zur Mutter führen. Das mußt Du!" — Hilarion verſprach, und Adeline begann:

„Ich rief, aber die Mutter kam nicht. Weil ich gewiß wußte, daß ſie mich ſuchen würde, ſetzte ich mich auf einen Baum, damit ſie mich leichter fände. Und ſie kam auch ſehr bald, und war lichter und ſchöner als je. Von oben herab kam ſie ganz anders als ſonſt, und ſtieg auf eine ſchneeweiße Blume, die ſo licht war als ſie ſelbſt. Ich wollte zu ihr, und wäre gewiß zu ihr gekommen, aber — ſie winkte mir, zurückzubleiben.“ —

Hilarion. Und Du?

Adeline. Wie kannſt Du fragen? Ich blieb zurück. Den Ältern muß man ja gehorſam ſein!

Hilarion. O wäreſt Du *mein* Kind!

Adeline. Ich möchte Dich wohl zum Vater haben, denn ich habe keinen und Du biſt gut.

Hilarion. Wär' ich's doch immer geweſen!

Adeline. So haſt Du der Mutter nicht immer gefolgt? Das war nicht recht!

Hilarion. Muß denn die Wahrheit aus dem Munde des Unwiſſenden kommen, um den Wunden noch tiefer zu verwunden?

Adeline. Plötzlich bekam meine Mutter Flügel und ward ein Engel, küßte mich, ließ mir das Diadem herab, das genau ſo ausſah, wie das, was ich ihr zuſammenſetzen wollte, und — verſchwand — ich weiß nicht wohin! Ich rief ihr nach; da ſtandeſt Du vor mir. Du mußt ſie noch geſehen haben. Wohin ging ſie? Haſt Du ſie verborgen? Lieber Mann! Ich bitte Dich, laß ſie kommen! Wenn ſie auch kein Engel, wenn ſie nur die Mutter, wie ſonſt, iſt! Ich bitte, laß ſie kommen! —

Vergebens bemühte ſich Hilarion, dem Kinde zu beweiſen, das für Wirklichkeit Gehaltene ſei nur eine Traumerſcheinung geweſen; Adeline verharrte darauf, die Mutter ſei ein Engel geworden. Da rief er in der weichſten Rührung: „Die Mutter — ein Engel? Ja — ſie war's! O daß ich ſo ſchön träumen könnte wie Du! Ich träumte mich ſchuldlos, — dann wäre mir jeder Engel ſogleich gegenwärtig! Aber komm, armes Kind! Die Unſchuld iſt Keinem heiliger, als dem reuigen Verbrecher! Und je mehr ich litt, mit Recht litt, um ſo weniger ſoll Ein Weſen durch mich leiden, wenn ich's ändern kann.“ — Und Hilarion ſchloß ſeine Hütte, und fuhrte das freudige Kind, das bei jedem Geräuſche die Mutter aus einem Gebüſche hervortreten zu ſehen glaubte. Mit jedem Schritte vorwärts verſicherte Adeline, die Gegend bekannter zu finden, und Hilarion, von des Kindes Freuden beflügelt, eilte immer haſtiger: aber durch das Eilen ward die Kleine um ſo früher müde und endlich athemlos. Da nahm er ſie auf ſeinen Arm und eilte noch haſtiger, indem er ſich die Szene des Entzückens beim Wiederfinden der Mutter und des Kindes mit den glühendſten Farben der Fantaſie ausmalte, bis er endlich, ſelbſt erſchöpft, niederſank; aber auch ſinkend hielt er das Kind ſo ſicher, daß es, den Fall gar nicht gewahrend, in den Armen des Gefallenen ruhig fortſchlief.

So unbewußt aller irdiſchen Freuden und Leiden, lag Hilarion, und in ſeinen Armen Adeline, als — ein Schrei Beide zugleich aufſchreckte. Hilarion blieb aufgerichtet, aber das Kind ſank ſogleich wieder in die Schlafbetäubung zurück! Da riß eine fremde Geſtalt dem kaum Erwachten die zarte Blume aus den Armen, fiel aber plötzlich lautſchluchzend auf die Knie, indem ſie mit dem einen Arme das noch ſchlummernde Kind feſthielt, mit dem andern, um die übermäßige Anſtrengung ertragen zu können, ſich auf die Erde ſtützte. Das erſchütterte Kind erwachte, mit weit geöffneten Augen, ausrufend: „Mutter!“ — Und Johanna ſchrie: „O mein Kind!“ — Und vor der Mutter, die das Kind ſtürmiſch an die Bruſt drückte, ſtürzte Hilarion nieder, und rief: „Engel meines Lebens!“ —

Johanna blickte nach dem Kinde, Hilarion auch; und auf dem freudeleuchtenden Antlitz begegneten ſich die Blicke der lange getrennten, entzückten Ältern, die über dem Kinde ſich zum erſten Male wieder in die Arme ſanken.

Fraget nun nicht, was die Ältern trennte und weſſen Schuld die größere war. Schuld drückt wohl jeden Menſchen. Sei daher Keiner zu ſtolz auf ſich! In dieſem Augenblick prangt die Schneemaſſe rein und ſchön auf dem ſonnenhellen Alpengipfel, — und im nächſten liegt ſie trüb zerfallen in der Thalſchlucht.

Johanna und Hilarion fanden in dem wiedergefundenen Kinde den verlornen Himmel der Liebe wieder. Johanna's leuchtender Blick ſagte dem Gatten: „Das Kind iſt uns ein Engel der Liebe!“ — Und Hilarions Entzücken ſtrahlender Blick erwiederte: „Des Lebens Engel bleibt uns die Liebe!“ —

# Die ſchwarze Geſtalt.

Ich war zwei und zwanzig Jahre alt, ein kränklicher, unglücklicher Müßiggänger, der ſeine Geliebte verloren hatte und mit ſeinen Freunden ſchmollte. Der Wein, durch deſſen Genuß ich die Grillen zu vertreiben ſuchte, überreizte meine Nerven; die Liqueurs verurſachten mir Kopfweh; das Ärgſte von Allem waren die Bücher.

Der Hut, bald weit zurück, bald zu tief in die Stirne geſetzt, das zu locker geknüpfte Halstuch, welches ſich nicht ſelbſt löſte, nebſt manchen andern Nachläſſigkeiten im Anzuge, gaben mir ſo ziemlich das Anſehen eines verlornen Träumers. Ich vermied jede Geſellſchaft, und freute mich, ſo viel ich in meinem damaligen Gemüthszuſtande mich zu freuen vermochte, wenn ein flüchtiger Blick auf den Spiegel mir mein ſaures griesgrämiges Geſicht und ein paar tiefe Stirnfalten zeigte.

Um dieſe Zeit ſtarb mein Oheim Wilms plötzlich, und hinterließ mir ein kleines Landgütchen in Cumberland. Man ſagte, ein beträchtlicher Verluſt im Pharaoſpiele habe ihn zu einem raſchen Schritte verleitet, das heißt, ein Piſtolenſchuß habe ihm die Hirnſchale zerſchmettert. Ob dieſe Sage Wahrheit oder Dichtung war, konnte ich nie mit Gewißheit erfahren; auf jeden Fall blieb mir nichts übrig, als mich unverzüglich in einen Wagen zu ſetzen, und mich von vier Pferden nach dem kleinen Landgütchen ziehen zu laſſen, um davon Beſitz zu nehmen.

Der erſte Blick auf das Haus meines Oheims machte auf mich einen ſehr unangenehmen Eindruck. Ich konnte nicht begreifen, wie die Leute gleich den Raben und Füchſen zwiſchen Wäldern und Hügeln bauen mochten. Das Haus war zwar durch eine Allee mit einem hübſchen Dörfchen in Verbindung geſetzt, ſie war aber ſehr lang, und ihre hohen dichtbelaubten Bäume warfen einen düſtern Schatten. In der Nähe des Hauſes ſah man keine Spur von irgend einer menſchlichen Wohnung, und ich wüßte nicht zu entſcheiden, was von Beiden unheimlicher war: das unwegſame Nachtdunkel einiger ungeheurer, großer Baumwipfel, oder die Nacktheit einiger abgeſterbener Baumſkelette, die mit ihren kahlen Äſten wie Todtengerippe drohend daſtanden. Zu allem Unglücke hatte auch das Haus mit ſeinem hohen ſchwarzen Dache, den kleinen Fenſtern und einem Thürmchen, gleich einem Muskatnuß-Reibeiſen, ein gar trauriges Anſehen. Vor hundert Jahren ungefähr mochte es zum letzten Male geweißt worden ſein.

Indem ich aus dem Wagen ſtieg, fuhr ein eiskalter Windſtoß aus der Thorhalle hervor, als wollte er mich von dem düſtern, unheimlichen Aufenthalte zurückſtoßen. Die ſchwarzgekleidete Hausdienerſchaft ſtellte ſich vor mir zum

Empfange auf, aber mit ſo ſteifen Geſichtern, als wären ihre Züge mit den Nägeln eines Sarges zu der vom Anſtande vorgeſchriebenen Trauermiene befeſtiget worden; und als ich mein Haupt erhob, um mit dem letzten Blicke vom umwölkten Himmel Abſchied zu nehmen, fiel mir ein über dem Thore hängender Wappenſchild in's Auge, auf welchem ich mit Schauder das ominöſe Wort „Resurgam" *) las.

Der Geſellſchaftsſaal war groß; das Feuer brannte ſchwach; der Fußboden krachte von Zeit zu Zeit; die Fenſterflügel zitterten; der Wind ächzte im Kamin und ſauste an der Thür. Als die Windſtöße eine kleine Pauſe machten, vernahm ich im Saale einen raſſelnden Schall von ſonderbarer Art; er näherte ſich langſam; ihm folgte ein unheimliches Schütteln an der Klinke. Ich ſagte ganz leiſe: „Herein!" Da erblickte ich durch die Rauchwolken, welche der Windzug durch das Öffnen der Thür aus dem Kamin hervortrieb, die lange, hagere Geſtalt einer ſchwarzgekleideten alten Frau, deren Geſicht mit gelbem Wachstaffet überzogen zu ſein ſchien. Sie blieb ſchweigend und kerzengerade an der Thüre ſtehen. Endlich ſchritt ſie feierlich bis in die Hälfte des Zimmers vor, wo ſie wieder ſtehen blieb, ein weißes Schnupftuch aus den Falten des Kleides hervorzog, und daſſelbe an die Augen hielt, welches ſogleich einen Strom von Thränen ſammt dazu gehörigen Seufzern verurſachte. Sie trocknete nach einer kleinen Weile die Augen, ordnete die Züge zu einer Art von Lächeln, ſtreifte den Eſtrich mit

---

*) »Ich werde auferſtehen.«

einem demüthigen Knicks, und that mir kund und zu wiſſen, daß ſie die Haushälterin dieſer alten und ehrſamen Familie ſei, daher ſie es denn für ihre angenehme Pflicht halte, mir ihre unterthänige Aufwartung zu machen, und mich als Stammhalter im Erbreiche meiner Herrlichkeit und als Repräſentanten meiner hochedlen Familie zu bewillkommen. Sie erzählte mir hierauf alle einzelnen Umſtände vom Tode meines Oheims; wie er eine Woche vorher ſo melancholiſch geweſen ſei; wie er tagelang auf dem Stuhle ſaß, welchen ich eben einnahm, und den Kopf auf die Hand ſtützte; wie er in jener unglücklichen Nacht mit haſtigen Schritten über die Treppe ſtieg; wie er an der Thürſchwelle ſtehen blieb, als ſcheue er ſich, in das Zimmer zu treten; wie er den Leuchter auf das Toilette-Tiſchchen ſtellte, auf dieſelbe Stelle, wo ich meine Schlafhaube finden würde; wie er einige Sekunden lang die flackernde Kerzenflamme anſtarrte; wie er dem Stubenmädchen das Zimmer zu verlaſſen befahl und zuriegelte; wie ſie über ein um Mitternacht in ſeinem Zimmer gehörtes Getöſe erſchrak, aus dem Bette ſprang und am Schlüſſelloch horchte; wie ſie fragte, keine Antwort erhielt, den Bedienten herbeirief, dieſer die Thür öffnete, und ſie ſchrie: „Licht! um des Himmels willen, Licht!“ — In dieſem Augenblicke fiel der geſchwätzigen Haushälterin mitten im Feuer ihrer Erzählung ein, daß das Reiſen Appetit macht; ſie eilte fort, beſtellte das Abendeſſen und kam wieder zurück, um mir zu ſagen, daß ich mir doch, ehe ich zu Bette ginge, die Mühe geben möchte, den Teprich in der Ecke zunächſt dem Bette zu lüften, wo ich noch gewiſſe Spuren auf dem Eſtrich finden würde.

Ich ſchlief dieſe Nacht nicht am beſten; dies mochte zum Theile wohl auch daher kommen, daß ich ein paar Kerzen brennen ließ. Den folgenden Tag brachte ich mit Faulenzen auf dem Sofa zu, und beſchäftigte mich dabei mit dem Gedanken an meine Rückkehr nach London. Der Mittag kam heran, ehe ich einen Entſchluß gefaßt hatte. Da ich es nur zu deutlich fühlte, daß ich ein Martyrer der Umſtände, ein Gefangener in den Feſſeln der Ereigniſſe ſei, ergab ich mich endlich in mein Schickſal. Unter dieſen Betrachtungen überraſchte mich der Abend. Dämmerung füllte das Gemach: ſie wurde ſchauerlich unterbrochen, wenn von Zeit zu Zeit einzeln auflodernde Flammen der ſchon erlöſchenden Kaminglut den düſtern Raum dunkelroth durchflogen. In dieſer glühenden Beleuchtung traten dann die umher hängenden Bilder der Ahnen geiſterhaft ſchauerlich hervor. So wie aber die Glut allmälig erloſch, drangen die Schatten der vor den Fenſtern rauſchenden Bäume dunkler herein, und verſchlangen die verſchwindenden Ahnen bis auf Einen, welcher, von der Glutröthe am längſten angeſtrahlt, den Arm nach mir ausſtreckte, und mich mit durchdringendem Blick anſtarrte. Es war das Bild meines Oheims, der ſich ſelbſt entleibt hatte. Auch ihn verſchlang endlich die in Nacht übergehende Dämmerung. Als nun auch dieſer letzte verſchwunden war, fuhr ich ſchaudernd vom Stuhle auf, und rief mit dumpfer Stimme:

„Sie Alle ſind dahin! Welchen des Stammes ſoll nun die Reihe zunächſt treffen?"

So traurig es im Innern des Zimmers war, um ſo freundlicher und einladender winkte mir, als ich nun durch's Fenſter blickte, das Äußere zu. Die letzten Sonnenſtrahlen weilten noch auf den Wipfeln der fernen Bäume; ſie ſchienen, wie jedes Abſchiednehmen überhaupt, ſchmelzender und zärtlicher zu werden, je näher der Augenblick des Scheidens heranrückte. Vor Allem zog ein ſanfter, runder Hügel, welchen man durch eine Waldöffnung im Hintergrund erblickte, meine Aufmerkſamkeit an ſich. Sein Gipfel war von einem ſo hellen Glanze umfloſſen, als hätten Engel des Lichtes ihn zu ihrem Wohnſitze auf Erden erwählt, während die Bäume das Heiligthum der Glorie wie Wächter zu umgeben ſchienen, um es gegen das Eindringen jedes Ungeweihten zu ſchützen. Beim längern Anblick dieſer ſchönen Szene erwachte in meiner Bruſt eine innige Sehnſucht und zugleich die Rückerinnerung an eine holde Vergangenheit, da Leonore mir gut und mein Herz ruhig war. Der Hügel des verklärenden Sonnenunterganges erſchien meiner entflammten Fantaſie nun wie ein Eiland der Seligen. Ich konnte mich nicht länger halten; ich eilte in's Freie.

Das Eiland der Seligen, welches ich zu erreichen ſuchte, ſchien vor dem Pilger zurückzuweichen. Endlich kam ich an's Ziel, fand aber nichts als einen — ungeſtalten, traurigen Hügel, indem ſich die ganze Glorie der Sonnenſtrahlen bereits auf eine benachbarte Anhöhe gelagert hatte. Ich wandte mich von jenem verdrießlich ab, und ſchritt dem neuen Lichtpunkt entgegen — mit dem nämlichen widrigen Erfolg. Jetzt war die Glut meines Innern abgekühlt, das ſchöne Fantaſiebild erloſchen. Die Sonne ging unter, und ſchwarze Wolken zogen herauf, um ſich des Raumes zu bemächtigen, welchen noch vor wenigen Minuten ein goldener Schmelz von Sonnenſtrahlen verklärt hatte. Der Kampf war ſchon aber kurz. Zwar durchbrach hie und da ein Nachzügler des fliehenden Strahlenheeres die Reihen der verfolgenden Wolkenſcharen; dennoch aber ward das Schickſal des Tages in kurzer Zeit entſchieden. Der Nachtwind erhob ſich: die dunkeln Bäume, die mich umgaben, ſausten, und ſtatt des Geſanges der eingeſchlafenen Vögel umtönten mich aus dem Graſe und aus finſterem Gebüſch ſeltſame Nachtſtimmen hell und dumpf. Mich faßte ein unheimlicher Schauder; ich verließ die Waldpfade und nahm den Rückweg zum Schloſſe durch das Dorf. Meine haſtigen Schritte zur Zeit der Stille waren den Bewohnern, die ſich ſchon der Ruhe hingaben, eine ungewöhnliche Erſcheinung; ich hörte manches Fenſter und manche Hausthür hinter mir ſich ſchnell öffnen und eben ſo ſchnell wieder ſchließen. Endlich trat ich in den Baumgang, welcher gerade zum Schloſſe führte. Er war kalt und düſter, wie ein Begräbnißgewölbe. Hier pflegte mein Oheim ſeinen Abendſpaziergang zu machen, vielleicht zu eben dieſer Stunde: hier hatte er, ohne Zweifel, auch über den Gedanken des Selbſtmordes gebrütet und den unſeligen Entſchluß gefaßt, vor welchem die Menſchheit ſich entſetzt.

Während ich dieſem ſchauderhaften Gedanken der Vernichtung nachhing, ſtieß ich mit dem Kopfe an einen vorgeſtreckten Baumzweig ſo heftig, daß ich beinahe zu Boden geſunken wäre. Indem ich meinen Körper und das Bewußtſein mühſam aufrecht erhielt, vernahm ich ein leiſes, dumpfes Gemurmel, welches aus dem nächſten Gebüſche hervorkam; ich wendete inſtinktmäßig meine Augen nach der Stelle hin. Meine aufgeregte Fantaſie brachte einen Lichtfunken hervor, der aus den Augen entweder wirklich ausſtrömte, oder wenigſtens auszuſtrömen ſchien. Schrecken faßte mich, als noch zu guter Zeit eine Art von Ermuthigung, vermiſcht mit einem Gefühl von Scham, in mir erwachte. Ich ſchlug mit der Hand tüchtig auf die zitternden Glieder, und ſetzte meinen Weg fort.

Der Nachtwind fuhr jetzt immer ſtärker und kälter durch die Baumwipfel dahin, manchmal auch zur Erde herab; dann flog das dürre Laub vor mir wirbelnd einher, als ſauste ein böſer Geiſt ächzend durch den Wald. Ich erkannte recht wohl, daß dieſes Sauſen und Raſcheln nur die Stimme des Nachtwindes und der aus ihrer Ruhe aufgeſchreckten dürren Blättermaſſen war; dennoch aber ergriff mich ein unwillkürliches Schaudern, und kalter Schweiß trat mir auf die Stirne. Der Geiſt meines Oheims ſchien vor mir dahinzuziehen. Es war mir, als hätte ich zweierlei Sinne, deren Unterſchied ich wohl erkannte. Die Erſcheinung des Phantoms mochte Täuſchung und Blendwerk ſein, der Schall der Fußtritte war aber zuverläſſig kein nichtiger Wahn, denn ich hörte ſie ſo gewiß und wahr, als ich das Kniſtern des

Federkiels höre, da ich jetzt im Schweigen der Nacht dieſe Begebenheit niederſchreibe. Plötzlich hörte der Schall der Fußtritte auf; in dieſem Augenblicke aber war — ich fühlte es in meinem Innerſten — die Erſcheinung, der Geiſt, oder was immer für ein unheimliches Weſen wieder vor mir, noch zwar meinen Augen nicht ſichtbar, doch immer ſo, daß ich an deſſen Annäherung und baldigem Erſcheinen nicht zweifeln konnte. Der Schall langſamer, abgemeſſener Fußtritte ließ ſich wieder hören, vermiſcht mit dem Stöhnen des Windes. Im nächſten Augenblick fiel mir ein Licht in's Geſicht, deſſen plötzlicher, ſchnell verſchwindender Glanz mich ſo blendete, daß ich unwillkürlich die Augen ſchloß. In dem Moment, da ich ſie wieder öffnete, erblickte ich eine ſchwarze Geſtalt in einiger Entfernung langſam gegen mich heranſchreitend. Ich fiel beſinnungslos zu Boden.

Als ich erwachte, fand ich mich in meinem Bette. Heller Morgenglanz erfüllte das Zimmer. Ich fühlte mich heiter und friſch. Das Nachtereigniß war aus meiner Seele verſchwunden, wie ein düſterer Traum, der ſpurlos vorüberzog. Ich kleidete mich an, frühſtückte, ging ſpazieren, ſprang wie ein leichtfüßiges Windſpiel, und übte das freudige Gefühl meines Wohlſeins an den Baumäſten, die ich luſtig bog und zog und ſchnellte. Dachte ich auch einen Augenblick an das nächtliche Abenteuer, ſo geſchah es nur, um mich über meine Furcht zu ſchämen oder darüber zu lachen, und ich freute mich ſchon auf die kommende Nacht, um einen Beweis meines Heldenmuthes zu liefern. Sie kam mir viel zu langſam; ich konnte ſie kaum erwarten.

Als endlich die Dämmerung heranrückte, gewann die ſchwarze Geſtalt ein ernſthafteres Anſehen, und es drängten ſich mir die Fragen auf: Wer war dieſer Wanderer der Nacht, der langſam und grauenhaft durch das Dunkel dahinſchritt? Warum wich die rieſige Geſtalt nicht von ihrem Wege ab, als ein Pilger gleich ihr einherwandelte? Woher kam der Lichtſtrahl, der mir ſo plötzlich in's Geſicht fiel, während das Antlitz des Fremdlings auf die ſonderbarſte Weiſe in dem finſterſten Dunkel verborgen blieb?

Mit dem Anbruche der Nacht wurde ich nun zwar immer unruhiger und ängſtlicher, doch nicht furchtſam; ich faßte vielmehr, mit zunehmender Neugierde, den Entſchluß, das Äußerſte zu wagen, um mich von der Wahrheit der Sache zu überzeugen. Ich heftete meine Blicke, ehe ich das Zimmer verließ, auf die Bilder meiner Ahnen, wie ſie allmälig in der ſie verſchlingenden Dunkelheit verſchwanden, zuletzt auf das Bild meines Oheims mit empergehobener Hand. Ich fand in demſelben viele Ähnlichkeit mit der ſchwarzen Geſtalt, die mir im Baumgange erſchienen war, ließ mich aber dennoch nicht ſchrecken, und eilte meinem nächtlichen Abenteuer entgegen. Als ich durch das Dorf ging, begegnete ich einem langen, hagern Mann, in einen weiten Mantel gehüllt. Er erwiederte meinen Gruß ganz kurz, antwortete wenig, und verließ mich, als wir zu der eminöſen Allee kamen, ſo plötzlich, daß es mir vorkam, der unheimliche Wanderer ſei entweder in die Erde verſunken, oder ein Windſtoß, der ſich in dem Augenblicke erhob, habe ihn weggerafft.

Als ich beinahe in die Mitte der Allee gekommen war, wo die höchſten und dichteſten Bäume ſtanden, ereignete ſich ein Umſtand, der mich gewaltig aufregte. Auf der Stelle, wo die ſchwärzeſte Finſterniß ſich konzentrirt zu haben ſchien, flackerte plötzlich ein Licht auf, welches eben ſo ſchnell wieder verſchwand. Es war ohne Zweifel eben daſſelbe, welches mir in der vorigen Nacht die Geiſtesgegenwart geraubt hatte. Jetzt aber blieb ich gefaßt und dachte: „Iſt dieſes Licht ein körperlicher Gegenſtand, ſo kann ich ihn mit der Hand berühren, und iſt der Träger ein menſchliches Weſen, ſo muß er meine Stimme hören.“ — Halb im Ernſt, halb im Scherz ermannte ich mich, dem entſcheidenden Moment entgegenzugehen. Ich ſchritt haſtig vorwärts, und ſtreckte meinen rechten Arm nach der nächtlichen Geſtalt aus. In dieſem Augenblicke trat mir das Bild des Oheims lebhaft vor die Seele; die Ähnlichkeit mit dem unheimlichen Nachtwanderer war ergreifend. „So wandern denn (rief's in meinem Innerſten) die Todten auch in unſerer Zeit des Unglaubens wirklich umher? So wären alſo die Zeugniſſe ſo vieler Stimmen der Vorwelt dennoch wahr? Warum beſucht der Schatten des Abgeſchiedenen den Lieblingsort ſeines irdiſchen Daſeins? Welchen Zuſammenhang haben dieſe Geiſterbeſuche mit den Bürgern dieſer Erde, denen ſie erſcheinen?“ — Solche Fragen durchflogen meine Seele blitzſchnell.

Jetzt ſchienen ſich aber die Elemente ſelbſt gegen meine Standhaftigkeit verſchworen zu haben. Ein Windſtoß fuhr durch die Wipfel der Bäume ſo heftig dahin, daß ſie wie Meereswogen ſauſten, und die Äſte bang dazwiſchen ſtöhnten. Durch allen dieſen Aufruhr vernahm ich den dumpfen, hohlen Schall feierlich abgemeſſener Fußtritte, die jedoch ſo leicht dahinzogen, als ob ſie über einen Moosteppich wandelten. Es war keine Täuſchung; ich fühlte in meinem ganzen Nervenſiſtem die Annäherung des unheimlichen Wanderers. Der Schall kam näher und näher. Meine zitternden Glieder verſagten ihre Funktion; ich blieb ſtehen, ſtarr und unbeweglich. Das wunderbare Licht fiel mir abermal in's Geſicht, verſchwand plötzlich wieder, und ich ſah die ſchwarze Geſtalt dahingleiten, langſam und ſchweigend. Als ich aus meiner Betäubung erwachte, gab Scham, Zorn und die Neugierde der Verzweiflung mir die volle Beſonnenheit und meinen Gliedern die volle Kraft. Ich rief laut, ſtürzte wie ein Raſender gegen das zurückweichende Phantom, ſchlug mit ausholenden Armen umher, und ſank endlich in völliger Erſchöpfung zu Boden.

Am nächſten Tage befand ich mich fieberhaft, unwohl, entkräftet und kleinmüthig. Ich ſaß immerzu am Kamin; außen plätſcherten unaufhörliche Regengüſſe vom Himmel nieder, und der Herbſtwind heulte. Ich ſtarrte von meinem Lehnſtuhl in die dunkelgraue Wüſte hinaus, bis die Nacht Alles verbarg und die Kaminglut erloſch.

Mitten in meinen düſtern Träumen ward ich plötzlich aufgeſchreckt durch einen Lichtglanz, welcher den Baumgang durchblitzte, und dann in der Finſterniß verſchwand; ich war aber ſo verwirrt, daß ich nicht wußte, ob dieſes Wirklichkeit oder Einbildung war. Ich ſprang auf und trat zum Fenſter. Ein Menſchengeſicht ſah herein. Ich ſtieß einen Schrei aus;

das Geſicht verſchwand. Ich ſprang zum Fenſter hinaus und ſtürzte keuchend durch den Baumgang dahin. Meine Füße glitſchten auf dem naſſen Boden aus; der Regen ſchlug mir in's Geſicht, daß die Augen erblindeten, aber ich rannte ungeſtüm fort. Das Licht erſchien wieder. Ich ſtürmte wüthend darauf los, ergriff mit Einem Sprung das grauenhafte Weſen, das mich verfolgte, erhielt einen heftigen Stoß, fiel zu Boden und lag auf dem Körper eines Menſchen. Mein Schrecken war indeß von kurzer Dauer. Das geheimnißvolle Licht fiel mir nochmal in's Geſicht, ſodann auf jenes der ſchwarzen Geſtalt. Eine kräftige Hand riß meine Finger von der Kehle, an welcher ich den fremden Körper feſthielt, und eine Stimme rief mir voll Verwunderung zu: „Potz Sapperment! Euer Gnaden werden doch den Nachtwächter Martin nicht erdroſſeln wollen?“ —

Der Übergang vom Entſetzen zum lauten Gelächter erfolgte blitzſchnell. Ich umarmte die ſchwarze Geſtalt, das heißt: den Nachtwächter Martin, herzlich. Als ich nach einigen Monaten heiratete, ſervirte das Geſpenſt bei dem Hochzeitmahl, und bemühte ſich vergeblich, das gewaltſam ausbrechende Lachen zu unterdrücken, als ich der geängſtigten Braut die ſchauerliche Geſchichte von dem Erſcheinen der ſchwarzen Geſtalt zum Beſten gab.

# Das zweite Todesurtheil.

## Eine wahre Begebenheit *).

Sir John Cochrane war einer der furchtbarſten Feinde des letzten Königs Jakob in England. Endlich ſchlug die Stunde, da ihn ſein böſes Schickſal ereilte. Er ward von den königlichen Soldaten umrungen, nach langem Kampfe der Verzweiflung überwältigt, gefangen, verhört und auf dem Schaffot zu ſterben verurtheilt. Er hatte nur wenige Tage noch zu leben; der Kerkermeiſter erwartete jeden Augenblick den Befehl, ihn zum Blutgerüſte zu führen. Seine Freunde und Verwandten hatten den Unglücklichen beſucht, um ihm das letzte, herzzerreißende Lebewohl zu ſagen. Nur ein Weſen erſchien nicht — Griſelde, ſein Stolz, die Tochter ſeiner Liebe. Die Dämmerung warf ein tieferes Dunkel auf die Gitter des Gefängniſſes. Das Herz des Gefangenen ſchmachtete in ſehnſuchtsvoller Trauer nach

---

*) Nach dem Engliſchen.

dem Anblicke ſeines Lieblingskindes; er drückte ſein Haupt an die kalte, feuchte Kerkermauer, um die fieberhafte Glut zu kühlen, die ſein Gehirn wie feurige Stacheln durchdrang. Da ſtöhnten plötzlich die Angeln der eiſernen Thür; der Gefangenwärter trat ein; ein ſchönes, junges Mädchen folgte ihm, eine hohe, edle Geſtalt mit hell leuchtenden ſchwarzen Augen, in denen aber ein tiefer Schmerz lag, ein Schmerz, den keine Thränen wegzuweinen vermögen. Rabenlocken theilten ſich über der klaren, reinen, marmorweißen Stirne.

Der unglückliche Gefangene erhob ſein Haupt, als die Beiden eintraten, und rief: „Griſelde! O mein Kind!" — Sie ſank ihm an die Bruſt mit den Worten: „Mein Vater! mein theurer Vater!" und wiſchte ſchnell die Thränen von den Augen.

„Ihr könnt nur ſehr kurze Zeit beiſammen bleiben," ſagte der Kerkermeiſter, indem er wegging und ſie allein ließ."

„Gott ſchütze Dich, meine Tochter!" ſagte Sir John, indem er das Mädchen an's Herz drückte und auf die Stirne küßte. „Ich hatte gefürchtet, daß ich ſterben müſſe, ohne mein Kind geſegnet zu haben, und dies war mir ſchmerzlicher, als der Tod. Du biſt nun aber gekommen, mein geliebtes Kind! und der letzte Segen Deines unglücklichen Vaters" — —

„Nein!" rief Griſelde: „nicht Dein letzter Segen — nicht Dein letzter! Mein Vater darf nicht ſterben!"

„Beruhige Dich, mein Kind!“ erwiederte Sir John. „Wollte der Himmel, daß ich Dich tröſten könnte! Aber ach — verſchwunden iſt jede Hoffnung. Binnen drei Tagen biſt Du, ſind alle meine Kinder —“

„Vaterlos“ — wollte er ſagen, aber das Wort erſtarb ihm auf der Zunge.

„Drei Tage!“ wiederholte Griſelde, indem ſie ihr Haupt von des Vaters Bruſt erhob und ſeine Hand heftig drückte; „drei Tage! dann iſt Hoffnung, daß mein Vater — leben wird! Iſt nicht mein Großvater der Freund von des Königs Beichtiger? Von ihm ſoll er das Leben des Sohnes erbitten, und mein Vater darf nicht ſterben.“ —

„Täuſche Dich nicht, meine Griſelde!“ erwiederte Sir John; „wir haben keine Hoffnung; mein Todesurtheil iſt geſiegelt; der König hat den Befehl zu meiner Hinrichtung ertheilt, und der Todesbote iſt auf dem Wege.“

„Und dennoch“ — rief ſie mit Nachdruck — „und dennoch ſoll und wird mein Vater nicht ſterben! Der Himmel wird dem guten Vorſatz einer Tochter ſeinen Beiſtand nicht verſagen.“ Mit dieſen Worten wendete ſie ſich ſanft an ihren Vater, und ſagte: „Bald ſehen wir uns wieder!“ —

„Was will mein Kind?“ ſagte der Vater, ihr ängſtlich in's Geſicht ſchauend.

„Forſche nicht!“ erwiederte ſie; „forſche nicht, mein Vater! ſondern bete für mich, und gib mir Deinen Segen — aber nicht den letzten!“ — Er drückte ſie nochmal an's Herz, und ſeine Thränen floßen auf ihren Nacken. Nach einigen Augenblicken trat der Kerkermeiſter ein, und ſie wurden getrennt.

Wenige Tage nachher zog ein Wanderer auf der Straße gegen Marygate einher, und ſetzte ſich endlich ermüdet auf die Bank vor einem Wirthshauſe. Seine Kleidung beſtand in einem groben Wamms, welches ein Ledergürtel um den Leib befeſtigte, und in einem kurzen Mantel. Er war, ohne Zweifel, ein junger Mann, er hatte aber den Sturmhut ſo tief über die Stirne gedrückt, daß man die Geſichtszüge kaum erkennen konnte. In der einen Hand hielt er ein kleines Bündel, in der andern einen Pilgerſtab. Er verlangte ein Glas Wein, zog ein Stückchen Brot aus dem Bündel, und ſetzte, nachdem er einige Minuten geraſtet hatte, ſeinen Weg fort. Die Schatten der Dämmerung brachen düſter an, eine ſtürmiſche Nacht drohend. Schwarzes Gewölk umzog den Himmel, Windſtöße ſauſten, ſchwere Regentropfen fielen, und die Wellen des Tweed-Fluſſes ſtiegen unruhig.

So kam er an's Stadtthor. „Der Himmel ſei Dir gnädig, wenn Du in dieſer Nacht einen weiten Weg zu machen gedenkeſt!“ ſagte die engliſche Thorwache, als der Wanderer an ihr vorüberſchritt, um über die Brücke zu gehen. Binnen wenigen Minuten befand er ſich auf dem meilenlangen Moorlande von Tweedmouth, einer öden Wüſte voll Ginſter, Farrenkraut, Sandhügeln und Gräben, mit Reiſig bedeckt. Er ſchritt langſam, als trotze er dem Sturm, der nun in ſeiner äußerſten Wuth losbrach. Der Regen ſtürzte in Strömen nieder, und der Wind heulte wie eine

Legion ausgehungerter Wölfe. Lange drang der Wanderer muthig durch den Aufruhr der empörten Elemente; endlich, als fehle ihm die Kraft, dem Sturme noch länger zu widerſtehen, ſuchte er Schutz zwiſchen einigen Holzäpfel- und Brombeergebüſchen an der Heerſtraße. Er mochte ungefähr eine Stunde an dieſem wenig genügenden Zufluchtsorte verweilt haben, während die Nacht immer ſchwärzer und der Sturm immer heftiger wurde, als er den Hufſchlag eines galoppirenden Roſſes vernahm. Der Reiter drückte den Kopf nieder, um der Gewalt der Windſtöße zu widerſtehen. Plötzlich ward ſein Pferd am Zügel ergriffen; der Reiter erhob ſein Haupt; der Wanderer, vor ihm ſtehend und ihm ein Piſtol an die Bruſt ſetzend, rief mit barſchem Tone: „Steig' ab!" —

Der Reiter, beſtürzt und von plötzlicher Furcht ergriffen, verſuchte den Arm des Räubers zu faſſen; dieſer ließ augenblicklich den Zügel los, packte den Reiter an der Bruſt, und riß ihn zu Boden. Er fiel mit der ganzen Schwere des Körpers auf's Geſicht, und blieb einige Minuten ſinnenlos. Der Fremde bemächtigte ſich des Brief-Felleiſens, warf ſich's über die Schulter, und flog über die Heide dahin.

Drei Tage vergingen, und Sir John Cochrane lebte noch. Das Felleiſen, welches ſein Todesurtheil enthielt, war geraubt worden, und eh' ein zweiter Befehl zu ſeiner Hinrichtung ertheilt werden konnte, war es möglich, daß die Fürbitte ſeines Vaters, des Grafen Dundonald, unterſtützt von des Königs Beichtiger, glücklichen Erfolg hatte. Griſelde ward nun ſeine beſtändige Gefährtin im Kerker, und ſprach Worte des Troſtes.

Beinahe vierzehn Tage waren ſeit dem Raube des Felleiſens verfloſſen, und die im Herzen des Gefangenen erwachende Hoffnung ward ſchmerzlicher, als ſeine frühere Verzweiflung: aber auch dieſe ſchmerzliche Hoffnung erloſch. Die Fürbitte des Grafen Dundonald blieb ohne Erfolg; der König unterzeichnete das Todesurtheil zum zweiten Male, und es konnte ſchon am folgenden Tage im Kerker eintreffen. „Der Wille des Himmels geſchehe!" ſtöhnte der Gefangene.

„Amen!" erwiederte Griſelde; „aber — ſterben darf mein Vater nicht!" —

Zum zweiten Mal ſprengte ein Reiter über das Marſchland von Tweedmouth, und ein zweites Todesurtheil Sir Cochrane's lag in ſeinem Felleiſen. Er ſpornte ſein Pferd, blickte behutſam vorwärts, rückwärts und ringsumher, und in der rechten Hand hielt er ein Piſtol zu ſeiner Vertheidigung.

Der Mond goß ſein bleiches Licht auf die Heide herab, welches kaum hinreichte, die öde Wüſtenei ſichtbar zu machen. Plötzlich erſchrak ſein Pferd vor dem Knall eines Piſtolenſchuſſes, deſſen Feuer ihm in die Augen flammte. In demſelben Augenblicke drückte auch der Reiter ſein Piſtol los; das Pferd bäumte ſich und er ſtürzte aus dem Sattel. Sogleich ſtand der Fuß des Räubers ihm auf der Bruſt, der ihm, einen Dolch ſchwingend, zurief: „Gib mir Deine Waffen, oder Du ſtirbſt!" Den Diener des Königs verließ der Muth; er that ohne Widerrede, was Jener verlangte. „Zieh' nun Deines Weges," ſagte der Räuber, „gib mir aber Dein Pferd und das Felleiſen, ſonſt geht Dir's übel!"

Der Mann erhob ſich von der Erde und entfernte ſich zitternd; der Räuber beſtieg das Roß und ſprengte über die Heide.

Schon machte man die Vorbereitungen zu Sir John Cochrane's Hinrichtung, und die Gerichtsbeamten warteten nur auf die Ankunft des zweiten Todesurtheiles, als die Nachricht kam, das Felleiſen ſei abermal geraubt worden. So ward denn das Leben des Gefangenen nochmals um vierzehn Tage verlängert. Er fiel der Tochter nochmals um den Hals und ſagte: „Ich erkenne die Hand Gottes!"

„Sagte ich es nicht," erwiederte das Mädchen, zum erſten Male laut weinend, „daß mein Vater nicht ſterben darf?" —

Die vierzehn Tage waren noch nicht vorüber, als die Kerkerthür aufflog, und Graf Dundonald in die Arme ſeines Sohnes ſtürzte. Seine und des Beichtigers Fürbitte hatte endlich geſiegt, und der König, nachdem er vergebens das Todesurtheil zweimal unterſchrieben hatte, unterzeichnete nun die Begnadigung.

Sir Cochrane enteilte mit ſeinem Vater dem Kerker, in den Kreis der Seinigen, die ihn, Freudenthränen vergießend, umarmten und küßten. Nur Griſelde fehlte. Indem Alle der ewigen Vorſehung dankten, welche durch zweimaligen Verluſt des Todesurtheils ſein Leben rettete, ließ ein Fremder ſich melden.

Eintrat der — Räuber! Er rückte ſeinen Hut, ließ ihn aber auf dem Kopfe, und ſagte zu Sir Cochrane: „Wenn Ihr die beiden Papiere, die ich Euch überreiche, geleſen habt, ſo werft ſie in das Feuer!"

Sir Cochrane las — ſtarrte — erblaßte; es waren die beiden Todesurtheile!

„O mein Befreier!" rief er endlich; „wie ſoll ich Dir danken? Retter meines Lebens! Mein Vater — meine Kinder — danket ihm für mich!"

Der alte Graf faßte die Hand des Fremden, die Kinder umarmten ihn. Er aber hielt die Hand vor das Geſicht; Thränen entſtürzten ſeinen Augen.

„Unter welchem Namen, mein Befreier, wollt Ihr meinen Dank annehmen?" fragte Sir Cochrane.

Der Fremde weinte laut auf, riß den Hut vom Haupte, und — Griſeldens ſchwarze Locken fielen auf den groben Mantel.

„Gott im Himmel!" rief der ſtaunende, entzückte Vater: „Mein Kind — meine Griſelde — Du, meine Retterin!"

# Die Straniera.

Die Waſſerkuren ſind jetzt an der Tagesordnung. Man wäſcht und reinigt ſich mit dem Waſſer das Innere und das Äußere des Körpers. Was für eine gereinigte Generation wird das zwanzigſte Jahrhundert bringen! Schade, daß ich es nicht erleben kann! Dieſes zuverläſſige Geſundheitsmittel kränkt aber auch ſo viele Leute, nämlich die Mineralwäſſer, den Wein und mich; und zwar: die Mineralwäſſer, weil ſie das einfache, ordinäre Waſſer jetzt gleichſam nobilitiren laſſen, und die ſogenannten Heil- oder künſtlichen Wäſſer aus zwei Gründen verdrängen will, nämlich weil dieſe nicht mehr wirken ſollen, als die einfachen, und weil jenes weniger koſtet, als dieſe, das heißt: nichts. Den Wein kränkt die Geſchichte, theils weil er ſich überhaupt mehr einbildet, als jedes Waſſer, indem er das begeiſternde oder berauſchende Lieblingsgetränk der Reichen, der Helden und der Dichter iſt, und ſich insbeſondere auch noch gar wohl der goldenen Zeit des Browniſchen Syſtems erinnert, wo ſo manche Sterbende wenigſtens das Vergnügen hatten, ſich den Abſchied vom Leben durch ein kleines Räuſchchen zu erleichtern. Mich endlich verdrießt das übermäßige Waſſertrinken, weil ich mich gerne der Unterdrückten annehme, und es nicht leiden kann, daß man den Wein ganz verdrängen, und ihn beinahe umſonſt in die Welt kommen laſſen will. Ich hoffe indeß, daß ſich nebſt mir vielleicht noch Einige ſeiner annehmen werden.

Um indeß nicht in den übeln Ruf eines hinter dem Geiſte der Zeit zurückgebliebenen Weintrinkers zu kommen, beſchloß ich, jeden Morgen eine Promenade am Waſſer-Glacis zu machen, was denn auch geſchah, und zwar zum erſten Mal am erſten Mai.

Ich hoffe, es wird mir's Niemand übel nehmen, daß ich bei dieſer Gelegenheit ein Abenteuer, wenn auch nicht ſuchte, doch wenigſtens in aller Unſchuld wünſchte. Und ſieh da! Ich ging kaum auf dem Glacis, ſo ging auch ſchon das Abenteuer vor mir; und dieſes Abenteuer ſah aus wie eine ſchöne, junge Frau. Sie ging vor mir, feierlich wie der Geiſt im Hamlet, ich hinter ihr, wie Hamlet hinter dem Geiſte. Sie winkte mir zwar nicht, wie der Geiſt dem Hamlet, ich folgte ihr aber deſſen ungeachtet, wie Hamlet dem Geiſte. Weil ich aber größere Schritte machte und ſchneller ging als ſie, alſo geſchah es, daß ich bald voraus kam, ihr durch eine mit Anſtand bewirkte glückliche Wendung den Blick der gebührenden Bewunderung zollte, meinen Weg fort, und mich ſelbſt endlich auf eine Bank ſetzte.

Ich ſaß kaum einige Minuten auf der Bank, und dachte ſo hin und her, wie die Liebe im Hazardſpiele des Lebens Bank hält, und ſo Mancher durch ſie bankerott wird, als das bemeldete Abenteuer in weiblicher Geſtalt vor mir und der Bank vorbeiging, bald wieder zurück kam, und — man denke ſich mein Erſtaunen! — lächelnd neben mir Platz nahm, als wollte ſie Bank halten und mich bankerott machen.

„Ich bin überzeugt,“ begann die kaum Sitzende, „daß Sie mich gewiß nicht kennen.“

Ich erwiederte: „Schönen Frauen darf man nie Unrecht geben, am wenigſten aber dann, wenn ſie Recht haben. — Würden Sie es ungütig nehmen, wenn ich mir die Frage erlaubte: „Wen ich zu ſprechen die Ehre habe?“ ſo will ich die Frage lieber nicht gewagt haben.“

„Eine wunderbare Stellung von Redensarten, woraus man nicht klug wird;“ erwiederte die Dame. „Indeß will ich Ihnen auf keinen Fall verheimlichen, daß ich die — Straniera bin.“

„Wie!“ rief ich voll Erſtaunen: „Sie ſind doch nicht etwa gar das Singſpiel dieſes Namens?“

„Weder Singſpiel noch Hazardſpiel, auch kein Spiel der Leidenſchaften,“ erwiederte ſie lachend, „wohl aber ein Spiel des Schickſals, und zwar nicht mehr und nicht weniger, als wir Menſchen alle es ſind.“

„Singſpiel und Hazardſpiel,“ bemerkte ich, „könnten allerdings die Mütter hübſcher Charaden werden, und eine Verſchwägerung mit dem Spiele der Leidenſchaften und des Schickſals wäre dann wohl nicht ſo ſchwer herauszubringen.“

„Gewiß nicht!“ ſagte die Straniera. „Laſſen wir denn immerhin unſer Zuſammentreffen auf dem Waſſer-Glacis, unſer Beiſammenſitzen auf dieſer, mit grauer Ölfarbe zu einer Art von Marmor veredelten Bank, und ſelbſt unſer jetziges Geſpräch — für ein Spiel des Schickſals gelten!“

Die Straniera ſchwieg, ich auch. Nach einer Pauſe fragte ſie, ob ein Waſſer-Glacis- oder Mineralwäſſer-Journal hier exiſtire. Als ich das verneinte, ſagte ſie: „Dabei iſt eben nichts verloren. Es gibt ja dennoch genug Zeitſchriften, in deren Elementen das Waſſer der vorherrſchende Theil iſt. Ich hoffe, Sie hier jeden Morgen zu treffen, ja ich befehle es ſogar, und gebiete Ihnen hiermit, mir täglich ein Waſſer-Glacis-Journal mündlich mitzutheilen.“

Ich wunderte mich über die Naivetät der deſpotiſchen Dame, dachte mir aber, eine Straniera habe ohne Zweifel gar viele Vorrechte, die ganz natürlich darin begründet ſind, daß man nicht weiß, wer ſie iſt, und was ſie will. Hat doch mancher Schriftſteller ſchon in vielen Journalen mit allerlei Aufſätzen paradirt, die Aufſehen erregen, und man weiß deſſen ungeachtet nicht, was er eigentlich will.

Indem ich dieſes dachte, ſchwieg ich, die Dame ſchien aber mein Schweigen für eine Gedanken-Pauſe, das heißt, für Geiſtesarmuth zu nehmen. Ein ſatyriſches Lächeln, welches um ihren feingeſchnittenen Mund ſpielte, ließ mich dieſe Meinung deutlich erkennen.

Sie ſagte mit einem freundlichen Blick: „Sie ſind gewiß in keiner Verlegenheit, liebenswürdiger Erzähler oder Geſellſchafter auf dem Waſſer-Glacis! Iſt es Ihnen gefällig, gleich heute mit dem erſten Blatte Ihres mündlichen Journals zu beginnen?“

Ich fiel raſch ein: „Ich ſtehe zu Dienſten, geneigte Zuhörerin! Und da das Journal nun einmal nach Ihrem Willen den Waſſertitel an der Stirne tragen ſoll, ſo will ich auch das Waſſer zum Hauptelemente desſelben machen, und Ihnen eine Waſſergeſchichte erzählen, wobei das Waſſer eine tragikomiſche oder vielmehr eine komiſch-tragiſche Rolle ſpielen wird, indem der Held der Geſchichte ein Hofnarr, ihr Ende aber der Tod iſt. Sind Sie damit zufrieden?"

Die Straniera bejahte und ich fing an:

„Der Erzähler am Waſſerglacis. Erſtes
Blatt. Der Poſſenreißer Gonella."

„Gonella, geboren in einem der Jahre zwiſchen **1390** und **1400**, war der Sohn eines Handſchuhmachers in Florenz. Witz und Frohſinn waren ihm angeboren; gegen die väterliche Kunſt aber bezeigte er einen ſolchen Widerwillen, daß er, kaum zwanzig Jahre alt, ſeinen Vater und die erlernte Kunſt heimlich verließ, im Vertrauen auf ſeine, bisher mit großem Beifalle aufgenommenen guten Einfälle nach Ferrara wanderte, deſſen Herr damals Marcheſe Nikolaus der Dritte war, und, nachdem er durch einige glückliche Probſtücke ſeinen Beruf bewährt hatte, feierlich als Poſſenreißer aufgenommen wurde. Es gelang ihm auch, ſich durch gutmüthigen Witz die Liebe und das Vertrauen ſeines Gebieters zu erwerben."

„Gonella befand ſich nun wirklich in der glücklichſten Lage, und würde ohne Zweifel ſich lange ſeines Glückes erfreut haben, hätte nicht eine Waſſerkur die traurigſte Kataſtrophe herbeigeführt."

„Brauchte er ſelbſt die Waſſerkur?" fiel mir die neugierige Straniera in's Wort.

„Nein," erwiederte ich; „er nöthigte einen Andern dazu."

„Und welches Waſſer mußte der unglückliche Andere trinken?" fragte ſie.

„Po-Waſſer," ſagte ich.

„Dieſes kenne ich nicht," erwiederte ſie; „ich will mich aber hüten, es je zu trinken, wenn es ſo üble Folgen hat."

„Die übelſten, die irgend ein Waſſer nur haben kann," ſagte ich, und fuhr in meiner Erzählung fort:

„Der Marcheſe wurde von einem hartnäckigen Fieber befallen, welches aller Kunſt der Ärzte ſo frevelhaft trotzte, daß es nach jedem von ihnen angewendeten neuen Heilmittel neue Kräfte gewann. In einem langen Conſilium vereinigten ſich die Prieſter des Äskulap endlich dahin, daß, nachdem man bereits Alles verſucht habe, was nur zu verſuchen war, jetzt nur ein einziges Rettungsmittel noch übrig wäre. Dieſes letzte Mittel war aber auch in ſeiner Art ſo einzig, daß keiner der Herren Doktoren den Gebrauch desſelben dem Marcheſe vorzuſchlagen wagte. Es beſtand nämlich darin, den Patienten ohne ſein Wiſſen, plötzlich in ein kaltes Waſſer zu werfen, deſſen Kraft, vereinigt mit dem plötzlichen Schrecken, die heilſamſte Wirkung hervorbringen müßte. Ungeachtet die hochgelehrten Herren die feſte Überzeugung hegten, daß der glückliche Erfolg dieſes Mittels ſo gewiß ſei, als es keinem Zweifel unterliegt, daß zweimal zwei vier macht, beſchloßen ſie im weiſen Rathe dennoch, den Marcheſe lieber dem kalten Tode, als dem kalten Waſſer zu überliefern. Glücklicherweiſe hatte Gonella die Verzagtheit der weiſen Hofärzte behorcht. Ohne ſich von dieſer Gemüthskrankheit anſtecken zu laſſen, faßte er vielmehr einen ſehr herzhaften Entſchluß, welchen er auch alſogleich ausführte. Er ging nämlich noch am Abend desſelben Tages mit dem Marcheſe am Ufer des Po ſpazieren, und verſetzte dem Fieberkranken plötzlich einen ſolchen Stoß, daß er ohneweiters in das von den Ärzten anerkannte Arznei- und Rettungsmittel, das iſt, in das kalte Bad ſo gewaltig hineinfiel, daß die Wellen über dem Patienten zuſammenſchlugen. Wohlweislich hatte Gonella vorher die Anſtalt getroffen, daß zwei Fiſcher in der Nähe waren, die mit ihrem Kahn herbeiflogen, den Marcheſe aus dem Fluſſe zogen und an's Ufer führten.

Indeſſen war in dem guten Hofnarren doch ein Zweifel aufgeſtiegen, was zu thun wäre, wenn — wider alles Verhoffen — das Heilmittel dennoch die erwünſchte Wirkung nicht hervorbrächte. Die Ärzte würden auf jeden Fall den Kopf aus der Schlinge ziehen, und er bliebe dann allein im Pfeffer ſitzen. Gonella beſchloß daher, auch ſich ſelbſt zu retten; er entwich ungeſäumt aus Ferrara, und flüchtete nach Padua, wo er ſo lange blieb, bis er die ſichere Nachricht erhielt, der Marcheſe habe nach jenem außerordentlichen Heilmittel keinen Fieberparoxismus mehr bekommen, und genieße nun der vollkommenſten Geſundheit. Gonella empfand darüber die zweifache Freude, nicht nur ſeinen geliebten Gebieter, ſondern auch ſich ſelbſt gerettet zu ſehen. Die zweite Hälfte ſeiner Freude ward aber, leider! gar ſchnell zu Waſſer, denn es kam ſogleich ein hinkender Bote mit einer Hiobspoſt nach. Der arme Gonella hatte nämlich, ſo wie alle Menſchen, denen das Glück beſonders günſtig iſt, viele Ungünſtige, nämlich viele falſche Freunde, und viele wahre Feinde. Beide vereinigten ſich jetzt zum Verderben des abweſenden Lieblings, und brachten es dahin, daß er des Verbrechens der beleidigten Majeſtät beſchuldiget wurde, indem er gewaltſame Hände an die Perſon des Marcheſe gelegt habe, und zwar mit Gefahr des Lebens. Er ward demnach als Hochverräther erklärt, des Landes verwieſen, und für den Fall, daß er es wagen ſollte, je wieder ſich auf dem Grund und Boden Ferrara's blicken zu laſſen, mit der Todesſtrafe bedroht.

Gonella ließ ſich aber dadurch nicht ſchrecken. Er hoffte, es müſſe ihm gelingen, die gute Abſicht ſeines Wageſtückes darzuthun, ſich zu rechtfertigen, Verzeihung zu erhalten, und die Liebe ſeines Gebieters, für den er aus Liebe ſo viel gewagt habe, wieder zu gewinnen. Zugleich beſchloß er auch, in ſeiner Charakterrolle als Spaßmacher mit einem kleinen Spaß aufzutreten. Er fuhr nämlich in die Stadt Ferrara auf einem offenen Wagen, welcher mit Erde des Bodens von Padua angefüllt war. Als nun der am Stadtthore wachhabende Offizier, dem vom Marcheſe erhaltenen Befehle gemäß, den Ankömmling ſogleich verhaften wollte, erklärte Gonella, daß er nicht auf Ferrariſchem Grund und Boden ſtehe, ſondern auf Paduaniſchem. Dieſe Einrede wurde aber ſogleich entkräftet, indem man den Redner vom Wagen herabzog, und ihn auf Ferrariſchen Grund und Boden ſtellte. Man führte ihn in's Gefängniß und verkündigte ihm, daß er keine Stunde mehr zu leben und keine Begnadigung zu hoffen habe. Er wurde zum Tode vorbereitet und dann unverzüglich auf den Richtplatz geführt. Der Marcheſe zweifelte zwar nicht im Geringſten, daß der arme Hofnarr jenes Wageſtück in der beſten Abſicht unternommen habe, und er fühlte ſich auch dem Retter für die gelungene That ſehr dankbar; dennoch aber genehmigte er den Ausſpruch des Gerichtshofes zur Landesverweiſung, weil er es für nothwendig hielt, die Unverletzbarkeit des Fürſten unter ſeinen Unterthanen aufrecht zu erhalten; zugleich wollte er den Poſſenreißer durch die Strafe der Wiedervergeltung in den nämlichen Schrecken verſetzen, welchen jener ihm verurſacht hatte. Er gab daher den Befehl zur Hinrichtung — jedoch mit einer geheimen Inſtruktion — für den Scharfrichter.

Schon hatte man dem armen Narren die Augen verbunden, ſchon hatte er ſein Haupt auf den Block gelegt, den Todesſtreich erwartend, — da legte der Scharfrichter das Schwert weg, ergriff einen ihm dargereichten — Waſſereimer und goß ihn plötzlich über Gonella's Haupt aus. Das zahlreich verſammelte Volk, welches noch kaum in Seufzen und Thränen über das traurige Ende des luſtigen Hofnarren zerfloſſen war, brach bei dieſer unerwarteten Wendung in ein lautes Freudengeſchrei aus; dieſes verwandelte ſich aber ſogleich wieder in die tiefſte Stille, denn der Schrecken hatte mehr gewirkt als er ſollte; Gonella war — todt!"

Sein Tod erinnert an den viel beſprochenen und viel beſpöttelten Vers, in dem weiland berühmten Trauerſpiel Alarco's:

»Aus Furcht zu ſterben, iſt er gar geſtorben.«

Dieſes Geſchichtchen, ſagte die Straniera, beweiſ't eben ſo viel für als wider die Kraft des Waſſers, da es dem Marcheſe das Leben erhielt, dem armen Gonella aber das Leben raubte, obſchon Beide die Waſſerkur auf gleiche Weiſe, nämlich ohne ihren Willen, gebraucht hatten. Man ſoll aber jede Sache von jeder Seite betrachten und beleuchten, und in ſo ferne will ich mit dem erſten Blatte Ihrer Waſſerzeitung zufrieden ſein. Morgen ſehen wir uns wieder. Indem die ſchöne Straniera dies ſagte, gab ſie mir einen Blick, aus welchem eine ſolche magiſche Gasbeleuchtung hervorquell, daß er mir, wäre ich nicht Bräutigam geweſen, mit zündender Gewalt in das gepanzerte Herz hätte dringen müſſen.

Ungeachtet meines Bräutigam-Heroismus ſtellte ich mich in der Morgenſtunde des nächſten Tages am Waſſerglacis wieder ein. Wer aber nicht erſchien, das war die ſchöne Straniera, und das arme Waſſerglacis mußte ſich, gleich mir ſelbſt, ſtatt der Gasbeleuchtung ihrer Augen mit dem Lichtſurrogat der Sonne begnügen.

Als ich am dritten Morgen abermal nicht fehlte, erblickte ich ſchon aus der Ferne die ſchöne Gasbeleuchterin, welche das Sonnenlicht beſchämend, auf der ſteinernen Bank ſaß. Ihre Lilienhand hielt einen Brief, welchen ſie mit ſolcher Aufmerkſamkeit las, daß ſie mich nicht eher bemerkte, als bis ich, vor ihr ſtehend, vorſätzlich mein Bambusſtäbchen fallen ließ. Da fuhr ſie erſchreckend auf, ſah mich mit dem gewiſſen Blick an, ſeufzte und erblaßte, während ich erröthete, ohne zu wiſſen warum.

Im Kulminationspunkt meines Erröthens erlaubte ich mir, die Straniera zu fragen, warum Sie ſo blaß ſei? Und ſie gab mir, jetzt gleichfalls — vermuthlich über meine Frage — erröthend zur Antwort:

„Ach! unbekanntes Weſen, das in Mannesgeſtalt vor mir ſteht, wiſſe: es gibt Dinge unter dem Monde, über die man nicht nur blaß werden, ſondern leibhaftig erblaſſen, das heißt des blaſſen Todes ſterben könnte!“

Ich erwiederte: „Ein blaſſer Tod iſt wenigſtens doch beſſer und ſchöner als der ſchwarze Tod. Sie ſagte: „Sehr wahr, großer Unbekannter! Nichttodtſein iſt aber noch beſſer und noch ſchöner als der blaſſe und der ſchwarze Tod; denn bei mir gilt, der Braut von Meſſina zum Trotz, der Grundſatz: das Leben iſt der Güter höchſtes,“ weil ohne dieſes Gut alle anderen Erdengüter nichts ſind. Um uns aber in die tragikomiſchen Tiefen der Philoſophie nicht zu tief zu verſenken, will ich Ihnen in Kürze geſtehen, daß dieſer Brief, den ich in dieſen meinen Händen halte und mit dieſen meinen Augen ſo eben auf dieſem Waſſer-Glacis geleſen habe, die Quelle meiner weißen Geſichtsſchminke iſt. Denken Sie nur! Der Brief, ja dieſer Brief iſt von —

Ich. Iſt von — ?

Sie. Von meinem Bräutigam!

Ich. Da muß ich ja gratuliren.

Sie. Kondoliren müſſen Sie, denn der Treuloſe, der Verräther ſchreibt mir da höchſt naiv, daß er von Karlsbad mit einem Fräulein nach Franzensbrunn reiſe, daß dieſes unglückſelige Fräulein unendlich ſchön, überaus liebenswürdig, außerordentlich geiſtreich ſei, und daß er ihr immerwährender Geſellſchafter ſei, und ſich von ihr gar nicht trennen könne.

Ich. Wie iſt's möglich, daß der verblendete Thor —

Sie. Recht ſo! Es iſt unmöglich — und doch wirklich.

Ich. Ein erhabener Gedanke, daß ſogar das Unmögliche etwas Wirkliches werden kann.

Sie. Frivole Erhabenheit! — Es gehört nun zum Koſtüm der Liebe, daß ich mich räche —

Ich. Dagegen läßt ſich nichts einwenden. Das Koſtüm muß man gehörig beobachten. Was gedenken Sie aber zu thun?

Sie. Ich will mein Herz und meine Hand Einem ſchenken, der Beides beſſer verdient.

Ich bejahte und — erröthete noch mehr als zuvor, indem ich auf den Gedanken gerieth, die zu leidenſchaftliche Straniera ſei etwa gar Willens, mir Herz und Hand anzutragen. Die verſtärkte Gasbeleuchtung ihrer Augen beſtärkte mich in meiner Vermuthung. Um einem gänzlichen Ausbruch ihres glühenden Herzens zuvorzukommen, ſagte ich alſo, ihr ſchnell in's Wort fallend: „Da lobe ich mir meine Braut — und mich ſelbſt; denn wir ſind gewiß das ſtandhafteſte und treueſte Paar, das je auf Erden gewandelt hat!“

Die Straniera ſeufzte, daß es einen Marmorſtein rühren mußte. Nach einer Pauſe ſagte ſie: „Wenn ich wenigſtens nur wüßte, ob beſagtes Fräulein doch wirklich alle jene ungeheuren Eigenſchaften beſitzt, die meine Wenigkeit ganz vernichten. — Aber — ja, es ſei! Ich mache Sie zu meinem Vertrauten. Erfahren Sie zuerſt den Nahmen des Fräuleins. Sie iſt eine Wienerin, vielleicht können Sie mir eine Auskunft geben, die meine Verzweiflung etwas mäßigt. Sie heißt — Fanni — Lautenhold. „Wie! Fanni — Lautenhold?“ ſchrie ich.

**Sie.** Ich bitte Sie, Ihre Stimme zu mäßigen.

**Ich.** Fanni — Lautenhold? Hab' ich recht gehört?

**Sie.** Ganz recht.

**Ich.** Ihr Vater —

**Sie.** Iſt todt

**Ich.** Ihre Mutter?

**Sie.** War die Frau des Vaters.

**Ich.** Scherz zur Unzeit!

**Sie.** Er war Advokat.

**Ich.** Ha Schändliche!

**Sie.** Wen meinen Sie damit?

**Ich.** Sie — Sie iſt meine Braut —

**Sie.** Ich bedau're; verzeihen Sie meine Übereilung!

**Ich.** Die Wahrheit kommt nie zu früh, auf jeden Fall beſſer zu früh als — zu ſpät.

Sie. Was gedenken Sie zu thun?

Ich. Mich zu rächen an ihr — und an ihm. Wie heißt der Elende, der ſie verführen will?

Sie. Mein Bräutigam?

Ich. Der Teufel ſei ſeine Braut, nicht Sie! Wie heißt er?

Sie. Sie erſchrecken mich! Er heißt — Wilhelm.

Ich. Wilhelm? o Himmel! Weiter!

Sie. Wilhelm — Soting!

Ich. Mein Freund — o Schurke!

Sie. Ihr Freund? O was hab' ich gethan!

Ich. Einen Betrüger entlarvt, eine Falſche in's Licht der Wahrheit geſtellt, einen Betrogenen gerettet.

Sie. Wir befinden uns in gleicher Lage. Was iſt zu thun?

Ich. Wir ſind nun Beide frei.

Sie. Richtig! und ſchreiben nun zuſammen ein Waſſer-Glacis-Journal, in dem wir der Welt darſtellen, wie ſo leicht die ſchönſten Projekte der Liebe zu Waſſer werden. Das erſte Blatt enthält einen kläglichen Aufſatz, welcher „die Leiden der Liebe" betitelt ſein ſoll. Dieſen hätten wir nun gleichſam überſtanden.

Ich. Keineswegs! Die Leiden der Liebe endet nur der Tod. —

Sie. O der nächſte Tag!

Ich. Nur jetzt keinen Scherz!

Sie. Das zweite Blatt führt die Aufſchrift: „Freuden der Liebe."

Ich. Sie belieben ſchnelle Übergänge zu machen.

Sie. Das geſchieht nicht ſelten auch im Leben. Soll das Ganze eine andere Wendung bekommen, ſo belieben Sie nur ſich ſelbſt — zu wenden. Und ich wendete mich, und ich vernahm ein — dreifaches Gelächter, und die Lachenden waren, die Straniera — und Fanni Lautenhold, und — Wilhelm Soting.

Wenn es möglich wäre, daß lebendige Menſchen plötzlich zu Stein würden, ſo ſtände ich gewiß noch jetzt als Statue auf dem Waſſer-Glacis, von tauſend Neugierigen begafft. Als ich endlich zu Worte kam, ſagte ich mit vielem Pathos: „Wie ſoll ich das nennen?“ Die Straniera erwiederte: „Eine Schelmerei,“ oder: „die Romantik auf dem Waſſer-Glacis,“ oder: „Schaumblaſen der Liebe.“

Fanni und Wilhelm klärten mir das ſchalkhafte Gewebe des Scherzes hinreichend auf. Die Straniera, jetzt Nina genannt, gab mir die ihr zugeſendeten Portraits meiner Braut und meiner Perſon, wodurch ſie mich mit Beihilfe von Wilhelms Briefe erkannt hatte.

Nach ſechs Wochen gingen die zwei neuen, glücklichen Ehepaare Morgens und Abends oft am Waſſer-Glacis zuſammen ſpazieren. Die beiden jungen Frauen wetteiferten dann in der Gasbeleuchtung der Augen.

# Das Käſtchen.

Es gibt mancherlei Fragen, die ſich nicht beantworten laſſen, manches Unrecht, das ſich nicht vergüten läßt, einige Wahrheiten, die man nicht enthüllen ſoll.

Wir wollen die ſchöne Gräfin Beatrice di Sorenzo nicht fragen, ob ſie glücklich ſei; auch folgen wir nicht der raſtloſen Pilgerſchaft ihres unglücklichen Vetters Moriz d'Orvigny; auch wollen wir dem liebenswürdigen Lord Eglamont nicht in's Ohr flüſtern, daß der häusliche Friede, auf welchen er einen ſo hohen Werth legt, das Leichenbegängniß der Hoffnung eines Andern iſt.

Warum ſollten wir es auch? Es gibt Augenblicke, welche die Schneelavinen der Zeit ſind; einmal abgelöst von der Maſſe, welche das Daſein bildet, ziehen ſie ihre langen Spuren von Gewaltthätigkeit und Zerſtörung weit durch das Thal der Jahre dahin; mit ihnen bezeichnen wir die Vergangenheit und begränzen die Zukunft.

Das Leben iſt voll Ungleichheiten, das menſchliche Gemüth voll von Widerſprüchen, und die große Zerſtörung der phyſiſchen Natur liefert paſſende Sinnbilder für den moraliſchen Ruin, welchen Liebe und Haß hervorbringen. In unſerer inſtinktmäßigen Wahrnehmung dieſer Parallele ſcheint die Urſache zu liegen, daß prächtige Naturſzenen uns zu entzückender Bewunderung begeiſtern. Dieſe Sympathie gibt der ganzen Oberfläche der Erde Sinn und Bedeutung, Ausdruck und Poeſie der Schönheit.

„Das, was Du vom Menſchen ſiehſt, iſt nicht der Menſch," ſagt ein franzöſiſcher Schriftſteller; „und der Menſch mag allerdings ſeinem Geſchlechte entlaufen, um mit Gebirgen und Waſſerfällen zu reden, die ihm beſſer ſagen können, was er fühlt.

Vergebens bemühte ſich Moriz d'Orvigny, die Vorzüge des Weſens zu verkleinern, welches er beleidiget und verloren hatte; dies verſchaffte ihm keinen wirklichen Troſt. Eben ſo vergeblich bemühte ſich Frau von Orvigny, in aller Glut ihres mütterlichen Unwillens, Vergleichungen anzuſtellen, welche die überwiegenden Vorzüge ihres Sohnes vor den adeligen Jünglingen Englands zeigen ſollten. Mutter und Sohn konnten Niemanden tadeln, als — Eines das Andere.

Beatrice, Gräfin von Soronzo, war die unbegüterte Braut des Lord Eglamont, hatte das Kloſter und ihre Tante verlaſſen, zugleich auch die beiden Alternativen, entweder ihren Vetter zu heiraten, oder den Schleier zu nehmen. Die einzige Reliquie der Vergangenheit, welche ſie begleitete, war der greiſe Anſelmo, der geiſtliche Lehrer ihrer verſtorbenen Mutter. Er blieb der treue Beſchützer der elternloſen Waiſe.

Er lebte mit Beatrice und Lord Eglamont zwei Sommer am lieblichen Leman-See in der Nähe von Geneve, die Winter in Paris und andern Hauptſtädten.

Moriz, von ſeinem hochfahrenden Temperamente dahingeriſſen, verlangte von der Welt Genugthuung für ein Unrecht, das er ſelbſt nur ſich zugefügt hatte; die Welt iſt aber in ſolchen Fällen ein Schmeichler, und verſpricht zu viel. Ihr Wucher bleibt ungeſtraft, und ihre Narren finden keine Vergeltung, keinen Erſatz.

Moriz zog von einem Lande in das andere, unfähig, ſich ſelbſt Genüge zu leiſten, noch weniger fähig, das Benehmen Anderer zu ertragen. Die Welt wurde ihm unſchmackhaft; ſie ſchien ihm eine lange, einförmige Fläche zu ſein. Er fand nichts in ihr, was er ſich aneignen konnte, und ſeufzte über die Leerheit, die er nicht auszufüllen vermochte. Nur eine mächtige Täuſchung erhielt ſein Herz noch in Aufregung; eine ſchöne Geſtalt beſuchte noch das verwelkte Eden ſeiner Fantaſie; ein nicht zu verſchmerzender Verluſt hüllte ſeine Gedanken in tiefe Trauer; dies ließ ihm alle Güter und Freuden des Lebens ſchal und nichtig erſcheinen, ſo oft eine unbeſchäftigte Stunde ihn ſich ſelbſt gab.

Frau von Orvigny konnte ihr einziges Kind bereden, zu ihr zurückzukehren, um ihr die letzten Stunden ihres Lebens zu verſüßen. Wechſelſeitige Beſchuldigung endigte mit gänzlichem Zerfallen. Mutter und Sohn ſchieden für immer. Moriz vernahm die Kunde ihres Todes im zweiten Jahre ſeiner Wanderungen, und er beſuchte Rom nur, um ſeufzend das Grab beider Eltern zu ſehen, und einige häusliche Angelegenheiten in Ordnung zu bringen. Er vermochte es aber nicht, an einem ſo ſchmerzlichen Orte zu verweilen; er floh bald wieder, ein Mann mit gebrochenem Herzen!

Der Frühling kam, er, deſſen Anblick dem Leidenden ſeine Laſt vermehrt. Moriz ging nach Paris; es war ja eben damals nicht unwahrſcheinlich, daß Lord und Lady Eglamont ſich daſelbſt aufhielten. Ein fieberhaftes Verlangen, das entfernte Ideal ſeiner Verehrung — wär's auch nur für einen Augenblick — zu ſehen, hatte ſich ſeiner bemächtiget.

Wenn uns das Leben keine Lieblingsgegenſtände eifriger und geſunder Beſtrebungen darbietet, ſo ergreift uns ein überwiegender Hang zu Ausſchweifungen des Gefühls und der Fantaſie, und wir werden das Spiel kindiſch-unvernünftiger Triebe.

Wir ſind, in der That, ſo müde unſerer ſelbſt, daß wir herzlich gerne die Zügel wegwerfen, und die Lenkung dem Zufalle oder dem Fieber des Willens überlaſſen.

D'Orvigny, nachdem er einen Monat unter allen Abſtufungen dieſes nicht beneidenswerthen Zuſtandes verlebt hatte, brachte endlich in Erfahrung, daß die Gegenſtände ſeines Nachforſchens vor vierzehn Tagen von Paris abgereiſet waren, um die Schweiz zu beſuchen. D'Orvigny hatte dieſes Land noch nie geſehen; er vermied es ſogar ſeit den zwei Jahren, da Lady Eglamont mit ihrem Gemahl den Sommer daſelbſt zuzubringen pflegte; nun faßte er plötzlich den Entſchluß, ſich in ihre Ruhe einzudrängen. Daß ſie glücklich war, daran konnte er nicht zweifeln; Alles, was er hörte, beſtätigte ihn in dieſem Glauben. Hatte ſie ihn — ſelbſt in der frühern Periode ihres langen Verhältniſſes — geliebt? Er konnte ſich nicht mit Beſtimmtheit ſagen, daß ſie es that. Hatte nicht die anmaßende Tirannei ſeines Weſens ſie ihm abhold gemacht? — Ja! Würde ſie nicht ſogar ihren Aufenthalt im Kloſter ſeiner Geſellſchaft vorgezogen haben? Und hatte nicht ihr Frohſinn verläufig der düſtern Einſamkeit deſſelben mit entſchiedener Abneigung entſagt?

Unter ſolchen Fragen kam d'Orvigny nie mit ſich ſelbſt in's Reine. Der Wagen wartete; der Poſtillon blies in's Horn und ſchnalzte mit der Geißel; d'Orvigny ſtürzte hinab mit der Haſt eines Menſchen, der die Neuigkeit einer Siegesnachricht überbringen ſoll. Er fuhr Tag und Nacht, bis er das Juragebirg erreicht hatte. Wir folgen ihm, bis wir ihn den höchſten, mit Fichtenwäldern beſetzten Gipfel erklimmen ſehen.

„Vergiß die weißen Roſen nicht, Beatrice! Hier iſt der Schleier, wenn Du ihn nehmen willſt;“ ſagte Lord Eglamont freundlich zu ſeinem lieblichen Weibchen. Beatrice lächelte herzlich, indem ſie zugleich kaum bemerkbar ſagte: „Die weißen Roſen erinnerten ſie an das verlaſſene Italien, und rührten ſo manche Saite, die ſonſt ſtumm geblieben wäre. Es war heute ein feſtlicher Tag, derſelbe Tag, an welchem ſie vor drei Jahren in der Kirche ihres Kloſters, die Stirne mit einem Kranz von weißen Roſen umwunden, ſtand, und bereit war, der Welt, die ſie nie gekannt hatte, für immer zu entſagen.“

Die plötzliche Ankunft ihres Vetters Moriz hatte die Ceremonie unterbrochen und aufgehoben. Bei dieſer Gelegenheit erblickte Lord Eglamont ſie zum erſten Male, und er wählte dieſen Tag im nächſtfolgenden Jahre zur Vermählungsfeier. Deßhalb waren ihr die weißen Roſen ein ſo heiliges Denkmal der ſchönſten Erinnerung geblieben. Lord Eglamont verließ das Frühſtück-Zimmer, und Beatrice blieb allein. Es geſchieht ſelten, daß Diejenigen, die uns lieben, uns auch verſtehen.

Beatrice ſtand auf und ſtellte ſich an ihr Lieblingsfenſter. Das ſchönſte Wetter gab der vor ihr liegenden Gegend noch mehr Schönheit. Ein fortwährender Wechſel von Licht und Schatten kleidete Berg und Thal, Bach und See in magiſche Farben. Bald ſchimmerten alle Gegenſtände in der herrlichſten Beleuchtung, bald brütete düſteres Dunkel über ihnen; jetzt erhob ſich ein heftiger Wind; zürnend ſtiegen die Wellen vom Waſſerſpiegel empor; der Sturm ſchwieg; Sonnenſtrahlen durchbrachen in Maſſen das ſchwarze Gewölk, und vollendet war der Triumph des Tages.

Hatte Beatrice geweint, ſo ſchämte ſie ſich nun ihrer Thränen und eilte, mit aller Wärme der Liebe und der Dankbarkeit, Zeugin und Lobrednerin der Zurüſtungen zu ſein, welche ihr Gemahl mit dem größten Eifer zu dem häuslichen Feſte traf. Sie fand ihn im Salon mit Anſelmo, welcher ſo eben beſchäftigt war, eine zierliche Vaſe mit erotiſchen Pflanzen ſeiner eigenen Pflege zu füllen.

Lord Eglamont trat, die Vaſe ſchnell bedeckend, der Kommenden entgegen, und flüſterte ihr in's Ohr: „Du kommſt zu früh; Du weißt, unſer guter Anſelmo will nicht überraſcht werden, wenn er ſelbſt eine Überraſchung bereitet.“ Indem er dies ſagte, ruhten ſeine Augen voll Entzücken und Bewunderung auf dem vor ihm ſtehenden wunderlieblichen Weſen.

Was für ein ſanftes Ruhekiſſen iſt die Liebe, wenn das Herz Leiden fühlt, die es ſich ſelbſt nicht erklären kann! Beatrice vergaß alle ihre Unbehaglichkeit und der Empfang der erwarteten zahlreichen Gäſte ſchien ihr nicht mehr ſo läſtig und widrig. Sie ſympathiſirte mit jedem Laut der Freude; die an den Wänden prangenden Kränze gewährten ihr einen heitern Anblick; die Blumendüfte gaben ihr die angenehmſte Empfindung; ſie war glücklich.

So begann der Tag mit einem feurigen Allegro; wir müſſen aber nun an ſein Ende zu kommen ſuchen.

Anſelmo wurde beim Abendmale vermißt. Man konnte ſich ſeine Abweſenheit nicht erklären. Der Lord und ſeine Gemahlin zeigten ſich ängſtlich und zerſtreut. Stunde auf Stunde verfloß; Anſelmo kam nicht. Die Gäſte entfernten ſich; die Muſik ſchwieg; die letzte Rakete hatte ihre Lichtfunken herabgeworfen; Beatrice verließ den von tauſend Lampen erhellten Garten, und kehrte mit ihrem Gatten nach dem Schloſſe zurück. Indem ſie ſich hier in Vermuthungen erſchöpften, ſtand der Mann, deſſen Abweſenheit ſie ſo ſehr betrauerten, plötzlich vor ihnen. „Ihr ſeid nicht wohl!“ ſagte Lady Eglamont, ſeine kalte Hand ergreifend, und ſie an ihre Wangen drückend: „Warum nicht wohl? — wo ſeid Ihr geweſen? Liebſter! ſieht er nicht ſehr leidend aus?" Lord Eglamont bemerkte, daß die ſonſt ſo ruhige Miene des ehrwürdigen Greiſes Spuren von großer innerer Bewegung zeigte; mit einem ängſtlichen Blicke nach Beatricen, als befürchte er, eine üble Nachricht zu vernehmen, ſagte der Lord: „Kommt mit mir, Vater Anſelmo! Laß mich, liebe Beatrice, für Deinen geehrten Freund Sorge tragen! Im Kabinet ſehen wir uns bald wieder!" —

Bei der Erwähnung dieſes Zimmers ſchauderte Anſelmo unwillkürlich, und murmelte halblaut vor ſich hin: „Es war der bedingte Schwur, erpreßt von einem Verzweifelnden, Sterbenden! Ich habe mich nicht geirrt, — Gott ſchütze meine Tochter!" — Mit dieſem ſonderbaren, haſtig ausgeſprochenen Segen ward Beatrice entlaſſen. Mit zögernden Schritten ging ſie in das beſtimmte Gemach. Eine Alabaſterlampe goß ihren milden Schimmer umher. Am Tiſche ſtand ein prächtiger alter Stuhl. Auf dem Tiſche ſtand Anſelmo's Vaſe, neben derſelben ein Käſtchen. „Noch ein Geſchenk von meinem lieben Eglamont!" dachte Beatrice. Einige Minuten vergingen, bevor ſie es öffnete; denn Anſelmo's ſeltſames Benehmen hatte in ihr Unruhe und Neugierde geweckt, ihr Gemüth war ergriffen. Endlich entſchloß ſie ſich, das Käſtchen mit dem daran befeſtigten Schlüſſel zu öffnen. Der erſte Blick war hinreichend, ihr die Geſchichte des Inhalts zu verkünden. Sie erblickte Briefe von ihrer eigenen jugendlichen Handſchrift, den Roſenkranz, welchen ſie im Kloſter getragen hatte, Juwelen, kleine Bücher und andere Angedenken an entſchwundene Tage; ſie konnten nur von Moriz d'Orvigny kommen! Und wo war er? und warum ſandte er ſie? — Auch ein Brief von ſeiner Hand zeigte ſich; die Aufſchrift war ohne Zweifel ganz friſch.

Beatrice! Beatrice! lies ihn nicht! Ach! daß wir verantwortlich ſind für die Leiden und Verbrechen Anderer, oder daß es in der Macht Anderer liegt, uns glauben zu machen, daß wir es ſind! Aber — Beatrice war allein; keine Freundeshand war nahe, den ſpitzigen Pfeil der ihrigen zu entziehen! Kein Schild war da, den grauſamen Mord ihres Seelenfriedens abzuwehren! Sie öffnete den Brief und las:

„Beatrice! Mein Gelübde iſt erfüllt, ich habe Dich geſehen. Ja, ich habe Dich geſehen, heute — in ſtrahlender Schönheit. Ich ſehe — ich fühle es, daß Du glücklich biſt! In Deinem ſüßen, ruhigen Lächeln lag keine Spur von einer Erinnerung an den unglücklichen Moriz. Nein! Er iſt ein Verbannter, ſelbſt aus Deinem Mitleid. Hätteſt Du ihm nur Einen Seufzer an dieſem feſtlichen Jahrstage gezollt: er würde Dich geſegnet haben in der herannahenden letzten Stunde! — Beatrice! Angebetete Beatrice! Ich kann dieſe Nacht nicht überleben. Ich habe es verſucht, Dich im Taumel unaufhörlicher Zerſtreuung zu vergeſſen, — es iſt unmöglich! — Und nun, nun, daß ich Dich wieder geſehen habe, ſcheinen mir die ehemaligen Quellen des Lebensgenuſſes doppelt verhaßt!“

# Der Theater-Effekt.

Der Theaterdirektor Eisbär ging in ſeinem eiskalten Zimmer auf eine ſolche Art auf und nieder, daß er ſeinem vierfüßigen Namenskollegen verglichen werden konnte, denn auf ſeinem Scheitel lag ſchneeweißes Haar, und ſeinen Leib umgab ein Pelzmantel, der ſo weißhaarig ſtarrte, als des Herrn Direktors Haupt, und die Stelle des abweſenden Ofens im gegenwärtigen Wintermonat vertrat. Eisbär war aber deßwegen ſo grimmig und brummig wie ein Eisbär, weil das geſchmackloſe Publikum des Städtchens bei ſeinen Kunſtdarſtellungen ſo kalt wie der Wintermonat, und oft eben ſo abweſend, wie der Ofen von ſeinem Zimmer, blieb.

„Wenn ich kein Holz habe, ſo mag der Teufel auch den Ofen holen, und wenn ich die Gagen nicht auszahlen kann, das ganze Perſonal dazu!“ rief er eben höchſt mißmuthig, als nach raſchem Anpochen ein recht hübſcher junger Menſch zu ihm in's Zimmer trat, nämlich der Dichter Lichtglanz. Eisbär brummte ihm barſch entgegen:

„Bin hinlänglich mit Perſonal verſehen! ſind alle Rollenfächer beſetzt! bin verſehen mit Allem über und über!“

„Auch mit einem Theaterdichter?“ fragte Lichtglanz.

„Theaterdichter?“ lachte der Eisbär laut auf; „wozu denn Theaterdichter, wenn Niemand in's Theater geht?“ Lichtglanz entgegnete ſittſam: Der Mangel an Theaterdichtern ſei eben die Urſache, weßhalb die Theater gewöhnlich ſo leer ſeien. Bei guten und zugleich neuen Stücken fehle es nie an Zuſchauern.

„Zum Henker!“ rief Eisbär; „weiß man doch nicht einmal, welche Stücke man jetzt geben ſoll.“ „Nur keine ſchlechten,“ erwiederte Lichtglanz, und Eisbär verſetzte: „Wo denn aber die guten hernehmen? Und was heißt denn ein gutes Stück? Ein Stück kann, wie man ſagt, poetiſche und rhetoriſche Schönheiten in Abondanz haben, und thut dennoch keine Wirkung! Das kommt daher, weil die Herren Dichter den Theater-Effekt nicht kennen: ja, ja, die guten Dichter kennen den Theater-Effekt nicht, und die ſchlechten die Dichtkunſt nicht. Wer ſo einen guten und ſchlechten Dichter in eine Perſon zuſammenſchmelzen könnte, der Theaterdirektor wäre ein gemachter Mann und müßte reich werden. — Welche Gage verlangen Sie?“ —

Lichtglanz. Die zwölfte Einnahme von jedem meiner Stücke.

Eisbär. Nu — da könnten wir's verſuchen. — Apropos! (etwas ſatyriſch) Kennen Sie meine Tochter Hildegarde?

Lichtglanz. Es wäre unverzeihlich, die talentvolle Tochter eines ſolchen Mannes nicht zu kennen.

Eisbär. (Noch ſatyriſcher.) Dann kennen Sie wohl auch Herrn Hendelbauer, den erſten Liebhaber meiner Truppe und — Hildegardens?

Lichtglanz. Mag ſein. — Wann ſoll ich Ihnen beweiſen, wie ſehr ich den Theater-Effekt kenne?

Eisbär. Sobald Sie wollen.

Lichtglanz. Je eher, je lieber! Lange Vorbereitungen ſind mir zuwider.

Eisbär. Viel poetiſches Feuer! Scharmant!

Beide gingen Arm in Arm ſogleich zur Probe auf's Theater, wo ein Reich chaotiſcher Verwirrung ſich darſtellte, eine Welt im Kleinen. Die Couliſſen bildeten theils einen Palaſt, theils eine Hütte; im Hintergrunde ſtand ein Roſengarten, und hinter einer blühenden Jasminlaube guckte ein finſterer Kerker hervor. Ganz im Vordergrunde präſentirte ſich ein Waſſerfall am Kaminfeuer, und auf einer hölzernen Paſtete ruhte ein Vollmond, dem eine Allongeperücke aufgeſetzt war.

Hildegarde ſaß auf einem Löwen aus der Zauberflöte, grüßte freundlich den väterlichen Direktor, noch freundlicher den nachfolgenden Lichtglanz, indeß Herr Hendelbauer das Bierglas, das er eben an den Mund ſetzen wollte, mit verbiſſenem Ingrimm ſo gewaltig hinter die Couliſſen ſchleuderte, daß es klirrend zertrümmerte.

Eisbär ſchüttelte lächelnd den Kopf und ſagte: „Der

Teufelskerl hat nun gewiß wieder die Teufelsſcene aus dem Fauſt im Kopfe!“

Hendelbauer hatte das gehört und rief im zornigen Bierbaſſe: „Die nicht, aber eine andere. Und hohl' mich der Teufel, wenn ich das leide!“ —

Lichtglanz fiel ihm aber ſogleich in's Wort, und ſagte zum Eisbär, der ſich eben wundern wollte und dennoch wieder darauf vergaß: „Herr Eisbär, um Ihnen meine Kenntniß des Theatereffektes zu beweiſen, bin ich bereit, noch vor Anfang der jetzigen Probe eine Komödie aus dem Stegreif zu ſpielen.“ —

Eisbär verzog das Geſicht ironiſch, drehte ſich ſeitwärts, dann wieder gegen Lichtglanz, und ſagte: „So iſt die Sache am geſchwindeſten abgethan!“ Lichtglanz lächelte: „Das iſt ja mein Wunſch!“ — Hendelbauer fiel haſtig ein: „Darf ich auch mitſpielen?“ — Lichtglanz und Hildegarde riefen in demſelben Augenblicke wie verabredet: „Nein!“ — Da zog Eisbär die Augenbraunen zuſammen, und ſchnaubte auf das ſchnellzüngige Töchterlein: „Was geht denn das Dich an?“ — Und ſie entgegnete etwas übereilt: „O ja! vielleicht mehr, als Mancher glaubt!“ Die wenigen Worte begleitete ein Seitenblick des Mädchens, der den Herrn Hendelbauer für Manchen erklärte. Herr Hendelbauer aber ärgerte ſich über jenen Seitenblick, den er wohl verſtand, ſetzte ſtatt des ſtillſchweigend weggeworfenen Glaſes den Bierkrug an den Mund, und ging damit vom Theater weg.

Auf einer Bank vor dem Kerkerthore ſtand der Maſchiniſt und flickte einen durchlöcherten Drachen am Wolkenwagen der Medea. Zu dem trat Lichtglanz und flüſterte ihm was in's Ohr. Der Maſchiniſt zuckte beſorglich die Achſeln; darauf drückte ihm Lichtglanz etwas in die Hand, das recht angenehm klang. Das Geſicht des Maſchiniſten ſagte: „Es ſei ſchon recht!“ — Lichtglanz ging nun von ihm freundlich zum Eisbär, und ſagte: „Meine einzige Bitte geht nur dahin, daß Sie mir Ihre liebenswürdige Tochter zu der Komödie aus dem Stegreif überlaſſen.“ —

Eisbär trug ihm ſein ganzes Perſonal an; Lichtglanz dankte verbindlichſt, und erklärte, daß er mit Hildegarden allein ganz zufrieden ſei. Das Mädchen trat ſogleich vor, und Eisbär wunderte ſich, die ſonſt ſo ſpröde Mamſell, wie er ſie ſtets nannte, heute ſo willfährig zu finden.

Lichtglanz wies dem Eisbär jetzt ſeinen Platz mit den Worten an: „Gehen Sie ja nicht von der Stelle! Ich gebe Ihnen dafür mein Ehrenwort, Sie ſollen Dinge zu ſehen bekommen, die Sie in Erſtaunen ſetzen.“ —

Nun begann die Komödie aus dem Stegreif. Lichtglanz ſtellte ſich vor Hildegarde, ſchilderte ihr mit den glühendſten Farben den Eindruck, welchen ihr erſter Anblick auf ihn gemacht habe, und kleidete einen Strom von Gefühlen, der aus ſeinem Herzen gewaltſam hervordrang, in die lieblichſten Worte. Aller Zauber der Beredſamkeit quoll von ſeinen Lippen. Hildegarde erwiederte kein Wort, begleitete aber ſeine Worte mit Blicken, deren Einer ſchon mehr ſagte, als hundert Worte auszudrücken vermocht hätten.

Dem Eisbär gefiel der Anfang, und er ſagte zum

Dichter: „Der Sprache ſind Sie mächtig; ihr ganzer Reichthum ſteht Ihnen zu Gebot, das unterliegt keinem Zweifel. Auch ſind Ihre Empfindungen innig, die Bilder neu und ſchön. Aber noch immer ſeh' ich keinen Theatercoup; wie ſteht's mit dem Effekt?"

Lichtglanz. Der wird bald kommen, und zwar überraſchend im höchſten Grade; das werden Sie mir zugeſtehen müſſen, ſelbſt wenn Sie mein Feind wären.

Eisbär. Soll mich freuen! Aber —

Lichtglanz ergoß von neuem einen Feuerſtrom der zärtlichſten Gefühle, der immer mächtiger anſchwoll. Vergebens brummte Eisbär ſchon dazwiſchen, die Erklärung ſei zu lang und zu heftig. Lichtglanz ſah nur Hildegarden; das Podium ſchien ſich für ihn in ein Eliſium verwandelt zu haben, und die Quelle der Beredſamkeit unverſiegbar zu ſein. Hildegarde ſpielte die Rolle der Geliebten unübertrefflich; ſie konnte ſich — wie das den Liebenden eigen iſt — an ihm nicht ſatt ſehen und hören. Eisbär aber ergrimmte; ſein Grimm ſtieg mit jeder Minute; er rief: „Das heißt nicht Theatereffekt, ſondern Narrheit, und gänzliche Unkenntniß deſſen, was auf der Bühne Wirkung thut!"

Da alles das noch nichts nützte, rief er mit donnernder Stentorſtimme: „Jetzt genug, mein Herr! Wollen Sie mich zum Narren haben, oder ſind Sie ſelbſt einer? Genug, ſag' ich, genug! Hildegarde, zurück! Herr Lichtglanz, hören ſie doch endlich einmal auf! Aufhören! Genug! Aufhören!"

Aber Niemand hörte auf; im Gegentheil ſchloß Lichtglanz Hildegarden jetzt ſogar in ſeine Arme, und ſie — ſträubte ſich nicht. Da wollte Eisbär eben mit einem Sprung auf das in Extaſe verſunkene Paar hinſtürzen, aber in dem nämlichen Augenblicke war er auch verſchwunden, und nichts mehr von ihm zu ſehen.

Nur ein donnerndes Gepolter erſcholl, begleitet von einem Fluch des Eisbärs, und einem Angſtgeſchrei der erſchrockenen Hildegarde. Wie das zuging, will ich nun kurz erklären: Lichtglanz war von der lieblichen Hildegarde Eisbär ſchon ſeit fünf Wochen bezaubert, ſie nicht weniger von ihm. Eisbär hatte ihr aber mehr als einmal erklärt, ſie dürfe, ſo lange er lebe, von ſeinem Theater nicht weg heirathen, und ſei ſogar verpflichtet, einen jeweiligen erſten Liebhaber von dieſer dramatiſchen Heimat zum Manne zu nehmen; übrigens wolle er ihr keinen Zwang auflegen. In Gemäßheit dieſer Erklärung des ſtarrſinnigen Herrn Vaters und reſpektive Direktors hatten die Liebenden beſchloſſen, daß Lichtglanz ſich zuerſt als Theaterdichter, und dann — nicht als erſter Theaterliebhaber, ſondern als wirklicher erſter und letzter Liebhaber bei Hildegarden wollte anſtellen laſſen. Als ihm nun Eisbär ſo viel vom Theatereffekt vorſagte, loderte in ihm ſchnell die Idee auf, deren Ausführung ſo eben vor ſich ging. Er hatte ſie zuerſt dem Maſchiniſten mitgetheilt, und deſſen Bedenklichkeit durch ein paar Thaler überwunden. Als dies geſchehen war, poſtirte er den nichts ahnenden Eisbär gerade auf das länglichte Quadrat der Verſenkung, und wie der auf Romeo und Julie grimmig losſtürzen wollte, gab

Romeo das mit dem Maſchiniſten verabredete Zeichen des Händeklatſchens, worauf die Verſenkung flugs unterging, und Eisbär mit ihr. Alle, die auf dem Theater waren, hatten, von dem Maſchiniſten in das Geheimniß eingeweiht, ſehnſuchtsvoll auf den Augenblick dieſes Spektakels gewartet, weil ſie an dem Unfall des mürriſchen Direktors ihre Herzensfreude fanden. In dem Augenblicke nach der Ausführung aber ergriff Alle die Furcht, für Mitſchuldige gehalten zu werden, und ſie liefen nebſt dem Maſchiniſten ſo eilig davon, als ob der Teufel hinter ihnen drein jagte.

So war denn das ganze Theater auf einmal leer, und Niemand da, als oben Lichtglanz und Hildegarde, in der Tiefe unten der Eisbär. Hildegarde wollte in der erſten Beſtürzung in den dramatiſchen Abgrund ſpringen, Lichtglanz hielt ſie zurück, trat dann an den Rand des Abgrundes, und betheuerte, daß Hildegarde zwar um ſeine Liebe, aber nicht das Geringſte von dem Theatercoup wußte.

Eisbär, auf deſſen Grimm dieſe Erklärung einen ſehr mildernden Eindruck machte, hatte indeß Mittel gefunden, aus dem Abgrunde ſo weit empor zu klettern, daß ſein weißer Kopf und ein Theil der Wolfshaut geſpenſtiſch hervordrehte. Lichtglanz ergriff nun ein nahegelegenes Schwert, mit dem er nach Hildegardens Bruſt zielte, wobei er ſagte: „Ein Vater in die Tiefe geſtürzt; ein Heldenjüngling am Rande des Abgrundes, und am Grabe des lebendig todten Vaters die leidenſchaftlich geliebte Tochter durchbohrend, — welche Situation! Zweifeln Sie noch, ob ich den Theatereffekt kenne? Ich bin überzeugt, daß

Ihre Liebe zur Kunſt mir ſelbſt die Kühnheit verzeihen wird, die in der Ausführung dieſes" —

Ehe Lichtglanz ſeine Rede ſchloß, war Eisbär's Zorn in lautes Gelächter übergegangen. Der Poet half ihm nun ganz auf die Oberwelt hinauf, und kniete zur linken Seite nieder, während Hildegarde auf der rechten, das Nähmliche that. Eisbär ſah das junge, hübſche Paar beifällig an, und ſagte: „Beinahe glaube ich jetzt ſelbſt, daß dieſe Scene, als kleines Luſtſpiel geſchickt behandelt, dem Publikum gefallen könnte." —

Lichtglanz. Alſo geben Sie zu, daß ich den Theatereffekt kenne?

Eisbär. Wenigſtens zeigen Sie eine Anlage zu Theatercoups, die durch fernere Ausbildung —

Lichtglanz. Auf Ihrem Theater!

Eisbär. Das wäre wohl — aber — der Gehalt —

Lichtglanz. Den laſſen Sie mich durch Hildegardens Hand empfangen.

Eisbär. Verſteh' ich recht?

Hildegarde. Ja, ja Vater, ganz recht. Sie befahlen ja, daß ich nie von Ihrem Theater wegheiraten ſoll, und —

Lichtglanz. Da der Theaterdichter auch zur Truppe gehört, — ſo

In dem Augenblicke ließ ſich ein Getöſe von Füßen und Stimmen hören. Es waren die Entflohenen, die nun zurück kamen, weil ſie glaubten, daß die Probe ſchon angefangen hätte und ihre Vermiſſung ihnen noch mehr Unheil zuziehen könnte. In feiger Bangigkeit gingen ſie alle dicht hintereinander wie eine Schafherde. Eisbär wollte eben einen Donner über ſie hinrollen laſſen, als, zum Glück für ſie, Herr Hendelbauer ſich mitten durch das Gedränge, mit beiden Ellbogen Platz machend, durcharbeitete, vor den Eisbär heroiſch hintrat, und nach einem vernichtenden Seitenblick gegen Hildegarde und Lichtglanz, vor allen Dreien einige Mal mit hochgeſtrecktem Leibe ſtolzirend, auf und ab ging.

Eisbär ſchaute ihm lange zu und nach; endlich verließ ihn die Geduld und er rief mit ſtarker Stimme: „Herr Hendelbauer! was wollen Sie denn?“

Und der Herr Hendelbauer antwortete: „Meinen Abſchied. — Herr Eisbär, Ihr Theater iſt nicht das einzige!“

„Sehr wahr,“ ſagte Lichtglanz, und ſetzte dazu: „Herr Eisbär! Wenn Sie nebſt dem Theaterdichter noch einen erſten Liebhaber brauchen, ſo ſteh' ich, wenigſtens ſo lange Hildegarde mich dafür will gelten laſſen, zu Dienſten.“ —

„Ei,“ ſagte Eisbär ganz freundlich: „Sie ſind der feurigſte Liebhaber, den ich noch bei meiner Truppe gehabt habe, und alſo mir willkommen für immer!“

„Auch mir!“ flüſterte ihm Hildegarde in's Ohr.

Herr Hendelbauer ging fort: Lichtglanz blieb. Wo die Eisbär'ſche Geſellſchaft jetzt ſpielt, das weiß ich nicht.

# Gleiche Liebe, gleicher Tod.

„Haben meine Legionen ihre Schuldigkeit gethan? Sind die Rebellen in Gallien vernichtet?“ — So rief der römiſche Kaiſer Veſpaſianus dem eintretenden Kriegstribun Fontejus mit flammenden Augen entgegen.

Der aus Gallien kommende Krieger erwiederte: „Die Gewalt des Aufruhrs wächſt mit jedem Tage; unſere Streitkräfte ſind zu ſchwach.“

„Zu ſchwach?“ rief Veſpaſianus mit Ingrimm. „Und dieſes Frevelwort, das den Tod verdiente, wagt ein Römer vor ſeinem Herrſcher Veſpaſianus auszuſprechen, vor ihm, dem Sieger der Britten, der Germanen, des Judenvolkes und der Afrikaner? Eine Römer-Legion, von Römergeiſt beſeelt, muß hinreichen gegen ein galliſches Heer. Sie, die meine Legionsadler mit Schande einhertragen, — ich will ihre Leiber den Adlern und Geiern zur Beute hinwerfen laſſen!“

Der Kriegstribun ſtand ſchweigend. Sein bleiches Antlitz, vom ſchwarzen Barte umdüſtert, glich dem Antlitz eines Geſpenſtes im Schooße der Nacht.

Als der Zorn des Kaiſers ſich etwas beſänftiget hatte, befahl er dem Kriegstribun, zu erzählen, und Fontejus begann mit dumpfer Stimme: „Die beſten Deiner Legionen ſind, — wie Dir, o Herr! bekannt iſt, — nach Italien gezogen; nur die ſchlechteren blieben in Gallien und am Rheine zurück, — und dieſe haben den Häuptern des Aufruhrs gehuldigt.“

Zähneknirſchend ſtieß Veſpaſianus den rechten Fuß auf die mit Gold eingelegten Quadern des Marmorbodens, und rief: „Den Tod der Schande ſollen ſie ſterben, die Verräther! Aber — wer iſt das Haupt des Aufruhrs?“

Fontejus. Julius Sabinus, ein junger Mann von edlem Geſchlecht und großem Reichthum. Geblendet durch Beides, noch mehr durch den Namen Julius, glaubt er ein Nachkomme des großen Julius Cäſar zu ſein, und was er glaubt, gelang ihm, auch Andere glauben zu machen. In der Abſicht, Galliens unumſchränkter Beherrſcher zu werden, trug er den Namen Cäſar als eine Ägide des Aufruhrs vor ſich, und dem Verblendeten folgten die Verblendeten, die Dürftigen ſeinem Ehrgeiz, ſeiner Hoffnung auf Macht und Herrlichkeit.

Veſpaſianus. Und ſein Heer?

Fontejus. Zahlreich, doch in Eile zuſammengerafft; muthig, doch nicht waffengeübt.

Veſpaſianus. Es thut mir weh, daß der Aufruhr viele Menſchenleben koſten und das galliſche Land verheeren wird: aber Strenge muß hier walten. Rom liebt mich; es ſoll auch Urſache haben, mich zu lieben, denn ich will Recht und Ordnung aufrecht halten in Rom, ſo wie in den entfernteſten meiner Provinzen. Ein Herr muß ſein, wenn nicht Jeder Herr ſein ſoll, der nicht gehorchen will. Du, Fontejus, eile nach Gallien! Die nächſte Nachricht von Dir verkünde mir die Vernichtung der Rebellen!

Unweit Divio *), einer Stadt im Lande der Lingonen, am Gebirge Vogeſus, waren die römiſchen Legionen mit dem Heere des Julius Sabinus zuſammen getroffen, bald darauf, nachdem Fontejus von Rom zurückgekehrt war. Eine gewaltige Schlacht wurde gekämpft. Römer und Gallier fochten mit einer Tapferkeit, welche bei jenen vom Ehrgeiz, bei dieſen von der Verzweiflung entflammt ward. Nach hartnäckigem Kampfe erlagen die Gallier. Ihre langen Degen, Wurfſpieße und Bogen, Schleudern und Kolben, eherne Helme, mit Thiergeſtalten verziert, und die zahlloſen Leichen der Gallier, welchen jene Waffen angehört hatten, bedeckten das Schlachtfeld. Der größte Theil der Anführer rettete ſich durch die Flucht oder durch freiwilligen Tod.

Nur Einer ſtand noch zwiſchen Leichenhügeln, und riß ſein Schwert aus der Scheide, um es ſich in die Bruſt zu ſtoßen; aber zwei ſeiner Freigelaſſenen, ihm zur Seite ſtehend, fielen ihm in den Arm, und entriſſen ihm das Schwert; und einer derſelben rief: „Gedenke Deiner Gattin, Deiner theuren Eppenina!“

---

*) Divio, das heutige Dijon in Frankreich.

Der Unglückliche, der ſich das Herz durchbohren wollte, war Julius Sabinus. Der Name Epponina durchbohrte ſein Herz ſchmerzlicher, als ſein Schwert es zu thun vermochte. Indeß ſank die ſchwarze Nacht auf das Schlachtfeld voll Todter und Sterbender herab, und verbarg die Beſiegten vor der weitern Verfolgung der Sieger.

---

In der Stadt Divio erhob ſich ein ſchöner Palaſt im prächtigen Styl der römiſchen Architektur, im Innern eben ſo koſtbar als geſchmackvoll ausgeſchmückt.

Aus ihrem Schlafgemache trat Epponina in das Ankleidezimmer. Von den Strahlen der Morgenſonne beleuchtet, erſchien die reizende Frau in der Fülle ihrer Schönheit, in ihrem ſchlanken, hohen Wuchſe, und in der edelſtolzen Haltung, wie eine Heroine der Vorwelt. Die dunkeln Augen brannten um die Wette mit dem Golde des Morgenlichts, deſſen Glut ſie einſogen und zurückſtrahlten. Schwarzbraunes Haar umfloß in regellos wallenden Locken den blendend weißen Nacken. Ein langer, weißer, faltenreicher Mantel ſenkte ſich von den Schultern bis an die mit Gold und Perlen verzierten Sandalen vom feinſten, weißen Atlasleder.

Der Gebieterin folgten zwei Sklavinnen; andere ſtanden ſchon im Zimmer, des Winkes harrend, um ihr Amt in Demuth und Bewunderung zu beginnen. Die Eine hielt ein ſilbernes Waſchbecken, die zweite eine hellpolirte ſilberne Spiegelſcheibe mit einer Unterlage von Gold und Edelſteinen beſetzt, einer Dritten ruhte auf jedem Arme ein Schmuckkäſtchen von Elfenbein und Bergkriſtall, gefüllt mit Juwelen, goldenen Nadeln, Perlenſchnüren, Ohrgehängen und Ringen für jeden Knöchel der Finger. Eine Vierte trug ein goldenes, mit Perlen belegtes Diadem; eine Fünfte beugte ſich über ein ſilbernes Kohlenbecken, um Brenneiſen zum Kräuſeln der Haare heiß zu machen. Mehrere Sklavinnen harrten im Hintergrunde des Gemaches auf die Befehle der Gebieterin, die ſich bereits auf einem erhabenen, mit einem Fußſchämel verſehenen, mit Schnitzwerk und goldenen Leiſten verzierten Seſſel geſetzt hatte, auf deſſen breiten Armlehnen zu beiden Seiten vielerlei Putzgeräthe ſtand: Onixfläſchchen mit wohlriechenden Eſſenzen, goldene Tellerchen mit Zahnpulver und in Weineſſig getauchten Schwämmchen zum Abreiben der Nägel, Muſcheln mit aromatiſch duftenden Haarſalben u. dgl. Den Seſſel umgaben zierlich geflochtene Körbchen, gefüllt mit Blumen, Hals- und Buſenkränzen, ſowohl mit natürlichen, als mit künſtlichen von Metall und andern Stoffen, woran herabhängende Bänder von Gold- und Silberblechen befeſtigt waren.

Epponina liſpelte ihrer Lieblingsſklavin Leda in's Ohr: „O ſchmücke mich heute ſchöner als je! Ich erwarte jeden Augenblick die Siegesnachricht von meinem Gatten, und hoffe ihn bald als Sieger und Beherrſcher Galliens in meine Arme zu ſchließen.“ Schon hatte die lächelnde Sklavin die mit zarter Hand durchkämmten Haare der liebevollen Gebieterin in zierliche Flechten rückwärts zuſammengelegt, und ſie in einen Wulſt über dem Scheitel aufgethürmt,

— da ſtürzte Laidion, die Vorſteherin des Hauſes, bleich und zitternd in's Gemach. Epponina ſtieß bei dieſem Anblick einen Schrei des Entſetzens aus, und ſank, indem ſie aufſpringen wollte, ihrer Sinne kaum mächtig, in den Seſſel zurück. Laidion ſtand plötzlich ſtarr wie eine Marmorſäule, indem ſie ſelbſt heftig erſchrak über den Gedanken, der Gebieterin durch ihr Hereinſtürzen in das Gemach einen ſolchen Schrecken verurſacht zu haben. Tiefe Stille herrſchte; ohne Laut und Bewegung ſtanden die Anweſenden; nur die furchtſamen Blicke ſchienen wechſelſeitige Fragen zu ſein. Laidion ſank vor der Gebieterin ſchweigend auf die Knie; Epponina aber hatte indeß die für den Augenblick verlorene Faſſung gewonnen. Sie erhob ſich mit der ihr eigenen Seelenſtärke, und ſagte mit ſtolzem Ton: „Dein plötzliches wildes Hereinſtürmen hat mich erſchreckt! Was trieb Dich dazu? Willſt Du mir ein trauriges Ereigniß melden? — Ich bin gefaßt auf Alles. Sprich unverholen, was Du weißt, — Wahrheit oder Lüge!"

„Gebieterin!" ſagte Laidion, „die Römer ſind Sieger; vernichtet iſt unſer Heer!" „Und mein Gemal?" fiel ihr Epponina in's Wort. „Iſt — verſchwunden," flüſterte Laidion. Epponina ſchwieg, bebend an allen Gliedern; ſie wollte ſprechen, die Stimme verſagte ihr. Endlich drängte ſich mit dumpfem Ton von den erbleichten Lippen das Wort „todt!" hervor.

„Er lebt!" ſagte Laidion.

„Du weißt es?" fragte Epponina; „woher?"

„Ich zweifle nicht,“ ſagte Laidion; „denn Martialis, der treue Freigelaſſene und Liebling Deines Gemals, vermuthlich von ihm ſelbſt geſendet, Dir die Trauerkunde der erlittenen Niederlage zu überbringen, iſt — hier!“ —

Da rötheten ſich Epponina’s Wangen wieder, und ſie rief mit freudeſtrahlenden Augen: „Er lebt? Er lebt! O dann iſt nichts verloren! Auf ſeinen Wink erhebt ſich ein neues Heer; ſein Geiſt iſt unſer Kriegsgott, und eine Niederlage wird er durch dreifachen Sieg rächen! So lange mein Julius Sabinus lebt, lebt auch ſein Ruhm, ſein Weib, ſein Gallien. Führ’ ihn herein, den Boten!“

Martialis trat ein, und Epponina empfing ihn, eh’ ſie noch ſein Unheil verkündendes Antlitz bemerkte, mit den Worten: „Sei mir willkommen! Wo verließeſt Du meinen Gemal?“

Martialis. Auf dem Schlachtfelde.

Epponina. Bei ſeinem Heer?

Martialis. Das Heer iſt vernichtet!

Epponina. Und was ſollſt Du mir verkünden?

Martialis. Seine — letzten Worte.

Epponina. Nimmer! Will er Gallien verlaſſen? Ich folge ihm in den entfernteſten Winkel der Erde; ich will kämpfen an ſeiner Seite. Kein Unglück ſoll uns trennen.

Martialis. Nur der Tod?

Epponina. Ja — nur der Tod! Geleite mich zu ihm!

Martialis. Auf das leichenvolle Schlachtfeld?

Epponina. Das für ihn bald ein Siegesdenkmal werden wird.

Martialis. Entſage den Träumen der Herrlichkeit!

Epponina. So lange mein Julius athmet, ſoll —

Martialis. Er — ruht unter den Todten.

Jetzt ergriff der Schmerz die Unglückliche um ſo heftiger, je ſtandhafter ſie geblieben war, ſo lange der ſchwächſte Strahl der Hoffnung ihr leuchtete. Die wildeſte Verzweiflung bemächtigte ſich ihrer nun in dem Grade, daß ſie, im erſten Ausbruche derſelben, wie vom Wahnſinn betäubt und verwirrt, ſelbſt der beiden Kinder vergeſſend, ſich durch Gift tödten wollte. Die treue Laidion entriß ihr die Phiole. Eine tiefe, todähnliche Ohnmacht kam der erliegenden Natur zu Hilfe. Als aber die erſten Spuren von Leben ſichtbar wurden, bemächtigten ſich wilde Fantaſien der Troſtloſen. Erſt nach mehreren Stunden kehrte das Bewußtſein mit einiger Beruhigung zurück. Sie ließ die vaterloſen Waiſen zu ſich kommen, und ihre rührenden Wehklagen wirkten nun auf Alle noch ſtärker, als die frühere Verzweiflung.

Da rief Martialis: „Mögen die Götter es mir verzeihen! Ich kann, ich darf nicht länger ſchweigen!“ Er wurde auf ſein dringendes Bitten zur Gebieterin geführt, und ſprach: „Ich zweifle nicht, daß Julius Sabinus ſich hätte retten können, wenn er es gewollt hätte.

Epponina. Schweig, Unglücklicher! Du läſterſt die Aſche meines Gemals. Wollte er ſich nicht retten, dann hätte er nie geliebt.

Martialis. Die Gränze war dem Schlachtfelde nahe; leicht konnte er fliehen, — aber er zog den ehrenvollen Heldentod einem entehrten Leben vor. Und entfloh er, — konnte er dann hoffen, ſich je wieder mit Dir zu vereinigen?

Epponina. Ich wäre ihm gefolgt in den entfernteſten Winkel der Erde. Ach! er wollte nicht fliehen, — ich kann ohne ihn nicht leben. Die Todesgötter werden gegen mich mitleidiger ſein, als er es war; er konnte ſich von mir trennen, ſie werden mich mit ihm vereinigen!

Martialis. Nur ein Fall iſt denkbar, in dem er ſein Leben ſich — und für Dich erhalten konnte.

Epponina. Ein möglicher Fall? O ſüßer Gedanke voll Verzweiflung! Und dieſer Fall? ſprich!

Martialis. Wüßten die Römer, daß der gefürchtete Julius Sabinus lebt, ſo wären tauſend Schwerter, tauſend Beile bereit geweſen, ihn zu tödten; nimmer konnte er ihnen entgehen, ſein Tod von Feindeshand war ihm gewiß. — Nun der denkbare Fall!

Epponina. Wollte keiner der Himmliſchen das Mögliche wirklich machen? — — Der denkbare Fall? O nenne ihn, daß ich mich an dem Trugbild labe, — wär's auch nur das falſche Glück eines Augenblicks!

Martialis. Wenn es ihm gelang, das Gerücht ſeines Todes zu verbreiten, während er ſich an einem ſichern Ort verborgen hielt.

Epponina. O daß alle Welt ihn todt glaubte, und ich die Einzige wäre, die da wüßte, daß er lebt! O daß die

Erde ſein weites Grabmal, und meine Bruſt das Heiligthum ſeines ungefährdeten Lebens wäre!

Martialis. Lebte er wirklich, und hätte Dir das Geheimniß ſeines verborgenen Lebens anvertraut, — Du vermöchteſt es nicht, ein ſolches Geheimniß in Dir zu verſchließen. Deine Liebe würde Dich zur Verrätherin machen, das Entzücken, aus Deinen Augen ſtrahlend, würde aller Welt verkünden: „Unwahr iſt das Todesgerücht; mein Gatte lebt!“

Epponina. O daß es mir vergönnt wäre, zu beweiſen, daß der Liebe das Äußerſte möglich iſt! Sie iſt arglos wie die Taube, ſie kann aber auch klug ſein wie die Schlange; ſie iſt ſchwach wie ein Kind, aber auch ſtark wie ein Rieſe. Im Herzen wohnt das Licht der Liebe; die Welt umgibt es mit der Nacht des feindſeligen Haſſes. O dürfte ich ſie täuſchen um den Preis der Wahrheit!

Martialis. Und wäreſt Du wirklich fähig, Thränen zu vergießen, Tage und Nächte hindurch zu wehklagen um einen für todt ausgerufenen Gemahl, wenn Du wüßteſt, er lebe?

Epponina. Sein wirklicher Tod wird mich tödten; der Gedanke, daß er lebt, glaube mir, — dieſer Gedanke würde mir Muth und Kraft — ſelbſt zur Verſtellung geben, die mir Glücklichen einſt verhaßter war als der Tod.

Martialis. So höre denn!

Epponina. Was willſt Du ſagen?

Martialis. Ich vermag es nicht, Deinen wirklichen Schmerz zu ertragen; er iſt das tödtende Gift Deines Lebens. Aber der Schein des Schmerzes — o wie ſüß! O mein Gebieter! Die Gattin Dir zu erhalten, verletze ich Dein Gebot.

**Epponina.** Götter des Himmels und der Erde!

**Martialis.** Bring' ihnen zahlloſe Opfer! Dein Gatte — lebt!

---

Nachdem **Epponina** wie leblos dahin geſunken, ihrer Sinne wieder mächtig geworden war, und aus einem ſchönen Traume zu erwachen glaubte, bemühte ſich **Martialis**, obſchon er vor Freude kaum zu ſprechen vermochte, der Gebieterin das Unglaubliche glaublich zu machen. Erſt nach langem Bemühen, erſt nachdem er einen feierlichen Eid bei den Göttern der Unterwelt geſchworen hatte, gelang es ihm, die Mißtrauende von der Wahrheit zu überreden, indem er ihr den ganzen Verfall mit folgenden Worten erklärte: „Die entſcheidende Schlacht hatte mit dem erſten Grauen der Morgendämmerung begonnen; die anrückenden Heere ſchienen mehr Nebelgebilde als Menſchengeſtalten zu bewegen, und den ſilbernen Legionsadlern entfuhren, wenn die Glut der Morgenröthe ſie traf, Flammen[illegible] Sie ſtießen mit Heftigkeit auf einander, und auf beiden Seiten ſtieg die Wuth, je länger die Schlacht währte; das Vordringen oder Zurückweichen der Römer und Gallier wechſelte unaufhörlich. Was unſere griechiſchen Dichter von der zürnenden Wuth des Achilles und dem unerſchütterlichen, beſonnenen Heldenmuth Hektor's erzählen, — **Julius Sabinus** vereinigte Beides in ſich. Die Klugheit des Feldherrn, die Tapferkeit des Kriegers, ein Heer der erleſenſten Streiter, — Alles war für ihn, — nur Fortuna nicht.

Schon ſank die Abenddämmerung; da trafen zwei neue Römerlegionen ein; unſere kampfmüden, von Durſt und Hunger entkräfteten, gänzlich erſchöpften Scharen vermochten dem ſtürmiſchen Andrang der friſchen Streitkräfte nicht länger zu widerſtehen. Die Meiſten fielen wie Schlachtopfer; Viele tödteten ſich ſelbſt, da ſie Alles verloren ſahen. Dunkelroth erhob ſich der herbſtliche Vollmond am Horizont, wie eine düſter lodernde Fackel, welche einen Scheiterhaufen entzündet, auf dem eine Leiche liegt. Nach einer ſolchen Niederlage ihres Sieges vollkommen ſicher, zogen die römiſchen Legionen in ihr befeſtigtes Lager zurück; nur zwei Kohorten blieben in einiger Entfernung zur Bewachung des mit Leichenhügeln bedeckten Schlachtfeldes. Ich war dem Gebieter ſtets zur Seite geblieben; erſt beim Einbruch der Nacht, als das Getümmel und die Verwirrung allgemein wurde, ward ich von ihm getrennt; endlich verlor ich ihn ganz aus den Augen. Sobald die Römer den Kampfplatz verlaſſen hatten, und der Mond, ſeine Purpurglut verlierend, ſein Licht, indem er höher am finſtern Himmel hinauf wandelte, mit bleichen Strahlen auf die Erde goß, ſchlich ich, gleich einem Geſpenſte der Nacht, durch die Todten und Sterbenden, deren Wehgeſchrei und Röcheln mir in's Mark der Gebeine drang. Schon mochte ich mehr als eine Stunde zwiſchen Leichen und Verſtümmelten umhergekrochen ſein, wobei ich bald über einen Rumpf fiel, bald in einem Blutſtrom ausglitſchte. Endlich gelang es mir dort, wo der größte Hügel der Leichname aufgethürmt lag, die ich von einander hob, meinen Gebieter in der Mitte todter und ſchwer verwundeter Römer zu entdecken. Erſt, als ich die auf ihm ruhenden Laſten weggewälzt hatte, vermochte er ſich aufzurichten. Ihm floß das Blut aus mehreren Wunden. Er hob ein Schwert auf, ſich zu tödten. Ich nannte Deinen Namen, — das Schwert entſank ſeiner Hand. Er ließ ſich, auf meine Schulter geſtützt, von mir leiten, ohne eines Wortes mächtig zu ſein; die Augen brannten in dem todbleichen Antlitz, und er ſtarrte, wilde Verzweiflung in den düſtern Mienen, auf das Schlachtfeld. Endlich kamen wir zu einer Quelle; ich wuſch ſeine Wunden; er trank von dem kalten Waſſer. Geſtärkt gingen wir weiter. Nach einer Stunde erreichten wir Deine unlängſt angekaufte ſchöne Villa in der Nähe der Vogeſen. Hier ſetzten wir uns unter einen Baum, deſſen dürre Blätter, vom Herbſt abgeſchüttelt, ein weiches Ruhelager bildeten. Ich hatte mir unterwegs einen Plan ausgedacht, und theilte ihn nun meinem Gebieter mit. Er billigte denſelben als das beſte Mittel zu ſeiner Sicherheit und zur Wiedervereinigung mit Dir. Ich wußte, daß ſich unter dieſer Villa ein großes unterirdiſches Gewölbe befindet, welches unter ſeinem frühern Beſitzer während der jetzigen Kriegsunruhen theils zu Begräbniſſen, theils zur Verwahrung von Koſtbarkeiten gedient hatte. Außer mir weiß Niemand, daß man auch außerhalb der Villa durch eine Felſenhöhle des nächſten Eichenwäldchens in dieſe Gruft hinabſteigen kann. Ich geleitete ihn dahin. Der Ort dieſes Aufenthaltes war grauenvoll — aber ſicher. Am nächſten Morgen ging ich in die Villa, ſagte dem Aufſeher derſelben, Julius Sabinus habe ſich in ſein Schwert geſtürzt, und ſchickte ihn fort. Zugleich verbreitete ich das Todesgerücht in der Umgegend. Beim Einbruch der Nacht — nachdem ich die Gruft mit der erforderlichen Geräthſchaften und Lebensmitteln verſehen hatte, legte ich in der Villa Feuer, als hätten es die Feinde gethan, und ſah zu, wie das Haus über uns ein Raub der Flammen wurde. Dein Gatte war nun gerettet und in Sicherheit. Aber Du, Gebieterin, erfüllteſt uns mit Schmerz und Sorge. Sollten wir Dir die Wahrheit ſagen, er lebe? würde nicht Deine, nicht zu mäßigende Freude zur Verrätherin werden? Sollte ich Dir ſeinen Tod melden? Dein Wehklagen mußte allerdings nicht den geringſten Zweifel über ſeinen Tod übrig laſſen; hätte aber nicht der Schmerz Dir ſelbſt das Leben geraubt? — Ich vermochte es nicht, dieſe Angſt zu ertragen, — ich ſagte Dir die Wahrheit, um Dich Deinem Gatten zu erhalten.“ —

So ſprach der edle Freigelaſſene **Martialis**. **Epponina** bat ihn, irgend etwas zu nennen, womit ſie ihn gebührend belohnen könne; er aber erwiederte: „Den größten Lohn, der mir werden konnte, habt ihr mir ſchon ertheilt; ihr habt den Sklaven mit der Freilaſſung beglückt, habt den Sklaven zum Menſchen gemacht. Welchen ſchöneren Gebrauch konnte ich von meiner Freiheit machen, als die Großmüthigen zu retten, denen ich die Freiheit verdanke! Für ſolches Glück iſt keine Dankbarkeit zu groß.“ —

In einer dunkeln, ſchaurigen Herbſtnacht ſchritten zwei Geſtalten, ſcheu umherſpähend, auf unebenen Seitenwegen dahin; die unglücklichen Wanderer waren — **Martialis**, der einen ſchlafenden vierjährigen Knaben trug, und **Epponina**, die ein weinendes dreijähriges Mädchen in ihren Armen hielt. Der Freigelaſſene ſchleuderte manchen Stein aus dem Wege, damit die ohnedies wunden Füße der Gebieterin nicht noch mehr verletzt würden. Manchmal bog er wildes Dorngebüſche zurück, welches den Wandelnden ſich feindlich entgegen ſtellte. Deſſen ungeachtet ward Epponina's Gewand zerriſſen, und Bluttropfen quollen aus ihren Händen und Füßen hervor. Die heldenmüthige Gattin trotzte allen Leiden und Schmerzen. Beflügelt von der Hoffnung, den Geliebten nun bald wieder an's Herz zu drücken, folgte ſie dem voran gehenden Führer freudig, und ermunterte ihn, ohne Ermüdung zu fühlen, ſelbſt zur Eile, während ſie das wehklagende Mädchen damit tröſtete, daß ſie nun bald den Vater küſſen werde, deſſen Liebling ſie war. Schon fing die Dämmerung zu grauen an, und blaßrothe Streifen beſäumten die öſtlichen Wolken. Die Furcht, vom nahenden Tage übereilt und verrathen zu werden, raubte der edlen Frau den bisherigen Muth. Sie ſank auf die Knie und ſandte die Worte des inbrünſtigſten Flehens an die am Himmel erbleichenden Luna. Schon erſchellen von der Heerſtraße, die ſich in geringer Entfernung hinzog, Menſchenſtimmen und Pferdegewieher. Thränen ſtürzten aus Epponina's Augen, und alle Kraft ſchien augenblicklich ſie zu verlaſſen. Da wendete Martialis plötzlich das von Freude glänzende Geſicht zurück und flüſterte: „Muth, Gebieterin! Ich erblicke die erſten Bäume des Eichenwäldchens. Binnen wenigen Minuten ſind wir am Ziele!“ —

Dankend ſtreckte Epponina einen Arm zum Himmel empor, und eilte neugeſtärkt vorwärts. Bald war das Eichenwäldchen erreicht. Schon drängten ſie ſich durch das dichte Gebüſch, welches den Eingang in die Höhle verdeckte.

Da ſprach Epponina, von Angſt gefoltert, leiſe: „Werd' ich ihn lebend finden? — Der Schreckensgedanke der Möglichkeit, ihn nicht lebend zu finden, ergriff die Erſchöpfte mit ſolcher Gewalt, daß ſie, einer Ohnmacht nahe, auf das Geſtein ſank. Das Mädchen glitt aus den Armen der Mutter auf das gehäufte dürre Herbſtlaub; Martialis legte auch den Knaben auf das weiche Lager, und verſchwand in dem düſterkalten Schlund der Höhle mit den Worten: „Ruhe hier und ſuche Faſſung zu gewinnen! Ich gehe, ihn auf das Unerwartete vorzubereiten.“ —

Epponina glich einem Marmorbilde; keines Wortes, keiner Bewegung mächtig, ſtarrte ſie auf die Kinder hin, die eben ſo ſtumm und bewegungslos vor ihr auf dem Laubbette lagen.

Martialis erſchien; zwiſchen Geſträuchen ſtehend, ſagte er: „Die Götter ſind Dir gnädig; Julius Sabinus lebt. Ich traf ihn ſchlafend, aber ſein Schlaf war, wie gewöhnlich, ein wilder Traum. Meine Schritte erweckten den Schläfer. Ich wagte es nicht, dem Verſtörten die dreifache Freude auf einmal zu verkünden, ich ſagte nur, daß ich ihm den Knaben gebracht habe, Du aber genößeſt Leben und Sicherheit.“ —

Martialis hob den Knaben auf und ſtieg mit ihm in die Höhle hinab. Nach einigen Minuten kam er wieder, ſagte: „Auch das Mädchen habe ich ihm gemeldet;“ nahm die Kleine auf ſeinen Arm und verſchwand. Nach wenigen

Minuten erſchien er abermals mit den Worten: „Gebieterin! nun kommt das Beſte und Gewaltigſte. Er erwartet Dich mit Schmerz und Freude!“

Epponina blickte wehmüthig zum Himmel, den ſie nun lange nicht wieder ſehen ſollte, ordnete das Gewand, ſuchte ihre Mienen zu erheitern, jede Spur von Thränen und Bluttropfen zu vernichten oder zu verbergen, und folgte dem treuen Diener mit den Worten: „Mögen die Götter für Dich thun, was ich nicht vermag!“

Martialis hob den aus einem dichten Wollenſtoffe beſtehenden Vorhang auf, welcher den Eingang in das Hauptgemach im Innern der unterirdiſchen Wohnung verdeckte. Epponina, vom Führer geſtützt, vermochte es kaum über ſich, einen Schrei des Jubels und des Schreckens in die Bruſt zurückzudrängen, als ſie den erſehnten, geliebten, entſtellten Gatten in dieſem Zuſtande erblickte. Dämmerlicht und Grabesſtille herrſchten in dem weiten, hochgewölbten Raume, an deſſen Wänden ein ungewiſſer Schimmer ſeltſame dunkelgraue Geſtalten bildete, die, halb Licht, halb Nacht, ſchauerlich hin und her ſchwankten. Auf einem Ruhebette ſaß Julius Sabinus, mit jedem Arme eines der ihm zur Seite ſtehenden Kinder haltend, in ſtummem Entzücken. Auf einem ſteinernen Tiſche brannte eine Lampe, deren auflodernde Flamme die Geſichter des Vaters und der Kinder mit rothem Schimmer überflog. Ein tiefer Seufzer drängte ſich aus Epponina's Bruſt und verrieth ihre

Gegenwart. Julius entriß ſich den fallenden Kindern, ſprang auf, eilte an den Eingang, und kam noch zurecht, um die Sinkende in ſeine Arme aufzufangen.

Stumme Liebkoſungen mußten dasjenige ſagen, was keine Worte auszudrücken vermochten, indem die Liebe beider Ehegatten ein zartes Bedenken trug, ihre Seelenwunden ſelbſt durch die leiſeſte Berührung aufzuregen. Epponina machte ſich ja ſelbſt den quälenden Vorwurf, daß ſie ſeinen Ehrgeiz, wenn auch nicht geradezu entflammt, wenigſtens nicht zurückgehalten habe, das frevelhafte Unternehmen zu wagen, und daß er nur, um ſie mit dem höchſten Glanze der Herrlichkeit zu umgeben, den Römern trotzend, ſich zum Beherrſcher Galliens aufwerfen wollte. Wahre Liebe ſollte ja ihr höchſtes Glück in ſich ſelbſt, in dem Geliebten ihre Welt finden. Julius aber ſtrafte ſich mit dem bitterſten Selbſttadel: die Begeiſterung für ein Weib von ſolcher Schönheit des Leibes und der Seele hätte ihm Kraft verleihen ſollen, Sieger zu werden, im Kampfe mit einer Welt; er, der Gefallene, Entehrte, ſei einer ſolchen Liebe nicht werth, und ihrer nie würdig geweſen.

So erſchöpften Beide ſich in Selbſtanklagen, ſo wetteiferten Beide, Eines das Andere zu vertheidigen. „Ich (ſagte Julius) wollte Dich auf den Gipfel des Glückes erheben, und habe Dich in den Abgrund des Elendes mit mir hinabgeriſſen. Auch nach meinem Falle, konnteſt Du die Liebe zu mir,, gerechter Weiſe, aus dem Herzen vertilgend, ungefährdet in Deinem Palaſte wohnen, der erworbenen Schätze Dich erfreuen, der Welt Herrlichkeit und die Wonne des holden Lebens genießen. Wer konnte Dich der Mitſchuld zeihen, wenn Du Dich ſchuldlos erklärteſt? Wer konnte mein Vergehen Dir zur Laſt legen, wenn Du, mich verleugnend, Deiner Liebe entſagteſt? Aber ach! Du verließeſt Palaſt, Schätze und Weltherrlichkeit — um mir in's Elend zu folgen, meine Leiden zu den Deinigen zu machen, Dich lebendig mit mir zu begraben!" — Und könnte mir ein Glück erblühen ohne Deine Liebe? (fiel Epponina dem Gatten in's Wort). Könnte alle Herrlichkeit mich erfreuen, wenn ich Dich, mit Deinem Schmerz allein, in der unterirdiſchen Kluft weiß? Könnten alle Schätze und Genüſſe mir Erſatz gewähren für eine ſolche Trennung von dem, der mir das Theuerſte iſt auf Erden? Könnte mein Herz einen einzigen Augenblick der Ruhe finden, wenn der Gedanke der Schmach und des Entſetzens: „Verrätherin an dem edelſten der Gefühle, und an der heiligſten der Pflichten! Du ſchwelgſt, und er leidet!" wie ein böſer Nachtgeiſt mir vor die Seele träte? — Wir ſind nun geſchieden von einer Welt, die über unſern, von der Erde bedeckten Häuptern dahinbrauſ't, aber wir ſind einig und ruhig in uns ſelbſt. Freiwillig getheilte Leiden gemeinſam aus Liebe tragen, iſt Götterwonne des Schmerzes. Und ſo ſind wir nun, von der Oberwelt geſchieden, zwei Schatten, und es liegt in unſerer Macht, ob dieſe Höhle uns ein Orkus oder ein Elyſium ſein ſoll!" —

---

So waren Tage und Wochen verfloſſen. Die Klugheit des Freigelaſſenen Martialis, der bedeutende Geldſummen aus dem Palaſte in Divio mitgebracht hatte, verſah die Bewohner der Unterwelt mit Allem, was zum Lebensgenuſſe diente. Die beiden Ehegatten würden ſich glücklich gefühlt haben, hätte nicht der Gedanke an die Zukunft der Kinder ſie mit jedem Tage mehr und mehr beunruhigt. Gelänge es ihnen aber, in dieſem unterirdiſchen Aſyle Jahre lang unentdeckt zu bleiben, ſich auch wie die Gewohnheit dem Menſchen Alles erträglicher macht, mit dem Nachtſtücke ihres Lebens allmälich zu befreunden, ja ſelbſt ihr aller Welt unbekanntes gemeinſchaftliches Glück hier zu finden, — was ſollte aus den Kindern werden, die dann erſt entweder als Fremdlinge oder mit dem Verbrechen der Eltern belaſtet, unter Feinde oder Menſchen mit kalten Marmorherzen treten ſollten, verfolgt oder verabſcheut? — Der ſüße Schlaf der ſorgloſen Kinder verurſachte den bekümmerten Eltern ſchlafloſe Nächte; die Freudigkeit der holden Weſen, die im Schooße der Nacht ſo ſchön aufblühten, bleichte die abgehärmten Wangen der Mutter und des Vaters, und je mehr die Kleinen ſich wie Bienen in die Gegenwart einſaugten, ohne an eine Welt außerhalb der Höhle oder an eine Zukunft zu denken, um ſo ſchwerer drückte es die Gatten, um ſo ſchrecklicher erſchien ihnen die Zukunft, um ſo mehr zitterten ſie vor den, in einer feindſeligen Welt drohenden Gefahren. Der Gedanke, daß ihre Schuld der Kinder Fluch ſein werde, erfüllte ſie mit Schauder.

Nach langem Überlegen und Berathen faßten ſie endlich den Entſchluß, ſich ſelbſt den Kindern zum Opfer zu bringen, und mit ihrem eigenen Leben Diejenigen zu retten, denen ſie das Leben gegeben hatten. Sie beſchloßen, den ſichern Aufenthalt zu verlaſſen, nach Rom zu ziehen, ſich zum Wohl der Kinder dem Kaiſer Veſpaſianus freiwillig auszuliefern, und nur für dieſe Schuldloſen, nicht für ſich, die Gnade des mächtigen Herrſchers anzuflehen. Dieſer Entſchluß goß Ruhe und Heiterkeit in die Seele. Sie erzählten den entzückten Kindern viel von der fröhlichen Reiſe und vom ſchönen Sonnenlicht, deſſen ſich die Kleinen wie eines lieblichen Traumes erinnerten. Der dritte Tag ward zur Ausführung des Vorhabens beſtimmt.

---

Ein böſer Dämon, der ſich in die Maske kindlicher Unſchuld hüllte, zerſtörte das Gelingen des edlen Planes.

Der kleine Sabinus hatte bemerkt, daß Martialis, ſo oft er die Höhle verließ, jedesmal mit Lebensmitteln oder Geräthſchaften beladen zurück kam, wo er dann mit Dank und Freude empfangen wurde, indem er ſich bei ſolchen Anſchaffungen meiſtens großer Gefahr ausſetzen mußte. Der Knabe, von Stolz und kindlicher Liebe entflammt, wollte nicht ſchlechter ſein, als der Freigelaſſene, den er um ſein ſchönes Amt beneidete; er beſchloß daher, ein Gleiches zu thun, und freute ſich ſchon im Voraus auf das Lob, welches die entzückten Eltern ihm ertheilen würden, wenn er, ſie überraſchend, eben ſo wie Martialis mit Eßwaaren und andern Lebensbedürfniſſen eintreten würde. An der Leichtigkeit, dieſelben zu erhalten, zweifelte er nicht im Geringſten; er glaubte, was er wünſche, überall zu finden, und, was ihm gefalle, nur nehmen zu dürfen, ohne auf irgend ein denkbares Hinderniß zu ſtoßen. Und wollte Einer es wagen, ihm in den Weg zu treten, — an Muth und Kraft konnte es ja dem Miniatur-Herkules nicht fehlen. Wenn er ſage: „Das gehört für den Vater, Jenes für die Mutter," — da müſſe doch Jeder ſogleich zurücktreten.

So ſchön die Fantaſie alles dies dem Kleinen vormalte, ſo wünſchte er doch ein theilnehmendes Weſen bei dem heroiſchen Unternehmen. Das Schweſterchen Julia wurde in das Geheimniß eingeweiht und der Ehre gewürdiget, ſeine Begleiterin zu ſein. Die liebliche Julia zeigte aber im erſten Augenblicke ſo wenig Heldenmuth, daß ſie heftig erſchrack, und bitterlich zu weinen anfing. Erſt nach vielen Vorwürfen und Bitten, Drohungen und Liebkoſungen, gelang es dem vierjährigen Helden, die dreijährige Heldin ſo zu begeiſtern, daß ſie ſich entſchloß, das Brüderchen zu begleiten.

In der früheſten Morgenſtunde, da die Eltern noch ſchliefen, und Martialis ſchon ſeinen gewöhnlichen Geſchäften nachgegangen war, ſchlichen ſich die Kinder leiſe kichernd und voll Freude auf den Zehen aus der Höhle. Schon ſtanden ſie im Freien. Die Morgenröthe, welche die ſchöne Gegend ringsumher mit ihrem Roſenſchimmer übergoß, die friſche, reine Morgenluft, die im buntem Herbſtſchmucke prangenden Bäume und Gebüſche, verſetzten die kleinen Wanderer in ein ſolches Entzücken, daß ſie, ſich umſchlingend, in ſtummem Erſtaunen ſtehen blieben, dann — ohne es ſelbſt deutlich zu wiſſen — weiter gingen und immer weiter, erſt ſchüchtern und ſcheu, dann immer muthiger und geſprächiger. Die in voller Pracht und Größe aus dem Nebel plötzlich hervortretende Sonnenſcheibe jagte ihnen zuerſt etwas Furcht ein; ſie wurden aber mit der fremden Erſcheinung bald vertrauter. Auch zogen viele Gegenſtände von allen Seiten die Aufmerkſamkeit des Pärchens an ſich, hier vielfarbige Blätter und Blumen, dort glänzende Käfer oder hübſche Steinchen. Nun wurde beſchloſſen zu ſammeln, und die Eltern mit ſolchen Schätzen zu entzücken und zu beglücken. Schon hatten ſie die Hülle und Fülle von Kleinodien, und dachten nun, nach Verlauf einer Stunde, an die Rückkehr; aber ach! Verſchwunden war die Höhle! Wo lag ſie? Welcher Weg führte zurück? Nirgend eine Spur zu finden! Nach langem vergeblichen Suchen und Laufen, müde und athemlos, ſanken die armen Kinder auf die Knie, dann zur Erde, umfaßten ſich und brachen endlich in lautes Schluchzen und Weinen aus, nach Vater und Mutter rufend.

---

An der nahen Heerſtraße zogen einige Soldaten der in der Gegend der Stadt Divio ſtazionirten römiſchen Legien dahin. Der Führer derſelben ging zu den weinenden Kindern, und befragte ſie theilnehmend um die Urſache ihrer Wehklagen. Da er vernahm, daß ſie ſich verirrt hatten, erbot er ſich, von Mitleid gerührt, ſie zu den Eltern zu führen, und erkundigte ſich nach dem Wohnorte. Die entzückten Kleinen erzählten ihm von einem großen, ſchwarzen, traurigen Zimmer, in welches man hinabſteigen müſſe, und daß ihre Mutter Epponina heiße, der Vater Julius Sabinus. Bei dieſen Worten verſchwanden plötzlich alle Züge des Mitleids aus dem Geſichte des bärtigen Kriegers; da er aber bemerkte, daß die Kinder ſich vor ihm zu fürchten anfingen, nahm er ſogleich eine freundliche Miene an, ließ ſich die Gegend der ſchwarzen Wohnung beſchreiben, ſo gut die Kleinen es vermochten, gab den Soldaten einen Wink, ihm in einiger Entfernung zu folgen, wendete ſich dann an die Kinder, und zeigte ihnen Silbermünzen, die er dem Vater und der Mutter bringen wolle.

Die holden Weſen, die nicht ahnten, welches Unheil ſie geſtiftet hatten, ſchmiegten ſich zutraulich und geſchwätzig an den Krieger, dem ſie Alles erzählten, was ſie wußten, ſo daß dieſer mit mühſam unterdrücktem Ausbruch der Freude ſich leiſe in den Bart murmelte: „Kein Zweifel — es iſt der Verräther, und mir wird das Verdienſt zu Theil, ihn der gerechten Strafe zu überliefern.“

So wurden die unſchuldigen Kinder die Verräther der Eltern; ſie wollten den Eltern Freude machen, — und ſtürzten ſie in's Verderben!

Lange dauerte das Aufſuchen des Schutzortes der Unglücklichen; endlich erkannten die kleinen Wegweiſer mit einem Freudengeſchrei die Höhle. Der Centurio folgte den Voraneilenden, befahl den Soldaten, am Eingange zurück zu bleiben, und ſtieg in die Tiefe hinab.

Sabinus und Epponina erwiederten den Jubel der eintretenden Kinder, hoben ſie in ihre Arme empor, und weinten, vor Entzücken keines Wortes mächtig. Martialis war fortgegangen, die Verlornen zu ſuchen.

Selbſt das rauhe Gemüth des römiſchen Centurio wurde von dieſer Szene der reinſten Liebe erſchüttert durch den Gedanken, daß er dieſes Entzücken, dieſes Glück mit einem Worte, nun in Unglück und Verzweiflung verwandeln ſollte; allein — die ſtrenge Pflicht gebot; der Römer folgte ihrem Ruf!

Und er trat vor, mit den Worten: „Julius Sabinus, — Hochverräther! Ihr ſeid mein Gefangener.“

Starr und lautlos ſtanden die Ehegatten, wie vor der Erſcheinung eines böſen Geiſtes aus dem Todtenreich. Die eiſerne Hand des Entſetzens griff in ihre Bruſt und zermalmte das blutende Herz; vernichtet ward mit einem Schlage ihre einzige, ihre letzte Hoffnung, — die Hoffnung, als Reuige aus eigenem Antriebe ſich freiwillig zu ſtellen, und dadurch des Kaiſers Gnade, wenn nicht für ſie, doch für die Kinder zu erbitten, und ſo durch Rettung der Schuldloſen wenigſtens einen Theil ihrer Schuld zu ſühnen. Nun aber ſollten ſie als Verbrecher, vom Arme der ſtrafenden Gerechtigkeit ergriffen, mit Gewalt vor den Richterſtuhl geführt und verurtheilt werden, ohne des Kaiſers Antlitz zu ſchauen. Dieſer troſtloſe Gedanke ergriff die Unglücklichen ſo fürchterlich, daß Beide einander mit einem Blicke der Verzweiflung anſahen, ſich in die Arme, dann zugleich wie leblos zu Boden ſanken. Die Kinder ſtürzten heulend auf die Eltern. Dem Centurio fiel ſeit einer langen Reihe von Jahren die erſte Thräne vom Auge, und er war ſo menſchlich, den Abend abzuwarten, um die Eltern mit den Kindern in Sänften nach Divio vor den römiſchen Statthalter bringen zu laſſen, der ihnen einen Ruhetag gönnte, und ſie dann auf einem Wagen nach Rom fahren ließ, dem Martialis zu Fuße folgte.

In der weltbeherrſchenden Hauptſtadt des Römerreiches angelangt, wurden ſie nicht in das öffentliche Gefängniß geführt, ſondern auf Befehl des Kaiſers einem Senator zur gefänglichen Verwahrung übergeben. Der edle Septimius Rufus trug dem Kaiſer die Bitte vor, daß er die Unglücklichen würdigen wolle, vor ſeinem Antlitz zu erſcheinen. Der menſchenfreundliche Veſpaſianus gewährte die Bitte. Die abgehärmten Geſtalten der beiden Ehegatten und die kontraſtirende Freudigkeit der unſchuldigen Kinder, die vom Tode keinen Begriff hatten, vom unglücklichen Schickſal der Eltern ſich keine deutliche Vorſtellung machen konnten, und nur das Vergnügen am holden Tageslicht und den ſchönen Gemächern des Palaſtes lebhaft empfanden, erfüllte den Kaiſer mit der innigſten Rührung und Wehmuth.

Sabinus und Epponina ließen ſich auf die Knie nieder. Sabinus bekannte ſich als Verbrecher, und vertheidigte die Unſchuld der Gattin. Als er geendigt hatte, nahm Epponina das Wort, und erzählte mit glühender Beredſamkeit ihren Vorſatz, ſich freiwillig ſelbſt dem Gerichte zu überliefern, um Gnade für die ſchuldloſen Kindern zu finden.

Veſpaſianus vermochte ſich kaum der Thränen zu erwehren, und ſprach, in ſeinem Innerſten erſchüttert: „Die Entſcheidung über den Hochverrath, dieſes Verbrechen gegen den Staat, gehört dem Senate, in deſſen Wirkungskreis ich nicht eingreifen darf, da er das Urtheil nach dem Ausſpruche des Geſetzes fällt, heilig dem Höchſten wie dem Geringſten. Iſt die Stimmenmehrheit nicht überwiegend gegen Euch, — ſo mögt Ihr auf meine Begnadigung hoffen. Mehr zu thun, vermag ich nicht.“

Nun umfaßte Epponina des Kaiſers Füße, und ſagte mit feſtem Tone: „Der Senat entſcheide! Spricht das Geſetz das Todesurtheil, ſo treffe es nicht meinen Gatten allein, es treffe — auch mich! Ich ſelbſt klage mich an als Mitwiſſende, Mitſchuldige; ich beſchwöre die Selbſtanklage, und rufe die Götter zu Zeugen der Wahrheit meines Bekenntniſſes an. Gleiches Verbrechen, gleiche Liebe, gleicher Tod! Ich will, ich darf nicht leben ohne meinen Gatten. Ein Leben ohne ihn wäre ärger, als der Tod. Trifft ihn das Todesurtheil, dann, mein Herr und Kaiſer, dulde es nicht, daß eine Schonung des ſchwächeren Geſchlechtes mir entehrend zu Theil werde. Als Gnade fleh' ich Dich an, auch mir den Tod nicht zu verſagen! Du aber ſei der Kinder Vater!“

Veſpaſianus bedeckte ſich das Geſicht mit der linken Hand, und winkte mit der rechten der Bitte Gewährung.

---

Veſpaſianus, der in keiner Sache einen Machtſpruch thun, als Aufrechterhalter des Geſetzes herrſchen und den Wirkungskreis, welchen er ſelbſt der höchſten Gerichtsbehörde bezeichnet hatte, nicht hemmen noch beſchränken wollte, wies auch dieſe Angelegenheit dem Senate zu. Es war ihm nicht unbekannt, daß die Stimme des Mitleids zu Gunſten der Eltern der unſchuldigen Kinder ſich in Rom laut ausſprach; er ſelbſt erwartete daher eine milde Entſcheidung der Mehrzahl im Senate; allein — das Gegentheil geſchah! Die Senatoren, außer dem Gerichtsſaale die Unglücklichen beklagend, ſtählten das weiche Herz, da ſie als Richter unterſuchen und erkennen ſollten. Die ſtrenge Gerechtigkeit waltete, und die bei Weitem überwiegende Stimmenmehrheit fällte das Todesurtheil; denn nicht nur das Geſetz, ſondern auch die Zeitumſtände forderten ein abſchreckendes Beiſpiel, forderten die Hinrichtung der Verbrecher, der öffentlichen Ruhe und Sicherheit wegen.

Der Kaiſer wagte es nicht, unter dieſen Umſtänden das ſchöne Recht der Begnadigung eintreten zu laſſen. Die Schmach der Verurtheilten zu mildern, befahl er, ſie nicht öffentlich hinzurichten. In dem unterirdiſchen Gewölbe eines Staatsgebäudes wurden zwei Blöcke aufgeſtellt. An jedem derſelben ſtand ein Liktor mit dem Beile.

Schon nahmen die Eltern von den Kindern Abſchied, das traurige Loos der Schuldloſen mehr als den Verluſt des eigenen Lebens bejammernd; da trat ein Senator ein und brachte die Kunde, der Kaiſer werde für die Kinder als Vater ſorgen. Ein Himmelsſtrahl drang in das Herz der Eltern. Noch eine Umarmung! Der Senator führte die weinenden Kleinen fort. Die Häupter der Verurtheilten fielen zugleich.

Die Kinder, in's Gemach des Kaiſers tretend, umſchlangen die Füße des Erhabenen. Der Senator, welchem Veſpaſian fragend in's Geſicht ſchaute, ſagte mit dumpfer Stimme: „Sie ſind geweſen!" Da quollen Thränen in Veſpaſianus Augen; er hob die Kinder in heftiger Bewegung zu ſich empor, und küßte ſie mit den Worten: „Ich will euch Vater ſein!" Und der edle Fürſt erfüllte ſein Verſprechen in reichem Maße; ſelbſt der treue Martialis blieb nicht unbelohnt.

# Der himmelblaue Domino.

An einem ſchönen Herbſtabende ging ich mit meinem Freunde Alfred auf dem Hauptplatze der Stadt Maſſa ſpazieren. Intereſſante Gegenſtände der Vergangenheit und der Gegenwart, der Heimat und des Auslandes, beſchäftigten uns ſo ſehr, daß wir ganz überraſcht das Blinken der Sterne am dunkelnden Himmel erblickten. Da ſprang Alfred plötzlich von der Bank empor, auf welcher wir ſchon über eine Stunde lang ſaßen, und wünſchte mir gute Nacht.

Ich. Wohin gehſt Du, Alfred?

Alfred. Ich hätte beinahe vergeſſen, daß ich dieſen Abend eine Beſtellung habe. Ich verſprach Jemanden, ihn auf dem Maskenball der Marcheſa di Ceſto zu treffen.

Ich. Biſt Du denn dieſer Dinge noch nicht müde? Höchſt zuwider ſind mir dieſe Masken, die vielfarbigen Domino's, dieſe ſchwerfälligen Harlekins, dieſe linkiſchen Colombinen, dieſe bäuriſchen Landmädchen, dieſe ſtädtiſchen Bauern, dieſe häßlichen Göttinnen der Schönheit, dieſe unkeuſchen Dianen, dieſe Heben im Großmutter-Alter, dieſe langweiligen Türken und ſteifen Spanier u. ſ. w.

Alfred. Ganz recht, und dazu kommt noch, daß das Leben ſelbſt eine Maskerade iſt; aber — ich habe die Beſtellung einmal angenommen; ſie iſt von Wichtigkeit — und ich muß Wort halten.

Ich. So wünſche ich Dir denn eine gute Unterhaltung und viel Glück. Leb' wohl!

Alfred eilte fort; ich blieb noch ein halbes Stündchen auf der Bank ſitzen, und ging dann langſam nach Hauſe. Als ich eintrat, gab mir Antonio, mein Diener, eine Einladungskarte von der Marcheſe. Ich legte ſie bei Seite, und nahm ein Buch zur Hand; allein das Geraſſel der Wagen, die unter meinem Fenſter dahinrollten, ſtörte mich im Leſen ſo unaufhörlich, daß ich das Buch wegwarf, mich an's Fenſter ſetzte, und die Equipagen anſah. „O närriſche Welt!" dachte ich mir, indem ich dieſes tolle Treiben erblickte. „Und im Getümmel dieſer unzähligen Thoren ſoll mein Alfred eine wichtige Beſtellung haben?" — Mir fiel nun der Reichthum der Marcheſe ein, der prächtige Palaſt, in welchem der Maskenball gegeben wurde, und der Glanz, welcher dabei herrſchen würde. Das Gefühl meiner Einſamkeit bildete dagegen einen gewaltigen Kontraſt. Dort Alles ſo lebendig und lärmend, bei mir Alles ſo todt und ſtill! Ich klingelte, und rief dem eintretenden Antonio zu: „Laſſ' einſpannen, und bringe mir ſogleich einen Domino, und zwar, wo möglich, einen ſchwarzen!"

Antonio ging; er kam aber ſo ſpät zurück, daß bei ſeiner Ankunft mein Wagen ſchon vor dem Thore ſtand.

„Signor!“ ſagte er, „mir thut leid, ſehr leid, ich bin aber in alle Buden der ganzen Stadt gelaufen, und konnte dennoch keinen Domino mehr finden, als dieſen einzigen himmelblauen, der noch übrig geblieben war.“

Ich. Einen himmelblauen! Es ſind gewiß auf der ganzen Maskerade nicht zwei himmelblaue Domino's zu ſehen. Ich könnte eben ſo wohl ohne Maske gehen und der ganzen Geſellſchaft meinen Namen nennen.

Antonio. Sie können unter einem himmelblauen Domino eben ſo unerkannt bleiben, als unter einem ſchwarzen, wenn Sie ſich ſelbſt nicht verrathen.

Ich. Sehr wahr! Gib mir die Maske!

Ich zog den himmelblauen Domino an, ſprang in den Wagen, und fuhr nach der Villa der Marcheſa. Der lange Baumgang, welcher zu dem Hauptthore des Palaſtes führte, war mit vielfarbigen Glaskugeln erleuchtet, welche guirlandenartig von Zweig zu Zweig hingen. Die Harmonien eines großen Orcheſters wogten aus der Eingangshalle durch die ſtillen Lüfte dahin. Als ich die breite Marmortreppe überſtiegen hatte, und in den hohen Vorſaal trat, erſtaunte ich über die daſelbſt herrſchende Pracht, den guten Geſchmack in der Anordnung des Ganzen und den ungeheuern Aufwand.

Die Hauptfronte des Gebäudes war von einem Lichtmeere der buntfarbigſten Lampen ſo taghell überflutet, daß man einen von Genien aus Diamanten, Rubinen, Smaragden und andern Edelſteinen erbauten Zauberpalaſt zu erblicken glaubte, deſſen blendender Glanz durch den Kontraſt der in einiger Entfernung rings umher brütenden Finſterniß noch mehr verſtärkt wurde. Gruppen von Charaktermasken und Domino's wandelten auf und nieder, nach allen Richtungen, die meiſten jedoch nur bis zum Anfang der dunkeln Plätze, wo ſie wieder umkehrten; nur einige wenige Paare verfolgten den Weg noch weiter dahin, wo ſie weder Späher noch Horcher zu befürchten hatten.

Ich machte zweimal die Runde durch den Saal, und ſtieg dann wieder die Treppe hinab, um mich im Freien abzukühlen. Plötzlich fühlte ich meine Hand von einer Maske in roſafarbenem Domino ergriffen und herzlich gedrückt mit den Worten: „Wie freut's mich, Dich zu ſehen! Wir fürchteten ſchon, Du würdeſt nicht kommen. Leb' wohl! Ich komme ſogleich wieder.“

Die Maske verſchwand augenblicklich im Gedränge. Ich glaubte in derſelben meinen Freund Alfred zu erkennen, wunderte mich aber, von ihm erkannt zu werden. Ich war kaum einige Schritte weiter gegangen, als ich einen leichten Schlag auf die Schulter erhielt. Vor mir ſtand eine weibliche Maske, die, auf den erſten Blick und nach ihrer Stimme zu urtheilen, jung und ſchön zu ſein ſchien. „Stille!“ ſagte ſie, den Finger an die Lippen legend, „folge mir!“

Ich folgte ſchweigend. Wer konnte einem ſolchen Rufe widerſtehen?

Als wir aus dem Gedränge waren, ſagte die ſchöne Maske: „Du biſt ſpät gekommen.“

„Ich habe mich erſt vor einer Stunde entſchloſſen, hieher zu kommen,“ erwiederte ich.

Sie. Ich fürchtete ſchon, Du würdeſt gar nicht kommen. Alfred behauptete das Gegentheil, und er hatte Recht. Er hat, wie er mir ſagte, eben jetzt mit Dir geſprochen.

Ich. Wie! Alfred war der roſafarbene Domino?

Sie. Ja. Ich muß aber nun fort; mein Vater ſucht mich. Alfred gibt ſich indeß Mühe, ihn zu unterhalten. In einer halben Stunde ſpricht er Dich wieder. Hat er Dir ſchon geſagt, was geſchehen iſt?

Ich. Kein Wort davon!

Sie. Wenn er dazu nicht Zeit findet, — und ich zweifle ſehr, daß er ſie finden wird, weil er mit den Zubereitungen vollauf beſchäftiget iſt, — ſo ſchreibe ich Dir, wenn ich kann, einige Zeilen, um die Sache aufzuklären, oder wenigſtens Dir zu ſagen, was zu thun iſt. Ich bin voll Furcht und Angſt. Wir bedürfen ſehr Deines Beiſtandes. Adieu!

Die ſchöne Unbekannte flog davon. „Potz Element!“ murmelte ich in mich hinein, „was ſoll das bedeuten? Alfred ſagte wohl, daß er eine Beſtellung habe, er hat mich aber nicht zu ſeinem Vertrauten gemacht.“

Es ſcheint ſich in dieſer Nacht etwas ereignet zu haben, was ihn meinen Beiſtand zu ſuchen veranlaßt. Gut! Er ſoll ihn haben.

Eine halbe Stunde ſchlenderte ich auf und ab zwiſchen den Orangenbäumen, welche die Luft mit ihrem Wohlgeruche erfüllten, und ich überdachte, was mein Freund beabſichtigen, und was das Reſultat einer Intrigue ſein könne in einem Lande, wo die Dolche der Liebe dicht auf dem Fuß nachfolgen. Plötzlich näherte ſich mir der roſafarbene Domino wieder, und flüſterte, indem er mir, ſorgſam umherſpähend, ein Papier in die Hand ſteckte: „Lies dieſes nachher! Nach einer Stunde finden wir uns auf dieſer Stelle wieder. Biſt Du bewaffnet?“

„Nein!“ erwiederte ich; „aber Alfred —“

„Es wird wahrſcheinlich nicht nöthig ſein; deſſen ungeachtet aber nimm Dieſen hier! Ich kann nicht verweilen.“

Mit dieſen Worten ſteckte er mir einen Dolch in die Hand, und entfernte ſich abermals in größter Eile.

---

„Eine geheimnißvolle Geſchichte!“ dachte ich mir, „indeß, — dieſes Papier wird Alles aufklären. Auf jeden Fall iſt die Sache gefährlich, ſonſt hätte er mir nicht dieſe Waffe gegeben.“

Indem ich den Dolch nun an die nächſte Lampe hielt, und ſeine Scheide unterſuchte, erblickte ich einen neben mir ſtehenden ſchwarzen Domino, der zu mir ſagte: „Er iſt ſcharf genug; ich wette darauf. Ich habe Dich in der Allee erwartet, in welcher wir uns zuſammen beſtellten. Befeſtige dieſes Papier an ſein Kleid! Er wird binnen einer Stunde hier ſein. Nach ſeinem Tode ſtecke ihm dieſes Paket vorne an der Bruſt in's Gewand! Verſtehſt Du? Verrichte Dein Geſchäft gut, und denk' an die hundert Ducati! Hier iſt mein Ring, den ich auslöſen werde, ſobald Du Dein Werk vollbracht haſt. Die Anderen werden bald kommen. Das Loſungswort iſt: „„Primavera!““ — Warum haſt Du aber einen himmelblauen Domino? Er iſt zu auffallend.“ Der ſchwarze Domino verlor ſich im Orangengebüſch.

Ich ſtand, in Erſtaunen verſunken, und beide Hände voll — mit zwei Papieren, einem Paket, einem Dolch und einem Diamantring. Ich ſah deutlich, daß man mich verkannte, und man etwas Böſes vorhabe, welches ich vielleicht hindern könne. „Aber warum einen blauen Domino?“ ſagte er. Ich ſteckte den Ring an den Finger, den Dolch und das Paket in den Buſen, und eilte nach dem Garten auf der andern Seite des Palaſtes, um das von meinem Freunde mir mitgetheilte geheimnißvolle Schreiben zu leſen. Schon war ich bis zur letzten Lampe jener Partie gekommen; ich hielt das Papier zum Lichte; die Zeilen, in italieniſcher Sprache von weiblicher Hand geſchrieben, lauteten: „Wir haben beſchloſſen, zu entfliehen, da wir hier, von Dolchen umgeben, keine Sicherheit finden. Wir hoffen Verzeihung, ſobald die Papiere, welche Alfred heute durch die Briefpoſt empfing, und welche er Dir bei der nächſten Zuſammenkunft übergeben wird, meinem Vater eingehändigt ſein werden. Wir bedürfen Deines Beiſtandes, um unſern Schatz fortzubringen. Unſere Pferde ſtehen bereit; binnen wenigen Stunden ſind wir in Sicherheit. Du mußt uns aber mit Deinem Wagen nachkommen und das mitbringen, was, ſollten wir es ſelbſt mitführen, unſere dringend nöthige Eile hemmen würde. Wenn Du mit Alfred wieder zuſammenkommſt, wird er Dir ſagen, wo der Schatz verwahrt iſt. Folge uns ſchnell und rechne auf unſere nie erlöſchende Dankbarkeit!"

„Viola."

„Ich ſchreibe in größter Eile, da ich nicht von meines Vaters Seite weichen kann, ohne von ihm vermißt zu werden."

Alles, was ich in dieſem Brief las, machte mir die Sache, ſtatt ſie aufzuklären, noch dunkler. Ich öffnete nun auch das Papier, welches ich an das Kleid jenes Mannes heften ſollte, nachdem ich ihn ermordet haben würde; ich hielt es an's Licht, und las die mit großen Buchſtaben geſchriebenen Worte: „Der Lohn des Verräthers." Ich ſteckte das Papier in die Taſche, und mir fiel die Stelle in Viola's Briefe ein: „Von Dolchen umgeben." — „Alfred," dachte ich, „kann doch nicht die Perſon ſein, welche der ſchwarze Domino mir aus dem Wege zu räumen gebot. Und dennoch iſt's möglich; — auch ſollen ſich noch Andere zu mir geſellen vor Verlauf einer Stunde."

Da faßte ich den feſten Entſchluß, Denjenigen, dem man nach dem Leben trachte, er ſei nun Alfred oder ein Anderer, zu retten.

In meinem Nachſinnen wurde ich abermals durch einen Schlag auf die Schulter unterbrochen.

„Bin ich recht? Wie lautet das Loſungswort?"

„Primavera!“ erwiederte ich leiſe.

„Richtig! Nun denn — Giacomo und Tomaſo ſind in der Nähe; ich hole ſie.“

Er ging und kam nach einer Minute mit zwei Andern zurück.

„Hier ſind wir Alle, Felippo!“ flüſterte der Erſte. „Er wird ſehr bald kommen.“

„Stille!“ ſagte ich leiſe, und hielt ihnen den Diamantring entgegen, der an meinem Finger ſchimmerte.

„Verzeihung, Signor!“ erwiederte der Mann mit dumpfer Stimme. „Ich glaubte, es ſei Felippo.“

„Stille!“ ſagte ich; „Alles iſt entdeckt, Felippo verhaftet, Ihr müßt ſogleich fort. Morgen ſollt ihr das Weitere hören.“

„Corpo di Bacco! Verhaftet? wo? am alten Orte?“

„Ja; nun fort und rettet euch!“

Die Schufte verſchwanden flugs zwiſchen den Bäumen, und ich blieb allein.

---

Während ich den Ring betrachtete, näherte ſich mir wieder Alfred im roſafarbenen Domino und ſagte: „Es war ſehr unvorſichtig von Dir, mir das Papier durch den ſchwarzen Domino zu ſchicken. Habe ich Dir denn nicht geſagt, daß ich binnen einer Stunde wieder hier ſein werde? Wir haben nun keinen Augenblick zu verlieren; folge mir ſogleich und ſprich kein Wort!“

Ich folgte ihm einige hundert Schritte durch das Wäldchen. Endlich ſtanden wir ſtille und er ſagte: „In jenem

Dickicht wirſt Du meinen getreuen Mohren mit ſeiner Bürde finden. Er wird ſie Dir aber nicht ausliefern, ohne daß Du ihm dieſen Ring zeigſt." — Und Alfred ſteckte mir einen Ring an den Finger. Ich war ganz verblüfft, da ich wußte, daß Alfred keinen Mohren habe. Es mußte alſo zuverläſſig Jemand ſein, der mich irriger Weiſe für ſeinen Freund hielt. Ich ſagte daher: „Signor! ich fürchte —"

Er unterbrach mich: „Fürchten? Laſſe mich dieſes Wort ja nicht mehr hören! Du kannteſt die Furcht ſonſt nie. Was haſt Du zu fürchten zwiſchen hier und Piſa? Deine eigenen Pferde bringen Dich in drei Stunden hin. Hier iſt das Paket, welches Du ſelbſt übergeben mußt. Geh nun in den Palaſt, lege es in ſeine eigenen Hände, und fordere, daß er es durchſehe! Iſt das geſchehen, ſo verweile keinen Augenblick, ſondern eile hieher an Dein Geſchäft! Während der Herzog das Schreiben lieſt, entfliehe ich mit Viola.

„Ich verſtehe nichts von dem Allen," ſagte ich, indem ich das Paket nahm.

„Sollſt es erfahren, ſobald wir uns in Piſa ſehen. Jetzt fort zum Herzog! — Ich gehe zu dem Mohren und bereite ihn auf Dein Kommen vor."

„Erlaube nur, daß —"

„Kein Wort mehr, wenn Du mich liebſt!" ſagte der roſafarbene Domino. Ich überzeugte mich nun, daß er nicht Alfred ſei; es war auch nicht ſeine Stimme. Ein ungeheurer Irrthum! Ich ſah mich ſo hinein verflochten, daß ich mich nicht herausziehen konnte, ohne die Handelnden, wer ſie auch ſein mochten, zu opfern, was ich als Mann von Ehre nicht thun konnte. Ich entſchloß mich alſo, das Paket dem Herzog zu übergeben, und den Schatz nach Piſa zu bringen.

Als ich nach dem Palaſte ging, trat der ſchwarze Domino zu mir. Ich ſagte: „Primavera!“

„Iſt Alles in Richtigkeit?“ flüſterte er.

„Alles;“ erwiederte ich.

„Wo iſt er?“

Ich deutete ſchweigend auf ein Orangengebüſch.

„Und das Papier und das Paket?“

Ich nickte mit dem Kopfe.

„Dann thuſt Du beſſer, Dich aus dem Staube zu machen. Morgen ſehen wir uns.“

„Am alten Ort, Signor?“

„Ja!“ erwiederte der ſchwarze Domino weggehend.

---

Ich langte im Palaſte an, drängte mich durch die Menge, und fand endlich den Herzog in einem der innern Salons, ihm zur Seite die weibliche Maske, mit welcher ich geſprochen hatte. Mir fiel nun ein, daß der Herzog eine einzige Tochter, Namens Viola habe. Ich ſchritt durch den gedrängt vollen Saal, trat gerade zum Herzog, gab ihm das Paket mit der Bitte, es ſogleich zu öffnen, und entfernte mich unverzüglich. Als ich über die Treppe ging, fragte mich eine dumpfe Stimme: „Haſt Du es übergeben?“

„Ja,“ erwiederte ich; „aber Signor —“

„Kein Wort, Carlo! Wenn Du mich liebſt, ſo eile in das Wäldchen!“

Der roſafarbene Domino verlor ſich im Gedränge. Ich hatte kaum einige Schritte in's Wäldchen gethan, als ich ſchon die blitzenden Augen des Mohren erblickte. Beim Sternenſchein konnte ich nur ſo viel unterſcheiden, daß er einen Korb oder etwas dem Ähnliches hielt.

„Weßhalb kommt Ihr hieher?“ fragte der Mohr. „Um das zu übernehmen, was Du in den Händen hältſt,“ ſagte ich. „Hier iſt der Ring Deines Herrn.“ Der Mohr betaſtete den Ring, um ſich von deſſen Geſtalt und Größe zu überzeugen; dann gab er mir den ziemlich gewichtigen Korb mit den Worten: „Horcht, Signor! der Palaſt iſt in Allarm. Eilt fort! Man darf uns nicht beiſammen ſehen.“—

Ich eilte fort mit dem Korbe, deſſen Inhalt mir unbekannt war, überzeugt, daß nun der entſcheidende Augenblick eintreten müſſe. Stimmen wurden laut, Menſchen rannten durch einander. Ich erkannte deutlich, daß Jemand aufgeſucht und verfolgt wurde; ich verdoppelte meine Eile, von paniſchem Schrecken ergriffen. Im Dunkel der Nacht ſtolperte ich über einen Stein und fiel mit dem Korbe zu Boden; ein aus demſelben tönendes Gewimmer ließ mich erkennen, daß der mir anvertraute Schatz ein Kind ſei. Beſorgt, das arme Weſen habe durch die Erſchütterung eine Verletzung erlitten, öffnete ich, Alles andere vergeſſend, den Korb und bemühte mich, das Kleine zu beruhigen. Plötzlich an beiden Schultern gefaßt, — war ich ein Gefangener.

„Was ſoll dieſe Rohheit?“ ſagte ich und wußte kaum, was ich ſagen ſollte.

„Ihr ſeid verhaftet im Namen des Herzogs,“ erſchell die Antwort.

„Verhaftet? weßhalb? Ich bin ein Engländer.“

„Hat nichts zu bedeuten; der Befehl lautet, daß jeder blaue Domino im Garten verhaftet werden ſoll.“

„Hole der Teufel den blauen Domino!“ dachte ich wenigſtens zum zwanzigſten Male. „Wohl, meine Herren! ich will Ihnen folgen; erlauben Sie mir aber, vorher das geſchreckte Kind zu beruhigen.“

„Sonderbar,“ bemerkte einer von meinen Häſchern, daß wir ihn gerade zu der Zeit, da Signora Viola verſchwand, mit dem Kinde entfliehend finden.“

„Sie haben Recht, meine Herren!“ erwiederte ich, „und noch ſonderbarer iſt's, daß ich Ihnen die Sache nicht beſſer aufklären kann, als Sie ſelbſt es vermögen. Ich bin nun bereit, Ihnen zu folgen.“

Nach wenigen Minuten langten wir im Palaſt an. Ich wurde, in meinen blauen Domino gehüllt, in den nämlichen Saal geführt, in dem ich vorher dem Herzog das Paket übergeben hatte.

„Hier iſt er!“ ſagten mehrere Damen, als ich eintrat. „O Himmel! Er hat ein Kind im Arme, ein allerliebſtes Kind!“

Der Herzog ſchien in heftiger Bewegung zu ſein und ſagte: „Es iſt dieſelbe Perſon! Bekennt: ſeid Ihr nicht der

Nämliche, der mir hier vor einer Viertelſtunde ein Paket überreichte?“

„Ich bin es, Hoheit!“

„Wer gab es Euch?“

„Ich weiß es nicht.“

„Was für ein Kind iſt dieſes?“

„Ich weiß es nicht.“

„Wo habt Ihr es bekommen?“

„Aus dieſem Korbe.“

„Wer gab Euch den Korb?“

„Ich weiß es nicht.“

„Ihr beliebt mit mir zu ſcherzen. — Unterſucht ihn genau!“

„Erlauben Eure Hoheit! Ich will Ihnen die Mühe erſparen, wenn eine der Damen ſo gütig ſein will, das Kind zu übernehmen. Ich habe dieſen Abend viele Geſchenke erhalten; ich will ſie Euer Hoheit vorlegen.“

Eine der Damen nahm das Kind, und ich fuhr fort: „Für's erſte habe ich heute Abends dieſen Ring erhalten.“ Ich zog den Ring vom Finger, welchen mir der roſafarbene Domino gegeben hatte. „Und von wem?“ fragte der Herzog, den Ring ſogleich erkennend.

„Das weiß ich nicht. Ich habe noch einen Ring erhalten,“ ſagte ich, und überreichte auch dieſen, den mir der ſchwarze Domino gegeben hatte.

„Und wer gab Euch dieſen?“ fragte, ihn gleichfalls erkennend, der Herzog.

„Ich weiß es nicht. Auch dieſen Dolch erhielt ich, ohne zu wiſſen, von wem; auch dieſes Paket, mit dem Auftrage, daſſelbe einem Todten in den Buſen des Kleides zu ſtecken.“

„Und auch Jenen habt ihr nicht gekannt?“ —

„Eben ſo wenig als den, der mir das Paket zur Übergabe an Eure Hoheit aufdrang. Hier iſt auch ein Papier, welches ich an das Kleid eines Menſchen heften ſollte, nachdem ich ihn ermordet haben würde.“

„Wirklich! Und auch in dieſem Punkte wäret Ihr ganz unwiſſend?“

„Ich kann auf alle Fragen nur Eine Antwort geben, nämlich die: Ich weiß es nicht.“

„Vielleicht wiſſet Ihr ſogar Euren eigenen Namen und Stand nicht?“ ſagte der Herzog mit bitterem Lächeln.

Das weiß ich,“ ſagte ich, die Maske abnehmend. „Ich bin ein Engländer und ein Mann von Ehre, mein Name iſt Herbert, und ich genoß mehr als einmal die Ehre, Euer Hoheit Gaſt zu ſein.“

„Ich erkenne Sie. Entfernet die Menſchen! Ich muß mit dieſem Herrn allein ſprechen.“

* * *

Als der Saal leer war, erzählte ich dem Herzoge alle Ereigniſſe dieſes Abends, und erklärte mir nun das Geheimniß, wie ich es dem Leſer hier mittheile: Der Herzog hatte ſeine Tochter Viola mit Rodolfo, Grafen von Iſtrien, zu vermälen gewünſcht; **Viola** liebte aber den Marcheſe **Alfred von Salerno**. Der Herzog wollte zwar die Tochter zu keiner Heirat zwingen, eben ſo wenig aber auch ihre Vermählung mit dem Marcheſe von **Salerno** zugeben. Graf **Rodolfo** erfuhr **Viola's** Liebesverhältniß mit dem Marcheſe, und machte mehr als Einen Verſuch, ſich ſeines Nebenbuhlers durch Meuchelmord zu entledigen, doch vergebens. **Viola** ließ ſich mit dem Marcheſe heimlich trauen, und das Kind, welches ſie dem Gatten nach einem Jahre gebar, wurde einer verheirateten Freundin übergeben, die dasſelbe als ihr eigenes aufziehen ſollte.

Damals beſtand in Maſſa eine dem Herzog feindlich geſinnte Geſellſchaft. Graf **Rodolfo** ward eines der thätigſten Mitglieder derſelben, und bediente ſich ihrer Beihilfe, um den verhaßten Nebenbuhler aus dem Wege zu räumen. Der Marcheſe von **Salerno** ſammelte nun Beweiſe gegen den Grafen, feſt entſchloſſen, denſelben der Theilnahme an den Umtrieben jener Geſellſchaft anzuklagen, und ſeine Verbannung vom Hofe zu bewirken. Auf der andern Seite hatte Graf **Rodolfo** Alles aufgeboten, um die Ermordung des Nebenbuhlers auf dieſem Maskenballe zu Stande zu bringen.

Der Marcheſe, von dieſem Vorhaben unterrichtet, hatte am Morgen desſelben Tages die Beweiſe gegen den Grafen erhalten, welche er dem Herzog zumitteln wollte. Da er jedoch fürchtete, daß der Herzog, wenn er die geheime Heirat erführe, in den heftigſten Zorn entbrennen würde, ſo beſchloß er, mit Viola nach Piſa zu fliehen und dort ſo lange zu verweilen, bis des Herzogs Grimm ſich etwas beſänftiget haben würde. Die Nacht des Maskenballes ſchien ihm die beſte Gelegenheit zur beabſichtigten Flucht zu bieten; ſie mußten aber die Reiſe zu Pferde machen, und konnten alſo das Kind nicht mit ſich nehmen. Da jedoch Viola dasſelbe durchaus nicht zurücklaſſen wollte, ſo ſchrieb der Marcheſe an ſeinen Freund, den Grafen d'Oſſor, und bat ihn, auf dem Balle in einem himmelblauen Domino zu erſcheinen. Graf d'Oſſor befand ſich aber dieſen Tag unglücklicher Weiſe bei einer Jagdpartie und erhielt den Brief nicht, was Viola und der Marcheſe nicht wußten. Mein erſtes Zuſammentreffen mit dem Marcheſe, welcher den roſafarbenen Domino hatte, erklärt ſich nun von ſelbſt; er hielt mich in meinem himmelblauen Domino für den Conte d'Oſſor. Mich täuſchte der Taufnahme Alfred, welchen der Marcheſe ſo wie mein Freund führte. Mein Zuſammentreffen mit dem Grafen Rodolfo war Sache des Zufalls. Er, der mich in dem Augenblicke fand, da ich den Dolch beim Licht der Lampe beſah, hielt mich für den Banditen Felippo. Die Papiere, welche Rodolfo mir einhändigte, um ſie dem Marcheſe nach ſeiner Ermordung in den Buſen zu ſtecken, ſollten den Verdacht erwecken, Letzterer habe der geheimen Geſellſchaft angehört, jenes Papier aber, welches ich an ſein Kleid heften ſollte, hatte den Zweck, glauben zu machen, der Marcheſe ſei von den Mitverſchworenen ermordet worden, weil er ſie verrathen habe. Die Schriften, welche ich dem Herzog zu übergeben angewieſen wurde, enthielten Beweiſe, daß Graf Rodolfo ein Mitglied jener geheimen Geſellſchaft war. Unter dieſen Schriften befand ſich auch ein Brief, worin der Marcheſe ſeine geheime Ehe mit Viola bekannte.

---

Nachdem der Herzog mir die ganze Begebenheit aufgeklärt hatte, bat ich ihn um die Erlaubniß, die übernommene Verpflichtung erfüllen und das Kind ſeiner Mutter bringen zu dürfen, indem ich dies nicht nur für eine Ehrenſache hielte, ſondern es mir am Herzen liege, den Schmerz ſeiner Tochter durch ſeine Verzögerung nicht zu verlängern. Ich wagte ſogar, meine Vermuthung zu äußern, daß der Herzog einem Vergehen, das nun doch nicht mehr zu ändern ſei, ſeine Verzeihung angedeihen laſſen und mich der Ehre würdigen werde, der Überbringer einer ſo freudigen Botſchaft an Viola und den Marcheſe zu ſein.

Der Herzog ſchritt einige Mal im Zimmer auf und nieder, und ſagte dann:

„Signor Herbert! Rodolfo's Verbrechen iſt von der Art, daß von einer Verbindung mit meiner Tochter, ſelbſt wenn ſie noch frei wäre, keine Rede ſein könnte; er muß auch ſogleich das Land verlaſſen. Sie waren das Hauptwerkzeug der Lebensrettung des Marcheſe, und, ſo wie die Sachen nun ſtehen, bin ich Ihnen vielen Dank ſchuldig. Sie ſollen der Überbringer meiner Verzeihung ſein; das

Kind aber bleibt hier. Sagen Sie meiner Tochter, daß ich es als Unterpfand ihrer ſchleunigen Rückkehr behalte!“

Ich nahm Abſchied, eilte nach Piſa und fand den Marcheſe mit ſeiner Gemalin, Beide jedoch in Verzweiflung, denn Graf d'Oſſor war, nachdem er jenen Brief zu ſpät erhalten hatte, den Flüchtigen nach Piſa gefolgt, die nun entdeckten, daß ſie ſich einer fremden Perſon anvertraut hatten, von welcher ſie ſehr wahrſcheinlich betrogen wurden. Um ſo größer war nun ihr Entzücken, als ich ihnen den glücklichen Ausgang der Geſchichte erzählte und die Verzeihung des Herzogs verkündigte.

Ich vergaß alles Unangenehme jener Nacht und freute mich herzlich, daß ich die Einladung zu dem verhängnißvollen Maskenballe angenommen hatte.

# Das Seelen-Hoſpital.

Eſchenthal hatte nun den größten Theil des gebildeten Europa reitend und fahrend durchjagt, ohne das zu erjagen, dem er ſo eifrig nachjagte: Gemüthsruhe und Zufriedenheit. Er hatte die beiden Huldgöttinnen in früher Jugend muthwillig von ſich geſcheucht, die es dann in der Art haben, daß ſie, einmal vertrieben, ſchwer oder gar nicht mehr zurückkommen, und bei allen Treibjagden, die nach ihnen angeſtellt werden, ſich immer nur noch weiter von dem unglücklichen Aktäon entfernen. Eſchenthal, überdrüßig des vergeblichen langen Aufſuchens der zwei verlornen Schönen, entließ endlich alle ſeine Reit- und Wagenpferde, und entſchloß ſich zu einer gewöhnlichen Fußreiſe.

Der Herbſt lächelte nun über die, mit ihren Fruchtbäumen und Weinbergen prangende Erde mit ſo lieblicher Ruhe, mit ſo ſtiller Heiterkeit, daß Frühling und Sommer ſeiner Milde und Fülle den Preis überlaſſen mußten.

Etwas frohſinniger als gewöhnlich, wandelte Eſchenthal jetzt auf dem breiten Wege eines Bergwaldes, der emporſtieg zu ſeiner Linken ſtufenweiſe, indeß rechts ein nicht zu dicht bewachſener Abhang ſich nach der Tiefe eines Thales zog. Die ſcheidende Sonne ſuchte mit der Glorie ihrer Strahlen einzelne Waldpartien zu erklären, die im Schmucke der rothen und gelben Blätter wie Purpur und Gold leuchteten, indeß die wenigen noch friſch grünen Zweige in die Glanzmaſſe mildernd hinein lächelten.

Unerwartet plötzlich trat er nun aus dem Walde hervor, auf den grünen Sammt einer breiten Wieſe, an drei Seiten vom Walde eingeſchloſſen. Am Ende einer ſanft aufſteigenden Grasflur ſchimmerte ihm ein freundliches Gebäude im ſchon verblaſſenden Roſenglanz der Abendröthe entgegen. Über der Pforte ſprachen ihn die hellſchimmernden Worte an:

»Lebensluſt und Lebensernſt
Durch Gemüthsruhe.«

Ei, rief Eſchenthal voll Verwunderung, und ſollſt du liebe Gemüthsruhe, die ich ſo lange ſchon, und überall vergebens ſuche, mit deinen zwei holden Gefährtinnen hier im Waldſchloſſe wohnen? Oder heftete dich der betrügeriſche Inhaber einer Nachtherberge hier nur als Lockſpeiſe für den nach Erquickung ſchmachtenden Wanderer hinauf? — Habe ich nun ſchon ſo Vieles verſucht, ſo mag dieſes vermuthliche Poſſenſpiel immerhin den Schluß machen! —

Den größten Theil dieſer Worte halblaut ſprechend, wollte der mißmuthige Pilger eben die Klingel ziehen, als die Thür wie von ſelbſt aufging. Auf der Schwelle ſtand ein Mann, aus deſſen Mienen, Geſichtsfarbe und Geſtalt ſo viel ruhige Heiterkeit, ſo viel Lebensweisheit hervorleuchtete, daß man ihn die perſonifizirte Aufſchrift der über der

Pforte erſcheinenden Worte nennen konnte. Sie zweifeln wohl, ſagte er mit wohlklingender Stimme, — Sie zweifeln wohl, daß dieſe Aufſchrift in der Wirklichkeit ſich bewähre?

Seit ich Sie ſehe, erwiederte Eſchenthal, viel weniger als vorher. Ich möchte dieſe drei Worte wohl ein ſchönes Lebensmotto nennen; aber wie viele Werke ſind denn ſo ſchön und ſo gehaltreich als die ihnen vorgeſetzten Motto's?

Der Fremde. Ihre Äußerung und Ihr Äußeres ſcheinen mehr das Motto eines durch ſich ſelbſt oder durch Andere verbitterten Lebens zu ſein.

Eſchenthal. Laſſen wir das jetzt! Wohnen Sie hier allein?

Der Fremde. Dafür bewahre mich Gott! Das hieße ja lebendig begraben ſein.

Eſchenthal. In der Umgebung einer ſo herrlichen Natur?

Der Fremde. Eben die Natur ſagt: „Der Menſch gehört dem Menſchen.“

Eſchenthal. Sie ſind alſo verheiratet?

Der Fremde. Nein!

Eſchenthal. Oder Witwer, und haben Kinder?

Der Fremde. Nein!

Eſchenthal. Alſo doch eine Stimme in der Wüſte? Und lobpreiſen das geſellige Leben mit der Wärme des glücklichſten Gatten und Vaters? Wie ſoll ich mir das erklären? Es gibt ja doch kein Familienhaupt ohne Familie?

Der Fremde. Eines wenigſtens gewiß; und dieſes

Eine bin Ich. Sie bedürfen aber zuerſt Ruhe und Erquikung. Beides finden Sie hier.

Mit dieſen Worten führte er den Müden in eine Akazienlaube des Gartens, deren rundes Tiſchchen in wenig Minuten mit Erfriſchungen bedeckt ſtand. Jetzt nahm der **Fremde** das Wort:

Wenn Sie aufgelegt ſind, mir zuzuhören, ſo bin ich bereit zu erzählen, ſowohl von mir ſelbſt, als auch von einer hier verborgenen Welt im Kleinen, die ſich Ihnen auf meinen Wink nach und nach enthüllen ſoll. Nur geloben Sie mir, in das Innere dieſer Welt keinen gewaltſamen Schritt zu wagen, und nie weiter zu gehen, als ich es Ihnen geſtatten kann. Wollen Sie das?

**Eſchenthal.** Meine Hand darauf und mein Ehrenwort! Nun aber beginnen ſie ſogleich! Ich bin äußerſt begierig. Nur eine Frage noch vorher: Steht dieſe verborgene Welt und ihr Inneres mit der Aufſchrift der Pforte in Verbindung?

Der **Fremde.** In der genaueſten. Nun aber zur Sache; denn ich habe nur ein Stündchen freie Zeit. Nachher rufen mich dringende Geſchäfte. Ich heiße **Fromann** und bin Arzt. Vielmal hatte ich Gelegenheit mich zu überzeugen, daß bei jeder bedeutenden Krankheit die Seele gewöhnlich noch mehr leidet als der Leib, und daß dieſer der Feindin weniger erliegen würde, ja ſogar ſich zu einem gewiſſen Grade aufrecht erhielte, wenn nicht der Geiſt von ihr geſchwächt, betäubt, ja ganz nieder gedrückt würde. In hundert Fällen bemerkte ich, daß diejenigen Kranken am erſten geneſen, die ſich ihre Geiſteskraft am beſten zu erhalten wiſſen. Und ſieht man nicht häufig, daß Kranke ſich früher erholen, wenn ſie zu ihrem Arzte volles und unbedingtes Zutrauen hegen? Sieht man nicht ſehr oft, daß Kranke jedesmal beſſere Stunden bekommen, wenn es einem verſtändigen und theilnehmenden Arzte gelingt, ſie aufzuheitern durch ſeine eigene gute Laune? Wirkt hier nicht offenbar der Geiſt zum Vortheil des Leibes? Beobachtungen brachten mich zu dem Entſchluſſe, bei jedem meiner Kranken vorzüglich dahin zu arbeiten, daß ſeine Geiſteskraft ſo viel möglich ungeſchwächt bewahrt, und hoffnungsvolle Heiterkeit in ihm erhalten werde, wie ein freundliches Licht, das in der Mitte eines dunkeln Gewölbes aufgeſtellt wird. Jener Vorſatz wurde in mir um ſo mehr geſtärkt, als ich entdeckte, daß in ſehr vielen Fällen das leidende Gemüth die Grundurſache des nachfolgenden körperlichen Erkrankens iſt, oder wenigſtens im Menſchen, die mehrere Empfänglichkeit für dieſes hervorbringt, die Dauer der Leibesſiechheit verlängert, und ſelbſt den Tod, oder ein ungewiſſes Abſterben vor dem Tode befördert. Da nun der größte Theil der Kranken in Geiſteskranken beſteht, und zwar wohl der Geiſt durch den Körper, noch häufiger aber der Körper durch den Geiſt zu erkranken pflegt, ſo faßte ich die Idee, ein Seelen-Hoſpital zu errichten.

„In dem ich mich jetzt befinde?“ rief Eſchenthal raſch und etwas betroffen dem Doktor in die Rede.

Fromann. Ja; ich legte dem Fürſten einen Plan vor, erhielt die Genehmigung, und brachte mein Inſtitut für

Geiſteskranke oder — wie ich es lieber und richtiger nennen mag — für Geiſtesgeſundheit in kurzer Zeit zu Stande.

**Eſchenthal.** Sie ſcheinen mir ganz der Mann für in ſolches Unternehmen zu ſein. — Erlauben Sie mir aber wei Fragen! Die Eine: Umſchließt dieſes Gebäude, das ein om Grabe erſtehender Grieche für einen Tempel der Hei- erkeit anſehen würde, ſchon eine zahlreiche Geſellſchaft?“ — Die Andere: „Glauben Sie, daß auch ich hier meinen gu- en Platz ſuchen und finden könnte?“ —

**Fromann.** Die Geſellſchaft iſt wenigſtens ſo zahl- eich, daß man damit allenfalls zu gleicher Zeit zwei geſellige lbendunterhaltungen ausrüſten könnte. Ich will Ihnen auch ie tägliche Lebensweiſe in dieſem Tempel der Seelenge- undheit nicht verſchweigen. Nach dem hier allgemein übli- hen Morgenſpaziergange und dem darauf folgenden Früh- nal findet ſich der größere Theil meiner Kranken und Gäſte n dem gemeinſchaftlichen, gegen Sonnenaufgang liegenden Geſellſchaftsſaale ein, wo ſie ſich verſammeln, um eine Vor- eſung zu hören. Ich theile ihnen nämlich meine Bemer- ungen und Erfahrungen über die menſchliche Körper- und Gemüthswelt mit, über den Organismus im Ganzen und in einen einzelnen Theilen, über krankhafte Zuſtände und der- leichen. Wir alle bringen dazu die heiterſte Stimmung nit, ich ſelbſt meiſtens in einem noch höhern Grade als die lbrigen, denen ich zum Vorbild diene.

Eben dieſer zum Denken aufgelegte, ruhige Frohſinn nacht auch, daß ich nicht etwa ein beſchriebenes Blatt tro- ken herableſe, ſondern was ich jedes Mal ſage, iſt die lebendige Rede des Lebenden; indem ich das, was ich vortrage, zwar oft und reiflich überlegt habe, aber nun gleichſam in mir neu erzeuge, und auf die Gegenwart anwende. Oft ſtrömt ſogar die gute Laune über das Geſagte wie eine Art von Morgenlicht aus, und die Zuhörer verſichern mich, daß ſie weder unbelehrt noch unerheitert von mir gehen. Iſt dieſes Geſchäft geendet, ſo finden ſich immer Mehrere, die meine Geſellſchaft für ſich allein verlangen, und ich willfahre dann Jedem, ſo viel ich kann. Auf dieſe Art vergehen die Stunden des Vormittags. Das Mittagsmal wird von kleineren Partien an mehreren Tiſchen eingenommen. Es einſam zu genießen iſt nach unſern Statuten durchaus nicht erlaubt. Auf das Mittagsmal folgt ein kurzes Ruheſtündchen, an das ſich muſikaliſche Unterhaltungen anſchließen. Nähert ſich die Sonne dem Untergange, ſo wird der große Garten mit Spaziergängern erfüllt, bis das Abendglöckchen in den ſchön erhellten Speiſeſaal ruft, wo leichte Koſt mit mäßigem Genuſſe guten Weines faſt immer die ſchönſte Fröhlichkeit hervorruft, deren Jubel am Schluſſe aus munteren Geſängen lieblich wiederhallt. Das Wunderbarſte und — ich darf wohl ſagen — das einzige Läſtige in unſerem Aufenthalte iſt wohl dieſes, daß Jeder, der hier Eintritt erhalten will, es ſich muß gefallen laſſen, ſein Geſicht durch eine ſehr bequem eingerichtete Larve unſichtbar zu machen, nach ſeinem Gefallen eine idealiſche Kleidung zu wählen, und, ſo zu ſagen, allen Übrigen ein bekannter Fremdling zu bleiben, wie ſie es gegen ihn ſein müſſen. So ſieht denn Jeder nur das Innere des Andern in ſeiner wahren Geſtalt.

**Eſchenthal.** Und nun meine zweite Frage: Glauben Sie, daß auch ich in dieſer Geiſterwelt meinen Platz nicht vergebens einnehmen werde?

**Fromann.** Ei nun, wer weiß denn, ob er in die Welt überhaupt paſſe? Das muß die Folge lehren. Sie kamen in dieſes Haus eben ſo, wie Sie in die Welt kamen, — durch Zufall. Gar viele glauben hienieden recht auf ihrem Platze zu ſein, und ſind es doch ganz und gar nicht. Andere meinen nirgends auf ihrem rechten Platze zu ſein, und das iſt noch übler. Der Menſch kann nicht glücklich ſein, wenn er ſich im Leben nicht zu Hauſe fühlt. Wer auf dieſer Erde entweder wirklich ein Fremdling iſt, oder es doch zu ſein glaubt, dem fehlt die erſte Bedingung des frohen Lebens, — der Lebens-Inſtinkt; er will, ſtatt auf feſtem Boden, auf Äther und Morgenroth einherwandeln; und das geht nicht an! Aber bald hätte ich nun vergeſſen, daß man redet, weil man lebt, nicht aber lebt, um zu reden. Selbſt hören, ſelbſt ſehen, ſelbſt fühlen und manchmal ſogar ſich ſelbſt — vergeſſen, um ſich ſelbſt, anderswo auftauchend, wieder zu finden, das heißt leben. Sehen Sie, lieber Unbekannter, hätte mich ein Dichter jetzt in einem Romane dieſe Tirade halten laſſen, ſo wäre ſie den Leſern ſchon viel zu lang, und es hieße: „Ach, mehr Handlung, im Leben ſo wie im Romane!

Die ſoll folgen, ſagte **Eſchenthal**, denn ich bleibe Ihr maskirter Gaſt.

Die kühlen Laubgänge, und die auf grüner Fläche hochaufprangenden Blumenbeete des vom Abend röthlich überſchleierten Gartens waren mit luſtigen Gäſten angefüllt.

Im chineſiſchen Luſthauſe ſtand der Mann, welcher ſich kurz vorher, im Geſpräche mit Eſchenthal, als Doktor Fromann präſentirt hatte, jetzt bei einer ältlichen Dame, heimlich und wichtig mit ihr zuſammenflüſternd, aber ſeine Stellung, und noch mehr ſeine Ausdrücke gegen ſie waren von der Art, daß man an ſeiner frühern Erklärung, als ſei er der Eigenthümer der ganzen Anſtalt der Seelengeſundheit, faſt zweifeln mußte.

Gnädige Frau, ſagte er jetzt haſtig, nehmen Sie doch geſchwind die Larve vor das Geſicht, denn der Herr Neffe ſchreitet gerade auf das Luſthaus zu.

Schnell zog die Baronin das falſche Geſicht über das wahre; Eſchenthal wandte ſich aber nach einem Seitenwege und ging vorüber.

Die Doppelgeſichter werden dem Leſer, der noch immer nicht recht weiß, woran er iſt, ohne Zweifel gar ſonderbar vorkommen; die Sache würde ihn aber viel weniger befremden, wenn er bedenken wollte, daß ſolche Doppel- oder Wechſelgeſichter in der wirklichen Welt keine Seltenheit ſind. So haben z. B. die meiſten Menſchen neben dem Alltagsgeſicht ihr Feiertags-, ihr Gala- und ihr Geſellſchaftsgeſicht, ihr Haus- und ihr Straßengeſicht. Die zur gehörigen Zeit vorgenommenen Amtsgeſichter ſind ſo berühmt geworden, daß man ſogar eigene Geſichterämter vorgeſchlagen hat. Hochzeits- und Eheſtandsgeſichter ſind, wie männiglich bekannt, auch zweierlei.

Dem zurückkommenden Eſchenthal trat der ſogenannte Doktor Fromann entgegen mit der Frage: Die bedeutungsvollen drei Worte haben wohl gleich Anfangs auf Sie gewirkt; wirken Sie noch nicht in Ihnen?

Eſchenthal. Sie wirkten wirklich ſchon ziemlich kräftig, doch leider die zwei erſten theils weniger, theils mehr, als ſie ſollten, ſo daß das dritte unter ihnen noch nicht recht aufkommen kann.

Fromann lächelte, indem Eſchenthal dies ſagte, fröhlich und gutmüthig ironiſch. Er war auch der Einzige, der dies hier thun konnte, weil unter ſo vielen Pſeudogeſichtern er allein mit ſeinem wahren Geſichte herumging. Und das war auch das fatalſte in der Geſellſchaft, daß keines von allen Geſichtern ſein Lächeln zeigen konnte, welches denn doch die lieblichſte Zierde des menſchlichen Antlitzes, und je nachdem Freude oder Wehmuth es hervorlocken — die Morgen- oder Abendröthe desſelben, ja der Wiederſchein der leuchtenden Seele iſt.

Ich will aufrichtig ſein, ſeufzte Eſchenthal im Verfolge des Geſprächs mit Fromann, und will Ihnen geradezu geſtehen, daß ich die wahren Geſichter zweier Damen ſehnlich zu ſehen wünſchte.

Fromann. Das geht durchaus nicht an.

Eſchenthal. Die hohe edle Geſtalt der Einen —

Fromann. Die? Ja die kennen Sie recht gut, denn es iſt — — —

Eſchenthal. Wie? Sie wollten mir entdecken, wer Sie iſt?

Fromann. O ja! Von der Andern aber erfahren

Sie nichts, weil ich beſtimmt weiß, daß Sie Ihnen ganz fremd iſt.

Eſchenthal war's zufrieden, und drang wegen der zweiten Dame gar nicht weiter in Fromann, denn er baute auf die weibliche Redeluſt, und zweifelte daher nicht, durch geſchickte Wendungen die Erſte zur Verrätherin der Zweiten zu machen. —

Gnädige Frau, rief Fromann, zur ältlichen Dame, die wir ſchon geſehen haben, — der Herr Neffe wünſcht Ihnen nach ſo langer Entfernung endlich einmal wieder die Hand zu küſſen.

Schnell, wie bei Verwandlungen auf dem Theater, zog die Baronin die Larve von dem Geſichte; nicht minder ſchnell flog ſie auch von Eſchenthal's Geſicht — und er ſelbſt in die Arme der geliebten Tante. Es war eine Szene, die auf der Schaubühne eben ſo gut geſpielt, das Publikum ganz raſend gemacht, ja Kehlen, Hände, Füße, und — nach neuerer Sitte, ſogar die ſtoßenden Stöcke der Zuſchauer in Aufruhr gebracht hätte.

Als der erſte Freudenſturm und die — der Tante faſt zu kräftig heftige Umarmung glücklich vorüber war, rief Eſchenthal, einen Schritt zurücktretend: Aber, um des Himmels willen, liebe Tante, ſagen Sie mir doch, wie ſind denn Sie hierher gekommen? Daß ich hier bin, iſt zwar das Werk des Zufalles, aber doch ganz in der Ordnung, denn die drei Worte der Aufſchrift des Tempels fehlen, als die nothwendigſten Beſtandtheile des glücklichen Lebens, bei mir gänzlich; bei Ihnen aber war ja die Gemüthsruhe, mit

Scherz und Ernſt gleich herrlich ausgeſtattet, von jeher zu Hauſe.

Lieber Eduard! erwiederte die Baronin, ſehr bewegt, und doch mehr verlegen zugleich, — ſie war es ſonſt, wurde mir aber fremd von dem Augenblicke, als ſie mich mit Dir zugleich verließ.

Eſchenthal. Tante! Verſtehe ich recht? Sollte mein Verluſt auch Sie — — —

Baronin. Du weißt es, daß ich alle meine Kinder, nachdem der Tod ſie mir entriſſen hatte, in Dir allein liebte. Du ſollteſt mir Erſatz ſein für alle die Verlornen. Schon die Selbſtliebe zwang mich, Dich zu lieben; denn, wenn ich nicht lieben kann, haſſe ich mich ſelbſt. Nur Liebe iſt Leben. Ich wollte mein ganzes Glück darin finden, ohne zu wiſſen, was Du eigentlich ſuchteſt. Dir funkelten ungeheure Plane vor den Augen, und Du erkannteſt nicht den Unbeſtand der Brillanten dieſes chineſiſchen Feuerwerks. Nur ein Weſen auf der Welt liebte ich faſt wie Dich ſelbſt, liebte es um ſo mehr, weil ich wußte, es ſei das einzige, welches fähig wäre, Dich glücklich zu machen. Gute Emilie! wie muß ich Dich beklagen, mich anklagen!

Eſchenthal. Emilie! die liebliche, holde, gute Emilie! Ach Tante! wo iſt ſie? wie lebt ſie?

Baronin. Es ſei Deine wohlverdiente Strafe, nichts von ihr zu erfahren. Möge ſie weniger um Dich gelitten haben, als ich! Denn mich brachteſt Du hierher, der Gram um Dich Verſchwundenen!

Eſchenthal. Wie unwerth Ihrer Liebe und Güte bin ich! Ach möchte doch der Aufenthalt in dieſem wunderbaren Hauſe oder — ich möchte ſagen, Tempel, auf Ihr leidendes Herz ſo günſtig wirken, als er auf mein zerrüttetes Gemüth wirkte.

Das Geſicht der Baronin erheiterte ſich bei den letzten Worten ſehr, und leuchtend ruhte ihr milder Blick auf den Thränen, die über die, von tiefer Rührung gerötheten Wangen des jungen Mannes perlten.

Mit freudig bebender Stimme ſagte Sie endlich: Dürfte ich hoffen, daß Dein Inneres nun ruhig und klar —

Ach, rief Eſchenthal, der Bach wird ja um ſo klarer und reiner, je länger und über je mehr Kieſel er dahin rieſelt. Und wahrhaftig! auch mein Leben iſt in den Jahren der Entfernung von Ihnen über ſehr viele Kieſel, theils vom Schickſale, theils von meiner Thorheit mir untergelegt, dahin geglitten. Ich ſtrebte in das unendliche Weite, und habe gelernt, daß wir das, was nicht in uns liegt, auf der ganzen Erde vergebens ſuchen. Wer an der kleinen Quelle nicht mit voller Zufriedenheit ruhen kann, der wird auch auf dem herrlichen Weltmeere nur ein Sinnbild vom raſtloſen Gewoge ſeines Inneren finden. O ja, ich lernte einſehen, daß wir nur in weiſer Beſchränkung glücklich ſein können, lernte einſehen, daß Ideale wohl den Künſtler in einen Himmel erheben, den Menſchen aber in einen Abgrund von Unzufriedenheit mit der Welt und ſich ſelbſt ſtürzen, wenn er ſie zum Maßſtabe ſeines Lebens wählt; lernte einſehen, daß —

Baronin. Nun, lieber Eduard, daß?

Eſchenthal. Daß wir Männer das weibliche Geſchlecht nicht wie einen Blumenſtrauß, ſondern das geliebte, einzig geliebte Weib wie die herrlichſte aller Blumen an's Herz drücken ſollen. O Emilie! Emilie! Dich verkannte ich, Dich verlor — — —

Baronin. Fahre ſo nicht fort! Du zerreißeſt mir das Herz. Lerne vergeſſen — oder dulden! O möchte mir noch jetzt gelingen, was mir einſt ſo ſchmerzlich mißlang, der Wunſch, Dich glücklich zu machen! Gib Dich den Freuden hin, die man uns hier bietet! Die Freude iſt weiblicher Natur, ſie liebt, wo ſie edel geliebt wird. —

Vor wenigen Tagen iſt hier ein Maler angekommen, der uns Unterhaltung nach ſeiner Weiſe geben will. Eine Reihe intereſſanter Szenen — — doch — vielleicht überraſcht und ergreift Dich das Ganze noch mehr, wenn Du ohne alle Vorbereitung dazu kommſt.

Von der zweiten Hälfte des hohen lichthellen Saales flog der grüntafftne Vorhang zurück, und die lieblichſte Kindergruppe ſtand da, mit dem luſtigſten Ernſt in der bunten Mannigfaltigkeit ihrer unſchuldigen Spiele höchſt eifrig beſchäftigt.

O liebe Tante, ſagte Eſchenthal, ſehen Sie doch jenes zierliche blonde Mädchen an! Sie kann eben ſo viele Lebensjahre als Finger an ihren beiden Händen zählen, aber mit ihrem ſinnigen Lächeln ſteht ſie da wie der Genius der freundlichen Kindheit. Ihr hellgrünes Kleid deutet an, wie ſchön unſer Leben einſt grünte. O wie mächtig ſie mein Herz aufregt! Ein ganzer Blumenflor der ſeligſten Erinnerung blüht und glüht vor meiner

Seele empor. Beim Himmel! So war die kleine Emilie!

Baronin. Und — wer weiß denn, wie ſie jetzt iſt.

Eſchenthal. Wie? Sie wüßten alſo nicht? — Sie hätten nicht — —

Baronin. Stille, Eduard!

Eſchenthal. O nur das Eine ſagen Sie mir: Hat Emilie — —

Baronin. Nachher. Jetzt gedulde Dich!

Die kleine Feenwelt war unter großem Beifall verſchwunden. Der Vorhang flog zum zweiten Male zurück. Eine Jungfrau, — ſie hatte kaum die Gränzen des Mädchenalters überſchritten, — das Sinnbild ſittlicher Grazie, in weitem, weißen Kleide, einer Schäferin nicht ungleich, ſchien vor dem vor ihr ſtehenden Jüngling einen Schritt zurück zu weichen. Die Morgenröthe ihres verklärten Huldgeſichtchens, das ätherleichte Schweben ihrer Geſtalt und Haltung, der feuchte Strahl des milden Auges, der am Jüngling flüchtig dahin gleitete, wie das Streiflicht eines Mondſtrahles an einem Roſengebüſche, — ſie verkündeten deutlich, daß hier die Liebe glühe und bebe, ſpreche und verſtumme. Des Jünglings Miene und Geberde verkündete die Leidenſchaft im Momente des — Schwures ihrer Ewigkeit. —

Eſchenthal, in ſeinem Innerſten bewegt, wollte ſprechen und vermochte es nicht; das Wort wurde zum leiſen Seufzer. Er wollte raſch aufſtehen, ſich entfernen.

Du erregſt Aufſehen, flüſterte die Baronin, bleib doch ruhig! In wenig Minuten kömmt das letzte Tableau, dann kannſt Du ja ſagen und thun, was Dir beliebt.

Eſchenthal bedeckte die Augen mit der Hand, und er blieb noch in dieſer Stellung als ſchon das dritte Tableau den lobpreiſenden Zuſchauern ſich darſtellte. Das Mädchen, kaum vorher wie die Morgenröthe der Liebe glühend, ſaß jetzt auf einer Raſenbank mit geſenktem Haupte, in Schmerz vergehend und von Thränen bethaut, wie die weinende Abendröthe. Sie war unverkennbar um zwei Jahre älter geworden; die Fülle des Wuchſes bezeugte dies. In einiger Entfernung von ihr verſchwand der kühn ſchreitende Jüngling; nur ſein flüchtiges aber doch gerührtes Zurückblicken nach der trauernden Verlaſſenen vermochte die entrüſteten Zuſchauerinnen gegen den Treuloſen etwas zu begütigen.

Eine Sekunde, ehe der Vorhang das bewunderte Gemälde den Blicken entzog, ſank Eduard's Hand vom Auge. Mit dem Ausrufe: „Emilie, Du biſt's!" ſtürzte er durch alle Zuſchauer hinſtürmend, zu den Füßen der Trauernden, die, ihre bewegungsloſe ſtumme Rolle vergeſſend, von der Raſenbank aufſprang, und in die ausgebreiteten Arme des Geliebten ſank.

Eduards und Emiliens Larven flogen vom Geſichte wie die Wolken von der aufgehenden Sonne; die Baronin umſchloß Beide, und die, auf ihren Wink nicht minder ſchnell entlarvten Zuſchauer verwandelten ſich, um die Glücklichen gruppirt, plötzlich in mithandelnde Perſonen. Und ſo bildete ſich augenblicklich ohne alle Vorbereitung ein großes und herrliches Tableau, dem kein einſtudirtes gleich zu kommen vermochte.

Am nächſten Morgen lächelte Emilie mit ihrem eigenen Antlitze der begrüßenden Baronin ſo freundlich zu, wie der Himmel über ihnen Beiden. Die Namen Eduard und Emilie flogen ſich von den Lippen der Liebenden unaufhörlich entgegen, wie die Stimmen zweier Nachtigallen ſich aus den gegenüberſtehenden Geſträuchen antwortend zuſchallen.

Die Baronin bekannte, daß ſie des Neffen Gemüthskrankheit eben ſo gut als ſeine Marſchroute durch Späher und getreue Verräther wohl gekannt, und das Ganze veranſtaltet habe. Doktor Fromann erſchien als Haushofmeiſter, von Eduard jetzt freudig umarmt. Die Gäſte zeigten wohlbekannte Phiſiognomien von alten Bekannten, Verwandten und Freunden. Der Tempel der Seelengeſundheit ward den von der Baronin damit beſchenkten Neuvermählten zum Tempel des ehelichen Glückes, und Eduard ſchloß die ſchöne Entlarvte nach Jahren noch ſo innig an ſein Herz, daß Jeder, der es ſah, verſicherte, auch dieſe Umarmung gebe ein herrliches Tableau, um ſo herrlicher, als auch kleine Genien um die lächelnden Eltern ſtanden, deren Stellung ſie frohſinnig nachahmten.

# Das Duell.

Der Freiherr von Gosmar und der Ritter von Heerfeld waren ſeit vier Jahren innige Herzensfreunde; aber ach! was viele glückliche Jahre gebaut haben, das ſtürzt nicht ſelten eine Minute in Trümmer! Ein trauriges Beiſpiel von einem ſolchen Unfall gaben Gosmar und Heerfeld, zwei vortreffliche junge Männer, in vielen vorzüglichen Eigenſchaften einander ähnlich, leider auch im Aufbrauſen jugendlicher Heftigkeit. Beide hatten mit Ehre im Militär gedient, Beide nach dem Friedensſchluſſe ihren Abſchied verlangt und erhalten; Beide verlebten ein glückliches Jahr auf Gosmar's kleinem Landgute; Beide entſchloßen ſich dann, in Civildienſte zu treten. Da mußte ſich's treffen, daß Beide, nachdem ſie durch ein paar Monate von einander entfernt waren, um die nämliche Dienſtſtelle anhielten. Ein unſeliger Zwiſchenträger flüſterte dem Freiherrn in's Ohr, Heerfeld habe Schleichwege eingeſchlagen und ſich unredlicher Mittel bedient, um den Mitwerber in ein nachtheiliges Licht zu ſtellen und ihn zu verdrängen. Die Wahrheit braucht oft Jahre und Jahrhunderte, bis man ſie anerkennt und ihr huldigt, dagegen findet die Verleumdung nur zu oft, nur zu ſchnell, Eingang und Glauben. So bedarf es vieler und anhaltender Sonnenwärme, um eine Frucht zur Reife zu bringen, während der Sturmwind den ſchönſten Fruchtbaum in wenigen Augenblicken entwurzelt.

Gosmar ſuchte ſogleich ſeinen Freund auf, und überhäufte ihn im erſten Ausbruche ſeines, wie er glaubte, gerechten Zornes mit den bitterſten Vorwürfen. Heerfeld, im Gefühle ſeiner Unſchuld auf's ſchmerzlichſte verwundet, vergaß gleichfalls alle Mäßigung, und das traurige Reſultat der wechſelſeitigen Beleidigung und Übereilung war, daß die, aus Freunden plötzlich in Feinde umgewandelten jungen Männer, ſich auf Piſtolen forderten.

Die ſechste Stunde des folgenden Morgens ward dazu beſtimmt, die ſogenannte Ehrenſache durch Bleikugeln zu entſcheiden. Die Kampfgierigen beeilten ſich, ihre Sekundanten zu wählen, und hatten ſie auch nach Verlauf einer Stunde ſchon gefunden. Karlſon war Gosmar's, Dornim Heerfelds Sekundant. Dieſe beiden Ehrenmänner, Muſter von Biederſinn und Beſonnenheit, und den Entzweiten gleich freundſchaftlich geſinnt, gaben ſich alle erdenkliche Mühe, die Erbitterten zu beſänftigen, und die Sache friedlich auszugleichen; ihre Bemühung blieb aber fruchtlos, indem keiner der Beleidigten ſein Unrecht zugeſtehen wollte, und Jeder das geringſte doppelſinnige Wort des Andern im ſchlimmſten Sinne nahm, ſo daß er nur ein Zunder neuer Gehäſſigkeit wurde. So blieb es denn dabei, daß das Duell am nächſten Morgen Statt finden müſſe.

Nachdem ſich Alle getrennt hatten, gingen die beiden

Sekundanten in Karlſons Wohnung, verſchloßen das Zimmer, in dem ſie über eine volle Stunde beiſammen blieben, und nahmen dann mit einer herzlichen Umarmung von einander Abſchied.

Ich kann es dem ungeduldigen Leſer nicht verargen, wenn er den allerdings intereſſanten Inhalt ihrer langen Unterredung gerne wiſſen möchte; ich habe aber meine guten Gründe, ihm vor der Hand nichts davon zu ſagen, und ich hoffe, er wird dieſe Verheimlichung in der Folge ſelbſt billigen. Alſo Geduld, Freund Leſer! Alles zu ſeiner Zeit!

Gosmar ging mit heftigen Schritten in ſeinem Zimmer auf und nieder, blieb dann vor dem Tiſche ſtehen, auf welchem die Piſtolen lagen, nahm eine oder die andere in die Hand, und legte ſie mit zornfunkelnden Augen wieder weg; dann ſagte er: „Freundſchaft iſt Unſinn, eine glänzende Seifenblaſe, eine Larve, ein Nichts, das nur ein Narr für ein Etwas nehmen kann; ſie hält nicht länger aus, als Eigennutz und Selbſtſucht es ihr geſtatten. Auf die Probe geſtellt, löst ſie ſich in Dampf und Rauch auf!"

Karlſon hatte ihm, auf dem Sofa ſitzend, ernſt und ruhig zugehört; endlich ſagte er: „Ich will mit Dir nicht darüber rechten, wie ſehr Du auch mich nun kränkeſt; Deine gegenwärtige Lage entſchuldigt Dich. An Eines aber muß ich Dich erinnern. Welchen von euch Beiden am nächſten Morgen ſein Schickſal ereilt, das weiß nur Gott. Handle alſo als Chriſt und als Menſch, wie ſich's gebührt und benütze die wenigen Stunden, die Dir vielleicht noch zugemeſſen ſind, um Deine Sachen in Ordnung zu bringen!" — „Du haſt Recht;" erwiederte Gosmar, „ich habe nicht viel Zeit zu verlieren. Wer kann den Flug einer Bleikugel berechnen! Trifft ſie mir die Stirne oder die Bruſt — Vielen wäre ein früher Tod beſſer geweſen als ein ſpäter. Eines nur verſprich mir bei Deinem Ehrenwort an Eides Statt! Agathe darf von dem Duell nichts erfahren. Bin ich gefallen, dann melde Du ihr meinen Tod und die Fortdauer meiner Liebe noch jenſeits des Grabes. Sage ihr, daß ich ſie nur als Ehrenmann ſehen konnte — oder nie wieder!"

Karlſon gab ſein heiliges Ehrenwort, Gosmar ſetzte ſich an den Schreibtiſch, brachte ſeinen letzten Willen zu Papier, verſiegelte das Teſtament, legte es in die Tiſchlade und ſagte: „Fall' ich, ſorge Du für die genaue Vollziehung meiner letztwilligen Anordnung!" Karlſon gelobte die genaueſte Sorgfalt in der Erfüllung des übernommenen Auftrages, erbat ſich aber dafür einen letzten Beweis ihres freundſchaftlichen Verhältniſſes.

„Alles ſei Dir im Voraus zugeſichert;" ſagte Gosmar, mit der einzigen Ausnahme, daß Du ja nicht den geringſten Verſuch macheſt, mir das Duell auszureden!"

„Wie aber — wenn Heerfeld ſelbſt eine friedliche Ausgleichung wünſchte?" erwiederte Karlſon. „Wenn er mich bittet, ihm zu verzeihen und vom Duell abzuſtehen, — dann — aber auch nur dann, ſei ſeine Bitte ihm gewährt!" ſagte Gosmar.

Karlſon ſprach kopfſchüttelnd: „Das wird er nicht!“

„Deſto beſſer!“ rief Gosmar.

„Oder nur Streifſchüſſe —“

„Auch gut!“ murmelte Gosmar; „aber — Blut muß fließen. — Und nun, — was verlangſt Du von mir? welchen Beweis von Freundſchaft ſoll ich Dir geben?“ „Einen kleinen,“ ſagte Karlſon. „Wir haben ſo manche fröhliche Stunde zuſammen verlebt; die nächſt folgenden ſind vielleicht die letzten Deiner irdiſchen Pilgerſchaft. Laſſe ſie uns vergnügt zubringen in luſtiger Geſellſchaft! Nur eine feige Memme geht dem Tode weinend entgegen. Wir leeren ein Gläschen, Einer auf das Wohl des Andern, gehen dann nach Hauſe, und ich bleibe die Nacht bei Dir; am nächſten Morgen treten wir Arm in Arm die Reiſe an, und ſingen dabei:

»Er ſchreitet dem Schickſale entgegen keck,
Trifft's heute nicht, trifft es doch morgen!«

Gosmar war über den Vorſchlag entzückt, und ſchlug ein mit den Worten: „Recht ſo! Mit Ehren gelebt, heiter geſtorben!“ —

Gegen zehn Uhr Abends traten Beide in einen der ſchönſten und beſuchteſten Gaſthöfe der Stadt ein. Bald geſellten ſich einige Bekannte zu ihnen. Gosmar, der von jeher fröhlicher Geſellſchaft hold war, wurde bald geſprächiger und immer heiterer. Drei Stunden waren unbemerkt entſchlüpft. Die begeiſternde Wirkung des Champagners und der Geſellſchaft, die ſich in Frohſinn und Witz, ſo wie im Erguß der wärmſten und herzlichſten Gefühle erſchöpfte, zeigte ſich in Gesmar mit jedem Viertelſtündchen mehr und mehr. Die ihm angeborne Heiterkeit und Gutmüthigkeit trat wie ein hellſchimmernder Stern aus der dunkeln Nacht ſeines Trübſinnes immer leuchtender hervor. Nach zwei Uhr gingen die vergnügten Freunde auseinander, und Gesmar, in dem beim Abſchiednehmen der Gedanke erwachte, daß er vielleicht keinen von ihnen mehr ſehen werde, drückte Jedem die Hand, und preßte Jeden an ſein pochendes Herz. Seine Stimmung war ſo mild und ſo weich, daß er ſeinen Freund Karlſen, der dieſe Nacht bei ihm zubringen wollte, in ſeine Arme ſchloß, mit den Worten: „Iſt Gott mir Sünder gnädig, — ſo hoffe ich, daß die Sache mit einem Streifſchuſſe, mit einer leichten Verwundung abgethan iſt. Geſchieht das, — dann erſt ſoll Agathe und Heerfeld erkennen, daß ich ihrer Liebe und Freundſchaft würdig bin!“ —

„Der Himmel gebe ſeinen Segen dazu,“ ſagte Karlſen. Ein Gebet aus dem Grunde ſeines Herzens ſprechend, ſchlief Gesmar ein, bald nachher auch Karlſen, nachdem er noch ein paarmal nachgeſehen und ſich überzeugt hatte, daß Jener wirklich feſt und ruhig ſchlief. Karlſen ſchien darüber eine fromme Freude zu empfinden. Warum? das werden wir wohl erfahren. Wir verlaſſen nun die Schlafenden, und gehen zu Heerfeld.

Heerfeld umarmte den eintretenden Dornim, und ſagte: „Ich habe Alles in Ordnung gebracht; mein Alles iſt aber, wie Du weißt, ſehr wenig, und dieſes Wenige ſoll, wenn ich falle, ihr gehören; ihr, der mein Tod ein lebenslänglicher Schmerz ſein wird! Aber — Gott, verzeihe mir! ich kann nicht anders, ich muß. Die Ehre fordert's; ich wäre der erbärmlichſte Schuft, wenn ich eine ſolche Beleidigung, eine ſolche Schmach feigherzig ertrüge. Gosmar wird nach meinem Tode ſein Unrecht zu ſpät erkennen und bereuen. Eine innere Stimme, eine dunkle Ahnung ſagt mir, daß ich das Opfer des unſeligen Duelles ſein werde. Glaube mir, ich fürchte den Tod nicht, ich würde ſogar gerne ſterben, wäre nicht meine Mutter, deren Stütze ich war. Dornim! erzeuge mir, wenn mich das Todesloos trifft, den letzten Freundſchaftsdienſt! Verſprichſt Du es?

„Auf Ehre und Gewiſſen! Gott ſei mein Zeuge!“ erwiederte Dornim.

„Meine Mutter,“ fuhr Heerfeld fort, „darf vor der Hand nichts von der Sache erfahren. Warum ſoll ich ihr das Herz durchbohren, eh' mein Schickſal entſchieden iſt? Wenn ich aber todt bin, dann bringe Du ſelbſt ihr die Trauerkunde, vertheidige den Schritt, den ich thun mußte, tröſte ſie, und — ich bitte, ich beſchwöre Dich — unterſtütze ſie nach Deinen Kräften!“

Dornim hob ſeine Rechte zum Himmel, legte die Linke auf's Herz, und gelobte feierlich, genau zu vollziehen, was Heerfeld verlangte, fügte jedoch hinzu: „Auch Du wirſt mir eine Bitte nicht verſagen.“ — Alles ſei Dir zugeſagt, edelſter der Menſchen!“ erwiederte Heerfeld.

„Muß es geſtorben ſein, ſagte Dornim, ſo geſchehe es nicht weinerlich, ſondern mit Muth und Ruhe! Höre denn meinen Vorſchlag! Wir Beide waren ſtets innige Freunde der ſchönen Natur. Laß uns heute von ihr zärtlichen Abſchied nehmen! Ich habe vor einigen Tagen, ein paar Stunden von hier, ein einſames Thal entdeckt, ſo lieblich, daß das Eden der erſten Menſchen kaum ſchöner geweſen ſein kann. In der Mitte dieſes Thales liegt ein kleines Dörfchen, in dem ich mich gerne anſiedeln möchte. Willſt Du mir den Gefallen thun, einen Ausflug mit mir dahin zu machen? In fünf bis ſechs Stunden ſind wir wieder da, ruhen aus und gehen dann an das unſelige Duell. Heerfeld konnte dem Freunde die Gewährung der dringenden Bitte nicht verſagen. Sie traten ſogleich die Reiſe an. Nach einer Stunde kamen ſie in einen Wald. Dornim verſicherte, daß er den Weg genau kenne, und daß ſie nach Verlauf eines halben Stündchens ihr Ziel erreichen würden. Heerfeld überließ ſich dem Führer. Sie vertieften ſich in Betrachtungen über das menſchliche Leben, des Weges und der ſchönen Natur vergeſſend. Der Wald wurde immer dichter und noch wollte ſich kein Ende zeigen. Felſen ſtiegen empor, als wollten ſie, einen Engpaß bildend, jeden Ausweg verſchließen. Schon ſank die Nacht, und Finſterniß verdeckte den Wanderern die nächſten Gegenſtände. „Wohin führſt Du mich?" fragte Heerfeld.

Dornim ſchien in die peinlichſte Verlegenheit zu kommen, und geſtand endlich, daß er den geſuchten Fußpfad verfehlt habe. Die tiefſte Dunkelheit lag ringsumher; Alles verſchwand vor den Augen; die ſchwärzeſte Nacht ſchien das einzige Sichtbare zu ſein. Da war nun an kein Weiterkommen zu denken. Baumſtämme und Felsſteine verwehrten jeden Schritt. Den Pilgern blieb nichts übrig, als, von Durſt und Hunger gequält, endlich Halt zu machen, und eine durch mühſames Umhertaſten gefundene Raſenerhöhung zu ihrem Nachtlager zu nehmen. Heerfeld war ganz deſperat, Dornim ertrug die bitterſten Vorwürfe geduldig. Endlich ſchliefen Beide ein.

---

Wir haben die beiden Unglücklichen am Rande des Lebens im Zuſtande der tiefſten Ruhe verlaſſen, indem Gosmar durch den wohlthätigen Champagner, Heerfeld durch die Ermüdung in einen ſüßen Schlaf verſunken war. Heerfeld erwachte, wie aufgeſchreckt, riß die Sackuhr aus der Weſtetaſche, und ſchrie voll Entſetzen: „O Himmel! Sieben Uhr! Und ſechs Uhr war die zum Duell beſtimmte Stunde.“ —

Dornim fuhr empor, rieb ſich die Augendeckel und ſagte, als er die wiederholten Worte vernahm: „Sehr fatal!“ — „Fatal?“ rief Heerfeld, „mehr als fatal! Wie kannſt Du ſo ruhig ſein? Ich bin beſchämt, ſtehe als eine feige Memme, als ein Ehrloſer am Pranger. Wird Gosmar hierin nicht etwas Abſichtliches, Schändliches finden?“ „Laß das gut ſein!“ erwiederte Dornim; „ich bin der Sekundant und nehme, der Wahrheit gemäß, alle Schuld auf mich. Das Duell kann auf jeden Fall vor ſich gehen.“ — So laß uns nur einen Ausweg aus dieſem hölliſchen Walde ſuchen,“ ſagte Heerfeld, „damit wir ſobald als möglich in die Stadt kommen!“ —

Beide ſchritten nun gewaltig vorwärts; nach einer Viertelſtunde ſtanden ſie am Rande des Waldes, vor dem die offene Gegend mit dem Thaldörfchen im freundlichſten Morgenſchimmer lag. Dornim zeigte ſich bitterböſe, daß ſie, dem Ziel ſo nahe, von der feindſeligen Nacht überfallen wurden. Heerfeld trieb zur Eile an. Sie erhielten im Dörfchen einen Wagen, der mit ihnen nach der Stadt flog. Einige Minuten nach neun Uhr langten ſie in Heerfeld's Wohnung an, ſteckten die Piſtolen zu ſich, und eilten nach Gosmar's Hauſe. Heerfeld pochte, öffnete die Thüre, blieb aber unbeweglich, wie eine Bildſäule, auf der Schwelle ſtehen: ſein Geſicht zeigte die ſeltſamſte Miſchung von Erſtaunen und freudiger Überraſchung. Und warum denn? — Das ſollſt Du, ungeduldiger Leſer, alſogleich vernehmen.

Heerfeld ſchrie: „Iſt's möglich?“ — Über dieſe zwei Worte erheben ſich aus zwei Betten zwei Geſtalten, nämlich zuerſt Karlſon's kleine, dann Gosmar's große Geſtalt.

„So ſpät! Und ich noch hier im Bette?“ rief Gosmar voll Entſetzen; und Karlſon ſetzte lächelnd hinzu: „Sollten wir uns etwa gar verſchlafen haben? Da bitten wir tauſend Mal um Verzeihung; wir ſtehen aber ſogleich zu Dienſten.“ — Gosmar und Heerfeld blieben ſtumm und im Geſichte ſcharlachroth. Dornim flüſterte ſeinem

Freund Heerfeld in's Ohr: „Das kommt ja ganz erwünſcht!" — Dann ſagte er zu den beiden Andern: „Meine Herren! Es iſt nicht ſchön, daß Sie uns ſo lange warten laſſen. Wir haben uns mit dem Schlage der ſechsten Stunde am beſtimmten Orte eingefunden, drei volle Stunden mit himmliſcher Geduld gewartet, und kommen nun, Erklärung zu fordern. Wie ſollen wir eine ſo ſonderbare Verſpätung deuten?" —

Karlſon nahm das Wort und erzählte den ganzen Hergang der Sache, mit der Verſicherung, daß die Schuld nur ihn allein treffe. Mit allſeitiger Übereinkunft wurde nun die zehnte Stunde zum Duell beſtimmt. Indem Gesmar und Karlſon ſich nun ankleideten, gingen Heerfeld und Dornim in das Nebenzimmer.

Dornim drückte den Freund nun heftig an die Bruſt, und ſagte: „Lieber Herzensbruder! Die Stunde der Entſcheidung iſt da, und ich halte mich verpflichtet, Dir die Wahrheit, ſei ſie auch noch ſo traurig, zu ſagen, weil ich Dich doch wie einen Sterbenden betrachten muß, dem man ſie nicht verhehlen darf." —

Verhehle mir nichts! Ich bitte Dich. Sei es auch das Bitterſte, — ſprich es aus!" — rief Heerfeld mit forſchenden Augen.

„Bitter iſt es allerdings," ſagte Dornim, „ſehr bitter. Deine Mutter war Dir ja das Liebſte auf der Welt." —

Heerfeld. Du verſprachſt wir, ſie zu unterſtützen.

Dornim. Wenn ſie meiner Unterſtützung bedarf.

Heerfeld. Glücklich, wenn ſie es nicht bedürfte.

Dornim. Und wenn ſie nun wirklich ſo glücklich wäre?

Heerfeld. Wie ſoll ich das verſtehen?

Dornim. Wenn ſie — erhaben über irdiſche Bedürfniſſe —

Heerfeld. Großer Gott!

Dornim. Wenn der Schrecken über den gefürchteten Tod des Sohnes die Mutter getödtet hätte?

Heerfeld. Und ich wollte die Mutter der beleidigten Ehre opfern? nicht Alles erdulden, um nur ſie — — O ſprich! Sie iſt —

Dornim. Geſchieden von einer Welt, wo der Sohn ſie vergaß! —

Heerfeld ſtürzte mit dem Ausrufe: „Weh über mich!“ zu Boden.

---

Im Nebenzimmer ſtanden Gosmar und Karlſon, zum Kampfe bereit.

„Ich weiß nicht,“ ſagte Karlſon, „ob ich Dir Glück wünſchen ſoll oder nicht; die Lebensfreude wirſt Du doch kaum mehr finden.“

„Ich verſtehe Dich,“ erwiederte Gosmar; „aber Du irreſt. Bin ich der Überlebende, ſo wird Agathe dem Himmel für meine Erhaltung danken und als Gattin mich beglücken.“ —

„Das wird ſie nicht!" ſagte Karlſon mit Nachdruck. „So eben habe ich erfahren, daß ſie von dem Duell durch — Gott weiß welches Gerücht, Nachricht erhielt und einen feierlichen Schwur that, nie die Gattin eines Mannes zu werden, der ſie und ſeine Liebe einer ſogenannten Ehrenſache zum Opfer bringen kann."

„Dann hat ſie mich nie geliebt!" rief Gosmar zürnend. „Nun erſt trete ich gerne dem Tode entgegen."

**Karlſon.** Und gibſt die Geliebte dem Unglück preis!

**Gosmar.** Wie das?

**Karlſon.** Sie gibt dem verhaßten, herzloſen Wüſtling — dem Baron Hadding — ihre Hand; es iſt entſchieden.

**Gosmar.** O dann iſt ſie gränzenlos unglücklich!

**Karlſon.** Durch Dich!

**Gosmar.** Sie wird vergehen vor Gram und ich bin ihr Mörder.

**Karlſon.** Das biſt Du! Agathens Mörder — vielleicht auch der Mörder Heerfeld's und ſeiner armen Mutter!

Gosmar ſank erblaſſend auf einen Stuhl. Karlſon ging haſtig aus dem Zimmer.

Nach einigen Minuten ſprang Gosmar händeringend auf, und murmelte mit dumpfer Stimme: „Gott verzeihe mir, — ich weiß aber keinen Ausweg!" —

In dieſem Augenblicke öffnete ſich die Thür des Nebengemaches, aus welchem Heerfeld und Dornim traten. Heerfeld und Gesmar ſchauten einander aufmerkſam in's Geſicht, und Jeder, gerührt und erſchüttert von dem ſo eben Vernommenen, ſah die thränenfeuchten Augen des Andern.

„Meine Mutter — todt!“ ſtöhnte Heerfeld.

„Agathe durch mich unglücklich, ihr ganzes Leben hindurch!“ ſeufzte Gesmar.

„Unſeliger Zwiſt!“ brummte Dornim, ſchlug aber ſogleich mit einem Freudenſprung die Hände zuſammen, und ſchrie: „Da ſind ſie!“

Und eintraten, von Dornim geführt, — Agathe und Heerfeld's Mutter. Die Eine flog an Gesmar's, die Andere an Heerfeld's Bruſt. Tiefe Stille. Man hörte nur ſchluchzen.

„Wer brächte mit dieſen zitternden Armen nun noch einen ordentlichen Schuß zuſammen?“ ſagte Karlſon. „Hole der Teufel den Zwiſt und die Piſtolen! Es lebe die Geliebte und die Mutter, und die Sekundanten, deren Werk die Verſöhnung iſt!“ — Karlſon und Dornim zogen die entzweiten Freunde aus den weiblichen Armen, und führten ſie zu den männlichen, die ſich nun freudig öffneten. Die Sache ward ausgeglichen, ohne daß noch ein Wort dabei geſprochen wurde. Endlich ſagte Heerfeld: „Schieße nun, wer kann! Ich vermag es nicht. O Mutter! wie entſetzt mich der Gedanke, die Möglichkeit, daß mein Tod auch Dich tödten könnte!“ —

Gesmar. Der Gedanke, Sie, theure Agathe, unglücklich gemacht zu haben, hat mich mit Verzweiflung erfüllt. — Aber, Karlſon! Dornim! Erklärt mir doch, wie das Alles zuging? wie das Unmögliche möglich wurde, und dem böſen Traume ein ſo ſeliges Erwachen folgen konnte?

Karlſon. Das kam daher, weil wir die herrlichſten, freundſchaftlichſten, liebenswürdigſten Spitzbuben waren, weil wir euch nicht verlieren wollten, weil wir eure edeln, guten Herzen kannten und weil wir dachten, Zeit gewonnen, Alles gewonnen. So hatten wir denn verabredet und beſchloſſen, daß ihr Beide die beſtimmte Stunde verſäumen mußtet. Ich beredete Dich, Gosmar, zum fröhlichen Gelage, und hielt Dich feſt, damit wir in ſpäter Nacht nach Hauſe kamen, wo ich dann gewiß wußte, daß du die ſechste Stunde verſchlafen mußteſt. Was ich Dir von Agathen erzählte, war wohl nicht wahr, konnte aber gar leicht wahr werden.

Dornim. Ich beredete Dich zum Spaziergange, und führte Dich vorſätzlich in den Wald, ohne Dir die mir wohlbekannten Auswege zu zeigen. Was Freund Karlſon von Agathen ſagte, konnte eben ſo wohl der Fall mit Deiner Mutter ſein. Wir haben unſere Pflicht als Sekundanten im edelſten Sinne des Wortes erfüllt, indem wir, mit Beihilfe der Zeit, das aufgeregte Gemüth der feindlichen Freunde zu beſänftigen, die beſſeren Gefühle zu erwecken und die Beſonnenheit aus dem wilden Chaos an's Licht zu bringen ſuchten. Und mit Gottes Hilfe iſt uns das gute Werk gelungen!" —

Nach Verlauf eines Jahres ſtand an dem, zum Duell beſtimmten Tage, in dem glänzend erleuchteten Saale auf dem Landhauſe des Freiherrn v. Gosmar eine reich und zierlich gedeckte Tafel, und an der Tafel ſaßen obenan Karlſon und Dornim zwiſchen Gosmar und Agathe; neben dieſen Heerfeld und Luiſe, Heerfeld's Mutter, nebſt vielen andern Damen und Herren, jung und alt.

Der Frohſinn der Geſellſchaft ſchäumte noch mehr als der echte Champagner. Während einer kleinen Pauſe ſagte Karlſon: „Ich muß euch nun auch eine luſtige Duellgeſchichte zum Beſten geben, die mir ein Augenzeuge erzählt hatte. Ein engliſcher Kapitän ſpielte einſt mit einem um mehrere Jahre jüngern Freunde im Kaffehhauſe eine Partie Schach. Viele Zuſchauer ſtanden um den Tiſch. Der junge Freund wollte eben eine Figur ziehen. Der Kapitän rief ihm aber, ohne Zweifel aus Irrthum, mit barſchem Tone zu: „Halt! möchten Sie etwa zweimal ziehen? An mir iſt der Zug." — Der Beſchämte glaubte, daß Jener ihn eines vorſätzlichen Betruges beſchuldige, ſprang auf und warf ihm im Augenblick der erſten Aufwallung das Schachbret nach dem Kopfe. Das war aber kaum geſchehen, als die Beſonnenheit zurückkehrte. Er ſtand da, keiner Bewegung, keines Lautes mächtig, die Augen auf den Boden geheftet. Tiefe Stille herrſchte unter allen Anweſenden. Endlich nahm der Kapitän das Wort und ſagte: „Meine Herren! Sie glauben nun wahrſcheinlich, daß ich dieſen jungen Mann fordern werde? Ich bin aber überzeugt, daß die Wunde, die er ſich in dieſem unſeligen Augenblicke ſelbſt geſchlagen hat, ihn mehr ſchmerzt als die Wunden, die ich ihm beibringen könnte. Sehen Sie alſo — ich umarme ihn — ſo — und wir bleiben Freunde. Glaubt aber irgend Einer, es fehle mir an Muth, mich zu ſchlagen, oder ich ſei ein Mann ohne Ehrgefühl, — der ſage es, und ich bin bereit, noch in dieſer Minute mit ihm einen Gang auf Degen, Säbel oder Piſtolen zu thun!“ — Einſtimmiges „Bravo! Bravo!“ erſcholl von allen Seiten, während die Freunde ſich umarmt hielten. Dann ſagte der Kapitän: „Glauben Sie mir, meine Herren! Es wäre ſehr oft beſſer, nicht zu duelliren, — und manches Duell würde unterbleiben, wenn man nur den Muth hätte, nicht zu duelliren.“

Das Geſchichtchen fand auch jetzt allgemeinen Beifall. Gosmar und Heerfeld hoben aber ihre Gläſer empor, und riefen: „Hoch leben alle edlen und klugen Sekundanten! Sie können bei jedem Duell das Beſte thun.“ —

* * *

# Der Chriſtbaum und die Erzählung.

## Der Dichter aus Noth.

Im Hauſe des Profeſſors Delmin ſollte der Chriſtbaum dieſes Mal beſonders brillant gefeiert werden, weil an demſelben Tage Adelgunde, die älteſte Tochter, nach zwei langen, bei einer alten Tante in einem krähwinkelſchen Städtchen verlebten Jahren, als Univerſalerbin ihren Einzug in die Vaterſtadt und in's Vaterhaus halten ſollte. Alle Freunde und Freundinnen der Familie Delmin ſetzten ihren Scharfſinn und ihre Beutel in Contribution, um ſich bei dem glänzenden Feſte mit glänzenden Gaben überraſchend zu zeigen.

Unter dieſe Schenkluſtigen gehörte auch der junge Hellborn, der zwar glänzende Teſtimonia über ſeine rühmlich vollendeten Studien, aber noch kein Amt hatte, das ſeinen Mann ernährt. Er kannte daher, was die Chriſtbaumgeſchenke betraf, nur ſeinen Scharfſinn, nicht aber ſeinen

Beutel aufbieten, weil Letzterem die dazu erforderliche Kraft: das Geld, ſeit einiger Zeit ganz und gar fehlte.

Durch unaufhörliches Nachſinnen kam endlich **Hellborn** auf den Gedanken, eine Erzählung zu ſchreiben, wofür denn eine der unzähligen Zeitſchriften zu einem mäßigen Honorar ſich um ſo mehr herbeilaſſen würde, als die Erzählung, wie nicht zu zweifeln, vortrefflich werden mußte. Binnen vierzehn Tagen war das Meiſterwerk vollendet. **Hellborn** gerieth beim Durchleſen ſelbſt in Entzücken, und ſeine treuen Freunde ermangelten nicht, den glücklichen Dichter in der hohen Meinung vom Werthe ſeines Erſtlings zu befeſtigen. Nach langem Debattiren, welches Journal wohl das würdigſte wäre, beſchloß das Comité, einen ſehr klugen Streich auszuführen. Es wurden ſogleich von freundſchaftlich-bereitwilligen Händen mehrere Abſchriften gemacht und an mehrere Redaktionen verſchickt; derjenigen, die ſich zum ſolideſten Honorar herbeilaſſen würde, ſollte das unſterbliche Produkt zugeſchlagen werden.

Daß nach Ankauf eines zierlichen Chriſtbaum-Geſchenkes und nach Beſtellung eines kleinen Gelages für die mitwirkenden Freunde noch immer ein nicht unbedeutendes Sümmchen für die Perſon des gefeierten Dichters übrig bleiben müßte, — wer konnte, wer durfte daran zweifeln?

## Getäuſchte Hoffnung.

Nach Verlauf einiger Zeit traf das erſte, ſehnlich erwartete Antwortſchreiben einer Redaktion ein. Hellborn verſammelte das Chor der fidelen Freunde zur feierlichen Eröffnung und Verleſung des Schreibens; das runde Geſicht des jovialen Verleſers verwandelte ſich aber ſchon bei der dritten Zeile in ein langes, indem er auf die Erklärung ſtieß, daß man die Erzählung, ohne ihren Werth zu verkennen, für dieſes Journal nicht geeignet finde.

Am nächſten Tage traf die zweite Antwort ein, bedauernd, daß man, mit Beiträgen bereits überhäuft, von der ſchönen, erzählenden Dichtung keinen Gebrauch machen könne. Eine Zuſchrift der dritten Redaktion dankte dem Verfaſſer für das ihr geſchenkte Zutrauen mit der Verſicherung, daß es ihr leid thue, keine gewiſſe Zeit der Einrückung beſtimmen zu können, weil man auf den Wechſel im Zeitgeiſte und Zeitgeſchmacke zu viel Rückſicht nehmen müſſe. Eine vierte Redaktion bat um bedeutende Änderungen, weil die Erzählung für ihre dermalige Länge und Breite zu viel Gedanken und zu wenig Handlung habe. Eine fünfte erklärte ſich bereit, die Erzählung ſogleich einrücken zu laſſen, wenn es dem gelehrten Verfaſſer gefällig wäre, ſich ſtatt des Honorars in Thalern mit einem von Papier, nämlich mit einem Frei-Exemplare zu begnügen. Die ſechste ſchickte das Manuſkript ohne eine beigefügte Zeile **simpliciter** zurück.

Die ſiebente und achte blieben die Antwort, ſo wie das Manuſkript ſelbſt, ſchuldig.

## Die Einladung.

So trafen denn nicht weniger als acht Donnerſchläge das Haupt des unglücklichen Hellbern.

Die Freunde zogen ſich nach vergeblichen Tröſtungsverſuchen zurück, und der Arme blieb mit ſeiner Verzweiflung allein, glücklich noch, daß er ſich in ſeine Einſamkeit vergraben konnte, wie der Maulwurf in die Erde. Beraubt aller Hoffnung, unter der ſchenkenden Geſellſchaft in Delmin's Hauſe auch nur mit der geringſten Gabe zur Ausſchmückung des kerzenſchimmernden Chriſtbaumes auftreten zu können, beſchloß er, die Flucht zu ergreifen und ſich bei einem armen Verwandten, der in einem nahe liegenden Dörfchen wohnte, ſo lange verborgen zu halten, bis der fatale Feſttag vorübergegangen ſein würde. Ein wahrſcheinlicher Entſchuldigungsgrund der plötzlichen Entfernung müßte ſich, wie er meinte, während des einſamen Aufenthaltes wohl erſinnen laſſen.

Aber auch dieſer weiſe Plan ſollte ſcheitern. An dem nämlichen Tage, den er zur Flucht beſtimmt hatte, erhielt der Beſtürzte früh Morgens eine Einladung zur Abendgeſellſchaft bei Delmin's mit dem Beiſatze, daß man den wackern Tenorſänger dringend benöthige, gar keine Entſchuldigung annehme, und auf ihn, als eine mitwirkende Perſon rechne. Was war zu thun? Der einladende Bediente ſah den blühenden Jüngling im beſten Wohlſein. Eine Unpäßlichkeit war alſo nicht vorzuſchützen, und eine andere Nothlüge fiel dem — des Lügens Ungewohnten nicht ein. Er ſagte denn mit einem unterdrückten Seufzer zu und gab ſein Ehrenwort, gewiß zu erſcheinen, obſchon er ſelbſt kaum wußte, was er ſagte und dachte, oder vielmehr ſagte und nicht dachte.

## Herzenswunden.

Den guten Hellborn, der ohnedies ſchon mit ſchwerem Herzen zu Delmin's ging, ſollte hier ein noch ſchwererer Schlag treffen, und zwar ein elektriſcher, der ihm durch alle Nerven fuhr.

Die Urſache der dringenden Einladung lag, wie geſagt, in Hellborn's Kehle. Er ſang gut und Adelgunde war früher eingetroffen, als man ſie erwartet hatte. In dem ihr zu Ehren veranſtalteten Familienfeſte ſollte ein dazu eigens gedichteter und in Muſik geſetzter Chor die erfreuliche Ankunft der, das ganze Haus bezaubernden Tochter feiern. Von dieſer Bezauberung ſollte auch Hellborn keine Ausnahme machen; ſie wirkte ſogar ſchon bei ſeinem Eintritt in das Geſellſchaftszimmer und beim erſten Blick auf das holde Mädchen mit voller Macht und Stärke. Dabei ereignete ſich auch der eben nicht ungewöhnliche Fall, daß die Zauberin ſelbſt an dem Bezauberten kein Mißfallen zeigte. **Hellborn** vergaß über die neue Aurora das ganze Nachtſtück ſeines bisherigen Lebens, die nicht honorirte Erzählung und den Mangel des benöthigten Chriſtbaumgeſchenkes. Beide Wunden brachen aber in ſeinem, von einem nicht ſchwachen Fieber angefallenen Herzen um deſto ſchmerzvoller auf, als er von dem Feſte, deſſen Stunden ihm Minuten geſchienen hatten, gegen Mitternacht in das Dunkel hinaustrat, trübſinnig in ſeinem Stübchen ankam, ſich ſeufzend auf's Bett legte, und drei Stunden voll Kummer und Projekten durchwachte, um nach ſpätem Einſchlafen von melancholiſchen Träumen gequält zu werden.

Müder, als er ſich zu Bette gelegt hatte, ſtand er auf; ihn folterte nun der Gedanke, vor dem ſchimmernden Chriſtbaum, wahrſcheinlich der Einzige von allen Anweſenden, ohne Gabe zu erſcheinen, um ſo mehr, weil er jetzt nicht mehr dachte, was die Familie **Delmin**, was die ganze Geſellſchaft, ſondern einzig und allein, was **Adelgunde**, über welche er alle Übrigen vergaß, zu ihm, dem Erbärmlichen, ſagen werde, der mit leeren Händen daſtehe. Und doch wünſchte er, eben ihretwegen, etwas darzubringen, das, wenn auch ohne äußern Werth, doch ſo geſchmackvoll, ſo ſinnig und bedeutend wäre, daß es den Beifall Aller und das beſondere Wohlgefallen **Adelgundens** gewänne.

# Der Genius der Liebe.

Hellborn's Freunde ſchalten beim Morgenbeſuche den Selbſtquäler, und ergoßen ihre Laune über den unſchuldigen Chriſtbaum und über die unglückliche Erzählung und über die kanibaliſchen Redaktionen der barbariſchen Zeitſchriften. Aber das Alles half nichts, und der Troſtloſe rückte endlich, um dem ironiſchen Pfeilhagel zu entgehen, mit dem verborgenen Geheimniſſe heraus.

Jetzt nahmen zwar ſämmtliche Freunde die Sache ernſthaft; ſie wußten aber deſſen ungeachtet eben ſo wenig Rath und Hilfe als vorher.

Endlich ſprang einer von ihnen, Hellborn's älteſter und fidelſter Freund, mit einem Jubelſchrei vom Stuhle auf, rannte wie ein Wahnſinniger im Zimmer herum, ſo viel der karge Raum es geſtattete, und ſchrie unaufhörlich: „Ich hab's! Ich hab's! Freund — Dir iſt geholfen!“ —

Bei dieſen Worten umarmte und preßte er den guten Hellborn ſo gewaltig an ſich, daß dieſer beinahe den Athem verlor, während die Übrigen in ſchallendes Gelächter ausbrachen.

Man drang in den Begeiſterten; er drückte Hellborn nochmal an's Herz und ſagte dann: „Freund! Du haſt vor zwei Jahren, als der bittere Hungertod mich ſchon an der Kehle faſſen wollte, mir Deinen letzten Heller gegeben, ohne zu ſagen, daß es Dein letzter war. Du warſt der Retter meines Lebens; ich will nun der Schutzgeiſt Deiner Liebe ſein. Mit meinem leeren Beutel kann ich Dir zwar nicht helfen, deſto mehr aber mit dem vollen Herzen. Ein kühner, unſterblicher Gedanke hat mich ergriffen! Hoch lebe Adelgunde! Hoch Hellborn! Hoch der Chriſtbaum und das Haus Delmin, und meinetwegen auch die ganze Welt!“ —

„So komm' doch nur einmal zur Sache!“ ſeufzte Hellborn, mit dem alle Anweſenden ſich vereinigten.

„Sogleich! (ſagte der Exaltirte.) Nur unterſtehe ſich Keiner von euch, mich zu unterbrechen oder gar zu lachen! Die Sache ſieht auf den erſten Blick drollig und winzig aus; aber das kleine Samenkorn wird und muß hundertfältige Frucht bringen. Ich bürge dafür. Und nun vernehmt, daß die Geſchichte gewiſſermaßen neu, zugleich aber auch alt und noch viel einfacher iſt, als das ſchlichte Kunſtſtück, welches der weltberühmte Columbus einſt mit dem Ei produzirte!“ —

## Die poetiſche Lotterie.

„Kurz und gut! (fuhr Ilmenau fort) zum Schluß meiner Rede ſag' ich euch Allen nichts weiter als das: Die Erzählung wird ausgeſpielt, und das Loos koſtet nicht weniger als einen baren Silbergulden!“ —

„Charmant!“ riefen Alle, mit Ausnahme Hellborn's, der mit zornrothem Geſichte drein donnerte: „Biſt

Du toll? Das wäre ja Entwürdigung, ſchmähliche Bettelei, Proſtitution! Durchaus nicht!" —

„Durchaus nicht?" ſagte Ilmenau, ſprang zum Schreibtiſche, ergriff das Manuſkript, und flog zur Thür hinaus. Vergebens wollte Hellborn ihm nacheilen; die Andern hielten den Zürnenden zurück. Nach einigen Minuten öffnete ein Knabe die Thür, warf einen Zettel hinein und lief weg. Hellborn hob das Blatt auf und las:

„Was ich thue, iſt recht und geſcheit. Bemühe ſich Niemand, mich aufzuſuchen. Drei Tage bleib' ich für euch unſichtbar; dann erſcheine ich höchſt grandios, das iſt, ich halte einen Beutel mit **90** — ſage neunzig Silbergulden, in meiner Rechten und ſpreche alſo: „Freund! Ich habe das Meinige gethan; thu' Du jetzt das Deinige; das heißt: Nimm den Beutel in Empfang! Der glückliche Gewinner mag mit der Erzählung ſchalten, wie es ihm beliebt; er mag ſie entweder als ein Kleinod für ſich allein behalten, oder durch den menſchenfreundlichen Druck die Welt daran theilnehmen laſſen, oder das unſterbliche Werk gar nochmal ausſpielen, welches Ausſpielen dann meinetwegen in's Unendliche fortgeſetzt werden kann. Zürneſt Du nun drei Tage und drei Nächte ohne Aufhören, ſo denke Dir, daß am Morgen des vierten Tages der volle, ſchimmernde, klingende Beutel Deinen unmenſchlichen Zorn beſänftigen wird. Auf Wiederſehen!" —

Alle Anweſenden brachen in lautes Gelächter aus, ſelbſt Hellborn konnte ſich deſſen nicht erwehren, obſchon er ſich dabei ärgerte.

## Neunzig Gulden im Flug.

Drei Tage und drei Nächte vergingen. Ilmenau, überall aufgeſucht, war nirgends zu finden. Am Morgen des vierten Tages — Hellborn ſaß im alten Schlafrocke am alten Schreibtiſche von Eichenholz —

Da erhob ſich auf der Treppe ein fürchterliches Gepolter von Fußtritten, zugleich ein vielſtimmiges Getöſe. Die Thür flog auf; hereinſtürmte das Chor der Freunde, in ihrer Mitte Ilmenau, in der Rechten einen klingenden Beutel hoch emporhaltend.

Hellborn erſtarrte auf dem Armſtuhle. Plötzliche Stille. Ilmenau trat vor, und überreichte mit einer Kniebeugung den Beutel, an dem ein Zettel hing, mit den Worten: „Neunzig Stück Silbergulden!“ —

Hellborn ſaß unbeweglich da, wie eine Wachsfigur. „So thu' das Deinige,“ rief Ilmenau. Hellborn blieb noch immer wie vom allgemeinen Starrkrampf ergriffen; da warf Jener den Beutel unwillig auf den Tiſch. Der Silberklang that, wie eine Stimme aus den Wolken, eine ungeheure Wirkung. Das Chor der Freunde brach in einen Ruf des Entzückens aus; Hellborn ſprang auf und umarmte die lebendige Silberflotte. Freudig und ſchamhaft zugleich, kokettirte er abwechſelnd mit dem Freunde und dem Beutel, und konnte dann des Dankens kein Ende finden, da ihm nun die ſchöne Zukunft aus der Silbermine aufſtieg, und die Bilder ſeines Geſchenkes zum Chriſtbaume und der holden **Adelgunde** vor ſeiner Fantaſie herumgaukelten.

Nach dem erſten Freudentaumel fiel's ihm erſt ein, ſich nach den nähern Umſtänden der ſonderbaren Begebenheit zu erkundigen, und er ſagte zu **Ilmenau**: „Goldener Freund! wie war's Dir denn möglich, dieſen Hügel von Silberblumen zuſammen zu bringen?“ — „Ich, ſagte **Ilmenau**, „habe viele Freunde, viel Kourage, und viel Beredſamkeit. Darin liegt das ganze Geheimniß.“ — Er erzählte nun, wie er Alles in Bewegung geſetzt, und nicht geruht habe, bis die Anfangs kleine Zahl der Loosabnehmer zu einer förmlichen Schneelawine angeſchwellen ſei; auch habe die Neuheit der Sache ihren Reiz nicht verfehlt.

So war denn nun die ganze Geſellſchaft in Freude und Jubel. **Hellborn** äußerte den beſcheidenen Wunſch, daß der Gewinnende ſeine baar ausgelegten Silbergulden nicht bereuen möge, und bat die Freunde zu einem Abendſchmauſe, wobei die Freigebigkeit des dankbaren Wirthes mit dem Frohſinn der Gäſte wetteiferte.

Am nächſten Tage kaufte **Hellborn** die Chriſtbaumgeſchenke, mißhandelte aber dabei den Beutel, der in ſo ſchöner Silberblüthe ſtand, ſo grauſam, daß der ärmſte die Schwindſucht in unglaublicher Geſchwindigkeit bekam, und beim Einkaufe des letzten Geſchenkes auch ſchon in den letzten Zügen lag.

# Das Chriſtbaum-Geſchenk.

Endlich erſchien der von ſo vielen jungen und alten Herzen ſehnſuchtsvoll herbeigewünſchte Chriſtabend. Hellborn eilte nach Delmin's Hauſe in der fröhlichſten Stimmung, theils weil Adelgundens liebliches Weſen, und noch mehr ihr holdes Benehmen gegen ihn, in ſeiner Bruſt ein roſenfarbiges Brillantfeuer entzündet hatte, theils weil er nun auch das Seinige beitragen konnte, den reichgeſchmückten Chriſtbaum, deſſen Lichtſchimmer ihm ſchon auf der Straße hinab durch die Fenſter entgegen ſtrahlte, noch etwas reicher auszuſtatten.

Nach den erſten Eintrittskratzfüßen bat Hellborn die Frau Profeſſorin, ihn ſogleich in das Heiligthum zu führen, und ſeine geringen Opfergaben huldreich aufzunehmen.

Vor dem Chriſtbaum ſtehend, öffnete er nun eine kleine Schachtel, in welcher auf ſchneeweißer Baumwolle ein ſilbernes Kreuz an einem ſchwarzen Sammtbande als Halszierde ruhte, umgeben von zierlichen Ohrgehängen und einem detto ſilbernen Vergißmeinnicht auf goldenem Stengel, als Buſennadel zu gebrauchen.

Die Frau Profeſſorin, die dem Herrn Hellborn nicht minder gut war als Adelgunde ſelbſt, rühmte ſein gutes Herz und ſeinen guten Geſchmack und ſeine Anhänglichkeit an ihr Haus mit Wärme, und rief das holde Töchterlein herbei, alle die ſchönen Dinge anzuſchauen.

Adelgunde gab ihren Beifall und ihre herzliche Freude mehr durch Blicke als durch Worte zu erkennen; dennoch machten Beide auf Hellborn einen ſo verwirrenden Eindruck, daß dem in die Blicke Verſunkenen manches Wort entging, und dem auf die Worte Horchenden mancher Blick wie ein im Traum geſehener Lichtſtrahl entſchwand.

Von der Mutter aufgefordert, nahmen Adelgundens Roſenfinger von der baumwollenen Schneelage die Geſchenke, und hefteten ſie an die grünen Tannenreiſer. Wie die ſchlanke Geſtalt, in das blendend weiße Gewand der Unſchuld gekleidet, ſich nun emporhob und gleichſam zu ſchweben ſchien, und wie dann der Lichtglanz das edle, liebliche Geſicht verklärte, da fühlte Hellborn in ſeinem Innerſten einen Schauer, als walte hier eine ätheriſche Erſcheinung und er ſelbſt gehöre einer höhern Sphäre an. Die gute Mutter verweilte auf dem reinen Paare mit Blicken, die, hätten die Befangenen ſie bemerken können, unverhohlen ſagten: „Euer verbundenes Leben möchte wohl dieſem an ſich dunkeln Tannenbaum gleichen, der, von euch ſelbſt geſchmückt und entzündet, in hellfreundlicher Pracht entzücken wird!“ —

Indeß hatte ſich die Thür geöffnet, und die ganze Geſellſchaft trat feierlich, den Beifall einander nur leiſe zuflüſternd, ein. Die jungen Leutchen hatten vor Entzücken die Sprache verloren; ſie ſtanden vor der himmliſchen Schönheit des Chriſtbaumes ſtumm und bewegungslos, Aug’ und Mund weit offen, und die Hände andächtig gefaltet.

An jedes der ſechzig Weihgeſchenke war ein numerirter Zettel gebunden. Der Gäſte, jung und alt, waren dreißig; für dieſe wurden die ſechzig Looſe in einen Topf gelegt, und ſo konnte ſich Jeder ſchon im Voraus der Gewißheit erfreuen, mit zwei Gewinnſten betheilt zu werden.

Die Frau Profeſſorin ſetzte ſich an den runden Tiſch, auf welchem der mit Blumen bekränzte Loostopf prangte. Die ſämmtliche Geſellſchaft defilirte von der rechten zur linken Seite zwei Mal. Jedes zog im Vorübergehen, die Frau Profeſſorin ſalutirend und von ihr wieder ſalutirt, ſein Loos aus dem Topfe.

Endlich hatten Alle gezogen. Die Vertheilung der Gaben wurde vorgenommen, und ging ſchon zu Ende, als Adelgunde erſt Einen Gewinn erhalten hatte, und zwar, zu ihrer und zu Hellborns Herzensfreude, das ſilberne Vergißmeinnicht auf goldenem Stengel. Jetzt hing nur noch ein einziges Stück auf einem Tannenzweige; es konnte alſo Niemanden als Adelgunden gehören. Sie nahm es mit neugieriger Haſt vom Zweige, löste das blaue Band, öffnete eine Papierrolle, und rief: „Ein Manuſkript! Eine Erzählung!“

Hellborn's Herz durchfuhr bei den Worten Manuſkript und Erzählung ein Dolchſtich, und nicht umſonſt! denn es war wirklich ſeine eigene, wie er in Kurzem erfuhr. Nachdem die Begabten ihre Gewinnſte wechſelſeitig gezeigt und belobt hatten, kam Adelgunde ſelbſt auf den unglückſeligen Gedanken, zu verlangen, daß Jemand aus der Geſellſchaft die Erzählung verleſe. So, ſetzte ſie hinzu, hat mein Gewinnſt den Vorzug vor allen übrigen wenigſtens darin, daß er allen Anweſenden Vergnügen macht.

Der Vorſchlag ward mit vielem Beifalle aufgenommen, während der arme Hellborn vor Verlegenheit nicht aufzublicken wagte und Feuer auf ſeinen Wangen brannte. Um endlich das Maß ſeines Elends voll zu machen, trat Adelgunde mit holder Freundlichkeit vor den Bedauerungswürdigen, machte einen ſcherzhaften Knix, und bat den Dichter, der zu vergehen glaubte, die ohne Zweifel ſehr ſchöne Erzählung vorzuleſen. Sie erzählte dabei zu allem Überfluſſe: Dieſe Erzählung ſei ausgeſpielt worden — ein origineller Gedanke! Sie habe, weil der Dichter ſich in mißlichen Umſtänden befand, zwölf Looſe, das Stück zu einem Silbergulden, genommen, und war ſo glücklich, das poetiſche Werk zu gewinnen. Da ſie glaubte, jeder Gewinnende müßte am Genuſſe eines ſolchen Gewinnſtes eben ſo viel Freude, als ſie ſelbſt, finden, ſo habe ſie den Chriſtbaum damit geſchmückt, ſehe aber nun in dem zweimaligen Gewinnen einen Wink des Schickſals, daß dieſe Erzählung ihr durchaus beſtimmt ſei, und von nun an ihr Eigenthum bleiben ſoll.

Der unglückliche Poet ſtand da wie eine Statue, und war auch eigentlich eine Statue, wenigſtens in ſo fern, daß er weder ſah noch hörte. Adelgunde wiederholte ihre Bitte auf das freundlichſte zum zweiten — und dritten Male. Jetzt gab Hellborn endlich ein ſchwaches Lebenszeichen von ſich, und die bisherige Glut der Wangen verwandelte ſich plötzlich in eine Todesbläſſe. Die Umſtehenden erſchracken. Einer von ihnen rief: „Er hat den Starrkrampf!“ Dies brachte den jungen Mann zur vollen Beſinnung. Adelgunde aber ſagte zu dem Schreier etwas erzürnt: „Was fällt Ihnen ein!“ — Dann fragte ſie mit zärtlicher Theilnahme den Leidenden: „Ihnen iſt nicht wohl? Vielleicht ein Schwindel?“ Das war doch ein köſtliches Schlagwort! und es traf auch den Betäubten wie ein Zauberſchlag. Ja rief er, wie neu zum Leben erwachend, ja! Schwindel! Schwindel — dem unterlieg' ich, das heißt, der befällt mich oft, das heißt, manchmal, das heißt, äußerſt ſelten; hat aber nichts, gar nichts zu bedeuten, iſt — nur ſo ein Augenblick! die — ja vielleicht die vielen Kerzen, ihr Schimmer — ihr — — Ich ſtehe zu Befehle!“ Auf ſolche Weiſe floß nun ein Strom von Hellborns Lippen. Er ergriff das Manuſkript; man ſetzte ſich im Halbkreiſe, und der Aufgeregte las nun die ſchöne Erzählung mit ſo wohlklingender Stimme; ſo deutlich und richtig betonend, und mit ſolcher Wärme des Gefühls, daß ſämmtliche Zuhörer hingeriſſen wurden. Adelgunde ward aber von Begeiſterung ergriffen; ſie dankte dem Vorleſer auf das herzlichſte, und geſtand endlich ſogar, ſie wünſchte den Verfaſſer kennen zu lernen.

Das war zu viel! Hellborn, ſeiner ſelbſt nicht mehr mächtig, bat die Ältern und die holde Tochter, ihm nur ein paar Minuten Gehör zu gönnen. Man ging mit ihm in das nächſte Zimmer. Kaum ſah der Dichter ſich hier mit dem Kleeblatt allein, ſo ſank er auf die Knie, bekannte ſich als Verfaſſer, und geſtand den ganzen Hergang der Sache mit einer Aufrichtigkeit, die ihm die ohnedies ſchon wohlwollenden Herzen in dem Grade gewann, daß er nach Verlauf von ſechs Jahren in ſeinem eigenen Familienkreiſe einen Chriſtbaum aufſtellte, der jenem an Schönheit nicht zurückſtand, und unter ſeinen Gaben ſogar die Erzählung hatte, welche Hellborn ſeiner Gattin Adelgunde zum ſechsten Male vorleſen mußte.

# Die Liebe auf dem Kirchhofe.

Helion, ſonſt ein lebensfroher Kumpan, liebte die geſelligen Zirkel, und ward überall gerne geſehen; ſeit drei Monaten aber hatte ſeine Heiterkeit fortwährend abgenommen, bis er endlich ein förmlicher Melancholikus, und mit jedem Tage ſtiller und bläſſer wurde. Er zog ſich von allen ſeinen Bekannten zurück, floh die Menſchen, und ſuchte die einſamſten Partien der Umgegend auf.

Das ging endlich ſo weit, daß er die Stadt ganz verließ, eine Sommerwohnung in einem abgelegenen Dorfe miethete, und ſogar die Wohnung der Todten, den Kirchhof, zu ſeinem Lieblingsaufenthalte wählte, wo er beſonders gern verweilte, wenn die Abenddämmerung wie eine soeur grise, oder die bleiche Luna wie eine weiße Frau, ihre Schleier auf die Gräber legten. Woher ihm dieſe Schwermuth kam, wußte er ſelbſt nicht, und er trug auch kein Verlangen, es zu ergründen. Nur das Einzige wurde ihm klar, daß er ungeachtet der Gemüthsruhe, die er im vollen Maße genoß, dennoch nicht glücklich war.

Am früheſten Morgen ging Helion in die Dorfkirche, wo kaum drei oder vier Greiſe und einige uralte Mütterchen mit ihm zugleich die Meſſe hörten, indem alle arbeitrüſtigen Leute ſchon mit dem Aufglimmen der Morgenröthe auf's Feld hinausgezogen waren, wo ſie ihre frommen Lieder mit dem wirbelnden Lerchengeſange zum Preiſe des Schöpfers vereinigten. Wenn dann die Glorie der erſten Sonnenſtrahlen durch die hohen, gothiſch gewölbten, mit bunten Glasſcheiben verzierten Kirchenfenſter den Altar und den Prieſter verklärte und in dem weiten Raume des Heiligthumes die tiefſte Stille herrſchte, die nur hier und da durch das Silbergeklingel des Meßglöckleins, oder durch das leiſe Gezwitſcher einer Schwalbe unterbrochen wurde, dann fühlte er in ſeinem Inneren eine Klarheit und Ruhe, die ihn, ungeachtet ſeiner Melancholie, mit einer ſanften Wonne erfüllte und ſeinem Herzen eine ſo angenehme Labung gewährte, wie der Himmelsthau den Blumen.

An einem feierlichſtillen Herbſt-Nachmittag ſteckte er Youngs düſtererhabene Nachtgedanken in die Taſche und wanderte wieder nach ſeinem lieben Kirchhofe. Das Beinhaus, angefüllt mit den kreuzweiſe übereinander gelegten Todtenbeinen, auf deren Oberfläche die weißen Schädel mit ihren leeren Augenhöhlen wie auf einer Siegestrophäe ſtolzirten, ſtand unter einem Trauer-Baldachin von Eiben und Thränenweiden, aus deren tiefer Schattennacht es bleich hervorſchimmerte. Die wenig belaubten Bäume, deren Wipfel mit ihrem licht- und dunkelgrünen, gelben, rothen und braunen herbſtlichen Blätterſchmucke vielfarbige Blumenbeete zu ſein ſchienen, rauſchten, von einzelnen kühlen Windſtößen gerüttelt, ſo traurig, daß Helion ſich von Froſt durchſchauert fühlte.

Er hatte noch nicht die Mitte des Kirchhofes erreicht, als ein ſolcher Windſtoß ihm eine volle Ladung von dürren Baum- und Blumenblättern entgegen trieb, die raſchelnd, ſtöhnend und ſauſend, gleich einer wehklagenden Geſpenſterſchaar, auf ihn losſtürzten.

Das Plötzliche dieſes Anfalls erſchreckte ihn im erſten Augenblick. Nachdem er wieder ruhig geworden war, ſetzte er ſich auf einen einſam ſtehenden niedern Grabſtein, und blickte lange auf die Blätter hin, die jetzt ſo ſtill und ruhig vor ihm lagen, als hätten ſie den Eintretenden im Namen der Todten, aus deren Staube ſie Lebensnahrung geſogen hatten, begrüßen wollen, und erwarteten nun Helions Gegengruß. Dieſen gab er ihnen denn auch, indem er die Gedanken, welche ſie in ihm erregten, in Worte kleidete, die er ſogleich ſeiner Schreibtafel anvertraute:

„Ihr buntſcheckigen Juweliere und Theater-Dekorateurs des Kirchhofs! Ihr ſollt mir nicht vergebens ſo zuvorkommend entgegen geflogen, nicht vergebens ſo demüthig zu Füßen gefallen ſein. So wie ihr euch ſelbſt mir mitgetheilt habt, ſo will ich euch wenigſtens den beſten Theil meiner ſelbſt — meine Gedanken und Empfindungen — mittheilen.“

„Geboren im fröhlichen Mai, begann euer Daſein, ihr Kinder des Himmels und der Erde, beim allgemeinen Jubel der Natur. Der Thau war eure Säugamme, die milde Frühlingsſonne hat euch erzogen. Wie glücklich war eure

Kindheit, als die Schimmer der Morgenröthe mit euch ſpielten, die Mondſtrahlen wie Elfen mit euch kosten, die Weſtwinde und die Schmetterlinge um euch gaukelten! Ich ſah euch öfter vor Entzücken flüſtern und beben. Dann kam die holde Mutter Nacht, und wiegte euch freundlich auf euern Zweigen, deren jeder eine eigene friedliche, glückliche Familie beherberget. Ihr waret kaum erwachſen, da zogen die geflügelten Virtuoſen der Natur aus fernen Himmelsſtrichen herbei, ließen ſich häuslich nieder, und erhielten in euern bunten Luſthäuſern und grünen Paläſten freie Koſt und Wohnung nebſt dem Bürgerrecht. Der Menſch kam aber zu euch in ſeinem Glück und in ſeinem Schmerz, und wand ſich Blumen- und Blätterkränze zu ſeinen Freudengelagen und zu ſeinen Trauerfeſten; ihr wurdet erkoren, das Leben zu verſchönern und den Tod."

„Vor allem Andern ſchmückte ſich die Liebe mit euch. Leider aber mußtet auch ihr bald erfahren, daß Jugend und Glück zwar die ſchönſten und fröhlichſten, aber auch die flüchtigſten Gäſte des Lebens ſind! Der Sommer kam mit ſeiner verſengenden Glut. Die friſchen Bächlein verſiegten, die Sonne nahm den Pflanzen den kaum gefallenen Thau vom Munde weg, die gefiederten Virtuosen verloren die herzerfreuende Singluſt. Da fingt ihr, dürſtende Blätter, zu ſchmachten und zu verſchmachten an; die friſche Farbe der Freude erſtarb, der Glanz erloſch, Viele unter euch ſchrumpften zuſammen, Andere, von Inſekten benagt, wurden traurige Skelette."

„Endlich erſchien der milde Herbſt. Er ſah euer Siechen und Schwinden; Mitleid ergriff den Freundlichen. Er konnte euer Dahinſterben nicht hindern; er beſchloß aber, euern Tod wenigſtens zu verſchönern."

„Da fingen die Blumenblätter zu erglühen an, mit Farben, ſchöner als je. Auch das Laub der Bäume erhielt eine bunte, blumenähnliche Färbung, und Früchte quollen in der Laubfülle freudig hervor. Alles gewann den Schein eines neuen Lebens; es war aber das Auflodern der Flämmchen einer erlöſchenden Lampe, die auch das Sinnbild des von der Erde ſcheidenden Menſchen iſt."

„Der Spätherbſt, von den Vorboten des herannahenden Winters bedrängt, ſah ſich bald außer Stande, euch länger zu beſchützen. Das Waldorcheſter ergriff beim erſten rauhen Windſtoß die Flucht; wilde Stürme zerfetzten, und ſchwere Regengüſſe geißelten euch, arme Blätter; ihr wurdet, ein Spiel der Winde, durch die Lüfte gejagt, auf dem Boden umhergeworfen, und mit Füßen getreten. Dies iſt das Schickſal der Jugend, der Freude, der Liebe, des Glückes, der Weltherrlichkeit, des Lebens, der Menſchen und der Blätter! Seid mir denn herzlich willkommen, ihr Schickſals- und Leidensgefährten! Eines nur iſt es, das mich tröſtet, ſo wie euch. Der nächſte Frühling wird euch aus eurer Verweſung eben ſo erwecken, wie wir Menſchen aus dem Grabmoder zum ewigen Frühling erwachen. Der Winter des Todes kann zerſtören, aber das ſchöne Feſt der Wiedergeburt kommt gewiß!"

Helion ſchloß ſeine Schreibtafel, und blickte gegen

Himmel. Das vergoldete Kreuz auf der Spitze des nahen Kirchthurms ſchimmerte, vom rothen Abendlicht angeſtrahlt, wie eine Feuerlilie, die am Eingang in den Azurdom der Ewigkeit blüht und glüht, ein Symbol der Hoffnung. Er blickte nieder auf die Gräber; im erſten Moment glaubte er auf jedem derſelben Schmerz und Trennung wie zwei düſtere Nachtgeſtalten zu ſehen; bald aber ſtellte ſich ſeiner Seele ein liebliches Fantaſiebild dar: Die Liebe ſchien wie ein müder Engel, an einem Leichenſteine ruhend und das Haupt auf die geſenkten Flügel geneigt, zu ſchlummern. Er ſagte zu ſich die leiſen Worte: „Iſt Gott die Liebe, ſo muß die Liebe unſterblich ſein!"

Die Blätter lagen, nicht vom leiſeſten Lufthauche bewegt, noch immer ſtill zu ſeinen Füßen. Die Sonne ſank hinter einer fernen Hügelreihe; eine feierliche Stille herrſchte rings umher. Die Feuerblume der Kirchthurmſpitze erloſch, aber der Abendſtern zündete ſeine ewige Lampe an. Unter ihm ſchliefen die Todten; der Geiſt der Ruhe kam über ihn, der ſelbſt als Pilger, dem Abendſterne gleich, aus weiter Ferne hieher gekommen war, wo die Schläfer, auf grünen Kiſſen liegend im kühlen Bett, und in weiche Blumendecken gehüllt, dem ſchönſten aller Morgen entgegenſchlummerten in der ſtillen Freiſtätte, vor welcher der Friedensengel der Liebe, dem Haſſe den Eingang verwehrend, die Wache hält.

Der Todtengräber, ein großer, rüſtiger Mann mit friſchen Augen und von Geſundheit blühenden Wangen, ſtörte Helion in ſeinen Betrachtungen. Der lebenskräftige Mann ſchien die perſonifizirte Lebensluſt zu ſein. Er grüßte freundlich, gab ſeinen beiden Gehilfen die Spaten, um ein friſches Grab zu machen, ging dann zu Helion, und ſagte: „Sie ſind vermuthlich ein neugieriger oder ein melancholiſcher Fremder?"

Helion verſicherte lächelnd, Beides zu ſein, und fragte, „wie es denn komme, daß ein ſo friſcher, heiterer Mann ſich einem ſo traurigen Geſchäfte hingeben könne?"

„Sehr natürlich!" erwiederte der Todtengräber. „Ich halte das Sterben für kein Unglück, und beweine daher keinen Todten. Das Sterben iſt Nothwendigkeit; was nützt alſo das Widerſtreben? Das Sterben iſt der Eingang in ein ohne Vergleich beſſeres Leben; warum ſoll ich alſo den Tod fürchten?"

„Ich war Schullehrer; Frau und Kinder ſtarben mir. Ich begrub ſie als Dilettant, und ward dann wirklicher Todtengräber und Virtuoſe. Meine Vorausgegangenen ſind nun eben ſo viele Engel, die für mich beten, daß ich ruhig und glücklich lebe, bis die Reihe auch mich trifft, und nachdem ich ſo Viele begraben, ein Anderer auch mir den letzten Liebesdienſt erweist."

Helion bat den Geſprächigen, ihm doch etwas von ſeinen heitern Lebensanſichten mitzutheilen.

„Die ſind ſehr einfach," ſagte er, „und was ich Ihnen davon mittheile, geſchieht nach meinem Wahlſpruche: Kurz und gut! denn wir haben hier auf dem Kirchhofe ſo wie im Leben keine Zeit zu verlieren. Ich denke nun: Lebt ein Menſch auch noch ſo viele und recht glückliche Jahre voll lichter Freudentage, wie ein Teich voll Goldfiſche oder ein Garten voll Blumenbeeten, ſo ſoll er doch nie vergeſſen, daß auch dunkle Trauer und Schmerzenstage kommen werden, mehr als genug. Das hab' ich an mir ſelbſt erlebt wie bei Andern. Zuerſt iſt der Menſch in dulci jubilo: mit jeder neuen Sonne geht ihm eine neue Hoffnung auf, und er geht friſch und fröhlich zu Bette, um am nächſten Morgen noch friſcher und noch fröhlicher aufzuſtehen. Schlägt eine Hoffnung fehl, — was thut's? Er gleicht einem elaſtiſchen Balle, der, je ſtärker man ihn zu Boden ſchlägt, deſto mehr wieder in die Höhe ſpringt. Und will ſich irgend etwas für ihn häßlich geſtalten, ſo weiß ſeine lebhafte roſenfarbene Fantaſie Alles zu verſchönern. So vergeht ihm der luſtige Lebensfrühling. Endlich aber fängt's an dunkler zu werden, und die Vernunft erleuchtet, wie ein milder, aber doch etwas melancholiſcher Mond ſeinen Lebenspfad. Allerlei Übel und Gebrechen ſtellen ſich ein wie düſtere Schatten. Der Menſch wird ernſter, nachdenklicher, ſtiller, und geht langſamer und vorſichtiger, je mehr die Dunkelheit zunimmt.

Wolken überziehen von Zeit zu Zeit den Mond, und brechen die Strahlen wieder hervor, ſo fallen ſie nicht ſelten auf eine Einſiedelei, auf Ruinen oder gar auf ein Grabmal im Hintergrunde eines langen Baumganges. Da fangen denn nach dem Verſchwinden der lichten Freudentage die Tage der Dunkelheit an, die keinem Menſchen ausbleiben, der ein höheres Lebensalter erreicht, wo die Magie der holden Täuſchung aufhört — und die Wahrheit mit ihrem ernſthaften Geſichte auftritt, um uns als Cicerone die Dinge ſo zu zeigen, wie ſie wirklich ſind. Schwächlinge und Thoren erſchrecken jetzt gewaltig; der Starkmüthige und Vernünftige aber nimmt die Sachen ſo, wie ſie, dem Lauf der Natur gemäß, kommen müſſen, findet ſich in das, was nun einmal nicht zu ändern iſt, hinein, ſo gut er kann, und tröſtet ſich mit dem Gedanken, daß Gott, der Alles zu unſerm Beſten thut, es alſo eingerichtet hat; denn Er hat den Tag geſchaffen wie die Nacht. Schön iſt ein munterer goldener Frühlingstag, ſchön iſt aber auch ein ſtiller grauer Herbſttag. Schön iſt eine laue, mondhelle Sommernacht, ſchön aber auch eine friſche ſternenhelle Winternacht. Im Sommer der Natur toben die Gewitter, im Sommer des Lebens raſen die Leidenſchaften. Ein ſchöner Herbſt, und ein ſchöner Winter, in der Natur wie im Leben, erfreuen durch leidenſchaftloſe Stille und gewitterloſe Ruhe. So wie nun die Natur dem ewigen Geſetze folgt, ſo ſoll auch der Menſch ſich dem Willen des Ewigen fügen.

Den klaren Himmel werden Stürme entſtellen; wie angenehm iſt aber die Ruhe, die den Stürmen folgt! Aus dem Grabe des Winters ſteigt der Frühling hervor, aus dem Schooße der Nacht der Morgen, aus dem Tode neues Leben. Sei immerhin das Firmament bewölkt, wenn nur Deinen Geiſt kein Wölkchen trübt! Walte immerhin ringsumher kalte finſtere Nacht, wenn nur in Deinem Inneren das Licht Gottes leuchtend und wärmend lodert! Was Du leiden mußt, haben Millionen Herzen vor Dir erlitten und erduldet, werden Millionen nach Dir erleiden und erdulden; willſt Du unter Millionen die Ausnahme von der Regel ſein? Frage jedes dürre Blatt, das hier zu Deinen Füßen liegt, frage jedes Stäubchen, das unter Deinem Fußtritte hier auffliegt, — ſie werden Dir ſagen, daß es nie anders war und immer ſo bleiben wird! Darum, haſt Du die lichten Tage genoſſen, ſo füge Dich auch den dunkeln! Der Stärkſte iſt ſchwach, der Weiſeſte beſchränkt, aber — hoffnungslos darf Keiner ſein; in Gottes Hand ruht das Balſamgefäß für jedes wunde Menſchenherz, der Lebensbecher für jede Menſchenbruſt. Manches Leiden heilt oft das, was die Thorheit ſchadhaft machte. Der Allmächtige, der die leichteſten Lebenstage verdunkelt, erhellt auch die Tage der Dunkelheit mit ſeinem Lichte. Und ſo entſteht dann eine ganz eigene Art von Tagen, die ich Tage der Sabbath-Feier nennen möchte, die ſchönſten unſers Lebens, die aber wie die Früchte des Spätherbſtes erſt zur Zeit, wo der Sonnenuntergang unſers Lebens beginnt, zur Reife kommen, genährt mit den edelſten Säften der Jugend und des Mannesalters. Dieſe Tage erſcheinen erſt, wenn wir die Äquinokzial-Stürme des Lebens überſtanden haben, und eine heitere Meeresſtille eintritt. Gemüthsruhe und Seelenfriede tragen uns dann auf ihren weichen Schwingen über die Erde hin. Beſonnen und menſchenfreundlich legen wir an Alles einen mildern Maßſtab an, urtheilen ſchonend, ſind zur Nachſicht und Verzeihung geneigt, und befreunden uns mit der Erdenwelt, die wir bald verlaſſen, und mit der beſſern Welt, welcher wir bald angehören werden. Dieſe Tage ſind die eigentlichen himmliſchen Roſen im irdiſchen Leben, die Grubenlichter im Schacht der Erde, die Paradieslauben, in denen wir am Lebensabend ausruhen, um den ewigen Morgen zu erwarten, die Silberblicke, da ſich das edle Metall von den

Schlaken ſcheidet, die mit Millionen von Sternen beſäete Milchſtraße, welche die Finſterniß unſers Daſeins durchſchimmert, der Glanz der ewigen Sonntagsfeier nach den ſechs vorbereitenden Schöpfungs- und Arbeitstagen des Lebens.“ —

Der Todtengräber wurde durch zwei junge Männer unterbrochen, die in den Kirchhof traten und dem Sprechenden wie alte Bekannte, freundlich entgegen gingen. Der Eine derſelben war ſchön, doch etwas fantaſtiſch gekleidet, der Andere ſehr ärmlich. *Helion* erkundigte ſich beim Todtengräber nach ihnen, und vernahm zu ſeinem größten Erſtaunen, der Erſtere ſei ein Wahnſinniger, Letzterer ein Bettler. Der Wahnſinnige lebte höchſt ſorglos, der Bettler aber war unaufhörlich beſorgt, Almoſen und milde Gaben zu erlangen, um ſeinen, des Verſtandes beraubten Freund zu nähren und zu pflegen, welches zu thun er ſogar ſich ſelbſt Manches verſagte und abdarbte. Einſt waren dieſe beiden Menſchen Jugendfreunde; die Liebe hatte den Einen zum Bettler, den Andern wahnſinnig gemacht, indem Jener für eine Undankbare ſein Vermögen verſchwendete, Dieſer wegen einer Treuloſen den Verſtand verlor. Nachdem Beide, während einer längeren Trennung, viele und vielerlei Schickſale erlebt hatten, fanden ſie ſich auf dieſem Kirchhofe wieder, gleich arm, gleich dürftig. Der Wahnſinnige hielt ſich für einen Schatzgräber, der die Konſtellazion abwarten müſſe, um den erſehnten Schatz, die Geliebte, hier zu finden. Er behauptete, ſie ſei nicht geſtorben, ſondern ſie ſtelle ſich nur todt, um ſeine Liebe zu prüfen; doch habe ſie den Verſtand verloren, den er nun ſuchen müſſe; ſobald er denſelben gefunden hätte, und den gefundenen ihr übergebe, würde ſie dem Scheintode entſagen, und den redlichen Finder mit Gegenliebe belohnen; er müſſe dann ein prächtiges Hochzeitfeſt veranſtalten, und alle Nachtigallen und Roſen im Umfange von hundert Meilen dazu laden.

Der Freund Bettler übernahm die Stelle des Nähr- und Pflegevaters, und wurde bei ſeinem ſchwierigen Geſchäfte von vielen guten Menſchen unterſtützt. Beide machten den Kirchhof zu ihrer Wohnung; in der ſchönen Jahreszeit ſchliefen ſie hier im Freien, in der ſchlechten im Beinhauſe. Der Bettler ſah das Leben als etwas Armſeliges und Nichtiges an, der Wahnſinnige den Tod für etwas Prächtiges: Beide aber ſtimmten darin überein, daß der Menſch nur zweimal ſchön und intereſſant erſcheine, das erſte Mal beim Eintritte in das Leben, das zweite Mal beim Austritte.

Helion reichte dem bettelnden Freund ein freundliches Almoſen, dem wahnſinnigen die Hand. Der Bettelnde nahm das Almoſen, der Wahnſinnige verweigerte die Hand, mit den Worten: „Haſt Du geliebt?" — Auf Helions Verneinung der Frage, ſtieß er ihm die Hand zurück, und ſagte: „Wer nicht liebt, kann nicht mein Freund ſein. Die Liebe kann Alles verlieren, Alles finden, — ſelbſt den Verſtand. Hilf mir ſuchen! Er liegt hier vergraben." —

Der Geſang eines Grabliedes erſcholl. Ein Leichenzug trat in den Kirchhof.

„Der Mann, den wir nun in die Erde ſenken," ſagte der Todtengräber, „war einſt der wohlhabendſte im Orte; jetzt fehlt das Geld, um die Leichenkoſten zu beſtreiten. Er war ſo reich, ſo wohlthätig, daß er ſich ſelbſt und ſein Kind darüber vergaß. Er war einſt auch mein Wohlthäter; ich aber kann jetzt für ihn nichts anders thun, als ihn unentgeldlich begraben!“ —

Schon ſtand der Sarg am Rande des Grabes; ſchon wurde er mit den Seilen in die Tiefe hinabgelaſſen. In dem Augenblicke erſcholl ein mehrſtimmiger Schrei. Etwas Weißes ſchien zugleich in die Grube hinabzufliegen. Die Todtengräber ſprangen nach; alle Anweſenden drängten ſich an den äußerſten Rand des friſchen Grabes mit ſo haſtiger Neugierde, daß einige der Vorderſten von den Hinterſten in den Schlund hinabgeſtoßen wurden.

**Helion** blieb in einiger Entfernung vom Grabe; ihm zur Linken ſtand der Bettler, zur Rechten der Wahnſinnige. Die Hinabgeſtoßenen krochen luſtig wieder herauf, Eines das Andere verlachend. Endlich wurde es ſtiller, die beiden Todtengräber ſtiegen aus der Tiefe empor, trugen ein weißgekleidetes weibliches Weſen durch die ausweichende Menge, und legten es in **Helions** Nähe auf den vom Windſtoße zuſammengetragenen Haufen dürrer Blätter. Die, dem Grabe entnommene Bewußtloſe war ein Mädchen, war die Tochter deſſen, der hier begraben wurde. Sie ward in dem Augenblicke, da ſie die Arme nach dem Hinabgeſenkten ausſtreckte, vom bitterſten Schmerz ergriffen, und ſtürzte ohnmächtig in die letzte dunkle Behauſung des Vaters, als wollte ſie, von aller Welt verlaſſen, bei ihm noch Schutz ſuchen, oder auf ſeiner Leiche ſterben. Sie ſelbſt glich einer Leiche. Von der Stirne des todtenbleichen Geſichtes quoll das Blut in dunkler Roſenröthe. Am ganzen Körper zeigte ſich keine Lebensſpur. Alle Anweſenden wetteiferten, Hilf- und Rettungsmittel anzuwenden. Der Bettler beſchenkte die Kinder, damit ſie nach Ärzten und Arzneimitteln liefen. Der Wahnſinnige trippelte ängſtlich hin und her, ſchaute der Ohnmächtigen forſchend in's Geſicht, und ſagte freudig: „Triumph! wir haben ihn; in dieſem Zuſtande können wir ihn aber nicht brauchen. Er muß erſt deſtillirt werden.“

Während mehrere über die ſeltſamen Reden und Geberden des Wahnſinnigen lachten, ſchlug die unglückliche Tochter des glücklichen Todten die Augen auf. Der Ruf: „Sie lebt!“ zog Helion in ihre Nähe.

O wie ergriff ihn dieſer Anblick! In den geöffneten Augen glänzte ein mildes Sternenlicht, welches ſelbſt die todesähnliche Ohnmacht nicht hatte auslöſchen können; die Geſichtszüge waren ſo lieblich, daß ſelbſt der Schmerz ſie nur verſchönern konnte; und ſelbſt das armſelige Gewand der Dürftigkeit vermochte es nicht, den Reiz der körperlichen Wohlgeſtalt zu entſtellen. Die Herzen aller Anweſenden entglühten von Mitgefühl für die ſchöne Dulderin; Helions Herz aber ſchien die Glut aller übrigen Herzen in ſich zu vereinigen, als Brennpunkt der allgemeinen Sympathie. Ihm war, als ſteige aus dem friſchen Grabe das friſcheſte Leben empor, und er ſauge es mit jedem Athemzuge in ſeine Bruſt ein. So ſehr aber ſein Innerſtes aufgeregt war, eben ſo ſchien ſein Körper in ſtarren Marmor verwandelt zu ſein, und er blieb unter den vielen Hilfeleiſtenden der einzige Unbehilfliche.

Der Bettler erklärte ſeinen Entſchluß, er wolle ſeine geſammelte Barſchaft dem Richter des Ortes für das arme Mädchen einhändigen. Der Wahnſinnige verſicherte geheimnißvoll, dieſes Mädchen ſei ſeine Geliebte; ſie erkenne ihn noch nicht, und er wolle ſich ihr nicht zu erkennen geben. Sein dringendes Geſchäft ſei nun, den verlornen Verſtand aufzuſuchen, den gefundenen ihr zu bringen, und, ſobald ſie vom Scheinleben in das wirkliche übergehe, ſich mit ihr zu vermählen. Da blieb Helion ſeiner nicht mehr mächtig; ſein Herz und ſeine Zunge erwachten zugleich aus ihrer Starrſucht, und er rief dem Bettler zu: „Niemand als ich darf für ſie ſorgen!“ — Und dem Wahnſinnigen: „Soll ich nicht ſelbſt den Verſtand verlieren, ſo muß ſie mein werden!“ — Der Wahnſinnige lächelte gutmüthig, und ſagte: „Freund!“ wenn's ſo iſt, dann behalte ſie und den Verſtand dazu; iſt der einmal verloren gegangen, ſo darf man ſuchen bis — bis — Ich überlaſſe ſie Dir; und habe ich ihn gefunden, ſo erhält ſie ihn von mir zum Brautgeſchenk; doch mußt Du mir eine Wünſchelruthe und einen Spaten zum Schatzgraben geben, womit ich alle Gräber umkehre.“ —

„Der Bettler drückte Helion die Hand und ſagte: „Da hat denn die Arme in dem Augenblicke, wo ſie von Allen verlaſſen zu ſein glaubte, Helfer und Freunde in Menge und ſogar einen — Gatten gefunden. Wo die Noth am höchſten, iſt die Hilfe am nächſten. Ihnen aber, gnädiger Herr, möge die Liebe ein unerſchöpflicher Freudenſchatz werden! Mich hat ſie zum Bettler, dieſen Armen zum Wahnſinnigen gemacht. Möge ſie Ihnen Glück und Reichthum gewähren! — Der Wunſch des Bettlers ging in Erfüllung.

Anna wurde Helions Weib. Er verſchaffte dem Bettler eine Bedienſtung, dem Wahnſinnigen ſicherte er ſeinen Lebensunterhalt.

Der Bettler, der Wahnſinnige, und der Todtengräber, waren unter Helions Hochzeitsgäſten die fröhlichſten. In ihm aber war ſeit jenem Tage jene Melancholie, die ihn auf den Kirchhof führte, ſpurlos verſchwunden.

# Scherz und Ernſt.

## Miszellen.

# Lobrede auf den Neid,

an ſeinem Krankenbette geſprochen.

Bleichgelb und hager, ein Bild des Jammers, geruhen Eure Siechheit, vor mir da zu liegen, von Dero eigenen Leiden zehrend, wie der Dachs von ſeinem eigenen Fett, und fühlen ſich, — o beklagenswürdiger Zuſtand! nur deßhalb ſo übel, weil ſich Andere ſo wohl befinden.

Von allen Seiten wetteifern die Grauſamen, Eurer Siechheit zartes Ohr mit dem Lob Anderer zu beleidigen. Ich müßte gefühllos ſein, wenn ich dieſe Leiden ſehen könnte, ohne ſie durch Tröſtung zu mildern, indem ich alles Lob, welches Eure Siechheit ſo ungern vernehmen, wenn es Andern ertheilt wird, auf Dero eigenes kahles, hohläugiges Haupt in vollen Nektarſtrömen auszugießen wage. Und fürwahr! ich wüßte in der weiten Welt keinen Gegenſtand, der des Lobes würdiger und für daſſelbe empfänglicher wäre, als Eure Siechheit. Wer Sie zu tadeln wagt, muß mit Blindheit geſchlagen ſein. Geruhen Dieſelben in mir Ihren innigſten Verehrer zu erkennen und die Verſicherung anzunehmen, daß ich mich glücklich fühlen werde, wenn es mir je gelingt, Eurer Siechheit Aufmerkſamkeit durch meine geringen Verdienſte zu erregen.

Wer kann ſagen, daß Euer Siechheit ſich je mit Gemeinem und Schlechtem befaſſen? Sie erwählen ſich, in welcher Art es auch ſei — ſtets nur das Vorzüglichſte, das Ausgezeichnete, und würdigen das Mittelmäßige kaum eines Blickes. Das Gute, das Schöne, das Große, — dies iſt das Ziel Ihres Strebens. Dem Herrlichen eilen Sie nach, folgen dem Verdienſt, heften ſich an die Sohle jeder edlen Handlung, werfen ſich auf jedes gelungene Kunſtwerk, haſchen die Flügel des Glückes, und das Vortreffliche entgeht Ihnen nie. Dagegen bleiben Sie immer ferne vom Nichtsbedeutenden und vom Nichtswürdigen. Wer kann ſagen, daß er Sie jemals in der Geſellſchaft des Schlechten fand? In ſeiner Dunkelheit laſſen Sie das Laſter, und ſchwingen ſich der Tugend zu ihrer Sonnenhöhe nach. Nicht den Yſop, nur die Zeder würdigen Sie Ihres mächtigen Einfluſſes, ähnlich dem himmliſchen Bliz. Der Wollüſtling ſchwelgt, — und Sie verachten es, den Elenden zu tadeln; der erhabene Feuergeiſt fliegt nach dem Tempel des Ruhmes — und ſieh da! Sie kommen mit ihm zugleich an's Ziel. Der Erbärmliche, der Kraftloſe iſt Ihnen nichts; ſo ſieht der Adler keinen Wurm. Der Unwiſſende, der Feige, exiſtirt Ihnen nicht. Wer nichts thut, den kennen Sie nicht, dem fehlen auch Sie. Welcher Potentat führt, ſo wie Sie, ſeinen Stammbaum in die graue Urwelt zurück? Sie zeigten Ihre volle Macht ſchon, als Satan ſich gegen den Schöpfer erhob. Sie ſtählten Kain's

Arm, daß er den Bruder erſchlug. Ovid's unſterbliches Gemälde von Ihnen wird noch jetzt bewundert. Die Erde iſt das Reich Ihrer Univerſal-Herrſchaft, die Weltgeſchichte die große Epopöe, deren Maſchinerie Sie lenken. Wo wäre ein Land, das Ihre Macht nicht anerkennt? Keine Wiſſenſchaft, keine Kunſt, kein Theater, kein Fleck der Erde beſteht ohne Sie. Altäre und Opfer haben Sie in der glänzendſten Hauptſtadt wie im ſchlechteſten Dorfe. Ihnen iſt kein Thurm zu hoch, kein Menſch zu groß; Sie wiſſen des Einen wie des Andern habhaft zu werden. Und ſo elend Sie auch jetzt ausſehen, ſo erbärmlich abgehärmt Sie jetzt da liegen, ſo vermag doch keine Kraft auf Erden Ihrer Ohnmacht zu widerſtehen. Denn eben in Ihrer Krankheit liegt Ihre Gewalt, und Ihre Schwäche verſchafft Ihnen eine Unzahl von Siegen. Welche glänzende Rolle haben Sie nicht von jeher an großen und kleinen Höfen geſpielt! So viele Höflinge, ſo viele Verehrer ihrer Gottheit, deren Athem, im Stillen wirkend gleich der Luft, jeden Raum durchdringt. Wer Ihnen nicht huldiget, iſt eine gemeine Seele, nicht fähig des erhabenen Ehrgeizes, taub für den Trompeten-Dreiklang des Ruhmes. Durchgehen wir die tauſendjährigen Annalen der Geſchichte, überſchauen wir die Reihen echter Helden, weiſer Staatsmänner, unſterblicher Künſtler, großer Genie's und Menſchen von ſtrahlenden Tugenden jeder Art, — und wir finden nicht Einen, der ohne Sie lebte! Wie die Feuerflamme nur immer aufwärts lodert, wie der Schatten nur dem Lichte, die Nacht dem Tage folgt, wie die Magnetnadel ſich ſtets nach dem Nordpol richtet, ſo iſt auch Ihr Streben nach dem Hohen und Strahlenden. Euer Siechheit ſind fürwahr das Schooßkind des Glückes, der Freund des Reichthums, der Gefährte der Tugend, der Bundesgenoſſe der Macht, der freiwillige Sklave der erlauchten Ehre, der unzertrennliche Wächter des Genies! Iſt es nicht eben Ihre ungeheure Vorliebe für das Ausgezeichnete, die Sie dahin bringt, in einer ewigen Auszehrung ſterbend dahin zu leben? Vermöchten Sie es über ſich, das Herrliche nicht zu beobachten, gegen das Sirenenlied des — Andern geſpendeten Lobes gleichgiltig zu werden, ſo würden Sie ſich allerdings vielen Schmerz erſparen, wo Sie ſich nun in unendlichem Schmachten verzehren.

In bequemer Trägheit, in weichlicher Liebe, in blinder Bewunderung verſunken, würden die Menſchen leben, wenn nicht Eure Siechheit in ihren Herzen die Flammen der Mißgunſt entzündeten, um ſie aus ihrer Lethargie zu wecken. Kaum aber lodert jenes Feuer, da kämpfen Helden gegen Helden, Weiſe gegen Weiſe, Künſtler gegen Künſtler, und ein Krieg Aller gegen Alle beginnt, wenn Menſchen zwar untergehen, Thaten und Werke aber unvergänglich werden, wenn ſie aus dem Qualm der Gewölke, womit Eure Siechheit ſie umhüllen, endlich geläutert hervorgehen.

Niemand beachtet ſo wie Sie das von den weiſeſten Männern empfohlene: Nil admirari! Sie dämpfen den Ruhm, daß er ſich nicht überhebe; Sie miſchen dem Nektar des Glückes etwas Galle bei, damit es nicht zügellos ausarte; Sie verſchwärzen den Glanz des Reichthums, damit er die Augen nicht zu ſehr blende; Sie ſchlagen der

Macht ein Bein unter, damit ſie die Hinfälligkeit des Irdiſchen nicht vergeſſe; Sie verſetzen der Tugend ſo manchen Schlag und Stich, um ihr die Trennung von dieſer Erde zu erleichtern; Sie verleumden die Schönheit nur deßhalb, damit ſie nicht zu eitel werde; Sie ſetzen die herrlichſten Geiſtesgaben im Reiche der Kunſt und Wiſſenſchaft herab, blos um ſie anzueifern, daß ſie raſtlos noch höher ſtreben. Fürwahr! ich kann des Lebens kein Ende finden. Es reißt mich dahin — ich folge!

Ihre Sehnſucht und Begierde nach dem Herrlichſten jeder Art kann man nie genug bewundern. Eure Siechheit ruhen nicht, bis Sie fremder Vorzüge habhaft werden, um Ihren unheimlichen Palaſt damit wie mit Siegestrophäen auszuſchmücken. Traurig iſt's allerdings, daß man Ihre ſchöne Abſicht ſo oft verkennt! Sie folgen dem Verdienſte wie ſein Schatten, und beweiſen eben dadurch deſſen Daſein, wie die Wolken den Glanz der Sonne, deren Strahlen ſich farbenſpielend in ihnen brechen, erhöhen und verſchönern.

Wer kann Eure Siechheit tadeln, daß ſie in den Zirkeln der reizendſten Fräulein und Frauen ſo gerne verweilen? Iſt es nicht billig, die Schönen durch die Verunglimpfung zur Wiedervergeltung auch etwas leiden zu laſſen, da ſo viele Nicht-Schöne Zurückſetzung und ſo viele Nicht-Erhörte bittere Qualen leiden müſſen? Es iſt höchſt ergetzlich zu vernehmen, wie Eure Siechheit Dero Anhänger in ſolchen Fällen mit Witz, Erfindungskraft und Beredſamkeit reichlich begaben. Sie, Mächtiger! bringen raſtloſe Bewegung in das Leben, welches ohne Ihr **mobile perpetuum** bald in ſchlaffer Trägheit behaglich verſumpfen würde. Und ſo leben Sie ſelbſt in immerwährender Thätigkeit, gleich dem Weltall und dem Genie. Welche unübertreffliche Meiſterſchaft zeigt Ihr Scharfſinn im Vergrößern des Nachtheiligen und im Verkleinern des Guten und Rühmlichen! Wie beſcheiden begnügen Sie ſich mit dem unſchuldigen Vergnügen am Anblicke von Unvollkommenheiten! So erfreut ſich der Naturforſcher auch am ſchlechteſten Käfer. Wie trefflich verſtehen Sie die Kunſt, Nachbarn zu wechſelſeitigen Sittenrichtern zu machen und Freunde zu trennen, wenn ſie nicht mehr für einander paſſen! Dafür wird Ihnen auch der wohlverdiente Lohn zu Theil, daß Sie ſelbſt mit dem wachſenden Wohlſtande Anderer zugleich wachſen, und fürwahr mit vollem Rechte, da Sie Alles in der beſten Abſicht thun! Sie offenbaren die kleinſten Fehler und Gebrechen der Menſchen, weil Sie die Schmeichelei haſſen, Menſchenkenntniß fördern und Andere vor Schaden warnen wollen. Sie ſind der treueſte Gefährte der Lebenden, und begleiten ſie theilnehmend bis an's Grab, an deſſen Marmor Sie Ihre Marmorſtirne mit den ſchönen Worten legen: **De mortuis nil nisi bene!** damit ſich doch vermuthen läßt, man könnte von ihnen auch was Böſes ſagen, wenn man wollte oder es der Mühe werth fände, auf Gebein und Aſche Rückſicht zu nehmen. O wie zart empfunden! wie edel gedacht!

Ich ſchließe mit dem Wunſche, daß Sie es ſtets der Mühe werth finden mögen, auch mich immer und überall zu begleiten, ſo wie ich Jeden bedaure, den Sie verlaſſen, indem Sie den Menſchen erſt dann aufgeben, wenn Tugend, Talent, Ehre, Macht, Rang und Glück ihn verlaſſen.

## Ariſtoteles, Philoſoph und Lebemann *).

Einer ſo ehrenvollen Auszeichnung, welche dem Ariſtoteles zu Theil wurde, hatten ſich wohl wenige Philoſophen des Alterthums zu erfreuen. König Philipp von Mazedonien ſchrieb ihm am Tage der Geburt ſeines Sohnes Alexander, welcher den Beinamen des Großen erhielt, den folgenden berühmten Brief:

„Durch die Gnade der Götter iſt mir heute ein Sohn „geboren. Noch mehr als für dieſe Huld danke ich ihnen, „daß er mir in einer Zeit geboren wurde, in welcher Du die „Sorge ſeiner Erziehung übernehmen kannſt, und daß er „durch Dich würdig werden wird, mein Sohn und König „der Mazedonier zu ſein."

Montaigne kannte einen Mann in Piſa, welcher öffentlich behauptete, der Probierſtein aller Meinungen und Wahrheiten ſei ihre Übereinſtimmung mit den Lehren des

---

*) Geboren zu Stagyra in Mazedonien, 384 vor Chr. Geb.

Ariſtoteles. Er allein habe Alles ergründet und geſagt. Alles Andere ſeien Poſſen und Chimäre.

Ich bin überzeugt, die meiſten meiner Leſer, und noch mehr meine Leſerinnen, denken ſich den Philoſophen, deſſen tiefe Gelehrſamkeit die Nachwelt bewundert, als einen Mann von finſterm Weſen und ſtrenger Lebensweiſe, als einen Feind der Freude und des Scherzes; aber weit gefehlt! Diogenes Laërtius gibt uns von demſelben eine Beſchreibung, die ohne Zweifel überraſchen wird.

Ariſtoteles, ſagt er, hatte kleine Augen, eine heiſere Stimme, dünne Beine und liſpelte. Man fand aber das Liſpeln des berühmten Mannes ſo ſchön, daß man es eben ſo nachmachte, wie den Höcker des Plato. Ariſtoteles vereinigte die angenehmſten Eigenſchaften mit den widrigſten; er war offen, gefällig und im Umgange ſehr liebenswürdig, zugleich aber auch aufbrauſend, heftig, hochmüthig, ſarkaſtiſch und flatterhaft im Genuſſe des Vergnügens. Er kleidete ſich prächtig und trug köſtliche Ringe. Als Jüngling vergeudete er aus Hang zum Luxus ſein ererbtes Vermögen. Der Philoſoph hatte eine Geliebte, für welche er eine ſo feurige Leidenſchaft hegte als irgend ein Nicht-Philoſoph ſie hegen könnte. Seinen Stolz beurkundet eine Stelle in ſeinem Teſtamente, worin er den Vollziehern ſeines letzten Willens aufträgt, darüber zu wachen, daß ſeine Tochter ja keinen Gatten von geringem Stand wähle.

Ariſtoteles war zwar ein Schüler des Plato, aber in Geſinnungen und Meinungen mit ſeinem Lehrer ſelten einig. Plato war in Charakter und Lebensweiſe ein fach, ernſt, beſcheiden, mäßig und voll Wohlwollen gegen die Menſchen, von denen er ſich ein Ideal bildete, dem ſie in der Wirklichkeit nicht entſprachen. Er beſaß eine reiche Fantaſie, eine fruchtbare Erfindungskraft und eine blühend ſchöne entzückende Darſtellungsgabe; die Eigenſchaften des Philoſophen verſchmelzen in ihm mit jenen des Dichters. Er kleidete die edelſten und erhabenſten Gedanken in die anmuthigſte Sprache, die einem See gleicht, deſſen Silberfläche ſich ausbreitet und den Himmel abſpiegelt. Ariſtoteles, welcher im Alterthum als Schöpfer der wiſſenſchaftlichen Naturlehre gilt, reich an Erfahrungen und Kenntniſſen, verweilt, allem platoniſchen Idealismus fremd, ſtets im Reiche der Wirklichkeit. Gründliche Gelehrſamkeit, Tiefe und Umfang des Wiſſens — nur darnach ſtrebt ſein kalter Verſtand; ſein Ausdruck iſt trocken, nicht ſelten hart. Er ſagt nie zu viel und überläßt es dem Leſer, ſich ſelbſt etwas hinzu zu denken. Wenn Plato zu den Sphären auffliegt, hält Ariſtoteles ſich ſtreng an die Erde und ihre Weſen. Sein Streben zielt — im Phyſiſchen wie im Geiſtigen und Sittlichen — auf praktiſchen Nutzen. Dabei war er witzig. So erzählt man von ihm die Äußerung: „O meine Freunde! Es gibt keinen Freund." — Dem Ruhm gab er unter den äußern Gütern den erſten Rang und ſagte: „Vermeide zwei gefährliche Extreme: den Ruhm ſuchen, den Ruhm fliehen!" — „Der Zorn," ſagte er, diene zuweilen der Tugend und der Tapferkeit zur Waffe." — Als man ihm erzählte, Jemand habe ihm übel nachgeredet, erwiederte er: „Laß ihn noch mehr thun, laß ihn mich geißeln, — wenn nur ich nicht dabei bin!“ —

Als man ihm einſt verwarf, er ſei gegen einen böſen Menſchen zu barmherzig geweſen, ſagte er: „Allerdings bin ich gegen den Menſchen barmherzig geweſen, aber nicht gegen die Bosheit.“

Der Geſang der freien Nachtigallen, behauptete er, ſei deßhalb ſo wunderſchön, weil die Alten ihre Jungen im Singen förmlich unterrichten und viel Mühe darauf verwenden, daher die im Käfig aufgeätzten Nachtigallen, welche den Unterricht der Alten entbehren, nie ſo ſchön ſingen wie jene.

Als Ariſtoteles einmal Plato's erklärter Rival geworden war, begann eine literariſche Fehde zwiſchen beiden Philoſophen. Ariſtoteles begnügte ſich nicht damit, ſeinen alten Lehrer, der ihn nun mit Geringſchätzung behandelte, lächerlich zu machen, ſondern er drang ſogar darauf, daß Beide vor einer zahlreichen Verſammlung von Zuhörern einen philoſophiſchen Vortrag über einen und denſelben Gegenſtand halten ſollten, wobei er einen glänzenden Sieg über den greiſen Gegner zu erringen hoffte. Plato nahm die Herausforderung nicht an. Ariſtoteles that daher einen unvermutheten Überfall; er eilte mit einem Gefolge von Jüngern in die Akademie, als Plato, von ſeinen Schülern umgeben, einen Vortrag hielt, und begann einen philoſophiſchen Streit aus dem Stegreif. Plato, überraſcht und verwirrt, wurde beſiegt; Ariſtoteles behauptete das Schlachtfeld. Plato entfernte ſich mit den Worten: „Der

Schüler hat gegen den Lehrer ausgeſchlagen, wie ein Füllen gegen das Mutterpferd." — Sein Schüler Xenokrates übernahm aber das Rächeramt, und beſiegte den Ariſtoteles in einer philoſophiſchen Diſputation eben ſo, wie dieſer den Plato beſiegt hatte. Bald nachher übernahm auch die Nemeſis das Rächeramt. Ariſtoteles hatte ſich den Athenern durch einige Äußerungen gegen die Götter ſo verhaßt gemacht, daß er, wie Sokrates, zum Giftbecher verurtheilt zu werden befürchtete. Er gab daher ſeine Schule auf und beſchloß, Athen zu verlaſſen. Vor der Abreiſe wollte er ſich aber einen Nachfolger auf dem philoſophiſchen Lehrſtuhle ernennen. Dies that er nun als echter Lebemann, auf die luſtigſte Weiſe. Seine Lieblingsſchüler waren Menedemus von Rhodus, und Theophraſtus von Lesbos, der berühmte Verfaſſer der Charaktergemälde, nach deſſen Vorbild La Bruière die ſeinigen ſchrieb. Bei dem letzten philoſophiſchen Vortrage erzählte er den verſammelten Schülern, daß der Wein, welchen er bisher zu trinken pflegte, ihm nicht mehr wohl bekomme. Er ließ nun Weine von Rhodus und Lesbos bringen, koſtete und lobte beide, jedoch mit dem Bemerken, jeder ſei, vom andern ganz verſchieden; in ſeiner Art vortrefflich. Der Wein von Rhodus ſei der ſtärkere, jener von Lesbos der ſüßere. Er gebe dem letztern den Vorzug. So ward Theophraſt zu ſeinem Nachfolger erklärt, der als Greis in ſeinen letzten Augenblicken bedauerte, daß er ſterben müſſe, zu einer Zeit, wo er erſt wiſſe, wie man leben ſollte. Er ſoll zweitauſend Schüler gehabt haben, unter welchen ſich auch Nikomachus, ein Sohn des

Ariſtoteles, befand. Theophraſtus hieß urſprünglich Tirtanus; Ariſtoteles legte ihm aber den Namen Euphraſtus (Schönredner), dann gar den Namen Theophraſtus (göttlicher Redner) bei.

## Porträt eines echten Kritikers.

(Nach d'Israeli.)

Das Porträt eines vollkommenen Kritikers würde immer ein Ideal bleiben, auf jeden Fall muß aber Derjenige, der ſich der Vollkommenheit nur in einiger Entfernung nähern will, gewiſſe unerläßliche Eigenſchaften beſitzen. Er muß vor Allem mit den Gegenſtänden bekannt ſein, die er beſpricht. Er muß ferner die Literaturgeſchichte ſeiner Zeit kennen, und von lebhafter Theilnahme für die Leiſtungen derſelben beſeelt ſein. So mancher Beurtheiler ſteht ein halbes Jahrhundert hinter dem Werke, welches er beurtheilt, zurück, und macht ſich, trotz der ernſten Richtermienen, lächerlich. Aufrichtigkeit und Wahrheitsliebe ſind die ſchönſten Edelſteine der Kritik.

Der Kunſtrichter muß nicht gleich jedes Produkt in den Schmelztiegel werfen, er darf es aber auch nicht ſo hingehen laſſen, als ob er fürchte, es anzurühren. Satyren und Pasquille verlieren mit der Zeit ihren Werth eben ſo gut als die Lobreden.

Der echte Kritiker muß den Verführungen ſeiner eigenen Feder widerſtehen können, wie auch der Anmaßung, eine Abhandlung über den Gegenſtand, ſtatt über das zu beurtheilende Buch zu ſchreiben, ſtolz darauf, in einigen Blättern das zu liefern, was der Autor ſelbſt nicht in einigen Bänden darzuſtellen vermochte. Gewinnt er ſich das öffentliche Zutrauen durch populäres Blendwerk oder durch unwürdige Behandlung der Schriftſteller, ſo erwartet ihn die Schmach, daß dieſe ihn entweder gebührend züchtigen oder durch Verzeihung demüthigen. Die edelſte Kritik iſt diejenige, wo der Kritiker nicht als Gegner, ſondern als Nebenbuhler des Schriftſtellers erſcheint.

## Die Bildergallerie des Armen.

Die Malerkunſt hat uns Meiſterwerke geliefert, welche Gegenſtände allgemeiner Bewunderung ſind, welche den Geiſt und das Gemüth Aller, die ſie erblicken, bezaubern und begeiſtern; Meiſterwerke, welche uns die Geſtalten der edelſten und herrlichſten Männer, der ſchönſten und tugendreichſten Frauen, die größten und ergreifendſten Thaten, die merkwürdigſten Ereigniſſe, die lieblichſten und erhabenſten Erſcheinungen der Natur vor die Augen ſtellen, und dem Flüchtigen und Vergänglichen hiernieden bleibende Dauer geben. Alle gebildeten Völker haben daher mit rühmlichem Wetteifer geſtrebt, ſolche Kunſtſchätze zu ſammeln und reich ausgeſtattete Bildergallerien anzulegen. O Glückliche, die in dem Genuſſe ſolcher Kunſtſtücke ſchwelgen dürfen! Und doch ſind ſo Manche unter ihnen, denen der Sinn für das Große und Schöne, folglich auch die Empfänglichkeit für jede Darſtellung des Schönen und Großen fehlt.

Wie muß ich Dich bedauern, Du in Lumpen Gehüllter, dem mißliche Verhältniſſe den Eintritt in die Tempel der Kunſt verſagen! Die Natur gab Dir vielleicht Empfänglichkeit für das Große und Schöne im Leben wie in der Kunſt, die Armuth verſchließt Dir aber die Pforte des Heiligthums, verſagt Dir den Geiſtes- und Herzensgenuß der Anſchauung künſtlicher Meiſterwerke; Du entbehrſt das Herrlichſte im Reiche der Farben und Geſtalten, und die in Dir ſchlummernden Keime verweſen und erſterben, unbefruchtet, unentwickelt aus Mangel an Nahrung und Pflege. Aber dennoch ſollſt Du nicht verzagen, nicht verkümmern! Seien auch die reichſten Gemäldeſammlungen aller Länder Dir verſchloſſen, alle Kunſttempel der Erde, — folge mir! Ich führe Dich zur Anſchauung einer Bildergallerie, die Alles übertrifft, was Du hiernieden erblicken kannſt; eine Bildergallerie, welche Deine Seele und Dein Herz zu dem Höchſten erheben wird, — in eine Bildergallerie, vor deren unerreichbarer Herrlichkeit alle Kunſt des Menſchen beſchämt und verſtummend daſteht, — in die Bildergallerie des Himmels.

Blick' empor zur erhabenen Staffelei des Äthergewölbes! Welche lieblichen und großen Gemälde, geſchaffen ohne Pinſel und Palette, ſtrahlen Dir entgegen! Laß uns, Du armer Freund, zuerſt die Wolkenbilder beſchauen! Setze Dich zu mir auf das weiche Ruhebett des grünen Raſens, und erhebe Deine Augen zum Himmel! Welche unaufhörlich wechſelnden Erſcheinungen von Geſtalten und Farben!

Dort erblickſt Du zuerſt einen wunderſchönen Himmelsgarten. Glänzend weiße und lichtrothe Wölkchen blühen wie Lilien und Roſen; andere kleine Wolken von bunten Farben bilden ein ganzes Blumenbeet, und goldlockige Engelsköpfchen ſcheinen zwiſchen den Himmelsblumen lauſchend hervorzudringen. O wie gerne ſieht der Gläubige Engelgeſtalten aus der ſich öffnenden Herrlichkeit des Wolkenhimmels zu ihm niederſchauen! Keine Malerkunſt vermag ein ſchöneres Blumenſtück zu geſtalten.

Willſt Du aber ein Meiſterſtück der Landſchaftmalerei ſehen, ſo blicke nach Weſten hin; dort thürmen ſich Wolken wie ein düſteres Waldgebirge; vor ihnen dehnt ſich eine weite Ebene, wie im dunkelblauen Dufte der Entfernung verſchwimmend, und ringsumher zerſtreute Wölkchen, flockig und wollig, bilden eine weidende Lämmerherde.

Der Himmel iſt ein Maler, wie's keinen gibt auf Erden! Der Sonnenſtrahl leiht ihm die Farben, die Wolken geben ſich zu Geſtalten her.

Willſt Du Gemälde von wilder Erhabenheit à la Salvator Roſa erblicken? Wende Deine Augen nach jener Himmelsgegend: Wolken ſchwimmen wie kahle Felſeninſeln im grau wogenden Luftmeere. Sieh jenes Gewölk! es bildet ein Ungeheuer mit weit geöffnetem Rachen, während dort zwei Wolkenheere von ſchwarzen Rieſen ſich begegnen. Sie ziehen gegen einander, und ein furchtbarer Kampf beginnt. Welches Schlachtgemälde! Sie ſtürmen gegen einander unter ſchrecklichem Donnergebrülle und Sturmgeheule, wobei der Blitz ſeine Brandfackel ſchleudert. Die zermalmten Rieſenſtreiter weichen beſiegt, eine allgemeine Flucht beginnt, die Scharen theilen ſich, und das weite Schlachtfeld ſteht leer. Die letzten ſtolzen Wolken ſind als Sieger abgezogen.

Welches ſchöne Verklärungs-Gemälde erſcheint nun! Ein Regenbogen, im reichſten Farbenſchimmer glühend, umwölbt den Himmel und ſenkt ſeine geiſtigen Pilaſter zur Erde herab, er, der allerfreuende Friedensherold, welchen Gott einſt ſandte, Gnade zu verkünden nach der vertilgenden Sündflut.

Traure nicht, armer Bilderfreund, daß die holde Lichterſcheinung ſo bald erliſcht, Du ſollſt reichen Erſatz finden durch ein Gemälde des Sonnenunterganges, welches kein Pouſſin, kein Claude Lorrain ſo ſchön, wie Du es hier erblickeſt, darzuſtellen vermag. Sieh nur, wie die Wolken von der ſinkenden Königin des Tages ein Lager von Gold und Purpur bereiten, bis ſie mit ihr zugleich in einem Feuermeere von Glorie vergehen! Welche Farben, die keine Kunſt zu bereiten vermag, die Du kaum im Traume ſchöner erblicken kannſt! Welcher unaufhörliche Wechſel von Formen und Gebilden aller Art! Wenn Du das Verſchwinden dieſes Bildes beklagſt, ſo kann ich es Dir nicht verargen, armer Freund! hüllen ſich doch ſelbſt die verdunkelten Wolken in Trauer! Auch für dieſen Verluſt ſollſt Du entſchädigt werden durch ein wunderſchönes Nachtſtück und Mondſcheingemälde. Sieh nur, wie mild und fromm der ſanftlächelnde Mond mit ſeinem Heiligenſcheine in der Mitte des dunkelblauen Himmels ſchwebt! Die beſcheidenen Sterne umgeben ihn als ſchimmernder Hofſtaat, und kleine Wolken bilden um ihn einen Kranz, welchen er ſelbſt mit ſeinem Silberlichte verklärt, während auf ſeinen Strahlen die Ruhe zur eingeſchlummerten Erde herabſinkt.

Genug des Still-Lebens! Die Morgendämmerung beginnt, und entfaltet Dir ein Bild der Fata Morgana, wie Du ſie kaum an der Küſte von Sizilien ſchöner erblicken kannſt, indem die buntfarbigen Wolken das reichſte, vielgeſtaltige, bewegliche Gemälde bilden, eine himmliſche **Camera obscura**, in welcher ſich Erſcheinung an Erſcheinung drängt, woraus der Sizilier ſogar ſeine Zukunft und die Erfüllung ſeiner Wünſche und Hoffnungen erſehen will.

Harre noch ein Weilchen, ſo kannſt Du auch die in Purpur geborne Schweſter der Abendröthe, die liebeglühende Aurora, und auf einem Throne von geſchmolzenem Golde, aus einem Feuermeer ſich erhebend, die aufgehende Sonne erblicken. Und dieſe ſchönſte und reichſte aller Bildergallerien ſteht Dir, armer Freund! immer offen, und alle Bilder derſelben ſind das Werk eines einzigen Meiſters! Wäre Dir aber der Aufblick zum Strahlenhimmel wegen Augenſchwäche erſchwert, ſo könnteſt Du doch im Genuſſe der Copien dieſer himmliſchen Bilder ſchwelgen, und ſie, im Silberſpiegel reiner Gewäſſer ab- und nachgebildet, im mildeſten, nicht blendenden Lichte ſehen.

Wäre Dir aber ſogar die allen Menſchen offene Bildergallerie des Himmels ganz verſagt, ſo böte Dir doch die Erde einige Entſchädigung durch die herrlichſten Landſchaftgemälde, Blumen-, Frucht- und Thierſtücke, die kein Maler übertreffen kann, und welche der Maler am beſten darſtellt, der ſie nach der Natur kopirt.

Und wäreſt Du armer Freund, nicht nur arm, ſondern ſogar blind, und es wäre Dir ſelbſt die allgemeine Bildergallerie der Erde verſagt, ſo hat der Meiſter aller Meiſter auch in dieſem Falle dafür geſorgt, Dir Ärmſten der Ärmſten, Dein Unglück zu erleichtern, indem er Dir die Bildergallerie eines unerſchöpflichen Künſtlerpaares, der Fantaſie und des Traumes, gab, deren Gemälde Alles übertreffen, was die Wirklichkeit ſchafft. Die ſchönſte und herrlichſte, aller Zeit und allen Schranken trotzende Bildergallerie aber erwartet Dich einſt: die Bildergallerie der Ewigkeit in des Schöpfers Thronhimmel-Saal! — Dulde, und mache Dich des Eintrittes würdig!

## Herſchels muſikaliſche Akademie.

Dieſer berühmte Aſtronom war zuerſt Muſiker, und lebte von der Tonkunſt. Während ſeines Aufenthaltes in Genua befand er ſich in einer Geldnoth, die ihn hinderte, die beabſichtigte Rückreiſe nach England anzutreten. Er wendete ſich in dieſer Verlegenheit an M. Langle, Direktor der Konzerte, welche der Adel in Genua veranſtaltete. Langle verſchaffte ihm das Lokale; Herſchel produzirte ſich, das ganze Orcheſter in ſeiner Perſon vereinigend, mit einem Trio, welches er allein auf drei Inſtrumenten vortrug, einer Harfe und zwei franzöſiſchen Hörnern, welche letztere er an den Schultern befeſtigt hatte. Die Sonderbarkeit dieſer muſikaliſchen Produktion zog ein ſo zahlreiches Publikum herbei, daß der geniale Künſtler viel mehr einnahm, als er zur Beſtreitung der Reiſekoſten benöthigte.

## Das Unmögliche.

Das Reich der Möglichkeit iſt ſo ungeheuer groß, unſere Kenntniß deſſen aber, was möglich oder nicht möglich, ſo winzig klein, daß es ſehr lächerlich klingt, wenn man viele Menſchen ſo oft das Wort: „unmöglich!“ ausſprechen und ausrufen hört. Ich glaube, daß wir Menſchlein gar nicht im Stande ſind, zu beſtimmen, was unmöglich ſei.

Man hat in verfloſſenen Jahrhunderten ſo Manches für unmöglich gehalten, an deſſen Möglichkeit heut zu Tage kein Kind zweifelt; und dennoch erklärt Mancher noch jetzt etwas für unmöglich, von deſſen Möglichkeit ſchon der nächſte Augenblick den Beweis liefert. Unter dem Unmöglichen, verſteht aber jeder Menſch etwas, das nicht iſt und auch nie ſein, nie geſchehen kann; und doch zeigt ſich ſehr häufig, daß Dasjenige, was wir für unmöglich hielten, nicht nur wohl möglich, ſondern ſogar wahrſcheinlich iſt.

Wir ſelbſt ändern unſere Anſichten vom Möglichen und Unmöglichen mehr als Einmal in unſerm Leben. Was wir im Alter von zehn, zwanzig, dreißig Jahren für unmöglich hielten, das halten wir im vierzigſten, fünfzigſten oder ſechzigſten für ſehr möglich. Ein Europäer hält etwas für möglich, was einem Afrikaner unmöglich ſcheint. Man gibt dem Unmöglichen ſogar einen Superlativ und ſagt: „Es iſt rein unmöglich, beſtimmt unmöglich, ganz unmöglich!“

Der Schulknabe verſichert, es ſei unmöglich dieſe Aufgabe in einer Stunde zu lernen. Die vom Vater ihm eröffnete Ausſicht auf Strafe zeigt dem Jungen die Möglichkeit der Leiſtung. Ein kleines Mädchen betheuert der Mutter, es ſei unmöglich, in einer Stunde ſo und ſo viel zu ſtricken. Die Mutter droht oder verſpricht, und die Möglichkeit tritt ein. Der Kranke ſeufzt: „Es iſt unmöglich, daß ich je wieder vollkommen geneſe!“ — Der Ungeduldige ſpricht: „Es iſt unmöglich, daß ich Dieß oder Jenes erwarte oder erlebe!“ — Der Kranke wird geſund, der Ungeduldige erlebt das Erwartete, und die Wirklichkeit liefert den Beweis der Möglichkeit.“ „Es iſt unmöglich! Ich kann nicht leben ohne ihn oder ohne ſie!“ So haben tauſend Liebende ausgerufen, deren Eltern dieſe oder jene Heiratspartie verwarfen. Die Verzweifelnden heirateten Andere und lebten möglicher Weiſe recht glücklich. — „Es iſt unmöglich!“ ruft ein junger Dichter: „Dieſer Roman muß Furore machen!“ — Der Buchhändler zeigt ihm nach einiger Zeit die Möglichkeit — der Makulatur.

Alle dieſe Unmöglichkeiten machen einem unbefangenen Zuſchauer viel Spaß. Es gibt ſogar Menſchen, bei denen man mit Gewißheit annehmen kann, daß ſie Dasjenige, was ſie heute für unmöglich erklären, am nächſten Tage ſelbſt möglich machen. Wie oft hört man: „Es iſt unmöglich, ſich etwas Schöneres, es iſt unmöglich ſich etwas Abſurderes zu denken!“ — Aber — die nächſte Stunde bringt ſchon wirklich etwas Schöneres oder Abſurderes, denn das Reich der Schönheit iſt groß, noch größer das Reich der Abſurditäten!

Vor einigen Jahrhunderten hielt man für unmöglich, daß es Gegenfüßler gebe, oder daß unſere Erde ſich um die Sonne drehe u. ſ. w. Wie es damals in der Naturwiſſenſchaft ging, ſo geht's noch jetzt im moraliſchen Leben. Der Eine ſagt: „Es iſt unmöglich, daß ich mich durch ihre Lockungen, oder ſein Geld verführen laſſe!“ — Der Andere: „Es iſt unmöglich, daß ich meinen Grundſätzen untreu werde, oder daß ich dieſe Wohlthat vergeſſe, oder daß ich mir ſo etwas zu Schulden kommen laſſe!“ u. ſ. w. — Ach! wenige Stunden beweiſen oft nur zu ſehr die Möglichkeit ſolcher Unmöglichkeiten. Könnte ich irgend etwas für unmöglich halten, ſo würde ich höchſtens ſagen: „Es iſt beinahe unmöglich, daß die Menſchen es unterlaſſen, dem Gold und der Sinnlichkeit zu fröhnen, Liebende und Freunde zu trennen, gute Ehen zu untergraben, die Wahrheit anzufeinden, die Tugend zu bezweifeln oder zu zertreten, ihren Nächſten zu verläſtern, dem Egoismus Alles zu opfern, ihren Leidenſchaften blindlings zu folgen u. ſ. w.

Es wäre ſehr intereſſant, eine Geſchichte der verſchiedenen ſogenannten Unmöglichkeiten zu haben; ſie würde das Reſultat liefern, daß beinahe Alles, was die Menſchen für unmöglich zu erklären belieben, — wie die Erfahrung es bewährt, — möglich iſt und war, indem ſie gewöhnlich nur Dasjenige, was ſie nicht verſtehen oder nicht leiſten wollen, für unmöglich erklären.

## Die glücklichen Nachahmer.

Manchen Halbdichtern iſt es gelungen, ſich in den Geiſt großer Originaldichter ſo hinein zu ſtudieren, daß ſie die Dichtungsweiſe derſelben mit Glück nachahmten. Man denke z. B. an ſo manche Nachahmer Anakreon's, Oſſian's, Arioſts, Shakeſpeare's, Klopſtocks, Goethe's, Schillers ꝛc. Auf Jene paßt die Antwort, welche König Philipp von Macedonien einem Kunſtmanne gab, der ſich rühmte, den Geſang der Nachtigall auf die täuſchendſte Weiſe nachmachen zu können. Philipp erwiederte lächelnd: „Mag ſein! Ich gebe aber dennoch der Nachtigall ſelbſt den Vorzug.“ —

Eine ſonderbare Erſcheinung bleibt es, daß die griechiſchen und römiſchen Dichter der Nachtigall und anderen Singvögeln, deren Geſang die neueren Dichter nicht genug preiſen können, ſo wenig Aufmerkſamkeit ſchenken. Sangen dieſe Vögel damals noch nicht ſo ſchön wie ſpäterhin, oder fehlte es den Dichtern an Empfänglichkeit für ſolchen Geſang, oder — an Sentimentalität? — Catull ſchrieb wohl ein Liedchen auf einen Sperling, ich kenne aber kein Gedicht jener Zeit auf eine Nachtigall.

## Die beſſere Zeit.

Man träumt und ſpricht ſo gerne von einer beſſern Zeit, die entweder ſchon verfloſſen iſt, oder noch kommen ſoll, betrauert oder mit Sehnſucht erwartet wird. Die Jugend überläßt ſich gerne den Träumen von einer beſſeren Zukunft, das Alter den Träumen der beſſeren Vergangenheit. So liegt die Gegenwart zwiſchen zwei Traumreichen; der Unterſchied zwiſchen der Traumſchwärmerei und der ſchönen Wahrheit iſt aber ſo groß wie der zwiſchen einem Stern und einer Sternſchnuppe; die Glücklichen der Gegenwart gleichen den Blumen, die im Morgenlicht am friſcheſten prangen, edle Unglückliche den Sternen, die in der Nacht am hellſten ſchimmern.

Es gibt aber Menſchen, die ein eigenes Vergnügen daran finden, über die Gegenwart zu klagen und ſtets unzufrieden zu ſein, mit ſich ſelbſt, mit ihren Zeitgenoſſen und mit ihrer Zeit. Das Geld iſt rar, der Handel ſtockt, die Schuldner zahlen nicht, die neuen Erfindungen taugen nichts, die neuen Moden nehmen kein Ende ꝛc. ꝛc. — Klagen ohne Ende! Geht ihnen das Geringſte nicht nach Wunſche; ſtellt ſich ſchlechtes Wetter eine Landpartie ſtörend, ein; dauert der Carneval zu kurz; zeigt ſich in der Börſe, weil ſie zu ſtark in Anſpruch genommen wurde, ein kleiner Anſatz zur Auszehrung; iſt der Magen in übler Laune, weil ihm zu viel Arbeit aufgebürdet ward; läßt eine eigenſinnige Beförderung zu lange auf ſich warten; will das undankbare Publikum den Werth irgend eines Produktes nicht ſogleich gebührend anerkennen; findet eine Liebſchaft Hinderniſſe; geht ein Lieblingshund verloren ꝛc. ꝛc. — Da liegt die Welt im Argen, und es ertönt die Klage über ſchlechte Zeiten, und der Seufzer: „Ehmals war's beſſer!“ oder: „Es muß doch wieder beſſer werden!“ — Dieſe Leute verlangen nichts Geringeres, als daß ihnen Alles nach Wunſche gehen ſoll; ſie wollen nicht nur Alles erreichen, ſondern zugleich ſchnell und leicht; ſie möchten zehnmal zur Ausſicht einen Blumenhügel beſteigen, ohne ein einziges Mal dabei herabzuſteigen; ſie ſuchen etwas, das ſie in der Hand halten, — die Zufriedenheit, das heißt, ſie ſuchen das verloren geglaubte Licht mit der verloren geglaubten Laterne.

Es iſt freilich nicht Alles ſo, wie es ſein ſollte; Manches könnte viel beſſer ſein als es iſt, und oft trocknet Manches ein und das Süßeſte wird ſauer. Vieles ändert ſich, deſſen Veränderlichkeit wir für etwas Unmögliches hielten. Aber! Methuſalem ward neunhundert Jahre alt; ſollen wir über die Kürze des Lebens klagen, weil wir nicht einmal den neunten Theil jenes Alters erreichen? — Der Jüngling klagt, daß die Sonnenhitze unerträglich ſei; der Greis findet die Sonnenſtrahlen nicht mehr ſo heiß wie ehmals. Die gute Sonne iſt noch immer dieſelbe, die ſie war, aber der Jüngling und der Greis ſind nicht dieſelben.

Das Alter iſt jeder Neuerung feind; es will dieſelben Sitten und Moden, die in der vergangen beſſern Zeit da waren; es bedenkt aber bei ſeinen Jeremiaden nicht, daß jene Sitten und Moden nur deßhalb gar ſo wunderherrlich erſcheinen, weil die jugendliche Fantaſie dieſelben verſchönerte, und entweder der Reiz der Neuheit, oder die Macht der Gewohnheit ihnen einen eigenen Zauber verliehen. Gewiſſe Eigenheiten des hohen Alters vertragen durchaus keine Betaſtung, gleich alten morſchen Stühlen, die, wenn man ſie von der ſo lange behaupteten Stelle wegrückt, zerfallen.

Der Greis klagt: „In meiner Jugend war's anders! (das ſoll heißen beſſer) da lebten dieſe und jene großen Männer, dieſe und jene ſchönen Frauen.

Sie ſind geſtorben, unleugbar! Andere wurden dafür geboren. Auch iſt auf jeden Fall ein lebendiger Sperling beſſer als ein todter Adler. Man lebte viel fröhlicher. (Allerdings lebt der Jüngling, weil er fröhlicher iſt, fröhlicher als der Greis). Die Jahreszeiten waren ehmals beſſer, das heißt: wir genoßen und ertrugen ſie beſſer. Die Menſchen waren beſſer; das will ſagen: Sie ſchienen uns beſſer, weil wir ſie weniger kannten und überhaupt Alles auf die leichte Schulter nahmen.

Dagegen hält die Jugend ſich ſelbſt und ihre nächſte Umgebung für das Vollkommenſte, was es geben kann. Ihre Zeitgenoſſen übertreffen die Vergangenheit, ihre tolle Lebensweiſe iſt die beſte und zweckmäßigſte. Sie allein hat das echte Lebensprivilegium, ſie allein hat das Monopol mit Allem, was ſchön und gut, recht und wahr iſt. Und wenn irgend etwas zu ihrer vollen Befriedigung noch fehlt, ſo appellirt ſie an die beſſere Zukunft, die auch die unſinnigſten Träume realiſiren wird. Und ſo vermißt der Menſch — jung oder alt — in der Gegenwart doch immer etwas, und denkt ſich beſſere Zeiten. Da ſucht denn der Greis ſeinen Troſt in der Vergangenheit, und der Jüngling hofft ſein volles Glück in der geträumten Zukunft. Das weibliche Geſchlecht macht aber hiervon eine Ausnahme, es iſt ſelbſt eine Blume der Gegenwart und lebt, ohne ſich um Vergangenheit oder Zukunft viel zu bekümmern, größtentheils dem Augenblick.

## Schwulſt der ſpaniſchen Poeſie.

Der gedankenreichen Poeſie der Britten iſt der Bombaſt fremd, in der ſpaniſchen aber einheimiſch. Ein brittiſcher Schriftſteller hat ſich die Mühe genommen, mehrere ſolche bizarre und lächerliche Auswüchſe zu ſammeln. Hier folgen einige Pröbchen.

Der berühmte Lopez de Vega ſagt von einer am Meerufer weinenden Schäferin:

„Das Meer, die Erde um dieſe Thränen beneidend, kommt an's Ufer, um ſie zu ſammeln, ſchließt dieſelben in Muſcheln ein, und verwandelt ſie in Perlen.“

Der lyriſche Dichter Villegas ruft einem Strome zu: „O du, der du mit Silberfüßen über Goldſand läufſt!“

Von ſeiner Geliebten ſingt eben dieſer Dichter: „Zweifelſt Du an der Macht von Lidias Augen, ſo berühre meine Bruſt! Du wirſt ſie in Aſche verwandelt finden.“

Gongora betheuert von einer Nachtigall, deren Geſang ihn entzückt, ſie habe hunderttauſend andere Nachtigallen in ihrer Bruſt, welche abwechſelnd aus ihrer Kehle ſingen. Von einem ſehr jungen und ſehr ſchönen Mädchen ſagt er, ſie zähle wenige Lebensjahre, aber viele Jahrhunderte an Schönheit.

Der Fluß Manzanares bei Madrid iſt wohl zu gewiſſen Zeiten ſchon ſehr reich an Waſſer, manchmal aber auch ſo waſſerarm, daß er beinahe vertrocknet. König Philipp der Zweite ließ eine eilfhundert Fuß lange Brücke darüber bauen. Ein Spanier, der über dieſelbe zu einer Zeit ging, da das Flußbett kaum naß war, ſagte: „Es wäre ſehr zweckmäßig, die Brücke zu veräußern, und für den erlöſ'ten Betrag Waſſer zu kaufen.“ —

Gongora nennt, deſſen ungeachtet, dieſen Manzanares den Herzog der Ströme und Vicomte der Flüſſe. (Duque de Arroyos y Visconde de los Rios). —

Ein ſpaniſches Liebesliedchen voll Bombaſt mag den Schluß machen:

An eines Fluſſes grünem Ufer,
Lag hingeſtreckt mein holdes Mädchen.
Mit gold'nem Schlüſſel ſchloß die Hand
Des Schlafes ihre hellen Augen,
(Zwei Sonnen voll von Licht und Feuer)
Und ließ des Thaues Balſamtropfen
Auf ihre Roſenwangen gleiten.

Der Flußgott ſah die Schlummernde,
Erhob ſein ſchilfbekränztes Haupt,
Trat in dem Waſſerkleid zu ihr,
Und gab ihr einen kalten Kuß,
Und trank des Mundes duft'gen Hauch.
Als ſie den Eiskuß nun empfand,
Schloß ſie die beiden Sonnen auf,
Und den verwegnen Flußgott traf
Die volle unbewölkte Glut.
Erſtaunend fuhlte der Verweg'ne
Hinſchmelzen ſeinen froſt'gen Leib,
Und hörte, wie die Flammenſtrahlen
Das Eis des Buſens ihm zerſprengten.
Gezwungen, ſchleunig zu entfliehen,
Sprang er in's Waſſer, um
Dem Feuer zu entgehen.

## Die unſchuldigen Schauſpieler.

Der Kardinal Richelieu hatte den Ehrgeiz, nicht nur als Staatsmann, ſondern auch als poetiſches Genie glänzen zu wollen. Er rivaliſirte daher mit den ausgezeichnetſten Dichtern ſeiner Zeit und ſeines Vaterlandes, und ſah jeden, der einen höhern Grad von Berühmtheit erreichte, mit mißgünſtiger Scheelſucht an. Und ſo war denn auch Corneille's Celebrität dem Kardinal ein Dorn im Auge:

insbeſondere ärgerte er ſich über den außerordentlichen Beifall, welchen Corneille's Tragödie „Der Cid“ erhielt. Um dem Dichter den Lorbeer zu entreißen, ſchrieb Richelieu eine hiſtoriſche Tragödie unter dem Titel, „Europa,“ worin alle Staaten ſeiner Zeit perſonifizirt und als allegoriſche Perſonen handelnd auftraten, z. B. Frankreich als ein Herr Francion mit ſeinem Kammerdiener Lilian, als Anſpielung auf die Lilien im franzöſiſchen Wappen; England als Albione, Neapel als Parthenope u. ſ. w. Das ganze dramatiſche Werk war ein, in Akte und Scenen eingetheiltes Aggregat von politiſchen Ereigniſſen aus Richelieu's Zeit.

Er ſandte dasſelbe, ohne ſich als Verfaſſer zu nennen, der franzöſiſchen Akademie zur Beurtheilung, und es wurde — verurtheilt. Richelieu gerieth über dieſen Ausſpruch in ſolchen Zorn, daß er das unglückliche Manuſkript zerriß und die Papierſtücke im Zimmer verſtreute; allein, noch am Abende desſelben Tages erwachte die Zärtlichkeit der väterlichen Liebe auf's Neue, und er brachte mehrere Stunden der Nacht damit zu, die zerſtreuten Glieder des papiernen Kindleins mit Beihilfe ſeines Sekretärs zuſammen zu ſuchen und in Ordnung zu bringen.

Nun aber ging er politiſcher zu Werke, das heißt, er ſchickte das Stück nochmal an die Akademie, — jetzt aber mit ſeinem Namen; zugleich erbot er ſich, Änderungen und Verbeſſerung vorzunehmen. Die gute Akademie erſchrak nicht wenig und zog ſich aus der Verlegenheit, indem ſie ein paar Verbeſſerungen verſchlug, und ſomit das Stück, über welches ſie kurz vorher den Stab gebrochen hatte, jetzt für vortrefflich erklärte.

Nun kam das Stück auf das Theater; allein das Publikum, ſtrenger als die Akademie, zeigte bei der erſten Vorſtellung ein ſolches Mißvergnügen, daß die Tragödie höchſt tragiſch fiel. Da die verunglückte Europa beſtimmt war, den allgemeinen bewunderten Cid des Corneille zu ſtürzen, ſo ſchrieb Boileau auf dieſes Ereigniß die folgenden zwei Verſe:

„En vain contre le Cid, un ministre se ligue;
Tout Paris, pour Chimene, a les jeux de Rodrigue.“

Richelieu, aufgebracht über den ungünſtigen Erfolg, verließ das verhaßte Paris, und zog ſich in die Einſamkeit eines Landhauſes zurück, wohin er ſeinen Liebling Desmaret rufen ließ. Dieſer ſaß, als er die Vorladung erhielt, eben mit ſeinem Freunde Petit beim Abendeſſen, und da er befürchtete, die Unterredung mit Richelieu könne nur das verunglückte Trauerſpiel zum Gegenſtande haben, mithin leicht etwas ſtürmiſch werden, ſo erſuchte er ſeinen Freund, ihn zu begleiten.

Den Eintretenden rief Richelieu entgegen: „Die Franzoſen ſcheinen an meiner Tragödie kein Wohlgefallen gefunden zu haben; ihnen fehlt der Sinn für das Erhabene.“

Petit nahm das Wort und bemerkte, die Schuld der ungünſtigen Aufnahme liege nicht an dem Stücke, deſſen Schönheit zu bewundern ſei, ſondern einzig und allein an den Schauſpielern, die nicht nur ihrer Rollen nicht mächtig, ſondern ſogar betrunken waren.

„Allerdings!" erwiederte Richelieu; „ſie haben elend geſpielt!"

Die beiden Freunde verließen den beruhigten Dichter, eilten nach Paris und veranſtalten ſogleich die zweite Vorſtellung der Europa; um ſich aber einer guten Aufnahme zu verſichern, erlaubten ſie ſich ein unſchuldiges Hilfsmittel: ſie füllten nämlich das Theater mit einer bedeutenden Anzahl ſehr günſtig geſtimmter Zuſchauer. Die zweite Vorſtellung wurde auch wirklich mit rauſchendem Beifalle aufgenommen.

Dieſes erprobte Mittel fand ſeit jener Zeit bis auf die neueſte mehrere Nachahmer.

## Der Glückwunſch zum Nieſen.

Die Gewohnheit, den Nieſenden mit einem Glückwunſche zu begrüßen, finden wir ſchon in der Vorwelt, dann faſt bei allen Völkern alter und neuer Zeit. Die Rabbinen erzählen, vor der Zeit des Patriarchen Jakob habe jeder Menſch nur Einmal in ſeinem Leben genieſt, nämlich in ſeinem letzten Augenblicke, ſo daß Nieſen und Sterben Eines und daſſelbe war. Jakob wäre demnach der Erſte geweſen, der ohne zu Nieſen ſtarb; alle übrigen Menſchen hatten aber nieſend den Geiſt aufgegeben.

Die Griechen pflegten dem Nieſenden das Sprüchlein: „Zeus erhalte Dich!" (Ζευ σωσον) zuzurufen, um alles Unglück abzuwenden. Der Vermuthungen, worauf dieſer

Gebrauch ſich gegründet haben ſoll, gibt es mehrere. Einige glauben, man habe das Nieſen für ein Vorzeichen einer dem Ausbruche nahen Krankheit gehalten; Andere, das Nieſen entleere den Körper von einem böſen Stoffe, und ſei alſo der Ableiter einer Krankheit; noch Andere hielten es wegen des damit verbundenen krampfhaften Zuſtandes für eine Art von epileptiſchem oder überhaupt lebensgefährlichem Zufalle.

Bei den Römern bedeutete das Nieſen bald Glück bald Unglück, und zwar: Glück, wenn Jemand gegen die rechte Seite, auch wenn er zweimal oder viermal nieſ'te; Unglück aber, wenn er ſich beim Nieſen links wendete, wenn er ein oder drei Mal, und wenn er bei Tiſche nieſ'te, indem dieſer eben weggetragen wurde.

Als dem Themiſtokles drei feindliche Gefangene in königlichen Kleidern vorgeführt wurden, und einer derſelben zur Rechten nieſ'te, wurde dies als Vorbedeutung von einem neuen Sieg erklärt, welchen Themiſtokles erfechten werde. Als Xenophon auf der Rednerbühne zum Volke ſprach, nieſ'te ein Zuhörer rechts, und dies hatte die Folge, daß Xenophon zum Feldherrn ernannt wurde. Überhaupt hielten die Alten das Nieſen während der Zeit von Mitternacht bis zum Mittag für ſchädlich, vom Mittag bis zur Mitternacht aber für heilſam. Ein mehr als viermaliges Nieſen hatte nichts zu bedeuten. Ariſtoteles ſpricht ſogar von einem Gott des Nieſens *), und meint, der Glück-

---

*) Belege findet man in Plutarchs Leben des Themi-

wunſch beim Nieſen ſei eine beſondere Ehre, die man dem Kopfe als Wohnſitz der Seele, bei einer ſolchen Eruption erzeige.

Plutarch ſagt in ſeiner Abhandlung über den Genius des Sokrates: „Ein Pulsſchlag, eine Blaſe, iſt zwar an ſich etwas Unbedeutendes, dennoch können dadurch ſchwere Krankheiten angedeutet werden. Dem Steuermann verkündet das Geſchrei eines Vogels oder ein Wölkchen am Himmel Sturm und Ungewitter. Eben ſo kann auch das Nieſen, an ſich unbedeutend, ein Vorzeichen von irgend einem wichtigen Ereigniſſe ſein.“ —

Die Schlauheit der Verliebten wußte dem Nieſen, gegen welche Seite der Nieſende ſich auch wenden mochte, ſtets eine günſtige Wendung zu geben. Von dieſer Art gibt Catull ein Beiſpiel in dem ſcherzhaften Liedchen von der Liebe der Akme und des Septimius, worin Amor's Nieſen den Liebenden als ein glückbringendes Zeichen erſcheint:

Als Septimius Akmen, ſeine Liebe
Auf dem Schooße hielt, rief er: »Akme! lieb' ich
»Dich nicht ſterblich, und fahre fort mit jedem
»Jahre ſterblicher, als man jemals liebte,
»Dich zu lieben: ſo wünſch' ich einſam irrend
»Dem glärräugigen Löwen zu begegnen.« —

---

ſtokles, in des ältern Plinius Naturgeſchichte, 2. Kap. 28. Buch; im Ariſtoteles Problem. sect. 33. cap. 7.; in Potters Archäologie ꝛc.

Sprach's und Amor begab ſich von der Rechten
Schnell zur Linken, und nieste ſeinen Beifall.
Akme beugte das Haupt ſanft, um mit ihrem
Purpurmunde die trunknen Augen ihres
Holden Jünglings zu küſſen, rief dann ſchmachtend:
»O Septimchen, mein Leben! ſo laß ewig
»Dieſem einzigen Herrn uns dienen, als es
»Wahr iſt, daß mir ein ungleich ſtärk'res Feuer
»In dem Innerſten der Gebeine lodert.« —
Sprach's und Amor begab ſich von der Rechten
Schnell zur Linken, und nieste ſeinen Beifall.
Nach ſo glücklichen Zeichen lieben Beide,
Beide werden geliebt *).

Auch Homer läßt das Benieſen der Worte eines Andern für ein glückliches Wahrzeichen der Erfüllung eines Wunſches gelten.

»Telemach aber nieſete laut, und Alles erſchallte,
»Rings im ganzen Saal. Darob Penelope lächelnd
»Zu dem Hirten mit dieſen geflügelten Worten ſich wandte:
»Geh' nun, guter Eumäus, und rufe mir hurtig den Gaſt her!
»Siehſt Du nicht, wie mein Sohn mir alle Worte beniest hat?« —

Morin erzählt in einer ſeiner Abhandlungen **), daß die Gewohnheit, den Nieſenden zu beglückwünſchen, bei den Bewohnern von Monomotapa und Florida zur Zeit, da die Spanier in dieſe Länder kamen, und auch bei den Hindus einheimiſch war. In Monomotapa war es ſogar Sitte, daß man dem Könige, wenn er nieste, einen Glückwunſch mit lauter Stimme zurief, damit die Hofleute in

---

*) Überſetzt von **Ramler**.

**) Im 4. Band der Memoires de l' Academie des Inscriptions.

dem Vorzimmer es vernahmen, die dann den Wunſch ſo gewaltig nachſchrien, daß man ihn in allen Straßen der Stadt hörte und alle Einwohner der Stadt mit einem Lärmchor einſtimmten. So ſetzte denn ein ſolches Nieſen die ganze Reſidenzſtadt in Allarm.

Wenn der König von Senaar nieſt, ſo wenden ihm die Höflinge ſogleich den Rücken, und ſchlagen ſich dazu mit beiden Händen auf die Schenkel.

In der chriſtlichen Welt ſoll der Glückwunſch beim Nieſen durch eine Anordnung vom Papſt Gregor dem Heiligen zur Zeit einer herrſchenden Peſt eingeführt worden ſein, wo die Kriſis der Krankheit mit Nieſen eintrat, worauf meiſtens der Tod folgte.

Auf jeden Fall kann das Nieſen als eine Wirkung der Naturnothwendigkeit und als ein Beweis gegen die Willensfreiheit des Menſchen gelten, indem es nicht in unſerer Willkür ſteht, ob wir nieſen wollen oder nicht; wir müſſen nieſen, ſobald der Naſenkrampf ſeine Kriſis erreicht, wir mögen wollen oder nicht. Will man etwa einwenden, daß es doch in unſerer Macht ſteht, eine Nies-Exploſion durch eine Priſe Tabak oder Niespulver zu befördern, ſo beweiſt dieſes nur, daß Ausnahmen die Regel bekräftigen.

Das Lachen entſtellt bei den meiſten Menſchen das Geſicht; nur Wenige zeigen, wenn ſie lachen, angenehme Züge; bei den Meiſten erſcheint eine widrige Verzerrung der Muskeln. Noch übler wirkt das Nieſen, durch welches ſelbſt das ſchönſte Geſicht für einen Augenblick in einen Zuſtand von Häßlichkeit verſetzt wird, und die verzogene, gerunzelte Naſe, die verdrehten oder blinzelnden Augen, die verzerrten Wangenmuskeln, der geöffnete Mund, das Geſchrei und die Exploſion ſelbſt, — machen auf die Zuſeher und Zuhörer einen ſehr widrigen Eindruck. Dazu kömmt noch, daß das Nieſen uns nicht ſelten auf eine höchſt fatale Weiſe zur Unzeit überfällt, wie z. B. wenn ein Kandidat ſeinen Patron um ein Amt bittet und den Anfang der Bitte mit dem Nieſen macht; oder wenn zwei Liebende endlich zum Geſtändniß ihrer Liebe gekommen ſind, aber in dem Augenblicke, da ſie ſich den erſten Kuß geben wollen, das Eine dem Andern ſchreiend entgegen niest; oder, wenn der Held einer Tragödie, nach einer grandioſen Sterbeſzene, mit Lorbeern bekränzt und die Fahnen über ihn geſenkt, ſtumm und ſtarr daliegt, dann aber die feierliche Stille der Bewunderung und des Schmerzes aller Umſtehenden durch ein lärmendes Nieſen unterbricht, und gleichſam ſich ſelbſt im Tode ein Vivat zuruft u. ſ. w.

Man ſagt, wenn Jemand etwas erzählt oder betheuert, und ein Anderer dazu nieſend akkompagnirt, ſo beſtätige dieſes die Wahrheit des Geſagten. Wenn nun ein Leſer dieſen Duodezaufſatz lobt, der andere aber ihn ſchmäht, ſo kommt es darauf an, bei welcher Stelle und von welcher Seite geniest wird.

# Der erſte Jänner im Jahre 1815.

In tiefer Einſamkeit harre ich deiner, feierliche Stunde der Mitternacht, mit deren letztem Glockenſchlage das ſcheidende Jahr in die Gruft der Ewigkeit ſinkt! Was kann für den Menſchen ergreifender ſein, als die erhabenen Bilder vom Vergehen und Beginnen, die ihn und ſein Alles in ihre Gränzen einſchließen, ſein Streben und ſeine Ruhe, ſein Wohl und ſein Weh! Heiliger Ernſt! Dir ſei die erhabene, ahnungsvolle Nacht geweiht; an deinem Altare finde mich die neue erfreuliche Morgenröthe!

Ferne ſei von mir die — den Geiſt niederdrückende Schwermuth; denn Alles verkündet mir, daß Unglück die fruchtbare Mutter der Weisheit ſei, ohne die es kein Glück geben kann. Vergebens bemühen ſich Frevler und Thoren, ihre Betäubung mit dieſem ehrenvollen Namen zu ſchmücken; das Lügenbild verſinkt, ſobald der Hahnenruf der Wahrheit und der Reue ertönet.

In uns lebt Gott, und ſetzte das Ziel unſeres Glücks in uns. Auf weiten Umwegen gehen wir dahin — aber wir ſollen es erreichen. Wenn auch Blut die Erde düngt — der Friede keimt aus dem Schlachtfelde hervor; und wie Blumen aus dem Staube der Todten, blüht Veredlung aus Vergehen und Irrthümern auf. Und wenn auch düſtere Nacht den Himmel einhüllt — es ſchimmern dennoch am ſchwarzen Leichentuche Millionen Sterne, Gottes erhabene

Hieroglyphen, die uns zuwinken: jedes Räthſel werde dort oben ſich löſen! —

Aber ſo zahlreich auch die Lichter des geſtirnten Himmels funkeln, noch zahlreicher treten die Geiſter der Edeln vor meine Seele, die Geiſter der Edeln, die uns Weisheit lehrten, der Edlen, die den ſchwankenden Glauben an die Tugend durch ihr Leben in uns neu befeſtigten, der Edlen — die für uns bluteten — fielen! Segen über euch, ihr Edeln, ihr Leitſterne des Lebens!

Vergangenheit — tritt aus deinem Grabe hervor! Schließe dich, du Mutter der Gegenwart, mit all' deinen Kleinodien des Geiſtes und des Herzens an uns, mit all deinen Schätzen von Erfahrungen, daß wir an deiner Hand einer glücklichen Zukunft entgegen wandeln!

Erſcheine vor Allem, du — ſinnvolles Doppel-Antlitz des Heidengottes Janus! Beginne den Reigen der Belehrungen, du hohes Bild vom Anfang und Ende aller Dinge, welches Rom einſt in jeder ſeiner zwölf Regionen ſich zur ununterbrochenen Verehrung vor Augen ſtellte! Sei uns willkommen, du Bild rettender Vorſicht, Bewahrer des Friedens in der Außenwelt, ſo wie im Gemüthe des Menſchen! Heilig warſt du dem weltbeſiegenden Römer, welchen du Erinnerung an das Vergangene mit dem Blicke in die Zukunft verbinden lehrteſt.

Mit dieſem bedeutungsvollen Symbol vergegenwärtigte ſich Rom die alte Treue eines goldenen Weltalters, die einfachen Sitten entflohener Unſchuld und die holde, geſellige Vertraulichkeit friedlicher Weſen; denn Janus, ſo lehrte die

Sage, herrſchte als König in Latium, und das Glück ſeines Volkes war ſein Werk.

Am erſten des Jännermonats ſandten ſich Roms Einwohner einfache Geſchenke ohne äußeren Werth, — um ſich eine glückliche Unſchuldswelt zu verſinnlichen, und ſie wenigſtens auf Augenblicke durch Erinnerung aus der Tiefe des Herzens, wo ſie ſchlief, hervorzurufen. Aber kein Glück kann der Sterbliche erwerben ohne Thätigkeit; darum ſollte der erſte Tag des Jahrs in Rom kein Feſt müßiger Ruhe und leerer Wünſche, ſondern eine Feier der Thätigkeit ſein; die Weihe zur Arbeit. Dadurch unterſchied ſich dieſer Tag vor jedem andern Feſttage: Die Konſuln, ihre Amtsverwaltung antretend, gingen dem Volke mit dem Beiſpiele vor, und die Gerechtigkeitspflege fand öffentlich Statt, gleichſam, um den Grund zu Recht und Ordnung für das ganze folgende Jahr zu legen. So ward die Staatsverwaltung geheiligt an der Schwelle des Tempels. Janus genoß aber noch die Ehre eines zweiten Feſtes, welches Rom am Schluſſe des Märzmonats den friedlichen Göttern insgeſammt feierte. Janus erſchien hierbei in Geſellſchaft des Saturnus, mit dem er einſt, gemeinſchaftlich herrſchend, Latium beglückt hatte, mit der holden, Menſchen und Völker verſöhnenden und verbindenden Concordia, mit der ſüßen Friedensgöttin, deren Verehrung Rom, ſelbſt unter ewigen Kriegen, nie vergaß, und mit der ſegnenden Göttin: der Wohlfahrt des Reiches *).

---

*) Salus publica.

Eintracht! Friede! Wohlfahrt des Reiches! Große Schutzgötter Roms — bleibt auch der Nachwelt ewige Sinnbilder, ewige Denkmäler der Menſchheit, ewige Genien der Throne, und führet zurück Janus goldenes Weltalter! denn nur euch iſt es möglich.

Und ſo ſei Janus der häusliche Schutzgott dieſes Jahrs; dann wird er, wie die Mythe lehrt, die Himmelspforte öffnen; dann ſei ihm, wie in Rom, jede erſte Stunde des Tages heilig, und er werde, wie einſt, auf einem ſtrahlenden Throne ſitzend, einen Zepter in der rechten, einen Schlüſſel in der linken Hand, von tauſend dankbaren Künſtlern wieder abgebildet.

O ſo laſſet uns feſt halten am Guten, unerſchütterlich bleiben in der anerkannten Wahrheit, und mit edler Seele den Glauben bewahren, welcher, obſchon nicht glänzend durch ſinnvolle Geſtalten bluhend reicher Fantaſie, Menſchenliebe und Duldung lehrt; den Glauben, deſſen göttlicher Stifter menſchlich ſtarb, um ſein menſchliches Ebenbild zu dem ewigen Leben des Geiſtes zu leiten. So ſtarb Januarius, der edle Biſchof von Benevent, deſſen Feſt Neapel am erſten Tage des Jahres mit frommer Andacht begeht.

Als Kaiſer Diocletian im Jahr **305** nach Chr. Geb. die zehnte, zwar letzte, aber auch ſchrecklichſte Chriſtenverfolgung befahl, litt Januarius — ſo erzählt die Legende — alle Martern, welche die Grauſamkeit des Tiranns über ihn verhängte, ohne ihrer zerſtörenden Gewalt zu erliegen;

aber ſchonender, als verwilderte Menſchen, zeigten ſich die wilden Thiere, die den ihnen zum Zerfleiſchen vorgeworfenen Körper des noch Lebenden nicht anzutaſten wagten. Endlich ward er zu Puzzuolo enthauptet — ſtarb den Märtirertod für den Glauben — und ward Neapels Schutzheiliger. Sein großes Beiſpiel, in Verbindung mit der bewunderungswürdigen Geiſtesgröße und Seelenſtärke ſo vieler unter den erſten Bekennern des Chriſtenthums, trugen viel bei, daß bald nachher deſſen geſetzmäßige Einführung erfolgte; denn wenn ein Keim im Innerſten der menſchlichen Natur unvertilgbar liegt, dann müſſen ſelbſt die Hinderniſſe zu ſeiner Beförderung beitragen.

Aber welche Heroen treten nun, von Sternenkränzen umſtrahlt, aus dem Grabe der Vergangenheit hervor! Oeſterreich, ſie waren einſt deine Wonne, dein Stolz — und kommen als häusliche Schutzgötter, dich einzuweihen zur Glorie der Zukunft! Welche erhabene, hohe, herrliche Geſtalt ſchreitet Allen vor? Ehrfurchtgebietend und doch liebevoll! Du biſt es, Gründer des Hauſes Öſterreich, Rudolf von Habsburg!

Einhellig von allen Kurfürſten ward Rudolf im Jahre **1273** zum Reichsoberhaupt erwählt; doch Ottokar, König von Böhmen, weigerte die Anerkennung, und zog endlich, mächtig durch den Beſitz von Mähren, Öſterreich, Steiermark, Kärnten und Krain, mit einem zahlreichen Heere gegen den Kaiſer, welcher ihn mit einer viel geringern Macht beſiegte und jene Länder an ſich brachte. Dieſe nun ſeinem

Hauſe dauernd einzuverleiben und zu ſichern, war jetzt Rudolf's Sorge.

Die deutſchen Fürſten, welche ſeinen edlen Charakter in ſo vielen Gelegenheiten kennen und ſchätzen gelernt hatten, und wohl wußten, daß er von ſeiner vergrößerten Macht nur zur Erhaltung des allgemeinen Beſten Gebrauch machen werde, trugen kein Bedenken, des trefflichen Fürſten Wünſche zu befriedigen. So belehnte denn Rudolf, mit Beiſtimmung jener Fürſten, auf dem feierlichen Hoftage zu Augsburg, am 1. Jänner 1282, ſeine beiden Söhne Albrecht und Rudolf mit Öſterreich, Steiermark, Krain und der windiſchen Mark. So glänzt uns denn der erſte Tag des Jahres durch die große Feier der erſten Gründung des Hauſes Öſterreich. Aber auch Deutſchland erkannte bald die Wohlthat von Rudolf's vermehrter Macht; denn er machte, kraft ſeiner Würde als Reichsoberhaupt, den Befehdungen und Räubereien, welche dieſes Land unaufhörlich zerrütteten, ein Ende, und führte einen Landfrieden ein, welchen die Reichsſtände auf fünf Jahre beſchwören mußten. Nun blühten Ordnung und Ruhe aus den Trümmern bisheriger Zerſtörung empor. Heil Dir, edler Rudolf von Habsburg! Deine Gerechtigkeitsliebe, Deine Redlichkeit, Deine Seelenſtärke, Deine Mäßigung, Deine liebevolle Sanftmuth, Deine Großmuth, Deine echt deutſche Treue — ſie wurden von Deinen Zeitgenoſſen geprieſen und werden auch von uns geſegnet, weil ſie auch auf Deinen biedern Enkel, den Geliebten ſeines Volks, Franz den Edeln und Guten, übergingen.

An dieſes große Ereigniß reihen ſich noch zwei denkwürdige Erinnerungen zur Verherrlichung der Feier dieſes Tages; denn es war der 1. Jänner 1348, an dem Kaiſer Albrecht der Zweite von Öſterreich, ein Sohn Rudolf's von Habsburg, zu Stuhlweißenburg als König von Ungarn ausgerufen wurde; es war der 1. Jänner 1515, an dem der Erzherzog Karl (als nachheriger Karl V. auf Deutſchlands politiſche und religiöſe Verfaſſung ſo mächtig einwirkend) nach kaum zurückgelegtem 14. Jahre ſeines Lebens, von ſeinem Großvater, Kaiſer Maximilian dem Erſten, für volljährig erklärt, die Regierung der Niederlande antrat, und die Huldigung der Stände empfing. Von dieſem Tage an entwickelte ſich der männliche Ernſt ſeines düſtern Geiſtes; er wohnte dem Staatsrathe bei, und wirkte in jeder Regierungs-Angelegenheit ſelbſt thätig mit.

Doch ſieh! es entſchwinden die herrlichen Geſtalten der Vorwelt zugleich mit den erbleichenden Geſtirnen des Himmels. Lichtglanz entglimmt im Oſten; die Sonne erhebt ſich auf dem Triumphwagen von Purpurgewölken, und ihren erſten Strahl ſendet ſie verklärend herab auf das ehrwürdige Denkmal Joſeph's des Zweiten, dem großen Monarchen errichtet von der edelmüthigen Liebe ſeines erhabenen Neffen.

Joſeph's großer Geiſt! auch Du nimmſt eigenen Antheil an der Feier dieſes Tages; denn der erſte Jänner 1786 war es, an welchem Du die Weisheit Deines Civil-Geſetzbuches rechtskräftig wirkend unter Dein öſterreichiſches Volk treten ließeſt.

So ſei uns denn willkommen, o Tag, der den Stundenreigen des Jahres unter ſo günſtigen Vorzeichen hoffnungsvoll eröffnet! Sei uns willkommen, o Sonne, deren Glanz heute von ſo vielen vereinten Diademen gekrönter Häupter über der erwählten Kaiſerſtadt glorreich zurückſtrahlt! Aber ſo wie der Farben ſieben in Einem Strahle verſchmelzen — ſo vereinigen ſich die Tugenden der erhabenen fürſtlichen Ahnen in dem Einen, dem gerechten, herzensreinen Enkel Franz dem Guten!

# Heinrich von Oſterdingen.

Schauſpiel in fünf Aufzügen.

# Perſonen:

**Hermann** I., Landgraf von Thüringen.
**Sophie**, deſſen Gemalin.
**Otto** von **Veldek**, Kanzler.
**Heinrich** von **Ofterdingen**, }
**Walter** von der **Vogelweide**, } Minneſänger.
**Klingſor**, Dichter und Naturforſcher, am Hofe des Königs Andreas von Ungarn.
**Kunigunde**, Hoffräulein Sophiens, }
**Seraphine**, eilfjähriges Mädchen, } deſſen Töchter.
**Berthold** von **Ehrbach**, Caſtellan auf der Wartburg.
**Hugo** von **Rauhbburg**, }
**Ludwig** von **Staufenek**, } Thüringiſche Ritter.
**Ein Edelknabe.**
**Bitterolf**, }
**Eſchenbach**, } Minneſänger.
**Gervelin**, }
**Dietrich**, ein alter Knappe.
**Ein Hirt.**
Ritter und Damen. Minneſänger, Hofleute. Jagdgefolge, Klingſors ungariſches Gefolge. Bürger von Eiſenach. Edelknaben. Burgvolk.

**Schauplatz:** In und vor der Wartburg.
**Zeit der Handlung:** Das Jahr 1206.

# Erſter Akt.

## Erſte Szene.

Felſenterraſſe. Im Hintergrunde die Wartburg, hinter derſelben hoch aufragende Gebirgsgipfel. Zur rechten Seite eine Reihe kahler Felſen, links ein ſich abwärts ſenkender Bergwald. Erſte Dämmerung bis zum Sonnenaufgang. Jagdmuſik. Die Zugbrücke der Burg wird herabgelaſſen. Ein Jagdzug kommt aus dem Thor, und verliert ſich in dem Walde zur Linken.

**Heinrich von Ofterdingen** und **Berthold von Ehrbach** kommen aus der Burg, während der Jagdzug ſich nach dem Walde wendet.

**Ofterdingen.**

Wie ſanft der Hörnertöne frohe Klänge,
Gleich muntern Elfen, durch das Dämmergrau
Hinſchweben, jetzt an Felſenſtirnen ſchwinden,
Nun in den Eichenwipfeln luſtig gaukeln,
Und dann auf zu den grauen Wolken ſteigen,
Den Tag in ſeiner Herrlichkeit zu wecken!
Und all die nebelgleichen Jagdgeſtalten,
Der Roſſe hoher Flug durch Luft und Duft,
Der Hunde leiſes Streifen an der Erde —
Ein wunderbar geſpenſtiſch-ernſtes Spiel!
Die Erd' entwindet ſich dem Flor der Nacht,
Der aufgeregte Himmel glüht empor,

Und Welt und Menſchenbruſt wird neu beſeelt
Zu einem großen Lebenstag!

**Berthold.**

Wie ſchön ſich Alles über uns geſtaltet,
Der Sängerkämpfe dieſes Tages werth!
Wenn ich ſo denke, wie nun Feſt auf Feſt
In dieſer Burg ſich freundlich drängen wird, — —
Allein — Ihr ſchweigt und ſinnt in Euch hinein?
Mein lieber Herr! Die Lebensweiſe frommt
Euch nicht. Die Schwermuth nagt an Eurem Herzen;
Ihr geht zu Grab', eh' Ihr das Ziel erreicht.

**Ofterdingen.**

Wohl mag der Dichter gleich dem Seidenwurm
Sich ſelber ſpinnen ſein zu frühes Grab,
Und wie der Phönix ſich in Glut verzehren, —
Doch was vortrefflich iſt am Menſchen, That
Und Werk, — der Ewigkeit es zu erhalten,
Iſt ſeine heil'ge Pflicht, ſein eig'ner Drang.
Das Schöne muß hienieden wohl vergeh'n,
Wie dieſer Jagd flüchtig entſchwund'ner Zug,
Doch unvergänglich fort durch Menſchenalter
Erhält's der Sänger in des Menſchen Bruſt.
Schön iſt die Erde, lieblich lebt ſich's hier,
Ich lebe gern, ich lebe gern und froh, —
Allein hienieden find' ich nicht mein Ziel.
Dies Streben, das in meinem Buſen glüht,
Es wallet aufwärts wie der Flamme Weh'n.
Ich bin ein Sänger, Gottes ſchöne Welt

Iſt mein geliebtes frohes Vaterhaus,
Und alle Guten nenn' ich meine Brüder;
Doch werth vor Allem bleibt mir Öſtreichs Flur,
Wo ich ſo huldreich aufgenommen ward
Am Hofe des glorreichen Herzogs Leopold
Des Siebenten, den alle Welt lobpreiſt
Ob ſeiner Güte und Gerechtigkeit.
Er ließ nach meiner Weiſe mich gewähren,
Und alſo zog ich, gleich dem Vogel frei,
Im Land der lieben Heimat froh umher,
Jetzt tief verborgen im einſamſten Hain,
Jetzt wieder angeſtrahlt vom Glanz des Hofes.
O roſenlichte Zeit — du biſt nicht mehr!

**Berthold.**

Verzeiht! Ich rede wohl zu keck mit Euch;
Allein — wer hat mich denn ſo keck gemacht?
Ihr ſelbſt! Ihr ſeid ſo freundlich, lieb und gut,
Daß man mit Euch keck wird, eh' man es glaubt.
Die andern Gäſte auf der hohen Burg
Sind vielgeehrt; man ſchlägt die Augen nieder,
Wenn man mit ihnen ſpricht: doch Euch ſchaut man
Ganz ruhig in das helle Augenblau,
Und wer bei allem Andern ſonſt verſtummt,
Mit Euch hat er den Muth herauszureden,
Wie's ihm um's Herz. — Seht, Gott, des Guten Geber,
Gab zu dem Guten Euch das Beſte noch,
Das Herz und den Geſang. Man ſagt wohl ſonſt:
Das frohe Herz quillt über in Geſang,

Und der Geſang erfreut das bange Herz;
Doch Ihr trägt eine Wunde in der Bruſt,
Und gönnt dem Schmerz des Wohllauts Balſam nicht.
Darf ich ausſprechen, was ich denke?

**Ofterdingen.**

Sprecht!

**Berthold.**

Ihr ſeid verzagt, mißtrauet Eurer Kraft,
Und ſchlagt den Werth der Andern zu hoch an.
Glaubt Ihr, daß von den Minneſängern Allen,
Die auf der Wartburg hier verſammelt ſind,
Ein Einziger den Preis Euch wird entreißen?
Seid ohne Sorg'! Ihr werdet nicht beſiegt;
Denn gibt's auch Meiſter des Geſanges hier,
Es trifft doch Keiner ſo wie Ihr das Herz.

**Ofterdingen.**

Im heut'gen Liederkampfe muß ich ſiegen,
Soll nicht Schmach und Verzweiflung mich vernichten!
Sophie ſelbſt, die hocherhabne Frau,
Sie würdigt uns der holden Gegenwart.

**Berthold.**

Zürnt, wie Ihr wollt, — ich muß das Herz Euch öffnen,
Damit es nicht in ſeinem Schmerz verblute,
Sophie nicht, die hocherhabne Frau,
Nein, Klingſor's ſchöne, wunderholde Tochter —

**Ofterdingen.**

Halt ein! ſprecht nicht den ſüßen Namen aus!

**Berthold.**

Kann Liebe einen treuern Wächter finden,
Als den bewährten Freund? — Ja, Kunigunde — —

**Ofterdingen** (an Berthold's Bruſt ſinkend).

Ja, Sie erfüllt mit Schmerz und Liebe mich,
Sie iſt's, für die ich leben will und ſterben;
In ihr nur find' ich meine Welt, mein Glück!
(Mit ſteigender Begeiſterung.)
Iſt Liebe nicht das Blütenreich der Kunſt?
Reicht Ihre Hand den Preis des Sieges mir,
Dann iſt des Lebens ſchönſter Lohn mein Theil,
Dann wag' ich's kühn, die Wunderherrliche,
Sie ſelbſt zu preiſen; müßt' ich auch erliegen, —
Ihr Lob im Mund, zu ſterben, wäre ſüß!
Wohl fühl' ich meinen Unwerth, weiß es wohl:
Hoch ſteht ſie über mir ſo wie der Mond,
Hoch, — doch auch hold und mild wie Luna ſelbſt.
Ich preiſe ſie, wie ich den Himmel preiſe,
Der mich nur ſo berühret wie den Bach,
In dem er glänzt, ſo fern er auch von ihm.

**Berthold.**

Ja wahrlich, einen würd'gern Gegenſtand
Als Kunigunden, fand kein Sänger noch!
Gleich herrlich ſchmücken Euch Natur und Kunſt; —
Glaubt mir, die Schöne iſt dem Schönen hold!

**Ofterdingen.**

Doch Veldek, Er der Stolze, Glänzende,
Den Würde, Geiſt und Reichthum hoch erheben,

Den des Landgrafen mächt'ge Fürſtengunſt
Vor aller Welt als ſeinen Liebling preiſt, —
Er glüht in Leidenſchaft für Kunigunden!
O wie verſchwindet da der arme Sänger,
Der nichts als lieben, ſingen, — ſterben kann,
Wo Jener ihr des Glückes Füllhorn beut!

**Berthold.**

Wann fand die wahre Liebe denn ihr Glück
Je außer ſich? Sie ſelbſt ſchafft ſich den Himmel,
In dem ſie wohnt. Der ſtolze Veldek kann
Wohl glüh'n, — doch lieben kann er nicht!

**Ofterdingen.**

Und Klingſor ſelbſt,
Er, ruhmgekrönt durch Kunſt und Wiſſenſchaft, . . .

**Berthold.**

Wird Euern Werth ſo wenig hier verkennen,
Als Kunigunde ihn verkennen kann.

**Ofterdingen.**

O welchen Muth ſtrömt Ihr mir in das Herz!

**Berthold.**

Seid wohl auf Eurer Huth! Der Kanzler naht.

### Zweite Szene.

**Veldek** mit Gefolge. **Die Vorigen.**

**Veldek** (zum Gefolge).

Es ſei die Burg, der Garten und der Forſt
Geſchmückt zum glänzendſten Empfang!

Ein Feſt muß nun das andere verdrängen. (Vortretend.)
So eben bracht' ein Bote uns die Nachricht
Von Klingſor's naher Ankunft, um den Gruß
Von Ungarns König unſerm Herrn zu bringen,
Und ſeinen Sohn, das zarte Hunnenkind,
Zum künft'gen Gatten freundlich zu geloben
Der kleinen Elsbeth.

**Ofterdingen** (beiſeits).

Gott!

**Berthold** (heimlich zu Ofterdingen).

Seid Eurer mächtig!

**Veldek** (zum Gefolge).

Vertheilt euch, und vollzieht genau und ſchnell,
Was ich befahl! (Gefolge entfernt ſich.)

**Veldek** (zu Berthold).

Ihr kennt den Klingſor; ſchildert mir ihn doch,
Den ſeltnen Mann! (Bei ſich.)
Der Thor dünkt ſich ein Gott.

**Berthold.**

Hoch hält Andreas, Ungarns König, ihn,
Und folget ſeiner Weisheit klugem Spruch.
Der Erde Schätze ſind ihm unverborgen;
Gehorchen muß ihm Gold und Edelſtein,
Und jeder Pflanze Kraft iſt ihm bekannt;
Die goldne Zeichenſchrift am Firmament,
Er lieſt ſie wie ein aufgeſchlagnes Buch.
Die Elemente, deren Stoff vereint
Des Menſchen Körper bildet, er weiß ſie

Zu feſſeln und zu ſcheiden, wie er will.
So ſchaltet er ſelbſt mit der Sterne Kraft,
Indem er ihren Einfluß auf die Erde
Benützt, und ihn nach ſeiner Willkür lenkt.
Ja, hört! faſt ſcheu' ich mich es auszuſprechen,
Und doch iſt's wahr; mir ſagten's wackre Männer,
Daß er die ungeheure Macht beſitzt,
Die Todten ſelbſt auf kurze Zeit
An's Sonnenlicht zurückzurufen!

**Veldek.**

Kann er nicht etwa auch die Sterne gar
Vom Himmel zieh'n und Narren weiſe machen?
Das Wunder wäre gut für manchen Mann!
Lebt wohl, Herr Kaſtellan! Ein andermal
Find' ich vielleicht für Euer Ammenmärchen
Mehr Muße und mehr Luſt. —

**Berthold.**

Er glaubt an nichts, und Alles ſcheint ihm klein:
Ich glaube gern an Gott und große Menſchen,
Die ihre Größe doch nur Gott verdanken.
Und ſcheint mir Manches größer als es iſt, —
Ei nun, das ſchadet weder mir noch Andern! (Ab.)

---

## Dritte Szene.

**Veldek. Ofterdingen.**

**Veldek.**

Noch weilet Kunigunde!

**Ofterdingen.**

Wie? ſoll Sie
Sich am grauſamen Spiel der Jagd erfreu'n?

**Veldek.**

Die Holde gab nur meinem Wunſche nach.

**Ofterdingen.**

Horcht Sie auf Euern Wunſch, dann wünſcht nur dies,
Daß Sie Euch würdig halte, Ihr zu dienen.

**Veldek.**

Dem Minneſänger ziemt die Demuth wohl,
Der Würde hohem Rang das Selbſtgefühl.
(Nach einer kleinen Pauſe.)
Ihr war't die ganze Nacht ſehr aufgeregt.
Nicht wahr? der Wein iſt doch der Lebensquell
Der ganzen Meiſterſängerſchaft?

**Ofterdingen.**

Er zündet, — wo was zu entzünden iſt;
Wo nicht, — ſo bleibt der ungeſchlachte Zecher
Doch nur des edlen Safts unedelſtes Gefäß.
Schmäht mir die Sänger nicht, ſonſt gibt es Zank!
Ihr wißt es ſchon, ich lod're ſehr leicht auf, —
Doch — laſſen wir das! — Nennt man böſe Geiſter,
So halten ſie auch ihren Einzug bald.
Ein Tag der Feier iſt der heut'ge Tag,
Wie Liederkampf der Kämpfe ſchönſter iſt.
Entweiche denn der Groll aus meiner Bruſt!
Der Geiſt des Friedens lichte mir den Sinn!

**Veldek.**

Mit welchem Minneſänger werdet Ihr
Den Wettſtreit heut beginnen?

**Ofterdingen.**

Mit Walter von der Vogelweide.

**Veldek.**

Das iſt derſelbe, mein' ich, der den Preis
Vor allen andern Sängern ſchon gewann?

**Ofterdingen.**

Vor Allen? Sind denn Einige ſchon Alle?
Nehmt in der Menge der Beſiegten doch
Auf jeden Fall mich aus! Ich kämpfte ja
Noch nie den Wettſtreit des Geſangs mit ihm;
Und laßt — ich ſag's Euch — laßt die Neckerei!
Denn meine Hand, die Harfenſaiten ſchlägt,
Verſteht auch mit dem Schwert zu ſchlagen, will
Ein Ungeweihter mir die Kunſt entweihn!

**Veldek** (für ſich).

Hochmüth'ges Sängervolk! Dir will ich noch,
Früh oder ſpät, Dein Grablied ſingen! —
Ha, Kunigunde! Welch' ein Himmelsbild!

(Er eilt Kunigunden entgegen.)

**Ofterdingen.**

Sie iſt's! — Muth! meine Liebe glühe kühn empor!

## Vierte Szene.

**Kunigunde** mit **Jagdgefolge. Die Vorigen.**

**Kunigunde.**

Wie Landgraf Hermann wünſcht — durch Euern Mund,
Herr Kanzler, ſoll das Spiel der Jagd mich ſeh'n,
Doch wird das ſcheue Reh Euch muthig dünken,
Wenn es vor meiner Furcht die Flucht ergreift.
(Sie erblickt Ofterdingen, der ſich in einiger Entfernung hält.)
Bei Gott! Schön iſt des Daſeins Lieblichkeit;
Ich häng' am Leben, wie die Biene ſich
Feſt in den Honigkelch der Blume ſaugt;
Doch wenn mir Heinrichs Kunſt und Weſen ſtrahlt,
Dann ahn' ich, daß die Fülle all der Freuden,
Die ſonſt mir ſo genügt, — —

**Veldek.**

Ei, laßt das Schwärmen!
Den Liedlern ſpukt die Minne meiſtens doch
Nur im Gehirn; das Herz bleibt kalt und leer.
Die Macht des Augenblickes iſt ihr Gott,
Und Ruhmſucht jagt ſie wie der Sturm die Flut.

**Ofterdingen** (ſich Kunigunden ehrfurchtsvoll nähernd).
Des Morgens ſchöne, roſenmilde Göttin!
Sagt mir: Verkläret Ihr den Himmel, oder
Verklärt der Himmel Euch? Wer kann's entſcheiden?
Doch wißt, wie auch der Himmel glühen mag,
Noch heller glüht's für Euch in meiner Bruſt,
Und mit Begeiſt'rung füllt mich Euer Anblick.

Verzeiht! Kann ich dem innern Drang gebieten?
Es wird der Sänger vom Gefühl bemeiſtert,
Und wenn er da erliegt, iſt's zweifach ſchön!

**Kunigunde.**

Schwer fällt dem ſchwachen Aug' zu helles Licht,
Und mir iſt fremd der Ton der Dichterſprache.
Darum verzeiht auch mir, wenn ich verſtumme,
Wo ſo vielſaitig tönt ein reicher Geiſt!

**Ofterdingen.**

Und blendet die erwachte Morgenglut,
So laſſet mich die ſtille Dämm'rung ſein!
Wie dann aus ihrem Flor ein Maitag lächelt,
Wird auch die Hoffnung uns zur Wirklichkeit.

**Veldek** (für ſich).

Wie Sie ihm lächelt! Tobe nicht, mein Herz!

**Kunigunde.**

Denk' ich die leichten Wolken mir als Engel,
Die meiner Wünſche, meiner Träume Spiel
Mir als ein liebliches Gemälde zeigen
Der Zukunft, oder, wie die Morgenländer
Aus Blumen eine Zeichenſchrift ſich bilden,
So eine Sprache, die wie Memnons Säule
Nur da hochfreudig, aber wahr erklänge,
Wo des Gefühles goldner Lebensſtrahl
In's Herz gedrungen — — — doch verzeiht!
Mir fehlt die Kunſt, das Gleichniß zu vollenden!

**Veldek** (für ſich).

Weh mir! zu reich floß dieſer Worte Strom!
Und dies Verſtummen — mehr als Rede iſt's!

**Kunigunde.**

Mit Walter haltet Ihr den Liederkampf?

**Ofterdingen.**

So fiel das Loos.

**Veldek** (zum Gefolge).

Die Jagdmuſik erſchalle!

(Zu Kunigunde).

Mein Fräulein! habt' Ihr Euren Sinn geändert?
Zwar Sieg und Beute fehlen Euch wohl nie —
Im Walde wie — im Reiche der Fantaſie;
Allein der Landgraf hat von Euch das Wort, —
Und dieſes Zögern dürfte wahrlich leicht
Mißdeutet werden; darum laßt uns eilen!

**Kunigunde** (zu Veldek).

Mich däucht, es zieht kein guter Geiſt Euch fort!

(Zu Ofterdingen.)

O möchte doch mein Vater bald mit mir
Die Freude theilen über Euren Sieg!

**Ofterdingen.**

Ihr wünſcht mir Sieg? dann muß er mir auch werden!

**Kunigunde.**

Lebt wohl!

(Ab mit dem Gefolge.)

**Ofterdingen.**

Ein Freudenhimmel thut ſich auf!

**Veldek** (halblaut).

Auch eine Hölle bald — mir oder Dir! (Er folgt Kunigunden.)

**Ofterdingen.**

Haß flammt in ſeinem Blick; Wuth treibt ihn fort.
Wohlan! So gelt' es denn zweifachen Kampf!
Hier um ein Herz, dort um den Dichterkranz!

## Fünfte Szene.

### Walter. Ofterdingen.

**Walter.**

Ei ſieh! dem Tage ſelbſt kommt Ihr zuvor?
Ihr wolltet doch nicht etwa mühſam gar
Euch vorbereiten zu dem Liederſpiel?

**Ofterdingen.**

Was ſoll ich's leugnen? Ja, ich wollte das.
Die echte Größe und das wahre Schöne —
Sie ſind ſtets bei der Ruhe nur zu finden.
Heiß ſtrömt das Blut vom Herzen und zum Herzen;
Begierde, Wunſch und Trotz, und Schmerz und Luſt,
Sie treiben uns im wilden Taumel fort;
D'rum muß, wer Hocherhab'nes will beginnen,
Der tollen Gährung böſen Sturm beſchwören,
Sein Inn'res reinigen und heiligen.
Die Erde iſt ein Sammelplatz von Freuden,
Doch in des Lebens Mitte ſteht das Grab,
Und aus dem Grabe ſteigt die Seligkeit.

Die Blume ſinkt, — doch blühend kommt ſie wieder;
Ein Stern, der Einmal fiel, geht nimmer auf!

**Walter.**

Es leben hoch die Sterne und die Blumen!
Sie ſind des Himmels und des Lebens Bilder
In ihrer reinſten Schöne. —
Hört doch, Freund!
Mich däucht, daß ihr mich ſehr verkennen wollt.
Bin ich gleich nimmer ruhig, ſteh' ich auch
Stets auf des Lebens höchſtem Gipfel oben,
Ich bin doch rein, ja wahrlich mackelrein,
Und werth, daß Gott Geſangeskraft mir gab.
Ich bin wohl heftig, — böſe wahrlich nicht;
Ich tobe leicht, doch hab' ich ausgetobt,
So mag ein Guter leicht mit mir verkehren.
Der Haß iſt des Verbrechers böſer Geiſt,
Der, wie ihr Schatte, mit der böſen That
Im gleichen Augenblick entſteht, und ihr
Raſtlos nacheilt, ſo wie der Spur des Wildes
Der Jäger folgt, und nimmer ruht, bis er
Das flüchtigſcheue Ziel erfaßt und würgt.
Wir aber ſind in dieſem Erdentempel
Des heil'gen Feuers auserkorne Wächter,
Beſtimmt, auf dem Altar es zu erhalten.
Dem Leben müſſen wir die Schönheit geben;
Das Thier auch lebt, doch ſchön lebt nur der Menſch!

**Ofterdingen.**

Ihr ſprecht beinah', als ſtändet Ihr mir ſchon

In aller Macht des Wettſtreits gegenüber.
Ihr tadelt mich, und faſt will ich bedünken,
Als hättet Ihr Euch ſelber vorbereitet.

**Walter.**

Erzürnt mich nicht! Ich haſſe Vorbereitung.
Schnell wie der Sonnenſtrahl zur Erde fährt,
Schnell wie des Adlers Flug zum Himmel ſteigt,
Muß, von Begeiſterung entflammt, der Geiſt
Des Dichters hochauflodern, und den Schatz
Der Zauberkunſt wie eine flugs enthüllte
Glanzvolle Kluft von Edelſteinen zeigen.

**Ofterdingen.**

D'rum rühm' ich mir der Sonnenſtrahlen Macht,
Die jener glutentbrannten Edelſteine,
Hellleuchtend tiefes Geiſterleben reift;
Des Blitzes rother Strahl entzündet leicht, —
Doch was er zündet, — —

**Walter.**

Ich verſteh' Euch. Schweigt!
Sonſt möchte wohl ein gleicher Strahl auch uns — —

**Ofterdingen.**

Nicht weiter! Streit gibt uns das Leben wohl,
Doch muß die Kunſt das Streitende verſöhnen.

**Walter.**

Und welchen Gegenſtand erwählt Ihr Euch
Zum heut'gen Liederſtreit mit mir?

**Ofterdingen.**

Den Herzog Leopold von Öſterreich,
Ihn, den glorreichen Siebenten.

**Walter.**

Ein würd'ger Stoff! doch meinen Geiſt entflammt
Hermann, der edle Landgraf Thüringens.

**Ofterdingen.**

Er liebt Geſang und iſt des Preiſes werth,
Doch mein Held bleibe der glorreiche Herzog!

**Walter.**

So bietet denn all' Eure Kräfte auf!
Denn ſchon der Stoff erleichtert mir den Sieg,
Und wenn ich ſiege, ſchafft nicht mein Talent,
Schafft Hermann, den ich preiſe, mir den Sieg.
Wo kommt Ein Fürſt an Tugenden ihm gleich?
Die Wage Deutſchlands hält er in der Hand;
Die höchſten Thronen horchen auf ſein Wort;
Er ſtrahlt und leuchtet wie die Sonne ſelbſt,
Drum ſtrahlt und leuchtet auch, von ſeinem Glanz
Umfloſſen, das Verdienſt in That und Werk.
Er krönt den Tugendlichen, wie Ihn ſelbſt
Die Tugend krönt; den Edeln ruft er auf,
Weil Größe nur der Größe Raum gewährt:
Das Schöne fördert er mit Freudigkeit,
Weil Schönheit ſelbſt der Schönheit Spiegel iſt.
Ihm ſteh'n zur Seite Kunſt und Wiſſenſchaft:
Und Heldenmuth und milder Friedensſinn
Umkränzen ſeinen Thron mit Palm' und Lorbeer,
Und wie des Himmels Stimme tönt herab
Entzückungsvoll der Dichtkunſt Saitenſpiel.
Nicht Arthus ſelbſt, der König fabelhafter

Heroenzeit, gleicht ſeiner Herrlichkeit;
Selbſt fabelhaft wird Hermann's Geiſt und That
Einſt der erſtaunten Nachwelt dünken.

**Oſterdingen.**

Ihr ſprecht mit ſolchem Eifer hoher Glut,
Als gälte es ſchon jetzt den Liederſieg.
Ja, Hermann iſt ein ehrenwerther Fürſt;
Er liebt und ſchätzt die Kunſt; dies zog mich her
Aus meines Öſtreichs liebem Heimatland;
Denn ſo wie Er der Minneſänger Chor
Um ſich verſammelt, und die Felſenburg
In ein Elyſium verwandelt. . . .

**Walter.**

Ei ſeht doch! Ihr vergeßt Euch ganz und gar,
Wollt Euern Herzog preiſen, und es reißt
Euch die Begeiſterung, wie Jovis Adler
Den Ganymed zum höchſten Himmel trug,
Zu Hermann's himmelhohem Ruhm empor.

**Oſterdingen.**

O triumphiret nicht zu früh! Gerecht
Iſt Leopold, gerecht ſind ſeine Sänger,
Und rühm' ich nun den edeln Hermann auch
Mit reichen Preiſes übervollem Maß,
Doch ſtrömen mir noch tauſend reiche Quellen
Zum Lobe des glorreichen Leopold,
Der wie ein ſchönes Füllhorn unerſchöpflich
Mit ſeinen eignen Schätzen herrlich prangt,
Mir ſelbſt die Blumen gibt zu ſeinem Kranz.

Ich ſag' es muthig: Deutſchlands Fürſtenglanz;
Iſt ein geſegneter goldheller Tag,
Doch Leopold die Sonne dieſes Tags!
Ja, zweifach glorreich iſt der Leopold,
Weil ſein Glorreiches glorreich iſt erkannt,
Und ſelbſt der Neid ſein Thaten-Lichtgedräng'
Nicht zu verkleinern wagt, noch zu verhüllen.
Ein Vater herrſcht er im Familienſchooß;
Es iſt ſein Staat ſein Stammhaus, weil aus ihm
Das Beſte ſtammt, weil er ein Menſch den Menſchen.
Schaut ihn im Schlachtgewühle herrlich ſteh'n,
Schaut ihn, wenn unter freiem Himmel ſitzend,
Gericht er hält auf ſeinem Herrſcherſtuhl,
Und unter Gottes lichtem Baldachin
Recht ſpricht, vom treuen Volk umfloſſen!
Hat ſeine Frömmigkeit für Glaubens Macht
In Aſia und Afrika gekämpft,
Strahlt in Europa Er als Friedensfürſt,
Der Fehd' und Kronenſtreit vermittelnd eint.
Wer ſchützt den Unterdrückten ſo wie Er?
Wer ehrt gleich Ihm des Gaſtrechts Heiligkeit?
Drum, mag die Erde beben, mag die Flut
Des wildzerſtörend brauſenden Gewäſſers,
Mag unheilvoller Seuche Todeshauch
Mit Leichen füllen Stadt und Land,
Mag ſelbſt ſein Haus ein Quell der Leiden ſein,
Er ſteht und hebt den Blick zu Gott empor;
Da blüht ſein Reich in Einheit und in Kraft,

Das Er wie Kinder liebt, das Ihn als Vater ehrt:
Er lebt im Staat, es lebt ſein Staat in Ihm!

**Walter.**

Iſt Eure Dichterkraft gleich ſeiner Macht,
Singt Ihr ſo herrlich, wie Er handelnd lebt,
Seid Ihr an Bildern reich wie Er an Thaten,—
Dann wahrlich krönt der Sieg Euch ſo wie Ihn!

**Ofterdingen.**

Schweigt! Weit bleibt Hermann hinter Ihm zurück,
Doch zeigt ſich Landgraf Hermann groß darin,
Daß er die Größe Leopolds erkennt.

**Walter.**

Ihr wählt den *mindern* Stoff, *Euch* groß zu zeigen.

**Ofterdingen.**

Und wollt Ihr, klein Euch zeigend, Großes ſchildern?

**Walter.**

O wäre jetzt des Wettſtreits Stunde ſchon!

**Ofterdingen.**

Wohl Mancher wünſcht zu früh, was ſpät gereut!

**Walter.**

Schaut an den Tag! Er glüht — und führt zur Nacht.

**Ofterdingen.**

Der Tag? ja wohl! Wie ſchön er um uns glüht!
Und wir — wir zanken uns im Morgenroth,
Das eine Feier iſt der Himmelsruh'?

**Walter.**

Mein Gott! da ſprecht Ihr wahr. Wir freveln ſehr!
Da oben bilden ſich viel tauſend ſchöne

Geſtalten in verklärter Herrlichkeit, —
Und wir — wir ſtacheln uns zu Zwiſt und Streit!
Mein Ofterdingen!

**Ofterdingen.**

O mein lieber Walter!
Wie klein erſcheint das Treiben dieſer Welt,
Wenn man hinauf zum hohen Äther blickt,
In jenes blütenhelle Friedensreich!
Wie ſtill iſt's dort, — wie wild ſind wir bewegt!

**Walter.**

Hier ſtreiten wir, — und dort löst aller Streit
In Harmonie ſich auf! Wie ſchön iſt's dort!

**Ofterdingen.**

Die Dichtkunſt iſt des Lebens Morgenroth.
So fliehe denn die Scheelſucht gleich der Nacht!
Und ſiege von uns Beiden, wer da will,
Ihr ſeid des Sieges, ich bin Euer werth!

**Walter.**

Und werd' ich je beſiegt, ſo ſei's von Euch!

**Ofterdingen.**

Heil dir, du ſchönſte aller Morgenröthen!

**Walter.**

An Freundesherzen grüß' ich dich.

(Beide umſchlingen ſich und bleiben in dieſer Stellung, in den Anblick des Morgenhimmels verſunken. Die Sonne geht auf.)

## Sechste Szene.

**Vorige. Seraphine** erſcheint oben auf den Felſen, ſchaut mit Entzücken der aufgehenden Sonne entgegen, ſinkt dann andachtsvoll auf die Knie, und ſpricht zur Harfe, die ſie zugleich ſchlägt:

Des Morgens reiner Purpurſtrahl
In deiner Heiligkeit
Sei jeder Harfe Schall
Dem höchſten Geiſt geweiht!
Wie dieſe Wolkenblumen ſich geſtalten
In unermeßlich farbenreicher Pracht:
So laß die Fülle unſers Innern ſich entfalten,
Bis Licht in uns wie um uns her erwacht!

**Walter.**

Iſt's eines Engels himmliſche Erſcheinung
In jenem lichtumfloſſ'nen Geiſterklang?

**Ofterdingen.**

Uns ein Engel wahrlich! denn er bringt
Den Seelenfrieden
Und ſeine Himmelsluſt
In die Sehnſucht erglühende,
Wonneerblühende,
Vielbewegte Bruſt!

(Ofterdingen und Walter ſinken, ſich umſchlungen haltend, auf die Knie.)

(Der Vorhang fällt.)

# Zweiter Akt.

## Erſte Szene.

Ein Waldthal, von dichtbewachſenen Felſen umgeben. In der Mitte des Hintergrundes iſt der Eingang in eine geräumige Höhle ſichtbar; ſeitwärts eine ſchmale Waldöffnung mit der Ausſicht auf einen Theil der, in der Höhe hervorragenden Wartburg. Von verſchiedenen Seiten wird abgebrochene, ſchnell verhallende Jagdmuſik gehört, die ſich bald ganz verliert.

**Klingsor** (aus der Höhle kommend).

Wie ringsumher die Jagd den Wald durchtobt!
Jetzt ſchwindet die Muſik in Ferne hin;
Erreicht ſcheint nun das langverfolgte Ziel,
Aufgeſchäumt der Jubel nun zum letzten Mal,
Und all die Freude wird zu nichts! — —
O Kunigunde! ahneſt Du die Nähe
Des Vaters, der in Sehnſucht Deiner harrt,
Wie ein Unglücklicher in Felſen wohnt,
Um ſich von Deinem Glück zu überzeugen?
Biſt Du des Ofterdingen werth?
Iſt er auch Deiner werth und Deines Vaters? —
    Bald zieh ich ein, du hocherhabne Burg,
Die mir ſo goldenhell entgegen ſchaut,
Des Hunnenkönigs Werbung dir zu bringen:
Vergönne mir den kurzen Aufenthalt
Im Walde hier, damit ich, Freude bringend,
Auch Freude finden mag in deinen Hallen!

## Zweite Szene.

**Seraphine. Klingſor.**

**Seraphine** (von den Felſen kommend).
Willkommen, Vater! Ach, mir fehlt der Athem!

**Klingſor.**
Sprich, liebes Kind! Geſchah Dir was zu Leide?

**Seraphine.**
Kein Leid erfuhr ich, aber Angſt die Menge.
Kaum graute noch die erſte Dämmerung,
Da nahm ich meine Harfe in den Arm,
Verließ die Höhle unbeſonnen ſchnell —
(Verzeih mir, lieber Vater, daß ich's that! —)
Erſtieg den nächſten Fels; da lockte mich
Ein and'rer, der noch höher ſtand; auch den
Erklimm' ich flugs. Doch nun ging das ſo fort;
Nach jedem höhern kam ein höh'rer noch,
Und ach! ich wollte auf dem höchſten ſteh'n!

**Klingſor.**
Ja, Kind, Du biſt des Menſchen wahres Bild!
So iſt ſein Wünſchen, all ſein Thun und Treiben.

**Seraphine.**
Endlich gelang's; ich ſtand da, wo ich wollte.

**Klingſor.**
Ein ſeltner Fall! fürwahr, ein halbes Wunder!

**Seraphine.**
Und nun — nun ging die Sonne herrlich auf.
Ach, Vater, Schöneres kann's nicht mehr geben!

Ich kam ganz außer mir, ſah und ſah nicht,
Denn um mich her floß eine Nacht von Licht;
Ein ſeltſames Gefühl von Schmerz und Luſt
Durchwühlte mir die Augen und die Bruſt.
Da ſank ich auf die Knie und hielt empor
Mit freudigem Gefühl
Mein Saitenſpiel.
Um mich lodernd hin und her
Floß ein reges Feuermeer;
Auch in mir flammte eine neue Glut,
Und Deines Morgenliedes kühne Flut,
Sie drängte ſich aus meinem Mund hervor.
Da floh die Nacht,
Ich ſah des Tages gold'ne Pracht;
Doch wie erſtaunte ich!
Am Fuße meiner Klippe knieten ſchweigend
Zwei Männer, die ſo ganz ausſahen,
Wie Du die deutſchen Minneſänger mir
Geſchildert haſt. Ich Thörin — ach! erſchrak,
Ergriff die Flucht, kam in ein Jagdgetümmel,
Lief ſeitwärts ab und floh nun fort und fort
Mit einer Schar von Rehen, die auch floh'n.
Nun geh ich Dir auch nimmer von der Seite!

**Klingſor.**

Wie Furcht und Keckheit ſich im Kind vereinen!
So wirkt die Größe ſelbſt auch auf die Kleinen.
Geh in die Höhle nun, um auszuruh'n!

**Seraphine.**

Du weckſt mich aber bald?

**Klingſor.**

Sehr bald;
Und auch zu einem lieblichen Geſchäft. (Seraphine ab.)

**Klingſor.**

Der Minneſänger Einer war gewiß
Der wackre Heinrich Ofterdingen! —
Was rauſcht dort im Gebüſch? — Er iſt's! — Mein Berthold!
Die dichten Zweige ſperren ihm den Weg.
Brecht muthig durch! ſonſt werden ſie zu keck.

---

## Dritte Szene.

### Berthold. Klingſor.

**Klingſor.**

Willkommen, Freund, und nun ſogleich zur Sache!
Verzeih dem Vater ſeine Ungeduld!
Sprich von der Tochter, ſprich von Ofterdingen!

**Berthold.**

Es gleichet ihre Liebe immer noch
Der zarten Roſenknoſpe, die im Schooß
Der grünen Blätter ihre Glut verbirgt.
Noch ſprach kein Wort das Unausſprechliche;
In Blick und Miene nur glänzt ihre Flamme.
Ja, dieſe Liebe iſt ein Himmelsklang,
Der ſchlummernd lebt im goldnen Saitenſpiel.
Von ſolcher Frühlingsſonne ſanft erwärmt,
Entfaltet ſich des Ofterdingen Kunſt
Mit jedem Tage herrlicher und ſchöner.

Im vollen Glanze wird ſie heut' ſich zeigen
Im Liederſtreit, den Er mit Walter hält.

**Klingſor.**

Mit Walter? heute noch! O wär's doch morgen!
Denn heut' muß ich hier noch verborgen bleiben.
Ja, herrlich nenn' ich ihn, den edlen Jüngling,
Vor allen Sängern unſrer Zeit!
Ihn ſollen Kunſt und Liebe krönen!
Die Liebe weihe ihn zum Sieg der Kunſt,
Die Kunſt verkläre ihm den Kranz der Liebe;
An Einem Ziele find' er Beider Lohn!
Hat er im heut'gen Liederſtreit geſiegt,
Führ' ich ihn morgen in den Arm des Glücks.
Nimm meinen Dank, o Himmel, daß ich Alles
So finde, wie das Vaterherz es wünſcht!

**Berthold.**

Nur Eine Wolke trübt den Frühlingsſchein,
In dem die junge Liebe freudig blüht.

**Klingſor.**

Mißbilligt ſie der Graf? beſchloß die Gräfin
Ein Anderes?

**Berthold.**

Viel edle Ritter warben
Um Eurer Tochter Hand. Sie wußte klug
Der Werbung all der Freier zu entgeh'n;
Nur Einer, hoch an Rang und Würde, ſteht
In ſeiner Leidenſchaft feſt wie ein Fels,
Bereit, das Äußerſte für ſie zu wagen,

Und heftig, wie er iſt, und ſtolz und kühn,
Bleibt er ein fürchterlicher Feind und Gegner
Dem, der ſich hindernd in den Weg ihm ſtellt.

**Klingſor.**

Und wer iſt dieſer Schreckliche?

**Berthold.**

Veldek, des Grafen Kanzler und ſein Günſtling.

**Klingſor.**

Und könnte Ofterdingen vor ihm beben?

**Berthold.**

Er bebt vor Euch; ſonſt ſchreckt ihn keine Macht.
Bald werdet Ihr ihn hier erſcheinen ſeh'n.

**Klingſor.**

Was führt ihn hieher?

**Berthold.**

Dieſes ſtille Thal,
Das hier im Schooß des dunkeln Waldes ruht,
Fern von des Tages lärmendem Gewühl,
Es iſt des Sängers Lieblingsaufenthalt.
Hier feiert er die Stunden ſeiner Weihe,
Trägt die Begeiſterung ihn himmelan.

**Klingſor.**

Wohlan! ſo will ich denn ein Bild ihm zeigen,
Das den entflammten Dichtergeiſt
Noch mehr entzücken ſoll, und Fantaſie
Und Wirklichkeit in Einen Zauber ſchmelzen.

**Berthold.**

So wollet Ihr durch Eure mächt'ge Kunſt
In der Magie, die alle Welt beſtaunt,
Ein Wunder höchſter Zauberkraft beginnen?

**Klingſor.**

So läßt auch Euch die allgemeine Sage
In mir den Herrn der Elemente ſeh'n,
Der die Natur ihm zu gehorchen zwingt?
Ja wohl bin ich ein Zauberer, doch nicht
So, wie der Pöbel gern es glauben mag.
Wohl regt ſich die Natur in ſtetem Kampf,
Der, ſtets vernichtend, immer Neues ſchafft,
Der Kampf des Guten und des Böſen,
Von Licht und Finſterniß, von Lieb' und Haß;
Doch gibt's Ein Mittel nur, das uns
Macht über die Natur verleiht:
Verwandt und hülfreich iſt ſich Vieles,
Wacht auf und nähert ſich, ſobald es ſich erkennt,
Wie Ein verwandter Ton den Klang des Andern weckt;
Doch ſtreben auch nach dem Naturgeſetz
Ringsum entgegen die feindſel'gen Kräfte,
Und darum ſiegt im allgemeinen Streit
Der Menſch nur dann, wenn's ihm gelungen iſt,
Im Innerſten Eins mit ſich ſelbſt zu ſein.
Dann wird ihm Macht, zu löſen und zu binden
Den Kampf der Welt, den Widerſtreit in ſich.
Doch ſolche höchſte Kraft kommt nur von Gott,
So wie das Sonnenlicht zur Erde ſtrömt.

**Berthold.**

Groß ſchien mir Eure Zauberkraft bis nun,
Noch größer find' ich Eure Geiſteskraft.

**Klingſor.**

Des Menſchen Inneres ſtreb' ich zu kennen,
Wie ich die Schätze der Natur durchforſche.
So werd' ich auch, erſcheint der Ofterdingen hier,
Benützen, was die Lage dieſes Forſts
Und dieſe Höhle ſelber mir anbietet.
Was in Begeiſterung den Sänger ſetzt,
Es ſoll ein Zauber ſcheinen, keiner ſein.
Hier die Natur, die holde Seraphine,
Und mein Gefolg, — genug der Zaubermittel!
Ich eile alſogleich . . . doch horch!
Ich höre Schritte.

**Berthold.**

Ofterdingen kommt.
So lebt nun wohl!

**Klingſor.**

Bei Sonnenuntergang —

**Berthold.**

Seh'n wir uns wieder. (Ab.)

**Klingſor** (nach Ofterdingen ſchauend).

Aus ſeinen Blicken ſtrahlt ein heil'ger Ernſt,
Glut der Begeiſterung verklärt ſein Antlitz.
Nimm hin den Geiſtesgruß zu Sieg und Luſt!

(Er zieht ſich, noch einige Male auf Ofterdingen freudig blickend, in die Höhle zurück.)

## Vierte Szene.

**Oſterdingen.**

Ich grüße dich, du grünes Heiligthum!
O nimm mich auf in deinen weichen Schooß
Mit meinen Schmerzen, Freuden, Wünſchen
Und Träumen, die ich hier genährt, gehegt.
Wohin ich blicke, blickt ein Freund mich an;
Hold winkt mir jedes Blatt vom Baume zu,
Sanft ſpielen mir die Lüfte um das Haupt;
Wie freudig hüpft die Quelle mir entgegen,
Und ſtarre Felſen rufen: Bau auf uns!
Natur, wo du ſo mild an's Herz mich drückſt,
Soll da mein Herz nicht jubelnd ſich aufſchließen?
Willkommen, Lüfte, Bäume, Quell und Fels!
Freut euch mit mir! Es bringt ein Fröhlicher
Ein Herz voll Liebe und ſein Glück zu euch. —
Nun, Liebe, thu' ſogleich dein erſtes Wunder
An mir! Es ſei mein heut'ger Sieg *dein* Werk!
Herr des Himmels! welcher Himmel
Öffnet ſich in meiner Bruſt!
Über dunkles Erdgewimmel
Hebt empor mich Götterluſt.
Sie *liebt* mich. Vernimm' es! Natur!
Erfülle mit Blumen dich, freundliche Flur!
Sie *liebt* mich! der Seligkeit
Biſt du nun, mein Leben geweiht!

O Liebe! Himmelslicht der Seele!
Des Herzens Paradieſesfrucht!
(Eine leiſe Muſik tönt aus der Höhle hervor.)
Mein Gott! belebt der Liebe Hauch die ſtarren Felſen?
Stimmt, wo die Liebe ſpricht, die ganze Schöpfung ein?
Will aus den Lüften mich ein Sphärenlied erfreu'n?
Woher? horch!

**Chor von Stimmen.**

Liebe weihe Dich
Zum Höchſten ein!
(Die Muſik tönt, nach geendigtem Chor, immer leiſer werdend noch fort.)

**Oſterdingen.**

„Liebe weihe Dich zum Höchſten ein!“
Wer ihr auch ſeid ihr Geiſterſtimmen,
Die ſo mit Muth und Hoffnung mich entflammen,
Gebt Liebe mir zur Führerin,
Und nach dem Höchſten ſtreb' ich kühn!
(Das Innere der Höhle öffnet ſich. Man erblickt eine reizende Flur mit wilden Roſengebüſchen bedeckt. Ein hellblauer Himmel leuchtet herab. Das glänzendſte Licht fällt auf den in der Mitte der Flur ſtehenden Blumenhügel, auf welchem Seraphine ſteht. Sie iſt idealiſch gekleidet, und hält in der einen Hand einen Kranz empor, in der andern eine brennende Fackel.)

**Oſterdingen** (vom Anblick getroffen).

Bin ich von Sinnen? himmliſche Erſcheinung!
Was kündeſt Du? Iſt's böſes Zauberwerk,
Das, mich zu frevlem Hochmuth will verlocken?
Ein Genius! Siegeskranz und Liebesfackel!
Dich — Paradieſesflur — nie ſah ich dich!
Faßt Wahnſinn mich? iſt's Gaukelſpiel

Erhitzter Fantaſie? — Ich bin's — ich wache —
Ich träume nicht — und doch iſt's Gaukelſpiel,
Trug, Blendwerk einer böſen Macht,
Die mir die Sinne will verwirren!
Und doch ſo ſchön — ſo lieblich — und ſo wahr!
Nicht ſündhaft, nein! — — O Wahrheit! Wahrheit!
Gott ſtärke mich! ich — kann's nicht länger —
Ertragen — Bild der Zukunft! —
Du biſt — zu ſchön, zu ſchön!

(Er ſinkt, ſeiner nicht mehr mächtig, auf einen Hügel nieder. Seraphine verſchwindet. Die Muſik verliert ſich ganz.)

## Fünfte Szene.

**Kunigunde** aus der ſchönen Gegend durch die Höhle kommend. **Klingſor** oben auf dem Felſen erſcheinend. **Ofterdingen** auf dem untern Hügel liegend.

**Klingſor.**

Es hat gewirkt, der Zukunft Zauberbild,
Das Dich mit Kraft und Muth erfüllen ſoll
Zum heut'gen Sängerkampf.
Erlag der Körper auch, die Fantaſie'
Wird nun in ſeinem Geiſt mit aller Macht
Ihr ſchönes Wunderſpiel beginnen. — —
Mein Gott! iſt's keine Täuſchung? Kunigunde!
Nun zähme dich, o Vaterherz! Zurück!

(Er zieht ſich etwas zurück.)

**Kunigunde.**

Ich folge euch, ihr ſüßen Himmelsklänge
Wohin ihr auch mich führen wollt, — ich folge,
Denn nur zu einem ſchönen Ziele könnt
Ihr mich geleiten! —
Wie! ihr ſchweigt nun?
Und tiefe Stille waltet um mich her?
So hab' ich ſchon das Ziel erreicht? (Sie erblickt Oſterdingen.)
Mein Gott! — Hier ruht der Töne milder Geiſt!
Die Harfe neben ihm! Iſt's noch ein Wunder,
Daß Himmelsklänge tönen, wo Er ruht?
Entquellen ſie der liederreichen Bruſt,
Wie Lichtglanz ausgeht von der Sonne?
Umſchwebten ſie ſein Haupt wie gute Geiſter?
Auch meine guten Geiſter ſeid ihr, ja,
Ihr führtet mich hierher — zu ihm!

**Oſterdingen** (erwachend).

So war es doch kein Wahn, der mich betrog?
Kein weſenloſes Bild der Fantaſie,
Das meinen Geiſt mit nicht'gem Spiel verwirrte?
Blüht nun vor mir die ſchöne Wirklichkeit?
Seid Ihr es, Kunigunde? iſt's ein Traum?

**Kunigunde.**

Euch hält die Zaubermacht der Fantaſie
Noch in dem Feuermeer der Truggeſtalten,
Und ſelbſt die Wirklichkeit ſcheint Euch ein Traum.
Ermuntert Euch! Kennt Ihr nicht meine Stimme?
Ihr zweifelt noch?

**Ofterdingen.**

Ja — hier mein Lieblingsthal!
Doch wie kamt Ihr hierher?

**Kunigunde.**

In wache Träume
Verſunken, — ſo verlor ich immer tiefer
Mich in den Wald, ſah plötzlich mich allein,
Und keine Spur vom fernen Jagdgetümmel.
Im Reich des Friedens ſchien ich mir zu wandeln,
Und Himmelsruhe floß mir in das Herz.
Die Stille wiegte ſich auf jedem Zweig,
Und ſelbſt die Luft hielt ihren Athem an.
O welche ſchöne Bilder ſpielten da
Ein leiſes Elfenſpiel mit meiner Seele!
Da plötzlich öffnet ſich der dunkle Forſt,
Und eine lichtumfloſſ'ne Gegend nimmt
Mich lächelnd auf. Ein freud'ges Labyrinth
Von Roſenſträuchen blickt mich glühend an,
Der reinſte Äther wölkt die blauen Schwingen,
Und leiſe Himmelsklänge wogen mir
Entgegen. Sanft betäubt, — kaum meiner ſelbſt
Bewußt, folg' ich den Tönen, die mich locken —
Und hieher führen!

**Ofterdingen.**

Hieher? Zweifelt nicht!
Es iſt des Himmels Fügung, und ſein Wink.
Ihr ſollt mich lieben, und ich darf Euch lieben!
So höre denn der Himmel, höre Du,

Geliebtes Mädchen, höre, welche Glut
Für Dich in meinem treuen Buſen brennt!
Dir dienen, ſei nun meines Lebens Glück!
Was ich nun bin und was ich werde, nur
Durch Dich und für Dich will's ich ſein und werden!
Mag ſelbſt das Unglück raſtlos mich verfolgen,
Wenn Du mir lächelſt, wird die Nacht zum Tag.
Gebiete! Nichts ſei mir zu groß, zu hoch!
Dein Wille wird mir auch die Kraft verleih'n.
Mein Leben und mein Ruhm ſei Dir geweiht!

**Kunigunde.**

So ſei bis in den Tod mein Auserwählter!
Nicht Glück noch Unglück trenne unſ're Herzen!
Ich tauſche nicht die Schätze aller Welt
Für Deine Liebe, die mein Kleinod iſt.
Auch ruhmlos bleibeſt Du mein Stolz, mein Glück:
Doch ſoll und wird der Ruhm Dein Haupt umkränzen.
Bald wird der Ehre Glorie Dich umfließen,
Bald wird die Menge Deinen Lorbeer grüßen, —
Mag ſich die Welt an Deinem Geiſt erfreu'n,
Ich bin die Glücklichſte, — Dein Herz iſt mein!

**Oſterdingen** (ſie umarmend).

Und ſegne bald Dein Vater unſern Bund!

**Klingſor** (auf dem Fels).

Er ſegnet ihn, — Gott ſchütze ihn!
Fort, fort! Ich ſprach zu laut. (Ab.)

**Kunigunde.**

Er wird ihn ſegnen, Gott ihn ſchützen!

**Ofterdingen.**

Hoch ſteht die Sonne ſchon. So eil' ich nun
Zum Kampfe, wo der Geiſt ringt mit dem Geiſt.
Mein Stoff iſt Öſtreichs Herzog Leopold,
Du aber, Kunigunde, meine Muſe,
Bald meiner Lieder einz'ger Gegenſtand!

**Kunigunde.**

So laß den Weg uns durch die Höhle nehmen
Nach jener Flur, die ich noch nie geſeh'n!

**Ofterdingen.**

Dieſelbe Flur! — War ſie kein Traumbild,
So zauberte doch meine Fantaſie
Ein buntes Spiel auf ihren lichten Raum.

**Kunigunde.**

Schön dünkt ſie, weil wir ſie im Licht
Beglückter Liebe ſeh'n.

**Ofterdingen.**

Und ſo iſt's wahr,
Daß Liebe aller Zauber größter iſt,
Und, wo ſie blüht, ſich ihr Elyſium ſchafft!
(Beide ab. Veldek iſt während der letzten Reden oben auf den Felſen hervorgetreten.)

## Sechste Szene.

**Veldek.**

Von ſeinem Arm umſchlungen? Hand in Hand?
Das Auge ſchwelgend im entzückten Aug'?

Es iſt gewiß! Geſchloſſen iſt der Bund, —
Und meines Lebens Glück dahin!
Und Er — Er, der es mir entreißt,
Zieht ſiegreich hin, da mich Verzweiflung faßt?
Den Tod ſollſt Du umarmen, Böſewicht!
(Er eilt mit gezücktem Degen über die Felſen herab, während dem die Höhle ſich wieder ſchließt.)
Treibt hier ein böſer Geiſt ſein Gaukelſpiel!
Verſchwunden! und kein Ausweg hier?
Sie flieh'n in Sicherheit; es iſt zu ſpät, ſie flieh'n!

## Siebente Szene.

### Seraphine. Veldek.

**Seraphine** (ſich in Veldeks Arme werfend).
Seid Ihr in dieſer Wildniß wohl verirrt,
Und in Verzweiflung nun?

**Veldek.**
Wie wahr Du ſprichſt!
Ja wohl — verirrt und in Verzweiflung,
Und eine Wildniß iſt das Leben mir!

**Seraphine.**
Ihr ſeid von jener Burg, wo Kunigunde wohnt?

**Veldek.**
Iſt ſie mir fern?

**Seraphine.**
Ich will den nächſten Weg
Euch zeigen.

**Veldek.**

So bin ich ihnen nah'! Sie fliehen nicht!
Nun ruhe, Schwert! Noch frommen and're Mittel.
(Er ſteckt das Schwert in die Scheide.)

**Seraphine.**

Da ſeht! dort wendet ſich der ſchroffe Fels,
Ein ſchmaler Pfad führt durch die dunkle Wölbung,
Dann liegt vor Euch die ſchönſte Roſenflur!

**Veldek.**

So iſt's; wohl mir! Komm' auf die Burg zu mir,
Daß ich Dich reich belohne, liebes Kind! —
Nun flügle Deinen Fuß, beglückter Sänger!
Es wird die Rache dennoch Dich ereilen,
Und Deine Beute Dir entreißen.
Mein mußt Du, Kunigunde, bleiben!
Mit einer Welt kämpf' ich um Deinen
Beſitz! Nicht Tod und Hölle ſchrecken mich!
(Er eilt durch die Höhle.)

**Seraphine** (die ſich mit ſteigender Angſt von Veldek entfernt hat).

Entſetzlich! Kunigunden droht er?
O was hab' ich gethan! Mein Vater! Hilfe!
(Sie eilt in die Höhle. Der Vorhang fällt.)

# Dritter Act.

## Erſte Szene.

Ein Gemach in der Wartburg.

Landgraf **Hermann** (in heftiger Bewegung eintretend). Ihm folgen einige Ritter und Höflinge; unter ihnen Ritter **Hugo** von Rauhburg.

**Hermann.**

Mich wollt' er mit der Dichtkunſt reichſtem Schatz
Ausſchmücken, — und muß doch in Schmach erliegen?
Iſt denn, was ich gethan, ſo gar gering?
Bin ich ſo klein, daß, wer mich preiſen will,
Beſchämt dem höhern Sänger weichen muß?

**Hugo.**

Erlauchter Graf! Ihr müßt den Sängern zürnen;
Dem Ofterdingen, der den Preis gewann,
Indem er einen fremden Fürſten pries,
Dem Walter, daß er ſich beſiegen ließ!

**Hermann.**

Schien ich dem Ofterdingen denn nicht werth,
An mir die Macht all ſeiner Kunſt zu üben?
Genügt' ich nicht, des Genius ganze Kraft
Dem Walter ſiegreich auszurüſten?
Bald wird es nun durch Deutſchlands Gauen ſchallen:
Der Sänger Hermanns iſt beſiegt!
„Beſiegt!" ruft jeder Neider höhniſch nach,
Als wär' ich ſelbſt beſiegt. — Und dennoch däucht

Die hochgeprieſ'ne That nochmal ſo ſchön,
Trägt des Geſanges Strahlenfittig ſie
Verklärend hin durch alle Welt!

## Zweite Szene.

**Walter** (heftig eintretend, ſtürzt zu Hermanns Füßen).

**Die Vorigen.**

**Hermann.**

Ihr wagt es noch, Verwegener, der, mich
Lobpreiſend, meinen Glanz befleckt!
Iſt Eure Kunſt ein ſchwaches Zwerglein nur,
Und Euer Eigendünkel doch ein Rieſe, —
Dann mögt Ihr ſingen — Euch zu Luſt und Lieb',
Doch wählt behutſam Euern Gegenſtand!
Ihr ſeid beſchimpft — und ich durch Euch.

**Walter.**

Raubt Ein Gewölk der Sonne ihren Glanz?
Entgeht dem Demant durch die Nacht ſein Werth?
Ich bin die ſchnöde Wolke, bin die Nacht;
Nur meiner dunkeln Ohnmacht Nichtigkeit,
Nur meiner frevelnden Vermeſſenheit
Wird die gerechte Welt in Zorn entbrennen,
Doch Euch, erlauchter Herr, zu Eurer Thaten,
Zu Eurer hohen Tugenden Glanzfülle
Noch lauter rufen einen neuen Ruhm,
Den Ruhm, daß Ihr in edlem Selbſtgefühl,
Zu groß dem Zorn ſelbſt da, wo er gerecht,

Dem Sänger den mißlung'nen Sieg verzeiht,
Verzeiht dem Künſtler, um die Kunſt zu ehren!

**Hermann.**

Ich ſprach zu harte Worte wohl, — mag ſein!
Steht auf, ich zürn' Euch nicht!
Es war des ſchadenfrohen Schickſals Tücke,
Es war der böſen, dunkeln Stunden Eine,
Die unheilvoll wie nächtliche Raubvögel
Durch's Leben zieh'n. — Seid ruhig, Walter!
Ich zürn' Euch nicht; und ſeid Ihr tadelswerth,
So ſtraft Ihr Euch wohl ſelber ſchon zu ſehr:
Ihr tragt ja ſchon die ſchwere Laſt der Schmach!

**Walter.**

Schmach? Schmach! ja ſie iſt aller Laſten ſchwerſte,
Iſt ein Vampyr, der tropfenweiſe uns
Das Blut aus dorrendem Geäder ſaugt!
Ihr bin ich preisgegeben, — weh, weh mir!
Indeß der Ofterdingen ſiegreich ſtrahlt.

**Hermann.**

Ja, glücklich preiſ' ich Herzog Leopold,
Weil ſeine Größe ſolchen Sänger fand!

**Hugo.**

War's doch, als ſpräch' ein Gott aus Heinrichs Mund!

**Hermann.**

Wie floß der Rede milde Kraft dahin!
Gedanken drängten wie Lichtſtrahlen ſich
Aus ſeines Geiſtes reichem Sonnenglanz.
Bald tauchte er ſich in ein Meer von Bildern,

Bald ſchwang er ſich verklärt zum Himmel auf,
Um ſeines Helden Bild dahin zu ſtellen,
Indeß der Sprache Wohllaut ſich
Wie Sphärenglanz um den Geprieſ'nen zog.

**Walter.**

Ihr bohret tauſend Dolche mir in's Herz!
Und müßt' ich ewig tragen dieſe Schmach?
Flieht den Beſiegten ewig denn der Sieg?
Ich fühle meine ganze Kraft in mir
Erwachen; wie ein Morgen glüht ſie auf
Nach einer düſtern, ſturmdurchraſ'ten Nacht!
Ich bin beſiegt, um ſchöner bald zu ſiegen.
Erhab'ner Herr! O ſprecht ein Wort der Huld,
Ein Wort nur des Vertrau'ns auf meine Kraft, —
Und Ihr habt mir den nächſten Sieg verlieh'n!

**Hermann.**

Ich ſchätze, was der Himmel Euch verlieh.
Faßt Muth, vertraut Euch ſelbſt!
Noch mancher Siegeskranz mag Euch erfreu'n,
Und Ihr bleibt eine Zierde meines Hofes.

**Walter.**

Thut ſich der lichte Himmel auf?
Vergeh' ich nicht in Seligkeit?
Nun bin ich wieder, was ich war,
Und ſcheue keinen aller Gegner,
Und ſetz' Euch über jeden Fürſten,
Den Gott zum Segen gab der Welt!
O nun, erhab'ner Herr, vergönnt

Noch einmal mir den Geiſteskampf
Für Eures Ruhmes Herrlichkeit!
Vergönnt, im nächſten Wettſtreit noch einmal
Gen jeden Sänger, der es wagt,
Die ganze Fülle meiner Kunſt
In ihrer Vollmacht aufzubieten,
Selbſt gegen *ihn*, der mich beſiegte,
Ja gegen *ihn* zuerſt!

**Hermann.**

Ihr ſeid zu raſch!

**Walter.**

Gewährt es mir!

**Hermann.**

Es läßt der lichten Stunde Himmelsgabe
Sich nimmer ja mit kühnem Trotz erzwingen;
Darum verſchiebt den Streit, bis das Gemüth . . .

**Walter.**

O nein! Vergönnt, daß ich noch heut, ſogleich . .

**Hermann.**

Nach einer Stunde ſprechen wir uns wieder.
(Ab mit dem Gefolge.)

### Dritte Szene.

**Walter.**

Nach einer Stunde? — Kann das heiße Blut
Nach einer Stunde ſchon zu Eis gerinnen?
Gibt eine Stunde einen andern Menſchen?
Ihr ſeid zu klug, Herr Graf, um dies zu glauben;

Doch haltet mich auch für ſo thöricht nicht,
Um Euren klugen Sinn nicht zu durchſchau'n!
Nach einer Stunde tretet ruhig-ernſt
Und mit vornehmer Kälte feierlich
Ihr vor mich hin; mit milder Schonung tönt
Gewählter Worte wohlbedachte Rede,
Ein zierliches Gemiſch von Rüg' und Mitleid,
Ein buntes Allerlei von Lob und Tadel,
Wobei Ihr einen Kranz dornvoller Roſen
Mir lieblich auf die düſt're Stirne ſetzt,
Und ſanft des Sinnſpruchs ſüße Galle träufelt:
„Die Schwalbe ſtreift nah' an der Erde hin,
„Der Adler nur ſteigt zu der Sonne auf!" —
Ha, Ofterdingen, triumphire nicht
Zu früh! Auch Adler traf der Jäger ſchon.
Mein muß der Sieg noch werden, mein der Preis,
Müßt' ich, wie Phaeton, zum Himmel jagen,
Müßt' ich, wie Orpheus, in den Orkus ſteigen!
Dir ward Dein Theil vom guten Glück beſchieden;
Auch meinem Haupte fehle nicht der Kranz!

## Vierte Szene.

### Veldek. Ein Höfling. Walter.

**Veldek** (iſt während Walters Selbſtgeſpräch eingetreten).
Die Rachegöttin ſcheint mir hold zu werden.
Es glüht in ihm. Wie brauſt und ſtürmt das Blut!
Zu ſolcher Zeit läßt ſich der Menſch beſtimmen;

Ein Stoß wirkt mehr, als tauſend ſonſt.
Vielleicht gelingt's, Ihn und das Sängervolk,
Das ſich im ſtolzen Dünkel vornehm bläht,
In ſeine Nichtigkeit hinabzudrücken,
Gäh', wie ſie ſind, zu einem Thorenſtreich
Sie zu verleiten, der dem Spott ſie preisgibt;
Dann muß ihn Kunigunde ſelbſt verachten,
Ihn, der ihr jetzt ein Halbgott dünkt.
Bald ſoll er kleinlaut abzieh'n von der Burg,
Eh' Klingſors Ankunft ihn hier unterſtützt;
Dann wird die mir Entriſſ'ne wieder mein,
Für die ich ſo viel leide, Alles wage! (Zum Höfling.)
Geh', und entbiete die bewußten Ritter,
Die Minneſänger auch, die ich dir nannte.

**Höfling.**

Ich eile, Herr! Ihr findet ſie
Nach wenig Augenblicken hier im Vorſaal!

**Veldek.**

Öffn' ich die Thüre, treten ſie ſogleich
Herein, — ſo wie von ungefähr!

**Höfling.**

Kennt Ihr nicht meinen Eifer, Euch zu dienen?
Verlaßt Euch! Alles ſoll nach Wunſch geſcheh'n.

**Veldek** (zu Walter vortretend).

Ihr ſeid wohl ſehr erzürnt? und das mit Recht!
Nach meinem Sinn gebührte Euch der Sieg.

**Walter.**

Wär' mir mehr Kunſt zu Theil geworden, — dann
Wär' auch der Sieg mein Theil. Allein mir ſchien,

Ich ſei ein Sänger, — und ich bin ein Thor!
Ein flach-alltäglich-matter Menſch bin ich.
Wär' heft'ge Leidenſchaftlichkeit ſchon Kunſt,
Ja dann gäb's keinen Dichter noch gleich mir!

**Veldek.**

Ei doch! Seid Ihr von Sinnen, lieber Walter?
Nun ſeh' ich wohl, Ihr kennet die Natur
Des Siegeskranzes nicht! Ihr meinet wohl,
Er ſchmücke immer nur das würd'ge Haupt?
Glaubt's nicht! Er iſt ein wahrer Zauberhut,
Der bald ſich klein zuſammen zieht, und bald
Gar unermeßlich dehnt, und auf die Art,
So wie ſich's trifft, zu jedem Haupte paßt.
Es gibt viel Sieger, noch mehr Siegeskränze, —
Und Ihr bleibt Sieger ohne Siegeskranz!

**Walter.**

Mein Gott! Ihr macht mich ganz verwirrt.
Mag ſein, daß Schönes mächtig mich ergreift;
Wie aber auch mein Innerſtes erglüht, —
Mein Geiſt iſt ſchwach, noch ſchwächer meine Kunſt.

**Veldek.**

Schwach, ſagt Ihr, wäre Euer Geiſt? Ja wohl, —
Doch nur in dieſer Stunde des Verzagens.
Ihr ſeid ein Meiſter in der ſchönen Kunſt!

**Walter.**

Und doch verweigert Landgraf Hermann mir,
Zu ſeinem Preis mich nochmal zu erheben!

**Veldek.**

Das that er? Ei — ſo kehrt Euch nicht daran,

Und legt das edle Selbſtgefühl nicht ab!
Ein kluger Einfall iſt's von Euch, noch einmal
Den Streit mit Ofterdingen einzugeh'n.
Verlangt es, dringt darauf, und laßt nicht ab!
Ja, ich bin Eures Sieges ſo gewiß,
Daß ich mit Euch darauf faſt wetten wollte.

**Walter.**

Ihr ſeid ein Mann, an Wiſſenſchaften reich,
Der mit dem ruhig-prüfenden Verſtand
Wohl ein entſcheidend Urtheil ſprechen kann.
So glaubt Ihr auch, daß ich es wagen ſoll?

**Veldek.**

Ich wiederhol' es: Wollt Ihr mit mir wetten,
Daß Ofterdingen Euch erliegen muß?

**Walter.**

Was ſoll die Wette gelten?

**Veldek.**

Was Ihr wollt! —
Und wär' es ſelber — — Kunigundens Hand?

**Walter.**

Mein Gott! die Wette — Kunigundens Hand?
Hab' ich Euch recht verſtanden? Sagt's nochmal!

**Veldek.**

Sie iſt Euch hold; das glaubt mir auf mein Wort!
Ihr ſeht, ich mein' es wahrlich gut mit Euch.
Der Sieg im Wettſtreit iſt ein ſchönes Ding, —
Und würd' er abermal Euch nicht zu Theil,
Ei nun, ſo denk' ich: Kunigundens Hand

Sei ein nicht zu verachtender Erſatz,
Für den man ſelbſt ſchon etwas wagen kann.

**Walter.**

Herr Kanzler! Iſt das wirklich voller Ernſt?
Mir, ſagt Ihr, wäre Kunigunde hold?

**Veldek.**

Wenn nicht der zarte Heuchler Ofterdingen
Mit ſeinem liebeweichen Schmeichelſinn
Ihr Herz Euch liſtig zu entwenden weiß,
Dann ſeid gewiß . . .

**Walter.**

Und ich vermaß mich nicht, den Blick
Zu der Verehrten zu erheben!
Ja, Sieg und Seligkeit wag' ich
Um dieſen auserleſ'nen Preis,
Den mir des Himmels höchſte Huld
Nicht herrlicher gewähren konnte!
Wie plötzlich iſt mein kühnſter Traum
Durch die Erfüllung übertroffen!
O Kunigunde! nun . . .

**Veldek.**

Jetzt mäßigt des Entzückens Dichterſchwung!
Was wir geſprochen, bleibt nur uns bekannt.
Leicht dürfte Ofterdingen . . .

**Walter.**

Der Name reißt mir eine Wunde auf,
Die ſich noch kaum von Eurem Balſam ſchloß!
Ach, — Kunigunde liebt ihn mehr, als mich!

Nicht abhold iſt Sie mir, — doch Ofterdingen,
Ihn traf ſo mancher Strahl des ſüßen Blicks,
So manches holden Wortes weichſter Ton . . .

**Veldek.**

Schlagt Euch das aus dem Sinn! Ihr liebet Sie, —
Und Quälſucht iſt der Liebe Schattenſpiel.

**Walter.**

Das Schickſal ſtellt mir dieſen Mann entgegen,
Und wie ein böſer Geiſt erſcheint er mir!
(Während der letzten Verſe tritt Ofterdingen mit bekränztem Haupte ein.)

## Fünfte Szene.

### Ofterdingen. Walter. Veldek.

**Walter** (zu Veldek; erſtaunend über Ofterdingens Eintreten).

Ich hab's geſagt, und ſeht — es iſt erfüllt!

**Veldek.**

Daß er bei dieſem Wort vor Euch erſcheint, —
Kein gutes Zeichen! faſt ein Wink des Schickſals!
(Ofterdingen und Walter bleiben in einiger Entfernung von einander, halb abgewendet; Veldek tritt in die Mitte zwiſchen ſie.)

**Ofterdingen** (das Schweigen brechend).

Iſt's Haß, der Eure Stirne von mir wendet?

**Walter.**

Es ſprüht des Siegeskranzes blendend Gold
Feurige Pfeile aus, die mir das Aug' verwunden,
Und Male gift'ger Schmach in's Herz mir brennen.

**Ofterdingen.**

Mißgönnt der Oftbekränzte mir den Kranz?

**Walter** (ſehr heftig).
Ihr habt den Kranz, doch wahrlich nicht den Sieg.
**Ofterdingen.**
Daß ich des Siegeskranzes würdig bin,
Beweiſ' ich Euch, da ich mich ſelbſt beſiege.
**Walter.**
Ich duld' es nicht! Ihr habt den Sieg erſchlichen.
**Ofterdingen.**
Gedenkt des Morgenroth's und ſeines Engels! —
Herr Kanzler! Ihr ſeid mir nicht hold, und dennoch
Erſuch' ich Euch, ſagt frei: war, was ich ſprach,
Nicht meines Herzogs werth und meines Siegs?
**Veldek.**
Ei nun — die Liebe kann ja Wunder thun!
**Walter.**
Ein Wunder durch ein and'res auch vernichten.
**Veldek.**
Und Hermann iſt fürwahr ein edler Fürſt!
Er hat der Größe ſo viel, daß er gern
Den andern Fürſten mehr läßt, als ſie haben.
**Ofterdingen.**
Schmäht mich, ſo viel Ihr wollt, doch meinen Herzog . .
**Walter.**
Ihn nicht, denn Ihm verdankt Ihr ja den Sieg.
**Ofterdingen.**
Nur Gott verdank' ich ihn! Er gab die Macht
Der Kunſt mir und der Minne Himmelsluſt.

**Veldek.**

Wie? für des Himmels Günſtling gebt Ihr Euch?

**Walter.**

Herab den Kranz! Nehmt ihn vom Haupt!

**Oſterdingen.**

Ihn ſoll der Tod ſelbſt mir nicht rauben!
Er ſchmückt' im Sarge noch mein Haupt,
Bethaut von treuer Liebe Thränen!

**Veldek.**

Ihr wackern Sänger, ihr entbrennet ſehr,
Und tobt und wüthet — und thut darin Unrecht!
Hört meinen Vorſchlag an, wenn's euch beliebt!

(Zu Oſterdingen.)

Es ſchmücket Eure Stirn der Kranz, —
Ich nehm' es an, — mit vollem Recht.
Habt Ihr den Muth, was Ihr durch Kunſt erwarbt,
Auch zu behaupten mit zweifacher Kunſt?

**Oſterdingen.**

Ihr ſprecht zu dunkel.

**Veldek.**

Nun, ſo ſprech' ich klar:
Nach Walters Meinung ſeid des Sieges Ihr
Nicht werth, und er verharret feſt darauf,
All Eure Kunſt ſei nicht der ſeinen gleich.
Wozu nun all der lange Zwiſt und Hader?
Macht's kurz! Ein zweiter Wettſtreit ſoll entſcheiden.
Bis dahin bleibt der Kranz in meiner Hand.
Siegt Walter dann, ſo werd' er ihm zu Theil,

Siegt Ihr, ſo ſchmückt er zweifach Euer Haupt.
Habt Ihr den Muth dazu?

**Oſterdingen.**

Beim Himmel, ja!
Ich habe Muth zu Allem, was im Licht
Der Wahrheit und des Rechts ſich zeigen darf.
Zu einem zweiten Wettſtreit ſeht Ihr mich
Bereit, ſogleich! Doch dieſer Kranz iſt mein,
Und ſoll es bleiben, aller Welt zum Trotz!
Darum ſetzt einen andern, höhern Preis,
Den höchſten, den gefährlichſten,
Setzt, was Ihr wollt, — ich nehm' es an!

**Veldek** (für ſich).

Verwegener! Du ſchlingſt Dir ſelbſt Dein Netz!
O Ihr Bethörten! haſſet euch!
Wie leichtes Spiel gibt euer Haß dem meinen!

**Walter.**

So ſetzet denn, Herr Kanzler, uns ein Ziel!
Sei's, was es ſei! — Ich füge mich dem Spruch.

**Oſterdingen.**

Es gelte denn, — und ſei's das Äußerſte!

**Veldek.**

Ihr denkt fürwahr erhaben, edel, groß;
Ich fühle ſelbſt begeiſtert mich von euch,
Und ſpreche darum kühn das Äußerſte:
Habt ihr den Muth, — ſo ſetzt das Leben ſelbſt
Zum Preis der Kunſt!
Ihr gebt ein Beiſpiel ſo von Heldenmuth

Und Kunſtbegeiſterung, wie keines noch
Die Welt erfuhr, erfüllt die Gegenwart
Mit Staunen, mit Bewunderung die Nachwelt!
Was Mancher für ein Hirngeſpinnſt gewagt,
Für's *Höchſte* wagt ihr es: für Kunſt und Ehre!
„Der in dem zweiten Kampf Beſiegte werde
Hinabgeſchleudert von der Wartburg Zinne!“
Ihr ſtarrt? Entſetzen faßt euch an?

**Ofterdingen.**

Treff' Hohn und Spott Euch ſelbſt! Mir ſind ſie fern:
Denn höher ſteht die Ehre, als das Leben.
Ich *fügte* mich dem Spruch, nun *muß* er gelten,
Wenn Walter auch ihn anerkennen will!

**Walter.**

Gab ich mein Wort nicht? Gelten muß es nun!

**Veldek.**

Ihr Beide ſteht nun einmal ſchon, — es hat
Sich ſo gefügt, — euch feindlich gegenüber.

**Walter.**

Ich bin ein kühner Freier, werbe ſtolz
Um Kunigunden oder um den Tod!

**Ofterdingen.**

Und ſterb' ich, bleibt im Tode mir
Der Liebe Glück und Seligkeit!

**Veldek** (für ſich).

Welch wunderbares Grauen faßt mich an!
Bin ich in eine fremde Welt verſetzt?
Iſt's möglich, daß es ſolche Menſchen gibt? —

Es kann nicht ſein! Verſtellung iſt es nur;
Sie lügen ſich die Größe vor. (Er öffnet die Thür.)

## Sechste Szene.

**Staufeneck** und **Rauhburg, Bitterolf** und **Eſchenbach** unbemerkt eintretend, bleiben im Hintergrunde. **Die Vorigen.**

**Veldek.**

So gilt's? Ein zweiter Wettſtreit ſoll entſcheiden?
Und der in dieſem Kampf Beſiegte wird, —
So wie ihr euch auf Tod und Leben fordert, —
Hinabgeſchleudert von der Wartburg Zinne?

**Ofterdingen** und **Walter.**

Es gelte ſo! Ich ſchwör's. (Die Hände zuſammenlegend.)

**Veldek** (zu den im Hintergrunde Stehenden).

Ihr habt vernommen?

**Bitterolf** und **Eſchenbach.**

Den grau'nvollen Schwur!

**Staufeneck** und **Rauhburg.**

Und ſind des feierlichen Schwures Zeugen;

**Veldek.**

Der noch geheim bleibt Allen, außer euch.

**Ofterdingen** und **Walter.**

Und ſieg' ich nicht für Sie, ſo treffe mich der Tod!

(Der Vorhang fällt.)

# Vierter Act.

## Erſte Szene.

Ein Gemach der Landgräfin.

**Sophie. Kunigunde.**

**Kunigunde.**

Die Liebe iſt — nach meinem Sinn — kein Glanz,
Der, wie die Sonn', in Himmels Mitte ſtrahlt;
Sie gleitet wie ein Bach im Schatten hin,
Und flötet wie die Nachtigall im Buſch
So leiſe, daß nur Nacht und Mond es hören.

**Sophie.**

Ganz anders ſcheint der Liebe Weſen mir.
Es pocht mein Herz vor Freude, denk' ich mich
Von einem Liedermunde hochgeprieſen,
So daß mein Ruhm in fernen Landen ſchallt,
Und noch die Nachwelt ſelbſt mich nennt und kennt.

**Kunigunde.**

Ein Sieg, der glänzt, erfreut die Eitelkeit;
Der ſchönſte Sieg verbirgt ſich gern der Welt,
Der Sieg, wo Herzen ſiegend ſich beſiegen.
Liebt Ihr des Sängers Ruhm, dann will die Liebe
Weit ſtrahlen, doch wenn ſie dem Sänger gilt,
Verſchließt ſie ſich genügſam in das Herz.
Die Lieb' iſt gleich beſcheiden und gleich kühn,
Bebt, wo ſie wagt, und trotzt doch ſelbſt dem Tod,

Scheut nicht die Welt, und meidet ſie doch gern,
Weil ſie ſich ſelbſt iſt eine Welt.

**Sophie.**

So laſſen wir den Streit! Es bricht der Strahl
Der Sonne anders ſich in jedem Glas.
Mein Hermann iſt mein Glück und meine Welt,
Doch Minneſang iſt Lebensmelodie.
Wir Frauen wären ohne Dichtkunſt das,
Was dieſe Erde ohne Sonnenglanz.
Wie dank' ich's meinem edlen Gatten, daß
Er ſeinen Hof mit edlen Sängern ſchmückt!
Und unter ihnen ſtrahlt der Ofterdingen —
Ihr widerſprecht mir doch nicht? — wunderherrlich!

**Kunigunde.**

Er iſt die Blüte alles Lieblichen!

**Sophie.**

Ja, Kunigunde! baut auf meinen Beiſtand!

**Kunigunde.**

O Gott!

**Sophie.**

Wie? Thränen? wie ſoll ich ſie deuten?

**Kunigunde.**

Ein — Zufall, glaub' ich, — trübte meinen Frohſinn.
Des nächſten Wettſtreits denkend, welchen Walter,
Gekränkt, mit Ofterdingen wird beginnen,
Ging ich durch ein Gebüſch des Gartens hin.
Aus meinen Träumen wecken plötzlich mich
Zwei Nachtigallen, die auf ſchlanken Zweigen

Im grünen Dunkel in die Wette ſangen.
Bald ſchmettert laut ihr volles Jubellied,
Bald ſchmilzt es flötend in Entzücken hin;
So ſchallt unendlich des Geſanges Reichthum,
Bis ſie in ihrer Glut ſich ſelbſt verzehren —
Und Eine — todt herabſinkt von dem Zweig,
Der trauernd nach der Fallenden ſich beugt!!
Gott! wenn ein böſes Schickſal . . .

**Sophie.**

Träumerin!

(Man hört aus der Entfernung Muſik.)

Hört Ihr die feſtliche Muſik?
Sie kündet Muth und Lebensluſt!

## Zweite Szene.

### Ein Edelknabe. Die Vorigen.

**Edelknabe.**

Der Walter hat geendet. Beifall ſtrömt
Von der Bewunderer beredten Lippen.

**Kunigunde** (betroffen).

Und Ofterdingen?

**Edelknabe.**

Als ich hieher eilte,
Trat er ſo eben vor.

**Sophie.**

Schien er beklommen?

**Edelknabe.**

Mit heiterm Antlitz ſtand er wie verklärt.
Da man ihn ſah, verſtummten Alle plötzlich,
Und tiefes Schweigen herrſchte rings im Saal.

**Kunigunde.**

Und welchen Gegenſtand erwählt' er ſich,
Mit ſeiner Dichtkunſt Zauber ihn zu ſchmücken?

**Edelknabe.**

Euch, Kunigunde, Euch will er lobpreiſen,
Und fleht Euch an, es wolle Eure Huld
Ihm nicht verſagen dieſen Troſt!

**Kunigunde.**

Mich wählt' er? Mich? Und ich ſoll ferne ſein,
Wo ſeine Kunſt in Liebe ſich verklärt,
Wo ſeine Seele wie ein Strom des Lichts
Mir Glücklichen entgegen glänzt?
Mich wählt' er? Mich? O nimmer! nimmer!
Kann ich dabei zugegen ſein?
Schamglühend würd' ich niederblicken,
Entſtrömte ſeinem Mund mein Lob!

**Sophie** (zum Edelknaben).

Geh' hin, und ſprich: Ich preiſe ſeine Wahl,
Und zweifle nicht, es werde ſeine Kunſt
Des Gegenſtandes würdig ſein.
Wenn er beginnt, ſo komm', es uns zu melden!
(Edelknabe ab.)

**Kunigunde.**

Ach, gnäd'ge Frau! wie ſoll ich das ertragen!

Ihr ſeid ſo gütig — und doch auch ſo hart;
Es iſt ſo ſchön, und doch — erlaubt,
Daß ich nicht gegenwärtig ſei!

**Sophie.**

Ja, Mädchen, ja, Du ſollſt zugegen ſein!
Wo ſtrahlt des Weibes Reiz und Macht
Mehr, als bei ſolcher Kämpfe geiſt'gem Spiel?
Wie Mancher ſchöpft aus liebevollem Blick
Sich Kraft zum Sieg? Wie Mancher ſucht den Sieg,
Um nur der Auserwählten zu gefallen,
Und nähm' ein Lächeln gern als ſchönſten Preis,
Und gäbe ſeinen Sieg für einen Blick! —
Du faſſeſt mich? So laß denn mich auch ſorgen,
Daß Deine Gegenwart Dich nicht beſchäme!
Siegt Walter, ſo vertheile ich den Preis;
Siegt Ofterdingen, ſo erhält er ihn —
Aus Deiner Hand! Still! Still! Ich will es ſo!

**Kunigunde.**

Darf ein bedeutungsloſes Mädchen da
Zu flimmern wagen, hocherlauchte Frau,
Wo Eure Herrlichkeit hellglänzend ſtrahlt?
Wird nicht mit Recht Spott die Verweg'ne treffen?

**Sophie.**

Iſt Klingſors Tochter ſo bedeutungslos?
Ei — wagt Ihr Euren Vater ſo zu ſchmäh'n,
Ihn, deſſen Ruhm zu fernen Völkern drang?
Des Mannes Tochter, der vielfachen Preis
Durch Kunſt und Wiſſenſchaft ſich ſchon erwarb,

Ja, Ihr geziemt es, Preiſe zu vertheilen!
Nun keine Widerrede! Folget mir,
Zum ſchönen Feſte würdig uns zu ſchmücken!
(Ab mit Kunigunden.)

---

## Dritte Szene.

### Hermann. Veldek.

**Hermann.**

Ihr ſeid von Walters Vortrag ja ſo ſehr
Entzückt, daß es beinah' den Schein gewinnt,
Als ſei ſein Gegner auch der Eurige.

**Veldek.**

Ihr wißt, ich rede gerne g'rad heraus;
D'rum will ich's auch nicht läugnen, gnäd'ger Herr,
Daß mir der Ofterdingen ſehr zuwider;
Und war er dies mir ſchon ſeit langer Zeit,
So ſtieg mein Widerwille faſt zum Haß,
Da er's gewagt, den Herzog Leopold
Euch vorzuzieh'n, Euch, der ihn väterlich
Aufnahm, und Lieb' und Achtung ihm erzeigt.
Für all die Huld ſetzt' er Euch ſchnöd' zurück,
Und wählt den fremden Fürſten ſich zum Preis;
Es hat der Undank mich empört!

**Hermann.**

Lieb' ich den Sänger nur, weil er mich preist?
Werth iſt die Kunſt mir, darum auch der Künſtler.
Ihr liebt mich ſehr, d'rum mag es Euch wohl ſchmerzen,

Allein bedenkt: Frei, wie des Dichters Flug,
Muß auch die Wahl des Gegenſtand's ihm ſein.
Was ihn ergreift, es zündet wie der Blitz,
Flammt hoch empor, — und wer vermag's zu hemmen?
Und wäre Leopolds Lob und Größe mir
Verhaßt, zeigt' ich mich klein vor aller Welt!

**Veldek.**

Und doch — verzeiht! — muß ich den Sänger haſſen.
Muß ich nicht immerfort zurück ihm ſteh'n?
Droht er mir nicht ſchon ſelbſt in Eurer Gunſt?
Entzog er mir nicht ſchon ſeit läng'rer Zeit
Die Huld der hocherhab'nen Frau, die nun
Von allen Minneſängern ihn allein
Des gnäd'gen Lächelns würdigt? Ihn allein
Auszeichnend ehrt? Bei jedem Sängerſtreit
Nur ihn allein will hören, ſo wie heut
Nach Walters Vortrag erſt die edle Frau,
Wenn Ofterdingen, er, der Glückliche,
Beginnen wird . . .

**Hermann.**

Nicht weiter, mein Herr Kanzler!
Es möchte Euer Tadel ſonſt Die treffen,
Die über allen Tadel iſt erhaben.
Das wage Keiner, ja Ihr ſelber nicht!
Mein Glaub' an reine Frauentugend
Steht felſenfeſt und unerſchütterlich.
Kein Schatten von Verdacht, kein Hauch
Des Argwohns nahe ſich dem Engelsbild

Von Frauenlieb' und Huld! Für ihre Ehre
Kämpf' ich mit einer Welt. Sophie iſt
Ein Kleinod, unerreichbar jeder Rüge!
In Krieg und Unruh', Mühen aller Art,
Floß reißend trüb mein früh'res Leben hin;
Für Alles, was ich litt, ertrug und that,
Und wär's auch vielfach mehr noch, als es war,
Belohnte mich der Himmel durch Sophien.
Zu ihrem Preis ertöne jede Harfe! —
Nun — Kanzler, hört! verſucht das ja nicht wieder!
(Die Thür des Nebengemachs öffnet ſich.)

## Vierte Szene.

### Sophie. Die Vorigen.

**Sophie.**

Erſcholl mein Name nicht von Euren Lippen?

**Hermann.**

Ja, Euer Preis entſtrömte meinem Mund,
Und Ihr erſcheinet nun, um, was ich auch
Beredſam rühmen mag, durch Euern Anblick
Noch zu erhöh'n. Ihr wünſcht den Ofterdingen
Zu hören? Bald wird er beginnen,
Und Eurer Gegenwart ſich hoch erfreu'n. (Zu Veldek.)
Legt ab den Unmuth! Bei dem Sängerfeſt
Darf Liebe nur und Frohſinn herrſchen.
(Ab mit Sophien.)

## Fünfte Szene.

**Veldek.**

Erduld' ich Kränkung denn von allen Seiten?
Steht alle Welt feindſelig gegen mich?
Muß Lieb' und Huld ſich mir in Gift verwandeln?
Doch wie? Iſt's nicht das Werk der rächenden
Vergeltung? Setz' ich nicht ein Menſchenleben
Auf's Spiel? — Nein! Wer mir Kunigunde raubt,
Er iſt mein Feind, er taſtet an mein Leben,
Iſt Mörder meines Glücks! — Doch — wenn
Das Todesloos auf Walter fällt? — Zurück! —
Und kann ich denn zurück, wenn ich auch will?
Und frommt es auch, tret' ich nun gleich zurück?
Kann ich, was ſie beſchworen, denn vernichten?
Iſt auch ihr Schwur mein Werk, — ſie thaten ihn,
Und meines Plans Erfüllung drängt ſich mir
Gewaltſam auf! —
Bald wird die luſt'ge Burg
Verlaſſen ſteh'n, verſchollen Sang und Klang;
Die Sänger flieh'n, verſpottet und verſchmäht! —
Was thut's denn auch? Der Menſch kann Alles leiden:
Zum Leiden und Vergeſſen ward er ja geboren!
Ein keck-zudringlicher betrunk'ner Gaſt
Sitzt er am Tiſch der Zeit, und macht ſich ſelbſt
Das Glück zum Elend, und die Luſt zur Laſt.

(Der Edelknabe geht über die Bühne in Kunigundens Gemach.)

Ihn ſendet Ofterdingen! ja gewiß!
Ein Bote ſeiner Liebe, eilt der Knabe

Zu Ihr, im Nektar ſeiner Schmeichelei
Sie zu berauſchen! Bald eilt Sie zu Ihm —
Und bringt Ihm Leben, Glück und Sieg —
Verzweiflung mir!

(Der Edelknabe kommt zurück. Veldek hält ihn an.)

## Sechste Szene.

### Edelknabe. Veldek.

**Veldek.**

Du kommſt von Ihr?

**Edelknabe.**

Von Kunigunden? ja!

**Veldek.**

Wie fandeſt Du ſie? Rede wahr!

**Edelknabe.**

Als ich eintrat in das Gemach, ſaß ſie am Fenſter,
Feſt ſchauend nach der Seite jenes Saals,
In dem die Minneſänger nun den Wettſtreit halten.
Doch mich ergriff Erſtaunen, faſt Verwirrung,
Als ich Sie ſah in ihrer Schönheit Fülle,
Denn Sie glich einer himmliſchen Erſcheinung.
Hell leuchtend floß der weiße Silberſtoff
Des wallenden Gewandes um den Leib,
Und leicht wie ein Gewölk der Morgenröthe
Flog um ſie her des Schleiers Roſenduft.
In ihrer Rechten hielt ſie einen Kranz
Zur Himmelshöh' empor, — und ſchien zu beten!

Da ſie mich hörte, fuhr ſie ſchreckhaft auf,
Sah ſcheu mich an, und öffnete die Lippen,
Doch es erſtarb die Frage in dem Mund.
Da ſagt' ich Ofterdingens Gruß; ſogleich
Flog Röthe an den kaum erbleichten Wangen;
Und leiſe ſprach ein ſanfter Laut: „Ich komme!"

**Veldek.**

Zu viel! zu viel! Weh mir! —
Fort, fort Unſeliger!

(Edelknabe ab.)

Für Ihn iſt ſie geſchmückt — ſo engelſchön!
Für Ihn hält ſie den gold'nen Kranz empor!
Für Ihn blickt betend ſie den Himmel an!
Die Liebe ſelbſt wird ſeinen Geiſt beflügeln,
Die Liebe ſelbſt ihm Siegeskraft verleih'n!
So ſchwelgt denn Er in ſeines Glückes Fülle, —
Ich muß vergeh'n in meiner Qual!
Stirb! ſtirb, Verhaßter! ſtirb!
Mein Elend falle auf dein Haupt zurück!
Aus deinem Tod nur blüht mein Lebensglück!

(Er ſtürmt hinaus.)

## Siebente Szene.

Prunkſaal mit Gallerien und Säulengängen.

Vorn im Vordergrunde ſitzen **Hermann** und **Sophie** unter einem Baldachin. Aufwärts gegen den Hintergrund ſitzen die Ritter, ihnen gegenüber die Minneſänger, auf der zwiſchen Beiden befindlichen Gallerie die Damen. Zu beiden Seiten des Grafenſtuhls ſtehen ſechs Edelknaben, ganz vorn in der Mitte **Ofterdingen** und **Walter**. Der eintretende **Veldek** ſtellt ſich dem Landgrafen zunächſt.

(Hinter der Szene ertönt eine kurze feſtliche Muſik mit dazwiſchen einfallenden Trompeten und Pauken.)

**Ofterdingen** (vor Hermann und Sophie tretend).

Hell ſtrahlet Euer Ruhm, o Herr, durch alle Welt;
Sein ſchöner Widerſchein, erglänzte Walters Kunſt.
Entzücken lächelt noch auf jedem Angeſicht,
Entzücken füllt auch mir die tiefbewegte Bruſt!

**Walter.**

An Ofterdingens Stelle dächte ich
Wie Er. Dies zu geſteh'n, halt' ich für Pflicht.

**Ofterdingen.**

Vergönnet nun, daß mein Geſang
Zu Kunigundens Preis ertöne,
Des hohen Klingſor edler Tochter!

**Sophie.**

Erhebt den Gegenſtand, der Geiſt und Herz erhebt!

**Veldek** (beiſeits).

Je höher er dich hebt, um deſto tiefer falle!

**Hermann.**
Wie immer nun der Streit auch enden mag,
Werth wie der Eine bleibt der And're mir!

**Ofterdingen** (für ſich).
Entſcheide Gott, was nun geſchehen ſoll!
(Er ſtellt ſich in die Mitte des Vordergrundes, und beginnt:)
Tugend! Schönheit! Liebe!
Ihr Genien an Gottes Thron!
Erbarmend ſich der Menſchheit Leiden,
Verſchmelz in ſeiner Gnaden Übermaß
Der Schöpfer in Ein Weſen euch. —
Und ſieh'! es ward
In ihrer reinen Ätherhülle,
In ihrer Zartheit milden Fülle,
Die Weiblichkeit,
Geweiht
Zu Glück und Frieden
In dieſem Erdenſein hienieden!
Und ſo tritt das edle reine Weib
Tugendgleich,
Liebeweich,
Schönheitreich,
Freundlichlöſend Haß und Streit,
Segnend wie ein Friedensengel,
In eine feindlich-rauhe Männerwelt.
Zwiſt und Stolz und Schmerz entflieht,
Wo ihre Tugend ſiegreich zieht,
Wo ihre Schönheit blüht,

Ihrer Liebe Mai entglüht.
Wo Frau'n der Eintracht ſtillen Sinn entfalten,
Da muß ein Frühlingsreich der Freude walten;
Raſtloſen Strebens wildes Feuer
Wird ſchöner Flamme mildes Licht, wenn ſie
Der ſilberreinen Sitte Roſenſchleier
Holdſelig, ein verſöhnendes Geſchlecht,
Und wundermächtig im zwangloſen Recht,
Hinbreiten über Schwert und Leier.
Doch wie Ein Strahl der Sonne
In ſich hält aller Farben Himmelswonne:
So leuchten hochgeweiht
In Kunigunden
Die Schätze all der Weiblichkeit!
Der Frühling iſt die Liebe der Natur,
Ihr Reiz des Maienhimmels Flur;
Er leihe mir die Farben, um Ihr Bild
In voller Glorie vor Euch hinzuſtellen!
Des wallenden Gelocks goldlichte Krone,
Der zarten Wangen Morgenroth,
Des Seelenauges Ätherglanz,
Der Engelbildung himmliſche Geſtalt,
Der treuen Liebe reine Heiligkeit,
Die all ihr Weſen wie ein Zauberſchein
Umwebt, und jene Blumenharmonie,
Holdſelig ſüßer Tugenden . . . .

(Kunigunde iſt, von Berthold begleitet, während der letzten Verſe im Hintergrunde durch eine Seitenthür eingetreten, und einige Zeit mit ſteigender Theilnahme ſtehen geblieben; dann nimmt ſie ihren Platz bei den übrigen Damen ein. Oſterdingen, ſie erblickend, geräth in zunehmende Verwirrung.)

**Oſterdingen** (nach Faſſung ringend).

Und wer ſie ſchaut . . . Thut ſich der Himmel auf?
O ſchöner Augenblick —
In deiner Seligkeit bricht mir das Herz!

(Die Harfe entfällt ihm.)

**Veldek.**

So ſchnell erſtarrt der Rede Glut zu Eis?
So ſchnell verſiegt der Strom?

**Hermann.**

Was überfällt Euch! Sprecht! Ermannet Euch!

**Staufeneck.**

Seid Ihr erſchöpft — —

**Bitterolf.**

So gebet Euch beſiegt!

**Rauhburg** und **Eſchenbach.**

Er iſt beſiegt!

**Kunigunde.**

Weh mir!

**Oſterdingen.**

Ich — bin beſiegt!
Der Macht der Schönheit weicht des Liedes Macht,
Weicht jede Macht! Wohl ziemt die Strafe dem,
Der's wagt, das Unausſprechliche
Mit armen Worten zu entweih'n!
Verſtumme du, der Dichtkunſt Zaubermacht!

Verſtumme vor der ſchönſten Wirklichkeit,
Die keiner Rede Kraft vermag zu ſchildern!

**Walter** (beklommen beiſeits).

Mit neuer Kraft ſchwingt er ſich nun empor;
Weh mir!

**Ofterdingen.**

Zu arm iſt meine Kunſt, zu ſchwach mein Geiſt!
Ich bin beſiegt, — und dennoch machte mich
Kein Sieg der Welt ſo ſelig je.
Des Glückes Übermaß, es tödtet mich!
Willkommen, Tod!

**Staufeneck** und **Rauhburg.**

Er iſt beſiegt!

**Bitterolf** und **Eſchenbach.**

Der Übermüthige!

**Veldek.**

Erlauchter Herr! Er ſelbſt gibt ſich beſiegt.

**Hermann.**

So ſtimmet ab! Dann ſei der Preis vertheilt!

**Staufeneck** und **Rauhburg.**

Vollzogen ſei ſein Tod! Singt ihm ſein Grablied,
Ihr Minneſänger!

**Rauhburg.**

Stürzt ihn von den Zinnen
Der Burg!

**Hermann** (aufſtehend).

Was ſoll dies wutherfüllte Todesdrohen?

**Veldek** (für ſich).

Er fällt! Wohl mir! Mein Glückſtern geht nun auf!
Die Todesfakel leuchtet meiner Liebe.

**Walter** (beiſeits).

Wohin riß mich ein böſer Augenblick!

**Veldek.**

Vernehmt, erlauchter Herr, der Wahrheit Stimme!
Die Ehre und ein Eid gebieten hier.
Es forderten die beiden Sänger
Zu dieſem Kampfe ſich auf Tod und Leben.
So ward beſtimmt durch einen Schwur, den ſie
Nicht brechen *dürfen* und nicht brechen *wollen*:
„Der in dem zweiten Kampf Beſiegte werde
Hinabgeſchleudert von der Wartburg Zinne!“
Hier ſind die Zeugen, die den Schwur vernahmen.

**Hermann.**

Entſetzlich!

**Sophie.**

Frevelndes Beginnen!

**Kunigunde.**

Es kann nicht ſein!

**Veldek.**

Zu feindlich ſtanden ſie ſich gegenüber,
Und was der Ritter mit dem Schwert entſcheidet,
Entſchieden ward's von ihnen durch den Geiſt,
Auf jeden Fall ein Kampf auf Tod und Leben.
Sprach ich ein lügenhaftes Wort?

**Oſterdingen.**

Es iſt ſo, wie er ſagt.

**Walter.**

Gott ſteh' mir bei!
Soll mir aus ſeinem Grab der Liebe Blume blüh'n?

**Einige Ritter** und **Minneſänger.**

Entſetzlich! doch Erfüllung heiſcht der Schwur.

**Rauhburg.**

Nun fordern Pflicht und Ehre ſeinen Tod!

**Einige Ritter.**

Den Tod!

**Andere.**

Stürzt ihn vom Fels!

(Alle erheben ſich von ihren Plätzen.)

**Kunigunde** (Sophiens Füße umklammernd).

O Rettung! Hilfe!

**Sophie.**

(Sie wirft ihren Schleier über den Ofterdingen, der in demſelben Augenblicke vor Kunigunden hinkniet, da Staufeneck, Rauhburg, Bitterolf und Eſchenbach ſich ihm nähern.)

Er ſteht in meinem Schutz! Wer wagt's, ihn anzutaſten?

**Veldek.**

Der Tod!

**Berthold.**

Die Schönheit iſt des Sängers Heiligthum!

**Hermann.**

Zurück vor dem Gebote meiner Macht!
Und haltet ein, bis ich enthülle dieſe Nacht.

(Der Vorhang fällt.)

# Fünfter Act.

## Erſte Szene.

Freie Gegend vor der Ringmauer der Burg. Rechts auf einer Anhöhe im Hintergrund eine natürliche Laube von Gebüſchen. Sonnenuntergang.

**Ofterdingen.**

Die Sonne weicht, mit ihr das Lebenslicht;
Aufſteigt die Todesnacht.
So ſag' ich denn, du liebliche Natur,
Dir Lebewohl!
So ſcheid' ich denn aus deinem warmen Schooß,
O Lebensluſt!
Für des Geſanges ſchöne Gabe,
Für ſo viel gute Menſchen, die mich liebten,
O Gott, nimm meines Herzens heißen Dank!
Du, Harfe, Huldgefährtin meines Lebens,
Wenn mich der Tod umfaßt, ſei Kunigunden
Geweiht, ſo wie du es im Leben war'ſt!
In ihrer Schlummerſtätte Heiligthum,
Dort ſchlumm're ſtill, ein freundlich-ſanftes Bild
Des Schlummernden im Grab!
Und ruht *ihr* Blick, der Wehmuth voll, auf dir,
Dann laſſ' all deine Saiten leiſ' ertönen,
Mit Geiſterharmonie ſie zu erfreu'n!
Erſchöpft iſt meine Kraft. So weihe denn
In deinem Mutterſchooß, Natur,

In deinem weichen Bett, du Lieblingslaube,
Ein ſanfter Schlummer mich zum letzten Schlaf!
Liſch aus, der Liebe Fakel! jenſeits flammſt du wieder,
Um nimmer zu verlöſchen! Todesblut
Verwandelt ſich in ew'ger Morgenröthe Glut.
Geh' unter, Lebensſonne, — grüß' mir Kunigunden!
(Er legt ſich in die Laube, und entſchläft.)

## Zweite Szene.

### Kunigunde. Ofterdingen.

**Kunigunde.**

Hieher nahm er den Weg. Wo find' ich ihn?
Die Sonne naht dem Untergang; —
Auch du, mein Ofterdingen?
Laß mich mit dir vergeh'n! ſtirb nicht allein!
(Sie erblickt ihn in der Laube.)
Er iſt's!

(Sie eilt zu ihm.)

Am Grabesrande ruht er aus!
Die Felſen werden ihm zum Ruhebett;
Die Sonne ſendet ihm die letzten Strahlen,
Und ſeinen Tod will feiern die Natur.
Wie ſchön, wie lieblich wär' es, nun
Das kurze, ſchale, nicht'ge Leben
An deiner Seite hinzugeben!
O gönne mir, an dem geliebten Herzen
Nur wenig Augenblicke noch zu ruh'n,

So, kniend, ſanft Dich zu umfaſſen,
Und — mit Dir zu erblaſſen!
(Sie kniet an ſeine Seite hin.)

---

## Dritte Szene.

**Veldek** mit einigen Knappen. **Vorige.**

**Veldek** (zu den Knappen).

Ihr haltet Wache an dem Fuß des Berges!
Ihr Andern ſtellt euch auf die höchſten Punkte,
Die euch die Ausſicht nach Burg Mittelſtein,
Nach Eiſenach und Frauenburg gewähren!
Zeigt Ofterdingen, oder Walter, oder
Sonſt Einer von den Minneſängern ſich
Auf jenen Wegen, wird er angehalten
Und auf die Wartburg hier zurückgebracht. (Knappen ab.)
Leicht dürft' Er oder ſeiner Freunde Einer
Durch Flucht — —
(Er erblickt Kunigunden bei Ofterdingen kniend.)
Qualvoller Anblick! All mein Blut
Verwandelſt du in glüh'nds Gift! —
Da kniet ſie — wie ein Engel an dem Grab!
Ihn will ſie ſchützen, ihn dem Tod entreißen,
Und Hermann und Sophie ſteh'n ihr bei;
Selbſt Walter bebt — und wankt! —
Zu Hilfe, Liſt!

**Kunigunde** (hat Veldek bemerkt, erhebt ſich und tritt vor).
Herr Kanzler! was führt Euch hieher?

Ich ſchaud're, Euch zu ſagen, was ich denke —
Von Euch! — Er ruht, — doch Ihr — —

**Veldek.**

Ich ruhe nicht! Sehr ſcharf iſt Euer Blick.
Wie? wenn ich nur für Euch ein Mittel fand,
Das einzige, wodurch es möglich würde,
Des Lieblings Leben zu erhalten?

**Kunigunde.**

Das wolltet Ihr? Und ich ſah ſeinen Feind
In Euch? O Veldek! könnt Ihr mir verzeih'n?

**Veldek** (hingeriſſen).

Ich könnte mehr, ich könnte Alles — (Sich kalt faſſend.)
Thor!

**Kunigunde.**

Und dieſes Mittel? Sprecht, o ſprecht!

**Veldek.**

Vernehmt!
Es ſchlingt der Sieg den Kranz um Walters Stirne,
Und Er — glüht ſehnſuchtsvoll in Liebe Euch;
Erwiedert ſie!

**Kunigunde.**

Was fordert Ihr? Unmöglich!

**Veldek.**

Iſt Ofterdingens Leben noch zu retten,
So kann es nur auf dieſem Weg geſcheh'n!
Nur Walter darf ihn von dem Schwur entbinden,
Und Walter liebt Euch ſehr; erwiedert ſeine Liebe,
Und wär's auch nur zum Schein!

**Kunigunde.**

Durch Heuchelei
Soll ich ihn retten, mich entwürdigen?
Wird Oſterdingen ſolche Rettung dulden?

**Veldek.**

Und däucht Euch dieſes Opfer wohl zu ſchwer?
Darf Lieb' ein Rettungsmittel auch verſchmäh'n?
Ihr rettet ihn, Er muß ſich retten laſſen,
Und wird Euch — — —

**Kunigunde.**

Alles, alles will ich wagen
Für Ihn! für Ihn! O gebt mir Muth,
Und lehrt mich, falſche Worte kühn ausſprechen,
Wovon das Herz nichts weiß! Lehrt mich, die Röthe
Der Scham in Lügenſchein der Liebe wandeln!
Ich bin bereit, — wofern ich es vermag.
Selbſt ſeine Liebe wag' ich für ſein Leben!

**Veldek.**

Denkt an den Lohn, ſo wird der Muth ſich finden.
Seht hin! Geſenkten Blicks naht Walter uns,
Den ich hierher beſchied. Verbergt Euch ſchnell!
Die Eiche dort, ſie wird Euch ihm entziehen.
Fort, fort! (Kunigunde entfernt ſich.)

**Veldek.**

So iſt's und bleibt's, armſelig Menſchenvolk!
Was deiner Leidenſchaft die Hände bietet
Und Vortheil bringt, führt ſchnell zur That,
Die groß und ſchön, — wohl gar ein Opfer däucht!

So unrein, heucheln ſie doch ſtets ſich rein;
Treibt da mich nicht mit Recht mein böſer Geiſt?
Ich fühl's, es wird ſtets nächtlicher in mir!
Mit böſem Thun wächſt auch die böſe Luſt:
So ſteigt aus dem Veſuv ein Wölkchen auf,
Ein ſchwarzer Punkt am klaren Himmelblau;
Bald aber dehnt ſich's aus in Rieſengröße,
Und ſieh! ſchon brütet weit umher die Nacht,
Dampf qualmt empor — und eine Stadt verſinkt!

## Vierte Szene.

### Walter. Die Vorigen.

**Walter** (ohne Veldek zu bemerken).

Und ſoll die ſchönſte, lieblichſte der Künſte,
Die, ſelbſt des innern Lebens reichſter Quell,
Das kahle Daſein erſt zum Leben macht,
Soll ſie gemeiner Rache niedrig fröhnen,
Sich ſelbſt entwürd'gen durch der Scheelſucht Gift?
Nein! Ofterdingen, leben ſollſt Du, mußt Du
Durch mich! durch mich! Wer darf es wagen,
Auf Deinen Tod zu dringen, wenn ich ſelbſt
Zurück Dir gebe Deinen Schwur?

**Veldek** (für ſich).

Lebt auch kein Gott in ihnen, wie ſie ſingen,
Sie glauben's doch! So reizt und ſtachelt er
Sich nun zu einer edlen That,

Und handelt in des Traumes Fieberglut
Wie nie ein Wachender zu handeln wagt.
(Vortretend zu Walter.)
Woſern Ihr, Walter, nicht von Sinnen ſeid,
Habt Ihr die Liebe wahrlich nie gekannt;
Und kennt Ihr ſie und liebt Ihr Kunigunden, —
Nun dann ſeid Ihr der zahmſte aller Sänger!

**Walter.**

Die Kohle kann wohl roth und brennend glüh'n, —
Und doch brennt ſie der Sonnenſtrahl zu Staub.
So muß des irdiſch heißen Strebens Glut
Erlöſchen vor des Geiſtes höchſtem Ziel.
Schön iſt die Liebe, größer die Entſagung!
Ich eile zu vollzieh'n, was ich beſchloß.
(Er will ſich entfernen.)

**Veldek** (ihn zurückhaltend).

Hört auch, was ich beſchloſſen zu vollzieh'n!
Ich haſſe dieſen Ofterdingen, haſſe
Des ſanften Heuchlers honigſüßen Hochmuth.
Gelungen iſt's, — mir ſagt es Eure Miene
Noch mehr als Worte mir es ſagen konnten,
Gelungen iſt's der lügenhaften Weichheit,
Euch zu erſchüttern. Groß erſcheint Er nun,
Und minder groß als Er, wollt Ihr nicht ſein.
Seid immerhin ein Dichter, wenn Ihr ſingt,
Im Leben aber bleibt ein kluger Mann!
Ihr wollt Euch opfern, wollt vom Firmament

Die Sonne reißen: glaubt Ihr, daß dadurch
Der Mond an Licht gewinnen wird?

**Walter.**

Mein Gott! Ihr ſeid kein Menſch, Ihr ſeid ein böſer Geiſt,
Und ſtreut das Gift recht in des Herzens Kern.

**Veldek.**

Ich rufe Halt, wo Ihr zum Abgrund eilt, —
Da heißt der Kluge oft ein böſer Geiſt.
Nun aber hört! dann thut, was Euch gefällt!
Iſt Euch vielleicht um nicht'ges Lob zu thun,
Erbietet Euch zum Tod für Ofterdingen,
Und ſterbt für ihn, um ewig fortzuleben:
Glüht aber Euer Herz für Kunigunden
Wirklich ſo heiß, als Ihr es mir bekannt, —
Dann wiſſet: nur nach Ofterdingens Tod
Kann Sie die Eure werden! (Ab.)

**Walter.**

Thut ſich die Hölle auf, mir einen Dämon
Als Liebesgöttin zauberiſch-verführend
Heraufzuſenden?
Hier Lieb' und Lebensluſt — und dort der Tod
In Nacht und Grau'n!
Wohin darf ich mich wenden?
Groß iſt es, hier zu ſiegen, —
Doch göttlichſchön auch das Erliegen! — —
Was ſeh' ich? Sie ſelbſt!
O Himmel, verleihe mir Kraft!

---

## Fünfte Szene.

### Kunigunde. Walter. Ofterdingen.

**Kunigunde** (für ſich).

Wie brennt der Lüge Glut mir auf den Wangen!
Woher nehm' ich den Muth, ihn anzublicken?
(Mit einem Blick nach Ofterdingen.)
Gib Du mir Kraft, für den ich's wage!

**Walter** (halb abgewendet).

O wie entflammt die liebliche Geſtalt
Mein Innerſtes!

**Kunigunde.**

Weh mir! Er nähert ſich!

**Walter.**

Der Thränen Schleier hüllet Euch den Blick?
Ihr wendet Euch von mir? Bringt mir der Sieg
So herbe Frucht? des Freundes Tod — und ach,
Den Haß der Lieblichen, für die ich ſelbſt
Gern tauſendfachen Tod erduldete;
O Sieg! — dann wardſt du mir zum Fluch!

**Kunigunde.**

Der Dichter findet ſich mit Leichtigkeit
In jede Lage, weiß wohl Schmerz und Luſt,
Sich ſelbſt und And're täuſchend, nachzumalen;
Die Thräne fließt, ſobald die Muſe winkt.

**Walter.**

Verſteh' ich Euch? Es däucht des Dichters Kunſt
Euch lügenhaftes Poſſenſpiel? der Sänger,

Der bei Gefühlen ſeiner Liederglut
Im Innern ſtarrt, ein heller Diamant,
Der, Strahlen ſprühend, nimmer ſich erwärmt?
O Kunigunde! Nein! ſo iſt es nicht!
Und Ihr verkennet nicht die Kunſt, — nur mich.
Das ſollt Ihr nicht, bei Gott, Ihr ſollt es nicht!
Aufſchließ' ich Euch mein Innerſtes; ja wißt:
So wie das Gold im Schacht der Erde glüht,
So wie die Sonne hoch am Himmel ſtrahlt,
So glüht mein Herz für Euch in Liebe!
In Euch fänd' ich die Schätze meines Lebens,
In Euch der Erde und des Himmels Glück.
So grenzenlos zu Euch iſt meine Liebe, —
Daß ich mich ihr zum Opfer bringen,
Euch ſelbſt entſagen kann! für ihn — für ihn —

**Kunigunde** (mächtig ergriffen).

Und Euch ſoll ich Getäuſchte frevelnd täuſchen?
Euch, Euch mit ſchönen Worten Liebe heucheln?
Bei Gott! Ihr ſeid des Ofterdingen werth,
Und lieb' ich Ihn, nicht minder ehr' ich Euch!

**Walter.**

O welch ein fürchterliches Licht!
Er war's, der Kanzler, Er,
Der wie mit einer Höllenfackel
Entflammte des erhitzten Blutes Zwiſt!
O Kunigunde! um Euch zu bewähren,
Daß ungeliebt ich dennoch lieben kann, — — —

**Kunigunde.**

Blickt hin! dort ruht er mit erſchöpfter Kraft,
Er, den wir Beide lieben!

**Walter.**

Nun ſo entſag' ich feierlich vor Gott
Auf immer Eurer Gegenlieb', und ſchwöre — — —

**Kunigunde.**

Auch mich hebt Eure Seelenkraft empor.
Zerſtörend ſtand ich zwiſchen Euch bis jetzt,
Der gifterfüllten Pflanze gleich;
Den Haß entflammt' ich durch die Liebe,
Und in das Leben haucht' ich Tod.
So ſei von nun an Euer Freundſchaftsbund
Das Ziel, der Lohn, die Höhe meiner Liebe!

(Beide geben ſich die Hände und treten feierlich vor Ofterdingen.)

**Kunigunde. Walter.**

In Liebe Eins für Dich!

---

## Sechste Szene.

### Klingsor. Berthold. Die Vorigen.

**Berthold.**

Dort in der Laube! wie ich ſagte; hier
Pflegt er der Sonne Scheiden ſtets zu feiern.

**Klingsor.**

Gott! Kunigunde! meine Tochter!

**Berthold.**

Und Walter von der Vogelweide!

**Kunigunde** (in Klingſors Arme eilend).

O Vater! Vater!
Der Himmel ſendet Euch,
Zu retten und zu ſchützen!

**Klingſor.**

O Himmel, ſtärke mich,
Wo Haß und Liebe ringen, Tod und Leben,
Mit ſicherm Geiſt hier feſt zu ſteh'n!
Sprich nicht, mein Kind, mein theures, liebes Kind,
Die Schmerzensworte Deines Herzens aus!
Laß erſt uns ſchweigen, weinen, beten! — —
O Gott! Dich ruf' ich an! Blick auf uns nieder!
Sie hier ein Opfer ſeines Feuergeiſtes!
Sie hier ein reines Mädchenherz voll Liebe!
Sieh einen Vater hier in Schmerz vergeh'n!
Wo Unglück waltet, biſt Du nah; nicht ich, —
Du ſollſt hier Vater ſein! — —
(Er winkt; einige Minneſänger mit Harfen treten herbei.)
Ihr Freunde! laßt der Harfe Saitenſpiel
Mit leiſen Geiſtertönen ſanft erklingen,
Daß ſich die Seele auf des Wollauts Wegen
Befreundet in dem Leben wieder finde!
(Die Minneſänger beginnen ein volles, aber leiſes Harfenſpiel, während dem Ofterdingen allmälig erwacht.)

**Ofterdingen** (ſich erhebend).

Hat ſich der Himmel über mir geöffnet?
Ertönt ſein Geiſterchor mir in die Seele?

**Klingſor.**

Der Geiſt des Friedens ſei mit Dir, mein Sohn!

**Ofterdingen.**

Gott! welche Stimme? Klingſor!
(Dem Klingſor zu Füßen ſtürzend.)
Euch ſendet Gott, um meine letzte Stunde
Mir zu verherrlichen!

**Klingſor.**

Das wolle Gott!

**Ofterdingen.**

So weiht mich, edler Greis, zum Tode ein!

**Walter.**

(Nachdem er mit Ofterdingen zugleich in derſelben Stellung auf die Knie geſunken iſt.)

Ihr ſaht den Einen nun, zum Tod beſtimmt;
Seht auch den Andern, der den Tod ſich wünſcht!

**Klingſor.**

Entſetzlich iſt's, daß aus dem Schönſten ſelbſt
Dem Menſchen muß das Gräßliche entſteh'n,
Und eine raſche That des Augenblicks
Zerſtörend in das ganze Leben greift! — —
(Zwiſchen Ofterdingen und Walter tretend.)
Vor Allem nun, ihr Lieben, Armen! öffnet
Mir eure Herzen, und bekennet frei:
Trieb Haß euch oder and're Leidenſchaft
Zu jener grauenvollen Wette an?

**Ofterdingen.**

Der Ehrgeiz ſtachelte den kecken Muth.

**Walter.**

Mich klaget an! Ich war's, der ihn gereizt
Durch bittrer Worte wilde Heftigkeit.
Ich liebte Kunigunden, — Sie liebt ihn:
Ich ſtrebte nach dem Kranz — Er nahm ihn mir.
So traten wir uns feindlich in den Weg,
Und böſer Groll erfüllte mir das Herz.

**Ofterdingen.**

Ihr klaget falſch und ungerecht Euch an,
Und ladet meine Schuld auf Euer Haupt.
Nicht Nebenbuhlerſchaft in Lieb' und Kunſt
Vermochte Euch feindſelig aufzuregen!

**Berthold.**

Nein, eine fremde Macht — des Kanzlers Haß
Trieb ſie mit Teufelsliſt zu ſolchem Schritt.
Er, der die Minneſänger Alle haßt,
Haßt mehr als Alle noch — den Ofterdingen!

**Klingsor.**

Weh Ihm und Jedem, der das Schöne haßt!
Er trägt in ſeiner eigenen Bruſt den Fluch. —
Und nun erſcheint in anderer Geſtalt
Die Wette, ohne Haß und ohne Schuld.

**Walter.**

So laßt vernichten uns den frevlen Schwur!
Mein Wort nehm' ich zurück; gebt mir das Eure!

**Ofterdingen.**

O dürft' ich Euch willfahren! Doch mein Leben,
Es iſt verwirkt, nicht mehr mein eigen;
Es hat das Grab an mich ein Recht erhalten.

Gebrochener Schwur weiht ſelbſt dem Tode uns,
Und löſen können wir ihn Beide nicht.
Und könnten wir es, würde nicht die Welt
Der Feigheit Vorwurf als ein Brandmal mir
Aufdrücken? Und iſt ein ſchmachvolles Leben
Nicht an ſich ſelbſt ſchon ein verlornes auch?
Und kann und darf ich Deiner unwerth leben,
O Kunigunde, mehr mir als das Leben!

**Klingſor** (nach längerem Schweigen).

Wie auch das nächtliche Gewebe nun
Sich löſen und entwirren mag, —
Ein Opfer hat das Schickſal ſich erſeh'n,
Und Ofterdingen muß dem Tod' entgegen geh'n!
Folgt mir!
(Er ergreift Kunigundens Hand, und führt ſie ab. Die Übrigen folgen.)

---

## Siebente Szene.

Raſenplatz zwiſchen der äußerſten Ringmauer und der innern Umgebungsmauer der Burg, die auf dem Gipfel einer Terraſſe liegt. Aufwärts zu derſelben führen drei ſehr breite Felſenſtufen, die ſich allmätig mit Zuſchauern aus der Bürger- und Volksklaſſe des Städtchens Eiſenach und anderer naheliegender Ortſchaften und Burgen anfüllen. An den beiden Seiten der amphitheatraliſchen Felſenſtufen ſchlängeln ſich einzelne ſchmale Fußpfade den Berg hinauf.

**Gervelin. Dietrich. Zwei Bürger** von Eiſenach.
**Ein Hirt.** Von verſchiedenen Seiten auftretend.

**Hirt.**

Wie das von allen Seiten hieher ſtrömt!
Sagt, liebe Herren, was gibt's denn hier zu ſchau'n?

**Ein Bürger.**

Ihr kommt zu ſeh'n, und wißt nicht einmal was?
Du liebe Einfalt!

**Zweiter Bürger.**

Des Ungarnkönigs Abgeſandter kommt!

**Erſter Bürger.**

Ein ſchöner Tag der Freude und des Glücks!

**Gervelin.**

O würde doch ſein Glanz nicht ſo getrübt
Durch Ofterdingens trauervollen Tod!
Die Felſen hier, die nun ſo feſtlich prangen,
Bald ſeh'n wir ſie von ſeinem Blute roth!

**Erſter Bürger.**

So muß der gute Heinrich wirklich ſterben?

**Zweiter Bürger.**

Entſetzlich! Und der Landgraf läßt's geſcheh'n?

**Gervelin.**

Ach! Schwur und Ehre ſind das Loſungswort,
Vor deſſen ſchauderhaftem Klang ſich ihm
Des Grabes Pforten bald eröffnen müſſen.
Die Ritter ſprechen von dem heiligen
Geſetz der Ehre, und die Minneſänger,
Selbſt die Erwählten, die ihn zärtlich lieben,
Sie ſchaudern vor des Eides Heiligkeit,
Durch welche ſich die beiden Streiter banden;
Ja, Ofterdingen ſelbſt hält ſich dem Tod geweiht.
Er ſtirbt, und ach, ein ganzes Frühlingsreich
Unſterblicher Geſänge ſtirbt in ihm!

**Dietrich.**

Der wack're Heinrich! ja, der iſt ein Mann!
Ihn ſetz' ich wahrlich jedem Ritter gleich.
Dem gilt die Ehre, und was er beſchweren,
Das hält er, — bringt's ihm ſelbſt den Tod!

**Erſter Bürger.**

Ei ſeht, da naht der Zug!

**Zweiter Bürger.**

Der edle Klingſor!

## Achte Szene.

**Klingſor** mit ſeinem Gefolge. **Die Vorigen.**

**Klingſor.**

Ich grüße dich, du liederreiche Burg!
Ich grüße euch, Bewohner dieſer Burg!
Verleihe mir, o guter Gott, daß ich
Zur guten Stunde hier erſcheine,
Daß alle günſtigen Geſtirne
Als lichter Kranz obſchweben dieſem Haus!
Natur! ich flehe dich, laß deine Kraft
Heilbringend ſein an dieſem Tag,
Da ich die Kunde der Verlobung bringe! —
Doch welches Bild der Fürſtenhuld!
Es naht in glänzendreicher Pracht ein Zug,
Um, wie es ſcheint, willkommen mich zu heißen,
Voran — ſie ſelbſt, das hocherhab'ne Paar!
(Trompeten und Paukenſchall tönt von der Burg herab, deren Thor ſich

geöffnet hat. **Hermann** und **Sophie**, mit einem Gefolge von Rittern, Minneſängern und Hoſleuten, **Kunigunde** und mehrere Hofdamen kommen über eine Felſentreppe von der Burg herab. **Klingſor** tritt den Kommenden mit ſeinem Gefolge entgegen.

## Neunte Szene.

**Hermann. Sophie. Klingſor. Kunigunde. Beldek. Berthold.** Beiderlei **Gefolge. Zuſchauer.**

**Hermann** (zu Klingſor).

Willkommen nenn' ich Euch auf meiner Burg!

**Sophie.**

Der Edle iſt uns ein erſehnter Gaſt.

**Klingſor** (ein Knie beugend).

Dem Lande Heil, das ſolchen Herrſcherpaars
Sich darf erfreu'n, das ihm ein Vorbild iſt
Von jeder Tugend. (Nachdem Hermann ihn emporgehoben.)
Andreas, Ungarns König,
Entbietet Euch durch ſeinen Diener Gruß,
Erhab'ner Herr, erlauchte Frau!
Die innigſten und ſchönſten Bande mögen,
So wünſcht mein Fürſt, mit dem hochedlen Haus
Vereinen ſeinen Thron, indem er Ludwig,
Den kindlichzarten Sohn, ſchon jetzt durch die Verlobung
Einweihen will zu künft'gem Ehebund
Mit Elsbeth, Eurem tugendreichen Kind.

**Hermann.**

So nehmet denn mit dieſem Druck der Hand
Mein heilig Wort, und die Verſicherung,

Daß wir, bereit zu der Verlobung Feſt,
Und hoch entzückt durch Eures Königs Wunſch,
Des Prinzen Ankunft ſehnſuchtsvoll entgegen ſeh'n.

**Sophie.**

Ja, glücklich nenn' ich dieſen Tag,
In deſſen ſonnenhellen Freudenglanz
Nur eine Wolke ſchmerzverdüſternd tritt!

**Klingſor.**

Mit Schauder ſah ich ſie — die Todeswolke!

**Sophie.**

Ihr wiſſet ſchon? — Dann fühlt Ihr unſern Gram,
Und ich verſchweige, was nicht Worte ſchildern!

**Hermann.**

Unſelig nenn' ich ſolchen Sängerkampf,
Der Einen mit dem Siegeskranz umſtrahlt,
Den Andern in die Nacht des Grabes ſtürzt!
Ein böſer Dämon hat die Glühenden
Verblendet.

**Klingſor** (nach Veldek blickend).

Fürwahr ein böſer Dämon!

**Veldek** (beiſeits).

Galt mir des Blickes Blitz?

**Hermann.**

Ein Schreckenſchauder faßt mich an,
Wenn ich des Schwures Heiligkeit erwäge,
Der Beide nun in gleichen Banden hält,
Die ſelbſt der Hoheit Macht nicht löſen kann.

(In einiger Entfernung ertönt Harfenmuſik, die, nach kurzem Vorſpiel, in den folgenden Chor übergeht.)

**Hermann** (während des Vorſpiels).
O welcher Klang von wehmuthsvollen Tönen
Dringt mir wie Geiſterſtimmen tief in's Herz!

**Sophie.**
Er hallt von jener Höh', die Ofterdingen
Beſteigt, wenn Tag und Sonne von uns ſcheiden.

**Klingſor.**
Sie nahen uns; es ſind die Minneſänger,
Die ihn umringen und den edeln Geiſt
Mit ihrem Lied in ſeine Heimat flügeln,
Hoch aufwärts, wo das ew'ge Lied ertönt!

**Veldek.**
Welch ein furchtbares Grauen faßt mich an!

**Kunigunde.**
O Gott! es iſt das Lied der Todesweihe!

**Hermann.**
Ertöne, Lied! du hallſt in unſern Herzen wieder!
(Alle ſtehen, in ſich verſinkend, ſtumm und bewegungslos.)

**Chor.**
Die Sonne ſinkt!
Die Blume ſchließt ſich zu;
Nacht Beiden winkt,
Und Beide geh'n zur Ruh'!
Doch morgen glüht
Die Sonne hoch zu neuem Lauf;
Der Menſch, der Gottheit Blume, blüht
Zum Himmel auf!

## Zehnte Szene.

**Ofterdingen. Walter. Berthold. Minneſänger. Die Vorigen.**

**Ofterdingen** (zu den mit ihm Kommenden).
Dem ſchönen Leben folg' ein ſchöner Tod!
Wo Liebe glüht, iſt ew'ges Morgenroth.
Ja, mild und freundlich klang
Mir in die Seele euer Huldgeſang:
Die Sonne ſinkt,
Die Blume ſchließt ſich zu;
Nacht Beiden winkt,
Und Beide geh'n zur Ruh'!
Doch morgen glüht
Die Sonne hoch zu neuem Lauf;
Der Menſch, der Gottheit Blume, blüht
Zum Himmel auf! — — —
Ha! welcher Lebensglanz
Strahlt hier mich Sohn des Grabes an!

**Kunigunde** (zu ihm eilend).
Feſt drück' ich Dich an dieſes Herz,
Mit Dir zu leben oder ſterben!
(Berthold und Walter eilen vorwärts, zu beiden Seiten Hermann's.)

**Berthold.**
Der Augenblick iſt da; nicht länger darf ich ſchweigen.
Vor Euch tret' ich, o Herr! hier unter freiem Himmel,
Weil ich den Himmel ſelbſt zum Zeugen auch anrufe,
Daß reine Wahrheit nun aus meinem Munde ſpricht!

**Hermann.**

Dann zögert keinen Augenblick!

**Veldek** (beiſeits).

Was ſoll das?

**Berthold.**

Euch, Kanzler, klag' ich an — hier und vor Gott!

**Veldek.**

Jagt Euch ein Hirngeſpinnſt?

**Hermann.**

Sprecht ohne Scheu!

**Berthold.**

Ein frevelhaftes Werk des Kanzlers iſt der Schwur
Der beiden Minneſänger; lange ſchon
Sann er, den Ofterdingen zu verderben,
Weil er ihm Kunigundens Herz geraubt.

**Kunigunde** (zu Ofterdingen).

Die Todesnacht will ſich erhellen!

**Walter** (zu Hermann).

Laßt mich bekräftigen der Rede Wahrheit!
In böſer Stunde nur gelang es ihm,
Der Ofterdingen haßt, mich zu bethören,
Und die auflodernden Gemüther liſtig
Durch Nebenbuhlerſchaft in Lieb' und Kunſt
Zu ſolchem hochvermeſſ'nen Schwur zu reizen!

**Rauhburg.**

Wir hörten nur den Schwur;

**Eſchenbach.**

Doch nicht, was vorging.

**Hermann** (zu Veldek).

Und Ihr verſtummt, wo ſo viel Zeugen ſprechen?

**Sophie.**

Ja, redet nicht! Verſtummen ziemt Euch beſſer!

**Veldek.**

Vergönnet denn auch mir die freie Rede!
Sie ſoll der Wahrheit Stimme ſein.
Wahr iſt's: Ich haſſe dieſen Ofterdingen.
Nur Er allein ſtand meinem Glück im Weg:
Doch, wenn ich die Gelegenheit ergriff,
Die er mir ſelber bot, um ihn zu reizen . . .

**Hermann.**

Genug! Ihr reiztet ſie durch Liſt zum Schwur?
Wenn Ihr nicht aller Menſchen feigſter ſeid,
Und ehrlos und gewiſſenlos — geſteht:
Habt Ihr zum Schwure ſie gereizt? —

**Veldek** (entflammt).

Ich that's!

**Mehrere.**

Entſetzlich!

**Hermann** (zu Ofterdingen).

So ford'r' ich Euch nun auf, bei Ehr' und Pflicht,
Durch Edelmuth der Wahrheit nicht zu trotzen!

**Ofterdingen.**

Er that den Frevel, — wir den Schwur,
Der mich nun feſt in ſeinen Banden hält.

**Hermann** (mit heftig aufloderndem Zorn).

Ihr ſelbſt beſteht auf der Erfüllung?
Beſchwört ihn, Kanzler, davon abzuſteh'n!

Beſchwört ihn, ſag' ich, fleht und bittet ihn!
Denn ärg'res Übel als der Tod ſoll Euch
Aus ſeinem Tode keimen! Ja, er — werde
Hinabgeſchleudert von der Wartburg Zinne,
Doch Ihr, Ihr ſelbſt, — Ihr ſollt ſein Henker ſein!
Ihr ſelbſt ſtürzt ihn mit Eurer Hand hinab —
Und ſeid verflucht auf ewig!

**Veldek.**

Gott im Himmel!
Sein Henker — ich! — Schmach — ärger als der Tod!
Gräßlicher als ein Fluch der Ewigkeit!
Sie nimmt kein Blut der Erde, keine Zeit
Von meinem Haupt! Ein Scheuſal aller Welt — —

**Ofterdingen.**

Ich ſelbſt, o Herr, ich fleh' Euch an — für ihn!

**Rauhburg. Walter. Gervelin.**

Nein! Ofterdingen ſterbe nicht!

**Andere.**

Er darf nicht ſterben!

**Klingſor.**

Nun wollet mir vergönnen, hoher Herr,
Frei auszuſprechen, was mir dienlich ſcheint!

**Hermann.**

Wer ehrt nicht Eure Weisheit? Möge ſie
Als Stern uns leuchten in die Todesnacht!

**Klingſor.**

So wie vom edlen Agtſtein ein Gefäß
Kommt nur ein Tropfe Gift hinein,

Zerſpringend alſogleich in Trümmer fällt;
So kann der edle Mann das Leben nicht
Ertragen, hat die Schmach ſein Inneres
Verletzt!

**Ofterdingen.**

Ihr ſprecht, wie ich es fühle!

**Kunigunde.**

Gott!

**Sophie** (zu Kunigunden).

Der Vater ſpricht! Schützt Er nicht Lieb' und Ehre?

**Klingſor.**

Ehrfurcht erheiſcht des Schwures Heiligkeit;
Allein — nicht nach dem Wort ſoll er beſteh'n,
Da nur in ſeinem Sinn ſein Weſen liegt.
Wohl zwänge Feigheit nur den Ofterdingen,
Das Leben als Geſchenk nun anzunehmen.
Was mir gebührt, das will ich nicht als Gabe!
Es fordert Welt und Nachwelt hier ſein Leben!
Doch, um das Leben herrlich zu erringen,
Muß er dem Tod entgegengeh'n, und will's.
Doch iſt er nicht dem Grab anheim gefallen
Als ein wehrlos zu würgendes Schlachtopfer,
Das Liſt und Haß zu blut'gem Spiel erkor; —
In freier Kraft ſoll er dem Tod begegnen!
Und hier iſt nur Ein Weg zum Ziel:
Das Schwert entſcheide zwiſchen Ihm und Veldek!
Siegt Ofterdingen, ſo gab er ſein Leben,
So wie der Eid gebot, dem Tode preis,

Und jenen Frevler trifft gerechte Strafe;
Und muß er fallen, nun — — —

**Veldek** (raſch einfallend).

Ich bin bereit,
Bereit zum Kampf auf Schmach und Ehre,
Auf Tod und Leben, fall' es nun wie immer!

**Hermann.**

Euch ſei gewährt! — Und, Ofterdingen, Euch
Gebiete ich Entſcheidung durch das Schwert.
Gehorcht dem Spruche meines Hoheitsrechts! —
Seid Ihr es ſo zufrieden, Walter?

**Walter.**

Gott ſtröme alles Glück auf Euer Haupt!

**Hermann.**

So ſchließt den Kreis! Begonnen ſei ſogleich!
Ich ſelber will des Kampfes Richter ſein.

**Mehrere Stimmen.**

Gott ſegne Euch! (Ein Halbkreis wird geſchloſſen.)

**Hermann** (zu Ofterdingen).

Empfangt mein eignes Schwert zum Kampf! (Zu Sophie.)
Und Ihr, an Tugend rein, ſo wie ſein Lied,
Umgürtet Ihn, der, Frauenſchönheit preiſend,
Von ihr gebracht ward an den Grabesrand!

**Sophie** (Ofterdingen das Schwert umgürtend).

Ich gürte Euch, — Gott ſchütze Euch!

**Klingſor** (Ofterdingen umarmend).

Wer ſich beſiegt, bleibt ewig unbeſiegt!

**Kunigunde.**

Du, Herr der Heerſchar'n, wolleſt Kraft verleih'n
Dem Arme, der für Lieb' und Ehre kämpft!

**Hermann.**

Ihr Minneſänger! laſſet feurig nun
Erſchallen Lied und Harfenſpiel,
Indeß der Schwerter Streiche fallen!

(Die Minneſänger ſtellen ſich auf die erſte Felſenſtufe und ſingen den folgenden Chor, während deſſen Ofterdingen und Veldek kämpfen.)

**Chor der Minneſänger.**

Beginne, Streit,
Der Liebe und Ehre geweiht,
Des Liedes Glut
Entflamme den Muth!
Hoch ſei uns geehrt
Ein Herz rein wie das Schwert,
Das Unſchuld beſchützt,
Indem es dem Frevler Verderben blitzt!

(Ofterdingen gibt vorſätzlich eine Blöße. Veldek hält inne.)

**Ofterdingen.**

Seid Ihr erſchöpft? was zieht Ihr Euch zurück?

**Veldek.**

Ihr gabt die Bruſt dem Streich des Schwertes preis!
Wollt Ihr Euch ſo den Todesſtoß erzwingen?

**Ofterdingen.**

Die Pflicht gebietet es; dem Tod bin ich geweiht!

**Veldek.**

Wollt Ihr mich noch mit Schmähung überhäufen?

Nicht Großmuth leitet Euch; nur gift'ger Hohn:
Und Eures Spotts verfluchtes Gaukelſpiel —
Vollenden ſoll's an mir, was Euer Glück begann.
Ich duld' es nicht, ich laß nicht ab von Euch;
Kämpft, bis hier mein Blut oder Eures fließt!

**Oſterdingen.**

Euch wird nun Eure Wuth zum böſen Geiſt;
Sie wird Euch blenden, lähmen Eure Kraft.

**Veldek.**

Kämpft, ſag' ich, kämpft! (Er dringt auf ihn ein.)

**Oſterdingen.**

Gott ſtärke meinen Arm!

(Sie kämpfen, Oſterdingen mit Ruhe, Veldek voll Wuth, bis Oſterdingen ihm das Schwert aus der Hand ſchlägt, und ihn zu Boden ſtürzt.)

**Veldek.**

Was zagt Ihr? tödtet mich!

**Oſterdingen.**

Mein iſt der Sieg, — nicht will ich Euern Tod!

**Hermann** (vortretend).

Es iſt erfüllt; er ging dem Tod entgegen.
Geendet ſei der Kampf, und Oſterdingen lebe,
Wie Lieb' und Ehre nun es wollen!
Mit dieſer Hand führ' ich in's Leben Euch zurück.

(Er führet den Oſterdingen aus dem Kreiſe.)

**Mehrere.**

Er lebt! Wohl uns!

**Hermann** (zwiſchen Oſterdingen und Walter tretend).

Umarmet Euch, nun Freunde!

Der Geiſt nur bleibt dem Geiſt das höchſte Ziel des Strebens;
Der Sieg der Kunſt ſei auch ein Sieg des Lebens!
(Oſterdingen und Walter umarmen ſich.)

**Oſterdingen.**

Sei unſ're Freundſchaft nun ein Bund —

**Walter.**

Des Schönen und des Guten!

**Hermann.**

Ihr, Kanzler, tragt den Fluch von hinnen,
Und ſeid von meinem Hof verbannt!

**Veldek.**

Verbannt! von Euch verbannt! — O milder Spruch!
In deiner Milde liegt das Schreckliche,
Das mich Unwürdigen zermalmend trifft!
So wird die Gnade ſelbſt zur Strafe mir!
Gott ſei mit Euch!
(Er will abgehen; Oſterdingen tritt ihm in den Weg.)

**Oſterdingen.**

Nicht ſo! Laßt Euern Haß mein Glück nicht ſtören! —
(Ihm die Hand reichend.)
Die Todesnacht entfloh, — wir ſind nicht Feinde mehr!

**Veldek** (erſchüttert).

Lebt wohl! (Er blickt nach Kunigunden, und wendet ſich plötzlich.)
Fort! fort! Ihr Glück wird mir zur Hölle! (Ab.)

**Hermann** (zu Klingſor tretend).

Euch kann ich danken nur! doch lohnen nicht;
Es ward die Todesnacht durch Euch zu hellem Tag!

**Klingſor.**

Hoch lebe Euer Ruhm in Liedern fort,
Die, Euer werth, mit Euch unſterblich blüh'n!

**Hermann** (zu Sophie).

Das herrlichſte Geſchäft ſei Euer Theil!

**Sophie** (tritt feierlich zwiſchen Ofterdingen und Kunigunde).

Die Schönheit iſt des Sängers Heiligthum!

**Ofterdingen.**

Und wenn das Leben auch viel ſchöne Kränze flicht,
Den ſchönſten Kranz verklärt doch nur der Liebe Licht!

**Hermann** (Klingſors Hand ergreifend).

Hellfreudig ſtrahlt und ſchallt der Wartburg luft'ge Zinne:
So kommt denn, edler Gaſt! zieht ein zum Feſt der Minne!

(Muſik ertönt von der Burg. Der Zug beginnt, indem der Vorhang fällt.)

# Inhalt.

Seite

## Hiſtoriſche Gemälde.

I. Chineſen . . . . . . . . . . . 5
II. Die Hindus . . . . . . . . . . 17
III. Meder und Perſer . . . . . . . . . 38
IV. Die Ägypter . . . . . . . . . . 64

## Erzählungen und Novellen.

Der Traum des verirrten Kindes . . . . . . 109
Die ſchwarze Geſtalt . . . . . . . . 118
Das zweite Todesurtheil . . . . . . . 131
Die Straniera . . . . . . . . . . 139
Das Käſtchen . . . . . . . . . . 153
Der Theatereffekt . . . . . . . . . 163
Gleiche Liebe, gleicher Tod . . . . . . . 173
Der himmelblaue Domino . . . . . . . 201
Das Seelenhoſpital . . . . . . . . 220
Das Duell . . . . . . . . . . . 237
Der Chriſtbaum und die Erzählung . . . . . 254
Die Liebe auf dem Kirchhofe . . . . . . . 271

## Scherz und Ernſt. Miszellen.

Lobrede auf den Neid . . . . . . . . 289
Ariſtoteles, Philoſoph und Lebemann . . . . . 295
Portrait eines echten Kritikers . . . . . . . 300

| | Seite |
|---|---|
| Die Bildergallerie des Armen | 301 |
| Herſchels muſikaliſche Akademie | 306 |
| Das Unmögliche | 307 |
| Die glücklichen Nachahmer | 310 |
| Die beſſere Zeit | 311 |
| Schwulſt der ſpaniſchen Poeſie | 314 |
| Die unſchuldigen Schauſpieler | 316 |
| Der Glückwunſch zum Rieſen | 319 |
| Der erſte Jänner im Jahre 1815 | 325 |
| **Heinrich von Ofterdingen**, Schauſpiel in fünf Aufzügen | 333 |

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Gedruckt bei C. Ueberreuter.

# Ch. Kuffner's

# erzählende Schriften,

dramatiſche und lyriſche Dichtungen.

Ausgabe letzter Hand.

Eilfter Band.

Wien, 1845.
Verlag von Ignaz Klang, Buchhändler.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

# Perikles der Olympier.

Ein hiſtoriſches Gemälde.

MÜNCHEN

## I.

## Die griechiſchen Staaten, ihre geographiſche Lage und ihre politiſchen Verhältniſſe.

Jeder edlere und gebildetere Mann hat gewiß die ſchönſten Stunden ſeiner Jugend in Rom und Griechenland gelebt. Die ſchon im Jüngling aufkeimende Geiſtesgröße oder Seelenſtärke beſtimmen ſeinen Hang zu einem oder dem andern dieſer beiden Völker. Er wählt ſich dann ein Volk, dem er mit Geiſt und Herzen ergeben bleibt, ſein ganzes Leben hindurch, das ihn mit Muſtern und Vorbildern jeder Art verſieht, an denen er ſeine Ideen ausbildet, ſeine Anſichten berichtiget, ſeine Empfindungen veredelt, ſeine Kräfte mißt und prüft. Wohl dem, der mit vollem Herzen an großen Muſtern hängt, ſie liebt und ſich gegenwärtig hält! In ihm leben noch die Götter der Vorwelt; ſein Gemüth blüht ewig in holder Wärme, hoher Weihe und ſchöner Begeiſterung. Heil euch, ihr Heroen der Vorwelt, die ihr noch die Genien der Nachwelt ſeid! An eurer Flamme reift uns das Köſtlichſte!

So wie, wenn wir eine mit aller Fülle der Natur übergoſſene Gegend durchwandeln, wir uns bald einen Ruhepunkt, eine Lieblingsſtelle erkieſen, in deren Schooße wir uns in den glücklichſten Augenblicken unſers Daſeins ſelig und heimiſch fühlen, eben ſo wählen wir uns auch im unendlichen Gefilde der Menſchheit und ihrer Thaten bald ein Lieblingsvolk, ein Lieblingsjahrhundert. Hellas bot ſich mir zu dieſer heiligen Stätte, und ſieh, es fand ſich auch bald ein ſüßberedter Gefährte, Perikles. Er, deſſen Charakter Robertſon den vollkommenſten nennt unter allen, welche uns die Geſchichte aufbehalten hat. Der Menſch, ſagt der weiſe und liebenswürdige Büffon, iſt gewohnt, die Traube und die Roſe zu vervielfältigen. So entglühte auch in mir das Verlangen, in der Reihe biographiſcher Darſtellungen großer Männer Perikles Herme aufzuſtellen.

Mein erſtes Bemühen ſei nun, dem Leſer den Schauplatz der Thaten dieſes großen Mannes vor die Seele zu ſtellen, um über deſſen phyſiſche und politiſche Lage gleichen Überblick zu gewinnen.

Eben ſo klein an Raum, als groß an Ruhm, bildete Griechenland zwei Halbinſeln, welche Korinth's ſchmale Erdenge miteinander verband, indeß Theſſaliens bergumſchloſſenes Thal, das Land der Phantaſie und die Wiege griechiſcher Mythen in Tempes ewig blühendem Frühling, eben ſo reich an Früchten der Erde als an tapfern Kriegern und edlen Roſſen, einſt die Vormauer gegen Perſiens Millionen und prangend mit der Trophäe ſeines unſterblichen Thermopylä, den mächtigen Hintergrund gegen den Norden geſtaltete.

Die ſüdlichſte Spitze der ſüdlichen Halbinſel nahm das kriegeriſche Lakonien ein, als hätt' es ſich gleichſam wie ein Anführer vor die übrigen minder mächtigen Staaten des Peloponneſes dahingeſtellt, um auch in ſeiner phyſiſchen Lage jenen erſten Platz zu behaupten, den es durch ſein politiſches Übergewicht über ſie behauptete. Von Helden beſchützt, wie von ſeinen Gebirgsketten, dem rauhen Sinnbild ſeines eiſernen Volkes, ſtrebte es durch einen an Unmenſchlichkeit gränzenden, ſtarrſinnigen und oft gefühllos ſelbſtſüchtigen Patriotismus eine höchſt beſchränkte Selbſtſtändigkeit zu erhalten. Äußerſt frugal, einfach und mäßig in allen Bedürfniſſen, aber fremd aller Kultur des Geiſtes, aller feineren Lebensweisheit, konnte in dieſem waffenſchimmernden Lande niemals die zarte Blüte ſchönerer Gefühle gedeihen. Unbeugſam wie ſein Schwert, das es unaufhörlich ſchwang, abgehärtet zu allen Mühen, Leiden und Kämpfen, gewohnt an Dürftigkeit und höchſte Beſchränktheit, und von keiner Grazie belächelt, blieb es immerzu das Gegenbild und der ſcheelſüchtige Feind des humanen Attika, deſſen politiſchen Vorrang es wechſelſeitig erkannte und zu Boden drückte, indeß es ſeine geiſtigen Vorzüge niemals weder erreichen konnte noch wollte. Zu ſeiner Seite am joniſchen Meere lag, wie eine ehrwürdige Ruine, das einſt ſo blühende Meſſenien, die ebenſte und fruchtbarſte, aber auch die unglücklichſte und gedrückteſte von allen Provinzen des Peloponneſes, einſt bewohnt von einem edlen und muthigen Volke, das vergebens den Rieſenkampf um ſeine Selbſtſtändigkeit kämpfte und endlich ein Opfer ward des übermächtigen Sparta, welches aus dem zerſtörten Lande nun ſeine Sklaven zog.

Hinter beiden, im Mittelpunkte des Erdſtriches, erhob ſich Arkadien's Gebirgsmaſſe, der Wohnſitz eines Hirtenvolks, des einzigen, welches ſich im Peloponnes rein und unvermiſcht erhielt, und voll Sitteneinfalt ſein einförmiges Leben durch Geſang und Saitenſpiel erheiterte. An ſeine rechte Seite ſchmiegte ſich die fruchtbare Landſchaft Argolis, deſſen ſüdlicherer Theil ſich ſeiner Unabhängigkeit erfreute, indeß der nördliche unter die Herrſchaft ſeiner mächtigen Stadt Argos gefallen war, einſt der Funke, welcher Griechenland gegen Ilions Mauern zum Rachekrieg für beleidigte Schönheit entflammte. Weiterhin an die nördliche Küſte zog ſich Syzion, gährend durch ein unruhiges Volk, aber reich geſchmückt durch ſeine Künſtler und Statuen. Von hier wandelte der Grieche durch Achaja's wechſelvollen Staatenbund nach Elis, dem heiligen Lande der olympiſchen Spiele, deſſen geweihten Bezirk nie Mavors brauſende Frevelwuth zerſtörte. Nun erhob ſich, beſchützt durch eine faſt unüberwindliche Felſenburg, wie eine Brücke zwiſchen dem nördlichen und dem ſüdlichen Griechenland, Korinth, durch ſeine höchſt glückliche Lage zwiſchen zwei Meeren, und durch ſeine trefflichen Häfen, eben ſo der Vereinigungspunkt beider Halbinſeln, als der Handelsplatz nach Italien und Aſien. Schimmernd durch Reichthum und Luxus, und durch alle plaſtiſchen Künſte, vorzüglich durch ſeine herrlichen Paläſte und Säulengänge, aber weniger ergeben den geiſtigeren Reizen der Philoſophie, der Dichtkunſt und Beredſamkeit, ſuchte es, ein glückliches Handelsvolk, ſelbſt ohne Krieger durch fremde Schwerter zu ſiegen, durch

Prunk zu imponiren, durch Geld heimlich zu wirken, und blieb Athens Feind, weil es deſſen Rivalität zur See fürchten mußte.

Nun zeigte ſich uns auf Achaja, der nördlichen Halbinſel, zunächſt Epirus, das ein Volk mit den Griechen gleichen Urſprungs bewohnte, das in ſtetem Staatenbunde lebende Akarnanien und Aetolien, auf drei Seiten von Bergen umringt, auf der vierten gegen Mittag offen, zum Ausflug auf das joniſche Meer, ein ruhmloſes Volk von Räubern zu Land und zur See, das erſt, als Griechenland ſich ſeinem Falle näherte, ſich zu einem Staatenbunde vereinigte.

Von hier kam man durch die beiden Lokris, reich an Produkten der Erde, aber arm an großen Männern und ſchönen Thaten, in das ſchmachvolle Doris, welches einſt treulos zu den Perſern übertrat, und nach Phozis mit Delphi's herrſchendem Orakel. Blühend war einſt dieſes Ländchen, und reichlich beſchenkt mit den Weihgeſchenken frommer Pilger, bis die Frevler, bezwungen von Habſucht, die Wallfahrer plünderten, der Bund der Amphiktyonen die Verbrecher züchtigte, ihre Hauptſtadt zerſtören ließ, und ihr Gebiet für ein Eigenthum des von ihnen entheiligten Orakels erklärte. Nun folgte Böozien, ſtets wechſelnd mit demokratiſcher und oligarchiſcher Staatsform und ſchwankend mit immer getheiltem Intereſſe zwiſchen Athen und Sparta, ein kleiner Staatenbund, Theben an ſeiner Spitze. Nur kurze Zeit ſpielte es, Griechenlands Staaten anführend, eine bedeutende Rolle. Nicht werth, Epaminondas und Pindars Vaterland zu ſein, ehrte es weder Geiſt noch Tugend genug, ſondern ward ſogar, nach augenblicklichem Intereſſe handelnd, Griechenlands allgemeinem Wohle treulos, und blieb ewig gebrandmarkt mit dem Schandfleck, im Kriege mit Perſien Verräther geweſen zu ſein am gemeinſamen großen Vaterlande. Vor ihm an der Spitze der Halbinſel prangte Athen, im feſten Lande mit Sparta Macht und Vorrang wechſelweiſe theilend, zur See aber, und durch ſeine Fülle von Helden, Staatsmännern, Dichtern, Rednern und Künſtlern jeder Art, unter allen Staaten Griechenlands der erſte, das ſchönſte Vaterland der Humanität, der helleniſche Olymp.

Wie eine Sonne, umkreiſ't von ihren Planeten, ward Griechenland, umgeben von ſeinen Inſeln, viele darunter blühende See- und Handelsmächte, theils frei, theils abhängig, immerzu aber höchſt wichtig und gefährlich den Staaten des Kontinents, welche bald um ihre Freundſchaft buhlten, bald ſie gewaltſam unterjochten. Dies war der große Schauplatz von Perikles großen Thaten.

## II.

## Vorbilder des Perikles. Charakter und Maximen des Themiſtokles.

Verloſchen waren die Flammen des letzten perſiſchen Krieges. Xerxes Flotte hatte mit ihren Trümmern und Leichen die gegeißelten Meere bedeckt und ſeiner ungezählten

Landmacht kärgliche Reſte waren jubellos nach ihrem Suſa zurückgezogen. Heiliger Friede und ruhmvoller Sieg ſchwebten glorreich über Griechenlands glücklichen Fluren und neu verjüngt hob Athen aus ſeinem Staube ſich wieder empor.

Die Cekropiſche Stadt war nun die Perle Griechenlands, und Themiſtokles, der Held ſeines Zeitalters, vertraut mit jeder Verfeinerung des aſiatiſchen Luxus, und ausgerüſtet mit einer beinahe königlichen Macht, hatte die Oberaufſicht über die neue Verherrlichung Athens; ſeine Prachtliebe gab dieſer architektoniſchen Schöpfung den höchſten Glanz, indem ſeine Klugheit ſie zugleich durch Hafen und Wälle befeſtigte und ſicherte.

Die pragmatiſche Biographie muß nun vor allem Perikles große Vorbilder aufſtellen, und ihre Charaktere und Maximen mit wenigen treffenden Zügen auf dem dunkeln Hintergrund der Zeit aufſchimmern laſſen, um durch die Vergleichung mit ihnen zu zeigen, was Perikles werden konnte, was er ward, und wie er es wurde.

In jenen politiſchen Maximen der athenienſiſchen Demagogen zeigt ſich uns, ungeachtet ihrer Vortrefflichkeit, die größte Verſchiedenheit.

Themiſtokles gründete ſeine Sicherheit und ſeine Macht einzig auf ſeinen Ruhm und auf den Glanz ſeiner Thaten. Sein grenzenloſer Ehrgeiz trieb ihn an, der Verherrlicher, aber auch der Beherrſcher Athens zu werden. Er ſuchte durch Athens Ruhm ſeinen eigenen, und wollte Athen vor allen helleniſchen Mitwerbern den Vorrang verſchaffen, um der Erſte im erſten Staate zu ſein. Seinem Späherblicke zeigte ſich zuerſt, daß Athen ſeinen Ruhm und ſeine Streitmacht einzig auf ſeine Seemacht gründen müſſe. Die herrliche Realiſirung dieſer Idee bewirkte, daß Athen durch ihn und er durch Athen in das Triebwerk aller bekannten Staaten mächtige Eingriffe that.

Allein dieſe Macht diente ihm vor Allem als Vormauer gegen Lacedämon, welche die ſtolz aufblühende Attika mit feindlichen Blicken belauerte. Dieſen, auf ſeine Landmacht pochenden Staat, ſah Themiſtokles nicht nur für den Feind ſeines Vaterlandes, ſondern auch für ſeinen perſönlichen Feind an, und all ſein Streben blieb ſtets gegen ihn gerichtet. Was immer daher in Sparta an Verfaſſung und Sitte beſtand, davon begünſtigte und beförderte Themiſtokles in Athen gerade das Gegentheil.

In beiden Maximen blieb Perikles ſein ganzes Leben hindurch deſſen getreuer Nachfolger; nur bedachte er, ferne von Themiſtokles Eigennutz, in keinem von beiden Fällen ſeinen Privatvortheil, wie Themiſtokles that. Daher erfuhr auch der Hochmüthige, weniger glücklich als Perikles, alle Härte des Schickſals, und mit dem Fluche der Verbannung beladen, ſchloß ſein Auge ſich auf fremden Boden.

Allein der Geiſt dieſes großen Mannes wirkte noch lange nach ſeinem Tode, beſeelte noch lange nach ſeinem Tode Staatsmänner und Bürger. Viele Erſchütterungen erduldete Athen und vielfach ſchwankte die Form dieſes Staats: aber Themiſtokles politiſche Maximen hielten alle Stürme aus, und ſeine Ideen wurden vielen Machthabern des attiſchen Volkes untrügliche Fixſterne.

Redner und Geſchichtſchreiber ſeiner Heimat und des Auslandes vereinigen ſich in ſeinem Lobe. Liſias nennt ihn einen Feldherrn, herrlich an Wort, That und Einſicht. Cicero preiſ't ihn als den ohne Widerrede Erſten Griechenlands, und Thuzyd ſchilderte mit Flammenzügen die Gewalt ſeines Geiſtes, die Größe ſeiner durch keine Wiſſenſchaft erhöhten Naturgaben und die ungemeine Kraft ſeines Alles durchdringenden ſchnellen Scharfblickes.

## III.

## Ariſtides, deſſen Charakter, Staatsmaximen und Thaten. Cimon.

Schon ruhte Themiſtokles Aſche, als Athen noch unter Ariſtides gedieh. Dieſer Mann hatte ſich alle Liebe des Volkes und alle ſeine Macht durch Armuth und Gerechtigkeit erworben. Allein, zu unbeugſam ſtrenge in ſeinen Urtheilen und in ſeinem Betragen, ſahen die Athenienſer den Mann, den ſie eben ſo fürchten als verehren mußten, nicht ungerne dem Oſtrazism erliegen. Sein Benehmen nunmehr den Zeitumſtänden und den Zeitgenoſſen anpaſſend, ſuchte er nach ſeiner Zurückberufung ſich dem Volke durch Nachgiebigkeit angenehmer, ja ſelbſt beliebter als Themiſtokles zu machen. Er ſtarb, ſo wie er gelebt hatte, arm und dürftig. Der dankbare Staat ließ ihn auf öffentliche Koſten zur Erde beſtatten und ward Vater an ſeinen Kindern.

Zu dieſer Zeit herrſchten in Athen zwei Parteien, eine davon die mächtige Familie der Alkmäoniden, deren Haupt Alkmäon war, welcher durch ſeine Intriguen den Themiſtokles geſtürzt hatte.

Dieſe Partei ſuchte nun vor Allem den jungen Cimon in ihr Intereſſe zu ziehen.

Entſproſſen aus dem edelſten Geſchlechte, im Beſitze mächtiger Reichthümer und glänzender Talente, war dieſer bedeutende Jüngling ganz dazu geſchaffen, ſich dem Themiſtokles entgegen zu ſtellen. Aber noch ſchien Cimon nicht geneigt, eine ſo gefahrvolle Rolle zu übernehmen, und es gelang den Alkmäoniden nur durch eben ſo feine als anhaltende Schmeicheleien, ihn zu dieſem Schritte zu vermögen. Allein mehr noch als dies beſtimmte den Jüngling die Aufmerkſamkeit des Ariſtides, welcher den aufblühenden Genius bald ſehr lieb gewann, da er, alle Zierlichkeit des Betragens verachtend und abhold dem Luxus der Athenienſer, gut aber rauh, offenherzig und bieder, einfach und von unbeugſamer Rechtſchaffenheit, mehr einem Spartaner als einem Athenienſer glich.

Durch ihn hoffte der weiſe Ariſtides, Themiſtokles Alles überwältigendem Ehrgeize Einhalt zu thun, welches nun um ſo leichter geworden war, da auch die demokratiſche Partei, aufgebracht durch die Klagen der Bundesgenoſſen und durch die Intriguen der Spartaner, wovon ihn die erſten der Erpreſſung, die andern der Verrätherei beſchuldiget hatten, ihren ehemaligen Liebling bereits zu haſſen begann.

Der verbannte, ehemals als ein Halbgott verehrte Themiſtokles, hatte nun Griechenland kaum verlaſſen, als ſich für Cimon und Ariſtides ſogleich ein weiter Spielraum zu großen Thaten eröffnete; denn es waren ſo manche griechiſche Städte in Aſien und Europa vom perſiſchen Joche zu befreien. Eine verbündete Flotte ſegelte in dieſer Abſicht aus. Cimon und Ariſtides befehligten das athenienſiſche Geſchwader, und das edle Unternehmen war, kaum begonnen, ſchon vollendet.

Nun trat Cimon in ſeinem Glanze hervor. Reichlich begabt von der Natur und vom Glücke, geliebt vom Volke und von den Bundesgenoſſen, übernahm er den Oberbefehl über das verbündete Heer der Griechen zu Waſſer und zu Lande. Das Glück krönte ſeine Waffen. Er befreite die griechiſchen Pflanzſtädte vom perſiſchen Joche, ſchlug die barbariſchen Beſatzungen in Thrazien und am Helleſpont, verfolgte ſie nach Aſien, nahm ſeinen ſiegreichen Lauf durch Karien, Lyzien und Pamphilien, und ſchlug endlich an einem Tage an der pamphiliſchen Küſte zu Land und zur See zwei perſiſche Heere, ſo daß Perſiens, ſchon durch innere Zwiſte gebrochene Macht, durch ihn auf den Küſten von Europa zerſtört, von nun an alle Offenſiv-Operationen aufgeben, und ſich zu heimlichen Feindſeligkeiten herablaſſen mußte.

So umſtrahlt von Ruhm und von Schätzen, kehrte Cimon nach Athen zurück. Und nun ſtrebte er ſeine Maxime zu realiſiren, durch prachtvolle, faſt unbegrenzte Freigebigkeit gegen das Volk ſeinen Ruhm, ſeine Macht und ſich ſelbſt auf der höchſten Stufe zu erhalten.

Ein Theil, der im Kriege erbeuteten Schätze hatte die Staatskaſſe bereichert, ein anderer die tapferſten Krieger belohnt, und der dritte war Cimons Eigenthum geblieben, welchen er jetzt dazu verwendete, den ſchon erworbenen Ruf ſeiner Liberalität aufs höchſte zu ſteigern. Auch er hatte Aſiens Macht geſehen, auch ihn hatte der volle Glanz des Orients umſtrahlt am Throne des perſiſchen Monarchen. Dieſem ähnlich ſollte nun ſeine Freigebigkeit ſchimmern. Seine Gärten ſtanden Jedem offen, der Genuß ihrer Früchte ſtand Jedem frei. Er ließ von ſeinen Äckern die Zäune wegreißen, damit jeder Dürftige nach Belieben nehmen konnte. Am Abende duftete der ärmeren Klaſſe der Bürger täglich eine wohlbeſetzte Tafel entgegen. Er führte Säulengänge auf, pflanzte Haine und Alleen, und wenn er durch die Straßen ging begleiteten ihn Sklaven mit Kleidern, womit ſie auf ſeinen Wink Jeden, der ihm in ſchlechtem Gewande entgegen kam beſchenkten. Sie trugen immer Geldſäcke bei ſich, und wenn ſie einen Dürftigen von höherem Stande erblickten, näherten ſie ſich unvermerkt, und drückten ihm heimlich Geld i die Hände, denn ſo ſtreng und beinahe rauh Cimon's Lebensart in ſeiner frühern Jugend war, wo er dadurch au fallen und imponiren wollte, eben ſo gewählt, fein und geſchmackvoll waren ſeine Lebensgenüße und ſein Betrage jetzt, da ſie ihm eine Lockſpeiſe der Volksgunſt werden ſollten

Allein ungeachtet aller Spenden, aller Volksſchme cheleien vermochte er dennoch nicht, ſich bis ans Ende ſeine Lebens auf der erſtiegenen Höhe zu erhalten. Auch ſein

Stunde ſchlug, und er erfuhr durch **Perikles**, was Themiſtokles einſt durch ihn erfahren hatte — ſeinen **Sturz**.

So war die Zeit geſtaltet, welche Neues und Großes, aber auch Böſes gebähren ſollte.

## IV.

## Zuſtand Athen's und der Athener zur Zeit, da Perikles aufblühte.

So zeigte ſich Perikles Epoche in ihrem blühenden Beginne.

Auf den raſtlos bewegten Wogen drängender Thaten ſchwankte Hellas in ſteter Erſchütterung durch ſeine zwei herrſchenden Staaten, Lacedämon und Athen.

Auffallend wird dem Beobachter ſogleich beim erſten Anblicke dieſer beiden Staaten ihre Ähnlichkeit in Rivalität, Charakteren und Sitten mit ihren zwei Choriphäen, Themiſtokles und Ariſtides, von welchen der Erſte das treffendſte Sinnbild Athen's, Letzterer das in den Punkt eines Menſchenlebens zuſammengedrängte Sparta genannt werden kann. Beide, unverſöhnliche Feinde, ſtrebten wechſelweiſe, ſich zu ſtürzen; kam es aber auf ihr gemeinſchaftliches Intereſſe, Erhaltung des Vaterlandes an, ſo ſchwand ihr bitterer Groll dahin, wie Irrthum vor der eindringenden Wahrheit. Sie ſtanden dann, umſchlangen ſich feſt, und opferten ſich wechſelſeitig einander auf. So auch Athen und Sparta gegen Perſiens Millionen. Lacedämon verlor nach dem mediſchen

Kriege den Oberbefehl über das Heer der Griechen, gerade zur Zeit, wo Griechenland unter der Anführung ſeiner Generäle die glänzendſten Siege erfochten hatte. So wurde über Ariſtides der Bann des Oſtrazismus geſprochen, gerade da ſeine Gerechtigkeitsliebe Athen's Bürger mit Glück und Anſehen bekleidet hatte. Die Spartaner färbten ihre Schwerter mit Feindesblut, ſich den Frieden zu erwerben; die Athenienſer, ihrem unerſättlichen Ehrgeize Spielraum zu erkämpfen, und ihrem ruheloſen Geiſte Nahrung zu verſchaffen. Gerade für das Wohl ſeiner Mitbürger lenkte ſo jede That, jede Aufopferung des Ariſtides, Herrſchſucht und Ruhmbegierde die kühnen Unternehmungen des Themiſtokles Aber ſo ward auch Athen in einen Aſchenhaufen verwandelt, als Sparta noch kräftig ſtand; ſo ſtarb Themiſtokles im Lande der Barbaren, als Ariſtides noch der Gegenſtand allgemeiner Verehrung war.

Athen hatte nun die ſchönſte Periode ſeines Daſeins erlebt, und würde auch immer der erſte unter den griechiſchen Freiſtaaten geblieben ſein, hätte es in ſeiner glücklichen Lage der Edelmuth nicht vom Übermuthe beſiegen laſſen. In dieſem Vaterlande der Humanität athmete ſelbſt das Lebloſe Leben, alles Leben aber ſprühte von leidenſchaftlichem Drange und erſtieg, bei ſeiner Würde, oft die Stufe ſchöner Menſchheit.

Voll Entzücken ruft daher der römiſche Geſchichtſchreiber **Vellejus Paterculus** aus, daß ganz Griechenland nur mit Körpern bevölkert, der Geiſt der Nation aber in Athens Mauern eingeſchloſſen zu ſein ſcheine. Aber fürwahr, mich däucht, man könne mit noch mehr Recht behaupten, daß in Griechenland der Geiſt der Menſchheit gewaltet habe, alle übrigen Staaten aber nur mit Körpern bevölkert waren.

So wandelte Hellas glücklicher, geiſtvoller, gemüthlicher Bewohner auf Fluren eines Vaterlandes, das ihm ſein Alles, ſeine Triebfeder zu jedem Großen, Schönen und Edlen, und zugleich der höchſte Lohn für jede Aufopferung war; wandelte auf beſeelten Fluren eines Vaterlandes, welches vor ſeinem Tode als Strafe verlaſſen zu müſſen, ihm mehr als der Tod war. Jeder Blick, den er auf ſich und um ſich warf, forderte ihn zu einer neuen Edelthat auf. Hier ſtellten ſich Harmodius und Ariſtogitons Hermen dar, die in dem Pantheon ewig lebten; dort rief ihm Miltiades Denkmal, auf Perſiens Tiaren thronend, unaufhörliche Lehren der Vaterlandsliebe zu. Hier ſchwebten ihm Salamis und Cythere auf verherrlichten Meeren wie die Triumphbögen attiſcher Kriegsmacht entgegen; dort erheben ſich Platäa, Marathon und ganz Ägypten, das Land der Weisheit und des Geheimniſſes, unter der cekropiſchen Ägyde Artaxerxes Allmacht trotzend. Aber vor Allem und überall begegneten dem entzückten Auge des attiſchen Patrioten die zwei großen Retter und Penaten des ſoloniſchen Volkes: Ariſtides und Themiſtokles, wie zwei unwandelbare Sterne, nach welchen der Schiffer in jeder Gefahr den untrüglichen Lauf hinſteuert; denn noch war Perikles nicht für den Staat.

Seiner Epoche war die Vollendung des Herrlichen vorbehalten. Durch ihn gedieh Athen ſchnell zu einem mächtigen Reiche, beherrſchte die aſiatiſche Küſte von Cypros bis zum thraziſchen Bosphorus, und gebot über vierzig Inſeln. Meere trugen gehorſam ſeine Flaggen, und blühende Pflanzſtädte, welche der Schrecken ſeiner Flotten allein ſchon zu beſchützen zureichte, lächelten ihm treuergeben von Thraziens und Mazedoniens Küſten entgegen.

Glücklich und groß wäre Athen geblieben, hätte es ſich zu mäßigen gewußt; allein der unlöſchbare Durſt der Ruhmbegierde und der Habſucht riß es endlich zur Sittenverderbniß, Ungerechtigkeit und Unterdrückung — nicht nur gegen Fremdlinge und Barbaren, ſondern ſelbſt gegen ſeine Bundesgenoſſen.

Attika war nun der Centralpunkt Griechenlands, von welchem aus die Strahlen der Wohlthätigkeit oder die Flammen des Verderbens, unaufhörlich wechſelnd, hervorſprühten, welche überdieß noch von kühnen Feldherren, voll eines unbändigen Ehrgeizes, immerfort unterhalten und angefacht wurden. So geſchah es, daß Athen nicht erröthete, unvertheidigte Städte zu überfallen, Länder zu plündern, und Bundesgenoſſen zum Bruche zu nöthigen, um zu ihrer Unterdrückung Gelegenheit zu bekommen, ihre Feſten niederzureißen, und ihrer Goldgruben ſich bemächtigen zu können. So geſchah es, daß der ſchamlos ſtolze Athenienſer kein Bedenken trug, das Nützliche dem Gerechten vorzuziehen, und die Stärke ſein Völkerrecht zu nennen. Athen hatte nun aber den Punkt erreicht, auf dem ein Staat, von ſeinem eigenen Übergewichte ſchwindelnd, in Trümmer zerfallen, oder ſich an den außerordentlichen Geiſtesgaben eines Mannes feſthalten muß.

Und dieſer Mann war Perikles. Ohne ſeine Leitung würde ſich Athen in kurzer Zeit ſelbſt aufgerieben haben. Selbſtbeherrſchung und kaltprüfender Scharfblick, Strenge gegen ſich ſelbſt und nachſichtsvolle Güte gegen Andere, Selbſtverläugnung und raſtloſe, leiſe wirkende Thätigkeit, Klugheit, vermöge welcher er nicht nur immer jedes den Umſtänden angemeſſene Talent, ſondern auch alle dazu erforderlichen Tugenden, wie ſo viele Meiſterwerke der Kunſt aufſtellte, Kenntniß ſeines Volkes und der Natur mit der daraus entſpringenden Allmacht ſeiner Beredſamkeit und Überredungskraft, welche ihm von ſeinen Zeitgenoſſen den Beinamen des Olympiers erwarben, ſein Enthuſiasmus für das Schöne und ſeine humane Weisheit, alle großen Eigenſchaften eines Feldherrn bis zur perſönlichen Tapferkeit herab, vereinigt und liebenswürdig überdämmert von dem Schleier der Beſcheidenheit — ſie waren es, welche ihn zu dieſem Einen Manne machten, die ihn über das feinſte und geiſtvollſte Volk der Erde emporhoben, daß der Wankelmuth ſelbſt auf ſeinen Ruf felſenfeſt ſtand, und die ungeſtümſte aller Leidenſchaften, der Ehrgeiz eines ganzen Volkes, ſich von ihm mit gefügigem Sinne durch weislich gelegte Labyrinthe oft erzielter Verzögerung lenken ließ.

Er zeigte ſich beim Beginne ſeines Handelns wie die verfinſterte Sonne, welche mit dem verdunkelnden Körper ringt, und nur einige Randſtrahlen zeigen kann, bis ſie endlich ſiegt und glanzvoll und allein in der Mitte des heiterſten

Himmels ſtrahlt. Wir werden ihn alſo nach den wenigen Scenen ſeiner Jünglingsjahre ſogleich mit den mächtigſten Männern und Parteien ſeiner Zeit im Kampfe und bald als Sieger ſehen im ſiegreichen Staate.

## V.

## Perikles Abſtammung, körperliche Geſtalt, Erziehung und Lehrer.

Schon von der Natur mit den glücklichſten Anlagen begabt, und durch die Geburt zum Glänzen beſtimmt, war Perikles einem der edelſten Geſchlechter entſproſſen. Xantipp, ſein Vater, hatte bei Mykale einen herrlichen Sieg erfochten über die weit überlegenere Macht der Perſer und ſich unter den Heldenbüſten der Cecropia einen Platz erworben. Perikles Mutter, Agariſte, aber war eine Enkelin jenes Kliſthennes, welchen die Athenienſer hoch verehrten, weil er die verhaßte Familie der Piſiſtratiden vertrieben hatte.

Perikles war von edler Geſtalt, aber ſein Kopf etwas zu lang. Freunde und Schmeichler ermangelten nicht, dieſen Naturfehler ſogleich zu ſeinem Vortheile auszulegen; denn da ſeine Mutter wenige Tage vor ſeiner Geburt geträumt hatte, ſie würde einen Löwen gebären, ſo behaupteten ſie, das Räthſel ſei durch Perikles Erſcheinung gelöſ't. Perikles Feinde aber, beſonders die komiſchen Dichter, welche jede Gelegenheit zu Ausfällen gegen ihn ergriffen, machten dieſen Kopf ſpäterhin zur Zielſcheibe ihres Witzes. Man nannte ihn mit beiſpielloſer Unverſchämtheit den Meerzwiebelkopf, und den Köpfeſammler. Man ſagte: Perikles ſäße manchmal, zerſtreut von den vielen Geſchäften, mit ſchwerem Kopfe, manchmal aber errege er aus dieſem Kopfe, worin eilf Perſonen Raum fänden, mächtigen Tumult. Perikles Betragen war ſchon in den Jünglingsjahren gelaſſen und würdevoll, und er blieb ſich hierin, wie in allem Übrigen, ſein ganzes Leben hindurch getreu. Wenn er auf der Rednerbühne ſprach, ſtand er daher immer ruhig feſt ohne Bewegung, die Hände in dem Mantel verhüllt. Aber er wirkte in dieſer Stellung durch den Wohlklang ſeiner Stimme, durch Ernſt und Anſtand, durch die Kraft ſeines Vortrags und ſeiner hinreißenden Beredſamkeit mehr, als andere Redner durch das regſte Mienen- und Geberdenſpiel und durch die wechſelreichſte Lebhaftigkeit der Stellungen wirkten.

Perikles genoß frühe den Unterricht der weiſeſten und edelſten Männer. Damon, von welchem Plutarch ſagt, er habe unter der Maske eines Tonkünſtlers tiefe Weisheit verborgen, lehrte ihn Muſik und Moral. Sein Lehrer in der Phyſik und Dialektik war Zeno von Elea. Den größten Einfluß auf die Bildung des Jünglings hatte Anaxagoras von Klazomene, dem man wegen der Vortrefflichkeit ſeiner Geiſtesgaben den Beinamen der Verſtand, gegeben hatte. Das Feld der Naturlehre lag in jener Zeit, trotz der Bemühung einiger Philoſophen, noch ziemlich wüſt und öde. Man hielt die einfachſten Natur-Phänomene für außerordentliche Wunder, und unbedeutende Lufterſcheinungen erfüllten Völker und Länder mit Entſetzen. Wer von einem natürlichen Ereigniſſe die natürliche Urſache anzugeben wußte, wurde vom Pöbel entweder als ein überirdiſches Weſen zu den Sternen erhoben, oder als ein Feind und Verräther der Götter verfolgt und mißhandelt.

So erhielt Perikles auf ſeinem Landgute einſt einen Widder, deſſen Kopf ein einziges Horn hatte. Man rief den Wahrſager, welcher denn pflichtſchuldigſt dieſe Erſcheinung ſogleich für ein Wunder erklärte, das die Bedeutung habe, daß von den damals in Athen herrſchenden zwei Parteien des Perikles und Thuzidides, jene die Oberhand erhalten werde, zu deren Haupte der Kopf des Widders gebracht würde. Allein Anaxagoras, Perikles und Euripides Lehre und Themiſtokles Freund bis an deſſen Tod, erklärte di Sache bald ganz anders. Er ließ den Scheitel zerſchlagen und zeigte aus der Lage des Gehirns, daß der Widder nothwendig nur ein Horn haben konnte, indem das Gehir die Hirnſchale nicht ganz ausfüllte, ſondern ſich in der ganzen Schale eiförmig an den Ort hingeſenkt habe, wo d Wurzel des Horns entſtanden war.

Anaxagoras Verdienſte erſtreckten ſich aber nicht nu auf die Erweiterung der Kenntniſſe und den Reichthum d Ideen ſeines Zöglings; Perikles verdankte ihm auch d vollkommenſte ſittliche Ausbildung, da er durch dieſen e habenen Weiſen ſeinen hohen Sinn, ſeine edle Würde un die Kunſt, ſich das Volk eigen zu machen, erhielt.

* * *

# VI.

# Syſtem und Charakter des Anaxagoras.

Das moraliſch-phyſikaliſche Syſtem des Anaxagoras war für jene Zeit ſo wichtig, und von ſo großem Einfluſſe auf die Bildung ſeines Zöglings, daß es eine beſondere und etwas ausführlichere Erwähnung verdient.

Seine ganze Philoſophie zerfiel in zwei Theile; in die Naturlehre und die Seelenlehre. Obſchon die Phyſik jener Zeit noch ſehr unvollkommen war, und ſelbſt Anaxagoras manche offenbare Irrthümer behauptete, ſo bleibt ihm dennoch die Ehre, daß er in dieſen Wiſſenſchaften vor allen ſeinen philoſophirenden Vorgängern und Zeitgenoſſen mächtige Fortſchritte machte, und tiefer als irgend Einer von ihnen in die Geheimniſſe der Natur und des Menſchen eindrang.

Seine Schöpfungsgeſchichte war beinahe das poetiſche Chaos, wie Ovid in ſeinen Verwandlungen es ſchildert.

Alles was iſt, ſagte Anaxagoras, war von Ewigkeit her, allein nicht immer ſo wie nun. Eine unendliche Menge kleiner Elementartheilchen lag in chaotiſchen Maſſen, form- und bewegungslos durch einander. Atome beſaßen zwar ſchon damals alle Kräfte und Eigenſchaften, welche wir noch jetzt an den Gegenſtänden der Körperwelt wahrnehmen, aber ſie waren an ihnen wegen ihrer unendlichen Kleinheit nicht bemerkbar.

In dieſem Chaos, fuhr er fort, gab es zwar für jede der nun exiſtirenden Körperarten eigene Elemente, unzerſtörbare ihnen gleichartige Theile; allein es ſind deſſen ungeachtet in allen Nahrungsmitteln der Menſchen und der Thiere Beſtandtheile enthalten, welche den verſchiedenen Theilen ihrer Körper, die dadurch erſetzt werden, ähnlich ſind, und nur wegen ihrer außerordentlichen Kleinheit nicht wahrgenommen werden können. Es iſt alſo Alles in Allem. Alles wird aus Allem abgeſondert, und ſelbſt in dem kleinſten Theile zuſammengeſetzter Materie ſind die verſchiedenartigſten Elemente eingeſchloſſen.

Aus jener Gleichartigkeit der Elemente nun mit den aus ihnen zuſammengeſetzten Körpern folgt, daß Geburt und Tod nichts anderes ſind, als Zuſammenfügung oder Auflöſung der Körper in ihre Elemente. Dieſer Maſſe nun näherte ſich einſt ein von ihr ganz heterogenes, höchſt einfaches und allumfaſſendes Vernunftweſen, das zwar auch Subſtanz war, aber dennoch alle anderen Naturen an Feinheit und Reinheit eben ſo ſehr übertraf, als an Macht und Weisheit — die Gottheit. Da ſie Alles vermochte, Alles umfaßte und durchdrang, Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft durchſchaute, ſo belebte, zertheilte und ordnete ſie jenes todte Chaos. Schönheit und Harmonie in Geſtalt und Bewegung traten auf ihren Wink hervor. Das Ungleichartige trennte ſich, und die verwandten Elemente verſchmolzen. Die leichten Feuertheile flogen in die höheren Räume des Himmels empor, wo ſie Sonne, Mond und Sterne bildeten und den allumwehenden Äther. Die ſchweren und kalten Theile aber ſenkten ſich zur Tiefe nieder, und formten Waſſer und Erde, die thieriſchen und menſchlichen Körper

Steine und Gewächſe. Dieſem Philoſophen war Gott nur der Ordner, nicht aber der Schöpfer der Dinge, die Welt dankte dem höchſten Weſen nur die Form, nicht ihre Exiſtenz.

Die Erde war Anfangs bloßer Sumpf; allein ihre Oberfläche, welche wir bewohnen, wurde durch häufigen Regen endlich zuſammengedrückt und dicht. Sie hat eine platte Geſtalt, welche der Grund ihrer Unbeweglichkeit iſt, indem die Luft, welche ſie trägt und ſchwebend erhält, dadurch ſo eingeſchloſſen wird, daß ſie keinen Ausgang finden kann, um ſich der auf ſie drückenden Laſt zu entziehen. Das Erdbeben entſteht durch das Herabſenken der oberen Luft in die Höhlen der unteren lockeren Seiten der Erde, wodurch dieſe erſchüttert wird.

Die Luft iſt, ungeachtet ihrer Feinheit und Unſichtbarkeit ein wirklicher Körper, welcher andern Körpern Widerſtand thun kann. Der Wind iſt eine Bewegung der Luft, und entſteht durch die Sonnenſtrahlen, welche die Luft verdünnen und bewegen. Der Blitz iſt eine plötzliche von oben herabſtürzende Äthermaſſe, welche durch den nachfolgenden Donner wieder ausgelöſcht wird.

Die Aſtronomie des Anaxagoras enthält, ſo wie ſeine übrige Phyſik, viel Wahres mit Irrthümern vermiſcht.

Das Weltall, ſagt er, enthält den Grund ſeiner Exiſtenz in ſich, und gründet ſich auf ſich ſelbſt; Feuer und Äther ſind eine und die nämliche Subſtanz. Feuertheile erfüllen die himmliſchen Räume, wo Sonne, Mond und Sterne als glühende Steinmaſſen einherſchweben. Der Mond erhält ſein Licht von der Sonne, und iſt ein unſerer Erde ähnlicher Planet, deſſen Auf- und Abnehmen ſich, ſo wie ſeine Verfinſterungen, aus ſeiner Stellung natürlich erklären läßt.

Die Sonne iſt vielmal größer als der Peloponnes. Die Kometen entſtehen durch Vereinigung mehrerer Planeten. Die Milchſtraße iſt das eigene Licht ſolcher Sterne, zwiſchen welchen und der Sonne die Erde ſteht, die alſo von der Sonne nicht beſtrahlt werden.

Die Erde iſt die Mutter, die Sonne der Vater alle Pflanzen und Gewächſe. Die Pflanzen ſind Thiere, ſie leben, athmen, denken, haben Gefühl für Schmerz und Luſ auch Begehrungs- und Verabſcheuungsvermögen gleich de Menſchen. Die Sinne des Menſchen ſind ſchwach und trüglich, daher alle Ideen und Empfindungen, die wir durch ſ erhalten, nothwendig unzuverläſſig und mangelhaft bleib und ihren Zeugniſſen über die Gegenſtände der Außenwe wenig oder gar kein Glauben beizumeſſen iſt.

Nur dem Verſtande kömmt alſo das giltige Urth über Wahrheit und Irrthum zu; denn die Dinge ſind ſ wie ſie ihm erſcheinen.

Die Thiere haben Gefühl, Denkkraft, Begehrung und Verabſcheuungsvermögen mit dem Menſchen gemei ſein Vorzug vor ihnen beſteht in der Unſterblichkeit ſei Seele und in dem Gebrauche ſeiner Hände, wodurch er viele vortreffliche Werke zu Stande bringt.

Dies iſt, wenn ich es nennen darf, Anaxagoras Kürze zuſammengedrängtes Syſtem. Wenn auch di Weiſe manche offenbare Irrthümer und Widerſprüche hauptete, ſo bleibt er dennoch einer der größten und ve rungswürdigſten der Vor- und Mitwelt. Voll Erhabenheit der Seele und mit dem redlichſten Gemüthe, ging er mit ſeinem Denken und Schließen durchaus wahrhaft, ungeſchmückt und nach Überzeugung zu Werke. Er war kühn und edel genug, die Vorurtheile des Pöbels zu verachten. Beſeelt von einem brennenden Eifer zur Erforſchung der Wahrheit, opferte er ſeinem glühenden Durſte nach Kenntniß und Wiſſenſchaft alle Vortheile ſeiner edlen Geburt, beträchtliches Vermögen und alles Streben nach Rang und Würden auf.

Dahingeriſſen vom mächtigſten Hange zu philoſophiſchen Beobachtungen, verließ er ſein Haus, gab ſeine Felder der Verödung preis und vertauſchte ſeine Vaterſtadt Klazomene mit Athen, nicht um zu glänzen, wie ſo viele andere Philoſophen jener Zeit, nicht um ſeine Weisheit zu Markte zu tragen, ſondern um die belehrende Geſellſchaft der in dieſem Lieblingsſitze Minervens verſammelten größten und weiſeſten Männer zu genießen, um zu bilden und gebildet zu werden.

Erfüllt von heiligem Ernſte, lebte er in edler Zurückgezogenheit von den Thorheiten der nicht zu beſſernden Menge, nur den wenigen Vortrefflichen, allein deſto wirkſamer, jemehr er im Stillen wirkte.

Sein würdevolles und doch ſo beſcheidenes Betragen, das vom weichlichen Prunke des Luxus und von der ſchmutzigen Unverſchämtheit mancher Philoſophen gleich weit entfernte Anſtändige ſeiner Kleidung, ſeine tiefen Kenntniſſe, ſeine ſchmuckloſe, einfach kraftvolle Beredſamkeit, die Ruhe bei ſeinen, den Vortrag begleitenden Geberden und Bewegungen, die durch keinen grellen Affekt zerriſſen wurde, und ſeine wohlklingende, Ehrfurcht einflößende ſanfte Stimme, verſchafften ihm die allgemeine Bewunderung. Sein Tod drückte, wie wir bald hören werden, ſeinem würdigen Leben das ſchöne Siegel der Vollendung auf.

So war Perikles Lehrer und Freund, deſſen Lehren ſelbſt Euripides und Sokrates zu hören kamen.

## VII.

## Maximen und Lebensplan des Perikles. Sein erſtes Benehmen vor dem Volke.

Alſo beglückt durch Natur und Erziehung, hatte Perikles von Anaxagoras die ſchwere Kunſt erlernt, die brauſenden Leidenſchaften der Jugend im Zaume zu halten, Wechſel des Glückes mit Kraft zu ertragen, den Aberglauben de
Pöbels im Stillen zu verachten, und ſein Betragen m
Ernſt und Würde zu bekleiden. Zwar erklärten Neider un
böſe Menſchen dieſen edlen Stolz vielmal für Hochmuth un
Eigendünkel; allein Perikles fand immerzu Gelegenheit, ſ
durch Thaten zu widerlegen.

So befand er ſich einſt einen ganzen Tag hindur
in Geſchäften auf dem großen Platze. Ein unverſchäm
Menſch überhäufte ihn ohne Aufhören mit Schmähunge
Perikles ſchwieg. Der Freche verfolgte ihn Abends ſogar
in ſeine Wohnung. Perikles blieb dennoch ruhig und befa

als er ſeine Schwelle betrat, einem Diener gelaſſen, dieſem Menſchen auf ſeinem Rückwege die Fackel vorzutragen, weil es ſchon dunkel ſei.

Allein ſo hoffnungsvoll ſich Perikles auch ſchon bei ſeinem erſten Erſcheinen dem Volke ankündigte, ſo wurde er dennoch ſeinen, auf ihre Freiheit manchmal bis zur Albernheit eiferſüchtigen Mitbürgern durch einen bloßen Zufall verdächtig, da ſie bemerkten, daß er in Geſtalt und Stimme, ſo wie in der Grazie ſeines edlen Benehmens, mit Piſiſtrat Ähnlichkeit hatte, welchen das ungeſtüme Volk haßte, weil er es zu ſeinem Beſten beherrſcht, ihm weiſe und milde Geſetze gegeben, für deſſen Geiſtesbildung, ſo wie für deſſen Vergnügen geſorgt hatte, und der Wohlthäter aller armen Bürger geworden war.

Perikles bemerkte bald, daß man von ihm dieſer äußeren Ähnlichkeit wegen auch ein ähnliches Streben nach unumſchränkter Macht befürchte, und bebte daher mit Recht vor der Gefahr einer frühzeitig drohenden Verbannung. Er betrug ſich daher in ſeiner Jugend gegen das Volk etwas ſcheu und furchtſam. Erſt dann, als Cimon, welcher im Herzen doch immer die Partei der Großen und Reichen begünſtigte, durch ſeine ſiegreichen Feldzüge von Griechenland entfernt war, trat Perikles öffentlich auf, indem er ſich zugleich auf der Seite der Armen und Geringen zeigte. Erſt nun fand ſeine von Wetteifer glühende, kampfdürſtende Seele offenen Spielraum, und ſein Geiſt ſchwang ſich hervor, wie die lange hinter den Wolken verſteckte Sonne, ſo wie in dem kaum liebgewonnenen Jünglinge ein heller Tag erſchien, bevor er noch ſeine Morgenröthe erblickt hatte.

Ein großer Geiſt zeigt und gefällt ſich in ſo vielen wechſelnden Geſtalten, als die wechſelreiche Natur ſelbſt; aber was er auch ſein mag, iſt er jedesmal ganz, und alles Fremdartige von ſich ausſchließend, denn er lebt immer nur in dem Einen, und alles Übrige exiſtirt für ihn nicht.

So war auch von nun an Perikles ganze Lebensweiſ
verändert. Man ſah ihn jetzt keinen andern Weg betreten als jenen, welcher von ſeinem Hauſe nach dem Marktplatz und in den Senat führte. Sein raſtloſer Geiſt verſenkte ſic
ſo tief in ſein Beginnen, daß er alles Zerſtreuende, ſoga
alle Gaſtmähler und Gelage vermied, und man ſah ih
während der langen Zeit ſeiner Staatsverwaltung nur ei
einziges Mal bei dem Hochzeitfeſte eines Freundes, wo
doch nur ſo lange blieb, bis die bekränzten Becher am E
de des Mahles die Geſellſchaft zu immer ſteigender Frö
lichkeit ſtimmten.

Perikles wußte wohl, daß ein Demagog ſich dem Vo
immerzu zeigen und im Sinne erhalten müſſe; er wuſ
aber auch, daß man mit ſeiner Gegenwart nicht zu frei
big ſein müſſe, um demſelben nicht gewöhnlich zu werde
Er beſuchte daher die Volksverſammlung immer nur na
gewiſſen Zwiſchenzeiten, und ließ die minder bedeutend
Geſchäfte durch Freunde beſorgen, er ſelbſt aber betrat
Rednerbühne nur bei wichtigen Veranlaſſungen.

Öffentliche Angelegenheiten waren in Athen der ſchö
ſte Spielraum und zugleich der Zweck der Beredſamke

kein Staatsmann konnte ohne ſie zum höchſten Ziele gelangen. Perikles fand ſie daher zu ſeinem Lebensplane unentbehrlich, und bildete dieſe Kunſt durch die reichen Quellen tiefer Kenntniſſe und echter Weisheit zu einer der höchſten Stufen aus, die ſie jemals erreichte. Er ſetzte ſeine Reden, was bisher ganz ungewöhnlich war, zuerſt ſchriftlich auf. Sie waren daher niemals, wie bei ſo vielen andern ſeiner berühmteren Zeitgenoſſen, blos ſchöne enthuſiaſtiſche Ergießungen ſchnell auflodernder und bald verlöſchender Aufwallungen, ausgeſchmückt mit dem, was die erhitzte Phantaſie zufällig dem Redner darbot, ſondern durchgehends mit Tiefſinn gedachte, mit Kraft und Einheit planmäßig ausgeführte, ſorgfältig ausgearbeitete und vollendete Ganze.

Dieſe hinreißende, beinahe himmliſche Beredſamkeit erwarb ihm den Beinamen des Olympiers. Man ſagte von ihm, daß er in ſeinen Reden Blitze und Donnerkeile ſchleudere, daß kein Sterblicher im Sprechen ihm gleichkomme, daß er, ſo wie er auftrete, alle Redner, ſie mochten ſchon noch ſo viel Vorſprung vor ihm haben, wie ein ſchneller Wettläufer überhole, daß die Überredung auf ſeinen Lippen throne, daß er alle Herzen gewinne, und unter allen Rednern allein in der Bruſt des Hörers einen Stachel zurücklaſſe.

Einem ſolchen Meiſter in der Kunſt mußte es auch ganz natürlich ein Spiel ſein, ſelbſt das zu beweiſen, was nicht ſo war, und ſeine Beredſamkeit ging oft in Sophiſtik über. Dies mag folgende von Plutarch aufbehaltene Anekdote beweiſen. König Archidamus von Sparta fragte einſt Thuzydides, Perikles jungen Rivalen, wer von ihnen Beiden beſſer ringe? Allein jener gab ihm mißmuthig zur Antwort: „Was nützt es, wenn ich ihn auch zu Boden werfe? er bleibt dennoch Sieger, denn er überredet alle Zuſchauer, er ſei nicht zu Boden geworfen.“

Aber ſo allgemein bewundert auch Perikles Beredſamkeit war, ſo blieb er dennoch äußerſt beſorgt, wenn er eine Rede vortrug, und ſeine Furcht hierin ging ſo weit, daß er, wenn er die Rednerbühne beſtieg, die Götter bat, ihm ja kein Wörtchen entſchlüpfen zu laſſen, das nicht zu ſeiner Abſicht paſſe.

## VIII.

## Cimon, Rivalität mit Perikles.

Athen genoß indeß von außen volle Ruhe. Wenn nun Perikles gleich keine Gelegenheit fand, ſeine Stirne mit dem kriegeriſchen Lorbeer zu bekränzen, ſo mangelte es ihm doch nicht an Kämpfen, welche alle ſeine Kräfte forderten, und auf den höchſten Grad ausbildeten; denn wem das Schickſal auf der Schaubühne des Lebens eine große ruhmvolle Rolle zugedacht hat, dem gibt es zur Aneiferung ſeines Strebens ſchon in früher Jugend bedeutende und mächtige Rivalen. In dieſem immerwährenden Wettkampfe gedeiht ſein Geiſt zur Reife, die Feſte ſeiner Grundſätze zu gediegener Stärke, und er eilt dem unverrückt vor Augen ſchwebenden Ziele mit ſchnell entwickelten Kräften zu.

Der erſte Nebenbuhler, welchen Perikles zu beſiegen hatte, war Cimon, der Geliebte. Wir haben bereits gehört, daß Cimon's Reichthum ſo groß war, als ſeine Freigebigkeit. Sein Anſehen war alſo in dem Boden der Volksgunſt zu tief gegründet, um es ſogleich entwurzeln zu können. Perikles mußte ſich alſo eine ungleiche Theilung gefallen laſſen, und ſich mit dem kleineren Theile derſelben begnügen. Aber ſchon hatte er, unter dem äußern Scheine der Gleichgiltigkeit, ſeinen Plan entworfen, und ging zu ſeinem Ziele einen verborgenen Weg, der ſeine Abſicht erſt am Ziele der zurückgelegten Bahn entdecken ſollte.

Da Perikles nicht ſolchen Reichthum beſaß, um, wie Cimon, ſich dadurch die Liebe und Anhänglichkeit des Pöbels zu erkaufen, ſo vertheidigte er bei jeder Gelegenheit die Rechte und Anſprüche des Volkes gegen die Eingriffe und Anmaßungen der Reichen und Vornehmen, ſchmeichelte manchmal ſogar den Launen und der Eitelkeit der Menge, und befriedigte ihren Hang zu Spielen, Feſten und Vergnügungen aller Art auf die leichteſte Weiſe, da er die Koſten dazu aus den öffentlichen Staatseinkünften beſtritt. So wußte er mit vieler Schlauheit ſowohl den Ehrgeiz als den Luxus der Athener zu nähren, und ihnen den Grundſatz einzuprägen, daß alle Bürger daheim gleiche Rechte zu genießen, auswärts über ihre Pflanzſtädte und Bundesgenoſſen vollkommene Oberherrſchaft auszuüben hätten, und ihnen ſogar vor allen Staaten Griechenlands der Vorzug gebühre.

Da Perikles es endlich dahin brachte, daß ein Theil der öffentlichen Gelder unter die armen Bürger vertheilt wurde, erhielt er die volle Gunſt des Volkes und ſein Anſehen war gegründet. Jetzt beſchloß er zu handeln.

Seine erſte entſcheidende That war der Sturz des Areopagus, des höchſten aller athenienſiſchen Gerichtshöfe, welcher dem Volke heilig und hehr erſchien. Dieſem ehrwürdigen Senate war die Aufſicht gegeben über Religion und Geſetze, über das Leben und die Sitten der Bürger. Nur wer Archont, Vorſteher der Geſetze, oder Aufſeher der Feſte, oder Richter war, und eines dieſer Aemter mit Auszeichnung verwaltet hatte, konnte dann in den areopagitiſchen Senat aufgenommen werden, deſſen Würden unter allen öffentlichen Ehrenſtellen allein lebenslänglich waren.

Perikles war kein Mitglied dieſer ehrwürdigen Verſammlung geworden, da ihm das blinde Loos keines jener Aemter zugeworfen hatte. Er war alſo darauf bedacht, eine Macht zu brechen, welche ſeine eigene zerſtört haben würde, und ſich ihm wie ein Gebirg mitten in den Weg zu ſeinem Ziele ſtellte. Perikles ſelbſt wollte aber nicht den Namen dieſer That haben; er verbarg ſich daher wie ein Künſtler hinter den Triebwerken ſeiner Maſchine, und wählte zur Vollziehung einen verſchmitzten und verwegenen Mann, Namens Ephialtes, der alle Maßregeln, welche Perikles erſann, zur Demüthigung der Reichen und Vornehmen mit dem bereitwilligſten Eifer ausführte.

Die zum Sturze dieſes höchſten Tribunals getroffenen Anſtalten ſcheinen vorzüglich darin beſtanden zu haben, daß

e vom Volke begünſtiget, demſelben allmälig die Aufſicht
ber das Religionsweſen entzogen, und ſie niederen Inſtan-
n übertrugen, zugleich aber die Aufnahme in dieſen Staats-
ath, welche vormals ſo vielen Schwierigkeiten unterlag,
un ſo erleichterten, daß von jetzt an nicht mehr nur Archon-
n, ſondern auch Menſchen vom niedern Stande und von
leich niederer Denkungsart der Weg dazu offen ſtand. So
ard alſo durch Perikles die demokratiſche Form her-
eſtellt.

Cimon war indeß von ſeinen glorreichen Feldzügen
ach Athen zurückgekommen. Zürnend über die Entwürdi-
ung des Areopags, bot er ſogleich alle Kräfte auf, die
Macht dieſes Gerichtshofes und die ariſtokratiſche Verfaſſung
vieder herzuſtellen. Perikles konnte alſo hier nicht ſtille
tehen. Er mußte nun weiter gehen; und war der Areopag
eſtürzt, ſo mußte auch Cimon fallen, welches um ſo
eichter wurde, da ſein Fall ſchon vorbereitet war; denn der
Parteigeiſt hatte ſich, während dieſer große Mann Siege
rfocht und Lorbeern errang, nach Kräften bemüht, ſeine
Kränze zu entblättern und die Früchte ſeiner Siege ihm zu
entreißen. Nun erbitterten ſeine Feinde das Volk gegen ihn
und ſchon erhob die Anklage ihr gräßliches Haupt.

Cimon hatte nach der Beſiegung von Thaſos die günſtigſte Gelegenheit gehabt, in Macedonien einzufallen, und daſelbſt Eroberungen zu machen. Allein er that es nicht. Man beſchuldigte ihn daher nun, von dem macedoniſchen Könige beſtochen zu ſein. Cimon begann wirklich zu fürchten und ließ nichts unverſucht zu ſeiner Rettung. Er vertheidigte ſich vor den Richtern, und Elpinize, ſeine Schweſter, verſchmähte ſogar nicht vor Perikles als eine Flehende zu erſcheinen. Perikles gab ihr zwar die ſchmerzende Antwort, daß ſie zu einer wirkſamen Fürſprecherin ſchon zu weit von dem Frühlinge ihres Lebens entfernt ſei, bezeugte ſich aber dennoch im Gerichte gegen Cimon ſehr edel, und erhob ſich nur einmal eine Klage vorzubringen.

Cimon wurde alſo für ſchuldlos erklärt. Dies erhob ſeinen Muth von Neuem, und er gab der Klugheit nicht Gehör, welche ihm rieth, dem mächtigeren, in voller Kraft blühenden Gegner zu weichen, ſeine ſpäteren Tage der Stille zu weihen, und auf ſeinen Lorbeern zu ruhen. Er wandelte vielmehr hartnäckig den entgegengeſetzten Weg, ſtrebte, ſo lange er ſich in Athen aufhielt, ganz offenbar, über das Volk die Oberhand zu behaupten, und ſtellte ſich demſelben beherzt entgegen, wenn es gegen die Edlen ſtürmte, um ihnen Macht und Anſehen zu entreißen.

Indeß war in Sparta eine Empörung der von den Lacedämoniern einſt beſiegten und zu Sklaven gemachten Meſſenier ausgebrochen, und, da dieſe unglücklichen Opfer der Uebermacht durch die grauſame Mißhandlung und den unerträglichen Druck ihrer tyranniſchen Ueberwinder auf's höchſte gereizt und erbittert wurden, bald zu einem förmlichen Kriege von mehreren Jahren entbrannt. Sie fochten mit ſolchem Muthe der Verweiflung, thaten ſo heftigen Widerſtand, daß die bedrängten Lacedämonier ſich endlich genöthiget ſahen, die Hilfe der Athenienſer anzuſuchen. Cimon, den Spartanern immer hold, brachte es bald dahin, daß Athen unter ſeiner Anführung Hilfstruppen nach dem Peloponnes ſandte. Allein gerade bei dieſer Gelegenheit brach die National-Feindſchaft zwiſchen beiden Staaten zuerſt aus, aus dem die erſten Funken des verderblichen peloponneſiſchen Krieges entſprangen.

Ithome war der Waffenplatz der unterjochten Meſſenier. Die athenienſiſchen Hilfstruppen belagerten dieſe Feſte lange vergebens. Sparta fing zu beſorgen an, daß Athen wohl gar die Empörer heimlich begünſtige und erklärte deßwegen, daß es des Beiſtandes dieſer Truppen nicht länger bedürfe. Die Athenienſer, durch dieſe Aeußerung ſchwer beleidigt, zogen ſich ſogleich in höchſter Entrüſtung zurück, entſagten dem Bündniſſe mit Sparta, und ihr Haß tobte gegen jeden lacedämoniſch Geſinnten, vor Allem gegen Cimon, deſſen Rath und Vortrag ſie zu jener Hilfeleiſtung bewogen hatte. Nun erhielten ſeine Gegner, Perikles und Ephialtes an ihrer Spitze, höhere Macht und bedeutende Gründe zu ſeinem Falle: ſeine Vorliebe für Sparta, eine Schwäche, welche bei dieſem übrigens für ſein Vaterland ſo edel denkenden Manne ſo weit ging, daß er ſeine ganze Hausordnung und Lebensart nach ſpartaniſcher Weiſe einrichtete, und ſogar ſeinen älteſten Sohn Lacedämonius nannte. So werden die trefflichſten Männer, deren Kraft kein Sturm zu beugen vermochte, oft das Opfer einer Schwäche, welcher ſie zu ſehr nachgeben.

Beinahe in keinem Beiſpiele auf dem weitem Felde der alten Geſchichte, zeigt ſich dem Beobachter der Wankelmuth der Volksgunſt in einem ſo grellen Lichte, als hier. Cimon, entſproſſen aus dem edelſten Geſchlechte, Cimon, der alle Talismane der Macht und des Reichthums beſaß, die herrlichſten Siege erfochten, Athen mit Geld und Beute erfüllt, dem Mangel und der Dürftigkeit ſeine Schätze und Paläſte aufgeſchloſſen hatte — Cimon mußte, durch den Spruch des Oſtrazism auf zehn Jahre verbannt, als Feind des Volkes und Freund der Lacedämonier ſein Vaterland verlaſſen.

Aber ſeine Vaterlandsliebe folgte dem Edlen, wie ein treuer Genius, auch in die Verbannung nach: ſie verſchaffte ihm auch hier noch Gelegenheit ſich im vollen Glanze ſeiner Vortrefflichkeit zu zeigen. Es war ungefähr die halbe Zeit ſeiner Landesverweiſung verfloſſen, als die Lacedämonier, welche gekommen waren, das von den Phozenſern beſetzte Delphos zu befreien, nach erreichtem Endzwecke in die tanagräiſche Landſchaft einfielen.

Das Treffen zwiſchen ihnen und den Athenienſern hatte kaum begonnen, als Cimon, der Verbannte, in voller Kriegsrüſtung mit den Waffen in der Hand herbeieilte, und alles erlittene Unrecht vergeſſend, ſich zu den Soldaten ſeines Stammes in die Reihe ſtellte. Dieſe Erſcheinung erregte ſogleich unter ſeinen anweſenden Gegnern Unruhe und Getümmel. Man ſchrie: er ſei in der verrätheriſchen Abſicht gekommen, das Heer der Athenienſer in Unordnung zu bringen, und den Lacedämoniern den Sieg zu verſchaffen, um an ihrer Spitze in Athen einzuziehen. Cimon wurde alſo gezwungen das Heer zu verlaſſen. Er ſchied, aber ehe er ſich noch entfernte, ſprach er ſeinen im Heere anweſenden Freunden Muth zu, und beſchwor ſie tapfer zu fechten, um ſich und ihn vor dem Vorwurfe feindlicher Geſinnungen gegen ihr Vaterland zu reinigen. Seine Ermunterung wirkte kräftig. Seine Freunde kämpften mit ſeltener Tapferkeit und ſtarben beinahe alle den rühmlichſten Heldentod.

Durch dieſes ruhmwürdige Benehmen Cimon's und ſeiner Freunde wurde Perikles Geiſt nur noch mehr entflammt, ſein Muth noch mehr geſteigert. Er glich in jener Schlacht an Tapferkeit den Heroen der Vorwelt, und übertraf ſelbſt jene heldenmüthige Schaar, ſo daß er zugleich einen doppelten Sieg erfocht, über ſeine Gegner und über Athens Feinde, für den Staat und für ſich ſelbſt.

Allein das Andenken an den einſt ſo geliebten Cimon war durch jene Veranlaſſung in den Herzen der Athenienſer neuerdings wieder erwacht, und als das attiſche Heer bald nach jenem von Perikles erfochtenen Siege an der Grenze von Attika wieder geſchlagen wurde, und auch der nächſte Feldzug für Athen nicht ſehr günſtig zu werden verſprach, erwachte die Reue über das undankbare Verfahren gegen Cimon. Der gewandte Perikles wußte aber auch dieſe Gelegenheit zu ſeinem eigenen Vortheile zu benützen, und ſo zu wenden, daß ſie ihm die Gunſt des Volkes noch mehr erwarb, dadurch, daß er, ſobald er die in helle Flammen auflodernde Liebe der Athenienſer bemerkte, ſelbſt das Dekret ausfertigte, den edlen Cimon aus der Verbannung zurückzurufen. So hochherzig zeigte ſich in jener Zeit die Staatsklugheit; perſönlicher Haß wich der Liebe fürs allgemeine Beſte. Der brennende Zorn ſchwand aus den Gemüthern ſchnell verſöhnter Feinde, und der Alles beſiegende Ehrgeiz ſchmiegte ſich folgſam dem Wohle des Vaterlandes.

Die Athenienſer fühlten bald die Vortheile dieſer aufgehobenen Verbannung; denn Cimon, welchen die Spartaner eben ſo liebten, als ſie Perikles haßten, brachte nun zwiſchen beiden Staaten ein friedliches Verhältniß z Stande.

Er unternahm hierauf noch einen Feldzug gegen Egypten und Cypern, wobei er, nach Plutarch's Verſicherung keine geringere Abſicht hatte, als das perſiſche Reich gan zu ſtürzen. Schon war Cypern gefallen, als der Tod ih das Eindringen in Egypten verwehrte.

Bemerkenswerth iſt, daß nach Cimon's Tode Hella nichts Großes mehr gegen Perſien ausführte, ſondern vo nun an Griechen gegen Griechen das Schwert zogen, un ſo zu ihrer künftigen Beſiegung den Grund legten.

## IX.

## Perikles und Thuzydides.

Ein Nebenbuhler des Perikles war kaum v ſchwunden, als ſchon ein neuer wieder auftrat — Th zydides, ein Verwandter Cimon's. Ihn erhoben u unterſtützten die vornehmen und reichen Athenienſer, wel ſeit Perikles leztem Siege über Cimon die nicht ungegründete Beſorgniß hegten, daß er ſich mit ſeiner Rieſenkraft nun bald auch über ſie und über den Staat erheben werde.

Ihre Wahl war glücklich getroffen, und Perikles erhielt in dieſem Manne, obſchon er weder den hohen Ruhm noch die volle Gunſt des Volkes wie ſein Vorgänger beſaß, in gewiſſer Hinſicht einen bedeutenderen Rivalen, als Cimon war; denn wenn Thuzydides ſchon nicht Cimon's Heerführertalente und Heldentugenden beſaß, ſo hatte er doch mehr Staatsklugheit; und verſtand er auch nicht ſo gut Kriegsheere anzuführen, ſo wußte er deſto beſſer das Volk zu lenken.

Thuzydides zeigte ſogleich, daß er ſeinen Gegner kenne, denn er ließ ihn nie aus den Augen, blieb immerzu in der Stadt, hielt ſich ſo viel als möglich auf dem Marktplatze und in den Volksverſammlungen auf, beſtieg häufig die Rednerbühne und widerſetzte ſich nach Thunlichkeit vor dem geſammten Volke Perikles Reden und Vorträgen.

Sein erſtes Unternehmen war, unter Athen's Bewohnern das Gleichgewicht wieder herzuſtellen. Er verbot daher die Heirathen zwiſchen den Vornehmen und dem gemeinen Volke und trennte beide Stände, um ihre Streitkräfte einander entgegenſetzen zu können.

Thuzydides verſah es aber ſogleich hierin, daß er ſich ausſchließend zu einer Partei bekannte, und ſeinem Gegner dadurch auf der andern freien Spielraum gab. Ein echter Politiker jener Zeit mußte, um lange feſt zu ſtehen, zwiſchen beiden Parteien klug ſchwanken, oder vielmehr zu ſchwanken ſcheinen, wenn er gleich in ſeinem Herzen für eine Partei war; er mußte, um es mit keiner Partei zu verderben, mit keiner Partei allein verbündet ſein, ſondern ſich ſo lang in den Mantel der Zweideutigkeit hüllen, bis er ihn im entſcheidenden Momente abwerfen, und ſich ſodann in ſeiner wahren oder in der für die Zeitumſtände ſchicklichſten Geſtalt zeigen konnte. Und hätte Thuzydides es ſchon durchaus mit Einer Partei halten wollen, ſo war das Zuträglichſte, in die Fußſtapfen des vielgeliebten Cimon zu treten.

Perikles, der Gewandte, wußte auch hier den Fehler ſeines Gegners ſogleich zu benützen. Je mehr Thuzydides ſich für den Adel erklärte, deſto mehr ſuchte er ſelbſt ſich in der Gunſt des Volkes noch feſter zu ſetzen, indem er demſelben durch Wohlthaten aller Art bemerkbar zu machen wußte, daß es den in Cimon verlornen Beſchützer in ihm ſelbſt noch reichlicher gefunden habe.

Thuzydides war aber nicht ſo leicht zu beſiegen. Er ſandte gegen Perikles unaufhörlich Luſtſpieldichter und Redner zu Felde, wovon die erſteren ihn durch Pasquillantenwitz zu untergraben, die andern aber durch kühne Klagen im Angeſichte des Volkes zu ſtürzen ſuchten. Der Kampf wurde immer heftiger und ward endlich ſo ſehr entflammt, daß es zwiſchen beiden Giganten zu einer öffentlichen Anklage kam. Nun mußte Einer von Beiden fallen. Das ſchwarze Loos fiel auf Thuzydides Seite. Perikles ſiegte und der unglückliche Rival ſeiner Macht, aber nicht ſeiner Größe, mußte auf zehn Jahre ſeine Vaterſtadt verlaſſen.

Und ſo ward die rein demokratiſche Verfaſſung, welche Kliſthenes nach geendigter Herrſchaft der Piſiſtratiden gegründet und Ariſtides nachher befeſtiget hatte, durch Perikles vollendet.

## X.

## Perikles ſendet Kolonien aus und verſchönert Athen.

Thuzydides war beſiegt, allein es gab in Athen immer noch viele Müßiggänger, Mißvergnügte und unruhige Köpfe, welche den Gegnern des Perikles auf jeden erſten Wink zu Gebote ſtanden, und ſich zu Allem, was nur eine Veränderung ihrer Lage bewirken konnte, bereitwillig finden ließen. Von dieſen Menſchen ſuchte Perikles ſich und den Staat zu befreien; er verſendete deren Tauſende als Koloniſten nach dem Cherſones, auf die Inſeln Naxos und Andros, nach Thrazien und Italien. Er konnte dies um deſto zuverſichtlicher und leichter thun, als ſolche Verſendungen, zugleich auch dem Staate und den Verſendeten ſelbſt zum Vortheile gereichten, indem einerſeits dieſe Koloniſten, welche in Athen kärglich und dürftig von Tag zu Tag lebten, dadurch ein neues Vaterland erhielten, welches ſie reichlich nährte, andrerſeits aber, auch durch Vertheilung attiſcher Bürger auf ſo viele Inſeln und in ſo viele Länder den immer ſchwankenden Bundesgenoſſen gleichſam eine Wache an die Seite geſetzt wurde, welch ſie in Furcht erhalten und um ſo mehr ihren Abfall von Athen erſchweren mußte, als Perikles zugleich zur Beſchützung des Iſthmus vom joniſchen Meere zum ägäiſchen eine lange Mauer aufführen ließ, wodurch den Einfällen der um den Cherſones wohnenden Thrazier abgewehrt wurde.

Perikles blieb auch durch die ganze Zeit ſeine Staatsverwaltung ein getreuer Anhänger des von ſeinem glorreichen Vorbilde Themiſtokles aufgeſtellten Grundſatzes: die vorzüglichſte Stärke der Athenienſer beſtehe i ihrer Seemacht. Dem zu Folge bemannte er jährlich ſechzig Kriegsſchiffe, und verſendete ſie zu verſchiedenen Unternehmungen, wodurch die armen Bürger den Vorthe des Soldes genoßen, alle Athenienſer aber in kurzer Ze die trefflichſten Seeleute und Seeſoldaten des Alterthum wurden.

Die Athenienſer waren auch von der Richtigkeit un Vortrefflichkeit dieſes Grundſatzes ſo überzeugt, und hie ten auf die Vermehrung ihrer Seemacht ſo ſehr, daß jene Senatoren, unter deren Amtsgewalt Schiffe geba wurden, bei ihrem Austritte am Schluſſe des Jahres m einer Krone beſchenkten. Und ſo gelang es dem Perikle auch das, woran Cimon und andere große Feldherrn der Spitze ſiegender Heere dreißig Jahre lang mit Gl gearbeitet hatten, zu vollenden — die Oberherrſchaft ü ihre Pflanzſtädte und Verbündeten, welche nun mit ge

Auflagen belegt wurden, und, von athenienſiſchen Obrigkeiten beherrſcht, wenn ſie appelliren wollten, ſelbſt Privatſtreitigkeiten Athen's Gerichtshöfen und Volksverſammlungen vorlegen mußten. Perikles wußte ſie nach Umſtänden bald ſtrenger bald milder zu behandeln, ſo daß es ihm endlich gelang, durch ihre großen Beiträge den öffentlichen Schatz auf zehntauſend Talente zu bringen *).

## XI.

## Oeffentliche Anklage.

Die innerlichen Streitigkeiten und Gährungen einer noch nicht hinlänglich ausgebildeten Staatsform, und die darauf folgenden perſiſchen Kriege hatten das politiſche Intereſſe lange zu ſehr aufgeregt, um eine hohe Kultur der Künſte und Wiſſenſchaften zu geſtatten, welche nur in der Ruhe des Staats und des Geiſtes gedeihen. Ihre Dämmerung hatte daher erſt unter den Piſiſtratiden in Athen begonnen. Nun aber ſtrahlte ihr voller Tag.

So ſchön Athens Macht und Ruhm unter Perikles herrſchendem Genius emporwuchſen, eben ſo erfreulich blühten nun auch Philoſophie und Poeſie. Die Phyſik hatte durch Anaxagoras ſo manche Geheimniſſe des Himmels und der Erde enthüllt, ſo manche Erſcheinungen erforſcht. Metaphyſik war mit Kühnheit in die Tiefe der Seele hin-

---

*) Mehr als zehn Millionen Thaler.

abgeſtiegen und Dialetik hatte den Geiſt geregelt, den Scharfſinn geübt und ihm durch alle Labyrinthe des Denkens den leitenden Faden gegeben, indeß die Schule des Sokrates den Menſchen zuerſt mit ſich ſelbſt bekannt machte, und ſein Gemüth mit den liebenswürdigen und geſelligen Tugenden erfüllte. Sophokles und Euripides belebten die tragiſche Bühne, und erhoben den Geiſt zum Ideale des Schönen und Großen.

Aber noch höhere Sorgfalt trug Perikles für die plaſtiſchen Künſte; allein nicht blos aus dem mächtigen Drange reiner Kunſtliebe, ſondern mehr noch vom Stachel der Nebenbuhlerſchaft getrieben, da Cimon ſie ſchon ſo begünſtiget und gepflegt hatte. Perikles wollte ſie auf die möglichſt höchſte Stufe emporheben und Athen zum Pantheon ſichtbarer Schönheit machen.

Die Bundesgenoſſen der Athenienſer hatten von jener Zeit an, als ſie dieſen zur Fortſetzung des Krieges gegen die Perſer weder Schiffe ſtellten, noch perſönliche Dienſte mehr leiſteten, zur Erhaltung einer Flotte gegen den gemeinſchaftlichen Feind jährlich vierhundert und ſechzig, und durch Perikles Veranlaſſung endlich ſechshundert Talente bezahlt. Allein ſein Wetteifer in dieſer Verſchönerung Athen's ging ſo weit, daß er dieſe Summen, ſtatt des beabſichtigten Zweckes, zur Erbauung von Tempeln und Hallen und zur Errichtung herrlicher Statuen verwendete.

Seine Gegner ſtellten ihn hierüber in den Volksverſammlungen öffentlich zu Rede. Man tadelte ſein Benehmen gegen Athen's Bundesgenoſſen als ungerecht, despotiſch, des Ruhmes und der Größe des attiſchen Volkes unwürdig, und rügte die willkürliche Verwendung der Gelder.

Perikles erhob ſich dagegen in der Macht ſeiner Beredſamkeit und bewies, daß man den Bundesgenoſſen von der Verwendung jener Summen keine Rechenſchaft zu geben habe, da Athen ſie auf jeden Fall beſchütze, und gegebenes Geld nicht mehr dem gehöre, der es gab, ſondern dem, der es empfing, wenn er nur die verſprochenen Dienſte dafür leiſte; Athen ſei nun hinlänglich mit allen Kriegsbedürfniſſen verſehen, und müſſe daher für die Aufſtellung ſolcher Kunſtwerke ſorgen, welche nicht nur ſeinen Ruhm verherrlichen, ſondern auch zugleich ſo vielen Künſtlern Aufmunterung und Belohnung, ſo vielen Bürgern der arbeitenden Klaſſe Beſchäftigung und Unterhalt verſchaffen, ſo daß der ganze Staat dadurch gleichſam eine Beſoldung erhalte, und ſich durch ſich ſelbſt ſchmücke.

Die verſtummten Ankläger traten beſchämt zurück, und ein ſüßer Taumel der Begeiſterung ergriff in einem höhern Grade als je das mit Schönheitsſinn vor allen Völkern der Erde reichlich begabte Volk, ſo wie ſeine Künſtler. Bewunderungswürdig war nun die Schönheit und Größe der ſich idealiſch erhebenden Kunſtwerke, noch bewunderungswürdiger aber die Geſchwindigkeit, mit welcher ſie ſich erhoben, ohne deßhalb nur die geringſte Spur von Mangel an Stärke und Vollendung zu verrathen, denn ſie ſtanden noch zu Plutarch's Zeit in ſo wandelloſer Herrlichkeit, daß der entzückte Schriftſteller verſichert, jedes dieſer Kunſtwerke ſei in Hinſicht auf die Schönheit, ſchon bei ſeiner Entſtehung alt geweſen, ihre Grazie mache aber, daß ſie noch zu ſeiner Zeit friſch und neu ſeien; es glänze an ihnen eine ewige Jugend, welche ſie vor dem Zahne der Zeit unverſehrt erhalte, als ob ein munterer nie alternder Geiſt in ihnen lebte.

Und fürwahr! Perikles war in dieſer Hinſicht ſo wie in mancher anderen Athens Genius. Er wollte die Stadt in eben dem Verhältniſſe verſchönern, als er den Staat vergrößerte. Athen ſollte nicht nur die mächtigſte, ſondern auch die ſchönſte Stadt Griechenlands ſein. Er zog zu den einheimiſchen Künſtlern durch Aufmunterung und Belohnung auch die talentvollſten Bildner aus fernen Ländern herbei, und es erwachte unter ihnen bald ein lebhafte Eifer, einander zu übertreffen.

Nun erhob ſich der Ruhm der attiſchen Kunſtgebild
eben ſo hoch als der attiſche Heldengeiſt. Der Säulenord
nungen herrliche Reihen traten hervor. Die joniſche Kolumn
pflanzte ſich mit lieblicher Heiterkeit auf kekropiſchen Boden
Die Phantaſie eines attiſchen Künſtlers ſchuf die ergreifen
de Pracht der korinthiſchen Säule; und ihre doriſche Schw
ſter vertauſchte in Pallas Schutzſtadt den Stolz ihrer gigan
tiſchen Größe mit zierlicher Leichtigkeit. Phidias, we
cher bereits ſchon die berühmteſten Tempel Griechenland
mit Göttern ausgeſchmückt und ſich mit ſeinem olympiſche
Jupiter die einſtimmige Bewunderung aller griechiſchen Sta
ten erworben hatte, war von Perikles zum Aufſeh
über die Vollendung aller dieſer Monumente beſtellt wo
den. Unter ſeinen bildenden Händen, ſagt Plinius, er

ſprang die Malerei und die Kunſt, in Erz zu geſtalten. Er that noch mehr; er erhob ſie auf die höchſte Stufe. Nun wurde, um dem Volke durch angenehme Erinnerung zu ſchmeicheln, aus den noch vorhandenen Trümmern der bei Salamis zerſtörten Perſerflotte, nach dem Modelle des königlichen Gezeltes, das Odeon erbaut, ein Meiſterſtück der Akuſtik, eine bedeckte Rotunde, deren innerer Raum, ausgefüllt mit Säulengewinden und Sitzen, gegen die Kuppel immer ſchmäler zuſammenlief; die Bühne ſelbſt aber war den Zuſchauern gegenüber in drei Wänden eingeſchloſſen, die einen ſtumpfen Winkel bildeten.

Hier wurden nun die Panatheen und andere Feſte durch geiſtige Wettkämpfe gefeiert. Hier ſtritten Dichter und Sänger um den Lorbeer. Hier laſen Sophokles, Euripides und Ariſtophanes ihre unſterblichen Dramen, und Perikles, vom dankbaren Volke zum Lenker des Ganzen ernannt, fügte den poetiſchen Wettkämpfen zuerſt auch die muſikaliſchen bei. Er gab dabei ſelbſt Geſetze für Geſang, Leier und Flöte, und ſetzte Preiſe aus.

Hoch über Stadt und Burg erhob ſich das Parthenon, Minervens Tempel, von weißem Marmor. Edle Einfachheit des doriſchen Styls, das vollendetſte Ebenmaß, Großheit und Majeſtät zeichneten ihn vor allen Tempeln Griechenlands aus.

Nun wurden auch die Propyläen, die Vorhalle der Burg, im doriſchen Styl aufgeführt, deren Erbauung allein mehr als zweitauſend Talente koſtete. Alle dieſe heiligen Paläſte, Hallen und Tempel wurden durch Phidias Götter belebt. Erhabenheit, welcher die Schönheit untergeordnet bleibt, iſt der Charakter der Meiſterwerke dieſes Künſtlers, und nach Quintilian's Bemerkung auch die Urſache, warum er in Bildung der Götter noch vortrefflicher war als in Geſtaltung der Menſchen.

Phidias beſaß zweifaches Verdienſt, in Stoff und Form ſeiner Bildniſſe. Die plaſtiſchen Künſtler vor Phidias hatten, wie Bottiger ſagt, die Extremitäten ihrer Statuen: Kopf, Hände und Füße, immer von weißem Marmor, den Rumpf von vergoldetem Holze oder Bronze gebildet, und waren mit wirklichen Gewändern bekleidet. Dies änderte Phidias zuerſt, nahm ſtatt Marmor das glänzendere und zartere Elfenbein, und bildete, ſtatt des wirklichen Gewandes, die Kleidung aus gegoſſenem oder getriebenem Golde. Er ging, nach der Bemerkung dieſes trefflichen Kunſtkenners, bei allen ſeinen koloſſalen Schöpfungen von dem Grundſatze aus, daß, was aus gehöriger Ferne geſehen, durch gewaltige Maſſe und erhaben Umriſſe imponire, dennoch auch bei der ſorgfältigeren Beſchauung in fortſchreitender Annäherung durch das kunſtreichſte Detail intereſſiren, und zu immer neuer Bewunde rung fortreißen müſſe.

Phidias Kunſtſchöpfungen waren zwar durchgehend vortrefflich; allein ſein olympiſcher Jupiter blieb doch d Krone von allen.

Zwei eherne Pforten führten durch einen doriſchen Sä lengang in das Heiligthum des Tempels, in welchem d

Gott, ſechzig Fuß hoch, aus Gold und Elfenbein gebildet, ſitzend erſchien.

Phidias Phantaſie hatte das Ideal dieſes Gottes aus Homer's Iliade aufgefaßt, und nach den folgenden Verſen geſtaltet:

„Alſo ſprach und winkte mit ſchwärzlichen Brauen Kronion,
Und die ambroſiſchen Locken des Königs wallten ihm vorwärts
Von dem unſterblichen Haupt; es erbebten die Höh'n des
Olympos.“

Das Haupt des Gottes, geſchmückt mit einer Krone, gleich einem Kranze von Oelzweigen, reichte an die Decke des Tempels. Seine rechte Hand hielt eine Siegesgöttin, aus Gold und Elfenbein geformt, mit Krone und Schleier, die linke einen von Metallen aller Art ſchimmernden Zepter mit dem Adler. Von Gold waren Mantel und Sandalen, darauf Lilien und Thiergeſtalten eingegraben. Der Thron, auf vier Pilaſtern ruhend, umſchwebt von tanzenden Siegesgöttinnen, zeigte die erfreulichſte Mannigfaltigkeit des Stoffs, Gold, Elfenbein und Ebenholz; woraus Gemälde, Basreliefs und Edelgeſteine freundlich hervorleuchteten.

Ueber dem Throne, um das Haupt des Gottes, ſchwebten auf einer Seite die drei Grazien, auf der anderen drei Horen. Ein purpurner Verhang verhüllte die himmliſche Scene. Die Dichtung, die verſchönernde und heiligend Freundin außerordentlicher Thaten und Werke, erzählt, daß Phidias nach Vollendung ſeines Kunſtgebildes den

König des Himmels um ein Zeichen ſeines Beifalls gebeten, und Zeus auch ſogleich durch einen aus heiterer Luft auf den Marmorboden vor das Bildniß herabgeſendeten Blitz dem Künſtler ſeine Huld zu erkennen gegeben habe.

Allein man tadelte an dieſer koloſſalen Statue, wie es ſcheint mit vollem Rechte, ihr Mißverhältniß zu dem Tempel, da ſchon dieſer äußerſt groß und hoch war, und Jupiter dennoch, ſelbſt in ſeiner ſitzenden Stellung bis an die Decke des Tempels ragte, ſo daß man alſo, ſollte der Gott ſich von ſeinem Throne erheben können, die Kuppel des Gebäudes hätte abnehmen müſſen.

Phidias ſchuf noch manche andere Meiſterwerke, vorzüglich zeigte ſich ſein Genie in drei Minerven, wovon jede einen verſchiedenen Charakter und Grad der Weiblichkeit darſtellte und daher auch einen eigenen Beinamen hatte.

Zuerſt das Bildniß jener Minerva, mit welchem das Parthenon eingeweiht wurde. Es kam an Erhabenheit und Majeſtät dem olympiſchen Jupiter gleich, war aus Elfenbein gearbeitet, und mit einem Mantel von gegoſſenem oder getriebenem Golde ſo kunſtreich bekleidet, daß er angezogen und wieder abgenommen werden konnte. Das ganze Alterthum bewunderte ſie einſtimmig und nannte ſie vorzugsweiſe die Jungfrau.

Die zweite war aus Erz von der marathoniſchen Beute gebildet, und von ſo koloſſaler Größe, daß Speer und Helmbuſch einige Meilen weit von dem Vorgebirge Sunium geſehen wurden. Man nannte ſie daher die Große, die Vorſtreiterin.

Das dritte Pallasbild endlich, welches dieſer Künſtler ſchuf, übertraf an Schönheit der Formen beide vorhergehende. Es athmete holde Weiblichkeit, und erhielt deßwegen auch den Beinamen: die Schöne. Das Alterthum bewundert an ihr Zartheit und Ebenmaß. Als man zur Errichtung der erſten dieſer drei Statuen den Vorſatz gefaßt hatte, wurde Phidias in einer Volksverſammlung gefragt, welchen Stoff er dazu für den tauglichſten halte. Der Künſtler ſtimmte für den Marmor, theils, weil ſein Glanz länger währe, theils weil er auch mindere Koſten verurſache. Aber dieſes letzte Motiv erzürnte das gegen ſeine Götter ſo freigebige Volk. Es gebot dem Künſtler zu ſchweigen, und befahl, die Statue von Elfenbein und dem reinſten Golde zu bilden.

Griechenland beſaß aber von dieſem Künſtler noch mehrere Götterbilder: Apoll und Diana, im Tempel zu Delphi, eine Gruppe von zwölf Griechen in voller Kriegsrüſtung, das trojaniſche Pferd umſtehend, eine Nemeſis, eine himmliſche Venus und einen Apoll.

Solche Geſtalten ſtiegen auf Phidias Zauberruf empor, indeß Panänus, deſſen Bruder, gemeinſchaftlich mit Polignotus und Mykon die Pözile mit den bedeutendſten Heldenthaten aus der griechiſchen Geſchichte, vorzüglich von der Zeit der perſiſchen Kriege an, bemalte und belebte.

# XII.

## Die Folgen des Luxus. Feinde des Perikles.

Es läßt ſich zwar nicht läugnen, daß durch dieſen Luxus und durch die gränzenloſe Sucht nach Vergnügungen, welche Perikles ſo ſehr begünſtigte, die Sitten der Athenienſer verſchlimmert wurden; allein es iſt auch eben ſo gewiß, daß er dadurch das unruhige Volk beſchäftigte, den Dürftigen Unterhalt gab, Thätigkeit und Induſtrie beförderte, die Künſtler ermunterte, und die Kunſt auf den Gipfel ihrer Höhe erhob, ſo daß ſelbſt der Neid, welcher ſich gerne mit der Verleumdung vermählt, um große Männer und ihnen verwandte ſchöne Seelen, die in ihrem Kreiſe zu wirken ſtreben, mit gleicher Heftigkeit zu verfolgen, daß ſelbſt dieſer Feind des Schönen und Großen, welcher jede treffliche Handlung zu verkleinern, jede nicht tadelloſe zum Zerrbilde zu entſtellen ſucht, trotz ſeines raſtloſen Bemühens, immer nur die dunkle Folie blieb, auf welcher der Goldglanz wahrer Größe deſto heller emporſtrahlte.

Dieſer bleiche Gefährte eigener Unwürdigkeit umlagerte jetzt neuerdings nicht nur den Verherrlicher Athens, ſondern auch alle ſeine ausgezeichneten Freunde mit gleicher Wuth. Der Luſtſpieldichter Kratinus ſchwang ſeine nie ruhende Geißel, wie ſtets, auch bei dieſer Gelegenheit gegen den Beförderer der Künſte. Als die Vollendung der großen Mauer, welche die Stadt mit dem Hafen verbinden ſollte, etwas länger währte, ziſchte er in einer dramatiſchen Poſſe: Perikles führe dieſes Werk ſtatt der Steine mit Worten auf. In einem andern Poſſenſpiele ſagte ſein Satyr: der Meerzwiebelkopf trage auf ſeinem Scheitel das Odeon, froh daß er der Verbannung entſchlüpft ſei. — Der Stachel des Witzes ſollte darin liegen, daß das Odeon eine ſpitzig zuſammenlaufende Geſtalt und Perikles gleichfalls einen etwas geſpitzten Kopf hatte. Von Phidias ziſchte die Verleumdung: er führe den Perikles in weibliche Arme. Man ſchrie ſeine vertrauten Freunde als Kuppler, ihn ſelbſt als einen Ehebrecher aus.

Aſpaſia wurde öffentlich eine unverſchämte Buhlerin, ihr Sohn Eupolis ein Baſtard genannt. Man behauptete jetzt neuerdings wieder, daß Perikles die zur Verſchönerung der Stadt aus dem öffentlichen Schatze genommenen dreißig tauſend Talente zweckwidrig und willkürlich verwendet habe.

Perikles gerieth über dieſes ungerechte Benehmen gegen ihn keineswegs in leidenſchaftliche Gährung, ſondern legte ruhig in einer Verſammlung dem Volke die Frage vor: ob es dieſe Auslage für zu groß halte? — Dieſe Frage wurde gegen ſeine Erwartung bejaht. Wohl denn, ſagte Perikles; der öffentliche Schatz bleibe von dieſen Ausgaben verſchont! Ich ſelbſt will von nun an alle Koſten beſtreiten, aber — auch auf alle Werke meinen Namen ſetzen.

Hingeriſſen von Bewunderung über dieſes Anerbieten und von der Eitelkeit, das über Künſte und Künſtler ſtets ausgeübte Patronatsrecht nicht zu verlieren, rief das Volk ihm einſtimmig zu: er möge immerhin das Geld aus dem öffentlichen Schatze nehmen und keine Koſten ſcheuen.

Das edle Volk, bemüht, jene Kränkung wieder gut zu machen, gab dem Lieblinge überdieß noch in dem bald darauf folgenden Kriege mit Sparta neuerdings einen glänzenden Beweis von unbegränztem Zutrauen, indem es über eine Summe, welche er bloß unter der allgemeinen Rubrik: „für nothwendigen Aufwand“ angeſetzt hatte, gar keine Rechenſchaft verlangte, ja, ihn nicht einmal um die Beſtimmung und Verwendung derſelben fragte.

So gleichen Liebe und Vertrauen jenen Blumen, die ſich zwar vor dem Nachtfroſte zuſchließen, mit dem nächſten Morgen aber ſchöner und voller als vorher wieder aufblühen.

## XIII.

## Perikles ändert ſein Benehmen gegen das Volk. Seine Macht erreicht ihren Gipfel.

Der Kampf mit den verdunkelnden Wolken war nun gekämpft und Perikles ſtrahlte allein wie die Sonne am Himmel. Das Geſchrei der Parteien und Unruhen war verhallt, und friedliche Stille umſchwebte Athen. Jetzt hatte Perikles ſeinen weiſe erſonnenen und langſam ans Ziel geleiteten großen Plan: dem wankelmüthigen oft unbändigen Volke Athens zu deſſen eigenem Beſten ſeine zügelloſe Unabhängigkeit, und ſeine zu große, mißbrauchte Gewalt zu nehmen, ausgeführt.

Die Staatseinkünfte, das Heer und die Flotte, die Inſeln und Athens ganze Macht über die Bundesgenoſſen und zinsbaren Fürſten und Völker unterlagen, ſeinem Willen, oft ſeinem Winke. Er lenkte jetzt einzig die Zügel der Regierung, da auch der letzte Schritt gethan war, und durch ſein Bemühen Truppen und Richter Sold erhielten, indem Athens weit verbreitete Kriege und Beſitzungen, ſo wie die Ausdehnung ſeiner Gerichtsbarkeit über ferne Bundesgenoſſen und Pflanzſtädte es nöthig machten.

Aber nun änderte Perikles auch ſein Betragen. Hatte ihm ehemals die Klugheit gerathen, zur Erreichung ſeines Zweckes ſich gegen das Volk gefällig und nachgebend zu zeigen, ſo gebot ihm jetzt die Regentenweisheit, nicht mehr jedem Verlangen der nie ruhigen Menge ſo wie ſonſt zu willfahren. Allein er bewies ſich auch dabei immer tadellos und dem allgemeinen Beſten ergeben. Er ſuchte das Volk, ſo viel als möglich durch Güte zu bewegen, wußte aber auch, wenn Thorheit und ſtörriſcher Eigenwille ſich ihm trotzig entgegenſetzten, zu ſeiner Wohlfahrt es zu zwingen.

Dem Herrſcher, der ſein Volk kennt, wird deſſen Lenkung auch bald ein geiſtreiches Spiel. Perikles kannte die Leidenſchaften und den ganzen National-Charakter des eben ſo heftigen, als leicht verzagenden, aus den widerſprechendſten Eigenſchaften zuſammengeſetzten Volkes, bediente ſich der Furcht und der Hoffnung, wie zweier

Steuerruder, wodurch er bald den Uebermuth niederdrückte, bald die Feigheit emporhob, und lenkte ſo die der Geiſtesüberlegenheit gehorchenden Gemüther über die brauſenden Wogen der erſten Unruhen dahin.

Viel wirkte Perikles Beredſamkeit, aber mehr noch als ſeine Beredſamkeit, mehr noch als ſeine Kenntniß des National-Charakters, mehr noch als ſeine Bemühungen für Athens Verherrlichung, mehr noch als ſeine tiefe Staatsklugheit wirkte ſein ehrenvolles, Hochachtung erweckendes Leben, und ſeine über alle Bereicherungsſucht erhabene Unbeſtechlichkeit, auf die Gemüther der Athenienſer. Wenn er dem Luxus Nahrung gab, ſo lehrte ſein eigenes häusliches Beiſpiel ihn verachten und bändigen. Um in ſeinen ununterbrochenen Arbeiten und Beſchäftigungen für das Wohl des Staates nicht geſtört zu werden, übergab er die Verwaltung ſeines eigenen Vermögens einem Sklaven von erprobter Treue, ließ ſeine jährlichen Früchte immer auf einmal verkaufen, und von der dafür eingegangenen Summe das tägliche Bedürfniß ſeiner Haushaltung beſtreiten.

Deßhalb wurde auch das Zutrauen der Athenienſer gegen ihn ſo unbegrenzt, daß ſie ihm nach ſeiner Einſicht Kriege zu beginnen und Frieden zu ſchließen erlaubten, ihm die öffentlichen Einkünfte zur willkürlichen Schaltung überließen, und volle Macht über Kolonien und Bundesgenoſſen gaben. Daher war auch ſeine Gewalt nicht ſo ephemer, wie die anderer Demagogen, ſondern ſeine Staatsverwaltung ſtand durch vierzig Jahre in immerwährend kraftvoller Blüte da, und unter allen kühnen und großen Wetteiferungen und Aufwieglungen von Gegnern und Rivalen blieb Perikles immer der Erſte im Staate.

## XIV.

## Zuſtand des weiblichen Geſchlechtes in Athen. Aſpaſia.

Die Mäßigung und Simplizität in Perikles häuslichem Leben ging ſo weit, daß er ſelbſt ſeiner Gattin und ſeinen Kindern, die er ſo innig liebte, allen Ueberfluß, ſogar jeden höheren Aufwand verſagte, um nur den Argwohn und der Verleumdung alle Zugänge in ſein Haus zu verſchließen, da er ohnedieß wegen ſeiner Vermählung mit Aſpaſia bittere Vorwürfe dulden mußte. Allein Perikles verdient auch hierin die vollſte Rechtfertigung, wenn man den damaligen Zuſtand des weiblichen Geſchlechtes in Athen und in Griechenland überhaupt bedenkt.

Die Behandlung dieſer zarten Blume der Menſchheit bietet uns wirklich ein mit den feinen Sitten eines ſo gebildeten und geiſtvollen Volkes ſeltſam kontraſtirendes Gemälde dar, ſie mochte ſich nun auf übermäßigen Hang zur Eiferſucht, auf Gefühlloſigkeit, Stolz oder Geringſchätzung gründen, denn der Grieche geſtand dem Weibe in der That keine Selbſtſtändigkeit zu, ſondern betrachtete ſich, ſeinen Vortheil, ſeine Gemächlichkeit und ſein Vergnügen als den Zweck, zu deſſen Erreichung das Weib als Mittel da ſei, und war in dieſer Hinſicht tief unter den edlen Geiſt des heroiſchen Zeitalters geſunken.

Eingeſchloſſen in beſondere Gemächer des Hauſes, und getrennt von allem Umgange mit Männern, hatten die griechiſchen Frauen und Mädchen keine andere Beſchäftigung, als Wolle zu ſpinnen, Kleider für ihre Gatten zu verfertigen, zu ſticken und die Aufſicht über die Mägde zu führen, ohne übrigens die Vortheile höherer oder nur ſtandesmäßiger Bildung zu genießen, oder an den Feſten der Tafel und der geſelligen Freude Theil nehmen zu dürfen. Die Frau war alſo mehr die erſte Sklavin, als die Gefährtin des Mannes. Nur bei religiöſen Feierlichkeiten war es ihr erlaubt, umringt von ihren Dienerinnen, aus ihrem häuslichen Kerker hervorzugehen; aber auch da mußte ſie mit aller möglichen Behutſamkeit ſelbſt den Schein der geringſten Unſchicklichkeit eines freieren Betragens vermeiden, wenn ſie ſich nicht der Gefahr preisgeben wollte, ihren guten Ruf einer Kleinigkeit wegen zu verlieren. So kam es denn, daß alle Ehefrauen in Charakter, Denkart, Sitten und Handlungsweiſe die vollkommenſte Einförmigkeit hatten, und der Mann ſelbſt nur wenig Zeit mit ſeiner Gattin zubringen mochte, deren beſchränkter Geiſt ihm wenig oder gar kein Vergnügen gewähren konnte. Dagegen aber wußten die Hetären, ſorgſam erzogen unter Aſiens mildem Himmel, ausgeſchmückt mit allen Reizen der Natur und der Kunſt, bekannt mit den Meiſterwerken der trefflichſten Dichter, und ausgebildet durch den freien Umgang mit Männern, dieſe zu ihren Sklaven zu machen.

Sie rührten bei den feſtlichen Schmäuſen die Leier, entzückten durch Geſang und Tanz, durch mimiſche Darſtellung der intereſſanteſten Mythen der Liebe, und hüllten ſich in den bezaubernden Liebreiz gewinnender Grazie. Die entzückten Männer ſeufzten nach ihrer Geſellſchaft und überhäuften ſie mit Geſchenken. Kein Gaſtmahl, kein Feſt wurde ohne ſie gefeiert; Bildner und Maler nahmen von ihnen Modelle zu ihren Göttinnen, ihre Bildniſſe wurden auf öffentliche Koſten gemalt, und die begeiſterten Dichter ſangen ihr Lob.

Vor allen aber glänzte in dieſer Periode Aſpaſia von Milet. Sie, nunmehr ſelbſt das Vorbild der geiſtvollſten und ſchönſten Mädchen Griechenlands, hatte ſich die reizende Jonierin Targelia zum Muſter genommen. Ihre Schönheit, ihr in Geſellſchaft der Männer ausgebildeter Geiſt, belebt von allen Grazien, und beſeelt durch die ſeltenſten Talente, gaben dem ganzen Stande, deſſen Krone ſie war, neuen Glanz, da ſie eben ſo reizend zu küſſen als zu philoſophiren wußte. Ihr Haus war der Sammelplatz der ausgezeichnetſten Männer; ſelbſt Sokrates ſuchte und fand in ihrer Geſellſchaft den intereſſanteſten Geiſtesgenuß. War Aſpaſia durch den Umgang mit Männern gebildet, ſo gab ſie das Empfangene mit Zinſen reichlich wieder, und wirkte nun auf Männerbildung noch viel mächtiger zurück. Erſt durch ſie lernten die entzückten Athenienſer kennen, wie grenzenlos der Zauber weiblicher Geſellſchaft ſei, wenn Bildung der Seele die Reize des Körpers erhöht.

Ihr Haus wurde bald die Pflanzſchule der Schönheit. Umgeben von einem Kreiſe edler Mädchen, gab ſie Geſetze über das Betragen der Männer bei Feſtgelagen und Gaſtmählern, lehrte die Mädchen lieben und geliebt werden, und wußte der Schönheit Grazie, der Grazie Geiſt einzuflößen. So kleidete ſich auf ihren Wink die roſige Sinnlichkeit in das Schimmergewand der Geiſtigkeit, und Glückliche gingen aus ihrem Tempel hervor.

Aſpaſia war in der That ein weiblicher Pygmalion, und belebte manche lebloſe männliche Marmorbüſte. Ein reicher Schafhändler, eben ſo roh als unwiſſend, hatte das Glück, nach Perikles Tode in ihre Geſellſchaft zu gerathen, und ihre bezaubernde Nähe verwandelte in kurzer Zeit den ſeelenloſen Klotz in den liebenswürdigſten Mann.

Perikles wurde von dem Mädchen Aſpaſia ſo entzückt, daß er ſeine Gattin mit ihrer Einwilligung einem Andern überließ und ſich mit Jener vermählte. Er liebte ſie auch ſo innig, und ward von ihr ſo gefeſſelt, daß ſie ihr ganzes Leben durch auf ihn, und durch ihn auf Griechenlands Angelegenheiten bedeutenden Einfluß hatte. Sie blieben ſich auch durch die ganze Zeit ihrer Ehe Liebende, und ihre ſeltene Zärtlichkeit blieb ſich immer ſo gleich, daß ſie nie zuſammen kamen, oder von einander gingen, ohne ſich zu umarmen und zu küſſen. Die Luſtſpieldichter nannten ſie deßhalb die neue Omphale, Dejanira, Juno. Allein Aſpaſia wurde nicht nur in ganz Griechenland wie eine Göttin verehrt; der Ruhm ihrer Schönheit und ihrer Talente verbreitete ſich in die entlegenſten Staaten der Barbaren, ſo daß man Mädchen mit ihrem Namen wie mit dem Gürtel der Lieblingsgöttin ſchmückte, und Cyrus die geliebteſte ſeiner Frauen Aſpaſia nannte.

# XV.

## Perikles als Feldherr. Allgemeine Verſammlung in Athen.

Das Schickſal, welches ſich nun überzeugt zu haben ſchien, daß kein einzelner Rival neben Perikles beſtehen, noch viel weniger ihm das Gleichgewicht halten könne, ſtellte ihm jetzt eine Nation zum Nebenbuhler auf — Sparta. Wir kennen Perikles als Redner und als Staatsmann. Es iſt nöthig, ihn nun auch als Feldherrn in nähere Betrachtung zu ziehen.

Perikles beſaß zwar perſönlichen Muth und Kenntniß des Kriegsweſens; allein ſeinen hierin erworbenen Ruhm dankte er doch größtentheils ſeiner klugen Behutſamkeit. Er vermied Schlachten von großer Gefahr ſo viel als möglich, und haßte alle vom Glücke begünſtigten Wageſtücke. Seine Klugheit hieß ihn, wenn er die Übermacht auf der Seite des Gegners ſah, oft den Weg der Beſtechung einſchlagen. So ſchickte er bei einem herannahenden Kriege mit Lacedämon jährlich zehn Talente nach Sparta, um einige Ephoren für ſich zu gewinnen, und den Krieg von

Athen ſo lange abzuhalten, bis er ſich vollkommen gerüſtet hatte.

Da Perikles Athen nun ſo weit emporgehoben hatte, ging ſein letztes Streben dahin, es auch zum Mittelpunkte der Berathſchlagungen und Angelegenheiten aller griechiſchen Staaten zu machen. Er ließ alſo an alle Griechen in Europa und Aſien eine Einladung ergehen, öffentliche Abgeordnete zu einer allgemeinen Verſammlung nach Athen zu ſchicken, worin man über die Wiederherſtellung der von den Perſern zerſtörten Tempel, über die den Göttern für Griechenlands Erhaltung gelobten, aber noch nicht dargebrachten Opfer, über die Sicherheit der Schifffahrt und über einen allgemeinen Frieden Berathſchlagung pflegen wolle. Allein die Einladung blieb ohne Erfolg, und wurde nur von jenen kleineren Staaten angenommen, welche bereits Athens Oberherrſchaft anerkannt hatten. Sparta verwarf den Vorſchlag geradezu, und die übrigen Republiken, welche die verheimlichte Abſicht einſahen oder doch muthmaßten, ſtimmten den Lacedämoniern theils ausdrücklich, theils ſtillſchweigend bei. Es erſchienen keine Abgeordnete, und Perikles großer Plan kam nicht zu Stande.

Es war, wie geſagt, eine Hauptmaxime dieſes Staatsmannes, dem unruhigen Volke immerzu Vergnügen oder Arbeit zu verſchaffen, um es zu beſchäftigen.

Um nun zugleich die Aufmerkſamkeit der Menge nach Belieben zu erregen, und die ſo vortreffliche Seemacht Athens durch ſtete Übung in voller Stärke zu erhalten, ließ

Perikles jedes Jahr eine Flotte von dreißig bis hundert Triremen auslaufen.

Er unternahm jetzt ſeinen diesjährigen Argonautenzug, umſchiffte von der megariſchen Stadt Pegä aus den Peloponnes, landete, verheerte an den Küſten manche den Athenienſern feindlich geſinnte Stadt, und drang ſodann tiefer ins Land. Die Sykonier ſtellten ſich zum Treffen; Perikles ſchlug ſie, errichtete die Trophäe, wie der ſiegende Theil es gewöhnlich that, zog durch das mit Athen verbündete Achaja, ſchiffte ſich wieder ein, ſegelte an das feſte Land gegenüber, fuhr am Fluſſe Achelaus wieder herunter, landete in Akarnanien, durchſtreifte das Land, trieb die ausrückenden Aetolier in ihre Städte, und kehrte, ohne bedeutenden Verluſt, nach Athen zurück.

Die nächſte Expedition mit einer großen Flotte ging nach dem Pontus. Hier zeigte ſich Perikles allen Freunden und Verbündeten Athens gütig und hülfreich, aber mächtig und ſchrecklich ſeinen Feinden; gewährte jenen ihre Bitten, ließ die angrenzenden barbariſchen Völker und Fürſten die Macht der Athenienſer fühlen, behauptete die entſchiedene Oberherrſchaft zur See, und bewies ſolche Unerſchrockenheit und Kühnheit, daß weder das ägäiſche Meer, noch der Propontis ſeinem ſiegreichen Laufe Grenzen zu ſetzen vermochte, und er bis an das ſchwarze Meer vordrang.

Hier kam Perikles an das in dieſem Meere gelegene Sinope, eine griechiſche Kolonie, die aber nun gerade in zwei Parteien zerfallen war, in die des Timeſileos, welcher nach Alleinherrſchaft ſtrebte, und in die ſeiner Gegner.

die ihm ſeine Anmaßung zu verwehren ſuchten. Perikles half, Athens demokratiſchen Grundſätzen gemäß, den Letzteren, und ließ ihnen zu ihrem Beiſtande unter der Anführung eines Athenienſers dreizehn bemannte Schiffe zurück. Timeſilees und ſeine Anhänger wurden bald vertrieben, ihre Häuſer und Beſitzungen in ſechshundert Loſe vertheilt. Nun ſandte Perikles eine Kolonie von eben ſo vielen Athenienſern nach Sinope, und gab ihnen dieſe Ländereien zum Eigenthum.

Perikles, bei dem, wie ſchon erwähnt wurde, die Verſendung athenienſiſcher Anſiedler politiſche Maxime war, fand auch bald nach dieſer Anſiedlung, und wie Diodor von Sicilien behauptet, in eben dem Jahre, als der dreißigjährige Waffenſtillſtand mit Sparta geſchloſſen wurde, neue Gelegenheit zur Gründung einer Kolonie.

Die Bewohner von Sybaris, einer italieniſchen Stadt, waren mit den Einwohnern der benachbarten Stadt Crotona in Zwiſt und Krieg gerathen. Sie wurden aber von dieſen geſchlagen, ihre Stadt zerſtört, und ſie ſelbſt theils getödtet, theils vertrieben. Ihr ehemals ſo volkreiches und äußerſt fruchtbares Gebiet blieb nun durch beinahe ſechzig Jahre ungebaut, eine menſchenleere Wüſtenei, bis endlich zufällig einige theſſaliſche Abentheurer dahin kamen, und, angelockt von einem Boden, der ihnen ſo reichliche Nahrung und ſo leichte Befriedigung ihrer phyſiſchen Bedürfniſſe verſprach, ſich daſelbſt niederließen. Allein die Crotoniaten, welche dieſes ihnen verhaßte Ländchen durchaus vertilgt wiſſen wollten, vertrieben die Ankömmlinge ſogleich. Dieſe waren jedoch nicht geſonnen, einen ſo ſchönen und ergiebigen Wohnſitz ſogleich wieder zu verlaſſen. Sie verbanden ſich mit den noch übrigen Sybariten und ſprachen die mächtigeren griechiſchen Staaten um Hülfe an. Lacedämon verweigerte ſie. Nun kamen ſie nach Athen — und Perikles erfüllte ihre Bitte gerne und ſchnell. Er warb ſogleich Koloniſten, worunter ſich auch Herodot, der Geſchichtſchreiber, der Philoſoph Protagoras und der Redner Lyſias befanden, gab ihnen ein Geſchwader von zehn Kriegsſchiffen und die Kolonie ward ohne Widerſtand gegründet, indem man unweit vom alten Sybaris eine neue Stadt erbaute, welche den Namen Thurium, und von Protagoras ihre Conſtitution erhielt. Allein der kleine Staat ſchien, wie ein unheilbarer Körper, zu keiner ferneren Exiſtenz mehr geeignet; weder Perikles Klugheit und Macht, noch Protagoras Weisheit vermochten aus den bunten Schaaren der Koloniſten den Geiſt des Aufruhrs zu verbannen. Die Zwietracht ſchwang ihre Fackel unter ihnen und ihr Zwiſt endigte nur mit ihrem Untergange.

## XVI.

## Krieg mit Euböa, Megara und Samos.

Perikles hatte nun glücklich das dreifache ſchwere Problem gelöſt, die Athenienſer im Zügel des Gehorſams und der Ordnung, ihre Bundesgenoſſen in Unterthänigkeit, und Lacedämon in Ehrfurcht und in den Schranken des Friedens zu erhalten.

Allein Athens ſanguiniſches, leicht begeiſtertes Volk, erfüllt mit frechem Stolze und kühnen Hoffnungen, hielt ſich durch Perikles glänzende Siege jetzt nicht nur für unbeſiegbar, ſondern wähnte ſelbſt, daß auch die Beſiegung jedes andern Landes bloß von ſeiner Willkür abhänge. Man brannte ſchon vor Begierde, ſich Sicilien, Karthago und Etrurien zu unterwerfen; man träumte ſchon von der Eroberung Egyptens und von dem Sturze der perſiſchen Monarchie. Allein Perikles gab ihren blinden Entwürfen kein Gehör und war nun mehr darauf bedacht, den erweiterten athenienſiſchen Staat zu befeſtigen, als den noch zu wenig befeſtigten immerfort zu erweitern. Wie mancher Fürſt irrte darin, daß er an die Vergrößerung ſeines Staates früher dachte, als an deſſen Befeſtigung und Behauptung!

Perikles wußte, daß man einen Gegner durch Geringſchätzung nicht entkräfte, wußte, daß es ſchon ein großes Unternehmen ſei, das feindſelige Lacedämon in Schranken zu halten, und wollte ſich daher eher gegen nahe Feinde ſichern, als entfernte auf ſich ziehen.

Und er hatte richtig berechnet, denn Athen wurde bald von den Euböern, dann von den Megarenſern angegriffen; endlich zog auch ein ſiegreiches Heer gegen Attika. Perikles wandte ſogleich ſeine Truppen von den Erſteren gegen die Letzteren, ohne ſich jedoch in ein Treffen einzulaſſen, da er ſich noch nicht mächtig genug fühlte, um Sparta auf dem feſten Lande die Spitze bieten zu können und deßhalb den Krieg mit Sparta für jetzt noch vermeiden wollte, weßwegen er den Anführer des ſpartaniſchen Heeres, einen Vertrauten des jungen ſpartaniſchen Königs Kliſthenes, durch Geld gewann, und ihn dahin vermochte, ſein Heer zurückzuführen.

Als Perikles Athen ſo geſichert hatte, ließ er es ſeine erſte Sorge ſein, die Euböer und Byzantiner zu züchtigen, welche, getäuſcht durch den Schein der üblen Lage Athens, ſich empörten, und das athenienſiſche Joch abzuwerfen verſuchten. Er bezwang ſie bald und ſandte auch jetzt wieder nach einem Theile von Euböa athenienſiſche Koloniſten.

Als Perikles von dieſer Unternehmung zurückkehrte, wurde zwiſchen Athen und Sparta eine Waffenruhe auf dreißig Jahre geſchloſſen. Allein es war nur die augenblickliche Ruhe vor einem verderblichen Gewitter; denn die Flamme des Krieges war kaum gedämpft, als ſie ſchon wieder an einem andern Orte wüthender hervorbrach.

Der Krieg mit Samos begann, lange zweifelhaft und gefahrvoll für Athen. Perikles wurde von Manchem beſchuldigt, an dieſem Kriege auf die Bitte Aſpaſia's, welcher der Vortheil ihrer Vaterſtadt Milet am Herzen lag, Theil genommen zu haben. Allein wenn man auch zugibt, daß Perikles ſich Aſpaſien willfährig bewies, ſo hatte er dennoch den Mileſiern Hülfe zu leiſten, einen viel wichtigeren Beweggrund als Aſpaſiens Bitte, einen Beweggrund, deſſen Wurzel zu tief in Athens Verfaſſung lag, nämlich in der Nothwendigkeit — als bemokratiſcher Staat, demokratiſche Staaten zu begünſtigen. Die Veranlaſſung zum Kriege aber war dieſe: Samos und Milet, das erſte zur Zeit dieſes Zwiſtes, ariſtokratiſch, das letztere demokratiſch, machten beide Anſprüche auf die Oberherrſchaft von Priene, eines damals noch ſelbſtſtändigen, kleinen Staates, welcher zwiſchen ihnen lag. Es kam darüber zum Kriege; allein die Mileſier, welche dem mächtigen Samos doch endlich weichen zu müſſen fürchteten, ſpielten bald das Sichere, und flehten Athens Beiſtand an. Da zu gleicher Zeit auch die Häupter der Volkspartei von Samos das Verfahren der Ariſtokraten anklagten, welche gerade jetzt auf dieſer Inſel das Uebergewicht hatten, erließ Athen an die ſiegreichen Samier ſogleich das Machtgebot: die Waffen niederzulegen, und ſich athenienſiſchem Richterſpruche zu fügen. Allein Samos wollte eine ſolche Entſcheidung nicht, da es von Athen nur ein ungünſtiges Urtheil erwarten konnte. Perikles rüſtete daher eine Flotte von vierzig dreirudrigen Schiffen, auf welcher ſich auch der tragiſche Dichter Sophokles als Befehlshaber befand, ſegelte unverweilt nach Samos, ſtürzte die herrſchenden Ariſtokraten, ſtellte die reine Demokratie her, und nahm, um die ariſtokratiſche Partei im Zügel zu halten, fünfzig Männer und fünfzig Knaben aus den erſten Familien derſelben als Geißeln mit ſich, welche er nach Lemnos unter athenienſiſche Verwahrung ſandte.

Allein die blutige Kriegsfahne verbreitete ſchnell wieder ihren verderblichen Todesglanz. Die Häupter der geſtürzten

Partei ſtrebten nach allen Kräften und mit aller Liſt, ihr Joch und ihre Schmach abzuſchütteln.

Viele von ihnen verließen Samos, und fanden bei dem perſiſchen Statthalter zu Sardis den angeſuchten Schutz. Sie wußten auch Byzanz, eine mit Athen verbündete Stadt, für ſich zu gewinnen, und eine Flottille von ſiebenhundert Mann aufzubringen. Mit dieſen überfielen ſie nun Samos, überwältigten, in Verbindung mit ihren zurückgebliebenen Freunden, die neue Regierung, ſegelten ſogleich nach Lemnos, führten ihre Geißeln ſammt der atheniensiſchen Wache weg, und zogen nun, als ihnen auch Sparta Hoffnung gab, gegen Milet.

Dieſer Sieg, einzig das Werk überraſchend ſchneller Ausführung, war ſo bedeutend und für die Bundesgenoſſen, welche der drückenden Macht des ſtolzen Athens nur mit geheimem Unwillen gehorchten, zur Abwerfung ihres Joches ſo ermunternd, daß ſeine glückliche Verfolgung den Atheniensern wahrſcheinlich die Oberherrſchaft zur See entriſſen haben würde. Allein Perikles hatte das kaum vernommen, als er die ſamiſche Flotte aufſuchte und ſchlug, auf Samos landete, und die Hauptſtadt zu Land und zu Waſſer einſchloß.

Während dieſer Blokade vernahm Perikles, daß eine im Dienſte der Perſer ſtehende phöniziſche Flotte den Samiern zu Hülfe komme. Er ſchiffte ihr ſogleich bis an die Küſte von Karien entgegen, theils weil er wegen einer kleinen daſelbſt zurückgelaſſenen Obſervationsflotte beſorgt war, theils um die Vereinigung dieſer phöniziſchen Seemacht mit der zerſtreuten ſamiſchen Flotte zu hindern.

Perikles Gegenwart wäre nun aber an zwei Orte zugleich nothwendig geweſen, denn die jetzt kühner gewordenen Samier wagten ſogleich nach ſeiner Entfernung eine Ausfall auf den zurückgebliebenen Reſt der geſchwächte Flotte, ſchlugen ſie zurück, und benützten dieſe Zeit, di Stadt mit allem Nöthigen an Kriegsbedürfniſſen und a Lebensmitteln zu verſehen. Allein das Glück wendete dem begünſtigten Samos den Rücken. Es erhielt von Lacedämo und dem perſiſchen Statthalter keinen nachdrücklichen Beiſtand — und Perikles kam zurück. Die Stadt wurd ſogleich wieder eingeſchloſſen und belagert, ohne zu ſtürmen da Perikles ſein Heer, welches bereits viel gelitten un verloren hatte, ſchonen wollte. Allein den lebhaften Athenienſern war Ruhe und Stille eben ſo verhaßt und unerträglich, als die knechtiſche Arbeit der einförmigen Belagerungsanſtalten. Sie brannten immer vor Begierde na Kraftäußerung, nach Schlacht und Sieg. Um die Unwill gen einigermaßen durch Zerſtreuung zu befriedigen, theilt Perikles das Heer in acht Schaaren und ließ ſie mi Bohnen loſen. Jene Abtheilung, welcher eine weiße Bohn zufiel, durfte ſich nach Luſt und Phantaſie vergnügen un erfreuen, indeß die übrigen ſieben Theile den Belagerungsdienſt verrichten mußten.

Endlich ergaben ſich die Samier im neunten Monat Perikles, erbittert über ihre vorhergegangene Hinterli und Hartnäckigkeit, ließ die Feſtungswerke ſchleifen. Si mußten ihre Flotte ausliefern, eine große Summe Geldes bezahlen und Geißeln ſtellen zum Unterpfande ihrer immerwährenden Ergebenheit an Athen.

Nachdem der Krieg mit Samos ein neues Lorbeerblatt in Perikles Siegeskranz, zu Athens Vortheil und Ruhm geendet war, begab ſich Perikles in Minervens Lieblingsſtadt zurück, und die Beſiegung dieſes mächtigen Volkes ſchien ihm ſo wichtig, daß er die Eroberung von Samos mit jener von Troja verglich, und ſich rühmte in neun Monaten ausgeführt zu haben, was Agamemnon in zehn Jahren mühſam zu Stande gebracht hatte.

## XVII.

## Krieg zwiſchen Korzyra, Korinth und Epidamnus.

Wie ſich dem ſiegenden Kämpfer bei feſtlichen Spielen, wenn er einen Gegner überwunden hat, ſogleich ein anderer zu einer andern Art von Kampf darſtellet, ſo trat auch dem geliebten Demagogen Athens, ſo wie er eine Nation beſiegt hatte, ſogleich eine andere feindlich entgegen.

Kaum war Samos gebändiget, als ſchon ein neuer, und bald darauf der ſiebenundzwanzigjährige peloponneſiſche Krieg, an welchem das ganze Griechenland für oder wider Athen Theil nahm, ſein verderbendrohendes Haupt emporhob; Perikles fühlte ſich nicht ſtark genug und ſuchte

Athen Freunde zu gewinnen. Daher begann ein blutiges Vorſpiel dieſes Krieges.

Korzyra, einſt eine korinthiſche Kolonie, jetzt aber unabhängig und nach Athen die blühendſte Seemacht in Griechenland, hatte in der Folge ſelbſt an der illyriſchen Küſte eine Kolonie angelegt, und ſo die Stadt Epidamnus gegründet, welche jedoch gleichfalls bald wohlhabend wurde, und ſich nun von Korzyra ſo unabhängig machte, wie Korzyra ſich von Korinth gemacht hatte. Nun aber von einer vertriebenen Partei der reichſten und vornehmſten Bürger und von den benachbarten Illyriern durch immerwährende feindliche Einfälle und Plünderungen beunruhigt und beſchädigt, faßten die Epidamnier den Entſchluß, bei der ehemals ſo ſchnöde behandelten Mutterſtadt Hülfe zu ſuchen. Allein Korzyra, von der erwähnten Partei der Vertriebenen ſchon für ſich gewonnen, verſagte ſie der abtrünnigen Kolonie, und Epidamnus wandte ſich nun an Korinth.

Dieſer durch den Abfall der Korzyräer ſo bitter gekränkte Mutterſtaat, der ihren dermaligen Wohlſtand und Reichthum mit Unmuth ſah, ergriff dieſe Gelegenheit begierig, theils um Epidamnus unter ſcheinbar rechtmäßigem Titel an ſich zu reißen, theils um Korzyra dadurch zu kränken. Es wurde daher ſogleich eine Flotte abgeſandt und Epidamnus in Beſitz genommen.

Dies empörte die Korzyräer. Sie ließen an Epidamnus die Aufforderung ergehen, die vertriebenen Bürger, welche ihren Schutz angeſucht hatten, wieder aufzunehmen, und die Korinther zu entlaſſen. Ihr Verlangen wurde mit

Unwillen abgewieſen, und es kam bei Actium, welches nun ſchon vom Schickſale zum Orte der blutigſten Entſcheidungen beſtimmt zu ſein ſchien, zu einem wüthenden Seetreffen, worin die Korinther von den Korzyräern geſchlagen wurden. Als dieſe aber ſahen, daß Korinth zur Ausrüſtung einer neuen mächtigen Flotte alles Mögliche aufbiete, und alle Staatskräfte anſtrenge, fanden ſie für gut, Geſandte nach Athen zu ſenden, um deſſen Beiſtand anzuſuchen. Die Korinther erfuhren dies, und thaten ſogleich dasſelbe.

Das athenienſiſche Volk verſammelte ſich in dieſer bedenklichen Lage zweimal, ehe es einen Entſchluß faßte. Endlich entſchied es für eine Verbindung mit Korzyra, jedoch nur für ein Deffenſiv-Bündniß, und auch dies nur auf Perikles Vorſtellung, wie nöthig und erſprießlich bei dem immer näher rückenden Kriege mit dem Peloponnes die Verbindung mit einer ſolchen Seemacht für Athen ſei.

Perikles ſandte alſo nun den Lacedämonius, einen Sohn ſeines verſtorbenen Rivalen Cimon, dieſem Staate mit zehn dreirudrigen Schiffen zu Hülfe, mit dem geheimen Auftrage jedoch, ſich nur dann in ein Treffen einzulaſſen, wenn die Korinther auf Korzyra landen, oder eine Stadt dieſer Inſel überfallen würden. Die ſchwache Flotte mit einem ſo behutſamen Befehle war nun allerdings wohl beinahe unwirkſam. Perikles wird daher beſchuldiget, hier ſeinem Privathaſſe gegen Cimons Nachkommen gefolgt zu ſein. Plutarch ſucht ihm ſogar die ſchändliche Abſicht aufzubürden, er habe durch einen ſolchen Schattenbeiſtand nur Cimons Sohn verhaßt machen, und ihm jede Gelegenheit zur Auszeichnung benehmen wollen. Allein, wir finden in Perikles ganzem Leben nicht einen Zug, welcher zu einer ſolchen Beſchuldigung berechtiget. Perikles zeigte ſich zwar gegen ſeine thätigen und feindlichen Rivalen, ſo lange ſie aufrecht ſtanden, raſtlos und feindlich, dem Unterliegenden aber immer edel und verſöhnlich. Der wahre Grund ſeines in dieſem Falle etwas zweideutigen Benehmens, und ſeiner den Korzyräern ſchwach geleiſteten Hülfe, liegt ganz offenbar nur in den zweifelhaften gefährlichen Zeitumſtänden und in ſeiner Staatsklugheit, da er dem Verwurfe, den Waffenſtillſtand mit Lacedämon gebrechen zu haben, zu entgehen ſuchte, und den peloponneſiſchen Bund durch offene Feindſeligkeiten gegen Korinth, und durch heftige Theilnahme an Korzyras Schickſal für jetzt noch nicht zu ſehr gegen Athen reizen, und zu ſchnellem Kriegesausbruche erbittern wollte. Dieſe ſtaatskluge Abſicht bewies Perikles deutlich durch ſeine den Korinthern gegebene Erklärung: die Athenienſer wollten nicht den Waffenſtillſtand brechen, ſondern nur ihre Bundesgenoſſen beſchützen; ſie würden die Korinther nicht hindern, wo immer hinzuſegeln, allein auch nie zugeben, daß man das mit ihnen verbündete Korzyra angreife, oder in Beſitz nehme.

Die athenienſiſche Flotte verſchaffte jedoch, ſo klein ſie auch war, den Korzyräern vielen Vortheil, indem ſie ſich überall zeigte, wo ſie ins Gedränge kamen, durch ihre Erſcheinung die Korinther beunruhigte, und ſo für's erſte Korzyra's gänzliche Niederlage verhinderte.

Nun ſah Perikles aber, daß es nöthig ſei, durch gewichtige Hülfe den Ausſchlag zu geben. Er ſandte alſo eine

Verſtärkung von zwanzig dreyrudrigen Schiffen — und die erſchrockenen Korinther ſegelten nach Hauſe, ohne ſich in ein einziges Treffen mehr einzulaſſen.

So endigte denn dieſer Krieg, ohne daß man Frieden ſchloß.

## XVIII.

## Belagerung von Potidäa. Athens Rivalen und Feinde.

Die Kriegsflamme zwiſchen Korinth und Korzyra war nun wohl erloſchen, brach aber dagegen zwiſchen Korinth und Athen deſto heftiger aus. Die Veranlaſſung dazu gab Potidäa, eine Stadt auf der Erdenge, welche die Halbinſel Pallene mit Thrazien und Macedonien verband. Sie war zwar eine korinthiſche Kolonie, allein Athen zinsbar und unterwürfig.

Um dieſe Zeit herrſchte König Perdikas in Macedonien. Habſüchtig, ehrgeizig und hinterliſtig in hohem Grade, ſuchte er ſeinem Bruder und einem Verwandten ſeines Stammes die Ländereien, welche ſie in ſeinem Reiche beſaßen, zu entreißen; allein Athen beſchloß, ſie in ihrer Gerechtſame zu beſchützen und in ihren Beſitzungen zu erhalten. Perdikas wurde dadurch gegen Athen ſehr entrüſtet, verbarg aber ſeinen Haß, da er deſſen Macht fürchtete, und arbeitete deſto raſtloſer im Stillen gegen dieſen Staat. Es gelang ihm endlich, in Verbindung mit Korinth, Potidäa nebſt den zwei angrenzenden Landſchaften Bottiäa und Chalcis gegen die Athenienſer aufzuwiegeln. In Bottiäa offenbarte ſich der Abfall zuerſt, und die Empörung brach aus. Athen gebot dieſer Stadt ſogleich mit gewöhnlichem Stolze, ihre Mauern niederzureißen, ihren von Korinth erhaltenen [illegible] zu vertreiben, und Geißeln zu ſtellen. Potidäa gehorchte nicht, und ſchloß ſich an die peloponneſiſche Ligue an. Sogleich erſchien eine atheniensiſche Flotte vor der abtrünnigen Stadt; da ſie ſich aber zu ſchwach fühlte, den bereits in hellen Flammen ſtehenden Aufruhr der genannten drei Städte ſiegende Gewalt entgegen zu ſetzen, ſegelte ſie, um Zeit und Mühe nicht ganz vergebens aufgewendet zu haben, nach Macedonien, um den beiden Prinzen zu helfen, und dann von der innern Seite dieſes Königreichs einen Angriff zu thun.

Allein während dieſer Entfernung war auch eine korinthiſche Flotte vor Potidäa angelangt, hatte gelandet, und ſolche Fortſchritte gemacht, daß die Athenienſer ſich genöthiget ſahen, mit Perdikas eilig Frieden zu ſchließen. Dieſer ſchlaue Fürſt zeigte ſich ihnen nun ſehr geneigt, trat aber bei der erſten Gelegenheit auf die Seite der Korinther, und wurde durch ihre Vermittlung ein Mitglied des peloponneſiſchen Bundes. Nun erhielten die Athenienſer Verſtärkung, und es kam zum Treffen, worin ein Theil des korinthiſchen Heeres ſiegte, indeß der andere eine förmliche Niederlage erlitt.

Das atheniensiſche Heer ſetzte ſich demnach feſt, ſchloß Potidäa zu Land und zu Waſſer ein, und verheerte Chalcis und Bottiäa. Ariſtäus aber, der Anführer der Korinther, entkam, unbemerkt von den Athenienſern, aus dem Hafen von Potidäa, wohin er ſich nach verlorner Schlacht geworfen hatte, und ſuchte nun, auf alle mögliche Weiſe und durch die dringendſten Vorſtellungen, den ganzen Peloponnes zur Ergreifung der Waffen gegen Athen zu bewegen.

Unter den bedeutenderen Staaten Griechenlands waren Lacedämon und Korinth, obſchon aus ſehr verſchiedenen Urſachen, Athen's immerwährende und heftigſte Feinde — Lacedämon wegen Athen's zu ſchnell emporwachſender Macht, Korinth wegen deſſen zu ſchön und zu glücklich blühenden Handels. Beide Staaten hofften alſo durch Athen's Fall oder Erniedrigung zu gewinnen, der erſtere politiſches Gewicht, der zweite die Vortheile des Kommerzes. Allein das bedachtſame Sparta, fürchtend jede Neuerung und jede ungewöhnliche Aufregung, und geleitet von dem weiſen, friedlichen und menſchenfreundlichen Könige Archidamus, ließ ſich nur langſam zu den Waffen und zu einem entſcheidenden Schritte bewegen, indeß die Korinther, aus friſchen Wunden blutend, mit neu aufgeregtem Haſſe gegen Athen, Krieg und Verderben ſchnaubten. Es zog ſich alſo, der den Korzyräern wenig wirkſam geleiſteten Hülfe ungeachtet, der Sturm eines eben ſo langen als blutigen Krieges immer näher, und ſelbſt griechiſche Städte von minderem Range, Athen's drückendes Joch ſchwer fühlend, blieſen die Glut an durch ihre Klagen, welche ſie vor Lacedämons Richterſtuhl gegen Athen in einer allgemeinen Verſammlung vorbrachten, wo allen Geſandten des peloponneſiſchen Bundes, und auch den zufällig anweſenden Abgeordneten der Athenienſer erlaubt ward, ihre Beſchwerden oder Bitten vorzutragen.

Nun erhoben die Aegineten ihre Klage über das ihnen von der trotzigen Uebermacht Athen's höchſt widerrechtlich auferlegte Joch der Dienſtbarkeit. Ihnen folgten andere Städte mit ähnlichen Beſchwerden, ihre Leiden klagend. Hierauf begann Megara zuerſt mit vollem Gewichte gegen Athen zu ſprechen, und beklagte ſich, daß die Athenienſer es gegen alles Völkerrecht vom Zwiſchenhandel zu Lande und von allen Häfen ausſchlößen. Als ſie geredet hatten, und die Lacedämonier durch die vorhergehenden Klagen und Schmähungen hinlänglich gereizt und erbittert waren, traten endlich die Korinther auf, das letzte Gewicht in die ſinkende Wagſchale des Krieges werfend.

Sie zeigten der Verſammlung, daß es ſich jetzt nicht um Korinth's Intereſſe allein handle, ſondern um das Beſte von ganz Griechenland, welches durch die zu ſchnell wachſende Uebermacht der Athenienſer, und durch die von ihnen bereits ungeſtraft verübten Ungerechtigkeiten gefährdet werde

Sie warfen hierauf den Spartanern vor, daß ihre Schwergläubigkeit, ihre Unbekanntſchaft mit den Angelegenheiten anderer Staaten, ihre Nachläſſigkeit im Ergreifen ſchneller Maßregeln, die Beſchränktheit ihres politiſchen Syſtems uud ihre übertriebene Bedächtlichkeit dieſe drohende Gefahr herbeigezogen habe. Sie entwarfen hierauf ein ſehr charakteriſtiſches, äußerſt kontraſtirendes Gemälde beider Nazionen *)

---

*) Thuzyd. 1. B. 70 K.

Die Athenienſer, ſagten ſie, ſinnen immer auf neue Unternehmungen, ſind ſchnell in Erfindung der Mittel dazu, und ſchnell in der Ausführung derſelben. Ihr wollt nur erhalten, was ihr habt, ſinnt auf nichts Neues, und thut nicht einmal das Nothwendigſte. Die Athenienſer aber ſind ſelbſt über ihre Kräfte wageluſtig, und wohlgemuth in Gefahren. Eure Art hingegen iſt es, weniger zu thun, als eure Kräfte euch geſtatten, auch den wohlerwogenen Entſchließungen nicht zu trauen, und nie eine Befreiung aus den Gefahren zu hoffen. Sie ſtehen als Unverdroſſene euch Zauderern entgegen, und ſtreben unaufhörlich auswärts, während ihr nicht von der Stelle weicht: denn jene hoffen bei ihrer Abweſenheit vom Vaterlande etwas zu gewinnen, ihr hingegen fürchtet bei einem Angriffe auch das bereits Erworbene zu verlieren. Beſiegen jene den Feind, ſo verfolgen ſie ihre Vortheile, ſo weit ſie es vermögen; und werden ſie beſiegt, ſo beugt ſie dies beinahe nicht. Ueberdies weihen ſie ihren Körper, als ſie nichts angehend, dem Staate, ihre beſten Anſchläge aber der Beförderung ſeines Wohls. Erlangen ſie etwas, das ſie ſich ausdachten, nicht, ſo iſt es ihnen, als würden ſie ihres Eigenthums beraubt; und was ſie bei ihrem Beſtreben gewinnen, achten ſie gering gegen das, was ſie in Zukunft noch zu erhalten hoffen. Mißlingt ihnen ein Verſuch, ſo richten ſie ihre Hoffnungen auf etwas Neues, und erſetzen den Verluſt. Denn ſie allein hoffen und erhalten das, worauf ſie ihre Gedanken wenden, weil ſie, ſobald ſie ſich etwas ausgeſonnen haben, unverzüglich zur That ſchreiten. Solches betreiben ſie ihr ganzes Leben hindurch unter Gefahr und Mühſeligkeiten, und genießen durchaus nicht des gegenwärtigen Beſitzes über dem Streben nach größerem Erwerbe. Sie kennen kein anderes Feſt, als zu thun, was der Augenblick erheiſcht, und halten die unthätige Muße für kein geringeres Uebel, als die mühſelige Betriebſamkeit. —

Sie zeigten hierauf, wie thöricht es ſei, gegen ein ſolches Volk ſich langſam und träge zu betragen, wie thöricht es ſei, nur diejenigen als Feinde zu betrachten, die ihre feindlichen Abſichten öffentlich erklären; wie thöricht es ſei, durch veraltete Maximen von Klugheit und Billigkeit ihre veraltete Staatsverfaſſung erhalten zu wollen, da doch neue Maßregeln, neue Künſte, und eine durch neuere Maßregeln verfeinerte Politik, Athen zu jener Größe erhoben, die nun ganz Griechenland bedrohe. „So lange ein Staat der Ruhe genießt, ſchloſſen ſie, iſt es allerdings am beſten, wenn die Gebräuche unangetaſtet bleiben: wird man aber gezwungen gegen viele Gefahren anzukämpfen, ſo muß man auch zu vielen neuen Maßregeln ſeine Zuflucht nehmen.“ —

Sie drangen endlich darauf, daß nunmehr, um den peloponneſiſchen Bund aufrecht zu erhalten und um Athens Macht ein Gegengewicht zu ſetzen, das einzige Mittel ſei, ſogleich einen unmittelbaren Angriff auf Attika zu machen.

# XIX.

## Athen und Sparta.

Die anweſenden Athenienſer, welche es für eben ſo unſchicklich hielten, über die gehörten Schmähungen zu verſtummen, als es ihnen unter ihrer Würde ſchien, ſich vor dieſer Verſammlung unbefugter Richter darüber zu rechtfertigen, begannen nun mit ſtolzem Bewußtſein, Athen's Verdienſte um das ganze Griechenland, beſonders um deſſen Rettung und Erhaltung im perſiſchen Kriege, auseinander zu ſetzen, und zu zeigen, daß ſie ihre Herrſchaft nicht durch Gewalt an ſich geriſſen, ſondern dieſelbe auf die Bitte der von den Spartanern indem Kriege gegen die Perſer verlaſſenen und zu ihnen übergetretenen Bundesgenoſſen übernommen, und nur wegen der von Lacedämon gegen ſie gezeigten argwöhniſchen und feindſeligen Geſinnungen nicht mehr niedergelegt hätten. Strenge gegen die Bundesgenoſſen ſei aber nothwendig geweſen, da Furcht, Ehre und Vortheil ſie dazu bewogen, und manche Abtrünnige, welche ſogleich auf die Seite der Lacedämonier traten, zum Gehorſam zurückgeführt werden mußten. Sparta würde im umgekehrten Falle die Bundesgenoſſen nicht weniger gedrückt haben, da es ein von jeher geltendes Geſetz ſei, daß der Schwächere ſich dem Stärkeren fügen müſſe, und jeder ſchon lobenswürdig ſei, der, menſchlich handelnd, die Herrſchaft über Andere behaupte, und ſich dennoch gerechter zeige, als ſeine Macht es ihm zu ſein verſtattet. Sie hielten ſich überdies für überzeugt, daß ein Anderer, der ihre Stelle einnehme, am deutlichſten zeigen würde, ob ſie nicht Mäßigkeit bewieſen. Sie läugneten gar nicht, daß ſie den Bundesgenoſſen ihrer Strenge wegen verhaßt ſeien, erklärten dies aber als eine ganz natürliche Folge ihrer Oberherrſchaft; „denn was wir von unſers Gleichen erdulden, ſagten ſie, empfinden wir als Ungerechtigkeit, die Behandlung des Mächtigeren hingegen, wird als Nothwendigkeit getragen. Daher haben ſich die Bundesgenoſſen der weit härteren Behandlung des perſiſchen Monarchen gefügt; unſere Herrſchaft hingegen ſcheint ihnen drückend; natürlich! denn der gegenwärtige Zuſtand dünkt dem Gehorchenden immer läſtig. Solltet ihr, uns ſtürzend, die Herrſchaft erhalten, ihr würdet ſchnell das Wohlwollen, welches die Furcht vor uns gegen euch erzeugt hat, wieder verlieren.“ —

„Ueberlegt alſo mit Bedacht, ſchloßen ſie, da die Sache ſo wichtig iſt, und laßt euch nicht durch fremde Vorſtellungen und Beſchuldigungen dazu verführen, euch ſelbſt Ungemach zuzuziehen! Bringt euch die Ungewißheit des Erfolgs und die Langwierigkeit des Kampfes vor die Seele, ehe ihr ihn beginnet! Denn zieht ein Krieg ſich in die Länge, ſo pflegt er große Glückswechſel zu erzeugen. Dieſen ſind wir Beide gleich nahe, und Beide kämpfen wir um einen ungewiſſen Erfolg. Wenn Menſchen einen Krieg beginnen, ſo machen ſie gerade den Anfang mit dem, womit ſie endigen ſollten, und erſt wenn ſie im Unglücke ſind, ſchreiten ſie zur Ueberlegung. Wir aber, die wir noch kein ſolches

Vergehen begingen, noch euch begehen ſahen, ſagen euch jetzt, da es uns Beiden noch frei ſteht, guten Rath anzunehmen: Brecht den Frieden nicht, noch übertretet den beſchwornen Vertrag, ſondern laßt uns, dieſem gemäß, unſere Streitigkeiten vor einem Gerichte ſchlichten!“ — Nach dieſer Rede wurden die Athenienſer ſo wie die Geſandten der übrigen griechiſchen Städte aus der Verſammlung entlaſſen, und man berathſchlagte über dieſen Gegenſtand allein. Der gröſte Theil der ſpartaniſchen Bürger ſtimmte dahin: die Athenienſer hätten den Waffenſtillſtand gebrochen, und man müſſe allſogleich gegen ſie den Krieg beginnen. Aber nun erhob ſich Lacedämons König Archidamus. Den Ruhm eines trefflichen Feldherrn mit der Ruhe eines Weiſen verbindend, ermunterte er die Bürger, ſich ihrer Beſonnenheit und ſelbſt ihrer Langſamkeit nicht zu ſchämen, denn ſie würden durch Uebereilung ihr Ziel nur ſpäter erreichen, da ſie unvorbereitet zur That ſchreiten müßten. Er empfahl ihnen der Sitte ihrer Vorfahren getreu zu bleiben, und ſich weder durch das Wohlgefallen an Lobeserhebungen, noch durch die Furcht vor Tadel zu Handlungen gegen ihre beſſeren Einſichten dahinreißen zu laſſen. „Berathſchlagt mit Bedacht!“ ſagte er. „Ein Augenblick entſcheide nicht über eure Güter, über euren Ruhm, über das Blut ſo vieler Bürger, über das Schickſal ſo vieler Völker! Laßt den Krieg vermuthen, aber erklärt ihn nicht!“ — Sein Gemüth erbebte vor den entſetzlichen Folgen dieſes Krieges, die ſich ſeinem Seherblicke aufthaten, dieſes Krieges, der unter die wichtigſten zu zählen ſei, höchſt wahrſcheinlich noch auf die Söhne übergehen werde, und kein Ende zeige. Er rieth daher, ſich mit aller Macht zu rüſten, ſowohl bei Griechen als Barbaren Hülfe anzuſuchen, und vor Allem — wodurch die Waffen erſt wirkſam werden — Geld beizuſchaffen, allein vor dem völligen Ausbruche des Krieges eine Geſandtſchaft nach Athen zu ſchicken, da dieſer Staat ſich ſelbſt geneigt erklärt habe, die gegen ihn vorgebrachten Beſchwerden einer geſetzlichen Entſcheidung zu unterwerfen. Dieſe Rede machte auf einen großen Theil der Verſammlung tiefen Eindruck; allein, er wurde ſogleich wieder entkräftet durch eine heftige Rede des Ephors Sthenelaides, voll Invektiven gegen die Athenienſer, voll Aufforderung zu Krieg und Rache. Von ihm ward die Menge dahingeriſſen, und die kleinere Zahl der Verſtändigeren auf der Seite des Königs überſtimmt.

Allein, die Bedächtlichkeit der Spartaner zeigte ſich auch jetzt noch ſo auffallend, daß man, ungeachtet der in allen Gemüthern gegen Athen gährenden Wuth, noch einmal eine Verſammlung zu halten, überein kam. Es geſchah, und der merkwürdige Krieg einer Landmacht mit einer Seemacht, wurde beſchloſſen, im vierzehnten Jahre des zwiſchen Athen und Sparta auf dreißig Jahre geſchloſſenen Waffenſtillſtandes.

Ein ſcheinbar unbedeutender Zug gibt uns zu erkennen, mit welchem feſten Zutrauen auf ſich Athen zu Werke ging, und wie ſehr Sparta, obſchon an der Spitze des mächtigen peloponneſiſchen Bundes, auch jetzt noch ſich ſelbſt mißtraute; denn Athen hatte durch den erwähnten Waffenſtillſtands-Vertrag zwar an Gebiet verloren, aber dafür durch Perikles weiſe Staatsverwaltung an innerer Feſtigkeit und Streitkraft gewonnen, ſo daß kein einzelner Staat Griechenlands es wagen konnte, ſich mit ihm zu meſſen. Die Lacedämonier nahmen alſo, um ſich und ihre Bundesgenoſſen zu ermuntern, ihre Zuflucht zum delphiſchen Orakel, welches ihnen denn, abhold den Athenienſern, eine für ſie erfreuliche Antwort gab.

Glühend von Wuth. und von Hoffnung belebt, wollte nun Alles haſtig zu den Waffen greifen; aber ſieh da! erſt jetzt zeigte ſich der blinden racheſchnaubenden Menge, daß der Bund bei weitem noch nicht hinlänglich gerüſtet, und zum Angriffe bereit, und ihre Wuth der Klugheit zuvorgeeilt ſei. Allein, die Athenienſer wußten um alle dieſe Geſinnungen und Verhandlungen, und wenn auch jetzt das unvorbereitete Sparta nicht angriff, ſo mußte es doch den Angriff von dem wohlvorbereiteten Athen beſorgen. Man mußte alſo für jetzt vor Allem nur dieſen aufſchieben, und die Athenienſer dahin zu halten ſuchen.

Das beſte Mittel dazu ſchien, die vom Könige Archidamus vorgeſchlagene Geſandtſchaft nach Athen zu ſchicken. Und da der Bund wohl einſah, daß, wenn ein großer Mann falle, auch ſeine Partei, und mit ihr die Ausführung ſeiner Plane ſcheitern müſſe; da man wohl wußte, daß Perikles die Seele Athen's, die Urſache ſeiner furchtbaren Größe, der Lenker dieſer ganzen Unternehmung ſei, und Sparta's immerwährender Feind bleiben werde, daß aber die Athenienſer nach ſeinem Falle ſich billiger und zum Nachgeben geneigter würden finden laſſen, ſo beſchloß man, dieſe

Geſandtſchaft auch noch zu etwas Anderem zu benützen — Perikles vom Staatsruder zu entfernen oder ihn wenigſtens dem Volke verhaßt zu machen.

Dieſer Plan war wohl berechnet ; denn gelang auch, wie ſich vermuthen ließ, die beabſichtigte Entfernung nicht, ſo taugte dieſe Forderung doch, die Verhandlungen der Geſandtſchaft in die Länge zu ziehen, und die Kriegszurüſtungen unter der Hand deſto wirkſamer zu betreiben. Da man es aber nicht wagen durfte, den beinahe vergötterten Perikles offenbar anzugreifen, ſo nahm man einen Umweg, auf welchem man ihn deſto gewiſſer zu überfallen hoffte, je weniger er zu ihm zu führen ſchien.

Die ſpartaniſchen Geſandten gaben alſo, dem gemäß, vor, man habe ſich zu Athen, als dieſe Stadt kurz vor Solons Geſetzgebung von zwei Parteien, jener eines gewiſſen Kylon und der des Archonten Megakles, von welchem Perikles mütterlicherſeits abſtammte, einer Entweihung der Religion ſchuldig gemacht, indem man Kylon's Anhänger, welche unterliegend in den Tempel der Minerva geflüchtet waren, theils durch falſche Verſprechungen herausgelockt und geſteiniget, theils an den Altären ermordet habe. Da nun nach den Religionsbegriffen dieſes Volkes, eine ſolche Makel allen denen anklebte, welche von dem Entweiher abſtammten, ſo verlangten die Spartaner, indem ſie ſich den Schein gaben: Beſchützer der allgemeinen Wohlfahrt Griechenlands zu ſein, die Verbannung aller dieſer Bürger, um die über eine ſolche Entheiligung erzürnten Götter wieder zu verſöhnen und das drohende Unglück abzuwenden.

Allein, Perikles wußte dieſe Forderung ſogleich zu entkräften, indem er Gleiches mit Gleichem vergalt, die Lacedämonier ſtatt einer, zweier ſolcher Entweihungen überwies, und von ihnen ebenfalls die Verbannung der Entweiher und ihrer Nachkömmlinge verlangte, um ſo mehr, weil ſie dadurch, wie er ſagte, den ſchönſten und ſtärkſten Beweis ihrer zärtlichen Fürſorge für Griechenlands Wohl und ihrer Ehrerbietung gegen die Götter an den Tag legen würden.

Dieſer Verſuch der Spartaner, Perikles die Gunſt des Volkes zu entziehen, war nicht nur fruchtlos, ſondern wirkte vielmehr gerade das Gegentheil; denn Perikles erſchien ſeinen Mitbürgern nun als ein von ihren Feinden gehaßter und gefürchteter Mann, welches ihre Liebe für ihn zur Hochachtung ſteigerte.

Als nun dieſe Geſandtſchaft durch Perikles Scharfſinn und Geiſtesgegenwart ſo ſchnell abgefertigt war, ſah Lacedämon ſich gezwungen, ſogleich eine zweite nachfolgen zu laſſen, um die beabſichtigte Friſt zur Rüſtung zu gewinnen. Dieſe Geſandtſchaft ſpannte ihre Forderungen nun ſchon höher, verlangte die Aufhebung der Belagerung der Potidäa, die Wiederherſtellung der Unabhängigkeit der Aegineten, und beſtand endlich, als die Erfüllung dieſer zwei Punkte verweigert wurde, allein auf der Widerrufung jenes Dekretes, wodurch Athen den Megarenſern alle ſeine Häfen verſchloß, und allen Handelsverkehr mit ſich verweigerte.

Es iſt ſehr wahrſcheinlich, daß zwiſchen Athen und Sparta, trotz aller Spannung, noch lange Ruhe und Friede gewaltet haben würde, wenn Perikles das Volk zur Aufhebung dieſes Dekretes wider Megara hätte bereden wollen, da Lacedämon nun einmal dieſen Bundesgenoſſen beſchützen und ſeine ihm zugefügte Beleidigung rächen zu müſſen glaubte. Allein am böſen Willen lag es gerade: denn Perikles verwarf mit unerſchütterlichem Trotze dieſen Vorſchlag und beſtärkte ſogar das Volk in ſeiner feindlichen Geſinnung gegen dieſen Staat, indem er nicht nur kräftige, ſondern ſelbſt ſchale und lächerliche Gründe, wie zum Spotte, für ſeine Meinung anführte, und unter Anderem auch vorſtellte, daß es durch ein Geſetz verboten ſei, eine Tafel mit einem öffentlichen Volksbeſchluſſe wieder wegzunehmen, worauf ihm einer der ſpartaniſchen Geſandten zur Antwort gab: „Nun wohl, ſo nimm denn die Tafel nicht weg, ſondern wende ſie nur um!" —

Die Antwort wurde belacht — und Perikles blieb auf ſeinem vorigen Sinne.

Man wollte dieſe auffallende Hartnäckigkeit in Perikles feindſeligem Betragen gegen die Megarenſer aus einem Privathaſſe gegen ſie erklären: allein Perikles ſcheint hier auf jeden Fall mehr dem ſchon vor Solon's Zeit entglommenen Privathaſſe der Athenienſer ſelbſt nachgegeben und ihn zur Anfachung des Krieges benützt zu haben; denn beide Völker nährten immer jenen tief gewurzelten alten Groll gegen einander, und Perikles war ſchon ehemals im Namen ſeiner Nation als öffentlicher Kläger gegen Megara aufgetreten, mit der Beſchuldigung, ſie hätten ein der Göttin Ceres geweihtes Gebiet überfallen und beſetzt. Er ſandte mit dieſer Anklage an Megara und Lacedämon einen Herold;

allein der Herold wurde auf der Reiſe getödtet, und man beſchuldigte die Megarenſer des verübten Mordes. Nun brachte man in Athen das fürchterliche, Wuth und Ingrimm athmende Geſetz zu Stande: daß von dieſem Augenblicke an, zwiſchen beiden Staaten unverſöhnliche Feindſchaft herrſchen, und jeder Megarenſer, der das attiſche Land betreten würde, ſterben müſſe. Es wurde überdies den athenienſiſchen Feldherren befohlen, bei Ablegung ihres gewöhnlichen Eides in Zukunft auch zu ſchwören, daß ſie ſich's zur Pflicht machen wollten, in jedem Jahre zweimal in das megarenſiſche Gebiet einzufallen.

Endlich erſchien eine dritte Geſandtſchaft von Sparta. Sie ſteigerte ihre ohnedies ſchon ſtufenweiſe erhöhten Forderungen noch mehr, und drang darauf, daß Athen den bisher abhängigen griechiſchen Städten die Verwaltung nach eigenen Geſetzen geſtatte. Der Vorſchlag wurde in einer Volksverſammlung unterſucht. Redner dafür und dawider traten auf, und die Stimmen — ein unerwartetes Phänomen — waren diesmal getheilt, obſchon alle vorher gemachten Forderungen Lacedämons geradezu verworfen wurden.

## XX.

## Perikles Rede an die Athenienſer.

Dieſes Schwanken des ſo leicht bethörten Volkes empörte Perikles ſtolzen Patriotismus. Er, der erſte Mann in Athen, und der mächtigſte in der That und Rede *), erhob ſich in ſeiner Macht, und rief den Wankenden von der Tribune zu **):

„Noch immer, ihr Athener, behaupte ich dieſelbe Meinung: wir müſſen den Peloponneſern nicht nachgeben; obwohl mir bekannt, daß die Menſchen nicht mit demſelben Eifer einen Krieg zu führen gewohnt ſind, mit dem ſie den Aufforderungen dazu beipflichten, ſondern daß der Gang der Begebenheiten ihr Urtheil beſtimmt. Ich ſehe, daß ich auch jetzt zu gleichen oder ähnlichen Dingen rathen muß, wie vormals, und halte es für billig, daß diejenigen unter euch, die ich durch meine Rede überzeuge, das, was ſie für den Staat beſchließen, auch dann noch vertheidigen, wenn uns irgend ein Unglück trifft; oder daß ſie auch, wenn uns das Glück begünſtigt, ſich unſere Einſichten nicht zueignen. Denn es geſchieht oft, daß die Begebenheiten im Laufe der Dinge eben ſo ungeſchickt ſich ereignen, als der Menſch ſie ſich denkt; daher wir auch in Allem, was ſich wider unſere Erwartung zuträgt, das Glück anzuklagen pflegen. Die Lacedämonier, die uns offenbar ſchon vorher hinterliſtig behandelt haben, thun dies inſonderheit bei dieſer Gelegenheit. Denn, da es durch den Vertrag feſtgeſetzt war, daß ein Jeder behalten ſollte, was er wirklich beſaß, und daß wir unſere Streitigkeiten der Entſcheidung des Rechtes überlaſſen wollten; ſo haben ſie doch eben ſo wenig ſelbſt einen Rechtsvergleich angeboten, als ſie ihn jezt annehmen, da wir ihn anbiethen. Sie wollen ihre Forderungen lieber durch die Waffen als durch Gründe geltend machen, und kommen nun ſchon nicht mehr erſuchend, ſondern gebietend. Denn ſie befehlen, daß wir uns von Potidäa zurückziehen, Aegina den freien Genuß ſeiner Geſetze wieder geben, und den Beſchluß wegen Megara aufheben ſollen. Die zulezt erſchienenen Geſandten aber gebieten uns, die Helenen in Freiheit zu ſetzen. Keiner von uns wähne, daß wir den Krieg um einer unbedeutenden Kleinigkeit willen unternehmen werden, wenn wir den Beſchluß wegen Megara nicht aufheben, den ſie insbeſondere verſchützen und ſagen: es ſolle nicht zum Kriege kommen, wenn wir ihnen hierin willfahrten. Nein, es darf in euch ſelbſt dieſe Anklage nicht haften, daß ihr um geringfügiger Urſache willen zu den Waffen greifet. Denn dieſe Kleinigkeit muß zur Beſtätigung und Probe der Feſtigkeit eures Willens dienen. Gäbet ihr nach, ſo würden ſie euch alsbald noch etwas Wichtigeres gebieten, in der Erwartung, daß ihr aus Furcht auch dies noch thun würdet. Beharrt ihr hingegen ſtandhaft bei der Verweigerung, ſo werden ſie daraus ſehen, daß ſie euch mehr wie ihres Gleichen behandeln müſſen.“

---

*) Thuzyd. 1. B. 139 K.

**) Thuzyd. 1. B. 140 K. nach Jakobi's Ueberſetzung. Ich gebe ſie nebſt zwei anderen als Probe von der erwähnten Stärke der Beredſamkeit dieſes außerordentlichen Mannes.

„Erwägt alſo jezt, ob ihr Folge leiſten wollt, bevor euch noch ein Unfall traf, oder ob wir (welches mir beſſer ſcheint) den Krieg beſchließen, und aus keinem weder geringerem noch wichtigerem Grunde nachgeben wollen, noch mit Furcht behalten, was wir einmal erwerben. Denn der größte wie der geringſte Befehl, der vor der Entſcheidung des Rechtes von unſers Gleichen an uns ergeht, vermögen beide gleich viel zur Begründung der Knechtſchaft. Daß wir im Kriege und in den Mitteln dazu nicht als die Schwächeren auftreten werden, erkennt durch die Vergleichung unſerer wechſelſeitigen Lage. Die Peloponneſer leben von ihrer eigenen Hände Arbeit, und weder der einzelne Bürger iſt vermögend, noch der Staat. Langwieriger Kriege und die jenſeits des Meeres geführt werden, ſind ſie unkundig, da ihre Armuth ſie auf kleine wechſelſeitige Kriege unter einander beſchränkt. Solche Menſchen ſind außer Stande, eine Flotte zu bemannen, oder öfters Heere außer Landes zu ſchicken, weil ſie dies von ihrem Gewerbe entfernt und ſie nöthigt, ihre eigene Habe anzugreifen, während zugleich das Meer für ſie geſperrt iſt. Kriege aber werden mehr durch den Reichthum des Staats, als durch gewaltſame Zuſchüſſe getragen. Leute, die von ihrer Hände Arbeit leben, pflegen mit ihrem Körper freigebiger zum Kriege zu ſein, als mit ihrem Gelde. Denn ſie vertrauen, jener werde wohl aus den Gefahren entkommen; von dieſem aber glauben ſie, es ſei unſicher, ob es nicht vorher darauf gehen werde, zumal, wenn ſich der Krieg, wie es wahrſcheinlich iſt, wider ihr Erwarten in die Länge ziehen ſollte. In einer einzigen Schlacht vermögen die Peloponneſer und ihre Bundesgenoſſen allen übrigen Helenen die Spitze zu bieten; gegen eine andere Art aber den Krieg zu führen, als die ihrige, können ſie ſich nicht halten, da ſie nichts auf vereinten Rath mit Schnelligkeit ausführen, ſondern im Gegentheile alle ein gleiches Stimmrecht ausüben, ohne eines einzigen Stammes Glieder zu ſein; in welchem Falle jeder nur für ſich ſorgt, und wobei nimmer etwas zur Ausführung zu gedeihen pflegt. Denn während Einige ſich eifrig am Feinde zu rächen wünſchen, wollen die Übrigen vor allen Dingen ihr Eigenthum nicht in Gefahr bringen. Nach langem Zaudern kommen ſie zuſammen, widmen wenige Augenblicke dem gemeinen Beſten, und bringen die meiſte Zeit mit ihren Privat-Angelegenheiten zu. Jeder wähnt durch ſeine Fahrläſſigkeit nicht zu ſchaden, ſondern irgend ein Anderer werde ſtatt ſeiner für das Wohl des Ganzen ſorgen, und er gewahrt es nicht, daß dieſe, jedem Einzelnen gemeine Denkungsart den Staat ins Verderben ſtürzt."

„Was aber das Wichtigſte iſt, der Geldmangel muß ihnen Hinderniſſe in den Weg legen, wenn ſie über dem Zögern mit dem Herbeiſchaffen der Kriegskoſten den günſtigſten Augenblick verſäumen. Denn die Gelegenheiten im Kriege ſind nicht bleibend. Weder ihre Kunſt im Feſtungsbaue, noch ihr Seeweſen ſind zu fürchten. Denn ſelbſt in Friedenszeiten hat es für den Staat ſeine großen Schwierigkeiten, ein haltbares Werk jener Gattung zu Stande zu bringen, geſchweige denn in einem feindlichen Lande, wo wir ihnen immer entgegen arbeiten werden. Sollten ſie indeſſen wirklich irgend einen Platz befeſtigen, ſo werden ſie zwar einem Theile unſeres Gebietes durch ihre Einfälle und durch den Überlauf der Sklaven ſchaden; unſere Stadt aber können ſie dadurch nicht ſperren, noch uns hindern, nach ihrem Gebiete zu ſegeln, und uns durch unſere Seemacht, in der unſere Stärke beſteht, zu wehren. Der Seekrieg lehrt uns mehr Erfahrungen für den Landkrieg, als ihnen ihr Landdienſt für den Seekrieg. Erfahrne Seeleute zu werden, wird ihnen nicht leicht gelingen. Denn ſelbſt ihr, die ihr euch doch ſchon ſeit dem mediſchen Kriege damit beſchäftiget, habt es darin noch keineswegs zur Vollkommenheit gebracht. Wie ſollten denn Ackerbauer, die ſich durchaus mit der See nicht abgeben, und denen wir es nicht einmal geſtatten werden, es zu irgend einem Grade der Fertigkeit zu bringen, indem wir ſie immer mit einer großen Anzahl Schiffe angreifen werden, wie ſollten die, ſage ich, irgend etwas ausführen, was der Rede werth wäre? Denn könnten ſie auch gegen wenige Schiffe einen Angriff wagen, indem ſie ihrer Unerfahrenheit durch die Menge Muth machten, ſo werden ſie, durch unſere Überlegenheit im Zaum gehalten, ruhig bleiben. Und wegen dieſes Mangels an Übung werden ſie ungeſchickt und daher auch wenig unternehmend ſein. Denn das Seeweſen iſt eine Kunſt, wie jede andere, und geſtattet nicht, daß man ſie, wenn es die Gelegenheit gibt, nebenbei treibe; ſondern fordert vielmehr, daß man ſich neben ihr mit nichts Anderem beſchäftige."

„Sollten ſie auch die Schätze zu Olympia und Delphi ergreifen und uns durch einen höheren Sold unſer ausländiſches Schiffsvolk zu entziehen ſuchen, ſo würde es wahrlich ſchlimm ſein, wenn wir und unſere Einſaſſen nicht hinreichten, unſere Schiffe zu beſetzen und ihnen zu widerſtehen. Nun aber können wir nicht allein dies, ſondern, was

is Beſte iſt, die Steuerleute beſtehen aus unſeren Bür-
rn, und Matroſen beſitzen wir beſſere und in größerer Zahl
s das ganze übrige Hellas. Und von den Auswärtigen
ird ſich bei der drohenden Gefahr keiner ſelbſt aus ſeinem
aterlande verbannen, und mit der geringeren Hoffnung
s Sieges für jene fechten, um für wenige Tage einen
heren Sold zu genießen. So, oder beinahe ſo, erſcheint
ir die Lage der Peloponneſer; die unſrige aber, glaube ich,
icht gerade in dem, was wir an jener tadelten, von ihr
, und iſt überhaupt in Folgendem noch ungleich vorzügli-
er. Fallen ſie von der Landſeite unſer Gebiet an, ſo be-
egen wir das ihrige von der Seeſeite. Und es wird nicht
sſelbe ſein, auch nur einen Theil des Peloponneſes zu
heeren, oder ganz Attika. Denn jene werden ſtatt der
rheerten Gegend ihres Gebietes kein anderes Land ohne
mpf beſetzen können. Wir aber beſitzen reichlich Lände-
en, auf den Inſeln wie auf dem feſten Lande. Denn
ße Gewalt gibt eine Seemacht. Erwäget es ſelbſt. Wer
nte ſchwerer anzugreifen ſein, als wir, wären wir In-
aner? Und nun müſſen wir uns dieſem Zuſtande ſo na-
wie möglich zu bringen ſuchen, müſſen unſere Ländereien
Landhäuſer verlaſſen, und uns blos auf die Vertheidi-
ng des Meeres und unſerer Stadt beſchränken, ohne uns
ch Zorn zu einer Schlacht wider die Peloponneſer reizen
laſſen, die uns an Zahl ſo weit überlegen ſind Denn
ten wir, ſo würden wir bald mit keiner geringeren Zahl
kämpfen haben; und ſollten wir den Kürzeren ziehen,
möchten wir überdies noch unſere Bundesgenoſſen verlie-

ren, auf die unſere Macht ſich ſtützt. Denn ſie werden nicht ruhen, ſobald wir außer Stande ſind, Heere gegen ſie auszuſenden. Nicht Ländereien und Gebäude ſind des Bedauerns werth, ſondern die Menſchen; denn jene beſitzen nicht dieſe, ſondern die Menſchen jene. Und könnte ich hoffen euch zu überreden, ſo würde ich euch rathen, jene zu verlaſſen und zu zerſtören, und den Peloponneſern zu zeigen, daß ihr ihnen um ſolcher Güter willen nicht nachgeben werdet.“

„Vieles Andere noch läßt mich einen glücklichen Ausgang hoffen, wenn ihr nur während der Führung des Krieges eure Herrſchaft nicht ausdehnen wollet, und durch ſelbſt gewählte Gefahren das Unternehmen vergrößern. Denn ich fürchte mehr unſere eigenen Mißgriffe, als die Pläne unſerer Feinde. Welche aber dieſe ſind, werden wir bei einer anderen Gelegenheit, während der Führung des Krieges ſelbſt, anzeigen; gegenwärtig laſſet uns die Geſandten mit folgender Antwort zurück ſchicken: Wir würden den Megarern den Zutritt auf unſeren Markt und in unſere Häfen geſtatten, wenn auch die Lacedämonier weder uns noch unſere Bundesgenoſſen als Fremde ausſtoßen wollten; denn das eine verbietet der Vertrag eben ſo wenig als das andere. Den Städten wären wir bereit, ihre Freiheit wieder zu geben, wenn ſie frei waren als der Friede geſchloſſen ward, und wenn die Lacedämonier auch ihren Städten die Freiheit wiedergäben, ſo daß dieſe ſich nicht mehr in ihrer Staatsverwaltung nach ihnen bequemen dürften, ſondern jede Stadt hierin ihrem eigenen Willen folgen könnte. Wir unterwürſen uns, dem Vertrage gemäß, der Entſcheidung des Rechts und würden den Krieg nicht beginnen, ſondern uns gegen den Angreifenden vertheidigen. Dieſe Antwort iſt gerecht und zugleich geziemend für unſern Staat. Man muß wiſſen, daß der Krieg nothwendig iſt. Unternehmen wir ihn mit Luſt, ſo werden die Anſchläge der Feinde minder drückend für uns ſein, und aus den größten Gefahren erwächſt dem Staate, wie dem einzelnen Bürger der größte Ruhm. So ſtützten ſich unſere Vorfahren, als ſie die Meder beſiegten, bei weitem nicht auf eine ſolche Macht, ſondern verließen vielmehr das Ihrige, und ſchlugen die Angriffe der Barbaren mehr durch Klugheit als Glück, mehr durch Kühnheit als Macht unterſtützt, zurück, und brachten den Staat auf eine ſolche Höhe. Und hinter ihnen dürfen wir nicht zurückbleiben, ſondern müſſen uns unſerer Feinde auf alle Weiſe erwehren und darnach ſtreben, unſern Nachkommen dieſe Herrſchaft nicht geſchwächt zu übertragen." — Als Perikles dieſe Rede geendet hatte, war das vor kurzem noch ſo getheilte Volk nur mehr Einer Meinung — der dieſes trefflichen Staatsmannes und Redners und die Geſandten Lacedämons erhielten die Antwort, die Athenienſer würden keiner Macht auf Erden Folge leiſten, wenn ſie ihnen befehle; ſie ſeien aber bereit, ſich nach dem Inhalte des beſtehenden Vertrages über die ſtreitigen Punkte einer rechtlichen Entſcheidung zu fügen, wenn die Gleichheit beider Theile dabei anerkannt würde.

Die Geſandten verließen hierauf Athen, wie man ein

Haus verläßt, aus welchem ſchon die Flammen hervorbrechen.

## XXI.

## Peloponneſiſcher Krieg. Unzufriedenheit in Athen. Anklagen.

So begann der furchtbare Krieg, geführt von dem mächtigſten und edelſten der Völker, von den größten und beſten der Feldherren, beſonnen und langſam in ſeinem Entſtehen, gräßlich und reißend nach ſeinem Ausbruche, ein Vertilgungskrieg, der auch ferne Reiche in ſeinen Wirbel zog, und an Umfang der Zeit und des Schauplatzes in der Geſchichte wenige ähnliche fand.

Wie von entgegengeſetzten Seiten zwei verderbendrohende Ungewitter mit Heeren von Todeswolken ſich feindlich nähern, die Erde unter ihnen aber, in lautloſer Stille des entſetzlichen Ausbruches harrend, ängſtlich daliegt; ſo rückten nun Attika und der Peloponnes ſchlachtgerüſtet ſich entgegen, indeß das übrige Griechenland in banger Erwartung den drohenden Stürmen und Unfällen entgegen ſah. Alles ward den für ihre Rechte und Exiſtenz glühenden und fürchtenden Gemüthern nun zur Bedeutung. Jede Sage, jede Naturerſcheinung, jeder Zufall wurde zur Vorbedeutung des bevorſtehenden Krieges und ſeiner Drangſale erhoben. Bald aber theilten ſich von Haß und Furcht beſeelt, alle griechiſchen Staaten in zwei Theile; allein die meiſten traten dem peloponneſiſchen Bunde bei, da er für ihre Freiheit und für die gerechte Sache zu kämpfen vorgab, und ſie von Erbitterung glühten gegen Athen, deſſen ſchweres Joch ſie entweder ſchon fühlten oder fürchteten. Nur die Argiver und die Achäer blieben neutral; der ganze übrige Peloponnes vereinigte ſich mit Lacedämon, wie auch der größte Theil Nord-Griechenlands. Dieſem Bündniſſe gemäß ſtellten alſo die Böotier, Phozenſer und Lokrier größtentheils die Reiterei, die Megarer, Ambrazioten, Leukadier und Anaktorier das Fußvolk; Lacedämon, Korinth, Syzion, Pellene und Elis aber beſorgten die Ausrüſtung einer Flotte von fünfhundert dreirudrigen Schiffen.

Athen hatte auf dem feſten Lande nur Theſſalien, Akarnanien, Meſſene und Platäa zu Verbündeten. Dagegen aber wurde deſſen ohnedies ſo bedeutende Seemacht durch den Beitritt der mächtigen Inſeln Korzyra, Zazynth, Chios und Lesbos ſehr verſtärkt. Hierzu geſellten ſich noch die vielen und reichen griechiſchen Städte an den aſiatiſchen Küſten, am Helleſponte und in Thrazien nebſt allen kleineren Inſeln im ägäiſchen Meere, ausgenommen die lacedämoniſchen Kolonien von Melos und Thera.

Die Landtruppen des peloponneſiſchen Bundes konzentrirten ſich an der Erdenge bei Korinth, unter dem Oberbefehle des ſpartaniſchen Königs Archidamus. Dieſer weiſe und milde Fürſt, ſchaudernd vor dem Blutvergießen, welches nun ſo ſchnell und ſo entſetzlich folgen ſollte, in einem Kriege, wo Griechen gegen Griechen fochten, machte noch einen Verſuch, gütlich beizulegen, was man mit dem Schwerte zu entſcheiden lechzte, und ſandte einen Friedensherold nach Athen. Allein das erbitterte Volk verſagte ihm, nach Perikles Anrathen, den Eintritt in die Stadt, und gönnte ihm nicht einmal die Verkündigung ſeiner Botſchaft, ſondern entließ ihn ſogleich ungehört mit dem Bedeuten: wenn Lacedämon Geſandte zu Friedensunterhandlungen ſchicken wolle, ſo möchte es vorher ſein Kriegsheer zurückziehen.

Auf dieſe hartnäckige Weigerung rückte denn endlich Archidamus mit einem Heere von ſechzigtauſend Mann vor, und verbreitete ſich in den Ebenen von Attika. Es war eben die Zeit der Ernte. Seine Truppen und die Hufe ihrer Pferde zertraten den Segen der fruchtvollen Gefilde. Die Flammen ſengten und das Schwert verheerte die Gegend umher, deren erſchrockene Bewohner ihre ländlichen Wohnſitze zerſtört oder von der nahen Zerſtörung bedroht, verließen. Sie retteten ſich und ihre beſte Habe nach Athen. Alle Wege waren von Flüchtlingen bedeckt; dieſe brachten ihre Herden und ihre Sklaven nach Euböa und den übrigen benachbarten Inſeln, jene trugen ihr beſtes Geräthe, manche ſogar das Holzwerk ihrer niedergeriſſenen Häuſer nach Athen.

In dieſer Stadt war indeß, als man die Schreckniſſe des Krieges heranrücken ſah, die bisherige, beinahe übermüthige Kühnheit verſchwunden, und die Beſorgniſſe, welche die Gemüther ergriffen, durch das von dem allenthalben herbeieilenden Landvolke verbreitete Entſetzen aufs höchſte geſteigert worden. Allgemeiner Unwille brach gegen Perikles aus, deſſen Feuer ſeine Gegner ſo viel möglich immer mehr und mehr anzufachen ſuchten.

Da man ſich aber noch nicht gegen ihn ſelbſt geradezu aufzutreten und ihn kühn zu ſtürzen wagte, ſuchte man ihn zu untergraben, und ſein Anſehen zum Wanken zu bringen, indem man ihn in ſeinen Freunden angriff. Man erhob alſo gegen Anaxagoras, Phidias und Aſpaſia die öffentliche Anklage. Anaxagoras hatte ſchon früher die Sonne und die übrigen Geſtirne für glühende Steinmaſſen erklärt, und ſich dadurch den bitterſten Tadel und den heftigſten Haß des Pöbels zugezogen, der durch ihn ſeine Idole ihrer Gottheit entſetzt ſah, wie auch der Auguren, Zeichendeuter und Wahrſager, die durch ein ſo aufgeklärtes Syſtem den Sturz mancher bethörenden Ceremonie und den Verluſt ihres Anſehens befürchten mußten. Man brachte daher nun zu ſeinem Falle ein Dekret zu Stande, gegen diejenigen, welche durch ihre Erklärungen der Himmelserſcheinungen die Religion läſterten. Das Volk ergriff jetzt doppelt begierig dieſe Gelegenheit, theils um Perikles zu kränken, theils um über den verhaßten Philoſophen das Urtheil zu ſprechen. Perikles verſuchte alles Mögliche den weiſen Freund zu retten, aber vergebens; es blieb ihm kein anderes Erhaltungsmittel mehr übrig, als ihn heimlich aus der Stadt zu ſchaffen, welche das helle Licht ſeiner Weisheit noch nicht ertragen konnte.

Aber nicht einmal ſo glücklich war Perikles in der Beſchützung ſeines Freundes Phidias, da die Anklage gegen dieſen Mann einen zweifachen Grund hatte, und theils von den Neidern ſeiner Talente und ſeines Ruhms, theils aber von Perikles Feinden erhoben wurde, welche aus dieſem Vorſpiele erſehen wollten, wie das Volk wohl eine Anklage gegen Perikles ſelbſt aufnehmen würde.

Man beſchuldigte den Künſtler alſo, bei Verfertigung der Bildſäule Minervens, Gold unterſchlagen zu haben. Man nahm eine gerichtliche Unterſuchung der Statue vor; aber weit entfernt, Phidias Schuld zu bewähren, diente ſie nur zum vollen Beweiſe ſeiner Unſchuld, denn er hatte das Gold an der Statue dieſer Göttin ſo künſtlich angelegt, daß man es davon wieder abnehmen konnte. Perikles drang auch auf die Abnahme — und es zeigte ſich, daß an der verwendeten Goldmaſſe kein Haar breit fehle. Man ſtand alſo von der Anklage ab — um ihr eine andere Wendung zu geben. Phidias hatte nämlich auf dem Schilde jener Minerva Perikles Bildniß und ſein eigenes mit ſprechender Ähnlichkeit angebracht. Die Tollkühnen errötheten nicht, ihm auch dies nun zum Verbrechen zu machen und für eine Profanirung der Religion zu erklären.

Und man warf den edlen Künſtler ins Gefängniß, wo er ſeinen Geiſt aufgab!! —

Nun traf die Reihe auch Aſpaſia. Auch ſie wurde angeklagt, der Religion Ärgerniß gegeben zu haben, und man beſchuldigte ſie ſogar, daß ſie Mädchen beherberge, mit welchen Perikles verbotene Liebe pflege. So ungegründet dieſe Klage auch war, ſo ſchwebte doch ſchon das Verbannungsurtheil auf den Lippen beſtochener oder verblendeter Richter, und Perikles durfte weder Bitten noch Thränen verſchmähen um die geliebte Gattin zu retten, und ſich zu erhalten.

Allein auch dieſe Stürme vermochten weder ſeinen Geiſt zu beugen, noch ihn von der Sorge für die Verwaltung des Staates abzuziehen. Er ging auch aus dieſer Feuerprobe geläutert hervor, und fühlte nur im Stillen den Schmerz über den Verluſt der zwei edelſten Freunde und vortrefflichſten Menſchen.

## XXII.

## Athen's traurige Lage.

Perikles hatte nun eine zweifache Schwierigkeit zu beſiegen, die Unruhe und den Unwillen der Athenienſer für die Gegenwart zu beſänftigen und ſie zugleich zu den bevorſtehenden noch größerem Elende der Zukunft vorzubereiten, da er, als man ihn mit neun andern Anführern zum Befehlshaber erwählte, ihn aber unter ihnen zum erſten Feldherrn der athenienſiſchen Kriegsmacht mit der unumſchränkten Gewalt, das Volk zu außerordentlichen Verſammlungen zuſammen zu berufen, ernannte, ſogleich ſeinen Plan dahin entworfen hatte, daß Athen, als Seemacht, die Verwüſtungen der Landmacht dulden, dagegen aber mit einer Flotte den Peloponnes angreifen, und ſo deſſen Heere zur Rückkehr und Beſchützung ihrer eigenen Länder zwingen müſſe.

Er beſtieg demnach die Rednerbühne, und ermahnte die Athenienſer neuerdings, alle Habe in die Stadt zu bringen, die Verwüſtungen für jetzt ſtandhaft und mit Gleichmuth anzuſehen, ja ſelbſt geduldig jedes Treffen auf dem feſten Lande zu vermeiden, dagegen aber alle ihre Hoffnungen auf die Flotte zu bauen und auf ihre Bundesgenoſſen ein wachſames Auge zu haben, indem die von dieſen abhängigen Städten und Inſeln entrichteten Abgaben den größten Theil der Staatseinkünfte machten, und ihre Mach auf ihren Einkünften beruhte, da nur Geld und verſtändige Führung den Krieg entſcheiden könnten. Um ſie nun zu überzeugen, daß ſie in dieſem Kriege nicht nur höchſt wahrſcheinlich, ſondern auch leicht und beinahe gewiß die Sieger bleiben würden, ſetzte er ihnen im Detail alle Vortheile auseinander, deren ſie ſich zu erfreuen hätten; er machte ſie aufmerkſam, daß die Bundesgenoſſen allein jährlich ſechshundert Talente*) bezahlten, und im öffentlichen Schatze ſechstauſend Talente**) bares Geld vorhanden ſeien, daß überdies an ungeprägtem Golde und Silber, an Opfergeräthe und an perſiſcher Beute ſich noch fünfhundert Talente***) vorfänden, daß man nebſt dem, wenn einmal keine andere

---

*) Ungefähr 800,000 Thaler.

**) Ungefähr acht Millionen Thaler.

***) 675,000 Thaler.

ülfe möglich wäre, auch die Tempelgelder und das Gold
Götterbilder, gegen Wiedererſtattung, zur Rettung des
aterlandes verwenden könne, welches zuſammen eine ſehr
rächtliche Summe machte, da das reine Gold um die
tatue der Minerva allein vierzig Talente betrug. Er zeigte
nen ferner, daß ihre Landmacht, ungerechnet die Menge
leicht bewaffneten Sklaven und der Truppen der Bun-
sgenoſſen, ſich auf zweiunddreißigtauſend Mann belau-
, die Flotte aber aus dreihundert dreirudrigen Schiffen
ſtehe. Hierauf kam Perikles auf die Erörterung des ſchwie-
gſten Punktes ſeiner Rede, welche ihm die Liebe des Vol-
s entzogen, und ſeinen ganzen Plan vernichtet haben
ürde. Perikles hegte nämlich die gegründete Beſorgniß,
ß König Archidamus, entweder weil er ſein Gaſtfreund
ar, oder aber auf Befehl der Lacedämonier, um ihn ſei-
n Athenienſern verhaßt oder doch verdächtig zu machen,
der allgemeinen Verheerung des attiſchen Gebiets, ſeine
ndgüter allein ſchonen würde. Perikles erklärte daher jetzt
m verſammelten Volke, daß, wenn dieſer Fall eintreten
lte, von dieſem Augenblicke an alle ſeine Beſitzungen
taatsgüter werden ſollten.

So überzeugend auch dieſe Vorſtellungen und Gründe
den Verſtand waren, und ſo ſehr man auch die Noth-
ndigkeit einſah, ihnen Folge zu leiſten, ſo erlag doch die
n menſchliſchen Gemüthe innewohnende Schwäche der
uriaen Wirklichkeit und die trübe Gegenwart ſiegte über
helleren Ausſichten in die Zukunft. Und in der That
ten auch die Athenienſer, ſowohl die Reichen und Edlen,

als auch der dürftige Pöbel, vieles Ungemach zu erdulden, da die Erſteren von ihren verwüſteten Villen keine Einkünfte mehr bezogen, und die Letzteren, denen es ſogar an Obdach gebrach, ſich in Tempeln, Thürmen der Stadtmauern, und in elenden Gebäuden zwiſchen den Mauern und dem Hafen Piräus zuſammendrängen mußten, welches ihnen deſto ſchmerzlicher fiel, da ſie nicht nur ſich für preisgegeben und von der Regierung verachtet, ſondern auch die ihnen ſo theuren Heiligthümer für entweiht hielten.

Perikles hatte es jedoch indeſſen ſo weit gebracht, daß man die Verheerung und Plünderung der eleuſiniſchen und thriaſiſchen Felder als das Werk einer traurigen Nothwendigkeit geſchehen ließ. Als die Spartaner aber nun die vor Athen liegende reiche Ebene von Acharnä auf gleiche Art zu verwüſten begannen, und die Athenienſer von ihren Mauern herab Augenzeugen dieſes gräßlichen Schauſpiels wurden, da brach auf's neue der heftigſte Unwille gegen Perikles aus. Man ſchrie: ſein Trotz ſei die Urſache des gegenwärtigen Krieges, ſein Starrſinn, der ihnen den Feind anzugreifen verbiete und ſie wie wehrloſe Schlachtopfer in die Stadt einſchließe, die Urſache des gegenwärtigen Elends.

Die Spartaner hatten auch wirklich dieſe Verheerung nicht ſowohl ihrer ſelbſt wegen vorgenommen, ſondern nur, um die Athenienſer zu einer Schlacht zu reizen, wo ſie dann, als eine ihnen ſo überlegene Landmacht den entſcheidendſten Sieg zu erwarten hatten. Dies wußte Perikles, ließ eben deßwegen keine öffentliche Verſammlung halten, um nicht überſtimmt, und wider ſeinen Willen zu einer Schlacht gezwungen zu werden, und blieb, unerſchütterlich gegen alle Klagen und Vorwürfe des Volkes und ſeiner Feinde, auf ſeinem gefaßten Vorſatze, keine Schlacht auf dem feſten Lande zu wagen, ſondern er ſandte zwei Flotten aus, welche, während die Lacedämonier und ihre Verbündeten Attika verwüſteten, die peloponneſiſchen Küſtenländer und mehrere ihnen anhängende Inſeln, auf eine eben ſo ſchreckliche Art verheerten. Um aber auch den in Athen noch in großer Menge zurückgebliebenen unruhigen und ungeduldigen Köpfen doch eine Beſchäftigung zu geben, geſtattete er kleine Ausfälle einzelner Reiterſchaaren, welche die zerſtreuten Plünderer manchmal vom Lager abſchnitten oder doch in die Flucht trieben und ihrer Beute beraubten, auf jeden Fall aber ihre Verwegenheit verminderten oder beſtraften.

Allein nicht lange währte dies — und es geſchah, was Perikles vorausgeſehen und gewollt hatte. Das Heer der Verbündeten, welches theils durch Verheerung der attiſchen Felder ſich ſelbſt der Lebensmittel beraubt hatte, theils aber nun einſah, daß Perikles ihrem Plane gerade entgegen arbeite, und die Athenienſer zu keinem Haupttreffen auf dem feſten Lande reizen laſſe, zog ſich nach dem Peloponnes zurück, und Attika athmete wieder frei.

## XXIII.

## Athen's Rache. Leichenfeier.

Als nun das erſte Jahr dieſes Feldzuges geendiget war, ſahen beide ſtreitende Theile deutlich, woran es jedem gebrach, und waren ſorgfältig darauf bedacht, alle Mittel anzuwenden, um ihren Schwächen abzuhelfen, und ihre Mängel zu heben.

Dem gemäß dachte nun Lacedämon auf die Herſtellung einer Flotte, Athen auf Anſtalten zur Sicherheit des Landes und zur Vertheidigung der Stadt. Perikles ließ alſo Grenzorte befeſtigen, und an verſchiedenen Stellen der Küſten Wachſchiffe ausſtellen. Nebſt dem wurde in dem öffentlichen Schatze eine Summe von tauſend Talenten blos für den Fall eines feindlichen Angriffes auf die Stadt von der Seeſeite beſtimmt, und über Jeden, der ſie zu einem andern Zwecke vorſchlagen würde, im voraus die Todesſtrafe verhängt.

Allein ungeachtet Attika ſich von den Feinden wieder frei fühlte, ungeachtet zu ſeiner künftigen Vertheidigung die beſten Anſtalten getroffen waren, ſah Perikles ſich dennoch gezwungen, zur gänzlichen Befriedigung des Volkes, ſeine Zuflucht zu einem Mittel zu nehmen, deſſen er ſich ſchon ehemals immer mit dem beſten Erfolge bedient hatte, zur Verſendung einer Kolonie aus Athen, ein Mittel, welches er jetzt um ſo dringender ergreifen mußte, da die Volksmaſſe in dieſer Stadt ſo zuſammen gedrängt war, daß die Geſundheit der Einwohner gefährdet wurde, und Mangel an Lebensmitteln zu drohen begann.

Die nahe bei Athen gelegene Inſel Aegina bot ihm zur Ausführung dieſes Projektes die beſte Gelegenheit dar, da ihre Bewohner, von tiefem Haſſe gegen Athen beſeelt, zur Entflammung dieſes Krieges ihr Möglichſtes beigetragen hatten. Die Aegineten wurden alſo nun, wie zur Strafe, von ihrer Inſel vertrieben, und ihr Beſitz dürftigen Athenienſern verliehen.

So blieb denn nur noch ein geringer Theil ganz armer Bürger in Athen zurück, welche Perikles durch Geldaustheilungen zu befriedigen wußte, und Athen hätte nun einer kurzen Ruhe genoſſen, wäre nicht noch an dem feindſeligen Volke von Megara Rache zu nehmen geweſen. Perikles führte daher ſelbſt die ganze athenienſiſche Landmacht, mit welcher ſich noch die Truppen einer bei Aegina vor Anker liegenden Flotte vereinigten, gegen dieſe verhaßte Stadt, ließ ihr Gebiet zur Wiedervergeltung verheeren und plündern, und kehrte, mit Beute beladen, ſiegreich nach Athen zurück.

Hier ließ Perikles nun, wie es gewöhnlich war, die öffentliche Todtenfeier der in dem erſten Feldzuge dieſes Krieges für das Vaterland Gebliebenen begehen. Die Feierlichkeit war eine der heiligſten, rührendſten und ergreifendſten. Man brachte zuerſt die Gebeine der Krieger unter ein ausgeſpanntes großes Zelt, ordnete ſie, und ſtreute zu beiden Seiten Blumen und Kräuter von auserleſenem Wohlgeruche.

Hier blieben ſie drei Tage. Freunde und Verwandte beſuchten die heiligen Reſte, ſchmückten ſie mit Kränzen, und entrichteten ihnen das gebührende Thränenopfer. Am vierten Tage endlich ſendete jeder der zehn Stämme von Attika einen Sarg von Cypreſſenholz, in welchen die Gebeine geſammelt wurden. Dieſen fügte man noch einen leeren mit ſchwarzem Stoffe bedeckten Sarg bei zum Andenken derjenigen, deren Leichname man auf dem Schlachtfelde vermißt hatte. Nun wallte der Zug in feierlich-ſtiller Trauer nach dem öffentlichen Begräbnißplatze. Ihm folgten alle Bürger und Bewohner Athen's, und weibliche Klagelieder erſchollen. An den offenen Gräbern harrten ſeiner die Verwandten. Nun wurden die Särge in den Schooß der Erde geſezt: Seufzer und Schluchzen der Gattinnen und der vaterloſen Waiſen unterbrachen die allgemeine Stille. Aber ſie verſtummten, als ſich über die heilige Ruheſtätte ein herrliches Monument erhob, und ſchimmernde Inſchriften den Gefallenen den Dank, ihren Zurückgebliebenen den Schutz des Vaterlandes verkündeten. Zwar ſenkten ſich noch thränenvolle Blicke zur Erde, und der getröſtete Schmerz zog ſich äußerungslos in die gepreßten Herzen zurück; aber er verſchwand gänzlich und alle Augen trockneten emporblickend, als Perikles nun die Tribune beſtieg, und den fürs Vaterland gefallenen Edlen die Trauer- und Lobrede begann.

# XXIV.

## Perikles Trauerrede.

„Die Meiſten *), die an dieſer Stätte ſchon geredet haben, prieſen denjenigen, der die Lobrede mit der Feier dieſes Begräbniſſes zuerſt geſetzmäßig verband, weil ſie es für ſchön hielten, die im Kriege Erſchlagenen auf ſolche Weiſe mit Ruhm zu erheben. Mir ſcheint es zureichend, wenn man Männer, die durch die That ihre Tapferkeit bewieſen, auch durch die That ehrt, wie ihr an dem von dem Staate veranſtalteten Leichengepränge bei dieſem Grabmahle ſehet. Und man ſollte, dächte ich, die Verdienſte Vieler nicht an einen einzelnen Mann wagen, indem man ſie der Geſchicklichkeit oder Untüchtigkeit eines Redners anvertraut. Schwer iſt es in der That, den rechten Weg bei einem Vortrage zu beobachten, wo man ſelbſt dem mißtraut, was die Wahrſcheinlichkeit für ſich hat. Denn ein Zuhörer, dem die Sache bekannt, und der von Wohlwollen beſeelt iſt, glaubt leicht, daß etwas minder günſtig dargeſtellt werde, als er es ſelbſt wünſcht oder weiß. Wer hingegen der Dinge unkundig iſt, wähnt aus Neid, man übertreibe, wenn er etwas vernimmt, was die Grenzen ſeines Vermögens überſchreitet. Denn ſo lange iſt fremdes Lob erträglich, als Jeder ſich ſelbſt fähig hält auszuführen, was er hört; wo er ſich aber übertroffen ſieht, regt ſich ſeine Mißgunſt und ſein Unglaube. Doch

---

*) Thuzyd. 1. B. 33 K.

da es unſern Verfahren geſchienen hat, daß dieſe Sitte gut ſei, ſo muß auch ich ſie beobachten und verſuchen, eines Jeden Wunſche und Meinung, ſo viel möglich, Genüge zu leiſten.“

„Ich beginne mit unſeren Verfahren, da es ſowohl recht als ſchicklich iſt, ihrer bei dieſer Gelegenheit zu gedenken. Denn ſie, die ſich als beſtändige Bewohner dieſes Landes behaupteten, haben es durch ihre Tapferkeit ihren Nachkommen von Geſchlecht zu Geſchlecht als ein bis jetzt freies Erbe übertragen. Sie ſind alſo des Lobes werth; und noch mehr ſind es unſere Väter, die uns die große Herrſchaft, welche ſie zu dem Erbtheile, was ſie empfingen, hinzu erwarben, und die wir jetzt beſitzen, nicht ohne Kampf und Mühſeligkeiten hinterließen.“

„Den größten Theil dieſes Reichs aber haben wir, die nun reifen Alters ſind, gewonnen, und den Staat mit allen Rüſtungen zum Kriege und mit allen Bedürfniſſen des Friedens reichlich verſehen. Die kriegeriſchen Thaten, durch welche dies alles erworben ward, und wenn wir ſelbſt oder unſere Väter einen Krieg muthig beſtanden, womit Barbaren und Hellenen uns überzogen, alles dies laſſe ich unberührt, da ich euch von bekannten Dingen nicht unterhalten mag. Wenn ich aber zuerſt dargethan habe, durch welche Einrichtungen und welche Verfaſſung wir dieſen Zuſtand erreichten und durch was für Mittel der Staat eine ſolche Höhe erlangte, werde ich zunächſt auf das Lob dieſer Männer kommen. Denn ich halte es für angemeſſen, bei dem heutigen Anlaſſe vorher von jenen Dingen zu reden, und für nützlich, daß die ganze Maſſe der Bürger und Fremden ſie höre.“

„In unſerer Staatsverwaltung ahmen wir nicht fremde Einrichtungen nach, ſondern wir dienen vielmehr andern zum Vorbilde. Dieſe Verfaſſung führt den Namen der Volksherrſchaft, weil die Gewalt nicht in einigen Wenigen, ſondern in der Menge ruht. Bei Privatſtreitigkeiten ſind die Geſetze für Alle gleich. Und was das burgerliche Anſehen betrifft, ſo hängt dies von den Verdienſten ab, wodurch ein Bürger ſich auszeichnet, und nicht von der Klaſſe, zu der er ſich zählt. Auch die Armuth hindert ihn nicht, durch das geringe Anſehen, deſſen er ihretwegen genießt, der Stadt nützlich zu werden, wenn er es vermag. Mit einem freien Sinne verwalten wir den Staat, und in den täglich vorkommenden geſellſchaftlichen Verhältniſſen zürnen wir dem Mitbürger nicht, wenn er leichtſinnig etwas verſieht: wir ſtrafen ihn zwar an Geld, nicht aber durch Züchtigungen, die dem Auge wehe thun. Zwanglos gehen wir unſern Privatgeſchäften nach, und von der Uebertretung öffentlicher Verfügungen hält uns anſtändige Scheu ab, der Gehorſam gegen die jedesmaligen Magiſtratsperſonen, und die Geſetze, zumal ſolche, die zum Vortheile der Beeinträchtigten wirklich gegeben wurden, oder die ungeſchrieben, durch ſtillſchweigende Uebereinkunft ihr Anſehen behaupten.“

„Wir gönnen dem Gemüthe häufige Erholungen von den Mühſeligkeiten des Lebens, durch eingeführte Kampfſpiele, jährliche Opfer, und die ſchöne Einrichtung unſerer

Wohnungen. Das Vergnügen, das ſie uns täglich gewähren, entfernt die trüben Gedanken. Wegen der Größe der Stadt ſammelt ſich alles Volk von der ganzen Erde dahin, und der Genuß der Erzeugniſſe unſeres Gebietes iſt bei uns nicht gewöhnlicher als der fremder Länder."

„Nicht minder zeichnen wir uns in den kriegeriſchen Einrichtungen vor unſern Widerſachern aus. Wir gewähren einem Jeden den Genuß der Stadt, und hindern Keinen, durch Verweiſung aus unſerm Gebiete, gewiſſe Dinge zu erfahren oder zu ſehen, beſorgt, daß ein verſteckt beobachtender Feind Nutzen daraus ziehe. Denn wir trauen minder auf gewiſſe Anſtalten und Ueberliſtung, als auf den eigenen Muth, mit dem wir eine Sache angreifen. Bei der Erziehung der Jugend trachten jene darnach, die Tapferkeit durch mühevolle Uebungen ſich zu erwerben, während wir bei einer zwangloſeren Lebensweiſe gleichen Gefahren mit einem nicht geringeren Muthe entgegen ſchreiten. Der Beweis liegt am Tage. Nicht allein, ſondern von allen Hilfsvölkern unterſtützt, bekriegen die Lacedämonier unſer Land; wir hingegen ziehen mit eigener Macht in fremde Länder, kämpfen dort wider die ihr Eigenthum vertheidigenden Bewohner, und tragen gewöhnlich den Sieg davon. Auf unſere geſammte Kriegsmacht iſt noch nie ein Feind geſtoßen, weil wir unſere Sorgfalt zugleich dem Seedienſte widmen, und unſere Bürger vielfältig in andere Gegenden ſenden. Werden die Lacedämonier aber mit einer Abtheilung handgemein, und erringen den Vortheil über einen kleinen Haufen, ſo rühmen ſie ſich, unſere ganze Macht geſchlagen zu haben. Beſiegt hingegen, ſprechen ſie, wir hätten Alle vereint wider ſie gefochten. Und iſt es auch wahr, daß wir mehr durch natürlichen Muth, als durch Uebung zu Mühſeligkeiten geſtärkt, den Gefahren Trotz bieten, ſo haben wir den Vortheil, daß wir künftige Beſchwerden nicht ſchon zum Voraus empfinden, und wenn wir ihnen entgegen gehen, dennoch nicht mindere Kühnheit beweiſen, als ſie, die es ſich ohne Aufhören ſauer darum werden laſſen."

„Unſer Staat iſt alſo hierin der Bewunderung werth, und ſo auch in andern Dingen. Wir lieben das Schöne, was mit der Mäßigkeit beſteht, und lieben die Wiſſenſchaften, ohne daß ſie uns weichlich machen. Den Reichthum zeigen wir, wo die Gelegenheit ſich dazu darbietet, mehr durch die That, als durch prahlende Rede. Keinem bringt es Schmach, ſeine Armuth zu geſtehen; aber ſchimpflich iſt es, wenn man ſich nicht beſtrebt, ſie abzuwenden. Derjenige, der für ſein Hausweſen Sorge trägt, nimmt auch das Wohl des Staates in Acht, und während er ſich mit ſeinen Arbeiten beſchäftigt, iſt er zugleich der öffentlichen Angelegenheiten wohlkundig. Denn wir halten ſogar einen Bürger, der ſich hierum nicht bekümmert, zwar nicht für unthätig, aber dem Staate für unnütz. Auf ſolche Weiſe erlangen wir Fertigkeit in der Beurtheilung und in dem Entwurfe dieſer Angelegenheiten, indem wir nicht allein nicht glauben, daß die Rede der Ausführung hinderlich ſei, ſondern vielmehr, daß es ſchade, wenn man ſich nicht durch Geſpräch mit den Dingen bekannt macht, die ausgeführt werden ſollen. Denn auch dies gehört zu unſern Vorzügen, daß wir mit der größten Kühnheit unternehmen, und zugleich genau überlegen, was wir angreifen, während Andern die Kühnheit aus der Unkunde erwächſt, aber Ueberlegung ſie unthätig macht. Für die tapferſten Seelen aber muß man die achten, die, mit den Gefahren und Annehmlichkeiten des Lebens gleich vertraut, dennoch jene nicht fliehen. Auch in Abſicht der Dienſtleiſtungen beobachten wir ein Verfahren, das dem der Menge entgegengeſetzt iſt, da wir unſere Freundſchaften nicht durch angenommene, ſondern durch erwieſene Wohlthaten ſtiften. Denn wer die Wohlthat erweiſ't, hat den beſſern Stand vor dem, der ſie empfängt, da er dieſen zu ſeinem Schuldner macht. Der verpflichtete Theil wird blöder ſein, weil er weiß, daß ſein Wohlverhalten ihm keinen Dank einbringt, ſondern nur als eine abgetragene Schuld berechnet wird. Wir allein alſo ſtehen furchtlos einem Jeden bei, ohne Rückſicht auf den zu gewinnenden Vortheil, um uns das Recht zu einer freimüthigen Behandlung zu erwerben."

„Um Alles endlich mit einem Worte zuſammen zu faſſen, behaupte ich, daß unſere Stadt die Lehrſchule von ganz Hellas, jeder einzelne Mann aber unter uns vorzüglich gut unterrichtet iſt, und ſich mit ungewöhnlichem Anſtande und Geſchmeidigkeit des Körpers zu betragen weiß. Und daß dies nicht eine prahlende Rede, für dieſe Gelegenheit entworfen, ſondern Wahrheit iſt, beweiſ't die Macht der Stadt, die durch ſolche Vorzüge und Mittel erworben ward. Denn ſie iſt gegenwärtig die einzige, die beſſer als ihr Ruf, jeden Kampf beſtehen kann; und ſie allein gibt eben ſo wenig dem Feinde, der ſie angreift, Grund zur Erbitterung, wegen der Macht, die ihn verdirbt, als dem Unterworfenen zur Klage, daß er das Joch von Männern trage, die der Herrſchaft unwürdig ſind. Indem wir unter großen Thaten, und nicht unbezeugt unſere Macht begründen, werden Mit- und Nachwelt uns bewundern. Ohne weder eines Homers zum Lobredner zu bedürfen, noch eines anderen Dichters, der zwar für den Augenblick das Ohr vergnügt, den wahren Sinn der Thaten aber veruntreut, zwingen wir jedes Meer und Land, unſerer Kühnheit den Zutritt zu geſtatten, und laſſen überall ewige Denkmahle erwieſener Wohlthaten oder zugefügten Uebels zurück. Für eine ſolche Verfaſſung nun ſind dieſe, weil ſie ſich dieſelbe nicht wollten entreißen laſſen, als edle Männer in der Schlacht gefallen, und von den Uebriggebliebenen muß Jeder den Willen hegen, gleiche Gefahren für ſie zu beſtehen.“

„Ich habe weitläufiger über unſere Staatsverfaſſung geredet, weil ich darthun wollte, daß wir und diejenigen, welche keiner ähnlichen Verfaſſung genießen, durchaus nicht für dieſelbe Sache kämpfen; zugleich aber um das Lob derer, über die ich gegenwärtig rede, zu bekräftigen. Und das Wichtigſte iſt ſchon geſagt. Denn was ich an unſerer Stadt pries, damit haben dieſe und ähnliche Männer ſie geſchmückt; und bei wenigen Hellenen möchten, wie bei ihnen, die Thaten dem Rufe gleich kommen. Der Tod, den ſie ſtarben, ſcheint mir die Vortrefflichkeit eines Mannes anzuzeigen, indem er ſie zuerſt ſichtbar macht, oder die ſchon anerkannte beſtätigt. Selbſt bei ſchlechteren Menſchen iſt es billig, ihnen, um der im Kriege für das Vaterland bewieſenen Tapferkeit willen, einen höhern Platz einzuräumen. Denn, durch Gutes das Schlechte verdunkelnd, haben ſie öffentlich mehr genützt, als durch ihr Privatleben geſchadet. Keiner dieſer Männer ließ ſich durch den künftig zu erwartenden Genuß ſeines Reichthums zu einem feigen Betragen verleiten, noch entzog er ſich, wenn er in Armuth lebte, der Gefahr, in der Hoffnung, jene einſt in Reichthum zu verwandeln. Für wünſchenswerther hielten ſie die Beſiegung des Feindes, achteten ſolche Gefahren für die edelſten, und beſchloſſen, ſich an jenem zu rächen, und dieſe aufzuſuchen, indem ſie die Ungewißheit eines glücklichen Erfolgs der Hoffnung vertrauten, und bei dem, was ſie ſchon vor Augen ſahen, auf ihre Tapferkeit fußten. Sie wollten lieber in einer muthigen Gegenwehr ſterben, als der Flucht ihre Rettung verdanken. Jeden feindlichen Gedanken verbannten ſie, zollten ihren Körper zur Ausführung der That, und ſind, durch einen ſchnellen Wechſel des Glücks, vielmehr auf der höchſten Stufe des Ruhms, als der Furcht, aus dem Leben geſchieden.“

„Als ſolche Männer haben ſich dieſe alſo, wie ſichs ziemte, dem Vaterlande bewährt. Die Nachgebliebenen mögen ſich zwar größere Sicherheit wünſchen, dürfen aber nicht minder kühne Geſinnungen hegen, und nicht in Worten allein Hülfe bieten. Leicht könnte Einer, indem er bekannte Dinge wiederholte, weitläufig auseinander ſetzen, wie mannigfaltigen Nutzen es bringe, den Feind abzuwehren. Aber beſſer iſt es, daß ihr, indem ihr die Macht dieſer

Stadt zum Gegenſtande eurer täglichen Betrachtung machet, mit Liebe für dieſelbe erfüllt werdet. Und wem dieſe Macht groß ſcheint, der erinnere ſich, daß kühne Männer, welche wußten, was ſich ziemte, und bei der Ausführung der Tha- en die Scham im Herzen trugen, ſie erworben haben, die, wenn ihnen auch einmal ein Verſuch mißlang, dennoch em Staate ihre Tapferkeit nicht entziehen wollten, ſondern hm die ſchönſte Gabe weihten. Sie ſchenkten ihren Körper em Vaterlande, und empfingen für ſich ein nie alterndes Lob und ein vor Allen glänzendes Grabmahl, nicht das ſowohl, n welchem ſie ruhen, ſondern daß überall, wo ſich eine Gelegenheit zu That oder Rede darbietet, ihr Ruhm ewig m Angedenken lebt. Denn ausgezeichneter Männer Grabmahl iſt jedes Land, und nicht in ihrem Vaterlande allein zeigt ie Inſchrift des Grabſteins die Stätte an, ſondern auch n fernem Lande wohnt bei einem Jeden die ungeſchriebene Erinnerung ihres Ruhms vielmehr, als ihrer That. Und ieſen nacheifernd, meidet nicht die Gefahren des Krieges, überzeugt, daß das Glück in der Freiheit, die Freiheit aber n der Tapferkeit ruht. Unglückliche, die keine Hoffnung eines beſſeren Schickſals vor ſich ſehen, ſollten des Lebens nicht weniger ſchonen, als ſolche, die mehr zu verlieren haben, und denen bei fernerem Leben noch Glückwechſel drohen. Denn einem klugen Manne iſt das Unglück, nach einem in Ueppigkeit zugebrachten Leben, ungleich furchtbarer als ein unerwarteter Tod, der ihn im Gefühle der Kraft und der Hoffnung fürs Vaterland wegrafft."

„Ich werde daher die anweſenden Aeltern dieſer Abgeſchiedenen nicht ſowohl beklagen, als tröſten. Sie wiſſen, daß ſie ſelbſt ihr Leben unter mannigfaltigen Zufällen hinbringen mußten. Wohl dem, der eines ſo glänzenden Todes wie dieſe, oder eines ſo ſchönen Schmerzes wie ihr, theilhaftig wird, und wem nach einem glücklichen Leben auch noch ein ſchönes Todesloos verliehen ward. Ich weiß, daß ihr euch hievon nur mit Mühe überzeugen werdet, da euch fremdes Glück zu oft an das erinnern wird, deſſen ihr ſelbſt euch einſt erfreutet. Nicht das Entbehren eines Gutes, welches man nie genoß, erzeugt Schmerz, ſondern die Beraubung eines ſolchen, an das wir uns gewöhnt hatten. Diejenigen, die noch in den Jahren ſind, um Kinder zu zeugen, müſſen ſich durch die Hoffnung zu anderen Kindern ſtärken. Denn die ſpätern Nachkommen werden ihnen zum Theile die Abgeſchiedenen ſelbſt vergeſſen laſſen, und dem Staate dadurch, daß er nicht verödet, und ſeine Wohlfahrt geſichert wird, auf doppelte Weiſe nützen. Es iſt nicht möglich, daß Bürger, die dem Staate keine Kinder geben, und für ihn hinwagen, etwas Gerechtes und Billiges für denſelben beſchließen. Ihr aber, denen ein höheres Alter dieſe Hoffnung raubt, freuet euch eurer zurückgelegten längeren Lebenszeit, als eines Gewinnſtes; glaubet, daß der noch übrige Theil von kurzer Dauer ſein werde, und erleichtert euern Zuſtand durch den Nachruhm eurer Kinder; denn die Ehrliebe allein altert nie, und in den Jahren, welche den Menſchen untauglich machen, iſt nicht, wie Einige wähnen, der Gewinnſt, was am längſten erfreut, ſondern der Genuß der Ehre.“

„Für die hier gegenwärtigen Söhne und Brüder jener Männer ſehe ich ein ſolches Ziel geſteckt; denn die Abgeſchiedenen pflegt Jeder zu preiſen; und ſogar, indem ihr ihre Tapferkeit übertrefft, werdet ihr kaum ihnen gleich, und immer noch etwas geringer geachtet werden. Denn unter den Lebenden verfolgt den Mitbewerber der Neid, wer uns aber nicht mehr im Wege ſteht, wird mit ungekränktem Wohlwollen geehrt. Soll ich jetzt noch der weiblichen Tugend derer gedenken, die nun im Stande der Witwen leben ſollen, ſo will ich das Ganze in eine kurze Ermahnung zuſammen faſſen. Es wird euch zur großen Ehre gereichen, wenn ihr euch nie unter dem Character zeigt, der eurem Geſchlechte eigen iſt, und wenn unter den Männern ſo wenig wie möglich weder Gutes noch Böſes von euch geredet wird*).“

„Ich habe nun der Sitte gemäß in der Rede geſagt, was ſich mir als das Schicklichſte darbot. Die thätlichen Ehrenbezeugungen haben dieſe Beerdigten zum Theile ſchon erhalten; und was das Übrige betrifft, ſo wird der Staat, von dieſem Tage an, den Unterhalt ihrer Söhne bis zu den Jahren der Mannbarkeit übernehmen, und auf dieſe Weiſe ihnen ſelbſt, ſo wie auch künftigen Nachbleibenden ähnlicher Kämpfer, eine nützliche Siegeskrone für ſolche Thaten reichen; denn in einem Staate, wo der Tugend die höchſten Belohnungen werden, thun ſich auch die beſten Bürger hervor. — Nun beweine Jeder ſeinen Todten, und dann entfernet euch!" —

---

*) Man erinnere ſich bei dieſer Stelle an die im Kapitel von dem Zuſtande des weiblichen Geſchlechtes gemachten Bemerkungen, welche durch dieſe Aeußerung des Perikles ſo ſehr beſtätigt werden.

Im Innerſten bewegt und hingeriſſen von der Größe und Schönheit der in dieſer Rede geäußerten Geſinnungen, fühlten alle Gemüther ſich über die niedere Nebelſphäre der Traurigkeit emporgehoben, und ihr Edelſtes erwachte. Vaterlandsliebe, Heldenmuth und Nationalſtolz flammten in jeder männlichen Bruſt empor, und ſelbſt das zarte, weibliche Herz, ſich groß fühlend in den Großgefallenen, vergaß ſeines Verluſtes und ſeiner Schmerzen im Schimmer einer Wonne, welche wie eine hocherhabene himmliſche Morgenröthe über die Trauer irdiſcher Leiden dahinſtrahlte. Heldengattinnen und Heldenmütter wetteiferten, als Perikles von der Rednerbühne herabſtieg, ihn mit Kränzen und Bändern zu ſchmücken, und Stimmen des Dankes und eines freudigen Stolzes erſchollen, einmüthig begeiſtert von dem tröſtenden Gedanken: ſie ſtarben für ihr dankbares Vaterland, für ein Vaterland, das ihren edlen Tod durch ruhmvolles Andenken ihrer Thaten und durch Schutz und Pflege ihrer Hinterlaſſenen belohnt! —

Wohl jedem Vaterlande, das Vaterſtelle vertritt! — Wohl jedem Vater, der, dies wiſſend, freudiger dem Tode für's Vaterland entgegen eilt! Denn ſie ſind unbeſiegbar und unſterblich Beide durch einander.

# XXV.

## Erſtes Jahr des peloponneſiſchen Krieges. Seuche in Athen.

War ſchon das erſte Jahr dieſes blutigen Krieges für das verwüſtete Attika entſetzlich, ſo ward es nun von dem zweiten in einen Abgrund von Elend geſtürzt.

Kaum erhob der Frühling ſein lächelndes Antlitz über die blütenloſen verheerten Gefilde, als die zwei größten Feinde der Menſchheit — Schwert und Seuche — von neuem ein gräßliches Schauſpiel begannen. Die Elemente ſchienen mit Athen's Feinden in einen Bund getreten zu ſein, und unſichtbare Mächte das Panier des Todes zu ſchwingen. Denn nicht genug, daß das ganze peloponneſiſche Heer wieder ſengend und brennend in Attika einfiel — würgte auch eine unergründliche Krankheit Tauſende von Opfern dahin. Körper, die ſich noch kaum im Gefühl ihrer Stärke erfreuten, ſanken ächzend zur Erde nieder; Wangen, auf welchen noch eben die Roſenblüten der Geſundheit ſchimmerten, Augen, aus welchen freudige Lebenskraft hervorleuchtete, erblichen und erſtarben. Die geengte, beängſtigte Bruſt ſtöhnte, und keuchend drängte ſich böſer Athem hervor. Von Hitze dampfte der Kopf; Augen, Mund und Zunge errötheten, wie blutig, von Entzündung; gräßlicher Schmerz folterte alle Eingeweide und Glieder; dunkelroth und ſchwarzblau ſchwoll, mit Blaſen und Geſchwüren bedeckt, das

Fleiſch von den Knochen empor; ſchlafloſe, ununterbrochene Fieberhitze mit gräßlichem Fieberdurſte durchglühten Mark und Gebein bis zum Wahnſinne, daß die Unglücklichen, nackt und bloß, zu Brunnen und Flüſſen eilten, und ſich in ihre Fluten ſtürzten. Die Straßen waren mit Leichen bedeckt, aber nicht einmal Raubvögel und reißende Thiere berührten ſie: ſie flohen ſogar das unglückliche Land — und wenn hie und da ein Hund davon genoß, büßte er mit ſchnellem Tode.

Muth- und beſinnungslos gemacht durch die Größe des Elends und der Gefahr, wagte man weder ſich ſelbſt noch Andern thätigen Beiſtand zu leiſten, und ſo währte das Uebel bei Jedem, den es ergriff, neun Tage. Er ſtarb in dieſer Zeit — und pries ſich glücklich; oder das Fieber endete — aber nicht ſein Leiden; denn das Gift der Seuche verließ den einmal ergriffenen Leib nie wieder gänzlich, und das Leben konnte nur durch Verſtümmlung des Körpers oder durch Verblödung der Seele erkauft werden. Mancher Geneſene konnte ſein widriges Schickſal nur durch den Verluſt ſeiner Augen, Finger und anderer Glieder verſöhnen. Mancher ſah ſich ſeines Gedächtniſſes beraubt oder ſeinen Geiſt in die Nacht des Blödſinnes verſenkt, ſo daß er auch nicht den beſten Freund zu erkennen vermochte.

Athen glich nun einem weiten Schlacht- und Leichenfelde; Elend und Entſetzen thronten auf den Hügeln gräßlich ſterbender oder ſchon todter und unbegrabener Körper, womit Häuſer, Tempel und Straßen angefüllt waren. So groß aber auch die phyſiſche Verheerung dieſer Seuche war, ſo zeigte ſich doch die moraliſche Verderbtheit, ihre Folge, noch größer, und eine Seuche gebar die andere. Man hatte mit Schauder und Ingrimm die Bemerkung gemacht, daß der Beſte wie der Böſeſte, der Weiſeſte wie der Thörichteſte, der frömmſte Verehrer der Götter wie der verworfenſte Gottesläugner, gleiche Opfer des Unglücks wurden; man entdeckte, daß weder Unſchuld noch Herzensgüte, weder Geiſtesgröße noch Seelenſtärke Rettungsmittel ſeien — und der Glaube an göttliche Vorſehung und Hülfe verſchwand aus den Herzen der rettungslos Verlornen.

Man läugnete die feindlichen Götter, die nur würgten oder würgen ließen. Nichts blieb mehr heilig den entadelten Gemüthern, die nun ohne Hoffnung und ohne Furcht waren, weil ſie ſich ohne Lohn und ohne Strafe glaubten. Der Frevel trat dem Allen gleich eiſernen Schickſale mit eiſerner Stirne entgegen, und ungezügelte Sittenloſigkeit bebte vor keinem Verbrechen mehr zurück, wenn es auch nur ein Vergnügen für den Augenblick verſprach. Man ſcheute das allſehende Auge des Himmels nicht mehr — wie viel weniger noch den Anblick beraubter und getödteter Mitbrüder, und trat die menſchlichen Geſeze mit Füßen, da man die göttlichen verbannte. Der Verbrecher verhöhnte den Richter, welcher in dem Augenblicke ſank, als er über ihn das gerechte Todesurtheil ſprach, und der Schuldloſe ward zum Schuldigen, weil Unſchuld keinen Lohn, Schuld keine Züchtigung zu erwarten hatte. —

Perikles Feinde ermangelten nicht, ſelbſt dieſes Ereigniß, ſo wie jeden andern Zufall, nach Möglichkeit zu ſeinem Nachtheile zu wenden. Sie beredeten das Volk, die

Seuche ſei einzig und allein durch die Menſchenmenge entſtanden, welche Perikles in die Stadt zuſammengedrängt habe, und nun einer Heerde gleich eingeſchloſſen halte.

Obſchon auch dieſe Beſchuldigung ungegründet war, da die Seuche nicht in Athen entſtanden, ſondern von Aethiopien her, ſich durch Egypten, Perſien und durch die griechiſchen Städte an der aſiatiſchen Küſte nach Attika gezogen hatte, ſo ſchiffte Perikles doch, da die Menſchenmenge das Uebel vermehren mußte, auf hundert und fünfzig Schiffen viertauſend Mann Fußvolk und dreihundert Reiter ein, und führte dieſe Flotte ſelbſt an. Als aber die Mannſchaft ſchon an Bord war, und ſchon die Anker gelichtet werden ſollten, zeigte ſich plötzlich eine Sonnenfinſterniß. Dieſe unerwartete Erſcheinung, die man für ein böſes Vorzeichen anſah, erfüllte alle Gemüther mit Furcht und Angſt, und man weigerte ſich abzuſegeln, bis endlich Perikles einem zaudernden Steuermanne in Gegenwart der Übrigen ſeinen Mantel vor das Geſicht hielt, und ihn fragte, ob er dies für ein Unglück oder auch nur für ein Zeichen eines Unglücks halte? — Nun wohl denn, antwortete er dem Verneinenden, der Unterſchied zwiſchen beiden Verfinſterungen beſteht nur darin, daß jene Finſterniß durch einen größeren Körper hervorgebracht wird.

Und die Schiffe ſtießen vom Lande, um den Seekrieg fortzuſetzen, als ob in Athen keine Seuche, in Attika kein feindliches Heer wäre. Sie landeten im Peloponnes, plünderten und zerſtörten an der ſüdlichen Küſte desſelben, und kehrten, ohne etwas Ausgezeichnetes verrichtet zu haben,

r Attika zurück, welches das peloponneſiſche Heer indeß
ts verlaſſen hatte.

Allein die vielfachen Uebel, welche Athen durch die
fache Verheerung des Krieges und der Seuche durch zwei
e erlitt, hatten das Volk im höchſten Grade trotzig,
nuthig und tollkühn, ſeinen Liebling Perikles aber zum
enſtande des tiefſten Haſſes gemacht. Ja, es brannte nun
Ingrimm und Sehnſucht, auch ihn leiden und fallen
chen. Die Stimmen der dürftig gewordenen Reichen,
n noch tieferm Elende ſchmachtenden Armen und der
Leiden der Seele und des Körpers Gefolterten, erheben
drohend gegen ihn. So verwegen und trotzig aber auch
Menge ſich gegen ihn betrug, ſo demüthig, zerknirſcht
muthlos zeigte ſie ſich auf der andern Seite, und ging
eit, daß ſie, auf Anrathen der Gegner des Perikles,
in Friedensunterhandlungen mit Sparta einließ.

Allein, die Spartaner und ihre Verbündeten waren
in eben dem Grade übermüthig geworden, als die Athe-
ſer Muth und Selbſtgefühl verloren. Perikles ließ ſich
ch, obſchon ſchwerer Haß auf ihm ruhte, nicht abſchre-
, alles ihm noch Mögliche zu verſuchen, um die Atheni-
r wenigſtens von Eingehung ſchmählicher und drückender
densbedingungen abzuhalten. Er beſtieg noch einmal mit
r Selbſtverläugnung die Bühne, und ſprach die folgen-
Rede, welche deſto merkwürdiger und intereſſanter iſt,
er darin ſeinen eigenen Charakter ſo wahr und treffend
dert, daß die Geſchichte und ſein ganzes Leben ſelbſt

nicht eine einzige Nuance dieſes Gemäldes ändern, ſondern vielmehr jeden einzelnen Zug hervorheben und bekräftigen.

## XXVI.

## Perikles hebt den geſunkenen Muth der Athener.

„Euer Unwille, ſprach er, trifft mich meiner Erwartung gemäß: denn die Veranlaſſungen dazu ſind mir bekannt, und ich habe das Volk deshalb zuſammen berufen, theils um euch zu ermahnen, theils um mich zu beklagen, wenn ihr mir mit Unrecht zürnet, oder dem Unglücke nachgebet. Ich nämlich bin überzeugt, daß es für den einzelnen Bürger vortheilhafter iſt, wenn es dem Staate wohl geht, als wenn jeder Einzelne im Wohlſein, der Staat aber unglücklich iſt. Denn, iſt auch ein Mann für ſeine Perſon in ſeinen Unternehmungen glücklich, und der Staat geht zu Grunde, ſo muß er nichts deſto weniger mitfallen; geht es ihm aber übel, und der Staat iſt glücklich, ſo kann er ſich weit leichter retten.“

„Wenn alſo der Staat es vermag, das Unglück ſeiner Bürger, der Bürger aber nicht das Unglück des Staates zu tragen, müſſen da nicht Alle ihm beiſtehen, und nicht handeln, wie ihr jetzt, durch euer häusliches Unglück zu Boden geſchlagen, thut, da ihr die Rettung des Staates außer Acht laſſet, und mich, der ich zum Kriege rieth, und euch ſelbſt, die ihr mir beiſtimmtet, anklaget? Dennoch zürnet ihr mir, einem Manne, der mehr als jeder Andere die Bedürfniſſe des Staates zu kennen und ſich fähig glaubt, ſie geſchickt anzugeben, der ſeine Stadt liebt und über die Verſuchungen des Geldes erhaben iſt. Denn einer, der die Bedürfniſſe des Staates kennte, aber ſie nicht vorzutragen wüßte, wäre eben ſo gut, als wenn er ſie nicht kennte. Beſitzt einer aber auch beide Eigenſchaften, und will dem Staate übel, ſo wird er demungeachtet nicht zu ſeinem Beſten rathen. Und wieder, hat er auch dieſen Vorzug und iſt für Geld feil, ſo wird er Alles um dieſen Preis verkaufen. Wähntet ihr mich alſo ſelbſt nur in mäßigem Grade mit den obgedachten Eigenſchaften begabt, und beſchloßet deshalb den Krieg, ſo dürfet ihr billiger Weiſe mich jetzt nicht anklagen."

„Wem unter übrigens glücklichen Umſtänden die Wahl frei ſteht, der handelt ſehr thöricht, wenn er auch zum Kriege ſchreitet. Iſt man hingegen genöthigt, ſich entweder einem Fremden geradezu zu unterwerfen, oder um ſeiner Erhaltung willen, Gefahren Trotz zu bieten, ſo iſt derjenige, der die Gefahr meidet, mehr zu tadeln, als wer ſich ihr unterzieht. Ich bin noch immer derſelbe, und gehe nicht von meinen Grundſätzen ab. Ihr hingegen habt eure Geſinnungen geändert. Bei ungeſtörtem Glücke ließet ihr euch zum Kriege bereden; aber nachdem euch Unfälle trafen, reuet euch euer Entſchluß, und meine Denkungsart ſcheint euch nun bei eurem Wankelmuthe verkehrt, weil die Leiden ſchon ein jedes Gemüth angegriffen haben, während der

Vortheil für das Ganze ſich noch nicht offenbaret, und da ſich ein großer und ſchneller Umſturz ereignet, ſeid ihr zu kleinmüthig, um bei eurem Entſchluſſe zu beharren. Denn plötzliche, unerwartete, und ganz wahrſcheinliche Vorfälle ſchlagen den Geiſt nieder, und dies iſt euch, wie bei andern Gelegenheiten begegnet. Dennoch als Bewohner einer großen Stadt, und weil ihr in Grundſätzen erzogen wurdet, die eines ſolchen Staates würdig ſind, müſſet ihr den größten Unfällen die Stirne bieten wollen, und euern Ruhm nicht verdunkeln. Denn die Menſchen pflegen eben ſo ſehr den anzuklagen, der einen erworbenen Ruhm aus Feigheit nicht behauptet, wie ſie den haſſen, der ſich trotzig einen unverdienten Ruhm anmaſſet."

„Fürchtet ihr die großen Beſchwerden des Krieges, und beſorget, daß ihr den Sieg demungeachtet nicht erhalten mochtet, ſo genüge euch hierüber das, womit ich euch vordem häufig bewieſen habe, daß eure Beſorgniß ungegründet iſt. Ueber die Größe eurer Herrſchaft aber will ich noch Folgendes erinnern, welches ihr ſelbſt nie erwogen zu haben ſcheinet, eben ſo wenig wie ich deſſen in meinen früheren Reden erwähnte. Auch jetzt würde ich wegen des Anſcheines von Prahlerei, den es gibt, keinen Gebrauch davon gemacht haben, wenn ich euch nicht ſo ungeziemend niedergeſchlagen ſähe."

„Ihr wähnet nämlich über eure Bundesgenoſſen allein zu herrſchen: ich aber thue euch dar, daß von zwei Elementen, deren Nutzen am Tage liegt, die Erde nämlich und das Meer, das eine eurer Willkür, ſo weit eure Schiffe nur

ehen, und weiter, ſobald ihr wollet, vollkommen unter-
verfen iſt. Und es gibt keinen König und keines unter den
tzt blühenden Völkern, die einem Angriff unſerer gegen-
värtigen Seemacht Widerſtand leiſten könnten.“

„Eine ſolche Macht kann man alſo nicht mit dem Nu-
en vergleichen, den Gebäude und Ländereien gewähren, den
hr doch als etwas ſo Großes anſehet. Und unrecht iſt es,
venn ihr darum zürnet, und es, gegen unſere Herrſchaft
etrachtet, nicht klein achtet, gleich einem Garten oder einem
ndern Schmucke. Ihr müſſet bedenken, daß die Freiheit, wenn
vir ihre Sache vertheidigen, und ſie uns erhalten, alles
ies leicht wiedergeben kann, daß aber bei der Unterwer-
ung unter fremdes Joch Alles, was man ſich erwarb, leicht
Schaden leidet. Unſern Verfahren, die ihr Reich, welches
hnen nicht von Andern übertragen ward, unter Gefahren
ehaupteten, und überdies noch uns erhielten und überlie-
erten, dürfen wir in keiner von beiden Hinſichten nachſte-
en. Denn es iſt ſchimpflicher, wenn man uns raubt, was
vir ſchon beſitzen, als wenn man im Verſuche zum Erwerbe
nglücklich iſt. Unſern Feinden müſſen wir nicht nur muthig,
ſondern mit Verachtung entgegen ziehen. Denn zum Prah-
en mag auch der Feige, wenn das Glück ſeine Unwiſſen-
eit begünſtigt, Gelegenheit finden. Verachten aber kann
einen Gegner nur der, der ſich ihm an Verſtand überle-
gen weiß, und das iſt euer Fall. Auch bei gleichem Glücke
vird ein überlegener Verſtand der Kühnheit größere Fe-
tigkeit geben. Weniger baut er auf die Hoffnung, die
m ſtärkſten wirkt, wo man ſich ſelbſt nicht zu rathen

weiß, ſondern fußt auf dem ſicher leitenden Entſchluſſe, den die Umſtände an die Hand geben.“

„Den Ruhm, den die Stadt ihrer Herrſchaft verdankt, und deſſen ihr euch Alle erfreut, müſſet ihr billig unterſtützen, dürfet nicht Mühſeligkeiten ſcheuen, oder müſſet auch den Ehrenämtern dieſes Staates nicht nachgehen. Wähnet nicht, daß allein um den Wechſel der Knechtſchaft gegen die Freiheit gekämpft werde: nein, auch darum, ob man dieſe Herrſchaft euch raubt, und um die Gefahr, die euch von denen droht, deren Haß ihr euch erwarbet, während ihr den Oberbefehl behauptet.“

„Solche Herrſchaft niederzulegen, iſt euch nun nicht mehr vergönnt, wenn auch Einer aus Furcht in dem gegenwärtigen Augenblicke die Pflicht durch Unthätigkeit ausüben wollte. Denn ſchon beſitzet ihr, wie ſie, eine angemaßte Gewalt, die zu ergreifen zwar unrecht, ſie aus den Händen zu geben, gefährlich ſcheint. Sehr ſchnell würden ſolche Bürger, wenn ſie auch Andere zu gleichen Verfahren beredeten, den Staat ins Verderben ſtürzen, ſelbſt wenn ſie irgendwo einen beſonderen Staat für ſich gründen wollten. Die Unthätigkeit gewährt keine Sicherheit, wenn ſie nicht mit einem unternehmenden Geiſte gepaart iſt, und nützt keinem herrſchenden Staate, ſondern bloß dem unterworfenen, um ſein Joch ohne weitere Kränkung zu tragen.“

„Ihr aber, laſſet euch nicht durch ſolche Bürger verleiten, noch zürnet mir, mit dem ihr ſelbſt den Krieg zugleich beſchloſſet, wenn auch der Feind bei ſeinem Einfalle in unſer Gebiet ausführte, was, da wir ihm nicht gehorchen wollten, zu erwarten ſtand. Dieſe Krankheit, das Einzige, was jede Erwartung übertraf, iſt eine unvorhergeſehene Zugabe zu unſern Widerwärtigkeiten, und ich weiß, daß dieſe euren Haß gegen mich vergrößert; doch mit Unrecht, falls ihr nicht auch jeden unvermutheten Erfolg mir zuſchreiben wollet. Die Schickungen der Götter müſſen als Nothwendigkeit, das Ungemach, was von den Feinden herrührt, mit Geduld getragen werden. Denn ſolches galt ehemals dieſem Staate als Sitte, und dieſe dürfet ihr gegenwärtig nicht umſtoßen. Erwäget, daß bei allen Völkern unſere Stadt den höchſten Ruhm erreichte, weil keine Widerwärtigkeiten ſie beugten, weil ſie dem Kriege die meiſten Menſchen und Gefahren geopfert, und bis auf dieſen Tag die größte Macht beſeſſen hat, wovon der Nachwelt ein dauerndes Andenken bleiben wird, wenn wir auch, wie Alles zuwächſt und wieder abnimmt, jetzt unterliegen ſollten. Denn, ſelbſt Hellenen, haben wir unſere Herrſchaft über die meiſten Hellenen ausgedehnt, haben gegen Alle vereinigt, wie gegen einzelne Staaten die größten Siege beſtanden, und die größte und in jeder Hinſicht blühendſte Stadt bewohnt. Freilich wird der träge Menſch dies tadeln, der thatbegierige aber darnach ſtreben, und wer nicht in ſolcher Lage iſt, uns beneiden. Verhaßt und drückend für den Augenblick iſt, der ſich die Herrſchaft über Andere anmaßt, und wohlberathen iſt der, der um den höchſten Preis ſolchen Haß erwirbt. Denn nicht lange währt der Haß, dauernder aber iſt der gegenwärtige Glanz, und ewig bleibt für die folgenden Zeiten der Ruhm. Ihr aber ſichert euch jetzt ſchon den Beſich von Leiden durch eure Unverdroſſenheit, indem ihr für die Zukunft was ehrenvoll, und für den jetzigen Augenblick nichts Schimpfliches beſchließet. Sendet ferner keine Geſandten nach Lacedämon, und zeiget durch nichts, daß die gegenwärtigen Unfälle euch drücken. Denn die beſten Staaten und Privatleute ſind ſolche, deren Geiſt nicht verzagt im Unglücke, und die ihm durch die That den meiſten Widerſtand leiſten.“

## XXVII.

## Oeffentliche und häusliche Leiden des Perikles. Tod des Anaxagoras.

Die Zuhörer erkannten zwar die Richtigkeit, Nothwendigkeit und Wahrheit der ihnen in dieſer Rede vorgetragenen Rathſchläge, und beſchloſſen die entehrenden Unterhandlungen mit Lacedämon abzubrechen. Dieſe Wonne genoß der edle Mann noch, aber ſein gutes Glück war nun von ihm gewichen, und das Schickſal warf ihn zu Boden.

Die kühn gewordenen Ankläger wagten es nun, gegen ihn öffentlich aufzutreten, und das erzürnte Volk, das nun ſeine Seligkeit nicht mehr, wie einſt, in der Aufrechthaltung ſeiner Staatsform, ſondern in Reichthum und Wohlleben ſuchte, ruhte nicht, bis es ihn geſtürzt ſah; es verſammelte ſich, ſchritt zur Stimmengebung über ihn, entſetzte ihn ſeiner oberſten Feldherrnſtelle, und legte ihm eine ſchwere Geldſtrafe auf.

Und von nun an ſchien öffentliches und häusliches Leiden wetteifernd auf ihn anzuſtürmen. So wie ſein Glück ihn verließ, verließen auch ſeine Freunde und Geliebten das Leben. Hülflos und von der ſchweren Hand des Alters gedrückt, lag Anaxagoras, den ſelbſt erwählten Hungertod erwartend, um mit dem Leben auch ſein undankbares Vaterland zu verlaſſen. Perikles, der Leidenvolle, erfährt die Schmerzenkunde. Voll Entſetzen eilt er an das Sterbelager des Freundes, fleht, beſchwört, ſich ihm, ſich dem Staate zu erhalten. Anaxagoras hob ſein verhülltes Haupt empor, und ſprach mit entfliehender Seele die ſchwachen Worte: „Wer einer Leuchte bedarf, gießt wohl Oel darauf."

Perikles älteſter Sohn, ergrimmt über die häusliche Mäßigkeit und Sparſamkeit ſeines weiſen Vaters, der ſeine zügelloſe Verſchwendung in Schranken zu erhalten ſuchte, erröthete nicht, den Edlen öffentlich und insgeheim zu verläumden, ja der Unwürdige ging ſo weit, ihn ſogar eines unanſtändigen Verhältniſſes mit ſeiner Gattin zu beſchuldigen, und ihn ſein ganzes Leben durch mit unverſöhnlicher Feindſchaft zu verfolgen. Aber die Seuche ergriff den Frevler, und er ſtarb vor dem Vater.

Allein auch edle und ſchuldloſe Söhne und Freunde mußte Perikles fallen ſehen. Er trug aber mit beiſpielloſer Standhaftigkeit und Geiſteshoheit dieſe häufigen Schläge des Unglücks, als würdiger Schüler und Freund des weisheitvollen Anaxagoras. Er beſtürmte nicht den Himmel mit Vorwürfen, die Gräber ſeiner Geliebten mit Aechzen und Stöhnen. Voll Herrſchaft über ſein Gemüth, ſich gleich in ſeinem Betragen, ſanft und ruhig wie immer, trat er ohne Klage, ohne Thräne, ſtill und ernſt vor die Bahre des letzten und geliebteſten ſeiner Söhne. Als er nun aber auch den Todtenkranz auf das Haupt des Jünglings ſetzen wollte, da brach das leidenvolle Vaterherz, der in ſeiner Bruſt ſo lange gehäufte, ſo lange verhaltene Schmerz ſtürmte gewaltſam hervor; Thränenſtröme ſtürzten über ſeine Wangen herab; die Wehklage ergoß ſich von ſeinen Lippen, und es ſchien, als ob alle Leiden ſeines Lebens ſich in dieſen Augenblick zuſammengedrängt hätten.

## XXVIII.

## Wiedererhebung und Tod des Perikles.

Perikles lebte nun ſtill und zurückgezogen in dem Innern ſeines Trauerhauſes, ohne an irgend einem öffentlichen Geſchäfte Theil zu nehmen. Die Einſamkeit war Balſam für ein ſo tief verwundetes Herz. Allein dieſe Ruhe blieb ihm vom Schickſale nicht lange vergönnt; denn es zeigte ſich bald, daß er Athen leichter miſſen konnte, als Athen ihn, und daß er die Herrſchaft leichter entbehren, als ein Anderer ſie führen konnte. Feldherrn und Redner waren aufgeſtanden, und hatten ſich des Staates und der Rednerbühne bemächtigt, allein Beide mit gleich wenigem Glücke.

Das kühler gewordene Volk hatte indeß mit der Wuth auch ſeinen Stachel verloren, und in den beſänftigten Gemüthern erwachte mit der Reue ein inniges Verlangen nach dem Gekränkten, welches bald zu ſolcher Wärme emporſtieg, daß man den verkannten Edlen nun eben ſo erhob und vergötterte, als man ihn kaum geſtürzt und verabſcheut hatte. Die in den ſo reizbaren Herzen der Athenienſer neu aufblühende Liebe zu ihm ging ſo weit, daß ſie ihn für den Einzigen hielten, der ſie retten, für den Einzigen, ohne den Athen nicht beſtehen könne. Man pries nun ſeine Geiſtestalente und Gemüthsgaben, ſeine Vaterlandsliebe und ſeine Seelengröße eben ſo ſehr, als man vor kurzem alle ſeine Anſtalten und Bemühungen getadelt und verworfen hatte. Nur Eine Stimme herrſchte jetzt in Athen, und dieſe berief ihn wieder zu ſeiner vormals ſo rühmlich bekleideten Würde des oberſten Staatsverwalters und erſten Feldherrn der Republik.

Das Volk, welches ſich erſt nun wieder glücklich glaubte, erſt nun wieder in ſeinem Buſen das vorige ſtolze Bewußtſein ſeines Werthes und ſeiner Stärke erwacht fühlte, ſuchte jetzt dem neugewonnenen Lieblinge alle möglichen Beweiſe ſeiner Liebe zu geben, unter welchen der folgende einer der ſprechendſten war.

Perikles hatte einſt ein Geſetz in Vorſchlag gebracht und auch durchgeſetzt, daß nur diejenigen Einwohner der Stadt eigentliche athenienſiſche Bürger ſein ſollten, welche von gebornen Athenienſern mit athenienſiſchen Frauen in rechtmäßigen Ehen erzeugt wären. Perikles ahnte zur Zeit, als er die Sanction dieſes Geſetzes bewirkte, nicht, daß es einſt ihn ſelbſt ſo ſchmerzlich treffen würde, denn er war nun durch die Seuche aller ſeiner ehelichen Kinder beraubt; ſein Name und ſein Stamm drohten zu erlöſchen. Allein das dankbare Volk kam dem blutenden Herzen des kinderloſen Gatten jetzt freiwillig und gerne tröſtend entgegen. Es fühlte ſelbſt mit dem Leidenden die Vaterſchmerzen, fühlte mit ſchöner Zartheit, daß der vom Schickſale Gedrückte um ſo mehr der menſchlichen Nachſicht bedürfe, und geſtattete ihm, einen noch lebenden unehelichen Sohn ſelbſt in die Liſte der athenienſiſchen Bürger unter ſeinem Namen einzuſchreiben.

Und es hatte ſeine Gunſt an keinen Unwürdigen verſchwendet; denn dieſer Jüngling vergalt die empfangene Wohlthat durch einen über die Lacedämonier zur See erfochtenen Sieg reichlich. Aber auch ſein Glück konnte unter dieſem guten und edlen, aber beiſpiellos ſchwankenden und unruhigen Volke nicht lange blühen, und der Arme erfuhr dieſen Wankelmuth noch ſchmerzlicher als ſein Vater, denn er wurde mit einigen andern Feldherrn, denen man in einem Treffen Fehler vorwarf, zum Tode verurtheilt.

Perikles ſtrahlte zwar in ſeiner erhabenen Würde wieder; aber er konnte nichts Großes mehr ausführen. Sein Geiſt blühte noch in ſeiner vorigen Schöne, aber ſeine phyſiſchen Kräfte waren gelähmt: denn auch ſeinen Körper hatte das Gift der Seuche angegriffen, doch nicht mit jener augenblicklich zerſtörenden Gewalt, ſondern es wühlte ſchleichend durch Nerven und Adern, und zerfraß heimlich die Blüten ſeiner Geſundheit. Er fiel in eine entkräftende Auszehrung, von welcher ſelbſt die Regſamkeit ſeines einſt ſo thätigen und kühnen Geiſtes litt. Allein wenn gleich ſeine Seelenkräfte geſchwächt waren, ſo erlag er doch nie verzagt und kleinmüthig. Er zeigte ſich vielmehr in ſeinen letzten Augenblicken ſtark, groß und ganz ſeines entſchwundenen rühmlichen Lebens würdig.

Perikles herannahendes Ende erfüllte die Stadt mit Schmerz und Wehmuth. Mit Bekümmerten angefüllt, erſcholl ſein Haus von Klagen. Seine noch übriggebliebenen wenigen Freunde und Athen's Edelſte umſtanden in tiefer Trauer ſein Sterbelager. Gedrückt von dem zerknirſchenden Kontraſte zwiſchen dem, was Perikles einſt war, und was nun, ergoßen ſie ſich in Klagen und Geſpräche über ſein Leben, über ſeine Geiſtesgaben und Tugenden, über ſeine mit ſo viel Weisheit und Mäßigung verbundene Macht und Herrſchaft; ſie erzählten ſich, in tiefes Staunen verſunken, die Menge ſeiner klugen und großen Thaten, die Menge ſeiner Siege und Trophäen. Ohne alle Theilname, und wie es ſchien, ohne Bewußtſein, lag Perikles während dieſer Geſpräche bewegungslos auf ſeinem Sterbebette da.

Aber unerwartet den Erſtaunenden, hob er jetzt ſein Haupt empor und ſprach: Ihr rühmet und preiſet nur jene Thaten meines Lebens, wobei mich das Glück begünſtigte, welches ſchon ſo vielen Feldherrn zu Theile ward und noch werden wird; ach, warum erwähnet ihr nicht auch des Edelſten und Größten — daß durch mich kein Bürger ſich in das Gewand der Trauer hüllen mußte?

Und ſeine große Seele verſchied. —

Sein Tod und das, was ſich nach ſeinem Tode zeigte und zutrug, machte den Athenienſern erſt die volle Größe ihres Verluſtes ſichtbar: denn er, der Athen auf den höchſten Gipfel der Macht erhoben hatte, er, dem Könige an Gewalt und Anſehen wichen, war durch ſein ganzes Leben auf ſeinen Privatvortheil ſo wenig bedacht, daß er nicht mehr als ſein väterliches Erbtheil hinterließ. Nun verſtummten Neid und Parteiſucht; die grenzenloſe Liebe ſeines Volkes ſchlug wie die Flammen ſeines Leichenfeuers empor, und um ſein Grab erſchell die Stimme der Wahrheit, daß unter allen Demagogen Athen's keiner gleich ihm den Stolz ſeiner Größe durch ſo viel Mäßigung gemildert, und die Sanftmuth des Herzens durch ſo viel Würde geheiligt, kein Mann im öffentlichen Leben ſo viel Selbſtverläugnung, im Privatleben ſo viel Selbſtbeherrſchung gezeigt habe.

Tadellos ſtand nun ſein Charakter da, unbefleckt ſein ganzes Leben, als ein würdiges Opfer für den Staat. Man ſah nun ein, wie nothwendig und heilſam ſeine oft ſo verhaßte Macht dem unruhigen und zügelloſen Volke war, und ſehnte ſich, ihn aus dem Grabe zu erwecken. Aber Perikles Geiſt lebte nun in dem Eliſium eines ungeſtörten Selbſtgenuſſes, und das kühner gewordene Laſter trat auf dem von ihm verlaſſenen Trauerboden ſeines Vaterlandes mit frecher Stirne hervor.

Der Beiname des Olympiers, welchen ihm einſt die Bewunderung gab, und der Neid zu rauben ſuchte, wurde ihm nun unter manchem Klagelaute aus ſehnſuchtvollem Herzen wie der Name eines Schutzgottes nachgeſeufzt, und ſein Bildniß auf Athen's Burg unter Göttern und Heroen aufgeſtellt.

# Hiſtoriſche Gemälde.

## Culturgeſchichte des Menſchen. Naturzuſtand.

In dem Gange der Culturgeſchichte erſcheint uns der Menſch in fünf Haupt-Epochen. Die erſte dieſer Cultur-Epochen, der Zuſtand der Wildheit, zeigt uns das Jäger- und Fiſcherleben und die Hirtenſtämme; die zweite die ackerbauenden Stämme; die dritte die mercantiliſch-techniſche Cultur; die vierte den Zuſtand der Verfeinerung, worauf, wie die Weltgeſchichte nur zu viele Beiſpiele aufſtellt, gewöhnlich der Zuſtand der Ueberfeinerung, und Verbildung, das iſt: der Verfall, folgt, welcher dann ſo lange währt, bis aus der Aſche ganzer Reiche und Völker der Phönix einer neuverjüngten Generation hervorgeht.

Denken wir uns nun das Aeußere eines Thiermenſchen, vor dem Beginne der erſten Epoche, ſo muß ſeine Geſtalt, wenn auch nicht häßlich doch gewiß fürchterlich ſein. Lange dicke Zottelloken umhüllen und umflattern den größten Theil des Körpers, bedecken ſogar das Geſicht. Die Nägel an Händen und Füßen gleichen den Krallen fleiſchfreſſender Thiere. Die Glut des wildrollenden Auges und ein gräßliches Zähnefletſchen verkünden ſeine Heftigkeit. Er klettert auf Bäume und ſpringt über Felſenritzen auf allen Vieren. Ich glaube, die vollkräftige

Geſtalt des verwilderten Körpers müßte einen ſolchen Thiermenſchen ſelbſt furchtbar machen, insbeſondere, wenn er dazu etwa noch einen großen dicken Baumaſt als Waffe führt, nach Art größerer Affengattungen.

Sehen wir nun auf das Innere eines ſolchen Waldmannes, ſo erſcheint deſſen Zuſtand noch ſchrecklicher. Seine äußern Sinne ſind ſcharf, aber deſto ſtumpfer iſt der innere Sinn. Sein Bewußtſein beſchränkt ſich nur auf den gegenwärtigen Augenblick. Vergangenheit und Zukunft ſind ihm fremd. Bedürfniſſe und Begierden ſind die einzigen Triebfedern von ſeinem Thun und Laſſen. Ich will dieſe Züge nicht weiter zeichnen, um nicht etwa auf manchen Wilden der neuen Zeit und Cultur zu treffen.

Aber auch für den Zuſtand einer ſolchen **Unwiſſenheit** und **Unbehülflichkeit** hat die ewige Vorſicht des Schöpfers wohl geſorgt, indem ſie die erſten Menſchen in ſolche fruchtbare Gegenden Aſiens verſetzte, wo ſie ohne Pflege des Bodens von dem lebten, was die Erde freiwillig hervorbrachte. Baumfrüchte, und insbeſondere die Früchte des Feigenbaumes, ſcheinen die erſten Nahrungsmittel der erſten Menſchen geweſen zu ſein. Eine noch reichere Ernährerin war die in jenen Gegenden heimiſche Palme, da nicht nur das ſüße Fleiſch ihrer Frucht, ſondern ſelbſt das Mark und die Blätter genießbar ſind, und den in die Rinde gemachten Einſchnitten ein ſüßer Saft, der ſogenannte Palmenwein, entquillt. Das Getreide wuchs dort wild; ja noch heut zu Tage wächſt in den Bergländern hinter dem caſpiſchen Meere die Gerſte wild, in Baſchkirien das Korn. Das

Laub der Bäume, wie z. B. die Blätter des Feigenbaumes, und vorzüglich die langen breiten Palmenblätter dienten zur Bekleidung und vertraten zugleich die Stelle der Sommerwohnungen, indem ſie vor der Glut der Sonnenſtrahlen eben ſo ſchützten, wie die Höhlen: als Winterpaläſte, vor dem Regen, denn der Winter jener Gegenden iſt von dem unſrigen ſehr verſchieden, da der Schnee nur auf hohen Berggipfeln verweilt, in den untern Gegenden aber, bei dem ſelbſt in den Wintermonaten herrſchenden Wärmegrade der Luft, ſogleich ſchmilzt.

Hätte indeß der Menſch Alles, was er bedurfte, zur vollen Genüge gefunden, ſo würde er aus dem Zuſtande der Wildheit und Rohheit ſchwerlich je herausgetreten ſein. Noth, Bedürfniß und der Kampf mit dem mächtigen Thierreiche, mußten ihn zur Thätigkeit aufregen, mußten die Anwendung und Entwickelung der angebornen Vernunft, und die Erfindungskraft wecken. So entſtanden die erſten natürlichen Waffen: ein dicker Aſt die Keule; ein ſpitziger Baumſtamm die Lanze; das Schwingen der Steine die Schleuder. Endlich äußerte ſich im Menſchen das Beſtreben, die Sinneseindrücke und die dadurch erregten Empfindungen und Vorſtellungen in Tönen vernehmlich zu machen. Da enſtanden denn zuerſt gewiſſe Ausrufe, die nicht dieſer oder jener Nation, ſondern der Menſchheit angehören, wie z. B. das Ah! O! hu! ei! u. dgl. Einen Beweis von dem angebornen Sprechtriebe geben uns die Kinder, an denen wir dieſe Neigung, ſich ſelbſt Wörter zu bilden, deutlich bemerken. Auf eine ähnliche Weiſe denke ich mir auch die erſten Menſchen mit der Selbſtbildung der Sprache beſchäftigt, da die aufgeregte Empfindung das Gefühl der Sympathie, und dieſe das Bedürfniß der Mittheilung weckte. So war denn das Herz die eigentliche Quelle der Sprache, und dieſe dringt daher immerfort zum Herzen. Man bezeichnet dies insbeſondere durch den Ausdruck: Einem ans Herz reden. —

## Fortſchreitende Bildung. Jäger-, Fiſcher- und Hirtenſtämme.

Nun folgen die Stufen der aufſteigenden Cultur. Es bildet ſich das Jäger-, Fiſcher- und Hirtenleben. Gemeinſchaftliche Beſchäftigung bringt die Menſchen einander nahe, und hält einzelne Familien zuſammen. Die erſten geſellſchaftlichen Verhältniſſe entſtehen. Die unmittelbare Veranlaſſung zu einer ſolchen Hauptbeſchäftigung liegt zunächſt in der Beſchaffenheit des Himmelsſtriches und des Bodens. Iſt die Gegend reich an Wäldern und wilden Thieren, ſo bilden ſich die Jägerſtämme; hat ſie viel fiſchreiche Ströme und Seen, ſo bilden ſich die Fiſcher; iſt die Gegend ohne Wälder und wilde Thiere, ohne fiſchreiche Seen und Ströme, ſo wird der Bewohner ein Hirt und findet Beſchäftigung und Erhaltungsmittel in der Bezähmung und Zucht der Hausthiere.

Die Jagd iſt der erſte Krieg, und die Pflanzſchule künftiger Krieger. Das Herumſchweifen in den Wäldern und in ſchauerlichen Wildniſſen macht den Menſchen kühn, die Gewöhnung an das Blutvergießen macht ihn rauh und hart, das Gefühl der durch die Abhärtung immer zunehmenden Körperſtärke macht ihn ſtolz. Er ſchätzt den Schwächern gering, und gefällt ſich in dem Gedanken furchtbar zu ſein. Bei den Jägerhorden genießt daher das weibliche Geſchlecht und das höhere Alter wenig Achtung; denn Jeder gilt da nur ſo viel, als er vermag; wer nichts vermag, iſt nichts, und der Ohnmächtige erſcheint als der Unterworfene.

Die Fiſcherei iſt gleichfalls eine Jagd, entweder eine unblutige, wenn ſie ſich auf die Fiſche beſchränkt, oder eine blutige, wenn ſie auf den Kampf mit Seethieren ausgeht; daher die wilden Fiſcherſtämme. Sie ziehen von einer Küſtenſtrecke zur andern umher, und zeigen um ſo mehr Erfindſamkeit, je mehr Geräthſchaften und Werkzeuge ſie zu ihrer Beſchäftigung benöthigen. So wie nun dieſe kunſtreicher ſind, als die Jäger, ſo ſteht der Hirt auf einer höheren Stufe als Beide.

Der Jäger tödtet die Thiere, der Hirt bemächtigt ſich ihrer, bezähmt, nährt und wartet ſie. Er verweilt länger auf fruchtbaren Weideplätzen, denkt, umherziehend, auf eine Art von Anſiedlung, ſucht ſich's bequem zu machen, und erfindet ſich die erſte Wohnung, wäre es auch nur ein Laubdach von zuſammengeflochtenen Zweigen naheſtehender Bäume, oder eine Reihe pfahlartig in den Boden geſteckter und mit Thierfellen behängter Baumſtämme. Das leichte, bewegliche Haus wurde bald ein mobiles Geräth, und folgte dem Hirten zu neuem Gebrauche, ſo oft er den Weideplatz veränderte. Solche umherziehende Hirtenſtämme werden durch die Benennung Nomaden bezeichnet.

Der Hirt muß darauf bedacht ſein, das Vieh, welches (nicht getödtet wie im Jagdleben) lebend zu ſeiner eigenen Erhaltung dienen ſoll, zu ſchonen und zu erhalten. Er hört alſo auf, ein Zerſtörer und Würger zu ſein. Wir erblicken in ihm die erſten Spuren veredelter Menſchheit, indem der Geiſt des Erhaltungstriebes ſein Gemüth mildert. Ich möchte ſagen, die Thiere, die er menſchlicher behandelt, machen ihn ſelbſt menſchlicher. Dabei erhebt er ſich über die Gegenwart, indem er, was Jäger und Fiſcher kaum bedenken, auch für die Zukunft ſeiner gezähmten vierfüßigen Pfleglinge Sorge trägt. Im Hirtenleben gilt nun auch das, bei den Jäger- und Fiſcherſtämmen verachtete höhere Alter und das weibliche Geſchlecht, indem die Erfahrenheit des erſtern der Beſchäftigung nützt, und das letztere dabei Dienſte leiſten kann, zu deren Verrichtung eben kein beſonderer Kraftaufwand erfordert wird. Selbſt die Nahrung des Hirten dient als ein mitwirkendes Mittel der Sittenmilderung, indem er nicht, wie der Jäger, blos Fleiſch, ſondern auch Milch genießt. Er befreundet ſich ſogar mit den zahmen Hausthieren, die ihn kleiden und nähren, ſeine treuen unterwürfigen Lebensgefährten in Manchem ſogar ſeine Subſtituten werden, da ſie z. B. für ihn wachen, wie der Hund, oder für ihn ziehen, wie das Pferd und der Ochs, oder für ihn Laſten tragen, wie das Kamehl und der Eſel u. ſ. w.

Im Hirtenleben bildet ſich überdies der Begriff von Eigenthum weiter und beſſer aus, und der Menſch gewöhnt ſich nun zuerſt an die häuslichen Freuden. Es entſteht dadurch das Streben nach Sicherheit des Eigenthums, eine geſellige Anhänglichkeit an mehrere Menſchen bei gemeinſchaftlichem Betriebe der gleichen Beſchäftigung, und jene innige Verbindung, die Quelle der edelſten und zärtlichſten Gefühle: die Ehe. Man fängt an, die Kinder, Mitgehülfen bei der Arbeit, als einen Segen zu betrachten, die Verwandtſchaften erweitern ſich, und ſiehe da! ein wohlgeordnetes, in den ſchönſten Verhältniſſen engverbundenes Ganzes: die Familie, mit dem leitenden Oberhaupte, das Bild der Monarchie im Kleinen, bildet ſich aus.

Die Menge der zahmen Hausthiere ſetzt den Hirten endlich in den Stand, dem Wechſel der Weideplätze zu entſagen, da er nun anfängt, mit ihrer Beihülfe den Boden zu bearbeiten. So beginnt eine noch höhere Cultur-Epoche: die der ackerbauenden Stämme.

## Feldbau. Handwerke. Künſte. Handel. Erfindungen. Seidenwürmer. Uhren.

Der Hirt gewöhnt ſich in ſeiner ruhigen Lebensweiſe leicht an eine gewiſſe träge Schlaffheit. Eine höhere Thätigkeit und die wahre Ausbildung des Menſchengeſchlechtes beginnt mit der Erfindung des Ackerbaues, mit welchem nun ein ausſchließend in Beſitz genommenes und bleibendes Eigenthum erſcheint. Jetzt erhält der Menſch einen weitern und höhern Spielraum für ſeine Kräfte. Neue Einrichtungen, Erfindungen und Hülfsmittel, auch ein zahlreicher Geſellſchaftsverein zu gemeinſamer Mitwirkung wird nöthig; dazu gehörten Nachdenken, Beobachten des Himmels und der Erde, Erfahrung und beſonnenes Vorſchauen in die Zukunft. Der Menſch ahmt nun die Natur nach im Pflanzen und Säen. Er beſchränkt ſich dabei auf ein gewiſſes eigenes Gebiet; dieſes wird nun ein Vaterland und die Familie ein Volk. Man will ſein bleibendes Eigenthum gegen Angriffe ſchützen; es entſteht eine Art von Befeſtigung, dadurch die erſte Spur von Ortſchaften. Verſchiedenheit der Fertigkeiten und Arbeiten führt eine Ungleichheit in Werth und Rang der Menſchen herbei, zugleich eine ſtrengere Aufrechthaltung der Ordnung; Liebe zum Boden wird der erſte Keim der Vaterlandsliebe.

Die erſten Feldarbeiten wurden ohne Zweifel nur durch die Kraft der Arme und Füße verrichtet, bis endlich der

Pflug erfunden wurde, welcher, ſo unvollkommen ſeine erſte Geſtalt auch ſein mochte, dennoch die wichtigſten Dienſte leiſtete, und die Bearbeitung der Erde ungemein erleichterte. Ungebildete Völker, die noch heute zu Tage den Pflug entbehren, bearbeiten die Erde auf die mühſeligſte Weiſe mit Ochſenhörnern, Schaufeln, hölzernen Hacken, Schwertern u. d. gl. Man ſchreibt die Erfindung des wohleingerichteten Pfluges den Egyptern zu. Von den Hebräern weiß man, daß ſie ſich eines mit Ochſen beſpannten Pfluges bedienten. Eine Folge der Cultur des Bodens in ihrem ganzen Umfange, nämlich als Baumzucht, Garten-, Wieſen- und Getreidebau, war die Einführung des Handels, welcher das Entſtehen von Handwerken und Künſten, alſo die merkantiliſch-techniſche Cultur-Periode veranlaßte. Von nun an beſchränkten ſich Einzelne auf einzelne Gegenſtände und erwarben ſich dadurch um ſo mehr Geſchicklichkeit und Fertigkeit. Verſchiedene Volksklaſſen entſtanden, die ſich ausſchließend gewiſſen Beſchäftigungen widmeten.

Zuerſt kam wahrſcheinlich das Handwerk und Gewerbe vom Vater auf den Sohn als Erbtheil über. Die mechaniſchen Künſte bedurften einer wechſelſeitigen Unterſtützung, und die gleichen Künſte beſeelte ein gleicher Geiſt. So traten ſie zuſammen, und es entſtanden die Zünfte. Mit der Vervollkommnung der Handwerke und Manufakturen hielt der Handel gleichen Schritt, zuerſt der Tauſchhandel, endlich Geldhandel, anfangs inländiſcher, dann ausländiſcher, Carawanenhandel und Seehandel. So entſtanden allmälich gewiſſe Handelsplätze, Warenmagazine und Kaufläden, Märkte und Meſſen, Poſten und Kanäle, auch Handelsgeſellſchaften und Handelsverträge zwiſchen ganzen Völkern, bis endlich der Culminationspunct merkantiliſcher Cultur: der Welthandel erreicht war. Nun vermehren ſich die Kenntniſſe, es waltet Betriebſamkeit und kühner Unternehmungsgeiſt, nebſt dieſen ſchönen Eigenſchaften aber auch Gewinnſucht, Liſt, Egoismus und Geldſtolz.

Wir wollen nun auf dem Höhenpunkte, bis zu dem wir die aufſteigende Menſchheit begleitet haben, etwas verweilen und unſere Aufmerkſamkeit zunächſt auf den Einfluß der unzähligen techniſchen Künſte und der dadurch beförderten Cultur richten. Wir betrachten zuerſt diejenigen, welche unmittelbar zur Herbeiſchaffung und Sicherſtellung des Lebensunterhaltes dienen, nämlich zur Nahrung, zu Schutz und Pflege des Körpers, zur Herſtellung der Wohnung und Bekleidung. Die erſten und unentbehrlichſten Künſte zu dieſem Behufe waren, wie ich ſchon angedeutet habe Jagd und Fiſchfang, Viehzucht und Feldbau.

Dem Menſchen war vor Allem die Kenntniß, ſich Feuer zu verſchaffen, nothwendig, wichtig und wohlthätig. Daher die Verehrung des Alterthums für dieſes Element, welches der griechiſche Mythos den Prometheus vom Himmel holen läßt, daher ganze Völker, die Feueranbeter waren. Durch das Feuer wird erſt eine ſchmackhafte Speiſen-Zubereitung und eine Bearbeitung der Metalle möglich. Anfangs wurde das Getreide, um es genießbar zu machen, am Feuer geröſtet. Noch lange nachher kannte man weder die Zubereitung des Mehles, noch weniger das Backen des Brotes, welches uns jetzt ſo unentbehrlich ſcheint. Das erſte Brot war auch nur eine Art dünner flacher Kuchen.

Der größte Theil der Erfindungen iſt, mehr oder weniger, das Werk des Zufalls oder der Zufälligkeit. Durch die Entdeckung der Metalle gewann die Cultur bedeutende Fortſchritte. Die Verfertigung vieler Geräthſchaften und durch dieſe der Häuſerbau, wurden durch den Gebrauch des Kupfers und des Eiſens ſehr befördert. Das Kupfer wurde früher entdeckt, weil es ſich dem Auge faſt rein zeigt, und ſich durch ſeinen Schimmer verräth, wogegen das Eiſen ſelten gediegen, ſondern mit Steinarten oder andern Metallen vermiſcht, ſich weniger zu erkennen gibt; auch wurde das Kupfer im Alterthume mehr gebraucht als das Eiſen, weil das Letztere unter allen Metallen die heftigſte Glut erfordert, um ſo geläutert und geſchmolzen zu werden, daß es ſich in beſtimmte Formen bilden läßt.

Für Bekleidung trug der Menſch, ſobald er nur aus dem Zuſtande der Wildheit trat, beſondere Sorgfalt, daher ſie auch bald raffinirt wurde. Die hohe Stufe, zu welcher die Spinn- und Webekunſt ſchon in der früheſten Zeit erhoben wurde, iſt das Werk weiblicher Erfindſamkeit und weiblichen Fleißes.

Man glaubt, daß der Name Weib vom Worte Weben abgeleitet ſei, indem dies eine weibliche Hauptbeſchäftigung im Alterthume war.

Nach dieſen Künſten, zu deren Erfindung gewiſſermaßen Noth und Bedürfniß die Menſchen zwang, folgte erſt die höhere techniſche Bildungsſtufe, welche den Völkerverkehr beförderte, den Wiſſenſchaften vorarbeitete, und zum Theile beträchtliche Veränderungen in der menſchlichen Geſellſchaft bewirkte, wie z. B. die Schifffahrt, die phyſikaliſchen Inſtrumente, Schrift und Zahlen, Buchdruckerkunſt, Schießpulver, Feldmeſſung, Münzen, Uhren, Fernröhre u. ſ. w.

Die Erfindung der Kunſt, Seidenwürmer zu ziehen, die Raupengehäuſe (Cocons) abzuwickeln, und ſeidene Stoffe davon zu weben, wird der Siling-chi, Gemalin eines Kaiſers von China, zugeſchrieben. Von den Chineſen kam der Seidenbau zu den Indiern und Perſern, und von dieſen nach Europa. Jene erſte Erfinderin ſoll ſchon **2600** Jahre vor Chriſti Geburt gelebt haben.

Eine bewundernswerthe Erfindung ſind die Uhren, insbeſondere unſere Thurm-, Stuben- und Taſchen-Uhren. Wir ſind nun an die Zeiteintheilung, welche Tag und Nacht in **24** gleiche Theile (Stunden) ſcheidet, ſo gewöhnt, daß es uns ſo vorkommt, als wäre es immer ſo geweſen, und könne nicht anders ſein. Und dennoch mußte ſich die Vorwelt lange genug nach den vier Tageszeiten richten. Unſere jetzigen Uhren waren noch lange nach Chriſti Geburt unbekannt.

Das älteſte Werkzeug der Zeitmeſſung waren die Waſſeruhren. Sie beſtanden aus Gefäßen; das Waſr floſs trepfenweiſe aus deren einem in das andere. Die ömer erhielten die erſte Waſſeruhr erſt im Jahre 160 vor hriſti Geburt Dieſe Waſſeruhren blieben lange in Gebrauch, urden aber dann ſehr vervollkommnet. Theoderich, König r Oſtgothen, ſchickte dem Könige Gundebold von Burgund n Jahre 490 nach Chriſti Geburt eine Waſſeruhr, welche ebſt der Zeit auch die Bewegungen der Sonne und des Mondes anzeigte. Der Kalif Harun al Raſch verehrte Karl dem Großen im Jahre 809 eine eherne Waſſeruhr. Sie ſtand über einem Becken, in welches am Ende eder Stunde kleine Metallkugeln fielen, die Stelle der Glockenſchläge vertretend. So wie dieſe Kugeln herabfielen, rabten aus den Thüren des Gehäuſes Reiter hervor, welche ſich mit der letzten Tagesſtunde wieder zurückzogen und ie Thüren ſchloßen.

Das Unſichere und Unbequeme der Waſſeruhren führte zu den Sanduhren, von denen man noch jetzt vorzüglich auf den Schiffen Gebrauch macht. Zwei gleich große trichterförmige Gläſer werden mit ihren Spitzen auf einander geſtellt; das obere Glas wird mit feinem trockenen Sande gefüllt, welcher durch eine kleine Oeffnung in das untere hinabgleitet; iſt die beſtimmte Maſſe in Verlauf einer Stunde durchgeſunken, ſo wird die Uhr umgekehrt.

Den Sanduhren folgten die Sonnenuhren, deren Urſprung man in Babylon ſucht, obſchon nach der Meinung Anderer, die egyptiſchen Obelisken die erſten Sonnenzeiger geweſen ſein ſollen.

Die Räderuhren wurden erſt im zehnten Jahrhunderte nach Chriſti Geburt erfunden. Man ſchreibt dieſe wichtige Erfindung dem Papſte Silveſter dem Zweiten zu. Der Schlaguhren findet man erſt zu Anfang des vierzehnten Jahrhunderts erwähnt. Die Sackuhren ſoll Peter Hele zu Nürnberg bald nach dem Jahre 1500, die Pendeluhren und die Repetiruhren der Holländer Huyghens um das Jahr 1650 erfunden haben.

Ein gewiſſer Rouſſeau erfand ſogar eine Kanonenuhr, die in Paris auf dem Dache eines Flügels des Palais Royal aufgeſtellt wurde, um loszugehen, wenn die concentrirten Mittagsſtrahlen der Sonne auf das Zündloch fielen. Verſteht ſich von ſelbſt, daß ein Linſenglas die Strahlen auffangen, und jeden Monat anders geſtellt werden mußte. An trüben Tagen hatte dieſe Uhr tacet. Noch mehr wird die Blumenuhr intereſſiren, welche Linné erſonnen hat. Er nahm dazu nur ſolche Blumen und Pflanzen, die ſich zu einer beſtimmten Stunde öffnen und ſchließen. Wer einmal weiß, zu welcher Zeit das Oeffnen oder Zuſchließen geſchieht, kann auch die Stunde des Tages daran erkennen.

Es iſt gewiß eine herrliche Sache um die Uhren; nur ſagt Schiller: „Dem Glücklichen ſchlägt keine Stunde!“ —

# Schreibmateriale. Schießpulver. Feuergewehr. Spiegel und Schriftſteller.

---

Zuerſt kritzelte man auf Baumblätter; daher auch das Buch Blätter hat, ſo gut wie der Baum. Nachher kam man auf die Rinde. In der lateiniſchen Sprache bedeutet das Wort liber zugleich die Baumrinde und auch ein Buch, ſo wie das Wort folium das Blatt eines Baumes oder eines Buches bezeichnet. Und vielleicht kommt unſer deutſches Wort Buch von der Buchenrinde, auf die man ſchrieb. Hierauf nahm man hölzerne Tafeln mit Wachs überzogen. Die Buchſtaben wurden mit einem eiſernen Griffel eingegraben, der unten ſpitzig, oben breit war, um damit das Geſchriebene wieder auszuglätten. Dann ſchrieb man mit ſchwarzer Farbe auf elfenbeinerne Tafeln, endlich grub man in Erz oder Blei ein; auch ſchrieb man auf Stein. Die Araber ſchrieben auf Thierknochen, die Babylonier auf Ziegel. Egypter und Römer bedienten ſich dazu auch der Leinwand, die Chineſen des Seidenſtoffes. Die Parther ſtickten mit Goldfäden Buchſtaben in ihre Kleider, und gingen ſo als lebendige Bücher herum, die ſich ſelbſt laſen, und ſich aller Welt zum Leſen preis gaben. Die Ionier ſchrieben auf Ziegen- und Schafhäute. Endlich erfanden die Egypter die Kunſt, aus dem Papirus, einem Schilfrohre, das ſogenannte Papier zu verfertigen. Man konnte es durch Trocknen, Leimen, Preſſen und Glätten, feſt, weiß und fein machen, ſogar bogenweiſe zuſammen heften. Die Römer kannten acht Sorten dieſes egyptiſchen Papiers, auch gefärbtes. Es wurde ein beträchtlicher Handelsartikel der ſpekulativen griechiſchen Kaufleute. In der Folge wurde dieſes Papier durch das Baumwollen-Papier der Chineſen verdrängt, dadurch verſchwand die Papierkunſt in Egypten ſelbſt.

Unſer jetziges Leinen- oder Lumpen-Papier iſt eine europäiſche Erfindung aus dem dreizehnten Jahrhunderte; Italien und Deutſchland ſtreiten ſich um die Ehre, Lumpen zu Papier verwendet zu haben. Damals ſtanden die Lumpen in hohem Werthe. In England ward ſogar durch ein Geſetz verboten, die Todten in Leinenzeug zu begraben. Bald folgten mannigfaltige Verbeſſerungen und Sorten, indem man von der feinſten Leinwand das Poſtpapier verfertigte, von der minder feinen das Schreibpapier, von Hausleinwand und Kattun das Druckpapier, und von wollenen Lumpen das Löſchpapier. Das aus Hammel-, Kalb- und Ziegenfell zubereitete Pergament erhielt ſeinen Namen von der Stadt Pergamus in Klein-Aſien, wo es — wenn auch nicht erfunden — doch ſehr vervollkommnet wurde, und einen vorzüglichen Handelszweig ausmachte. Europa lernte dieſes Schreibmaterial erſt im ſechsten Jahrhunderte kennen.

In den älteſten Zeiten ſchrieb man mit dem eiſernen Griffel, den ich ſchon genannt habe, nachher mit einem zugeſpitzten und geſpaltenen Rohre. Die Chineſen ſchreiben noch heut zu Tage mit einem Pinſel. Auch wir haben Pinſel, die ſchreiben. Die erſten Gänſe, welche die Ehre genoſſen, ihre Kiele zu ſterblichen und unſterblichen Werken zu liefern, lebten in den erſten Decennien des ſiebenten Jahrhunderts. Ihr heiligen Vögel, wie ſo manches Unheilige mußten eure Kiele ſchon zu Papier bringen! Ihr habt Rom gerettet, aber unzählige Menſchen durch falſche Urkunden und Todesurtheile um Leben, Glück und Ehre gebracht. Geſchwätzig, wie im Leben, plaudert ihr nach dem Tode noch durch eure Kiele; das Kniſtern ganzer ſchreibenden Städte, angefüllt mit Geſchäftsmännern und Schriftſtellern, dringt wie Heuſchrecken-Geſchwirre und Grillengezirpe durch die Wolken. Und dazu noch ein bereits ausgetunktes und verſchriebenes Tinten-Meer, denn:

»Immer ſchwarz und immer naß,
Geht's aus unſerm Tintenfaß!«

Den Gebrauch ſchwarzer und rother Tinte finden wir ſchon in ziemlich alter Zeit, beſonders bei den Chineſen, die mehr Schriftmahler als Schriftſteller ſind. Die griechiſchen Kaiſer unterſchrieben ihre Namen mit rother Tinte vom Safte der Purpurſchnecke, manchmal auch mit einer goldenen, die kaiſerlichen Vormünder mit einer grünen.

Eine ſehr romantiſche Erſcheinung iſt die ſympathetiſche Tinte, womit ſich, da ſie ganz farblos iſt, eine unſichtbare Schrift auf das Papier bringen läßt, die der Leſende dann durch gewiſſe Mittel deutlich machen kann. So hat man z. B. eine Tinte erfunden, die in der Kälte unſichtbar iſt, durch eine mäßige Erwärmung aber ſichtbar wird. Es verſteht ſich wohl von ſelbſt, daß die Verliebten nicht vergeſſen haben, von dieſer ſympathetiſchen Tinte zum Beſten ihrer ſympathetiſchen Herzen Gebrauch zu machen.

Bei dieſer Gelegenheit halte ich mich verpflichtet, auch dem Tintenfiſche (Blakfiſch), dieſem Freunde der Schriftſteller, gebührenden Dank zu zollen, der in einem Beutel im Innern ſeines Körpers einen ſchwarzen Saft verwahrt, der, ohne weitere Zubereitung, als Tinte gebraucht werden kann. Zugleich gibt dieſer ſpitzbübiſche Fiſch auch den Verfolgten eine unſchuldige gute Lehre, da er ſich der ihm angebornen Tinte zur Vertheidigung gegen ſeine Feinde bedient, indem er damit das Waſſer um ſich her verdunkelt, den verfolgenden Feinden unſichtbar wird und ihnen entkommt.

So kommen wir denn vom Feder- und Tinten-Kriege auf den wirklichen.

Die alte Weiſe des Kriegführens war grauſamer und tödtender als die neuere, indem immer Mann gegen Mann focht, folglich die perſönliche Tapferkeit in einem höhern Grade und ununterbrochen wirkte, wo jetzt unſere Flinten- und Kanonenkugeln, trotz aller Geſchicklichkeit der Schießenden, die Feinde oft wenig oder nicht beſchädigen und der Zufall in's Spiel tritt. Bogen, Pfeile und Schleudern ſpielten im Alterthume die Hauptrollen, traten aber nachher vom Kriegsſchauplatze ab, nur die Speere und Schwerter gingen in's Mittelalter über, und hatten bei den Turnieren und ernſten Kämpfen der romantiſchen Ritterzeit vollauf zu thun.

Eine neue Geſtalt erhielt das ganze Kriegsweſen durch das Schießpulver. Eine Art Pulver zum Sprengen kannte man in Europa ſchon früh. Für den Erfinder des eigentlichen Schießpulvers aber hält man den deutſchen Mönch Berthold Schwarz, welcher um das Jahr 1350 lebte, indem er der erſte war, der das Pulver in Mörſer einſchloß, um durch deſſen entzündete Exploſion Steine und Bleimaſſen loszuſchleudern. Die erſten Schießwerkzeuge hießen Donnerbüchſen, Mörſer. Das grobe Geſchütz wurde um das Jahr 1400 allgemein angewendet. Das kleinere Feuergewehr, nachher die Hauptwaffe des Fußvolkes, ward ſpäter erfunden. Man hält Kanonen und Flinten für eine deutſche Erfindung. Die erſten Feuergewehre waren Kanonen im Kleinen und unterſchieden ſich von dieſen letztern nur dadurch, daß ſie von einem Manne getragen und regiert werden konnten; übrigens hatten ſie die Geſtalt und Einrichtung wie die Kanonen; es waren nämlich unten geſchloſſene metallene Röhren, in deren Zündloch man Pulver, darauf Steine oder Kugeln hineinthat, und ſie dann mit einer Lunte aus freier Hand losbrannte. Dies blieb ſo lange, bis man den Hahn und den Feuerſtein erdachte Dieſe im Jahre 1517 zu Nürnberg gemachte Erfindung wurde das deutſche Feuerſchloß genannt. Um meine ſchönen Leſerinnen für den Anblick dieſer furchtbaren Gegenſtände durch ein freundlicheres Objekt zu entſchädigen, will ich ihnen Nachrichten mittheilen von einem Dinge, dem auch die philoſophiſcheſten Damen nicht abhold ſind: dem Spiegel, welchen man mit Recht den Freund des ſchönen Geſchlechtes nennen kann, ſo wie auch den Freund der Wahrheit, die er immer zeigt;

wenn hie und da ein Fräulein ſeine aufrichtige Erklärung unrichtig lieſ't oder falſch deutet, und das Spiegelbild nicht mit den wirklichen, ſondern mit den Augen der Phantaſie anſchaut, ſo iſt dies ja nicht die Schuld des armen Spiegels.

Der erſte Spiegel war — das Waſſer.

Die Egypter und Hebräer hatten ſchon Spiegel von gegoſſenem oder geſchliffenem Kupfer. Die Töchter Israels trugen zum Gebrauche und zur Zierde zugleich, kleine Spiegel an den Händen. In der Folge kamen die Metallſpiegel in die Mode: man hatte Spiegel von Erz, Eiſen, Stahl, Silber und Gold, auch von dunkelfärbigen geſchliffenen Steinen. Die Erfindung der Glasſpiegel iſt alt. Man ſchreibt ſie den Phöniciern in Sidon zu. Anfangs wurde das Glas durch eine ſehr dunkle Farbe unſichtbar gemacht, endlich kam man auf die Idee, dem Glaſe eine Folie zu geben; nun wurde die hintere Fläche des Spiegelglaſes mit Blei überzogen oder mit Zinnblättern belegt. Die Erfindung der Queckſilber-Unterlage wird in das vierzehnte Jahrhundert geſetzt.

Indem ich dies ſchreibe, fällt mir das Sonderbare der verſchiedenen Spiegelgattungen ein, indem einige die Geſtalten und Züge des Menſchen ungeheuer vergrößern, andere dagegen ſie ſehr verkleinern. Gewiſſe Spiegel liefern lauter Zerrbilder, indem ſie Alles entweder zu breit oder zu ſchmal, bald häßlich, bald ſchwarz oder geiſterbleich, bald ſogar verkehrt darſtellen, die unreinen aber Alles unrein zeigen. Wenn wir dies auf die menſchlichen Abbildungen in manchen Romanen, Dramen, hiſtoriſchen

Werken und philoſophiſchen Darſtellungen anwenden, ſo werden wir zwiſchen den darſtellenden Spiegeln und Schriftſtellern gewiß die größte Aehnlichkeit finden.

## Periode der Verfeinerung. Ueberfeinerung und Verbildung. Eigenes Schickſal. Moraliſcher Phönix.

Hat die Menſchheit jene geringern Stufen der Cultur zurückgelegt, ſo erſcheint ſie endlich im Culminationspunkte vollſtändig entwickelter Geiſteskraft und ſittlicher Veredlung. Alle Wiſſenſchaften und Künſte des Lebens ſind ausgebildet. Das Schöne, Große und Göttliche iſt dem Menſchen zur zweiten Natur geworden. Das Nachtſtück der Bedürfniſſe iſt abgefallen; die Leidenſchaften ſind Schwingen der Seele geworden; die Begierden dulden die Zügel der Vernunft; geläuterte Phantaſie wirkt zur Verſchönerung des Lebens, und der Genius ſtrahlt in milder Glorie.

In dieſer glücklichen Periode waltet die herrlichſte Harmonie der Seelenkräfte und das erfreulichſte Gleichgewicht der Verhältniſſe in allen Ständen. Das moraliſch politiſche Geſetz iſt nun die Königin der Menſchen geworden, und findet, wo es ſpricht, in jeder Bruſt ſein Echo. Das Vaterland iſt das geliebte Heiligthum des Lebens geworden. Alle Stände vereinigt der Einklang gemeinſamen Strebens. Der Staatsmann und der Held wetteifern in unſterblichen

Thaten, vom Dichter durch unſterbliche Geſänge verklärt und vom Geſchichtſchreiber der ſtaunenden Nachwelt erhalten. Des Malers Gebilde blühen wie ſein Zeitalter, und die beſeelten Monumente lebloſer Baukunſt verkünden als bleibende Wunder dem ſpäten Enkel den Geiſt ihrer Zeitgenoſſen.

Leider aber gleichen ſolche Perioden im Leben der Menſchen, ſo wie der Völker und Staaten, in Hinſicht auf ihre kurze Dauer den Silberblicken des chemiſchen Scheidungsprozeſſes, da das edle Metall durch flüchtig aufleuchtende Glorie ſeine Trennung von den Schlacken verkündet! Der hellſehende Geiſt wird grübelnde Speculation, die ſchaffende Kraft eine prüfende, die ſchöne Darſtellung Verkünſtelung, der Verſtand Klügelei. Habſucht und Verſchwendung treiben das Spiel der tollſten Kontraſte, gleich zwei Unſinnigen. Vergnügungs- und Zerſtreuungsſucht ſchwelgen mit erbärmlicher Gehaltloſigkeit. Luxus und Eitelkeit raſen wie Betrunkene in wildem Taumel. Die Liebe zergeht in Liebelei, und Empfindelei tödtet die moraliſche Kraft, während Ueppigkeit jene des Körpers vergiftet und zerſtört. Kein Sinn für das Schöne und Große, kein ſeligmachender Glaube an das Heilige! Der Kern des Lebens iſt morſch. Völker und Staaten ergreift ein moraliſch politiſches Faulfieber; allgemeine Stumpfheit ruft die Verweſung herbei; Laſter und Verbrechen werden die Todtengräber entarteter Nationen und Reiche, die ſich gleich dem einzelnen Menſchen durch ihr Thun und Laſſen ihr eigenes Schickſal bereiten. Da bewährt ſich denn Schiller's Spruch: „Die Weltgeſchichte iſt das Weltgericht!" — Wie die Saat, ſo die Ernte! Iſt der höchſte Punkt überſchritten, ſo ergießt ſich die Sündflut des Verderbens unaufhaltſam. Das Zuviel iſt der Keim, aus dem der Giftbaum des Unheils rieſenhoch aufſproßt! Hat ein ſolches National-Leichenfeld endlich lange Reihen von Jahren, ohne edle Menſchen und Thaten, ohne Glück und Ehre gemordet, dann läßt die ewige Vorſicht den Staub ſich wieder beleben. Friſche Kräfte entwickeln ſich, und aus der Aſche geht ein moraliſcher Phönix, eine neue Generation hervor.

## I.

# Die alten Hebräer.

### Moſes Rettung.

Die Familie Jakob's zählte, als ſie nach Egypten kam, nicht über ſiebzig Seelen, wuchs aber während ihres ungefähr vierhundertjährigen Aufenthaltes in dieſem Lande an zwei Millionen, worunter ſich ſechsmal hundert tauſend ſtreitbare Männer befanden.

Eine ſolche fremde Menſchenmaſſe erweckte die Beſorgniſſe der egyptiſchen Pharaone um ſo mehr, als die Israeliten durch nomadiſche Lebensweiſe, Sitten und Gebräuche, ja ſelbſt durch die Sprache ſich von den Eingebornen des Landes trennten, und in der ihnen angewieſenen Provinz lebend, gleichſam einen Staat im Staate bildeten.

Um der Gefahr, welche dem Reiche daher zu drohen ſchien, frühzeitig vorzubeugen, bediente ſich die egyptiſche Politik zweier gewaltſamer Mittel: Unterdrückung und Verminderung der Menſchenmaſſe. Man zwang die Israeliten, ihnen eigene Frohnvögte verſetzend, zu den härteſten öffentlichen Sklavendienſten auf dem Felde und in den Ziegelhütten. Aber das Mittel hatte nicht die gehoffte Wirkung. Ungeachtet der grauſamen Behandlung vermehrte ſich die Zahl der Israeliten. Dieſe Vermehrung hatte überdies noch die traurige Folge, daß die Israeliten in der ihnen als Wohnplatz ausſchließend angewieſenen Provinz immer gedrängter zuſammen wohnen mußten, wodurch eine ſeuchenartig anſteckende Krankheit entſtand. Waren ſie den Egyptern bisher nur ein Gegenſtand des Haſſes geweſen, ſo wurden ſie nun ſogar verabſcheut. So vereinigten ſich denn ſchwere Arbeit, ſchlechte Nahrung, fortwährende Mißhandlung und erniedrigende Verachtung zu dem nachtheiligſten Einfluſſe auf die Charakter-Verſchlimmerung der verhaßten Fremdlinge. Endlich wurde auch das zweite, noch ſchrecklichere Mittel ergriffen. Egyptiſche Hebammen erhielten den Befehl, die neugebornen Söhne der Israeliten ſogleich zu tödten. Ward dieſes Gebot entweder nicht pünktlich genug erfüllt, oder fand man es zu langſam wirkend? Vermuthlich Beides: denn es wurden öffentliche Mörder beſtellt, welche in die Wohnungen der Israeliten drangen, um die neugebornen Knaben zu ermorden. Unter den bedauerungswürdigen Eltern, welche vor dem gräßlichen Befehle ſtündlich bebten, befand ſich Amram und ſein Weib Jochebed, Beide vom Stamme Levi. Konnten ſie auch mit ruhigerem Herzen auf ihre zwei ſchon erwachſenen Kinder: den Knaben Aaron und ſeine Schweſter Mirjam, blicken, ſo mußten ſie doch um ſo mehr bekümmert ſein, um den neugebornen Sohn Moſes *).

---

*) Um das Jahr 1600 vor Chriſto.

Jechebed, nachdem es ihr gelungen war, das Kind drei Monate hindurch vor allen Nachſtellungen zu verbergen, ſah endlich die Gefahr mit jeder Stunde näher herandringen. Nachdem ſie alle Mittel erſchöpft hatte, die ihr zur Verheimlichung und Rettung des kleinen Moſes zu Gebot ſtanden, ergriff ſie endlich das Äußerſte.

Die Mutterliebe gab ihr die Liſt ein, um dieſes einzige Mittel zu des Knaben möglicher Rettung zu verſuchen. Sie flocht aus der ſchilfartigen, wohlriechenden Papiruspflanze einen Korb, verwahrte ihn mit Pech gegen das Eindringen des Waſſers, legte den kleinen Moſes hinein, und ſetzte ihn an das Ufer des Fluſſes an die Stelle, wo die holde Königstochter Thermutis Abends zu baden pflegte:

Es neigt ſich und beugt ſich das flüſternde ſchwankende Rohr,
Und wallet liebkoſend und kühlend am Körbchen empor.
Sanft ruht im ſüßen Schlummer
Der Knabe, die Augen geſchloſſen;
Die Wängelein, von Roſenlicht umfloſſen,
Sie zeigen keine Spur vom Kummer,
Wo eine Thräne je herabgefloſſen;
Doch um ſo reicher ergießt ſich wie brennende Glut
Von der Wange der Mutter die Thränenflut.
Mit ihren tauſend Schmerzen und Sorgen
Hält ſie ſich im nahen Gebüſche verborgen,
Und ſtarret und bebt und ſpricht:
„Hier unter Gottes Himmelslicht
„Hab' ich, mein Kind, dich hergeſtellt.
„Wie ſeine Abendröthe dich erhellt,

„So wird auch ſeine Macht
„Dich ſchützen vor der Todesnacht.
„O Herr des Himmels und der Erde,
„Den Segen, den du Israel verheißen,
„Verſag' ihn auch dem Knäblein nicht!
„Was Vater und Mutter nicht können gewähren,
„Das wolle in Vaterhuld Du ihm beſcheren!“ —
Die Hände gefalten
Zum Himmel emporgehalten,
Steht marmorbleich
Und thränenmild
Das flehende Mutterbild,
Und horcht und lauſcht und ſpäht
Nach jedem Lüftchen, das da weht.

---

Und ſieh'! Im Abendſcheine wallt
Heran eine Frauengeſtalt,
Fröhlich und lieblich und hold;
Hellſchimmernd ſtrahlt
In der Abendſonne Gold —
Das königliche Prachtgewand;
Sie ſelber faſt zu nennen war
Eine Sonne in der Geſpielinnen Schaar.
Ihr friſches Falkenaug' erſpäht
Sogleich den Korb am Uferrand,
Und leicht mit eilenden Schritten geht
Sie voraus mit deutender Lilienhand;
Und wie ſie vom Korbe löſet das Band,
Erblickt ſie von Blättern und Blumen umwallt,
Auf weichem Bette

Der Menſchenknoſpe Huldgeſtalt,
Und glüht mit dem Abendroth in die Wette,
Da nun das Kind die Ärmchen regt,
Und lächelnd auf die Augen ſchlägt,
In denen der Unſchuld Himmelslicht
So mächtig, wie keine Sprache der Erde ſpricht;
Und Pharao's Tochter, Thermutis, weich geſinnt,
Nimmt aus der Korbes Blumenſchooß das Kind
Mit freudigem Staunen hervor;
Sie kußt und hebt es zum Himmel empor;
Die Mutter ſinkt in ſchweigendem Entzücken
Auf ihre Knie und weint mit betenden Blicken,
Dann hebt ſie ſich empor
Und tritt hervor
Zur Königstochter, um es zu wagen,
Zur Amme des Findlings ſich anzutragen.
So wird die Wahrheit ſelbſt zur Lügnerin
Und Liebe muß des Eigennutzes Maske tragen.
„Wollt Ihr, (ſpricht ſie) Gebieterin,
„Den lieben Kleinen mir vertrauen,
„Sollt Ihr durch treue Pflege ihn
„Nach Eurem Wunſch gedeihen ſchauen.
„Groß zog ich manches Kindlein ſchon,
„Und viel Erfahrung ward mir eigen;
„Ich will ſo viele Sorgfalt zeigen,
„Daß Ihr mir ſpendet reichen Lohn.“ —
Die Königstochter hört mit Wohlgefallen
Das Weib, ſchön, reinlich, kluggeſinnt,
Und läßt zur Pflege ihr das Kind,
Das leiſen Dank ihr ſcheint zu lallen,
Und küßt es nochmal voll Erbarmen
Und ſpricht zur Israelitin ſanft gerührt:

„Gleich eignem Kinde pflege Du den Armen!
„In deine Hütte nimm ihn mit!
„Es ſei Egypter oder Israelit,
„Des Waiſen Mutter bin ich nun;
„In meinem Schutze ſoll er ſicher ruhn!" —

Jochebed, die Freudige, faſſet ſich kaum;
Sie küſſet des wallenden Kleides Saum,
Sie drängt nur mit Mühe die Thränen zurück,
Sie birgt nur mit Mühe ihr Glück,
Sie hält nur mit Mühe im zitternden Arme das Kind,
Und ſchreitet nach ihrer Hütte geſchwind;
Und wie ſie erreicht hat das niedere Haus,
Da bricht ſie in Jubel und Thränen aus:
„Du haſt ihn, o Gott!
„Errettet vom Tod,
„Errettet von irdiſchem Kummer und Leid —
„Allmächtiger, Dir ſei ſein Leben geweiht!" —

## Die egyptiſchen Myſterien. Moſis Flucht in die Wüſte. Aaron. Die egyptiſchen Zauberer. Moſis Wunderwerke. Rettung der Israeliten.

Die edle Thermutis gab dem Findlinge den Namen Moſes, welcher einen „aus dem Waſſer Geretteten bezeichnet *), und nahm ihn, als er zum ſchönen geiſtvollen Kna-

---

*) Nach egyptiſchen Worten: Moi: Waſſer, und ſi: bewahren, erhalten.

den heranwuchs, an Kindesſtatt und an den Hof ihres Vaters. Dadurch wurde Moſes nicht nur ein Mitglied der königlichen Familie, ſondern auch des Prieſterſtandes, zu dem jeder Pharao gehörte. Dieſer Stand, in Egypten der erſte des Reiches, befand ſich im ausſchließenden Beſitze aller Wiſſenſchaft und Kunſt, die er als Geheimniß ſtreng verwahrte.

So genoß Moſes nun den großen Vortheil, daß er in die prieſterlichen Myſterien eingeweiht wurde, welche, verhüllt dem Auge der Profanen, die geſammten Reſultate der Geiſtesbildung und Einſicht der Zeit enthielten. Und ſo erwarb ſich ſchon des Jünglings raſtloſer Feuergeiſt im Heiligthum egyptiſcher Weisheit tiefe Kenntniſſe umfaſſender Naturkunde, und einer mit Sicherheit geſtaltenden und leitenden Regierungskunſt. Aber weder die glücklichſten Verhältniſſe, noch aller Reiz der Geiſtesgenüſſe, noch aller Glanz am Hofe des mächtigen Pharao war vermögend, ihn das Elend und die Schmach ſeines Volkes vergeſſen zu machen. Als er eines Tages Augenzeuge ſein mußte von einer Mißhandlung, welche ein egyptiſcher Frohnvogt ſich gegen einen Israeliten erlaubte, riß der gerechte Zorn ihn dahin, den Übermuth des Frevlers mit dem Tode zu beſtrafen. Der Pharao wüthete; Moſes verbannte ſich ſelbſt. Ein Mann von vierzig Jahren, verließ er den Hof und ſeine Pracht, verließ er alle Schätze und Lebensgenüſſe, die ihm entgegen ſchwellen, verließ er das üppige Land, in dem er nichts als die große Marterkammer ſeiner Brüder erblickte, und zog, arm und einſam wie am Tage, da ſeine Mutter ihn an das Ufer des Nil ſetzte, in die arabiſche Wüſte.

Hier fand er bei Jethro, dem Prieſterfürſten der Medianiter, freundliche Aufnahme, und der Königsſohn hütete die Herden des Arabers. Aber eben hier, umgeben von Wüſten, Felsgebirgen und Sonnenglut erreichte Moſis Geiſt den höchſten Grad der Reife, immer tiefer verſinkend in den Reichthum ſeiner ſelbſt, und die aufgeregte Phantaſie malte ihm mit den glühendſten Farben das Elend ſeines Volkes. Im Schooße der Einſamkeit und unter den Schrecken ſchauerlich erhabener Naturſcenen, faßte Moſes, ſeine große Seele mit dem Höchſten befreundend, die erſte Idee jenes großen Unternehmens, welches er ſo lange in ſeinem Innern trug und endlich ſo herrlich ausführte. Und hatte er ehemals in den Myſterien der egyptiſchen Prieſter die Geheimniſſe der Natur kennen gelernt, ſo lernte er nun den Herrn der Natur in ſeiner reinſten Weſenheit erkennen.

Hier in der Wüſte, ſeine Herden am Berge Horeb weidend, erſpähte Moſis Geiſt, in die Anſchauung des Höchſten verſunken, die unmittelbare Gegenwart Gottes.

Dem beſchränkten Menſchen däucht ſo oft das, was er nicht zu erklären vermag, ein Wunder, und er findet ſich geneigt, dasjenige, was er ſich nicht als wirklich denken kann, für unmöglich zu halten. Dem Moſes aber ward hier das Wunder ſelbſt zur erkannten Wahrheit; das Feuer, das wohlthätigſte unter den Elementen, und allgegenwärtig in der Natur, wie ihr Schöpfer ſelbſt, durch Licht und belebende Wärme, zeigte ihm die verſinnlichte Gegenwart Got-

Der Menſchenknoſpe Huldgeſtalt,
Und glüht mit dem Abendroth in die Wette,
Da nun das Kind die Ärmchen regt,
Und lächelnd auf die Augen ſchlägt,
In denen der Unſchuld Himmelslicht
So mächtig, wie keine Sprache der Erde ſpricht;
Und Pharao's Tochter, Thermutis, weich geſinnt,
Nimmt aus der Korbes Blumenſchooß das Kind
Mit freudigem Staunen hervor;
Sie küßt und hebt es zum Himmel empor;
Die Mutter ſinkt in ſchweigendem Entzücken
Auf ihre Knie und weint mit betenden Blicken,
Dann hebt ſie ſich empor
Und tritt hervor
Zur Königstochter, um es zu wagen,
Zur Amme des Findlings ſich anzutragen.
So wird die Wahrheit ſelbſt zur Lügnerin
Und Liebe muß des Eigennutzes Maske tragen.
„Wollt Ihr, (ſpricht ſie) Gebieterin,
„Den lieben Kleinen mir vertrauen,
„Sollt Ihr durch treue Pflege ihn
„Nach Eurem Wunſch gedeihen ſchauen.
„Groß zog ich manches Kindlein ſchon,
„Und viel Erfahrung ward mir eigen;
„Ich will ſo viele Sorgfalt zeigen,
„Daß Ihr mir ſpendet reichen Lohn.“ —
Die Königstochter hört mit Wohlgefallen
Das Weib, ſchön, reinlich, kluggeſinnt,
Und läßt zur Pflege ihr das Kind,
Das leiſen Dank ihr ſcheint zu lallen,
Und küßt es nochmal voll Erbarmen
Und ſpricht zur Israelitin ſanft gerührt:

„Gleich eignem Kinde pflege Du den Armen!
„In deine Hütte nimm ihn mit!
„Es ſei Egypter oder Israelit,
„Des Waiſen Mutter bin ich nun;
„In meinem Schutze ſoll er ſicher ruhn!“ —

Jochebed, die Freudige, faſſet ſich kaum;
Sie küſſet des wallenden Kleides Saum,
Sie drängt nur mit Mühe die Thränen zurück,
Sie birgt nur mit Mühe ihr Glück,
Sie hält nur mit Mühe im zitternden Arme das Kind,
Und ſchreitet nach ihrer Hütte geſchwind;
Und wie ſie erreicht hat das niedere Haus,
Da bricht ſie in Jubel und Thränen aus:
„Du haſt ihn, o Gott!
„Errettet vom Tod,
„Errettet von irdiſchem Kummer und Leid —
„Allmächtiger, Dir ſei ſein Leben geweiht!“ —

## Die egyptiſchen Myſterien. Moſis Flucht in die Wüſte. Aaron. Die egyptiſchen Zauberer. Moſis Wunderwerke. Rettung der Israeliten.

Die edle Thermutis gab dem Findlinge den Namen Moſes, welcher einen aus dem Waſſer Geretteten bezeichnet *), und nahm ihn, als er zum ſchönen geiſtvollen Kna-

---

*) Nach egyptiſchen Worten: Moi: Waſſer, und ſi: bewahren, erhalten.

ben heranwuchs, an Kindesſtatt und an den Hof ihres Vaters. Dadurch wurde Moſes nicht nur ein Mitglied der königlichen Familie, ſondern auch des Prieſterſtandes, zu dem jeder Pharao gehörte. Dieſer Stand, in Egypten der erſte des Reiches, befand ſich im ausſchließenden Beſitze aller Wiſſenſchaft und Kunſt, die er als Geheimniß ſtreng verwahrte.

So genoß Moſes nun den großen Vortheil, daß er in die prieſterlichen Myſterien eingeweiht wurde, welche, verhüllt dem Auge der Profanen, die geſammten Reſultate der Geiſtesbildung und Einſicht der Zeit enthielten. Und ſo erwarb ſich ſchon des Jünglings raſtloſer Feuergeiſt im Heiligthum egyptiſcher Weisheit tiefe Kenntniſſe umfaſſender Naturkunde, und einer mit Sicherheit geſtaltenden und leitenden Regierungskunſt. Aber weder die glücklichſten Verhältniſſe, noch aller Reiz der Geiſtesgenüſſe, noch aller Glanz am Hofe des mächtigen Pharao war vermögend, ihn das Elend und die Schmach ſeines Volkes vergeſſen zu machen. Als er eines Tages Augenzeuge ſein mußte von einer Mißhandlung, welche ein egyptiſcher Frohnvogt ſich gegen einen Israeliten erlaubte, riß der gerechte Zorn ihn dahin, den Übermuth des Frevlers mit dem Tode zu beſtrafen. Der Pharao wüthete; Moſes verbannte ſich ſelbſt. Ein Mann von vierzig Jahren, verließ er den Hof und ſeine Pracht, verließ er alle Schätze und Lebensgenüſſe, die ihm entgegen ſchwellen, verließ er das üppige Land, in dem er nichts als die große Marterkammer ſeiner Brüder erblickte, und zog, arm und einſam wie am Tage, da ſeine Mutter ihn an das Ufer des Nil ſetzte, in die arabiſche Wüſte.

Hier fand er bei Jethro, dem Prieſterfürſten der Medianiter, freundliche Aufnahme, und der Königsſohn hütete die Herden des Arabers. Aber eben hier, umgeben von Wüſten, Felsgebirgen und Sonnenglut erreichte Moſis Geiſt den höchſten Grad der Reife, immer tiefer verſinkend in den Reichthum ſeiner ſelbſt, und die aufgeregte Phantaſie malte ihm mit den glühendſten Farben das Elend ſeines Volkes. Im Schooße der Einſamkeit und unter den Schrecken ſchauerlich erhabener Naturſcenen, faßte Moſes, ſeine große Seele mit dem Höchſten befreundend, die erſte Idee jenes großen Unternehmens, welches er ſo lange in ſeinem Innern trug und endlich ſo herrlich ausführte. Und hatte er ehemals in den Myſterien der egyptiſchen Prieſter die Geheimniſſe der Natur kennen gelernt, ſo lernte er nun den Herrn der Natur in ſeiner reinſten Weſenheit erkennen.

Hier in der Wüſte, ſeine Herden am Berge Horeb weidend, erſpähte Moſis Geiſt, in die Anſchauung des Höchſten verſunken, die unmittelbare Gegenwart Gottes.

Dem beſchränkten Menſchen däucht ſo oft das, was er nicht zu erklären vermag, ein Wunder, und er findet ſich geneigt, dasjenige, was er ſich nicht als wirklich denken kann, für unmöglich zu halten. Dem Moſes aber ward hier das Wunder ſelbſt zur erkannten Wahrheit; das Feuer, das wohlthätigſte unter den Elementen, und allgegenwärtig in der Natur, wie ihr Schöpfer ſelbſt, durch Licht und belebende Wärme, zeigte ihm die verſinnlichte Gegenwart Gottes im brennenden Dornbuſche, der in hellen Flammen ſtan ohne daß ein Blatt verſehrt ward, ſo wie Alles, was in Gottes Licht lebt, nie untergehen kann, da Er ſelb der Urquell des von ihm ausſtrömenden Lichtes iſt.

Hier vernahm Moſes, der Entzückte, die Stimm des Ewigen, und erhielt den großen Ruf, der Retter ſe nes Volkes und der Herold des Ewigen zu werden. Au gerüſtet mit Wunderkräften, als verbürgendem Siegel ſe ner hohen Sendung, und beſeelt vom erhabenſten Muth durch alle Gefahren und Hinderniſſe ſeinem Ziele entgege zu ſchreiten, zog Moſes, nach einem vierzigjährigen Au enthalte bei Jethro, im Alter von achtzig Jahren nac Egypten, um zu vollbringen, was Gott und ſein Herz ihn geboten: Israels Kinder in das Land zu führen, wo di Gebeine ihrer Väter ruhten, wo die Ströme Gottes rauſch ten, wo die Berge Gottes ſich majeſtätiſch erhoben, un der Segen wie Thau vom Himmel troff. Auf dem Weg der Wanderung trat dem Moſes ſein Bruder Aaron entge gen, wie von demſelben Geiſte Gottes getrieben, beredte als Moſes, aber ohne deſſen Seelenhoheit. Sie gingen mit einander zu den Israeliten. Aber hier ſtellte ſich dem Ret ter ſchon das erſte Hinderniß entgegen: ein entartetes Volk welches er in einem Zuſtande der Verwilderung traf.

Die Brüder verſammelten zuerſt die Älteſten des Vol kes. Aaron, der Beredſame, trug die Urſache ihres Kom mens vor, des Bruders göttliche Sendung; aber die muth loſen, erdrückten Gemüther, keiner Begeiſterung und keine Erhebung fähig, vermochten es nicht, den großen Gedan ken zu faſſen. Da wirkte Moſes zuerſt auf ihre Sinne, um die Erſchlafften durch ein, in die Augen fallendes Zeichen der ihm von Gott verliehenen Kraft aus ihrer Erſtarrung aufzuſchrecken. Er warf ſeinen Stab zur Erde; der Stab wurde zur Schlange. Er ſtreckte die Hand aus; die ergriffene Schlange ward wieder zum Stabe. Die Menge ſtaunte, bebte, glaubte, betete des Unſichtbaren ſichtbar gewordene Macht an. Nun ſtellten ſich die Brüder vor den Pharao; dieſer, ihrer Wunderzeichen ſpottend, ließ ſeine Zauberer kommen, um jene durch ihre Zauberkünſte nachahmend wo nicht überbietend, zu beſchämen. Den egyptiſchen Meiſtern gelang wohl manches Blendwerk; endlich aber mußten ſie weichen, und die höhere Kraft des gottgeſendeten, nur für das Gute wirkenden Mannes erkennen. Dennoch ſpottete des zürnenden Pharao beleidigter Stolz, und er ließ den Israeliten noch härtere Arbeit bei noch härterer Behandlung aufjochen.

Moſes ſprach zu dem Grauſamen: „Auch gegen deinen Willen ſollſt du den Herrn der Natur in ſeinen Erſcheinungen erkennen, ſollſt Wunder ſchauen, welche die äffende Weisheit deiner Zauberer nicht nachzubilden vermag, der Macht göttlicher Sendung!“ —

Er ſpricht's und ſchwingt den Schlangenſtab,
Und ſenkt ihn auf den Nil hinab,
Und ſieh! es wandelt ſich die Flut
In glühend rothes Blut;
Das wälzt ſich wogend und hell leuchtend hin,
Daß, angeſtrahlt vom Widerſchein,

Der König und ſein Land erglühn.
Ihm ſtrömt ein Schauder hin
Durch Mark und Bein;
Er bebt, doch beugt kein Gott den ſtarren Sinn!

Vergebens drang Moſes in den Unbeugſamen, den Israeliten freien Abzug zu geſtatten, nach dem Willen Gottes. So gerne auch der Pharao ſich der Fremdlinge im Lande entledigt hätte, ſo beleidigte es doch ſeinen Hochmuth, einen Herrn über ſich zu erkennen, dem er gehorchen ſollte. Überhaupt glaube ich, müſſe das ganze Verfahren des Pharao mehr für die Wirkung von fühlloſem Egoismus des Stolzes, als von religiöſem Unglauben erklärt werden, indem die Pharaone immer zum Prieſterſtande gehörten, in deſſen Myſterien, nach ſehr wahrſcheinlichen Vermuthungen, die Lehre von der Einheit Gottes und von der Unſterblichkeit der Seele, wie auch über Lohn und Strafe nach dieſem Leben, wenn auch nicht in ihrer ganzen Reinheit, wenigſtens doch mit dämmernder Ahnung vorgetragen wurde. Moſis Flehen ſchlug an taube Ohren, ſein Drohen an ein ſtolzes Marmorherz. Nun folgten erſchütternde Naturerſcheinungen dicht auf einander, den Starrſinn des Trotzenden zu erweichen. Gewimmel zahlloſer Inſekten erfüllte Land und Waſſer, gleich einem Heere böſer Geiſter. Pharao ſchaudert und verſpricht, das Volk Israel ziehen zu laſſen. Aber kaum iſt die letzte Spur der Landplage verſchwunden — und der Pharao widerruft, was er zugeſagt. Gift der Seuche erfüllt die Luft. Tauſend ſinken dahin, die Beute ſchwarzer Todesbeulen. Ein Gewitter, wie Egypten noch keines erlebte, tobt zerſtörend über das Land. Finſterniß raubt der Erde den Himmel. Finſterniß macht drei Tage zu Nächten. Der Pharao fährt fort zu verheißen, ſo lange das Entſetzen ihn mit Ungeheuerkrallen feſthält, aber er widerruft, ſobald Gefahr und Schrecken verſchwunden ſind. Erſt die zehnte der verheerenden Landplagen, das Hinſterben aller Erſtgeburt Egyptens in einer Mitternacht, bewegt das verſtockte Herz des Hochmüthigen, und er erkennt endlich die höhere Fügung, weicht einer höheren Macht, und befiehlt nun den Abzug der Israeliten, welchen er bisher verweigert hat.

Schon wallt der unüberſehbare Zug, Mann und Weib, Groß und Klein, aus Egypten. Am Ufer des rothen Meeres ziehen ſie hin nach dem ſteinigen Arabien. Mit ihnen ziehen die Leichen der Familienhäupter aller Stämme. Den Sarg Joſephs, auf einem prächtigen Wagen aufgebahrt, umgeben die bewachenden Stämme ſeiner Söhne Ephraim und Manaſſeh. Eine Wolkenſäule wandelt vor den Wanderern einher, wie ihre Wegweiſerin, am Tageslichte nächtlich dunkel, im Dunkel der Nacht feurig glühend: der verhüllten Gottheit ſichtbare Gegenwart!

So kamen ſie in ein Thal am rothen Meere, eingeſchloſſen zwiſchen zwei Gebirgen, vermuthlich in der Gegend der jetzigen Landenge von Suez. Hier ließ Moſes ſie zur Ruhe lagern. Kaum erfuhr der Pharao dies, als in ihm der Gedanke aufloderte, es biete ſich hier die beſte Gelegenheit, die ganze Volksmaſſe, die hier nicht entfliehen könne, auf einmal zu vertilgen. Und er ließ mit Blitzeseile hinfliegen ſeine ganze Kriegsmacht, der Meineidige ſelbſt an der Spitze der Würgluſtigen.

Die erſte Nachricht von dem verfolgenden Todesheere erfüllte die Israeliten mit betäubendem Schrecken. Aber Gott ſtärkte Moſis Geiſt, und Moſes entflammte im Gemüthe der Verzagten das Vertrauen zu dem Herrn, dem Retter der Bedrängten.

Schon raſſelten die Waffen der egyptiſchen Heerſchaaren am Eingange zum Thal am Meere. Tiefe Nacht ſank vom Himmel. Die leitende Wolkenſäule ſtellte ſich nun trennend zwiſchen die getrennten Maſſen, den Egyptern als ungeheure Nachtgeſtalt dunkeldrohend zugewendet, den Israeliten mit der feuerrothen Glanzſeite die Finſterniß erhellend.

Die Schatten der Nacht wichen der Dämmerung. Die Morgenröthe durchflog den Himmel wie ein Blick Gottes. Moſes gebot den Seinigen aufzubrechen, Gebirge und Wüſten hemmten jeden Ausweg; vor ihnen wogte das Meer mit ſeinen brauſenden Fluten über Untiefen dahin. Moſes, den günſtigen Augenblick ergreifend, ſtreckte, Allen ſichtbar, den befehlenden Stab aus, nach dem Meere gewendet. Die Fluten wichen zurück; ein heißer Wind trocknete des Meeres ſchlammigen Grund, und auf den ebenen Wegen der leuchtenden Wogenhalle zog das Volk Israel wie zwiſchen Kriſtallwänden dahin.

Jetzt ſtürzte der Pharao hervor mit ſeinen Reitern und Kriegswägen, ſtürzte den Geretteten nach, mitten in des Meeres geöffneten Raum, mit dem Jubelgeſchrei der Mordluſt und des Siegestaumels. Aber gegen Morgen brachen

Bliß und Donner aus den Todesgewolken hervor. Brauſend ſtürzten die Berge heraneilender Fluten, und mit den Fluten der Schrecken, über Reiter und Wagen. Das Jubelgeſchrei verſtummte. Glatter Waſſerſpiegel deckte das geſchloſſene Grab der Verſunkenen im Abgrunde. Am entgegengeſezten Ufer erſchien Moſis erhabene Geſtalt. Vor den langen Reihen der Geretteten ſtehend, hob er die Arme gegen Himmel, und während die Morgenſonne über den Häuptern der Anbetenden aufging, ertönte des Begeiſterten Lobgeſang.

## Der Zug durch die arabiſche Wüſte. Volks-Entartung. Lager der Israeliten.

So hatte Moſes nun das große Werk vollbracht, und ſein Volk aus egyptiſcher Sklaverei gerettet. Aber eben dieſes gerettete Volk wurde ihm bald gefährlicher als der Feind, von deſſen Tyrannei er es befreiet hatte, und erſchwerte ihm ſelbſt die Erreichung des ſchönen Zieles.

Es gehörte fürwahr ein gottbeſeelter Geiſt dazu, um nicht an ſich ſelbſt irre zu werden, und das herrliche Beginnen unvollendet aufzugeben. Aber Moſes beharrte muthig und feſt auf dem, vom Herrn ihm geoffenbarten Berufe, wohl bedenkend, er gehöre nicht mehr ſich ſelbſt an, ſondern müſſe handeln, als ein Werkzeug, welches der Ewige ſich erkoren zur Ausführung ſeiner Beſchlüſſe. Und ſo muß auch Jeder handeln, der Großes vollbringen will; er ſieht nur das Ziel, dem er entgegen geht; er fühlt nur die Macht des Geiſtes, der ihn treibt.

Und ſo ergaben ſich denn auch in demjenigen, was Moſes, der Gottbegeiſterte, ferner that, Wunder auf Wunder, die uns noch mehr ergreifen, wenn wir ſie, ohne den Schmuck poetiſcher Ausmalung, in ihren einfachen großartigen Zügen beſchauen:

Die Israeliten, dem Meeresſchooße unverſehrt entſtiegen, nimmt eine ungeheure Wüſte auf. Hunderttauſende ſchmachten. Sie nennen ihr früheres Elend in Egypten einen glücklichen Zuſtand in Vergleichung mit ihrer jetzigen Lage. Moſes verweist die Murrenden zu unbedingtem Vertrauen auf Gott. „Schon der nächſte Morgen mag euch, (ſo ſpricht er zu den Kleinmüthigen), die Herrlichkeit des Allmächtigen in neuem Glanze zeigen!“ — Der Morgen leuchtet — und ſieh! den Dorngeſträuchen muß nährender Saft entquellen, und die Sandwüſte mit getrockneten, wohlſchmeckenden Körnern weißſchimmernd überdecken. Den Erquickten wird ihr Labſal ein Himmelsbrot, und ſie nennen es Manna, weil es ihnen wie ein fertig zubereitetes Gericht vom Himmel fiel *).

---

*) Man oder Manna heißt jetzt ein getrockneter klebriger, honigſüßer Saft, der mehreren Gewächſen im Oriente entquillt, auch einigen Gattungen der Eſche in Calabrien und Sicilien und im ſüdlichen Deutſchland.

Die Neubelebten zogen freudig weiter. In einem Theile der Wüſte befiel ſie Waſſermangel. Moſes verwies die Murrenden abermal zu unbedingtem Vertrauen auf Gott. Und ſieh! Der harte Fels öffnet ſich, und verſpringende Quellen tränken die lechzende Menge.

O Menſchenherz! ſei dem dürftigen Bruder nicht grauſamer, als die Wüſte, nicht härter, als der Fels, und öffne dich, vom heiligen Zauberſtabe des Mitleids berührt, mit allen Quellen des Lebens, und mit dem Himmelsbrote der Liebe!

Bisher hatten die Iſraeliten mit den Elementen zu kämpfen; nun trafen ſie auch mit feindlichen Völkern zuſammen. Moſes, nicht nur oberſter Prieſter und Geſetzgeber ſeiner Nation, ſondern auch ihr Feldherr, leitete die Schlachten, und ordnete auch die Einrichtung des Lagers, daher jene Form, welche er demſelben gab, auch das Vorbild für ſeine Nachfolger blieb.

Wir treten nun in das iſraelitiſche Lager, die Wohnung von mehr als ſechsmal hunderttauſend ſtreitbaren Männern. Das längliche Viereck, welches uns in der Mitte desſelben entgegen ſchimmert, iſt das Heiligthum der Stiftshütte, worin die Bundeslade verwahrt wird.

Zunächſt der Stiftshütte erblicken wir das Gezelt Moſis und Aaron's. Rings um ihre vier Seiten iſt der Stamm Levi gelagert, welcher den Gottesdienſt verwaltet. Die andern zwölf Stämme bewohnen gleichſam vier neben einander ſtehende große Lager. Im erſten nimmt der Stamm Juda den Ehrenplatz ein; er zählt **74,600** Köpfe. Ihm zur Seite zeigt der Stamm Iſſachar **54,400**, und der Stamm Zebulon **57,400** Streiter.

An der Spitze der zweiten Lagerabtheilung erſcheint der Stamm Ruben mit **46,500** Kämpfern, Simeon mit **59,300** und Gad mit **45,600**; in der dritten der Stamm Ephraim mit **40,500**, Manaſſeh mit **32,200** und Benjamin mit **35,400**; in der vierten endlich der Stamm Dan mit **62,700**, Aſſer mit **41,500** und Naphthali mit **53,400** alſo ein Heer von **603,500** kampfrüſtigen Männern! Hochaufragend flattern über den Gezelten die vier Hauptfahnen mit ihren Sinnbildern: die Fahne Juda mit dem Löwen, die Fahne Ruben mit der Geſtalt eines Menſchen, die Fahne Ephraim mit dem Stier, die Fahne Dan mit dem Adler.

In jenem abgeſonderten Theile des Lagerraumes befinden ſich die Kranken und diejenigen, welche ſich durch Berührung todter Körper verunreinigt haben.

Horch! Zwei ſilberne Trompeten ertönen durch das Lager. Das erſte Zeichen gebietet den Aufbruch. Wie regt und bewegt ſich Alles! Der Stamm Levi trägt die Bundeshütte ab, und ladet ſie auf Wägen. Jeder Stamm macht ſich marſchfertig.

Das zweite Zeichen erſchallt. Die Krieger verſammeln ſich bei ihren Fahnen. Kranke, Weiber und Kinder bilden den Nachzug. Der Stamm Juda beginnt den Zug mit Iſſachar und Zebulon; ihm folgt Ruben mit den zugeſellten Stämmen Simeon und Gad.

Das dritte Zeichen tönt. Die Bundeslade wird erheten, von den Leviten getragen, und begleitet von den Stämmen Ephraim, Manaſſeh und Benjamin. Den Zug ſchließen die Stämme Dan, Aſſer und Naphthali, als Bedeckung der Kranken und Schwachen.

## Joſua. Erſcheinung auf dem Sinai.

Nun wurden die Israeliten unvermuthet von den Amalekiten, einem der mächtigſten Völker jener Zeit, überfallen. Sie eilten herbei, jenen den Weg nach dem gelobten Lande abzuſchneiden. Moſes ſandte ihnen den Joſua, einen tapfern und geiſtesſtarken Jüngling, mit einer Heerſchaar entgegen. Er ſelbſt beſtieg, als das Treffen begann, eine Anhöhe, auf welcher die Kämpfenden ihn knieend, und mit emporgeſtreckten Armen um das Glück ihrer Waffen zu Gott betend, erblickten. Die Israeliten erfochten einen glänzenden Sieg, welchen Moſes durch einen, auf derſelben Stelle errichteten Altar dem Andenken der Nachwelt bezeichnete.

Dies geſchah im dritten Monate nach dem Zuge aus Egypten. Moſes ernannte nun aus den Älteſten ſeines Volkes Richter, welche, unter ſeiner Oberleitung, deſſen Angelegenheiten ſchlichteten, zog dann nach der Wüſte Sinai, und lagerte ſich am gleichnamigen Berge.

In dem, was ſich hier ergab, zeigt ſich neuerdings ein mächtiger Beweis, daß ſich der Faden, welcher uns durch das ſcheinbare Labyrinth der göttlichen Verſehung leitet, in keiner andern Völkergeſchichte ſo deutlich erkennen läßt, wie in jener der Israeliten. Hatte ſich Gott bis jetzt als den allmächtigen Herrn der Natur zu erkennen gegeben, in deſſen Hand Wohl und Weh und Leben und Tod liegt, ſo mußten die Ihn mit Ehrfurcht Anbetenden nun auch das Gute und Böſe erkennen, und jenes üben, dieſes meiden lernen.

Es gewährt auch fürwahr bei ſo manchem Unrechte, bei ſo mancher Frevelthat, die wir ſich ereignen ſehen, einen nicht geringen Troſt, wenn wir bedenken, daß ſie größtentheils nicht aus böſem Willen, nicht aus eigentlicher Frevelgier, ſondern aus Unkenntniß deſſen, was gut oder böſe, und aus Selbſttäuſchung verübt werden. Wie gerne denken wir dann. „Herr verzeihe ihnen, denn ſie wiſſen nicht, was ſie thun!“ — Und ſo geſchieht es, daß der Verbrecher, obſchon ein Feind der Tugend, in ſeinem eigenen Gewiſſen ſeinen furchtbarſten Gegner findet und zum ſchlaueſten Sophiſten wird, um ſeine Sünde zu beſchönigen und die verhüllte Richterin zu betäuben. Er möchte Gott und ſeine Seele verläugnen, um nur ſein Verbrechen zu läugnen; er möchte keinen Gott kennen, er möchte ſeine Seele vernichtet wiſſen, um nur dem Vorwurfe der Schuld zu entgehen.

Moſes befahl nun den Israeliten nach dem Siege, ſich durch feierliches Vorbereiten zur Heiligung der Seele zu reinigen. Schon brach der dritte Morgen an. Schwarzes Gewölk bedeckte den Sinai. Blitze zuckten, Donner rollten. Der Berg dampfte, flammte, zitterte. Durch die Luft ſcholl Poſaunenten, dumpf, langſam verhallend. Tiefe Stille! Schweigend führte Moſes alles Volk, feſtlich geſchmückt, aus dem Lager. Am Fuße des Berges ſtanden die Bebenden. Da erſcholl ihnen die Stimme Gottes, die Lehre allumfaſſender Weisheit in der einfachſten Erhabenheit verkündend:

„Ich bin der Herr, dein Gott. Du ſollſt nur an Einen Gott glauben. Du ſollſt den Namen Gottes nicht eitel nennen. Du ſollſt den Sabbath heiligen. Du ſollſt Vater und Mutter ehren. Du ſollſt nicht tödten. Du ſollſt nicht Unkeuſches thun. Du ſollſt nicht ſtehlen. Du ſollſt nicht falſches Zeugniß geben. Du ſollſt nicht begehren deines Nächſten Weib. Du ſollſt nicht begehren deines Nächſten Gut“. —

So war die Feier der Menſchenheiligung vollbracht; ein ewiger Quell ſeligmachender Erkenntniß, aus dem Jahrtauſende ſchöpfen! —

## Götzendienſt. Strafgericht. Die Eroberung Canaan's.

Nach der Verkündigung jener zehn Gebote, welche die Elemente aller religiöſen, moraliſchen und politiſchen Geſetzgebung enthielten, übertrug Moſes ſeinem Bruder Aaron die Aufſicht über das Volk Israel. Er ſelbſt ging auf den wolkenumhüllten Gipfel des Berges Sinai, wo er vierzig Tage blieb.

Moſis ehrfurchtgebietende Gegenwart hatte die rohen Gemüther bisher im Zügel gehalten: in ſeiner Abweſenheit wagte ſich manche Untugend keck an das Tageslicht, und Aaron beſaß zu wenig Kraft und Anſehen, um den Verwegenen zu imponiren, die ſich erkühnten, die Abweſenheit des Gefürchteten dahin zu deuten, als ſei er — aus guten Gründen — verſchwunden, und das Volk Israel ſei nun ſein eigener Herr. Aber ſo wie ſie jetzt, das ihnen zum Heil auferlegte Joch abſchüttelnd, ihren großen Führer verläugneten, eben ſo wollten ſie auch ihren Gott verläugnen. Die Idee des Unſichtbaren überſtieg ihre Faſſungskraft, ſie verlangten Götzenbilder, die man vor ihnen hertrage. Aaron vermochte es nicht, dem ungeſtümen Andrange zu widerſtehen. Sogleich trugen ſie freudig alles Gold zuſammen, ſogar die Ohrringe der Weiber, um davon das Bildniß eines Kalbes zu geſtalten, nach dem Beiſpiele der Egypter, welche einen Gott Apis in Stiergeſtalt verehrten. Dem Götzen ward ein Altar errichtet, vor dem die Freudetrunkenen Brandopfer entflammten, Tänze und Gelage hielten. Nur der Stamm Levi bewahrte ſich rein von der Schuld des Götzendienſtes und alles aufrühreriſchen Tobens.

Nach vierzig Tagen ſtieg Moſes nun vom Berge herab, und brachte zwei ſteinerne Tafeln, worauf die Geſetze des Heils eingegraben waren. Da er ſich dem Lager näherte, ſcholl ihm ſtets lauter der lärmende Tumult der Götzendiener entgegen. Seine Seele ſchauderte ob dem Gräuel, indem er mit einem gemiſchten Gefühle von Zorn und Wehmuth die traurige Nothwendigkeit erkannte, er müſſe nun, ſo ſehr auch ſein Innerſtes dagegen ſich ſträubte, das ſtrengſte Beiſpiel eines ſchweren Strafgerichtes ergehen laſſen, um der wilden, ſtörrigen Menge das höchſte Entſetzen vor jedem neuen Verſuche einzuflößen, damit ſie es nicht mehr wage, in der kürzeſten Zeit zügellos zu zertrümmern, was er, nach des Ewigen Rathſchluſſe langſam, mühevoll und mit Aufopferung ſeiner ſelbſt gebaut hatte.

Er mußte ſich den Frevlern nun als der furchtbare Rächer der beleidigten Gottheit zeigen, der ſie auch mit Gewalt zu ihrem Heil zwingen könne. Zu Aaron ſprach er die zermalmenden Worte: „Was hat dir dieſes Volk gethan, daß du ihm eine ſolche Sünde begehen halfſt?" — Dann berief er die Männer vom Stamme Levi, die allein ſchuldlos geblieben, als Strafengel der Schuldigen, ließ ſie um ſich her treten, und befahl ihnen, umzugürten ihre Schwerter, und ohne Unterſchied Alle zu tödten, die ſie noch bei des abgöttiſchen Feſtes ſchwelgeriſchem Gelage treffen würden. Und ſie gingen hin, und vollzogen das Strafgericht. An dreitauſend fielen von ihren Schwertern. Da Moſes ſich indeſſen überzeugt hatte, wie ſehr das rohe Volk am Sinnlichen und in die Augen Fallenden hänge, beſchloß er, ihnen ein ſichtbares Zeichen des Unſichtbaren zu geben; er hoffte, ſie dadurch von abgöttiſchen Verirrungen für die Zukunft deſto ſicherer zurück zu halten. Er ließ die Stiftshütte, ein Gezelt von auserleſenen Stoffen und Farben, erbauen, und in dieſer die Bundeslade aufſtellen, beſtimmt zur Aufbewahrung der Geſetztafeln, und zur anſchaulichen Darſtellung des von Gott mit dem Volke Israel geſtifteten Bundes.

Aber weder jenes blutige Beiſpiel, noch dieſe weiſe Einrichtung waren hinreichend, den wilden Sinn der gährenden Maſſe mild und fügſam zu machen. Erſt nach wiederholten Scenen ungeſtümen Trotzes gelang es dem Moſes, die Wanderer aus Egypten bis an die Grenze Canaan's zu bringen, des Landes, wo ſie als ſelbſtſtändiges Volk das verheißene Reich gründen ſollten. Die Klugheit gebot nun dem Moſes, das vorliegende fremde Gebiet, ehe er in daſſelbe einrückte, durch Kundſchafter beſehen zu laſſen, um ſich zu überzeugen, welche Maßregeln er, mit Rückſicht auf die phyſiſche Beſchaffenheit und auf die politiſchen Verhältniſſe, zu nehmen habe. Er ſandte zu dieſem Behufe zehn Männer, mit ihnen den Joſua und Caleb, die ſein ganzes Vertrauen beſaßen. Sie kehrten nach vierzig Tagen zurück, aber mit den widerſprechendſten Nachrichten; denn während Joſua und Caleb die Fruchtbarkeit und Schönheit des Landes prieſen, ſchilderten die übrigen Zehn mit den grellſten Farben die Unmöglichkeit der Eroberung, und beſchrieben das Land als rauh, ungeſund, von wilden Rieſen bewohnt, und durch die ſtarken Mauern feſter Städte jedem Angriffe trotzend.

Das feige Volk, der grauenhaften Schilderung mehr Glauben beimeſſend als der günſtigen, gerieth in ſolches Entſetzen, daß es, taub für Moſes Vorſtellungen, Bitten und Befehle, ſeinem Retter mit Steinigung drohte, nach Egypten zurückkehren wollte, und ſich zu dieſem Zwecke ſogleich einen Anführer wählte. Als der erſte Sturm ſich gelegt hatte, erkannten die Furchtbethörten endlich doch, wie unklug jener übereilte Entſchluß ſei, indem ſie nicht nur auf dem Rückwege alle, jetzt beſiegten Beſchwerden und Gefahren nochmal erdulden mußten, ſondern auch am Ziele der langen Wanderung endlich nichts als die alte — ja vielleicht eine noch härtere Sklaverei zu erwarten hatten. Sie wagten zwar nachher einzelne Verſuche, in Canaan und die angrenzenden Länder Edom, Moab, Ammon u. a. einzudringen; die Unternehmungen blieben jedoch ohne Erfolg. So verweilten ſie denn vierzig Jahre in der Wüſte. Hunderttauſende der Widerſpenſtigen ſanken dahin, und Moſes ſah von der geringen Zahl der Jüngern, die am Leben blieben, eine neue, fügſamere und bildungsfähigere Generation um ſich her aufblühen. Er ſelbſt glich der erhabenen Ceder, von niedern Geſträuchen und an der Erde hinkriechenden Kräutern umgeben.

Da entquoll der ſchmerzbeklommenen Bruſt des Edlen jener ergreifende Geſang der tiefſten Wehmuth über die Nichtigkeit des Irdiſchen und über das Elend, welches der Menſch durch Unglauben, Eigendünkel, Undank und aufrühreriſche Vermeſſenheit gleich einem zerſtörenden Ungewitter auf ſein ſchuldiges Haupt herabruft, und er ſang über den Gebeinen derjenigen, deren Glück er durch Rettung aus der Sklaverei und Gründung eines ſelbſtſtändigen Reiches zu realiſiren gedachte, den herzzerreißenden Trauergeſang:

Herr! Unſer Bleiben biſt nur du
Von Geſchlecht zu Geſchlecht.
Eh' die Berge erzeugt wurden,

Eh' die Erde und die Welt
Geſchaffen ward —
Von Ewigkeit zu Ewigkeit
Biſt du, o Gott!

Den Menſchen wandelſt du in Staub
Und ſprichſt dann: Kehre wieder, neues
Geſchlecht der Menſchen!
Denn tauſend Jahre ſind in deinen Augen
Wie der vergang'ne Tag von geſtern,
Und wie ein Theil der Nacht.

Des Menſchen Leben,
Flüchtig wie ein Traum,
Verrauſchet wie ein Regenbach,
Die Menſchen welken hin wie Gras;
Am Morgen war es grün und blühte,
Am Abend iſt's verſengt, gemäht.

So zehreſt du uns auf mit deinem Hauch!
Du ſtelleſt unſere Miſſethaten
Vor dich, und die verborg'ne Sünde
Ins Licht vor deinem Angeſicht.
D'rum ſind geſchwunden unſre Tage
Durch deinen Urtheilsſpruch.
Ach! unſre Jahre ſind ein Spinnen-
Gewebe, das ſo bald zerreißt!

Des Menſchen Leben währet ſiebzig Jahre,
In ſeiner Stärke, achtzig Jahre!
Was drüber kommt, iſt Müh' und Schmerz;
Schnell fährt's dahin, als flögen wir.

Doch wer erkennet deinen Zorn hierin,
Und fürchtet dich, Gott, der ſo furchtbar zürnt?
Ach, lehr' uns unſ're Tage zählen,
Damit wir weiſe werden.

Herr! wie lange zürneſt du?
O wende wieder dich zu uns!
Sei deinem Volke wieder gnädig!
Erfreu' uns mit der alten Huld!
So jauchzen und frohlocken wir
Noch lebenslang. —

## Moſis Tod.

So erſchien nun das vierzigſte Jahr der Wanderung ſeit dem Abzuge aus Egypten, und mit dieſem Moſis hundertzwanzigſtes Lebensjahr. Der erhabene Greis verſammelte nun, im Vorgefühle der ſanft herannahenden Todesſtunde, alle Stämme des Volkes Israel um ſich, ſchilderte ihnen mit den kräftigſten Zügen ihre Vergehungen und die dafür erlittenen Strafen, rief die Geſetze, welche er ihnen im Namen Gottes zu ihrem Heile verkündet hatte, mit kurzer Ueberſicht, in die Seele zurück, ermahnte ſie dringend zum Gehorſam und zum Vertrauen auf Gott, und ſprach dann einen prophetiſchen Segen über ſie aus.

Jene Seelengröße, welche Moſes ſein ganzes Leben hindurch zeigte, bewährte ſich mit voller Herrlichkeit in den letzten Momenten. Alle Anordnungen, die er noch traf, bewieſen neuerdings, wie ſehr die Sorge für ſein Volk ihm das Herz erfüllte. Um nach ſeinem Tode jeden Zwiſt zu verhüten, welcher durch ehrgeiziges Streben nach der Würde eines oberſten Befehlshabers der Iſraeliten erregt werden konnte, erklärte er, Jeſua ſei durch ſeine Gaben von Gott dazu berufen, und legte auf das Haupt des Herrlichen die Hände mit den Segensworten: „Sei muthig! Du wirſt vollbringen, was ich nicht erreichen ſollte; du wirſt das Volk Iſrael in das Land der Verheißungen Gottes führen, und das Gebiet der Bezwungenen vertheilen unter die Stämme. Der Herr wird mit Dir ſein, und Dich nicht verlaſſen!“ — Hierauf ſtellte er ihn als ſeinen Nachfolger dem Hohenprieſter vor, welcher demſelben die neue Würde in Gegenwart des ganzen Volkes feierlich übertrug.

Nun beſtieg der hundertzwanzigjährige Greis einſam den Berg Nebo (in Peräa jenſeits des Jordan), überblickte von deſſen Höhe das Erbe der Verheißung, das ſchöne Land Canaan, welches in Segensfülle vor ihm lag, legte, entzückt vom Wohlgefühle dieſes Anblicks, die Lebensbürde ſanft ab, und ſeine Seele erhob ſich zu Gott, dem ſein Leben geweiht war.

## Die Erwählten des Herrn. Canaan's politiſche Eintheilung.

Auf Jeſua ruhte der Geiſt Gottes, und Moſis Segen ging in Erfüllung. Der Herr ſtellte die Naturkräfte unter

Joſua's Gebet, ſo wie er ſie Moſis **Händen** anvertraut hatte.

Der Hochweiſe, der hier gerne vornehm lächeln möchte, wolle doch erwägen, daß — allen Glauben für einen Augenblick bei Seite geſetzt — der Verſtand hier für ſich allein ein bejahendes Wort zu ſprechen hat, nämlich den folgenden, ſehr einfachen und ſchlichten Grund, der wohl Jedem einleuchten muß:

Weiß nicht ſelbſt der mittelmäßigſte Kopf die Naturkräfte bis auf einen gewiſſen Grad ſich dienſtbar zu machen und ſie anzuwenden nach ſeinem Ermeſſen? Geſtattet Gott nicht ſelbſt dem Unwürdigen die Ausübung dieſer, dem Menſchen angebornen Elementar-Beherrſchung? Um wie viel mehr muß nun der mit Forſchungsgeiſt und Gemüthstiefe, mit heiliger Seelenreinheit und feſter Beharrlichkeit ausgerüſtete Mann, deſſen innere Klarheit die Außenwelt ruhig in ſich aufnimmt, die Naturkräfte, deren Erſcheinungen und Geſetze er erforſcht, zum Gehorſam um ſo gewaltiger zwingen können, wenn der Herr der Natur ſelbſt den Erwählten zur Vollbringung ſeiner Entſchlüſſe auf Erden eben ſo mit Kraft ausgerüſtet hat, wie die Sonne mit Licht und Wärme? Auf ſolche Weiſe konnte Joſua, kriegeriſcher als Moſes, unter Erſtaunen erregenden Erſcheinungen die Israeliten, auf Gottes Geheiß und nach Moſis großem Verwirken, in das Land Canaan führen, welches er im Verlaufe von ſechs Jahren eroberte und unter die zwölf Stämme durch das Loos vertheilte.

In der Folge kam eine Vereinigung der zwölf Theile unter einen Zepter zu Stande; ſie erhielt ſich aber nicht länger als bis auf den dritten König. Dann zerfiel das Ganze wieder in die zwei Königreiche Iſrael und Juda, welche in ihrem geſchwächten Zuſtande den ſtärkeren Siegern unterlagen. So ward Iſrael von Aſſyrien, Juda von Babylon verſchlungen: die Hebräer hatten demnach das gelobte Land (Canaan oder Paläſtina) nicht länger als vierhundert Jahre, nämlich vom Jahre 1500 bis 1100 vor Chriſti Geburt, in Beſitz.

## Geiſt der moſaiſchen Geſetzgebung.

Ehe wir von dem großen Moſes ſcheiden, muß ich dem Leſer noch einige Bemerkungen über den Geiſt der tief durchdachten Geſetzgebung ſeines prieſterlichen Königthums mittheilen, den man füglich einem reinen Lichtſtrahle vergleichen kann, der in die trüben Nebelgebilde fällt, womit ſich die Irrthümer des Aberglaubens gleichzeitiger Völker ringsumher verbreiteten.

Im Mittelpunkte ſeiner, auf Erweckung des religiöſen Sinnes vorzugsweiſe gerichteten Geſetzgebung, ſteht die erhabene Lehre von der Einheit Gottes, von welcher alle Strahlen der übrigen Anordnungen, ſowohl der moraliſchen als der bürgerlichen, ausgingen. Sie zeigen ſämmtlich, daß Moſes ſeine Geſetze und Einrichtungen nicht allein auf die allgemeine Menſchennatur überhaupt baſirte, ſondern ſtets auch darauf bedacht war, dieſelben nach der Individualität ſeines

Volkes mit Rückſicht auf Klima und Lokalität, zu modifiziren.

Aus ſeiner ganzen Verfaſſung leuchtet das Beſtreben hervor, die Israeliten in ſtreng getrennter Abgeſchiedenheit von den benachbarten Völkern zu erhalten. Dazu bewog ihn ohne Zweifel der Wunſch, die Eigenthümlichkeit des Volkes zu erhalten, dasſelbe aber dennoch vom Nomaden- und Sklavenſtande zu einem ſelbſtſtändigen Staate mit bleibendem Wohnſitze zu erheben.

Moſis theokratiſche Geſetzgebung erſtreckte ihre Wirkſamkeit vom Größten bis auf das Kleinſte, bis in das feinſte Detail, und verſchmähte es nicht, ſelbſt diejenigen Gegenſtände, welche von andern Geſetzgebern wenig oder gar nicht beachtet wurden, mit der ſorgfältigſten Aufmerkſamkeit als wichtig zu behandeln. So gab er Vorſchriften für die Pflege der körperlichen Reinlichkeit, für Auswahl und Zubereitung der Speiſen u. ſ. w. Das gottesdienſtliche Rituale ordnete er bis auf die kleinſten Umſtände mit beſonderer Genauigkeit an, da er den religiöſen Kultus zu einer vorzugsweiſen Beſchäftigung und zum Gegenſtande der ſtrengſten Beobachtung erheben wollte. Das Bild des einigen und ewigen Gottes durfte weder aus der Seele noch von den Augen des zu humaniſirenden Volkes je weichen. Daher in dem Kultus ſo viele Symbolik, ſo viele Feierlichkeiten, Reinigungen, Gebete und Opfer! Daher auch die auszeichnenden Vorzüge des Stammes Levi, der den Gottesdienſt zu beſorgen hatte, und um ſeinem Berufe ganz obliegen zu können, kein Grundeigenthum beſitzen durfte, dafür aber von den, mit Ländereien betheilten Stämmen den Zehent erhielt.

Aber auch dieſe Geſetzgebung, ohne Zweifel weit erhaben über jene des attiſchen Solon und des ſpartiſchen Likurg, gibt leider einen Beweis, wie ſchwer das Gute durchdringt. Ihre Vortrefflichkeit wurde von den Israeliten lange verkannt. Heimliche Gährungen und offener Trotz ſträubten ſich dagegen. Moſes ſah ſich gezwungen, gegen die Hartnäckigkeit der widerſpenſtigen Uebertreter manches furchtbare Strafgericht mit der ſtrengſten Konſequenz zu vollziehen. Und dennoch galt es einen Kampf von vierzig Jahren: eine hartnäckig ſtörrige Generation mußte vergehen und eine neue gleichſam im Schooße der neuen Geſetzgebung geboren werden, um, durch Läuterung und Wiedergeburt umgeſchaffen, die Anordnungen zu ihrem Beſten zu erkennen und ſich ihnen zu fügen. So geſchah es denn, daß Alle, die im Mannesalter aus Egypten gezogen waren, das gelobte Land nicht ſahen, und erſt die Nachkommen des ihren Vätern zugedachten Glückes theilhaftig wurden.

Blicken wir nun auch in das Einzelne der moſaiſchen Geſetze, ſo zeigt ſich uns in jedem derſelben die größte Zweckmäßigkeit und die genaueſte Berückſichtigung des National-Charakters.

Die Israeliten ſollten ſich im gelobten Lande, wie ehemals in Egypten, vorzüglich mit dem Feldbaue und mit der Viehzucht beſchäftigen. Schön und mild ſind die Geſetze, welche die moraliſche Veredlung dieſer Lebensweiſe bezweckten. Die Erſtlingsgarbe der Ernte mußte Gott, dem Geber, dargebracht werden. War die Ernte vorüber, ſo feierten die Dankbaren das fröhliche Laubhüttenfeſt, und wohnten während der ſiebentägigen Dauer in Laubhütten aus Baumzweigen geflochten.

Dem Wanderer, wenn er durch einen Weinberg ging, ward geſtattet, Trauben zu pflücken, ſo viel er zu ſeiner Erquickung und Sättigung bedurfte, doch durfte er ja keine Traube in ſeinen Korb legen. Eben ſo geſtattete ihm das Geſetz, vom fremden Saatfelde Aehren zu pflücken, aber nur mit der Hand, ohne dabei die Sichel zu gebrauchen.

Habt ihr Fruchtbäume geſchüttelt, ſagte Moſes, und das Herabgefallene geſammelt, ſo ſollt ihr die noch an den Zweigen hängenden Früchte nicht mehr abbrechen! Nach geendigter Ernte oder Weinleſe ſollt ihr keine Nachleſe halten. Ueberlaſſet alles dieſes den Armen und Fremden, den Witwen und Waiſen! Gott wird dafür eure Arbeit ſegnen.

In eben dem milden Sinne gebot Moſes zarte Schonung gegen Thiere und Pflanzen. Der Israelit durfte den Eſel nicht zugleich mit dem Ochſen vor den Pflug ſpannen, damit dem ſchwächern Thiere nicht hart geſchehe. Fand er ein Vogelneſt, ſo durfte er die Jungen nur dann, wenn er ſie zum Lebensunterhalte benöthigte, die Mutter aber in keinem Falle wegnehmen. Es ward ihm ſogar geboten, Fruchtbäume nicht einmal bei Belagerungen zu beſchädigen. Ihr ſollt, ſprach das Geſetz Moſis, Witwen und Waiſen nicht drücken, den Tauben nicht ſchelten, Knecht oder Magd, die ihr vom Dienſte entfernt, nicht ohne Gabe fortziehen laſſen, vom Verarmten keine Zinſe nehmen, Früchte nicht auf Wucher leihen, vor Sonnenuntergang dem Tagwerker ſeinen Lohn bezahlen, vor Sonnenuntergang dem Schuldner den euch als Pfand gegebenen Mantel zurückſtellen, der vielleicht das Einzige iſt, womit er ſich bedeckt.

So verkündete der edle große Geſetzgeber ſeinem Volke den Willen des Ewigen, und nannte daher das Geſetz einen Bund mit Gott. Und ſo ward das Geſetz zu heiligen Sittenlehre, welche ſich nicht begnügt, dem äußern Frevel Einhalt zu thun, ſondern im reinen Herzen den Kern des Guten bilden will durch Liebe zu Gott und dem Nächſten, damit der Menſch das Böſe nicht nur unterlaſſe, ſondern es auch verabſcheue, indem er nur in der reinen und heiligen Bruſt ſeinen Mitmenſchen ſo wie ſich ſelbſt lieben kann.

Ich ſchließe mit Stolberg's Worten: „So wie es als ein leeres Gefecht mit Schatten müßte angeſehen werden, wenn ich mich bemühte zu beweiſen, daß jene Geſetzgeber des Alterthums nicht wirklich, dieſer mit Zeus in einer Höhle, jener in einer Quellenhalle im Felſen mit der Göttin Egeria, ein dritter mit der Veſta, und ſo weiter, Umgang gepflogen; ſo ſollte es in der That eben ſo überflüſſig erſcheinen, wider die Hirngeſpinnſte unſrer Ungläubigen zu Felde zu ziehen, denen das Ungereimteſte willkommen und wahrſcheinlich iſt, wofern es nur wider die Religion zu zeugen, oder zum Geſpötte über die Religion tauglich ſcheint. Welche Mücken ſäugt ihr Unglaube! Welche Kamehle verſchlingt ihre Leichtgläubigkeit!" —

## Regierungsform. Feſte der Israeliten. Gelübde. Die Tochter Jephta's.

Die Israeliten wurden zwar nach Moſes und Joſua zuerſt von den Richtern, dann von den Königen, endlich von hohen Prieſtern beherrſcht; die Hauptregierungsform blieb aber während dieſer drei Modificationen doch immer die theokratiſche, daher denn auch in dieſem prieſterlichen Königthume die religiöſe Verfaſſung mit ihren heiligen Gebräuchen unſere vorzügliche Aufmerkſamkeit auf ſich zieht. Zuerſt ſtellen ſich uns die großen National Hauptfeſte dar: Paſſah*), das Feſt der ungeſäuerten Brote, das Feſt der Wochen, oder Pfingſten, und das Laubhüttenfeſt. Dieſe dreifache Feier gemeinſamer Gottesverehrung diente zugleich als ein wirkſames Mittel, in dem verſammelten Volke den Geiſt der nationalen Eintracht und des Gefühls der Selbſtſtändigkeit zu erhalten.

Das Paſſah, ein ſiebentägiges Feſt, eingeſetzt zum Andenken der Wunder des göttlichen Schutzes, welchen das Volk Israel in Egypten und am rothen Meere erfuhr wurde im erſten Frühlings-Vollmonde vom **14.** bis zum **21.** des Monats Niſan gefeiert, und hieß auch das Feſt der ungeſäuerten Brote, weil während der Dauer deſſelben nur ſolche gegeſſen werden durften, zur Erinnerung, daß die bedrängten Voreltern, beim eiligen Auszuge aus Egypten, den Teig ungeſäuert mit ſich zu nehmen genöthigt waren. Am erſten Abende dieſes Feſtes mußte jeder Familienvater mit den Seinigen ein vom Prieſter geſchlachtetes Lamm verzehren. An dieſem Feſte opferte die fromme Dankbarkeit dem Geber alles Guten auch die Erſtlinge der Herden und Früchte.

---

*) Im Hebräiſchen: Verſchonung.

Pfingſten, oder das Feſt der Wochen, ſo genannt von den ſieben Wochen ſeiner Dauer, folgte jenem, und diente zur Gedächtnißfeier der auf dem Berge Sinai erhaltenen zehn Gebote. Brand-, Speiſen- und Dankopfer fanden dabei Statt.

Das Feſt der Laubhütten feierte man im Herbſte, nach geendigter Ernte und Weinleſe, zum Andenken an den vierzigtägigen Aufenthalt in der Wüſte. Während der ſieben Tage dieſes Feſtes wohnte das verſammelte Volk in Laubhütten: Opfer, Hymnen und Gelage wechſelten dabei ab.

Außer dieſen drei Hauptfeſten begingen die Israeliten noch ein Feſt der Trompeten, ein Feſt der Neumonde, ein Feſt des Sabbatjahres und des Jubeljahres, und einen feierlichen Verſöhnungstag.

Das erſte dieſer Feſte vom zweiten Range verkündete den Eintritt des bürgerlichen Jahres im Monate Tisri mit feierlichem Trompetenſchalle. Das Feſt der Neumonde wurde am erſten Tage jedes Monats begangen. Das Feſt des Sabatjahres bezeichnete den Eingang jedes ſiebenten Jahres, und mit jedem fünfzigſten Jahre erſchien die Feier des Jubeljahres. Zu den ſchönen Einzelheiten des Sabbatjahres gehörte die Abgabe aller Früchte an die Armen, Waiſen und Fremdlinge, Freilaſſung aller einheimiſchen Sklaven, die Erlaſſung aller Schulden, womit ein Israelit dem andern haftete. Alles dieſes ward noch ſchöner und reichlicher bei der Jubeljahresfeier gewährt. So waren denn die Sabbat- und Jubeljahre recht eigentliche Freuden- und Jubelfeſte für die Waiſen, Sklaven, Fremden und Dürftigen, denen ſo manche trübe und ſchwere Jahre leichter dahingleiten mochten, weil ihnen durch die dicke Atmosphäre der Gegenwart aus dem Hintergrunde der Zukunft ein, wenn gleich ferner, doch heller und ſicherer Lichtſtrahl als Ende vieler Mühen und Leiden tröſtlich entgegen glänzte.

Am Verſöhnungstage, einem Feſte der Seelenreinigung durch Demüthigung, Sündenbekenntniß und Büßung, waren Arbeit und Vergnügen gleich ſtrenge unterſagt, die Ausübung guter Werke aber geboten; ſo leiſteten die Israeliten an dieſem Tage Erſatz für allen zugefügten Schaden, baten einander um Verzeihung und gewährten ſie. Ein herrlicher Tag der Sühne des Böſen durch das Gute — wenn er wirklich in Allem ſo genau beobachtet wurde, wie die Phantaſie der Nachwelt ſich denſelben im ſchönen Bilde vorſtellt! Dieſer Tag war auch der einzige im Jahre, an dem der hohe Prieſter in das Allerheiligſte treten durfte, wo er dem Volke den von Moſes vorgeſchriebenen Segen ertheilte, und den geheimnißvollen Namen Gottes ausſprach, den Namen Jehova, welches hebräiſche Wort „den allein Beſtändigen, der da iſt und ſein wird,“ bedeutet. Unter den Opferthieren, welche bei dieſer Feierlichkeit geſchlachtet wurden, befanden ſich auch zwei junge

Böcke, über welche der Hoheprieſter das Loos warf, um zu beſtimmen, welcher von Beiden als Sühnopfer für die Sünden des Volkes zu ſchlachten ſei. Hatte derjenige, den das Todesloos traf, geblutet, ſo wurde der andere vor dem Hohenprieſter geſtellt, welcher die Hand auf deſſen Kopf legte, und über ihm, ſowohl die Sünden des Volkes, als auch ſeine eigenen bekannte. Ohne Zweifel ſtammt die noch gangbare Benennung Sündenbock, von jenem Gebrauche her.

Die Israeliten hatten außer den Opfern bei großen Feſten noch ſieben andere Arten derſelben: das tägliche Opfer, wobei an jedem Morgen und Abende auf dem goldenen Altare Weihrauch angezündet, dann ein Brandopfer von zwei einjährigen makelloſen Lämmern für das ganze Volk gebracht wurde. Die Speiſe- und Trankopfer beſtanden in dargebrachtem Wein, Oel und Mehl. Dazu kamen noch die Dank- und Reinigungsopfer, die ſchon der Name hinlänglich erklärt; die Opfer der Erſtlingsfrüchte und der Erſtgeburt von Thieren und Menſchen, doch wurden die Letztern wieder losgekauft; endlich das Opfer der Zehenten, als das beträchtlichſte Einkommen der Prieſter und Leviten, welche bei der Vertheilung des Landes Canaan unter die zwölf Stämme, keine Ländereien erhalten hatten.

Insbeſondere häufig finden wir bei den Israeliten zwei Arten von Gelübden. Durch die erſtere Art durften ſelbſtſtändige Männer nicht nur ihre Güter, ſondern auch ſich ſelbſt und ihre Kinder dem Dienſte Gottes widmen, wovon die letzteren jedoch durch Loskaufung oder Tauſch wieder befreit werden konnten. Furchtbar war das Gelübde der zweiten Art; es forderte unerläßlich den **Untergang** deſſen, was gelobt wurde; was Leben hatte, mußte dann getödtet, und das Lebloſe durch Feuer oder auf andere Art vernichtet werden. Ergreifende Beiſpiele von beiderlei Gelübden finden ſich in der jüdiſchen Geſchichte. Man erinnere ſich an **Abraham** und **Iſaak**. **Moſes** ließ das ganze Volk einen Bund mit Gott geloben, und forderte kurz vor ſeinem Tode eine Erneuerung dieſes Gelübdes. Die **Nazariten** oder **Nazaräer** verpflichteten ſich durch ein Gelübde zur Enthaltung vom Weine und von allen ſtarken Getränken, ließen ſich auch das Haar wachſen, ohne es je abzuſchneiden. Schauderhaft war das Gelübde des Helden **Jephta**. Er hatte vor einer Schlacht mit den Ameniten das Gelübde gethan, Gott dem Herrn, wenn er ſeine Waffen ſegnen würde, das erſte Weſen, welches ihm bei ſeiner Rückkehr aus dem Hauſe entgegen träte, als Brandopfer darzubringen. Er hat geſiegt; er kehrt freudig zurück, umgeben von ſeinen frohlockenden, mit Beute beladenen Kriegern. Schon nähert er ſich dem Hauſe. Da fliegt **Seila**, die holde Tochter, mit Glückwünſchen jubelnd an ſein Herz, welches in dem Augenblicke brechen will, wo es, an dem ihrigen ſchlagend, der Freuden Fülle erwartet. Ach! die geliebte, die glückwünſchende Jungfrau ſoll in dem Vater, deſſen Stolz und Wonne ſie iſt, den Zerſtörer ihres Glückes, ihren Mörder finden! Kaum hat Jephta wenige Worte der Verzweiflung geſtammelt, da umhüllt Nacht ſeinen Blick und in des Schmerzes Raſerei zerreißt er ſeine Kleider. Der Triumphgeſang der Krieger verſtummt; die Männer ſtarren auf das Bild der jugendlichen Schönheit des mit Reizen und Tugenden geſchmückten Mädchens; nur die leiſen Klagen ächzender Geſpielinnen unterbrechen die tiefe Stille. Die liebliche Jungfrau allein ſteht blaß und ruhig. Ihr Herz blutet, daß ſie ſcheiden muß vom Frühlingsleben, welches ſie in lichter Blumenfülle umgibt; aber des Gelübdes Kraft und des Vaters Schmerz ehrend, ſpricht ſie, indem ein rührendes Lächeln ſich über das ſchöne Antlitz verbreitet, mit dem ſanfteſten Tone: „Mein Vater! Du haſt gelobt; Gott hat dein Gelübde vernommen. Thue, was du verheißen!" — Sie bittet nur um eine Friſt von zwei Monaten, geht mit ihren Freundinnen auf das Gebirge, ſich zum Tode zu bereiten, kehrt dann zurück, und der bebende Vater erfüllt, was er gelobt hat.

# Der Hoheprieſter. Leviten, Propheten, Stiftshütte, Gnadenſtuhl, Bundeslade.

Der Menſch erkennt oft das Gute, iſt aber zu ſchwach es ſtandhaft zu befolgen und auszuüben. Die Israeliten thaten daher ungeachtet der erhabenen Religions-Begriffe, welche Moſes ihnen entwickelte, manchen Seitenſprung in das verführeriſche Gebiet des Blendwerks, womit der heidniſche Götzendienſt ſie ſo verlockte, daß ſie nach deſſen Weiſe ihre Söhne und Töchter durch das Feuer gehen ließen. Wahrſager, Zauberer, Zauberinnen und Geiſterbanner konnten gleich den fremden Götzen darauf rechnen, ihr Publikum zu finden. An der Spitze der Prieſterſchaft ſtand der Hoheprieſter, zugleich oberſter Richter und Verwalter der bürgerlichen Gerechtigkeitspflege. Das Volk unterlag ſeiner Entſcheidung. Die untergeordneten Prieſter und Leviten erſchienen als Beiſitzer in den Gerichtshöfen; doch war es dem Hohenprieſter geſtattet, alle ihre Verrichtungen ſelbſt auszuüben, und kraft ſeiner mit der höchſten Macht bekleideten Würde ſelbſt in ſchweren Fällen allein zu entſcheiden. Er hatte zwar allein das Vorrecht, in das Allerheiligſte zu gehen, war aber dagegen an viel ſtrengere Geſetze gebunden als die Unterprieſter.

Er mußte von allen natürlichen Leibesgebrechen frei ſein. Er wurde mit dem heiligen Oele geſalbt; heiliges Feuer fiel vom Himmel und die Herrlichkeit Gottes erſchien dem ganzen Volke. Sein Kleid, mit einem Bruſtſchilde gerüſtet, beſtand aus den erleſenſten und koſtbarſten Stoffen: dem feinſten Seiden- und Linnenzeuge von Purpur und Scharlach, reich beſetzt mit Gold, Silber und Edelſteinen. Auch auf der Vorderſeite der Mütze befand ſich ein goldener Schild, an zwei blauen Bändern befeſtigt.

Viel weniger feierlich war die Weihe und die Kleidung der ihm untergeordneten Prieſter, welche gleich ihm von allen körperlichen Gebrechen frei ſein mußten. Sie traten ihr Amt zwiſchen dem zwanzigſten und dreißigſten Jahre an, und legten es ab mit dem fünfzigſten, lebten jedoch auch fernerhin von den Einkünften der Prieſterſchaft. Sie trugen die Bundeslade und verwahrten die Geſetzbücher. Außerdem beſtand ihr Dienſt noch im Anzünden des Weihrauchs Morgens und Abends im Heiligthume, im Darbringen der täglichen Opfer, im Schlachten der Opferthiere, im Unterhalten eines beſtändigen Feuers auf dem Brandaltare und andern ähnlichen Verrichtungen. Den Dienſt hatten die verſchiedenen Klaſſen der Prieſter vierteljährig, und jede einzelne Klaſſe theilte wieder ihre Individuen wochenweiſe, von Sabbath zu Sabbath für gottesdienſtliche Verrichtungen ein.

Die Leviten, welche jenen im Range nachſtanden, hatten keine eigene Kleidung und beſorgten nur die geringeren und mühſameren Verrichtungen des heiligen Dienſtes; ſo ſangen und ſpielten ſie muſikaliſche Inſtrumente, hielten Wache bei der Stiftshütte, amtirten in den Städten als Gerichtsbeiſitzer u. ſ. w. Noch unter den Leviten ſtanden die

Nethinim, welche die gemeinſten und ſchwerſten Geſchäfte beſorgten.

Zur Begründung ſicherer Einkünfte für die Prieſter und Leviten diente ein Theil der Zehenten und anderer Gefälle, wie auch der Opfer vor dem Altare und von der Loskaufung der Erſtgebornen. Ihr hauptſächliches Eigenthum bildeten 48 Städte, zugleich ihre Wohnplätze. Dreizehn dieſer Städte, welche den Prieſtern gehörten, lagen in der Nähe von Jeruſalem in den Ländern der Stämme Juda und Benjamin, die übrigen fünfunddreißig den Leviten angewieſen, waren entfernter und in alle übrigen Stämme vertheilt.

Den Prieſtern und Leviten ſchloßen ſich die ſogenannten Propheten an, welche aber nicht ſelbſt Propheten, ſondern nur Schüler derſelben waren. Sie lebten als Einſiedler, von aller Welt geſchieden, in ärmlichen Hütten und von einfacher Koſt aus dem Pflanzenreiche, das grobe Gewand mit einem ledernen Gürtel umgeben. Ihre geringen Bedürfniſſe befriedigten ſie theils durch ihrer Hände Arbeit, theils durch die freiwilligen Gaben des Volkes, dem ſie Unterricht in der Tugend- und Religionslehre ertheilten. Es gab zu dieſem Behufe auch eigene Prophetenſchulen. David, der große König und Pſalmenſänger, erhielt in denſelben ſeine Bildung. Samuel, der eilfte unter den Richtern, ſtiftete einen eigenen Prophetenorden, als Bildungsinſtitut, aus deſſen Schooße manche geiſtreiche Männer hervorgingen. Zur Verherrlichung des äußeren Gottesdienſtes bediente man ſich auch ſinnlicher Objekte von blendender Pracht. Die

Stiftshütte, ein Gezelt in der Form eines länglichen Viereckes, hatte in ihrem Innern zwei Gemächer, das äußere oder heilige, und das innere oder allerheiligſte, abgetheilt durch eine hölzerne, mit Goldplatten überzogene und in ſilbernen Fußgeſtellen befeſtigte Säulenreihe, von deren Kapitälern an goldenen Haken ein mit Kränzen und anderen Verzierungen reichgeſtickter Verhang herabfiel. Auch die Breter, welche das Gezelt von außen auf drei Seiten umgaben, waren gleich den Säulen mit Gold belegt und in ſilbernen Fußgeſtellen befeſtigt. Nur die Seite gegen Morgen hatte keine Breter, ſondern bloß einen reichen Verhang. Ein Farbenſpiel von Purpur, Scharlach und Lichtblau erhöhte den Glanz des Ganzen.

Im Allerheiligſten wurde der Gnadenſtuhl von maſſivem Golde aufbewahrt, deſſen Umkreis zwei Cherubim bezeichneten, indem ſie, von beiden Enden mit ausgebreiteten Flügeln gegen einander ſchauend, ſich in der Mitte berührten. Auf dem Gnadenſtuhle befand ſich die mit Gold belegte hölzerne Bundeslade, das Sinnbild des von Gott mit dem Volke Israel geſchloſſenen Bundes; ſie verwahrte die Geſetztafeln, ein Gefäß mit Manna, und den Stab des Hohenprieſters Aaron. Vor der Lade ſtand ein goldener Leuchter mit ſieben Armen; an der Spitze eines jeden brannte eine Lampe. In dem Heiligen (dem äußeren Gemache) ſtand der goldene Rauchaltar, auf welchem Morgens und Abends Weihrauch angezündet wurde. Das Ganze umgab ein Vorhof, worin der Brandopfer-Altar, von Holz und mit Erze belegt, ſtand; auf dieſem wurde immerwährend das heilige

Feuer genährt. In ſeiner Nähe befand ſich das ſtets mit Waſſer angefüllte eherne Becken, worin die Prieſter ſich Hände und Füße wuſchen.

Wir verlaſſen dieſe religiöſe Herrlichkeit und wenden uns zum weltlichen Leben der Israeliten.

## Staatsverfaſſung. Gerichtshöfe. Strafen. Kleidung. Heirathen. Rache der Verſchmähten.

Der in einem Staate herrſchende Geiſt der Humanität oder Barbarei gibt ſich insbeſondere in der waltenden Gerechtigkeitspflege kund. Wir wollen dieſe nun nicht als tüchtige Rechtsgelehrte, ſondern als Menſchen betrachten, damit wir nicht in die Gefahr gerathen, etwa den Wald vor Bäumen nicht zu ſehen, unter welchen der arrogante Baum der Erkenntniß die Lebensgeiſter des geſunden Menſchenverſtandes ſehr oft betäubt, ja manchmal ſogar ein Giftbaum wird.

Ich habe ſchon erzählt, daß die Israeliten in verſchiedenen Zeiten von Königen, Hohenprieſtern und Richtern beherrſcht wurden. Von dieſen letztern, als Oberhäuptern des Volkes, waren aber diejenigen Richter verſchieden, welche als obrigkeitliche Perſonen die Gerechtigkeitspflege verwalteten. Das Geſetz befahl dieſen Männern ſehr weiſe und gerecht, ja ein lebendiger Inbegriff der verzüglichſten Eigenſchaften zu ſein um die Witwen und Waiſen, Armen und Fremdlinge, und überhaupt alle Schuldloſen und Hülfbedürftigen kräftig zu ſchützen, Verbrecher aber ſicher und ſchnell zu ergreifen und zweckmäßig zu beſtrafen. Ein billiges, aber nicht leicht zu erfüllendes Begehren, weil diejenigen, die über Menſchen richten, ſelbſt Menſchen ſind, und dem Menſchen gar leicht etwas Menſchliches begegnen mag. Jede Stadt, jeder Flecken, hatte zwei Gerichtshöfe, deren einer aus drei Richtern beſtand, der andere aus dreiundzwanzig. Die Gerichtsbarkeit des erſtern erſtreckte ſich nur auf geringe Vergehungen, und konnte als höchſte Strafe nur auf die Geißelung erkennen. Der zweite beſchäftigte ſich mit ſchweren Verbrechen, und konnte zum Tode verurtheilen. Den Richtern ward aber ihr Amt durch das göttliche Gebet: „Ehre Vater und Mutter, damit es dir wohl ergehe auf Erden“! beträchtlich erleichtert, indem dadurch die Macht der Eltern und die häusliche Gerichtsbarkeit ſehr erweitert wurde. Ein Kind, welches ſeine Eltern zu ſchlagen, oder zu verwünſchen wagte, unterlag der Todesſtrafe, welche auch den Verluſt weiblicher Unſchuld traf.

Der Strafen gab es mancherlei: Geißelung, Geldbuße eine mit gräßlichen Verwünſchungen und Flüchen verbundene Aechtung, und die Strafe der Wiedervergeltung: Aug' für Aug', Schlag für Schlag ꝛc. ꝛc.; nebſtdem fünf Arten grauſamer Todesſtrafen, unter denen die Steinigung die gewöhnlichſte war. Sie geſchah außerhalb der Stadt. Die Zeugen legten zuerſt ihre Hände auf des Verbrechers Haupt mit den Worten: „Dein Blut ſei über dir!“ Dann warfen ſie die erſten Steine. Ihrem Beiſpiele folgten alle Anweſenden, in der Grauſamkeit wetteifernd; vermuthlich wurde dieſe Strafe deßhalb das „Gericht des Eifers" genannt.

Eine zweite Art der Todesſtrafe, das Verbrennen, wurde manchmal mit der Steinigung verbunden. Auch goß man dem Verbrecher geſchmolzenes Blei in den Hals. Die zwei übrigen Todesſtrafen waren Enthauptung und Kreuzigung.

Ich will den Leſer bei dieſem fürchterlichen Anblicke von Verbrechern und Strafen nicht länger leiden laſſen, und führe ihn zur Vergütung ſogleich in das Putzgemach der Braut eines vornehmen und reichen Israeliten, die Alles aufbietet, ihre natürliche Schönheit durch Kleidung und Schmuck zu erhöhen.

Am Eingange des Zimmers duftet uns angezündetes Rauchwerk aus ſilbernen Gefäßen lieblich entgegen. Dem Eintretenden wird Geſicht und Kleid als Zeichen des höflichen Empfanges mit wohlriechenden Oelen und Waſſern beſprengt. Auf dem Fußboden liegen koſtbare, bunt bemalte Teppiche. Auf drei Seiten der getäfelten Wände ſtehen weichgepolſterte Ruhebetten von Cedernholz mit Elfenbein eingelegt. Die Ueberzüge ſind von blendend weißer Seide mit violettem Purpur. Die Schöne bedient ſich derſelben nicht nur zur Tagesraſt, ſondern auch zum Nachtlager, wo dann um die Schlafſtelle ein netzförmiger Verhang gezogen wird, um die ruheſtörenden Mücken und Fliegen abzuhalten.

Schon hat Naemi (ſo wollen wir ſie nennen,) ihr erſtes Untergewand, weitfaltig mit einem bunten Ausſchnitte am Halſe, übergeworfen. Jetzt nimmt ſie das zweite vom feinſten Stoffe, und von glänzend hellweißer Farbe. Es fließt tief hinab bis an die Fußſpitzen. Aermel mit buntgeſtickten Krauſen, die mit goldenen Sternchen, Thier- und Pflanzenbildern geſtickt ſind, reichen bis über die Mitte der Hände. Dieſes Kleid umwindet, oberhalb der Hüfte, ein prächtiger, mehrere Ellen langer Gürtel, das Produkt der feinſten Stoffe, und des höchſten Aufwandes von Blumenſtickerei. Im phantaſtiſch-anmuthigen Uebereinanderlegen der Falten, ſo wie im Schürzen des Knotens, deſſen Enden herabhängen, erſchöpft ſich die weibliche Erfindungskunſt. An dieſem Gürtel iſt durch eine Schnur ein Beutel befeſtigt, oben mit einer breiten Oeffnung, unten ſpitz zulaufend, zur Aufbewahrung des Schweißtuches. Das Oberkleid oder den Mantel bildet ein langes, breites, viereckiges Tuch ohne Zuſchnitt; es wird nur übergeworfen, und bedeckt mit ſeinem weitfaltigen, mehrfach verſchlungenen Umfange den ganzen Körper. Der Stoff iſt ein glänzend weißer, klar durchſichtiger Flor mit Rändern von golddurchſchlängelten Purpurſtreifen. Dieſes Obergewand wird entweder mit goldenen oder ſilbernen Spangen über die Schultern zuſammen gehalten, oder ſo umgeworfen, daß deſſen linker Theil unter dem rechten Arme ſich herumſchlingend, dieſen und die rechte Schulter unbedeckt läßt, der rechte Theil aber über die linke Schulter zurückgeſchlagen, dieſe Körperſeite in einem buſchigen Faltenwurfe verhüllt.

Den Kopf bis über die Stirne umſchwebt ein Schleier, welcher nur die Augen frei ſpielen läßt, ſich unter dem Kinne verſchlingt, und in zwei Zipfeln nachläſſig über die Schultern herabhängt.

Ein eigentliches Feierkleid, ähnlich dem Kaftan, trug die Israelitin nur bei beſonderen Feſten, wobei auch die Männer in Ehrenkleidern erſchienen. Eine Hauptzierde des weiblichen Prunkgewandes war die mit der reichſten Verzierung ausgeſtattete Schleppe.

Schwarze Augen galten, gleich der ſchwarzen Haarfarbe für einen vorzüglichen Reiz weiblicher Schönheit. Die Israelitinnen färbten ſogar den Rand der Augenlieder und die Augenbraunen ſchwarz, nahmen aber dazu vernünftiger Weiſe eine ſolche Schminke, welche zugleich als Mittel gegen Schwäche und Entzündung der Augen diente. Wegen jener Schwarzfärbung nannte man auch ſchön ſchattirte Blumen Mädchenaugen.

Langes, in Locken herabfließendes Haupthaar wurde zwar für eine Zierde gehalten, deſſen ungeachtet aber verwendeten die Töchter Israels auf die Haarſchmückung unſägliche Mühe. Es wurde gekräuſelt, künſtlich geflochten, hoch aufgeſcheitelt. Manchmal ſpielte es in einer Reihe von gaukelnden Flechten, oder ſenkte ſich in ſchönen Windungen am Hintertheile des Kopfes, am Nacken mit einem Knoten zuſammengeſchürzt. Manchmal wand es ſich in mehreren Kreiſen ſchneckenförmig um den Scheitel zu einem, dem Hinterkopfe aufliegenden Kranze, mit Perlen und Edelſteinen durchflochten. Manchmal wurde es über die Stirne zurückgeſchlagen; ſchöne Flechten, bald traubenförmig, bald wie Perlengehänge, umflatterten Schläfe und Wangen, und nur eine Locke ſprang mit reizendem Schwunge über die Stirn, wie leichter Wolkenſchatten über ein Alabaſtergefäß.

Es läßt ſich nicht läugnen, daß eine Haargeſtaltung wenn ſie zum Character des Geſichtes paßt, die Schönheit ſehr erhöht. Bei den Israeliten kam dazu noch die Befriedigung des Geruchſinnes, indem das Haar nicht nur von köſtlichem Rauchwerke, aus goldenen und ſilbernen Gefäßen aufdampfend, durchdrungen, ſondern auch mit den wohlriechendſten Salben und Oelen befeuchtet wurde.

Zu Beidem bot Klima und Boden von Paläſtina eine Fülle der erleſenſten Stoffe. Zum Rauchwerke und zu den feinſten Specereien dienten die Baumharze: Weihrauch, Storax und Myrrhen, das Zimmt aus den dünnen Zweigen und der Rinde des Zimmtbaumes, Aloeholz, Spikenade, Kalmus, Safran u. a. Alle dieſe Ingredienzien wurden zum feinſten Rauchpulver zerſtampft. Köſtlichen Stoff zu Salben, Oelen und Waſſern lieferte das würzhafte Pflanzenreich durch ſeine Narziſſen, Jonquillen, Violen, Baſilken Jasmin und Lilien, Thimian, Quendel, Muskatellerkraut, Rosmarin, Salbei und Polei, ſo wie durch ſeine Piſtazien, Cipreſſen, Mandel-, Orangen-, Citronen-, Dattel- und Oliven-Bäume, Balſamſträucher u. a.

Auch die neueren Reiſenden ſprechen mit Entzücken von dem aromatiſchen Geiſte der herrlichen Vegetation Paläſtina's und von dem Labſale ihrer erquickenden Düfte. Nicht minder ſorgfältig als das Haar wurde auch der Kopfſchmuck bedacht.

Man hatte dreierlei Arten deſſelben.

Die erſte beſtand in einer Netzhaube von feiner Wolle, buntfärbig eingefaßt, mit Blumen durchwirkt, und am Hintertheile des Kopfes mit einer Schleife geziert, deren Flügel loſe herabflatterten.

Die zweite Art des Kopfputzes machte der Tulbend, eine weiße oder buntfärbige Mütze von der Geſtalt einer eirunden Halbkugel mit eingewirkten Perlen, Edelſteinen und goldenen oder bunten Zierathen. Auf dieſer Mütze erhob ſich ein ſchlangenförmig gewundener Bund vom feinſten Flor, in der Geſtalt eines abgeſtutzten Kegels. Der Tulbend hatte, als dritte Art des Kopfputzes manchmal eine helmartige Geſtalt oder die eines aufgeblühten Blumenkelches.

Den Kopfputz unſerer ſchönen Naemi vollendet eine Stirnbinde, bald von Silber, bald von Gold, und ſteht einmal mit dem Schleier, ein anderes Mal mit dem Tulbend in Verbindung. An dieſe Stirnbinde ſchließt ſich eine Schnur von Perlen oder Korallen, welche die Schläfe und Wangen ſo umgibt, als ſollte das Geſicht in ihrer wiegenden Rundung ruhen.

Jetzt wühlt Naemi in der Fülle der rings umher ſchimmernden Schmuckkäſtchen. Sie nimmt Gehänge von Perlen und Korallen, goldene und ſilberne Ringe, mit Edelſteinen beſetzt, und behängt ſich damit nicht nur den untern und obern Theil des Ohres ſo dicht, daß bei jeder Bewegung des Körpers ein leiſes, helles Geklingel ihre Wangen umhüpft, ſondern ſie ſteckt ſogar in die beiden, zu dieſem Behufe eigens durchbohrten Naſenknorpel beſondere Naſenringe.

Jetzt kommt die Reihe an das Halsgeſchmeide, welches geringelt oder gewunden, bald aus goldenen Sonnen und Monden, bald aus goldenen Schlangen zuſammengeſetzt iſt, den Buſen überſpielt, und bis an den Gürtel reicht; am unterſten Theile an einem Kettchen hängt ein Riechfläſchchen. Nun werden jedem Arme von der Handwurzel bis zum Ellenbogen Armbänder von Gold, Silber und Elfenbein mit Edelſteinen beſetzt, angelegt. Auch die Finger erhalten ihren Antheil am Schmucke, insbeſondere der mittlere und der kleine: ſie ſchimmern von Edelſteinen, in Gold gefaßt. Zuletzt folgt die Ausſchmückung der Füße: breite Bänder und Ringe oberhalb der Knöchel, abermal mit einem Geklingel kleiner Ketten und Schellen. Um den nackten Oberfuß winden ſich hochgelbe und purpurne Bänder in gefälligen Schlingungen und Zwiſchenräumen.

Wir wollen nun auch die Kleidung des männlichen Geſchlechtes betrachten, wenig verſchieden vom Gewande des weiblichen Geſchlechtes. Ein Hemd, darüber ein faltiger Rock mit langen weiten Aermeln, der bis an die Ferſen reicht: um dieſen Rock ſchlingt ſich ein breiter Gürtel, durch welchen der Israelit auf der Reiſe ſein Schwert ſteckte. Ueber den Rock hing ein weites viereckiges Manteltuch, die eine Ecke bis auf die Ferſen, die andere bis über den Rücken die zwei übrigen zuſammengeknüpft über der Bruſt. Das Haupt bedeckte eine gewundene Binde, nach Art eines türkiſchen Turbans. Ein ſchöner Bart galt dem Israeliten als männliche Zierde. In den Zeiten der zunehmenden Ueppigkeit aber errötheten die Männer nicht, ſtatt jener einfachen Kleidung im weiblichen Putze zu prangen, ſogar mit Ohr- und Naſenringen, Armbändern, u. dgl.

Wir gehen nun zum Hochzeitfeſte.

Die Mädchen lebten in einer ſehr ſtrengen Abgeſchiedenheit, verborgen vor jedem fremden Männerblicke, wurden aber dafür frühzeitig verheirathet, gewöhnlich bald nach dem zwölften Lebensjahre. Nur ein glücklicher Zufall konnte zwiſchen zwei jungen Leuten eine perſönliche Bekanntſchaft veranlaſſen und dadurch Liebe entzünden; größtentheils führte die Wahl der Aeltern oder Verwandten dem Jünglinge die Braut zu. In den frühern Zeiten wurde ein mündlicher Vertrag geſchloſſen, ſpäterhin aber ein ſchriftliches Eheverlobniß aufgeſetzt, und darin die Summe des Kaufpreiſes beſtimmt, welche der Bräutigam dem Vater oder den Brüdern der Braut zu bezahlen hatte. Es ſcheint, daß die Vermählung ohne prieſterliche Mitwirkung, auch ohne gottesdienſtliche Ceremonie vollzogen wurde.

Die Braut blieb nach der Verlobung noch zehn oder zwölf Monate, als Probezeit ihrer Reinheit, im älterlichen Hauſe; dann wurde ſie köſtlich geſchmückt, einen Blumenkranz auf dem Haupte, und in einen rothen Schleier gehüllt, wenn der Abend dämmerte, dem Bräutigame mit feſtlichem Gepränge zugeführt. Sie ging unter einem Baldachin, welchen vier Sklavinnen trugen; voraus Brautjungfern mit brennenden Fackeln: andere trugen die Kleider und den Schmuck der Braut, auch neues Hausgeräthe. Den Baldachin zunächſt umgaben die Verwandten und Freundinnen der Vermählten. Ringsumher Muſik und Geſang. Mit einem ähnlichen Feſtzuge ging der Bräutigam der Kommenden entgegen, führte ſie in ſein Haus und lüftete hier den Schleier der Braut, die er dann zum erſten Male erblickte.

Verwandte gewiſſer Grade, wie z. B. Enkel und Enkelin, Oheim und Muhme, ꝛc. durften ſich nicht ehelichen. Auch war es den Männern verboten, ſich Weiber von Völkern zu nehmen, welche der Abgötterei ergeben waren.

Eine komiſche Eigenheit war das Schuh-Ausziehen. Wenn zwei Brüder beiſammen wohnten, und der eine ohne Kinder ſtarb, ſo durfte die Witwe keinen fremden Mann ehelichen, ſondern es ſollte ſie, nach einem moſaiſchen Geſetze, der Ueberlebende heirathen, und den erſten Sohn, welchen ſie dann gebar, nach dem Verſtorbenen nennen, damit deſſen Name nicht vertilgt werde aus Israel. Wollte jener ſich nicht dazu bequemen, ſo konnte ihn die Witwe, im Falle der Weigerung, vor die Aelteſten laden, in deren Gegenwart die Verſchmähte dem Herrn Schwager, wenn er auf der Weigerung verharrte, den Schuh vom Fuße zog und ihm mit den Worten: „So geſchehe dem Manne, der ſich weigert, ſeines Bruders Haus zu bauen!“ sans gène ins Geſicht ſpuckte. Der Verunglimpfte wurde dann ſpöttiſch ein Barfußiger genannt *).

Der Ehebruch ward von den Geſetzen mit dem Tode beſtraft. Ein Mädchen, welches nach dem Verluſte der Unſchuld, dem Bräutigame ſich fälſchlich als Jungfrau gab, unterlag der Steinigung; dagegen mußte der Verführer das

---

*) Moſes im 25. Kapitel des 5. Buches.

Opfer ſeiner Begierde nicht nur heirathen, ſondern er durfte ſie auch nie verſtoßen. Außerdem waren Eheſcheidungen den Männern geſtattet, mußten aber, da ſie überhand nahmen, in der Folge erſchwert werden; die Frauen aber durften ſich von ihren Gatten nicht los ſagen. Erſt Salome, die Schweſter des Herodes, wagte dies, und fand Nachahmerinnen des von ihr gegebenen Beiſpiels.

## Gaſtmähler. Feldbau. Unterricht. Geiſtescultur.

Wir wollen nun auch in das häusliche Leben der Israeliten einige Blicke thun. Beim Mahle pflegten ſie in früherer Zeit zu ſitzen; nachher lagen ſie. Zu den ihnen eigenen Gaſtmahlgebräuchen gehörte das Fußwaſchen und das Salben des Kopfes. Der Hausvater ſprach zuerſt den Segen, nahm einen Becher mit Wein, nippte davon, und reichte ihn dem Nachbar, von dem er in der Runde herumging.

Den Israeliten war manche Speiſe als unrein verſagt, insbeſondere nicht nur der Genuß des Blutes, ſondern auch des Fleiſches, ſo lange es nicht gänzlich vom Blute gereinigt war; außerdem mehrere für unrein geachtete Thiere, wie z. B. alle fleiſchfreſſenden Vögel, alle vierfüßigen Thiere u. a.

An Gelagen, ſo wie mit Tanz und Muſik, ergetzten ſich die Israeliten gerne, der Spiele aber, ja ſelbſt der Schauſpiele, enthielten ſie ſich gänzlich.

Eine Haupt- und Lieblingsbeſchäftigung dieſes Volk ſcheint immerzu der Landbau geweſen zu ſein; die Fruchtbarkeit des Bodens erhöhte den Reiz zu einem Geſchäfte dem ſelbſt Könige und Richter ſich mit Luſt hingaben. Scho der weiſe Moſes erkannte das Zweckmäßige und Vortheilhafte der Sache, und bot Alles auf, ſeinem Volke ganz di Richtung dahin zu geben. Man hat auch bemerkt, daß e ihnen zur Belohnung ihres Gehorſams weder Geld noch Silber, Edelſteine u. dgl. verſprach, ſondern fruchtbaren Regen, günſtige Jahreszeiten, Ueberfluß an Korn, Wein und Oel. Handel zu treiben fingen ſie erſt an, als der Luxus überhand nahm.

Der vorzüglichſte Unterricht, welchen die Kinder von Propheten und Leviten erhielten, betraf die Religion und die Landesgeſetze. Außerdem wurden die Söhne nur zur Brauchbarkeit in der Landwirthſchaft und im Kriege, die Mädchen für häusliche Beſchäftigungen gebildet. Alle fremde Geiſtescultur war verhaßt; und dies ging ſo weit, daß noch unter der Regierung der Brüder Hirkan und Ariſtobul, Zeitgenoſſen Pompejus des Großen, ein Verbannungsurtheil wider diejenigen gefällt wurde, die ihre Kinder im Griechiſchen würden unterrichten laſſen. Die Synagogen, als eigentliche Volksſchulen, entſtanden erſt ſpäter.

Die Muſik der Iſraeliten, vorzüglich in ihrer Anwendung beim Gottesdienſte und in ihrer Verbindung mit Tanz und Geſang, hat große Lobſprüche erhalten. Die heilige Schrift nennt 16 Inſtrumente, deren ſie ſich bedienten: Harfe, Adufa (eine kleine Pauke), Flöte, Trompete, Pſalter, Triangel, eherne Cymbeln, das Siſtrum, die Magrepha, eine Art von Orgel, u. a. Das weibliche Geſchlecht nahm an den muſikaliſchen und religiöſen Feierlichkeiten Theil. Als Moſes nach dem glücklichen Durchzuge durch das rothe Meer das herrliche Siegeslied ſang, ſang auch ſeine Schweſter Miriam, den Chor der Weiber führend, dieſen die erhabenen Worte des Bruders, und ſchlug dazu eine Pauke. Und jene, ihr folgend, thaten desgleichen.

Ueberhaupt gingen Poeſie und Geſang bei den Israeliten Hand in Hand. Beſonders zeichneten ſich ihre Lob- und Siegeslieder aus. Samuel, der Prophet und letzte unter den Richtern, unter deſſen zwanzigjähriger Regierung Israel in Glück und Frieden lebte, errichtete die erſten Prophetenſchulen, worin auch Unterricht in der Muſik ertheilt wurde, deren ſich nun die Propheten, wenn ſie weisſagten, ſowohl zur Erweckung der höhern Begeiſterung, als auch nach dem Schluſſe zur Wiederberuhigung der aufgeregten Seele bedienten. Der mächtige Einfluß der Muſik auf die Schwermuth, welche den König Saul oft wie ein böſer Geiſt ergriff, iſt ein Gegenſtand allgemeiner Bewunderung geworden. Was keine Kunſt der Aerzte vermochte, das ward durch Geſang und Harfe vollbracht. Kaum verbreitete ſich der wilde Düſterſinn über die geängſtigte Seele des Königs, da ward David, der holde Jüngling, herbeigerufen. Er ſang Hymnen, er ſchlug die Saiten der klingenden Harfe — und der böſe Geiſt wich von Saul.

David, ſo wie er ſelbſt als Dichter und Sänger herrlich war, erhob auch die heilige muſikaliſche Poeſie auf eine hohe Stufe und hielt ein Chor von Viertauſend, welche Gott mit Geſang und Saitenſpiel prieſen. Auch die weibliche Stimme vereinigte ſich zu dieſem Zwecke. Debora, Judith und Anna, Samuel's Mutter, werden nicht nur als Dichterinnen und Sängerinnen, ſondern auch als Prophetinnen genannt. Ihren Glanzpunkt erreichte die gottesdienſtliche Muſik durch König Salomo, welcher die prachtvolle und glänzende Einweihung ſeines Tempels durch ein Muſikchor verherrlichte, deſſen Menge kaum glaublich erſcheint, indem dabei nicht weniger als zweihunderttauſend Sänger, vierzigtauſend Harfen, vierzigtauſend goldene Siſtra, und zweihunderttauſend ſilberne Trompeten, alſo ein Chor von vierhundert achtzigtauſend Tonkünſtlern verſammelt war *).

Die Israeliten liebten die Muſik auch bei Gaſtmahlen und frohen Gelagen. Der weiſe Sirach geſteht unverhohlen: „Geſang ziere das Mahl, wie ein Rubin in feinem Golde leuchtet; und wie ein Smaragd in ſchönem Golde ſteht, ſo zieren die Lieder bei gutem Weine.“ — Auch den Todten begleiteten Trauerlieder mit Flötenbegleitung zum Grabe; ſelbſt der Aermſte mußte bei der Leichenbeſtattung ſeines Weibes wenigſtens zwei Flötenſpieler haben. Die erhaltene Strophe eines ſolchen Klageliedes ſagt:

»Traure um die Trauernden,
»Nicht um den Verſtorbenen!

---

*) Dieſe Zahlen gibt Joſephus Flavius im 3. Kapitel des 8. Buches ſeiner jüdiſchen Alterthümer an.

»Er iſt in Ruh,
»Wir ſind in Thränen.« —

Die Sprache der Hebräer nennt Herder eine wahrhaft poetiſche; wer nur einige Pſalmen kennt, wird an der Erhabenheit und Schönheit ihrer lyriſchen Dichtungsweiſe nicht zweifeln. Unter Rehabeam, Salomon's Sohn und Nachfolger, als zehn Stämme ſich trennten, und das Reich in Juda und Israel zerfiel, gerieth die Muſik, ſo wie die übrigen Künſte, in einen immer tiefern Verfall.

## Die Leichen und Gräber der Israeliten.

Zum Schluſſe iſt noch Etwas über die Leichenbeſtattung und von den Gräbern der Israeliten, dann auch von ihrer Trauer um die Todten, mitzutheilen. Kaum hatte der Sterbende den letzten Athemzug gethan, ſo beeilten ſich die nächſten Verwandten, dem Todten die Augen zuzudrücken, eine heilige Pflicht! Dann wurde der Leichnam mit warmen Waſſer gewaſchen, mit künſtlichen Spezereien geſalbt und umräuchert. Der eigentlichen egyptiſchen Einſalbung bedienten ſich die Israeliten nur ſo lange, als ſie ſich in Egypten aufhielten. So wurden auch Jakob und Joſeph, da ſie in Egypten ſtarben, nach egyptiſcher Sitte einbalſamirt, und begraben. Nach dem Auszuge der Israeliten aus Egypten hörte dies auf; ihre Leichen blieben unverſehrt, und ohne Herausnahme der Eingeweide. Nach dem Waſchen, Salben und Räuchern wurde der Verſtorbene mit Sindon, einem egyptiſchen Linnenzeuge von beſonderer Feinheit, bekleide und mit Binden und Bändern von demſelben Stoffe umwickelt, insbeſondere an Händen und Füßen, dann um die Lenden. Der Kopf ward mit einem eigenen ſogenannten Schweißtuche*) umgeben. Indem nun ein Theil des Hauſes von Klagegeſängen erſcholl, kamen die Verwandten und Freunde des Todten, ſetzten ſich ſchweigend auf die Erde, beſtreuten die entblößten Häupter mit Staub und Aſche, rauften ſich die Haare aus, gingen während der Trauerzeit mit nackten Füßen umher, und ſchliefen auf bloßer Erde; doch war es ihnen unterſagt, die Haut nach der Sitte benachbarter Völker bei den Aeußerungen ihres Leidweſens auf irgend eine Art zu verletzen. Solche Liebespflicht und Ehre erwieſen ſie den Todten, obſchon Derjenige, welcher einen Leichnam berührte, oder nur in das Zimmer trat, wo einer lag, ſieben Tage unrein war.

Um jedoch Fremde vor ſolchem Ungemache zu bewahren, wurden die Leichen, ſobald ſie gewaſchen und zubereitet waren, in einen entlegenen Theil des Hauſes gebracht. Eigene Todtengräber hatten die Israeliten nicht; Verwandte, Freunde und Sklaven verſahen dieſes Amt und bereiteten auch das Trauermahl: „Das Brot und den Wein des Troſtes.“

Die Leiche wurde in einem offenen Sarge auf einer Bahre bis zum Grabe getragen, dann herausgenommen und zur Erde beſtattet. Krieger begrub man mit ihren Waffen und legte ihnen ihr Schwert unter das Haupt. Dabei herrſchte die Meinung, die Seele bleibe auch nach dem Tode bei ihrem Leibe, und man lebe alſo auch unter der Erde fort. Daher die *Todtenbefragung*.

---

*) Sudarium.

Für ihre Gräber waren die Israeliten ſehr beſorgt. Sie hatten nicht nur öffentliche, ſondern auch Privatgräber oder Erbbegräbniſſe. Von der letzteren Art waren z. B. die Gräber der Könige von Juda zu Jeruſalem, und das Erbbegräbniß Abraham's in Canaan, wornach ſich auch ſeine Nachkommen ſo ſehnten, daß Jakob und Joſeph aus Egypten dahin gebracht wurden, weil ſie es wünſchten und ausdrücklich verlangten. Die Israeliten begruben die Leichen berühmter Männer innerhalb den Städten: es war ſogar nicht ungewöhnlich, Gräber in den Häuſern zu haben, indem ſodann ein Theil des Hauſes zu einem Grabe zugerichtet oder ein neues Gebäude eigens zu dieſem Zwecke aufgeführt wurde. Größten Theils aber begrub man die Todten außerhalb den Städten, doch wählten ſie dazu ſtets angenehme Gegenden an Seen und Flüſſen, auch Gärten, Haine, Thäler und Höhlen. In der gebirgigen und felſigen Landſchaft Judäa befanden ſich die meiſten Gräber in Höhlen mit niedern Eingängen, theils mit Thüren, theils mit Steinen verſchloſſen.

Dieſe Höhlen hatten bald mehrere Abtheilungen von Gräbern, bald wieder kleinere Höhlen, in die Wände gehauen. In einigen war der Boden hie und da erhöht, um die Leichname darauf zu ſetzen, in manchen befand ſich ein Grab über dem andern.

Die Israeliten pflegten auch in gewiſſen Zeiten zu den Gräbern zu wallfahrten. Die Sitte des Gräberbeſuchens ſcheint herrſchend geweſen zu ſein. Der römiſche Hiſtoriker Suetonius erzählt: Cäſar's Ermordung habe in Rom die tiefſte allgemeine Trauer erregt, an welcher ſelbſt die anweſenden Fremden, jede Nation nach ihrer Art, den innigſten Antheil nahmen, vorzüglich aber die Juden, welche mehrere Nächte nach einander Cäſar's Grab beſuchten. — Bei den Türken und Perſern ſind dieſe Wallfahrten zu den Gräbern noch üblich.

## II.

# Das babyloniſch-aſſyriſche Reich.

### Nimrod. Ninus. Ninive.

Im weſtlichen Süd-Aſien haben ſich die mächtigſten Reiche der Vorwelt erhoben, unter welchen das aſſyriſche Reich (ungefähr **2000** Jahre vor Chriſti Geburt) das älteſte war. Nach deſſen Falle wurde (beiläufig **700** Jahre vor Chriſto) das babyloniſche, und hundert Jahre nachher das mediſche Reich das herrſchende in Aſien, bis ſich nach anderthalb Jahrhunderten (alſo **555** Jahre vor Chriſti Geburt) auf den Trümmern der zerfallenen Staaten die perſiſche Monarchie erhob, zerſtört durch Alexander den Großen, der im Jahre **333** vor Chriſto das griechiſch-macedoniſche Reich gründete, welches aber ſchon nach dem Tode des Stifters, der im Alter von **33** Jahren kinderlos ſtarb, wieder zerfiel.

Babylonien, eine ununterbrochene Ebene im Nord und Oſt von den Flüſſen Tigris und Euphrat, im Weſten von den arabiſchen Gebirgen, und im Süden vom perſiſchen Meerbuſen begrenzt, erfreute ſich des glücklichſten Bodens und des heiterſten Himmels.

Die Getreidefelder trugen zwei- bis dreihundertfältige Frucht: Weizen und Gerſte ſollen vier Finger breite Blätter gehabt haben. Der Euphrat tränkte den trockenen Boden des heißen Klima durch ſeine jährliche Ueberſchwemmung, und beförderte dadurch nicht nur die üppigſte Fruchtbarkeit, ſondern auch die Cultur, indem die Einwohner, Hirten und Ackersleute, Dämme aufführten und Kanäle zogen, endlich unter einem Oberhaupte, das ſie Bel, den Herrn, nannten, ſich vereinigten und am Euphrat eine kleine, mit einem ſchützenden Erdwalle umgebene Stadt bauten, welche den Namen Bab-bel (Hof des Herrn) erhielt.

Der ſtets heitere Himmel machte das ſchöne Land zu einer natürlichen Sternwarte und die Einwohner zu Sternkundigen. Man kam ſogar auf den Gedanken, der Sonne, als Herrin der Himmelslichter, in der Nähe der Stadt ein Heiligthum, in Geſtalt eines Thurmes, bis zu ihrer eigenen Höhe hinauf zu bauen. Schon waren mehrere Stockwerke auf einander geſtellt, als die Erfinder des Rieſenplanes endlich einſahen, das Erreichen der Sonnenhöhe ſei doch eine etwas zu ſchwierige Arbeit, und man könne ja das Hohe wohl auch in der Tiefe anbeten. So blieb die Sache unvollendet; ein gewöhnliches Schickſal bei Allem, was man zu groß anfing!

Die friedliche Stille ward unterbrochen, als der gewaltige Nimrod mit ſeinen wilden Herden aus Arabien eindrang und Babylonien ſammt dem angrenzenden Meſopotamien ſeiner Herrſchaft unterwarf.

Jetzt trat Babylonien in den Schatten, und das benachbarte Aſſyrien in das Licht, in der Cultur jenem nachſtehend, aber ſtark durch die Tapferkeit ſeiner Einwohner. Die ältere Geſchichte Aſſyriens enthält manches Wunderbare, manches Seltſame, woran wir wohl Einiges bezweifeln, Vieles aber — ſeines abenteuerlichen Scheines ungeachtet — nicht geradezu als Dichtung verwerfen können.

Als erſter König, alſo Stifter der aſſyriſchen Monarchie, wird uns Ninus genannt, ein Fürſt von mächtigem Eroberungsgeiſte beſeelt. Die Unterjochung aller benachbarten Länder lag in ſeinem Plane. Babylonien, Armenien, Medien und Bactrien wurden Trophäen ſeiner Siege. Die Muße des Friedens benützte er zur Erbauung der Stadt Ninive, die als Hauptplatz des Reiches, Alles, was ſeine Zeit kannte, an Pracht und Größe übertreffen ſollte. Im Feldzuge gegen Bactrien hatte die Hauptſtadt des Landes dem Ninus, welcher die Belagerung in eigener Perſon leitete, hartnäckigen Widerſtand geleiſtet.

Nur die Klugheit und der Muth einer Frau, der Gemahlin ſeines Feldherrn Menon, bewirkte endlich die Einnahme. Die Männer handeln gerne nach Grundſätzen und halten viel auf Theorien und Regeln. Dem gemäß waren die Belagerer vorzüglich darauf bedacht, die ſchwachen Seiten der Stadt zu ſtürmen, die Belagerten aber dieſelben zu vertheidigen.

Die Burg, die man für unüberwindlich hielt, wagten die Belagerer eben ſo wenig anzugreifen, als es den Belagerten nöthig ſchien, hier Vertheidigungsanſtalten zu treffen. Dies entging, obſchon die Frauen ſonſt mehr auf die ſchwachen

Seiten (insbeſondere der Männer) zu lauern gewohnt ſind, dem Scharfblicke der Semiramis nicht. Sie bemerkte mit Vergnügen, wie ſicher die Belagerten ihre Burg hielten, und wie eben dadurch der ſtärkſte Theil der Stadt ihr ſchwächſter wurde, erſtieg mit auserleſenen Kriegern die Felſen und bemächtigte ſich der Burg. Sogleich ging auch die Stadt über. Aber Sie, die Heldin Semiramis, machte den König nicht nur zum Sieger, ſondern ſogleich auch zum Sklaven ihrer Schönheit. Die Sage, ihre Reize und ihre hohen Geiſtesgaben bewundernd, machte ſie zu einer Tochter der Göttin Derceto. Tauben ſollten das Kind ernährt und mit ihren Flügeln erwärmt haben. Nach dem Tode Menon's, der ſich ſelbſt das Leben nahm, ſah ſich Ninus am Ziele ſeiner Wünſche, und theilte ſeinen Thron mit der Geliebten.

## Semiramis. Die Stadt Babylon.

König Ninus ſtarb, als ſein Sohn Ninias noch Knabe war. Semiramis ließ dem Gemahle ein Grabmahl erbauen, würdig der Größe ſeiner Thaten, ja — wenn's wahr iſt — — ſogar größer als die größte der egyptiſchen Pyramiden. Dann ergriff ſie die Zügel der Regierung und herrſchte als Vormünderin ihres Sohnes. Niemand wagte es, ſich dem Heldenweibe zu widerſetzen.

Hatte Ninus die ſchöne Stadt Ninive erbaut, ſo wollte auch Semiramis eine eigene Reſidenz haben, und erbaute in der, von ihrem Gemahle eroberten Provinz Babylonien, die weltberühmte Stadt Babylon, wahrſcheinlich auf der Stelle, wo das alte Babel ſtand. Mitten durch die Stadt ſtrömte der majeſtätiſche Euphrat, zu beiden Seiten mit einer ſteinernen Erhöhung eingefaßt. Eine ungeheure Brücke, den Fluß überſpringend, verband den öſtlichen Theil der Stadt mit dem weſtlichen. An jedem Ende der Brücke erhob ſich ein Palaſt, von dem Semiramis das Ganze überſchauen konnte.

Die Stadt ſelbſt, die von den alten Schriftſtellern, als ein Wunder der Schönheit und Pracht gerühmt wird, bildete ein regelmäßiges Viereck mit breiten Straßen, freien Plätzen und Gärten; zwiſchen den Häuſern lächelten grüne Fluren. Drei Mauern von Ziegelſteinen, mit Harz gekittet, und breit, daß ſechs Wagen darauf neben einander fahren konnten, umgaben das Ganze. Die Hauptmauer hatte auf jeder Seite fünf und zwanzig Thore von Erz, und zweihundert fünfzig Thürme ſtanden darauf zur Vertheidigung.

Goquet *) hat berechnet, Babylon ſei achtmal ſo groß als Paris geweſen! Als ein Wunder von ganz eigener Art werden die ſogenannten hangenden Gärten genannt: mehrere Terraſſen, die, auf mächtigen Gewölben ruhend, ſtufenweiſe übereinander, ſchief hinlaufend, ſich amphitheatraliſch und ſo künſtlich erheben, daß

---

*) Im 2. Bande ſeines Werkes: De l'origine des loix.

ſie frei in der Luft zu ſchweben ſchienen. Der aus Quaderſteinen und Bleilagen beſtehende Boden war mit einer ſolchen Maſſe von Fruchterde bedeckt, daß er acht Fuß dicke und fünfzig Fuß hohe Bäume trug. Die Bewäſſerung geſchah durch Pumpen, die, dem Auge nicht ſichtbar, zwiſchen den Wänden angebracht waren. Von allen dieſen Herrlichkeiten ſind heut zu Tage kaum Spuren zu finden! Ja, man weiß kaum die Stelle, worauf ſie einſt der Ewigkeit zu trotzen ſchienen! Nachdem Semiramis nebſt Babylon noch andere Städte an den Ufern der Flüſſe Euphrat und Tigris hatte entſtehen laſſen, entſchloß ſie ſich, an der Spitze eines Heeres ihre Staaten zu durchziehen. Frohſinn, Eitelkeit und Verſchönerungsluſt begleiteten die Heroine allenthalben. Sie glaubte, als Tochter einer Göttin, überall wunderähnliche Erſcheinungen hervorbringen zu müſſen. In Medien ließ ſie die Felſenwände eines Berges poliren, und ihr Bildniß darin aushauen; als dies geſchehen war, wurde das Gepäck der Maulthiere ſtufenartig übereinander gethürmt, und Semiramis ſtieg über die ſeltſame Treppe bis zum Gipfel des Berges hinauf. In einer andern Gegend von Medien ließ ſie auf der Spitze eines hohen Berges einen Garten mit prächtigen Luſthäuſern anlegen. Als ſich bei Ekbatana, der Hauptſtadt Medien's, ein ſteiles Gebirge mit ungeheuren Felſenwänden und Abgründen ihrem fröhlichen Zuge entgegenſtellte, ließ ſie die Klippen ſprengen, die Klüfte ausfüllen, zog wie im Triumphe über die, wie mit einem Winke hervorgerufene Heerſtraße, und ließ den Berg Orontes durchbrechen, und einen Fluß durch denſelben leiten, um den Einwohnern von Ekbatana mehr Waſſer zu verſchaffen. So kam die Halbgöttin auf ihrem Siegeszuge bis nach Lybien, wo ſie dem Jupiter Ammon ſtandesgemäß einen Beſuch abſtattete und ſich zugleich erkundigte: wie lange ſie noch leben werde? Der Orakelſpruch lautete eben nicht ſehr tröſtlich: „Sie würde, wenn Ninias ihr nach dem Leben trachte, von der Erde verſchwinden, aber göttliche Verehrung genießen.“ —

Dieſe bedingte Zweideutigkeit dämpfte ihren Ehrgeiz für einige Zeit, und ſie verlebte mehrere Jahre in ruhigen Genüſſen. Zufällig erzählte man ihr von Indiens Fruchtbarkeit und Reichthume. Da war's mit der Ruhe vorbei. Der glühende Wunſch, des herrlichen Landes Beſitzerin zu ſein, trieb ſie raſtlos. Ein Heer ward aufgeſtellt, welches, nach der ſtärkern Angabe aus fünf bis ſechs Millionen Menſchen beſtand, nach der ſchwächern aber nur gegen vier Millionen hatte, und zwar drei Millionen Fußvolk, **500,000** Reiter, **100,000** Streitwagen, und eben ſo viele Kriegsmänner, die, auf Kamehlen ſitzend, mit vier Ellen langen Schwertern fechten. Dazu kamen noch zweitauſend zerlegbare Schiffe, die von Kamehlen zu Lande nach Indien getragen wurden.

Auf ſolche Art war denn für Alles geſorgt. Nur in einem einzigen Stücke befürchtete Semiramis die Überlegenheit der Indier; das waren die Elephanten. Dieſem Mangel wußte aber die weibliche Schlauheit bald abzuhelfen durch — nachgemachte Elephanten, welche die Stellvertreter der wirklichen ſein ſollten. Sie ließ **300,000** ſchwarze Ochſen ſchlachten, die abgezogenen Häute nach Geſtalt der Elephanten zuſchneiden und ausſtopfen. Ein Kamehl, welches in der Höhlung ſtak, trug die Elephanten-Maſchine, und ein oben ſitzender Mann lenkte die Bewegungen von Beiden.

Der König von Indien und deſſen ſämmtliche Krieger ſollten ſich's gefallen laſſen, die Schein-Elephanten für wirkliche anzuſehen. Unglücklicherweiſe that er's nicht, und ſo blieben denn die Seinigen im Vortheile. Semiramis lernte hier zum erſten Male die Schmach einer Niederlage kennen. Sie floh mit ihren Tauſenden, und ließ die bedauerungswürdigen Elephantenfiguren in den Händen der feindlichen Sieger zurück.

Mit dieſer Kataſtrophe ging auch der Heldenroman ihres Lebens zu Ende. Sie bemerkte, daß Ninias, nachdem der Nimbus ihrer Unüberwindlichkeit verſchwunden war, Verſchwörungen gegen ſie anlegte. Um ſich die Sorge und ihm ein Verbrechen zu erſparen, überließ ſie ihm den Thron freiwillig, flog aber — deſſen ungeachtet — ich weiß nicht, ob gleichfalls freiwillig? — in eine Taube verwandelt und von einer Schaar anderer Tauben begleitet, aus dem Palaſte auf. Soll dieſe Verwandlung der ehrgeizigen Heldin in eine ſanfte Taube etwa allegoriſch zu deuten ſein, die veränderte Geſinnung und die letzte Zeit ihres ruhigen Lebens bezeichnen? Oder erlaubte ſich Ninias zu früh eine Apotheoſe der Mutter? —

Dem ſei wie immer, die Aſſyrier nahmen die Verwandlung für blanke Wahrheit und verehrten ſeit der Zeit eine Taube als Göttin. Ehe wir von dieſem weiblichen Wunder Abſchied nehmen, muß ich noch eine kleine Anekdote von ihr erzählen. Als Semiramis eines Morgens mit ihrem Kopfputze beſchäftigt, an der Toilette ſaß, brachte man ihr plötzlich die Nachricht von einem Aufſtande in der Stadt. Semiramis warf den Kamm weg, ergriff das Schwert, flog unter die Empörer und vollendete nach hergeſtellter Ruhe — den zur Hälfte geordneten Kopfputz.

Dies iſt's, was man von Semiramis ſagt — oder fabelt, indem einige der alten Schriftſteller ſie als Ideal der Tugend, andere als ausſchweifend ſchildern, einige ihr die Erbauung Babylon's und mehrerer großer Denkmahle zuſchreiben, andere gar nichts, einige ſie herrlich leben laſſen, andere gar nicht.

## Ninias. Sardanapal. Fall des aſſyriſchen Reiches.

Ninias zeigte ſich eben ſo friedlich und ruheliebend als ſeine Mutter unternehmend und raſtlos war. Sein Beſtreben ging dahin, den Beſitz ſeines großen Reiches nicht zu vermehren, ſondern feſt zu halten und zu ordnen. Man ſcheint ſein ſanftes Weſen nicht nach Gebühr gewürdigt zu haben; die anſpruchloſe Haltung ſeines ſtillen, auf das Innere des Staates gerichteten Wirkens wurde verkannt im Kontraſte gegen das prunkvolle Streben nach außen, worin Semiramis ſich gefiel. Als ein merkwürdiger Zug der Staats-

Klugheit dieſes ruhigen, aber keineswegs unthätigen Fürſten wird insbeſondere die folgende militäriſch-politiſche Einrichtung angeführt. Er ließ in jedem Jahre in einer andern Provinz ſeines Reiches ein verhältnißmäßig großes Heer werben, welches in der Nähe von Ninive ein Lager bezog, nach Verlauf des Jahres wieder entlaſſen und durch eine gleiche Anzahl von Soldaten aus einer andern Provinz erſetzt wurde. So war für die Erhaltung der Ruhe im Innern und für die Sicherheit gegen Einfälle von außen geſorgt, und der Waffendienſt den Unterthanen ſo viel möglich erleichtert. Schon aus dieſer Maßregel allein geht hervor, daß König Ninias, wenn er auch nicht, wie Ninus und Semiramis, die Kraft beſaß, ein Reich zu gründen und zu ſeinem Glanzpunkte zu erheben, doch gewiß die nicht geringe Kunſt, es zu erhalten, wohl inne hatte. Von einer langen Reihe der Nachfolger des Ninias ſpricht die Geſchichte ſehr wenig oder gar nichts. Deſto auffallender tritt endlich Sardanapal hervor, gleichſam im letzten Akte der großen hiſtoriſchen Tragödie, welche mit dem Sturze des aſſyriſchen Reiches endet. So wie man den Ninias verkannt hatte, weil er als der mildleuchtende Mond nach dem blendenden Sonnenglanze zweier großen Vorfahren erſchien, eben ſo ſcheint Sardanapal's Charakter zu ſehr herabgewürdigt zu ſein, weil ihn das Unglück traf, am Grabe des zerfallenen Reiches zu ſtehen. Mehrere Geſchichtſchreiber beſchuldigen ihn einer weibiſch-weichlichen Lebensweiſe und einer entehrenden Verſunkenheit in die ausſchweifendſten, Geiſt und Körper abſtumpfenden Sinnesgenüſſe. Man kann nicht umhin, Manches in dieſen Schilderungen übertrieben zu finden, da es in offenbarem Widerſpruche ſteht mit jenem Kraftaufwande, womit Sardanapal in ſeinem Falle ſich wirklich groß zeigte.

Arbaces, Satrap von Medien, und Beleſis, Satrap von Babylonien, traten in eine Verſchwörung gegen den König. Beleſis, der ſich rühmte die Schickſale der Menſchen in den Sternen zu leſen, gab Jenem die Verſicherung, ein Arbaces ſei zum Beherrſcher Aſſyriens beſtimmt. Der Muth des Geſchmeichelten entbrannte, und die Verräther wirkten nun im Verborgenen ſo mächtig, daß ſie mehrere Satrapen in den Bund zogen, und binnen einem Jahre an der Spitze eines Heeres von **400,000** Mann Perſer, Meder und Babylonier ſtanden, wozu endlich noch die Bactrier ſtießen. Nun fuhr Sardanapal, wie von einem Donnerſchlage geweckt, aus ſeiner Lethargie empor, aber nicht ſchreckhaft, ſondern als Held. Er führte ſeine Getreuen gegen die Rebellen, und ſchlug ſie in zwei Treffen. Schon ſank ihr Muth, ſchon dachten ſie auf einen klugen Rückzug in ihre Provinzen; allein Beleſis, in der einmal übernommenen Rolle des Propheten ſich gefallend, wußte den Verzagenden aus den Sternen neuerdings ſo viel Glück herauszuleſen, daß ſie eine dritte Schlacht wagten und — eine dritte Niederlage erlitten. Aber der Sterndeuter wußte ſie durch neue Nachrichten vom Himmel nochmal zu entflammen, und verkündete ihnen jetzt, nachdem er dreimal gelogen hatte, einmal die Wahrheit. Sie überfielen den König, in deſſen Lager der Taumel eines dreifachen Siegesfeſtes herrſchte, und die Krieger, in Schlaf und Trunkenheit begraben, fielen als — beinahe wehrloſe Opfer. Sardanapal warf ſich mit dem Reſte des geſchlagenen Heeres in die Schutzmauern von Ninive, wo er einer zweijährigen Belagerung den hartnäckigſten Widerſtand leiſtete, ermuthigt durch eine an Shakeſpeare's Macbeth erinnernde Weiſſagung: „Ninive ſei unüberwindlich ſo lange, bis der Tigris ihr Feind werde!“ — Im dritten Jahre der Belagerung gefiel's dem Tigris, die Prophezeihung zu erfüllen. Er trat aus ſeinen Ufern, und der Schwall wilder Fluten riß einen Theil der Stadtmauern weg. Nun ſank Sardanapal's Lebensmuth, aber nicht der Muth, frei und groß zu ſterben, als Herr und König. Er ließ in der Mitte ſeines Palaſtes einen ungeheuren Scheiterhaufen errichten, und dieſen mit Gold, Silber und Edelſteinen ſchmücken. Dann lagerte er ſich, umgeben von ſeinen Angehörigen und Dienern, auf dem üppigen Bette der unermeßlichen Schätze.

Ein Wink des Königs! Aufloderte ein Flammenheer, gleichſam eine feurige Scheidewand bildend gegen das Schwert der Feinde, die jetzt durch den Wallbruch in die Stadt eindrangen.

# III.

# Das mediſche Reich.

### Der Aſchen-Lieferant zu Ninive. Die Scythen. Krieg mit den Lydiern. Die Sonnenfinſterniß als Friedensvermittlerin.

Arbaces beſtieg nach der Einnahme von Ninive den Thron. Medien ward nun die herrſchende Provinz, und das aſſyriſche Reich ein mediſches. Dem Sterndeuter Beleſis aber lag der Reichthum mehr am Herzen als die Macht. Da er nun vermuthete, daß unter der Aſche von Sardanapal's Scheiterhaufen geſchmolzenes Gold und Silber die Fülle verborgen liege, erbat er ſich vom neuen Könige die unſchuldige Erlaubniß, jene Aſche nach Babylon führen zu dürfen, um ſie im Tempel des Gottes Baal, einem Gelübde gemäß, zu opfern. Die Bewilligung der beſcheidenen Bitte erfolgte, und Beleſis ſandte ſogleich ganze Schiffe, beladen mit jener — myſtiſchen Aſche nach Babylon. Der Betrug wurde aber nach kurzer Zeit entdeckt. Ein Gericht, welches Arbaces aus ebenbürtigen Satrapen zuſammenſetzte, verurtheilte den babyloniſchen Aſchen-Lieferanten zum Tode. Arbaces übernahm jetzt die Rolle des Großmüthigen, begnadigte den Verurtheilten, und das Volk ermangelte nicht, die Huld des neuen, zwar nicht rechtmäßigen aber menſchenfreundlichen Herrſchers zu preiſen. Uebrigens beging Arbaces einen großen politiſchen Fehler, indem er alle Satrapien des Reiches für unabhängig und erblich, gleichſam als Vaſallen, und ſich ſelbſt als Oberherrn erklärte. Dieſe Staatsverfaſſung hatte nun dieſelben Gebrechen, wie das Lehenſyſtem des Mittelalters, und trug die Keime der Zerſtörung in ſich, indem die Satrapen bald zu mächtig wurden, folglich das Verhältniß des nothigen Gleichgewichts zwiſchen ihnen und dem Oberhaupte aufhörte. Die Satrapien Aſſyrien und Babylonien machten den Anfang, und hoben ſich bald über alle andern Provinzen. Medien's Macht ſank, und die königliche Würde ward ein leerer Name. Das Geſetz verſtummte. Parteien ſtanden gegen einander auf; eine Art von Selbſthulfe und Fauſtrecht trat ein.

Dieſen traurigen Zuſtand benützte ein ſchlauer Mann, Namens Dejoces, nicht nur zur Wiederherſtellung der Ordnung, ſondern auch, um ſich ſelbſt, zur Belohnung ſeiner Verdienſte, nichts Geringeres — als den Thron zu erwerben. Er fing damit an, daß er kleine Zwiſtigkeiten klug, gerecht und billig ſchlichtete. Der Ruf ſeiner Weisheit und Uneigennützigkeit verbreitete ſich bald ſo ſehr, daß man ſich allenthalben drängte, ihn zum Schiedsrichter aufzufordern. Als er endlich bemerkte, wie unentbehrlich er ſich gemacht habe, zog er ſich plötzlich zurück. Die allgemeine Verwirrung ſtieg. Das Bedürfniß, einen tüchtigen Mann an der Spitze zu haben, wurde immer fuhlbarer: man ſprach von einer neuen Königswahl; ſie kam zu Stande, und Dejoces — beſtieg den Thron, wechſelte aber nach erreichtem Ziele ſogleich die Rolle. Der humane Volksfreund verſchloß ſich, aller Welt unſichtbar, in ſeine Burg, und ließ ſich nur durch Befehle vernehmen, ſo wie er ſelbſt Alles durch die in allen Provinzen vertheilten Aufſeher und Späher vernahm. Dazu ward noch die langweiligſte Ernſthaftigkeit und die lächerlichſte Steifheit eingeführt, die, wie man erzählt, ſo weit ging, daß den armen Unterthanen ſogar das Lachen verboten, und das Ausſpucken für etwas Unanſtändiges erklärt ward. So beſchäftigte ſich Dejoces während einer 53jährigen Regierung ausſchließend nur damit, das Innere ſeines Reiches mit größter Strenge zuſammen zu halten. Erſt ſein Sohn Phraortes dachte, als König von Medien, wieder auf Unternehmungen nach außen. Sein erſter ſiegreicher Feldzug traf die Perſer. Hierauf wendete er ſich gegen die Aſſyrier, wurde geſchlagen, und verlor in der Schlacht das Leben.

Sein Sohn Cyaxares ließ ſich dadurch nicht abſchrecken, den Kampf gegen Aſſyrien als Rächer des Vaters fortzuſetzen. Durch ihn erhielt das mediſche Kriegsweſen bedeutende Verbeſſerungen, vorzüglich dadurch, daß er die verſchiedenen Waffengattungen, die bisher, wie der Zufall es fügte, in verwirrtem Gemiſche unter und durcheinander ſtanden und fochten, gehörig abſonderte, eintheilte, und ihnen in der Schlachtordnung ihre beſtimmten Plätze und Stellungen anwies.

Auf ſolche Weiſe rückte Cyaxares ſiegreich in Aſſyrien ein, und ſtand ſchon vor den Thoren Ninive's, als ein Zufall, von dem er nicht die entfernteſte Vermuthung hatte, ihn vom Ziele weit zurückſchleuderte. Der Nordpol überfiel plötzlich den Süd. Zahlloſe Scythen-Schwärme kamen daher geflogen. Was ſie dazu bewog, würde ich gerne ſagen, wenn — ich es ſelbſt wüßte! Ich tröſte mich aber über dieſe Unwiſſenheit, weil ich nicht zweifle, daß ſelbſt Cyaxares ſich mit mir in demſelben Falle befand. Ihm blieb nichts übrig, als die Belagerung aufzugeben, und ſeine Waffen gegen die nordiſchen Barbarenhorden zu wenden. Aber dieſes Mal ſiegte die Uebermacht der rohen Kraft. Die Scythen überſchwemmten Ober-Aſien, von Medien bis Egypten; und dieſe Ueberſchwemmung dauerte nicht weniger als dreißig Jahre! Endlich ſuchte ſich Cyaxares die wilden Gäſte durch eine Vereinigung von Liſt und Gewaltthätigkeit vom Halſe zu ſchaffen. Er und andere Meder luden die vornehmſten Scythen zu einem großen Trinkgelage. Die Kraftmänner zechten, bis der Rauſch ihnen die Beſinnung raubte. Jetzt zogen die lauernden Meder ihre Dolche und Schwerter hervor, und die Scythen mußten den genoſſenen Wein mit ihrem Blute bezahlen. Was mit dem Leben davon kam, gab nun doch dem nordiſchen Eiſe den Vorzug vor den ſüdlichen Blumengefilden, und entfloh in aller Eile.

Nun führte Cyaxares in Verbindung mit Nebukadnezar, König von Babylon, ſein Vorhaben aus, welches er vor dreißig Jahren aufgeben mußte. Aſſyrien ward geſtürzt; Medien und Babylon theilten ſich in deſſen Länder und wurden die herrſchenden Mächte Aſiens. Bald nachher entzündete ſich ein Krieg zwiſchen Cyaxares und Alyattes, König von Lydien. Einige Scythen, die vielleicht nur deshalb am mediſchen Hofe zurückgeblieben waren, um Zeit und Gelegenheit zur Rache abzulauern, hatten einen mediſchen Knaben ermordet, und ſeinen Leichnam, à la Thyest zubereitet, dem Könige als Wildpret vorgeſetzt. Der Frevel ward entdeckt; die Frevler flohen nach Lydien. Cyaxares verlangte ihre Auslieferung und zog, als dieſe verweigert ward, gegen Alyattes zu Felde. Schon währte der Krieg fünf Jahre, und das immer wechſelnde Glück ließ noch kein Ende erwarten. Da trat denn die Sonne als Vermittlerin auf. Ihre totale Verfinſterung, als Meder und Lydier eben am hitzigſten kämpften, verſetzte Beide in den heftigſten Schrecken. Die Nacht am hellen Tage ſchien ihnen ein Zeichen der zürnenden Götter zu ſein, und ſie ſchloßen, um dieſe zu verſöhnen, auf das eiligſte Frieden.

Cyaxares ſtarb bald nachher.

## Nebukadnezar. Glorie und Nachtſtück ſeines Lebens.

Wir treten in Babylon ein, wo nach dem Tode des verſchmitzten Aſtrologen Beleſis, der große Nebukadnezar ruhmſtrahlend auf dem Throne prangt. Bewundert als Eroberer, wollte er auch geliebt ſein als Menſchenfreund. Mehr als durch ſeine Siege machte er ſich unſterblich, indem er die beiden Flüſſe Euphrat und Tigris durch Kanäle in Verbindung ſetzen ließ, und auf ſolche Weiſe den Zerſtörungen der jährlichen Ueberſchwemmungen abhalf. Außerdem verdankte ihm Babylon bedeutende Verſchönerungen.

So glänzend war Nebukadnezars Regierung, aber deſto furchtbarer das Nachtſtück des Wahnſinns am Rande ſeines Lebens. Heftige Gemüthsart und eine ſehr lebhafte Phantaſie beunruhigten ihn immerzu. Daher auch die vielen ſchreckhaften Träume, die ihm die ſüße Ruhe des Schlafes ſtörten. Als einſt ein ſolcher Traum ihn nächtlicher Weile vom Lager aufſcheuchte, und am nächſten Morgen dennoch die gräßlichen Bilder ſeiner Seele entſchwunden waren, verlangte er von ſeinen weiſen Chaldäern das Unmögliche, ſie nämlich ſollten ihm den Traum erzählen, den er ſelbſt vergeſſen hatte. Als die armen Herren erklärten, daß ſie außer Stande ſeien, dem hohen Befehle zu entſprechen, gerieth Nebukadnezar in ſo heftigen Zorn, daß er das ganze Collegium wollte hinrichten laſſen, und Daniel, den er liebte und hochachtete, ihn nur mit vieler Mühe von dem raſenden Entſchluſſe abzubringen vermochte. Schon hier zeigten ſich die erſten Spuren von Geiſtesverwirrung. Noch mehr beunruhigte ihn ein anderer Traum, worin er einen Baum erblickte, deſſen Krone auf der weiten Erde ſichtbar, zum Himmel emporragte: aber plötzlich erſcholl von oben eine Stimme, welche den Baum zu fällen gebot bis auf einen kleinen Theil des unterſten Stammes. Auch dieſen Traum vermochten die herbeigerufenen Chaldäer nicht auszulegen.

Endlich deutete ihn Daniel, indem er mit Grauen und Wehmuth verkündete, daß Nebukadnezar ſelbſt jener Baum, und deſſen Fall das Bild ſeines eigenen Schickſals ſei. Es läßt ſich denken, wie erſchütternd dieſe Auslegung auf den König wirkte. Von nun an kämpften zwei Widerſprüche: Furcht und Stolz, in ihm, und zerrütteten wechſelweiſe den ſchwankenden Geiſt.

Als Nebukadnezar einſt auf der höchſten Terraſſe der ſchwebenden Gärten ſtand, die Stadt mit allen ihren Herrlichkeiten und Bewohnern, und die weite Gegend umher mit ihren unvergänglich ſcheinenden Monumenten erblickte, und der Gedanke an ſeine Macht und Größe der hochmuthtrunkenen Seele ſich allgewaltig bemächtigte, — da ward jener Traum plötzlich erfüllt. Des Wahnſinns dunkle Rieſenfauſt ergriff ihn plötzlich, betäubend und umnachtend. Er floh vom Thurme herab, geſellte ſich zu den Thieren auf dem Felde, als ihres Gleichen, aß Gras, ließ ſich die Haare wie Adlerfedern, die Nägel wie Vogelkrallen wachſen. Sieben Jahre währte der gräßliche Wahnſinn; erſt kurz vor ſeinem Tode erwachte wieder das Bewußtſein, daß er Menſch und König, alle Herrlichkeit der Erde nichtig, Gott aber allmächtig und ſeine Gnade unendlich ſei.

## Das ſatyriſche Grabmahl. Babylon's Fall.

Unter den Nachfolgern des eben ſo großen als tief geſunkenen, eben ſo glücklichen als unglücklichen Nebukadnezar, kann ich nur einer Frau Erwähnung thun, der Königin Nitokris, welche die heiterſte Laune mit der ſorglichſten Thätigkeit für den Staat zu verbinden wußte. Ob ſie nun die Witwe des berühmten Nebukadnezar oder ſeines unberühmten Sohnes Evilmerodach war, kann, bei der Ungewißheit der Geſchichtſchreiber, gleichgültig ſein. Ein Pröbchen vom ironiſchen Weſen der Königin liefert das Grabmahl, welches ſie ſich über einem Thore der Stadt Babylon erbauen ließ, mit einer Inſchrift, worin ſie ihren Nachfolgern bekannt machte, daß, wenn einer von ihnen in ſehr dringende Geldnoth komme, er das Monument öffnen und herausnehmen möge, ſo viel er benöthige. Nitokris wußte wohl, daß der Glaube ihres Volkes dies nicht geſtatte, folglich nur ein Frechgeſinnter von ihrer Einladung Gebrauch machen könne, welcher ſtatt des gehofften Schatzes nur ſtrafenden Spott verdiene. Das Grabmahl blieb wirklich ſehr lange Zeit unangetaſtet; erſt der habſüchtige Perſerkönig Darius ließ es öffnen, fand aber nichts als ein Todtengeripp und eine Invective gegen goldgierige Ruheſtörer der Todten.

Ihre thätige Fürſorge bewies Nitokris vorzüglich durch die Errichtung von Mauern zu beiden Seiten des Euphrat, damit nicht etwa ein Feind im Falle einer Belagerung das Waſſer ableiten, und durch das geleerte Flußbeet trockenen Fußes in die Stadt komme. Aber ach! Was iſt alle menſchliche Vorſicht! Eben das, was Nitokris verhindern wollte, geſchah; geſchah eben deshalb, weil ſie es verhindern wollte. Ich werde bald das Nähere von der Sache erzählen.

Von den Nachfolgern dieſer Fürſtin will ich nur ſo viel ſagen, daß ſie einander durch Meuchelmord vom Throne ſtießen, wenig Gutes, aber deſto mehr Uebles thaten, bis das ſchöne Babylon zu ſeinem Untergange reif ward. Zuletzt ſaß Nabomedus auf dem Throne; da rückte der große Cyrus mit der vereinigten Macht der Meder und Perſer heran, und ſchlug das babyloniſche Heer in der Nähe der Hauptſtadt, deren Belagerung er hierauf unternahm. Da aber zu jener Zeit die Befeſtigungskunſt der Städte mehr ausgebildet war, als das Belagerungsweſen, dem vorzüglich wegen Mangel mehrerer der wirkſamſten, damals noch nicht erfundenen Maſchinen und Inſtrumente verhältnißmäßig zu wenig oder zu ſchwache Mittel zu Gebote ſtanden, ſo dachte Cyrus, um die Einnahme zu beſchleunigen, auf Liſt. Und ſiehe da! Alle Vorſicht der in ihrem Grabespalaſte ſchlummernden Nitokris ward — im eigentlichſten Sinne — zu Waſſer, da Cyrus den Euphrat in eben den, auf ihren Befehl ausgegrabenen See ableiten ließ, und in einer Nacht, während die Babylonier das Feſt ihres Gottes Baal mit ausſchweifenden Zech- und Luſtgelagen feierten, durch das Flußbeet, nachdem der größte Theil des Waſſers abgelaufen war, ſo heimlich in die Stadt rückte, daß er die eine Hälfte ſchon beſetzt hielt, während die andere, unwiſſend, was neben ihr verging, noch in Saus und Braus lebte, und dann eben ſo ſchnell in die Feindeshände fiel. König Nabemedus ward getödtet in einem kleinen Gefechte, das zuletzt in der Burg ſelbſt Statt fand. So ging denn das babyloniſche Reich in größter Luſtbarkeit traurig zu Ende.

## Sitten und innere Einrichtungen der Aſſyrier, Babylonier und Meder. Staatsehen. Allgemeines Kranken-Conſilium. Juſtizpflege. Sonnen- und Sternendienſt. Die Weisheit der Chaldäer. Luxus. Kriegsmacht. Begräbniß-Hunde.

Wir wollen nun in das innere Weſen der Aſſyrier, Babylonier und Meder blicken, und den Geiſt ihres Lebens erfaſſen. Sehen wir zuerſt auf den Zuſtand des weiblichen Geſchlechts, ſo zeigt ſich, daß daſſelbe im Oriente ſchon damals nicht anders als jetzt behandelt wurde, als Ware für die Männer. Einen auffallenden Beweis dieſer Anſicht gibt ſchon die Art, wie man die Mädchen verheirathete.

Der Wille der Eltern, und die Liebe und das Herz hatten dabei nichts zu ſagen. Die Schließung der Ehen wurde in Babylon als Staatsangelegenheit betrachtet. Man führte die mannbaren Mädchen jährlich auf einen öffentlichen Platz. Hier wurden nun zuerſt die ſchönſten an die meiſtbietenden Männer verſteigert, nach ihnen die minder reizenden. Zuletzt wurden die häßlichen ausgerufen und das vom Verkaufe der *ſchönen* eingegangene Geld — ward verhältnißmäßig nach den Graden ihrer Häßlichkeit unter ſie vertheilt. So wurden Schönheit und Reichthum ſorgfältig getrennt; jedes hatte daher *etwas* für ſich und konnte mit Zuverſicht auf einen Gatten rechnen. Die *ſchönen* Jungfrauen fühlten ſich geſchmeichelt, die *häßlichen* beruhigt; die reichen Männer erkauften ſich *ſchöne* Gattinnen, die *armen* verkauften ſich an *reiche* Frauen.

Eben ſo öffentlich wie die *Ehen* wurden auch die *Krankheiten* verhandelt. Da es keine eigenen Aerzte gab, trug man die Kranken an beſuchte Plätze, wie zu einem General-Conſilium. Jeder Vorübergehende *mußte* den Kranken befragen und — wenn ihm der Zuſtand aus eigener oder fremder Erfahrung bekannt war — die dienlichen Heilmittel angeben.

Die innere Verfaſſung des Reiches wurde durch drei Gerichtshöfe aufrecht erhalten, deren einer aus verdienten Kriegern, der andere aus Fürſten und Vornehmen, der dritte aus Greiſen beſtand. Die Juſtiz wurde aber, wie es ſcheint, etwas barbariſch verwaltet, wenigſtens deuten gewiſſe Todesſtrafen dahin, indem die Verbrecher in Stücke zerhauen, reißenden Thieren vorgeworfen, oder in glühenden Oefen lebendig gebraten wurden.

Das Hauptweſen der Religion der Babylonier beſtand im Sonnen- und Sternendienſte. Als höchſte Götter wurde Bel oder Baal (die Sonne) und Nebo (der Mond) verehrt.

Den Sternen ward zuerſt ein eigenes Leben, reich an gutem oder böſen Einfluß auf Erde und Menſchen, zugeſchrieben. Man erkannte jedem Geſtirne eine beſondere Kraft, einen eigenen Wirkungskreis, auch Grade des Ranges und der Macht zu; man deutete und verkündete aus ihrer Stellung und aus ihrem Lichte ganzen Staaten und einzelnen Menſchen das ihnen bevorſtehende Glück oder Unglück.

Späterhin hörte man auf, die Geſtirne für belebte Weſen zu halten; man glaubte nun, ſie ſeien die von Dämonen bewegten Throne der Götter, worauf dieſe auch die Himmelsräume durchführen.

Der Pöbel verehrte auch einen Drachen als Gott, vermuthlich das böſe Prinzip.

Die Aſſyrier hatten größtentheils einen gemeinſchaftlichen Götzendienſt mit den Babyloniern, insbeſondere die Verehrung mehrerer Götter in Thiergeſtalten, wie z. B. der Göttin Derceto als Fiſch, des Aſina als Bock, des Adramelech als Maulthier u. ſ. w. Der Dienſt der Militta (Venus) war von einer Art, die ſich, ohne das ſittliche Zartgefühl zu verletzen, nicht wohl beſchreiben läßt. Die Bilder derjenigen Götter, die unter menſchlicher Geſtalt verehrt wurden, pflegte man, auf das reichſte auszuſtaffiren, mit goldenen Kronen und Zeptern und mit Purpurkleidern, von Edelſteinen ſchimmernd; einige waren auch mit Schwertern und Streitärten bewaffnet. Es iſt zu vermuthen, daß die Aſſyrier und Babylonier auf ſolche Weiſe ihre Könige abbildeten; wenigſtens weiß man, daß ſie einige große Fürſten in den Himmel verſetzten und vergötterten.

Die Meder waren Feueranbeter, wie die Perſer.

Die eigentlichen Verwahrer der heiligen Weisheit der Babylonier und Aſſyrier waren die Chaldäer, urſprünglich ein Volk im ſüdlichen Theile von Babylonien, welches Land ſie unter Nebukadnezar eroberten. Ihr Name erhielt ſich aber in der Folge nur als der einer eigentlichen Prieſterkaſte, und als einer der vornehmſten Stände des aſſyriſch-babyloniſchen Reiches, in welcher Eigenſchaft ſie zugleich das Amt der Sterndeuterei, der Traumauslegungen, des Wahrſagens, der Beſchwörungen und anderes Zauberweſens verwalteten, auch ein Monopol mit den Wiſſenſchaften überhaupt trieben. Sie waren zu dieſem Behufe im Beſitze ſehr geheim gehaltener heiliger Schriften, und eigneten ſich ſogar die Macht an, die Kräfte und Seelen der Geſtirne unter günſtiger Stellung (Conſtellation) durch Formeln und Bezauberung in gewiſſe Bilder von Metall, Stein oder Holz herabzuziehen, wodurch das Bild dann eben dieſelbe Wirkung wie der Stern haben ſollte. Hierauf gründet ſich der Glaube an die Talismane, ein Wort, welches auch in arabiſcher Sprache ein Bild oder Abzeichen bedeutet.

Nach der Lehre der Chaldäer ſind die Geſtirne, und insbeſondere die Planeten, gleichſam die Wegweiſer und

Berather des Menſchen, während ſeiner Erdenreiſe. Sie verkünden ihm durch Aufgang und Niedergang, durch Stand und Farbe, den Willen der Götter und ſein künftiges Schickſal; weßhalb ſie auch Dolmetſche genannt werden. Den größten Einfluß auf des Menſchen Glück oder Unglück äußern ſie bei ſeiner Geburt, daher das Nativität-Stellen. Außerhalb des Thierkreiſes befinden ſich, nach jener Lehre, noch vierundzwanzig Geſtirne, wovon zwölf die Aufſicht über die Lebendigen führen, und die zwölf übrigen, Weltrichter genannt, über die Todten wachen. Fünfzehn Sterne beobachten, was auf der Erde, und fünfzehn andere, was unter derſelben vorgeht.

Blieb die Wiſſenſchaft nur das Vorrecht eines einzigen Standes, ſo verbreitete ſich die Kunſtfertigkeit deſto allgemeiner. Die Babylonier werden insbeſondere als ein prachtliebendes und an eine Menge künſtlicher Bedürfniſſe des Luxus und des Putzes gewöhntes Volk beſchrieben. Man macht von dem äußerſt feinen Linnenzeuge, von den prächtigen Mänteln, den geſtickten Kleidern und koſtbaren Teppichen der Aſſyrier und Babylonier viel Rühmens.

Die Hauptmacht der Heere dieſer Völker beſtand in der Reiterei, berühmt durch ihre trefflichen Bogenſchützen. Dieſe hatten aber eine kleine Unart: ſie vergifteten die Pfeile, indem ſie die Spitzen in den Saft einer uns unbekannten Pflanze und in Naphta tauchten.

Dieſes Naphta, das feinſte Bergöl, welches aus Felſenritzen hervorquillt, entzündet ſich ſehr ſchnell. Die mit mit dieſem Feuergifte getränkten Pfeile entbrannten, ſo wie ſie vom Bogen abgeſchnellt wurden, und drangen mit Höllenflammen in die von ihnen geſchlagene Wunde. Das Todesfeuer war kaum zu löſchen; Waſſer vermehrte daſſelbe; nur Staub konnte es erſticken. So lodert wohl auch in manchem Menſchen das wilde Feuer der Leidenſchaften raſtlos fort, bis endlich der Staub der Gräber-Erde die Glut auslöſcht, und das brennende Herz kühlt.

Fürwahr! ſolche giftige Pfeile ſind etwas Schreckliches; ich kenne nur Eines, das noch ſchrecklicher wüthet, giftige Zungen!

Die Aſiaten führten zwar ihre Kriege von jeher heftig und grauſam; doch ward der Vorzug der Grauſamkeit vor allen übrigen den Medern zuerkannt, die ſogar ihre Friedens- und Freundſchafts-Bündniſſe mit einer häßlichen Ceremonie ſchloßen, indem ſie ſich die Daumen ritzten, und einander das Blut aus den Wunden ſaugten.

Der Character der Babylonier ſteht mit dem der Meder in einem grellen Contraſte, denn jene waren eben ſo weichlich, ſinnlichen Freuden fröhnend und prachtliebend, als dieſe ſich hart, rauh und einfach zeigten, bis endlich auch bei einem großen Theile von ihnen Schwelgerei und Zügelloſigkeit einriß. Den weichlichen Babylonier characteriſirt ſchon die Kleidung: ein Unterkleid von Linnen, bis an die Füße hinabfließend, darüber ein langes wollenes Ueberkleid nach Art der römiſchen Toga und ein weißer Mantel; langes fliegendes Haupthaar und eine Tiare; pantoffelartige Schuhe; in der Hand ein zierliches Stäbchen mit künſtlichem Schnitzwerke, und ein Siegelring.

Diejenigen Meder, die im Zuſtande entarteter Verweichlichung lebten, überboten noch ihre luxuriöſen Vorbilder durch Perrücken von gefärbtem, ſalbenduftendem Haare, bemalte Geſichter, Armbänder und Halsſchmuck.

Ein auffallender Sittenkontraſt zeigt ſich in der, bei aſiatiſchen Völkern üblichen Weiſe der Todtenbeſtattung; denn während die Babylonier die Leichen mit Wachs überzogen, und in Särge, mit Honig angefüllt, legten, ließen die Einwohner der perſiſchen Provinz Bactrien ihre ſterbenden Eltern und Verwandten, der herrſchenden Sitte gemäß, von Hunden zerreißen und freſſen. Dieſe Hunde wurden dazu eigens abgerichtet und unterhalten, ihres Geſchäftes wegen auch Todtengräber genannt.

Die Hirkanier hielten in derſelben Abſicht öffentliche Hunde auf Staatskoſten, und jeder Vornehme hatte ſeinen eigenen Haushund, der des Herrn Todtengräber und Sarg zu werden beſtimmt war. Die Derbitten tödteten Alle, die das ſiebzigſte Jahr zurückgelegt hatten; die Männer wurden geſchlachtet, und bei den Opfermahlen geſpeiſ't, die Weiber erdroſſelt und begraben. Bei den Sardern tödteten die Kinder ihre Eltern mit Keulen, weil ſie das kraftloſe Leben des Alters für unangenehm und unanſtändig hielten. Glimpflicher gingen die Kolchier, Phönicier, Armenier und Lydier mit ihren Todten um, indem ſie die Leichname in Felle einnähten, und an Baumſtämme aufhingen.

## IV.

# Die Phönicier.

### Sidon und Tyrus. Adonisfeſt zu Byblus. Entdeckung der Purpurfarbe und des Glaſes. Der wunderbare Pokal.

Die Phönicier bewohnten ein ſchmales Küſtenland am Mittelmeere, einen beiläufig **200** Quadratmeilen großen Raum, an manchen Stellen keine volle Meile breit. In dieſem gebirgigen ſandigen Lande, welches eigentlich nur ein Theil von Syrien war, und durch ſeine Küſtenlage und durch ſeinen Reichthum an Wäldern ſchon von der Natur zum Fiſchfange und zum Seehandel angewieſen wurde, befanden ſich viele blühende Städte, die nie einen eigentlichen Staat zuſammen bildeten, wohl aber, in ihrer Glanzperiode, einen Städtebund, an deſſen Spitze Tyrus, damals zugleich die Hauptſtadt des Welthandels, ſtand. Die meiſten dieſer Städte hatten abwechſelnd ihre eigenen Fürſten, oder vom Volke erwählte Suffeten.

Die älteſte derſelben war Sidon, jetzt Saide. Ihr Glanz wurde erſt nach mehreren Jahrhunderten durch ihre ſtolze Tochter Tyrus, jetzt Sur, verdunkelt. Sidon war insbeſondere durch ihre künſtlichen Glasarbeiten, Tyrus wegen der Purpurfärbereien berühmt. Die Stadt Byblus, jetzt Dſchebail, am Fluſſe Nahar Ibrahim, welcher ehemals Adonis hieß, hat ſich im geneigten Andenken aller Liebenden erhalten, da die Liebesgöttin ſelbſt, nach einer phöniciſchen Sage, den ſchönen Adonis, den Sohn eines Königs von Byblus, zu ihrem Lieblinge erkor, und als ein Eber ihn tödtete, über ſeinen Tod in Thränen zerfloß. Von ſeinem Blute ſollen die weißen Roſen ſich roth gefärbt haben, und ſelbſt der Fluß Adonis ward, während der Jahresfeier der Adonien, blutroth. Byblus blieb fortan der Liebesgöttin und ihrem Auserwählten geheiligt. Das Wunder des in Adonisblut verwandelten Waſſers iſt noch heut zu Tage zu ſehen, indem der Boden dieſes Fluſſes aus rother Thonerde beſteht, welche, zu gewiſſen Zeiten durch heftige Winde aufgeregt, dem Waſſer ſeine Röthe mittheilt. Tripolis wurde von den Einwohnern der Städte Aradus, Sidon und Tyrus gemeinſchaftlich erbaut und eben deßhalb Tri-Polis (dreifache Stadt) genannt.

Zwei ungeheure Gebirge, Libanus und Antilibanus, durchziehen, parallel laufend, das Land, und verſehen es reichlich mit Bächen, die ihnen entquellen, und mit Cedern, Palmen und andern Bäumen, die treffliches Holz zum Schiffbaue liefern. Allenthalben findet man kontraſtirende Naturſcenen: Abgründe und ſchneebedeckte Gebirgshöhen, öde Sandgegenden und fruchtbare Thäler. Man hält dieſes Ländchen, heut zu Tage ein Theil von Soriſtan, für die cultivirteſte Provinz des türkiſchen Reiches. Von der Herrlichkeit der berühmten Städte des Alterthums finden wir nur hie und da wenige traurige Ueberreſte; ſie ſind entweder in Trümmer, oder in elende Dörfer verwandelt.

Die Küſte von Phönicien hat beſondern Überfluß an gewiſſen Meerſchnecken oder Muſcheln, welche die Purpurfarbe liefern. Die Ehre der erſten Entdeckung wird einem Schäferhunde, die Erfindung der Kunſt, Stoffe mit Purpur zu färben, einem gewiſſen Herkules zugeſchrieben, welchen ſein eigenſinniges Mädchen dazu nöthigte. Das geſchah auf folgende Weiſe:

Herkules hütete am Meerufer ſeine Schafherde. Ihm wußte die ſchöne Tyros bei ſeiner etwas einförmigen Beſchäftigung die Zeit zu verkürzen.

Der Hund, auf ſich ſelbſt beſchränkt, fing an, die lange Weile durch naturhiſtoriſche Unterſuchungen zu bekämpfen. So zerbiß er unter andern auch eine Purpurſchnecke. Der herausfließende Saft färbte ihm die Schnauze hochroth. Der Schäfer glaubte, der Hund ſei verwundet, und wiſchte ihm das vermeinte Blut mit Wolle ab. Die Wolle glühte, wie tiefes Abendroth. Das Mädchen gerieth über die ſchöne Farbe in Entzücken, der Liebhaber in Verzweiflung, denn ſie ſchwur, daß ſie entweder ein ſolches Kleid haben, oder ſterben müſſe, und daß er ihr nicht anders, als mit einem ſolchen Kleide in der Hand, vor die Augen kommen dürfe. Man verſichert, das Roth, welches bei jenem Schwure auf ihren Wangen glühte, ſei noch ſchöner geweſen, als der Purpur der Hundsſchnautze. Die Schöne verſchwand. Der deſperate Liebhaber ſchlich — nicht ihr — ſondern dem Hunde auf alle Tritte und Schritte nach. Endlich gelang's, den vierfüßigen Naturforſcher auf friſcher That zu ertappen. Nun hatte der Herr gewonnenes Spiel. Er färbte Wolle in Menge, brachte ſie dem Mädchen, und erhielt einen Lohn, den er wahrſcheinlich gegen kein Gold vertauſcht hätte. Die Erfindung wurde bald ſo raffinirt, daß der tyriſche Purpur dem Golde ſelbſt den Rang ſtreitig machte. Die Alten hatten aber drei Arten der Purpurfarbe, eine ſchwärzliche, eine violette und eine hochrothe. In Tyrus ward vorzüglich der hochrothe und der violette Purpur von beſonderer Schönheit und Haltbarkeit der Farbe verfertigt.

Auch die Erfindung des Glaſes wird, obſchon eigentlich ein Werk des Zufalls, den Phöniciern zugeſchrieben. Das Ufer des Fluſſes Belus, in der Nähe der Stadt Sidon, war mit beſonders feinem Kiesſande bedeckt. Hier landeten eines Tages phöniciſche Kaufleute, und machten Feuer, um ihre Kochkeſſel darüber zu ſtellen. Da es in der Gegend an Steinen fehlte, nahmen ſie von ihrer Schiffsladung einige Salpeterklumpen, legten ſie um das Feuer herum, und ſetzten das Geſchirr darauf. Der Salpeter entzündete ſich, zerſchmolz, vermiſchte ſich mit der Aſche und dem Sande, und bildete in dieſer Vereinigung, da die Maſſe kalt und hart geworden, einen bis dahin unbekannten Stoff, das Glas. Man fing bald darauf an, die Entdeckung zu raffiniren, indem man der Maſſe verſchiedene

Zuſätze von Magnetſtein, gebrannten, ſehr glänzenden Steinchen und Schneckengehäuſen gab.

Die Indier ſollen auch aus geſchmolzenem Kryſtalle, gemiſcht mit Kupfer und Salpeter, Glas gemacht haben. Noch mehr thaten die Egypter für die Vervollkommnung der Kunſt des Glasmachens, da ſie es nicht nur durch Blaſen, ſondern auch auf dem Drehſtuhle geſtalteten und ſchnitten.

Die Römer haben das Glas nicht blos als fremdes Produkt gekannt, ſondern — wenigſtens von der Zeit des Kaiſers Tiberius an — auch ſelbſt erzeugt. In der Gegend von Cumä, einer uralten Stadt in Campanien, befand ſich viel weißer, weicher Sand, welcher, durch Stampfen und Mühlen zerrieben, mit drei Theilen Salpeter vermiſcht, dann geſchmolzen, eine eigene weiße Glasmaſſe bildete. Eine beſondere, dicke und ſtarke Glasart erfand der Aethiopier Obſidius, welche auch nach ihm genannt wurde. Es gab ſchwarzes und rothes obſidianiſches Glas. Aus dem erſtern machte man Wandſpiegel und große Bildniſſe. So war in Rom Kaiſer Auguſt in dieſem Stoffe abgebildet, und er ſelbſt ließ vier gläſerne Elephanten im Tempel der Concordia aufſtellen. Aus dem rothen, undurchſichtigen Glaſe machte man Eßgeſchirre. Man hatte auch Gläſer von andern Farben.

Marcus Scaurus, welcher in der zweiten Hälfte des ſiebenten Jahrhunderts nach Rom's Gründung lebte, ließ ein Theater erbauen, in dem ein Theil der Scene von Marmor, ein anderer von Glas war. Es kam dahin daß man das Glas, welches uns als eine ſo nichtige Sache erſcheint, im Range dem Golde gleich ſetzte.

Unter der Regierung des Kaiſers Nero wurden zwei gläſerne Becher von mäßiger Größe für zweihundert Thaler verkauft.

Ein römiſcher Baukünſtler ſoll eine Glasmaſſe erfunden haben, welche ſich biegen und dehnen ließ, dennoch aber zugleich ſo feſt und hart war, daß man ſie, ohne Gefahr des Zerbrechens, hämmern konnte. Aus dieſem Stoffe machte der Erfinder einen Prachtbecher, und überreichte ihn dem Kaiſer Tiber. Indem dieſer das gläſerne Kunſtwerk, welches vor ihm auf einem Tiſche ſtand, bewunderte und lobte, ergriff des Künſtlers Hand den Pokal plötzlich, und ſchleuderte ihn zur Erde. Wie erſchracken und zürnten die Umſtehenden dem Künſtler, den nur Wahnſinn oder Bosheit im höchſten Grade dahin bringen konnte, ſein eigenes Meiſterſtück ſo thöricht zu zertrümmern!

Aber welches Erſtaunen bemächtigte ſich Aller, als ſie den Pokal unzertrümmert am Boden erblickten, der Künſtler ihn aufhob, und das Glas, ohne die geringſte Verletzung, nur etwas verbogen war.

Und auch dieſes Erſtaunen ſollte noch höher ſteigen, da der Künſtler jetzt einen Hammer ergriff, und die verbogenen Stellen des Bechers wieder gleich ſchlug. Auf Tiber machte dies den ſonderbarſten Eindruck. Er befürchtete, eine ſolche Vervollkommnung des Glaſes möchte den Werth des Goldes und Silbers vernichten. Der unglückliche Künſtler — ſtatt Ruhm und Belohnung zu gewinnen, — verlor ſogar ſein Leben.

Weder die Kunſt, noch der Künſtler ſollten der Nachwelt bekannt werden. Darum ließ Tiber die Werkſtätte zerſtören, und verbot, den Namen des Künſtlers in den Annalen zu nennen.

## Handel und Kolonialſyſtem der Phönicier. Wiſſenſchaftliche Bildung. Zauberſteine. Götterdienſt. Moraliſcher Character und politiſche Wirkſamkeit der Phönicier.

Die thätigen und kühnen Phönicier, manchmal Kaufleute und Korſaren zugleich, werden für die Erfinder der Schifffahrt gehalten. Ihr Handel umfing beinahe die ganze damals bekannte Welt; er wendete ſich zuerſt nach der, der Küſte von Phönicien gegenüber liegenden Inſel Cyprus, von da weiter nach der Küſte von Klein-Aſien, nach dem europäiſchen Griechenlande, nach der Nordküſte von Afrika bis nach der Meerenge von Gibraltar, und von hier wieder bis an das nördliche Ufer Germaniens. So führten die Phönicier jedem Volke, was es bedurfte oder wünſchte, aus allen Gegenden zu, verbreiteten ſich auf ſolche Weiſe über die Inſeln des Mittelmeeres, entdeckten Spanien, und umſchifften Afrika. War der Seehandel wichtig, ſo blieb ihr Karawanenhandel zu Lande hinter jenem kaum zurück, und erſtreckte ſich nach Aſien und Europa. Feſte Maxime war es ihnen, ſich in fremden Gebieten anzubauen, Kolonien zu gründen, und ein ganzes Kolonial-Syſtem zu organiſiren. So legten ſie in Afrika die nachher ſo mächtig gewordene Kolonie Karthago an, in Spanien Gadir, das heutige Cadir.

Daß die Phönicier alle Hülfsmittel der Nautik wohl kannten, daß ſie ihren Lauf zur See nach gewiſſen Leitſternen richteten, daß ſie gegründete Kenntniſſe von der Flut und Ebbe des Meeres, von den herrſchenden Winden und Vorzeichen der Stürme hatten, daß die Bauart ihrer Schiffe, welche ihrer Menge wegen, durch beſondere Namen unterſchieden wurden, vortrefflich war, und daß die Phönicier nicht blos an den Küſten dahinglitten, ſondern auch die hohe See befuhren, dies bekräftigen nicht nur ſo manche Stellen alter Schriftſteller, ſondern auch die geſunde Vernunft würde hinreichen, es ohne fernere Beweiſe zu erkennen, ſobald wir nur bedenken, wie viele und wie lange Seefahrten ſie unternommen haben. Eben ſo gewiß iſt es, daß die Phönicier als Herren des Welthandels, bei der großen Anſicht, die ſie davon haben mußten, auch in wiſſenſchaftlicher Bildung hoch ſtanden. Ein ſo kleines Volk mußte nothwendig groß an Geiſt ſein, um nicht nur ſich zu behaupten, ſondern um gleichſam die Erde zu umfaſſen. Die beinahe Heimatloſen waren in allen Ländern zu Hauſe, faſt möchte ich ſagen, die alten Ueberall und Nirgends.

Sie, einſt die Erfinder der Buchſtabenſchrift, wandten dieſe nun an, um die Schätze ihrer Philoſophie, Phyſik und

Mathematik, die Hauptmomente ihrer Staatsgeſchichte, und die großen Reſultate ihrer Reiſen, wie ihrer Länder- und Völkerkunde aufzuzeichnen. Leider ſind die Werke Sanchuniatons, des uns bekannt gewordenen Hauptſchriftſtellers der Phönicier, ein Raub der Alles verſchlingenden Zeit geworden. Nur einige Fragmente ſeiner politiſchen und religiöſen Geſchichte der Egypter und Phönicier haben ſich in griechiſcher Ueberſetzung erhalten. Von der phöniciſchen Poeſie wiſſen wir ſo wenig, als man nur von einer Sache wiſſen kann — nämlich nichts!

Etwas mehr läßt ſich von dem Götterdienſte erzählen. Nur ſehr wenige Götter waren in menſchlicher Geſtalt abgebildet; gewöhnlich hatten die Phönicier gewiſſe Zauberſteine, welche ſie als Repräſentanten derſelben verehrten, wie ungefähr noch heut zu Tage die Diamanten und andere Edelſteine von mancher ſchönen Frau als wahre Zauberſteine verehrt werden, und als ihr Schmuck auch auf andere bezaubernd wirken. Die wenigen Götter, welche in menſchlicher Geſtalt abgebildet waren, hielten, als echte Schutzgötter einer Handelsnation, Geldbeutel in den Händen.

Baal ſcheint ihr Chronos oder Saturn geweſen zu ſein, Beelſamen, der Herr des Himmels, die Sonne, Aſtarte, oder Aſtaroth, Luna und Liebesgöttin zugleich. Sollte dieſer bildliche Verein den Liebenden die Keuſchheit empfehlen, oder wollte man damit den Launen-Wechſel und die Wandelbarkeit der Liebe, gleich den Mondesvierteln andeuten?

Den guten Gott verehrten die Phönicier unter

dem Bilde eines Thieres, womit wir das Böſe und Fa
ſche bezeichnen, — unter dem Bilde einer Schlang
Vielleicht bewog ſie dazu der Gedanke, daß nur das Gut
beſtehen könne, die Schlange aber, in einen Kreis zuſamme
gebogen, gilt als Bild der Ewigkeit.

In der älteren Zeit war die Religion der Phönici
ſehr grauſam; ſie gebot Menſchenopfer und ließ unſchuldi
Kinder auf Baal's Altare lebendig verbrennen. Dieſe Ba
barei hörte auf, als zunehmender Reichthum und Lux
die Sitten erweichte und endlich verweichlichte. Da verſchwan
zwar die Grauſamkeit, aber an ihre Stelle trat die Unſit
lichkeit, und der Götterdienſt wurde nun eben ſo ausſchwe
fend, als er vormals unmenſchlich war.

Die meiſte Ungebundenheit erlaubte ſich das ſchöne G
ſchlecht, wenn das jährliche Feſt der Aſtarte (Venus) un
des Thamuz (Adonis) gefeiert wurde. Deſto ſittſam
bezeigten ſich die Männer. Die Verehrung ihres Schutzge
tes Mel-Karth (Herkules) war das Gegenſtück zu d
üppigen Adonien. Mel-Karth, eine männliche Weſ
hatte nur unverehlichte Prieſter, die auf dem Altare d
keuſchen Gottes, deſſen unſichtbare Gegenwart das Heil
thum ſeines Tempels erfüllte, ein ewiges Feuer unt
hielten.

Der moraliſche Character und die politiſche Wirkſa
keit der Phönicier werden von den meiſten Schriftſtell
gerühmt. Sie bemächtigten ſich vieler Länder, aber nicht du
die Gewalt der Waffen, ſondern durch die Reize
Handels; ſie wollten nicht Völker beſiegen, ſond

dieſelben ſich befreunden und in ihr Intereſſe ziehen; ſie durchſegelten die Meere nicht mit Kriegsflotten, ſondern mit Frachtſchiffen; ſie durchzogen den Kontinent nicht mit Heeren, ſondern mit Karawanen; ſie wollten nicht Städte erobern, ſondern erbauen, nicht ganze Gebiete verheeren, ſondern ſie durch ihre Anſiedlungen blühend machen. Übrigens waren ſie wohl eben ſo wenig fehlerfrei als irgend ein Volk, und hatten ihre Untugenden, wie jede Nation und jeder Menſch die ſeinigen hat. Verleitete die Gewinnſucht ſie hie und da zu Liſt und Betrug, ſo war dies ein Fehler, von dem der Kaufmannsgeiſt nicht immer ganz frei ſein ſoll. Lebten ſie mitunter, wenn ſie im Großen gute Geſchäfte gemacht hatten, etwas üppig und ſchwelgeriſch, ſo war dies die nothwendige Folge des Reichthums und ſeines Schooßkindes — des Luxus. Auf jeden Fall muß man ihnen die Ehre laſſen, daß ſie entfernte Völker mit einander in Verbindung brachten, und ihnen nicht nur Waren, ſondern auch Kenntniſſe und Geiſtesbildung zuführten.

## Staatsgeſchichte der Phönicier.

Jede phöniciſche Stadt bildete einen eigenen Staat im Kleinen, ſelbſtſtändig und unabhängig von den übrigen Städten des Bundes. Nur einmal des Jahres wurde eine Verſammlung von Abgeordneten des ganzen Städtevereins zu

Tripolis gehalten, um die gemeinſchaftlichen Angelegenheiten zu berathen. Außer dem gleichen Handels-Intereſſe nahm keine Stadt Rückſicht auf die andere. Ein auffallendes Beiſpiel dieſer Iſolirung zeigte ſich, als Salmanaſſar, König von Aſſyrien, der erſte Feind der Phönicier, mit einem Heere anrückte. Sidon und alle übrigen Städte ergaben ſich ohne Schwertſtreich; Tyrus allein widerſetzte ſich der aſſyriſchen Übermacht, trieb ſie durch einen glänzenden Sieg aus dem Lande, und blühte nun Ein Jahrhundert hindurch, ſich zum Gipfel der Macht und des Reichthums ſchwingend, bis endlich der zweite große Eroberer, Nebukadnezar, König von Babylon, erſchien. Auch jetzt wagte abermal Tyrus allein der ungeheuren Streitkraft der Feinde und einer dreizehnjährigen Belagerung zu trotzen. Als endlich alle Hoffnung ſchwand, ſchifften die Tyrier mit ihren Weibern und Kindern, Sklaven und Schätzen, nach einer gegenüberliegenden Inſel, und gaben die leere Stadt dem Feinde preis. Während aber dieſer hier in ſeinem Grimme die Mauern zertrümmerte, erhob ſich, ſeiner Zerſtörungswuth ſpottend, auf jener Inſel eine neue Stadt, ein zweites Tyrus.

Indeß blieb Phönicien, ſo lange das babyloniſche Reich das herrſchende in Aſien war, unter einem gewiſſen Drucke, bis endlich Cyrus die Rieſin ſtürzte, die Tyrier aber ſehr ſchonend behandelte. So behielt nun Tyrus, als Bundesgenoſſin der großen perſiſchen Monarchie, ſeine eigenen Fürſten und Geſetze. Deſto übler ging es den Sidoniern, die von den perſiſchen Satrapen Mißhandlung und Schmach erleiden mußten, und ſich endlich gegen das fremde Joch empörten.

Sie zeigten ſich nun gegen die Perſer eben ſo muthig und tapfer, als früher die Tyrier gegen Babylon. Hier kommen wir nun zu einer Begebenheit, deren Inhalt ſich als Stoff einer hiſtoriſchen Tragödie vertragen läßt. Wir wollen dem Stücke den Titel geben: „Tennes, König von Sidon.“

Schon ſind die Perſer von den Sidoniern zweimal auf das Haupt geſchlagen. Ochus, der König, führt nun ſelbſt ein mächtiges Heer nach Phönicien. In der Nähe von Sidon ſchlägt er ſein Lager auf. Die Sidonier, um zu zeigen, daß ſie zum Äußerſten entſchloſſen ſeien, verbrennen ihre eigene Flotte. Jede Möglichkeit einer Flucht iſt genommen; es gilt den Kampf um Leben und Tod, um politiſches Sein oder Nichtſein. Alle glühen vor Heldenmuth; nur Einen macht die Feigheit zum Verräther — an ſeinem Volke, an ſeinem eigenen Throne, an ſich ſelbſt. Tennes, der König von Sidon, wagt es nicht, ſein Reich und deſſen Selbſtſtändigkeit muthig zu erkämpfen, ſondern er macht dem Perſerkönige den Antrag, ihm Sidon zu überliefern. Ochus ergreift das ſchmähliche Anerbieten mit rachſüchtiger Begierde und verheißt glänzende Belohnung. Tennes veranſtaltet, dem Scheine nach, eine allgemeine Verſammlung der Phönicier in der Nähe von Sidon. Er wählt hundert der vornehmſten Sidonier, mit ihm dabei gegenwärtig zu ſein. Kaum aber haben ſie die Stadt im Rücken, da läßt er die Getäuſchten von Soldaten umringen, und liefert ſie dem Perſerkönig aus. Dieſer, dem die Freude der Mordluſt das düſtere Angeſicht erhellt, wie der Blitz die Nacht, umarmt denjenigen, der ihm die hundert Schlachtopfer zuführt. Ein Wink — hundert Speere fliegen, und Tennes erblickt hundert durchbohrte Leichen der Seinigen. Ihr Blut ſtrömt vor ſeinen Füßen dahin.

Entſetzen bemächtigt ſich der Stadt. Fünfhundert der vornehmſten Sidonier erſcheinen, mit Oelzweigen in den Händen, den Perſer um Gnade flehend. Auch die Fünfhundert fallen. Über ihre Leichen und die blutgetränkten Oelzweige zieht Ochus in die Stadt ein. Ihm zur Seite wandelt Tennes.

Düſtere Vorgefühle dämmern auf ſeinem Geſichte. An der Spitze des Perſerheeres ziehen ſie durch die Straßen. Aber die Straßen ſind öde und leer; geſchloſſen die Häuſer. Todesſtille herrſcht. Nirgend ein menſchliches Weſen zu ſehen. Unheimliches Grauen regt ſich ſelbſt in der Bruſt der Muthigſten. Siehe da! Hochauf lodern plötzlich alle Häuſer der Stadt. Das Praſſeln der Flammen, das Krachen ſtürzender Trümmer vereinigt ſich mit dem Wehgeſchreie von vierzigtauſend Menſchenſtimmen. Verzweiflung trieb die Bürger, ſich mit ihren Weibern, Kindern und Sklaven zu verbrennen. Die Stadt ward ein weites Leichenfeuer.

„Was nützt mir die Brandſtätte?“ ruft Ochus in ſeinem Grimme: „Der König gehört zu ſeinem Volke!“ — Mit dieſen Worten läßt er den Tennes enthaupten. So endete der König, aber nicht ſein Reich. Der friſche, muthige Geiſt der Phönicier und die ihnen angeborne Thätigkeit ſtellten bald ein neues Sidon her, welches ſich aus den Trümmern der alten Stadt erhob; dennoch ſchmachteten die

Sidonier noch längere Zeit unter dem verhaßten Joche der Perſer.

Endlich erſchien Alexander der Große, im Siegeslaufe ſeiner Eroberungen. Er wurde als Retter und Befreier mit Jubel empfangen. Straton, der von den Perſern aufgedrungene König, verlor den Thron, und Sidon erbat ſich von Alexander einen Fürſten.

Nun folgt eine idylliſche Scene. Alexander überließ ſeinem Lieblinge Hephäſtion die Wahl eines neuen Königs. Dieſer wohnte bei zwei jungen Sidoniern, die er beſonders lieb gewann. Er trug ihnen die Krone an. Die edlen Jünglinge erwiederten: „Nach unſerer Staatsverfaſſung geziemt die Krone nur Einem, der von königlichem Geblüte ſtammt." Mit dieſen Worten weigerten ſie ſich, als Geſchenk anzunehmen, was ſchon ſo Viele mit Schwert und Feuer ſuchten. Hephäſtion, durchdrungen von Bewunderung einer ſo erhabenen Geſinnung, ſagte: „An eurem Beiſpiele erkenne ich, wie viel größer es iſt, eine Krone auszuſchlagen, als die dargebotene anzunehmen. Sie, die ihr ablehnet, ſchmücke das Haupt desjenigen, den ihr für den Würdigſten erkennet." —

Die Jünglinge meldeten nun, daß nur ein Mann noch lebe, der mit dem alten Königshauſe, obſchon etwas fern verwandt, reich an Tugend, aber ſo arm an Habe ſei, daß er, um den nothdürftigen Unterhalt zu gewinnen, den Garten eines Reichen für kargen Taglohn pflege. Hephäſtion erwiederte: „Von euren Händen empfange er die Krone!" —

Und er ließ ſich nun von den beiden Sidoniern zu dem Erwählten geleiten. Abdolonimus, größer als ſein Schickſal, Herr ſeiner ſelbſt, alſo ein geborner wahrhafter König, lebte, abgeſchieden von der Welt, im Schooße der Natur, ſo ruhig und zufrieden, daß er ſogar von den Schlachten, Siegen und Niederlagen, die Aſien durchraſeten, nichts vernommen hatte. Aber er pflegte, als König des Gartens, das ſtille Reich, in dem die Bäume und Blumen ſeine Unterthanen waren, mit eben ſo treuer Sorgfalt, mit welcher er nachher das Volk von Sidon beglückte, und gab in ſeiner traurigen Lage, vom Schickſale ungebeugt, ſchon im Voraus den ſchönſten Beweis, daß Derjenige, der ſich ſelbſt zu beherrſchen weiß, dazu geſchaffen iſt, Andere zu ihrem Wohle zu beherrſchen.

Als Hephäſtion und die beiden Sidonier mit den königlichen Inſignien in den Garten traten, beſchäftigte ſich Abdolonimus eben mit der beſchwerlichen, aber ſehr heilſamen Arbeit, das Unkraut auszujäten; ein, in der moraliſchen und phyſiſchen Welt gleich wichtiges, in jenem Augenblicke aber gleichſam ſymboliſch-bedeutſames Geſchäft!

Die Kommenden begrüßten den Gärtner als König, und ſchloßen ihre Rede mit den Worten: „Und ſo möge deine edle Seele und dein genügſames Herz die Zierde deines Thrones und für Sidon die Quelle des Glückes ſein! Jene Zufriedenheit, deren du dich im Stande der Niedrigkeit erfreuteſt, verbreite ſich, von dir ausſtrahlend, über dein beglücktes Volk! Du haſt die Armuth kennen gelernt in des Elends Tiefe; du wirſt ihrer gedenken auf dem Gipfel deiner Herrlichkeit.“ —

Abdolonimus hielt das Ganze zuerſt für frechen Spott und rief den Sprechern zu: „Ehret die glückliche Armuth mit gebührender Achtung! Sie kann entbehren, was ihr bietet; ſie kann noch mehr, ſie kann den übermüthigen Glücksgünſtlingen verzeihen.“ —

Erſt nachdem die huldigende Begrüßung mit einem feierlichen Eide wiederholt ward, gefiel es dem einfachen edlen Manne, die dargebotene Königswürde anzunehmen. Man entkleidete ihn ſeiner alten Lumpen, man ſchmückte ſeinen Leib mit einem goldgeſtickten Purpurgewande, ſein Haupt mit dem Diadem. Er nahm herzlichen Abſchied von ſeinen Bäumen und Blumen, ſchwur, des freundlichen Umgangs mit ihnen nie zu vergeſſen, pflückte ſich einen Strauß von ſeinen Lieblingen, und zog, denſelben wie ein warnendes Sinnbild in der Hand haltend, einem Nachtwandler ähnlich, in den königlichen Palaſt ein.

Als der neue König nun vor dem großen Alexander erſchien, verweilte dieſer auf dem Ausdrucke von Seelengröße und Würde, die aus des Mannes ganzem Weſen hervorgingen, mit ſtiller Bewunderung, und brach endlich in die Frage aus: „So wie dein Antlitz deine Abkunft und die angeborne Hoheit verkündet, — ſprich! wie war dir's möglich, ſo lange die Laſt der Armuth zu ertragen?“ — Abdolonimus erwiederte: „Geben die Götter, daß ich die Laſt der Krone nun eben ſo gut ertrage! Dieſe Hände reichten zu, meine Bedürfniſſe und Wünſche zu befriedigen. So lange ich nichts hatte, fehlte mir nichts. Möge mir nun nicht um ſo mehr fehlen, je mehr ich habe!“ —

Dieſe Worte vermehrten Alexander's Hochachtung. Der Große ward entzückt vom Greiſen, überhäufte den echten Sprößling der rechtmäßigen Dynaſtie mit Geſchenken von der den Perſern abgenommenen Beute, und unterwarf den ganzen um die Stadt liegenden Bezirk ſeiner Bothmäßigkeit.

## Merkwürdige Belagerung von Tyrus.

Der wackere Abdolonimus ſaß auf ſeinem Throne wie auf einem Großvaterſtuhle, welchen ſein Volk gleich einer Schaar von Kindern und Enkeln umgab. Er ſelbſt leuchtete den Sidoniern als ſchönes Vorbild der Tugenden, die er in ihnen erwecken wollte. Auf ſolche Weiſe machte er ſie des wahren Glückes fähig. Wollten ſie gut ſein und Gutes genießen, ſo hatten ſie weiter nichts zu thun, als ihren guten König nachzuahmen.

So entſtand in Sidon eine Art von goldenem Zeitalter, und die Sidonier blieben dem Alexander für den ihnen gegebenen König ſo dankbar, daß ſie ihm ſogar gegen ihre Landsleute, die Tyrier, thätigen Beiſtand leiſteten. Als dieſer nämlich die Angelegenheiten in Sidon zu ſeiner eigenen und der Sidonier Zufriedenheit geordnet hatte, nahm er den Weg nach Tyrus. Als die Tyrier die Ehre des ihnen zugedachten Beſuches witterten, ſchickten ſie dem macedoniſchen Könige eine Geſandtſchaft aus den Edelſten der Stadt entgegen, überhäuften ihn mit Geſchenken und Schmeicheleien, und überreichten ihm ſogar eine Krone als Zeichen ihrer Huldigung. Alexander erwiederte Gleiches mit Gleichem, benahm ſich äußerſt liebenswürdig, und ſprach kein Wörtchen davon, daß er gegen Tyrus etwas Ernſthaftes im Sinne habe, ſondern äußerte nur, daß er die herrliche Inſelſtadt beſuchen werde, um dem phöniciſchen Hercules daſelbſt zu opfern.

Der angekündigte Beſuch wollte den Tyriern ganz und gar nicht gefallen, denn ſie befürchteten, der vornehme Gaſt dürfte, zur größeren Feierlichkeit beim Opfer, etwa ſein ganzes Heer mitbringen. Sie erboten ſich daher, den König in eine andere Gegend zu führen, wo er gleichfalls opfern könne. Dieſes Körbchen, ſo fein es auch geflochten war, verdroß den großen Macedonier ſo gewaltig, daß er die tyriſche Geſandtſchaft fortjagte, mit der Drohung, er werde in ihre Stadt, es ſei nun mit opfernden oder mit ſtürmenden Händen, auf jeden Fall nächſtens einziehen.

Alexander war der Mann, der ſeine Drohungen nicht unerfüllt ließ. Er traf auch ſogleich Anſtalten zur Belagerung, einer der merkwürdigſten in der älteren Kriegsgeſchichte, indem der Belagerer und die Belagerten mit dem höchſten Aufwande von Erfindungskraft wetteiferten, Maſchinen, Mittel und Kriegsliſten zu erſinnen, um das Äußerſte in der Vertheidigung wie im Angriffe zu leiſten.

Neu-Tyrus lag auf einer Inſel, den Ruinen der alten Stadt ſchräg gegenüber. Alexander dachte deshalb vor Allem darauf, die Meerenge, welche Neu-Tyrus vom Continente ſchied, mit demſelben durch einen Damm zu verbinden. Die Tyrier, denen dieſes Unternehmen unausführbar ſchien, fragten den Alexander ſpöttiſch: „Ob er mächtiger als Neptun zu ſein glaube?“ — Als aber, die beſte Antwort auf die voreilige Frage, das Dammwerk immer weiter in das Meer hineinrückte, erkannten ſie bald nur zu deutlich die Möglichkeit der Ausführung, faßten jedoch den feſten Entſchluß, der Gefahr ſtandhaft zu begegnen und ſich bis auf das äußerſte zu vertheidigen. Weiber, Kinder und Greiſe wurden nach Karthago geſchickt, nur die Streitbaren blieben zurück, und fingen ſogleich an, die am Damme arbeitenden Feinde durch Schiffe zu beunruhigen, aus welchen Pfeile, Spieße und Steine abgeſchoſſen wurden.

Alexander ließ über die Arbeiter Häute und Decken ausſpannen, und an der Spitze des Dammes zwei Thürme aufführen. Die Tyrier ließen ein Brandſchiff gegen den Damm anlaufen. Die Thürme ſammt den Belagerungsmaſchinen wurden ein Raub der Feuer-Exploſion. Alexanders Thätigkeit ſchuf einen neuen Damm; die Ruinen von Alt-Tyrus mußten ſich's gefallen laſſen, gegen ihre Tochter eine undankbare Rolle zu übernehmen. Zugleich rüſtete Alexander im Hafen von Sidon eine Flotte, um Tyrus auch von der Seeſeite anzugreifen. Die Tyrier beſetzten die Eingänge ihrer Häfen mit dicht an einander geſtellten Schiffen. Alexander blockirte die Häfen und die Stadtmauern zugleich durch Schiffe mit Belagerungsmaſchinen. Die Tyrier beſetzten ihre Mauern mit ſogenannten eiſernen Raben und Händen, welche an Seilen auf die feindlichen Schiffe herabgeſchleudert wurden, dieſe erfaßten, emporhoben, und niederſtürzten, daß ſie zerſchellten und die herauspurzelnde Mannſchaft zu Grunde ging. Um die Stadtmauern gegen die Maſſen der macedoniſchen Wurfmaſchinen zu ſchützen, ſtellten die Tyrier vor dieſelben marmorne Räder, deren raſtloſer Umſchwung das anprallende Geſchoß zurückwarf oder zerſchmetterte. Nebſtbei wurden Häute und Säcke, mit Moos und anderem weichen Inhalte voll geſtopft, auf die Mauern gelegt, um die Gewalt der von den Feinden hinaufgeſchleuderten Steinmaſſen zu ſchwächen. Große Sicheln, an lange Stangen befeſtigt, dienten dazu, die Seile der Belagerungsmaſchinen abzuſchneiden. Auf die näher kämpfenden Feinde warfen die Tyrier Netze herab, um ſie von den Brücken oder Thürmen, wo ſie ſtanden, niederzureißen. Auch wurde auf die Stürmenden glühender Sand gegoſſen, welcher, wenn er durch die Panzerfugen auf den Leib kam, das Fleiſch bis an die Knochen verbrannte und die Gemarterten unter fürchterlichen Schmerzen tödtete.

Zu allem Überfluſſe führten die Tyrier hinter der alten Mauer noch eine neue auf. Der Raum zwiſchen beiden wurde mit Schutt und Steinen angefüllt. Wir finden bei dieſer Gelegenheit ſogar tyriſche Taucher, welche, unter dem Waſſer ſchwimmend, die Ankerſeile der macedoniſchen Schiffe abſchnitten.

Da aber alle dieſe Mittel und Verſuche die erwünſchte

Wirkung nicht thaten, unternahmen die Tyrier einen Ausfall auf die Flotte — und wurden geſchlagen. Alexander, raſch in Allem, benützte den Sieg ſogleich zu einem allgemeinen Sturme auf Tyrus. Die Tyrier kämpften, als die Feinde ſchon die Mauern erſtiegen und in die Stadt drangen, noch immer mit dem Muthe der Verzweiflung. Jeder Schritt ward mit Blut bezeichnet. Sie wehrten ſich gegen die Eindringenden mit Pfeilen, Wurfſpießen, Beilen und Schwertern; ſie ſchleuderten von den Dächern herab, was ihnen zunächſt lag; viele tödteten ſich ſelbſt. Dieſer Widerſtand entflammte des macedoniſchen Königs Zorn; er geſtattete den Seinigen jede Grauſamkeit gegen die unglücklichen Schlachtopfer; er ließ ſogar die Häuſer anzünden.

So ward die ſchöne reiche Stadt Tyrus nach einer ſiebenmonatlichen Belagerung erobert und größtentheils zerſtört. Alexander ließ ſie zwar in der Folge ſelbſt wieder herſtellen; ihren alten Glanz und Wohlſtand erreichte ſie jedoch nie wieder.

# V.

# Syrien.

## Das Reich von Palmyrene. Damascus.

Wir haben nun eine weite Reiſe zu machen. Ich muß dem Leſer noch einige aſiatiſche Länder bekannt machen, die ihm als der Schauplatz künftiger Begebenheiten nicht fremd bleiben dürfen. Wir wollen denn gleich nach dem nächſtliegenden Syrien wandern und deſſen Merkwürdigkeiten beſehen.

Wir ſehen dieſes Reich im Oſten vom Euphrat, im Norden vom Gebirge Taurus, im Weſten vom Mittelmeere begrenzt, im Süden von Phönicien, Paläſtina und dem wüſten Arabien umgeben.

Wir finden hier viel fruchtbaren Boden und eine geſunde reine Luft. Unter den Flüſſen ſpielt der Orontes die Hauptrolle. An ſchönen Städten iſt kein Mangel. Wir werden in einigen derſelben verweilen, beſonders in Damask, Hamath oder Epiphania, Tadmor oder Palmyra, Baalbek oder Heliopolis und Antiochia.

Auf jener großen, von Gebirgen umringten Ebene prangt Damascus. Die ganze Gegend umher iſt fruchtbar und anmuthig. Der Fluß Chryſorrhoas durchſtrömt die Stadt, theilt ſich in mehrere Arme, und bildet in ihrer Vereinigung öſtlich von Damascus einen See. Die ſchöne Lage der Stadt und ihre prächtigen Gebäude verſchafften ihr im Alterthume die Auszeichnung, das Auge des Orients genannt zu werden. Syrien beſtand aus ſehr vielen kleinen Staaten. So hatte auch Damascus ſeine eigenen Könige, und blühte ſchon zu Abraham's Zeit. Mit den angrenzenden Israeliten ward Damascus in viele Zwiſte und Kämpfe verflochten, endlich von David erobert, unter Salomo aber wieder frei und ſelbſtſtändig.

Damascus iſt noch heut zu Tage eine wichtige Handelsſtadt des türkiſchen Reiches, den Männern intereſſant durch die berühmten flammig gearbeiteten, mit goldenen oder ſilbernen Figuren eingelegten Damascener-Klingen, die ſo hart ſind, daß man mit ihnen eiſerne Nägel durchhauen kann; dem ſchönen Geſchlechte aber durch den Seidenzeug Damaſt, durch die beſonders wohlriechenden Damascener- oder Muskat-Roſen, deren Stamm bis zehn Fuß hoch wird, durch die großen Damascener-Pflaumen und die Damascener-Trauben, welche die beſten und zugleich größten Roſinen geben.

Am Fluſſe Orontes ſehen wir die Stadt Hamath, nachher Epiphania, der Sitz eines kleinen ſyriſchen Königreiches, wichtig insbeſondere durch den Handel, welchen die Araber der Wüſte hier treiben, und durch die herrlichen Waſſerleitungen. Der Ort beſteht noch jetzt unter ſeinem alten Namen Hamath.

Wichtiger erſcheint in der Landſchaft Palmyrene die Stadt Tadmor oder Thamor, (Palmenſtadt), ſo genannt von den vielen Palmen, welche ringsumher wachſen, daher auch der lateiniſche Name Palmyra. Auch ſie iſt die Hauptſtadt eines eigenen ſyriſchen Königreiches. Man hat ſie mit einer Inſel verglichen, weil ſie mit ihrer nächſten blühenden Umgebung auf einer weiten Sandebene wie auf einem weißen Sandmeere liegt, in der Ferne von rauhen Gebirgen umgrenzt. König Salomo ſoll ſie erbaut haben. Sie iſt eine wichtige Stappelſtadt für den Handelsverkehr zwiſchen dem öſtlichen und weſtlichen Aſien.

Die Herrlichkeit ihrer Paläſte bewundern wir noch in ihren Ruinen von weißem Marmor. In einem Umfange von mehreren Meilen erblicken wir hier ein weites Schlachtfeld der zerſtörenden Siegerin Zeit, bedeckt mit ungeheuren Mauerſtücken zerfallener Hallen, Pforten, Säulen, Obelisken, Schwibbögen und Thürme, die theils wie Leichen zerſtreut umher liegen, theils wie Schatten der Vorwelt, über ihre Gräber gebeugt, daſtehen. In einiger Entfernung von der Stadt ſehen wir ein Salzthal und mehrere warme Heilquellen. Seinen höchſten Glanzpunkt erreichte das Reich von Palmyrene und deſſen Hauptſtadt Palmyra im dritten Jahrhunderte nach Chriſti Geburt unter Odenath und ſeiner Gemahlin, der großen Zenobia.

Die intereſſante Geſchichte derſelben hat einem unſerer vorzüglichſten dramatiſchen Dichter, dem wackern Heinrich von Collin, Stoff zu einer herrlichen Tragödie gegeben.

# Odenath und Zenobia.

Odenath, Fürſt eines arabiſchen Gebirgsvolkes, verband ſich mit den Römern in dem Kriege, welchen ſie unter der Regierung der Kaiſers Gallienus in der zweiten Hälfte des dritten Jahrhunderts nach Chriſti Geburt — wider die Perſer führten, trug durch ſeine Tapferkeit und Kriegserfahrenheit viel zu dem Glücke der römiſchen Waffen bei, ward zur Belehnung dafür vom Gallienus mit der Würde eines Oberfeldherrn im Oriente bekleidet, und nahm den Titel eines Königs von Palmyra an. Er ſetzte nun den Krieg mit den Perſern allein fort, und machte ſich zum Herrn aller Länder vom mittelländiſchen Meere bis zum Euphrat und Tigris. Gallienus ernannte den mächtigen Sieger ſogar zum Mitregenten im Oriente.

Thätige und unzertrennliche Theilnehmerin an Odenath's Siegen und Großthaten war ſeine Gemahlin Zenobia, ſchön wie Kleopatra, heldenmüthig wie Semiramis, an ſittlicher Würde aber höher als Beide. Sie war von hoher, kräftiger Geſtalt, eine echte Heroine, doch nicht ohne den holden Reiz weiblicher Anmuth. Ihre Geſichtszüge verkündeten die lebhafte Regſamkeit des hohen Geiſtes, deſſen eigenthümliche Kraft die edle Heldin durch Kenntniſſe auszubilden bemüht war. Sie kannte nebſt der ſyriſchen Sprache auch die egyptiſche, griechiſche und römiſche; Plato und Homer waren ihre Lieblinge, und zu beſſerem Ueberblicke machte ſie ſich ſelbſt einen Auszug aus der Geſchichte des Orients. Longinus, ein berühmter Redner und platoniſcher Philoſoph, von dem wir noch eine treffliche Abhandlung über das Erhabene beſitzen, war ihr Lehrer.

Mit ihrer geiſtigen Ausbildung hielt die Abhärtung des Körpers gleichen Schritt. Sie gewöhnte ſich an die Ertragung aller Beſchwerden, erſchien in kriegeriſcher Rüſtung zu Pferde, oder ging, wie Julius Cäſar, an der Spitze ihrer Krieger einher. Selbſt Heldin, theilte ſie um ſo mehr die Lieblingsneigung ihres heldenmüthigen Gemahls, die Jagdluſt, zur Zeit der Waffenruhe. Sie durchzog dann mit ihm Wälder und Wildniſſe, um in Ermanglung anderer Feinde, mit reißenden Thieren, Löwen und Panthern, zu kämpfen. Auf einer ſolchen Jagd traf ſich's, daß Odenath, er, der Unbeſiegte von Menſchen und Thieren, zwar nicht den Tod, aber die Urſache ſeines nahen Todes finden mußte, durch ſeinen Neffen **Mäon**.

Der heftige, hochmüthige Jüngling ſchleuderte auf einer Jagd, taub gegen die Warnungen der Gefährten, ſeinen Wurfſpieß zweimal früher als ſein Oheim Odenath. Da die ſchuldige Achtung, nach der Sitte des Orients dadurch auf eine zu beleidigende Weiſe verletzt ward, ließ Odenath ihm das Pferd nehmen, und beſtrafte ihn mit einem kurzen Gefängniſſe. Obſchon die Strafe verhältnißmäßig gelind war, entbrannte Mäon doch in bittern Groll, und ermordete den Oheim, mit Hülfe einiger Verſchwornen, bei einem großen Gaſtmahle. Selbſt Odenath's Sohn, Herodes, ein Jüngling von ſanfter Gemüthsart, mußte als unſchuldiges

Opfer der Rachſucht fallen. Aber auch den Mäon traf ſchnell das Schwert der Wiedervergeltung; denn Zenobia hielt es für Pflicht, den Mörder den Schatten der Gemordeten zu opfern.

Odenath's Würde und ſein Reich fiel nach ſeinem Tode eigentlich dem römiſchen Kaiſer anheim, der ihm Beides verliehen hatte; Zenobia aber, vom Herrſchergeiſte beſeelt, betrachtete Beides als Erbtheil ihres Gemahls, und beſchloß, Beſitzthum und Macht zu behaupten. Vergebens ſandte Rom ſeine Legionen gegen die Heldin; ſie wurden geſchlagen und mit Schmach bedeckt. Sie vermehrte ihr Reich durch die Eroberung Egyptens, legte ſich den Titel einer Königin des Orients bei, und ließ ihre drei Söhne mit dem kaiſerlichen Purpurmantel geſchmückt, erſcheinen.

Endlich führte Kaiſer Aurelian ſelbſt ein mächtiges Heer gegen ſie, und Zenobia entflammte den Muth ihrer Krieger durch ihre perſönliche Gegenwart. So wurden zwei blutige Schlachten gekämpft. Endlich verließ das Glück die Heldin. Sie zog ſich in die Hauptſtadt ihres Reiches zurück, laut verkündend, ſie werde den Thron nur mit dem Leben aufgeben. Der Kaiſer ſelbſt leitete die Belagerung. Vergebens that er der ſtolzen Königin die günſtigſten Vorſchläge zu einer ehrenvollen Uebergabe der Stadt. Sie wies jeden Antrag mit Verachtung zurück, und vertheidigte den Platz mit dem Muthe der Verzweiflung. Nun aber erhielt das römiſche Heer ſo zahlreiche Verſtärkung, daß den Belagerten alle Hoffnung entſchwand. Selbſt Zenobia's ſtarker Geiſt ward, den frühern heldenmäßigen Entſchluß aufgebend, ſich ſelbſt untreu; da verließ ihr guter Genius ſie, die ſich ſelbſt verlaſſen hatte. Sie beſtieg ihr ſchnelles Dromedar, entfloh der belagerten Stadt — aber nicht dem Unglücke — Aurelian's Reiter erreichten die Flüchtige, ſchon nahe dem Ufer des Euphrat, und führten ſie als Gefangene vor den römiſchen Imperator.

So endete der Krieg, das Reich von Palmyra und die Herrlichkeit der großen Zenobia, die nun den glänzenden Triumphzug, welchen der ſiegreiche Kaiſer in Rom hielt, durch ihre Gegenwart ſchmücken mußte. Umgeben von Gefangenen, die ihre Schätze trugen, umgeben von den Geſandten der entfernteſten Länder, umgeben ſelbſt von Elephanten und Tigern ihres Reiches, ſchritt die ſchöne Fürſtin einher vor dem Wagen des Triumphators, zwar reich geſchmückt mit Edelſteinen, aber den Glanz der ſchimmernden Juwelen verdunkelte der Schimmer der um ihren glänzend weißen Nacken befeſtigten goldenen Kette, deren Ende ein Sklave in den Händen hielt, und die Augen des Mitleids blickten jetzt auf die Gefeſſelte nieder, wie ſonſt die Augen der Bewunderung zu der Thronenden emporſchauten.

Der großmüthige Aurelian war indeß darauf bedacht, die Schmach der Unglücklichen nach Möglichkeit zu vergüten. Er beſchenkte ſie mit beträchtlichen Ländereien in der Gegend von Tibur, und ihren Sohn Vaballath mit einem kleinen Fürſtenthume in Armenien. Ihre Töchter wurden mit Römern aus den edelſten Familien verheirathet, deren Sprößlinge noch im vierten Jahrhunderte nach Chriſti Geburt das Andenken an die ſchöne, große, herrliche und unglückliche Mutter erhielten.

## Die Sonnenſtadt. Die Feier der ſyriſchen Göttin. Antiochus und Stratonice.

Wir ſetzen nun unſere Wanderung fort und kommen zuerſt in die Stadt Baalbek oder Heliopolis. Beide Namen bedeuten auf Deutſch die Sonnenſtadt Sie erhielt dieſen Ehrentitel ohne Zweifel deshalb, weil man daſelbſt vorzugsweiſe die Sonne verehrte, und ihr einen prächtigen Tempel erbaut hatte, wie auch der Göttin der Liebe, welche, wie wir Alle wohl wiſſen, die Sonne des Lebens iſt.

Kein Wunder alſo, daß die Frauen und Mädchen dieſer Stadt für die ſchönſten im ganzen Lande galten. Man findet auch hier noch herrliche Ruinen von Tempeln und Paläſten. Neuere Reiſebeſchreiber verſichern uns, daß dieſe Trümmer auf den kühnſten Plan hindeuten, den die Architektur je zu entwerfen gewagt habe. Die Türken haben einige dieſer Tempelruinen zu tüchtigen Feſtungswerken umgeſtaltet.

Zuletzt wollen wir noch die Stadt Antiochia beſuchen, die am Fluſſe Orontes liegt. Sie beſteht eigentlich aus vier Städten. Jede derſelben iſt durch eine beſondere Mauer von den übrigen getrennt, doch ſind alle zuſammen wieder von einer gemeinſchaftlichen Umfangsmauer eingeſchloſſen. Das heißt doch für die Sicherheit geſorgt! Und dennoch litt dieſe Stadt — o Eitelkeit aller menſchlichen Vorſicht! — ſehr viel durch Belagerungen und Erdbeben.

In der Nähe von Antiochia rauſcht uns ein berühmter Lorbeer- und Cypreſſenhain entgegen, in deſſen Mitte ſich ein ſchöner Tempel der göttlichen Geſchwiſter Apollo und Diana erhebt; doch ſagt man, die Antiochier hätten in dieſem heiligen Orte etwas unheilig-ſchwelgeriſche Feſte gefeiert.

Die zwei höchſten Götter der Syrier hießen Ramon und Hadad. Der letztere ſoll der vergötterte König Benhadad der Zweite geweſen ſein, und wurde, um ſeine Wohlthätigkeit zu bezeichnen, als Sonne mit abwärts ſchießenden Strahlen abgebildet. Insbeſondere berühmt war der Tempel der ſogenannten großen ſyriſchen Göttin zu Hieropolis, der heiligen Stadt, welcher eine ganze Gallerie von Götterbildern enthielt, und auf einer Anhöhe mitten in der Stadt prangte.

Im Vorhofe hier erblicken wir mehrere Obelisken, deren jeder, wenn es wahr, nicht weniger als hundert und achtzig Fuß hoch iſt. Hier wird jährlich ein ſonderbares Feſt begangen.

Ein Prieſter klettert an den hölzernen Nägeln, die in dem Obeliske befeſtigt ſind, bis an die Spitze hinauf und bleibt da ſieben Tage, ohne zu ſchlafen. Ueberfiele ihn ein Schlummer, ſo käme ſogleich ein Scorpion, von dem er geweckt, und gräulich mißhandelt würde. Sollte dieſer Scorpion etwa nichts anders als die bildlich dargeſtellte Furcht des Herabfallens ſeyn?

Sitzt der Prieſter oben feſt, ſo fleht er um Glück und Segen für ganz Syrien. Die Götter hören ſeine Bitte deſto beſſer, da er ihnen jetzt um ſo viel näher iſt, und ſind um ſo geneigter, zur Gewährung. Während dieſer ſieben Tage ſtrömen Menſchen von allen Seiten herbei und legen ihre Opfergaben am Fuſſe des Obeliskes nieder. Ein dabei ſtehender Prieſter ruft dem oben ſitzenden die Namen der Opfernden zu, und dieſer betet dann, ſeine Worte mit einem helltönenden muſikaliſchen Inſtrumente begleitend, für jeden Einzelnen.

Wir ſteigen nun über die Marmortreppe zu dem auf einer zwölf Fuß hohen Terraſſe ſtehenden Tempel, der gegen die aufgehende Sonne ſieht. Goldene, künſtlich gearbeitete Flügelthüren öffnen ſich. Köſtliche Wohlgerüche ſtrömmen uns entgegen. Die Decke und alle Wände ſchimmern von Gold. Ringsumher eine anſehnliche Geſellſchaft von Göttern und Göttinnen, vergötterten Königen und Prieſtern. Sämmtliche Statuen ſind von Gold, mit einer Menge der koſtbarſten Edelſteine geſchmückt, und von mehr als gewöhnlicher Lebensgröße. Eine derſelben trägt auf dem Haupte einen Edelſtein, welcher das bunte feurige Farbenſpiel aller übrigen übertrifft, und die Stelle einer Lampe vertritt. Im Dunkeln geht insbeſondere von ihm ein ſo hell und vielfältig ſtrahlender Glanz aus, daß der ganze Tempel wie mit unzähligen Lampen erleuchtet zu ſein ſcheint. Dieſes Götterbild beſitzt auch die Eigenheit, daß es uns, wie wir gegenüber ſtehen, geradezu in's Geſicht ſchaut, und, da wir nun weggehen, mit den Augen folgt!

Jetzt kommen wir zu einem andern Gotte, einer Art von Apollo, welcher durch den Mund ſeiner Prieſter Orakelſprüche gibt, auch die Beſchaffenheit der Jahrszeiten und die Wetterveränderungen vorherſagt. Der Gott bewegt ſich; die Prieſter eilen hin und heben ihn empor, er treibt ſie im Kreiſe herum, und ſpringt von einem auf den andern. Endlich tritt ihm der Oberprieſter entgegen, befragt ihn über das, worüber man Auskunft haben will, und erhält als Antwort den Orakelſpruch. Manchmal geſchieht es ſogar, daß der Gott von den Schultern der Prieſter, die ihn tragen, in die Höhe fliegt, und frei in der Luft herumſchwebt. Daß dieſes vorging, unterliegt keinem Zweifel. Das Wie und Wodurch kann ich aber nicht erklären. Einige halten das Ganze für eine Wirkung des Magnets, Andere ſchreiben es einer ſpecifiſch leichtern Luft zu, noch Andere laſſen den Gott von Kork ſein, und an einem Seidenfaden emporgezogen werden. Gehen wir nun in die Vorhalle! Wir ſehen hier dreihundert Prieſter, weiß gekleidet, und mit Sonnenhüten auf dem Kopfe. Einige tragen das Feuer, andere den Weihrauch. Der Mann an ihrer Spitze mit der goldenen Tiare und dem Purpurgewande iſt der Oberprieſter.

Nun kommen wir in den Vorhof. Welche Menge von Stieren, Pferden, Löwen, Bären und Adlern! Sie ſind ſehr zahm, vielleicht gar maskirte und wohl abgerichtete Hunde, Schafe, Kühe, u. ſ. w. In dem Tempel ſelbſt bemerken wir auch eine Menge kleiner, ſilberner und goldener Vaſen. Man läßt den Knaben das Haar bis in ihr mannbares Alter wachſen, dann wird ihnen eine Locke im Tempel abgeſchnitten, und ſammt dem erſten Barte in jene Gefäße gelegt und als Heiligthum aufbewahrt.

Nun haben wir die Hauptſachen geſehen, und wollen noch zu dem Teiche wandern, der hier gleich in der Nähe iſt. Eine Menge der ſchönſten heiligen Fiſche tummelt ſich herum in dem klaren Waſſer! Einige haben ihre eigenen Namen, und ſchwimmen, wenn man ſie ruft, freundlich an's Ufer. Jener große, glänzende Fiſch, dem ein Gewinde von goldenen Blumen um die Floßfedern hängt, iſt der König dieſer heiligen Fiſche. Jener ſteinerne Altar, der ſich mitten im Teiche erhebt, blumenbekränzt und von Weihrauch umduftet, wird täglich von Opfernden beſucht, die hinſchwimmen und Gaben bringen. Der Teich iſt der Göttin Dercete geheiligt, die, als ſie einſt in's Waſſer fiel, von einem großen Fiſche gerettet wurde.

Dieſer große Tempel, den wir nun beſehen haben, ſoll von der ſchönen Königin Stratonice erbaut worden ſein, die von ihrem Stiefſohne Antiochus Soter geliebt wurde. Der Jüngling verbarg und verſchloß ſeine unglückliche Leidenſchaft in ſein Innerſtes und verfiel in ein abzehrendes hinwelkendes Siechthum. Lange bemühte ſich der Arzt Kraſiſtratus mit aller Kopfanſtrengung vergebens, die ſonderbare Krankheit zu ergründen; endlich halfen ihm die erſtorbenen Augen, die Bläſſe der hohlen Wangen, die ſchwache Stimme und die häufigen Thränen des Kranken, der übrigens ohne körperlichen Schmerz auf dem Bette lag, auf die Spur geheim gehaltener Liebe. Das ſchlagende Herz mußte die volle Ueberzeugung von der Richtigkeit der gemachten Entdeckung geben. Das ſämmtliche weibliche Perſonal mußte, Eine nach der Andern, durch des Prinzen Zimmer gehen. Während deſſen hielt der ſcharfbeobachtende Arzt die Hand immerzu auf dem Herzen des Patienten. Mehrere ſchöne und liebenswürdige Damen gingen wie Erſcheinungen am Prinzen vorüber; er blieb in größter philoſophiſcher Gemüthsruhe und das Herz ſchlug um nichts ſchneller als ſonſt. Endlich trat Stratonice ein. Jetzt war der Teufel los. Das Herz ſchlug ſo gewaltig, als wollte es ſich durch das Bruſtblatt einen Ausgang öffnen. Fieberglut und Todesbläſſe wechſelten auf den Wangen unaufhörlich, und der ganze Leib zitterte.

Der Arzt entdeckte nun dem Könige Seleucus Nikator von welcher Krankheit der junge Herr befallen ſei. Um aber den Schlag doch etwas vorzubereiten, ſagte er dem Vater nicht die wahre Perſon, ſondern nannte ihm ſeine eigene ärztliche Gattin, als die Quelle des Uebels. Vergebens drang Seleucus mit Bitten und Verſprechungen in den Arzt, die ſchöne Ehehälfte dem Prinzen abzutreten, und dadurch ihn und das Reich zu retten. Endlich rückte der ſchlaue Arzt mit der Frage heraus, was denn Seleucus, er, der von Andern ein ſo großes Opfer fordere, thun würde, wenn ſeine eigene Gemahlin der geliebte Gegenſtand wäre? — „O," ſagte der König, „wenn mein Sohn ſeine Stiefmutter liebte, und ſein Leben von ihrem Beſitze abhinge, ſo ſollte ſie mir nicht zu theuer ſein; es iſt ja gar keine Vergleichung zwiſchen dem Unglücke, eine Gemahlin oder einen Sohn zu verlieren. —"

Wohlan denn, erwiederte der Arzt, ſo dringe denn nicht länger in mich; was du von mir verlangeſt, kannſt du ſelbſt gewähren. — Und der Vater ſäumte nicht, dem Sohne die Gemahlin — ja mit ihr ſogar zugleich den Thron abzutreten. Fürwahr, ein heroiſcher Entſchluß, ein großes Opfer! Eine Handlung, werth, von Dichtern und Malern verewigt zu werden. Der edle Vater gab die Gemahlin hin, um des Sohnes Leben zu retten, und entſagte freiwillig dem Throne, den er nicht mehr mit ihr theilen konnte.

# VI.

# Bilder aus dem alten Hellas.

## Griechenlands geographiſche Lage und Eintheilung.

Aſſyrien, Egypten und Phönicien waren blühende Jünglinge, als Hellas (von den Römern Gräcia, von uns Griechenland genannt) noch in der Wiege lag. Dennoch war es in Europa der erſte Staat, der ſich aus dem Zuſtande der allgemeinen Rohheit zur Cultur erhob.

Der Umfang iſt gar nicht beträchtlich, und wir dürfen alſo die Größe nicht in der Menge der Quadratmeilen, ſondern allein in der Geiſtes- und Thatengröße hier ſuchen. Dennoch verdankt das Ländchen auch der Natur viele Begünſtigungen und Vortheile, insbeſondere die glückliche Lage, zwiſchen drei Welttheilen und die Meerumgebung an drei Seiten. Der Boden iſt zwar größtentheils uneben und ſchwer zu bearbeiten; dieſen Nachtheil aber hat die Natur durch die Abwechslung der phyſiſchen Beſchaffenheit und durch die Milde des Klima's reichlich vergütet.

Man theilt die geſammte Hellas in drei Hauptpartien: Nord-, Mittel- und Süd-Griechenland. Der nördliche Theil umfaßt zwei Länder, Theſſalien und Epirus; der mittlere enthält acht Landſchaften: Attika, Megaris, Böotia, Phocis, Lokris, Doris, Aetolia und Akarnania; der ſüdliche, oder die Halbinſel Peloponneſus, beſteht gleichfalls aus acht Landſchaften: Arkadia, Lakonika, Meſſenia, Elis, Argolis, Achaja, Sicyon und Korinth.

Dazu gehört noch eine Fülle ſchöner und intereſſanter Inſeln. Zunächſt an der Küſte: Korzyra, Leukadia, Zephalenia, Ithaka, Zazynthos, Aegina, Salamis, Euböa, Thaſos, Samothrake und Lemnos. Weiter weg liegen ganze Inſelgruppen im ägäiſchen Meere; ich nenne nur die wichtigſten derſelben: Andros, Delos, Paros und Naxos.

Durch ihre Größe zeichnen ſich vor allen andern Kreta und Cypros aus. Auch längs der Küſte von Vorderaſien finden wir noch mehrere merkwürdige griechiſche Inſeln: Lesbos, Chios, Samos, Kos und Rhodos.

## Theſſalien. Berge. Das Thal Tempe. Stiergefechte. Gichtſtaude. Die Städte Lariſſa, Pharſalus und Pherä. Die liebetreue Alceſtis.

Theſſalien, die Grenznachbarin Macedonien's, ein fruchtbares, ſchönes, romantiſches Land und zugleich das größte aller griechiſchen Länder, gleicht einem großen Amphitheater; Hauptgebirge umſchließen es begrenzend. Von dieſen gehen Reihen von Bergen und Hügeln aus, die, durch das Innere des Landes ſich fortſchlängelnd, die lieblichſten Thäler bilden. Auf den Anhöhen ringsumher prangen anmuthige Städte. Weinreben-Pflanzungen, wogende Kornfelder, ſäuſelnde Olivenhaine und üppig grünende Wieſen bedecken den Boden mit der reichſten Vegetation. Mitten durch wogt der Peneus, in welchen ſich viele kleinere Flüſſe ergießen.

Hauptberge dieſes Landes, berühmt als Schauplatz der älteſten Sagen und Dichtungen, ſind: der Olymp, der vielgefeierte Wohnſitz der Götter, der Pindu's, Oeta, Oſſa und Pelion. Der Pindus iſt dem Apollo und den Muſen geheiligt. Auf einer Spitze des Pelion prangt ein Tempel des Jupiter. Der Berg iſt mit Tannen, Cypreſſen und mehreren Arten von Laubholz bedeckt, und trägt viele ſehr heilſame Kräuter. Beſonders wird die Wunderkraft einer Staude gerühmt, welche die Gicht heilen ſoll; Schade, daß unſere gichtreiche Zeit dieſes Gegengift nicht mehr kennt! Das Geheimniß der Zubereitung befand ſich in den Händen einer einzigen Familie, welche ſo großmüthig war, die Kranken unentgeldlich zu behandeln. Die gute Familie iſt ausgeſtorben, und die böſe Gicht treibt ihr Unweſen ärger als je! Der Pelion iſt ſo hoch, daß man am Fuße die drückendſte Hitze, auf der Höhe die ſtrengſte Kälte leidet.

Auf dem Oeta wuchs die berühmte Nieſewurz, deren ſich die Alten als eines beſonders kräftigen Mittels bedienten, um (wie aus Wieland's Abderiten zu entnehmen) die Gicht des Gehirns, welche man auch Narrheit oder Thorheit zu nennen pflegt, zu heilen. Der Berg Oſſa hat ſich als Wohnſitz der fabelhaften Centauren im Andenken erhalten.

Das entzückend ſchöne Thal Tempe, welches die ſich einander nähernden Gebirge Olympus und Oſſa bilden, iſt der Nachwelt ein Ideal geworden, deſſen Namen wir auf Partien höchſter Naturſchönheit noch jetzt übertragen. Am Fuße der umſchließenden Berge entſpringen Quellen, die in ſilberhellen Bogen herabſprudeln und ſich in den ruhig dahin wogenden Peneus ergießen. Die Seiten der Berge ſind mit den ſchönſten Ahornbäumen, Pappeln und Eſchen bewachſen, die Felſen mit Epheu bekleidet, die Bäume mit Pflanzen umwunden. In den Bergwänden befinden ſich kühle Grotten, und zu beiden Seiten des Fluſſes bilden ganze Gruppen von Lorbeerbäumen die ſchattigſten Laubdächer, unter welchen man auf dem weichſten Blumen-Teppiche ruht.

Aber welcher grelle Kontraſt, wenn man ſich aus dem anmuthigen Thale tiefer in die Gebirge hinein verliert! Plötzlich ſieht man ſich eingeſchloſſen zwiſchen kahle ſchwarze Felſen. Furchtbare Schlünde drohen mit ihren nächtlichen Tiefen. Ein reißender Bergſtrom tobt brauſend durch gefallene Klippentrümmer fort, bis er endlich mit dumpfem Geheule in einen Abgrund ſtürzt. Selbſt der Himmel, zu dem das hinaufblickende Auge kaum eine Öffnung erſpähen kann, ſcheint hier ein anderer, und wie in düſteres Gewölk eingehüllt.

Machen wir nun einen Spazirgang an den blühenden Ufern des Peneus, ſo kommen wir endlich nach Lariſſa, der Hauptſtadt Theſſalien's, deren Mauern die klaren Wellen des Fluſſes beſpühlen. Sie liegt auf einem Hügel am Fuße des Oeta, von den fruchtbarſten Gefilden umgeben. Die Einwohner dieſer Stadt ſind beſondere Liebhaber von Stiergefechten, und beſitzen hierin auch, wie bei Allem, was man mit Liebhaberei treibt, eine vorzügliche Geſchicklichkeit. Die Stiere werden auf einer Ebene außerhalb der Stadt losgelaſſen. Nun kommen die Kämpfer zu Pferde, ſo viel Stiere, ſo viel Reiter, und die Theſſalier ſind in Griechenland als Reiter im Frieden wie im Kriege berühmt. Jeder Reiter wählt ſich einen Stier, den er bald verfolgend und dicht hinter ihm, bald klug ausbeugend, ſo lange treibt und jagt, bis das Thier von Wuth ſchäumt, indeß ſeine Kräfte, der langen Verfolgung wegen, ſchon ermatten. Nun erfaßt der Theſſalier, zu Pferde ſitzend, die Hörner des wilden Stieres, und ſtürzt ihn mit ungeheurer Kraft zu Boden. In das Gebrülle des Geſtürzten miſcht ſich das jubelnde Beifallgeſchrei der zahlloſen Zuſchauer.

Nicht ferne von Lariſſa kommen wir zur Stadt Pharſalus und den berühmten pharſaliſchen Feldern, der weiten Ebene des Ehrgeizes und des Verderbens, dem blutgedüngten Leichenfelde von Tauſenden, worauf Römer gegen Römer, und die Völker des halben Erdkreiſes gegen einander kämpften, als Julius Cäſar mit dem großen Pompejus um Rom's Herrſchaft ſtritt und ſiegte.

Der Stadt Pherä wollen wir deßhalb gedenken, weil hier einſt König Admet herrſchte, der Gemahl jener Alceſtis, die als Ideal ehelicher Liebe ſich unſterblich gemacht hat, und in der Tragödie des griechiſchen Dichters Euripides nicht minder herrlich erſcheint als in Gluck's ſchönem Singſpiele. Admet wurde von einer ſchweren Krankheit befallen, und mußte, nach dem Ausſpruche des Orakels, ſterben, wenn ſich nicht Jemand für ihn freiwillig dem Tode weihen würde. Das erfuhr Alceſtis, und des Gemahls Leben theurer achtend, als ihr eigenes, weihte ſie dieſes den Göttern der Unterwelt. Die Liebloſen nahmen das Opfer der Liebenden gütig an. Alceſtis, das Bild der rührendſten Hingebung, erkrankte und ſtarb den Heldentod der Liebe. Aber die Liebe iſt unſterblich und ihres Lohnes gewiß. Herkules entriß die liebevollſte und treueſte der Gattinnen der Schattenwelt und führte ſie neubelebt in die Arme des entzückten Gatten zurück.

Es fällt wohl Niemanden ein, die Dichtung für Wahrheit zu nehmen, dennoch aber ergreift ſie unſer tiefſtes Gemüth, weil ihr innerſter Sinn, heroiſche Aufopferung der uneigennützigen Liebe, jedes Herz mit der Allmacht der Naturwahrheit des edelſten Menſchengefühls anſpricht. Rührend iſt die Scene, worin der griechiſche Dichter die liebeholde Alceſtis von ihrem Hauſe, von ihren Kindern und Hausgenoſſen Abſchied nehmen läßt:

> Als aber endlich ſie den Kummer ausgeweint,
> Riß ſie, geſenkten Hauptes, ſich vom Lager auf,
> Und kehrte doch oft wieder in's Gemach zurück,

Und warf ſich trauernd wieder auf das Lager,
Indeß die Kinder an der Mutterbruſt
Laut weinten. Und ſie faßt' in ihre Arme ſie,
Und küßte wechſelnd beide, nun ſie ſterben ſoll.
Auch alle Hausgenoſſen weinten im Palaſt,
Die Königin beklagend. Und ſie reichte
Die Rechte jedem; keiner war ſo ſchlecht,
Dem ſie nicht zuſprach und von ihm
Antwort vernahm.

## Die Centauren und Lapithen. Das goldene Vließ. Jaſon und Medea. Die theſſaliſchen Zauberinnen. Verehrung der Störche.

Theſſalien iſt die Heimath mancher fabelhaften Weſen, aber auch der Schauplatz berühmter Heroen und großer Thaten. Unter jenen nenne ich zuerſt die wunbaren Geſtalten der Centauren und ihren Kampf mit den Lapithen.

Die Centauren, ein wildes Gebirgsvolk, waren beſonders treffliche, kühne Reiter, die ſich im Streite der Baumſtämme als Waffen bedienten. Daher entſtand die Fabel, ſie ſeien ihrer Geſtalt nach am Oberleibe Menſch, in der untern Hälfte Pferd. Sie führten mit einem andern Gebirgsvolke, den Lapithen, einen langen blutigen Krieg, worin man beiderſeits die Grauſamkeit auf das Äußerſte trieb. Die Lapithen erſcheinen in ganz menſchlicher Bildung und mit eigentlichen Waffen gerüſtet. Der erſte Zwiſt entſpann ſich bei der Hochzeit des Lapithen-Königs Pirithous und der ſchönen Hippodamia, wozu auch die vornehmſten Centauren geladen wurden. Die Schönheit der anweſenden Lapithinnen entflammte hier die wilden Begierden der rohen Halbmenſchen ſo heftig, daß ſie, Pflicht und Sitte vergeſſend, ſich mit Wuth der Frauen und Mädchen bemächtigen wollten. So kam es denn zu einem raſenden Kampfe voll Gräuelſcenen. Der Krieg endigte mit Beſiegung der Centauren. An der Spitze der Lapithen kämpften auch die berühmteſten Heroen jener Zeit: Herkules, Pirithous und ſein Freund Theſeus. Der Letztere tödtete bei jener Bluthochzeit mehrere der gewaltigſten Centauren. Seinem vollſten Grimme ließ er freie Zügel beim Morde des Centauren Brianor. Er ſprang auf ſeinen Rücken, ſtemmte ihm das Knie in die Rippen, zog mit der Linken das wallende Haar rückwärts und zermalmte mit einer knotigen Eiche das gräßliche Antlitz des Halbmenſchen.

Beim Hafen Jolcus in Theſſalien wurde zuerſt ein Schiff von beträchtlicher Größe gebaut, und zwar, wie man glaubt, auf Veranlaſſung Jaſon's, eines königlichen Prinzen von Jolcus.

Dieſer feurige Jüngling, ausgezeichnet durch Geiſt und Schönheit, ſtrebte nach kühnen Unternehmungen in fernen Ländern. Die Geſchicklichkeit eines Phöniciers erfüllte Jaſon's Wunſch. Kaum ſtand das Schiff, Argo genannt, im Hafen, ſo fanden ſich ſogleich jugendliche Gefährten ein, von gleicher Geſinnung und von gleicher Sehnſucht nach Abenteuern beſeelt. Sie ſegelten geradezu nach Colchis, einem gold- und ſilberreichen Lande in Aſien, an der Küſte des ſchwarzen Meeres, deſſen Einwohner in die Flüſſe Schaffelle legten, um damit den Goldſand aufzuſammeln. Daher mag die Sage entſtanden ſein, die Argonauten ſeien um das goldene Vließ ausgezogen. Jaſon fand bei dieſer Gelegenheit etwas, das für ihn wohl noch mehr Werth hatte, als das goldene Vließ: eine Geliebte, die nachher, leider durch ſeine Treuloſigkeit und ihr Unglück, ſelbſt ein goldenes Vließ für die dramatiſchen und epiſchen Dichter alter und neuerer Zeit geworden iſt, — die reizende Medea, die wenigſtens in ſo fern eine Zauberin war, daß ſie den eben ſo ſchönen als heldenmüthigen Jaſon bezauberte, dann, Vater und Vaterland aufgebend, mit ihm nach Griechenland zog, um da verlaſſen zu werden von dem Meineidigen! Verſtand Medea wirklich etwas von der ſogenannten Zauberkunſt, ſo war dies nichts Beſonderes, da dieſe in Colchis einheimiſch war, vorzüglich unter den Weibern vom gemeinen Volke. Zwei Philoſophen: Pherecides und Simonides, haben über die Zaubereien der Medea eigene Werke geſchrieben.

Die theſſaliſchen Zauberinnen, die auch bei den Römern in großem Anſehen ſtanden, übten ihren Kunſtbetrug beſonders unter den verliebten Thörinnen aus, deren Leichtgläubigkeit ihnen trefflich zu Statten kam. Sie bereiteten Zaubertränke aus magiſchen Kräutern, nahmen aber nebſtbei noch manche gräßliche Ingredienzen zu Hülfe, wie Todtenſchädel, Blut von Menſchen, die eines gewaltſamen

Todes geſtorben waren, von Leichen abgeſchnittene Finger, Bildniſſe von Schreckgeſtalten u. dgl., um Gegenliebe zu entzünden, oder einen ungetreuen Liebhaber zur frühern Geliebten zurückzuführen, um Seelen der Abgeſchiedenen heraufzurufen, Lebende aber zu tödten, Stürme zu erregen u. ſ. w. Am meiſten wirkten dieſe Zauberweiber durch das Entſetzen, womit ſie die Vernunft der Verblendeten zu betäuben wußten. Sie waren faſt immer zugleich Giftmiſcherinnen. Das Volk glaubte ihnen, und haßte ſie doch als Quellen des Unheils. Vergebens war das ſtrenge Verfahren der Obrigkeiten gegen dieſe Unholdinnen. So ſchwer iſt es, eingewurzelte Uebel auszurotten!

Die Theſſalier liebten Pracht und Wohlleben, waren ſehr gaſtfreundlich, aber nicht ſehr genau im Worthalten, leidenſchaftliche Tänzer und eifrige Verehrer der Störche. Der Mord eines Menſchen oder eines Storches wurde gleich ſchwer beſtraft, wenigſtens mit der Landesverweiſung. Dieſe Ehrfurcht für die Störche war ein Beweis von Dankbarkeit, denn ſie rührte daher, weil ſie das Land einſt von den vielen Schlangen gereinigt hatten.

## Epirus. Orakel zu Dodona. Akarnania. Sprung vom leukadiſchen Fels. Artemiſia. Sappho.

Epirus iſt ziemlich gebirgig, aber doch fruchtbar und angenehm; nur Schade, daß die zwei Flüſſe Acheron und

Cocytus, deſſen Namen man auch auf Flüſſe der Unterwelt übertragen hat, mit ſeinem langſam wogenden ſchwarzen Gewäſſer, der ſchönen Gegend ein ſo trauriges Anſehen geben. Wir halten uns an ſeinen Ufern nicht lange auf, ſondern eilen in den heiligen Hain bei der Stadt Dodona, wo wir einen Jupiter-Tempel mit einem berühmten Orakel finden.

Feierlich rauſchen uns die alten heiligen Eichen entgegen. Hoch über alle ragt die in ihrer Mitte ſtehende weiſſagende Eiche empor, zunächſt dem Tempel, und ſpricht mit menſchlicher Stimme, vermuthlich aus der ſehr natürlichen Urſache, weil ein Menſch in ihrer Höhlung ſteckt. Gehen wir durch das Dickicht etwas vorwärts, ſo blinkt uns eine Quelle entgegen, deren wunderbare Eigenſchaften jeden Griechen mit heiligem Schauder erfüllen, da ſie zwölf Stunden hindurch wächſt, dann eben ſo viele Stunden lang abnimmt, um Mittag ganz verſiegt, um Mitternacht aber mit ihrer höchſten Waſſerfülle daherbraust, und Fackeln, die man ihr nahe hält, ſogleich anzündet. Wir große Geiſter, die wir mit Naphta und Aſphalt bekannt ſind, können über den armen ſtaunenden Epiroten nur mitleidig lächeln.

Das dodoniſche Orakel iſt das älteſte in Griechenland, und verſchafft der von ſo vielen Fremden beſuchten Stadt beträchtlichen Reichthum. Die Ertheilung der Orakelſprüche beſorgen drei Prieſterinnen, indem ſie bald auf das Säuſeln oder Sauſen der heiligen Eiche horchen, bald auf das Rauſchen der Wunderquelle, bald auf die Töne mehrerer kupferner Becken, die um den Tempel hangen und an einander geſchlagen werden.

Wir wandern von hier nach der benachbarten Landſchaft Akarnanien, wo uns eben nichts Intereſſantes begegnet. Wir durchziehen alſo das Land in Eile, um bis an das Ufer des joniſchen Meeres, und von da auf die Halbinſel Leukadia zu kommen, damit wir den berühmten Sprung vom leukadiſchen Felſen ſehen. Es gibt aber zwei Arten desſelben, eine, wobei nichts, und eine, wobei Alles zu befürchten iſt. Dieſe erſte Art dient dazu, dem Apollo ein Sühnopfer zu bringen, auf deſſen Haupt figürlich alles dem Lande drohende Unglück gelegt wird. Man wählt dazu einen Verbrecher, der das Leben verwirkt hat. Er wird mit Federn bekleidet und am ganzen Leibe mit lebendigen Vögeln umbunden, auf die äußerſte Spitze eines felſigen Berges geführt, worauf ein Tempel des Apollo ſteht. Am Fuße des Berges ſtellen ſich viele Nachen, einen Halbkreis bildend. Nun wird der Verbrecher ergriffen und in das Meer hinabgeſtürzt. Die Federbekleidung und die ausgebreiteten Schwingen der ihn umgebenden Vögel machen den Fall ſo leicht und langſam, daß er den Flutenſpiegel ganz unbeſchädigt und ſanft berührt. Kaum iſt er da angekommen, ſo eilen die Fahrzeuge herbei und nehmen den Geretteten auf, der ſodann für immer aus dem Lande verwieſen wird.

Gefährlicher iſt die zweite Art des Sprunges, welchen die Liebenden wagen, nicht in der Abſicht ſich zu ertränken, ſondern als ein Heilmittel, welches ihrer Liebe eine glückliche Wendung verſchaffen ſoll, entweder durch bewirkte Gegenliebe oder durch Vernichtung ihrer Leidenſchaft und ein gleichſam letheiſches Vergeſſen. Manche wiederholen daher den entſcheidenden Sprung bei jeder unglücklichen Liebſchaft. Es ſcheint, daß hier die gewaltſame Revolution, welche Sturz- und Waſſereindruck hervorbringen, nachher auch auf Geiſt und Gemüth zurück wirkt.

Ein Epirote aus der Stadt Buthrotum that wegen vier unglücklicher Liebſchaften vier Sprünge. Es ſtehen auch bei ſolchen deſperaten Verſuchen jedesmal mehrere Nachen zur Rettung bereit, die jedoch nicht immer gelingt. Unter den ausgezeichneten Heldinnen der Liebe ſtehen die lyriſche Dichterin Sappho und Artemiſia, Königin von Karien, oben an. Die letztere, eine ſehr leidenſchaftliche Frau, zeigte auch als Heldin in der großen Seeſchlacht zwiſchen den Perſern und Griechen bei Salamis ſo außerordentlichen Muth, daß der Perſer-König Xerxes, von Erſtaunen ergriffen, ausrief: „Die Männer ſind Weiber und die Weiber Männer geworden!“ — In der Folge entbrannte ſie in heftiger Liebe für einen ſchönen Jüngling. Als dieſer ihre glühende Neigung nicht erwiederte, ward die heftigſte Liebe in den heftigſten Haß verwandelt. Sie überfiel den Unglücklichen im Schlafe und ſtach ihm die Augen aus. Von Verzweifflung gefoltert, verſuchte ſie das äußerſte Mittel, die verlorne Ruhe wieder zu gewinnen. Sie wagte den Sprung, und fand die geſuchte Ruhe in den Armen des Todes. Ein gleiches Schickſal erfuhr die Dichterin Sappho. Auch ſie ſuchte, als der treuloſe Phaon ſie verließ, im Schooße der

Wellen Linderung ihrer Leiden; aber die Todesgötter hielten ihre Beute feſt. Unglückliche Sängerin, und doch glücklich! Liebe gab dir den Tod, Liebe gab dir die Unſterblichkeit. Eine ganze Nachwelt fühlt deine Leiden und dein Glück mit dir und freut ſich deines Ruhmes, der in die fernen Jahrhunderte hineinſtrahlt, wie das Himmelszeichen der Lyra im Dunkel der Nacht glänzt. Wäreſt du nicht unſterblich geworden durch dich ſelbſt, ſo wardſt du es durch einen ebenbürtigen Dichter, durch Grillparzer's tragiſches Meiſterwerk, worin du uns in deiner vollen Glorie erſchienſt! —

## Die Landſchaft Phocis. Der Parnaß. Die Nymphen-Grotte. Das Orakel zu Delphi. Die pythiſchen Spiele.

Die kleinen Landſchaften Doris, Lokris und Megaris bieten uns nichts beſonders Merkwürdiges. Wir laſſen ſie unbeſucht und wandern ſüdlich nach Phocis. Hier treffen wir vor Allem den weltberühmten, dem Apollo und den Muſen geweihten Berg Parnaſſus, den die Dichter aller Zeiten und Völker, vom vortrefflichſten bis zum letzten Bänkelſänger herab, unzählige Male genannt, beſprochen, angerufen und bis zum Ekel geprieſen haben. Wir finden auf dieſem vielangerufenen, nun verrufenen Berge mehrere, Göttern geheiligte Grotten, worunter die ſogenannte Nymphen-Grotte *) die vorzüglichſte iſt. Sie iſt zwar ſehr tief gehöhlt, dennoch aber durchaus vom Tageslichte beleuchtet und läßt eine Menge Bächlein entſpringen, die, von allen Seiten herabquellend, die Klippen wie ſilberne Bänder umfliegen.

Das aufſchimmernde Feuermeer, welches uns vom Abhange des Berges entgegen blitzt, iſt die berühmte Stadt Delphi. Ihre amphitheatraliſche Geſtalt gewährt einen ſehr angenehmen Anblick. Jener Feuerglanz, der uns ſo blendet, kommt vom Apollo-Tempel, der von einer Menge mit Gold überzogener Bildſäulen umgeben iſt, die gleichſam anzudeuten ſcheinen, welche Wohlhabenheit dieſer, von unzähligen Fremden beſuchte Tempel den Einwohnern der Stadt verſchafft. Die Fronte des Tempels iſt aus pariſchem Marmor erbaut, der übrige Theil aus weißem Geſteine. Die Giebel ſind mit Statuen von Göttern verziert. In der Vorhalle des Tempels erblicken wir die Sprüche der ſieben Weiſen Griechenlands, von ihnen eigenhändig aufgezeichnet. Sie hießen: Solon, Thales, Bias, Periander, Kleobulus, Chilon und Pittacus. Die Säulen ſind mit Waffen und anderen Trophäen, welche die Griechen bei ihren Siegen über die Perſer erbeutet haben, reich umgeben, eben ſo auch die Wände mit Schiffsſchnäbeln, Schilden und andern Denkzeichen helleniſchen Ruhmes geſchmückt; den Glanz zu erhöhen, kommen noch die Weihgeſchenke,

---

*) Coricium antrum.

Opfergefäße, Armbänder mit Edelſteinen u. a.; endlich die Denkmähler der Sieger in den öffentlichen Spielen, Meiſterwerke der Bildhauerkunſt und der Malerei.

Im Innern des Tempels befindet ſich der Erdſpalt, woraus Apollo ſeine Orakelſprüche und Weisſagungen ertheilt. Darüber ſteht ein Dreifuß, auf welchen ſich die Prieſterin Pythia ſetzt. Aus dem Schlunde ſteigen begeiſternde Dünſte zu ihr empor; ein Verhang verbirgt ſie den Augen der Ungeweihten. Aus geheimnißvollem Dunkel ſoll das ſchickſalverkündende Licht hervorgehen. Zur Auslegung der Orakelſprüche, welche die begeiſterte Pythia unter heftigen Zuckungen des Körpers, das Haar fliegend, die Augen wildrollend, aus ſchäumendem Munde mit lauter hohler Stimme, als Antwort des befragten Gottes, verkündet, ſind eigene Prieſter beſtimmt.

Die Orakelſprüche ſelbſt waren gewöhnlich dunkel und doppelſinnig, um ihnen nachher deſto leichter Sinn und Zuſammenhang geben zu können, oder ſie nach Zeit und Umſtänden zu deuten. Man hielt auch eigene Leute, deren Geſchäft es war, die Fremden auszuforſchen, um hiernach den Spruch des Gottes einzurichten. Der Rathſuchende muß ſich zuerſt feierlichen Reinigungen unterziehen; dann wird er mit verhülltem Haupte unter dem Getöſe betäubenden Trompetenſchalles auf einem langen Wege langſam in den Tempel geführt, wo er ermüdet und verwirrt ankommt, und durch die aus der Kluft aufſteigenden Dämpfe ganz verblüfft wird, ſo wie die Prieſterin ſelbſt, welche, ehe ſie auf den Dreifuß ſteigt, aus dem kaſtaliſchen Quell trinken, und Lorbeerblätter kauen muß. Der mephitiſche Qualm aus der Erde, die Eigenſchaft der aus demſelben Boden entſpringenden Quelle, und der Genuß der Lorbeerblätter, aromatiſch und nervenreizend, gibt eine natürliche Erklärung des wahnſinnigen Zuſtandes, in welchen die bebegeiſterte Pythia gerieth, wenn Apollo, welcher den Beinamen Pythius führte, durch ihren Mund log.

Was läßt ſich der Menſch nicht Alles gefallen, um die **Zukunft** zu erfahren, die ihn über die Gegenwart tröſten ſoll!

Unweit der Stadt Delphi wurden auf einer großen Ebene die pythiſchen Spiele gehalten. Apollo ſelbſt ſoll ſie eingeſetzt haben, als er den Drachen Python getödtet hatte. Daher war auch das Abſingen großer Lobgedichte auf jenen Gott die Hauptſache. Der Geſang wurde mit einer Lyra oder Flöte begleitet, und Apollo's Kampf mit dem Python in mimiſchen Tänzen dargeſtellt. Als Zuthat zu den muſikaliſchen, poetiſchen und mimiſchen Wettſtreiten kam noch der Wettlauf und das Pferderennen. Die Preiſe der Sieger beſtanden zuerſt in Gold, Silber, oder andern Dingen von Werth, ſpäterhin in Kränzen.

Bei dieſem Spiele herrſchte außerordentliche Pracht und Feierlichkeit. Große Dichter verherrlichten durch Hymnen die Sieger, deren Ruhm ſich durch Griechenland verbreitete.

## Böotien. Die Einwohner von Tanagra. Die Dichterin Korinna. Die Stadt Platäa und das Schlachtfeld. Große Leichenfeier. Aſpaſia.

Wir kommen nun nach Böotien, einer Landſchaft, die von Gebirgen umſchloſſen und durchkreuzt iſt, woraus viele Flüſſe entſpringen, deren größter Theil ſich in dem See Kopais vereinigt, der zum Glücke unterirdiſche Abflüſſe hat. Der bedeutendſte unter jenen Flüſſen iſt der Cephiſus. Der Boden Böotien's gehört zu den fruchtbarſten Griechenlands. Die Luft iſt grob und dick; man behauptet, ſie habe einen nachtheiligen Einfluß auf die Geiſteskräfte der Böotier, die wegen ihrer Stupidität verrufen ſind.

Wir wollen uns nun einige der merkwürdigſten Städte beſehen: zuerſt Tanagra, die ich zu den Weltwundern zählen möchte. Warum? Weil ein Schriftſteller von ihren Einwohnern folgende Schilderung machte: „Sie ſind zwar reich, kennen aber weder Luxus noch Ausſchweifung. Redlichkeit, Gerechtigkeitsliebe, Gaſtfreundſchaft und Eifer, den Unglücklichen zu helfen, ſind bei ihnen zu Hauſe. Sie fliehen den Müßiggang, verabſcheuen ungerechten Gewinn, und leben mit ihrem Schickſale zufrieden.“ — Sollte man nicht glauben, es ſei von Leuten im Monde die Rede? Dennoch haben dieſe überirdiſchen Weſen eine leidenſchaftliche Vorliebe für das grauſame Spiel blutiger Hahnenkämpfe, und bewaffnen ſogar die Sporen dieſer ſtreitluſtigen Thiere mit ehernen Stacheln.

Um unſere Augen von dieſem unangenehmen Schauſpiele, wo Menſchenhärte ſich an der Thierwuth weidet, auf einen wohlthuenden Gegenſtand zu wenden, beeile ich mich, zu ſagen, daß Tanagra die Geburtsſtadt der eben ſo ſchönen als geiſtreichen Dichterin Korinna iſt, Pindar's Lehrerin in der Poeſie. Sie erhielt in den poetiſchen Wettkämpfen über ihren Zögling fünfmal den Preis. Man glaubt jedoch, ihre Schönheit habe auf die Richter mehr Wirkung gethan, als Pindar's Genie. Es ging daher das Bonmot herum: „Lieſt man Korinna's Gedichte, ſo verwundert man ſich, daß ihr ſo oft der Preis vor dem Pindar zuerkannt wurde. Sieht man aber ihr Bildniß, ſo verwundert man ſich, daß ſie nicht immer den Preis erhielt." —

Korinna ſcheint, ſo viel wir aus einem Zuge vermuthen können, als Lehrerin ganz tüchtig geweſen zu ſein. Sie tadelte ihren Zögling, daß er von den Mythen gar keinen Gebrauch mache. Pindar wollte den gerügten Mangel verbeſſern, und verfiel nun in den entgegengeſetzten Fehler, das Uebermaß. Er ſchrieb ein Gedicht, welches ſo anfing: „Soll ich den Ismenus ſingen, oder die Melia mit dem goldenen Rocken, oder den Kadmus, oder die ſchwarzlockige Thebe, oder die Stärke des allgewaltigen Herkules, oder den Ruhm des Freudengebers Bacchus, oder die Hochzeit der weißarmigen Harmonia?" — Er zeigte das Gedicht der reizenden Lehrerin. Korinna ſah es lächelnd an, und ſagte:

„Lieber Pindar! Man muß mit der Hand ſäen, nicht mi dem ganzen Sacke." — Von ihren Feinden wurde Korinna die lyriſche Fliege genannt; der Spott ſollte dahi deuten, als könne ſie nur ſummen, aber nicht ſingen. Nähmen wir es heut zu Tag ſo genau, welche Gattunge von lyriſchen Fliegen wären da nicht zu ſehen und zu hören!

Wir verlaſſen Tanagra, und wandern nach Platäa, einer Stadt, die am Fuße des Berges Cithäron in einer ſchönen Ebene liegt, durch welche ſich der Fluß Aſopus ſchlängelt. Hier fiel einſt eine große Schlacht vor, worin die Griechen einen glänzenden Sieg über ein Heer von dreimal hunderttauſend Perſern erfochten. Der Hauptruhm dieſes Sieges wurde den Platäern zuerkannt. Zum ewigen Andenken wurden nun auf dem Schlachtfelde Säulen und Siegesmahle errichtet, und man beging hier jährlich eine große Leichenfeier für die Gefallenen. An dem beſtimmten Tage wallte ein feſtlich geſchmückter Zug zu den Heldengräbern. Man brachte Opfer, man flehte zu den Göttern. Die Namen derjenigen, die den Tod für das Vaterland ſtarben, wurden abgeleſen, und ein Redner verkündete ihren Ruhm. Die Erlaubniß, eine ſolche Leichenrede halten zu dürfen, ward als eine ehrenvolle Auszeichnung betrachtet. Selbſt Aſpaſia, unſterblich durch Schönheit, Liebe und Geiſtesgaben, wird als Verfaſſerin einer ſolchen Rede genannt *).

---

*) In Plato's Geſpräche Menexonos

## Die Höhle des Trophonius. Orakel und Erſcheinungen.

Es wäre unverzeihlich, wenn wir Böotien durchzögen, ohne die Höhle des Trophonius zu beſuchen, und den düſtern Schauplatz der geheimnißvollen Schrecken, womit er ſeine Orakel ertheilt, etwas näher zu beſchauen.

Am Fuße dieſes Berges liegt die Stadt Lebadia. Wir ziehen vorüber und wenden uns nach dem ſeitwärts liegenden Walde. Schon treten wir in den Hain des Trophonius, welcher den Tempel zu Delphi erbaut hat, und nach ſeinem Tode, ich weiß nicht warum, als Jupiter Trophonius göttlich verehrt wurde.

Durch das düſtere Dunkel des Haines ſchleicht der Fluß Hercina. Auf jener Anhöhe erhebt ſich der Tempel, von Säulen getragen. In ſeiner Mitte befindet ſich der Eingang in die Höhle.

Derjenige, welcher einen Orakelſpruch erhalten will, muß ſich, ehe er zugelaſſen wird, ſehr vielen Vorbereitungen unterziehen. Was hindert uns, anzunehmen, daß ſo eben ein Thebaner ankomme, mit dem alle dieſe Ceremonien vorgenommen werden?

Zuerſt wird er von Prieſtern in die Nebentempel des guten Genius und des Glückes geführt, wo er einige Stunden allein bleibt. Dann muß er im Fluſſe Hercina baden; zwei dreizehnjährige Knaben ſalben ihn hierauf mit Oel.

Die Opferthiere, welche jeder Orakelluſtige ſelbſt mitbringen muß, werden geſchlachtet.

Beim Eintritte der Nacht wird noch ein Widder in einer Grube geſchlachtet. Der Thebaner, welcher früher etwas vom Fleiſche der Opferthiere genießen durfte, erhält nun auch zu trinken. Man reicht ihm zwei Schalen mit Waſſer; die eine, Lethe genannt, ſoll die Erinnerung an das Vergangene vertilgen, die andere, Mnemoſyne, ſoll ſein Gedächtniß ſtärken, um Alles zu behalten, was er in der Höhle ſehen und hören wird. Kaum hat er die beiden Schalen geleert, und ſchon iſt er ganz betäubt, trunken und verwirrt; er weiß kaum mehr, was mit ihm geſchieht. Der halb bewußtloſe Mann wird in ein leinenes, mit Bändern geſchmücktes Gewand gekleidet, und an den Schlund der Höhle geführt, in die er über eine leichte ſchmale Leiter hinabſteigt. So gelangt er zu einer ſehr engen Oeffnung. Hier ſetzt er ſich auf den Boden, und ſteckt die Füße in die Höhlung bis an die Knie. Plötzlich wird er von unten wie von einem Strudel ergriffen, und mit ſchnellheftiger Gewalt in die Tiefe hinabgezogen.

Es ſind nun mehrere Stunden verfloſſen, und der Thebaner kommt aus der Unterwelt noch immer nicht an das Tageslicht. Endlich kommt er aus dem Schlunde heraus, aber ganz verkehrt, mit den Füſſen zuerſt, mit dem Kopfe nach unten! Die Prieſter nehmen ihn ſogleich in Empfang, ſtellen ihn auf die Füſſe, und führen ihn zu einem in der Nähe des Schlundes ſtehenden Stuhl, welcher der Thron der Mnemoſyne (des Gedächtniſſes) heißt. Nun ſitzt er. Aber wie ſieht der Menſch aus! wie verändert! kaum mehr zu kennen! Ein bleiches Todtengeſicht, jede Miene ohne Spur von Leben; das Haar emporgeſträubt, athemlos, alle Glieder ſchlaff hangend. Endlich fängt er an, ſich zu regen; er ſchlägt die Augen auf, die ſcheu und wild umher rollen; er fährt mit der Hand über die Stirn, als wolle er ſich von der Wirklichkeit ſeines Daſeins überzeugen, und erwacht aus ſchweren Fieberträumen am Rande des Todes. Nun zeigt ſich die erſte Spur zurückkehrenden Bewußtſeins. Die umſtehenden Prieſter benützen ſogleich den Augenblick, den Mann um das, was er geſehen und gehört habe, zu befragen. Was er in ſeiner halben Betäubung ausſagt, gilt für eine göttliche Inſpiration. Nun wird er in den Tempel des guten Glückes geführt; aber er iſt und bleibt düſter und ſchwermüthig. Die meiſten dieſer Neugierigen ſoll ein gewiſſer tiefſinniger Ernſt und ein untheilnehmendes, in ſich verſchloſſenes, freudenloſes Weſen ihr Lebelang nicht mehr verlaſſen haben. Es iſt daher zum Sprüchworte geworden, von einem ernſthaften Melancholiker zu ſagen: er habe das Orakel des Trophonius befragt.

Nun tritt der unluſtige Thebaner aus dem Tempel des guten Glückes. Seine Freunde umringen ihn. Er erwiedert ihre Freudenbezeugungen und Liebkoſungen wenig. Endlich fängt er an, ihre Neugierde zu befriedigen, und erzählt:

„Als ich, in die Tiefe geriſſen, auf dem Boden lag, fand ich mich mit dichtem Nebel umgeben, und ſo betäubt, daß ich kaum unterſcheiden konnte, ob ich wache oder träume. Ein Schlag, den ich auf den Kopf erhielt, verſetzte mich in gänzliche Bewußtloſigkeit. Da ich wieder zu mir ſelbſt kam, umgab mich eine dichte, hin und her wogende Finſterniß, und es ſchien mir, ich ſchaute in eine ungeheure Kluft, die einer ausgehöhlten Kugel glich, und ſich unaufhörlich bewegte. Eine wohltönende Stimme erſchell über meinem Haupte. Ich blicke empor, und ſah eine Menge von großen, runden Inſeln, in wildem Feuer glänzend mit immerwährendem Farbenwechſel. Ihre Bewegung verurſachte ein ſanftes Geräuſch. Sie ſchwammen auf einem himmelblauen Meere, welches auch mitunter in andere Farben hinüberſpielte. In die Meeresfluten ergoßen ſich zwei Feuerſtröme. Aus der Tiefe ſcholl ein Gebrüll von Thieren, vermiſcht mit ächzenden Jammertönen von Männern, Weibern und Kindern herauf. Am Rande des Abgrundes bewegten ſich Sterne, einige mit faſt erlöſchendem Lichte, andere durch umgebende Nebeldünſte ſchimmernd, andere in hellem Glanze ſtrahlend. Eine unbekannte Stimme ermunterte mich zu fragen, was ich zu wiſſen wünſchte. Ich bat um eine Erklärung der verſchiedenartigen Sterne. Dieſe Sterne, ſagte die Stimme, ſind Seelen. Die lichtloſen ſind Seelen von Menſchen, die in Sinnlichkeit verſanken, die zweiten waren im Kampfe von Vernunft und Leidenſchaft befangen, die dritten erhielten ſich durch Tugend und Vernunftherrſchaft die angeborne reine Schönheit. — Ich wollte noch weiter fragen, aber ein heftiger Schmerz, als würde mir der Kopf gewaltſam zuſammengedrückt, raubte mir die

Stimme. Ich verlor die Beſinnung, und fiel ohnmächtig zu Boden. Wie ich wieder heraufgekommen bin, davon weiß ich nicht das Geringſte.“ —

## Das Dorf Askra. Der Muſenhain. Die Roßquelle. Der Berg Helikon. Der Dichter Heſiodos.

Wir verlaſſen die düſtere Schlucht, und wenden uns nach dem kleinen freundlichen Dörfchen Askra. Hier ſäuſelt uns auf einem Hügel, vom Morgenſcheine röthlich leuchtend, ein den Muſen geheiligter Hain entgegen. Kühlung athmet, und eine feierliche Stille, die ringsum waltet, wird nur vom Geſange tonreicher Vögel und vom leiſen Gemurmel der Quelle Aganippe unterbrochen.

Wie wohlthuend und freundlich wirkt dieſe Scene der Ruhe und des Friedens auf das menſchliche Gemüth! Wie glücklich preiſen wir die ländlichen Bewohner, die ihre kleinen Wohnungen hier in das Dickicht, wie die Vögel ihre Neſter, hineingebaut haben!

Im einſamſten Theile dieſer Waldgegend erblicken wir die Bildſäulen der Muſen und ihrer Lieblinge unter den griechiſchen Dichtern. Nicht ferne davon ſprudelt die Quelle Hippokrene, welcher man die Kraft zuſchrieb, die Dichter zu Geſängen zu begeiſtern. Manche Poeten belieben noch heut zu Tage figürlich daraus zu ſchöpfen, daher auch ihren Geichten etwas Wäſſeriges beiwohnt. Einſt, ſo lautet die m thiſche Sage, überließen ſich die Muſen hier dem Entzücken der höchſten Begeiſterung. Geſang und Saitenſpi klangen ſo mächtig, daß der Zauber des mächtigſten Entzückens die todte Natur ringsumher belebte, Berge und Hügel, von Luſt durchdrungen, aufhüpften. Das verdroß de grämlichen Waſſergott Neptunus, und er ſandte ein Roß den weltbekannten Pegaſus, um das poetiſch-muſikaliſch Freudenfeſt gewaltſam zu ſtören. Das Erſcheinen des Roſſe im Heiligthume der Muſen verfehlte die beabſichtigte Wirkung nicht. Die Begeiſterung verflog im Augenblicke; Geſang und Saitenſpiel verſtummte. Das Roß, triumphiren über ſeine Macht, ſchlug mit ſtampfendem Fuße auf den Boden, und ſiehe da! das Waſſer der Hippokrene brach hervor.

Nun wollen wir den hohen Helikon, auch ein Lieblingsaufenthalt der weiland Muſen, beſteigen. Die außerordentliche Reinheit der Luft und die Wohlgerüche de fruchtbaren Gegend wirken ſtärkend; auch finden wir ja viel Schatten unter den alten Bäumen, und mehrere Tempel, um auszuruhen, und können uns mit köſtlichen Früchten laben.

Man ſchreibt dieſen und den Pflanzen des Helikon eine ſolche Heilkraft zu, daß ihr Genuß ſelbſt den Schlangen ihr Gift nehmen ſoll.

Die Sage, welche in der Nähe von Askra einen Muſenberg und einen Muſenhain, und eine Quelle der Begeiſterung erdichtete, hatte ihren Grund wahrſcheinlich darin, daß dieſe Stadt der Geburtsort eines der vorzüglichſten Dichter, des Heſiodos, war.

Von ſeinem Leben wiſſen wir, wenn Vermuthungen und Widerſprüche, wie billig, nicht gelten dürfen, ſo viel als nichts. Die zwei Brüder einer ſchönen Schweſter, mit welcher Heſiodos eine Liebſchaft hatte, ermordeten den armen Dichter. Er behauptet unter den Griechen als Lehrdichter den erſten Rang. Das Gedicht, worauf ſein vorzüglichſter Ruhm ſich gründet, führt den Titel: „Werke und Tage.“ Er ertheilt in demſelben Vorſchriften theils für das häusliche Leben, vorzüglich für kluge Anordnung und Verwaltung des Hausweſens, theils für die ſittliche Ausbildung des Menſchen. Dazu kommt noch eine beſondere Belehrung über die Ordnung, in welcher der Landmann ſeine Geſchäfte betreiben ſoll. Heſiodos iſt zwar kein feuriger, erhabener, hinreißender Dichter, er weiß uns aber durch ſein edles, reines, ſtilles und frommes Gemüth ſanft zu gewinnen, und bezaubert unmerklich durch die klare Einfachheit und holde Anmuth der Darſtellung, wie durch den harmoniſchen Wohllaut der Sprache und des Versbaues, Eigenſchaften, die um ſo mehr gefallen, je ungekünſtelter und anſpruchsloſer ſie ſich zeigen.

## Die Stadt Theben. Character und Staatsverfaſſung der Thebaner. Pindar's Leben und Siegesgeſänge.

Wir ſtehen nun vor der ſiebenthorigen Stadt Theben die für das Haupt der böotiſchen Städte gelten will, ohne deshalb von Allen als ſolches anerkannt zu werden, da jed derſelben Anſprüche auf Unabhängigkeit macht, und ihr eigenen Abgeſandten zu den Reichstagen ſchickt, wo die gemeinſchaftlichen Angelegenheiten Böotien's verhandelt werden

Die Böotier beſitzen eine außerordentliche Leibesſtärke, ſind auch ſehr tapfer, mitunter etwas roh, und den noch beſondere Freunde der Muſik, vorzüglich der Flöte die faſt jeder ſpielen lernt. Speiſe und Trank gelten ihnen ſeh viel; bei Gaſtmählern und Zechgelagen vergeſſen ſie die Mäßigung. Die Thebaner zeichnen ſich vor den übrigen Böotier durch ihren höhern Ehrgeiz aus, ſind dabei auch keck, ja ſoga übermüthig, jähzornig, folglich zu Beleidigungen ſchnell Meuchelmord iſt bei ihnen nichts Ungewöhnliches. So rau und abſtoßend die Männer ſind, eben ſo hold erſcheinen di Frauen, von hoher Geſtalt, wohlgebildet, edel in Gan und Haltung, die Stimme ſchmelzender Wohllaut. Schade daß ſie das Geſicht, gleich den Israelitinnen, ſo verdecken daß man nur die Augen ſieht. Das blonde Haar winde ſich auf dem Scheitel in einen zierlichen Knoten; den hübſchen Fuß ſchmücken ſehr kleine purpurfarbige Schuhe.

Das Weſentliche, was ich von der thebaniſchen und böotiſchen Staatsverfaſſung ſagen kann, beſteh darin, daß ſie nebſt eigenen Senaten zwei Hauptſtaatswürden hatten: Böotarchen und Polemarchen.

Die erſteren hatten den Vorſitz auf den Reichstage und den Oberbefehl über die Kriegsheere. Da ihre Mach ſehr groß war, ſo durfte Keiner dieſes Amt länger als ei Jahr bekleiden, nach deſſen Verlaufe er es bei Lebensſtraf niederlegen mußte.

Die Polemarchen hatten die gerichtliche Unterſuchung der Verbrechen, die Vorladung der Angeklagten, und die Beſtrafung der Verbrecher zu beſorgen.

In der thebaniſchen Kriegsmaſſe mache ich vor Allem auf die ſogenannte heilige Kohorte aufmerkſam. Sie beſteht aus dreihundert Jünglingen, die in der Burg von Theben gemeinſchaftlich erzogen werden. Jeder von ihnen wählt ſich einen Freund, mit dem er ein Herz und ein Sinn iſt. Das Band, welches ſie vereinigt, kann nur der Tod zerreißen. Man mag ſich denken, daß ſolche feurige treue Jünglingsſeelen auf dem Schlachtfelde Wunder der Tapferkeit wirken mußten, ſie mochten ſiegen oder fallen.

In einem kleinen Flecken bei Theben ward [illegible]dar geboren, er, durch deſſen Geſänge die lyriſ[illegible] Poeſie einen neuen, ja den höchſten Schwung erhielt, [illegible]en ſie ſich bis jetzt rühmen kann. Durch ein ſeltenes Zu[illegible]mentreffen fügte ſich's, daß Pindar während der Feier [illegible] pythiſchen Spiele geboren wurde, die er nachher du[illegible] ſeine Siegeshymnen ſo verherrlichte. Er ſelbſt fand an dieſem Umſtande ſolches Wohlgefallen, daß er nie unterließ, bei jedem dieſer Spiele alljährlich anweſend zu ſein. Sein Vater, ein Flötenſpieler, weihte ihn zuerſt der Tonkunſt. Ein gewiſſer Laſus lehrte ihn die Lyra ſpielen; Pindar erwarb ſich hiermit das Recht der Meiſterſchaft. Der Dichter Simonides unterrichtete dieſen ſeinen Enkel in der Dichtkunſt; auch die Dichterin Myrtis und ihre Schülerin Korinna nahmen an ſeiner poetiſchen Ausbildung thätigen Antheil. In der Geſellſchaft ſo geiſtreicher Männer und Frauen entfaltete Pindar's Genius ſeine jugendlichen Schwingen. Als er ſein vierzigſtes Lebensjahr erreichte, hatte ſich ſein Ruhm ſchon ſo verbreitet, daß man ihn bei allen öffentlichen Spielen, wo er erſchien, mit großen Ehrenbezeugungen empfing. Staatsmänner und Feldherren bewarben ſich um ſeine Freundſchaft, und ſchätzten ſich's zur Ehre, von ihm beſungen zu werden, wenn ſie in den Wettkämpfen den Siegespreis erhielten. Die Prieſter widmeten ihm, als echtem Muſenprieſter, auf der erhabenſten Stelle des Tempels einen eigenen Sitz, worauf er, allen Zuhörern ſichtbar, ſeine Hymnen mit Begleitung der Lyra vortrug. Könige wetteiferten, ihn zu ehren und zu belohnen. Alexander der Große, als er, nach Pindars Tode, Theben mit Feuer und Schwert zerſtörte, geboth, Pindars Haus und Nachkommen zu ſchonen. Die Athenienſer errichteten ihm eine eherne Statue, die ihn ſitzend mit einer Lyra und mit einem aufgeſchlagenen Buche, das Haupt mit einem Diadem geſchmückt, vorſtellte. Er fiel, als er im Theater ſitzend, den ſceniſchen Spielen zuſah, in einen tiefen Schlaf, aus dem er nicht mehr erwachte.

Der größte Theil ſeiner Gedichte (Hymnen, Dithyramben, Lieder für Mädchen-Chöre, feſtliche Tanzgeſänge, Elegien, auch mehrere Tragödien) iſt verloren gegangen; nur fünfundvierzig Siegeshymnen, die er bei den olympiſchen, iſthmiſchen, pythiſchen und nemeiſchen Spielen dichtete und vortrug, haben ſich erhalten. Er beſingt in dieſen Feſtliedern die Sieger in den öffentlichen Spielen, ihr Leben, ihre großen und ſchönen Thaten, den Ruhm ihrer Ahnen und ihres Vaterlandes, preiſt auch ihre glückſpendenden Schutzgötter, und geht dann zum Lobe derjenigen Gottheit über, zu deren Ehre die Spiele gefeiert werden. Pindar durchfliegt wohl in den meiſten dieſer Hymnen einen gewiſſen Kreis von Ideen, bewegt ſich aber dabei mit ſolcher Freiheit, daß keine der andern gleicht. Im Eingange ſchwebt ſein Geiſt in ſtiller Erhabenheit auf den Flügeln der Andacht; dann lodert die Flamme immer höher und höher, ohne je in wilden Brand auszuarten. Kühne Bilder drängen ſich, dennoch aber hallt der feierliche Grundton mit edler Würde durch das Ganze fort. Wer den Pindar für wild und ungeſtüm und regellos hält, kennt ihn entweder gar nicht, oder nur aus mißlungenen Ueberſetzungen.

In allen pindariſchen Hymnen wechſeln erhabene Sprüche mit glänzenden Gleichniſſen. Der Ideenflug iſt ſo ſchnell und kühn, daß ein träger Geiſt nicht zu folgen vermag, und über Mangel an Verbindung oder Dunkelheit klagt, wo geniale Ordnung und himmliſches Licht walten. Verirrt ſich der Feuergeiſt auf ſeiner weiten Bahn auch hie und da ein Bischen, ſpendet er auch manchmal die Fülle des Schönen etwas verſchwenderiſch, ſo ſind dies Fehler, in die nur Wenige gleich ihm verfallen können, Fehler, die mehr werth ſind, als die zahmen Schönheiten Vieler. Das haben ſeine unglücklichen Nachahmer zur Genüge bewieſen, und gezeigt, daß es kein undankbareres Unternehmen geben könne, als das: Nachahmen wollen, was der echte Genius in ſeiner höchſten Begeiſterung ſchuf.

Diejenigen, die, von Pindars Feuer entzündet, von ihm ſelbſt mit feuriger Zunge ſprachen, haben ihn bald einem Waldſtrome verglichen, der, von Regengüſſen aufſchwellend, ſich über ſeine Ufer ergießt, und über Felſen ſtürzt; bald einem Adler, der ſich über die Wolken emporhebt, bis zu dem Throne der Götter u. ſ. w. Wer in Pindars Geſängen wahren Genuß finden will, muß ſie mehr als einmal leſen, um die Fülle der gedrängten Gedanken, der reich ausgeſtreuten Bilder und Blumen, der gehäuften Mythen, der gewagten Wortverbindungen, der kühnen Sprünge, der kräftigen Sprüche, der Periodenſtröme, der neuen Ausdrücke, der ſchimmernden Gleichniſſe, u. ſ. w. zu faſſen und klar zu überſchauen. Man hat ihn einen Bothen der Götter genannt, und mit Recht, denn wir wandeln in der olympiſchen Halle ſeiner Hymnen unter Göttern und Heroen; doch ſollte auf der Vorderſeite des Pantheon die Aufſchrift ſchimmern: „Bis hieher und nicht weiter!“

Pindar ſelbſt dachte, ſo wie ſein Vaterland, groß von dem Werthe der Siegespreiſe und der Hymnen.

In einer derſelben ſingt er:

> Der Elemente beſtes iſt Waſſer;
> Gleich bei der Nacht entzündeter Flamme
> Strahlet des Goldes Glanz
> Weit über jeglichen Reichthum hervor.
> Willſt du aber, mein Geiſt,
> Kämpfe beſingen, ſo ſchaue nicht
> In dem einſamen Äther
> Nach einem glänzendern Geſtirn,
> Als die Sonne, um,
> Noch ſinge einen ſchönern Kampf
> Als den olympiſchen!

Aber die Macht der Geſänge dringt ſelbſt bis in das Reich der Unterwelt hinab; da

Horchen die Schatten
Im Reiche des dunkeln Hades,
Wie der Hymnen ſanfter Thau
Ihre erhabenen Tugenden netzt;
Da vernehmen ſie ihr Glück
Und den mit ihnen getheilten Ruhm
Ihres Sprößlings.

Der kühne Heldenſänger fühlt auch die ganze Stärke der Liebe:

Stets dem Amor zu huldigen
Und die Blüte der Liebe zu pflücken,
Sei des Jünglings Loos!
Mir ſchmilzt an den Strahlen der Liebe das Herz,
Gleich dem Wachſe der Bienen.

## Attica. Die Stadt Athen und ihre Merkwürdigkeiten.

Die Landſchaft Attica bildet eine Halbinſel, die ſich von dem nördlich begrenzenden Böotien in ſüdöſtlicher Richtung gegen das ägäiſche Meer erſtreckt, und mit dem hohen Vorgebirge Sunium endigt, an deſſen Fuße ein Tempel der Minerva, der Schutzgöttin Athen's, gleichſam als Sinnbild ſteht, um die Heimath der Kunſt und Weisheit anzudeuten, ringsumher Gebirge, von mäßiger Höhe und angenehmer Geſtalt, aber ſteinig und ohne Wälder.

Aus ihnen entſpringen mehrere kleine Flüſſe und Bäche. Die reine Luft geſtattet Ausſicht in weite Fernen. Das Klima iſt mild im Sommer und im Winter; der Boden nicht ſehr fruchtbar, bringt nicht einmal ſo viel Getreide hervor, als das Land für ſich bedarf. Reich iſt Attica, nur durch die Cultur der Olivenbäume, durch den Honig, welcher auf dem Berge Hymettus geſammelt wird, durch den ſchönen weißen Marmor, welchen der Berg Pentelicus liefert, und durch das ſehr ergiebige Silberbergwerk Laurion. Den Mangel an Fruchtbarkeit erſetzt die Thätigkeit und Betriebſamkeit der Einwohner.

Wir ſetzen uns an dem, mit duftenden Kräutern bedeckten Ufer des Cephiſſus, deſſen kriſtallhelles wohlſchmeckendes Waſſer an der Nordſeite der vor uns liegenden Stadt Athen dahin gleitet. Gegenüber, auf der ſüdlichen Seite, ragt der Berg Hymettus empor, an deſſen Fuße der Iliſſus vorüber flutet.

Athen liegt auf einer weiten, von mehreren Felſenhügeln unterbrochenen Ebene. Auf dem größten und höchſten dieſer Hügel erhebt ſich die Burg, Cecropia, genannt nach ihrem Erbauer Cecrops. Hier ließen ſich die erſten Bewohner nieder. Rings um die Felſenburg breitet ſich die Stadt aus, vorzüglich nach dem Meere hin. Außerhalb derſelben befinden ſich die drei Häfen Piräus, Phalerus und Munychia, durch die ſogenannten langen Mauern mit der Stadt verbunden.

Herrliche Gebäude, Tempel, Theater, Säulenhallen, Meiſterwerke der Bildhauerei und Malerei ſind hier in Menge vorhanden. Ich beſchränke mich darauf, nur das Merkwürdigſte des Merkwürdigen zu zeigen.

Zuerſt erregen unſere Aufmerkſamkeit die Propyläen, ein prächtiges Gebäude, durch welches man in die Burg kommt. Doriſche und joniſche Säulen ſtützen und ſchmücken es von außen, herrliche Statuen und Gemälde im Innern. Am Eingange ſteht ein Tempel der Siegesgöttin. Dort prangt das Parthenon, ein der Minerva gewidmeter Tempel, der größte und ſchönſte unter den unzähligen Tempeln dieſer Stadt. An den beiden Hauptſeiten befinden ſich doppelte Säulenhallen. Tritt man in das Innere, ſo wird man durch die Schönheit der ſymmetriſchen Verhältniſſe entzückt. Das Bildniß der Göttin, ein Meiſterſtück des Phidias, iſt von Elfenbein und Gold; die Augen bildet ein leuchtender Edelſtein. Die koloſſale Statue gibt einen imponirenden Anblick. Ein langes Gewand fließt zu ihren Füßen herab. Auf dem Haupte ruht ein Helm mit einer Sphinx. Ihre Rechte hält eine Lanze, die Linke trägt eine Siegesgöttin. Die Bruſt wird von der Aegide bedeckt, auf deren Mitte das mit Schlangen umwundene Meduſenhaupt erſcheint. Zu den Füßen der Statue lehnt der Schild, worauf der Kampf der Giganten mit den Göttern, der Kampf der Amazonen, und der Kampf der Centauren mit den Lapithen abgebildet iſt.

Das Gold, welches zu dieſer Bildſäule verarbeitet wurde, ſoll nach unſerm Gelde ſiebenmal hunderttauſend Thaler betragen. Solche Verſchwendung des edelſten Metalls machte manche Finger darnach lüſtern. Die Schlangen am Meduſenkopfe und die Flügel der Siegesgöttin, ſämmtlich vom reinſten Golde, wurden entwendet. Endlich entführte ein gewiſſer Lachares den größten Theil der Verzierungen nach Böotien. So wurde die jungfräuliche Göttin von allen Seiten angefochten und beraubt!

Jenes, auf hundertundzwanzig Marmorſäulen ruhende Prachtgebäude iſt das Pantheon, ein, der geſammten Götterſchaft gewidmeter Tempel, auf deſſen Außenſeite auch die ganze Göttergeſchichte eingegraben iſt. Wenden wir die Augen nun auf jenes, in einem Halbkreiſe mit ſteinernen Sitzen angelegte Gebäude, deſſen Dach aus vielen ausgeſpannten Segeltüchern beſteht, die in einen Punkt ſpitzig zuſammenlaufen und einem Zelte gleichen! Es iſt das Odeon. Hier werden poetiſche und muſikaliſche Wettſtreite gehalten; auch pflegen gelehrte Männer ihre neueſten Werke hier öffentlich vorzuleſen.

Nicht minder ſchön iſt das Prytaneum, wo die Prytanen (Senatoren vom erſten Range) ſich über das Wohl des Staates berathen und auf Koſten des Staates geſpeiſet werden.

Einen auffallenden Kontraſt gegen die architektoniſche Pracht, die wir bisher geſehen haben, bildet die ſchlichte Einfachheit des Areopagus, des Verſammlungsplatzes für den älteſten und höchſten athenienſiſchen Gerichtshof. Der Platz befindet ſich auf einem Hügel nächſt der Burg, und iſt nur mit einem einfachen Dache bedeckt, ſonſt auf allen Seiten offen, und ohne irgend eine Verzierung. Die in einem Halbkreiſe ſtehenden ſteinernen Sitze gehören den Richtern; die zwei Sitze vor dieſen, einander gegenüber, ſind für den Kläger und den Beklagten beſtimmt. Am Eingange der Halle ſind an zwei Säulen Solons Geſetze zu leſen.

Unter der Menge von Säulengängen mache ich vorzüglich auf die Pöcile aufmerkſam; ſie iſt mit den ſchönſten Gemälden der berühmteſten Künſtler geſchmückt.

Der Maler Mikon ließ ſich ſeine Arbeit bezahlen, Polignot nahm nichts, und erhielt dafür die Ehre freier Bewirthung in ganz Griechenland. Dieſer Säulengang hieß früher Stoa. Der Philoſoph Zeno lehrte hier die Weisheit, daher der Name der ſtoiſchen Philoſophie und der Stoiker.

Am Ufer des Jliſſus ſteht das Lyceum. Es iſt dem Apollo Lucius geweiht, und hiernach benannt, und zwar deshalb, weil man von dem Gotte, der die Krankheiten des Leibes heilt, auch Kraft und Geſchicklichkeit in den Kampfübungen des Leibes und der Seelengeſundheit erwartet.

Zwiſchen den verſchiedenen Gebäuden findet man hier ſchöne Gärten mit erquickenden Schattengängen. Der weiſe Ariſtoteles pflegte hier ſeinen Schülern im Spazirengehen Unterricht zu ertheilen, daher ſeine Schule die peripatetiſche (von dem Worte περιπατειν, ſpaziren, herumwandeln) alſo die wandelnde genannt wurde.

Eine gleiche Beſtimmung hat auch der Kynoſarges und die Academie für Leibes- und Geiſtesübungen. Die letztere iſt mit anmuthigen Hainen und Spazirgängen umgeben, einladend zum philoſophiſchen Nachdenken und zu künſtleriſchem Phantaſiren. Auch hier ertheilten Philoſophen ihren Schülern Unterricht, Plato in der Academie, und ſein Gegenſtück, der Ciniker Antiſthenes, im Kynoſarges.

---

## Character der Athener. Das Schlachtfeld be Marathon. Die Stadt Eleuſis.

Wir haben die Prachtgebäude Athen's geſehen; nu wollen wir auch den Character des Volkes betrachten, welches dieſe Gebäude beſucht und belebt.

Die Athener ſind ſehr lebhaft, reizbar, eitel un veränderlich. Uebergänge von einem Extreme zum andern ſin nichts Seltenes: kleinliche Verzagtheit und feuriger Muth Grauſamkeit und Edelſinn, Härte und Zartgefühl wechſeln unaufhörlich. Bald leichtſinnig wie Kinder, bald eigenſinnig wie dieſe, verwerfen und haſſen ſie, was ſie kurz vorher liebten und vergötterten. Witzige Einfälle thun auf ſie die ſtärkſte Wirkung. Wer ſie zu begeiſtern oder zum Lachen zu bringen vermag, der hat meiſtens gewonnenes Spiel; man erwirbt ihr Zutrauen eben ſo leicht, als man es wieder verliert. Von Schmeichlern laſſen ſie ſich gängeln; Beredtſamkeit leitet ſie zum Guten wie zum Böſen. Andere Charakterzüge der Athener ſind: ihre Neigung für Kunſt und Wiſſenſchaft; Hang zur Ironie, die Alles beſpöttelt, und eine grenzenloſe Neugierde; dabei ſind ſie den Vergnügungen ſehr hold.

Wir verlaſſen die Hauptſtadt, und beſuchen nur noch zwei Orte, ehe wir aus Attica wandern. An einem ſchönen Abende kommen wir bei dem Flecken Marathon an, vor dem ſich eine lange ſchmale Ebene dehnt. Schon dunkelt tiefe Dämmerung, ſo eben ſteigt der Vollmond herauf. Wir ſtehen auf einem Schlachtfelde, welches die Aſche von Tauſenden birgt. Die Griechen erfochten hier unter der Anführung des Miltiades einen glorreichen Sieg über die Perſer. Säulen ſind die Denkmähler der Helden, die hier den Tod für das Vaterland ſtarben. Die darauf geſchriebenen Namen dienen ſtatt aller Lobpreiſung.

Die Stadt Eleuſis iſt nach Athen die anſehnlichſte im Lande. Man geht von Athen auf dem ſogenannten heiligen Wege nach Eleuſis, welches in geringer Entfernung vom Meere auf einer Ebene am Fuße eines großen Hügels liegt, worauf ein Tempel der Ceres und ihrer Tochter Proſerpina ſteht, eben ſo groß als prächtig gebaut. Hier werden die eleuſiniſchen Geheimniſſe gefeiert.

## Die Landſchaft Achaja. Korinth. Der Philoſoph in der Tonne.

Wir halten nun unſere Station in dem Küſtenlande Achaja, welches nördlich an den Meerbuſen von Korinth, weſtlich an das joniſche Meer grenzt.

Die Ufer dieſes ſchmalen Landſtriches ſind felſig, und deshalb größtentheils unzugänglich. Das Innere des Landes iſt gebirgig, der Boden mager und wenig fruchtbar; dennoch aber wußten die Achajer durch Fleiß und Betriebſamkeit ſich wohlhabend zu machen. Die glückliche Lage an der See begünſtigt den Handel.

Die Achajer ſind ein ſehr ruhiges Volk. Zufrieden mit dem, was ſie beſitzen, ſtreben ſie weder nach Vergrößerung, noch nach Einfluß auf die übrigen helleniſchen

Staaten. Sie haben zwar weder große Feldherren, noch ausgezeichnete Schriftſteller und Künſtler, aber gute Geſetze. Zwölf Städte, deren jede ihr eigenes kleines Gebiet hat, bilden einen Verein unter dem Namen des achäiſchen Bundes, welcher einen permanenten Beweis von der glücklichen Ruhe des National-Charakters liefert, indem keine dieſer Städte ſich einen Vorrang anmaßen und über die andern ſich erheben will.

Durchfliegen wir dieſe Städte, ſo ſehen wir in Pellene das Feſt der Lampen, deren eine Menge in einem Tempel des Bacchus angezündet wird; dabei vertheilt die Obrigkeit Wein unter das Volk. Die Stadt Aegira wird dem Leſer ohne Zweifel ſchon ihres guten Einfalles wegen gefallen. Die benachbarten Sicyonier überfielen einſt die Stadt plötzlich. Die Aegirer hatten zu wenig Mannſchaft. Was thun ſie, dem Mangel abzuhelfen? Sie bewaffnen ein kleines Heer von — Ziegen, denen brennende Fackeln an die Hörner gebunden werden. Die bärtigen Amazonen rücken in der Nachtzeit, ihre große Beſtimmung nicht ahnend, mit ihren lodernden Waffen gegen den Feind, der ſie für hülfreich herbeieilende Bundesgenoſſen der Aegirer hält, und ohne Schwertſtreich abzieht.

Die unglückliche Stadt Helice ging in einer Nacht durch ein Erdbeben zu Grunde. Das Meer brauſet über ihre Tempel und Paläſte, und über die Leichengerippe der Einwohner dahin. Ein kleiner Flecken, der neben der verſunkenen Stadt nun daſteht, ſcheint gleichſam ihr Trauerdenkmahl vorzuſtellen.

Ein gleiches Schickſal traf auch die alte Stadt

Aegium; abweſende Bürger erbauten aus Dankbarkeit, daß ſie der Zerſtörung entgangen waren, nach ihrer Rückkunft eine neue in der Nähe der verſunkenen. Hier kommen jährlich im Frühlinge die Abgeordneten der zwölf Städte zuſammen, um ſich über die gemeinſchaftlichen Angelegenheiten zu berathen, denn es tritt der ſeltene Fall ein, daß dieſe Städte, obſchon jede für ſich ſelbſtſtändig iſt, doch gleiche Geſetze und gleiche Obrigkeiten haben, und in ſo friedlicher Einigkeit leben, daß ſie zuſammen ein Ganzes auszumachen ſcheinen, ein wahres Gegenſtück zu den übrigen griechiſchen Staaten, wo Eiferſucht und Uneinigkeit zu Hauſe ſind. So bildet z. B. ſchon das angrenzende kleine Sicyon einen auffallenden Kontraſt, indem deſſen Einwohner ſich in alle griechiſchen Händel einmiſchen. Die gleichnamige Hauptſtadt hat ſich durch eine treffliche Malerſchule und durch verſchiedene hier verfertigte Kunſtarbeiten berühmt gemacht. Alle jungen Leute erhalten Unterricht im Zeichnen.

Wir kommen nun in das Gebiet von Korinth, auf der ſchmalen Erdzunge zwiſchen dem ägäiſchen und dem joniſchen Meere. Dieſes Ländchen iſt nicht größer als Sicyon und eben ſo wenig fruchtbar, dabei ſehr gebirgig und ſteinig, und doch ſehr reich, und auch in Beziehung auf politiſche Verhältniſſe wichtig, theils durch die glückliche Lage ſeiner Hauptſtadt, theils durch Handel und Schifffahrt. Die Stadt Korinth, auf einer ſchmalen Erdzunge, zwiſchen zwei Meeren prangend, iſt der Stappelort und Vereinigungspunkt nicht nur des nördlichen und ſüdlichen Griechenlands, ſondern auch zwiſchen Europa und Aſien. Sie liegt am Fuße eines hohen ſteilen Berges, auf deſſen ſpitzigem Gipfel die ſehr ſtark befeſtigte Burg Akrokorinthos zu den Wolken ragt. Der Stadt ſelbſt dient auf der einen Seite der Berg zum Schutze, die drei übrigen Seiten ſind mit ſtarken und hohen Wällen umgeben.

Wir erklimmen zuerſt den höchſten Gipfel des Berges, wo uns eine Ausſicht erwartet, die wir nicht ſobald wieder finden. Zu unſern Füßen erblicken wir die große, reiche, prächtige, gewerbvolle und kunſtliebende Stadt mit ihren Tempeln, Theatern, Waſſerleitungen und Paläſten, weiterhin die beiden Meerbuſen und ihre mit Schiffen angefüllten zwei Häfen und die mitten durchlaufende Erdſpitze. Laſſen wir die ſchwelgenden Augen nun in die Ferne ſchweifen, ſo zeigen ſich uns, von blauem Dufte umfloſſen, die hochaufragenden Gipfel des Helikon und des Parnaſſus, ja ſelbſt die Burg von Athen. Oeſtlich von Korinth rauſcht uns auf der Landenge Iſthmus ein Fichtenhain mit einem Tempel des Neptun entgegen, deſſen weißer Marmor aus dem dunkeln Nadelholze licht hervorblinkt. Auf dem großen Platze nebenan verſammelt ſich Griechenland zur Feier der iſthmiſchen Spiele. Im Tempel iſt der Muſchelwagen des Meergottes zu ſehen. Neptun und Amphitrite ſtehen auf demſelben. Die Roſſe ſind von Elfenbein, mit Gold bedeckt. In einem nahen Fichtengange ſind die Bildniſſe der Sieger in den Feſtſpielen aufgeſtellt.

In der Stadt ſelbſt wetteifern die Privatgebäude mit den öffentlichen an Schönheit und Pracht; nebſtdem iſt ſie voll Warenlager und Manufacturen, wie es der Zwiſchenhandel von Europa und Aſien erheiſcht. Korinth kann ſich zwar nicht rühmen, ausgezeichnete Künſtler zu beſitzen, wohl aber Meiſterſtücke von Gemälden und Bildſäulen, auf deren Beiſchaffung hier große Summen verwendet werden.

Die Korinther ſind das vorzüglichſte Handelsvolk Griechenlands; Speculation und Verkehr die Gegenſtände ihres raſtloſen Strebens. Sie ſind Kaufleute im vollſten Umfange des Wortes, haben einen großen Hang zu Pracht und Vergnügungen, ſchätzen die Wiſſenſchaften, in ſofern ſie Nutzen bringen, und lieben die Künſte, in ſofern ſie ihnen Unterhaltung verſchaffen, in welchem Falle auch gute Bezahlung Statt findet. Da man in Korinth Beſchäftigung und Brot ſehr leicht findet, ſo gibt es hier auch nicht ſo viel müßiges Volk wie in Athen und andern großen Städten Griechenlands. Die Weiber zeichnen ſich durch ihre Schönheit in eben dem Grade aus, als die Männer ſich durch ausſchweifende Unſittlichkeit entwürdigen. Korinth iſt daher der Tummelplatz zahlloſer Buhlerinnen.

Einen grellen Kontraſt gegen die in dieſer Stadt herrſchende üppige Lebensweiſe bildete der ciniſche Philoſoph Diogenes, der ſich längere Zeit an einem Haine, unfern der Burg Akrokorinth aufhielt, und eine Tonne zu ſeiner Behauſung wählte. Das Weſentliche ſeiner Philoſophie beſtand in der Verachtung alles philoſophiſchen Wiſſens, aller Bedürfniſſe des Lebens, und aller geſellſchaftlichen Verhältniſſe. Dies erregte, ſo wie alles Excentriſche, großes Aufſehen. Diogenes wurde das Tagsgeſpräch und ein Modeartikel ſeiner Zeitgenoſſen, erhielt Beſuche aus allen Gegenden, und gefiel ſich in der übernommenen Rolle immer beſſer. Das Schroffe ſeiner Philoſophie wurde deſto pikanter durch den Gegenſatz, worin es zu ſeinem Character ſtand, denn der Mann welcher Alles geringſchätzte oder verwarf, war zugleich ſehr heitern Sinnes, lebhaft und witzig, und wußte damit eben ſo anzuziehen, als er durch ſeine Rauhheit und Unverſchämtheit zurückſtieß. Sein größtentheils lachender, nur ſelten bitterer Spott, voll origineller Einfälle und Bonmots, verſchonte weder Groß noch Klein, weder Reich noch Arm. Der Erfolg war nichts weniger als wichtig, denn er bewirkte keine Beſſerung, aber deſto mehr Beluſtigung.

Schon das Aeußere dieſes philoſophiſchen Unholds war auffallend. Er trug nur einen weiten Mantel, weder Unterkleid noch Schuhe. Ein langer Bart und ein dicker Knotenſtock vollendeten das Bild der Verwilderung. Seine ganze Habe verwahrte ein auf der Schulter hängender Querſack. So gewaltig er auch oft, ohne Rückſicht auf Stand und Rang zu nehmen, die ſatyriſche Geißel über Thorheiten, Mißbräuche und Laſter ſeiner Zeit ſchwang, ſo drängte man ſich doch aus nahen und fernen Gegenden an ihn; ſelbſt das Unanſtändige in That und Wort des rohen Naturphiloſophen vermochte nicht, die Neugierigen abzuhalten, deren Einige ſich an der Wahrheit ſeiner Aeußerungen erbauten, während die Andern ſich durch ſeine treffenden Antworten die lange Weile vertrieben. So wie die Zuhörer ſeine Beleidigungen nicht übel nahmen, weil das beißende Salz derſelben einen eigenen Reiz hatte, eben ſo ertrug er ſelbſt die Beleidigungen, die ihm angethan wurden, mit einer Gemüthsruhe, welche den Beleidiger beſchämte. Nach ſeiner Lehre mußte man ſich, um glücklich zu ſein, von den Menſchen, von allen bürgerlichen Verhältniſſen, von allen Elementar-Einflüſſen, von allen Bedürfniſſen und Leidenſchaften unabhängig erhalten. Nur wer das vermochte, galt ihm als Menſch. Um zu zeigen, wie wenig Menſchen der Art man finde, ging er, ſie zu ſuchen, am hellen Tage mit einer Laterne herum. Er trotzte dem Hunger oder aß die ſchlechteſten Speiſen, ging im Winter mit nackten Füßen durch den Schnee, und legte ſich im Sommer auf den glühend heißen Sand.

Um den Leſer einige Tropfen von der Eſſenz ſeines Witzes koſten zu laſſen, ſoll er in einem Geſpräche mit einem neugierigen Fremden auftreten, der in fünf Minuten gern Alles wiſſen möchte, um die vernommenen guten Einfälle ſogleich in Umlauf zu bringen.

**Fremder.** Und welches Thier hältſt du für das gefährlichſte?

**Diogenes.** Unter den wilden Thieren den Verleumder, unter den zahmen den Schmeichler. Und willſt du noch obendrein ein Gleichniß, ſo ſag' ich dir, die Schmeichelei gleicht einem Grabſteine. Unten iſt der Staub und Moder, oben ſteht das Wort Freundſchaft eingegraben.

**Fremder.** Welchen Nutzen bringt dir deine Philoſophie?

**Diogenes.** Sie lehrt mich auf Alles gefaßt ſein.

**Fremder.** Du haſt jüngſt den olympiſchen Spielen beigewohnt. Waren ſie ſtark beſucht?

**Diogenes.** Es gab viele Zuſchauer, aber wenig Menſchen. Zwar — Menſchen habe ich nirgends geſehen, zu Sparta wenigſtens doch Kinder, und ſeit meiner Rückkehr nach Korinth däucht es mir, als ſei ich aus den Wohnungen der Männer in die Frauengemächer gekommen.

**Fremder.** Wie hat dir die kleine Stadt Myndus mit ihren ungeheuer großen Thoren gefallen?

**Diogenes.** Ich habe den Einwohnern gerathen, die Thore zu ſchließen, damit ihnen die Stadt nicht davon laufe.

**Fremder.** Warum nennt man dich einen Hund?

**Diogenes.** Weil ich denen liebkoſe, die mir zu eſſen geben, diejenigen anbelle, die mir etwas verweigern, und die Boshaften beiße.

**Fremder.** Warum ſpeiſeſt du denn auf öffentlichem Markte?

**Diogenes.** Weil mich auf öffentlichem Markte hungert.

**Fremder.** Höre, Diogenes! es lachen Viele über dich.

**Diogenes.** Aber ihr Lachen trifft mich nicht.

**Fremder.** Gib mir zum Abſchied noch einen guten Rath, wie ich mich an meinen Feinden rächen kann.

**Diogenes.** Am beſten dadurch, wenn du tugendhafter wirſt.

**Fremder.** Nimm meinen Dank für die Grobheit.

(Er gibt ihm eine Ohrfeige.)

**Diogenes** (ſehr ruhig). Du lehrſt mich, daß ich einen Helm tragen ſollte. —

So benahm ſich der Mann, der, als der große Alexander vor ſeiner Tonne ſtand und ihm erlaubte, ſich ein Gnade auszubitten, von dem macedoniſchen Könige nichts verlangte, als — daß er ihm aus der Sonne gehe.

Als der hochbejahrte Mann die Annäherung ſeines letzten Stündchens merkte, kurze Zeit vor dem Anfange der olympiſchen Spiele, ſetzte er ſich am Wege nach Olympia, und lud die Menge der Vorübergehenden ein, ihn ſterben zu ſehen. Er fühlte ſich alſo ſtark genug, ſo zu ſterben, daß Tauſende am Schauſpiele ſeines Todes ſich erbauen konnten, und er als Sieger im großen Lebens-Wettrennen des Preiſes gewiß war.

So endete dieſer, in ſeiner Art einzige Mann. Er wäre ein höchſt achtungswürdiger Philoſoph geweſen, wenn er die Anwendung ſeiner Lehren nicht zum Extrem getrieben, und ſich dadurch zum philoſophiſchen Sonderling verkrüppelt hätte. So ſchwer iſt es, ſich auf dem ſchönen Pfade zwiſchen den beiden Abwegen: „Zuviel und Zuwenig" zu erhalten! — Und doch liegen die ſchneidendſten Kontraſte einander im Leben ſo nahe: Hier ein ſchwelgendes Korinth mit ſeinen Paläſten, dicht daneben ein freiwillig darbender Diogenes in ſeiner Tonne! Aber ach! die herrlich prangende Stadt ward von den Römern durch Feuer und Schwert zerſtört und dem Boden gleich gemacht. Ein Theil der ſchönen Kunſtwerke ward nach Rom gebracht, ein Theil verwüſtet. Römiſche Soldaten ſpielten auf ihren Trümmern mit Würfeln. Der Feldherr Lucius Mummius zeigte ſelbſt da, wo er es nicht wollte, einen ſolchen Mangel an Sinn für Kunſtſchönheit und Kunſttalent, daß er, als die Kunſtwerke auf die Schiffe geladen wurden, um ſie nach Rom zu führen, den damit beſchäftigten Leuten zurief: Wer eines derſelben verderben oder verlieren würde, müſſe dafür ein anderes machen laſſen.

Julius Cäſar ließ die Stadt nach hundertundfünfzig Jahren wieder aufbauen. Als die Ruinen abgetragen und ſelbſt die Gräber durchſucht wurden, fand man neuerdings ſo viel irdene und eherne Gefäße (Nekrokorinthen genannt) von erhabener Arbeit, daß die Kunſtſammlungen der Römer mit dieſen Schätzen angefüllt wurden.

## Argolis und Arkadia mit ihren Merkwürdigkeiten.

Wir betreten nun das flußreiche, bergdurchſchnittene Argolis, eine Landſchaft voll großer Erinnerungen an die Heroenzeit, welche den tragiſchen Dichtern viele Stoffe geliefert hat. Ich will nur einige der hier intereſſant gewordenen Perſonen nennen, wie z. B. den Danaus, König von Argos, welcher ſeinen fünfzig Töchtern ihre Gatten in der Brautnacht zu tödten befahl, weil ein Orakel ihm verkündet hatte, er werde von einem ſeiner Schwiegerſöhne ermordet werden. Neun und vierzig Prinzeſſinnen vollzogen den Auftrag pünktlich; nur eine, die holde Hypermneſtra, folgte nicht dem Befehle des Vaters, ſondern der Stimme der Liebe, und rettete ihrem Bräutigame Lynceus das Leben. Das Abenteuer des Perſeus, nachmaligen Königs von Mycenä, welcher die ſchöne Andromeda befreite, als man ſie, an einen Fels gebunden, einem verſchlingenden Meerungeheuer preisgeben wollte, haben Dichter und Bildner verewigt. Amphitryo brachte ſeinen Namen beſonders durch den Stirnſchmuck, womit Jupiter als Verehrer ſeiner Gemahlin Alkmene ihn zu beſchenken geruhte, auf die Nachwelt. Nicht minder bekannt iſt die Geſchichte der brüderlichen Ungeheuer Thyeſtes und Atreus in Mycenä, da der erſtere die Gemahlin des Bruders entehrte, und ihr die Zunge abſchnitt, damit ſie das Verbrechen nicht ausſprechen könne, wogegen der Letztere, Rache nehmend, den Sohn des Verbrechers tödtete, und des Knaben Fleiſch dem Bruder als Speiſe vorſetzte. Agamemnon, König von Mycenä, ermordet von ſeiner Gemahlin Klitemneſtra, deſſen Tochter Iphigenia, und ſein Sohn Oreſtes, welcher des Vaters Tod durch Muttermord rächte, haben Meiſter der tragiſchen Dichtkunſt gefunden, die erſchütternden Momente ihrer grauenhaften Schickſale darzuſtellen.

Will der Leſer nun die merkwürdigen Städte dieſer Landſchaft kennen lernen, ſo zeige ich ihm zuerſt die Hauptſtädte Argos und Mycenä; dann führe ich ihn nach dem Flecken Lernä, berühmt durch den Mord, welchen die Danaiden hier an ihren Gatten begingen, und durch die Hydra, ein geflügeltes Schlangen-Ungeheuer mit neun Köpfen, welches Herkules tödtete. Eine gewaltige That! Und doch ſcheint es mir noch weit ſchwerer, einem eigenſinnigen Menſchen Einen Kopf zu brechen, als neun Köpfe dem gräßlichſten Ungeheuer abzuſchlagen. Außerhalb Nemea hielt ſich der berühmte grimmige Löwe auf, welchen gleichfalls der ſtarke Herkules tödtete.

Epidaurus, an einer kleinen Bucht der Inſel Aegina gegenüber liegend, iſt eine wichtige Handelsſtadt. In einem nahen, von Bergen rings umſchloſſenen Olivenhaine erhebt ſich ein Tempel des Aeſculap und ſeiner Gemahlin Epione; dabei ſteht ein Haus, worin die Kranken ſchlafen, denen der Gott der Geneſung in Träumen offenbart, welcher Heilmittel ſie ſich bedienen ſollen. So vertraten Träume hier die Stelle der Recepte, und machten die Aerzte überflüſſig. Nicht fern von Epidaurus ſteht Trözene, die Geburtsſtadt des Theſeus, worin auch Hippolyt lebte, welchen die frevelhafte Liebe ſeiner Schwiegermutter Phädra tödtete.

Wir verlaſſen die tapfern, aber etwas ſtolzen, ja ſogar trotzigen Argiver, die noch jetzt auf das Andenken an ihre ehemalige Herrlichkeit pochen, den Künſten mehr geneigt ſind als den Wiſſenſchaften, und an den Handeln der übrigen helleniſchen Landſchaften gern Theil nehmen. Nun winkt uns das liebliche, von den Dichtern gefeierte Hirtenland Arkadien in ſeiner holden Stille, ein wahres Reich des Friedens, freundlich entgegen. Wie ſchön und fruchtbar! beſonders der weſtliche Theil. Hohe, waldige Gebirge umgeben und durchkreuzen das Land. Klare Bäche entſtrömen ihren Seiten und durchſchlängeln die Gefilde. Rings umher Aecker und Wieſen, deren friſches Grün ſelbſt der Sommer nicht verſengt, reiche Vegetation, kühlende Umſchattung, weidende Schafherden und fröhliche Hirten.

Wie die Natur, ſo iſt hier auch der Character der Einwohner. Sie ſind tapfer, aber ruhig, menſchenfreundlich und wohlthätig, dabei arbeitſam und gaſtfrei; insbeſondere lieben ſie Dichtkunſt, Geſang, Tanz und Feſte, und rühmen ſich, gleich den Argivern, die älteſten unter den Griechen zu ſein.

Die Berge und Flüſſe dieſes Landes erſcheinen uns vom Reize mythologiſcher Dichtkunſt umfloſſen. Der Flußgott des Alpheus muß ſich in das joniſche Meer ſtürzen, um ſeiner Geliebten, der Quell-Nymphe Arethuſa in Sicilien, nachzueilen. Der Styx hat ſich durch ſein Alles zerfreſſendes und deshalb für giftig gehaltenes Waſſer die Charge eines Höllenfluſſes erworben. Berg und See Stymphalus ſollen der Aufenthaltsort der berüchtigten Stymphaliden geweſen ſein, halb Weib, halb Raubvogel, mit eiſernen Flügeln, Schnäbeln und Klauen, die ihre Federn wie Pfeile abſchoſſen, Menſchen und Thiere tödtend. Die eiſerne Rüſtung abgerechnet, findet man wohl noch heut zu Tage eine gewiſſe Art von Weibern, die zugleich Raubvögel ſind. Der Berg Cyllene erfreut ſich der Ehre, Mercurs Geburtsort zu ſein, und auf dem Berge Chellidorea ſoll dieſer Gott die Leier erfunden haben. Der Berg Mänalion wird für den Lieblingsſitz des Hirtengottes Pan, zugleich Schutzgott des ganzen Landes, erklärt.

Den Staat von Arkadien bildet eine Verbindung von vielen kleinen unter ſich abhängigen Völkerſchaften und Städten, wie Megalopolis, Mantinea, Orchomenos, Tegea und andere.

## Lakonia. Die Höhle zu Tänarus. Todtenbeſchwörer. Pauſanias und Kleonize. Character und Sitten der Spartaner.

Aus dem ſchönen friedlichen Hirtenlande Arkadien ziehen wir in das rauhe Heldenland Lakonien, von Gebirgsreihen durchſchnitten, deren höchſte, Taygetus, noch im Mai mit ſchneebedeckten Gipfeln ſtarrt. Die Gehölze beherbergen eine Menge von Wild, beſonders Bären, Eber und Hirſche; dazu hat dieſe Gegend auch treffliche Jagdhunde.

Der Hauptfluß des Landes iſt der Eurotas, an deſſen Ufer die Hauptſtadt Lacedämon, auch Sparta genannt, liegt. Sein Waſſer ſoll das klarſte und reinſte aller Flüſſe in Griechenland ſein. Zu gewiſſen Zeiten wird er von blendend weißen Schwänen beſucht. Die Stadt Sparta unterſcheidet ſich von allen übrigen griechiſchen Hauptſtädten durch ihre kleinen und ſchlecht gebauten Häuſer, noch mehr aber dadurch, daß ſie weder Mauern noch Thore hat; man will, daß die Tapferkeit der Einwohner ihre Schutzwehre ſei. Sie beſteht eigentlich aus fünf Dörfern, die, von einander abgeſondert, um einen Hügel liegen, der zugleich als Veſte dient. Jedes dieſer Dörfer wird von einem Volksſtamme bewohnt.

Einige Tempel und ein ſchönes Theater von weißem Marmor ſind die einzigen Zierden dieſer Stadt, ihr Hauptſchmuck aber die Denkmähler der für das Vaterland gefallenen Helden am Ufer des Eurotas, ſo einfach als der Character der Lacedämonier ſelbſt.

Ich will den Leſer nicht bemühen, mit mir in den nicht ſehr merkwürdigen Städten herum zu wandern; nur die Stadt Tänarus, welche nahe an einem Vorgebirge gleiches Namens liegt, wollen wir beſuchen, weil hier wunderbare Dinge vorgehen. Wir finden da einen, dem Neptun geheiligten Hain, und in demſelben eine ſehr tiefe grauenhafte Höhle, von welcher man glaubt, daß ſie geradezu in die Unterwelt hinabführe. Durch dieſen Schlund ſoll, wie die Sage geht, Orpheus ſeine theure Ehehälfte Eurydice aus dem Orcus an das Tageslicht zurückgebracht haben. Bei dieſer Höhle befinden ſich eigene Todtenbeſchwörer, welche die Schatten der Geſtorbenen, insbeſondere die der Ermordeten, welche die Ruhe der Lebenden durch Erſcheinungen ſtören, mittelſt geheimnißvoller Sprüche und Sühnopfer aus dem Todtenreiche heraufrufen, um ſie zu befragen und zu beſänftigen. Aehnliche Höhlen und Todtenorakel hatte man auch in anderen Ländern; ein vorzüglich berühmtes befand ſich bei der Stadt Heraklea in Bythinien, einer Provinz in Klein-Aſien am ſchwarzen Meere. Pauſanias, ein berühmter lacedämoniſcher Feldherr, erhielt nächtlicher Weile von ſeiner Geliebten, der reizenden Kleonize, einen Beſuch. Er ſchlief. Das Mädchen ſtieß im Dunkeln an einen Leuchter, der zu Boden ſtürzte. Pauſanias fährt auf, glaubt ſich in der erſten Betäubung des Schreckens von einem Feinde überfallen, ergreift haſtig den neben ihm liegenden Dolch, und durchbohrt die Unglückliche. Sklaven eilen mit Lichtern herbei, und er erblickt die ſehnlich Erwartete als Leiche, von Blut umſtrömt, zu ſeinen Füßen liegen. Die Ermordete erſchien dem Schlafenden nun allnächtlich, und ſprach mit drohender Geberde: „Komm vor Gericht! die Strafe harret dein, denn Wolluſt bringt Verderben.“ —

Von dem zürnenden Schatten unaufhörlich verfolgt, nahm er, das Geſpenſt zu beruhigen, ſeine Zuflucht zu dem Todtenorakel in Heraklea, und ließ den Geiſt des Mädchens beſchwören und befragen. Sie erſchien und ſagte: Er werde von dieſer Qual nicht eher befreit werden, als bis er nach Lacedämon komme. Er eilte dahin — und fand ſeinen Tod.

Nun muß ich auch Einiges von den Eigenheiten der Spartaner ſagen. Die jungen Spartaner laſſen ſich vom zwanzigſten Jahre an das Haupthaar und den Bart wachſen. Ihre Kleidung iſt einfach und von grobem Stoffe, ein ſehr kurzer Leibrock von Wolle, ein Mantel, eine Mütze in der Geſtalt eines halben Eies, und rothe Sandalen. Eben ſo einfach iſt ihr Hausgeräthe und ihre Koſt, beſonders die berühmte ſchwarze Suppe. König Dionys von Syrakus ſtieß die Schüſſel, woraus er davon koſtete, mit Ekel zurück; die Spartaner ziehen ſie allen anderen Speiſen vor. Sie halten gemeinſame öffentliche Mahlzeiten in eigens dazu erbauten Sälen. Um jeden Tiſch liegen gewöhnlich fünfzehn Perſonen auf harten Betten von Eichenholz, einen Stein zur Stütze des Ellbogens. Hierbei herrſcht die größte Mäßigkeit im Eſſen und Trinken. Sie berauſchen ſich nie. Um ſchon den Knaben gegen das Laſter der Trunkenheit den höchſten Abſcheu einzuflößen, ſtellt man ihnen Sklaven vor, die ſich betrinken dürfen, um durch den Anblick dieſes abſcheulichen Zuſtandes zurückzuſchrecken. Wiſſenſchaftliche Bildung iſt bei ihnen etwas Seltenes; Viele können nicht einmal leſen und ſchreiben. Der Muſik ſind ſie nicht abgeneigt, deſto mehr aber der Redekunſt. Die lakoniſche Kürze im wortkargen, aber kräftigen und vielſagenden Ausdrucke hat ſich Celebrität erworben. Alle Künſte des Luxus ſind geſetzlich unterſagt. Dies hat auch vorzüglich auf das ſchöne Geſchlecht den günſtigſten Einfluß; daher die Spartanerinnen kerngeſund, groß, ſtark und blühend ſind, dabei etwas ernſt. Die ſpartaniſchen Mädchen üben ſich, gleich den Jünglingen, im Ringen, Wettlaufen und Springen; deshalb tragen ſie auch nur ein leichtes Kleid ohne Aermel, an den Schultern zuſammengehäkelt, mit einem Gürtel um den Leib bis über die Knie aufgeſchürzt, unterhalb zu beiden Seiten zurückweichend. Ungeachtet dieſer halben Entblößung iſt ihre Sittſamkeit die ſtrengſte, und die Schamhaftigkeit ihnen heilig. Die Frauen ſind mehr verhüllt; ſie tragen ein kurzes Unterkleid und einen bis an die Knöchel herabreichenden Rock. Das Geſicht iſt verſchleiert, da eine Frau nur ihrem Manne gefallen ſoll. Die Weiber werden hier wenig bewacht; ihre Tugend und Treue iſt aber auch von der Art, daß ſie jede Bewachung überflüſſig macht.

Die Spartanerinnen ſetzen ihren Stolz darein, und rühmen ſich, die einzigen Weiber zu ſein, die Männer zur Welt bringen. Als man einer ſolchen Heldenmutter die Nachricht brachte, ihr Sohn ſei auf dem Platze, wo er kämpfte, rühmlich gefallen, erwiederte ſie: „So gehe ſein Bruder ſogleich an ſeine Stelle.“ —

Die Achtung, welche Lacedämons Frauen genießen, gründet ſich vorzugsweiſe auf die Anzahl und Tapferkeit ihrer lebenden Söhne und auf den Ruhm der Gefallenen. Die Spartanerinnen ſind nicht nur die Geliebten ihrer Männer, ſondern auch im vollſten Sinne des Wortes ihre Freundinnen.

## Meſſenia. Die Heloten. Elis. Der olympiſche Jupiter.

Wir wenden uns öſtlich nach dem an Lakonien grenzenden Meſſenien, welches wir nur flüchtig durchziehen, um gegen Süden nach Elis zu kommen. Wir können hier nichts thun, als die armen Meſſenier bedauern, die mit den Spartanern fünfzig Jahre kämpften, endlich beſiegt und zu Sklaven gemacht wurden. Man nennt ſie Heloten, von der alten Stadt Helos. Sie dienen den Spartanern im Frieden durch ihre Geſchicklichkeit in Künſten und Gewerben, im Kriege bei der Flotte als Matroſen, zu Lande als Begleiter der ſchwerbewaffneten Gebieter. Sie genießen, als Auszeichnung vor gewöhnlichen Sklaven, einige Rechte, und können ſich durch Tapferkeit im Kriege die Freilaſſung erwerben. Der Zuſtand der Unterdrückung hat übrigens dieſes Volk zu ſehr entadelt, um merkwürdig zu ſein. Als die Spartaner bei Leuktra von den Thebanern geſchlagen wurden, ſammelte der thebaniſche Feldherr Epaminondas die theils unterjochten, theils ausgewanderten Meſſenier, und erbaute ihnen die Hauptſtadt Meſſene mit ſehr hohen, von gehauenen Steinen aufgeführten Mauern. Meſſenier und Spartaner ſind fortwährend Todfeinde geblieben.

Die Elier, Nachbarn der Meſſenier, halfen den Spartanern gegen dieſe. Die Landſchaft Elis, dem Jupiter geweiht, und von allen Griechen als ein heiliges Land betrachtet, iſt waſſerreich und fruchtbar. Sie umfaßt drei Diſtrikte: ſüdlich das waldige Triphylia, nördlich das eigentliche Elis, eine von rauhen Gebirgen umſchloſſene Thalebene mit der Hauptſtadt Elis, am Ufer des Fluſſes Peneus. Der mittlere Diſtrikt Piſatis, ſo genannt von der uralten Stadt Piſa, welche von den Eliern zerſtört wurde, iſt der wichtigſte Theil des Landes wegen der großen

Ebene in der Nähe der Ruinen von Piſa, wo von vier zu vier Jahren die berühmten olympiſchen Spiele gefeiert werden, bei welchen ſich ganz Griechenland verſammelt.

Die Stadt Elis hat keine Mauern, weil ſie, dem olympiſchen Jupiter geweiht, für heilig und unverletzlich gehalten wird. Alle Einwohner genießen deshalb Prieſterrechte, ſind des Kriegführens enthoben und tragen keine Waffen. Ziehen fremde Kriegsheere durch dieſes, dem höchſten Gotte geweihte Land, welches durch keine blutige Fehde entheiligt werden darf, ſo müſſen ſie an der Grenze die Waffen ablegen, und erhalten dieſelben erſt bei ihrem Austritte wieder. So waltet hier das Reich des Friedens, kein Menſchenblut befleckt den Boden, und Waffen ſind fremde Gegenſtände. Da die Elier bei den olympiſchen Spielen den Vorſitz führen, ſo müſſen die Kämpfer, ehe ſie zugelaſſen werden, ſich in der Stadt Elis den vorgeſchriebenen Prüfungen, vorzüglich jenen in der Enthaltſamkeit, unterziehen.

In der Gegend von Olympia rauſcht uns am Ufer des Alpheus der heilige Oliven- und Platanenhain Altis, mit einer Mauer umgeben, entgegen. Allenthalben erblicken wir Denkmähler und Statuen von Göttern, Helden und Siegern in den feierlichen Spielen. Im Innerſten des Haines erhebt ſich der Tempel des olympiſchen Jupiter, mit der koloſſalen Statue des Gottes, ein Meiſterſtück des Phidias, welches unter allen griechiſchen Kunſtwerken den erſten Rang behauptet. Dieſer Tempel ſoll 68 Fuß hoch, 230 Fuß lang und 95 Fuß breit ſein. Eine eherne Pforte führt hinein; der innere Raum iſt durch Säulen abgetheilt. Jupiter, 60 Fuß hoch, ſitzt auf einem Throne von Gold und Elfenbein. Die Statue iſt von Elfenbein, der ſie umgebende Mantel von Gold, der Fußboden von pariſchem Marmor. Am oberen Theile des Thrones ſtehen auf einer Seite die Grazien, auf der anderen die Horen, zu den Füßen der goldene Löwe.

Am Ganzen ſind noch Schnitzwerke von erhabener Arbeit angebracht. So haben ſich die koſtbarſten Stoffe mit der höchſten Kunſt vereinigt, um ein Meiſterwerk zu bilden, würdig des ſchönſten Nationalfeſtes in Hellas. Rings um den Tempel her ſind die Gebäude und die mit grünen Wällen umgebenen Plätze, wo die Spiele ſelbſt gefeiert werden. In einiger Entfernung befindet ſich auch ein Tempel der Juno, wo gleichfalls Spiele gefeiert werden, bei welchen ſechzehn, durch Tugend und Abkunft ausgezeichnete Frauen den Vorſitz führen.

## Inſelfahrt. Korzyra. Cythere. Aegina. Siegesmahl bei Salamis. Kreta. Höllenrichter. Labyrinth. Ariadne.

Wir beſchiffen nun das joniſche Meer und landen auf der Inſel Korzyra *), verſteht ſich, am fruchtbaren nördlichen Theile, denn der ſüdliche iſt bergig und unfruchtbar. In alter Zeit, als die Inſel noch Phäacia hieß, herrſchte daſelbſt König Alcinous, den Homer immerzu den Ge-

---

*) Jetzt Corfu.

prieſenen, den Hochgeſinnten nennt, indem er deſſen Palaſt und Gärten als Ideale von Schönheit beſchreibt. Die zwei durch Handel blühenden Hauptſtädte, Kaſſiope und Korzyra, bieten uns eben nichts beſonders Intereſſantes. Kephallenia *) iſt unter den griechiſchen Inſeln auf dem joniſchen Meere die größte. Die Mythe verſetzt hieher die unglückliche Liebe des Cephalus und der Prokris.

Nicht ferne von dieſer Inſel erblicken wir das Felſenneſt Ithaka **), berühmt durch ſeinen, im trojaniſchen Kriege und durch abenteuerliche lange Irrfahrten unſterblich gewordenen König, den klugen, ſchlauen Ulyſſes. Wir ſegeln hier ſo wie an der Inſel Zazynthus ***) vorüber, und ſteigen erſt auf Cythere †) an's Land, um auf dieſem fruchtbaren Boden den berühmten Tempel der Venus Urania zu beſuchen, den älteſten, welchen dieſe Göttin der reinſten Liebe bei den Griechen hatte. Ihre Statue unterſcheidet ſich auf eine ſonderbare Weiſe von allen übrigen Bildniſſen, denn ſie erſcheint hier gerüſtet und bewaffnet vom Kopfe bis zu den Füßen. Bei den Einwohnern iſt ein hervorſtechender Characterzug die Liebe — zum Geld. Eben dieſe Neigung finden wir auch auf der nächſtliegenden Inſel Aegina wieder, einem der blühendſten Handelsſtaaten in Griechenland, der mit Athen lange um die Herrſchaft des Meeres ſtritt, und das erſte Geld geprägt haben ſoll.

---

*) Jetzt Zefalunia.

**) Jetzt Val di Compare.

***) Jetzt Zante.

†) Jetzt Cerigo.

Der ſchönen Aegina, einer Tochter des Flußgottes Aſopus, ſoll hier Jupiter in der — für einen Liebhaber ſehr paſſenden Geſtalt einer Feuerflamme erſchienen ſein. Die Frucht dieſer Liebſchaft war Aeacus, nachheriger König dieſer Inſel, welcher ſich durch Gerechtigkeitsliebe ſo auszeichnete, daß er nach ſeinem Tode einer der drei Richter der Unterwelt wurde, und insbeſondere das ehrenvolle Amt zu ſtrafen und zu lohnen erhielt. Als die Inſel einſt durch eine verheerende Seuche entvölkert_wurde, verwandelte der olympiſche Papa des Aeacus einige tauſend Ameiſen in Menſchen; daher nannte man die Einwohner Myrmidonen, vom Worte Myrmex, welches im Griechiſchen eine Ameiſe bedeutet. Dieſer Fabel ſcheint die Idee zum Grunde zu liegen, daß Kunſttrieb und Thätigkeit ſo viel vermögen, um ſelbſt den Kleinſten groß zu machen; denn wirklich hat die Natur für dieſe unfruchtbare Inſel nichts gethan, der Fleiß Alles. Nördlich von Aegina ſchimmert uns Salamis mit dem großen Siegesdenkmahle auf der äußerſten Spitze gegen Oſten entgegen; es ward errichtet, als die vereinigte Macht der Hellenen hier in einem Seetreffen die weit überlegene Perſerflotte ſchlug. Wir ſegeln ſüdlich nach Kreta *), die nebſt Rhodus, Cyprus und Euböa, hinſichtlich des Umfanges und der inneren Wichtigkeit, den erſten Rang behauptet.

Die Wohlgerüche, die uns vom Geſtade entgegen wallen, verkünden uns, daß man Kreta einſt mit Recht die Inſel der Glückſeligen nannte. Die ſchönen waſ

---

*) Jetzt Candia.

ſerreichen Ebenen ſchimmern uns im friſcheſten Grün entgegen, und überall prangen Baumgruppen mit Zweigen voll der wohlſchmeckendſten Früchte. Mitten durch das Eiland ſchreitet ein hohes Gebirge. Ueber alle Berge ragt der ſchneebedeckte Gipfel des Ida empor, auf welchem dennoch die herrlichſten Cypreſſen wachſen.

Kreta ſoll hundert Städte — wo nicht haben, wenigſtens gehabt haben. Die größeren derſelben ſind ſelbſtſtändig und unabhängig, aber faſt immer mit einander in Zwiſt und Krieg begriffen; insbeſondere gilt dies von den Städten Gnoſſus, Gortynä, Cydonia, Phäſtus und Lyktus. Um das höchſt Nachtheilige, wenigſtens für den wichtigſten Fall zu verhüten, hat man in Kreta ein eigenes Geſetz, den ſogenannten Synkretismus, vermöge deſſen alle Einwohner dieſer Inſel, wenn eine fremde Macht landen will, zur Vertheidigung zuſammen kommen müſſen, um doch gegen Gefahren von außen geſichert zu ſein. Indeß wurde Kreta deſſen ungeachtet von den Römern erobert.

Jede Stadt vom erſten Range hat einen eigenen Senat und zwölf Kosmen (der Wortbedeutung nach: Anordner), welche an der Spitze der Staatsverwaltung ſtehen, den Senat leiten, und die Kriegsheere führen.

Die Kreter ſind beſonders treffliche Bogenſchützen und Schleuderer. Zu den Eigenheiten im Character dieſer Inſulaner gehört ihr Abſcheu vor der Beredſamkeit, oder vielmehr vor den Gefahren der Ueberredung; ſie lieben die nachdrückliche lakoniſche Kürze, und haſſen alles Wortgepränge. Ihr härteſter Fluch beſteht darin, daß ſie dem Verhaßten in beſſer Geſellſchaft zu leben wünſchen. Die Dauer ihres Lebens berechnen ſie nach der Zahl der erlebten glücklichen Tage; man findet daher auf manchen Gräbern die Inſchrift: „Hier liegt N. N., welcher ein Daſein z. B. von fünfzig Jahren genoß, und fünf Jahre lebte.“ —

Unter den alten Königen auf Kreta werden insbeſondere Rhadamantus und Minos genannt, deren Weisheit und Gerechtigkeit in ihrer Geſetzgebung noch von der Nachwelt bewundert werden.

Die Mythe hat ſie deßhalb, gleich dem Aeacus, zu Richtern in der Unterwelt beſtellt.

Ehe wir die Inſel verlaſſen, beſuchen wir noch das Labyrinth in Kreta, nämlich eine Höhle, an deren Eingange wir ſtehen bleiben, um in dieſem dunkeln Orte, beim Schimmer der in die Felſen geſteckten Fackeln, die unzähligen Krümmungen und Irrgänge, deren mehrere ſich in jeder Richtung kreuzen, gemächlich und ohne Gefahr einer Verirrung, zu überſchauen.

In dieſes Labyrinth ſoll Minos, wie die Fabel ſagt, den Minotaurus, ein Ungeheuer, halb Menſch, halb Stier, verſchloſſen haben. Theſeus tödtete daſſelbe, und rettete ſich aus dem unterirdiſchen Schreckensorte mit Hülfe des Fadens, welchen ihm Ariadne gab. Er entführte ſie von Kreta, um ſie auf der Inſel Naxos wieder zu verlaſſen. So leicht zerreißen die dünnen Fäden der ſinnlichen Liebe!

## Rhodus. Der Koloß. Der glückliche Todesaugenblick. Kühnheit der Mutterliebe.

Wir verlaſſen nun das joniſche Meer, ſteuern gegen Oſten, befahren das ägäiſche, und landen zuerſt auf der Inſel Rhodus, die uns einen ſtarken Beweis liefert, wie viel die menſchliche Thätigkeit vermag. Dieſe Inſel war einſt voll Sümpfe mit ſchädlichen Ausdünſtungen, der Aufenthalt von Ungeziefer und giftigen Schlangen, deßhalb auch Schlangeninſel (Ophiuſa) genannt. Jetzt iſt ſie eine der blühendſten und fruchtbarſten, und dem Sonnengotte Apollon geheiligt, weil faſt kein Tag ohne Sonnenſchein vergeht. Man behauptet ſogar, ſie habe ihren Namen Rhodus von dem griechiſchen Worte Rhodon, Roſe, erhalten, wegen der vielen hier wachſenden, vorzüglich ſchönen Roſen.

Der Dichter Pindar nennt ſie eine Tochter der Venus und die Braut des Sonnengottes; man ſagte ſogar, daß ein goldener Regen vom Himmel auf ſie herabfalle.

Mitten auf der ſchönen Inſel ragt das hohe Gebirg Attabirius empor, von deſſen Gipfel man Kreta noch erblickt. An der öſtlichen Küſte prangt auf einem abhängigen Boden die Stadt Rhodus in amphitheatraliſcher Geſtalt mit ihren herrlichen Straßen und Gebäuden. Vor allen leuchtet der prächtige Sonnentempel heraus. Unſere Aufmerkſamkeit zieht noch insbeſondere der Hafen auf ſich, welchen zwei in einer Entfernung von fünfzig Fuß ſich gegenüber ſtehende Felſen bilden. Hier ſehen wir eines der ſieben Weltwunder, den **rhodiſchen Koloß**, eine eherne, ſiebzig Fuß hohe Bildſäule des Sonnengottes, deſſen Schenkel auf den beiden Felſen ſtehen. Schiffe können zwiſchen denſelben durchlaufen. Die Statue iſt hohl, inwendig aber zur Erhaltung des Gleichgewichts mit Steinen gefüllt. Ein Daumen dieſes ehernen Ungeheuers ſoll eine Klafter im Umfange halten. Aber ungeachtet deſſen wurde dieſes Werk, welches Jahrhunderten zu trotzen ſchien, nicht älter, als ſechzig Jahre. Ein Erdbeben ſtürzte es in Trümmer, die ſodann bis ins ſiebente Jahrhundert nach Chriſti Geburt liegen blieben. Endlich verkauften die Sarazenen, als Eroberer der Inſel, das Erz an einen Juden, der damit neunhundert Kamehle belud.

Rhodus verdankt ſeiner glücklichen Lage den Vortheil, daß es den Schiffen, die von Griechenland nach Egypten oder von Egypten nach Griechenland gehen, zum Ruheplatze dient. Der Ruhm des Seeweſens brachte die Inſel in Flor. Die Schnelligkeit ihrer Segler, die gute Mannszucht auf ihren Schiffen, die auf allen Meeren erſcheinen, die Geſchicklichkeit ihrer Befehlshaber und Matroſen wird allgemein bewundert, und ihre Geſetze über das Seeweſen ſtehen in ſolcher Achtung, daß die meiſten ſeefahrenden Nationen ſie zum Muſter nehmen.

Was die Macht der Rhodier insbeſondere vermehrt, iſt ihre Klugheit, ſo lang als möglich eine bewaffnete Neutralität zu beobachten.

In den frühern Zeiten herrſchten hier Könige, nachher iſt die Verfaſſung oligarchiſch geworden. Einige der vornehmſten und reichſten Familien ſtehen an der Spitze der

Regierung, behandeln das Volk mit vieler Schonung, und theilen unter die Aermeren von Zeit zu Zeit Getreide aus.

An Zeughäuſern hat Rhodus einen Ueberfluß. Sie fordern die Flotten, die Flotten den Handel, der Handel die Macht, die Macht den Ruhm. Dieſe Inſel hatte ehemals nebſt der Hauptſtadt noch drei andere Städte, ſie wurden aber von den Einwohnern freiwillig zerſtört und verlaſſen, um ſich nach Rhodus zu ziehen, und da einen Vereinigungspunkt zu bilden, welcher gleichſam das Herz des Landes und deſſen concentrirte Lebenskraft ſein ſollte.

Die Hauptzüge im Character der Rhodier ſind edler Stolz, Ernſt und Einfachheit in Mitte des Ueberfluſſes. Dabei zeichnen ſie ſich durch Tapferkeit und Anhänglichkeit an die beſtehenden Formen aus. Ordnung und Anſtand gelten ihnen über Alles. Dies zeigt ſelbſt ihre ſittſame Kleidung und ihr Gang. Die ihnen eigene Würde verbietet das Laufen in den Straßen. Ihr Frohſinn hat ſtets eine gewiſſe Haltung. Im Theater herrſcht unter den Zuſchauern tiefes Schweigen. Ungeachtet der Handel ſie ſehr beſchäftigt, ſind ſie doch den Künſten und Wiſſenſchaften hold. Viele Römer haben ihrer geiſtigen Ausbildung wegen dieſe Inſel beſucht.

Kleobulus, einer der ſieben Weiſen in Griechenland, und die Luſtſpieldichter Timokreon und Anaxandrides waren geborne Rhodier, ſo wie auch Molo, der berühmteſte Lehrer der Beredſamkeit ſeiner Zeit. Selbſt Cicero verſäumte keine Gelegenheit, dieſen Mann zu hören und von ihm zu lernen, da er zweimal nach Rom kam. Vom Timokreon iſt bekannt, daß er eben ſo gekräßig als ſatyriſch war, und mit gleicher Beißwuth über Menſchen und Speiſen herfiel. Anarandrides war eben ſo ſchön als eitel. In Athen erſchien er einſt zu Pferde in einem Kleide von Purpur und Gold, und deklamirte mit fliegenden Haaren ein von ihm verfaßtes Gedicht. Wenn irgend eines ſeiner Luſtſpiele nicht gefiel, ſchickte er es ſogleich zum Specereihändler, damit er das verunglückte Manuſkript zu Düten verbrauche.

Ehe wir die Anker zur Abfahrt von Rhodus lichten, muß ich eine Anekdote von dem alt-rhodiſchen Könige Diagoras und ſeiner Tochter Pherenice erzählen.

Diagoras hatte drei Söhne, mit welchen er zur Feier der olympiſchen Spiele kam. Die drei wackeren Jünglinge ſiegten in allen Kämpfen. Ein Herold rief mit lauter Stimme ihre Namen, und die Siegeskränze wurden ihnen von den Richtern zuerkannt. Da eilten die freudigen Söhne zum greiſen Vater, umſchlangen ihn, ſetzten ihre Kränze auf ſein graues Haupt, und führten ihn im Triumphe durch des verſammelten Volkes zurückweichende Menge, die dem Glücke des Vaters und dem Feſte der kindlichen Liebe zujauchzte. Aber zu heftig ergriff des Entzückens Macht den Greis, ſeine Seele entfloh unter den Küſſen der Söhne, unter dem Jubel des Volkes; Blumen, von allen Seiten nach ihm geworfen, bedeckten die Leiche des Glücklichen, der in den Armen der Siegbekränzten ſtarb.

Diagoras hatte auch eine Tochter, Pherenice, ein Weib edelkräftigen Geiſtes, des Vaters würdig. Es war dem weiblichen Geſchlechte bei Lebensſtrafe unterſagt, den feierlichen Spielen zu Olympia beizuwohnen. Die Uebertreterin des Verbotes ward vom Geſetze bedroht, vom Berge Tipäus herabgeſtürzt zu werden. Dennoch wagte es Pherenice, ihren Sohn Piſidorus in Männerkleidern dahin zu begleiten, um Zeugin ſeines Sieges zu ſein. Es gelang ihr, als Zuſchauerin unerkannt zu bleiben. Als aber der Sohn wirklich ſiegte, und vor der jubelnden Menge ihm der Siegeskranz auf das lockige Haupt geſetzt wurde, da verrieth das Entzücken die Mutter. Schon ſollte die furchtbare Strafe an der Unglücklichen vollzogen werden. Die Richter durften die Schuldige von den ſtrengen Geſetzen des Nationalfeſtes nicht losſprechen. Die Sache wurde daher vor das verſammelte Volk gebracht. Pherenice, unerſchüttert vom drohenden Tode, trat vor, und vertheidigte ſich. Sie erwähnte ihres Vaters und dreier Brüder, welche hier als Sieger bekränzt wurden. Neben ihr ſtand der blühende Sohn. Wer hätte es nun vermocht, ein Todesurtheil zu fällen? — Pherenice ward losgeſprochen, das ſtrenge Geſetz vernichtet.

## Cyprus. Tempel der Liebesgöttin. Pygmalion. Die Inſel Cos. Hippokrates. Apelles. Samos. Pythagoras. Polykrates. Naxos und Paros.

Auf Cyprus, der Inſel der Liebe, finden wir Tempel der Liebesgöttin, auf dem hohen Gipfel des Olympus, auf den fruchtbaren Ebenen und in den Städten. Cyprus hat nicht nur einen Ueberfluß an Getreide, Wein und

Oelbäumen, ſondern auch an Metallen, beſonders an Kupfer; man behauptet auch, das deutſche Wort Kupfer ſtamme von dem griechiſchen Kypros ab. Wir finden hier neun Königreiche, das heißt, unabhängige Städte mit eigenem Gebiete. Ich mache vorzüglich auf Amathus, Aphrodiſium und Paphos aufmerkſam. In Amathus hat Venus, welcher dieſe Stadt geheiligt iſt, einen prächtigen Tempel, und daher den Beinamen Amathuſia. In Aphrodiſium werden ihr geheimnißvolle Feſte, gefeiert. Nicht minder wird ſie in Paphos verehrt, wo ſie, wie die Mythe erzählt, aus dem Meere an's Land ſtieg und Aphrodite, die Schaumgeborne (vom griechiſchen Worte Aphros, der Schaum) genannt wurde. Kein Wunder alſo, wenn die Liebe etwas Bitteres vom Meerſalze, und etwas Flüchtiges und Schnellvergängliches vom Meerſchaume hat!

Die nicht ſehr platoniſch geſinnten Cyprer nähern ſich in ihrer üppigen Lebensweiſe mehr den Aſiaten als den Griechen. Ein Spartaner und ein Cyprier ſind grelle Kontraſte. Die Göttin der Liebe mag ihre warmen Verehrer auf dieſer Inſel mit manchen Gaben und Genüſſen beſchenken; große Männer ſind aber unter ihnen, den ſtoiſchen Philoſophen Zeno ausgenommen, nicht erſtanden.

Die Mythe nennt uns hier den Pygmalion, der, in die von ihm ſelbſt verfertigte Bildſäule eines ſchönen Mädchens ſich verliebte, und die Freude erlebte, daß Venus, deren eifrigſter Verehrer der Bildner war, den kalten Marmor unter ſeinen Küſſen erwärmte und belebte. Es iſt eben nichts Unerhörtes, daß die Liebe manches eiskalte Marmorherz mit Liebesglut beſeelt, und auch nichts Seltenes, daß Dichter und Künſtler ſich in ihre eigenen Werke verlieben, ſelbſt wenn alle Welt gegen ſie gleichgiltig bleibt.

Den ſchönen Adonis, die unglückliche Frucht der cypriſchen Königstochter Myrrha, macht die mythiſche Sage zum Lieblinge der Venus.

Mögen die üppigen Cyprier in ihre weichlichen Lebensgenüſſe verſinken! Uns erwarten höhere Freuden. Wir lichten die Anker, um nach der Inſel Cos zu kommen, dem von der Natur geſegneten Vaterlande des berühmten Hippokrates, deſſen Namen noch heut zu Tage alle Aerzte mit Ehrfurcht nennen, und des Apelles, der ſich als Maler die Unſterblichkeit erwarb, und ſeine Vaterſtadt Aſtypaläa mit einem bewunderten Gemälde der Venus Anadyomene, der aus dem Meere heraufſteigenden, beſchenkte.

Die Einwohner von Cos beſitzen eine eigene Kunſt, aus Baumwolle einen durchſichtigen Stoff zu weben. Man hat dieſen coiſchen Flor gewebte Luft genannt. Aeſculap iſt der Schutzgott dieſer anmuthigen Inſel, und hat in der Hauptſtadt einen Tempel voll von Weihgeſchenken dankbarer Geneſung; dieſe haben das Gute, daß ſie mit Inſchriften verſehen ſind, welche nicht nur die Krankheit des Gebers, ſondern auch die gebrauchten Heilmittel erklären.

Wir ſegeln aufwärts gegen Norden, um die Inſel Samos zu beſehen. Ein erfreulicher Anblick! Berge und Fluren mit ewigem Grün bekleidet, Fruchthaine und Quellen überall. Die gleichnamige Hauptſtadt brüſtet ſich unter denen vom erſten Range. Ihre vorzüglichſten Merkwürdigkeiten ſind: ein Damm, der ſich weit in das Meer hineinſtreckt, und zur Befeſtigung des Hafens dient; eine Waſſerleitung, zu deren Behuf ein Berg durchgraben wurde, und der Tempel der Schutzgöttin Juno, welche der Mythos auf dieſer Inſel geboren werden und daſelbſt bis zu ihrer Vermählung mit dem Jupiter wohnen läßt. Der Tempel iſt ungeheuer groß, und dennoch zu klein, um alle ſeine Schätze und Kunſtwerke zu faſſen.

Samos iſt als Handelsſtadt und als Seemacht ſehr bedeutend. Insbeſondere verfertigt man hier irdene Gefäße, welche weit umher verführt werden. Die Samier ſind geiſtvoll, arbeitſam und thätig, in Folge deſſen auch reich und mächtig. Wenn man mich fragt, ob Samos ſich auch großer Männer rühmen könne, ſo nenne ich Einen, der für Viele gelten kann, den Pythagoras.

Die merkwürdigſte Erſcheinung nach dieſem großen Weltweiſen war auf dieſer Inſel König Polykrates, deſſen Glück einen ſolchen Grad der Höhe erſtieg, daß man es als ein Wunderwerk anſtaunte. Von der Natur mit ausgezeichneten Geiſtesgaben beſchenkt, vom Vater mit Schätzen überhäuft, und ſiegreich in jedem Kriege, wurde jeder ſeiner Wünſche erfüllt, und was er unternahm, gelang leicht und vollkommen. Seine Macht blieb die treue Freundin ſeines Willens, das Glück die gehorſame Sklavin ſeiner Macht. Nicht der geringſte Unfall traf ihn je. So dachte der Freudetrunkene nicht einmal an die Möglichkeit eines Schickſalwechſels, doch ſein Bundesgenoſſe Amaſis, König von

Egypten, erbangte vor ſolchem Uebermaße des Glückes, und er ſchrieb ihm: „So ſehr mich das Wohlergehen eines theuern Freundes erfreut, ſo erſchreckt mich doch die Größe deines Glückes, da ich die Mißgunſt der Götter kenne. Ich wünſche mir ſelbſt kein ununterbrochenes Glück. Den Sterblichen frommt ein Wechſel von Luſt und Leid. Noch habe ich von keinem vollkommenen Günſtlinge des Glückes gehört, der nicht in die Tiefe des Elends ſtürzte. Höre meinen Rath! Unterbrich dein Glück, und entäußere dich deſſen, was dir das Liebſte iſt, und deſſen Verluſt dich am meiſten ſchmerzen würde! Dies ſei ein Sühnopfer, welches du den neidiſchen Göttern und dem eiſernen Schickſale für die Fortdauer deines Wohlergehens bringſt!“ —

Polykrates, von dieſer Warnung erſchüttert, beſtieg ein Schiff, ſegelte eine beträchtliche Strecke von der Inſel weg, und warf ſeinen Siegelring, einen in Gold gefaßten Smaragd, den er höher als alle ſeine Kleinodien achtete, in das Meer. Nach einigen Tagen brachte ihm ein Fiſcher von Samos einen Fiſch von beſonderer Größe und Schönheit. Er ward geöffnet, und — ſiehe da! im Bauche des Fiſches lag der in das Meer geworfene Ring. Polykrates, der in dieſem Vorfalle eine göttliche Fügung ſah, meldete dies ſogleich dem Könige von Egypten. Dieſer aber ſchauderte ob der Nachricht, und ſagte: „Manchen Menſchen kann man ſeinem Schickſale nicht entreißen. Polykrates! dich erwartet ein böſes Ende.“ — Er ſandte ſogleich einen Herold nach Samos, und ließ das Freundſchaftsbündniß aufkünden.

Und nur zu genau und zu bald ward die Warnung erfüllt! Der perſiſche Statthalter Orötes ließ den Polykrates zur Abſchließung eines Bündniſſes zu ſich laden. Dieſer, nichts Arges ahnend, eilte, der Einladung zu folgen. Vergebens ſuchte ſeine Tochter ihn zurückzuhalten durch Erzählung eines ſchrecklichen Traumgeſichts, worin ſie den Vater in der Luft ſchwebend, vom Regen des Himmels gewaſchen, und von der Sonne geſalbt erblickte. Kaum war Polykrates zu Magneſia angekommen, als der verrätheriſche Satrap ihn auf gräßliche Weiſe ermorden und dann auf dem Gipfel eines Berges an's Kreuz ſchlagen ließ.

So endete er, deſſen unerhörtes Glück der Gegenſtand allgemeiner Bewunderung war!

Wer die Geſchichte dieſes tragiſchen Schickſalwechſels mit allem Reize der Poeſie dargeſtellt leſen will, der nehme Schiller's Gedichte zur Hand!

## Chios. Homer. Lesbos. Alcäus und Sappho Lemnos. Samothrake. Myſterien. Euböa. Unverbrennliche Leinwand.

Wir ſegeln nun an einigen Inſeln vorbei ohne zu landen. Hier ſehen wir Chios (jetzt Scio). Wein und Feigen ſind hier köſtlich. Vorzüglich gedeiht auch der Maſtixbaum, deſſen Harz die Schönen dieſer Inſel zu kauen pflegen, um dem Munde einen angenehmen Geſchmack zu verſchaffen. Man zeigt auch ein in Felſen gehauenes Gebäude, die Schule Homer's genannt, der hier geſtorben ſein ſoll.

Weiter aufwärts gegen Norden ruht die große ruchtbare Inſel Lesbos (jetzt Metaline) auf dem Flutenbeete, die blühende Heimath der Poeſie und der Muſik. Sappho, die Meiſterin in der Liebe und im Geſange, und der feurige Dichter Alcäus, der für die reizende Sängerin ohne Gegenliebe brannte, ſind hier geboren. Die Hauptſtadt Mitylene iſt der Sitz der Wiſſenſchaften und Künſte, und zugleich der Schwelgerei.

Noch nördlicher, wo der Himmel in rother Glut leuchtet, treibt der feuerſpeiende Berg Meſchilä auf der Inſel Lemnos, welche deßhalb dem Vulkan geheiligt iſt und die unterirdiſche Feiereſſe der Cyklopen enthalten ſoll, ſein Unweſen.

Das Erdreich dieſes Eilandes gleicht dem Leben, denn es iſt theils dürr und öde, theils fett und fruchtbar. Zu den Merkwürdigkeiten gehört die lemniſche Siegelerde, als ein berühmtes Heilmittel gegen alles Gift.

Ich gebe es zu, wenn ich bedenke, wie viel Kraft die Erde überhaupt beſitzt, und daß es ſogar manche Krankheiten gibt, deren Gift nur allein die Erde (nämlich die Gräbererde) ſo vom Grund aus heilen kann, daß der Wiedergeneſene für immer geſund bleibt.

Ganz eben gegen Norden liegt die traurige Inſel Samothrake, ſo genannt, weil ſie von den Thraziern und Samiern wechſelweiſe in Beſitz genommen wurde. Sie hat ſich allein durch ihre düſtern Myſterien berühmt gemacht, welche bei Nacht in einer ſchauerlichen Höhle gefeiert werden. Die Götter, denen zu Ehren ſie eingeſetzt worden ſind, heißen, ſo wie ihre Prieſter, Kabyren. Der größte Theil der Helden läßt ſich in dieſe Myſterien einweihen, welche den ſchönen Zweck haben ſollen, die Menſchen geſund und gerecht, kurz: beſſer zu machen, als ſie vorher waren.

Wir wenden uns nun, und ſchiffen gegen Süden herab, an der langen Küſte der großen fruchtbaren und ſtädtereichen Inſel Eubeä (jetzt Negroponte), die mehrere warme Quellen und Bäder, einen ſchönen grünlich-grauen Marmor und den Asbeſtſtein hervorbringt, aus deſſen Fäden eine unverbrennbare Leinwand verfertigt wird, worin man die Leichname verbrennt, um die Aſche derſelben deſto ſicherer rein und unvermiſcht zu erhalten. Auch macht man aus dieſem Asbeſt (Amianth) unverbrennbare Lampendochte.

Unter den folgenden ſüdlichen Inſeln mache ich nur auf Delos, Naxos und Paros aufmerkſam. Die erſtere, auf welcher Apollo und Diana geboren ſein ſollen, iſt nicht groß. Den größten Theil des Bodens nimmt die gleichnamige Hauptſtadt ein, die ein blühender Handelsplatz iſt. Die Griechen legen hier ihren gemeinſchaftlichen Schatz nieder. Dieſe Inſel wird, ihrer Schutzgötter wegen, für ſo heilig gehalten, daß es ihr nicht einmal erlaubt iſt, Todte zu beherbergen. Alle Leichen werden daher auf der zunächſt liegenden Inſel Rheneia begraben. Delos iſt, ſo wie Elis, der Wohnſitz des Friedens. Die Sorge für die Erhaltung ungeſtörter Ruhe und für die Verhütung der geringſten Feindſeligkeit geht ſo weit, daß man auf dieſer Inſel keine Hunde duldet, weil ſie ſchwächere Thiere verfolgen und tödten.

Die Inſel Naxos mag dem Leſer merkwürdig ſein, weil Ariadne, vom treuloſen Theſeus hier verlaſſen, für den irdiſchen Liebhaber einen göttlichen, den Freudengeber Bacchus, erhielt. Auf der Inſel Paros mag ſich das Auge an dem ſchönen weißen Marmor ergetzen.

So haben wir denn den Continent von Griechenland, und den ganzen, dasſelbe umgebenden Inſelkranz durchwandert.

## Griechenlands erſte Bevölkerung und Staatengründung. Trojaniſcher Krieg. Sparta.

Eine tiefe gelehrte Unterſuchung über die vielen Meinungen von Griechenlands Ur-Einwohnern und deſſen erſter Bevölkerung aus andern Ländern, möchte wohl manchen Leſern wahrſcheinlich Langweile machen. Wir nehmen alſo, um den Schauplatz gehörig zu beleben, einen helleniſchen Stamm als den herrſchenden an, welcher ſich jedoch in der Folge mit eingewanderten Völkerſchaften, theils aus dem aſiatiſchen Continente, theils über das Meer kommend, vermiſchte.

Urſprünglich war Griechenland ein großer ſumpfiger Wald, ſo wie die Bewohner theils Wilde, theils Halbwilde waren. Die erſte Bevölkerung gibt die hiſtoriſche Sage dem Peloponnes; als die erſten griechiſchen Städte nennt ſie Argos und Sycion. Um das Jahr 1856 vor Chriſti Geburt kam Inachus aus Klein-Aſien mit einem Volksſtamme, den Pelasgern, und gründete jene beiden Städte. Nach ihm kam Cecrops mit einer Colonie aus Sais in Egypten nach Attica, legte durch die auf einem

Felſen erbaute Burg Cecropia den Grund zur nachmaligen Stadt Athen, brachte die zerſtreuten rohen Herden in nähere Verbindung, führte die Ehe ein und das Begraben der Todten, und ſtiftete den Areopag, ein ſtrenges Blutgericht, um Mord und Gewaltthat zu hemmen.

Nicht lange nachher kam Deukalion mit einer Colonie vom Kaukaſus, und wanderte in Theſſalien ein. Er wurde ein neuer Wohlthäter der Griechen durch Beförderung der Cultur, noch mehr durch zwei wackere Söhne: Hellen und Amphiktyon. Nach dem Erſtern erhielt Griechenland den Namen Hellas und die Bewohner wurden Hellenen genannt. Der Letztere ſtiftete das berühmte Amphiktyonen-Gericht, indem er die verſchiedenen Stämme zu einem Bunde vereinigte, der ſich durch Abgeordnete jährlich zweimal zu Delphi (in der Folge bei Thermopylä) verſammelte. Von nun an durften ſich die Stämme nicht mehr willkürlich bekriegen, ſondern jede Zwiſtigkeit mußte dem verſammelten Reichsgerichte der Amphiktyonen zur Entſcheidung vorgelegt werden.

In Argos vermehrte Danaus die Cultur durch eine neue Colonie aus Egypten. Der Phönizier Kadmus führte eine Schaar ſeiner Landsleute nach Böotien und erbaute die Stadt Theben. Aus Klein-Aſien brachte Pelops ſeine Phrygier nach der ſüdlichen Halbinſel, die von ihm den Namen Peloponneſus erhielt.

So haben wir denn die Gründung der drei vorherrſchenden Staaten Griechenlands: Sparta, Attica und Böotien. Nun zeigte ſich die Wirkſamkeit eines verbreiteten Götterdienſtes, welcher, ſo unrecht er auch in Vielem ſein mochte, dennoch eben ſo, wie die **Myſterien** und die **Orakel**, zur Milderung der Sitten und zur Ausbildung eines civiliſirteren Lebens mächtig beitrug. Die Heiligkeit des Eigenthums, des Menſchenblutes und der Gaſtfreundſchaft fanden allgemeine Anerkennung. Helden traten auf, welche das Land von Räubern und reißenden Thieren reinigten, indeß geiſtreiche Männer in Erfindungen wetteiferten, und **Eteokles**, König von Orchomenus in Böotien, zuerſt den Grazien opferte.

In ſolcher Lage befand ſich das, von Königen beherrſchte Griechenland, als **Paris**, einer der fünfzig Söhne des Priamus, Königs von Troja, an der Küſte von Klein-Aſien, nach Sparta kam, vom Könige **Menelaus** gaſtfreundlich aufgenommen ward, und zum Danke die Gemahlin ſeines Gaſtfreundes, die als ein Wunder der Schönheit geprieſene **Helena**, nach Troja entführte. Ganz Griechenland fühlte die, dem Einzelnen zugefügte Schmach, und erhob ſich, ſie zu rächen. Ein vereinigtes Heer ſegelte mit zwölfhundert Schiffen nach Aſien. **Agamemnon**, König von Argos, ein Bruder des beleidigten Menelaus, führte den Oberbefehl. Als das griechiſche Heer an der trojaniſchen Küſte landete, zogen ſich die Trojaner in die Stadt zurück. So kam es denn zu einer Belagerung, die zehn Jahre dauerte. Endlich wurde die Stadt durch Kriegsliſt genommen und zerſtört. So endete das Reich des alten, mächtigen Priamus unter den Schreckniſſen und Gräueln **einer** Nacht!

Der Wohlſtand, in welchen die Griechen durch die Schätze des geplünderten Troja verſetzt wurden, reizte ſie, da ihnen der dazu nöthige Grad von geiſtiger und ſittlicher

Bildung noch fehlte, zu einem Uebermuthe, welcher die Quelle unaufhörlicher Fehden in ihrer eigenen Heimat wurde. Ganz Hellas gerieth in Aufſtand; viele Völkerſchaften wanderten aus und ſuchten ſich neue Wohnſitze, theils in Griechenland ſelbſt, theils in Klein-Aſien. Dieſe unruhige Zeit währte über zweihundert Jahre, nämlich vom Jahre **1124** bis **907** vor Chriſti Geburt.

Während dieſer politiſchen Stürme conſolidirte ſich Sparta zuerſt, und zeigte eine feſte Form und Uebermacht, wodurch es den erſten Rang unter den gleichzeitigen Staaten einnahm, und dieſen durch mehr als dreihundert Jahre, nämlich bis zur Schlacht von Platäa, behauptete. Uebrigens geſchah unter ganzen Völkerſchaften Griechenlands eben das, was wir auch unter den einzelnen Menſchen bemerken: Die kleinern ſchloſſen ſich an die größern an, folgten ihnen in ihren Kriegen, und erhielten dagegen Schutz gegen andere, die nach ihrer Unterjochung ſtrebten.

Die meiſten griechiſchen Städte wurden zuerſt von Königen beherrſcht. Allmälig ward dieſe Herrſchaft geändert; Obrigkeiten traten an die Stelle der Fürſten.

Nur Sparta machte eine Ausnahme, und behielt ſeine Könige, unter welchen ſich vorzüglich Lykurg einen ehrenvollen Platz im Pantheon der Geſchichte erworben hat. Er wurde durch ſeine Geſetzgebung der neue Schöpfer von Sparta, welches ohne ihn wohl nie ein ſo origineller und durch ſeinen Einfluß auf das übrige Griechenland ſo wichtiger Staat geworden wäre.

# Spartaniſche Staatsverfaſſung. Lykurg. Erziehung.

Die höchſte Würde der Staatsverwaltung im Frieden und der Heerführung im Kriege bekleideten zwei Könige mit beſchränkter Macht. Ihnen zur Seite ſtand ein Senat von 28 Männern; Genehmigung oder Verwerfung der Vorſchläge geſchah in den Volksverſammlungen. Dieſe Verfaſſung hatte den weſentlichen Fehler, daß die Grenzlinien der dreifachen Gewalt nicht hinreichend genau beſtimmt waren. Daraus entſtanden nicht nur Uneinigkeiten der Könige ſelbſt, ſondern auch bürgerliche Unruhen und Stürme widerſtrebender Parteien. Das Gleichgewicht der Gewalten wurde geſtört, der häufig erſchütterte Staat entartete in völlige Anarchie und bedurfte nun, wie ein ſchwer Erkrankter, der ſicheren Hand eines weiſen und wohlerfahrenen Arztes.

Als ſolcher trat Lykurg auf. Er hatte die vorzüglichſten Staaten ſeiner Zeit, vorzüglich Kreta, Klein-Aſien und Egypten, bereiſ't, um ihre Geſetzgebung und Verfaſſung kennen zu lernen, kehrte dann nach Sparta zurück, und übernahm, als Vormund eines jungen Königsſohnes, die Reichsverwaltung nach dem allgemeinen Wunſche der Spartaner, die nicht nur ſeinen Geiſt und ſeine bewährten Tugenden, ſondern auch, da er der Bruder eines verſtorbenen Königs war, ſeine hohe Geburt verehrten. Lykurg mußte ſtrenge Maßregeln ergreifen, um dem erſchlafften Staate neues Leben und neue Kraft zu geben: er mußte ſich, um dies zu können, eine neue phyſiſch und moraliſch unverderbene Generation erſchaffen; er mußte tüchtige Menſchen haben, um wackere Bürger, und durch dieſe einen eigentlichen Kriegerſtaat zu bilden. Daher bezweckten alle ſeine Einrichtungen vorzugsweiſe bürgerliche Abhärtung, Beherrſchung der Leidenſchaften, und Erhaltung einfacher Lebensweiſe durch Verbannung alles bereichernden Handelsverkehres und aller verweichlichenden Gegenſtände des Luxus. Das Vaterland mußte jedem Bürger ſein Höchſtes, ſein Alles werden; Ländereien und Kinder mußten das Eigenthum des Staates ſein, dem jeder Einzelne ſich ſelbſt und ſeine Habe verdanken und hingeben ſollte.

Das Anſehen und den Einfluß der Könige ſuchte Lykurg zu vermehren; zwiſchen dieſem und dem Volke ſollte der Senat das Gleichgewicht erhalten. Als Vermittler zwiſchen den Königen und dem Senate wurden die Ephoren eingeführt, ein eigener Rath, welcher die Stelle der abweſenden Könige vertrat und die zwiſchen dieſen und dem Senate entſtandenen Zwiſtigkeiten ſchlichtete.

Eine beſondere Sorgfalt verwendete Lykurg auf die gleichmäßige Vertheilung von Grundſtücken für ſämmtliche Bürger, um das Streben nach Reichthum zu hemmen. In dieſer Hinſicht beſchränkte er den Handel auf das Nothwendigſte.

Um der Verführung durch fremde Sitten zu begegnen, wurde den Ausländern der Aufenthalt in Sparta erſchwert. Lykurg geſtattete im Lande keine andern als eiſerne Münzen, die noch dazu ſchwer, und von großem Umfange, dabei aber von geringem Werthe ſein mußten.

Auf die Art wurde es den Bürgern unmöglich gemacht, Geld anzuhäufen, indem eine geringe Summe ein großes Lokale zur Aufbewahrung und zur Transportirung einen Laſtwagen verlangte.

Warme Bäder, wohlriechende Salben und Oele waren unterſagt, Eſſig und Salz die einzigen erlaubten Gewürze. Alle Bürger mußten in eigenen Staatsgebäuden gemeinſchaftlich ſpeiſen; das karge Mahl beſtand aus der ſchwarzen Suppe, in Gemüſen, und acht Loth Fleiſch für den Mann; nur Kranke und Opfernde durften zu Hauſe ſpeiſen.

Ein vorzügliches Augenmerk richtete Lykurg auf die Erziehung, denn er wollte eine kräftige Generation. Die Gemächer der ſchwangern Mütter wurden mit Gemälden ſchöner Götter- und Heldengeſtalten behangen; die weibliche Phantaſie ſollte, durch ſolche Gebilde entzündet, auf die Bildung des Kindes wirken. Das neugeborne Kind wurde ſogleich in eines der öffentlichen Verſammlungshäuſer gebracht und unterſucht. Zeigte ſich Verkrüppelung oder ein fehlerhafter Körperbau, ſo ward es in eine eigens dazu beſtimmte Bergkluft geworfen; das geſunde Kind erhielt einen Schild zur Wiege, und der Pfeiler bei derſelben bildete eine Lanze, damit ſchon das Kind ſich an den Anblick der Waffen gewöhnte.

Jeder Knabe kam, ſo wie er das ſiebente Lebensjahr erreichte, aus dem Vaterhauſe in die öffentliche Erziehung, in welcher er bis zum zwanzigſten Jahre blieb. Wer dieſer Anordnung nicht Folge leiſtete, verlor das Bürgerrecht. Bis zum zwölften Jahre gingen die Knaben mit nackten

Füßen, und mit einem kurzen Leibrocke bekleidet; dann erhielten ſie einen leichten Mantel ohne Unterkleid. Das Haar wurde ihnen bis zum zwanzigſten Jahre dicht am Kopfe abgeſchnitten. Schilfblätter waren ihre Lagerſtätte, ihre Hauptübungen das Laufen, Schwimmen und Ringen. Da kämpfte dann nicht nur ein Knabe gegen den andern, ſondern Schaar gegen Schaar. Eine eigene Uebung lehrte ſie Hunger und Durſt ertragen. Außerdem erhielten ſie noch Unterricht in der Muſik, in der Kunſt, fehlerfrei, kurz und kräftig zu ſprechen, und im Vortragen von Lobgedichten auf Götter und Helden. Manchmal ließ man ſie auch in die Wälder ziehen, um durch das Jagen wilder Thiere ihre Stärke und ihren Muth zu befördern.

Aber man wollte dieſe Tapfern auch liſtig, und dazu bediente ſich Lykurg eines ziemlich ſonderbaren Mittels: des Stehlens, welches nur dann beſtraft wurde, wenn der Stehlende ſich bei der That ertappen ließ.

Auch die ſpartaniſchen Mädchen wurden körperlich abgehärtet, und in mancher Waffengattung, wie z. B. mit der Schleuder und dem Wurfſpieße, in Gegenwart der Könige, der Obrigkeiten, der Bürger und ſelbſt der Jünglinge geübt. Nur dem Hageſtolz war der Zutritt verſagt, ihm, vor dem, ungeachtet der in Sparta ſtreng beobachteten Ehrfurcht gegen das Alter, kein Jüngling aufſtand, ihm, der ſogar, auf öffentlichem Markte herumgehend, Spottlieder auf ſich ſelbſt ſingen mußte.

Als Lykurg den Entwurf ſeiner Staatseinrichtung vollendet hatte, reiſ'te er nach Delphi, um das Orakel über die Zweckmäßigkeit derſelben zu befragen, erhielt aber vorher nicht nur von den Königen, ſondern auch vom Senat und Volk das feierliche Verſprechen, an der von ihm eingeführten Verfaſſung bis zu ſeiner Zurückkunft in Sparta nichts zu ändern. Das befragte Orakel erklärte: „Sparta werde der mächtigſte Staat bleiben, ſo lange es die lykurgiſchen Geſetze beobachte.“ Nun verbannte ſich Lykurg freiwillig aus ſeinem Vaterlande, und Sparta fand ſich gezwungen, bei nicht erfolgender Zurückkehr des in der Fremde geſtorbenen Geſetzgebers die beſchwornen Geſetze unverändert zu behalten.

Die lykurgiſche Verfaſſung erhielt ſich in ihren weſentlichen Beſtandtheilen über vierhundert Jahre.

Sie brachte zwar dem ſpartaniſchen Staate manchen bedeutenden Vortheil, insbeſondere ein entſcheidendes Übergewicht durch Waffenmacht; dabei aber auch den unverkennbaren großen Nachtheil, daß die Spartaner hinter dem fortſchreitenden Geiſte der Zeit zurückblieben, während die übrigen helleniſchen Staaten in moraliſcher, und noch mehr in geiſtiger Bildung, ihnen weit voreilten.

## Geſetze der Spartaner.

Der Geiſt der ganzen lykurgiſchen Geſetzgebung zielte ausſchließend auf Beförderung der Vaterlandsliebe, des Heldenmuthes und der höchſten Einfachheit biederer Sitte und frugaler Lebensweiſe.

Alle Götter und Göttinnen wurden in voller Rüſtung abgebildet. Man durfte ſie um nichts bitten, als um Gutes für gute Thaten. Die in der Schlacht gefallenen Tapfern erhielten Denkmähler mit Inſchriften.

Zur Aufführung der Privathäuſer in Sparta war kein anderes Werkzeug als Axt und Säge erlaubt; da ließ ſich denn für architektoniſche Pracht und Schönheit nicht viel thun.

Kein ſpartaniſcher Bürger durfte ſich in der Fremde aufhalten, außer, wenn er als Krieger auf fremden Boden kämpfte.

Jeder ſpartaniſche Bürger ſollte, nach dem Willen des Geſetzes, heirathen, und zwar ein Weib, das ihm nicht nur an Geſundheit und Körperkraft, ſondern auch hinſichtlich des Characters glich. Ein Vater von drei Söhnen war vom Wachtdienſte, wer deren vier hatte, von allen Abgaben befreit, durch fünf von allen Staatsdienſten. Die Mädchen erhielten, wenn ſie heiratheten, keine Mitgift. Ein Bürger konnte dem andern ſeine Gattin überlaſſen.

Wenn die Spartaner in die Schlacht zogen, mußten ſie Kleider von rother Farbe tragen, theils um deſto kriegeriſcher auszuſehen, theils damit man das Blut darauf nicht bemerkte. Auch waren ſie dann bekränzt, als gingen ſie zu einem Feſte.

Zum Schluſſe theile ich noch einige Geſetze wörtlich mit:

„Die ältern Bürger ſollen über die Kinder aller andern Bürger, wie über ihre eigenen, väterliche Gewalt ausüben.“

„Der ältere Bürger, welcher einen Knaben, den er einen Fehltritt begehen ſieht, nicht beſtraft, ſoll mit dem Fehlenden gleiche Strafe leiden.“

„Ältere ſollen die Jüngern, denen ſie auf der Straße begegnen, fragen, wohin ſie gehen, und wenn dieſe nicht antworten, oder irgend einen Vorwand ſuchen, ſie beſtrafen."

„Die Jünglinge ſollen nur zu rechter Zeit reden, ſtets ſittſam einhergehen, beide Hände unter dem Mantel tragen, und mit den Augen nicht umhergaffen."

„Komödien und Tragödien ſollen in Sparta weder gegeben, noch gehört werden."

„Nur die von den Obrigkeiten gebilligten Dichter ſollen in Sparta geduldet werden. Wer etwas Unſittliches dichtet, wird verbannt." Homer's Heldengeſänge brachte Lykurg ſelbſt aus Aſien nach Sparta, und der Dichter Tyrtäus erhielt für ſeine begeiſternden Kriegslieder ſogar das ſpartaniſche Bürgerrecht.

„Die Geſetze anderer Völker ſollen in Sparta nicht gelobt werden."

„Jeder lerne Scherz verſtehen und erwiedern."

„Unmännliche Geſichtszüge und Dickleibigkeit gereichen dem Manne zur Schande, denn ſie ſind Beweiſe einer trägen und weibiſchen Lebensweiſe."

Die Jünglinge wurden von zehn zu zehn Tagen von den Ephoren unterſucht. Starke, nervige Körper erhielten Lob, fette und aufgedunſene aber nicht nur ſcharfe Rüge, ſondern ſogar Schläge. Der Spartaner Nauklides wurde wegen ſeiner Dickleibigkeit, die er ſich durch Schwelgerei zuzog, in der Volksverſammlung vor Gericht gefordert und mit der Verbannung bedroht, wofern er nicht trachten würde, durch Mäßigkeit und körperliche Anſtrengung ſich gehörig abzumagern.

„Kein Spartaner darf ſich im Kampfe für überwunden bekennen, noch um Schonung bitten.“

„Keinem Spartaner iſt erlaubt, ein Geſchenk von Werth anzunehmen.“

## Strafen und Belohnungen der Spartaner.

Die in Sparta eingeführte Gütergleichheit, der geringe Werth des wenigen Geldes von Eiſen oder Leder, und das ſehr beſchränkte Privateigenthum, ließen durch ihren vereinigten Einfluß die Habſucht nicht aufkommen. Dies hatte die glückliche Folge, daß Prozeſſe in Sparta ſeltener waren als irgendwo. Entſtand auch manchmal ein kleiner Zwiſt, ſo erwählten die ſtreitenden Parteien gemeinſchaftlich einen Schiedsrichter, und fügten ſich ſeinem Ausſpruche.

Die Geldſtrafe wurde in der Regel nur den Großen und Reichen aufgelegt; wer den Betrag nicht bezahlen konnte oder nicht wollte, dem blieb ein Ausweg: freiwillige Verbannung aus der Heimat.

Härter war das Gefängniß, worin der Straffällige mit einem Halseiſen und mit Feſſeln an Händen und Füßen ſaß. Zu den körperlichen Strafen gehörten dazu noch die Stockſchläge und das Geißeln.

Mit Verhängung der Todesſtrafe waren die Spartaner ſehr behutſam. Die Erkenntniß und das Todesurtheil wurden von den Senatoren geſchöpft, weil man von dieſen alten erfahrenen Männern erwartete, daß ſie, frei von Leidenſchaft, durch Selbſtbeherrſchung ſtets eine richtige Anſicht gewinnen und nach ſtrengſter Gerechtigkeit entſcheiden würden. Aber ſelbſt ein vom Senate gefälltes Todesurtheil mußte noch in wiederholten Gerichtsverſammlungen durch die Stimmenmehrheit bekräftigt werden. Die gewöhnliche Todesſtrafe war das Erdroſſeln mit dem Strange, welches immer nur bei Nacht und in einem eigens dazu eingerichteten Gemache des Staatsgefängniſſes geſchah. Die Leichname der Hingerichteten wurden in eine tiefe Grube außerhalb der Stadt geworfen. Schwerer als die Todesſtrafe ſchien dem Spartaner die geſetzliche Landesverweiſung und die Entehrung. Die erſtere traf denjenigen, welcher als Feldherr oder Obrigkeit ſeine Pflicht nicht erfüllte, oder einen nachtheiligen Einfluß auf den Staat nahm; die letztere wurde über den Feigen verhängt, welcher der allgemeinen Schmach in dem Grade preisgegeben ward, daß jeder Begegnende auf der Straße ihn ungeahndet beſchimpfen und beleidigen durfte. Um Allen kennbar zu ſein, mußte er im ſchmutzigen Gewande und mit einem nur zur Hälfte geſchorenen Barte umhergehen.

Für das Widrige der Strafen ſoll der Leſer nun durch die Belohnung ſelbſt belohnt werden.

Dieſe erhielten in Sparta ihren größten Werth durch die Seltenheit, womit ſie vertheilt wurden. Ein Staat muß gegen ſeine Bürger mit den Belohnungen eben ſo ſparſam ſein, wie eine Geliebte gegen ihren Liebhaber mit den Küſſen, ſonſt verlieren beide ihren Werth, um ſo mehr, je freigebiger ſie vertheilt werden.

Die äußeren Ehrenzeichen, womit Sparta Heldenthaten und erkämpfte Siege belohnte, waren die einfachſten: ein lederner Leibgürtel und ein Kranz von Olivenlaub. Solche ſchlichte Auszeichnungen verſchafften den ſo mit Geſchmückten den Vorſitz bei öffentlichen Verſammlungen und Feierlichkeiten. Alle Anweſenden erhoben ſich vor dem Eintretenden von ihren Sitzen und empfingen ſtehend den Geehrten, dem der Staat auch den Titel eines Wohlverdienten verlieh.

So ward der Lebende geehrt, mehr noch der Todte, deſſen Grab ein Begeiſterung erweckendes Heiligthum für Gegenwart und Nachwelt ſein ſollte.

Und dennoch waren die Monumente nichts weniger als prächtig und koſtſpielig: einfache Säulen mit kurzen kräftigen Inſchriften, die jeden Leſenden zu gleichen Großthaten entflammten. Wahre Größe iſt immer einfach, im Leben wie in der Kunſt.

## Geſetze des Zaleukus.

Die Griechen haben im ſüdlichen Italien und in Sicilien viele Anſiedelungen gegründet, deren manche nachher zu bedeutenden kleineren Staaten anwuchſen, und ſich vorzüglich durch ihre weiſen Geſetzgebungen auszeichneten. Unter den trefflichen Geſetzgebern dieſer Colonien nenne ich vor allen die Namen Zaleukus, Charondas, Pythagoras und Architas, als Ebenbürtige des Spartaners Lykurg und des Atheners Solon.

Zaleukus war der Geſetzgeber der Lokrier, die an der ſüdlichen Küſte Italiens wohnten. Seine Geſetzgebung würde zwar von den tiefſinnigen Politikern unſerer Zeit tüchtig bekrittelt werden, wenn ſie den Maßſtab der Gegenwart anlegen wollten; betrachten ſie aber dieſe Geſetzgebung mit Rückſicht auf Zeit, Volk und Land, für welche ſie eingeführt wurde, ſo wird ihre Zweckmäßigkeit bald volle Bewunderung erregen, da ſie im innigſten Einklange ſteht mit der Einfachheit der Sitten und der ganzen Staatsform, worin das Billige auch als recht galt, und das moraliſch-Gute auch als politiſch gut. Die Geſetzgebung des Zaleukus fällt ungefähr in das Jahr 660 vor Chriſti Geburt. Ich gebe hier nur eine kleine Stelle aus der moraliſch-religiöſen Einleitung zu dieſen Geſetzen, worin ein grandioſer Geiſt der erhabenſten Einfachheit athmet. So ſpricht der weiſe Geſetzgeber:

„Alle Einwohner unſerer Stadt und unſeres Landes ſollen vor allen Dingen überzeugt ſein und glauben, daß Götter ſind. Sie ſollen den Himmel betrachten, das Weltall, die Weisheit und Ordnung des Ganzen, und erwägen, daß dieſes nicht ein Werk des Zufalles oder der Menſchen ſein könne. Sie ſollen demnach die Götter als die Urheber alles Guten ehren und lieben.“

„Jeder bewahre ſein Herz rein und frei von allem Böſen; denn ein böſer Menſch kann Gott nicht ehren. Auch wird Gott nicht, gleich einem ſchlechten Menſchen, durch Gaben und koſtbare Feierlichkeiten gewonnen, ſondern durch Tugend und durch freie Erwählung edler und gerechter Handlungen. Deßhalb muß jeder, der gottgefällig ſein will, nach Vermögen gut ſein in Handlungen und Geſinnungen, und das Schändliche mehr fliehen, als den Schaden an ſeinem Vermögen.“

„Die, welche zu dieſer Erhebung der Seele unfähig und zum Böſen geneigter ſind, ermahnen wir hier, zu bedenken, daß Götter ſind, die die Ungerechten beſtrafen, und ſich jenen Zeitpunkt vor Augen zu ſtellen, wo das Leben eines Jeden ſein Ziel findet; denn wenn es zum Sterben kommt, dann erwacht bei Allen ein reuevolles Andenken an ihre verübten Ungerechtigkeiten, und der heiße Wunſch, daß ſie doch immer möchten recht und gut gehandelt haben.“ —

Vernehmen wir nun zur Probe auch eines der Geſetze:

„Einen fremden Staat müſſe Niemand mehr lieb gewinnen als ſein Vaterland. Die Götter des Vaterlandes beſtrafen ſolche Geſinnungen; ſie ſind der Anfang zur Verrätherei. Noch ſtrafbarer iſt es, ſein Vaterland zu verlaſſen und in der Fremde zu leben; denn nichts geht uns näher an, als das Vaterland.“

Vor allem ſuchte Zaleukus die höchſte Achtung vor den beſtehenden Geſetzen den Bürgern einzuflößen und jede Neuerung zu erſchweren; denn er ſagte, es ſei nicht ſchicklich, daß die Geſetze ſich den Menſchen unterwerfen, wohl aber geziemend und heilſam, daß der Menſch ſich vor dem Geſetze beuge. Wollte daher ein Bürger zur Aufhebung eines beſtehenden Geſetzes, oder zur Einführung eines neuen den Antrag machen, ſo mußte der Sprecher in der öffentlichen Verſammlung mit einem Strick um den Hals erſcheinen. Erhielt der Vorſchlag die Stimmenmehrheit, ſo blieb der Mann unbeſtraft, ward aber das beſtehende Geſetz für beſſer als das neue, und dieſes für ungerecht erkannt, ſo wurde der Strick zugezogen und der unglückliche Sprecher erwürgt.

Den Luxus zu beſchränken bediente ſich Zaleukus keiner eigentlichen Strafen, ſondern er machte denſelben verächtlich. So z. B. erlaubte er goldenes Geſchmeide und purpurverbrämte Kleider nur den Buhlerinnen. Um den zu großen Aufwand für Dienerſchaft zu hindern, verordnete er, daß eine freie Frau ſich nur von einer Sklavin dürfe begleiten laſſen, — ausgenommen, wenn ſie betrunken ſei. Wer unvermiſchten Wein trank, ohne daß ein Arzt denſelben zur Herſtellung der Geſundheit angeordnet hatte, unterlag der Todesſtrafe. Ehebrecher traf der Verluſt der Augen, von welchen ſie einen ſo übeln Gebrauch gemacht hatten. Leider mußte Zaleukus den Schmerz erleben, daß er ſeinen eigenen Sohn auf ſolche Art beſtrafen ſollte. Da brach das Vaterherz des ſtrengen Geſetzgebers; um den Sohn zu ſchonen, und dem Ausſpruche des Geſetzes dennoch zu genügen, theilte er die Strafe mit dem Verbrecher, und ließ dieſem nur ein Auge ausſtechen, das andere — ſich ſelbſt. So handelte der Mann, der ſeine edle und milde Geſinnung ſchon dadurch an den Tag legte, daß er zuerſt eigene Friedensrichter einführte, daher die Streitenden nicht eher vor Gericht erſcheinen durften, als bis ſie vorher alle Mittel der Ausſöhnung vergebens verſucht hatten. Wer die Verſöhnung geradezu verweigerte, wurde für ein wildes Thier erklärt.

## Geſetzgebung des Charondas.

Nicht minder ehrwürdig ſteht Charondas da, der Geſetzgeber von Thurium und einigen andern Städten in

Süd-Italien, dem ſogenannten Groß-Griechenland. Er lebte faſt gleichzeitig mit Zaleukus. Von ſeinen Geſetzen iſt ſehr wenig erhalten worden; ſein Geiſt ſpricht ſich aber in den folgenden Bruchſtücken aus der noch vorhandenen Einleitung zu derſelben hinlänglich aus.

„Bei allen Berathſchlagungen und Handlungen mache den Anfang mit Gott, denn von ihm kommt alles Gute."

„Jeder ehre das Schöne und das Wahre; jeder haſſe das Schändliche und die Lüge. Dazu gewöhne man die Jugend früh, damit ihr der ſchöne und fruchtbare Keim der Tugend eingepflanzt werde."

„Jeder bemühe ſich mehr weiſe zu *ſein*, als zu *ſcheinen*: nur den *Schein* der Tugend ſuchen, iſt ſicheres Merkmahl einer kleinen und ungebildeten Seele."

„Beſſer iſt's, mit Ehre ſterben, als mit Schande leben."

„Die Verſtorbenen ehre Jeder, aber nicht mit Thränen und Klagen, ſondern durch gutes Andenken, und jährliche Todesweihe; denn unmäßiger Schmerz beleidigt die Geiſter der Vollendeten."

„Jeder muntere ſich ſelbſt auf, und treibe ſich an, mit würdiger Wahl das Gute zu ergreifen und zu üben; denn um das Kleine eben ſo, wie um das Große, ſich abmühen, iſt das Thun gemeiner Naturen, und eines freien Menſchen unwürdig."

„Wer die heiligen und obrigkeitlichen Gebäude durch die Pracht der Privathäuſer übertrifft, ſoll nicht gelobt, ſondern beſchimpft werden; denn kein Privathaus ſoll prächtiger und glänzender ſein, als die öffentlichen Gebäude."

„Wer dem Reichthume und dem Gelde fröhnt, werde als ein Menſch von kleinlicher und unedler Denkungsart verachtet. Wer über koſtbares Beſitzthum und über eine prunkvolle Lebensweiſe in Erſtaunen geräth, den betrachte man als einen ſchwachen, von Verſtandes-Ohnmacht getroffenen Geiſt; denn ein Menſch von großer Seele iſt mit allen irdiſchen Dingen bekannt, und wird durch nichts dergleichen, wenn es ihm zufällt, außer Faſſung gebracht.“

„Schändliches ſpreche Niemand, damit er ſich nicht daran gewöhne, und ſeine Seele nicht mit den unreinen Bildern von Unverſchämtheit und Verbrechen erfülle. Das Schändliche ſagen, iſt ſelbſt ſchon ſchändlich.“

„Wer ſeinen Kindern eine Stiefmutter zuführt, ſoll, als Urheber häuslicher Zwietracht, zu keinen öffentlichen Berathſchlagungen zugelaſſen werden.“

„Wer ſein Wort bricht, ſoll unter dem Fluche des Staates liegen.“

Der größte Zug im Character des Charondas iſt der, daß er die Heiligkeit ſeiner Geſetze mit ſeinem eigenen Leben beſiegelte. Er hatte durch ein Geſetz jedem Bürger bei Todesſtrafe verboten, bewaffnet in der Volksverſammlung zu erſcheinen. Charondas kam unglücklicher Weiſe von einem Zuge gegen benachbarte Räuber gerade in dem Augenblicke zurück, da auf dem Marktplatze ein Volksaufruhr ausbrach. Von gerechtem Zorne ergriffen, und alles Andere über dem Drange der Gegenwart vergeſſend, eilt er — ohne ſein Schwert abzulegen — in die Verſammlung. Einer der feindlich geſinnten Partei bemerkt es ſogleich, und ruft ihm zu: Wie? Du kommſt hieher zur Aufrechthaltung des Geſetzes, welches Du ſelbſt zerſtörſt?“ — Charondas, verſtummend in augenblicklichem Erſtaunen, entreißt ſein Schwert der Scheide, und hält es empor mit den Worten:

„Nicht zerſtören will ich das Geſetz, ſondern bekräftigend erhalten — ſelbſt mit meinem eigenen Blut!„ — Er ſpricht's und ſtürzt in die Todeswaffe.

So endete der Mann, welcher den Muth zu ſterben, den er ſelbſt beſaß, auch von den Andern verlangte, und die Feigheit für etwas ſo Entehrendes anſah, daß er ſie der Todesſtrafe nicht einmal werth hielt, ſondern dieſelbe nur durch die Schande brandmarkte. Wer ſich weigerte, für das Vaterland zu kämpfen, oder in der Schlacht die Flucht ergriff, mußte ſein ganzes Leben hindurch Weiberkleider tragen.

## Das Leben des Pythagoras.

Die bisher genannten Männer politiſcher Weisheit übertrifft Pythagoras, der zu Samos ungefähr 600 Jahre vor Chriſto geborene Sohn eines phöniciſchen Kaufmanns.

Wollte ich die Menge der Wundergeſchichten, die man von ihm erzählte, ausführlich berichten, wie z. B. daß er eine goldene Hüfte hatte; daß ein Fluß, über den er ſchiffte, ihm zurief: „Heil dir, Pythagoras!“ daß er einen grimmigen Bären durch ein einziges ihm zugerufenes Wort zur Raiſon brachte; daß er einen weißen Adler von der Himmelshöhe zu ſich herabcitirte; daß er als Doppelgänger an zwei verſchiedenen Orten zugleich ſein konnte; daß er als

Seelenwanderer in verſchiedenen Körpern lebte, und ſo weiter, ſo müßte ich eine eigene lange und breite Abhandlung ſchreiben. Ich beſchränke mich alſo auf das Weſentliche und Wahre, oder doch Wahrſcheinliche, was uns die alten Schriftſteller von ſeinem Leben und Wirken melden. Wollten wir im Dunkel mythiſcher und poetiſcher Partien des hiſtoriſchen Labyrinths lange verweilen, ſo würde ohne Zweifel unſere Reiſe durch das Leben früher enden, als unſer Spazirgang im Labyrinthe der Geſchichte. Der Menſch ſoll aber nicht blos leſen, ſondern auch leben und dabei Manches thun, was leſenswerth wäre. Ich zweifle auch gar nicht, daß die Handlungen und Schickſale im Still-Leben manches klanglos verſchwundenen Menſchen intereſſanter und erbaulicher wären, als manche hoch und vielgeprieſene Menſchen und Begebenheiten unſerer Weltgeſchichte.

Die Jugend des Pythagoras gibt uns die Lehre, daß man, um viel zu wiſſen, viel lernen müſſe. Pythagoras ließ ſich in allem Möglichen unterrichten, zuerſt von den berühmteſten Weiſen Griechenlands. Dann reiſ'te er nach Egypten, dem Lande geheimnißvoller Weisheit, unterzog ſich mit unerſchütterlicher Standhaftigkeit allen Prüfungen der Prieſter, und wurde endlich in ihre geheimſten Myſterien eingeweiht. Damit noch nicht zufrieden, unternahm er eine Reiſe nach Babylonien zu den Chaldäern und zu den Gymnoſophiſten, den weiſen Braminen im alten Indien.

Mit ſolchen Geiſtesſchätzen ausgerüſtet, kehrte er nach Samos zurück und trug ſeinen Landsleuten die Eſſenz der egyptiſch-orientaliſchen Weisheit in ſymboliſcher Form vor, fand aber wenig Zuhörer und noch weniger Beifall.

Es ſchien ihm nöthig, ſich noch mehr Nimbus zu verſchaffen. Er reiſ'te flugs nach Kreta, und ließ ſich auf dieſer berühmten und fabelreichen Inſel von dem weiſen Epimenides, der ſich nicht nur der Gabe untrüglicher Weiſſagung, ſondern ſogar eines vertrauten Umganges mit den Göttern rühmte, in die griechiſchen Myſterien einweihen. Mit verdoppelter Glorie kehrte er nach Samos zurück. Jetzt ging's.

Pythagoras war ein Mann von ſeltener Schönheit. Der ſanfte, aber doch imponirende Ernſt des geiſtvollen Angeſichtes, mit dem herabfließenden, Ehrfurcht gebietenden Barte, das lange wallende Kleid von glänzend weißer Farbe, und das mit einer goldenen Krone geſchmückte Haupt, ließ ihn beinahe wie ein übernatürliches Weſen erſcheinen. Die myſtiſchen ſinnbildlichen Lehren, von einem ſolchen Manne in einem ſolchen Ornate mit den Mienen und Geberden eines Gottbegeiſterten vorgetragen, konnten ihre Wirkung nicht verfehlen. Er gründete nun eine eigene Schule, die ſogenannte italiſche, und gewann bald viele Schüler.

Deſſen ungeachtet hatte die philoſophiſche Lehranſtalt (vielleicht nachdem der Reiz der Neuheit vorüber war) keinen langen Beſtand. Pythagoras begab ſich jetzt nach dem ſüdlichen Italien, dem ſogenannten Groß-Griechenland, wo er ſich zu Crotona, einer wegen der verderbten Sitten ihrer Einwohner berüchtigten Stadt niederließ. Hier kam ihm nebſt ſeiner Weisheit vorzüglich ſeine umfaſſende Kenntniß zu ſtatten, wodurch er ſich beim großen Haufen und bei den blinden Verehrern den Ruf des Beſitzes übernatürlicher Kräfte erwarb, ein Ruf, der ſich immer mehr verbreitete, weil Pythagoras ſich ſehr gut darauf verſtand, den rechten Augenblick zu erkennen und zu benützen. So wurde nun manches als ein Wunder erhoben, wo es doch ganz natürlich zuging, z. B. wenn Pythagoras, als erfahrener Arzt dem einen Kranken die Geneſung, dem andern den Tod verkündete, und Beides in Erfüllung ging.

Das größte Wunder war wirklich dieſes, daß er auf die verderbten Crotener einen ſehr wohlthätigen Einfluß gewann. Die Unſittlichkeit verſchwand, und an die Stelle der bisherigen Laſter traten die entgegengeſetzten Tugenden. Nüchternheit und Mäßigung fanden mit jedem Tage mehr Verehrer. Nun zog Pythagoras auch andere Städte Italiens und Siciliens in ſeinen ſchönen Wirkungskreis, und dehnte ſeine Philoſophie auch auf die Staatsverwaltung aus, was um ſo leichter geſchehen konnte, als in jener Zeit, Politik und Moral nicht ſo ſtrenge von einander geſchieden waren, wie dies nachher geſchah.

Von jener Periode an erſcheint Pythagoras auch mehr im Glanze eines Geſetzgebers als in der Würde eines Weiſen. Da ſtanden bald Feinde gegen ſeine politiſchen Einrichtungen auf, folglich auch gegen ihn ſelbſt; und da auch die Anzahl ſeiner Anhänger nicht gering war, konnte es an bürgerlichen Zwiſten und Tumulten nicht fehlen. Dies geſchah vorzüglich in den meiſten, dem pythagoräiſchen Orden abgeneigten Städten Groß-Griechenlands. Pythagoras ſah ſich genöthigt, Crotona zu verlaſſen.

Die Lokrier, zu denen er floh, ſandten ihm eine förmliche Deputation entgegen mit der bitterſüßen Erklärung, ſie wüßten zwar wohl, daß er ein weiſer und vielvermögender Mann ſei, ſie fänden aber an ihren Geſetzen nichts zu tadeln, und wollten ſich daher mit denſelben fernerhin in ihrer alten Geſtalt begnügen. — Sie baten ihn, von ihnen zu nehmen, was er bedürfe, und dann weiter zu ziehen.

Der Flüchtling zog weiter von Stadt zu Stadt, ward nirgend aufgenommen, und es kam endlich dahin, daß er, um vor den Verfolgungen Sicherheit zu finden, in einem Tempel der Muſen eine Freiſtätte ſuchen mußte, wo er aber, wie ſo manche andere Muſenjünger, den Hungertod ſtarb, und von ſeinen Schülern vergöttert wurde.

## Die Pythagoräer.

Pythagoras hat keine Schriften hinterlaſſen. Die unter ſeinem Namen bekannten goldenen Lehren ſind von einigen ſeiner Schüler zuſammengetragen, nämlich von den Eingeweihten, oder eigentlichen Pythagoräern, denen er den Unterricht in einer Höhle zu ertheilen pflegte. Dieſen ward vor ihrer Aufnahme eine lange Prüfung durch jede Art von Tugendübung, und nach derſelben eine ſehr ſtrenge Lebensweiſe auferlegt. Die zu beſtehende Probezeit dauerte, nach Maßgabe ihrer Fähigkeiten und Fortſchritte zwei bis fünf Jahre. Sie trugen, gleichſam um die Reinheit ihrer Sitten anzudeuten, weiße Kleider, mußten, je nachdem ihr ſanfter oder lebhafter Character es erheiſchte, ein mehrjähriges Stillſchweigen beobachten, während dieſer

Zeit zur Uebung in der Geduld und Demuth, von Andern Widerſpruch und Spott ſchweigend ertragen, und ihr Vermögen als Gemeingut zuſammen legen.

Diejenigen, welche Pythagoras bewährt fand, lebten dann, ſammt ihren Frauen und Kindern mit ihm, der ſelbſt verheirathet war, in eigenen halbrunden, mit Hallen, Muſikſälen und Gärten verſehenen Gebäuden. Ihre tägliche Lebensweiſe war ſehr gleichförmig. Sie erheben ſich vor Sonnenaufgang von ihrem Nachtlager, und begrüßten den Tag mit Hymnen, um den Geiſt durch Poeſie und Muſik zu wecken, und gleichſam zu ſtimmen. Nun wurden die Pflichten und Geſchäfte, wie auch die Stundeneintheilung für den ganzen Tag, beſtimmt. Den Anfang machten die ſtrengen Studien. Hierauf folgten einſame, der Betrachtung gewidmete Spaziergänge, Leibesübungen und ein ſehr frugales Mahl, welches hauptſächlich in Brot, Honig, Früchten und Waſſer beſtand. Den übrigen Theil des Tages brachten die Pythagoräer mit religiöſen Übungen, mit häuslichen und Familien-Angelegenheiten, auch mit öffentlichen Geſchäften, wie z. B. mit Schlichtung der ihnen zur Entſcheidung vorgelegten Streitigkeiten zu. Ehe ſie ſich der Ruhe des Schlafes überließen, wurde unterſucht, ob und wie jeder von ihnen ſein Tagewerk erfüllt habe. Dann beſchloſſen Hymnen den Tag, ſo wie ſie ihn begonnen hatten.

Die Pythagoräer wurden nach ihren Fähigkeiten und Neigungen zu verſchiedenen Geſchäften verwendet; dieſe für theoſophiſche oder moraliſche Vorträge, jene zur Naturforſchung, oder zur Verwaltung der Ordens-Angelegenheiten.

Einige beſorgten die Erziehung der ihnen anvertrauten Jugend, andere wurden in fremde Städte geſendet, als Lehrer der Weisheit und Staatsverwaltung. Das Anſehen des Meiſters galt den Schülern, wenigſtens den Nichteingeweihten, die um nichts fragen und nichts beſtreiten durften, mehr als alle Gründe, und die Worte: „Er hat es geſagt!“ vertraten die Stelle des bündigſten Beweiſes.

Uebrigens konnte Jeder, dem es in dem Orden nicht behagte, mit ſeinem zugebrachten Vermögen wieder austreten, doch mußte er ſich eine Ceremonie gefallen laſſen, welche darin beſtand, daß die Pythagoräer ſein Leichenbegängniß feierten, und ihm als einem Todten ein Grab errichteten. So ging denn Mancher friſch und lebendig in der Welt herum, den die Pythagoräer längſt ſchon begraben hatten.

## Die Lehre des Pythagoras.

Wir kennen nun das Leben und Streben des Pythagoras und ſeiner Schüler. Ich muß den Leſer nun auch mit dem Geiſte ſeiner Philoſophie bekannt machen, deſſen Weſentliches in Kürze ſo lauten mag:

Der Menſch iſt zum Fortſchreiten auf dem Wege zur Vollkommenheit beſtimmt; die Philoſophie aber bezweckt, ihn zur Nachahmung der Gottheit zu führen, und ſeinen Geiſt dem göttlichen ähnlich zu machen. Dies zu erreichen muß er vor Allem die Herrſchaft der Sinne und die Macht der Leidenſchaften bändigen.

Dazu empfahl Pythagoras zuerſt das Studium der Mathematik, und legte der Zahlenlehre insbeſondere eine ſolche Wirkung bei, daß man auf die Vermuthung gerieth, er habe die Zahlenverhältniſſe als ſinnbildliche Vorſtellungen aller Natur- und Denkformen genommen, ja ſogar als die Symbole der göttlichen Eigenſchaften.

An die Zahlenlehre ſchloß ſich zunächſt die Muſik, als vorzügliches Mittel, den Geiſt zu erheben, und ihn für höhere Anſchauung empfänglich zu machen.

Außerdem unterrichtete Pythagoras ſeine Schüler auch in der Geometrie und Aſtronomie, in der Theoſophie, Moral und Naturkunde, und zeigte hierin ſo viele und ſo umfaſſende Kenntniſſe, daß man auf die Vermuthung kam, es ſei mehr als ein Pythagoras da geweſen.

Man legt ihm auch die Erfindung der Rechentafel oder des Einmaleins, der muſikaliſchen Tonleiter oder pythagoräiſchen Lyra, und des harmoniſchen Monochords bei, eines einſaitigen Inſtrumentes zur Meſſung der muſikaliſchen Intervallen, nebſt dem noch die Entdeckung der Sphärenmuſik oder himmliſchen Harmonie, nämlich die Lehre, daß die himmliſchen Sphären oder Räume bei dem Umſchwung der in denſelben ſich bewegenden Planeten nach Verſchiedenheit ihrer Größe, Schnelligkeit und Entfernung verſchiedene Klänge hervorbringen, welche zuſammen die vollkommenſte Harmonie geben. Die Platoniker und ſelbſt neuere Dichter haben dieſe Sphärenmuſik, ſo lange ſie Mode war, für ihre zärtlichen Schwärmereien ſehr benützt. Die Theoſophie des Pythagoras geht im Weſentlichen dahin: die Gottheit, als abſolute Einheit (Monas), iſt die Quelle nicht nur aller Intelligenzen, ſondern auch der materiellen Welt. Von ihr kommt alles Gute, und nichts geſchieht ohne ihren Willen. Sie iſt der allgemein verbreitete Weltgeiſt, unzerſtörbar, und nur mit dem Geiſte zu faſſen. Der Aether iſt mi untergeordneten Geiſtern angefüllt, mit Dämonen und Heroen, bekleidet mit Körpern vom feinſten Stoffe. Sie erzeugen den Menſchen Krankheit und Geſundheit, und verkünden ihnen die Zukunft durch Träume.

Nach dem pythagoräiſchen Syſtem der Naturkunde befindet ſich in der Mitte des Weltalls ein Centralfeuer, das Princip der Wärme und des Lebens. Die Planeten ſind bewohnbar. Der Mond iſt ein Wohnſitz der Dämonen, die Erde eine Kugel mit Antipoden.

Das Erdbeben wird durch unterirdiſche Zuſammenkunft der Todten verurſacht. Die Seele, ein unſterblicher Ausfluß der Gottheit, geht nach der Trennung vom Leibe in andere menſchliche oder thieriſche Körper über, und ſetzt dieſe Wanderung ſo lange fort, bis ſie, ganz geläutert, zu ihrem Urquell zurückkehrt. Pythagoras ſelbſt behauptete, er erinnere ſich aller der verſchiedenen Körper, die ſeine Seele ſchon bewohnt habe.

Seine Moral ſtellt allerdings treffliche Grundſätze auf, werth, daß man ſie tief in das Herz einpräge. Die Stärke des Geiſtes ruht auf der Beſonnenheit. Die Trunkenheit iſt ein vorübergehender Wahnſinn. Das Verlangen nach Ueberflüſſigem iſt thöricht, weil es keine Grenzen kennt. Es iſt feige, den von der Gottheit uns angewieſenen Platz im Leben früher zu verlaſſen, als Jene es erlaubt.

Die Geſetze und Gebräuche des Vaterlandes ſind heilig zu achten. Die Jugend lerne gehorchen; ſo wird es ihr leicht, dem Anſehen der Vernunft zu folgen. Leitet man ſie auf die beſte Lebensbahn, ſo wird Gewohnheit dieſe bald auch zur angenehmſten machen.

Einige Schüler des Pythagoras haben die Sprüche ihres Meiſters geſammelt, dieſelben aber größtentheils entſtellt durch Phraſen, Witzeleien und ſophiſtiſche Spitzfindigkeiten. Hier einige Pröbchen dieſer buntſcheckigen ſogenannten Weisheit!

„Was iſt die Welt?“ — Ein unbegreiflicher Zuſammenhang; ein Gebäude, das mit dem Verſtande muß betrachtet werden; eine Höhe ohne Maß für das Auge; ein ſich ſelbſt erſchaffendes Schauſpiel; eine vielförmige Geſtalt“ u. ſ. w.

„Was iſt die Sonne?“ — Das Auge des Himmels; die Feindin der Nacht; der ätheriſche Zirkel; die Anzeigerin der Dinge; das reine Feuer; die Hervorruferin der Früchte; der unauslöſchliche Strahl; die ewigglühende Fackel; die himmliſche Wandlerin“ u. ſ. w.

Aber nun kommt das Aergſte!

„Was iſt das Weib?“ — Das Verlangen des Mannes; ein wildes Hausthier; ein freiwilliger koſtbarer Krieg; eine verkleidete Viper; ein nothwendiges Uebel; eine —“ nicht weiter! nicht mehr des Frevels, deſſen ſich auch Shakeſpeare in einem ſeiner Heinriche und im Cimbelin nur zu ſehr ſchuldig gemacht hat.

Schön ſind die folgenden Sprüche des Pythagoräers Demophilus:

„Die Schmeichelei gleicht einer gemalten Rüſtung, die wohl Vergnügen gewährt, aber keinen Nutzen.“

„Wiſſenſchaftliche Bildung gleicht einer goldenen Krone, welche die Ehre mit dem Werthe verbindet.“

„Bei böſen Menſchen iſt, wie bei böſen Hunden, das Schweigen mehr zu fürchten als die Stimme.“

„Wie ein Schiff im Hafen, ſo ruht das Leben in der Freundſchaft.“

„Zu große Reichthümer erſchweren das Leben, wie zu lange Kleider das Gehen.“

„Die Erde trägt einmal des Jahres Früchte, die Freundſchaft jeden Augenblick.“

„Der Kopf eines Thoren verträgt ſo wenig Nahrung, als der Magen eines Kranken.“

„Zeit und Umſtände machen den Wermuth ſüß, ſo wie ſie manchmal bewirken, daß wir den Feind dem Freunde vorziehen.“

„Wer dem Rathe des Böſen horcht, trinkt Gift aus einem goldenen Becher.“

„Der Thor wendet ſeinen Reichthum, wie der Feige ſeine Waffen, gegen ſich ſelbſt.“

„Dem Narren nützt das glänzendſte Glück ſo wenig, als dem Kranken ein goldenes Bett.“

„Das größte Geſchenk, welches wir von Gott erlangen können, iſt — die Tugend.“

„Es iſt oft beſſer mit ſich ſelbſt ſprechen, als mit Andern.“

„Wer ſich ſelbſt nicht kennt, gleicht dem Wahnſinnigen.“

„Wahrhaft gut iſt nur das, was ſich vermehrt, wenn du es mit Andern theileſt."

„Wer den Andern läſtig iſt, wird endlich ſich ſelbſt zur Laſt."

„Thue Großes, ohne groß zu thun!"

## Bilderſprache des Pythagoras. Die pythagoräiſchen Frauen.

Ehe wir von dieſem großen Manne ſcheiden, muß ich noch einige intereſſante Züge und Ausſprüche von ihm mittheilen.

Er empfahl vor Allem dringend die Enthaltſamkeit und Mäßigkeit in jedem Genuße, und eiferte ſehr über die Grauſamkeit gegen die Thiere. Es iſt ungerecht, ſagte er, auch gegen das kleinſte lebende Geſchöpf grauſam zu ſein. Jenes Inſekt, das der Wind davon trägt, das wir mit Füßen treten und kaum vom Staube unterſcheiden, der an unſern Ferſen klebt, jenes Inſekt hat Leben und ein Recht zum Leben wie wir; und du, Menſch, gewöhnſt dich, ungerecht und grauſam zu ſein, wenn du es gering achteſt. Anfangs wirſt du es gegen Thiere ſein, nach und nach gegen Deinesgleichen, endlich gegen deine Eltern und deine Brüder.

Zur Enthaltſamkeit vom Fleiſche und Weine ermahnte Pythagoras wahrſcheinlich deßhalb, um die Schwelgerei zu hindern; vielleicht galt ſeine Warnung auch nur dem Genuſſe des rohen Fleiſches, dem ein großer Theil der zu jener Zeit noch rohen Italier ergeben war. Eben ſo widerrieth Pythagoras die Bohnen, worunter vermuthlich die Hülſenfrüchte überhaupt verſtanden waren, weil ſie den Unterleib beſchweren, er aber den Geiſt vom Joche des Leibes und von den Sinnesfeſſeln befreit haben wollte; doch iſt es eine Lüge, daß er den Genuß der Bohnen gleichſam für ein förmliches Vergehen erklärte, und denſelben ſtreng verbot.

Pythagoras bediente ſich gern ſprüchwörtlicher und bildlicher Ausdrücke. So z. B. ſagte er, um dem Volke die ſchuldige Ehrfurcht gegen den Fürſten einzuprägen: „Zerbrich die Krone nicht! Strecke nicht deine Finger gegen die Sonne! Spritze kein Waſſer gegen ſie! — Um zur Eintracht zu ermahnen, ſagte er: „Bei jedem Hiebe wende die Spitze des Schwertes weg! Schlage kein Feuer mit dem Schwerte! Wirf Steine auf die Stelle, wo Menſchenblut vergoſſen ward!“ — Zur Gottesfurcht und Frömmigkeit rieth er durch die Ausſprüche: „Gehſt du zum Tempel, ſo wende dich nicht um, etwas zu thun oder zu ſagen, was zum gemeinen Leben gehört! Bete mit entblößten Füßen! Verſage keinem Wunder deinen Glauben! Weht der Sturm, ſo bete ſeine Stimme an! Rollt der Donner, ſo berühre die Erde!“ —

Der pythagoräiſche Orden zählte auch mehrere Frauen als Mitglieder. Die merkwürdigſte unter dieſen ſcheint Theano, die Gattin des Pythagoras, geweſen zu ſein. Rühmlich erwähnt werden auch ihre drei Töchter: Arignote, Damo und Mya. Außer dieſen glänzen noch die Namen: Meliſſa, Periktione, Findys, Eſara und Bindace. Von einigen dieſer Frauen ſind noch Briefe und Fragmente aus ihren Werken vorhanden. Ein ſehr günſtiges Vorurtheil für dieſe Damen erregt ſchon dieſes, daß ſie auch zur ſchriftſtelleriſchen Darſtellung immer ſolche Gegenſtände wählten, welche in den weiblichen Wirkungskreis gehören, wie z. B. die Pflichten der Gattinnen und Mütter, die Erziehung der Kinder u. dgl. Um mit ihrem Geiſte etwas näher bekannt zu machen, lege ich den Leſerinnen einige Stellen vor, zuerſt aus einem Briefe der Theano, die nicht nur durch Geiſt und Tugend, ſondern auch durch ihre Schönheit ſich die allgemeine Bewunderung erwarb. In einem Briefe an ihre Freundin Eubula ſpricht ſie über die Erziehung der Kinder folgende nachdrücklichen Worte:

„Die erſte Pflicht einer guten Mutter iſt, nicht ſowohl dafür zu ſorgen, daß ſie ihren Kindern angenehme Empfindungen verſchaffe, als ſie ſo früh als möglich an das, was die Grundlage jeder Tugend iſt, an Mäßigung und Bezähmung der ſinnlichen Begierden, zu gewöhnen. Du haſt dich alſo wohl vorzuſehen, daß die liebende Mutter nicht die Rolle einer Schmeichlerin bei ihnen ſpiele. — Es iſt demnach Pflicht, meine Liebe, ſie ſo zu erziehen, daß ihre Natur keine verkehrte Richtung bekomme, welches geſchieht, wenn die Liebe zum Vergnügen in ihrer Seele die Oberhand gewinnt, und ihr Körper gewöhnt wird, immer angenehme Gefühle zu verlangen, folglich dieſer überhaupt weichlich und reizbar, jene eine Feindin aller Arbeit und Anſtrengung werden muß. Daher iſt nichts nöthiger, als daß wir unſere Zöglinge in demjenigen am meiten üben, wovor ſie ſich am meiſten ſcheuen, wenn ſie gleich traurige Geſichter dazu machen und ihnen wehe dabei geſchieht. Es gibt kein beſſeres Mittel, zu machen, daß ſie, anſtatt Sklaven ihrer Leidenſchaften und eben ſo verdroſſen zur Arbeit als nach Wolluſt gierig werden, eine frühzeitige Hochachtung für das, was *ſchön* und *edel* iſt, bekommen, und jener ſich enthalten, dieſem ſich ergeben lernen."

„Alſo, liebe Freundin, wenn du deine Kinder gar zu überflüſſig und köſtlich nährſt, vielen Aufwand machſt, um ihnen bald dieſes, bald jenes Vergnügen zu verſchaffen, ſie immer ſpielen und Muthwillen treiben laſſeſt, ihnen geſtatteſt, Alles zu ſagen und zu beginnen was ihnen einfällt, immer befürchteſt, das liebe Kind möchte weinen, und dir die Mühe gibſt, es lachen zu machen, lachſt und deine Freude daran haſt, wenn es nach ſeiner Wärterin ſchlägt, oder dir ſelbſt garſtige Namen gibt; ferner, wenn du ſo große Sorge trägſt, die Kinder im Sommer kühl, im Winter immer recht warm und weich zugedeckt zu halten, ſo erlaube mir zu ſagen, daß du ſehr unrecht daran thuſt. Siehſt du nicht, daß armer Leute Kinder, die von dieſem Allen nichts wiſſen, demungeachtet leichter aufkommen, wachſen und gedeihen, und ſich überhaupt weit beſſer befinden? — Ich bitte, was ſoll aus einem Knaben werden, der, wenn er nicht den Moment zu eſſen bekommt, weint? Wenn er eſſen ſoll, immer das Leckerhafteſte verlangt? Wenn's heiß iſt, gleich vergehen will, wenn's kalt iſt, ſchlottert? Wenn ihm etwas verwieſen wird, widerbellt und Recht haben will? Wenn man ihm nicht Alles gibt, was er verlangt, das

Maul hängen läßt? Wenn er nicht immer geätzt wird, ſich erboßt? Was kann aus ſolchen verzärtelten Kindern, wenn ſie zu männlichen Jahren kommen, anderes werden, als elende Sklaven ihrer eigenen und fremder Leidenſchaften?"

Einer eiferſüchtigen Freundin, welcher der Gatte allerdings viel Grund zur Eiferſucht gab, ertheilt Theano in einem Briefe folgenden Rath:

„Wenn dein Mann ein Thor iſt, ſo iſt dies kein Grund, daß du darum eine Thörin ſein mußt. Es gibt Leidenſchaften, meine Freundin, die durch Vorwürfe nur mehr gereizt, durch Schweigen und Geduld hingegen deſto eher gehoben werden; wie man zu ſagen pflegt, ein Feuer, das man ruhig brennen laſſe, erlöſche von ſelbſt. Eine Frau, die ihrem Manne, wenn er ſeine Untreue vor ihr zu verbergen ſucht, Vorwürfe macht, zieht die Decke weg, hinter welcher er heimlich zu ſündigen hoffte; und was gewinnt ſie damit? Er ſündigt fort und läßt ſie zuſehen. Wenn du dir von mir willſt rathen laſſen, Liebe, ſo denke nicht, ſeine Zuneigung zu dir ſei nothwendig an die Unſträflichkeit ſeiner Sitten gebunden. Denke, daß deine Verbindung mit ihm eine Gemeinſchaft für das ganze Leben iſt; daß er zu ſeiner Dirne nur geht, weil er gerade nichts Klügeres zu thun weiß, und ſich die lange Weile bei ihr zu vertreiben hofft, und daß er immer wieder zu dir zurück kommt, weil er mit keiner andern als dir zu leben wünſcht. Dich liebt er, wenn die Vernunft Herr über ihn iſt, jene aus Leidenſchaft; aber die Leidenſchaft dauert eine kurze Zeit, man wird ihrer bald ſatt, und ſie vergeht eben ſo ſchnell wieder, als ſie entſtanden iſt. Ein Mann müßte ein ausgemachter Taugenichts ſein, den eine Dirne auf lange Zeit feſſeln könnte; denn was iſt thörichter als ein Genuß, wodurch wir uns ſelbſt Unrecht thun? Es wird nicht lange anſtehen, ſo wird er merken, welchen Schaden er ſeinem Vermögen und gutem Namen dadurch zufügt. Kein Menſch, der ſeinen Verſtand nicht gänzlich verloren hat, läuft mit ſehenden Augen in ſein Verderben. Sei alſo verſichert, das Recht, das du an ihn haſt, wird ihn dir zurückbringen. Er wird einſehen, wie nachtheilig eine ſolche Lebensart iſt; er wird die Schmach der allgemeinen Mißbilligung nicht länger ertragen können; ſein Gefühl wird für dich wieder erwachen, und er wird bald wieder anderen Sinnes werden."

„Du hingegen, liebe Freundin, anſtatt dich mit einer Dirne meſſen zu wollen, zeige den großen Unterſchied zwiſchen dir und ihr durch anſtändiges Betragen gegen deinen Mann, ſorgfältige Führung deines Hausweſens, gutes Vernehmen mit deinen Bekannten und wahre Mutterliebe zu deinen Kindern. Erweiſe dieſem Geſchöpfe die Ehre nicht, mit ihr zu eifern; denn nur mit tugendhaften Perſonen zu eifern, iſt ſchön. Deinem Manne hingegen zeige dich immer zur Ausſöhnung bereit. Ein edles Betragen gewinnt uns endlich ſogar das Herz unſerer Feinde, und die Tugend, aber auch ſie allein erwirbt uns die allgemeine Achtung. Durch ſie kann eine Frau in gewiſſem Sinne über ihren Mann ſelbſt Gewalt bekommen, und er wird immer lieber von einem ſolchen Weibe hochgeſchätzt, als gleich einem Feinde belauert ſein wollen. Je mehr Achtung du ihm zeigſt, deſto beſchämter wird er werden, deſto eher ſich mit dir auszuſöhnen verlangen, und dich dann um ſo ſtärker und zärtlicher lieben, wenn er durch Betrachtung deines untadeligen Benehmens und deiner Liebe zu ihm, zu einem ſo viel lebhafteren Gefühle ſeines Unrechts gegen dich gebracht worden iſt. Nun, meine Freundin, ſtelle dieſem Rath die Eingebungen der Leidenſchaft entgegen! Dieſe rathet dir, weil Er krank iſt, ſollſt Du dich durch Gram und üble Laune ebenfalls krank machen; weil er gegen die Rechtſchaffenheit ſündigt, ſollſt du wenigſtens gegen die Anſtändigkeit ſündigen; weil er ſeinem Vermögen und dem guten Namen Schaden zufügt, ſollſt du das Deinige auch dazu beitragen, indem du dich über ihn hinaus zu ſetzen ſcheineſt und dein Intereſſe von dem ſeinigen abſonderſt. Du glaubſt ihn zu züchtigen, und ſtrafſt dich ſelbſt." —

„Hältſt du es für etwas Schönes, alle Tage mit deinem Manne in Zank und Hader zu gerathen, ſo bedenke, daß alles Keifen und Schelten ſeinen Ausſchweifungen kein Ziel ſetzt, ſondern blos eure Zwietracht immer unheilbarer macht." —

„Die Krankheit, an der du leideſt, gleicht in dieſem Stücke den Augenkrankheiten; man muß ſchlechterdings die Hände davon zurückhalten. Geduld und Standhaftigkeit ſind das einzige Mittel, wodurch du ſie zu heilen hoffen kannſt."

Zum Schluſſe noch einige der Lehren, welche Theano einer jungen Frau über die Behandlung ihrer Mägde gibt! „Vor Allem, ſagt ſie in einem Briefe, mußt du es dahin bringen, daß ſie dir mit gutem Willen dienen.

Du mußt dir durch dein Betragen eine vollſtändige Herrſchaft zu eigen machen, und dies geſchieht, wenn du ihnen nicht mehr zumutheſt als recht iſt, und ſie ſo behandelſt, daß ſie weder unter zu vieler Arbeit einſinken, noch aus Mangel an hinreichender Nahrung unvermögend werden müſſen. — Strafe deine Mägde ohne Zorn und ohne Grauſamkeit; denn was dir jener an deiner Würde benommen hat, kann durch dieſe nicht wieder erſetzt werden. Wenn du immer deiner mächtig bleibſt, ſo kannſt du ihnen nur deſto beſſer zeigen, daß du feſt entſchloſſen ſeieſt, keine Unarten oder Bosheiten an ihnen zu dulden.“ —

„Oft iſt Nachſicht und Verzeihung die vernünftigſte Maßregel, die eine Frau nehmen kann, um größern Schaden zu verhüten, und ihr Anſehen, worauf in den häuslichen Verhältniſſen ſo viel ankommt, beizubehalten. — Erinnere dich, meine junge Freundin, der Saiten auf einem Inſtrumente, die zu wenig geſpannt, keinen Ton von ſich geben, und zu hoch geſpannt, ſpringen. Geradeſo verhält es ſich zwiſchen einer Frau und ihrem Geſinde. Durch zu viel Nachſicht verliert die Frau ihr Anſehen und die Mägde vergeſſen ihre Schuldigkeit; zu viel Strenge hingegen kann die Natur nicht aushalten, und ſo gilt auch hier der goldene Spruch: „Der Mittelweg iſt überall der beſte.“ —

## Der Kampf der Meſſenier und Spartaner. Die Opferung der Jungfrau. Ariſtomenes. Tyrtäus.

Ich habe den Leſer mit Sparta's kriegeriſcher Verfaſſung bekannt gemacht. Die furchtbare Macht derſelben erfuhren zuerſt die benachbarten Meſſenier in einem mehr als zwanzigjährigen Kriege, der von beiden Völkern unter ſtetem Glückswechſel mit der äußerſten Erbitterung geführt wurde.

Die Meſſenier wendeten ſich an das delphiſche Orakel, um Rath fragend, wie dieſer verheerende Krieg zu beenden ſei? — Sie erhielten die Antwort: „Nur durch Opferung einer Jungfrau aus königlichem Geblüte.“ — Man warf das Loos; es traf die Tochter eines gewiſſen Liciskus. In dieſem Manne aber war die Vaterliebe ſtärker als die Vaterlandsliebe. Er entfloh mit ſeinem Kinde nach Sparta. Heroiſcher dachte Ariſtodemus und bot — ſtatt der geflüchteten — ſeine eigene Tochter als Schlachtopfer für die Rettung des gefährdeten Vaterlandes.

Vergebens widerſetzt ſich der Verlobte des unglücklichen Mädchens der Ausführung des furchtbaren Entſchluſſes. Von der Verzweiflung zum Äußerſten getrieben, wagt er ſogar die entehrende Lüge, ſeine Braut trage die Frucht der Liebe unterm Herzen. Der Vater, entweder ergrimmt ob der Tochter Schande, oder der Angabe keinen Glauben beimeſſend, zückt den Dolch, — und blutend liegt die Geopferte zu ſeinen Füßen. Prieſter und Volk erklären das Opfer für ungültig, weil Ariſtodemus ſie, die nicht Jungfrau war, im Zorne getödtet habe. Man öffnet den Leib der Gemordeten; ihre Unſchuld wird erkannt, und nun erſt läßt man den Vollzug des Orakelſpruches gelten.

Und dennoch entſproßte dem Opfertode nicht die gewünſchte Saat: Sieg und Frieden, blutige Kämpfe begannen von Neuem. Das Kriegsglück wechſelte mit ſeiner

Laune zwiſchen beiden Völkern wie vormals. In einer Schlacht fiel Euphaes, Meſſeniens kinderloſer König, und Ariſtodemus wurde für den Verluſt der Tochter mit dem Diadem geſchmückt. Aber die, mit dem Blute der Geopferten befleckte Vaterhand vermochte nicht mehr das Schwert ſiegreich zu ſchwingen. Tiefe Schwermuth umnachtete die Seele des Helden. Er verzweifelte an der Rettung des Vaterlandes, und ſtieß ſich ſelbſt auf dem Grabe der Tochter das Schwert in die Bruſt. Sein Tod war Sparta's Siegesfeſt und Meſſeniens Sturz.

Neununddreißig Jahre ſchmachteten die Meſſenier unter dem harten Joche, welches ihnen die ſpartaniſchen Sieger auflegten, bis endlich Ariſtomenes, entſproſſen aus dem alten königlichen Geblüte, den geſunkenen Muth von Neuem anfachte und ſie auf den Trümmern ihres Vaterlandes zum Kampfe um die verlorene Selbſtſtändigkeit begeiſterte. Er entflammte die Jünglinge, er bewog die Argiver und Arkadier zur Hülfeleiſtung, und zeigte ſchon in der erſten Schlacht eine ſolche Tapferkeit, daß man ihm die königliche Würde antrug. Er ſchlug ſie aus, wollte nur Feldherr ſein, nahm vom Schlachtfelde einen ſpartaniſchen Schild, ging verkleidet in die Hauptſtadt der Feinde, trat unerkannt in den Tempel der Minerva und hing jenen Schild auf, beſchrieben mit den Worten: „Ariſtomenes weiht der Göttin dieſen Schild, den er von den Spartanern erbeutet hat!“ —

Er kam unverletzt nach Meſſenien zurück, und ſchlug die Spartaner, die ſich nun in ihrer Verlegenheit gleichfalls an das delphiſche Orakel wendeten, welches ihnen den Rath gab, ſich von den Athenern einen Feldherrn zu erbitten. Dieſe ſandten den Bittenden, wie zum Spotte, einen lahmen Krüppel, der nebſtbei im Rufe eines verrückten Dichters ſtand.

Die Spartaner nahmen den poetiſchen Feldherrn, um dem Orakelſpruche nicht entgegen zu handeln ohne Widerrede, doch mit geheimen Unwillen an. Aber ſiehe da! In dem verkrüppelten Körper wohnte ein Geiſt, nichts weniger als wahnwitzig. Tyrtäus, (ſo hieß der Orakelheld) zeigte bald die Macht der Dichtkunſt, indem er feurige Geſänge dichtete, welche das Heer der Spartaner zu Muth und Tapferkeit entflammten. Dazu kam noch, daß Ariſtokrates, König der mit den Meſſeniern verbündeten Arkadier, plötzlich ſeine Geſinnung änderte, mitten in einer Schlacht ſein Heer von dem meſſeniſchen trennte, und dieſes gewaltſam durchbrach. So entſtand allgemeine Verwirrung. Vergebens kämpften die Meſſenier wie die Löwen. Die Leichen der Tapfern bedeckten das Schlachtfeld; die Übrigen zogen ſich auf den Berg Ida zurück, den ſie zu einem feſten Lager verſchanzten.

Schon glaubten die Spartaner zum zweiten Male Meſſeniens Herren zu ſein. Aber plötzlich brach Ariſtomenes wieder hervor, fiel mit einer auserleſenen Schaar von dreihundert Tapfern auf die Siegjubelnden und ſchlug ſie in mehreren Treffen. In einem derſelben wurde er aber, mit Wunden bedeckt, gefangen genommen. Der Rache ganze Wuth an ihm zu ſättigen, warf man ihn in eine tiefe Kluft.

## Die Todtenhöhle. Die Retterinnen.

Ariſtomenes erwacht
Im Schooße düſtrer Nacht,
Klag' und Aechzen, dumpf und ſchwer,
Stöhnt ſchaurig rings umher,
Im unbekannten Schreckensort.
Vergebens taſtet er mit beiden Händen,
Vergebens hallt der Frage Wort,
Vergebens ſtrebt er, von ſich abzuwenden,
Was jede Regung ſeiner Glieder hemmt.
Er will den Leib erheben, ſtemmt
Sich auf die beiden Arme, rafft
Sich mühvoll auf mit aller Kraft, —
Umſonſt! Es weicht der Grund, auf dem er ruht:
Er ſinkt; geheimes Grau'n raubt ihm den Muth.

Doch eben blickt herein
Ein matter Dämmerſchein,
Bleich fällt das Trauerlicht herab
Und zeigt — ein weites Grab
Von Sterbenden und Leichen,
Die bis zur Mittelhöh' des Schlundes reichen.
O namenloſes Grauen!
Die Kriegsgefährten muß er ſchauen,
Muß ſchauen die verſtümmelten Geſtalten
Der Freunde blutig ſich vor ihm entfalten,
Will retten, ach, ſelbſt rettungslos
In der Verweſung Schooß!

Leiſer immer, dumpfer immer
Wird das Röcheln, das Gewimmer;
Endlich tiefe Stille!
Und in all der Todtenfülle
Schlägt nur Ein lebend'ges Herz,
Durchbohrt von tauſendfachem Schmerz!

Horch! welcher leiſe Schall
Erhebt von Neuem ſich im Leichenſaal?
Regt ein Halbtodter ſich
In ſeinen Qualen noch einmal?
Unheimlich-ſchauerlich,
Einförmig, raſſelt's fort und fort
Immer an demſelben Ort,
Gleich dem Zermalmen von Gebein,
Das feſt und hart wie Stein. —
Und ſieh! ein ungeheurer Wolf ſteht da,
Dem Helden nah,
Vor einem Leichnam, gräßlich anzuſchauen,
Wie grimmig er mit ſeinen Klauen
Die ſtarren Glieder pakt,
Feſthält und ſie benagt,
Mit heißer Gier den Rachen füllt,
Mit wilder Luſt den Hunger ſtillt.

Lang ſtarret Ariſtomenes
Hin auf das fürchterliche Mahl
Im Todesſaal.

Plötzlich flammt auf ein Gedanke in ſeinem Geiſt,
Den er als ſeinen Retter aus der Gruft
Willkommen heißt.
Er hebt ſich leiſe, leiſe, ſpäht und ſchleicht
Durch die modervolle Kluft,
Bis er unvermerkt das Ungethüm erreicht.
Jetzt faßt er haſtig mit der rechten Hand
Das Raubthier an den Hinterfüßen,
Das nun, den weit offenen Rachen zurückgewandt,
Und rückwärts hoch emporgehalten,
Wuthſchnaubend mit ergrimmten Biſſen
Das Spiel der ſpottenden Luft verletzt.
Wie ſehr ſich auch das Thier zur Wehre ſetzt,
Vergebens iſt ſein Ringen und Bemühen!
Es darf und kann nur vorwärts fliehen,
Und muß den Haltenden ſtets nach ſich zieh'n.

So eilt das flücht'ge Ungeheuer
Fort bis zur Öffnung, die ihm Eintritt gab
In's leichenvolle Felſengrab.
Als endlich der Held vom Tagesfeuer
Die erſte Spur erblickt,
Läßt er entzückt
Den grimmigen Wegweiſer frei,
Der nun mit heulendem Geſchrei
Hinaustobt durch den engen Schlund
In den Waldesgrund,
Beleuchtet vom Abendſchein.
Nun raſtet Ariſtomenes nicht,

Bis er allmälich das Geſtein
Mit blutenden Händen zerbricht.
Nun drängt ſich des Körpers Heroengeſtalt
Gewaltig vom Orte voll Moder und Graus
Durch die erweiterte Öffnung hinaus.
Schon ſteht der Befreite im duftenden Wald,
Ihn grüßet das freundliche Abendroth;
Bald grüßet ihn auch der Seinigen Jubelgeſchrei,
Und ſchwöret zu rächen der Brüder Schmach und Tod.

---

Schon nach wenigen Tagen erkannten die Spartaner, daß Ariſtomenes lebe. Ihre Niederlage lieferte den furchtbaren Beweis ſeines Lebens. Aber nur zu bald verließ das Glück den Siegreichen wieder. Neun kretenſiſche Bogenſchützen, im Solde der Spartaner, bemächtigten ſich des einſam wandelnden Helden. Zwei derſelben eilten mit der freudigen Kunde nach Sparta; ſieben blieben zurück bei dem Einzigen, um ihn zu führen. Nachts brachten ſie ihn in eine abgelegene Hütte, von einer armen Witwe und ihrer ſchönen Tochter bewohnt. Bekanntlich fühlen Frauen für jeden Unglücklichen das innigſte Mitleid ſo ſchnell, wie die Aeolsharfe, vom leichteſten Lüftchen angehaucht, ſogleich ertönt. Auch weiß man, daß ſie viel auf Träume halten.

Die gute Witwe und ihr holdes Töchterlein wurden beim Anblicke des gebundenen Helden ſehr gerührt; dabei machte ſein edles Weſen auf ſie den tiefſten Eindruck. Glücklicherweiſe hatte dem Mädchen in der vorhergegangenen Nacht geträumt, ſie ſähe einen gebundenen Löwen ohne Klauen, von Wölfen grauſam herumgeſchleppt. Zürnend ob ſolcher

Mißhandlung des königlichen Leuen durch gemeine Ra thiere, zerſchnitt ſie die Bande und gab ihm die fehlend Klauen. Der Befreite zerriß die Frevler.

Der Traum, der ſich hier mit anderen Weſen in auffallender Aehnlichkeit wiederholte, ſchien ihr ein Aufr zur Rettung. Sie bewirthete die rohen Wächter mit de vermuthlich vom verſtorbenen Vater noch vorräthigen W ne ſo freigebig, daß ſie in tiefen Schlaf ſanken, nahm nem der Schläfer das Schwert und zerſchnitt die Ban des edlen Meſſeniers, der nun den Eigenthümer der Wa ſammt den ſechs Conſorten tödtete, ſeine Retterinnen dan bar mit ſich nahm, und das reizende Mädchen ſeinem Soh Gergus zur Gattin gab.

## Die Verrätherin. Meſſenia's Fall.

Das Gegenſtück zu dieſer That, lieferte ein meſſeniſches Weib, als Verrätherin ihres Vaterlandes.

Die Stadt Eira in Meſſenien ward von den belagernden Spartanern hart bedrängt. Eine Meſſenierin, deren Haus außerhalb der Stadtmauer ſtand, entbrannte fü einen Spartaner ſo leidenſchaftlich, daß ſie ihn, während ihr Gatte den Waffendienſt in der Stadt verſah, zu ſich kommen ließ. Unvermuthet kehrte eines Tages der Mann zurück. Die Frevlerin verbarg den Buhlen. Der Gatte erzählte der theuren Ehehälfte, von deren Nichtswürdigkeit er keine Ahnung hatte, daß Ariſtomenes verwundet ſei;

auch habe man den Soldaten des üblen Wetters wegen, welches keinen Kampf geſtatte, nach Hauſe zu gehen erlaubt. Der Spartaner, dies erhorchend, ſchleicht ſogleich heimlich fort und bringt dem Feldherrn die ſo eben vernommene Kunde. Dieſer läßt das ſpartaniſche Heer in Sturm und Nachtdunkel eiligſt aufbrechen.

Ehe der Tag graut, ſind alle feſten Punkte der Stadt beſetzt. Der Morgen zeigt den Meſſeniern den Verrath; dennoch kämpften ſie drei Tage und drei Nächte mit der Wuth der Verzweiflung. Selbſt Weiber ſtellen ſich in die Reihen der Krieger, gleichſam um das Verbrechen der Einen zu ſühnen. Als endlich auch der lezte Strahl der Hoffnung erloſchen iſt, und der vierte Morgen die Unmöglichkeit der Rettung zeigt, läßt Ariſtomenes die tapferſten Jünglinge einen Phalanx bilden, ſtellt Greiſe, Weiber und Kinder in die Mitte, ſich ſelbſt an die Spitze der Maſſe, und rückt geradezu gegen die Spartaner, deren Feldherr die Abſicht, das Aeußerſte zu wagen, in jeder Miene der Vorſchreitenden erkennt. Er gibt der Klugheit Gehör, und läßt ſeine Krieger zu beiden Seiten zurückweichen. Die Meſſenier ziehen wie im Triumphe mitten durch, und werden endlich von den Arkadiern gaſtfreundlich aufgenommen.

Ein großer Theil derſelben zog unter Anführung des Gorgus, des Gemahls der Lebensretterin ſeines Vaters, nach Sicilien, wo ſie die Stadt Meſſene erbauten. Ariſtomenes blieb heimatlos, aber hochgeehrt, in Griechenland. Männer, ausgezeichnet durch Ruhm und Macht, warben um die Töchter des allbewunderten Mannes. Ein Konigsſohn von Rhodus wurde vom delphiſchen Orakel angewieſen, ſich mit der Tochter des Würdigſten der Hellenen zu mählen. Er warb um die jüngſte Tochter des Ariſtome die einzige noch unvermählte. Der Vater folgte dem jun Ehepaare nach Rhodus, wo er ſein ruhmvolles Leben end

## Theſeus. Ariadne. Phädra und Hippolyt

Wir eilen nach Athen. Der Leſer weiß, daß dieſer St und deſſen Königthum von dem Egypter Cecrops und ei Colonie ſeiner Landsleute gegründet wurde. Unter den na folgenden Königen haben ſich Theſeus und Kodrus ve ewigt, jener durch ſein Leben, dieſer durch ſeinen To

Theſeus, ein Sohn des Aegeus und der Aethr war die Frucht geheimer Liebe. Als Aegeus von der Gelie ten Abſchied nahm, legte er in der einſamen Waldgegen ſein Schwert unter ein Felsſtück und ſagte ihr: „Wen einſt der Sohn, den du unterm Herzen trägſt, ſtark genu ſein wird, dieſen Stein wegzuwälzen, dann nehme er da Schwert und eile zu mir, damit ich ihn daran erkenne.“

Zwanzig Jahre waren verfloſſen. Da erſchien Theſeu in Athen vor des Vaters Thron. Als echter Königsſohn be währte ihn das mitgebrachte Schwert, noch mehr der ihm vorangehende Ruf der Heldenthaten, womit er ſich ſchon während der Reiſe von Trözene, der Heimat ſeiner Mutter, bis nach Athen die allgemeine Bewunderung erwarb.

Das Beſte an der Sache war, daß jene Heldenthaten zugleich Wohlthaten für das Land wurden, indem Theſeus ſeinen Muth und ſeine Stärke an Raubmördern verſuchte, die alle Wege unſicher machten. Der herrliche Jüngling übte an dieſen das Vergeltungsrecht mit ſolcher Strenge, daß er die Mörder nicht nur mordete, ſondern ſie auch die nämlichen Martern leiden ließ, womit die Reiſenden von ihnen waren mißhandelt worden.

So pflegte einer jener Räuber, Namens **Sinnis**, die oberſten Spitzen zweier Fichtenſtämme zu einander herabzubiegen, an jede derſelben den Fuß eines ergriffenen Wanderers zu binden, dann die niedergedrückten Aeſte plötzlich loszulaſſen, daß ſie, mit Heftigkeit in die Höhe fahrend, den angebundenen Leib in der Mitte auseinander riſſen.

Nicht minder machte ſich ein gewiſſer Prokruſtes durch ſeine gräßliche Erfindungskraft unſterblich, indem er Wanderer von kleinem Körper in ein großes Bettgeſtell legte, und ihre Glieder durch Foltern ſo lange zog und dehnte, bis ſie des Bettes Länge ausfüllten, wogegen er die Wanderer von großer Geſtalt in ein kleines Bett legte, und ihnen die Beine, ſo weit ſie über das Geſtell vorragten, weghaute; beides ungefähr ſo, wie viele Recenſenten es mit den Geiſtesprodukten, und viele Menſchen auch im geſellſchaftlichen Leben es mit einander zu thun pflegen.

Nachdem Theſeus ſein Vaterland von manchen Feinden der Ruhe und Sicherheit befreit hatte, fand er ſelbſt in Athen Feinde anderer Art, da Pallas, des Aegeus Bruder, mehrere Söhne hatte, die ſich durch den, wie aus den Wolken herabfallenden Theſeus ihrer Hoffnung zur Thronfolge beraubt ſahen. Sie griffen, ihr vermeintes Recht zu behaupten, zu den Waffen. Theſeus beſiegte ſie, und überließ ſich dann wieder ſeiner Lieblingsneigung, Abenteuer z beſtehen.

Unter Andern bemächtigte er ſich auch eines wilden Büffels, der ſein Unweſen in der Gegend des Fleckens Marathon, in der Nähe von Athen, trieb, die Felder verheert und Menſchen tödtete. Theſeus bezwang ihn und führte de vierfüßigen Gefangenen in Ketten triumphirend durch di Stadt.

Das merkwürdigſte Abenteuer beſtand Theſeus in Kreta, deſſen König, Minos, den Zweiten, die Athener durc die Ermordung ſeines Sohnes Androgeus ſchwer beleidig hatten. Minos ſegelte mit einer Flotte nach der attiſche Küſte, bemächtigte ſich des Landes, zog aber wieder fort, indem er einen jährlichen Tribut forderte, der in eine beſtimmten Anzahl von Knaben und Mädchen beſtand. Dieſe mußten denn in jedem Jahre nach Kreta gebracht werden. Man ſchloß ſie dort in ein unterirdiſches Gefängniß, eine labyrinthiſche Felſenkluft, ein, vermuthlich um ſie dem Götzen Minotaurus, als Opfer für den gemordeten Androgeus, zu ſchlachten.

So konnte wohl natürlich die Sage entſtehen, welche jenen kretenſiſchen Götzen zu einem Ungeheuer, halb Mann, halb Stier, machte. Den Tribut im dritten Jahre führte Theſeus ſelbſt in der Abſicht nach Kreta, ſein Vaterland von dieſer Schmach und Qual für die Zukunft zu befreien. Ariadne, die ſchöne Tochter des Minos, entbrannte für den Heldenjüngling. Durch ihren Beiſtand gelang es ihm, den Götzen zu zertrümmern, den gräßlichen Götzendienſt zu zerſtören und die, dem Tode beſtimmten Schlachtopfer zu retten. Was vermögen nicht Muth und Liebe durch ihre vereinigte Macht!

Die Retterin folgte dem geliebten Helden. Auf der Inſel Naxos ſoll er ſie grauſam verlaſſen haben. Viele beſchuldigen ihn der ſträflichſten Treuloſigkeit, wogegen Andere, ihn entſchuldigend, behaupten, er habe dies auf Götterbefehl gethan. Man findet ſogar die Meinung — und wohl die wahrſcheinlichſte von allen — Theſeus ſei von ſeinen Gefährten gezwungen worden, Ariadne auf Naxos zurückzulaſſen, weil ſie den Ruhm, ihr Vaterland von jenem ſchmählichen Tribute befreit zu haben, nicht der Hülfe eines Mädchens verdanken wollten.

Als er nach Athen zurückkam, fand er ſeinen Vater nicht mehr am Leben, und wurde als König anerkannt. Er, der ſich bisher als Held und Abenteurer Bewunderung und Liebe erworben hatte, zeigte ſich nun auf der Höhe des Thrones in ſeinem vollen Glanze als Fürſt, der nicht ermüdet, ſein Volk zu beglücken, und ſeinen Stolz darein ſetzt, die Macht der Geſetze durch das große Beiſpiel der Selbſtunterwürfigkeit aufrecht zu erhalten, als Erſter nicht nur durch Würde, ſondern auch durch Geiſt und Tugend zu glänzen.

So vereinigte er die Ortſchaften Attica's, die bisher einander in feindſeliger Eiferſucht entgegen ſtanden, zu brüderlicher National-Eintracht, erweiterte und verſchönerte Athen, errichtete daſelbſt einen gemeinſchaftlichen Gerichtshof für das ganze Land, und feierte die glückliche Ausführung ſeines Planes durch die Panathenäen, ein glänzendes Volksfeſt der Athene (Minerva), als der Schutzgöttin Athens, und durch die iſthmiſchen Spiele, die an der ſüdlichen Grenze des attiſchen Gebietes alle zwei Jahre wiederholt wurden.

Da die Ordnung im Innern feſt gegründet und der Friede geſichert war, fühlte ſich Theſeus von der Laſt des ruhigen einförmigen Lebens ſo gedrückt, daß die Sehnſucht nach Beſchäftigung der Heldenkraft in ihm gewaltig wieder erwachte. Dieſer Periode werden von der Sage viele neue Unternehmungen theils zugeſchrieben, theils offenbar angedichtet, wenigſtens poetiſch ausgeſchmückt. Hieher gehört der Kampf der Lapithen und Centauren, deſſen ich ſchon erwähnt habe, die Theilnahme an dem Argonautenzuge und an der Jagd des kaledoniſchen Ebers, der Feldzug gegen die Amazonen, die Entführung der Helena und Proſerpina, nebſt einer Anzahl von andern Liebſchaften.

Als Theſeus endlich dieſer Lebensweiſe überdrüßig ward und wieder heimkehrte, fand er alle Gemüther ihm entfremdet. Das Volk empfing ihn lieblos wie einen Fremdling, und in ſeinem eigenen Hauſe erwartete ihn Schmach und Kränkung. Er hatte ſich mit Phädra, einer Schweſter der verlaſſenen Ariadne vermählt, um mit dem erzürnten Kreta ein neues Band der Eintracht zu knüpfen. Aber hier ereilte ihn die ſtrafende Nemeſis. Er hatte, da er ſich mit Phädra vermählte, ſchon einen erwachſenen Sohn, Hippolyt, von der Amazone Antiope, welchen er abſichtlich vom Hauſe entfernte. Dennoch traf ſich's, daß Phädra ihn, als ſie einſt nach Eleuſis ging, erblickte. Das Herz der Stiefmutter ward von heftiger Leidenſchaft für den unbekannten Stiefſohn entzündet. Sie wagte es, dem ſchönen Jünglinge die Glut ihrer Liebe zu entdecken. Die verweigerte Gegenliebe entflammte ſie noch mehr. Da jeder Verſuch, ihn zu gewinnen, fruchtlos blieb, verwandelte ſich die Liebe der Verſchmähten in Haß und Rachſucht. Sie verleumdete, als Theſeus zurückkehrte, den unglücklichen Jüngling, als habe er ihrer Tugend frevelhaft nachgeſtellt. Der Vater verfluchte den Sohn, der, von ſcheuen Pferden zerriſſen, den gräßlichſten Tod ſtarb. Nun wüthete die Verzweiflung im Herzen der Frevlerin. Sie tödtete ſich ſelbſt und bekannte Hippolyts Unſchuld. So erblickte Theſeus die Leichen der Gattin und des Sohnes.

Aber all' dieſes Unglück rührte die Herzen der Athener nicht. Theſeus blieb ihnen fremd, und Mneſtheus ſaß auf dem uſurpirten Throne. Da ſprach der Heros, zürnend dem Undanke der Seinigen, einen furchtbaren Fluch über Athen aus, und ſchiffte nach der Inſel Scyros, wo König Likomedes herrſchte. Aber dieſer, einſt der Freund des Glücklichen, ließ ſich durch Mneſtheus gegen den Unglücklichen reizen, nahm ihn mit geheuchelter Gaſtfreundlichkeit auf, führte den Argloſen, unter dem Verwande, ihm die ſchönen Ausſichten der Inſel zu zeigen, auf einen hohen Fels, und ſtieß ihn von deſſen Spitze in die Tiefe des Meeres.

Als Theſeus im Wellengrabe lag, erkannten die Athe- ner ihr Unrecht, welches ſie dadurch gut zu machen glaub- en, daß ſie den Mißhandelten nach ſeinem Tode vergöt- erten.

Möchten doch ſo Manche bedenken, daß zugefügte Krän- ungen, erſt nach dem Tode des Gekränkten erkannt, ſich ht mehr gut machen laſſen, und daß eben der Schmerz, es nicht mehr zu können, eine fruchtloſe, aber deſto ſchrecklichere Reue erzeugt! Wohl Jedem, der da weiß, daß keine Anklage aus der Ewigkeit über die Scheidewand des Grabes zu ihm herüberhallt!

## Athen's Könige. Drako's und Solon's Geſetze.

Die Reihe der Könige von Attica ſchloß **Kodrus** durch ſeinen Heldentod ſo impoſant, als nur die herrlichſte Tragödie enden kann. In einem Kriege der Athener mit den Megarern verkündete ein Orakelſpruch den entſcheidenden Sieg derjenigen Partei, deren König umkommen würde. **Kodrus** vernimmt es, eilt, als Landmann verkleidet, in das feindliche Lager, reizt die Soldaten zum Zorne und wird — getödtet. Die **Athener** ſchicken eine Geſandtſchaft, um den Leichnam ihres Königs zu bitten; da ergreift paniſcher Schrecken die **Megarer**; ſie ziehen ab, ohne Schwertſtreich.

Die Athener ehrten das Andenken des Königs, der ſein Leben dem Vaterlande opferte, auf eine etwas ſonderbare Weiſe, nämlich durch Abſchaffung der königlichen Würde, indem ſie erklärten, die Größe des erhabenen **Kodrus** ſei ſo einzig, daß man keinen Andern dieſer Würde würdig achten könne. **Medon**, des Kodrus Sohn, wurde zwar zum Oberhaupt des Staates gewählt, doch nur unter dem Titel **Archon**. Dieſe Würde blieb **ihm** und ſeinen erſten Nachfolgern lebenslang und war erblich; nachher wurde ſie auf zehn Jahre beſchränkt; endlich wählte man jährlich **neun** Archonten ſtatt des ehemaligen **Einen**.

Athen's Zuſtand verſchlimmerte ſich bei dieſer Verfaſſung bedeutend, indem theils ſtatt des einen Herrſchers nun Viele herrſchten, oder doch herrſchen wollten, theils aber das Anſehen und die Macht der Archonten nicht groß genug war, das unbändige Aufſtreben der Ehrſüchtigen und der übermüthigen Reichen niederzudrücken. So erhoben ſich denn Parteien über Parteien; die Zerrüttungen nahmen überhand und das bedrängte, von vielfacher Tirannei mißhandelte Volk ſchmachtete in Armuth und Sklaverei.

Der Willkür Einhalt zu thun, ſehnte man ſich nach geſchriebenen Geſetzen. Drako, zwar ein weiſer und gerechter Mann, aber ſtrenger und härter als die, ſo viel möglich, Schonung erheiſchende Schwäche der menſchlichen Natur es zu ertragen vermochte, wurde zum Geſetzgeber erwählt, um das Schlimme gut zu machen. Schade, daß er mit dem beſten Willen das Übel ärger machte, eben weil er es zu gut machen wollte, und daher ſo gewaltig angriff, daß der kranke Staat unter ſeinen ärztlichen Händen beinahe den Geiſt aufgegeben hätte! Der redliche, aber finſtere Mann wollte mehr die Sitten als die Staatsverfaſſung beſſern, glaubte dem Übel durch Terrorism abhelfen zu müſſen, und das Laſter mit Gewalt ausrotten zu können. Er erklärte geradezu, auch das geringſte Verbrechen verdiene den Tod, für das ſchwerſte aber kenne er keine härtere Strafe. Und ſo wurde denn, nach dieſem unkonſequenten Syſteme, der Müßiggänger gleich dem Mörder, und der Rübendieb eben ſo wie ein Tempelräuber mit dem Tode beſtraft. Um den Geiſt der drakoniſchen Geſetze mit einem Worte zu bezeichnen, ſagte man, ſie ſeien mit Blut geſchrieben. Dieſe grauſame Geſetzgebung ging in manchen Fällen ſogar in's Lächerliche. So z. B. ſollte einer Bildſäule, wenn ſie, zufällig umfallend, einen Vorübergehenden erſchlug, ein förmlicher Kriminalproceß gemacht werden. Eine ſo übertriebene Juſtiz verfehlte ihren Zweck und bewirkte nichts Anderes — als Unwillen und Erbitterung gegen den Geſetzgeber, der, beladen mit dem Haſſe ſeines Volkes, als Flüchtling auf der Inſel Ägina ſtarb.

Nachdem Drako's Geſetzgebung ſich ſelbſt zerſtört hatte, blühte endlich Solons milderer Geiſt empor, ein Geiſt der Humanität, wie Volk und Zeit ihn bedurften. Solon, ein Mann von den ſeltenſten Gaben, glänzte ſchon früh als Held, Dichter und Redner, und vereinigte den Ernſt des Denkers mit der Liebenswürdigkeit ſanfter Gemüthsart. So erwarb er ſich denn bald in eben dem Grade die allgemeine Liebe, als Drako den allgemeinen Haß auf ſich geladen hatte.

Von Solon erwartete nun der Staat ſein neues Heil. Man trug ihm die Königswürde und die Geſetzgebung an. Er lehnte jene ab, und unterzog ſich dieſer mit Eifer. Dabei ging er jedoch in Allem mit Mäßigung zu Werke, und ſuchte vorzüglich durch ſein eigenes Beiſpiel zu wirken. So wagte er es nicht, mit likurgiſcher Strenge den Reichen ihren Reichthum zu nehmen, um der Noth der Verarmten damit auf einmal abzuhelfen, ſondern er begnügte ſich, dem Elend und der Dürftigkeit eine bedeutende Erleichterung durch das untrügliche Mittel zu verſchaffen, daß er ſelbſt den Anfang machte und ſeinen Schuldnern einen beträchtlichen

Theil ihrer Schulden erließ. Viele reiche Gläubiger folgten dieſem edelmüthigen Verfahren. Zugleich ſuchte er durch eine Finanz-Operation die allgemeine Geldmaſſe zu vermehren, indem er den Werth der Münzen, z. B. die attiſche Mine von 73 auf 100 Drachmen erhöhte.

Das Volk theilte Solon, nach Maßgabe der jährlichen Einkünfte jedes Bürgers, in vier Klaſſen. Die beiden erſten bekleideten ausſchließend die höhern obrigkeitlichen Würden, und dienten im Kriege zu Pferde. Aus der dritten Klaſſe, die im Kriege das ſchwere Fußvolk bildete, wurden in der Friedenszeit die Richterſtellen beſetzt. Die vierte Klaſſe hatte, zum Erſatz der ihr ſelbſt verſagten Ehrenſtellen, das Recht, Männer aus den drei erſten Klaſſen dazu zu wählen; im Kriege nahm man aus ihr die leichten Truppen und die Seeſoldaten.

Als attiſche Bürger ließ Solon, um dem Vorzuge des erlangten Bürgerrechtes deſto mehr Werth zu verſchaffen, nur diejenigen gelten, die von Vater und Mutter die echt attiſche Abkunft erweiſen konnten. Fremden ward die Verleihung des attiſchen Bürgerrechtes nur dann gewährt, wenn ſie ſich mit ihrer ganzen Familie und ihrem ganzen Vermögen, oder, wenn dies fehlte, mit Ausübung einer nützlichen Kunſt in Attica niederließen. Nur Bürger durften in den Volksverſammlungen erſcheinen und ihre Stimme geben. Um aber die rohe Heftigkeit der Maſſe im Zügel zu halten, und der Gefahr tumultuariſcher Bewegungen vorzubeugen, errichtete Solon einen Rath der Vierhundert als lenkender Geiſt der Volksverſammlungen, in welchen dann nur dasjenige, was jener Senat beſtimmt, berathen und vorbereitet hatte, zur Sprache kam. Nebſtdem gab Solon auch dem Areopagus, dieſem älteſten und ehrwürdigſten aller Gerichtshöfe neue Macht und einen erweiterten Wirkungskreis, indem derſelbe über die Geſetze und den Götterdienſt zu wachen, und in Fällen über Leben und Tod das entſcheidende Urtheil zu ſprechen hatte. Dieſer höchſte Gerichtshof durfte nur aus Männern beſtehen, welche ſchon die Archontenwürde bekleidet hatten.

Eine Braut, welche nicht die einzige Erbin ihrer Eltern war, durfte dem Manne nichts als drei Kleider und einiges Hausgeräthe mitbringen. Uneheliche Kinder waren nicht verpflichtet, ihre Väter zu ernähren, ſelbſt der eheliche Sohn war nicht dazu verbunden, wenn der Vater ihn keine Kunſt lernen ließ.

Von den Todten durfte man nie und nirgend Böſes, von den Lebenden nicht in den Tempeln und bei öffentlichen Feſten ſprechen.

Wer ein Weib, ein Kind, einen Armen oder Sklaven mißhandelte, den durfte jeder Athener gerichtlich belangen.

Nach Solons Verlangen ſchwur der Senat, jene Geſetze hundert Jahre aufrecht zu erhalten. Solon unternahm hierauf eine große Reiſe nach Ägypten, Klein-Aſien, Cypern und andern Inſeln. Er hatte aber kaum ſein Vaterland verlaſſen, als die verſchiedenen Parteien ihre Häupter wieder erhoben, und innere Unruhen den kaum geordneten Staat auf's Neue zerrütteten.

Zum Glück fügte ſich's, daß Piſiſtratus, der an

: Spitze der ſiegenden Partei ſtand, ein Mann von treff-
hen Eigenſchaften des Geiſtes und des Gemüthes war.

## Züge aus Solon's Leben. Piſiſtratus.

Solon war auf der Inſel Salamis geboren, wel-
das Joch der Athener abſchüttelte, und ſich der Herr-
ft der Megarer unterwarf. Die Athener ſtrengten alle
fte an, ſich des Eilandes wieder zu bemächtigen, und
en ſich's viel Geld und Blut koſten. Und dennoch verge-
! Um den geſchwächten Staat nicht zu erſchöpfen, und
n jede Lockung zu neuen Verſuchen geſichert zu ſein,
 in Athen Jeder, der einen neuen Angriff auf Sa-
is vorſchlagen würde, mit der Todesſtrafe bedroht. Alle
ier verſtummten; aber Solon fand Mittel und We-
ie Eroberung der Inſel, deren Beſitz ihm für Athen
g ſchien, ungeachtet des drohenden Geſetzes zu Stande
ingen. Er lief wie ein Raſender durch die Straßen
s, ſchrie und tobte, um die allgemeine Aufmerkſam-
 erregen, brachte manchen Unſinn vor, überhäufte
abei unter der Maske des Wahnſinns die Athener mit
ern Vorwürfen über die Feigheit, einen ſo wichtigen
 muthlos aufzugeben, daß man den Entſchluß zu einer
 Unternehmung faßte. Der ſchlaue Wahnſinnige wußte
ch eine andere Liſt, um die Eroberung der Inſel
und leicht zu bewirken. Es gelang ihm, tapfere Jüng-
 als Mädchen gekleidet, nach Salamis zu bringen,

die, als die erforderliche Anzahl beiſammen war, ſich demaskirten, losſchlugen, und ſich des Eilandes bemächtigten.

Solon erwarb ſich die allgemeine Hochachtung in dem Grade, daß man ihn zu den ſieben Weiſen Griechenlands zählte. Freilich konnte ein Mann in jener Zeit ſich durch einzelne Sittenſprüche leichter, als jetzt durch ganze Bände den Ruf eines Weiſen erwerben, ſo wie in der ſogenannten goldenen Zeit unſerer deutſchen Literatur der Verfaſſer eines Liedchens oder eines Sinngedichtes ſich den poetiſchen Lorbeer ſchneller, als jetzt durch ganze Tragödien und Epopöen, erwarb.

Krösus, König von Lydien, glaubte den weiſen Solon in keine geringe Verlegenheit zu ſetzen, indem er ihm ein ganzes Magazin ſeines Reichthums zeigte, und die Frage that: „Ob er nicht den Beſitzer ſolcher Schätze für den glücklichſten aller Menſchen halte?“ Solon erklärte zu des Königs größter Ueberraſchung, er kenne in Griechenland manchen glücklicheren Menſchen, nämlich manchen Landmann, der, weder vom Ueberfluß noch vom Mangel gedrückt, ſeine wenigen Bedürfniſſe geſund und rüſtig durch ſeiner Hände Arbeit befriedige. Der König wollte ſich nun begnügen, daß Solon ihn, wenn nicht für den Glücklichſten, doch für einen Glücklichen halte. Da gab ihm der Weiſe die ſchlichte, aber durch den Erfolg ſehr berühmt gewordene Antwort, daß Niemand ſich vor ſeinem Ende glücklich preiſen dürfe. Dieſe einfache Wahrheit rettete dem Könige, der ſie feſt im Gedächtniſſe behielt, das Leben in dem furchtbaren Augenblicke, da Cyrus über ihn, den Beſiegten und Entthronten, das Todesurtheil ausſprach.

Kröſus ſchien den Ausbruch des höchſten Schmerzes in den wiederholten Ausruf des Namens: „Solon!“ zuſammen zu drängen. Als Cyrus von dem Befragten die Urſache dieſer tragiſchen Apoſtrophirung erfuhr, fiel auch ihm der Kontraſt zwiſchen ſeiner eigenen Machtherrlichkeit und dem Elende ſeines, vor Kurzem noch eben ſo glückſtrahlenden Gegners ſo ſchwer auf das Herz, daß er das Todesurtheil widerrief, und, gleichſam um den Schickſalswechſel zu ſühnen, den geſtürzten Feind zu ſeinem innigſten Freunde machte.

Wir kehren zu Piſiſtratus zurück, der nach einer ſtürmiſchen Gewitternacht von Parteien-Kämpfen den Athenern wie eine neue, Licht, Ruhe und Freude bringende Sonne aufging. Nur ſeinen ausgezeichneten Vorzügen und Tugenden konnte es gelingen, den allgemeinen Willen in ſich vereinigend, ſich als Haupt der Republik emporzuheben.

Die hervorragendſten Eigenſchaften im Character des Piſiſtratus waren Klugheit, glänzende Freigebigkeit und hohe Geſinnung.

Damit verband er ein ſehr einnehmendes Weſen und das freundlichſte Benehmen gegen Jedermann. Die Klugheit bewog ihn Solons Geſetze aufrecht zu erhalten. Die Freigebigkeit bewog ihn, eine Verſorgungsanſtalt für verſtümmelte und entkräftete Krieger zu gründen, einen öffentlichen Garten für das Volk anzulegen, und den Dürftigen Hülfe zu leiſten. Das Vorzüglichſte that ſein hoher Sinn für Geiſtescultur. Er gründete die erſte Sammlung von Manuſkripten; er unterſtützte und belohnte Dichter, Redner und bildende Künſtler; er ſchmückte die Stadt mit herrlichen Gebäuden.

Den erſten Schritt zur Erlangung der Würde eines Staats-Oberhauptes that der ſchlaue Mann mit einem liſtigen Gaukelſpiel. Er ließ ſich eines Tages, blutend aus Wunden, die er ſich mit eigener Hand verſetzte, auf den Platz der gewöhnlichen Volksverſammlungen tragen, erzählte mit allem Zauber der ihm eigenen Beredtſamkeit, dies ſei ihm von ſeinen Feinden geſchehen, die ihn haßten, eben weil das Volk ihn liebe, und bat um Schutz. Der feine Menſchenkenner hatte ſich in ſeinem Plänchen nicht geirrt. Die gerührte und ſchnell entflammte Menge beſtellte dem ſcheinbar Gefährdeten, den ſie als das Opfer für ihre Sache bluten ſah, ohne weitere Unterſuchung ſogleich funfzig Mann als Leibwache. Das war's, was Piſiſtratus vor Allem bedurfte. Die kleine Macht, von ihm ſelbſt baldheimlich vermehrt, reichte zwar hin, ſich der feſten Burg zu verſichern; das Glück war aber von kurzer Dauer. Megakles und Lykurg, die Häupter der zwei Gegenparteien vereinigten ſich, und trieben den Machthaber aus der Stadt. Nun gewann Lykurg mit ſeinem Anhange das Uebergewicht. Sogleich trat Megakles auf die Seite des kaum Vertriebenen, der ſich deſſen Tochter zu heirathen erbot. Jetzt erfolgte ein Gaukelſpiel, welches eben keinen gar vortheilhaften Begriff von den Athenern erweckt. Ein gemeines Mädchen, ſchön und von hoher Geſtalt, wurde, als Minerva gekleidet, auf einen Wagen geſtellt; ihr zur Seite ſtand Piſiſtratus. Herolde gingen dem Triumphzuge voran, und forderten das Volk auf, den Mann, den die erhabene Schutzgöttin Athens ſelbſt einzuführen würdige, als ein Geſchenk der Olympia aufzunehmen. Und das Volk? — ſtaunte, und that, was die Herolde ausriefen.

Als Piſiſtratus ſich wieder im Beſitze der verlornen Macht ſah, weigerte er die Bedingung zu erfüllen, unter welcher Megakles ihm dazu verholfen hatte. Die Verſchmähung der Tochter verwandelte den Vater flugs wieder zum Feinde, und Piſiſtratus zog es vor, lieber freiwillig zu entfliehen, als ſich mit einem Mädchen zu vermählen, deſſen Familie eines Verbrechens wegen von den Athenern verabſcheut wurde.

Die Zeit ſeiner Entfernung von Athen benützte Piſiſtratus, der die zweimal errungene Würde nun durchaus nicht aufgeben wollte, mehrere griechiſche Staaten, insbeſondere ſo für ſich zu gewinnen, daß er ein kleines Kriegsheer erhielt, in Attica einfiel, und ſich nun — zum dritten Male als Sieger — der Oberherrſchaft mit Gewalt bemächtigte; dennoch herrſchte er ſo mild und mit ſo fortwährender Achtung gegen Solons weiſe Geſetze, daß man bald vergaß, wie er die Herrſchaft erhielt, und nur ſah, wie er ſie ausübte.

So hatte Piſiſtratus denn — nicht den Namen, aber die Macht eines Königs, und die Liebe der Athener für ihn ging ſo weit, daß ſie ſeine, an ſchönen Eigenſchaften ihm ähnlichen Söhne Hippias und Hipparchus, da der Allgeliebte ſtarb, als deſſen Nachfolger und als Oberhäupter des Staates erkannten.

Unter den Verdienſten, welche ſich Piſiſtratus um die Beförderung der Geiſtesbildung erwarb, wird auch dieſes gerühmt, daß er die Athener zuerſt mit Homers epiſchen Gedichten bekannt gemacht habe, die er ordnen und an dem Feſte Panathenäa öffentlich vortragen ließ.

## Griechiſche Poeſie.

Vom Linus, dem älteſten der helleniſchen Sänger, iſt der Name das Einzige, was wir kennen. Sein Schüler Orpheus, ein Thracier, iſt uns durch fabelhafte Hyperbeln als ein Wundermann bekannt, der durch ſeine Geſänge wilde Thiere, Wälder und Steine ihm zu folgen zwang, Krankheiten heilte, und den Zorn der Götter beſänftigte. Die noch jetzt unter dem Namen des Orpheus vorhandenen Gedichte, wie z. B. der Argonautenzug, die Hymnen, das Gedicht von der Natur und den Kräften der Steine u. a. ſind, wie mehrere gelehrte Männer hinreichend erwieſen haben, von ſpäteren, wahrſcheinlich alexandriniſchen Dichtern, unterſchobene Fabrikate.

Eben ſo geht es uns auch mit dem Muſäus, einem Schüler des Orpheus. Auch von dieſem philoſophiſchen und epiſchen Dichter iſt nur ſein Ruhm, aber kein einziges Werk zu uns gekommen. Das unter ſeinem Namen vorhandene manierirte und gehaltloſe erotiſche Gedicht Hero und Leander, iſt ein Produkt der erſtern Jahrhunderte nach Chriſti Geburt. Etwas mehr als nichts wiſſen wir von den Lebensumſtänden Homers, von dem aber zum Glück noch Werke vorhanden ſind, in deren gerechter Lobpreiſung alle gebildeten Völker ſtets gewetteifert und Jahrhunderte ſich erſchöpft haben.

Mehrere Städte der Vorwelt haben um die Ehre geſtritten, Homer's Geburtsſtadt zu ſein. Gewiß iſt nur ſo viel, daß Jonien, die Seeküſte Klein-Aſiens, oder das aſiatiſche Griechenland, ſein Vaterland war. Was nun die Zeit ſeiner Exiſtenz betrifft, ſo ſetzen die neueren Unterſuchungen dieſelbe beiläufig neunhundert Jahre vor Chriſti Geburt, und ungefähr zweihundert Jahre nach Troja's Zerſtörung.

Die zwei epiſchen Gedichte, welche dem joniſchen Sänger die Unſterblichkeit erwarben, ſind die Ilias und die Odyſſee. Die Bewunderung ihrer Schönheit hat ſogar mehrere ausgezeichnete Gelehrte veranlaßt zu behaupten, Homer ſei nicht der einzige Verfaſſer dieſer Heldengedichte, ſondern mehrere Rhapſoden hätten einzelne Geſänge gedichtet, und Piſiſtratus habe ſie dann in jene Verbindung bringen laſſen, in welcher wir ſie noch jetzt beſitzen.

Es verſteht ſich von ſelbſt, daß dieſe Meinung wieder ihre gewaltigen Gegner fand. Wir laſſen Beide zanken, ſo viel ſie wollen, ohne die Richtigkeit oder Unrichtigkeit ihrer Gründe zu unterſuchen, ſondern halten uns an das, was ſchön und klar vor uns liegt: an die zwei Gedichte ſelbſt. Sie mögen nun die Werke Mehrerer oder eines Einzigen ſein, — uns gilt das gleich, denn Meiſterwerke ſind ſie auf jeden Fall, und das iſt und bleibt die Hauptſache.

Der Plan der Ilias, eines hiſtoriſchen Heldengedichtes in vierundzwanzig Geſängen, iſt ſehr einfach. Es erzählt den letztern Theil des trojaniſchen Krieges, und zwar von der Periode an, wo die tragiſchen Begebenheiten desſelben anfangen. Die Veranlaſſung zu dieſem Kriege gab die ſchöne Helena, Gemahlin des Menelaus, Königs von Sparta, welche Paris, ein Sohn des Priamus, Königs von Troja in Phrygien[*], entführte. Troja wurde auch Ilion genannt, daher das Gedicht die Ilias heißt. Alle griechiſchen Fürſten vereinigten ſich, um die dem Einen zugefügte Beleidigung zu rächen. Den Oberbefehl über die Geſammtmacht erhielt Agamemnon, König von Mycene, ein Bruder des Menelaus.

Schon war die Stadt längere Zeit von den Griechen belagert. Die Handlung des Gedichtes beginnt mit einem Zwiſt. Agamemnon entzweit ſich mit dem Achill, einem der tapferſten unter den griechiſchen Fürſten. Achill zieht ſich mit ſeiner Kriegsmacht vom vereinigten Heere zurück, dem die Abweſenheit des Helden großen Nachtheil bringt. Die Trojaner ſiegen in mehreren Gefechten, und hoffen ſchon die Befreiung der Stadt. Endlich rettet Patroclus die geſchlagenen Griechen aus ihrer bedrängten Lage, indem er von dem unerbittlich trotzenden Achill die Erlaubniß erhielt, in ſeinen Waffen gegen die Trojaner zu kämpfen. Patroclus kämpft in dieſer Rüſtung ſeines Freundes Achill mit Hektor, dem tapferſten unter Priams Söhnen, wird aber beſiegt und getödtet. Hektor nimmt ihm Achills Waffen, und prangt damit im Angeſichte des Heeres. Ergrimmt über den Tod ſeines Freundes Patroclus und über den Sieg ſeines Feindes Hektor, erhebt ſich Achill nun in ſeiner Macht, kämpft, ſchlägt die Trojaner, tödtet den Hektor, und führt deſſen Leichnam in ſein Zelt. Das Gedicht ſchließt mit den feierlichen Spielen bei der Leichenbeſtattung des Patroclus. Hektor's Leiche wird dem greiſen Priamus von dem ſtolzen Sieger, durch des unglücklichen Vaters rührendes Flehen endlich erweicht, zurückgegeben, und zum feierlichen Begräbniſſe nach dem durch Feuer und Schwert zerſtörten Troja gebracht.

---

[*] Phrygien, eine Landſchaft in Klein-Aſien.

So endet der Kampf, an dem alle Götter und Göttinnen Theil nehmen. In der ganzen Darſtellung herrſcht die höchſte Einfachheit und Klarheit mit der lebendigſten Anſchaulichkeit. Homer ſpricht durchgehends als Dichter zur Phantaſie des Leſers. In den Gleichniſſen, Schilderungen, Schlachtgemälden, Reden u. ſ. w. herrſcht Kraft und Mannigfaltigkeit. Bewunderungswürdig zeigt ſich Homer in der Characterſchilderung der handelnden Perſonen. Achilles, Agamemnon, Menelaus, Ulyſſes, Ajax, Neſtor, Therſites, Hektor, Paris, Priamus, Helena, Hekuba und Andromache, zeigen ſich mit den beſtimmteſten Umriſſen, mit den eigenthümlichen Zügen voll Wahrheit und mit der conſequenteſten Haltung durch das ganze Gedicht. Eben ſo zeigt ſich auch in der Aufregung und ſtufenmäßigen Steigerung der Leidenſchaften die höchſte poetiſche Kunſt.

Die Odyſſee erzählt in einem ruhigeren Tone die ſonderbaren Irrfahrten und Abenteuer des Ulyſſes (Odyſſeus) während ſeiner Rückreiſe von dem zerſtörten Troja in das heimatliche Ithaka, wo die treue Gattin Penelope und der herrliche Sohn Telemach ſeiner mit Sehnſucht harren.

Archilochus, geboren auf der Inſel Paros, gewann die Liebe der ſchönen Neobule und die Einwilligung ihres Vaters Likambes, ſie zu heirathen. Aber Vater und Tochter nahmen ihr Wort zurück. Die heftigſte Liebe verwandelte ſich plötzlich in den heftigſten Haß. Der junge Dichter, von Wuth entbrannt, goß ſein ganzes Feuer in den bitterſten Satyren auf die Wortbrüchigen aus. Er bediente ſich dazu jambiſcher Silbenmaße von heftig fortſtoßender Bewegung, die er ſelbſt erfand. So giftig und übertrieben ſeine poetiſchen Invectiven, oder vielmehr Pasquille auch waren, ſo fand er doch ſein Publikum, welches ihn mit Beifall überhäufte; denn ein Theil der Leute labt ſich an der Schadenfreude, einen andern beluſtigt der Spott; auch laſſen die Meiſten von leidenſchaftlichen Menſchen ſich blenden, beſtechen und hinreißen. Das arme Mädchen, dem böſen Leumund preisgegeben, gerieth in Verzweiflung und tödtete ſich ſelbſt. Nachdem das Publikum die Bösartigkeit des gallſüchtigen Poeten ſelbſt lange genährt hatte, und der Raſende, dadurch aufgemuntert, mit ſeinen Schmähungen nun auch über Andere eben ſo ſchonungslos herfiel, gingen den bethörten Schadenfrohen die Augen auf. Archilochus wurde durch ſeine Tollheit eben ſo verabſcheut, als wegen ſeiner ausſchweifenden Lebensweiſe, ein Gegenſtand des allgemeinen Haſſes und aus ſeinem Vaterlande verbannt.

Vergebens zog er nun von Land zu Land, von Stadt zu Stadt. Dem verachteten Flüchtlinge ward die Aufnahme verſagt, und indem er ſich dafür durch neue Schmähgedichte rächte, wuchs der Abſcheu vor ihm noch mehr. Endlich wendete er ſich an die Bürger von Elis mit der Bitte eine zum Lobe des Herkules gedichtete Hymne bei den olymviſchen Spielen vertragen zu dürfen. Die Bitte wurde gewährt. Archilochus trug ſein Gedicht mit Begleitung der Lyra vor. Die Kraft der Gedanken, die Kühnheit der Bilder und das Feuer der Empfindung erhoben den Geiſt der Zuhörer in eben dem Grade, als die Neuheit des wechſelnden Rhythmus und die ſchönen Modulationen der Melodie das Gehör bezauberten. Man vergaß alle Vergehungen des bösartigen Menſchen und ſchmückte den Dichter mit dem Siegeskranz. Jetzt nahm den ruhmbedeckten Verſtoßenen auch ſein Vaterland wieder auf, und überhäufte ihn, da er von einem gewiſſen Kallondas, den er früher gleichfalls mit Schmähgedichten verfolgt hatte, getödtet wurde, auch nach dem Tode mit Ehren; dem feierlichen Leichenbegängniß folgte ein jährliches Feſt, wobei Gedichte von Homer und Archilochus wechſelweiſe vorgetragen wurden.

Von mehreren lyriſchen Dichtern wiſſen wir nur, daß ſie zu ihrer Zeit ſehr berühmt waren; erhalten haben ſich aber nur wenige kleine Fragmente und ihre Namen Alcäus, Terpander, Simonides, Alkman, Steſichorus, Bakchilides und Ibycus.

Alcäus, ein genialer Dichter, der hohen Schwung mit Anmuth und Wohllaut vereinigte, hat ſich die Theilnahme der Nachwelt auch dadurch erworben, daß er die Dichterin Sappho liebte ohne Gegenliebe zu finden.

Steſichorus machte ſich durch die Erhabenheit ſeiner Geſänge unſterblich; Simonides durch rührende Wehmuth und Klage. Für den Werth des Bakchilides ſpricht der Umſtand, daß Pindar auf ihn eiferſüchtig wurde. Als elegiſche Dichter vom erſten Range haben ſich Mimnermus, Hermeſianax, Meleager, Philetas und Kallimachus ausgezeichnet.

Vor Allen lächelt uns Anakreon, gebürtig aus Teos, einer Stadt in Jonien, freundlich entgegen, ein Zeitgenoſſe und Freund des mächtigen Polikrates von Samos. Die Silberhaare des Hauptes mit Roſen bekränzt und von Salben duftend, ſang er noch als Greis, gleich dem frohſinnigſten Jünglinge, vom Glück der Liebe und der Lebensluſt, von Scherz und Wein. Er iſt in ſeiner Art vortrefflich, die Art ſelbſt aber iſt gewiß nichts weniger als vortrefflich zu nennen; denn wenn der Dichter auch den irdiſchen Dingen huldigt, ſo ſoll er doch nicht ſo befangen und gleichſam vom Netze der Sinnlichkeit umſtrickt ſein, daß ihm das Irdiſche als das Höchſte und Einzige erſcheint, ohne je zu einem höheren Ziele aufzublicken, zu dem er ſich ſelbſt und den Leſer zu erheben ſucht.

Als ein treuer Sohn der Natur ſang Theokrit Scenen ländlicher Unſchuld und Einfalt. Er ſelbſt lebte in dem fruchtbaren und ſchönen Sicilien. Seine Idyllen ſind Nachklänge der ihn umgebenden Naturerſcheinungen und des vor ſeinen Augen waltenden Hirtenlebens. Alle ſeine Gemälde athmen Wahrheit, und wenn er die Geſinnungen und Empfindungen der Hirten ſchildert, ſo zeigt ſich bis in die feinſten Züge die höchſte Treue und Lebendigkeit. Theokrit malt nach dem Leben, verſchönert nur äußerſt wenig, und iſt alſo gerade das Gegentheil von unſerm Geßner, der uns durchgehends Ideale von Schäfern und Schäferinnen gibt, die in der wirklichen Welt nicht exiſtiren.

Dem griechiſchen Idyllendichter nähert ſich unſer Voß, doch mit dem Unterſchiede, daß jener in ſeine Naturgemälde bisweilen Züge einwebt, worüber Frauen und Mädchen, die nicht mehr ſo glücklich ſind, im Naturzuſtande jener ungeheuren Unſchuld zu leben, erröthen müßten. Zwei ſpätere Idyllendichter, Moſchus und Bion, zeigen zwar mehr Feinheit und Anmuth als Theokrit, ſtehen ihm aber an Genialität nach; auch weichen ſie von der einfachen Anmuth ländlicher Natur zu ſehr ab, und ſind oft gekünſtelt und manierirt. Es ſcheint, ſie haben ſich unglücklicher Weiſe gerade diejenige Dichtungsart gewählt, zu welcher ſie am wenigſten Talent hatten. Bion's Gedicht: „Die Todtenfeier des Adonis" gehört als Elegie zu den gelungenſten Trauergeſängen, die uns aus dem griechiſchen Alterthume nachklingen. Viel Vortreffliches haben uns die Griechen in der epigrammatiſchen Dichtungsart als ein ſchönes und reiches Erbtheil hinterlaſſen. Ich muß aber bemerken, daß ſich das griechiſche Epigramm von dem geſpitzten modernen beträchtlich unterſcheidet, indem jenes, ohne Stachel und meiſtens ſogar auch ohne Spitze, bald rgend ein kleines Gemälde ſüßer Wehmuth oder unſchuldi- er Freude, bald irgend ein zartes Mitgefühl oder einen eiſen Spruch, eine rührende Reflexion, ein ſinniges Bild . dgl. darſtellt. Herder, der Plato neuerer Zeit, hat ie ſchönſten und lieblichſten dieſer leichten kunſtloſen Blu- en auf deutſchen Boden verpflanzt. Seine Bearbeitung iſt ar nicht wörtlich treu, ſtrahlt aber deſto treuer den eiſt des Originals zurück.

## Cyrus. Fall des mediſchen Reiches. Die Perſermacht. Tod des Cyrus. Die Scythen-Königin Tomiris.

Wir verlaſſen den ſtillen, im freundlichſten Morgenroth glühenden Lorbeerhain der griechiſchen Muſen, und eilen in das Getümmel der Welt, wo eine ſonderbare Erſcheinung ſich uns darſtellt. Das kleine Griechenland im gewaltigen Conflicte mit dem mächtigen Perſien.

Ich habe dem Leſer ſchon früher von Perſiens Verfaſſung erzählt, auch die Sitten der Einwohner geſchildert. Ehe nun der Kampf beginnt, will ich die Hauptmomente der perſiſchen Geſchichte bis zu dem Zeitpunkte des Zuſammenſtoßes mit den Hellenen in gedrängter Überſicht darſtellen.

Nachdem die Heroenzeit der Perſer mit ihren fabelhaften Königen, Heldengeſchlechtern und Wunderthaten vorübergegangen war, begann die Dämmerung der perſiſchen Geſchichte mit Cyrus, dem Sohne des Kambyſes, eines Häuptlings dieſes, dem mediſchen Zepter unterſtehenden Landes. Es war Maxime der mediſchen Staatsklugheit, die Söhne der perſiſchen Großen am königlichen Hofe erziehen zu laſſen, um den Jünglingen der abhängigen Provinz die Grundſätze der herrſchenden Dynaſtie einzuflößen, das heißt, den Perſer zum Meder zu machen.

Auf ſolche Art lebte auch Cyrus am Hofe des mediſchen Aſtyages, welcher den talentvollen Jüngling ſo lieb gewann, daß er ihm die Anführung der Leibwache anvertraute. Nun faßte Cyrus den Entſchluß, die Perſer vom mediſchen Joche zu befreien. Es gelang dem gewandten Redner, mehrere vornehme Meder ſich geneigt zu machen. Aſtyages ſelbſt ſandte ihn, durch ſeine Vorſtellungen geblendet, nach Perſien. Cyrus eilte im Fluge dahin, und verſammelte die vornehmſten Stämme. Am erſten Tage mußten ſie eine ſteinige und mit Dorngebüſchen bewachſene Strecke Landes im Schweiße ihres Angeſichtes bearbeiten. Am zweiten Tage gab er ihnen einen feſtlichen Schmaus. Als die Männer, von Luſt und Wein begeiſtert, jubelten, fragte Cyrus, welcher von beiden Tagen ihnen wohl beſſer gefalle?

Da ſich Alle, wie nicht anders zu erwarten war, für den zweiten Tag erklärten, erwiederte Cyrus, es ſtehe ja nur bei ihnen, von nun an ſolche zweite Tage zu erleben, ſobald ſie das mediſche Joch abſchütteln wollten. Der Wink zündete wie der Blitzſtrahl. Die Entflammten rüſteten ſich zum Kriege gegen Medien. Aſtyanax ſandte ihnen wohl ſogleich ein mächtiges Heer entgegen; aber — ſchon im erſten Treffen zeigte ſich der ſchändlichſte Wetteifer von Verrath und Feigheit. Harpagus, der mediſche Feldherr, ging mit einem Theile des Heeres zu den Perſern über; die treugebliebenen Meder verloren darüber den Muth und ergriffen in ſchmählicher Eile die Flucht.

Ein neues mediſches Heer rückte nach, an deſſen Spitze der König ſelbſt. Die Übermacht ſiegte; die Perſer wankten und flohen. Nun aber änderte ſich die Scene plötzlich. Die perſiſchen Weiber, die dem Heere zu folgen pflegten, eilten ihren Männern und Söhnen entgegen, und riefen den

Flüchtigen mit dem bitterſten Spotte der Verzweiflung zu: „Wohin, ihr Memmen! wohin wollt ihr fliehen? wollt ihr euch etwa im Schooße eurer Weiber und Mütter verbergen? — Das wirkte. Die Beſchämten kehrten zum Kampfe zurück und erfochten den glänzendſten Sieg.

Aſtyages fiel in die Hände der Perſer; das mediſche Reich ſtürzte.

Cyrus zeigte nun eben ſo viel Klugheit, als er bisher Muth und Tapferkeit bewieſen hatte. Er vermählte ſich mit Amitis, einer Tochter des Aſtyages, und ließ dieſem ſo viel äußern Glanz, daß er noch immer König zu ſein ſchien. Eben ſo mußten auch die Meder von den Perſern nicht unterjocht, ſondern mit den letztern zu einem Volke vereinigt ſcheinen.

Eigentlich aber waren nun die Perſer das herrſchende Volk, und ſtatt des bisherigen mediſchen Reiches erhob ſich ein perſiſches. Indeß ſollte dem Sieger der Beſitz des neuen Thrones nicht ſo leicht werden. Kröſus, König von Lydien, glaubte, dem Eroberer Cyrus Einhalt thun zu müſſen, theils ſeiner eigenen Gefährdung wegen, theils um die Schmach des ihm verſchwägerten Aſtyages zu rächen. Er bewog Babylon, Egypten und die Spartaner, alſo Mächte aus drei Welttheilen, mit ihm in ein Bündniß gegen Cyrus zu treten. Dieſer aber griff ſogleich den Lydier König vor dem Eintreffen der Bundesgenoſſen an, ſchlug ihn in zwei Treffen und eroberte Sardes, die Hauptſtadt des Reiches, mit ſtürmender Hand. Dabei ſoll ſich Cyrus einer komiſchen Kriegsliſt bedient haben. Die Burg von Sardes lag auf hohen ſteilen Felſen und ſchien unüberwindlich. Cyrus ließ hölzerne Soldaten machen, ſie perſiſch kleiden und mit Waffen ausrüſten. Die ſtummen Kriegsleute wurden in der Nacht mit hohen Stangen auf einen Theil der Burgmauern geſtellt. Auf der entgegen ſtehenden Seite, wo der zu erſteigende Fels am wenigſten ſteil war, that Cyrus noch vor Sonnenaufgang den Angriff. Die Lydier kämpften tapfer. Als ſie aber plötzlich gegenüber, im Glanze der Morgenſtrahlen, das drohende Lügenheer erblickten, glaubten ſie, die Burg ſei ſchon erſtiegen, verloren den Muth und ergaben ſich.

Nach dem Sturze des lydiſchen Reiches griff Cyrus, Aſien mit einer Reihe von Siegen wie im Triumphe durchziehend, das babyloniſche Reich an, dem ein gleiches Schickſal bereitet ward. Das Reich des Cyrus erhielt dadurch eine übermäßige Größe. Dies hatte zur Folge, daß in verſchiedenen Gegenden der ungeheuren Ländermaſſe Unruhen hier und da ausbrachen. So empörten ſich auch die Derbier, ein kriegeriſches Volk an den Grenzen Indiens, mit dem die Indier ſelbſt ihre Waffen gegen Cyrus vereinig- en. Dies war der letzte Krieg des königlichen Helden. Er lieb zwar auch hier Sieger wie gewöhnlich, erkaufte aber en Sieg mit ſeinem Leben.

Eine fabelhafte Sage läßt ihn noch mit der ſcythiſchen önigin Tomiris Krieg führen und ein ſehr tragiſches Ende ehmen, indem die grauſame Heroine den Leichnam des Be- egten mißhandelt und ſein Haupt in ein mit Blut ange- illtes Gefäß taucht, ihm zurufend: „Sättige dich nun am enſchenblute, nach dem du ſtets gedürſtet haſt!“ —

Der Echtheit jener tragiſchen Erzählung widerſprechen aber zwei Beweiſe: Die Liebe des Volkes, welche Cyrus im höchſten Grade genoß, und ſein Grabmahl in einer paradieſiſch ſchönen Gegend der perſiſchen Stadt Paſargadä, ſeinem ehemaligen Lieblingsorte. Das Monument, im einfachen altperſiſchen Style erbaut, hatte die Inſchrift: „Ich bin Cyrus, des Kambyſes Sohn. Den Perſern habe ich die Oberherrſchaft erworben und über Aſien geherrſcht. Mißgönne mir, o Menſch, die Ruhe im Grabe nicht!“ —

## Panthea. Geſpräch über die Macht der Schönheit und der Liebe.

Ehe wir von dem Grabe des edlen Cyrus ſcheiden, muß ich noch einer Scene aus ſeinem Leben gedenken, worin er als Menſch im ſchönſten Lichte erſcheint. Die eheliche Liebe der reizenden und tugendhaften Panthea iſt eine der rührendſten Partien im Gebiete der Geſchichte. Zugegeben, daß die alten Hiſtoriker in dieſer Erzählung Manches verſchönert haben, ſo bleibt doch immer die Haupt-Thatſache wahr und ſo herrlich, daß ſie uns, wenn auch manche ausſchmückende Züge von dem Gemälde weggelöſcht werden, rührt und erhebt.

Nach einer ſiegreichen Schlacht, welche Cyrus den Aſſyrern lieferte, wurde die Beute vertheilt und das Kleinod derſelben: Panthea, die Gemahlin des Abradates, Königs von Suſiana, ward des Siegers Eigenthum. Cyrus, der die ihm eigene Kraft der Selbſtbeherrſchung auch bei Andern vorausſetzte, gab ſeinem Jugendfreunde Araspes den gefährlichen Auftrag, die ſchöne Gefangene in ihrem Zelte zu bewachen. Araspes, indem er dieſen Befehl erhielt, erlaubte ſich die Frage, ob Cyrus das Weib, welches er ſeiner Obhut anvertrauen wolle, auch geſehen habe? — Als der König dies verneinte, ſchilderte Araspes, von Entzücken und Begeiſterung ergriffen, Panthea's Schönheit mit den glühendſten Farben, und betheuerte, das ganze Aſien habe noch nie ein ſolches Weib erblickt. Darüber entſtand zwiſchen Beiden ein Geſpräch, im Weſentlichen ungefähr folgenden Inhalts:

**Araspes.** Du ſcheinſt an der Wahrheit meiner Beſchreibung zu zweifeln; das ironiſche Lächeln, welches deinen Mund umſpielt, beſchuldigt mich der Uebertreibung. Ueberzeuge dich denn, ich bitte, durch den Augenſchein, und du wirſt finden, daß mein armſeliges Gemälde hinter der Wirklichkeit weit zurück bleibt.

**Cyrus.** Eben dieſes glühende Colorit deines Gemäldes hält mich zurück, das Wunder der Schönheit ſelbſt anzuſchauen. Wie leicht könnte in mir die Sehnſucht erwachen, die einmal Geſehene oft und immer öfter zu ſehen! Araspes! ich habe mir ein hohes Ziel geſteckt. Es zu erreichen, darf ich kein Opfer ſcheuen. Befangen von einer fremdartigen Leidenſchaft, würde ich bald, taub für den Ruf der Pflicht und des Ruhmes, in den Schooß eitlen Wohllebens verſinken — vielleicht untergehen.

**Araspes.** Wie? Scheint dir denn die Macht der Schönheit ſo groß, daß ſie den Mann, ſelbſt gegen ſeinen Willen, der Pflicht abtrünnig machen kann? Ich glaube vielmehr, daß man die Schönheit anerkennen kann, oder nicht, ja ſogar der anerkannten zu widerſtehen vermag. Ich berufe mich auf die Erfahrung. Sehen wir nicht täglich, daß die Schönheit auf verſchiedene Menſchen ſehr ungleichen Eindruck macht? Eine Geſtalt, die den Einen entflammt, läßt den Andern eiskalt, und wo der Eine vor Liebe vergeht, bleibt der Andere ſeiner Neigung Meiſter.

**Cyrus.** Mich dünkt, die Schönheit ſei dem Feuer zu vergleichen, welches nur den brennt, der es berührt, oder doch zu nahe kommt. Der Kluge hält ſich daher in gehöriger Entfernung.

**Araſpes.** Daraus folgt auch, daß die Liebe eine Sache der Willkür iſt, und man liebt alſo nur, wenn man will, eben ſo, wie Menſchen edlerer Art manchen Genüſſen der Natur und der Kunſt hold ſind, und ſich derſelben dennoch, ſobald ſie nur ernſtlich wollen, enthalten können. Dies werde ich dir auch durch mein eigenes Beiſpiel beweiſen, indem Panthea's Schönheit, obſchon ſie mich entzückt, in der ſtrengſten Erfüllung meiner Berufspflichten nicht die geringſte Störung verurſachen ſoll.

**Cyrus.** Ein Gegenſtand, dem das Feuer nahe kommt, lodert nicht immer ſogleich auf. Die Flamme bedarf die gehörige Zeit, um ſich ſeiner zu bemächtigen. Erkenne in dieſem Bilde auch eine Eigenſchaft der Liebe, und hüte dich, deine Augen auf Panthea's bezaubernden Reizen verweilen zu laſſen.

**Araſpes.** Sei unbeſorgt! Mögen meine Augen auf ihrer holden Schönheit auch noch ſo lange verweilen, ſie ſoll mich weder zur Vernachläſſigung meiner Pflichten, noch viel weniger zu irgend einer ungeziemenden Handlung verführen;

denn ich weiß mich ſelbſt zu beherrſchen, eine Kunſt, zu deren Erlernung dein eigenes Beiſpiel mir als das herrlichſte Vorbild gedient hat.

**Cyrus.** Wohlan, du Geiſtesſtarker! Sei denn der Beſchützer der ſchönſten aller Frauen Aſiens! Sorge für ſie beſtens! Es können Verhältniſſe eintreten, worin die Erhaltung oder Auslieferung einer Gefangenen ſolchen Standes uns wichtige Vortheile verſchaffen dürfte.

## Der beſtrafte Prahler. Die Gabe der Liebe. Weiblicher Heroismus.

Traue nur Niemand zu viel ſich ſelbſt, noch weni-
er einer Leidenſchaft, am wenigſten der Liebe! Die Ge-
ahr eines ſolchen Selbſtvertrauens erfuhr Araspes! Der
roßſprecher trat ſtolz ſein neues Amt an, vergaß ſehr bald
n Inhalt jenes erhabenen philoſophiſchen Geſpräches, und
lag eben ſo, wie hundert Andere erlegen wären, die ſich
it ihrer Philoſophie weniger gebrüſtet hätten. Er that
r ſchönen Panthea ein förmliches Liebesgeſtändniß und
ard abgewieſen; er ſchmachtete und blieb unerhört; ſeine
rtlichkeit ſtieg mit jedem Tage, eben ſo ihre Strenge; ſeine
idenſchaft gerieth in Flammen, er drohte der Unerbittli-
n mit Gewaltthätigkeit, und — Panthea ließ den
nig von der Drohung ihres ſogenannten Beſchützers un-
richten.

Als Cyrus die Nachricht erhielt, ließ er den verun-
ckten Tugendhelden zu ſich rufen. Dieſen traf der Ruf

wie ein Donnerkeil. Beſchämt über ſeine philoſophiſche Prahlerei und zerknirſcht über den Frevel, den er wagen wollte, erſchien er voll Furcht vor dem Herrſcher, zu dem er ſeine Augen nicht zu erheben vermochte.

„Zittere nicht!“ ſagte Cyrus mit ſanftem Tone. „Wollt' ich ſtrafen, ſo dürft' ich mich ſelbſt nicht ungeſtraft laſſen, denn ein Theil der Schuld fällt ja mir zur Laſt, da ich dir mehr auflegte, als du zu tragen vermochteſt. Weiſe Männer und ſelbſt Götter erlagen, wie man erzählt, der Macht der Liebe, und ich forderte von dir, Jüngling, mehr, als Weiſe und Götter zu leiſten vermochten?“

Araspes, kaum ſeinen Ohren trauend, blickte auf, ſah das gütige Lächeln des bisher vermiedenen Geſichtes, ging vom tiefſten Schmerze plötzlich zur größten Freude über, und rief: „Ruhmwürdiger! biſt du größer als Fürſt oder als Menſch? biſt du größer als Feldherr oder als Menſchenkenner? Herrlicher! gegen dich ſelbſt ſtets gleich ſtreng, biſt du ſtets voll Güte gegen Fehler, die dir ſelbſt fremd ſind.“

Um ſeine Schwachheit zu beſchönigen, behauptete Araspes am Schluſſe ſeiner Lobrede geradezu als ausgemachte Wahrheit, er habe zwei Seelen in ſich, und handle demnach gut oder ſchlecht, je nachdem die eine oder die andere Seele im Kampfe Siegerin ſei.

Der edle Jüngling drang nun in den verzeihenden König, er möge ihm Gelegenheit geben, ſein Vergehen wieder gut zu machen.

Cyrus, der das Große wie das Kleine in jedem Augenblicke zu lenken verſtand, wußte ſogleich Rath. Er benöthigte ſichere Kenntniß von der Stärke und dem Plane der Feinde, und ſandte den zu Allem bereitwilligen Jüngling zu dem Behufe in das aſſyriſche Lager, unter dem Scheine eines gefallenen und deshalb flüchtigen Günſtlings und Ueberläufers.

Das abſichtlich verbreitete Gerücht der Flucht fand durch die Wahrſcheinlichkeit überall Glauben. Panthea ließ ſogleich den König bitten, er möge ſich über die Flucht des Treuloſen nicht kränken. Sie ſelbſt ſei, obſchon gegen ihr Wiſſen und Wollen, die Urſache, daß Araspes ein Staatsverräther ward. Ihr komme es auch zu, dem großen Könige für ſolchen Verluſt Erſatz zu leiſten. Sie vermöge dies auch — durch ihren Gemahl Abradates, der, vom aſſyriſchen Könige beleidigt, nicht ſäumen werde, zu Cyrus überzutreten.

Dieſer nahm den Antrag gerne an. Panthea ließ den Gatten von dem Vorfalle benachrichtigen. In kurzer Zeit erſchien Abradates mit zwei tauſend Reitern im perſiſchen Lager. Panthea's Erzählung von der Großmuth und Zartheit, womit der edle Cyrus ſie behandelte, erfüllte den entzückten Ankömmling mit Begeiſterung. Er brannte von Sehnſucht, dem großmüthigen Perſerkönig ſeine Dankbarkeit zu beweiſen. Nur zu ſchnell fand ſich die Gelegenheit. Man rüſtete ſich auf beiden Seiten zu einer entſcheidenden Hauptſchlacht. Abradates erbat ſich den gefahrvollſten Poſten, den Angriff auf den Phalanx, welchen die Egypter im aſſyriſchen Heere bildeten.

Schon röthete der Morgen das Schlachtfeld, welches un bald vom Blute geröthet werden ſollte. In dem Augenblicke, da Abradates den Panzer, nach Landesſitte von Leinenzeug, anlegen wollte, trat Panthea mit liebevoller Wehmuth zu dem Gemahl, und reichte dem Staunenden einen goldenen Panzer, einen goldenen Helm, goldene Armringe und einen purpurnen Leibrock. So koſtbarer Stoff der Rüſtung! Und doch war dies nur der geringſte Theil ihres Werthes. Was die Gabe unſchätzbar machte, war die Liebe der Gattin, die Alles, was ſie an Kleinodien beſaß, freudig opferte, um den Geliebten mit dem insgeheim verfertigten Kriegsgewande zu überraſchen. Abradates, freudig gerührt, von dieſem neuen Beweiſe der edelſten Liebe, machte der holden Geberin, indem er ſie mit beiden Armen an's Herz drückte, zärtliche Vorwürfe, daß ſie ſich des Schmuckes beraubt habe. Panthea erwiederte: „Du biſt mein Schmuck! Und daß du aller Welt heute ſo herrlich erſcheineſt, wie ich dich immer ſah, dies ſei mein Lohn, mein Stolz!" —

Sie bekleidete ſelbſt den Theuern mit der glänzenden Rüſtung, muthig und freudig, wie es ſchien; aber einige Thränen, die ſie vergebens zurückzuhalten ſich bemühte, glänzten wie Perlen auf des Schildes goldener Wölbung, noch heller als das Gold. Abradates ſah nur den Eifer der Lächelnden, nicht ihr blutendes Herz. Jetzt beſtieg er den Wagen, und ſtand, von den erſten Strahlen der Sonne verklärt, ein Ideal männlicher Schönheit und Kraftherrlichkeit, vor der entzückten Panthea. Weit entfernt, den Kampfbegeiſterten nun durch die Rührung weicher Zärtlichkeit herabzuſtimmen, wußte ſie ſelbſt den Ausbruch der innigſten Liebe zu beherrſchen, zeigte ſich in dieſem letzten

Augenblick als das eines Helden würdige Weib, und rief noch dem Scheidenden zu: „Hat je ein Weib ihren Gatten mehr als ihre Seele geliebt, ſo wirſt du mich von der Zahl dieſer Edeln nicht ausſchließen. Dennoch aber, — ich ſchwöre es bei deiner und meiner Liebe! — möcht' ich lieber mit dir vereint ſterben, als ehrlos leben mit dem Ehrloſen! So ſehr achte ich dich wie mich ſelbſt, des Herrlichſten würdig!" —

Abradates legte die Hand auf ihr Haupt, blickte zum Himmel empor und betete:

„So laſſet denn, ihr Götter, mich heute würdig erſcheinen, Panthea's Gatte, Cyrus Freund zu ſein!" — Er beſtieg den Wagen. Panthea küßte nochmal den Gatten, zuletzt auch den Wagen. Der Wagen rollte dahin. Panthea, nun im tiefſten Schmerze verſtummend, ward von ihren Sklavinnen verhüllt, und in das Zelt zurückgeführt, um ſie den Blicken der bewundernden Menge zu entziehen.

## Schlachtgemälde. Heldentod. Eheliche Treue nach dem Tode.

Fern tobte die Schlacht. Das Klirren der Speere und Schwerter, das Geraſſel der Wurfmaſchinen und Sichelwägen, das Zuſammenſchlagen der Schilder, das Wiehern der Pferde, der Führer Zuruf, das Geſchrei der Kämpfer, — Alles dieſes ſchmolz in verworrene Maſſen zuſammen, ähnlich dem wilden Toben eines ſturmdurchwühlten, bald dumpftoſenden, bald hell aufheulenden Todesmeeres.

Mit brennenden Augen, jetzt leichenblaß, jetzt die Wangen mit rother Glut übergoſſen, ſaß Panthea in ihrem Zelte, der Schlachtentſcheidung harrend, ein Marmorbild im Äußern, horchend und lauſchend, ihr Inneres aber kampfbewegt gleich dem Schlachtfelde, nach deſſen Aufruhr ſie bewegungslos hinſtarrte.

Herbei fliegt eine Staubwolke. Aus ihr ſtürzt ein Bote hervor, und der Himmelsruf: „Sieg!“ „Sieg!“ ſchallt in Panthea's Zelt. „Ihr Götter!“ ruft ſie „Mächtige Götter! die ihr den Sieg gabt dem Perſerheere, gebt mir auch ihn, der den Sieg erringen half!“

Während dem ritt Cyrus auf dem Gefilde des Todes umher, kam zu den hohen Geſchütz-Maſchinen, ſaß ab, und beſtieg einen der Thürme, um das Schlachtfeld zu überſchauen. Welcher Anblick! Rings umher todte und verſtümmelte Menſchen, Pferde und Kamehle durcheinander, Waffen und Wagentrümmer, zerſchmetterte Schilde, Fliehende und Verfolgende, Jubelnde und Röchelnde! Auf dem weiten Schlachtfelde zeigte ſich dem Spähenden nur noch eine dicht zuſammengedrängte Maſſe von Kämpfern, es war der egyptiſche Phalanx in ſeiner Verzweiflung, mit den über- und vorgehaltenen Schilden ſo bedeckt, daß nur die vorragenden Speere ſichtbar erſchienen, eine lebendige Pyramide. Sie kämpften nicht, aber ſie ſtanden, trotzend allen Wurfgeſchoßen der Fernſchießenden ringsumher, und feſt entſchloſſen, lieber gemeinſchaftlich auf derſelben Stelle zu fallen, als zu fliehen. Den Angriff auf dieſen Phalanx, deſſen Reſt noch unerſchrocken daſtand, hatte Abradates ſich erbeten. Cyrus, welcher den Muth im Feinde ehrte, und unnützes Blutvergießen ſcheute, gebot ſeinen Kriegern, ſich zurückzuziehen, und ſicherte den tapfern Egyptern Leben, Freiheit und Ehre.

So war die Schlacht geendet. Cyrus blickte nun umher nach den Gefährten des glänzenden Sieges, der das aſſyriſche Reich zertrümmerte. Von allen Seiten herbei ſtrömten die ſiegesfreudigen Heerführer, glückwünſchend und hochgeprieſen. Nur Einer fehlte, nur er, dem der gefährlichſte Kampf zu Theil ward, er, der erſte unter denen, deren Tapferkeit den Sieg errang — Abradates. Vergebens ſpähte Cyrus im Kreiſe umher! vergebens wiederholte er die Frage nach dem Helden. Langſam raſſelte jetzt ein Kampfwagen, ach! ein Todeswagen einher; auf Purpurdecken lag die Leiche des großgefallenen Abradates.

Von den ſuſianiſchen Reitern, die den Wagen umgaben, vernahm Cyrus, Panthea habe die Schreckenskunde vom Tode des Gatten ſchon erfahren, und auf ihr Verlangen werde die Leiche nach ihrem Zelte gebracht. Cyrus und ſeine Helden ſtehen in ſtummen Schmerze vor der Leiche des glorreich Vollendeten. Ihr Schweigen iſt ſeine ſchönſte Todesfeier. Cyrus ſelbſt bedauert endlich, das aſſyriſche Heer ſchon beſiegt zu haben. Währte der Kampf noch, er und ſeine Helden würden den Tod des Helden blutig rächen; aber auch das Siegesfeſt ſoll den Todten verherrlichen. Die Sorge für die Witwe geſtattet indeſſen dem Könige nicht, ſeinem Schmerze um den Verluſt des tapfern Freundes ſich länger hinzugeben.

Er trifft die auf dem Schlachtfelde noch erforderlichen Anordnungen; dann eilt er zu Panthea.

Die Unglückliche ſitzt, bei des Gatten blutigem Leichname hingebeugt, auf der Erde, ſein Haupt auf ihrem Schooße haltend. Kein Klagelaut entſchallt dem feſtgeſchloſſenen Munde. In einiger Entfernung ſtehen ihre Diener und Sklavinnen, deren leiſes Schluchzen die ſchauerliche Stille unterbricht. Cyrus tritt in das Zelt. Auch ſein Schmerz findet keine Worte. Seine Augen heften ſich auf den Todten. Er bückt ſich, die nun ſtarre Rechte zu ergreifen, die noch vor Kurzem für ihn das Schwert ſo tapfer ſchwang, ſie ſoll den letzten Abſchiedsdruck der dankbaren Freundſchaft empfangen. Aber — o Entſetzen! Die ergriffene Hand bleibt in der ergreifenden; ein egyptiſches Schwert hat ſie abgehauen. —

Da kann der Held ſich der Thränen nicht erwehren. Panthea ſtößt einen herzzerreißenden Schrei aus, nimmt haſtig aus der königlichen Hand die Rechte des Gatten, bedeckt ſie mit Küſſen und Thränen, fügt ſie wieder, ſo gut es geſchehen kann, dem verſtümmelten Arme an, und deutet dem Könige auf ſie hin, mit den dumpfen Schmerzensworten: „So iſt auch das Uebrige!“ Nach einer Pauſe fährt die Unglückliche mit leiſer gebrochener Stimme fort; „Für dich und für mich hat er ſein Leben geopfert, und ich Wahnſinnige, ich habe ihn entflammt, ſich durch Heldenthaten einen Ehrenplatz unter deinen Freunden zu erwerben. Ach nur zu ſehr ſtrebte er dem nach, dachte an dich mehr, als an ſich ſelbſt! So iſt er ruhmvoll gefallen — gefallen! und ich, die ihn zum Tode entflammte — ich lebe! —“ Cyrus, um die Verzweiflung, ſo viel in ſeiner Macht ſtand, wenigſtens zu mildern, gab Pantheen die Verſicherung, daß er für ſie ſorgen werde, wie ihre Tugend und ihr Unglück es ihm gebieten, und bat ſie zu beſtimmen, wohin ſie nun gebracht zu werden wünſche? — Panthea erwiederte mit wehmüthiger Freundlichkeit, daß er dies bald erfahren werde.

Als Cyrus die Leidende verließ, entfernte ſie auch ihre Dienerſchaft; die Amme ihrer Kindheit allein durfte bei ihr bleiben. Dieſer nun entdeckte ſie ihren Entſchluß, dem Gatten zu folgen. Vergebens bemühte ſich die Greiſin, die ſchöne jugendliche Frau von dem Vorſatze des Todes abzubringen. Die Heldin der Liebe und des Todes zog einen lange ſchon bereit gehaltenen Dolch aus dem Buſen, durchſtach damit den Ort, der ihn bisher ſorgfältig bewahrt hatte, legte ihr Haupt auf die Bruſt des Gatten, und ſtarb. Die Amme bedeckte, dem letzten Auftrage gehorchend, die beiden Leichen des treueſten Ehepaars mit derſelben Hülle.

Drei Sklaven durchſtachen ſich und opferten ihr Leben, der Gebieterin folgend, wie dieſe dem Gatten.

Cyrus ließ die Todten feierlich zur Erde beſtatten und ein prächtiges Denkmahl errichten, welches den Helden und die Gattin ſammt den drei Getreuen aufnahm.

## Kambyſes, König von Perſien und Pſammenit, König von Egypten. Ein begrabenes und ein verhungerndes Kriegsheer.

Wir betrachten nun die zwei Nachfolger des edeln Cyrus auf dem Throne Perſiens: Kambyſes und Darius den Erſten, unter deſſen Regierung der Kampf der Perſer mit den Griechen in helle Flammen aufloderte.

Cyrus hinterließ zwei Söhne: Kambyſes und Smerdis. Jener, der ältere, glich dem Vater nur in der Eroberungsluſt, aber keineswegs an Geiſt und Edelmuth. Er ließ den Bruder, dem Cyrus einen Theil des Reiches beſtimmt hatte, ermorden, und herrſchte allein, mit der Wildheit eines aſiatiſchen Deſpoten. Lüſtern nach dem Beſitze des fruchtbaren Egypten und des goldreichen Äthiopien, unternahm er einen Feldzug nach Afrika; aber die eiſerne Hand des Unglücks traf ihn und ſein Heer mit wiederholten Schlägen.

In Egypten herrſchte damals (um das Jahr 529 vor Chriſti Geburt) König Pſammenit, der ein griechiſches Heer im Solde hatte. Phanes, einer von dieſen Söldnern, verrieth dem Kambyſes einen bequemeren Weg, um aus Aſien durch die arabiſche Wüſte nach Egypten zu kommen. Bei Peluſium trafen die Heere zuſammen. Die Griechen, ergrimmt über den Verräther Phanes, tödteten vor Anfang des Treffens ſeine Kinder, miſchten das Blut der unſchuldigen Schlachtopfer in einen Keſſel mit Wein und tranken davon, ſich zur Wuth zu reizen. Gräßlich wüthete die Schlacht. Die Perſer ſiegten. Die bleichen Schädel der Gefallenen bedeckten noch viele Jahre nachher das Wahlfeld.

Die flüchtigen Egypter ſchloßen ſich in Memphis ein. Kambyſes ließ die Stadt zur Übergabe auffordern, ward mit Spott abgewieſen, nahm ſie ſtürmend ein, ließ erbarmungslos ſchlachten, und füllte die Straßen mit Blut.

In ſtummer Verzweiflung überſchaute der gefangene Pſammenit, von perſiſchen Soldaten umgeben, alle die Gräuel, vor ſeinen Augen verübt. Seine zärtlich geliebte Tochter wurde nebſt andern edeln Jungfrauen in Sklavenkleidern zur Sklavenarbeit an ihm vorübergeführt. Allgemeine Wehklage der Väter und Mütter scholl rings umher. Der König ſchwieg; keine Thräne entquoll ſeinem Auge. Zum Tode vorübergeführt wurde ſein einziger Sohn, mit ihm zweitauſend egyptiſche Knaben, Stricke um den Nacken, Zäume im Munde. Allgemeine Wehklage der Väter und Mütter erſcholl. Der König ſchwieg; keine Thräne entquoll ſeinem Auge!

Bettelnd ſchlich jetzt das Jammerbild eines mit Lumpen kärglich bedeckten Greiſes einher, bleich, hohlwangig, ſchwankend von Kraftloſigkeit. In ihm erkannte der König ſeinen alten Gefährten und Freund. Nun ſtürzte dem Thränenloſen ein Strom aus den Augen und in Wehklagen ergoß ſich der bisher Stumme. Die ſonderbare Erſcheinung erregte des Kambyſes Aufmerkſamkeit; er ließ den unglücklichen Fürſten um die Urſache dieſes ihm unerklärlichen Benehmens befragen, und erhielt die Antwort: „Des Freundes Unglück kann das Auge beklagen; der Schmerz für meine Kinder iſt für Thränen zu groß!“ — Ergriffen von dieſen Worten, befahl Kambyſes, Pſammenits Sohn nicht zu tödten. Der Befehl kam zu ſpät. Von nun an erhob ſich ein gräßlicher Wettkampf der Zerſtörung, der Leidenſchaften und der Elemente in und um Kambyſes, und das Licht ſeines Lebens verſchwand in einer Reihe von Nachtſtücken.

Er zog nach Aethiopien, ſandte dem Könige Geſchenke, und ließ ihn unter dem Scheine der Freundſchaft zu einem Bündniſſe einladen. Der Aethiopier gab der perſiſchen Geſandtſchaft die ſchlichte Antwort: „Wäre euer König gerecht, ſo würde er ſich mit ſeinem Lande begnügen und keines unterjochen wollen, deſſen Einwohner ihn nie beleidigt haben. Er möge den Göttern danken, daß uns Aethiopier noch keine Sehnſucht nach ſeinem Eigenthume ſtachelte! Zu allem Überfluſſe bringt ihm dieſen gewichtigen Bogen und den Rath, daß er ſich's nicht gelüſten laſſe, eher nach Aethiopien zu kommen, als bis ſeine Perſer jene Waffe eben ſo leicht ſpannen wie wir!" —

Kambyſes, wuthentbrannt über die derbe Antwort, ſandte ſogleich eine Heeresabtheilung, ungefähr fünfzigtauſend Mann zu den Ammoniern, einem Volke in Libyen, mit dem Befehle, dasſelbe zu unterjochen und den berühmten Orakel-Tempel des Jupiter Ammon zu plündern und in Brand zu ſtecken. Der Vollzug des grauſamen Befehls wurde jedoch auf eine furchtbare Weiſe gehindert; das Heer kam bis in die Mitte der libyſchen Sandwüſte. Es war Morgen. Wolken bargen die Sonne. Plötzlich erhoben ſich ungeheure Säulen von Flugſand, mit der Spitze himmelan ragend. Zuerſt zogen die Nachtgeſtalten, ähnlich einem dichten düſtern Walde, langſam einher.

Nun ſchoß die Sonne ihre Strahlen aus dem zertheilten Gewölke herab. Da entbrannten, wie von Glutpfeilen getroffen, die ſchwarzen Sandphantome, und verwandelten ſich augenblicklich in funkenſprühende Feuerſäulen. Entſetzen ergriff die Perſer. Sie wollten dem Verderben entfliehen. Vergebens! Ein Wind erhob ſich und trieb die feurigen Meteore hinter den Fliehenden mit fürchterlicher Schnelligkeit. In wenigen Minuten lag ein Heer von vielen Tauſenden unter den Wellen des brennenden Sandes in Mitte der Wüſte begraben.

Ein nicht minder ſchreckliches Schickſal traf den Kambyſes und ſein Heer bei dem übereilt haſtigen Eindringen in die äthiopiſchen Wüſteneien. Mangel an Lebensmitteln und Hungersnoth ſtellten ſich ein, indem die Perſer, fern von Menſchen und von jeder Hülfe, in Mitte eines unfruchtbaren Sandmeeres ſtanden.

Anfangs nährten ſich Viele noch mit Graswurzeln und Baumblättern. Als die unüberſehbare Wüſte immer öder wurde, und weder Strauch noch Grashalm, weder Quell noch Schatten ſich irgendwo zeigte, da wurden die Laſtthiere geſchlachtet, deren Blut zugleich ſtatt des Waſſers den Durſt löſchen mußte. Auch dieſe waren aufgezehrt, und noch kein Ende der Wüſte zu erſpähen. Nun wurden die Häute der Pferde und Kamehle, ſelbſt altes Leder als Speiſen genoſſen. Aber auch dies ward aufgezehrt — und die Wüſte blieb endlos. Nun kam das Äußerſte des Gräßlichen. Menſchen friſteten ihr Leben mit Menſchenfleiſch. Je zehn und zehn, ein Todesſpiel beginnend, looſten mit einander; der unglückliche Zehnte, den das Loos traf, ward die Speiſe der neun Übrigen. Der hierdurch hervorgebrachte Zuſtand allgemeiner Verwilderung erweckte endlich in dem ſtarren Herzen des Königs ſelbſt Entſetzen. Er befürchtete von der Verzweiflung das Äußerſte ſelbſt für ſeine Perſon, und führte das ſehr verminderte Heer nach Memphis zurück.

## Das Herz als Zielſcheibe. Die zwölf lebendig Begrabenen. Kröſus als guter Geiſt. Verſchwörung der Magier. Der falſche Smerdis. Tod des Kambyſes.

Von nun an zeigt ſich das Leben des Kambyſes immer mehr als ein grauenvolles Nachtſtück, von blutrothen Blitzen durchzuckt. Er, der Allgefürchtete, wurde zugleich der Alles Fürchtende, und ſo geſellte ſich zur Grauſamkeit noch der feindſeligſte Argwohn, endlich ſogar eine Art von Wahnſinn mit vorübergehenden Anfällen. Ich will unter den vielen tragiſchen Zügen der Art nur zwei ausheben, damit wir in dieſer blutbefleckten nächtlichen Partie des Labyrinths der Menſchengeſchichte nicht zu lange verweilen. Kambyſes reizte ſeine wilde Heftigkeit noch mehr durch zu häufigen Genuß des Weines. An der Tafel ſchwelgend, fragte er eines Tages ſeinen Günſtling Prexaspes (eben denſelben, durch welchen er ſeinen Bruder Smerdis meuchelmörderiſch hatte tödten laſſen), was die Perſer von ihm denken? Der Günſtling that, was Günſtlinge nicht immer thun. Er ſagte die Wahrheit, wußte ihr aber eine ſchmeichelhafte Wendung zu geben, indem er dem Gebieter verſicherte, Perſien ſei voll ſeines Lobes, und fände man ja etwas zu tadeln, ſo ſei es der ſtarke Genuß des Weines. Aber ſelbſt dieſer ſo ſchön maskirte Tadel ſetzte den König in Wuth. „Wie?“ rief er, „glauben die Verwegenen, der Wein betäube mir den Geiſt? der Wein lähme meinen Arm? Sehen ſie mich wankend und ſinneverwirrt?

Ich will ihnen zeigen, daß ſie lügen. Sogleich führe deinen Sohn her!" — Der Vater brachte den Knaben. Kambyſes an der Tafel ſitzend, ergriff Bogen und Pfeil — zielte — der Knabe ſtürzte zu Boden.

„Traf ich nicht ſein Herz?" rief der furchtbare Schütze. Der Knabe ward unterſucht; der Pfeil ſtak im Herzen. „Nun", fuhr jener fort, „werden die Perſer noch glauben, daß ich taumle? Wer trifft gleich mir?" —

Verzweifelnd und dennoch heuchelnd, ſtöhnte der thränenloſe Vater: „Apollo ſelbſt konnte ihn nicht beſſer treffen!"

Kröſus, der durch Cyrus entthronte König von Lydien und nachher dennoch deſſen Freund, begleitete nun den Kambyſes eben ſo, wie ehemals deſſen Vater, wie ſein guter Geiſt, und es gelang ihm manchmal, durch ein weiſes und zur rechten Zeit geſprochenes Wort den Ergrimmten von einer Grauſamkeit abzuhalten.

In der fieberhaften Aufwallung einer böſen Stunde überfiel ihn das gräßliche Gelüſt, zwölf vornehme Perſer, ohne alle Veranlaſſung, lebendig, den Kopf nach unten, wie Pflanzen in die Erde ſtecken und eingraben zu laſſen.

Kröſus verſuchte abzurathen, konnte ſich aber nur durch die ſchnellſte Flucht vor dem Pfeile retten, welchen der erzürnte König nach ihm abſchoß. Da das Opfer dem Zürnenden für den Augenblick entgangen war, befahl er ſeinen Trabanten, dem Flüchtigen nachzueilen und ihn ſogleich zu tödten.

Dieſe guten Menſchen aber, da ſie wußten, daß Kambyſes manche That einer unglücklichen Minute nachher ſelbſt mißbilligte und bereute, verſchoben den Vollzug des Befehls. Und wirklich traf ſich's ſchon am folgenden Tage, daß Kambyſes, da die Wuth der augenblicklichen Raſerei erloſchen war, nach dem alten Kröſus verlangte, und ſo die Wahrheit des Sprichwortes, der Zorn ſei ein vorübergehender Wahnſinn, bekräftigte.

Man führte den am Leben erhaltenen Greis in den Saal. Kambyſes empfing ihn mit Jubel, aber die Mordluſt verlangte ſelbſt jetzt ihr Opfer. Er freute ſich des Geretteten, und ſprach über deſſen Retter als Ungehorſame in demſelben Augenblicke das Todesurtheil.

Endlich ward das Maß voll. Zu Suſa brach ein Aufruhr aus. Die Magier, urſprünglich Meder, und dem Perſer Kambyſes eben ſo feindſelig geſinnt, als ſie ihm verhaßt waren, beſchloßen, dieſe Gelegenheit ſchlau benützend, die monarchiſche Staatsverfaſſung Perſiens in eine theokratiſche, wie in Egypten, umzugeſtalten.

Der neue Regent mußte demnach insgemein ein Magier, und zugleich von den Magiern abhängig ſein, öffentlich für einen Perſer, und zwar aus der königlichen Familie, gelten.

Der Tod des ermordeten Smerdis war verheimlicht worden. Der Todte, deſſen die Magier bedurften, mußte nun lebendig werden. Der Zufall begünſtigte den Betrug. Der Magier Sphendadates, dem Smerdis an Geſtalt ſehr ähnlich, mußte nun als wirklicher Smerdis auftreten. Das Blendwerk fand im Volke um ſo leichter Glauben, als die perſiſchen Könige, wie im Oriente überhaupt es Sitte iſt, ſich ſehr ſelten öffentlich zeigen.

Die Verbrecher wagten es ſogar, dem zwar grauſamen, aber doch rechtmäßigen Könige ſeine Entthronung durch einen Herold ankünden zu laſſen. Kambyſes befand ſich damals zu Ekbatana, der Hauptſtadt Syriens, und eilte bei der erſten Nachricht davon nach Suſa, die Empörung und die Empörer zu vernichten.

Allein der Zufall that, was dem Vorſatze der Empörer mißlang; denn indem Kambyſes, rachebeflügelt ſich auf das Pferd ſchwingen wollte, entfuhr ſein Schwert durch die Heftigkeit der Bewegung der Scheide, und die Spitze drang ſo tief in die Hüfte, daß der Schwerverwundete bald nachher ſtarb, gequält von Gewiſſensbiſſen über die Ermordung des Bruders. Der Sterbende geſtand den Mord und beſchwor die Umſtehenden, jeden, der als Smerdis auftreten würde, als einen Betrüger zu tödten. Vergebens! der falſche Smerdis ſaß auf dem Throne, und man zweifelte an der Echtheit der Perſon um ſo weniger, da ſelbſt **Prexaspes**, der Mörder des wahren Smerdis, den Vollzug des Mordes läugnete, um nicht den Unwillen der Perſer auf ſich zu laden.

## Ende eines Uſurpators. Die ſieben Thronwerber. Darius der Erſte.

Die Magier und der magiſche König hielten es vor Allem für nöthig, die Liebe des Volkes zu gewinnen, welches dann mit Huld und Gnade überſtrömt, ja ſogar auf drei Jahre von allen Abgaben und von allen Kriegsdienſten befreit wurde. Aber dieſes Uebermaß von Gnadenregen vermochte nur die Menge zu blenden; denjenigen, die ohnedies den Argwohn eines Betrugs gefaßt hatten, wurde die Sache dadurch noch verdächtiger.

Sechs Stammhäupter der Perſer vereinigten ſich endlich, das Geheimniß zu enthüllen. Es gelang. Jrabates, einer der Haremswächter, verrieth, daß der Magier Sphendadates den König ſpiele. Der Uſurpator war alſo ein Meder.

Dies ſteigerte um ſo mehr den Haß der Perſer. Man wollte jedoch volle Gewißheit, und dieſe konnten vor Allem die Ohren geben. Die ſatyriſchen Dichter haben wohl über die Gefahr, durch lange Ohren verrathen zu werden, geſpöttelt, hier aber geſchah das Gegentheil; den unechten König verrieth der Mangel der Ohren. Man wußte, Sphendadates ſei, trotz aller Aehnlichkeit mit dem Smerdis dennoch leicht an den Ohren zu erkennen, die ihm, noch während der Herrſchaft des Cyrus, eines Vergehens wegen, abgeſchnitten wurden. Man gewann eine der Frauen des königlichen Harems, die dem Schlafenden die Kopfmütze lüftete, und ſich von der Abweſenheit der Ohren überzeugte. Nun ſchritten die ſechs Stammhäupter, zu denen ſich noch der junge Darius, ein Sohn des Satrapen Hyſtaspes, geſellte, zur Ausführung ihres Entſchluſſes auf dem kürzeſten Wege. Sie drangen in den Palaſt, trafen den magiſchen Fürſten, der ſein kurzes Glück nur bis zum ſiebenten Monate genoß, in ſeinem innerſten Gemache, durchbohrten ihn und ſeinen Bruder, ſo tapfer ſie ſich auch wehrten, ſchnitten ihnen die Köpfe ab, und zeigten die blutigen Häupter dem Volke. Prexaspes gerieth nun in eine neue Verzweiflung. Er, der den Mord des wahren Smerdis verübt, dann verheimlicht, dann geläugnet hatte, erſtieg nun einen Thurm des Palaſtes, bekannte ſich auf ſeinem hohen Standpunkte mit lauter Stimme als Mörder, und ſtürzte von der Zinne herab.

Nun galt es, dem verwaiſten Reiche einen neuen König zu geben, der nicht nur die erforderlichen Eigenſchaften beſäße, ſondern auch mit Recht Anſprüche auf den erledigten Thron machen könne. Nach einigen Debatten kamen die ſieben Stammhäupter, gleichſam als Repräſentanten der Nation überein, das Loos entſcheiden zu laſſen; es ſollte nämlich die Königswürde demjenigen von ihnen zu Theile werden, deſſen Pferd am nächſten Morgen der aufgehenden Sonne zuerſt entgegen wiehern würde.

Manchen dürfte dies vielleicht auf den erſten Augenblick lächerlich erſcheinen; es gewinnt aber ſogleich eine ernſthaftere Geſtalt, ſobald man weiß, daß die Königswahl auf ſolche Weiſe der Gottheit ſelbſt, nämlich der Sonne (Kores), als deren Ebenbild der König galt, überlaſſen wurde, und daß nebſtdem das Pferd bei den Perſern ein heiliges Thier war.

Der Morgen dämmerte. Die ſieben Thronwerber erſchienen zu Pferde am beſtimmten Orte. Die Sonne ging auf, und ihr entgegen wieherte zuerſt das Pferd des Darius, der ein Sprößling vom Stamme der Achämeniden war, zu dem auch Cyrus gehörte. Warum eben dieſes Pferd zuerſt wieherte, ob zufällig oder aus guten Urſachen und durch liſtige Veranſtaltung des Stallmeiſters, wovon ein eigenes Anekdötchen erzählt wird, darüber wollen wir nicht grübeln.

Es genüge uns zu wiſſen, daß die ſechs Mitwerber um die perſiſche Krone ſogleich von ihren Pferden ſprangen, und den Darius als König begrüßten, der ſeinem vierfüßigen Herolde durch ein marmornes Denkmahl den gebührenden Dank erſtattete.

Man kann ſagen, daß dieſer herrliche Mann, welcher als eigentlicher Staatsbildner Perſiens erſcheint, die erhabene Königswürde in dem ſchönſten Momente erlangte, in dem man ſie erlangen kann, nämlich in dem Augenblicke, da die Strahlen der aufgehenden Sonne ſich über die Ländermenge ſeines großen Reiches ergoßen. Ich kann mir furwahr nichts Entzückenderes denken, als ein gewiſſes glückliches Zuſammentreffen ſchöner Naturſcenen, wo jene gleichſam den verklärenden Nimbus um die That oder Begebenheit bilden, und das Ganze in ſolcher Vereinigung ſo idealiſch erſcheint, daß die lebhafteſte Phantaſie kein ſchöneres Bild ſich erſinnen konnte.

# Inhalt.

Seite.
Perikles der Olympier . . . . . . . . . . . . . 3
Hiſtoriſche Gemälde . . . . . . . . . . . . . 145
I. Die alten Hebräer . . . . . . . . . . . . . 170
II. Das babyloniſch-aſſyriſche Reich . . . . . . . 231
III. Das mediſche Reich . . . . . . . . . . . . 243
IV. Die Phönicier . . . . . . . . . . . . . 259
V. Syrien . . . . . . . . . . . . . . . . 281
VI. Bilder aus dem alten Hellas . . . . . . . 295

* * *

Gedruckt bei C. Ueberreuter.

Ebendaſelbſt ſind ſo eben erſchienen:

## G. A. Bürger's ſämmtliche Gedichte.

Nebſt Fragmenten und Anhang. In 3 Bänden complet.

Neueſte vollſtändigſte Ausgabe in Schiller-Format kl. 8.

Auf feinſtem Maſchinen-Velinpapier mit großen deutlichen Lettern höchſt elegant und correct gedruckt, in gefärbten Umſchlägen nett broſchirt. Wien 1845. 1 fl. C. M.

---

## G. Ch. Lichtenberg's humoriſtiſche Schriften,

witzige, launige, ſcherz- und ernſthafte Aufſätze.

In 5 Bänden complet.

Neueſte rechtmäßige Ausgabe in beliebten Schiller-Format. kl. 8., mit Biographie, Portrait und Facſimile des Verfaſſers, nebſt vielen ſchönen Abbildungen (nach Chodowiecki) in Holz geſchnitten.

Auf feinſtem Maſchinen-Velinpapier mit großen Lettern elegant und correct gedruckt, in gefärbten Umſchlägen broſchirt. Wien 1845. 2 fl. 30 kr.

---

Ferner ſind daſelbſt erſchienen und noch auf kurze Zeit für beigeſetzte Pränumerationspreiſe zu haben:

Bürger's ſämmtliche Werke in 9 Bänden. 3 fl C. M.

Claudius Mathias Werke. 8 Theile in 7 Bänden. 3 fl. 40 kr.

Dya-Na-Sore, oder die Wanderer in 5 Bänden. 3 fl. 30 kr.

Iffland's ſämmtliche Theaterſtücke in 24 Bänden. 6 fl.

Kotzebue's ſämmtliche Theaterſtücke in 40 Bänden. 12 fl.

Kotzebue's proſaiſche Schriften (Romane und Unterhaltungen.) In 45 Bänden. 12 fl.

Kuffner's erzählende Schriften in 10 Bänden 5 fl.

Lichtenberg's ſämmtliche vermiſchte Schriften in 9 Bänden. 4 fl.

Mayrhofer's Gedichte. Neue Sammlung in 1 Band. 1 fl. 20 kr.

Mendelsſohn's, Moſes, ſämmtliche Werke in 1 Bd. 4 fl.

Meyern's kleine hinterlaſſene Schriften in 3 Bdn. 2 fl. 30 kr.

Otto Prechtler's Gedichte, erſte Geſammtausgabe in 1 Band. 1 fl. 20 kr.

Stierle-Holzmeiſter's geſammelte humoriſche Novellen, Erzählungen und Gedichte in 3 Bänden. 2 fl. 40 kr.

# Ch. Kuffner's

# erzählende Schriften,

dramatiſche und lyriſche Dichtungen.

## Ausgabe letzter Hand.

Zwölfter Band.

Wien, 1845.
Verlag von Ignaz Klang, Buchhändler.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

# Scherz und Ernſt.

## Weibliches Orcheſter und Küchenmuſik.

Unlängſt befand ich mich in einer Geſellſchaft von ſchönen und zugleich ſehr liebenswürdigen Damen, die aber dabei mit einer ſolchen Lebhaftigkeit ausgerüſtet waren, daß während meiner ziemlich langen Anweſenheit nicht nur keine einzige ſekundenlange Pauſe verfiel, ſondern die ganze Geſellſchaft unaufhörlich zugleich ſprach oder lachte. Es war mir daher gerade unmöglich, auch nur ein einziges Mal zum Worte zu kommen.

Ich verlegte mich alſo blos auf das Hören und Sehen, wobei ich auch vollauf zu thun hatte.

Bei dieſer ſtummen Rolle, die ich in dem holden Zauberkreiſe wider Willen ſpielen mußte, dachte ich mir die ganze Geſellſchaft als ein weibliches Orcheſter, welches aus lauter Virtuoſinnen beſtände. Dieſer Gedanke befeſtigte ſich noch mehr, als eine der vielſprechenden und viellachenden Zauberinnen ſich des — eben nicht mehr ganz neuen Gleichniſſes bediente, das weibliche Herz ſei wie die Aeolsharfe, die, vom leiſeſten Lufthauche bewegt, ſympathetiſch erklingt.

Ich ſpann meine Idee nun weiter aus, und kam endlich auf den Einfall, in jedem weiblichen Haupt-Charakter,

der das Muſter einer ganzen Gattung iſt, eine Ähnlichk
mit einem muſikaliſchen Inſtrumente aufzuſuchen.

Ich machte den Anfang mit derjenigen, die mir a
beſten gefiel. Welches Inſtrument war ſie? — Ihr To
war weich und ſchmeichelnd, ihre Rede liebkoſend mit m
lodiſchem Schmelz. Jede Äußerung ihrer Empfindungen le
te ſich an das Herz ſo ſanft wie ein milder lauer Frühlings
hauch. Sie ermunterte, ohne heftig aufzuregen. Ihr zarte
liebreiches Weſen lag mitten inne zwiſchen der Ruhe un
dem Entzücken. Sie war die — Flöte.

Neben ihr ſaß die Hautbois. So wie man die he
le Stimme der Vorlauten aus dem ganzen Orcheſter heraus
hörte, eben ſo prädominirte ſie auch mit ihren Anſichten
und ſprach jede Meinung etwas zänkiſch auf die decidirteſt
Weiſe aus. Sie gab gern pikante Einfälle, witzige Bemer
kungen und kühne Wendungen zum Beſten, und zeigt
durch das Hochgebende in ihrem Benehmen gegen die Flö
te eine gewiſſe Geringſchätzung. Ich bemerkte auch bald
daß die Hautbois bei ihrem eigenen Geſchlechte mehr gal
als die Flöte.

Zur andern Seite der Flöte ſaß ein blondgelockte
Mädchen mit einem Madonnengeſicht von Raphael. Ih
frommer Sinn und die Heiligkeit ihres Gemüths ſprachen
ſich in den ruhigen Mienen, und in der zarteſten Sittigkeit
jeder Geberde ſo unverkennbar aus, daß ich ſie ſogleich zu
Davidsharfe ernannte.

Unfern von dieſer erblickte ich ihr profanes Gegentheil,
ein weibliches Hackbret, welches unaufhörlich kicherte

und gackerte, jetzt aufſprang, zum Fenſter lief, zurück hüpfte, den Kopf zwiſchen Dieſe und Jene ſteckte u. ſ. w. Dieſes Getöſe zu meiner Qual noch zu vermehren, geſellte ſich zu ihr ein nicht mehr jugendliches Fräulein, ein mürriſches und dennoch ſehr lebhaftes Weſen, welches in den Lärmen des Hackbretes ſo unermüdlich hinein brummte und ſchnurrte, daß ich in ihr die Sackpfeife nicht verkennen konnte.

Für die unangenehme Empfindung, die mir dieſe zwei Inſtrumente erregten, wurde ich bald reichlich entſchädigt. Ein frohſinniges Landmädchen mit einem Geſicht gleich dem heiterſten Frühlingsmorgen gab ſich der geſelligen Freude mit ſolcher Innigkeit hin, und wußte den luſtigen Scherz auf eine ſo liebliche Weiſe mit dem herzlichſten Gefühl zu vereinigen, daß ich nicht umhin konnte, ſie zur ländlichen Schalmei zu machen und in ihr der Clarinette zu huldigen.

Es iſt aber, wie bekannt, nichts auf Erd', das ewig währt! Und ſo drängte ſich ſogleich ein anderes Inſtrument hervor, ein bejahrtes Fräulein, ziemlich hoch und wohlbeleibt, mit einem vollen, aber ſehr blaſſen Geſichte; ſie ſprach mit tiefer Stimme, dehnte jedes Wort, verweilte gern bei traurigen Gegenſtänden, zeigte in Allem etwas trübſinnige Anſichten, und miſchte in ihre Geſpräche ſo gern einige aus der Tiefe ihres melancholiſchen Herzens heraufſteigende Seufzer, daß ich mich verpflichtet hielt, die Ärmſte zur — wehklagenden Poſaune zu erheben.

Eine andere beinahe koloſſale Schöne mit hochrothem

Angeſichte, einer kräftigen Adlernaſe und blitzenden ſchwarzen Augen, war, man ſah es ihr deutlich an, dem Sprechen ſehr hold, ſie wußte ſich aber ſo zu beherrſchen, daß ſie nur den geringſten Theil deſſen ſagte, was ſie dachte. Brach ſie aber einmal los, ſo ging's auch mit einer gewaltigen Stimme, und Schlag auf Schlag; dann blieb ſie lange wieder ſtill. Konnt' ich ſie zu einem andern Inſtrumente machen als zur — Pauke?

Deſto geſprächiger zeigte ſich dagegen ein Fräulein von feinem Anſtand, dabei vielſeitig gebildet und ſo gefügig, daß ſie an dem Geſpräche, was immer für eine Wendung dieſes auch nehmen mochte, theilnehmen konnte und ſtets beachtet wurde, ſelbſt da, wo ſie nicht als Hauptperſon auftrat. Ich erklärte ſie für das oktavenreiche Pianoforte

Den Schluß machten zwei innige Freundinnen. Die Eine war ein nervenkrankes, ätheriſches, ſchmachtendes Weſen voll überſpannter Ideen und überfeinerter Empfindungen, blaß, ſchwächlich und gebrechlich. Die Andere, obſchon geſund und kräftig, und von der Natur keineswegs für ſentimentale Rollen geſchaffen, nahm ſich, deſſen ungeachtet, unglücklicherweiſe die geiſtig kränkelnde Freundin zum Vorbild der Nachahmung, konnte es aber mit aller Bemühung doch nicht dahin bringen, dem Original ähnlich zu werden. Ich machte daher jene zur Harmonika, dieſe zur Mund-Harmonika.

Würde mir die Wahl einer muſikaliſchen Unterhaltung überlaſſen, ſo bäte ich vor Allem um ein Trio, vorgetragen von der Flöte und der Clarinette mit Begleitung der Harfe.

Wenn ich nun von dem weiblichen Concert auf die Küchenmuſik überſpringe, ſo iſt dies noch kein **Salto mortale** zu nennen.

Wer wagt es aber zu läugnen, daß der Ehrgeiz, der wohl jeden Menſchen auf irgend eine Art ſpornt, auch in der Küche ſeinen Spielraum findet und ſelbſt Küchengeräthe zu Gegenſtänden ſeines Wirkens und Strebens zu machen weiß? Entflammt dieſe Leidenſchaft ein edles Gemüth, einen reichen Geiſt, ſo veranlaßt ſie allerdings viel Schönes und Großes, im Gegentheil aber entweder Böſes und Schädliches, oder Albernes und Lächerliches. Ich ſpreche hier nur von dem kleinlichen Ehrgeize, der den Einen als Witzling zu einer ewigen Bonmots-Jagd kitzelt, den Andern verleitet, Linſen durch eine kleine Öffnung in einem Brete zu werfen, auf dem Seile zu tanzen, durch den Reif zu ſpringen, Thiere nachzuahmen, auf dem Kopfe zu ſtehen, eine Stange auf der Naſenſpitze zu halten, mit den Füßen zu ſchreiben und auf den Händen zu gehen, kurz, das Unnützeſte oder Unnatürlichſte zur Virtuoſität zu erheben.

Als ich einſt auf einer Reiſe in einer Dorfſchenke einkehrte, bemächtigte ſich der geſprächigſte aller Wirthe ſogleich meiner Ohren, erzählte Geſchichten über Geſchichten, und rühmte als Zwiſchenſpiel, ein ganzes Heer ihm eigener Vorzüge. Unter Anderm verſicherte er auch, der größte Mundharmonika-Virtuos in ganz Europa zu ſein; Städte und

Dörfer, wo er ſich für theures Geld hören ließ, wüßten davon zu reden, und die Nachbarſchaft ſei weit umher noch jetzt ſeines Ruhmes voll.

Da der gute Mann mir die Sache ſo nahe legte, konnte ich nicht umhin, ihn um ein Pröbchen ſeiner Kunſt zu bitten. Gegen die gewöhnliche Art der Virtuoſen zeigte er ſich ſogleich höchſt willfährig, nahm ein Meſſer als muſikaliſches Inſtrument zur Hand, hielt deſſen Schneide an den Mund, und pfiff ein gewaltiges, mit Trillern und Rouladen reich ausgeſtattetes Solo.

Durch meinen Beifall aufgemuntert, warf er das Meſſer auf den Tiſch, lief in die Küche, und kam mit einer alten Bratpfanne und einer Feuerzange herein. Er pfiff nun mit freiem Munde und begleitete dieſes Solo-Inſtrument mit jenen Beiden, die er theils auf dem Tiſche kratzend hin und her ſchob, theils leicht an einander ſtieß, daß man ſie kaum von einer Baßgeige unterſcheiden konnte. Seine Begeiſterung ſtieg, ſo wie die Zahl der ſich herbei drängenden Zuhörer und Beifallsklatſcher ſich vermehrte. Er zog aus der Taſche einen großen Schlüſſel, ſetzte den Bart an den Mund und pfiff ſo melodiſch, daß man eine Flöte zu hören glaubte. Endlich brachte er gar einen Roſt, und ſtellte ihn mit wichtiger Miene auf den Tiſch, mit dem Bemerken, er habe dieſes Inſtrument um zwei Stäbe vermehrt, wodurch es einen bedeutenden Umfang von Tönen gewann; die Erfindungsgabe ſei ihm angeboren.

Ich verglich ihn mit der Sappho, die ihrer Lyra durch die Vermehrung mit zwei Saiten eine höhere Vollkommenheit gab. Er wünſchte ſie kennen zu lernen, und bedauerte ſehr, als ich ihm verſicherte, dieſe Virtuoſin ſei ſchon über **2000** Jahre todt. Er fragte mich um ihren Geburtsort. Als ich ihm die Stadt Mitylene auf der Inſel Lesbos nannte, erwiederte er mit freundlichem Kopfwiegen: „So? Ei, ei! Was Sie mir ſagen!“ — Ich lud den Virtuoſen ein, mit mir zu ſoupiren. Nun warf er ſich in ein anderes Fach. Ich glaubte in einem Walde zu ſein, als mir plötzlich die Stimmen von Nachtigallen, Droſſeln, Lerchen, Finken, Meiſen ꝛc. ꝛc. durch einander entgegen ſchollen. Alle dieſe Vögel wußte mein Wirth nachzuahmen. Als ich am nächſten Morgen in den Wagen ſteigen wollte, zwang er mich, vorher noch ſein muſikaliſches Inſtrumenten-Kabinet, die Küche zu beſehen. Während ich ihm die mit doppelter Kreide geſchriebene Rechnung bezahlte, produzirte der loſe Vogel noch einmal alle Singvögel.

## An einen geneſenden Freund.

„Glück auf!“ — So ruft man dem Bergmanne zu, der in den finſtern Schacht hinabfuhr, und endlich aus der Tiefe wieder an das freundliche Tageslicht heraufkömmt. Derſelbe Zuruf gebührt auch jedem Geneſenden, der, aus der dunklen Schlucht einer Todeskrankheit auftauchend, die ſtrahlende Sonne und den holden Mond wieder begrüßt. Der Bergmann und der gefährliche Kranke ſind dem Tode gleich nahe; ſie hegen gleiche Zweifel an ihrer Wiederkehr in die Oberwelt und in’s Leben.

Alſo: Glück auf, lieber Freund! Deine Liebe zum Leben kann kaum größer ſein, als meine Liebe zu Dir; und wie wir mit dem geliebten Sterbenden ſelbſt ſterben möchten, eben ſo erweckt der geliebte Geneſende in uns eine neue Lebensluſt.

Der Arzt hat, mit der Krankheit zugleich, von Dir Abſchied genommen; da Du mir aber verſicherſt, meine ſchriftlichen Mittheilungen ſeien Dir eine Seelen-Arzenei, ſo übernehme ich mit Freude die Stelle des Arztes, um Dich durch gute Laune zu erheitern, oder Dir allerlei leichtes Seelen-Spielzeug zum Zeitvertreibe zu geben, oder gewiſſe Vorſichtsmaßregeln Dir an's Herz zu legen.

Geſundheit wünſcht ſich Jeder, aber die Wenigſten mögen eine ſolche Lebensweiſe führen, daß ihr Wunſch in Erfüllung gehen kann.

Die Eltern wünſchen ſich geſunde Kinder, das Mädchen einen geſunden Gatten, der Jüngling eine geſunde Gattin; ſie alle führen aber eine Lebensweiſe, welche ſie entweder einem frühzeitigen Tode in die Arme wirft, oder — im günſtigeren Falle — ſie als ſieche, mit nicht ehrenvollen Narben bedeckte Halb-Invaliden zu wechſelſeitiger Krankenpflege — nicht in Hymens Tempel, ſondern in Hymens Hoſpital führt.

Die Geſundheit gleicht dem Reichthume, nach welchem die Meiſten gierig haſchen, um den erhaſchten unſinnig zu verſchwenden, ohne zu bedenken, daß die Geſundheit ſchon an und für ſich ein köſtliches Gut iſt, für deſſen Verluſt nichts hiernieden vollgültig entſchädigen kann, ſondern daß nur in einem geſunden Leibe eine vollkommen geſunde Seele zu wohnen pflegt.

Schriftſteller, die eine geſunde Seele im geſunden Leibe haben, verlangen auch Leſer von gleicher Beſchaffenheit, ſo wie Leſer mit geſunder Seele im geſunden Leibe nur Schriftſteller derſelben Art verlangen können. Krankhafte Schriftſteller taugen nur für krankhafte Leſer. Unter den vielen Urſachen der Zerſtörung der Geſundheit (wozu man aber nicht immer, wie das alte Troja, zehn Jahre, ſondern oft kaum zehn Minuten braucht) ſteht die Unmäßigkeit in Genüſſen aller Art oben an.

---

Lieber Freund! Du biſt ein Muſter der Enthaltſamkeit und der Selbſtbeherrſchung. Dieſe zwei ſchönen Eigenſchaften ſind dem Geſündeſten ſchon ſehr vortheilhaft, dem Geneſenden aber ganz unentbehrlich, wenn er nicht, ſtatt vorwärts zu ſchreiten, wieder zurückgehen will. Er muß eine ſtrenge Diät beobachten, wodurch er dann ſein eigener Arzt wird, und dasjenige, was er ſich verſagt, wird ihm mehr nützen, als alle Heilmittel, die er gebraucht. Ich las unlängſt ein Werk des engliſchen Arztes W. H. Robertſon, welches den Titel führt: „**A popular Treatise on Diet and Regimen.**“ Es enthält viele Vorſchriften der Diät. Da ich ſtets an Dich denke, und Alles gerne auf Dich beziehe, ſo konnte ich nicht umhin, einige Auszüge aus dieſem Buche zu machen, die ich Dir zur gefälligen Berückſichtigung mittheile.

Von den Fleiſchbrühen bemerkt Robertſon, daß ſie nicht fett ſein ſollen. Um ſie von dem ungeſunden Fett ganz zu reinigen, laſſe man ſie zuerſt kalt werden, und die Fetttheile, welche ſich auf der Oberfläche ſammeln, abſchöpfen, dann die Brühe zum Genuſſe nochmal wärmen. Menſchen von ſchwacher oder ſchlechter Verdauung werden überhaupt öfter bemerken, daß der Genuß vieler Flüſſigkeit, ſelbſt der unſchädlichſten, ein gewiſſes Gefühl von Vollheit und Unbehaglichkeit im Magen verurſacht, welches auf irgend eine Störung im Verdauungsweſen hindeutet. Getränke aller Art können dieſe Wirkung hervorbringen, indem ſie den, ſich von ſelbſt zuſammenziehenden Kräften des Magens nicht hinlänglichen Widerſtand leiſten, um ſie in die erforderliche Verdauungsthätigkeit zu ſetzen. Ausnahmen von dieſer Regel finden nur ſelten Statt. Brühen mit Wurzeln und Kräutern ſollen Menſchen von ſchwacher oder ſchlechter Verdauung nie genießen.

Ich füge dieſer Vorſchrift des Britten eine hieher paſſende Bemerkung bei, welche Lichtenberg an ſich ſelbſt machte, und durch Erfahrung bewährt fand.

„Seit einigen Tagen,“ ſagt er, „lebe ich unter der Hypotheſe, daß das Trinken bei Tiſche ſchädlich ſei, und befinde mich vortrefflich dabei. Hieran iſt gewiß etwas Wahres, denn ich habe noch von keiner Aenderung in meiner Lebensart und von keiner Arzenei ſo ſchnell und handgreiflich die gute Wirkung empfunden, als hiervon.“ —

Die Fleiſchſpeiſen ordnet Doctor Robertſon nach ihrer leichteren oder ſchwereren Verdaulichkeit, und ſetzt, in Hinſicht auf die leichtere Verdaulichkeit, zuerſt das Hammelfleiſch *), dem zunächſt das Rindfleiſch, dann das Lammfleiſch, hierauf das Kalbfleiſch, zuletzt das Schweinfleiſch.

Dieſe fünf Fleiſchgattungen ſind, überhaupt genommen, gebraten am beſten zu verdauen; geröſtet, ſchwerer; geſotten, noch ſchwerer; gebacken, noch ſchwerer; in der Pfanne geröſtet, am ſchwerſten. Gebackenes Fleiſch iſt ſchwer zu verdauen wegen des brenzlichen oder verbrannten Oeles, in welches der Fettſtoff, mehr oder weniger, ſich verwandelt. Ein nicht ganz ausgekochtes Fleiſch iſt leichter zu verdauen als das völlig ausgekochte, weil im letzteren Falle die Faſern mehr zuſammengezogen und härter geworden ſind, folglich mehr Kraftanſtrengung des Magens fordern, um zertrennt, zermalmt und in weiche Maſſe verwandelt zu werden. Eben deßhalb iſt auch eingeſalzenes Fleiſch viel ſchwerer zu verdauen als das friſche, indem das Salz die Faſern zuſammenzieht, ſie härter und zäher macht, folglich weniger nachgiebig gegen die zerreibenden Kräfte des Magens, und der auflöſenden Kräfte der Abſonderung.

Die Butter reizt den Magen zu ſehr; ſie iſt daher für Menſchen von ſchlechter oder ſchwacher Verdauungskraft ein Gift, ja ein böſer Geiſt, gegen welchen alle diätetiſchen Schriftſteller zu Felde ziehen. Wer ſich vom Genuſſe der Butter durchaus nicht enthalten kann, ſollte ſie wenigſtens ſehr ſpärlich und nur kalt genießen. Geſchmolzene Butter,

---

*) Man bedenke dabei, daß die Hammelzucht in England beſſer iſt, als irgendwo.

ſie ſei auf geröſtete Brotſchnitten geſtrichen oder in Saucen gemiſcht, ſollte von der Tafel jedes kränklichen Menſchen verbannt ſein. Robertſon verſichert aber, er habe mehrere Perſonen gekannt, die kaum fühlten, daß ſie einen Magen im Leibe hatten, denen die Butter gute Dienſte leiſtete, indem ſie wie ein gelindes Purganzmittel wirkte. Kinder ſollte man keine Butter eſſen laſſen. Die Kindheit iſt überhaupt dasjenige Lebensalter, welches die ſorgfältigſte Aufmerkſamkeit in Hinſicht auf die Wahl der Nahrungsmittel erfordert, theils um frühzeitige Krankheiten abzuhalten, oder um ihre Stärke, wenn ſie wirklich eintreten, zu mildern, theils um den Grund zu einer heilſamen Mäßigkeit für ihr ganzes übriges Leben zu legen.

Der Speck iſt größtentheils ſchädlich, vorzüglich in jenen Fällen, wo die Magenſäfte entweder nicht in hinreichendem Maße vorhanden, oder wo ſie verdorben ſind, und die Unverdaulichkeit ihren Sitz im Magen hat. Sind aber gute und hinlängliche Magenſäfte vorhanden, die ſich mit den Nahrungsmitteln vermiſchen und auf dieſelben chemiſch einwirken; iſt die zuſammenziehende Kraft des Magens zureichend, um die Speiſen in eine weiche Maſſe zu zerreiben; kurz, werden die Nahrungsmittel gehörig verdauet und abgeſondert, und es mangelt nichts Anderes, als ein Reiz, um die Maſſe den Gedärmen zuzuführen, dann wird die purgirende Eigenſchaft des im Specke enthaltenen Fettes und Salzes wohlthätig wirken, hiermit der Speck in ſolchen Fällen gute Dienſte leiſten.

Der Käſe iſt, überhaupt genommen, ſchwer zu verdauen; etwas alter Käſe aber, zum Schluſſe eines Mittagsmahles gegeſſen, wirkt auf die Verdauung ſehr günſtig. Alter Käſe hat wirklich ſchon aufgehört, eigentlicher, ſogenannter Käſe zu ſein, denn es iſt mit demſelben bereits eine bedeutende Zerſetzung und Auflöſung der Beſtandtheile vorgegangen, und er iſt ein eigentliches Reizmittel geworden, welches gleich den Gewürzen und anderen Stimulanzien wirkt. Wenn man ſich aber den Magen überladet, wenn Unmäßigkeit und Schwelgerei von einer Speiſe über die andere herfällt, wenn auf die Suppe ein Fiſch, auf den Fiſch das Fleiſch von Landthieren, auf dieſe Geflügel, nach dem Geflügel Wildpret, nach dem Wildpret Obſt, Kreme, Zuckerwerk, Gefrornes u. ſ. w. verſchlungen wird, — dann iſt freilich *ein* Reizmittel zu wenig, um den Magen zu einer Kraftanſtrengung zu ſtacheln, welche ſtark genug iſt, eine ſo verſchiedenartige, chaotiſche Maſſe zu verdauen.

Vom *Obſte* ſollte man nur den *Saft* genießen. Vollkommen reifes Obſt, mäßig und zu rechter Zeit genoſſen, ſchadet ſelten. Das Schädliche des Obſtes beſteht in der Säure, welche es enthält. Menſchen von ſchwacher oder ſchlechter Verdauung ſollen es daher ſehr vorſichtig und behutſam genießen. Ueberhaupt eſſe man *nach* der Mahlzeit kein Obſt; es ſtört den Verdauungsproceß. Die beſte Zeit für den Genuß des Obſtes iſt *die* zwiſchen dem Frühſtück und dem Mittagsmahle. Der Magen befindet ſich da in jenem Zuſtande der Ruhe, der ihn zur Verdauung des Obſtes vorzugsweiſe tauglich macht, indem er gleichſam ſeine ganze durch kein anderes Geſchäft geſtörte Aufmerkſamkeit

darauf verwenden kann. Wenn man alſo das Obſt zu rechter
Zeit und mäßig genießt, nur den Saft ausſaugt, und
die ſchwer zu verdauenden Arten desſelben vermeidet, ſ
wird es ſelten ſchädlich ſein. Jeder muß aber ſich ſelbſt beob
achten, und die Wirkungen, die es auf ſeinen Magen macht,
erwägen. Getrocknetes Obſt pflegt man — ſehr irrig — fü
unſchädlich und leicht verdaulich zu halten. Jede Obſtſchal
überhaupt iſt ſchwer zu verdauen, ja ſie bleibt meiſtens un
verkocht, und geht gewöhnlich ſo weg, wie man ſie gege
ſen hat. Eben ſo verhält es ſich mit den getrockneten Früch
ten; und da es kaum möglich iſt, die dickhäutige Schale in
Munde vom Fleiſche der Frucht abzuſondern, ſo wird davo
die Membrane der prima via und insbeſondere der untere
Gedärme gereizt.

Wir laſſen nun den Magen und wenden uns zu de
Kopfe, und zwar zur Bedeckung desſelben, nämlich zu d
Haaren, deren Ergrauen auch dem Nicht-Eitlen u
angenehm iſt. Menſchen, die eine ſitzende Lebensweiſe fü
ren, dem Studium eifrig obliegen, Blutandrang gegen d
Kopf leiden, Geſchwächte, Krankhafte und Schwelger al
Art, werden am früheſten von grauen Haaren heimgeſuch
dagegen zeigen Alle, deren Beſchäftigungen viel Bewegu
in freier Luft erfordern und die dabei auf einfache Nahru
beſchränkt ſind, am ſpäteſten die Spuren vom Beginnen d
letzten chemiſchen Proceſſes, welcher die Flüßigkeiten ei
ſaugt, die Zellengewebe austrocknet und ſie erſchlaffen mac
Es iſt bekannt, daß ſtarke Gemüthsbewegungen und heft
Leidenſchaften in Einer Nacht graue Haare verurſacht hab

indem die, durch vermehrten Blutandrang zu widernatürlicher Thätigkeit geſteigerte Einſaugung der Säfte den Haaren den Farbſtoff entzieht. Möchte doch der Wunſch, ſich eine jugendliche Fülle des Haares länger zu erhalten, die Jugend veranlaſſen, ihren nächtlichen Schwärmereien wenigſtens ein paar Stunden zu entziehen, dunſterfüllte, heiße Gemächer zu meiden, und dafür Spazirgänge in der reinen friſchen Morgenluft zu machen!

Das Schlafzimmer ſoll nicht geheizt werden, ſondern vielmehr ſo kalt ſein, als es ſich mit der körperlichen Empfindung und Geſundheit verträgt. Nur ſehr große Schlafzimmer dürfen geheizt werden, und auch dieſe nur ſehr wenig. Sehr ſorgfältig muß die Luft in denſelben gereinigt werden, durch das Oeffnen von Fenſtern und Thüren. Zu Bettvorhängen wähle man einen dünnen leichten Stoff; auch ziehe man ſie nicht enge zuſammen. Der Boden ſei mit einem Teppich belegt. Man ſtelle nicht mehr Geräthſchaften hinein, als unumgänglich nothwendig ſind; zu viele derſelben hemmen den Luftſtrich. Wollenzeuge ſaugen die Feuchtigkeit des Hauches und der Dünſte ein, und machen dadurch die Luft abſpannend oder unrein. Kerzen- und Lampenlicht vermeide man ſo viel als möglich, Gas brenne aber in keinem Schlafzimmer; denn ein Theil desſelben bleibt ſtets unverzehrt. Man müßte erſt ein Mittel finden, es reiner und ganz verzehrbar zu machen. Es iſt daher ſelbſt in Theatern, Tanzſälen und Sitzzimmern ſchädlich, verurſacht Kopfweh, Schwindel ꝛc.

Das Schlafzimmer befinde ſich nicht im Erdgeſchoße des Hauſes, ſondern im erſten oder zweiten Stockwerk, doch auch nicht im höchſten, beſonders dann nicht, wenn das Haus zu ſehr der Sonne ausgeſetzt iſt, folglich die obern Gemächer zu ſehr erhitzt werden. Aus derſelben Urſach ſoll ſich das Schlafzimmer auch nie auf der Sonnenſeite de Hauſes befinden.

---

Lieber Freund! Du biſt nun ein beneidenswerther Menſch. Glücklich iſt der Geſunde, aber noch glücklicher der Geneſende; denn Jener weiß ſein Glück ſehr ſelten gehörig zu würdigen und vollkommen zu ſchätzen, daher er auch ſtündlich in der Gefahr iſt, die Geſundhei durch ſträfliche Unvorſichtigkeit oder tollen Uebermuth gewaltſam zu vertreiben, der Geneſende aber hat ihren Werth dadurch, daß er ſie längere Zeit entbehren mußte erſt erkennen und ſchätzen gelernt. Er beginnt neu aufzuleben und aufzublühen in dem, mit jedem Tag erhöhten Wohlgefühle des wiederkehrenden ruhigen Schlafes, der ſich wieder einſtellenden Eßluſt, der zunehmenden Kraft des Leibe und der Heiterkeit der Seele.

Mahle Dir dieſes Glück ja täglich bis in die kleinſte und feinſten Züge aus, damit Du es vollkommen genießeſt Küſſe jeden theilnehmenden Freund, begrüße jeden friſche Lufthauch, ſauge jeden lieblichen Blumenduft in Dich, horche freudig jedem der geflügelten Sänger und jedem muſikaliſchen Inſtrumente, jauchze der Sonne und dem Mond entgegen, und liebäugle mit Sternen und Menſchen!

Um Dir den vollſtändigen Beweis vorzulegen, daß Du doppelt glücklich biſt, und zwar nicht nur als Geneſender, ſondern auch als Menſch überhaupt, ſo muß ich Dir ſagen, daß ich unter den Menſchen vier Hauptgattungen unterſcheide: Lebende und Todte, Geſunde und Kranke.

Es gibt allerdings Menſchen, die alle thieriſchen Functionen verrichten, das heißt, eſſen, trinken, ſchlafen, ſich bewegen, reden u. ſ. w.; deſſen ungeachtet aber nicht leben; wer aber nicht lebt, iſt todt.

Einen Lebenden kann ich nur denjenigen nennen, der die Lebenskraft beſitzt und äußert. Höre nur, was Hufeland von dieſer unbegreiflichſten und gewaltigſten aller Kräfte der Natur, ſagt: „Sie erfüllt, ſie bewegt Alles, ſie iſt höchſt wahrſcheinlich der Grundquell, aus dem alle übrigen Kräfte der phyſiſchen, vorzüglich organiſchen Welt fließen. Sie iſt es, die Alles hervorbringt, Alles erhält, erneuert, durch die die Schöpfung nach ſo manchem Jahrtauſend von Jahren noch jeden Frühling mit eben der Pracht und Friſchheit hervorgeht, als das erſtemal, da ſie aus der Hand ihres Schöpfers kam. Sie iſt unerſchöpflich, unendlich, — ein wahrer ewiger Hauch der Gottheit. Sie iſt's endlich, die, verfeinert und durch eine vollkommene Organiſation exaltirt, ſogar die Denk- und Seelenkraft entflammt, und dem vernünftigen Weſen zugleich mit dem Leben das Gefühl und das Glück des Lebens gibt. Ich habe immer bemerkt, daß das Gefühl vom Werth und Glück der Exiſtenz ſich ſehr genau nach dem mehreren oder wenigeren Reichthum an Lebenskraft richtet, und daß, ſo wie ein gewiſſer Ueberfluß derſelben zu allen Genüſſen und Unternehmungen aufgelegter und das Leben ſchmackhafter macht, nichts ſo ſehr, als Mangel daran, im Stande iſt, jenen Ekel und Ueberdruß des Lebens hervorzubringen, der leider unſere Zeiten ſo ſehr auszeichnet.“ —

Du wirſt in dieſer Definition erſehen, lieber Freund, daß Du allerdings im Beſitze der Lebenskraft biſt, folglich mit vollem Rechte zu den Lebendigen gezählt wirſt. Ich will aber nun einen andern Schriftſteller, nämlich mich ſelbſt *), zu Hülfe nehmen, und Dir eine hieher paſſende Geſchichte erzählen, woraus Du ſonnenklar erſehen ſollſt, welche exiſtirende Menſchen eigentlich lebendig und welche todt ſind. Ich ſaß einmal, ich glaube es war im Jahre 1830, in einem Kaffehhauſe, durchblätterte die Zeitſchriften, und fand in einer derſelben, zu meinem größten Erſtaunen, die Anzeige vom Tode eines guten Bekannten, von dem ich gewiß wußte, daß er noch lebe, weil er friſch und geſund neben mir ſaß. Ich flog zum Herausgeber des Journals, um den Irrthum zu berichtigen. Er hörte meine Verſicherung, daß der als todt angegebene Mann noch lebe, und meine Bitte um Widerrufung der Lüge ruhig an, und erwiederte ſehr gelaſſen: „Ich habe die Ehre Sie zu verſichern, daß der Mann eigentlich todt iſt, un daß ich alſo nicht widerrufen kann.“ — Ich ſagte, mich ereifernd: „Wollen Sie, daß ich Ihnen den ſogenannten Tod

---

*) Luſtwäldchen der Laune von Chr. Kuffner.

ten, den ich vor wenigen Minuten verließ, aus dem Kaffehhauſe hieher in's Zimmer führe? — „Ich ſehe mit Bedauern" — ſagte der Journaliſt — „daß Sie, Verehrter, nicht wiſſen, wer lebt und wer todt iſt. Hören Sie denn! Nach meiner Anſicht iſt Jener todt, dem die Lebenskraft, das heißt, das innere Leben fehlt. Pythagoras erkannte dieſes eben ſo wie ich. Zeigte ſich einer ſeiner Schüler durchaus geiſt- und herzlos, ſo wurde er für todt erklärt, und vom Orden ausgeſtoßen. Seine Mitſchüler mußten ihm ein förmliches Leichenbegängniß halten, und ein Cenotaphium errichten, um ein warnendes Denkzeichen vor Augen zu haben, welches ſie erinnern ſollte, ein ähnliches Abſterben zu meiden, Geiſt und Gemüth in ſtäter Thätigkeit zu erhalten, gleich dem Feuer, welches ſich durch raſtloſe Bewegung erhält und läutert, ohne dieſelbe aber erſtickt und ſtirbt. Und ſo nenne ich todt alle Diejenigen, die nur mit Eſſen, Trinken, Schlafen und andern blos körperlichen Functionen vegetiren; todt Alle, die ihre Zeit gedankenlos auf das Nichts der Eitelkeit verwenden, auf Kleidung, Putz, ſinnloſes Geſchwätz, unnützes Thun und dergleichen; todt Alle, die ohne Ahnung von Pflichterfüllung und höherer Beſtimmung, dem leeren Nichtsthun fröhnen; denn alle dieſe beweglichen Fleiſchmaſſen ſind nichts als Automate, die im Garten des Lebens die Stelle ſteinerner Statuen vertreten, übrigens aber eben ſo gut exiſtiren, als nicht exiſtiren könnten. Als Lebende laſſe ich nur Diejenigen gelten, die von dem Beſtreben beſeelt ſind, ſich ſelbſt zu veredeln, und das Wohl der Menſchheit zu fördern. Ein großer Theil der

Menſchen gehört theils zu den Lebenden, theils zu de Todten. Rechnet man die Zahl der Lebensjahre auf die Weiſe zuſammen, ſo ergibt ſich, daß mancher Achtzigjäh ge kaum zehn Jahre, kaum Ein Jahr, ja kaum acht Ta gelebt hat, daß nicht Wenige erſt mit dem dreißigſten od vierzigſten Jahre ihres Daſeins geboren werden, da heißt, zu leben anfangen, und daß ſogar viele Tauſen geboren werden, ohne in einem vieljährigen Daſein nu zwölf Stunden zu leben, obſchon ſie als Lebende par diren. Sie werden nun einſehen, mein Herr, daß mei Anzeige vom Tode ihres Freundes ſich auf die Wahrh gründet: wem Geiſt und Herz fehlt, dem fehlt die Leben kraft, und wem die Lebenskraft fehlt, der iſt todt.“ —

Du wirſt, lieber Freund, auch in der kategoriſchen E klärung dieſes Mannes einen überzeugenden Beweis finde daß Du ein Lebender biſt. Alle, die Dich — wenn au nicht von Angeſicht, doch aus Deinen edlen Geſinnung und ſchönen Handlungen kennen, werden Dir ein Leben zeugniß ausſtellen, dem keine Todesanzeige je widerſp chen kann.

---

Die Zahl der Menſchen, die im eigentlichſten Sin und im vollen Umfange geſund, nämlich geſund Leib und Seele ſind, iſt im Verhältniſſe zu der groſ Menſchenmaſſe ſehr gering. Es bleibt daher immer eine tr rige Sache, wenn man zwar ein Lebender, aber Kranker iſt.

Es gibt aber drei Gattungen von Kranken: Leibeskranke, Seelenkranke, und ſolche, die krank ſind an Leib und Seele. Und ſo wie man phyſiſch- und moraliſch-Kranke unterſcheidet, eben ſo muß man auch wirkliche Kranke und Kranke in der Einbildung unterſcheiden.

Körperliche Krankheiten erzeugen nicht ſelten Geiſtes- und Gemüths-Krankheiten, dieſe letztern ziehen aber faſt immer, früher oder ſpäter, körperliche Krankheiten nach ſich. Die ärztliche Definition erklärt die Krankheit als denjenigen Zuſtand des lebenden Körpers, in welchem die Harmonie der Verrichtungen der einzelnen Theile oder Organe zur Erhaltung des Ganzen geſtört iſt.

Derſelbe Fall findet bei den Geiſtes- und Gemüths-Krankheiten ſtatt, z. B. wenn die Harmonie der Seelenkräfte durch das Uebergewicht einer krankhaften oder zu glühenden Phantaſie, durch zu gewaltiges Vorherrſchen einer verderblichen Leidenſchaft, durch Verſtandesſchwäche, durch eine irrige fixe Idee u. ſ. w. geſtört wird, wie dies beim Körper durch bedeutende Verletzungen der wichtigern Theile, z. B. des Gehirns, der Lunge, des Herzens, des Magens ꝛc. geſchieht.

Man theilt unter andern die Krankheiten des Körpers in hitzige oder acute, und in langwierige oder chroniſche ein. Die erſteren endigen ihren Verlauf in einer beſtimmten Zeit, wie z. B. gewiſſe Fieber. Von dieſer Art iſt auch das Liebesfieber, das Fieber des Zornes u. d. gl. Zu den chroniſch-moraliſchen Krankheiten gehört z. B. die leidenſchaftliche Spielſucht, das Laſter der Trunkenheit, die Verleumdungsſucht ꝛc.

Jede körperliche Krankheit hat ihre eigenen Kennzeichen oder Symptome, eben ſo auch jede Geiſtes- oder Gemüthskrankheit; die Symptome einer und derſelben Krankheit erleiden aber in jedem Menſchen durch Geſchlecht, Alter, Temperament, Lebensweiſe u. d. gl. eine Veränderung, die ihnen einen ganz eigenthümlichen Charakter gibt.

Wir ſehen überall viele Menſchen krank an Leib und Seele; zahllos iſt aber die Menge der Kränklichen an Leib und Seele; und das Übelſte dabei iſt, daß di Kränklichkeit faſt immer weit länger dauert, als di Krankheit, oft lebenslang.

Dies rührt zum Theil gewiß daher, weil man bei eigentlichen Krankheiten ernſtliche Mittel anwendet un ſtrenge Diät beobachtet, bei bloßer Kränklichkeit abe beides vernachläſſigt.

Iſt jede Krankheit (phyſiſche oder moraliſche) ſcho an und für ſich eine lebensverkürzende Urſache, ſo wird ſi dies insbeſondere durch eine falſche zweckwidrige Behandlung die den Leib oder die Seele tödtet; eine naturgemäße diätetiſche Lebensweiſe iſt aber das Fundament und die Quell der geſunden Seele im geſunden Leibe, wobei man ſich auc den häufigen Gebrauch der Arzneimittel erſpart.

Viele Menſchen bringen organiſche Fehler und ein organiſche Krankheitsanlage und die Anlage zu geiſtige oder moraliſchen Übeln ſchon mit zur Welt; wie z. B. z reizbare ſchwache Nerven oder eine ſchwache Lunge, einen verkrüppelten Magen, einen ſchwachen Geiſt oder einen ſchwachen Charakter. Jeder lerne ſeinen ſchwachen Theil kennen und hüten! Manche Fehler und Krankheitsanlagen werden von den Eltern auf die Kinder vererbt, manche denſelben durch eine verkehrte Erziehung eingeimpft, manche durch das angeborne Temperament erzeugt, manche durch das Klima, daher es nicht nur phyſiſche, ſondern auch moraliſche Krankheiten gibt, die ganzen Nationen vorzugsweiſe eigen ſind, ſo wie auch jede Zeit, jeder Stand, jedes Alter, jedes Geſchlecht, jede Beſchäftigung, jede Lebensweiſe ihre eigenthümlichen Krankheitsanlagen und Krankheiten hat.

Ein Hauptmittel zur Verhütung von Krankheiten aller Art iſt die Reinlichkeit und Reinheit. Halte deinen Leib, deine Seele, dein Gemüth rein und du beugſt tauſend Uebeln vor!

Viele Krankheiten beſchleichen den Menſchen (wie Heſiodus in dem Lehrgedichte „Werke und Tage“ ſagt) ſchweigend, denn Zeus hat ihnen die Stimme genommen; moraliſche Krankheiten ſtehlen ſich nur zu oft durch böſe Gewohnheit, oder durch ſchlechte Geſellſchaft ſo unvermerkt in das Gemüth, daß ſie ſich erſt dann kennbar und in ihrer häßlichen Geſtalt zeigen, wenn ſie bereits feſte Wurzel gefaßt haben, und der Heilkunſt Trotz bieten.

Die Schwäche iſt nicht nur eine gewöhnliche Vorbotin, ſondern auch häufig die veranlaſſende Urſache der Krankheit.

Plutarch hat eine eigene Abhandlung geſchrieben,

um zu beweiſen, daß die Leiden und Krankheiten des Le
bes weniger gefährlich ſind, als jene der Seele; denn d
erſtern rühren von der Natur und von Urſachen außer un
der; die Laſter ſind aber das eigene Werk der Seele, d
Folge der Entartung oder Unnatur, und die Quelle ſelbſ
geſchaffener Leiden. Die Krankheiten des Körpers verrath
ſich durch äußere Symptome, Mangel an Eßluſt, Erma
tung, fiebernden Puls, u. ſ. w., die Seelenkranken erke
nen aber ihren traurigen Zuſtand nicht, und wollen d
Uebel nicht einmal für ein Uebel gelten laſſen, eben desha
weil die kranke Seele über ihre Krankheit nicht urtheil
kann. Sie fühlen es entweder nicht, oder wollen es nic
wiſſen, daß ſie krank ſind. Der Leibeskranke verlan
Arzeneien und Heilmittel, der Seelenkranke meidet un
ſcheut ſie, und er will, weit entfernt, ſich ruhig zu ve
halten, um deſto geſünder erſcheinen, je kränker er i
um deſto mehr handeln, je weniger er zum Handeln gee
net iſt. Körperliche Blindheit iſt ein großes Uebel, die G
ſtesblindheit aber ein noch viel größeres. Plutarch behaupt
unter allen Seelenkrankheiten ſei Dummheit die grö
und gefährlichſte, da ſie das Uebel ſo unheilbar macht, d
ſie dem Menſchen ſein ganzes Leben hindurch anhängt, u
endlich mit ihm ſtirbt.

Unter allen Krankheiten des Leibes und der Seele ſi
aber diejenigen die übelſten, die mit Unempfindlichkeit v
bunden ſind, und in beiden Fällen fängt der Kranke e
dann zu geneſen an, wenn er ſich fühlt, und nach Hü
verlangt.

---

Eine intereſſante Streitfrage könnte die ſein: Ob es möglich iſt, daß noch neue Krankheiten entſtehen?“ Ich möchte ſie bejahen, und vor Allem die Krankheiten wie die Sterne in drei Klaſſen eintheilen, indem einige Krankheiten, gleich den Fixſternen, immer die nämliche Stellung und die nämliche Geſtalt behaupten, andere, wie die Planeten, in regelmäßigem Lauf und zu beſtimmter Zeit auf den gewöhnlichen Wegen wiederkehren, jedoch Geſtalt und Stellung, dem Monde ähnlich, wechſeln, wogegen endlich einige, nach Art der Kometen, plötzlich erſcheinen, wieder verſchwinden und erſt nach ſo langer Zeit und dann abermal ſo plötzlich und ſo fremdartig erſcheinen, daß man ſie für neue hält, und vor ihnen oft mehr, als vor der gefährlichſten bekannten erſchrickt. In dieſem Falle hört dann der ſonſt ſo beliebte und geprieſene Reiz der Neuheit ganz auf.

Einige Krankheiten ſind alſo nur dem Scheine nach neue, das heißt, ſie zeigen ſich mit geänderter Form und modifizirt entweder durch eine, von ſpeziellen Umſtänden bewirkte Steigerung oder Minderung, und ihre Verſchiedenheit beſteht nur in einem Mehr oder Weniger. Einige Krankheiten waren in dieſem oder jenem Jahrhunderte, bei dieſen oder jenen Völkern einheimiſch, und haben ſich verloren, einige genießen jetzt das Bürgerrecht, werden aber nach einiger Zeit auswandern oder verſchwinden. Gewiſſe Krankheiten, wie z. B. die Fieber, nehmen ſogar in jeder Jahreszeit einen andern Charakter an. Es iſt nicht unwahrſcheinlich, daß die Krankheiten in einer gewiſſen chronologiſchen Ordnung das Menſchengeſchlecht heimgeſucht haben. Die erſten Krankheiten, welche den im einfachen Naturzuſtande und naturgemäß lebenden Bewohner der Erde befielen, mögen wohl diejenigen geweſen ſein, die von ſchädlichen Elementar-Einflüſſen, großer Hitze, Kälte ꝛc. herrührten; ihnen folgten wahrſcheinlich jene, die ihren Grund in einer verfeinerten, überfeinerten, dann verweichlichten, endlich jene, welche in einer ganz naturwidrigen, üppigen, verkehrten und entarteten Lebensweiſe ihre nächſte Veranlaſſung hatten. Da erzeugte dann durch Unthätigkeit, Luxus, Ausſchweifung, Übermaß in Genüſſen aller Art u. ſ. w. durch verderbliche Miſchung, baſtardartig und mißgeburtenähnlich, eine Krankheit die andere, ein Uebel das andere, und — es geſchah, — wie Schiller ſagt: „Das eben iſt der Fluch der böſen That, daß ſie fortzeugend Böſes muß gebähren.“

Ich Laie glaube, daß allerdings, theils ganz neue, theils ſolche Krankheiten entſtehen können, welche, obſchon früher bekannt, doch eine ganz verſchiedene Form, oder einen andern, als den bisherigen Charakter annehmen, folglich als neue Erſcheinungen gelten und den Ärzten genug zu ſchaffen geben.

Die Urſachen der Entſtehung ſolcher neuer Krankheiten — um nur einiges Spezielle anzuführen, können z. B. in einer in einem ganzen Lande eingeführten Veränderung der Lebensweiſe, oder im allgemein gewordenen Genuße fremder Nahrungsmittel, neuer Getränke, in neuer Miſchung, neuer Speiſenzubereitung liegen, wodurch ganz andere Wirkungen auf Blut, Säfte und Nerven hervorgebracht werden; oder in den Elementar-Einflüſſen, in atmoſphäriſchen und telluriſchen Revolutionen, wie z. B. durch Erdbeben, Seuchen, langwierige Dürre, zu anhaltende Regengüſſe und Überſchwemmungen, Erddämpfe, beſondere Winde — neue Beſtandtheile, welche den aus der Erde entſpringenden Quellen ſich aneignen; oder in einer mächtigen feurigen oder wäſſerigen Einwirkung fremder Himmelskörper, die unſerer Erde zu nahe kommen u. ſ. w. Wären nicht vielleicht ſogar die neuen mediziniſchen Syſteme im Stande, neue Krankheiten ins Leben zu rufen?

Eben ſo können auch neue *moraliſche* Krankheiten ganzer Völker entſtehen, theils aus eben denſelben phyſiſchen Urſachen, welche die neuen körperlichen Übel verurſachen, theils durch große Veränderungen in der Denkungsweiſe der Menſchen, in den moraliſchen Grundſätzen, in der Religionslehre, in den bürgerlichen und nationellen Verhältniſſen, in den Maximen der Staatsverwaltungen, oder durch neue Erfindungen und Entdeckungen im Gebiete der Wiſſenſchaften und Künſte u. ſ. w.

Durchblättert man die Werke der Seelenärzte aller Zeiten und Völker, ich meine: der *Philoſophen*, ſo findet man bei ihnen dieſelbe Verſchiedenheit, dieſelbe Menge — einander verdrängender neuer Syſteme, wie bei den Heilkünſtlern des Leibes — und auch dieſelben Irrthümer. Bei den Egyptern hatte jede Krankheit ihre eigenen Ärzte; wer beſtimmte denn aber zuerſt die Krankheit ſelbſt, damit der Kranke wußte, *welchen* Arzt er zu Hülfe zu rufen habe? Bekanntlich iſt ja eben das Erkennen der Krankheiten der ſchwierigſte Theil der Arzneikunde.

Die körperlichen Krankheiten haben vor denen der Seele den Vorzug, daß bei jenen ein Übel, je mehr es zunimmt, ſich um deſto mehr auch offenbart, wogegen die Seelenkrankheiten, je ſtärker ſie werden, ſich um ſo mehr verſtecken, und der Kranke ſie um deſto weniger bekennen will. Seneca ſtellt daher in dem fünfundfünfzigſten ſeiner Briefe die Frage: „Warum will Niemand ſeine Fehler bekennen? —

„Weil er ſie noch jetzt an ſich hat. Nur der Wache erzählt ſeinen Traum.“ —

Zum Schluſſe dieſes Briefes will ich Dich noch auf zwei Maximen aufmerkſam machen, die den körperlich- wie den moraliſch-Kranken zu empfehlen ſein dürften. Die erſte: daß man ſich der Krankheit nicht mit eigenſinnigem Trotze widerſetze, um ſie gewaltſam abzukürzen oder zu unterdrücken, daß man ihr aber auch nicht durch Feigheit oder durch zu weichliches Hingeben erliege; der Geiſt vermag über den Leib, er ſei geſund oder krank, ſtets ſehr viel. Die zweite: Geſtatte Deiner Phantaſie, wenn ſie düſter iſt, nicht zu viel Herrſchaft über Deine Krankheit! Die Phantaſie des Kranken iſt gleichfalls krankhaft, und ein Blinder kann nicht der Führer eines Blinden ſein. Unterliegſt Du der Gewalt dieſes dunkeln Genius, ſo geräthſt Du in die Gefahr, dem ärgſten aller Übel und Leiden zur Beute zu werden, nämlich, als Leibeskranker gar in eine Gemüthskrankheit zu verfallen.

Eine beſondere Art von Gemüthskrankheit bilden gewiſſe Fieber, welche den armen Menſchenkindern gewaltig zuſetzen und mehr eine philoſophiſche als eine mediziniſche Heilart fordern, zum Theile auch unheilbar ſind. Welcher Sterbliche kennt das Liebesfieber nicht? Wer weiß nicht, daß es uns gewiß iſt, wie die Pocken, und daß Diejenigen, die davon verſchont bleiben, nur eine Ausnahme von der Regel machen? Wen dieſes Fieber noch nicht befiel, der hat es zu erwarten; und ſollte er auch davon befreit bleiben, ſo kann er doch nicht in Abrede ſtellen, daß ſeine Eltern es hatten. Dieſes Fieber iſt das heftigſte von allen, bald von ſehr kurzer, bald von ſehr langer Dauer; nicht wenige Menſchen werden davon ſehr oft befallen, manche verlieren durch dasſelbe die Geſundheit für immer, manche das Leben. Dieſes Fieber hat die Eigenheit, daß der Kranke alle Heilmittel verſchmäht oder gar durchaus krank bleiben will. Natur und Zeit ſind hier die einzigen Ärzte, die etwas leiſten oder eine Geneſung bewirken können. Dieſe Fiebergattung kann manchmal auch anſteckend werden, vorzüglich durch den häufigen Genuß von Romanen und Theaterſtücken, am meiſten durch das Mitwirken bei Privattheatern u. ſ. w.

Die Furcht wird von mancherlei Fiebern heimgeſucht. Hieher gehört z. B. das Geſpenſterfieber, von welchem manche kleine und große Kinder befallen werden. Mütter und Ammen geben ſich manchmal ſogar viel Mühe, dieſes Fieber den Kindern ſo früh als möglich einzuimpfen, und es iſt dann, wenn es ſich einmal zur chroniſchen Krankheit ausgebildet hat, ſo hartnäckig, daß es allen ſpäter dagegen angewendeten Heilmitteln trotzt und den damit Behafteten ſein ganzes Leben hindurch nicht mehr verläßt. Während des Paroxismus iſt der Patient gewöhnlich ſehr blaß; er zittert an allen Gliedern und fühlt eiskalten Froſt im Mark der Gebeine. Dabei iſt ſeine Phantaſie ſo exaltirt, daß er oft Windmühlenflügel für Rieſen hält. Eine Abart dieſes Fiebers iſt das Schlachtfieber, welches Viele vor dem Anfang einer Schlacht mit ſolcher Heftigkeit und mit einem ſolchen Schwindel ergreift, daß ſie in ihrer plötzlichen Sinnesverwirrung und Betäubung ſtatt des Muthes ſich dem Schrecken in die Arme werfen, ſtatt tapfer zu ſein, feig werden, und, höchſt unglücklicher und verkehrter Weiſe, ſtatt vorwärts zu ſchreiten, gleich den Krebſen eine rückgängige Bewegung machen. Froſt, Bläſſe, Zittern, nebſt Taubheit und Blindheit, ſind die Symptome dieſes Fiebers. Das bekannte Kerkerfieber erreicht ſeinen höchſten Grad, wenn es ſich in das entſetzliche Galgenfieber verwandelt, wo der unglückliche Kranke immer einen Strick um den Hals zu fühlen glaubt, der ihm die Kehle zuſchnüren will. Dabei erſcheinen dem Beklagenswürdigen unaufhörlich Bilder von Raub, Mord und Blutvergießen, ſo daß er oft in Raſerei verfällt. Manchmal geſchieht es, daß die Wuth dieſer äußerſt bösartigen Krankheit die Lebenskräfte ganz aufzehrt, und der Sterbende aus einer Ohnmacht bewußtlos in den letzten Augenblick übergeht.

Eine höchſt klägliche Krankheit iſt das perennirende Sentimentalitäts-Fieber nervenſchwacher Damen;

ſie zerſchmelzen häufig ohne Urſache in Thränen, kommen außer ſich über den unbedeutendſten Zufall, werden über eine Luftblaſe von Krämpfen ergriffen, und fallen über ein Nichts in Ohnmacht. Ohne Migräne zu ſein, halten dieſe Kranken für eine Schande, und in ihr Siechthum ſind ſie verliebt. Innerliche Heilmittel bleiben ohne Wirkung, äußerliche wirken aber manchmal als Palliative z. B. brillantene Ohrgehänge oder Armbänder, goldene Halsketten, koſtbare Ringe, oder gewiſſe Stoffe, die man auch zu Kleidern verwenden kann u. ſ. w. Künſtliche Blumen wirken ſtärker als die natürlichen, Tanz-Schwitzbäder beſſer als die Schwefelbäder, kerzenhelle Säle mehr als Mond- und Sonnenlicht, mephytiſche Salonsdämpfe mehr als die reinſte Frühlingsluft, Parfüms mehr als Kräuterdüfte. Das Fatalſte dabei iſt, daß die geſunden Umgebungen durch dieſe Krankheit mehr leiden, als die Patienten ſelbſt.

Das hitzige Fieber des Zornes iſt eigentlich eine abſcheuliche Krankheit. Die Paroxismen dauern zwar gewöhnlich nur kurze Zeit, oft nur wenige Minuten, wo der Kranke an ſich ſelbſt und an Andern, ja ſogar an lebloſen Gegenſtänden, ſo viel Unheil ſtiften kann, daß er nachher bittere Thränen vergießen muß, weil er das Geſchehene nicht mehr ungeſchehen, das Mißhandelte und Gekränkte nicht mehr unmißhandelt und ungekränkt, das Zerſchlagene nicht mehr ganz machen kann. Kaltes Waſſer ſoll dabei ein gutes Heilmittel ſein, ſtarke Weine ein Gift. Übrigens vermindert ſich dieſe Krankheit glücklicher Weiſe von ſelbſt mit den zunehmenden Jahren. Das Alter, ſagt man, hebe ſie manchmal radikal.

Eine widrige Abart dieſer Krankheit iſt das Recenſenten-Gallfieber. Aller Mißdeutung vorzubeugen, erkläre ich, daß ich, mit Jean Paul, der Meinung bin, daß Kunſtrichter und Recenſent ſich von einander eben ſo gut unterſcheiden, wie Richter und Nachrichter. Dieſes Gallfieber befällt gewöhnlich nur unfruchtbare Geiſter, das heißt, ſolche, die entweder gar nichts oder nur Schlechtes hervorgebracht haben. Sie empfinden gegen Schriftſteller einen ſolchen angebornen Haß, wie die Katze gegen die Maus; ſie ſelbſt aber ſind gegen einander wie Hunde und Katzen. Was der Eine rühmt, das zerreißt der Andere eben deshalb, und was der Eine mit Elephantenfüßen zerſtampft, das heb der Andere zu den Sternen. Eine beſondere Eigenſchaft dieſes Fiebers iſt die Geſchwindigkeit. Kommt dem Gallfieber-Kranken z. B. ein Buch vor die Augen, ſo ſpricht er darüber ſein Urtheil aus, ehe er es noch geleſen hat; iſt er im Theater, ſo geht er weg, ehe das Stück geendet und eh er es verſtanden hat, trinkt im erſten Paroxismus Bier raucht Tabak, und ſchreibt dann, halb im Schlafe, etwa darüber, was er eine Kritik nennt. Dieſes Fieber befäll vorzüglich unreife junge Herren, die ſich in dieſem Zuſtand dann für untrügliche Orakel halten. Es gibt aber auch i allen Geſellſchaften eine Art ſolcher Gallfieber-Kranken bei denen ſich die Galle ergießt, ſobald ein Anderer Au merkſamkeit oder Beifall erregt. Das beſte Heilmittel i dieſe Gallſüchtigen nicht zu bemerken, weder im Leben, no in der Literatur. Erreicht dieſe Krankheit den höchſten Gra ſo entſteht daraus das gelbe Fieber des Neides, w bei der Patient außer ſich kommt, ſobald er etwas in irgend einer Art Ausgezeichnetes erblickt.

Inniges Bedauern fühle ich aber mit zwei Fiebergattungen, deren ich zum Schluße hier noch Erwähnung thun will. Die erſte iſt das *Wundfieber* des ſtillen gekränkten Dulders. Es iſt ein ſchleichendes Fieber, welches vom blutenden Herzen ausgeht, die Nerven zuerſt überreizt, dann abſpannt, und die Kräfte des Lebens mit jeder geweinten Thräne, mit jedem ſchwer ausgeathmeten Seufzer ſo vermindert, daß es endlich in ein Auszehrungs- und Erſchlaffungsfieber des immer zunehmenden Lebensüberdrußes übergeht, bis der arme, ſchwache und ſchachmatte Menſch ſein in einen dichten Trauerſchleier gehülltes Haupt endlich ſanft neigt, und leiſe mit freudiger Wehmuth ſpricht: „Es iſt vollbracht!“

Indem ich ſchon aufhören will, von den, in der Arzneigelehrſamkeit unbeachtet gebliebenen Fiebern zu reden, fällt mir noch ein, daß eigentlich jeder Dichter, ſobald er an's Dichten geht, ein *Entzündungsfieber* hat oder haben ſoll, welches mit häufigen Phantaſien, bei manchen Dichtern ſogar mit einem ſtarken Fieberdurſte verbunden iſt. Das *Delirium* erſcheint als eine nothwendige Folge dieſes *Phantaſiefiebers*, welches man auch füglich die *Muſchelkrankheit* nennen könnte, weil während derſelben die ſchönſten Perlen erzeugt werden. Dieſes *Phantaſiefieber* hat auch viele Aehnlichkeit mit dem *Frühlingsfieber der Erde*, welches, gleich anderen Fiebern, vorzüglich in dieſer Jahreszeit graſſirt, aber die wohlthätigſten Wirkungen hervorbringt; denn ſo wie das Fieber, als das Beſtreben der Natur, einen Krankheitsſtoff aus dem Körper wegzuſchaffen, dem Menſchen die Geneſung bringt, und ihn mit der Lebensblume der Geſundheit ſchmückt, eben ſo äußert auch die große Natur im Frühling das Beſtreben, den auf ihr liegenden Krankheitsſtoff — den Winter — wegzuſchaffen, ſo daß ſie in freudiger Geſundheitsfülle neu aufblüht und ſich zum großen Geneſungsfeſte mit Luſtblüten und Jubelblumen ſchmückt, wobei ſie die lauten Glückwünſche aller mit Stimmen begabten Weſen (Menſchen, Vögel, Käfer u. ſ. w.) empfängt.

Dieſem Frühlingsfieber gleicht das Dichterfieber, welches gleichfalls ſchöne Blüten und Blumen zur Freude der Menſchheit hervorbringt, und der ſchaffende Dichter hat mit der ſchaffenden Natur, der er in ſo vielen Dingen gleicht, auch Folgendes gemein: Die Natur treibt nämlich in jedem Frühling, ſo wie der Dichter in jeder dichtenden Stunde, Blüten und Blumen aller Art. Sie ſind zwar in Geſtalt, Duft und Farbe (z. B. Roſen, Lilien, Tulpen, Veilchen u. ſ. w.) dieſelben, die wir ſchon in ſo vielen vorhergegangenen Frühlingen geſehen haben, ſind aber dennoch jedesmal wieder ganz andere, und erfreuen uns eben deshalb, weil ſie ſich, ungeachtet der Familien-Aehnlichkeit, doch immer als ganz neue, wirkliche und ſelbſtſtändige Weſen zeigen. Wir nehmen ſie, ſo oft ſie kommen, mit ſo vielem Vergnügen auf, und heißen ſie ſo willkommen, als ſähen wir ſie jedesmal zum erſten Male. Wie ganz anders verhält es ſich mit den gekünſtelten Stroh- und Seidenblumen! Man raffinire ihre kunſtreichen Geſtalten, Farben und Düfte noch ſo ſehr, man ſuche ihnen noch ſo viel Reiz der Neuheit zu geben, — ſie erſetzen doch nie die holden und echten Natur- und Lebensblumen, die aus dem grünen Schooße der Mutter Erde, oder aus dem blauen Phantaſiehimmel des Dichters hervorſprcßen.

Das Einzige, worüber Du Dich noch beklagſt, iſt eine zurückgebliebene Schwäche; ich bitte Dich aber inſtändig, daß Du Dir darüber ja kein graues Haar wachſen laſſeſt. Jeder Menſch hat ſeine Schwächen, der Geſunde oft noch mehr als der Kranke; ich glaube ſogar, daß die vielen und vielfachen Schwächen die Hauptkrankheiten des menſchlichen Geſchlechtes ſind, und daß ein großer Theil dieſer Schwächen zum Beſten des geſelligen Verkehres dient, die Menſchen einander näher bringt, ſie von einander abhängig macht und in Verbindung ſetzt. Manche Menſchen haben liebenswürdige Schwächen, die wir ihnen um keinen Preis erlaſſen wollten, und gewiſſe Schwächen des ſchönen Geſchlechtes machen oft deſſen Zierde, ja deſſen größte Stärke.

Leide alſo Deine Schwäche, lieber Freund, mit Geduld! Sie erinnert Dich ja an die überſtandenen Leiden der Krankheit und an die kommenden Freuden der Geſundheit; iſt der Sturm vorüber, ſo ſchwanken die Wellen und die

Blumen noch ein Weilchen unter dem Lächeln des heiterſten Himmels. Die Schwäche des Geneſenden iſt wahrlich die erfreulichſte aller Schwächen.

Verurſacht ſie Dir aber manchmal ein melancholiſches Viertelſtündchen, ſo gibt es ja allerhand unſchuldige Hausmittel dagegen, wie z. B. Geſellſchaft, Muſik, Blumen, Vögel u. dgl. Vor anhaltenden Geſprächen oder vor langen Briefen — ſelbſt vor den meinigen — hüte Dich! Erhältſt Du einen ſolchen, ſo nimm davon — wie ehemals von den Arzneien — jede Stunde einen Löffel voll, oder lies ihn gar nicht, und mache Pyramiden oder Schlangen, oder mathematiſche Figuren u. ſ. w. daraus, oder zerſchneide das Papier, und lege die beſchriebenen Stücke dann unrecht zuſammen, daß du einen lächerlichen Unſinn heraus leſen kannſt.

Als ein probates Mittel ſowohl gegen die Schwermuth als auch gegen die Langweile, die einen Menſchen, der ſich nicht viel beſchäftigen darf, von Zeit zu Zeit befallen muß, empfehle ich Dir insbeſondere die — Baukunſt. Die Baukunſt? Allerdings, jedoch die leichteſte Art derſelben, nämlich die Kunſt, Luftſchlöſſer zu bauen; es verſteht ſich jedoch, daß Du alle Deine Luftſchlöſſer weder im koloſſalen Styl der Egypter, noch im prächtigen der Römer, noch im maſſiven, überladenen und düſtern der Gothen, ſondern im leichten, zierlichen und heitern der Griechen, oder im lieblich-prächtigen, Feenpalaſtartigen der Mauren in Granada, wie z. B. der Alhambra, bauen mußt. Dieſe Kunſt, Luftſchlöſſer zu bauen, beſteht jedoch nur darin, daß man ſich einbildet, etwas zu ſein oder zu haben, was man in der Wirklichkeit weder iſt noch hat, aber ſein oder haben möchte, daher man ſich gewiſſen wachen Träumen überläßt, wobei die Phantaſie Pinſel und Palette führt, um Lieblingsideen und Lieblingswünſche mit den ſchönſten und lebhafteſten Farben auszumalen. Solche Luftſchlöſſer gleichen freilich nur den buntgefärbten Gewölken bei Sonnenuntergang, die, ſo wie das Geſtirn des Tages verſchwindet, ſchnell verlöſchen; ſie gewähren uns aber doch, ſo lange ſie leuchten und glänzen, ein ungemeines Vergnügen, und wir können ja die verſchwundenen am nächſten Tage wieder erneuern. Denke Dir alſo z. B., Du wäreſt ein Dichter, deſſen Werke alle Welt entzücken, oder Du ſäßeſt auf einem Throne und beglückteſt Millionen Unterthanen, oder Du beſäßeſt unermeßliche Reichthümer, lebteſt ſelbſt in Freuden und ſtrömteſt Wohlthaten aus, oder Du wäreſt ein Arzt, deſſen Kunſt alle Kranke zu heilen vermöchte, oder Du vereinigteſt in Deiner Perſon eine ſolche Schönheit mit ſo viel Geiſt und Herzensgüte, daß die Menſchen nicht wüßten, ob ſie Dich mehr bewundern oder mehr lieben ſollen, — da reiße ich plötzlich Deine Zimmerthür auf, fliege an Deine Bruſt, und ein ganzes Feenreich von Luftſchlöſſern ſtürzt, von meinem Freudengeſchrei erſchüttert, zuſammen. Zürne nicht, Herzensfreund! Wir vereinigen unſere Kräfte, um neue und noch ſchönere Luftſchlöſſer mit einander zu bauen.

# Sonderbarkeiten, welche einige Völker bei ihren Mahlzeiten beobachten. *)

Die Bewohner der maldiviſchen Inſeln ſpeiſen gerne allein. Sie ziehen ſich in den abgelegenſten Theil des Hauſes zurück und verhängen die Fenſter. Dieſe Gewohnheit ſtammt wahrſcheinlich aus früher Zeit her, wo der Wilde, wenn er aß, ſich verbarg, aus Furcht, daß ein Anderer, gleich hungerig, doch ſtärker als er, ihm die Speiſen wegnehme. Nebſtbei ängſtigt den Wilden auch der Glaube an die Zauberei, von welcher er ſogar einen nachtheiligen Einfluß auf ſeine Lebensmittel beſorgt. Eine andere Urſache dieſer menſchenſcheuen Mahlzeiten liegt darin, daß die Maldivier nie mit Einem eſſen wollen, der an Geburt, Reichthum oder Würde geringer iſt, und da es oft ſchwer hält, eine Gleichheit dieſer Verhältniſſe zu Stande zu bringen, ſo ſehen ſie ſich zu einer ſo ungeſelligen Lebensweiſe verdammt.

Das Gegentheil von ihnen ſind die Einwohner der philippiniſchen Inſeln. Hat einer von ihnen keinen Tiſchgenoſſen, ſo läuft er ſo lange herum, bis er einen auffindet, und wäre ſein Hunger noch ſo ſtark, er kann ſich nicht entſchließen, ohne einen Gaſt zu eſſen.

Die Tiſche der reichen Chineſen ſchimmern vom ſchönſten Firniß und ſind mit den zierlichſten ſeidenen Teppichen

---

*) Nach d'Israeli.

belegt; Teller, Meſſer und Gabeln ſind ihnen unbekannt, jeder Gaſt hat zwei Stäbchen von Elfenbein oder Ebenholz, die er mit größter Geſchicklichkeit zu gebrauchen weiß.

Die Otaheiten, obſchon ſehr geſellig und ſanftmüthig, ſpeiſen doch abgeſondert und einzeln. Kommt die Mittagsſtunde, ſo trennen ſich die Glieder einer jeden Familie; zwei Brüder, zwei Schweſtern, ſelbſt Mann und Weib, Vater und Mutter, haben jedes einen eigenen Speiſekorb. Sie ſetzen ſich, zwei oder drei Ellen von einander entfernt, wenden einander den Rücken zu, und beobachten beim Genuße des Mahles das tiefſte Schweigen.

Mehrere wilde Völker wählen eigene Stunden zum Eſſen und andere zum Trinken. Die Indianer in Braſilien vermeiden es ſorgfältig, beim Eſſen zu trinken, und beim Trinken etwas zu eſſen. Bei dem größten Theile der amerikaniſchen Indianer treibt der Herr vom Hauſe ſeine Gäſte unaufhörlich zum Eſſen an, während er ſelbſt nichts genießt. In Neu-Frankreich quält er ſich mit Singen, um ſeine Geſellſchaft beim Speiſen zu unterhalten. In China entfernt er ſich, um einen Beweis ſeiner Artigkeit zu geben, aus dem Speiſezimmer, und überläßt die Gäſte ihrer ungeſtörten Luſtbarkeit. Der Tatar zieht ſeinen Gaſt am Ohrläppchen, um ihn zum Trinken zu nöthigen, und er hört damit nicht eher auf, als bis jener den Mund öffnet; dann ſchlägt er die Hände zuſammen und tanzt vor ihm.

Höchſt komiſch benimmt ſich der Kamtſchadale, wenn er ſich Jemanden zum Freunde zu machen wünſcht. Er ladet ihn zuerſt zum Speiſen, und führt ihn in eine kleine, ſehr ſtark geheizte Hütte. Während der Gaſt die ihm vorgeſetzten Gerichte verſchlingt, facht der Andere das Feuer immer noch mehr an. Der Fremde muß ſich das Übermaß der Hitze ſo wie jenes im Eſſen gefallen laſſen. Er übergibt ſich aber zehnmal, ehe er zugeſteht, daß er beides nicht länger aushalten könne. Endlich muß er ſich doch für überwunden bekennen; er beginnt zu unterhandeln, und erkauft ſich einen Augenblick der Erholung durch ein Geſchenk von Kleidern oder Hunden, indem der Bewirthende droht, er wolle die Hütte noch ſtärker heitzen, oder ihn zwingen, ſich zu Tode zu eſſen. Der Fremde, dem das Wiedervergeltungsrecht zuſteht, droht jenem auf dieſelbe Weiſe und fordert dieſelben Geſchenke. Nimmt der Bewirthende die Einladung nicht an, ſo ſetzt ſich der Gaſt in den Beſitz der Hütte, und bleibt ſo lange, bis jener ihm die erhaltenen Geſchenke wieder zurückgibt.

Zur Erklärung dieſer höchſt ſonderbaren Erſcheinung gibt man folgenden Grund an. Es ſei nämlich dabei auf eine Prüfung desjenigen abgeſehen, deſſen Freundſchaft geſucht wird. Der Kamtſchadale, welcher die Koſten der Heitzung und des Gaſtmahls beſtreitet, will ſich die Überzeugung verſchaffen, ob der Fremde die Kraft beſitzt, ein Leiden mit ihm zu ertragen. Er heitzt daher, während der Gaſt ſich mit dem Eſſen beſchäftigt, die Hütte bis auf einen unerträglichen Grad, und als letzten Beweis ſeiner Standhaftigkeit und Zuneigung verlangt er Kleider und Hunde von ihm. In der Hütte des Fremden unterzieht er ſich nachher den nämlichen Prüfungs-Ceremonien, um zu zeigen, welche Kraft er ſelbſt beſitze, wenn es darauf ankäme, ſeinen Freund zu vertheidigen. Und ſo würde manche ſonderbare Sitte uns ganz einfach und natürlich erſcheinen, wenn wir ſie auf Ort und Stelle unterſuchen könnten.

Die Neger von Ardra trinken, um einander ein Zeichen von beſonderer Hochachtung zu geben, zu gleicher Zeit aus Einem Becher. Der König von Loango pflegt in einem Hauſe zu eſſen, in dem andern zu trinken. Der Kamtſchadale kniet vor ſeinen Gäſten; er ſchneidet ein ungeheures Stück vom Seekalb, und ſtopft das Ganze ſeinem Freunde in den Mund, indem er wie ein Raſender ſchreit: „Tana!“ (Hier). Was außer den Lippen bleibt, ſchneidet er weg und verſchlingt es ſelbſt mit gieriger Haſt.

Die alten fränkiſchen Könige, ließen ſich, wenn ſie beim Krönungsmahle ſaßen, vom Adel zu Pferde bedienen.

## Indiſche Büßung.

(Nach Irvings Indian sketches).

Ein indianiſches Weib zog unſere Aufmerkſamkeit durch ihre beinahe rieſenhafte Größe um ſo mehr auf ſich, als die Indianerinnen größtentheils kaum die mittlere Größe haben. Als wir uns jenem Weibe näherten, bemerkten wir auch, daß ſie männlich ſtarke Geſichtszüge hatte, was ihr denn ein häßliches Anſehen gab, und gegen die übrigen Weider einen widrigen Kontraſt bildete. Wir erfuhren in der Folge, daß dieſes ſonderbare Weſen, obſchon es, in weibliche Tracht gekleidet, die gemeinſten Dienſte eines Weibes verrichtete, ein Mann war, und einſt einen Rang unter den Edelſten und Tapferſten ſeines Stammes einnahm, im Krieg und im Rathe hochgeachtet. Er hatte manches Unternehmen gegen die Feinde ſeines Volksſtammes ſiegreich ausgeführt. In der Mitte ſeiner glänzenden Laufbahn ſtand er aber plötzlich ſtille; eine Veränderung ging in ihm vor, und er begann die gegenwärtige Lebensweiſe der Erniedrigung und der gemeinſten Arbeiten. Die Urſache dieſer plötzlichen Veränderung war aber folgende.

Er war einige Wochen bei einer kriegeriſchen Unternehmung gegen ſeine Feinde, die Oſſagen, abweſend. Kurz vor Sonnenuntergang kam eine Schaar Indier über einen Hügel gegen das Dörfchen ihrer Heimat; es waren Krieger, matt und müde. Die Zahl der Heimkehrenden war geringer als die Zahl jener, die ausgezogen waren. Ihre Erzählungen aber von den feindlichen Schädeln, denen ſie die Haut abgezogen hatten, und die wilden Mienen, indem ſie den Tod ihrer Kriegsgefährten erzählten, bewieſen zur Genüge, daß dieſe nicht ungerächt blieben. Vor ihnen ſchritt die ſtattliche Geſtalt desjenigen einher, welcher der Held dieſer Erzählung iſt. Er war von Beſchwerden und vom Faſten ganz abgemattet. Ohne die Bewillkommnung ſeiner Landsleute zu erwiedern, eilte er in ſeine Hütte, warf ſich auf die Bärenhäute, welche das indiſche Bett machen, und blieb hier die ganze Nacht. Als er am Morgen von ſeinem Lager aufſtand, war er ein ganz anderer Menſch. Das Auge war erloſchen, der ſonſt ſtolze Gang ſchwankte, die hohe Geſtalt ſchien unter dem Drucke eines ſchweren Elends einzuſinken. Er verſammelte die Seinigen um ſich. Er ſagte ihnen, der große Geiſt ſei ihm im Traume erſchienen, und habe ihm geſagt, daß er nun den Zenith ſeines Ruhmes erreicht; keine Stimme habe im Rath mehr Gewicht, kein Arm in der Schlacht mehr Kraft gehabt; nun müſſe er aber allen Anſpruch auf den Rang eines Kriegers aufgeben, und denſelben mit der Tracht und den Verrichtungen eines Weibes vertauſchen. Die Verſammelten hörten ihn mit Betrübniß, denn ſie waren ſtolz auf ſeinen Heldenruhm und erblickten in ihm ihren Beſchützer. Dennoch wagte es Keiner, ihm von ſeinem Entſchluße abzurathen, denn ſie hegten eine unbegrenzte Ehrfurcht vor den Eingebungen des großen Geiſtes. Nachdem der verwandelte Held ſich alſo gegen ſeine Familie erklärt hatte, machte er ſeinen Entſchluß auch der Nation bekannt. Man vernahm ihn ernſt und traurig; doch ohne etwas dagegen einzuwenden. Er kehrte nun in ſeine Hütte zurück, nahm ſeinen Bogen von der Stelle, die er gewöhnlich einnahm, brach ihn entzwei, warf die Stücke in's Feuer, grub ſeine Waffen in die Erde ein, wuſch die Farben vom Geſicht, und nahm die ſtolze Adlerfeder vom Haupthaarbüſchel. Von dieſem Augenblicke an ſprach er nichts mehr von Kampf und Schlacht; er nahm keinen Theil an den Berathungen ſeines Volksſtammes, unterließ Alles, worin er vormals ſeinen Stolz geſetzt hatte, und verrichtete die gemeinſten und niedrigſten weiblichen Dienſte. So lebte er eine Reihe von Jahren hindurch. Sein Geſicht war mit Runzeln bedeckt, ſein Leib gebeugt und entkräftet; ſein ſcheelſehendes Auge und ſein mürriſches Geſicht zeigten deutlich, daß der bittere Gram, an ſeinem Herzen nagend, eine Art von Stumpfſinn bewirkt und alle edleren Gefühle ſeiner Natur erſtickt hatte.

## Indiſche Rache.

Einige Indier hatten ſich mehrere Fäßchen Brandwein zu hohem Preiſe gekauft. Da dies Getränk eine Seltenheit war, ſo hielten ſie eine förmliche Berathſchlagung, in welcher ein großes Zechgelage beſchloſſen wurde. Die Weiber wurden davon ausgeſchloſſen, weil man es für nöthig hielt, daß ſie nüchtern blieben, um für ihre Ehegatten Sorge zu tragen, wenn die Trunkenheit ſie außer Stand ſetzen würde, ſelbſt für ſich zu ſorgen. Zugleich wurde ein eigener Wächter aufgeſtellt, um zu verhüten, daß Keiner ſich's gelüſten laſſe, vor der beſtimmten Zeit bei dem Brandweinfäßchen zuzuſprechen. Nach drei langen, den Trinkluſtigen viel zu langen Tagen, erſchien endlich der erſehnte Feſttag; die beſtimmte Stunde war da, und es fehlte kein einziger Gaſt. Das Zeichen wurde gegeben und das Zechgelage begann. Der Brandwein that bald ſeine Wirkung; die Zecher geriethen in Wuth, heulten, ſchrieen und tobten. Die Weider entflohen. Alle Waffen waren ſchon vorher bei Seite geſchafft, denn die Indier kannten ihre eigene wilde Natur, und fürchteten Unheil als Folge des Genuſſes des ſie entflammenden Getränkes. Sie ſchienen auch wirklich in böſe Geiſter verwandelt zu ſein, und das vom gräßlichen Geheul wiederhallende Gebäude glich der Hölle. Der junge Krieger von rieſigem Körperbau ergriff den zitternden Greis; der Bruder ſchlug den Bruder zu Boden; Freunde kämpften mit Wuth gegen einander; der Schwache und der Alte wurden mit Füßen getreten.

Auch Jotan und ſein Bruder geriethen jetzt in Streit. Beide fielen zugleich und wälzten ſich auf dem Boden. In der Betäubung des Rauſches und in der Wuth des Kampfes biß der Bruder dem Jotan einen Theil der Naſe ab, machte ſich ſogleich los, und entfloh. Jotan, nun plötzlich nüchtern geworden, ſtand einen Augenblick ſtille, ſchaute mit düſterm Blick in das Feuer, ohne ein Wort zu ſprechen, zog dann ſeinen Mantel über den Kopf, ging fort, und verbarg ſich in ſeiner eigenen Wohnung. Am nächſten Morgen ſuchte er den Bruder auf, und ſagte: „Du haſt mich entſtellt für mein ganzes Leben. Dieſe Nacht will ich ſchlafen. Kann ich dir, wenn die Sonne aufgeht, vergeben, ſo biſt du ſicher; wo nicht, ſo ſtirbſt du!“

Er hielt Wort; er ſchlief über ſeinen Vorſatz, aber der Schlaf ſtimmte ihn nicht milder. Er ließ dem Bruder melden, er habe deſſen Tod beſchloſſen, und ihm bleibe keine Hoffnung; er möge daher keinen Widerſtand verſuchen, ſondern ſich in ſein Schickſal ergeben, wie's einem Krieger ziemt. Der Bruder vernahm dieſe Drohung und floh aus dem Dorfe.

Ein Indier iſt, wenn er den Gegenſtand ſeiner Rache verfolgt, raſtlos und unermüdlich; mögen auch Jahre darüber vergehen, er wird ſein Ziel endlich gewiß erreichen.

Von dem Augenblicke an, da Jotan den feſten Entſchluß gefaßt hatte, den Bruder zu tödten, ſchlief ſeine Thätigkeit nie; er jagte ihm Monate lang nach, über Berg und Thal, von Gebüſch zu Gebüſch, von Dorf zu Dorf, doch ohne Erfolg, denn ſein Bruder war ſehr wachſam und und wußte ihm auf allen Wegen auszuweichen.

Nun änderte der alte Krieger ſeinen Verfolgungsplan. Er legte ſich im Walde in einen Hinterhalt, und lauerte dort wie ein Tieger auf ſeine Beute.

Nach langem vergeblichen Harren hörte er endlich, auf einem gefallenen Baumſtamm ſitzend, das Krachen eines Zweiges unter einem behutſamen Fußtritt. Er duckte ſich ſogleich hinter den Baumſtamm, und heftete ſeine Blicke auf das gegenüberſtehende Gebüſch. Ein Indier trat, behutſam umherſpähend, aus demſelben hervor. Jotan erkannte den Bruder. Sein kummervolles Geſicht und ſein abgemagerter Leib bezeugten, wie viele Angſt und Entbehrungen der Flüchtling erlitten hatte. Dies machte aber auf Jotan keinen Eindruck; ſeine Rache war ja noch nicht geſättigt. Der erbarmungswürdige Anblick des Bruders rührte keine Saite ſeines Herzens. Er ließ ihn ſich nahe kommen, dann ſprang er aus ſeinem Hinterhalte plötzlich hervor, und ſtellte ſich dicht vor den Unbewaffneten, der ſeinen Flammenblicken mit Ruhe begegnete. „Ha Bruder!“ rief Jotan, den Hahn ſeiner Flinte ſpannend: „vergebens bin ich dir lange gefolgt; nun habe ich dich, nun mußt du ſterben!“ —

Der Bruder erwiederte nichts, ſondern warf ſeinen Mantel von ſich, trat näher und bot ihm die Bruſt dar. Jotan legte die Flinte an, und ſchoß ihn durch das Herz. Nun war die Rache geſättigt; von dieſem Augenblicke an ward aber Jotan ein anderer Menſch. Er wurde ſchwermüthig und düſter, mied jede menſchliche Geſellſchaft, und ſchwärmte in dunklen Wäldern herum, wo ſeine wilden Phantaſien und empörten Empfindungen ihn dem Selbſtmorde nahe brachten.

Erſt nach Verlauf mehrerer Jahre genas er wieder von den Leiden der Gemüthszerrüttung, in welche die Befriedigung jener unnatürlichen Rache ihn geſtürzt hatte.

# Träumereien über das Träumen und die Träume.

Ich träumte von Jugend auf nicht nur im Schlafe, ſondern auch im wachen Zuſtande ſo gern und ſo viel, daß Einiges aus der Menge meiner Träumereien vielleicht auch für Andere nicht unintereſſant ſein mag. Ich will aber keine gelehrte Abhandlung darüber ſchreiben, ſondern meinen Gedanken freien Lauf laſſen, gleichſam als ſäße ich nicht am Schreibtiſche, ſondern unter Freunden und Freundinnen, denen ich, weil ſie nicht nur mir, ſondern auch den Träumen nicht abhold ſind, Dies und Jenes davon erzählte.

So nichtig, regellos, bizarr und phantaſtiſch — um ohne langes Präambuliren anzufangen — einige Träume gaukeln, eben ſo erſcheinen andere als wohlgeordnete Nachklänge und Nachbildungen des wirklichen Lebens. Beide kommen nicht ſo ganz von ungefähr; ſie haben vielmehr größtentheils ihre guten Urſachen. Iſt nämlich die Seele ruhig und der Leib geſund, ſo träumen wir gewöhnlich von unſerem täglichen Thun und Treiben. Auch die Leidenſchaften, die uns im wachen Zuſtande aufregen, ſo wie ihre Gegenſtände und Urſachen erſcheinen uns im Schlafe, jedoch meiſtens mit einigen Veränderungen, nämlich entweder von peinlichen Nebenumſtänden begleitet, wenn unſer Gemüth in trüber Gährung braust, oder durch einen Zuſatz von freundlichen Bildern verſchönert, wenn wir uns eines ruhigen Glückes erfreuen. So z. B. träumt Heloiſe *), von ihrem Freunde für immer getrennt, von der Wonne, mit ihm wieder vereinigt zu ſein, aber ſchon im nächſten Augenblicke hat die entzückende Scene ſich verändert. Ach! ruft ſie:

— — Mich dünkt, nun wandern wir zuſammen
Durch die Schauer öder Wüſtenei,
Und bejammern, daß von unſern Flammen
Nirgends, nirgends mehr Erlöſung ſei.

---

*) In Pope's „Heroide,“ von Bürger überſetzt.

Abgemattet von des Tages Schwüle,
Von der Wanderung durch Dorn und Moor,
Suchen wir und finden keine Kühle.
Schwere Dämpfe ſteigen grau empor,
Und benehmen unſerm müden Gange,
Gleich den Dünſten einer Todtengruft,
Zwiſchen fürchterlichem Ueberhange
Hoher Felſenmaſſen, Licht und Luft.
Jach erhebſt du dich von meiner Seite,
Schwebeſt bis zur Wolkendeck' empor,
Winkſt mir zu aus der erhab'nen Weite,
Und verbirgſt dich in der Dämm'rung Flor.
Donnerklang und Sturm- und Stromgebrauſe
Schreckt mich wach. —

Auf ſolche Art ſind unſere Träume größtentheils eine Miſchung von Aehnlichkeit und Verſchiedenheit zwiſchen der viſionären Welt und unſerem wirklichen Leben. Dies gibt ihnen manchmal einen Schein von Vorbedeutung; ein aufmerkſamer und vorurtheilsfreier Beobachter wird aber bald erkennen, daß ſie ſich immer auf Gegenwart oder Vergangenheit beziehen, auf die Zukunft aber ſelten und nur dann hindeuten, wenn wir ſelbſt nach Aufſchlüſſen ſtreben, in welchem Falle denn ein vorherkündender Traum keineswegs als etwas Unübernatürliches anzuſehen iſt, indem wir doch nur von demjenigen träumen, worüber wir den Tag hindurch nachgedacht haben. Sehe ich z. B. einen Menſchen, der ſein Vermögen verſchwendet und verſchwelgt, ſo kann ich wohl vorausſehen, daß Verarmung und Zerrüttung an Geiſt und Körper ihm bevorſtehen. Dieſe gegründete Vermuthung,

mit welcher ich mich am Tage beſchäftigt habe, wird mi
auch im Schlafe wieder vorkommen, aber von einigen viſio
nären Nebenumſtänden begleitet; ich werde im Traume der
Unglücklichen vielleicht abgemagert, bleich, mit wenigen Lum
pen behangen, ächzend und vor Hunger bebend in einem dü
ſteren Winkel liegen ſehen. Wenn nun dieſes nachher wirk
lich in Erfüllung geht, ſoll ich deshalb glauben, daß mei
Traum gleichſam prophetiſch war? Eben ſo wenig, als mei
ne Ahnung ſeines Schickſals im wachen Zuſtande einer be
ſonderen Inſpiration zuzuſchreiben wäre.

Es gibt auch Träume, die mit Allem, was unſere
Sinnen oder unſerer Phantaſie ſich je darſtellte, wenig od
gar keine Aehnlichkeit haben; dieſe finden ſich aber gewöhn
lich nur in krankhaften Zuſtänden der Seele und des Le
bes ein. Im Allgemeinen bleibt es dennoch immer wah
daß die Träume eine — manchmal freilich ſehr extravagan
— Nachbildung der Wirklichkeit ſind.

Manche Menſchen haben bemerkt, daß irgend ein b
ſonderer Traum ſich bei ihnen häufig wiederholte.

Im „Phädon,“ einem Geſpräche von Plato, verſiche
Sokrates, er habe ſehr oft einen ſolchen wiederkehrend
Traum gehabt, in welchem Jemand ihm Muſik zu lern
rieth. Dergleichen Träume, wenn ſie auf eine unangeneh
Weiſe beläſtigen, können wir dadurch entfernen oder be
vermindern, wenn wir es vermeiden, an die Gegenſtän
zu denken, von welchen ſie veranlaßt und herbeigeführt w
den. Dafür ſpricht auch die Bemerkung, daß diejenig
Menſchen, die von Träumen nie ſprechen, von denſelb
auch wenig heimgeſucht werden.

Jedes Uebermaß, im Eſſen oder Trinken, im Schlafen oder Wachen, in Ruhe oder Bewegung, verurſacht böſe Träume; man kann daher für gute Träume kein probateres Mittel empfehlen, als — die Mäßigkeit. Die Zeit, die wir dem Schlafe widmen, nimmt einen beträchtlichen Theil unſeres Lebens ein; es iſt alſo wohl der Mühe werth, daß wir uns dieſe Zeit auch durch das Träumen, ſo viel als möglich, angenehm machen. Reinheit des Herzens, Bezähmung heftiger Leidenſchaften und Begierden, Förderung milder und edler Neigungen mit geſelligem Frohſinn, ſie geben unſeren Lebensgeiſtern jene leichte Munterkeit, und unſerem Blute jenen ſanften Kreislauf, wodurch vorzügliche Gedanken am Tage, ſanfter Schlummer und angenehme Träume in der Nacht entſtehen.

Die Alten glaubten, die Morgenträume kämen der Wahrheit am nächſten. Das mag in ſo ferne gelten, als die, während der Nacht fortdauernde Tranſpiration und Verdauung dem Magen und dem ganzen Körper eine ruhigere und mehr geordnete Dispoſition verſchafft, als jene war, mit welcher wir zu Bette gingen. Haben wir aber die früheren Morgenſtunden ſchlaflos zugebracht, ſo iſt der Schlaf mehr betäubend als erquickend, und die Träume ſind meiſtens unangenehm. Da nun heitere Gedanken die Folge einer feſten Geſundheit, heftige Affekte aber das Gefolge gewiſſer Krankheiten ſind; da ein überladener Magen Blödſinn und Verworrenheit der Gedanken bewirkt, und der Genuß ſtarker Getränke durch Ueberreiz ſogar einen vorübergehenden Wahnſinn erzeugen kann, folglich unſere Denkkraft ſelbſt im wachen Zuſtande ſich in der Abhängigkeit von der körperlichen Beſchaffenheit befindet, ſo darf man ſich wohl nicht wundern, wenn die Träume des Schlafenden ſolchen Einflüſſen noch mehr unterliegen. Gewiſſe Träume ſind demnach eine Folge gewiſſer Beſchaffenheiten und Zuſtände des Körpers. Wird unſer Athmen gehemmt, entweder durch die ſchiefe Lage des Kopfes oder durch das Andrücken des Mundes und der Naſe an die Kiſſen, oder durch einen innerlichen Defekt, ſo geſchieht's, daß wir von beſchwerlich einzwängendem Gehen durch enge Paſſagen träumen, wo wir in Gefahr zu erſticken ſind. Verurſacht der Zuſtand des Magens und der Gedärme eine convulſiviſche Bewegung der Kinnladen und feſtes Zuſammendrücken der Zähne, ſo träumen wir, daß die Zähne locker ſeien oder ausfallen, oder daß uns Nadeln im Munde ſtecken. Wirf Jemand, der in einem ungeheizten Zimmer ſchläft, di Decke weg, ſo träumt er, nackt herum zu irren oder i kaltem Waſſer zu plätſchern. Auf gleiche Weiſe ließen ſic manche andere Träume erklären. Haben wir daher irgen einen ungewöhnlichen oder böſen Traum, ſo ſollen wir nich furchtſam vorwärts ſchauen, als wäre er ein Vorbote dro henden Unglückes, ſondern vielmehr zurück blicken, um z ſehen, ob wir nicht die veranlaſſende Urſache entdecken und aus dieſer Entdeckung eine unſerer Geſundheit nützl che Lehre ziehen können.

Bei einigen körperlichen Zuſtänden pflegen gewiſſe Träu me gewiſſen Krankheiten voranzugehen oder ſie zu begleiten Iſt z. B. eine Disvoſition zum Fieber da, ſo träumen w oft, irgend eine beſchwerliche Arbeit mit großer Anſtrengung zu verrichten, mit der wir nie zu Stande kommen. Dies geſchieht manchmal, ehe wir noch im wachen Zuſtande irgend ein Symptom von Krankheit bemerken. Es iſt daher räthlich, in ſolchen Fällen die gleichſam warnenden Träume zu benützen, und wenigſtens zweckmäßige diätetiſche Mittel anzuwenden. Ueberhaupt kann man annehmen, daß, wenn Jemand von böſen Träumen mehr als gewöhnlich gequält wird, irgend Etwas bei ihm nicht in der Ordnung iſt, wo dann Mäßigkeit, Faſten und Bewegung die zweckmäßigſten Mittel ſein werden, um ein drohendes Uebel abzuwenden oder doch zu ſchwächen.

---

So wie die Träume phyſiſche Warnungen ſind, eben ſo können ſie auch Mittel zu unſerer moraliſchen Beſſerung werden; denn da manche Leidenſchaften durch körperliche Beſchaffenheit entzündet oder genährt werden, ſo unterliegt es wohl keinem Zweifel, daß der Menſch aus dem, was während des Schlafes in ihm vorgeht, oft erkennen mag, welche Leidenſchaften in ihm vorherrſchen, wornach er dann die Maßregeln zu ihrer Beherrſchung ergreifen kann. Einer träumt z. B. er führe in einem Anfalle von heftigem Zorne einen Säbelhieb, und ſtrecke ſeinen Freund todt zu Boden. Der Träumer erwacht, außer ſich vor Entſetzen über den Gedanken an das imaginäre Verbrechen, und an die drohende Strafe; endlich kommt er zu ſich, erkennt, daß das Ganze nur ein Traum war, und freut ſich ſeiner Schuldloſigkeit.

Ein ſolcher Menſch wird gewiß auch im wachen Zuſtande noch mit Schauder an die Gefahr der blinden Wuth denken, und den Entſchluß faſſen, ſich ja vor aller Zornmüthigkeit zu hüten, damit ſie ihn nie zu einem Verbrechen hinreiße.

Da wir nun ähnliche Ermahnungen von ſehr vielen Träumen gleich den Lehren allegoriſcher Erzählungen oder Fabeln ziehen können, ſo dürfen wir jene nächtlichen Viſionen keineswegs für etwas Unnützes halten. Addiſon erzählt, er habe einſt, da er liebte, und Gegenliebe fand, folgenden Traum gehabt.

Er ſaß an einem ſchönen Sommerabende mit ſeiner Geliebten auf einer vorragenden Klippe, von welcher ſie die Ausſicht auf das Meer hatten. Indem ſie tändelten und koſten, riß das Mädchen ihm ſcherzend ein mit Verſen beſchriebenes Blatt aus der Hand, und lief damit fort. Er folgte ihr nach, aber plötzlich ſank der Fußboden unter der Fliehenden und ſie ſtürzte von der Höhe über eine Klippenreihe ſo tief hinab, daß ihr Leib, wäre er von Diamant geweſen, ſich in viele tauſend Splitter zerſchlagen mußte. Ergriffen von einem Schmerz, der ſich nur fühlen, aber nicht beſchreiben läßt, rief der Verzweifelnde aus: „Selbſt die Macht des Himmels vermag es nicht, mir zu helfen!“ — Bei dieſen Worten erwachte er, in gleichem Grade entzückt und erſtaunt, ſich einem Elend entriſſen zu ſehen, welches ihm einen Augenblick vorher grenzenlos zu ſein ſchien.

Ein Gefühl, gleich demjenigen, wenn wir aus einem ſchweren und ſchreckhaften Traume erwachen, und unſer Auge ſich dem Roſenlichte eines hellen Frühlingstages öffnet, mag der Menſch haben, wenn er, die Laſt der Uebel dieſes irdiſchen Lebens abſchüttelnd, in dem Reiche des ewigen Friedens erwacht. Wir ſollen daher keine Lehre, ja nicht den geringſten Wink verachten, und ſelbſt aus einem Traume Nutzen ziehen. Die Sorgfalt der ewigen Vorſicht waltet über uns, wir mögen ſchlafen oder wachen, weder ein Traumbild des Schlafes noch ein Gedanke des wachen Geiſtes kann in uns entſtehen, ohne die Zulaſſung Desjenigen, in dem wir ſind und leben

Einige Menſchen träumen viel, andere wenig, einige faſt gar nicht. Dieſe Erſcheinung läßt ſich aber weder aus den verſchiedenen Graden der Geſundheit, welche die Menſchen genießen, noch aus ihrer verſchiedenen Lebensweiſe genügend erklären, obſchon dieſe und ähnliche Eigenheiten ohne Zweifel darauf Einfluß nehmen. Menſchen, die viel denken, eine lebhafte Phantaſie und reizbare Nerven haben, dabei aber wenig Bewegung machen, ſind gewöhnlich die ſtärkſten Träumer, und gerathen manchmal ſogar in einen krankhaften Zuſtand. Der Schlaf desjenigen, der körperliche Arbeit verrichtet, iſt geſund und angenehm; er weiß von ſeinen Träumen beim Erwachen nichts mehr, denn ſeine Geiſteskräfte werden wenig angeſtrengt, ſeine Nerven ſind ſtark, und ſeine Phantaſie hat wenig freien Spielraum.

Da die Natur nichts zwecklos thut, ſo ſcheint es, daß das Träumen für manche Menſchen ſogar nothwendig und eine geiſtige Erholung iſt. Ununterbrochenes Nachdenken über dieſelben Gegenſtände ſchadet nicht nur de Geſundheit, ſondern auch dem Geiſte. Verfällt Jeman deshalb in niederdrückende Schwermuth, ſo pflegen ihm di Aerzte Unterhaltung, Geſellſchaft, Reiſen und dergleichen Erheiterungen anzurathen, um die Seele von ihrem düſter Hinbrüten zu befreien, ſie durch neue Ideen und Bilder z erfriſchen, und zu einer ungewöhnlichen Kraftäußerung nac einer neuen Richtung zu zwingen. Geh! ruft der Dichte Armſtrong einem ſolchen Menſchen zu: Verlaſſe den düſtern Cypreſſenhain, und hör' auf, deine Klagen in das heiſchere Gemurmel des einſamen Baches zu miſchen! Such den Aufenthalt fröhlicher Menſchen, erfreue dich mit ihnen laß in deiner Bruſt Wünſche aufkeimen, beſchäftige dic mit ihnen Tag und Nacht! Oder ſuche Scenen auf, ne dem Auge und jede Minute wechſelnd! Oder fliege zu Schlachtfelde, wo der Krieg wüthet, und vergiß alle ſanfteren und weniger männlichen Sorgen!" —

Menſchen, die mehr als Andere denken, benöthige daher auch mehr als Andere jenen angenehmen Wechſel de Träume, die insbeſondere denjenigen, deren Geiſt über un angenehme Gegenſtände brütet oder ſich in gewiſſen Idee reihen zu ſehr vertieft, die beſte Erholung gewähren. Die zu bewirken, braucht der Traum eben nicht an und für ſi angenehm zu ſein. Bilder von Beſchwerden und Gefahre ſind dem Geduldigen, von Schwermuth Niedergedrückten, nü lich; und wenn ein Traum der Art die Seele ſolcher Menſchen auch nur für eine kurze Zeit aufregt, ſo leiſtet er i nen ſchon dadurch einen wichtigen Dienſt. Ueberhaupt ab ſind diejenigen, die ihre Denkkraft ſehr anſtrengen, in ihren Träumen ſelten glücklich.

Träume hängen zum Theile auch von der Beſchaffenheit der Luft ab. Was Einfluß auf die Leidenſchaften der Menſchen hat, kann denſelben auch auf ihre Gedanken nehmen, indem dieſe, wenn ſie in der von irgend einer Leidenſchaft bewegten Seele entſtehen, mit dieſer Leidenſchaft ſelbſt gleichartig ſind und ſie wechſelſeitig aufregen. Nun liefert aber die Erfahrung tauſend Beweiſe, wie wirkſam Sonnenſchein und heiterer Himmel auf die Hervorbringung von Freude und Hoffnung ſind, und im Gegentheile jedes anhaltend trübe Wetter den Geiſt in Trübſinn und Schwermuth verſetzt. Dies iſt insbeſondere der Fall bei Menſchen, deren Nervenſyſtem durch ſitzende Lebensweiſe und vieles Denken geſchwächt iſt, daher ſie am meiſten den unruhigen Träumen unterworfen ſind.

Wenn die Luft einen ſo ſchweren Stoff, wie der Merkur in der gläſernen Röhre des Barometers, in Bewegung ſetzen kann, ſo darf man ſich wohl nicht wundern, daß ſie auf die feinen, den menſchlichen Körper durchkreiſenden Flüſſigkeiten noch mehr Wirkung hervorbringen muß. Und wenn unſere Leidenſchaften und Gedanken in unſerem wachen Zuſtande durch die gute oder üble Beſchaffenheit und durch das Mehr oder Weniger dieſer Flüſſigkeiten (Blut und Säfte), ſo wie vom Zuſtande der Röhren, durch welche ſie fließen, auf verſchiedene Weiſe modificirt werden, dürfen wir uns gleichfalls nicht wundern, daß eben daſſelbe auch im Schlafe geſchieht, wenn unſere Gedanken, frei von der Aufſicht der

Vernunft, mehr der materiellen Herrſchaft unterliegen. Iſt die Luft mit dicken Dünſten angefüllt, ſo haben die feiner organiſirten Menſchen gewöhnlich unangenehme Träume.

Wenn nun unſere Gedanken im wachen Zuſtande ſo vielfache Geſtalt und Farbe annehmen, von ſo vielen Umſtänden, als: von dem Geſundheitszuſtande des Körpers überhaupt, von der Beſchaffenheit des Magens, des Blutes und der Säfte, von der Temperatur der Luft, von den äußeren Gegenſtänden, die mit unſerem Körper in Berührung kommen, und von der Richtung, die unſere Gedanken nehmen, — kann uns dann die Mannigfaltigkeit der Träume noch befremden?

Und wenn uns ein ſeltſamer oder unangenehmer Traum quält, iſt es nicht vernünftiger, ihn irgend einer von dieſen Urſachen zuzuſchreiben, als uns ſelbſt mit dem Wahne zu ſchrecken, daß er einen übernatürlichen Urſprung habe und Unglück bedeute?

Es entſtehen ja oft während des Tages in uns Gedanken, deren Urſprung wir uns eben ſo wenig zu erklären vermögen, als jenen der ungewöhnlichen und ſonderbaren Traumbilder, die mit irgend einer Vorbedeutung der Zukunft oder eines übernatürlichen Weſens ſo wenig gemein haben, als der Schmerz, den uns ein Zahnübel oder ein Schnitt in den Finger verurſacht.

# Die drei Lebenswege.

An einem kalten, ſtillen Winterabende, aus einer ſehr gemiſchten und ziemlich lebhaften Geſellſchaft zurückkommend, ſetzte ich mich in meinem einſamen Zimmer an den Ofen, deſſen ſchon verglimmende Glut mir eine ſehr angenehme Wärme in die Glieder hauchte, und ließ Alles, was ich in dem bunten Kreiſe geſehen und gehört hatte, vor meinem geiſtigen Auge die Muſterung paſſiren.

Das gaukelnde Bilderwerk mit ſeinem Thun und Treiben führte mich endlich zu einer Betrachtung über das menſchliche Leben, und es wurde mir bald klar, daß alle Menſchen ſo ziemlich gleichen Gegenſtänden nachjagen, und ſich bei dieſer Jagd nur nach der Beſchaffenheit ihres Lebensalters und Temperamentes unterſcheiden, indem die Jugend ſich dem Vergnügen hingibt, das männliche Alter dem Ehrgeize huldigt, und das hohe Alter dem Geize fröhnt.

Dieſe allgemeinen Haupttriebfedern der menſchlichen Handlungen, der guten wie der böſen, erhalten dann nur durch Geſchlecht, Alter, Stand und Temperament einige Nuancirung, und ändern ihre Namen, je nachdem ſie von gröberer oder feinerer Art ſind, denn der gute Menſch ſtrebt als Jüngling nur nach edleren Vergnügungen, als Mann nur nach wahrer Ehre, und im würdigen Greiſe wird der Geiz zur Sorgfalt für das Wohl ſeiner Nachkommen.

Unter dieſen Gedanken beſchlich mich endlich die ſanfte

Betäubung des Schlafes. Ich erkannte ſeine Macht und ging zu Bette. Auf dieſem weichen Throne der Ruhe geſtaltete ſich aus jenen Betrachtungen ein Traum, der mir viel Vergnügen gewährte.

Ich befand mich in einem ungeheuer großen, vielfach verſchlungenen Walde. Nach langem beſchwerlichen Herumgehen erreichte ich endlich eine weite Ebene, auf welcher eine Menſchenmaſſe beiderlei Geſchlechts hin und her wogte. Von dieſem Platze führten drei breite, lange Straßen in drei verſchiedene Theile des Waldes. Plötzlich theilte ſich nun die ganze Menge in drei Schaaren, deren jede, nach Verſchiedenheit des Alters, einen jener drei Wege einſchlug. Ich war neugierig zu ſehen, wohin jede Schaar auf dem von ihr betretenen Wege gelange, und geſellte mich denn, ohne langes Bedenken, zu derjenigen, die in der Blüte der Jahre und der Kräfte ſtand. Sie nannte ſich die Schaar der Liebenden. Zu meiner nicht geringen Verwunderung ſah ich aber, daß ſich in dieſe luſtige Geſellſchaft auch bejahrte Leute eingedrängt hatten, ſo wie im Gegentheile manche Jünglinge ſich zu den Greiſen geſchlichen hatten und auf dem Pfade des Geizes wandelten, obſchon Beide ſehr lächerlich ausſahen und manchen Spott erdulden mußten, ſowohl von denjenigen, denen ſie ſich zugeſellten, als auch von den Andern, von welchen ſie ſich trennten.

Der Weg, auf dem ich mit der fröhlichen Schaar dahinwandelte, war ſehr anmuthig. Kühle Schatten umſäuſelten uns, bunte Blumen hauchten uns ihre Wohlgerüche entgegen; ſilberhelle Bäche rieſelten mit ſanftem Gemurmel durch das friſche Wieſengrün; kleine Caſcaden ſprangen plätſchernd über weiche Hügel herunter, und die Vögel, überall umher, wetteiferten in Luſtgeſängen. Alles war ſo ſchön und lieblich, daß uns die Freude mit einer Art von Sinnentrunkenheit überfiel. Jedes Männlein wählte ſich ein Weiblein zur Gefährtin, ſchloß ihr ſein Herz auf und geſtand mit einem Strome gluhender Beredſamkeit ſeine Liebe, die mit ſtillem Entzücken erwiedert wurde.

Plötzlich bemerkte ich, daß dieſer ſchöne Weg immer mühſeliger wurde, bis er endlich in ein ſonderbares Gemiſch von weichem Raſen und ſpitzigen Kieſelſteinen, Wieſen und Gräben, Blumenbeeten und Dornenhecken, Grashügeln und verbrannten Steinklippen ſo entartete, daß man nicht wußte, ob man mehr Vergnügen empfinde oder mehr Beſchwerde. Jetzt nahmen auch die Angelegenheiten der Verliebten eine ernſthaftere Geſtalt an. Einige der von den Anbetern verfolgten Schönen, die bisher zum Scheine oder des Wohlſtandes wegen geflohen waren, liefen nun immer langſamer, bis ſie endlich von den Nacheilenden eingeholt wurden, die dargebrachten Huldigungen ſehr geneigt aufnahmen und den Glucklichen die Hände zum Bundeszeichen hingaben. Andere flüchteten vor ihren Verfolgern in abſeitige Wildniſſe, ſo dicht und verworren, daß viele Liebhaber den Muth verloren und am Eingange des Dickichts, ohne einen Schritt weiter zu thun, ermüdet und unluſtig zurückblieben.

Beſonders komiſch war's zu ſehen, wie manchmal ein Liebender einer Schönen nachlief, dieſe aber einem Andern nacheilte, der wieder auf eine Andere Jagd machte, die dann ebenfalls ihr Augenmerk auf einen Andern richtete. Dabei kamen mir zwei Erſcheinungen gar ſonderbar vor; die eine, daß viele junge Männer, die ganz gemächlich am Ende der Waldgänge ſtanden und die Nymphen während ihrer Flucht als gleichgültige Zuſchauer betrachteten, ſie öfters unvermuthet haſchten, indeß die eifrigſten Verfolger ſich vergeblich bemüht hatten; die andere, daß manche Männer meines Alters, die Anfangs von den Nymphen keines Blickes gewürdigt oder gar mit Unwillen und Verachtung angeſchaut wurden, jetzt blos deshalb, weil ſie das Revier kannten, die Schönen ihren glühendſten Verehrern wegnahmen, ehe ſie ſich's verſahen.

Eine iſolirte Waldpartie hieß das Labyrinth der Koketten; dahin wurden viele Jäger verlockt, aber die meiſten kamen ohne Beute heraus. Welche köſtliche Augenweide, zu ſehen, wenn eine berühmte Schönheit hier den Einen anlächelte, dem Andern nebenher einen bezaubernden Blick zuwarf, dem Dritten zugleich einen Wink gab, gegen den Vierten ihren ſchlanken Wuchs ſpielen ließ, und ſo ihre Gaben und Reize nach den verſchiedenen Thorheiten ihrer Bewunderer einrichtete, bis es ihr gelang, eine Schaar von Liebesrittern in das Labyrinth zu ziehen, wo ſie ſich dann verirrten, ohne einen Ausweg zu finden! Dabei gefiel's mir aber auch, daß manche Nymphe, die ihren verirrten Liebhaber ſpöttelnd im Labyrinthe zurückließ, ſich endlich, wenn ſie ſelbſt herauskam, ſo einſam und verlaſſen ſah, daß ſie dem nächſten Beſten, der ihr den Arm bot, ſich freudig anſchmiegte.

Als ich mich endlich durch mehrere verworrene und beſchwerliche Pfade durchgearbeitet hatte, bemerkte ich, daß die vorige breite Straße auf der gegenüber ſtehenden Seite zu einem kleinen Wege führte, an deſſen Ende zwei ſchöne Tempel glänzten, nach welchem mehrere Paare hinwandelten. Der Tempel zur Rechten war, wie die Inſchrift ſagte, der reinen Liebe geweiht. Vor demſelben ſtand am Eingange einer Laube von Jasmin und Amaranthen ein Weſen von ſehr edler Geſtalt; den ſchlanken Wuchs umwallte ein ſchneeweißes, weites Gewand im ſchönſten Faltenwurfe, unter der Bruſt von einem goldenen Gürtel umfloſſen, welchen zwei Täubchen von Rubin mit den in einander gefügten Schnäbeln zuſammen hielten. Das dunkellockige Haupt umgab ein Kranz von Roſen und Myrthen. Dieſes Weſen, voll Huld und Würde in der ſtill-heiteren Miene, hieß, wie ich nachher erfuhr, Hymen. Nur diejenigen Paare, die von demſelben einen Ring erhielten, durften in den Tempel hineingehen, an deſſen Rückſeite ſich zwei Pforten befanden, durch welche ſie wieder herauskamen. An der einen Pforte ſtanden zwei Frauen, beide gleich ſchön, die Eine ſittig und ernſt, die Andere lächelnd und liebreizend; die Schweſtern: Beſcheidenheit und Gefälligkeit.

Die aus dieſer Pforte heraustretenden Paare wurden von den beiden Schweſtern in Gärten geführt, deren Schönheit nur dem Elyſium zu vergleichen war. Aus der anderen Pforte kamen die unglücklich Vermählten heraus, meiſtens ſolche, die ſich vor der Hochzeit entweder zu wenig oder zu nahe kennen gelernt hatten. Nun fühlten ſie ſich mit Ketten an einander gefeſſelt, und all ihr Bemühen, dieſe zu zerreißen, war vergeblich. Der Unglücklichen bemächtigten ſich drei ſehr widrige Geſtalten: Leichtſinn, Zwiſt und Eiferſucht. Leichtſinn ſprang mit geſchloſſenen Augen wie toll herum, und trieb die albernſten Poſſen, ohne auf ſich oder die Uebrigen die geringſte Rückſicht zu nehmen; er hatte jeden Augenblick eine andere Geſtalt, andere Geſichtszüge und andere Kleider.

Zwiſt trug einen Bruſtharniſch von der bewaffneten Haut eines Stachelſchweines, in der rechten Hand einen Scorpion, auf dem linken Arme einen unaufhörlich klaffenden Schooßhund, der gegen alle Vorübergehenden beißig losfuhr. Eiferſucht ſchlich, gelb gekleidet, mit bleichem Geſichte lauernd herum. In den Händen trug ſie eine Geißel und ein Hirſchgeweih, heftete überall durchdringende Blicke hin, und ſah Alles doppelt.

Ich entfernte mich eilig von der unangenehmen Geſellſchaft, und ging zu dem anderen Tempel, welcher der unreinen Liebe gewidmet, und auf allen Seiten mit ſeltſamen Bildern von Ziegenböcken und Sperlingen, Faunen und Mänaden, und von verſchiedenen Ungeheuern, halb Menſch halb Thier, in Basreliefs verziert war. Der Weg des Vergnügens, auf dem man zu dieſem Tempel gelangte, war immerzu von herbeieilenden Schaaren bedeckt. Die Neugier trieb mich an die Pforte. Ein unangenehmes Gemiſch von Luſtgeſängen, Freudengeſchrei, Becherklang, Tanzgetummel, Gezänk und Degengeklirr ſcholl mir entgegen. Ich zog mich zurück und bemerkte nun, daß Alle, di zu dieſem Tempel auf dem Wege des Vergnügens gekommen waren, aus demſelben durch ein eiſernes Pförtchen gehen mußten, an dem ein rieſenhaftes Scheuſal, Reue genannt, hingepflanzt war, welches die Stöhnenden mit einer ziſchenden Schlangengeißel peitſchte. Viele, die als Jünglinge in den Tempel hineintanzten, kamen als abgelebte Greiſe, kraftlos ſchwankend, mit triefenden Augen und kahlem Haupte heraus, die Weiber als Knochenſkelette und Zerrbilder, in zahnloſer Verzweiflung grinſend. Das Scheuſal Reue trieb Alle zuſammen nach einem rauhen, mit ſpitzigen Steinen, Dornen und Neſſelblättern bedeckten Weg, der ihnen ſolche Beſchwerden und Schmerzen verurſachte, daß ſie keuchten, ächzten und wehklagten. Einige wollten dem qualvollen Wege und den Schlägen des Ungeheuers mit Gewalt entſpringen, aber — o Gräuel! die Glieder fielen ihnen ab, — gleich dem geſpenſtiſchen Reiter in Bürger's „Leonore" — Stück für Stück wie mürber Zunder.

Dieſer Anblick flößte mir ſolchen Schrecken ein, daß ich zu laufen anfing, und fortlief, bis mir der Athem verſagte. Als die tolle Bewegung aufhörte, befand ich mich wieder in des Waldes Mitte, von welcher ich die drei großen Straßen vor mir ſah. Ich geſellte mich nun zu den Wanderern im männlichen Alter, die der Fahne des Ehrgeizes folgten. Am Ende der geraden Straße, auf welcher ſie einherzogen, erhob ſich ein Tempel der Tugend, umgeben von einem Lorbeerhaine, in dem prunkende Siegestrophäen und Marmorbilder von Geſetzgebern, Staatsmännern, Weiſen, Helden und Dichtern ſtanden. Die ganze Gegend, in welcher die Ehrgeizigen wandelten, war von einem magiſchen Lichtglanze des Ruhmes erhellt. Zu beiden Seiten der Straße zogen ſich aber ſchmale, von dichten Bäumen beſchattete Gänge hin, in deren Dunkel einige Wenige, ohne den hellen Lichtglanz zu ſuchen, ſtill und einſam wandelten; ſie konnten daher den Tempel der Ehre gar nicht ſehen, weil der Tempel der Tugend vor demſelben ſtand. Ich ſchloß mich dieſen Pilgern an, und ging mit ihnen in den Tempel der Tugend, welcher, wie ich jetzt erſt ſah, mit dem Tempel der Ehre durch einen Triumphbogen vereinigt war. Die Prieſterin führte uns zu einem, in der Mitte des Raumes ſtehenden Altar. Hier ſaß ein erhabenes Weſen, von höchſt edler Geſtalt auf einer Himmelskugel, in einer Hand die Sonne haltend, in der andern den Mond; das Haupt verhüllte ein dichter, von Sternen durchblinkter Schleier. Von der wunderbaren Verhüllten ging aber eine Lichtglorie aus, die mit Strahlen des Entzückens in unſere, von heiligem Schauder ergriffene Herzen drang. Die Prieſterin ſprach mit einem Wohllaut, der uns in die Seele klang: „Betet an die Ewigkeit!“ Wir ſanken mit gebeugtem Haupte auf die Knie, erhoben uns wonneſelig, und verließen, auf einen Wink der Prieſterin, ſchweigend den Tempel. In einiger Entfernung ſchimmerte uns ein anderer Tempel funkenſprühend entgegen. Er ſchien von weißem Marmor gebaut zu ſein; als ich aber näher kam, bemerkte ich mit nicht geringem Erſtaunen, daß er nur aus Kalkſteinen beſtand, die ohne Mörtel und Kitt, unverbunden und unbefeſtigt auf einander lagen; nebſtdem ſtand das Gebäude auf einem ſo lockern und unſichern Grunde, daß es bei jedem Windhauche ſchwankte. Ich konnte mir die ſonderbare Bauart bald erklären, als ich die Aufſchrift las: Tempel der Eitelkeit. Die Göttin ſaß auf einem Sopha von purpurnem, mit goldenen Borten bedeckten und mit Luft geſchwellten Kiſſen. Ihr Geſicht war weiß und roth geſchminkt, das Gewand mit falſchen Steinen und mit einem Flitterſtaat von Bändern, Schleifen, Franſen, Quaſten, Verbrämungen und Stickereien aller Art verziert. Vor und hinter ihr und zu beiden Seiten ſtanden ſilberne Spiegel, in welchen ſie ſich nach allen Richtungen beſchaute und dabei eine ganz eigene Gabe entwickelte: die Kunſt, ſich ſchöner zu zeigen, als ſie es wirklich war. Um aber das Verſchönerungs-Blendwerk auf den höchſten Grad zu ſteigern, brannte an den Kryſtallwänden ringsumher eine Menge Fackeln, deren Widerſchein die, ſich ſelbſt anlächelnde Göttin in einem günſtigeren Licht, als der Tages gethan haben würde, erſcheinen ließ. Der Tempel war voll von Gecken und Schöngeiſtern, Titelſüchtigen und Pedanten, Putznärrinnen und Romanheldinnen, Koketten und Virtuoſinnen u. ſ. w., ein ſolches Gedränge, daß ich mich nur mit Mühe durchwinden konnte!

Ich eilte, nun auch den Weg des Geizes und ſeine Wanderer kennen zu lernen. Dieſe hatten kaum den dritten Theil ihres Weges zurück gelegt, als ſie in ein Thal kamen, wo ſie einige Stunden ausruhten, ohne einen Biſ-

ſen zu ſich zu nehmen. Mitten durch das Thal zog ein F
von ſehr klarem Waſſer, welches Goldſand führte. Die
jahrten Pilger legten und ſetzten ſich an das Ufer, und ſch
ten mit ſo gierigen Blicken und mit ſolchem Entzücken
den Fluß, daß ſie ſich ſelbſt und alles Andere darüber
gaßen. Sie tranken manchmal von dem Waſſer in lan
Zügen: dieſes hatte aber die Eigenſchaft, daß die Trin
den immer durſtiger wurden, je mehr ſie tranken.

In einiger Entfernung vom Fluſſe erhob ſich eine
he von kahlen Gebirgen, aus deren Ritzen Gold- und
beradern hervorblitzten. Auf dem letzten und höchſten d
Berge ſtand der Tempel des Geizes, deſſen Pf
von tauſend dreiköpfigen Hunden bewacht wurde, die bel
gegen uns losfuhren. Zum Glück bot ſich ein altes W
welches ſich Nothdurft nannte, uns als Führerin
Sie zog hinter ihrer Schürze eine goldene Ruthe he
und hielt ſie empor. Die Hunde ſchwiegen ſogleich, ſchm
ten ſich zu unſern Füßen, und die Pforte öffnete ſich
ſelbſt. Wir mußten aber nun erſt durch hundert eiſerne
re paſſiren, bis wir endlich in den Tempel gelangten.

Hier ſaß der Gott des Geizes auf einer diamant
Pyramide, von Haufen gegoſſenen und geprägten Si
und Goldes umgeben, er ſelbſt aber mit Lumpen be
gen, wie vor Kälte erſtarrt, und das bleiche, hagere
ſicht mit einem langen, ſchmutzigen Bart umgeben.
ihm hing eine große Rechentafel mit dem Einmaleins,
welcher er oft liebäugelnd emporſchaute. Ihm zur
ſtand das grinſende Skelett des Hungers; die Gef

loſigkeit mit einem Harniſche von Büffelhaut bekleidet; der Wucher mit langen eiſernen Harpienkrallen; die Beſtechlichkeit, die bald die rechte, bald die linke Hand geldfordernd ausſtreckte, und der Betrug, welcher einige Goldmünzen durchlöcherte, andern mit einer Feile den Rand abſchabte. Ringsumher lagen viele abgemagerte grämliche alte Männer und Weiber auf dem Boden, die Köpfe, ſtatt der Kiſſen, auf Geldſäcke lehnend. Einige ſchienen das Herannahen ihres letzten Augenblicks zu fühlen, und wendeten nun noch ihre letzten Kräfte an, die Geldſäcke mit den Armen zu umfaſſen und an's Herz zu drücken. Plötzlich aber fingen Alle heftig zu zittern an. Einige waren einer Ohnmacht nahe, Andere wurden raſend. Ich fragte nach der Urſache und erfuhr, es werde ſogleich jenes Geſpenſt eintreten, welches ſich dreimal des Tages und dreimal in der Nacht hier zeige. Während dieſes allgemeinen Entſetzens trat das gefürchtete Weſen ein: es war — die Armuth, deren Geſtalt mir aber keineswegs ſchrecklich erſchien, wohl aber mein Herz mit Wehmuth und Mitleid erfüllte, und mir Thränen in die Augen preßte. Anders dachten aber die Verehrer dieſes Tempels; jeder von ihnen glaubte, das umher ſchleichende Geſpenſt drohe ſeinen Geldſäcken, und hielt dieſe mit beiden Händen, vor Angſt ſtöhnend, feſt.

Die Armuth ſtand jetzt zwiſchen der Gottheit des Geizes und den eifrigſten ſeiner Verehrer, blickte kopfſchüttelnd auf die erbärmlichen Wichte, und lächelte bedauernd. Nun hielt ich mich nicht länger zurück, trat wie ein Begeiſterter vor die Huldin, die ſich vor meinen Augen mit jeder Minute verſchönerte, und ſagte: „Du ſanfte Göttin! Erſcheine mir nie furchtbarer als jetzt! Und muß ich dich auch einſt in grauenhafter Geſtalt erblicken, ſo verleite mich durch deine Drohungen und Schreckbilder ja nie zu einer undankbaren oder ungerechten Handlung! Gib, daß ich mein Ohr der Klage und dem Flehen des Dürftigen nie verſchließe! Gib, daß ich nie Derjenigen vergeſſe, deren Wohlthaten oder Wohlwollen ich je genoß! Bewahre mich, daß ich nie aus Furcht vor dir meinen Freund, mein Gewiſſen oder meine Ehre verläugne! Und will der Reichthum ſich mir zugeſellen, zugleich aber den Hochmuth, den Geiz und die Gefühlloſigkeit als Gefährten mit ſich bringen, dann Armuth, eile du mir zu Hilfe, verſcheuche die Unholde, und führe mich in deine ſtille Wohnung, laß aber auch deine Schweſtern Unſchuld, Zufriedenheit und Frohſinn ſtets meine Geſpielinnen ſein! —

Der Eifer, mit dem ich dieſes ſprach, erweckte mich. Es war ſchon heller Morgen; ich ließ meine Augen ſuchend im Gemach herumſtreifen, konnte aber weder den Reichthum noch die Armuth erblicken, und ging wohlgemuth an mein Tagewerk.

# Gedenke Mein!

## Eine Betrachtung am Schluſſe eines Jahres oder eines Tages.

Alle Gedanken und Empfindungen, die uns am Schluſſe eines Jahres ergreifen, mögen eben ſowohl am Schluſſe jeden Tages Statt finden; denn jeder Tag iſt für uns Eintagsfliegen, für uns Kinder und Beute des Augenblicks, ein Jahr im Kleinen.

Geendet iſt das Jahr — oder der Tag. Um Mitternacht ſinkt ſeine Leiche in den Abgrund der Zeit, und der Menſch wirft ihr Kränze oder Steine nach, je nachdem das Jahr oder der Tag ihm Freuden oder Leiden, Glück oder Unglück brachte. Sogleich aber werden die dahingeſchwundenen vergeſſen, und er wendet ſeine Blicke vorwärts nach der Zukunft, um zu erſpähen, was ſie ihm bringen wird, was er von ihr zu hoffen oder zu fürchten habe.

Armer Menſch! Vergebens iſt dein Forſchen. Die Zukunft iſt verhüllt, taub und ſtumm. Wende deine Blicke vielmehr auf die Vergangenheit zurück! Von ihr wirſt du die meiſten und wichtigſten Aufſchlüſſe erhalten. In ihren Schooß haſt du ja den Saamen des Guten oder Böſen zu deinem Heil oder Unheil ausgeſtreut, der aus dem Gefilde der Zukunft aufſproſſen und zur Ernte reifen wird.

Der Selbſtſüchtige kann nicht Liebe ernten, der Ge-

fühlloſe kein Mitgefühl, der Böſe nichts Gutes, der Ro
kein Wohlwollen, der Ränkevolle keine Offenherzigkeit, d
Gottesläugner keine Himmelswonne, der Leidenſchaftli
keine Gemüthsruhe, der Ehrloſe keine Selbſtachtung,
Neidiſche keine Nächſtenliebe, der Geizige keinen weiſen
bensgenuß, der Unbeſonnene keine Klugheit, der Verleu
der keinen Edelſinn. Wie die Saat, ſo die Ernte! D
Samen des Guten hat Gott in unſere Seele gelegt,
der Säemann ihn in die Erde ſtreut. Bewahre ihn rei
wie du ihn erhalten haſt, ſo wird er dir hundertfältig e
köſtliche Ernte bringen!

Was haben wir demnach zu hoffen oder zu fürchte
was ſollen, was dürfen wir hoffen und wünſchen?

Wir müſſen Alles mit Ruhe erwarten, Vie
von uns ſelbſt, noch Mehreres von der Zeit, das M
ſte aber von ihm, dem wir alles Gute verdanken.

Willſt du ruhig und freudig leben, ſo hüte dich
dem ſtürmenden Übermuth, ſo wie vor der verzagen
Verzweiflung! Handle weder mit blindem Trotz
mit bleierner Schwerfälligkeit! Vergiß nie, daß ein A
hender, Allwiſſender über uns Allen waltet! Vergiß
daß das Glück flüchtig, das Unglück nicht unbeſiegbar
Sei beharrlich, denn Alles bedarf ſeine Zeit zur Reife
zum Vergehen! Nur den Schlafenden kann die Schl
tödtend umwinden, nur den Unvorbereiteten kann das
kodil der Gefahr verſchlingen. So wie der Maler ſein
mälde zuerſt in Umriſſen zeichnet, ehe er zur Ausführung
Ausfüllung ſchreitet, ſo entwirf dir einen wohlüberda

Lebensplan, und habe dich ſtets in deiner Gewalt! Nur der Schein läßt ſich erkünſteln, die Wahrheit nie; aber der Schein, dem die Larve abgezogen wird, verſinkt in ſein Nichts, indeß die enthüllte Wahrheit gleich der entwölkten Sonne ſtrahlt.

Hüte dich vor zu ſchönen Erwartungen ſo wie vor niederdrückenden Beſorgniſſen! Auf ſchöne Träume folgt ſehr oft ein ſchreckliches Erwachen, und je höher die Luftſchlöſſer, in welchen deine Phantaſie ſchwelgt, in die Wolken hinaufgebaut ſind, deſto tiefer wird dein Fall in die Tiefe der Wirklichkeit ſein. Erwarte nie das Beſte, fürchte nie das Ärgſte! Laſſe dich nicht vom Leichtſinn berauſchen, von banger Zweifelſucht nicht vergiften! Vergöttere dich nicht ſelbſt, und raube keinem Menſchen das Göttliche! Verlaſſen iſt nur, wer ſich ſelbſt verläßt, verloren nur, wer ſich ſelbſt verliert, oder ſeinen Gott verlaſſen und verloren hat. Wähle dir am Himmel einen Lieblingsſtern, der dich an deine Unſterblichkeit erinnert! Wähle dir auf der Erde eine Lieblingsblume, die dich an deine Vergänglichkeit mahnt! Und ſo ſei denn ſtets gerüſtet und gewappnet mit dem Panzer der Standhaftigkeit, mit dem Helme der Weisheit, mit der Ägide des Glaubens, und mit dem Schwerte gerechter Selbſtvertheidigung! So gerüſtet und gewappnet ſuche aber, ſo viel möglich, mit Allen in Frieden und Eintracht zu leben, und deine Seele ſei ein Sonnenſtrahl, der im weißem Licht reiner Herrlichkeit vom Himmel kommt, aber eine Harmonie von Farben enthält, die einen glänzenden Freudenbogen über das Leben ausſpannt!

Dann wird jedes Jahr eine neue Perle im Kranze deines Daſeins werden, und jeder Tag gehaltreich wie ein Jahr, und du wirſt aus der Aſche jedes Jahres neuverjüngt aufleben, wie der Phönix aus ſeinem Flammengrabe.

## Weiblicher Kopfputz und männliche Köpfe.

Dem Haupte gebührt, auch ohne deſſen Inneres zu beachten, ſchon ſeines Aeußern wegen, Schmuck und Auszeichnung, denn es iſt das Kleinod der ſchönen Körpergeſtalt, und nimmt eben deshalb den oberſten Theil des Ganzen, wie thronend, ein.

Wie ſchön hat der Schöpfer die Form des Hauptes, wie reich das Leben des Angeſichtes ausgeſtattet! Das Licht der Seele ſchimmert durch die Augen wie durch zwei Edelſteine. Die Glut der Freude und der holden Schamröthe bildet eine himmliſche Aurora der Wangen, und das Lächeln umſpielt wie ein Zauberſchleier die ſchwellenden Purpurkiſſen der Lippen. Wie reizend iſt der, jede Bewegung des Herzens verkündende Wechſel des Erröthens und Erblaſſens. Wie unerſchöpflich das Spiel der Mienen!

Dieſe ſchöne Herrlichkeit des Hauptes umgibt in reicher Fülle das Haar: das lichte gleich einer verklärenden Glorie, das dunkle als Folie, jeden Reiz, jeden Ausdruck des Mienenſpiels noch mehr hervorhebend. Mit Recht verwendet daher das ſchöne Geſchlecht auf das Schmücken des Hauptes ſo viel Sorgfalt.

Leider aber hat ſich dieſe Sorgfalt oft ſehr zweckwidrig geäußert, und, ſtatt zu verſchönern, auffallend entſtellt. Frauen, Mädchen zogen durch Bänder, Spitzen, Schmuck und Kamm die Aufmerkſamkeit von der Hauptſache auf Nebendinge. Sie entſtellten durch einen pagodenartigen Bau der Locken die lieblichſten Geſichtszüge, oder ſetzten auf den Kopf ganze Hut- und Haubengebirge, die nicht nur alles Haar verdeckten, ſondern auch durch Umfang und Höhe in keinem Verhältniſſe zu dem unmäßig verkleinerten und beinahe verſchwindenden Geſichte ſtanden.

Wäre jedes Mitglied des ſchönen Geſchlechtes auch wirklich ſchön, ſo würde bald eine unbeſtreitbare Wahrheit erkannt werden, daß die Schönheit durch ſich ſelbſt leuchte und entzücke, folglich des Putzes und aller fremden Zuthat nicht bedürfe. Der Reichthum ſoll nicht von der Armuth borgen. Die Schönheit iſt aber unter den irdiſchen Gütern das reichſte, aller Putz und Schmuck ſind gegen ſie arm und armſelig.

Zur Beſtändigkeit eines treuen weiblichen Herzens läßt ſich wohl kein grelleres Gegenſtück finden, als die Veränderlichkeit des weiblichen Kopfputzes, der unter allen Artikeln des geſelligen Lebens der veränderlichſte von jeher war, und bleiben wird. Von den thurmähnlichen Haargebäuden bis zu dem glatten Tituskopf herab — welche Mannigfaltigkeit! Rieſinnen und Zwerginnen waren wechſelweiſe zu ſehen. Man kann die Damen in dieſer Beziehung mit den, in dem finſtern Raum einer Camera obſcura herumſchwärmenden Geiſtern vergleichen, die ſich bald verlängern und bis an die Decke des Zimmers ausdehnen, dann wieder abnehmend zu den winzigſten Miniatur-Geſtalten zuſammenſchrumpfen.

Blicken wir nur ein Bischen in die graue Vorzeit zurück! Die Töchter Israels trieben die Kunſt der Haarſchmückung ſo weit, als die gefallſüchtigſte Dame unſerer Zeit ſie treiben kann. Manchen flatterte das Haar in Flechten um Schläfe und Wangen, und nur eine Locke ſchwang ſich ſpielend über den Alabaſter der freien Stirne. Manchen ſtieg es in Kreiſen ſchneckenförmig gewunden zum Scheitel empor; Manchen ſenkte es ſich nach dem Hintertheile des Kopfes, und wurde entweder am Nacken in einen Knoten zuſammengeſchürzt, oder es bildete einen, mit Perlen und Edelſteinen durchflechtenen Kranz. Vermuthlich war es den ſchönen Israelitinnen nicht unbekannt, daß eine Haargeſtaltung die Schönheit der Geſichtsbildung nur dann fördert, wenn ſie zum Charakter der Phyſiognomie paßt. Zu bedauern iſt dagegen der Irrthum ſo mancher modernen Schönen, die da glauben, jede neue Mode müſſe, eben weil ſie **neu** iſt, **jedem** Geſichte und jedem Körperbaue vortheilhaft ſein.

Manchmal ſetzten die **Hebräerinnen** auf das einfach geflochtene Haar eine **Netzhaube** von feiner Wolle, bunt beſäumt und mit Blumen durchwirkt; manchmal den **Tulbend**, eine Mütze von der Geſtalt eines Helmes oder eines aufgeblühten Blumenkelches, oder einer Halbkugel, mit Gold, Perlen und Edelſteinen verziert, worauf ſich ein ſchlangenförmig gewundener Bund in der Geſtalt eines abgeſtutzten Kegels erhob.

Der Kopfputz der antiken Griechinnen empfahl ſich durch geſchmackvolle Einfachheit. Das mit goldenen Cicaden geſchmückte Haar wurde gewöhnlich am Hintertheile des Kopfes in einen Knoten zuſammengewunden, und von einem feinen Schleier, durchſichtig wie Spinnengewebe, umflogen.

Der Kopfputz der römiſchen Damen war in der erſten Zeit ſo einfach als die Verfaſſung und die Sitten des neuen Staates. Das Haar wurde aufgerollt und von der Mitte der Stirn bis zum Scheitel hinauf in einen Knoten zuſammengeſchürzt, manchmal auch bis zum Nacken hinabgeführt, dann geknüpft und nochmal ſo zurückgeſchlagen, daß es, einen ſchwellenden Wulſt bildend, die Stirn in bauſchender Wölbung umgab.

Mit zunehmendem Luxus wurden zwei Hauptarten der Haarſchmückung die vorherrſchenden.

Nach der einen Art wurde ein Theil der Haare glatt gekämmt, der andere aber in Locken gekräuſelt und über einen oberhalb der Stirn angelegten goldenen, wohl auch mit Perlen beſetzten Reif, das ſogenannte Diadem, gewunden, welches in der Mitte der Stirn eine Spitze bildete, nur die vorderſten Haare in kleinen Ringeln an den Schläfen nachläſſig herabfallen ließ und am Hintertheile des Kopfes mit einem Kettchen zuſammengebunden wurde. Vom Kopfwirbel fiel ein offener Schleier, wie die Veſtalinnen ihn trugen, über die Lockenfülle der Nicht-Veſtalinnen zu beiden Seiten auf die Schulter herab.

Nach der andern Art wurden die Haare zuerſt in Zöpfe und Flechtengewinde geſtaltet, dann in mehreren ſich begegnenden Kreiſen übereinander geſchlungen, auf dem Scheitel gethürmt, und mit einer einzigen goldenen, ſieben bis acht Zoll langen Schmucknadel künſtlich befeſtigt. Das Sonderbarſte bei der Sache iſt das unerwartet Tragiſche, daß der Schmuck zugleich ein Todeswerkzeug war, indem man in jenen Haarnadeln, abſichtlich hohl gemacht, Gift aufbewahrte. Der bekannteren Sage nach, hat ſich die berühmte Kleopatra durch eine an den Arm geſetzte Schlange getödtet. Abweichend von andern Geſchichtſchreibern berichtet Dio Caſſius, jene bezaubernde Königin Egyptens habe die Schmucknadel, mit welcher ſie das geſcheitelte Haar zu befeſtigen pflegte, mit einer Art von Gift beſtrichen, welches nur dann, wenn es ſich mit Blut vermiſchte, tödtete, jedoch ohne Schmerz. Dieſe Nadel ſtach ſie ſich in den Arm und entging ſo der Schmach, Cäſar's Triumphzug als Gefeſſelte verherrlichen zu müſſen. Den Kopf ſolcher Prachtnadeln bildeten gewöhnlich Figuren, wie z. B. Amor und Pſyche, oder Venus und der Liebesgott, oder die Göttin des Überfluſſes mit dem Füllhorn u. d. gl.

Eine eigene Art der Haartracht beſtand in der Geſtaltung zu zwei hoch emporragenden auswärts gebogenen Hörnern, ähnlich der Form ausgeſchweifter Lauten.

Ovid räth den Damen mit länglichem Geſichte glatte Haare, in der Mitte der Stirne getheilt, zu beiden

Seiten in dichten Locken über die bedeckten Ohren herabfallen zu laſſen. Den runden Geſichtern empfiehlt er, die Locken auf der Stirne in einen Wulſt zu vereinigen, und die Ohren ganz frei zu laſſen. Er bemerkt aber dabei, es ſei leichter, die Eicheln an der Eiche, ja die Bienen und das Wild in den Wäldern zu zählen, als die Menge der mit jedem Tage neu erſcheinenden Haartrachten. So unendlich war zu jener Zeit der Wechſel und die Mannigfaltigkeit! Aus dem Orient kam nach Rom die Mode, das Haar mit Perlen zu durchflechten, aus Egypten die ungeheure Haar-Aufthürmung, mit Blumen, Federn und Sinnbildern angefüllt.

Jede Eroberung einer neuen Provinz, jeder deshalb in Rom gehaltene Triumph-Einzug brachte eine neue Mode in der Haarſchmückung der galanten Frauen hervor. Da indeß nur wenige Köpfe mit der, zu einem ſolchen Labyrinthe von Zöpfen, Flechten und Locken erforderlichen Haarmaſſe von der Natur beſchenkt waren, ſo mußten fremde Haare dem Mangel der eigenen zu Hülfe kommen.

Dieſer traurige Nothbehelf iſt indeß eine ſehr alte Erfindung. Schon die Meder und Lydier in Aſien und die Japygier in Italien (Männer und Weiber) trugen Perrücken; auch die Griechen bedienten ſich der künſtlichen Haarbedeckung und nannten eine Perrücke φευχνη (Betrügerin). Man machte davon auch in wichtigen Fällen Gebrauch. Der berühmte Hannibal bediente ſich im Kriege gegen die Römer der Perrücke im großen Styl, nämlich als einer Kriegsliſt, und wußte das falſche Haar ſo zu raffiniren, daß er ſich dadurch wechſelweiſe das Anſehen von jedem Alter geben konnte. Er wählte dann zu jeder Perrücke paſſende Kleider und brachte es ſo weit, daß ſelbſt die Freunde, mit denen er täglich umging, ihn nicht erkannten *).

Kaiſer Caracalla trug während ſeines Aufenthaltes bei den Germaniern, um ſich beliebt zu machen, nicht nur germaniſche Kleider, ſondern auch nach dem germaniſchen Haarſchnitte gemachte Perrücken von der blonden Nationalfarbe.

Von einem ſehr ſonderbaren griechiſchen Fräulein, Namens Aglais, wird erzählt, ſie habe eine Perrücke mit einem Federbuſch getragen. Dieſe Dame zeichnete ſich nebſt ihrem Kopfſchmucke noch durch zwei andere Eigenſchaften aus: Sie blies die Trompete und hatte einen ſo guten Appetit, daß ſie (wenn Athenäus und Aelian nicht lügen,) täglich zwölf Pfund Fleiſch und vier Brotportionen nebſt ſechs Kannen Wein zu ſich nahm. Wer eine charakteriſtiſche Abbildung von ihr zu ſehen wünſcht, nehme den zweiten Band der herkulaniſchen Gemälde zur Hand, auf deſſen dreißigſter Platte ſie erſcheint.

Die Römer trieben die Haar-Illuſion auf das Aeußerſte, indem ſie ſich die Perrücken auf die kahlen Köpfe ſogar — malten. Der erſte Zweck der Perrücken, Bedeckung und Erwärmung kahler Köpfe, hörte alſo mit dieſer Haar-Malerei auf. Die Kunſt der falſchen Haare wurde bald ſo vervollkommnet, daß ſie von der natürlichen ſchwer zu unter-

---

*) Gewährsmänner ſind Polyb und Livius.

ſcheiden war. Man gebrauchte nun die entſtellenden Perrücken, wie Hannibal ſich ihrer als Kriegsliſt bedient hatte, auch zu verliebten Abenteuern und zu Betrügereien aller Art. Es kam endlich dahin, daß man ſogar den weiblichen Bildſäulen marmorne Perücken aufſetzte, die nach Belieben abgenommen, und gegen andere, vermuthlich nach dem Gebote der immer wechſelnden Mode, vertauſcht werden konnten. Solche weibliche Perrücken-Büſten ſind noch in mehreren Antiken-Sammlungen und Muſeen zu finden.

Mit der Farbe der Haare nehmen wir's heute zu Tage nichts weniger als genau. Dichter und Nichtdichter huldigen bald den ſchwarzen, bald den braunen, bald den blonden Haaren; nur die rothen finden ſeltenere Verehrer. In Rom aber wurde ſeit den in Gallien und Germanien gemachten Eroberungen, die an den Einwohnern dieſer Länder bewunderte goldgelbe und feuerrothe Haarfarbe von den römiſchen Damen als Gegenſtand einer neuen Mode aufgenommen und für eine beſondere Schönheit gehalten. Die Sehnſucht nach ſolchen Aurora-Locken wurde ſo mächtig, daß diejenige, der ſie von der Natur verſagt waren, ſich für unglücklich hielt, und nicht ruhte, bis die dunklen Haare entweder mit röthlichem Goldſtaube gepudert, oder mit Salben und kauſtiſcher Seife roth gefärbt, oder abgeſchoren und gegen eine lichtrothe Perrücke vertauſcht waren.

Es entſtand nun ein eigener Galanterie-Handel mit falſchen Haaren, welcher bald ein ſehr einträgliches Gewerbe wurde. Man brachte ſie meiſtens aus Deutſchland. So prangten die Damen in Rom mit den Locken, Zöpfen und

Flechten der deutſchen Frauen. Machte ein Anbeter ſeiner Schönen ein Geſchenk mit hochrothen oder lichtblonden deutſchen Haaren, ſo durfte er nicht zweifeln, daß ihm die Gabe hoch angerechnet wurde, da glühende Blondinen nun einmal für die höchſte und ſeltenſte Schönheit galten.

Die Haarfärbung ſcheint aber eine nicht minder alte Erfindung als die Perrücke zu ſein. Schon Medea ſoll eine Pflanze gekannt haben, welche die Eigenſchaft beſaß, weiße Haare ſchwarz zu färben. Die alten Germanier färbten ſich die Haare mit einer Seife von Ziegenfett goldgelb, die Gallier hochroth.

Seit undenklichen Zeiten haben Poeten und Poetaſter von den ſeidenen Locken der Schönen geſungen und gekrächzt, und dadurch die Selbſtſtändigkeit der Haare nicht wenig beeinträchtigt. Endlich wurde die vergriffene Metapher müde, länger eine poetiſche Figur abzugeben, und trat als etwas Wirkliches ins galante Leben. Kaum war dies geſchehen, als ſie ſich für die lang erduldete Gewalt zu rächen beſchloß. Das mißbrauchte falſche Bild wurde durch falſche Locken, und das wirkliche Haar durch wirkliche Seide verdrängt. Die Poeten mußten ſich zuſammen nehmen, und ihre Phantaſie in Bewegung ſetzen, um ſtatt der figürlichen Seide etwas anders zu Markte zu bringen. Wie manchem Leiermann, der es mit ſeinen Vergleichungen vormals gar bequem hatte, koſtete es nun ſauern Schweiß, das Haar der Auserwählten auf eine neue Weiſe zu lobpreiſen!

Dies mußte aber das reimende Heer um ſo mehr in die Klemme bringen, als die Frauen bekanntlich von jeher dem Haupthaar und der Lockenfülle, mit vollem Rechte hohen Werth beilegten. So erzählt uns die Chronik von der Frau eines deutſchen Ritters, die ihren Eheherrn über Alles liebte, ihr ſchönes blondes Haar aber noch mehr als den Eheherrn. Sie verwendete auf ihren Kopfputz viel Zeit und noch mehr Geld, um das bewunderte Lockengebäude mit Perlen und Edelſteinen zu ſchmücken.

Endlich verließ den geduldigſten der Männer die Geduld, und er wagte es, da Bitten und Schmollen ohne Wirkung blieb, nach dem Rathe ſeines Burgkaplans, dem jene übermäßige Eitelkeit ein Dorn im Auge war, der ſchönen Frau, indem ſie der Süßigkeit eines feſten Schlafes genoß, den Kopf abzuſcheeren. Welches Entſetzen ergriff die Erwachende, als ſie das kahle Haupt gewahrte!

Der Ritter und ſein Helfer bemühten ſich, die in Thränen zerfließende Schöne zu überreden, es habe ſie des herrlichen Haupthaares kein Geringerer beraubt, als — der Hoffartsteufel ſelbſt. Das kahlköpfige Weibchen durchſeufzte nun, da ſie ſo manche Einladungen zu Turnieren, Feſten und Luſtgelagen ablehnen mußte, viele bleierne Stunden im einſamen Gemache. Das fatale Haar wuchs auch ſo langſam, als wollte das Schickſal die unglückliche Frau aus Schadenfreude zu ewigem Hausarreſte verdammen. Wie viele Unterhaltungen konnte ſie in dieſer Jammerzeit genoſſen, welche Bewunderung eingeärntet haben!

Nach einer der vielen ſchlafloſen Nächte voll Sinnens und Grübelns, ſetzte ſich die Dame an das Toiletten-Tiſchchen, beſchaute das Antlitz im Spiegel und ließ ihren

Thränen freien Lauf, nicht nur über die rührende Wehmuth die ihr in den trauernden Mienen des im Spiegel abgebildeten blaſſen Angeſichtes entgegen blickte, ſondern auch über das öde Stoppelfeld der noch immer ſehr kurzen Haare. Ein ſchlankes Zöfchen, die angeborne Luſtigkeit mit Mühe zurückhaltend, bot alle Kunſt auf, die Gebieterin zu ſchmücken. Alles ging gut, nur am Kopfe blieb jede Bemühung ohne Erfolg.

Wer beſchreibt aber die Größe des Schmerzes, welcher die Dame ergriff, als der geſchäftigen Zofe das Häubchen entfiel, und ein Strom blonder Haare ihr über den Nacken herabfloß! Mit Wehmuth und Neid blickte die Dame auf den Schatz der Goldwogen; aber eben daraus ſtieg nun der Gedanke empor, der allen Leiden in wenig Minuten ein Ende machen konnte, und ſie verwunderte ſich nur, wie es denn möglich war, daß ſie auf dieſen glücklichen Gedanken, der ihr ſo nahe lag, und ſich faſt aufdrang, nicht früher gerieth.

Sie bemerkte jetzt, nicht mehr mit Neid, ſondern mit freudigem Erſtaunen, daß die Haare der Zofe eben ſo blond und eben ſo ſeidenartig wie ihre eigenen waren. Wie leicht, wie geſchwind konnte der Verluſt erſetzt werden! Auf weichherzige Zofen wirkte das Geld bekanntlich von jeher ſehr draſtiſch. Das wußte die Dame und erreichte durch eine kleine Doſis Goldtinktur ihre Abſicht gar bald. Das erkaufte Haar wurde mit Hülfe der Verkäuferin auf den Kopf der Käuferin ſo künſtlich befeſtigt, daß ſelbſt dem getäuſchten Eheherrn nichts übrig blieb, als der Gram über den ſchnellen Wuchs eines Haares, welches ihm ſchon ſo viel koſtete, da es noch auf eigenem Grund und Boden ſtand, und nun ſelbſt, nach der Ernte neue Auslagen verurſachen konnte.

Die Dame machte ihr Geheimniß, nachdem das eigene Haar unter der Hülle des falſchen die gehörige Länge und Fülle erreicht hatte, einer vertrauten Freundin bekannt, deren Haar nie recht gedeihen wollte. Dieſe hatte gleichfalls eine Freundin. So ging denn das Geheimniß bald von einer Freundin zur andern und der falſche Haarſchmuck wurde in kurzer Zeit verbreitet. Wann die getäuſchten Männer den Betrug entdeckten, iſt nicht bekannt.

Auf jeden Fall aber geht aus dem bisher Geſagten deutlich hervor, daß die Weiber von jeher mehr auf den Kopfputz, die Männer mehr auf den Kopf bedacht waren, vermuthlich weil jene ſich durch die Erfahrung überzeugt hatten, daß der weibliche Kopfputz vielen Männern die Köpfe verrücke. Die Kopfputzſucht wird aber gewiß nie die Grenzen der Schönheit und der Schicklichkeit überſchreiten, ſobald der männliche Kopf ſo viel ausgebildeten Verſtand beſitzt, daß er, ohne pedantiſch zu ſein, der weiblichen Phantaſie das Gleichgewicht zu halten vermag. Es haben ſich daher auch die Ausdrücke erhalten, womit man bei den Männern den guten Kopf, an den Weibern den ſchönen rühmt; des weiblichen Kopfputzes in Ehren gedenkt, mit dem männlichen Kopfſchmuck aber nichts weniger als einen erfreulichen Nebenbegriff zu verbinden pflegt.

## Geſchichte der Buchſtaben, nebſt Zueignung an dieſelben.

Liebe gute Buchſtaben!

Ihr habt mir ſchon ſo viele Dienſte geleiſtet, daß die Pflicht der Dankbarkeit mich auffordert, euch vor aller Welt meine Erkenntlichkeit zu bezeugen, euch, die ich ſo unzählige Male mit Willen und ohne meinen Willen niedergeſchrieben habe, mit und ohne Erfolg, euch, ihr Göttlichen! denn Götter werden als die Erfinder der Buchſtaben, Merkur als ihr Erfinder in Egypten, Kadmus in Phönicien, genannt. Ich zweifle nicht im Geringſten, daß ihr eine Erfindung Merkurs, und auch, daß ihr aus Phönicien gebürtig ſeid; denn Merkur war der Gott der Handelsleute und die Phönicier waren berühmt als ein handeltreibendes Volk, daher es wohl kommen mag, daß auch der Buchhandel erfunden ward und Geiſtesprodukte ein Handelszweig geworden ſind. Ihr ſeid ein unentbehrliches Bedürfniß jeder gebildeten Nation geworden, und habt deshalb auch von jedem Volke, zu dem ihr gehört, das National-Koſtum angenommen, daher wir euch auch im griechiſchen, römiſchen, gothiſchen, morgenländiſchen ꝛc. Koſtume erblicken, verſchieden an Geſtalt, doch überall gleich in der Wirkung. Ihr ſeid die wahren Geiſterbanner; ohne eure Bindungsmittel würde ſich das Geiſtige verflüchtigen, die herrlichſten Gedanken, die edelſten Gefühle würden ſpurlos verſchwinden, und das Morgen wüßte kaum etwas vom Geſtern. Hat man euch hier und da mißbraucht, ſo iſt das nicht eure Schuld; gibt es irgend etwas auf Erden, was dem Mißbrauche nicht unterläge? Werden ſogar Menſchen mißbraucht, warum nicht auch Buchſtaben? Ertragt es alſo mit Geduld! Vielleicht hegen manche Erwachſene gegen euch einen Groll, weil ſie als Kinder durch Zwang und Strafen verhalten wurden, euch nachzubilden; Andere lernten euch dagegen deſto ſchneller und freudiger, wenn ſie euch in bunte Bilder gemalt anſahen, oder auf — nachher zu genießendes Butterbrot hineinſchnitten, oder, auf Lebkuchen abgebildet, ſammt den Lebkuchen verſchlingen durften. Duldet alſo mit Geduld die Mißhandlung, insbeſondere von weiblichen Kielen; die Schönen verſtehen ja, in der Regel, beſſer, die Feder auf dem Hute, als in der Hand zu haben, und glauben nicht mit Unrecht, daß ſelbſt die häßlichſten Buchſtabenkrüppel gefallen müſſen, ſobald eine ſchöne Hand ſie geſchrieben hat. Wollte man dem berühmten Artemidorus Glauben beimeſſen, ſo wäre es wohl den Menſchen ſehr vortheilhaft, die Buchſtaben nie kennen gelernt zu haben; denn er behauptet in ſeinem Werke über die Auslegung der Träume, wenn Einem, der keine Buchſtaben kennt, träume, daß er ſchreiben, leſen oder die Buchſtaben kennen lerne, ſo bedeute dies, daß ihm ein großes Glück bevorſtehe. Da könnte es denn wohl mit Recht heißen: „Selig ſind die Kinder und die Unwiſſenden, denn ihnen kommt das Glück im Schlafe!“ Wer alſo die Buchſtaben und das Buchſtabiren lernt, der hat dann ſein Glück verſcherzt.

Groß iſt das Reich der Wirklichkeit, größer das Reich der Träume, noch größer das Reich der Ideen und der Buchſtaben. Xenokrates, ein Schüler des Plato, hat berechnet, daß die Zahl der Sylben, welche durch die verſchiedene Zuſammenſtellung der Buchſtaben gebildet wird, nicht weniger als hundert Millionen und zweimal hunderttauſend betrage.

Die Buchſtaben ſelbſt ſind vermehrt worden. Das griechiſche Alphabet hatte deren Anfangs nur ſechzehn, erſt Palamedes und Simonides haben die drei Doppel-Conſonanten **Zeta**, **Xi** und **Pi**, die drei Aſpiraten **Theta**, **Phi** und **Chi**, dann das lange **E** und **O** hinzugefügt. Die Buchſtaben dulden aber keine demokratiſche Gleichheit. Die Selbſtlauter ſtellen die Patrizier vor und nehmen den Vorrang vor den Mitlautern. Unter den **24** Buchſtaben unſeres Alphabetes beſteht auch ein ſymmetriſches, ſogar auch ein arithmetiſches Verhältniß; die fünf Selbſtlauter ſind die Anführer der Mitlauter, und es ſind gleichſam jedem Selbſtlauter fünf Mitlauter untergeordnet. Ich bekenne aufrichtig, daß ich meine zärtlichſte Liebe unter alle Buchſtaben gleichmäßig vertheilen, und daß ich keinen derſelben entbehren möchte; es hat aber Schriftſteller gegeben, welche ein eigenes Verdienſt darein ſetzten, einen oder den anderen Buchſtaben anzufeinden, auszuſtoßen und gleichſam zu exiliren. So haben Einige z. B. das Kunſtſtückchen gemacht, irgend einen einzelnen Buchſtaben, wie das R oder S, in einem Werke ganz zu vermeiden. Alle dieſe Buchſtaben-Künſtler hat im Alterthume ein gewiſſer Tryphiodorus übertroffen, welcher es wagte, die Begebenheiten und Abenteuer des Ulyſſes in einem epiſchen Gedichte von vierundzwanzig Büchern, alſo nach der Zahl der vierundzwanzig Buchſtaben, zu beſingen — eine Odyſſee — nach dem Homer zu ſchreiben. Aus dem erſten Buche, A genannt, war der Buchſtabe A verbannt, aus dem zweiten, mit B überſchrieben, das B. Und ſo wurden alle vierundzwanzig Buchſtaben, wie ſie einander in alphabetiſcher Ordnung folgen, einer nach dem andern in den vierundzwanzig Büchern ausgeſchloſſen. Natürlich mußten ſich's daher die treffendſten Worte oft gefallen laſſen, verworfen zu werden, ſobald ſie das Unglück hatten, einen Buchſtaben zu enthalten, der in dieſem oder jenem Geſange nicht erſcheinen durfte. An dem poetiſchen Unwerthe dieſes negativen Buchſtaben-Kunſtwerkes dürfte wohl kaum zu zweifeln ſein.

Ihr lieben guten Buchſtaben, wie viel müßt ihr euch gefallen laſſen! Zu welchen Verſetzungen und Witzſpielen müßt ihr euch gebrauchen laſſen, welche Mißhandlungen erdulden! Da drechſelt Einer ein Anagramm, und ihr müßt euch im Worte Leben zurückleſen laſſen und den Nebel geben, oder die Willkür trennt und verſetzt euch, und macht aus der Dame eine Made, aus Wien Wein. Manchmal müßt ihr euch gefallen laſſen, Gaſtrollen als Ziffern zu ſpielen. Da kommt dann ein lateiniſches Chronogramm, und bedient ſich der römiſchen

Buchſtaben, um die Jahreszahl irgend einer Begebenheit anzudeuten, wobei die auserwählten Buchſtaben das Glück genießen, ſich durch Rieſengröße über die andern zu erheben.

Wurden die Buchſtaben von Einigen mißbraucht und mißhandelt, ſo wollen Andere ihnen dagegen Kräfte zumuthen, die ſie nun einmal nicht haben. Ein gewiſſer Marcus, welcher zur Zeit des Kaiſers Marcus Aurelius lebte, und eine phantaſtiſche Schule des gnoſtiſchen Lehrgebäudes gründete, behauptete: Der Inbegriff aller Weisheit ſei im griechiſchen Alphabete enthalten, und eben deshalb habe Chriſtus in der Offenbarung geſagt: „Ich bin das Alpha und das Omega!“ Nach dem Syſteme dieſes Marcus enthält nicht nur jeder der vierundzwanzig Buchſtaben, ſondern ſogar jeder einzelne Theil eines jeden Buchſtabens einen ihm eigenthümlichen Schatz von Geheimniſſen. So z. B. nennen die Griechen das D Delta; der Name D beſteht alſo aus fünf Buchſtaben oder Theilen, deren jeder wieder eine dem Buchſtaben D untergeordnete Kraft beſitzt. Gleich dem D genießt auch jeder andere der vierundzwanzig Buchſtaben des Alphabets dieſelbe unverſiegbare Kraft.

Einen wahrhaft großen Werth erhalten die Buchſtaben auch dadurch, daß der Menſch ſo manche Empfindungen, welche er mit Worten nicht auszuſprechen vermag, durch die Muſik ausdrückt, und die Tonkunſt dieſe Herzenstöne und Seelen-Accorde und Tonarten mit den Buchſtaben des Alphabets bezeichnet. Um dem Lobe und Werthe der Buchſtaben die Krone aufzuſetzen, gebe ich dem Menſchen, er mag nun viel oder wenig oder gar nichts leſen, zu bedenken, daß Buchſtaben Worte bilden, und Worte über den Menſchen außerordentlich viel vermögen. Darum ſagt auch der Korporal in Bulwer's „Eugen Aram" von Einem, der ein gutes Mundwerk beſitzt: „Braucht er ein Weib, er beredet Eine, ihn zu heirathen; braucht er einen vollen Geldbeutel, er redet ihn dem Andern aus der Taſche heraus; braucht er eine Bedienſtung, er redet ſich in ſie hinein. Was thut der Paſtor? Er macht Worte. Der Advokat? Er macht Worte. Das Parlamentsglied? Es macht Worte. Worte können ein ganzes Land ruiniren im großen Hauſe. Worte retten Seelen auf der Kanzel; Worte machen Autoren, die armen Kreaturen, in aller Leute Mäulern. O Herr! Geben Sie ja auf die Worte Acht! Die Dinge machen ſich von ſelbſt." —

Nun genug von den Buchſtaben im Allgemeinen. Wir wenden uns an die einzelnen; zuerſt an die Selbſtlauter, und unter dieſen zuerſt an das A. Warum behauptet das A den erſten Platz im Alphabet? warum alſo den Vorrang vor allen Buchſtaben? Bloßer Zufall kann das nicht ſein; die Sache muß vielmehr einen allgemeinen für gültig erkannten Grund haben, denn das A behauptet in den Alphabeten aller — wenigſtens aller mir bekannten Sprachen, ſeinen Vorrang. Die Urſache davon ſcheint theils in der Natur dieſes Buchſtabens zu liegen, theils in ſeiner vorzüglichen Brauchbarkeit. Der Laut A wird ſchon durch das bloße Oeffnen des Mundes ohne Bewegung der Lippen und der Zunge hervorgebracht; er iſt alſo der einfachſte und eben deshalb auch der erſte artikulirte Laut, der gleichſam an der

Schwelle des Lebens ſteht, aus dem Munde des Säuglings hervorgeht, und dann bei dem Kinde noch lange der vorherrſchende Laut bleibt. In den wohlklingendſten Sprachen, z. B. in der italieniſchen und ſpaniſchen, kommt das A am häufigſten vor. Man ſetzt zwar den Mitlautern, wenn man ihren Namen ſpricht, den Selbſtlauter E nach, z. B. Be, De ꝛc., ſtellt ſich aber der Mitlauter, dem das E wie ein Licht in der Finſterniß leuchtet, zu einem A, ſo muß der Laut E ſogleich verſchwinden. Das A verſchmäht, wenn es mit einem anderen Selbſtlauter einen Doppellaut bilden ſoll, die zweite Stelle. Der ſtolze Buchſtabe will keinem ſeiner ſelbſtlautenden Kollegen nachtreten, und verbindet ſich mit ihnen nur dann, wenn er vorgeſetzt wird, zur Bildung eines harmoniſchen Lautes, wie z. B. in den Worten Aehre, Kaiſer, Auge, worin das A den erſten Platz, den Vorrang und Vorlaut eben ſo behauptet, wie im Alphabet.

Im griechiſchen Alphabet bezeichnet A die Zahl acht, deren Name auch in der deutſchen Sprache mit dem Buchſtaben A anfängt.

Auch bedeutet es bei den Alten einen Menſchen, der vor Andern den Vorzug hat. So z. B. nennt Martial einen Erzbettler das Alpha penulatorum *). Bei den Römern hieß das A litera salutaris, der heilbringende Buchſtabe, weil bei dem Abſtimmen auf den Täfelchen derjenigen, welche auf die Losſprechung des Angeklagten antrugen, ein A als Anfangsbuchſtabe des Wortes Absolvo ſtand. Auch

---

*) Im 57. Sinngedichte des 2. Buches.

in den großen Volksverſammlungen hatten ſie die ſtimmenden Täfelchen mit A bezeichnet, welches bedeutete: Antiqua sequor, es ſoll beim Alten bleiben, d. h.: der neue Vorſchlag ſoll nicht angenommen werden.

Das B, dieſer ſanfte und weiche Laut, der mit geringer Oeffnung der Lippen ſo leicht ausgeſprochen wird, bedeutete bei den Römern, wenn es einzeln ſtand, immer etwas Gutes, z. B. B A, bonis auspiciis oder bonis avibus. — B F, bonum factum. Dabei erſchien es oft als Stellvertreter des V und des U. So ſchrieben die Alten bald Bedua, bald Vidua; bald aufero — abfero. Die Macedonier (ſagt uns Plutarch) ſprachen das B wie ein F aus. Die Griechen gaben häufig das V der Lateiner durch ihr b (Beta); die Spanier und insbeſondere ihre Nachbarn, die Gaskenier, verwechſelten das b und v immer mit einander. Leider mußte ſich's aber das gute B gefallen laſſen, von den Grammatikern der Schafbuchſtabe (litera ovina) genannt zu werden.

Das gefügige C läßt ſich die verſchiedenartigſten Ausſprachen gefallen, z. B. als k im lateiniſchen Worte canis, als s im franzöſiſchen Worte cendre, und im ſpaniſchen ciento, als tsch im italieniſchen Worte cibo, als z im Worte Cäsar. Archäologen behaupten, das C ſei von den Römern durchaus als ein G ausgeſprochen worden, nämlich Gäsar, Gigero ꝛc., daher ſie lece ſtatt lege, Macistratus ſtatt Magistratus, Gajus ſtatt Cajus u. ſ. w. ſchrieben. Bei den Römern hieß das C der Trauerbuchſtabe, litera tristis, weil bei den Griechen die Tafeln derjenigen Abſtimmenden, welche den Angeklagten verurtheilten, mit einem C bezeichnet waren, um das Wort Condemno anzudeuten. Als Ziffer gebraucht, bedeutet das C nicht weniger als Einhundert, in der Muſik bald eine Tonart, bald den Viervierteltakt, und wenn es von oben herab durchſtrichen iſt, den Alla breve- oder Zweizweiteltakt. Ungeachtet deſſen haben neuere deutſche Schriftſteller das arme C für überflüſſig erklärt, und deſſen Stelle dem K eingeräumt.

Wie man es dem Menſchen hoch anrechnet, wenn er auf ſeinen eigenen Füſſen zu ſtehen weiß, und, ohne Rückſicht auf äußere Verhältniſſe, an und für ſich etwas gilt und vermag, eben ſo geht es auch mit den Buchſtaben.

Der Werth des Buchſtaben D läßt ſich mit Fug und Recht auf fünfhundert anſchlagen, und enthält eine göttliche Kraft in ſich; denn er bedeutet allein ſtehend, in lateiniſcher Form (D), die genannte Zahl und den Namen Divus, der Göttliche. Mit dem L und dem T ſtand das D bei den Römern in einem ſo innigen freundſchaftlichen Verhältniſſe, daß es ſich ſtatt Beider verwenden ließ. Die alten Römer ſagten und ſchrieben wirklich Dacrymae ſtatt Lacrymae, Denates ſtatt Penates*); Alexanter und Cassantra ſtatt Alexander und Cassandra. Gefälliger als heut zu Tage war das E bei den alten Römern, bei denen es ſich ſtatt des A, ſtatt des I und ſtatt des O ſetzen ließ. So ſagten und ſchrieben ſie escendere und ascendere, Me-

---

*) Quintilian ſagt im vierten Buche ſeines rhetoriſchen Lehrbuches: Quare minus mirum, si in vetustis urbis nostrae et celebribus templis legantur Alexanter et Cassantra.

erva und Minerva, Leber und Liber, magister und
negister, verto und vorto *).

Das F zeigte bei den Römern ein vorlautes Weſen
nd pflegte andere Buchſtaben ſtolz zu verdrängen, wie auch
iele Menſchen es gerne thun. Es heißt ein Blaſelaut, viel-
eicht weil der Hochmuth ſich aufbläst. Wollte z. B. irgend
in Wort die Vorwörter ad, dis oder ex zu ſich nehmen,
o kam ſogleich das hoffärtige F, drängte einen der Buch-
aben weg und pflanzte ſich ſelbſt dafür doppelt hin, wie
. B. in den Wörtern affero (adfero), differo (disfero)
nd effero (exfero). Dagegen behauptete es hartnäckig
eine Wahlverwandtſchaft mit dem Buchſtaben ph und v.
So ſehen wir in den Büchern noch jetzt Philoſophen und
iloſofen, eine Phantaſie und eine Fantaſie, eine Veſte
nd eine Feſtung, und auf alten Monumenten und Mün-
en finden wir triumphus und triumfus, triumphator und
riumfator, gravare und grafare, gravatores und gra-
atores.

Die Römer ſprachen den Gaumenbuchſtaben G (wie
ns Plutarch in der 72. ſeiner Fragen über römiſche Ge-
räuche erzählt) eben ſo, wie das K ausgeſprochen wird,
nd fingen erſt ſpät das von einem gewiſſen Spurius Car-
ius erfundene G zu gebrauchen an. Als Ziffer bedeutet das
ateiniſche G 400, und mit einem Strich über ſich ($\bar{G}$) gar
0,000.

Das gute H iſt ein bedauernswürdiger Buchſtabe, wel-

---

*) Quintilian eben daſelbſt.

cher nun mit Hamlet ausrufen muß: „Sein oder Nichtſein! das iſt nun die Frage;“ indem es ſich bei einigen Völkern beinahe außer Athem hauchen — muß, bei andern aber nicht den leiſeſten Hauch von ſich geben darf. Das arme H wird daher an ſich ſelbſt irre, ſo daß es oft ganz außer ſich kommt, wie verloren daſteht und fragt: „Bin ich ein Buchſtabe oder bin ich keiner?“ — O du arme Ophelia des Alphabetes! dein trauriges Schickſal geht mir zu Herzen. Die Töchter der lateiniſchen Sprache behandeln dich mit Geringſchätzung; die deutſchen Schriftſteller ſetzen dich oder laſſen dich weg nach Belieben, und mancher Sprachlehrer ſagt dir keck in's Geſicht: „H iſt kein eigentlicher Buchſtabe, ſondern nur ein Hauchlaut, eine Aſpiration.“ — Die alten Lateiner haben dich ſogar mit dem F verwechſelt und hebris ſtatt febris geſchrieben. Unſere neueren Schriftſteller wollen dich ſammt deinem Gatten, dem P vernichten, und übertragen euer Geſchäft dem F, welches ſich an eurer Stelle breit macht, wie in dem Worte Filoſof u. ſ. w.

Das I (J) darf auf ſeine Doppelgeſtalt ſtolz ſein, indem es bald als Selbſtlauter, bald als Mitlauter erſcheint. Die Grammatiker haben ſogar in Virgil's Aeneis denjenigen Vers der Aeneis, nämlich den 127. im erſten Geſange, herausgehoben, welcher die meiſten I hat; er lautet:

Accipiunt inimicum imbrem nimisque fatiscunt.

Das I darf ſich auch häufiger als die übrigen Selbſtlauter verdoppeln, ja verdreifachen, und zugleich Selbſt- und Mitlauter ſein, wie in dem Worte adjicio u. ſ. w. Es behauptet dabei, wenn es in ſeiner lateiniſchen Geſtalt erſcheint, einen vielfachen Rang, und kann durch Selbſt-Vervielfältigung als I, die Zahlen eins, zwei, drei und vier darſtellen.

Dem guten K, Gaumlaut, ging es in alter Zeit, wie dem C in der neueren; es wurde von Einigen (wie z. B. vom Quintilian am erwähnten Orte) für überflüſſig erklärt, weil ſchon das C da war, und ſollte daher im Alphabet kein Bürgerrecht erhalten. Dagegen hat es ſich bei uns wieder emporgeſchwungen.

Alten Grammatikern hat es einmal beliebt, die Buchſtaben nicht nur in Selbſt- und Mitlauter, ſondern ſogar in Halb-Selbſtlauter oder fließende Buchſtaben einzutheilen, und unter dieſen letzteren dem L den erſten Platz anzuweiſen. Es wäre kein Wunder, wenn das L deshalb vornehm zu thun angefangen hätte, und zwar um ſo mehr, als es in alter Zeit das N ſo verdrängte, daß man z. B. aus Nympha, Lympha machte; doch muß es ſich gefallen laſſen, von denen, die es nicht gut ausſprechen können, gar mit dem N verwechſelt zu werden. Auch iſt es ſtolz darauf, als lateiniſches L nicht weniger als Fünfzig, und als LL nicht weniger als zwei Pfunde im Gewichte zu bedeuten. Das M (ein Lippenbuchſtabe und der zweite der ſogenannten Halblauter oder fließenden Buchſtaben) bedeutet zwar, lateiniſch geſchrieben, noch mehr, nämlich Tauſend; es mußte ſich aber dafür gefallen laſſen, in den Verſen am Schluße eines Wortes von den nächſtfolgenden, wenn dieſes mit einem Selbſt- oder Doppellaute anfing, ohne weiters verſchlungen zu werden; ja, es mußte ſich vom Quintilian die Grobheit anthun laſſen, der blöckende oder Rindsbuchſtabe (**litera bovina**) genannt zu werden.

Das **N**, den dritten Halblauter oder fließenden Buchſtaben, kann ich nur einer guten Hausfrau vergleichen, vorausgeſetzt, daß es wahr iſt, wenn man behauptet, die beſte Hausfrau ſei diejenige, von der man am wenigſten ſpricht. Ich weiß von dem guten **N** wirklich nicht einmal wenig, ſondern gar nichts zu ſagen, als daß es in der ſpaniſchen Sprache, mit einem Circumflex bedeckt (ñ), wie nj lautet, z. B. **Señor**, **Se-njor**; von dem **O** aber nichts anderes, als das Wenige, was ich ſchon beim **E** geſagt habe, und daß es vor den irländiſchen Familiennamen eine adelige Abkunft anzeigt.

Der Lippenbuchſtabe **P** kann von ſich nichts rühmen, als daß er Wunder thut, indem er zu den ſtummen Buchſtaben gezählt wird, und ſich deſſen ungeachtet ausſpricht.

Das arme **Q** iſt aber gar übel daran; und es mußte ſich von den Grammatikern die Sottiſe ſagen laſſen, es ſei unter den Buchſtaben — wegen ſeiner gar zu engen Klangverwandtſchaft mit dem **C**, **G** und **K** — das fünfte Rad am Wagen. Gerührt von dem Jammer des **Q**, ſchloß ſich das mitleidige **U** demſelben an, um ihm einen mehr eigenthümlichen Klang zu geben, ohne zu bedenken, daß es eigentlich doch überflüſſig bleibt. Die neuere Rechtſchreibung der ſpaniſchen Sprache war ſo grauſam, das **Qu** ganz auszuſtoßen und die erledigte Stelle dem **C** zu verleihen. Und ſo wird jetzt nicht mehr **qual** — welcher, **quanto** — wie viel, ſondern **cual**, **cuanto** ꝛc. geſchrieben. Auch das **R**, der vierte der Halblauter oder fließenden Buchſtaben, hatte nicht das günſtigſte Schickſal; es mußte ſich gefallen laſſen, ein Hundsbuchſtabe (litera canina) genannt zu werden, weil der grollende Hund einen ähnlichen Laut äußert *). Nur Dionyſius von Halikarnaß nahm ſich des R an, und nannte es den edelſten unter den Halb-Buchſtaben, liquidarum maxime generosam. Das S überläßt dem R manchmal aus Freundſchaft ſeine Stelle, und ſo kann man im Lateiniſchen z. B. nicht blos honor, ſondern auch honos ſagen. Dich aber, du armes S! dich bedaure ich vor Allen, denn obſchon du in der griechiſchen Geſtalt und Sprache 200 bedeuteſt, ſo verfuhren doch die Grammatiker mit dir ſchmählicher als mit irgend einem Buchſtaben; ja, dieſe Barbaren wollten dich nicht einmal für einen Buchſtaben gelten laſſen, wollten dich ſogar geradezu aus dem Alphabet verbannen! Meſſala behauptete, das S ſei kein Buchſtabe, ſondern nur ein Ziſchlaut **). Es erhielt ſogar den Schimpfnamen: „der Schlangenbuchſtabe.“ Virgil bedient ſich in einem Verſe der Aeneis der Wiederholung des S, um das Schlangengeziſche auszudrücken. Aeltere römiſche Dichter, wie: Ennius, Plautus und Terentius, ließen es nach Belieben weg, und ſchrieben contentu ſtatt contentus, satine, vine, audine ſtatt satisne, visne, audisne. Der attiſche

---

*) „Irritata canis quod R quam plurima dicat,“ ſagt Perſius in der erſten Satyre.

**) „Ne literam quidem esse, sed sibilum.“ Lipsius de recta pronunciatione latinae linguae.

Dialect der Griechen ſetzt für das **S** gewöhnlich ein **T**. Die Franzoſen ſchreiben das **S** tauſendmal, ohne daß ſie ſich würdigen, es auszuſprechen. Das heißt doch das gute **S** zum Narren haben.

Das **T** muß ſich gefallen laſſen, zweideutig zu erſcheinen, um bald als eigentliches **T**, wie z. B. im Worte Natur, zu klingen, bald wie ein **Z**, wie im Worte Nation, oder dem **Z** zur Stütze zu dienen, wie es im Wort Stütze ſelbſt der Fall iſt, oder ſich in abgeleiteten Wörtern in ein **D** zu verwandeln, wie z. B. in den Wörtern **Mentior** und **Mendax**.

Noch mehr Zweideutigkeit muß ſich das **U** aufdringen laſſen, welches bald als Selbſtlauter auftreten, bald als **V** einen Mitlauter verſtellen muß. Manchmal wurde es genöthigt, bei den Lateinern die Stelle des **I** oder **Y** zu vertreten, wie z. B. **Optumus**, **Maxumus** ſtatt **Optimus**, **Maximus**, oder **Sulla** ſtatt **Sylla**. Sie unterſchieden ſogar ein kurzes und ein langes **U** *), und weil man in dem langen **U** eine Aehnlichkeit mit dem Geheule des Todtenvogels, der Nachteule fand, nannten ſie das unglückliche **U** ſogar den Todtenbuchſtaben **).

---

*) „Quidem reprehendunt, quod pluit, luit, dicamus in praeterito et in praesenti tempore. Falluntur, nam est ac putant, aliter, quod in praeterito V dicimus longum, pluit, luit in praesenti breve," — ſagt Varro de latina lingua.

**) „Ferale sonans V," ſagt Auſonius.

Nicht viel glimpflicher behandelten die ſtrengen Grammatiker das W, den ſanfteſten und weicheſten unter den Blaſelauten, dem ſie geradezu in's Geſicht ſagten, es ſei erſt lange nach dem eiſernen Zeitalter der lateiniſchen Sprache erfunden werden, mithin von barbariſcher Abkunft. Italiener, Spanier, Franzoſen ꝛc. haben dem armen W daher die Aufnahme in das Alphabet verweigert; wären nicht die Deutſchen, die Engländer, Holländer ꝛc., ſo wäre der unglückliche Buchſtabe ſchon längſt mauſetodt.

Das Cs und Gs verſchworen ſich bei den Lateinern gegen das X, ſo daß es ſich erſt ſpät in das Alphabet einſchleichen konnte. Ein gewiſſer Nigidius Figulus trieb ſeinen Eigenſinn und ſeinen Haß gegen das X ſo weit, daß er ſich in allen ſeinen Schriften dieſes geächteten Buchſtabens nicht ein einziges Mal bediente. Dies erzählt uns Quintilian im 4. Buche ſeiner Rhetorik, und im 5. nennt er das X gar den letzten der lateiniſchen Buchſtaben. Cicero behauptet, das zierliche Latein dulde kein X *). Lipſius nennt es den Kreuzbuchſtaben, **literam cruciarium**, X, wegen ſeiner, den alten Kreuzen ähnlichen Geſtalt. Die Spanier dulden es, ſeit der im Jahre 1815 allgemein angenommenen neuen Rechtſchreibung, nur in den Wörtern, in welchen es, wie in der griechiſchen, der lateiniſchen und den andern neueren Sprachen, den Laut von cs hat, in allen übrigen muß es dem j, g oder s weichen. Als Ziffer-Surrogat zeigt es die römiſche Zahl Zehn an.

---

*) De Oratore, cap. 45.

Das Y brüſtet ſich mit ſeiner vornehmen Abkunft. Zwei Väter ſtreiten ſich um das alphabetiſche Kindlein. Einige nennen den Griechen Palamedes als Erfinder dieſes Buchſtabens, Andere gar den weiſen Pythagoras. Die Erſteren erzählen, Palamedes habe das griechiſche Υ dem Zuge der Kraniche nachgebildet, welche bei ihren Wanderungen dieſe Form bilden. Diejenigen, welche die Erfindung dieſes Selbſtlauters dem Pythagoras zuſchreiben, nennen denſelben daher auch den pythagoräiſchen Buchſtaben, und machen ihn zum Sinnbilde des Scheideweges der menſchlichen Lebensbahn, mit welcher er, wie ſie behaupten, Aehnlichkeit zeige, wenn der Menſch, nach erreichtem Jünglingsalter, an jene Stelle kommt, wo der Weg ſich in zwei Theile ſondert, und dann ſtehen bleibt, ungewiß, welche der beiden Straßen er betreten ſoll *). Die Pythagoräer bezeichneten damit auch die heilige Drei. Die Neueren nennen es ganz reſpektwidrig den **Drudenfuß**. Das Y vertritt manchmal ein doppeltes J, wie z. B. in den ſpaniſchen Wörtern los reyes — die Könige, el rajo — der Blitz, wo es wie ij ausgeſprochen wird.

Den alphabetiſchen Triumphzug der menſchlichen Sprache ſchließt der Buchſtabe Z, von Geburt ein Grieche, und ſchon durch ſeine Würde als Beſchließer keine unbedeutende Perſon, welche zugleich beweist, wie verſchieden die menſchlichen Anſichten ſind. So z. B. behaupten Quintilian, Dionyſius von Halikarnaß und Lipſius: Y und Z ſeien in ihrem Klange die lieblichſten Buchſtaben des griechiſchen Alphabetes; dagegen hielten andere Grammatiker das Z für einen unglücklichen Buchſtaben im Ziehen der Loſe, und der Römer Appius Claudius *) ſoll einen ungeheuren Abſcheu gegen das Z blos deshalb gehegt haben, weil deſſen Klang ihm viele Aehnlichkeit mit dem Laut eines Sterbenden zu haben ſchien, der vor Todesangſt mit den Zähnen knirſcht.

---

*) Lactantius 6, 3.

Und ſo erhält dieſer Aufſatz mit dieſem Schlußſtein des Alphabetes auch ſeinen Schluß, nachdem wir gewiſſermaßen dem Kaiſer Geta nachgeahmt haben, der ein großes Gaſtmahl gab, bei welchem die Speiſen nach der Ordnung ihrer Anfangsbuchſtaben aufgetragen wurden.

## Der Streit der Ziffern und Zahlen.

### Ein Traum.

Die Nacht lud uns Menſchenkinder zur Ruhe ein. Ich folgte der Einladung und ging zu Bette; aber der Schlaf, welchen die dunkle Göttin mir verheißen hatte, ließ mich ſo lange warten, daß ich auf Mittel dachte, ihn durch Gewalt oder Liſt herbeizuführen. Unter den vielen Mitteln, welche mein Gedächtniß die Muſterung paſſiren ließ, dachte ich auch an Jean Paul's Kunſt einzuſchlafen, und zwar zu-

---

*) So erzählt Capella in Nupt. Philos. et Merc.

erſt an den Handgriff des Zählens, wo der große Humoriſt dem Schlafloſen anräth, daß er im Kopfe die Ziffer, welche Schläfer ſchon fertig ausgeſchrieben, anſchauen, ſelber erſt groß und langſam hinſchreibe, auf was er will, z. B. auf eine Thurmuhr oder auf den Schnee, aber ja recht lang und dick, wobei die unendlich einförmige Langſamkeit der Operation eine äußerſt einſchläfernde Wirkung hervorbringt. Ich verſuchte das Mittel, und ſchrieb im Gedanken mehrere Ziffern. Die drei letzten, welche ich koloſſal neben einander ſchrieb, bildeten zufällig die Zahl 365, nämlich die Summe der Tage eines Jahres, welches kein Schaltjahr iſt. Endlich zeigte ſich die Wirkung des Mittels. Es mochte ungefähr eine Viertelſtunde verfloſſen ſein, als ich ſchon eingeſchlafen war, und die Ziffern von eins bis neun, nebſt der beſcheidenen Nulle, im Traume rieſengroß vor mir ſtanden. Die leere Nulle fing an, wie auch leere Menſchen es zu thun pflegen, ſich aufzublähen, und erklärte, ſie habe mir etwas vorzutragen im Namen der neun Ziffern, die über ihren Werth und Rang in Zwiſt gerathen ſeien, und beſchloſſen hätten, mich zum Schiedsrichter zu wählen. Ich erklärte mich bereitwillig, dieſes etwas ſchwierige Amt zu übernehmen. Hierauf erwiederte die Nulle, jede der Ziffern wolle ihre Sache in Betreff des Werthes und Vorranges ſelbſt führen; ihr bleibe daher nichts übrig, als eine Lobrede auf die Wichtigkeit der Ziffern und Zahlen überhaupt zu halten, da es nun einmal ſchon ihr trauriges Loos ſei, bald als ein Nichts en bagatelle behandelt zu werden, bald als dienſtbarer Geiſt ſich gebrauchen zu laſſen, um den Werth der einzelnen Zahlen auf das Höchſte zu ſteigern. Die arme gute Nulle, Nichts und Alles zugleich, ſeufzte herzbrechend und begann:

„Wer ſich der Zahlen blos zum Zählen des Geldes oder der Stunden bedient, dem mögen ſie wohl als etwas Profanes erſcheinen; nur derjenige, der ihre Anwendung zu höheren Combinationen kennt, verſteht auch ihre tiefere Bedeutung und, ſo zu ſagen, ihre Myſtik oder den geheimnißvollen Sinn, in welchen ſchon die Weiſen der Vorwelt, insbeſondere die Platoniker, ſie genommen haben. Nach dem Livius *), wie Ihnen, Herr Kuffner, bekannt ſein wird, gilt die Göttin der Weisheit als Erfinderin der Zahlen, deren jede ihren eigenen Charakter, ihre eigenen Bedeutungen und Geheimniſſe hat. Das Alterthum gab jeder ungeraden Zahl den Vorzug vor der geraden; denn es hielt die ungerade Zahl für beſſer und vollkommener als die gerade, weil dieſe eine Theilung zuläßt, und die gleichen Theile derſelben immer mit einander im Streite ſind, die ungerade aber ſich nicht ganz gleich abtheilen läßt, daher bei der Theilung immer etwas Gemeinſchaftliches übrig bleibt. Die gerade Zahl, ſagten ſie, ſei mangelhaft, unvollkommen und unbeſtimmt. Theilt man die Zahlen in ihre Einheiten, ſo läßt die gerade Zahl in ihrer Mitte einen leeren Raum, bei der ungeraden bleibt aber der mittlere Raum jedesmal voll. Die Pythagoräer nannten die ungeraden Zahlen männliche, die geraden weibliche. An Tagen von gerader Zahl wurde kein Ge-

---

*) Im 3. Kapitel des 7. Buches.

ſchäft angefangen, keine Reiſe angetreten. Alte Philoſophen behaupteten ſogar, die Zeit überhaupt ſei eine Art von Zahl. Wir erſchienen zuerſt ohne Geſtalt, ohne ein ſichtbares Zeichen; die erſten Menſchen zählten an den Fingern, und dieſe Art des Zählens iſt noch jetzt bei manchen Menſchen und Völkern üblich; man pflegt auch von Allem, was ganz klar iſt, zu ſagen, es laſſe ſich an den Fingern herzählen. Die Römer gaben uns Buchſtaben zum Kleide. Der Buchſtabe I repräſentirte die Zahl Eins; die wiederholte Nebeneinanderſtellung des I bedeutete Zwei, Drei und Vier. Der Buchſtabe V machte die Zahl Fünf ſichtbar, der Buchſtabe C, als Anfangsbuchſtabe des Wortes Centum, d. i. hundert, die Zahl Einhundert. Späterhin wurde der Buchſtabe D zum Zeichen von Fünfhundert, M von Eintauſend beſtimmt. Die Buchſtaben-Ziffergeſtalt von geringerem Werthe vor einer von höherem deutete an, daß man eben ſo viel von der größeren abziehen müſſe; ſo z. B. bedeutet IV Fünf weniger Eins, d. i. Vier; IX Zehn weniger Eins, d. i. Neun. Ich muß aber bemerken, daß man auf alten Denkmälern dieſe Stellungen nicht findet; ſie gehören ſchon einer neueren Zeit an. Ich arme Null ging aber dabei, weil ich leer bin, auch leer aus, und man dachte nicht daran, mich, die gewiſſermaßen als nichts betrachtet wurde, in einem ſichtbaren Zeichen darzuſtellen, obſchon ſo manches Nichts in der Welt oft großen Lärm macht und viel Aufſehen erregt."

„Endlich erhielten die Zahlen ihre eigenen Zeichen, und mir ward die Ehre zu Theil, auch eines zu erhalten.

Das edle Volk, welches uns zuerſt die gebührende Ehre erzeigte, waren die Indier, denen die weiſen Braminen die Ziffergeſtalten 1, 2, 3, 4, 5, 6, 7, 8, 9 und die 0 gaben. Von den Indiern kamen ſie zu den Arabern, und Perſern und andern Völkern des Morgenlandes, dann erſt durch Reiſende nach Europa. Die Spanier behaupten, ſie durch die Mauren erhalten zu haben. Im Jahre 1240 wurden ſie daſelbſt bei den aſtronomiſchen Tafeln gebraucht, welche Alfonſo der Zehnte machen ließ. Nach Deutſchland kamen ſie erſt im vierzehnten Jahrhundert. Zu bedauern iſt nur, daß unſere orientaliſchen Geſtalten leichter zu verfälſchen ſind, als die römiſchen, ſo z. B. iſt das Zeichen 2 leichter in ein 8 verwandelt, als das II in ein VIII. Stehen unglücklicher Weiſe hinter der 2 noch fünf Nullen, ſo ergibt ſich zwiſchen 200000 und 800000 eine ungeheure Differenz. — Dixi; und ſomit trete ich nichts und vielſagende Nulle nun ab.“

Die gelehrte Null ſchwieg, und ſogleich nahm, feierlich vortretend die Ziffer 1 das Wort: „Der Anfang der Zahlen iſt göttlich, denn er iſt die Einheit, der weiße Lichtſtrahl, der ſich prismatiſch in die ſieben Farben bricht, ohne deshalb getheilt oder getrennt zu werden, denn die Einheit iſt untheilbar, nur die Vielheit wird theilbar. Daher liegt in Allem, was Eins iſt, die höchſte Kraft. Der weiſe Zoroaſter nannte die Einheit den Vater der Zahlen, die Zwei die Mutter. Die Pythagoräer haben die Einheit Phöbus-Apollo genannt; denn die Einheit bringt Licht in Alles; ſie gibt Allem Geſtalt und Vollendung, und iſt das ſchöne Ziel aller Geiſtigkeit. Die Einheit deutet auf die wirkende und bildende Urſache, welche das denkende Weſen oder Gott iſt. Nach den Platonikern iſt die Einheit dreieckig, alſo das erhabene Sinnbild der Dreieinigkeit.“

„Die Einheit tritt nie aus ihren Grenzen; ſie bleibt immer und unverändert die Eins, wogegen die Zwei ſchon der unbegrenzte Anfang der Verſchiedenheit iſt, indem ſie durch Verdopplung aus ſich ſelbſt heraustritt, und ſich zur Vielheit wendet. Die Einheit enthält in ſich Alles, ſo wie die Verſchmelzung von Tönen den Einklang, die Verſchmelzungen von Geſinnungen und Empfindungen die Eintracht bildet. Die meiſten Ideen, zu deren Ausdruck die deutſche Sprache ihre Worte von der Einheit ableitet, haben den Charakter von Größe, Schönheit oder Freudigkeit, wie z. B. die „Einigkeit;“ — „einzig in ſeiner Art;“ — das Wort „einfach“ mit den Nebenbegriffen des Leichtfaßlichen und Klaren; — „einſtimmig“ — „einhellig“ — „einmüthig.“

Eins ſchwieg; die Zwei begann barſch und heftig: „Das Gegentheil der ſich als friedlich, in ſich ſelbſt vollendet und untheilbar rühmenden Einheit, und die erſte gerade Zahl iſt die Zwei, von den Pythagoräern Dyas, Krieg und Streit, genannt, und wirklich nicht mit Unrecht, denn bei Zweien beginnt das Entzweien, welches dann mit der Vielheit in's Unzählige übergeht. So wie daher die Einheit in den mit ihr verbundenen Worten größtentheils auf Friede und Freude deutet, eben ſo zeigt die Zwei in den meiſten Worten, denen ſie ſich zugeſellt, Streit, Zwiſt und

Gefahr, wie z. B. in den Worten: Zwietracht, Zwieſpalt, Zwielicht, Zweikampf, Zweideutigkeit, zweizüngig, zweiköpfig, zweiſchneidig ꝛc. Die Zwei galt den alten Philoſophen als der Urſtoff aller Ungeſtaltheit und Unordnung; ich will aber nicht hoffen, daß ſie dabei an irgend eine eheliche Verbindung gedacht haben.“

Ernſt und feierlich begann die Drei: „Welche Zahl kann für ſich ſo Vieles und Großes anführen? — Ihr findet die Drei, wohin ihr blickt. Alle Völker verbinden mit ihr die Idee des Heiligen und Erhabenen, und die ganze Erde ſtellt ſich uns in drei Reichen der Natur dar, als Thier-, Pflanzen- und Mineralreich. So wie Zwei die erſte gerade Zahl, ſo iſt Drei die erſte ungerade, aber auch die erſte vollkommene Zahl, weil ſie Anfang, Mitte und Ende hat. Durch drei Linien entſteht zuerſt ein geſchloſſener Raum; ſie bilden alſo eine Einheit, daher die Dreieinigkeit und das Dreieck ein Sinnbild der Einheit iſt. Die Pythagoräer nannten die Drei die Gerechtigkeit, indem das Unrechtthun und das Unrechtleiden vom Überfluß und vom Mangel herrühre, das Gleiche und Gerechte aber zwiſchen Beiden in der Mitte ſtehe; das gleichſeitige Dreieck aber nannten ſie die aus Jupiters Scheitel geborne Minerva, Tritogenia, weil es durch drei, von drei Winkeln ausgehende Perpendikel gebildet wird. Nach Plato beſteht das erhabene Weſen der Gottheit aus dem Geiſte, der Materie und dem, was von Beiden abſtammt. Den Geiſt nennt er die Idee, das Urbild, den Vater; die Materie: Mutter, Amme und Raum; das von Beiden Abſtammende, das Erzeugte, die Geburt. Einheit, Verſtand und Seele oder: das Gute, das Wort und die Weltſeele, bilden Plato's göttliche Trias. Ihm gilt das Dreieck auch als Sinnbild des Eheſtandes, ſo daß die Grundlinie das Weib, die auf der Grundlinie ſenkrecht ſtehende Linie den Mann, und die zwiſchen den Enden dieſer Beiden ruhende das Kind vorſtellt. Die Egypter dachten ſich das Weltall unter dem Bilde des ſchönſten Dreiecks. Der griechiſche Mythos nennt drei Richter der Unterwelt, drei Parzen, drei Furien, drei Harpyen und drei Grazien. Die alten Celten hatten drei Nornen als Göttinnen der Vergangenheit, der Gegenwart und der Zukunft. Die Indier haben drei Hauptgötter: Brama, Wiſchnu und Siwa. Die orakelgebende Pythia ſaß auf einem Dreifuß; Neptun führt einen Dreizack. Am Firmament glänzt ein Dreigeſtirn. Der chineſiſche Weiſe Lilaolium, ein Zeitgenoſſe des Confucius, ſagte: „Das Geſetz oder die Vernunft brachte Eins hervor; Eins brachte Zwei, Zwei brachte Drei, Drei brachte alle Dinge hervor. Umſonſt befragſt du deine Sinne über dieſe Drei, nur die Vernunft kann dir davon ſagen, und ſie wird dir ſagen, daß ſie nur Eins ausmachen, über welches kein Licht iſt, unter welchem keine Finſterniß.“ Die Hauptgottheiten der Egypter: Iſis, Oſiris und Orus, ſcheinen auf das Geheimniß der Dreieinigkeit zu deuten. Die drei Söhne des griechiſchen Chronos und des römiſchen Saturnus: Zeus oder Jupiter, Poſeidon oder Neptunus, Aides oder Pluto, beherrſchen die Erde, das Waſſer und die Unterwelt. Auch in der nördlichen Tatarei wird die Zahl drei geehrt. Der Dalai Lama in Thibet gibt dem Volke Münzen mit dem Bilde einer dreifachen Gottheit. Die Amerikaner haben die Sonne in drei Bildern verehrt: Apomti (Vaterſonne), Churunti (Sohnſonne), Inteaquaogui (Bruderſonne). Ein Stern des Himmels leitete die drei Weiſen und frommen Könige des Morgenlandes. Der Chriſt empfängt die Taufe im Namen des dreieinigen Gottes, des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geiſtes, das erhabenſte Zeichen auf Stirne, Mund und Bruſt."

Mit dem Lächeln eitler Selbſtzufriedenheit trat die Vier hervor, und ſprach:

„Die alten Philoſophen erhoben die Vier über alle andern Zahlen, und behaupteten, daß durch das Verhältniß derſelben jeder dichte Körper ſeine Vollendung erhalte.*) In der Zehn iſt, nach dem Ausſpruche des Pythagoras, die Natur der Zahl ganz begriffen. Die Kraft der Zehn aber liegt wieder in der Vier, die ſich aus den vier erſten Zahlen zuſammenſetzen läßt, wenn man nämlich eins nimmt, dann zwei, drei und vier hinzuſetzt, ſo erhält man zehn. Es liegen folglich alle Zahlen der Einheit nach, in der Zehn, der Kraft nach aber, in der Vier. Die Pythagoräer ſchworen deshalb bei der Vier (Tetraktys), als der Quelle der nimmer verſiegenden Natur, ihren größten und heiligſten Eid. Das Viereck legten ſie den vier Göttinnen Rhea, Venus, Ceres und Veſta, bei. Auch unſere Seele, ſagt Pythagoras, beſteht aus der Vier, Verſtand, Wiſſenſchaft, Meinung und Empfindung, woraus alle Künſte und Wiſſenſchaften entſtehen. Bei den Griechen war die Vier dem Merkur geweiht, dem man in Athen am vierten Tage jedes Monats zu opfern pflegte. Die Vierfürſten (Tetrarchen) in Judäa ſind bekannt; jeder derſelben beherrſchte ein Viertel des Landes. Der Römer Antonius ernannte den berüchtigten Herodes zum Vierfürſten in Judäa, und ſein Bruder Pheroras erhielt eine Tetrarchie vom Auguſtus. Das Viereck, dieſe wichtige mathematiſche Figur, geſtaltet ſich in fünffacher Weiſe: als Quadrat erſcheint es rechtwinkelig und gleichſeitig, als Oblongum oder Rectangulum rechtwinkelig und ungleichſeitig, als Rhombus oder Raute ſchiefwinkelig mit parallelen gleichen Seiten, als Trapezium oder Trapezoides als unregelmäßiges Viereck. Der Elemente, aus welchen die Welt mit ihrer ganzen Mannigfaltigkeit hervorging, waren von jeher vier, bis endlich die neuere Chemie ſie nicht mehr gelten ließ, weil ſie den Namen Element nur jenen einfachen Stoffen zuerkennen wollte, welche die bisherige Kunſt nicht weiter in Beſtandtheile zerlegen kann. Statt der vier abgedankten alten Elemente wurden nun über fünfzig neue Stoffe zum Rang eigentlicher Elemente erhoben. In der neueſten Zeit hat aber die Naturwiſſenſchaft die unglücklichen vier alten Elemente in ihre alten Rechte eingeſetzt, indem man erkannte, daß die Chemiker, im neueren Sinne genommen, nicht Feuer, Luft, Erde und Waſſer, ſondern nur jene Stoffe Elemente nennen, welche bisher durch die chemiſche Procedur nicht weiter zerlegbar ſind; wogegen aber die alten Phyſiker gleichfalls recht hatten, wenn ſie nicht die unzerlegbaren, einfachſten Stoffe, ſondern die einfachſten und allgemeinſten Stoffe welche die Natur hervorgebracht hat, und woraus alles Mannigfaltige durch Entwicklung hervorgeht: Feuer, Luft, Waſſer und Erde — Elemente nannten, weil ſie fanden, daß zum Beiſpiel kein Theil des Waſſers vom andern verſchieden iſt, daß der kleinſte Dunſttheil noch eben ſolches Waſſer iſt, als die größte Waſſermaſſe u. ſ. w. Und ſo hat denn insbeſondere Oken die Ehre der verunglimpften vier alten Elemente gerettet, indem er darthat, ein eigentliches oder Ur-Element ſei dasjenige, welches die allgemeine Grundlage, die erſte Quelle, und gleichſam die Mutter aller andern Elemente oder unzerlegbaren Stoffe iſt. Und ſo hat denn nun das Feuer die Freude der Anerkennung erlebt, daß man es als eine Einheit von Licht und Wärme gelten läßt, welche die Urſache aller Bewegung und Thätigkeit, das heißt, alles Lebens in der Natur ſind, im ganzen Weltraum verbreitet, als das erſte Organ der Schöpfungskraft, gleichſam das himmliſche Ur- und Weltelement, der Geiſt, der die drei irdiſchen Elemente: Erde, Waſſer und Luft, in Bewegung und Wirkſamkeit ſetzt. Die Luft iſt das Medium, durch welches die Sonne, als Centralfeuer unſers Planetenſyſtems, der Erde und dem Waſſer Licht und Wärme, alſo Leben ſendet. Die Luft umgibt unſere Planeten und durchdringt Alles. Das Waſſer, welches vor Jahrtauſenden die ganze Erde umgab, und noch jetzt mehr als die Hälfte derſelben umgibt, iſt auflöſend, und demnach die Nährmutter des Erd-Elementes.

---

*) Plutarch in der Abhandlung über die Inſchrift im Tempel zu Delphi.

Und ſo erfreuen ſich denn nun die vier phyſiſchen Ur-Elemente, Feuer, Luft, Waſſer und Erde, der Ehre, alle chemiſchen Elemente oder Grundſtoffe in ſich zu enthalten. Eben ſo gewaltig, wie im Schöpfungswerk, zeigt ſich die Zahl Vier auch in der Natur und im Menſchen. Wir finden ſie in den vier Jahreszeiten: Frühling, Sommer Herbſt und Winter, deren Bild im Kleinen die vier Tageszeiten: Morgen, Mittag, Abend und Nacht ſind, ſo wie jene und dieſe im menſchlichen Lebensalter wieder erſcheinen. Die vier körperlich-geiſtigen Beſchaffenheits-Arten, die ſogenannten vier Temperamente, das heißblütige, heftige, kräftige choleriſche, das kaltblütige ruhige, behagliche phlegmatiſche, das leichtblütige, bewegliche, genußluſtige ſanguiniſche, und das ſchwerblütige, beharrliche, trübſinnig-ernſte melancholiche, — ſie tragen viel bei, das Leben dem Menſchen und durch ihn ſeinem Mitmenſchen, leicht oder ſchwer zu machen, zu verſüßen oder zu verbittern. Die vier Elemente ſind die Beſtandtheile des menſchlichen Körpers, die vier Jahreszeiten ſein Wohnhaus, die vier Tageszeiten die Lebensalter, die vier Temperamente die Hausherren. Blickt der Menſch nachdenkend um ſich, ſo verkündet ihm auch jede der vier Weltgegenden ſeinen Lebenslauf. In dem prächtigen Sonnenaufgang (Oſt) ſieht er Jugendkraft, Freude und Hoffnung; im ſchwülen Mittag (Süd) die Glut der Leidenſchaft, die Schwüle und den Schweiß der Lebensmühe; im Sonnenuntergang (Weſt) die Ruhe nach Stürmen, den kühlen Lebensabend und die Ruhe nach vollbrachtem Tagewerke; und in Mitternacht (Nord) das Erlöſchen des Irdiſchen und die Erholung zu einem neuen ſchönen Wiederaufleben. Iſt der Menſch endlich bis an den Rand des Lebens vorgeſchritten, ſo begegnen ihm endlich noch die gewichtigen vier letzten Dinge: Der Tod, das jüngſte Gericht, Himmel und Hölle, Dinge, vor welchen ſelbſt das Gröſte, was er hier erlebt hat, in eine Nulle, in ein Nichts verſchwindet."

Mit erhabenem Stolze trat jetzt die Fünf hervor, und ſprach:

„Ich bin diejenige Zahl, auf welche, wie die weiſen Pythageräer gelehrt haben, in der ganzen Natur am meiſten ankommt, daher auch die Griechen nach mir das Zählen πεμπαζειν, πεμπαζεσθαι nannten. *) Ich bin das Kind der erſten geraden oder weiblichen Zahl Zwei, und der erſten ungeraden oder männlichen Zahl Drei; daher werde ich auch die Ehe genannt. Dabei habe ich auch den Vorzug aller ungeraden Zahlen. Keine gerade gibt, wenn ſie zu einer andern geraden addirt wird, eine ungerade, die ungerade Zahl aber, verbunden mit einer andern ungeraden, gibt eine gerade Zahl. Durch Multiplication mit ſich ſelbſt kehrt die Fünf gleichſam in ſich zurück, erhält ſich, erzeugt nichts Unvollkommenes oder Fremdes, ſondern ſie hat ihre beſtimmten Veränderungen, weil ſie entweder die Zehn, Fünfzehn u. ſ. w., das heißt, immer entweder etwas Vollkommenes oder etwas Eigenes hervorbringt. Alle andern Zahlen geben, wenn ſie multiplicirt werden, ſolche Theile, die

---

*) Von πεμπε, oder nach der doriſchen Mundart πεντε, fünf.

von ihnen ganz verſchieden ſind; die Fünf aber, mit geraden Zahlen multiplicirt, gibt ſtets die vollkommenen Zehn, oder ſie bringt ſich ſelbſt hervor. Der Anfang einer jeden Zahl iſt die Einheit, das erſte Viereck die Vier; aus dieſen beiden entſteht, wie aus Form und Materie, die Fünf. Die alten Philoſophen haben fünf Klaſſen lebendiger Weſen angenommen: Götter, Dämonen, Heroen, Menſchen und unvernünftige Thiere. Plato *) nahm fünf Principien als die vorzüglichſten an: das Exiſtirende, das Gleiche, das Verſchiedene, die Bewegung und das Stillſtehen."

„Fünf iſt die Zahl der Finger, welche die Hand des Menſchen bilden. Wie viel Gutes und Böſes, Schönes und Häßliches geſtalten dieſe fünf Finger, z. B. in der Mechanik, in der Malerei, Inſtrumental-Muſik u. ſ. w. Und was wären die armen Schriftſteller und Handwerksleute ohne Finger? In den Fingerſpitzen liegt das feinſte Betaſtungsvermögen, und dem unglücklichen Blinden müſſen ſie ſogar die fehlende Sehkraft erſezen. Fünf iſt auch die Zahl der Sinne, mit welchen der Menſch die ganze Außenwelt und ihre Eindrücke aufnimmt, wodurch er Ideen, Kenntniſſe und Erfahrungen ſammelt. Fünf Welttheile geben ihm die Erlaubniß, in ihnen zu hauſen und herumzuſpaziren. Und ſo kommt auf jeden Sinn und auf jeden Finger einer Hand auch ein Welttheil. Will man das Vortrefflichſte oder das Vollkommenſte in ſeiner Art ausdrücken

---

*) Im Sophiſten.

ſo ſagt man, es ſei die Quinteſſenz von dieſem oder jenem, z. B. die Quinteſſenz der Schönheit, die Quinteſſenz von einem Spitzbuben."

Die Fünf trat ſtolz und mit einem ironiſchen Lächeln zurück; die Sechs drängte ſich vor, ſprechend:

„Die Drei rühmt ſich die erſte vollkommene Zahl zu ſein, weil ſie Anfang, Mitte und Ende hat; eben dasſelbe kann ich noch mehr von mir in doppelter Kraft rühmen; auch bin ich, ſo wie jene, in allen meinen Theilen gleich, und habe noch den Vorzug, daß ich aus dem Anfange der Zahlen (der Einheit), aus der erſten geraden (der Zwei), und aus der erſten ungeraden Zahl (der Drei) zuſammengeſetzt bin. Wird die Sechs mit der Vier vervielfältigt, ſo entſteht dadurch der erſte vollkommene Kubus, nämlich die Zahl vierundzwanzig. Wer mich nicht lieben will, der fürchte mich! Die Pythagoräer legten dem mächtigen und gefürchteten Gotte der Egypter, dem Typhon, das Sechseck bei. Und dennoch erſcheine ich den Sterblichen im Würfelſpiel als der erſehnte höchſte Glückswurf."

„Aber ferne ſei es mir, mit ſo nichtigen Kleinigkeiten zu prahlen! Es genügt mir, eitles Wortgepränge verſchmähend, nur das Eine zu ſagen: In ſechs Tagen ſchuf Gott die Welt!" — Und ich (fiel die Sieben ein) kann mit Stolz und Freude hinzufügen: Der ſiebente Tag war der Tag der Ruhe, das allgemeine Feſt der Schöpfung, noch jetzt der Tag der Feier und der Freude. Ich vermag aber noch ſo Manches anzuführen, was für meine Würde ſpricht und zu meiner Verherrlichung dient, welche ſchon der weiſe Plutarch ſo anerkannte, daß er ſagte, die dem Apollo geweihte Sieben würde mehr als einen Tag erfordern, um alle Kräfte derſelben anzuführen *). Die Lebensregeln der ſieben Weiſen Griechenlands erſchollen durch Jahrhunderte. Die durch ungeheure Größe, Dauer und Schönheit ausgezeichneten Kunſt-Denkmähler des Alterthums: die egyptiſchen Pyramiden, die Mauern und die hängenden Gärten der Semiramis zu Babylon, der Tempel der Diana zu Epheſus, die Bildſäule des olympiſchen Jupiter, das Mauſoleum **), und der Koloß zu Rhodus — ſie ſtrahlen als die ſieben Wunder der Welt.“

„Alle Völker verbinden mit der Zahl ſieben die Idee des Feierlichen und Heiligen. In der Stiftshütte ſtand der große Leuchter mit ſieben Lampen. In der Offenbarung Johannis ſteht der Gottmenſch zwiſchen ſieben Leuchtern, und ſieben Geiſter ſind vor ſeinem Stuhl. Der Prophet Iſaias ſpricht von einem ſiebenfältigen Geiſte, der auf dem Meſſias ruhen werde. Die ſieben fruchtbaren und die ſieben Mißjahre im alten Egypten ſind bekannt. Das Siebengeſtirn, eines der vorzüglichſten des ſüdlichen Himmels, ſtellte bei den Morgenländern die Arche Noah's vor. Der helle Stern am Steuer deutete auf göttliche Führung ***).“

---

*) In der Abhandlung über die Inſchrift im Tempel zu Delphi.

**) Das Grabmahl, welches Artemiſia ihrem Gemahle Mauſolus erbauen ließ.

***) Stolberg's Geſchichte der Religion Jeſu Chriſti, 1. Band.

„Das Wunder iſt des Glaubens liebſtes Kind *)." Die Herrlichkeit eines ſolchen Wunders wird gewiß jede Seele, welcher echte Frömmigkeit innewohnt, in der Geſchichte der Siebenſchläfer erbauen. Sie bilde den Schluß meiner Rede!"

„Als Kaiſer Decius die Chriſten verfolgte, verbargen ſich ſieben edle Jünglinge aus Epheſus in einer geräumigen Höhle eines nahe gelegenen Gebirges. Decius, welcher dies erfuhr, ſprach über ſie das Todesurtheil, und ließ den Eingang mit Steinen vermauern. Die Jünglinge fielen ſogleich in einen tiefen Schlaf, welcher einhundert ſieben und achtzig Jahre währte, ohne Vernichtung oder Verminderung der ruhenden Lebenskraft. Nach Verlauf dieſer Zeit nahmen die Sklaven eines gewiſſen Adolius, welcher Eigenthümer des Berges geworden war, die Steine weg, um ſie zum Baue eines Landhauſes zu verwenden. Die Sonnenſtrahlen fielen in die Höhle, plötzlich erwachten die Siebenſchläfer, aus einem — wie ſie glaubten — Schlummer weniger Stunden. Vom Hunger getrieben, ging Jamblichus, Einer der Sieben, in die nahe Stadt, um heimlich und unerkannt für ſich und ſeine Gefährten Brot zu kaufen. Epheſus ſchien ihm ganz fremd; er konnte ſich kaum in den Straßen zurecht finden. Mehr als Alles ſetzte ihn aber die Erſcheinung eines großen Kreuzes über dem Hauptthore der Stadt in Erſtaunen. Der Bäcker, dem

---

*) Göthe.

Jamblichus eine alte Münze aus dem Zeitalter des Decius gab, gerieth ſowohl über dieſe als über die ſonderbare Tracht des Käufers in Verwunderung, und führte denſelben, in der Vermuthung, er habe einen Schatz gefunden, vor den Richter. Durch das Verhör kam die wunderbare Begebenheit ans Licht. Das Volk von Epheſus, die Obrigkeiten, der Biſchof und ſelbſt der Kaiſer Theodoſius eilten nach der Höhle der Siebenſchläfer, welche nach erhaltenem Segen in dem Augenblicke, da ſie die Erzählung ihrer Geſchichte geendigt hatten, ſanft entſchlummerten."

Die Sieben ſchwieg. Beſcheiden und ſchüchtern trat die Acht mit der Neun vor.

Die Acht ſprach:

„Acht heiße ich, und ach! rufe ich; denn es wäre mir lieber, wenn ich gar nichts ſprechen dürfte, indem ich nichts anderes zu ſagen weiß, als etwas, das ich nicht verſtehe, und was auch wahrſcheinlich wenig oder nichts bedeutet. Da dieſes aber, wie ich höre, bei Herren und Damen nichts Seltenes iſt, ſo will ich denn in Kürze nur ſo viel ſagen, daß die Acht, wie einige mathematiſche Philoſophen des Alterthums behauptet haben, der erſte Würfel von der geraden Zwei iſt, und die Frau, gleich einem Würfel, beſtändig, eingezogen und nicht leicht zu bewegen ſein ſoll. Da mir Unwiſſenden der tiefe Sinn dieſes Unſinns ein Räthſel iſt, ſo ſchließe ich mit dem unbedeutenden Beiſatze, daß bei den Römern den Mädchen der Name am achten Tage, den Knaben aber am neunten gegeben wurde. Iſt's nicht wahr? Rede du, Nummer neun!" —

„Wahr!" ſagte die Neun." „Eben ſo wahr iſt es auch, daß, wie die Sieben dem Muſenführer, eben ſo die Neun den Muſen geweiht iſt. Die alten Delphier haben nicht mehr als drei Muſen gekannt, welchen ſie die Namen Nete, Meſe und Hypate gaben *). Auch Orus Ephialtes, die Söhne eines gewiſſen Aloeus, verehrten zuerſt auf dem Berge Helikon nur drei Muſen, welchen ſie unter dem Namen Melete (Fleiß, Übung), Mneme (Gedächtniß), und Aoide (Geſang), göttliche Ehre erzeigten **). Die Alten fanden, daß alle Künſte und Wiſſenſchaften ſich auf drei Hauptgattungen: Philoſophie, Rhetorik und Mathematik zurückführen laſſen; dieſe betrachteten ſie als Geſchenke und Wohlthaten dreier Gottheiten, und nahmen deshalb drei Muſen an. Als aber Künſte und Wiſſenſchaften ſich immer mehr entwickelten und ausbildeten, fand man, daß jede der drei Hauptgattungen wieder drei beſondere Arten enthielt, nämlich, daß in der Mathematik die Muſik, die Arithmetik und die Geometrie; in der Philoſophie die Logik, die Moral und die Phyſik; in der Rhetorik die dreierlei Arten des Vortrages bei Lobreden, Berathungen und Rechtsſtreiten, enthalten ſeien. Weil ſie nun glaubten, daß keine Wiſſenſchaft ohne den Schutz einer Gottheit bleiben dürfe, (Homer ſagt: „Es bedürfen ja alle Menſchen der Götter *),“ ſo erhielt jede der Neun, die ſich in drei Dreie theilen laſſen, eine eigene Muſe, von der ſie gepflegt und vervollkommnet wird, als Vorſteherin. Dichter und Aſtronomen durften ſich damals nicht beſchweren, übergangen zu ſein, da die Alten die Aſtronomie zur Geometrie, die Dichtkunſt zur Muſik gerechnet haben. — Nach und nach kamen die neun Muſen — insbeſondere zur Zeit der großen Völkerwanderung — ganz in Verfall, ja ſogar in Lebensgefahr. Aus Furcht und Verzweiflung verwandelten ſie ſich in die neun Kegel, und die grauſamen Rezenſenten feuern unter ſie mit hölzernen Kugeln.“ —

---

*) Das heißt: die untere, mittlere und obere Saite der Lyra.

**) Plutarch in den Tiſchreden, 14. Frage des 9. Buches. — Pauſanias im 29. Kapitel des 9. Buches.

Alle Ziffern ſchwiegen nun; ich ſollte beſtimmen, welcher unter ihnen der Vorrang gebühre. Ich ſann lange hin und her; da ich aber mit mir ſelbſt eben ſo wenig einig werden konnte, als die Ziffern es unter ſich waren, ſo erklärte ich ihnen kurz, daß mich der ganze Rangſtreit nichts angehe: ſie würden am beſten thun, einen Vergleich einzugehen. Mit dieſem Vorſchlag hatte ich aber nur Öl ins Feuer gegoſſen; denn die Ziffern fielen nun ganz wüthend über einander her, und es entſtand eine Zifferſchlacht, die noch grimmiger war, als jene Bücherſchlacht, welche Swift im Märchen von der Tonne beſchrieben hat. Ich tappte mit der Hand auf das wilde Getümmel; da vereinigten ſich alle, und kneipten mich in die Finger. Und ſo erweckten mich die Ziffer nun eben ſo, wie ſie mich vorher eingeſchlä-

---

*) 18. Vers im 3. Geſange der Odyſſee.

fert hatten. Ich fühlte aber ſogleich die Gegenwart aller neun Ziffern, denn in dem Augenblicke, da ich die Augen öffnete, ſchlug meine Zimmeruhr die vier Viertel der ſiebenten Morgenſtunde des erſten der 365 Tage des Jahres **1829**, und der ganze Traum war Null.

## Sprüche des armen Richards *).

Gott hilft denen, die ſich ſelbſt helfen.

Eine Regierung, welche von ihrem Volke den zehnten Theil ſeiner Zeit für ſich in Anſpruch nähme, würde man für deſpotiſch erklären; der Müſſiggang verlangt aber einen noch weit größeren Theil derſelben. Die Trägheit verkürzt, Krankheiten bringend, ſogar unſer Leben. Sie verzehrt, gleich dem Roſte, die Kraft ſchneller, als die Arbeit ſie ermüdet. Ein gebrauchter Schlüſſel behält immer ſeinen Glanz. Wie viel mehr Zeit als nöthig, ſpenden wir dem Schlafe! Wir vergeſſen, daß der ſchlafende Fuchs kein Huhn fängt, und daß wir im Grabe genug ſchlafen.

Verlorne Zeit wird nimmer gefunden, und es zeigt ſich bald, daß dasjenige, was wir „Zeit genug" nennen, wenig genug iſt.

---

*) Aus einer Vorrede Franklins zu einem alten penſilvaniſchen Almanache, betitelt: „Poor Richard improved.“

Die Trägheit macht Alles ſchwer, die Thätigkeit Alles leicht. Wer ſpät aufſteht, muß den ganzen Tag ſchnell traben, und holt ſein Geſchäft doch kaum Nachts ein. Die Trägheit ſchleicht ſo langſam, daß ihr die Armuth bald nachkommt. Treibe dein Geſchäft, damit das Geſchäft dich nicht treibe! Früh zu Bette gehen und früh aufſtehen, macht geſund, reich und weiſe.

Die Betriebſamkeit erſpart ſich das Wünſchen. Wer von der Hoffnung lebt, wird Hungers ſterben. Kein Gewinn ohne Mühe!

In des Arbeiters Haus kann der Hunger hineinſchauen, aber nicht eintreten.

Die Betriebſamkeit zahlt Schulden, während die Verzweiflung ſie mehrt.

Pflüge fleißig, indeß der Faule ſchläft, ſo wird dir's nie fehlen an Korn, zur Nahrung und zum Verkauf!

Ein Tag iſt zwei: morgen! werth.

Die Katze mit Handſchuhen fängt keine Maus.

Da du keiner Minute gewiß biſt, ſo wirf keine Stunde weg!

Fliehe Vergnügungen, und ſie werden dir folgen!

Muße und Müßiggang iſt zweierlei.

Behalte deinen Laden, ſo behält dein Laden dich!

Willſt du einen treuen Diener haben und einen, der dir gefällt, — ſo diene dir ſelbſt!

Aus einer kleinen Nachläſſigkeit kann großes Unglück entſtehen. Weil ein Nagel fehlte, ging der Huf zu Grunde; weil das Pferd fehlte, ging der Reiter zu Grunde, da er vom Feinde eingeholt und getödtet wurde.

Eine fette Küche macht ein mageres Teſtament.

Weiber, Wein und Spiel machen den Reichthum klein und den Mangel groß.

Was ein einziges Laſter koſtet, davon könnten zwei Kinder leben.

Die Narren geben Feſte, die Klugen genießen ſie.

Aus Körnern werden Haufen. Ein kleiner Leck macht ein großes Schiff untergehen.

Kauf viel Unnöthiges, ſo wirſt du bald das Nöthigſte verkaufen müſſen. Nur ein Narr vergeudet Geld, um ſich die Reue zu kaufen.

Seide und Sammt löſchen das Küchenfeuer aus.

Ein Bauer, der auf ſeinen Füßen ſteht, iſt höher, als ein Edelmann, der auf den Knieen liegt.

Wer aus dem Mehlkaſten nur herausnimmt und nichts hineinlegt, kommt bald auf den Boden.

Wenn der Brunnen trocken iſt, dann erkennt man den Werth des Waſſers.

Willſt du den Werth des Geldes kennen lernen, ſo geh' borgen! Borgen macht Sorgen.

Ehe du auf die Vergnügungen hinſchauſt, ſieh deinen Beutel an!

Der Stolz iſt ein ſo ungeſtümer Bettler, als der Mangel, und noch kecker.

Haſt du ein ſchönes Ding gekauft, ſo mußt du noch zehn andere ſchöne Dinge kaufen, die das erſte verlangt, damit Alles zuſammenpaßt. Es iſt leichter, den erſten Wunſch zu unterdrücken, als allen nachfolgenden Genüge zu leiſten.

Der Hochmuth frühſtückt mit dem Überfluß, ſpeiſt Mittags mit der Armuth, und Abends mit der Schande.

Die Lüge reitet auf dem Rücken des Schuldenmachers.

Die Armuth raubt dem Menſchen oft Geiſt und Tugend. Ein leerer Sack kann nicht aufrecht ſtehen.

Die Gläubiger haben ein beſſeres Gedächtniß als die Schuldner.

Die Gläubiger ſind abergläubiſche Leute; ſie halten viel auf gewiſſe Tage und Zeiten.

Sorge für dein Alter und gegen den Mangel! Die Morgenſonne dauert nicht den ganzen Tag.

Es iſt leichter, zwei Rauchfänge zu bauen, als einen in der Feuerung zu erhalten.

Es iſt beſſer, hungrig zu Bette gehen, als mit Schulden aufſtehen.

Erfahrung iſt die theuerſte Schule, aber auch die beſte; nur der vollkommene Narr lernt ſogar in dieſer Schule nichts.

Man kann den Leuten wohl guten Rath geben, aber nicht die Gabe, ihn zu befolgen.

## Aprilflocken und Thautropfen.

Gewohnheiten des Eigenſinns ſind petrifizirte Gedanken und Empfindungen.

Die Phantaſie iſt der Liebe das, was das Gas dem Luftballon iſt, den es von der Erde emporhebt.

Was man gerne thut, dafür findet man immer einen Grund, oft ſogar tauſend und einen.

Viele bauen ihren Lebensplan, wie das Kind ein Kartenhaus, aber — ein Stoß, ein Hauch, und das ganze Gebäude fällt zuſammen.

Viele kleine Uebel ſind ſchwerer zu ertragen, als ein großes. So duldet und überſteht der Menſch eine ſchwere Krankheit leichter als hundert Gebrechen und Kränklichkeiten.

Falſche Zähne will ich den Leuten gerne erlauben, aber nur keine falſchen Zungen.

Man braucht ſich eben nicht ſehr zu wundern, wenn ſo Manches im Menſchen verſteinert wird, iſt doch ſein irdiſches Daſein zwiſchen zwei Steine eingeklemmt, den Taufſtein und den Grabſtein.

Das Meiſte und das Beſte von dem, was wir wiſſen, haben wir erworben, ohne es zu wiſſen. Wir können uns z. B. erinnern, wie wir Leſen und Schreiben gelernt haben, keineswegs aber, wie wir ſprechen, Farben und Töne unterſcheiden, Lieben oder Haßen lernten, u. ſ. w. Die Unſchuld der Kindheit gleicht der Magie des glühenden und doch ſo ſchönen Morgenrothes. Offenheit iſt des Kindes Element, mit dem erſten Gedanken, welchen ein Kind vorſätzlich verbirgt, hört die Unſchuldswelt der Kindheit auf.

Das alte Sprüchwort in Beziehung auf Feuer und Waſſer: „Ein guter Diener aber ein böſer Herr", läßt ſich eben ſo gut auf die Phantaſie und auf die Leidenſchaften anwenden.

Manche Übel und Leiden gleichen dem ſchlechten Wetter; Anfangs ſcheinen ſie unerträglich zu ſein, endlich gewöhnt man ſich daran.

Die Lebensgeſchichte der Menſchen zerfällt gewöhnlich in drei Haupttheile, ihre Thorheiten, ihre Freuden, und ihr Glück oder Unglück.

Die Eiferſucht muß tragiſch ſein, ſonſt wird ſie lächerlich.

Unſere Schwächen bringen uns mehr Nachtheil, als unſere Fehler.

Ein zu ängſtliches Beſtreben, Andern eine gute Meinung von uns beizubringen, verleitet uns oft zu Unwahrheiten und Albernheiten.

Die Jugend pflegt ihre Wünſche zu Hoffnungen zu ſteigern, und jede Hoffnung zur Gewißheit. Hoffnung iſt der Prophet, dem ſie blindlings glaubt, die Klugheit aber eine Kaſſandra, deren wahrſte Vorſehungen bei ihr kein Gehör finden.

Die Wahrheit braucht lange, bis ſie Eingang findet; nichts auf der Welt verbreitet ſich aber ſo ſchnell, als Lügen und Geheimniſſe.

Freuden der Gegenwart werden ſehr oft mit künftigen Leiden bezahlt.

Man tadelt die Menſchen oft, daß ſie ihre Mitbrüder vergeſſen. Ach! ſie vergeſſen ſich ſelber noch viel öfter.

Das Reden iſt in zwei Fällen eine üble Sache, nämlich: wenn man Alles ſagt, was man ſich denkt, und wenn man ſtets anders ſpricht, als man denkt. Wer hier die Klugheit mit der Ehrlichkeit vereinigen will, vergeſſe nie den Spruch: Silbern ſtrömt die Rede vom Munde, aber Schweigen iſt köſtliches Gold!

Je mehr bei zunehmender Verfeinerung eines Volkes die Tugend verloren geht, deſto ängſtlicher hält man auf die Beobachtung des äußern Anſtandes.

Die ſchriftſtelleriſche Mittelmäßigkeit bleibt ſich immer gleich; deſto wechſelreicher iſt die Genialität, in deren Werken man nicht ſelten die entzückendſten Schönheiten neben der flachſten Trivialität findet. Der größte Fehler mancher Schriftſteller iſt — der, daß ſie keinen haben. Je mehr große Schönheiten in einem Buche, um ſo mehr große Fehler auch. Ein Werk ohne Fehler iſt gewiß kein geniales. Sehr bändereiche Schriftſteller verfallen oft in einen gewiſſen Mechanismus, wobei Alles zur Sprache wird, und ſchöne Worte die Stelle der Ideen vertreten. Die ſpätern Werke ſolcher Schriftſteller gleichen dann Blumen, die ſchön für das Auge ſind, aber ohne Duft.

Manche Menſchen wiſſen mehr als ſie ſagen; andere ſagen mehr als ſie wiſſen.

Soll eine Schmeichelei gute Wirkung thun, ſo muß ſie, gleich der rothen Schminke, nicht zu ſtark aufgetragen ſein.

## Die Träume.

Träume, die unſern Schlaf beſuchen, ſind transparente Mondſcheingemälde unſerer Seele, aber die — gewiß nur ſehr wenigen Menſchen unbekannten Träume im wachen Zuſtande kommen mir vor, wie Nachtlichter, die am Tage brennen.

Auch der Fremdeſte, der uns ſeine gewöhnlichen Träume erzählt, ſchließt uns ſein Innerſtes auf, ſelbſt ohne es zu wollen. Die Träume eines Menſchen können uns wirklich als ſeine Temperamentsmeſſer dienen. Der Leidenſchaftliche erhält ſeine Träume ſtets aus dem Gebiete der nächſten Vergangenheit und der fernſten Zukunft, der ruhige umgekehrt, aus der nächſten Zukunft und aus der fernſten Vergangenheit der Kindheit.

Die Unſchuld im Leben hat unter ihren unendlichen Herrlichkeiten auch dieſe, daß ſogar ihre Träume unſchuldig ſind, wogegen die Träume des Schuldbelaſteten vielleicht von allen ſeinen Quälgeiſtern die ſchrecklichſten ſind.

## Ernſt und Scherz großer Gelehrten.

Mehrere der gründlichſten Gelehrten, deren Ruhm ſo groß iſt, daß ſelbſt diejenigen daran glauben, die ihre Werke gar nicht kennen und auch nicht kennen zu lernen verlangen, haben ſich von ihren anſtrengenden Geiſtesarbeiten dadurch zu erholen geſucht, daß ſie ſcherzhafte Lobreden auf werthloſe oder geringfügige Gegenſtände verfaßten. So z. B. wird erzählt, daß Pierius Valerianus ein Lob des Bartes, ein anderer Gelehrter ein Lob der Perrücken, Holſtein ein Lob des Nordwindes, Heinſius ein Lob des Eſels, Erasmus das Lob der Thorheit, Sallengre das Lob der Trunkenheit, Sineſius ein Lob der Glatze u. ſ. w. geſchrieben haben.

## Etwas vom Alter der Porträte und von der Eitelkeit des Porträtirens.

Die Römer liebten Porträte großer Männer, das iſt bekannt; von der eigentlichen Beſchaffenheit derſelben weiß man aber nichts Beſtimmtes. Vermuthlich beſtanden dieſe Abbildungen in bloßen Umriſſen. Atticus, Cicero's geiſtreicher Freund, und Varo, der gelehrte Polyhiſter ſchrieben Biographien ausgezeichneter Männer, und jeder derſelben ſchmückte ſein Werk mit Bildniſſen. Plinius, der Naturforſcher, nennt dieſe Werke ein Schauſpiel für Götter *). Der Dichter Martialis beſaß einen Band von Virgils Gedichten mit dem Porträt des Dichters, worauf er folgendes Sinngedicht machte:

---

*) Im 35. Buche ſeiner Naturgeſchichte.

**Quam brevis immensum cepit membrana Maronem!**
**Ipsius vultus prima tabella gerit *).**

Manche Menſchen ohne alle Verdienſte laſſen ſich häufig porträtiren, manche verdienſtvolle ſträuben ſich dagegen. Bei jenen iſt gewöhnlich eine übermäßige Eitelkeit die Triebfeder, bei dieſen eine falſche Beſcheidenheit oder zu viel Stolz. Als Montesquieu einem Künſtler nicht ſitzen wollte, bewog dieſer ihn endlich nur dadurch zur Willfährigkeit, daß er ihm ſagte: „Glauben Sie nicht, daß Ihre Weigerung mehr Stolz verräth, als die Gewährung meiner Bitte?“

## Die glücklichen Nachahmer.

Manchen Halbdichtern iſt es gelungen, ſich in den Geiſt großer Originaldichter ſo hineinzuſtudiren, daß ſie die Dichtungsweiſe derſelben mit Glück nachahmten. Man denke z. B. an ſo manche Nachahmer Anakreon's, Oſſian's, Arioſt's, Shakeſpeare's, Klopſtock's, Göthe's, Schiller's ꝛc. Auf jene paßt die Antwort, welche König Philipp von Macedonien einem Kunſtmanne gab, der ſich rühmte, den Geſang der Nachtigall auf die täuſchendſte Weiſe nachmachen zu können. Philipp erwiederte lächelnd: „Mag ſein! Ich gebe aber dennoch der Nachtigall ſelbſt den Vorzug.“

Eine ſonderbare Erſcheinung bleibt es, daß die griechiſchen und römiſchen Dichter der Nachtigall und andern Singvögeln, deren Geſang die neuern Dichter nicht genug preiſen können, ſo wenig Aufmerkſamkeit ſchenken. Sangen dieſe Vögel damals noch nicht ſo ſchön wie ſpäterhin, oder fehlte es den Dichtern an Empfänglichkeit für ſolchen Geſang, oder -- an Sentimentalität? — Catull ſchrieb wohl ein Liedchen auf einen Sperling; ich kenne aber kein Gedicht jener Zeit auf eine Nachtigall.

---

*) Das 186. Sinngedicht des 14. Buches.

## Die Wichtigkeit und Kunſt des Eſſens.

So widerſprechend auch die Lebensanſichten der unzähligen Bewohner dieſer Erde, und ſo verſchieden auch ihre Meinungen in den meiſten Dingen ſind, ſo herrſcht doch unter ihnen die größte Übereinſtimmung wenigſtens in Einem Punkte, nämlich in der allgemeinen Überzeugung von der Nothwendigkeit und Wichtigkeit des Eſſens. Der Choleriker und der Phlegmatiker, der Sanguiniker und der Melancholiker, der Robuſte wie der Schwächling, das ſchöne Geſchlecht wie das ſtarke, der tapferſte Held wie der friedfertigſte Gelehrte, der beweglichſte Tagelöhner wie der ſitzende Manufakturant, der ſpirituellſte Dichter wie der materiellſte Bierbräuer, das Kind, welches den Löffel noch nicht, und der Greis, der ihn nicht mehr halten kann, die Vornehmſten und Reichſten, ſo wie die Geringſten und Ärmſten aller Stände und Klaſſen, ſie theilen die Überzeugung, wie nothwendig und wichtig das Eſſen ſei, nicht nur deshalb, weil es ein Hauptbedingniß des Lebens iſt, conditio sine qua non, ſondern weil von der Quantität und Qualität der genoſſenen Nahrungsmittel, dann von der Art und Weiſe, wie ſie zubereitet und genoſſen werden, die Beſchaffenheit unſeres körperlichen Zuſtandes, und dadurch auch die unſers moraliſchen und geiſtigen, mehr oder weniger abhängt.

Bei dieſer ſo einleuchtenden und ſo allgemein anerkannten Wahrheit darf man ſich wohl nicht wundern, wenn wir in der großen Kunſt und Wiſſenſchaft des Eſſens, mehr als in jeder andern, ſo viele ausgezeichnete Virtuoſen, ſo viele eminente Genies finden, und wenn viele Menſchen alles Mögliche anwenden, um ihrer Kunſt einen brillanten Spielraum zu verſchaffen, mithin ſplendider Mahlzeiten theilhaftig zu werden und den Speiſegenuß auf den höchſten Grad zu potenziren ſuchen. Eine reichbeſetzte Tafel iſt der Vereinigungspunkt, an dem ſich Trojaner und Griechen, Haß und Groll vergeſſend, in freundſchaftlicher Harmonie zuſammen finden, denn das nährende Eſſen iſt das Alpha und Omega aller Exiſtenz von der Wiege bis an's Todtenbett.

Für den großen Zweck des Eſſens iſt daher auf eine beſondere Weiſe zweifach geſorgt, indem fürs Erſte alma mater, die mütterlich nährende Natur, dem Menſchen im Thier- und Pflanzenreiche, wohin er ſeine Augen wendet, überall die mannigfaltigſten Nahrungsmittel gehen, ſchwimmen, fliegen, an allen Bäumen und Sträuchen wachſen, und aus der Erde hervortreten läßt.

Ein zweiter mächtiger Beweis der allwaltenden Fürſorge für das Eſſen zeigt ſich in der kunſtreichen Einrichtung und Verbindung der menſchlichen Zermalmungs-, Verſchlingungs- und Verdauungswerkzeuge, welche den großen Boerhaave zu dem Ausrufe der Bewunderung bewog: **Tam operosa fit arte deglutitio! tot conspirantes organorum adeo multiplicium et concurrentium actiones huc requiruntur!**

Das Eſſen iſt ein Schauſpiel, welches, um einen erfreulichen Ausgang zu erhalten, in drei Acte abgetheilt ſein muß: 1. Act: das geſunde Mundwerk; 2. Act: die glückliche Reiſe nach dem Magen; 3. Act: die gute Verdauung.

In der Expoſition des 1. Actes werden die Speiſen von den Zähnen gekaut und zermalmt, wobei ſehr viel von der Geſundheit der Zähne abhängt, weil ſchlechte Zähne nicht nur ſchlecht zermalmen, ſondern auch von ſchlechten Säften im Munde begleitet ſind. Beides erſchwert die Verdauung, welche ſchon durch die Zunge vorbereitet wird, die, verſehen mit vielen Muskeln und mit einer Menge von Nerven, Gefäßen und Geſchmackswärzchen, aus feinen Gefäß- und Nervenenden beſtehend, erweichende Säfte abſondert, die Speiſen zwiſchen die Zähne bringt und in die Speiſeröhre leitet, wobei der Menſch, wenn nicht der ſich ſchnell ſchließende Kehldeckel wäre, bei jedem Biſſen, den er hinabſchluckt, erſticken könnte. Hat die ſo bereitete, mit Speichel vermengte Speiſe die Reiſe in das Innere von Afrika angetreten und die Meerenge von Gibraltar, den Schlund, paſſirt, ſo begegnet ſie auf ihrem Wege nach dem Magen vielen Drüſen, welche ſie durch das Abſondern von Feuchtigkeiten ſchlüpfrig machen, und ihr die Bewegung nach ihrem Ziele erleichtern. Iſt ſie endlich, zu Anfang des dritten Actes, im Magen eingetroffen, ſo werden die Nahrungsſtoffe, durch die Bewegung des Magens und durch die in demſelben befindliche Flüſſigkeit, den Magenſaft, aufgelöſet, von den gröbern, zur Nahrung unbrauchbaren Theilen geſchieden und in den ſogenannten Speiſebrei verwandelt, woraus dann der eigentliche nährende Milch- oder Lebensſaft (Chylus) erzeugt wird.

Dieſer Chylus wird nachher in das eigentliche rothe Blut (Cruor) ſublimirt, welches alle Theile des Körpers durchſtrömt, und die für ſeine Erhaltung und ſein wachſendes Gedeihen erforderlichen friſchen Nahrungsſäfte abſetzt.

Es ſcheint hiernach beinahe, daß jeder Menſch, um ein vernünftiger und doch tüchtiger Eſſer ſein zu können, ein Arzt oder Anatom ſein ſollte, und daß ein Arzt ſich durch das Eſſen nie verderben könne, weil er das Verdauungsgeſchäft am beſten verſtehen muß. Die Ärzte gehören auch größtentheils in die Rubrik der ſtärkern Eſſer, und müſſen wohl gleichſam ex officio gute Mägen haben, nicht nur, um die Bewirthung der durch ihre gute Behandlung glücklich Geneſenen, ſondern auch um die Vorwürfe der nicht glücklich Behandelten oder nicht Geneſenden gehörig verdauen zu können. Für die letztere Unannehmlichkeit werden ſie aber durch gewiſſe Herren und Damen entſchädigt, deren einziges und ausſchließendes Hauptgeſchäft darin beſteht, dem Gaumen, dem Schlunde, dem Magen und dem Bauche zu fröhnen, daher dieſe lebendigen Speiſekammern, dieſe wandelnden Faſanengräber, Auſtergrüfte, Tortenpyramiden, Paſtetenarchive, Ragoutsmauſoleen ꝛc. ohne Ärzte und Arzeneimittel nicht beſtehen können, weil ſie nie daran denken, daß jeder Biſſen zu viel ein Stoff zur Unverdaulichkeit, jede Unverdaulichkeit die Veranlaſſung zu einer Krankheit, und jede Krankheit ein Wegweiſer zum Grabe iſt.

Wer keinen guten Magen und keinen geſunden Appetit hat, wird ſich in der Regel keines hohen Alters erfreuen; denn genügende und wohlverdaute Nahrungsmittel geben Geſundheit, Körperkraft, Geiſtesheiterkeit und langes Leben. Ganze Nationen, beſonders die erobernden, ſind als tüchtige Eſſer bekannt; der ungeheure Speiſenluxus der reichen Römer iſt bekannt, wie ihre Eroberungen; die Schwelger Craſſus, Lucullus, Marcus Antonius, M. Gabius Apicius ꝛc. haben ſich unſterblich gemacht, und Cölius Apicius ſteht mit ſeinem römiſchen Kochbuche (**de arte coquinaria**) in der Reihe der Klaſſiker. Eben ſo weiß man, daß auch das gemeine römiſche Volk ſich Alles gefallen ließ, wenn man es nur gut ſättigte. Die Worte: „**Panem et Circenses**“ floriren als vielbenütztes Sprüchlein. Wer dieſes Volk am beſten fütterte, der war auch der größte Staatsmann und Feldherr. Die Gladiatoren wurden ſehr kräftig gemäſtet. Unſere deutſchen Vorfahren aßen zwar einfach, aber tüchtig, ohne deshalb das Trinken zu vernachläſſigen. Die franzöſiſchen Leckerbiſſen der raffinirteſten Gaumenkunſt ſind weltberühmt, und die Franzoſen huldigen der Göttin Mode ſelbſt beim Eſſen ſo ſehr, daß ſelbſt der **boeuf à la mode** erſcheinen muß. Die bairiſche, böhmiſche und Wiener Kochkunſt, mit ihren Kochbüchern, die ſchon beinahe den Gegenſtand der Eßkunſt, die Magenlehre und die Wonne des Gaumenkitzels, in ein philoſophiſches Syſtem bringen, liefern hinlängliche Beweiſe für die National-Eßluſt und ihren guten Geſchmack. Die Ragouts des Heliogabalus ſind eine hiſtoriſche Merkwürdigkeit geworden; das **Roast-Beef of old England**, das **Beef-steak**, die **Plum-Puddings** (Roſinenklöße), (**Blak-Puddings**) (Blutwürſte) und die **Pudding-pies** (Fleiſchpaſteten) der mit ſehr geſunden Mägen begabten Briten haben eine ehrenvolle Univerſalität erhalten.

Man behauptet, Köche, die Meiſter in ihrem Kochfache waren, ſollen nicht ſelten zum Glück und Emporkommen ihrer Herren viel beigetragen haben, und ein guter Mund- und Leibkoch ſei mehr werth, als tauſend Kopf- und Seelenköche; auch pflegen erſtere die Suppe nur Andern, Letztere aber ſie ſich ſelbſt zu verſalzen. Ich zweifle nicht, daß die Kochkunſt bald den ihr gebührenden Rang unter den ſchönen Künſten und Wiſſenſchaften, vielleicht unter dem Titel: „Geſchmackslehre“ oder „Poeſie des Lebens“ einnehmen wird, da ſie bei allen Hochzeiten, Kindstaufen, Leichenmahlen, Inſtallationen, Grundſteinlegungen, Gründungen von Wohlthätigkeits-Inſtituten, Gelehrten-Vereinen, Geburts- und Namensfeſten, Bürgermeiſter- und Richterwahlen, Viſitationen, Muſterungen u. ſ. w. die Hauptrolle ſo gewaltig ſpielt, daß ohne ſie Niemand in die Welt eintreten, im Leben beſtehen, oder von der Erde abreiſen kann.

So viel Werth und Wichtigkeit hat das Eßweſen für den Reichen, deſſen Tafel mit Gold- und Silber-Service prangt, wie für den Bettler, der ſeine Suppe auf einem gebrochenen Stuhl, ſein trockenes Brot auf einem Steine ſitzend verzehrt, für den Gourmand, der in den Salons der üppigſten Gaſthöfe ſpeiſt, wie für den gemeinſten Taglöhner, der ſein karges Mahl in der gemeinſten Kneippe zu ſich nimmt, wo der eiſerne Leuchter ſammt der Lichtſcheere mit einem Kettlein an den löcherigen Tiſch befeſtigt iſt! Gute Nahrung erhält ja nicht nur dem Menſchen Geſundheit und Kräfte, ſie ſtärkt auch Manchen das Gedächtniß ſo, daß ſie nach Wochen, Monaten und Jahren noch alle bei einem großen Gaſtmahle aufgeſetzten Gerichte in der genaueſten Ordnung ihres Erſcheinens, die vorzüglichſten Nationalſpeiſen in allen Ländern und Städten, ja alle Gaſthöfe und alle Privathäuſer, wo man gut bewirthet wird, ſo genau anzugeben wiſſen, wie Homer alle Schiffe vor Troja, Taſſo alle Helden und Völker vor Jeruſalem.

Wir finden wirklich viele Menſchen, die ſich ſelbſt mehr oder weniger achten, je nachdem ſie beſſer oder ſchlechter geſpeiſt haben. Mancher, der an frugalen Tagen die Beſcheidenheit ſelbſt, und beinahe demüthig iſt, trägt nach dem Genuße eines ſplendiden Mahles die Naſe hoch, wird ſogar arrogant, keck und abſprechend. Manche Menſchen ſind vor dem Mittagsmahle viel zugänglicher und humaner als nach demſelben. Mancher ſetzt ſich ſehr artig zu Tiſche und ſteht inſolent auf.

Mag nun auch hie und da ein griesgrämiſcher Siechling gegen den Eßgenuß deklamiren; es bleibt doch immer wahr, daß das Leben ohne die Freuden der Tafel um einen beträchtlichen Theil ärmer wäre, da ſie uns dasjenige Vergnügen gewähren, welches wir vor allen andern kennen gelernt haben, welches wir öfters als alle andern genießen, welches unter allen am letzten aufgegeben wird. Sind wir einmal ſo tief herabgekommen, daß keine Küche mehr für uns beſchäftigt iſt, ſo muß uns wenigſtens die lateiniſche Arzeneimittel liefern, die zugleich die Stelle von Nahrungsmitteln nothdürftig verſehen, und wir eſſen ſo lange, bis wir gegeſſen werden. Es gab Lebendigbegrabene, die, wenn ſie bei ihrem Erwachen vom Scheintode nichts anders fanden, ſich ſelbſt aßen.

Ein Volk, das gerne ißt und hinreichend zu eſſen bekommt, mit einem Worte, ein wohlgenährtes Volk, iſt in der Regel ein gutes und ruhiges, ein zu gefräßiges und überfülltes, aber gewöhnlich ein träges oder übermüthiges Volk. Hungerleidende Menſchen und Völker gerathen leicht auf böſe Gedanken und ſtörriſche Projekte. Alle Menſchen zerfallen aber, in Hinſicht auf das Eſſen, in drei Hauptklaſſen, je nachdem ſie zu wenig, oder eben hinreichend, oder zu viel zu eſſen haben.

Glücklich ſind diejenigen, die da eſſen, weil ſie Hunger fühlen, bedauernswürdig aber diejenigen, die da ſo viel und ſo oft eſſen, daß ſie die köſtliche Empfindung der Befriedigung des Hungers nie kennen lernen, oder ſich erſt durch Reizmittel einen Appetit erkünſteln müſſen, und unaufhörlich mit der ängſtlichen Sorge für die Verdauung beſchäftiget ſind! Es wäre fürwahr oft beſſer, mit Nahrungs- als mit Verdauungsſorgen kämpfen zu müſſen!

Wohlgenährte Menſchen haben bei ihrem Kraftgefühl zugleich den Vortheil, daß ſie Andern durch ihr Äußeres imponiren, was in vielen Fällen von großer Wichtigkeit iſt, da nicht Wenige geneigt ſind, die geiſtige Beſchaffenheit eines Menſchen nach ſeiner körperlichen zu beurtheilen, und die Geiſtesfülle mit der Leibesfülle zu verwechſeln oder gar zu identifiziren. So Manche haben ſich emporgegeſſen, und der Jüngling kann manche Ämter nicht erhalten, die Jungfrau nicht eher Gattin werden, bis ſie nicht eine gewiſſe Quantität Lebensmittel im Verlauf der Jahre zu ſich genommen haben. Der Kranke muß ſtrenge Diät beobachten, um nach der Geneſung der neuerwachenden Eßluſt huldigen zu können. Auf alles Faſten überhaupt folgt ein deſto reichlicherer Speiſengenuß, und je ſchlechter die Zeit, je theurer die Lebensmittel, deſto beſſer ſchmeckt das Eſſen, weil der Hunger die beſte Würze desſelben iſt.

Man hat das Leben ſelbſt mit einem Gaſtmahle verglichen. So ſagt Zſchokke in ſeinem Gedichte: „das Gaſtmahl des Lebens“

„Der Genius des Lebens beut
Noch immerdar den Menſchenkindern
Seit weiland Adams gold'ner Zeit
Sein großes Gaſtmahl an, voll ſtiller Freundlichkeit.
Wie viel man auch genießt, es will ſich doch nicht mindern,
Aus ihren Speichern führt vollauf
Frau Schaffnerin Natur, Vorräthe zu dem Feſte.

Das Schickſal iſt der Koch, die Horen tiſchen auf,
Die Götterchen des Glücks bedienen ihre Gäſte."

Man vergeſſe ja nicht, daß für Jeden eine Zeit kommt, wo er von dem Gaſtmahle des Lebens ſo gut wie von jedem anderen aufſtehen muß! In dem, was ich bis jetzt angeführt habe, liegt die beſte Entſchuldigung und Rechtfertigung der Paraſiten oder Schmarotzer, einer Menſchenklaſſe, die ſchon im Alterthume berühmt war, und auch in der neueren Zeit den feſten Entſchluß zeigt, ſich ſelbſt und ihren alten Ruhm zu behaupten.

Die Rolle eines Paraſiten mit Anſtand, Beifall und Vortheil zu ſpielen, iſt aber keine Kleinigkeit, da ein Solcher viele Eigenſchaften beſitzen muß, um in einer Kunſt zu excelliren, welche ſo viele Virtuoſen hervorgebracht hat. Wer dem Vergnügen des Gaumens auf fremde Koſten huldigen will, braucht vor Allem Zähne, die gut kauen, einen Magen, der gut verdaut, und eine Zunge, die in ſteter Bewegung ſein muß, entweder um zu eſſen oder um zu ſprechen. Dabei muß er, wenn er auch noch ſo viel ißt, die Kunſt beſitzen, dies ſo viel als möglich zu verbergen, oder doch mit Anſtand ſo verjüngt und zierlich zu genießen, daß man ihm mit Vergnügen zuſieht. Vor Allem aber muß er ein Meiſter im Converſationsweſen, immer heiter und guter Laune, weder empfindlich noch aufbrauſend ſein. Er muß ſich ſtets in ſeiner Gewalt haben, um Manches leiſe zu verſchlucken, Manches nicht zu bemerken, Manches auch fallen zu laſſen und es zu rechter Zeit wieder aufzunehmen. Er muß mit dem Zeitgeiſte gleichen Schritt halten, mit den Stadtneuigkeiten ſtets à jour ſein, Witz und die Gabe eines guten Vortrages, nebſt einem Schatze von Anekdoten, Bon-mots, Charaden u. ſ. w. beſitzen, viel ſprechen, doch im rechten Augenblicke inne halten, ſeine ganze Aufmerkſamkeit den Andern zuwenden, ſeine Meinung mit einer Art von griechiſchem Feuer vertheidigen, und doch auf eine gefällige Weiſe nachgeben oder ſich fein aus der Schlinge ziehen können. Es muß ihm ferner Gewandtheit und ein feiner Takt eigen ſein, um eben ſowohl mit Andern gutmüthig zu ſcherzen, als auch Andere mit ſich ſcherzen zu laſſen, und die ſchwachen Seiten ſeiner Tiſchgenoſſen abzulauern. Der Kopf muß der Vormund ſeines Gaumens und der Privat-Inſpector ſeines Magens ſein, damit er nicht auf einen oder zwei Freitiſche beſchränkt ſei, ſondern von Vielen geſucht werde und eine Tafelauswahl habe, weil ihn die Bekümmerniß, einen Tag ungeladen zu bleiben, leicht ängſtlich machen und in Verlegenheit ſetzen kann, was ſeiner Geiſtesfreiheit ſchaden möchte. Iſt er klug, ſo nimmt er ſogar zwei Einladungen für Ein Mittagsmahl an, und kleidet dann die Entſchuldigung ſeines Nichterſcheinens bei dem Einen ſo ein, daß er dadurch an Liebenswürdigkeit gewinnt, indem er an dem Orte, wo er nicht erſchien, ſeinen Schmerz über die Verhinderung mit den lebhafteſten Farben ausmalt, dort aber, wo er ſich einfand, verblümt merken läßt, wie unendlich werth ihm ein Haus ſein müſſe, dem er jene andere Einladung zum Opfer brachte. Man wird dann wetteifern, ſich ſeiner Perſon früh zu verſichern, und Einer wird ihn dem Andern gleichſam aus der Hand reißen oder pfiffig wegſchnappen. Auf dieſe Art kann ein guter Geſellſchafter immer ſeinen guten Tiſch haben.

Bei den Frauen und Fräulein kann er eine Art von seccatura amabile vorſtellen, und darf froh ſein, wenn Eine oder die Andere ihn einen ſchlimmen Menſchen nennt. Beim männlichen Geſchlechte kann er ſich dadurch beliebt machen, wenn er die Gabe beſitzt, einen Diſput, der heftig zu werden droht, durch einen komiſchen Einfall, durch eine pfiffige Wendung, oder durch einen luſtigen Schwank zu unterbrechen, worüber ein Gelächter entſteht, bei dem die ſtreitenden Parteien ihren Zwiſt unwillkürlich oder abſichtlich vergeſſen.

Ein ordentlich ausſtaffirter Tiſch-Abgott muß nicht nur mancherlei Kenntniſſe, ſondern auch die Kunſt, ſeinen Kram gehörig auszulegen, beſitzen. Er muß viel in's Theater kommen, in der geheimen Geſchichte des Theater-Perſonals bewandert ſein, Journale leſen, die **Chronique scandaleuse** mehrerer Familien, die neueſten Moden in der Kleidung, Meublirung, Speiſen-Zubereitung, die merkwürdigſten Zeitgenoſſen und Hauptperſonen ſeines Wohnortes kennen.

Alle dieſe Kenntniſſe gelten aber nichts, wenn ihn nicht ſchon die Natur mit einem glücklichen Gedächtniſſe, mit einer lebhaften Einbildungskraft und mit jener Beredtſamkeit begabt hat, welche dem weiblichen Geſchlechte angeboren iſt. Hat er etwa gar einmal eine Reiſe in's Ausland gemacht, und weiß davon etwas Wahres oder Unwahres zu erzählen, ſo erhebt er ſich zum Ideal. Wenn er ſich nebſtbei auf's Declamiren verſteht, oder ſich gar als Haus- und Gelegenheitsdichter brauchen laſſen und bei Cantaten oder Chören mitſingen oder wenigſtens ohne merkbare Diſſonanz und Distonirung mitſchreien kann, mitunter ein Bischen Pferde-, Hunde- und Gemäldekenner, und auch in einigen Hausmitteln nicht unerfahren iſt, ſo wird er um ſo mehr eine geſuchte Waare werden, als ein Mann ſeiner Qualität nicht unter die alltäglichen Erſcheinungen gehört. Er wird ſich bald Gönner, endlich gar ſeine eigenen Coterien und ſein eigenes Publikum erwerben, welches, bei Tiſche ſitzend, dann weiter nichts zu thun braucht, als zu eſſen und zu lachen, oder Speiſen und Späße mit einander zu genießen, wie man ſonſt zum Fleiſche Brot zu nehmen pflegt.

Der Herr vom Hauſe hat bei einem ſolchen Menſchen nichts weiter zu beobachten, als daß er dem eßluſtigen Firſtern einen guten Platz bei Tiſche anweist; am beſten ſetzt er ihn zwiſchen zwei frugale und joviale Leute, die ihn von Zeit zu Zeit wie eine Uhr aufziehen, oder an ihm Feuer ſchlagen; nur hüte man ſich, ihn neben eine ſchöne Frau zu ſetzen, über die er alle anweſenden Gäſte und Speiſen vergißt, oder neben einen mürriſchen Pedanten, der ihn niederdrückt und ihn wie einer Violine ein Sordin aufſetzt, oder neben einen Ritter von der traurigen Geſtalt, mit dem nichts anzufangen iſt. Dabei muß der Herr vom Hauſe darauf ſehen, daß der Tafelheld, der ſo zu ſagen die Seele des Schmausfeſtes ſein ſoll, wohl proviantirt werde; denn ſolche Witz-Paradepferde ſind, wenn ſie einmal Celebrität erwerben haben, nicht ſelten empfindlich für irgend eine, ſelbſt ſcheinbare Vernachläſſigung oder Zurückſetzung.

Wer nicht alle jene Eigenſchaften beſitzt, wird nie ein vielgeſuchter Hauptgaſt werden, deſſen ſich wohlhabende Leute gleichſam als eines Lockvogels bedienen, um andere Gäſte an ihre Tafel zu ziehen. Der Aermſte muß ſich dann gefallen laſſen, entweder vom eigenen Fett und auf eigene Koſten zu zehren, oder ſich wenigſtens mit frugalen Mahlzeiten und unanſehnlichen Tiſchgenoſſen zu begnügen. Schreibt indeſſen ein moderner Plutarch etwa einmal Tiſchgeſpräche, ſo kann dem Unglücklichen, wenn er ſie fleißig ſtudirt, vielleicht doch einige Hoffnung blühen, ſich zu Luxustafeln aufzuſchwingen. Sollte ihn aber der Name des ernſthaften alten Griechen von der Lektüre philoſophiſcher Schriften abſchrecken, ſo will ich ihn dazu ermuthigen, indem ich ihm sub rosa vertraue, daß eben dieſer weiſe Plutarch, ſeiner Weisheit unbeſchadet, der Wichtigkeit des Eſſens die feurigſte Lobrede hält, welche hier auch der meinigen die Krone aufſetzen ſoll und alſo lautet:

„Hebt man die Nahrung auf, ſo werden auch zugleich alle Altäre der Götter der Freundſchaft und des Gaſtrechtes aufgehoben. Thales ſagt, das ganze Weltgebäude würde in Verwirrung gerathen, wenn man die Erde daraus wegnehmen wollte; eben ſo würde auch jenes das Ende aller häuslichen Geſellſchaft ſein. Mit dem Tiſche müßten zugleich das der Veſta geheiligte Feuer, der Herd, die Becher, die Gaſtmahle, die Gaſtrechte, die erſten und nothwendigſten Bande der gegenſeitigen Liebe, mit einem Worte, das ganze

Leben hinwegfallen, wenn es anders die Beſtimmung des Menſchen iſt, wechſelweiſe zu arbeiten und ſich zu ergetzen, als wozu die Bereitung und der Genuß der Speiſen am meiſten Gelegenheit gibt."

Wer das Gemälde einer nichts eſſenden Menſchheit in's Ungeheure ausmalen will, der bedenke, daß es, ſo wie das Eſſen aufhört, nicht nur keine Köchinnen und Köche, keine Küchenmägde und Küchenjungen, auch keine Wirthſchafterinnen, ja ſogar keine Hausfrauen mehr geben könnte; bedenke, daß alle diejenigen, die jetzt vom Verkaufe der Lebensmittel leben, brotlos würden, daß der Ackerbau und die Viehzucht beinahe ganz eingingen, daß Fiſche und Vögel ſich in's Unendliche vervielfältigen, die Menſchen aber an Macht und Zahl von jenen Weſen unterjocht würden, die jetzt von ihnen unterjocht und verzehrt würden. Wo ſollte es hinführen, wenn die Flüſſe dann mehr Fiſche als Waſſertropfen, alle Wege mehr Thierlein als Staubkörner hätten? Darum, geliebteſte Menſchen! eſſet, und laſſet es euch wohl ſchmecken!

## Glückliche und unglückliche Gedanken über die Glücksgöttin und das Glück.

Man irrt, wenn man die Fortuna, von den Griechen τυχη genannt, nur für eine gabenaustheilende, freudenbringende Göttin hält; denn ſie iſt, im Sinne des klaſſiſchen Alterthums, die Lenkerin ſowohl der guten als der böſen Schickſale des Menſchen. Es läßt ſich daraus erklären, warum es ſo oft geſchieht, daß das Glück manche Menſchen unglücklich macht, weil ſie es nicht ertragen können, wogegen durch das Unglück ſo viele Menſchen, die ſich von demſelben nicht zermalmen laſſen, zuerſt glücksfähig, dann glücklich werden. Das Unglück führt uns oft auf einem ſehr rauhen Wege, voll von Steinen und Dorngeſträuchen, zum Tempel des Glückes; es züchtigt uns aber auch für die Verbrechen, die wir im Tempel des Glückes begingen. Viele Unglückliche ſind glücklich geworden, allein viel größer iſt die Zahl der Glücklichen, die unglücklich wurden. Der Verluſt des Glückes fällt uns aber um ſo ſchwerer, iſt uns um ſo ſchmerzlicher, weil derſelbe gewöhnlich — mehr oder weniger — die Folge unſerer Thorheit oder Schuld, folglich unſer eigenes Werk iſt. Unſere unvernünftigen oder ſchlechten Handlungen ſind die dichten ſchwarzen Wolken, welche ſich vor die Sonne ſtellen und zerſtörende Gewitter bringen. Heil dem Menſchen, den ſolche Todesſtürme noch zu reinigen vermögen, wie die Atmoſphäre!

Die Vorwelt erſchöpfte ſich in Huldigungen, welche ſie dem Glücke darbrachte. Ein tiefer Sinn liegt in dem orphiſchen Mythos, in welchem Fortuna als eines und dasſelbe Weſen mit der unterirdiſchen Göttin Hekate erſcheint. So wie ſich die Macht der Letzteren über die Unterwelt erſtreckt, eben ſo vermag uns die Erſtere in den Abgrund zu ziehen.

Sehr wahr und treffend finde ich die Abbildung dieſer dreigeſtaltigen Hekate *) als drei mit dem Rücken zuſammengefügte Figuren, welche das gute und böſe Glück in ihrem vollen Umfange bedeutungsvoll darſtellen. Eine dieſer drei Figuren trägt einen halben Mond (Ruhe und ſanfte Heiterkeit) auf dem Haupte. Ueber dem Halbmonde ſieht man Blumen, die Sinnbilder der Freude. In jeder Hand hält ſie eine Fackel; das Glück erleuchtet uns ja die Lebensjahre und beſtrahlt nicht nur den Glücklichen, ſondern auch Alles, was ihn umgibt. Die Flammen derſelben können aber auch ein wildes Feuer entzünden, und die Fackeln der Luſt werden Todesfackeln.

Das Haupt der zweiten Figur bedeckt eine phrygiſche Mütze. Die aus dem Rande derſelben hervorkommenden Strahlen bilden ein Diadem. Umgibt nicht ein eigener Nimbus das Haupt des Glücklichen, der ihn den Nicht-Glücklichen als einen Verklärten, als ein Weſen höherer Art erſcheinen läßt? — Sein Licht fällt ſogar auf Jeden, der in ſeiner Nähe ſtehen darf. Leider verwandeln ſich aber jene Strahlen nicht ſelten in Blitze, die dem Strahlenden ſelbſt ſo verderblich werden als dem Beſtrahlten. — In der einen Hand hält dieſe Figur ein Schwert, in der anderen eine Schlange. Deutet das Schwert nicht auf den Uebermuth des Glücklichen, der ihn zu mancher gewaltthätigen Handlung verleitet und endlich ihn ſelbſt einem gewaltſamen Tode entgegen führt? Und wer weiß es nicht, daß die giftige Schlange gern unter Blumen lauert?

---

*) Man ſehe Montfaucon's: L'antiquité explicée 1. Bd.

Das Haupt der dritten Figur iſt mit Lorbeerzweigen bekränzt. Fortuna krönt den ſiegreichen Helden, den unſterblichen Künſtler. — In der rechten Hand trägt ſie einen Schlüſſel: das heißt: ihr Geld öffnet dem Lieblinge alle Thüren und Thore. Die linke Hand hält einen Strick — das Zeichen der Schmach! Wie Viele führte das Glück an den Pranger! wie Viele zum Strange!

Die Römer zeigten ſich dem Glücke, dem ſie ſo viel zu verdanken hatten, höchſt dankbar; ſie behaupteten ſogar, Fortuna habe ſich, nachdem ſie, ohne irgendwo zu verweilen, die ganze Erde durchflogen, endlich auf dem palatiniſchen Hügel niedergelaſſen, wo ſie ihre Flügel ablegte, um für immer in Rom zu reſidiren. Man erſieht daraus, daß auch die flatterhafteſte Perſon noch recht ſtandhaft und ſolid werden kann, wie denn manche junge Herren und ältliche Fräulein, wenn ſie ausgetobt, ausgeſchwärmt und ausgetanzt haben, endlich recht gute und ſolide Ehepaare geben! In der Stadt Antium hatte die Fortuna einen prächtigen Tempel, in dem man die beiden Statuen derſelben als Orakel befragte; und mit vollem Rechte! War denn nicht das Glück von jeher das Orakel der Welt?

In Rom ſelbſt hatte Fortuna nicht weniger als ſiebenundzwanzig Tempel; und da es ſo vielgeſtaltig und ſo wandelbar erſchien, ſo erhielt es bei den Römern auch viele Beinamen, wie z. B. das bärtige Glück, das kurzdauernde, das eintägige, das zweifelhafte, das böſe, das männliche, das jungfräuliche, das weibliche, deſſen Statue ihre weibliche Natur augenblicklich dadurch bewährte, daß ſie, in Rom kaum aufgeſtellt, ſogleich zu ſprechen anfing; ferner das willfährige Glück, das Glück der Erſtgeburt, das Staatsglück, das wiederkehrende, das Glück der guten Hoffnung, das Unfall verhütende, das ſtarke, mächtige u. ſ. w. *). So viele Beinamen Fortuna erhielt, eben ſo vielfältig ſind auch ihre Abbildungen. Sie erſcheint, um ihre Flüchtigkeit anzudeuten, bald geflügelt, bald ohne Flügel, oder auf ein dahin rollendes Rad geſtützt, oder auf einer Kugel ſitzend oder ſtehend, bald mit verbundenen Augen, ihre Gaben blindlings austheilend, bald als Schätzeſpenderin mit einem Füllhorn, bald als Weltbeherrſcherin mit einer Weltkugel. Sie trägt auch den Gott des Reichthums (Plutus) als Säugling auf den Armen; auch findet man ſie mit zwei Steuerrudern abgebildet, mit denen ſie den Nachen des guten oder des widrigen Geſchickes lenkt.

Die Römer, ungeachtet ſie ſich brüſteten, daß Fortuna bei ihnen zu Hauſe ſei und gleichſam das Bürgerrecht habe, glaubten ſogar an ein ſchlafendes Glück. Bei dem Fenſterthor **) in Rom befand ſich das ſogenannte Schlafzimmer der Glücksgöttin. Leider iſt es nur zu wahr, daß das Glück, wenn das Verdienſt auf daſſelbe wartet, oft mit den Siebenſchläfern wetteifert und von der Schlafſucht und dem Starrkrampfe befallen zu ſein ſcheint, wogegen es manchen Unwürdigen im Schlafe beſucht, wie Luna den Endymion, und Andern gar als **Fortuna viscata** *) erſcheint, indem es ſeine Lieblinge ſo feſthält, wie der Vogelleim die Vögel. Ungeachtet deſſen wird jeder Menſch beſſer thun, auf ſein Verdienſt zu bauen als auf das Glück, eben weil jenes bleibend, dieſes unſtät und ein Kind des Zufalls iſt. Das ungünſtige Glück kann uns in Noth und Elend verſinken laſſen, es kann aber nicht den Rechtlichen zum Schurken, den Vernünftigen zum Narren, den Muthigen zur Memme machen u. ſ. w. Das Glück iſt die Feuerprobe, die ſo Wenige unverſehrt beſtehen; es verſetzt Viele in den Zuſtand jener ſchweren Krankheiten, worin der gefährlich Kranke geſund zu ſein glaubt. Das Glück gleicht jenen Giftarten, die nur ein geſunder Menſch ohne Schaden berühren und bei ſich tragen kann; nähert ſich aber denſelben ein Menſch mit Wunden und Geſchwüren, ſo werden ſie ihm tödtlich, weil ſie ſogleich in dieſe eindringen.

---

*) Fortuna barbata, brevis, hujus diei, dubia, mala, virilis, muliebris, virgo, obsequens und blanda, primigenita, publica, redux, bonae spei, averunca, fortis etc.

**) Porta fenestrella oder fenestralis.

Das Glück hat aber eine beſonders ſtarke Neigung, ſich in Alles zu mengen; da, wo es nicht als ſtabiler Schauſpieler auftreten kann, will es wenigſtens Gaſtrollen ſpielen; kommt es nicht dazu, Heldengedichte und Schauſpiele zu ſchreiben, ſo ſpuckt es wenigſtens in Zeitſchriften und Taſchenbüchern, und vertheilt auf den Jahrmärkten ſeine Gaben an ſolche Menſchlein, die von denſelben keinen rechten Gebrauch zu machen verſtehen, während Andere gar nichts Beſſeres zu thun wiſſen, als die Geberin ſammt ihren Gaben eiligſt zum Fenſter hinauszuwerfen, indeſſen Andere Beide hinter Schloß und Riegel verſperren. Wenige verſtehen es, ſich des Glückes würdig zu machen, noch Wenigere wiſſen es recht zu genießen, noch Wenigere es feſtzuhalten. Das blinde Glück iſt, leider! zugleich der Wegweiſer der eben ſo blinden Menſchen.

---

*) Von dem Worte viscum, Vogelleim.

Der beſte Dienſt, welchen das Glück einem Menſchen leiſten kann, beſteht nicht darin, daß es ihm die höchſten Güter der Erde gibt, ſondern daß es ihm die Fähigkeit verleiht, ſich jene Güter auf rechtliche und edle Weiſe ſelbſt zu erwerben. Es muß ihm gleichſam bei ſeinen Unterſuchungen die Hand bieten. So z. B. ſind zwei Ärzte oft gleich geſchickt, gleich eifrig in ihrem Berufe, aber — der Eine iſt ein glücklicher Arzt, die meiſten ſeiner Kranken geneſen; dem Andern ſterben die meiſten, er hat kein Glück! Große Dichter und große Maler ſind Kinder des Glückes; ſie wiſſen oft ſelbſt nicht, wie es geſchah, daß ſie ſo viel Schönes und Herrliches ſchufen, und derjenige, der ſich ihrer himmliſchen Schöpfungen erfreut, ruft in ſeinem Entzücken aus: „Welche glückliche Idee! welche glücklichen Züge! —

Der Maler Protagoras malte einen Hund, der, von Müdigkeit erſchöpft, keuchend da lag. Zeichnung und Colorit war trefflich; nur der Schaum an der Schnauze wollte, ungeachtet aller darauf verwendeten Mühe, nicht gelingen. Der erzürnte Künſtler ergreift einen Schwamm, mit dem er die Farben abzuwiſchen pflegt, und wirft ihn auf das Gemälde, um es zu vertilgen. Der Schwamm trifft die Schnautze, und ſiehe da! was aller Kunſt nicht gelang, das that der glückliche Wurf.

Zu bedauern iſt der größte Feldherr, wenn er kein Glück hat, denn die durchdachteſten Operationen und Plane mißlingen ohne daſſelbe. Sylla erhielt den Beinamen des Glücklichen. Plutarch ſchrieb lange Abhandlungen über das Glück des großen Alexander und über das Glück der Römer. Cäſar rief dem zitternden Schiffer im Sturme zu: „Du führſt den Cäſar und ſein Glück!“ — Bekannt iſt das Mährchen vom Fortunat, dem Schooßkinde des Glückes, dem Alles gelingt, während Andern Alles mißlingt. Das Leben eines ſolchen Glückskindes iſt ein ununterbrochenes Wunder. Jaſon von Pherä, dem das Leben, wegen eines für unheilbar erklärten Geſchwüres in der Bruſt, verhaßt war, ſtürzte ſich, den Tod ſuchend, in das dichteſte Schlachtgetümmel. Durch eine in die Bruſt erhaltene tiefe Wunde öffnet ſich das Geſchwür, er wird geheilt und geſund.

Ungeachtet aber die Macht des Glückes ſo groß iſt, bleibt es doch gewiß, daß die Macht des Geiſtes noch größer iſt. Das Glück liefert ihm eigentlich nur den Stoff; die Bearbeitung, die Bildung und der Gebrauch desſelben iſt ſein Werk. Und ſo hängt unſer Wohl und Weh in der Hauptſache nicht vom Glücke, ſondern von uns ſelbſt ab, und wir thun beſſer, nicht der Glücksgöttin, ſondern unſerm guten Genius zu huldigen. Ruhmwürdige Thaten ausüben, iſt unſer Werk, das Bekanntwerden und die Belohnung derſelben, iſt die Sache des Glücks. Wir ſind wohl die Herren unſerer Plane und Entwürfe, den guten Erfolg derſelben krönt aber das Glück. Durchblättern wir die Annalen der Geſchichte, ſo ſehen wir, wie oft das Glück ſeine Hand im Spiele hat; wir finden aber auch nicht wenige Beiſpiele, daß — Tugend und Klugheit die Rolle des Glückes übernehmen, das Glück ſelbſt aber das größte und gefährlichſte aller Hazardſpiele iſt. Insbeſondere dringt ſich aber die Bemerkung auf, daß ſich in unſerm irdiſchen Treiben die meiſten Dinge von ſelbſt machen.

Das Glück äußert den wohlthätigſten Einfluß auf uns, wenn es kommt und wenn es ſcheidet. Anfangs nämlich macht es den Menſchen gewöhnlich gut, edel und froh; verläßt es uns aber, dann ſammeln wir die köſtliche Erfahrung, daß man die Welt und die Menſchen nie beſſer kennen lernt, als bei einem Glückswechſel.

Unter allen Erdengütern wäre die Liebe allein im Stande, ein Surrogat des Glückes zu werden. Eine Liebe, die ſich immer gleich bliebe, wäre allerdings im Stande, des Glückes zu entbehren; aber — wo findet man denn eine Liebe, die ſich immer gleich bliebe? Und leider muß man bekennen, daß ſogar die Liebe ohne Mittel nicht ſelten ein leerer Titel iſt, und daß die ſchöne und mächtige Zauberin ſich in der Länge der Zeit oft in eine abſcheuliche Hexe verwandelt.

Das menſchliche Leben erinnert mich, hinſichtlich des

Glückes, an die alte Eintheilung Arabiens. Zwei Theile dieſes Landes (Arabia deserta und Arabia petraea) beſtehen aus dürren Sandwüſten; das glückliche Arabien prangt zwar mit Geld und Edelſteinen; man bedient ſich daſelbſt ſogar der wohlriechendſten Gewürzbäume ſtatt des Brennholzes, während die beiden erſtern ſogar an den gewöhnlichen Bäumen Mangel leiden; aber ach! dieſes glückliche Arabien iſt nur ein kleiner Theil des öden Ganzen, und dennoch bringen nur wenig Glückliche einen kleinen Theil des Lebens in dieſem Diminutiv-Ländchen des glücklichen Lebens-Arabiens zu!

## Anekdoten.

Ming-Wang, einer der Richter in der Unterwelt der Chineſen, ſandte einen ſeiner dienſtbaren Geiſter in die Oberwelt, ihm einen ſehr geſchickten Arzt zu holen. „Gib nur Acht," ſagte er, „wenn du zu ſeinem Hauſe kommſt. Siehſt du vor dem Thor keine Schaar von wehklagenden Geiſtern, ſo biſt du bei dem rechten Manne." — Der Abgeſandte langte mit Anbruch der Nacht auf der Erde an, und durchwanderte die Stadt bis Mitternacht, fand aber vor jedem Hauſe, in dem ein Arzt wohnte, einen Schwarm von zürnenden, wehklagenden Geiſtern, die ihren Mörder verwünſchten. Endlich kam er zu einem Hauſe, vor welchem nur eine einzige Schattengeſtalt ſeufzend und ächzend auf und nieder ſchritt. Voll Freude rief das Geſpenſtlein aus: „Nun habe ich den rechten Mann gefunden!“ — Er fragte einen Vorübergehenden: „Der Arzt, der in dieſem Hauſe wohnt, iſt ohne Zweifel ſehr geſchickt und ſehr berühmt?“ — „O nein!“ erwiederte der Gefragte, „er treibt ſein Geſchäft erſt ſeit geſtern.“

* * *

Einem Porträtmaler, der keine Kunden fand, gab ein guter Freund den Rath, ſich und ſein Weib, in zärtlicher Umarmung unter einem Baume ſitzend, mit ſprechender Ähnlichkeit zu malen und das Gemälde vor dem Hauſe aufzuſtellen, damit jeder Einwohner des Städtchens Beide ſogleich erkennen und die Geſchicklichkeit des Malers bewundern müſſe. Der Künſtler befolgte ſogleich den guten Rath. Am erſten Tage der Kunſtausſtellung ging der Schwiegervater des hoffnungsvoll lauernden Künſtlers an dem Hauſe vorüber, erblickte das Bild und fragte den Schwiegerſohn, ob die hier konterfeite Schöne ein Ideal ſei, oder ob ſie der Wirklichkeit angehöre. Der Künſtler rief ihm zürnend entgegen: „Wie! Unnatürlicher Vater! Ihr erkennt Eure eigene Tochter nicht?“ — Nun gerieth aber der Schwiegervater in Zorn und ſagte: „Wie kommt Ihr aber zu der abſurden Idee, meine Tochter in der Umarmung eines fremden Mannes zu malen?“

* * *

Ein übermüthiger reicher Spaßvogel that einem Geizigen den Antrag, er wolle ihm hundert Thaler geben, wenn er ſich von ihm zu Tode prügeln laſſe. Der Geizige dachte eine Weile nach und ſagte dann: „Nein! das geht nicht.

Gebt mir aber fünfzig Thaler und prügelt mich halb zu Tode!“

Derſelbe Geizhals wanderte einſt mit ſeinem Sohne durch einen Wald. Ein Tiger ſprang aus einem Gebüſche hervor, packte den Alten und ſprang mit ihm davon. Der Sohn ſpannte flugs den Bogen und ſchoß dem Tiger einen Pfeil nach. Der Pfeil ſtack in der Seite; der Tiger ließ die Beute los und war todt. Die erſten Worte, welche der gerettete Filz dem Retter zürnend entgegen rief, waren: „Ungeſchickter Knabe! Nun hat das ſchöne Fell durch den Pfeil ein Loch bekommen; wer wird es uns jetzt abkaufen?“

---

Die Lügner von Profeſſion, ſo verächtlich ſie an und für ſich ſind, werden doch ergetzliche Perſonen, wenn ſie mit ihrem ſchnöden Gewerbe das Übertreiben und Aufſchneiden verbinden. Dieſe Gabe pflegt vorzugsweiſe denjenigen eigen zu ſein, die in der Welt viel herumgekommen ſind. Beſitzen ſie dabei auch die gehörige Doſis Redſeligkeit, ſo werden ſie bald Meiſter in ihrer Kunſt, und es fehlt ihnen nie an geneigten Zuhörern. Ein Sprichwort ſagt: Wer aus der Ferne kommt, hat gut lügen. Wer jene Großhändler im Lugen bekämpfen will, muß es mit ihren eigenen Waffen thun; er muß ihre ärgſten Übertreibungen durch noch ärgere überbieten.

Den Sieg über alle andern Nationen, ſelbſt über die Franzoſen, haben auf dieſem Felde die rühmlichſt bekannten Gaskonier davon getragen.

Aus der Menge der Anekdoten, die man von ſolchen

Gaskonaden erzählt, will ich hier pour la bonne bouche nur ein Kleeblättchen mittheilen.

Zwei luſtige Geſellen ſchlenderten einſt behaglich in den Gäſſen von Straßburg umher. Als ſie den Münſter erblickten, betheuerte der Eine, die Schärfe ſeiner Sehkraft rühmend, daß er ſo eben auf der Spitze des Thurmes ein junges Mäuschen laufen ſehe. „Nein!“ ſagte der Andere, „ſehen kann ich ſie nicht, aber ich höre, wie ſie eben am Thurmknopfe nagt, und ſich in dem Augenblick ein unendlich kleines Zähnchen bricht.“

Noch mehr zu bewundern wäre das Auge desjenigen, der in Wien auf dem Stephansplatze ſtehend, eine Mücke auf der Thurmſpitze gähnen zu ſehen vermöchte.

Ein Reiſender, der in allen Welttheilen zu Hauſe zu ſein vorgab, erzählte als ein beſonderes Naturſpiel, er habe Kohlhäupter geſehen, die ſo hochſtämmig und ſo ungeheuer groß und breit waren, daß unter jedem Blatt fünfzig Krieger kämpfen konnten, und die Feigen unter jedem Blatte noch ſo viel Raum zur Flucht fanden, daß die Verfolger ſie nicht einholen konnten. Als der Erzähler geendet hatte, nahm einer der Zuhörer das Wort und ſagte ſehr gelaſſen: „Auch ich bin weit und breit herumgekommen, ſogar bis zu den Grönländern und Feuerländern. Bei den Letztern ſah ich mit nicht geringem Erſtaunen dreihundert Schmiede, die an einem Keſſel arbeiteten, deſſen Kreis zu umgehen man mehr als drei Stunden brauchte.“ — „Aber,“ ſagte der Erſte, raſch einfallend, „wozu ſollte denn dieſer unſinnig ungeheure Keſſel dienen?“ — „Vermuthlich,“ erwiederte der Zweite, „um Ihren unſinnig ungeheuren Kohl darin zu kochen.“ — Jener ſagte, etwas erboſt: „Sie werden mir doch glauben, daß ich in einem Seegefechte, dem ich als Volontair beiwohnte, auf einem feindlichen Schiffe dreihundert Mann getödtet habe?“ — „Einer ſolchen Heldenthat,“ ſagte der Andere mit der ruhigſten Haltung, „kann ich mich zwar nicht rühmen, als ich aber die Schweiz beſuchte, machte ich die Bravour, durch einen Schornſtein herabzugleiten, um bei feſtverſchloſſener Hausthür in das Zimmer eines Mädchens zu kommen, in welches ich ſterblich verliebt war.“ — „Jammerſchade!“ ſchrie der Erſte ſpottend, „daß es in der Schweiz keine Schornſteine gibt.“ — „Sie ſind doch ſehr ungefällig,“ ewiederte der Älpler; „ich laſſe Sie ohne Widerrede dreihundert Mann auf einem Schiffe tödten, und Sie erlauben mir nicht einmal, durch einen Schornſtein herabzugleiten, um ein hübſches Mädchen zu ſehen!“

## Zerſtreute.

Ein evangeliſcher Landgeiſtlicher in England nahm Abends von ſeiner Auserwählten zärtlichen Abſchied, nachdem mit Zuſtimmung der Braut und ihrer Ältern beſchloſſen worden war, daß am nächſten Vormittag um eilf Uhr die Trauung Statt haben ſollte. Als der Bräutigam aber früh erwachte, gerieth er über die Schönheit des Morgens in ein ſolches Entzücken, daß er die Braut und die Trauung vergaß, Fiſchangel und Netz ergriff, und nach einem entfernten Teich wanderte, wo er ſich ſeiner Lieblingsunterhaltung, dem Fiſchfange, mit ſolchem Vergnügen überließ, daß er nicht eher aufhörte, als bis die Abenddämmerung und der Hunger ihn an die Rückkehr mahnten.

Im Hauſe der Brautältern ſtand indeß den ganzen Vormittag ein köſtliches Gabelfrühſtück bereit; die Hochzeitgäſte verſammelten ſich, kein Bräutigam erſchien. Die Mutter trippelte mit ängſtlicher Ungeduld umher, der Vater brummte, die ſchneeweiß gekleidete Braut, das kunſtreich gelockte Haar mit dem Myrthenkranze geſchmückt, ſaß in ſteigender Verlegenheit und mit zunehmender Röthe nach Thür und Fenſter blickend. Man ſchickte Boten nach dem Bräutigam: er war nicht zu Hauſe, auch wußte Niemand, wo er ſei. Endlich — gegen ſieben Uhr Abends — erſchien er mit einem Netze voll köſtlicher Fiſche. Die freudige Erwartung des Lobes, womit man ihn nun überſtrömen würde, glänzte in ſeinen Augen; er erſtaunte daher nicht wenig, als er ſich in ſeiner ſüßen Hoffnung getäuſcht und mit Vorwürfen von allen Seiten überhäuft ſah. Vergebens bat er um Verzeihung, vergebens bat er die Trauung am nächſten Tag zu feiern. Die unerbittliche Braut erklärte, keine Macht auf Erden werde ſie bewegen, ihn zu heirathen. Der unglückliche Zerſtreute mußte ſammt ſeinen Fiſchen das Haus verlaſſen, mit dem Bedeuten, es nie wieder zu betreten. Daheim angelangt, übergab er die reiche Beute ſeiner Magd mit den Worten: „Warum haſt du mich denn nicht erinnert, daß heute mein Hochzeittag ſein ſollte?“ —

Er wagte es nicht mehr, an eine Heirath zu denken, und ſtarb als Junggeſelle.

Eines Tages ging er in die Bude eines Optikers, um Augengläſer zu kaufen. Nach langem Wählen erwiſchte er eine Brilleneinfaſſung von Schildkröte — doch ohne Gläſer, ſetzte ſie auf, und wollte bezahlen, indem er verſicherte, er habe noch nie ſo vortreffliche Augengläſer gehabt.

Er pflegte an Sonntagen, wo er in einem, eine Stunde entlegenen Dorfe predigte, zu reiten, ein Viertelſtündchen, ehe er zum Orte kam, abzuſteigen, den Zügel um den Arm geſchlungen, das Pferd zu führen und ſeine Predigt zu überleſen, bis er an den Eingang des Kirchhofes kam, wo der ihn erwartende Sohn des Küſters das Pferd übernahm.

Eines Tages hatte er ſeinen Weg auf die gewöhnliche Weiſe zurückgelegt und ſtand endlich am Kirchhofthor ſtille.

Der Küſterknabe verbeugte ſich und blieb ſtehen.

**Paſtor.** Nimm das Pferd!

**Knabe.** Welches Pferd?

**Paſtor.** Nu — meinen Braunen.

**Knabe.** Wo iſt er denn?

**Paſtor.** Hier.

Der Braun war aber nicht hier, denn er hatte ſich, als dem leitenden Herrn unterwegs der Zügel vom Arm entſchlüpfte, eigenmächtig beurlaubt.

„Soll ich ihm nachlaufen?“ fragte der Junge, als der Paſtor ſich von der Abweſenheit des Pferdes überzeugt hatte.

„O nein!“ ſagte dieſer, „auf dem Rückwege werde ich ihn wohl finden.“

Nicht weniger komiſche Züge von Zerſtreutheit liefert ein engliſcher Landedelmann. Er beſuchte eines Tages einen Freund in der Nachbarſchaft, bei dem er auch das Mittagsmahl einnahm. Erſt ſpät ritt er nach Hauſe. Die Nacht war dunkel; der Wind pfiff. Den Reiter befiel auf dem öden Wege die Furcht vor Räubern; er gab dem Pferde die Sporne. Plötzlich vernahm er hinter ſich den Schall von Pferdehufen. Kein Zweifel! Ein Räuber verfolgte ihn. Er fiel vom Trabe in Galopp; der Verfolger gleichfalls. Je ſtärker er galoppirte, deſto ſtärker galoppirte auch der ihm nachſetzende Feind. Endlich hatte er, ganz athemlos, ſein Schloß erreicht. Sein Diener ſprengte vorwärts, um das Thor öffnen zu laſſen.

„Wer da?“ rief der Edelmann.

„Ich,“ ſagte der Diener.

„Welcher Ich?“

„Richard, der Reitknecht.“

Nun war das Räthſel gelöſet. Der zerſtreute Edelmann hatte ſich vor dem Hufſchlag ſeines eigenen Reitknechtes gefürchtet, da er nicht mehr daran dachte, daß er einen Begleiter bei ſich hatte.

Derſelbe Edelmann pflegte auch laut zu denken.

Eines Tages beſuchte ihn ein Bekannter, mit dem er lange ſprach. Endlich verfiel er in ſeine Zerſtreutheit, ſchaute dem Beſuchenden feſt in die Augen, hielt ihn beim Knopfe, und ſagte, was er blos zu denken glaubte: „Hm! Soll ich ihn zum Mittagmahle laden? Zwei Plätze ſind noch leer; ich habe dieſen Sommer zwei Mal bei ihm geſpeiſet; muß ihn doch laden.“ — Nun folgte eine kleine Pauſe, dann fuhr er fort: „Nein — ein andermal; er iſt ein gar fataler Kopfhänger!“ —

Der arme Kopfhänger ſtellte ſich, als habe er dieſe Worte nicht gehört, da er merkte, daß der Sprechende das Geſagte nur zu denken glaubte.

Als jener Edelmann einſt bei einer verwitweten Gräfin zu Gaſte war, führte er ſie am Arme zur Tafel, ſetzte ſich aber ſelbſt oben an, präſentirte ihr die Gerichte und legte ihr vor, ſchimpfte jedoch unaufhörlich über die ſchlechte Küche. „Der Koch müſſe betrunken ſein — ein elendes Eſſen — nichts zu genießen! — Die Verlegenheit der ſich ſelbſt und den Koch entſchuldigenden Hausfrau endigte erſt, als ſich's aufklärte, daß der zerſtreute Gaſt daheim zu ſpeiſen und ſeinen eigenen Koch zu tadeln glaubte.

Graf Brancas, welcher dem **La Bruyère** zu dem Charakterbilde des Zerſtreuten viele Züge geliefert haben ſoll, las eines Tages ſehr aufmerkſam in einem Buche, als die Amme ihm ſein Kind brachte. Er warf das Buch auf den Tiſch und nahm das Kind auf den Arm. Während er mit demſelben tändelte, wurde ihm ein wichtiger Beſuch gemeldet. Der Zerſtreute vergaß darüber das Kind, glaubte noch das Buch in den Händen zu haben, und warf das ſchreiende kleine Weſen auf den Tiſch.

Der franzöſiſche Dichter **La Fontaine** hatte zwar dem Leichenbegängniſſe eines ſeiner Freunde beigewohnt, deſſen ungeachtet aber ging er ein paar Tage darauf in die Wohnung des Verſtorbenen, in der Abſicht, ihn zu beſuchen. Als man ihm nun den Tod desſelben meldete, ſagte er: „Ganz recht! Ich erinnere mich jetzt, daß ich ſelbſt vorgeſtern bei ſeiner Leiche zugegen war!“

* * *

## Yſopblätter.

Wer einen übermäßigen Hang zur Einſamkeit fühlt, hat entweder zu wenig oder zu viel gelebt.

Der Streitende erhält das Recht, der Nachgebende die Eintracht.

Bücher füllen den Geiſt, aber die Erfahrung nährt ihn.

Der Geiſtreiche weiß ſelbſt den Geiſtloſen zu verwenden. So läßt ſich aus Waſſerſtoff brennbare Luft erzeugen.

Die Liebe in einem unheiligen Herzen erſcheint wie der heilige Johannes in der Wüſte.

Wolle doch Jeder nur das ſein, was er ſein kann, und leben in dem, was er iſt!

Gute Ältern ſind Phönixe, die ſich ſelbſt verbrennen, um ein neues Leben hervorzurufen.

Auch der hellſte Verſtand kann leicht irren; eine Wahrheit, die Jeder unbedingt zugibt, in ſo fern er dabei an — ſeinen Nebenmenſchen denkt.

Der Neidiſche hält jedes einem Andern geſpendete Lob für eine Beleidigung gegen ſich, und jedes einem Andern zu Theil gewordene Gut für ein, an ſeiner Perſon begangenes Unrecht.

Es gibt in Hinſicht auf das Bewundern zweierlei Narren; die Einen bewundern Alles, die Andern nichts.

Wer hoffnungsloſe Liebe bekämpfen will, muß, gleich den alten Parthern, fliehend kämpfen. Bleibt er auf derſelben Stelle, ſo iſt alle Mühe vergebens.

Menſchen, die Glück haben, und es nicht zu gebrauchen wiſſen, ſtellen Bildſäulen am Tempel der Fortuna vor.

Das Glück der Liebe iſt den meiſten Menſchen nur Entzückung eines flüchtigen Taumels, nicht anhaltende Wonne des wachen Bewußtſeins, nur ein Nordlicht, keine Himmelsſonne des Lebens.

Der Apfel fällt nicht weit vom Stamme. Dieſes Sprüchlein kann man auch dahin deuten, daß weiſe Männer oft naſeweiſe Söhne haben.

Der Epos iſt im Reiche der Poeſie der Adler, der Roman die Schwalbe; er fliegt nicht hoch und liebt das häusliche Leben.

Drei Hauptmomente unſerer Pilgerreiſe hienieden ſind: Lebensmühe, Lebensluſt und Lebensglück. Unverdroſſen ſei die erſte, ſo gedeiht die zweite ruhig, und durch ſie die dritte kräftig.

Echte Künſtler ſind Salamander, die in dem Feuer leben, von welchem andere Weſen verzehrt werden.

Das Kamäleon, von dem man ſagt, daß es ſich von der Luft ernähre, hat die ſchnellſte Zunge.

Nur der Elende erkennt die Macht des Glückes; der Glückliche rechnet den Wohlſtand, deſſen er ſich erfreut, ſeiner Klugheit und ſeinem Verdienſte zu.

Tadel iſt die Taxe, welche ein Menſch den Übrigen zahlen muß für die Erlaubniß, ausgezeichnet durch Vorzüge ſein zu dürfen.

Ein ſchwacher Grund, den man für ſeine Behauptung anführt, ſchwächt alle ſtarken, die man vorher gab.

Manche Menſchen beſtreben ſich ängſtlicher ihren Verſtand zu verbergen als ihre Gebrechen, ſo wie Manche ihre Tugenden und Vorzüge ſorgfältiger verhüllen, als Andere ihre Untugenden und Mängel.

Jeder will lang leben, aber Keiner will alt werden.

Die Mädchen gleichen in puncto ihres Herzens jenen Beſitzern von Weingärten, die zugleich die Schenkgerechtigkeit haben, mit welcher ſie dann die Zuſprechenden in beiden Herzenskammern erquicken.

Venus, eine ſchöne gutmüthige Frau, iſt die Göttin der Liebe; Juno, eine entſetzliche Widerbellerin, die Göttin der Ehe. Beide waren Todfeindinnen.

Leſen wir in einem Buche eine Stelle, worin des Schriftſtellers Meinung mit der unſrigen übereinſtimmt, ſo ſagen wir, das ſei eine treffliche Bemerkung. Denken wir aber mit ihm nicht gleich, ſo ſagen wir, er habe ſich geirrt.

Neider und auch manche Kritiker gleichen den Mücken, die den Menſchen oder Schriftſteller in der ſchönſten Jahreszeit am meiſten quälen.

Zürnen heißt, die Fehler eines Andern an ſich ſelbſt ſtrafen.

Leute mit engen Seelen gleichen den enghalſigen Flaſchen mit mouſſirenden Weinen: je weniger in ihnen iſt, deſto mehr Getöſe machen ſie, wenn dieſes Wenige herausſpringt.

Viele Menſchen handeln verſtändig, noch mehrere klug, aber ſehr wenige großmüthig.

Diejenigen, die in Geſellſchaft gewöhnlich als liebenswürdig brilliren, ſind gewöhnlich aus Höflichkeit und Falſchheit zuſammengeſetzt.

So wie die Weiber gleich den Räthſeln ſchwer zu entziffern ſind, ſo gleichen ſie dieſen auch darin, daß ſie ſelten mehr gefallen, ſobald wir die Auflöſung wiſſen.

Sich ſelbſt Thorheiten verzeihen, die man Andern nicht verzeiht, heißt mit andern Worten: lieber ſelbſt ein Narr ſein wollen, als es Andern erlauben.

Man ſollte ſich nie ſchämen zu geſtehen, daß man Unrecht gehabt habe, denn man geſteht dadurch eigentlich nichts Anderes, als daß man heute beſſer oder klüger ſei als geſtern.

Je heller das Licht, in dem ein Gegenſtand ſich befindet, deſto leichter iſt jeder kleinſte Flecken an demſelben zu erkennen. Dies gilt von Kleidern wie von Menſchen.

# Muſterkarte von Pedanten und Pedantinnen.

Man iſt, herkömmlicher Weiſe, gewohnt, ſich unter einem Pedanten einen Gelehrten, insbeſondere einen Schulmann zu denken; und der Pedantinnen, ſo viele es deren auch gibt, geſchieht faſt gar keine Erwähnung. Es iſt wahr, man trifft unter den Gelehrten und Schulmännern die meiſten Pedanten; man findet ſie aber auch in allen übrigen Ständen, in jedem Alter, und beim weiblichen Geſchlechte ſo gut, wie beim männlichen: Pedanten mit Tabaknaſen, ſo wie Pedanten von Wohlgerüchen duftend; Pedanten bei der düſtern Nachtlampe, wie im kerzenhellen Tanzſaale, im ſolid ſchwarzen Galakleide, ſo wie in buntfärbiger Harlekinsjacke, in der ſtaubigen Arbeitsſtube, wie an der zierlichen Toilette. Man ſollte alſo Pedanten nicht nur diejenigen nennen, die unter Büchern aufgewachſen und, in ihre Papiere eingemauert, für nichts Anderes Sinn haben, ſondern auch Jeden, der, ein Sklave der Gewohnheit und ein lebendiges Petrefakt ſeiner Manier, nicht weiß, wie er außer ſeinem täglichen Geſchäftskreiſe leben, denken, ſprechen und in geſelligen Kreiſen ſich benehmen ſoll.

Den Pedanten überhaupt charakteriſirt in ſeinem Aeußern eine gewiſſe ſteife Förmlichkeit und ein gewiſſes mechaniſches, monotones Weſen. Sein Inneres unterſcheidet ſich von dem aller übrigen Menſchen durch die Geiſtesbeſchränktheit, womit er an den einmal angenommenen Regeln, Anſichten und Formen ſo feſt hängt und klebt, daß er für alles Andere gar keinen Sinn hat. Er iſt gewöhnlich eines von Beidem: entweder langweilig oder lächerlich. Das, was er weiß, meint oder thut, hält er für das einzig Rechte, Richtige und Intereſſante. Er iſt daher, wenn nicht ſtolz, wenigſtens eitel, dabei meiſtens geſchmacklos und kleinlich, langſam, bedächtlich, mehr oder weniger ängſtlich, ſchroff und unzugänglich für alles Fremdartige; ja er gleicht manchmal ſogar den Bewohnern der alten Inſel Tauris, die jeden Fremden ihrer Schutzgöttin Diana ſchlachteten. Man findet aber drei Hauptklaſſen von Pedanten: Bücherpedanten, Geſchäftspedanten und Lebenspedanten, in jeder dieſer drei Klaſſen aber gutmüthige und bösartige.

Die Bücherpedanten pflegen einander gewöhnlich Weihrauch zu ſtreuen und ſich mit Lobpreiſungen zu überſchütten. Wenn ein ſolcher z. B. einen klaſſiſchen Schriftſteller zum neunhundert und neunundneunzigſten Male neu edirt, oder in einem neuen Commentar emballirt, wo hie und da im Texte ein Partikelchen verändert oder ein winziges Nötchen angelöthet wird, ſo wird der Mann von ſeinen Collegen zu den Sternen erhoben.

Die Geſchäftspedanten ſchütteln gern über einander die Köpfe, indem Einer den Andern für einen Pedanten erklärt. Die untergeordneten Geſchäftsmänner haben dabei einen üblen Stand.

Die Lebenspedanten ſchreien einander, weil ſie ſich in den Geſellſchaften, wo jeder ſein ausſchließendes Privilegium zu haben glaubt, wie Felſen entgegen ſtehen, für fatale und unerträgliche Menſchen aus.

Der Schulmann, als gelehrter Pedant, ſteht allerdings oben an. Von ihm hat ja die ganze Gattung den Namen erhalten, vom griechiſchen Worte παις, der Knabe, und παιδευω, erziehen, oder παιδευτηριον, die Schule. Ein deutſches Kraftwort nennt ihn Schulfuchs. Man hat bemerkt, der gelehrte Pedant ſei unter allen Pedanten noch der erträglichſte. Wenn man ihm die hohe Meinung von ſeiner Wiſſenſchaft und ſeinem Wiſſen unangefochten läßt, und ihm das Auskramen ſeiner Ware geſtattet, ſo iſt mit ihm übrigens gut auszukommen. Die Aergſten unter den gelehrten Pedanten ſind diejenigen, die wenig geſunde Vernunft beſitzen, aber eine Menge von Büchern, ohne Geſchmack und Urtheilskraft, durch- und untereinander geleſen haben.

Wir wollen nun eine Gallerie verſchiedenartiger Pedanten und Pedantinnen die Muſterung paſſiren laſſen. Den Anfang mache Thomas Folio, ein gelehrter Trödler. Er bemüht ſich, alle ſeltenen und Pracht-Ausgaben zuſammen zu treiben. Kein Buchladen wird geöffnet, wo er nicht ſchon vor der Thüre ſteht; keine Auction wird abgehalten, wo er nicht, ſteif daſitzend, mitſteigert; kein Buch verließ die Preſſe, ohne daß er vom Werke und vom Autor und vom Verleger die genaueſten Notizen hat; kein Bücherkatalog erſcheint, der ihm nicht, noch naß, aus der Druckerei zugeſchickt wird. Herr Folio iſt eine ſeltſame Miſchung von einem Viel- und Wenigwiſſer. Was die Titelblätter-Gelehrſamkeit betrifft, da wird ihm wohl kaum Einer gleichkommen, denn er kennt die Titel aller Werke, ihre Jahreszahlen und Verlagsörter, die Namen aller Schriftſteller, alle Lobſprüche und Schmähungen, die ſie erfahren haben. Ein Herausgeber oder Commentator Homer's gilt ihm mehr, als Homer ſelbſt. Und ſo fühlt er auch für Heyne, Harduin, Erneſti, Wolf, Ruperti ꝛc. mehr Hochachtung, als für den Virgil, Plinius, Cicero, Juvenal ꝛc.; und ſpricht man vom Athenäus, ſo hält er eine Lobrede auf Schweighäuſer. Druckfehler in dieſer oder jener Edition weiß er mit triumphirender Miene an den Fingern herzuzählen; auch trägt er immer irgend einen Klaſſiker in der Taſche, und ſpricht ſtundenlang über ihn, ohne ſechs Zeilen von ſeinen Werken geleſen zu haben. Erſucht Jemand ihn um Belehrung über den Geiſt eines Schriftſtellers, ſo glaubt er volle Genüge zu leiſten, wenn er ſagt, welche Werke Jener geſchrieben, dann wo, in welchen Jahren und in welchen Formaten ſie erſchienen ſind; höchſtens nennt er dazu noch die Taufnamen des Autors, Jahr und Tag ſeiner Geburt und ſeines Todes. Wer nur von dem Inhalt der Werke, vom Geiſte und von der Darſtellungsweiſe eines Schriftſtellers zu ſprechen weiß, den bemitleidet er als einen Belletriſten ohne gründliche Kenntniſſe.

Der pedantiſche Soldat iſt gewöhnlich gegen ſeine Untergebenen ein Despot, und tyranniſirt die Geſellſchaft mit ellenlangen Berichten von allen Schlachten und Belagerungen, denen er beiwohnte, von der geringſten Streifwunde, die er erhielt oder zu erhalten in Gefahr war u. ſ. w. Alles, was er ſagt, riecht nach Schießpulver und klingt wie Säbelhiebe.

Der pedantiſche Rechtsgelehrte umgarnt die ganze Geſellſchaft mit ſeinem gewonnenen und verlornen Proceſſen, und ſchlägt unaufhörlich mit dem Corpus Juris um ſich. Ein nicht minder arger Pedant iſt der politiſche Kannengießer, der die Geſellſchaft taub redet, allen Höfen und Miniſtern ſagt, was ſie thun ſollen, aber im Pfeffer ſitzt, wenn ein paar Zeitungen ausbleiben.

Sehen wir uns noch weiter um, ſo zeigt ſich ein zahlloſes Heer von Pedanten aller Art. Der Eine iſt ein Pedant im Converſationsweſen ſelbſt. Er hat für jeden Tag der Woche regelmäßig ſein Mittagsmahl in dieſer oder jener Familie, jeden Abend ſeine ſichere Partie zum Kartenſpiel. Bleibt eine Einladung aus, ſo weiß er nicht, was er anfangen ſoll, und die unbeſetzte Stunde wird eine Lücke in ſeinem Leben.

Ein anderer Geſelligkeits-Pedant hat nur Sinn für das Theater; ein Normatag macht ihn unglücklich. So lang er von Schauſpielen und Schauſpielern ſprechen kann, iſt er unerſchöpflich; verſtummt aber, ſobald das Geſpräch ſich auf einen anderen Gegenſtand wendet.

Die bezaubernde Louiſe beſchränkt ihr ganzes Weſen und Thun auf die neueſten Modekleider, Modeſtoffe, Modekrankheiten, Modeſpiele, Modeſprüche, Modelieder, Modeſchönheiten, Modepromenaden u. ſ. w., die ſie an den Fingern herzählen kann. Iſt das vorbei, ſo ſteht die liebe Unwiſſenheit da, und ſie wird der Geſellſchaft nun eben ſo unnütz, wie der pedantiſche Schulfuchs. Gehen wir einen Schritt weiter, ſo kommt uns hier eine Hundepedantin entgegen, dort ein Pferdepedant. Iſt das Lieblingsthema von

Beiden abgeergelt, ſo ſcheint ihr ganzer Verſtand auf einmal weggeflogen zu ſein.

Nicht wenig Pedanten findet man auch unter den ſogenannten gereiſten Leuten, dieſen lebendigen Koffern und Protokollen aller Länder und Völker, die, wenn ſie einmal zu peroriren anfangen, kein Ende finden.

Wenn jener Galan mit dem eitlen Lächeln der Albernheit und der süffiſanten Selbſtzufriedenheit uns erzählt, wie hoch ihm dieſer Frack von echt engliſchem Tuch und Schnitt zu ſtehen kommt, wenn er die echten Pariſer Glanzhandſchuhe zeigt, und mit Entzücken von ſeinem runden Hute ſpricht, deſſen Form das Werk ſeiner eigenen Erfindungskraft iſt, und Hunderte von Nachahmern fand; ſo iſt er in ſeiner Art eben ſo gut Pedant, wie ſein langweiliger Herr Vormund, wenn er Frauen und Fräulein von den griechiſchen Aoriſten erzählt, und ihnen Stellen aus dem Ariſtoteles citirt. Beide verſtummen aber, wenn der Herr Couſin, ein Pedant anderer Art, das Wort nimmt, ein junger Herr, der beinahe zwölf Monate lang Kreuz- und Querzüge durch ferne Länder that, als irrender Ritter, und jetzt mit ſeinem Reiſekoffer auf gleicher Linie ſteht. Nennt man das Wort Muſik, ſo ſtrömt aus ſeinem Munde ſogleich eine ganze Geſchichte der vorzüglichſten Sänger und Sängerinnen Italiens. Spricht Einer das Wort Gemälde aus, ſo ſprudelt über ſeine Lippen flugs die Beſchreibung aller Bildergallerien von Wien, Florenz, Dresden ꝛc. ꝛc.; wird irgend ein Bächlein genannt, ſo überſchwemmt er die Geſellſchaft mit dem Rhein, der Donau, der Themſe, der Seine

u. ſ. f. Beim Namen eines Hügels läßt er ſogleich den Aetna, den Montblanc, den Chimboraſſo und ganze Gebirgsketten vor uns aufſteigen.

Kehren wir aber doch wieder zu jener bezaubernden Louiſe zurück! Sie lächelt eben mitleidig über ihre Tante, und nennt ſie eine altmodiſche Pedantin, weil die wackere Frau beim Mittagsmahle ſehr viel über die Zubereitung der Speiſen, über die gute Qualität der Tiſchzeuge, der Geſchirre und anderer Gegenſtände der Haushaltung ſpricht; ſie denkt aber nicht, daß ſie ſelbſt ſtundenlang von nichts als ihren Kleidern und Schneidern faſelt, und als eine neumodiſche Pedantin erſcheint.

Eine Pedantin anderer Art iſt die gute Erneſtine, die in allen Geſellſchaften unaufhörlich von den vorzüglichſten Eigenſchaften ihres Gatten und von der Schönheit ihrer kleinen Emma erzählt, und aller Welt kund und zu wiſſen thut, wie närriſch ihr kleiner Fritz ſich geberdete, als er ſein erſtes Höschen anzog, und daß die winzige Nina ſchon ſieben Zähne hat und am achten arbeitet, obſchon ſie am nächſten Mittwoch, Abends um 7 Uhr, erſt eilf Monate alt wird. Dieſe Art von Pedantinnen iſt aber zum Glück ſo ſelten, daß man ſie, eben dieſer Seltenheit wegen, in Geſellſchaften leicht dulden kann.

Es gibt ſogar Pedanten der Liederlichkeit. Herr von Zeiſig, obſchon er nun die Fünfzig paſſirt hat und übel mitgenommen iſt, ſetzt ſein tolles Treiben und Nachtſchwärmen, ſo läſtig und beſchwerlich es ihm jetzt ſchon fällt, noch immer fort, und zwar blos deshalb, weil ihm die unordentliche Lebensweiſe zur Tagesordnung geworden iſt. Er beobachtet dabei eine ſolche pedantiſche Genauigkeit, daß er nach durchſchwärmten und durchſchwelgten Nächten jeden Morgen, das heißt: gegen Mittag, mit Kopfſchmerzen aufſteht, krankhaft dem nächſten Abend entgegen ſchwankt, dann, vom neuen Taumel betäubt, wieder zu geneſen anfängt, bis endlich die Mitternacht ihn ganz herſtellt. Bei ſeinem jetzigen Leiden, der ertanzten Schwindſucht und der erſchlemmten Gicht, tröſtet er ſich mit dem Gedanken, daß er ohne dieſe Acquiſition die Welt, den Geiſt der Zeit und den feinen Converſationston nie recht kennen gelernt, ja nie gelebt hätte. Und ſo erlaubt ſich dieſer Pedant der Liederlichkeit, alle Menſchen, die ordentlich leben, Pedanten zu nennen.

Und ſo iſt denn Jeder ein Pedant in ſeiner Art, ſobald er die allgemeine Unterhaltung der Geſellſchaft dadurch hemmt, daß er ſeine Lieblingsweiſe und Lieblingsmanier behauptet und breit auskramt, und ohne Rückſicht, ob das, was ihm wichtig und intereſſant ſcheint, Beides auch für die Uebrigen iſt, den Frohſinn und das Leben einer wechſelſeitigen Converſation zerſtört, woran Jeder theilnehmen, geben und empfangen ſoll. Wenn ein Gaſt bei Tiſche die beſten Gerichte zu ſich nähme und ſie allein verſchlänge, ſo würde man ihn der größten Unhöflichkeit beſchuldigen; wer aber in einer Geſellſchaft ſich aller Ohren bemächtigt, die Converſation, auf welche alle Anweſenden ein gleiches Recht haben, an ſich reißt, ſie gleichſam allein verſchlingt und nur ſo viel übrig läßt, als ihm beliebt, — iſt ein ſolcher Menſch weniger unhöflich als jener Gourmand?

Ueberhaupt pflegen viele Menſchen nicht zu erwägen, daß wir ſelbſt keine competenten Richter über den Werth unſeres eigenen Geſpräches ſind, und nicht beurtheilen können, ob und wie lange die Geſellſchaft daran Behagen finden werde. Wir ſollten daher nie vergeſſen, daß die Bemerkungen, die wir machen, die Geſchichten, die wir erzählen, von Zuhörern beurtheilt werden, die einen anderen Maßſtab anlegen, als der Vortragende. Jeder bringt der Geſellſchaft gern ſein Lieblingsthema oder Leibgericht, aber nur Wenige bedenken, daß dasjenige, was dem Einen, der es aufträgt, ſchmackhaft dünkt, dem Andern ſchmackles vorkommen mag.

## Die Theaterlöwen.

Als ich unlängſt meinen nachmittägigen Spazirgang durch einige Gaſſen der Vorſtädte machte, kam mir eine ärmlich gekleidete Familie entgegen, Vater und Mutter mit eilf Kindern; jedes von ihnen trug, gleich großen und kleinen Papageno's und Papagena's, Käfige mit allen Gattungen von Vögeln angefüllt, durcheinander flatternd, ſingend und ſchreiend. Auf meine Frage, ob das buntgefiederte Chaos für das Vergnügen der Ohren oder des Gaumens beſtimmt ſei? erwiederte mir das Haupt der Familie: Die geſammte ſingende, ſpringende Menge ſei von einem Theaterdirektor beſtellt und beſtimmt, ſich zu einem, aus wirklichen Bäumen und Bächen zuſammengeſetzten Wäldchen in ihrem eigenthümlichſten Rollenfache, nämlich als Singvögel, zu produziren.

Ich erlaubte mir an den trotzigen Berichterſtatter die Frage: Ob das fliegende Orcheſter ein ſtabiles Engagement erhalte? — Auf die kurze Antwort: „Das kümmere ihn wenig!“ brummte ich nur vor mich hin: Es wird ſchwer halten, die einmal aufgenommenen geflügelten Sänger wieder zu entlaſſen, denn wenn ſie einmal im Beſitze des Theaters ſind, werden ſie wohl größtentheils da bleiben, und dann auch in Stücken und Decorationen erſcheinen, wo ſie nicht hingehören, vielleicht ſogar unter den Zuſchauern ſelbſt als Zuſchauer an mancher Vorſtellung Theil nehmen. Der alte Papageno verſicherte dagegen, daß ſogar eine kleine Armee von Mäuſen für die Bühne engagirt wurde, indem man nächſtens ein Stück geben werde, deſſen Held zuletzt, in einen unſaubern Thurm geſperrt, von Mäuſen aufgefreſſen werden müſſe. — Ich konnte an der Wahrheit der Nachricht um ſo weniger zweifeln, als der Berichterſtatter mir betheuerte, er ſelbſt habe ſchon eine Beſtellung auf ſechstauſend Mäuſe erhalten, die er, Stück für Stück zu zwei Groſchen, binnen drei Wochen liefern müſſe, damit ſie noch zu den Theaterproben gehörig eintreffen.

Papageno wurde nun, wie das vielen Menſchen eigen iſt, durch das längere Sprechen ſelbſt immer geſprächiger, und erzählte mir endlich, aufgemuntert durch freigebig geſpendeten Schnupftabak nebſt einigen Groſchen, ſeinen ganzen Lebenslauf.

Er war in einem Dorfe der Umgegend von W . . . geboren, diente bei einem reichen Bauer als **Knecht**, wurde dann Dorf-Kleidermacher, endlich gar Theater-Schneider-Geſellen-Gehülfe. Aus dieſer letzten Periode theilte er mir mehrere biographiſche und dramaturgiſche Notizen mit. Es war (ſagte Papageno) ſchon ſo weit gekommen, daß der Theaterdirektor die Hälfte des menſchlichen Perſonals entließ, weil das Publikum eine entſchiedene Vorliebe für die vierfüßigen Schauſpieler zeigte, und die ganze Naturgeſchichte, das heißt: Viehkünſtler aller Gattungen, auf der Bühne ſehen wollte.

Ich habe unter dieſen Thieren recht brave Leute kennen gelernt; insbeſonders fand ich in unſerm Theaterlöwen einen äußerſt ſcharmanten Mann. Sonderbar traf ſich der erſte Augenblick unſerer Bekanntſchaft. Ich ging in den erſten Tagen meiner Anſtellung beim Kleidungs-Kunſtfach unter den Couliſſen, meine große Tuchſcheere ſuchend, herum. Plötzlich ſtoße ich an etwas auf der Erde, ich ſchaue hinab — und — wer beſchreibt meinen Schrecken! ein ungeheurer, fürchterlicher Löwe liegt vor mir. Ich ſchreie und will die Flucht ergreifen; da ruft mir das grimmige Thier mit der ſanfteſten Stimme nach, ich möchte doch ruhig ſein und mich ja nicht fürchten, ein Löwe ſeiner Art füge Niemanden Schaden zu. Er ſei im Gegentheil ein wahrer Menſchenfreund, und habe gegenwärtig ſo viel lange Weile, daß es ihm ſehr lieb wäre, wenn ich ihm die Ehre meiner Gegenwart zu einer Converſation ſchenken wollte.

Ich nahm die freundliche Einladung mit Dank an, und ſetzte mich zu ihm auf den Boden, wo er ausgeſtreckt neben mir liegen blieb, denn er war ſchon im ganzen Koſtume, weil er bei der heutigen Hauptprobe mitſpielen mußte. Dieſer äußerſt affable Kunſtlöwe nahm mich von jener Stunde an in Affection. Er ſprach ſehr gern über das Schauſpielweſen. Eines Tages ſagte er mir, er wiſſe recht wohl, ein Rezenſent, gegen den er ſich für das viele Lob ſehr erkenntlich zeigte, habe ſich einmal dennoch die Bemerkung erlaubt, daß der gefeierte, rühmlich bekannte Theaterlöwe ſeine Art zu agiren ſeit ſeiner erſten Kunſtleiſtung ſchon dreimal verändert habe, worüber ſich Viele mit Recht verwunderten. Der Kritikus wußte nicht, daß jene Veränderung von der ſehr einfachen Urſache herrührte, daß die Viehkünſtler, ohne etwas davon im Publikum verlauten zu laſſen, öfter verändert wurden. So zum Beiſpiele war ich in Zeit von einigen Monaten der dritte Theaterlöwe. Der erſte Löwe, zugleich Lampenanzünder, war ein ſehr eigenſinniger Menſch und von choleriſchem Temperament. Er that bei ſeiner Rolle immer mehr, als nöthig war, und wollte nie leiden, daß man ihn mit geringer Mühe, und ſo ſchnell, als die Theatergeſetze und das Publikum es forderten, tödte. Dieſer Trotz ging endlich ſo weit, daß er in einem Haupt-Spektakelſtücke gegen den mit ihm kämpfenden Helden alle Kräfte aufbot, und denjenigen, der ihn beſiegen und tödten ſollte, ohne Gnad' und Barmherzigkeit mit unbändiger Wuth nieverwarf, den Liegenden auf dem Boden herumzog, und ſogar nach menſchlicher Weiſe in Schimpfworte gegen den feigen, ſchwächlichen Theaterhelden ausbrach. Das war doch zu arg. Alle Zuſchauer brachen in ein unſinniges Gelächter aus, das Stück fiel und der arme Theaterlöwe wurde entlaſſen.

Sein Nachfolger war ein Schneider, ein ſchwächlicher, hagerer, blaſſer, äußerſt ſanftmüthiger Mann, der gern mit aller Welt im Frieden lebte; ganz das Gegentheil vom vorigen Löwen. Kam er auf's Theater, ſo ging er ein paarmal ſittſam auf und nieder, blieb, wenn der Kampfheld gegen ihn anrückte, demüthig und reſpektvoll ſtehen, und fiel auf den erſten Hieb oder Stich der Länge nach nieder, aus bloßer Beſorgniß, den Schauſpieler ja durch keinen unbeſcheidenen Widerſtand zu ärgern oder zu beleidigen. Er wurde auch allgemein der gute Löwe genannt; weil er aber den Helden durch das zu ſchnelle Fallen und Sterben alle Gelegenheit zu ſchönen Stellungen raubte, und er ſeine übermäßige Schüchternheit und Herzensgüte, ungeachtet aller Ermahnungen, nicht abzulegen vermochte, ſah der Theaterdirektor ſich genöthigt, den guten König der vierfüßigen Thiere wieder zum Schneider zu degradiren. Jetzt erlaubte er ſich aber — geſchah's aus Paſſion oder um ſich Arbeit zu verſchaffen? — der ihm verſagten Löwenhaut ſehr oft heimlicher Weiſe Löcher oder Riſſe zu verſetzen.

Der gegenwärtig engagirte Löwe iſt der einzige Sohn eines verſtorbenen reichen Müllers, alſo ein eigentlicher Müllerlöwe, der ſein Metier ohne Gehalt, mithin als wahrhafter Kunſtfreund treibt. Um ſeine Familie nicht zu compromittiren, verſchweigt er ſeinen rechten Namen, und nennt ſich Hugo Leone. Man ſieht es ihm auch bei jedesmaligem Auftreten an, daß er — wie der Kunſtausdruck lautet — con amore ſpielt. Er hat viel Geld, und iſt daher beim ganzen Theaterperſonale beliebt, vorzüglich bei ſeinen Kunſtgenoſſinnen, die nebſt ſeiner feurig-zärtlichen Complexion auch ſeine Freigebigkeit hochſchätzen. Die Gunſt des Publikums hat er ſich vorzüglich durch ſeine glückliche Miſchung von Muth und Sanftmuth erworben, kraft welcher er, wenn er getödtet wird, immer im rechten Augenblicke und mit gehörigem Anſtande ſtirbt, ganz nach den Regeln der Schauſpielkunſt. Dafür wird ihm auch bei ſeinem Verſcheiden jedesmal ein rauſchender Beifall gezollt. Dieſer machte aber den ehrgeizigen jungen Künſtler einmal ſo perplex, daß er, Alles vergeſſend, ſchon getödtet aufſprang, ſich auf die Hinterpfoten ſtellte, dem Publikum in einer wunderſchönen Rede dankte, dann hineinlief, in ſeinem Freudenrauſche eine Actrice nach der andern umarmte, und für alle Schauſpieler denſelben Abend die Zeche bezahlte.

Am nächſten Tage verrückte ihm der Künſtlerſtolz den Kopf in dem Grade, daß er um die Mittagszeit als Löwe auf die galante Promenade gehen wollte, wovon ſeine Freunde ihn nur mit vieler Mühe abhielten. Seitdem beſteht eine kleine Spannung zwiſchen ihm und dem erſten Helden, den es ärgert, daß der Löwe mehr Bewunderer findet, als derjenige, der ihn tödtet. Uebrigens wäre jedem Schauſpieler der Eifer unſeres braven Müllerlöwen zu wünſchen! Ein einziger Recenſent wagte es einmal, den gefeierten Löwen in einem beliebten Journale zu tadeln. Dieſer aber ſchrieb dem ſcharfen Kritikus nur ein kleines Billet mit dem wenigen Worten: „Verehrter Herr! Einem Löwen ſoll man nicht den Muth nehmen!“ — Dieſe wenigen Worte begleitet von einigen Bouteillen Wein, verfehlten ihre Wirkung nicht. Der gefeierte Müllerlöwe brachte es in der Folge ſo weit, daß er, reich wie er war, ſich einen eigenen Vice-Löwen hielt. Dieſer, ein verunglücktes Genie, voll Eigendünkel und Aufgeblaſenheit, ließ ſich zu dieſem Engagement nur des lieben Geldes wegen herbei, aber mit der hochmüthigen Äußerung: „Wenn er ſchon ein Vieh vorſtellen müſſe, ſo welle er wenigſtens kein anderes als ein Löwe ſein.“

Als er einmal wegen Unpäßlichkeit des primo Leone in dieſer Rolle auftreten, und von einer ſchönen Amazone ſterben mußte, ergab er, alle Wuth vergeſſend, ſich der reizenden Heldin ohne den geringſten Widerſtand, wodurch denn die Täuſchung zum Mißvergnügen des Publikums geſtört wurde. Der Theaterdirektor, über dieſen Übelſtand erboſt, rüttelte die Mähne des armen Vice-Löwen, ſo wie die Jäger vom Walde ihn hinter die Couliſſen trugen, grimmig. Jener entſchuldigte ſich damit, die Schönheit der Amazone habe auf ihn einen ſo gewaltigen Eindruck gemacht, daß es ihm nicht möglich war, ſich zu der vorgeſchriebenen Wuth hinaufzuſteigern. Vergebens bemühte ſich die geſchmeichelte Schauſpielerin, den gerechten Zorn des Direktors zu beſänftigen Der arme Löwe mußte, zur Strafe für ſeinen

Schönheitsſinn, im nächſten Stücke, Meleager betitelt, die Rolle des ungeheuern Ebers übernehmen. Dieſe Herabſetzung beleidigte den jungen Herrn ſo ſehr, daß er ſeinen Abſchied verlangte und erhielt.

Ich dankte dem redſeligen Erzähler für die mir ſo freundſchaftlich mitgetheilten Theaternachrichten nicht nur mit verbindlichen Worten, ſondern auch mit etwas, deſſen Wohlklang ſelbſt die wohlklingendſte Sprache übertrifft. Er ſteckte die Gabe mit vielem Dank in die Taſche, konnte aber dabei dennoch einen Seufzer nicht unterdrücken und ſagte: Herr! So erwünſcht mir das Geld kommt, ſo wüßte ich doch Eines, was mir noch lieber wäre!“ Auf meine theilnehmende Frage, was dies wäre? erwiederte er: „Ja, Ihnen will ich mein Herz öffnen. Ich möchte — ich möchte auch ein Vieh werden; aber was für eines? Ein recht tüchtiges, ja ein Hauptvieh, ein Vieh, das noch mehr wäre als der Löwe!“ —

Ich rieth ihm den Elephanten an. Er gerieth darüber in Entzücken, und meinte, das wäre wohl gar ſchön, wenn er nur ein Theaterſtück fände, in dem der Elephant ſich in einer Hauptrolle produziren könnte. Ich konnte ſeiner, beinahe ſchmerzlichen Sehnſucht und ſeinen kindlich dringenden Bitten nicht widerſtehen und verſprach, für ein Stück zu ſorgen, welches ſeine kühnſten Erwartungen übertreffen, und ihn mit einem Glanze von Ruhm und Geld ganz überfirniſſen ſollte. Um mich ſelbſt und den hohen Plan, den ich mit ihm vorhatte, ihm begreiflich zu machen, erklärte ich dem geſpannt Aufhorchenden zuerſt die Art und Weiſe der beliebten kleinen Verkleidungs-Luſtſpiele, in welchen ein und dieſelbe Perſon in vielfachen Verkleidungen auftritt, ſo daß ſie in jeder neuen Scene und in jeder neuen Geſtalt einen Aufwand von Kunſt darlegen kann. Was jene als Menſchen leiſteten, dasſelbe ſollte er mit ungeheurem Kunſtaufwande in einer Reihe von Thiergeſtalten und Viehſtücken darſtellen. Einen reichen Stoff zu ſolchen Kunſtleiſtungen fand ich in den Feldzügen Alexanders des Großen in Europa, Aſien und Afrika. Ich lieferte dem vor Freude aufjauchzenden Manne zur Probe den Inhalt einiger Scenen. So z. B. kommt Alexander in das Land, wo die Hunde von ungeheurer Größe und Stärke, und dabei, wenn der Geſchichtſchreiber Curtius Rufus nicht gelogen hat, ſo grimmig ſind, daß ſie jeden Begegnenden anfallen, und ſich mit den Zähnen in ſein Fleiſch ſo feſt verbeißen, daß man ſie nicht mehr wegzuziehen im Stande iſt; ſie laſſen ſich in Stücke zerreißen und zerhauen, halten aber immerzu ihre Beute ſo feſt gepackt, daß zuletzt, wenn von ihrem zerſtückten Leibe nichts mehr übrig iſt, der Rachen allein noch am Fleiſche des Unglücklichen hängt, und ohne Aufhören fortbeißt, bis der ganze menſchliche Leib verzehrt iſt. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß Alexander durch allerlei Wälder zieht, wo ſich wilde Thiere aller Arten zeigen können, insbeſondere kann eine Schaar von großen Affen ihm entgegen kommen, die er für afrikaniſche Krieger hält. Er greift ſie an; die Affen ſtellen ſich in Schlachtordnung; ein blutiges Treffen erfolgt; die Affen werden geſchlagen; Alexander ſiegt, erkennt nun erſt die menſchennachahmenden Beſtien, und ſchämt ſich nicht wenig. Ein Affe kann dabei als Centurio eine ſehr dankbare Rolle ſpielen. Endlich kommt die Hauptſchlacht mit dem Könige Porus, der auf einem Elephanten reitet, Alexander auf ſeinem unſterblich gewordenen Leibpferde Bucephalus. In Egypten kann ein Krokodill auftreten und durch das Verſchlingen ganzer Helden ſammt Panzer und Helm, Schild, Spieß und Schwert, ſich im höchſten Grade auszeichnen, noch mehr aber durch ſein ſchreckliches Weinen nach genoſſener Mahlzeit. Überdies kann ſogar ein Phönix erſcheinen, der ſich in der egyptiſchen Sonnenſtadt (Heliopolis) im großen Tempel pompös verbrennt und aus ſeiner Aſche neu verjüngt wieder auffliegt! Kann es ein ſchöneres Spektakel geben? Endlich kann ein Chor von Schwänen kommen; und einer von ihnen, im Sterben begriffen, kann ſich vor ſeinem Tode ſelbſt ſein Schwanenlied ſingen; das wäre neu, denn ſo viele Thiere auch auf dem Theater ſchon erſchienen ſind, eine eigentliche Bravour-Arie hat doch keines noch geſungen; und ſo weiter! — Mein guter Thierkünſtler war von dieſen hingeworfenen Ideen ganz verwirrt, betäubt und wie berauſcht. Ich gab ihm Adreſſen an einige animaliſch-dramatiſche Dichter; er trennte ſich von mir mit dem Verſprechen, daß ich bei ſeiner Benefice auf eine Freiloge rechnen dürfe.

## Die Liebäugler.

Die Liebäugler ſind geſchworne Feinde der Ruhe des ſchönen Geſchlechts, welches ſie mit ihren Blicken nicht nur auf der Premenade, in den geſelligen Zirkeln und im Theater verfolgen, ſondern ſogar in den Kirchen beunruhigen. Vergebens bieten die Holden Alles auf, dem Augenbanne zu entgehen; ein myſtiſcher Zauber feſſelt ſie ſo gewaltig, daß ſie nicht nur ihre Gedanken den Beſchauern nicht entziehen können, ſondern daß ſie ſogar die auf ſie gehefteten Blicke von Zeit zu Zeit ſelbſt verſtohlen anſehen müſſen. Dies hat denn zur Folge, daß ſie den Liebäuglern das Augenfixiren immer weniger übelnehmen, ſich bald gegen dieſe Angriffe des Sehvermögens nicht mehr vertheidigen können, dann durch das bloße unaufhörliche Angeſchautwerden ſich wie von Netzen umſtrickt fühlen, und endlich gar ihren Feinden geneigt werden.

Es iſt zu beſorgen, daß dieſe leidenſchaftliche Augenſprache nicht nur den Schönen ungeheure Verlegenheiten verurſachen, ſondern daß ſie ſogar der hinreißenden Beredſamkeit der Liebe, als einer von der Natur uns eingeflößten Kunſt, die ſchönſten Gefühle des Herzens auszudrücken, bedeutenden Schaden zufügen wird. Wer möchte ſich wohl ferner um gewinnende, das Innerſte der liebenden Seele darſtellende Worte bemühen, wenn er mit anſtarrenden, glühenden, durchbohrenden Blicken, oder mit plötzlich geſenkten Augenſternen, oder durch begegnendes und aufhaſchendes Liebäugeln denſelben Zweck um ſo viel leichter erreichen könnte?

Vor kurzer Zeit bemerkte ich in einem Theater ein anhaltendes Kreuzfeuer von vier Augen aus ziemlicher Entfernung. Die Feuerſprühenden ſchienen, in ihr eigenes Schauviel verſenkt, der Schaubühne ganz zu vergeſſen, obſchon der Wahnſinn des unglücklichen Königs Lear die Gemüther aller Anweſenden tief erſchütterte. Ich ſelbſt wurde von dem Duodram des Privattheaters in der herrlichen Tragödie ſo geſtört, daß ich meine ganze Aufmerkſamkeit den auf einander gerichteten vier Augenſternen zuwendete, und immer zu deutlich erkannte, wie ſie bald eine mächtige Bewegung, bald forſchendes Mißtrauen, bald freudige Empfindungen, bald vorherrſchende Wehmuth oder Sehnſucht, bald erzwungene Gleichgültigkeit, bald übel verholene Liebe, bald heimlichen Zorn mit ſpielenden Lichtſtrahlen wechſelweiſe ausdrückten.

Ich dachte bei dieſer Gelegenheit an die alte Erzählung von der Klapperſchlange, die ſich unter einen Baum legt, auf dem ein Eichhörnchen ſpielt. Die giftige Unholdin verwendet kein Auge von dem zierlichen Thierchen; gelingt es ihr, nur einen einzigen Blick aufzufangen, ſo macht dies auf die Phantaſie des armen Thierchens einen ſolchen Eindruck, daß es ſchon verloren iſt. Es ſchwingt ſich zwar noch von einem Zweige auf den andern, ohne die Schlange weiter anzuſehen; endlich aber ſenkt es ſich immer tiefer hinab und kommt der lauernden Feindin näher, endlich ſo nahe, daß es ihr in den verſchlingenden Rachen fällt.

Von einem ſolchen Geſchichtchen verzaubernder Liebäugelei war ich einſt ſelbſt Augenzeuge.

Myrtenreis, ein Muſter in der Kunſt des Liebäugelns, und Hildegarde, im Kokettiren nicht unerfahren, hatten ihr früheres zärtliches Verhältniß aufgegeben, und ſie wichen einander nun eben ſo ſorgfältig aus, als ſie vormals ſich geſucht hatten. Der Zufall fügte es, daß ſie ſich nach langer Zeit im überfüllten Schauſpielhauſe wieder fanden, wo Myrtenreis, ohne ſeine Stelle im dichten Gedränge verändern zu können, im Parterre ſo zu ſtehen kam, daß er der Loge, aus welcher Hildegarde hervorleuchtete, wie eingewurzelt gerade gegenüber ſtand.

Hildegarde hatte bei ihrem Eintritt in die Loge kaum die bewundernden Blicke der im Parterre zuſammengedrängten Männerwelt mit ſcheinbarer Gleichgültigkeit bemerkt, als Herr von Myrtenreis, der ſo lange nicht Geſehene, ihr in's Auge fiel. Sie erwiederte ſein unverwandtes Hinſtarren auf ſie zuerſt mit einem Blicke voll Verachtung, ließ aber die Augen ſogleich über andere Gegenſtände hingleiten, und gab dem fixirenden Bewunderer, als ihre Augen wieder auf ihn zurückkehrten, einen höchſt gleichgültigen Blick.

Myrtenreis ließ ſich durch dieſes Manöver nicht aus der Faſſung bringen; ſeine Geiſtesgegenwart war vielmehr ſo groß, daß er Gleiches mit Gleichem erwiederte, und ſich auf die Fortſetzung des Augenduells bereit machte. Hildegarde gewahrte nun auf dem Angeſichte ihres verliebten Feindes einen mokanten Zug, welcher ſeine Lippen auf eine ſehr fatale Art umſpielte.

Hildegarde gerieth hierüber in Verlegenheit, jede Miene verrieth die Unruhe ihres Innern. Um dieſe ſo viel als möglich zu verbergen, ließ ſie die Augen im ganzen Hauſe herumſchwärmen, und ſchaute die Meiſten, ohne es ſelbſt zu wiſſen, ſehr freundlich an.

Jetzt flog der Vorhang empor, und Macbeths Zauberſchweſtern begannen ihren Hexenſpuck. Als der erſte Act vorüber war, wußte Hildegarde, die ſich indeß geſammelt hatte, ihrem Antlitze den gewünſchten Ausdruck von Ruhe und Frohſinn gleich dem feinſten Rouge aufzulegen. Sie überſah nun die Reihen der Zuſchauer; der letzte Blick traf den Herrn von Myrtenreis. Dieſer ſchien zwar ſeine ganze Aufmerkſamkeit auf ein Fräulein in der Loge gerichtet zu haben, wendete ſich aber, als Hildegardens Augen noch auf ihm ruhten, plötzlich gegen die Erröthende, und begrüßte ſie mit einer Verſchmelzung von Ehrerbietung und Freundlichkeit. Die Schöne erwiederte das Kompliment mit einem bezaubernden Lächeln, welches zugleich eine vollkommene Verzeihung und Verſöhnung ausdrückte.

Zwiſchen den folgenden Acten wurden die Augenverhandlungen mit ſolchem Eifer und mit ſo glücklichem Erfolge betrieben und fortgeſetzt, daß Myrtenreis Hildegarden am Schluße des Stückes zum Wagen begleitete und ihr dann am nächſten Abende bei einer Klavierſonate auf der Violine akkompagnirte.

Selbſt dieſes kleine Pröbchen kann zum Beweiſe dienen, daß zwiſchen der Sprache eines Auges und der Sprache eines andern keine geringere Verſchiedenheit herrſcht, als zwiſchen dem Ton einer Stimme und einer andern. Die Augen derjenigen, die ſich alle im Gebrauche derſelben anwendbaren Künſte erlauben, ſind noch weit gefährlicher als die Zunge, ſo wie das ſüße Gift der Blicke oft noch ſtärker wirkt, als die bethörendſten falſchen Worte.

# Der Urſprung der Dämmerung.

Vor der Verſammlung der Götter erſchien einſt, in ſchwarzen Schleier gehüllt, die Nacht; ihr gegenüber trat der ewig junge Tag in hellſtrahlendem Feierkleide ein. Die Nacht begann:

„Ich bin die Tröſterin der Sterblichen; verwundet von den Lichtpfeilen und Beſchwerden des Tages, kühlt die Ruhe meines umhüllenden Schattenflores die Qual der glühenden Bruſt, und mein Friede gießt ſeinen Balſam auf des Entſchlummernden verweintes Auge. Fern vom Getümmel des Tages, erhebt ſich der Geiſt des Weiſen auf meinen Schwingen zum Wohnſitze der Götter. Ich bin der Liebe hold und entziehe ſie den Blicken des Neides, den knöchernen Händen der Habſucht, den Feſſeln des Hochmuths und den Dolchen blutlechzender Rachgier. Erquickend umgaukeln meine Träume den Müden, erheben den Armen auf den Gipfel des Glückes und öffnen der gekränkten Unſchuld Elyſiums Fluren. Darum, o Zeus! vernichte den Ruheſtörer Tag, und gib mir allein die Herrſchaft über die Erde!"

Nun begann der Tag. Wie er zu lächeln anfing, übergoß ſein Lächeln den ganzen Olymp mit Roſenlicht:

„Ich bin," ſagte er, „der Gott der Freude. Mein Erwachen ſtrömt neues Leben und Entzücken über die Erde, die, von der Nacht in ein Sterbekleid gehüllt, zugleich Grab und Leiche, ſchauderhaft da lag. Auf meinem erſten Strahle ſchwingt ſich des Frommen Gebet zum verklärten Himmel empor. In meiner Klarheit erblickt der Weiſe den

Abglanz der Gottheit. Licht und Wärme wandeln mir wie Genien zur Seite, richten jede Blume auf, reifen jede Frucht, entzünden das Feuer der Thätigkeit und wecken die Lebensluſt, daß ſie aus tauſend Kehlen aufjubelt. Aber indem ich noch meine Wohlthaten ausſtreue über die Erde, die im Freudenſchmucke der Abendperlen ſchimmert, da kommt die neidiſche Nacht und zieht mich mit dem betäubenden Leichenſchleier hinweg. Darum, Gott der Götter, erhöre mein Flehen, und laß mich der waltende Freund der Erde immerzu ſein!“ —

Zeus lächelte. „Euch Beide,“ ſagte er, „bedürfen die Menſchen in gleichem Grade. Haben ſie dein reges Leben, Gott des Tages, genoſſen, deine Blumen gepflückt, deine Mühen getragen, dann ſammeln ſie, ſtille Nacht, auf deiner kühlen duftenden Balſamflur, Ruhe und Kraft zu neuem Genuſſe, zu neuer Thätigkeit. Theilen müßt ihr die Herrſchaft über den Menſchen, ſo wie auf ſeinem Antlitz Lächeln und Thränen wechſeln, und aus ſeinem Munde Seufzer und Jubel hervorgehen. Darum nimm du, ſtille Nacht, zu deinem Gefolge die Ruhe, den Balſam des Schlafes, den Chor der Träume, den Kuß der Liebe und den Flug heiliger Begeiſterung! Dir aber, junger Gott des Lichtes! gebe ich zu treuen Gefährten das allbelebende Wachen, freudige Thätigkeit, muthiges Streben und den Chor lauter Freuden und Scherze.“ —

Verſöhnt durch den Gott der Götter, umarmten ſich die Verſchwiſterten. Da ward die Düſterheit der Nacht von einem ſanften Lächeln erhellt, indeß ein Wehmuthsflor füßer Rührung das leuchtende Antlitz des Tages umwob. So zerfloß ihre erſte Umarmung in die Dämmerung, die ſeitdem beim Scheiden eines jeden Tages und jeder Nacht das Zeichen ihrer Verſöhnung blieb.

## Amor und die Häßlichkeit.

Die wüthende Eiferſucht verfolgte einſt den fliehenden Amor über Berg und Thal. Der Arme ſank endlich, erſchöpft an Kräften, in eine Gebirgskluft. Die alte Häßlichkeit, welche ſich ſeit einiger Zeit dieſen düſtern Aufenthalt zum Wohnſitz erkoren hatte, vernahm das Aechzen des Götterkindes, wankte mürriſch herbei, haſchte den jammernden Knaben und band ihn. Amor ſträubte ſich gewaltig; da rief ſie den Ehrgeiz und den Gott des Reichthums zu Hülfe. Ihrer vereinigten Macht gelang es, den Unglücklichen in Feſſeln zu legen. Götter und Menſchen forderten ſeine Befreiung. Nach langem Weigern gewährten ſie dieſe endlich, doch nur unter einer Bedingung: Amor mußte einem von Gold und Edelſteinen ſchimmernden Gürtel, welchen die Zwingfrau nach dem Muſter vom Zaubergürtel ſeiner Mutter machen ließ, die Kraft ertheilen, durch Blendwerk auch das Häßliche als ſchön erſcheinen zu laſſen.

## Tod und Leben.

Die ruhende Erde lag im Schooße der Nacht. Aus einem Abgrunde ſtieg des Todes Rieſengeſtalt empor, noch dunkler als die Nacht. Ihm gegenüber ſchwebte der Genius des Lebens auf einer mondhellen Wolke, ſchaudernd beim Anblicke des Würgers, der, in Hohn und Grimm auflodernd, feindliche Drohungen ausſtieß gegen den leuchtenden Engel, deſſen Glanz vor Wehmuth dämmerte. Mit dumpfer Donnerſtimme ſprach die grauenhafte Nachtgeſtalt des Königs der Schrecken:

„Die Erde iſt mein Reich, und der Menſch, der Staub wird, mein Eigenthum! Von der Wiege an dem Grabe verfallen, erhält er ſein Leben, um es mir hinzugeben. Entweiche denn, ohnmächtiger Geiſt, und erkenne mein Recht und meine Macht über den Sterblichen! Tauſend Wege bahn' ich ihm zum Grabe, und tauſend Mittel ſeiner Zerſtörung ſtehen mir zu Gebot: Krankheit und Leidenſchaft, Gift und Seuche, Schmerz und Freude, und der Krieg mit Feuer und Schwert. Alle Begierden ſind mit mir im Bunde, und die Elemente gehorchen meinem Wink. Blut und Athem entſaug' ich dem Leben, und die Fülle der Kraft, von mir berührt, vergeht in Ohnmacht. Nichts iſt, das mir hienieden zu widerſtehen vermag! Du ſelbſt, leuchtender Menſchenfreund, wirſt einſt vergehen vor meinem Vertilgungszorne, wie dieſe Wolke vor dem Nachthauche zerfließt!" — Indem der Feind des Lebens ſo ſprach, umzog Dunkel den Mond; dumpfer Donner rollte dröhnend durch die Hallen des Firmaments, und in der Tiefe der Gräber raſſelten die Gebeine.

Aber ſiegreich und noch leuchtender trat der Engel aus der Wolke hervor, und ſchwang die Rechte mit dem Palmenzweige ſegnend über die Erde. Ueber ſeinem Haupte ſtand ein heller Stern, vor deſſen herniedergleitenden Strahlen der Tod ſein Antlitz wegwendete. Und der milde Genius, der Ewiglebende, ſprach zur nachtverhüllten, todbedrohten Erde:

„Friede ſei mit euch, die ihr zwiſchen Wiege und Sarg hinwandelt! Friede ſei mit euch, ihr Ruhenden im Nachtgrauen! Ihr ſeid nun gleich den Schläfern im Grabe; aber ihr ſollt wieder erwachen und aufſtehen aus den Banden des Scheintodes, ihr, die ihr nun da liegt, nicht mächtig eurer ſelbſt! Wohl ſteht der Tod an eurer Wiege, wohl verfolgt er euch auf jedem Schritt eurer Pilgerreiſe, wohl gehört ein Theil eures Daſeins ihm an; dennoch aber muß der Vernichtungsgierige wieder herausgeben ſeine Beute, frei laſſen ſeinen Stundenſklaven! Aus dem Schooße des Todes geht ihr ſiegreich hervor. Ohnmächtig iſt der Geiſt der Vernichtung, all ſeine Macht nur das Mittel zu neuem, zu ewigem Leben, wozu euch jetzt die Sonne, einſt Gott weckt!“

Zum erſten Male durchzuckte den erbarmungsloſen Tod ein flüchtiges Gefühl der Rührung. Heller floßen die milden Strahlen vom Himmelslicht des Sternes in die Erdennacht und in das Todesgrauen hinab, und aus dem Dunkel ging des Schlafes dämmernde Geſtalt hervor, ein Bild des Todes und zugleich ein Quell des Lebens, das Weſen Beider in ſich vereinigend, ein Vermittler zwiſchen Sein und Nichtſein, ein todtes Leben, ein lebendiger Tod!

## Schmerz und Freude.

Die ſcherzende Freude mit dem Frühlingsgeſichtchen verirrte ſich einſt in einem Haine, ernſter Dämmerung voll. Ihr trat im Trauergewande der Schmerz entgegen, mit bleichen Wangen und thränengetrübten Augen.

Schon hob die ewig Muntere den Fuß, zu entfliehen; da ſchwebte, wie aus Morgenglut gebildet, die Liebe einher. „Wollt ihr denn, ſprach die himmliſche Erſcheinung mit melodiſchem Schmelz der Stimme, ewig getrennt leben? Willſt du, feindſeliger Schmerz, mit deiner Laſt die Seele darnieder drücken? Du, Gauklerin Freude, ihr Kraft und Würde rauben? — O verſöhnet, verbündet euch!

Und — ſie umarmten, ſie küßten ſich. Zwiſchen den Lippen der Küſſenden loderte ein blaues Flämmchen empor, nicht Schmerz, nicht Luſt. Süßes Weh! Dein Geiſt war ihr Feuerkuß, ſanfte Wehmuth, mondheitere Tröſterin! Mild lodert dein Flämmchen, aber es erhellt und erwärmt das Herz und ſchwingt ſich zu den Sternen empor.

## Der Muth und ſeine Familie.

Muth war einſt der ſchönſte, aber auch der feurigſte und ungeſtümſte Jüngling. In ſeinen reifern Jahren erhob er ſich durch Beſonnenheit und gediegene Kraft zum Ideal der Männlichkeit. Das aus jeder Miene hervorleuchtende Bewußtſein, daß er die ihm innewohnende Kraft nie mißbrauche, ſondern ſie ſtets nur zu edlen und großen Zwecken anwende, gab ſeiner Schönheit einen eigenen Reiz. Alle fürchteten ihn, weil er ſelbſt furchtlos war, liebten ihn aber in eben dem Grade, wie ſie ihn fürchteten.

Er genoß das ſeltene Glück, ſich der Liebe dreier Gattinnen zu erfreuen, ſchön und tugendreich. Zuerſt vermählte er ſich mit der Tapferkeit, dann mit der feurigen Kühnheit, zuletzt mit der ſanften Beſonnenheit. Von ihnen erhielt er eine zahlreiche Nachkommenſchaft.

Am glücklichſten fühlte ſich Vater Muth in ſeinen Töchtern. Unter ihnen war ſein Liebling die Großmuth, eine ſtattliche Jungfrau voll edler Geſinnung. Sie ließ gern Gnade für Recht ergehen, und zeigte ſich ſtets bereit, dem Beſten Anderer nicht geringe Opfer zu bringen. Nicht minder werth war dem Vater auch das zarte liebliche Töchterchen Anmuth mit lächelndem Frühlingsgeſichtchen, und die ſtille Sanftmuth, freundlich und mild wie die Abendröthe, deren weiche Herzensgüte jedes Herz für ſich gewann, wenn ſie die, zwiſchen Brüdern und Schweſtern waltenden Zwiſte als Vermittlerin ausglich. Nach dieſen ſtand in des Vaters Gunſt die beſcheidene Demuth, ein Mädchen von ſo anſpruchloſem Weſen, daß ſie das geringſte fremde Verdienſt höher hielt als ihr höchſtes eigenes, jedem der Geſchwiſter den Vorzug willig vor ſich einräumte, und ſich ſelbſt immerzu mit dem letzten Range und dem letzten Platze begnügte.

Die ſich ſtets gleich bleibende Langmuth erwarb ſich mehr die Achtung als die Liebe der Ihrigen. Das heimliche Weſen und die ſtille Trauer der blaſſen Tochter Wehmuth ergriff oft des Vaters Innerſtes, und er fühlte ſich von der holden Schwärmerin, wenn ſie ſich in der leiſen grauen Abendſtunde zu ihm geſellte, und, in Thränen lächelnd, ſich an ſeine Bruſt ſchmiegte, ſo bewegt, daß er ſie oft an das Herz drückte, und die Blicke ahnungsvoll zum geſtirnten Himmel erhob. Dagegen konnte er ſeine Abneigung gegen die Schwermuth kaum bemeiſtern; ihr ungeſelliges finſteres Weſen hatte für ihn etwas Drückendes und Zurückſtoßendes. Die Unglückliche zog ſich auch, ſcheu wie ſie war, gern in die Einſamkeit, und konnte da, taub für alle Vernunft- und Troſtgründe, tagelang weinen, weil ſie ſich einbildete, ihre Lage ſei entſetzlich, und ſie ſelbſt rettungslos verloren. Eigentlich verhaßt war dem Vater unter allen Töchtern nur Eine: die Muthloſigkeit, deren blödes, albernes und höchſt zaghaftes Weſen ſeiner eigenen Natur ſo ganz entgegen war. Auch die Brüder und Schweſtern hatten wenig Verkehr mit ihr; ſie ſchloß ſich daher an die Schwermuth, mit welcher ſie dann ihre Klagen vereinigte.

Weniger glücklich war Muth mit ſeinen vielen Söhnen. Seine volle Liebe beſaß der Heldenmuth. Leider raubte ihm der lorbeerreiche Tod auf dem Schlachtfelde den herrlichen Jüngling in der Blüte ſeiner Vollkraft! Der wuthentbrannte Vater wollte, den Tod des Sohnes zu rächen, dem

Gefallenen fürchterliche Opfer bringen, allein der hochſinnige jüngere Bruder wußte ihn davon abzuhalten, indem er ihn auf das häßliche Weſen der Rachſucht und Grauſamkeit aufmerkſam machte. Weil aber der wackere Edelmuth das väterliche Haus oft verlaſſen mußte, indem er häufig gerufen wurde, bald, um eine Verſöhnung zwiſchen erbitterten Feinden zu bewirken, bald einem Beleidiger Verzeihung zu erwirken, bald, die Theilnahme für einen Unglücklichen zu erwecken, ſo übernahm Bruder Gleichmuth, der alle Schläge des Schickſals ſtets mit unerſchütterlicher Gelaſſenheit ertrug und ſich auf das Tröſten trefflich verſtand, die Sorge für das wunde Vaterherz.

Es würde ihm auch gewiß gelungen ſein, den leidenden Vater vollends zu beruhigen, weil auch Bruder Wohlgemuth die ganze Heiterkeit ſeines jovialen Weſens aufbot, um alle düſtern Bilder und traurigen Gedanken aus der Seele des Vaters zu verſcheuchen. Leider aber fand der gute Alte in ſeiner Familie bald das größte Unglück durch die drei ungerathenen Söhne: Wankelmuth, Hochmuth und Übermuth.

Der Wankelmuth ließ ſich in eine Menge von Geſchäften und Verbindungen ein, brach oft ſein Wort und hielt faſt niemals zu, da er jeden Augenblick einen andern Entſchluß faßte. Er entwarf Pläne auf Pläne, ohne einen einzigen auszuführen, änderte mit jedem Tage ſeine Anſichten und Geſinnungen, und verſprach Alles, ohne je ein Verſprechen zu erfüllen. Dadurch wurde er immerzu in verdrießliche Händel verwickelt, die dem alternden Vater vielen Kummer verurſachten. Der aufgeblaſene, liebloſe Hochmuth, Alles tief unter ſich erblickend und voll Verachtung gegen alle Welt, erlaubte ſich bittern Spott, Schmähung und erniedrigende Kränkungen gegen Jeden um ſo mehr, als die noch verwegneren, raſenden Brüder Muthwille und Übermuth bald ſeine unzertrennlichen Gefährten wurden und ihn dahin brachten, daß ihm nichts mehr heilig und ehrwürdig blieb, und er ſich berechtigt glaubte, Recht und Sitte mit Füßen treten zu dürfen.

Die Frevel dieſer Tollen zogen ein Ungewitter von Unfällen auf das Haus. Nun gelang es endlich der unholden Schwermuth ſich in das Herz des gebeugten Vaters einzuſchleichen, welches die Finſtere jetzt nach Willkür zuſammenpreßte und quälte, wobei ihr die Schweſter Muthloſigkeit, mehr aus Blödſinn als aus Bösartigkeit getreulich Beiſtand leiſtete. Dazu geſellte ſich auch der verkrüppelte, zwerghafte, immer ſieche und traurige Bruder Kleinmuth, mit dem der bleiche, knöcherne, untheilnehmende Kopfhänger Mißmuth gemeinſchaftliche Sache machte.

Dieſe vier Unholde legten ſich wie Vampyre an die Bruſt des Vaters, dem ſie das edelſte Lebensblut entſogen, und ſie wurden durch ihren frechen Bund bald ſo mächtig, daß ſie die übrigen Geſchwiſter theils unterjochten, theils vertrieben.

Zum vollſtändigen Siege fehlte ihnen nur noch Einer.

Und ſiehe da! der ſchwarze, häßliche, ſich ſelbſt verhaßte Unmuth trat in den Bund, und ging in ſeinem tückiſchen Grolle ſo weit, daß er den Vater in einer ſchauerlichen

Nacht überfiel, und ihn erwürgte. Als die Freventhat verübt war, flohen Alle, vom Entſetzen ergriffen. Die Wehmuth allein blieb weinend bei der verlaſſenen Leiche.

## Der Brunnen und die Schöpfenden.

In einem Walde ſtand ein Brunnen. Einige winzige Männlein, zwergartige Figürchen kamen dahin, Waſſer zu ſchöpfen. Sie ſenkten ihre Gefäße in die Tiefe, zogen ſie nach langem Harren wieder herauf, und ſahen mit Verdruß, daß ſie nur wenige Tropfen gefangen hatten. Die Zwerglein ließen ſich aber nicht abſchrecken und wiederholten den Verſuch. Jetzt war aber nicht einmal die Spur von einem Waſſertropfen zu finden. Zürnend ſagten ſie: Laßt uns gehen! Der Brunnen iſt ausgeſchöpft.

Da ſie eben den Wald verlaſſen wollten, trat ihnen ein Mann von hoher, edler Geſtalt entgegen. Die Männlein riefen ihm zu, er möge ſich nicht bemühen, denn der Brunnen ſei ausgeſchöpft.

„Das mag euch ſcheinen!“ ſagte der Mann mit der hohen Geſtalt, ſchwieg, ſenkte das Gefäß in die kühle Tiefe — und ſiehe da! das hellſte reinſte Waſſer ſchimmerte den ſtaunenden, verſtummenden Figürchen in dem heraufgezogenen Gefäße entgegen.

Dem Brunnen gleicht die unerſchöpfliche Natur. Er, dem Kraft und Größe mangeln, beklagt ihre Erſchöpfung, den Mangel des Neuhervorquellenden, indeß ſie dem Genius ein nie verſiegender Quell bleibt.

## Die Kritik.

Kritik, eine Tochter des Fleißes und der Wahrheit, wurde, kaum geboren, der Säugamme Gerechtigkeit übergeben, und im Tempel der Weisheit erzogen. Nachdem ihre Bildung vollendet war, beſtimmten die Olympier ſie zur Lehrerin der Phantaſie. Mutter Wahrheit gab ihr ein Zepter von beſonderer Art. Die obere Spitze war in Ambroſia getaucht, mit Amaranthen und Lorbeern umwunden, das untere Ende aber mit Cypreſſen und Mohnblättern, und mit Tropfen aus dem Strome der Vergeſſenheit benetzt. Nebſt dem erhielt ſie auch eine ewig brennende Fackel der Wahrheit, und berührte das Echtbefundene mit des Zepters Unſterblichkeit verleihender Amaranthenſpitze; das Unechte aber bethaute ſie mit letheiſchen Tropfen, Vergeſſenheit oder Zerſtörung bewirkend. Insbeſondere fand ſie eine große Anzahl von Werken, in denen Schönheiten und Mängel ſo innig verſchmolzen waren, daß ſie oft, ungeachtet des hellſten Fackelglanzes, das Zepter zweifelnd in der Hand hielt und nicht wußte, ob ſie dieſe Zwitter mit Ambroſia oder mit Lethe benetzen ſollte. Aus Beſorgniß, das Zepter der Gerechtigkeit in ſo zweifelhaften Fällen irrig anzuwenden, übertrug ſie die Entſcheidung über jene Geiſtesprodukte dem Ausſpruche der Zeit.

Die Urtheile der Zeit, einige Launen der Göttin ausgenommen, widerſprachen der Gerechtigkeit ſelten. Einige Werke wurden durch einen Schwung der Senſe auf immer vernichtet, andere, die ſchon mit ſtolzer Sicherheit der Unſterblichkeit entgegen zu gehen glaubten, ſchrumpften nach und nach zuſammen. Während die Zeit ihr Amt auf ſolche Weiſe verwaltete, brach eine barbariſche Horde hervor, deren Führer: Vorurtheil, Unwiſſenheit und falſcher Geſchmack, ſich des Tribunals der Kritik bemächtigten. Die zürnende Göttin verließ die Erde und zerbrach beim Scheiden in ihrem Unmuth das Zepter der Gerechtigkeit. Schmeichelei fing die Splitter der ambroſiſchen Spitze auf, der letheiſchen aber bemächtigte ſich die Feindſeligkeit.

Die Verehrer der Schmeichelei, unter welche die ſüße Göttin die ihr zugefallenen Ambroſia-Splitter vertheilte, hatten zur Unterſuchung keine Fackel, verlangten auch keine, ſondern berührten ohne Unterſchied Alles, was Macht oder Eigennutz ihnen vor die Augen ſtellte. Die Gefährten der Feindſeligkeit erhielten zwar eine Fackel, aber — von den Furien, daher ſie auch die hölliſche Eigenſchaft beſaß, Alles im ſchlechten Lichte zu zeigen, zu entſtellen und mit ſchwarzem Peche zu beflecken.

# Die Schöpfung des Weibes.

## Ein alter Mythos, neu erzählt.

Im Antiken-Kabinete der Menſchheit bleibt die Gemme der Weiblichkeit ſtets das getadeltſte und geſuchteſte Stück. Das blinde Heidenthum, welches mitunter auch ſehr hell ſah, gab dem Weibe ſogar einen göttlichen Urſprung.

Prometheus hatte ſich erkühnt, den Göttern zum Trotz einen Mann aus Thon zu bilden, und ihn mit einer dem Jupiter ſelbſt entwendeten Flamme zu beleben, denn er ſollte durch ſeinen Geiſt den Himmliſchen ſelbſt gleich kommen. Das Werk war dem Menſchenkünſtler über alle Erwartung gelungen. Prometheus gab ſeinem Geſchöpfe nach ſich den Namen Epimetheus. Die zürnenden Olympier, die es übel nahmen, daß der Verwegene einen Eingriff in ihr ausſchließendes Privilegium that, beſchloßen ſich zu rächen, und den Bildner von wegen des Mannsbildes auf das Empfindlichſte zu beſchämen und zu ſtrafen.

Vulkan erhielt den Auftrag, ein Gegenſtück, wie die Göttinnen ſelbſt geſtaltet, zu liefern. Er vollendete das Werk eben ſo ſchnell als gut. Die Geſammtheit der Olympier gab ihm die volle Zufriedenheit zu erkennen. Alle Götter und Göttinnen wetteiferten, zur Vollkommenheit des Kunſtgebildes das Ihrige beizutragen. Die Göttin der Schönheit, das kaum geſchaffene Frauengebilde in ihre Arme ſchließend, entzündete im aufpochenden Herzen mit einem Kuſſe den Geiſt der Liebe und — der Gefallſucht. Lippen und Wangen- und Abendroth, und der Augen Zauberſpiegel erglänzten von holder Schüchternheit und ſiegreicher Schlauheit. Venus ſelbſt bedauerte, kein Mann zu ſein, und wäre ſie nicht die Göttin der Liebe geweſen, ſo hätte ſie gegen die Parvenue aus Neid und Haß entbrennen müſſen.

Der ſo ſchön Belebten verlieh Juno nun die weibliche Würde, zugleich aber auch eine nicht unbedeutende Fertigkeit der beweglichen Zunge, die, wenn nicht immer das erſte, doch billiger Weiſe das letzte Wort ſpricht, um gebührender Maßen das, der Schönheit eigene Recht der Herrſchaft zu behaupten. Dieſen Vorzügen fügte die Göttin noch eine kleine Zugabe von Launenwechſel und Zorn bei, der der Reizenden ſo wohl läßt, nebſt einem unverſiegbaren Springquell von Thränen, die ihre Wirkung nie verfehlen.

Minerva ertheilte der Schönen Unterricht im langweiligen Stricken und Nähen, lehrte ſie die Kunſt der Stickerei, die Erfindung unzähliger Formen, des bezaubernden Farbenſpiels und des ſchönen Faltenwurfes der Gewänder, und hielt ihr überdies Privat-Vorleſungen über die Putzſucht, welcher ein Heer von Moden ſein Daſein verdankt.

Hermes verſah die Geſchmückte mit einem Schatz von Liſt und Gewandtheit, um der Liebe hülfreiche Mittel und Kunſtgriffe zu erſinnen, feine Plänchen zu entwerfen, und die ſich entgegenſtellenden Hinderniſſe zu beſiegen. Nebſtbei wußte der ſchlaue Gott dem holden Weſen auch einen Theil der ihm eigenen Vorliebe für den Reichthum einzuflößen.

Phöbus verlieh der Gewandten die Gabe, die süßeſten Worte der Zärtlichkeit mit des Wohllautes weichſtem Schmelze zu ſprechen, die Zauberkraft des entzückenden Geſanges, und ein Brillantfeuer des frohſinnigſten und lieblichſten Witzes.

Jetzt kamen die Grazien, halfen der Reichbegabten Toilette machen, ordneten die Lockenfülle, die das ſchön geformte Haupt umfloß, und ſchmückten ſie mit Blumen und mit dem wallenden Schleier, welcher das Roſengeſicht und die ſchlanke Geſtalt ſpielend umflatterte. Zuletzt brachten ſie ihr einen Gürtel, Aphroditens Gürtel nachgebildet, welcher die zarteſte Sittigkeit mit allem Liebeszauber vereinigte. Da Alles vollendet war, hielten ſie der Geſchmückten einen Spiegel vor, doch nur auf einen Augenblick.

Ein Strahl des Bewußtſeins ihrer Reize durchflog das holde Weſen, verſchwand aber ſo ſchnell, daß die Erröthende nur ein flüchtiges Traumbild zu ſchauen wähnte und die Selbſtbeſchauung nicht jenen Grad der Eitelkeit hervorbringen konnte, die in allen Mienen den Gedanken: „Wie bin ich doch ſo ſchön!" zum Nachtheil der Schönheit ſelbſt unaufhörlich verkündet.

Man nannte das herrliche Geſchöpf Pandora, die Allbegabte.

Alle Götter fühlten ſich bei ihrem Anblick elektriſirt und glühten von Liebe, ſo wie die Göttinnen von Neid und Reue über ihre übereilte Freigebigkeit. Die Eiferſucht erwachte in den olympiſchen Schönen. Juno ertheilte daher, im Namen Aller, den Befehl, die Gefürchtete ſogleich vom Olymp zu entfernen, und gab der Abreiſenden zum ewigen Angedenken ein goldenes Käſtchen.

Aber — wie ſollt' es nun dem Manne des Prometheus ergehen, wenn ſchon der ganze Olymp durch die Bezaubernde in Verwirrung kam?

Der einſame Epimetheus wandelte, als die wunderbare Erſcheinung zur Erde hernieder ſchwebte, am Ufer des Meeres in tiefſinnige Betrachtungen verloren, und mit nichts Geringerem beſchäftigt, als das Weſen der Dinge, die Geſetze der Natur und den Zweck des Weltalls zu ergründen, für deſſen Herrn und Gebieter er ſich hielt.

Armer König der Schöpfung! Welche entſetzliche Veränderung ſteht dir in einem Augenblicke bevor!

Er ſah die Herabſchwebende und hielt ſie zuerſt für einen Regenbogen, dann für eine der Göttinnen, von welchen Prometheus ihm erzählt hatte, endlich gar für die aufgehende Sonne, denn er fühlte ſich ganz entzündet und ſtand wirklich in Flammen. Er vergaß das Weſen der Dinge, die allgemeinen Geſetze der Natur, den Zweck des Weltalls und ſeine eigene Herrlichkeit und Gebieterſchaft, ſah nur das Wunder der Schönheit vor ſich, ſank vor der menſchlichen Göttin auf die Knie, und ergoß ſich in einen Feuerſtrom des Entzückens.

Prometheus ſchaute auf die zärtliche Scene von einem Berggipfel herab und ſeufzte, da er ſein erhabenes Projekt ſo unerwartet vereitelt ſah. Vom Olymp ſcholl ein unbändiges Gelächter herab.

Pandora horchte auf den vor ihr knieenden Redner, erröthete, ſchwieg, ſchien ihn nicht zu verſtehen, ſchlug die Augen nieder, und reichte ihm endlich, ohne ein Wort zu ſprechen, das goldene Käſtchen. Epimetheus, dadurch ermuthiget, ergriff mit der Linken die ſchöne Gabe, während ſein rechter Arm die noch ſchönere Geberin umſchlang. Der Kühne ruhte jetzt nicht, bis er das Geſtändniß der Gegenliebe erhielt.

Als endlich die Flitterwochen und ihr Taumel vorüber waren, öffnete das Ehepaar gemeinſchaftlich das Geſchenk der Juno, aber — o weh! ein Heer von rabenſchwarzen Sorgen flog heraus. Pandora weinte, Epimetheus verzweifelte. Da trat Prometheus zu ihnen und ſagte: „Die Götter ſandten euch zwar ein großes Uebel, doch ſteht es in eurer Macht, viel für deſſen Verminderung zu thun. Alle Sorgen ſind leider los; die Hoffnung aber iſt auf dem Boden des Käſtchens zurück geblieben. Behaltet ihr nun dieſe nebſt der Liebe, ſo könnt ihr, fürwahr! noch ſehr glückliche Menſchen werden.

## Gedanken vor einer Wage.

Sowohl Themis, die ſtrenge Göttin uneigennütziger Gerechtigkeit, als auch Merkur, der ſchalkhafte Gott des gewinnſüchtigen Handels und der Patron der noch gewinnſüchtigeren Diebe, — beide Gottheiten werden mit einer Wage abgebildet. Themis hatte, wenn wir dem Homer glauben dürfen, beim Göttermahle im Olymp die Vertheilung der Speiſen über ſich; vermuthlich müſſen die gefräßigen Götter, wie die Kinder, öfter gezankt haben, wenn einer ſich eine etwas größere Portion zueignete als der andere. —

Merkur hat dafür die eigentliche Gold- oder Dukaten-Wage; ſie iſt immer hellglänzend, weil ſie unaufhörlich gebraucht wird, wogegen die Wage der Themis manchmal Roſtflecken bekommt. Ein Myſanthrop könnte daraus ſchließen, daß in der Welt der Eigennutz mehr zu thun hat, als die Gerechtigkeit.

Die Menſchen laſſen ſich ſehr ungerne moraliſch abwägen, und dennoch hat Jeder die Paſſion, alle Andern auf die Wage zu legen.

Eine Wage befindet ſich dann im Gleichgewicht, wenn die Zunge ſenkrecht ſtille ſteht; wendet man dies auf die Weiber an, ſo befinden ſie ſich wohl nie im Gleichgewicht, oder höchſtens dann, wenn der traumloſe Schlaf es herſtellt.

Die Fama iſt mit ihrem Urtheil über Menſchen und Handlungen lange ſchon fertig, wenn Vernunft und Gewiſſen lange noch unſchlüſſig bleiben, denn ſie legt Alles auf die Schnellwage.

Man hat eigene Dukaten-Wagen, um zu erſehen, wie viel jedes Goldſtück — durch das Beſchneiden von fremder

Hand — an ſeinem wahren Werthe verlor. O gäb' es doch auch moraliſche Goldwagen, um zu erfahren, wie viel mancher gute Menſch von ſeinem herrlichen Weſen blos dadurch verloren hat, daß er vom böſen Schickſal und von böſen Menſchen ſo grauſam beſchnitten wurde.

Es gibt Leute, mit denen blos deshalb ſo ſchwer umzugehen iſt, weil ſie jedes Wort eines Andern auf die Dukatenwage legen. Möchten ſie doch bedenken, daß die Dukatenwage zwar das beſte Metall wägt, daß ſie ſelbſt aber unter allen Wagen die kleinſte iſt, und ſelbſt am leichteſten wiegt.

Wer immer die Dukatenwage in der Hand hält, bringt ſich ſelbſt um den beſten Genuß — ſowohl der Menſchen als der Bücher.

## Ananas-Gleichniſſe.

Die Welt läßt ſich mit einer Ananas vergleichen, denn ſie iſt eine Frucht, die für den Glücklichen den lieblichſten, für den Unglücklichen den widerwärtigſten Geſchmack hat, für den Fröhlichen den ſüßeſten, für den Traurigen den bitterſten; für den Reichen iſt ſie gar ein auserleſenes Geſchmacks-Potpourri, für den Nothleidenden aber eine glänzende Steinfrucht, ſchön anzuſehen.

Im Fruchtgarten der ſchönen Literatur und Kunſt gibt's eine eigene Klaſſe von Ananas-Liebhabern und Ananas-Gourmands. Sie legen in jedes Kunſtwerk ihre frivole Individualität hinein, ſaugen dann ihren Lieblingsgeſchmack heraus, und finden das Geſchmackloſe am ſchmackhafteſten. Das ſchöne Geſchlecht überhaupt — mit Ausnahme von ſehr Wenigen — betrachtet die ſchöne Literatur als eine Ananas von Spielen und Gefühlen für Herz und Scherz. Dabei machen viele Weiber und Mädchen ſich gerne durch Kunſt zu dem, wozu die Natur ſie ſchon gemacht hat — zu Ananaſſen der Liebe und des Lebens, indem ſie ſich — ſo viel's leicht ſein kann — oberflächliche Kenntniſſe und Notizen anſchminken, um ſie bei Gelegenheit der männlichen Welt als Geſchmackſorten einer gewiſſen Ananas-Bildung zum Beſten zu geben.

## Betrachtungen über Krebsgang, Krebsfang und Krebsnaturen.

Die Krebſe ſind, gleich den Menſchen, faſt über den ganzen Erdboden zerſtreut. Nur in Sibirien hat man bis jetzt — zwar Menſchen, aber keine Krebſe entdeckt. Alle Landkrebſe haben Neigung zum Waſſer, alle Waſſerkrebſe gehen Nachts gerne auf das feſte Land. So ſind auch die Menſchen; ſie thun gerne das, was ihrer Natur entgegen iſt. Die alten Naturhiſtoriker erzählten einſt, daß die Krebſe den im Sande liegenden Goldſtaub verzehren; iſt der Menſch darnach weniger begierig? Ich glaube, die Alten ſtellten dieſes Mährchen nur als ein allegoriſches Bild des Menſchen auf.

Wenn mehrere Krebſe um eine Krebſin werben, ſo fallen oft ſo furchtbare Schlachten vor, daß das Schlachtfeld mit zerbrochenen Scheren und Füſſen bedeckt wird. Ach, wie ſo manche menſchliche Krebſin war die Urſache trojaniſcher Kriege und zerſtörter Ritterburgen!

O könnten wir Menſchen uns doch ſo manche Eigenſchaft von den Krebſen aneignen! Vor Allem ihr jährliches Abwerfen der hornartigen Schale und ihre Reproductionskraft. — Das Gemüth der beſten Menſchen erhält durch Leiden und Unglücksfälle, getäuſchte Erwartung, fehlgeſchlagene Hoffnung, Verkennung, Undank und Mißhandlung, allmälig eine bedeutende Verhärtung, wodurch ſie dann oft Myſanthropen werden. Wie ſchön wär's, wenn man dieſe feindſelige Unglücks-Kruſte wieder abwerfen und wenigſtens einige Zeit hindurch — bis zur aufgedrungenen neuen moraliſchen Hornhaut — wieder weich und menſchenfreundlich werden könnte! — Und wenn erſt gar unſer Inneres die Reproductionskraft des Krebſes hätte! Ach, wie gut wär's, wenn wir Menſchen, ſo wie die Krebſe ihre durch Zufall oder im Kampfe mit ihres Gleichen eingebüßten Scheren, Füße oder Fühlhörner in kurzer Zeit wieder ergänzen, die edlen Theile unſers ſchwer verwundeten Innern, ſo manche uns gewaltſam entriſſene ſchöne Gemüths- und Geiſtesgabe wieder hervorbringen könnten! Wie ſchön wär's, wenn der

Redliche, der ſein Herz immer auf der Zunge trug, vielfach betrogen und verrathen, die verlorne Offenheit in ſich neu hervorbringen könnte; wie ſchön wär's, wenn der mit Undank belohnte Menſchenfreund ſeine ehemalige Wohlthätigkeit, der mißhandelte Gerechte ſeinen vorigen Edelmuth, der von Bosheit und Falſchheit Zerriſſene ſeinen verlornen Glauben an die Menſchheit, der vom Unglück Zermalmte den geraubten Verſtand, der verhöhnte Gutmüthige ſein einſt gehabtes Mitgefühl, der in Gemeinheit Verſunkene ſeinen entweihten und entwichenen Schönheitsſinn, der von Leiden Entnervte die Kraft ſeiner beſſern Zeit, die Entehrte die einſt ſo liebliche Unſchuld und Reinheit ihres Herzens, der Verbrecher den entflohenen Frieden ſeiner Seele reproduziren könnte! Leider entbehrt der Menſch dieſen Vorzug des Krebſes, und wird dagegen ſo oft die Beute des ärgſten aller Krebſe, — des moraliſchen, der ſchauderhafteſten Gemüths- und Seelenkrankheit, die mit dem Gift des Laſters unſer Inneres auflöſ't, unſere herrlichſten Gaben verzehrt.

Und werden wir Menſchen nicht oft, gleich den Krebſen, von dem unbarmherzigen Schickſal oder von noch unbarmherzigeren Menſchen mit ſiedender Eſſigbrühe übergoſſen, oder gar in einen glühenden Topf voll Aqua tofana eingekocht, daß wir mit brennender Wundenröthe herauskommen, als Blutzeugen unſerer ausgeſtandenen Leiden im Schmerzen-Scharlachmantel?

Dafür hat der Flußkrebs das Vergnügen, daß er bei der jährlichen Häutung auch einen ganz neuen Magen bekommt, der den ſich ablöſenden alten verſchlingt und verdaut. Was gäbe mancher reiche Schlemmer, manche genäſchige Dame, wenn ſie ſtatt des verdorbenen alten Magens jährlich einen neuen bekommen könnte! Freilich würde dadurch eine Menge von Krankheiten ganz verſchwinden, mit denen zugleich eine Menge von Ärzten verſchwinden müßte, deren Beutel die Schwindſucht bekämen!

Aber welche auffallende, ſonderbare Ähnlichkeit zwiſchen Krebſen und — ſo manchen Menſchen! Der Krebs hat ſeinen Magen im Kopfe in der Nähe der Augen. O wie viele Menſchen ſcheinen ihren Magen im Kopfe zu haben! Wenigſtens geht ihr ganzes Dichten und Trachten, Thun und Laſſen auf den Magen, für den ſie mit raſtloſem Eifer ſorgen, der ihnen ſtets im Kopfe liegt, auf den alle ihre Gedanken gerichtet ſind, den ſie nie aus den Augen laſſen. —

Der Bernhardskrebs iſt das wahre Sinnbild der Selbſterkenntniß und der Klugheit. Sein Hintertheil iſt nicht, wie bei andern Krebſen, mit einer harten Schale, ſondern nur mit einer weichen Haut bedeckt. Um ſich daher vor Verletzungen zu ſichern, ſucht er ſich ein leeres Schneckenhaus, das er bezieht und mit ſich nimmt. Und dennoch wird er von den Naturhiſtorikern auch der Soldat genannt! Warum? — Wir lachen und ſpötteln über das Rückwärtsſchreiten des Krebſes, und ſehen doch ſo häufig, daß ſehr viele Menſchen und Künſtler, ſobald ſie ein gewiſſes Ziel glücklich oder mühſam erreicht haben, ohne weiteres den

Krebsgang gehen. Sahen wir nicht ſchon, daß ganze Literaturen, ja ſogar ganze Völker den Krebsgang nahmen? Und doch wär's oft recht gut, wenn manches den Krebsgang ginge und lieber zum Alten zurückkröche! — Man lockt und fängt die Krebſe in ihren Teichhöhlen am beſten in der Nacht bei Fackelſchein; auch die Menſchen laſſen ſich im verwirrenden Dunkel und durch blendenden Schein am beſten fangen! —

## Uhren, Menſchen und Bücher; eine Parallele.

Seit dem Augenblick, da ich die erſte Zeile meines erſten Werkes niederſchrieb, bis zu dem gegenwärtigen, ſind mir, wie Dir, mein Leſer, viele Stunden verronnen. Und ſo wie ich ſelbſt am Anfang eines Werkes nicht weiß, ob Tod und Schickſal mir auch geſtatten werden, es zu vollenden, eben ſo haſt auch Du, mein Leſer, nicht Siegel und Brief, ob jene zwei Potentaten Dir erlauben werden, dieſes Werk, wenn Du wirklich willſt, zu Ende zu leſen. Das ſoll uns aber nicht kleinmüthig machen. Schlägt unſer letztes Stündlein, ſo kommt's nur darauf an, daß wir ein gutes Gewiſſen haben; in allem Übrigen laſſen wir Ihn walten, den Herrn des Lebens und des Todes, der uns in dieſe Erde nur wie junge Pflanzen zuſammen ſetzte, um uns in eine beſſere zu verpflanzen.

Der Anblick einer jeden Uhr, ſo wie ihre Schläge, ſollte den Menſchen in eine ſehr ernſthafte Stimmung verſetzen, weil ihm dabei Zeit und Ewigkeit vor die Seele treten. Unter allen Uhren aber kann wohl keine uns feierlicher ſtimmen als die Sanduhr, die uns zugleich an den Sandmann erinnert. So verſchieden aber die Stunden ſein mögen, die ich und Du, mein Leſer, während dem Schreiben und Leſen, erlebt und Andere erleben geſehen haben, eben ſo verſchieden als dieſe und die wechſelnden Zeiten überhaupt, ſind auch die Uhren ſehr bedeutende warnende Sinnbilder! Bedenken wir aber dies nicht, ſo werden uns die verſchiedenen Arten der Uhren ſchon dadurch intereſſant, daß ſie eine ſo auffallende Ähnlichkeit mit Menſchen und Büchern zeigen. Man kann, wie ich es ſogleich thun werde, jede Art von Uhren mit einer gewiſſen Art von Menſchen und Büchern zuſammenſtellen; ich ſage z. B. ſo

Thurmuhren ſind uns alle die unſterblichen Heroen der Vorzeit, die uns ſelbſt in ihrer Höhe und Entfernung groß erſcheinen, und deren mächtige Stimmen aus weit entlegener Vergangenheit uns noch jetzt entgegen ſchallen, imponirend durch Geiſt und That. Die Zeit ſelbſt iſt der hohe Thurm, auf dem wir, hinauf blinzelnd, ſie erblicken. Im Reich der Wiſſenſchaft und Kunſt ſind Thurmuhren alle jene Werke des Genies, nach denen untergeordnete Geiſter ſich richten, Nachahmer ihr Thun und Treiben regeln.

Taſchenuhren ſind wir ſelbſt gegen jene Rieſen. Unſere

Zeit liefert überhaupt gern Alles im Taſchenformat, ſelbſt Köpfe und Herzen. Wär's möglich, ſo geſtaltete ſie Rieſen im Taſchenformate. Die feingekünſtelten Werke der ſchönen Literatur haben zierliches Taſchenformat. Taſchenbücher ſind die Sinnbilder der neueſten Literatur.

Wanduhren ſind Hausfrauen, die ihren Namen mit Recht verdienen, weil ſie, in ihren vier Wänden hauſend, ihr eigentliches Leben und Regiment führen. In Häuſern, wo die Wanduhr unrichtig geht, hält die Hausfrau nicht auf Ordnung. Man ſieht jetzt mehr Ex-Hausfrauen als andere. Hausfrauen, die zwar wacker und rüſtig, dabei aber in ihren Häuſern etwas laut und heftig ſind, gleichen den Wanduhren mit lärmenden Weckern. In der Literatur ſind alle wahrhaft gemeinnützigen Werke den Wanduhren zu vergleichen.

Ringuhren und jene ſehr kleinen Miniatur-Uehrchen, die von den Damen an goldenen Ketten als Halsſchmuck getragen werden, und in der großen Welt paradiren, ſind die Ebenbilder jener paradirenden Damen ſelbſt.

Springuhren ſind melancholiſch-ſanguiniſche Menſchen, die mit den ſchnellſten Uebergängen von einem Extrem in's andere hinüber ſpringen, vom tiefſten Schwarz in's freundlichſte Roſenfarb. Auch die unaufhörlichen Bonmotiſten ſind witzige Springuhren. Dagegen finden wir lebendige

Spieluhren in jenen holden Modefräulein, die mit dem lieblichen Glockenſpiel ihrer Reize und Sentiments zu bezaubern wiſſen, ſobald ſie glauben, daß ihr Fangſtündchen ſchlagen könnte, wo ſie dann herzlos in Liebe zerfließen, und ohne Liebe ganz Herz zu ſein ſcheinen.

Repetiruhren ſind Menſchen von mittelmäßigen Talenten, die ſich aber gern produziren, folglich das Wenige, was ſie wiſſen, bei jeder Gelegenheit an Mann bringen wollen, und wiederkäuen, was Jeder ſchon weiß.

In der Literatur gehören hieher alle Schriftſteller, die fremde Werke ausſchreiben, und, mit andern Worten, das von Andern Geſagte wiederholen.

Sekundenuhren ſind jene äußerſt emſigen Ameiſen-Menſchen, die ſich den ganzen Tag regelmäßig ab- und zerarbeiten, und, im Kleinſten geſchäftig, gar nicht wiſſen, daß auch ein Großes exiſtirt. Hieher gehören auch die bis in's kleinſte Detail unſäglich mühſam gelehrten Werke.

Waſſer- und Sanduhren ſtellen uns ſchwerfällig-melancholiſche Menſchen dar, die das Rechte und Heilige ehren, aber — ohne zu leben — den Tod immer dicht vor den Augen haben, und — mit Verachtung aller Roſenlauben — heroiſch-feſt immer nur Thränenweiden und Cypreſſen aufſuchen.

Sonnenuhren endlich nenne ich alle diejenigen, die das Höhere zwar im Auge behalten, aber — als ſinnlich-vernünftige Weſen, naturgemäß leben. Ich halte dieſe für die Klügſten und Beſten, und wünſche Dir, mein Leſer, daß Du eine ſolche Sonnenuhr ſeieſt, damit Du das Irdiſche recht und tadellos genießeſt und des Ewigen eingedenk und werth bleibeſt.

# Gebet den Armen!

Dieſe Ermahnung gibt die heilige Schrift uns Chriſten, und legt ſie uns dringend an's Herz, weil ſie die Wurzel der Nächſtenliebe iſt, da unter uns armen Menſchen die Armen der größte Theil der Menſchheit ſind. — Helfen können iſt ſo ſchön, daß nur Eines noch ſchöner iſt: Helfen wollen! Ein Reicher und Großer der Erde kann viel thun, ein liebevoller, gerechter Menſch — geradeweg — oft noch viel mehr. Wer auf die Strohhütte des Armen einen Goldregen fallen läßt, handelt hülfreich; wer aber zum Leidenden in die Hütte hinein kriecht, gibt mehr als Gold, — gibt ſich ſelbſt. Je ſchwieriger etwas zu vollbringen iſt, um ſo verdienſtlicher iſt der Vollzug; je ſaurer die Pflichterfüllung, deſto ſüßer die Frucht der erfüllten Pflicht. Gebet den Armen, — aber mit offenem Auge! — Derjenige Theil der Armen, der mit ausgeſtreckten Händen fordert und das Dargereichte gierig und jubelnd nimmt, iſt die weniger würdige Hälfte dieſer Klaſſe. Die Edleren unter ihnen beben zurück vor dem Gedanken, ihr Elend zur Schau zu tragen. Sie faſſen ſogar den Tribut, welchen Mitleid und Milde ihnen darreichen, mit geheimem Schauder, und ihr Dank iſt weniger warm und wortreich, weil Verzagtheit und Beſchämung ihre Zunge lähmen. Allein, nicht nur das moraliſche Zartgefühl, ſondern auch der Stolz bringt dieſe Wirkung hervor.

Wenn dieſer Stolz aber ſchon beim phyſiſchen Mangel unerträglich und nachtheilig iſt, wie viel mehr muß er es da ſein, wo Mangel an Geiſt und an Herzen eintritt! Gerade um ſo viel mehr, als Beide über dem Körper ſtehen. Und doch — wie ſonderbar! Wer an phyſiſcher Habe darbt, fühlt ſein unbefriedigtes Bedürfniß, fühlt — daß er arm iſt; die an Geiſt und Herzen Armen aber glauben es nicht, daß ſie arm ſind, und zwar um ſo weniger, je ärmer ſie ſind und je mehr ihnen fehlt!

O ihr — an Geiſt und Herzen Armen! wie ſträflich ſeid ihr! Der phyſiſche Menſch muß darben, weil ſich oft kein Retter findet, weil er ferne oft vom Hauſe der Wohlthätigkeit, und die Hand der Nächſtenliebe nicht bis in ſeine morſche Hütte hinabreicht. Aber euch, ihr Armen an Geiſt und Herzen! euch ſtehen tauſend Quellen offen zur Befriedigung, Nahrung und Labung. Euch winken Schätze zu ſich — und ihr verſchmäht ſie; euch ſteht die offene Tafel des Schönen und Guten bereit — und ihr meidet ſie.

Weh' euch, ihr Armen an Geiſt und Herzen! Ihr ſterbet einen ewigen Hungertod, und wollt nicht erkennen, nicht verbeſſern euer trauriges Loos. Wer aber möchte darben, wo er im Ueberfluſſe ſchwelgen kann? O ihr Armen an Geiſt und Herzen! laßt fahren euren Wahn von Wiſſen, das ihr nicht beſitzt! laßt fahren die Geringſchätzung deſſen, was ihr nicht kennet oder zu kennen verſchmäht! Ihr gleicht denen, deren geſchwächte Verdauungswerkzeuge allen Nahrungsſtoff verweigern und in Schwindſucht auszehren. Eilt hin zu den Schätzen, welche uns alle Zeiten und Völker der Vorwelt hinterließen, und die Herrlichſten der Zeitgenoſſen uns darbieten! Eilt hin und genießet! Eure Begierde darnach wird wachſen mit jedem Genuſſe, ſo wie man die Eßluſt erſt dann fühlt, wenn man ſie befriedigt.

Schwelgt an den gold'nen Tiſchen der Geiſtreichen! aber ſchwelgt mäßig und weiſe, um das Genoſſene auch weiſe zu verdauen; denn alles zu viel und zu ſchnell Aufgenommene bleibt unverdaute Maſſe, die keine Lebensſäfte zeugt.

Wohl dem an irdiſchen Gütern armen Menſchen, der Seneca's Spruch beherzigt: „Reich iſt, der mit dem zufrieden iſt, was er hat.“ — Aber wehe dem, der dieſen Spruch auf Ideen und Gefühle ausdehnen will! Denn, ſo wie der Körper — gleich jeder anderen Maſchine — durch den Genuß ſich abnützt, eben ſo unermüdlich und unerſchöpflich iſt der Geiſt, und ſeine Elaſticität ſo mächtig, daß jeder Genuß, jede Anſtrengung ſeine Kraft vermehrt, und er — ſelbſt zu Boden geworfen, wie ein Ball — noch kräftiger in die Höhe ſpringt, weil er für die Höhe beſtimmt iſt. —

Darum immer vorwärts! denn nur der Geiſt verſchönert das Irdiſche, nur der Geiſt iſt in uns das Ewige. Und mögen wir nun hienieden auch noch ſo arm auseinander gehen, unendlich reich treffen wir jenſeits uns wieder! —

# Ueber das, was man erfahren, und was man nicht erfahren ſoll.

Es iſt ſchön und gut, Manches erfahren zu haben, — noch ſchöner und beſſer iſt's aber, Manches nicht erfahren zu haben. Wer von vielen ſchwarzen Sünden gar nie gehört, viele glänzende Laſter nie in ihrem Glanze geſehen hat, — der iſt glücklich zu preiſen gleich Demjenigen, deſſen geſunden Leib ein Peſthauch nicht einmal angeweht hat.

So kann uns die Erfahrung oft ein Engel, noch öfter ein Teufel werden. Habe nichts erfahren, und — bleibe rein! Es iſt beſſer, als Du habeſt viel erfahren und wiſſeſt Manches, was man lieber nicht wiſſen ſoll. Lebe nur mit Guten für das Gute; — Böſes zu ſchauen und Böſe zu hören meide wie den Anblick einer Hölle! denn alles Gute ſtärkt zum Guten, alles Böſe vergiftet.

Und doch will der Menſch immer erfahren, und ſo Mancher brüſtet ſich mit ſeiner Erfahrung. Erfahrung in Schmerzen und Leiden iſt ein läuterndes, Erfahrung in Freuden ein verzehrendes Feuer. Außerdem iſt auch ein bedeutender Unterſchied zwiſchen — viel gelebt zu haben in ſich und außer ſich, und zwiſchen viel durchſchwärmt zu haben und in Vieles eingedrungen zu ſein.

Die viel herumgekommenen Menſchen nehmen gewöhnlich gegen die — ihrer Meinung nach im Neſt gebliebenen Schwalben eine abſprechende, beleidigende Arroganz an, und jedes dritte Wort iſt ihre Erfahrung, ihre Welt- und Menſchenkenntniß. Ihr Eigendünkel wird noch vermehrt durch ihr vieles Erzählen und Sprechen; denn jeder redſelige Menſch überhaupt hält ſich für den klugen Vormund Desjenigen, der weniger ſpricht. Die Zunge des Menſchen ſoll aber als Concordia-Glocke nur dann läuten, wenn die Stunde des Geiſtes oder des Herzens geſchlagen hat. Wehe über jedes Mädchen, das in der Liebe eine Anleitung, wehe über jedes Weib, das für ihren Gatten einen anderen Rathgeber und Vermittler braucht als ihr Herz! Es gibt gar viele Dinge hienieden, die man aus keinem Buche und durch keine Erfahrung, ſondern einzig und allein aus und durch ſich ſelbſt lernen kann. Alles angelernte Gute iſt nicht den hundertſten Theil von dem werth, was aus dem Innern hervorquillt. Wer immer der Flamme eines fremden Beiſpiels bedarf, um ſich für's Gute zu entzünden, wird ſchwerlich ſelbſt für Andere ein Beiſpiel werden. Wer, gleich einem Ball, in die Höhe geſchlagen werden muß, wird ohne Zwang und Gewalt von außen gewiß auf dem Boden liegen bleiben. Es kommt alſo nicht darauf an, was und wie viel man geſehen, gehört und erfahren hat, ſondern wie? mit welchem Geiſte? mit welchem Herzen? mit welchen Sinnen?

In der Natur und im Reiche der moraliſchen Erſcheinungen wiederholt ſich Alles. Das Alte kehrt wieder mit etwas veränderter Geſtalt und Farbe, und ſtellt uns — gleich verſchiedenen Fabeln über einen Satz der Moral — die alte Lehre in neuer Einkleidung vor die Augen. Aller Hauptgrundſätze ſind wenige, und dieſe wenigen ſehr einfach. Darum iſt auch die echte Größe und das echte Glück immer ſehr einfach. Große Schriftſteller ſchreiben einfach: Raphael's Geſtalten wären herrlich — auch ohne allen Farbenprunk.

Der Menſch von Geiſt und Gemüthstiefe wird aus wenigen Erſcheinungen ſcharfſinnigere Bemerkungen und wichtigere Reſultate ziehen, als der gewöhnliche Flach- und Schwachkopf aus einem ganzen Chaos ſogenannter Erfahrungen. Erfahre wenig, aber beobachte viel! Welt-Erfahrungen gleichen oft böſen Zauber- und Höllen-Geiſtern, die uns mit vollen Geldſäcken zu irdiſchem Treiben verſehen, damit aber verlocken, bis das, in ihr Netz verwickelte Weltkind ſeine vermeinten Schätze als ſchwarze Kohlen, und ſich ſelbſt am Rande des Verderbens erblickt. Der ewige Jude wandert fort und fort, und erfährt viel, und ſchaudert vor ſeinen Erfahrungen, und wir Alle ſchaudern bei dem Gedanken an ihn. In ſtiller Tiefe reift das Gold und der Edelſtein, und in der einſamen Hütte, im Schooß eines Thales entfaltete ſich mancher reiche Geiſt, manches tiefe Gemüth, herrlicher als irgend eine Weltbildung ſie dreſſiren konnte.

Gäbe das viele Herumkommen immer auch viele Erfahrung, höheren Werth und mehr Recht zu Anſprüchen, ſo müßte die gemeinſte Klaſſe dies am meiſten geltend machen, weil ſie, vom Schickſal gewöhnlich aus der Wiege herausgeriſſen, in das Weltgetümmel hineingeſchleudert, und dann wie ein Ball von Menſchen zu Menſchen, von Ländern zu Ländern geworfen wird. Und doch iſt dies nicht der Fall. Fehlt der innere Werth, ſo nützt alles Ankleben von außen und alle äußere Politur wenig. Vielen wird das Herumkommen ihr Umkommen. Wer nicht eine ſchönere Welt in ſeinem Innern trägt, den kann alle Weltkenntniß und alle Weltklugheit weder erheben, noch veredeln, noch beglücken. So wie der kerngeſunde Menſch weniger Nahrung bedarf als der krankhaft-organiſirte, und dabei doch heiterer und kräftiger gedeiht als dieſer: eben ſo bedarf auch der geniale bei weitem nicht die Menge von Erfahrungen und Kenntniſſen, welche der talentloſe und gewöhnliche Menſch nöthig hat, um gehörig erleuchtet zu werden, indem dieſer erſt nach vielen ähnlichen und wiederholten Erfahrungen zu Bemerkungen gelangt, welche dem hellen Kopf von Einem Blitz der Phantaſie erleuchtet werden. Wer nicht den Sinn hat, fein zu bemerken und mit einem Blick eine ganze Gegend zu überſchauen, mag noch ſo viel erfahren, er wird wenige oder ſehr armſelige Reſultate ziehen.

Außerdem ſind Beobachtungen vielgewanderter Menſchen gewöhnlich nur oberflächlich, und müſſen es auch ſein, da es dieſen meiſtens an Zeit, Gelegenheit, Verhältniſſen und Fähigkeiten, oder an Fleiß und Ernſt mangelt. Und überdies! Wer Vieles ſieht, muß der deshalb auch richtig ſehen? Da kommen dann abſurde Behauptungen, und man thut ſich über das Bizarre noch etwas zu gut. Als ſchneidenden Kontraſt hören wir von andern Vielerfahrenen die gemeinſten, hundertmal ſchon gemachten Bemerkungen mit wichtiger Miene zum hundert und erſten Male vortragen mit einem kahlen Beiſpiele, das ſie — o Wunder!

ſelbſt erlebt haben. Hätten doch ſolche Menſchen bedacht: Es ſei beſſer, wenig erfahren und viel beobachtet zu haben. So manche wackere Hausfrau kommt wenig oder gar nicht in die große Welt; ihr kleiner Kreis iſt der Tempel ihres Stilllebens, — und dennoch fühlt ſie edler und denkt ſcharfſinniger als ſo mancher — von Zirkel zu Zirkel, von Land zu Land herumtaumelnde Wüſtling, der Dinge erfahren hat, deren Exiſtenz jene nicht einmal ahnt.

Vielgewanderte ſind größtentheils auch Vielgeſtaltige, und präſentiren ſich in mancherlei Charakteren als Kosmopoliten, Menſchenfeinde, Überſättigte, Menſchenkenner, Weltleute, Kunſtliebhaber, Allwiſſer u. ſ. w. Oft glauben ſie Dinge vorzutragen, die wir alle — vielleicht früher als ſie ſelbſt — wußten, ohne gerade in Amerika oder Polyneſien geweſen zu ſein.

Wer Geiſt hat, kann im Nächſten auch das Entfernteſte beobachten, im Kinde den Wilden, im Rohen den Barbaren. Um Menſchen kennen zu lernen, bedarf es keiner Weltumſegelung. Für den hellen Kopf iſt jede große Stadt ein Compendium von Welttheilen. Am meiſten iſt aber Derjenige zu preiſen, der in ſeiner Heimat und in ſeinem nächſten Kreiſe gut zu Hauſe iſt, ſich ſelbſt kennt und ſeine nächſte Umgebung, und — wenn's rings um ihn her ſtürmt, eine Welt voll Frieden in ſeiner Bruſt findet.

# Lob der Kugel.

Die Kugel iſt unter allen regulären und irregulären Körpern der vollkommenſte. Wo zeigt ſich uns eine ſo, in ſich ſelbſt geſchloſſene Harmonie als in der Kugel? Wo ſonſt finden wir eine ſolche Einheit in der Mannigfaltigkeit? Wenn ich alle Kügelchen und Kugeln, von der kleinſten bis zur größten, die Muſterung paſſiren laſſe, ſo finde ich in jeder einen herrlichen Vorzug. Ich nehme zuerſt die — zugleich gewichtigſte und geringſte von allen — die Kegelbahn-Kugel, und frage: Können alle neun Kegel zuſammen Eine Kugel umwerfen? Und doch vermag Eine Kugel alle neun Kegel umzuwerfen! — Gehen wir zu den nobilirten Kegelbahn-Kugeln — zu den Billard-Kugeln über. Welche planmäßige Kunſtbewegung voll Scharfſinn, Kraft und Mannigfaltigkeit! Wer kann den Flinten- und Kanonenkugeln die mächtigſte, freudigſte und leidigſte Wirkſamkeit und Entſcheidung von Krieg und Sieg abſprechen? — Und gehen wir nun von dieſen wirkſamſten zu den unſchädlichſten über, zu den Seifenblaſen; geben ſie uns nicht das treffendſte Ebenbild von dem Glanz und der Vergänglichkeit unſers ſchimmernden und flüchtigen Lebens? — Ihnen gleicht das Rad und die Kugel, auf welchen ſitzend die Glücksgöttin abgebildet wird, die — wie alles Irdiſche und Zeitliche — raſtlos und unſtät dahingleitet. Lieblich glänzend ſchwebt die Leuchtkugel empor; man ſollte glauben die Ehrgeizige würde gewiß den höchſten Himmel erreichen. Aber, ach! ſie zerplatzt, und der zertrümmerte Hochmuth fällt in verlöſchenden Funken zur Erde hinab! — Die ſchönen farbigen Glaskugeln rufen uns mit all ihrer bunten Luſtbarkeit die Warnung zu, wie kurz die Freude der Täuſchung währt. — Blick' hin auf die Miriaden von Würmer-, Inſekten- und Vogel-Eiern! Aus der Kugelform entwickeln ſich unzählige Heere von Leben. Die Kugelgeſtalt des kleinſten Thautropfens iſt ein lebendiger Spiegel des Farbenprisma und die Kugel des Augenſterns, deines edelſten und geiſtigſten Sinnes, o Menſch, nimmt die Kugel der Thauperle und die Weltkugel in ſich auf. Selbſt die herrlichſten der Himmelskörper, die Sonne, die dich zum Leben erweckt, und der Mond, der dich zur Ruhe des Schlummers einlullt, ſie erſcheinen dir in Kugelform. Das Wichtigſte in der Natur hüllt ſich in dieſe Geſtalt. Darum iſt es nicht zu tadeln, daß manche Weiſe der Vorwelt das Überſinnliche, ja die Gottheit ſelbſt, verſinnlicht ſich in kreisförmiger Geſtalt dachten, und die kreisförmig gewundene Schlange noch jetzt für ein Sinnbild der Ewigkeit gilt, als welches der edle Menſchenfeind Typhon ſie den Liebenden als Ring am Hochzeittage gab.

# Journalproben.

## I.

Probeblatt aus der Zeitſchrift:

### Der Träumer.

Wer kennt nicht Calderon's treffliches Schauſpiel: „Das Leben ein Traum!“ — Daraus geht die große Tendenz meiner Zeitſchrift hervor, denn da das Leben ein Traum iſt, ſo folgt, daß nur der Träumer wirklich lebt, der Wachende aber todt iſt, mithin auch dieſer träumenden Zeitſchrift vor allen wachenden der Vorzug gebührt.

Ich werde in dieſen Blättern bildlich beweiſen, daß eine Menge von Dingen, denen man ſo großen Werth beilegt, nichts als Träume, manchmal ſogar nur Schatten von Träumen ſind, und daß uns Manches nicht närriſcher träumen könnte, als wir es in der Wirklichkeit erleben.

Die Mannigfaltigkeit der Aufſätze in dieſer Zeitſchrift ſoll ſo groß ſein als die im Reiche der Träume ſelbſt, deren es unendlich verſchiedene gibt, als: wache und Schlaf-Träume, lichte und ſchwarze, geſunde und fieberhafte, geſcheidte und närriſche, ermunternde und abſchreckende u. ſ. w. Dabei verſpricht die Redaction der Zeitſchrift dem Leſer, dafür zu ſorgen, daß ſein Kopf nie zu viel angeſtrengt werden ſoll; ſie wird vielmehr darauf bedacht ſein, ihn nach Möglichkeit in einen ſanften Schlummer zu wiegen, und ihn in einen ſüßen Zuſtand zu verſetzen, worin er ſich während des Leſens oft fragen muß, ob er wache oder träume.

Er ſoll aber nie zu ſich kommen, ſondern in Träume ganz eingewickelt werden, wie ein liebliches Wiegenkind. Wer träumt nicht gerne? Und mit Recht! denn der Vorzüge des Träumens ſind viele, und große Träume ſind ein Beweis von lebhafter Phantaſie, regem Geiſt, und reizbarem Gemüth. Ein ſtumpfſinniger Menſch iſt — ſo wie ihm der Schlaf die Augen ſchließt — eine Leiche. Träume verlängern alſo das Leben und ohne ſie wäre der Schlaf ein ſtundenlanger Tod. Welch köſtliches Vergnügen gewähren die Träume! Sie zeigen uns das, was die rauhe Welt von uns entfernt hält, z. B. dem Liebenden die ihm verſagte oder weit entfernte Geliebte. Wie Vieles ſehen wir in den Träumen ſchöner, als die Wirklichkeit es uns je ſehen ließ! Der Herausgeber erinnert ſich z. B. im Traume paradiſiſche Gegenden von ſolcher Schönheit erblickt zu haben, daß weder die Natur noch das größte Malergenie ſie ſo herrlich geben oder darſtellen können. Im Traume wird der Menſch oft ſo potenzirt, daß er ſich ſelbſt übertrifft. Die Erfindungskraft thut Wunder. Der Träumende lieſt Werke, voll der herrlichſten, entzückendſten Gedanken, ja er ſchreibt ſogar ſelbſt Werke von ſo unerreichter Vortrefflichkeit, daß er beim Erwachen vor Schmerz vergehen möchte, den Inhalt vergeſſen zu haben.

Nebſtbei verrichtet der Träumer oft Großthaten, die ihn hiſtoriſch unſterblich machten, wenn er ſie wachend gethan hätte. Schöne Träume ſind allerdings ein Theil unſers zeitlichen Glücks; und da ihnen nur das Körperliche fehlt, ſo könnte man ſie allerdings den geiſtigen Duft des irdiſchen Glückes nennen. Böſe Träume haben dagegen das wirkliche Gute, daß ſie — nur eingebildete Leiden ſind, von denen mancher Menſch ſelbſt im wachen Zuſtande ſich quälen läßt.

Eine wahrhaft große Anſicht gewinnt das Träumen, wenn man bedenkt, daß es ſogar eine eigene Traum-Nemeſis gibt, indem das Gewiſſen durch Träume ein ſtrenges Richteramt verwaltet, den Reinen durch Erſcheinungen von Fried' und Freude lohnt, den Verbrecher mit Bildern des Entſetzens beſtraft. Eben ſo wird auch der Träumer den Reinen und den Verbrechern in der moraliſchen und in der literariſchen Welt Erſcheinungen nach Recht und Verdienſt vorſchweben laſſen, und zum Beſten der Leſer von jeder Art ſollen ſogar vorherſagende, zurathende und abſchreckende Träume von Zeit zu Zeit fabrizirt werden.

Die gegenwärtige Zeitſchrift ſoll aber nicht nur den Charakter des Träumers behaupten, ſondern zugleich auch jenen eines Traumdeuters. In dieſer leztern Hinſicht werden insbeſondere alle ordentliche Verliebte — ja ſelbſt die unordentlichen — erſucht, ſich wegen Auslegung ihrer Träume an die Redaction dieſes morphiſchen Journals zu wenden. Zugleich ergeht an ſämmtliche Nachtwandler, Phantaſten, Halbnarren und übrigen vielträumenden Damen und

Herren die Bitte, mich mit Traumbeiträgen zu beehren. Willkommen iſt Alles, weil die Traumgeſtalten an keine Regel gebunden ſind, daher auch kein Mitarbeiter die Zurückweiſung eines Beitrags zu beſorgen hat. Ich zweifle an der Erfüllung dieſer Bitte um ſo weniger, als ich durch Erfahrung mich überzeugt habe, wie ſehr die Menſchen darauf erpicht ſind, einander ihre Träume zu erzählen, und wie faſt kein Familien-Frühſtück ohne vielfältige Traumberichte vergeht.

Eine ſtehende Rubrik dieſes Journals wird den Titel: „Beiträge zur Menſchenkenntniß“ führen, und zwar aus dem Grunde, weil die Träume das ſicherſte Mittel zur Erwerbung der Menſchenkenntniß ſind. Ich behaupte ſogar, daß man den Menſchen aus ſeinen Träumen — worin er ſich ohne alle Verſtellung zeigt, wie er iſt — geſchwinder und beſſer kennen lernt, als aus Allem, was er ſagt oder thut. Träume enthüllen unſere Lieblingsideen und die entlarvten Neigungen, und ſchließen des Menſchen Innerſtes auf, daß ſeine wahren Geſinnungen hervorgehen, wie die Geiſter um Mitternacht aus ihren Gräbern. Einen fremden Menſchen, der mir ſeine Träume von drei auf einander folgenden Nächten aufrichtig erzählt, will ich beſſer charakteriſiren, als einen andern, den ich drei Jahre kenne, ohne etwas von ſeinen Träumen zu wiſſen.

Die freundlichſte Traumgöttin für den Menſchen im wachen Zuſtande iſt — die Hoffnung. Sie hat ein unermeßlich reiches Magazin der ſchönen Träume, womit ſie, mit fürſtlicher Großmuth und Freigebigkeit Jeden beſchenkt, der nicht zur ſchwarzen Todtenkopf-Fahne ihrer Feindin Verzweiflung ſchwört. Darum hegt auch der Herausgeber dieſer Blätter den angenehmen Traum der Hoffnung, daß er als träumender Endymion die, in ihn verliebte Leſewelt zu ſeiner Luna haben wird.

## II.

Probeblatt aus der Zeitſchrift: »Brandraketten.«

## Die Steckenpferde.

Wollte ich dem Leſer dieſer Zeitſchrift mein Portrait als Titelblatt geben, ſo ließe ich mich als ein Huſar, mit glühendrothem Uniform, auf kohlſchwarzem Pferde im Fluge dahinſauſend, mit hochgeſchwungenem Säbel, abbilden. Hinter mir auf dem Roſſe ſäße die Nemeſis, Brandraketten werfend unter die, vor mir auf der Flucht begriffenen ſchlechten Handlungen und ſchlechten Werke. Gegen Beide ziehe ich zu Felde. Eigentlich komme ich mir gar vor wie ein Cherub mit dem Flammenſchwerte; nur um den Vorwurf unmenſchlichen Hochmuths zu vermeiden, hülle ich mein überirdiſches Weſen in eine irdiſche Huſaren-Uniform. Nun aber, wehe euch, ihr ſogenannten ſchönen Seelen! Mit Schwert und Feuer will ich ravagiren!

Ehe ich jedoch auf die Pegaſusreiter komme, will ich den Pegaſus ſelbſt vorführen, und in dieſem das Ideal eines menſchlichen Steckenpferdes aufſtellen, welches mit dem wirklichen Pferde ſo viele Aehnlichkeit hat. Können die Arader eigene Geſchlechtsregiſter und Stammbäume über ihre Pferde führen, ſo muß es wohl auch erlaubt ſein, über die gewiß nicht minder edle Race der Steckenpferde, die in der großen und kleinen Welt eine ſo wichtige Rolle ſpielen, einige Worte zu ſagen. Ich werde mich aber hierbei — ſo wie in der ganzen Zeitſchrift überhaupt — an keine Ordnung binden, folglich gleich den Brandraketten durch die Luft fahren, gleichviel wie, wenn's nun trifft.

Die Steckenpferde laſſen ſich gleich den wirklichen Pferden in Arbeits- und Luxuspferde eintheilen. Reiche und vornehme Leute haben durchaus nur Luxus-Steckenpferde, das iſt ſolche, die einzig und allein dazu gehören, um vor der Welt damit Parade zu machen, die Stunden der langen Weile durchzugaloppiren, und ſich in den gepolſterten Sattel der trägſten Bequemlichkeit zu verſenken, mit einem Gefühl von leichtem Schaukeln, damit der Müßiggang ſelbſt den Schein der Thätigkeit bekommt.

Die Arbeits-Steckenpferde dienen der unbemittelten, und vorzüglich jener dürftigen Klaſſe, die gewiſſermaßen aus menſchlichen Zugpferden beſteht. Dieſe Arbeits-Steckenpferde kann man nicht genug rühmen: ſie dienen dem Müden nach vollbrachtem Tagewerk zur Erholung; dem Geiſte, der in die Gefahr geräth, bei der Trockenheit ſeiner Berufsgeſchäfte ſelbſt zu vertrocknen, geben ſie neue Lebensſäfte und Lebenskräfte. Auf ihnen ſitzend, treibt mancher Menſch etwas Nützliches con amore, das ihm ſonſt läſtig oder widerlich würde. Solche Steckenpferde ſind das zuverläſſigſte Mittel, das Vortheilhafte mit dem Angenehmen zu verbinden. Menſchen, die auf ſolchen Steckenpferden ritten, — z. B. auf irgend einer als Nebenſache getriebenen Lieblingswiſſenſchaft, haben Manches entdeckt oder raffinirt, was ſonſt unterblieben wäre. Von den Reitpferden unterſcheidet ſich das Steckenpferd vorzüglich dadurch, daß es nicht, gleich jenen, ſeinen Reiter abwirft, ſondern nur raſtlos mit ihm forttrottirt oder galoppirt, und ihn, ſobald er einmal im Sattel feſt ſitzt, nicht mehr abſteigen, ſich ſelbſt nicht lenken läßt. Das natürliche Pferd iſt, wie alle Welt weiß, nächſt dem Elephanten und dem Hunde das lenkſamſte und gelehrigſte Thier; das figürliche aber das eigenſinnigſte und ungelehrigſte. Dagegen haben die wirklichen und metaphoriſchen Pferde wieder dieſes gemein, daß ſie, mehr als die übrigen Hausthiere, häufigen Unglücksfällen und Krankheiten ausgeſetzt ſind. Ich führe nur ein einziges Beiſpiel, den Koller, an, wobei gewiß jedem Leſer ſogleich einfallen wird, wie ſehr das Steckenpferd der Ruhmſucht dem wüthenden Koller oder Schwindel, die Eitelkeit aber dem ſtillen unterworfen iſt. Und ſo wie das Pferd von zahlloſen Inſekten gequält und behaftet wird, ſo häkeln und heften ſich Schmeichler und Schmarotzer an die Steckenpferde der Großen und Reichen. —

So hat denn jeder ſein Steckenpferd. Setze ich mich auf das Meinige, ſo fliegt's im Galopp, und ich ſchleudere meine Brandraketten auf die Steckenpferde der Andern, wodurch mein Steckenpferd den Vorzug vor allen übrigen bekommt, und ein Steckenpferd per excellentiam wird. Da kann's denn nicht fehlen, daß die Menſchheit eine neue Geſtalt, die Literatur einen neuen Schwung erhalten muß, denn ich werde nicht dem Zeitgeiſte huldigen, ſondern der Zeit einen Geiſt geben. Es danke mir daher ſelbſt Jeder, den ich zermalme oder zerreiße, weil es zu ſeinem Beſten geſchieht, das heißt, zum Beſten der Sache, von welcher er ein Theil iſt. Und da von meinen Brandraketten nicht nur ganze Werke, ſondern ſogar ganze Dichtungsarten und Fächer der Literatur in Flammen auflodern, ſo ſollen durch dieſe meine kunſtfreundlichen Feuerwerke neue Phönixe aller Gattungen hervorgehen.“ —

## III.

Probeblatt aus der Zeitſchrift:

# Sauere Aepfel.

— — — — Die Hand auf's Herz! Wer kann von ſich ſagen: er habe noch nie in einen ſauern Apfel gebiſſen? Nicht Einer kann ſich deſſen rühmen! Schon der erſte Menſch mußte in einen ſauren Apfel beißen, und ſo ging's fort bis auf den heutigen Tag. So beiße ich denn ſelbſt in einen ſauren Apfel, indem ich dieſe Zeitſchrift unternehme, und daher mit Recht von der Leſewelt fordere, daß auch ſie in einen ſolchen beiße, id est: daß ſie dieſe Zeitſchrift leſe. Das Schickſal hat einen ungeheuer großen Fruchtboden voll ſaurer Aepfel, um die Menſchen damit unaufhörlich zu regaliren, die denn auch immer drein beißen, theils weil ſie müſſen, theils freiwillig aus Uebereilung, Unverſtand oder Neugier. Grüne Aepfel ſind ſauer, noch ſaurer, ſehr oft, die goldenen, wie z. B. der Apfel des Paris, oder jene Aepfel, die der ſchlaue Hippomenes beim Wettlauf mit der ſchönen Atalanta fallen ließ. Das Fräulein konnte dem Goldglanze nicht widerſtehen, verweilte ſich durch das Aufheben der goldenen Aepfel, und wurde, ungeachtet ihrer Schnelligkeit im Laufen, beſiegt. Auf gleiche Weiſe ward manches Genie, mancher herrliche Geiſt, manche ſchöne Tugend in ihrem Siegeslaufe zum Ziele unterbrochen, weil Eigennutz oder irdiſcher Genuß in den Weg trat.

Süßes Leben! ſüße Liebe! ſüße Poeſie! in wie viel ſaure Aepfel müſſen wir euretwegen beißen? Und dennoch gibt's ſo viele Aepfeldiebe auf der Erde und in der Literatur! Beinahe mehr Aepfeldiebe als Apfelbäume! — Lieber Leſer, mach' Dir alſo nichts daraus, wenn der Herausgeber dieſer Zeitſchrift ſelbſt ein literariſcher Dieb iſt. Ich bekenne es wenigſtens offenherzig ſchon auf dem Titelblatte, daß ich ein Dieb bin, aber — was ich ſtehle, ſtehle ich nur für Dich! Der Zweck heiligt das Mittel. Auch erlaube ich Dir dafür, alles geſtohlene Gut, das ich Dir auftiſche, bei Andern, die mein Journal weder kaufen noch leſen, für Dein Eigenthum auszugeben.

# IV.

Probeblatt aus dem Journal: »Der Bettler.« Enthält:

## Die Leiche der Wahnſinnigen.

Geſpräch zwiſchen einem Narren, einem Todtengräber und einem Bettler.

Der Titel: Bettler, bezieht ſich nicht nur auf dieſe Zeitſchrift, ſondern auch auf ihren Herausgeber, denn wir leben Beide von milden Gaben; ich vom Gelde meiner Pränumeranten, das Journal von den milden Beiträgen der Mitarbeiter, die ich ehre — aber nicht honorire. Wollten manche Journaliſten ſo aufrichtig ſein, wie ich, ſo müßten ſie den Titel meines Journals auch für ſich wählen, denn — Menſchen ſind wir ja Alle, mehr oder weniger, — Alle auch Bettler, mit Leib und Seele; das klingt ungefähr ſo, wie — arme Sünder! Findet der Leſer — zu ſeiner Verwunderung — bei mir etwa doch hie und da einen verſteckten Reichthum, ſo iſt's deſto beſſer für ihn und für mich! Deſſen ungeachtet aber bitte ich jeden guten Chriſten um milde Beiträge, die ihm der Himmel lohne!

Einſt ging ich in einem fremden Lande auf einen Kirchhof, in der Abſicht, bei den Todten um einige ſchwermüthige Gedanken zu betteln, die ich zu einem Roman, „die Urne" betitelt, vonnöthen hatte. Eben verweilte ich vor einem Grabhügel, auf dem ein großes ſchwarzes Kreuz ſtand. Der Todtengräber kam eilig zu mir, und fragte, ob ich etwa das Gemälde ſehen wolle? — Da ich ihm meine Verwunderung über ſeine Frage zu erkennen gab, erklärte er mir, daß hier ein im Wahnſinn geſtorbenes Mädchen begraben liege. Hierauf zeigte er mir das, im hohlen Raume des ſchwarzen Kreuzes angebrachte Gemälde. „Sie ſehen hier," ſagte er, „die Leiche der Wahnſinnigen, ſo phantaſtiſch ſie von den Wahnſinnigen beſtattet wurde, von einem Wahnſinnigen Zug für Zug gemalt. Die ganze Sache verhielt ſich aber ſo, wie ich Ihnen, wenn's gefällig iſt, umſtändlich erzählen will." —

Indem der Todtengräber die Geſchichte anfangen wollte, trat ein wohlgekleideter junger Menſch von ſehr angenehmer Geſichtsbildung zu uns. Der Todtengräber gab mir durch heimliches Deuten auf die Stirne zu verſtehen, daß es im Gehirn des Kommenden nicht richtig ſei. Die Phyſiognomie zeigte jedoch keine Spur von Verrücktheit; nur der ſchwebende Gang, hie und da eine zu raſche Geberde, und manchmal ein ſeltſames Lächeln mit einem gewiſſen Zucken der Oberlippe ließen den krankhaften Gemüthszuſtand vermuthen.

Als der junge Menſch dicht vor mir ſtand, nahm er ſogleich die Stellung eines Bettlers an, und ſagte: „Ich würde Sie gerne um etwas Verſtand bitten; den will aber Niemand weggeben. Es läßt ſich indeß in der Welt auch ohne Verſtand Vieles ausrichten, wenn man nur Geld hat. Verſagen Sie uns eine kleine milde Gabe nicht! Ich bitte Sie im Namen des Mädchens, das wir in dieſes Grab verſchloſſen haben, wo ſie ſo lange bleiben muß, bis wir ihren verlorenen Verſtand wieder gefunden, oder ſo viel Geld geſammelt haben, daß wir ihr einen kaufen können.“

Ich gab dem jungen Menſchen Geld. Er ſteckte es haſtig in die Taſche, da er bemerkte, daß der Todtengräber einen neidiſchen Blick darnach hinſandte. Um die Harmonie nicht zu ſtören, gab ich auch dem Leichenbeherrſcher, worüber der Narr recht gutmüthig lächelte. Jetzt begannen Beide wetteifernd mir zu erzählen, wobei der Narr den Nicht-Narren oft zum Beſten hatte, und dieſer ſeine Beſchämung hinter der Larve des Mitleids verbarg. So folgte denn zwiſchen dem Todtengräber, dem Narren und mir — dem Bettler, das hier mitgetheilte Geſpräch.

**Todtengräber.** Ein Doctor hatte die Erlaubniß erhalten, nahe bei der Stadt ein Privat-Irrenhaus zu errichten, aber nur für ſtille Narren.

**Narr.** Er meint die Gemüthskranken.

**Todtengräber.** Ich meine Diejenigen, die den Verſtand verloren haben.

**Narr.** Glücklich, wer keinen Verſtand beſitzt, denn er kann ihn nicht verlieren, folglich auch kein Narr werden! Es gibt aber Dinge in der Welt, worüber jeder den Verſtand verlieren muß, der einen hat. So verlor die ſchöne gute Heliodora ihren Verſtand, weil ſie einen Menſchen liebte, der ſeinen Verſtand nur dazu verwendete, ſie zu betriegen. Sie hatte nämlich einen köſtlichen Schlaf, und auch wunderſchöne Roſen. Der Schurke ſtahl ihr den Schlaf und die Roſen, und ließ ſich dann nicht mehr ſehen. In jeder

Nacht ſeufzte ſie um den geſtohlenen Schlaf, und ſo oft ſie in einen Spiegel ſchaute, um die geſtohlenen Roſen.

**Todtengräber.** Den Diebſtahl kennen wir beſſer, lieber Herr!

**Bettler.** Geraubtes Geld und Silber, entriſſene Macht und Würden, laſſen ſich mit der Zeit wieder erwerben; den ruhigen Schlaf aber, und den Roſenabglanz der reinen Herzensglut erhalten wir, einmal verloren, nicht wieder, durchpilgern wir auch die ganze Erde darnach.

**Narr.** Kurz, Heliodora verlor über jenen Verluſt den Verſtand. Ihr Schmerz darüber war ſo ungeheuer, daß ſie endlich, wie jene weltberühmte Niobe, erſtarrte und verſtummte. Wir konnten nicht länger zweifeln, ſie wolle für todt gehalten ſein, thaten ihr den Willen, und ſtellten uns, als glaubten wir, ſie ſei wirklich todt. Das war aber von uns nichts als bare Diſcretion. Wir trugen Roſen zuſammen, die Fülle, und legten das arme Mädchen darauf. Einer von uns ſtellte den Genius des Schlafes vor, kniete neben ihr, und fächelte ſie mit Mohnblättern.

**Todtengräber.** Das war überflüſſig.

**Narr.** War nicht überflüſſig, ſag' ich euch! Der Roſenduft war ihre einzige Nahrung, gleichſam Seelenſpeiſe, und die kühlen Mohnblätter erhielten ihr den Lebensathem. Wie leicht konnte ſie in den Wahn verfallen, wirklich todt zu ſein, was ſie doch nur ſcheinen wollte. Sie hätte dann als Geiſt herumgeſpukt, und Andere in dem Irrthume beſtärkt, daß es Geiſter gibt. Eben hielten wir Rath, wie es anzufangen wäre, den Verſtand für ſie aufzutreiben; da trat der

Vorſteher der Anſtalt herein, und erklärte, Heliodora müſſe unverzüglich begraben werden. Vergebens belehrten wir ihn auf die überzeugendſte Weiſe, Heliodora lebe, und wenn man ſie nicht ſtöre, werde ſehr wahrſcheinlich ein neuer Verſtand in ihr aufkeimen, wie die Blumen aus dem Winterſchlaf; vergebens erboten wir uns, für ſie den Verſtand von Andern zuſammen zu betteln, oder aus unſern eigenen Mitteln einen Fond zuſammenzuſchießen — obſchon wir ihm ſogar ſelbſt eine Verſtandes-Aktie antrugen — er wollte von dem ganzen wohlthätigen Unternehmen nichts wiſſen, und wir mußten es geſchehen laßen, daß die arme Heliodora lebendig begraben wurde. Wir ſtehen indeß von unſerm Vorhaben nicht ab, ſollten wir ſelbſt erſt bis zum jüngſten Tage damit zu Stande kommen; denn der Menſch ohne Verſtand führt nur ein Scheinleben und iſt ein lebender Todter, und das dulden wir nicht.

**Todtengräber.** Gut. Indeſſen bleibt das Fräulein da drunten meine Koſtgängerin. Sammeln Sie nur fleißig Geld, ſo ſoll's ihr an nichts fehlen.

**Bettler.** Und ich will für ſie gute Gedanken ſammeln, in einer zu dieſem Zweck gewidmeten Zeitſchrift, aus welcher ſich vielleicht Verſtand von der beſten Qualität deſtilliren läßt.

**Narr.** Ich danke Ihnen im Namen der Nachwelt, edler Freund der Menſchheit! Fällt der jüngſte Tag in einem Schaltjahre, ſo geht Alles nach Wunſch, und jeder Kirchhof wird ein Treibhaus des Verſtandes.

## V.

### Probeblatt aus dem Journal: »Der Gedankenfeind.«

---

Eine Vorrede zu dieſem Journal zu ſchreiben, wäre ganz überflüſſig, da der Titel ſchon zur Genüge erklärt, daß es unmittelbar für die galante Welt beſtimmt iſt, und zwar insbeſondere:

1. Für galante Frauen und Mädchen, denen es gute Dienſte leiſten kann, z. B. während des Toilettemachens; oder, wenn ein Galan oder Cicisbeo um ein Viertelſtündchen zu ſpät eintrifft; oder, wenn ſie einem Ball nicht beiwohnen können, weil der Herr Gemahl oder der Herr Papa irgend ein nothwendiges Putzwerk aus Eigenſinn oder Geldmangel nicht beiſchaffen u. dgl.

2. Für galante junge Herren, damit die Gedankenfülle ihnen nicht die blühende Geſichtsfarbe verdirbt, und ſie nicht ſchwerfällig und den Damen langweilig werden. Da Gedanken ein Gift für den guten Ton, eine Seuche für geſellige Zirkel ſind, ſo hoffe ich, daß meine Zeitſchrift in den beſten Häuſern Zutritt finden, und es ihr an Abnehmern nie fehlen wird. Ich verſpreche dagegen meinen liebenswürdigen Quaſi-Leſerinnen und Leſern, daß ich mich bemühen werde, alle Aufſätze ſo gehaltlos als möglich zu machen, damit ſie ja auf keine Gedanken ſtoßen, was ihnen —

leicht Kopfſchmerz oder wenigſtens unerträgliche lange Weile verurſachen könnte.

Der Inhalt wird folgender ſein:

a) Verliebte Tanzgeſchichten.

b) Geſellſchaftsſpiele ohne Witz.

c) Klingklanggedichte für ſogenannte Declamation.

d) Aufſätze aus dem Gebiete der Lebensphiloſophie, das iſt: über die neueſten Modeartikel in Kleidung und Meubeln.

e) Hiſtoriſche Aufſätze in der gefälligſten Form, das iſt: Ball-Nachrichten, Anekdoten aus der **Chronique scandaleuse** u. dgl.

f) Theater-Kritik, die aber — um Gedanken und Kopfanſtrengung zu vermeiden — durchgehends in gangbaren leeren Redensarten abgefaßt ſein, und dem kunſtſinnigen Publikum kunſtfreundliche Anſichten mit kunſtwiſſenſchaftlicher Umſicht über die beifällige oder nicht beifällige Aufnahme der Annahme gefundenen Stücke mit dem gehörigen Zuſatze von **Haut-goût** durch das beliebte **Dolce-picante** auf ſolche Weiſe liefern wird, daß man ſie in jeder Geſellſchaft anbringen und ohne Gefahr für ſeine eigenen Bemerkungen ausgeben kann. Es wird daher bei dieſem Artikel für wohlklingende Gemeinplätze und grammatiſche Familien-Ähnlichkeit die gebührende beſondere Sorgfalt getragen werden.

Weil aber ſtatt der fehlenden Gedanken doch etwas da ſein muß, da ſelbſt Derjenige, der das Denken ſcheut, zu denken ſcheinen will, ſo gedenke ich als ein Gedanken-Surrogat, in dieſen Blättern nur Figuren zu liefern, und zwar, bald rhetoriſche, bald poetiſche, bald menſchliche. Mit einer der letztern mache ich den Anfang, und nenne ſie den grünen Papagei, weil dieſe Thierchen in jeder modernen Geſellſchaft von gutem Ton eine Hauptrolle ſpielen.

Mein Männlein iſt ein kleiner Kaliban, ein Muſter der liebenswürdigſten Bosheit und der bösartigſten Liebenswürdigkeit, in allen Geſellſchaften in gleichem Grade geliebt und gefürchtet, weil er Alle zugleich quält und unterhält, die Übrigen auf Koſten von irgend Einem beluſtigt. Er iſt die Geißel und das Triebrad aller Abendzirkel, ein eigentlicher Kakodämon familiaris. Er ſpricht immerfort, aber nie von ſich, größtentheils einen ſo leichtſinnigen Unſinn, daß ſelbſt Diejenigen, die er neckt, es ihm nicht übel nehmen, ſondern immer denken: „Das war ein Stich, aber er blutet nicht!“ — Dabei weiß er alle Neuigkeiten des Tages, die er vor den Augen der ſtaunenden Geſellſchaft wie ein reiches Magazin öffnet. Er hat es ſchon ſo weit gebracht, daß man ſich's zur Ehre rechnet, von ihm geſtochen und geneckt zu werden; wen er ungehudelt läßt, der bleibt — als ein der Auszeichnung nicht Gewürdigter — im Schatten zurück. Wer ihn mit ernſten Waffen bekämpfen will, der iſt am übelſten daran, denn der redſelige Papagei überſtrömt ihn mit einem ſolchen ſinnloſen Wortſchwall, daß die Geſellſchaft vor Lachen ſterben will, und er am Ende ſelbſt unrecht zu haben glaubt. Sprich fort und fort, lieber Papagei, und beſeele meine Zeitſchrift! Wer nicht beißt, den bemerkt man nicht; wer nicht ſpricht, der lebt nicht, wer nicht keck iſt, gilt nicht für witzig; wer recht witzig iſt, muß ſogar den Witz entbehren können; wer alle Andern entbehren kann, den entbehren alle Andern ungern, und wer die grüne Farbe liebt, hat dazu entweder eine Urſache oder keine, darnach es kommt, ſo wie bei allen übrigen Farben, die ich hier zu verwenden gedenke, um den ſchönen Leſerinnen ein Regenbogen-Brillantfeuer zu geben, deſſen dieſes holde Geſchlecht ſo würdig iſt, als ein Johanniskäfer ſeiner Flamme und die Sonne ihres Himmels, in welchem die Sterne nicht minder tanzen, als unſere Schönen hienieden.

Wer nicht einſieht, daß die letztern Zeilen hinreichend ſind, um den Titel meines Journals zu rechtfertigen, dem will ich noch sub rosa vertrauen, daß ich ſogar mit dem Projekt umgehe, die bisherige Gedanken-Zollfreiheit aufzuheben, dieſelben mit einer tüchtigen Acciſe zu belegen, und ſogar das Sprichwort: „Gedanken ſind zollfrei“ zum Nutz und Frommen meiner Zeitſchrift abzuſchaffen. Und ſomit mache ich mich verbindlich für jeden Gedanken, der ſich in dieſem Journal erblicken läßt, ein angemeſſenes Strafgeld zu entrichten.

# Die Steine.

Unter allen Steinen ſind bekanntlich die Edelſteine die ſeltenſten und theuerſten, machen ſich aber precios, und verſtecken ſich tief in die Erde. Ihr Gegentheil iſt der berühmt gewordene Stein des Anſtoßes, der uns überall im Wege liegt, häufiger im Leben, und wohlfeiler zu haben als irgend ein anderer Stein. Dieſe allegoriſch = mineralogiſche Kreatur iſt das fatalſte von allen Mineralien, das, gleich einem böſen Zauberer, alle mögliche Geſtalten annimmt, und uns ſo lange verfolgt, bis wir ſelbſt aus dem Thierreich in das Mineralreich übergehen, und der Leichenſtein auf unſerm Grabe figürlich andeutet, ein Menſch ſei für den andern der ärgſte Stein des Anſtoßes. Daß der Menſch nach ſeinem Tode zu Staub, und aus dem Staube Stein wird, laſſe ich gelten; verwünſchen muß ich's aber, daß ſo mancher Menſch ſchon bei lebendigem Leibe ſich zu verſteinen anfängt, und ſein Herz in der petrifizirten Bruſt wie einen eingeſchloſſenen Waſſertropfen herumträgt. Der ſeltenſte und ſeltſamſte von allen Steinen iſt der allgemein bewunderte Stein der Weiſen, ähnlich der Meſſiade, die viele Verehrer, aber wenig Leſer hat. Viele glauben ihn zu haben, und wiſſen nicht einmal, wie er ausſieht; Andere möchten ihn gerne haben, wenn ſie ſich nicht vor ihm fürchteten, wie die Kinder etwas Schönes anlächeln, aber es nicht in die Hand nehmen wollen, aus Furcht, es beiße. Die einſt übliche Todesart des Steinigens iſt zwar als phyſikaliſche Operation längſt aus der Mode gekommen, als moraliſche aber beſteht ſie noch, und wird fortan beſtehen, ſo lange es eine gewiſſe Klaſſe von Menſchen gibt, die man Verleumder und Neider nennt. Schriftſteller aus dem Alterthum haben uns von einem eigentlichen Steinregen erzählt. Weil aber das Ei immer klüger ſein will als die Henne, ſo haben die Neuern dieſen Steinregen ſo lange für eine Fabel erklärt, bis die Neueſten — durch Erfahrungen und Erklärungen ihrer größten Phyſiker belehrt — ihn wieder für eine ausgemachte Wahrheit angenommen haben. So viel iſt wenigſtens außer Zweifel, daß das Schickſal manchen Menſchen und manches Volk von jeher mit manchem tüchtigen Steinregen regalirt hat, und zwar mit einem Schmach- und Unheil-Regen von ſolchen Mond- oder Meteorſteinen, die aus zerplatzenden Feuerkugeln mit Kanonenknall herabfallen. Und ſo verſieht und bearbeitet uns das ſteinharte Schickſal mit den verſchiedenſten Arten von Steinen. Dem Einen baut es einen Palaſt von Marmorſtein, indeß es den Andern auf kalten Kieſelſteinen bettet. Manche Menſchen wetzt es unaufhörlich an ſeinem koloſſalen Schleifſtein, und ſie werden dadurch ſo abgeſchliffen, daß endlich kaum etwas von ihnen übrig bleibt. Dagegen ſieht man auch Menſchen von ſo feiner Sitte, daß ſie die Schleifſteine ſind, an denen die Stumpfſinnigen und Rohen ſich zuſchleifen. So iſt eine eigene Gattung von Schleifern deshalb der beſte Schleifſtein, weil ſie die feinkörnigſte iſt. Manchem ſchuldbelaſteten Frevler nimmt die Nemeſis, noch gnädig in der Strafe, von ſeinen böſen Gemüthswunden das wilde Fleiſch mit dem Höllenſtein (lapis infernalis) weg, indeß das Seelenauge einzelner Erwählter, mit dem ſtärkenden lapis divinus belebt, Dinge ſchaut, die dem Auge des gemeinen Blöden ewig verbergen bleiben. Der unſchuldigſte von allen Steinen iſt der gute Weinſtein, der ſich ſelbſt wundert, wie's kam, daß man ihn unter die Steine verſetzte; das muß ihm im Rauſch geſchehen ſein! Die Arzneikunde bedient ſich ſeiner, um die Kraft des Herzens und der Pulsadern abzuſpannen. Die größte Doſis Weinſtein von ſo wirkſamer Art verſchreibt dem Menſchen das Unglück. Der Menſch ſelbſt aber iſt, auf ſeiner Reiſe vom Taufſtein bis zum Grabſtein, gegen alle andern am freigebigſten mit Denkſteinen. So machte man z. B. auf den Leichenſtein des berühmten engliſchen Dichters Butler, der, nachdem er Hungers geſtorben war, in der Weſtmünſter-Abtei ein Denkmal erhielt, die Inſchrift: „Der Arme bat um Brot; man gab ihm einen Stein.“ Ein klarer Beweis, daß man hienieden leichter Steine als Brot findet. Kein Wunder! Läßt doch die Mythe den harten Menſchen ſelbſt aus Pyrrha's und Deukalions Steingut-Fabrik hervorgehen!

Ich aber, der Autor, habe hiemit dargethan, daß kein Stein für mich ein Stein des Anſtoßes iſt, und ich mich durch Steine, die mir in dem Wege liegen, in keine Verlegenheit ſetzen laſſe, ſondern vielmehr, gleich einem zweiten oder tauſendſten Orpheus, Steine zu rühren weiß. Indeß rath' ich doch jedem meiner Leſer, in Hinſicht auf die Steine den guten Kutſchern nachzuahmen, und jenen — ſo viel möglich — auszuweichen.

# Der Mord des Todten,

oder:

# Die Leichen-Promenade.

Ein wohl façonnirtes und facettirtes Trauer- und Schauerſpiel.

## Perſonen:

Ritter **Währwolf** von **Schreckenhorſt.**
**Brunhilde,** ſeine Gattin.
**Wolfram,**
**Dithelm,** ſeine Söhne.
**Bruno,**
**Jutta,**
**Hedwig,** ihre Verlobten.
**Bertha,**
Ritter **Grauſenmord** von **Unkenſang,** Währwolf's Bruder.
**Theobald,**
**Liebhardt,** ſeine Söhne.
**Hartlieb,**
**Elsbeth,**
**Clara,** ihre Verlobten.
**Mathilde,**
**Thränenreich,** Knappe und Chorführer im Hauſe Währwolfs.
Krieger, Geiſter, Leichenträger, Burgvolk, Wölfe.

Großer Saal in der Burg des Ritters Währwolf von Schreckenhorſt. Nacht. Sturm und Donner; dazwiſchen wird ein gräßliches Wolfsgeheul vernommen. In der Entfernung toſ't ein verworrenes Schlachtgetümmel. Der Sturmwind zertrümmert ein aufgeſtoßenes Fenſter, durch welches man auf Felshöhen eine flammenhell brennende Burg erblickt.

Ganz im Vordergrunde öffnet ſich der Fußboden, und es zeigt ſich in der Tiefe die Familiengruft des Hauſes Währwolf von Schreckenhorſt, mit reihenweiſe ſtehenden Särgen, zwiſchen welchen die Geiſter der Ahnen umherwandeln.

## Erſter Auftritt.

Ritter **Währwolf von Schreckenhorſt**, ein Greis von koloſſalem Körperbau, ſtürzt herein.

**Währwolf.**

Ihr blut'gen Schatten, weicht! Es iſt zu viel;
All meine Kraft erliegt dem Gräßlichen.
Und dies haarſträubende Geheul der Wölfe,
Die wir im Namen und im Wappen führen,
Es iſt all meines Hauſes Grabgeſang!
Schon ſeh' ich meiner hohen Ahnen Geiſter,
Ernſt ſchreitend, wandeln in der tiefen Gruft
Dort unten; — hu! wo's ſchaurig iſt und kalt,

Und dumpſig, nächtlich-dunkel, ſtill und ſtumm!
Sie drehen, winken fort und fort. Hört auf!
Ich bitte, ich beſchwöre euch, ihr Ahnen:
Hört auf! –– Umſonſt! So dreht und winkt denn fort!
Heult fort, ihr Wölfe, heult!
Nehmt mich zur Beute hin! Schleppt mich zur Hölle!
Sie iſt für mich noch viel zu gut.
Der Ungeheuer ärgſtes wird die Nachwelt
Mich nennen, und ihr Fluch mein Grab umheulen,
Wie jetzt um mich die Schaar der Wölfe heult!

## Zweiter Auftritt.

### Brunhilde. Währwolf.

**Brunhilde.**

Ach Gatte, theurer Gatte! Wehgeheul
Tönt ringsum durch den Schooß der Mitternacht.
Auf allen Harfen ſpringen mir die Saiten!
O Himmel! was ſoll dies bedeuten?
Laß mich nicht leiden! Sprich: was iſt vollbracht?

(Sie umklammert ihn. Er wendet ſich ab.)

Bei unſ'rer Liebe, ach, beſchwör' ich Dich,
Brich dieſes Schweigen, das ſo fürchterlich.
Was iſt geſcheh'n? Erbarm' Dich meiner, ſprich!

**Währwolf** (leiſe zu ihr).

Was heißt das Fragen? Weißt Du's nicht ſo gut als ich?

**Brunhilde** (leiſe zu ihm).

Ich freilich, doch ſo was muß auch die Welt erfahren,
Damit ſie weiß, wie groß wir ſelbſt im Unglück waren.
Auf uns ſind Aller Augen nun gerichtet;
Wirſt ſeh'n, aus uns wird noch ein Trauerſpiel gedichtet.
(Laut.)
Gib Deinem Schmerze tauſend Zungen! Sprich!

**Währwolf** (leiſe).

Wie ſoll ich denn jetzt ein Langes und Breites erzählen?
Weißt Du nicht, daß der tiefſte Schmerz ſtumm iſt?

**Brunhilde** (ſehr ängſtlich).

Aber mein Gott! jetzt muß ja die Expoſition kommen; das ſollteſt Du als ein gebildeter Ritter doch wiſſen.

**Währwolf** (diktatoriſch).

Nicht Worte, ſondern Handlung; — das iſt die beſte Expoſition. Lange Erzählungen, Tiraden, Monologe, breite Geſpräche — — —

**Brunhilde** (leiſe).

Halt's Maul und erzähle!
(Laut, mit hohem Pathos.)
Bei unſ'rer Liebe, ach, beſchwör' ich Dich,
Brich dieſes Schweigen, das ſo gräßlich iſt!
Erbarm' Dich meiner! Sprich, was iſt geſchehn?
(leiſe.)
Sieh doch nur, wie ſchön dies Schlachtgetümmel und das Wolfsgeheul zu einer ſchauerlichen Erzählung paßt! Benütz' die Gelegenheit!

Vernimm, o Gattin, das Entſetzliche!
Drei Söhnlein haſt Du, Traute, mir geboren,
Sich ſelbſt nur gleich an jeder Rittertugend;
Doch auch mein Bruder zählt der Söhnlein drei.
So ſind der edlen Jünglinge denn ſechs,
Und ich und er dazu, — das macht denn acht.
Doch leider ſind wir alle Acht — nicht eins!
Nein! ſtets entzweit ob jener Burg,
In der ermordet unſer Ahnherr ward
Von ſeines Bruders frevelhafter Hand.
Ob ſolcher Blutſchuld muß die Schreckensburg,
So lang ſie ſteht und Einer von uns lebt,
Gleich einer Blume, kalt aus Stein geformt,
Mit unſerm warmen Blut ſich feuchten an.
So zog ich aus mit meiner Söhnlein Drei,
Entgegen zog mein Bruder mit den Seinen;
Die Schlacht begann, entſetzlich grauenvoll.
Der Himmel ſelbſt erſchrack, und barg
Sein nachtumhülltes Angeſicht in Sturm.
Der Leichen Schaaren wurden, Bergen gleich,
So aufgethürmt, daß Tauſende von Wölfen
Hereilten, und, in Fraßes Fülle ſchwelgend,
Vor Wolluſt heulten. Brennend ſtrahlt die Burg,
Und leuchtet ſich als eig'ne Todesfackel;
Sie ſendet ihre Strahlen himmelwärts,
Als wollte ſie dem Himmel ſagen, daß ſie brennt.
Von Wuth entmenſchet fochten alle Krieger,

Entmenſcheter als Alle noch die Sechs,
Die durſt'gen Schwerter, in den Eingeweiden
Sich wild umwälzend. Da ergriff mich Angſt, —
Denn Menſch bleibt Menſch, ſei er noch ſo entmenſcht!
Den Gräu'l konnt' ich nicht länger mehr ertragen;
Mein edles Herz fühlt' ich ſo herzlich ſchlagen,
Und floh vom rothen Meer der Schlachtblutglut.
Woher dies Unheil rührt, — ich weiß es nicht,
Doch bleibt die Selbſterhaltung Menſchenpflicht;
So viel erkenn' ich aber wahr und klar,
Daß Schuld und böſes Blut dabei im Spiele war.

**Brunhilde** (heulend).

Weh, ruf' ich, weh! (Sie will fort.)

**Währwolf** (ſie zurückhaltend).

Wohin, Unglückliche?

**Brunhilde.**

Auf's Schlachtgefild! Dahin gehör' ich, Mutter
Und Heldenweib.

**Währwolf.**

Halt ein! halt ein, Du Theure!
Nicht paßt der Frauenbilder zarter Duft,
Zu rauhen Pulverdampfes ſchwarzem Qualm.
Aus Felſen ward des Mannes Bruſt geformt,
Sein Geiſt iſt glüh'ndes Erz; doch Weibesmilde,
Strohblümlein gleich, vom kleinſten Fünkelein
Entzündet, ſtirbt in eig'ner Zartheit Sturm.

**Brunhilde** (gegen die Thür gewendet).

Hu, hu! was ſeh' ich? ha! was muß ich ſeh'n?
Was ſchaut mein Blick?

**Währwolf.**

Weh! Sie ſchaut Wahnesbilder!
Was ſiehſt Du? ſprich!

**Brunhilde** (leiſe).

Ich darf's noch nicht ſagen, ſonſt geht der Effekt verloren. Es muß überraſchen. Armer Währwolf! Mir ſcheint, Dein Unglück hat Dich des guten Geſchmacks beraubt.

**Währwolf** (eben ſo).

Faſt glaub' ich's ſelbſt! (laut)
Erſchließt die Zukunft Deinem hohen Geiſt
Ihr dunkles Reich? (leiſe)
Iſt's ſo recht?

**Brunhilde** (leiſe).

Auf eine ſolche Frage läßt ſich doch was Pikantes antworten. Frag' nochmal!

**Währwolf.**

Erſchließt die Zukunft Deinem hohen Geiſt
Ihr dunkles Reich?

**Brunhilde** (mit Affekt).

Die Zukunft ſagſt Du? Zukunft? Was iſt Zukunft?
Des Augenblickes Schatten iſt ſchon Zukunft,
Die Zukunft — ſie iſt Alles und auch Nichts,

Und dieſes Nichts, ach — es iſt unſer Alles,
Und Alles Nichts! — O — blick' dorthin, dorthin —
Und ſchaud're vor der Gegenwart!

**Währwolf.**

Hu!

## Dritter Auftritt.

Trauermarſch. **Krieger** ziehen herein mit ſechs Bahren, die mit ſchwarzen, weit herabhängenden Tüchern bedeckt ſind.

**Währwolf.**

Ha! welche böſe Ahnung will mich faſſen?
Sechs Bahren? und vielleicht — ſechs — — (er ſtockt.)

**Chor.**

Ach! Ach!

**Brunhilde.**

Chor! wo ſind meine Söhne?

**Chor.**

Ach!

**Währwolf.**

Wo ſind ſie? — Chor! ich beſchwöre dich! wo ſind ſie?

(Der Chorführer winkt. Die Bahren werden niedergeſtellt und plötzlich zugleich enthüllt.)

**Thränenreich.**

Hier!

**Brunhilde. Währwolf.**

Weh!

**Chor.**

Sechs Bahren und ſechs Söhne!
So rufen unſ're Jammertöne,
Ja, — eure und des Oheims Söhne
Ruhen hier in Todesſchöne!

**Thränenreich** (abgewendet).

Das wird doch wohl der Müh' werth ſein!

**Brunhilde.**

So ſinget dumpfe Grabeslieder!
Muſik dringt wunderbar in's Herz,
Und macht harmoniſch ſelbſt den Schmerz;
Du, lieber Währwolf, ſetz' Dich zu mir nieder,
Vergiß an meinem Buſen jedes Leid!
Zeig' Dich als Mann, und ſei geſcheidt!

**Währwolf** (heimlich und verſchämt).

O laß mich ſteh'n! ich bin vor Schmerzen ſtarr,
Kann keinen Fuß bewegen.

**Brunhilde** (mit himmliſcher Sanftmuth).

Nein! ſetz' Dich! ſtehend hält man das nicht aus!

(leiſe)

Folg' mir! Es iſt zu angreifend. Wenn Dir übel wird, und Du fällſt um, ſo iſt es eine Schande vor den Leuten. Sie ſpötteln dann: O je! der tapfre Ritter Währwolf von Schreckenhorſt iſt in Ohnmacht gefallen! — Pfui! laß Dir das nicht nachſagen! Setz' Dich und zeig' Charakter! Bei einer ſolchen Gelegenheit kann man juſt groß erſcheinen.

**Währwolf** (ſich ermannend).

Die Seelenſtärke iſt ein Felſenthron,
Ein Schloß von Stahl, ein hoher Wolkenſitz;
Tief unten liegt das Leben und ſein Elend,
Gleich einem Mausloch unter'm Stephansthurm!
(Er ſetzt ſich in einen Lehnſtuhl.)

**Brunhilde** (nachdem ſie ſich neben ihn geſetzt hat).

Weh! ruf' ich, weh! Stellt rings um uns die Leichen!
Drei Todte hier, und drei Geſtorb'ne dort!
Rangirt nach Rang und Alter ſie!
Es darf der Anſtand ſelbſt dem Tod nicht weichen.
(Die Bahren werden geordnet und geſtellt.)

**Währwolf.**

Ich bin gefaßt. Erzählt nun, wie ſie ſtarben.
(Thränenreich weint.)
O Thränenreich! ſei nicht zu thränenreich!
Sprich ſtark, als Mann zum Mann, dir ſelber gleich!

**Thränenreich.**

Zwei Schreckensſtunden wüthete die Schlacht —

**Währwolf.**

Ich weiß es; war ja ſelbſt dabei!

**Thränenreich.**

Noch hatten Deine Söhne und die Vettern
Sich nicht getroffen; denn wenn ſie auch jetzt

Die glüh'nde Rachſucht trieb, ſich aufzuſuchen,
Hielt jetzt die Scheu vor dem verwandten Blut
Zurück die ſcheugeword'ne Wuth.

**Brunhilde** (leiſe zu Währwolf).

Ich fürchte, die Erzählung wird zu lang und ſchlägt Deinen Schmerz erſt recht breit.

(Laut zum Chorführer.)

Laß ab, Grauſamer! und erwäge Du:
Er, dem Du Solches ſprichſt, iſt Greis und Vater!
Du tödteſt ihn mit Deiner Malerei.

**Währwolf** (leiſe.)

Nicht mehr, als der ſtrenge Anſtand fordert; ſonſt machen die Leute ihre beißenden Bemerkungen. Es gibt gar Viele, die glauben, eine Tragödie ohne poetiſche Erzählung wäre nicht ganz.

**Thränenreich.**

Ein weiſes Wort ſpracht Ihr, erhab'ne Frau!
Was Euch genehm iſt, das iſt mir gerecht;
Ihr ſeid die Herrſcherin, ich bin der Knecht.

**Brunhilde** (heimlich zu Thränenreich).

Dummkopf! das iſt ja aus Schiller's Braut von Meſſina.

**Thränenreich.**

Verzeiht, erhab'ne Frau! es macht der Schmerz
Mich ganz verwirrt; ich weiß kaum, was ich rede.

**Brunhilde.**

Wie rührt des treuen Dieners Edelmuth!

O, Iffland! das wär' ein Charakter ganz für Dich!
Gäb' ihm Fouqué noch etwas Ritterliches,
Und Hoffmann etwas Wahnſinn, —
Wer könnte ſich mit ihm vergleichen! —
Verzeih, o Guter, daß ich unterbrach,
Dahingeriſſen vom Ideenſpiel!
Laß uns nun raſch das Ende hören!

### Thränenreich.

Sie ſelbſt, je Zwei und Zwei, — durchſtachen ſich,
Und ach, derſelbe Augenblick erblickte —
Der Leichen ſechs,
Sechs Mörder, ſechs Gemordete!

### Währwolf.

O grauenvoll — blutig — unerhörte That!
Nicht Müllner ſelbſt kann gräßlicher dich denken.

(Man hört aus der Entfernung einen näher kommenden Wechſelgeſang von weiblichen Stimmen eines Grabliedes, das in einen raſchen Walzer übergeht.)

### Brunhilde.

Was ſoll dies frevelhaft vermeſſene Beginnen?
Iſt man von Sinnen?
Muſik und Tanz im Trauerhaus
Bei Leichen, ſtumm und ſtarr voll Graus?

### Währwolf.

Will etwa gar das Schickſal uns verſpotten,
Weil oft wir ſelbſt ihm Trotz geboten?

**Brunhilde.**

Ha ſieh! O Anblick, der mein Herz zerreißt!
Die Bräute ſind's, die ſechs unglücklichen,
Der ſechs entſeelten Jünglinge.
Ha ſeht! die Armen! Hand in Hand,
Schwarz wie Nacht, und weiß wie Schnee,
Je zwei und zwei,
So dreh'n ſie ſich verſchlingend,
Die Füße ringend, —
Ha, das iſt neu!
Ha, ſchwarz und weiß,
Der Schritte grauenhafte Windung. —
Nicht iſt natürlich ſolcherlei Verbindung!
Ach! Wahnſinn iſt es, Wahnſinn! weh!
Zum Gipfel iſt das Gräßlichſte geſteigert.
Wer iſt's, der eine Thräne hier verweigert?
Sechs Leichen hier und ſechs Wahnſinnige!
Sie lachen wild und tanzen wüthend wie cirkaſſiſch;
Weh! weh!

**Währwolf.**

In Schmerzausdrücken ſind die Weiber klaſſiſch.

## Vierter Auftritt.

Die ſechs **Bräute** der ſechs Todten ſchweben herein, ſchwarz gekleidet, mit weißen Blumenguirlanden umwunden. Jede hält eine Leier im Arme. Sie tanzen dreimal feierlich um die ſechs Särge; dann ſtellen ſie ſich in die Mitte des Saales, zerraufen ſich die Haare, und beginnen die folgende Wehklage:

Sie ſind dahin,
Sie ſind geweſen!
Sie ſind nicht mehr!
Wer
Vermag's, daß er
Der Klage ſich erwehr'?
Jammer! Jammer!
Des Todes Hammer
Erſchlug die Theuren,
Die wir feiern,
Mit dumpfen Leiern.
Die Erde ſtarrt
Wie vernarrt;
Der Himmel ſchmilzt in Thränen
Bei ſolchen Scenen,
Wahnſinnig wurde das Geſchick.
Ovid! Ovid! dein Chaos kehrt zurück!
Unſer Auge iſt ein Thränenmeer,
Unſ're Bruſt ein Seufzerheer,
Und hoch auf einem Thurm
Sitzt das Unglück und heult Sturm:

Weh! o weh!
Das Herz ſo voll, —
Der Schädel hohl, —
O Leben, lebe wohl!
Äſchylos! Sophokles! Euripides
Erbarmt euch unſer's Weh's!
O göttlicher Shakeſpeare!
An deiner Hand uns aus dem Leben führ'!
Gib, Calderon!
Uns der Vollendung Kron'!
Müllner! Oehlenſchläger!
Der Blick wird trüb, der Athem träger, —
Wir fleh'n euch an.
Geht mit der Todesfackel uns voran!
Grillparzer!
Schließ' auf des Grabes Carcer!

(Die ſechs Bräute legen ſich auf die ſechs Leichen und ſterben.)

**Brunhilde.**

Wie ſchön ſie ſterben, ſchön, wie ſie gelebt!
Wie ſo ein Tod den Menſchen faſt erhebt!
Und jede ſtirbt auf ihre eig'ne Art:
Die groß, die kühn, die ſchön, die wild, die mild, die zart.
Wie gräßlich jene zuckt! wie ſtreckt ſich dieſe lang!
Wie ſchrecklich jene heult! wie wimmert dieſe bang!
Die ſpringt empor mit raſender Geberde,
Die And're wirft und wälzt ſich auf der Erde;

Und, all der Sechs ſechsfacher Schmerz
Zerreißt ſechsfach mein Mutterherz.
Das halt ein Andrer aus als ich!
Für meine Nerven iſt's zu viel.
Was ſagſt denn Du dazu, mein lieber Währwolf?
Du ſchweigſt? Biſt Du gar etwa ſtumm geworden?

**Währwolf** (entſchloſſen).

Ja!

**Brunhilde.**

Wirklich?

**Währwolf.**

Leider!

**Brunhilde.**

Stumm!

**Währwolf.**

Vor Schreck und Schmerz!
Das liegt ſo in der menſchlichen Natur.

**Brunhilde.**

Wenn das nicht tragiſch iſt, ſo weiß ich nicht,
Was tragiſch heißt! Er iſt vor Schmerz erſtummt.
Und die Verzweiflung ſpricht aus ihm.
Entſetzlich! Armer, armer Währwolf!

**Währwolf.**

Laß mich jetzt ruhig, Gattin, — ich muß weinen.
In Thränen, ſagt man, löſ't ſich auf der Schmerz.

**Brunhilde** (mit frohem Erſtaunen).

Wie? du kannſt weinen? da geht's ja noch gut!
Der höchſte Schmerz iſt ſtumm; das iſt erwieſen.
Und Du — Du ſprichſt? So haſt Du ja gelogen,
Und biſt ſelbſt noch im größten Schmerz ein Schelm!

**Währwolf** (tief gekränkt).

Verkenn' mich nicht! das iſt ja Seelengröße!
Nur kleinen Seelen iſt die Größe fremd.

**Brunhilde** (mit Extaſe).

Du biſt ein Ideal von einem Mann!
O Held und Gatte! Deines Hauſes Schmuck!

**Währwolf** (mit hohem Zorn).

Was ſprichſt Du da von meines Hauptes Schmuck?
Was meinſt Du damit?

**Brunhilde.**

Iſt's dahin gekommen?
Biſt Du ſo reizbar ſchon, daß bittere
Sarkasmen Dir ob einer Kleinigkeit
Entſtrömen? Das iſt böſes Zeichen! Doch —
Es war Dein Ernſt nicht, Held! Ich kenne Dich.
Die wahre Seelengröße ſcherzet gern;
Sie haucht das Leiden von dem Menſchen weg,
Wie eine Magd den Staub vom Kaſten bläſt.
Ja, Gatte, Du ſtehſt höher als Dein Schickſal;
So echter Heldenmuth gleicht einem Räuber,

Er zieht die Schuld aus, daß ſie Unſchuld wird.
Wie gerne möcht' ich nun Dein theures Haupt
Mit meinen Armen liebevoll umſchlingen, —
(mit tiefem Schmerz)
Allein — ich bin zu klein! (Sie weint.)
Ich reiche nicht
Zu Dir hinauf! drum beug' o Gatte, Du
In Deiner Größe Dich zu mir herab!
So findet die Umarmung dennoch Statt
Im Angeſicht der Todten und Lebend'gen,
Und Liebe glüht, dem Anſtand unbeſchadet.
(Sie umarmen ſich.)

**Währwolf.**

Ach! jener Schmerz und dieſe Luſt,
Sie kämpfen wild in meiner Bruſt.
Grau'n und Entzücken,
Dies glutroth, jenes geiſterbleich,
Sie wollen mir zugleich
Das Herz zerdrücken;
Es iſt zu viel! Ich ſterbe, —
Die Nachwelt ſei mein Erbe!

**Brunhilde.**

Du ſtirbſt? Iſt's Wahrheit oder Dichtung?

**Währwolf** (mit furchtbarer Stimme).

Ja, ſag' ich, ja!

**Brunhilde** (voll Entſetzen).

Das iſt der Brand!

**Währwolf**
(im hohen Vorgefühl, mit wunderbarer Ahnung).

Soll ich jetzt prophezei'n? —

**Brunhilde.**

Jetzt nicht, o Gatte!
Das Prophezei'n im letzten Augenblick —
Es echauffirt zu ſehr!

**Währwolf.**

Ja, ja! (Er ſtirbt.)

**Chor.**

Wer ſtirbt,
Leben durch den Tod erwirbt!
Weh- und Jubelgeſang erſchallen.

(Brunhilde wirft ſich auf Währwolfs Leiche, wo ſie lange unbeweglich bleibt.)

**Brunhilde** (ſich erhebend).

Nach langem Liegen ſteh' ich wieder auf;
Nach langem Schweigen öffnet ſich mein Mund.
Dich, Schickſal, klag' ich an!
Hätt' ich dich hier, mit dieſen meinen Nägeln
Zeriſſ' ich dich in tauſend kleine Stücke!
Wärſt du nicht auf der Welt,
Das wär' ein Leben wie im Paradies!
Hol' euch der Teufel, all' ihr Trau'rſpieldichter!
Ihr habt uns die Figur hereingeſchwärzt,
Die jetzt die Frau im Hauſe ſpielt, und wir —

Wir müſſen tanzen, wie ſie pfeift!
Und Er iſt todt! — wird nimmermehr lebendig!
(Sie ſpringt auf.)
Da bleib' ich nicht! Mir graut vor Todten. Marſch!
(Sie ſtürzt zum Saale hinaus.)

### Chor.

Weh! weh! weh!
Nur Tod und Grau'n ich ſeh'!
Böſes Blut und nichts als Blut,
Das thut nun und nimmer gut!
(Der Chor geht ab. Die Todten bleiben zurück.)

---

## Fünfter Auftritt.

Ritter **Grauſenmord von Unkenſang** (haſtig eintretend).
Die **Todten**.

### Grauſenmord.

Wo iſt der Schändliche? Wo find' ich ihn,
Um meiner Rache Glut an ihm zu kühlen?
(Er erblickt die ſechs Särge und die zwölf Todten).
Hu! die ſechs Wechſelmörder ſchaut mein Auge
Nun alle todt?
Geſtecktes Blut, das Ströme Bluts vergoß!
Erloſch'ne Glut, die an ſich ſelbſt verbrannt!
Und ach! der Bräute ſechs, wie Gräbermoos
Mit ſtummer Sprach' den Todten zugewandt! —

Es iſt entſetzlich,
Wie ſo plötzlich,
Manches ganz anders wird erkannt!
(Er erblickt den Währwolf im Lehnſtuhl.)
Wie? Darf ich meinen Augen trauen?
Vergönnt wird mir zu ſchauen
Ihn, den ich geſucht,
Ihn, dem ich geflucht!
Und wie! Er ſchlief, — er ſchlief,
Indeß ein Leichenchor ihm Flüche rief,
So ſanft, ſo ruhig ein,
Als wär' er ſchuldlos — makelrein?
(Pauſe tiefſinnigen Schweigens; dann heftig auflodernd.)
Ha, Schickſal! ich verſtehe dich!
Sein Blut ſoll ſtrömen hier durch mich!
Du ſelbſt gibſt ihn in meine Macht.
Von Todten rings umgeben,
Soll ſich die Todesnacht
Ihm grauenvoll erheben!
(Er zieht das Schwert, und ſtößt es dem todten Währwolf in den Leib.)
Was ſeh' ich? wie? was ſoll das ſein?
Er nimmt den tiefen Stich gleichgültig auf?
Beim Himmel — welch' ein Schlaf!
Doch Böſewicht, — es ſoll mein Schwert nicht ruh'n,
Bis Du erwachſt, um nimmer zu erwachen;
Und müßt' ich ſtechen bis zum jüngſten Tag,
Ich ſteche fort und fort: es wäre gräßlich ſchön!
(Er ſticht nochmal in die Leiche.)

Und wie? Er regt ſich nicht? Er fühlt die Wunde nicht?
Schläft ſelbſt das Blut ſo feſt, daß es nicht fließen kann?
Bald ſollſt Du — fließen nicht — nein, ſtrömen!
Und will er dann auch nicht erwachen,
So ſink' er ſchlafend in den ew'gen Schlaf!
(Er ſticht die Leiche mehrere Male wüthend durch und durch.)
Noch immer regungslos? Wie deut' ich das?
Liegt er in einem Zauberſchlaf?
Iſt's nur Verſtellung, um mir den Triumph,
Daß ich ihn tödtete, zu rauben?
Iſt's teufliſch-eiſenfeſter Eigenſinn?
Iſt's hohe Seelenkraft? Erhabenheit
Des Geiſtes über alles Irdiſche?
Wie? Oder trieb man mit mir frevlen Scherz,
Ein ausgeſtopftes Afterbild herſetzend
Zu Spott und Hohn, daß mein entehrtes Schwert,
Ich dann verzweifelnd wende gegen mich,
So wie der Skorpion ſich ſelbſt entleibt,
Wenn ihn der Kohlen glüh'nde Ironie
Entrüſtet und zur Selbſtvernichtung zwingt?
Daraus wird nichts! die Liſt ſoll euch mißlingen!
(Er unterſucht den Währwolf, entdeckt, daß er todt iſt, und fährt mit einem Schrei des Entſetzens von ihm zurück.)
Weh mir! Was hab' ich gethan?
Einer ſtarren Leiche ſtieß voll Luſt
Ich mein Schwert in die hauchleere Bruſt!
Getödtet hab' ich einen Todten!
Geraubt das Leben dem Lebloſen!

Wohlan!
Der Hölle Grau'n iſt aufgeboten;
Der Teufel nächtlich-ſchwarze Rotten
Umheulen mich mit frechen Zoten,
In mir Verzweiflung aufzuſpotten!
Ich bebe und bin ſtarr, voll Angſt und Wuth,
Durch meine Glieder ſtrömt eiskalte Glut.
Doch — Wehklage du, verſtumme nur!
Schweig, menſchliche Natur!
Dieſe That, ſie lag in meinem Blut,
Wie denn ſo Manches liegt in unſerm Blut.
Vom grauſen Schickſal ward ſie mir beſtimmt.
Zum böſen Geiſt, zu Fluch und Straf' der Frevel,
Die ich und unſer ganzes Haus verübt.
Und darum mußte ich ſie thun, die That,
Weil jede Wirkung ihre Urſach' hat.
Schön iſt zu ſchauen
Das Ungeheure in ſeinem Grauen
Schön — doch entſetzlich,
Wie ſo plötzlich
Wir Alle todt, die Burg in Schutt und Staub,
Und die Vernichtung ihren Raub
Verzehrt ringsum in Thal und Höh'n —
Entſetzlich ſchön! —
Nun aber iſt mir klar geworden,
Weßhalb geſchehen ſolches blut'ge Morden;
Und ſo will ich zur Sühne, gleich ſo vielen Andern,
In's dunkle Grab, groß endend, wandern.

Schwert! aus der Scheid' heraus!
Mit Graus
Fahr' hinein
In das Herze mein!

(Er erſticht ſich und ſtirbt.)

### Geiſter-Chor.

Böſes Blut und nichts als Blut,
Das thut nun und nimmer gut!

---

Die Leichen der ſechs Jünglinge erheben ſich aus den Särgen, die unter ihnen langſam in die Familiengruft verſinken, wo ſie die ihnen gebührenden Stellen einnehmen.

Jeder Jüngling küßt ſeine Braut, die ſogleich aufſteht, als er ihr die Hand reicht, um ſie zu führen. So wallen die ſechs Paare, ſich etikettmäßig nur an den äußerſten Fingerſpitzen haltend, in vornehmer Entfernung, zärtlich blickend, in verklärter Schönheit in die Familiengruft, wo ſie ſich je zwei und zwei in die Särge legen.

Währwolf und Grauſenmord richten ſich zuletzt empor, blicken ſich lange mit wehmüthiger Rührung an, und ſinken ſich dann in die Arme.

Brunhilden's Geiſt erſcheint, mit einem Giftbecher in der Hand, und tritt plötzlich zwiſchen die ſich umarmt haltenden Brüder, die über ſie erſchrecken und auseinander fahren.

### Währwolf.

Wär' ich nicht todt, — ich ſtürbe jetzt vor Schrecken!

### Brunhilde.

Nicht zürne! Was ſich liebt, das will ſich necken.

**Grauſenmord.**

So kann nun über uns auch Niemand klagen;
Von Todten darf man nichts als Gutes ſagen.
So müſſen uns nun alle Leute loben;
Das wird ſie ärgern droben!
Wir aber nehmen in das Grab
Den ſchönſten Troſt hinab.

(Grauſenmord und Währwolf nehmen Brunhilde in die Mitte, und folgen den Übrigen.)

Während Alle in die Gruft hinabſteigen, ſingen ſie den folgenden Chor:

Wir ſind ſämmtlich graus und groß gefallen.
Ruhm und Klage wird erſchallen
Uns Allen.
Erhebet euch,
Gleich ſo vielen Andern
In's Geiſterreich
Zu wandern,
Hinab
In's Grab,
In die Familiengruft
Voll Moderduft!

(Nachdem der Chor geendet, ſchließt ſich die Gruft. Ein Blitz ſchlägt ein; die Burg zerfällt in Trümmer; eine Herde von Wölfen jagt heulend vorüber.)

Der Vorhang fällt.

# Der Geiſt auf Reiſen.

Ich glaube kein Paradoxon aufzuſtellen, wenn ich behaupte, daß bei jedem Menſchen, der einen Geiſt hat, der Geiſt oft auf Reiſen iſt, und daß dieſe Reiſeſtunden des Geiſtes meiſtens die glücklichſten des Lebens ſind, in welchen das Menſchenkind vom Herzen der Mutter in's Grab, und vom Grabe zum Geiſt ſeines ewigen Vaters wandert.

Wenn der Winter die verblühte Natur mit ſeinem ſchneeweißen Leichentuche bedeckt und wir im verſchloſſenen Zimmer an dem, nach wenigen Tagesſtunden heranſchleichenden Abend vor dem leuchtenden Kaminfeuer ſitzen, dann macht der Geiſt ſeine Reiſen in das ſchöne Reich der verſchwundenen Sommerherrlichkeit. Wir beſuchen alle die anmuthigen Gegenden, die uns entzückten; wir erfreuen uns wieder der Himmelsroſen in dem Morgenroth, des ſich ſelbſt verklärenden Sonnenunterganges und der geiſtigen Mondnacht; wir horchen dem, von allen Bäumen erſchallenden Geſange der immer fröhlichen Vögel; wir lauſchen dem leiſen Gemurmel der Quelle, die ſilberhell über das moosbewachſene Geſtein bald munter und luſtig, bald halbſchläferig hingleitet; wir reiſen, wie beflügelt, über Thal und Hügel, von Berg zu Berg, von einem Wald in den andern und umarmen die freundlichen Geſtalten, die damals mit uns ſich freuten, und jetzt, von uns getrennt, vielleicht auch ſchon in den Schooß der Erde gebettet ſind!

Auf ſeinem Schmerzenslager ſchmachtet der Kranke. Einförmig und traurig kniſtert die matt flimmernde Nachtlampe. Schwer laſtet der Kummer der Gegenwart auf ihm; der gequälte Leib drückt den Geiſt nieder. Die geſtörte Harmonie ſeiner Lebenskräfte gibt nur Mißtöne ſchwermüthiger Verſtimmung; er iſt kaum mehr der Schatten von dem, was er war. Plötzlich leuchtet ein ſchöner, großer Gedanke auf, der ihn erhebt und ſtärkt wie ein Zauberſchlag. Der Geiſt geht auf Reiſen. Das Nachtſtück der Gegenwart ſinkt. Der Erfriſchte, Verjüngte wandert in das Feenreich ſeiner glücklichen Jugendzeit; ein arkadiſches Italien thut ſich auf; er verſammelt ſeine Lieben um ſich; er ruft einem bewährten Freund, einer holden Geliebten zu: „Dahin, dahin möcht' ich mit dir, o mein Geliebter, zieh'n!“

Und er fühlt die Leiden nicht mehr. Die Phantaſie nimmt ihn auf ihre goldenen Schwingen und trägt ihn in ein Paradies. Er glaubt auf einem weichen duftenden Blumenbeete zu ruhen, und ſanfter Schlummer haucht ihn an, wie der Zephir eine Aeolsharfe.

Ein Salon ſchimmert und flimmert. Die eleganteſten Damen und Herren ſchwärmen zwiſchen den eleganteſten Möbeln herum. Die holdlächelnde Göttin Mode ſitzt auf einem Throne; ihr zur Seite ſteht die ewig moderne, ewig modernde lange Weile. Sie macht den lebendigen Wachsfiguren einen blauen Dunſt vor die Augen, und nun betheuert eine Wachsfigur der andern, die Unterhaltung ſei deliciös. Die Spielenden ſpötteln und zanken; die Nichtſpielenden parliren, weil man nicht ſchweigen darf. Sie ſagen ſich Dinge, die jedes Salonding ſchon hundertmal geſagt, ſchon tauſendmal gehört hat. Man ſpielt Komödie mit den Theatern, man driſcht das leere Stroh der Journale. In einer Ecke des dunſtigen Salons ſteht ein Unglücklicher, der ſich hinein verirrt hat. Man benimmt ſich artig gegen ihn; er lächelt, aber ſein Herz blutet. Er iſt hier gegenwärtig, aber ſein Geiſt geht auf Reiſen. Es tritt hier der ſcheinbare Widerſpruch ein, daß Geiſtesabweſenheit eigentlich Geiſtesgegenwart iſt. Glück auf die Reiſe! Armer Fremdling in Israel! Halte nur Worte bereit! Nach dem fehlenden Geiſte frägt Niemand.

Wenn der Menſch nach einem kurzen fröhlichen, oder nach einem langen verdrießlichen Tag endlich aus dem betäubenden Gewühle in ſein ſtilles Schlafgemach tritt, und er, der Sklave ſeiner Verhältniſſe, jetzt ſein eigener Herr wird, dann geht ſein Geiſt auf Reiſen, indem er entweder die Bildergallerie des verfloſſenen Tages nochmals durchwandert, oder ſich in den Windungen des Labyrinthes der Zukunft verliert. Glück auf die Reiſe, bis der nächſte Morgen dich wieder in den Nothſtall der Gegenwart zieht, und dir die alten Feſſeln wieder anlegt!

Diesſeits wohnt der Liebende, jenſeits die Geliebte. Wo ſie hauſet, iſt ſeine Heimat, wo er wohnt, die ihrige. Muß da der Geiſt nicht ohne Ende auf Reiſen ſein? Wer vermöchte ſonſt eine Trennung zu ertragen, wo ein Tag die Dauer eines Jahres hat?

Im düſtern, dumpfen Kerker ſitzt der Gefangene auf ſeinem Blocke. Kettengeraſſel iſt der einzige Laut, den er hört, die Finſterniß der einzige Gegenſtand, den er ſieht. Das Bewußtſein der durch eigene Schuld verlornen Freiheit laſtet auf ihm noch ſchwerer, als das Gewicht der Eiſenbande. Das Strafurtheil gebietet ihm, eine Reihe von Jahren in dem engen Raume zu ſchmachten. Da geht ſein Geiſt auf Reiſen. Er kehrt in ſein Jugendland zurück, er ſieht ſich ſchuldlos und weint Thränen der Reue; er wandert in das Reich unverkümmerter Zukunft, erblickt ſich gebeſſert, veredelt, und weint Thränen der Freude.

Der Ehrgeizige entwirft Plane auf Plane; er ſtrebt raſtlos vorwärts nach einem hohen Ziele; er ringt mühevoll nach dem Lorbeerkranze. Hinderniſſe ſtellen ſich ihm wie unüberſteigliche Felſen entgegen; der Adlerflug ſinkt zum Schneckengang. Unmuth und Schmerz ergreifen den Glühenden. Die Welt drückt ihn zu Boden. Sein Geiſt geht auf Reiſen. Er ſchwärmt umher unter Allem, was groß war in der Vorwelt; er fliegt in die weite Ferne, und erblickt ſich als Sieger am glücklich erreichten Ziele. Glück auf die Reiſe!

Und nun der arme Dichter! Er fühlt in ſich den Genius, aber die ſtolze oder gleichgültige Welt will ihn nicht erkennen. Er ſchwelgt im Zauberreiche der Phantaſie, aber die karge Wirklichkeit bietet ihm von allen ihren Schätzen ſo wenig.

Unglücklicher Tantalus, der, am Strome des Ueberfluſſes ſtehend, die traurige Lehre der Entbehrung hören ſoll! Auf! Reiſe in das Reich der Träume! Schmiedet dich das Schickſal an einen Fels, ſo ſchaffe und bilde dir eine eigene Welt, in welcher ſelbſt die gerne wohnen, die dir die ihrige verkümmern. Heimatloſer! Glück auf die Reiſe!

## Vorſchlag zu einer neuen Kerzengattung.

Je mehr Erfindungen, deſto mehr wird der Erfindungsgeiſt ſelbſt geſteigert; denn es liegt in der menſchlichen Natur, daß ein Menſch den andern, eine Nation die andere überflügeln will, und daß jedes Streben wieder zu weiteren Beſtrebungen aufregt. Die Erfindungskraft hat ſich in der neueren Zeit, insbeſondere in der Erzeugung neuer Kerzengattungen, erſchöpft. Wir ſind ſo glücklich, Salons, Köpfe und andere dunkle Gegenſtände durch Milly-, Stearin-, Apollo-, Univerſal- und andere Kerzen, wenn auch nicht erleuchtet, wenigſtens beleuchtet zu ſehen. Wenn nun die Menſchen es ſich zur Pflicht und zum Vergnügen machen, für einander unaufhörlich neue Beleuchtungsmittel zu erſinnen und Beleuchtungsanſtalten zu ſchaffen, ſo blieb bisher noch immer das Höchſte in dieſer Art übrig, nämlich den Menſchen ſelbſt zu ſeiner eigenen Beleuchtungsanſtalt zu machen, und aus ihm Kerzen zu erzeugen, die man füglich Humanitäts-Kerzen nennen könnte.

Jeder Geſterbene müßte es ſich nämlich gefallen laſſen, einen Theil ſeines entſeelten Körpers, oder das feſte Thierfett, dem ihn überlebenden Theile der Menſchheit als Vermächtniß zu hinterlaſſen, woraus dann Kerzen erzeugt würden, die man auch „Erinnerungskerzen" nennen könnte. Durch ſolche würde ſich jeder Menſch auf ſeine eigenen Koſten ſein Monument bei der Nachwelt ſetzen. Selbſt das kleinſte geſtorbene Kind wäre nicht umſonſt auf die Welt gekommen, ja ſelbſt ein von der Tanzwuth ſchwindſüchtig gewordenes Fräulein würde nicht ſo ganz unnütz unſern Planeten bewohnt haben.

Es iſt wohl nicht zu verkennen, daß zwar auf der einen Seite der phyſiſche Theil des Menſchen ſehr bevorzugt wurde, indem die fetten talgreichen Menſchenkörper, weil ſie den meiſten Kerzenſtoff liefern, eine gewiſſe Superiorität über die mageren Kinder des Staubes ſich anmaßen, und Dickwänſte als Halbgötter verehrt würden; auf der anderen Seite müßte aber die Moralität der Menſchen gewinnen. Durch ſolche Kerzen, die den Sohn der Erde mit der Geiſterwelt in nähere Verbindung brächten, und ein brennendes Sittengeſetz oder eine Moſes-Feuerſäule beim Durchzuge in das rothe Meer des irdiſchen Daſeins vorſtellen würden.

Auf ſolche Art hätten dann große Geiſter und dicke Leiber gleichen Anſpruch auf Unſterblichkeit.

Ein talgbegabtes Ehepaar mit neun wohlgenährten Kindern dürfte ſich ein Privilegium zu einer Kerzenfabrik geben laſſen. Phlegmatiſche Menſchen und Völker hätten den Vorzug vor den choleriſchen; die ſanguiniſchen vor den melancholiſchen. Ein Krieg, ja eine einzige Schlacht könnte oft ein ganzes Land jahrelang mit Kerzen verſehen, welche aus dem Talge der, den ſüßen Tod für das Vaterland geſtorbenen Helden fabrizirt würden. Ein hochnothpeinliches Gericht könnte aus dem Fett der juſtifizirten Verbrecher, vorausgeſetzt, daß es dieſelben vor der Hinrichtung keine Noth leiden ließ, immerhin einen Theil der Suſtentationskoſten hereinbringen.

Ich trage kein Bedenken, die von der Weltſchaubühne längſt abgetretenen Römer, eben ſo die darauf nachagirenden Hindus für Verſchwender zu erklären wegen des heilloſen Verbrennens ihrer Todten, deren Talg, ſtatt von dem Feuer des Scheiterhaufens verzehrt zu werden, mit Nutzen und Vortheil für die lebenden Generationen zu verwenden geweſen wäre.

Solche Menſchen-Talglichter müßten auf den Menſchen eine ſehr heilſame Wirkung hervorbringen. Man denke ſich z. B. einen Tanzſaal, beleuchtet mit Kerzen vom Talge ſolcher Damen und Herren, die ſich in Hektik und Lungenſucht hinein, aus dem Daſein hinaus getanzt haben. Jedes Flämmchen würde ihnen zurufen: „Denkt an den Lebensbankerott der Talglieferanten zu den hier brennenden Kerzen, und hütet euch vor Unſinn und Wahnſinn!“ — Ein Katafalk unter der hohen Wölbung eines Kirchendoms, beſetzt mit tauſend Kerzen, die, aus dem Talge der Verſtorbenen erzeugt, den Verſtorbenen zu Ehren brennen, müßte in jedem Lebenden die Idee erwecken, daß auch er ſeinen Brennſtoff einſt liefern werde, und daher ſo leben ſollte, um vor dem Tode nicht zittern zu müſſen, und ſich bei den guten Nachkommen in gutem Andenken zu erhalten. Wenn der liebloſe Tod zwei Liebende oder Freunde trennt, und das Herz des Dahingeſchiedenen längſt in Staub zerfallen iſt, — welche ſchmerzliche Wonne, oder welchen wonnevollen Schmerz könnte es dem Ueberlebenden gewähren, wenn er in der Grabesſtille einſamer Nacht, ein Talglicht des Verewigten vor ſich, in Schwärmereien, Ahnungen, Vor- und Nachgefühle verſänke? Und vollends erſt dann, wenn der Ueberlebende ein Dichter wäre, der in dieſer Kerze einen funkenſprühenden Aſchentopf erblickte.

Eine ungeheure, ſelbſt den mächtigen Einfluß der Tantieme überſteigende Wirkung müßte es auf die dramatiſchen Dichter hervorbringen, wenn das Theater mit Talglichtern ihrer glücklichen oder verunglückten Brüder vom Thespiskarren erleuchtet wäre.

Manche von Denen, die heute, bei nächtlichen Schmausfeſten und Zechgelagen ſchwelgend, ſich die Geſundheit zerſtören, könnten am nächſten Jahrestage desſelben Feſtes den jetzigen Gäſten Saal und Tafel beleuchten und ſie zur Mäßigkeit ermahnen.

Ein Schuldner, der feſt entſchloſſen iſt, das erhaltene Darlehen nicht zurück zu erſtatten, würde mit Vergnügen ſeinen letzten Pfennig hergeben, um eine Kerze vom Talge ſeines Gläubigers zu kaufen, der unbezahlt in die Ewigkeit reiſen mußte.

Ein Geiziger wäre im Stande, in ſeinem Teſtamente anzuordnen, daß der Univerſalerbe aus ſeinem, nämlich des Teſtators, Talge müſſe Kerzen machen laſſen, damit ja nichts von der Erbſchaft verloren gehe.

Die Lichter, welche aus dem Talge der im Meere Ertrunkenen und von den Fluten wieder dem Continente Überlieferten erzeugt würden, könnten einen wohlthätigen Leuchtthurm hinreichend mit unentgeldlichem Brennſtoff verſehen.

Es wäre auch nicht übel, die aus dem Talge ſchlechter Schriftſteller erzeugten Kerzen zu einem Autodafé zu verwenden, um ihre Werke zu verbrennen.

Die aus dem Diebsfett erzeugten Kerzen wären vorzugsweiſe zur Straßen- und Stiegenbeleuchtung zu verwenden.

Kerzen vom Talge der Reichen und Vornehmen dürften nur auf den Spiel- und Eßtiſchen der Reichen und Vornehmen in ſilbernen Leuchtern prangen; das würde dieſem Luxusartikel einen doppelten Werth geben und ihn zugleich pikant machen.

Aerzte dürften keine anderen Kerzen brennen, als ſolche, vom Fett der, durch ſie in die Ewigkeit Spedirten; eben ſo müßten ſich Letztere während ihrer Krankheit der Kerzen vom Talge verſtorbener Aerzte bedienen.

Wie geiſtvoll würde ein Profeſſor vortragen, wenn er den Hörſaal und die Lehrkanzel mit Kerzen vom Talg verſtorbener, unſterblicher Profeſſoren erleuchtet ſähe!

Mütter und Väter müßten trachten, je ärmer ſie ſind, deſto fetter zu werden. Ein Vater, deſſen Zellgewebe mit vielem Talge gefüllt wäre, würde ſeine in Noth und Armuth hinterlaſſenen Waiſen durch ſein Fett wenigſtens für einige Zeit vor dem Hungertode bewahren, und wir würden dann z. B. in den Inventarien leſen: „Herr oder Frau N. N. hinterlaſſen zufolge gerichtlicher Leicheneröffnung 20 Pfund Talg: das Pfund zu 3 Gulden, macht 60 Gulden, wovon Mortuar und Erbſteuer mit — u. ſ. w. zu entrichten.“

Mancher Fettwanſt Fallſtaff, wäre er auch übrigens bettelarm an Geiſt und Geld, könnte in ſeinem Teſtamente anordnen, daß man ihm von dem, aus dem Verkaufe ſeines, zu Humanitäts-Kerzen beſtimmten Talges ein dem Geiſt der Zeit entſprechendes Monument ſetzen laſſe.

Volkreiche Städte könnten unzählige und dabei ſpottwohlfeile Illuminationen haben, während manches Dörfchen allmälig ſeine geringe Bevölkerung in kurzer Zeit ganz und gar verbrennen und aufzehren würde.

Noch intereſſanter könnte die Sache dadurch werden, daß beinahe jede Gattung der Humanitäts-Kerzen ihre eigene Biographie bekäme, jede Lichtflamme eine bedeutende Flammenſchrift und Moralpredigerin, die lebende Welt ſich ſelbſt ein großes **Memento mori**, folglich wechſelſeitige Veranlaſſung zu den heilſamſten Betrachtungen, ein ſehr draſtiſch-kauſtiſches Mittel gegen den Leichtſinn, und jeder ſilberne Leuchter ein partielles Grabmal würde.

Dem Dichter müßte dadurch ein weiter Spielraum zu neuen Ideen, Bildern und Gleichniſſen, ſo wie zu intereſſanten Scenen und rührenden Situationen eröffnet werden.

Hätte irgend Jemand ein Recht, ſich über ſolche Kerzen-Erzeugungen zu beklagen, ſo könnten es nur die, in ihren Genüſſen dadurch verkürzten Würmer ſein, denen man aber, wenn ſie es wagen wollten, als Kläger vor Gericht aufzutreten, die römiſche Rechtsregel **res nullius cedit primo occupanti** (dem Lebenden) entgegen ſetzen könnte.

Zum Schluſſe bekenne ich, daß dieſes mein Projekt kein nichtiger Traum genannt werden kann, indem — wie Voltaire erzählt — es einſtens wirklich geſchehen ſein ſoll, daß man bei einem Aufſtand in Irland die Ökonomie ſo weit trieb, aus dem Fett getödteter Engländer Kerzen zu machen.

# Geiſt und Leben

### der

## britiſchen Dichter

### des neunzehnten Jahrhunderts.

Der Einfluß der Poeſie auf den Menſchen und auf das Leben wirkt viel mächtiger als mancher trockene oder leere Kopf, manches matte oder kalte Herz es begreifen kann, indem ſie nicht bloß eine Kunſt ſchöner Darſtellung, nicht bloß Formenbildnerei, ſondern eine ſchöpferiſche, belebende Kraft, folglich bei jeder geiſtigen Hervorbringung überhaupt, das thätige, wirkſame Princip iſt.

Allen ſchönen Künſten liegt Poeſie zum Grunde; alle ſchönen Künſte ſind Poeſie, und ſie unterſcheiden ſich von einander nur durch die Darſtellungsmittel: Worte, Farben, Töne und ſo weiter, womit ſie dasjenige verſinnlichen, was die Dichtkunſt geſchaffen hat. Auf ſolche Weiſe trägt ſelbſt im Reiche der Wiſſenſchaften jedes echte Genie, ſobald es ein Werk hervorbringt, den Geiſt der Erfindungs- und Schöpfungskraft in ſich. In dieſer Hinſicht waren Newton und Haydn eben ſowohl Dichter wie Homer und Göthe, Schiller und Shakeſpeare.

Will man von der Bilderkönigin Poeſie in Bildern ſprechen, ſo könnte man ſagen, ſie ſei ein Seelenwein, welcher nicht nur erheitert, ſondern auch ſtärkt; oder, ſie gleiche der Roſenblüte auf der weiblichen Wange, welche nicht nur verſchönert, ſondern auch ein Zeichen von Fülle der Geſundheit iſt. Auch läßt ſie ſich mit einem reichen Blumenflor vergleichen, welcher das Auge entzückt, zugleich aber auch die Fruchtbarkeit des Bodens bewährt.

Die Liebe zur Poeſie gibt einen zuverläſſigen Maßſtab für das geiſtige Vermögen und für den Höhenpunkt der ſittlichen Veredlung ſowohl des einzelnen Menſchen als auch ganzer Nationen. Es verſteht ſich aber wohl von ſelbſt, daß hier nur von der echten Poeſie in ihrer vollen Würde und Reinheit die Rede ſein kann, keineswegs aber von der ſtyliſtiſch-oratoriſchen Verskunſt, oder von der poetiſchen Farbengebung, oder vom lieblich klingenden Reimſpiel und von der galanten Witzkoketterie, oder von jenen fieberhaften Erzeugniſſen einer verſengten und entwürdigten Phantaſie, welche man die wilde Jagd der Afterpoeſie nennen könnte.

In dem ſtufenweiſen Fortſchreiten der Stationen zu höherer Kultur befinden ſich zuerſt einige, den Schöpfungen des poetiſchen Genius ſehr günſtige Perioden. In dieſen offenbart ſich eine Fülle von Edelſinn und Großartigkeit in den Geſinnungen und Handlungen lebensfroher Menſchen: die Leidenſchaften erſcheinen naturgemäß, die Sitten bieder, die Neigungen des reinen Herzens offen und frei, die Formen der Poeſie einfach und anmuthig, der Ausdruck natürlich und wahrhaft, das Gefühl über die Verhältniſſe der Natur und des Lebens innig und warm; der Geſang quillt dann unmittelbar aus dem Herzen hervor, trifft daher auch jedes unverderbene Herz und findet in jeder Bruſt ſein Echo. Wenn es aber in der Folge dahin kommt, daß regelrechte, mühſame Nachbildung und Schreibſeligkeit überhand nehmen, und ein ſogenanntes Dichten zum erwerbbringenden Gewerbe entartet, dann wird die Natur, und das Leben nur von den Stubenfenſtern aus, nur durch Brillen oder Fernröhre angeſchaut, und die Menge der gedruckten Werke drückt das Leben nieder.

Nur dem wahren Genius gelingt es zu jeder Zeit, mächtig und weitumfaſſend zu wirken, indem er das Leben in allen ſeinen Verhältniſſen und Beziehungen unmittelbar und klar aufzufaſſen, jedes Alter, jeden Stand zu würdigen, das zu wenig Beachtete verſchönernd und veredelnd hervorzuheben, unbedeutend ſcheinende Beſchäftigungen von ihrer intereſſanten Seite darzuſtellen, ſelbſt für minder wichtige Gegenſtände Aufmerkſamkeit zu erregen, und auf ſolche Weiſe immerzu einen dankbaren Stoff zu finden und zu geſtalten weiß.

Richten wir unſer Augenmerk auf die weſentliche Verſchiedenheit des Charakters, in welchem die Poeſie ſich zu verſchiedenen Zeiten gezeigt hat, ſo bemerken wir drei Hauptgattungen derſelben: die hebräiſch-orientaliſche, die griechiſch-römiſche, und die neuere romantiſche.

In den Geſängen der Hebräer und der ſpätern Morgenländer überhaupt offenbart ſich als vorherrſchende nationelle Eigenthümlichkeit eine beſchränkte, einförmige und einfache Lebensanſicht mit umſchreibender Darſtellungsweiſe und mit auffallender Ähnlichkeit wiederkehrender Bilder. Die Sänger der alten Hebräer ſchöpften überhaupt aus urſprünglich heiligen Traditionen die tiefſten und geiſtigſten Anſichten vom höchſten Weſen, welches im Bereiche der Poeſie wie die allerleuchtende Sonne in der Mitte der reinſten Himmelsbläue erſcheint. Man kann daher die Pſalmiſten als die geweihten Sänger jener Empfindungsweiſe betrachten, durch welche die Wirkungen und Erſcheinungen der Außenwelt in den innigſten und ſchönſten Einklang zu dem großen Lenker des Weltalls geſetzt und mit der geiſtig-ſittlichen Natur des Menſchen in unmittelbare Verbindung gebracht werden. Und ſo athmet aus allen Gedanken, Empfindungen und Bildern, welche in den Pſalmen, als heiligen Nationalgeſängen, dargeſtellt werden, der Geiſt innigen Gottvertrauens und tröſtender Erhebung, eben ſo wie in der folgenden Stelle aus einem Pſalme Davids, welche ich hier in der Abſicht vorlege, um das Geſagte durch ein Beiſpiel anſchaulich zu machen:

---

Jehova, du mein Gott, biſt ſchön und herrlich,
Biſt prächtig ſchön geſchmückt.
Er kleidet ſich in ſein Gewand, das Licht,
Er breitet aus die Himmel wie ein Zelt.
Wie der Hirſch ſich ſehnt nach friſchen Quellen,
So ſehnet meine Seele ſich zu Dir.

Zu Dir hin dürſtet meine Seele, Gott,
Zu Dir hin, dem lebend'gen Gott.
Wann werd' ich zu ihm kommen
Und ſchau'n ſein Angeſicht? —
Zu Dir hofft Alles auf,
Daß Du ihm Speiſe gibſt zu ſeiner Zeit.
Du gibſt, da ſammeln ſie.
Du öffneſt Deine Hand:
Sie werden ſatt des Guten.
Du wendeſt weg Dein Angeſicht;
Die Kreatur erſchrickt.
Du nimmſt den Odem ihnen weg: ſie ſterben,
Sie kehren wieder in den Staub.
Du haucheſt Deinen Odem aus:
Sie werden neu geſchaffen;
Das Angeſicht der Erde formt ſich neu.
Jehova's Ruhm, er bleibt in Ewigkeit;
In ſeinen Werken freut Jehova ſich.
Er blickt die Erd' an, und ſie bebt;
Er rührt' die Berg' an, und ſie rauchen.
Ich will Jehova ſingen
Mein Lebelang,
Will meinen Gott lobpreiſen,
So lang ich bin,
Und ſüß wird tönen mein Geſang von ihm;
Ich werde fröhlich in Jehova ſein.
Preiſ', meine Seele, ihn, den Herrn *)!

Eben derſelbe Charakter ſpricht ſich auch in der folgenden Stelle des 139. Pſalmes aus:

---

*) Pſalm 104. Siehe Herder's Geiſt der hebr. Poeſie.

Wohin ſoll ich geh'n vor Deinem Geiſt?
Wohin ſoll ich flieh'n vor Deinem Blick?
Und ſtieg' ich gen Himmel, ſo biſt Du da,
Und macht' ich in der Tiefe mein Lager,
So biſt Du da!
Und ſchwäng' ich die Flügel des Morgenroths,
Und weilt' ich am äußerſten Ende des Meeres,
Auch dort noch führte mich Deine Hand,
Und Deine Rechte, ſie faßte mich!
Und ſpräch' ich: »Dunkel verhüllet mich wohl;«
So würde die Nacht ein Licht um mich ſein;
Auch Dunkel verdunkelt ja nicht vor Dir,
Und die Nacht iſt ſo leuchtend wie der Tag;
Dunkel und Licht ſind Eins! —
Ja, Du haſt zubereitet mein Innerſtes,
Haſt mich gewebt in meiner Mutter Schooß.
Dank Dir, daß ich ſo herrlich und ſo wundervoll
Bereitet ward! Voll Wunder iſt, was Du thuſt,
Und meine Seele erkennt es wohl.
Nicht war verhohlen mein Gebein vor Dir,
Als ich gebildet ward.
Es ſah Dein Aug' von mir den Keim;
Sie alle ſtanden geſchrieben in Deinem Buch,
Die Tage, ſchon beſtimmt, eh' einer ward *).

Auch in den Hymnen der Indier weht der Geiſt heiliger Traditionen einer Urwelt, welche ſich als die Wiege des Menſchengeſchlechtes im Orient zu erkennen gibt, und

---

*) Überſetzung von Stuhlmann.

uns die Gottheit wie im Spiegel der Schöpfung unaufhörlich und in Allem vor die Seele ſtellt, aus welcher dann die bildlichen Ideen vom Verſinken in Gott, von Wiedervereinigung in Gott, von Ruhe und Seligkeit in Gott, wie aus einem heimiſchen Boden aufkeimen, um die heiligen Geſänge wie Blüten und Blumen zu ſchmücken.

Die Meiſterwerke der arabiſchen Poeſie, voll Glut und Kühnheit, ſind größtentheils profanen Inhalts; das Gedicht Hiob aber, — wenn es wirklich arabiſchen Urſprungs iſt, und einen derjenigen Hebräer zum Verfaſſer hat, die ſchon vor der Auswanderung der Israeliten unter Moſes in Arabien nomadiſirten, — liefert einen neuen Beweis für die Richtigkeit des geſchilderten Charakters der hebräiſch-morgenländiſchen Poeſie überhaupt, und reißt uns zur Bewunderung des Dichters hin, welcher bei der häufigen Wiederkehr derſelben Gedanken dennoch immerzu durch die Neuheit der Bilder zu entzücken weiß.

Eben dieſer, der orientaliſchen Poeſie eigenthümliche Strahlenkranz der Heiligkeit ſchimmert uns auch in den religiöſen Geſängen der perſiſchen Dichter entgegen. Als einzelner Beleg mag die Stelle im Eingange des Gedichtes: „Joſeph und Suleicha“ dienen, welche die folgende Anrufung Gottes enthält *):

---

*) Ein hiſtoriſch-romantiſches Gedicht des **Mewlana Abdurrachman Dschami**; überſetzt von V. E. v. Roſenzweig. Wien, 1824.

Der hohe Gott, der Ew'ge, Wiſſende,
Der Muth und Kraft dem Kraftentblößten leiht,
Der Sternenſcharen läßt am Himmel glühn
Und Menſchenſterne durch die Erde ziehn,
Er läßt des runden Himmels hohen Dom,
Auf der vier Elemente Säulen ruhn;
Er gießt der Roſe Moſchus in den Kelch,
Und ſchmückt den Roſenbaum mit Roſenzier;
Er webt Gewänder für die Frühlingsbraut,
Und lehrt den Baum am Strome aufrecht ſtehn;
Dem Hochgeſinnten ſchenkt er hohen Ruhm,
Und beugt des ſelbſtgefäll'gen Thoren Wahn;
Er ruht bei Jenem, der am Tag ſich müht.
Die Frühlingswolke ſeines Gnadenmeers
Netzt den Jasmin ſo wie den Dornenſtrauch;
Der Herbſtwind aus der Miene ſeiner Huld
Streut helles Gold hin auf der Wieſe Plan.
Süß wird der Mund des Edlen, der ihn preiſ't;
Voll Gift die Luſt des Böſen, dem er zürnt.
Sein Leib iſt jene hehre Sonne, die
Atome ſelbſt mit hellem Licht erfüllt;
Doch bärg' er ſich der Sonne und dem Mond,
So fiel' ihr Ball flugs in das Nichts zurück.
Durch ihn ward uns des Lebens Glück zu Theil.
Er lebt; ſein Leben iſt des unſern Grund.
Stiegſt Du bedächtig, auf der Einſicht Fuß,
Tief in der Erde Mittelpunkt hinab,
Flögſt Du empor zur lichten Himmelsflur, —
Du träf'ſt allüb'rall ſeiner Weisheit Spur.
Sein Weſen, frei von Maß und von Geſtalt,
Iſt freier noch von Niedrigkeit und Höh!
Geſtaltlos, iſt er der Geſtalten Grund,

Und niedrig ſind die Höhen all' vor ihm.
Vor ſeinem Weſen wird die Weisheit irr,
Auf ſeiner Bahn erlahmt der Wünſche Fuß.
Wenn er nicht huldvoll uns entgegen tritt,
Entfernen wir uns immer mehr von ihm;
Wenn ſeines Ruhmes mächt'ger Ruf erſchallt,
Steht zu den Füßen ſeines ew'gen Throns
Der Engel ſelbſt verſenkt in blöde Scham,
Und ſtaunend nur dreht ſich des Himmels Rad.
Drum frommt's, wenn wir, ein Häuflein gier'gen Staubs,
Den Spiegel reinigen von der Gierde Roſt.
Laßt uns an's eigne Daſein denken nie,
Und fürder ſitzen auf des Schweigens Knie!

Als zweite Hauptgattung der Poeſie erſcheint die griechiſche oder klaſſiſche, geboren unter Joniens mildem Himmelsſtrich, begünſtigt von einem feinern Organismus ihrer Sänger und von dem bezaubernden Wohllaut einer reichen und biegſamen Sprache, entzückend durch den Reiz der anmuthigſten und reinſten Formen. Ihre vier vorzüglichſten Darſtellungsweiſen: die epiſche, dramatiſche, lyriſche und didaktiſche, gingen hier in Kraft und Schönheit vollkommen ausgebildet hervor. Homer, Sophokles, Pindar und Heſiod wurden ihre würdigſten Repräſentanten, und ſind auch Muſter für die Nachwelt geblieben. Kunſt und Leben, Begeiſterung und Ruhe, Feuer und Klarheit verſchmelzen in ihren Werken zu vollendeter Harmonie und Einheit.

In dieſer ſchönen und reinen Geſtalt, einfach, edel und großartig, jeden unechten oder üppigen Schmuck verſchmähend, alles Übermaß vermeidend, und jeden Auswuchs verwerfend, um alle Theile der harmoniſchen Wirkung eines organiſchen Ganzen unterzuordnen, verharrte die Poeſie der Griechen, bis dieſes Volk durch die Macedonier ſeine Selbſtſtändigkeit verlor, und endlich die alexandriniſche Schule entſtand, deren Dichtern die kunſtliebende Dynaſtie der Ptolemäer in Alexandria wohl Schutz, Lebensunterhalt und Bildungsmittel, nicht aber das mangelnde Genie geben konnte.

Die poetiſchen Werke dieſer ägyptiſch-griechiſchen Sänger, wie z. B. des Apollonius von Rhodus, des Aratus, des Kallimachus und Anderer, zeigen größtentheils ein ängſtliches Bemühen, den Mangel des Genies durch Gelehrſamkeit, durch Verſekunſt und ſtyliſtiſch-rhetoriſche Schönheiten zu erſetzen und Verbilder nachzuahmen, hinter welchen ſie nüchtern, froſtig, und ohne Eigenthümlichkeit in weiter Entfernung zurückgeblieben ſind. Wer die Werke dieſer Verskünſtler nicht näher kennt, wird wohl ſchon darin ein böſes Merkmal finden, daß die meiſten derſelben Dichter und Sprachforſcher zugleich waren.

Glücklicher war der poetiſche Nachahmungsgeiſt der Römer, welche viele der ſchönſten Blüten aus dem Heſperidenhaine der griechiſchen Poeſie, größern Theils nicht ohne Originalität, mit ausgebildetem Geſchmack auf italieniſchen Boden übertrugen.

Als die dritte Hauptgattung, deren erſte Spuren man ſchon in den Bardengeſängen der alten Deutſchen findet, ſehen wir die romantiſche Poeſie, welche ſich ſpäterhin im Norden und im Süden mit verſchiedenen Modificationen im Ton und im Weſen entwickelt und ausgebildet hat.

Der Charakter der alten Deutſchen, die in ihren Wäldern und Sumpfgegenden der Wuth eines rauhen Himmels voll heulender Stürme und erſtarrender Fröſte ausgeſetzt waren, erhielt durch dieſen klimatiſchen Einfluß einen Zug von Schwermuth, welcher bewirkte, daß ſie alle Erſcheinungen der Natur und jeden Wechſel im Leben mit dem Schauder eines vermiſchten Gefühles von Ehrfurcht und Aberglauben betrachteten. Dieſer Urſache iſt auch die düſtere, oft graunhafte Geſtaltungsweiſe ihrer Phantaſie zuzuſchreiben, welche den Tod und die trauererweckenden Unglücksfälle des menſchlichen Lebens und Schickſals ſtets im Auge behält, und die Seele mit dunklen Ahnungen erfüllt.

Aus derſelben Quelle floß aber auch jener hohe Grad ritterlicher Ehrfurcht für das Frauengeſchlecht, welchem der Deutſche eine beſondere Vorherſehungsgabe und eine eigene Heiligkeit des Innern zuſchrieb, jene muthvolle Verachtung der Gefahr und des Todes, jene Hochachtung weiblicher Tugend und männlicher Tapferkeit, jene fromme Verehrung und Ergebung in den Willen des Höchſten, welche einen ſo mächtigen Einfluß auf die neuere, durch das Chriſtenthum geläuterte Anſchauungs-, Empfindungs- und Darſtellungsweiſe gewannen.

Ein weſentlicher Unterſchied der klaſſiſchen und romantiſchen Poeſie beſteht darin, daß jene den ſchon vorhandenen Formen immer treu blieb und ſich begnügte, mehrfach bearbeitete Stoffe ohne Aufwand der Erfindungskraft neu darzuſtellen, wogegen in den Produkten der romantiſchen Poeſie ein unerſchöpflicher Quell neuer Erfindungen ſpringen, und ſtäte Mannigfaltigkeit nicht nur in den Gedanken und Bildern, ſondern auch in den Versmaßen und Reimſyſtemen, mithin ein origineller und dennoch immer wechſelnder Charakter erſcheinen mußte.

---

Der Geiſt der britiſchen Poeſie zeigt in drei Hauptperioden eine bedeutende Verſchiedenheit und Modification in Bezug auf Kunſtbildung und künſtleriſche Darſtellung. Die älteſte Periode, von Chaucer und Spenſer an, wird mit Recht die britiſche oder romantiſche genannt, die mittlere aber, welche in der erſten Hälfte des 17. Jahrhunderts anfing, im Gegenſatze zu jener die franzöſiſche oder klaſſiſche. Im Beginne des 19. Jahrhunderts ging endlich die neue Dichterſchule, die ſogenannte School of Lakes hervor. Fehlte es den Dichtern der beiden älteren Schulen nicht an Gemüthstiefe und Geiſteskraft, an Schwung, Gedankenfülle und Bilderſchmuck, ſo verherrlichte ſich die neue Schule durch die ſchöpferiſche Kraft der blühendſten Phantaſie und durch eine Reinheit und Heiligkeit, welche den materielleren Charakter der frühern Poeſie ſo vergeiſtigte, daß er durch Idealiſirung der ſo zu ſagen ſublimirten Stoffe eine ihm vorzugsweiſe eigenthümliche Art von Schönheit und Verklärung erhielt.

Die Morgenröthe der britiſchen Poeſie begann im 14. Jahrhundert mit dem alten Chaucer, welcher vom

Jahre 1328 bis 1400 lebte, und ſich, vorzüglich durch ſein Gedicht: „Der Hof der Liebe" (the Court of love) und durch poetiſche Erzählungen (Canterbury-Tales), den Namen des Vaters der engliſchen Poeſie erwarb. Dieſe ſchöne Morgenröthe erloſch aber bald wieder; erſt nach Verlauf von anderthalb Jahrhunderten brach der volle Tag an mit Spenſer *), dem genialen Verfaſſer des allegoriſch-moraliſchen Rittergedichtes: „Die Feenkönigin."

Endlich ging die Sonne ſelbſt auf mit Shakeſpeare **), dem Geiſterkönig im Reiche der dramatiſchen, epiſchen und lyriſchen Poeſie. Der erſten Hälfte des 17. Jahrhunderts gehörte der liebliche Lyriker Waller ***), Cowley ****), gleich ausgezeichnet in ſcherzhaften, zärtlichen und erhabenen Gedichten, und Milton *****), deſſen verlornes Paradies, ſowohl der Zeit als dem Werthe nach, die erſte Epopee ernſthafter Gattung in England war, und bisher nicht übertroffen worden iſt, obſchon des noch lebenden Dichters James Montgomery epiſches Gedicht: „Die Welt vor der Sündflut" (the world before the flood) ſich demſelben in jeder Hinſicht an die Seite ſtellen darf.

Die erſten bedeutenderen Dichter jener Periode nächſt

---

*) Geboren 1550 oder 53, geſtorben 1596.

**) Geboren am 23. April 1564, geſtorben am gleichen Monatstage im Jahre 1616.

***) Geboren 1605, geſtorben 1687.

****) Geboren 1618, geſtorben 1667.

*****) Geboren 1608, geſtorben 1673.

Milton waren Dryden *) und Pope **). Geniale Erfindungskraft fehlt zwar Beiden, doch zeigen Beide ein ſchönes Talent. Dryden glänzt mehr durch Naturgabe, Pope mehr durch Kunſtbildung, daher in den Werken des Letzteren wohl mehr Korrektheit, aber auch weniger Wärme und natürliche Leichtigkeit herrſcht. Am meiſten gelang ihm die poetiſche Ausſchmückung philoſophiſcher Stoffe; ſeine Lehrgedichte behaupten, nächſt der ſchönen Heroide: „Eloiſe and Abelard," unter ſeinen Dichtungen den erſten Rang. Für Dryden möchte wohl ſchon dies eine günſtige Meinung erwecken, daß Walter Scott ſich bewogen fand, eine vollſtändige Sammlung ſeiner poetiſchen Werke in 18 Bänden herauszugeben, welche nicht nur die dramatiſchen, ſondern auch die lyriſchen und erzählenden Dichtungen, Satyren, poetiſche Epiſteln u. a. enthält.

In der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts lebten Addiſon, Gay, Thomſon, Swift und Young.

Addiſon, deſſen froſtiges Trauerſpiel „Cato" eine unverdient gute Aufnahme fand, erwarb ſich als Proſaiker durch ſein Wochenblatt: „Der Zuſchauer" — ein humoriſtiſches Zeit- und Sittengemälde — mit Recht den allgemeinſten Beifall, welchen auch Gay als Lieder- Fabel- und Idyllen-Dichter erhielt.

Höher als Beide ſteht Thomſon, deſſen Naturgemälde ſowohl durch Wahrheit und Schönheit der Darſtellung, als auch durch Gemüthstiefe und Wärme der Empfindung gefallen, ſtellenweiſe auch entzücken.

---

*) Geboren 1631, geſtorben 1701.

**) Geboren 1688, geſtorben 1744.

Noch höher ſteht Young, deſſen nächtliche Klagen, ſo wie ſeine Dichtungen: „Der jüngſte Tag“; „die Macht der Religion“, Satyren über die „Ruhmbegierde“ ꝛc. uns durch eine Fülle der erhabenſten Bilder und kräftigſten Gedanken zu dem Unvergänglichen und Heiligen himmelan erheben. Klopſtock's Ode: „Stirb, prophetiſcher Greis!“ — charakteriſirt den düſtern aber gewaltigen Geiſt Young's treffender, als irgend ein breites kunſtrichterliches Urtheil es zu thun vermöchte.

Die humoriſtiſchen Satyriker Butler und Swift erwarben ſich Beifall und Ruhm, Butler als Verfaſſer des burlesken Heldengedichtes „Hudibras“, weil ſeine Satyre nur die politiſchen und Religions-Parteien und Schwärmer ſeiner Zeit und ſeines Vaterlandes trifft, nur unter ſeinen Zeitgenoſſen und in England, Swift aber durch die Allgemeinheit ſeiner Satyre und ſeines treffenden Witzes auch in Europa und bei der Nachwelt.

Das achtzehnte Jahrhundert brachte eine Fülle poetiſcher Blüten und Früchte hervor, insbeſondere in der lyriſchen, didaktiſchen und maleriſchen Dichtungsart. Zu dieſen zählt man vorzugsweiſe Prior's philoſophiſche Lehrgedichte „Alma“, „Salomo“ ꝛc. Glover's „Leonidas“, Wilkie's „Epigonias“, Dyer's Lehrgedicht über die „Zubereitung der Wolle“, Grainger's „Zuckerrohr“, Akenſide's „Vergnügen der Einbildungskraft“, Armſtrong's „Kunſt, die

Geſundheit zu erhalten", Ogilvie's „Vorſehung", Dodsley's „Schöpfung", Maſon's „engliſcher Garten", Darwin's „Liebe der Pflanzen" und ſein „Tempel der Natur", Falkoner's „Schiffbruch", Bloomfield's „Pächterknabe", Somervile's „Jagd", Hayley's „Triumphe des Frohſinns" u. a.; nebſtbei die ausgezeichneten lyriſchen Dichter Gray, Brume, Goldſmith, Collins, Langhorne, Shenſtone, Beattie, Blaklek, Burns, Congreve, Lovibond, Grame, Logan, Smart, Hammond, Mallet, Wolcott (unter dem Namen Peter Pindar) Withead, Warton, Chatterton, Hervey u. m. A.

Dieſe ſchöne Dichterreihe des 18. Jahrhunderts ſchloß William Cowper, geboren im Jahre 1732, geſtorben 1800. Er gehörte durch Originalität, Geiſt und Dichtungsweiſe ſchon dem 19. Jahrhundert und der neuen Dichterſchule an, welche den Namen Lake-School (Seeſchule) deshalb erhielt, weil einige der erſten und vorzüglichſten Dichter, welche aus derſelben hervorgingen, wie Wordsworth, Southey, Coleridge und Wilſon, in den an Seen reichen Landſchaften Weſtmoreland und Cumberland lebten, und, von ihren Naturſchönheiten begeiſtert, daſelbſt dichteten.

Und ſo rühmt ſich England im 19. Jahrhundert nicht nur des großen poetiſchen Dreigeſtirnes Byron, Walter Scott, und Thomas Moore, ſondern auch vieler anderer außer England, nicht genug gekannter, aber nicht minder vortrefflicher Dichter und Dichterinnen, unter welchen nebſt den ſieben ſchon genannten, noch Campbell, Rogers, Crabbe, Cornwall, Milman, Montgomery, Sotheby, Hog, Mathurin, Bowles, Barton, Lamb, Schelley, Hunt, White, Keats, Miß Landon, Johanna Baillie, Miß Heman, und Lady Morgan beſonders hervorragen.

Die Dichter der neuen oder ſogenannten Seeſchule (the lakists), ſind, wie die engliſchen Kunſtrichter dieſelben charakteriſiren, Bewunderer der Dichter aus dem Zeitalter der Königin Eliſabeth, und hegen für die alt-engliſche Poeſie eine ſolche Vorliebe, daß ihnen Percy's alte Balladenſammlung als ein rühmlicher Verſuch zur Wiederherſtellung des echtes Geſchmacks in der Poeſie gilt; dagegen aber ſprechen ſie dem Zeitraume der ſchönen Literatur von Milton bis zu Cowper allen Werth ab. Zu dieſer Vorliebe für die alte Poeſie geſellt ſich eine vorzugsweiſe Hinneigung zur Metaphyſik, mit einer hohen Begeiſterung für die Schönheiten der Natur. Im Schooße ſtiller Einſamkeit, am Ufer der Seen und im Schatten der Haine, ſcheinen ihre Seelen ſich mit dem Geiſte der Natur gleichſam zu verſchmelzen, indem ſie einen unſichtbaren, unausſprechlichen Einfluß fühlen, welcher ſie erhebt, und ihr Gemüth entzückt und läutert. In ihren Empfindungen herrſcht ein Myſticismus, ähnlich dem Pantheismus des Pythagoras. Die Feinde der neuen Schule nennen dieſe Dichter deshalb die Quäcker und Methodiſten der britiſchen Poeſie. Sie erblicken in jedem Naturgegenſtand den Ausdruck einer geiſtigen Macht und ſchreiben dem geringfügigſten wie dem grandioſeſten Gegenſtande der Schöpfung nicht nur eine phyſiſche, ſondern auch eine moraliſche Exiſtenz zu. Der Ocean erſcheint ihnen wie mit Empfindung und Leidenſchaft begabt; der Mond hat ſeine Launen; Wolken und Sterne werden von innern Impulſen getrieben. Sie erheben die häuslichen, holden und ſanften Tugenden über den ſchimmernden und gefährlichen Heroismus. Mutter, Tochter, Gattin und Schweſter erhalten von ihnen die größten Huldigungen für den Reiz, welchen ſie über das geſellige Leben ausſtrömen. Sie möchten, daß man die Muſe der ſittlichen Poeſie mitten im Weltgetümmel anrufe, gleich der Stimme einer Schweſter ode Freundin, die uns zu den unſchuldigen Freuden der Kindheit und Häuslichkeit zurückruft.

Wir gehen nun zu den einzelnen Dichtern dieſer neuen Schule über, um die Hauptmomente ihres Lebens und den Geiſt ihrer Werke darzuſtellen. Einer der vorzüglichſten derſelben iſt Robert Southey, geboren im Jahre 1774 zu Briſtol, einer blühenden Handelsſtadt in der Grafſchaft Sommerſet, wo ſein Vater als Leinwaren-Großhändler lebte. Mit den Dichtern Coleridge und Wordsworth ſchloß Southey ſchon während der Studienjahre eine innige Freundſchaft. Im Jahre 1795 heirathete er die ſchöne Miß Edith Fricker, deren jüngere Schweſter Sara einer Mädchen chule verſtand. Mit der Leztern verehlichte ſich nachher de

Dichter Coleridge, Southey's Jugendfreund. Die Romantik ſäumte nicht, in dem Leben ihres Lieblings Southey ſchon frühe eine Rolle zu übernehmen.

Er mußte ſich heimlich vermählen, weil mehrere ſeiner Verwandten und Freunde gegen dieſe Heirath waren, und er beſtimmt war, ſeinen Oheim auf ſechs Monate nach Portugal zu begleiten. Die Neuvermählten trennten ſich daher, ſo wie ſie den Altar verließen, ſchon am Kirchenthore; die Braut lebte vor der Welt fortan als Mädchen, und trug den Ehering an einem Bande um ihren Hals verborgen. Daß Southey am letzten Tage der eine Ewigkeit langen ſechs Monate pünktlich zurückkam, verſteht ſich wohl von ſelbſt. Ihr hat er im Jahre **1796** ſeine lyriſchen Gedichte, im Jahre **1797** ſein epiſches Gedicht „Johanna d'Arc" gewidmet. Die jungen Eheleute lebten nun einige Jahre in Briſtol, wo Southey ſich ausſchließend und eifrig mit literariſchen Arbeiten beſchäftigte.

Im Jahre **1801** erhielt er bei dem Schatzmeiſter der irländiſchen Finanzkammer in Dublin die Stelle eines Sekretärs mit einem Jahresgehalte von **500** Pfund Sterling. Kurz vor dem Antritt dieſes Amtes gab er das romantiſche Gedicht: „Thalaba, der Zerſtörer" heraus, welches in der literariſchen Welt großes Aufſehen erregte. Die Kunſtrichter ſchrieben viel über die Fehler und Vorzüge dieſer Dichtung; das Publikum ertheilte aber demſelben ſeinen einſtimmigen Beifall.

Im Herbſte des Jahres **1802** zog ſich Southe nach Keswiek in Cumberland zurück, wo er ein Hauſes am Ufer der Greta in der Nähe des maleriſch ſchönen Derwentwater beſaß. Die eine Hälfte dieſes Hauſes bewohnte er ſelbſt mit Gattin und Kindern; di andere Miſtreß Coleridge, die Schweſter ſeiner Gattin mit zwei Töchtern, und Miſtreß Lowel, ihre verwitwete Schweſter, die ſämmtlich von Southey's Unterſtützung lebten.

Southey, geliebt als Freund und Nachbar, gefälli und zugänglich für Alle, lockte durch ſeinen berühmten Namen viele Engländer und Fremde nach Keswick.

Southey beſaß eine ausgezeichnete Kenntniß der neuer Sprachen. Seine Bibliothek, obſchon nicht bändereich lieferte einen Beweis für ſeine Kenntniß der klaſſiſchen Literatur. Sein Einkommen beruhte faſt ausſchließend auf ſeinen literariſchen Arbeiten. Er war ſtabiler Mitarbeiter a den Zeitſchriften: **Quarterly Review** und **Foreign Quarterly**, deren Herausgeber ihn für jeden Beitrag mit hundert Pfund Sterling honorirten

In ſeinen romantiſch-epiſchen Dichtungen: „Die Verwünſchungen des Kehama,“ „Thalaba, der Zerſtörer,“ „Madoc in Wales,“ und „Roderich, der letzte der Gothen“ — herrſcht ein Feuerglanz der reichſten Einbildungskraft, un raſch vorwärts ſchreitendes hinreißendes Intereſſe der Handlung. Sie ſind Schöpfungen eines kräftigen, ſelbſtſtändigen kühnen Geiſtes, doch nicht ohne wilde Auswüchſe einer z üppigen Phantaſie. In der Schönheit und Harmonie de

Versbaues iſt Southey ein Meiſter; dabei iſt ſeine Proſa in natürlicher Kraft und anmuthiger Fülle ſo vortrefflich, daß man ihn für den beſten Proſaiker unter den neueren Dichtern erklärt.

Southey's poetiſche Werke ſind, nebſt den genannten vier Dichtungen: „Johanna d'Arc," ein epiſches Gedicht in zehn Geſängen — „Die Viſionen der Jungfrau von Orleans", in drei Geſängen; — „Des Dichters Pilgerreiſe nach dem Schlachtfelde von Waterloo;" — Eine poetiſche Erzählung, betitelt: „**A tale of Paraguay**," deren Stoff aus Dobrizhofer's Geſchichte der Abiponer genommen iſt; — kleinere poetiſche Erzählungen, Balladen, Oden, Lieder, Sonette, engliſche und Botanybey-Eklogen ꝛc.

Proſaiſche Werke: „Briefe, welche er während eines kurzen Aufenthaltes in Portugal an ſeine geliebte Braut ſchrieb; Briefe aus England, Geſchichte Braſiliens, Nelſons Leben, und Anderes."

Ueberſetzungen und Nachbildungen aus fremden Sprachen: „Bion und Moſchus;" „Amadis von Gallien," aus dem Spaniſchen; „Palmerin von England," aus dem Portugieſiſchen; „**Cid Rodrigo, Diaz de Vivar**," aus dem Spaniſchen u. A.

Southey gab den engliſchen Kunſtrichtern mehr als irgend ein Dichter ſeiner Nation zu ſchaffen. Die Kühnheit ſeiner Flüge ſetzte Diejenigen, deren Blicke ihnen nicht folgen konnten, in Erſtaunen; da ſie ihn die Grenzen ſeiner Kunſt auf eine Art erweitern ſahen, welche ihre Faſſungskraft überſtieg, tröſteten ſie ſich ſelbſt damit, daß ſie erklärten, Southey ſei von der Bahn der Regeln abgewichen.

Southey hat in den meiſten Dichtungsarten und Darſtellungsweiſen Ausgezeichnetes geleiſtet. Wenige Dichter unſerer Zeit haben ſo viel geſchrieben, noch wenigere ſo Vortreffliches, wie er.

Begabt mit einer genialen Phantaſie, wie Wenige, an Rechtlichkeit und Edelmuth von Keinem übertroffen, und im Beſitze der umfaſſendſten und reichhaltigſten Kenntniſſe, vereinigt er hiermit auch die Meiſterſchaft der Sprache. Die ſtrengſten engliſchen Kunſtrichter geſtehen ihm eine Stärke der Phantaſie und eine Kraft des Ausdruckes zu, deren kaum ein Dichter dieſes Jahrhunderts ſich rühmen könne; auch behaupten ſie, daß in der Darſtellung zärtlicher, ſanfter und liebevoller Gemüthsbewegungen nur wenige Dichter mit ihm rivaliſiren können. Dagegen aber beſchuldigen ſie ihn, manchmal in einen kindiſchen Geſchmack und in eine affektirte Manier zu fallen, zwei Fehler, welche der Glorie des Genies nicht geringen Eintrag thun.

Die vollſte geniale Kraft ſeiner dichteriſchen Kunſt hat Southey vorzugsweiſe in den Gedichten: „Thalaba, der Zerſtörer,“ und „die Verwünſchung des Kehama“ bewährt. Er mag nun ſeinen Stoff aus den unerſchöpflichen Quellen ſeiner Phantaſie genommen, und ſowohl ſeine Perſonen als die Welt, welche er ſie bewohnen läßt, ſelbſt geſchaffen haben, oder Gemälde veredelter Menſchheit aus dem wirklichen Leben darſtellen, ſo bleibt er doch immer der Natur getreu, ſelbſt in den wildeſten ſeiner Dichtungen. Haben andere Dichter Götter herabgezogen, und ſie in ihre Gedichte eingeflochten, ſo pflanzt Southey eine Gottheit in jede Menſchenbruſt, welche er durch die Triebfedern der Leidenſchaften naturgemäßer und mächtiger, als irgend ein mythiſches Weſen es vermöchte, zu bewegen weiß.

Southey behauptet auch als Geſchichtſchreiber und Ueberſetzer in Proſa einen ausgezeichneten Rang. Seine geſchichtlichen Darſtellungen liefern die ſprechendſten Beweiſe von unermüdlicher Geduld und raſtloſem Fleiß hiſtoriſcher Forſchung. Seine Ueberſetzungen ſind nicht nur treue Nachbildungen, ſondern zugleich con amore gearbeitet. Insbeſondere wird die Ueberſetzung der Romanzen vom Cid für ein Meiſterſtück erklärt.

Ueber Southey's Art zu arbeiten und über ſeinen raſtloſen Fleiß haben wir folgende Nachrichten:

Er ſtand früh auf, ſchrieb oder las bis zum Frühſtück, dann wieder bis zum Mittagsmahl, nach dieſem wieder bis zur Theezeit, und nach dieſer, bis er zu Bette ging. Zu ſeinem Lieblingsſitze hatte er ſich ein Plätzchen am Ufer des Derwentwater am Fuße des Skiddaw gewählt. Das Studiren war ſeine Beſchäftigung, ſeine Leibes- und Geiſtesübung zugleich, und ſeine Erholung, indem er von Verſen zur Proſa überging, von der Geſchichte zur Poeſie, vom Schreiben zum Leſen. Die Leichtigkeit und Schnelligkeit, mit welcher er produzirte, ſoll kaum ihresgleichen finden. Man ſagt, er habe in dem Decennium zwiſchen ſeinem 20. und 30. Lebensjahre me[illegible]erſe verbrannt, als irgend ein

Dichter unſeres Jahrhunderts während ſeines ganzen Lebens geſchrieben habe. Außerdem wird auch die Gewandtheit und Vielſeitigkeit ſeines Talentes bewundert. Seine Zeit pflegte er auf das genaueſte einzutheilen, jede Stunde hatte ihre beſtimmte Arbeit. Er arbeitete an mehr als Einem Werke zugleich; ſobald die zu dem einen Werke beſtimmte Stunde verfloſſen war, wendete er ſich mit genialer Leichtigkeit zu einem anderen, dem er dann ſogleich die volle Aufmerkſamkeit widmete. Was er las, blieb ihm, und verwandelte ſich in ſein Eigenthum. Er pflegte ſich auch während des Leſens Auszüge zu machen. In großen und gemiſchten Geſellſchaften war er mehr Zuhörer als Sprecher, und ganz das Gegentheil der Dichter Wordsworth und Coleridge, berühmt wegen ihrer kräftigen, hinreißenden Beredtheit.

Von dieſer Schilderung des Geiſtes und Charakters gehen wir nun zur Zergliederung der einzelnen poetiſchen Werke dieſes höchſt genialen und fruchtbaren Dichters über.

Sein Heldengedicht „Johanna d'Arc" in **10** Büchern iſt in reimloſen fünffüßigen Jamben geſchrieben, und mit vielen ſehr reichhaltigen hiſtoriſchen Anmerkungen begleitet. Der Ton des Ganzen iſt einfach und kräftig, würdevoll und edel. Er ſelbſt ſpricht ſeine Anſichten von der epiſchen Poeſie überhaupt und von dieſem Epos insbeſondere in einer Stelle der Vorrede mit der ihm eigenen Beſtimmtheit folgendermaßen aus:

„Die Geſchichte der Johanna d'Arc iſt eben ſo myſteriös als merkwürdig. Daß ſie ſich ſelbſt für eine Gottbegeiſterte hielt, werden Wenige in Abrede ſtellen; daß ſie eine Gottbegeiſterte wirklich war, wird Keiner zu behaupten wagen; ſchwer iſt aber auch zu glauben, daß Karl und Dünois ſie überredet und hintergangen haben. Daß ſie den König erkannte, als er ſich, um ſie zu täuſchen, verkleidet unter ſeine Höflinge ſtellte, und daß ſie, zum Beweiſe ihrer höheren Sendung, ein Schwert aus einem Grabe in der St. Katharinenkirche verlangte, ſind Thatſachen, hinſichtlich deren alle Geſchichtſchreiber übereinſtimmen. Wäre dieſes durch ein heimliches Einverſtändniß geſchehen, ſo müßte Johanna ſich ſelbſt für eine Betrügerin gehalten haben, und ſie hätte mit dieſem Bewußtſein nicht das große Werk, welches ſie unternahm, zu Stande gebracht. Enthuſiasmus, und zwar einer von mehr als gewöhnlicher Art, war nöthig, um ein junges Mädchen zu befähigen und dahin zu bringen, daß es die Waffen ergriff, Truppen in die Schlacht führte, in den vorderſten Reihen kämpfte, und mit beträchtlich geringeren Streitkräften einen Feind beſiegte, welcher bis dahin für unüberwindlich gehalten wurde. Es wäre nicht möglich, daß Eine, die ſich ſelbſt nur für die Puppe einer Partei hielt, Solches geleiſtet haben könnte. Hofintriguen konnten ſie nicht überredet haben, den König Karl in ſeiner Verkleidung zu entdecken, konnten ſie nicht angetrieben haben, das Schwert zu verlangen, welches ſie etwa verborgen haben mochten, ohne den Betrug zu entdecken. Sie war alſo keine Betrügerin mit ihrem Wiſſen; ſie konnte auch nicht ein bloßes Werkzeug des Hofes geweſen ſein; und wollte man ſagen, daß ſie ſich ſelbſt für eine Inſpirirte hielt, ſo läßt ſich doch hieraus weder ihr Erkennen des Königs, noch ihr prophetiſches Verlangen nach dem Schwerte erklären. Nach der Krönung des Königs erklärte ſie ſelbſt, daß ihre Sendung vollendet ſei, und ſie bat, ſich vom Schauplatz der Zeitereigniſſe zurückziehen zu dürfen.“

„Die Begeiſterung würde hier noch nicht aufgehört haben, und hätten Diejenigen, die ſich ihrer zum Betruge bedienen wollten, ſie bereden können, noch ferner mit dem Heere zu ziehen, ſo würden ſie den Betrug gewiß noch länger fortgeſpielt haben.“

„Eben dieſes Geheimnißvolle macht aber die Geſchichte der Johanna d'Arc für die poetiſche Behandlung vorzüglich geeignet. Es bedarf keines Beiſtands guter oder böſer Geiſter, um ſie über die Menſchheit emporzuheben; es bedarf keines Aufwandes von höhern Weſen, um die Heldin mit Muth zu entflammen und ihre Wunden zu heilen. Sie handelt einzig und allein nach dem Antriebe ihres eigenen Geiſtes und nach dem tiefen Gefühle ihrer Inſpiration. Jedes handgreifliche Einwirken überirdiſcher Weſen würde das ſchöne Helldunkel ihres Charakters zerſtören, und ſie zur bloßen Heldin eines Feenmärchens herabziehen. Der Abweichungen von der Geſchichte, welche ich mir erlaubt habe, ſind nur wenige und unbedeutende. Alles, was wunderbar erſcheint, gründet ſich auf die Geſchichte; die Autoritäten dafür wird man in den Anmerkungen finden.“

„Es iſt ein gewöhnlicher Fehler der epiſchen Gedichte, daß ſie uns für die in denſelben gefeierten Helden zu wenig Intereſſe einflößen. Der Ruhm des Achilles oder Aeneas mag wohl dem Nationalſtolze der Griechen und Römer geſchmeichelt haben; um aber die Theilnahme eines unbefangenen Leſers zu erregen, wird mehr rein menſchliches Gefühl erfordert, als dasjenige, welches man in dem Charakter eines Helden gewöhnlich findet. Von dieſem Fehler kann nur die Odyſſee eine Ausnahme machen, indem Odyſſeus, als Gatte und Vater erſcheinend, die Empfindung anſpricht. Der Verſtand muß der guten Anlage des Planes und der herrlichen Ausführung der Ilias den vollkommenſten Beifall zollen; das Herz aber wird gewiß der Odyſſee den Vorzug geben, denn ſie iſt das Gedicht der Natur und die in derſelben handelnden Perſonen ſind von der Art, daß ſie mehr Liebe als Bewunderung einflößen. Der gute Hirt Eumaeus iſt mehr werth als tauſend Helden. Homer iſt fürwahr der größte aller Dichter, denn er iſt zugleich edel und einfach; Pope hat ihn mit Flitterſtaat geſchmückt Cowper ihn ganz entkleidet.“

„Es wird wohl wenige Leſer geben, welche den Turnus nicht dem Aeneas vorziehen, einem der Verrätherei verdächtigen Flüchtling, welcher ſein Weib fahrläſſig aufgab, die Dido verführte und verließ, und ſich mit der Lavinia, die er ihrem Verlobten wegnahm, vermählte. Was frommt dem Manne alle ſeine Götterverehrung, wenn er ſich gegen die Menſchen als ein Schurke beträgt? Stellt der Dichter die Gottheit ſelbſt als eine ſchlechte That gebietend dar, ſo heißt dies nicht den Menſchen entſchuldigen, ſondern die

Gottheit beſchuldigen. Den Lucan und den Statius hinderte die übel getroffene Wahl des Stoffes, jene Popularität zu gewinnen, welche ſie verdient hätten. Den Erſtern hat in einzelnen Theilen ſeiner Pharſalia vielleicht kein anderer Dichter erreicht, übertreffen gewiß nicht. Ich trage kein Bedenken, den Statius dem Virgil vorzuziehen, denn Jener ſcheint mir bei einem weniger feinen Geſchmack eine ſtärkere und reichere Einbildungskraft zu beſitzen; ſeine Bilder ſind kräftig und klar, und ſeine Darſtellung zeigt, indem ſie das Gefühl des Leſers aufregt, daß der Dichter ſelbſt vom Gefühl durchdrungen war.“

„Von der Macht des hiſtoriſchen Stoffes liefern die italieniſchen Dichter den Beweis. Ihre epiſchen Gedichte gefallen allgemein, ſelbſt in Überſetzungen, wo außer dem Intereſſe der geſchichtlichen Handlung wenig Reiz übrig bleibt. Taſſo hat bei ſeinen Charakteren das Verhältniß und die Abſtufung verfehlt; Gottfried iſt der Held des Gedichtes, Rinaldo der Held des Dichters, Tancred der Held des Leſers. Charaktere vom zweiten Range, wie Gyas und Cleant, ſollen in einem Gedichte weder blos deshalb eingeführt ſein, um die Gruppe auszufüllen, noch auch ſo weit vorragen, daß ſie einen Schatten auf den Hauptcharakter werfen. Arioſt's regelloſe Magie, ſo wie Milton's Stoff und Genie, Beide in ihrer Art einzig, machen es unmöglich, aus den Werken dieſer Dichter Regeln für die epiſche Poeſie abzuleiten. Eben daſſelbe gilt von Spenſer, dem Liebling meiner Kindheit, deſſen wiederholte Lektüre immer höheres Vergnügen gewährt. Der Maſchinerie des

Camoens fallen noch ärgere Fehler als jener der Unſchicklichkeit und der Entheiligung des chriſtlichen Stoffes durch Einmiſchung heidniſcher Götter zur Laſt. Sein ſchwimmendes Eiland iſt nur ein ſchwimmendes Bordell, und keine poetiſche Schönheit kann für die verletzte Sittlichkeit ſchadlos halten. Nur ein Überſetzer kann den Dichter gegen dieſe Beſchuldigung rechtfertigen wollen. Das Gedicht „die Portugieſen“ (**Os Lusindos**), iſt zwar in einigen Stellen vortrefflich, als ein Ganzes aber unintereſſant; es bewirkt im Leſen wenig Gemüthsbewegung, und in der Erinnerung wenig Vergnügen. Camoens arbeitete an dieſem Epos unter den Leiden getäuſchter Hoffnungen, unter den Mühſeligkeiten des Krieges, und in einem Lande, fern von Allem, was ihm lieb und werth war. Man darf daher nicht vergeſſen, daß der portugieſiſche Dichter nicht nur einer der unglücklichſten Menſchen war, ſondern auch einer der achtungswürdigſten. Weder Spanien, noch ſein Vaterland haben einen an Werth ihm gleichkommenden Dichter*) aufzuzeigen.“

„Ich habe die gewöhnlichen Fehler epiſcher Gedichte zu vermeiden, und die Jungfrau von Orleans intereſſant darzuſtellen geſucht. Ich gab ihr daher nicht die Glut der Liebe, ſondern die Erinnerung an eine beſiegte Leidenſchaft, einen leiſe hinſchmachtenden Nachklang rein menſchlicher

---

*) Southey ſpricht hier nur von den epiſchen Dichtern, ſonſt dürften wohl Calderon, Cervantes, Lope de Vega, und noch manche andere Dichter der pyrenäiſchen Halbinſel, gegen dieſes Urtheil einen Einſpruch thun.

Gefühle, welche mit dem Enthuſiasmus und der Heiligkeit ihres Charakters allerdings beſtehen können. Die Menge der obſcuren epiſchen Dichter ahmt ihre alten Vorbilder ſklaviſch nach. Kommt ein Gewitter, ſo muß ein Gott der Stürme oder des Meeres dasſelbe erregen; wird eine Stadt belagert, ſo werden dem Helden plötzlich die Augen geöffnet, und er ſieht die Himmelsmächte bereit, ihm, dem Angreifenden, beizuſtehen; ein Engel iſt zur Hand, ſeine Wunden zu heilen, und der Führer des feindlichen Heeres wird in ſeinem letzten Kampfe plötzlich von einer ihm ſonſt nicht eigenen Feigheit befallen. Selbſt Taſſo iſt zu oft Nachahmer; er wird aber, ungeachtet ihn der bittere Tadel eines Satyrikers traf, dennoch immerzu einen Rang unter den vorzüglichſten heroiſchen Dichtern einnehmen. Boileau verdammte ihn vielleicht nur des Gegenſatzes wegen, denn es verhält ſich mit ſolchen Schriftſtellern eben ſo wie mit denjenigen Menſchen, welche, weil ſie in Geſellſchaften durch ihren Witz glänzen wollen, die Wahrheit ihrer Eitelkeit zum Opfer bringen. Ich habe Alles vermieden, was mir in andern Heldengedichten unnütz oder ermüdend ſchien; der Leſer wird daher in meinem Gedichte keine Beſchreibung von Waffenrüſtungen, keine Heerſchau, keine geographiſchen Verzeichniſſe, weder Löwen und Tiger, noch Stiere und Eber, auch keine Gemälde der Morgenröthe und des Sonnenaufganges finden; und habe ich den Tod irgend eines Einzelnen etwas umſtändlicher beſchrieben, ſo iſt es, wie ich glaube, wenigſtens nicht im Tone, poetiſcher Zeitungsnachrichten von Todten und Verwundeten geſchehen.“

So ſpricht Southey von ſeinem epiſchen Gedichte, welches wegen ſeiner heftigen Ausfälle gegen die Härte und Grauſamkeit der Engländer in England anfangs eine ungünſtige Aufnahme fand, nachher aber dennoch mehrere Auflagen erlebte.

Den Charakter der Johanna hat Southey, eben ſo wie unſer Schiller, einfach, edel, kräftig und grandios gezeichnet. Sie erſcheint durchgehends als die gottbegeiſterte, gottgeſendete Jungfrau. Der Dichter verſchmäht alle phantaſtiſche Maſchinerie, und läßt ſie ſelbſt, ohne Wortpomp, dem Dunois die Zeichen ihrer göttlichen Sendung und ihre myſteriöſen Träume im einſamen Jugendleben erzählen, nachdem er vorher ihre Geſtalt mit wenigen Pinſelſtrichen anſchaulich gemacht hat.

Eben ſo ſpricht ſie auch gleich anfangs ihr Inneres mit wenigen Worten aus, da der Ritter Robert von Vaucouleur ſie für eine Wahnſinnige halten will.

Einfach und ergreifend iſt das Gemälde ihres Jugendlebens und ihrer göttlichen Sendung, welches ſie dem Grafen Dunois entwirft, mit dem ſie die Reiſe antritt, um dem Könige Karl in Chinon vorgeſtellt zu werden.

---

Beim Einbruche der Nacht kehrt ein Krieger in ihre Hütte ein. Seine Erzählung von den Gräueln des Krieges von der Grauſamkeit der ſiegreichen Engländer, von der Schmach und den Verheerungen, welche Frankreich erdulde, entflammt Johannen zur höchſten Begeiſterung. Sie bringt, in ihrem Innerſten tief bewegt, eine ſchlafloſe Nacht zu; wunderbare Traumgeſichte zeigen ihr eine hochgethürmte Stadt, von Feinden eingeſchloſſen, den Hunger, von Raben umgeben, auf einem Leichenhügel ſitzend, und die feindlichen Heerführer, im frechen Übermuth das Todeswerk berathend. Da blickt ſie anklagend zum Himmel auf, und aus den Wolken ſtreckt ſich ein Arm, wie der Arm des Rache-Engels; gleich dem Blitze fällt aus ſeiner Hand ein Schwert.

Von dieſer Nacht an fühlt' ich meine Seele
Schwer ringend mit der Gottheit, auf ihr ruhend.
Stumm ſaß ich, dachte nur der Tage, die
Da kommen ſollten, ſah und hörte nicht,
Was mich umgab, in jene Träumerei
Verſenkt, da jeder Sinn zu ſchlummern ſcheint,
Und nur die Seele wacht. Im Abendlüftchen
Vernahm ich fremder Stimmen Klang, und fremde
Geſtalten drängten ſich, halb ſichtbar nur
Im Dämmerlicht. Die Nachbarn alle ſtaunten
Ob dieſer plötzlichen Veränderung,
Und nannten mich verrückt. —

Als anziehende Probe von der Schönheit dieſes Gedichtes gebe ich hier den erſten Geſang, und einen Theil des zweiten, treu überſetzt im Versmaße des Originals.

## Erſter Geſang.

Im Schloß von Vaucouleur ſchallt Luſtgeſang.
Den Grafen Dunois, ſeinen edlen Gaſt,
Bewirthet Robert. Feſtlich ſchöne Stunden,
Beflügelt vom Geſang des Troubadours,
Sie gleiten leicht dahin beim frohen Mahl.
Doch nicht, an Feſtgelag und Minneſang
Sich zu erfreu'n, kam Dünois in's Schloß;
Er kam, um Lotharingen aufzubieten,
Und alle Kraft, die vom Verheerungskampf
Dem Land noch blieb, zu einem letzten
Verſuch zu ſammeln; doch es ließ der Krieg
Dem Lande wenig übrig mehr als Greiſe,
Und Jünglinge, dem Schwerte reif,
Witwen, und Jungfrau'n, Witwen ſchon als Bräute.

Nun ſaß der Herr des Schloſſes Vaucouleur,
Mit ſeinem hohen Gaſte ſich berathend,
Was noch befördern könne Frankreichs Wohl,
Und gab verzagend jede Hoffnung auf,
Als ihm verkündet ward: Ein alter Mann
Mit einem Mädchen, harre ſeiner in
Der Halle. Wohl bekannt war ihm der Mann,
Claude, ſein Vaſall, der ehrfurchtsvoll ſich naht,
Sich tief verbeugt, und ſpricht: „Mein edler Graf!
„Ein ſeltſames Ereigniß führt mich her.
„Schein' ich Euch unbeſcheiden, oder gar
„Ein alter Schwachkopf, ſo verzeihet mir!
„Allein, ſeht dieſes Mädchen da! Sie hat
„Mit ihren Ahnungen mich ſo beſtrickt,

„Daß ich nicht ruhig ſchlafen konnte, bis
„Ich ihr willfahrte. Sie beſteht darauf,
„Gott ſelbſt befehle ihr, die Engeländer
„Aus Frankreich zu vertreiben. Ihre Eltern
„Verſpotten ſie als Eine, die verrückt.
„Der Vater hält ſie für beſeſſen gar;
„Ich aber, der wohl weiß, daß in ihr Herz,
„Nicht Ein Gedanke böſer Art je kam, —
„(Denn von Geburt an lieb' ich ſie ſo wie
„Mein eig'nes Kind, bin nun ein alter Mann,
„Hab' auch ſo manch' Mondſüchtigen geſeh'n,
„So Manchen auch, gequält vom böſen Geiſt;) —
„Ich denk', daß etwas an der Sache ſei,
„Und dann, wer weiß es denn, ob nicht in dieſer
„Zeit der Gefahr es etwa Gott gefällt, — — —
„Doch hört das Mädchen ſelber! Wenn nun dies,
„Wie mir es ſcheint, das Werk des Himmels iſt,
„Wär' frevelhaft mein albernes Geſchwätz."

Indem er ſprach, maß jedes Aug' die Jungfrau,
Im Alter, wie es ſchien, von achtzehn Jahren.
Auf ihrer Wange blühte nicht das Roth
Der Jugend, aber ſelbſt die blühendſte
Geſundheitsfarbe hätte weniger
Den Schauenden bezaubert. Sie war blaß
Wie eine Heilige, und in dem Reiz
Der ernſten Züge ihres Angeſichts
Schien etwas Ueberirdiſches zu wohnen.

„Wohl hab' ich," — ſprach der Herr von Vaucouleur, —
„Von Eurer Nichte Krankheit ſchon gehört.
„Man ſagt, ſie weile gern in Einſamkeit,

„Von Menſchen und von Menſchenſorgen fern,
„Mit einem Welthaß, der an Wahnſinn grenzt.
„Laßt ſie in eine fromme Schweſterſchaft,
„Aufnehmen, wo andächtig früh und ſpät
„Gebetet wird für ihrer Seele Heil!
„Dies — ſei ſie nun beſeſſen oder toll —
„Mag für die kranke Seele wohl das beſte
„Heilmittel ſein.“ —

Er ſchwieg. Johanna rief: „Nicht toll
„Bin ich, beſeſſen nicht vom tollen Geiſt.
„Schwer ruht auf meiner Seele Gottes Hand.
„Vergebens hab' ich mit dem Herrn gerungen;
„Nicht länger wag' ich ihm zu widerſteh'n.
„Wißt! Frankreich kann ich retten und befrei'n,
„Ja, retten muß ich es. Gott iſt mit mir,
„Und was ich ſpreche, denk' und fühle, kommt
„Nicht von mir ſelbſt. Geheiligt hat mich Gott,
„Eh' ich geboren ward, den Völkern mich
„Beſtimmt; geh'n muß ich, wohin Er mich ſendet,
„Und was ſein Wille iſt, muß ich vollzieh'n,
„Muß von mir werfen alle Menſchenfurcht,
„Daß Er mich nicht verwerf' in ſeinem Zorn!“

Die Hochbegeiſterte hört Dunois,
Zuerſt mit Mitleid und Verachtung an,
Bald aber regt in ſeinem Herzen ſich
Die Ahnung, welche gern dem Glauben vorgeht,
An das, was man vorher nicht glaubte und
Verwarf als Thorheit.

„Mädchen!“ ſagte er,
„Mich dünkt, es wäre klug, in deinen Ruf

„Mißtrau'n zu ſetzen, denn es könnte leicht
„Ein böſer Geiſt Dich in's Verderben zieh'n.“ —
„Mißtrauen?“ rief Johanna ſtaunend aus:
„Dann könnt' ich auch an Gottes Weisheit zweifeln,
„Wenn ich die ſchöne Mannigfaltigkeit
„Der Schöpfung, grüne Fluren, Wäldernacht,
„Und über mir des Himmels tiefes Blau
„Erblicke und der Sonne Strahlenkranz;
„Dann könnt' ich auch an Gottes Güte zweifeln,
„Wenn ich des Abendlüftchens Balſamduft
„Einathme, Waldgeſänge um mich ſchallen,
„Und all' die Schwärme der belebten Lüfte
„Mich rings umſchwirren. Ach! es gibt Gefühle,
„Die ſich nicht läugnen laſſen, und ich habe
„In ſtiller Mitternacht oft Gottes Ruf
„Vernommen.“

Schweigend horchten ſie der Jungfrau,
Ihr beinah' glaubend. Dann ſprach Dunois:
„Und würdeſt Du mit mir zum König geh'n,
„Um Deine Sendung ihm auch kund zu thun?“ —
Er ſprach's. Gedanken eines ſchlauen Plans
Erhoben ſich in ihm. Im Glauben ſchwankend,
Beſchloß er allſogleich zur That zu ſchreiten.
Sie ſprach: „Den Grafen ſucht' ich deshalb auf,
„Daß mich ſein Anſeh'n ſchnell zum König bringe.
„Beſchleunigt denn, ich bitte, unſ're Reiſe!“

Zum Grafen Robert ſprach nun Dunois:
„Mein edler Freund und Gaſtwirth, lebet wohl!
„Es wäre unrecht, weilt' ich länger hier,
„Da uns der Himmel ſolchen Beiſtand ſendet.

„Was Lothringen an Streitkraft ſtellen kann,
„Laßt uns nach Chinon folgen, und verbreitet
„Die Kunde von der Gottbegeiſterten
„Durch's ganze Land, das wie vom Todesſchlaf
„Erwachen wird! — Nun, Mädchen, treten wir,
„Wie es Dein Wille iſt, die Reiſe an!“

„Gott ſei mit Dir! Sein Engel ſchütze Dich!“
So rief der alte Ohm; ein Thränenſtrom
Floß von den greiſen Wangen ihm herab:
„Erleb' ich's nicht mehr, Dich, mein Kind, zu ſeh'n,
„Was ohne Zweifel auch geſchieht, — ſo ſei
„Des alten Ohms noch manchmal eingedenk:
„Von Kindheit an, Johanna, liebt' ich Dich;
„Mit Dir verlier' ich meines Alters Troſt.
„Gott ſei mit Dir, mein Kind!“ —

So hochgeſtimmt des Mädchens Seele war,
Ließ dieſes Scheiden ſie nicht unbewegt;
Doch ſie beruhigte ſich ſelbſt, ihr Herz
Beherrſchend mit Gewalt, und ſprach zum Ohm:
„Um Dich zu tröſten, denke, was ich bin,
„Zu welchem Zweck im Volke auserwählt!
„Stets werd' ich Dein gedenken, der mich liebte
„Mit Elternlieb', da Eltern lieblos waren.
„Wenn alle Andern meine Ahnungen
„Verwarfen und verſpotteten, warſt Du
„Der Einzige, der liebevoll mir horchte,
„Mir glaubte. Könnt' ich je vergeſſen dies?“ —

Indem ſie ſprach, war Dunois gerüſtet;
Die Roſſe ſtanden harrend vor dem Thor.

Da, da umſchlang ſie feſt des Greiſes Hals,
Und rief: „O bete für mich! Dein Gebet
„Werd' ich bedürfen. Bete, daß ich nicht
„In Schmach erliege, wenn mein Stündlein kommt!"

So ſprechend hing ſie ſtill an ſeinem Hals,
Als hätte ein erhabener Gedanke
Sie überflugelt; dann erhob ſie ſich
Mit glüh'nder Wang' und flammenſprüh'ndem Aug',
Und rief: „Leb' wohl! Gib nicht die Hoffnung auf!
„Bald wird Dir Kunde kommen, die Dein Herz
„Erfreut, ja Kunde, freudig Allen, doch
„Vor Allen Dir. Dies ſei des Scheidens Troſt!" —

Der Greis, zum letzten Mal von ihr umarmt,
Er weinte wie ein Kind, er konnte durch
Den Thränenſtrom kaum ſeh'n, als Dunois
Und ſie zu Pferde ſtiegen und hinzogen.
Als auf des Bergpfads Windungen ſie nun
Langſamen Schrittes höher kamen, hielt
Das Paar und überblickte in der Tiefe,
Die Ebene von Vaucouleur mit ihren
Stattlichen Thürmen, die aus weiter Ferne
In dunkelnden Umriſſen ſich erhoben.
Tief unter den beburgten Höhen glitt
Die Maas durch reiche Fluren, ſchimmerhell;
In ihrer Näh' erhob Domremi ſich
Mit ſeinen weißen Hütten ſonnenlicht,
Die in des Abendwand'rers düſt'rem Geiſt
Gedanken an die ſüße Heimat weckten,
Bis ſehnſuchtsvoll das Herz nach Ruhe ſchlug.
Nun aber haftete der Jungfrau Blick

Auf einem Punkt, auf einem kleinen Punkt,
Dem lieben heimatlichen Dörfchen Arc,
Das, dichtumlaubt, am Waldesbuſen lag,
Deß alter Bäume Mannigfaltigkeit
Rings eine Schattenmaſſe bildete.
Am Horizont erhob die Fläche ſich
Mit Hainen und Weingärten, Frühlingsgrün,
Und mit Gewäſſer, das ſich ſchlängelnd bald
Verbarg und bald in vollem Licht erſchien.
Die Jungfrau ſchaute unverwandten Blicks,
Bis ihr vor'm Auge dunkelnd ſchwindelte,
Dann rief ſie aus:
„Wie ſchön wär' dieſe Welt,
„Wenn Größe und Gewalt ſich nicht der Erde
„Bemächtigt hätten und von dem, was Gott
„Uns gab, ausſchlößen ihre dürft'gen Brüder!
„Glücklich zu preiſen ſind, die in der Zukunft
„Dann leben werden, wenn die Zeit geſprochen,
„Und vieler Jahre Reihen dem Geſchlecht
„Der Menſchheit Weisheit wird gelehret haben!
„Beklagenswerthes Frankreich! Grimmer als
„Nächtliche Wölfe ſtürzen deine Feinde
„In dein Gebiet und tödten und verheeren.
„Lang hat der Witwen und der Waiſen Jammer
„Den Himmel angeklagt; nun iſt die Stunde
„Endlich gekommen; Gott vernimmt die Stimme
„Der Trauer, und erloſchen iſt ſein Zorn.“ —

Hierauf ſprach Dunois: „Du frommes Mädchen!
„Wohl wüßt' ich gerne, ob ich tadelfrei
„Dich fragen dürfte, wie den Himmelsruf
„In der erwachten Seele du vernahmſt.

„Nicht eitle Neugier iſt es, die mich reizt,
„Die Kunde Deiner hingeſchwund'nen Tage
„Aus Deinem eig'nen Munde zu vernehmen.
„Erleb' ich es, dies Reich durch Dich gerettet
„Zu ſeh'n, wird mich im Greiſenalter noch
„Erfreuen der Gedanke, daß auch ich
„Die gottgeſendete Jungfrau geſeh'n,
„Und von ihr ſelbſt die wunderbaren Wege
„Der Vorſicht kennen lernte.“ —

„Einfach iſt
„Die Kunde,“ — ſprach die Gottgeſendete, —
„Doch mag ſie wohl das Pilgerſtündlein füllen,
„Und die Erinn'rung an Vergangenes
„Iſt lieblich. — Siehſt Du dort am Waldesrand
„Die Maas, ob deren vielen Krümmungen
„Die fernen Thürm' der Burg von Baucouleur
„Wie am jenſeit'gen Ufer erſt erſcheinen?
„Da ſteht im Dörſchen Arc mein Vaterhaus,
„Zwar klein und niedrig, aber darbend nicht
„An einem der Bedürfniſſe des Lebens;
„Denn in dem ganzen Lothringen lebt nicht
„Ein Herr, ſo gut, wie unſer edler Graf.
„Mein Vater war an ſchönen Herden reich,
„Ein arbeitſamer Mann und ſtets erpicht
„Auf irdiſchen Gewinn; doch ach! ſein Herz
„Blieb jeder innigen Empfindung fremd.
„Die Elternliebe kannt' ich nie, denn hart
„War meine Mutter, und die Sorge für
„Die Kinder dünkt' ihr ſchlechtbelohnte Laſt.
„Rauh waren Beide, und ſie hätten mich
„Mit Furcht erfüllt, lag nicht in mir der Keim

„Starkmüth'ger Feſtigkeit, die mich mit Trotz
„Erdulden lehrt' ihr Schelten und ihr Strafen;
„Doch um ſo ſüßer klang die holde Stimme
„Der Zärtlichkeit, die mir zum Herzen ſprach.
„Es pochte vor Entzücken, wenn mein Ohm
„Erſchien, und mich auf ſeine Knie hob,
„Und wunderbare Märchen mir, wie ſie
„Die Kindheit liebt, erzählte. Gläubig und
„Aufmerkſam horchte ich dem guten Mann
„Mit unverwandtem Blick und offnem Mund.
„Stieg jemals ein Gebet aus meiner Bruſt,
„Das nicht von Dankgefühl für ihn entglühte,
„Die Winde werden's in gerechtem Zorn
„Verweh'n, denn er war Vater mir, ſein Haus
„Das meinige, wenn ich in reifern Jahren
„Im Vaterhaus nicht Troſt noch Frieden fand.
„Am Tage weidet' ich des Vaters Herde,
„Die Abendſtunde koſt' ich mit dem Ohm,
„Und das war meinem Herzen Seligkeit.
„In dieſen Wildniſſen der Berge trieb
„Im Sommer ich die Herden auf die Weide;
„Wohl kenn' ich ſie, und lieb und theuer wird
„Mir die Erinnerung an jenes Thal,
„An jenen Strom im Thale ewig bleiben.
„Ich legte mich an's Ufer jenes Stroms,
„Deß Rauſchen kaum zu unſ'rer Höhe reicht,
„Beſah die Fluten, ſchimmernd in dem Glanz
„Der Mittagsſonn', und horchte dem Gemurmel,
„Bis meine Seele ſtill und ruhig ward,
„Voll eines dunkelfreudigen Gefühls,
„Das mein Gemüth durchflog, wie Sommerwolken
„Hingleiten über einen Waſſerſpiegel;

„Der Wand'rer hält ihr flücht'ges Farbenſpiel
„Nicht feſt im Aug' der Phantaſie, doch bleibt
„Ihm unaufhörlich die Erinnerung,
„Wie hold, wie lieblich die Erſcheinung war.“ —
„So ward denn mein Gemüth in Einſamkeit
„Und Frieden unter den Umgebungen
„Der reinſten, lieblichſten Natur genährt.
„Wie ſchön war's, wenn des Morgens weiße Nebel
„Hinſchwanden, und des Waldgebirges Höh'
„Erſt dunkel in der Dämmerung erſchien,
„Und dann der Morgenſonne erſter Strahl
„Auf ſeines Abhangs gold'ne Blumenfülle
„Des Lichtes tiefen Purpurglanz ergoß.
„Wie lieblich war's da, Mittags mich zu lagern
„An des geſchwätz'gen Baches kühlen Rand,
„Zu ſchau'n der flücht'gen Wolken Zug, und ihre
„Stets wechſelnden Geſtalten auszubilden,
„Wie meine Phantaſie es ſich erſann!
„Und ach! wie ſchön, am Abend meine Herde
„Zurückzuführen in der Hürde Schutz,
„Zu unſ'rer kleinen Hütte dann zu eilen
„Und des Willkommens frohen Gruß zu hören!
„Die liebſte unter den Geſpielinnen
„War Lenchen mir, das arme gute Kind,
„Erprobte Freundin meiner reifern Jahre.
„Wie eine Schweſter liebt' ich ſie, und lang
„Beſaß ich ihre Zärtlichkeit allein,
„Bis endlich ſie ein heiligeres Band
„Mit einem Freund vereinte, und mein Herz
„Ihr Glück mit ihnen theilte. Nie ſah ich
„Ein Paar, beglückt wie Arnold und ſein Weib.“ —
„Indeß erging ein Aufruf zu den Waffen,

„Und mit den Jünglingen zog Arnold aus.
„Schön war des Morgens heller Sonnenglanz,
„Ringsum erſcholl der Vögel munt'res Lied,
„Die Fluren lächelten im Frühlingsgrün;
„Doch für Domremi war's ein Trauertag.
„Denn ach! dort herrſchte Angſt- und Wehgeſchrei,
„Und jenes tief're Leid, das ganz verſtummt.
„O! nie vergeſſ' ich jenes Schmerzgefühl,
„Das mich durchdrang, als nun der letzte Schall
„Der Hörner klang, das flatternde Panier
„Durch's Thor des Schloſſes zog, und Söhne, Brüder
„Und Gatten, von den Ihrigen umſchlungen,
„Aus der Umarmung los ſich riſſen, wie
„Zum letzten Lebewohl! —
„Jetzt blieb ich mehr als je an Lenchen's Seite,
„Denn ſie bedurfte nun der Freundſchaft Troſt.
„Den langen Sommer über hoffte ſie
„Auf Kriegeskunde; wenn ſie Abends dann
„Mit ihrer Mutter vor der Hütte ſaß,
„Und auf der Höh' ein Wand'rer fern erſchien,
„Erfaßt' ihr Aug' ihn ſchnell; der Wange Glut
„Verrieth uns, was in ihrem Herzen vorging,
„Und an der Todesbläſſe gleich darauf
„Erſah'n wir, wie das Herz ihr ſtarb im Buſen.
„So ſchwanden Tage, Wochen, Monden hin,
„Und als im Herbſt die Blätter fielen, weilte
„Noch eine Hoffnung ihr im Herzen bang,
„Ach! eine Hoffnung, die, von der Vernunft
„Mißbilligt, ſie am Morgen nicht mit frohen
„Erwartungen erfreut', und jede Nacht
„Mit Täuſchungen ſie grauſam folterte.
„Der Vater kam, doch Arnold kehrte nicht

„Zurück; geendet hatt' er, fern von ihr!
„Als endlich nun die Todeskunde kam,
„Sank ſchmerzenwund ſie unter dieſem Schlag.
„Da ſaß ſie ſtill den ganzen Tag, und ſann
„Dem Hingeſchied'nen nach, und ſprach vom Glück,
„Das ohne Wiederkehr verloren ſei,
„Als fände ſie den beſten Troſt in dem,
„Was ihrem Kummer ſtäte Nahrung gab.
„Gern ſchaute ſie den Sonnenuntergang,
„Weil abermal ein Tag vergangen war;
„Dann zog ſie ſich in Einſamkeit zurück,
„Die Beute quälender Erinnerung.
„Ermüdender als Wachen war ihr Schlaf
„Mit Träumen ſeiner holden Wiederkehr,
„Doch auch voll Seelenangſt und Todeskampf.
„So fand ſie keine Ruhe Tag und Nacht,
„Und ſiechte abgehärmt dahin.“ —
„Wie ſchrecklich biſt du, Tod, dem Glücklichen!
„Doch gern denkt der Unglückliche an dich.
„Du biſt der Tröſter, biſt der Freund von Allen,
„Die keinen Freund beſitzen außer dir.“ —
„Ich ſaß am Krankenlager meiner Lieben,
„Als ihr die Stunde der Erlöſung kam;
„Ich ſah im Aug' der Himmelshoffnung Glanz,
„Mich traf der ird'ſchen Liebe letzter Blick,
„Ich fühlte ihrer Hände letzten Druck.
„Nicht wär' ich einer ſolchen Stunde werth,
„Könnt' ich der todten Freundin thränenlos
„Gedenken! Immer ſeh' ich's noch, wie ſie
„Den Sarg zu Grabe trugen; eine Lerche
„Flog auf, ſtieg höher ſtets im Sonnenſchein,
„Und wirbelte ſo freudig, daß ihr Lied

„Den Trauernden viel trauriger erklang,
„Als Grabgeläut' und Grabgeſang, denn ach!
„Es weckt' in uns das ſchmerzliche Gefühl,
„Daß unter allen Weſen nur der Menſch
„Unglücklich ſei. Da war's, daß meine Seele
„Erwacht', die bis dahin im Glücke ſchlief,
„Nicht fühlte fremdes Elend, und nicht kannte
„Die Leiden Anderer. Ich tröſtete,
„So gut ich's konnte, nun der Freundin Mutter,
„Beſorgt für ſie, ſo wie für ihren Sohn,
„Jetzt ihres Greiſenalters einz'gen Troſt,
„In dem ſich alle Strahlen ihrer Liebe
„Vereinigten. Der gute Theodor,
„Ein Jüngling mit dem wärmſten Herzen, mir
„An Jahren beinah' gleich, war ſo wie ich
„Beſorgt, der Schweſter herben Gram zu lindern;
„Wir beide knieten an dem Todtenbett.
„Kein Band verknüpft ſo feſt zwei Menſchenherzen,
„Als die Genoſſenſchaft in gleichem Leid."
„Einſt ſaß ich an der Greiſin Feuerherd.
„Die Nacht war ſchaurig, wild das Sturmgeheul;
„Beiſammen ſitzend hörten wir den Regen
„Schwer niederfallen; da, vom Sturm gejagt,
„Erſah ein Kriegsmann unſer fernes Licht.
„Wir fachten an, wir deckten ihm den Tiſch."
„„Der Sturm tobt gräßlich,"" — ſprach der fremde Mann.
„„Geſchützt im Hauſe, hört des Regens Praſſeln
„„Sich angenehm. Auch mir ward's einſt ſo gut,
„„Daß ich im Frieden wohnte, und mein Haupt
„„Im ſanften Schooß der Liebe ruhend lag;
„„Doch rief mein Vaterland mich zu den Waffen.

„„Wenn ihr der Winde Brüllen hört, ſo denkt
„„An Konrad, und was ein Soldat muß leiden!““

„Auf dieſe Red' erwiedert' Theodor:

„„Gott ſchütz' Dich! Etwas haben wohl auch wir
„„Vom Krieg' erfahren und von ſeinem Elend.
„„Wie froh bin ich, im Frieden hier zu wohnen!
„„Des Ruhms entbehrend, dank' ich Gott,
„„Der mich zu ſolchem Glück erſchaffen hat!““ —

„„That Gott Dir dies (ſprach Konrad), nun ſo bilde
„„Dein Herz auch für das Glück, wenn die Verheerung
„„Hinwüthet über Deines Vaterlandes
„„Zertrümmertes Gefild! That Gott Dir dies,
„„So bilde Dich zu friedlichem Genuß,
„„Wenn wildes Schlachtgetümmel ringsum tobt,
„„Wenn Blut die Ströme röthet, Raub und Mord
„„Durch flammenheller Städte Glut hinſchreiten!
„„Da lebe Du in Frieden, junger Mann!
„„Mein Herz iſt menſchlich, und ich fühle tief,
„„Was meinen Brüdern Leides widerfährt!““ —

„Indem er dieſes ſagte, zeigte ſich
„Auf ſeinem Antlitz wechſelndes Gemiſch
„Von Leidenſchaft und ſchrecklichem Wohlwollen,
„Daß meine Glieder bebten, wie ich horchte,
„Und tief im Herzen regte ſich, mir ſelbſt
„Nicht klar, ein mächt'ger Drang nach großen Thaten
„Von ſolcher Art, daß, wie von göttlicher
„Begeiſterung erfüllt, die Bruſt ſich hob.“ —

„„Wie? (ſagte Theodor) Liegt uns denn nicht
„„Die Pflicht auch ob für Jene, die wir lieben?

„„Gibt's wohl ein tugendhafteres Geſchäft,
„„Als des gebeugten Alters Stütze ſein,
„„Und Elternſorge durch die Kindesliebe
„„Vergüten?““ —

„„Schwer fällt's wahrlich, (ſagte Konrad),
„„Von ihnen, die wir lieben, uns zu trennen;
„„Empfunden hab' ich dieſen bittern Schmerz.
„„Verlaſſen mußt' ich eine alte Mutter,
„„Verlaſſen Eine, ach! in der ſich Alles,
„„Was meinem Herzen lieb und theuer war,
„„Vereinigte. Erleb' ich es, daß Frankreich
„„Des Friedens ſegenreiche Stunde ſieht,
„„Dann kehr' ich in mein Vaterhaus zurück;
„„Erfüllt hab' ich dann meine höchſte Pflicht,
„„Und darf dann glücklich ſein. Es gibt zwar Menſchen,
„„Die meine Anſicht nur für Phantaſie
„„Und Uebertreibung halten; dieſe wären
„„Zufrieden und erzeigten mir gar Ehre,
„„Wenn ich mein ſtrenges Weſen mildern möchte,
„„Und in bequemer Ruh' unrühmlich leben;
„„Mir aber gilt die Herzensreinheit, gilt
„„Selbſtachtung mehr als Alles in der Welt,
„„Und ſo muß ich mir ſelbſt die Ehre geben;
„„Der Hauch des Ruhms und alles Uebrige
„„Iſt nichts, iſt werthlos wie der flücht'ge Wind.““ —

„So ſprechend, macht' er das geweihte Schwert
„Vom Gürtel los; ihm horchend, hielt ich es
„Und zog die ſilberhelle Klinge, nicht
„Beachtend, was ich that, aus ihrer Scheide.
„Indem ich ſie anſtarrte und die Spitze
„Berührte, faßte mich ein Schauder an,

„Und ich rief aus: Wie ſchrecklich iſt es doch,
„Die zartgeformte menſchliche Geſtalt
„Mit eines Schwertes Spitze zu durchbohren!
„Ein Lamm zu tödten, ich vermöcht' es nicht! —"

„Er gab zur Antwort: „„Wohlgeſprochen, Mädchen,
„„Ein Lamm zu tödten, ich vermöcht' es nicht;
„„Allein, wenn des Verheerers wilde Wuth
„„Das graue Haupt des Alters nicht verſchont,
„„Des armen Kindes Wehgeſchrei verhöhnt,
„„Das ſich an ſeiner Lanzenſpitze krümmt,
„„Das Weib zu ſchändlicher Umarmung zwingt,
„„Auf ihres Gatten noch nicht kalter Leiche, —
„„Allmächt'ger Gott! ich wäre ja kein Menſch,
„„Ließ ich vom Mitleid hemmen meinen Arm,
„„Den Böſewicht nicht flugs entzwei zu hauen.
„„D'ran denke, junger Mann! (rief er, und faßte
„„Die Rechte Theodors), ja, daran denk',
„„Wofern Du menſchlich fühlſt und hoffen willſt
„„Der Heimat Ruh' und Freude zu genießen.
„„D'ran denke! Du haſt eine theure Mutter;
„„Und willſt Du ſie in Frieden ſterben ſehen,
„„Und würd' es Dich bis in den Wahnſinn treiben,
„„Zu hören, wie dies Mädchen Dich vergebens
„„Zu Hilfe ruft, ſie fortgeſchleppt zu ſehen,
„„Und dann ihr banges Angſtgeſchrei zu hören
„„In des Soldaten blutbeflecktem Arm,
„„So denke, daß es ſolche Gräuel gibt,
„„Daß in dem Augenblick ſo manche Stadt
„„In Flammen ſteht, und ach! vielleicht in Rouen
„„So mancher Säugling, an der kalten Bruſt
„„Der todten Mutter hängend, Nahrung ſucht!

„„Weh über ſie, die ſolche Frevel thun!
„„Weh' ihm, — denn minder kaum iſt ſeine Schuld —
„„Der ruhig in dem Schooß des Friedens lebt,
„„Wenn jeder Arm zum Kampfe nöthig iſt!““
„Wir gingen nun zu Bett; ich aber lag
„Schlaflos, und überdachte immerzu,
„Was dieſer Kriegesheld hochherzig ſprach.
„Dann trat Madlain vor meine Seele hin,
„Sie, über die das Grab ſich längſt geſchloſſen.
„Ihr Leiden prangt zwar nicht im Buch des Ruhms,
„Doch, wenn die Thränen von der Witwe Wangen
„Herniederſtrömen, wird der Himmel nicht
„Ihr Aechzen hören, das den Unterdrücker
„Anklagt? Wird Gott den Mitleidsloſen nicht
„Zerſchmettern und den Zepter des Ruchloſen
„Zertrümmern?“ —

„Solcherlei Gedanken füllten
„Die Seele mir. Bei Tagesanbruch erſt
„Schloß mir der Schlaf das Aug', doch mein erhitztes
„Gehirn genoß auch jetzt der Ruhe nicht,
„Und es erhoben ſich vor meinem Geiſt
„Geſichte, wie mich däucht, von Gott geſendet.
„Und ich ſah eine hochgethürmte Stadt,
„Von Feinden eingeſchloſſen und umgürtet.
„Der Hunger ſaß auf einem Leichenhügel,
„Und ſah, ſich weidend am erleſ'nen Mahl,
„Scheelſüchtig, nach dem nahen Raben hin,
„Dem wohlgeſättigt Blut am Schnabel klebt'.
„Nun wandt' ich mich zu den Belagerern.
„Da herrſchte Luſt; Gelächter, laut und frech,
„Schlug gellend an mein Ohr. Ich ſah die Führer,
„Beim Feſtgelag das Todeswerk berathend:

„Da wurde meine Seele tief betrübt.
„Anklagend blickte ich zum Himmel auf:
„Und ſieh! Aus Wolken ſtreckte ſich ein Arm,
„Als wäre es des Rache-Engels Arm;
„Aus ſeiner Hand fiel, gleich dem Blitz, ein Schwert."

„Von dieſer Nacht an fühlt' ich meine Seele
„Schwer ringend mit dem Gott, der auf ihr ruhte.
„Stumm ſaß ich, dachte nur der Tage, die
„Da kommen ſollten, ſah und hörte nicht,
„Was mich umgab, in jene Träumerei
„Verſenkt, da jeder Sinn zu ſchlummern ſcheint,
„Und nur die Seele wacht. Im Abendlüftchen
„Vernahm ich fremder Stimmen Klang, und fremde
„Geſtalten drängten ſich, halb ſichtbar nur,
„Im Dämmerlicht. Die Nachbarn alle ſtaunten
„Ob dieſer plötzlichen Veränderung
„Und nannten mich verrückt. Mein Oheim ſelbſt
„Saß oft und ſchaute ſinnend auf mich hin,
„Sein Aug' ſo voll von Schwermuth und von Gram,
„Daß böſe Ahnungen im Herzen mir
„Aufſtiegen. Ihm geſtand ich ohne Hehl,
„Wie mächt'ge Zukunft mir die Bruſt bewege
„Mein Stündlein aber nicht gekommen ſei." —
„Endlich erfuhr ich, Orleans ſei vom Feind
„Rings eingeſchloſſen, keine Rettung auch
„Von Menſchenhilfe weiter zu erwarten;
„Ward dieſes Bollwerk Frankreichs nun zerſtört,
„Dann war auch Alles in des Feindes Hand.
„Nun ſtieg die Unruh' meiner bangen Seele
„Zum höchſten Grad. Die Menſchen meidend, barg
„Ich mich in unſers Waldes tiefſte Nacht.

„Dort brütete ich über großen Thaten,
„So dunkel und gewaltig, daß mein Herz
„Mir hörbar pochte in beklomm'ner Bruſt.
„Dann hielt ich wieder inne, athemlos,
„Und horchte, wie erwartend, nach dem Wind."
„In einem dichten Walde ſpringt ein Quell,
„Den man den Quell der Feen nennt. Als Kind
„Vernahm ich oft, erſtaunend und verzückt,
„Was man erzählte von den Elfen hier,
„Die an der Quelle Rand um Mitternacht,
„Ihr Feſt begeh'n, mit Luſtgelag und Tanz.
„Ein alter Eichbaum ſteht dem Quelle nah',
„Der herrlichſte von allen in dem Hain.
„Er ſteht allein auf grünem Raſenplatz,
„Umgeben wie ein Eiland vom Gebüſch.
„Die Eiche iſt der Elfen Lieblingsbaum;
„Sie ruh'n auf ihren Blättern, wiegen ſich,
„Und freu'n ſich gaukelnd hier im Mondesſchein.
„Oft führt der Waidmann ſeinen Sohn dahin,
„Zeigt auf dem Raſen manchen dunklen Kreis
„Vom Elfen-Reigentanz um Mitternacht,
„Und warnet ernſt, des Baumes ja zu ſchonen.
„Die Phantaſie hat dieſen ſtillen Ort
„Durch ihren Zauberſegen eingeweiht,
„Dem, wie das Landvolk ſagt, kein böſes Ding
„Sich ſtraflos naht. Die grau'nvermiſchte Luſt,
„Die mich als Kind bei dieſem Quell befiel,
„Verlor ſich mit den reifern Jahren nicht;
„Jetzt aber regte ſie noch höh're Luſt
„Und ein geheimes Grauen auf.
„Einſam der Quell; ein Felſenhügel hebt
„Sich nebenan; ein alter Eibenbaum

„Drängt ſich aus dem geſpaltenen Geklipp,
„Das auf die eingehöhlten Waſſer ſchaut,
„Die langſam quellen, leiſ' und ungeſeh'n;
„Der Natterzunge glänzendhelles Grün,
„Senkt abwärts ſeine Blätter, lang und ſchmal,
„Von deren wallendem Hinſtreifen ſich
„Des Waſſers ſtille Spiegelfläche bricht.
„Des Ortes ſtillen Reiz umfaßt ein altes
„Gehölz; die Stille ſtört kein and'rer Laut
„Als nur ein ſolcher, den das Schweigen liebt:
„Das Luftgeſäuſel, oder Stromgemurmel,
„Das, dumpf hingleitend, kaum vernommen wird.
„O holder Ort! wie freu'te ſich mein Geiſt
„In deiner Nähe ſtillem Heiligthum!
„Mit welcher Luſt floh ich das Weltgewirr
„Und eilte in den Schooß der Einſamkeit!
„An einem Frühlingsabend ging ich einſt
„Dahin, und ſchaute, ſitzend, zum Gewölk,
„Das in dem Lufthauch dunkelroth zerſchmolz.
„Sieh'! da erhob ein Wind ſich; jeder Stoß,
„Der eine ſtärker als der and're ſtets,
„Erſchütterte betäubend meine Sinne.
„Plötzlich verdunkelt Nacht den Himmelsraum,
„Und Regentropfen fallen groß und ſchwer,
„Und Stürme toben heulend durch den Wald.
„Der ſchwere Regen fiel, ſo ſchien es mir,
„Mit angenehmer Kühlung auf mein Haupt.
„Das Windgebraus, der heiſch're Waſſerſturz,
„Sich miſchend mit dem dumpfen Waldgebrüll,
„Verſchmolz in eine milde Harmonie.
„Ich ſaß auf einem Fels; die Herrlichkeit
„Des Ungewitters füllte mir den Geiſt;

„Und wie der Donner rollte und der Blitz
„Verweilend am entglühten Himmel hing,
„Und ſich der graue Wald vor mir hindehnte,
„Schwand mir Gedanke und Bewußtſein hin,
„Und in das Schauſpiel ſchien ich aufgelöst.
„Nun endlich nahte ſich dem Quell ein Licht,
„Und ich erblickte meinen guten Ohm,
„Die grauen Locken von dem Nachtſturm triefend.
„Er kam, ſchloß mich in ſeinen Arm, und rief:
„„Gott ſei gedankt! Mein Kind iſt unverletzt!““ —
„Tief drangen ſeine Worte mir in's Herz;
„Ich fiel ihm um den Hals, und ſagt' ihm Alles.
„Gott war in mir. Ich ſprach, wie ich empfand.
„Er glaubte mir. Bald wird nun auch die Welt
„An meine Sendung glauben, denn der Herr —
„Er wird erheben ſich in ſeinem Zorn,
„Er wird ausſtrömen ſeinen Grimm, und ſie,
„Die unterdrücken, werden untergeh'n.“

## Zweiter Geſang.

Nun ſank am abendlichen Horizont
Des Tages Scheibe; ſanfter Purpurduft
Verbreitete ſich weithin über's Thal,
Nur da nicht, wo ein Baum den Rieſenſchatten
Ausſtreckte, oder ſchlängend ſich ein Strom
Hinzog, den Himmel ſpiegelnd, hell zu ſchau'n,
Indeß die Dämm'rung alles And're barg.
Liebliches Kühl erfriſcht die ſtille Luft,
Und wie der Nachtthau fällt, zirpt gellend hell

Die Grille fort und fort ihr Abendlied.
Die Wand'rer ziehen hin, den langen Weg
Sich kürzend durch Geſpräche, bis ſie endlich
Im nahen Dorf ein Lämpchen ſeh'n, deß Licht,
Ein feſter Punkt, durch Gitterfenſter ſcheint;
Sie lenkten ſchleunig ihre Schritte hin.
Da kam ein Greis, die Locken dünn und grau
Im Nachtwind flatternd, und dem hohlen Antlitz
Des Alters tiefe Furchen eingedrückt.
Als ſchlichter Landmann tief ſich beugend, hieß
Er ſie willkommen, fachte auf dem Herd
Aus weißem Aſchenhügel neue Glut,
Deckt mit gutmüthiger Geſchäftigkeit
Den rohen Tiſch, und füllt den Becher mit
Dem rothen Saft der Reben, deren Blatt
Den Abendſitz ihm ſchattend überwölbt.
Die Gäſt' erfreu'n ſich am einfachen Mahl,
Und an dem reinen lieblichen Getränk.

„Fremdlinge! (ſprach der Wirth) das Mahl iſt karg,
„So wie wir armes Landvolk es im Schweiß
„Des Angeſichts erwerben; doch ihr ſeid
„Dabei willkommen. Als ein Jüngling trug
„Auch ich den Speer und wollt', ich wäre noch
„Ein Jüngling, um den übermüthigen
„Engländern auf dem Schlachtfeld zu begegnen,
„So wie ich war, da ich auf Aguincourt's
„Verhängnißvoller Ebene ſie traf.“ —
„„Bei jenes Tags furchtbarer Niederlage
„„Warſt du zugegen? (rief der Prinz); dann haſt
„„Du ja den Grafen Orleans gekannt?““ —

„Ich ihn gekannt? (ſo rief der Veteran:)
„Ich ſah ihn, eh' die blut'ge Schlacht begann,
„Mit offenem Viſir von Reih' zu Reih'
„Hinreitend, in der kräft'gen Fauſt den Speer.
„Dem Feinde funkelte ſein Blick voll Grimm,
„Doch für die Seinigen hatt' er ein Lächeln,
„Das Aller Herzen ihm gewann. O Herr!
„Wenn ich Euch anſeh', glaub' ich ihn noch jetzt
„Vor mir zu ſeh'n. So war, im Frieden mild,
„Sein Blick, ſo männlich ſeine Stirn!" —

„Lobpreiſend nennet Jeder dieſen Namen;
(Sprach Dünois) „der edle Feldherr ward
„Von Fremden und Landsleuten gleich verehrt.
„Wie einen Vater liebt' ihn der Vaſall,
„Denn jedem Wand'rer offen ſtand ſein Thor;
„Beim Anblick ſeiner Thürme freute ſich
„Der Pilger, dem in fernen Ländern ſchon
„Der Ruf den Namen Orleans genannt.
„Und Er — er lebt noch als Gefangener!
„Er lebt, ach! ohne Hoffnung, weil mein Arm
„Noch nicht die Freiheit ihm errungen hat." —

Er wandte weg das Haupt, um die Schamröthe
Die im Geſicht ihm brannte, zu verbergen;
Die gottgeſandte Jungfrau aber rief:
„Und er wird leben, froher Kunde Schall
„Von der Befreiung ſeines Vaterlands
„Zu hören und der eigenen, erkämpft
„Durch ſeines Bruders Arm in heißer Schlacht.
„Froh wird er leben; die Erinnerung
„Der Kerkerzeit wird den Genuß erhöh'n

„All ſeiner Freuden, und in Frieden wird
„Sein graues Haupt zu Grabe gehn.“ —

„Ich möchte leben, dieſen Tag zu ſeh'n;
(Erwiederte der greiſe Wirth:)
„Aufhüpfen würde mir das Herz im Leib,
„Nochmal zu ſchau'n den Edlen, Herrlichen.
„Ich kämpfte damals in des Feldherrn Näh',
„Da alle Hoffnung ſchon verloren war,
„Und über ſeinen Arm, zerſchmettert all,
„Das Blut aus vielen Wunden niederfloß.
„Wie Wölf' umlagerten die Feinde uns,
„Voll Übermuth des unverhofften Siegs.
„Rings um uns lagen, ſterbend oder todt,
„Die Unſ'rigen; wir kämpften immer noch.
„Ich ſtaunte über ſeine Tapferkeit.
„An dem verhängnißvollen Tage war
„Nicht Einer da, der tapf'rer kämpft' als Er.“ —

„Verhängnißvoll für Frankreich war der Tag.“
(Rief Dünois): „Vergebens tapfer, fiel
„Alençon da, fiel d'Albert, deſſen Stolz
„Das ganze Unheil über uns gebracht.
„Da fiel Brabant, Vaudemont und Marle und Bar,
„Und Faquenberg, der edelſte der Krieger.
„Der Feind, nur aus Verzweiflung tapfer, focht,
„Entflammt von Rache, nicht von Siegeshoffnung,
„Und Reih' auf Reihe fiel vor ihm dahin.
„Die Anzahl der Gefang'nen dieſes Tags
„Voll Schmach, war größer als das Heer der Sieger.“

„Doch, edler Herr! (rief Bertram) Glaubt ja nicht,
„Die Feigheit habe unſer Heer entehrt!

„Vom Hochmuth angeführt mit blinder Wuth,
„Blieb fruchtlos alle Tapferkeit und Anzahl;
„O hätteſt Du geſehn, wie Heinrich's Aug'
„Nichts unbenützt ließ, keinen Hügel, kein
„Gebüſch! wie vom Verdeck der Bogenſchützen
„Die Pfeile flogen, dicht wie Schneegeflock
„Und mit des Blitzes Macht, Du hätteſt nicht
„Gezweifelt, ſolche Krieger, ſolch' ein Feldherr,
„Sie müßten wohl unüberwindlich ſein;
„Doch als der Feind das Schlachtfeld nun behauptet,
„Und Jene, die des Schlachtens Muth verſchonte,
„Die Waffen ſtreckten, o wie ſchändlich war's
„Das Schwert zu ſätt'gen an wehrloſem Blut!
„Vom Feind umringt, ergab ich mich auf Gnade;
„Da hört' ich plötzlich einen Todesſchrei,
„Allein nicht wie im Kampfgewühle, wo
„Mann gegen Mann die Todesſtreiche führt.
„Hier ſah'n Geſang'ne, waffenlos, gebunden,
„Die Sieger nochmal ihre Schwerter zücken;
„Vergebens ſtrebten ſie die Hand zu löſen,
„Vergebens mahnten ſie an's Ehrenwort,
„Vergebens baten ſie im Namen Gottes
„Um Gnade; Mord war ihres Königs Wille!
„So ward in der Geſang'nen nackte Bruſt
„Der Stahl geſenkt! Auch ich erwartete
„Den Tod, mir ſchrecklich in dem Augenblick,
„Da nun vorüber war des Kampfes Hitze.
„Ich dacht' an meine Heimat, an mein Weib,
„An meine Kinder, bittern Grimmes voll;
„Allein der Wak're, dem der Zufall mich
„Dahingab, fühlte Mitleid, löſ'te mir
„Der Hände Band, und hieß mich ſchnell entflieh'n.

„Und alſo war's des Himmels Wille, daß
„Ich leben ſollt', um alt und kinderlos
„An die Vergangenheit zu denken und
„Zu wünſchen, daß ich umgekommen wäre.“ —

Der Alte weinte, da er weiter ſprach:
„Ihr habt wohl auch von der hartnäckigen
„Belagerung vernommen der Stadt Rouen.
„Ich wohnte dort; ich hatte Weib und Kinder.
„Wie liebt' ich ſie! Ich hoffte, daß ſie einſt
„Die Freude meines Alters würden ſein
„Und meine Augen mir zudrücken würden.
„Wenn die Geſchichte nicht zu traurig wäre,
„So könnte ich von jener Schreckenszeit
„Euch viel erzählen.“ —

Die Jungfrau äußerte den heißen Wunſch,
Von der, dem Untergang geweihten Stadt
Zu hören; da begann der Veteran:
„Durch Gottes Gnade auf der Todesflur
„Bei Aguincourt gerettet, eilt' ich heim,
„Und lebte da in ungeſtörter Ruh.
„Heinrich, ſo klug als tapfer, hatte ſchon
„Sein ſieggekröntes Heer nach Engeland
„Zurückgeführt, denn ihm entging es nicht,
„Daß Frankreich mächtig und gewaltig ſei
„Und ſeiner kriegeriſchen Söhne Schaar,
„Nicht duldend eines fremden Siegers Joch,
„In Menge aufſteh'n würden, ungeſtüm,
„Um zu zertreten ihre Unterjocher.
„Er kehrte denn zurück, erwägend, daß
„Die ſtolzen Reichsbarone, immerzu
„Sich ſelbſt befehdend, Frankreichs Kräfte ſchwächten.

„Ich lebte in der Heimath glücklich und
„Zufrieden mit dem kleinen Eigenthum.
„Wie freute ich mich meiner Kinder, wenn
„Ich Abends in der Rebenlaube ſaß
„Und ſie ſich dicht um meine Knie drängten,
„Um noch einmal zu hören die Geſchichte
„Von meinen Leiden, ſchon ſo oft erzählt.
„Die Äuglein auf mich heftend, horchten ſie
„Der Lebensrettung, ach, mit einer Angſt,
„Die mich des Lebens Werth erſt fühlen ließ.
„O meine armen Kinder! ach! ſie traf
„Ein hartes Schickſal, und ich wünſchte oft,
„Es hätte Gott gefallen, mich als Kind
„Zu ſich zu nehmen, denn im Alter hier
„Allein zu weilen iſt ein ſchweres Loos.
„Ach! wenn die Herr'n der Erde ſich bekämpfen,
„Dann weh dem Armen, weh! Was er geſä't,
„Wird er nicht ernten; blickt er auf die Kinder,
„Die ihn umgeben, blutet ihm das Herz
„Beim ahnenden Gedanken, ihre Zahl
„Sei nur für's Schwert vermehrt. — Von neuem ſtürzte
„Englands feindliche Macht auf unſ're Küſten.
„In kühner Schlacht, erbarmungslos im Sieg,
„Durchrast der Britenkönig wie ein Sturm
„Verheerend unſre Fluren ringsumher.
„Dem Sieger unterwirft ſich Dambières,
„Und Englands Fahne weht auf Caëns Wall.
„Nur Rouen hielt ſich noch, ſchlagfertig ſtets,
„Das feſte Bollwerk unſ'rer Normandie,
„Deß ſtarke Mauern trotzend widerſtanden
„Dem Feinde, der ringsum ſein Lager ſchlug.
„Zu ſagen brauch' ich Euch, Herr Ritter, nicht,

„Wie manchen kühnen Ausfall wir voll Muth
„Verſuchten; zahlreich waren Rouen's Krieger.
„Vor allen Bürgern Einer war berühmt,
„Blanchard, dem Keiner glich an kühnem Muth.
„Er, die Mitbürger um ſich her verſammelnd,
„Entflammte jede Bruſt mit ſeinem Muth;
„Er hieß ſie ſchwören dem Allmächtigen,
„Dem frechen Feinde nie ſich zu ergeben.
„Dem Gott der Heere thaten ſie den Schwur;
„Wohl hätte uns auch der Belagerer
„Beginnen ſchmählich unterliegen müſſen,
„Wenn nicht der Feind, ausharrend voll Geduld,
„Laufgräben zog, Verſchanzungen aufwarf.
„Vergebens ſpähten wir, ängſtlichen Herzens,
„Von des Wartthurmes Höh' zum Seineſtrom,
„Und jeder fernern Woge weißer Schaum
„Im Sonnenlichte ſchien ein weißes Segel,
„Das uns zu Hülfe eilte; aber ach!
„Kein weißes Segel zeigte ſich dem Aug'!
„Des Stromes Ufer waren rings beſetzt;
„Der Feind ſtand mit der Hungersnoth im Bund.
„Wie ſank das Herz mir, wenn ich in der Nacht
„Heimtrug des nächſten Tages karges Mahl!
„Ihr Fremdlinge, ihr wißt nicht, was das iſt,
„Des Hungers gierighohlen Blick zu ſeh'n!
„Noch immer, Hülf' erwartend, kämpften wir,
„Doch wurde nicht mehr Kraft der Kraft entgegen
„Geſetzt, und Tapferkeit der Tapferkeit;
„Nein! nur des Feinds erbitterter Geduld
„Der Unſ'rigen verzweifelndes Ausdauern.
„Obſchon Urſino mit chriſtlichem Eifer
„Des Friedens Balſam uns einflößen wollte,

„War dennoch unſer Ehrgeiz, dem Geſchrei
„Der Schlacht und Todesröcheln wohlgefiel,
„Der heil'gen Stimme des Gebetes taub.
„So floh denn ein Tag nach dem andern hin,
„Und uns erklang kein Wort des Troſtes.
„Von unſern Wällen ſahen wir der wilden
„Irländer Räuberſchaaren, halbgekleidet,
„Halbmenſchen, halbgetauft, mit ihrer Beute
„Ankommen, hörten ihr ſchreckliches Jauchzen,
„Vermiſcht mit dem Geblöck der müden Schafe
„Und dem Gebrüll der ſchwerbelad'nen Kühe.
„Im frohen Lager herrſchte ringsumher
„Der Überfluß, uns aber ſtanden hoch
„Im Preiſe eckelhafte Lebensmittel,
„Und in den Straßen unſ'rer Stadt erſcholl
„Des Hungertodes ſterbendes Geröchel
„Und das Gewinſel nahrungsloſer Kinder,
„Das gierigwilder Eigennutz des Elends
„Empfindungslos und ungerührt vernahm.
„O hätteſt unſ're hagern Glieder Du
„Geſehen, junger Krieger, unſ're bleichen
„Verfall'nen Wangen, unſ're hohlen Augen,
„Dir hätt's geſchienen, Rouen müſſe als
„Ein leichtes Opfer fallen, und doch kämpften
„Wir tapfer und großherzig. Blanchard ſprach
„Stets von des Feindes Muth und von Harfleurs
„Unglücklicher Bevölk'rung, in die Welt
„Hinausgeſtoßen ohne Dach und Fach,
„Dürftig und nackt, indeß der mitleidsloſe
„König am Altar kniete und mit frevlem
„Gebet Gott dankte, während das durch ihn
„Vergoſſ'ne Blut empor zum Himmel dampfte.

„Blanchard hieß uns bedenken auch,
„Wie wenig Schonung Jenen ward zu Theil,
„Die ſich ergaben auf der Ebene
„Von Aguincourt, gleich Caens edlen Söhnen,
„Die er mit kaltem Blute tödten ließ.
„Dann theilt' er ſeine ſchmalen Biſſen mit
„Den Darbendſten, und legte uns an's Herz,
„Standhaft zu tragen unſers Elends Qual.
„Damit in dieſes bittern Elends Drang
„Nicht Alles möge untergehen, ward
„Von unſern Führern der Entſchluß gefaßt,
„Die Weiber und die Kinder, Krank' und Alte,
„Und Alle, die dem Kriegswerk nutzlos waren,
„Hinweg zu ſchicken und ſie dem Geſchick
„Zu überlaſſen. Ach! das Alter, welches
„Sonſt Leid' und Freude längſt verſcholl'ner Jahre
„In einen Traum verwandelt, deſſen wir
„Uns kaum zur Hälfte noch erinnern können,
„Es ließ das Bild von jener Schreckensſtunde
„In meines Herzens tiefſtem Grund zurück.
„Als unſ're Weiber, plötzlich nun zu Witwen
„Geworden, uns umſchlangen, und das Ächzen
„Der Angſt die Abſchiedsworte unterbrach,
„Da ſtöhnte ſelbſt der fromme, würd'ge Prieſter,
„Indem er, Gott für uns um Stärke bittend,
„Uns tröſtete, wir würden einſt im Himmel
„Uns wiederſehen; dann verwünſchte er
„In ſeines Herzens wilder Bitterkeit
„Den König, ihn, der kein Erbarmen kannte.
„Hinzogen nun die Schaaren der Elenden;
„Mein Weib und meine Kinder — ach! ſie ſchritten
„Hinaus zum Thore, dann ward es geſchloſſen.

„Was iſt der Menſch, daß er des Elends Ächzen
„Vernehmen kann und nicht mitfühlt die Qual?
„Warum erſchuf uns der allgüt'ge Gott
„Kriegsgeißeln, die an Schlachten ſich ergetzen?
„Ich dacht', es lebt auf dieſer Erde nicht
„Ein Herz, ſo hart, daß es ein hungernd Weib
„Um einen Biſſen Brot ſchrei'n könnte hören
„Und nicht vom Mitleid ſich durchdrungen fühlte.
„Und doch — — als die Hinausgeſtoß'nen ſich
„Dem Lager näherten, befahl der König,
„Der mitleidsloſe Heinrich, ſeinen Kriegern,
„Die unglückliche Menge zu verſcheuchen.
„Die trieben ſie zurück bis an die Wälle,
„Und ach! es ſtarrte ſtrenger Winterfroſt.
„Wir konnten ihnen keinen Schutz gewähren.
„Taub blieb der Feind dem Schmerzenruf der Greiſe;
„Er fühlte kein Erbarmen für die Bitte
„Der Mutter, der das Kind am Buſen ſtarb!“

Die gottgeſandte Jungfrau fuhr empor
Von ihrem Sitz, rief aus: „Die Alten und
„Die Kranken! Ach — die Mutter und ihr Kind!
„Und dennoch tödtete kein Blitz den Mann?“ —

„Als wir (ſprach Bertram) einen Herold ſandten,
„Für die Hülfloſen ſeine Gnade zu
„Erfleh'n, umzog ſein hartes Angeſicht
„Ein noch viel härt'res Lächeln bittern Spottes,
„Und er erwiederte das Fleh'n mit Hohn.
„Ich, ſtehend auf dem Wall, betrachtete
„All die unglücklichen Verſtoßenen,
„Und dachte, Heinrichs Herz, hart wie es war,
„Es würde bei dem Anblick dennoch ſchmelzen.

„Und ſo ſtand ich die ganze Nacht hindurch.
„Nachtlüſte brachten mir ihr tiefes Stöhnen;
„Es wurde immer ſchwächer; eiſig blies
„Der rauhe Winterſturm; es wurde ſchwächer
„Und immer ſchwächer, endlich Alles ſtill;
„Von Zeit zu Zeit ſchrie eine Mutter auf,
„Wenn ihr das Kind in ihren Armen ſtarb,
„Ein Schrei des Wahnſinns, den ein Schrecken faßt.
„Von dieſer Stund' an ſchaute ich mit dumpfer
„Gleichgiltigkeit auf's Weltgetümmel, und
„Ertrug mit eines lebensmüden Herzens
„Krankhaftem Dulden Elend jeder Art.
„Als der Verräther übergab die Stadt,
„Als Feindesſchaaren durch zerſtörte Straßen
„Siegtrunken über faule Leichen ſchritten, —
„Mich kümmerte es wenig! Einmal nur
„Fühlt' ich des Schmerzes ganze Bitterkeit,
„Als auf des Königs blutigen Befehl
„Der tapfere Blanchard enthauptet ward.
„Als er dem Todesbeil den Nacken bog,
„Da dankte er noch einmal ſeinem Gott,
„Der ihm die Kraft zur Pflichterfüllung gab.
„So ruhig ſtarb der Held! Ich aber lebe
„Einſam und freundlos, ein Unglücklicher,
„Der Labſal nur noch in der Hoffnung fühlt,
„Verſammelt bald zu ſein bei ſeinen Vätern,
„Bald dort zu ſein, wo uns kein Frevler quält
„Und wo die Müden ruhen werden!“ —

In dem romantiſchen Gedichte: „Die Verwünſchung des Kehamas“ (the Curse of Kehama) behandelt Southey einen Stoff der indiſchen Mythe. Der europäiſche Dichter zeigt ſich hier ganz als Orientale; er hat ſich mit ſeinem Gegenſtande ſo amalgamirt, daß dieſes Gedicht wie eine Überſetzung aus dem Sanskrit erſcheint. Es gründet ſich auf den unter den Hindus herrſchenden Glauben, daß dem Gebete, verbunden mit Büßungen und Opfern, ohne Rückſicht auf die Perſon des Lebenden und den guten und böſen Zweck desſelben, die Kraft inwohne, die Götter zur Gewährung zu zwingen. „Solche Gebete (ſagt Southey in der Vorrede zu dieſem Gedichte) ſind gleichſam auf die Götter ausgeſtellte Wechſel, deren Saldirung dieſe nicht verweigern können. Die ruchloſeſten Menſchen, wenn ſie jenen Zweck ſich zum Ziele ſetzten, haben auf dieſe Weiſe eine Macht erworben, wodurch ſie ſelbſt den höchſten Gottheiten furchtbar wurden.“ —

Das Intereſſe der Handlung vereinigt ſich mit den intereſſanten Charakteren und Eigenſchaften der handelnden Perſonen, mit dem Glanz oder dem Schrecken der einwirkenden geiſtigen Weſen, und mit der Scenerie, um dieſem Gedichte eine hinreißende Macht zu geben. Der Dichter läßt uns bald auf der Erde, bald in einem Reiche des Lichtes über den Sternen, bald in dem Gebiete der ewigen Nacht unter den Fluten eines eigenen Oceans wandeln; er führt uns in das Padalon, das indiſche Todtenreich, mit ſeinen, von acht Göttern bewachten acht Thoren: er führt uns empor in das Swerga, das Paradies Indra's, des Beherrſchers der Elemente, und auf den Himmelsberg Calaſey. Wir erblicken den hochmüthigen Deſpoten Indiens, ihn, den furchtbaren Kehama, ausgerüſtet mit einer beinahe der Göttermacht ähnlichen Kraft; wir erblicken einen Unglücklichen, welchen die ſonderbarſte Verwünſchung in die ſonderbarſten Schickſale verwickelt, aus welchen er, dem frevelhaften Fluche gleichſam zum Trotze, als Sieger hervorgeht; wir erblicken ein umherwanderndes, racheathmendes Geſpenſt, eine böſe Zauberin, einen guten Genius in himmliſcher Schönheit, ein Mädchen, hold und rein, mit einer Engelsſeele, gute und böſe Geiſter im ewigen Streit, den Triumph der kindlichen Liebe, und die hohe Lehre, daß Herzensreinheit, Kraft des Glaubens und Vertrauen auf die Fügungen des Himmels allen Leiden, allem Böſen obſiegen, und das Gute ſeine Seligkeit in ſich und durch ſich ſelbſt findet, endlich, daß die Liebe unzerſtörbar durch dieſes Leben wandelt, jenſeits des Grabes aber in ihrer unſterblichen Glorie auflebt.

Die Handlung des Gedichtes iſt in Kürze die Folgende: Arvalen, der einzige Sohn des allgewaltigen Kehama, wurde getödtet von Ladurlad, einem Landmann, deſſen ſchöner Tochter Kailyal er Gewalt anthun wollte. Das Gedicht beginnt mit der Beſchreibung von Arvalens prächtiger Leichenfeier. Kehama läßt den Ladurlad und ſeine Tochter, indem noch der Scheiterhaufen lodert, vor ſich bringen. Er hat geſchworen, furchtbare Rache an ihnen zu nehmen: Kailyal flieht in dem Augenblicke, da ſie von den Trabanten des Despoten ergriffen werden ſollte, zu einem, am Ufer des Ganges nächſt der Begräbnißſtätte ſtehenden Bildniß Marriataly's, der Schutzgöttin der Armen, welches ſie, Hülfe ſuchend, mit der Kraft der Verzweiflung umſchlingt. Vergebens ſuchen die Trabanten ſie wegzureißen; das Bildniß ſtürzt, auf Geheiß der beleidigten Göttin, ſammt dem umſchlingenden Mädchen und den Schergen, in die Fluten des Stromes. Kehama ſpricht hierauf, in Wuth entbrannt, über den unglücklichen Ladurlad jene gräßliche Verwünſchung aus, von welcher das Gedicht ſeinen Namen hat. Ladurlad ſoll durch den Zauber dieſer Verwünſchung unverwundbar und unverletzbar, auch aller Gewalt und Einwirkung der Elemente unzugänglich ſein, und weder der Krankheit, noch dem Alter erliegen: dagegen aber ſoll kein Waſſer ihn zu näſſen, keine Luft ihn anzuwehen vermögen; er ſoll ſein ganzes Leben hindurch ſchlaflos bleiben, und ein wildes Feuer ſoll ihm unaufhörlich im Herzen und im Gehirne glühen. So lautet die furchtbare Verwünſchung:

Dir ſchade weder Holz noch Stein,
Schade weder Feuer noch Flut;
Kein Schlangenzahn vergift' dein Blut:
Dich tödte keines Raubthiers Wuth;
Von jedem Siechthum ſei befreit!
Dich drücke nie die Laſt der Zeit!
Und dennoch, Frevler, ſei verflucht!
Die Erde muß, gehorchend mir,
Jede Frucht verweigern dir.
Das Waſſer, mir nur unterthan
Soll nimmer deinem Munde nah'n;
Die Luft ſoll im Vorüberzieh'n
Scheu vor deinem Leibe flieh'n;

Sinkt der Thau zur Erde nieder,
Netz' er niemals deine Glieder;
Vergebens rufe du den Tod,
Dich zu befrei'n von Qual und Noth.
So lang Kehama herrſcht auf Erden,
Sollſt du nie frei von Leiden werden!
Des wilden Feuers Höllenſchmerz
Erfülle dir Gehirn und Herz!
Nie ſchließe dir zu ſanfter Ruh'
Ein Schlummer deine Augen zu!
Dieſem Fluche ſei geweiht
Von nun in alle Ewigkeit! —

Ladurlad irrt, vom Entſetzen getrieben, am Ufer des Ganges, auf deſſen Waſſerfläche er, ſeine Tochter, noch immer das Bild der Marriataly feſt umſchlingend, dahingleiten ſieht. Eben die Verwünſchung des böſen Kehama iſt es jetzt, die ihm die Macht gibt, das theure Kind zu retten, indem die Fluten vor ihm entweichen müſſen, und er nun die Bewußtloſe an das Ufer trägt. Bald aber muß er in einer Reihe von Schreckniſſen das ganze Elend des auf ihm laſtenden Fluches wieder fühlen. Schrecklich iſt die Scene, da Arvalon's rachebrütender Geiſt dem unglücklichen Mädchen erſcheint. Der gute Genius Erennia nimmt ſie gegen den Unhold in ſeinen Schutz, da ſie unter einem betäubenden Giftbaume Nachts eingeſchlafen iſt, und, von Todesgefahren umgeben, hülflos daliegt. Erennia, einer der ſchönſten unter den guten Geiſtern, welcher eben durch den mondlichten Nachthimmel dahin ſchwebt, erblickt die von Allen Verlaſſene, hebt ſie, von Mitleid gerührt, empor, und trägt ſie auf das Gebirg Himakut, wo Caſiapa, der Vater der Götter wohnt. Die Beſchreibung der Geſtalt des Erennia enthält Züge der zarteſten Schönheit:

Der Schwingen Farbe gleicht dem reinſten Winterhimmel,
Um Mitternacht, wenn alle Sterne flimmern,
Gleicht auch des Mittags tiefſtem Azurblau,
Das glänzendhell am Tage ſtrahlt.
Dies war die Farbe der geſchloſſ'nen Schwingen,
Wenn ausgebreitet, ſchimmerte das Licht,
In buntem Farbenwechſel
Den zarten Stoff durchleuchtend.
Jetzt glänzend wie die Roſe,
Wenn ſie, voll Reiz und Duft,
Geruch und Aug' zugleich entzückt,
Jetzt gleich dem edlen Rebenſaft,
Jetzt auch wie der Rubin
In ſeiner tiefſten Glut,
Dann hochentflammten Morgenwolken gleich. —

Von hier bringt er ſie, im Nachen des Himmels mit ihr dahinſegelnd, in den himmliſchen Garten des Indra, des Gottes der Elemente, die ihrem Beherrſcher einen Palaſt erbaut haben, in welchem ſie ihre ſonſt feindſeligen Kräfte einträchtig vereinen.

Gewäſſer bildet des Palaſtes Grund,
Die Wände ſind Gewäſſer,
Hier überwölbt mit Feuer,
Dort Feuer, überſtrömt vom Waſſer.
Feuerthürme, Feuerzinnen,
Erheben hochaufragend ſich
Um Waſſerkuppeln.

Regenbogen-Dome ruh'n
Auf Feuerſäulen,
Und Wolkenthürmchen ſtehen
Auf Flammendächern,
Und Wolkenpfeiler ſind
Mit Flammen rings umgürtet.
Hier regen raſtlos ſich die Elemente
In ſteten Wechſels ewigem Verkehr;
Verfolgt in Lieb- und in Lieb' verfolgend,
Bekämpfen ſie ſich ewig hier,
Erneuernd ewig ihr geheimes Werk;
Die Theile wechſeln immerfort,
Doch bleibt das Ganze unverändert. —

Indeſſen hat Kehama, deſſen Hochmuth ſo weit geht, daß er ſelbſt den Göttern, die ihn fürchten, ihre Macht rauben, und Herr der Welt werden will, zu dieſem Zwecke bereits neun und neunzig Opfer geſchlachtet, jedesmal ein, von keiner Menſchenhand bezähmtes Roß. Mit dem hundertſten Opfer, welches er nun ſchlachten will, ſoll er das erſehnte Ziel erreichen:

Hoch ſteht die Sonne,
Nah iſt die Stunde;
Die dichte Menge, gierig,
Daß nichts das Opfer ſtöre,
Läßt in dem weiten Kreis
Das Roß nicht aus den Augen,
Rückt näher ſtets zuſammen,
Um es mehr einzuengen.
In langen Reihen ſteh'n
Vor der Tempelhalle
Kehama's Bogenſchützen

In einem weiten Raum,
Dorthin, ſacht' vorwärts ſchreitend, treibt
Die Menge ſtill das heil'ge Roß,
Und trennt ſich dann, ihm Bahn zu machen.
Es ſtutzt, fährt auf, und wirft den Kopf
Nach allen Seiten hingewendet;
Doch überall, allüberall,
Erblickt es lange Menſchenreihen.
Der Anblick jagt ihm Schrecken ein;
Noch fürchterlicher aber iſt
Das Schweigen, welches ringsum herrſcht;
Denn unter all der Menſchenmenge
Regt ſich kein Schall, kein Laut, kein Hauch.
Es wiehert; von den Mauern
Des Tempels wiederhallt ſein Wiehern.
Im Tempel ſitzt Kehama,
Auf ſeinem gold'nen Thron
Mit unverwandtem Aug',
Das dufterfüllte Feuer,
Das ihm die Zahl der Stunden mißt,
Mit hohem Ernſt bewachend.
Zur Rechten und zur Linken ihm
Steht der Eunuchen Schaar,
Die Luft ihm zu erfriſchen
Durch der Pfauenfedern Weh'n. —

Endlich iſt der Augenblick gekommen. Kehama erhebt ſich vom Throne; er nimmt das Opferbeil vom Altare, und ſchreitet hinaus:

In dieſem Augenblicke ſpringt
Plötzlich aus dem Volksgedräng',
Ein Mann hervor mit lautem Schrei;

Er faßt das Roß mit unheiliger Hand.
Tauſend Bogenſchützen drücken
Mit unfehlbarem Aug'
Die Pfeile ab; ſie füllen
Den Himmel, dennoch ſtürzt vergebens
Der Hagelregen:
Er, dem ſie gelten, iſt
Durch Hagelregen feſt,
Und allen Waffen trotzt ſein Leben.
Die Pfeile all', die ihn umziſchen,
Sie prallen von ihm ab, ſie fallen
Ohnmächtig, wie vor einer Demantrüſtung
Vor ihm zur Erde hin.
Kehama ballt in Wuth die Hand,
Sieht Jenen, wie er kühn
Des heil'gen Roſſes Mähne faßt,
Mit einem Sprung hinauf ſich ſchwingt,
Mit raſender Geberde,
Und mit des Wahnſinns Schrei
Umher im Kreiſe jagt und ſprengt.
Er wird ergriffen, hingeſchleppt
Zu Kehama's Füßen.
Welches Schickſal, welche Rache
Harret ſeiner nun von Ihm,
Der kein Erbarmen kennt?
All' die willfährigen Trabanten,
All' die Bluthunde lauern
Mit gierig glüh'ndem Blick,
Sie lauern auf den Wink,
Sie lauſchen auf das Wort,
Das ihn verdammt zum Feuertod,
In dem er ſterbe Glied für Glied,

Oder, ein gefoltert Aas, lebendig
Hoch aufgehangen, Speiſe werde
Des Himmels Vögeln und dem Ungeziefer.
Und gäb' erfinderiſche Grauſamkeit
Dem mitleidsloſen Herzen des Deſpoten
Noch einen ſchrecklichern Gedanken ein,
Sie ſteh'n bereit da, ein verruchtes Werkzeug,
Den frevelhaften Willen zu vollzieh'n
Mit frevelhafter Hand.
Ganz anders aber denkt die Menge;
Von Mitleid und von menſchlichen Gefühlen
Beherrſcht, verhält ſie ſtill und ruhig ſich.
Erſtickte Seufzer, unterdrücktes Aechzen,
Mancher geheime Fluch,
Manch herzliches Gebet
Steigt zu den Göttern auf
Um Rettung für den Mann. —

Kehama erkennt den Ladurlad. Grimm und Verachtung lodern in ihm auf, aber auch Beſchämung, und er ruft mit furchtbarem Lächeln: „Laßt ihn frei von hinnen ziehn!“ — Seine Wuth zu befriedigen, der er, ſeines ſelbſt geſprochenen Zauberfluches wegen, gegen den Ladurlad nicht freien Lauf laſſen kann, ruft er ſeine Reiter, zehntauſend an der Zahl, und läßt Alle niederhauen, die es nicht gehindert hatten, daß Ladurlad in den Kreis hineindrang, und ſich des Opferpferdes bemächtigte. Um Mittag beginnt das Blutbad und endigt mit Anbruch der Nacht. Ladurlad entflieht und kommt auf den idylliſchen Schauplatz ſeiner Heimat zurück. Alles aber erinnert den Unglücklichen hier an die Gattin, welche ihm der Tod raubte, und an die Tochter, welche ihm das böſe Schickſal entriß. Indem er eines Tages zur Göttin Marriataly betet und ſie um ihren ferneren Schutz für Kailyal bittet, vernimmt er plötzlich ein lautes, feindſeliges Hohngelächter.

Er blickt empor, blickt hin, wo aus der Luft
Das Hohngelächter zu ihm niederſchallt;
Und ſieh! Das Angeſicht
Des todten Arvalon
Erſcheint am klaren Himmelsblau,
Nichts als das Angeſicht,
Mit Lippen, von dem frechſten Hohn verzerrt,
Mit Augen, deren gelblich-blaue Glut
Der Schwefelflamme glich,
Verdüſternd, eh' ſie ganz erliſcht.

Dem unglücklichen Ladurlad eilt der Schutzgeiſt Erennia zu Hülfe. Das Geſpenſt entflieht. Erennia bringt den Vater in den paradieſiſchen Aufenthalt zu ſeiner Kailyal, wo Kehama's Verwünſchung keine Macht hat, und der arme Ladurlad, von ſeinen Leiden befreit, ſogar das Einzige, was ihm, um ſeine Glückſeligkeit vollkommen zu machen, fehlt, den Geiſt ſeiner Gattin, wieder findet. Ueber dieſe Seligkeit ſelbſt entzückt, ruft der Dichter aus:

O wie freveln Jene, die uns ſagen,
Die Liebe könne ſterbend je vergehn!
All' die andern Leidenſchaften
Entfliehn, vergehend mit dem Leben;
Denn ach! ſie alle ſind ein eitles Nichts.
Der Hochmuth kann im Himmel nicht,

Der Geiz nicht in der Hölle wohnen,
Denn irdiſch ſind der Erde Leidenſchaften,
Vergehen da, wo ſie geboren;
Die Liebe nur iſt unzerſtörbar,
Und ihre heil'ge Flamme
Lodert immerfort.
Sie kam vom Himmel,
Kehrt zum Himmel wieder;
Hienieden nur zu oft
Ein ſchlecht empfang'ner, ſchwer gekränkter,
Unzufried'ner Gaſt.
Verfolgt, mißhandelt, unterdrückt,
Wird ſie im Himmel erſt
Geläutert und bewährt,
Und findet dort der Ruhe Vollgenuß.
Hier ſäet ſie mit Sorg' und Müh',
Die Zeit der Ernte kommt erſt dort. —

Vater und Tochter genießen hier des reinſten Glückes deſſen eine fromme ſtarke Seele fähig iſt, denn

Der Glaube war ihr Troſt,
Der Glaube ihre Stütze.
Feſten Muths vertrauten ſie,
Das Leiden werde ſchwinden,
Die Tirannei erliegen,
Das Uebel ſich in Gutes wandeln. —

Indeſſen hatte ſich Arvalon's böſer Geiſt an eine böſe Zauberin gewendet, die ihm zu neuen Freveln behülflich zu ſein verſpricht, ein Weib —

Lieblos und ungeliebt als Mädchen,
Der wurmzernagten Roſe gleich.

Die ungepflückt am Stengel welkt;
Ihr Herz war voll von Leidenſchaften,
Die nie das ſchöne Ziel erreicht,
Das die Natur dem Weibe ſetzte.
Voll von Gefuhlen, die aufwuchſen,
Zur Reiſe aber nie gelangten,
Voll unbefriedigter Begierden,
Voll unerfullter Hoffnungen,
Voll Gram, der ſie zur Rach' aufreizte:
Und dieſer Elemente Zwiſt,
In ihrem Innern raſtlos gährend,
Riß ſie zu allem Böſen hin.
Sie haſſet alle Männer, weil
Geliebt ſie wurden.
Und ſo, voll Grimm, Haß und Verzweiflung,
Verſuchte ſie die Hölle ſelbſt,
Sie zu verſuchen, gab ſich gar
Den böſen Luftdämonen Preis,
Die nach Geluſt umher ſich treiben,
Auf böſe Thaten ſtets erpicht,
Jede lebloſe Form annehmen,
Die irgendwo ſie finden, ſei's
Der Leichnam eines Menſchen,
Der Leichnam eines Thiers,
Als böſes Werkzeug für den böſen Geiſt.
Und dieſen gab die Zauberin ſich Preis,
Um ſich durch ſie am menſchlichen
Geſchlecht zu rächen, und ward ſo zugleich
Ihre Meiſterin und ihre Sklavin;
Jene aber, ihr zu dienen
Nimmer mude, ſtets gehorchend,
Wurden eben ſo zugleich
Ihre Sklaven, ihre Meiſter. —

Kehama hat endlich das hundertſte Opferroß geſchlachtet, und dadurch Göttermacht errungen. Nun kann Erennia den beiden Unglücklichen keinen längeren Aufenthalt in der Himmelslaube der Seligkeit gewähren; er bringt ſie in dem Himmelsſchiffe wieder auf die Erde in eine einſame ſchöne Gegend,

Auf eine ſonnenhelle
Waldumkränzte Wieſe:
In ihrer Mitte ſtand
Ein alter Banianbaum,
Ehrwürdig anzuſchauen,
Wie er ſein hohes Haupt,
Geſtüzt von fünfzig Säulenſtämmen,
Ueber all' die Fläche
Weithin verbreitete.
Mancher lange Schößling,
Gerade, wie ein Senkblei
Sich zur Erde ſenkend,
Drang, wurzelſchlagend, in den Grund.
Einige der niedern Zweige,
Die in ihrem Weg ſich kreuzten,
Hielten ſie erfaſſend feſt,
Und umſchlangen in verworr'nen
Windungen wie Ringe ſich,
Manchmal ſanft geſchwungen
Von der Lüfte Anflug;
Jüng're Zweiglein hingen unbewegt,
Gleich dem Tropfſtein, der in Höhlen
Vom Geklüft ſich abwärts ſenkt.
Unter'm Laubdach ruht
Ein weicher Raſen, unentſtellt

Von Neſſeln und von Dorngeſträuch;
Durch die dichte Blätterkrone ſchimmert
Wechſelreich des Lichtes Farbenſpiel.
Einem Tempel glich das Ganze ſo,
Daß ein frommes Herz ſogleich
Drang zum Beten in ſich fühlte.

In der Folge gelingt es der böſen Zauberin Lorinite endlich, ſich des Schutzgeiſtes Erennia zu bemächtigen, und ihn in einer, einſt herrlichen Stadt, welche von den Fluten verſchlungen wurde, und nun in ihrer ungeſtörten, aber menſchenloſen Herrlichkeit auf dem Grunde des über ihn dahinwogenden Meeres ſteht, in dem Grabe ihres Gründers und Beherrſchers, des mächtigen Königs Baly, gefeſſelt zu verſchließen. Kailyal iſt troſtlos. Ladurlad allein vermag den wohlwollenden Genius zu retten, indem eben der auf ihm laſtende Fluch, kraft deſſen das Waſſer vor ihm weichen muß, ihm es nun möglich macht, durch die Fluten vom abhängigen Ufer in den Abgrund der See zu ſteigen. Kailyal bleibt, der Rückkehr des Vaters ängſtlich harrend, in einer, dem Geſtade nahe liegenden Felſenhöhle zurück. Impoſant iſt die Beſchreibung der großen alten Stadt, von welcher man einen Theil ſelbſt über dem Meere erblickt:

Im Glanz der Mittagsſonne ſchimmern
Die gold'nen Giebel der Paläſte
Durch's Grün hervor, das zwiſchen ihnen wogt,
Denn all' die Dome, all' die Zinnen,
Sie ragten über's Meer empor,
Ein Anblick, der mit Wehmuth füllt:

Wohl mag der Schauende erkennen,
Welche Wunderwerke hier
Die Meerflut überwältigend verſchlang,
Da Monumente ſolcher Art
Die Zeugen ſind der alten Herrlichkeit.
Dicht am Rand des Oceans
Widerſtand, in Felſen eingehau'n,
Manches Tempels Rieſenkraft
Aller Brandung mächt'ger Wogen,
Die nur mit vergeblicher Gewalt
Gegen ihn anſtürmten;
Einſam ſtanden nun die Tempel,
Die einſt freudig wiederhallten
Von Geſang und Saitenſpiel,
Und von Opfertanzesreih'n.
Nun flieh'n Jahrhunderte dahin,
Und, ach! es hallt kein and'rer Laut,
Als der Fluten dumpfes Brüllen,
Die raſtlos an das Ufer rollen,
Und der Winde heiſch'res Brauſen,
Die durch öde Höhlen zieh'n,
Und mit düſt'rer Wogen Klage
Ihren Trauerhall vereinen.

Ladurlad durchſchreitet die ſtumme Herrlichkeit der todten Stadt, kommt endlich in die Begräbnißhalle der Könige, findet hier den gefeſſelten Schutzgeiſt, beſiegt ſeinen Wächter, ein furchtbares Ungeheuer, und befreit ihn, indem der Geiſt des großen Königs Baly dem Befreier ſelbſt zu Hülfe kommt, und den böſen Geiſt Arvalons in den tiefſten Abgrund der Erde ſtürzt. Kehama ſelbſt vermag es nicht, den Sohn zu retten. Dieſer Gewaltige, beſiegt von der Macht einer leidenſchaftlichen Liebe, erbietet ſich gegen die ſchöne Kailyal, für ihre Gegenliebe den ausgeſprochenen Fluch vom Haupte ihres Vaters zurück zu nehmen. Kailyal, weit entfernt, ſich darüber zu betrüben, dankt vielmehr dem Himmel für den Verluſt einer Gabe, die ihr ſelbſt und ihrem Vater ſo viele und ſchreckliche Leiden verurſacht hat.

Erennia iſt indeß bis zum Throne des Gottes Schiva empergedrungen, was noch keinem Geiſte gelungen war, aber —

Die Seelenkraft, die ſeine Schwingen ſtählt,
Der ſtarke Wille, allbeſiegend,
Des feſten Glaubens Innigkeit
Und der Liebe Heiligkeit,
Sie ſtützen ihn, ſie tragen ihn empor. —

Dem Schutzgeiſte erſchallen endlich von Schiva's Throne die entſcheidenden Worte:

Ihr, die ihr duldend leidet,
Geht hin zu Yamens Thron!
Heilmittel findet ihr bei ihm
Für jedes Weh,
Und was hienieden unrecht iſt,
Wird recht durch ihn. —

Dieſem Befehle gemäß kommt Erennia mit Ladurlad und Kailyal in das Reich des Yamen, des Beherrſchers der Hölle und Richters der Todten, in deſſen Verwahrung der Amreta, Trank der Unſterblichkeit, ſich befindet. Dieſe Reiſe in die Unterwelt veranlaßt eine Reihe von Beſchreibungen, welche Kraft und Kühnheit mit dem Reize der Neuheit verbinden. Indeß hat Kehama ſich durch ſeine Zaubermacht des Himmels bemächtigt, und kommt nun, gerüſtet mit den Attributen eines Gottes, in die Unterwelt, um auch hier den Thron zu beſteigen. Schon hat er nach einem kurzen Kampfe den Yamen beſiegt, ſchon will er ſich auf deſſen Thron ſetzen, welchen drei feurig glühende Statuen an den drei Ecken auf ihren Schultern tragen; die vierte Stütze fehlt. Kehama ruft den Dreien zu: „Wer ſeid ihr? und warum ſind hier nur euer Drei? — Die erſte Statue antwortet, ſie habe als gefühlloſer Menſch einſt Schätze auf Schätze gehäuft, und ſei deshalb verdammt, hier ewig ihre Laſter zu beweinen. Die zweite: Sie habe als Tyrann und Eroberer die Menſchen gequält, und müſſe nun ihre Verbrechen hier unaufhörlich bereuen. Die dritte: Sie habe die Menſchen zum Glauben an falſche Götter verführt. „Und ſieh!“ — ſpricht ſie:

Wir ſind noch immer ach! nur unſer Drei.
Ein Vierter muß noch kommen, unſ're Qual
Zu theilen, und der vierten Ecke Laſt
Auf ſich zu nehmen, damit Yamens Thron
In ſeiner Herrlichkeit erhaben prange;
Er muß uns Schuldbelaſteten
Gleich ſein an Schuld. Kehama, komm!

Kehama erwiedert die ſchauderhafte Aufforderung mit Hohngelächter, und will neuerdings die zitternde Kailyal zwingen, mit ihm aus dem Becher der Unſterblichkeit zu trinken, und die Herrſchaft der Welt mit ihm zu theilen. Sie erwiedert:

Du biſt allmächtig, und die Welt
Liegt unter Deinen Füßen;
Doch wiſſe: das entſchloſſ'ne Herz,
Der tugendhafte Wille — ſie ſind frei!
Nie, Rajah, nie kann zwiſchen Dir und mir
Gemeinſchaft ſein.

Kehama entgegnet:

Noch einmal leg' ich's dringend Dir
An's Herz, nur einmal noch;
Erblicke hier den gold'nen Thron!
Hier ſollſt Du mir zur Seite ſitzen.
Nimmſt Du als Kehama's Braut,
Willig Deinen Platz hier ein,
Lege ich der Erde Reiche
Unter Deines Vaters Füße,
Beſtimme ihn zum Herrn und König
Der Sterblichen.
Wo nicht, ſo ſoll er allſogleich,
Als des Thrones vierte Stütze
Aechzend hier und jammernd ſteh'n,
Und kein Flehen, kein Gebet
Soll zur Gnade mich bewegen.

Nun befiehlt Kehama, den Amretabecher (den Trank der Unſterblichkeit) zu bringen, welcher in einem Marmorgrabe aufbewahrt liegt, dem er zuruft:

„Oeffne, Grabmal dich, und gib
Deinen Schatz ſogleich heraus!" —
Gehorſam ſeinem Wink und Ruf,
Regt ſich das Todesmonument,
Und thut ſich auf.
In ſeiner Marmorwölbung liegt

Ein ungeheures Gerippe.
„Gib mir den Becher!“ ruft Kehama.
Die Worte des Befehls genügten.
Die gräßliche Geſtalt erhob
Sich allſogleich aus ihrer Ruh’,
Ausſtreckte das Gerippe ſich,
Ausſtreckte ſich ein Rieſenarm,
Und reichte des Kehama Hand
Den Becher hin, und ſprach
Mit hohlem Ton: »Nimm hin und trink!
Für Dich und für Kailyal
Iſt er beſtimmt, für euch allein
Aus allen Menſchenkindern.“ —

Während Kehama aus dem Amreta-Becher trinkt, rufen die drei glühenden Statuen wieder:

„Kehama, komm’! Wir harren
Deiner ſchon zu lange.“ —

Der Unglückliche weiß nicht, daß die Beſchaffenheit des Trankes ſich verändert, je nachdem der Trinkende gut oder böſe iſt. Er will dadurch unſterblich werden; er wird es auch, aber nur zu ſeiner ewigen Qual. Indem nun die Glut endloſer Leiden ſein Innerſtes durchſtrömt, erglüht auch ſein Körper wie geſchmolzenes Gold. Die drei Glutgeſtalten erheben bei dieſem Anblicke ein fürchterliches Jubelgeſchrei:

„Komm’, Bruder, komm’.
Wir harren Deiner ſchon zu lang.
Nun tragen wir nicht länger mehr
Allein ungleiche Laſt.

Komm', Bruder, komm'!
Wir ſind nun unſer Vier." —

Erliegend der Gewalt des Schickſals, welches ihn auf dieſem Punkt erreichen ſollte, gibt er den Becher dem Beingerippe zurück, nimmt die leere Stelle der vierten Glutgeſtalt ein, und Yamen beſteigt den Thron. Das Beingerippe heißt nun auch Kailyal vom Becher trinken, den Willen des Himmels zu erfüllen, und ihr Schickſal zu erwarten. Gehorchend ergreift ſie den Becher mit zitternder Hand. Furcht und Erſtaunen durchſchauern ihre Seele, aber die Hoffnung ſiegt. Sie läßt ſich auf ihre Knie, erhebt die Augen, aus welchen fromme Thränen hervorquellen, zum Himmel und ſpricht:

„Ihr Himmelsmächte kennet meinen
Schuldloſen Willen, kennet wohl
Meines Herzens Reinheit auch.
Ihr lenket Alles, was da iſt;
Wozu ſoll mir die Furcht?" —
Sie ſprach's und trank.
Das Aug' der Gnade ſtrahlt auf ſie. —

Indem ſie in heiliger Entzückung kniet, löſ't ihr irdiſches Weſen ſich ſchmelzend auf, nur das himmliſche bleibt: der Geiſt und die Liebe, zur höchſten Vollkommenheit geläutert. Erennia ruft in der Fülle ſeines Entzückens aus: „Nun biſt Du mein auf ewig!" — Und Yamen ſpricht:

„Tochter der Erde,
Nun des Himmels Kind!
Wandle hin mit Deinem
Irdiſchen Gefährten,

Dem Genoſſen Deiner
Ew'gen Seligkeit,
Dich in des Paradieſes Lauben,
Dich in endloſer Wonne zu erfreu'n!" —

Kailyal, die Schüchterne, zögert, dem Gebote des Gottes zu gehorchen; ihr Auge zum Vater hingewendet, ſtreckt ſie nach ihm die Arme aus: Yamen ſpricht tröſtend zu ihr:

„Blicke nicht nach ihm zurück
In der bangen Trennungsſtunde!
Wiederfinden wirſt Du ihn
In Deiner Mutter Himmelslaube."

Ein Wolkenwagen trägt ſie und den Schutzgeiſt empor. Yamen blickt mit ſegnendem Lächeln auf Ladurlad.

Sanft, wie ein Kind, das ſich,
Von keinem trüben Bild geſtört,
Von keiner Sorge Qual gedrückt,
Von langem Spiel ermüdet,
Hinlegt, und ſchlummert, eben ſo
Sank Ladurlad hin in ſanfte Ruh.
Selig ſei Dein Schlummer,
Noch ſeliger ſei Dein Erwachen; —
Und ſieh'! Ein Himmelsmorgen brach
Aus dieſer Nacht hervor;
Und gold'nes Himmelslicht
Umſtrahlte ſein Erwachen.
In der Gattin Himmelslaube
Fand er Alles, was er liebte
Um ſich nie davon zu trennen. —

Das romantiſche Gedicht: „Thalaba, der Zerſtörer," in zwölf Geſängen, iſt in Strophen von ungleicher Zahl und Länge, in reimloſen Verſen geſchrieben, deren Rhythmus und Kolorit wechſelt, je nachdem der Inhalt es jedesmal fordert. Dieſes Gedicht hat eine wahrhaft orientaliſche Glut, ſowohl in den Bildern und Beſchreibungen, als auch in der Schilderung der Charaktere, und in den Gemälden der Lokalität und des Koſtums. Intereſſante Epiſoden und ſeltſame romantiſche Ereigniſſe erhöhen den Reiz der ſchönen, phantaſiereichen Dichtung.

Der erſte Geſang zeigt uns eine unglückliche Mutter, die mit ihrem Söhnlein Thalaba, dem Helden des Gedichtes, durch die arabiſche Sandwüſte in der feierlichen Stille einer Sommernacht flieht, und bald dem Uebermaße ihrer Leiden und Beſchwerden erliegt. Thalaba iſt nur durch die Fügung des Himmels den Händen des Mörders entgangen, eines Magiers, welcher ſeinen Vater Hodeirah getödtet hat, und das verruchte Werkzeug eines Bundes von böſen Magiern iſt, welche die unter dem Meeresgrunde liegende Höhle Domdaniel bewohnen, und Hodeirah's Stamm vernichten wollen, weil aus demſelben der Zerſtörer ihres böſen Bundes hervorgehen ſoll. Ein guter alter Araber findet den kleinen Thalaba in der Wildniß, nimmt ihn zu ſich, und erzieht ihn zugleich mit ſeiner engelſchönen und engelreinen Tochter Oneiza. Thalaba vermält ſich mit ihr, ehe er noch ſeine Beſtimmung, die Zerſtörung des frevelhaften Magier-Bundes, erfüllt hat, und muß ſie eben deswegen ſchon am erſten Morgen nach der Vermälung wieder verlieren. Ueberraſchend ſchließt der ſiebente Geſang nach der Beſchreibung der Hochzeitfeier mit den Worten:

Wer ſchreitet aus der Hochzeitkammer?
Azrael iſt's, der Todesengel!

Dieſe Liebe und Thalaba's Kampf mit den Magiern und den böſen Dämonen, unter deren Schutz ſie und ihre Mitgehilfinnen, die böſen Zauberinnen, ſtehen, bilden den Hauptgegenſtand des Gedichtes, welches mit dem Siege des Reinen und Guten endet, indem der muthige Kampfheld Thalaba bezwungen iſt, wo er dann, nachdem er ſeine Beſtimmung erfüllt hat, mit ihnen unter den Trümmern der zerſtörten Zauberwerkſtätte zu Grunde geht, ſich aber als Sieger mit dem Geiſte der Geliebten vereinigt.

Einige Partien mögen hinreichen, den Leſer mit der Schönheit dieſes herrlichen Gedichtes auch im Detail näher bekannt zu machen.

## Die Zauberhöhle der Magier.

(Im zweiten Geſange.)

In Dombaniels düſtern Höhlen
Unterm Grund des Oceans
Verſammelten die Meiſter ſich
Der böſen Zauberkunſt.
Vor ihnen in dem Nachtgewölb,
Erhoben angefacht vom Boden
Zehn Zauberflammen ſich.
Abdaldar rief:
„Geheime Flammen, lodert fort,
So lange noch ein Sprößling lebt,
Von Hobeirah's furchtbarem Stamm'.

Dieſe Stunde iſt beſtimmt,
Sicherheit und Schutz zu ſchaffen
Dem Bund der Nacht.“ —

„Sie brennen düſter! (rief Lobaba)
Sie brennen düſter, zucken ſchon;
Okba hebt den Todesarm;
Sie zucken, ſie erlöſchen ſchon.“ —

„Verflucht ſei ſeine raſche Hand!“
Rief die böſe Zauberin
Khawla, zornentbrannt:
„Verflucht ſei ſeine raſche Hand!
Nur acht der Flammen ſind erloſchen!“ —

Eines neugebornen Kindes Haupt
Stand an einer Seitenwand der Höhle;
Khawla hat es einſt ergriffen
In der Stunde der Geburt,
Und geriſſen vom Genick.
Dies ſtand auf einer gold'nen Platte,
Bezeichnet mit dem Namen eines
Unreinen Geiſtes. Leichendunkel waren
Die Wangen, leichendunkel war die Haut
Auf dem kahlen Schädel, blau die Lippen;
Nur die Augen hatten Leben,
Schimmerten mit Dämonsglanz.

„Sag' mir,“ ſprach Khawla: „iſt das Feuer,
Das uns, des Zaubers Meiſtern
Verderben droht, erloſchen?“ —
Die todten Lippen regten ſich, und ſprachen:
„Das Feuer, das uns, des Zaubers Meiſtern,

Verderben droht, brennt immer noch.“ —
„Fluch, Okba dir!“ rief Khawla, als
Der Zauberer jetzt in die Höhle trat;
Er trug in ſeiner Hand den Dolch,
Noch warm vom kaum verübten Mord
An Hodeirah's Stamm'.
„Sieh dieſe unerloſch'nen Flammen!
Noch immer brennt das Feuer, welches uns,
Des Zaubers Meiſtern, noch Verderben droht.
Okba! warſt du falſches Herzens?
Okba! war dein Auge blind?
Dein Schickſal und das unſ'rige
Stand auf dem Spiel; wir glaubten, ach!
Dem Trug der falſchen Sterne, die uns ſagten,
Die günſt'ge Stunde würdeſt du ergreifen;
Du aber ließeſt aus der Hand
Die Zügel des Geſchicks; Fluch, Okba, Dir!“

Der Mörder ſprach: „Du, wohlerfahren
In den Geheimniſſen der Zauberkunſt.
Du kenneſt beſſer Okba's Seele.
Acht Stöße — jeder traf ſein Ziel —
That ich mit dieſem gift'gen Dolch,
Bedurfte keines zweiten nicht.
Du ſiehſt mich grimmig an, als glaubteſt du,
Es hab' am Willen mir gefehlt;
Als wüßteſt du es nicht, daß mir zweifache
Gefahr droht von Hodeirah's Stamm.
Je mehr der Gründe meinen Arm
Zum Todesſtoß begeiſterten,
Um ſo viel tiefer glüht mein Haß.
Du ſiehſt mich grimmig an, als hätt' mein Fehler,

Mein ſchlecht geführter Stoß, den Feind geſchont;
Die Sterne gaben es nicht zu,
Und euer Zauber war zu ſchwach für ihn,
Das Hauptziel unſ'rer Unternehmungen.
Befahlt ihr mir nicht, Alle ſie zu tödten,
Mit Stamm und Wurzel auszurotten?
Ich hörte Hodeirah's letztes Röcheln
Und ſeiner Kinder Todesſchrei;
Ich war bemüht, mein Werk raſch zu vollenden,
Doch die zwei Uebrigen
Von allen Lebenden des Stammes,
Umhüllte undurchdringlich eine Wolke,
Die meiner ſpäh'nden Augen ſpottete.
Ich wollte mit dem Dolch ſie unterſuchen.
Er ward zurückgeſtoßen,
Und eine Stimme rief:
„Laß ab, Sohn des Verderbens!
Du kannſt nicht ändern, was im Buch
Des Schickſals aufgezeichnet iſt!"

Khawla wandte ſich zum Todtenkopf:
„Sag' mir, wo des Propheten Hand,
Den uns beſtimmten Feind verbirgt?" —
Die Leichenlippen ſprachen wieder:
„Ich überblicke Land und Meer,
Durchſuche Erd' und Ocean;
Der Knabe weilt nicht auf dem Meer,
Die Erde trägt nicht ſeine Spur." —
Lobaba rief:
„Den uns beſtimmten Feind
Schützt eine höh're Macht. Sieh! Eine Flamme
Brennt dunkler, wankt, erliſcht!"

Sie wankte, ſie erloſch; nur Eine Flamme blieb,
Die bleich und bläulich auf dem Boden zuckte,
Die Finſterniß ſchien ihren Rand zu drücken;
Doch plötzlich ward ſie größer,
Und breitete, lichtangeſchwellt,
Sich immer weiter aus, und weiter,
Und nahm den Raum ein, wo vorher,
Die zehen Flammen alle ſtanden,
Und glänzte heller als ſie alle.
Beim Anblick dieſes böſen Zeichens
Erzitterten des Böſen Kinder,
Und Schrecken faßte ihre Seelen.
Das Feuer übergoß die Höhle
Mit ſeinem fürchterlichen Glanz;
Vom breiten Grunde wälzten ſich
Ströme wogend hoch empor,
Hell, wie der Sommerblitz, wenn er
In ſeiner Flammenglorie
Den nächt'gen Himmel überfliegt.
Des todten Hauptes Augen,
Die noch vor kurzem hell erglänzten
Wie Sterne aus der Finſterniß,
Verloren jetzt den Glanz.
Die Zaub'rer ſtarrten ſtumm einander an;
Verzerrt und ſchreckenbleich war jedes Angeſicht,
Wie ſich des Todten Antlitz zeigt
Bei einer Grabeslampe Schein.
Selbſt Khawla, ſie die grimmigſte
Der Zauberbrut, vermochte kaum
Des furchtbeklomm'nen Odems Hauch
Mühſam aus der Bruſt zu zieh'n.
Plötzlich dann entflammte Wuth

Des rothen Auges blut'gen Kreis,
Und ſie rief frevelnd: „Mahomed!
Groß iſt deine Allgewalt;
Doch könnte Eblis *) nimmer ſich
Dem Menſchen nähern, wäre er
Schön geſtaltet wie die Palme,
Rein und makellos geblieben,
Wie er kam aus Schöpfers Hand.
Du biſt mächtig, Mahomed!
Aber wer, vom Weib geboren,
Kann widerſtehen Eblis Macht?

Sie ſprach's, und hob die Knochenhand,
Wie Fehde bietend, gegen Himmel,
Streckt aus den langen, dürren Finger,
Und ſprach die Zauberworte laut.
Die Geiſter hörten ihren Ruf,
Und ſiehe! ihr dienſtbarer Geiſt
Steht plötzlich vor ihr da. Sie rief:
„Wo lebt der Knab', mit deſſen Leben
Dies Zauberfeuer immerfort
Gleichzeitig brennen muß?“ —
Der Dämon ſprach: „Gebieterin!
Nicht auf dem Meer, nicht auf der Erde.
Den Ort, wo er verborgen iſt,
Vermögen Augen nur zu ſeh'n,
Die Allah's Thron und Glorie ſchau'n.“ —
„Bringe mir ſogleich das Haupt
Des todten Hodeirah her!

---

*) So nannte Mahomed den böſen Geiſt.

(Rief Khawla) Er wird's offenbaren.“
Ein Augenblick — ſchon lag zu ihren Fußen
Hodeirah's Leichnam.
Seine Hand hielt noch das Schwert
Feſt in der Todesſtunde,
Und das Blut der Todeswunde,
War noch nicht geronnen.
Die Zaub'rin blickte auf den Leichnam
Mit einem Lächeln, welches ihre
Gräßlichen Züg' noch mehr entſtellte;
Sie rief: „Wo biſt du Hodeirah nun?
Mag deine Seel' in Edens Hainen,
Mag ſie am Throne Gottes ſein,
Du mußt jetzt meine Stimme hören,
Muſſt gehorchen meinem Ruf!“

Sie ſprach's, und murmelte den Zauberbann,
Den grauenvollen, den die Höll' in Furcht
Vernahm, der Himmel mit Entſetzen.
Wild rollten ihre Augenballen,
Alle Muskeln zuckten krampfhaft,
Die bleichen Lippen bebten; Khawla ſah's:
Im Herzen jubelnd, rief ſie aus:
„Prophet! erblicke meine Macht!
Sieh! ſelbſt der Tod vermag's nicht, deine Sklaven
Vor Khawla's Zauberſpruch zu ſchützen,
Sprich, Hodeirah, ſprich: wo iſt dein Kind?“ —
Hodeirah ſeufzt' und ſchloß die Augen,
Als wollt' er in die blinde Nacht
Des Todes ſich verbergen. —
„Antworte mir!“ rief ſie nochmal;
„Wo nicht, ſollſt du im wunden Leib

„Jahrhunderte der Qual durchleben!
Antworte mir, wo iſt der Knabe?“ —

„O Gott! o Gott!“ rief Hodeirah;
„Befreie mich von ſolchem Leben,
Von ſo furchtbarem Todeskampf!“ —
„Sprich!“ rief die Zauberin, und hob
Vom Boden eine Viper auf,
Und geißelt' ihm mit ihr den Nacken.
Das Ungeſtüm umſchlang
Den Leib mit engen Ringen,
Erhob ſein Haupt voll Wuth,
Und heftete in's Angeſicht
Den Todeszahn, und goß
In jede Wunde Gift.
Und doch vergebens! Allah hörte
Hodeirah's inniges Gebet,
Und Khawla's Wuth verſchwendte
All' ihre Zauberkraft auf eine Leiche.
Das Schickſalsfeuer lodert' auf,
Umhüllte rings den Leib mit Todesflammen,
Gebein und Fleiſch verzehrend.
Das Schwert allein, vom Feu'r umkreiſ't,
Blieb unverſehrt zurück.

Wo iſt der Knab', für deſſen Hand
Das Schickſal dieſes Schwert beſtimmt?
Wo weilet der Zerſtörer nun,
Der eines Tages ſchwingen wird
Das Schwert, umkreiſ't von Feuerflammen?
Verſuche nur, dem Fluch geweihte Brut,
Verſuche deine Zauber all'

Ihr Meiſter in der böſen Kunſt,
Sprecht murmelnd euern Höllenbann!
Ihr könnt des Menſchen Wohnung ſtürzen,
Ihr könnt die Felſenſchlünde öffnen,
Ihr könnt den Grund der Erd' erſchüttern,
Doch nun und nimmer Gottes Wort,
Könnt keinen Zug von dem verlöſchen,
Was ſein heil'ger Wille ſchrieb! —

Der neunte und zehnte Geſang enthalten einen Reichthum von erhabenen und großartigen Naturgemälden. Ich hebe nur Eines derſelben aus, die Beſchreibung einer unendlichen Schneewüſte, in welche Thalaba auf ſeiner Wanderung nach der Zauberkluft von Domdaniel kommt.

Der Oſthauch weht ihm ins Geſicht,
Treibt Schnee und Hagel vor ſich hin.
Scharf iſt die Luft, ſcharf iſt der Wind;
Die Glieder ſchmerzen ihn,
Den Wanderer, vor Froſt,
Die Augen ſchmerzen ihn vom Schnee,
Und Herz und Geiſt erſtarren ihm.
Er blickt umher, ob nirgendwo
Sich eine Spur des Lebens zeigt;
Doch ringsum nichts als Himmel,
Nichts, als die weiße Wüſte,
Und einſam eine Fichte hie und da,
Die Zweige von der Laſt des Schnees gebrochen.
Schon mindern ſeine Leiden ſich.
Die Sinne, ſchmerzenſtumpf, erlahmen.
Matt und müde ſchleppt er ſich dahin;
Auf ſeinen Augen laſtet's ſchwer,

Und mühſam regt ſich jedes Glied;
Wie gern ergäb' er ſich dem Schlaf!
Noch iſt deine Ruheſtunde
Nicht gekommen, Thalaba!
Noch darf der Zerſtörer nicht
Sich der Schlaferquickung freu'n;
Nicht geendet iſt die Wand'rung,
Nicht zurückgelegt ſein Lauf.
Muthig fort auf deiner Bahn!
Am Ziele harret dein der Preis.

Ein Cederbaum iſt's *), welcher ihn
Aus ſeinem Todesſchlummer weckt;
Ein Cederbaum iſt's, deſſen Zweige,
Sonſt um den Stamm ſich rings ausbreitend
Wenn ſie den Druck der Schneelaſt fühlen,
Vereint in eine Spitze ſich
Zum Himmel heben, aufrecht ſtehend
In ihrer Kraft dem Sturm zu trotzen.
Dies lehrt, das wußte Thalaba,
Dies lehrte die Natur den Baum;
Er ſchüttelt ab, die Schläfrigkeit,
Und wird von Hoffnung neu belebt.
Nun ſank die Abendſonnenſcheibe,
Breit, hochroth, aber ſtrahlenlos,
Am glüh'nden Himmel nieder.

---

*) Die Cedern, insbeſondere die auf dem Berge Libanon, breiten ihre Zweige gegen die Erde parallel aus, und bilden damit eine Art von Sonnenſchirm; zur Zeit aber, wo der Schnee in ſolcher Menge fällt, daß ſie die Laſt nicht ertragen könnten und brechen würden, erheben und vereinigen ſich die Zweige ſo, daß ſie, um ſich gegen den Schnee wie gegen ihren Feind zu ſchützen, eine Art von Kegel oder Pyramide bilden.

Schneeflocken fielen durch das rothe Licht
Wie Feuer. Lauter ſauſ't der Wind,
Und jagt den Schnee wie Staub vor ſich;
Der Schnee klebt an des Wandrers Haar,
Sein Hauch wird auf den Lippen Eis.

Gehorſam ſeinem Ruf, wallt Thalaba
Im bleichen Mondlicht, durch pfadloſen Schnee.
Der Morgen kam, doch er erweckte
Kein Aug' in dieſer Einſamkeit.
Sein Schimmer übergoß mit Saffranfarbe
Der Wüſte bleiches Kleid.
Der Abend kam, die glüh'nden Wolken färbten
Der Berge Reih'n mit ihrem Purpurſtrahl;
Und nun erbleicht das weſtliche Gewölk,
Und auf die Öde ſinkt die Nacht herab.
Der Jüngling ſinkt auf ſeine Knie,
Und neigt ſein Haupt zur Erd', und ſpricht
Zum Abendſegen ſein Gebet;
Und als er aufſtand, ſchimmerten
Die Sterne hell am Firmament;
Blau war der Himmel, und der kalte Mond
Goß ſeinen Glanz auf kalten Schnee.

O der Wonne! Endlich zeigen
Sich allmälich Lebensſpuren.
Eine Föhre, ach, die erſte,
Schlägt ihre Wurzeln in das Eis,
Dann wieder eine und noch eine;
Nun auch der Lärchenbaum,
Der ſeine Arme, ſanft gebogen,
Zur Erde ſenkt wie Wogenfall.

Schon ſchimmert auch der Eſpe
Immer reges Laub
Grau an den unbewegten Äſten;
Die Pappel auch erſcheint
In wechſelreichem Grün,
Die Silberbuche, hell
Wie Pfauenfedernſchmuck.
O Lebensſpuren! Freudenfülle!
Von ſeiner Fährte naht das Reh;
Das kleine Hermelin erſcheint,
Der weiße Wanderer im Schnee;
Von jener Fichte hört man ſchon
Des Haſelhuhnes Flügel rauſchen;
Schon tönt der liebliche Geſang der Droſſel
Mit ihrer roſenrothen Bruſt.
O Wonne, über Wonne!
Die Winterwüſte ſchwindet
Und ringsumher erſcheinen
Grüne Büſche, grünes Gras,
Sträuche, hell von Beerenglut,
Und der Blumen Lieblichkeit.

Das Gedicht „Madoc“ gründet ſich auf die folgende hiſtoriſche Sage: Beim Tode des Owen Gwyneth, Königs von Nord-Wales, im Jahre **1169**, ſtritten ſich ſeine Söhne um die Thronfolge. Yorwerth, der älteſte derſelben, ward für unfähig erklärt, weil er ein Brandmal im Geſicht hatte. Hoel, obſchon ein unehlicher Sohn, bemächtigte ſich auf kurze Zeit des Thrones; er wurde aber von ſeinem Bruder David, dem älteſten Sohne des verſtorbenen Königs von einer zweiten Gemahlin, in einem blutigen Treffen geſchlagen und getödtet. David beſtieg hierauf den Thron, tödtete den Yorwerth, ſperrte den Beldri in ein Gefängniß, und verbannte andere ſeiner Brüder. Madoc, um ferneren Bürgerkrieg zu vermeiden, und dem Haſſe eines grauſamen Bruders zu entgehen, verließ indeß das Reich, und ſegelte gegen Weſten, um ſich einen ruhigeren Wohnſitz zu ſuchen. Das entdeckte Land gefiel ihm; er ließ einen Theil der mit ihm Geflohenen daſelbſt zurück, und ſegelte nochmals nach Wales, um neue Abenteurer anzuwerben, welche er gleichfalls wieder mit ſich nahm. Hierauf ward nichts Gewiſſes mehr von ihm vernommen. Einer Sage nach ſoll er ſich in Amerika angeſiedelt haben; zur ſelben Zeit ſollen die Aſtekas, ein amerikaniſcher Volksſtamm, ihre Heimat Aſtlan verlaſſen, ein neues Reich gegründet, und von ihrem Schutzgotte Mexitli den Namen Mexikaner angenommen haben. Das Gedicht ſetzt dieſe Auswanderung mit den Abenteuern des Prinzen Madoc in Verbindung, und zerfällt hiernach in zwei Theile. Der erſte, überſchrieben: „Madoc in Wales,“ erzählt, wie Madoc von Britanniens Küſte abſegelt, das Meer unter mancherlei Abenteuern durchſchifft, und endlich in Amerika landet. Der zweite Theil: „Madoc in Aſtlan,“ ſchildert ſeinen Aufenthalt in Amerika, die Sitten und Gebräuche der Einwohner, und erzählt, wie er dieſen wilden Volksſtamm beſiegt, die blutigen Altäre der Götzendiener zerſtört, dann triumphirend in ihren Tempeln das Kreuz aufrichtet.

Dieſes Gedicht wurde bei ſeinem erſten Erſcheinen im

Jahre 1805 *) im Edinburger **Review** bitter und ungerecht getadelt. Eine feindſelige Kritik legte demſelben viele Fehler zur Laſt, insbeſondere: affektirte Simplicität, erkünſtelte Begeiſterung, falſche Kraft, Weitſchweifigkeit ꝛc. Unbefangene rühmten dagegen, daß Southey in den Bardengeſängen, welche im erſten Theile dieſes Gedichtes vorkommen, den Oſſian, in manchen Stellen religiöſer Erhabenheit den Milton erreicht, und in den Naturgemälden der neuen Welt, ſo wie in den Beſchreibungen von den Sitten, dem Götzendienſte und den Kämpfen der Wilden, den Alonzo de Ercilla, Verfaſſer der Araucana, übertroffen habe.

Beide Theile des Gedichtes ſind reich an Schönheiten, deren ich nur einige wenige dem Leſer, welcher das Original ſelbſt nicht kennt, hier vorlegen will. Zu den ausgezeichneteren Partien des erſten Theiles gehört die folgende Beſchreibung einer Bardenverſammlung:

Der Platz, an dem ſie ſich verſammelten,
War eines Hügels hocherhabner Gipfel,
Von keinem Baum umlaubt, von keinem Pflug
Verletzt, von jeder Menſchenwohnung und
Von jedem Laut des Menſchenlebens fern,
Dem Auge und dem Hauch des Himmels offen.
Hier ward ein Kreis von Steinen einſt gepflanzt,
In frühſter Zeit hier die uralte Lehre
Von Barden an den Barden überliefert.
All jene, die Bewund'rung oder Ehrfurcht
Herführte, oder Liebe zum Geſang,
Sie ſtanden außerhalb der Steine Kreis.
Die Meiſter des Geſanges trugen

---

*) Die zweite Auflage erſchien im Jahre 1809.

Ein Kleid von himmelblauer Farbe,
Andeutend Wahrheit, Fried' und Einigkeit,
Dem Himmel gleich, der über eine Welt,
So voll des Argen, ſeinen blauen Baldachin
Mit ewig heitrem Glanze wölbt.
Im Kreis der Steine ſtand der Barden Chor
Auf grüner Erde unterm blauen Himmel,
In heil'ger Ehrfurcht Haupt und Fuß entblößt,
Ein Chor von Brüdern der Unſterblichkeit.
Hier unterm Aug' des Lichts, im Angeſicht
Des Tags, begann das Bardenfeſt.
Ein bloßes Schwert ward auf den Bundesſtein
Gelegt; hierauf erhob der Meiſter ſeine Stimme ꝛc.

Einen hohen Grad von Lieblichkeit hat das folgende Gemälde eines ſchönen Sommertages an und auf dem Meere:

Des Himmels Azur war von keinem Fleck
Entſtellt; die ſegenreiche Sonne nur
In ihrer unnahbaren Herrlichkeit,
Nur ſie allein durchwandelte
Voll Himmelsluſt das Lichtgefild.
Wie ſchön hob unterm weiten Ätherblau
Das Spiel der Meereswogen ſich empor!
Weithin nur eine lange Schimmerfläche;
Nur an des Ufers ſanftgebog'nem Rand
Lag eine Farbe, jener gleich,
Wenn an des Pfaues Hals der ſchönſte Schmelz
Von Gold, Smaragd und Amethyſt ſich zeigt.
Die Herden des Oceans ſonnten ſich;
Die Mewe ſtieg und ſiel wie Wogenſchaum;
Der Waſſerrabe ſchwang ſich hoch empor

Mit vorgeſtrecktem Hals, der Kiebitz trieb
Im Kreiſe ſich, und ſang ſein Jubellied.
Es war ein Tag, der aller Weſen Herz
Mit Sommerluſt erfüllt; von ihm gelockt,
Verließen ſelbſt die Schwärme der Inſekten
Geklüft und Dickicht, welches ſie verbarg.
Geſtad' und Felſen, Wälder und Gebirg,
Sie lächelten im frohen Sonnenſchein,
Theilnehmend an der allgemeinen Luſt. —

Ein ſchauerliches Nachtgemälde iſt die Scene, da ein Mönch dem Prinzen Madoc verräth, daß es beſchloſſen ſei, den Leichnam ſeines Vaters, des Königs Owen, auszugraben, und ihn auf ungeweihte Erde hinzuwerfen. Madoc kommt in das Kloſter:

Nacht war's; die Frevler ſtanden ſchon am Grab.
Ihr Werk beginnend, brachen ſie mit Karſt
Und Spaten in das Haus des Todes ein.
Schon haben ſie vom Marmorſarg
Die Eiſenklammern weggeſprengt,
Als ſie, von plötzlichem Geräuſch geſchreckt,
Auffuhren, und, vom Scheitel bis zum Fuß
In Stahl gehüllt, vor ihnen ſtand der Prinz.
Der Kerzen Schimmer fiel auf ſein Geſicht,
Denn offen war der Helm. Als ſie ihm nun
In's bleiche Antlitz ſchauten, bleich vor Gram,
Und ſeines Vaters Züge d'rin erkannten,
Da rüttelte ſie Furcht mit Fieberfroſt.
Das Grauen der entſetzten Phantaſie
Wich aber bald der Ahnung einer andern
Gefahr, da Madoc's Stimme ſie vernahmen.
Entfliehen wollten ſie; er aber rief:

„Steht! Keiner weiche, Keiner rege ſich!
Stoß ich nur Einmal in dies Horn, ſo hört
Das ganze Land den Schall, als rief' der todte
König Owen aus ſeinem Grab um Rache.
Nicht weichet, oder Keiner bleibt am Leben!
Die Thore ſind bewacht; ihr ſeid in meiner Macht.“ —

Das Crucifix nahm Balduin vom Altar,
Und hielt's dem Prinzen Madoc vor und rief:
Wer mich trifft, trifft auch den Gekreuzigten;
Laſſ' ab, wo nicht endloſe Qualen —“
„Friede!
Entweihe nicht das heil'ge Kreuz (ſprach Madoc)
Mit dieſer Hand, vom mitternächt'gen Frevel
Befleckt! Kein Leid befürchte Du von mir!
Sei klug, ſo bleibſt Du unverletzt.
Wär' Deine Frevelthat bekannt,
So würde David auf des Kirchthurms Spitze
Dich hängen, Speiſe dort zu ſein den Raben.
Gehorch' und lebe! Bringe feines Linnen
Und eine Kiſte, um hier wegzutragen
Der theueren Gebeine morſchen Reſt.
Ihr Andern fahrt in eurer Arbeit fort!“

Sie hoben auf ſein Wort vom Steingewölb
Den Sarg, und richteten den Todten auf,
Gehüllt in königliches Grabgewand,
Die Arme auf der Bruſt gekreuzt; ſo lag
Die Leiche, unverſehrt durch Spezerei
Voll Wohlgeruch. Dann hüllten ſie, auf Madoc's
Geheiß, den Leib auf's Neu' in Linnenzeug,
Die Falten zierlich an einander reihend,
Und legten ihn dann wieder in den Sarg,

Und füllten ſorgſam jeden Zwiſchenraum
Zu Füßen und beim Haupt, daß feſt er lag.
D'rauf ſchloßen ſie den Deckel, welchen Madoc
Dreimal mit ſeinem Ring verſiegelte,
Und ſprach: „Bei Tagesdämmerung
Tragt dieſes Kleinod in mein Schiff!
Des Vaters theueres Gebein ſoll ruh'n,
Wo einſt das meinige auch ruhen wird
An ſeiner Seite. Er, der lebend ſeine
Und ſeines Landes Freiheit hat behauptet,
Sei auch im Tode frei!“ —

Zu den ſchönſten Partien des Gedichtes gehört die folgende. Ocellopan, der Blutvergießer genannt, und Thalala, mit dem Beinamen: der Tiger des Krieges, zwei indiſche Häuptlinge, unternehmen einen nächtlichen Ueberfall, und überraſchen im Gebiete des chriſtlichen Lagers den Caradoc, einen ſchlafenden britiſchen Krieger, welchen Thalala zu opfern beſchließt, um durch Menſchenblut die Götter ſich günſtig zu machen, und ſeinem Volke den Sieg zu verſchaffen. Er kriecht wie eine Schlange zu der Stelle, wo der ſchlafende Caradoc von ſeiner Heimat und vom blauäugigen Mädchen ſeiner Liebe träumt. Schon iſt er im Begriffe, den Todesſtreich zu führen, als plötzlich ein Morgenlüftchen, über Caradoc's Harfe hingleitend, himmliſche Accorde erweckt. Der Wilde, von Erſtaunen ergriffen, ſchaut rings umher; er ſieht in der Nähe Niemand als den Schlafenden. Tiefes Schweigen herrſcht. Plötzlich ertönen die ätheriſchen Klänge nochmal und verſtummen plötzlich wieder. Da fühlt ſich der Wilde zum erſten Male vom Entſetzen ergriffen. Er glaubt, ein guter Genius wache über den Fremdling, und gibt ſeinen Mordvorſatz auf:

Schon zieh'n ſie in der ſtillen Nacht dahin
Auf ödem Pfad; erreichen das Gebirg,
Und laſſen an dem buſchbedeckten Abhang
Im Hinterhalte lagern ihr Gefolg.
Sie ſelber ſteigen auf gewund'nem Pfad
Empor, bis ſie die Höh' erreicht, die ſich
Noch über das Gebirg des Briten hebt.
Hier ſtanden ſie und unterſuchten erſt
Beim Glanz des Mondes, der noch voll und hell
Am blauen Himmel hing, den jähen Abhang.
Jäh lag vor ihrem Blick der Felsſturz da,
Die nackte Klippe, ſchwindelnd, ſchauerlich;
In ihrer Mitte gähnt ein tiefer Schlund,
Den noch kein Fuß betrat, kein Auge maß.
Der Adler baute horſtend hier ſein Neſt.
Gebrochenes Geklipp und alte Wälder
Erſchwerten nun die Pfade immer mehr,
Wie ſie von Fels zu Felſen aufwärts klommen.
Wo Baumſtamm, Aeſt' und Wurzeln ihnen trotzten
Auf ihrer Wand'rung voll Gefahr und Müh.
Nun angelangt am Eingang eines Thals,
Bedeckt mit dichtverworrenem Geſträuch,
Das hinzog ſich um ſtarrendes Geſtein,
Da legten ſie geſtreckt ſich auf den Boden.
Der Sterne Glanz erblich; des Glühwurms Leuchte
Erloſch; die Eule ſchloß den Nachtgeſang.
Auf der Magnolia Wipfel kündete
Des Truthahns lauter Ruf den Morgen an.
Von Baum zu Baum verbreitete ſich weit
Das Wachgeſchrei, und immer weiter, bis

Ringsum die Waldgebirge wiederhallten.
Nun bricht der Morgen an; noch aber zeigt
Im Thau ſich keines Menſchenfußes Spur,
Und nirgends wird ein Menſchenlaut gehört:
Ocellopan zuerſt bemerkt, unfern
Von ſich, gelagert unterm Obdach einer
Nur halbgedeckten Hütte, einen Fremdling,
Sanft ſchlummernd noch, und zeigt, hindeutend, ihn
Dem Thalala. Der Tiger blickt umher
Kein and'rer Menſch war in der Näh' zu ſehen.

„Steig' ich hinab (ſprach er), den Todesſtreich
„Ihm zu verſetzen? Niemand ſieht die That.
„Wir haben heute Nacht den Göttern unſer
„Vermiſchtes Blut geopfert, und mir däucht
„Sie bieten uns dafur ein Opfer jetzt,
„Das ſie uns gnädig macht und Glück verheißt.
„Ich geh' hinab und tödte ihn.“ —

Er ſprach's, und ſchlich wie eine Schlange hin
Zum Ort, wo Caradoc im Schlafe lag,
In ſanftem Schlafe und in ſüßen Träumen
Vom Britenland und vom blauäugigen
Geliebten Mädchen. Thalala, der Tiger,
Stand über ihm, erkannte ſein Schlachtopfer,
Und das Bewußtſein voller Rachemacht
Erfüllte mit boshafter Luſt ſein Herz.

„Einſt (ſprach er) biſt Du meinem Arm entwiſcht;
„Wer aber, wer kann jetzt Dich retten?“ —
Er hob den Speer; in dieſem Augenblick
Flog an des Briten ungeſeh'ner Harfe
Ein Morgenlüftchen ſäuſelnd hin, und rührte
Die Saiten zu ſo ſüßer Harmonie,

Daß überirdiſch ſchien der holde Klang.
Der Wilde unterläßt beſtürzt den Wurf,
Blickt rings umher, ſieht keine Menſchenhand
In ſeiner Näh'. Horch! himmliſche Muſik
Ertönt von Neuem, ſchwillt, und ſtirbt dahin.
Da fühlt ſein Herz zum erſten Male Furcht.
Er glaubt, ein Schutzgeiſt weile bei dem Fremden,
Und zieht ſich ſcheu zurück, und flüſtert leiſe
Dem Mordgefährten zu: „Ihn ſchützt ein Gott! —
„Vernahmſt Du nicht den Schall, der in mich drang,
„Und machtlos über ſeinem Haupt
„Den Arm mir lähmte?“ —
Sein Gefährte ſprach:
„War's nicht die Stimme Deiner eig'nen Götter,
„Um Dich zu ſtärken, und ihr Wohlgefallen
„An dieſer That zu zeigen?“ — Thalala
Erwiedert: „Unſ're Götter ſprechen nur
„In Sturm und Dunkel; ihre Stimme iſt
„Der Donner, durch den Himmel brüllend, oder
„Hinrollend unter uns, daß ſich die Erde
„Erzitternd ſchaukelt, und der Menſchen Söhne
„Vernichtung trifft. Dies war nicht Himmelsklang,
„Nicht Götterruf, uns zu ermuthigen;
„Entmannend drang er mir durch jedes Glied,
„Und ſpannte mir des Geiſtes Sehnen ab.
„Nicht kann ich, Blutvergießer, meine Hand
„Aufheben gegen dieſen Mann! Fühlſt Du
„Mehr Kraft in Deinem Herzen, thu' es ſelbſt!“ —

Indeß erhob ſich Caradoc vom Boden,
Der Rettung unbewußt. Das Tagsgeräuſch
Begann, und ſchwoll zu immer lauterem
Getümmel, wie der Menſch ſein Tagwerk anfing.

Das epiſche Gedicht: „Roderich, der Letzte der Gothen,“ iſt ein höchſt trauriges Nachtſtück, in welchem alle Leidenſchaften, ſelbſt die Liebe, in düſterer Geſtalt oder in wilder Glut erſcheinen. Man findet in dem Ganzen nicht Eine liebliche Partie, nicht Einen freundlichen Lichtpunkt. König Roderich ſelbſt ſchreitet, unerkannt wie ein Geiſt der Nacht durch das Labyrinth gräßlicher Ereigniſſe dahin. Dabei aber zeigen ſich Religioſität und Vaterlandsliebe in ihrer höchſten Exaltation. Die engliſchen Kunſtrichter nahmen es dem Dichter übel, daß in dieſem Epos ein ſo gewaltiger Geiſt des Katholicismus walte, ein lächerlicher Vorwurf, wenn man bedenkt, daß ſchon der Stoff des Gedichtes dieſes unerläßlich machte, indem es die Spanier, als eifrige Katholiken, den Mauren gegenüber ſtellte. Die Grund-Idee dieſer hiſtoriſch-romantiſchen Dichtung iſt erhaben, die Charaktere ſind mit den lebendigſten, oft glühendſten Farben geſchildert. Der Charakter des unerkannten, gefallenen Königs Roderich iſt grandios. Seine Büßung in der Wüſte, ſeine myſteriöſe Wiederkehr zu ſeinen Unterthanen, die Prüfungen während ſeiner Sendung zur Rettung des von den Mauren beherrſchten Vaterlandes, das Opfer, welches ſeine Ergebung ihm koſtet, der mächtige Einfluß ſeiner Gegenwart, wo immer ſie erſcheint, und die letzte Großthat ſeiner Tapferkeit und Begeiſterung, alles dies vereinigt ſich, ihm eine mehr als menſchliche Erhabenheit zu leihen. Die Charaktere des Grafen Julian und ſeiner Tochter Florinda ſind meiſterhaft gezeichnet, ihre Zuſammenkünfte mit dem Könige von ergreifender Wirkung. Adoſinda, die Judith des Gedichtes, Ruſilla, Roderich's Mutter, deren fromme Thränen dem Sohne die himmliſche Krone erwerben, der hochherzige Pelayo, der edle Graf Pedro und ſein Sohn Alphonſo, endlich der gute Greis Severian, Roderich's Pflegevater, mit homeriſcher Einfachheit geſchildert, ſind herrliche Geſtalten voll Wahrheit und Leben.

Die Vorgeſchichte, auf welcher der Stoff der gegenwärtigen Dichtung beruht, zeigt eine lange Reihe ſchaudererregender Scenen. Die Feindſeligkeit der königlichen Familien des Chindasvintho und Wamba, vom Stamme der Weſtgothen, war eine der Haupturſachen, welche den Sturz Spaniens, und den Einfall der Mauren herbeiführte. Theodofred und Favilla waren die jüngeren Söhne des Chindasvintho. König Witiza, aus Wamba's Familie, blendete den Theodofred, tödtete den Favilla auf Antrieb ſeines Weibes, und lebte mit der Ehebrecherin. Pelayo, der Sohn des Favilla, nachher Gründer der ſpaniſchen Monarchie, wurde verbannt. Roderich, der Sohn des Theodofred, erhielt den Thron, blendete, um ſeinen Vater zu rächen, den Witiza, ſchonte aber deſſen Bruder und zwei Söhne. Endlich verführte Roderich Florinden, die Tochter des Grafen Julian, welcher nun, wuthentflammt, ein Feind ſeines Vaterlandes und ſeinem Glauben abtrünnig wird. Hiermit beginnt die Handlung des Gedichtes. Julian, der Verräther, hat die Mauren nach Spanien gerufen. Zahlreiche Scharen ſind angekommen. Vergebens kämpft König Roderich in der Schlacht mit dem Löwenmuthe der Verzweiflung. Die Mauren ſiegen. Roderich flieht in einer ſchrecklichen Nacht. Im verödeten Kloſter einer einſamen Gegend trifft er den frommen Mönch Romano, und verweilt nach deſſen Tode daſelbſt ein ganzes Jahr in reuigen Bußübungen. Ein Traumgeſicht, worin er ſeine Mutter Ruſilla erblickt, bewegt ihn, ſich wieder zu bewaffnen und fortzuziehen. Er wandert nun auf eine ſchauerlich-grandioſe Art, ſich nie zu erkennen gebend, durch Gegenden und Städte, ſieht überall die Spuren der Zerſtörung und die ſiegreichen Mauren als Herren des Landes. In einer der zerſtörten Städte trifft er mit Adoſinda zuſammen. Beide ſchwören, ihr Vaterland zu befreien. Roderich geht nach dem Kloſter St. Felix, welches einſam im Gebirge liegt, und meldet dem Abte jenen Schwur. Von dieſem erfährt er, daß nur auf den Pelayo noch die Hoffnung der Rettung Spaniens zu gründen ſei, und daß viele der vornehmen Spanier in religiöſer und bürgerlicher Geſinnung abtrünnig geworden, und den Mauren zugefallen ſeien. Der greiſe Abt ſegnet den unerkannten König, mit dem Auftrage, die Abtrünnigen wieder für die Sache ihres Vaterlandes zu gewinnen, und ſich deshalb mit Pelayo zu beſprechen, welchen der mauriſche König, weil er ihn fürchtet, an ſeinem Hofe zurückhält. Roderich trifft den Pelayo im Grabgewölbe einer Kirche, am Sarge ſeines Vaters Theodofred, im härenen Bußkleide, das Haupt mit Aſche beſtreut, barfüßig, für die Seele ſeiner verſtorbenen Mutter betend. Pelayo entſchließt ſich zur Vertreibung der Mauren, und zur Annahme der ſpaniſchen Krone. Alphonſo (nachmals König von Spanien, ein Sohn des Grafen Don Pedro) ſchließt ſich dem Unternehmen an, wie auch Florinda, die Tochter des Grafen Julian, welche, Hülfe ſuchend, zum Pelayo kam.

Die Vereinigten erreichen das Schloß des Grafen Don Pedro in dem Augenblicke, da er eine Schaar von Bewaffneten um ſich verſammelt hat, um ſie gegen die Mauren zu führen. Alphonſo erkennt ſeinen Vater, und gibt ſich ihm zu erkennen. Er wird zum Ritter geſchlagen, und Pelayo verſpricht ihm ſeine Tochter zur Gattin. Eine Schaar Mauren erſcheint plötzlich, greift die verſammelten Aſturier an, und wird in die Flucht getrieben. Alphonſo zeigt bei dieſer erſten Waffenthat echten Heldenmuth. Die Aſturier ziehen dem Feinde entgegen. Während ſie bei einem verödeten Schloſſe des Grafen Pedro ankommen, trifft daſelbſt nächtlicher Weile eine Schaar aſturiſcher Krieger ein, an ihrer Spitze Adoſinda; auch Ruſilla, Roderich's Mutter, und Florinda, die Tochter des Grafen Julian, kommen mit ihr. Adoſinda, die Heldin, hat mit ihrer Schaar einen Sieg über die Mauren errungen. Ruſilla und Florinda halten den König Roderich in ſeinem Bußgewande für einen Mönch; Beide bitten ihn zu beten, die Mutter für ihren todt geglaubten Sohn, als für ihn ſelbſt; Florinda für ihren abtrünnigen Vater. Dennoch vermag es Roderich nicht über ſich, ſich ihnen zu erkennen zu geben.

Indeſſen findet Pelayo ſeine Gattin, ſeinen Sohn Favilla und ſeine Tochter Hermeſinda in einer Höhle, wohin ſie ſich vor den Mauren geflüchtet haben; er wird durch

Roderich's Zuthun zum König ausgerufen. Nun folgt die herrliche Erkennungs-Scene zwiſchen Roderich, und ſeiner ihn ſegnenden Mutter: hierauf die grandioſe Scene, da Florinda mit dem unerkannten Roderich zu ihrem Vater, dem abtrünnigen Grafen Julian, in das Lager der Mauren geht, um ihn zu bewegen, daß er vom Heidenthume ablaſſe, und in den Schooß der chriſtlichen Religion zurückkehre. Es gelingt, und er kämpft gegen die Mauren. Verwundet wird er in eine Kirche gebracht, wo Roderich dem Sterbenden das lezte Abendmahl reicht. Nun folgt die entſcheidende blutige Schlacht. Pelayo, Graf Pedro, und ſein Sohn Alphonſo kämpfen heldenmäßig, aber ſie alle übertrifft Roderich. Das Gedicht ſchließt mit der gänzlichen Niederlage der Mauren; Roderich aber, der nun von allen erkannte Fürſt und Sieger, iſt verſchwunden. Zum Schluſſe will ich dem Leſer einige Glanzſtellen vorlegen.

Da der unglückliche Roderich im übelſten Zuſtande des Leibes und der Seele, in ſeinem Aeußern ganz verwildert, Spanien durchzieht, reicht ihm ein gutmüthiger Maure von dieſem Anblicke gerührt, ein Almoſen.

Der Menſchen ungewohnter Anblick macht
Den edlen König Roderich verwirrt:
Er ſchreitet mit entſtellten Mienen
Gleich Einem, fortgejagt von wildem Wahn,
Die Stadt hindurch. Wer ihm begegnet, wendet
Dem Wanderer ſich nach, und ſtaunt ihn an.
Nur Einer weilet, drückt ihm in die Hand
Almoſen, und verlangt dann in gebroch'ner
Gothiſcher Sprache ſeinen Segenſpruch.

Rodrich empfängt die milde Gabe
Mit einem Blick, als wär' der Geiſt abweſend;
Doch, wie ſein Auge auf die Münze fällt,
Erblicket der gefall'ne Fürſt
Sein eig'nes königliches Bild darauf.
Krampfhaft entfährt der Bruſt ein lauter Schrei,
Der erſt dem Lachen glich, doch bald
In dumpfes Stöhnen ſich verlor.
Der Muſelmann erſchrack bei ſolchem Ruf,
Pries Allah's Namen, und entfloh.
Ein Chriſtenweib ſaß ſpinnend an der Thür,
Erblickt' ihn, legte, vom Mitleid ergriffen,
Die Spindel weg, und eilte in das Haus,
Nahm Brot, und lief ihm rufend nach,
Gab in die ſchlaffen Hände ihm das Brot,
Und ſprach: „Erbarm' ſich Deiner Jeſu Chriſt!" —

Er hört ihr zu, mit einem Blicke, gleich
Dem Blick' der Blödheit, ſtand, und ſtarrte vor ſich;
In Thränen dann ausbrechend, weint' er wie
Ein Kind, erleichternd ſich dadurch das Herz,
Zum Berſten voll anſchwellender Gedanken.

Erſchütternd iſt die Scene, da Roderich mit Adoſinda unter den Ruinen Auria zuſammentrifft, wo die Heldin die Leichen ihrer von den Mauren ermordeten Aeltern, des Gatten und eines Kindes bewacht und begräbt:

Im Staube liegen die geſtürzten Mauern:
In gräßlichem Ruine, ſchwankend ſteh'n
Die Thürme und die Tempel ringsumher,
So ſchwarz und nackt, wie ſie die Flamme ließ.
In allen Straßen, mit den friſchen Trümmern

Des Krieg's beſä't, lag Helm und Turban, Schwert und Säbel,
Und Chriſt und Maure, in vermiſchtem Tod,
Ein jeder auf der Stelle, wo er fiel.
Blutklumpen krachten wie der trock'ne Schlamm
Zurückgetretner Flut; dazwiſchen lagen
Die halb verbrannten Leichen, aus der Ferne
Anlockend zur verruchten Speiſ' den Wolf,
Den Raben und den herrenloſen Hund.

Da fühlte Rod'rich ſich von Fieberſchauer
Und Seelenſchmerz ergriffen; Todesſchweiß
Trat auf die Stirn; bald aber ſchwanden ſie,
Und es erhoben ſich an ihrer Stelle
Bewunderung und Freud' und feſte Hoffnung,
Im innigſten Verein mit Zorn und Haß
Und heil'ger Racheglut, und er rief aus:
„Du edles Volk! ihr tapfern Krieger all!
Ihr fielt als echte Gothen, treu
Bis zu dem letzten Augenblick,
Geſchlagen, doch im Tode unbeſiegt.
Geſegnet ſeien eure Heldennamen,
Und ewig lebe euer Ruhm
Und euer heiliges Andenken!“ —
Indem er alſo ſprach mit lauter Stimme,
Schritt, von dem Schall gelockt, ein Weib
Aus den Ruinen zu ihm hin.
„Gewähre (ſagte ſie), bei Chriſti Lieb',
Dein Mitleid mir und deine Hülfe!“—

Des Weibes Stimme, ihre Wort' und Blicke,
Ergriffen Rod'richs Herz mit noch mehr Schrecken,
Als alle die Zerſtörung rings umher,

Denn, ſprach auch die Verzweifelnde
Mit dumpfem, hohlem Ton aus tiefer Bruſt,
So ſtrömte doch nie eine ſüß're Stimme,
Begeiſtert ihre Hymnen himmelwärts.
An ihren Händen klebte Blut,
Mit Blut befleckt war ihr Gewand,
Von Blut und Staub entſtellt ihr Angeſicht,
Und dennoch gaben Schönheit, Majeſtät,
Anmuth und Jugend der Geſtalt
Und jeder Miene holden Reiz;
Nun aber hatte in den ſtarren Zügen
Die herbſte Qual ſich feſtgeſetzt,
Entſetzlicher noch als der Tod. —
Sie leitete ihn durch die Straßen hin
Zu einer Stelle, wo vier nied're Mauern,
Roh aufgeführt aus der Ruinenmaſſe,
Einſchloſſen einen engen Raum.
Vier Leichen lagen auf der Erde hier,
Sorgfältig hingelegt, doch ganz entſtellt
Durch Wunden und geſtocktes Blut. Zuerſt
Lag ein ehrwürd'ger Greis, zur Seite ihm
Ein holdes Weib von mittlerm Alter,
Dem, hätte hier nicht Mörderhand gewürgt, —
Natur und Zeit noch manches Lebensjahr
Zudachten. Jenen nahe lag ein Krieger,
Auf ſeiner Bruſt ein Kind, das mit
Gekreuzten Armen er umſchloſſen hielt.
„Hier (ſprach ſie, feſt in Mienen, Blick und Ton)
Hier liegen Gatte, Kind und Aeltern,
Mein Alles! Dieſe ſchwachen Hände
Vermochten's nicht, die Erde aufzugraben,
Ein and'res Grabmal ihnen zu bereiten.

Es ſei! Iſt die zerſtörte Stadt doch ſelbſt
Ein weites Grabmal der Bewohner nun.
Wo fänden ſie denn wohl ein beſſeres,
Ein würdigeres Monument?
Bedeck', o Erde, nicht ihr Blut!
Und ihr, o ſel'ge Geiſter dieſer Helden,
Und der gemordeten Unſchuldigen,
Laßt nimmer enden euer Wehgeſchrei
Am Throne Gottes, bis der Ewige
Für all' die beiſpielloſen Frevel
Der Rache volles Maß gewährt!" —

Ehe wir von dem Dichter Robert Southey Abſchied nehmen, müſſen wir noch bei ſeinen kleineren Dichtungen verweilen. In den Eklogen der Betanybay, wohin England ſeine Verbrecher deportiren läßt, eröffnet Southey eine neue Art und Scene der idylliſchen Dichtung, welche von der bisher gekannten, die uns nur Bilder der Unſchuld und der ländlichen Einfalt vor die Augen ſtellt, ganz abweicht, und uns das Gegentheil, den Auswurf der Menſchheit, vom Vaterlande ausgeſtoßene Verbrecher zeigt. Dieſe Eklogen erhalten aber ein höheres Intereſſe dadurch, daß die Unglücklichen, die wir hier erblicken, jetzt ihre Verbrechen abgebüßt haben, von ihren Laſtern gereinigt ſind durch Leiden und Reue, und ſich als moraliſch geläuterte Weſen mit ruhiger Ergebung in das traurige Schickſal ihrer Vereinſamung und Abgeſchiedenheit fügen.

Neben dieſe Eklogen ſtellt der Dichter einige heimatliche Idyllen auf Englands vaterländiſchem Boden, die ſich in ihrer einfachen und treuen Darſtellung ländlicher Sitten unſerer Zeit den Voßiſchen nähern, und, was bei dieſer Dichtungsart nicht häufig der Fall iſt, innige Theilnahme erregen.

Die Sonette athmen Wärme und Zartheit der Empfindung.

Ich hebe von den vielen nur Eines aus, das Sonett an das Feuer:

My friendly fire, thou blazest clear and bright,
  Nor smoke nor ashes soil thy grateful flame:
Thy temperate splendour cheers the gloom of night.
  Thy genial heat enlivens the chill'd frame.
I love to muse me o'er the evening hearth,
  I love to pause in meditation's sway;
And whilst each object gives reflection birth,
  Mark thy brisk rise, and see thy slow decay:
And I would wish, like thee, to shine serene,
  Like thee, within mine influence, all to cheer;
And wish at last, in life's declining scene.
  As I had beam'd as bright to fade as clear:
So might my children ponder o'er my shrine
  And o'er my aches muse, as I will muse o'er thine *).

---

*) Mein freundliches Feuer! Du leuchteſt hell und klar, und weder Rauch noch Aſche trübt deine dankbare Flamme, dein milder Glanz erfreut das Dunkel der Nacht, und deine holde Wärme belebt die erſtarrte Geſtalt. Gerne weile ich ſinnend über dem Abendherd, überlaſſe mich gerne im ruhigen Schweigen der Nacht der Betrachtung und während jeder Gegenſtand Nachdenken erzeugt, bemerke ich dein raſches Auflodern und dein allmäliges Erlöſchen. Wie ſehnlich wünſche ich, heiter zu glänzen wie du, und Alles, worauf ich einwirke, zu erfreuen wie du!

Wir finden auch viele ſchöne Balladen tragiſchen Inhalts, bald im reichen Schmucke und blühendem Kolorite, bald ſehr einfach und rührend; auch poetiſche Erzählungen, unter dieſen mehrere komiſche und humoriſtiſche.

An Oden voll Kraft und Feuer, an Liedern voll Innigkeit iſt ein Reichthum vorhanden; z. B. die Ode an den Schrecken, die Gedichte an eine Spinne, an eine Biene, an den Regenbogen, der Morgennebel, die Klage des Armen u. a.

Wie gewaltig beginnt z. B. die Ode an den Schrecken:

Dark Horror! hear my call!
Stern Genius, hear from thy retreat
On some old sepulchre's moss-canker'd seat
Beneath the Abbey's ivied wall
That trembles o'er its shade;
Where wrapt in midnight gloom alone,
Thou lovest to lie and hear
The roar of waters near,
And listen to the deep dull groan
Of some perturbed sprite
Borne fitful on the heavy gales of night! *)

---

Und zuletzt, wenn des Lebens Scene ſchwindet, wie ſehnlich wünſchte ich dann, ſo hell geſtrahlt zu haben, wie du; ſo klar zu vergehen wie du! O möchten meine Kinder ſo an meinem Sarge weilen, und ſinnen über meiner Aſche, wie ich über der deinigen.

*) Düſtrer Schrecken! höre meinen Ruf!
Finſt'rer Genius! höre mich
In deinem öden Aufenthalt,
Auf eines alten Grabes moosʒernagtem Sitz,
Dort an des Kloſters Epheumauer,
Die über ihren Schatten zittert,
Wo, in die Dunkelheit der Mitternacht

Wie lieblich ſpielt dagegen das Gedicht an den Regenbogen:

Loveliest of the meteor-train,
Girdle of the summer-rain
Finger of the dews of air,
Glowing vision fleet as fair,
While the evening shower retires
Kindle thy unhurting fires,
And among the meadows near
Thy refulgent pillar rear:
Or amid the dark-blue cloud
High thine orbed glories shroud,
Or the moisten'd hills between
Bent in mighty arch be seen.
Through whose sparkling portals wide
Fiends of storm and darkness ride.

Like Cheerfulness, thou art wont to gaze
Always on the brightest blaze;
Canst from setting sun deduce
Varied gleams and sprightly hues;
And on louring gloom imprint
Smiling streaks of gayest tint. *)

---

Gehüllt, du gerne einſam weilſt
Und liegend horchſt dem Toſen naher Wäſſer,
Dem leiſen, dumpfen Aechzen eines
Aus ſeiner Ruhe aufgeſtörten
Geſpenſtes, plötzlich hingetragen
Vom ſchaurigen Nachtlüftchen!

*) Lieblichſtes Luftgebild,
Gürtel des Sommerregens,

Nicht ſo fruchtbar, wie Southey, doch in ſeiner Art nicht minder ausgezeichnet, iſt **Samuel Rogers**, geboren zu London im Jahre **1762**; der Sohn eines reichen Banquiers daſelbſt, übernahm er das Geſchäft des Vaters, der keine Koſten für die Erziehung und geiſtige Ausbildung des, einer ſolchen Sorgfalt höchſt würdigen Jünglings geſparrt hatte. Eine gewählte Geſellſchaft gleich edler Freunde vollendete die ſchöne Entwicklung des jungen Genius, der ſchon im Jahre **1786** ein Bändchen lyriſcher Gedichte, die erſten Früchte eines reifen Geiſtes, herausgab, unter welchen ſich vorzüglich das Gedicht „der Aberglaube" auszeichnet, worin

---

Finger voll Himmelsthau,
Glühende, flüchtige, ſchöne Erſcheinung!
Entzünde, wenn der Abendregen endet
Dein Feuer, das unverletzend brennt.
Und erhebe über dem Gefild
Deines Pfeilers Lichtgeſtalt,
Oder hülle deines Schimmers
Hochgewölbte Glorie
In die dunkelblaue Wolke,
Oder neige deinen mächt'gen
Bogen auf benetzte Hüzel,
Durch deſſen funkelndes Portal
Des Sturmes und der Dunkelheit,
Feindliche Geiſter ſich bewegen.

Dem Frohſinn gleich, biſt du gewohnt,
Dir ſtets den hellſten Punkt zu wählen;
Kannſt von der untergeh'nden Sonne
Einſaugen Glanz und bunte Farben,
Und brütendes Nachtdunkel lächelnd
Mit heitern Streifen hold bemalen,

dieſer in ſehr charakteriſtiſchen, nach der Zeitfolge völkerweiſe geordneten Gemälden dargeſtellt wird.

Der Dichter läßt uns in einzelnen Bildern die ſchrecklichen Wirkungen des Aberglaubens bei den Wilden am Nordpol, in den Sandwüſten Indiens, an Schottlands alter Küſte, in Egypten, dem Lande der ſogenannten Weisheit, auf den Gebirgshöhen der perſiſchen Magier, in Delphi's düſterm Orakelhain, und im Nachtrevier galliſcher Druidenfeier ſchauen, führt uns dann in Jeruſalems Heiligthum, zeigt uns die aufgehende Sonne des Chriſtenthums, den wohlthätigen Einfluß der chriſtlichen Religion, und ſchließt das Gedicht mit entzückender Erhabenheit voll von himmliſchem Troſte.

Im Jahre **1792** erſchien ein größeres Gedicht in zwei Abtheilungen: „Die Freuden der Erinnerung“ (**the Pleasures of Memory**) welches Aufſehen erregte, und allgemeinen Beifall fand. Der glückliche Stoff erweckte ſchon an und für ſich die ſchönſten Anklänge in jeder Menſchenbruſt, und ſprach um ſo mehr an, als das ſorgfältig ausgearbeitete und mühſam gefeilte Gedicht das Reinmenſchliche im Leben ſo ſchön heraushebt, und jene Umſtände, Verhältniſſe und Scenen in ſehr gelungener Weiſe ſchildert, die, wenn ſie auch oft unbedeutend ſind oder ſcheinen, doch von jedem beſſern Menſchen im Heiligthume der Erinnerung aufbewahrt wurden, ſo daß ſie im Greiſe noch belebende Strahlen einer längſt verſchwundenen Frühlingsſonne werden. Wollte man etwas daran tadeln, ſo könnte es nur ein hie und da merkbarer Mangel an Kraft ſein, welcher jedoch wohl nur daher rührt, daß der Dichter, übermäßig beſorgt für die Reinheit der Sprache und die Schönheit des Versbaues, zu ängſtlich daran feilte, und, nicht zufrieden mit ſeinen eigenen unaufhörlichen Verbeſſerungen, überdies auch ſeine Freunde häufig zu Rathe zog, um Änderungen vorzunehmen. Man verſichert, noch kein Dichter habe auf ein Gedicht von gleichem Umfange ſo viel Mühe und Zeit verwendet. Für die kleineren Mängel des Gedichtes werden wir aber durch entzückende Schönheiten ſo reich entſchädigt, daß wir in Rogers, den Dichter bewundernd, den Menſchen lieben, der uns, voll Erfahrung und voll Lebenswärme zugleich, die holden Schattengeſtalten einer lieben Vergangenheit und die ewigtheuern Jugenderinnerungen, ſelbſt an lebloſe Gegenſtände, aus der Vorzeit unſers Lebens bis in die kleinſten Züge mit den feinſten Pinſelſtrichen ausmalt, und ſie in den treueſten Bildern vor der Seele vorüberziehen läßt. Was er ſpricht, muß in jedem unverdorbenen Herzen wiederklingen, deſſen geheimſte Falten ihm nicht verborgen ſind.

Im Jahre 1798 gab Rogers ein zweites Bändchen Gedichte heraus, denen im Jahre 1812 ein erzählendes Gedicht in zwölf Geſängen: „Die Reiſe des Columbus," folgte. Zwei Jahre darauf erſchien, in einem Bändchen mit Byron's „Lara" vereinigt, Rogers „Jaqueline," eine gefällige, liebliche Erzählung, die aber, gegen das ergreifende Produkt des kraftvollen feurigen Byron einen ſonderbaren Kontraſt bildend, verdunkelt wurde.

Den nächſten Platz nach den „Freuden der Erinnerung" nimmt das Gedicht: „Das menſchliche Leben" ein, zwar von geringem Umfange, aber ein vollendetes Werk in ſeiner Art, welches uns den Spiegel unſerer eigenen Gedanken, Gefühle und Erfahrungen vor die Seele ſtellt, indem es, den ganzen Mikrokosmus unſers Innern entwickelnd, und die heilige Oriflamme unſers edelſten Weſens vortragend, den Menſchen auf ſeiner Reiſe durch das Leben, von der Wiege bis zum Sarge ſchildert, welche, mit dem vom Kirchthurme eines Dorfes herabſchallenden Glockengeläute und der Tauffeier beginnend, Kindheit, Jugend, Mannesalter, Liebe, Heirat, häusliche Leiden und Freuden, Krieg und Frieden, Thatkraft und ruhige Abgeſchiedenheit mit feſten Umriſſen darſtellt.

Einer Reiſe durch Italien verdankte der, im Jahre
**1820** gedruckte Cyclus von Gedichten, „Italien“ betitelt,
das Daſein. **Rogers** kann mit Recht der Dichter der Natur und der Wahrheit genannt werden; er iſt auch unter
den neueren britiſchen Dichtern einer der beliebteſten und
geleſenſten. Seine vorzüglichſten Werke gehören der didakti-
chen Gattung an. Die meiſten Lehrgedichte älterer und neue-
er Zeit ſind ohne Zweifel vorzüglich aus dem Grunde ver-
nglückt, und ungünſtig oder kalt aufgenommen worden,
weil ſie nur allgemeine Wahrheiten und Vorſchriften in zier-
che Verſe eingekleidet, kein ſubjektives Intereſſe erregt,
ur zum Verſtande geſprochen, und die Empfindung ver-
achläſſigt haben. Will der didaktiſche Dichter ergreifen, ſo
uß er vom Allgemeinen in das Individuelle eingehen,
ubjektiv und lyriſch ſein, und es wird ihm gewiß gelingen,
e Gemüthskräfte des Leſers in Bewegung zu ſetzen, das

Herz zu erwärmen, und hinzureißen wie Rogers und Lamartine.

Zierlichkeit und Anmuth zeichnen Rogers poetiſche Werke eben ſo vortheilhaft aus, wie ſeinen Charakter, in dem die Reizbarkeit ſeines Temperamentes durch die liebenswürdigſte Gutmüthigkeit gemildert wird. Insbeſondere ſoll ihm eine gewiße **dignitas cum otio** eigen ſein, welche ſeine Energie etwas niederdrückt, und ſeinen Geiſt in einem gewiſſen Grade von Unthätigkeit hält, ein Geiſt, welcher, wenn er dem Glücke weniger zu verdanken hätte, und auf die eigenen Hülfsquellen angewieſen wäre, Größeres geleiſtet haben würde.

Mit Lord Byron und dem dramatiſchen Dichter Sheridan lebte Rogers in inniger Verbindung. Den Letztern, verlaſſen und in der dürftigſten Lage, unterſtützte der ſehr wohlhabende Rogers eben ſo reichlich als edelmüthig.

---

Thomas Campbell wurde im Jahre 1777 zu Glasgow in Schottland geboren, als der Vater ſich ſchon dem ſiebenzigſten Lebensjahre näherte. Schon als neunjähriger Knabe fing er ſeine erſten poetiſchen Verſuche an; mehrere dieſer Erſtlinge werden von ſeinen Freunden in Schottland noch aufbewahrt. In ſeinem zwölften Lebensjahre beſuchte er die Univerſität ſeiner Vaterſtadt, wo er im Studium der griechiſchen und lateiniſchen Sprache alle Mitſchüler übertraf, mehrere Preiſe erhielt, und ſich vorzüglich durch poetiſche Paraphraſen der griechiſchen Dichter, insbeſondere des Aeſchylus, Sophokles und Ariſtophanes auszeichnete. Von Glasgow begab er ſich nach Argyleſhire, wo er eine Hofmeiſterſtelle in einer angeſehenen Familie erhielt. Die romantiſche Gebirgsgegend ſeines neuen Aufenthaltsortes entflammte ſeinen poetiſchen Genius noch mehr, indem er hier, am Ufer brauſender Waldſtröme einſam dahinwandelnd, und über rauhe Felſen kletternd, entweder ſelbſt dichtete, oder die Geſänge anderer Dichter laut deklamirte.

Von Argyleſhire zog er nach Edinburgh, wo ſein ſchönes Talent bald die vollſte Anerkennung fand, und ihm die Bekanntſchaft berühmter Männer erwarb. Damals ſchrieb er als Jüngling von zwanzig Jahren ſein poetiſches Meiſterſtück: „Die Freuden der Hoffnung“ (**the Pleasures of Hope**), ein Werk, welches den Verlegern im Verlaufe von zwanzig Jahren jährlich zwei bis dreihundert Pfund, dem Verfaſſer aber anfangs nur ein Honorar von zehn Pfunden eintrug, bei den wiederholten Auflagen aber erhöht wurde.

Nach drei Jahren unternahm Campbell eine Reiſe nach dem Continent, und verweilte auch einige Zeit in Deutſchland, wo er mit Klopſtock perſönlich bekannt, und ein Freund der Brüder Friedrich und Auguſt Wilhem Schlegel wurde. Nach dreizehn Monaten kehrte er nach England zurück, deſſen Hauptſtadt London er nun zum erſten Male beſuchte. Im Jahre **1803** verheiratete er ſich mit Maria Sinclair, einem ſchottiſchen Fräulein von beſonderer Schönheit, die ihm der Tod im Jahre **1828** entriß.

Er wurde Profeſſor der Poeſie im königlichen Inſtitute. Seine Vorleſungen erſchienen im Druck; auch gab er eine Auswahl britiſcher Dichter mit kritiſchen Noten in ſieben Bänden heraus. Bald nachher unternahm er eine zweite Reiſe nach Deutſchland, wo er auch Wien beſuchte, ſich insbeſondere zu Bonn bei ſeinem Freunde A. W. Schlegel aufhielt, und einen ſeiner Söhne unter der Aufſicht eines Hofmeiſters an der dortigen Univerſität zurückließ. Campbell konnte ſich aber des Vaterglücks nicht lange erfreuen, denn jener Sohn wurde in der Folge wahnſinnig, und ein zweiter ſtarb als zwanzigjähriger Jüngling.

Bei ſeiner Rückkehr in England erwarb ſich Campbell ein großes Verdienſt dadurch, daß er die Idee zur Errichtung einer Univerſität in London anregte, welche auch binnen drei Jahren realiſirt wurde. Campbell erhielt dafür von der Regierung eine Penſion, und genoß die Ehre, dreimal zum Lord Rector der Univerſität zu Glasgow ernannt zu werden.

Campbell iſt von mittlerer Statur, wohlgebaut und ſchlank. Seine Geſichtszüge zeigen Empfindlichkeit und ſtolzes Selbſtgefühl. Große, dunkelblaue Augen und eine ſchöne Adlernaſe geſellen ſich zu einem Ausdrucke von Melancholie. Zu den geringeren, insbeſondere zu den minder wichtigen philologiſchen Studien, benützt er den Tag, den literariſchen Arbeiten mit höherem Aufſchwunge widmet er meiſtens die Stille der Nacht. Im Ganzen genommen, verſichert man, ſei er doch etwas träge und dem dolce far niente geneigt, daher es ihm denn ſchwer fällt, einer literariſchen Arbeit ſeine volle Aufmerkſamkeit zu widmen, und jetzt, da das Jugendfeuer abgekühlt iſt, ſcheint ihm das Produciren mehr eine läſtige Aufgabe als ein Vergnügen zu ſein. Er ſchreibt auch deshalb wenig, weil er ſehr viel Mühe auf das Ausfeilen verwendet. Ein Nachbar Campbell's in dem Dorfe Sydenham, wo dieſer längere Zeit wohnte, erzählte, der Dichter habe oft viel beſchriebenes Papier zerriſſen, und die unzähligen kleinen Stückchen dann aus dem Fenſter ſeiner Studirſtube geworfen. Wenn der Wind dieſe Zettelchen dann auf die Kohlhäupter und Stachelbeerſträuche des benachbarten Gartens trug, ſo habe es dann ausgeſehen, als hätte ein Theaterſturm mitten im heißen Sommer Alles mit Schneeflocken bedeckt.

Im Kreiſe ſeiner Freunde, ſagt man, ſei Campbell er geſelligen Freude ſehr hold; auch beſitze er eine eigene Gabe, die Geſellſchaft durch einen Schatz humoriſtiſcher Anekoten zu würzen. Er iſt zwar von reizbarem, heftigem Temeramente und augenblicklichen Eindrücken ſehr unterworfen, abei aber doch einer der gutmüthigſten Menſchen.

Unter ſeinen Dichtungen behaupten „die Freuden der Hoffnung“ den erſten Platz. Dieſes Gedicht beginnt mit eier Vergleichung der Schönheit entfernter Gegenſtände eier Landſchaft und jener idealen Scenen, in deren Anblick e Einbildungskraft ſich gerne verſenkt; von da geht es zu em alten Mythos über, daß, als alle Schutzgötter des Menhengeſchlechtes die Erde verließen, die Hoffnung allein zuickblieb. Der Dichter zeigt hierauf, welche Tröſtungen die offnung in allen Lagen der Gefahr und des Unglücks geähre, indem ſie ſelbſt den auf dem Gipfel des Maſtbaumes ſchwebenden Matroſen, und den in die Schlacht ziehenden Soldaten nicht verläßt. Dann folgen die ſchönen Schilderungen, wie die begeiſternde Hoffnung die Beſtrebungen des Genius im Reiche der Kunſt und Wiſſenſchaft bewirkt, und wie innig das häusliche Glück mit den Ausſichten auf die künftige Glückſeligkeit verbunden ſei. Endlich ſehen wir das ergreifende Gemälde einer hoffnungsreichen Mutter, die ihr ſchlafendes Kind bewacht, eines Gefangenen und eines Wanderers, die ihre Hoffnung auf ein, im Schooße der Zukunft ihnen entgegen ſchimmerndes Ziel ſetzen. Nun entwickelt der Dichter ſeine ſchönen Hoffnungen zu manchen Verbeſſerungen in der Ausbildung und Veredlung ganzer Völker und Staaten. Der erſte Theil ſchließt mit der Prophezeiung der Hindus, daß die Gottheit einſt vom Himmel herabſteigen werde, um das Elend der Unglücklichen zu mildern, und die Böſen zu beſtrafen.

Der zweite Theil beginnt mit einer Schilderung der Macht der Liebe, ohne welche das Paradies ſelbſt unvollkommen geweſen wäre, und der ſchönen Träume, in welchen uns die Hoffnung goldene Bilder der Zukunft malt, durch ihr inniges Verſchmelzen mit der Phantaſie, welche dann über die Grenzen dieſer Welt emporfliegt, und die Stärke des Glaubens auf ein künftiges Leben gründet. Eine ſchöne Epiſode endet das Ganze, welches mit den folgenden Verſen voll Kraft und Erhabenheit ſchließt:

Eternal Hope! when yonder spheres sublime
Peal'd their first notes to sound the march of Time,

Thy joyous youth began-but not to fade. —
When all the sister planets have decay'd,
When wrapt in fire the realms of ether glow,
And Heaven's last thunder shakes the world below;
Thou, undismay'd, shalt o'er the ruins smile,
And light thy torch at Nature's funeral pile *).

Ein franzöſiſcher Kunſtrichter gibt dem Gedichte **The Pleasures of Memory** vor den **Pleasures of Hope** deshalb den Vorzug, weil jenes Gedicht ein in ſich abgeſchloſſenes Ganzes bildet, indem die Freuden der Erinnerung ſich allerdings in die Grenzen eines Gedichtes einſchließen laſſen; wer vermag es aber, die Freuden der Hoffnung auf einen gleichen poetiſchen Spielraum zu beſchränken, der Hoffnung, die nicht nur alles Irdiſche umfaßt, ſondern die Grenzen desſelben weit überfliegt, und ſich neue Welten, neue Gottheiten, neue Paradieſe erſchafft?

Einige Zeit nach dieſer Didaskalie erſchien das erzählende Gedicht: „Gertrud von Wyoming.“ Wyoming war ein wohlhabendes Dorf in einer romantiſch ſchönen Gegend an den Ufern der Susquehanna, welches während der Unruhen in Pennſylvanien im Jahre 1778 von der antirepublikaniſchen Partei geplündert und in Brand geſetzt wurde. Die Liebe Waldgrave's und Gertrudens macht den Hauptinhalt dieſes idylliſchen Epos, in dem ſich Schönheit der Diction und Harmonie des Versbaues mit Kraft und Glanz der Phantaſie und der Darſtellung vereinigen. Es zeigt uns die ergreifendſten Kontraſte zwiſchen den erhabenen Naturſcenen Amerika's und der patriarchaliſchen Lebensweiſe der indiſchen Koloniſten, die, beinahe kindlich-unſchuldig und im höchſten Grade gaſtfreundſchaftlich, in einem irdiſchen Paradieſe glücklich lebten. Schade, daß der Dichter die Handlung mitunter vernachläſſigt, und zu viel Mühe auf die poetiſchen Gemälde verwendet, wodurch es geſchieht, daß die Geſtalten ſeiner Perſonen manchmal marmorglatt und auch marmorkalt erſcheinen, und das Ganze einer zuſammengefügten Sonettenreihe gleicht, worin die reichſte Fülle ſchöner Gedanken, und zärtlicher Empfindungen herrſcht. Engliſche Kunſtrichter behaupten, die Rede des Outaliſſi habe dem Lord Byron die erſte Idee zum Styl und zur Form für mehrere ſeiner poetiſchen Erzählungen gegeben. Die Schilderung der Lokalität, mit welcher das Gedicht beginnt, ſtellt uns den Schauplatz der Handlung mit der höchſten Anſchaulichkeit und Lebendigkeit bis in die feinſten Züge, voll Naturwahrheit vor die Augen.

---

*) Ewige Hoffnung! als jene erhabenen Sphären ihre erſten Töne erklingen ließen, um den Gang der Zeit zu beſtimmen, da begann deine frühe Jugend, um nie mehr zu verblühen. Wenn alle Schweſterplaneten in der Zerſtörung dahin geſchwunden ſind, wenn, in Feuer gehüllt, die Reiche des Aethers glühen, und des Himmels letzter Donner die Unterwelt erſchüttert, dann wirſt du furchtlos über den Ruinen lächeln, und am Leichenfeuer der Natur deine Fackel anzünden.

Ueberhaupt iſt Campbell in Gemälden dieſer Art ein Meiſter; als einzelner Beleg möge eine Stelle der poetiſchen Erzählung „Theodorich“ hier folgen, worin der Dichter eine Schweizergegend ſchildert.

'Twas sunset, and the Ranz de Vaches was sung,
And lights were o'er th Helvetian mountains flung,
That gave the glacier tops their richest glow,
And tinged the lakes like molten gold below.
Warmth flush'd the mouted regions of the storm,
Where, Phoenix-like, you saw the eagle's form,
That high in Heav'n's vermilion wheel'd and soar'd;
Woods neaner frown'd, and cataracts dash'd and roar'd:
Herd tinkling roam'd the long-drawn vales between
And hamlets glitter'd white, and gardens florish'd green.
'T was transport to inhale the bright sweet air!
The mountain-bee was rewelling in its glare,
And reving with his minstrelsy across
The scented wild weeds, and enamell'd moss.
Earth's features so harmoniously were link'd,
She seem'd one great glad form, with life instinct,
That felt Heaven's ardent breath, and smiled below
In flush of love, with consentaneous glow *).

---

*) Es war Sonnenuntergang; der Kuhreigen erſcholl. Ueber die Schweizergebirge flimmerten Lichter, welche den Eisgipfeln der Gletſcher ihre reichſte Glut gaben, und die Seen in der Tiefe wie geſchmolzenes Gold färbten. Wärme durchflog die ſonſt dem Sturm eigenen Regionen, wo man, einem Phönix gleich, des Adlers Geſtalt erblickte, hoch in des Himmels Purpurröthe ſchwebend und kreiſend. Düſtere Wälder dunkelten in der Nähe, Gießbäche ſtürzten und brauſten. Klingelnde Herden zogen durch die langgedehnten Thäler; Dörfer ſchimmerten dazwiſchen weiß hervor, grün blühten die Gärten. Entzückend war's, die reine, ſüße Luft einzuathmen. Die Gebirgsbiene ſummte in ihrem Glanze, und ſchwärmte mit ihrer Muſik durch den Duft wilder Kräuter und den Schmelz des glänzenden Mooſes. Das Antlitz der Erde zeigte ſich in der ſchönſten Harmonie aller Züge; ſie ſchien eine große, freundliche Geſtalt voll Lebensinſtinkt, welche den

Campbell's lyriſche Gedichte und Balladen, theils voll edler Kraft, theils zierlich und anmuthig, wären, wenn er auch die größeren Dichtungen nicht geſchrieben hätte, ſchon allein hinreichend geweſen, ſeinen Ruhm zu gründen. Die Balladen „Oconner's Kind," — „Lochiel's Warnung," — „Lord Ullin's Tochter," — die lyriſchen Gedichte: „Auf den Tod des Dichters Burns," — „der Abſchied an den Schauſpieler Kemble," — „der verwundete Huſar," — „der Geiſternachen," und einige kleinere Lieder von Gefühl, nehmen einen Ehrenplatz unter den vorzüglichſten Erzeugniſſen der neueren britiſchen Dichterſchule ein.

---

Eine merkwürdige Erſcheinung iſt der britiſche Hans Sachs, der arme Schuſtergeſelle Robert Bloomfield, ein Dorfſchneidersſohn, geboren im Jahre 1766. Die in früheſter Jugend liebgewonnene Dichterlecture, insbeſondere Milton's „verlorenes Paradies" und Thomſons „Jahreszeiten," wie auch das öftere Beſuchen des Coventgarden-Theaters in London, wohin er, früher im Dienſte eines Pächters in der Nähe ſeines Geburtsortes, gekommen war, um bei ſeinem Bruder das Schuſterhandwerk zu lernen, erweckten in dem Knaben das angeborne poetiſche Talent aus dem Schlumer.

Zwei Volkslieder: „das Milchmädchen am erſten Mai," und „des Matroſen Heimkehr" erſchienen als des Dichters Erſtlinge in dem **London-Magazine**, und wurden mit Bei-

---

heißen Athem des Himmels fühlte, und unter ſeinem Liebeserröthen in mitempfindender Glut lächelte.

fall aufgenommen. Im Jahre 1786 begann er, während der Zeit eines kurzen Aufenthaltes auf dem Lande, das Gedicht: „The farmer's Boy," welches er auf einem armſeligen Dachſtübchen vollendete. Das Manuſcript dieſes Werkes, womit er als Thomſon's Nebenbuhler auftreten, und ſeinen Ruhm gründen ſollte, blieb jedoch bis zum Jahre 1799 liegen, wo der Rechtsgelehrte Capel Lofft es zu Geſichte bekam, und, von der Schönheit dieſer ländlichen Dichtung entzückt, dasſelbe im Jahre 1800 mit einer dazu geſchriebenen Vorrede herausgab, worin er einige Nachrichten über die Lebensumſtände des Dichters mittheilte.

Nachher gab Bloomfield ſelbſt mehrere Dichtungen eraus: im Jahre 1806 eine Sammlung von Liedern und ändlichen Erzählungen unter dem Titel: „**Wild Flowers**" (Feldblumen); im Jahre 1811 ein maleriſches Gedicht: **The Banes of Wye**" (die Ufer des Wye); im Jahre 822 das Gedicht: „**The Mayday with the Muses**" (der Maitag mit den Muſen). Seine ſämmtlichen poetiſchen Werke ſind nachher in zwei Bänden erſchienen. Die „**Wild lowers**" hat der arme Dichter, weit entfernt, einen mäch- gen Gönner zu ſuchen, ſeinem Söhnlein mit der innigſten erzlichkeit der Vaterliebe zugeeignet. Auch ein Bruder dieſes ängers der Natur, Nathaniel Bloomfield, zeigte h als Dichter. Seine Poeſien ſind unter dem Titel: „**An ssay on war and other poems**" erſchienen.

„Der Pächterknabe" nimmt unter den beſchreibenden ndlichen Dichtungen der Briten einen hohen Rang ein. loomfield hat dieſes Werk, ſo wie ſein Vorgänger

Thomſon, nach den vier Jahreszeiten abgetheilt, und hiernach die ländlichen Beſchäftigungen und Scenen beſchrieben, ſo wie ſie in der Zeitfolge erſcheinen. Ein Dichter hat auf dieſe ländliche Didaskalie folgendes kleine Lobgedicht geſchrieben:

Bloomfield! thy happy omen'd name
Is earnest to thy future Fame.
Sense, Feeling, Taste, this sentence give,
While Fields shall bloom thy verse shall live *).

Eine der ſchönſten Epiſoden, deren mehrere in das Gedicht „The farmer's Boy" eingeflochten ſind, iſt diejenige im Herbſte, worin der Dichter die feierliche Sabbathſtille und die kleine Dorfkirche beſchreibt, und erzählt, wie die Alten der Gemeinde ſich, vor dem Kirchlein ſtehend, von ihren ländlichen Angelegenheiten beſprechen, die ſpielenden Knaben in jugendlichem Uebermuthe unbeſonnen über die Gräber ſpringen, und die Dorfmädchen im verſchämten Gefühl ihrer im erſten Erwachen der Liebe aufblühenden Schönheit ſchüchtern lauſchend umherblicken, bis endlich die Erſcheinung der aus Liebe wahnſinnig gewordenen Polly (Marie) uns zur innigſten Wehmuth rührt.

Nur einige Verſe mögen hier ſtehen, um Bloomfield's rührende Darſtellungsgabe anſchaulich zu machen. Keine

---

*) Bloomfield! (das iſt: Blüthenfeld) Deines Namens glückliche Vorbedeutung verkündet die Gewißheit Deines künftigen Ruhmes. Geiſt, Gefühl und Geſchmack fällen den Spruch: „So lange die Felder blühen werden, ſo lange wird Dein Name leben."

Muße kennend, ſteht der arme Pächterknabe, müd und matt, bei ſeiner Feldarbeit; da —

Ertönt der Sabbathglocke ferner Klang;
Sanft trägt das Lüftlein ihn den Bach entlang,
Er ſchallt am Hügel, ſchwimmt durch's Thal dahin.
Doch nicht der Knab' nur fühlt die Süßigkeit
Der Ruhe; Allen wird die holde Raſt
Zu Theil; nur einem armen Thiere nicht,
Beſtimmt, den Paſtor nach dem Gotteshaus
Zu ziehen; ein Gebäude, ſchlicht und klein,
Wo kein Gebein von edlen Helden liegt.
Unzierlich herrſcht der Armuth Rohheit hier.
Wozu ſonſt dieſes Dach von Stroh? Wozu
Die niedern Fenſter mit den vielen Sprüngen,
Um deſſen ſchmale Scheiben Malv' und Ampfer
Sich ſchlingen, und die Neſſel wuchernd hoch
Ihr Haupt erhebt, indeſſen aus den Höhlungen
Des Thurms grauköpf'ger Dohlen kecke Schaaren fliegen?
Rings um die öden Mauern ſammeln ſich
Die Nachbarn, abgeſchied'ner Freunde Staub
Mit Füßen tretend; aber manches Grab,
Noch neu und friſch bewachſen, weckt den Seufzer,
Indem es Jedem ſchon die Stelle zeigt,
Wo einſt er ſelber liegen wird.
Indeß man ſich gleichzeitig nun begrüßt,
Geh'n in die Rund' ländliche Neuigkeiten
Vom Korn, das erſt vor kurzer Zeit gemäht,
Und von der Ernte, die noch auf dem Feld.
Erfahr'ne Bauern ſtellen ſich zuſammen.
Indeß die kecken Burſche, ihre Stärke
Zu zeigen, all' einander ſtolz auffordern,

Von Grab zu Grab mit dumpfem Schall zu ſpringen.
Dann drängen ſie berathend ſich zuſammen,
Und jeder bietet ſeinen Scharfſinn auf,
Um neue Spiele nach dem Ende des
Zu langen Gottesdienſtes zu erſinnen.
Manchmal erſcheinen hier auch, ſeelenfroh,
Liebliche Dirnen, aus den nächſten Dörfern
Herwallend, den leichtfüß'gen Rehen gleich.
Scheu und neugierig blicken ſie umher,
In Liebe reifend, die ſie hieher führt;
Deshalb entbrennt die Farbe ihrer Wangen
In höh'rer Glut, wenn, ihre Reize fühlend,
Das Alter ſelber ſchlau nach ihnen ſchielt,
Das Aug' der Jugend von Entzücken ſtrahlt.
Der Stolz der Ihrigen und der Natur
War einſt die liebenswürd'ge Mary;
Geſchmückt mit nettem Hut und bunten Bändern,
Verſuchte ſie's in ihrer holden Unſchuld,
Lieb' einzuflößen auf Gott Hymens Pfade,
Doch ehe zwanzig Sommer noch geblüht,
Eh' den Geliebten ihre Hand beglückt,
War Ruh' und Heiterkeit dahingeſchwunden;
Der Augen Glanz erloſch, ſie weinte einſam.
Verborgen blieb die Urſach' ihres Grams!
Bald war ſie ſchweigſam und in ſich gekehrt,
Bald jauchzte ſie laut auf, bald zürnte ſie.
Ein wildes Weſen trieb ſie aus der Heimat;
Sie ſchwärmte über Feld und Haide hin.
Luſt und Entſetzen wechſelten in ihr
Zu jeder Stund'; jetzt ſang ſie frohe Lieder,
Und pflückte Blumen ohne einen Zweck,
Und brach von jedem Baumaſt Zweiglein ab

Die böſen Geiſter von der Stirn zu ſcheuchen.
Unglückliche! dein Leitſtern iſt entfloh'n,
Und immer weilt an deinem Bett das Elend,
An deinem Bett von Stroh, wo eben jetzt
Die Ältern über das verlor'ne Kind
Sich jammernd neigen; aber ach! die Arme
Fühlt nicht den Schmerz der Ihrigen.
So bleibt ſie ſtörriſch und verſchloſſen; nur
Verkehrte Sitte macht ihr ſtumpfe Freude.
Um Mitternacht verzehrt ſie insgeheim
Ihr Mahl, und ſpricht dumpf murmelnd mit dem Mond,
Der nun aufgehend durch das Nachtgrau bricht.
O wie viel düſterer iſt ihre Nacht,
Die keine Wiederkehr des Tages kennt!

Der „Maitag mit den Muſen“ iſt ein Cyclus von Ge-
dichten, welche mit einander nur dadurch in eine lockere Ver-
bindung geſetzt werden, daß ein alter Baronet, der den Reſt
ſeiner Tage auf ſeinem Landſitze verleben will, auf den Ein-
fall geräth, ſeine Unterthanen zu poetiſchen Wettkämpfen
ufzufordern, und die Erlaſſung halbjähriger Abgaben als
en Preis für die Sieger zu beſtimmen. Hiernach finden
ich am erſten Maitage der ländlichen Preisbewerber nicht
enige ein. Unter den Gedichten, welche dem Gutsherrn bei
ieſem Feſte von den Dichtern ſelbſt vorgetragen werden,
aben einige wirklich einen hohen Werth, wie z. B. die Er-
ählung: „Der betrunkene Vater,“ dem ſein Kind durch
eiſtesgegenwart das Leben rettet; „der Förſter,“ die kräf-
ge Beſchreibung einer vom Winde geſtürzten Eiche, und die
höne Erzählung: „Alfred und Jennet.“

Bloomfield entzückt allerdings durch das reine, wahrhafte Gefühl, welches ihn belebt, und durch den überall hervorleuchtenden frommen Sinn, ſo wie durch Gedankenkraft, Lebhaftigkeit der Darſtellung und fließenden Versbau. Vorzüglich ſchätzbar erſcheint er aber als treuer Maler von einfachen, ſchmuckloſen Naturſcenen und von Partien des ländlichen, einfachen Stilllebens, worin ihm wohl wenige Dichter gleich kommen möchten; doch engt er ſich ſelbſt zu ſehr in dieſe beſchränkenden Grenzen der eigenen Erfahrung ein, gibt der Phantaſie nicht immer den erforderlichen Spielraum, hält ſich manchmal zu ſehr an das Gemeine und Niedere (z. B. da, wo das wahnſinnige Mädchen ſich in einem Schweinſtall verbirgt), und wird dann mehr bäuriſch als ländlich, wogegen die Natur in Thomſon's „Jahreszeiten“ ſtets großartig, reich und erhaben erſcheint. Hazzlit bemerkt daher in ſeinen Vorleſungen über die Poeſie ſehr treffend, Bloomfield's Dichtungsweiſe gleiche dem Anfange des Frühlings, wo wohl friſche Blätter grünen, auch liebliche Knospen und Blüten keimen, hie und da aber der kalte Winter hervorhaucht, und eiſiger Froſt zerſtörend wirkt.

Unter den, durch herrliche Naturgemälde ausgezeichneten Dichtern behauptet auch der, im Jahre 1732 zu Berkhamſtead in der Grafſchaft Hertfort geborne Rektorsſohn William Cowper einen Ehrenplatz, da er zugleich als lyriſcher und didaktiſcher Dichter zu den Vorzüglichſten ſeiner Nation gehört, im Jahre 1800 ſtarb, und zum Theil als Ahnherr und Gründer der neuen britiſchen Dichterſchule gilt. Eine angeborne Kränklichkeit machte ihn von früher Jugend an ſchwermüthig, der Einſamkeit geneigt, menſchenſcheu, ängſtlich, und der Verwaltung eines öffentlichen Amtes abhold. So ward das Uebel durch ſich ſelbſt immer mehr geſteigert. Er fühlte ſein ganzes Leben hindurch die ununterbrochenen Leiden von Gemüthskrankheit, ſchwärmeriſchen Trübſinn mit religiöſen Beängſtigungen, und zog ſich in ländliche Abgeſchiedenheit zurück, wodurch er ein großartiger, ergreifender Maler der Natur wurde, der er ſich, fern vom Weltgetümmel, ſo innig anſchmiegte. Seine Schilderungen der Natur ſind daher, durch des Dichters Gemüthstiefe und Gedankenwürde gehoben, ſelbſt erhebend und bedeutungsvoll durch die Anklänge der Außenwelt an das Innere. Cowper's Seele ſpiegelt ſich in allen ſeinen Dichtungen.

Ein zufälliger Scherz gab die Veranlaſſung, ſein poetiſches Talent im vollſten Glanze zu zeigen. Lady Auſten; eine geiſtreiche Verehrerin Milton's und der reimloſen Jamben, in welchen das „verlorne Paradies" geſchrieben iſt, erſuchte ihren Freund Cowper, gleichfalls ein Gedicht in dieſer Versart zu ſchreiben. Cowper verſprach, ihr zu willfahren, unter der Bedingung, daß ſie ſelbſt den Stoff der poetiſchen Behandlung beſtimme. Die Lady erwiederte: „Der Mangel eines Stoffes wird Sie gewiß in keine Verlegenheit ſetzen, da Sie über Alles zu ſchreiben wiſſen. Schreiben Sie z. B. über dieſes Sopha!" — Cowper fügte ſich, und ſchrieb in fünffüßigen, reimloſen Jamben ein Gedicht in ſechs Büchern, welches er, der Veranlaſſung gemäß, „the task," „die Aufgabe" betitelte. Dieſes Gedicht, ausgezeichnet durch Veranlaſſung und Werth, enthält eine ſolche Mannigfaltigkeit, daß es alle möglichen Gegenſtände, alle Verhältniſſe des Lebens, und alle Arten poetiſcher Darſtellungsweiſe ohne Verwirrung und Ueberladung in harmoniſcher Einheit zu umfaſſen ſcheint. Die ſechs Bücher, in welche dieſes Buch abgetheilt iſt, führen die Aufſchriften nach ihren Hauptgegenſtänden, an welche ſich die verſchiedenartigſten Gemälde und Betrachtungen anreihen: **The Sofa. The Time-Piece. The Garden. The Winter-Evening. The Winter Morning Walk. The Winter Walk at Noon.**

Für den Reichthum und die Schönheiten dieſer Dichtung mögen einige wenige Stellen als Beleg dienen. Z. B. folgendes Landſchaftgemälde, welches der Dichter bei einem Spazirgange entwirft:

Der Gipfel iſt erreicht; ihn krönt ein Baldachin
Von dichtgewölbten Wipfeln. Weit umher
Schwärmt nun das Aug', erfreut, mit Herrſcherblick
Die Gegend, wie von eines Wartthurms Höh'
Zu überſchau'n. Hier ſtrömet die Schgfhürde
Die wolligen Bewohner auf's Gefild.
Zuerſt, ſich langſam fortbewegend, ſuchen ſie
In dichtgedrängter Schaar des Feldes Mitte,
Bis ſie nach Luſt und Wahl ſich nach und nach
Zerſtreuen, und der Boden weiß erſcheint.
Vom ſonnverbrannten Heufeld ſchleicht ein Bauer
Mit ſeiner ſchweren Laſt der Heimat zu,
Indeß ein and'rer, ſeiner Bürde ſchon
Entladen, ihm begegnet, ſchnell vorbeiſtreift.
Der rohe Knecht lehnt ſich auf ſein Geſpann,

Laut ſchreiend, ungeduldig des Verzugs.
Nicht minder lieblich ſind die Waldlandſcenen,
Manchfaltig durch die Bäume jedes Wuchſes,
Bei aller Aehnlichkeit verſchieden doch.
Hier ſchimmern mit den grauen, ſchlanken Stämmen
Die Eſche, und die Linde mit der Buche
Durch's Zwielicht der entfernten Schatten vor;
Dort, hinter einem höhern Vordergrund
Verloren, ſcheint die Waldung eingeſunken
Und abgeſtutzt bis an die höchſten Wipfel.
Hier iſt nicht Ein Baum ohne eig'nen Reiz,
Und doch hat jeder eine and're Farbe,
Der eine bleicher und von mattem Grün;
So iſt die Weide, ſo die Pappel auch,
Die ihre Blätter all' in Silber kleidet.
Die Eſche, weit den Schattenarm ausſtreckend;
Der Ulme Grün iſt tiefer, tiefer noch
Das Grün der Eiche, der langlebenden,
Der Wälder Königin. Der Bäume manche
Sind hellbelaubt, und glänzen in der Sonne:
Der Ahorn und die Buche, fruchtbar ein
Oeliger Buchmaſt, und der Lindenbaum,
Dufthauchend, wenn der Thau des Abends ſinkt.
Nicht unbeachtet ſei der Sykamor *),
Er, der in ſeinem Schmuck ſo launenhaft,
Jetzt grün, jetzt bräunlich-gelb, und eh' der Herbſt
Die Wälder ändert, ſcharlachroth erſcheint.
Im Hintergrund, nach weitem Zwiſchenraum,
Von Thal und Hügel, glänzt, das Land abtheilend,
Ein Flüßchen, das bald in der Sonne flimmert,

---

*) Maulbeer-Feigenbaum oder weißer Berg-Ahorn.

Bald wieder, wie geſchämig, ſich entzieht.
Und dennoch gern geſehen werden will.

Ueberall ſpricht Cowper ſeine Vorliebe für das Landleben mit Wärme aus. So z. B. beantwortet er die aufgeworfene Frage: „Wen können wir mit Recht fröhlich nennen?“ mit den Worten: „Fröhlich ſind die Schuldloſen; fröhlich iſt die Lerche, die ihre im Thau gebadeten Schwingen verſucht, unter einer roſigen Wolke emporſchwebend, indeß der erſte Morgenſtrahl noch ihr niederes Neſt überglänzt. Fröhlich iſt auch der Landmann, der Zeuge ihres Geſanges, und ſelbſt Sänger.“ Und in einer anderen Stelle: „Gott ſchuf das Land, der Menſch die Stadt. Was Wunder denn, daß Geſundheit und Tugend, Gaben, die allein den bittern Trank, welchen das Leben uns Allen bietet, verſüßen können, auf den Feldern und in den Wäldern am beſten gedeihen und am wenigſten bedroht werden? — Unſere Wälder ſind gepflanzt, um den ſinnigen Wanderer am Mittage in ihren Schatten zu erfriſchen. Abends iſt der Mondſtrahl, welcher ſanft durch die ſchlummernden Blätter hingleitet, das ganze Licht, welches der Landmann ſieht, die wirbelnden Vögel ſeine ganze Muſik. Wir Landleute erſparen den Schimmer der ſtädtiſchen Laternen, die uns nur das ſanftere Licht unſers Mondes trüben. Eure Geſänge ſtören unſere ſchönen Harmonien; die Droſſel entflieht mißvergnügt, und die beleidigte Nachtigall verſtummt.“

Cowper iſt daher auch der begeiſterte warme Lobredner des häuslichen Glückes. Mit überſtrömendem Entzücken ruft er aus:

Häusliches Glück, du einz'ge Seligkeit
Des Paradieſes, die den Sündenfall
Noch überlebte! Ach nur Wenige
Genießen dich noch ungeſchwächt und rein
Und wenn ſie dich genießen, o wie kurz!
Sie ſind zu ſchwach, ſie ſind zu unbedacht,
Um deine Süßigkeiten ungemiſcht
Mit jenen bittern Tropfen zu bewahren,
Die Unbeſonnenheit und Leidenſchaft
In deinen Becher von Kryſtall dir träufeln.
Du biſt der Tugend nährende Säugamme;
In deinen Armen lächelt ſie, erſcheinend,
Wie ſie in Wahrheit iſt, ſie, die im Himmel
Geboren, und beſtimmt zur Wiederkehr
In die himmliſche Heimat ward.

Zwei Meiſterſtücke der Perſonification ſind die eben ſo ſchön als wahr gezeichneten Geſtalten des Winters und des Abends:

O, Winter! Herrſcher des verkehrten Jahrs!
Dein wild zerſtreutes Haar iſt aſchengleich
Bedeckt mit Schloßen, auf den Lippen ſtockt
Der Hauch, zu Eis gefroren; deine Wangen
Mit einem weißen Bart von Schnee beſetzt,
Die Stirn in düſteres Gewölk gehüllt;
Dein Zepter ein laubloſer Zweig, dein Thron
Ein Schlitten, der den Rädern nicht verſchuldet,
Auf glatter Bahn vom Sturm dahingejagt!
Dich lieb' ich, ſo unlieblich du auch ſcheinſt,
So ſehr du, Wilder, auch gefürchtet biſt.
Du hältſt die Sonne als Gefangene
Im dunkeln Oſt, verkürzeſt ihre Fahrt

Vom Morgen zum Mittag, und drängeſt ſie,
Nicht duldend ihr Verweilen, raſch hinab
Zum roſenrothen Weſt; doch liebevoll
Erſetzeſt du uns gütig den Verluſt
Durch die vermehrten Stunden in dem Kreis
Geſell'ger Freude und belehrenden
Vergnügens, ſammelſt die zerſtreuten Glieder
Des Hauſes, und hältſt den Gedanken feſt,
Nicht weniger zerſtreut durch Tageslicht
Und Tagesſorgen. Ja, ich kröne dich,
Du König ein'ger Herzensluſt, behaglicher
Genüſſe am Kamin, häuslichen Glücks
Und all der Freuden, die das nied're Dach
Der ſtillen Einſamkeit mit ihren Stunden
Voll ungeſtörter Ruh' allein nur kennt. —

Komm', Abend, komm'! Du ſtille Zeit des Friedens!
Komm' holder Abend! weile lang bei uns!
Mich däucht, ich ſäh' dich im geſtreiften Weſt,
Langſam hinwallend mit Matronengang,
Indeß die Nacht dir auf die Schleppe tritt.
Mit Einer Hand ſenkſt du auf Wild und Vögel
Der Ruhe Vorhang, ſtreueſt mit der andern
Süße Vergeſſenheit der Tagesſorgen
Hernieder auf des Menſchen Haupt.
Du biſt nicht reich geſchmückt, bedarfſt auch nicht,
Der prächt'gen Nacht gleich, blitzende Juwelen.
Ein Sternlein oder zwei, vor deiner Stirn
Aufleuchtend, ſie genügen dir:
Der Mond iſt dir ſo eigen wie der Nacht,
Du aber trägſt die Zierde nicht ſo hoch
Mit prahleriſchem Schaugepräng;

Nur in beſcheidner Größe läßt er ſich
In deinem Purpurgürtel ſeh'n.
Komm, Abend, komm! Du ſollſt mich ruhig finden!
Und bin ich's nicht, wirſt du mich ruhig machen.

Den Schluß mögen folgende ſchöne Winterbilder machen, die ich aus den letztern Büchern des Gedichtes „the task“ aushebe:

Morgen iſt's; die Sonnenſcheibe, roth
Aufſteigend, ſetzt den Horizont in Brand;
Der Wolken Schaar, vom Windſtoß hingejagt,
Erſcheint noch glüh'nder als der Strahlenkreis,
Gleich einer Stadt, in Flammen hoch auflodernd,
Durch einen blätterloſen Wald geſeh'n.
Die ſchiefen Strahlen gleiten wirkungslos
In's ſchneebelad'ne Thal herab, und werfen,
Die Gegend rings in Roſenfarbe kleidend,
Von jedem Kraut, von jedem ſpitzen Halm
Den langen Schatten über das Gefild.

Der Waidmann ſchreitet raſch dahin, und läßt
Der Menſchen frohe Wohnung unbeachtet.
Zottig und mager, mit geſpitztem Ohr
Und kurzem Schweif, folgt ihm der ernſte Hund,
Schleicht jetzt dicht hinter des Gebieters Ferſe,
Läuft dann weit aus, mit manchem Satz und Sprung,
Schnappt den gehäuften Schnee begierig auf
Mit elfenbeinernem Gebiß, und furcht
Die glänzendweiße Decke mit der Schnauze,
Dann ſchüttelt er den ſchneebeſtreuten Pelz,
Und bellt vor Luſt. —

Der Strom verſchwindet in dem Einerlei
Ununterbrochen heller Spiegelfläche.
Verhärtet liegt und feſt auf dem Gewäſſer
Die ſchwergedrängte Laſt des dichten Schnees,
Indeſſen ſtill und unbemerkt
Das leiſe Bächlein drunter ſchleicht,
Doch anders iſt's, wo, jeder Hemmung zürnend,
Das Waſſer ſchwellend an die Mühlwehr ſtoßt,
Dann über das raſtloſe Mühlrad brauſ't,
Und auf des Grundes Kieſelſteinen ſpielt.
Kein Froſt vermag es hier zu feſſeln;
Er kann mit ſeiner äußerſten Gewalt
Nur jenen leichten Nebeldunſt anhalten,
Den weit umher die flüß'ge Maſſe ſpritzt
In ihrem Fall. — Wie mannigfaltig ſind
Die Formen all, womit der Froſt die Ufer
In glänzend reicher Stickerei bekleidet!
Nicht alle Macht der Kunſt, nicht Kiel noch Pinſel,
Vermag dies Prachtwerk nachzubilden. Hier
Erheben ſchimmerhelle Thürme ſich,
Auf deren Gipfel in phantaſtiſcher
Unordnung, funkelnd und in üpp'ger Fülle,
Gebüſch' und Bäume wie im Feenland
Aufſproſſen. Die kryſtall'nen Tropfen,
Die, von den Zweigen niederträufelnd, feſt
Gefrieren, thürmen ſich zu Pfeilern von
Durchſicht'ger Höh' empor, und ſtützen nun
Den Eispalaſt, den ſie vorher nur zierten.
Hier trotzen Grotten, eine in der andern,
Dem Sonnenſtrahl.

Dieſe wenigen Belege zeigen hinreichend, wie wahr und warm, wie friſch und lebendig Cowper's Gemälde des Lebens und der Natur ſind, deren reichſte Erſcheinungen und intereſſanteſte Verhältniſſe er uns erblicken läßt. In ſeinen Dichtungen fällt das Sonnenlicht der Poeſie auf eine Fülle der mannigfaltigſten Gegenſtände der phyſiſchen und geiſtigen Welt. Zwei große Hauptvorzüge dieſes Dichters beſtehen aber insbeſondere darin, daß ſein Geiſt von der höchſten Kraft und Würde der Religion durchdrungen und gehoben, und daß ſein Gemüth, ein rein bewahrendes Heiligthum der Kleinodien des Guten und Schönen, ſich überall ſo wahr, ſo lauter und ſo edel ausſpricht, nicht nur in den größern Dichtungen, „die Wahrheit, die Hoffnung, die Menſchenliebe, die Geſelligkeit, die Einſamkeit,“ u. a., ſondern auch in den kleinſten lyriſchen Ergüſſen.

---

Wenn andere Dichter die Natur in ihren äußern Erſcheinungen und Formen darſtellen, ſo führt uns Darwin (Arzt, Naturforſcher und Dichter zugleich, geboren im Jahre **1721**, geſtorben **1802**) in das Innere derſelben, in ihre geheime Werkſtätte, wo er uns ihre Stoffe und Kräfte, nebſt der Art und Weiſe zeigt, wie ſie ſchafft und zerſtört, bildet und trennt. Darwin hat auch mehrere naturwiſſenſchaftliche Werke geſchrieben, denen ein hoher Werth beigelegt wird; als didaktiſcher Dichter erwarb er ſich einen unſterblichen Namen durch die beiden Lehrgedichte: „**the botanic Garden**“ und „**the Temple of Nature or the Origin of Society.**“

Das Gedicht: „Der botaniſche Garten,“ zerfällt in zwei Theile; der erſte führt den Titel: „Die Vegetation,“ der Andere: „Die Liebe der Pflanzen“ (**the Loves of the**

Planta). Jeder Theil hat, ſo wie das Gedicht: „Der Tempel der Natur," vier Geſänge. In dieſen höchſt originellen Didaskalien vereinigt ſich echt poetiſches Genie mit philoſophiſchem Geiſte, und ein Schatz von Kenntniſſen mit einer glühenden Einbildungskraft.

In dem Gedichte: „The Economy of Vegetation," entwickelt der Verfaſſer die Phyſiologie der Pflanzen und die Einwirkungen der Elemente auf den Wachsthum der Vegetabilien. Der zweite Theil: „The Loves of the Plants," enthält eine Darſtellung des Linnéeſchen Sexual-Syſtems und der merkwürdigen Eigenheiten verſchiedener Pflanzen.

Darwin ſelbſt vergleicht ſein Werk mit einer Camera obscura, worin Licht und Schatten über eine weiße Fläche hüpfen, und ladet den Leſer ein, ſeinen bezauberten Garten zu beſuchen. So wie (ſagt er) Ovid, der große Nekromant am Hofe des Auguſtus, durch poetiſche Kunſt Männer und Frauen, ja ſelbſt Götter und Göttinnen, in Bäume und Blumen verwandelte, ſo habe ich es unternommen, ihnen ihre urſprüngliche menſchliche Geſtalt wieder zu geben, nachdem ſie ſo lange Zeit hindurch Gefangene in ihren Vegetabilien-Wohnungen waren. Man möge dieſe Dichtungen als einen Cyclus kleiner Gemälde betrachten, die, im Toilettengemache einer Dame hängend, nur durch Bänder feſtonartig leicht verbunden ſind, und, wenn man auch die Originale nicht kennt, durch Schönheit und Reiz der Geſichtszüge und der Geſtalt, ſo wie durch den Glanz ihrer anmuthigen Trachten, unſer Wohlgefallen erregen."

Zur Maſchinerie und Ausſchmückung ſeiner Lehrgedichte wählte Darwin die Roſenkreuzerlehre von den Gnomen, Sylphen, Nymphen und Salamandern; doch werden auch einige Naturerſcheinungen allegoriſch in Dichtungen der alten Mythologie eingehüllt, wie z. B. Cupido, aus dem Ei der Nacht entſtehend, Amor und Pſyche, der Raub der Proſerpina, der Tod und die Wiederbelebung des Adonis u. a.

Der erſte Geſang des Gedichtes „the Economy of Vegetation“ beginnt mit einer Einladung an die Göttin der Botanik, welche, vom Frühling und von den Elementen empfangen, zur Erde herabkömmt. Der Dichter ruft hierauf die Nymphen des Feuers, mit deren Hülfe dann die feurigen Erſcheinungen in der Luft, auf und in der Erde, endlich die mächtigen Einflüſſe der Wärme und des Lichtes auf das Pflanzenreich erklärt werden. Und ſo erblicken wir denn eine Reihe der ſchönſten Gemälde, wie z. B. einer Sternennacht, des Blitzes und der Blitzableiter, des Regenbogens, der Farbenpracht des Morgen- und Abendhimmels, der Dämmerung, der Planeten, Fixſterne und Kometen, des unterirdiſchen Feuers, der Vulkane, des Pulvers, der elektriſchen Maſchine, des Phosphorus, der aufblühenden Knospen und Blumen ꝛc.

Im zweiten Geſange erſcheinen die Gnomen, und es folgen dann die Beſchreibungen einer mannigfaltigen Menge von Phänomenen der Erde; wie z. B. ihr Wandel durch den Thierkreis, die Entſtehung der Inſeln, die Erzeugung der Salze, des Salpeters, des Eiſens, des Magnets, des Stahls, der Edelſteine, des Porzellans, der Metalle ꝛc. In dieſem Geſang ſind auch manche Mythen und hiſtoriſche

**Schilderungen eingeflochten**, z. B. Jupiter und Europa, Mars und Venus, die Zerſtörung Merico's, die Sklaverei in Afrika, Hannibals Uebergang über die Alpen ꝛc.

Im dritten Geſange erblicken wir das Waſſerreich, den Ocean, Wolken, Regen und Thau, die Grotte eines Meerfräuleins, Korallenklippen, die Nil-Überſchwemmung, Heilquellen, ſingende Nereiden, ein allegoriſches Gemälde: Jupiter und Juno, die Schifffahrt, zwei Liebende, die in den Flammen ſterben u. ſ. w.

Im vierten Geſange erhebt uns der Dichter in das Gebiet der Luft. Die Sylphen ſchweben mit uns, und wir ſehen das Treiben der Winde, Barometer, Luftpumpen, Luftballons, den Tod des Luftfahrers Rozier, den Ikarus, die ſingende Cäcilia, den Schatten des Todes, Waſſerpflanzen, ein Opfer der Hygeia u. a.

Die **Loves of the Plants** ſind die verkehrten Metamorphoſen Ovids, indem der Dichter uns hier nicht nur die ſchönſten Blumenſtücke malt, ſondern auch ſchöne Verwandlungen der Blumen in Menſchen erzählt.

Einen Reichthum von poetiſchen Gemälden enthält auch das Gedicht: „**The Temple of Nature**“. Um nur einiges aus dieſem Füllhorn des Genius anzudeuten, nenne ich aus dem erſten Geſange: „Die Anrufung der Liebe, die Laube Edens, den Tempel der Natur, das Reich der Leiden, die Höhle der Vergeſſenheit, die Muſe der Melancholie, die Höhle des Trophonius, die Scenen im Mikroskop, Venus aus dem Meere hervorſteigend, ein Sinnbild der organiſchen Natur“ ꝛc. Aus dem zweiten Geſange: „Die erſten Bande der Geſelligkeit, erbliche Krankheiten, Zeit und Natur, Urania's Klagen, Hymens Spruch, Liebe und Schönheit, der Dämon der Eiferſucht, Helena und Paris, eheliche Liebe, die Neſter der Hänflinge und der Nachtigallen, Amors Triumphwagen" ꝛc. Aus dem dritten Geſange: „Die Ausbildung des Geiſtes, Laſter und Leidenſchaft, das Heiligthum der Tugend, der Genius des Geſchmackes, die Sprache der Thiere, die Rieſengeſtalt der Zeit, die Kunſt der Thiere, der Baum der Erkenntniß, der Seraph" ꝛc. Aus dem vierten Geſange: „Thierkrieg, Pflanzenkrieg, die Welt ein Schlächterhaus, Trunkenheit und Aberglaube, Leiden der Sympathie, Uebergewicht des Guten, Howard, Newton, Herſchel, Archimed, Antinous, Cäcilia, Geburts- und Todeswechſel, Tod iſt nur Formänderung, Gottes Freigebigkeit, das Chaos, die himmliſche Liebe" ꝛc.

Ich möchte wohl dem Leſer einzelne Blumen aus dieſen Gedichten vorlegen; da ſie aber, aus dem Kranze herausgeriſſen, in der Vereinzelung zu viel an Farbenſpiel und Glanz verlieren, ſo muß ich mich begnügen, nur ein paar einzelne Partien mitzutheilen. Der erſte Geſang der „**Loves of the Plants**" beginnt:

Ihr ſchwebenden Sylphiden, gleitet nieder,
Und rührt mit kleiner Hand die Silberleier!
Ihr Gnomen, gaukelt über's Gras im Reigen
Mit luſt'gem Tritt dem Saitenklange nach,
Indeß mein Haberrohr in ſanftem Ton
Die frohe Hoffnung und den Liebesſchmerz
Der Fluren ſingt. Von jenen Rieſeneichen,

Die mit den Aeſten dunkelſchattig wogen,
Bis zu dem Zwergmoos, das an ihrer Rinde hängt, —
Welch' ein Gedräng' von Junkern und von Schönen
In jedem luſt'gen Wald! Wie buhlt und wirbt
Die Pflanzenwelt voll Lieb' um Gegenliebe!
Wie das Schneeblümchen und die Hyazinthe
Mit blauen Augen, über'n Strom geneigt,
So zärtlich ihre Thränen miſchen! Wie
Das liebekranke Veilchen und die bleiche Primel
Die holden Häupter ſenken, und im Lüftchen
Geheimnißvoll zuſammenflüſtern!
Mit tiefverhol'nem Seufzer neiget ſich
Die jungfräuliche Lilie, und
Die eiferſücht'ge Schlüſſelblume läßt
Die rothen Kelche abwärts hängen;
Die junge Roſe, in dem ſtolzen Glanz
Der Schönheit, trinkt die warme Röthe
Des holdverſchämten Bräutigams;
Mit ihrem Honigmund begegnen ſich
Nachtſchatten, und umſchlingen ſich,
Und miſchen ihre ſüßen Küſſe.

So lieblich dieſe Stelle iſt, ſo herzergreifend wirkt jene, worin der Dichter von dem edlen Menſchenfreunde Howard ſpricht, der, in der Abſicht, die Leiden ſeiner gefallenen Mitbrüder zu mildern, ganz Europa durchreiſ'te, und alle Kerker beſuchte:

Nun, Menſchlichkeit, umglänzen deine Strahlen
Die Erde rings umher, vom Zembla bis
Zur Mittagslinie; dein erfreu'ndes Licht

Strahlt in des tiefſten Kerkers Dunkelheit,
Wie Nordlichtglanz auf dem Gewölb der Nacht.
Von Reich zu Reich, geſchmückt mit Halbmond oder Kreuz,
Wo immer Menſchen und ihr Elend wohnen,
Sucht, wandernd über brennend heißen Sand
Und Wogentiefe und Schneewüſtenei
Dein Howard raſtlos auf das Haus des Unglücks.
Er ſteigt hinab tief in die feuchten Kerker,
Wo Feſſeln klirren und der Jammer heult,
In Höhl'n, beſtreut mit manchem morſchen Bein,
In Kammern, wo die bange Echo nur
Das Ächzen lernt, wo ſich kein Riegel öffnet,
Des Freundes leiſes Wort uns mitzutheilen,
Kein Lichtſtrahl eindringt, und kein Lüftchen haucht;
Er ſteigt hinab, nicht achtend Gold und Ehrgeiz;
Raſtloſe Müh' vergeudend und freigebig
Den Schatz der eigenen Geſundheit ſpendend,
Gelingt es ihm, das harte Herz der Macht
Mit milder Rede freundlich zu erweichen,
Und die geballte Hand zu öffnen.
Die ſtrengen Blicke der Gerechtigkeit
Lenkt er zum düſteren Gebiet hinab,
Daß ſie die Feßeln löſe oder doch
Nachlaſſe; die erweckte Gnade führt
Der Edle dann hin in die Finſterniß,
Und zeigt den Kerker ihr, des Grabes Schweſter!
Den Kindern gibt er die verlaſſ'ne Mutter,
Das Leben und die Freiheit ihrem Gatten! —
Die guten Geiſter, von des Himmels Höh'
Mit ruh'gem Blick die Erde überſchauend,
Als ſie zuerſt den edlen Menſchenfreund

Im reinſten Kleid der Tugend wandeln ſah'n,
Die Stirn von eigner Glorie umſtrahlt;
Sie glaubten in dem Menſchen einen Engel
Zu ſeh'n, und fragten, welcher Seraph über
Die Erde wandle. Er ſchritt muthig vor.
Krankheit und Tod entfloh'n. Die murrenden
Dämonen haſſen und bewundern ihn.

Bayerische
Staats-
Bibliothek
München

# Inhalt.

Seite.

## Scherz und Ernſt.

Weibliches Orcheſter und Küchenmuſik . . . . . 5
An einen geneſenden Freund . . . . . 11
Sonderbarkeiten, welche einige Völker bei ihren Mahlzeiten beobachten. (Nach d'Israeli.) . . . . . 42
Indiſche Büßung. (Nach Irvings Indian sketches.) . 45
Indiſche Rache . . . . . . . . 48
Träumereien über das Träumen und die Träume . . 51
Die drei Lebenswege . . . . . . . 63
Gedenke Mein. (Eine Betrachtung am Schluſſe eines Jahres oder eines Tages.) . . . . . . 75
Weiblicher Kopfputz und männliche Köpfe . . . 78
Geſchichte der Buchſtaben, nebſt Zueignung an dieſelben . 90
Der Streit der Ziffern und Zahlen. (Ein Traum.) . 107
Sprüche des armen Richard. (Aus einer Vorrede Franklin's zu einem alten pennſilvaniſchen Almanache, betittelt: „Poor Richard improved.“) . . . . . 127
Aprilflocken und Thautropfen . . . . . 130
Die Träume . . . . . . . . 134
Ernſt und Scherz großer Gelehrten . . . . —
Etwas vom Alter der Porträte und von der Eitelkeit des Porträtirens . . . . . . . 135

Seite
Die glücklichen Nachahmer . . . . . . . . 136
Die Wichtigkeit und Kunſt des Eſſens . . . . . 137
Glückliche und unglückliche Gedanken über die Glücksgöttin und das Glück . . . . . . . . . . 151
Anekdoten . . . . . . . . . . 160
Zerſtreute . . . . . . . . . . 164
Yſopblätter . . . . . . . . . . 169
Muſterkarte von Pedanten und Pedantinnen . . . . 173
Die Theaterlöwen . . . . . . . . 181
Die Liebäugler . . . . . . . . . 190
Der Urſprung der Dämmerung . . . . . . 195
Amor und die Häßlichkeit . . . . . . . 197
Tod und Leben . . . . . . . . . —
Schmerz und Freude . . . . . . . . 200
Der Muth und ſeine Familie . . . . . . —
Der Brunnen und die Schöpfenden . . . . . 205
Die Kritik . . . . . . . . . . 206
Die Schöpfung des Weibes (Ein alter Mythos neu erzählt.) 208
Gedanken vor einer Wage . . . . . . . 212
Ananas-Gleichniſſe . . . . . . . . 214
Betrachtungen über Krebsgang, Krebsfang und Krebsnaturen . . . . . . . . . . 215
Uhren, Menſchen und Bücher; eine Parallele . . . . 219
Gebet den Armen! . . . . . . . . 223
Ueber das, was man erfahren, und was man nicht erfahren ſoll . . . . . . . . . . 226
Lob der Kugel . . . . . . . . . . 231
Journalproben.
I. Probeblatt aus der Zeitſchrift: Der Träumer. 233
II. Probeblatt aus der Zeitſchrift: Brandraketten. Die Steckenpferde . . . . . . . . 237

Seite
III. Probeblatt aus der Zeitſchrift: Sauere Aepfel. 240
IV. Probeblatt aus dem Journal: „Der Bettler." Enthält: Die Leiche der Wahnſinnigen. Geſpräch zwiſchen einem Narren, einem Todtengräber und einem Bettler . . . . . . . . 242
V. Probeblatt aus dem Journal: Der Gedankenfeind . . . . . . . . . 247
Die Steine . . . . . . . . . . 251
**Der Mord des Todten**, oder: **Die Leichen-Promenade.** Ein wohl façonnirtes und facettirtes Trauer- und Schauerſpiel . . . . . . 255
Der Geiſt auf Reiſen . . . . . . . . . 281
Vorſchlag zu einer neuen Kerzengattung . . . . 285
**Geiſt und Leben der britiſchen Dichter des neunzehnten Jahrhunderts** . . . . . 291

Gedruckt bei C. Ueberreuter.

# Ch. Kuffner's

# erzählende Schriften,

## dramatiſche und lyriſche Dichtungen.

## Ausgabe letzter Hand.

Dreizehnter Band.

Wien, 1845.
Verlag von Ignaz Klang, Buchhändler.

71 4

P.o. germ. 180 ch (13

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

# Erzählungen.

## Das Schiffs-Ungethüm.

Unter den vielen Kaufleuten, welche die Woll- und Garnmärkte in Schottland jährlich zu beſuchen pflegten, war John Robſon, ein alter Mann, aber ein großer Liebling der Weiber, einer der vorzüglichſten. Er hatte viel Geld, viele lange ſchöne Gebete, und wußte viele ſchöne abenteuerliche Geſchichten von Schlachten und Gefahren zu Land und zu Waſſer. Damit wohl ausgerüſtet, gelang es ihm, die beſten Geſchäfte zu machen und ſtets ein warmes Stübchen zu bekommen, wenn ihn die Nacht überfiel. Unter den Geſchichten, die er beſonders gerne zu erzählen pflegte, befand ſich auch die folgende, die ich ſo gut im Gedächtniſſe behalten habe, daß ich ſie beinahe mit ſeinen eigenen Worten, oder wenigſtens ganz auf ſeine Weiſe wieder erzählen kann.

Nur den Ort, von welchem ſie abſegelten, vermag ich nicht mehr beſtimmt anzugeben; ich glaube, es war ein Seehafen in Spanien. Ich laſſe den alten Robſon nun ſelbſt ſprechen.

„Als wir eines Morgens, geleitet vom günſtigſten Winde, freudig dahin ſegelten, ſahen wir etwas, einer Tonne gleich, von Woge zu Woge vor uns dahergaukeln. Der Kapitän befahl uns, das Ding aufzufangen. Wir zogen es ſogleich heran. Und was war's?"

„Ein Weidenkorb, und im Korbe ein ſchreiender Knabe. Wir erſtaunten nicht wenig über die wunderbare Erhaltung der kleinen Kreatur, denn der Korb war wie jeder andere Korb; das Waſſer plätſcherte durch und durch, wie's dem wunderlichen Element beliebte; den Korb hielt nur die Leichtigkeit in der Höhe. Unſer Erſtaunen wurde aber noch größer, als wir die Kreatur näher beſahen."

„Sie war vier Fuß lang, hatte ein uraltes runzeliges Geſicht, wie eine Hexe, oder ſonſt ein halb menſchliches, halb hölliſches Weſen. Wir ſetzten ihm verſchiedene Gerichte vor; er fraß wie ein Wahnſinniger, und ſchien unerſättlich zu ſein. Er ſprach ſchnell und auch nicht übel, allein in einer uns Allen unverſtändlichen Sprache; wir wußten nicht, was wir aus ihm machen ſollten. Er war kaum zehn Minuten am Borde, als wir im Takelwerk des Maſtkorbes ein Gekrache hörten, und zu gleicher Zeit das Schiff ſich wie eine Wiege zu ſchaukeln anfing. „Was Teufel iſt denn das?" rief der Schiffskapitän. Jeder geſtand ſeine Unwiſſenheit, denn Keiner von uns merkte die geringſte Annäherung oder Wendung des Windes. Während wir nun ſo ſtanden und ſpähten, ob wir nicht ſehen könnten, woher die Erſchütterung käme, vernahmen wir in den Segeltüchern eine Art von Aechzen, wie das Windgeſtöhne. Dies wiederholte ſich nach einigen Minuten, und das Schiff ſchoß heftig vorwärts."

„Der Kapitän erſtaunte über eine Erſcheinung, die ihm noch nie vorgekommen war; er befahl uns, die Segel eiligſt einzuziehen, da eine Art von Wirbelwind im Anzuge zu ſein ſchien. Nie werde ich dieſen Morgen vergeſſen; denn der Sturmwind überfiel uns, ohne das geringſte Vorzeichen, mit einer ſolchen Gewalt, Stoß auf Stoß, immer heftiger und lauter, daß wir uns auf einmal in der Mitte eines allgemeinen Aufruhres befanden. Wir wurden ſo geworfen und gehoben, bald dahin, bald dorthin, daß ich glaubte, das Schiff werde ſchon in die Luft hinauf gewirbelt. Alles war in totaler Verwirrung, und wir wurden jeden Augenblick nach einer anderen Richtung geſtoßen und geſchleudert."

„Hoch gingen die Wogen, ſchäumend und brauſend, wie in Schlachtordnung, gegen einander. Donner brüllten, Blitzflammen zuckten und Hagelſchauer praſſelte. Unſer Schiff ſchien bald zu den Wolken hinaufgehoben, bald ſo tief in den Grund des Meeres hinabgeſenkt zu ſein, daß ich das Raſſeln und Knarren des Kiels im Sand und Schlamm zu hören glaubte. Kurz, ſo wie der Sturm ſchon einen unnatürlichen Anfang hatte, ſo zeigte ſich auch in dem Ganzen nicht das geringſte Natürliche, und es war ein wahres Wunder, daß Einer von uns mit dem Leben davon kam. Aber was ſag' ich! Die Zahl unſerer Tage war noch nicht voll, unſer Stündlein noch nicht gekommen. Ein alter Matroſe drängte ſich zum Kapitän und ſagte: „Kapitän M'Nikol, glaubt einem erfahrnen alten Kerl, dieſer Aufruhr der Elemente iſt nichts Natürliches, und ich bin feſt überzeugt, daß die Kreatur, die wir aufgefangen und an Bord genommen haben, entweder ein Mörder, oder ein Höllengeſpenſt, oder ein Waſſerunhold iſt. Folgt meinem Rath, und laßt ſie wieder in's Waſſer werfen!" —

„Dieſe Rede ſchien auf den Kapitän einen ſtarken Eindruck zu machen; er ſprach kein Wort und ſtarrte wild vor ſich hin. Endlich ſagte er: „Was iſt da zu thun? So wie die Sache ſteht, müſſen wir in wenigen Minuten oder Sekunden untergehen. Die See ſauſ't ja wie ein ſiedender Keſſel!“ —

„Werft den kleinen Satan über Bord in ſein angebornes Element!“ (ſagte der Alte). „Sonſt gehen wir zu Grunde mit Mann und Maus. Für ihn iſt nichts zu beſorgen; er wird ſich wie eine Tonne über die Flut hinwälzen.“ —

„Es wäre doch feig und grauſam zugleich,“ (erwiederte ich) „den armen kleinen Wicht, den wir aus dem Waſſergrabe ſo eben gerettet haben, ſogleich wieder in die erbarmungsloſe Flut hinabzuwerfen. Laßt uns der Vorſehung vertrauen und noch ein Bischen zuwarten, ob ſich der Sturm nicht legt! Der Allmächtige kann uns retten oder zu Grunde richten, wie's ihm gefällt; Wind und Wellen ſtehen ihm ja zu Gebote: welchen Einfluß kann aber ein armes Geſchöpf, wie dieſes hier, auf den Elementarkampf haben?“ —

„Der Kapitän war in Verlegenheit, was er thun ſollte; die allgemeine Verwirrung hatte ihn ganz betäubt. In dem Augenblicke erhob ſich ein großer Lärm; eine Menge Matroſen und Seeſoldaten ſtürzten zum Kapitän und riefen: „Herr! wir haben den Teufel gefangen, wir haben ihn! Dieſer kleine Kerl iſt der Teufel!“ — „Wie? der Teufel?“ ſagte der Kap[illegible]

„Ja, Herr,“ (ſagte einer von ihnen) „er lief und ſprang wie eine Katze auf allen Vieren durch das Tauwerk herum im ärgſten Blitzfeuer, und ſchrie und lachte vor Freude.“ —

„Und ich,“ (ſagte ein Anderer) „ſah ihn wie einen Affen mit langem Schweif auf der Spitze des Maſtbaumes ſitzen; er kicherte, machte Grimaſſen, und winkte den Sturm herbei.“

„Ueber Bord mit ihm, über Bord!“ ſchrieen fünfzig Stimmen zugleich. Ungeachtet ich mich nebſt einigen Andern dagegen ſetzte, wurde der kleine Unhold dennoch an Bord getragen; er wehrte ſich aber ſo gewaltig und ſchlug zum allgemeinen Erſtaunen ſo herum, daß Einige bewußtlos auf dem Verdeck liegen blieben. Aus ſeinem Geſchnatter vernahm man nur das oft wiederholte Wort: „Batta, Batta!“ Endlich fiel's Einem von uns ein, daß er nach ſeinem Korbe verlange. „Bringt ihm ſeinen Korb!“ rief der Kapitän. „Behaltet nichts, was ihm gehört!“ — Dies war der einzige Augenblick ruhiger Faſſung, welchen der beſtürzte Kapitän während des ganzen Tumultes zeigte.“

„Die ſonderbare Kreatur hatte kaum ihren Korb bekommen, als ſie denſelben feſt hielt wie der grimmige Tod, und ſich damit in die See ſtürzte. Ich ſah ihn nur ein einziges Mal auftauchen; als er, mit ſeinem Korbe ringend, den Gipfel einer Woge erreicht hatte, ſtieß er ein gellendes hölliſches Geſchrei aus, tauchte unter, und war nicht mehr zu ſehen. Der Sturm legte ſich nun ſogleich; der heiterſte, freundlichſte Tag glänzte am Himmel, und das Meer erſchien ſo ruhig, als wäre es nie aufgeregt geweſen. Das Sonderbarſte aber war, daß wir das Tauwerk und die Segel, welche, während des heftigſten Sturmes, in Stücke zerriſſen, uns um die Ohren zu flattern ſchienen, nun unverletzt fanden an Ort und Stelle, wo jedes hingehörte. Das Allerwunderbarſte aber war dies, daß wir, wie der Kapitän und der Hochbootsmann verſicherten, mehr als hundert Meilen waren zurückgeſchleudert worden.“

„Ich ſagte, wenn dies wirklich geſchehen ſei, ſo müßten wir aus dem Meere emporgehoben und durch die Luft getragen worden ſein; ich empfand auch einmal eine Bewegung dieſer Art. Die Seeleute ſind ſo abergläubiſch, daß, ehe es Nacht wurde, ſchon auf dem ganzen Schiffe, als von etwas wirklich Geſchehenem, davon geſprochen wurde, wir ſeien aus dem Meere emporgehoben und hundert Meilen weit durch die Luft getragen worden.“

„Man wird nun vielleicht glauben, die Geſchichte ſei jetzt zu Ende; keineswegs! Sie hat kaum recht angefangen.“

„Als der nächſte Morgen zu dämmern begann, ſchrie der auf der Spitze des Maſtbaumes ſitzende Matroſe: „Ein Segel! ein Segel! das Steuerruder nach der Windſeite!“ nebſt andern unzuſammenhängenden Ausrufungen voll Schrecken und Entſetzen. Alle eilten zum Maſtbaume; der Lieutenant Jones vor allen Andern; da er aber nichts wahrnahm, rief er dem Maſtwächter zu, genau zu erforſchen, was es denn gäbe. „Wir ſind beſchädigt! Ein Segel iſt herunter!“ erwiederte Jener. Der Lieutenant ſchwor, der Menſch iſt verrückt, denn von einem Stoße war nichts zu merken. Er ließ das Schiff unterſuchen; man fand keine Spur einer Verletzung. Deſſen ungeachtet, verſicherte der Maſtwächter er habe es mit ſeinen Augen geſehen, daß ein kleines Schiff, auf dem ein Mann ſaß, gegen uns angeprellt und dann untergeſunken ſei; daß er auch ſelbſt eine Erſchütterung empfunden habe. Alle lachten über die Geſchichte; nur der Kapitän ſah bleich und bekümmert aus; man hörte ihn ſogar etwas vor ſich hinmurmeln, wovon man nur die Worte vernahm: „So haben wir denn dieſen Grad der Breite noch nicht überſtanden, dieſe verwünſchte Stelle!“ — Beim folgenden Tagesanbruch ſchien das Schiff leck geworden und dem Untergehen nahe zu ſein. Alles war in Bewegung und Schrecken; man ſuchte überall, deſſen ungeachtet aber fand man weder einen Leck, noch Waſſer im Schiffe, welches dennoch immer tiefer und tiefer ſank. Endlich rief Einer der Suchenden: „O Himmel! Kommt hieher und ſeht!“ — Alle liefen ſogleich hin und ſahen — den Korb des kleinen Unholds, eben denſelben, welchen ſie mit der darin liegenden Kreatur aus den Fluten aufgenommen und den Fluten wieder übergeben hatten. Als Alle einander voll Beſtürzung anſahen, erſchracken ſie plötzlich über ein nicht menſchlich kicherndes Gelächter hinter ihnen; als ſie ſich umdrehten, erblickten ſie die unſelige Kreatur ſelbſt, die auf einer Tonne ſaß, und ihnen mit einem kecken, herausfordernden Trotz in jeder Miene entgegengrinſte. Der ganze Haufe floh vor dem Geſichte des Unholdes, welcher immerzu auf die Tonne, worauf er ſaß, hinabdeutete, und Zeichen und Bewegungen machte, als ob er ſich der Tonne ſelbſt zu bemächtigen wünſchte und ſie unterſucht haben wollte. Es wagte ſich aber Niemand in ſeine Nähe; wir ſchloßen aber aus ſeinen Zeichen und Geberden, daß er mit dem Kapitän zu ſprechen wünſchte. Als es dieſem gemeldet wurde, kam er beinahe außer ſich und ſchrie: „Schießt auf ihn! Werft ihn über Bord! Setzt das große Boot aus und laßt ihn entkommen!“ — Lieutenant Jones und der Hochbootsmann ſetzten ſich dagegen, und erboten ſich, den Kapitän zu dem ſeltſamen Fremdling hinzubegleiten, welches ihnen das beſte Mittel zur Rettung des Schiffes zu ſein ſchien. Sie führten ihn daher, halb mit Gewalt, in den verborgenen Winkel, wo das Ungethüm auf ſeiner Tonne ſaß. Keiner von uns hatte noch dieſe, mit allerhand Holzwerk und altem Gerumpel verdeckte Tonne früher geſehen, als in jener Nacht, da wir nach dem Leck ſuchten. Das kleine Ungethüm ſchnatterte und ſprach viel, und deutete, indem ſeine Augen von unheimlicher Freude glänzten, auf die Tonne, und winkte den Kapitän zu ſich. Als er ſich endlich genöthigt ſah, dem Unhold näher zu treten, ſprang dieſer von ſeinem Sitz auf, flüſterte dem Kapitän ein einziges Wort (es ſchien ein Name zu ſein) in's Ohr, nahm dann wieder ſeinen vorigen Platz auf der Tonne ein, und ſchüttelte das Haupt auf eine drohende Weiſe gegen ihn.“

„Unbeſchreiblich iſt das Entſetzen, welches jetzt den Kapitän ergriff; es überwältigte ihn ſo ſehr, daß alle Offiziere ſich wunderten, wie ein ſonſt ſo muthiger Mann alle Faſſung auf ſolche Weiſe verlieren konnte.“

„Er war wirklich ganz außer ſich; auch herrſchte Schrecken und Verwirrung auf dem ganzen Schiffe, welches ſich ſchaukelte und drehte. Matroſen und Seeſoldaten rannten ohne Ordnung unter einander. Jones that Alles, was ein wackerer Offizier thun kann, um der Subordination vorzubeugen; er lief umher, fluchte, ermahnte die Einen und ſchlug die Andern nieder. Vom Kapitän hörte man nichts als die Worte: „Der böſe Feind!“ oder: „Das Geſpenſt!“ —

„Dieſe letztere Benennung that die allerübelſte Wirkung. Den Teufel ſelbſt zu ſehen, hätte den Matroſen nicht ſolchen Schrecken eingejagt; ſie hätten gewußt, daß er ihr Feind ſei, und zwar ein liſtiger und gefährlicher, gegen welchen zu kämpfen ihnen die Pflicht gebot. Der Gedanke aber, von einem Geſpenſt beſucht und gequält zu werden, hatte für ſie etwas Grauenhaftes, welches ihr Innerſtes in Aufruhr brachte.“

„Der Kapitän zog ſich zuerſt in die Kajüte zurück; allein das Gefühl der Eingeſchloſſenheit, und die Furcht, daß das ſchreckliche Weſen auch dort zu ihm kommen und ihm jeden Ausweg verwehren könnte, erſchütterte ſeine Nerven ſo gewaltig, daß er von dort auf den Gipfel des Wachhauſes ſtieg, wo er dann mit zitternder Stimme beide Boote auszuſetzen und dann das Schiff anzuzünden befahl. Während nun die Einen den Befehl vollziehen wollten, und die Andern ſich dagegen ſträubten, kam der Unhold aus dem Vorderkaſtell heraus, ſeine Tonne und eine Hacke tragend, als wollte er jene geöffnet haben; dabei heftete er ſeine brennenden Augen unverwandt auf den Kapitän, und ſchritt gegen ihn. Alle Übrigen entflohen; der Kapitän aber ſprang mit dem fürchterlichen Geheul eines Wahnſinnigen auf das Verdeck, ſtürzte ſich in's Meer, und verſchwand."

„Der Unhold ſchlug ein gellendes Gelächter auf, lief nach ſeinem Korbe, ergriff denſelben mit beiden Händen, ſtürzte ſich damit in's Meer, zog den unglücklichen Kapitän aus den Fluten, legte ihn in den hölliſchen Korb und verſchwand mit ihm in einem Nu. Wir hörten einige kurze gebrochene Töne vom Angſtgeſchrei des Dulders; das war Alles. In dieſem Augenblick hob ſich das geſenkte Schiff aus den Wellen; der Himmel klärte ſich auf, und wir ſahen zu unſerm größten Erſtaunen, daß wir uns auf derſelben Stelle befanden, auf welcher wir uns beim Anfang des Sturmes befunden hatten, von der wir uns doch eine lange Strecke weit ſüdlich dahingeſchleudert glaubten."

„Nach hergeſtellter Ruhe war unſer erſtes Geſchäft, jene Tonne zu öffnen, mit welcher unſer hölliſcher Gaſt ſo viel Spektakel getrieben hatte. Dies geſchah auf dem Verdeck vor mehr als hundert Zeugen. Alles, was wir darin fanden, war der Leichnam einer jungen Frauensperſon, mit entzweigeſchnittener Kehle, aufgeſchlitztem Bauche und herausgeriſſenen Gedärmen, die alſo auf gräßliche Weiſe war ermordet worden."

„Dies iſt Alles, was ich mit Gewißheit ſagen kann. Lange nachher habe ich gehört, der Kapitän M'Nicol habe auf einer frühern Reiſe zwei ſchöne junge Fremdlinge an Bord gehabt, die nach Liverpool kamen; der junge Mann ſei verſchwunden und es ſei gewiß, daß der Kapitän ſich ſeiner Geliebten bemächtiget habe. Ob nun aber jener Leichnam der ihrige war oder nicht, kann ich nicht ſagen. Es unterliegt keinem Zweifel, daß auf der Stelle in der hohen See, wo der Kapitän ein ſo ſchreckliches Schickſal erfuhr, ein großes himmelſchreiendes Verbrechen begangen worden iſt. Es ſollte dies zur Warnung dienen, daß man es ja niemals wagen ſoll, irgend eine Frevelthat zu verüben, in der Hoffnung, ſie werde verborgen bleiben. Wenn man daran denkt, wie Alles, früher oder ſpäter, an's Licht kommt und uns Strafe, Schmach und Verderben bringt, ſo wird dies uns wohl von allem Böſen und Sündhaften zurückhalten, wenn wir anders nicht vollkommene Sklaven unſerer laſterhaften Neigungen ſind. Auf jeden Fall aber dürft ihr euch darauf verlaſſen, daß gewiß ein Tag kommen wird, an welchem jede ſchlechte That vor dem Gerichte der Menſchen und des Himmels offen da liegen wird."

## Das Wiederfinden auf dem Dämonenſchiff.

Ich lebte mit meiner verwitweten Mutter in Edinburg zwar dürftig aber vergnügt, bis zur Ankunft der Gräfin Marplot, mit deren Eintritt in unſer Haus die frohe Jünglingszeit von mir Abſchied nahm.

Dieſe holde Dame hatte bisher bei ihrem älteſten Sohne gewohnt, welcher ſie aber aus dem väterlichen Schloſſe verwies, da ihre Sucht Alles zu tadeln, mit dem Selbſtgefühl ſeiner Unfehlbarkeit nicht harmoniren wollte. Sie fand nun bei meiner ſanftmüthigen Mutter die erwünſchte Aufnahme, theils weil ſie unſerer armen Familie die Ehre erzeigte, eine Verwandtſchaft im fünfzigſten Grade huldreich anzuerkennen, theils auch, weil ſie ein jährliches Einkommen beſaß, welches unſere kleine Haushaltung auf einen beſſern Fuß zu ſetzen verſprach.

Dieſe herrſchſüchtige Dame erlaubte ſich nun, bei der zu großen Nachgiebigkeit meiner guten Mutter ſchon nach Verlauf weniger Wochen die Frau im Hauſe zu ſpielen. Alles mußte ſich ihrem Willen fügen; am meiſten aber ließ ſie mich Ärmſten ihre Macht fühlen, und ich trat gleichſam an die Stelle des verhaßten Sohnes, welcher die Zankſüchtige aus dem Hauſe entfernt hatte. Des Tadelns und Keifens mit mir war kein Ende; bald lernte ich zu wenig, bald aß ich zu viel; bald war ich ein Siebenſchläfer, bald ein Poltergeiſt, bald ein verſchmitzter kecker Bube, bald ein Blödſinniger, jetzt ein bleierner Vogel, dann ein Vagabund, und ſo weiter. Ich wurde Student, dann Soldat, und hatte, ehe ich nach Irland ging, das Vergnügen, von der holden Dame, als ich an meinem fünf und zwanzigſten Geburtstage von ihr Abſchied nahm, nochmal die wiederholte Verſicherung zu erhalten, ich ſei ein Taugenichts.

Die folgende Geſchichte wird leider beweiſen, wie bösartig die Gräfin, und wie unklug ich war, daß ich ſie mir zur Feindin machte. Um dieſe Zeit wurde mir eine Militärcharge in Indien angetragen. Ich blieb lange unentſchloſſen, ob ich ſie annehmen ſollte. Dies hatte ſeinen guten Grund.

In meinem Geburtsorte lebte ein ausgetretener ſchottiſcher Offizier, zu dem ich die größte Zuneigung hegte. Er hatte eine Tochter, die ich ſchon von Kindheit auf ſo liebte, daß meine Liebe zunahm, je mehr das Mädchen zur Jungfrau heranwuchs. Margarethe Cameron war jetzt ſiebzehn Jahre alt, acht Jahre jünger als ich, ſchön, vom Vater etwas verzärtelt, jedoch ein herrliches Weſen, in welchem die Keime der edelſten Eigenſchaften lagen. Ich eröffnete dem Vater und der Tochter meine Abſicht freimüthig. Der Vater ſprach von der zarten Jugend des Töchterchens. Margarethe lachte darüber, daß ich nur einen Gedanken auf ſie haben könnte, ſagte, ich ſei zweitauſend Jahre älter als ſie, und erklärte geradezu, ſie könnte eben ſo gut einen ältern Bruder oder ſogar ihren Vater heiraten als mich. Ich hörte ihr ſchweigend zu, verſchmähte es, nur ein Wörtchen für mich zu ſprechen, verbeugte mich mit der Miene der Entſagung, und verließ ſie.

Als ich ſie wieder ſah, war ich im Reiſekleide. Sie ſtand im Garten und begoß Blumen. „Ich komme (ſagte ich) von Ihnen Abſchied zu nehmen.“

**Sie.** So? Wohin geht die Reiſe?

**Ich.** Nach Indien.

**Sie.** Unſinn!

**Ich.** Was Andere ernſthaft nehmen, erſcheint Ihnen nur zu oft als Scherz oder Unſinn.

**Sie.** Vermuthlich ein galanter Morgenbeſuch.

**Ich.** Leben Sie wohl, und mögen Sie Ihr ganzes Leben hindurch dieſe Herzloſigkeit behalten; ſie wird Ihnen manche Qual erſparen, die nur ein gefühlvolles Herz treffen kann.

**Sie.** Es freuet mich, daß Sie meiner Seelenſtärke Gerechtigkeit widerfahren laſſen. Der gefühlvollen Mädchen von ſiebzehn Jahren gibt's genug, der Philoſophinnen aber in dieſem Alter wenige. Ich liebe die ruhige Größe.

**Ich.** Wenn Herzloſigkeit und Seelengröße gleich bedeutend ſind, dann ſtehen Sie auf dem Gipfel geiſtiger Erhabenheit, indem Sie von Ihrem früheſten Jugendfreunde ſo gleichgiltig Abſchied nehmen können.

**Sie.** Ich bin überzeugt, daß Sie nicht abreiſen. Dieſe Reiſe nach Indien iſt ein Lieblingsgedanke Ihrer ſchwärmeriſchen Stunden, welchen Sie, wenn ich nicht irre, wohl ſchon zum zwanzigſten Male ausführen wollen. Vermögen Sie es aber, ſich von Ihren Jugendfreunden für eine ſolche Entfernung zu trennen, ſo können Ihnen dieſe unmöglich ſo lieb und werth ſein.

**Ich.** Margarethe! Ich brachte Ihnen ein redliches und warmes, wenn auch werthloſes Herz zum Opfer, welches, ungeachtet der nicht unbemerkten Mängel Ihres Charakters, Ihnen ganz gehörte. Ich bin nicht Geck genug, um zu glauben, ich könne die Zuneigung eines weiblichen Herzens erſtürmen; ich bin aber Mann genug um erwarten zu dürfen, daß Sie mir Ihre Gegenliebe auf eine Art verſagen werden, welche die mir ſchuldige Achtung nicht verletzt. Sie haben allerdings die volle Freiheit, Ihre Verehrer abzuweiſen, wie es Ihnen beliebt; nur wünſchte ich als Einer, der Sie noch immer als eine Freundin ehrt, daß Sie bei ſolchem Abweiſen mehr weibliche Gemüthlichkeit und weniger Pochen auf das Bewußtſein von der Macht weiblicher Schönheit zeigten. Ich weiß wohl, daß dieſes, was ich ſage, nicht die gewöhnliche Sprache der Liebhaber iſt; wäre ſie es aber, ſo würden die Mädchen ihr ſtolzes Bewußtſein vielleicht mehr in den Schleier der Grazie hüllen, und ſelbſt Margarethens Herz würde mehr Edelſinn zeigen, als es ſo eben erblicken ließ.“

Indem ich ſo ſprach, wendete Margarethe ihr liebliches Antlitz weg; ich ſah aber dennoch, daß es von hoher Purpurröthe übergoſſen war. Ich glaubte, ihr weh gethan zu haben; ich ergriff ihre Hand, und verſicherte treuherzig, die angekündigte Reiſe ſei nicht Liſt und Erdichtung eines Verliebten, ſondern ich ſtände wirklich auf dem Punkte, mein Vaterland zu verlaſſen. „Und nun, Margarethe, (ſagte ich), leben Sie wohl! Sie werden kaum jemals einen, Ihnen ſo herzlich ergebenen Freund finden, einen Freund, der Ihr wahres Glück ſo ſehnlich wünſcht, wie der, welchen Sie von ſich entfernt haben.“ —

Mit dieſen Worten bot ich ihr meine Hand, zu einem freundſchaftlichen Abſchiede; ſie reichte mir die ihrige nicht; ſie ſagte kein Wörtchen zum Lebewohl. Ich wendete mich mit Unwillen von ihr; plötzlich ſchwankte die holde Geſtalt, von einer Ohnmacht überwältigt. War dieſes Weſen dasſelbe, welches ich ſo eben der Gefühlloſigkeit beſchuldigt hatte? In dieſem Augenblicke erkannte ich klar, daß nichts auf der Welt mir ſo theuer war als Margarethe; eben ſo klar ward es mir auch, daß ich ihr theuer war.

Sie erholte ſich; wir verließen ſchweigend den Garten. Der Wille ihres Vaters und die Nothwendigkeit, mir eine Beförderung zu erringen, zwangen mich, einige Jahre in Indien zu dienen, um dann die Hand der Geliebten erhalten zu können.

An meinem aſiatiſchen Beſtimmungsort angelangt, ſchmachtete ich lange vergebens nach Briefen aus Europa. Eines Tages nahm ich ein engliſches Zeitungsblatt in die Hand. Ich leſe: „Am — — ſtarb im Dorfe A. — Margarethe, die achtzehnjährige Tochter des Kapitäns Cameron.“

Ich will keinen meiner Leſer mit der Beſchreibung der Empfindungen martern, die mir in jenem Augenblicke das Herz zerriſſen. Ich ſchrieb an den Vater, und bat ihn, in Ausdrücken der Verzweiflung, mir zu erklären, jene Todesanzeige ſei Irrthum oder Lüge, indem das Leben ſonſt für mich eine troſtloſe Wüſte ſei. Die Gräfin Marplot beantwortete mein Schreiben in einem mit ſchwarzem Rande und mit einem großen ſchwarzen Siegel dekorirten Briefe. Margarethe Cameron war nicht mehr: den tief erſchütterten Vater hatte ein Schlagfluß gerührt. Seine Vermögensumſtände waren zerrüttet, die Gräfin hatte bei ihm Wohnung genommen, um die Sache wieder in Ordnung zu bringen.

So dunkel mein Inneres war, ſo glänzend wurde meine militäriſche Laufbahn. Endlich heiratete ich: meine Gattin gebar mir zwei Kinder; aber ſchon nach drei Jahren war ich ein kinderloſer Witwer, und die Nacht der tiefſten Melancholie umhüllte meine Seele. Oberſt in meinem ſechs und dreißigſten Jahre, aber düſter und lebensſatt, und auf meinem Haupte ſchon manches graue Haar, beſchloß ich in mein Vaterland zurückzukehren. Ich langte in einem Hafen der Levante an, beſtieg dort ein Schiff und landete glücklich in Malta.

Zu dieſer Zeit ward das ganze Gebiet des Mittelmeeres durch das berüchtigte Dämonenſchiff in Schrecken geſetzt, welches ſo ungeheuere Unternehmungen ausführte, und ſolche Gräuel verübte, daß man ſich das furchtbare, grauenhafte Wirken in einem ſo weiten Umfange des Waſſerreiches nicht anders erklären zu können glaubte, als dadurch, daß man ſeine Zuflucht zu einer übernatürlichen Urſache nahm, und nicht zweifelte, dieſes Schiff ſei entweder von blutdürſtigen, verderblichen Dämonen bewohnt, oder wenigſtens das Werkzeug eines böſen Geiſtes; denn es hatte zwiſchen jeder Flotte unbemerkt durchgeſegelt, es war den hitzigſten Verfolgern entwiſcht, es hatte die ſchnellſten Flüchtlinge ereilt, es war erſchienen, wo Niemand es vermuthete, und verſchwunden, wo das Verſchwinden beinahe etwas Unmögliches zu ſein ſchien; kurz, es ſchien überall zu ſein. Seinen Namen erhielt es zuerſt von Denjenigen, die ſeine Opfer zu werden befürchteten. Der Schauder erregende Name ſchien dem furchtbaren Schiffe ſo willkommen zu ſein, daß es denſelben von jener Zeit an mit Flammenzügen auf der Spitze des Maſtbaumes führte. Einige Seefahrer behaupteten nachher ſogar, daß dieſes Schiff meilenweit einen phosphoriſchen Glanz und einen Schwefeldampf um ſich verbreite; Andere ſagten, dasſelbe habe durch böſe Dämonen die Macht erhalten, ſich in einen ſo wunderbaren dichten Nebel zu hüllen, daß ſeine Schlachtopfer deſſen Annäherung nicht eher zu erkennen vermöchten, als in dem Augenblicke, da ſie demſelben ſchon gleichſam in den Rachen fielen. Dieſes Schiff zu fangen, ſchien etwas Unmögliches; es bemeiſterte die Schiffe von gleicher Größe, und trieb mit den an Stärke ihm überlegenen Spiel und Spott. Zahllos waren damals die Schiffe, welche aus verſchiedenen Häfen des Mittelmeeres ausliefen, und für immer verſchwanden; es ſchien die grauſame Weiſe des Dämons, Schiffe ſammt ihrer Bemannung zu verſenken. Man ſprach von den Häfen der Levante bis Gibraltar allenthalben von dem Dämonenſchiff, und kein Seefahrer hielt ſich ſicher, bevor er die Meerenge paſſirt hatte.

Endlich konnte man eine ſolche Zerſtörungsmacht in jenen Gewäſſern nicht länger dulden; mehrere Seemächte rüſteten Schiffe aus, um ſich jenes Seeungeheuers zu bemächtigen, oder es in den Grund zu bohren; da ſchien es, zu allgemeinem Erſtaunen, auf einmal aus dem Mittelmeere verſchwunden zu ſein. Einige glaubten, die Mannſchaft des Schiffes habe ſich nach dem Verlauf einer gewiſſen Zeit dem böſen Feinde verſchrieben, dieſe Friſt ſei nun verfloſſen, der Abgrund habe ſeine Opfer verſchlungen, und die See werde nun nicht ferner gefährdet ſein. Andere meinten, das Geſpenſterſchiff habe ſich nur eines geheimen Zweckes wegen zurückgezogen, um in kurzer Zeit furchtbarer als je wieder zu erſcheinen. Viele Handelsſchiffe ſegelten unter dem Schutz einer britiſchen Fregatte nach England. Der Zudrang war ſo ſtark, daß es mir nur mit vieler

Mühe gelang, auf einem derſelben einen Platz zu bekommen, und zwar in einem kleinen, auf dem Verdeck befindlichen Kämmerchen, wofür ich dem artigen kleinen Schiffskapitän ſogleich das halbe Reiſegeld entrichtete. Das ganze Hintertheil des Schiffes hatte eine engliſche Dame gemiethet, die unerkannt und unbemerkt ſein wollte. Deſſen ungeachtet aber flüſterte mir der Kapitän geheimnißvoll in's Ohr, dieſe Dame ſei die verwitwete Gräfin Marplot.

„Wie (dachte ich) bin ich denn vom Schickſal verdammt, ſobald ich mich meiner Heimat nur etwas nähere, unter den Einfluß dieſer Frau zu kommen?“ —

Schon wollte ich meinen Platz aufgeben, und zurückbleiben; nur der Gedanke an das ſchon vorausbezahlte halbe Reiſegeld beſtimmte mich zum Mitfahren; ich beſchloß aber, mich von meinem alten weiblichen Quälgeiſte ſo viel als möglich entfernt und verborgen zu halten. Um auf alle Fälle mein Inkognito zu ſichern, nahm ich, im Vertrauen auf mein verändertes Aeußeres, den Namen Kapitän Lyon an, welchen während meiner Jugendzeit ein Freund des Kapitäns Cameron geführt hatte. —

Es war im Monat Juni, eine drückende Hitze, und ſo windſtill, daß wir jeden Tag nur eine kleine Strecke Weges zurücklegten. Als uns die erſte Nacht auf dem Schiffe umfing, ſtreckte ich meine Glieder behaglich auf einer Bank aus, welche ſich an den Stufen in der Nähe des Hinterverdeckes befand. In meiner Seele erwachten die Tage der Vergangenheit, aus ihnen trat Margarethens Bild lebhaft hervor, in ihrer vollen Lieblichkeit; da ich aber wußte, daß ſie todt ſei, führten mich meine wachen Träume bald zu ihrem frühen Grabe. Ich erblickte den Kirchhof; das goldene Sonnenlicht verherrlichte manchen grünen Hügel; einer derſelben zog mich vor allen übrigen an ſich; ich las auf dem Leichenſtein die Worte: „Margaretha Cameron, ſtarb im 18. Jahre ihres Lebens.“

Indem ich mich meinem Schmerze ganz hingab, ſchollen ſanfte Trauertöne aus dem Grabe herauf. Während ich horchte, verſchwand der Kirchhof, und es ſchien mir, als ſegelte ich auf einem öden Meere einſam dahin, die Trauertöne klangen aber leiſe, lieblich, und wie verkündend fort. Ein leichter weißlicher Nebel brütete über dem Hintertheile des Schiffes; er verdichtete ſich endlich, und gewann Margarethens Geſtalt. Ihr Antlitz ſchien in dieſem ungewiſſen Lichte kalt und bleich zu ſein, ſo wie ihr leichtes nicht irdiſches Gewand, welches ſich nicht bewegte, obſchon ein trauriger Wind durch die Segeltücher unſeres Schiffes ſeufzte. Sie glich in meiner Viſion Einer, die, indem ſie von der Erde ſchied, nicht nur ihre Leidenſchaften, ſondern auch alle Neigungen und Gemüthsbewegungen hinter ſich zurückgelaſſen hatte; in ihrem glanzloſen Auge lag eine entfernende Gleichgültigkeit. Ihre Stimme aber, deren klagender Tonfall mein Ohr traf, klang noch immer lieblich fort in den Tönen einer Ballade, die ich einſt oft mit ihr zu ſingen pflegte.

Die Erde ſei mein Kiſſen nicht,
Der grüne Raſen nicht mein Grab;
In deinem Grabe will ich ruh'n,
Die Flut ſei unſer Leichentuch!

Ich erwachte, glaubte aber noch zu träumen, indem es mir ſchien, Margarethe ſchwebe noch immer zu den Füßen meiner Schlafſtelle, und ſchaue, auf das Geländer des Oberverdeckes ſich lehnend, auf mich herab. Ich erhob mich, und blickte nach allen Gegenſtänden rings umher, um aus dieſer Sinnestäuſchung wieder zu einem klaren Bewußtſein zu kommen. Der Vollmond ſtand in der Mitte des Firmaments. Ein leichter Nebel, die Folge der Tageshitze, erhob ſich aus dem Meere; dabei herrſchte die tiefſte Stille und Ruhe auf der Waſſerfläche. Von den Schiffen unſers kleinen Geſchwaders war nichts zu ſehen als die weißen Segel, die im Mondlicht ſchimmerten, und nichts zu hören, als ihr leiſes Flattern und das raſtloſe Plätſchern der Wellen, die nur durch unſer Schiff, welches ſie durchſchnitt, in Bewegung geſetzt wurden.

Noch immer fiel das Mondlicht auf Margarethens weiße Geſtalt und auf ihr bleiches Angeſicht. Auffahrend rief ich aus: „Es iſt nichts als Täuſchung, oder ſoll ich, weil etwa eine Zofe der Gräfin dem Ideal meiner Jugend gleicht, an Geiſtergeſchichten glauben, und als Mann von ſechs und dreißig Jahren etwas für wahr halten, worüber ich als ſechzehnjähriger Jüngling geſpottet habe?" Meine Geberden und die Heftigkeit meines Aufſtehens ſchienen mein ſchönes Phantom zu erſchrecken, und ſie lieferte in der Eile, mit welcher ſie die Flucht ergriff, einen hinlänglichen Beweis ihrer menſchlichen Schwäche, indem ſie über ein, ihr im Wege liegendes Taugewinde ſtolperte und in die Knie ſank. Ich flog ihr im Augenblick zu Hülfe, ergriff einen Arm, dann eine Hand, weich, zart, und ohne Zweifel von Fleiſch und Blut, und half ihr auf die Beine. Sie dankte mir in einem ſo milden Tone, daß mir alle Nerven bebten, und erweckte in mir neuerdings den Glauben, die Stimme der Todten in meinem Ohre klingen zu hören.

Ein weißer Schleier fiel ihr vom Haupt und von den Schultern; ich brachte ihn wieder in Ordnung, und überzeugte mich dabei, daß er weder von Aether, noch von Nebel, noch aus Mondſtrahlen gewoben ſei. Ich gab ihr nun meine Beſorgniß zu erkennen, daß die Heftigkeit meiner Bewegung die Urſache dieſes unangenehmen Zufalls geweſen ſei. „Ich fürchte vielmehr," erwiederte ſie mit der melancholiſchen Muſik ihrer Stimme, „daß mein Geſang Ihren Schlaf geſtört habe."

Nachdem wir noch eine Weile geſprochen hatten, und ich ſie während des Geſpräches ſo anſah, als ob eine Wundererſcheinung vor mir ſtände, wagte ich es, ſie ſo gleichgültig, als ich es vermochte, zu fragen, ob ſie mit einem Kapitän Hugo Cameron in A. verwandt ſei? Ihre auffallende Aehnlichkeit mit der verſtorbenen liebenswürdigen Tochter dieſes Mannes möge mir zur Entſchuldigung dienen. Sie ſah mich einen Augenblick voll Ueberraſchung an; dann ſagte ſie mit Würde und Selbſtbeherrſchung: „Ich habe vermuthlich das Vergnügen, einen alten Bekannten des Kapitäns Cameron vor mir zu ſehen?" Wie der Irrthum entſtanden ſein mag, daß irgend Jemand glauben könne, dieſe Tochter ſei nicht mehr am Leben, kann ich nicht begreifen; er wird indeß durch meine Perſon widerlegt, denn ich bin die Tochter des Kapitäns Cameron. Nachdem ich mich Ihnen hiermit nun ſelbſt vorgeſtellt habe, werden Sie mir auch erlauben, Sie als Bekannten meines Vaters, um Ihren Namen zu bitten.“ —

Man mag ſich wohl denken, wie wenig ich mich jetzt in dem Gemüthszuſtande befand, den Namen nennen zu können. Ich eilte fort an den Bord des Schiffes, beugte mich darüber, und ſchnappte nach Luft mit einem ſolchen Aufruhr meines Innerſten, daß ich faſt den Athem verlor. Es läßt ſich gar nicht beſchreiben, welche Veränderung dieſe ſonderbare Entdeckung in meinen Empfindungen hervorbrachte. Es gab einſt Tage, ja Wochen, worin ein Gedanke an Margarethe den feſten Weltmann in ſeinen Geſchäftsverhältniſſen nicht im geringſten geſtört hätte; und nun lebte die Wiedergefundene in den Gefühlen ſeines Herzens ſo friſch auf, als ob kaum ein Tag ſeit ihrer Trennung verfloſſen wäre. Ich erkannte, es müſſe hier irgend eine Verrätherei obgewaltet haben, ja, daß ich ſelbſt Margarethen als ein Verräther erſchienen haben müſſe. Ich faßte daher ſogleich den Entſchluß, meinen Namen nicht eher zu nennen, als bis ich meinen Charakter gerechtfertiget haben würde.

Ich war noch Weltmann genug, um meine Empfindungen beherrſchen zu können, und entſchuldigte mich gegen Margarethen mit einer Unpäßlichkeit, die wirklich kein leerer Verwand war. Sie erwiederte mit feiner Gewandtheit, ſie glaube das Vergnügen zu haben, mit ihren Reiſegefährten, dem Kapitän Lyon zu ſprechen, deſſen Namen ſie oft von ihrem Vater nennen gehört habe. Mir mißfiel dieſer Irrthum nicht, obſchon ich dadurch mit einem Manne verwechſelt wurde, der um zwanzig Jahre älter war als ich. Ich überzeugte mich indeß bald, daß der breitkrämpige, grüngefütterte Livorner-Hut mich vor genauer Beobachtung ſchützte; auch war ja meine Stimme durch Jahre und klimatiſchen Aufenthalt verändert. Ich ſagte daher, daß ich allerdings ehemals das Vergnügen hatte, ein guter Bekannter des Kapitäns Cameron zu ſein, daß aber eine Reihe von Jahren mich von ihm und ſeiner Familie getrennt habe. „Es ſei aber,“ fuhr ich etwas zaghaft fort, „ein ſeither zum Oberſten beförderter Kapitän Francillon in Indien geweſen, welchem man die glücklicher Weiſe falſche Nachricht vom Tode der Miß Cameron hinterbracht habe.“

Margarethe lächelte ungläubig, aber mit einer würdevollen Gleichgültigkeit, welche den Gegenſtand ſchien fallen laſſen zu wollen. Ihre Lebensgeiſter ſchienen alle Schwungkraft, ihre Wangen die Roſenblüte der Jugend verloren zu haben. In ihrem Weſen lag aber eine Anmuth, eine Art von melancholiſcher Würde, und in ihrem Antlitz ein rührender Ausdruck, dergleichen ihr ſonſt nicht eigen war. War ſie mit ſiebzehn Jahren ſchöner, ſo war ſie mit acht und zwanzig Jahren intereſſanter. Da ich ihr Lächeln ſah, und wahrnahm, daß ſie, mit lieblicher Anerkennung meines Beiſtandes, im Begriffe ſtand, ſich zu entfernen, gerieth ich in Verzweiflung, und wagte raſch zu fragen, ob ſie den Oberſten Francillon ſelbſt gekannt habe? Sie antwortete mit einer mir peinlichen Selbſtbeherrſchung, daß ſie allerdings in ihrer Jugend einen Lieutenant Francillon gekannt habe, welcher, wie ſie glaube, ſeither in Indien befördert worden, und wahrſcheinlich derſelbe Offizier ſei, von dem ich ſpreche.

„Vielleicht,“ ſagte ich, „lebt auf der weiten Welt kein Menſch, an deſſen Schickſal ich mehr Antheil nehme, als an dem des Oberſten Francillon.“ —

„Er iſt glücklich, einen ſo warmen Freund zu haben,“ ſagte Margarethe höflich-unbefangen; in dieſer leicht hingeworfenen Aeußerung ſchien aber etwas Pikantes zu liegen, das mir weniger wehe that, als ihre frühere Gleichgültigkeit.

„Ich kenne,“ ſagte ich, „nichts, was eine ſo plötzliche und zauberartige Umwandlung des Gemüthes in Beziehung auf Scenen und Empfindungen der Vergangenheit verurſacht, als ein unerwartetes Zuſammentreffen mit denjenigen (oder ſelbſt mit ihren Verwandten), mit denen wir in den früheſten und friſcheſten Tagen unſeres Daſeins verbunden waren.“

„Gewiß,“ antwortete Margarethe, „nichts mahnt uns mit ſolcher Gewalt an die Veränderung, die in unſerem Weſen und in unſeren Gefühlen Statt gefunden hat.“

„Allerdings,“ erwiederte ich, „in dieſem Augenblicke ſcheint die Veränderung aufgehoben zu ſein; unſere Herzen ſchlagen mit demſelben Pulſe, der ſie vorher belebte, und die Zeit ſcheint gegen ihre Gefühle vergebens angekämpft zu haben.“

„Um uns vielleicht vergebens eine Lehre gegeben zu haben,“ ſagte meine Gefährtin.

Ich ſchwieg einen Augenblick, und fragte dann: „Und welche Lehre ſollte uns die Zeit geben?“

„Sie ſollte uns lehren,“ erwiederte ſie mit ſanftem Ernſt, „daß die beſten und wärmſten Gefühle unſeres Herzens auf etwas verſchwendet werden können, was täuſcht und ſie nicht befriediget.“

„Ich vernehme Ihre Lehre mit Vergnügen,“ antwortete ich in einem etwas traurigen Tone, und ſetzte hinzu: „Die einzige Gefahr beſteht darin, daß wir nicht irriger Weiſe die Abkühlung der Zeit für Erwerbung von Grundſätzen nehmen.“

„Zeit und Täuſchung,“ ſagte ſie „mögen wohl die Macht haben, uns von der Welt zu trennen, oder wenigſtens eine unfruchtbare Erkenntniß hervorbringen, wie wenig ſie uns befriediget; es überſteigt aber ihre Macht, die Seele mit einer ſtandhaften und thätigen Liebe an jene einzig rechtliche, einzig vernünftige Quelle des Glückes zu feſſeln. Das iſt der Prüfſtein, welchem der Selbſttäuſcher nicht widerſteht.“

Ich ſchwieg; in meiner Bruſt lag ein ſüßes, unbeſchreibliches Gefühl. „Dies,“ begann ich endlich ſchüchtern, „ſind die Empfindungen des Oberſten Francillon, und da wir nun ſchon von alten Freunden geſprochen haben, ſo hätte ich beinahe Luſt, Ihnen ſeine Geſchichte zu erzählen. Sie gleicht zur Hälfte wahrhaftig einem Roman; wenigſtens zeigt ſie, wie oft im wirklichen Leben Umſtände — faſt möcht' ich ſagen Abenteuer — eintreten, über welche wir in einer Dichtung ſpotten würden, weil ſie durch Verſtoßung gegen alle Wahrſcheinlichkeit den guten Geſchmack beleidigen. Soll ich Ihnen die Geſchichte Ihres ehemaligen Bekannten erzählen?"

„Erzählen Sie mir die Geſchichte!" ſagte Margarethe unwillkürlich, nicht ohne Rührung, doch auch nicht ohne einen Beiſatz von Aufwallung. „Warum nicht? Ich meine ſeine indiſche Geſchichte; denn die in England werden Sie, da Ihre Familien einander kannten, wohl ſo gut wiſſen, als ich ſelbſt."

Die Selbſtbeherrſchung der Menſchen von Welt nimmt gewöhnlich im Verhältniß zur Befangenheit derjenigen zu, mit welchen ſie zu thun hat; dennoch aber begann mein Herz ſtärker und ſchneller zu pochen, als ich, Margarethens Schweigen benützend, meine eigene Geſchichte zu erzählen anfing. —

„Francillon," ſagte ich, „war, als er in Indien ankam, begeiſtert von dem Beſtreben, aus den reinſten und edelſten Beweggründen, welche die menſchliche Bruſt entflammen können, Reichthum und Ehre zu erwerben."

Hier wendete ſich Margarethe von mir, mit einem Mißfallen edlerer Art, welches dieſe kleine zarte Anſpielung auf ihre vergangene Geſchichte zu rügen ſchien. Ich fuhr fort, als ob ich ihre Bewegung nicht bemerkte: „Francillon ſtand in einem Verhältniſſe mit einer jungen, liebenswürdigen Landsmännin, deren Bild das Ideal ſeines Herzens war, deren Name aber aus einem natürlichen und heiligen Gefühle nie über ſeine Lippen kam."

Hier ſchien Margarethe wieder aufzuathmen. Ich erzählte ihr alſo meine Geſchichte einfach und herzlich, und ſchilderte ihr meinen Schmerz, als ich Margarethens Tod vernahm, mit ſo glühenden Farben, daß der Erzähler mit dem Helden der Erzählung in Eine Perſon zuſammenſchmolz. Ich bin überzeugt, daß meine Reiſegefährtin gerührt und überraſcht ward. Als ſie ſich aber wieder gefaßt hatte, ſagte ſie in einem Tone, mit welchem eine angenommene Unbefangenheit vergebens kämpfte: „Es iſt doch ſonderbar, daß ein verheirateter Mann über den Gegenſtand einer erloſchenen Liebe ſolchen Schmerz empfand.“ — In mir erwachte der Gedanke, man habe zwiſchen Margarethen und mir ein ſchändliches Spiel geſpielt.

„Hauptmann Francillon,“ ſagte ich laut, „heiratete erſt fünf Jahre nach jener Periode, von welcher wir ſprechen. Er reichte ſeine Hand einem Weſen, von dem er gewiß nie anders, als mit jener Hochachtung ſprechen wird, welche ſie verdiente, der er aber offen geſtand, daß er ihr ein getheiltes Herz bringe, deſſen beſſere Hälfte mit ſeinen Empfindungen im Grabe derjenigen liege, welche ihm dieſelben zuerſt eingeflößt habe.“

Ich verſuchte vergebens zu erſpähen, welche Wirkung dieſe Entdeckung auf meine Gefährtin machte. Sie ſchien ihr Geſicht vorſätzlich weggewendet zu haben. Rings umher lag tiefe Stille, jedes Lüftchen ſchien auf der Meeresfläche zu ſchlummern; es konnte alſo nicht die Nachtluft ſein, welche Margarethens weißes Kleid an der Bruſt ſo heftig bewegte.

Ich ſetzte meine Geſchichte fort, brachte mich nach Malta und an Bord eines engliſchen Schiffes. Hier, ich will's aufrichtig geſtehen, verließ mich die Hälfte meines Muthes; ich erzählte aber fort: „Francillon (ſagte ich) unternahm jetzt die Rückreiſe in ſein Vaterland. In der erſten Nacht der Seefahrt warf er ſich auf's Verdeck hin, und rief ſich, halb ſinnend, halb träumend, Scenen der Vergangenheit zurück; eine Geſtalt aber, durch ſein treues Gedächtniß belebt, ſtand immerzu vor ſeiner Phantaſie. Er träumte auch ſo etwas von einer Pilgerfahrt zu dem einſamen Grabe derjenigen, die er liebte und verlor; dann ſchien es ihm in der Phantaſie-Schwärmerei, er ſchiffe auf einem einſamen traurigen Gewäſſer. Aber ſelbſt hier erſchien ihm eine Geſtalt, deren Stimme in ſein Ohr drang, deren Auge ſein Herz in eine ungewohnte Bewegung brachte. Er erwachte — aber ach! die Erſcheinung verſchwand nicht. Im Mondlicht ſah er Diejenige, die ihn der Traum ſchauen ließ, noch immer vor ſich. Er fuhr empor. Die Geſtalt zog ſich haſtig zurück; er folgte ihr, um die in der Eile des Entfliehens Gefallene aufzurichten, und entdeckte mit einer Empfindung, die ihn für einen Augenblick beinahe überwältigte, daß ſie, die er hier erblickte, der Gegenſtand der früheſten und ſchönſten Gefühle ſeines Herzens — Margarethe Cameron war!"

Als ich meine Erzählung endigte, fehlte mir beinahe der Athem. Ich ſprach leidenſchaftlich und entblößte bei den letzten Worten mein Haupt. Margaretha ſprang auf, erſchüttert und erſtaunend, und ſtammelte: „Iſt's möglich! — Seh' ich recht? — O ja! — Wie glücklich bin ich!" — Sie bemühte ſich, ruhig zu ſein, und den ihr eigenen Anſtand zu beobachten, aber vergebens! Sie ſetzte ſich wieder, bedeckte das Geſicht mit den Händen; ein Thränenſtrom ſtürzte aus den Augen. Ich war entzückt, fühlte aber, daß ich ſie in große Verlegenheit geſetzt hatte. Ich ließ mich neben ihr nieder und nahm ihre Hand, mehr wie ein Bruder, als ein Liebhaber, und ſagte: „Margaretha! ich war etwas zu raſch. Verzeihen Sie, daß ich ſo kühn war, Ihnen die Geſchichte eines Menſchen aufzudringen, der wenig Grund und noch weniger ein Recht hat, Ihre Theilnahme für ſich zu hoffen. Begraben Sie einige Stellen der Erzählung in Vergeſſenheit, und verzeihen Sie dem Erzähler, wenn er ſich über einige Gefühle, welchen Sie kein Gehör ſchenken wollen, zu frei herausgelaſſen hat!“ — Ich reichte ihr die Hand, und wir drückten uns die Hände ſo warm, wie zwei Freunde, die ſich nach langer Zeit wieder finden.

Ich wünſchte etwas von Margarethens eigener Geſchichte zu erfahren — warum ſie nach Malta gekommen war, und dergleichen — ſie zeigte aber keine Neigung, meiner Neugierde zu willfahren, und ich errieth nur ſo viel, daß die Urſache, weshalb ſie die untergeordnete Gefährtin der Gräfin Falcondale ward, in den veränderten Glücksumſtänden ihres Vaters zu ſuchen ſei. „Ich bemerke,“ ſagte ich lächelnd, „daß ich mehr als Eine alte Bekanntſchaft auf dieſem Schiffe finde;“ und als ich vernahm, daß meine ehemalige Freundin — beinahe hätte ich geſagt Feindin — die Gräfin Falcondale, hier ſei, war ich ſchon halb entſchloſſen, die Reiſe zu unterlaſſen.“ —

Margarethe ſagte nach einigem Zögern, halb lächelnd halb traurig: „Ich kann meine Selbſtbiographie nicht ſo, wie mein Freund erzählen; aber — vielleicht haben Sie etwas von dem unglücklichen Vermögenszuſtande meines theuren Vaters gehört, welcher ſeine Tochter veranlaßte, einen Schritt — vielleicht einen falſchen Schritt zu thun. Ich kann meine Geſchichte nicht erzählen. Friede ſei mit dem Todten! Kindliches und eheliches Gefühl heiligen ſeine Aſche. — Legen Sie ſich aber keinen Zwang auf! Meine Stiefmutter iſt nicht hier. Sie finden nur eine verwitwete Gräfin auf dieſem Schiffe, und dieſe drückt Ihnen jetzt die Hand und ſagt Ihnen gute Nacht.“ — Margaretha entfernte ſich ſchnell, und verließ mich, von Erſtaunen betäubt. Ich ſäumte nicht, meine gräfliche Reiſegefährtin am nächſten Morgen zu beſuchen, und dies auch an den folgenden Tagen zu thun. Es war leicht zu errathen, daß ſie ihre Hand hingab, um einen Vater zu retten, und daß ſie mit einem Gatten auf Reiſen ging, durch deſſen Tod ſie Witwe wurde, und zwar — für mich leider — eine reiche Witwe! Wenn der Raum es mir geſtattete, ſo könnte ich hier eine lange Geſchichte von Betrug und Verrath erzählen, wie nämlich die bösartige Gräfin mich in dem Glauben erhielt, daß der Tod der Nichte des Kapitäns Cameron, welcher zu A * * bald nach meiner Abreiſe erfolgte, jener meiner geliebten Margarethe war, wie ſie, als Vorſteherin über die Angelegenheiten des vom Schlagfluſſe gerührten Offiziers, meine Briefe unterſchlug, wie ſie Margarethen dahin brachte, in die Vermählung mit dem Grafen Falcondale einzuwilligen, indem ſie dadurch wieder eine mütterliche Gewalt im Hauſe des Sohnes zu erringen, und eine vermögenloſe gebeugte Schwiegertochter zu beherrſchen hoffte, wie Margarethe ſich ſtandhaft weigerte, bis man ſie endlich glauben machte, daß ich die Treue brach, endlich, wie die Bekanntmachung ihrer Heirat durch die öffentlichen Blätter verhindert wurde.

Margarethens Heirat erregte in mir ſchmerzliche Empfindungen. Der Gedanke, ſie habe je einem Andern angehört, war mir unerträglich; nebſtdem kränkte es mich, daß ihr Rang und Reichthum meiner Bewerbung den unverdienten Schein von Eigennutz geben würde. Ich fürchtete nun das Ende der Reiſe in eben dem Grade, als ich es früher herbeigewünſcht hatte. Es wäre mir angenehm geweſen, immerfort über dieſe ſtillen blauen Wogen dahinzuſegeln. —

Als wir in einer Nacht auf dem Verdecke beiſammen ſtanden, und das unvergleichlich ſchöne Blau eines ſüdlichen Sommerhimmels betrachteten, glaubte ich in dem Augenblicke, da ich von der Gräfin Abſchied nahm, zu bemerken, daß ein leichtes Lüftchen ſich erhebe. Sie vernahm dieſe ihr mitgetheilte Bemerkung mit einer Freude, die in meiner Bruſt kein Echo fand. Als ich in den Schiffsraum hinab ſtieg, glaubte ich unter den Matroſen einen gewiſſen Girod Jaqueminot zu ſehen, deſſen Geſicht mir vorher nicht aufgefallen war. Er war ein Franzoſe, dem ich ehemals weſentliche Dienſte geleiſtet hatte, wofür er mir, obſchon, im Ganzen genommen, ein wilder Geſelle, ewige Dankbarkeit gelobt hatte. Er verbarg ſich hinter ſeinen Kameraden, und ſchien ſeinen Wohlthäter nicht erkennen zu wollen.

Ich ſchlief in der folgenden Nacht ſehr feſt. Als ich erwachte, vernahm ich ein ſtarkes Getöſe der gegen das Schiff brandenden Fluten, lärmende Stimmen der Matroſen, und das Sauſen des Windes in den Segeln und Tauen; bald bemerkte ich, daß unſer Schiff, von einem Sturmwinde gejagt, dahinflog. Der Tag begann kaum zu grauen. Düſtere Wolken bedeckten den Himmel. Ich ſpähte nach den weißen Segeln der Schiffe, die uns das Sicherheitsgeleite gaben. Sie waren verſchwunden. Wir ſchienen auf den ſchwärzlichen Wogen allein zu ſein. In dieſem Augenblick, vernahm ich eine Stimme, die in gebrochenem Engliſch rief:" — „Zum Teufel! — Während ich das verwünſchte Bramſegel einziehe, iſt meine Pfeife erloſchen." — „Zünde ſie am Kompaß wieder an!" ſagte ein Matroſe ſpottend; „und laß Dich an einer Segelſtange aufhängen!" — „**Comment faire? Sacrebleu!** Ohne meine Pfeife kann ich gar nicht denken. Der Monſieur in dem kleinen Hühnerſtall dort brennt ſtets eine Lampe zu ſeiner Leſerei. Jetzt ſchläft er. Ich gehe leiſe hinein, und zünde meine Pfeife an." —

Er ſchlich ſogleich nach meinem Kabinet in der Kajüte. — „Heda mein Freund!" redete ich den Eintretenden in franzöſiſcher Sprache an: „Weiß euer Kapitän nicht, daß wir die Convoyſchiffe aus dem Geſichte verloren haben?" — Girod antwortete in ſeiner Mutterſprache: „O hätte ich Sie doch früher geſehen! Sie glauben vielleicht, ich habe vergeſſen, wie ſehr ich Ihnen verpflichtet bin? Nein — nein! nun iſt's aber zu ſpät! — In dem Geſichte dieſes Menſchen zeigte ſich ſo viel Entſetzen und Angſt, daß ich erſchrack. Er deutete gegen den Horizont, an deſſen äußerſtem Rande ein einziges Segel noch ſichtbar war. Ein rollendes Toſen kam über die Wogen daher. „Es iſt die britiſche Fregatte,“ ſagte Girod, die auf uns feuert. Unſer Kapitän hat aber keine Luſt, dem Signal Folge zu leiſten. Wenn Sie nicht recht auf Ihrer Hut ſind, Herr, ſo iſt's um Sie geſchehen!“ —

„Glaubſt du denn, daß das Dämonenſchiff in dieſem Gewäſſer ſegelt?“ fragte ich ängſtlich. Girod trat dicht an mich. Mit einem Geſichte voll Verzweiflung und Gewiſſensbiſſen, das mir unvergeßlich bleibt, ergriff er meinen Arm, hielt ihn zum Himmel empor, und flüſterte: „Blicket zu Gott auf! Wir ſind am Bord des Dämonenſchiffes!“ Ich vernahm einen Tritt in der Nähe des Kabinets; Girod flog hinaus, ich hielt ihn aber beim Ärmel zurück. „Um des Himmelswillen, der Mylady und Ihrerſelbſtwillen,“ flüſterte er, „zeigen Sie ja durch kein Wort, durch keine Miene, daß Sie um das Geheimniß wiſſen! Erführe unſer Kapitän, daß ich es verrieth, ſo ſänken wir Beide dieſen Augenblick in die Tiefe des Meeres hinab. Alles, was ich thun kann, iſt, daß ich für Sie Zeit zu gewinnen ſuche. Wenden Sie aber alle Klugheit an, ſonſt ſind Sie verloren!“ —

Er verließ ſogleich das Kabinet; ich wußte nicht, ob ich träumte oder wachte. Wenn ich bedachte, wie lange und wie ſorglos unſer Schiff im Hafen von Valette verweilt hatte, und unter welcher mächtiger Bedeckung es endlich abgeſegelt war, ſo fühlte ich mich geneigt zu glauben, Girod treibe mit mir Spaß. Stimmen erſchollen, ich beſchloß mich ſtille zu verhalten und zu horchen. „Was haſt du dort gethan? ſagte eine Stimme, die ich bisher nicht gehört hatte, und deren rauher Ton ſich zu keinem leiſen Geflüſter moduliren laſſen wollte. „Meine Pfeife geht aus," antantwortete Girod Jaqueminot, „und ich bin nicht der Narr, ſie am Kompaß anzünden zu wollen. So ging ich denn, ſie an der Lampe des Monſieur anzufeuern und der ſchlief, und ſchlief fort und ſchnarchte, und ſchnarchte all die Weile, und wußte nichts davon. Ich habe noch keinen Menſchen geſehen, der einen ſo feſten Schlaf hatte." —

Ich hörte nun die Stimmen Girod's, des Kapitäns, und des Fremden, die ein ernſthaftes Geſpräch führten. Was zuerſt meine Furcht befeſtigte, war die Bemerkung, daß unſer Kapitän den Mann mit der rauhen Stimme als Schiffskommandanten anredete, da er den vorigen ganz vertraulich Jak genannt hatte. Sie gingen auf dem Verdeck herum und ſprachen leiſe. Ich bemerkte aber, daß Girod ſich bemühte, ſie wie im Eifer des Geſpräches, ſo viel möglich in die Nähe meines Kabinets zu bringen. Ich getraute mich kaum zu athmen. „Ich frage aber nochmal Jakob," ſagte der Kapitän, „was thun wir mit unſern charmanten Paſſagieren? Ich bin des Komödieſpielens müde, und meine Leute wollen ſich nicht länger im Zaume halten laſſen. Seht nur, wie jenes Segel am Horizont einſinkt! Es kommt nimmer zu uns."

„Sie ſind ein ſehr geiſtreicher Herr" ſagte Jaqueminot; „wär's aber nicht räthlicher, das gänzliche Verſchwinden jenes Segels abzuwarten, ehe wir zeigen, daß wir keine Kaufleute, ſondern Männer vom Metier ſind, die ſich durch ihre Tapferkeit Geld zu verſchaffen wiſſen?“ —

„Der Gedanke iſt nicht übel,“ erwiederte Jak; „wenn die Convoy-Schiffe wieder zu uns kommen, und die Paſſagiere vermiſſen, ſo ſind wird verloren.“ —

„Es iſt doch beſſer,“ ſagte Jaqueminot,“ ein paar Tage zu warten, parbleu! als durch Übereilung Alles zu verlieren.“ — „Dieſe zarten Paſſagiere,“ ſagte der Kapitän mit rauher Stimme: „Mylady mit ihrem Zuckerwerk, mit ihren Hühnchen und Paſtetchen, und der galante Kapitän mit ſeinen Ausländerweinen, mit ſeinen Chocolade- und Mocca-Kaffeh-Geſchirren — ſie ſind mir höchſt zuwider. Er bezahlt Alles mit einer ſo vornehmen Miene, als ob wir nicht ſchon ſein Geld in unſern Händen hätten. Was iſt nun zu thun?“ — „Meine Meinung,“ ſagte Jak, „iſt die, daß wir abwarten, bis die See wieder ruhig wird. Jenes Schiff iſt noch immer am Horizont, und mit guten Fernröhren verſehen.“ — „Ich,“ ſagte der Kapitän, „möchte lieber, ohne längeres Berathen, geradezu in das Kabinet hinabſteigen, und die Paſſagiere ganz in der Stille abthun, als einen Aufſtand der Schiffsleute riskiren.“ —

Bei dieſen Worten erſtarrte mir das Blut in den Adern. Plötzlich ſchrie Jak: „Seht doch! die Fregatte erreicht uns!“ — Ich ſchaute durch mein vortreffliches Fernrohr, und entdeckte, daß die Convoy ſich wirklich uns näherte. O welche tröſtliche Erſcheinung! Aber welche hoffnungsloſe Qual, als ich das Fernrohr vom Auge nahm, und das Schiff, deſſen Mannſchaft ich vorher beinahe zählen konnte, in einen dunklen Punkt am Horizont einſchrumpfte.

Der Kapitän fluchte fürchterlich, und ſchrie den Matroſen zu: „Hollah! Spannt alle Segel! Laßt das große Segel los! Das Marsſegel heraus! das Bramſegel auf!“ u. ſ. w.

Ich erſtaunte ſehr, als ich bemerkte, daß unſer Lauf plötzlich eine andere Richtung erhielt, und das Schiff, welches ſo eben vor dem Winde hingetrieben wurde, jetzt mit Preßwind ſegelte. Das Getöſe der raſſelnden Taue, das Herumtrappen der Matroſen auf dem Verdecke, und das zunehmende Sauſen des Windes hinderte nun das Wahrnehmen jedes andern Schalles. Das Dämonenſchiff flog unglaublich ſchnell. Noch einmal blickte ich nach dem Horizont. O Gott! die Fregatte begann abermal zu ſinken. Ich ſah voraus, daß man mich binnen wenigen Stunden kaltblütig tödten würde; ich bebte nicht; aber daß auch Margarethens Blut vergoſſen werden ſollte, — der Gedanke brachte mich in Verzweiflung. Ich überlegte, ob noch irgend ein Mittel mir zu Gebot ſtünde, das drohende Schickſal abzuwenden. Keines bot ſich mir dar. Ich ſah, daß wir uns in der Gewalt der dämoniſchen Seeräuber befanden; ich ſah, daß Alles, was Girod für uns thun konnte, darin beſtand, einige Stunden Aufſchub zu gewinnen.

Ich beſchloß, Margarethen ſobald als möglich von der herannahenden Gefahr zu benachrichtigen; ich fürchtete aber, durch einen voreiligen Schritt das, was ich vermeiden wollte, zu beſchleunigen, und wartete daher den Morgen ab.

Da ſtand ich auf und verließ die Kajüte. Es war kaum Licht, dennoch bemerkte ich manches Geſicht, das ich bisher nicht geſehen hatte, manche wilde Phyſiognomie, welche bisher verborgen zu halten der Schiffskommandant vermuthlich ſeine guten Gründe hatte. Alles war voll Unruhe. Die Fenſter der Gräfin waren noch mit den Verhängen bedeckt; ſie ſchien, ſo wie ihr weibliches Gefolge, noch ruhig zu ſchlafen. Es drängte mich, ſie aus einem Schlafe zu erwecken, dem bald ein noch tieferer folgen ſollte; es konnte aber leicht auffallen, und gefährlich werden. Ich ging alſo auf dem oberſten Verdecke auf und nieder, und meine Seele erhob ſich im Gebete zu Gott.

Die Sonne ging auf; die Gräfin erſchien auf dem Verdecke. Ich entdeckte ihr das grauenvolle Geheimniß der uns drohenden Gefahr. Das Blut entfloh von ihren Wangen und Lippen, der Athem ſtockte. Bald aber gewann ſie Faſſung. „Ich muß einige Minuten allein ſein,“ ſagte ſie, „vielleicht beſuchen Sie mich nach Verlauf einer Stunde.“ Sie hüllte ihr Geſicht in den Schleier, um ihre innere Bewegung vor dem Schiffsvolke zu verbergen, und ſtieg in ihr Kabinet hinab.

Als ich zur beſtimmten Zeit zu ihr kam, hatte ſich eine himmliſche Ruhe über ihr Antlitz verbreitet. Sie hielt mir eine Hand entgegen, deutete mit der andern zum Himmel empor, und ſagte: „Ich habe ihn nie vergebens angefleht.“

„Setzen Sie ſich zu mir, mein Freund! Unſere Augenblicke auf Erden ſcheinen gezählt zu ſein, aber welches grenzenloſe Daſein erwartet uns jenſeits! O, wie ſehr fühlen wir in einem Moment, wie dieſer gegenwärtige, das Bedürfniß eines höhern Lebens, als dieſe Erde gewähren kann!“ Die Bibel lag vor ihr. Aufgeſchlagen war die Geſchichte der Leiden Desjenigen, auf den ihre Seele hoffte. Sie rief ihre Dienſtmädchen, zwei Schweſtern fromm und gut; wir laſen und beteten. Die beiden Schweſtern ſaßen, einander in den Arm haltend, bleich und weinend.

Es gehörte ein ſehr kluges Benehmen dazu, um den Schiffsleuten nicht zu verrathen, was in unſerm Innern vorging. Wir fühlten, daß ſelbſt unſer längeres Beiſammenſein Verdacht erwecken könnte, und dennoch vermochten wir es nicht, uns zu trennen. Man brachte uns das Frühſtück, doch ohne dabei die gewohnte Aufmerkſamkeit zu zeigen; das Nichterſcheinen des Mittagsmahls, obſchon der Tag ſich neigte, gab uns die fürchterliche Überzeugung, daß der Dänenen-Kapitän es nicht mehr für nöthig hielt, mit ſeinen verurtheilten Paſſagieren viel Umſtände zu machen.

Margarethe ſchmiegte ſich ſo an mich, daß es mir unmöglich wurde, ſie nur einen Augenblick zu verlaſſen; dennoch mußte ich mich von ihr trennen, indem ich es für Pflicht hielt, mir die Gewißheit zu verſchaffen, ob ſich noch irgend ein Strahl von Hoffnung für uns zeige, oder ob Girod etwas für unſere Rettung zu thun vermöge.

Ich ging gegen Abend auf dem Halbverdeck, in die Ferne ſpähend, herum, konnte aber kein einziges Segel am Horizont erblicken. Ich ſuchte mit Girod zu ſprechen; er ſchien mich aber vorſätzlich und ängſtlich zu meiden. Ein einziges

Mal traf mich ein Blick von ihm, welcher deutlich ſagte: „Dein Urtheil iſt gefällt!“ Ich ſtieg ſogleich in die Kajüte, und meine Unglücksgefährtinnen laſen in meinem Geſicht, daß alle Hoffnung verloren ſei. Wir verſchloßen nun die Thür; ich lud meine Piſtolen und ſteckte ſie in meinen Buſen. So erwarteten wir unſer Schickſal. Margarethe reichte mir die Hand und flüſterte: „O mein theurer Eduard!“ — — Zehn Jahre waren verfloſſen, ſeitdem ich dieſe Worte von ihren Lippen vernommen hatte! Wir Beide überließen uns nun, ohne Scheu vor den Domeſtiken den zärtlichſten Ergießungen, und nahmen, wie Sterbende, feierlichen Abſchied von einander. Dann ſchwiegen wir; unſere Herzen erhoben ſich im ſtummen Gebet; unſere Ohren horchten auf jeden Schall, der ſich dem Kabinet näherte. Die ungewiſſe Art des Todes, der uns erwartete, machte denſelben noch furchtbarer. Das Meer ſollte unſer Grab werden, das war gewiß; ob aber die Flut, der Strick, die Piſtole oder der Dolch das Werkzeug des Mordes ſein würde, das wußten wir eben ſo wenig, als ob wir eines langſamen und qualvollen, oder eines leichten und ſchnellen Todes ſterben müßten. Ich bebte nicht um mich, nur um ſie; denn Augenzeuge ſein müſſen, wenn Diejenigen, die wir lieben, gemordet werden, das erfüllt uns mit Entſetzen ſelbſt dann, wenn wir glauben, daß das Schwert des Mörders der Schlüſſel ſein wird, der uns die Pforte des Himmels öffnet.

Die Sonne ſank in's Meer; der letzte Schimmer der Abendrothe erloſch auf den dumpfbrauſenden Wogen; der Wind ſchwieg. In dieſem Augenblick hörte ich den Kapitän rufen: „Sieh zu, Jak, ob ſich ein Segel am Horizont erblicken läßt!“ — Wir athmeten kaum, voll banger Erwartung der Antwort, die unſer Schickſal entſcheiden ſollte. Wir vernahmen ein ſchnelles Laufen, dann die Worte: „Auf fünfzig Meilen weit kein Segel!“ — „Wohlan! So verrichtet das Werk dort unten! Macht's aber kurz! Ich will kein Gewinſel. Und räumt die Rumpelkammer aus! Wir halten heute Nacht dort ein Zechgelag.“ — Leiſe Schritte näherten ſich jetzt unſerm Kabinet; eine Hand verſuchte die verſchloſſene Thüre zu öffnen. Ich trat an den Eingang und ſagte: „Wer immer es verſuchen will, in dieſes Zimmer einzudringen, der thut es auf Gefahr ſeines Lebens! In dem Augenblick, da die Thür geöffnet wird, feure ich meine Piſtole ab.“ — Eine Stimme ſprach: „Laissez moi entrer donc!“ — Ich zögerte einen Augenblick und — öffnete. Girod trat ein und ſchloß die Thür hinter ſich. Er hatte vier Seile bei ſich, an welche ſchwere Steine befeſtigt waren, und eben ſo viel Säcke. Die Frauenzimmer ſanken zu Boden.

Girod zog in einem Augenblick den Teppich vom Eſtrich weg, öffnete eine darunter befindliche Fallthür, und ſagte zu der Gräfin und zu mir: „Hinab! hinab!“ — Ich ſtieg mit Margarethen hinunter, indem ich aber beiden Schweſtern die Arme reichen wollte, fiel die Thür plötzlich zu, ward verriegelt, die Zimmerthür dagegen geöffnet, und Girod ſchrie hinaus:

„He da! Harry — Jak — und wie ihr Alle heißet! kommt! Zwei von ihnen hab' ich abgethan. Mehr kann ich nicht handhaben: der verdammte Kapitän hat mir, als ich ihn in den Sack ſteckte, beinahe den Arm gebrochen.“

Schwere Schritte trabten über den Fußboden des Zimmers. Ein Schrei, in dumpfes Aechzen hinſterbend, folgte, dann ein plätſchernder Fall in's Waſſer, und — das Schickſal der zwei unſchuldigen Schweſtern war entſchieden!

„Wo iſt Monſieur Girod?“ rief endlich eine rauhe Stimme. „Er iſt hinauf gegangen:“ erſcholl die Antwort; „hält ſich für zu gut, um andere als vornehme Leute umbringen zu können.“ —

„Das nicht!“ rief ein dritter: „er hegte gegen den Kapitän, der nun im Meeresgrunde liegt, einen perſönlichen Haß, und ließ ſich darum nicht nehmen, ihn mit eigenen Händen in die Tiefe hinab zu puffen. Richtet nun hier ſogleich den großen Tiſch zum Schmauſe her!“ —

In dieſem Augenblick kam Girod wieder in's Zimmer, und ſagte: „Macht euch nun friſch an die Arbeit! Ich ſteige indeß hinab und bringe das Mehl herauf; dann können wir ungeſtört die ganze Nacht zuſammen ſchmauſen und zechen.“ — Er ſtieg nun mit einem Lichte in unſern Kerker hinab. Margaretha erſchrack bei ſeinem Anblick; er ſagte aber begütigend: „Ich hätte euch gerne Alle gerettet, wenn's möglich geweſen wäre. Das, was ich gethan habe, iſt mit Gefahr meines Lebens geſchehen. Nun iſt aber kein Augenblick zu verlieren. Hier ſtehen zwei Reihen von Mehlſäcken; Ihr, Lady, hinter der einen, Ihr, Herr Oberſter, hinter der andern: ſo hat jedes von Euch ſein abgeſondertes Gemach ſäumt aber keinen Augenblick!“

Ich dankte ihm, fragte aber, was endlich mit uns geſchehen ſolle? — „Ich werde Euch," erwiederte er, „von Zeit zu Zeit mit Lebensmitteln verſehen. Wie lange Ihr hier bleiben müſſet und ob es mir gelingt, Euch zu retten,— das wird die Zeit lehren. Vielleicht kann ich Euch, wenn wir in einem Hafen der Levante landen, in einem dieſer Mehlſäcke an's Land ſetzen; das wird aber noch nicht ſobald geſchehen können."

„Seid alſo ruhig und geduldet Euch! Ich gäbe Euch gerne ein Licht, es iſt aber zu gefährlich. Erſticken werdet Ihr nicht. Verbergt Euch! Ich muß fort." Die erſte fürchterliche Nacht in dieſem engen, dunklen Raume wird mir ewig unvergeßlich bleiben. Die Dämonen ſchwelgten, lärmten, fluchten und tobten über unſern Häuptern ſo abſcheulich, daß Margarethe ſich den Tod wünſchte, um nur jene abſcheuerregenden Aeußerungen der Verruchten nicht zu hören. Dabei wurde die Hitze ſo unerträglich, daß wir kaum athmen konnten. Und ach! jeden Augenblick drohte uns die Gefahr, von den Unholden entdeckt zu werden, da nur die dünnen Bretter des Fußbodens uns von ihnen trennten, durch deſſen Spalten manchmal ein Lichtſtrahl zu uns herab drang, der mich mit Schrecken erfüllte, wenn er auf Margarethens weißes Kleid fiel. Wir hörten dieſe Dämonen ganz gleichgültig, wie von einer unbedeutenden Nebenſache, von unſerm Tode ſprechen.

Endlich brachen die Zecher auf; das Gemach wurde leer. Ich hob die Fallthüre ein Bischen in die Höhe, um meiner verſchmachtenden Unglücksgefährtin etwas Luft zu verſchaffen, und ſie zu beleben. Alles war finſter und ſtill wie das Grab. Ich hörte den Regen auf das Kajütendach praſſeln. Der Wind ſauſ'te, das Schiff wurde heftig bewegt. Die Wogen ſchlugen an unſer Gefängniß.

Gegen Morgen, wie es mir ſchien — denn in unſerm Kerker herrſchte fortwährend finſtere Nacht — vernahm ich Stimmen über uns. „Ein ſtarker Wind!“ bemerkte Jak.— „Deſto beſſer!“ erwiederte der rauhe Kapitän; „deſto beſſer geht's vorwärts, deſto geſchwinder entkommen wir den Schiffen des verwünſchten Gouvernements. Wir müſſen noch mehr Beute machen; bis jetzt ſieht's damit ſchlecht aus. Der Kapitän hatte viertauſend Pfund Sterling bei ſich, als wir ihn an Bord nahmen.“

„Ei, den haben wir geplündert und im Sack erſäuft!“ ſagte Jak mit ſcherzhaftem Ton. — „Seine Uhr, die Ringe und Kleider, und die zweitauſend Thaler der Gräfin; dazu ihre Juwelen, die bei zweitauſend werth ſein mögen!“

**Kapitän.** Das möchte wohl eine ergiebige Beute für irgend ein kleines Schifflein abgeben; das Dämonenſchiff ward für höhere Dinge gebaut.“ —

**Jak.** Ich dächte, wir könnten jetzt zur Vertheilung ſchreiten, das Geld unter die Mannſchaft, Juwelen und Prätioſen an die Offiziere, und was jenes Käſtchen betrifft, welches wir der amerikaniſchen Brigantine wegkaperten —“

**Kapitän.** Das befindet ſich in dieſem Augenblick unter unſern Füßen.“

**Jak.** Der Inhalt desſelben wird ſich gut vertheilen laſſen. Ich will ſogleich ein Licht herbringen.“

**Kapitän.** Wäre unnöthig; ich finde es im Finſtern auf den erſten Griff.

Mit dieſen Worten öffnete der Dämonen-Kapitän raſch die Fallthüre. Ein ſchwaches Licht ſtrömte in unſer Gefängniß hinab, glücklicherweiſe aber in die Mitte des Raumes, und die Seiten blieben dunkel. Es mochte jetzt ungefähr vier Uhr des Morgens ſein. Ich hatte Margarethen ein Bette von einigen alten Segeln gemacht, worauf ſie ſich legte, während ich mich hinter ein Bollwerk von Mehlſäcken zurückzog. Ich eilte, ehe der Freibeuter herabkam, zu ihr, und bedeckte ſie; dann drängten wir uns an die Bretterwände und zogen die Mehlſäcke auf uns. Der Kapitän tappte mit den Händen herum, und ſteckte ſie auch zwiſchen die Säcke. Nun ſchob er den Arm auch durch diejenigen hinter welchen wir uns verborgen hatten. Großer Gott! Seine Hand entdeckte die Kleider der Gräfin; er faßte ſie, zog ſie hervor; in dieſem Moment aber ſtieß ſein Fuß an das Käſtchen, welches er ſuchte. Indem er nun dieſes ergriff, und von Margarethen abließ, ſchob ich ſeiner Hand die alten Segeltücher entgegen. Er zog ſie vorwärts und ließ ſie los. Er hatte aber die feſte Stellung der Säcke zerſtört; als daher das Schiff einen heftigen Stoß erlitt, ſtürzte unſere ganze Verſchanzung nieder, und wir ſtanden ohne Scheidewand vor dem Kommandanten des Dämonenſchiffes. Alles ſchien nun verloren, und ich beugte mich über Margarethen, um ihr meine Bruſt zum letzten ſchwachen Schutze darzubieten.

Der Dämonen-Kapitän trat an die Fallthüre, um das Käſtchen hinaufzuſtellen; da ging die Sonne auf, ihre erſten Purpurſtrahlen fielen auf ſein Geſicht; ſein geröthetes Geſicht glühte wie vom Widerſcheine des hölliſchen Feuers, und er ſelbſt glich einem böſen Geiſte. Die Sonne ward aber nun unſere Retterin, denn ihre Lichtglanzmaſſe blendete die Augen des Unholdes ſo ſehr, daß der untere Schiffsraum vor ihm in nächtliche Finſterniß verſank. Er ſchritt alſo gegen uns, ohne uns zu ſehen; wir ſahen ihn, und konnten es kaum glauben, daß er uns nicht ſah. Er ſtellte die umgefallenen Säcke wieder in Ordnung, und ſtieg fluchend hinauf. So waren wir athemlos und zitternd dieſer Gefahr entgangen.

In dieſer ſchrecklichen Lage blieben wir mehrere Tage, bald dem Erſticken, bald dem Erhungern nahe. Ich befürchtete jeden Augenblick, daß Margarethe ſo vielen Leiden erliegen werde. Ihr ganzes Weſen war fieberhaft; ſie vermochte kaum zu reden; der Todesſchweiß trat auf die Stirne. Ich betete, ich ſuchte, obſchon ſelbſt troſtlos, ſie zu tröſten. Von außen hörten wir das Toſen und Heulen eines fürchterlichen Sturmes. Endlich kam Girod wieder. Er legte bedeutſam den Finger auf die Lippen und flüſterte: „Nur Muth — Rettung. Am Horizont zeigt ſich ein Schiff, und zwar, wie ich kaum zweifle, ein britiſches.“ —

Ich ergriff Margarethens Hand; ſie erwiederte ſchwach den Druck, und ſagte mit ſanftem Tone: „Zu ſpät!“ — Das Getümmel und Schreien auf dem Schiffe nahm wieder zu; durch das Getöſe ſcholl die Stimme des Kapitäns, der das Dämonenſchiff anzutreiben befahl. Girod verließ uns mit dem Verſprechen, daß er uns bald mehr Neuigkeiten bringen werde. Nach einiger Zeit legte ſich der Sturm; das Schiff ging ruhiger und langſamer. Eine Stimme von oben herab ſprach: „Das Schiff macht auf uns Jagd.“ — O wie glücklich fühlten wir uns! Ich zweifelte nicht an naher Hülfe. Endlich rief Gired wieder: „Das Schiff hat uns erreicht; wir werden handgemein.“ — „Gott ſei gelobt!“ rief ich. „Amen!“ ſetzte Margarethe hinzu. —

„Jubelt nicht zu frühe!“ ſagte Gired; unſer Kapitän bereitet ſich zu gewaltigem Widerſtand und zum Siege. Das Dämonenſchiff hat ſchon manche Schiffe von gleicher Größe und Stärke gemeiſtert, das britiſche iſt aber ſchwächer und kleiner als das unſrige.“ — Mit dieſen Worten eilte Gired weg. Wir vernahmen nun das Getöſe großer Zubereitungen. Die Decken im Gemach über uns wurden vom Fußboden weggenommen, und das Gemach ſelbſt ward geöffnet. Kanonen wurden geladen und gerichtet, Gewehre in die Schußlöcher gelegt. Der Kapitän hielt an das Schiffsvolk eine Rede, um deſſen Muth und Habgier zu entflammen; dann eilte er in das über uns befindliche Kabinet und ſchwur einen fürchterlichen Eid, daß er hier, ſobald die Schiffe auf einander ſtoßen würden, und der Feind an Bord komme, nicht nur das feindliche Schiff, ſondern auch den Dämon in den Grund bohren wolle.

Wir hatten alſo, unſere böſen Geiſter mochten ſiegen oder beſiegt werden, auf keinen Fall die geringſte Hoffnung zu unſerer Rettung. Und dennoch wollte ich ſie nicht ganz aufgeben. Ich ſuchte ſelbſt Margarethen mit froher Ausſicht zu erheitern: ich fächelte ihr Luft mit dem Sacktuche zu, um ſie zu erfriſchen. Vergebens horchte ich auf irgend ein Signal. Endlich erſcholl die Aufforderung einer Schiffstrompete, und eine Stimme verlangte die Auslieferung des Oberſten Francillon und der Gräfin Falcondale. Darauf folgte aus unſerm Schiffe die Antwort: „Sucht ſie auf dem Meergrunde!“ Dieſe Antwort wurde vom Knall vieler Schießgewehre des Dämonenſchiffes begleitet. Hierauf begannen die Donner gegenſeitiger Kanonade. Unſer Schiffsmaſt krachte und ſtürzte. Deſſen ungeachtet dauerte das Schießen, ſo wie das Siegesgeſchrei unſerer Dämonen ohne Unterbrechung fort. Endlich geriethen die Schiffe dicht an einander; ich konnte aber nicht unterſcheiden, welches von beiden im Vortheile ſtand. Die ängſtliche Erwartung hemmte faſt die Schläge meines Herzens. Lange noch wüthete ein Kampf der Verzweiflung über unſern Häuptern. Allmälig wurde das wilde Geſchrei der Korſaren ſchwächer und ſchwächer. Das Siegesgeſchrei der britiſchen Krieger erſcholl, und ich vernahm dazwiſchen die Worte: „Keine Pardon den Räubern!“ Endlich ſchien das Dämonenſchiff alle Gegenwehre aufzugeben. Ich ſchrie nun laut auf; vergebens! das Getümmel tobte ſo fürchterlich, daß Niemand mich hörte. Ich ſuchte die Fallthüre zu öffnen; ſie trotzte aller meiner Anſtrengung.

Das bisher ſo gewaltig bewegte Schiff kam nun in die größte Ruhe: und — o Entſetzen! ich merkte deutlich, daß es zu ſinken anfing. Ich ſchrie, bis ich heiſer ward und die Stimme mir verſagte. Ich ſchlug an die Wände unſers

Kerkers, ich ſtieß mit aller Gewalt gegen die Fallthüre. — Alles vergebens! Ich hörte, wie die Sieger aus dem ſinkenden Schiffe forteilten und die Korſaren ihrem Untergange überließen. Ich faßte Margarethens Hand und hielt ſie, wie zum Gebet gefaltet, gegen den Himmel. Todesſtille herrſchte; keine menſchliche Stimme, nur das dumpfe Toſen des Waſſers, welches durch die von den Korſaren ſelbſt gebohrten Löcher in das Schiff drang. Dieſes ſank nun ſo reißend ſchnell, daß ich nun jeden Augenblick erwarten mußte, die Wogen würden über demſelben zuſammenſchlagen und uns in den Abgrund verſenken. Ich betete und ſchloß Margarethen in meine Arme. Sie konnte nicht ſprechen, nicht einmal ſeufzen. Ihre Hand war eiskalt, kein Puls regte ſich. Sie ſchien todt zu ſein.

Endlich hörte ich Stimmen; Laſten wurden von der Fallthüre weggeſchafft; ſie ward geöffnet, und die Worte: „O Himmel! Der Kerl hat recht; ſie befinden ſich hier, wohlgeborgen.“ Ich traute kaum meinen Ohren. Da erblickte ich einen britiſchen Offizier, ein paar Matroſen, und Girod, die Hände gebunden, hinter ihnen. Ich zog Margarethen, eine bewußtloſe Halbtodte, zur Oeffnung; ſie ward hinaufgehoben. Ich ſelbſt ſprang, wie aus einem ſchrecklichen Traume erwachend, in den obern Schiffsraum, Gott dankend, daß die Holde mit noch immer geſchloſſenen Augen nichts von der gräßlichen Scene hier ſehen konnte. Rings umher lagen die verſtümmelten Körper unſerer Tyrannen, auf ihren häßlichen Geſichtern ſelbſt im Tode noch den Ausdruck von Rohheit und Keckheit! Die

Wogen, welche über ſie hinrollten, floßen blutgeröthet in das Meer zurück, und das ſehr hart beſchädigte Schiff zerfiel bei jedem Windſtoß noch mehr in Trümmer.

Margarethens Bruſt entwand ſich ein tiefer Seufzer, als der erſte friſche Lufthauch ihre bleichen Wangen umſpielte. Ich unterſtützte ſie mit meinen Armen; ſie öffnete die Augen und blickte zuerſt voll Dank gegen Himmel, dann voll Liebe nach mir. In unſerer Nähe ſtand Girod, noch immer gebunden; ich konnte es nicht ertragen, ihn, das Werkzeug Gottes zu unſerer Rettung, in dieſer Lage zu ſehen. Ich nahm mein Taſchenmeſſer, und zerſchnitt den Strick, ohne mir die Zuſtimmung des Offiziers erbeten zu haben. Wir trugen nun Margarethen in die Schaluppe, welche ſich indeß genähert hatte, — ein Sprung, und wir waren aus dem Dämonenſchiff, welches nach wenigen Minuten in das Wellengrab verſank — für immer!

Die Schaluppe langte nach einigen Tagen in Neapel an. Margarethe wurde nach ſo vielen, langen und ſchweren Leiden von einer Krankheit ergriffen, von welcher ſie endlich genas, um zu beglücken und glücklich zu werden. Wir wurden in der britiſchen Geſandtſchafts-Kapelle getraut, und ſegelten am folgenden Tage nach England.

# Blitz und Donner,

oder:

## Minchen, die Waſſerbraut.

---

### 1.

Am ungeheuer großen runden Tiſch ſaß der Hauptmann Blitz dem Korporal Donner gegenüber, Beide durch den Tabakqualm beinahe ſchon ſo unſichtbar, als ſie es in früheren Zeiten vom Pulverdampf waren. Nur ihre mächtigen Kraftworte tönten noch, wie Götterſtimmen aus den Wolken, Orakelſprüche über Kriege und Zeiten. In den Neigungen und Anſichten Beider herrſchte die ſeltenſte Gleichheit; nur Ein Punkt brachte oft zwiſchen Beiden einen gewaltigen Wortkrieg hervor. Der Hauptmann Sebaldus Tobias Blitz gab den Seeſchlachten den Vorzug, indeß Ambroſius Rochus Donner den Landkrieg für ſein Schooßkind erklärte. So entſtand denn in dem übrigens ganz friedfertigen Hauſe mancher Bürgerkrieg, welchen gewöhnlich Minchen beilegte, wenn ſie als moderne Julia verſöhnend zwiſchen Cäſar und Pompejus trat.

Die Seekriege der Hanſe, der ſchmalkaldiſche Bund, mit tüchtigen Seitenhieben auf Martin Luther's ſchmalkaldiſche Artikel, der dreißigjährige ſammt dem ſiebenjährigen Krieg, die Armada nebſt allen Expeditionen der engliſch-oſtindiſchen

Handelskompagnie waren jetzt ſchon zum hundertſten Male die Muſterung paſſirt, als Carl eintrat, des Hauptmanns Neffe. Er befand ſich zwar erſt achtzehn Jahre im irdiſchen Treibhauſe, hatte aber einen Körper von ſo echtdeutſchem Schrott und Korn, daß man ihn für einige Jahre älter nahm. Sein Geiſt glich noch den Flaxmann'ſchen Umriſſen; zwar die richtigſten Außenlinien, aber im Innern viel leerer Raum. Er ſollte, nach dem Willen ſeines Oheims, zur Landwirthſchaft gebildet werden, dabei aber doch ſo viel von der Soldateska haben, als nothwendig werden könnte, um den Boden, welchen er beſaß, nöthigenfalls auch vertheidigen zu können. Carl begriff leicht, und lernte ganz luſtig, was er lernen mußte; mehr aber auch nicht. Eines nur wollte ihm gar nicht in den Sinn, — die edle Schwimmkunſt. Er haßte das Waſſer und berief ſich immer darauf: er habe mit dieſem ehemaligen Element der Chemie als Landmann nichts zu ſchaffen. An dieſer Klippe ſcheiterten alle Befehle des Oheims; Carl war und blieb feſt auf dem feſten Lande, und des Hauptmanns ſehnlichſter Wunſch, den Jüngling im Waſſer zu ſehen, wurde zu Waſſer.

## 2.

Korporal Donner verließ jetzt den Tiſch und den Hauptmann, und ging mit Carl in den geräumigſten aller Haushöfe, um das für dieſe Stunde vorgeſchriebene Exercitium vorzunehmen.

Als ſie zur Thür hinaustraten, rief ihnen der Hauptmann nach: „Dein Mädel hat beim Exerciren nichts dabei zu thun; ſie leſe mir indeſſen vor! Dort liegt Tamerlans Biographie aufgeſchlagen, ſie iſt aus authentiſchen Quellen gezogen.“ — Donner murmelte: „Was ſein muß, iſt immer gut;“ aber Carls rechter Fuß, ſtärker auf den unſchuldigen Boden ſtoßend, verkündete ſeine Unzufriedenheit mit dem Tagsbefehle des Oheims.

„Minchen hinauf!“ rief Donner auf der Treppe. Sie flog empor, nachdem ſie des Vaters narbenvollem Geſichte das ſchnell vergeſſene Denkmal eines Kuſſes, Carls warmer Hand aber einen elektriſchen Druck in Eile zurückgelaſſen hatte. —

Die Elektricität aber war eben die Urſache, derentwegen der Hauptmann nicht wollte, daß Minchen gegenwärtig ſei, wenn Carl im Feuer exercirte, denn er hatte bemerkt, daß Carl und das Mädchen unter dem Kommando der Liebe im Feuer zu exerciren wirklich ſchon angefangen hatten.

Das ſtand ihm aber nicht zu Geſichte, denn das gute Minchen war bei all’ ihrer Güte doch nur die Tochter eines Korporals. Indeß liebte er die fromme Kleine doch ſo ſehr, daß er es nicht über ſich vermochte, in Anſehung dieſes bedenklichen Artikels — was er doch ſonſt gerne that — irgend ein förmliches Edikt zu promulgiren.

## 3.

Carl und ſein Kommandant ſtanden im Hofe. Vergebens donnerte Donner ſchon zum zweiten Male: „Feuer!“ Carls Gewehr feierte ſtatt zu feuern; ſeine Liebe zu Minchen, und das in ſeinem Innern lodernde Feuer ließ ihn den

Befehl zum Gewehrfeuer überhören. Ihm den Verweis, ſich ſelbſt den Verdruß zu erſparen, kommandirte Donner jetzt: „Setzt ab!“ Der erröthende Träumer nahm die ſtumme Flinte aus dem linken Arm hervor, und ſtellte ſie, von den beredteſten Blicken umſtrahlt, an die Deichſel der nahe ſtehenden Kaleſche.

Donner merkte wohl, daß der bedrängte Jüngling reden wollte, und ſchweigend ſchon gar Vieles ſagte. Er dachte deshalb auch ſogleich an das beim Tamerlan ſitzende Objekt der Rede, fragte aber dennoch mit barſcher Stimme: „Hab' ich nicht recht kommandirt?“ Carl machte jetzt einen gewaltigen lyriſchen Sprung, kam vom Feuer geradezu auf's Waſſer und ſagte: „Du weißt, lieber Donner — ohne Dein ſüßes Minchen macht das ganze Leben mir ein ſaures Geſicht. Für ſie thu' ich Alles, was man von mir verlangen kann. Der Oheim aber ſcheint mit der Sache nicht ſo recht einverſtanden zu ſein. Höre darum meinen Plan! — Du weißt, wie übel es mein Oheim nimmt, daß ich meine Waſſerſcheue nicht überwinden kann. Wie wär's, wenn ich nun ganz heimlich die Schwimmkunſt erlernte, und ihn unerwartet — plötzlich mit einem Meiſterſtück überraſchte?“ Donner ſtrich ſich immer ſchneller den Schnurbart, und brummte immer tiefer: „Hm, hm!“ und Carl fuhr fort: „Wenn nur der Himmel es dann ſo fügen wollte, daß Dein Minchen bald — in's Waſſer fiele, zum Beiſpiele in jenen Fluß dort, und ich wäre dabei, ſtürzte wie ein Weiher in die Fluten hinein, und zöge ſie glücklich heraus! Triefend und zitternd trüg' ich ſie nun geraden Weges zu meinem Oheim und ſagte: Sieh, was die Liebe vermag, in Verbindung mit der edlen Schwimmkunſt!"

„Ei," ſagte Donner, „Sein Einfall iſt nicht ſo übel, junger Herr; aber es kann nichts daraus werden. Alſo, Punktum!"

Heftiger noch erwiederte Carl: „Und wird daraus nichts, — ſo ſoll auch aus mir nichts werden!"

### 4.

Das Zweigeſpräch wurde durch den Gegenſtand ſeines Inhalts unterbrochen. Der Hauptmann war, gerade als Tamerlan den Sultan Bajazeth in den eiſernen Käfig ſperrte, unter dem fürchterlichen Toben und Wüthen des Türken, ſanft eingeſchlafen, indeß Minchen über den unglücklichen Fürſten in bittere Thränen zerfloß.

Jetzt wurde die entſchlüpfte Vorleſerin von ihrem Vater und vom künftigen Leander freundlich empfangen, da Beide aus ihr die Veranlaſſung zu einer glorreichen That hervorſchimmern ſahen; denn Donner, obſchon er Carl's Idee kurz abgeurtheilt hatte, konnte doch nicht umhin, ſie im Stillen bei ſich ſelbſt ſchön und lobenswerth zu finden. Auch lag ihm der Gedanke: „Carl's Zukünftige!" mehr, als er ſich's geſtehen wollte, am Herzen.

Wie nun der Jüngling bemerkte, daß Donner ſeine Lieblings-Idee immer ſtiller donnerte, ſprach er öfter und länger davon, bis der gute Donner endlich ſelbſt in Feuer gerieth. So nahm er denn eines Tages Minchen mit ſich auf's

Feld und ſagte mit feierlichem Tone: „Höre, Mädel! haſt Du den Carl lieb?“

**Minchen.** Wie Dich und mich ſelbſt. Iſt's recht?

**Donner.** Recht und nicht recht; wie man's nimmt. Er iſt Dir auch herzlich gut, und will an Dir eine große That ausüben.

**Minchen.** O Himmel! Große Thaten — die kommen in Tamerlan's Lebensbeſchreibung vor; ich kenne ſie ſchon. Wie ſchön wär's, wenn Carl die auch zu Stande brächte. — O rede Vater! darf ich auch dabei ſein bei den großen Thaten?

**Donner.** Haſt Du Courage?

**Minchen.** Nicht die geringſte!

**Donner.** Sehr übel! — Fürchteſt Du das Waſſer?

**Minchen.** Entſetzlich!

**Donner.** Hol' Dich der Teufel!

**Minchen.** Die Mutter ſagte ja immer, das Waſſer ſei ein falſches und grauſames Element, dem man nicht trauen dürfe.

**Donner.** Du armes Element! Von den Männern wirſt du gehaßt, von den Weibern gefürchtet, von den Wirthen gemißbraucht, von den Gäſten verwünſcht, von den Wolken auf die Erde herab geworfen, von der Erde verunreinigt! — Aber höre, Minchen! wenn Du durch's Waſſer Carl's Weib werden könnteſt — wäre es auch dann noch falſch und grauſam?

**Minchen.** O — da laſſe ich mich bis auf den Grund des Meeres werfen!

**Donner.** Da liegt der Hund begraben! In's Waſſer hinein ſollſt Du.

**Minchen.** Je eher, je lieber!

**Donner.** Geduld!

### 5.

Es war ein ſchöner Abend, völlig ſo, wie die Dichter ihn auf die gewöhnliche Weiſe beſchreiben, wenn Einer ſich der Worte des Andern bedient. Donner wandelte mit den Liebenden am Ufer des Fluſſes einher, und wußte ſeine Evolutionen ſo gut zu dirigiren, daß ſie ſich jetzt auf einer kleinen Erhöhung dicht am Waſſerſpiegel befanden. Nahe dabei ſtand ein Kahn mit zwei Fiſchern, die nicht umſonſt da waren.

Jetzt mußten ſie auf dem ſehr ſchmalen Pfade einzeln gehen, Carl voraus, Minchen nach ihm; Donner ſchloß den Zug. Im Geſichte des Letzteren aber entſtand nun augenblicklich ein gräßlicher Zug heroiſcher Wuth, wie ſonſt beim Gemetzel auf dem Schlachtfelde. Minchens Leib mit einer Art von Grimm umfaſſend, murmelte er ihr in's Ohr: „Courage!“ und ſchon lag ſie in Neptun's heidniſchen Armen. Carl, in der erſten Terz beſtürzt, in der zweiten ſchon gefaßt und voll hochherzigen Entzückens, rief: „Sie iſt mein!“ In der dritten erhaſchte ſeine Rechte ſchon Minchens weißes Kleid.

So glücklich und blitzſchnell die Rettung auch gelungen war, wurde Donner von ſeinem Heroismus doch ſo verlaſſen, daß er auf dem Waſſer noch ſuchend herumſchwamm, als Carl, von Liebesextaſe beflügelt, ſeine ohnmächtige Beute triumphirend und ſo eilig ſchon an's Ufer trug, daß ſogar das bereit ſtehende Schiffchen zu ſpät kam.

### 6.

Während dieſe Scene am und im Fluſſe vor ſich ging, ſaß Hauptmann Blitz in der Fiſcherhütte. Vor ihm ſtand eine Flaſche alter Wein und ein großer Karpfen. Der alte Fiſcher, einſt Donner's Kriegs-Kamerad, hatte ihn, auf Donner's Veranlaſſung, zu Gaſt gebeten, nach dem dritten Glaſe aber, von ſeiner gewaltigen Redeluſt ergriffen, das ganze Geheimniß sub rosa publicirt. Hauptmann Blitz fand das Unternehmen, ſo wenig Gefahr auch dabei war, doch aus dem Grunde gewagt, weil der Schrecken für Minchen vielleicht irgend eine nachtheilige Folge haben konnte. Er beſchloß daher, die Ankunft der Caravane abzuwarten, die ganze Sache dann nur auf einen gewiſſen Punkt kommen zu laſſen, endlich dem Korporal Donner und dem Neffen tüchtig die Köpfe zu waſchen.

Indeſſen machte der Wein auch den Hauptmann ſo redſelig, daß er die Ankommenden erſt in dem Augenblicke bemerkte, da Minchens Schrei und Flug ihn erſchreckte. Er ſprang auf und eilte, halb zürnend, halb freudig, zur Thür, an welcher Carl eben ſo naß als ſtolz ihm entgegen trat. Der triefende Vater-Korporal kam nach. Alle verließen nun die Hütte, indem Minchen, jung und kräftig und lebensfriſch, wie ſie war, ſich ſchnell erholte, und jetzt die Kleider anzog, welche Donner zu dieſer Expedition abſichtlich ſchon früher in der Fiſcherwohnung depoſitirt hatte.

## 7.

Während dieſes Umkleidens zankte Blitz mit Carl und Donner, und ſein Zorn legte ſich erſt in dem Augenblicke, da Minchen unter der Hüttenthüre in einem neuen weißen Kleide mit roſenfarbenen Bändern erſchien, blühender und ſchöner als je, und ſo freundlich lächelnd, daß dem alten Hauptmann die hellen Thränen in die Augen traten. Beſänftigt auf einmal, rief er: „Ei — Du biſt doch ein Blitzmädel! Das ſag' ich Hauptmann Blitz ſelbſt!" Mit dieſen Worten zog er ſie an ſich und liebkoſ'te ihr herzlich. Da nahm Carl, zitternd und triefend, das Wort: „Lieber Oheim! ſoll das arme, gute Mädchen dieſen Schrecken ſo mir nichts dir nichts umſonſt ausgeſtanden haben?"

Blitz ſchwieg lange, dann begann er eine Betrachtung über die Liebe und ihre Macht, Opfer aller Art froh und muthig zu bringen. „Wenn ich," ſchloß er, „bedenke, daß Er ihretwillen die ihm angeborne Waſſerſcheue überwand, Sie aber aus Liebe ſich gar in's Waſſer werfen ließ, — ſo müßt' ich keinen Schuß Pulver werth ſein, wollt' ich das trennen, was wahrhaft Gott ſchon zuſammengefügt hat. Carl! Du könnteſt wohl leicht ein reicheres, aber gewiß kein beſſeres Weib bekommen als Minchen! Du aber, Blitzmädel! ſieh zu, daß ich von Dir immerzu dasſelbe ſagen kann, bis ſie mich in die Erde verſtecken, ſonſt hol' Dich der Teufel!" — „Amen!" ſagte Donner.

Minchen ſtand lächelnd zwiſchen Blitz und Donner. Carl wollte ſie umarmen, Blitz riß ihn aber von ihr weg mit den Worten: „Zuerſt muß man trockne Kleider anziehen, dann iſt's Zeit zur Umarmung und zur Hochzeit."

## Der Liebesdienſt.

„Nein! lieber den Tod, als Beſchämung," ſagte Bellau, indem er den Hut wieder abnahm, und ihn ſeufzend auf ein griechiſches Ruhebette warf, von welchem das aus dem Schlaf aufgeſchreckte Windſpiel mit einem finſtern Seitenblicke herabſprang.

„Lieber ewigen Kummer," rief er nochmal, „lieber den Tod, als eine Beſchämung! Das ganze Glück meines Lebens mag dahin fahren, eh' ich den Brief ſelbſt in ihre Wohnung abgebe. Wenn ſie mich etwa am Fenſter ſchon von Weitem erblickte, oder mir gar auf der Treppe begegnete — Gott! ich ſänke zur Erde. Mein ärgerliches Erröthen, meine alberne Verlegenheit, ſelbſt jeder meiner Blicke müßte ihr ſagen, daß ich den Brief mit der Liebeserklärung in der Taſche trage."

„Seltſamer Menſch!" ſagte Rudolph, und ließ die zum Accord über das Fortepiano erhobene Hand klanglos fallen. „Du willſt ihr Deine Liebeserklärung ſchriftlich geben, und ſie ſoll nicht merken, daß Du ſie liebſt. Wir zwei ſind in der Liebe gerade die entgegengeſetzten Pole. Lieb' ich, ſo geh' ich meiner Auserwählten wie ihr Schatten nach, und meine Zärtlichkeit läßt ihrem Ohre keinen freien Augenblick. Du meideſt dagegen ängſtlich jeden Ort, wo Du ihr auffallen könnteſt, und ſprichſt nur, von der nothwendigen Höflichkeit gezwungen, über gleichgültige Dinge. Ich denke wenig an meinen Ornat, ſondern einzig an meine Göttin, und bei mir iſt nie etwas in Gala, als das Herz. Du aber kleideſt Dich ſchön und zierlich, wie ein Bräutigam, und läſſeſt Dich dabei ſo wenig ſehen, als ob Du nur Dir ſelbſt oder dem Himmel Gala machteſt. Höre einmal — ſo geht's nicht! Du wirſt auf die Art ein alter Junggeſell und gehſt aus der Welt, wie Du hineinkamſt. Will man den Mädchen gefallen, ſo iſt vor Allem eine gute Doſis Muth nöthig, und eine noch größere von Geduld und Unbefangenheit. Man muß ihnen, ſo viel es nur ſchicklich iſt, immer vor den Augen ſtehen, um jede günſtige Gelegenheit zu ergreifen; denn was uns Zeit und Zufall bietet, kann keine Klugheit der Welt bewirken. Höre alſo: Du biſt in der Liebe noch unmündig; ich will Dein Vormund werden. Gib mir die verſiegelte Urkunde Deiner Zärtlichkeit! Ich will Dir den Liebesdienſt erweiſen, und ſie ſelbſt der erſten Inſtanz, der zärtlichen Grazie Deiner Venus überreichen."

Der entzückte Bellau gab ſeinem willfährigen Freunde den liebeathmenden Brief, und ſchlug beide Arme über den Kopf zuſammen. Rudolph ſagte: „Erwarte mich!“ und ging an die Vollziehung ſeiner diplomatiſchen Sendung. Bellau that indeß in einem Stündchen ſo viel, als er ſonſt kaum in einer Woche that; denn quälende Unruhe trieb ihn umher. Er ſetzte ſich für's erſte an das geſchloſſene Fortepiano, zog die geſtoßenen Finger vom Holze beleidigt zurück, ſprang auf, ergriff die Guitarre, die er ſchnell weglegte, ſchaute hierauf in alle Bücher, die auf dem Tiſche lagen, richtete ſich vor dem Spiegel die Halsbinde, ſprach mit dem, der vorigen Störung wegen, noch mißvergnügten Windſpiele, ſah zum Fenſter erwartungsvoll hinaus, ſang und brummte, ſchrieb und zerriß, trank Waſſer und zerbrach das Glas, jubelte und ſeufzte, und ließ keine Stellung unverſucht, kein Meubel im Zimmer unberührt, durchlief das unendliche Feld aller Empfindungen, ſah ſich vor dem Altare und auf der Bahre, die Geliebte als Göttin und als Furie, und wiederholte dies Alles vom Ende zum Anfang zurück.

Endlich trat, nach einer langen Stunde, Rudolph in das Zimmer. Bellau ſtand verſteinert, Rudolph ſtumm wie das gemalte Erſtaunen. Dem neutralen Windſpiele kam die Gruppe höchſt ſonderbar vor. Es fing ſogar zu zweifeln an, ob ſeine beiden Schlafgefährten noch am Leben ſeien; es näherte ſich Einem nach dem Andern mit kunſtrichterlicher Naſe, und begab ſich dann brummend, und höchſt unzufrieden über die bewegungsloſe Pantomime, an ſeine Schlafſtelle zurück.

Endlich unterbrach Bellau die heilige Stille, indem er einen Schritt vorwärts, Rudolph aber einen zurück that, wie ein Menſch, der ein böſes Gewiſſen hat.

„Warum ſprichſt Du nicht?“ ſagte Bellau lakoniſch. „Weil es manchmal beſſer iſt, nicht zu ſprechen,“ antwortete Rudolph eben ſo lakoniſch. Und Beide ſchwiegen von Neuem. „Dein Schweigen,“ begann Bellau endlich, „hat mir ſchon mehr geſagt, als ich eigentlich zu wiſſen brauche. Nun verkünde mir immerhin auch die Urſachen und die kleinſten Nebenumſtände,“ fuhr er fort, immer blaſſer werdend.

Ich muß wohl in den ſauern Apfel beißen,“ ſagte Rudolph, „obſchon er für mich ſüß iſt.“

**Bellau.** Die Haupturſache zuerſt! Sie liebt mich nicht?

**Rudolph.** Nein.

**Bellau.** Warum nicht?

**Rudolph.** Weil ſie ſchon einen Andern liebt.

**Bellau.** Wer iſt der unſelige Andere?

**Rudolph.** Ich ſelbſt.

**Bellau.** Iſt's möglich? Verräther!

**Rudolph.** Alte Liebe roſtet nicht.

**Bellau.** So haſt Du mich betrogen?

**Rudolph.** Mich ſelbſt nur. Höre! Ich ſtehe vor der Thüre, klingle ſanft und eben ſo ſanft wird aufgemacht — von den Händen einer alten — Geliebten. Ich bin voll Entzücken, ſie nicht minder, weil ſie glaubt, ich ſei nach ſo langer Zeit, während welcher ſie ihre Wohnung, aber nicht ihr Herz verändert hatte, in der Abſicht wieder gekommen, zum erſten Band unſers Romans den zweiten und letzten —

zugleich den beſten — zu liefern. Wir ſprechen. Sie zweifelt nicht, die wieder erwachte Liebe hätte mich hergeführt, und — in dem Augenblicke erwacht die geſchmeichelte Liebe wirklich! Sie ſchildert mir ihre Sehnſucht, und vergißt ſogar die Etiquette, welche ſie noch nie vergaß. Endlich ſieht ſie Deinen Brief an Sie, den ich immer in den Händen und, ohne es zu wiſſen, ihr vor die Augen hielt. Ein Brief an mich? rief ſie mit weiblicher Neugierde. Ich — kann's nicht läugnen, ſagt' ich. Eh' ich mir's verſah, war das unglückliche Dokument geöffnet und geleſen. Dann gab ſie mir das zierliche Papier mit einer zierlichen Verbeugung zurück, und flüſterte hochroth: „Mir thut leid, daß er zu ſpät kommt. Wie meinen Sie?" Was konnt' ich anders meinen, als daß es mir auch ſo ſcheine? — Nun — lieber Bellau! was meinſt Du?

**Bellau.** Ich meine — daß ich für meine Thorheit mit Recht beſtraft bin; denn was man ſelbſt thun kann, dazu ſoll man keinen Andern verwenden, und blöde Feigheit verdient an jedem Manne empfindlich gerügt zu werden.

**Rudolph.** Du haſt ſo unrecht nicht. Befolge Deine Lehre künftighin recht gut, und vergiß der gemachten Erfahrung und des Liebesdienſtes ja nie! Indeß, Freund! wenn Du Deinen Wunſch dennoch durchſetzen willſt —

**Bellau.** Das iſt nicht Dein Ernſt. Sei glücklich! Ältere Liebe geht vor. Liebe zündet oft wohl ſchnell wie der Blitz, kann aber noch ſchneller vom Blitze eines Zufalls verzehrt werden. Ich will klüger werden.

Beide umarmten ſich: Rudolph ſehr heftig, Bellau etwas froſtiger, und das wedelnde Windſpiel freute ſich der Bewegungen beider Freunde, da die Mittagsſtunde ſchon ankam. Die Zeit iſt der beſte, manchmal der ſchnellſte Arzt; ſie curirt aber gewöhnlich nach der browniſchen Heilart durch ſtärkende Mittel. Nach ſechs Wochen ſtand Rudolph mit Louiſen vor dem Altar und Bellau ſchon ziemlich geſtärkt dicht hinter ihnen. Beim fröhlichen Hochzeitſchmaus ſagte er laut: „Allmänniglich ſei hiermit kund und zu wiſſen: Wer der Liebe dient, laſſe ſich ja keinen Liebesdienſt von Andern erweiſen, denn echte Liebe hat ſo volle Macht, daß ſie keinen Bevollmächtigten duldet!“ — darauf ſchwang er ſein Glas, und trank auf das Wohl des Brautpaars und aller anweſenden Schönen. Unter ihnen ſaß auch Louiſens Schweſter!! — *Sapienti pauca.*

## Der Ananas-Ritter,

oder:

## Der Regenbogen der Liebe.

### 1.

Das Weſen der Liebe, ihr Werden und Vergehen hat Ähnlichkeit mit den Beſtandtheilen des Regenbogens, mit ſeinem Beginnen und Verſchwinden. Sind nicht Beide zuſammengeſetzt, aus Leid und Freude, Thränen und Farbenſpiel, Irdiſchem und Überirdiſchem? Eine Wand von Regentropfen bildet die düſtere Decoration des Regenbogens, ein Sinnbild des einförmigen, dunklen, ſchmerzenreichen irdiſchen Daſeins; aber die Sonne, ein Symbol des höhern Lebens, ſtrahlt hinein, und ſieh! das traurige Nacht- und Waſſerfarben-Gemälde leuchtet verklärt und wonnereich.

Wohl Dir, mein lieber Leſer, wenn eine geliebte Gattin mit geliebten Kindern die düſtere Regenwand des Lebens Dir ſonnig verklärt! Kann das nicht ſein, nun — ſo laß Dich vom Freunde verklären, indem Du ihn verklärſt! aber eine Verklärung muß ſein, ſonſt iſt das Leben kalte Nacht, und — ſich ſelbſt zu verklären iſt nur gar Wenigen gegeben.

Den Regenbogen kann nur Derjenige ſehen, der zwiſchen der herabfallenden Regentropfenwand und der auf ſie ſtrahlenden Sonne ſteht. Darum, Freund Leſer! willſt Du den Regenbogen der Liebe ſehen, der ſich jetzt über Dich hinwölben ſoll, ſo ſtelle Dich, wie ich es haben will; wenigſtens ſtelle Dich nicht gar zu klug, ſondern ſei lieber ſo, wie ich ſelbſt bin, das heißt, bald düſter wie die graue Regenwand, bald ſonnenartig ſo warm und hell, daß ich aus meinem freudigen Innern einen lichtreichen Regenbogen über die ganze Erde und ihre Menſchen ſpannen möchte!

## 2.

Laue Frühlingsnacht lag ſtillbrütend auf der Erde. Die Stelle, welche der verſchleierte Mond am Himmel einnahm, war nur an einer bleichen Dämmerung zu erkennen, die ſich ſchüchtern um eine dunkle Wolkenburg ergoß. Die Kräuter der Berge und Thäler hauchten ihre duftenden Seelen aus; der Auen leiſes Flüſtern ſagte: nicht alles Leben ſei in dieſer tiefen Stille erſtorben, und aus geſelligem Wolkenkranze ſanken leichte Tropfen eines milden Mairegens herab.

Am offenen Fenſter ſtand Sidonia, blaß und ſanft wie der Mond über ihr. Leiſe verklangen, wie Stimmen aus einer beſſern Welt, die Töne der letzten Accorde, welche ſie auf dem ſeitwärts ſtehenden Pianoforte angeſchlagen hatte, und wie der Frühlingsregen an den Blumen, glühten Thränen über die heißen Wangen des liebeſchwärmenden Mädchens. Nach dem verhüllten Mondbilde die Augen gewendet, glaubte ſie oben die Glorie ihrer Liebe zu ſehen, die jetzt in ihr mit dem Frühling zugleich erwachte, aber ſich noch in Geheimniß verhüllte, wie Luna in den Wolkenflor.

Am nächſten Morgen ſollte im Jägerhauſe das Maifeſt gefeiert werden. Dem ſehnte ſich Sidonia entgegen, wagte aber nicht, ſich deutlich zu geſtehen, ſie wünſche das Feſt des Frühlings möchte zugleich ein Feſt der Liebe werden.

Die Morgendämmerung verloſch jetzt gänzlich; die Wolken wurden dunkler und die Lüfte kühler, je mehr die ſcheidende Nacht dem Morgen ſich näherte. Mit der kalten Verdunklung verdunkelte ſich auch Sidoniens Seele; ermüdet und betäubt ſchwankte das ſchaudernde Mädchen ins Zimmer zurück, entſchlummerte, ohne es zu wiſſen, und lag nun im Arm ſchwerer Träume.

## 3.

In lichter Freundlichkeit lächelte nun die Morgenröthe am Himmel, der ſelbſt entzückt ſchien über die Freudigkeit des von ihm auf der Erde erregten Lebens. In einem Lichtmeer von Farben und Tönen erwachte Sidonia, und weckte eilig die alte Tante, die ganz mürriſch war, weil ſie wie gewöhnlich, ſehr unruhig geſchlafen zu haben glaubte, obſchon ſie jede Nacht einen bleiernen Schlaf genoß. Sidonia hörte mit lächelnder Geduld einer breiten Erzählung von wunderbaren, eigentlich aber ganz alltäglichen Träumen zu, welche die Frau Tante in dieſer Nacht zum erſten Mal zu haben meinte, in der That aber dem armen Mädchen ſchon mehr als hundert Mal ſehr umſtändlich zum Beſten gegeben hatte. Zu allem Überfluſſe fügte ſie ſogar noch einige Träume hinzu, welche ihr ſeliger Herr während des letzten Türkenkrieges gehabt hatte.

Die alten Neuigkeiten gutmüthig bewundernd, beſorgte Sidonia die Toilette der unaufhörlich Redenden ſo ſchnell, daß ſie mit einigen, ihr ſchon auf der Zunge ſitzenden Traumgeſchichten gar nicht mehr ausrücken konnte. Unter Betheuerungen, daß die Maifeſte nur eine romantiſche Erfindung der ſentimentalen neuern Zeit ſeien, wovon man ehemals gar nichts wußte, ſtieg die Tante endlich mühſam in den Wagen, verſicherte, daß ſie die ſogenannten Sonnenaufgänge, das Vollmondsweſen und dergleichen abenteuerliche Dinge für alberne Charlatanerien halte, das Landleben, wo man ſich aus der Menge von Thieren und Bäumen gar nicht herausfinde, langweilig finde, und heute nur in der Hoffnung mitfahre, Sidonia werde ſich aus dem bevorſtehenden Sonnenaufgang, der für ſie der erſte ſichtbare werden ſollte, ſattſam überzeugen, daß ſich Alles das in Gemälden und auf dem Theater ſchöner und bequemer anſchauen laſſe, und der Störung der lieben Tagesordnung nicht werth ſei.

Unter ſolchen, nur durch kurze Lungen-Ruhepunkte unterbrochenen Monologen, kamen die beiden Damen am Jägerhauſe an, wo ſie — nach einer kurzen Muſterung der ſchönen Welt, ſich zum Frühſtück niederſetzten.

Jetzt, lieber Leſer! kommen zwei wichtige Erſcheinungen: ein herrlicher Sonnenaufgang und — der Held dieſer Geſchichte, die Sonne auf einem Goldgewölk, der Held auf einem Goldfuchs. Mit der Beſchreibung des Sonnenaufgangs geb' ich mir keine Mühe, theils weil er ohnedies ſchon gut und ſchlecht beſchrieben worden iſt, theils weil es jedem frei ſteht, ihn beſſer in Natura anzuſchauen. Den Helden aber und ſeinen Anzug, will ich deſto genauer beſchreiben, weil er weniger bekannt iſt als der Sonnenaufgang. Der Held alſo, welcher den — den Ohren der eleganten Welt nichts weniger als lieblich klingenden Namen Bonifacius führt, ſah heute früh ſo modern, elegant und maleriſch aus, daß er, ohne irgend etwas ihm zuzuſetzen oder wegzunehmen, für jedes Modejournal abzuzeichnen geweſen wäre. Der Farbe ſeiner Kleidung nach, die aus Contraſten beſtand, war er halb Mohr und halb Weißer; allegoriſch-ſymboliſch betrachtet, verkündete der Oberleib (Frak und Weſte,) Verbrechen, Nacht und Trauer, der Unterleib aber (die weißen Pantalonhoſen) Unſchuld, Tag und Freude.

Ein kleines Aergerniß für die Eitelkeit unſers Helden war es, daß ſein linker Fuß, durch einen in der Kindheit erlittenen Fall, zum rechten in dem Verhältniſſe ſtand, in dem der Reichs-Münzfuß zum Conventionsfuß ſteht, da bekanntlich nach erſterem die feine Mark Silber zu **14** Rthlr, nach dem zweiten aber zu **13¼** Thaler ausgeprägt wird; er wußte aber ein ſcheinbares Gleichgewicht zwiſchen beiden dadurch herzuſtellen, daß er dem Münzfuße überhaupt nachahmte, deſſen Weſenheit darin beſteht, daß dem edlen Metall zum Ausflug in die Welt ein unedles beigemiſcht wird.

Das Merkwürdigſte am Oberleib unſers Helden war ſein Geſicht, das ich dem Leſer nicht deutlicher erklären kann, als wenn ich meine Zuflucht zum Pflanzenreich nehme und ſage, es ſei für den Anblick das geweſen, was die Ananas für den Geſchmack iſt. Solche Ananasgeſichter ſind in der That eine ſehr intereſſante phyſiognomiſche Erſcheinung. Ihre Aehnlichkeit mit der köſtlichen Frucht aus Braſilien und Mexiko beſteht darin, daß ſie, gleich dem Geſchmack derſelben, eine Menge Auslegungen zulaſſen. Sie zeigen viele Spuren von Zügen, aber keinen einzigen beſtimmten und feſten Zug, daher es denn kommt, daß der Eine dies, der Andere das darin zu finden glaubt, der Eine ſie für ſchön oder geiſtreich, der Andere für widrig oder albern erklärt. Dieſe charakterloſen Geſichter ſtehen gewöhnlich mit einer eben ſo charakterloſen Zweideutigkeit des Innern in

Verbindung. Wenn aber der Eigenthümer oder die Eigenthümerin eines ſolchen Ananasgeſichts im Anzuge ſich modern hält, und einen Anflug von gutem Ton hat, ſo können Beide in die beſten Häuſer eintreten und mit ihrem viel — und nichts ſagenden Weſen in eine Geſellſchaft recht viel Leben hineinbringen, indem ſie darin getheilte Meinungen und Widerſprüche veranlaſſen.

So wie man nun in der Ananas ein Gemiſch vom Geſchmack der Trauben, Erdbeeren, Aprikoſen, Pfirſiche und Melonen findet, ſo, daß man in der kühlen ſüßſäuerlichen Subſtanz bald dieſer, bald jener Frucht ſich zu erfreuen glaubt: eben ſo zeigte das Geſicht des Herrn Bonifaz ſo viele Scheinſpuren verſchiedener Eigenſchaften, daß man nie mit ſich einig werden konnte, ob man es jung oder alt, gutmüthig oder bösartig, dumm oder geſcheit nennen ſollte, von wegen des Kühlen und Süßſäuerlichen, das darin lag. Auch hatte der ganze Bonifaz mit der Ananas noch das gemein, daß man — ſo wie von jener Frucht, ihrer ſcharfen auflöſenden Säure wegen, — auch von ihm — ſeines frivolen und beißenden Witzes wegen — ohne Gefahr einer Verkühlung oder brennenden Verwundung nicht viel genießen konnte, wie denn das Ende dieſer Tags- und Regenbogen-Liebesgeſchichte kläglich darthun wird.

Sidonia hatte geſtern Abends in einer Geſellſchaft beim Weggehen, und zwar vorſätzlich ziemlich laut geſagt, daß ſie dieſen Morgen den erſten Mai und den erſten Sonnenaufgang beim Jägerhaus feiern wolle. Bei dieſer Erklärung hatte im Süßſäuerlichen des bonifaziſchen An—

und Ananas-Geſichts das Süße die Oberherrſchaft gewonnen, und ſein kühles Lächeln, von einem quaſi-feurigen Blick erwärmt, gab zu verſtehen: Er ſei geſonnen, beim Sonnenaufgang eine nicht unbedeutende Rolle zu ſpielen. Sidonien blieb daher nichts Anderes übrig, als über ſeine Ankunft beim Jägerhauſe mehr verwundert zu ſcheinen als zu ſein. Sie kannte in ihm nur den Gala-Menſchen des geſellſchaftlichen Zirkels, wo er ſich am vortheilhafteſten zeigte; kein Wunder alſo, daß die von der Oberfläche des Aeußern entzündete Phantaſie, nach Mädchenweiſe, aus dem Ananasgeſichte ſich bald auch ein Ideal einer geiſtigen Ananas ſchuf. Bonifacius, in ſeinen Eroberungen gern rapid, nahm ſich ſehr zuſammen, flog auf dem Goldfuchs kühn einher, ſchwang ſich leicht herab, und wölbte über das erfreute Mädchen den farbenreichſten Sonnen-Regenbogen von Liebenswürdigkeiten, die von ihr mit einer ſo milden Zartheit ſittlicher Grazie erwiedert wurden, daß man die Holdſeligkeit ihres Begegnens, dem bläſſeren Farbenſpiel eines Mond-Regenbogens vergleichen konnte.

## 4.

So geſchah es denn, daß man über den beiden Regenbogen den Sonnenaufgang vergaß, und dieſen, da das Geſpräch eine kurze Pauſe gewann, erſt dann betrachten wollte, als er ſchon längſt vorüber war. Die Frau Tante nahm lächelnd eine Priſe Tabak und triumphirte; Sidonia erröthete, und Bonifacius fixirte das glühende Geſichtchen mit den Worten; „Wer kann ſagen, die Sonne ſei ſchon aufgegangen, da Aurora noch hier verweilt?“ —

Dieſe Redensart verfehlte bei Sidonien ihre Wirkung nicht, wie denn Redensarten, ſelbſt wenn ſie in der ganzen Welt und in allen Romanen Millionen Mal verbraucht und mißbraucht ſind, von der Mehrzahl der Mädchen dennoch wohlgefällig aufgenommen werden, indem ſie die im Allgemeinen verrufene Münze in jedem einzelnen Fall für eine neugeprägte annehmen, ſo wie die Krönungs-, Vermählungs- und dergleichen Münzen hoher Häupter eigens nur für dieſe beſondern Gelegenheiten ausgeprägt und vertheilt werden.

Die Folge jener glücklichen Phraſis war, daß Sidonia an der Liebe des liebenswürdigen jungen Herrn nicht mehr zweifeln zu dürfen glaubte, folglich mit jeder Minute heiterer und freundlicher wurde, und nur auf das mahnende Räuſpern der Frau Tante manchmal einen Schleier über ihre Holdſeligkeit fallen ließ. Ich muß es aber der Frau Tante nachrühmen, daß ſie ſo wenig als möglich räuſperte, weil ſie den romantiſchen Maifeſten bei weitem mehr abhold war, als dem Heiraten, weßwegen ſie wohlbehaglich bei ſich dachte, das heutige Maifeſt werde doch nicht fruchtlos gefeiert werden, und ein Bräutigam wäre allerdings für den verſäumten Sonnenaufgang ein hinlänglicher Erſatz.

Bonifacius merkte, was in den beiden Damen vorging, und rechnete wenigſtens darauf, einen recht angenehmen Tag zu verleben.

## 5.

Das wunderſchöne Purpurroth des Regenbogens der Liebe ging bald — und zwar durch eine Kleinigkeit — in die dunklere Orangenfarbe über. Die Veranlaſſung dazu gab Sidonia ſelbſt, in aller Unſchuld. Das harmloſe Weſen hatte nämlich zwei ganz gewöhnliche Mädchen-Eigenheiten. Die erſte beſtand darin, daß ſie gern die Taufnamen der Menſchen wußte, denen ſie gut war oder werden wollte; die zweite, daß ſie ſehr gern lachte. Wie nun ihr Ton in der Lebhaftigkeit des Geſpräches immer traulicher wurde, und der Held ihr immer weniger fremd vorkam, erkundigte ſie ſich, ihrer beliebten Gewohnheit gemäß, plötzlich ganz unbefangen nach dem Taufnamen des beſagten Helden. Dieſem aber war unglücklicher Weiſe, ſein gar zu unromantiſch klingender Taufname im höchſten Grade zuwider, ſo daß er ihn gewöhnlich verläugnete, oder, wenn er ihn ja aufrichtig geſtand, ſtets ſogleich darauf in ſehr üble Laune gerieth.

Da ſich jetzt Sidonia ſo unerwartet darnach erkundigte, überraſchte die Frage den Betroffenen ſo ſehr, daß er ihr aus Verlegenheit den rechten Namen nannte, was ihn dann, kaum war der Name heraus, entſetzlich ärgerte. Nun trat aber ſchnell Sidoniens zweite Mädchen-Eigenheit ein: ſie konnte ſich nämlich nicht erwehren, über den Namen Bonifacius in ein lautes Gelächter auszubrechen, dem die Frau Tante ſo gewaltig beiſtimmte, daß ſie den Athem zu verlieren drohte. Sidonia bemeiſterte zwar mit ängſtlicher

Anſtrengung den Lachkitzel zwei — drei Mal; er brach aber dann augenblicklich wieder mit neuer Kraft hervor.

Jetzt erſchien das Morgenroth, blutig wie an Tagen mit heftigem Wind, auf dem zürnenden Antlitz unſers ſchwerbeleidigten Helden, und hätte in ſeinem grollenden Buſen ohne Zweifel, ſchnell wie der Blitz, ein Pulvermagazin von Sarkasmen entzündet, wäre nicht der Zufall vermittelnd eingetreten.

## 6.

Den zwei verliebten Lachtauben auf dem Balken gegenüber ſaß ein junger Maler, der den Kopf des vor Lachen weinenden Mädchens nach den Hauptumriſſen auf ein Blatt Papier zeichnete.

Das Wahrnehmen dieſer Arbeit war der erſte Stein, der Sidoniens laufende Lachräder ſtocken machte, indem die von einem neuen Gegenſtand erweckte Eitelkeit ſchnellen Ernſt hervorrief; denn die weibliche Luſt, ſich im Spiegel zu ſchauen, weicht an Stärke nur allein der Begierde, ein Porträt von ſich zu ſehen. Bonifacius merkte die Geſchichte ſogleich, und begann ohne Rückhalt gegen die arme Porträtmalerei ſo ſchonungslos anzuſtürmen, daß er ſie nicht einmal für eine der ſchönen und freien Künſte gelten ließ. Vergebens bemühte ſich Sidonia, den Eifer und die Eiferſucht des ergrimmten Ariſtarchen zu begütigen; er war in ſeinem juvenaliſch-juveniliſchen Schandgemälde der Porträtmalerei nicht irre zu machen.

Der Maler oben auf dem Balkon, ein ſtattlicher rüſtiger Mann, mit einer lebhaften und geiſtreichen Phyſiognomie, hatte zehn volle Minuten lang ruhig zugehört, und, nur hie und da einen ernſten feurigen Seitenblick blitzähnlich ſchleudernd, ununterbrochen fortgearbeitet. Jetzt ſtand er raſch auf, kam herab, trat freundlich grüßend vor die Damen und überreichte Sidonien das zwar nur ſkizzirte, aber ſehr richtig gezeichnete Porträt mit ſo gefälliger Art, daß die Geſchmeichelte die Annahme nicht wohl verweigern konnte. — „Nun aber“ — fuhr der Maler fort, indem er ſich mit einem ganz eigenen ironiſchen Lächeln an Bonifacius wendete, — „nun mit Ihnen ein Wort, mein Herr Bonifacius!“ —

Der ſcharfſinnige Leſer wird wohl ſelbſt errathen, daß der Maler vorher zugehört hatte, als Sidonia ſich über den Taufnamen faſt außer Athem lachte. Die Anrede war für den Apoſtrophirten ein ſolcher Donnerſchlag, daß er, wie dies bei ſtarken Donnerſchlägen öfter geſchieht, vor Beſtürzung darüber die Sprache verlor, die dagegen von des Malers Lippen deſto reicher und ſchneller herabſtrömte. Der Redner ging in ſeiner witzigen Philippica ſo weit, daß er dem noch immer verſtummten erſten Liebhaber und Helden dieſer Tagesbegebenheit allen Kunſtſinn abſprach, und am Schluſſe ſogar noch die perſiflirende Frage hinzuſetzte: ob Herr Bonifacius etwa ein Dichter ſei?

Da hatte er nun aber gerade den rechten Punkt und zugleich die ſchwache Seite des Herrn Bonifacius getroffen, der, ſich vergrößernd, vom Stuhle aufſtand, und mit rothgeflammtem Antlitz voll Würde und Majeſtät, und mit gewichtiger Stimme ſagte: „Ja, mein Herr Maler ohne

Namen! ich bin ein Dichter, und zwar — mit Ihrer Erlaubniß — ein Naturdichter!“—

Bonifacius glaubte das wirklich. Er ſchwieg nun, erwartend, ob der Maler auf dieſen Streich etwas zu erwiedern vermöge. Dieſer aber ſagte lächelnd: „Faſt hätte ich geglaubt, Sie ſeien etwa ein Waſſerdichter!“ —

Jetzt war's aus. Bonifacius glich dem leibhaften Veſuv. Der Maler beſänftigte ihn etwas durch die Frage: ob es denn in der maleriſchen Poeſie nicht eben ſo gut Waſſerdichter geben könne, als es eigene Maler von Waſſerlandſchaften und Waſſerfällen, ja ſogar eigene Waſſerfarben und ſelbſt Waſſergötter gäbe? Und ob denn das Waſſer nicht auch in die Natur gehöre, folglich dem Naturdichter mit dem Gegenſtande auch den Namen geben könne?

Bonifacius ſtutzte; dann aber fuhr er wieder auf, und ſagte: „Was Sie da vorbringen, will wie zweideutig klingen, und iſt daher eine Art von Beleidigung gegen mich, gegen dieſe Damen und gegen den guten Ton.“ —

„Beleidigungen muß man rächen;“ erwiederte ganz ruhig und heiter der Maler, deſſen Namen ich in der ganzen Geſchichte deshalb nicht nenne, weil ich ihn ſelbſt nie erfahren habe: „Welche Genugthuung verlangen Sie, Herr Bonifacius?“

Sidonia und die Tante erſchracken, Bonifacius nicht minder. Die Frau Tante ſtreifte mit dem in der Angſt ausfahrenden Arm eine Kaffehtaſſe vom Tiſche hinab; Sidonia roch zu einer Roſe verkehrt, und ſtach ſich den Stängel ſo in die Naſe, daß ſie blutete. Da ſagte der Maler freundlich lächelnd: Herr Bonifacius! Weit entfernt von aller Abſicht zu beleidigen, wollte ich Ihnen mit der Benennung Waſſerdichter gerade ein Kompliment machen: indem in der Poeſie nichts Wäſſeriges ſein ſoll, das Waſſerdichte aber allem Waſſer den Zutritt verwehrt. Weil Sie jedoch durchaus kein waſſerdichter Waſſerdichter ſein wollen, ſo ſind Sie vielleicht ein — komiſcher Dichter, und eben deshalb wollen wir die Genugthuung, die ich Ihnen zu leiſten habe, nicht tragiſch nehmen. Ich ſchlage Ihnen daher einen vielartigen Wettkampf vor. Wenn es Ihnen gefällig iſt, ſoll dieſer beſtehen: Erſtens in einem Wett-Laufen, dann in einem Wett-Reiten, dann in einem Wett-Ringen, endlich in einem Wett-Geſange; und — wenn ſie damit noch nicht zufrieden ſind, auch ein Wett-Tanzen, Wett-Lachen, Wett-Weinen, Wett — — —“

Sidonia fiel ein: „Die drei oder vier erſten Dinge, denk' ich, wären ſo übel nicht; aber damit könnten wir uns auch begnügen.“

„Iſt's gefällig?“ ſagte der erfreute Maler zu Bonifacius, der mit der ſüßſäuerlichen Ananasgeſichts-Quinteſſenz Alle nach der Reihe anſchaute, ohne etwas zu ſagen, worauf der Maler wieder fragte: „Verſtehen Sie Spaß?“ Dann ſagte er laut und keck: „O ja! den verſteh' ich!“

Der Maler rief: „Wilhelm, mein Pferd!“ — Und ſogleich ſtolzirte ein ſtattlicher Schimmel daher. Bonifacius ließ nun auch den Goldfuchs kommen, und Sidonia konnte ihre Freude über das moderne Turnier, das eigentlich doch ihr zu Ehren angeſtellt werden ſollte, nicht verbergen.

## 7.

Jetzt kleidete ſich das ganze Quartett in die grüne Freudenfarbe der Hoffnung; Bonifacius — der ſich für einen Naturdichter hielt, weil er weder etwas gelernt hatte noch lernen wollte, — hoffte nichts Geringeres als einen vierfachen Sieg, der Maler das Nämliche, und einen Spaß dazu; die Tante hoffte für die Nichte — und dieſe für ſich ſelbſt den Sieger zur Liebhaberraupe, aus welcher ſich der Eheſchmetterling entwickeln ſollte. Ich habe indeß gute Gründe zu glauben, daß ſie den Sieg mehr dem Maler als dem Naturdichter wünſchte. Die freudigen Augen der Tante ſahen in dem Mädchen nicht nur die Vertheilerin des Siegespreiſes, ſondern, mit noch mehr Vergnügen, zugleich den Siegespreis ſelbſt.

Wie's kam, das weiß ich ſelbſt nicht, aber genug, — es geſchah wirklich, daß der poetiſche Wettkampf zuerſt vorgenommen wurde.

## 8.

Sidonia mußte den Stoff zum Wettgeſange beſtimmen, und verlangte, ohne viel nachzudenken, das Lob der blauen und grünen Farbe.

Wenn's wahr iſt, was man ſagt, daß blau und grün zuſammen die Narrenfarbe ſei, ſo könnte man die Aufgabe ſo auslegen, als wollte ſie beide Kämpfer zu Narren haben. Ich laſſe mich aber gefliſſentlich in gar keine Vermuthung ein, ſondern erkläre kurz weg, daß der Naturdichter die grüne, der Maler die blaue Farbe zur poetiſchen Panegyris zugetheilt bekam, wozu die Frau Tante noch die Klauſel beiſetzte, daß die ganze poetiſche Verhandlung in Proſa geſchehen müſſe. Der Zuſatz ſcheint beiden Kämpfern erwünſcht geweſen zu ſein, beſonders dem Ananasgeſicht des komiſchen Natur- und Waſſerdichters, der ſogleich anfing:

„Grün iſt das allgemeine Kleid der Natur!“

„Ich proteſtire dagegen,“ ſagte der Maler. „Der Himmel gehört auch zur Natur, und iſt bekanntlich nicht grün, ſondern gerade ſo — wie ich ihn zu meiner Leib- und Preisfarbe brauche — blau.

**Bonifacius.** Verzeihen Sie! Ich wollte ſagen: das allgemeine Kleid der Erde.

**Maler.** Kann gleichfalls nur mit Beſchränkung gelten, nämlich, wenn wir die Erde auf das feſte Land reduziren, und ſelbſt dann noch mit Ausnahme der Städte und Fahrſtraßen, des wüſten und ſandigen Arabiens, eines großen Theiles der Mark Brandenburg, der Gletſcher, der ewigen Eisgefilde an den beiden Polen u. ſ. w. Mein reiner Aetherhimmel aber iſt durchaus blau, folglich der Vorzug jetzt noch mein.

**Bonifacius.** Wenn's aber regnet, was geſchieht dann mit Ihrem Aetherhimmel?

**Maler.** Er bleibt blau, und nur die Wolken haben andere Farben.

Bonifacius verbiß ſeinen Aerger und fuhr fort: „Grün iſt die Farbe der Hoffnung!“

**Maler.** Ich kannte mehrere Frauen, die guter Hoffnung, und doch nichts weniger als grün waren. (Er ſagte das nur, um den Naturdichter ſo zu ärgern, daß er vor Aerger grün und blau werden möchte.)

**Bonifacius.** Erlauben Sie mir: das iſt läppiſches Zeug! Können Sie mir kein Bild entgegen ſetzen?

**Maler.** Blau iſt das Vergißmeinnicht, blau die Farbe der Treue, blau das Waſſer der klarſten Ströme, wie dieſe ſelbſt wieder ein Bild der flüchtig hineilenden Zeit ſind, und die Zeit uns ein Bild der Ewigkeit gibt, und Gott im Bilde der Ewigkeit erſcheint. Haben Sie hier Bilder genug?

**Bonifacius.** Genug wohl; was aber die Richtigkeit betrifft, die wollen wir indeß — hingehen laſſen!

**Maler.** Ich ergebe mich nie auf Gnade. Haben Sie gegen meine Bilder was einzuwenden, ſo treten Sie rüſtig auf, und zwar ſogleich! Friſch heraus! Ich bin bereit.

Bonifacius fürchtete abermals zu kurz zu kommen, und gab dem Maler geſchwind recht. Dann fuhr er fort: „Grün ſind die Kränze.“

**Maler.** Verſteht ſich, die von Gräſern und Baumzweigen, denn die Blumenkränze ſind bekanntlich buntfarbig.

**Bonifacius.** Meinetwegen ſchwarz!

**Maler.** Auch das! Es gibt ja in Perſien ſchwarze Roſen. Laſſen Sie ſich aber nicht irre machen!

**Bonifacius.** Grün iſt das Meer.

**Maler.** Mit Ausnahme des rothen, weißen und ſchwarzen Meeres ꝛc.

**Bonifacius.** Grün alſo ſind die Flüſſe.

**Maler.** Einige, andere auch blau; dagegen gibts viele ſchöne Blumen von blauer Farbe: Lilien, Hyacinthen, Aſtern, Ranunkeln, Maiglocken, Violen ꝛc., aber keine einzige von Ihrer unglückſeligen grünen Farbe.

**Bonifacius.** Dafür ſind alle Blumenknospen zuerſt grün.

**Maler.** Ohne es zu bleiben.

**Bonifacius** (im vollen Zorn). Grün iſt die ganze Natur!

**Maler.** Das war ſchon da. Nicht die ganze Natur iſt grün, wohl aber die Galle der Naturdichter.

**Bonifacius.** Grün ſind die Waſſerniren.

**Maler.** Blau iſt die ganze Schaar der Undinen, Najaden, Nereiden, Tritonen u. ſ. w.

**Bonifacius.** Grün iſt der Smaragd und der Aquamarin, grünlich der Chryſolit und der Chryſopas.

**Maler.** Grünlich? Was geht Sie das Grünliche an? Sie haben es nur mit dem Grünen zu thun. Da hätten Sie eigentlich jetzt ſchon verloren, um deſto mehr aber noch, wenn ich Ihnen den blauen Saphir und den Amethiſt anführe, den milchblauen Opal, den Laſurſtein, den blauen Rand der Flammen und das blaue Feuer der freundlichſten Sterne. Nenne ich zu dem Schönen noch das Schönſte zum blauen Himmel, das Himmelblau im Auge unſerer reizenden Kampfrichterinnen, — ſo ſind Sie, Herr Bonifacius, total geſchlagen!

„Ja ich bin's," ſagte der Unglückliche, nun ganz muthlos und blaß, mit matter Stimme. „Ja, ich bin wirklich beſiegt. Aber wie konnt' ich ſo albern, ſo bornirt ſein, nicht daran zu denken, daß das Fräulein Sidonia — —"

„Lieber Freund!“ ſagte der lachende Maler, „was hätte es Ihnen auch genützt, daran zu denken? — Wiſſen Sie denn nicht mehr, daß Sie die grüne Farbe preiſen mußten?“ — Bonifacius ſchüttelte den Kopf mit den Worten: „Nun bin ich ſchon ganz confus!“

„So ſchreiten wir denn,“ ſprach der Maler, „wenn es den Damen gefällig iſt, zur zweiten Art des Wettkampfes!“

Sidonia entließ aus dem epigrammatiſch geprieſenen himmelblauen Auge einen freundlichen Blick mit der Verſicherung, daß ihr die Fortſetzung des Kampfes viel Vergnügen gewähren werde, und ſie ſogar bereit ſei, die angefangene oder irgend eine andere paſſende Rolle dabei durchzuführen. Die Frau Tante glaubte, ihrer alten Tage ungeachtet, nicht minder liebenswürdig ſein zu dürfen als die Jugend, und gab eine gleiche Verſicherung.

Bonifacius wünſchte den ganzen Kampf im Stillen zum Henker und ſich ſelbſt in die Stadt zurück, der Maler aber zeigte ſich über die Aeußerung der Damen höchſt erfreut, und rief mit der, ſeinem Kampfgenoſſen ſehr verhaßt gewordenen Jovialität: „Nun, meine Damen, ſo nehme ich Sie beim Wort, und fordere Sie auf, bei dem nächſten Wettkampf zu Pferde echte Rittersfrauen vorzuſtellen. Das Reiten wollen wir ohnedies, hinſichtlich der Schnelligkeit, ganz chriſtlich ablaufen laſſen, ſo daß keine Gefahr dabei zu beſorgen iſt. Sie aber, meine Damen, ſetzen ſich, von unſeren Bitten gerührt, mit uns zu Pferde, und werden — entführt, wodurch denn der Wettritt, da die Entführung eine eigentliche Handlung iſt, wirklich dramatiſch wird.

Man ſollte nun glauben, die Alte ſei über dieſen Antrag erſchrecken, und die Junge ſehr erfreut geweſen; es war aber umgekehrt. Sidonia ſträubte ſich; die Frau Tante aber, die nun einmal ſchon exaltirt war, gab ſogleich ihre Einwilligung, indem ſie mit einem Strom von Worten erzählte, ſie ſei ein Soldatenkind und eine Soldatenfrau, und ihr ſeliger Herr habe ſie als Rittmeiſter im letzten Türkenkriege gar oft hinter ſich auf's Pferd genommen.

So verlor Sidonia ihre letzte Schutzwehre, indem die Frau Tante in eine Art von trunkener Fröhlichkeit gerieth, von jenem Antrage ganz elektriſirt und reitluſtig wurde. Der Maler hatte an der alten Frau ſeine Freude; dem Bonifacius war aber anzuſehen, daß er auf dem Pferde lieber Parade machte, als damit in die Wette ritt. Das war nun nicht mehr zu ändern. Der Maler machte ſogleich Looſe; es wurde gezogen, und dadurch erhielt er ſelbſt die Frau Tante, Bonifacius die unluſtig ausſehende Sidonia zur Gefährtin. Ein alter Thurm, der aus einem weit entfernten Gebüſche aufragte, wurde zum Ziele beſtimmt, und ſchon trabten die Ritter über die unabſehbare Wieſe dahin.

## 9.

Die beiden Ritter flogen, wie geſagt, über die Wieſe dahin. Der Maler, ungefähr zweihundert Schritte voraus, lenkte mit der lachenden Frau Tante rechts; Bonifacius, um eben ſo viele Schritte zurückbleibend, hielt ſich mit der verzagten Sidonia links. Jetzt ging aber ſein Unglücksſtern auf, denn der Goldfuchs, der nicht ſchlechter ſein wollte, als der ihm voreilende Schimmel, ließ ſich nicht länger zurück halten, kam in Enthuſiasmus, flog keuchend, und hatte ſchon beinahe fünfzig der verlornen Schritte wieder gewonnen, als ein feindliches Heer ſich ihm entgegen ſetzte, mit raſendem, hölliſch kreiſchendem Geſchrei. Hätten Indianer, die bekanntlich dem Teufel eine weiße Farbe beilegen, dieſe Greuelſcene geſehen, ſie hätten die weißen Geſtalten ohne Zweifel für böſe Geiſter gehalten, obſchon ſie — kein Heer, ſondern nur eine Herde bildeten von — Gänſen und Schafen, die dem Förſter gehörten.

Die unvernünftige Kleebau-Geſellſchaft und Kapitel-Garde zog ſich zuerſt vor dem ankommenden Goldfuchs langſam ſeitwärts; als es ihnen aber nicht mehr möglich ſchien, dem unvernünftigen Bruder auszuweichen, fuhren ſie, wie böſe Geiſter, auf, durch- und untereinander, hüpften, ſprangen, ſchnatterten und blöckten aus allen Leibeskräften. Vorzüglich aufgebracht wurde der Goldfuchs über die Kiel- und Woll-Lieferantinnen, die, als er in die Mitte ihrer Schaar hineinſtürmte, aufflogen, und mit ausgebreiteten Flügeln ihm vor die befächelte Naſe vorbei rauſchten.

Herr Bonifacius hielt ſich zwar an der flatternden Mähne des ſcheuen Thieres feſt, vergaß aber in der Angſt ganz darauf, daß er eine Dame bei ſich hatte. Sidonia bot zwar alle Kräfte auf, um Schafe und Gänſe zu überſchreien; ihre Stimme blieb aber zu ſchwach, weil die Furcht des betäubten Ananas-Ritters zu groß war. Das halbohnmächtige Fräulein ſank daher in wenig Augenblicken vom Pferde, und fiel glücklicher Weiſe auf ein ſehr dichtes Haſelgeſträuch, auf deſſen biegſamen Zweigen ſie zwar ganz unbeſchädigt, aber doch einige Minuten ohne Bewußtſein lag.

Ihr erſtes Erwachen war im hohen Grade arkadiſch-romantiſch, indem die flüchtigen Schafe und Gänſe ſich gleichfalls nach jenem Gebüſche zurückgezogen hatten, und nun, in einem Halbzirkel gruppirt, um die auf zartem Zweiggewebe ruhende Schöne umher ſtanden, Köpfe und Augen zu ihr empor gerichtet, als wollten ſie den gemeinſchaftlichen Unfall beklagen, oder ſich als Unglücksgefährten vor ihr präſentiren. Das bange Fräulein ſprach zu den Leidtragenden freundlichen Abſchied, wie Schiller's „Jungfrau von Orleans." Der beſcheidene Chor unterbrach ſie nur mit einzelnen leiſen Blöck- und Schnatter-Tönen. Endlich ſchied die Verzagte, zweifelhaft, welchen Weg ſie einzuſchlagen habe; da ſetzten ſich drei Gänſe vor ihr in Bewegung. Sidonia nahm dies für ein Merkzeichen, dachte an die Zauberflöte und folgte den wackelnden Genien. Von dieſen wurde ſie nach einer halben Stunde, ſchon ziemlich ermattet, zu einem Kirchhofe geleitet, der ſich überraſchend plötzlich darſtellte. In einem ausgedehnten Halbkreiſe ſtanden hier die herrlichſten Grabmähler von weißem Marmor, in antikem Geſchmacke, mit Urnen und allegoriſchen Figuren geſchmückt.

Sidonia fühlte ſich, mitten in den ſtillen Wohnungen der Todten, von tiefer Ehrfurcht und heiligem Schauder ergriffen. Ihre ſanfte ſchwärmeriſche Wehmuth wurde aber durch einen zweifachen Aerger geſtört: erſtens, daß die Gänſe ihr überall nachgingen; zweitens, daß die Inſchriften fremde (griechiſche) Buchſtaben hatten.

Endlich ſchwang ſich der beflügelte Geiſt über Gänſe und Buchſtaben hinaus, und ſie begann mit hohem Pathos folgenden Monolog:

„Wer ihr auch ſeid, ihr unbekannten Bewohner dieſer Gräber, ich grüße euch! Willkommen, Staub der Edlen, die hier in tiefem Frieden beiſammen ruhen! Willkommen, ihr kalten Reſte von — — —“

„Erlauben Euer Gnaden!“ ſagte eine Stimme hinter dem, mit einem Schrei zuſammenfahrenden Fräulein, „erlauben Euer Gnaden! Dieſe Gräber haben derzeit noch keine Bewohner; auch befinden ſich weder Gebeine, noch Staub und ſonſtige kalte Reſte in denſelben, ſondern ſind ſelbige leer und nagelneu.“

Sidonia ſah erſtaunt vor ſich hin und wußte nicht, ob ſie über ihren ſentimentalen Monolog ſich nun ſchämen, oder ob ſie lachen ſollte. Der Mann fuhr fort, mit einer Miſchung von Demuth und Gravität: „Ich bin der Steinmetz und habe ſie in meiner Werkſtatt gemacht, die ich hier in der Nähe des Steinbruches aufgeſchlagen habe. Die ganze Gräber-Partie wird morgen nach dem gräflichen Gute transportirt und im Park aufgeſtellt, in und bei dem Cypreſſenwäldchen. Der Herr Graf iſt ein ſehr gelehrter Herr, kam unlängſt von Reiſen zurück, und gab Alles ſelbſt an, wie er's haben wollte.“

Sidonia erkundigte ſich, für welche Verſtorbene die Monumente beſtimmt ſeien. „Ohne Zweifel für die hochgräflichen Ahnen," ſagte der Bildner. Sidonia bat ihn, die Namen zu leſen: er las ſie, obſchon er die goldenen Buchſtaben ſelbſt zuſammengeſetzt hatte, nur mit vieler Mühe. Sie lauteten: **Homeros**, **Platon**, **Sophokles**, **Aeschylos**, **Pindaros**, **Sokrates**, **Xenophon** u. ſ. w.

„Die Namen ſind mir ganz unbekannt und klingen fremd," ſagte Sidonia. „Ich erinnere mich nicht, ſie je nennen gehört zu haben." — „Auch ich nicht!" erwiederte achſelzuckend der Künſtler. „Sind vermuthlich Ausländer, und, wenn ich nicht irre, urſprünglich eine ſpaniſche Familie."

Sidonia, mit der Auskunft des Grabmahl-Architekten vollkommen befriedigt, legte ſogleich alle Scheue vor den nicht anweſenden Todten ab, und forſchte nach der Frau Tante, dem Maler, dem Bonifacius, dem Schimmel und dem Goldfuchs. Hierüber wußte der Mann beſſeren Beſcheid zu geben, als über die Gräber der ſpaniſchen Familie, und verſicherte, einen Theil der vierzehnfüßigen Geſellſchaft auf dem Wege nach dem alten Aſtronomen-Thurm geſehen zu haben; zuletzt ſei der Herr auf dem Goldfuchs gekommen, der ganz ſchachmatt und eben nicht der beſte Reiter zu ſein ſchien. Sidonia verlangte nun ſogleich ſicheres Geleit, und langte mit dem Anfang des nächſten Kapitels Nr.

## 10

beim ſteingrauen Thurm an.

Auf dem Platz vor dem Thurme war nichts zu ſehen. Sie ſtieg daher eine lange ſchmale Wendeltreppe hinauf, die gar kein Ende zu nehmen ſchien. Im Hinaufſteigen, da ſie eben raſten mußte, ſagte der Steinmetz zu ihr: „Der alte Herr da oben wurde ehemals von den Menſchen hier unten ſo viel betrogen, daß er zuerſt zu den Bäumen des Waldes, und, als man ihn auch da noch nicht in Ruhe ließ, gar zu den Sternen flüchtete, und zwar noch immer herzensgut gegen die Leidenden, der Welt aber ſehr gram iſt, und ſich ſeit zehn Jahren blos auf den Umgang mit dem Himmel einſchränkt.“

Der alte Herr, ein kleines, ſehr ſchmächtiges Männchen, ſchwarz gekleidet, und am Kopfe ſo kahl, daß die glänzende Haut die Strahlen der Abendſonne beinahe wie ein Spiegel zurückwarf, ſaß ganz oben auf der Thurmſpitze, mitten unter Fernröhren. Er empfing die Eintretenden freundlich und gleichgültig, ohne darnach zu fragen, wie und weshalb ſie zu ihm kamen. Sidonia erkundigte ſich nach den Vermißten; er verſicherte, von den Menſchen und ihren Angelegenheiten keine Notiz zu nehmen, und fuhr fort, einen ungeheuer großen Tubus ſehr eifrig aufzuſtellen. Vergebens ſuchte Sidonia ihn durch die Erzählung einer Tages-Geſchichte in's Intereſſe zu ziehen; er ſchien ſie kaum zu hören, und ſagte endlich ganz gleichgültig: Närriſches Zeug!

Indeß entſtand vor dem Thurm und auf der Treppe ein Gepolter. Der Maler ſtürzte zur Thür herein, bewillkommte freudig, und bat Sidonien, zum Fenſter hinaus zu ſchauen. Sie that's, und erblickte unter demſelben den Goldfuchs und den Schimmel, beide gleich ſtark mit Schweiß bedeckt, nebenbei die Frau Tante und den Ananas-Ritter, Beide gleich lendenlahm und matt. Man empfahl ſich bei dem Alten, der die Mütze abzog, und, indem alle zur Thür hinausgingen, am Tubus fortarbeitend, brummte: „Auf der Erde geht's confus zu; ich lobe mir den Himmel, da iſt die Ordnung zu Hauſe!“ —

Jetzt ward's unten vor dem Thurm lebendig; Begrüßungen, Erzählungen, Erklärungen und Entſchuldigungen ohne Ende! Bonifacius ſtand da wie der Ritter von der traurigen Geſtalt, wortarm und demüthig.

## 11.

Vom verſchwindenden Regenbogen der Liebe waren nur einzelne Fragmente mehr wahrzunehmen. Aber ſelbſt dieſe erloſchen bei Sidonien, als ſie den beſiegten und verunglückten Naturdichter jetzt in ſo jämmerlicher Geberdung erblickte, der ihr vorher als ein Ideal galanter Männlichkeit erſchienen war. Eben ſo erſtarb auch bei ihm das Farbenſpiel, da er Sidoniens ironiſches Lächeln über ihn, und die Spuren ſehr freundlicher Achtung gegen den Maler bemerkte. In dieſem Zuſtande kam die ganze Geſellſchaft zum Jägerhauſe zurück. Herr Bonifacius beurlaubte ſich bald, weil er — — in der Stadt noch zu einer Abendpartie geladen war. Als er fort war, ſagte der Maler: „Dieſer Menſch hat viele Aehnlichkeit mit dem Regenbogen-Papagei, und dem Regenbogen-Fiſch. — Für's Erſte hat Herr Bonifacius mit dem genannten Fiſch und Vogel das eitle Weſen gemein, daß er alle Farben ſpielt, mit dem Regenbogen-Papagei ſonſt weiter nichts, als daß Beide an der Kehle ein ſchwarzes

Halsband haben und gerne reden *). Mit dem beſagten, kaum eine Spanne langen Fiſchlein trifft er darin zuſammen, daß Beide, wenn ein Anderer beſcheiden untertaucht, ſich nach Art der Blutegel an dieſen Untertauchenden keck anſaugen. Dagegen findet ſich aber auch ein großer Unterſchied zwiſchen ihnen, indem der Regenbogen-Fiſch, auch Meerjunker genannt, ſehr liſtig iſt, und ſich ſehr ſchwer fangen läßt, was bei unſerm Stadtjunker, wie wir geſehen haben, eben nicht ſehr viel Mühe gekoſtet hat.“ —

Die Damen fanden Alles, was der redſelige, nun einmal beliebt gewordene Maler, ſagte, ſehr ſchön, und die Frau Tante ſtellte, da er ſchwieg, ihre Chocolade-Taſſe unbenippt wieder auf den Tiſch, um nur Sidonien mit der Bemerkung zuvorzukommen: Sie wiſſe nicht, ob ſie mehr die tiefen Einſichten oder den Witz des Herrn N. N. bewundern müſſe. Sidonien blieb nichts übrig, als ein bejahendes Lächeln, worauf der Herr N. N. mit Beſcheidenheit erwiederte, als Maler ſei er ja verpflichtet zu wiſſen, wie

---

*) Zum Beſten der neugierigen Leſerinnen ſetze ich die Uniform des beſiederten und des ſchuppigen Bonifacius her. Die des Erſtern beſteht, nebſt dem erwähnten ſchwarzen Halsbande, in einem ſchwarzen Schnabel, grünen Scheitel, gleichfarbigen Flügeldecken, blauen Ober- und ſaffrangelben Unterleib mit dunkelbraunen Beinen.

Das Porträt des Zweiten zeigt uns einen Kopf von ſchwarzer und gelber Farbe, einen grünen Rücken mit hochrothen, ſchwarzgefleckten Floſſen, und himmelblauen Seiten mit einem pomeranzenfarb'nen Band in ihrer Mitte.

Fiſch und Vogel ausſehe, da er im Gegentheil nie wiſſen könne, ob er nicht einmal eine oder die andere Beſtie als Haupt- oder Nebenperſon anzubringen genöthigt ſein werde.

Jetzt wurde die Gegend ſchon dunkel, und die Frau Tante ſchläfrig, doch gab ſie dem Maler vor dem Einſchlafen noch die Erlaubniß, mit ihnen im Wagen nach der Stadt zurückzufahren.

Ob Sidonia und der Maler ein Paar wurden, kann ich nicht ſagen, nur ſo viel weiß ich, daß dieſer ihr nach einigen Tagen das vollendete Porträt brachte, und als die Frau Tante ihn auch um das ſeinige erſuchte, Sidonia keine Proteſtation dagegen einlegte.

## Selmar's diplomatiſche Sendung in das Reich der Liebe.

Der ſtille, reiche Herbſt hielt eben ſeinen friedlichen ſegenvollen Einzug. Als ich erwachte, ſtand der lieblichſte graue Morgen vor meinen Fenſtern. Sein Erwecken war ſo einladend, daß ich mich ſogleich entſchloß, eine ſchon längere Zeit verſchobene Landreiſe wohlgemuth anzutreten. Der liebe Himmel, der ſich mit dem Reinfreudigen immer ſelbſt freut, und es gar gerne hat, wenn er auch in der Bruſt des Menſchen ſein Ebenbild erblickt, der liebe Himmel, er gab mir zu angenehmen Reiſegefährten luſtigſingende Vögel und kühlige Lüftchen, die mich wie eine fröhliche Schaar von immerſcherzenden Kinder-Genien fort und fort begleiteten.

Ich konnte mich aber von der Stadt nicht trennen, ohne von einem ſehr ehrwürdigen Manne — mit einer ſehr liebenswürdigen Tochter, herzlichen Abſchied zu nehmen. Zu dieſem Beſuche glaubte ich mich vorzüglich durch die uralte Betrachtung zu überreden, daß jeder Augenblick des Menſchen Herr ſei, und Kraft dieſer Herrſchaft und Herrlichkeit aus der kürzeſten Reiſe gar leicht ſeine längſte machen könne.

So begab ich mich denn eiligſt in das Gärtchen des ehrwürdigen Mannes mit der liebenswürdigen Tochter. Es erſchien zwiſchen den, die Stadt umgebenden Feſtungsmauern, die gewaltig vordrohten, ſo ruhig und heiter, wie die Seelenſtärke des Edlen ſich mitten unter Schreckniſſen des Schickſals zeigt, oder — um eine Oktave tiefer zu intoniren — wie das lieblichſte Mädchengeſicht, das ſich in zürnende Falten legt.

Als ich die entzückende Blumenfülle dieſes kleinen Floratempels überſah, da dachte ich: Wahrlich! alle dieſe duftigfarbigen Huldbilder erſcheinen wie zartverkörperte Empfindungen dieſer Familie. Ja, wo eine edle Weiblichkeit ſo mit Luſt und Liebe im Hauſe waltet und ſchafft, da welkt gewiß keine Blume, weder im Garten noch im Stillleben des häuslichen Kreiſes! Und fröhliche, ſelige Kinder, was ſind ſie denn ſonſt als wahre Blümchen Wunderhold im ehelichen Wonneflor? Kinderzucht iſt Blumenpflege, und es gehört ein kindlichſtilles Gemüth dazu, und eine engelreine Seele und ein Herz mit der ſanften Wärme eines

Vogelneſtes, um Kinder und Blumen ſo zu lieben, daß man für die Erſteren und zwiſchen den Letzteren ruhig ſterben kann.

Dieſe Betrachtung leitete mir die Phantaſie auf mein noch unvollendetes Gedicht: „Die Blumenpflege,“ und ich ſetzte mich unter einen Ahorn, nah' an der geſchloſſenen Thür des Gartenhäuschens, und ſchrieb die folgende Zueignung an ein glückliches Ehepaar:

„Wäre ich ein Genius, und es ſtände in meinen Kräften, ſo würde ich das Füllhorn der ſchönſten Lebensblumen über euch ausgießen und ſorgfältig wachen, daß auch nicht ein augenblicklicher Nordhauch ſich euch nähere. Ein eliſiſcher Freudengarten müßte euch umblühen. Da ich aber dies, leider! nicht kann, ſo bitte ich, ihr wollet dieſe Weihe, — eine Blume meines Herzens, — freundlich annehmen, und, ſollte der Tod, der wie ein Gärtner die Menſchen auf einen gedeihlicheren Boden überſetzt, mich früher als euch in eine beſſere Welt verpflanzen, eine ſo ſchöne Doppelblume auf meinen Hügel ſetzen, als ihr ſelbſt zwei an einem Stängel ſproſſende Eternellen der Liebe und der Freundſchaft bleiben mögt!“ —

Eben verwandte ich die letzte Kraft meiner Bleifeder zum Schlußpunkt, der ihr den Hals brach, als die Thür des Gartenhauſes aufging, und Emilie — ſo mag ſie indeß heißen — heraustrat.

Nachdem ſie meinen Morgengruß und die Urſache meines ſo frühen Erſcheinens freundlich angehört hatte, wurde ſie plötzlich ernſthaft, und ſagte mit ſehr wichtiger

Miene: „Gut, daß Sie gekommen ſind! Ich bedarf Ihrer zu einer Sendung, wobei Sie Ihrem Herzen und Ihrem Geiſte gleich viel Ehre machen können.“

Die feierliche Ankündigung ſetzte mich in Verlegenheit. Ich erwiederte, daß praktiſche Verhandlungen eben nicht meine ſtarke Seite wären, und daß ich auf dem ſtillen Raume des paſſiven Papiers mehr zu Hauſe ſei, als im lärmenden Getümmel der aktiven Welt. Das nützte aber wenig, denn Emilie ſagte darauf den einzigen, den Damen ganz eigenen Gegenbeweis: „Sie müſſen!“ — „Und nun,“ fuhr Sie fort, „hören Sie, worin die Sache beſteht! Sie werden Ihre Pilgerreiſe nach dem Dörfchen *** gewiß um ſo freudiger antreten, wenn ich Ihnen ſage, daß Sie dort Gelegenheit finden, die Ruhe und das Glück zweier, und die Freude noch mehrerer Menſchen zu befördern.“

Ich fühlte mich für die gute Sache ſchnell erwärmt, und zwar um ſo mehr, weil ich an Emilien eine Freudigkeit bemerkte, die ſie vergebens zu verbergen ſuchte.

„Der Gegenſtand Ihres Geſchäfts“ — nahm Emilie wieder das Wort, — „iſt nichts mehr und nichts weniger als ein leibhafter weiblicher Engel, deſſen Tröſter zu werden Sie das Glück haben ſollen. Dieſer Engel lebt in Ihrem Lieblings-Dörfchen einſam und fern von allen Lebensfreuden.“ —

„Ein ehrenvolles Geſchäft“, — fiel ich ein — „aber auch ein gefährliches, obſchon — wer das Glück hat, Emilien zu kennen — — —“

Ich gerieth in's Stocken, und der ſonſt nicht wortarme

Mund verſagte mir die Fortſetzung der Rede. Emilie half mir aus der Noth, indem ſie ganz unbefangen ſagte:

„Beſorgen Sie nichts von Eliſen! Für die ſteh' ich, und auch für Sie, mein Herr Tröſter, getraue ich mich dieſesmal Bürgſchaft zu leiſten; ja, ich weiß ſogar, Sie könnten gar nicht — —“

Hier kam die Reihe einer kleinen Verlegenheit an Emilien. Ich war aber zu ſehr befangen, um die gute Gelegenheit zu benützen, und ſann mehr darüber nach, wie das, was ſie ſagte, ſo ſonderbar klang, — faſt ſchmeichelhaft und zugleich auch wieder nichts weniger als ſchmeichelhaft. Emilie wußte ſich ſelbſt aber wieder eben ſo ſchnell aus der Verlegenheit zu helfen, als ſie kurz vorher mir geholfen hatte, und begann:

„Der Geliebte der Geliebten iſt dermal in fernen Landen. Menſchen und Zufälle, Zeit und Entfernung, haben zwiſchen den Liebenden kleine Mißverſtändniſſe veranlaßt. Eliſe lebt ſchon ſeit einigen Tagen in peinlicher Unruhe und bedarf des Troſtes, der, von Ihren Lippen ſtrömend, die volle Wirkung gewiß nicht verfehlen wird. Zum Schluße ſage ich Ihnen nur noch dieſes: Eine ſchönere Gelegenheit, Herz und Geiſt brilliren zu laſſen, finden Sie ſo leicht nicht wieder. Und wenn Sie dazu auch mein Wort — —“

Ich konnte nicht länger widerſtehen; Gemüth und Eitelkeit, die zwei gewaltigen Mächte, waren ja in Bewegung geſetzt. „Sie ſollen mit mir zufrieden ſein,“ ſagte ich haſtig. „Das hoffe ich;“ erwiederte Emilie lächelnd. Mit einem feurigen Handkuſſe begnadigt, trat ich meinen Kreuzzug an.

Ich kam in den Tempel der Natur hinaus. Zu meiner Rechten erhoben ſich ſanfte Auen, im milden Gewande eines unmeßlich abſtufenden Reichthums aller Arten von Grün, friedlich lächelnd und anmuthig gruppirt im abgeſenkten weichen Grasboden, der mit ſeiner friſchen Walddecoration alle die ſanftſchimmernden Spiegelzimmer der ſchlängelnden Donau in tauſendfach wechſelnden Geſtalten umgab, indeß umbüſchte Hütten, den ſchmeichelnden Wogen ſich leichtſinnig vertrauend, aus der üppigen Fülle freundlich hervorlauſchten. Nun hob ſich der ſchwelgende Blick von allmälig anſchwellenden Hügelreihen zur Heroenterraſſe eines hoch aufragenden Berges, und gleitete von dieſer Himmelshöhe wieder ſanft herab, über einen Halbmond freundlicher, mit mannigfaltigen Wieſen, Feldern, Weingärten, Obſthainen und Luſtgärten geſchmückter Abhänge, die Freskogemälde des heiterſten Lebensgenuſſes, bis die Reiz-Fülle, an deren Hervorbringung und Geſtaltung die Natur ſich jetzt erſchöpft zu haben ſchien, verblühend in trauriger Einöde ſich verlor, gleichſam mit der bedeutungsvollen Mahnung ſchließend: Leben und Tod ſeien, wie bei den Römern der Gefangene und ſein Wächter, an den zwei Enden derſelben Kette an einander befeſtiget.

So kam ich denn bis zu dem, mit weichem Grün bepolſterten und mit duftenden Geſträuchen anmuthig geſchmückten Hohlweg, der ſich nach dem ſtillen Dörfchen hinſchlängelte. Hier machte ich Halt, und lagerte mich an dem ſanfteſten Abhange, wo ich mich ſelbſt und meine Sendung nochmal muſtern wollte; aber alle die ſchönen Landſchaftsbilder, die ſich in mein Innerſtes ganz eingeſaugt hatten, bemächtigten ſich meiner hier neuerdings mit Gewalt, wie das Abweſende überhaupt es ſo in der Art hat.

Wär' ich doch lieber ein Maler! ſeufzte ich. Zu meinem Troſte fiel mir aber auch ſogleich ein, der Dichter ſei immer noch beſſer daran als der Maler. Die Kraft der Worte, die ich gerade heute noch ſehr benöthigen werde, hat er überall bei ſich; er winkt, die Phantaſie leuchtet auf, und ſchafft die ſchönſten Momente des Lebens. Bei dieſen Entzückungen der Phantaſie befanden ſich wohl ſchon manche Künſtler, denen die Natur dieſe Gabe zum reichlichen Erſatz für allerlei verſagtes Erdenglück verlieh, ſo wohl, daß ſie ſich über viele ſchlechte Lebensſtellen und Lebensgefährten glücklich hinüber phantaſirten. Der Dichter vereint den Maler und den Meiſter der Töne in ſich. Der Maler zaubert wohl mit ſeinen Farben, aber ſie werden doch von den Farben der wirklichen Natur ſo weit übertroffen, als dieſe wieder hinter denen zurückbleiben, die wir in der Phantaſie und in den Träumen erblicken. Der Maler faßt die Vergangenheit oder die Gegenwart, der Dichter fliegt über Beide hinaus, und malt die Zukunft der Menſchheit in Idealen des Guten und Schönen. Und malt der Maler den Himmel in ſeiner Herrlichkeit, ſo ſchafft der Dichter ſich ſeinen eigenen. Und bildet der Töne Meiſter auch göttliche Harmonien, noch ſchönere Harmonien walten im Gemüthe des Dichters. Wen ergriff nicht mit Allgewalt die Sphärenmuſik geiſtiger Lebensmelodien, die ſeinem Liede entklingt, — eine Memnonsſäule im erſten Sonnenſtrahl!

Die Einkehr des Tages in der weſtlichen Herberge unterbrach meine ſtolzen Betrachtungen durch die Erinnerung an das Ziel meiner erotiſch-diplomatiſchen Sendung. Liebekranke dachte ich, reden wenig; auch können ſie ſchon der ſchweren Herzbeklemmung wegen nicht viel ſagen, wenn ſie wirklich noch ſo gern reden wollten. Ihre Worte ſind gewöhnlich Blumenzwiebel in unendlich viele, ſehr feine Seufzerhäute eingehüllt.

Da ich, dieſer Bemerkung zufolge, nicht beſorgen durfte, von der Herzenskranken im Strom meiner Rede unterbrochen zu werden, ſtellte ich mehrere ſchöne Tiraden zuſammen, von denen einige geradezu auf's Herz, andere auf die Phantaſie, noch andere auf den Verſtand berechnet waren. Mit dieſem Geſchütz von dreifachem Kaliber hoffte ich ſchon etwas auszurichten, obſchon man die letzte der genannten drei Gaben den Liebenden nur in vermindertem Maßſtabe, und auch da nur in lichten Intervallen zugeſtehen will.

Für den Fall, als ich in der Kranken wider Vermuthen etwa ein höchſt alltägliches Geſchöpf finden ſollte, hatte ich auch eine Menge gangbarer ſchöner Redensarten in Bereitſchaft, die ich wie einen Phalanx gegen ihren gemeinen Schmerz wollte ausrücken laſſen. Da mich aber dennoch beim Nachdenken über das Sonderbare meiner myſtiſchen Sendung, je näher ich dem Ziele kam, der Muth immer mehr und mehr verließ, ſo fing ich an, zuerſt mir ſelbſt mit Salbung zuzuſprechen, was ich als eine gute Vorbereitung zum folgenden Zuſpruche betrachtete; denn wer ſich ſelbſt nicht tröſten und ermuthigen kann, iſt auch für Andere ein leidiger Tröſter.

Schüchtern klopfte ich jetzt an die Hausthür. Ehe mir aufgethan wurde, vernahm ich in der Nähe ein leiſes Lachgeflüſter, welches mir in meiner ſalbungsreichen Stimmung ſehr widrig klang. Darüber aufgebracht, klopfte ich ſtärker. Da öffnete ſich die Thür, — und ein tauſendjähriges, über alle Beſchreibung häßliches, geſpenſterartiges Geſicht eines, der ſchrägen Haltung wegen unſichtbaren Körpers ſtand dem meinigen plötzlich und zwar ſo fatal nahe gegenüber, daß ich heftig erſchrack, und der zierliche Eingang meiner Rede ſo tief in den Strom der Vergeſſenheit untertauchte, daß ich ihn, alles Suchens ungeachtet, nicht mehr finden konnte.

Ich zog daher, ganz mißmuthig, der Alten ein ſaures Geſicht, welches von ihr vollgewichtig erwiedert wurde. Übrigens ſchien ſie in den Boden gewurzelt, und blieb in der Stellung, die nur den Todtenkopf ſehen ließ, unbeweglich vor mir. Endlich erinnerte mich die, in einem Bogen mächtig weit vorſpringende Naſe an meine Tabaksdoſe, die ich ihr dienſtfertig vorhielt. Augenblicklich war das Geſicht der Alten nicht mehr zu kennen, ſondern eben ſo holdſelig und leuchtend, als kurz vorher düſter und ſcheuſalhaft. Eine emporgehobene Knochenhand erſchien mit fünf ellenlangen Fingern, ſchoß von oben herab, wie der Falk auf die Taube, und fuhr mit ihrer Beute triumphirend zur ſehnſuchtsvollen Naſe. Nun erſt wagte ich nach Eliſen zu fragen. Freundlich grinſend ſagte das Geſpenſt in ſeiner Tabakverklärung: „Kommt doch nur herein, gnädiger Herr!“ —

Ich trat ſchweigend in's Zimmer. Die Alte ſetzte ſich, ohne von mir weitere Notiz zu nehmen, ſogleich an den Ofen, dem ſie ihr Geſicht vertraute. Auf meine wiederholte Äußerung, daß ich Eliſen zu ſprechen wünſchte, erwiederte ſie kurz und brummig: „Der gnädige Herr kann reden ſo viel er will; meine Frau redet aber nichts, denn ſie hat heute ihren ſtillen Tag.“

„Ein ſeltener Fall bei Frauen und Mädchen,“ ſagte ich „aber gerade deſto beſſer!“ — Die Alte ſchlotterte nun ganz verdrießlich in's Nebenzimmer, kam wider mein Vermuthen ſchnell zurück, ließ die Thür offen, und mich durchpaſſiren, mit den lakoniſchen Worten: „Dort liegt ſie!“ Nach dieſer, im alten Styl der Grabſchriften abgegebenen Äußerung trat ich in's Gemach. Es war von einer ſchwebenden Alabaſterlampe zu einer magiſchen Dämmerung erhellt. Auf einem griechiſchen Ruhebette lag die quäſtionirte Schöne, der ich als Engel mit dem Palmzweig erſcheinen ſollte.

In blendend weißem Gewand ſtrahlte ſie mich an, wie Eine, die, wenn nicht ſchon wirklich verklärt, doch wenigſtens auf dem nächſten Wege zur Verklärung iſt. Zum Überfluſſe lag über dem obern Theil des Körpers ein ziemlich dichter Schleier, vermuthlich deshalb, weil die Schmerzen der Liebe allein ſie ſchon ſo übermäßig quälten, daß ſie wenigſtens gegen die Qual der Fliegenſtiche ſich möglichſt ſchützen zu müſſen glaubte.

Matt und ſchwach erhob ſie nun ihr Haupt, deutete mir, mich zu ſetzen, und ſank ſprachlos wieder auf das Ruhebett zurück. Ich dachte jetzt darauf, meiner Stimme die wohlklingendſte Klarheit zu geben, bediente mich aber, aus Schonung für die vorauszuſetzende Nervenſchwäche, dazu nur der edlen Humanität eines äußerſt leiſen Räuſperns.

Nun begann ich meine Exhortation damit, daß ich zuerſt den Zweck der ehrenvollen, troſt- und freudenreichen Sendung auseinander ſetzte. Dies machte den erſten Theil meiner Rede, nach deſſen Beendigung ich einige Sekunden inne hielt. Es herrſchte jetzt eine feierliche Stille, die nur durch einige Klagelaute der, von der laut ſchnarchenden Alten verunglimpften Luft unterbrochen wurde. Endlich that ich die Frage: ob ich ſo glücklich geweſen ſei, mich ihr vollkommen verſtändlich gemacht zu haben? — Sie nickte ein ſanftes Ja!

Ich bat nun um die Erlaubniß, dem Strom meiner Beredſamkeit ein weiteres Flußbette öffnen zu dürfen. Sie bejahte abermals ſchweigend. Nun gab ich ihr die Nachrichten preis, welche Emilie mir in der Stadt aufgeladen hatte, und erzählte alles Glorreiche, das ihr Geliebter gethan, und alles Schmerzliche, das er im Felde erlitten haben ſollte. Meine Bilder waren durchgehends ſo lebendig, ſchimmernd, und bis in die kleinſten Züge ausgemalt, als wäre ich bei jedem geſchilderten Ereigniſſe ſelbſt gegenwärtig geweſen. Ich glaubte dies keineswegs unterlaſſen zu dürfen, weil ich wußte, wie gierig die liebenden Mädchen in den Erzählungen von den Thaten ihrer Heroen ſelbſt die unbedeutendſten Nebenumſtände verſchlingen, und wie wichtig ihnen dann ſogar das Unwichtigſte erſcheint. Ich merkte bald, daß meine Rede auf ſie immer mehr und mehr Eindruck machte. Es zeigten ſich an ihr ſchon verſchiedene ziemlich raſche Bewegungen, worunter einige ſogar convulſiviſch zu werden drohten. Obſchon dieſer Beweis von der Kraft meiner Beredſamkeit mir allerdings ſehr ſchmeichelhaft war, beſchloß ich dennoch, ihr zuerſt einige Minuten zur Erholung zu gönnen, und dann über die ätheriſchen Saiten ihrer zarten Aeolsharfenſeele zephirleicht hinzugleiten.

Ich lieferte daher zuerſt eine kurze Theorie über das Weſen der Liebe, machte dann, grell und ſchnell, einige ſchwarze Pinſelſtriche von ihren Schmerzen und Leiden, aus deren nächtlichem Orcus ich mich in das Eliſium ihrer unausſprechlichen Wonnen und Seligkeiten empor hob, ſo daß mir ſelbſt ſchon das helle Thränenwaſſer in die Augen trat, und die ſtumme Schöne um ſo mehr auf's Neue mit Convulſionen drohte, weil ich bei dieſer Gelegenheit einige gar kühne, äußerſt gelungene Wortſpiele mit Eliſe, Eliſium, und eliſeiſch (eliſiſch), anbrachte.

Nun ſah ich ſchon, daß ich gewonnenes Spiel hatte, und an dem glücklichſten Erfolg meiner Sendung nicht mehr zweifeln dürfe. Ich beſchloß aber, aus Vorſicht dennoch das Äußerſte zu thun, und da ſie ſchon von den bloßen Wortſpielen ſo mächtig ergriffen war, jetzt vollends mit großen ſchneidenden Kontraſten auf ſie loszuſtürmen. Ich ſtellte daher Liebe und Haß, Zärtlichkeit und Gefühlloſigkeit, Schmerz und Wonne, Leben und Tod, immer dichter an einander, ſo daß Tag und Nacht mit unglaublicher Schnelligkeit in ihrer Seele wechſeln mußten.

Ich genoß auch bald das grauſame Vergnügen, zu bemerken, daß Eliſe kaum mehr im Stande war, es länger auszuhalten, daher ich zum Epilog meiner Rede überzugehen beſchloß. Hier verließ ich das Reich des Idealen, und ermahnte die ruhende Schöne zur Liebe und Treue ihres Anbeters das vollſte Zutrauen zu hegen. Ich erhob dabei ſeine mir bekannten und unbekannten Eigenſchaften, und ließ endlich auch andere Seladons die Reihe paſſiren, die dabei ziemlich übel mitgenommen wurden. Über ſie Alle ſtellte ich jetzt das in Glorie ſtrahlende Bild des Geliebten hinauf, und hielt dabei eine ſehr rührende Tirade über häusliches Glück und eheliche Freuden. Um Alles recht anſchaulich zu machen, führte ich mich ſelbſt als Beiſpiel eines muſterhaften Liebhabers und künftigen Gatten an; da begann aber die Verſchleierte — zu meinem größten Erſtaunen, laut aufzulachen, lachte immer ſtärker und ſtärker, ſprang endlich gar vom Bette auf, — ich zugleich vom Stuhle, — und jetzt ſtürzte ſie auf mich los!

Meine Lage war ſchrecklich, denn, war dieſe Erſcheinung die Wirkung meiner Beredſamkeit, ſo durfte ich nicht zweifeln, Eliſe ſei darüber wahnſinnig geworden, ach! durch mich, der tröſten und ihre wunde Seele heilen ſollte! War ihr Lachen aber Spott und Hohn über meine rhetoriſche Kunſt, ſo mußte dies mich in Verzweiflung bringen. Ich blieb ſprachlos vor Zorn und Angſt, und mir verging Hören und Sehen. Beides ſtellte ſich erſt dann wieder ein, als ich in der — den Schleier plötzlich von ſich werfenden Eliſe — Emilien erkannte, die mir in dieſem luſtigen Abenteuer den erſten fröhlichen Beweis ihrer Liebe gab.

Als wir gleich nachher die Rückreiſe nach der Stadt antraten, glühte ihr Geſicht mit dem Abendrothe ſo in die Wette, als hätte ſie ein Verbrechen begangen, während das milde Feuer der Augen den Abendſtern zu einem Wettſtreit aufzufordern ſchien.

## Haß und Liebe eines Doppelmenſchen.

Es wird wahrhaftig dem einfachen Menſchen oft ſchwer genug, ſich ſelbſt zu ertragen, — was denn auch wirklich eine Kunſt iſt, die Wenige verſtehen: um wie viel ſchwerer muß aber die Auflöſung dieſes großen Problems einem gedoppelten Menſchenweſen ſein, das zwei Köpfe hat, folglich: ſo viele Köpfe ſo viele Sinne; das ferner mit vier Augen weinen, mit vier Armen drein ſchlagen, mit vier Füßen in der Welt herum und aus ihr fort ſpaziren kann; das von jeder Freude und von jedem Schmerz die doppelte Doſis genießt, wo ſehr oft ſchon die einfache übermüthig oder muthlos macht; das endlich zwei Willen und ein Duplicat der Geſammtheit aller geiſtigen Vermögen, ſo wie aller Tugenden und Laſter in ſich hält.

Alles dies erlebten Peter und Paul, der als Natur- und Romanenſpiel exiſtirende Doppelmenſch, in ihrer — faſt immer uneinigen Einheit oder vereinigten Uneinigkeit. Es ging ihnen wie den Menſchen überhaupt, die einander um ſo mehr in die Haare gerathen, je näher ſie ſich durch die Verhältniſſe gebracht werden, und einander dann am ruhigſten laſſen, wenn ſie ſich nicht erreichen können.

Peter und Paul, mit der ganzen Duplik ihrer Leiber und Seelen, ſo wie ihrer widerſprechenden Temperamente und Charaktere, lagen in dem Augenblick, da meine Erzählung ihrer Abenteuer anfängt, friedlich an und neben einander im Schlaf, bis zufällig Peter im Traum eine Ohrfeige austheilend, auffuhr, und über der Bettdecke plötzlich vier Augen mit ſchielender Verdrehung ſo lange blitzten, bis aus zwei Mundöffnungen ein ſchallendes Gelächter hervorbrach. Der Austheiler der Ohrfeige ſchlief aber mit lächelndem Geſichte ruhig wieder ein, indeß der Betheilte die Ohrfeige zum erſten Gegenſtande ſeines Nachdenkens für dieſen Tag, und zugleich auch zu einer modernen Charade machte. Da der letzte Vers, der ſchon ganz keck auf dem Papiere ſtand, noch keinen Reim, viel weniger einen Gedanken hatte, nahm Paul aus der Hippokrene ſeiner Tabaksdoſe ſo vielerlei Begeiſterungspriſen, daß er endlich nießte, und dadurch das Vergeltungsrecht ausübte am Peter, der, raſch auffahrend, gegen das Nießen und die Charaden heftige Invectiven ausſtieß.

Unter mancherlei Ausfällen begann die verbündete Menſchheit jetzt ſich anzukleiden, Fuß für Fuß, Arm für Arm, in entzückender Einheit von Zeit, Ort und Handlung; allein — mit dem Ende des Frühſtücks endigte ſich auch die Einigkeit, denn Peter wollte eben ſo haſtig zur Petronilla, der Geliebten ſeines Herzens eilen, als Paul zu Paulinen, dem Ziel ſeiner Wünſche. Nach langen Debatten ward durch den Friedensſchluß endlich beſtimmt, daß heute Peter mit der Petronilla den zärtlichen Vorſitz haben ſollte.

Sie trafen in aller Einmüthigkeit auf dem beſtimmten Spazirorte der Morgen-Schäferſtunde ein; leider aber ſtand Petronilla in einiger Entfernung von Paulinen. Petronillens Arme thaten ſich auf, den geliebten Peter zu empfangen; aber Peter ſchien plötzlich ganz petrificirt, als ein unverhofftes Gegengewicht ihn plötzlich hinderte, an Petronillens Herz zu ſinken. Und das war auch ganz natürlich, denn auf der andern Seite ſtand Pauline, nach welcher Paul hinzog. So ſtand denn die Liebe ihnen allen gar unliebſam im Wege. Da gab der entbrannte Peter ſich einen Machtſchwung, wie ein Dichter, der ſich in die Begeiſterung par force hineinwirft, lag zu Petronillens Füßen, Paul über ihm mit den Füßen nahe an Petronillens Herzen, und Pauline ſtand nebenbei, den Peter, die Petronilla und ihre Liebe bitterböſe recenſirend.

Da Peters und Petronillens Zärtlichkeit in das abnehmende Viertel getreten war, Paul genug getobt und Pauline genug gekeift hatte, erhielt Paul-Peter wieder das Gleichgewicht: die doppelte Einheit ſtellte ſich in Poſitur, und die liebenden Damen ſtanden lachend den verbündeten Geliebten und ſich ſelbſt gegenüber. Dieſer ſeltſame Doppelmenſch Paul-Peter war eigentlich, wie ich zu vermuthen Urſache habe, ein verſpätetes Produkt des blinden Heidenthums, und realiſirte ſich nach Jahrhunderten durch einen ſonderbaren Zufall. Jupiter nämlich hatte einſt aus langer Weile Plato's Schriften in die Hand genommen, ſchlug auf, und begann, nach der Weiſe großer Herren, das nächſte beſte Blatt aus der Mitte zu leſen. Zufällig gerieth er auf die Stelle, wo Plato das poetiſche Philoſophem der Liebe aufſtellt, und dahin erklärt, daß der aus zwei Hälften beſtehende Menſch erſt dann ein ganzer geworden ſei, als die getrennten und ſich ſuchenden Hälften, Mann und Weib, ſich endlich fanden und vereinigten. Jupiter wollte ſogleich ein Experiment machen, ob die Theorie in der Praxis Stand halte, (denn er glaubte ſelbſt, an Juno nicht die zu ihm paſſende Hälfte bekommen zu haben,) ließ den Merkur rufen und befahl ihm, alſogleich zwei Menſchenhälften herbeizubringen und zuſammen zu ſetzen. Merkur war in der Vollziehung des Befehls — aus Spitzbüberei, ſchnell wie der Blitz; aber in dem Augenblick verwandelte Juno eine Geliebte ihres Gemahls in eine Bärin. Jupiter hierüber theils erſchrocken, theils entrüſtet, warf die zwei Hälften in der Verwirrung geſchwinde ſelbſt zuſammen, ohne ſie anzuſchauen, — und ſiehe da! die Rarität war fertig, denn der ſpitzbübiſche Merkur hatte dem Gott der Götter nicht, wie er verlangte, eine männliche und eine weibliche Hälfte, ſondern zwei männliche Hälften gebracht. Und ſo entſtand denn das Urbild von dem nachherigen Doppelweſen Paul-Peter.

Leider aber waren Beide von ganz entgegengeſetztem Naturell und Temperament, folglich unaufhörlich in Widerſpruch und Streit verflochten. Machte dies auch ihr nachbarlich-geſellſchaftliches Leben ſehr pikant, und die Unterhaltung, da es an Zank nie fehlte, ſehr lebhaft, ſo veranlaßte es doch auch viele heftige Debatten, wobei die Erbitterung oft den höchſten Grad erreichte und es ein Glück war, daß ſie ſich viel zu nahe am Leib waren, um ſich recht an den Leib gehen zu können, andererſeits aber auch viel zu innig verbunden waren, um ſich, wie der Zorn ſie antrieb, nach Willkür trennen zu können. Der Zwiſt endigte gewöhnlich mit wechſelſeitig derben Vorwürfen über ihre Vereinigung, Abnormität und Abſurdität. Einer nannte den Andern eine miſerable Kreatur, und ſomit war jeder ruhig, und die Sache war abgethan.

Die Charaktere der beiden Herren waren aber aus folgenden Beſtandtheilen zuſammengeſetzt: Peter war ſanguiniſch-melancholiſch und liebte die Muſik, die der choleriſch-phlegmatiſche Paul ſo haßte, daß er zu heulen anfing, ſo oft Peter zur Guitarre ſang. Peter liebte den Tanz und jede Art der leichteren gymnaſtiſchen Uebungen, wogegen Paul die Ruhe für den glücklichſten Zuſtand des Menſchen hielt. Peter wurde eben ſo ſchnell beglückt und entzückt, als zerdrückt und verrückt; Paul dagegen kam ſchwer aus der Faſſung. War dies aber einmal geſchehen, dann konnte er auch eben ſo ſchwer wieder in's Gleichgewicht gebracht werden. Peter ſprach gern viel, Paul wenig; und Jener lachte, wo Paul mit den Füßen ſtampfte.

So entfernten ſich denn Beide, in moraliſch-intellectueller Hinſicht, mit jedem Tage von einander in eben dem Grade abweichend, als ſie in phyſiſcher Hinſicht immer mehr zuſammen wuchſen.

Eines Tages hatte Paul einen heftigen Streit mit Paulinen, die ihm, in einer Aufwallung erhabener Geſinnung, ſeinen Mangel an Selbſtſtändigkeit verwarf, und ihm zugleich das Kapitel ihrer Liebe als geſchloſſen für immer und ewig erklärte.

Paul gerieth, nach einigen mißlungenen Reoccupirungs-Verſuchen in eine ſolche Verzweiflung, daß er, ohne alle Rückſicht auf ſeinen Nebenmann Peter, ſich zu tödten beſchloß. Er ging aber, weil es ihm voller Ernſt war, damit ſo heimlich zu Werke, daß Peter bis zum letzten Augenblicke gar nichts davon würde erfahren haben, hätte nicht Paul, ſeinen ſelbſtmörderiſchen Heroismus zu verſtärken, des Weines mehr als gewöhnlich zu ſich genommen, und bei der dadurch bewirkten Exaltirung im darauf folgenden Schlafe einen heftigen Monolog voll Invectiven gegen Paulinen, gegen die Liebe und das Leben gehalten, und dadurch ſein ganzes Vorhaben verrathen.

Kaum hatte Peter Paul's Entſchluß, ſich in's Waſſer zu ſtürzen, erfahren, als er ihn ſogleich ſchüttelte und rüttelte mit aller Macht, und damit ſo lange fortfuhr, bis Paul aus ſeinem ſchweren Wein- und Verzweiflungs-Zauberſchlaf erwachte, worauf Peter folgende Anrede begann:

„Ha, Verruchter! Elender! Unſeliger! Thu' mit Deinem Leben, was Du willſt! Was geht aber das meinige Dich an? Kannſt Du Dich wohl in's Waſſer ſtürzen, ohne daß ich nolens volens auch mit hinab müßte? Willſt Du Dich tödten, ſo thu' es auf eine Art, die Dir allein das Lebenslicht ausbläſ't, dann kümmert's mich wenig, oder wird mir vielmehr angenehm und ein Glück ſein, weil es mir

Selbſtſtändigkeit verſchafft; aber — in's Waſſer zu ſpazieren, weil Deine Geliebte Dir den Korb gab, dazu hab' ich keine Luſt. Bedenke doch, daß das Schickſal uns zwar beſtimmt hat, als Paul oder Peter und Compagnie zu leben, nicht aber wie die Dryade und der Baum zugleich zu ſterben."

„Und fändeſt Du es nicht romantiſch," erwiederte Paul mit ſtieren Augen, „durch den Doppeltod eines ſolchen Doppelweſens eine Doppelewigkeit von Nachruhm zu erreichen?"

„Ganz und gar nicht," ſagte Peter.

**Paul.** Dann biſt Du eine gemeine Seele.

**Peter.** In Einem Leibe, der uns Beiden zwar gemeinſchaftlich, aber doch nichts weniger als gemein iſt. Darum beſchwöre ich Dich, lieber Paul! laß ab von Deinem mörderiſchen Vorhaben! Du weißt ja doch, wie ſchön es klingt: Leben und leben laſſen! — Biſt Du gefühllos oder raſend, nun — ſo ſteh' ich in Deiner Gewalt, denn Du biſt die maſſivere Hälfte unſers Ganzen; und willſt Du durchaus Dich tödten — ſo tödte mich immerhin mit, denn ohne Dich kann und will ich ohnedies nicht leben! —

Dieſe hochherzige Aeußerung ging dem Paul zu Herzen; er ſchlug, in Rührung zerſchmelzend, die Arme zurück, und umfaßte den edlen Peter, ſo gut es ſein konnte, über dem Magen. „Wohl denn!" rief er in Extaſe, „ich will ſo ſterben, daß Du dabei mich überleben ſollſt. Nicht erſäufen will ich die zu meiner Dispoſition ſtehende Hälfte unſerer Duplicität, ſondern erſchießen, und zwar von Dir gleichſam wegſchießen!"

Dies gab dem in Todesangſt zitternden Peter neuerdings einen Stich durch's Herz. Paul bemühte ſich zwar, ihm zu beweiſen, daß er durch das Erſchießen von der Doppelgeſtalt nur das wegnehme, was ihm eigen ſei; Peter dagegen ſuchte darzuthun, wie es in der Welt überhaupt nicht möglich ſei, etwas blos nach Belieben nur halb zu thun, ſondern daß es gar Vieles gebe, ja ſogar das Meiſte von der Art ſei, daß man es entweder ganz oder gar nicht thun müſſe. Drücke Paul nun gleich die Piſtolen nur auf ſeine Hälfte los, ſo könne die Kugel doch leicht durch ihn durch und in den Peter hinein fahren. Wie leicht ſogar könnte er, Peter, vor Schrecken über den Knall den Geiſt aufgeben!

Paul ſah die Gültigkeit dieſes Arguments ein, und ſtand endlich auch vom Erſchießen ab; dagegen aber erklärte er ſeinen unerſchütterlichen Entſchluß, Kriegsdienſte zu nehmen. Peter war zwar ſehr eingenommen für ein ſtilles und ruhiges Leben, da aber die ſchöne Pauline auf ihrer Liebesaufkündigung, folglich auch Paul auf ſeinem Lebensüberdruß verharrte, mußte er endlich doch nachgeben, und ließ ſich bewegen, dem nächſten Feldzuge beizuwohnen, weil Paul ihm klar und deutlich bewies, wie ſehnlich er die Laſt ſeines liebloſen Lebens abzulegen wünſche. Als eine Folge dieſes Lebenshaſſes wurde angenommen, daß Paul entſetzlich tapfer ſein müſſe, und ſich eben deshalb — ſowohl freiwillig als vertragsmäßig — mit ſeiner körperlichen Hälfte dem Feinde immer entgegen ſtellen werde und ſolle, indeß Peters zurückſtehende Hälfte durch Pauls vorſtehende Heldenhälfte gedeckt und geſchützt ſein würde. So zog denn Paul als Volontair in's Feld, und Peter wurde gezogen.

Das Intereſſanteſte, was nun erfolgte, iſt dieſes, daß Peter und Paul in die Schlacht gar nicht gekommen ſind, weil ſie ſchon beim Anfang der Schlacht davon liefen. Daran war aber nicht ihre Feigheit Schuld, ſondern Petronilla und Pauline, die herbeigeſchlichen kamen, und das militäriſch-volontäriſche Quatremano zur Flucht beredeten, indem ſie ſich verſöhnt, und mit dem beſagten ehemännlichen Dupplikat eine gemeinſchaftlich-verworrene Wirthſchaft zu führen dekretirt hatten.

Peter und Paul, durch den überraſchenden und rührenden Anblick erweicht, fingen an zu weinen und zu laufen, was ſie konnten, die künftigen Gattinnen hinter ihnen drein, ſie immer noch mehr antreibend. Aber — aber — Paul, der jetzt voraus keuchte, übereilte ſich, ſtolperte, fiel, ſtürzte auf den Kopf, der Kopf bricht ab und bleibt liegen, indeß Peter mit dem pauliniſchen Leib ohne Kopf ſo raſend fortlief, daß er das Schreien der Pauline und Petronilla erſt dann hörte, als er mit ihnen in die nächſte Herberge hineinſtürmte, um auf das Glück ſeiner Rettung zu trinken. Er trank nun auch ſo tüchtig, daß er nicht nur den Sinn für alles Andere in der Welt, ſondern ſogar die Beſinnung verlor, und in dem, aus dieſer Entſinnung hervorgegangenen Jubel ſo weit ging, daß er der Schlacht beigewohnt, mit der Armee den Sieg erfochten zu haben, und nun das wirkliche Siegesfeſt zu feiern glaubte. Paul's Kopf war aber, was Peter gar nicht wußte, weg! Uebrigens iſt die Erſcheinung, daß zwei Körper nur Einen Kopf haben, eben nichts Ungewöhnliches, und man hat ſogar Beiſpiele, daß eine Menge von Körpern nur mit Einem Kopf verſehen ſind; ſo hat z. B. in manchem Collegium, in dem eine Herde von Schülern hockt, der Profeſſor allein einen Kopf, der für Alle denkt, und oft nicht einmal dieſer. Sind nicht ſchon ſo manche Bücher von Leuten ohne Kopf geſchrieben worden? Auch kannte ich ſelbſt wohlhabende Familien ohne Familienhaupt, und wieder andere Familien, an denen ich ſo lange keinen Kopf bemerkte, bis irgend ein Anderes ſagte: „Ja, der hat ſeinen eigenen Kopf!“ oder: „Der hat da nun wieder den Kopf verloren!“ u. ſ. w.

Es hat ſich wohl ſchon ereignet, daß irgend ein Autor ſein Werk, welches zuerſt in fünf Bänden oder Akten beſtand, weil es vom Publikum oder von den Recenſenten für zu breitgeſchlagen erklärt worden iſt, ganz unbarmherzig amputirte, und mit dieſer Operation ſo lange fortfuhr, bis aus fünf Bänden oder Akten deren drei wurden, und die neue lobende Recenſion dann erklärte, das Werk habe dadurch ſo ſehr gewonnen, daß man ſagen könne, die Hälfte ſei mehr als das Ganze.

Eine ſolche Amputation wurde jetzt auch an dem, mit überflüſſigen Gliedern überladenen petropauliſchen Doppelleib vorgenommen. Sie ging ſo glücklich von Statten, daß Peter wirklich nur mit zwei Füßen, einem Herzen u. ſ. w. daſtand. Daß er aber nur mit Einem Herzen daſtand, das war jetzt eben eine Fatalität für ihn, indem Petronilla und Pauline nun Beide auf dieſes einzige Herz Anſpruch machten. Da ſich Peter zu einer Ehe à la Graf von Gleichen durchaus nicht verſtehen wollte, kam es endlich zu einem förmlichen, äußerſt hartnäckigen und ſchwierigen Prozeſſe, worin Petronilla gegen die Paulina und den Peter, die Paulina gegen die Petronilla und den Peter, und Peter gegen die Petronilla und Paulina klagweiſe auftrat. Alle Advokaten wollten dabei zu thun haben, um in einem ſo unerhörten Fall die ganze Schneide ihres Scharfſinnes und das ganze Magazin ihres Corpus juris anzuwenden.

Petronilla ſagte in ihrer erſten Klagſchrift viel Schönes von den Vorzügen und der Seligkeit der erſten Liebe, die Einmal blüht und nicht wieder, erinnerte an ihr ehemaliges zärtliches Verhältniß mit Peter's Hälfte, an ihren älteren Anſpruch und das daraus folgende Vorrecht, und bemerkt, daß es ſogar der Billigkeit gemäß ſei, Denjenigen nun allein zu bekommen, den ſie ſo raſend liebte, daß ſie ſich aus Liebe zu ihm ſogar noch den Zweiten, nämlich den Paul, hatte gefallen laſſen u. ſ. w.

Pauline und ihr Anwald rückten dagegen mit anderen Waffen an, und behaupteten, die Sache hätte jetzt ein ganz anderes Geſicht bekommen, kraft deſſen Peter verpflichtet ſei, Paulinen ſtatt des von ihm wegamputirten Paul's zu heiraten, und ihr für den empfindlichen Verluſt dadurch Erſatz zu leiſten, denn Paul habe, da er beim Anfange der Schlacht immer voraus war, den Peter davon getragen und ihm alſo eigentlich das Leben gerettet. Petronillens Vertheidiger wandte dagegen ein: Paul ſei aus Feigheit geflohen, habe ſeinen Poſten verlaſſen, folglich nicht nur als Ausreihier den Tod verdient, ſondern nebſt dem Tode noch die Todesſtrafe, weil er, außer jenem Verbrechen, den gewaltſam davon getragenen Peter gleichfalls zu einer pflichtwidrigen Handlung zwang, und ihn ſogar mit dem ſchmählichen Verdacht einverſtändlicher Feigheit, Ehrloſigkeit und Pflichtvergeſſenheit belaſtete. — Pauline und ihr Anwald replizirten:

Es handle ſich hier nicht um den Beweggrund, der den Paul zur Flucht beſtimmte, ſondern um das trockene Factum, welches hier ein Werk der Liebe ſei. Paul ſei daher als ein Opfer der Liebe zu betrachten, und nicht nur für ſie, Pauline, ſondern auch für den Peter geſtorben, und als Opfer für den Peter, auch für die Petronilla, folglich müſſe Peter nun die Pauline heiraten. Sei Paul aber wirklich aus leidiger Feigheit davon gelaufen, ſo habe er nach dem Kriegsrecht den Tod verdient, und der durch Paul's Feigheit am Leben erhaltene Peter müſſe nun ſtatt des Erſteren erſchoſſen werden.

Peter erklärte dagegen, daß er, ſo wie die Sache nun beſtehe, weder heiraten noch erſchoſſen werden wolle, indem er ſein Leben, durch die Einwilligung zum Kriegsſtande, ſelbſt für den Paul dem Tode ausgeſetzt habe, kein Menſch aber zweimal zu ſterben gezwungen werden könne; eine Doppelheirat wäre aber noch ärger als der Tod.

Aus dieſer Aeußerung iſt deutlich zu erſehen, daß Peter zum Islamismus nicht die geringſte Dispoſition hatte.

Uebrigens, fuhr er fort, könne er, unter den jetzigen

Umſtänden, weder beide Damen zugleich, noch auch eine einzelne von ihnen heiraten, da, bei der unauflösbaren Verworrenheit der Sache, und bei der großen Verſchiedenheit der Meinungen, das Recht, welches er allenfalls der Einen widerfahren ließe, gar leicht ein Unrecht gegen die Andere werden oder ſcheinen könne.

Die Parteien wurden im Verlaufe des Prozeſſes immer hitziger, die Anwälde immer beredter, die Richter immer einſilbiger. Paulinens Beziehung auf das Kriegsrecht machte die Geſchichte noch verwickelter.

Ich bemerke dabei nur das Einzige, daß es für einen Regenten oder Feldherrn eben nicht übel wäre, wenn er eine Armee hätte, die aus ſolchen militäriſchen Doppelleibern beſtände, ſo daß man, wenn eine Kugel der Vorderhälfte den Kopf abſchlüge, den Mann nur auf die andere Seite umzukehren brauchte, folglich in Reih' und Glied durch den Tod des Vordermannes gar keine Lücke entſtände.

Um nun einmal zum Schluſſe zu kommen, ſage ich mit wenigen Worten, der Ausgang dieſer höchſt abenteuerlichen Doppelbiographie und Quadrupel-Allianz war der, daß der höchſt ſeltene Prozeß ſo lange dauerte, daß Peter's beide ſchöne Gegentheile und reſpektive Eheſtandsprätendentinnen früher ihren Geiſt als ihre Anſprüche aufgaben, und Peter nicht den Prozeß, ſondern nur das Leben verlor, wornach das Tribunal die Streitſache, wegen Mangel an Klägern und Beklagten, zum großen Leidweſen ſämmtlicher Anwälde, als unentſchieden auf ſich beruhen ließ.

Der Reſt des nach Abzug der Prozeßkoſten gebliebenen Verlaſſenſchafts-Vermögens wurde als Preis für die wichtigſte Geſammt-Grabſchrift beſtimmt, — ob auch erhalten? das weiß man nicht.

## Honig beſiegt den Heldengeiſt.

Eine Geſchichte aus der lappländiſchen Heroenzeit.

Hache, Fürſt der Lappen, war einſt der berühmteſte aller Nordlandshelden. Er vereinigte mit ſeiner Tapferkeit eine ſo ungeheure Leibesſtärke, daß er die ſchwerſten Eiſenmaſſen leicht wie Spielbälle emporwarf, und die herunterfallenden mit einer Hand auffing. Aus ſeinen Augen blitzte eine ſo durchdringende, ſinneverwirrende Kraft, daß die Feinde oft vor ſeinem Anblick erſtarrten, und das erhobene Schwert der Hand entglitt, ehe ſie den erſten Streich führten.

So weit Hache über alle Helden emporragte, eben ſo ſehr übertraf er durch Klugheit die Klügſten. Er kannte ſein Volk, und wußte daher auf daſſelbe zu wirken. Als einige Hundert der Seinigen einſt, ihrer ewigen Eiswüſten überdrüßig, auswandern, und ein milderes Klima ſuchen wollten, hielt er eine gewaltige Rede, in welcher er ihnen all' das Ungemach vorſpiegelte, dem die morgenländiſchen Völker in ihren anmuthigen und fruchtbaren Ländern ausgeſetzt ſeien; ſo z. B. würden dieſe Unglücklichen in jeder Nacht von den fürchterlichſten Träumen gequält, die von böſen Geiſtern herrühren; die jenen Ländern zu nahe Sonne gehe mit einem ſo entſetzlichen Getöſe auf und unter, daß die Leute, davon betäubt, wie todt niederfallen und einige Stunden in Ohnmacht liegen. Fiſche und Rennthiere, Tabak und Branntwein, die beſten Güter des Menſchen, ſeien außer Lappland nirgends zu finden.

Der Zug unterblieb, und das eisbedeckte, armſelige Lappland erſchien den Getäuſchten nun als ein halbes Paradies. Unter Hacho's Tugenden nahm auch die Mäßigkeit einen vorzüglichen Platz ein. Er genoß keinen Tropfen Branntwein, wenn die Andern zechten und ſchwelgten; er trank nur Waſſer, aber auch dieſes nie aus einem bemalten Becher. Auf gleiche Weiſe bediente er ſich niemals einer Streitart, deren Handgriff mit Kupferplatten belegt war.

Einſt verirrte ſich Hacho auf der Wolfsjagd in einem dicken Walde. Schon fing's zu dunkeln an, und noch zeigte ſich kein Ausweg. Matt von den Beſchwerden des ganzen Tages, von Durſt und Hunger zugleich gequält, erblickte er endlich einen hohlen Baum mit einem Vorrath von Honig. Hacho hatte bisher den Genuß der ſüßen Speiſen verſchmäht. Jetzt zwang ihn die Noth, davon zu eſſen, und er fand das neue Gericht ſo köſtlich, daß er es gierig verſchlang, und nach ſeiner Zurückkunft zum Schluſſe jedes Mittagsmahls Honig aß.

Mit dieſem Honiggenuſſe fing nun eine neue Periode in Hacho's Leben an. Die einfache Koſt behagte ihm nicht mehr, ſeine Zunge wurde immer lüſterner nach feineren Speiſen. Er ließ, dem Reize der Gaumenluſt mit jedem Tage mehr fröhnend, ſeltene Früchte, Vögel, Fiſche u. dgl.

aus fernen Ländern kommen. Ganz beſonders mundeten ihm die fremden Weine; der ſüße, feurige Nektar wurde ihm bald zum täglichen Bedürfniſſe. Er lebte nun fortan im Zuſtande einer beinahe ununterbrochenen Exaltation der Schwelgerei, die ſich ſelbſt ſo ſteigerte, daß er ſeine Gemächer mit wohlriechendem Holze durchräuchern ließ, die weichſten Stoffe zu ſeiner Bekleidung nahm, und ſeinen Helm mit Rennthierzähnen ſchmückte. Es bedarf wohl kaum einer Erwähnung, daß bei dieſer Lebensweiſe Hacho's Muskelkraft abnahm, das Feuer des Heldenmuths erloſch, und der Ehrgeiz nach rühmlichen Großthaten in dem Grade verſchwand, daß ſein früheres einfaches, aber thatenreiches Leben ihm als die lächerliche Thorheit eines rohen Menſchen von beſchränktem Kopfe erſchien.

Als Hacho nun in dieſem Zuſtande von Ruhe, Weichlichkeit und Vergnügen immer tiefer ſank, immer entnervter und geiſtesmatter wurde, überraſchte man ihn eines Morgens mit der Nachricht einer böſen Vorbedeutung, welche darin beſtand, daß Eulen und andere Nachtvögel das Oel der Lampe im Tempel des Odin ausgetrunken hatten. Hinter dieſem Schreckensboten ſtürzte ein anderer herein und verkündete, der König von Norwegen ſei mit ungeheurer Heeresmacht in Lappland eingefallen.

Hacho, hiedurch aus ſeiner wollüſtigen Betäubung aufgeſchreckt, ſammelte die wenigen ſchwachen Funken vom erloſchenen Feuer ſeines vormaligen Heldengeiſtes, und führte ſeine Schaaren gegen den Feind. In der Nähe desſelben Waldes, wo Hacho's Verirrung auf der Jagd die noch größere Verirrung auf ſeinem Lebenspfade verurſacht hatte, kam es zum Treffen. Hacho kämpfte nicht ſo tapfer, wie ſonſt; ſein Beiſpiel und das ſeit längerer Zeit verlorene Zutrauen wirkte höchſt nachtheilig auf den Muth der Seinigen. Mehrere ergriffen die Flucht, Andere zogen ſich in den ominöſen Wald zurück.

Der König von Norwegen verfolgte den weichenden Hacho. So kamen Beide bis zu dem hohlen Baume, wo Hacho den unheilbringenden Honig genoſſen hatte. Hier begann ein nothgedrungener Zweikampf. Hacho, des Kämpfens entwöhnt, fühlte ſich bald ermattet, fiel zu Boden, und der Gegner ſtieß ihm das Schwert in die Bruſt. Sterbend rief er ſeinem Gegner die Worte zu: „Rühme Dich nicht! Nicht Du haſt mich beſiegt, ſondern der Honig, den ein böſes Schickſal zu meinem Verderben mich einſt an dieſer Stelle finden ließ! Ich ſterbe hier, wo der Held ein Weichling ward!“

## Das Unglück gelehrter Eitelkeit.

Eine perſiſche Geſchichte.

Während einer nicht unbedeutenden Reihe von Jahren galt die berühmte Weisheitsſchule zu Baſſora für die echte und einzige Quelle aller Kunſt und Wiſſenſchaft. Die männliche Jugend des geſammten Aſiens beeilte ſich, aus dieſer Quelle zu ſchöpfen, weil jeder Jüngling hoffen konnte, daſelbſt, wenn auch nicht weiſe, wenigſtens ſo naſeweiſe zu werden, daß er es wagen konnte, den älteſten Weiſen, der aus einer anderen Quelle getrunken hatte, mit einem mitleidigen Lächeln über die Schulter anzuſehen.

Zu jener Zeit hielt ſich daſelbſt auch ein junger Perſer, Namens Gelaleddin, auf. Er war eben ſo ſchön, als liebenswürdig, eben ſo talentvoll, als unermüdlich in ſeinem Fleiße; er liebte die Ordnung, ohne ein Pedant zu ſein, und der Durſt nach Kenntniſſen war die einzige Leidenſchaft, welcher er ſich ganz dahin gab. Edelſinn, feine Sitte und ſeltene Geiſtesbildung machten ihn bald zum Orakel ſeiner Mitſchüler und zum Liebling aller Lehrer. Er hatte kaum ſeine Studien vollendet, als man ihm ſelbſt ſchon ein Lehramt übertrug. Sein Hörſaal ward bald der beſuchteſte von allen. Nun erwachte in dem Bewunderten der Ehrgeiz, und flüſterte ihm zu:

„Gelaleddin! willſt du dich hier lebendig begraben? Willſt du nur in den Sälen des Unterrichtes vor bornirten Gaffern und Horchern die Stimme der Weisheit ertönen laſſen? Willſt du in dieſer gelehrten Einöde Verzicht leiſten auf die Genüſſe des Anſehens, der Macht, des Reichthums und der Schönheit? Kehre zurück nach Tauris, wo Perſiens großer Beherrſcher in der Fülle ſeiner Herrlichkeit thront! Dein Ruhm wird vor dir herfliegen; Verwandte und Freunde werden dir entgegen jubeln. Die deinen Ruhm vorherſagten, werden mit dir triumphiren, und die dich einſt mit Geringſchätzung behandelten, werden beſchämt ihr Haupt vor dir zur Erde neigen. Neugierige und Ehrgeizige werden ſich in dein Haus drängen, die Erſten des Reiches werden dich an ſich ziehen, deiner Weisheit horchen, deinen Ruhm bis an die Stufen des Thrones tragen, und der Schach wird dich mit Würden und Schätzen überhäufen.“

Dieſer Aufruf des raſtloſen Dämons wirkte auf den über ſich ſelbſt entzückten Gelaleddin ſo mächtig, daß weder die dringenden Bitten, noch die vortheilhafteſten Anträge ſeiner Schüler und Verehrer ihn zurückzuhalten vermochten. Nach wenigen Tagen kam er, reich an Weihrauch, aber arm an Geld, in der Hauptſtadt Perſiens an, fand in den Straßen, durch welche er im Vorgefühle ſeines nahen Triumphes ritt, ein Gewühl von Menſchen, und zweifelte nicht, daß wenigſtens ein beträchtlicher Theil derſelben den berühmten Mann in ihm erkennen und ehrfurchtsvoll begrüßen werde; aber — auch nicht Einer von Allen, die da kamen und gingen, ſaßen und ſtanden, bemerkte den Ankömmling. Schon hier erwachte in Gelaleddin's ſtolzem Gemüthe die erſte bittere Empfindung der gekränkten Eitelkeit; er verſüßte ſie indeß durch die vorgeſpiegelten Bilder des jubelreichen Empfanges, der ihn zunächſt im väterlichen Hauſe erwarte. Aber — bald zeigte ſich die zweite getäuſchte Hoffnung! Der Vater, ehemals ein ſehr wohlhabender Handelsmann, war verarmt, und lebte nun mit ſeinen vielen, noch unverſorgten Kindern in Dürftigkeit. Gelaleddin fand daher ſtatt des erwarteten Jubels nichts als Elend und Betrübniß, die ſich noch vermehrten, als die darbende Familie vernahm, daß der neue Gaſt, ſtatt Hülfe zu bringen, Hülfe zu ſuchen, und dem Hauſe eine neue Laſt aufzubürden gedenke.

Gelaleddin hielt den Eltern, Brüdern und Schweſtern die zierlichſten Reden, in welchen er einen Reichthum von philoſophiſchen Troſtgründen und einen Schatz von Beiſpielen aus dem Gebiete der älteren und neueren Geſchichte entwickelte; aber — die Blumen der Beredſamkeit waren keine Speiſe für leere Magen, und die ſchönſten Troſtgründe erſchienen den Darbenden nur als ſchimmernde, ſchnell erlöſchende Leuchtkugeln in der Nacht des Jammers. Der Redner ſprach zu tauben Ohren, und das Elend blieb wie es war.

Gelaleddin gab indeß ſeine roſenfarbenen Hoffnungen nicht auf, und erwartete mit täglich ſteigender Zuverſicht, daß das Gerücht ſeiner Ankunft ſich in der Stadt verbreite, wornach denn die Beſuche der Gelehrten und die Einladungen der Großen ſich drängen würden; als aber dieſes nicht geſchah, entſchloß er ſich, der lahmen Fama und ihrer zerbrochenen Trompete großmüthigſt zu Hülfe zu kommen, und beſuchte fleißig alle Orte öffentlicher Zuſammenkunft, wie auch alle Beluſtigungsplätze. Es gelang ihm nun allerdings, ſich bekannt zu machen, ja ſelbſt ein Gegenſtand des Stadtgeſpräches zu werden, indem er durch Suada, Kenntniſſe und Scharfſinn im Diſputiren die geiſtreichſten und beredteſten Gegner zum Schweigen brachte. Dadurch erreichte er aber leider nichts Anderes, als daß die Beſchämten ſeine heimlichen Feinde wurden, und die Minderbegabten ihn wohl bewunderten, dem ihnen Ueberlegenen aber ſcheu aus dem Wege gingen.

Da nun auch dieſe gelehrten Productionen die gewünſchten Wirkungen nicht hervorbringen und die Einladungen der

Großen noch immer nicht erſcheinen wollten, ließ Gelaleddin ſich herab, die Veziere um irgend ein, ſeinen ſeltenen Eigenſchaften angemeſſenes und zugleich einträgliches Amt zu bitten. Er zweifelte nicht, daß man das Anerbieten gierig aufnehmen werde, that aber auch jetzt einen Fehlſchluß. Der Eine bedauerte, daß eben jetzt keine paſſende Stelle vakant ſei, der Andere betheuerte, daß er bei jeder Gelegenheit eines ſo eminenten Talentes eingedenk ſein wolle; der Dritte erklärte in den gewählteſten Ausdrücken, nur der Schach allein ſei im Stande, einen ſolchen Kometen am Himmel der Wiſſenſchaft nach Verdienſt zu belohnen. Einen ſtarken Kontraſt gegen dieſe Aeußerung bildete die Antwort des Großveziers, der dem jungen Weltwunder der Weisheit ganz trocken in's Geſicht ſagte, ſolche Kraftgenies ſeien in Staatsämtern wenig zu gebrauchen.

Das Einzige, was ihm noch zu Theil wurde, waren mehrere Einladungen zu den wohlbeladenen Tafeln der Vornehmen und Reichen, wo er denn die Raketten der Vielwiſſerei und des Witzes hoch und unaufhörlich ſteigen ließ. Eben dieſes Uebermaß bewirkte aber auch hier bald eine Ueberſättigung, und er bemerkte zu ſeinem größten Leidweſen ſehr bald, daß er an dem nämlichen Orte ſelten zum zweiten Male, nirgends aber zum dritten Male geladen wurde.

Mißmuthig im höchſten Grade, kehrte er endlich wieder nach Baſſora zurück, um ſich mit dem Weihrauche, welchen man ihm dort zu ſtreuen pflegte, zu begnügen. Leider ſchlug aber nun auch dieſe Erwartung fehl, denn die Nachricht von der in Tauris erhaltenen Geringſchätzung und von den ſchmählich geſcheiterten Planen ſeines unklugen Ehrgeizes war ihm vorangeeilt; man ſchämte ſich, dem ſeiner Glorie beraubten Wundermann vormals eine ſo übermäßige Verehrung bezeigt zu haben, und Gelaleddin mußte endlich noch froh ſein, eine Stelle mit einem mäßigen Einkommen zu erhalten, um ſtatt der erträumten Schätze das beſcheidene Glück der goldenen Mittelmäßigkeit zu genießen.

## Tquaſſou und Knonmquaiha.

Eine hottentotiſche Geſchichte.

Tquaſſou, der Sohn des Kqvuſſou, Beherrſcher der Hottentoten, ſtammte von N'oh und Hingn'oh, die aus dem Monde herabgefallen waren, ab. Seine Tapferkeit und Thätigkeit waren die Gegenſtände der allgemeinen Bewunderung. Seine Schnelligkeit glich dem Strome, der in einen Abgrund ſtürzt. Er holte den wilden Eſel auf ſeiner Flucht ein; ſeine Pfeile brachten den Adler aus den Wolken zur Erde; ihm erlag der Löwe, und ſein Speer trank das Blut des Rhinoceros. Er ſenkte ſich bis auf den Grund des tiefſten Gewäſſers, und ſchlug ſich mit den Wellen im Sturme; er zog See-Ungeheuer aus ihren Höhlen und plünderte die Korallenbeete.

Von Kindesbeinen an in Kämpfen aller Art abgehärtet, blieb die Liebe ihm fremd in dem Grade, daß ſelbſt die Reizendſten unter den dicklippigen und plattnaſigen Schönheiten ſeines Vaterlandes es nicht vermochten, auf ſein eiskaltes Herz den geringſten Eindruck zu machen.

Eines Tages brachten keuchende Boten dem Tquaſſeu die Nachricht, daß ein Tiger in der Gegend rings umher Menſchen und Thiere zerreiße und morde. Tquaſſeu ergriff ſogleich mit der ruhigſten Miene ſeinen Bogen von Olivenholz, ſprang, den Bedrängten zu Hülfe eilend, wie ein Rehbock über die Berge, und kam eben zurecht, als das raſende Ungethüm mit ſeinen grimmigen Tatzen ein Mädchen ergreifen wollte, ſchoß der blutlechzenden Beſtie einen vergifteten Pfeil in's Herz, und ſtreckte die mordſchnaubende todt zu Boden.

Das befreite Mädchen warf ſich dem Retter zu Füßen, und bedeckte ihr Haupt mit Staub, um ihren Dank auszudrücken; aber wie erſtaunte der ſonſt ſo gefühlloſe Tquaſſeu, geblendet von der Schönheit der Dankbaren, die ſich nun von der Erde emporhob! Die glänzende Rabenſchwärze ihres holden Geſichtes, der plattgedrückte Naſenknorpel, die kleinen ſtechenden Augen und die borſtigen Haare erfüllten ihn mit Entzücken. Knonmquaiha (ſo hieß das reizende Weſen) war die Tochter des Feldherrn Kouquequa, der ſie mit aller ihrem zarten Geſchlechte gebührenden Sorgfalt erziehen ließ. Sie wurde mit nichts als Schafmilch, Straußeneiern und Eingeweiden wilder Ziegen genährt.

Tquaſſeu, nachdem ſeine bewundernden Augen lange auf ihren Reizen verweilt hatten, umarmte, von Begeiſterung ergriffen, die Sohlen ihrer Füſſe, zerriß dann den erlegten Tiger, nahm das Zwergfell heraus, hing es, zum Beweiſe ſeiner liebevollen Huldigung, um den Nacken der vor holder Scham noch ſchwärzer werdenden Schönen, zog endlich dem Thiere die Haut ab, und ſandte ſie dem Vater der Geliebten mit der Bitte, das ebenholzene Töchterlein ihm zur Gattin zu geben.

Der erſte Abend des nächſten Vollmonds wurde zur Vermählung beſtimmt. Die Pracht, in welcher der Bräutigam erſchien, ſetzte alle Anweſenden in Erſtaunen. Ueber ſeine Schultern hing ein Mantel von wilden Katzenfellen; an den Füßen prangten Sandalen von Elephantenhaut; eine Mütze von geflecktem Pantherfell ſchmückte ſein Haupt; die Gedärme umwanden ſeine Hüften und die aufgeblaſene Blaſe flatterte, rückwärts an ſein Haar befeſtigt.

Aber — nicht minder ſchön geſchmückt — zeigte ſich Knonmquaiha. Sie beſtrich ſich, in der Mittags-Sonne ſtehend, den ganzen Leib mit einem Firniß von Ziegenfett und Kienruß, und bepuderte die ſchmeergetränkten Locken mit feinem gelben Sand. Ihr Antlitz, wie Ebenholz glänzend, war mit rother Erde beſprengt und glich dem ſchwarzen Schleier der mit Sternen beſäeten Nacht. Aſche und übelriechender Kräuterſtaub bedeckte verſchwenderiſch alle Glieder. Kühdärme ſchlangen ſich, ein anmuthiges Labyrinth, um Arme und Füße; am dicken Halſe aber prangte, dem größten Diamanten gleich, der Magen eines, in der Blüte ſeines Lebens geſchlachteten Bockes. An den Schultern ſaßen Straußenflügel und die Schönheit des ganzen Brautanzuges vollendete eine, aus zottigen Löwenohren zuſammengeſetzte goldbraune Schürze.

Die zum Hochzeitfeſte geladenen Häupter der Hottentoten hockten ſich im Halbkreiſe auf den Boden, und ſteckten ihre Köpfe, zum Zeichen der tiefſten Ehrfurcht, zwiſchen die Knie. In der Mitte ſaß Tquaſſou mit ſeiner dunklen Braut auf Kiſſen von Kuhdünger. Eine Art von Keſſelpauke und Maultrommel begleitete die Hochzeitgeſänge ſo traurig, ſo dumpf, ſo ein- und mißtönig, daß ein Europäer darüber in Thränen oder in Verzweiflung ausgebrochen wäre.

Schon hatte der Mond ſeit der pompöſen Vermählungsfeier zweimal ab- und zugenommen, als man, zum allgemeinen Erſtaunen, ein ganz fremdartiges Weſen, mit einem Gefolge von ähnlichen Weſen, die ſich unlängſt in der Nähe des Hottentotenlandes angeſiedelt hatten, ankommen ſah. Die vornehmſte dieſer, wie aus den Wolken gefallenen Figuren war, Geſicht und Hände ausgenommen, ganz in bunte Gewänder eingehüllt. Vergebens ſchoß die Sonne ihre glühendſten Pfeile auf ihre Haut; die Farbe blieb weiß, das Haar blond, hochroth Wang' und Lippe. Die Sprache des aus den Wolken gefallenen Sprechers verſtand Niemand, bis endlich ein bei europäiſchen Anſiedlern gefangen geweſener Hottentot als Dolmetſch auftrat und dem Tquaſſou meldete, der Fremdling heiße Mynheer van Snikerſee, und ſei von ſeinen Landsleuten geſendet, um wegen einer Vergrößerung ihrer Pflanzungen mit den Hottentoten zu unterhandeln, das heißt, mit der beſcheidenſten Artigkeit um dasjenige zu bitten, was ſie, im Falle es verweigert würde, mit Gewalt der Waffen auf eine ihnen ſehr unangenehme Weiſe zu nehmen ſich genöthiget ſehen würden.

Tquaſſou, berühmt wegen ſeiner ungeheuern Humanität, behandelte die Wilden (ſo pflegten die Hottentoten uns Europäer zu nennen) mit bezaubernder Holdſeligkeit, das heißt, er verſprach ihnen Vieles, was er keineswegs zu erfüllen geſonnen war. Er ſelbſt ſetzte das Capo der Geſandtſchaft auf eine Decke von Schaffellen, mit Fett reichlich beſchmiert, und kochte ihm eigenhändig die Eingeweide der fetteſten Strauße und Elephanten in ihrem eigenen Blute. Der erkenntliche Fremdling unterrichtete dagegen den edeln Tquaſſou in den Sitten der Wilden, das iſt: der Europäer, und unterhielt ihn oft mit phyſikaliſchen Experimenten, indem er aus einer engen Röhre Feuer hinausprallen ließ, welches dann die Luft mit einem Donnerknalle durchflog, und irgend einen gemeinen Hottentoten ſo gewaltig zu Boden ſchlug, daß er gewöhnlich vor Erſtaunen das Wiederaufſtehen vergaß.

Nicht minder eifrig und galant bemühte ſich Mynheer, der liebenswürdigen Knenmquaiha gefällig zu ſein. Er umſchlang ihr rabenſchwarzes ſtruppiges Haar mit goldenen Schnüren, ihre rabenſchwarzen Arme mit Silberſpangen, ihren rabenſchwarzen Nacken mit leuchtenden Glasperlen. Manchmal bewirthete er ſie mit den feinſten Liqueurs, die das Herz der ebenholzenen Dame mit Luſt, und ihre Augen mit Blitzen erfüllten, ja, er lehrte ihr ſogar ein mit dürren Blättern angefülltes Gypsröhrchen entzünden, und Rauchwölkchen zwiſchen den Korallenlippen hervorblaſen. Nach

Verlauf eines Monats wurde der Fremdling, reich beſchenkt mit Elephantenzähnen und — Verſprechungen, entlaſſen. Die ſchöne Knonmquaiha war von der zierlichen Abſchiedsrede des galanten Mynheer, von welcher ſie kein Wort verſtand, ſo ergriffen, daß ſie einige ſchwarze Thränen aus den blitzenden kleinen Augen über die platte Naſe herabgleiten ließ.

Tquaſſou biß ſich in die Unterlippen, und Mynheer konnte ein ironiſches Zucken der Oberlippe nicht ganz verbergen.

Als die Geſandtſchaft abgereiſ't war, lebten Tquaſſou und ſeine Gattin wieder in der vollkommenſten Eintracht, und baten den großen Gounja Ticquoa, welcher den Mond anzündet, um baldige Beglückung mit einem Erben der Stämme N'oh und Hingn'oh. Bald zeigten ſich die Spuren der erhörten Bitte, ach, nur zu bald!

Knonmquaiha erhielt von nun an die ausgeſuchteſte Koſt: friſches Kälbergedärm und Milch von wilden Eſeln; auch bereitete man ihr ein Lager von köſtlichem Elephantendünger. Als die ſchickſalsvolle Stunde der Entbindung herannahte, erhob ſich ein Sturmwind mit furchtbarem Geheul; die Gebirge widerhallten von Donnerſchlägen, und ſchwarze Wolken verhüllten den Mond. Plötzlich erſcholl das Zeter- und Jammergeſchrei, Knonmquaiha habe ein Ungeheuer zur Welt gebracht, der unglückliche Sprößling der ſchönſten ſchwarzen Eltern gewähre den ſcheußlichen Anblick der häßlichſten weißen Farbe.

Vergebens wuſch man das kleine Ungeheuer mit Aloeſaft, vergebens legte man es in die ſchwärzende Sonnenglut, vergebens beſtrich man es mit dem Fett ſchwarzer Thiere, — das Unglückskind behielt die abſcheuliche weiße Farbe. Nach langem Nachſinnen, wie dieſes fatale Spiel der Natur zu erklären ſei, gerieth ein hottentotiſcher Weltweiſer endlich auf die Bemerkung, dieſe Erſcheinung ſei das Werk des böſen Geiſtes Cham-ouana, deſſen Einfluß die Phantaſie der guten Knonmquaiha, mit der verabſcheuten weißen Farbe des Mynheer van Snikerſee bekleidet habe.

In Folge dieſer weiſen Präſumtion, wurde die ſchwarze Mutter und ihr weißer Sprößling von den Richtern mit hottentotiſch-grauſamer Strenge zum Tode verurtheilt, und zwar zu einem gräßlichen.

Der kleine Weltbürger wurde nämlich in einem Walde an einen Baumaſt, den Kopf abwärts hängend, angebunden und den wilden Thieren zur Speiſe überlaſſen. Knonmquaiha aber, als die vom böſen Geiſte Cham-ouana in der Geſtalt des Mynheer van Snikerſee Verführte ward in einen Kreis von Männern, mit Knitteln bewaffnet, geſtellt; Tquaſſou mußte ſich, den Landesgeſetzen gemäß, die traurige Pflicht gefallen laſſen, den erſten Todesſtreich auf ſie zu führen. Dreimal hob der Unglückliche den Arm, dreimal ſank der Arm kraftlos. Endlich gab ihm die Verzweiflung die Kraft zum Schwunge, und der Knittel traf die platte breite Naſe, die ihn beim erſten Anblick der Schönen bezaubert hatte. Sogleich fiel ein Hagelregen von den Knitteln der Uebrigen zermalmend auf den Leib der Unglücklichen, die ein Opfer des böſen Geiſtes ward.

Der zerſchmetterte Körper wurde in eine Rhinoceroshaut eingenäht und in's Meer geworfen. Der troſtloſe Tquaſſou beſtieg einen Felsgipfel, von dem er in die Tiefe des Flutengrabes hinabſtarrte. In einer Nacht, da er, mit den Wölfen wetteifernd, zum Mond aufheulte, trugen die Wellen den Rhinoceros-Sarg der unglücklichen Knonmquaiha daher. Dreimal ſchrie der wehklagende Tquaſſou: „Bo! bo! bo!" Mit dem dritten: Bo! ſprang er in's Meer.

Die Rhinoceroshaut öffnete ſich und nahm den armen Tquaſſou in ihren dunklen Umfang auf. Das Volk glaubte, den Verſchwundenen habe der Mond aufgezogen. Noch jetzt lebt das Andenken an das unglückliche ſchwarze Ehepaar in den Herzen der Hottentoten, deren Hochzeitgeſänge ſeit der Zeit mit dem Wunſche ſchließen:

Glücklicher als Tquaſſou ſei der Gatte!
Keuſcher als Knonmquaiha ſei die Gattin!

# Wanderungen unter Schutt und Trümmern, Staub und Aſche.

## I. Die Kynaſt-Burg.

Beim Lichte beſehen, iſt wohl eigentlich unſer ganzes Leben eine Reiſe durch Schutt und Trümmer, Staub und Aſche. Dabei hat jeder Menſch ſeinen Reiſegefährten, der Eine das Glück, der Andere das Unglück; der Eine den Frohſinn, der Andere den Trübſinn, der Eine den Reichthum, der Andere die Armuth; der Eine die Geſundheit, der Andere ein organiſches Gebrechen, der Eine Phantaſie und Gemüth, der Andere Verſtand und Klugheit. Leicht reiſet man und ſchnell auf der Eiſenbahn, noch leichter und ſchneller im Luftballon der Einbildungskraft, der kräftigſten aller Dampf- und Flugmaſchinen.

Komm, lieber Leſer, und theile mit mir die Reiſe-Manie unſerer Zeit! Wir beſuchen die Reſte der Vorwelt, und klettern unter den Burgruinen des Mittelalters herum. Jetzt ſind wir in Schleſien.

Ich halte Raſttag bei dem Dörfchen Hermsdorf. Es lehnt ſich an den Fuß des Berges, auf dem die Ruinen der Kynaſt-Burg ſtehen. Sie wurde im Jahre **1292** von dem ſchleſiſchen Fürſten Bolko dem Erſten erbaut, im Jahre **1675** aber von einem Blitze bis auf wenige Trümmer zerſtört. Es frägt ſich nun, wer von beiden der Gewaltigere war — der Fürſt oder der Blitz?

Ich beſah mir das niedliche Dörfchen. Ueber der Thür eines Hauſes hing eine Tafel, auf welcher die Verslein ſtanden:

„Wer den Kynaſt will beſchauen,
Mag ſich hier mir anvertrauen."

Ein Bauer trat heraus und meldete mir unter vielen demüthigen Bücklingen, er ſei der, von dem Grafen Schaffgotſch, dem Herrn des Ortes, ernannte Kommandant der Veſte Kynaſt und als ſolcher der Führer der Fremden, welche die Burg zu ſehen wünſchen. Ich konnte mich kaum des Lachens enthalten, über die Erſcheinung eines armſeligen Männleins, das ſich mir als Kommandant einer nicht mehr exiſtirenden Veſte zu erkennen gab; ich verzieh' ihm aber die Albernheit, da mir einfiel, daß uns im Leben ſo viele Menſchen begegnen, die ſtolz ſind auf ein Nichts, das vielleicht einmal ein Etwas war.

Die Geſtalt des negativen ländlichen Feſtungskommandanten war das Gegentheil von dem, was man impoſant, ſeine Phyſiognomie das Gegentheil von dem, was man geiſtreich nennt. Ein durchlöcherter breitkrämpiger Hut, einſt ſchwarz, jetzt weiß, Hemdärmel, einſt weiß, jetzt ſchwarz, und ein aus Ueberreſten mehrerer langer Beinkleider zuſammengeſetztes kurzes Beinkleid, ein wahrer Bein- und Peinkleider-Verein, bedeckten die ſterbliche Hülle des Männleins.

Er ſchrie zur knarrenden Hausthür hin: „Buben heraus!" — Und ſieh' da! Ein Knäuel von zwölf Buben entwickelte ſich drängend, balgend und ſchreiend durch das morſche Pförtlein, dem bei dieſem Sturme einige abgeſtoßene

Splitter entfielen. Der Kommandant ſtellte ſich an die Spitze der kleinen Soldateska, muſterte ſchmunzelnd das erzeugte Dutzend und erzählte mir mit ſtolzem Selbſtgefühl, die Veſte Kynaſt ſei wohl mehrmal beſtürmt, aber nie erobert worden. Ich glaube, daß wenige Feſtungen, und noch weniger weibliche Herzen ein Gleiches von ſich rühmen können.

Der Herr Kommandant ließ nun durch ſeinen älteſten Buben einen Pöller abfeuern. Ueberraſchend war die Nachwirkung des Knalls, indem er, wie das Crescendo der Fama, wenn ihre Poſaune eine Großthat oder ein Meiſterwerk der Welt verkündet, mit vielfach wiederholten Echos zwiſchen den umliegenden Bergen forthallte, bis er, immer ſchwächer und ſchwächer, gleich dem verkümmerten Leben eines genialen Menſchen, in der Ferne verklang.

Ich ſtieg nun mit der mich begleitenden Generation, deren Stammfrau von den Beſchwerden dieſes Lebens ſchon in dem unterirdiſchen Schlafgemach ausruhte, auf einem civiliſirten ebenen Wege ſachte und bequem bergan. Nach Verlauf einer halben Stunde ſtand ich vor dem zerfallenen Thore der alten Burg. Der Bauer, deſſen kriechende Demuth mir ſo lächerlich ſchien, bat mich nun unter häufigen Kratzfüßen, hier zu warten; er ging in den nahe ſtehenden, ziemlich wohlerhaltenen Wachtthurm. Nach einigen Minuten öffnete ſich das Pförtlein. Heraustrat, ſtatt des nichtigen Bauers, eine ſoldatiſche Figur in blauem Ueberrock, einen kurzen Säbel an der rechten Hüfte, einen Haſelſtock in der Hand, einen martialiſchen Sturmhut auf dem Kopf, der, nach der linken Seite zu, tief in die Stirne gedrückt war.

Ich erkannte den escamotirten Landmann nur dadurch wieder, daß ſeine zwölf Sprößlinge ihm in drei Reihen, vier Mann hoch, nachfolgten.

Der jüngſte derſelben lieferte den Beweis, daß man nicht nur die Menſchen, ſondern auch die Trommeln mißhandeln kann. Der veredelte Bauer verkündigte mir nun mit einer erzwungenen Baßſtimme, und mit möglichſt ſtolzer Haltung, daß er ſich geneigt finde, meiner Bitte wegen Beſichtigung der Burg ohne Anſtand zu willfahren.

Ich erblickte in dieſer Verwandlung ein Bild von der Schwäche des Menſchen, der ſich übernimmt, ſobald er, auf günſtige äußere Zufälle geſtützt, ohne Veredlung ſeines Innern, plötzlich etwas zu ſein glaubt. Ich dachte dabei an das Sprichwort: „Das Kleid macht den Mann.“ Dieſes Sprichwort geißelt aber nur den Mann, weil er nicht eitel ſein ſoll, wogegen dem Weibe die Eitelkeit verziehen wird, da die Natur den Schönen wie den Unſchönen des ſchönen Geſchlechtes den Wunſch, ſchön zu ſein, um zu gefallen, in das Herz gepflanzt hat.

Wir marſchirten nun durch drei ehemalige noch jetzt ſogenannte Thore, das heißt, Maueröffnungen, über drei große, von einzelnen Mauerreſten umgebene Plätze. Die Ueberbleibſel verklungener Herrlichkeit waren mit Gras, Moos und Unkraut überzogen. Aus den Ritzen und Spalten des geborſtenen Geſteines drängten ſich Bäume und Sträuche hervor. Unter dem Trümmergeklüfte hauſ'ten viele Habichte mit ihren werthen Familien; ſie glaubten vermuthlich als Raubvögel vorzugsweiſe ein Recht zu haben, die von den alten Raubrittern zurückgelaſſenen Wohnſitze ſich zuzueignen.

In dieſen Höfen befinden ſich noch drei Brunnen; zwei derſelben ſchmachteten ohne Waſſer. So vertrocknen auch in manchem Dichter unter ungünſtigen Verhältniſſen und Umſtänden die Quellen ſeines ſchöpferiſchen Geiſtes. Nachdem die Überreſte der Rüſtkammer und einiger Zimmer der Burg durchwandert waren, führte mich der Kommandant in die Ruinen der Küche, die er mir als den Schauplatz einer ſehr kläglichen Geſchichte ankündigte, von welcher ich das Sonderbarſte hier nacherzähle.

Es war am 2. März des Jahres 1635, als Graf Johann Ulrich von Schaffgotſch, General der kaiſerlichen Truppen in Schleſien, damaliger Beſitzer der Burg Kynaſt, ſeinen Geburtstag, wie er es in jedem Jahre zu thun pflegte, in Einſamkeit und Andacht zubrachte. So tiefe Stille aber in ſeinem Kämmerlein herrſchte, eben ſo laute Fröhlichkeit ließ ſich in dem Speiſeſaale vernehmen, in welchem mehrere, zur Feier dieſes Tages geladene Gäſte verſammelt waren. Unter dieſen befand ſich auch der Paſtor Thieme, ein Mann, der wegen ſeiner Kenntniſſe in der Aſtrologie und Chiromantie, auf welche er ſeine Vorherſagungen gründete, im hohem Rufe ſtand. Er ſelbſt rühmte ſich öffentlich, daß er die Gabe beſitze, aus der Konſtellation der Planeten jedem Menſchen, ſobald er deſſen Geburtsſtunde wiſſe, ſein Schickſal vorherſagen zu können.

Es iſt bekannt, daß der Rebenſaft in den Menſchen nach Verſchiedenheit ihres Temperaments ſehr verſchiedenartige Stimmungen erzeugt. Dieſer edle Geiſt, der jetzt den Frohſinn aller Gäſte auf der Kynaſt-Burg erhöhte, that auf den ernſten, zur Schwermuth geneigten Paſtor gerade die entgegengeſetzte Wirkung. Er wurde nach jedem geleerten Glaſe ſchweigſamer und trübſinniger. Als endlich alle Anweſende ſich erhoben, die Becher ſchwenkten, auf das Wohl und auf ein langes Leben des Burgherrn tranken, erblaßte der greiſe Paſtor; Thränen ſtürzten ihm aus den Augen.

Alle Gäſte geriethen darüber in Beſtürzung. Jedem erſtarb das Wort auf den Lippen. Nach längerm Schweigen wie aus einer Betäubung erwachend, beſtürmten ſie den Unglücklichen, überhäuften ihn mit Vorwürfen, und verlangten von ihm die Aufklärung über dieſes ſonderbare Benehmen.

Thieme ſammelte ſich mühſam und ſagte dann ſchwer beklommen und mit gepreßter Stimme:

„Weh mir, daß die Umſtände mich zwingen, ein Geheimniß zu offenbaren, welches in meiner Bruſt verſchloſſen bleiben ſollte! So, wie die Sache nun ſteht, würde mein Schweigen böſen Argwohn, vielleicht ſogar Zwiſt erregen. Wiſſet denn, geehrte Gäſte! nur die innigſte Liebe zu meinem Patronatsherrn war es, die mir bei dem allgemeinen Jubel bittere Thränen erpreßte. Vernehmet das höchſt betrübende Geheimniß, ſobald ihr mir das Ehrenwort geben wollet, an Niemanden außer dieſem Kreiſe etwas davon zu verlautbaren!“ —

Alle gelobten die ſtrengſte Verſchwiegenheit. Thieme fuhr fort: „Mars und Saturnus ſtanden bei der Geburt des Grafen in einer gefährlichen Oppoſition; dies deutet auf einen gewaltſamen Tod durch das Schwert.“ —

Als Thieme dieſe Worte mit zitternder Stimme geſprochen hatte, ſank er auf die Knie, faltete die Hände, und rief mit Inbrunſt: „Allmächtiger Gott! Herr des Lebens und des Todes! Sei gnädig und wende das böſe Zeichen zum Beſten unſers edlen Wohlthäters!“ —

Alle Anweſenden hatten dieſes Gebet in ihren Herzen andächtig mitgeſprochen. Sie reichten ſich dann ſchweigend die Hände und verließen tiefbetrübt die Burg.

Während jener Scene war des Grafen Kammerdiener horchend an der halbzugelehnten Thüre geſtanden. Er beſchloß, das Geheimniß noch heute dem Herrn zu hinterbringen, theils aus Beſorgniß für dieſen, theils aus Haß gegen den Paſtor, deſſen angebliches Vorherſehungsvermögen er für eine frevelhafte Anmaßung hielt.

Als er daher den Grafen entkleidet hatte und dieſer nach geſprochenem Abendgebet zu Bette ging, bat der Diener den Gebieter um die Erlaubniß, noch etwas vortragen zu dürfen, weil doch jede Nacht gar leicht des Menſchen letzte ſein könne. Der Graf erwiederte:

„Sprich aufrichtig, wie es einem getreuen Diener geziemt! Ich bin jeden Augenblick bereit, vor Gottes Richterſtuhl zu erſcheinen.“

Der Kammerdiener erzählte nun haſtig, was er bei dem Mittagsmale gehört hatte. Der Graf ſagte, ohne eine Miene zu ändern, mit ruhigem Lächeln:

„Herr! Dein Wille geſchehe!“ — dann wendete er ſich an den Zuträger mit den Worten: „Die Gabe des prahlenden Sterndeuters wollen wir auf die Probe ſtellen, eine Probe, die er wohl kaum zu ſeinem Ruhme beſtehen möchte. Sende denn, ſobald das nächſte Morgenroth am Himmel leuchtet, an Alle, die heute meine Gäſte waren, einen reitenden Boten, und lade ſie zu einer Jagdpartie, dann zum Mittagsſchmaus! Du ſiehſt hieraus, daß ich wenigſtens noch den nächſten Tag zu erleben gedenke. Nun gute Nacht!“ —

Der Diener verließ das Schlafgemach, voll Erſtaunen über die Gemüthsruhe des Grafen, zugleich voll Neugier, was denn an dem nächſten Tage ſich ereignen möge.

Schon hatten die geladenen Gäſte ſich eingefunden; der Graf empfing ſie mit gewohnter Herzlichkeit; auch ſie begrüßten ihn mit inniger Freude, deren Glanz jedoch durch die Spuren einer Wehmuth getrübt wurde, die ſie nicht zu bemeiſtern vermochten.

Als Alle verſammelt waren, ließ der Graf ein ſäugendes Lamm bringen, hob es auf ſeine Arme, ging damit zum Paſtor und ſagte: „Lieber Wundermann! Ich habe ſchon ſo viel von Euerer ſeltenen Weiſſagungsgabe vernommen, daß ich voll Verlangen bin, ſelbſt etwas davon zu ſehen. Thut mir doch den Gefallen, dieſem Lämmchen hier die Nativität zu ſtellen!“ —

Mehrere Gäſte brachen über dieſen Scherz in lautes Gelächter aus; der Paſtor gerieth aber in peinliche Verlegenheit, da er nicht wußte, wie die Sache zu nehmen ſei. Das traurige Ereigniß am geſtrigen Tage trat wie eine düſtere Wolke vor ſeine Seele, und er war unter den Lachenden der Einzige, deſſen Augen ſich mit Thränen füllten. Der Graf ſagte: „Friſch an's Werk, lieber Paſtor! Wenn Ihr die gerühmte Gabe wirklich beſitzt, ſo muß Euch das leicht ſein!" —

Thieme bemerkte dagegen, wenn er auch die ihm eigene Gabe des Nativitätſtellens nicht läugnen wolle, ſo wäre doch immer ein gewaltiger Unterſchied in ihrer Anwendung auf Thiere oder Menſchen. Der Graf ließ alles Weigern nicht gelten, und drang in den Paſtor, dem Lamm das Horoskop zu ſtellen.

Als Thieme nun ſah, daß er, ohne den Grafen zu beleidigen, nicht länger widerſtehen dürfe, bat er, man möge den Schäfer rufen, von deſſen Herde das Lamm ſei. Der Gerufene erſchien. Thieme fragte den Mann, an welchem Tage, und in welcher Stunde das Lamm geworfen ſei. Nachdem der Alte, über die Frage lächelnd, die beſtimmte Auskunft gegeben hatte, trat Thieme ſeitwärts, ſchrieb, nach langem Nachſinnen, Zeichen und Ziffern, kam dann zurück und ſagte im Tone der Zuverſicht: „Dieſes Lamm wird der Wolf freſſen." —

Alle Gäſte ſtimmten einen Lachcher an, der kein Ende nehmen wollte, nur zwei Perſonen lachten nicht: der Paſtor und der Graf. Das Geſicht des Erſteren entglühte in dunkler Röthe. Seine Mienen zeigten eine Miſchung von Beſchämung, Zorn und Schmerz, und er verließ die Geſellſchaft mit den Worten: „Der Himmel gebe, daß ich ein falſcher Prophet ſei!" —

Der Graf ſchwieg einige Zeit, in tiefes Nachdenken verſunken; dann, ſich zur Heiterkeit zwingend, ſagte er: „Dem Lämmlein mag es wohl gleichgültig ſein, ob es von einem Wolfe oder von Menſchen verſchlungen wird. Ich aber habe meine guten Gründe, einen ſolchen Leckerbiſſen dem Meiſter Iſegrimm nicht zu gönnen. Um nun das ſchmackhafte Gericht mir und meinen Gäſten zu ſichern, ſoll es ſogleich geſchlachtet werden, und unzerſtückt als ganzer Braten auf der Mittagstafel erſcheinen, wo wir es dann in der Gegenwart des Paſtors bis auf den letzten Biſſen verzehren wollen. Hat ſich der Prophet dann in einem Falle geirrt, ſo kann er auch in einem andern fehlen. Nun auf, zur Jagd!“ —

Die Gäſte beſtiegen ihre Roſſe. Fort ſprengte die fröhliche Schaar. Gewieher, Hundegebell und Hörnerklang, von manchem Echo wiederholt, verlor ſich im nahen Wald, und die Geſtalten der ſtattlichen Jäger verſchwanden zwiſchen den, im Morgenglanze ſchimmernden Bäumen.

Wie die höher ſteigende Sonne am Himmel, ſo flammte das immer höher auflodernde Feuer auf dem Küchenherde. Der Koch, voll Eifer, für ſo viele Gäſte ſo Vieles zu beſorgen, ſprang herum wie ein Raſender, während das geſchlachtete Lamm, ſeines Vließes entkleidet, in größter Gemüthsruhe am Bratenſpieße ſtak. Der Koch verließ das Reich, in dem er als unumſchränkter Herrſcher waltete, um in dem Küchengarten einige aromatiſche Kräuter zu ſammeln.

Indeß aber ereignete ſich etwas, aus dem wir die Lehre ziehen können, daß Vorſicht beſſer iſt, als Nachſicht, daß die Natur ihr Recht behauptet, und daß man das alte Sprichwort: „Trau'! ſchau'! wem?" nie ganz vergeſſen ſoll.

Der Böſewicht, welcher dieſes Ereigniß veranſtaltete, war aber kein Anderer, als der Meiſter Iſegrimm ſelbſt, nämlich ein zahmer Wolf, welcher ſeit vielen Jahren auf der Kynaſt-Burg als Haushund angeſtellt war. Er hatte überall freien Zutritt, war ſogar wegen ſeiner Leutſeligkeit und Humanität bei Menſchen und Thieren, bei Jung und Alt beliebt; nicht einmal die Spatzen fürchteten ſich vor ihm, wenn er zwiſchen ihnen über den Hof ſchritt. Seine Beſcheidenheit ging ſo weit, daß er nichts Eßbares anrührte, wenn man es ihm nicht eigens vorwarf oder vor die Schnauze hielt. Mit dieſen ſchönen moraliſchen Eigenſchaften vereinigte Meiſter Iſegrimm auch eine beſondere Kunſtfertigkeit; er ließ ſich nämlich wie ein Küchenjunge zum Drehen des Bratenwenders gebrauchen. Dadurch gewann er das allgemeine Vertrauen der Burgbewohner, die nun gar nicht mehr daran dachten, daß der Wolf ein Wolf ſei. Aber — aber! Traue ja Niemand einem Wolfe, am wenigſtens einem Wolf im Schafspelze!

Der gute Hauswolf ſtand nun einſam in der Küche und drehte den Bratenwender mit lobenswürdigem Dienſteifer. Da verbreitete das ominöſe Lamm, je mehr es gebraten wurde, einen Wohlgeruch, der mit jeder Minute köſtlicher und lockender wurde.

Als unpartei'ſcher Geſchichtſchreiber muß ich, auf das Zeugniß des Schloßkommandanten geſtützt, der von der Sache eben ſo wenig weiß, als ich ſelbſt, dem Wolfe zu ſeiner Ehre nachrühmen, daß er alle Foltergrade der Verſuchung ausſtand, eh' er ſich entſchloß, das verlaſſene Lamm ſich zuzueignen; zu ſeiner Rechtfertigung führe ich noch an: Er dachte entweder, dieſes wohlriechende Ding ſei eine herrenloſe Sache und — res nullius cedit primo occupanti, wie das römiſche Recht ſagt, oder — was ein möglicher Fall wäre, — er dachte dabei gar nichts. Kurz! Ein Sprung — und das Lamm befand ſich im Rachen des Wolfes! Das iſt ſo eine Eigenheit der — thieriſchen wie der menſchlichen Wölfe.

Der Lammbraten ward mit einer an's Unglaubliche grenzenden Schnelligkeit verzehrt. Zwanzig gefräßige Gäſte hätten dies nicht in ſo kurzer Zeit präſtiren können.

Jetzt trat der Koch in die Küche; ſein erſter Blick vermißte das Lamm. — Einige Knochen, die auf dem Boden lagen, verriethen ſogleich den Thäter, der jedoch ſo ruhig daſtand, als wäre gar nichts vorgefallen. Erſt als der fluchende Koch einen Feuerbrand ergriff, und ihn nach dem Verbrecher ſchleuderte, ſchien in dieſem das Bewußtſein eines verübten Unrechtes zu erwachen, und er that, was ihm die Klugheit gebot, — das heißt, er verließ augenblicklich den Ort der unſchuldigen Frevelthat und floh über den Hof ſchnell wie Wolkenſchatten, die vor der durchdringenden Sonne fliehen.

Der Koch ſtand lange, ſtumm und ſtarr im Äußern wie der Vulkan, während in ſeinem Innern die Wuth wie eine wilde Feuermaſſe kochte. Nachdem die Verzweiflung ſeine unglückliche arme Küchenſeele unter den gräßlichſten

Gedanken herumgejagt hatte, faßte er endlich zu ſeiner Beruhigung den klügſten Entſchluß, den er auftreiben konnte, nämlich den: er wolle eine ſolche Menge von Gerichten auftiſchen laſſen, daß die Gäſte, welche ohnedies von der Jagd mit einem Wolfshunger zurückkommen müßten, den elenden Lammbraten gar nicht vermiſſen könnten. Hätte der gute Mann gewußt, in welcher aſtrologiſchen Verbindung dieſer Vorfall mit dem Schickſale ſeines Herrn ſtand, ſo würde er die Sache nicht ſo leicht genommen haben.

Von dieſem Augenblicke an nahm die bisher luſtige Geſchichte eine ſehr tragiſche Wendung. Was nun folgt, iſt ſo ſchmerzlich, ſo erſchütternd, daß ich es nicht wagen darf, das Gemüth des Leſers durch das Ausmalen aller Züge und Umſtände der Erzählung zu foltern.

Die Gäſte kamen von der Jagd zurück, Frohſinn und gute Laune mit ihnen. Als der größere Theil der Gerichte ſchon verzehrt war, und der Lammbraten noch immer nicht erſchien, befahl der Graf, denſelben aufzutiſchen. Der Braten kam nicht. Die Geſichter der Diener zeigten Verlegenheit. Der Graf wiederholte den Befehl und verlangte augenblicklichen Vollzug. Nun trat der Koch, bleich wie ſeine Schürze, in den Saal, ſtürzte zu des Grafen Füßen, und legte, zitternd und um Gnade bittend, das Geſtändniß der Wahrheit ab.

Der Paſtor ſank vom Stuhl; alle Gäſte ſtießen einen Schrei des Entſetzens aus; der Graf aber hob ſchweigend die Augen zum Himmel, und ſagte mit ruhigem, feſten Ton: „Herr! Dein Wille geſchehe! Das Kleinſte mag im

Weltall dem Größten dienen, wie das Größte dem Kleinſten. Deine Wege, o Herr, ſind uns Kindern des Staubes in Dunkelheit gehüllt!" —

Den Grafen befiel nach dieſen, mit hoher Aufregung geſprochenen Worten eine Sinnesſchwäche. Er ſtand auf und ließ ſich in ſein abgelegenes Gemach führen. Die Gäſte verloren ſich wie Schatten.

Der edle Graf wurde kurze Zeit nach dieſem Ereigniß, einer Verbindung mit den Schweden und des Hochverraths angeklagt, am **25.** Junius des Jahres **1635** nach Regensburg gefordert, um vor den Reichsſtänden gerichtet zu werden, und am **23.** Julius desſelben Jahres als ein ſchuldloſes Opfer ſeiner Feinde enthauptet.

Das Schwert der Enthauptung liegt in Hermsdorf unter dem Kynaſt eingegraben, wird aber Niemanden gezeigt. Der Sarg mit Kopf und Leib ruht in Regensburg auf dem Kirchhofe zur heiligen Dreifaltigkeit in einem gewölbten Grabe.

## II. Kunigunde von Kynaſt.

Wie im Leben, ſo folgt auch bei meinen Wanderungen auf eine dunkle Stelle wieder eine lichte. Halte dich denn, lieber mitwandernder Leſer, bereit, wenn nicht zum Lachen, wenigſtens zum Lächeln! Eine ſchöne, junge, aber tolle Männerfeindin, die ſich endlich auf eine ſeltſame Weiſe, im Widerſpruche mit ſich ſelbſt, eines Beſſern belehren und bekehren läßt, bleibt immer ein ergetzlicher Gegenſtand für die gute Laune.

Um mich auf die Geſchichte des eben ſo ſchönen als ſpröden, und eben ſo ſpröden als ſchönen Burgfräuleins gehörig vorzubereiten, brachten mir die Kinder des Feſtungskommandanten einen Haubenſtock, deſſen verzerrtes Angeſicht, ſtatt der Lockenfülle mit Igelborſten umgeben, ich küſſen, wo nicht, ein Löſegeld für meine Enthaltſamkeit bezahlen ſollte. Ich entſchloß mich für das Letztere, und vernahm dafür die Hiſtorie von der liebenswürdigen Kunigunde, von der ich dem Leſer dasjenige, was ich davon verſtanden habe (drei Erzählende ſchrieen immer zugleich, einander zu überſchreien bemüht), nach meiner Art und Weiſe hier mittheile.

Daß häßliche und alte Jungfern dem männlichen Geſchlechte abhold werden, iſt nichts Neues; daß aber ein Mädchen, jung, ſchön und reich, eine Todfeindin der armen Männer wird, das muß allerdings Verwunderung erregen, kann aber auch zugleich einen Beweis liefern, daß an verunglückten Verſuchen zu lächerlichen Frauen-Emancipationen zu keiner Zeit ein Mangel war.

---

In irgend einem Jahre des Mittelalters lebte einmal ein Beſitzer der Burg Kynaſt, der ſchon als Mutterſöhnlein gewohnt war, Alles zu bekommen, was er haben wollte. Er wollte aber nichts anderes haben, als Pferde, Hunde und Geld. Das konnte die Mutter geben, und ſie gab es auch reichlich. Hätte das Söhnlein Bildung und Geiſt verlangt, ſo wäre die zärtliche Mutter in Verlegenheit gekommen. Der Vater liebte den Wein mehr, als die Gemahlin und den Sohn, und wußte kaum, daß Beide noch lebten, bis er eines Tages, den Becher in der Hand, ſelbſt zu leben aufhörte. Der gute Sohn ſchwor auf die Leiche des Vaters, ſeinen bisherigen guten Eigenſchaften auch die Liebe zum Weine beizugeſellen und er hielt ſein Wort redlich. Den Bitten ſeiner ſterbenden Mutter zu lieb, heiratete er ein armes Fräulein. Er forderte von der jungen Frau einen Sohn; ſie gebar ihm aber eine Tochter. Die Mißhandelte dankte dem Tod, daß er nach wenigen Monaten die Eheſcheidung bewirkte. Der mißvergnügte Ritter gerieth nun auf den Einfall, das Mädchen durch eine männliche Erziehung zum Manne zu machen. Seine Bemühung hatte leider einen ſchnellen, alle Erwartung überſteigenden Erfolg.

Kunigunde wurde bald eine Art von Waldmädchen. Sie lief mit Hirſchen und Haſen in die Wette, ſie tummelte die wildeſten Pferde; ſie ſchwang die Lanze, ſtürzte mit den Knappen in den Wald, und hetzte den Eber. Der Vater wollte vor Entzücken über dieſes Wunder der Natur aus der Haut fahren; er nannte ſich den glücklichſten aller Väter.

Ach! wie viel ſchneller und leichter geht es mit der Entartung als mit der Veredlung des Menſchen!

Der glückliche Vater überließ ſich ſeinem Hange zum Trinken mit jedem Tage mehr, und ſo entſtand endlich aus dem Trinken die eigentliche Trunkenheit, denn Laſter wachſen im Menſchen ſchneller als die Tugenden; auch hat der Menſch, als traurigen Vorzug, das Laſter vor dem Thiere voraus, daher wir auch täglich laſterhafte Menſchen, aber nie ein laſterhaftes Thier erblicken.

Der Ritter hegte nun die, ſehr vielen Betrunkenen eigene Meinung; er glaubte nämlich im jedesmaligen Rauſche, daß ihm Alles möglich ſei. Dieſe irrige Meinung exaltirte ihn während einer Weinbegeiſterung an einem ſchönen Sommerabend ſo gewaltig, daß er an den, am Rande jäher Abgründe erbauten Ringmauern Reiſige mit Kienfakeln aufſtellen ließ, nach einem Trinkgelage in voller Rüſtung ſeinen Rappen beſtieg, und, ohne auf die Bitten des Töchterleins und die Vorſtellungen ſeiner Zechbrüder zu hören, auf dem obern Rande der Burgmauer mit den Worten dahinſprengte: „Ich kann Alles, was ich will: euch aber, ihr Haſenfüße, will ich zeigen, was reiten heißt!“ —

Bei dem letzten Worte glitſchte der gejagte Rappe auf einem ſpitzigen Steine aus. Wildes Gewieher und Eiſengeraſſel, ein vielſtimmiger Schrei der Zuſchauer, ein Fluch des Trunkenen — und Roß und Reiter lagen zerſchmettert im nächtlichen Schlunde des kurz vorher verſpotteten Abgrundes.

Vergebens ſtand Kunigunde, von den Zechbrüdern augenblicklich verlaſſen, die ganze Nacht hindurch mit den fakelnhaltenden Reiſigen auf dem Mauerrand; vergebens ſcholl ihr Zuruf, ihre Wehklage in den Abgrund; die ſchauerliche Tiefe gab keinen Laut zurück. Als der Tag ſich zu lichten begann, befahl ſie allem Burggeſinde, über die ſpitzigen glatten Felszacken in die Schlünde, wohin nie ein Strahl der

Sonne drang, hinabzuſteigen. Nur die verheißenen Belehnungen bewegen die Gefährdeten zum Gehorſam. Erſt nach einigen Stunden kehrten ſie mit dem zermalmten, faſt unkenntlichen Leichnam des Ritters zurück.

Kunigunde ließ ihm am dritten Tage auf der Stelle, wo er geſtürzt war, ein Grabmal errichten. Um Mitternacht beſuchte ſie die Todesſtätte, und verweilte hier bei jeder Witterung, bis die Glocke des Schloßthurmes Ein Uhr ſchlug. Der Düſterſinn, der ſich ihrer nun bemächtigte, vermehrte ihre Wildheit. Sie ſtieß in ihrer nächtlichen Einſamkeit Verwünſchungen gegen die Felſen aus, die ihren Vater getödtet hatten, Verwünſchungen gegen die feigen Zechbrüder, in denen ſie nun das ganze männliche Geſchlecht haßte. In dieſem erbitterten, nach Rache an der Natur und an den Menſchen lechzenden Stimmung faßte ſie den Entſchluß, nie einem Manne anzugehören.

Es währte aber nicht lange, als mehrere Verſuche und Verſucher in der Abſicht erſchienen, dieſen Entſchluß wankend zu machen. Was verſucht der Menſch nicht? das Unmögliche iſt vor ihm nicht ſicher. So lange er lebt, verſucht er und wird verſucht. Sein ganzes Daſein iſt ein Verſuch, glücklich zu werden und ſein Leben dem Tode abzukämpfen oder abzulügen.

Die Zugbrücke der Burg Kynaſt mußte nun jeden Tag wenigſtens dreimal aufgezogen werden, um einen Ritter als Freiwerber einzulaſſen. Dabei entfaltete ſich eine ſolche Verſchiedenartigkeit von Charakteren, Geſinnungsweiſe und Formen, daß ein dramatiſcher Dichter ſich Stoff zu mehreren

Schauſpielen hätte ſammeln können, vorausgeſetzt, daß er den äußern Schein und das Galageſicht, welches der Menſch da, wo er ſich beliebt machen will, wie eine Maske und Larve vornimmt, von dem, was dahinter ſteckt, zu unterſcheiden wüßte.

Das Fräulein geſtattete jedem Freiwerber den Zutritt. Sie horchte dem Sprechenden mit Würde und Ruhe, heftete aber dabei auf ihn einen durchdringenden Blick, der Manchen in eine ſolche Verwirrung ſetzte, daß der Strom ſeiner wohl einſtudirten Rede in's Stocken gerieth, wie ein Strom, welchen der Eishauch des Winters berührt. Hatte ſich Kunigunde an dem Verſtummenden eine Weile ergetzt, dann ſagte ſie mit größter Gelaſſenheit: „Ritter, wenn es Euch jetzt nicht beliebt, mir zu ſagen, was Ihr eigentlich wollt, und wenn es Euch gefällt, meine Antwort auf Eueren räthſelhaften Antrag zu vernehmen, ſo möget Ihr am nächſten Gertrudistage mir Euere geehrte Gegenwart wieder ſchenken!" —

Mit dieſem Beſcheide entfernte ſich, zufrieden oder nicht, jeder Brautwerber.

Endlich erſchien auch der von vielen feindlichen Nebenbuhlern ſehnlich erwartete Gertrudistag. Eine Menge von Freiern, deren ſich nur ſehr wenige Damen je rühmen konnten, fand ſich ein. Die Zugbrücke drohte faſt zu brechen, da ſich zu der beträchtlichen Zahl der Brautwerber, die einander mit ſcheelen Blicken maßen, noch eine Unzahl von Neugierigen geſellte.

Im Speiſeſaale prangte eine lange, prächtig geſchmückte

Tafel, zu beiden Seiten die vielſprechenden Gäſte, obenan das ſchweigende Burgfräulein, deren Schönheit durch die Trauerfarbe der Kleidung erhöht wurde, wie die aus finſtern Wolken hervorbrechende Sonne noch heller glänzt.

Groß war die Verſchiedenheit der auf der Tafel ſtehenden Weine und Speiſen, noch größer aber jene der Charaktere der an der Tafel ſitzenden Gäſte, jung und alt, ſchön und häßlich, klug und einfältig, ſtolz und ſchüchtern, tapfer und muthlos, geſchwätzig und ſchweigſam.

Alle wetteiferten, Jeder nach ſeiner Art und Weiſe, der Königin des Tages zu huldigen. Sie aber empfing alle dieſe Huldigungen entweder mit Nichtbeachtung und Gleichgültigkeit, oder mit Spott, wobei ſich nicht ſelten in ihre Mienen ein bitterer Zug einſchlich, welcher das reizende Angeſicht beinahe entſtellte.

Während nun die Tiſchgeſpräche immer lebhafter, die Gruppen, von der Schönheit und vom Weine begeiſtert, immer bizarrer wurden, während Dieſer mit Jenem zankte, der Eine ſüß lächelte, der Andere ſich in Träume verlor, der Dritte mehr ſeufzte als aß, der Vierte Alles in Verzweiflung hinabſchlang, ohne ſich deſſen bewußt zu ſein, der Fünfte auf ſeinem Stuhl ein **perpetuum mobile** vorſtellte, der Sechſte einzelne Klagelaute ausſtieß, der Siebente ſich in Deſperations-Witzeleien erſchöpfte, der Achte mit ſeinen Heldenthaten prahlte und ſo weiter, erhob Kunigunde ſich plötzlich, und ſagte zu den Verſtummenden: „Edle Ritter! Diejenigen, denen es gefällig iſt, die Bedingungen zu vernehmen, unter denen ich entſchloſſen bin, Einem von Euch meine Hand als Gatten zu reichen, mögen mir folgen!“

Sie ging mit raſchen Schritten in den Burghof hinab; das wüthende Heer der Freier folgte ihr, ſauſend, wie die Meeresflut nach geendigter Ebbe heranſtürmt. Der weite Hofraum ſchwand unter der Überſchwemmung. An der Burgmauer ſtand Kunigunde ſtill vor dem Grabmale ihres Vaters; die verſtummte Menge vor ihr.

Kunigunde, von der rothen Glut der untergehenden Sonne wie in eine Feuermaſſe getaucht, ſtreckte nun den rechten Arm zum Himmel und ſagte: „Geiſt meines Vaters! Hier an deinem Grabe ſchwöre ich, nur demjenigen als eheliches Gemahl angehören zu wollen, der, gleich dir, in ritterlicher Rüſtung zu Pferde ſitzend, dahin reitet über den obern Raum der, die Burg umfaſſenden Mauer, und ſo, trotzend den Felſen, die, von deinem edlen Blute geröthet ſind, trotzend dem Abgrunde, in welchen die Dämonen deinen zerſchmetterten Leib begruben, deinen zürnenden Schatten verſöhnt!“ —

Kunigunde verſchwand, ſchnell wie der letzte Strahl der hinter dem Gebirge verſunkenen Sonne. Die Ritter glaubten aus einem Traume zu erwachen, zweifelnd an der Erſcheinung und an ſich ſelbſt. Etwas der Art war ihnen noch nicht vorgekommen; die Neuheit des Falles verblüffte ſie. Einige vermochten vor Erſtaunen keine Silbe aus der Kehle zu bringen; Andere murmelten unverſtändliche Worte vor ſich hin; Andere ſchlugen ein gellendes Gelächter auf; Einige ſtießen laute Flüche aus. Alle aber ließen ſatteln und ſprengten über die zitternde Zugbrücke in's Freie hinaus, — um bald wieder zurückzukehren.

Schon am nächſten Tage erſchien der erſte Brautwerber, ein Ritter, der auf dieſer Welt nichts zu verlieren hatte, folglich leicht das Äußerſte wagen konnte, vor dem Außenthore der Burg. Zwei als Wache hier aufgeſtellte Knappen befragten ihn, was ihn hieher führe und ob er die von der Dame geſetzten Bedingungen kenne. Nachdem er das Letztere bejaht und verſprochen hatte, ſich Allem zu fügen, erhielt er Einlaß. Man ſah es ihm auf den erſten Blick an, daß er einer jener heimatloſen Abenteurer war, ie, des Herumirrens und des Kriegsweſens ſatt, Heimat und Ruhe ſuchten, und lebensluſtig, den Tod nicht ſcheuen, weil ſie nichts zu leben hatten.

Der Glücksritter wurde dem Fräulein vorgeſtellt, kalt- öflich empfangen, und nach wenigen Minuten wieder ent- aſſen wie ein Zudringlicher, gegen welchen der gute Ton nartig zu ſein nicht geſtattet. Man führte ihn dann in in Zimmer, in dem ſich ein zum Ausruhen einladender rmſtuhl befand. Mittags folgte eine köſtliche Bewirthung.

Nach geendigtem Male bat man ihn, ſich in den Hof u begeben, wo ſein Roß bereit ſtehe. Der Burgkaplan und er Burgvogt befragten ihn, ob er gewillt ſei, den Ritt ber die Mauer zu wagen, wofür er, nach glücklichem Gelingen, die Hand der Dame als Belohnung anzuſpre- en habe.

Der Ritter warf bedenkliche Blicke auf die vor ihm arrenden Felszacken und den unter ihm gähnenden Abgrund, dann ſagte er: „Ich bin bereit!“ — Einige wollen jedoch wiſſen, er wäre lieber ohne Braut heimgeritten.

Kunigunde, am Erkerfenſter erſcheinend, winkte dem ſie feierlich Begrüßenden mit dem weißen Tuche. Die Trompete ſchmetterte dreimal; drei Pöller knallten und das Echo antwortete dreimal.

Das geſpornte Roß ſprang auf die Mauer und ſchritt, wohl gelenkt, die Füße behutſam ſetzend, dahin. Schon war die größere Hälfte des Weges zurückgelegt, da wendete das Roß den Kopf, welchen der Ritter bisher ſorgſam nach der Seite der Burg gezogen hatte, gegen den Abgrund, ſtand plötzlich ſtille, ſchreckte, ſchauderte, bäumte ſich, und — Roß und Reiter ſtürzten in den Abgrund, ein Futter für Wölfe und Geier. Kunigunde ſank mit einem Wehrufe am Erkerfenſter zu Boden.

Am nächſten Tage erſchien ein zierliches, zart gebautes Jünkerlein, der holdeſte Blondin mit ſeinem Burgkaplan, deſſen purpurrothes, vollwangiges Angeſicht gegen das ſchmale blaſſe Antlitz des jungen Herrleins einen ſchneidenden Kontraſt bildete.

Junker Cyprianus pflegte zwar nie das Schwert zu führen, deſto mehr aber die Leier zu rühren. In Kunigunden hatte er ſein verkörpertes Ideal zu erblicken, und die zweite Hälfte ſeiner Seele zu finden geglaubt. Der Arme wußte leider nicht, daß es zwei Arten von Hälften gibt, ſolche nämlich, die zuſammen paſſen, und andere, die nicht zuſammen paſſen. Die Liebe begeiſterte ihn. Er dichtete Lieder auf die Seligkeit der Liebe, die ſelten von langer Dauer zu ſein pflegt, und auf das Glück der Ehe, welches von vielen Umſtänden abhängt. Er dichtete im Voraus Lieder auf den glücklichen, Lieder auf den unglücklichen Ausgang ſeines Wageſtückes, ſogar Lieder auf ſeine Vermählung, die er, mit goldenen und buntfarbigen Buchſtaben auf Pergament geſchrieben, der ironiſch lächelnden Angebeteten überreichte.

Gaſtmal, Trompetengeſchmetter und Pöllerknall war vorüber. Das Pferd ſtand vor der Burgmauer, der Junker neben dem Pferde, der Burgkaplan neben dem Junker. Unglücklicherweiſe fiel es dieſem nun ein, in den Abgrund, den er bisher nur aus der Beſchreibung kannte, einen Blick zu werfen; der eine Blick war aber hinreichend, in dem Junkerchen ein ſolches Entſetzen hervorzubringen, daß ihm Hören und Sehen verging. Er wurde noch bläſſer als blaß, zitterte, wankte, taumelte und ſank endlich in die ausgebreiteten Arme des Kaplans.

Der kluge Mentor wuſch das Männchen mit kaltem Waſſer, ſetzte es vor ſich auf das Pferd, und trabte, einen Knappen auf jeder Seite, ohne Abſchied zu nehmen, aus dem Schloſſe.

Der Junker phantaſirte in der folgenden Nacht auf ſeinem weichen Bette daheim von Abgründen, zerſchmetterten Knochen, wilden Felſen, reiſſenden Blutſtrömen, Wölfen und Geiern, ſtand am Morgen ſpät, aber friſch und geſund auf, beſchrieb die ſchauerliche Geſchichte in Verſen, wagte aber ſelbſt keinen zweiten Verſuch.

Am dritten Tag erſchien der dritte Ritter, ein blühender, kräftiger Mann voll Feuer und Lebensluſt. Er überhäufte das Fräulein mit Liebesſchwüren und Schmeicheleien, genoß viel vom köſtlichen Mittagsmale, und leerte manchen Becher zu ſeinem Vergnügen auf ihr Wohl. Jetzt ſchwang er ſich auf das Pferd und ſprengte zur Burgmauer. Der Ritter grüßte, und tummelte das Pferd im Kreiſe, um ſich dann mit einem Sprunge auf die Mauer zu ſchwingen; das ſtark geſpornte Roß holte aber mit den Vorderfüßen zu weit aus und ſetzte — über die Mauer hinüber. Ein Augenblick — und Beide lagen zerſchmettert in der Tiefe!

Deſſen ungeachtet brachte der vierte Tag den vierten Freier. Er hatte beinahe die Hälfte des Mauerpfades erreicht, als das Schickſal ihn zu ſeinen Vormännern bettete. Dasſelbe Trauerſpiel ſah der fünfte Tag. Den ſechsten Freier ſtürzte die Hand des Todes, als er ſchon zwei Drittheile der Bahn zurückgelegt hatte.

So wie dieſen Waghälſen geht es aber den Menſchen wohl überhaupt; nur wenige Glückliche legen ihre Lebensbahn oder den Weg, der ſie zu einem beſtimmten Ziele führen ſoll, ganz zurück.

Am ſiebenten Tage erſchien, ohne ſich durch das Schickſal ſeiner Vormänner abſchrecken zu laſſen, — ein gewöhnlicher Fehler der Menſchen, von denen die Stimme der Vorzeit und der Mitwelt nicht beachtet wird, — der ſiebente Freier, ein Jüngling, dem die Lebensluſt aus den Augen ſah. Er lächelte dem Fräulein fröhlich, das Fräulein lächelte ihm ironiſch entgegen. Er aß und trank, bis die Trompeten erſchollen und die Pöller knallten. Da ſtand nun die fatale Burgmauer, und vor der Burgmauer der Lebemann. Schon beſtieg er das Pferd. Er ſpornte; das Pferd weigerte ſich hinauf zu ſteigen. Er ſpornte noch ſtärker; das Pferd weigerte ſich noch ſtärker. Er ſpornte abermal; da drehte ſich der Schimmel, ſprengte von der Mauer weg, und blieb dann im Hofe ſtehen. Da lachte der Ritter plötzlich laut auf, und ſagte: „Schimmel! du haſt recht!“ und ſprengte unter allgemeinem Jubel zum Burgthore hinaus. Selbſt Kunigunde theilte die Freude der Burgleute, und äußerte den Wunſch, daß mit dieſem glücklichen Ausgange die unglückliche Brautwerbung geendigt ſein möchte. Zu ihrem Männerhaſſe geſellte ſich nun eine düſtere Schwermuth. Sie wünſchte ſich ſelbſt den Tod, erklärte aber von dem, was ſie geſchworen, nie abſtehen zu wollen.

Ihr Gemüth ward zerrüttet, ihre Phantaſie verwildert. In den ſchlafloſen Nächten ſchien ſich die Geiſterwelt vor ihr aufzuthun. Die Schreckgeſtalten der Verunglückten erſchienen ihr blutend, mit zerſchmetterten Gliedern, mit drohenden Mienen; dann trat der Geiſt ihres Vaters, das gräßlichſte aller Todesbilder, vor ihr Lager, und die Geiſterſchaar verſchwand mit herzzerreißendem Wehgeheul.

Nun vergingen ſechs Tage, ohne daß ein Freier ſich meldete. Ein Strahl der Hoffnung erheiterte Kunigundens Seele. Sie brachte Stunden des Tages und der Nacht in inbrünſtigem Gebete zu, und der Burgkaplan mußte Meſſen leſen, damit Gott jeden neuen Freier von dem hoffnungsloſen Beginnen abhalten wolle. Schwermuth und Männerhaß bemächtigte ſich aber der Unglücklichen immer mehr.

„Es iſt des Himmels Wille (ſagte ſie), daß Keinem das Unternehmen des frevelhaften Uebermuthes gelinge; und ſollte es Einem gelingen, ſo wäre ich die unglücklichſte aller Frauen, denn lieben kann ich — Keinen!“

So war ein Monat verfloſſen. Eine Meſſe um Mitternacht ward in der Burgkapelle für die Ruhe der Todten geleſen. Am nächſten Morgen aber meldete ſich, Kunigunden und alle Burgbewohner mit Entſetzen erfüllend, ein neuer Brautwerber.

Er ritt unbefangen und anſpruchslos durch den weiten Hofraum; aber ſeine edle Geſtalt und würdevolle Haltung erfüllten die Reihen der neugierigen Burgleute mit Ehrfurcht. Sein Viſir war geſchloſſen. Ihn begleitete ein Knappe von jugendlich zartem Wuchſe, deſſen Geſicht aber größtentheils von einem ſchwarzen Bande ſo verhüllt war, daß man die einzelnen Züge desſelben nicht entdecken konnte. Es ſchien, als bedecke dieſes Band eine Wunde.

Der Ritter ſtieg ab, und trat in das ihm angewieſene Zimmer, wohin der Knappe ihn begleitete. Durch dieſen ließ er nach einiger Zeit um die Erlaubniß bitten, der Herrin der Burg ſich vorſtellen zu dürfen.

Kunigunde erwartete ihn im Saale. Sie war ſchöner als je. Die Pracht des violetfarbenen Sammtkleides wurde durch den Glanz des Schmuckes erhöht. Der Ritter hatte ſeine Rüſtung abgelegt, und trat in zierlicher Kleidung, wie zu einem fröhlichen Feſte heiter und mit leichtem Anſtande ein. Eine edelſchlanke Geſtalt vereinigte ſich mit Kraftfülle, ein blühend ſchönes Antlitz mit geiſtvollem Ausdruck; Lebhaftigkeit ſpielte über die Ruhe der Mienen dahin, wie der Sonnenſtrahl über eine klare ſtille Waſſerfläche, und in den dunkelblauen Augen glänzte eine wunderbare Verſchmelzung von feurigem Muth mit inniger Wärme der Empfindung. Er verbeugte ſich mit Anmuth und Würde. Als er ſein Haupt erhob, entſtrömte ſeinem Auge ein Blick, der wie ein Lichtſtrahl in Kunigundens Herz drang. Dieſer überraſchende Eindruck und das ſchmerzlich ſüße Gefühl, daß nun der entſcheidende Augenblick gekommen ſei, von dem das Glück oder Unglück ihres ganzen Lebens abhänge, raubte ihr alle Faſſung. Sie, die feſt entſchloſſen war, den Ritter mit ſtolzer Kälte zu empfangen, ſtand ſchüchtern da, und verneigte ſich mit einer lieblichen Zartheit, die beinahe an Demuth grenzte.

Der Ritter nahm das Wort und ſagte: „Edles Fräulein! Ihr kennet die Urſache meines Kommens; ich kenne die von Euch geſetzte Bedingung. Ich hoffe mit Gottes Beiſtand der Letzte zu ſein, der Euretwillen den Pfad des Todes betritt.“

Kunigunde ſtand, in ihrem Innerſten erſchüttert, keines Wortes mächtig. Sie ſenkte die Augen zu Boden, erblaßte, bebte. Endlich fragte ſie den Ritter, ob dies ſein feſter Wille ſei, und als dieſer entſchieden bejahte, bat ſie ihn mit ſteigender Begeiſterung, von dem hoffnungsloſen Beginnen, bei dem jeder Wagende verunglückt ſei, abzuſtehen. Sie ſchilderte mit den lebhafteſten Farben die drohende Gefahr und das ſchreckliche Ende ſeiner Vormänner. Sie führte ihm zu Gemüthe, wie er ſelbſt im Falle des Gelingens in ihr als Gattin bald nur einen böſen Geiſt erblicken und ſie haſſen würde. Der Ritter erwiederte ihr mit feſtem Tone und bedeutungsvollem Lächeln: „Ich bin Mann; was ich beſchloſſen, führ' ich aus.“ —

Da ſtürzte Kunigunde, wie von einem Zauber ergriffen, zu ſeinen Füßen: „Fluch meiner Schönheit, wenn ſie Euch den Tod bringt! Eine Macht des Himmels zwingt mich, ſeit dem erſten Blick, Euch zu lieben. Ich will für Euch, doch Ihr ſollt nun und nimmer für mich ſterben. Wenn Ihr — wie ich nach dem, was Ihr für mich wagen wollet, nicht zweifeln kann, auch mich liebt, — o ſo laßt Euch erbitten! Steht ab von dem unſeligen Beginnen! Werbet nicht um die blutvergießende Hand einer Unglücklichen, die Eurer nicht würdig iſt!“

Der Ritter hob die Flehende empor, ernſt und trauernd, mit den Worten: „Ein Gelübde bindet mich, zu vollziehen, was ich beſchloſſen. Ich beklage Euch. Betet zu Gott, daß mein Beginnen nicht gelinge!“ —

Kunigunde wagte einen ſcheuen Blick nach dem Ritter und ſagte: „Dieſe räthſelhaften Worte erfüllen mich mit Grauen. Ihr wagt für das Glück der Liebe Euer Leben und — wünſchet den Tod? Wie deut' ich das?“

Der Ritter erwiederte düſter: „Der Erfolg wird lehren, welche Strafe das Unrecht trifft!“ —

Kunigunde, beängſtigt vom ſchauerlichen Vorgefühl einer nahenden Ohnmacht, verließ, um in einem ſolchen Zuſtande mit dem Ritter nicht allein zu bleiben, ſchnell den Saal. Als ſie ſich erholt hatte, und wieder zurückkam, ſchollen ihr ſanfte Lautenklänge entgegen. Eine weiche Melodie begleitete die holden Betheurungen der zärtlichſten Liebe, von einer ſonoren männlichen Stimme herzdurchdringend vorgetragen. Kunigunde ſetzte ſich dem Ritter gegenüber; ſie wagte es aber nicht, ihre thränenfeuchten Augen auf den Sänger zu richten. Der Ritter ließ ſich nicht ſtören. Als das Lied zu Ende war, erhob er ſich und trat zu Kunigunden mit den Worten: „Wenn das Glück mir nicht günſtig iſt, ſo nehmt dieſen Geſang zum Abſchiede!“ —

Als der Ritter nun Miene machte, den Saal zu verlaſſen, ſprang Kunigunde, von Schrecken ergriffen, empor, und rief, ſich ihm entgegen ſtellend: „Wie! Ihr gedenkt doch nicht jetzt — —“

Der Ritter erwiederte ſanft, doch ernſt: „Die Sonne neigt ſich zu ihrem Ziele; auch ich ſchreite meinem Ziele entgegen, und eh' ſie untergeht, ſei mein Schickſal entſchieden!“ —

Kunigunde flüſterte mit ſchwacher Stimme: „Der Himmel ſchütze Euch!“ —

Der Ritter trat in den, von der Abendſonne gerötheten Burghof; ſein junger Knappe führte ihm das vom Purpurroth umfloſſene milchweiße Pferd entgegen. Der Ritter ſchwang ſich hinauf; der Knappe geleitete ihn bis zur Mauer. Sie umarmten ſich. Schon ſtand der Ritter auf dem obern Rande; er blickte zuerſt mit Ruhe in den gähnenden Abgrund, dann mit Zuverſicht zu dem flammenden Himmel empor. Der Knappe ging, die Arme auf die Bruſt gekreuzt, neben ihm. Kunigunde ſank am Erkerfenſter auf die Knie, und hob die Hände betend empor.

Ritter und Knappe entſchwanden allmälig den Augen der ſchauenden Menge, welche, in tiefer Stille zuſammengedrängt, jeden Augenblick das Geraſſel des Sturzes und den Todesſchrei zu hören erwartete. Plötzlich — in dem Moment, da der letzte Glutrand der Sonnenſcheibe hinter den Gipfel des Gebirges hinabſank — erſchien der Ritter und ſein Knappe, vom Abendlicht verklärt, an dem entgegengeſetzten Ende der, die Burg umgebenden Mauer. Glücklich zurückgelegt war die Todesbahn! Freudengeſchrei ſcholl zum Himmel empor; Trompetengeſchmetter und Pöllerknall verkündeten den über die Mächte des Abgrundes errungenen Sieg.

Kunigunde wankte, von zwei Zofen geleitet, dem Ritter, bang und freudig zugleich, entgegen. Als ſie ihn erreicht hatte, verwandelte ſich die Todesbläſſe ihres Geſichtes in glühendes Roth, und ſie ſprach mit zitternder Stimme:

„Edler Ritter! Empfanget den Glückwunſch der Glücklichen! Gelöst iſt mein Schwur, geſühnt der Geiſt meines Vaters, und mir geſtattet, frei zu ſchalten mit meiner Hand, für welche Ihr Euer Leben gewagt. Seht mich bereit, Euch als Gemahl und Herrn dieſer Burg zu erkennen! Geliebt es Euch, ſo wird der Jubel Aller, gleich mir, Euch als Ihrem Gebieter huldigen.“ —

Der Ritter, dem der Knappe zur Seite ſtand, heftete auf Kunigunden einen Blick, welchen dieſe nicht zu ertragen vermochte; dann ſprach er mit Hoheit und Würde:

„Darf Jubel ertönen, wo Todesgeröchel aus der Tiefe ſtöhnt? Darf hochzeitlicher Purpur ſchimmern, wo das Blut der Zerſchmetterten die Felſen röthet? Des Vaters wilder Geiſt riß Euch dahin, den ſchönſten Gefühlen edler Weiblichkeit zu trotzen; der Geiſt der Liebe für den Einen, für den Auserwählten, blieb Euch fremd. In der Todesſchlucht ruhen die Opfer Eures Stolzes, Eurer Liebloſigkeit, und auf Euch, von Gott geſchaffen, einen biedern Gatten zu beglücken, laſtet ſchwere Blutſchuld. Weh' ruf' ich über Euch im Namen der Menſchheit! Euch band ein Schwur: wer aber zwang Euch zu dem Schwur? Unnatur und Entartung. Mit Gottes Hülfe hab' ich auf wohlgeübtem Roſſe das Wageſtück beſtanden, doch nicht in der Abſicht, um Eure Hand zu werben. Euer beſſeres Selbſt aus ſeiner Erſtarrung aufzuregen, und durch meinen Aufruf an die Ritter aller Gauen jeden Verblendeten aus ſeinem Wahne aufzuſchrecken und vom frevelhaften Wagniß abzuhalten, dies iſt der Zweck meines Unternehmens. Erblicket denn in mir den Letzten der Unglücklichen, die ihr Leben Eurer herzloſen Schönheit zum Opfer brachten! Nun aber bitte und beſchwöre ich Euch, fleht zu Gott, daß er Euren Geiſt erleuchte, Euer Herz erwärme! Sühnt Eure Blutſchuld! Macht Euch fähig und würdig, einen edlen Gatten als treue, liebevolle Lebensgefährtin zu beglücken! Iſt es Euch gelungen, dieſes ſchöne Ziel der Beſtimmung des echten, edlen Weibes zu erreichen, dann tretet in die Reihen der Menſchheit ein, und werdet glücklich, indem Ihr beglückt! Seht dann mich ſelbſt bereit, Euch einen edlen Gatten zuzuführen, denn ich ſelbſt kann Euer Gatte nicht werden. — Ich bin Adalbert, Landgraf von Thüringen, der geliebte Gatte des beſten, edelſten Weibes auf Erden; erblickt ſie hier in dieſem Knappen — und lebt wohl!" —

Adalbert ſchwang ſich auf das Roß, hob das geliebte Weib zu ſich empor, und ſprengte zum Thore hinaus.

Der ſegnende Nachruf Aller folgte ihm; Kunigunde ſank bewußtlos zur Erde. Nach einer ſchweren und langen Krankheit wieder geneſend, ging ſie als eine Verwandelte und Neugeborne aus dem Seelenleiden der Reue und des Grams, geläutert und veredelt, mit liebevollem, weichem Herzen, hervor. Sie ſtiftete Meſſen und Armenſpenden, und verlebte drei Jahre ſtill und fromm, Wohlthaten übend, in einem zum Gebiete der Burg gehörigen Kloſter.

Am Schluſſe des dritten Jahres erſchien der edle Landgraf von Thüringen am Gitter des Sprachzimmers; neben ihm ſtand Ritter Hugo von Erbach, Kunigundens Bräutigam, an deſſen Hand ſie am folgenden Morgen ihren feierlichen Einzug in die Kynaſt-Burg hielt.

Manche Salon-Schöne der Gegenwart wird, dem Zeitgeiſte (vielleicht auch dem Zeitgeſpenſte) gemäß, über die hartherzige Kunigunde den Stab brechen, und mit Recht; auch ſind jetzt die Männer-Feindinnen ausgeſtorben, und wir ſehen rings umher nur Männer-Freundinnen.

Die Mädchen, die jetzt weniger, als je zu Hausfrauen, das heißt: zu liebevollen, genügſamen Gattinnen und zu beſorgten Müttern paſſen, ſuchen ſeit der Frauen-Emancipation mehr als je unter die Haube zu kommen, da die Frau nun ihr eigener Herr ſein will.

Auch mancher Salon-Löwe wird gegen das Fräulein von Kynaſt deklamiren, da er, dem Zeitgeiſte (vielleicht auch dem Zeitgeſpenſte) gemäß, nicht zu begreifen vermag, wie ein Fräulein ſo unſinnig ſein konnte, einem — wenn auch noch ſo bartgeſchmückten — Männlein eine ſolche Zumuthung zu machen, und wie ein Herrlein der Schöpfung ſo unſinnig ſein könnte, unter ſolchen Bedingungen als Brautwerber aufzutreten, da an Bräuten unter viel annehmbareren Bedingungen kein Mangel iſt.

Wenn dieſe indeß von ihren Freiern und Gatten nicht offen und geradezu verlangen, daß ſie ſich aus Liebe zu ihnen in einen Abgrund und dem Tode in den Rachen ſtürzen ſollen, ſo treiben ſie den Unglücklichen doch an den Rand manches Abgrundes, in dem er zu Grunde gehen muß. Der Eine muß ſich zu Tode tanzen, der Andere zu Tode ſingen, der Andere zu Tode ſeufzen, der Dritte zu Tode ärgern, der Vierte zu Tode arbeiten, der Fünfte zu Tode ſchämen; der Eine muß aus Eiferſucht, der Andere aus Lebensüberdruß, Dieſer als Opfer von Geiz oder Zwietracht in der Sippſchaft, Jener aus Schwelgerei, oder aus Noth und Elend nach vorgegangener Verſchwendungsſucht, und ſo weiter, in's Gras beißen.

Es liegt ziemlich klar am Tage, daß der bei weitem größere Theil der Ehen nicht der zufriedene und eigentlich glückliche iſt; es läßt ſich aber leicht begreifen, daß es kaum anders ſein kann, da nur wenige Ehen aus reiner Liebe, aus wahrer herzlicher Zuneigung, auf wechſelſeitige Achtung gegründet, und in der Abſicht, einander glücklich und das arme, ſchaale Leben reich und ſchön zu machen, geſchloſſen werden.

Die Einen heiraten aus Eigennutz. Die Braut bringt Geldſäcke, oder ſie iſt von mächtigen, einflußreichen Verwandten umgeben, die den Eidam, Schwager oder Vetter zu Glanz und Ehren emporheben.

Aus Stolz heiratet ein Fräulein in ihrem Gatten ſeinen Rang, oder den Ruhm des in irgend einem Fache Ausgezeichneten; aus Stolz heiratet der verarmte Vornehme eine reiche Greiſin; aus Stolz heiratet das nichtige Männlein die zänkiſche Witwe eines berühmt geweſenen Mannes.

Oft entſcheidet ein zufälliges Zuſammentreffen und ein günſtiger Augenblick. Ein Er und eine Sie begegnen ſich in einer glücklichen Conſtellation. Sie erſcheinen einander in vortheilhaftem Licht, in einer Art von innerer und äußerer Gala. Sie gefallen ſich im Augenblicke; ſie verlieben ſich in einander ſo plötzlich, wie der zündende Blitz in ein Pulverfaß fällt. Jedes von Beiden glaubt, das Andere ſei wirklich ſo, wie es erſcheint; Jedes erblickt im Andern nur die vorgekehrte ſchöne Seite; Keines von Beiden gibt ſich Mühe, das Andere näher kennen zu lernen. Der Bund für ein ganzes Leben wird in Eile geſchloſſen. Der Traum flieht, ſie erwachen; die getäuſchte Hoffnung zeigt ein trauriges Geſicht, und ſie lernen zu ſpät einſehen, daß Verliebtſein und Lieben von einander ſo weit verſchieden ſind, wie ein Sonnenſtrahl und ein Zündhölzchen.

Manche heiraten, weil ſie lange mit und neben einander lebten. Sie halten die Gewohnheit des Beiſammenſeins für Liebe und finden bald, daß Eines des Andern ſchon überdrüſſig, und die Ehe zwar manche Bequemlichkeit, aber noch mehr lange Weile hat. Sie ziehen dann wie ein Paar jahrelang zuſammen geſpannte Miethpferde mit pflichtmäßiger Gleichgültigkeit, weder luſtig noch traurig, weder kalt noch warm, den Galawagen der Ehe über die breite Heerſtraße des alltäglichen Daſeins.

Manche Ehe kommt nur durch trübſelige Familienverhältniſſe zu Stande. Das Mädchen wird daheim von den Eltern hart behandelt, muß viel arbeiten, viel Launen ertragen; oder ſie gleicht einem Schifflein, das unter ihren Verwandten von den Wellen der Zwietracht hin und hergeworfen wird; oder ſie lebt unter dem Druck und von der Gnade einer alten böſen Tante. Da läßt ſich ein Freier blicken, der Nächſte, der Beſte — ſie ſieht in ihm nur den Erlöſer, und reicht ihm — er ſei nun weißer oder ſchwarzer Engel — im Fluge die Hand.

Das Fräulein erblickt einen Lion! Göttlicher Wuchs! **Collier grec**! **Glacé**-Handſchuhe! Bariton! Guter Tänzer! Freigebig mit vergötternden Schmeicheleien, vermiſcht mit ſtolzem Selbſtbewußtſein! Ach! und ſein Weltſchmerz mit Schnurbart! Wie intereſſant! Wer frägt nach dem Innern! Er wird geheiratet. Proſit Malzeit!

Hier erblickt Er die Lioneſſe. Er will nicht blindlings in's Ehejoch ſtürzen; er will ſich überzeugen, ob ſie ſeiner würdig iſt; er frägt: „Weiß ſie ſich zu kleiden? Tanzt ſie Quadrilles? Spricht ſie geläufig franzöſiſch und engliſch? Hat ſie die Mystères de Paris geleſen? Spielt ſie Whiſt, Hombre und Boſton?“ — „Ja, mein Herr!“ — „Gut!“ Sie wird geheiratet. Proſit Malzeit!

Hier ſitzt ein Mädchen, deſſen Phlegma es eben nicht ſchwer nähme, ſitzen zu bleiben; aber — die Aermſte fühlt lange Weile! Den böſen Dämon kann nur eine Liebſchaft verſcheuchen. Das Bedürfniß, die Leerheit des Herzens auszufüllen, der Wunſch, das ſtockende Innere in Bewegung zu ſetzen, bewegen ſie, in den Eheſtand zu treten. O der überglücklichen ſechs Wochen! Aber ach! warum muß in der ſiebenten Woche Alles anders ſein? Das Treibeis im Herzen vertreibt kein Gott; Amor's Fackel verliſcht im arteſiſchen Brunnen, dem die erforderliche Tiefe fehlt.

Ein Gegenſtück liefert die ſogenannte Geiſtreiche, die ſich entweder im Labyrinth einer verworrenen Phantaſie verirrt, oder, wie ein Luftballon ſteigend, in den hohen kalten Himmelsregionen verſchwindet. Sie hat ein paar hundert deutſche und noch mehr franzöſiſche Romane geleſen. Ihrem Herzen, flammend wie ein feuriges Nordlicht, kann nur ein männliches Herz genügen, welches Feuerſtröme wie ein tobender Vulkan auswirft, und ihrer wildbewegten Phantaſie kann nur die zügelloſe eines Phantaſten entſprechen. Sie hat von mehreren Wiſſenſchaften einige Tropfen genippt, und glaubt nun das ganze Reich der Kenntniſſe in ſich aufgenommen zu haben. Sie möchte gerne ihrem Gatten überlegen ſein, bedenkt nicht, daß ihr Wiſſen doch nur ein oberflächliches Stückwerk iſt, und hält dafür, daß nur ein männliches Kraftgenie ihr ebenbürtig und ihrer würdig ſei. Was iſt das Ende vom Lied? Der wahrhaft Geniale merkt bald, daß dem Geiſte der Prätendentin mehr aufgetragene Schminke als echte Naturfarbe eigen iſt, und wählt eine Gefährtin, welche jener Geiſt durchglüht, der der ſchönſte und beſte aller Geiſter iſt: der Geiſt des Herzens, in dem Licht und Wärme himmliſch und wunderbar vereinigt ſind. Solide Männer von ſchlichter Art ſcheuen ſich vor der hochfliegenden Geiſtreichen. Sie wirft ſich endlich in ihrer Selbſttäuſchung einem vielſchwätzenden Schwärmer, oder aus Verzweiflung einem Proſaiker, den ſie tief unter ſich erblickt, an den Hals, und — das Unglück iſt fertig.

Hier heiratet eine Verblühende nur deshalb, um — nicht unverheiratet zu ſterben. Hier tritt ein lebensmüder alter Hageſtolz, nachdem er ausgetobt hat, in den Eheſtand, um bequemer zu leben, und nöthigenfalls eine Krankenwärterin zu finden. Eine ſtolze Schöne heiratet Dieſen oder Jenen, weil ſie ſich in den Kopf geſetzt hat, ihn zu erobern. Es gelingt; ſie werden getraut — und die Eroberung hat ihren Werth verloren.

Es gibt im Chore der Matronen ſo manche Heiratsſtifterinnen, die ſich ein eigenes Geſchäft daraus machen, ein Paar Leutchen in's Ehejoch hineinzuſchwatzen. Wie's ausfällt, das kümmert ſie nicht. Die muß Den, und Der muß Die heiraten; — eine unſchuldige Paſſion! warum ſoll man ſie nicht befriedigen? — So wird ein Pärchen oft zuſammen gekittet, ohne es geahnt zu haben.

Entſchließen ſich nicht Manche von beiderlei Geſchlechtern oft blos deshalb zum Heiraten, weil das Eine ſieht, daß es vom Andern geliebt wird? Zuvorkommend gezeigte Liebe weckt nicht ſelten Gegenliebe. Manche heiraten nicht aus Herzens-Liebe, ſondern blos aus Geſelligkeits-Liebe, und wegen ihres Hanges, ein Haus zu machen. Und ſo heiratet der Gewerbsmann, weil er eine Frau im Hauſe braucht; der Förſter, um nicht im Walde allein zu ſein; der Schauſpieler wegen des doppelten Gehaltes; der gering beſoldete Beamte, weil man im Gaſthauſe zu theuer lebt, und ſo weiter.

Aus allem dem geht ziemlich deutlich hervor, daß wahre Liebe ſelten der eigentliche Beweggrund zum Heiraten iſt, und daß, beim Lichte beſehen, die meiſten Ehen einen Beweis liefern gegen das Sprichwort, daß die Ehen im Himmel geſchloſſen werden.

Werden ſie aber auch nicht im Himmel geſchloſſen, ſo unterliegt es doch keinem Zweifel, daß im Eheſtande die zwölf Himmelszeichen eben ſo gut wie im Kalender, und in den zwölf Monaten regieren, und nur in einer andern Ordnung auf einander folgen.

Eheleute leben in den Flitterwochen ſo einig, friedlich, zufrieden und glücklich, wie die Himmels-Zwillinge.

Die holde Neuvermählte erſcheint dem Gatten noch immer als das bräutliche, zärtliche, liebevolle Sternbild der Jungfrau, während er, für die Theure ſanft wie ein Lamm, gegen jedes Weſen, welches der Erwählten feindlich begegnen wollte, voll Muth und Kraft, wie ein Löwe, kämpfen würde. Nicht vergebens regiert der Schütz. Dem von Liebe begeiſterten Gatten iſt kein Ziel zu fern, zu hoch; er will, er wird, er muß es erreichen für Sie, die ſein Alles iſt hienieden. Seine Liebe verbürgt ihm das Erreichen des Zieles, ihre Liebe den Lohn für das Erreichte.

Nun tritt das Himmelszeichen der Wage ein. Beide Ehegatten fangen an zu erwägen und abzuwägen. Sie erwägt, daß ſeine Freigebigkeit abzunehmen anfängt; ach! Herz- und Geldbeutel ziehen ſich zuſammen. Er erwägt, daß ihre Reize abzunehmen anfangen, während ihre Putz-, Gefall- und Unterhaltungsſucht zunimmt. Sie erwägt, daß er auch ohne ihre Geſellſchaft leben kann; Er erwägt, daß ſeine Geſellſchaft ihr eben nicht als etwas Unentbehrliches erſcheint; Beide erwägen, daß ihre Liebe nun leichter wiegt als vorher, folglich auch ihr Glück. Sie fangen nun an zu erwägen, daß die Liebe eine jüngere Schweſter der Freundſchaft, und daß Amor ſtatt des Bogens eine Dukatenwage in der Hand hat, womit der Schelm nicht nur Dukaten, ſondern auch Handlungen, manchmal ſogar Mienen und Worte, abwägt, und ſie erwägen dann, daß nicht Alles Gold iſt, was glänzt, und umgekehrt, daß Manches recht ſchön glänzt, ohne Gold zu ſein.

Ein Glück noch, wenn Beide einander nicht geradezu mit falſchem Gewichte betriegen!

Nun folgt ein anderes Himmelszeichen: der Krebs, der einen bedeutenden Einfluß auf das Ehepaar nimmt. So wie der Krebs ſeine alte Schale ablegt und dafür eine neue bekommt, ſo legt auch Gatte und Gattin die alte Geſtalt ab, und Jedes erſcheint dem Andern in einer anderen. Beide ſcheinen bei dieſer Veränderung auch, gleich dem Krebſe, einen neuen Magen zu bekommen, den ſie jetzt benöthigen, um ſo Manches in ihrem wechſelſeitigen Benehmen beſſer vertragen zu können. Wie dann in dieſer Periode nicht ſelten die häusliche Ruhe und Zufriedenheit den Krebsgang geht, iſt eine in der kleinen und großen Welt nicht unbekannte Sache.

Jetzt folgt das Himmelszeichen des Skorpions, der mit dem Krebſe große Aehnlichkeit hat. So wie bei jenem Inſekt Kopf und Bruſt in Eins verwachſen ſind, eben ſo quartirt ſich auch bei dem Ehepaar das verkehlte Herz in den Kopf ein, das heißt, in den kalten, berechnenden Verſtand. Uneinige Eheleute haben ſo gut, wie der Skorpion ihren Stachel, mit dem ſie einander verwunden, und ihr Gift, das ſie in die Wunden fließen laſſen, welche um ſo gefährlicher ſind, je mehr der Skorpion vor dem Stiche gereizt wurde. Sie gleichen den Skorpionen oft leider ſogar darin, daß ſie einander, gleich dieſen, anfallen, und — im moraliſchen Sinne — auffreſſen.

Nun kommen drei Himmelszeichen, die man nur nennen darf, um zu wiſſen, daß ſie im ehelichen Leben nur als Sinnbilder der Streitſucht und Heftigkeit erſcheinen können: der Widder, der Steinbock und der Stier. Der Gatte verwandelt ſich nun in einen Haustyrann, die Gattin, nach dem Ausdruck der Gerichtsſprache, in ein eheliches Gegentheil. Die Hörner der Zwietracht manövriren gegen einander, und es fehlt — bei den niederen Ständen nicht an blauen Flecken, bei den höheren nicht an moraliſchen Hieb- und Stoßwunden von Kränkungen und Vorwürfen.

Nachdem beide Theile ſich lange genug gepeinigt und abgequält, und das Leben einander verbittert haben, erſcheint am ehelichen Horizont das Himmelszeichen des Waſſermannes. Das Feuer iſt erloſchen; das Waſſer hat geſiegt und erreicht nicht ſelten den Gefrierpunkt. Beide Parteien, des langen Guerilla-Krieges müde, ſchließen endlich eine Art von Neutralität oder Waffenſtillſtand, und leben im letzten Himmelszeichen, wie zwei Fiſche mit kaltem Blute, mit einer einzigen Herzkammer und ohne Stimme, im wäſſerigen Elemente zahnloſer Gleichgültigkeit. Eine Aehnlichkeit dieſer Fiſch-Eheleute mit den Fiſchen zeigt ſich auch darin, daß ſie, gleich den letzteren, keine Zuneigung gegen einander hegen, oft ſogar nicht einmal eine Geberdenſprache beſitzen, um ſich ihre Empfindungen mitzutheilen. Der Ueberlebende bedauert dann den Geſchiedenen ungefähr ſo, wie jener Fuhrmann ſein Pferd, der es des Genuſſes von Heu und Hafer entwöhnen wollte: „Schade um den guten Schimmel! Schon hatte er ſeit acht

Tagen nichts zu ſich genommen, und eben jetzt muß er mir ſterben!“

Glücklich zu preiſen ſind nur jene Paare, die in und für einander leben, und an deren Ehehimmel nur ein einziges Himmelszeichen regiert: die Venus, der hellſte und glänzendſte Planet unſeres Sonnenſyſtems, der Herold der aufgehenden Morgenſonne der Liebe, und ihr treuer Begleiter noch beim Untergange. Schöner, milder, holder Morgen- und Abendſtern! Du biſt der echte Leit- und Glücksſtern der irdiſchen Pilgerreiſe unſeres Lebens!

# Werthers und Wilhelm Meiſters Reiſeabenteuer.

(Ein literariſches Märchen ohne Ende.)

## Spinette und Salatiello.

Die ſchönen Flitterwochen des Eheſtandes gaukeln luſtig und glänzend dahin, wie die Schmetterlinge, aber auch — eben ſo flüchtig und beſtandlos wie ſie, und es folgt dann ein langſamer Stundenzug, ähnlich den träg hinſchleichenden Raupen.

Einen neuen Beweis dieſer Veränderung in den Lebensdekorationen lieferten Spinette und Salatiello. Wir ſehen ſie in dem ſchönſten Prunkſaale, auf den äußerſten Enden eines großen, langen, von weichen Polſtern ſchwellenden Sopha's ſitzen, ſtumm, mitunter ſogar gähnend. Die Nachfolgerin überſättigter Zärtlichkeit, die liebe lange Weile, ſchwebte wie eine Nachteule mit bleiernen Fittigen über ihnen. Spinette ſchaute verdrießlich auf die ſchönen Ringe an den ſchönen Fingern hinab, Salatiello durch die hohen Bogenfenſter in das Blaue hinauf. Beiden war's auf den Geſichtern zu leſen, daß ſie vor wenigen Minuten den erſten ehelichen Zwiſt gefeiert hatten, welcher gewöhnlich ein zahlreiches Gefolge mit ſich bringt, eine Schaar von unheimlichen trübſinnigen Geiſtern, mit Neſſeln und Diſteln bekränzt, mit Roſendornen umgürtet.

Um jenen bleiernen Raub- und Nachtvogel zu verſcheuchen, entſchloß ſich das Pärchen endlich, das eiskalte Schweigen zu brechen. Und ſo ſeufzte denn in der einen Ecke des weichſchwellenden Sopha's die reizende Spinette: „Das iſt nicht auszuhalten!“ — In der anderen Ecke Salatiello: „Das iſt zum Verzweifeln!“ —

Zur guten Stunde trat Panſophorin, der Bibliothekar, in den Saal, erkannte auf den erſten Blick die Lage der Dinge, vernahm mit herzlichem Entzücken die Klagen der jungen Ehekonſorten, und überraſchte ſie dann mit der erfreulichen Nachricht, daß die koſtſpielige Bücherſammlung, die Quinteſſenz der Geiſtesſchätze aller Zeiten und Völker, in beſter Ordnung aufgeſtellt ſei.

„Wirklich?“ gähnte Salatiello, und Spinette begleitete das Schlagwort mit einem wehmüthigen Lächeln, an welches ſie ein lahmes „So?“ heftete.

## Die Zauberbibliothek.

Panſophorin, der ſogleich merkte, daß es nöthig ſei, der drohenden Gefahr einer Stockung in dem Converſationsſtücke zuvorzukommen, lobte mit einem Schwall von Worten die Schönheit der Einbände und die kunſtreiche Anordnung zu einem harmoniſchen Farbenſpiel, welches ganze Landſchaften und Gebäude, ſogar Figuren von Menſchen und Thieren in der angenehmſten Mannigfaltigkeit darſtelle. Er wußte dies ſo lebhaft, ſo angenehm vorzutragen, daß es ihm endlich gelang, die Aufmerkſamkeit der anfangs ſehr gleichgültigen, beinahe ſchläferigen Zuhörer endlich bis zur Neugierde zu ſteigern. Als der Bibliothekar nun mit feuriger Beredſamkeit ſchilderte, wie zweckmäßig und ſinnreich er das ganze Bücher-Corps nach den verſchiedenen Fächern der Literatur zuſammengeſtellt habe, daß z. B. die Schäfergedichte förmliche Blumenbeete, die hiſtoriſchen Werke grandioſe Geiſtererſcheinungen und Schattenſpiele der Vorwelt, die philoſophiſchen einen ganzen Wolkenhimmel nicht ohne Irr-, Nebel und Wandelſterne, die kritiſchen eine Reihe von Parforce-Jagdſtücken, die Tragödien das rothe und todte Meer, die Sonetten-Poeſie ein chineſiſches Glockenſpiel, die Oden funkenſprühende, ziſchende Feuerwerk-Raketten und kleine Vulkane, die Schriften der Arzneikunde einen Kirchhof mit einem zierlichen Leichenhauſe und mit unzähligen Leichenſteinen, die Romane einen buntſcheckigen Jahrmarkt und ſo weiter darſtellten: da ſprangen Beide vom Sopha auf, und verlangten alſogleich in dieſes, alle Bibliotheken beſchämende Meiſterſtück eines Bücherſaales geführt zu werden, welches Panſophorin als Magier mit ſolcher Leichtigkeit zu Stande gebracht habe.

Als Spinette und Salatiello in den ungeheuren Raum des hohen Saales eintraten, überreichte Panſophorin jedem der beiden Schauluſtigen ein für dieſes literariſche Panorama eigens verfertigtes Sehrohr. Das Ehepaar überließ ſich ganz dem Entzücken der Augenweide. Der Magier erhielt nebſt einer übermäßigen Belobung eine mäßige Gehaltserhöhung. Mehr als Beides erfreute den Tauſendkünſtler Salatiello's Aeußerung, daß eine ſolche Bücherſammlung zu den ſchönſten und intereſſanteſten Gegenſtänden für Gemüthserheiterung und Geiſtesgenuß gehöre.

Der Bücherſaal genoß nun wirklich die Ehre, beinahe einen vollen Monat hindurch täglich beſucht zu werden, bis er endlich, das Schickſal alles Irdiſchen theilend, immer weniger bewundert, endlich ganz vergeſſen wurde. Nun fing die lange Weile wieder ihr altes Recht zu behaupten an, und Panſophorin wurde dringend aufgefordert, ein neues Zauberſtückchen zu liefern. Nachdem mancher Verſuch des willfährigen Künſtlers die erwartete Wirkung kaum zur Hälfte gethan hatte, mancher andere ganz mißlungen war, fiel der weiſe Mann endlich auf eine neue Idee, von welcher er ſich einen ungeheuren Effekt verſprach. Er führte das vor Neugierde brennende Ehepaar vor jene Abtheilung der Bibliothek, welche die Romane und die erzählenden Dichtungen überhaupt enthielt, und verſprach, durch die Kraft der Magie, die er theils in dem fixirenden Auge, theils in der beweglichen Naſenſpitze beſaß, nicht nur alle Romanenhelden und Romanheldinnen, ſondern auch manches andere imaginäre Bücherperſonale ſo zu beleben und ihr geiſtiges Weſen ſo zu verkörpern, daß ſie als wirkliche Perſonen erſcheinen, ſelbſtſtändig ſprechen und handeln, und zur anmuthigſten Kurzweile eine förmliche Tragikomödie aufführen ſollten. Dieſes Schauſpiel, verſicherte Panſophorin, habe nebſt der Beluſtigung, die es gewähre, noch den beſonderen Vortheil, daß die Zuſchauer dadurch die poetiſchen Meiſterwerke aller Völker und Zeiten würden kennen lernen, ohne eine Zeile davon geleſen zu haben.

# Die Schachpartie im Geiſterreiche.

Der Vorſchlag wurde freudig angenommen, und Panſophorin legte ſogleich Hand an's Werk. Das Zuſammentreffen der Schauſpieler veranſtaltete er auf eine Art, die ſelbſt wieder eine eigene Art von Unterhaltung bewirkte, indem er Spinetten und ihrem Gemahl zwei diamantene Vaſen gab, worin die Namen ſämmtlicher Bücherhelden und Heldinnen, mit Mondſtrahlen auf Roſendüfte geſchrieben, lagen. So wie nun aus der einen Vaſe der Name eines Bücherhelden, aus der anderen der Name einer Bücherheldin gezogen wurde, mußte dasjenige imaginäre Weſen, welches denſelben im Buche führte, neubelebt in der Wirklichkeit erſcheinen, und es begann eine förmliche Schachpartie im Geiſterreiche.

Spinette und Salatiello, zugleich Spieler und Zuſchauer, zogen theils aus ungeduldiger Neugier, theils ohne es ſelbſt zu wiſſen, die Namen aus den beiden Vaſen ſo haſtig-ſchnell, daß die meiſten der handelnden Schachfiguren nur flüchtig über die Zauberbühne dahineilten. Eben dadurch aber gewann das Stück bedeutend an beweglicher Lebendigkeit, an Mannigfaltigkeit, Theatercoups und Intereſſe, und es erhielt durch den raſtloſen Wechſel von Perſonen, Charakteren und tragikomiſchen Situationen die beiden Zuſchauer in ſo ununterbrochener Spannung, daß ſie, obſchon das ganze Luſt- und Schauſpiel nicht weniger als vierzehn Tage dauerte, dennoch über keine Längen ſich zu beklagen fanden, mithin auch keine lange Weile fühlten. Horcht! die dramatiſche Schachpartie im Geiſterreiche beginnt.

## Werther und Wilhelm Meiſter.

In dem Zimmer, welches ehedem die liebliche Marianne bewohnt hatte, ſaß nun Göthe's Wilhelm Meiſter, höchſt mißvergnügt, ja ganz deſperat über die Schmach, welche ein gewiſſer Puſtkuchen ihm zugefügt hatte; der Aermſte ſtöhnte aus ſchwergedrückter Bruſt.

„Es iſt nicht auszuhalten! Denke ich an meine echten Lehrjahre, ſo hüpft mir das Herz vor Freude; aber die Schmach der mir aufgedrungenen Wiederholung bringt mich zur Verzweiflung. Es iſt zu viel! Ich kann's nicht ertragen. Weh über dich, unſeliger Stiefvater Puſtkuchen!“

Der arme Wilhelm verſank immer tiefer in ſeine Melancholie, und ſeine Seele wurde immer düſterer. Endlich faßte er den Entſchluß, die erlittene Schmach nicht zu überleben. Unglücklicher Weiſe lag eine Piſtole auf dem Tiſche. Er griff darnach, ſetzte ſie an die Stirn und ließ ſie — nicht knallen, ſondern fallen, denn er erſchrack heftig, da in dem Augenblicke, als er den Hahn drücken wollte, die Thür aufging, und ein junger Mann im blauen Frack und gelben Beinkleidern in's Zimmer hinein ſprang, ihm entgegen flog, und ihn unter den zärtlichſten Liebkoſungen tauſendmal willkommen hieß.

Wilhelm Meiſter entzog ſich nur mit vieler Mühe den ſtürmiſchen Umarmungen, drängte den Ueberzärtlichen von ſich weg und ſagte: „Wer ſind Sie, mein Herr? Ich habe nicht die Ehre, Sie zu kennen.“

Aber Jener rief dagegen: „Wie? Du kennſt mich nicht? kennſt Deinen älteren Zwillingsbruder nicht? kennſt den weltberühmten Werther nicht?“

Nun ſchien Wilhelm Meiſter aus einem Traume zu erwachen. „O Himmel!“ (ſagte er) „wie war's denn möglich, daß ich Thor nur einen Augenblick Dich verkennen konnte? Die Familien-Aehnlichkeit unſerer Geſichtszüge, die unſere Abkunft von dem Einen herrlichen Vater ſo unverkennbar ausſpricht, wie konnte ſie mir nur einen Augenblick entgehen?“ —

Nun fingen die wechſelſeitigen Freudenergießungen an, worin die edlen Zwillinge gegen einander wetteiferten. Was ſie ſagten, war ſo natürlich, ſo wahr, ſo warm, und dabei doch ſo ſchön und in ſo gewählten Ausdrücken vorgetragen, daß es auf der Stelle im Druck erſcheinen konnte. Als endlich die wackern Zwillingsbrüder etwas ruhiger wurden, zog Werther einen Brief aus der Taſche, hielt ihn feierlich empor, und legte ihn dann mit einer Miene, die von Entzücken leuchtete, in Meiſter's rechte Hand.

„Von wem?“ fragte dieſer.

„Von unſerm Vater,“ erwiederte Werther.

„Vater Göthe!“ ſchrie Meiſter auf, daß es von allen Wänden zurückprallte: „Lebt er noch?“

„Er lebt und liebt Dich eben ſo,“ (ſagte Werther) „wie alle Welt ihn und uns Beide liebt.“ —

Meiſter las nun den Brief ſeines verehrten Vaters mit Entzücken, ließ dann die Arme ſinken, und ſagte mit wehmüthigem Tone: „Und ich Undankbarer wollte mich tödten!“

„Tödten!“ rief Werther voll Entſetzen.

„Ja!“ murmelte Meiſter: „Erſchießen wollt' ich mich mit eben der Piſtole, die hier auf dem Boden liegt, und die ich fallen ließ, weil ich, ſie an die Stirne ſetzend, erſchrack, als Du, geliebter Bruder, plötzlich eintrateſt.“ —

„Erſchießen? wiederholte Werther kopfſchüttelnd.“ — Das hab' ich, leider einmal ſelbſt gethan; ich geſtehe aber nun offenherzig, daß es eben nicht das Klügſte war, was ich in meinem Leben gethan habe. Glaube mir, Bruder, es kommt mit dem Erſchießen nichts heraus! Geduld, Vernunft und Zeit! damit kann man gar Vieles überſtehen, was man für unerträglich hält. Ich ließ mich vom Leben zu ſehr überwältigen, ſo wie Du bald ein Opfer der Kunſt geworden wäreſt. Laß' uns nun unſere wechſelſeitigen Erfahrungen zuſammenhalten, ſo kann uns Beiden geholfen werden. Führe Du mich in das Reich der Kunſt, damit das Leben über mich nicht zu viel Gewalt bekommt! Ich will Dich dagegen mehr mit dem Leben vertraut machen, damit Dich die Kunſt nicht gar zu ſehr ſublimire. Und ſo wie ich der Liebe zu meiner weltberühmten Lotte entſage, ſo vergeſſe Du der Injurien deines unberühmten Stiefvaters Puſtkuchen. Ich habe Deinen Schmerz in der Ferne vernommen, bin deshalb zu Dir hergeeilt und habe Dir das Troſtſchreiben vom Vater Göthe mitgebracht.“

„Ja!“ rief der entzückte Meiſter: „Es wirkt auf mich mit eben der Zauberkraft, mit welcher ſeine Worte auf alle Menſchen wirken.“ —

Die beiden Brüder umarmten ſich mit innigſter Zärtlichkeit.

## Mimili-Lisli-Elſi.

Während die Brüder einander noch in den Armen lagen, pochte es ziemlich ſtark an der Thür, und eintrat eine ſchöne kräftige Dirne in anmuthiger Schweizertracht. Werther, etwas unwillig, in der rührenden Scene der langentbehrten Herzensergießung unterbrochen zu werden, ſagte barſch: „Hübſche Dirne! was ſuchſt Du hier? Du haſt Dich vermuthlich verirrt? —

„Ei! was gäb's da auch viel zu verirren?“ ſagte die rüſtige Schweizerin mit kräftig klingender Stimme. „Ich habe angepocht, wie's bei euch Stadtleuten üblich iſt, und weil Niemand: „Herein!“ rief, ſo komme ich ungerufen. Ihr Herren kennt mich nicht, und macht große Augen; glaub's gerne! Ich ſuche einen ſichern Wilhelm Meiſter; hab' viel von ihm gehört und will ihn kennen lernen. Ich bin Clauren's Mimili — oder, wenn ihr wollt — auch ſeine Lisli oder gar die Elſi, denn er nennt mich bald ſo, bald ſo, wie's ihm beliebt. Eigentlich bin ich aber doch immer nur eine und dieſelbe Perſon. Wie gefall' ich Dir, Meiſterli? Dir möcht' ich wohl gefallen; der Andere da, iſt mir gar zu ſchwermüthig.“

„Soll ich — (ſagte Meiſter) wie die Schweizer es lieben, — recht aufrichtig ſein, ſo muß ich geſtehen, daß

Du zwar eine hübſche rüſtige Dirne biſt; ich merke aber auch, daß Du eine Natur oder vielmehr Natürlichkeit affektirſt, die Dir eben nicht angeboren zu ſein ſcheint. Für eine echte Schweizerin halt' ich Dich nicht." —

„Ei Du wüſtes Büble!" ſagte Mimili-Lisli-Elſi, — „Gib's nicht gar ſo hoch! Es haben mir ſchon viele wackere Leute den Gefallen gethan, mich für eine Schweizerin gelten zu laſſen. Nimm's nicht gar ſo genau!" —

Und Meiſter nahm's auch bald nicht mehr gar ſo genau. „Schweizerin oder nicht!" — ſagte er lächelnd — „Eine hübſche Dirne biſt Du auf jeden Fall. Mit der Kunſt hab' ich bisher vollauf zu thun gehabt; ich will's nun einmal auch mit der Natur verſuchen."

Mit dieſen Worten umarmte Meiſter das blühendſchöne Mädchen und küßte ſie herzlich. Mimili-Lisli-Elſi duldete den Kuß, ſah den Küſſenden ſchalkhaft an, und ſagte: „War das nun Kunſt oder Natur?" —

Jetzt ſprang Werther zürnend hinzu, riß den Zwillingsbruder von dem Mädchen weg und ſagte: „Sie iſt zu ungebildet für Dich, und von Sentimentalität iſt nun vollends nicht die geringſte Spur an ihr zu finden." —

„Ich," erwiederte Meiſter, „ich finde im Gegentheil an ihr mehr Kunſt als Natur. Iſt ſie noch etwas roh, ſo rührt das von den Alpen her, und die Sentimentalität ſchenk' ich ihr gerne, weil ſie wirklich recht hübſch iſt; denn in der Schönheit vereinigen ſich Kunſt und Natur, wie Duft und Farbe in der Blume."

„O Du Verblendeter!" ſeufzte Werther! Ich eile unſerm Vater Deine Mesalliance zu melden."

## Iphigenie auf Tauris.

In dieſem Augenblicke flog die Thür auf, und mit feierlichen Schritten ſchwebte eine hohe weibliche Geſtalt herein. Ein weites faltenreiches Gewand umfloß den ſchönen Leib; ein Schleier wallte von der Scheitel bis zur Sohle leichtflatternd hinab; und ein grünglühender Lorbeerkranz ſchmückte die dunkle Lockenfülle. Die ſonderbare Geſtalt ſtellte ſich ſchweigend vor den erſtaunten Meiſter. Ihr Blick drang in ſein Innerſtes. Nach einer ziemlich langen Pauſe begann ſie endlich: „Frevler! Du willſt mich nicht kennen? mich, die ich das Ideal der Weiblichkeit bin — Iphigenia auf Tauris!"

Nach dieſen Worten wendete ſie ſich zürnend an Mimili-Lisli-Elſi: „Zurück, Du gemeine Dirne! Du natürliche Unnatur! Wie kannſt Du es wagen, hier zu erſcheinen, wo die höchſte Kunſt veredelter Natur ſich zeigt?"

Dieſe Anrede machte auf Meiſter einen ſolchen Eindruck, daß er ſich ſogleich vom Mimili-Lisli-Elſi entfernte, und dem Ideal der Weiblichkeit augenblicklich die feurigſte Liebeserklärung that. Werther, der über die Zurückſetzung der hocherröthenden Schweizerin das innigſte Mitleid fühlte, näherte ſich jetzt der vor wenigen Augenblicken noch Verſchmähten, die in der erſten Aufwallung des Zornes den reuigen neuen Verehrer ſogleich gefällig aufnahm.

Und ſo blieb denn Werther der Natur getreu, während Meiſter der Kunſt huldigte.

Meiſter und Iphigenia verwickelten ſich bald in ein ſehr intereſſantes Geſpräch über die Kunſt; und da die Kunſt-Schöne über ſich ſelbſt dem Wißbegierigen zu wenig Auskunft gab, brachte Meiſter einen großen Folianten herbei, die Tragödien des Euripides, deſſen Iphigenia ſie nun zuſammen laſen, und zwar in griechiſcher Sprache mit beigefügter lateiniſcher Überſetzung, womit ſie zugleich die deutſche von Bothe verglichen.

## Abällino-Flodoardo.

Werther und Mimili-Lisli-Elſi gingen, um die in ihre Kunſt- und Menſchenſtudien ſich Vertiefenden nicht zu ſtören, in das Nebenzimmer. Kaum waren ſie da eingetreten, und wollten eben den glücklichen Augenblick des erſten Kuſſes feiern, als ein ſtämmiger wilder Kerl, unter deſſen genial übergeworfenem dunkelbraunen Mantel ein hellrothes Unterkleid hervorglühte, gewaltig auftretend in das Zimmer hineintrabte, Mimili-Lisli-Elſi feurig umſchlang, und mit kräftiger Stimme ausrief: Folge mir Banditenbraut! Ich bin Abällino, der große Bandit, welchen Du, wenn die ſchöne Literatur Deutſchlands Dir nicht fremd iſt, aus Romanen und Schauſpielen zur Genüge kennen mußt."

„Abällino Du?" ſchrie Mimili-Lisli-Elſi: „Fort! ich habe von Dir gehört, aber nichts Anderes als

Greuel und Schandthaten. Abſcheulicher Menſch und Unmenſch! Mörder! Räuber! „**Allez-vous-en!**"

Mit dieſen Worten ſank die Schöne, ſo gut ſich's thun ließ, faſt ohnmächtig in Werther's Arme. Dieſer wollte gegen den Verwegenen mit Ungeſtüm losfahren, aber — der Unhold war im Augenblick verſchwunden, und an ſeiner Stelle ſtand ein bildſchöner Jüngling im ſchönſten ritterlichen Hauskoſtüm da. Mimili-Lisli-Elſi erwachte ſogleich aus ihrer Ohnmacht, und der Verwandelte ſagte zu ihr mit dem weichen Schmelz der zärtlichſten Stimme: „Geliebte! auch dem Flodoardo kannſt Du zürnen? Ihm der nur für Dich lebt, und ohne Deine Liebe vergehen muß?" —

Das war zu viel! Mimili-Lisli-Elſi drückte dem verblüfften Werther die Hand, küßte ihn, und ſagte: „Adieu, Schatz! Nimm mir's nicht übel! der Flodoardo gefällt mir beſſer als Du, und Du weißt ja, daß ich natürlich bin." —

Bei dieſen Worten ging ſie mit Abällino-Flodoardo, der ſie umſchlungen hielt, ſo gleichgültig zur Thüre hinaus, als ob gar nichts vorgefallen wäre. Werther rief ihnen aber mit bewundernswürdiger **Contenance d'esprit** nach: „**A Dieu parti!** Thut, was ihr wollt! Erſchießen werde ich mich auf keinen Fall mehr, denn wer das einmal verſucht hat, läßt es zum zweiten Male bleiben!" —

## Werthers Lotte.

Die Nacht ſank auf die Erde und hüllte ſie in einen unendlich weiten ſchwarzen Domino. Wer ſchlafen wollte und konnte, der ſchlief. Auch Werther und Meiſter gingen zu Bette; aber der gute Werther genoß des holden Schlafes nicht lange. Ein unheimliches Zupfen an ſeiner, mit himmelblauem Damaſt überzogenen Bettdecke weckte ihn. Er ſchlug die Augen auf, fuhr empor, und — ſiehe da! wer ſtand vor ihm? Eine Madame, und zwar keine andere als die weltberühmte Lotte, derentwegen er ſich erſchoſſen hatte. Sie gab ihm eine ſchallende Ohrfeige, und kreiſchte mit gellender Stimme und einem näſelnden Tone: „Iſt dies die ſchreckliche Liebe, die Du für mich zu fühlen die Welt überreden wollteſt? Und heute fingſt Du eine Amour mit der unechten Schweizerin an, die von der Moral ſo wenig kennt, als die übrigen Kinder ihres galanten Vaters? Du biſt nicht werth, daß Göthe Deine Geſchichte im Druck herausgegeben hat, daß ſo viele Empfindſame über Dein Schickſal Thränen vergoßen, oder ſich wohl gar gleich Dir erſchießen wollten. Wiſſe denn, Frevler! Ich werde alle Auflagen jenes bewunderten Werkes konfiſciren, damit Du von aller Welt vergeſſen wirſt. Du warſt es nicht werth, dich meinetwegen erſchießen zu dürfen; nur darum biſt Du noch am Leben und — dennoch erſchoſſen. Jetzt thue, was Dir beliebt! Mich geht's nichts an, denn — ich verſchwinde.“ —

## Fauſt und der Fauſtkampf.

Wer ſchon eine Geiſtererſcheinung der Art ſelbſt erlebt hat, der kann ſich leicht vorſtellen, wie dem armen Werther zu Muthe war. Ich will daher den langen Monolog, welchen er nach Lottchens Verſchwinden im Bette hielt, nicht anführen, ſondern ſogleich den folgenden Auftritt erzählen.

Der ſanfte Jüngling ſchlummerte zuckerſüß und hatte die reinſten Träume von Iphigenien, die, um den Anſtand und ihren guten Ruf nicht zu verletzen, in einen Buchladen gegangen war, deſſen humaner Eigenthümer es ſich zur beſondern Ehre ſchätzte, dem Ideal der Weiblichkeit eine Nachtherberge zu geben.

Meiſter lag zuerſt ſehr ruhig, wurde aber immer unruhiger, wie die See, wenn ſie einen nahen Sturm wittert. Und er hatte auch ganz recht: denn aus der Tiefe des großen Zimmers trat eine wunderbare Geſtalt hervor, ſchwarz gekleidet, das blaſſe Geſicht von einem dichten ſchwarzen Barte umſchattet. Mit hohler Stimme rief das dunkle Weſen: „Meiſter! Meiſter! Meiſter der Natur und der Kunſt wirſt Du eben ſo wenig, als ich es geworden bin. Zu viel wiſſen iſt nicht gut, und Alles ergründen wollen iſt Narrheit, und dieſe Narrheit übermäßiger Wißbegierde iſt ein böſer Geiſt; darum hat mich der Teufel geholt. Uebrigens rathe ich Dir, weder zu tief in das Grab der Vergangenheit hinabzuſteigen, noch zu hoch in den Wolkenpalaſt der Zukunft hinauf zu fliegen, ſondern hübſch auf der ebenen Oberflächlichkeit der Gegenwart, die bald ſteinig, bald blumenweich iſt, zu bleiben, und nie mehr ſein zu wollen als ein Menſch, wie der Menſch iſt. Sei Du nur das ganz ſo, wie ſich's gebührt, ſo biſt Du für dieſe Erde der Mann." —

Meiſter, halb wach, halb im Schlafe, rief: „Sollteſt Du nicht etwa gar der beruchtigte Fauſt ſein? —

Das dunkle Weſen erwiederte mit dumpfem Tone: „Ja freilich bin ich der Fauſt, und zwar Göthe's Fauſt, dem die engliſchen Kritiker im Foreign quarterly an den Leib gehen." —

In dieſem Augenblick ſtürzte ein anderes, eben ſo geſtaltetes und gleichkoſtümirtes Weſen aus dem Hintergrunde hervor, und ſchrie: „Auch ich bin Fauſt, und zwar Klinger's Fauſt, und noch dazu ein Teufelskerl, der's mit Jedem aufnimmt."

Plötzlich ſtand noch eine dritte Geſtalt da, und rief: „Auch ich bin Fauſt, und zwar der Fauſt vom Maler Müller aus Rom." —

„Ei!" ſagte ein viertes Weſen derſelben Art: „Wenn ſchon drei Fäuſte da ſind, ſo nehmt auch mich noch dazu! Bin ich auch kein rechter Fauſt, ſo bin ich doch ein Fäuſtlein, Klingemanns Männlein, ſauber gedruckt und ſogar auf mehreren Bühnen Deutſchlands mit Beifall adjuſtirt und aufgeführt." —

Gegen den artigen vierten Ankömmling vereinigten ſich die drei Erſtern und jagten ihn zur Thür hinaus. Als dies geſchehen war, ſtellte ſich das Kleeblatt, während Meiſters Convulſionen immer ſtärker wurden, gegen einander, ſchaute ſich mit großen Augen voll Verwunderung an, und ſagte: „Wer von uns iſt nun der rechte Fauſt? Das kann ja doch nur Einer ſein?

## Mephiſtopheles-Kampf.

Indem nun ein Fauſt die Exiſtenz des andern bezweifelte und Göthe's Fauſt mit ſiegender Beredſamkeit für ſich ſo überwiegende Gründe vorbrachte, daß die beiden Andern ſchon an ſich ſelbſt irre zu werden anfingen, erhoben alle drei plötzlich ein fürchterliches Geſchrei, und ſtürzten wie raſend aus dem Zimmer, indem in einem Winkel deſſelben plötzlich Mephiſtopheles ſich präſentirte, welchen ſeine feurigen Augen verriethen, funkelnd wie glühende Kohlen, die von einem Blaſebalg zum Funkenſprühen angefacht werden. Da guckten noch drei Fauſtgeſtalten zur halb offenen Thüre herein, und jammerten: „Ach! wir ſind leider nur Fragmente von Leſſing, Schink und Schreiber; wir kommen aber als Boten, den uralten Fauſt des Briten Marlow anzukünden.“ —

Ihnen brüllte Mephiſtopheles entgegen: „Fragmente können wir nicht brauchen; geht euern Weg! Und wenn ihr etwa Lord Byron's Fauſt, welchem ſein Vater den Namen Manfred gab, auf der Heerſtraße begegnet, ſo ſagt ihm, daß er allenfalls wegbleiben kann, weil er doch nur eine ſehr gelungene Nachbildung von Göthe's Fauſt iſt.

So war denn der Fauſtkampf geendigt, und Mephiſtopheles glaubte ſchon Sieger zu ſein; ſein Triumph war jedoch von kurzer Dauer, indem ſogleich eine Satans-Bataille anfing. Nicht weniger als fünf ſataniſche, pechſchwarz feurige Rieſengeſtalten traten ein, und verbreiteten im Zimmer einen erſtickenden Dampf mit Pech- und Schwefelgeruch. Jeder von ihnen behauptete mit teufliſcher Unverſchämtheit und Brutalität, der wahre Satan oder Mephiſtopheles, und zwar Milton's, Taſſo's, Klopſtock's, Klinger's, Maler Müller's, Marlow's, Byron's und ſo weiter zu ſein.

Endlich kam es zu einer förmlichen Schlacht. Geheul! Gebrüll! Erbeben des ganzen Zimmers! Meiſter wälzte ſich wie ein Raſender im Bette herum. Das Getümmel des entſetzlichen Kampfes that auf ihn die Wirkung eines fürchterlichen Traumes. Wie das enden ſollte, war nicht abzuſehen. Man denke ſich nur gefälligſt ſo wilde, unermeßliche Rieſenkräfte, gegen einander tobend in dem beſchränkten Raume eines Menſchenzimmers!

Zum Glück erſchien noch ein anderes Weſen, welches ſich in's Mittel legte: Der Geiſt des Don Juan, dem eine Escorte von Teufeln folgte, feuerſpeiende Pulverpyramiden in den Krallen und auf der Zunge haltend, und Feuerräder mit dem geringelten Schweiſe ſchlagend.

Don Juan's Geiſt kommandirte zum Angriff; da wurde das Getümmel noch ärger. Nun eilte auch Byron's Don Juan herbei; ihm ſtürzte aber Mozart's Don Juan entgegen, ſtellte ſich in Poſitur und ſang eine Arie.

Plötzlich herrſchte tiefe Stille, und alle die ſchwarzen Ungethüme wurden in einem Augenblick ſo zahm, wie einſt die wilden Thiere und die Unholde der Unterwelt, als Orpheus ſingend vor ihnen einherſchritt. Das raſende Schlachtgetümmel ward zur ſtarren ſchwarzen Marmorgruppe. Am Schluſſe der Arie wandte ſich Mozart's Don Juan an den Byron'ſchen, und ſagte mit einem Tone, der bei ſeiner Derbheit dennoch etwas Graziöſes hatte: „Ich ſelbſt, offen ſei's geſtanden, — ich ſelbſt war, was meine Perſon betrifft, ein tüchtiger Vagabund, der es nicht wagen durfte, ohne Mozart's muſikaliſche Veredlung auf einer ehrbaren Schaubühne zu erſcheinen; Dich aber vermöchte kaum Mozart, ja kaum die Göttin der Harmonie ſelbſt in eine edlere Sphäre zu erheben.“ —

Der Apoſtrophirte wollte eben ſeine Einrede vortragen, da trat mit majeſtätiſchem Schritte Hamlet's Geiſt herein, und erſuchte ſie, Meiſters Schlaf nicht zu ſtören. Alle entfernten ſich ſo höflich, wie der geiſtreiche Geiſt ſie erſucht hatte. Göthe's Mephiſtopheles, welcher der Letzte von Allen hinausging, hatte ſich ſogar eines freundſchaftlichen Händedruckes von dem edlen Geiſte zu erfreuen.

## Soirée bei Gellert's ſchwediſcher Gräfin.

Kaum hatte ſich die unheimliche Geſellſchaft verloren, als Meiſter in fieberhaftem Angſtſchweiß erwachte. Der Aufruhr ſeines Innern legte ſich, als Werther mit einer Lampe eintrat, Lottens Erſcheinung nebſt ihrer nachdrücklichen Anrede erzählte, und ſich dagegen den Fauſtkampf ſammt der ſataniſchen Bataille ſchildern ließ.

Beide blieben nun den Reſt der Nacht beiſammen. Als ſie beim Aufgehen der Morgenſonne eben den Entſchluß faßten, allen Liebſchaften zu entſagen, trat ein alter Bedienter in einer ſehr altmodiſchen Livrée in das Zimmer, und meldete, mit wackelndem eisgrauen Kopfe, und mit devot ſteifem Anſtande, in ſehr ceremoniöſen, ziemlich veralteten Ausdrücken: „Gellert's ſchwediſche Gräfin, ſeine gnädige Gebieterin, habe von Wohlderoſelben brüderlicher Ankunft und reſpektive Anweſenheit Kunde erhalten; ſie wünſche das ſcharmante nobile par fratrum kennen zu lernen, und bitte um die Ehre der ſehr werthen Gegenwart Wohlderoſelben für dieſen Abend.“ —

Die Brüder ſahen einander lächelnd an, und Werther ſagte: „Mit der hat's wohl keine Gefahr?“ — Meiſter erwiederte: „Die würdige Dame wird uns wohl unſerm Gelübde ſchwerlich untreu machen.“ —

Werther, als der ältere Bruder, wandte ſich nun an den Bedienten mit den Worten: „Wir werden die Ehre haben, der edlen, hochwohlgebornen Frau aufzuwarten, und wir freuen uns ungemein, und über alle Maßen, eine ſo wohlgeſinnte Matrone, deren Titelblatt uns ſchon oft vorgekommen iſt, näher kennen zu lernen.“

Der Bediente, hierüber ſubmiſſeſt entzückt, entfernte ſich mit tiefen Bücklingen und unzähligen, an die Thürflügel ſtoßenden Kratzfüßen.

Abends um ſechs Uhr traten die Zwillingsbrüder in das von Lavendelgeiſt duftende Prunkgemach der ſchwediſchen Gräfin.

Die ehrwürdige Dame empfing, auf einem ungeheuren

Sopha ſitzend, die Eintretenden, vor denen zwei Bediente mit brennenden Kerzen einherſchritten, mit einem etwas ſtolzem Kopfnicken, aber mit einem ſehr freundlichen Geſichte, welches mit dem verdrießlichen des, in ſeinem Schlafe geſtörten Schooßhündchens einen ſehr grellen Kontraſt machte.

Die Gäſte, deren Aufmerkſamkeit, theils durch die ſchwediſche Gräfin, theils durch das ſchwediſche Schooßhündchen, theils durch das ungeheure ſchwediſche Sopha, übermäßig in Anſpruch genommen wurden, beobachteten ein ſo langes höfliches Stillſchweigen voll der ſprechendſten Blicke, daß der edlen Matrone die lange Weile, mit welcher ſie ſehr vertraut zu ſein ſchien, endlich ſelbſt zu langweilig wurde, und ſie mit der ſittlichſten Grazie den einſt ſchönen Mund öffnete, um folgende inhaltsſchwere Worte daraus hervorgehen zu laſſen:

„Sehr werthgeſchätzte, höchſt verehrliche junge Herren! Verzeihen Sie, daß ich Sie zu mir bitten ließ. Sie wiſſen ja, daß die weibliche Neugierde ewig jung bleibt, ſo wie es im Rathe der ewigen Vorſicht ſchon bei Erſchaffung der Welt vorhinein beſchloſſen ward. Sie werden mich vermuthlich nicht kennen, obſchon Sie mich vielleicht in mancher Buchhandlung geſehen haben. Ich gebe mir daher die Ehre, Ihnen zu ſagen, daß ich eine Tochter des rühmlichſt bekannten Profeſſors Chriſtian Fürchtegott Gellert [*]) bin. Er verfaßte mich in der löblichen Abſicht, dem Roman mehr Ernſt, Würde und Nützlichkeit zu geben. Und dennoch wagten

---

[*]) Geboren im Jahre 1715, ſtarb am 13. December 1769.

Verleumder, laut zu ſagen, ich Unglückliche ſei der klarſte Beweis, daß mein Vater kein Talent für den Roman habe. Aber ſo geht's! Die leichtſinnige Welt will nur unterhalten, nicht belehrt, nur verſchlimmert, nicht gebeſſert werden. Überdrüßig einer ſolchen, im Argen liegenden und aus ihren Fugen gegangenen Welt, hab' ich mich in die Einſamkeit und in mich ſelbſt zurückgezogen. Vergeſſen und verkannt, behaupte ich wenigſtens meine Würde, und nähre mich redlich von den moraliſchen Vorleſungen, Fabeln und Erzählungen meines ehrenwerthen Vaters, deſſen Weiberhaß und Eheſcheu ſo viel komiſche Gutmüthigkeit hatten, daß die Frauen und Mädchen ihm deshalb nicht gram wurden. Erlauben Sie mir, wohledle Herren, Ihnen nun Einiges von der Verlaſſenſchaft meines liebwerthen Herrn Vaters zu zeigen, vor Allem aber das Porträt von ihm und von ſeinem Schimmel!"

Meiſter und Werther verſicherten der ſchwediſchen Gräfin, daß ſie ſich um ſo mehr freuten, das Porträt Gellerts und ſeines Schimmels zu ſehen, als ſie ſelbſt nicht ſo glücklich waren, Beide **in natura** zu kennen, Vater Göthe aber mit Beiden bekannt war. Die ſkandinaviſche Dame nahm jetzt die Hand eines jeden Gaſtes und führte ſie zu dem Porträt ihres geiſtigen Vaters, vor dem ſie mit ihnen ſtehen blieb. Nachdem ſie lange ſtillſchweigend hinauf geblickt, und ſtatt der geſuchten Worte nur Thränen gefunden hatte, ſagte ſie endlich: „Liebwertheſte Herren! Glauben Sie mir! Ungeachtet all' der, in Schweden herrſchenden Kälte, findet man hier doch viele ſehr warme

Herzen, und die Wärme eines Menſchen iſt mehr werth, als ſeine Hitze, weil alle Hitze ſchnell verfliegt, die Wärme aber ſehr lange anhält. Mein Vater, den Sie hier **in effigie** erblicken, wurde wegen der Wärme ſeines weichen Herzens, obwohl er zu Haynichen, einem Städtchen im Erzgebirge, geboren war, allgemein verehrt. Wenn ich ihn anſehe, das gefällige Geſichts-Oval, die ſchöne Stirn, die ſanfte Schwermuth in den Augen, und den feinen Mund, ſo glaube ich immer, er müſſe in dieſem Augenblicke eine ſeiner Vorleſungen über die Moral beginnen, die ihm mit Recht einen ungetheilten Beifall erwarben, weil er durch ſeinen rührenden Vortrag ſo manchen Studirenden von ausſchweifender Lebensweiſe zurückhielt. Und fürwahr! eben ſo rein, wie ſein Geſicht iſt, eben ſo makellos war auch ſein menſchenfreundlicher, liebreicher Charakter. Um nun aber vom Menſchen auf die Thiere, und von meinem Vater auf ſeinen Schimmel zu kommen, wie denn in der Natur Alles Übergang iſt, ſo belieben Sie hier das intereſſanteſte aller Reitpferde anzuſchauen. Dieſes merkwürdige Thier leiſtete meinem Vater, ich möchte beinahe ſagen, noch beſſere Dienſte, als ſein Pegaſus, den er doch im Schritte recht wohl zu reiten wußte. Er erhielt das allerliebſte Thier von dem Prinzen Heinrich von Preußen, welcher dasſelbe in der Schlacht bei Freiberg geritten hatte, zum Geſchenk."

## Haller's Familie.

Die geſprächige Dame ſchien geſonnen, ihrer Zunge noch lange freien Lauf laſſen zu wollen; ſie wurde abe zu unſerm großen Vergnügen unterbrochen, indem der Bediente die Thür öffnete, und mehrere Gäſte eintraten, welche als Mitglieder der Familie des berühmten Herrn Albrecht von Haller*), der Große genannt, vorgeſtellt wurden. Sie entſchuldigten das Nichterſcheinen des Familienhauptes damit, daß der geiſtreiche Mann, nachdem er ſeinen rühmlichen Beſtrebungen in der Naturlehre, Botanik, Anatomie, Phyſiologie und Arzeneikunde, worin er Unglaubliches geleiſtet, durch didaktiſche und elegiſche Gedichte die Krone aufgeſetzt habe, mit ſich und der Welt zerfallen ſei, und in melancholiſchem Mißmuth hinbrüte. Wer daran zweifle, ob ein tiefſinniger Gelehrter und trefflicher Arzt auch ein ausgezeichneter Dichter ſein könne, — und wer ſich überzeugen wolle, daß ein wahrhaft großer Geiſt in den verſchiedenſten Fächern Außerordentliches leiſten könne, — der müſſe Haller's Leben, Wiſſen, Wirken und Schaffen betrachten. Eine ſeltene Kraft gehöre ſchon dazu, wenn man im Stande ſei, wie Haller es that, nebſt ſo vielen wiſſenſchaftlichen Werken zwölftauſend Recenſionen für die Göttinger Gelehrten-Anzeigen zu ſchreiben!

Unter den Haller'ſchen Familien-Mitgliedern war insbeſondere die Verſchiedenheit der Nationalität etwas Auffallendes; denn es befand ſich unter ihnen ein Mann in orientaliſcher Tracht, der ſich Uſong nannte, der Brite Alfred und ein Alpenhirt; ja ſogar die beiden alten Römer Fabius und Cato traten ganz unbefangen in den

---

*) Geboren am 16. October 1708; ſtarb am 12. December 1777.

Geſellſchaftsſaal. Die beiden Letzteren vertieften ſich mit Alfred und Uſong in ein Geſpräch über die Regierungsformen, und ſie geriethen in einen ziemlich heftigen Streit, indem Uſong für die deſpotiſche Regierungsform ſprach, die beiden Römer die republikaniſche erhoben, Alfred aber die Zweckmäßigkeit und Herrlichkeit der monarchiſchen rühmte. Wer recht aufmerkſam zuhörte, glaubte drei politiſche Romane vor ſich zu ſehen.

Panſophorin, der magiſche Bibliothekar, merkte, daß das ernſthafte politiſche Geſpräch ſchon etwas zu lange dauere, indem Spinettens ſchöne Augen ſich ſchloßen, Salatiello's Mund aber ſich einige Male krampfartig öffnete. Er beſchloß daher ſogleich, der ſich anmeldenden langen Weile den Zutritt zu verſagen, und ein belebendes Tableau zu veranſtalten. Der Alpenhirt trat rüſtig vor, und las einige der ſchönſten Stellen aus Haller's Gedicht: „Die Alpen.“

Man erkannte an jedem Verſe voll Kraft, an jedem Bilde voll Wahrheit, an jedem feurigen oder großen Gedanken, daß der Dichter in der Natur und auf der Alpenwelt heimiſch war.

„Es iſt unverkennbar (ſagte die entzückte ſchwediſche Gräfin), daß der treffliche Dichter in jedem Jahre die Alpen bereiſ't, um ſich ſelbſt, und uns Alle zu erfreuen.“ —

Der Alpenhirt überreichte nun der Dame einen ſtattlichen Strauß von Alpenpflanzen. In dieſem Augenblick zeigten ſich an einer der Wände die helvetiſchen Alpen im Glanze der Morgenſonne. Das prachtvolle Schauſpiel dieſer erhabenen Naturſchönheit that eine ſo gewaltige Wirkung, daß Spinette und Salatiello einander vor freudigem Erſtaunen in die Arme fielen.

Panſopherin bemerkte dies mit großem Vergnügen, und beſchloß nun, ſein literariſches Märchen mit möglicher Lebendigkeit fortſchreiten zu laſſen, Schlag auf Schlag, damit Spinette und Salatiello durch ſtarke Eindrücke wenigſtens einige Haupterſcheinungen der deutſchen Literatur im Gedächtniß behalten müßten.

## Kinder-, Schnitter-, Jäger und Amazonen-Chor.

Wilhelm Meiſter ſetzte ſich neben die ſchwediſche Gräfin, um ihr die Anſichten ſeines Vaters Göthe*), über einige der literariſchen Celebritäten mittheilen zu können. „Haller (ſagte er) erſcheint als Gelehrter unter den Erſten der Nation, den Vornehmſten und Geſchätzteſten gleich**). Er iſt ein außerordentlicher Menſch, und hat das Unglaubliche geleiſtet" ***).

Jetzt trat ein Mann ein, deſſen heiteres, freundliches und zuvorkommendes Weſen alle Anweſenden elektriſirte. Die Gräfin präſentirte ihn als den Kreisſteuer-Einnehmer

---

*) Was Wilhelm Meiſter in dieſer Hinſicht ſagen wird, ſind Göthe's Ausſprüche, die in ſeinen Werken zerſtreut vorkommen.

**) Siehe Göthe's Werke Stuttg. und Tübing. bei Cotta 25. Bd.

***) 26. Band.

Weiße, mit den Worten: „Als Menſch und als Schriftſteller von uns geliebt und geſchätzt“ *). — Er hatte ſich kaum geſetzt, als auf Panſophorins Veranſtaltung, ein Chor von Kindern, weiß gekleidet und mit Blumen bekränzt, eintrat. Sie ſangen ein rührendes Lied, wurden aber durch einen Chor von Schnittern und Schnitterinnen unterbrochen, dem ein Jägerchor folgte. Ehe dieſer zu Ende war, ſtürmten Amazonen, gehelmt und gepanzert, mit den Schwertern auf die Schilde ſchlagend, herein. Sie führten einen Waffentanz auf, der vielen Lärmen machte und ſehr gefiel. Salatiello ſprang auf, um mitzutanzen, Spinette hielt ihn mit einem ſtrafenden Blicke zurück.

Wilhelm Meiſter flüſterte der Gräfin in's Ohr: „Mein Vater ſagte mir einſt: Weiße's Theaterſtücke wollten wir nicht durchaus für muſterhaft gelten laſſen, ließen uns aber doch davon hinreißen, und ſeine Opern, durch Hillern auf eine leichte Weiſe belebt, machten uns viel Vergnügen. Er erfreut ſich einer Achtung ganz eigener Art, weil man in ihm die heterogenſten, ſelten mit einander verbundenen Eigenſchaften — des Dichters und des Geſchäftsmannes — vereinigt ſchätzt **).

---

*) Göthe. 25. Band. Weiße ſchrieb Opern, Luſt- und Trauerſpiele, lyriſche Gedichte, Amazonen-Lieder, Lieder für Kinder, und einen Kinderfreund.

**) 25. Band.

## Dichterliebe und Entſagung. Die Erſcheinungen im Bardenhain. Satans Theater.

Panſopherin wußte, daß Spinette und Salatiello für das Reiſen, weil es eine brillante Modenarrheit war, beſonders aber für das Kunſtreiſen, noch mehr aber für die genialen, kunſtreiſenden Mechaniker, eine außerordentliche Vorliebe hegten, welche um ſo mehr zunahm, als ihre Liebe zu einander abnahm, denn es liegt in der menſchlichen Natur, daß man das Glück außer ſich ſucht, ſobald man aufhört, es in ſeinem Innern zu finden.

Werther und Meiſter mußten alſo ſchon am nächſten Tage als Reiſende erſcheinen; der nur für Theatercoups und Knall-Effecte beſorgte Zauberer nahm es aber mit der Marſchroute, die er ihnen ausfertigte, nicht ſehr genau. Die Reiſe vereinigte daher das Natürliche mit dem Wunderbaren, Dichtung und Wahrheit, auf eine ſonderbare Weiſe, wodurch ſie einen eigenen pikanten Reiz erhielt.

Wir finden nun unſere beiden Wanderer auf dem Pfad zu einer Anhöhe, welche zu einem dunkeln Eichenwalde führt. In dem von einem roſig dämmernden Lichte umfloſſenen Haine zeigten ſich liebende Paare, welche theils, einander umſchlungen haltend, umher wandelten, theils auf blumenreichen Raſenbänken unter blühenden Gebüſchen beiſammen ruhten.

Vor allen Uebrigen erregte ein Jüngling die Aufmerkſamkeit der beiden Wanderer. Er ſang voll Begeiſterung entzückende Lieder der innigſten und edelſten Liebe. Alle horchten, ſich ſelbſt vergeſſend, ſeinem himmliſchen Geſange ; er aber ſchien, die ganze Welt vergeſſend, nur für eine Einzige zu leben.

Der Jüngling hieß Klopſtock, deſſen erſte Dichtungen — Oden und einige Geſänge des Meſſias — für ganz Europa ein Gegenſtand der Bewunderung und des Entzückens waren. Fanny Schmidt, die Erwählte, für welche der Dichter glühte, war wohl empfänglich für die Schönheit der Poeſie und für den Glanz des Ruhmes, aber nicht für die Liebe des Dichters.

So blieb denn die Leidenſchaft des Unglücklichen unerwiedert, und er lernte durch ſie, ſtatt des gehofften Glückes, den größten Schmerz kennen, welchen das Schickſal über einen Dichter verhängen kann, den Schmerz — zu lieben ohne Gegenliebe.

Fanny, dem Weltleben hold, verließ den Hain ; Verzweiflung ergriff den Sänger. Das Licht ſeiner Seele erloſch in Nacht ; die Lyra verſtummte, und er ſank, wie vernichtet, zu Boden. Ein Genius ſchwebte aus dem Gebüſch hervor ; ſeine gehobene Rechte ſetzte einen Kranz von Eichenblättern auf das Haupt des Leidenden. Ein Lichtſtrahl ſchien in die Nacht ſeiner Seele zu dringen, und eine Stimme des Himmels ſchien ihn aus dem Todesſchlafe zu erwecken. Er ſprang mit neu entflammter Geiſteskraft auf und ſprach im Selbſtgefühl edlen Stolzes : „Verloren iſt mir das Geliebteſte ; leicht treffe mich nun jeder Verluſt auf Erden ! Ich habe kennen gelernt den höchſten Schmerz ; nun bleibe mein Herz geſtählt, und es wiſſe Maß und Ziel zu halten in Leid und Freude. Gott ſei meine Liebe, die heilige Dichtkunſt mein Himmel auf Erden! Du aber, Eichenkranz, bleibe fortan der Schmuck meines Hauptes, die Wonne meines Daſeins! Schütze den Bekränzten, daß die Blitzſtrahlen des Lebens unſchädlich an ihm vorüber fliegen!“ —

Klopſtock erhob ſich feierlich, ſein Auge emporgerichtet zu dem Genius, der im Lichtglanz der ſcheidenden Sonne entſchwand. Dem von hohen Gedanken und mächtigen Empfindungen durchdrungenen Dichter näherten ſich vier erhabene ätheriſche Huldgeſtalten: Die Freundſchaft, die Phantaſie, die Vaterlandsliebe und der heilige Glaube.

Die Freundſchaft legte ihm die Hand auf das Herz und ſprach: „Nur ich vermag dieſes edle Herz ganz auszufüllen, dieſe große Seele ganz zu faſſen. Von mir durchdrungen, ſinge der Unſterblichkeit!“—

Die Phantaſie umgab ihn mit einem roſenlichten Zauberſchleier und ſagte: „Verborgen bleibe Dir des Häßlichen Ungeſtalt! Nur des Lebens Schönheit ſollſt Du durch mich erblicken.“ —

Die Vaterlandsliebe reichte ihm eine mit Eichenlaub bekränzte Harfe. Im Hintergrunde des Haines erſchien, wie ein Wolkenbild im Abendroth, die Geſtalt des Cheruskerfürſten Hermann, umſchlungen von den Armen ſeiner heldenmüthigen Thusnelda. Von Waffenklängen und Schilderſchlägen in wild dahin brauſenden Harmonien begleitet, erſchollen die Worte: „Von Dir geprieſen, preiſe Germania Dich!“ —

Die Erſcheinung verſchwand. Entzückende Melodien önten aus einer himmliſchen Glorie herab, und über leiſe äuſelnden Palmen wurden Engelsgeſtalten ſichtbar, wähend der heilige Glaube die Worte ſprach: „Ahne! Jeneits des Grabes wird Dir die Befriedigung Deiner Vorgeühle werden. Frage! Die Ewigkeit wird Dir antworten. Glaube, und Du wirſt Himmelsruhe finden in Deiner Bruſt! —

Die ganze Scene verſchwand in einem Lichtmeere.

---

Als Werther und Meiſter ſchon eine lange Strecke Weges, ohne ein Wort zu ſprechen, zurückgelegt hatten, uſchte eine rieſige Nachtgeſtalt an ihnen vorüber, und ſchrie mit gellendem Hohngelächter: „Ich bin Satan, der Ruheſe, heillos Witzige, Alles Leugnende, Alles Beſtreitende, eſſen Bild der fromme Dichter in ſeinem Meſſias ganz rfehlt hat. Ein erhabener Teufel und langweilige Engel, — o Jammer und Unglück!“ — So viele große Dichter: lopſtock, Milton, Taſſo und ſelbſt Göthe, haben ſich beüht, mich zu ſchildern, und es iſt doch keinem Einzigen lungen, nur ein halbwegs erträgliches Porträt von mir zu tande bringen. Um den hochgeprieſenen Sänger eueres Meſſias in ſeiner ganzen Herrlichkeit zu würdigen, ſollt ihr n nun auch als dramatiſchen Dichter kennen lernen. atan rief einige Höllengeiſter vom unterſten Rang herbei. innen wenigen Minuten ſtand ein prächtiges Theater da. lle Vorübergehenden wurden geladen. Satan erſchien als heaterdirektor.

Bald war das Gebäude in allen ſeinen Räumen überfüllt. Klopſtocks „Hermannsſchlacht," „Hermann und die Fürſten," „David" und „Adams Tod" wurden meiſterhaft geſpielt. Koſtum und Dekorationen ließen nichts zu wünſchen übrig. Schon war die Vorſtellung ſämmtlicher Stücke geendigt; deſſen ungeachtet herrſchte noch immer die tiefſte Stille, und das Publikum machte keine Miene ſich zu entfernen. Warum nicht? Es war eingeſchlafen. Satan ſtieß in die Poſaune des jüngſten Gerichtes und jagte die Erwachenden hinaus, mit der Verſicherung, es werde eine Zeit kommen, wo ſie auf allen Theatern des Teufelszeuges mehr als genug finden und auf allen Zetteln den Namen Satan erblicken ſollten."

Das Schauſpielhaus zerfloß in Luft, wie Satan ſelbſt. Zu den beiden Wanderern trat jetzt der Zeitgeiſt, deſſen Geſicht ein lebendiger Spiegel der Jahrhunderte war, und ſagte: „Mag der beleidigte Fürſt der Finſterniß auch zum Theile recht haben, ſo viel bleibt doch gewiß, daß der Sänger des Meſſias, wenn ſeine heilige Dichtung auch hier und da in den Formen die Spuren ſeiner Zeit trägt, höher ſtand als ſie, und der Poeſie ein neues Feld, einen höhern Schwung und ein höchſt eigenthümliches Gepräge gab.

## Der poetiſche Pfarrhof. Die Unglücksſterne der Liebe. Die Schlacht der idylliſchen Bauern, Schäfer und Fiſcher.

Werther und Meiſter waren kaum eine Stunde lang gegangen, als ſie ein Dorf vor ſich ſahen, welches, von wogenden Getreidefeldern umgeben, zwiſchen fruchtreichen Obſtgärten hervorblickte. Am Fuße eines mit Reben bepflanzten Hügels lächelte ihnen ein niedliches Haus mit weißen Mauern und hochrothem Ziegeldache anmuthig einladend entgegen. Ein luſtiger Bauernknabe ertheilte ihnen hüpfend die Auskunft, das Dorf heiße Grünau, und jenes Haus ſei der Pfarrhof.

Die Wanderer betraten ſogleich den dahin führenden Pfad, deſſen weicher Raſenboden zu beiden Seiten von blühenden Gebüſchen eingeſchloſſen war. Der Paſtor, welcher die Kommenden vom Fenſter geſehen hatte, ging ihnen mit ſeiner Tochter Louiſe, einer roſigen Blondine, entgegen und lud ſie auf das freundlichſte zum Beſuche ein. Sie erfuhren bald, ihr edler Wirth ſei der, unter dem Namen Johann Heinrich Voß rühmlich bekannte Dichter. Louiſe, die ihnen das lieblichſte Kind der Morgenröthe zu ſein ſchien, verließ die Geſellſchaft, um Kaffeh zu bereiten, der auf der Wieſe hinter dem Hauſe genoſſen werden ſollte. Der Vater führte die Gäſte indeß in ſein Studirzimmer, in dem die Büſten des Homer, Virgil, Theokrit, Ariſtophanes, Heſiod, Tibull, Ovid und Shakeſpeare wie Götterbilder in einem Pantheon aufgeſtellt waren. Voß zeigte ihnen nebſt ſeiner Überſetzung der Meiſterwerke dieſer Dichter auch eine Sammlung ſeiner eigenen Poeſien: Oden, Elegien, Lieder und Idyllen. Er trug einige derſelben vor; ſie gefielen. Beſondern Beifall erhielt ein ſehr zartes und liebliches idylliſches Epos „Louiſe," deſſen Heldin die wirkliche Louiſe war, dann ein rührend ſchönes idylliſches Gemälde „der ſiebzigſte Geburtstag.“ —

Herzlich erfreut über den Eindruck, welchen dieſe Dichtungen auf die jugendlichen Gemüther machten, las Voß auch einige Stellen ſeiner trefflichen Überſetzung von Homer's Odyſſee und Virgils maleriſchem Lehrgedichte über den Landbau. Meiſter äußerte ſeinen vollſten Beifall und bewunderte, wie es möglich ſei, ſo viel Treue in der Nachbildung fremder Meiſterwerke mit ſolchem Schwung und ſolcher Kühnheit in den Fügungen der Worte und den Wendungen der Sprache zu vereinigen. Endlich las Voß auch einige von ihm überſetzte Oden des Horaz. Meiſter ward darüber ganz verblüfft; er, der mit dem Original ſehr vertraut war, kannte die verdeutſchten nicht verſtehen. Er war in Verlegenheit und wußte nicht, was er dazu ſagen ſollte. Zum Glück für ihn erſchien Louiſe wie ein Engel mit der Bitte, ihr auf die Wieſe zu folgen, um Kaffeh zu trinken.

Schon ſaß die Geſellſchaft im Halbkreiſe um die Kaffehmaſchine, aus deren dampfendem Schlund ein aromatiſcher Duft aufſtieg, deſſen Lieblichkeit mit den köſtlichen Wohlgerüchen wetteiferte, die ſich von der Wieſe erhoben und durch die Abendkühle wie Lebensgeiſter dahinfloſſen. Während Louiſe, auf welcher die Blicke der entzückten Jünglinge hafteten, ſich damit beſchäftigte, den Kaffeh zu kredenzen, ſprang der Paſtor mit einem Schrei vom Graſe empor, indem ihm zwei ſtarke, kräftige Jünglinge ſo lärmend und ſo ungeſtüm entgegen ſtürzten, daß dem erſchreckenden Mädchen die Schale, in welche ſie eben den Kaffeh gießen wollte, aus der Hand fiel.

Der umarmende und küſſende Paſtor wurde von den Jünglingen umarmt und geküßt. Als der erſte Freudenſturm vorüber war, ſtellte Voß unſern Wanderern die zwei Fremden als die Brüder Chriſtian und Friedrich Leopold Grafen zu Stolberg vor. Sie brachten Gedichte, theils gedruckt, theils noch Manuſkripte, mit, unter dieſen ſehr gemüthliche Lieder, Oden voll Kraft und Feuer, herrliche Balladen, beklagten ſich aber, daß ihre Schauſpiele mit Chören, ſo wie die Überſetzung der Ilias, ſeitdem jene von Voß erſchienen war, wenig Anklang im Publikum fänden; Voß ſuchte ſie zu tröſten, durch die Verſicherung, daß ihre Übertragung der Tragödien des Sophokles als eine höchſt gelungene Arbeit ſich des allgemeinen wohlverdienten Beifalls zu erfreuen hätte.

Das Geſpräch wurde unterbrochen durch die Ankunft eines Mannes, deſſen Mienen, Gang und Haltung nicht nur von körperlichem Siechthum zeigten, ſondern auch auf Gemüthszerrüttung und Seelenleiden hindeuteten. Voß und die beiden Stolberge bewillkommten ihn mit freundſchaftlicher Wärme; er erwiederte den herzlichen Gruß mit wehmüthigem Lächeln. Voß ſtellte nun den beiden Wanderern in dieſem Unglücklichen den Dichter Gottfried August Bürger *), ſeinen alten Schulkameraden, vor. Als Voß und Bürger die Geſellſchaft verlaſſen hatten, weil Letzterer vor Ungeduld brannte, dem Freunde ſeine Leiden und ſeinen traurigen

---

*) Geboren 1748, geſtorben 1794.

Zuſtand zu klagen, benützte der ältere Stolberg die Zeit, den Wanderern einige Umſtände aus Bürgers früherem Leben mitzutheilen.

„Der Arme“ ſagte er, „iſt ſehr zu beklagen, obſchon man ihn von eigener Schuld nicht freiſprechen kann. Manche Schwächen des phantaſiereichen, gefühlvollen, mitunter zu ſinnlich geſinnten Mannes hatten einen nachtheiligen Einfluß auf ſeine Verhältniſſe, insbeſondere auf die häuslichen. Eine feindliche Conſtellation der Liebe bildete ſich über ſeinem Haupte, und ſein Anblick läßt mich fürchten, daß er bald ſeinen körperlichen und Seelenleiden erliegen wird. Die ihm angeborene Liebe zur Poeſie iſt noch jetzt der Balſam, der ihm das Flämmchen der erlöſchenden Lebenskraft erhält. Schon in den erſten Knabenjahren machte er Verſe ſelbſt größere poetiſche Verſuche. Einen beſonderen Reiz hatte für ihn das beißende Epigramm; dem ſarkaſtiſchen Kitzel konnte er nicht widerſtehen. So ſchrieb er ein ſolches Gedicht auf den Haarbeutel eines Mitſchülers; der Beleidigte warb Anhänger; die Schule ward zum Schlachtfeld, und das Treffen endigte mit einer Tracht Schläge, welche der geſchlagene Bürger vom Rektor erhielt. Bürger geſtand ſpäterhin uns und ſeinen Univerſitätsfreunden in Göttingen: „„Was er von Lehrern und aus Büchern gelernt habe, ſei das Wenigſte, denn es habe ihm in den Lehrſtunden an Aufmerkſamkeit, und außerdem an der Geduld gefehlt, ein Buch bis an das Ende zu durchleſen. Er müſſe ſich oft ſelbſt wundern, wenn er einen Blick in die Vorrathskammern ſeiner Kenntniſſe werfe, wie und woher das Alles gekommen ſei; das Meiſte wäre ihm gleichſam wie angeflogen.““ Schon in Göttingen ging an ſeinem Lebenshorizont der erſte Unglücksſtern der Liebe auf. Eine Buhlerin bemächtigte ſich des leicht Entzündlichen. Vergeſſen war das edle Streben des Kunſtjüngers, ſein guter Ruf bemakelt. Der Großvater entzog dem Verirrten die bisherige Unterſtützung. Er gerieth in Schulden.“

„In dieſe Zeit fällt unſere Bekanntſchaft mit Bürger. Wir bildeten damals mit Voß, Hölty, Müller, Boie, Leiſewitz und Franz Kramer einen freundſchaftlichen Kreis, innig verbunden durch gleiche Neigung und gleiches Beſtreben. Das Studium alter und neuer Dichter beſchäftigte uns vollauf. Nun erhellte ſich Bürgers trüber Himmel. Er wurde als Juſtizbeamter zu Altengleichen im Fürſtenthum Kalenberg angeſtellt. Der Großvater verzieh ihm. Der ländliche Aufenthalt that gute Wirkung; er dichtete hier die herrliche Ballade „Leonore,“ und heiratete die Tochter eines hannöverſchen Beamten.“

„Nun ging ihm aber der zweite Unglücksſtern der Liebe auf. Er wurde, während er mit jener ſchon verlobt war, von einer heftigen Liebe für ihre jüngere Schweſter Auguſte, ein ſehr reizendes und liebenswürdiges Mädchen, von fünfzehn Jahren, entflammt. Selbſt die erfolgte Vermählung mit der ältern Schweſter vermochte es nicht, die Glut jener unglücklichen Leidenſchaft zu dämpfen. Die edle Gattin zeigte ſich bei dieſem widrigen Verhältniß als ein ſeltenes Muſter von Geduld und Nachſicht, gegen den Gatten, der zugleich Geliebter der Schweſte war, und gegen die Schweſter als Geliebte des Gatten. Welche Qualen mögen aber das Herz der guten Frau gefoltert haben! Nicht geringere Leiden und Gewiſſensbiſſe mußten auch die Verirrten ſelbſt treffen, und ſo lebten denn drei Unglückliche bei täglichem Umgange im traurigſten Verhältniſſe, bis nach zehn Jahren der Tod des bedauernswürdigen Weibes demſelben ein Ende machte. Nun ging zwar ein neuer Stern am Himmel der Liebe auf; aber — die Nemeſis übte ihr furchtbares Amt: Vergeltung und Strafe."

„Bürger vermählte ſich ſchon im nächſten Jahre nach dem Tode der Gattin mit ihrer Schweſter Auguſte, die er als die ſüße Neuvermählte unter dem Namen „Molly" in ſeinen Gedichten als himmliſches Weſen feierte. Er durfte ſich aber nur ein Jahr ihres Beſitzes erfreuen. Rief der Geiſt der Schweſter ſie zu ſich? Schwermuth ergriff nun ſeine Seele, Siechthum den Leib. In dieſem kläglichen düſteren Zuſtande erſchien ihm plötzlich, wie ein Stern in dunkler Nacht, aus Stuttgart geſendet, ein Gedicht, worin ein von ſeinen Gedichten entzücktes Mädchen ihm auf anmuthig-ſcherzhafte Weiſe Hand und Herz antrug. Der ſcherzhafte Antrag endigte im Jahre 1790 mit einer wirklichen Heirat. Auch jetzt ging der Unglücksſtern der Liebe wieder auf. Jenes überſpannte, einer reinen, edleren und höheren Liebe unfähige Geſchöpf zeigte ſich, ſinnlich und treulos, bald als **Belladonna**, ſein Leben vergiftend. Es blieb ihm nichts übrig, als ſich von dem Weibe, das Pflicht und Ehre vergaß, gerichtlich ſcheiden zu laſſen. Dahin war nun ſeine Geiſteskraft, dahin jede Spur der früheren Geſundheit, dahin ſein letztes Hab und Gut. Er lebt nun dürftig von dem

Honorar, welches Buchhändler für bedungene Ueberſetzungen aus fremden Sprachen ihm bezahlen."

Werther und Meiſter fühlten ſich durch dieſe Leidensgeſchichte tief erſchüttert. Während ſie ihre Blicke auf Bürger's abgehärmte Geſtalt hefteten, näherte ſich ein Jüngling, ſtark von Wuchs, gebückt mit trägem Gang, hager, mit einem blaſſen, von Pocken entſtellten Geſichte, ziemlich geiſtloſen Mienen, aber treuherzig-ſchalkhaft blauen Augen. Er wurde von der Geſellſchaft mit Jubel empfangen, und den Fremden als der ländliche Sänger Hölty vorgeſtellt.

Das Geſpräch wurde nun ſehr lebhaft. Alle nahmen daran Theil; nur Hölty blieb ſehr ſchweigſam, brachte aber mitunter ganz unerwartet, mit trockenem Ernſt manchen luſtigen Einfall, der allgemeines Gelächter erregte. Aus dem Wenigen, was er ſprach, überzeugte ſich Werther und Meiſter, daß Hölty eine Beleſenheit von ungeheurem Umfange beſaß. Er pflegte Nächte durchzuarbeiten. Seine Liebe zur ſchönen Natur, und ſein Hang zur Einſamkeit machten ihn etwas melancholiſch. Er liebte das Schauerliche, und wandelte gern auf dem Kirchhofe ſeines Dörfchens zwiſchen den Gräbern umher, blieb aber deſſen ungeachtet liebevoll, ſanft, heiter und gefällig, ja ſogar geſellig. Machte ihn auch ſeine Leidenſchaft für geiſtige Beſchäftigung für das wirkliche Leben und für die Leibespflege etwas gleichgültig, ſo ſchützte ihn doch ſeine Gutmüthigkeit und ſein warmes Gefühl für die Schönheiten der Natur gegen jene Kälte und Erſtarrung, welche nicht ſelten die Folgen der Leſeſucht ſind.

Voß bemerkte, daß Hölty öfter von einem heftigen, und wie es ſchien auch bösartigen Huſten gequält werde.

Hölty erzählte nun, daß er kurze Zeit vor dieſer Reiſe Blut ausgeworfen habe. Dieſe Nachricht machte auf die Geſellſchaft einen tiefen Eindruck. Voß ſagte leiſe zu den beiden Stolbergen: „Nun verbürge ich ihm kein langes Leben*).“ Voß ſprach wahr. Man ſah nur zu deutlich, daß Hölty's geiſtiges Leben die Kraft des körperlichen aufzehre. Er hatte einige Gedichte mitgebracht, welche der jüngere Graf Stolberg verlas. Ihr Inhalt und Hauptgedanke war Naturleben, Liebe und Freundſchaft, Herzensreinheit und Seelenfriede, Tod und Gott. Die elegiſche Stimmung dieſer Lieder, in den wohlklingendſten Worten und Verſen, erweckte in Allen die innigſte Rührung. Man verglich den gemüthlichen Hölty mit einer Nachtigall, deren Geſang aus dem Roſenbuſch auf einem Grabhügel hervortönt.

An dieſem Tage ließ das Schickſal eine Ueberraſchung auf die andere folgen. Jetzt erſchien die letzte, — und zwar in der Perſon des Predigers und Profeſſors Johann Martin Miller. Voß bezeichnete ihn den beiden Wanderern als einen der fruchtbarſten Dichter, und fügte lächelnd hinzu: „Ich gebe mir die Ehre, Ihnen in Herrn Miller den Gründer und Repräſentanten einer ganz neuen Periode der deutſchen Literatur vorzuſtellen, nämlich der an Thränen und Mondſchein überreichen Empfindſamkeits-Periode. Seinen Romanen: „Siegwart," „Carl von Burgheim," und dem „Beitrag zur Geſchichte der Zärtlichkeit" kann ich, aufrichtig geſprochen, und ihm in's Geſicht geſagt, keinen Geſchmack abgewinnen; deſto mehr gefallen mir aber ſeine Gedichte, voll Wahrheit, inniger Empfindung und einfacher Schönheit der lieblichen Darſtellung." —

---

*) Hölty ſtarb am 1. September 1776 im 28. Jahre ſeines Lebens.

„Vollkommen einverſtanden!" ſagte Bürger in ſeiner trockenen grämlichen Weiſe. Er zog einige zuſammen geheftete Druckbogen aus der Taſche und fuhr fort: „Hört, meine Herren, was die Kritik zu Herrn Miller's Produkten ſpricht." Er las: „Die Liebe, die Miller in ſeinen Romanen ſchildert, iſt keine von den Geſpielinnen der Erdentöchter, ſondern ein Weſen von überirdiſcher Art, faſt ohne Sinnlichkeit und Körper. In ſeinem „Siegwart" beſonders hat Alles einen religiöſen Anſtrich; Alles iſt Liebe, reine, ſchwärmeriſche Liebe, mit Scenen der Andacht unterbrochen. Die Vorzüge dieſes beliebten Romans ſind reine Moral, gute Empfindungen und Grundſätze. Im Ganzen aber iſt wenig Leben und Handlung; in den Charakteren und Beſchreibungen herrſcht große Einförmigkeit und eine gewiſſe matte Traurigkeit, die dem Temperamente des Dichter eigen zu ſein ſcheint. Alles ſpricht und lehrt Empfindung, aber eine fromme, weichliche Empfindung, die gar oft in andächtige Empfindelei übergeht; das Herz wird unaufhörlich, aber der Verſtand nur ſelten in Bewegung geſetzt."

„Hätte Herr Miller die Welt von mehreren Seiten geſehen, ſo würde er ſie mannigfaltiger und doch treu geſchildert haben. Es iſt ihm hoher Ernſt um reine und zarte Empfindung und um die Darſtellung einer keuſchen, tief-ſehnſüchtigen Liebe, die der Thränen nicht entbehren kann; er fehlt aber darin, daß er dieſe Gefühle nicht ſelten in einem Meere von mittelmäßigen Worten faſt ertrinken läßt." —

Miller's Geſicht hatte ſich, während Bürger las, mit dunkler Röthe überzogen. Als dieſer nun geendigt hatte, wollte Miller ſeinen Unmuth loslaſſen; in dem Augenblicke erſcholl aber in der Nähe der Wieſe ein wildes Getöſe. Man erblickte eine Menge von Menſchen, die ſich balgten, und mit Stangen, Schäferſtäben und Dreſchflegeln auf einander zuſchlugen. Die Geſellſchaft erſchrack über den unerwarteten Kampf, der immer näher kam. Voß brach aber, zur Verwunderung Aller, in lautes Gelächter aus mit den Worten: „Mögen ſie ſich balgen, wie ſie wollen; es hat nichts zu bedeuten!" — Dann gab er den neugierig Horchenden folgenden Aufſchluß:

In der Nähe des Dorfes, welches Voß bewohnte, lebte eine Kolonie von ſogenannten Schäfern des ſogenannten Dichters Salomon Geßner. Dieſe Leute behaupteten, von den alten Arkadiern abzuſtammen, wo die kindliche Unſchuld zu Hauſe war. Nicht fern von dem halb antiken, halb modernen arkadiſchen Schäfern lag an einem Fluſſe ein Dörfchen, welches von Fiſchern bewohnt wurde. Die Leute in dem Dorfe des Paſtors Voß waren eigentliche Bauern im Sinne der neueren Zeit. Dieſe drei poetiſchen Volksſtämme hatten nun die noble Paſſion, als Geſtalten der Idylle erſcheinen zu wollen. Jeder dieſer drei Volksſtämme nahm aber das Gebiet der idylliſchen Poeſie für ſich allein, als vorzugsweiſe dafür geignet, in Anſpruch. Dadurch bildete ſich in ihnen ein ſehr gehäſſige Geſinnung, die endlich in offene Feindſchaft ausbrach, und eine lächerliche Fehde hervorrief. Die Voſſiſchen Bauern behaupteten, die Geßner'ſchen Schäfer ſeien weder antik noch modern, ſondern eigentliche Undinge, vollkommene Müßiggänger, nichtige Schwätzer und zierliche Schwächlinge, ohne die geringſte Spur vom Geiſte der alten Griechen, deren Abkömmlinge zu ſein ſie vorgaben. Unſchuldig und gut ſeien ſie, dabei aber unerträglich langweilig und fad. Ihre Liebesgeſpräche wären zum Einſchlafen, ihre Scherze zum Davonlaufen. Geßner's Schäfer nannten dagegen die Voſſiſchen Bauern grobe Bengel, nur für grobe Landarbeit geſchaffen, und ohne Sinn für edlere Lebensgenüſſe, im Zuſtande der Ruhe nur dem Eſſen und Trinken huldigend. Ihr größtes Vergnügen beſtehe in kräftigen Speiſen und derben Späßen. Mit den Fiſchern, welche einen gewiſſen Bronner als Zieh- und Nährvater verehrten, lebten die Schäfer in gutem Einvernehmen; die Bauern behaupteten aber, Einförmigkeit und lange Weile ſei das gemeinſchaftliche Element ihrer beiderſeitigen Freundſchaft; die Schäfer zeigten viel Milchartiges, die Fiſcher viel Wäſſeriges; Beiden fehle es aber, in Luſt und Leid, in Scherz und Ernſt, an Kraft und Lebendigkeit.

Dieſe Zänkereien erneuerten ſich unaufhörlich, und die feindlichen Parteien rückten dann von Zeit zu Zeit einander entgegen, die Bauern in ihren Jacken mit Dreſchflegeln bewaffnet, die Schäfer in halbgriechiſchem Koſtum mit bebänderten Stäben, die mit ihnen verbündeten Fiſcher mit Netzen und Angelruthen. Die beiden Heere überhäuften ſich mit Vorwürfen; dann ſchwangen die Bauern ihre Dreſchflegel; Schäfer und Fiſcher ergriffen die Flucht, und Alles blieb beim Alten. Das geſchah auch heute. Die Gäſte konnten des Gelächters kein Ende finden, und verließen den Pfarrhof am nächſten Morgen in der heiterſten Stimmung.

# Der Tod auf Reiſen.

Scenen und Bilder aus dem Leben.

## I. Der Hof des Todes.

Die Stille der Mitternacht waltete über den Wohnungen der Menſchen. Alles Leben lag im Schooße des Schlafes und der Ruhe. Nur auf dem Kirchhofe begann ein geheimnißvolles Weben und Treiben. Seltſame Geſtalten ſchwebten ſchattenähnlich zwiſchen den auf Gräbern ſtehenden Kreuzen und Leichenſteinen einher, lichter oder dunkler, je nachdem der Vollmond von den Wolken verhüllt wurde, oder aus ihrem ſchwarzen Schleier verklärend hervortrat. Die unholden Weſen, die hier unter Todtenſchädeln und Knochen ihr Unweſen trieben, ſchienen ſich feindlich zu begegnen, und nur mit wechſelſeitigem Widerwillen an dieſem unheimlichen Orte und in dieſer ſchauerlichen Stunde zuſammen zu kommen.

Nur der unwiderſtehlichen Gewalt des Machthabers über alles Irdiſche war es gelungen, einen Verein dieſer geſpenſtiſchen Feinde zu bewirken. Ihr Gebieter, der Tod, hatte ſie nächtlicher Weile zu einer allgemeinen Verſammlung hieher berufen. Gehorchen mußten ſie. Zwölf dumpfe nachhallende Schläge der nahen Kirchthurm-Uhr verkündeten die Mitternacht. Ein kalter ſauſender Windſtoß fuhr über die bemoosten Hügel durch die Wipfel der Trauerweiden und Eibenbäume. Mond und Sterne verbargen ſich im Helldunkel der Gewölke. Die Gebeine raſſelten im Schooße der Erde.

In Mitte des Friedhofes öffnete ſich ein Grab. Aus dem ſchwarzen Grunde erhob ſich das Rieſengerippe des Todes. Klappernd und grinſend ſetzte ſich der König der Schrecken auf einen, aus weißen Knochen aufgethürmten Hügel. Nachdem der Gräßliche aus düſtern Augenhöhlen die ſtummen Geſpenſterſchaaren überblickt und ſie mit ſtolzem Hohn begrüßt hatte, ſprach er zu den Zitternden die folgenden Worte, deren dumpfe Laute aus der Tiefe eines Grabes heraufzukommen ſchienen:

„Ich grüße euch, würgende Ungethüme, die ihr, meinem Winke gehorſam, hier verſammelt ſeid, zu vernehmen mein Gebot! Zu läſſig verwaltet ihr euer Amt, zu läſſig erfüllt ihr eure Pflicht, mir die gebührenden Menſchenopfer zu bringen. Zürnen muß ich euch. Vernehmt meinen Willen!“ —

Ihm näher traten die Schaaren der Unholde: Die Menge der lebenzerſtörenden Krankheiten, der wuthſchnaubende Krieg, — die gifthauchende Seuche, die Verderben bringenden Leidenſchaften und alle Diener der Unnatur, des Luxus und der Geilheit des entnervenden Schwelgens. Sie umſtanden mit dem Schweigen der tiefſten Ehrfurcht den Knochenthron. Der Tod begann:

„Zu viele der Kinder des Staubes treiben ihr Unweſen in dieſem Aufenthalte des Elends und des Uebermuths, der grimmigſten Noth und des üppigſten Ueberfluſſes. Mit der zunehmenden Menge des Menſchengeſchlechtes vermehrt ſich zugleich die Menge der Laſter und Verbrechen. Die Tugend iſt Gegenſtand des Spottes geworden; frommer Sinn heißt ſpießbürgerliche Beſchränktheit. Lichten muß ich die Reihen der Frevelnden, denen Gott, Nächſtenliebe, Recht und Wahrheit fremd geworden ſind. Reinigen muß ich die Erde, vertilgen das entartete Geſchlecht, Raum ſchaffen einem edleren, verwalten das mir anvertraute Amt der Umſtaltung und Verwandlung alles deſſen, was da athmet, und abrufen vom Schauplatze Alle, die das von Gott ihnen verliehene Leben mißbrauchen und mißhandeln, oder der ſchönſten Gabe ſich unwerth machen. So will ich ſtrafend und beſſernd, vertilgend und neu bildend, die weite Erde durchziehen, aus euch aber, ihr meine Diener, einen Statthalter mir wählen, auf deſſen kräftigen Beiſtand ich, wenn meine Geſchäfte ſich in irgend einem Theile des Erdbodens zu ſehr häufen, mit Sicherheit rechnen kann, damit erreicht werde der große Zweck meiner Sendung: „Zerſtörung für höhere Wiederbelebung." — Dem Würdigſten unter den Bewebern, das heißt, Demjenigen, der ſich der größten Anzahl mir gebührender Menſchenopfer rühmen kann, ihm werde die Ehre zu Theil Statthalter des Königs der Schrecken und der Verweſung zu werden. Stellt nun, ihr Häuptlinge der Todes-Legion, euere Verdienſte vor, und macht euere Anſprüche geltend!" —

Vortrat das ſtahlgepanzerte Ungethüm des Krieges im Geraſſel ſeiner Waffen. Keck und wuthſchnaubend, rief es mit wilddröhnender Stimme: „Tauſende ſchlachte ich in Einer Schlacht.

**Tod.** Langer Friede belebt und erſetzt leider tauſendfach, was du getödtet und zerſtöret haſt.

**Die Hungersnoth.** Ich würge im Frieden wie im Kriege.

**Tod.** Du tödteſt nur den Armen; der Reiche ſpottet Dein.

**Die Seuche.** Wenn ich die Luft des Himmels mit dem Gift der Hölle erfülle, dann tödtet jeder Athemzug.

**Tod.** Die Hölle nimmt ihr Gift zurück und neues Leben quillt aus den Himmelslüften. Du ſinkſt mit deinen Opfern zugleich vernichtet in die Erde, und glückliche Jahrhunderte fliegen dahin, ehe du wiederkehrſt.

Nun trat die ungeſtüme Schaar der Leidenſchaften: Neid, Habſucht, Liebe, Haß, Eiferſucht, Ehrgeiz, Jähzorn und Rachſucht, vor den Knochenthron. Vergebens brüſtete ſich jede derſelben mit den vielen Leben, welche ſie dem Tode zum Opfer bringe. Keine von ihnen vermochte dem unerſättlichen Würger Genüge zu leiſten; zu wenig däuchte ihn Alles, was ſie thaten. „Zu meinem Statthalter" — ſagte er, „kann ich nur ein Weſen ernennen, welches ſeine zerſtörende Kraft an jedem Menſchen äußert, zu jeder Zeit und an jedem Orte unaufhörlich wirkt. Nur ſo kann die Vernichtung des Menſchengeſchlechtes gelingen." —

Jetzt erheben ſich tauſend Arme im Nachtgebiete des Todes. Das Fieber, bald in hochrother Glut brennend, bald geiſterbleich und vor Froſt mit den Zähnen klappernd, trat ſtolz vor, und ſprach: „Ich berufe mich auf die jährlichen Sterberegiſter; ſie bezeugen meinen raſtloſen Vertilgungseifer in der mannigfaltigſten Art und Weiſe, da ich, bald allein herrſchend, bald Mitregent, bald Vorbote, bald Nachfolger einer Krankheit, bei der leiſeſten Veranlaſſung, auf jede Gelegenheit lauernd, mein Schlachtopfer entweder ſogleich mit Gewalt ergreife, oder mich heimlich in das innerſte Mark ſchleichend, den Menſchen wie ein Vampyr bis zum letzten Tropfen ausſauge und verzehre.“ —

Lendenlahm und hinkend arbeitete ſich nun die Gicht, unbeholfen und ächzend, aus dem Gedränge hervor, und ſtöhnte mit dumpfer Stimme:

„Ergreife ich den gebrechlichen Menſchen in ſeiner Schwelgerei und Thorheit, ſo nehme ich von ihm ſogleich Beſitz, ſpotte aller Heilmittel, durch die er mich vertreiben will, ſenke mich in die Knochen und Gelenke, foltere die Muskeln, werfe mich auf die edleren Theile, und bin, ſein Innerſtes untergrabend, oft dann am thätigſten, wenn ich kraftlos oder abweſend zu ſein ſcheine.“ —

Schwer athmend, ſchwankend und ſchneebleich, begann die Auszehrung mit kaum hörbarer Stimme:

„Ich führe zwar die mir Verfallenen auf langem Wege und gewöhnlich langſam zu Grabe; ich untergrabe und nage aber ſo unermüdlich, daß ich ungeachtet meines zögernden Schleichens, die erkorene Beute doch ſicherer tödte, als irgend eine meiner heftigſten und kräftigſten Gefährtinnen.“

Auf ähnliche Weiſe traten die übrigen Würgerinnen, ihre Macht und ihre Verdienſte um das Todtenreich rühmend, vor. Die gräßliche Schilderung der zerſtörenden Leiden, welche ſie als Großthaten preiſen, ſetzten ſelbſt den erbarmungsloſen Tod in Erſtaunen. Die Auswahl eines Statthalters fiel ihm ſchwer. Er ſchwieg, die blutig rollenden Augen auf die düſtern Gräber geſenkt. Furchtbare Stille herrſchte ringsumher.

Endlich trat eine fremde Geſtalt mit trotzigem Uebermuth keck in den furchtbaren Kreis. „Ihr werdet mich vielleicht nicht kennen?“ ſagte ſie mit ironiſchem Lächeln. „Bin ich auch nicht Eine von euch, ſo wäret doch ihr Alle ohne mich — ein Nichts. Ich ſitze mit dem Schwelger beim Luſtgelage, ich reize die Menſchen zu jedes Genuſſes Uebermaß, ich überfalle die Unerſättlichen und Ueberſättigten plötzlich als Strafgöttin im Taumel des Vergnügens, oder auf der Folterbank des Ueberdruſſes und der Reue. Euch, ihr Heere des Siechthums! euch bahne ich den Weg zum Siege, öffne euch Thür und Thor, ſtreue die Saat des Böſen aus, und führe euch die Schlachtopfer ſchaarenweiſe zu, das Gift im entkräfteten Leibe, den Gram der Selbſtverſchuldung im Herzen, den Wahnſinn im Gehirn. Mit geringer Mühe bemächtiget dann ihr euch der Elenden. Und ſo gebührt mir, die euch Allen Beſchäftigung gibt, auch der Vorzug vor euch Allen; ich mag nun den Schlemmer und Zecher, den Schwelger mit unerſättlicher Begierde, die in wilder Tanzwuth Hinraſenden, die — —“

„Halt ein!“ rief der Tod: „Ja, Dir, von den Menſchen geliebte Menſchenfeindin, Dir gebührt es, mir die Nächſte zu ſein an Würde, wie du es biſt an Macht, — dir, Unmäßigkeit!“

## II. Kirchhof-Soirée.

(Abenddämmerung. Ueber der Mitte des Kirchhofes ſchwebt ein Luſter von hellflimmernden kleinen Sternen. In jeder der vier Ecken des Platzes befindet ſich ein Beinhaus. Die aufgeſchichteten Todtenſchädel ſind mit Johanniskäfern und Irrlichtern geſchmückt, die Grabmäler mit buntfarbigen Thränen, wie mit Guirlanden von Edelſteinen. Der Tod als Küſter gekleidet, geht mit einer dunkelroth glühenden Pechfackel zwiſchen den Gräbern wohlbehaglich herum. Am Thore des Haupteinganges ſitzt die Schwindſucht als Kaſſier. Es wird von außen gepocht. Sie öffnet das Thor. Mehrere treten ein, luſtig und mit lauten Ausrufen der Verwunderung. Der Tod geht der lärmenden Geſellſchaft entgegen, begrüßt ſie mit übertriebener Höflichkeit und Demuth, nennt Jedes bei ſeinem Namen, und ſchreitet vorleuchtend einher.)

**Ein reicher Bankier.** Ein herrliches Tableau! Scharmant arrangirt! Ganz nach dem Leben! Origineller Gedanke! Gefällt mir — das Ding da!

**Eine Schauſpielerin.** Einen ſolchen Kirchhof ſollte man auf das Theater bringen; das wäre eine glückliche Idee, könnte volle Häuſer machen. Gegen einen Florentinerhut und ein ſchönes Bracelet theile ich ſie dem Direktor mit; eine herrliche Dekoration, die viel Aufſehen erregt, und wenig koſtet!

**Ein reiſender Dichter.** Dieſe Kirchhof-Humoreske, liefert mir Stoff zu einer bogenlangen pikanten Beſchreibung für meine Reiſebilder, womit ich die bereits verſchollenen Kirchhöfe für die Poeſie wieder moderniſiren will. Keine Kleinigkeit; aber — dem Genie iſt Alles möglich.

(Er ſetzt ſich auf einen Leichenſtein, nimmt die Schreibtafel und ſchreibt.)

**Eine Modewarenhändlerin.** Da bekommen wir gewiß bald ſchöne Kirchhof-Wanderlieder oder Todtenſchädel-Roſenkränze zu leſen. Ich will auch in der Lebenspoeſie nicht zurückbleiben, und die Salonwelt mit fantaſtiſchen Hüten à la tombeau, oder, à la danse of death erfreuen.

**Bankier.** Ich will hoffen, daß die Einnahme dieſes Feſtabends für irgend einen wohlthätigen Zweck beſtimmt iſt.

**Tod.** Allerdings, und zwar zu einem prächtigen Monumente für Dichter und Künſtler, die den Hungertod geſtorben ſind, ehe die Verzweiflung ſie zu Selbſtmördern machte.

**Bankier.** Sehr edel und ſehr zweckmäßig! Man muß das Genie auch nach dem Tode noch ehren; ſein Ruhm iſt unſterblich.

**Modewarenhändlerin.** Mais, Monsieur l'Entrepreneur! wer ſind Sie denn eigentlich.

**Tod.** Sie, ma Chère, ſind das leibhafte Sinnbild unſerer Zeit: ein lebendiges Fragezeichen ohne Antwort.

**Dichter.** Sollten Sie nicht Fantaſus ſein, wenn ich nicht irre?

**Tod.** Wenn Sie nicht irren; ſehr wahr!

**Bankier.** Auf jeden Fall ein kurioſer Patron, ein zweideutiges Weſen.

**Tod.** Sie wünſchen alſo zu wiſſen, wer ich ſei? Obſchon weder ich ſelbſt noch ſonſt Jemand weiß, wer ich eigentlich bin, ſo will ich Ihnen, Hochverehrte, doch kein Geheimniß daraus machen, und zwar um ſo weniger, als jeder Menſch mich einmal in ſeinem Leben kennen lernen muß, er mag wollen oder nicht. Jeder kann ſich Jahrelang auf meinen Beſuch vorbereiten, und dennoch erſchrickt Jeder, wenn ich, der lange Erwartete, endlich ihm erſcheine. Vernehmen ſie denn, meine Herren und Damen! Ich bin Etwas und Nichts, das Uebelſte und das Beſte, das Abſcheulichſte und das Schönſte, ein Alles in Allem, ein Nichts im Nichts, Zeitgeiſt und Zeitgeſpenſt, wie's kommt, Epilogus ausgeſpielter Komödien, **persona grata** und **ingrata**, Menſchenfreſſer und Menſchenfreund, Reichsverweſer der Verweſenden, ein Proteus, der im Karneval des Lebens eine Hauptrolle ſpielt und alle Geſtalten annehmen kann. So erſcheine ich bald als das Gegentheil von Ihnen, ſehr fleiſch- und geldreicher Herr Bankier, nämlich als armſeliger Knochenmann mit Stundenglas und Hippe, ein andermal als Genius mit geſenkter Fakel, dann als Rieſe, ſchwer auftretend mit ehernem Fuße, im nächſten Augenblick als Cicisbeo mit ſüßen Mienen und wonnetrunkenen Augen, dann als geharniſchter Mann in pechſchwarzer Rüſtung auf einem hohen, hagern, pechſchwarzen Roſſe reitend, einen langen Speer in der Hand; jetzt als hüpfender, vielſchwazender Tanzmeiſter, jetzt als tiefſinniger, ernſthafter, nichtsſagender Doktor, jetzt als Friedensengel, in der einen Hand eine weiße Lilie, in der anderen einen Palmzweig; dann als Flammen ſpeiender böſer Geiſt, oder als wehklagendes Geſpenſt, in ein Leichentuch gehüllt, dann als wilder Jäger, als koloſſaler Waffenſchmid, als Liebesgott mit einem goldenen Köcher voll vergifteter Pfeile, als Parfumeur, als wiſſenſchaftlich gebildeter Luxuskoch, als Vogelkrämer mit einem Käfig voll Eulen, Raben und Fledermäuſen auf dem Rücken, als Nachtwächter mit Spieß und Laterne, als Bankhalter am Pharaotiſche, als Vortänzer, als unglücklicher Liebhaber mit Gift und Dolch, als Brandleger, als rothbrüchiger Kellermeiſter, als vornehmer Herr in einem langen Rathmantel, eine zerbrochene Flitterkrone auf dem kahlen Haupte. Manchmal ſteh' ich ſogar als Wegweiſer auf einer Brücke, die in ein unbekanntes Land führt.

**Bankier.** Lieber Herr Küſter! Sie ſind ein Tauſendkünſtler; ich werde Sie nächſtens zu mir invitiren — —

**Tod.** Wie? Sie invitiren mich ſelbſt? Ei, da muß ich wohl kommen; ich komme gewöhnlich, ohne eigends geladen zu ſein. Was wünſchen Sie von mir?

**Bankier.** Sie ſollen bei einer Soirée in meinem Salon Ihre Kunſtſtücke produziren; verſteht ſich, gegen gutes Recompens. Ich bin gegen Künſtler generös, laſſe ſie manchmal ſogar an meiner Tafel ſpeiſen.

**Ein Doktor.** Potz Schädel und Knochen! Eine ſolche Stiftung für den jüngſten Tag zu gründen, das war für meine Herrn Kollegen keine geringe Arbeit. Es iſt doch ſonderbar; ſeit Hippokrates und Galenus haben wir ſo viele mediziniſche Syſteme erlebt, ja die entgegengeſetzteſten und widerſprechendſten. Es ſind aber bei jedem derſelben eben ſo viele Menſchen geſtorben; bei der Weinkur wie bei der Waſſerkur, bei der Allopathie wie bei der Homöopathie. Dieſes hier ſo köſtlich arrangirte Feſt iſt eine wahre Verherrlichung und Verklärung der Heilkunde.

**Tod.** Sagen Sie lieber: der Heulkunde der von den Aerzten Gemordeten.

**Modehändlerin.** Mitunter recht intereſſante Schädel! Georg Sand thut ſehr wohl daran, daß er auf ſeinem Schreibtiſche immer einen Todtenkopf vor ſich ſtehen hat.

**Bankier.** Möchte doch wiſſen, auf welchen Schultern dieſe Schädel einſt ſaßen; möchte ihre Geſchichten wiſſen. Herr Gräber-Inſpektor, erzählen Sie!

**Schauſpielerin.** Todten-Novellen und Leichen-Dramen! das wäre ganz köſtlich.

**Tänzerin.** Noch köſtlicher wäre ein eigentlicher Todtentanz; ich könnte mich entſchließen, ſelbſt mitzutanzen.

**Bankier.** (Er gibt dem Tod ein Silberſtück). Nehmen Sie! Umſonſt iſt der Tod.

**Tod** (laut auflachend). Ganz köſtlich!

**Bankier.** Warum lachen Sie?

**Tod.** Lachen befördert die Verdauung. Gute Verdauung befördert die Geſundheit, die Geſundheit bringt langes Leben, und das längſte Leben führt endlich doch zum Tode, der es lachend in die Arme ſchließt.

**Bankier.** Mein Lieber! Sie ſind ein verdorbenes Genie. Schade um Ihre guten Anlagen! Sie wären beſſer zu gebrauchen.

**Tod.** Ich bin zu Allem zu gebrauchen.

**Bankier.** Wie alt iſt man?

**Tod.** So alt wie die Welt.

**Bankier.** Ma foi? Der Kerl iſt nicht ohne Stolz; könnte einen humoriſtiſchen Schriftſteller abgeben.

**Doktor.** Sind Sie imm[illegible] geſund?

**Tod.** Ich ſcheue die Krankheiten und liebe die Kranken.

**Bankier.** Luſtiger Kumpan! Du gefällſt mir. Wir müſſen mit einander näher bekannt werden.

**Tod.** Zu ſeiner Zeit ganz gewiß!

**Bankier.** Willſt Du mein Geſchenk nicht annehmen?

**Tod.** Ich bin uneigennützig und unbeſtechlich.

**Bankier.** Alſo reich?

**Tod.** Freilich! Ich bin ja Bankhalter am Pharaotiſche des Lebens, das immer auf dem Spiele ſteht.

**Bankier.** Und dabei ſo luſtig!

**Tod.** Ich bin ja gewiſſermaßen Hofnarr der Menſchen, und ſtecke ſie alle in den Sack. Sie glauben mich zu foppen, ſind aber am Ende die Gefoppten.

**Schauſpielerin.** Erklären Sie uns, Herr Bankhalter und Hofnarr, etwas von der Schädellehre! Sie haben ja die beſte Gelegenheit, dieſe ſchöne Wiſſenſchaft hier zu ſtudiren.

**Tod.** Holdes, darſtellendes Fräulein! Sie ſind ohne Zweifel auf den Brettern ſchon mehr als einmal ſo ſchön geſtorben, daß Ihnen vor den Todten nicht graut. Ueberdies haben Sie gewiß ſchon Vielen den Schädel ſo verrückt, daß Sie allerdings eine Vorliebe für die Schädellehre haben müſſen. Ich weiß übrigens galant zu ſein gegen Damen, von denen man vorzugsweiſe ſagt: „Ihr Wille iſt mein Himmelreich!" — Vernehmen Sie alſo! (Er nimmt einen Schädel aus dem Beinhauſe, vor welchem die Geſellſchaft ſteht). Voilà! Dieſer Schädel gehörte einſt einem Schwelger, deſſen Abgott der Bauch war. Der Bauch wurde aber ſo übermüthig, daß er dem Schädel einen Streich verſetzte, worüber dieſer gerührt ward — vom Schlage. (Er nimmt einen anderen Todtenkopf.) Sehen Sie nun dieſes zierliche Beingehäuſe an! Es war der Salon der ſogenannten Seele eines reizenden Fräuleins, deſſen ſogenanntes Herz vielen Männern angehörte, deren Jeder in dem glücklichen Wahne lebte, die ſchöne Armida gehöre nur ihm allein an. Und ſo betrog ſie denn ſehr Viele, ohne ſich darüber zu kränken, daß ſie von ſehr Vielen betrogen wurde, bis der ſogenannte Tod endlich dem wechſelſeitigen Betruge, den Betriegenden und den Betrogenen, den Garaus machte. (Er nimmt einen anderen Schädel.) Dieſer Schädel ſaß auf den Schultern eines kriegeriſchen Bramarbas, der im Civilkleide oft einen Säbel, in der Uniform einen Haarbeutel hatte. Er ſtarb an der Penſion, welche ſeine Gläubiger bezogen. (Der Schädel ſpringt in die Höhe und ſchreit.)

**Tod.** Viel Lärmens um Nichts! Schweig, Prahlhanns!

**Der Schädel.** Ich habe in jeder Schlacht eine Unzahl von Feinden getödtet.

**Ein anderer Schädel.** Eine Unzahl? Das heißt keine

Zahl; ganz recht. Du lieſeſt ja davon, ſobald der erſte Schuß fiel.

**Tod.** Dieſer Schädel hier gehörte einem Dichter, der ſeine Leier erklingen ließ, ſo oft er das begeiſternde Gold oder Silber klingen hörte. — Der zierliche Schädel nebenan gehörte einer Schauſpielerin, die auf dem Theater in allen Rollen nur ſich ſelbſt, außer dem Theater aber mit aller Welt Komödie ſpielte. — Jenen kieſelſteinartigen Schädel umgab einſt die Muskulatur eines Kriminalrichters, der nie auf Beſſerung der Sträflinge, ſondern immer nur auf ihre Beſtrafung bedacht war, und ſein Todesurtheil mit größter Gemüthsruhe fällte, indem er den Paragraph des Kriminalkodex buchſtäblich auslegte. Als ich ihm das Genick brach, rief er: „Mord oder Todtſchlag? Nach Paragraph — —“ da war's aus mit ihm. — Der nächſte Schädel war Reichs-Hiſtoriograph. Er entſtellte die Geſchichte, je nachdem er im Solde von dieſem oder jenem Hofe ſtand, mit ſolchen Lügen, daß ich, um der Nachwelt noch einen Reſt von Wahrheit zu erhalten, ihm die Feder aus der beſtechenen Hand, und die feile Seele aus dem Leibe reißen mußte.

**Bankier.** Genug! Jetzt wollen wir einmal luſtig ſein! Wohlthätigkeit und Amuſement müſſen mit einander Hand in Hand gehen. (Es ſchlägt zwölf Uhr.) Johann! Karl! die Champagner-Flaſchen her! Laßt die Stöpſel knallen! Ein Kirchhof-Toaſt! Schenkt ein: präſentirt die Gläſer! (Er trinkt.) Vivat! die Todten ſollen leben!

**Mehrere.** Die Todten ſollen leben!

**Tod.** Und die Lebenden ſollen ſterben!

(Tiefes Stillſchweigen.)

**Tod.** Warum ſo ſtille? Graut Liebchen auch vor Todten? Luſtig! luſtig! Courage! Wir ſind ja hier wie zu Hauſe.

**Modehändlerin.** Könnte ich nicht, ſo wie George Sand, einen Todtenkopf für meinen Schreibtiſch bekommen?

**Tod.** Denken Sie ſich Ihren eigenen Kopf als künftigen Todtenſchädel, ſo brauchen Sie keinen fremden.

**Ein geniales Fräulein.** Könnten Sie uns denn nicht den berühmten Todtentanz aufführen laſſen? Ich habe ſchon ſo viel davon gehört und geleſen, daß ich recht neugierig wäre, einen einmal zu ſehen. Nu, Lieber! wollten Sie ſo gefällig ſein, einen ſolchen intereſſanten Tanz zu arrangiren?

**Tod.** Mit Vergnügen; doch unter der Bedingung, daß Sie ſelbſt mittanzen, kleiner Engel!

**Fräulein.** Da werden alle Dichter mich beſingen, alle Salons mich bewundern.

**Tod.** **Allons, Messieurs et Mesdames!** Iſt's gefällig, eine Quadrille zu tanzen? Ich habe ein prächtiges Orcheſter. **Commencez!**

(Eilf hektiſche Geiſterfräulein und zwölf lungenſüchtige Schattenmänner ſtellen ſich zum Tanze. Ein Schattenmann reicht dem genialen Fräulein die Hand. Einige Herren und Damen der Geſellſchaft ſchließen ſich an und necken die Uebrigen. Der Tanz beginnt und wird immer wilder, bis er endlich in Tollheit ausartet. Einige ſchwindſüchtige Geiſterfräulein und lungenſüchtige

Schattenmänner ſingen eine Quadrille-Muſik von Muſard. Grillen, Uhus und Unken accompagniren.)

### Chor.

Wer des Lebens Länge haßt,
Tanz' und lieble ohne Maß!
Kranke Athemzüge wallen
In halber Lunge auf und ab,
Leiſe Todtenglocken hallen
Ueber einem frühen Grab.

### Eine Stimme.

Wie huſcht ſich's ſo lieblich auf Gräbern einher,
Im weißen, weitfaltigen Todtengewand!
Wie äugelt ſich's köſtlich aus Aughöhlen leer,
Mit klappernden Füßen und knöcherner Hand!

### Chor.

Wer des Lebens Länge haßt,
Tanz' und lieble ohne Maß!
Kranke Athemzüge wallen
In halber Lunge auf und ab,
Leiſe Todtenglocken hallen
Ueber einem frühen Grab.

### Eine Stimme.

(Andere Tanzfigur.)

Fieberglut und Todesſchauer, —
Wie der Wechſel lieblich iſt!
Schwärmerei und Weltſchmerz-Trauer, —
Wie ſich da das Leben genießt!

**Chor.**

Wer des Lebens Länge haßt,
Tanz' und lieble ohne Raſt!
Kranke Athemzüge wallen
In halber Lunge auf und ab,
Leiſe Todtenglocken hallen
Ueber einem frühen Grab.

**Eine Stimme.**
(Andere Figur.)

Kommt, des Lebens ſüße Sünden!
Wie ſo ſanft die Kräfte ſchwinden!
Immer ſtiller ſchlägt das Herz,
Immer holder wird der Schmerz!

**Chor.**

Wer des Lebens Länge haßt,
Tanz' und lieble ohne Raſt!

**Eine Stimme.**
(Andere Figur.)

Im Salon der Muſik Lärmen,
Und der Tänze phantaſtiſches Schwärmen!
Fällt dann zufällig ein Blick durch die Fenſter,
Zeigt der romantiſche Kirchhof Geſpenſter.

**Chor.**

Kranke Athemzüge wallen
In halber Lunge auf und ab.

**Eine Stimme.**

(Andere Figur.)

Heller Kerzenſchein im Saal,
Draußen Nacht und Sternenſchein;
Hier ſchwindelnde Gäſte und feſtliches Mal,
Draußen Gerippe und Leichenſtein!

**Chor.**

Leiſe Todtenglocken hallen
Ueber einem frühen Grab.

**Eine Stimme.**

(Figurenwechſel.)

Wenn uns Geiſterſtimmen klingen,
Wir im Walzer uns umſchlingen,
Klopft das Herz in athemlos banger Bruſt,
Und wir ſinken todesmatt vor Luſt.

**Chor.**

Wer des Lebens Länge haßt,
Tanz' und liebe ohne Raſt!

**Eine Stimme.**

(Neue Figur.)

Mit des Lebens letztem Hauch
Spricht Sie: „Weint der Löwe auch?"
Und er weint; da ſinkt Sie hin,
Lilienblaß und fadendünn.

**Chor.**

Kranke Athemzüge wallen
In halber Lunge auf und ab.

### Eine Stimme.

(Neue Figur.)

Wie ſo leicht der Tod ſich findet,
Wenn der Körper täglich ſchwindet!
Trägt die Löwin ſich modern,
Schmachten für ſie tauſend Herrn.

### Chor.

Leiſe Todtenglocken hallen
Ueber einem frühen Grab.

### Eine Stimme.

(Andere Figur.)

Tanzend ſanft dahin zu ſterben,
Heißt die Seligkeit erwerben.
Die Nacht zum Tanz, den Tag zur Ruh' —
Nur immerzu, ſo immerzu!

### Chor.

Wer des Lebens Länge haßt,
Tanz' und lieble ohne Raſt!

### Eine Stimme.

(Neue Figur.)

Zuerſt ein Seufzer, holde Schöne,
Dann, ſchalkhaft lächelnd, eine Thräne,
Dazu ein Blick voll Gram und Scham,
O das macht den Löwen zahm!

### Chor.

Kranke Athemzüge wallen
In halber Lunge auf und ab.

### Eine Stimme.

Sie in Schwindſucht täglich mehr erbleichend,
Er, vor Lungenſucht und Liebe keuchend, —
Glückliche Nachkommenſchaft
Mit verſtärkter Lebenskraft!

### Chor.

Leiſe Todtenglocken hallen
Ueber einem frühen Grab.

### Eine Stimme.

(Andere Figur.)

Sie verzehrt und Er zerriſſen, —
O wie die ſich lieben müſſen!
Raſ't der Tanz und tobt das Herz,
Jubelt genialer Schmerz.

### Chor.

Wer des Lebens Länge haßt,
Tanz' und lieble ohne Raſt!

### Eine Stimme.

(Letzte Tanzfigur.)

Wie ſpielen ſo lieb die erlogenen Triebe!
Wie ſchwelget ſo köſtlich betrogene Liebe!
Sie ſchwelgt in der Nacht bis zum Morgenroth;
Und flieht die Betriegerin, tröſtet der Tod.

### Schlußchor.

Glühenden Nächten folgt kühlende Ruh';
Tanzet und raſet nur immerzu!
Und iſt's mit dem Tanzen und Liebeln nun aus,
So geh'n wir erbleichend und keuchend nach Haus.

**Ein Maler.** Ein Tableau zum Entzücken! Das muß in Cahiers im Pränumerationswege erſcheinen. Jetzt nur geſchwinde ſkizzirt! (Er zeichnet. Der Tod ſchaut von rückwärts auf das Blatt.)

**Tod.** Nicht übel! und doch nur Pfuſcherei!

**Maler.** Kecke Figur! Unverſchämter Menſch!

**Tod.** Ich bin kein Menſch.

**Maler.** Zurück! (Er gibt dem Tod einen Stoß.)

**Tod.** Halt! Wer mich berührt, den laß' ich nicht mehr los. (Er faßt den Maler beim Haar.)

**Maler.** Zu Hülfe!

**Fräulein.** Der Kerl iſt betrunken. Wache!

**Tod.** Stille! Ich überwache Alles. Nun, ihr Tanzgeſpenſter, laßt eurer Tollheit den Zügel!

(Die Tanzgeſpenſter ziehen alle Anweſenden in ihre Reihen und tanzen mit ihnen, bis ſie athemlos werden. Einige ſinken zu Boden, Andere entfliehen. Die Modehändlerin nimmt einen Todtenkopf mit, der Doktor einige Knochen.)

**Bankier.** Herr Küſter! Sie ſind ein Menſch ohne Lebensart.

**Tod.** Sehr wahr! Ich laſſe die werthen Gäſte nicht fort. Sie müſſen hier bleiben.

**Maler.** Der Teufel hole den ganzen Kirchhof!

**Bankier.** Und den Herrn Küſter dazu! (Er zerſchlägt mit ſeinem Stocke die Beleuchtung eines Grabmals.) **Messieurs!** Folgen Sie meinem Beiſpiel!

(Allgemeiner Tumult.)

**Tod.** Das iſt doch zu arg! Selbſt die Ruhe der Todten ſtören ſie. Hinaus, ihr unerſättlichen Schwelger, denen man nicht genug Neues erſinnen kann, um euere erſchlafften Sinne zu kitzeln!

(Er ſchlägt mit der Pechfackel auf ein Beinhaus ſo gewaltig, daß Flammen und Funken herumfahren und die Schädel wie Kugeln auffliegen. Mehrere werden verwundet, Einige getödtet; allgemeines Drängen, Schreien, Fluchen und Durcheinanderlaufen. Der Tod verfolgt eine Weile die Fliehenden, dann kehrt er zurück, ſtellt ſich auf ein Grab und ſpricht:)

„Zieht hin für dieſes Mal mit heiler Haut! Entgehen werdet ihr mir doch nicht. Ich vergeſſe keine mir zugefügte Beleidigung, und treibe die ausſtändigen Schulden oft erſt dann mit ſchonungsloſer Strenge ein, wenn der leichtſinnige Schuldner ſelbſt ſie längſt ſchon vergeſſen hat.

## III. Der Porträtmaler.

(Ein Tanzſaal. Tauſend Lampen und Kerzen auf Luſtern und Wandleuchtern vereinigen ihre Strahlen zu einem Feuermeere. Unzählige Blumenguirlanden und ein feiner Staubregen von aromatiſchen Wäſſern, ſtrömen Wohlgerüche und Kühlung aus. Tafeln, mit köſtlichen Speiſen und Getränken beſetzt, locken die Ballgäſte. Eine bezaubernde Muſik vollendet den Sinnentaumel. Die meiſten Gäſte ſind maskirt. Der Tod, als Wunderdoktor gekleidet, in einem ſchwarzen Mantel und mit einer großen Allongeperrucke, wandelt, neckend und geneckt, im dichteſten Gedränge umher. Fantaſus, halb weiß, halb ſchwarz gekleidet, geht, Arm in Arm, mit ihm, und ſchlägt von Zeit zu Zeit die, alle Farben des Regenbogens ſpielenden Flügel auseinander, welche dann den ganzen Tanzſaal mit bengaliſchem Feuer erleuchten.)

Tod. Sieh nur, Freund Fantaſus! die wenigſten Gäſte erſcheinen hier in ihrer wahren Geſtalt; die meiſten ſind maskirt. Es geht hier ſo wie im Leben überhaupt, wo der Menſch ſehr ſelten ſich *ſo* zeigt, wie er *wirklich* iſt, indem er gewöhnlich beſſer und ſchöner ſcheinen will, als er *iſt*. Die *Tugenden* präſentiren ſich wohl meiſtens in ihrer wahren Geſtalt; man findet jedoch an ihnen entweder kein Wohlgefallen, oder man glaubt ihnen nicht. Dagegen gehen die *Laſter* faſt immer maskirt. Man glaubt den hübſchen Masken; man hält ſie für das, wofür ſie ſich ausgeben; man läßt ſich von ihnen täuſchen, verführen, zu Grunde richten, und man pflegt den Irrthum erſt dann einzuſehen, ſein Unglück erſt dann zu erkennen, wenn es zu ſpät iſt und die fruchtloſe Reue nachſchleicht, wie *ich* dem Kranken. Sieh' nur! Jener dicke Vollwanſt macht ſich ſo breit, daß er mehr Raum braucht als drei andere Masken; die gepolſterten Gewänder des wohlbeleibten *Fallſtaff* umhüllen aber den magerſten, dürreſten Pikelhäring, der in den Salons alle Anweſenden mit ſchönen Worten überhäuft, außerdem aber hart und filzig iſt. Wie ernſt und ſittſam jene *Veſtalin*, das Haupt zu Boden geſenkt, einherwandelt! Hätte der Kaufmann, dem ſie den Stoff des Kleides ſchuldig blieb, und der unbezahlte Schneider ſie nicht erkannt, ſo hätte Mancher darauf geſchworen, ſie ſei die Sittſamkeit ſelbſt. Wie täuſchend die ſchöne *Bettlerin* an ihrer Krücke daher ſchleicht! Man reicht ihr ſcherzhaft von allen Seiten Almoſen, und ſie nimmt, anmuthig dankend, jede Gabe an. Weißt du aber, wer die holde Arme eigentlich iſt? Eine reiche Pfänderverleiherin, deren Habſuch wohl Almoſen zu nehmen, aber nicht zu geben vermag. Gravitätiſch ſchreitet Apollo mit ſeiner goldenen Lyra einher; ein Feind des Ballfeſtgebers hat ihn in Sold genommen. Der hungerleidende gedungene Muſengott theilt beleidigende Pasquille in Reimen auf Dieſe und Jene aus. Jeder Betheilte verläßt ihn lachend oder zürnend, je nachdem der Stachel der Satyre ihn ſelbſt oder ſeine guten Bekannten trifft.

**Fantaſus.** Wer iſt der Mann in der reichen ſpaniſchen Kleidung, der mit gravitätiſchen Schritten einher ſtolzirt?

**Tod.** Dieſer Spanier iſt ein deutſcher junger Herr, der ein paar ſpaniſche Geſpräche auswendig gelernt hat, die er nun unaufhörlich auskramt, um die Leute glauben zu machen, er ſpreche ſpaniſch wie deutſch, und leſe den **Lope de Vega** und den **Calderon** im Original. — Dort wackelt ein kleiner dickbauchiger Koch daher, mit ſchneeweißer Jacke, ſchneeweißen Beinkleidern und ſchneeweißer Schürze; ein ungeheures Kochmeſſer ſteckt im Gürtel. Dieſer reiche Schlemmer betrachtet das ganze Leben nur als ein großes, langes Gaſtmal. Ein Himmel ohne große Diners und Soupers wäre ihm eine Hölle. Darum gefällt er ſich in der Maske eines Koches.

**Fantaſus.** Dort wandelt eine arkadiſche Schäferin, ſittſam wie die Unſchuld ſelbſt.

**Tod.** Der ſchönen Schäferin folgt eine Herde von Böcken, welche ſie nicht zu hüten, ſondern wie Schafe zu ſcheren pflegt. Allen übrigen Verehrern drängt ſich der reichgekleidete Türke vor. Horch! Er überhäuft die holde Schäferin mit Schmeicheleien über ihren reizenden Wuchs; er bietet ihr zuerſt ſein Herz an, dann einen Ring, zuletzt eine volle Börſe; er beſchwört ſie, die Larve abzunehmen und ihn zu entzücken durch den Anblick eines Geſichtes, welches einer ſolchen Graziengeſtalt die Krone aufſetzt. Endlich wird die ſpröde Schöne gerührt und erweicht. Sie nimmt die Larve weg; ein wunderſchönes Geſicht!

**Fantaſus.** Warum läuft denn der Türke davon, als ob er ein Scheuſal erblickt hätte? Warum verliert ſich die Schäferin mit ſo ängſtlicher Eile im Gedränge? Was ſoll das bedeuten?

**Tod.** Die ſonderbare Erſcheinung dieſer Flucht mag Folgendes Dir erklären. Türk und Schäferin haben beinahe ein Jahr mit einander als Ehegatten verlebt, mit den früheſten Roſen der Liebe bekränzt. Leider verwelkten die Roſen zu früh, und ach! — die Dornen blieben, mit jedem Tage wachſend, zurück. Aus den Schwüren ewiger Liebe wurden Verwünſchungen, aus den glühenden Seufzern brennende Vorwürfe, aus den ſüßen Küſſen ſaure Mienen. Und ſo geſchah es, daß das Pärchen, ehe die Sonne ihre jährliche Himmelsbahn ganz zurückgelegt hatte, die Eheſcheidung verlangte, und der Richter Hymens Roſenbande aufloͤſ'te. In jenem Satyr ſtell' ich Dir einen bösartigen Poetaſter vor. Die Schmähſucht iſt das Element, in dem er lebt. Er ſchreibt Stachelgedichte und gereimte Pasquille auf die Edelſten und Beſten, ſobald ſie ihm bezahlt werden, und gibt ihnen um ſo mehr giftige Würze, je beſſer ſie bezahlt werden. Die Intriguants aller Stände ſind ſeine Gönner. Er läßt ſich auch gebrauchen, für ein mäßiges Honorar Recenſionen der widerſprechendſten Art für Journale der elendeſten Art zu ſchreiben. Er trägt in ſeinen Taſchen und Händen ein ganzes Arſenal ſarkaſtiſcher Pamphlets bei ſich, die er gegen bares Geld vertheilt. Nun macht er ſich aber aus dem Staube, weil ihm zwei Gläubiger in die Nähe kommen.

**Fantaſus.** Wie ſchön tanzt jene reizende Bajadere! Jetzt tritt ſie aus den Reihen. Ein Bramine und ein Arlequin, ein Ritter und ein Tiroler verfolgen ſie in das Speiſezimmer. Ihnen nach! Sie demaskirt ſich; ein vierfacher Ausruf des Entzückens! Auch die vier Verehrer demaskiren ſich, und jeder ſchaut die drei Nebenbuhler mit feindlichen Blicken an. Sonderbarer Auftritt!

**Tod.** Einer will den Andern abſchaffen, aber — das grollende Wort ſteckt Jedem auf der Zunge; warum? Der Bramine erkennt in dem Arlequin ſeinen Sohn, der Ritter in dem Tiroler ſeinen Bedienten. Das Quartett verliert ſich brummend und die verlaſſene Ariadne bleibt allein. Komm! Wir wollen nun auch tanzen!

(Tod und Fantaſus tanzen ein Pas de deux. Viele Masken ſtellen ſich um die beiden Tänzer, bewundernd und lobſprechend.)

**Eine Maske.** Schauerlich und doch graziös!

**Zweite.** Etwas Steifes in den Armen und Füßen, und dabei dennoch eine bewunderungswürdige Leichtigkeit.

**Dritte.** Und welche Originalität in den Figuren!

**Erſte.** Wer ſie doch ſein mögen?

**Zweite.** Mich intereſſirte insbeſondere der Tod.

**Dritte.** Dieſer Tod iſt ein Kerl voll Leben.

**Vierte.** Sind vermuthlich Ballettänzer.

**Eine Maske als Tod.** Wie? noch ein zweiter Tod im Saal und auf der Welt? Ei! Mit dem muß ich tanzen. Iſts gefällig, ein paar Touren mit mir zu tanzen?

**Tod.** So viel es beliebt! Wollen wir etwa eine Wette eingehen, wer von uns Beiden länger aushält?

**Todesmaske.** Mit Vergnügen. Was gilt die Wette?

**Tod.** Leben für Leben.

**Todesmaske.** Schön geſagt und ganz dem Charakter getreu geſprochen.

(Sie tanzen. Der Tod ſchlägt der Maske ein Bein unter. Sie ſtürzt mit Wehgeſchrei zu Boden. Andere Masken eilen herbei. Der Tod wird mit Scheltworten und Vorwürfen überhäuft.)

**Einige Masken.** Haltet ihn feſt!

**Andere.** Die Sache muß unterſucht werden.

**Tod.** Fallt nieder! (Alle fallen auf die Knie). Werft die Masken ab! (Alle werfen die Masken ab). So recht! Vor dem Tode zeigen ſich alle Menſchen in ihrer wahren Geſtalt! — Komm, Fantaſus! Die Komödie heißt: „Scherz und Ernſt.“ — Ich will Dir nun die raſendſten Tänzer und Schwelger zeigen, die ich im nächſten Frühjahre abzurufen gedenke.

(Beide ab.)

## Speiſeſaal.

(An einem Tiſche ſitzt der Porträtmaler Querfeld und ſein Freund Thornheim, ein Börſeſpekulant. Unter den, ihnen gegenüber ſitzenden Damen befindet ſich die Witwe Flachs.)

**Querfeld.** Alſo Flachs heißt ſie? Der Name klingt enorm häuslich.

**Thornheim.** Iſt nur des Kontraſtes wegen da, wie bei den Weibern überhaupt der Widerſpruch zu Hauſe iſt, daher die Spekulation auf ſie die unſicherſte von allen iſt, denn ihr Kurs ſteht jeden Tag anders, bald hoch bald nieder; bald ſind ſie gar außer Kurs geſetzt, nach Zeit und Umſtänden.

**Querfeld.** Wie alt mag die holde Witwe ſein?

**Thornheim.** Vierzig gut konſervirt!

**Querfeld.** Fülle des Körpers bei ſchlanker Geſtalt; friſche Geſichtsfarbe; lebhafte, verlangende Augen!

**Thornheim.** Feuer gefangen, Freund?

**Querfeld.** Wäre nicht zu verachten, der Engel des Lebens!

**Thornheim.** Dieſer Engel war vor Kurzem ein Todesengel.

**Querfeld.** Daher der melancholiſche Zug in den lebensluſtigen Mienen.

**Thornheim.** Sie hat den ältlichen Gatten zu Tode geärgert. Sie trägt noch Trauerkleider, die ſie nur dann ablegt, wenn ſie an einem öffentlichen Beluſtigungsorte erſcheint. Sie iſt nun eine Spinne, die auf den Fliegenfang ausgeht.

**Querfeld.** Hat ſie Geld?

**Thornheim.** Sie wurde die Univerſalerbin des gutmüthigen Gatten, den im Ärger über die Boshafte ein Schlagfluß in's beſſere Leben beförderte.

**Querfeld.** Der gute Mann war zu ſchwach. Ich möchte ſie zahm machen. Wie viel hat ſie?

**Thornheim.** Auf jedes Lebensjahr kommt wenigſtens ein Tauſend.

**Querfeld.** Alſo wenigſtens vierzigtauſend.

**Thornheim.** So iſt's.

**Querfeld.** Sie ſchießt Blicke zu uns herüber.

**Thornheim.** Vermuthlich hat die Schlaue bemerkt, daß wir von ihr ſprechen.

**Querfeld.** Aufrichtig geſprochen, Freund! Ich bin es müde, die Kunſt als kargen Broterwerb zu treiben, und habe beſchloſſen, eine reiche Partie zu ſuchen, um auf Koſten einer goldenen Liebſten dem **dolce far niente** zu leben. Weißt Du was, Freund? Ich will das Porträt der liebäugelnden Witwe Flachs malen. Es ſoll das Meiſterſtück ſein, mit dem ich von der Kunſt Abſchied nehme. Geh' hinüber und ſag' ihr, ſie habe einen unbändigen Eindruck auf mich gemacht! Sag' ihr, ich brenne vor Verlangen, ſie zu malen, und ihr holdes Antlitz der Nachwelt zu überliefern!

**Thornheim.** Und — wenn die Geſchichte zu Stande kommt, — der Botenlohn?

**Querfeld.** Fünfhundert. Jetzt geh!

(Thornheim geht zur Witwe Flachs und ſpricht mit ihr.)

**Querfeld** (für ſich). Sie bemuht ſich, roth zu werden; ſie lächelt. Der Blick fällt auf mich, wie der Feuerfunke auf ein Dach. Sie nickt freundlich. Charmant! Aus **uns** wird ein Paar, ohne Zweifel! Thornheim bekommt **ſeine** Fünfhundert, ich meine Vierzigtauſend und die **Gattin** — als Zugabe. — Kellner! Eine Bouteille Champagner — **rosée** wie mein Humor!

**Thornheim** (zurückkommend). So viel als richtig! Sie will fangen, und Du willſt Dich fangen laſſen. Komm! Sie will Dir in eigener Perſon die Erlaubniß ertheilen, daß Du Morgen bei ihr erſcheinſt, um ſie zu malen!

## Am nächſten Tage.

(Salon in der Wohnung der Witwe Flachs. Zwölf Uhr Mittags. Querfeld und die Zofe treten ein.)

**Zofe.** Werde Sie ſogleich melden. Bitte Platz zu nehmen!

**Querfeld.** Nun hervor mit euch, ihr lügenhaften Farben, und du, erfinderiſcher Pinſel! Bietet alle euere Kräfte auf, ein Alltagsgeſicht ohne Seele in ein Ideal der Schönheit zu verwandeln! Begeiſterung! Erwache bei dem Silberklang der Vierzigtauſende, die einen Todten beleben könnten! (Er gähnt.) Wenn mir nur der Kopf nicht ſo wüſt wäre! Die zwei lezten Flaſchen Champagner waren doch zu viel. Und dazu der unruhige Schlaf! Ich ſah alle Porträte, die ich je gemalt habe, ſogar mich ſelbſt, in geſpenſtiſche Zerrbilder verwandelt. Bin begierig, meine Luna am Tage zu ſehen! Nur halbwegs erträglich, das bitt' ich! dann heißt's: Friſch gewagt, iſt halb gewonnen. Ich höre ihre Stimme. Jetzt heißt's genial ſein! Die Weiber wollen nur Genie's zu Männern haben, wo nicht, ſo ſpielen ſie ſelbſt die Genie's, und da wird das Übel noch ärger. Das Vernünftige und Ordentliche muß nun als pedantiſch und ſpießbürgerlich heruntergeriſſen werden. Das Dumme und Phantaſtiſche erkläre ich für göttlich. Ich will ſie glauben machen, daß ſie ſelbſt ein Genie iſt und nur wieder ein Genie heiraten darf, und daß eine Ehe excentriſch ſein muß, um nicht gemein und langweilig zu werden. Ich will ihr als Don Juan alle meine Amouretten herzählen, um ſie über den ganzen Schwarm zu ſtellen. Ob ſie's glauben wird? O ja! die Weiber glauben Alles, was ihrer Eitelkeit ſchmeichelt. Man muß ſie myſtifiziren; Alles muß presto und forte gehen; ſie dürfen nie wiſſen, was die Stunde ſchlägt und woran ſie mit Einem ſind. Sie lieben die Camera obscura, wo Einer geht, ein Anderer kommt. So muß man ſie in einem ewigen Taumel erhalten; es muß ihnen ſchwindeln, — dann Triumph! — So will ich's nun mit Dir machen, Du liebenswürdige Vierzigtauſenderin!

(Frau von Flachs tritt ein in einem reizenden Trauer-Negligé, mit nachläſſig ſchwankendem Gang und ſchmachtender Miene. Querfeld geht ihr einen Schritt entgegen, bleibt dann unbeweglich ſtehen und fixirt ſie mit feurigen Blicken.)

**Sie.** Sie ſind der Porträtmaler?

**Er.** O daß ich es nicht wäre!

**Sie.** Warum nicht?

**Er.** Weil ich nun das Unmögliche leiſten ſoll.

**Sie.** Wie meinen Sie das?

**Er.** Ich ſoll das ätheriſche Antlitz eines Engels konterfeien, und bin, ach! ein nichtiger Sohn des Staubes.

**Sie.** Ein genialer Schmeichler auf jeden Fall.

**Er.** Genial? vielleicht! Schmeichler aber wahrhaftig nicht. Vollendete Schönheit bedarf keiner Schmeichelei. Diamant bleibt Diamant auch ohne Faſſung, und die beſchämte Kunſt beugt die Knie vor dem Meiſterwerk der Natur.

**Sie.** Maler und Dichter zugleich? Ein künſtleriſcher Doppeladler? Allerliebſt!

**Er.** Maler von Profeſſion; den Dichter aber macht wohl nur der glückliche Augenblick.

**Sie.** Ich freue mich, daß das Schickſal uns auf dem Lebenswege zuſammenführt.

**Er.** O Schickſal! O Schickſal — Du! Sonſt ſag' ich nichts: denn wir verſtehen uns. Aber, o Schickſal! warum müſſen Seelen, für einander geſchaffen, ſich hienieden ſo ſpät finden? O Schickſal! Ich frage Dich. Steh mir Rede! Gib Antwort!

**Sie.** Um das lang entbehrte Glück dann tauſendfach zu genießen. Aber — auf die Hauptſache zu kommen: — Sie wünſchen mich zu porträtiren?

**Er.** Wünſchen? Ja! Ob ich es aber vermag?

In dieſem Augenblicke wenigſtens muß ich es bezweifeln, denn ich bin ſo aufgeregt, ſo verwirrt, ſo —

**Sie** Vom Balle noch?

**Er.** Von der Ballgöttin, von der Königin des Feſtes!

**Sie.** Ich wünſchte ſie zu ſehen.

**Er.** Dieſer Spiegel zeigt ſie Ihnen.

**Sie.** Spiegel und Männer ſind privilegirte Lügner! O mein Freund! — der Champagner —

**Er.** Schäumt am ſtärkſten im Becher der Liebe.

**Sie.** Und eben ſo ſchnell vergeht der Schaum.

**Er.** Deſto unvergänglicher bleibt die Nachwirkung. O meine Gnädige! Ich fühle nicht den Champagner, ſondern eine ganze Champagne von Leidenſchaft in meinen Adern glühen.

**Sie.** Mit Ihnen ſympathiſiren wäre ſchön, aber gefährlich.

**Er.** Glücklich, wer in einer ſolchen Gefahr umkommen könnte!

**Sie.** Und wo wäre die Gefahr?

**Er.** Hier; denn ſie ſteht vor mir, die gefährlichſte aller Gefahren. (Er küßt ihre Hand.) Hier ruht ſie auf Lilien. Aus dieſen Augen ſchießt ſie Lichtſtrahlen; auf dieſen Lippen brennt ſie.

**Sie.** Soll ich nun die Ruhende wecken, oder die Schießende entwaffnen, oder die Brennende löſchen?

**Er.** Sie ſollen ſie ſchalten und walten laſſen, und erlauben, daß der Gefährdete als Ihr Sklave —

**Sie.** Halt! Sie vergeſſen ja das Porträt?

**Er.** Über dem Original!

**Sie.** Es dürfte wohl beſſer ſein, das Porträtiren zu verſchieben. Ich bin jetzt wirklich nicht in der dazu nöthigen ruhigen Stimmung.

**Er.** O wer die Urſache einer ſolchen Unruhe ſein dürfte!

**Sie.** Die Tänzer beſtürmten mich dieſe Nacht, als wäre ich die einzige Tänzerin auf dem Balle geweſen. Einer entriß mich dem Andern, als wollten ſie mich zerreißen.

**Er.** O hätt' ich doch mitgeriſſen und zerriſſen!

**Sie.** So im Sturm erobern? Ei ſeht doch! Jetzt Geduld und Ruhe! Wir wollen's verſuchen. Fangen Sie an!

**Er.** Ihr Wille iſt mein Gebieter, mein Wille Ihr Diener.

(Sie ſetzt ſich auf ein Ruhebett. Querfeld nimmt Pinſel und Palette.)

**Er** (den Pinſel wegſchleudernd). Sie erſchweren mir das Gelingen meiner Arbeit zu ſehr. Die himmliſchen Züge des Geſichtes, auf welche der halb wache, halb träumende Zuſtand der Seele und des Leibes den wunderbarſten Ausdruck von glühender Aufregung und vergehendem Schmachten hinzaubert, vermag kein Pinſel darzuſtellen.

**Sie.** Selbſt ein Querfeld nicht?

**Er.** Kein Pinſel. Ihr Zartgefühl macht jede Miene zum Ideal einer Empfindung; Ihre Phantaſie macht Ihr ganzes Antlitz zum ſchönſten Gedicht. Liebenswürdige Schelmin! warum ſchließen Sie die Augen? Das holde Geſicht iſt nun ein Himmel ohne Sterne.

**Sie.** Ach! das thut der maliciöſe Schlafgott, der mein Geſicht nun zu ſeinem Tempel erkoren hat.

**Er.** Ich werde die Gelegenheit benützen, und die Augen an den Lippen ſtrafen, indem ich ſie ſo lange küſſe, bis die neugierigen Augen, vor Schrecken erwachend, ſich öffnen, um den Frevler an den Lippen zu erblicken.

**Sie** (die Augen öffnend). Iſt's ſo recht?

**Er.** Zu blendender Lichtglanz für das Gemälde, zu viel Feuer für den Maler! (Der Schlaf überfällt ihn.)

**Sie.** Träumen Sie ſchon?

**Er.** Traum und Schwärmerei ſind Bruder und Schweſter. Bald wären Beide zu lebhaft geworden.

**Sie.** Wie ſo?

**Er.** Ich glaubte Sie zu umarmen. (Er nickt abermals.)

**Sie.** Was ſeh' ich?

**Er.** Sie ſehen einen Wahnſinnigen, ich aber erblicke die Göttin der Morgenröthe, die —

**Sie.** Nach einer Ballnacht erſt zur Mittagszeit erſcheint. Der Schlaf iſt wirklich — ein — zudringlicher Gaſt.

(Die Augen ſchließen ſich. Sie kämpft mit dem Schlafe.)

Herrliches Kolorit! — Ich — meine das Porträt.

(Sie ſchläft ein.)

**Er.** O Luna und Endymion! O Tithon und Aurora!

(Er nickt wieder, fährt plötzlich auf, taucht den Pinſel in unrechte Farben, und malt, ohne es zu bemerken, die Augen grün, die Naſe purpurroth, eine Wange gelb, die andere blau. Nach wenigen Minuten überwältigt ihn wieder der Schlaf.)

**Sie** (mit Gewalt ſich ermunternd). Verzeihung! Es iſt wirklich, als ob ich verhext wäre. Wie weit iſt die Arbeit gediehen? — Mais — mon Dieu! Er ſchläft ſchon wieder. O Himmel! was ſeh' ich? Sind meine Augen grün? hab' ich eine rothe Naſe? blaugelbe Wangen? — Wie häßlich! (Sie zieht ihn am Arme.) Soll dieſes Porträt das meinige ſein?

**Er** (aus der Betäubung auffahrend). Ja, meine Gnädige!

**Sie.** Unverſchämt!

**Er.** Au contraire! Sehr ſittſam!

**Sie.** Henriette! **Eau de Cologne!**

**Er.** Was ſeh' ich? Wer hat mir das gethan?

**Sie.** Bosheit oder Nachtnebel.

**Er.** Ein Verſehen im Kolorit.

**Sie.** Mir wird unwohl. Köllnerwaſſer!

**Er.** Wo find' ich welches? (Er ſucht, findet eine Champagner-Flaſche, öffnet; der Stöpſel fliegt mit Knall. Frau von Flachs fällt ſcheinbar in Ohnmacht.) Iſt hier die Heimat des Champagners? Was Ihr behagt, muß ſympathetiſch auch meinem Geſchmacke zuſagen. (Er trinkt.) Während Sie ruht, kann auch ich mich erholen.

(Er ſchließt die Augen. In dieſem Moment tritt der Tod ein, in genialer Malertracht. Er ſetzt ſich, der Witwe gegenüber, an die Staffelei, und fängt zu malen an.)

**Tod.** Anch' io son pittore! Ein herrliches Zerrbild! Muß aber noch verzerrter werden, wenn ich dabei die Hand im Spiele habe. Zum Entzücken! Ich bin ein Genie vom erſten Range, der Genius ſelbſt, deſſen Fackel verkehrt iſt, wie die Lebensweiſe der Menſchen.

**Sie.** Was murrt und brummt denn hier?

(Sie erblickt den Tod und ſinkt mit einem Schrei todt auf das Sopha zurück.)

**Tod.** Die hat's überſtanden! Gratulire. Eine von den vielen Weibsperſonen, die auf der Erde waren, ohne zu wiſſen, warum.

(Querfeld ſteht auf, ſchenkt Champagner ein, und tritt mit vollem Glaſe vor die Todte.)

**Querfeld** (für ſich). Jetzt recht genial! (Laut.) Erwache, mein Liebchen! Oeffne die Aeuglein! Reich' mir die Hand, mein Leben! Auf unſer Wohl! Auf eine geniale Ehe! Genießen, was man kann! Keines dem Andern im Wege ſtehen! Liebchen, wach' auf! (Er küßt ſie.) Wie? eiskalt! todt? O weh! Meine Vierzigtauſend! wo ſind ſie? Geſchwind, eh's Jemand erfährt! Fortuna! hilf mir ſuchen! Ha! der ſilberne Schlüſſelbund am Gürtel! O Seligkeit! Henriette, du Zofe aller Zofen! ſei meine Alliirte!

(Indem er aus dem Zimmer gehen will, packt ihn der Tod.)

**Tod.** Halt! (Er gibt ihm mit der Champagner-Flaſche einen Schlag auf den Kopf. Querfeld ſtürzt leblos zu Boden.) Menſchlein! Ihr mögt einander betriegen, mich betriegt ihr nicht.

## IV. Die Pharaobank.

(Großes Zimmer; in der Mitte desſelben ein mit grünem Tuche überzogener Tiſch mit Kerzenleuchtern. Viele Männer, größtentheils Karrikaturen, ſtehen rings umher. Auf mehreren der verzerrten Geſichter drücken ſich Gewinnſucht, Liſt, Betrug und Verzweiflung aus, während jene der vom Glück Begünſtigten in jeder Miene Stolz, Triumph und hämiſche Schadenfreude zeigen. Tiefe Stille, nur von Zeit zu Zeit unterbrochen durch einen dumpfen Ausruf des Schreckens, durch einen leiſe gemurmelten Fluch, oder durch einen halb unterdrückten Ausruf des Entzückens.)

**Ein Wucherer.** Nu, junger Herr Graf, friſch auf! Wollen Sie nicht mehr ſetzen? Courage!

**Graf.** Ich habe ſchon zu viel verloren.

**Wucherer.** Um ſo mehr muß man wagen. Wer nicht wagt, gewinnt nicht.

**Graf.** Ich habe nichts mehr zu wagen. Ich habe Alles bereits geſetzt. Mein Beutel iſt leer wie ein ausgeflogenes Neſt. —

**Wucherer.** Finden ja Kredit.

**Graf.** Mein Vater bezahlt keine Schulden für mich.

**Wucherer.** So lange er lebt. Stirbt er, dann bezahlen Sie als reicher Erbe Ihre Schulden ſelbſt.

**Graf.** Er kann aber noch lange leben.

**Wucherer.** Bei ſolchen Herren kann man die Zurückzahlung eines Darlehens gegen billige Intereſſen ruhig abwarten. Haben Sie einen Wunſch, Herr Graf? Ich ſtehe zu Dienſten.

**Graf.** Wirklich? Wollen Sie mir tauſend Dukaten verſtrecken?

**Wucherer.** Nur tauſend? warum ſo wenig?

**Graf.** So geben Sie mir zwei oder drei tauſend!

**Wucherer.** Verzeihen Sie meine, gerade Manier! Ich muß Ihnen aber ſagen, daß ein Kavalier, wie Sie, weniger als fünftauſend Dukaten nicht wohl aufnehmen kann. Iſt's gefällig, mir im Nebenzimmer die Schuldverſchreibung auszuſtellen? Die gewöhnlichen fünf und zwanzig Prozente? nicht wahr?

**Graf.** Mit Vergnügen. Nun, Fortuna, ſei mir hold!

**Wucherer.** Nur Courage!

(Beide gehen in das Nebenzimmer.)

**Spieler A.** Unſer Bankhalter hat, wie es ſcheint, ſehr gute Geſchäfte gemacht. Da heißt es nun mit Recht: das Leben ein Spiel, und das Spiel ein Leben!

**Spieler B.** Er will auch dafür, daß wir ihn bei ſeinem falſchen Spiele ſo gut unterſtützt haben, gegen uns den aufrichtigen Freund ſpielen. Auf Jeden von uns kommen fünfzehnhundert Gulden.

**A.** Ich bin's zufrieden.

**B.** Bitte aber nicht auf die fünfhundert Gulden zu vergeſſen, welche ich mir dafür bedungen habe, daß ich Sie dem Herrn Bankhalter als verläßlichen Mann empfahl.

**A.** Ich verſprach nur hundert. Sie haben falſch verſtanden.

**B.** Und Sie wollen falſch handeln.

**A.** Wenn Sie mir die verſprochenen Fünfhundert nicht bezahlen, ſo ſtell' ich Sie vor aller Welt an den Pranger.

**B.** Ich gebe die ganze Geſellſchaft an.

**A.** So Viele werden wohl den Einen zu Schanden machen können?

**B.** Schurke!

**A.** Hier ein Vorſchuß! (Er gibt ihm eine Ohrfeige und entwiſcht.)

**B.** Alle Teufel! (Er eilt ihm nach.)

---

**Ein Spieler.** Und Sie nannten ſich meinen Freund?

**Der Andere.** Kann ich dafür, daß Sie dumm und raſend ſind?

**Erſter.** Dumm war ich, daß ich Sie für meinen Freund hielt; zu einem Raſenden werden Sie mich machen durch Ihr ſchändliches Benehmen.

**Der Andere.** Im Hazardſpiele herrſcht der Zufall.

**Erſter.** Es war aber kein Zufall. Sie waren mit dem Bankhalter einverſtanden, mich zu betriegen.

**Der Andere.** Beweiſen Sie das!

**Erſter.** Daß Sie ein niederträchtiger Betrieger ſind, das ſoll Ihnen dieſe Piſtole beweiſen.

**Der Andere.** Glauben Sie, ich wäre der Narr, mich zu ſchlagen?

**Erſter.** Sie haben mein Letztes geraubt. Ich bin ein Bettler! —

(Seine Frau, ein Kind an der Hand, tritt ein.)

**Frau.** O lieber Mann! Verlaſſe dieſe Räuberhöhle; komm' mit uns!

**Erſter.** Ihr ſeid Bettler!

**Kind.** Vater!

**Erſter.** Dahin iſt Alles! — Ehre, Vermögen, Liebe, Glück und Ruhe! — Fort!

(Er ſtürzt hinaus, Frau und Kind folgen ihm. Man hört einen Piſtolenſchuß.)

**Ein Kommender.** Der Kopf iſt zerſchmettert! Nehmt euch ein Exempel, und ſeid keine Narren!

---

**Vater** (an einem Seitentiſche Geld zählend). Wie hold war mir heute das Glück! — Tauſend — zwei — drei — vier — tauſend — fünfhundert Dukaten! Allerliebſt! Zwölfhundert zur Schuldentilgung! — Tauſend in vier Raten meinem Schätzchen! Bleibt mir noch —

**Sohn.** Nichts!

**Vater.** Liederlicher Bube!

**Sohn.** Des Vaters Ebenbild!

**Vater.** Du unterſtehſt Dich, mir —

**Sohn.** Zu nehmen, was ich brauche. (Er entreißt ihm das Geld.) Wie gewonnen, ſo zerronnen! (Er läuft aus dem Saale.)

**Vater** (mit dumpfer, kaum vernehmlicher Stimme). Mörder! Du — (Er ſinkt, vom Schlage gerührt, zu Boden.)

**Einige Spieler.** Stille doch, ſtille!

(Der Tod tritt in den Saal. Ein Mantel von ſchwarzem Sammt umgibt das klappernde Gerippe. Vor das Geſicht hält er eine häßliche weiße Larve. Auf dem Kopf eine Mütze mit einem Pique-Aß. In der rechten Knochenhand trägt er einen zierlichen Spieß als Spazierſtäbchen. Der furchtbare Gaſt wird von den Spielern nicht bemerkt, indem ſie von den Kartenblättern kein Auge abwenden.)

**Tod.** Abſcheulicher Laſterpfuhl der ſchändlichſten Gewinnſucht und des Betruges! Wie erſcheinen Wölfe und Geier gegen *dieſe* Menſchen! Der Verderber zerſchmettert ſich den Kopf; Weib und Kind ergreifen den Bettelſtab; innige Freunde werden erbitterte Feinde; ein Wucherer macht den edelſten Jüngling zum Verſchwender; der falſche Spieler füllt ſich den Beutel mit Dukaten; der frevelhafte Sohn entreißt dem laſterhaften Vater das Geld und jauchzt über ſeiner Leiche! — Wie dieſe elenden Schufte auf Geld und Karten erpicht ſind! Sie hören und ſehen mich nicht. Muß ſie doch aufſchrecken aus ihrer Starrſucht. (Er ſtreckt ſeine langen, dürren Knochen aus, legt die klappernden Finger auf den grünen Tiſch, und nimmt ein Kartenblatt.) Ich liebe das Pharao nicht; ich ſpiele nur um den letzten Stich oder rouge et noir.

**Ein Spieler.** Allez vous en! Das wird hier nicht geſpielt.

**Zweiter.** Führt ihn hinaus!

**Dritter.** Welche Keckheit!

(Er hält dem Tode den Arm feſt; ein Anderer packt ihn rückwärts am Fuße, um ihn vom Tiſche wegzuziehen. Sie erſchrecken aber über die Eiſeskälte der Knochen und das wilde Grinſen des Todes, und ſtoßen einen Schrei des Entſetzens aus. Der Tod zeigt ſich als furchtbares Scheuſal. Einige der Spieler ſinken mit dem Vorderleibe auf den Tiſch, Andere fallen unter den Tiſch. Einige laufen heulend davon. Einer ſchleudert zwei große Leuchter mit brennenden Kerzen nach dem Tode; ein Anderer geht mit vorgehaltenem Seſſel auf ihn los. Ein alter Major ſtößt ihm den Degen in die Seite und ruft: „Courage! es iſt nur eine Maske.“ Der Tod erhebt ein wildes Gelächter, und drückt ſich den Degen noch tiefer in die Rippen.)

**Major.** Helft Alle zuſammen, daß wir ihn todtſchlagen!

(Der Tod ſchüttelt den Pharaotiſch.)

**Bankhalter.** O weh! Meine Kaſſe! Das Geld fällt auf den Boden! Ich bin verloren! Zu Hülfe! Doch nein; Alles vom Tiſche weg! Kecke Maske! Hier haben Sie Geld. Gehen Sie nun zum Teufel!

**Tod.** Um euch in der Hölle wieder zu finden, ihr Teufel in Menſchengeſtalt?

(Er wirft den Tiſch um. Mehrere werden getödtet, Andere ſchwer verletzt. Das Geld kugelt auf dem Boden herum. Schreien und Wehklagen.)

**Tod.** Verworfene! Viele von Euch ſollten im tiefen Kerker ſchmachten, Viele am Schandpfahle ſtehen, Viele am Galgen enden. Ich will Euch unverdient den Gnadenſtoß geben. Möge Euer Beiſpiel zu heilſamen Schrecken für Andere Eueres Gelichters dienen!

(Er ſticht mit dem Speere umher, und ſchreitet hohnlachend aus dem Saal.)

# Kantaten und Oratorien.

# Roſa von Viterbo.

## Handelnde Perſonen.

**Hugo**, Graf von Viterbo.
**Roſa**, deſſen Tochter.
**Der Kaſtellan.**
**Roberto**, ſein Sohn.
Reiſige, Jäger, Jungfrauen, Dürftige und Sieche.

Scene. Bergterraſſe vor dem Schloſſe Viterbo. Die Handlung beginnt mit dem erſten Grauen der Morgendämmerung und ſchließt mit Sonnenuntergang.

## I.

Der Kaſtellan und Roberto kommen mit Jägern und Reiſigen aus dem Schloſſe.

### Chor.

Nacht und Grauen
Brüten ſchwer,
In den Auen
Ringsumher.
Des Gießbachs Wogen brauſen
Dumpf und traurig;
Die Rieſeneichen ſauſen
Kalt und ſchaurig.

Laßt uns beleben die todte Natur!
Es halle der Wald, es jauchze die Flur
Von Jagdgeſang
Und Hörnerklang!
Es dröhne das Wiehern der Roſſe!
Drein juble hell
Der Rüden Gebell,
Bis aus dem Schooße
Der trägen Nacht
Die Erde mitjubelnd erwacht!

**Kaſtellan.**

Horch! Es öffnet ſich das Thor der Burg;
Das Streitroß ſtampft mit ſchwerem Eiſenhuf;
In eh'rner Rüſtung dumpfem Raſſeln
Naht der Gebieter uns.
Schweigt und ordnet euch!
Leicht entglüht ſein Zorn.

### II.

**Hugo.**

Heute noch zur Jagd!
Morgen in die Schlacht!
Heute Spiel und Luſtgelage,
Morgen Grimm und Todesklage!
Nicht minder zahlreich als das Wild
Das wir heut' erlegen,
Sei morgen auch das Schlachtgefild
Von unſ'rer Schwerter Schlägen,

Mit Leichen angefüllt!
Recht iſt, was ich für Recht erkenne,
Weh ihm, dem ich im Zorn entbrenne!
Nicht Liebe will ich; Furcht gebührt,
Wenn unſer Haupt der Lorbeer ziert.
Es bebe erbleichend der Feinde Schaar!
Mein Freund iſt der Sieg, meine Braut die Gefahr.

**Chor.**

Heute noch zur Jagd!
Morgen in die Schlacht!

**Hugo.**

Dir, Kaſtellan, gebiet' ich ſtrenge Hut,
Und wiſſe: Zweifach ſtraf' ich jede Schuld;
Zuerſt an dem, der mein Gebot verletzt,
Und dann an Dir, der es verletzen ließ.
Vor Allem bleibe fern von meiner Burg
Des Siechthums und der Armuth bleiche Schaar!
Verhaßt iſt mir das klägliche Gewürm;
Mag's darben, leiden, ächzen, ſterben!
Was kümmert's mich, und was verliert die Welt?
Roſa ſelbſt, mein eig'nes Kind, vergißt,
Den hohen Rang, der Ahnen Glanz,
Und läßt herab ſich zu der Siechen Pflege,
Vergeudet meine Habe an die Armen,
Und brüſtet ſich, Wohlthäterin zu ſein
Der Dürftigen und Leidenden.
Genug der Pfleg' und Spende!

Fern von der Burg treibt mir der Krüppel Schaar!
Ich will's. Weh Jedem, den ich treffe!
(Zu Einem vom Gefolge.)
Bald ſeh' ich, im Gebüſch verborgen,
Wie mein Wille wird vollzogen.
Um ſie zu ſchrecken, g'nügt ein Beiſpiel, —
Wär's ſelbſt an meinem eig'nen Kind!
(Laut.)
Huſſah, ihr Jäger, halloh!
Wir fällen ein Wild, ſeid luſtig und froh!

**Chor.**

Huſſah, ihr Jäger, halloh!
Seid rüſtig und froh!

(Der Jagdzug verliert ſich in die Ferne. Der Kaſtellan und Roberto bleiben zurück.)

## III.

**Roberto.**

Wie ſtürmt der wilde Troß dahin!
Im fernen Felſengekluft verhallt
Der Stimmenmenge rauhes Lied.
Mir bebt das Herz.
Wie fürchterlich in ſeinem Grimm
Erſchien der Graf!
Im düſtern Morgengrau erglühte wild
Sein Angeſicht; das Auge ſprühte Funken.

**Kaſtellan.**

Ich übe meine Pflicht,
Und bebe nicht;

Seinen Willen
Muß ich erfüllen.
Was er zu thun gebot,
Verantwort' er vor Gott!

**Roberto.**

Mein Vater! darfſt Du's wagen,
Den Armen Hülfe zu verſagen?

**Kaſtellan.**

Ich übe meine Pflicht,
Und bebe nicht.

**Roberto.**

Dem Schmerz willſt Du mit hartem Worte
Lieblos verſchließen Herz und Pforte?

**Kaſtellan.**

Seinen Willen
Muß ich erfüllen.

**Roberto.**

O laß vom Mitleid Dich bezwingen!

**Kaſtellan.**

Was er zu thun gebot,
Verantwort' er vor Gott!

**Roberto.**

Nur Wohlthun kann uns Roſen bringen.

**Kaſtellan.**

Mich darf das Mitleid nicht bezwingen.

**Roberto.**

Nur Liebe ſchmückt die Lebensbahn.

**Kaſtellan.**

Gott nehme ſich der Armen an!

(Der Kaſtellan geht in die Burg.)

## IV.

**Roberto** (allein).

Ihr Armen und ihr Leidenden, —
Weh euch! Ihr werdet hülflos ſchmachten.
Euer Aechzen, euer Klagen,
Wird an taube Ohren ſchlagen.
Keine Hand, und ach, kein Herz
Wird ſich öffnen eurem Schmerz. —
Doch nein! verzaget nicht!
Wie jetzt im Schooß der düſtern Nacht
Ein gold'ner Tag erwacht,
So ſtrahlt auch euch des Troſtes Licht.
Schon naht die ſchöne Stunde,
Schon glimmt das Morgenroth,
Und Roſa wird erſcheinen,
Selbſt eine Himmelsroſe.
Hold wie das Glück,
Den Troſt im Munde,
Im ſanften Blick,
Heilt ſie die Wunde,
Hülft ſie der Noth,
Und eilt zu laben
Mit milden Gaben.

Heil, Edle, Dir,
Für That und Wort!
Du retteſt hier,
Gott lehnet dort! —
Doch horch! ſchon tönt der Frühgeſang,
Der hehren Jungfrau'n Chor,
Rein wie das Morgenroth
Zum allgütigen Gott
Lobpreiſend empor.

(Feierliche Klänge nähern ſich.)

Beugt euch, ihr Knie! Ihr Hände, faltet euch!
Verſtumme, Mund, in heil'ger Andacht Glut!

## V.

Roſa von Viterbo, mit weiblichem Gefolge.

### Choralgeſang.

Höre, Du allgüt'ger Gott,
In dem ſtillen Morgenroth
Stiller Herzen Frühgeſang,
Des Gebetes heißen Drang!
Vater, nimm es gnädig auf!
Segne dieſes Tages Lauf!

### Roſa.

Der weite Himmel wird ein Garten
Von Gottes ſtiller Herrlichkeit,
Den ſeine Engel pflegend warten,
Der Erdenbraut zum Schmuck geweiht.

Seht! es erglühen
Die Wolken entzückt;
Sie leuchten und blühen,
Mit Roſen geſchmückt.

**Chor der Jungfrauen.**

Seht Roſa, die liebliche, blühen,
Mit Roſen des Himmels geſchmückt.

**Roſa.**

Höre Du, allgüt'ger Gott,
In dem ſtillen Morgenroth
Meines Herzens erſtes Fleh'n!
Laß der Armen Qual und Noth
Nimmer ungerührt mich ſeh'n!
Laß den Gram und ſeine Wunden,
Unter meiner Hand geſunden!
Laß den Dürftigen mich kleiden,
Laß mich lindern Schmerz und Leiden!
Laß mich gut und rein,
Fromm in Demuth ſein!

**Chor der Jungfrauen.**

Laß, o Gott, gleich ihr uns rein,
Gut und fromm in Demuth ſein!

**Roſa.**

Und ſeht! Erhört iſt unſer Fleh'n;
Der Himmelsgarten füllt ſich an,
Und läßt an uns den Ruf ergeh'n:
„Streut Roſen auf die Lebensbahn!“
Morgenroſen! Morgenroſen!

Ich begrüß' euch, Himmelsblumen!
Die irdiſchen Roſen umkränzen
Nur flüchtig vergängliche Luſt;
Doch Roſen des Himmels erglänzen
Am ewigen Morgen an ſeliger Bruſt!
Morgenroſen! Morgenroſen!
Ich begrüß' euch, Himmelsblumen!
Erweichet und durchdringt
Des Harten Marmorbruſt,
Und leuchtet mild
Als Himmelsbild,
Daß Wohlthun Roſen bringt!

**Chor der Jungfrauen.**

Morgenroſen! Morgenroſen!
Leuchtet mild
Als Himmelsbild,
Daß Wohlthun Roſen bringt!

**Roſa.**

Schweigt, Freundinnen!
Hört Ihr die ſchwachen Stimmen
Der Siechen und der Armen,
Die wir pflegen?
Leiſe, leiſe, kommen ſie heran;
Ihre Hoffnung ruht auf uns allein.
Laßt uns im Stillen
Das gute Werk erfüllen,
Geräuſchlos hülfreich ſein!
Morgenroth und Wohlthun lieben,

Einſamkeit und tiefes Schweigen;
Ihre ſchönſten Thaten üben
Gute Menſchen ohne Zeugen.
Was aller Welt verborgen war,
Vor Gottes Thron liegt's offenbar!

## VI.

## Chor der Armen und Kranken.

Leiſe, leiſe, laßt uns ſpähen!
Kein böſes Auge darf uns ſehen;
Nimmer dürfen wir verzagen.
Wann verwarf ſie unſ're Klagen?
Laßt uns vor die Holde knien!
O ſie wird auch heute pflegen
Unſ're Noth und unſern Schmerz!
Roſa läßt uns Roſen blühen
Auf des Lebens Dornenbahn. —
Sie hat uns erblickt;
Wie freundlich ſie nickt!
Sie winkt uns entgegen,
Sie heißet uns nah'n.
Roſa! Roſa! Edles Herz!
Des Himmels Segen über Dich!

**Roſa.**

Seid mir willkommen!
Ich grüß' euch in des Himmels Namen
Der euch mir anvertraut.

Gott gab uns ja, damit wir geben;
Wer glücklich iſt, beglücke auch!

**Chor.**

Roſa! Roſa! Edles Herz!
Des Himmels Segen über Dich!

**Roſa.**

Mädchen, gebt mir die Gewande!
Rauh noch weht die Morgenluft. —
Nehmt ſie hin, umhüllt den Leib
Mit der Wärme weichem Stoff! —
Mädchen, ſeht, wie ſie ſich freuen!
Seht, wie neue Lebensluſt
In die ſtarren Glieder dringt,
Und aus jeder Miene glänzt!

**Chor der Jungfrauen.**

Nehmt ſie hin! umhüllt den Leib
Mit der Wärme weichem Stoff!

**Chor der Armen und Kranken.**

O der Wärme ſanftes Glüh'n!
Roſa läßt uns Roſen blüh'n.

**Roſa.**

Seht wohlthät'ge Kräuter hier,
Reich an Duft und Heilungskraft!
Ihrer Säfte Glut, ſie wird
Neubelebend euch durchdringen. —
Reicht mir nun den vollen Korb,
Daß ich ſie mit Brot betheile!
Denn Brot und Gottes Wort, ſie geben

Des Menſchen Leib und Seele Kraft,
Zum Irdiſchen das Himmliſche.

**Chor der Armen und Kranken.**

Gott ſpeiſet uns durch Deine Hand;
Ihm ſei Lob und Dank gebracht!

**Roſa.**

Er laſſ' es euch gedeih'n! Nehmt hin!

(Indem ſie die Vertheilung beginnt, ſtürzt Hugo aus einem Gebüſch hervor und entreißt ihr den Korb.)

## VII.

**Hugo**

Halt ein!

**Roſa.**

Weh mir!

**Chor.**

Weh uns!

(Roberto nähert ſich unbemerkt.)

**Hugo.**

Weh euch, des Elends verwegene Brut!
Weh Dir, mitleidige Frevlerin!
Was iſt's, was dieſer Korb verbirgt?

**Roſa.**

O Himmel ſchütze mich!

**Hugo.**

Du bebſt? Verſtummſt? Fehlt dem beredten Mund
Der Wahrheit Wort, Dich ſelbſt nun anzuklagen?
Biſt Du zu einer Lüge nicht bereit?

Nur Muth, Du frommes Kind, und wage ſie!
Zieh' ich vom Korbe nicht das weiße Tuch, —
(bitter)
So bleiben Korb und Lüge wohl verdeckt.

**Roſa.**

O, Vater! Nicht verdien' ich ſolche Schmach.

**Roberto** (für ſich).

Wie ſie leidet! Himmel, ſteh' ihr bei!

**Hugo** (mit Hohn).

So wage vor dem Volk die Lüge, —
Um Dich zu retten — und ich — will Dir glauben.

**Roberto** (für ſich).

Verzeih' mir Gott! ich rette ſie.

**Jäger** und **Reiſige**.

Schon lodert auf ſein Zorn; o ſeht!

**Die Armen und Kranken.**

Erbarmen, ach, Erbarmen!

**Hugo.**

Bei meinem Schwert! Nicht länger zög're!
Du ſelbſt verkünde Deine Schmach
Vor allem Volk! Ich will's.
Was iſt's, das dieſer Korb verbirgt?

**Roberto** (raſch vortretend).

Roſen ſind's!

**Hugo.**

Ei wirklich? Roſen ſind's?
Nun ſo ſollen dieſe Roſen,
Roſa, Dir nicht Roſen bringen!
(Er reißt das Tuch vom Korbe weg.)

Wie? Neckt ein Blendwerk mich?
Roſen ſind's?

**Roſa** und **Roberto** (jubelnd).

Roſen ſind's!

**Voller Chor.**

Ja — Roſen ſind's!

**Hugo** (beſtürzt).

Roſen, — ja! wie deut' ich dies?
Seltſames Grauen
Ergreifet mich. Wie dieſe Blumen
Mit glüh'nden Augen nach mir ſchauen!
Ihr Duft iſt Geiſterhauch;
Thauperlen ſchmücken ſie und ſprechen
Wie Thränen mir an's Herz!

**Roſa.**

Mein Gott! Mein Gott! Ich danke Dir!
Du biſt der Armen Vater, Du
Gibſt mir den Vater wieder.
Du ſprichſt im Sturm, ſprichſt in der Blume;
All die Natur iſt Deiner Stimme voll,
Und jede Roſe wird ein Wunder Deiner Macht.
Ihr Menſchen! baut auf Gottes Wort!
Er prüfet hier, er lohnet dort.

**Hugo.**

Mein Kind! mein Kind! Du haſt geſiegt;
Der Himmel ſpricht durch Dich zu mir,
Und ſegnet Dich, wie Du mir Segen bringſt.
Ja, folge Deines Herzens ſchönem Drang!

Sei glücklich durch Beglücken!
Im Wohlthun blühe Dir Entzücken!
Ihr Armen, jauchzt! Preiſ't Gott, ihr Leidenden!
Starrt eure Lebensbahn von Dornen voll,
So eilet nach Viterbo's Burg,
Eilt zu mir her! Ich ſchwör's:
Hier ſollen ſtets euch Roſen blüh'n!

**Roſa.**

Ja, Vater, Roſen will ich ſtreu'n auf Deinen
Und auf des Unglücks Dornenpfad;
Doch meine Roſen ſollen —
Hienieden nicht — ſie ſollen erſt
Am ew'gen Morgen mir erblüh'n!
So laß mich, Vater, ſelbſt der Roſe gleichen!
Sie glüht und duftet; Luft und Sonnenſtrahl
Erfreu'n ſich ihres Duftes, ihrer Glut;
Es flieht der Bach mit ihrem Bild dahin,
Das eine Welle von der andern nimmt.
Durch Wohlthun nur verbunden mit der Flur,
Schwebt hoch ſie über'm Raſen, der ſie ſchmückt,
Und unbenetzt vom Bach,
In deſſen Spiegel ſie ſich ſieht.
So will auch ich hienieden ſein!
Fremdes Daſein will ich ſchmücken,
Mich erfreuen im Beglücken;
Doch mein ganzes Leben ſei
Von den Erdenfeſſeln frei,

In Ewigkeit
Nur Gott geweiht!

**Hugo.**

Ein Blick auf euch, ihr Wunderblumen,
Gibt uns die Lehre, die zugleich
Zermalmet und erhebt:
Was aller Welt verborgen war,
Vor Gottes Thron liegt's offenbar!

**Allgemeiner Chor.**

O Du, der in des Herzens Tiefe ſchaut,
Wir leben Dir, o Gott!
O Du, erbarmend dem, der Dir vertraut,
Wir preiſen Dich, o Gott!
Voll Deiner Herrlichkeit geht auf die Sonne,
Dein Strahlenbild des Segens und der Wonne!
Erwärme gnädig unſer Herz
Für fremdes Wohl und fremden Schmerz!
Laß Menſchen Menſchenfreunde ſein,
Den Bruder Brüdern Roſen ſtreu'n!

# Die Mondnacht.

**Chor der Mädchen.**

Fröhlich, ſanft und freudeſtill,
Mit Geſang und Saitenſpiel,
Harren wir, o Himmliſche,
Deiner in der dunklen Höh';
Ruhig, wie die Abenddüfte,
Athmen auf dem klaren See!

**Chor von Jünglingen.**

Wonneliſpelnd wallen Lüfte
Durch das nachtverhüllte Grün,
Und der Vögel ſüße Spiele
Schlummern wie das Leben hin;
Sinnig ruhen die Gefühle
Im geheimen Ahnungsſinn.

**Beide.**

Komm, o Milde! Komm! Erſcheine
Bei der Lieder Huldvereine!

**Ein Mädchen.**

Seht! die Wolken röthen ſich,
Und es glüh'n die düſtern Haine,
Wie von Hoffnungszauberlicht.

Wallet ſanfter nun, o Fluten!
Liſpelt leiſer nun, ihr Lüfte!
Athmet ſanfter nun, ihr Düfte!
Hell' und heller glüh'n die Gluten
Durch des Aethers Friedensland;
Schweigen flicht das Zauberband
Ueber Himmel, Erd' und Fluten.

## Ein Jüngling.

Und Alles ruht, wie Blumenkränze
In des Mädchens dunklem Haar,
Wogt und wallt wie Freudentänze
Um der Liebe Feſtaltar.
Wonnedämmern faßt die Hügel,
Freudedrängen die Natur,
Und Erwartung ſpannt die Flügel
Ueber Wieſe, Berg und Flur.

## Chor.

Komm, o Milde! Komm! Erſcheine
Ueber die verhüllten Haine!

## Jüngling.

Und ſeht! Es hat ſich der Schimmer vereint;
Die Milde, ſie kommt, ſie naht, ſie erſcheint!
Und in der Liebe ſanftem Geſchmeide
Strahlt ſie uns an wie die himmliſche Freude.

### Chor.

Wie durch Eos Roſenhülle
Memnons ſtarre Säule klang,
So erglüh'n durch dich Gefühle
Auf zu lautem Wonnedrang.
Tönet nun raſcher, ihr Saiten!
Schalle nun voller, Geſang!
Laßt ſie im Taumel begleiten
Unſrer Entzückungen Drang!

### Jüngling.

Und ruhig hat die Königin,
Mit ſanftem Ernſt und feſtem Sinn,
Des Zieles ſchöne Höh' erreicht,
Von welcher Wolk' und Nebel weicht.

### Mädchen.

In lieblicher Stille,
Aus freundlicher Fülle,
Gewährt ſie erfreuliches Licht;
Bezaubert die Liebe,
Und hellet das Trübe,
Wo Kummer ſich weinend Cypreſſen umflicht.

### Jüngling.

Schon leuchten die Fluren im magiſchen Glanz;
Leicht ſcherzen die Freuden, wie Elfen im Tanz.
Tief ſchwinden die Lüfte, hoch rauſchet das Laub;
Es jauchzet der Liebende über den Raub.

Hell wimmeln die Fluten im ſilbernen Fluß,
O leihe mir, Luna, die Fackel zum Kuß!

### Mädchen.

O Jünglinge, zähmet
Den tobenden Sinn!
Schon ziehen ſich Wolken
Verdunkelnd dahin.
Es ſtrahlet die Göttin
Den Reinen nur rein,
Und leihet die Fackel
Nur ſtetem Verein.

### Greis.

O wäre doch ewig jeder Verein!
Doch jener Strahl ruft ein lautes: Nein!
Er ſinket auf ein düſt'res Grab
Erlöſchend, bang und trüb hinab.
O ihr Freunde in den Grüften —
Ruh' und Friede ſei mit euch!
Wie Sterne in den dunklen Lüften
Durchſchimmert ihr des Lebens Reich.

### Chor.

Gute, ſtille Geiſter wallen
In des Mondes ſanften Strahlen;
Wie die Luft das Saitenſpiel,
Rühren ſie das Hochgefühl.

### Mann.

An das Leben gränzt der Tod;
D'rum laßt ſie gute Nachbarn ſein!
Was ein Edler Großes bot,
Muß uns auch nach dem Tod erfreu'n.

### Jüngling.

Was ſchimmert dort im Mondesglanz
    Hoch auf dem ruhenden Berg?
Es iſt des Heldenjünglings Grab,
    Trophäen, Waffenſchmuck und Kranz.
Hoch ruht der Hohe, tief iſt ſein Schlaf,
    Wie einſt die Wunden, die er ſchlug.
Weh' dem Feinde, den er traf!
    Wohl dem Lande, das ihn trug!

### Mädchen.

Und wohl der Liebe, die ihn krönte,
Die mit dem Leben ihn verſohnte!
Seht ihr die ſanft bewegte Laube ſtrahlen,
Wie der Hochzeitfackeln Flammenhaar?
Sie war der Liebe Feſtaltar;
In ihr gebar die Mutter ihn,
In ihr fuhl't er der erſten Liebe Glüh'n.

### Chor.

Fried' und Ruhe dir, o Mond,
    Weil du Ruh' und Frieden gibſt!

Luſt und Freude dir, o Mond,
Weil du Luſt und Freude liebſt!
Ruhm und Ehre dir, o Mond,
Weil du Glanz auf's Grab verbreiteſt!
Lieb' und Wonne dir, o Mond,
Weil du bange Liebe leiteſt.

**Jüngling.**

Du blickſt auf Gräber, wie auf Lauben;
Das Schickſal gibt, und muß auch rauben.

**Mann.**

Vereint mit Sanftmuth Tugendglauben!
So kann das Schickſal euch nichts rauben.

**Jüngling.**

O holder Mond! Gedankenfreund!
Wenn Liebe zu vergehen meint,
Und Leidenſchaft das Herz zerreißt,
Beruhigſt du den bangen Geiſt.

**Mädchen.**

Und Geiſter lieben deine Strahlen,
Von dir aus dunklem Grab geweckt.

**Greis.**

Wenn Schmerz und Unſchuld hohnbedeckt,
Verfolgt, einſame Pfade wandeln,
So zeige ſchnell der Rettung Bahn
Mit deinem hellſten Schimmer an!

Den Frevler faſſe wildes Grauen,
Wenn er entweihen will dein Licht,
Ein Leichenbild ſoll er dich ſchauen,
Daß Schrecken Muth und Kraft ihm bricht.

### Chor.

Horcht! Wie die Morgenlüfte weh'n!
Stille, Lied und Saitenſpiel!
Seht, der holde Mond erbleicht,
Wie der Jugend Zauber weicht!
Und es ſchweiget das Gefühl,
Wehmuthsvoll und freudeſtill.

# Haydn's Todesfeier.

(Hain mit einem Denkmal.)

### Chor.

Friede ruht auf Thal und Hügel,
Freude ſchwingt die goldnen Flügel
Von des Frühlings Blumenthron.
Gruß und Kuß und Spiel erwachen,
Und die jungen Scherze lachen
Durch den Hain mit Jubelton.

### Der Genius der Erde.

Und hocherröthend glüht des Himmels Wange
Vom ſüßen Ahnen langentbehrter Wonne.
Lichtflutend wogen Ströme, wallt der Äther;
In Siegesgröße ſtrahlt empor die Sonne —
Doch ſieh! im tiefſten Heiligthum des Hains
Hebt ſich ein Todesmal in ſtummer Feier.
Und horch! wie wunderbar ergreifend ſchweben
Mit leiſen Silberklängen Geiſterchöre!
Und immer wonniger entglühen
Zu hoher Luſt die Harmonien.

### Chor.

Willkommen, himmliſche Gewalt!
Willkommen, Frühlings-Huldgeſtalt!
Gib Segen über Flur und Herde,
Den Friedenskuß der milden Erde!

### Frühling.

(Arie).

Fried' und Freude werde
Dir, geliebte Erde!
Holde Blumen, ſchließt euch auf!
Tanzt, ihr Quellen, euren Lauf!
Schallt empor, ihr Feſtgeſänge!
Wall' umher, o Luſtgedränge!
Lieb' und Freundſchaft, ihr ſollt glühen,
Zahllos, wie die Blumen blühen!
Fried' und Freude werde
Dir, geliebte Erde!

### Recitativ.

Doch wie? Es faßt die Erde tiefes Schweigen?
Und keine Düfte, keine Lieder ſteigen
Zur froherneuten Feier auf?
Welches Bangen, welche Schauer
So bedeutungsvoller Trauer?
Kann mein Gruß dich, Erde, nicht erfreuen?
Schönheit, dich nicht mehr dem Frohſinn weihen?
Schloß ein Liebling ſeinen Lauf?

### Chor von Mädchen.

Seines Lebens Saitenſpiel,
Seiner Töne Hochgefühl,
Iſt verklungen.
Um ihn weinen Lieb' und Schmerz;
Grabgeſang hat unſer Herz
Ihm geſungen.

### Frühling.

(Arioſo.)

Nimm, o Geiſt der Harmonie,
Meine ſchönſte Habe!
Nimm zur Todesgabe
Dieſe Blumen, dieſe Blüten,
Meinen Kranz und meine Thränen!
Hochgefühle, Freudenſcenen,
Die durch Dich verſchönert glühten,
Ewig leben ſie
Im Geiſt der Harmonie.

### Recitativ.

Herbei, ihr Jahresbrüder!
Eilt bangen Schrittes in die Dämmerung,
Die trauernd ſich um ſeine Urne ſchmiegt!

### Sommer und Herbſt.

### Sommer.

Sein Leben wallte
Wie meine Morgenröthen hin;

Sein Geiſt verhallte,
Wie Echotöne ſanft entflieh'n.
Verſieget iſt der Quell der Harmonie,
Und die Natur mit ihren Söhnen klagt!

### Herbſt.

Wie ſchwelgt' ich einher mit der brauſenden Jagd!
Wie dröhnte das Hifthorn in grauendem Früh!
Nun ſchweige erſtarrend die brauſende Jagd!
Die Schaar der lautſchallenden Freuden entflieh!

### Chor.

Bangverſtummend ſchweigen wir
In dem düſtern Schmerzrevier.

### Sommer.

Wie fröhlich ſcholl mein Erntereih'n
In ſeinen wonnevollen Tönen!
Erſtarre nun, mein Erntereih'n!
Sein Lied wird ihn nicht mehr verſchönen.

### Herbſt.

Wie tanzte, wie jauchzte der Rebenhain!
Wie wußte ſein Ton uns die Luſt zu verſchönen!
Nun werden den ſchimmernden Rebenhain
Geſänge und Leier kaum athmend durchtönen.

### Beide.

Verſtummen muß ich, ach verſtummen,
Da mir ſein Ton nicht Leben gibt.

## Chor.

Verſtummen wird, was ihn geliebt,
Das Holde, Schöne wird verſtummen!

## Herbſt.

(Recitativ.)

Und ſeht! mit tiefgebeugtem Haupt,
Die Thrän' an ſeinem Aug' erſtarrt,
Wankt ſtill und ernſt herbei der Winter;
Und düſtrer Wolken ſchwarze Schaaren
Umgeben tröſtend und mitweinend ihn.

## Wechſel-Chor.

## Greiſe.

Wie drücken Leiden uns darnieder!
Wie ſchüttelt uns der Froſt die Glieder!
Müſſen hülflos wir vergeh'n?

## Weiber.

O horcht, des Retters Melodien!
Sie tönen — Noth und Mangel fliehen;
Dank ſteigt zu des Himmels Höh'n!

## Beide.

Dank, o Retter, Dir im Grabe
Für des neuen Lebens Habe!

## Frühling, Sommer und Herbſt.

(Canon.)

Dem muß Gottes Segen fluten
Der das Schöne fügt zum Guten,
Der durch Harmonie entzückte,
Wo durch Wohlthat er beglückte.

## Winter.

(Recitativ.)

Verbergt mich, Wolken! Brauſ't um mich, ihr Stürme!
Laßt tiefer mich, und tiefer
In die Zerſtörung hüllen!
O der Schmerzen, die mich foltern!
Werde milder, herbe Qual,
Daß auch meine Trauerhymne
Um den Liebling der Natur
Klagend ſchalle!

(Arie.)

Weicht, ihr Stürme, von dem Grab!
Sinkt, ihr regen Silberflocken,
Schwebend, mild und leicht herab!
Und mit ewig ſchönen Locken
Müſſe Tann' und Immergrün
Wie ſein Ruhm unſterblich blüh'n!

## Der Genius der Erde.

Und nun ende Schmerz und Klage!
Denn ſein Leben war ja ſchön,
Und ſein Scheiden mild und ſanft.
Freundlich ſchloß der Tod ſein Auge,
Und es hüllte ſich in Nacht.
Da ſcholl's aus weiten Himmelsfernen:
„Es werde Licht vor ſeinem Blick!“
Und es ward Licht;
Und unermeßlich öffneten
Sich wonnevolle Himmelsräume.
Der ew'ge Frühling ſtrahlt' ihn an,
Entfaltet lag vor ihm die Schöpfung,
Und ihre ſchönſten Harmonien,
Die ſein entzückter Geiſt ſchon hier geahnt,
Umhallten ihn nun in vollem Chor.

## Die Jahreszeiten.

(Quartett.)

Er pries den Schöpfer und die Schöpfung
Mit hoher Kraft und holder Schöne.
Zum zweiten Mal hob ſich durch ihn
Das Weltall aus des Chaos Nacht.
Drum lohne ihn des Schöpfers Macht,
Drum ſoll ein Denkmal ihm die Schöpfung blüh'n!

### Schluß-Chor.

Ihm prangt der Sphären weite Flur,
Ihm ſtrahlt, ihn kränzt Ein Frühling nur.
Heil Dir, Verklärter,
In Deiner Harmonien Schall!
Heil Dir, Geehrter,
In Deiner Schöpfung großem All!
Vereine den preiſenden Hochgeſang
Nun jauchzend mit jubelndem Sphärenklang!

# Die vier letzten Dinge.

## Der Tod.

### Chor der Fröhlichen.

Wallt jubelnd und fliegend im Tanze dahin!
Dem Frohen bringt jede der Stunden Gewinn.
Es hat ſich die Freude das Leben erkoren;
Der Düſt're geht ſich und den Brüdern verloren.
Uns duften die Kränze,
Uns flügeln die Tänze:
Es öffnen die Herzen
Sich gerne den Scherzen.
Willkommen, o Erde, du holde, du ſchöne!
Willkommen, o Mond und o Sonne!
O laßt uns vereinen, wie liebliche Töne!
Das Leben ſei Liebe und Wonne!

### Chor der Krieger.

Hinan, hinan zum glänzenden Ziel!
Erdonnert Kanonen, zum blutigen Spiel!
Flieget ihr Schwerter und Speere,
Raſtlos dahin durch die Heere!

Brauſet ihr Kriegesgeſänge,
Stürmt in das Schlachtengedränge!
Entfließe den Wunden, du dampfendes Blut!
Wir ſcheuen nicht Schmerzen, nicht ſtürzende Glut.
Im Hochgefühl der Ehre
Geh'n wir durch Sturm und Nacht,
Daß unſer Ruhm ſich mehre,
Wenn Glück und Sieg uns lacht.
Hinein in die brauſendſte Nacht!
Hinein in die glühendſte Schlacht!

## Feſtgeſang.

Jubellaut und Siegesfeſte,
Schallet durch das feſte Land!
Eilt zum Mal herbei ihr Gäſte!
Friede knüpft das Freundſchaftsband.
Schallet, Lieder, weit und breit
Von des Reiches Herrlichkeit!
Klinget, ihr Pokale!
Bei dem frohen Male
Herrſche Götterluſt!
Selig fließet uns das Leben,
Brauſend wie der Saft der Reben,
Fröhlich, wie das Glück uns kränzt,
Schimmernd, wie der Sieg erglänzt.
Klinget, ihr Pokale!
Bei dem frohen Male
Herrſche Götterluſt!

### Ruf des Todes.

Verſtummt! Erbebt! Sinkt hin!
Das Loos der Sterblichkeit
Werf' ich über euch:
Wiederkehren ſollt ihr in den Schooß der Erde!
Euer Name ſchwinde hin
Wie des Echo letzter Schall!

### Ein Mädchen.

Ach, welch ein ſtarres Angſtgefühl
Durchſchaudert mich?
Woher der Schmerzen Kampfgewühl,
So fürchterlich?
Und dieſer Nebel träges Schweben,
Und dieſes niegefühlte Beben —
Muß ich des Daſeins Freuden,
Noch kaum empfunden, meiden?

### Stimme des Todes.

Schuldloſe, zarte, keuſche Seele!
Zage nicht!
Des Körpers ledig, kleide Dich
Himmelslicht!

### Das Mädchen.

So lebet wohl, Geſpielinnen!
Wir ſcheiden nur zum Wiederſeh'n.
Weint nicht! Mein Tod iſt ſüß,
Die Seligkeit gewiß.

### Chor der Mädchen.

Ihr Mädchen klagt! Sie iſt dahin.
Streu't Blumen auf des Hügels Grün!
Die Erde muß verwehen,
Die Schönheit muß vergehen;
Nur das Gute währt,
Nur die Tugend ehrt.

### Der Selbſtmörder.

Wohin? Wo find' ich Ruhe? Welches Aechzen
Durchſchaudert alle Tiefen der Natur?
Aus dumpfer Ferne ſteigen Todesbilder,
Und immer düſt'rer, immer ſchwärzer ſinkt
Die Nacht mit kaltem Druck auf's glüh'nde Leben.
Weß Ruf iſt's, der ſo laut und fürchterlich
Aus Wolken ſchallt und aus der Erde Tiefen?
Von allen Seiten dröhnt's:
Rache an dem Mörder!

### Chor der Quälgeiſter.

Auf! Deiner Sünden Maß iſt voll,
Und dem Gericht entfleh kein Sünder.

### Der Selbſtmörder.

Ha, welche Macht ergreift und faßt
Mich mit der Hölle Allgewalt?
Sie waffnet meine Hand mit Gift und Dolch,
Der Sünden grinſende Geſpenſter um mich her!
Vernichtung ſei mein Loos!
Fluch dir, o Stunde der Geburt!

### Ruf des Todes.

Verzweiflung ſei Dein Loos!
Leb' ewig, Dir zum Fluch!

### Die Quälgeiſter.

Stirb, Verruchter, ſtirb!
Sei Dir ſelbſt die Hölle!

### Der Dulder.

Sei willkommen, Tröſter Tod,
Schönern Lebens Morgenroth!
Nimm, o Hoffnung, meinen Dank!
  Ausgeſtoßen vom Geſchicke,
  Schwer an Leib und Seele krank,
  Wehteſt Du mir Tröſtung zu;
  Schmerz und Auge ſank in Ruh'.
  Und entfloh der Traum vom Glücke,
  Strahlten mir noch Deine Blicke.
  Nimm, o Hoffnung, meinen Dank!
  Sei willkommen, Tröſter Tod!
  Schönern Lebens Morgenroth!

### Stimme des Todes.

Schließ' Dein Aug', und ruh' in Frieden!
    Viel der Leiden,
    Wenig Freuden,
Dulder, war Dein Loos hienieden.
Leicht ſei Dir die Mutter Erde!

Stärkend ſei Dein Schlummer,
Dein Erwachen ohne Kummer!
Schließ Dein Aug', und ruh' in Frieden!

### Die Freunde.

Dulden war Dein Loos hienieden;
Schließ Dein Aug', und ruh' in Frieden!
Tragt den Todten froh zu Grab!
Senkt ihn ſtill zur Erd' hinab,
Daß er ſchlumm're ſanft und kühl!
Seiner Leiden waren viel.

### Der Held.

Mein iſt der Sieg! Der Feind erlag;
Willkommen mir, o Tod der Ehre!
Mir wird die Grabesnacht ein Tag,
Mein Tod ein Siegesfeſt dem Heere.
Gerettet iſt mein Vaterland —
Mag ſtarren mir nun Herz und Hand!
Wohl mir! Ich lebe lange noch,
Hab' euch befreit vom fremden Joch.
Schon flieht mein Leben mit dem Blut;
Doch — auch zu ſterben hab' ich Muth!

### Chor der Krieger.

Schließet euch, und hebt die Speere!
Ruhm und Sieg, und Glanz und Ehre
Sei dem großgefall'nen Helden!
Lorbeer, Inſchrift und Trophäen

Soll die ferne Nachwelt ſehen,
Seinen Tod Aeonen melden!

**Stimme des Todes.**

Auch ihr müßt ſcheiden, treue Liebende!
Die Liebe ward für dieſes Leben nicht;
Der Himmel iſt ihr Vaterland.

**Das Mädchen.**

O nimmer, Theurer, werd' ich von Dir ſcheiden!
Von Dir getrennt, erliſcht das Licht der Freuden;
Bei Dir allein iſt Seligkeit.

**Der Jüngling.**

Uns können Sarg und Todesnacht nicht ſcheiden.
Wir ſchwingen uns empor zu höhern Freuden;
Die Liebe lebt der Ewigkeit.

**Beide.**

Mund an Mund, und Herz am Herzen,
Soll das Leben uns entflieh'n!
Reiner Liebe ſchöne Schmerzen
Sind in jener Welt Gewinn.

**Ein Kind.**

Mutter! Vater! Welcher Schmerz!

**Mutter.**

Gott des Himmels, hab' Erbarmen!

**Kind.**

Hülfe! ach wie ſchlägt das Herz!

**Vater.**

Weh! es ſtirbt in meinen Armen.

**Mutter.**

Schon erbleicht der Wangen Blüte.

**Vater.**

Alles ſtarrt, was kaum noch glühte!

**Beide.**

Kleiner Engel, ſchweb' empor
Zu der Engel gold'nem Chor!
Makellos und blütenrein
Geh' in's Reich des Himmels ein!
Weiß wie Schnee ſei Dein Gewand,
Roſig Blumenſtrauß und Band!

**Chor.**

In die Erde pflanzen wir
Dich, o zarte Blume, hier,
Schließe Dich auf kurze Zeit —
Blüh' dann fort in Ewigkeit!

**Mutter, Vater.**

Reiner Liebe erſtes Pfand
Ruhet wohl in Gottes Hand.

**Chor.**

Mutterliebe! Vaterſorgen!
O wie groß, wie ſtark ſeid ihr!
Euch ſtrahlt einſt ein ſchöner Morgen;
Aber duldet muthig hier!

**Ruf des Todes.**

Dein Ende naht auch Dir, o Erde!
Verwehe in des Himmels Winden,
Und ſei ein Nichts, wie Du es warſt,

Ein Leichenfeld, der Keime voll,
Von Leben voll und von Vernichtung!
Entweiche Du, des Menſchen Seele,
Vom Staub, vom Tode der Natur!
So iſt's des Ew'gen Wille.

**Ein Halbchor.**

Horch! Welches Beben, welches Schwanken?
Zertrümmert ſind der Ordnung Schranken;
Schon ſchreitet der Tod über Reiche dahin,
Und Völker verſinken im weiten Ruin.

**Zweiter Halbchor.**

Weh uns Hülfloſen! Welches Wanken?
Die Ströme ſtocken, es weichet das Meer,
Und der Gebirge Gipfel ſchwanken.
Zerſtörung brauſet und wüthet umher.

**Voller Chor.**

Die Erde erzittert,
Und Monden und Sonnen und Sterne ergreift
Des Todes gewaltige Hand.
Sie ſinken, ſie ſtürzen dahin,
Wie Blumen, der Senſe des Schnitters gereift.
Vernichtung dampft und ſtarrt umher;
Auf Thal und Höh'
Regt ſich kein Laut des Lebens mehr.
Weh! weh! weh!

## Das jüngſte Gericht.

(Dreimaliger Poſaunenſchall. Ithuriel und Abadonah; Engel des Gerichts.)

**Ithuriel.**

Ihr Todten, wachet auf!
Zertheile dich, o Erde!
Ihr Gräber, öffnet euch
Dem Strahl der Himmelsſonne!
Der große Tag der Ewigkeit
Und des Gerichtes iſt erſchienen.

**Abadonah.**

In euren Leib gehüllt,
Verlaßt der Erde Tiefen!
Denn Gottes Odem weht.
Was, durch Jahrhunderte getrennt,
In feindlicher Entfernung ſchlief,
Vereine ſich in Harmonie!

**Ithuriel.**

Und horch! Es reget und beweget ſich,
Wie fernen Sturmes dumpfes Brauſen
Auf nachtumhüllter Meeresflut;
Und durch der Erde Tiefen ſchallt
Das Raſſeln der Gebeine!

**Abadonah.**

Und auf dem weiten Leichenfelde
Erheben ſich Geſtalten auf Geſtalten;

Kein Raub zaumloſer Leidenſchaft,
Herrſcht Ruhe, da ſie ſich verſammeln;
Und Reich und Arm, und Groß und Klein
Steht harrend in Geduld und Liebe.
Wenn einſt der Thränen letzte floß
Hin auf das Grab erblaßter Zeit,
Und in den Schooß der Ewigkeit
Der letzte Seufzer ſich ergoß:
Dann wird der ſchöne Morgen ſtrahlen,
Von Geiſtern nur allein begrüßt,
Wenn Trauer nicht dem Tod entſprießt,
Und der Vollendung Lieder hallen.

## Chor der Anbetung.

Gott Erbarmer! ſei uns gnädig!
Richte nicht nach unſ'rer That!
Frei von Trug, des Körpers ledig,
Stehen wir, zerſchmettert, hier.
Laſſ' die Reu'gen Gnade finden,
Herr des Weltenalls, vor Dir!
Zähl' uns nicht der Schwachheit Sünden!
Richte nicht nach unſ'rer That!

## Stimme des Richters.

Schuldloſe Dulder, hebt empor den Blick!
Unſterblich iſt die Tugend und ihr Glück.
Entweiche, Laſter, von der Ruhe Thron!
Unendlich ſei der Sünde Qual und Hohn!

### Ithuriel und Abadonah.

Erfüllet euch, des Richters Worte!
Geſchloſſen ſei der Thaten Pforte!

### Chor der Engel des Gerichts.

Geht ein zu ew'ger Freuden Spende,
O Auserwählte!
Fahrt hin zu Elend ohne Ende,
Dem Fluch Vermählte!

---

## Die Hölle.

### Chor der Verdammten.

Entfliehet, entfliehet, ihr Geiſter der Sünden!
Laßt einmal, nur einmal noch Ruhe uns finden!
Währt ewig dieſer Qualenbund?
Schließt nirgends dieſer Höllenſchlund?
Wie tief iſt der Verworf'nen Fall!
Verwirkt der Gnade Himmelsſtrahl!
Entfliehet, entfliehet, ihr Geiſter der Sünden!
Laßt einmal, nur einmal noch Ruhe uns finden!

### Eine männliche Stimme.

Hülfloſe Waiſen, die auf Erden
Ich ihrer Habe frech beraubt,
Mag meine Qual verdoppelt werden —
Nur ſei ein Blick zu euch erlaubt!

### Ein Quälgeiſt.

Sie ſehen ſollſt Du und erzittern;
Ihr Glück ſoll Deine Qual verbittern!

### Kindesmörderin.

Fluch Dir! Einſt nannteſt Du
In jener Welt Dich meinen Freund,
Nahmſt Tugend mir und Seelenruh',
Und keine Thräne ward geweint.
Kein Segen ſchloß die frechen Bande,
Von Sünd' und Schande
Zu frevelhafter Luſt vereint.
Folg' nun der Kindesmörderin,
Verruchter, in den Abgrund hin!
Fort, meines Kindes Blutgeſtalt,
Eh' Dir ſogar mein Fluch erſchallt!

### Ein Quälgeiſt.

Horch, wie der Unſchuld Wimmern hallt,
Von Mutterhänden frech erwürgt!
Erlieg' unmenſchlicher Gewalt,
Da Du der Menſchheit Glück verwirkt!

### Eine männliche Stimme.

Mit frechen Reizen lockteſt Du,
Verführte, zur Verführung hin!
Dein Herz ſchloß ſich der Tugend zu,
Und Luſt entweihte Deinen Sinn.

Fluch Dir und mir, und Fluch dem Kinde!
Die Luſt floh mit dem ſiechen Leben,
Doch ewig währet fort die Sünde!
Nicht mich noch Dich ſoll Ruh' umſchweben!

## Zwei Stimmen.

**Erſter.**

Verräther, flieh vor meinem Blick!
Dir nahe ſein, mehrt meine Qual.

**Zweiter.**

Hohn geb' ich Dir mit Hohn zurück;
Fluch ſei des Haſſes Wiederhall!

**Erſter.**

Gewährte Gott nur einmal noch,
Den Dolch zu bohren Dir in's Herz!

**Zweiter.**

Wie leidet meine Seele! doch —
Dich leiden ſeh'n, labt meinen Schmerz.

**Beide.**

Ja, ewig, ewig ſollſt Du leiden!
An Deiner Qual will ich mich weiden.

**Eine andere Stimme.**

Vor welchen Schlangenbiſſen
Entſetzt ſich mein Gewiſſen!

Wehgeheul und Angſtgeſtöhn'
Aechzen mir aus Tief' und Höh'n.
Ihr Armen, deren Glück und Wohl,
Mir einſt vertraut, ich frech zertrat,
Verfolgt mich nicht! Mein Maaß iſt voll,
Gerächt der Menſchlichkeit Verrath!

### Die Quälgeiſter.

Von Rache und von Wuth zerriſſen,
Sollſt Du des Hochmuths Frevel büßen!

### Reuige Sünder.

Zu ſpäte Reue! Ach, vergebens
Beweinen wir die Schmach des Lebens!
Nicht um Seligkeit und Glück
Flehen wir Dich an, o Gott!
Gönne aufwärts einen Blick —
Dann vernichte uns der Tod!

### Die Quälgeiſter.

Ewig leiden, hoffnungslos,
Sei verworf'ner Sünder Loos!
Blickt empor zu jenen Höh'n,
Gottes Friedensreich zu ſeh'n!

### Die Verdammten.

Verſchlinget uns, ihr Qualenſchlünde!
Daß uns nicht Gottes Auge finde,
Daß kein beglückter Geiſt uns ſeh'!
Weh! weh! weh!

(Leiſe Harmonien beginnen; es öffnet ſich — :)

# Der Himmel.

## Erſter Chor.

Heilig! heilig! heilig! rufen
Wir an Deines Thrones Stufen.

## Zweiter Chor.

Verſchwunden ſind der Erde Leiden;
Unendlich ſtrömt der Quell der Freuden!

## Beide Chöre.

Seelenfriede, ſüße Stille!
O wie reich iſt eure Fülle!

## Eine Seele.

Selig, ſelig ohne Scheiden,
Schweſterſeele, jubeln wir.

## Eine andere.

Seligfroh in Deinen Freuden,
Jauchz' ich unter Engeln Dir.

## Beide.

Liebend darf mein Geiſt Dich finden,
Sich an Deinem Glück entzünden.

## Eine andere.

Willkommen mir in Himmelshöh'n!
Dir, Gott der Gnade, Dank und Preis!

## Die Engel.

Vom beglückten Geiſterchor
Schalle Lob und Dank empor!
Gerecht iſt Gott, groß ſeine Macht,
Unendlich ſeiner Werke Pracht!

### Voller Chor.

Tugend, Glück und Wahrheit ſchmücken;
Glorreich Gottes Weltenthron;
Ueber Grab und Nacht erblicken
Schmerz und Unſchuld ihren Lohn.
Ewig, ewig, ewig freuen
Sie ſich in der Engel Reihen.

# Saul und David.

---

## Perſonen.

**Saul**, König in Israel.
**Jonathan**, deſſen Sohn.
**Michol**, deſſen Tochter.
**Abner**, Feldherr.
**Samuel**, der Prophet.
**David**.

Krieger. Sänger und Harfenſpieler. Hirten. Jungfrauen Volk.

---

## Erſte Abtheilung.

(Freie Gegend. Auf einer Seite eine Felſenwand. Im Hintergrunde die Mauern der Stadt Gilgal.)

**Saul, Jonathan** und **Abner**;

(ihnen folgt das ſiegreich zurückkehrende Heer der Israeliten.)

**Chor der Sänger.**

Schalle, Triumphgeſang!
Brauſe wie Donner dahin!
Hört, ihr Völker, und bebt
In der Todesnacht

Ruhen die Beſiegten:
König Saul gebot, —
Und ſie ſind nicht mehr!
Hört, ihr Völker, und bebt!
Schalle, Triumphgeſang!
Brauſe wie Donner dahin!

## Recitativ.

**Abner.**

Heil, König, Dir und Deinem Volk!
Dir gleicht kein König, Deinem Volk kein Volk.
An Schönheit, Kraft und Herrlichkeit
Biſt Du die Zeder Libanon's.
Dir weicht der Löw' an Tapferkeit;
Feſt wie ein Fels ſteht Deine Macht,
Und gleich der Sonne Mittagsglanz
Strahlt Deiner Schätze Pracht.

**Saul.**

Du ſprichſt es aus, was meinen Geiſt erfüllt.
Ich winke — und ein Heer folgt mir zum Sieg;
Ich winke — und ein Heer zerfällt in Staub.
Ja herrſchen will ich weit umher,
Wie Eine Sonne nur am Himmel ſtrahlt.

**Chor.**

Jubel ſchalle,
Freude halle

Durch das Reich!
Wer kommt ihm gleich?
Saul's Herrlichkeit
Strahlt weit und breit.

(Michol mit weiblichem Gefolge tritt ein.)

## Recitativ.

### Michol.

Verhallet iſt der Jubelchor,
Und ſchüchtern tritt Dein Kind hervor.
Wenn Tauſende den König,
Den Helden preiſen,
Ob ſeiner Thaten hochgeſinnt,
Erlaube, Vater, daß mit leiſen
Tönen Dich begrüße
Dein geliebtes Kind!

### Chor.

Wir nahen Dir, o König! mit Geſang,
Mit Oel- und Lorbeerzweigen;
Es möge unſers Dankgebetes Klang
Für Dich zum Himmel ſteigen.

## Arie.

### Michol.

Von Gott beſchützt, kehrſt Du zurück,
Des Volkes Stolz, der Tochter Glück.
Ein Held, durchflogſt Du die Gefahren;
Sei gnädig nun der Feinde Schaaren!

Den Lorbeer, den die Welt Dir zuerkannt,
Nimm, Vater, von der Tochter Hand!
Laß die Todeswaffen ruh'n!
Fried' und Freude walte nun!
Ich reiche Dir des Oelbaums Zweig, —
Der König geb' ihn ſeinem Reich!
Es herrſche die Ruhe, und jede Bruſt,
Dich ſegnend, ſei Echo von himmliſcher Luſt!

**Chor.**

Es herrſche die Ruhe, und jede Bruſt,
Dich ſegnend, ſei Echo von himmliſcher Luſt!

### Recitativ.

**Jonathan.**

Beugt euch in Demuth! Seht!
Es nahet der Prophet.
Einher mit feierlichem Schritte wallt
Des greiſen Samuel
Ehrwürdige Geſtalt.

**Chor.**

Stille, ſtille, Siegeslieder!
Senket Speer und Schwert darnieder!
Stille, ſtille, ſtille!

### Arie.

**Samuel.**

Ein ſchwacher Greis, dem Tode nah,
Eil' ich mit meines Lebens letzter Kraft,

Dich zu begrüßen, her.
Heil, König Israel's,
Heil Dir und Deinem Sieg!
Der Feinde Leichen ruh'n
Im düſtern Todtenreich;
Der Feinde Beute glänzt
Um Dich wie Gold und Edelſtein
An Deines Purpurmantels Saum.
Doch eh' des Feſtes Jubel brauſt,
Sei Dank gebracht dem Herrn,
Der uns erhebt, der uns zermalmt,
Durch den wir Alles ſind, Nichts ohne ihn!

### Recitativ.

Schmückt denn ſogleich den Feſtaltar,
Und mit des Weihrauchs Opferduft
Steig' unſer Dankgebet empor!

### Terzett.

### Saul. Samuel und Jonathan.

### Saul.

Halt ein! Der eignen Kraft
Verdank' ich meinen Sieg,
Nicht fremder Hülfe, nicht Eloah ſelbſt!
Der kühne Geiſt — er iſt mein Gott.

### Samuel.

Du frevelſt, Saul!
Des Hochmuths böſer Geiſt
Verblendet Deinen Sinn.

**Jonathan.**

Mein Vater! Höre des Propheten Ruf!

**Saul.**

Mein war der Sieg, mein ſei des Sieges Frucht!
Mein Siegesmal erhebe ſich ſogleich
Von Feindesbeut', an Gold und Silber reich!

**Samuel.**

Und willſt Du freveln, wehre nicht
Dem Volk des Dankes fromme Pflicht!

**Saul.**

Eloah ſei des Himmels Herr, —
Des Volkes Herr bin ich!

**Samuel.**

Verblendeter! wohin
Reißt Dich des Wahn's, des Hochmuth's irrer Sinn?

**Jonathan.**

Mein Vater! o verweig're nicht
Dem Höchſten Dank und Preis und Pflicht!

### Recitativ.

**Saul.**

Befolget mein Geheiß!
Erhebet mir das Siegesmal!
Erſt mir — ſo will es mein Gebet —

Erſt *mir* der Preis,
Dann eurem Gott!

**Samuel.**

So wiſſe denn und zitt're Saul!
So hoch Dein Stolz ſich nun erhebt,
So tief wird ſein Dein naher Sturz.

**Recitativ.**

Dein böſer Geiſt erwacht;
Er weicht nicht mehr von Dir.
Schon ſteigt vom Schooß der Nacht
Verzweiflung auf.
Du trotzeſt Jova's Macht,
Biſt gottlos, ohne Gott.
Er wendet ſein Antlitz von Dir,
Du biſt verworfen von Gott.

**Chor.**

Entſetzlicher Spruch!
Erfülle nicht, Jova, den Fluch!

**Samuel.**

Der Zukunft Schleier ſinkt vor meinem Blick.

**Chor.**

Stille, ſtille, horcht
Dem Gottbegeiſterten!

## Arioſo.

### Samuel.

Im Morgenlicht ſeh' ich ein Hirtenthal;
Ein Jüngling, hold und fromm und mild,
Kniet auf dem blumigen Gefild,
Und um ihn hüpft und weidet
Der Lämmer frohe Schaar.
Des ſchönen Jünglings Huldgeſtalt,
Der Augen heller Sternenglanz,
Der blonden Locken gold'ner Kranz —
Er iſt's, den Gottes Geiſt beſeelt,
Er iſt's, den Gott erwählt!
In der Schöpfung Pracht verſunken,
Staunt er wonnetrunken;
Nun faßt er, entflammt von heiliger Glut,
Die Harfe, die neben ihm ruht;
Nun weckt er die ſchlummernden Saiten,
Den Himmelsgeſang zu begleiten.
Schon ergießt ſich der Töne Flut,
Ihm horcht die Natur;
Von Engeln leuchtet die Flur.
Auserwählter! Dein harret der Thron.
Ich folge Jehova's Gebot,
Ich bringe Dir Salbung und Segen von Gott;
Du aber zitt're, Saul! weh' Dir!
Du biſt verworfen von Gott!

### Chor.

Er iſt verworfen von Gott!

### Ein Theil des Chors.

Was wird er nun beginnen? —

### Der andere Theil.

Er ſchweigt und ſtarrt, — ein Marmorbild!

### Recitativ.

### Jonathan.

Was Samuel ſpricht, es wird erfüllt.

### Cavatina.

**Blick hin! O ſeht!**
**Leblos zur Erde hin ſinkt der Prophet,**
**Und des geweihten Sehers letzte Worte**
**Verſchließen, Vater, Dir des Himmels Pforte!**
**Weh' ihm! Er ſchweigt und ſtarrt.**

(Es wird Nacht. Die Todtenbeſchwörerin von Endor ſchreitet vorüber.)

### Chor.

**Der Sonne Bild**
**Flieht wie ein Traum,**
**Und Nacht erfüllt**
**Den Himmelsraum.**
**Und ſeht! vorüber wallt**
**Saul's böſer Geiſt.**
**Er iſt verworfen von Gott!**

## Recitativ.

### Saul.

Wer wagt's, zu hemmen meine Allgewalt?
Wer biſt Du, grauenvolle Nachtgeſtalt?
Hat Samuel mit der Hölle ſich verſchworen?
Verwerfung wagt er zu verkünden mir?
Ihn ſelber traf der Fluch, den er
Sprach über ſeines Königs Haupt.
Den Frevler hat die Strafe ſchnell erreicht;
Zu meinen Füßen liegt er, ſtarr, erbleicht.

## Arie.

Ich ſpotte Dein, mich ſchrecket nicht
Der Drohung falſches Traumgeſicht.
Wie meine Kraft, ſteht feſt mein Glück.
Verwerfung, die er mir verkündet,
Sie ſchleudr' ich auf ihn ſelbſt zurück.
Sie folg' ihm in das Todtenreich!
Ich ſpotte Dein, mich ſchrecket nicht
Der Drohung falſches Traumgeſicht.

## Recitativ.

### Jonathan.

Er läugnet ſeinen Schmerz,
Und dennoch bebt ſein Herz!

### Saul.

Wer biſt Du, ſchlau-erdachtes Schattenbild,
Zu dem der Geiſt des Sehers ſegnend eilt?
Wo blüht im Morgenglanz das Luſtgefild
In dem der holde Hirtenknabe weilt,
Der mir vom Haupt
Die Krone raubt?

### Chor.

Bleicher wird ſein Angeſicht,
Flammender der Augen Licht.
Schrecken geht
Von ihm aus.

## Recitativ.

### Saul.

So ſei es, ſo! — Ich will's!
Eilet in raſtloſem Lauf!
Suchet das Knäblein mir auf!
Mir falle zu Füßen das lockige Haupt!
Ich künde dann
Der zarten Leiche an,
Daß mir kein Gott die Krone raubt!

### Schluß-Chor.

Auf, ihr Rüſtigen, auf!
In raſtloſem Lauf

Mit beflügeltem Schritt
Durchſpähet, durchzieht
Thäler und Felder,
Berge und Wälder!
Suchet ihn auf!
Führt ihn mit Jubelgeſchrei
Zum Tode herbei!

## Zweite Abtheilung.

(Das Thal Succoth bei Bethlehem. Tagesanbruch. Hirten führen ihre Herden auf die Weide. David kniet auf einem Hügel.)

### Morgenlied der Hirten.

Die Dunkelheit der Nacht entflieht.
Gott ruft den Tag; ſein Lächeln glüht.
Schon glänzt von ſeinem Purpurkleid
Die Erde rings in Herrlichkeit.
Im Morgenroth, im Morgenroth,
Lobpreiſen wir Gott.

Seht, wie die Herde ſcherzt und ſpringt
Im Morgenroth!
Horcht, wie der Vögel Lied erklingt
Im Morgenroth!

Wir lagern uns hin,
Mit fröhlichem Sinn

Im Morgenthau
Auf grünender Au,
Und preiſen Dich, Gott!
Im Morgenroth.

## Recitativ.

**David.**

Im Morgenroth
Lobpreiſ' ich Gott,
Der mich aus wunderbarem Nachtgeſicht
Erwachen ließ zu neuem Lebenslicht.
Vernehmt, was ich erblickte!
Vernehmt, was mich entzückte!

## Arioſo.

In der Schöpfung Pracht verſunken,
Staunt' ich träumend, wonnetrunken.
Plötzlich mir entgegenwallt
Eines Greiſes Lichtgeſtalt.
Mein Innerſtes fühlt' ich erglüh'n
Sank vor ihm auf die Knie hin;
Er aber hob die Hand empor,
Um ſie mir ſegnend auf das Haupt zu legen,
Und es zu ſalben mit dem heil'gen Oel.

## Recitativ.

Gehoben ſah ich mich auf einen Thron,
Ein Diadem fühlt' ich die Stirne ſchmücken,

Und wie aus gold'ner Himmelspforte
Erſchollen mir die Worte:
„Heil, Jüngling, Dir! Du biſt von Gottes Geiſt beſeelt.
Zum König Iſrael's hat Jova Dich erwählt.“—
Des Greiſes glänzende Geſtalt verſchwand
Wie Goldgewölk am fernen Himmelsrand.

### Ein Theil des Chors der Hirten.

O ſeht, wie ſeine Wangen glüh'n!
Ein neuer Geiſt beſeelet ihn.

(Jonathan tritt zu den Hirten.)

## Recitativ.

### Jonathan.

Hier iſt das Thal, des Jünglings Aufenthalt,
Des Meiſters in Geſang und Harfenſpiel.
Er wird den böſen Geiſt verbannen,
Der Saul's Gemüth in Schwermuth hüllt.
Ihr Hirten, ſprecht! wo find' ich ihn,
Der David, der Geliebte, wird genannt?

### Ein Theil des Chors der Hirten.

Kniend in Entzücken
Kannſt Du ihn erblicken;
Ihn erfüllt mit hohem Geiſt
Gott, den ſeine Harfe preiſ't.

### Recitativ.

**Jonathan.**

Geprieſen ſei von mir auch Gott,
Der mich den Heißerſehnten finden läßt.

### Duett.

**Jonathan. David.**

**Jonathan.**

Fremdling, der nicht fremd mir iſt,
Sei von Jonathan begrüßt!

**David.**

Verkünde Deinen hohen Willen!
Sieh mich bereit ihn zu erfüllen.

**Jonathan.**

Gott gab Geſang und Harfe Dir —

**David.**

In Demuth weih' ich Beide Ihm.

**Jonathan.**

Der düſtern Schwermuth böſer Geiſt
Erkor den König ſich zum Raub.
O laß Dein Saitenſpiel erklingen,
Den Geiſt des Unheils zu bezwingen!

**David.**

Schwach iſt mein Geiſt, mein Saitenſpiel,
Doch ſchön das mir geſetzte Ziel.

**Jonathan.**

Gott ſendet Dich.

**David.**

Er ſtärke mich!

**Jonathan.**

So folge mir!

**David.**

Ich folge Dir.

**Jonathan. David.**

Der Himmel gibt Dich mir zum Freund;
Ich reiche Dir die Hand zum Bunde.
Geſegnet ſei die ſchöne Stunde,
Die uns vereint!

### Recitativ.

**David** (zu den Hirten).

Lebt wohl, Geſpielen meiner Jugend!
Lebt wohl, ihr Hirten und ihr Herden!
Ihr Silberquellen, Thal und Flur, —
Lebt wohl! Ich ſcheide. Gottes Wille
Ruft mich zu einem höhern Ziele,
Lebt wohl! Lebt wohl!

**Chor der Hirten.**

Zieh hin! zieh hin! Gott ſei mit Dir!
Zieh hin! zieh hin! Für uns verloren,

Biſt Du zu höherm Ziel erkoren.
Jehova's Ruf erſchell;
Leb' wohl! Leb' wohl!

(Saal in der königlichen Burg.)

(Saul auf einem Ruhebette ſchlummernd.)

**Jonathan. Höflinge. Michol.**

### Recitativ.

**Jonathan.**

Theure Schweſter! trockne Deine Thränen!
Gott ließ finden mich den edlen Jüngling.
Der reine Geiſt, der ihn beſeelt,
Wird durch Geſang und Saitenſpiel
Der düſtern Seele Nacht erhellen.

**Michol.**

Erbarme Dich, o Gott, des Vaters!

**Jonathan.**

Den Vorhang lüftet. Schweſter! wende
Den Blick nach jener Säulenhalle!
Der holde Jüngling, dem die Harfe
Im Arme ruht, — er iſt's —

**Michol** (im Entzücken).

Er iſt's!

### Jonathan.

Du bebſt?

### Michol.

Er iſt's!

### Jonathan.

Wie pocht Dein Herz!
Iſt Dir nicht fremd der holde Jüngling?

### Michol.

Dir, Bruder! öffnet ſich mein Herz. Vernimm!

### Arie.

Im Purpurlicht der Morgenröthe
Ging ich mit den Geſpielinnen
Auf thaubenetzten Fluren hin.
Wir pflückten Blumen, wanden Kränze,
Zu ſchmücken Tempel und Altar.
Horch, leiſe Geſänge!
Himmliſche Klänge!
Umſtrahlt vom Morgenſcheine,
Tritt aus dem Palmenhaine
Des Jünglings Huldgeſtalt,
Und immer mächtiger ſchallt
Der frommen Geſänge Gewalt.
Wir ſtaunen im ſtummen Entzücken
Mit himmelanſchauenden Blicken;

Da ſchwindet in des Waldes dunklen Raum
Der Sänger wie ein Paradieſes-Traum.
Doch — theurer Bruder!
Meine trunk'ne Seele ſieht
Stets des Sängers Lichtgeſtalt;
Unaufhörlich tönt und hallt
Durch die Seele Harf' und Lied.

**Saul** (auffahrend).

Weh' mir! Ein Flammenmeer
Tobt um mich her,
Und all' mein Blut
Wird wilde Glut,
Und aus dem rothen Feuer
Springt auf ein Ungeheuer,
Schwarz wie die Nacht,
Mit Adlerkrallen
Mich anzufallen.
Der Donner des Himmels erwacht.
Seht, wie die Gräber ſich theilen!
Hört, wie die Schatten aufheulen!
Laß ab! Entweiche, Geiſt der Nacht!
Und bin ich verworfen von Gott,
Erbarme dich meiner, o Tod!

**Jonathan, Michol** und **Chor.**

Jehova! ende
Des Vaters Qual.
Königs

Jehova! ſende
Deinen Gnadenſtrahl!

(David's Harfenſpiel klingt aus der Ferne.)

**Saul.**

Welche Himmelsklänge, mild und leiſe!
Wie herzdurchdringend dieſe Weiſe!

**Jonathan.**

Ein Hirtenjüngling, gottgeliebt,
Harr't Deiner, Vater! O geſtatte,
Daß er eintrete in den Saal!
Die Harfe und ihr frommes Lied
Wird Balſam ſein für Dein Gemüth.

**Saul.**

Kann er den böſen Geiſt beſchwören,
Der mir zerrüttet das Gemüth?
Er trete ein!

(David trit ein, die Harfe im Arm.)

**Chor.**

O Du, den Erd' und Himmel preiſ't,
Erleuchte Du des Sängers Geiſt!
Laſſ' Deine Engel ihn umringen!
So wird das fromme Werk gelingen,
Durch Dich, den Erd' und Himmel preiſ't.

## Recitativ.

### David.

Beugt euch, ihr Knie! Senke dich, mein Haupt!
Bet' an, o Seele, deinen Herrn und Gott!

### Arie.

Gehüllt in düſt'res Dunkel, liegt die Nacht
Auf kalter Erd' in tiefer Todesſtille.
Und ſieh'! von ſeinem Throne ſendet Gott
Das lebenglüh'nde Morgenroth.
Die Sonne ſchwebt empor
In ihrem heil'gen Licht,
Wie Gottes Angeſicht.
Aufjubelt die Erde, es ſpringt der Quell,
Silberhell und freudig ſchnell;
Es gleitet der ſpiegelnde Bach,
Und Blumen winken ihm nach;
Es rauſchet der Strom, es brauſet das Meer
Voll Funken und Flammen rings umher;
Sanft ſäuſelt der Hain, und feierlich ſchallt
Der dunkle Wald.
So prangt die Erd' in Jugendfülle,
Das Werk von Gottes Herrlichkeit,
Wo Wunder ſich an Wunder reiht.
Und dieſen Tempel öffnet Gott,
Dir, o Menſch! mit jedem Morgenroth.
Laut ſchall' im großen Weſen-Chor
Dein Lobgeſang zu Gott empor!

## Recitativ.

### Saul.

Ich aber rufe, Weh'!
In euren Lobgeſang.
Den Tag verſchlingt die düſt're Nacht,
Ein Sturm zerſtört der Fluren Pracht;
Das Große und das Schöne ſinkt in Staub,
Das Beſte wird des Böſen Raub.

### David.

Hoch ſteht der Menſch, der König über Alle.
Er iſt's, zu dem die Völker fleh'n.
Wer kann ihm widerſteh'n?
Er winkt, und Städte fallen;
Er winkt, und Jubel ſchallen.
Er prangt in Ruhm und Herrlichkeit;
Er ſtrahlt in ſeinem Reich'
Der Sonne gleich.

### Chor.

Dem König Heil! Dem König Heil!
Er prangt in Ruhm und Herrlichkeit;
Er ſtrahlt in ſeinem Reich,
Der Sonne gleich.

## Recitativ.

### David.

Hoch über aller Erdenthrone Glanz,
Strahlt Gottes Thron im Sternenkranz.

Was Großes Könige vollbringen
Durch Gott nur kann's gelingen.
Vor Gott der Böſe nicht beſteht;
Er wird wie Spreu vom Wind verweht.

Dem Sünder ſtrahlt kein Himmelslicht;
Die Strafe führt ihn zu Gericht.

**Saul.**

Weh' mir!

**Chor.**

Herr! zähle nicht der Schwachheit Sünden!
Den Reuigen laß Gnade finden!

### Recitativ.

**David.**

Nur edler Fürſten Thun der Herr beglückt.
Der Gute gleicht dem Baum am Silberquell,
Der Früchte bringt voll Süßigkeit,
Der grün't und blüh't zu jeder Zeit.
Der gute Fürſt iſt Gottes Ebenbild;
Ihn ſchützt der Herr mit ſeinem Schild.

**Saul.**

Warum hat Gott verlaſſen mich?
Mich, der ein Gott auf Erden war?
Schien ich dem Höchſten ſelbſt zu hoch?
War meine Größe ihm zu groß?

**David.**

Dir, Saul, verlieh Gott Macht und Ruhm;
Vor Deinen Fahnen ging der Sieg;
Als Du die Götzendiener ſchlugſt,
Als Du in Demuth herrlich warſt.
Nichtig iſt die ird'ſche Größe,
Stark iſt nur der, mit dem der Herr!

**Saul.**

Ein Strahl des Himmels fällt auf mich.
Auf meine Knie möcht' ich ſinken, rufen:
„Gott, nimm mich wieder gnädig auf!“

## Cavatina.

**David** und **Chor.**

Friede, Friede ſei mit Dir!
Sohn und Tochter fleh'n zu Gott
Um des Vaters Glück und Ruhe,
Und das Volk von Israel
Stimmet ein in ihr Gebet.
Heil Dir, Saul! Du biſt geliebt;
Gib nun Liebe auch für Liebe,
Und es wird des Himmels Friede
Dein Herz mit Ruh' und Wonne füllen.

**Chor.**

Friede, Friede, ſei mit Dir!

## Recitativ.

### Saul.

Der Reuige hofft nicht auf Gott vergebens;
Verſchwunden iſt das Nachtſtück meines Lebens.
Die böſen Geiſter ſind entfloh'n,
Und beten kann ich, darf ich ſchon.

## Arie.

O ſüße Thränen, fließet
Herab die bleichen Wangen!
O ſeliges Verlangen,
Das meinen Gott begrüßet!
O ſüße Thränen fließet!
Denn beten kann ich, darf ich ſchon.

## Recitativ.

Dank, David, Dir! Als König lohnet Saul.
Sei gleich den Edelſten in meinem Reiche!
Das Beſte, was ich geben kann, ſei Dein!
Nimm hin erſt meine, dann der Tochter Hand!

## Quartett.

### David, Michol, Saul, Jonathan.

O Herzenswonne! Himmelsglück!
Ihr ſtrahlet auf den Geber ſelbſt zurück.

### Saul.

Gott ſegne euch!

## Schluß-Chor.

Mädchen! windet den Myrtenkranz!
Israel! juble in Freudenglanz!
Herzensluſt und Himmelsglück
Wende nie von euch den Blick!
Mädchen! windet den Myrtenkranz!
Israel, juble in Freudenglanz!

# Saul's Tod.

## Perſonen.

**Saul**, König in Israel.
**Jonathan**, deſſen Sohn.
**Michol**, deſſen Tochter.
**Abner**, Feldherr.
**David**.
**Chöre** von Kriegern, Jungfrauen, Volk, Dämonen.

## Erſte Abtheilung.

(Saal in der königlichen Burg. Michol in einem Armſtuhl ruhend, von ihrem Gefolge umgeben.)

### Chor.

Liebe iſt des Lebens Licht;
Ohne Liebe waltet Nacht,
Bis die Gegenlieb' erwacht.
O daß die Liebe
Uns ewig bliebe;
Sie iſt uns Lebensluft,
Sie iſt uns Himmelsduft.
Aber furchtbar ſind der Liebe Leiden;
Todesſchmerz bringt ihr das bitt're Scheiden.
Seht die Königstochter, wie ſie ſchmachtet,

Seit der Gatte, ihr entriſſen,
Lorbeern auf dem Schlachtfeld pflückt!
O laßt uns erheitern der Trauernden Leiden!
Das Saitenſpiel wecke der Hoffnung Freuden!
Sie ſchaue den Gatten im Siegerkranz!
Beginnet Geſänge! Beginnet den Tanz!

### Recitativ.

### Michol.

Nicht dieſe Freudenklänge!
Verſtummet, Luſtgeſänge!
Nur dir, o Schmerz!
Gehört mein Herz.
Das Schlachtfeld ſeh' ich vor mir düſtern,
Der Leichenhügel ſtarre Menge,
Und Geiſter hör' ich um mich flüſtern;
Sie deuten, winken himmelwärts.
Traf, David, Dich der Todespfeil,
Dann, Jova, ſend' auch mich hinab
Zu ihm in's dunkle Grab!

### Chor.

Jehova! Mild're ihren Schmerz!
Gib Troſt und Hoffnung in ihr Herz!

### Recitativ.

### Michol.

Weh Dir, mein Vater! Du,
Du, der ihn mir zum Gatten gab,

Du ſandteſt ihn nun in den Tod;
Mein Herz, dem Du den Himmel gabſt,
Zerreißeſt Du mit Höllenqual.
Noch wohnt in Dir der böſe Geiſt,
Läßt nur den Haß, die Liebe nicht gedeih'n.
Verloren iſt David, verloren bin ich,
Wenn Du uns nicht ſchützeſt, allmächtiger Gott!

### Arie.

Jova! Du, den Vater preiſen
Die Verlaſſ'nen und die Waiſen,
Schütze Deinen frommen Sohn!
Gib dem Helden Siegeslohn!
Laſſ' ihn glücklich wiederkehren,
Mich zu lieben, Dich zu ehren,
Zu erfüllen Dein Gebot!

### Chor.

Ende, Jehova, der Trauernden Leiden!
Gewähre der ſehnenden Liebe ihr Glück!

(Michol entfernt ſich mit dem Gefolge.)

(Eine Säulenhalle.)

## **Saul** und **Abner**.

## Recitativ.

**Saul.**

Kaum ſind verhallt die feſtlichen
Geſänge der Vermählungsfeier;
Noch ſtrömt des Volkes Jubelluſt
Durch alle Straſſen dieſer Stadt:
Und dennoch weicht die Freude ſchon
Aus meiner ruheloſen Bruſt.

**Abner.**

Du biſt beinahe ſchon vergeſſen
Auf Deines Thron's einſamer Höh'!
Dem Jüngling, ihm, den Du erheben
Zu Deiner Höh' aus ſeinem Staub,
Ihm ſind nun alle Herzen zugewendet:
Bewund'rung folget jedem ſeiner Schritte;
Ein Gottbegabter ſcheint er allem Volk.

**Saul.**

Halt ein! Leicht iſt der Schlummer der Dämonen;
Ein leiſes Wort weckt ſie aus ihrer Nacht,
Und unheilbringend rauſchen ſie empor.

**Abner.**

Der Hirtenknabe flammt in Hochmuth auf;
Er ſtrahlt im Licht — und Schatten deckt den König

**Saul.**

Und wie ein böſer Geiſt ſteht Samuel
Vor mir, und wie aus einem Grabe ſchallt
Die Stimme, die Verwerfung mir verkündet
Von Gott!

**Abner.**

Und wie? Wenn der geſalbte König,
Der Dich vom Thron ſtürzt, David wäre, Er,
Den Du emporgehoben aus dem Nichts?

### Arie.

**Saul.**

Entſetzliche Gedanken!
Wie ſoll ich euch ertragen?
Des Thrones Pfeiler wanken,
Und Nachtgeſpenſter klagen.
Mich faſſet unendlicher Schmerz;
Verzweiflung zerreißt mir das Herz.
Euch Höllenmächte! euch ruf' ich herauf,
Mit mir zugleich end' auch ſein Lebenslauf

### Recitativ.

**Abner.**

Wohl mir! Es iſt gelungen.
Todesglut flammt aus des Königs Augen —
Und David ſtirbt!

**Chor** (in der Entfernung).

Heil, David, Dir! dem Sieger Heil!

**Saul.**

Erſchallt der Höllengeiſter
Triumphlied mir zu Spott und Hohn?

**Abner.**

Als Sieger kehrt er aus der Schlacht zurück,
Mein König! Du haſt ihn ſo hoch geſtellt;
Du ſelbſt haſt ihm das Heer vertraut.

**Chor** (ſich nähernd).

Heil, David, Dir! dem Sieger Heil!
Gott gab dem Jüngling Heldengeiſt,
Dem Arm des Jünglings Heldenkraft.
Er, der die Lämmerherde führte,
Er ward ein Löwe in der Schlacht.
Heil, David Dir! dem Sieger Heil!

(David, Jonathan und Michol treten in die Halle.)

## Recitativ.

**David.**

Ich eile, Dich, mein Herr und König!
In Demuth zu begrüßen.
Die Knie beugend, leg' ich Dir
Mich und mein Glück zu Füßen.

**Saul.**

Empfange den verdienten Lohn!

(Er entreißt einem Krieger den Speer, um ihn gegen David zu ſchleudern. Jonathan hält ihn zurück.)

## Recitativ.

### Jonathan.

Halt ein, mein Vater! Ihn, ihn willſt Du tödten,
Ihn, der für Dich gekämpft,
Ihn, der für Dich geſiegt?

## Arie.

### Saul.

Mir nach Thron und Leben
Willſt Du, Heuchler, ſtreben!
Vor meinem Angeſicht
Duld' ich Dich länger nicht.
Verwerfung ſprach der Seher mir,
Verwerfung auch verkünd' ich Dir,
Das Urtheil, über Dich geſprochen, ſei:
Zieh' hin zu Schlangen in die Wüſtenei!
Zertrümmert ſei Dein unverdientes Glück!
Verräther, kehre in Dein Nichts zurück!

(Er verläßt die Halle.)

## Recitativ.

### Abner.

Des Königs Urtheil ſei ſogleich vollzogen!
Ergreift ihn, führt ihn in die Wüſte!

## Arie.

### David.

O Gott! der prüfend in die Herzen ſchaut,
Auf Dich, auf Dich allein hab' ich gebaut.

Rein, ohne Makel ſteh' ich hier,
Und hebe meinen Blick zu Dir.
Kein Haar fällt von des Menſchen Haupt,
Ohne Deinen heil'gen Willen.
All' meines jungen Glücks beraubt,
Eil' ich, Deinen Willen
In Demuth zu erfüllen.

### Recitativ.

Theure Gattin! lebe wohl!
Lebe wohl, mein edler Freund!

### Quartett.

**Michol. Jonathan. Abner. David.**

**Michol. Jonathan.**

Nimmer ſcheide ich von Dir;
Des Lebens Blüte biſt Du mir.

**Abner.**

Trennen müßt ihr euch —
Der König will's — ſogleich!

**Michol.**

Keine Macht der Erde ſoll
Mich von meinem Gatten trennen.

**David.**

Jova will es. Lebe wohl!

**Abner.**

Gehorche, David! Fort von hier!

**Michol und Jonathan.**

Ich folge Dir.

**Michol, Jonathan** und **David.**

Gottes Wille ſei erfüllt!
Er läßt aus Nacht den Tag erſcheinen
Er, der uns trennt, wird uns vereinen.

**Chor.**

Lieb' und Freundſchaft müſſen ſcheiden.
Herbe Qualen! Bitt'res Leiden!
Weh Dir, o Israel!
Die Sterne Deines Ruhms erbleichen;
Mit ihm wird Jova's Segen weichen,
Weh Dir, o Israel!

## Zweite Abtheilung.

(Wilde Felſengegend. Auf einer Seite Samuel's Grabmal, auf der andern die Höhle der Todtenbeſchwörerin von Endor. — Im Vordergrunde Saul mit Bewaffneten.)

### Recitativ.

**Saul.**

Vertheilet euch und ſpäht umher!
Erklimmet jede Felſenhöh'!
Der tiefſten Höhle Schlund durchſucht!

Wer David's Haupt mir vor die Füße legt,
Sei reich belehnt!

(Die Bewaffneten entfernen ſich.)

### Saul.

Allein ſteh' ich im Grau'n der Mitternacht.
Dich fordr' ich auf, des Schickſals dunkle Macht!
Was mir droht in der Zukunft Schooß —
Ich will es wiſſen
Beſchwörerin der Todten!
Höre Deines Königs Ruf!
Auf! Schwinge Deinen Zauberſtab!
Es öffne ſich des Sehers Grab!
Samuels Geiſt erſcheine!

### Chor der Dämonen.

Erhebe Dich aus Deiner Gruft!
Der König ruft.
Samuel erſcheine
Im Todtenkleid, in Moderduft!
Der König ruft.

(Das Grabmal öffnet ſich; eine Schattengeſtalt erſcheint in düſterrothem Lichte.)

## Recitativ.

### Saul.

Du, der aus Grabesnacht
Auf mein Geheiß erwacht
Vom ſtarren Tod —

Vernimm mein Machtgebot!
Gib Kunde mir! ſprich wahr:
„Droht durch David mir Gefahr?"

**Stimmen aus dem Grabe.**

David lebt; Dein harrt der Tod!

**Saul.**

Ha! Truggeſtalt der Hölle!
Du lügſt.
In Trümmer falle dieſes Grab!
In ſeine Tiefe ſchleudr' ich dann
Mit Spott und Hohn
Dir David's blut'ges Haupt hinab
Als Deines Frevels Lohn.

**Chor der Dämonen.**

Saul! frevle nicht
In der Todten Angeſicht!
Bald zieht das Grab
Den Frevler ſelbſt hinab.

**Saul.**

Wer ſchließt das Auge mir?
Welches Ächzen füllt die Luft?
Die Erde bebt — und kalte Schauer —
Mich faßt der böſe Geiſt! Weh mir!

**(Er ſinkt zu Boden. David tritt aus einer Felſenſchlucht hervor.)**

## Recitativ.

### David.

Schauerlich droh'n dieſe Felſenmaſſen;
Grau'nhaft ſtarrt das blinde Aug' der Nacht;
Und doch iſt mir der öde Schreckensort
Aſyl der Ruhe und des Friedens.
Du Strahlenkranz des Ruhms, der Königspracht,
Liſch aus!
Du, meiner Jugend ſtilles Thal!
O nimm mich wieder auf in Deinen Schooß!
Dort bin ich wieder nahe Dir, mein Gott!
Und Du wirſt mir auch wiedergeben Sie,
Die meines Herzens Wonne,
Glück meines Lebens iſt.
Was ſeh' ich? Iſt es Sinnentrug?
Saul hier im tiefen Schlaf?
Starr wie der Fels, auf dem er ruht?
Du, der mich haßt, mich tödten wollte,
Du biſt in meiner Macht, Dein Leben liegt
In meiner Hand; ein Stoß des Schwertes, und —
Du lebſt nicht mehr!
Mein König und mein — Feind!
Ich, den Du haſſeſt, liebe Dich.
Ich will Dich bewachen, ich will Dich beſchirmen
Vor Thieren der Wüſte, vor wüthenden Feinden;
Ich kämpfe für Dich nun mit Menſchen und Stürmen,
Ich bin Dein Getreuer, ich ſterbe für Dich.

Doch zum Beweis, daß Du in meiner Macht,
Dein Leben war in meiner Hand,
Wehrloſer Schläfer! trenne ich
Mit dieſes Stahles Schärfe
Von Deines Purpurmantels Saum ein Theil;
Er ſei der Zeuge: David war Dir treu!

(Indem David ein Stück von Saul's Mantel mit dem Schwerte abſchneidet, treten mehrere Bewaffnete, David's Anhänger, auf.)

**Chor.**

David! David! ſei willkommen!
Er, der Dich tödten wollte,
Sink' in die Todesnacht!
Und Dich begrüßen wir
Als König Israels.

(Sie wollen Saul mit den Speeren durchſtoßen. David ſtellt ſich mit gezücktem Schwerte vor ihn.)

**Recitativ.**

**David.**

Geheiligt iſt des Königs Haupt,
Und heilig iſt der Schlaf!
Zurück, Verräther ihr an Gott und König!
Den Weg zu ſeiner Bruſt zu finden,
Müßt ihr erſt mir das Herz durchbohren.

(Saul erwacht, ſtaunend, zürnend.)

**Saul.**

Bin ich von Mördern hier umgeben? —
Zur Erde ſtürzet Sclaven! fallt auf's Antlitz,
Und betet euren König an!

Saul lebt — und Tauſende ſind Nichts!
Wie? David in der Mörderſchaar?
Wie? mit gezücktem Schwert?
Verräther! Dein treuloſes Herz
Durchbohre ich zuerſt mit dieſem Stahl.

(Saul zieht das Schwert. David ſtürzt vor ihm auf die Knie.)

## Recitativ.

### David.

O wolle nicht ſchuldloſes Blut vergießen!
Der Schein iſt wider mich, doch rein mein Herz!

## Cavatina.

Starr in tiefem Schlaf
Fand ich Dich am Felsgeſtein;
Und ich ſtellte ſchützend mich
Vor meines Herrn verehrtes Haupt.
Zeuge deſſen, was ich ſage,
Sei dies Stück des Purpurmantels,
Das ich trennte mit dem Schwert,
Als Du lagſt im Todesſchlaf,
Preisgegeben jedem Feind.
Kein Verräther, Saul, bin ich;
Bin Dir treu, bis in den Tod!

## Recitativ.

### Saul.

Steh auf, Verkannter! An mein Herz
Drück' ich Dich nun als zweiten Sohn.

**David.**

In Jubel wandelt ſich mein Schmerz,
Und Gott gewährt mir reichen Lohn.

(Abner und Jonathan eilen mit Kriegern herbei.)

**Abner.**

Die Feinde nah'n —

**Jonathan.**

Mit Heeresmacht.

**Saul.**

Steht mir das Heer zur Schlacht bereit?

**Abner.**

Es ſteht bereit —

**Jonathan.**

Doch nicht wie ſonſt,
Von Muth und Siegesluſt entflammt.

**Saul.**

Was drückt den Muth der Tapfern nieder?

**Jonathan.**

Der Schmerz um David, den Verbannten.

**Saul**

David! dem ich das Leben danke
Dir will ich danken auch den Sieg.

Komm! Zieh' mit mir dem Feind entgegen!
Gib Muth dem Heer: Gott iſt mit Dir!

**David** und **Jonathan.**

An Deiner Seite will ich kämpfen,
Bis mich der Pfeil des Todes trifft,
Dein Freund bleib' ich bis in den Tod;
Dein Will' geſcheh', mein Herr und Gott!

**Saul, Jonathan, David, Abner.**

Gib uns, der Schlachten Gott,
Sieg oder Tod!

(Sie ziehen in die Schlacht. Zeichen zum Angriff; dann Kampfgetümmel, welches ſich in die Entfernung verliert.)

# Dritte Abtheilung.

(Dieſelbe Felſengegend. Michol mit weiblichem Gefolge tritt auf. Es wird Tag.)

## Recitativ.

**Michol.**

In dieſer düſtern Felſenſchlucht,
Dem Raubthier Preis gegeben,
Hier, wo kein Quell mit Silberflut,
Kein Baum mit Kühlung labt,
Hier weilet Er, der mir entriſſen,
Hier weilt er ohne Schutz und Dach.

### Arie.

Jehova, deſſen goldnes Licht
Nun aus den Morgenwolken bricht,
Laß mich ihn finden, den Erwählten,
Ihn, meinen Freund, den mir Vermählten!
Auf Dich allein will ich vertrauen,
Auf Dich all' meine Hoffnung bauen.
Du wirſt ihn entreißen den feindlichen Schaaren,
Dein Schild wird ihn ſchützen in allen Gefahren.
Der Haß muß entfliehen, vergehen der Schmerz!
Ich werde ihn drücken an's glühende Herz,
Vor den Menſchen und vor des Allmächtigen Thron.
Dem Liebenden blüht in der Liebe ſein Lohn.

### Chor.

Jehova, deſſen gold'nes Licht
Nun aus den Morgenwolken bricht,
Beſchütze Du der Duld'rin Leben!
Woll' ihr den Gatten wiedergeben!

### Recitativ.

### Michol.

Horch! näher wälzt ſich die brauſende Schlacht.
Wie gräßlich erſchallet der Schwerter Geklirr,
Das Ziſchen der Pfeile, das wilde Geſchrei!

(Abner und andere Krieger von Saul's Heere kommen flüchtend.)

### Recitativ.

**Abner.**

Jehova zürnt; die Feinde ſiegen.
O Fürſtin! fliehe! rette Dich!
Saul liegt in ſeinem Blut erſtarrt,
In Todeswunden Jonathan.

### Recitativ.

**Michol.**

Weh mir! So ſinkt ein Königshaus
Vom Glanz des Ruhms in Todesnacht.

### Arie.

Verbergt mich, ihr Klüfte! ſtürzt, Felſen herab!
O ſelig, wer nicht überlebt ſolche Schmach!
O ſelig, wem mit dem entfliehenden Glück
Das Leben entfliehet im Augenblick!

### Recitativ.

**Abner.**

Darf ich den Augen trauen!
Jehova! groß iſt Deine Macht:
Gewendet hat ſich die Schlacht.
Im Siegesglanz naht Israel,
Und David ſchreitet freudig
An des Heeres Spitze.

**Michol.**

Er iſt's! Ihn ſchützte Gottes Huld;
Gott gab den Sieg in ſeine Hand.

(David erſcheint an der Spitze des Heeres.)

**Chor.**

Willkommen, David, von Gott erwählt!
Willkommen, Sänger und Sieger und Held!
Dich ſegnet die Liebe, Dich führet der Ruhm
Zu des Thrones hochſtrahlendem Heiligthum.

**David.**

Schweig' Hörnerſchall und Paukenklang!
Verſtumme, du Triumphgeſang!
Noch eh' des Feſtes Jubel ſchallt,
Sei hochgeprieſen Gott der Herr,
Der uns erhebt, der uns zermalmt,
Durch den wir Alles ſind,
Nichts ohne ihn!
In Todesnacht ruht König Saul;
Ihm zur Seite ſchläft
Sein Sohn, mein Freund, mein Jonathan!

**Chor.**

Gott winkt — es fällt ein Heer;
Gott winkt — Saul iſt nicht mehr!

## Recitativ.

### Abner.

Und Gottes Wink erhebt
Dich, David! auf den Thron,
Dich, der ſein Volk beglücken,
Dich, der dem Feind verzeihen,
Und ehren wird die Todten!

## Cavatina mit Chor.

### David.

Senkt die Speere
Zu der Todten Ehre!
Trauer walle
Bang und bleich;
Klag' erſchalle
Durch das Reich!

## Recitativ.

Nun erſt, o Gattin! darf ich Dich begrüßen,
Und liebend an mein Herz Dich ſchließen.

## Duett.

Wend' ab vom Todtenreich den Blick!
Am Himmel ſuche Troſt und Glück!
Muß eine Welt in Trümmer ſinken,
Dem Reinen wird ſein Engel winken.

**Michol.**

Heil Dir, den Gottes Geiſt beſeelt!
Als Gatte mir vermählt,
Hat Dich zum König Israels
Gott und ſein Volk erwählt.

**David.**

Allmächtiger! Dein Wille iſt Geſetz.
Laſſ' Deiner Huld mich würdig ſein!
Laſſ' Dein mir anvertrautes Volk
Sich meiner hochbeglückt erfreu'n!

**Michol. David.**

Laſſ' uns durch Liebe glücklich ſein,
Durch Liebe Israels Volk erfreu'n!
Gib, Jova, daß wir, frei von Schuld,
Dir treu im Geiſt, im Herzen rein,
Stets würdig bleiben Deiner Huld!
Gelobt ſei Deine Macht und Herrlichkeit
Von Thron und Flur in Ewigkeit!

## Recitativ.

**David.**

Volk Israels! Empfange
Deines Königs Gruß!
Wachen will ich über Dich;
Gott wache über mich!
Glück ſtröme Dir von meinem Thron!
Und Gottes Gnade ſei mein Lohn!

## Schluß-Chor.

Herr des Lebens und des Todes!
Herr der Schlachten! Gott des Friedens!
Du, der die Demuth aus dem Staub erhebt,
Du, der des Hochmuths kühnen Trotz zermalmt, —
Gelobt ſei Deine Macht und Herrlichkeit
Von Thron und Flur in Ewigkeit!

# Inhalt.

## Erzählungen.

Seite
Das Schiffs-Ungethüm . . . . . . . 5
Das Wiederfinden auf dem Dämonenſchiffe . . . 15
Blitz und Donner, oder: Minchen, die Waſſerbraut . 55
Der Liebesdienſt . . . . . . . . . . 64
Der Ananas-Ritter, oder: Der Regenbogen der Liebe 69
Selmar's diplomatiſche Sendung in das Reich der Liebe 96
Haß und Liebe eines Doppelmenſchen . . . . . 109
Honig beſiegt den Heldengeiſt. (Eine Geſchichte aus der lappländiſchen Heroenzeit.) . . . . . 122
Das Unglück gelehrter Eitelkeit. (Eine perſiſche Geſchichte.) 125
Tquaſſou und Knonmquaiha. (Eine hottentotiſche Geſchichte.) . . . . . . . . . . . 13

Wanderungen unter Schutt und Trümmern, Staub und Aſche.

I. Die Kynaſt-Burg . . . . . . 138
II. Kunigunde von Kynaſt . . . . . 151
Werther's und Wilhelm Meiſter's Reiſeabenteuer. (Ein literariſches Märchen ohne Ende.) . 181

Der Tod auf Reiſen. (Scenen und Bilder aus dem Leben.)

I. Der Hof des Todes . . . . . . 225
II. Kirchhof-Soirée . . . . . . 231

Seite
III. Der Porträtmaler . . . . . . 246
IV. Die Pharaobank . . . . . . 262

## Kantaten und Oratorien.

Roſa von Viterbo . . . . . . . . 271
Die Mondnacht . . . . . . . . 287
Haydn's Todesfeier . . . . . . . . 294
Die vier letzten Dinge . . . . . . . 302
Saul und David. (In zwei Abtheilungen.) . . 319
Saul's Tod. (In drei Abtheilungen.) . . . 345

Gedruckt bei C. Ueberreuter.

# Ch. Kuffner's

# erzählende Schriften,

dramatiſche und lyriſche Dichtungen.

## Ausgabe letzter Hand.

Vierzehnter Band.

Wien, 1845.

Verlag von Ignaz Klang, Buchhändler.

[illegible]
[illegible]

# Herſilia.

Schauſpiel in vier Akten.

# Perſonen.

**Romulus**, König der Römer.
**Herſilia**, ſeine Gemahlin.
**Spurius Tarpejus**, Befehlshaber im Kapitol.
**Tarpeja**, ſeine Tochter.
**Lucumo**, ein Etrusker, Romulus Feldherr.
**Tatius**, König der Sabiner.
**Mettus Curtius**, ſabiniſcher Feldherr.
Ein ſabiniſcher Kriegsherold,
**Capys**, ein ſabiniſcher Sclave.
**Oreſtilla**, eine römiſche Sclavin.
**Septimius**, ein römiſcher Centurio.
Ein zweiter römiſcher Centurio.

Römiſche Frauen, Senatoren, Bürger und Liktoren.
Sabiniſche und römiſche Soldaten.

# Erſter Akt.

## Erſte Scene.

Geſchloſſene Felſengegend. Im Hintergrunde zeigt ſich auf einem Gebirgsgipfel das Kapitol; im Vordergrunde ein dichtverwachſener, den Nymphen geheiligter Hain; ſeitwärts eine Felſengrotte mit einer Quelle.

**Tarpeja**, mit einem Blumenkörbchen, und **Oreſtilla**, welche ein Opfergefäß trägt. (Beide kommen über den Fels aus dem Hintergrunde.)

**Tarpeja.**

Wie grauenvoll hier Nacht und Schweigen thront!
Bild meines Lebens ſcheint mir dieſer Hain,
Von Felsgeſtalten ſchauerlich umſchloſſen,
Die ernſt und drohend auf mich niederblicken.

**Oreſtilla.**

Du bebſt? Verzage nicht! Bald wird die Sonne
Aufſtrahlen über dieſe Felſenreih'n,
Und Licht erfüllt des Haines tiefſte Nacht.
Ihr gleich wird Tatius Dir freudig nah'n,
Und vollen Tag in Deine Seele zaubern.
Erfüllung lächelt Deinem heißen Wunſch.

**Tarpeja.**

In Schwermuth hüllet meine Liebe ſich,
Weil ſie das Licht des Tages ſcheuen muß.
Nicht freundlich denkt Sabinum uns,
Seit Rom den kühnen Weiberraub verübt.
Zwar iſt kein Schwert zum nahen Kampf gezückt —
Doch fürcht' ich — Rache brüten die Sabiner!

**Oreſtilla.**

Und ſei es auch! was kümmert dies die Liebe?
Mag auch der Haß die Welt zum Kampf entzünden;
Die Liebe findet ihre Welt in ſich.

**Tarpeja.**

Doch wenn des Krieges Fackel nun auflodert,
Rom und Sabinum gegen ſich anſtürmen, —
Darf ich den Feind des Vaterlandes lieben?

**Oreſtilla.**

Die Liebe wird des Königs Sinn erweichen,
Und danken werden beide Völker Dir.

**Tarpeja.**

Vergebens ſucheſt Du mit ſchönen Bildern
Die kranke Seele freundlich mir zu heilen.
Es iſt beſchloſſen: heut' zum letzten Mal
Trifft mich der König hier in dieſem Hain.
Zum letzten Mal laß mich dem Theuern ſagen,
Daß nur für ihn mein Herz von Liebe glüht.
Dann will ich leiden — dulden — ſterben!
Flieht mich das Glück, ſo bleibe mir der Ruhm,
Daß meine Seele rein zum Orcus ſtieg.

**Oreſtilla.**

Und wollteſt Du den Liebevollen täuſchen,
Der, nicht Gefahren ſcheuend, hierher eilt?

**Tarpeja.**

Auch dies iſt Frevel, daß ich ihn Gefahren
Preisgebe. Liebe ſoll nur retten, ſchützen,
Nicht aber ſelbſt in das Verderben ſtürzen.

**Oreſtilla.**

Mich däucht, es hat Dein Sinn ſich ſchnell gewendet.
Lucumo — deſſen Rückkehr Rom erwartet —
Ein edler Jüngling! Ruhiger magſt Du
An ſeiner ſtillen Liebe Dich erfreu'n.
Gefahrvoll iſt, was Tatius Dir bietet,
Doch herrlich auch der Thron, der Deiner harrt.

**Tarpeja.**

Des Herzens Qual entſchädiget kein Thron;
Die Liebe nur allein kann Liebe lohnen.
Lucumo, er iſt edel, klug und tapfer,
Doch Tatius erfüllt mein ganzes Herz!
Ihm eign' ich an — wo nicht — den Todesgöttern!
Er ſteht vor mir in all der Siegesmacht,
Wie ihn mein Aug' beim Feſt des Kampfſpiels ſchaute.
An jenem Tag ergriff das Schickſal mich,
Und nur der Tod kann meine Liebe enden.
Er lebt in mir, ich lebe nur für ihn —
Doch mit ihm heut' zum letzten Mal!

**Oreſtilla.**

Erheit're Dich! Sieh! Tag und Freud' erwachen.

(Es wird Tag. Tarpeja ſinkt auf ihre Knie.)

**Tarpeja.**

Ihr Nymphen, dieſes Hains Bewohnerinnen!
Aurora, Göttin Du des Roſenlichts!
Seht mich auf meinen Knien flehend hier
Von Andacht und von Liebe glüh'n!
Nehmt gnädig dieſes Blumenopfer an!
O fühlt Erbarmen! Gebt mir Kraft und Stärke,
Daß wieder Fried' und Ruh' mein Herz erfülle,
Wie dieſes Morgenhimmels ſtillen Raum!

(Aufſtehend.)

Laß uns zum Opferdienſt am Quell der Nymphen
Der heil'gen Fluten klares Waſſer ſchöpfen!

(Sie gehen in die Felſengrotte.)

## Zweite Scene.

**Capys.**

(Umherſpähend, dann zurückſprechend.)

Wir ſind am Ziel, mein König! Alles ruht.
Die wohlbekannte Felſengrotte winkt;
Kein menſchlich Weſen zeigt ſich ringsumher.

## Dritte Scene.

**Capys. Tatius,** in einfacher Toga, mit einigen ſabiniſchen Soldaten, als Sclaven gekleidet.

**Tatius** (die Gegend des Kapitols überſchauend).

Wie kühn droht dieſer Felſen ſteile Höh'!
Stolz ragt ſie auf, ſtrebt mächtig himmelan
So wie der Felſenſinn von dieſen Römern.
Und dennoch ſei der Kampf gewagt! Es gelte!
Sind ſie auch Helden — Götter ſind ſie nicht.
(Sich an die Soldaten wendend).
Seht ihr das Kapitol? wie höhnend es
Von ſeinen Felſen auf uns niederblickt,
Durch Wall und Graben ſeine Beute ſchützt!
Ihr auserwählten Krieger! jetzt, o jetzt,
Bei dieſem Anblick, laſſet alle Wunden,
Die Roma euch geſchlagen, neu aufbrechen!
Der frevelhafte Töchterraub in Mitte
Des Friedens und der feierlichen Spiele,
Dies Bild der Schmach, entflamme euern Grimm!
Mit unbeſonnen raſcher Eile griffen
Italiens alte Völker zu den Waffen;
Mit weiſer Klugheit blieben wir die Letzten.
Noch wollen wir nicht off'ne Schlachten wagen,
Nein, mit der Tapferkeit die Liſt vereinen,
Den klugen Plan wie unſern Leib verhüllen,
Und raſch den kühnen Angriff heimlich wagen,
Indeß die ſiegestrunk'nen Römer es,

Voll Luſt und Stolz, am wenigſten vermuthen!
Doch nur ein Wunder, nur ein Gott vermag
Zu jenen Wolkenzinnen uns zu bringen.
Gelingt's auch, dieſe Wälle, dieſe Gräben
Zu überſteigen, haben wir die Erde
Beſiegt, ſo geht der Krieg erſt mit dem Himmel an.
Wohlan, Erwählte! ſpäht am Fuß des Berg's,
Ob ſich kein Pfad zu jenen Höh'n uns bietet!
Vertheilet euch zerſtreut um jene Klippen,
Doch wohl bewachet auch des Haines Eingang!

(Capys und die Soldaten entfernen ſich einzeln.)

**Tatius** (nach einigem Nachſinnen).

Vermuth' ich recht, ſo will das Schickſal mir
Durch Mädchenhände Lorbeerkränze winden.
Wie wunderbare Wege wandelt das Geſchick!
Nie kehrt's in einerlei Geſtalt zurück.
Was keiner Kraft gelingt, was keinem Streben weicht,
Wird unvermuthet oft dem Ruhenden gereicht.

---

## Vierte Scene.

**Tatius. Tarpeja** und **Oreſtilla,** aus der Felſengrotte kommend.

**Tatius** (Tarpejen entgegen eilend).

Sei mir willkommen, freundliche Erſcheinung!

**Tarpeja.**
Nur bebend wag' ich, edler König, Dir
Des holden Grußes Gabe zu erwiedern,
Denn—nimmer darf ich Dich hier wiederſeh'n!
**Tatius.**
Schmerz und Erſtaunen feſſeln mir die Seele.
Tarpeja! Du zerreißeſt mir das Herz.
Von Muth und Lieb' erfüllt eil' ich hieher —
Und Du vermagſt es, Trennung zu verkünden?
**Tarpeja.**
Zum Opfer hat die Liebe mich erkoren.
Dein bleib' ich—aber nie ſiehſt Du mich wieder!
Hab' Mitleid, Fürſt! zerreiße dieſe Bande,
Die allgewaltig Geiſt und Sinn beſtricken,
Und ſchmerzlich mir das Innerſte verwirren!
Sei gütig, Fürſt! gib mich mir ſelbſt zurück!
Gib mich dem Vater wieder, der ſchon ahnt,
Und dem Geheimniß, das ich berge, zürnt!
Laß mich die langentfloh'ne Ruhe wiederfinden—
Hier oder im Elyſium! Dies zu ſagen,
Um Schonung Dich zu bitten, kam ich her.
**Tatius.**
Um Schonung fleh'ſt Du, und biſt ſchonungslos?
Nun ſeh' ich: feindlich waltet das Geſchick,
Und düſter ſteigt die Zukunft vor mir auf;
Du führſt ihn an, des Lebens Trauerzug.
In Haß und Schmerz will Lieb' und Freude enden.
Vernimm denn auch das Schreckliche! Nicht länger

Darf ich die Schmach des frevlen Weiberraub's
Auf meines Volkes edlem Nacken dulden;
Genugthuung und Sühnung muß ich geben,
Und gegen Rom das Schwert der Rache zücken.

**Tarpeja.**

Weh' mir! So trog die bängſte Ahnung nicht;
Der Hoffnung letzter Schimmer ſchwindet hin.
Mein Freund! o mein Geliebter! Höre mich!
Laß ruh'n die Schwerter! Fried' und Ruhe walte!
Als Rom den kühnen Weiberraub beging,
Da folgte es nur dem Befehl der Noth,
Und nahm ſich ſelbſt, was Hochmuth ſtolz verſagte.
Und ſcheint der Raub Dir dennoch frevelhaft —
Laß die gerechten Götter ihn beſtrafen!

**Tatius.**

Und wollt' ich auch, ich darf's nicht länger dulden.
Die Ehre meines Reichs und meines Volks,
Sie fordern mich nun auf; die Zeit iſt da.
Nichts kann dem überfüllten Strom gebieten;
Austreten muß er, wenn die Stunde winkt.
Gerecht iſt dieſer Krieg, den wir beginnen,
Und langer Friede geh' aus ihm hervor! —
Tarpeja! Sieh' in dunkler Sclavenhülle
Dort meine Krieger ringsumher zerſtreut —
Ein Wink von mir — und folgen mußt Du uns!

**Tarpeja.**

Ich ſchaud're. König! Du vermöchteſt ſo ——

**Tatius.**

Nicht zitt're, Theure! Du haſt mir vertraut,
Und biſt auch nirgends ſich'rer als bei mir.
An meinem Herzen finde Deine Welt!
Nicht Zwang und Uebermacht will ich gebrauchen;
Mich lohne nur der Liebe freie Gabe.
Ja, Du biſt frei; Dein Herz nur feſſle Dich!
Dein erſter Anblick hat der Fackel gleich,
Zu heißer Glut mein Innerſtes entflammt,
Und nimmermehr wird ſie in mir erlöſchen:
Doch nimmer wird auch Rom Dich mir gewähren.
Soll ich nun ſchnöden Raub an Dir verüben,
Der Römer frevelhaftem Beiſpiel folgend?
Nein, fern ſei dies von mir! und doch muß ich
Gewalt anwenden gegen die Gewalt.
Der ſchnellſte Sieg geleite Dich zu mir,
An froher Hand in's Brautgemach Dich führend!
Denn nimmer ruh' ich, bis ich Dich errang.

**Tarpeja.**

Ach, hoffe nicht, dies Felſenſchloß je zu erſtürmen!
Vergebens wagteſt Du [illegible]ein Leben hier.

**Tatius.**

Und doch treibt mich nun doppelte Gewalt,
Der Felſen letzten Gipfel zu erſtürmen.
Und wär' er angefüllt mit Heeresmacht,
Und ſtänden alle Götter gegen mich —
Ich dringe durch, ich dränge mich hinan!

**Tarpeja.**

Laß ab, laß ab! Verderben würde Dich
Ergreifen, wagteſt Du die kühne That,
Von Fels zu Felſen klimmend, dieſer Höh'n
Zu ſehr beſchützte Zinnen zu beſtürmen;
Nur Ein Pfad führt zum ſteilen Gipfel Dich,
Der ſchwindelnd ſich vor Deinen Blicken hebt;
Der andern Wege vielverſchlung'ne Windung
Zieht trüglich über ſchwanke Klippen hin,
Die grundlos über tiefen Wäſſern laſten,
Daß der unkund'ge Klimmer, ſchnell entgleitend,
Raſch in den lautlos tiefen Abgrund ſtürzt.

**Tatius.**

Und iſt Dir dieſer Eine Pfad bekannt,
Der ſicher führt zur Höh' des Kapitols?

**Tarpeja** (zögernd).

Er brachte mich zu Dir.

**Tatius** (dringend).

O ſäume nicht!
Wenn Du mich liebſt, wenn Du mein Leben wünſcheſt,
Wenn Du mich retten willſt vor Schmach und Tod —
Laß mich ihn wiſſen! — Alles muß ich wagen,
Selbſt wenn Du mir das Rettungsmittel weigerſt;
Dann ſtrömt durch Dich vielleicht mein Blut vergebens!

**Tarpeja.**

Bild meiner Träume! Wonne meines Herzens!
Dein bin ich von dem erſten Augenblick,
Als Dich mein Auge bei dem Kampfſpiel ſchaute.

Gern duld' ich Seelenſchmerz und Liebesqual,
Wenn Du mich an Dein Herz beglückend drückſt!
Ich ſcheue nicht den Tod, wenn er die Fackel
Der Liebe lächelnd in den Händen trägt;
Ich ſcheue keinen Tod — als den ehrloſen,
Wenn mir der Vater fluchte, und Roms Bürger
Den Ort vermieden, wo mein Leichnam ruht.
Entſetzlich! Nimmer! Tatius — leb' wohl!
Wir ſehen nie uns wieder. Liebe ſei
Mein Tod — doch nicht Verrath am Vaterland!

**Tatius.**

O nenn' es nicht Verrath Roms Herrſchſucht zähmen!
Wir wollen nicht das junge Reich vertilgen.
Laß uns den Stolz der Übermüth'gen beugen,
Vor Schmach und Sclavenjoch uns ſicher ſtellen, —
Dann mögen ſie auch frei und glücklich leben!
In Deinen Händen, ſüßes Mädchen, ruht
Das Friedensloos des künft'gen Völkerwohls.
Des langen Krieges Gräuel kannſt Du kürzen,
Erhalten vieler Bürger theures Leben,
Rom ſelbſt vor droh'ndem Untergange ſchützen,
Die Rache und den Grimm ausſöhnen zweier
Verwandter Völker! — Zeige mir den Pfad!
Er führe mich zur Burg — und euch zum Frieden! —
O glaube mir! ſo heiß mein Herz Dich liebt,
So wird ſelbſt Rom Dich und Sabinum ehren.
Schön iſt der Zweifel, göttergleiche Jungfrau,
Der Dir das edle Herz ſo raſch ergriff!

Ein Mädchen, das ſo denkt, ſo edel fühlt,
Es iſt des ſchönſten Thrones werth.
Holdſelige! Mein mußt Du ſein, mußt herrſchen
In meinem Lande, wie in meinem Herzen.

**Tarpeja.**

Ihr Götter! gebet meiner Seele Licht!
Kaum weiß ich mich zu faſſen und zu finden;
Beſtürmt, erſchüttert iſt mein Innerſtes.
Wahr ſprichſt Du: glücklich enden kann die That
Für Dich und mich, für Rom wie für Sabinum;
Doch weiß ich, ſchrecklich tobt die Leidenſchaft;
Hat ſie des Zügels einmal ſich bemächtigt,
Wer mag die Fürchterliche dann bezähmen?
Kannſt Du gebieten Dir im Sturm des Kriegs,
Daß Gräu'l an Gräuel ſich nicht gräßlich drängt?
Vermagſt Du dies, dann darf ich auf Dich trau'n.

**Tatius.**

Wie kann ich Sicherheit verbürgen? Fordre!
Ich bin bereit zu Allem, was Du wünſcheſt,
Damit nicht Angſt und Zweifel Dich ergreife.

**Tarpeja.**

So ſchwöre denn mir einen heil'gen Eid,
Daß Du das Blut der Bürger, Frau'n und Kinder
Verſchonen wirſt, und edel handeln willſt
An heil'gen Tempeln wie am Feindeshaupt;
Daß Du nicht zu zerſtören trachteſt Rom,
Und aus dem Kriege, kühn und ſchnell geendet,
Sich Fried' und Eintracht fröhlich ſchön erhebe!

**Tatius** (einen Stein aufhebend).
Ich ſchwör' es. Möge Jupiter, wenn ich
Mit ſchnödem Frevel breche meinen Eid,
Den Blitz zerſtörend ſchleudern auf mein Haupt,
So wie ich dieſen Stein zur Erde ſchleudre!
(Er wirft den Stein zur Erde.)

**Tarpeja.**
So harre mein am Fuße des Gebirgs,
Wenn tiefe Dämmerung die Burg verhüllt!
Die dreimal aufgeſchwung'ne Fackel und
Ein weißer Schleier flatternd am Geſträuch,
Sie künden, daß die Liebende Dir naht.
Ich ſchwör's —— (Zögernd.)

**Tatius.**
Bedenke wohl des Meineids Strafe!
Nicht Dich — doch zweifach treffe Rom die Rache,
Wenn Du — — — Verzeih' des Zweifels Augenblick!
Er kam nicht aus dem Herzen. Schwöre denn!

**Tarpeja.**
Ich ſchwör's — ſo wahr mir Juno gnädig ſei!

**Tatius** (ſie küſſend).
Empfange denn im Angeſicht des Himmels
Den Brautkuß, welcher Dich mir eigen macht!

## Fünfte Scene.

**Capys. Tarpeja. Oreſtilla. Tatius.**

**Capys.**

Mein König und Gebieter, eile fort!
Es nähern fremde Stimmen ſich dem Hain.

**Tarpeja.**

O ſäume nicht! Raſch ſchreitet die Gefahr,
Und ſchnell erwacht des Argwohns leichter Schlummer;
Ein Blick, ein Wort, ein Hauch ſchreckt ihn ſchon auf;
Denn das Geſchick entreißet dem Geheimniß
Der Sterblichen den Schleier gern. O flieh!
Ach rette Dich! Du retteſt mich in Dir.

**Tatius.**

Des Wiederſehens Hoffnung nur vermag
Zur herben Trennung ſchmeichelnd mich zu zwingen.
Leb' wohl! Es ſchützen alle Götter Dich!
(Ab mit Capys.)

**Tarpeja.**

Für Dich allein erhalten mich die Götter!
Für Dich allein begünſt'ge mich das Glück! —
Getreue Oreſtilla! ſtütze mich!
Iſt's Wonne? Iſt es Furcht? Ich bebe, ſchaudre!

**Oreſtilla.**

Noch haſt Du kein Verbrechen ja verübt,
Und ſchuldlos iſt, was Du beſchworen haſt,
Für Deine Lieb' und für Dein Vaterland.

Was Dich beklemmt, die Seele Dir betäubt,
Es iſt der heil'ge Schauder, welcher ſtets
Vorgeht der ungewöhnlich großen That,
Sie mag nun edel oder ſchrecklich ſein. —
Doch faſſe Dich! Den Vater ſeh' ich nah'n.

---

## Sechſte Scene.

### Tarpejus. Tarpeja. Oreſtilla.

**Tarpejus.**

Noch keine Spur von Freunden oder Feinden!
Geſiegt hat Romulus! nicht darf ich zweifeln.
Wär' er geſchlagen, zög' er ſich zurück.

**Tarpeja** (ſich nähernd).

Mein Vater!

**Tarpejus.**

Was ſoll dieſer Aufenthalt?
Was führt Dich, Mädchen, in die Wildniß her?

**Tarpeja.**

Vom Quell der Nymphen ſchöpft' ich heil'ge Flut,
Und bracht' Auroren dieſes Blumenopfer.

**Tarpejus.**

Faſt ſträflich bang und ſiech erſcheinſt Du mir.
Verwundet Gram Dein Herz? Vertrau' ihn mir!
Im väterlichen Buſen ruht er wohl.
Sprich frei! Sei offen! Laß das Händeringen!

**Tarpeja.**

Unnennbar iſt's, was mir die Bruſt beklemmt,
Und ſeltſam mich mit Luſt und Wehmuth füllt.
Zürnt mir ein Gott? — Ich weiß es nicht, mein Vater!
Denn keinen Frevel hab' ich ja verübt.
O ſchone mein!

**Tarpejus.**

Noch duld' ich Deinen Sinn;
Doch wenn Du nicht des Schwärmens bleiches Siechthum
Beſiegen kannſt, ziemt mir ſtatt Güte Zwang.
Nun eile zu dem Chor der Opfernden,
Die unſre Fürſtin in den Tempel führt,
Des Königs Sieg vom Himmel zu erfleh'n.

**Tarpeja.**

Gehorſam, Vater, folg' ich Deinem Wink.
(Ab mit Oreſtilla.)

## Siebente Scene.

**Tarpejus** allein.

Mit Sorg' erfüllt Tarpeja mir das Herz.
Verhalt'ner Gram zernagt ihr Innerſtes;
Sie ſuchet Einſamkeit und ſtilles Dunkel.
Du heitrer Gott der Sonne und des Tags,
Der Alles hellt — erhelle auch ihr Herz,
Und von des Vaters Herzen nimm die Laſt,
Daß er froh übe ſeine Bürgerpflicht!
(Freudig überraſcht.)

Was ſeh' ich? Täuſcht des Alters ſchwaches Aug'?
Er iſt's, mein König!
(Entgegen tretend.)
Heil Dir, Romulus!

## Achte Scene.

**Romulus**, am rechten Arm verwundet. **Ein Centurio**, der eine goldene Rüſtung trägt. **Tarpejus**.

**Romulus**.

Willkommen, Freund! Als Sieger ſiehſt Du mich
Mit Königs Akron gold'ner Rüſtung prangen.
Es fiel der Tapfere, fiel durch mein Schwert.

**Tarpejus**.

Heil Dir, des Glückes und der Götter Liebling!

**Romulus** (zum Centurio).

Die Wunde iſt doch kaum des Armes werth.
Beſpüle ſie mit jenem heil'gen Quell!
Die kühle Flut wird reinigen und ſtärken.
(Der Centurio legt die Rüſtung ab, geht in die Felſengrotte, und kommt bald wieder, in ſeinem Helme Waſſer bringend. Romulus ſetzt ſich auf einen Baumſtamm. Der Centurio verbindet die Wunde.)

**Romulus** (die Rüſtung betrachtend).

Du, noch vor kurzem Furcht und Muth verbreitend,
Im wilden Schlachtgetümmel Schrecken ſtrahlend —
Wie biſt du nun ſo ſchwach, ſo leicht, ſo fügſam,
Des Todes nicht'ges Spielwerk! All dein Glanz,
All deine ſchwere Kraft — was ſind ſie nun?
Es fehlt der Geiſt, der dich belebt —

Und du biſt nichts!
Und ach! wir ſelbſt — heut Alles — morgen nichts!

**Tarpejus.**

Wohl uns, wenn wir den Tod mit Ruhm beſteh'n!
Wer herrlich fiel, der lebt ja ewig fort.
Hier Muth und Kraft, o Fürſt! Ruh' in Elyſium!

**Romulus.**

Wohl Dir! Du findeſt Dein Elyſium
Im Wohl des Staates und in Deiner Pflicht.
Vernimm denn, wackrer Greis, die frohe Kunde!
(Aufſtehend).
Geſchlagen ſind die Cäninenſer!
Geſchlagen ſind die Antemnaten!
Bald treffe auch ein gleiches Loos
Die rachebrütenden Sabiner!
Denn nimmer trau' ich dieſem Volk
Das ſo ſich zu beherrſchen weiß,
Und ſeinen Groll ſo zu verbergen.
Haß glüht in ihrem Innerſten —
Und immer bleiben ſie noch ruhig.
O, dieſe Ruhe gleicht der Stille
Des Meeres vor dem nahen Sturm.
Schön iſt der letzte Sieg, den wir errungen,
Doch viel des Blutes floß, viel Tapfre fielen;
Es iſt mein Heer viel ſchwächer, als es war.

**Tarpejus.**

O möge jetzt Sabinums kluge Macht

Den Augenblick der Schwäche nicht benützen!
Zu ungleich wäre nun der Kampf mit ihr.

**Romulus.**

Mag der Sabiner Volk durch kleine Liſt
Den nackten Mangel ſeiner Größe decken!
Wir fühlen erſt in Mitte der Gefahren
Noch mehr als je, wie ſtark, wie groß wir ſind.
Für uns ſchloß Glück und Tugend einen Bund;
Auch ſchämt' ich nie mich, laut es zu bekennen,
Wie Vieles ich dem guten Glück ſeit meiner
Geburt verdanke. Specht und Wölfin mußten
Dem ausgeſetzten Kinde Nahrung bringen,
Und von der Glücksgöttin verhüllt, lebt' ich,
Dem Haß zum Trotz, und aller Macht zum Spott,
Der Jugend ſchöne Tage, unerkannt.
So ließ das Glück zum Rächer mich des Unrechts
Erwachſen, und zum Gründer eines Reichs
In Mitte ringsum drohender Gefahr,
Und glaub' mir! wird auch jetzt mich nicht verlaſſen.
Wer ſich nicht ſelbſt verläßt, dem harrt das Glück
Feſt aus bis auf den letzten Augenblick!

(Tubaſchall wird gehört.)

**Tarpejus.**

Horch! was war das?

**Romulus.**

Kein Schall der Römertuba!

(Wiederholter ſtärkerer Tubaſchall.)

**Tarpejus.**

Sind wir getäuſcht und überfallen?

**Romulus.**

Auf!

(Zum Centurio.)

Reich mir den Schild, das Schwert! dem Feind entgegen!

(Er will forteilen.)

---

## Neunte Scene.

**Lucumo**, mit etruskiſchen Kriegern, die ſich im Hintergrunde aufſtellen. **Romulus. Tarpejus. Centurio.**

**Romulus** (freudig überraſcht).

Lucumo! Du? ſo ſchnell Dein Wort erfüllt?

**Lucumo.**

Heil Dir, o Fürſt! von nun mein König auch!
Sieh dieſe muthigen Etrusker hier!
Gebiete über ſie! Sie ſind Dein eigen.
Laß einen Theil ſie Deines Heeres bilden,
Gefährten Deiner Siege, Deines Ruhms,
Wie Deiner Mühen und Gefahren ſein!

**Romulus** (ihn umarmend).

Lucumo! kaum noch pries ich alle Gaben,
Die zahllos mir das gute Glück verlieh,
Und nannte doch die ſchönſte nicht von allen —
Den Freund, den treuen, felſenfeſten Freund!
Gefährte meines Ruhms, Freund meines Herzens!
So ziehe denn an meines Heeres Spitze,

An meiner Seite in Rom's Mauern ein,
Das erſte Siegesfeſt in Pracht zu feiern!
(Zu Tarpejus.)
Du aber eile noch vor uns dahin,
Des Sieges frohe Botſchaft zu verkünden!
Wie fänd' ich einen Würdigern als Dich,
Der ſelbſt der Siegesgöttin rühmlich dient?
Verſammle denn ſogleich Senat und Volk,
Daß feſtlich uns die Jubelnden empfangen!

**Tarpejus.**

Den Göttern Dank, daß ſie ihr Werk beſchützen!
Sie ſind uns noch ſo hold als beim Beginnen.
Ja ſegnen wird der ſpäte Enkel Dich und uns,
Wenn er von jener Burg Italien überſchaut,
Das ihm aus Rom entſtand, wie aus dem Kern der Baum!
(Ab.)

**Romulus** (zum Centurio).

Laß rings die Tuba ſchmettern!

**Lucumo** (zu den Etruskern).

Stimmet ein,
Die neuen Freunde jubelvoll begrüßend!
(Wiederholter Tubaſchall.)

**Romulus.**

So folget mir!

**Lucumo.**

Zum Siege wie zum Tod!
(Beide ab mit den Etruskern.)
(Der Vorhang fällt.)

# Zweiter Akt.

## Erſte Scene.

Freier Platz in Rom, mit wenigen einzelnen Häuſern. Ganz im Vordergrunde ſeitwärts ein Tempel der Siegesgöttin. Volk verſammelt ſich. In der Mitte beſchäftigen ſich einige Bürger, eine Eiche in dem Boden zu befeſtigen.

**Einige Bürger.**

**Erſter.**

Da ſteht die Eiche groß und mächtig da,
Wie Roma unter ſeinen Nachbarn ſteht!

**Zweiter.**

Doch ſollte ſie auch erſt noch Wurzeln faſſen
Wie unſer Rom.

**Erſter.**

Das wurzelt täglich feſter,
Indeß ſein Gipfel gegen Himmel ſteigt.

**Dritter.**

Mir ſchwellt das Herz, wenn ich ſo ſeh' und höre,
Wie Alles wohl gedeiht in unſ'rer Stadt,
Und über uns der wunderſchöne Sieg
Herablacht wie das laut're Morgenroth.

**Erſter.**

Es fügt ſich Alles ja ſo wohl zuſammen,
Als ob's von jeher ſo beſtanden wär'!

**Dritter.**

Wo Geiſt und Kraft und guter Wille ſind,
Beim Jupiter! da kann's ja nimmer fehlen.

**Erſter.**

Hoch lebe Romulus!

**Dritter.**

Hoch ſein und unſer Rom!

**Zweiter.**

Auch unſ're wackern Weiber leben hoch!

**Erſter und Dritter.**

Sie leben hoch!

**Zweiter.**

In Lieb' und Treue harren ſie bei uns,
In Glück und Sieg, in Drangſal und Gefahr.
Nicht wahr, ihr Bürger? ſagt es frei heraus:
Wir ließen ſie um keinen Preis von uns!
Mit Gut und Blut vertheid'gen wir die Lieben,
Die Romulus durch kluge Liſt uns gab;
Denn Beſſ'res gibt's nicht, als ein braves Weib,
Das Tugend wie ein gold'ner Gürtel ſchmückt.

**Erſter.**

Ei ſeht! da nahet ſich der Frauen Zug;
Die Fürſtin glänzt voran gleichwie ſein Stern.

(Die Bürger ziehen ſich in den Hintergrund.)

## Zweite Scene.

**Herſilia**; ihr folgen Frauen, mit Kränzen geſchmückt.

**Herſilia** (vortretend).

Ihr Himmliſchen! empfanget unſern Dank,
Der aus dem Tempel ſich zu euch erhebe!

(Da ſie abgehen will, erſcheint Tarpeja.)

---

## Dritte Scene.

**Tarpeja. Die Vorigen.**

**Herſilia.**

Was führt ſo ſpät Dich her, Tarpeju's Tochter?

**Tarpeja.**

Geſchmückt zum Opferfeſte ſiehſt Du mich
Hereilen in der Siegesgöttin Tempel.

**Herſilia.**

Wer ſeine Zeit mit weiſem Sinne ordnet,
Bedarf der Eile nicht: denn jeder Stunde
Gibt er genau das ſchickliche Geſchäft;
Doch Eile zeugt gewöhnlich Uebereilung —
Tarpeja! ſträflich ſcheint mir Dein Verweilen.
Nie ſah ich Deinen Vater noch den letzten,
Wenn's Uebung galt der ſchönen Bürgerpflicht.
Sieh dieſe edlen Frauen hier und Mädchen!
Von ihnen allen da warſt Du die letzte.

**Tarpeja.**

Im heil'gen Hain — bracht' ich das Morgenopfer.

**Herſilia.**

Tarpeja! ein Geheimniß drückt Dein Herz.
Das ſchwache Mädchen kann ſich nicht berathen;
D'rum ſchenke der Erfahr'nen Dein Vertrau'n!

**Tarpeja.**

Sei ein Geheimniß noch ſo klein, es ſcheut
Mittheilung an den Zweiten dennoch ſtets,
Der Blume gleich, die, wenn ein Finger ſie
Berührt, ſich bebend ſchnell zuſammen zieht.

**Herſilia.**

Nicht leicht und kindlich ſcheint, was Du verbirgſt;
Mit banger Furcht erfüllt es Deinen Vater.
Bedenklich ſind die Zeichen, welche Dein
Geheimniß wie der Aar den Raub umfaſſen.
Es weicht die Blüte von den Wangen Dir
Und aus dem Blick der Jugend Freudenſtrahl.
D'rum zürne nicht, daß ich beſtehen muß,
Was Du verdeckſt, noch jetzo zu erfahren.
Denn wiſſe: nur wer reines Herzens iſt,
So vor ſich ſelbſt als auch vor aller Welt,
Nur er darf vor die Götter kühnlich treten.
Bevor Du mich von Deiner Unſchuld nicht
Voll überzeugt und auch den kleinſten Zweifel
Mir abgenommen, darf ich nicht geſtatten,
Daß Du mit dieſen in den Tempel treteſt.

**Tarpeja.**

O Fürſtin! Harte Worte ſpricht Dein Mund;
Sie können meine Schwermuth nur vergrößern.
Sei deß gewiß! kein Frevel drücket mich.
O laſſe dies Bekenntniß Dir genügen,
Erlaube in den Tempel Dir zu folgen!
Denn vor den Göttern darf ich nicht erzittern.
Sie richten Vieles milder als die Menſchen,
Weil ſie das Herz ſeh'n und der Thaten Ziel.

**Herſilia.**

Nicht wag' es, in den Tempel einzugeh'n!
Mit liſt'ger Wendung ſuchſt Du zu entſchlüpfen.
Ich aber frage Dich im Namen Deines
Ergrauten Vaters, und befehle Dir,
Als Deine Fürſtin, Rede mir zu ſteh'n,
Und zu bekennen, welch gefährliches,
Dir ſchädliches Geheimniß Deine Seele drückt!

**Tarpeja.**

Iſt's der Unglücklichen denn nicht einmal
Vergönnet, ihren Gram in ſich zu ſchließen?
Muß ſie ihr Heiligſtes der Welt preisgeben?
Sei gütig, Fürſtin! laß mir meinen Gram!

**Herſilia.**

Tarpeja! Höre mich! es ſpricht mein Herz!
Glaub mir, es ſoll der Menſch ſein Schickſal nie
Erzwingen wollen; dies ziemt kaum dem Mann.
Das Weib gefalle ſich in edlem Dulden!
Ergebung ſei ihr Muth, und Sanftheit ihre Kraft!

Vernimm, was Dich mein eig'nes Beiſpiel lehrt!
Geboren auf des Glanzes ſchöner Höh',
Erzogen in des Ueberfluſſes Fülle,
Ward ich mit plötzlicher Gewalt ergriffen,
Als an dem Lügenſpiel, das Römerliſt
Erſann, ſich Aug' und Seele harmlos weiden.
Dem heimiſchen Sabinerland entriſſen,
Erwach' als Sclavin ich im fremden Haus.
Sollt' ich gleich der Mänade Rache ſchnauben?
Ein freies Loos mir keck ertrotzen wollen?
Bei Juno's Gottheit! dies mag wohl der Mann;
Doch ewig ferne bleib' es von dem Weib,
Wenn ſie nicht Weib zu ſein aufhören will!
Ich duldete erhaben: größer als
Mein Schickſal, hab' ich es dadurch beſiegt,
Des Gatten und des Volkes Lieb' und Achtung
In vollem Maße mir erworben.
So lerne Du auch, Dich dem Höhern beugen!

**Tarpeja.**

Das Herrlichſte, was Du verloren hatteſt,
Die Liebe, fandeſt Du ja reichlich wieder.

**Herſilia.**

Und ſah, daß ſie ſich nicht ertrotzen läßt.

**Tarpeja.**

Auch das Vertrauen läßt ſich nicht erzwingen.
Freiwillig muß die höchſte Gabe ſein,
Sonſt hat ſie keinen Werth und keine Kraft.

**Herſilia.**

Und ferne ſei von mir Vermeſſenheit!
D'rum zaud're nicht! Ergib der Freundin Dich!

**Tarpeja** (bei Seite).

O Liebe, gib mir Kraft und feſten Sinn!
(Zu Herſilia.)
So höre den Entſchluß, o Fürſtin! Eh'
Magſt Du das Herz mir aus dem Buſen reißen,
Als mein Geheimniß! Heilig ſchwör' ich dies.

**Herſilia.**

Halt ein, Du freveſt, Unbeſonnene!
Willſt Du des Ungehorſams ſchwere Strafe
Vom Himmel rufen auf Dein ſchuldig Haupt?
Weißt Du, daß Vaterrecht Dich tödten kann,
Wenn Du Dich widerſetzeſt ſeiner Macht?
Schnell widerrufe!

**Tarpeja.**

Nimmermehr, o Fürſtin!
Schon bindet mich des Schwures heil'ge Kraft.

**Herſilia.**

So weiche denn von hier! denn nicht darf ich
Zugeben — höret es, ihr Opfernden! —
Daß dieſe hier mit euch dem Tempel nahe.
Verſchloſſen bleibt die Pforte Dir ſo lang,
Bis Du dem Vater oder mir bekannt,
Was Deine Seele ſo bedenklich drückt.
Entferne Dich! Ihr Andern folget mir!
(Sie geht mit den Frauen in den Tempel.)

---

## Vierte Scene.

**Tarpeja.** Allein.

(Nachdem ſie einige Zeit mit geſenktem Haupt in ſtiller Betäubung geſtanden.)

So bin ich denn geſchmäht, beſchämt vor Allen!
Dem öffentlichen Spotte preisgegeben! —
Wahr ſprachſt Du, Fürſtin: Dulden muß das Weib.
Ja, dulden will ich — Flügel hat die Zeit;
Und preiſen werdet ihr die jetzt Verkannte!

## Fünfte Scene.

**Tarpejus. Tarpeja.**

**Tarpejus.**

Du hier allein? Sprach Dich die Königin?
Und haſt Du ihr bekannt, was Deine Seele drückt?

**Tarpeja.**

Ich habe gegen ſie die Ehrfurcht nicht verletzt.

**Tarpejus** (heftig).

Haſt Du bekannt? Dies will ich hören, dies allein!

**Tarpeja.**

Ich bat ſie, ein Geheimniß mir zu laſſen, das — —

**Tarpejus.**

So haſt Du den verweg'nen Starrſinn keck behauptet,
Und nicht bekannt? Was ſprach Herſilia, die Fürſtin?

**Tarpeja.**

Sie zürnte mir, ſprach harter Worte viel,
Verbot mir in den Tempel einzugeh'n,
Und ſchloß mich aus vom Kreis der Opfernden.

**Tarpejus.**

Weh über Dich, Unſelige!

**Tarpeja.**

Mein Vater!

**Tarpejus.**

Zum Spott nennſt Du mich ſo!

**Tarpeja.**

Ich fehlte, doch —
Die Strafe war zu groß!

**Tarpejus.**

Sie war gerecht;
Gehorſam iſt des Kindes erſte Pflicht,
Und Du haſt trotzend zweifach ſie verletzt.
Ein unglückdeutend Zeichen ſtehſt Du hier
An dieſem Tag, der Rom mit Jubel füllt.
Entweiche! Flieh von hier!

**Tarpeja** (beiſeits).

Bedeutungsvolles Wort!

(Sie will ſich entfernen; Herſilia iſt indeß aus dem Tempel gekommen. Die Frauen verlieren ſich im Hintergrunde.)

---

## Sechſte Scene.

### Herſilia. Tarpejus. Tarpeja.

**Herſilia** (raſch hinzutretend).

Dir ſei verzieh'n!

(Zu Tarpejus.)

Die Härte macht ein weiches Herz verhärten,
Wie zarte Pflanzen ſich in Stein verwandeln.
Sei nicht zu ſtreng! Das Feſt erheit're ſie!

**Tarpejus.**

So wolle Du der Tochter Sinn ergründen!
Weich iſt ihr Herz — und Du kannſt Herzen öffnen!

**Herſilia.**

Tief ſchmerzt ihr Leiden mich: ich ſehe ſie
Vergehen, denn ſie ſcheut die Retterhand;
Kaum darf ich einen andern Grund vermuthen,
Als Liebe, die ſie ohne Hoffnung nährt.
Lieb' iſt geheimnißreich, verhüllt ſich gern,
Bis ſie im vollen Licht ſich zeigen kann.

**Tarpejus.**

Doch weh der Glut, die ſich verbergen muß!
Denn beſſer frommt des Schickſals ſchwerſtes Joch,
Wenn es das Herz von Schuld uns rein bewahrt,
Als Beute ſein der eig'nen Leidenſchaft.

---

## Siebente Scene.

**Drei Bürger. Vorige.**

**Erſter.**

Sie kommen! Seht, ſie kommen!

**Dritter.**

Schon ſeh' ich Staub aufwallen, Waffen blinken.

**Zweiter.**

Hoch lebe Romulus!

**Alle Drei.**

Hoch ſein und unſer Rom!

**Herſilia.**

Wie ſchön iſt's: Lieb' und Treu' belohnt zu ſeh'n!
Wie ſchön, auf ſeinen Gatten ſtolz zu ſein!
Begrüßet ſie mit lautem Jubelſchall!

---

## Achte Scene.

Man hört kriegeriſche Muſik, welche immer näher kommt. Den Zug beginnen Soldaten, welche feindliche Beute, Waffen und Rüſtungen auf den rechten Schultern tragen. Hinter ihnen kommen die gefangenen Antemnaten und Cäcinenſer; dann Lucumo mit den Etruskern, hierauf **Romulus** auf einem von Sclaven gezogenen Wagen, vor und neben welchem zwölf Liktoren einhergehen. Der König iſt im Purpurkleide, das frei hängende Haar mit Lorbeerzweigen umflechten; auf der rechten Schulter trägt er die Rüſtung Akrons des Königs der Cäcinenſer. Der übrige Theil des Heeres ſchließt den Zug, ohne daß man ſein Ende ſieht.

**Romulus** erſteigt eine Anhöhe.

**Romulus.**

Ihr Männer und ihr Jünglinge, Rom's Kraft!
Gebändiget habt ihr der Feinde Schaaren,
Zerſplittert ihre Heere, ihren Muth,
Zerſtört der Kecken Trotz, die dräuend uns
Umlagern, wie der Hunde Schaar die Höhle
Des edlen königlichen Leuen,
Und neidiſch unſer Glück und unſ're Kraft
Aufblühen ſah'n im Schutz der Himmliſchen.
Der Sieg umſchwebt das hohe Kapitol,
Und Sicherheit und Freude herrſcht in Rom.
Erfreuet euch denn eurer Heldenthaten!
Genießt den ſchönen Lohn des Sieges heut!
Wer weiß, ob nicht ſchon mit dem nächſten Tag
Der Tuba Schall uns in das Schlachtfeld ruft?
Denn nimmer wird der Nachbarn Schelſucht ruh'n,
Bis Rom ſie alle ſeine Sclaven nennt.
So kämpfen wir kühn gegen Macht und Trotz,
Doch mild und gütig ſind wir dem Beſiegten,
Vereinen ihn mit uns, zu ſeinem und
Zu unſerm Wohl. —
                    Mehr aber noch als Alles
Bewegt ihr Frauen uns zu mildem Sinn.
Tief ruht in unſ'rer Seele der Gedanke,

Daß ſie, die kürzlich unſre Kraft erfahren,
Durch Blut und Freundſchaft euch verbunden ſind.
Drum mögen ſie auch unſre Freunde werden,
Durch zweifach theures Band mit uns vereint.
Es ſoll die euch verwandten Völker
Nicht Strafe treffen, nicht Verluſt
Der werthen Güter und der ſüßen Freiheit —
Sie mögen hier mit uns verbürgert wohnen! —
Herſilia! Du Zierde zweier Völker!
Ihr Frauen all, des ſchönen Vorbilds werth!
Der Brüder und der Väter Leben ſchenken
Wir euch!

**Herſilia.**

Mein Fürſt — ſo ſind ſie zweifach Dein!
Denn was der Sieg erwarb, erhält der Edelmuth.
(Zu den Frauen.)
Ihr Frau'n — entfeſſelt die Befreundeten!
(Zu den Gefangenen.)
Willkommen uns im neuen Vaterland!
(Die Gefangenen werden von den Frauen entfeſſelt.)

**Romulus.**

So haben wir das Irdiſche geſchlichtet!
Doch Alles danken wir den Göttern nur!
Drum ſei euch, Hocherhabne, Dank und Preis!
Dir aber, Jupiter, Du Größter, Beſter!
Dir weih' ich mit gebeugtem Knie hier
Der ruhmbekränzten Schlachten Erſtlingsbeute:
Des tapfern Königs Akron gold'ne Rüſtung

Häng' ich demüthig-ſtolz an dieſe Eiche.
Nimm huldreich, Jupiter, das Weihgeſchenk!
Ihr Krieger, folget meinem Beiſpiel nach!
Hängt eure Beute hier an dieſen Baum,
Daß er ſich freudig zur Trophäe geſtalte!

(Die Soldaten hängen im Vorüberziehen Waffen und Rüſtungen an der Eiche auf, ſo daß ſie plötzlich als glänzende Trophäe erſcheint.)

**Romulus** (zu Lucumo).

Du aber, edler Freund! nimm meinen Dank
Im Angeſicht der Bürger und des Heers!
Ihr Krieger, euern Feldherrn ſeht in ihm!
Denn er und ſeine Macht ſind eins mit uns. —
Tarpejus! kluger vielerfahrner Greis!
Dir ſei des Kapitoles Schutz vertraut,
Indeß wir von der Heimat ferne kämpfen,
Daß Rom im Innern feſtſteh' wie von außen!
Nun folget mir zum frohen Siegesmal!

(Zu Herſilia.)

Du ſei des Feſtes Königin!

(Ab mit Herſilia.)

(Der Marſch beginnt; die Soldaten ziehen ab.)

## Neunte Scene.

**Tarpejus. Lucumo. Tarpeja.**

**Tarpejus** (zu Lucumo).

So biſt Du nun ein Römer hier in Rom!

**Lucumo.**

Ergeben bleib' ich Euch mit Herz und Geiſt;
Rom's Schickſal werde auch das meinige!
Mein Leben und mein Habe eigne Rom,
An das, ich weiß nicht welche Macht, mich kettet!
Ich wünſche ſehnlich, daß der junge Staat
Mit Kraft und Fülle rühmlich ſchön gedeihe!

**Tarpejus.**

Die guten Götter ſandten Dich zu uns.
So finde hier Dein zweites Vaterland,
Das Dich mit Ruhm und Ehre krönen wird!

**Lucumo.**

Nicht ſtreb' ich nach der Würden eitlem Glanz;
Des edlen Freundes treuer Freund zu ſein,
Durch Geiſt und Redlichkeit mir Lieb' und Achtung
Zu ſchaffen, — dies nur ſei mein Ruhm, mein Lohn!
O daß die Schelſucht nimmer mich mißdeute!

**Tarpejus.**

Des neuen Volkes Zierde wirſt Du ſein;
Und lohne Dich der König, wie er kann,
Der Lohn erreichet doch nie Dein Verdienſt.
So denket jeder Redliche mit mir.
Grau iſt mein Haar, und narbenvoll mein Leib.
Schwer fühl' ich ſchon des Alters kalten Druck,
Und werde längſt im Schooß der Erde ruh'n,
Wenn Rom im Mittagsglanze ſich erhebt,
Und Du an unſers Königs Seite ſtrahlſt.

Am Rand des Grabes ſtehend, biet' ich Dir
Die Hand zum Freundſchaftsbund.

**Lucumo** (ihm die Hand reichend).

Bis in den Tod! —
(Nach kurzem Schweigen zwiſchen Tarpejus und Tarpeja tretend.)
So ſteh' ich zwiſchen Biederſinn und Schönheit!
Wie Genien umgebt Ihr mich. — — Tarpejus!
Der Freundſchaft erſte Pflicht iſt Offenheit;
So ſprich; willſt Du Dein Theuerſtes mir geben? —
Tarpeja! — Vor zwei Männern ſtehſt Du hier,
Die edel denken und Dich herzlich lieben:
D'rum ſage muthig — biſt Du frei?

**Tarpejus** (raſch einfallend).

Sie iſt's — und Dein!

**Tarpeja** (beiſeits).

Weh mir!

**Lucumo.**

Darf ich es glauben?
Die lange ſtillgenährte Glut, darf ſie
Zur vollen Flamme endlich kühn auflodern?
Du ſchweigſt?

**Tarpejus.**

Laß Dich ihr Schweigen nicht befremden!
Dem raſchen Wunſch' erbebt das Mädchenherz.
(Zu Tarpeja).
Tarpeja! einem Gatten geb' ich Dich,
Der Tapferkeit mit Edelſinn vereint.
Mit Freud' und Ruhe ſprech' ich: Nimm ſie hin!

Denn ſie iſt Deiner werth, wie Du des Glücks.
Mein Tagewerk — bald hab' ich es vollbracht!
Doch herrlich leb' ich in den Enkeln fort.
So gib denn mir und Rom zweifaches Feſt!
Nicht zaudre länger! Flieg in ſeinen Arm!
Schnell kröne Hymen dieſen ſchönen Bund!

**Tarpeja.**

Mein Vater, fordre nicht zu raſch!

**Lucumo.**

Sie bebt!

**Tarpejus.**

Die Macht des Augenblicks!

**Lucumo.**

Dring' nicht in ſie!
Frei muß der Liebe Himmelsgabe ſein.
(Zu Tarpeja).
Befürchte keinen Zwang! Sprich unverhohlen!

**Tarpejus.**

So nichtig achteſt Du des Vaters Wunſch,
Der bittet, da wo er gebieten kann?

**Tarpeja** (zu Lucumo).

Nicht darf ich's wagen, Edler, Dich zu täuſchen,
Und frevlen Trug für Liebe Dir zu geben.
Wohl muß ich weichen väterlicher Macht,
Und Zwang darf mich in Deine Arme führen;
Drum ruf' ich Dich, Dich ſelbſt zum Schützer an
Vor dem zu raſch geſchloſſ'nen Bund! Laß ab!
Von Achtung iſt mein Herz für Dich erfüllt —

Doch nimmer kann ich Liebe Dir verheißen,
Wie ſie das Weib dem Mann gewähren ſoll,
In dem ihr ganzes Glück ſie finden muß!

**Lucumo.**

So ſinkt die ſchönſte Hoffnung mir zu Staub!
Ein raſcher Augenblick vernichtet ſie.
Tarpeja! Iſt Dein Spruch unwiderruflich,
So wie des Schickſals Schluß? Bedenke Dich!

**Tarpeja.**

Die Götter mögen Zeugen ſein — ich kann nicht!
(Zu Tarpejus Füßen ſtürzend.)
Mein Vater! Habe Mitleid! Höre mich!
Laß mich mein ganzes Herz vor Dir eröffnen!
Doch zürne nicht, mein Vater! zürne nicht!
Vernimm, was mich zur Weig'rung zwingt!

**Tarpejus** (in Wuth gerathend).

Verweigerung und Widerſpruch dem Vater?
Fluch über Dich, Halsſtarrige, Verwegene!
(Er ſtößt ſie von ſich.)
Fluch über Dich! — Lucumo folge mir!
Der König höre, was beſchloſſen iſt! (Ab.)

**Lucumo.**

Weh über mich! zu raſch erſcholl mein Wunſch! —
Tarpeja! Faſſe Dich! Vertraue mir!
Wo nicht Dein Gatte — Dein Beſchützer doch!
(Ab.)

**Tarpeja** (ſich erholend und aufſtehend).

Wozu riß mich kindliche Liebe hin?
Ha! was wollt' ich beginnen? Dich verrathen,
Mein Tatius? — Ja, fürchterlicher Fluch!
Du weckteſt die Betäubte aus dem Taumel,
Gleich einer Warnungsſtimme, welche dumpf
Vom Abgrund der geborſt'nen Erde ſchallt.
Wie ſchrecklich ſteigt die Zukunft vor mir auf!
Es werden Furcht und Wuth, und Schmach und Zwang
Mich in den düſtern Tempel Hymens ſchleppen;
Des Vaters Fluch wird Brautgeſang mir ſein!

## Zehnte Scene.

**Capys. Tarpeja.**

**Capys**

(in einiger Entfernung etwas ſcheu und mit leiſer Stimme).

Tarpeja!

**Tarpeja** (erſchrocken).

Düſtere Geſtalt! wer biſt Du?
Was forderſt Du von mir? — Ich ſchaudere!

**Capys.**

Bringt Dir der Name Tatius Entſetzen?

**Tarpeja.**

Ha — Tatius! wie vom Himmel tönt der Klang!

**Capys.**

Er ſendet dieſes Täfelchen durch mich.

(Er gibt ihr die Brieftafel.)

**Tarpeja** (lieſ't):
„Was Liebe wagt — belohnet auch die Liebe."
„Sei muthig! Denk' an Deinen Eid und mich!" —
(Nach einigem Schweigen voll Unruhe).
Dort winkt die Liebe mir in ihrem vollen Glanz;
Hier drücket Härte mich, hier drohen Zwang und Haß!
Nacht wird es rings um mich. Wo find' ich Licht und Pfad?
(Zu Capys.)
Gedenkt auch Tatius des feierlichen Schwurs?

**Capys.**
Erfüllen wird er ſtreng ſein königliches Wort.

**Tarpeja.**
Zwar bindet mich der Eid — doch wag' ich eine Bitte.
Der König möge ſie der Jammernden gewähren!
Er ſende, eh' er noch das Äußerſte verſucht,
Wie Recht und Sitte heiſcht, den Kriegesherold her,
Genugthuung von Rom für jenen Raub zu fordern!
Wird ſie verweigert — dann komm' er als off'ner Feind!
Haſt Du ein Herz, o Sclave, je der Freiheit werth,
So ſprich die Bitte ſo, wie ich ſie ſelber ſprach,
Die letzte Bitte, die er nicht verweigern darf,
Da Lieb' und Ehre ihn zu der Erfüllung drängen!

**Capys** (gerührt).
Ein Sclave bin ich zwar — doch ohne Sclavenſeele!
Die Bitte ſprech' ich ſo, wie Du ſie ſelber ſprachſt;
Deß ſei gewiß!

**Tarpeja.**
So eile fort im Schutz der Götter!
(Capys ab.)

**Tarpeja.**

Ein Strahl der Hoffnung lebt in meiner Seele auf,
Und heitre Bilder geh'n aus düſt'rer Nacht hervor;
Der Kriegesherold naht — und Romulus gewährt!
Verſöhnung, Eintracht ſtrahlen, Fried' und Freude blüh'n,
Die Fürſten ſind erweicht, ſie reichen ſich die Hand,
Und Tatius — als Gatte ſchließet er — —
Aufleuchtet der Olymp — —

## Eilfte Scene.

**Tarpeja. Oreſtilla** (herbeieilend).

**Tarpeja** (erſchrocken).

Was kündet dieſes bleiche Antlitz mir?

**Oreſtilla.**

Dein Unglück!

**Tarpeja.**

Sprich!

**Oreſtilla.**

Du biſt verlobt!
Der König und Dein Vater haben Dich
Zur Braut beſtimmt; kein Weigern frommet Dir.
Es iſt zu ſpät! Die dritte Abendſonne
Sieht Dich in Kranz und Flammenſchleier.

**Tarpeja.**

Weh mir!

(Sie ſinkt ohnmächtig zur Erde.)
(Der Vorhang fällt.)

## Dritter Akt.

### Erſte Scene.

(Königliches Zelt im ſabiniſchen Lager.)

**Tatius. Mettus Curtius.**

**Tatius.**

Bald liegt das ſtolze Kapitol darnieder;
Bald rächen wir den Frevel und die Schmach,
Die jene Räuberſchaar an uns verübte,
Die Krieg um Weiber führet, nicht um Ruhm!
Bald wird die Nacht den ſtolzen Römernamen
Verhüllen wieder in die ew'ge Nacht,
Aus welcher er vor kurzem ſich erhob.

**Curtius.**

Doch Schade, König, daß Du dieſen Sieg
Nur dem Verrath dankſt und der Weiberliſt!
Soll Dir ein nichtig Mädchen Deinen Thron
Befeſt'gen? Beſſer iſt es, rühmlich fallen,
Als ſich durch Schande Sieg und Macht erwerben!

**Tatius.**

Ein Unrecht räche man auf jede Art!
Denn gegen Frevelthat iſt Alles uns

Erlaubt. Auch ſind uns dieſe Römer furchtbar;
Denn die Verzweiflung kämpft in ihrem Heer.
Rom ſetzt mit jeder Schlacht ſich ſelbſt auf's Spiel,
Wagt Alles, daß es Alles nicht verliere.
So mag ein neuer Staat tollkühn anſtürmen;
Ein wohlgegründet Reich ergreifet Mittel,
Die, wenn auch nicht erhaben, groß und herrlich,
Doch ſtets gedeihlich ſind, und mild und ſicher.
Liſt endet ſchnell den Krieg, und ſchonet Blut.

**Curtius.**

Und dünket Dir die Liſt ſo ſichres Mittel?
Denk nicht zu klein von Deinem Staat! Glaub mir:
Wir werden auch in offner Feldſchlacht ſiegen.
Die Götter ſind mit uns, und unſer Muth,
Und die gerechte Sach' iſt ſelbſt ein Gott!

**Tatius.**

Nicht mach' ich Trug und Liſt zu meinen Waffen;
Doch thöricht wär' es, die Gelegenheit
Aus Stolz und falſcher Scham von ſich zu ſtoßen.
Und überdies — laß mich es Dir geſteh'n —
Tarpeja's Bild bewohnet mir die Bruſt.
Nie ſah ich ſolche göttliche Geſtalt,
Die mir mit ſolcher Macht das Herz ergriff!
Sich ſelber gibt ſie mir zum Eigenthum,
Und bringt zur Mitgift mir den ſchönen Sieg.
Dies fordert meinen vollen Dank: ich muß
Als Fürſt und als Geliebter ſie belohnen.

**Curtius.**
Belohnen? die ihr Vaterland verräth!
Verräthern, nein, beim Zeus, gebührt kein Lohn!
Auch bin ich überzeugt: nicht Liebe iſt,
Was die Bethörte zu dem Frevel treibt;
Ich nenn' es Hochmuth, ſträfliche Begier.
Mag ſie Dich lieben, — mehr liebt ſie den Thron!

**Tatius.**
Eh' zweifl' ich an den ew'gen Göttern ſelbſt,
Als an der Macht und Reinheit ihrer Liebe!
Das Herz beweget ſie zu dieſer That;
D'rum wage nimmer, Frevel ſie zu nennen!
Denn Glück und Frieden keimt aus ihr hervor.
Auch darf nicht ich mehr weichen oder ſie;
Es bindet uns des Eides Heiligkeit.

**Curtius** (nach einigem Nachdenken).
Noch möcht' ich fragen: ob es uns erlaubt,
Zu ſolcher That durch Eid ſich zu verbinden,
Wo ſchlechte Mittel guten Zweck entweih'n?
Mein Fürſt! erprobt iſt meine Treue Dir
Durch hundert Wunden, die ich für Dich trage,
Doch rühmlich all' in offner Schlacht erhielt.
Verzeih! Ich ſprach, wie ſtets, vom Herzen weg.

**Tatius.**
Ich kenne Deinen edlen Sinn und danke Dir
Für jedes freie Wort, für jede große That;
Doch nun laß mir die Sorge für den Staat und mich!
Du aber halte Alles mir bereit,

Daß in den Wäldern um das Kapitol
Behutſam meine Krieger ſich verbergen,
Still wie der Nebel ſich auf Meere legt!

**Curtius.**

Dein hoher Wille ſei mir ſtets Geſetz!
Befiehl, wenn Du die Burg erſchleichen willſt —
Ich folge: — lieber, wenn wir ſie erſtürmen!

---

## Zweite Scene.

### Capys. Die Vorigen.

**Capys.**

Mein König und Gebieter! Heil und Gruß
Entbietet liebevoll Tarpeja Dir.
Erfüllen wird ſie, was ſie Dir beſchwor —
Doch mögeſt Du auch eine Bitte nicht
Verweigern, die aus ihrer Seele kommt,
Und Lieb' und Ehre hat zu ihrem Ziel!

**Tatius.**

Dann muß ich ſie erfüllen. Nenne ſie!

**Capys.**

Du wolleſt, eh' das Äußerſte Du wagſt,
Wie Recht und Sitte edler Völker heiſcht,
Den Kriegesherold ſenden in die Stadt,
Genugthuung zu fordern für den Raub,
Und will das ſtolze Rom ſie nicht gewähren,
Als offner Feind anrücken mit dem Heer!

**Curtius.**

Verlangt ſie dies, ſo kennt ſie Edelmuth.
Nun glaub' ich an die Reinheit ihrer Liebe!

**Tatius.**

Schön iſt ihr Wunſch — doch zu gefährlich auch!

**Capys.**

Aus ihres Herzens Tiefe fleht ſie bang
Und doch vertrauenvoll, o Fürſt, um dies.
Gewährung wird beruhigen die Arme,
Die trauerblaß in Furcht und Hoffnung ſchwankt,
Und nur die Tugend mehr noch liebt als Dich.
O hätteſt Du die Jammernde geſeh'n —
Du könnteſt nimmer —

**Curtius.**

Säume nicht, mein Fürſt!
Die Ehre fordert dies in ihrem Namen;
Dein eigner Ruhm — — —

**Tatius** (raſch).

Wozu der äußern Gründe,
Wenn ſchon des Herzens Innerſtes mich treibt?
Ich ſchaff' ihr Ruh' und handle recht — braucht's mehr?
Der Kriegesherold eile nach der Stadt!
Er fordere Genugthuung für uns!
Rom zeige ſich bereit, ja nur geneigt,
Zurück uns zu erſtatten ſeinen Raub —
So möge Fried' und Freundſchaft blühen, und —
Tarpeja knüpf' ein zweifach heil'ges Band!

(Ab.)

**Curtius.**

Wo nicht — wohl mir — ſo gilt es offnen Kampf. (Ab.)

**Capys.**

Dank euch, ihr Götter! Das iſt euer Werk. (Ab.)

## Dritte Scene.

(Freier Platz in Rom, mit Bäumen. Links, in der Hälfte deſſelben ein Stadtthor. Im Hintergrunde auf einer Anhöhe das Haus des Romulus. Vorn ein Tempel.)

**Tarpeja** kommt haſtig; ihr folgt Oreſtilla.

**Oreſtilla.**

O faſſe Dich! in Aufruhr iſt Dein Weſen.

**Tarpeja.**

Angſt und Zweifel foltern mich.
Wird mein Fleh'n den König rühren?
Wird er ſeinen Herold ſenden?
Immer düſt'rer wird's vor mir.
Oreſtilla! Oreſtilla!
Ach, Verzweiflung faßt mich an!
War mein Schwur nicht frevelhaft?
Schrecklich! — Aber — nun ihn brechen,
Wäre doppeltes Vergeh'n.
Zeigt ſich denn kein Ausweg mir?
Bin ich rettungslos verloren?
Ja, — ich fühl' es, bange Ahnung
Flüſtert mir mit Schauder zu:
Nur der Tod kann mich noch retten!

**Oreſtilla.**

Wenn er uns frommt, ſo ſenden ihn die Götter.
Entferne nicht das Tröſtliche von Dir!
Verziehen hat die Fürſtin, offen ſteh'n
Die Tempel Dir; ſo flieh zum Opferherd!

**Tarpeja** (mit ſich erhebender Seele).

Ja, wieder darf ich heil'ger Stätte nah'n!
So hört mein Fleh'n, ihr Götter! nehmt mich an,
Ihr Götter, die ich bald verlaſſen ſoll!
Bangflehend leg' ich meine glüh'nde Wange
Hin an des Opferherdes kalten Stein,
Und wollt der Lebenden ihr gnädig ſein,
So gebt ein günſtig Zeichen mir!

(Freudig überraſcht.)

Lucumo —
Dank euch, ihr Götter! Nein, ihr zürnt mir nicht!—
Willkommen, o mein Retter, o mein Freund!

### Vierte Scene.

**Lucumo. Die Vorigen.**

**Lucumo.**

Von Freude ſtrahlend eilſt Du mir entgegen?
Sei Du auch tauſendmal dem Freund willkommen!
Hat Dich ein Gott beſeelt? Dank' ich der Liebe
Des lieblichen Empfanges ſchnelles Glück?

**Tarpeja** (ſchüchtern).

Die Bange flüchtet an des Freundes Herz,
Ihr Herz zu öffnen auf der Götter Wink.

**Lucumo** (mit Wehmuth).

Verzeih den Irrthum des Leichtgläubigen!
Darf er ſich Deiner Liebe nicht erfreu'n —
So theile Deinen Kummer doch dem Freund!

**Tarpeja.**

Du Edelſter! Ein Gott erſcheinſt Du mir;
Nur mit Verehrung wag' ich Dir zu nah'n.
Nimm, was ich geben kann, — mein grenzenloſes
Vertrauen! Wiſſe: nicht bin ich mein eigen!
Entzündet iſt mein Herz von fremder Flamme.
Ach, wie des Sturmes Macht die ſchwache Myrte
Ergreift, entwurzelt, und zu Boden ſtürzt:
So reißt der Liebe Allgewalt mich hin,
Die mir das Innerſte verzehrt!

**Lucumo.**

Weh mir!
Verzicht thun muß ich auf ein ſolches Herz!
So fahre denn dahin des Lebens Glück!
Tarpeja! — Nein! es kann, es darf nicht ſein!
Noch mehr als je haſt Du mein Herz entflammt.
Und ſoll der allzu Glückliche ſo leicht
Des Kleinods ſich erfreu'n? — Tarpeja! gönne,
Mein Leben und mein Blut für Dich zu wagen!
Der Tod entſcheide! — Sei des Siegers Braut!

**Tarpeja.**

Und wollteſt Du ſo lohnen mein Vertrauen?
In Jammer ſtürzen, die ſich Dir hingibt,
Ihr Wohl und Weh, ſich ſelbſt und ihr Geheimniß
In Deine Hände legt? Lucumo — nein!
So handelt Liebe nicht.

**Lucumo** (ſich faſſend).

Verzeih! der Augenblick riß mich dahin.
Tarpeja fürchte keinen Schritt von mir,
Der nicht mit Edelſinn beſtehen könnte!

**Tarpeja.**

Ich bin in Deiner Macht; nun ſchalte denn
Mit mir! Du kannſt mich ſchützen — kannſt mich tödten.
Ein Wort von Dir entſcheidet über mich.

**Lucumo.**

Und baueſt Du auf mich? — thu's nicht! thu's nicht
Kann auch der Redlichſte ſich ſtets beherrſchen?
Tarpeja — widerrufe, was Du ſprachſt!

**Tarpeja.**

O fern ſei das von mir!

**Lucumo.**

Und wer iſt er — (zögernd).
Der meinem Leben Dich entriß? O ſprich!
O nenne mir ihn furchtlos!

**Tarpeja** (nach einigem Kampfe).

Tatius!

(Sie ſinkt in Dreſilla's Arme.)

**Lucumo.**

Unglückliche! was ſagſt Du?

**Tarpeja.**

Mein Verderben!

**Lucumo.**

Der Feind des Vaterlands?

**Tarpeja.**

Ward mir zum Freund!

**Lucumo.**

Weh Dir!

**Tarpeja.**

Weh mir!

**Lucumo.**

Die Liebe führt zum Tod;
Denn nimmer darfſt Du Hoffnung nähren.
Kaum ſeh' ich Rettung. Sprich: wie war es möglich,
Daß je — —

**Oreſtilla.**

Es naht die Königin.

**Tarpeja.**

Verbirg mich!
Nicht wag' ich's ihren Anblick zu ertragen.
Lucumo! bei den ew'gen Göttern — ach — —

**Lucumo.**

Was Du vertraut, ruht wie ein Heiligthum
In meiner Bruſt. Vermag ich's Dich zu retten,
So hoffe Alles, — ſelbſt mein eig'nes Glück!

## Fünfte Scene.

### Herſilia. Die Vorigen.

**Herſilia.**

Im Namen Deines Vaters und des Königs
Kommt Deine Fürſtin, zum Verlobungsfeſt
Dich zu geleiten. Folge mir, Tarpeja!
Es rufet Dich der ſchönſte Augenblick.
Der Opfer und des Himmels günſt'ge Zeichen
Verheißen Glück; und Hymen ſelbſt erſcheint
In voller Herrlichkeit des frohen Siegs.

**Tarpeja.**

Bewegt, o Fürſtin iſt mein Innerſtes,
Von wechſelnden Gefühlen zu beſtürmt; —
Verzeih, wenn ich in dieſem Augenblick
Um Aufſchub bitte des Verlobungsfeſtes!
Gebieteſt Du, ſo muß ich dem Befehl
Gehorſam folgen — dem Schlachtopfer gleich.

**Herſilia.**

Tarpeja! ſträube Dich nicht länger mehr!
Glaub mir, ſchnell wird die Schwermuth von Dir flieh'n,
Wenn Dir das volle Licht der Liebe ſtrahlt.
Verhaltner Gram, des Schwärmens Träumerei,
Sind der Verſchloß'nen bleiche Nachtgefährten.
Eröffne Dein Gemüth, und folge muthig
Dem Schickſal, welches Dich zur Freude führt!
Was auch Dein Kummer ſei — o folge mir,

Und Du ſtehſt glücklich unter Glücklichen!
Denn wer iſt glücklicher, als der beglückt?

**Lucumo** (für ſich).

Noch iſt's nicht Zeit; noch darf ich nichts enthüllen;
Zum Äußerſten muß dies verſchoben ſein.

(Zu Tarpeja.)

Vertraue auf die Götter — und auf mich!

**Tarpeja** (neubelebt).

Lucumo! Seelenſtärke gibſt Du mir;
Du biſt mein Genius; — neu leb' ich auf!

(Muthig.)

Ich folge Dir, o Königin!

**Herſilia** (mit Freude).

Die Lieb' erwacht. O laß ſie offen walten!
Sie kann das Leben uns ja neu geſtalten.

(Tarpeja umarmend.)

Als Tochter ſchließ' ich Dich an's Mutterherz;
In Ruh' und Freude wandle ſich Dein Schmerz!

(Ab mit Tarpeja.)

## Sechſte Scene.

**Lucumo** allein.

O wäreſt Du von Seherkraft beſeelt!
Doch nein! — Stets dichter wird das Labyrinth;
In Nacht verlieren alle Wege ſich.
Tarpeja — o, daß ich Dich ſchützen könnte

Vor väterlicher Macht und vor mir ſelbſt!
Wie kann der Hoffnungsloſe Hoffnung geben?
Der ſelbſt Verlorne für Dich Rettung finden?

(Pauſe.)

Und dennoch darf ich keinen Augenblick
Verſäumen. — Muthig, Herz! Was wär' dies Leben,
Wenn Liebe ſelbſt nicht Kraft mehr könnte geben?
Ja, Lieb', — Entſagung, ſie iſt deine Krone!
Und wer entſagen kann — was wäre dem unmöglich?
Sich ſelbſt vergißt er — daß man ſein gedenke!

---

## Siebente Scene.

**Tarpejus. Lucumo.**

**Tarpejus.**

Die Flamme lodert auf dem Opferherd!
Der Liebe Feuer — ſoll es ſchwächer ſein?
Tarpeja harret Dein mit freud'gem Blick;
Von heiterm Lächeln ſtrahlet ihr Geſicht.

**Lucumo.**

Du täuſchteſt Dich; es iſt nicht ſo.
Zerknirſcht — zerriſſen iſt ihr Herz!
Sie lächelt, ſagſt Du? O, ſo lächelt
Der Sterbende, wenn er vom Tod
Befreiung ſeiner Leiden hofft!

**Tarpejus.**

Wie ſeltſam find' ich Dich! Du biſt erſchüttert.
Lucumo! Du entflammſt die Höllenglut
Des böſen Argwohns in der Seele mir.
Von Schuld erfüllt ſeh' ich Tarpeja's Herz,
Wenn Du von ihr Dich wendeſt.

**Lucumo.**

Schaud're nicht!
Verſchloſſen iſt ihr Herz, der Knospe gleich,
Der keine Frühlingsſonne noch gewinkt;
Doch ihre Seele drücket kein Vergeh'n.
Laß ſie gewähren! Frei ſei ihre Wahl!
Nur milde Schonung lenkt den zarten Sinn:
Doch Strenge wirkt zerſtörend auf's Gemüth,
So wie ein Sturm die ſanfte Blume knickt.

**Tarpejus.**

Mag ſich Etrurien der Weichheit rühmen!
In Rom übt Staat und Vater ſtrenges Recht.

**Lucumo.**

Ja, milde Weisheit, ſcheint es, kennſt Du nicht.

**Tarpejus.**

Sie ſchmücke Völker, die wir ſchnell beſiegt.

**Lucumo.**

Euch Römer, ſind bis nun die Künſte fremd;
O lernet doch die lieblichen erſt kennen!

**Tarpejus.**

O möge Rom ſich nie der Künſte freuen,
Die unſern Arm entnerven und beſiegen!

Auch kenn' ich keinen herrlichern Genuß
Als die Erfüllung unſ'rer Bürgerpflicht.
Wo ſie ruft, da muß alles And're ſchweigen;
Sie kann für Alles uns entſchädigen;
Sie kann auch Alles, Alles von uns fordern.
Kein Opfer darf für ſie zu groß uns ſein! —
So füge auch Tarpeja ſich!

**Lucumo.**

Doch wie? wenn etwa früh're Leidenſchaft
Ihr Herz entflammte, wenn — — —

**Tarpejus.**

Lucumo! Du —
Weißt mehr! O rede ſchnell! verſchweige nichts!

**Lucumo.**

Es ſei! — Ihr Götter, helft dem Rettenden!
So wiſſe denn: Tarpeja liebt!

**Tarpejus.**

Weh mir! Nicht Dich — nicht mich — nicht Rom!
Wen ſonſt?

**Lucumo.**

Das ford're nicht von mir!
Doch ſieh mich bittend vor Dir ſteh'n:
Gewähre Schonung — meide Zwang! — Tarpejus!
Entſagend geb' ich Dir Dein Wort zurück.

**Tarpejus** (mit Ingrimm).

So hat die glatte Zunge Dich bethört?
O des Etruskers blumenweiches Herz! —
Ha, welche Schmach ſtürzt auf mein Haupt herab

Entehrt bin ich, verworfen mein Geſchenk.
Es ſei! Nicht zwing' ich ſie zum Bund mit Dir;
Doch fühle ſie, die lieblos gegen mich
Der Liebe fröhnt, der Strafen ganze Macht!
Sie iſt mein Kind nicht, keine Römerin.

**Lucumo.**

Tarpejus! was beſchließeſt Du?

**Tarpejus.**

Mein Recht!

(Er ſtürzt fort.)

**Lucumo.**

Ich bin ihr Schild; ich weiche nicht von ihr.

(Ihm nach.)

## Achte Scene.

**Septimius** und der **ſabiniſche Kriegsherold**
kommen zum Stadtthore herein.

**Septimius.**

Erwarte hier des Königs Gegenwart!
Dann rufe Krieg — und höre Dein Verderben!

(Ab. Der Kriegsherold bleibt am Thore ſtehen.)

## Neunte Scene.

**Kriegsherold. Oreſtilla.**

**Oreſtilla** (den Herold gewahrend).

Er iſt's! Im Kleid des Schreckens ſteht er da;
Ja Blut getränket ſtrahlt der mächt'ge Speer.
So iſt erſchienen denn der Augenblick,
Tarpeja, welcher über Dich entſcheidet!
O komm, o komm! Dein Schickſal ſelbſt zu hören.

(Ab.)

---

## Zehnte Scene.

**Romulus. Septimius. Kriegsherold.**

**Septimius.**

Am Thore harret Dein der neue Kriegesgott.

**Romulus.**

Tritt vor! Wer ſendet Dich? Zu welchem Zweck?

(Der Kriegsherold tritt vor den König. Während dem erſcheinen Tarpeja und Oreſtilla im Hintergrunde.)

**Kriegsherold** (nachdem er ſich den Kopf verhüllet hat).

Höre mich, der Götter König,
Anxur! Höre, Vedius,
Herrſcher in dem Todtenreich!
Hört, der Grenze Götter, mich!

Hört, des Thores und der Stadt
Gnädige Schutzgeiſter, mich!
Redlich und gerecht erſchein' ich hier.
Glaube denn, o König, meinem Wort!
Denn vom Munde tönet Wahrheit mir.

**Romulus.**

So ſprich denn frei! Gerechtigkeit und Wahrheit —
Sie ſollen vor dem Herrſcher nie verſtummen.

**Kriegsherold.**

Es ſendet der Sabiner König mich.
In ſeinem heil'gen Namen ruf' ich laut:
Ihr Römer ſeid ein ungerechtes Volk,
Das an den Nachbarn ſchnöden Raub verübt.
Gebt die entriſſ'nen Frauen uns zurück —
So walte Freundſchaft zwiſchen uns und euch,
Und Eintracht gebe, was der Haß verſagt!
Doch wollet ihr die Beute nicht ausliefern,
Mit Füßen treten Recht und Redlichkeit,
Mit Stolz und Trotz fortſetzen unſ're Schmach —
So werden wir Genugthuung uns ſchaffen,
Und nehmen, was ihr freventlich uns wehrt.

**Romulus.**

Dem König künde dieſes: Die Geraubten
Sind unſer Eigenthum durch Lieb' und Eh';
Und was Rom ſein nennt, das raubt ihm kein Gott!
Wir wollen Freunde von Sabinum werden;
Doch ſtolze Ford'rung beugt den Römer nie.
Nie geben wir die Frauen euch zurück!

**Kriegsherold.**

Auch nicht, um freundſchaftlich als freie Gabe
Sie von des Königs Händen zu empfangen?

**Romulus.**

Auch dann nicht; ſag' es ihm: in keinem Fall!

**Tarpeja** (im Hintergrunde).

Weh!

(Sie eilt händeringend fort. Oreſtilla folgt).

**Herold.**

Welcher Unglücksruf erſchallt?

**Romulus.**

Euch gelt' er!

**Herold.**

So ſeid denn Zeugen, ihr, des Himmels Götter,
Der Erde und des Todtenreiches Mächte!
Weh ruf' ich über Rom und ſeinen Frevel!
Ich ſchleudere den Krieg in eu'r Gebiet,
Wie dieſen blutgetränkten Speer!

(Er ſchleudert den Speer, daß er in der Erde ſtecken bleibt.)

So feſt als er in euerm Boden haftet,
So laſte Schmach und Elend bald auf euch!

(Ab.)

**Romulus.**

Geleite ihn bis an den letzten Grenzſtein!

(Centurio geht ab.)

**Romulus.**

Auch ich ruf' euch zu Zeugen an, ihr Götter,
Daß eh' der Blitz mein Haupt zerſchmettern möge,

Eh' mich die kleinſte Spur der Feigheit ſchände!
Eh' will als Sieger ich dem Flehenden
Die Stadt hinſchenken, — als beſiegt ein Haar
Von meinem Haupt!
Durch Tapferkeit erheb ich dich, mein Volk!
Und willſt du herrlich werden, dann gib lieber
Dein Leben hin, all deine Habe, all dein Blut,
Als deiner Ehre kleinſten Theil, dein größtes Gut!
(Ab.)

## Eilfte Scene.

**Tarpeja. Oreſtilla.**

**Tarpeja.**

Geſprochen iſt das ſchickſalvolle Wort,
Gefallen iſt mein Loos!

**Oreſtilla.**

Und was beſchließeſt Du, Gebieterin?
Schon waltet Dämmerung; bald ſinkt die Nacht;
Die Stunde der Verheißung naht. Nicht ſäume!
Ein Augenblick — und Alles iſt zu ſpät.
In lautem Siegestaumel jubelt Rom;
Des Feſtes Glanz vereint der Bürger Menge;
Das Heer durchziehet im Triumph die Stadt,
Und Frau'n und Mädchen lockt das Schaugepränge — —

**Tarpeja.**

Schnell bring' die Fackel und den Schleier mir!
(Oreſtilla ab.)

## Zwölfte Scene.

**Tarpeja** allein.

Lucumo! Segen ruf' ich über Dich.
Du haſt geſiegt — Entſagung mich gelehrt.
Du gabſt mich — nicht Dir ſelber — doch der Tugend!
Lucumo! Segen über Dich!
Schon fühl' ich Ruhe über mein Gemüth
Wie eine ſtille Morgenröthe ſchimmern —
Denn edel iſt's, was ich beginnen will,
Gibt Ehre meinem Vaterland,
Gibt mir den Seelenfrieden wieder.
Lucumo! Segen über Dich!
Den Abgrund zeigteſt Du, an dem ich ſtand,
In den ich ſtürzte, — Rom vielleicht mit mir.
So treffe mich Verderben — doch kein Fluch!
Ich wag' es. O ihr Götter, ſteht mir bei,
Daß Tatius mich meines Eid's entbinde,
Den ich zu raſch beſchwor! —
(Nach einigem Nachſinnen.)
Ich wage nichts! Es iſt ja Tatius,
Es iſt der Liebende, der edle Fürſt,
Zu deſſen Herzen meine Bitte dringt.
Er wird gewähren, mich des Eid's entbinden,
In off'ner Schlacht erlitt'ne Schmach vertilgen,
Geliebte, Recht und Ruhm ſich groß erkämpfen!

## Dreizehnte Scene.

**Tarpeja. Oreſtilla** mit Fackel und Schleier.

**Tarpeja** (knieend).

Lebt wohl, ihr Götter Rom's, und gebt mir Kraft,
Damit ich ſchuldlos zu euch wiederkehre!

(Aufſtehend.)

Lucumo! Segen über Dich!

(Sie geht, von Oreſtilla geleitet, durch das Thor ab.)

---

## Vierzehnte Scene.

**Tarpejus. Septimius.**

**Tarpejus.**

Ein Feindestrupp am Fuße des Gebirgs?
Es kann nicht ſein, wie kämen ſie ſo ſchnell?
Sie tragen doch nicht Flügel an den Sohlen?

**Septimius.**

Verworren war der leiſe Stimmenſchall,
Und untermiſcht mit dumpfem Waffenklang.
Ich konnte zwar nichts deutlich unterſcheiden,
Zu dunkel lag die Nacht auf Fels und Hain,
Doch ſchien's mir ſonderbar; d'rum eilt' ich her.

**Tarpejus.**

Haſt Du Dich nicht getäuſcht — ſo lauſcht Verrath.

Ha — der Sabiner ſchlaues Volk! Ich ahne —
Sie künden Krieg, und ſtehen ſchon vor uns!

## Fünfzehnte Scene.

### Romulus. Die Vorigen.

**Romulus.**

Verrätherei umſchleicht die Mauern Rom's
Im dunkeln Schooß der Nacht. Ihr Todesgötter!
Euch weih' ich deſſen Haupt, der ihn erzeugt.
Wär's möglich, daß ein Feind im Innern lebt?
Tarpejus! Dir hab' ich die Stadt vertraut
Und ihre Sicherheit. Vermutheſt Du —
So rede frei, und ſchone Keinen! ſprich!

**Tarpejus.**

Weh über mich, mein König, — wäre dies!
Die Möglichkeit erfüllt mich mit Entſetzen;
Es träfe mich allein mit Recht Dein Zorn.

**Romulus.**

Mit Ehrfurcht ſah ich ſtets Dein graues Haupt;
Frei von der kleinſten Schuld ſpricht Dich mein Herz.
Nun aber ſäume keinen Augenblick!
Geendet ſei das Siegesfeſt!
Beſetze mit Erleſ'nen jedes Thor!
Der ſchnellen Reiterſchaar Dreihundert laß
Die Nacht hindurch die Mauern Rom's umzieh'n!
Der Morgen finde uns zur Schlacht bereit.

## Sechzehnte Scene.

**Lucumo. Vorige.**

**Lucumo.**

Das Wort Verrätherei durchheult die Stadt;
Mit Schrecken hört' ich es, o Fürſt!

**Romulus.**

Mit Schrecken?
Wie? Kennt Lucumo Furcht und Schrecken auch?

**Lucumo** (bei Seite).

O bange Ahnung!

**Romulus.**

Dein Athem ſtockt —

**Tarpejus.**

Blaß wird Dein Angeſicht!

**Romulus.**

Lucumo, — was ſoll das?

**Lucumo.**

Verzeih, o Fürſt!
Die Ueberraſchung — ich befürchte — wehe mir!

---

## Siebenzehnte Scene.

**Ein anderer Centurio. Die Vorigen.**

**Centurio.**

Mein König! zweifle nicht! wir ſind umringt
Von Feinden an dem Fuße des Gebirgs;
Und wiſſe — böſer Argwohn — —

**Romulus.**

Rede!

**Tarpejus.**

Sprich!

**Centurio** (zu Tarpejus).

Weh Dir! bald wirſt Du mich verſtummen heißen.

**Tarpejus.**

Verräther Du! Rein bin ich, ohne Schuld.
Sprich kühn, ſonſt zwinge Dich dies Schwert!

**Centurio.**

Tarpeja, — Deine Tochter — —

**Tarpejus.**

O!

**Lucumo.**

Weh mir!

**Romulus** (zum Centurio).

Nicht zaud're!

**Centurio.**

Aus dem Thore ſah man ſie
Die Felſen abwärts ſteigen, nach der Gegend,
Aus welcher man die Feindesſtimmen hörte.

**Romulus.**

Wem darf ich trauen, wenn dies Antlitz trügt?
Tarpejus! — kaum vermag ich's auszudenken —
(Zum Centurio.)
Seid ihr gew[illegible]äuſcht' euch die Dämm'rung nicht?

**Tarpejus.**

Er lügt; er ſah ein hölliſches Geſpenſt!

**Centurio.**

Noch Viele ſahen ſie beim Schein der Fackel.

**Romulus** (zu Tarpejus).

Weh über Dich, Du ſchändlicher Verräther!
Dein Werk iſt's: nimmer darf ich zweifeln: Argliſt —

**Lucumo.**

Bei allen Göttern ſchwör' ich: Er iſt ſchuldlos!

**Tarpejus.**

Ja, mein — mein iſt die Schuld! Ich zeugte ſie!
Fluch über mich, daß ich die kaum Geborne
Nicht in des Tiberſtromes Flut begrub!
In Schande ſtürzt ſie ſich und mich und Rom.
(Zu Romulus Füßen ſinkend.)

Zu Deinen Füßen leg' ich hier mein Schwert —
Mein Leben auch! Ich bin des Frevels Quell —
Doch kein Verräther; heilig ſchwör' ich dies.
Verdient hab' ich den Tod; gewähre ihn
Dem Greiſe, der zu Deinen Füßen fleht,
Daß Du ſein ſchmachbelad'nes graues Haupt
Dem Tode weiheſt! Laß von Deiner Hand
Mich ſterben, und Roms Schande nicht erleben!

**Romulus** (gerührt).

Steh auf, gebeugter Greis! Es glaubt mein Herz
An Deine Unſchuld. Rein biſt Du dem Freund —
Doch in Gewahrſam mußt Du bleiben, bis
Dein König auch Dich freigeſprochen hat.
(Er nimmt das von Tarpejus ihm dargebotene Schwert.)

Ihr Kriegsgefährten, folget meinem Beiſpiel,

Dahin wo die Gefahr am größten iſt!
Zeigt euch des Römernamens werth!
Ich bin bei euch, an eurer Spitze ſtets.
Mein Muth ſteht feſt; ihn kann kein Gott erſchüttern:
Ich kann wohl fallen — aber nimmer zittern!
(Ab mit den Centurionen.)

**Tarpejus.**

Sie zieh'n zu Ruhm — in Schmach bleib' ich zurück!
(Er verhüllt ſein Haupt.)

**Lucumo** (nach einigem Nachſinnen).

Noch offen winket mir das Thor.
So ſei das Aeußerſte gewagt —
Dich retten, oder für Dich ſterben!
(Er eilt durch das Thor ab.)

---

## Achtzehnte Scene.

### Herſilia. Tarpejus.

**Herſilia.**

Weh uns! weh uns! (Den Tarpejus gewahrend).
Und wer biſt Du, Verhüllter?

**Tarpejus** (ſich enthüllend).

Ein Greis, den Schande in die Grube ſtürzt!

**Herſilia.**

Tarpejus! Du läßt Dich vom Schmerz beſiegen?
Ermanne Dich! Verſammle Deine Krieger,
Und ſäume keinen Augenblick! Die Tochter
Vertraue mir! Ich will ihr Mutter ſein.

**Tarpejus.**

Im Feindeslager ſuche ſie!

**Herſilia.**

Was ſagſt Du?

**Tarpejus.**

Sie iſt's — Sie iſt's, die Rom verrieth!

**Herſilia.**

Entſetzlich! —
Hell ſteht nun Alles vor mir da
Im fürchterlichen Licht des Acheron.
Unglücklicher, erbarmungswürd'ger Vater!

**Tarpejus.**

Der Schande ew'ges Denkmahl ſteh' ich hier.
Aufſchaudern wird noch nach Jahrhunderten
Die Tugend, wenn ſie meinen Namen hört.
Verflucht ſei dieſer Tag! Verflucht ich ſelbſt!
Verflucht der Fels, der ſie zum Frevel trug!
Iſt denn kein Gott im weiten Himmel mehr,
Daß nicht die Erde unter ihr zerbarſt?
Ihr Todesmächte! Gebt ſie mir,
Daß dieſe Hand ſie von den Höhen ſtürze,
Ihr Blut von Fels zu Felſen ſtrömend — O!
(Er ſinkt kraftlos zur Erde.)

**Herſilia.**

Verzweifle nicht, o Greis! Die Götter walten.
Der Ehre Glanz umſtrahlt ein ganzes Haus,
Wenn auch einzig Glied nur Ruhm erwarb:
Doch Schande trifft nur des Verbrechers Haupt;

Denn er gehört dem Hauſe nicht mehr an,
Von dem er ſich durch Frevel losgeriſſen.

**Tarpejus.**

Kein Schwert — kein Schwert! Und keine Ehre — und
Kein Kind! — O Schande, hab' Erbarmen! Tödte Du
Den Wurm, der in Verzweiflung hier ſich krümmt!

## Neunzehnte Scene.

**Romulus.** Ein **Centurio**, der ein Schwert in der Hand trägt. **Die Vorigen.** Im Hintergrunde ziehen Soldaten vorüber.

**Romulus** (zu Tarpejus).

Ja — Du biſt ſchuldlos, Freund, erhebe Dich!
O könnt' ich Troſt und Ruh' in's Herz Dir ſenden!
Was ich vermag, o Greis, ſei Dir gewährt!
Die Ehre gebe Dir mein eig'nes Schwert —
(Er gibt ihm ſein Schwert.)
Mit Deinem Schwert erkämpf' ich Rom den Sieg.
(Er nimmt vom Centurio das Schwert.)

**Tarpejus** (aufſtehend).

Mein König! O mein Vaterland!

**Romulus.**

Wie viel uns auch das Schickſal rauben mag,
Wie ſchwer uns auch die Laſt der Leiden drücke —
Das Vaterland, der Heldenruhm,
Sie geben uns Erſatz für Alles!
(Den Tarpejus umarmend.)

Ein neues Leben finde in der Schlacht!
(Herſilia umarmend.)
Leb' wohl! Sei muthig! Bald küßt Dich der Sieger.

**Herſilia.**

Leb' wohl, leb' wohl — die Götter ſchützen Dich!

**Romulus.**

Laßt ringsumher die Tuba ſchmettern!
(Ab.)

**Tarpejus.**

Hinein in die brauſendſte Schlacht!
O finde mich, Tod! ich ſuche dich auf;
Tod für das Vaterland —
Gib mir die Ehre wieder —
Dann ſtürze tauſendfach auf mich hernieder,
Auf mich und die Verbrecherin!

(Er eilt durch das Thor ab. Herſilia, nachdem ſie einige Zeit im tiefen Nachdenken verloren ſtand, fällt plötzlich auf die Knie.)

**Herſilia.**

Dank Dir, erhab'ne Königin der Götter!
Du ſandteſt den Entſchluß in meine Seele;
Gib Du auch herrliches Gedeih'n der That!
Laß hohen Sinn von meinen Lippen ſtrömen,
Gib meinen Worten Kraft und Ueberzeugung!
Laß meines Herzens Fülle mächtig wirken!
(Aufſtehend.)
Ein Mädchen ſtürzte Rom in Noth und Schmach —
Doch ſollt ihr nicht an Weibertugend zweifeln!
Der Einen unerhörte Frevelthat

Soll Vieler Beiſpiel rühmlich ſchnell vertilgen,
Daß Feindesgrimm ſich reiche Freundeshände,
Und Krieg und Haß in Fried' und Eintracht ende!
(Ab.)

(Der Vorhang fällt.)

# Vierter Akt.

## Erſte Scene.

Freie Gegend. Zur Linken der Anfang eines Waldes. Zur Rechten aufſteigende Felſen, auf deren Gipfel im Hintergrunde das Kapitol ſich zeigt.

**Tatius. Mettus Curtius.**

(In einiger Entfernung folgen ſabiniſche Krieger, welche im Hintergrunde zurückbleiben. Abenddämmerung, welche allmälig in Nacht übergeht.)

**Tatius.**

So gelt' es denn! Du willſt es, Romulus!
Auf Dich, Hochmüthiger, komm' alle Schuld,
Auf Dein Haupt ſtürze alles Blut herab,
Das nun vielleicht in Strömen fließen wird!
(Zu den Soldaten.)
Nehmt eure Waffen wohl in Acht!
Ein Laut vermag uns zu verrathen.

**Curtius.**

Noch iſt es Zeit, mein Fürſt! Verſchmäh' die Liſt!
Laß uns die Burg erſtürmen, nicht erſchleichen,

Damit uns auch kein Schein der Feigheit treffe,
Wie's der Spartaner Abkömmlingen ziemt!
Tarpeja ſteht für Dich, ſo lang ſie lebt,
Beſchämend da; ihr Anblick rufet Dir:
„Nur mir allein verdankſt Du Sieg und Ruhm!“ —

**Tatius.**

Und nennſt Du blindes Wüthen Tapferkeit?
Umſonſt hab' ich das Aeußerſte verſucht!
Soll ich mein Heer auf dieſen Felſen opfern?
Soll ich in vielen Schlachten das erwerben,
Was Eine Nacht, Ein Schlag gewähren kann? —
O ſieh'! Glimmt nicht ein Schein auf jener Höh'?
Sie iſt's, ſie iſt's, die Siegesgöttin ſelbſt!

(Tarpeja erſcheint auf den oberſten Felſen.)

**Curtius.**

O ſende ſie den Römern ſchnell zurück!
Beſiegſt Du Dich — ſo ſiegſt Du tauſendfach.
Die Mauern müſſen weichen, wären ſie
Von Erz gebaut, wenn Seelengröße kämpft!

## Zweite Scene.

### Tarpeja. Die Vorigen.

(Tarpeja hängt ihren Schleier am Geſträuch auf, ſchwingt dreimal die Fackel, und ſteckt ſie dann in die Erde.)

**Tarpeja.**

Dreimal ruf' ich durch Nacht und Grauen hin;
Dreimal antwortend halle Schwert und Schild!

**Tatius.**

(Gegen die Felſen tretend, indem er dreimal mit dem Schwert auf den Schild ſchlägt.)

Dreimal antwortet hallend Schwert und Schild.

(Tarpeja kommt herab.)

**Tatius.**

Ich grüße Dich im Namen meines Heers.

**Tarpeja.**

Mein König! zitternd ſiehſt Du mich vor Dir,
Gequält von Reu' und von den Schlangenbiſſen
Des aufgeſchreckten, ſchaudernden Gewiſſens.

**Tatius.**

Wie ſoll ich das verſteh'n?

**Curtius.**

Vermuth' ich recht?
Tarpeja! Alle Götter ſchützen Dich,
Wenn Dich die Tugend hieher führt!

**Tarpeja.**

Ja ſie — nur ſie allein führt mich hieher.
Verbrecheriſch — verbrecheriſch iſt meine Liebe,
Stürzt in's Verderben, ach, mein Vaterland,
In's Grab den Vater, mich in Schmach!

**Tatius.**

Tarpeja! redlich war Dein Zweck dabei.

**Tarpeja.**

Doch wird er ſchändlich, biet' ich ihm die Hand.

**Tatius.**

Was hat ſo ſchnell gewendet Deinen Sinn?

**Tarpeja.**

Der Fluch des Vaters und des Vaterlands,
Die den Erynnien gleich mir ſchrecklich nah'n.

**Tatius.**

Gedenk' all meiner Liebe!

**Tarpeja.**

Könnteſt Du
Die Hochverrätherin mit Lieb' umfaſſen?

**Curtius.**

Dir würden Haß nur und Verachtung folgen.
Weh! daß die Leidenſchaft ſo weit Dich führte!

**Tatius.**

Hat Deine Liebe ſich ſo ſchnell geendet?

**Tarpeja.**

Sie glüht in mir ſo mächtig noch als je,
Und wird fortglühen bis an's Grab,
Mein König! Sie gibt mir Vertrau'n und Muth!
Du Edler werdeſt nicht Unedles fordern.

**Tatius.**

Tarpeja, ſei kein Raub der nicht'gen Furcht!
Du ſtehſt in meinem Schutz. Eh' treffe mich
Der Blitz, eh' ich ein Haar Dir krümmen laſſe!
Was ich beginne, iſt nicht Dein Vergeh'n.
Ich zwinge Dich — und Du biſt frei von Schuld!
Auf mein Haupt komme ſie allein!
Doch nichts kann Dich von Deinem Eid entbinden.

**Tarpeja.**

Nichts — als Du ſelbſt!

(Zu Tatius Füßen ſtürzend.)

Sieh mich zu Deinen Füßen!
Wenn Dir ein Menſchenherz im Buſen ſchlägt,
Wenn Du mich liebſt, wenn Du die Götter achteſt,
Wenn Du nicht taub dem Ruf der Ehre biſt,
Wenn Du als Fürſt Dein Reich beglücken willſt,
Wenn Du mich vor Verzweiflung retten willſt —
Entbinde mich von meinem Eid!

**Tatius.**

Was forderſt Du!

**Curtius.**

Was Recht und Tugend fordern.

**Tarpeja.**

Entbinde mich von meinem Eid!

**Tatius.**

O daß ich's dürfte! wird nicht Spott und Hohn
Dem weichen König folgen, der ſein Heer
Zurückführt vom gewiſſen Siege, weil —
Sein Herz an einer Weiberthräne ſchmolz?
Wird der getäuſchte Krieger, ſchon voll Hoffnung
An Rom zu rächen die erlittne Schmach,
Nicht über jeden Tropfen Bluts ergrimmen,
Den er nur meinetwegen nun vergißt,
Weil ich nicht die Gelegenheit benützt?
Weh über mich — entbind' ich Dich des Eides!
Weh über mich — ſtürz' ich Dich ins Verderben

Dich, die ich liebe wie mein eignes Leben.
Ihr Götter, zeiget einen Ausweg mir!

---

### Dritte Scene.

**Vorige. Lucumo**, gefeſſelt, von ſabiniſchen Soldaten geführt, deren einer eine Fackel trägt.

**Curtius.**

Ha, ein Gefangener!

**Lucumo.**

Tarpeja!

**Tarpeja.**

Weh mir!

(Sie ſinkt zurück).

**Tatius.**

Wer biſt Du? wie wardſt Du ergriffen?

**Lucumo** (ohne ihn zu vernehmen.)

Tarpeja! Höre mich! erwache!

**Tarpeja** (ſich erhebend.)

Mein Schutzgeiſt! Rette, rette mich!

**Tatius.**

Wer biſt Du? ſprich! wie kommſt Du her?

**Lucumo** (zu Tarpeja.)

Um Dich zu retten, eilt' ich fort,
Gerieth an einen Feindestrupp —
Der Menge unterlag mein Schwert!

**Tarpeja.**

So bin ich denn in Rom vermißt?

**Lucumo.**

Rom fluchet der Verrätherin.

**Tarpeja.**

So rettet mich kein Gott mehr! O mein Vater !

**Curtius.**

Erbarmungswürd'ge!

**Tatius** (bei Seite).

Bange Ahnung!

(Zu Lucumo.)

Was konnte Dich dazu bewegen?

**Lucumo.**

Nicht darf ich es in Nacht verbergen.
Den Göttern offen liegt mein Herz —
So fürchtet es die Menſchen nicht.
Ja, wiſſ' es denn: ich liebe ſie, —
Vergebens lieb' ich ſie — durch Dich!
Ich liebe ohne Gegenliebe,
Und doch bin ich bereit für ſie zu ſterben,
Kann ich dadurch vor Schmach und Schuld ſie retten.
Und Du, o Fürſt, der Hochbeglückte,
Den ſie mehr liebte als ſich ſelbſt,
Darfſt Du nun minder edel handeln
Als ich? — Tarpeja! biſt Du ſchuldlos?

**Tarpeja.**

Ich bin's, ich will es ſein —
Der Himmel ſei mein Zeuge!

**Curtius.**

Ich ſchwör's bei dieſem Schwert: noch iſt ſie ſchuldlos!

**Lucumo.**

Dank euch, ihr Götter! gnädig ſeid ihr Rom.

**Tatius.**

Und was verlangeſt Du von mir? ſprich frei!

**Lucumo.**

Mit ſicherem Geleite ſende ſchnell
Dem Vater ſie zurück, daß er den Fluch —
Und Rom die Schande nehm' von ihrem Haupt!
O ſäume keinen Augenblick — ſonſt iſt's
Zu ſpät!

**Tatius** (nach innerm Kampfe.)

Es ſei! — So kehre denn zurück
Schuldlos zum väterlichen Herd! Leb' wohl!
(Er umarmt Tarpeja.)
Die Götter werden Dich für mich erhalten;
Mein bleibſt Du, wenn mir dieſes Leben bleibt!

**Tarpeja.**

O möge Rom Dir danken ſo wie ich!
Mein König — o mein Freund — o mein Geliebter —
Leb' wohl — leb' wohl! — Mir ſchwinden alle Kräfte —
Die Furcht — die Freude —

**Tatius** (zu Lucumo.)

Sei ihr Schutz, ihr Führer,
Und frei, bis ſie in Sicherheit gebracht;
Dann ſtelle wieder als Gefang'ner Dich!
Gib mir Dein Wort!

**Lucumo.**
Ich ſchwöre Rückkehr,
Sobald ich ſie zur Vaterſtadt gebracht.
**Tatius.**
Entfeſſelt ihn!
**Curtius.**
Sei nicht zu raſch, mein König!
Wie, wenn hier ſchlaue Liſt verborgen läge?
**Tarpeja.**
Gib nicht dem Argwohn Raum! denn er iſt edel,
So wie Du ſelbſt.
(Man hört den Tarpejus von den Felſen herab den Namen Tarpeja rufen.)
**Tatius.**
Was ſoll das?
**Tarpeja.**
Welche Stimme?
Sie tönet gräßlich wie mein Todesruf.
Mein Vater! Weh mir — ich vergehe!
**Lucumo.**
Er naht, wie das Verderben fürchterlich.
Es iſt zu ſpät; Du biſt verloren!
**Tarpeja.**
O Erde, thu dich auf, verſchlinge mich!
Bei dir iſt Schutz — ſonſt nirgendmehr.
**Tatius.**
Ich bin bei Dir, ich ſchütze Dich;
Bei allen Göttern ſchwör' ich es!
(Tubaſchall vom Kapitol wird gehört.)

**Tatius** (zu Lucumo.)
Entferne Dich! nicht darfſt Du hier verweilen!
Die Vorſicht will's.

**Lucumo.**
Vergönne mir zu bleiben!

**Tatius.**
Führet ihn
In mein Gezelt!

**Lucumo.**
Ich ahne Schreckliches.
Tarpeja — lebe wohl!
(Er wird abgeführt.)

**Tarpeja.**
Leb' wohl, —
Bis Dich Elyſium mit mir vereint!

**Curtius** (zu den Sabinern).
Entzündet ſchnell die Fackeln! ordnet euch!
(Fackeln werden angezündet, die Sabiner ſtellen ſich an der Waldſeite herab in Reihen.)

## Vierte Scene.

### Tarpejus. Die Vorigen.

(Tarpejus eilt ergrimmt, mit entblößtem Schwerte, über die Felſen herab.)

**Tarpejus.**
Wo iſt ſie, die Verrätherin?
Sie falle meinem Schwert!
(Er erblickt Tarpeja, und dringt ſogleich auf ſie ein.)

**Tatius** (dazwiſchen tretend).
Halt ein!
Ich ſchütze ſie.

**Tarpeja.**
Erbarmen, Vater!

**Curtius.**
Verübe nicht zu raſche That!

**Tarpejus.**
Verzweiflung ſtählet meinen Arm.
Laßt ab, und ehret Vaterrecht!

**Tatius.**
Eh' fallen ich und Du, als ſie!

**Tarpeja.**
O Vater, tödte — tödte mich!
Der Tod, der Tod nur rettet mich.
O Tatius, laß ab, laß ab!
Entzieh' der Straf' ihr Opfer nicht!
Sein bin ich — und ich muß gehorchen,
Gehorchen ſeinem Ruf.

**Tarpejus.**
Ich ford're ſie von Dir zurück.

**Tatius.**
Nicht darf ich Deiner Wuth ſie laſſen.

**Tarpejus.**
Im heil'gen Vaternamen fordr' ich ſie.

**Tatius.**
Eh' müſſe mir der letzte Tropfen Blut
Vom Herzen flieh'n, eh' ich ſie Dir hingebe!

**Tarpejus.**

Das Schwert entſcheide denn; vertheid'ge Dich!

(Er dringt auf den König ein.)

**Tatius.**

Verzeiht, ihr Götter, mir, — ich muß!

(Sie kämpfen.)

**Tarpeja.**

Weh mir!

**Curtius.**

Entſetzlich! Haltet ein!

**Tarpeja.**

Erbarmen!

**Tatius.**

Ergib Dich!

**Tarpejus.**

Nur dem Tod' ergeb' ich mich!

**Tarpeja.**

Für wen darf ich um Rettung fleh'n?
Ach! Wer auch falle, fällt durch mich.
Nur Ein Weg — o Dank euch, ihr Götter!

(Vor Curtius knieend.)

O rette mir den Vater, Dir den König!
Gib nicht zu, daß ich Vatermörd'rin werde!
O tödte mich — ſo enden Haß und Kampf!

**Curtius.**

Tarpeja! Edel iſt's, was Du verlangſt;
Dir jauchzt mein Herz, doch ſträubt ſich meine Hand.

**Tatius** (im Kampfe).

Laß ab! Du bluteſt.

**Tarpejus.**

Gib die Tochter mir!

**Tatius.**

Sie magſt Du meiner Leiche nehmen.

**Tarpejus.**

Fluch ihr!

**Tarpeja** (noch kniend, zu Curtius).

O ſäume nicht! Der Augenblick entſcheidet;
In mein Herz dringet jeder Schwertſtreich ein;
Ich ſterbe tauſendfach — und lebe ſchmählich.
O gib mir Ehre, gib mir Ruhe wieder!
Ein Gott erſcheine Du, den Gräu'l zu enden!
O tödte mich! Verweigerſt Du den Tod,
So muß ich zwiſchen Vater und Geliebten
Mich ſtürzen, ihren Schwertern gräßlich fallen.
O ſei barmherzig — gib mir mildern Tod!

**Curtius.**

Nicht kann ich dieſen Thränen widerſteh'n,
Die mich um Rettung fleh'n vor Schuld und Schmach.

(Er zieht ſein Schwert.)

Noch drücket kein Verbrechen Dich — ſtirb ſchuldlos!

(Er durchſtoßt ſie. In dieſem Augenblick entwaffnet Tatius den Tarpejus.)

**Tatius** (vom Kampf ablaſſend).

Halt ein!

**Tarpeja** (fallend).

Wohl mir!

**Tarpejus** (zu Tatius).

Den Todesſtreich gib mir!

**Tatius** (das Schwert wegwerfend).

Entſetzlich! —

Was haſt Du gethan, Herzloſer?

**Curtius.**

Ihr Herz hab' ich vor Schmach und Schuld bewahrt,
Sie vor gerechtem Vatergrimm beſchützt,
Des Vaters oder meines Königs Leben
Durch ihren Tod erhalten. — Ihren Thränen
Konnt' ich nicht widerſtehen. Vor mir liegend,
Auf ihren Knien, bat ſie um den Tod;
Ihr ihn zu geben — war mir heil'ge Pflicht.

**Tarpejus.**

Wohl mir, wohl ihr!

(Zu Curtius.)

Dank Dir und allen Göttern!

(Zu Tarpeja tretend.)

Roms würdig machet Dich dein Tod — und wieder
Zu meinem Kind: ich fühl's an meinem Schmerz.

**Tarpeja.**

Nicht Du haſt mich getödtet, Vater!
O nimm den Fluch von meinem Haupt!

**Curtius.**

Sie rief den Tod, Dein Leben zu erhalten.

**Tarpejus.**

Unglückliche! Stirb — ich verzeihe Dir!

**Tarpeja** (zu Tatius).
O König! Schwöre mir, des Vaters Leben
Und Freiheit — — —

**Tatius** (in tiefer Rührung).
Er ſei unverletzt, und frei
Zieh er nach Rom zurück! Ich ſchwör' es Dir.

**Tarpeja.**
Leb' wohl! — Ihr Götter — ſchützet Rom — und ihn!
(Sie ſtirbt.)

**Tatius.**
Tarpeja!

(Er ſtürzt ſich auf die Leiche.)

**Curtius** (das Schwert zur Erde ſenkend).
Ihr Todesmächte nehmt ſie gnädig auf!
Sie iſt geſühnt — kommt rein zu euch hinab.

**Tatius.**
Verrückt hab' ich das Ziel des Daſeins Dir,
Zerſtört der Jugend kurzes Glück
Und Deines Herzens ſtillen Morgenhimmel.
Genieß' Elyſiums Ruh' und Frieden nun!
(Er nimmt die gold'ne Kette von ſeinem linken Arm, und umſchlingt die Leiche damit.)
Der Kette ſchimmernd Gold umſchlinge Dir
Das Herz, das für mich ſchlug und für mich blutet; —
Sei königlich geſchmückt, im Tode mir vermählt!
(Langes tiefes Schweigen. Plötzlich ertönt von mehreren Seiten Tubaſchall und Kampfgeklirr.)

**Curtius.**

Die Feinde nahen! Wir ſind überfallen.
Ich höre Schwerter klirren. Eilt zu Hülfe!

(Er will mit einem Theil der Sabiner forteilen, indeß Romulus von der Seite des Kapitols mit römiſchen Soldaten erſcheint, welche ſich aufſtellen.)

## Fünfte Scene.

### Romulus. Vorige.

**Romulus** (noch hinter der Scene).

Verfolget ſie! Ihr Andern eilt hieher!

(Auftretend.)

Vernichtung gilt's nun oder Sieg, ihr Römer!
Vergeh'n muß Ein Volk, ſoll das Andere beſteh'n;
Rom und Sabinum währen nicht zugleich;
Auf Eines Staub muß ſich das And're gründen.

**Tatius** (ſich von der Leiche erhebend).

Mein Muth iſt hin; es beben die Gebeine.
Feig bin ich; dieſes kalte Schreckenbild
Entkräftet ſchauderhaft mein Innerſtes.

(Zu Tarpejus.)

Bewahre Du die Leiche Deines Kindes!
Bring ſie nach Rom! Nicht zweifach ſei die Strafe!

**Tarpejus** (zu Romulus).

Ihr Tod gab ihr und uns die Ehre wieder.
Mein Fürſt! Sie ſtarb — des Römernamens werth.

**Romulus.**

Wir ehren Dich in ihr, gebeugter Greis!
Erhöhe denn ihr Grab auf jenem Fels!
Mit Schaudern ſage, wer es dort erblickt:
„Sie fiel, ein Opfer ihrer Leidenſchaft,
„Und fand des Lebens Ehre durch den Tod." —
Nun auf zum Kampfe! Schwert an Schwert erklinge!
Es gelte denn, o König der Sabiner!
Du oder ich — Sabinum oder Rom!

**Tatius** (ſich zum Kampfe ſtellend).

Ihr Todesgötter herrſcht! nehmt mich zum Opfer!
Kein guter Geiſt treibt mich in's Schlachtgetümmel.

**Curtius.**

Weicht keinen Schritt, ihr tapferen Sabiner,
Und euerm alten Ruhm erlieg' der neue Staat!

**Romulus.**

Ihr Römer, Muth! Trau't eurem Glück und mir!

(Romulus und Tatius beginnen den Kampf. Die Heere rücken auf beiden Seiten gegeneinander zur Schlacht an. In dieſem Augenblicke eilt Herſilia von der Felſenſeite aus dem Hintergrunde herbei mit fliegendem Haar. Ihr folgen mehrere römiſche Frauen mit Kindern. Sie werfen ſich zwiſchen die Kämpfenden, welche auf beiden Seiten erſtaunend zurückweichen.)

## Sechſte Scene.

**Die Vorigen. Herſilia** mit **Frauen** und **Kindern.**

**Herſilia** (noch im Herbeieilen).

O haltet ein, ihr Väter! Haltet ein, ihr Gatten!
Nicht Feinde ſollet ihr, ſollt Freunde ſein und Retter.
Legt ab das Würgerſchwert, und nehmt den Oelzweig hin!

**Romulus.**

Herſilia! Wohin reißt Dich der Liebe Macht?

**Tatius.**

Entweicht, ihr Frauen! Hemmt nicht das gerechte Schwert,
Das wir für euch gezückt, zu rächen eure Schmach!

**Herſilia.**

Ihr Fürſten! Höret uns! Gebietet eurer Wuth!
Es gilt das Völkerwohl zwei blühend ſchöner Staaten.

(Sich an Tatius wendend.)

Mein König! Deinem Zepter danken wir
Die reine Sitte und die hohe Tugend;
Durch Dich erblühte der Sabinerſtaat.
Es folgte Deiner Tapferkeit der Mann,
Dem Männerſinn das rechtlich edle Weib.
So waren wir beglückt in unſ'rer Heimat,
Beglückt in unſ'rer Väter frohem Haus,
Bis uns des dunkeln Schickſals Schluß entriß

Dem heil'gen Schooß der vaterländ'ſchen Flur.
Das Innerſte zerriſſen, ſeelenlos,
Zog uns der fremden Gatten kühne Schaar
In's Brautgemach, das uns ein Grabmahl ſchien;
Doch bald ging uns, von Sturm und Nacht enthüllt,
Ein neuer Stern erfreulich tröſtend auf,
Der Gatten Liebe, uns noch unbekannt.
Ja, hätten wir ſie tauſendmal noch mehr
Gehaßt, ſie, die nicht rechtlich uns errangen,
Sie überwanden uns durch Liebe.

(Sich an die Frauen wendend).

Ihr Frauen all', die gleicher Sinn herbrachte,
Ihr Leben für die theuren Gatten wagend, —
O ſaget kühn: Iſt Eine unter Euch,
Die ihres Gatten frei zu werden wünſcht? —
Sieh, König! Keine iſt, die das bejaht.
O wär'ſt Du eingedrungen in das Innere
Der Häuſer, hätteſt Du uns überfallen —
Euch allen wäre Speer und Schwert entſunken
Beim Anblick unſ'rer Liebe, unſ'rer Eintracht!
Ja, glücklich, — hört es, ihr Sabiner alle! —
O glücklich ſind wir und zufrieden.
Und ſeid ihr nun gekommen, uns zu rächen?
O nimmermehr! Wohl könnt ihr uns von neuem
Ins Elend ſtürzen, aber unſer Glück
Vermehren, kann des Friedens Segen nur.
O, daß ihr beiden edlen Völker doch

So einig würdet, als die ſchönen Ehen,
Die Hymen raſch, doch überglücklich ſchloß!

**Tatius.**

Nicht kann ich Dir die Rede länger gönnen;
Sie würde ſchwächen meiner Krieger Muth.

**Romulus.**

Herſilia! Und gält' es tauſendfach
Zu ſterben, nimmer ſcheuten wir den Tod
Für euch, die ihr die Zierden ſeid von Rom!
Ja, König der Sabiner, laut bekenn' ich:
Des Lebens holdes Glück, wir danken's euch.
Wie gerne wollten wir zum innern Frieden
Den äußern fügen, wäret ihr geneigt,
Der Rache Wuth, des Hochmuths Felſentrotz
In freundliche Geſinnung umzuſchmelzen.

**Tatius.**

Wir wurden Feinde, da ihr unſ're Ehre
Befleckt und unſer Lieblichſtes geraubt.
Wie könnt' ihr den Verluſt uns je erſetzen?

**Herſilia** (auf die Kinder zeigend).

Durch dieſe hier, ſo nahe euch verwandt,
Die ſchönſten Bande zwiſchen euch und Rom,
Die heil'gen Pfänder unſers holden Glücks,
Die zweier Völker Werth in ſich vereinen,
Die Roma's und Sabinum's Freunde ſind.
Sabiner! Wendet hieher euren Blick;

Erkennt auch eure Züg' in dieſen Knaben,
Auf deren Antlitz Kraft und Fülle blüh'n!
Werft weg das Schwert! Ihr kämpfet mit euch ſelbſt.
Uns raubte Rom aus Liebe, aber ihr
Vertilgt und opfert uns und unſ're Kinder
Der Rachſucht und des kleinen Ruhmes wegen.
Ihr Väter — ſehet eure Töchter hier!
Erblicket eure Schweſtern hier, ihr Brüder!
O ſagt: ſind eure Herzen minder ähnlich
Als eure Züge? Kennt ihr euch nicht mehr?
O ja! Ihr ſeid gerührt! dies rufet laut,
Laut jede Miene, jede Thräne.

(Mehrere Sabiner treten raſch vor, und umarmen die ihnen entgegen kommenden Römerinnen.)

**Herſilia**

(nach einer Pauſe, während welcher ſie die Gruppe betrachtet, ſich an die Könige wendend).

O ſeht, wie innigwohl ſie ſich umarmen!
Kann's einen ſchönern Anblick geben,
Als Lieb' und Eintracht, freudig ſich umſchlingend?
Vermöcht ihr länger noch zu widerſteh'n?
Ihr Fürſten, ſchließet eure Herzen nicht
Den Herzen, die ſich ſeligfroh eröffnen!
Ehrt Menſchenglück — und reichet euch die Hände!
Mit Jubel werden eure Völker folgen.

**Tarpejus.**

Und ſpät noch ſegnen meines Kindes Aſche.

**Herſilia** (die Leiche erblickend).

Tarpeja! — Götter — ſchnell iſt eure Strafe!
O laſſet uns, ihr Himmelsmächte,
Nie Beute ſein der Leidenſchaft!

**Curtius.**

Sie fiel, ein Opfer für den Weiberraub,
Den Rom ſo freventlich an uns verübt!

**Tatius.**

Genügen mag die Sühne! Segen blüh'
Für uns und euch aus ihrer Aſche auf!
(In heftiger Bewegung.)
O hört mich! Bei den Göttern ſchwör' ich es:
Nicht Rache brüten wir, nicht Feindesſinn!
Was uns zum Kampf bewog, bewegt uns nun zum Frieden;
Mit gleicher Ehre ſei er uns und euch beſchieden!

**Romulus.**

Und was kein Groll entzweit, das leb' auch nicht in Zweien!
Was Liebe einſt getrennt, verbinde nun die Liebe!

**Tatius** (in Begeiſterung).

So ſei gemeinſam Thron und Bürgerrecht!

**Romulus.**

Aus Zweien bilde Ein Staat liebend ſich!

**Tatius.**

Nur Einen Zepter halte unſ're Hand!

**Romulus.**

Und Ein Geſetz beherrſche jedes Land!

**Tatius** (zu den Sabinern).

Sabinervolk, vernimm's: Rom gibt und nimmt den Frieden!

**Romulus** (zu den Römern).

Ein Thron, Ein Bürgerrecht iſt künftig euch beſchieden.

(Tubaſchall beider Heere, mit untermiſchtem Waffenklang.)

**Tarpejus.**

Habt Dank, ihr Götter! ruf' ich durch den Schmerz;
Noch ſteht erhaben Rom, und aufrecht bleibt mein Herz.

**Curtius.**

Ergreif' das Unglück immerhin ein einzeln Haupt,
Wird nur dem Staate nicht ſein großes Wohl geraubt!

**Romulus.**

Ihr Frauen aber nehmet Dank und Ehre,
Die Rom euch künftig noch wie jetzt gewähre,
Ein Feſt euch ſtets an dieſem Tage feiernd,
Da ihr durch Tugend, Lieb' und Redlichkeit
Dem Wohl des Staates euch ſo ſchön geweiht! —
Tarpeja! Friede ſei mit Deinem Staub!
Du biſt entſühnt durch Deinen Tod und Dein Geſchlecht.

**Tatius.**

Ihr Krieger, ordnet euch vereint in Reih'n!

**Romulus.**

Beſiegt zieh'n Beide wir als Sieger ein!

(Die Heere vereinigen ſich. Siegesmarſch beginnt.)

(Der Vorhang fällt.)

# Beliſar.

Hiſtoriſches Schauſpiel in fünf Akten.

# Perſonen.

**Juſtinian**, Kaiſer des Orients.
**Theodora**, Kaiſerin-Mitregentin.
**Johann** von **Kappadocien**, Statthalter der orientaliſchen Provinzen.
**Tribonian**, Großſchatzmeiſter und Rechtsgelehrter.
**Procopius**, Präfect von Conſtantinopel.
**Narſes**, oberſter Kämmerling.
**Hypazes**
**Pompejus** } Neffen des verſtorbenen Kaiſers Anaſtaſius.
**Artaban**
**Sergius** } Patricier.
**Marcellus**
**Mundus**, Feldherr Juſtinians.
**Beliſar.**
**Antonina**, ſeine Gattin.
**Theodoſius**, ein Büßender.
**Zabergan**, Geſandter der Bulgaren.
**Kobades**, perſiſcher Abgeſandter.
**Vitalian**, ein Heerführer unbeſiegter Gothen.
**Der Patriarch von Konſtantinopel.**
**Stilicho**, Anführer der Leibwache des Procopius.
**Ein Knabe.**
**Acacius**, Bärenmeiſter auf der großen Rennbahn.
**Sittas**, ein Räuber.
**Kaiſerliche Garden.**
**Corps der Veteranen.**
**Römer**
**Hunnen**
**Gothen**
**Lombarden** } Juſtinians Kriegsvölker.
**Mohren**
**Araber**
**Vandalen**
**Heruler**

Hofämter. Kämmerlinge. Hoffrauen. Wagenführer von der Partei der Grünen und der Blauen. Volk.

# Erſter Akt.

## Erſte Scene.

Prunkſaal im kaiſerlichen Palaſt. Im Vordergrunde ein Thron mit purpurnem Baldachin, welcher von vier Säulen getragen wird; darüber ſchwebt eine geflügelte Siegesgöttin. Juſtinian ſitzt in vollem kaiſerlichen Ornat auf dem Thron. Zu ſeiner Rechten ſtehen Johann von Kappadocien, Tribonian, Mundus und Procopius; zur Linken Narſes, Hypazes, Pompejus und Artaban. Im Hintergrunde zwei Reihen kaiſerlicher Gardeoffiziere. Trompeten und Paukenſchall.

**Juſtinian.**

So mag er denn vor meinem Thron erſcheinen;
Laßt ein den übermüthigen Bulgaren!

(Procopius gibt den Garden ein Zeichen, worauf Zabergan eingeführt wird. Er wirft ſich vor dem Thron zur Erde, erhebt ſich aber ſogleich, und ſtellt ſich mit ſtolzer Geberde dem Kaiſer gegenüber.)

**Zabergan.**

Der große König unſers kühnen Volks,
Obſchon unüberwindlich aller Welt,
Ließ dennoch Milde für Gewalt ergeh'n,
Voll Huld das Daſein Deines Reichs geſtattend,
Wofür Konſtantinopels Herrſcher ſtets
Mit auserleſ'ner Gaben reicher Fülle
Alljährlich ihn wetteifernd überhäuften.

Deshalb gewährten wir euch Ruh' und Frieden,
Und eure bangen Länder, welche ſonſt
Verheerung traf vom Blitze unſrer Schwerter,
Sie blieben vom Bulgarenheer verſchont.
Doch nun wollt ihr vermeſſen uns entzieh'n,
Was ihr durch vieler Jahre lange Reihen,
Klug unſern Grimm beſänft'gend, willig gabt.
Wie kannſt Du's wagen, uns zu widerſtehen,
Da uns Dein Reich von allen Seiten offen?
Was nützet wohl die Menge feſter Plätze,
Die an der Donau drohend ſich erheben?
Iſt Niemand doch, ſie zu vertheid'gen, da!
Wenn Winterfroſt des Stroms erſtarrte Wogen
Mit Eiſe panzert, bildet uns ſein Rücken
Zu jedem Überfall die ſchnelle Brücke,
Und nichts vermag dann unſern Lauf zu hemmen,
Bis wir voll Sieg und Beut' uns ſelbſt entfernen. —
So weigre denn nicht länger uns die Gaben,
Die Byzanz's Fürſten jährlich ſonſt gezollt,
Damit mein König nicht gezwungen ſei,
Was Trotz verſagt, ſich mit Gewalt zu nehmen!

**Juſtinian.**

Verwegner Sprecher, künde Deinem König:
Feſt ſteht mein Thron, auf Tauſende geſtützt,
Die mit erprobter Treue Blut und Leben
Für's theure Vaterland zu opfern brennen!
Sag ihm, daß Hunderte von Thürmen, Burgen
Und Feſtungen Theſſalien, Mazedonien und

Epirus, ſo wie dieſes Thrazien
Bedecken, und am blüh'nden Donau-Ufer
Sich eine Kette zieh' von Wall und Graben.
Was kann das Wüthen zügelloſer Herden?
Sie raſen augenblicklich wie ein Blitz,
Doch ſind ſie auch blitzſchnell vernichtet,
Wenn ſie ein wohlgeordnet Heer ergreift.
Wir dienen Völker; ihr habt keine Heimat;
Denn euer armes Land erhält euch nicht.
Daß euch mein Oheim jährlich mit Geſchenken
Begabt, geſchah aus großmuthvoller Huld;
Sich eures Flehens, eurer Noth erbarmend,
Gewährt' er aus dem Reichthum ſeiner Gnade
Und von den Schätzen ſeines Überfluſſes
Euch das, was euer dürftig Mangel-Reich
Den Eingebornen ſelbſt verſagen muß,
Die es erzeugt, doch nicht ernähren kann.
Und wagt ihr nun als ſchuld'ge Pflicht zu fordern,
Was des Erbarmens milde Hand euch gab?
Euch macht der Mangel kühn, das Elend tapfer.
Erwartet künftighin ja nichts von mir,
Nichts als die Kenntniß eurer kahlen Ohnmacht!
Und wagt es euer König, freventlich
Mit Räuberbanden meines Reiches Grenzen
Zu überſchwemmen — nun ſo ſchwör' ich denn
Beim Gott der Chriſten, bei dem alten Glanz
Des Römerſtaats, bei allen meinen Siegen,
Die mir im Oſten und im Weſten prangen —

Ich ruhe nicht, bis ihr vernichtet ſeid
Und weggetilgt vom Antlitz dieſer Erde,
Die ihr durch Gräu'l entehrt, Barbarenvolk,
Das Jungfrau'n ſchändet, neugeborne Kinder
Den Hunden und den Geiern wirft zur Speiſe!
Dies ſage jenem König, der Dich ſandte!
Sag ihm: neunhundert fünf und dreißig Städte,
In vier und ſechzig ſchönen Ländern prangend,
Verſchieden an Geſtalt und Sprach' und Segen,
Doch alle gleich ergeben meinem Wink,
Sie werden Alles reichlich liefern, ihn —
Nicht zu beſchenken, ſondern zu zerſtören!

**Zabergan.**

So ſei es denn! In Friſt von wenig Tagen
Soll dieſe Stadt vor unſern Schwertern heulen;
Denn Schmach und Frevel wird mein König rächen,
Und der gemeinſte der Bulgaren ſich
Von Deinem Schatz in Gold und Purpur kleiden.
Und pocheſt Du ſo ſehr auf jene Mauer,
Die an der Grenze Deines Reiches ſich
Erhebt? Ein mächtiges Erdbeben ſtürzte
Den größten Theil darnieder; ihre Trümmer
Hohnſprechen Deiner Macht! O laß Dir dies
Ein Vorbild ſein des übernahen Sturzes,
Der Dir und Deinem ganzen Reiche droht,
Wenn der Bulgaren Macht es ſchütteln wird!

**Narſes.**

Ha, welche Sprache!

**Tribonian.**

Unerhörter Frevel!

**Johann.**

Er geht zu weit: das bleib' nicht ungeſtraft!

**Juſtinian.**

Kund hab' ich meinen Willen Dir gethan;
Entferne Dich ſogleich aus meinen Augen!
Geheiliget iſt des Geſandten Haupt;
Drum ziehe, Frevler, ungehindert fort,
In meinem Schutz bis an des Reiches Grenze!
Bedarf Dein Fürſt, deß Drohung mich nicht ſchreckt,
Von Reu' zerknirſcht, einſt meiner Gnade Huld,
Wird er vielleicht lobpreiſen jene Macht,
Die er mit Worten zu vernichten glaubt!

(Zabergan tritt ab; die Garden entfernen ſich auf Procop's Wink.)

---

## Zweite Scene.

### Die Vorigen ohne Zabergan.

**Juſtinian** (in heftiger Bewegung).

Schnell werde denn die Räubermacht vertilgt!
Der Kern von meinen Truppen ſammle ſich,
Um dieſen Kampf — den ich nicht Krieg mag nennen,
Mit einem Donnerſtreich zu endigen!
Spart nichts an Geld, an Waffen und an Roſſen!
Eh' dreimal ſich des Tages Glanz erneut,
Zieh mein unüberwindlich Heer in's Feld!

(Mit immer ſteigendem Affekt.)

Schnell übergleite es der Donau Fluten,
Mit eh'rner Stirn dem Feind entgegen ſchreitend,
Den Wandernden in ſeinem Land aufſuchend!
Eh Zabergan noch Kunde bringen kann
In's Heimatland, erſcheine Beliſar — — (betroffen):
Wie ſeltſam drängt der längſt entwöhnte Schall
Des böſen Namens ſich auf meine Zunge?

**Procopius** (raſch einfallend).

Wo man den Sieg nennt, findet er ſich gern!
Auch nannte Deine Zunge ihn zu oft,
Und kann ihn jezt noch von dem Heer nicht trennen.

**Juſtinian.**

Schweig! denn er iſt von meinem Herzen
So ferne als von meinem Thron.
Noch bin ich nicht an großen Männern arm;
Die Menge nur erſchweret mir die Wahl.
Des Einen kühnen Troz kann ich entbehren,
Wo tauſendfach der Genius mich umſtrahlt.
Was ſpricht die Weisheit meiner edlen Räthe?
Wer ſcheint der Würdigſte der Würdigen?

**Narſes.**

Erhabner Fürſt! ſchnell ſteht ein Heer bereit;
Auf Deinen Wink erhebt ſich's aus der Erde.
Allein der tauſendarm'ge Rieſenkörper
Iſt todt, beſeelt ihn nicht des Feldherrn Geiſt.
Das ſah ich deutlich, als mir Deine Huld
Ein Heer vertraute, um der Gothen Macht

Schnell zu zertrümmern auf Italiens Fluren.
Da ward des Krieges hohe Kunſt mir klar
Sowohl im Großen als im Kleinſten auch.
Was ich ſeit jener Zeit erwäg' und ſtrebe,
Es zeigt ſich mir vom Lorbeerkranz verſchönt,
Und glücklich preiſ' ich den vor allen —
Der ſiegreich an des Heeres Spitze ſteht!

**Hypazes.**

Wohl iſt der Ruhm des Feldherrn ſchönſter Lohn,
Doch Ruhmſucht bildet noch den Feldherrn nicht.
Im ſchimmernden Gemach erſcheint der Sieg
Dem Hochmuthsvollen leicht und ſchnell errungen;
Denn er zeigt da die ſchöne Seite nur,
Nicht ſeine tauſend Wunden, ſeine Leichen,
Nicht ſeine ſturmdurchbrüllten Todesnächte,
Nicht ſeine Tage voll von Noth und Mangel,
Nicht all das Aufgebot der tauſend Kräfte
Von Geiſt und Muth, die ſich vereinen müſſen!
Drum ſag' ich laut es: Groß war Beliſar —
Und ſeinen Ruhm wird Narſes nicht verdunkeln.

**Narſes.**

Hat ſich ein Feldherr einmal Glanz erworben,
Macht man ihm aus dem Glück auch ein Verdienſt.

**Mundus.**

Mag immerhin das Glück den Feldherrn krönen!
Wie's ihn erfreut, genießt's ja auch der Staat.

**Hypazes.**

Wahr ſprichſt Du, edler Greis! doch weh dem Staat,

Wenn ſich der Feldherr Glück erzwingen will!
Nicht ſtrebe, Narſes, Du nach Lorbeerkränzen!
Die Sorge des Palaſtes hat Dein Kaiſer
Dir anvertraut; ſo bleibe, was Du biſt!
Weh dem, der Alles will in Allem ſein!
Er gleicht des Niles ſieben Mündungen,
Die ſich in's Meer ergießen, und verſchwinden.

**Juſtinian.**

Und däucht wohl auch Hypazes ſich vor Allen
Der Würdigſte?

**Hypazes.**

Doch wahrlich deren Einer!
Der Neffe eines Herrſchers, gleich Dir ſelbſt,
Gibt die Geburt ein Recht mir zu dem Höchſten.
Wagt Einer meinen Heldenmuth zu ſchmähen?
Mich findet jeder Augenblick bereit,
Durch meines Schmähers Tod ihn zu bewähren.
Mit thätiger Sorgfalt ward mein Geiſt gebildet,
Um Herrliches und Edles auszuführen.
Gib nur der Seele Raum für ihre Größe,
So wirſt Du ſie in ihrer Größe ſeh'n!

**Juſtinian.**

Schön ſind die Gaben, deren Du Dich rühmſt;
Doch lerne ſie bewähren und vollenden!
Nach Großem ſtrebt Dein Geiſt; drum ſchließe Dich
Vor Allem erſt an große Männer an!
Zu raſch biſt Du, und nichts iſt Dir zu theuer,
Erſieht Dein blinder Ehrgeiz ſich's zum Opfer.

Auch biſt Du — läugn' es nicht! — ein kühnes Haupt
Der mir verhaßten Grünen kecker Menge;
Schon dies allein ſchließt Dich vom Heere aus.

**Johann.**

Und wäre Beliſar denn unerſetzlich?
Blieb ewig leer der Platz, den er ausfüllte?

**Juſtinian.**

Und Mundus ſchweigt, auf deſſen Silberhaar
Und narbenvoller Stirn' Erfahrung thront?
Vermag er's nicht, den Namen Beliſar
Durch neuer Siege Glanz bald in die Nacht
Letheiſcher Vergeſſenheit zu ſtürzen?

**Mundus.**

Erhabner Fürſt! mein glänzendſtes Verdienſt
Iſt, daß ich das Verdienſt zu ſchätzen weiß.
Drum ſag' ich offenherzig: unerſetzlich
Iſt Beliſar für Dich und für den Staat;
Ein Frevel wär's, trät' ich an ſeine Stelle.
Wer ſich erkühnt, ein Amt zu übernehmen,
Deß Führung ſeine Kräfte überſteigt,
Begeht an Staat und Fürſten Hochverrath. —
Was ſtrebeſt Du nach dem unſichern Neuen,
Wo Altes, wie gediegnes Gold bewährt,
Dich tauſendfach an ſeine Güte mahnt?

**Procopius.**

Iſt's mir vergönnet, felſenfeſte Treue,
Des Krieges und der Menſchen kund'ge Weisheit,
Und Löwenmuth und ſeltne Seelenſtärke

Mit einem Wort' umfaſſend Dir zu nennen —
So ſprech' ich Beliſars geliebten Namen!
Kühn, aber nicht verwegen; klug, nicht furchtſam:
Bald zögernd und bald reißend, wie es frommt;
Im Glück nicht ſorgenlos, noch übermüthig:
In Mitte der Gefahren nie verzweifelnd —
Dies iſt das Bild des edlen Beliſar!
Indeß ſein Geiſt die größten Thaten übte,
Bewies ſich auch ſein Herz nicht minder groß.
Freigebigkeit, Gerechtigkeit und Strenge
Im ſchönſten Ebenmaß vereinigend,
Ward er von den Soldaten angebetet,
So wie vom Volk. Verwundete und Kranke —
Ich ſah es ja im Lager ſelbſt —
Erhielten Gaben und Arznei von ihm.
Doch wirkſamer und heilender als dies
War ſein Beſuch in ihren Zelten ſelbſt.
Sein freundlich Wort, ſein Troſt, ſein Blick voll Rührung —
Sie ſtärkten mehr als aller Kräuter Kraft.
Verlor ein Krieger Waffe oder Roß,
Sogleich ward ihm ein beſſeres dafür
Nicht Eine tapfre That blieb unbelohnt!
Und ach, wie ſegnete das Landvolk ihn!
Denn zogen Tauſende durch Dorf und Feld,
Es ward kein Apfel doch vom Baum gepflückt,
Und keine Ähre vom Gefild genommen;
Es lebte ja des Feldherrn Geiſt im Heer,
Der Geiſt der Mäßigung und Nüchternheit.

Nur ſolche Tugenden und Geiſteskräfte
Vermochten ſo viel Siege zu erwerben.
D'rum wag' ich's laut vor Thron und Welt zu ſagen:
Er iſt der größte Feldherr und zugleich
Der treuſte, beſte Unterthan.

**Mundus.**

Und ſei mir noch erlaubt hinzuzufügen:
Die ſchwerſten Siege, ſie errang er ſtets
Durch ſeiner eignen Krieger Heldenſchaar.
Stand Neid und Mißgunſt ihm nicht oft im Weg,
O glaube mir, erhabenſter Monarch,
Er hätte Dir die Welt damit erobert.

**Juſtinian.**

Zu groß ließ ich an meinem Thron ihn werden;
Geſtützet auf die Liebe ſeines Heers,
Wagt' er zu trotzen meines Willens Wink.

**Johann.**

Das Feldherrnſchwert gebot die Majeſtät
Ihm abzulegen — doch er ſäumte kühn.

**Mundus.**

Durch neue Siege hofft' er Dir zu zeigen,
Wie würdig er der hohen Führung ſei.

**Juſtinian.**

Erſchien er, als ich ihn zurückberief,
Um Rede mir zu ſteh'n an meinem Thron?

**Procopius.**

Der rings umlagert war von ſeinen Feinden!
Nur ihnen zu entgeh'n, erſchien er nicht.

**Juſtinian.**

Er hat ſich ſelbſt geächtet, bleib er's denn!
Bald ſollt ihr die getroff'ne Wahl des Feldherrn
Vernehmen. Ich entlaſſe Euch.

(Er ſteigt vom Throne und begibt ſich in ein Seitengemach. Zu Johann und Tribonian.)

Ihr Auserwählten, folget mir!

(Johann und Tribonian folgen dem Kaiſer. Narſes, Mundus und Procopius entfernen ſich. Hypazes, Pompejus und Artaban bleiben.)

---

## Dritte Scene.

**Hypazes. Pompejus. Artaban.**

**Hypazes.**

Habt ihr's gehört aus ſeinem eignen Munde,
Der nicht des Herzens Grimm verſchließen kann?
Verſtoßen muß ich bleiben nun und immer,
Denn ich gehöre zur Partei der Grünen;
Das iſt mein unverzeihliches Verbrechen!
Die Blauen ſind ihm in das Herz gewachſen;
Wer and're Farbe trägt im Spiel der Rennbahn,
Iſt ihm ein Frevler, ein Nichtswürdiger.

**Artaban.**

Mit jedem Tage wächſt der Blauen Stolz.
Vom Thron beſchützt, erlauben ſie ſich Alles
Und fürchten nichts.

**Pompejus.**

Beim großen Gott des Himmels!
Unſelig iſt die Zwietracht der Parteien;
Sie hebet ſelbſt die heil'gen Bande auf,
Die uns Geſellſchaft und Natur geflochten.
Zwei Farben ſind es, die den Staat zerreißen,
Den lieblichen Familienkreis zerſtören.
Blau oder grün! dies iſt das Loſungswort,
Bei deſſen Schalle Ströme Blutes fließen.

**Artaban.**

Wir Grüne ſind der Übermüth'gen Opfer.
Sie ſitzen mit dem Fürſten auf dem Thron;
Uns nennet man Verwegne und Aufrührer,
Wenn über Druck und Schmach wir Klage führen.
Für uns gibt es kein Recht, für ſie kein Unrecht.

**Pompejus.**

Blau iſt die Farbe, welche Mord und Raub
Verüben darf nach ihrer Willkür Drang;
Doch ohne Farb' auch kennet man die Blauen.
Sie ſuchen durch ihr Äußres ſchon zu ſchrecken;
Denn wählten ſie der Hunnen wilde Tracht.
Das lange Haar, der ſtolze hohe Schritt,
Und ſelbſt der kecken Stimme lauter Ton
Dient ihnen, Furcht und Schrecken einzuflößen.
Auf freier Straße ſind wir nicht mehr ſicher
Vor ihres Dolchs zweiſchneid'gem Mörderſtahl;
Ins Innere der Häuſer dringen ſie,
Und ſcheuen nicht der Kirchen Heiligthum.

Mit frevelhaften Händen reißen ſie
Die Gattin von der Bruſt des Gatten weg,
Die Kinder aus den Armen ihrer Ältern!

**Artaban.**

Und waget ein beherzter Richter es,
Zu keiner der Parteien ſich bekennend,
Nach ſtrengem Rechte Frevel zu beſtrafen,
So fällt auch er, der Blauen Racheopfer.

**Hypazes.**

Und mag der Blauen Macht noch höher ſteigen,
Der tolle Haß, die zügelloſe Wuth
Mit jedem Tage ſich noch mehr entflammen,
Mag unſere Partei noch mehr erdulden:
So ſchwör' ich's doch, ſie nimmer zu verlaſſen,
Und ſtets ihr Freund zu bleiben und ihr Haupt!
Das ſchwör' ich Dir, mein Bruder, Dir, mein Freund!
Es ſollen die verlaſſ'nen Grünen
Mich nicht ohnmächtig finden, nicht verzagt;
Denn es gilt mein und unſer Alles bald!
Je höher mich das gold'ne Glück erhebt,
Um deſto höher ſollen ſie auch ſteh'n!
Beginne denn der Erd' und Fluten Kampf,
Den unſre Farben einſt bezeichneten!
Ein neues Eiland geb'n wir dann hervor,
Stolz aus den blauen Wellen uns erhebend!

**Artaban.**

Dann wird des ſtolzen Kaiſers ſchöne Nichte
Mir nicht verſagt, weil ich kein Blauer bin.

Hab' ich mit Dir, Hypazes, mich geſchwungen,
Dann wird auch Liebe durch die Macht errungen!

**Hypazes.**

Am nächſten Morgen ſammeln viele Grüne
Auf meiner Villa ſich am Meergeſtade;
Dort wird beſchloſſen und auch ſchnell vollzogen.
Und wenn noch ein geheimer Wunſch gelingt —
Dann eilen wir mit Rieſenſchritt an's Ziel!

**Artaban.**

Und dieſer Wunſch, was ſagt er?

**Hypazes.**

Beliſar!
Gelingt's uns, den Mißhandelten, Verfolgten,
Für unſre Sache zu gewinnen, dann —
Noch hängen Volk und Heer mit Lieb' an ihm —
Dann widerſteht uns nichts; wir ſtürzen Alles.

**Pompejus.**

Wie, Bruder, willſt Du Beliſar bewegen?
Er achtet nicht das Gold; die alte Tugend
Der größten alten Römer lebt in ihm.
An Geiſt gleicht er den Erſten aller Menſchen:
Doch unerſchütterlich iſt ſeine Treue
Und ſeine Lieb' für Vaterland und Fürſten.

**Hypazes.**

Der ihn verkennt. D'rauf bau' ich meinen Plan.
Mißhandlung wandelt Taubenblut in Galle;
Und glaubet mir: Ein Mann ſei noch ſo groß —
Menſch bleibt er doch! — Ich höre ſprechen; kommt!

(Alle Drei gehen ab).

## Vierte Scene.

**Johann** von **Kappadocien** und **Tribonian.**

(Sie kommen aus des Kaiſers Zimmer, indem die Vorigen ſich entfernen.)

**Johann.**

Ei ſieh doch, wie die mißvergnügten Grünen
Den Saal verlaſſen, zürnend und voll Gram!

**Tribonian** (lachend).

Die grüne Farbe welkt; die Erde ſchmachtet.

**Johann.**

Mich däucht, die Galle macht die Armen grün.

**Tribonian.**

Die Farbe läßt; wir wurgen ſie noch blau.

**Johann.**

Juſtinian iſt gegen dieſe Grünen
Jetzt neuerdings noch mehr als je erbittert;
Und wir — nicht wahr? — verſtehen anzufeuern?

**Tribonian.**

Nun — ſie erleichtern uns die Mühe ſehr;
In Allem, was ſie unternehmen, herrſcht
Unkluger Trotz, unzeitige Beſchwerde;
Und wahrlich, Alles was man thut, iſt nichts,
Trifft man nicht auch den rechten Augenblick;
Und Feinheit wirket mehr als Macht und Recht.

**Johann.**

Sie wollen ſich auf das Geſetz berufen,
Das beiden Farben gleichen Schutz verſpricht.

**Tribonian.**

Es ſei! Geſetze laſſen ſich ja deuten.
Je mehr dann ihrer ſind, um deſto beſſer;
Denn ſie erdrücken ſich mit eig'ner Laſt,
Und ſprechen römiſch, was kein Grieche kennt.
Graut Dir vor der zahlloſen Menge nicht,
Die jeden Tag erſcheinet oder ſtirbt?

**Johann.**

Mir graut vor nichts. Ich ſetze Alles durch.
Das kecke Volk mag ſchreien! Ich bin taub.

**Tribonian.**

Der Goldklang übertönt wohl jede Stimme;
Hypazes und Pompejus aber werden
Nun bald mit mächt'gen Stentorſtimmen rufen.
Ich fürchte, man wird ſie dann hören müſſen.

**Johann.**

Hypazes ſoll die Oberfeldherrnſtelle nicht
Erſtürmen, Narſes ſie auch nicht erſchleichen;
Deß ſei gewiß!

**Tribonian.**

Doch Beliſar?

**Johann.**

Iſt todt, und darf nicht mehr in's Leben kommen!
Der Unbeugſame taugt nicht in die Welt.

**Tribonian.**

So dürfte Mundus . . .

**Johann.**

Hängt an dünnem Faden!
Auf alle Fälle bleibt die Wahl verſchoben;
Noch hat ſich keiner unſ'rer Gunſt empfohlen,
Juſtinian ſchwankt — das iſt's, was ich ſtets wünſche.
Wo Alles ſchwankt und wogt — da ſteh' ich feſt,
Und ſtelle mich dann gerne zwiſchen Zwei.
Da ſchleudert man in die bewegten Seelen
So leicht die Feuerfunken böſer Zweifel,
Bis die Verzagten ſich in blinder Furcht
Dem Feuerleger in die Arme werfen.
Gelingt es nicht, ſo hat man doch den Rücken
Für jeden Fall gedeckt. D'rum iſt mein Satz:
Ich feſſle Alle, daß mich Keiner feſſle.
Blau oder Grün — was kümmert uns die Poſſe?
Die Farbe muß ſich ändern wie die Zeit.
Wir ſind der Farbe hold, die alle Farben ſpielt,
Und Jedem ſeine ſcheint, weil ſie nach jeder ſchielt!

(Beide ab.)

## Fünfte Scene.

Beleuchteter Garten der Kaiſerin.

**Theodora. Antonina.**

**Theodora.**

So kann denn nichts die Seele Dir erheitern?
Sieh dieſe Zauberwelt, die uns umſtrahlt!

Mich däucht, ihr Schimmer dringt in's tiefſte Herz,
Und läßt nicht Eine Stelle dunkel trauern.
Und iſt denn meiner Gnade volle Huld,
Die ich Dir reichlich angedeihen laſſe,
So ſchwach, daß ſie den Geiſt Dir nicht erhebt,
Und Dir Erſatz für Alles geben kann?
Stets bin ich heiter, und nichts kann mich beugen;
Wer mein Vertrau'n genießt, ſei Eins mit mir!

**Antonina.**

Ja, Alles, was die Erde bieten kann,
Erhab'ne Fürſtin, gäb' ich gerne hin
Für Deiner Gnade hochverehrte Huld;
Für Alles kann ſie mir Erſatz gewähren —
Nur für verlorne Seelenruhe nicht!
Ja, laß mich es geſtehen, Majeſtät!
Der Friede hat mein banges Herz verlaſſen,
Und des Gewiſſens Geißel foltert mich,
Daß ich, die Gattin Beliſars, den Edlen
Verlaſſen konnt', in Pracht und Fülle ſchwelgend,
Indeſſen er, voll Gram und Seelenwunden,
In fernen Ländern, fremd und unbekannt,
Ein Flüchtling irrt, ſein todtes Leben haſſend!

**Theodora.**

Er ſtraft ſich ſelbſt. Sein unbeugſamer Sinn
Verwehrt es ihm, am Fuße unſ'rer Throne
Verzeihung zu erfleh'n. Hoffſt Du den Trotz
Des ſtolzen Mannes je zu wenden?

**Antonina.**

Von ſeinem Herzen, Fürſtin, hoff' ich Alles;
Er liebt mich ja, mehr als ich es verdiene.
Erlaube mir, den Irren aufzuſuchen,
Und reuig bring' ich ihn zu Deinen Füßen,
Hinwerfend ſich am Thron der Majeſtät!
Und hat der Unmuth ſein Gemüth verhärtet,
Bewegt ihn nichts, der Welt nochmal zu leben,
So laß in einer Wüſte mich mit ihm
Begraben, mit ihm leben, mit ihm ſterben,
Den ſchalen Reſt, ſo viel ich kann, erfreuend,
Und büßen, daß ich treulos ihn verließ!

**Theodora.**

Und wird es Dir gelingen, ihn zu finden?
In welcher Höhle birgt er ſeinen Haß
Des Hofes und der Welt, die ihm nicht g'nügt?

**Antonina.**

An ſeiner Seite nur find' ich den Schatz
Des makelreinen Seelenfriedens wieder.
Erlaub' es mir, Erhab'ne, zu geſteh'n:
Als ich des theuren Gatten Schatte war,
In alle Länder ihn begleitete,
Die zu beſiegen ihn der Kaiſer ſandte,
Ihm nahe ſtand in Schlachten und Gefahren,
Und Noth und Mangel redlich mit ihm theilte,
Und ihm die friſchen Wunden all' verband —
Da war ich glücklich; denn in mir war's ruhig.
Wenn außen Sturm und Wuthgeheul erſcholl,

Und Nacht und Tod gräßlichen Kampf beſtand —
Da war in mir die holde Frühlingsſtille
Der tadelloſen Lieb' und Treue,
Und meine Sorgen wurden mir zu Engeln,
Die leuchtend und beſchützend mich umgaben;
Da war ich glücklich, überglücklich!

**Theodora** (gerührt).

So werde es denn wieder auch! Zieh hin!
Nicht kärglich will ich Dich zur Reiſ' ausſtatten.
Laß mich erfahren, wenn Du ihn gefunden!
Es ſoll mein Haß den Trotzenden nicht drücken;
Doch nur dem Flehenden wird meine Gnade:
Verzeihen kann ich — aber ſchwer vergeſſen.
Wenn er mit neuem Glanz den Flecken tilgt,
Erfahre er durch Dich die neue Huld!

## Sechſte Scene.

**Procopius. Die Vorigen.**

**Theodora.**

Was führet Dich zu mir, Präfekt der Stadt?

**Procopius.**

Mitherrſcherin auf Aſiens heil'gem Thron!
Du, deren Schönheit keines Malers Pinſel
Und keines Dichters Zauberwort kann ſchildern,
Da Geiſt und Reiz ſich wechſelweiſ' verklären —

Verleihe gnädiges Gehör der Kunde,
Die ich zu Füßen wage Dir zu legen!

**Theodora.**

Sprich frei, Präfekt! Vertraue meiner Huld,
Die Würdigen nicht fehlt!

**Procopius.**

Und Deiner Macht,
Die Würdige kann ſchützen und belohnen.
Ein Mann, dem ich mein Glück, mein Alles danke,
Der mich emporhob aus der Dunkelheit
Bis in die Nähe Deines hohen Thrones —

**Antonina.**

Redlicher Freund, das lohne Dir der Himmel!

**Theodora.**

Den Namen nenne nicht! ich weiß ihn ſchon.
Nur Deine Bitte ſprich freimüthig aus!

**Procopius.**

Ach, unſtät irret er umher —

**Theodora.**

Aus Trotz.

**Procopius.**

Und ſoll er ſchmählich enden?

**Theodora.**

Nicht durch mich.

**Procopius.**

Wie kann er Rettung finden?

**Theodora.**

Durch Ergebung.

**Procopius.**

Doch ſeine Feinde ſind —

**Theodora.**

Nicht meine Freunde!

**Procopius.**

Zu dicht umſtehen ſie des Kaiſers Thron.

**Theodora.**

Deß Eine Hälfte mir zu Theil geworden.

**Procopius.**

Wofür Dich manche fromme Stiftung ſegnet.

**Theodora.**

Was wünſchet Beliſar?

**Antonina** (für ſich).

Gott!

**Procopius.**

Recht und Gnade!

**Theodora.**

Und will er thun, was Flehenden geziemt?

**Procopius.**

Er naht.

**Antonina.**

Er kommt? O Gott!

**Theodora.**

Wo weilet er?

**Antonina.**

Iſt's möglich? Redet Gottes Geiſt aus Dir?

**Procopius.**

Nicht fern iſt er den Mauern dieſer Stadt.

Doch ſchon argwöhnt Tribonian, ſchon lauert
Johann von Kappadocien auf ihn,
Wie ſchwarzer Spinnen gifterfüllter Leib
Der Fliege harret, Mord im Netze ſinnend.
Wie kann er's wagen, ohne alle Stütze,
Ohn' allen Schutz, nur auf ſein Recht vertrauend,
Auf's neue in's Verderben ſich zu ſtürzen?

**Antonina** (zu Theodora's Füßen).

Erhab'ne Majeſtät! Laß Huld gedeih'n!

**Procopius.**

Daß nutzlos nicht ſein ſieches Leben ſchwinde,
Vergönne ihm, den Reſt des Heldenblutes
Für Thron und Vaterland froh zu vergießen!

**Antonina.**

Laß ſeinen Feinden ihn nicht unterliegen!

**Procopius.**

Erhalte ihn durch Deine Himmelsmacht!

**Theodora.**

Wohlan! des Kappadociers Liſt und Hochmuth
Zerfall' in Staub vor meiner regen Macht!
Mir ſelbſt vermaß der Freche ſich zu trotzen,
Sich zwiſchen mich und meinen Gatten drängend,
Des Thrones Einheit liſtig zu zertrennen.
Die Zeit iſt da; die Straf' ergreife ihn!

**Procopius.**

Ihn, ihn der weder Gott noch Menſchen ſcheut,
Aus fremden Trümmern ſeine Größe baut,
Und mit dem Mark von Millionen ſchwelgt!

**Theodora.**

Er falle! Beliſar erhebe ſich! —
Was ich beſchloſſen, künde euch der Morgen!
(Ab.)

---

## Siebente Scene.

### Antonina. Procopius.

**Antonina.**

O welcher Himmel läßt ſich auf mich nieder!
Gott — Du biſt gnädiger, als wir's verdienen!
Mein Beliſar! Mein edler, großer Gatte!
Wo iſt er? O geleite mich zu ihm!
Laß ſeine Füße weinend mich umſchlingen!

**Procopius.**

Weißt Du, wie ſtrenger Redlichkeit und Treue
Das ganze Heer den Beliſar berühmt?
Vergebens wurden ihm die Lieblichſten
Gefangener Jungfrauen angeboten
Vom ſchönen Stamm der Gothen und Vandalen;
Er kannte nur der Seelenſchönheit Werth,
Und die Begierde ſchwieg in ſeiner Bruſt,
Die nur Dein Bild im treuen Herzen trug.
D'rum, eh' Du wagſt, dem großen Mann zu nahen,
So ſchwöre, Antonina, heil'gen Eid,
Daß Du, geſtrauchelt — aber nicht gefallen,

Und ſchuldlos bliebſt am Rande des Verderbens,
Und nimmer wicheſt von dem Heiligthum
Der Tugend und der unverletzten Treue;
Dies ſchwöre mir in der Sophienkirche,
Vor dem Altar die reinen Hände legend
Auf's heil'ge Kreuz! — —
Denn es erhob der Ruf ſich gegen Dich.

**Antonina.**

Zerknirſcht iſt all mein Innerſtes:
Am Rande ſtand ich des Verderbens.
In meinem Herzen zündete
Die Glut ſich an der fremden Liebe —
Doch nimmer ward ich ihr zum Raub.
Der Traum war ſündig, aber rein der Wandel;
Ich bin erwacht — und ſtehe makellos.

**Procopius.**

Und Theodoſius — auch er?

**Antonina.**

Auch ſein Herz drücket kein Verbrechen.

**Procopius.**

So ſcheide denn von ihm auf ewig!

(Er geht in die Scene, und kommt mit Theodoſius:)

## Achte Scene.

**Theodoſius**, in der Tracht eines Büßenden.
**Vorige.**

**Procopius.**

Verkünde, edler Jüngling, was
Dein reines Herz beſchloſſen hat!

**Theodoſius.**

Zu ſterben für die Freuden dieſer Erde,
Ein gottgeweihtes Leben nur zu führen,
Und abgeſchieden zwiſchen heil'gen Mauern,
Die Stunden mit Gebet und frommen Werken
Zu theilen von dem Morgen bis zur Nacht —
Nur dies allein ſei künftighin mein Streben,
So wahr mir Gott hier gnädig ſei und dort!

**Antonina.**

Von Himmelsflammen brenne nur Dein Herz,
Das meine ſchlage nur für Beliſar!
Auf zwei verſchied'nen Wegen gehen wir,
Und doch nur Einem ſchönen Ziel entgegen —
Der Tugend, welche hier und dort belohnt!

**Theodoſius.**

Vom Rande des Verderbens zog ein Engel
Dich mild zurück und mich. Leb' wohl, beglücke
Den großen Gatten, daß Du Dich beglückeſt! —
Am nächſten Tag faß' ich den Pilgerſtab
Zur Reiſe in das Land der Ruh'. — Leb' wohl!
(Ab.)

**Antonina.**

Leb' wohl im Himmel Deines Seelenfriedens!

**Procopius.**

O welche ſchwere Laſt fällt mir vom Herzen!
Nein führ' ich Dich in Deines Gatten Arme!

(Ab mit Antonina. Der Vorhang fällt.)

# Zweiter Akt.

## Erſte Scene.

Vorgebirge und Ufer der Meerenge am thraziſchen Bosphoru
In einiger Entfernung zeigt ſich Konſtantinopel im Morge
ſchimmer. Ringsumher Landhäuſer, Fluren und Haine. Ga
im Vordergrunde eine große Höhle mit Felſen.

**Beliſar,** ihm zur Seite ein **Knabe.**

**Beliſar.**

O welcher Zauber waltet hier?
Sind dies Konſtantinopels Zinnen,
Die in der Glut des Morgens dort
So herrlich ſchimmern, ſo verklärt?
Von meinem Aug' ſo lang entbehrt!

**Knabe.**

Sie ſind es. Wie Du zitterſt, armer Mann! —
Erkennſt Du die Sophienkirche nicht?

Den ſtrahlenden Palaſt des Kaiſers nicht?
Sie ſteigen ja ſo majeſtätiſch groß
Beinahe zum erſtaunten Wolkenſitz' empor!
(Beliſar fällt auf die Knie.)

**Beliſar.**

Beugt euch, ihr Knie! Strecket euch, ihr Hände,
Empor zum großen Gott des Himmels! —
O ſüße Heimat! O mein Vaterland!
Ich grüße dich voll Thränen und voll Freude.
So ſchau ich dich nach ſo viel Jahren wieder,
Du Paradies der Erde, dem Natur
Das Lieblichſte aus ihrem Füllhorn gab!
Du meiner Jugend hehrer Zederhain,
Du Feiertempel meiner Manneskraft!
So bieteſt du, einſt meine Wiege, mir
Nun auch ein Grab, geehrt von Freund und Feind?
O Gott des Himmels und der Erde!
Gibt's für den Menſchen etwas Schöneres
Und Heiligeres als ſein Vaterland?
Er leide d'rin auch noch ſo viel,
Er werde d'rin verkannt, verfolgt —
Es bleibt ihm dennoch ewig werth!
Und mag das Ausland ihm auch noch ſo viel
An Ehre und an Schätzen bieten —
Es wird ihm dennoch nie ſein Vaterland.
Für alle Mühe, alle Schmerzen, alle Wunden
Gibt uns die Heimat durch ſich ſelbſt den Lohn;
Und nichts auf Erden kann ihr Bild verlöſchen,

Das von dem erſten Eindruck auf die zarte Seele
Mit uns von Jahr zu Jahre wuchs,
Und unaustilgbar in dem Herzen ruht! —
  Sieh, Knabe! Dort auf jenem Hügel,
Schwang ich das erſte Schwert hoch in die Lüfte;
Auf jener farbenvollen Wieſe
Uebt' ich befehlend Tauſende der Krieger.
Dort an des Ufers leuchtend hellem Grün
Erſcholl ein tauſendſtimm'ger Freudenruf,
Als ich an's Land ſtieg aus den reichen Schiffen
Gefang'ner Gothen voll, und voll der Beute.
Und ſiehſt Du auch die äußerſte der Seiten
Des dreigeſpitzten Vorgebirges ſchimmern?
Bis dahin ſtrömte mir das Volk entgegen,
Um den Beſieger Afrika's begrüßend
Zum Siegeseinzug in die Stadt zu führen! —
Dort, wo ſich jener Villen Menge drängt,
Da fiel, von ihrem Reichthum angelockt,
Von Raubſucht hingetrieben, eine Herde
Sklavonier und Hunnen wüthend ein,
Rings plündernd, mordend und zerſtörend,
Im Angeſicht der hohen Kaiſerſtadt
Den beiſpiellos vermeſſ'nen Frevel wagend.
Da ſtürzte ich, mit meinen eig'nen Kriegern,
Auf die verweg'nen Räuber hin,
Und welche nicht in bleicher Flucht entrannen,
Sie ließen mit der Beute auch das Leben!

**Knabe.**

So biſt Du ja ein großer Mann geweſen?

**Beliſar.**

Geweſen!-Ja ſo groß — als jetzo klein! —
Doch, Knabe, laſſe Du den Muth nicht fahren!
Die wahre Größe bleibt in Ewigkeit;
Sie gibt die Welt nicht, kann ſie auch nicht nehmen. —
Nun aber ſpähe rings umher, und künde,
Ob viele Menſchen unſ're Wege wandeln!

**Knabe** (betrübt).

Von Herzen gern, Du armer großer Mann!
(Er geht.)

**Beliſar.**

Und muß ich nun den Blick der Menſchen ſcheuen,
Einſt im Triumph getragen durch die Straßen?
Und wenn ich nun, in's Abendgrau verhüllt,
Konſtantinopel und mein Haus erreiche —
Ach, Antonina! Wie werd' ich Dich finden?
(Er ſetzt ſich auf einen Stein.)

---

## Zweite Scene.

**Beliſar. Sittas**, aus der Höhle kommend und ihn von rückwärts mit gezücktem Dolche überfallend.

**Sittas.**

Dein Gold — wo nicht, Dein Leben!

**Beliſar** (ruhig aufſtehend).

Und willſt Du mich berauben, Freund? — laß ab!
Es iſt das Schickſal Dir zuvorgekommen,
Und nahm mir Ehre, Rang und Reichthum weg
Und ließ mir nichts als Redlichkeit,
Ein reines Herz, ein ruhiges Gewiſſen.
Die Schätze kann man keinem Menſchen rauben,
Und jeder kann ſie haben, der ſie wünſcht;
Doch laſſen ſie ſich rechtlich nur erwerben,
Nicht durch Gewalt und Liſt und feiles Gold!

**Sittas**

(welcher ihn mit ſteigender Aufmerkſamkeit betrachtet hat).

Was hör' ich? Dieſe Rede — dieſe Würde —
Beim ew'gen Himmel — Du biſt Beliſar!

**Beliſar.**

Ich bin's.

**Sittas.**

Willkommen mir, Unglücklicher!

**Beliſar.**

Und wer biſt Du?

**Sittas.**

Einſt nannte man mich Sittas,
Senator, dann Präfect — und jetzt ein Räuber.

**Beliſar.**

Was raubte Dir ſo allen Edelſinn,
Daß Du ſo ſchändliches Gewerb' ergriff'ſt?

**Sittas.**

Bei dem Parteienhaß, der unſer Reich

Wie unſ're Stadt entzweit, ſtand ich
Im feſten Bunde mit den Grünen.
Sie ſanken ſtets in tieferm Druck:
Der Blauen Macht ſtieg immer höher.
Beraubt durch ſie all meiner Habe,
Blieb mir nichts übrig, als in jenen Gäſſen,
Wo ich in Glanz und Herrlichkeit gewandelt,
Um Brot zu betteln! —
In einer finſtern Nacht, von Sturm und Regen
Durchſchauert und durchnäßt, nackt, ohne Obdach —
Da trieb ein wilder Geiſt mich aus der Stadt.
Im Wahnſinn ſtürmt' ich fort in's freie Feld,
Und mit den Winden heult' ich in die Wette,
Bis dieſes nächtlich kühle Felſengrab —
Doch minder hart, als Menſchen ſind —
Mir Schutz verlieh. Und ſo ſtieß ich die Welt
Von mir hinweg, wie ſie mich ausgeſtoßen,
Taub jedem Mitgefühl gleich ihr.
Du aber kehrſt in dieſe Welt zurück?
Thu's nicht!

**Beliſar.**

Sie iſt und bleibt mein Vaterland,
Trotz allen ihren Fehlern, ach, und Laſtern!

**Sittas.**

So willſt Du denn, freiwillig Feſſeln nehmend,
Ein Sclave ſein am Throne und im Staat?
Vergaßeſt Du ſobald, welch ſchnöder Lohn
Dir ward? — Juſtinian — —

**Beliſar.**

Er iſt mein Fürſt!
Dienſt und Gehorſam bin ich Beiden ſchuldig.
Wir ſeh'n ja an der Sonne ſelbſt auch Flecken —
Und doch iſt ſie die Fürſtin der Geſtirne.
O glaube Keiner ſich ja fehlerfrei!
Dir aber weh! Du warſt des Glücks nie werth.
Wer je die Menſchlichkeit ablegen kann,
Verdiente nimmermehr die Menſchenrechte!

**Sittas.**

Und ſo ſprichſt Du, der tauſendfach erfuhr,
Wie ſchrecklich Neid und Haß und Undank ſchmerzen?
In dieſer Tracht willſt Du die Tugend lehren,
Und, ihr Schlachtopfer, ſie den Menſchen rühmen?

**Beliſar.**

Und ſterbend mich für ihren Freund bekennen,
Und durch mein Beiſpiel ihre Macht bewähren!
Die Tugend iſt uns Pflicht, von der uns nichts
Entbinden kann, ſei's Elend oder Glück.

**Sittas.**

O Beliſar! Ich ſtaune Deiner Größe;
Du warſt unglücklich — und bliebſt dennoch gut!
Arm aber biſt Du, Edler; folge mir
In meine Höhle, nimm, was Du bedarfſt,
Dann ziehe hin — und fluche mir!

**Beliſar.**

Sieh, dieſes eine Geldſtück blieb mir übrig —
Nimm! Beſſer, denk' ich, frommt's Dir, als die Tugend.

**Sittas.**

O wie zermalmſt Du mich! weh mir!
O Selbſtverachtung, bitterſte der Strafen! —
Man kommt. Leb' wohl! ſo ſeh'n wir uns nicht wieder!
(Eilig ab.)

**Beliſar.**

Das wolle Gott der Herr! Zur Beſſerung
Iſt's nie zu ſpät. Mag auch der Morgen zögern;
Das Tageslicht kommt immer doch erwünſcht. —
Wo berg' ich mich? Es nähern ſich die Männer,
Von Golde ſtrahlend, und voll hohem Anſtand.
Mich täuſcht mein Auge nicht; gewiß, ſie ſind's
Des Anaſtaſius erlauchte Neffen!
Und wenn ſie mich gewahren, mich erkennen?
Sie werden's nicht! Mein Inn'res iſt geblieben;
Mein Äuß'res aber hat der Gram entſtellt,
Ein böſer Zaub'rer, welcher mächtig wirkt!

## Dritte Scene.

**Beliſar. Hypazes. Pompejus. Artaban.**

**Hypazes** (im Kommen zum Pompejus).

Ein ſeltſames Gemiſch von Würd' und Elend,
Von Muth und Zagheit, zeiget die Geſtalt.
(Sich dem Beliſar raſch nähernd).

Was ſuchſt Du hier? wer biſt Du, Greis und Jüngling?
Sprich!

(Zu Pompejus gewendet.)

Bruder, welche Ähnlichkeit!

**Pompejus.**

Er iſt's, er iſt's! o zweifle nimmermehr!
Denn ſeine Züge ſind mir unvergeßlich,
Wie ſeine Thaten.

**Artaban.**

Ja, er iſt's; wohl uns!

**Beliſar** (ſich nähernd).

Ihr irret nicht; vor euch ſteht Beliſar.

**Hypazes.**

Sei uns willkommen, wie das gute Glück!

**Beliſar.**

Wie kommt dem Ausgeſtoß'nen ſolcher Gruß
Voll Mild' und Wärme?

**Hypazes.**

Aus dem Grund des Herzens,
In dem er lebt und immer leben wird,
Unſterblich wie ſein Ruhm und ſeine Größe.

**Beliſar.**

Du ſpotteſt mein! geh! Ich vergebe Dir.

(Er will fort, Hypazes hält ihn zurück.)

**Hypazes.**

Nicht ſo! o bleibe! Kennſt Du mich nicht mehr?

**Beliſar.**

Dich und den Bruder; denn ihr bliebt dieſelben,
Er an Beſcheidenheit, an Hochmuth Du.

**Hypazes.**

O Beliſar! bald ſollſt Du beſſer denken
Von mir, der Deine Rückkehr freudig ſegnet.

**Beliſar.**

O mag vielmehr mein Vaterland ſie ſegnen!

**Hypazes.**

Soll in dem weiten Raum Konſtantinopel's
Nur Eine Stimme ſein, die Dich nicht preiſ't?
Als Retter, glaub mir, wird man Dich begrüßen!
Wer denkt nicht Glanz und Glück, wenn er Dich nennt!
Nur Deinem Genius war es vorbehalten,
Des Perſerkönigs unzählbaren Schaaren
Am Euphrat die neue Flucht zu lehren,
Als Du, vom Pferde ſteigend, Deine Krieger
In's dichteſte Gedräng der Feinde führteſt.

**Pompejus.**

Und wer vermöchte je es zu vergeſſen,
Wie Du mit fünf und zwanzig tauſend Mann
Ein Heer von einmal hundert tauſend
Vandalen ſchlugſt?

**Beliſar.**

Ich denk' es mir noch gerne!

**Artaban.**

Blitzſchnell an der erſtaunten Küſte landend,

Ward in drei Monden Afrika durch Dich
Zurückgeführet an Juſtinian's Thron.

**Pompejus.**

Und welche ſtrenge Mannszucht herrſchte nicht
In Deinem Heer, trotz allen Deinen Siegen?

**Beliſar.**

Ich wollte Krieger, keine Räuber, keine Mörder;
D'rum rief ich ihnen unaufhörlich zu:
Bleibt ſo, daß ſelbſt der Feind euch achten muß!

**Hypazes.**

Und als Johann von Kappadocien
Einſt ungeſundes Brot in's Lager ſandte,
Da wagteſt Du allein, der Habſucht Frevel
Dem Kaiſer zu enthüllen, und das Heer
Von Krankheit und Verderben zu erretten;
Doch ihm ward keine Strafe, Dir kein Lohn

**Beliſar.**

Das Gute lohnt ſich ſelbſt; des Herzens Stimme
Klingt lieblicher als der Trompete Ruf!

**Artaban.**

Und welcher Jubel war's, als Dich Karthago,
Von tauſend Fackeln ſtrahlend, froh empfing?
Mit Deinem Siegesheere zogſt Du ein,
Und nicht ein einz'ger Frevel ward verübt.
Als Freund empfingen die Bewohner Dich,
Denn ſie genoßen in des Krieges Mitte
Des tiefſten Friedens Sicherheit und Ordnung.
Du aber faßeſt, Huldigung empfangend,

Auf Genſerich's erhab'nem Königsthron,
Den Kriegern auserleſ'ne Beute ſpendend,
Begnadigend, umgeben von Gefang'nen.

**Beliſar.**

Ich habe recht gehandelt und doch mild.
Der Siegesglanz erliſcht; das Edle bleibt!

**Pompejus.**

Als kleinen Anhang noch zu Afrika
Nahmſt Du Sardinien und Korſika,
Sicilien, Majorka, und Minorka,
Und and're Inſeln, wie einzelne Perlen
Juſtinian's vermehrtem Reich anhängend.

**Hypazes** (mit Bitterkeit).

Dafür gewährte Dir Juſtinian's Gnade
Den herrlichen Triumphzug durch die Stadt.
Ja, damals warſt Du wahrlich groß und glücklich!
In glänzend bunter Fülle trug man Dir
Der Waffen Beute, Geld und Edelſtein,
Und aller andern Schätze Menge vor —
Die Du erworben hatteſt — für den Thron.
Vor Dir einher bewegten ſich in Feſſeln
All' die erhab'nen, herrlichen Geſtalten
Gefangener Vandalen, und ihr König ſelbſt,
In Purpur prangend, mußte noch
Des Zuges Herrlichkeit erhöh'n.
So ging's bis in der Rennbahn hohen Raum,
Wo aller Großen und des Volkes Jubel

Wetteifernd Dich empfing — und ſelbſt vom Thron
Ein gnädig Lächeln auf Dich niederfloß.

**Beliſar.**

Und dieſes Lächeln kam mir aus dem Herzen
Des Fürſten und der Fürſtin, die mich liebten;
Vom Herzen, ſag' ich nochmal, kam's und Dein
Boshaftes Lächeln nimmt mir nicht den Glauben!
Willſt Du erwähnen, was den Geiſt mir labt,
Warum gedenkſt Du denn des Schönſten nicht,
Was mir ſelbſt jetzt noch rühmlicher und größer
Erſcheint, als Sieg und Beute und Triumph?

**Hypazes.**

Wie meinſt Du?

**Beliſar.**

Ein Siegeswagen ſtand für mich bereit,
Mich zu erheben über alle Welt:
Doch ich beſtieg ihn nicht; ich ging zu Fuß
Einher mit meinen wackern Kriegsgefährten,
Von denen weder Glück noch Elend mich
Je trennen konnte, noch je trennen ſoll:
Sieh! dies verherrlicht mich ſo vor mir ſelbſt;
Das Schaugepräng verſchönert nur den Tag.

**Hypazes.**

Zwei Gothenheere ſchlugſt Du in Dalmatien.
Sie ſelbſt vertilgend und ihr ſchönes Reich,
Empfing das alte Rom Dich alten Römer
An Tugendkraft und Geiſt. So ward durch Dich
Italiens abgeriſſ'nes Abendland

Dem hohen Thron des Orients neu vermählt; —
Ein zweiter Siegeseinzug aber wurde
Dir nicht gewährt!

**Beliſar.**

Ja, das war hart; ich will's nicht läugnen; doch —
Gott gab mir Geiſteskraft; ſie zu gebrauchen
War meine Pflicht, und gab mir Selbſtgenuß.

**Hypazes.**

Geſteh's! Du wurdeſt da zurückgeſetzt.

**Pompejus.**

Der Undank erntete, was Du geſä't.

**Artaban.**

Und dennoch waren's Deine eignen Krieger,
Mit denen Du ſo manchen Sieg erfochten,
So manche Stadt, ſo manches Land beſiegt;
Denn die Erleſenſten von allen Völkern
Bewarben ſich wetteifernd um die Ehre,
Dir ſelbſt zu dienen. —

**Hypazes.**

Und doch ward Dir der zweite
Triumph verſagt — weil über Dich, Du Edler,
Ein niedriges Gewebe triumphirte!
So ſchlichſt Du unbelohnt vom Throne weg!

**Beliſar.**

Ich hab' es nicht verdient: das war mein Troſt,
Und iſt's noch jetzt, und bleibt es bis in's Grab!
O glaubt mir: ſolchen Troſt bezahlt kein Gold.

**Hypazes.**

Man dachte gar zu bald nicht mehr daran,
Daß Du zwei Kronen ausgeſchlagen,
Von den beſiegten Gothen und Vandalen
Dir angetragen.

**Beliſar.**

Ich kämpfte für den Kaiſer, nicht für mich;
Und ſchlug ſie aus, weil ſie mir nicht gebührten.
Die makelloſe treue Redlichkeit —
Sie däuchte mir des Lebens ſchönſte Krone,
Die Jeden ſchmückt, die Jeder tragen ſoll!

**Hypazes.**

Und doch erwiederten die Abgeſandten
Der Gothen auf die ſeltne Weig'rung Dir:
Du wolleſt lieber Sclave ſein, als König.

**Beliſar.**

Das ſagten Gothen; — ich bin Beliſar.

**Hypazes.**

Drum laß uns frei als Mann zum Manne ſprechen!
Verbinde Dich mit uns! dann ſoll Dich bald,
Was Undank raubte, hundertfach erfreuen.

**Beliſar.**

Wozu verbinden?

**Hypazes.**

Macht uns zu erringen.
Folg' uns zu jener Villa! Dort ſollſt Du
Vernehmen, was wir klug und kühn beginnen.

**Beliſar.**

Iſt Euer Zweck gerecht und gut und edel —
So mögt ihr ihn vor aller Welt erſtreben!
Und iſt er's nicht — ſo lockt mich nichts dazu.

**Hypazes** (zu Pompejus).

Fürwahr, ein großer Mann!

**Pompejus.**

Zu groß für uns!

**Hypazes.**

O Beliſar! laß Dich vom Edelmuth
Nicht immer tiefer ſtürzen! Glaube mir:
Es lauern Deine Feinde noch auf Dich!

**Beliſar.**

Verſucher, weiche! laß mir meine Tugend!
Sie iſt das Einzige, was mir geblieben.

**Hypazes.**

Folg' uns — ſo ſtrahlt ſie bald in neuer Größe!

**Beliſar.**

Wer unter Kleinen ſteht, gilt leicht für groß.

**Hypazes.**

O glaube mir, Du wirſt bereu'n!

**Beliſar.**

Leb' wohl!

**Hypazes.**

Wir ſeh'n uns wieder!

**Beliſar.**

So nicht mehr.

**Hypazes.**

So leide!

(Hypazes, Pompejus und Artaban ab.)

**Beliſar.**

O Stadt der Sittenloſigkeit!
Kaum nah' ich Dir — und ſchon werd' ich
Zu einer Schandthat angeworben.

## Vierte Scene.

### Beliſar. Der Knabe.

**Knabe.**

Willſt Du mir folgen, Mann? In jener Hütte
Verſprach ein Greis Dich liebreich aufzunehmen,
Und zu erquicken, bis der Abend kommt.

**Beliſar.**

Geleite mich! denn ich bedarf der Ruhe!

(Er will ſich mit dem Knaben entfernen und ſtößt auf Vitalian.)

## Fünfte Scene.

### Vitalian. Beliſar. Der Knabe.

**Vitalian.**

Biſt Du nicht Beliſar?

**Beliſar.**

Vitalian Du?

**Vitalian.**

Ja, deſſen Heer Du bei Ravenna ſchlugſt:
Und dennoch lieb' ich Dich, und ehr' ich Dich,
Der Sieger Edelſter! denn Deine Tugenden
Beſiegten uns noch mehr als Deine Krieger.
Was and'rer Feldherrn Raubſucht Böſes that,
Das ward durch Dich vergütet. Hätten ſie
Italien nicht gedrückt, fiel's uns nicht zu!

**Beliſar.**

Willkommen! — Stehſt Du in des Kaiſers Sold?

**Vitalian.**

Noch nicht. Als Du uns in Italien beſiegt,
Zog ich mit vielen Tauſenden hieher
Von Gothen, um dem Kaiſer ſie zu weihen.
Doch bald begannen Mißgunſt und Verfolgung,
Weil, Chriſten zwar, wir andrer Lehre folgten.
Entrüſtet zogen wir uns in's Gebirge,
Und blieben unbeſiegt nach manchem Kampf,
Bis endlich ein Vergleich mit uns geſchloſſen
Und freier Aufenthalt geſichert ward.
Was die Gewalt nicht gegen uns vermochte,
Verſuchet milde Unterhandlungskunſt
Nun zu erreichen.

**Beliſar.**

Seid ihr ſtark und zahlreich?

**Vitalian.**

Noch wären wir ſtets fürchterlich genug.

**Beliſar** (in heftiger Bewegung).

Und in des Reiches Herzen duldet man
Die kühnen Fremdlinge?

**Vitalian.**

Wir leben ruhig.

**Beliſar.**

Allein verhaßt wie böſes Ungeziefer,
Das ſich in Mitte des Palaſtes niſtet!
Und wollt ihr ewig ſo unthätig bleiben?
Wie? oder euer Leben fruchtlos opfern,
Hartnäckig euch durch fremde Lehre trennend? —
Und konnten euch des Kaiſers Feldherrn nicht
Beſiegen, nicht zu Paaren treiben —
Nun, ſo will ich's — und wär's mein letzter Sieg!
Ergebet euch, ihr Trotzigen! wo nicht —
So werf' ich mich hin vor des Kaiſers Thron,
Die einz'ge Gnade noch von ihm erflehend,
Beſiegen euch zu dürfen.

**Vitalian.**

Wir wollen uns des Kaiſers Macht ergeben,
Doch ſollen Schmach und Hochmuth uns nicht ſchänden,
Ein Joch gleich feilen Sclaven uns auflegend!

**Beliſar.**

So huldigt ihm freiwillig, ohne Zwang!
Dann harren euer Lohn und edler Dienſt.
Ergebet euch, wie's freien Männern ziemt,
Die beſſ'rer Überzeugung gerne folgen!

**Vitalian** (ihm die Hand reichend).
Beſiegt hat bei Ravenna mich Dein Schwert,
Und jetzt beſieget mich Dein Geiſt.
Ja, Dir ergeb' ich mich, mich und mein Heer!
Wir folgen Dir. O führe ehrenvoll
Uns vor des Kaiſers Thron! — denn wir ſind Dein. —
Du überliefre uns in ſeine Hände!
Und ſchalte nun mit mir und meinen Kriegern,
Wie's recht, und mein und Deiner würdig iſt!

**Beliſar.**
Vertrau' auf mich! Noch bin ich Beliſar.
Mein alter Geiſt — ich fühl's — erwacht in mir,
Und glorreich läßt der Himmel mich erſteh'n;
Ja, ehrenvoll — ich ſchwör's beim großen Gott —
Sollt ihr einziehen in Konſtantinopel!
Und nimmer ſoll Dich Dein Vertrau'n gereuen,
So lang ich Athem noch und Leben fühle!

**Vitalian.**
Du weißt, daß unſer tapfres Biedervolk
Auf Treu' und Glauben feſter hält als Eines.
Wir Gothen ſetzen unſern Stolz darein;
Ihr Griechen aber überliſtet gern.
Doch Dir allein vertrau' ich mehr als Allen;
Denn Du biſt redlich, heilig iſt Dein Wort.
Wann führeſt Du uns ein?

**Beliſar.**
Die nächſte Sonne
Erblicke uns auf dieſem Platze wieder!

Erſt muß ich Sicherheit und Lohn erwirken —
Dann folget mir!

---

## Sechſte Scene.

Man hört kriegeriſche Muſik, welche immer näher kommt.
Kaiſerliche Kriegsvölker ziehen im Hintergrunde vorüber.

**Beliſar.**

Ha, welcher Schall! Wie dringt er mir an's Herz!
Kriegsvölker nah'n.

**Vitalian.**

Sie zieh'n zur Muſterung.

**Beliſar.**

O welche Bilder abgeſtorb'ner Freuden
Erheben ſich vor meiner Seele! — Sieh!
O ſieh! Da nahen Deine redlichen
Landsleute, die dem Kaiſer Treue ſchwuren.

**Vitalian.**

Bald ſtehen wir durch Dich in ihren Reihen.

**Beliſar.**

Wie mächtig ſchwingt ihr Arm nicht Schwert und Lanze! —
Sieh der Vandalen kräftige Geſtalten!

**Vitalian.**

O Schade, daß ſie Weichlichkeit entnervte!

**Beliſar.**

Und dennoch dank' ich beiden manchen Sieg;
Gut ſind im nahen Kampf ſie zu gebrauchen. —
Und folgen nicht die Heruler?

**Vitalian.**

Sie ſind's.

**Beliſar.**

Der Oſtſee wildes zügelloſes Volk,
Das raſch und leicht zum ſchnellen Angriff ſtürmt,
Und gleich dem Wind den flieh'nden Feind verfolgt!

**Vitalian.**

Der Hunnen blitzbeflügelt' Reitervolk!

**Beliſar.**

Von Wuth entflammt, voll Blutdurſt in der Schlacht,
Verfehlen ihre Pfeile nie das Ziel.
Auch die Lombarden zieh'n einher. Ihr Muth
Und ihre Tapferkeit ſind grenzenlos,
Doch ohne Zucht, erpicht auf Raub und Schändung!
Beim Rückzug muß ein wohlgeſittet Heer
An ihrer Seite ſteh'n, daß Ordnung walte.

**Vitalian.**

Wie flieget der Araber glüh'ndes Volk!

**Beliſar.**

Sie wichen ſchändlich einſt im Perſerkriege;
Das kann ich ihnen nimmermehr verzeih'n!
Ha ſieh! Das leicht verhüllte Wand'rervolk,
Der flinken Mohren ſchlanke Nachtgeſtalten,
Aus Lybiens feuerſprühenden Gefilden!
Und ſeh' ich nicht mit abgemeſſ'nen Schritten
Dort Römer folgen, ſtattlich ausgerüſtet,
Die Helme und die Panzer ſonneſtrahlend?

Sie ſind's; ihr Körper weicht der Barbarngröße,
Doch ragen ſie an Muth und Kunſt empor.

**Vitalian.**

Dort kommt der Veteranen edles Corps!

**Beliſar.**

Seid mir willkommen, theure Kriegsgefährten!
Ruht aus! Ruht aus! Ihr habt genug gekämpft,
Genug des Bluts vergoſſen; ruhet aus!
Legt euer Haupt auf den erworb'nen Lorbeer!
Das Leben weihtet ihr dem Vaterland —
Euch folgen Dank und Ehre in das Grab!
Des Kaiſers heil'ges Haupt zu ſchützen, ſei
Nun eures Lebensreſtes Ehrenpflicht! —
Vitalian! — o ſtütze mich! Iſt's Wahrheit?
O Gott! Sie ſind's — einſt meine eig'nen Garden!
O meine Krieger! Meine tapfern Krieger!
Ihr Muſter und ihr Vorbild echter Helden!
O himmliſche Erſcheinung meinem Geiſt!
O ihr Unſterblichen in meinem Herzen
Und auf der Erde!
Wo von Gefahr umringt, ſchon alle wankten,
Die Feigen floh'n, die Edlern nichts vermochten,
Da ſchrittet ihr mit Rieſenkräften vor!
Nichts widerſtand, wo eure Schwerter blitzten.

(In der Stellung eines befehlenden Feldherrn.)

Die Speere vorwärts! Laßt die Pfeile fliegen!
Rückt an! Dringt ein! Bahnt Weg zum Sieg!
Ich bin bei euch bis in den Tod! —

(Sich beſinnend und voll Wehmuth.)

O Gott! Wohin trieb mich ein ſchöner Wahn!
Befehle wag' ich meinem Heer zu geben?
Ich bin ja nichts, ich bin ja nur der Schatten
Von jenem Glanze, der mich einſt umgab!

**Vitalian.**

Wie ſeltſam ſprichſt Du? Biſt Du denn nicht Beliſar?

**Beliſar** (ſich faſſend).

Beim großen Gott! Ich bin's und will es bleiben,
So lang ein Athem lebt in meiner Bruſt!
Du ſollſt's erfahren, mir zur Seite kämpfend.
Leb' wohl bis morgen!

**Vitalian.**

Heiligkeit des Worts!

**Beliſar.**

Laß mich und meinen Ruhm Dir Bürge ſein!

(Vitalian geht ab.)

### Siebente Scene.

**Beliſar. Der Knabe.**

**Beliſar** (ſich gegen Konſtantinopel wendend).

Nun ſei willkommen mir, du zweites Rom!

**Knabe.**

Nimm wieder Deinen Stab! Reich mir den Arm!

**Beliſar**

Nicht mehr bedarf ich Deiner Führung, Knabe!

Ich fühle mich nun kräftig, raſch und jung,
Denn mich geleitet eine gute That;
Auf ihren Flügeln eil' ich in die Stadt!
Du aber kehre heim zu Deinen Eltern,
Die Deiner Ankunft wohl ſchon ſehnlich harren!
Nimm dieſes Geldſtück hier von Beliſar!

**Knabe** (voll Erſtaunen und Freude).

So biſt Du Beliſar? Der große Mann,
Deß Namen alle Welt mit Ehrfurcht nennt?
So ſpricht mein Vater, ſo die Mutter, ſo
Das ganze Dorf und ſelbſt die Nachbarſchaft.
Man weiß nicht, ſoll man Dich den Großen oder
Den Guten nennen; ja das ſagen ſie.
(Ihn aufmerkſam beſchauend.)
Dank Dir, o Gott! Nun hab' ich ihn geſeh'n!
(Ihm zutraulich die Hand reichend.)
Sei glücklich ſtets!

**Beliſar.**

Nimm Du auch meinen Segen!
Sei immer edel gegen Freund und Feind!
Hilf, wo Du kannſt, doch lerne Hülf' entbehren!
Das Gute übe, weil's die Pflicht gebeut,
Doch rechne nimmermehr auf Dank und Lohn!
Ein reines Herz, ein ruhiges Gewiſſen,
Belohnen uns mehr als die Welt es kann.
Und führſt Du einſt ein Schwert für's Vaterland,
Sei tapfer, doch nie grauſam; kühn und muthig,
Doch nie verwegen, blind und unbedacht!

Ein Held ſei in der Schlacht, im Frieden aber
Ein Friedensengel, und in jeder Lage
Gehorſam dem Geſetz und treu dem Fürſten!
Hab' immer Gott vor Augen und die Tugend,
Die hier und dort das Glück des Menſchen bildet,
Und ſtirb als Greis ſo ſchuldlos wie ein Kind!

(Der Knabe küßt ihm die Füße und geht ſchluchzend fort. Beliſar wendet ſich mit raſchen Schritten gegen Konſtantinopel.)

## Achte Scene.

Theodoſius von der andern Seite kommend, erkennt ihn und fällt auf die Knie.

**Theodoſius.**

Dank Dir, mein Gott! Du ließeſt mich ihn finden! —
Heil über Dich und Segen, Beliſar!
Dein Leben ſei wie Deine Seele klar!
Zieh hin! Zieh ſiegreich ein, mit Dir das Glück!
Es helle ſich Dein nächtliches Geſchick!
Neuſtrahlend finde dann am Thron
Des Kaiſers und der Tugend Lohn!

(Der Vorhang fällt.)

# Dritter Akt.

## Erſte Scene.

Ein Gemach im Hauſe des Procopius.

**Procopius. Stilicho.**

Und als er ſich der Stadt nun näherte,
Da ſtieg mit jedem Schritte die Bewegung
In ſeinem Innerſten. In Blick und Miene
Schien mehr die Freude als der Schmerz zu wohnen,
Raſch mußt' ich geh'n, um ihm zuvorzukommen;
Denn er ſchritt kräftig, kühn und feſt einher.

**Procopius.**

Wohl ihm! Es hat ſein Muth ihn nicht verlaſſen. —
So eile denn zu Antonina! ſprich:
Der Augenblick ſei da!

**Stilicho.**

Ich fliege, Herr!
(Ab.)

**Procopius.**

Wie träge ſchleicht die Zeit, wenn ihr die Sehnſucht
Zum ſchnellen Fluge tauſend Flügel wünſcht!
(Beliſar zeigt ſich an der Thür.)
Beim großen Gott des Himmels — Beliſar!

## Zweite Scene.

**Beliſar. Procopius.**

**Beliſar** (am Eingange harrend).

Lebt noch der alte Gott? Gewährt die Freundſchaft
Dem Flüchtling noch ihr Obdach und ihr Feuer?

**Procopius** (ihm entgegen eilend).

Sie blieb im Sturm ſo aufrecht, als Du ſelbſt!

**Beliſar** (ihn umarmend).

Komm an mein Herz! Du liebſt mich noch;
Die Zeit hat ſich geändert — Du nicht!

**Procopius.**

O wäre ich die ganze Welt,
Um Alles Dir zu ſein in Allem!

**Beliſar.**

Du bliebſt mein Freund — was brauch' ich mehr?

**Procopius.**

Du lehrteſt mich, es ſtets zu ſein.

**Beliſar.**

Wo iſt mein Weib? Steht mein Palaſt?

**Procopius.**

So wandteſt Du Dich erſt an mich?

**Beliſar.**

Nicht wagt' ich in mein Haus zu treten;
Wußt' ich, ob es mein eigen blieb?
Ob die Ungnade mir's nicht raubte?
Wo ſollt' ich Antonina finden?

Ein Fremdling bin ich hier geworden.
Und wie in fremder Stadt ein frommer Pilger
Zuerſt ſich in ein Heiligthum begibt:
So eilt' ich in der Freundſchaft hehren Tempel,
Der dem Willkommen ewig offen ſteht!
Vor Allem ſage mir nun unverhelen,
Was ſich geändert hier, und wie es ſteht!

**Procopius.**

Eh' ich den Wunſch erfülle, ſprich erſt frei:
Lebt noch der alte Muth in Deinem Geiſt?
Faſt möcht' ich's glauben.

**Beliſar.**

Ohne Dich zu täuſchen;
Noch bin ich ſtets derſelbe, der ich war,
Und eurer Hoffnung Glut entflammet mich.

**Procopius.**

Wohl Dir! Denn glücklich wird ſich Alles enden.
Du ſiegſt gewiß, ſobald Du ſiegen willſt!

**Beliſar.**

Gewirkt hab' ich; der Himmel ſtand mir bei.
Ein Gothenheer führ' ich dem Kaiſer zu,
Wenn ſeine Huld es mir gewähren will.

**Procopius.**

Wohl Dir! Denn er bedarf's ſo wie Dich ſelbſt.

## Dritte Scene.

**Antonina. Die Vorigen.**

**Antonina.**

Mein Beliſar!

**Beliſar.**

Geliebte Antonina!

**Antonina.**

O Du, nun mein, auf ewig, ewig mein!
Doch nein! Stoß mich von Deinem Herzen weg;
Ich bin nicht Deiner werth, weil ich Dich je
Verlaſſen konnte, nicht durch alle Welt
Dich ſuchte! — Beliſar, kannſt Du verzeih'n?

**Beliſar.**

Und iſt nicht meine Liebe grenzenlos?
Du warſt mein Alles — bleibſt es, bis in's Grab!
Haſt Du Gefahren nicht und Ungemach
So manche Jahre treu mit mir getheilt?
Und könnt' ich je vergeſſen, was Du warſt?
Das iſt nun ſüßer Balſam für mein Herz,
Daß Dich nicht gleiches Elend mit mir traf!

**Antonina.**

Nicht gleiches Elend, aber gleicher Schmerz.

**Beliſar.**

Zu großer Glanz gebar die ſchwere Nacht!

**Procopius.**

Die ſich, ich darf es hoffen, nun erhellt.

**Antonina.**

Die Freude machte mich das Freudige
Vergeſſen, das ich Dir verkünden darf.
Dir ſendet dieſes Schreiben Theodora.
(Sie gibt ihm den Brief.)

**Beliſar.**

Die Kaiſerin? O welche Huld!
(Er gibt den Brief dem Procopius.)
Verkünde mir den Inhalt, Freund!
Denn Alles ſchwankt vor meinen Augen.

**Procopius** (lieſt).

„Nie hab' ich Dich verkannt, nie Dich gehaßt;
„Doch nimmer ſtrebteſt Du nach meiner Gnade;
„Nie ward ſie auch dem Trotzenden zu Theil,
„Der, ſich genügend, ihrer nicht bedurfte,
„Viel Glanz erwarb, viel Leiden nicht vermied.
„Ich kann verzeih'n, Vergangenes vergeſſen,
„Und Huld gewähren. Antonina fleht
„Zu meinen Füßen — kann ich widerſteh'n?
„Sie lebt in meinem Schutz — Du biſt ihr Gatte.
„Nur Thaten mögen Deinen Dank mir zeigen!"

**Beliſar.**

O welche Morgenröthe ſtrahlet mir!
Und Du, geliebtes Weib! führſt ſie herbei.

**Antonina.**

O daß ich ewig ſie feſtbannen könnte!

**Beliſar.**

Nicht lange darf ein Glück hienieden währen.

So wie ein Herrſcher über Tauſende
Der zahllos regen Menge Vater iſt,
Ihr Wohl beſorgt, ihr Eigenthum beſchützt,
Recht walten läßt, und Sicherheit erhält,
Doch ſelten nur, die überreiche Fülle
All ſeines Ueberfluſſes frei ausſpendend,
In Feſten jubeln läßt das frohe Volk:
So iſt auch die Natur! Was zur Erhaltung
Des Körpers dient und zum Gedeih'n des Lebens,
Verleiht ſie raſtlos allen ihren Kindern
Als ſchuld'ge Gabe für die Pfleglinge;
Allein mit Luſt und Wonne geizet ſie,
Und mißt von beiden auserleſ'nen Gütern
Uns weiſeſparſam kleine Theile zu.

---

## Vierte Scene.

### Mundus. Die Vorigen.

**Mundus** (raſch eintretend).

Iſt's wirklich ſo, wie das Gerücht verkündet!
Du hier? Es grüßet meine Seele Dich!

**Beliſar.**

O Mann der Redlichkeit! Ich ſegne Dich.

**Procopius.**

Und weiß der Hof, daß Beliſar gekommen?

**Mundus.**

Von Mund zu Munde geht die Sage.

Und manches Angeſicht, ſonſt ewig lächelnd,
Wird ernſt und bleich bei ihrem leiſen Flüſtern.
Verſteinte Gruppen bilden ſich zuſammen,
Und ſinnen ſtill — —

**Procopius.**

Nichts Gutes!

**Beliſar.**

Meinen Sturz,
Noh eh' ich mich von meinem Fall erhoben!

**Mundus.**

Gemeldet iſt dem Kaiſer Deine Ankunft,
Und . .

**Beliſar.**

Darf ich hoffen?

**Mundus.**

Hoffe wenig! denn
Schon hat der Kappadozier und Tribonian
Und Narſes und noch mancher And're ihn
Beredet, Dir — den Aufenthalt zu weigern
In dieſer Stadt!

**Beliſar.**

O großer Gott! Iſt's möglich?
Ich kann's nicht glauben! Mögen ſie den Thron
Auch noch ſo dicht umlagern, hin muß ich,
Durch Alle durch, zu ſeinen Füßen ſtürzen,
Und ſprechen, wie's mein Herz will und die Wahrheit,
Kein Wort verhehlen, und ihm meine Treue,

Die ſie mit ihren Gifthauch ſchwärzen wollen,
Durch meine Thaten tauſendfach bewähren!
Er muß mich lieben, muß mich neu aufnehmen
Mit Huld und Gnade, denn ich bin ihm treu,
Und will für ihn nur leben oder ſterben!

**Procopius.**

O faſſe Dich, mein edler Freund! Noch dulde
Des edlen Herzens muth'gen Ausbruch nicht!

**Mundus.**

In neuem Glanze mußt Du ſteh'n am Thron
Und an des Heeres Spitze! Bau' auf mich!
Mit Wort und That bin ich für Dich bereit.
Ja, edler Freund, erhebe Dich — und gerne,
Gern weich' ich Dir!

**Procopius.**

Nun, Freunde, laßt uns trennen!
Denn jeder Schritt wird liſtig hier belauert,
Und von den Spähern jeder Augenblick
Gezählt, den wir vereinigt hier verweilen.
Wir wollen nicht dem Argwohn Nahrung geben.

**Antonina.**

Willſt Du mir folgen? Alles iſt bereit,
In Deinem Haus Dich würdig zu empfangen.

**Beliſar.**

So laß uns wandern!

**Mundus.**

Ich geleite Dich,
Bis Du im Hauſe biſt in Sicherheit.

**Procopius.**

Lebt wohl! Bald bring' ich neue Kunde Dir.

(Beliſar, Antonina und Mundus ab.)

---

### Fünfte Scene.

**Procopius. Stilicho.**

**Procopius.**

Biſt Du hier, Stilicho?

**Stilicho.**

Befiehl, o Herr!

**Procopius.**

Schnell führe Du von meiner Wache
Die tapferſten und zuverläſſigſten
Nach Beliſars Palaſt, zu ſeinem Dienſt!

**Stilicho.**

Sie ſollen weder Tod noch Hölle ſcheuen! (Ab.)

**Procopius.**

Kann ich dem Haß der Feind' ihn nicht entziehen,
So ſchütz' ich ihn vor ihrer Kühnheit doch!

(Ab.)

---

## Sechſte Scene.

Luſthain auf Hypazes Villa mit dem daran ſtoßenden Gebäude.

**Hypazes. Pompejus.**

**Pompejus.**

Schon nahet die verhängnißvolle Stunde,
In welcher Du Dein Streben und Dich ſelbſt
Preisgeben willſt den Menſchen, die Dir folgen,
Weil ſie ihr Glück an Deines knüpfen wollen,
Und Macht von Deiner Macht zu ſchöpfen hoffen.
So laß mich denn noch einmal herzlich ſprechen,
Wie Bruderlieb' und Redlichkeit gebieten!

**Hypazes.**

Vergebens, Bruder, widerräthſt Du mir!
Zu ſchimmernd ſteht der Thron vor meinem Geiſt,
Und ſeine Höhe muß ich ſchnell erſteigen;
Auf ihr allein find' ich Befriedigung.
Und kannſt Du je vergeſſen, wer Du biſt?
Und ſollen wir im Staube kriechen, wir
Des Kaiſers Anaſtaſius im Purpur
Geborne Neffen? Nimmer duld' ich das!
Hab' ich ein Ziel mir einmal vorgeſteckt,
So geb' ich es nur mit dem Leben auf.
Du aber laſſeſt Dich — faſt muß ich's glauben —
Von Wankelmuth beſiegen, und erbleichſt
Nun ſchreckenlahm, da die Entſcheidung naht,

Einziehend wie ein Feldherr im Triumph.
Pfui, ſchäme Dich, Du weibliches Gemüth!
So geht's den warmen, aber ſchwachen Seelen;
Gar ſchnell erglüh'n ſie für ein großes Ziel,
Das Phantaſie und Hoffnung lieblich ſchmücken;
Doch wenn's in ſeiner Rieſengröße kommt,
Da graut den armen Kleinen fürchterlich
Vor dem Geſpenſt; die Seifenblaſe Muth
Zerplatzt — hin iſt das ſchöne Farbenſpiel!

**Pompejus.**

Wie ſehr mißdeuteſt Du, mein Bruder, mich!
Denn daß Du mich verkenneſt, — glaub' ich nicht.
Wahr iſt's: Nie ſtrebt' ich nach des Thrones Höh',
Bin ich im Purpur auch gleich Dir geboren.
Ein ſtilles Daſein freudenreich genießen,
Und fern vom Neide, nur mir ſelbſt zu leben,
Das labte mir die Knabenſeele ſchon.
Du weißt's, ein blüh'ndes Thal, ein Roſenhain,
Ein Kunſtgebild voll Schönheit und voll Geiſt,
Der Tonkunſt himmliſch' ſüße Harmonie,
Der Vorwelt edle Thaten großer Männer —
Sie ſtärkten mich, entzückten mir das Herz.
So trug ich ſorgſam meine Welt in mir,
Dem äußern Drang der wilden Leidenſchaften,
So viel in meiner Macht es ſtand, entſchlüpfend.
Und wenn ich je nach einer Krone griff,
So war's der Blumen unſchuldvolle Krone;
Und wenn mich je der Glanz des Purpurs lockte,

So war's der Morgenröthe Purpurglanz;
Der, von dem Himmel kommend, meine Seele
Zum Himmel hob. — O Bruder! Nur für Dich
Verließ ich meine ſtille Unſchuldswelt,
Weil Bruderliebe Alles wagen muß.
So folgt' ich denn der Stimme der Natur,
Der heiligen Pflicht, der Macht des gleichen Blut's,
Das rein und edel wall't in unſern Adern.
Für Dich nur ſann ich nun auf tauſend Mittel,
Für Dich nur warb ich Freunde und Anhänger.
Wir haben ſie, und Alles lieget nun
Zum großen, ſchickſalvollen Wurf bereit.
Er kann gelingen, — und Du biſt am Ziel:
Doch auch mißlingen kann er — und Du biſt
Verloren, rettungslos verloren! Sieh!
Dies nochmal warnend Dir an's Herz zu legen,
Den Spiegel Dir zu zeigen all der tauſend
Gefahren, welche drohend Dich erwarten —
Auch dies gebot die Pflicht der Bruderliebe.
Laß ab! Noch iſt es Zeit; denn ſelten krönt
Ein glücklicher Erfolg hochmüth'ges Streben.
O rechne nicht auf Beliſar! Denn er
Bleibt ewig *dem* treu, dem er Treu' geſchworen.

**Hypazes.**

Noch geb' ich ihn nicht auf. Er muß mir folgen,
Denn ſeine Feinde zwingen ihn dazu.
Der Weg zum Kaiſer iſt ihm abgeſchnitten;
So muß er endlich einen andern wählen.

**Pompejus.**

Doch nie den Deinigen!

**Hypazes.**

Er iſt der einzige,
Auf dem er Lohn und Rettung hoffen kann.
Sein Unmuth, der jetzt ſchlummert oder hofft,
Wird bald mit neuem Grimm erwachen, wenn er ſieht,
Daß er Verſöhnung nie erwarten darf,
Und weder Kraft noch Dulden Wirkung thun.
D'rum bleibet felſenfeſt auch mein Entſchluß;
Das Ziel iſt nah, und kühn ſchreit' ich hinan!

**Pompejus.**

So ſei es denn! Ich bleibe Dir zur Seite.
Vom mächt'gen Wirbel Deines großen Schickſals
Dahingeriſſen, in Dein kühnes Streben
Verflochten, wirk' und kämpf' ich nur für Dich,
Nie aber ſchuldbeſchwert für eig'nes Loos!

**Hypazes.**

Mein Bruder! O mein Freund! Groß muß ich werden —
Du biſt es ſchon. Doch weh! mir, kann ich einſt
Dir Alles geben, wie Du Alles wagteſt!
Nun aber laß zurück uns geh'n ins Haus;
Es ſollen die Verſammelten mich nur
In vollem Prunk erblicken; dies auch frommt.

(Beide ab.)

## Siebente Scene.

**Sergius. Marcellus. Kobades** und **Acacius.**

**Acacius.**

Erlauchte Herrn, geruht hier zu verweilen!
Des Anaſtaſius hocherhab'ne Neffen,
Sie wünſchen ſehnlich euch da zu empfangen
Und haben ſich den lieblich kühlen Ort
Zum lieblich warmen Freundſchaftsbund erſeh'n.

**Kobades.**

Sag mir, Du lieblich ſüßer Herr, biſt Du
Mit Deinen Bären auch ſo lieblich ſüß?

**Acacius.**

Ihr wißt, es iſt der Bär ein brummiges
Brutales Thier, das keinen Scherz verſteht,
Und doch — um es euch fein herauszuſagen —
Ich bin mit ihnen, wie mit allen Menſchen,
Gefällig, artig, ſchalkhaft und geſprächig.
Ja ſeht, das iſt ſo meine ſchwache Seite —
Ich bin den Beſtien gar zu hold!
Die Bären, hört, ſind wahre Philoſophen;
Sie brummen euch den lieben langen Tag.
Wie ſchrecklich ernſthaft iſt ihr Antlitz nicht!
Die wiſſen wohl Reſpekt ſich zu verſchaffen.
Und fallen ſie gar über etwas her,
Dann glaubt mir, laſſen ſie's auch nicht mehr aus,
Bis es zerriſſen iſt in kleine Stücke.

D'rum rath' ich euch, beleidigt keinen Bären!
Den Löwen eh, er iſt die Großmuth ſelbſt,
Und rächt er ſich, iſt's nur an ſeines Gleichen;
Die kleinen Thiere mögen necken, beißen —
Er merkt's nicht, oder will es doch nicht merken.
**Sergius.**
Bekenneſt Du Dich auch zu einer Farbe?
**Acacius.**
Ich bin grün oder blau, ſo wie man's will!
Jetzt aber bin ich grün mit Leib und Seele;
Hypazes iſt ein gar zu wack'rer Herr,
Und wißt — ich rede gern friſch von der Leber —
Gold iſt und bleibt einmal die ſchönſte Farbe!
**Marcellus.**
Du haſt Dich mit Grundſätzen ausgerüſtet;
Man ſieht's. Sind wohl die Beſtien Deine Lehrer?
**Acacius.**
Glaubt mir es auf mein Wort, erlauchte Herrn:
Der Menſch kann von den Thieren Vieles lernen!
Und beten manche Völker nicht die Thiere
Gar an? Und haben nicht im Heidenthum
Die Götter ſämmtlich einſt für gut befunden,
Die Götterſeel' in Thiergeſtalt zu hüllen?
Das lehrt: Die Thiere ſind oft beſſer d'ran als Menſchen!
Und ſetzten's nicht die Beſtien gar noch durch,
Daß ſie hoch oben bei den Sternen wohnen?
Das heißt ſich doch pouſſiren! Aber wißt:

Es iſt am Himmel nebſt den Bären auch
Ein Bärenhüter einlogirt! Verſteht ihr?

**Marcellus.**

Die Stelle kann Dir einmal nicht entgeh'n!

## Achte Scene.

**Artaban** mit Geldſäcken. **Vorige.**

**Artaban.**

Mit Gold beladen komm ich her, ihr Freunde,
Beſtimmt vom edelmüthigen Hypazes
Vertheilt zu werden unter's Volk,
Und Noth und Mangel zu erleichtern,
So viel in ſeiner Macht es ſteht; denn er,
Des Thrones würdig und zum Thron geboren,
Er handelt ſtets freigebig wie ein Fürſt,
Und kann des Volkes Elend nicht mehr ſeh'n.
Er wünſchet nur, daß ſein Geſchenk auch gut
Vertheilet werde; darum richtet er
Sein Augenmerk auf euch, geehrte Freunde!
Und wollet ihr es gütig übernehmen,
Die Gaben nur den Würdigen zu ſpenden,
So fiel ihm wohl ein ſchwerer Stein vom Herzen.

**Sergius.**

Hypazes gibt uns da ein ehrenvolles
Geſchäft, dem wir uns gerne unterzieh'n.

**Marcellus.**

Vertheilen werden wir die Gaben wohl;
Doch wiſſen muß das Volk, von wem ſie kommen,
Muß ſeinen edlen Retter kennen lernen.

**Acacius.**

Die Nachricht breit' ich auf der Rennbahn aus;
Es ſollen Thier und Menſch ſie zehnfach hören.
Ich lehr' ſie allen meinen Bären brummen —
Stecht mir die Augen aus, wenn ich's nicht thu'!

**Artaban.**

Empfanget denn das Geld, ihr edlen Freunde!
Vertheilt es laut und klug!

(Er gibt dem Sergius und Marcellus Geldſäcke.)

Du, Bärenmeiſter,
Nimm dieſen trocknen Nektar, und berauſche
Damit die Herzen, wenn die nächſten Spiele
Gefeiert werden in dem großen Circus!

(Gibt ihm einen Geldſack.)

**Sergius.**

Schon höre ich auf allen Straßen jubeln,
Und ſehe, wie das mißvergnügte Volk
Nachflutet hinter ihm, wo er ſich zeigt.

**Artaban.**

Und er verdienet auch der Erſte ſo zu ſein,
Wie er der Edelſte von Allen iſt,
Und groß zu ſteh'n auf ſonnenhellem Gipfel,
Wie Sternendeuter es verkündeten!

## Neunte Scene.

**Hypazes** im kaiſerlichen Purpurmantel. **Pompejus** und die **Vorigen.**

**Hypazes.**

Wer iſt der Glückliche, von deſſen Lob
All' eure Zungen überſtrömen? Sprecht?

**Artaban.**

Hypazes iſt's — —

**Sergius.**

Deß Großmuth wir erheben;

**Marcellus.**

Und deſſen Edelſinn wir Alle preiſen;

**Kobades.**

Der würdig iſt, ein treuer Freund zu ſein
Des großen Perſerkönigs, der ihm lächelt.

**Hypazes.**

Mit gier'gem Herzen ſaug' ich ein das Lob,
Gezollt vom Munde ſo geſchätzter Männer.
Doch mir verzeiht! Ich bin an Worten arm,
Kann Schönes nicht gleich zierlich euch erwiedern;
Doch wenn es einſt Beweiſe gilt und Thaten,
Dann acht' ich nichts zu köſtlich, um für euch
Und euer Wohl es freudig hinzugeben,

**Marcellus.**

Dir eign' ich an, und folge Deinem Wink.

**Sergius.**
Gebrauchſt Du meine Arme, meinen Kopf,
So iſt mir nichts zu groß und nichts zu klein.

**Hypazes.**
Und darf ich bau'n auf Deines Königs Beiſtand?

**Kobades.**
Er, deſſen Heer unzählig wie die Sterne,
Er, deſſen Macht feſt wie Gebirge ſteht,
Der große Herrſcher unbeſiegter Reiche,
Er ſendet Dir durch mich, des Staubes Sclaven,
Verſicherung und Schutz für Dein Beginnen.
Er, deſſen Wink die Römerſchaaren
Vernichtete, er, deſſen Hand
Juſtinians Thron erſchütterte,
Erlaubet Dir, Dich Adlern gleich
Zum neuen Thron emporzuſchwingen,
Auf dem er Dich erhalten will.

**Hypazes.**
Was ich durch ihn empfange, bleib' ihm treu!
Ich und mein Bruder huldigen dem Hohen.

**Pompejus.**
Dem Bruder ſtrahle nur des Königs Schutz!

**Hypazes.**
So bleibe denn der Tag der nächſten Spiele
Zum großen Kampf beſtimmt auf Tod und Leben!

**Kobades.**
Die Schaar der Krieger, welche mich begleiten,
Sie ſteht für Dich bereit.

**Hypazes.**

Du Bärenmeiſter,
Gewahre wohl des guten Augenblicks,
Und nach dem Wagenrennen gib das Zeichen
Zum Ausbruch!

**Acacius.**

Tobt Verwirrung und Tumult,
Und ſind die Grünen erſt in Sicherheit,
Dann hetz' ich alle meine Beſtien gegen
Die Blauen an; das wird Spektakel geben!

**Hypazes.**

So folget mir in's lampenhelle Haus,
Wo euch ein Feſt erwartet, um den Bund
Bei fröhlichem Gelage froh zu ſchließen,
Und Luſt gleich alten Göttern zu genießen!
(Alle ab.)

---

## Zehnte Scene.

Saal im kaiſerlichen Palaſte. Zu beiden Seiten Thüren.

**Narſes** und **Mundus** kommen aus dem linken Seitengemache.

**Narſes.**

Leb wohl! doch nimmer kann ich es begreifen,
Wie man ſo eine Würde kann ausſchlagen!
Die Edelſten am Hofe rennen ſich
Die Sohlen wund, um ſie nur zu erjagen;

Du kannſt ſie haben, und der Kaiſer ſelbſt
Zeigt deutlich, daß er Dir die hohe Stelle
Des Oberfeldherrn nicht verweigern wird,
Wenn Du ſie ſuchſt — umſonſt!
Du biſt ein Edelſtein, und willſt nicht glänzen.
So muß ich Dich der Freundſchaft Hahnrei nennen;
Denn Beliſar erhält die Stelle nicht,
Dafür bürg' ich mit meinem Worte Dir.

**Mundus.**

Durch ſeine Gegenwart wird er aufbauen,
Was die Entfernung ihm zerſtöret hat;
Die Tugend ſiegt, ſobald ſie ſtrahlen darf!

**Narſes.**

Ein trotziges Gemüth nicht ohne Geiſt —
Das nennt ihr Tugend. Welcher Gott von Stein!
O glaub mir, Beliſar erſtürmet nichts!
Und wenn ihm auch des Kaiſers Huld und Gnade
Den Aufenthalt gewähret in der Stadt,
So bleibt der Hof ihm ewig doch verſchloſſen.
Drum gib Dein Traumbild von der Freundſchaft auf,
Und laß vielmehr die Klugheit Dich beherrſchen!
Gib Dich in meine Hände! Ich will ſorgen
Für Dich und mich, das heißt, um frei zu reden:
Wird jene Stelle nicht mir ſelbſt verlieh'n —
So werde ſie, ich ſchwör' es, Dir zu Theil!

**Mundus.**

Und mußte Beliſar dem Neid erliegen,

Wie kann wohl mich die Hoffnung locken? Wer
Darf wagen, da zu ſtehen, wo er fiel?

## Eilfte Scene.

**Juſtinian. Johann von Kappadocien** und **Tribonian**, aus dem Nebengemache rechts kommend. **Die Vorigen.**

**Juſtinian.**

Ihr Beide zeuget wider Beliſar,
Und ihr ſeid Männer voll Verdienſt und Geiſt,
Auf deren Rath und That ich bauen kann;
Allein zu mächtig ſpricht mein Herz für ihn!

**Johann.**

Es ſpreche ſtets für ihn — doch nie zu laut!
Was er gethan, war Schuldigkeit und Glück;
Dafür haſt Du, o Majeſtät, ihn voll belohnt
Durch Rang und Schätze, durch Verzeihung ſelbſt
So mancher wackern, aber eigenmächt'gen That.

**Tribonian.**

Von dieſer Art iſt auch ſein heimlich kühnes
Verweilen in der Stadt. Als Dein Befehl
Zurück ihn rief, da ſäumte er zu kommen,
Doch unberufen wagt er zu erſcheinen.

**Johann.**

Sein Trotz, ſein Ehrgeiz kennen keine Grenze.

**Tribonian.**

Sie ſind ſo unbegrenzt als Deine Gnade!
Zu gut, zu groß biſt Du für dieſe Erde,
Und ſchwebteſt Du Elias gleich empor
Zum ſchönen Aufenthalt der Seligen,
Noch eh der Tod vom Leib die Seele trennt —
Fürwahr, erſtaunen würd' ich nicht!

**Juſtinian.**

Zum Himmel ſtreben ſollen wir ja Alle!
Wie aber ſoll ich Beliſar verbannen?
Dem Reuigen den Weg der Gnade ſchließen?
Gott ſelbſt befiehlt die Nächſten ja zu lieben,
Und Huld und Mitleid und Verſöhnung ſind
Die ſchönſten Perlen in der Fürſtenkrone.
Soll ich nun den Unglücklichen beſtrafen,
Ihn, der ſich ſelber ſchon genug beſtraft?
Und räth auch Narſes mir zu gleicher Härte?

**Narſes.**

Wie ſollt ich ſolchen Rath zu geben wagen?
Ich bin kein Feind des großen Beliſar —
Wie's Andere ſind, die — ihn zu fürchten haben.

**Johann.**

So ſprich denn offen — Freund des Beliſar!

**Narſes,**

Ich bin nicht Freund noch Feind — nur unbefangen.
So däucht mich Beliſar ſtrafwürdig nicht,
Allein — ſein Aufenthalt in dieſer Stadt — —

**Johann.**

Sei wohl gefährlich, meinſt Du —

**Narſes.**

Allerdings!

**Tribonian.**

Er ſtellet ſich zu kühn an Deinen Thron;

**Mundus.**

Für den er oft ſein Heldenblut vergoß.

**Juſtinian.**

Ja ſage ſelbſt: den er mir oft beſchützt!

## Zwölfte Scene.

### Procopius. Die Vorigen.

**Juſtinian.**

Was wünſcheſt Du, Präfect?

**Procopius.**

Gerechtigkeit —
Für Beliſar.

**Juſtinian.**

Bewahre mich der Himmel,
Daß ich ſie Einem je mit Willen weig're!

**Procopius.**

Vor Deines Thrones Stufen ſich hinſtürzend,
Fleht er um nichts — als gnädiges Gehör.
Nur dieſes möge Deine Huld gewähren!

**Johann.**

Die Kühnheit ſteigt!

**Tribonian.**

Schon wächſt die Forderung.

**Procopius.**

Wer ſpricht von Forderung, wo Reue fleht?

**Tribonian.**

Die Maske und ihr Mann ſind zweierlei!

**Juſtinian.**

Der Heuchelei war Beliſar nie hold;
Nur zu gerade zeigte er ſich ſtets.

**Procopius.**

Erhabner Fürſt! nur dies wagt er zu bitten:
Nicht ganz vergeſſen mögſt Du, was er war!

**Juſtinian.**

O nur zu ſehr gedenk' ich ſeiner Größe
Und all der Liebe, die ich ihm gewährt!
Was ich an ihm verloren, weiß ich wohl —
O daß es anders wäre und nicht ſo!
Wie gerne wollt' ich jeden Tropfen Bluts,
Den er für mich vergoß, ihm tauſendfach
Vergüten!

**Johann.**

Ach erhole Dich! Du bebſt . .
Zu mächtig wird des edlen Herzens Wallung!

**Procopius.**

Noch iſt er wie er war, mit Leib und Seele

Für Dich nur lebend. O geſtatt' ihm nur
Rechtfertigung!

**Juſtinian.**

Zweifl' ich an ſeiner Treue?

**Procopius.**

Und daß ſie ſonnenklar Dir möge ſtrahlen,
Gibt er Dir neuen herrlichen Beweis.
Das Gothenheer, noch unbeſiegt und kühn
Im Herzen Deines Reiches hingelagert,
Er führt es Dir — willſt Du es ihm erlauben,
Vor Deines Thrones Stufen huldigend!

**Juſtinian.**

Das wollte Beliſar? — Er kann es auch!
Das wollte der Verſtoßene?

**Procopius.**

Auf Deinen erſten Wink.

**Juſtinian.**

O Beliſar!
Er bleibe hier, genieße Sicherheit!
Dies bürget ihm mein kaiſerliches Wort.
Er bleibe! Wag' es Keiner, ihm ein Haar
Zu krümmen! — Nicht kann ich Gehör ihm gönnen —
Doch bleib' er hier!

**Johann.**

Mein Fürſt, ſei nicht zu raſch
In der entflammten Seele Edelmuth!

**Juſtinian.**

Gegeben iſt mein kaiſerliches Wort,
Das feſt muß ſteh'n und heilig ſein. Er bleibe!
O Beliſar, Gefährte meiner Jugend!
O welche Glut erwacht in meinem Herzen,
So lang verborgen — doch verloſchen nicht!

## Dreizehnte Scene.

### Ein Offizier der Garde. Die Vorigen.

**Offizier.**

Es zeigen ſich, erhab'ne Majeſtät,
In des Palaſtes Näh' gefährliche
Bewegungen von frevelhaftem Volk,
Das keck und drohend ſich zuſammenrottet.

**Juſtinian.**

Wie? Aufruhr und Tumult erheben ſich?
Und plötzlich, ohne Spur, woher ſie kommen?
Wo blieb die wache Sorgfalt der Miniſter?

## Vierzehnte Scene.

### Ein zweiter Offizier. Die Vorigen.

**Zweiter Offizier.**

Des Volkes Wuth wird immer ſtürmiſcher.
(Zu Johann und Tribonian.)
Sie ziehen gegen euere Paläſte.

**Johann.**

Wie? Beliſar kaum hier — und ſchon
Bricht Aufruhr aus? — wie ſonderbar ſich's fügt!

**Juſtinian.**

Ha welcher Blitz durchzucket mir die Seele!
Wär's möglich?

(Zu Procopius.)

Und Du ſprachſt für ihn voll Wärme? —
Verhaftet ihn! Verhaftet Beide!

(Zu Mundus.)

Zerſtreue den Tumult mit Deinen Truppen!

(Zu Johann und Tribonian.)

Ihr weichet mir nicht von der Seite! —
O Beliſar! Verräther!

(Ab mit Johann und Tribonian.)

**Procopius.**

Nun und nimmer!
O Bosheit! Dieſes iſt Dein letzter Schimmer.
Dein Todesſturm erwacht,
Und Du verſinkſt in Nacht!

(Ab mit den beiden Gardeoffizieren. Der Vorhang fällt.)

# Vierter Akt.

## Erſte Scene.

Platz mit Paläſten und Kirchen. Volk und Wagenführer der grünen Partei rotten ſich mit verſchiedenen Waffen zuſammen.

**Artaban** und **Acacius** treten auf.

**Artaban.**

Die Stund' iſt da; benützet ſie nach Kräften!
Habt Muth nun, euer Elend abzuwerfen!
Laßt die Gelegenheit ja nicht verbei!
Bedenkt: es wird nicht immer ein Hypazes
Vom Himmel fallen, euch die Hände reichend,
Um euch aus eurer Noth heraus zu zieh'n!

**Einer vom Volk.**

Wir ſind bereit zu Allem, was ihr wollt.

**Ein Anderer.**

Hypazes komme nur in unſre Mitte,
Und an die Spitze ſtell' er ſich! Wir folgen!

**Artaban** (zu Acacius).

Wo ſteht der andre Schwarm von unſern Leuten?

**Acacius**

Bei der Sophienkirch'; Kerls wie die Teufel!
(Sich ans Volk wendend.)

Mich freut's von Herzen, liebe alte Freunde,
Daß euch's nun einmal auch gut gehen wird!
Bisher war't ihr ja wahrlich ſchlechter d'ran
Als meine Bären. Das wird ſich nun ändern;
Der Bär ſoll hungern, ihr ſollt vollauf leben!

**Volk.**

Hypazes lebe hoch!

**Artaban.**

Nun laßt uns nicht viel ſchwätzen; handeln gilt's!
Und Goldes werth iſt jeder Augenblick,
Johann von Kappadocien und Tribonian
Sie ſind, wie ihr es Alle wißt, die erſten
Urheber eurer Noth; drum friſch ans Werk!
Habt ihr die Feuerbrände da? Nun gut.
Ihr Freunde, eilt und werft ſie ſchnell in ihre
Paläſte, daß ſie flammenhell auflodern!
Geſchwind!

(Einige ab mit Feuerbränden, welche man ſie im Hintergrunde werfen ſieht.)

**Artaban.**

Ihr Andern ſprengt die Thore ein!

(Zu Acacius.)

Iſt dies geſcheh'n, gibt ſich das Andre ſelbſt.

## Zweite Scene.

**Hypazes**, **Pompejus**, **Sergius** und **Marcellus**,
vom Volk begleitet, treten auf. **Die Vorigen.**

**Volk.**

Heil Dir, Hypaces!

**Acacius** und **Artaban.**

Hypazes lebe hoch!

**Volk.**

Hoch auf dem Thron!

**Hypazes.**

Wünsch' ich zu ſtehen auf des Thrones Höh',
So iſt es nur für euch und euer Glück.
Sei immer ich der hocherhabne Baum,
Deß ſtolze Krone in die Wolken ragt —
All ſeine auserleſ'nen Früchte blüh'n
Und rufen dennoch nur euch zum Genuß.
Der Baum iſt arm, ihr aber ſeid die Reichen;
Und ſtrahlt er auch im ſchönſten Sonnenglanz,
So bleibt ſein Schatten doch für euch erquickend;
Ihr habet ihn gepflanzt — euch decken ſeine Zweige
Sowohl vor Hitze als vor Sturm und Regen!

**Sergius.**

So ſpricht ein Mann, der euch nur leben will.

**Marcellus.**

Tragt ihn auf gold'nen Schilden durch die Stadt!

**Artaban.**

Und daß wir ihm den noch entbehrten Schmuck
Der Krone geben, wie es ſich gebührt,
So laßt uns dieſer Kette gold'nen Schimmer
Ihm vielfach ſchlingen um die dunklen Locken!

**Einige vom Volk.**

Vollzieh! Er ſtrahle kronenhell!

**Artaban** (ihm die Kette umſchlingend).

Im Namen Aller, mit gebeugtem Knie,
Schling' ich als Krone Dir um's Herrſcherhaupt
Die Kette, welche ſtets an uns Dich binde,
Und ſchwöre Dir Ergebenheit und Treue!

**Sergius. Marcellus. Acacius.**

Bis in den Tod!

**Volk.**

Wir ſchwören es!

**Artaban.**

So traget im Triumph ihn durch die Straßen!
(Hypazes wird auf Schilden emporgehoben.)

**Sergius.**

Ha ſeht! in Flammen lodern die Paläſte!
(Das Feuer im Hintergrunde bricht aus.)

**Artaban.**

Glück zu! der Himmel ſelbſt gibt ſeinen Beifall
Durch dieſes Zeichen uns, Dein hohes Haupt
Mit Glanz umſtrahlend! Jubelt euern Dank!

**Volk.**

Glück zu!
(Hypazes wird jauchzend fortgetragen. Artaban und Acacius folgen.)

**Pompejus.**

O daß nicht des Verderbens Flamme Dich
So ſchnell ergreif', als der Paläſte Zinnen!
Des Frevels Höllenglut — ſie reift kein Glück;
(nach einem innern Kampf)
Und zeugte ſie den Tod — ich bleibe nicht zurück!
Dich treibt der Hochmuth ins Verderben —
Mich lehrt die Bruderliebe ſterben!
(Er eilt den Übrigen nach.)

---

## Dritte Scene.

**Mundus** mit **Soldaten.**

**Mundus.**

Voll Jubel ziehen ſie im Taumel hin.
Von wildem Wahne trunken, toben ſie,
Dem kühnen Frevler eigen, der ſie lockt,
Verheißend, was er nie erfüllen wird.
Verfolgt die Schaar, mit Pfeilen ſie zerſtreuend
Und wagen ſie zu ſteh'n, greift muthig an!
Dies iſt der Wille eures Herrn und Kaiſers,
Deß Güte nicht mehr länger ſchonen darf
Aufrühreriſches Blut!
(Die Soldaten bis auf wenige ziehen ab).

**Mundus.**

Wie liſtig ſtelleſt Du Dein Netz, Hypazes!
Johann von Kappadocien und Tribonian,

Sie ſind Dein Feldgeſchrei — allein es ſtrebt
Dein ſtolzer Geiſt nach einem höhern Ziel. —
O Beliſar! Dein guter Engel führte
Dich aus der Stadt, der Schlinge zu entgeh'n
Und dem zu raſch gegebenen Befehl!
(Man hört verworrenes Getöſe in einiger Entfernung.)
Beim großen Gott des Himmels! ſeh' ich recht?
Die Truppen weichen, ziehen ſich zurück?
Der wilde Pöbel kämpft mit Tigerwuth,
Und immer mehr vermehret ſich die Menge!
Weh mir! und muß ich dieſe Schmach erleben?
Nun ſteh'n ſie wieder feſt die wackern Krieger!

**Ein Offizier.**

O ſieh mein Feldherr! jetzt ſind ſie verloren
Im ſchnöden Kampf mit dem ehrloſen Pöbel;
Verloren ſind ſie, wenn ſie nicht ſchnell weichen!
Von Dächern und aus Fenſtern fliegen Steine
Herab auf unſrer Kameraden Häupter!

**Mundus.**

So folgt mir denn ins dichteſte Gedränge!
Auch dieſer Tod iſt ſchön und ehrenvoll,
Weil ihn die Treue für den Kaiſer ſchmückt!

(Das Getümmel verliert ſich zum Theil, und von der gegenüberſtehenden Seite ertönt feierliche kriegeriſche Muſik.)

## Vierte Scene.

**Beliſar** und **Vitalian** ziehen an der Spitze der Gothen ein. Im Vordergrunde **Mundus** mit dem Reſte der gereihten Truppen.

**Mundus.**

Woher die Kriegsmuſik? Wird uns Verſtärkung?

**Ein Offizier.**

Mein Feldherr! Gothen ſind's.

**Mundus.**

Und iſt nicht Beliſar an ihrer Spitze?
Er iſt's! Die Gothen ſind's, die er dem Kaiſer
Zuführt, im Augenblicke der Gefahr
Erſcheinend wie ein lichter Himmelsbote!
(Dem Beliſar entgegen gehend.)
Willkommen, Retter, edelſter der Menſchen!
Zieh ein zum Sieg, und ſtell' die Eintracht her!
Vernichte Deine und des Staates Feinde!

**Beliſar.**

Willkommen! die Gefahr ſah ich voraus,
Und eilte, keinen Augenblick verlierend.

**Vitalian.**

Führ' uns ſogleich an gegen die Verräther,
Daß wir dem Kaiſer zeigen, wie wir denken!

**Beliſar.**

Erſt müßt ihr huld'gen vor des Kaiſers Thron!

**Mundus.**

O ſäume nicht! denn wiſſe, Dich, Dich ſelbſt
Gab man zur Quelle an des fremden Gifts,
Des Kaiſers Liebe ſchnell in Todeshaß verwandelnd.

**Vitalian.**

O glaub es nicht! Wer könnte Dich denn haſſen?
Dir blieben ja die Feinde ſelbſt nicht feind!

**Mundus.**

O Beliſar! gibt's wohl ein ſchön'res Lob,
Als dieſer ſchlichte Gothe Dir ertheilt?

**Beliſar.**

Es kommt vom Herzen — darum iſt's das ſchönſte!
(Der Tumult nähert ſich.)
Was kündet der Tumult?

**Mundus.**

Des Aufruhrs Toben!

**Beliſar.**

Aufruhr in meines Kaiſers Stadt? Ha Schlange!
Wo Beliſar ſteht, da darfſt du nicht weilen.
Zertreten ſei dein giftgeſchwollnes Haupt!
Auf! folget mir!

## Fünfte Scene.

Soldaten ziehen ſich zurück, von einem Haufen Pöbel gedrängt, welchen **Artaban** anführt. Die **Vorigen. Beliſar** nimmt einem Gothen das entblößte Schwert und tritt mitten zwiſchen Volk und Soldaten.

**Beliſar.**

Zurück, ſag' ich, wem lieb ſein Leben iſt!
Zurück, aufrühriſches, verwegnes Volk!
(Das Volk weicht ehrerbietig zurück.)

Kennt ihr mich nimmer? Beliſar bin ich!
Der, deſſen Name tauſendfach von euern Lippen
Zum Himmel ſcholl, wenn er, voll Beut' und ſiegbekrönt,
Euch Sicherheit und Überfluß und Ruhe brachte!
Er, der für euch ſein Blut vergoß in hundert Schlachten,
Und gern es that, weil ihr es damals würdig war't,
Ein gutes Volk voll Lieb' und Treue für den Kaiſer!
Und muß ich nun als Frevler euch erblicken?
Wie reuet mich nun jeder Tropfen Bluts,
Den ich für euch vergoß!

**Einer aus dem Volk.**

Wir ſind zu ſehr gedrückt!

**Beliſar.**

Und wär's — macht euch erſt eines beſſern Schickſals werth!

**Ein Anderer.**

Wir leiden Hungersnoth.

**Beliſar.**

Weil ihr die Arbeit ſcheuet!
Den Schwelgern ſtrebt ihr nach, wollt Müßiggang und Fülle.
Warum ahmt ihr den Beſſeren nicht nach?
Nicht einer unter euch hat ſo viel Leiden
Und ſolche Noth und ſolchen Gram erduldet —
Als ich! Und dennoch hab' ich nie gefrevelt.
Auch ihr ſollt nicht ertrotzen, ſondern fleh'n,
Und eurem Kaiſer, der rechtmäßig ſteht
Auf ſeinem hohen Thron, in Treu' ausharren! —
Doch nicht mit euch zu rechten bin ich hier.
Die Waffen nieder! legt ſie ab, ſag' ich,

Und ſäumet ja nicht einen Augenblick,
Wofern ihr nicht ſogleich erfahren wollt,
Daß Beliſar nicht leere Drohung ruft!
Die Waffen nieder! oder auch nicht Einer
Behalte mir das hochverwirkte Leben!

**Einer vom Volk.**

O Beliſar! wer kann Dir widerſteh'n?
Denn Du biſt gut und edel — aber ſchrecklich auch!

**Ein Anderer.**

Erwirke uns Verzeihung erſt vom Kaiſer!

**Beliſar.**

Die Waffen nieder, eh' ich weiter rede!
Sonſt ſendet euch mein nächſtes Wort den Tod.
(Das Volk legt die Waffen ab.)
Ergebet euch! ſo kann euch Gnade werden;
Und kehret ſchnell zu eurer Pflicht zurück!

**Mehrere.**

Wir folgen Dir!

**Beliſar** (zu Mundus).

Gib den Befehl, die Waffen zu bewahren!

**Mundus** (zu den Soldaten).

Die Waffen nehmet, und bewachet ſie!

**Artaban** (zum Volk).

Noch haltet ein! die Sache ging zu weit.
Laßt mich nur walten, Alles wird ſich geben;
Im Augenblicke wendet ſich das Blatt.
(Zu Beliſar.)
Ein Wort nun, Beliſar, mit Dir allein!

Hypazes ſtrebet nach dem Thron; Du weißt es;
Was hier geſchehen, nun, das iſt ſein Werk.
Er muß es thun, ſonſt kommt er nicht an's Ziel.
Du ſiehſt, aufrichtig hab' ich Dir geſprochen;
Geſtehe Du nun auch freimüthig ein:
Du handelſt hier für Dich, nicht für den Kaiſer!
Dein Geiſt und Deine Klugheit ſind zu groß,
Als daß Du edle Thaten ſollteſt üben,
Wo Du nur Haß und Undank ernten kannſt.
Geſteh, Du zeigſt Dich in der blendenden
Geſtalt voll Demuth und Ergebenheit
Nur deßhalb, um Dich hoch emporzuſchwingen,
Und, wie Du an des Heeres Spitze ſtehſt,
Dich deſto ſicherer zu rächen!
Dazu ſind dieſe Gothen hier!
Verbinde Dich nun innig mit Hypazes —
Unüberwindlich ſeid ihr Beide dann,
Und ſteht gen eure Feinde felſenfeſt!

**Beliſar.**

Und felſenfeſt ſteht meine Treue,
Für Dich ein leeres Wort nur ohne Sinn!
Wir aber wollen nicht vergeb'ne Worte wechſeln;
Du kannſt mich nie verſteh'n — ich kann Dich nie veredeln.
Nicht preiſ' ich Redlichkeit und Ehre Dir;
Du kennſt ſie nicht, und kannſt ſie drum nie fühlen.
Nicht meines Zornes werth biſt Du, Verworf'ner!
Unrühmlich wär' es mir, Dich zu ergreifen,
Und meine Hand befleck' ich nicht mit Deinem Blut.

Bleib frei! Der Strafe Schwert wird Dich ereilen,
Die Schande aber wohnet, wo Du biſt!

**Artaban.**

O liſt'ger Tugendheld!

(Zum Volk.)

Ergreift die Waffen wieder!

**Mundus** (zu ſeinen Soldaten).

Die Speere vorwärts!

**Volk.**

Heil dem Beliſar!

**Beliſar.**

Ich führe euch den Weg zu eurer Pflicht!

**Artaban.**

Hypazes lebt!

**Beliſar.**

Sich zum Verderben!

**Mundus** (zu zwei Offizieren).

Laßt die Stadtthore ſchließen!

(Zu Artaban.)

Du biſt mein Gefangener!

(Artaban und das Volk werden von den kaiſerlichen Truppen umrungen, mit welchen Mundus abzieht. Beliſar und Vitalian ſtellen ſich mit den Gothen im Hintergrunde des Platzes.)

## Sechſte Scene.

Ein Zimmer im kaiſerlichen Palaſte.

**Johann** von **Kappadocien** und **Tribonian.**

**Johann.**

Nun heißt es, gegen Narſes Rotten wechſeln,
Und Freunde ſcheinen oder wenigſtens
Sehr hold und ſehr geneigt dem Beliſar!
Denn merkſt Du nicht? So ſehr ihn der Verſchmitzte
Auch haßt — er läßt doch uns die Flamme ſchüren;
Er aber heuchelt liſtig Mäßigung.

**Tribonian.**

Wohl merk' ich das; denn er zieht ſich zurück;
Wir müſſen handeln, und dafür dann leiden,
Wenn Beliſar, was ich nicht glaube, ſiegt,
Indeß er ſich mit heiler Haut entfernt.
Nun aber wollen *wir* uns mäßigen —
Und dann mag *er* das Feuer unterhalten.

---

## Siebente Scene.

**Juſtinian. Die Vorigen.**

**Juſtinian.**

Wie ſteh'n die Sachen? Iſt mein treuer Mundus
Noch nicht zurückgekehrt? Tobt noch der Aufruhr?

**Johann.**

Ein Theil der Truppen iſt zurückgewichen.

**Juſtinian.**

Iſt Beliſar verhaftet?

**Tribonian.**

Er entfloh.

**Juſtinian.**

Und dennoch tobt die wilde Menge fort?
Iſt Beliſar ihr Haupt, ſo mußt' er bleiben.

**Johann.**

Wer weiß, ob ihn nicht Liſt dazu bewog?
Man läßt ſich gerne ſuchen, wo man fehlt!

## Achte Scene.

### Theodora. Die Vorigen.

**Juſtinian.**

O theure Gattin! Wie ein Himmelsbote
Erſcheinſt Du mir in dieſer düſtern Nacht.

**Theodora.**

Dir Freude zu verkünden, eil' ich her.
Es hat ſich der Aufrührer größter Theil
Ergeben, denn mit einem Gothenheer
Zog Beliſar, des Sieg's gewohnt, ſchnell ein!

**Tribonian.**

Mit einem Heer?

**Johann.**

Das klingt nicht unterthänig!

**Theodora.**

Es klingt ſo Manches ſchön, und iſt doch häßlich.
Viel große Thaten übte Beliſar,
Doch hat er nie ſich um den Schein bekümmert.
Der Aufruhr iſt durch ihn beinah gedämpft —
Iſt dies auch ein Verbrechen, daß er's that,
Und nicht vorher anfragte, ob er's durfte?

**Juſtinian.**

O wäre Alles Irrthum nur und Traum —
Wie gerne wollt' ich ſeine Treue glauben!
Tief blickt, o Gattin, Deines Geiſtes Kraft —
Doch ach — es zeugt faſt Alles gegen ihn!

**Johann.**

Und ſpricht wohl etwas für ihn?

**Theodora.**

Ich, nicht Du!

**Johann.**

Ich that, was meine Pflicht gebot.

**Theodora.**

Man legt ſich oft freiwillig Pflichten auf!

## Neunte Scene.

**Narſes** und die **Vorigen.**

**Juſtinian.**

Was zögert Mundus? Wo ſteht Beliſar?

**Narſes.**

Hypazes wird vom Volk umhergetragen
Hoch im Triumph, gekrönt, durch alle Straßen!

**Juſtinian.**

Verweg'ner Frevler! — Dich ereil' die Strafe! —
Und wo ſteht Beliſar?

**Narſes.**

Nicht fern von ihm,
Mit einem Gothenheer, das er dem Kühnen
Zur Hülfe in die Stadt hereingeführt.

**Juſtinian.**

So bin ich von Verräthern denn umringt?
O Theodora! Kannſt Du jetzt noch zweifeln?
Sprich nicht für ihn! Kein Wort, wenn Du mich liebſt!
Selbſt ſtell' ich dem Treuloſen mich entgegen;
Laßt mich!

(Er will forteilen.)

**Theodora** (ihn zurückhaltend).

O höre mich, geliebter Gatte!
Noch harre! Schnell kommt uns Gewißheit.

**Juſtinian.**

Laß mich!
Gott wird mich ſchützen oder zu ſich rufen.
Es gelte! Denn ich bin bereit zu Allem!

**Theodora** (zu Narſes).

Und kannſt Du auch erweiſen Deine Kunde?
Warſt Du ſelbſt Augenzeuge? Sprich, Verweg'ner!

**Narſes** (betroffen).

Verzeihe mir, erhab'ne Majeſtät!
Nicht ſelbſt ſah ich, was das Gerücht verbreitet.

**Johann.**

Und doch ſprachſt Du entſchieden?

**Juſtinian.**

Widerrufe!

**Narſes.**

O möge das Gerücht zum Lügner werden,
Und Beliſar der Huld des Kaiſers werth,
Nach Deinem Wunſch, erhab'ne Mitregentin!

## Zehnte Scene.

**Ein Gardeoffizier. Die Vorigen.**

**Der Offizier** (dem Kaiſer eine Schrift überreichend).

Ein Eilbot' brachte dieſes Schreiben.

**Juſtinian** (leſend).

So will das Schickſal heute ſich erſchöpfen,

Um alles Unglück ſchrecklich auszuſtrömen
Auf Reich und Thron? — Verwüſtend überſetzte
Ein Bulgarnheer die Donau; Mord und Raub
Bezeichnen jeden ihrer Schritte!
Nur Blendwerk war die Sendung Zabergan's!
Wenn wir nicht ſchleunig Hülfe ſenden,
So wird in Friſt von wenig Tagen
Konſtantinopel ſelbſt bedroht. —
So wüthet denn der Feind von außen und
Von innen? Weſſen Haupt ſoll ich zuerſt
Abſchlagen?

**Johann.**

Klugheit heiſchet ſchnelle Flucht;
Denn wie ein ausgetret'ner Strom ſich plötzlich
Verbreitet über Thal und Hügel, ſo
Kann eine Herde der Barbaren leicht
In ihrer Mordſucht übermüth'ger Wuth
In's Herz des Landes dringen und ſogar,
Eh' ſich Dein Heer geordnet und geſammelt,
Im Ueberfall Konſtantinopel plündern.

**Juſtinian.**

Sie ſollen jeden Frevel zehnfach büßen!

**Johann.**

Das werden ſie; doch jetzt ſchützt nur die Flucht.

**Theodora.**

Ein Mann wagt auszuſprechen dieſes Wort?
Und möchteſt Du Gewiſſensangſt und Feigheit

Nicht etwa gar für klugen Rath verkaufen?
O ſeht mir doch die Weisheit in der Klemme!

## Eilfte Scene.

**Mundus. Die Vorigen.**

**Juſtinian.**

So kommſt Du endlich? Bringſt Du Ruhe mir?

**Mundus.**

Es ſtellte Beliſar ſie wieder her.

**Juſtinian** (zu Johann und Tribonian).

Soll ich der Nacht mehr trauen als dem Tag?
Mehr ſeinen Thaten oder euern Worten?

**Johann.**

Es wolle nicht die Majeſtät vergeſſen,
Daß nur der Zweck die Thaten adelt oder
Entehrt! So denke ich; und täuſch' ich mich —
Um deſto beſſer! Gerne will ich irren.

**Juſtinian.**

Wie ſtellte Beliſar die Ruhe her?

**Mundus.**

Durch Anſeh'n, Muth und Kraft — und durch die Treue!

**Juſtinian.**

Ja dieſes ſind die Züge Beliſars!

**Theodora.**

Lebendig ſteht ſein ganzes Bild vor mir.

**Mundus.**

Nur Eine Rotte wüthet noch umher,
Und will ſich dem Palaſte ſtürmend nah'n.
An ihrer Spitze ſchreitet kühn einher
Hypazes, ſtrahlenvoll in Gold und Purpur.

**Juſtinian.**

So ſtrahl' er denn, geſchmückt als Todesopfer!

**Theodora.**

Schnell ſterbe er, ein Beiſpiel andern Frevlern!
Laß Mitleid nicht Gerechtigkeit verdrängen!
Der arge Pöbel weiß nicht, was er thut;
Die Häupter raſen — dieſe müſſen fallen!

**Juſtinian** (zu Mundus).

In Ketten will ich den Hypazes ſeh'n!

**Mundus.**

Ich eile, Deinen Willen zu vollziehen,
Kam Beliſar mir nicht zuvor.
Bisher ſucht' ich nur den Tumult zu dämpfen;
Des Feuers Wuth . . .

**Johann.**

Greift ſie um ſich?

**Mundus** (zu Johann und Tribonian).

Ja ſehr.
Ganz flammenhell ſteh'n euere Paläſte.
An den verſchloß'nen Thoren ſtürmt das Volk.

**Juſtinian.**

Und was verlangt der zügelloſe Pöbel?

**Mundus.**

Mit wiederhohltem, mächtigem Geſchrei
Verlangen Viele — doch verzeih, mein Kaiſer!
Laß Dich durch and're Männer überzeugen —
Ich will's nicht ſagen!

**Juſtinian.**

Du wollteſt nie verſchwärzen: unverdächtig
Sind Deine Worte mir.

**Theodora.**

Sprich frei und offen,
Wie's Jenem ziemt, der nichts zu ſcheuen hat,
Und würdig ſteht für Recht und Beliſar!

**Mundus.**

So ſei's! Sie dringen auf Auslief'rung oder
Beſtrafung —

(Auf Johann und Tribonian zeigend.)

Dieſer Beiden hier.

**Juſtinian.**

Warum erblaſſet ihr?

**Theodora.**

Fühlt ihr euch ſchuldig?

**Johann.**

Verleumdung hetzt das leichtbeſtoch'ne Volk,
Weil Deine Gnade mich vor Andern hob.

**Tribonian.**

Es iſt Hypazes Werk!

**Johann.**

Und Beliſars!

**Narſes.**

Und will das Volk ſich dann beruhigen?

**Mundus.**

Es nennet ihrer Habſucht Geierklauen
Die Foltern ſeines Wohl's, nennt ſie die Quellen
Des allgemeinen Elends und der Noth,
Die Alle drückt, damit erpreßtes Geld
Zu Schätzen ſich aufthürme für die Räuber.

**Juſtinian.**

Das geht zu weit. Zu ſtark ſcheint dieſe Klage;
Doch ihr müßt euch rechtfert'gen!

**Theodora.**

Nicht mit Worten!

---

## Zwöfte Scene.

**Ein Offizier der Garde. Die Vorigen.**

**Der Offizier.**

Erhab'ne Majeſtät! Es drängen
Landleute flüchtend nach der Stadt
Mit Hab und Gut, mit Weib und Kind.

**Juſtinian.**

Naht eine Herde der Barbaren?

**Der Offizier.**

Noch zeigt ſich nichts.

**Johann.**

Ich rathe nochmal Flucht.

**Theodora.**

Die möchte wohl Dir ſelbſt bald räthlich werden
Und Deines Gleichen!

**Narſes.**

Für den Augenblick
Möcht' ich beinahe ſelbſt zur Flucht anrathen.

**Mundus.**

Es drängen hier ſich vielerlei Gefahren.

**Theodora.**

Doch nicht verdrängen ſie den Heldenmuth!
Ich fliehe nicht. Zum Tod ſind wir geboren;
Und Eins bin ich mit meinem Herrſcherthron.
Nur wenn er ſtürzt, verlaß ich ihn,
Daß er mir noch das ſchönſte Grabmal werde!
So lang ich Leben athme, finde mich
Kein Tag entblößt vom Diadem und Purpur!

**Juſtinian.**

Muth findet tauſend Rettungsmittel noch,
Wo der Verzweiflung Laſt ſich ſelbſt erdrückt.

**Theodora.**

Sieh! Hier erſcheint der ſchnelle Retter ſelbſt.

## Dreizehnte Scene.

### Beliſar. Die Vorigen.

**Juſtinian** (bei Seite).

O faſſe dich mein Herz!

**Johann** (zu Tribonian).

Wir ſind verloren!

**Narſes** (halblaut).

Sein alter Muth — faſt möcht' ich ſagen — Trotz!

**Beliſar**

(mit gebeugtem Knie vor Juſtinian und Theodora).

Um neue Huld wag' ich euch anzufleh'n,
Erhab'ne Majeſtäten! Gönnet nur
Furchtloſer Rede gnädiges Gehör!

(Zu Juſtinian.)

Wie groß Dein Zorn, wie groß mein Fehler auch —
Noch größer doch ſind meine Lieb' und Treu'!

**Juſtinian.**

Steh auf! Nicht kniend haſt Du Siege mir,
Und meinem Reich erkämpft; Du ſtandeſt feſt,
Wo Alles ſchwankte, Alles wich. So ſteh auch jetzt!
Und möchteſt Du feſtſteh'n auf immerdar!

**Theodora.**

Du brachteſt das getrennte Gothenheer?

**Beliſar.**

Sie harren eures Winks, erhab'ne Häupter!
So wie Hypazes und des Aufruhrs Führer,

Gefeſſelt in der treuen Krieger Mitte.
Pompejus, mehr der Thränen als des Todes werth,
Iſt, ſelbſt ſich ſtrafend, in das eig'ne Schwert gefallen.

**Juſtinian.**

Ein Kampf von Tugenden und Laſtern waltet,
Und beide dringen dicht an meinen Thron.
Die Nacht entflieh', es ſtrahle heller Tag,
Und unerbittliche Gerechtigkeit
Vertheile Lohn und Strafe vor den Augen
All meines Hofes und des ganzen Volks!
Schnell ſammle ſich die Stadt im weiten Raum
Des Circus, vom erhab'nen Thron
Juſtinian's und Theodorens Willen
Mit Schmerzen oder Freude zu vernehmen!

**Theodora.**

Noch fehlt Procopius.

**Juſtinian.**

Er fehle nimmer!

**Theodora** (zu Beliſar).

Verkünd' es ihm!

(Juſtinian und Theodora treten ab. Die Uebrigen folgen.)

**Beliſar** (vortretend).

Gerechter Gott! Laß nur die Wahrheit ſiegen!
Bin ich gereinigt — will ich gern erliegen.

(Der Vorhang fällt.)

# Fünfter Akt.

## Erſte Scene.

Die große Rennbahn. Ringsumher drei ſich übereinander erhebende Sitzreihen mit Zuſchauern. Im Hintergrunde und an den beiden Seiten verſchiedene Thore und Eingänge nebſt den Behältniſſen der Thiere, vor welchen ſich ein Waſſergraben mit einem eiſernen Gitter hinzieht. In der Mitte des Kampfplatzes eine Mauer, mit Pyramiden, Obeliſken und Säulen beſetzt. Ganz im Vordergrunde ein offener Balcon mit zwei Thronen.

**Mundus** mit **Soldaten.**

**Mundus.**

Die tapfern Heruler beſetzen jeden Eingang
Zur linken Seite, jenen rechts die biedern Gothen!
Die Araber ſteh'n längs dem ganzen Waſſergraben,
Die Mohren und Vandalen an der mittlern Mauer,
Die Hunnen vor den Thoren, wo der Lauf beginnt!
Die Römer ſtellen ſich zunächſt an beiden Thronen,
Daß Ruhe, Sicherheit und Ordnung ringsum herrſche!

## Zweite Scene.

**Procopius** mit **Gefolge. Mundus.**

**Procopius** (ſich in die Mitte ſtellend).

Ihr Edlen und ihr Bürger von Konſtantinopel!
Der hehre Einzug naht der beiden Majeſtäten.
Es walte Fried' und Stille rings auf allen Plätzen!
Fern ſei Getümmel, wenn der Richterſpruch ertönt
Aus eures Kaiſers Mund, gerecht in Lohn und Strafe!
Das Laſter iſt entlarvt, der Frevel überwieſen,
Die Tugend hat geſiegt, und enden wird die Noth.
D'rum harret in Geduld, wie's treuem Volk geziemt!

---

## Dritte Scene.

Der Einzug beginnt: Zuerſt das Corps der Veteranen, dieſem folgen die Patrizier und Senatoren, Kämmerlinge, Hoffrauen, Hofämter und Geſandtſchaften; dann tritt der Patriarch von Konſtantinopel unmittelbar vor **Juſtinian** und **Theodora** einher, welche in einem Wagen fahren; neben dieſem **Beliſar** und **Antonina**. **Narſes** und **Vitalian, Johann** von **Kappadocien** und **Tribonian.** Der Kaiſer und die Kaiſerin ſetzen ſich auf die Throne; ihnen zunächſt ſteht der Patriarch; gegenüber ſtellen ſich Beliſar und Antonina, Narſes, Procopius, Vitalian, Johann von Kappadocien und die Geſandtſchaften;

an den beiden Seiten der Throne die Hofämter, Kämmerlinge und Hoffrauen. Da Alles geordnet iſt, ziehen die Kämpfer und die Wagenführer der blauen und grünen Partei mit geſchmückten Wägen und Reitpferden vorüber.

**Juſtinian.**

Mit beiſpielloſer Güte haben wir
Der Grünen und der Blauen Haß geduldet,
Erwartend, Sanftmuth werde ſie beſchämen
Und die Vernunft ſie endlich überzeugen,
Wie frevelhaft und thöricht ihre Zwietracht ſei.
Vergebens! immer ſtieg die Wuth der Raſenden,
Die Alles und ſich ſelbſt dem Haß zum Opfer brachten,
Selbſt dieſen heitern Raum, dem raſchen Spiel geweiht,
Mit Blut befleckten. —
Nun aber hat der Feindſchaft glüh'nder Racheburſt
Sein Aeußerſtes gethan, des Aufruhrs Fackel ſchleudernd.
In Flammen ſtand die Stadt, bethörtes Volk in Waffen,
Zu einer Zeit, da ſich der Feind von außen naht.
Unſinniger, leichtgläub'ger Pöbel tobt' und ſtürmte,
Auf glänzende Verheißung eines Frevlers bauend,
Der für ſein kühnes Haupt die Krone wollte rauben,
Die Gottes Macht mir, dem rechtmäß'gen Herrſcher, gab.
D'rum ruf' ich laut: Hypazes Leben iſt verwirkt!
Er, der es wagte, nach des Thrones Höh' zu ſtreben,
Er finde nun ſein Grab im tiefen Meeresgrund!

(Nach einigem Schweigen.)

Johann von Kappadocien und Tribonian!

Schändlich habt ihr mißbraucht mein gnädiges Vertrauen;
Gepreßt habt ihr das Volk in eures Kaiſers Namen;
Der Wahrheit Stimme und des Elends bangen Ruf —
Ihr habt ſie unterdrückt, von meinem Thron entfernt;
So bleibet denn auch ihr auf immer von ihm fern!
Die ihr beraubt und zur Verzweiflung habt gebracht,
Erhalten das zurück, was ihr geldgierig nahmt.
Klug fand ich euern Geiſt, unmenſchlich euer Herz.
Der Weisheit Gabe, die der Himmel euch verlieh,
Zu Rath und edler That, habt ihr entehrt, geſchändet.
So trauert ferne denn von mir und dieſer Stadt!
Die Schande und den Haß geb' ich zur Straf' euch mit.
Führt ſie hinweg! Ihr Anblick ſtöre nicht das Feſt!

(Johann und Tribonian werden abgeführt.)

**Theodora** (zu Beliſar).

Gerichtet ſind die Frevler. Nahe nun,
Du Mann der Redlichkeit, dem hohen Thron,
Für welchen Du dem Tod ſo oft entgegen gingſt!
Erhebe Dich an Deiner Gattin Seite!

(Beliſar und Antonina ſteigen die Stufen des Thrones hinan.)

**Juſtinian.**

Des Reiches höchſte Würde ſchmücke Dich!
Dir anvertrauend alle meine Heere,
Stell' ich den Nächſten Dich an meinen Thron,
Als Oberfeldherrn Dich begrüßend!

**Der Patriarch.**

Für Gott und Kaiſer trage dieſes Schwert!

(Er umgürtet ihn mit dem Schwerte.)

Mit dieſem Stab empfange die Gewalt,
Des Morgenlandes ganze Kriegesmacht
Zu führen, wie es Geiſt und Pflicht gebieten!
(Er gibt ihm den Feldherrnſtab.)

Und hell umſtrahle dieſer Purpur Dich,
Weil Du des Kaiſers Stelle nun im Feld
Vertrittſt, und ſeine Macht ausüben darfſt
An allen Feinden ſeines großen Reichs!
(Er bekleidet ihn mit dem Purpurmantel.)

Gott ſegne Dich, damit Du Segen bringſt!

**Beliſar.**

Mein Leben und mein Blut, mein Geiſt und meine Kraft
Sei euch allein geweiht! Lohn iſt mir eure Huld,
Erhab'ne Herrſcher auf dem Thron des Orients!
Wie glücklich iſt mein Loos, das mir ſo ſchnell erlaubt,
Durch Thaten meinen Schwur raſch zu bekräftigen!
(Mit einer Kniebeugung.)

Mein Kaiſer und mein Gott — euch bleib ich ewig treu!

**Theodora.**

So ziehe denn im Schutz des Himmels aus,
Vertilge der Bulgaren wilde Brut!

**Beliſar.**

Kehr' ich zurück, ſo gönne mir, Erhabenſte,
Daß ich den Sieg zu Deinen Füßen lege!

**Theodora.**

Bis dahin laß mich Antonina tröſten!

**Antonina.**

Vergönne mir, erhab'ne Majeſtät,

Daß Glück und Noth ich mit dem Gatten theile,
Und nimmermehr von ſeiner Seite weiche,
Mit ihm zu leben und zu ſterben!

**Theodora.**

Es ſei Dein Wunſch gewährt! Bleibt ewig eins
Vor dieſem hier ſo wie vor Gottes Thron!
Eins ſollt ihr auch in meinem Herzen bleiben!

**Juſtinian.**

Geprägtes Geld verkünde aller Welt,
Wie lieb und werth Du Deinem Fürſten warſt!
Mein Bild und Deines ſchmücke
Der Münze beide Seiten!
Und um Dein Haupt verbreite ſich die Schrift:
„Beliſar, der Römer Zierde!“ —
Jahrhunderten ſollſt Du ein Beiſpiel ſein!

**Theodora.**

Verewigt ſei die Treue und ihr Lohn!

**Beliſar.**

Schön iſt's, in ferner Nachwelt noch zu leben —
Doch nimmer bringt Ruhmgierde Glück und Segen;
Nur Lieb' und Huld beſeligen das Herz.
Gib alle Güter auch — und laß die Freude weg,
So gleicht das Leben einem dunkeln Schacht,
Voll Geld und Edelſteinen — aber todt!
Denn Freude iſt der Lebensglanz des Guten. —
Ich ſtehe rein vor Euch — mehr fordr' ich nicht!

**Procopius.**

Und ſo ſollſt Du auch vor der Welt erſcheinen,

Wenn würdig Dich mein Griffel ſchildern kann
In den Annalen der Geſchichte!

**Juſtinian.**

Beneidenswerther Held, den Procop ehrt und liebt,
Und der Unſterblichkeit ihn und ſich übergibt!

(Vom Throne aufſtehend.)

Noch bleibet uns ein freundliches Geſchäft:
Vernehmet es, ihr Edlen und ihr Bürger!
Vitalian iſt unſer Freund und Krieger,
Und ſeine Truppen weih'n ſich unſerm Dienſt.
Vitalian! Sei hoch willkommen mir!
Empfange meine Hand zu Eid und Pflicht!

(Vitalian ſteigt die Thronſtufen hinan, und empfängt Juſtinians Handſchlag.)

**Vitalian.**

Im Namen all der Meinen ſchwör' ich Dir,
Es ſoll nicht Glück noch Unglück je uns trennen!
Laß mich aus Deiner Hand mein Schwert empfangen!

(Er überreicht ſein Schwert dem Kaiſer.)

**Juſtinian** (ihm das Schwert umgürtend).

Es ſchmücke Dich als meinen Feldherrn wieder! —
Du, Beliſar, zieh aus nach neuen Lorbeern!
Der Herr der Heerſchaar'n ſchütz' und leite Dich!
So werden nun, eh' Du von hinnen zieh'ſt,
Zum letzten Mal die Spiele noch gefeiert
In dieſem Raume, von Parteienwuth
So oft entweiht, der nun auf immerdar
Geſchloſſen bleibe, daß die Zwietracht ende!

Eintracht und Ruhe kröne Stadt und Thron,
Und jeden Redlichen verdienter Lohn!

**Volk** und **Krieger.**

Hoch lebe Stadt und Thron!

(Der Kaiſer und die Kaiſerin ſteigen von den Thronen herab. **Kriegs**muſik ertönt.)

(Der Vorhang fällt.)

# Catilina.

Trauerſpiel in fünf Akten.

# Perſonen.

| | |
|---|---|
| **Marcus Tullius Cicero,** | Conſuln. |
| **Cajus Antonius,** | |
| **Cornelius Lentulus,** | Prätor. |
| **Marcus Petrejus,** | Prätor, und Antonius Legat. |
| **Silanus,** | Senator. |
| **Virdomar,** | Geſandte der Allobroger. |
| **Segovis,** | |
| **Arnus,** | |
| **Lucius Sergius Catilina.** | |
| **Cajus,** | ſein Sohn. |
| **Cethegus,** | Senatoren und Ritter von Catilina's Partei. |
| **Caſſius,** | |
| **Varguntejus,** | |
| **Publius Sylla,** | |
| **Quintus Curius,** | |
| **Antronius,** | |
| **Lucius Cornelius,** | |
| **Terentia,** | Cicero's Gemahlin. |
| **Fulvia,** | eine edle Römerin. |
| **Mirtis,** | ihre Sclavin. |

Ein Herold. Kriegstribunen und Centurionen. Senatoren und Ritter. Frauen. Bürger. Liktoren. Soldaten. Sclaven.

# Prolog.

## Scene.

Nacht und Vollmond. Der tarpejiſche Fels mit dem Kapitol. Am Fuß des Gebirges Rom. Zweimaliger langtönender Schall der Tuba wird gehört. Ein Centurio mit Soldaten zieht vorüber.

**Centurio.**

Die Tuba ruft zur zweiten
Nachtwache ſchon. Still iſt die Nacht,
Und tief und ernſt.

**Ein Soldat.**

Und Luna blicket bleich und ſinnig
In das geheimnißvolle Schweigen.

**Centurio.**

Zu Großem ſcheint die Nacht beſtimmt.
Fort auf den Poſten!

Sie ziehen vorüber. Wolken verhüllen den Mond, und Sylla's Schatten erhebt ſich aus den Felſen des Kapitols.)

**Sylla's Schatten.**

Zerſtörungsvoll hat durch das Reich
Der Bürgerkriege Sturm getobt.
Rom's Adler ſank; es ſättigten die Geier
Auf Römerfluren ſich mit Römerheeren;
Da hob ſich aus der Stürme Todesſchooß
Das Morgenroth der Ruhe und des Friedens.

Aus ſtillgeword'nen Fluren ſproßten Saaten,
Aus milderweichtem Elend Freuden auf.
Rom's Adler ſchwebte wieder hoch in Lüften,
Und Völker füllten flehend den Senat. —
Schon zinſen Meere; Nationen nehmen
Geſetze, Recht und Sprache, Fürſten Kronen
Aus Rom's erhabnen Händen an.
Nun aber hat ſich eine Nacht verbreitet,
Die über einer That des Schreckens brütet.
Das Schickſal ſchweigt; gelähmt ruh'n ſeine Donner;
Still harret der Olymp dem End' der That. —
Weh euch, Unſelige! die ihr, verſammelt
Im Schooß der Nächte, Rom's Verderben ſinnt.
Des Reiches kühne Rieſenſäulen ſchwanken;
Ohnmächtig ſeh' ich ſtürzen das Gebäude,
An dem die herrlichſten der Tugenden,
An dem die göttlichſten der Menſchen bauten,
An dem Jahrhunderte ſich ſtolz erſchöpften! —
O Rom! wie wird die Frevelthat ſich enden?
Fern von Italien kämpft der Heere Kraft,
Indeß aus Deinem Schooße ſich Dein Tod erhebt!
Noch ruhſt Du feierlich im ernſten Dunkel;
Noch leitet Luna ſtill den Silberwagen;
Stolz rauſcht die Tiber, wie Dein Ruhm, dahin.
O Wohnſitz Du von Helden und von Göttern —
Soll Eine That nun Deine Zinnen ſtürzen?
Soll Deine Größe nun ſich ſelbſt erliegen?
Doch ſieh!

Aus der Vernichtung hebt ein Mann ſein Haupt empor!
Erblaſſend hört die Bosheit ſeines Namens Schall.
Ihr Götter! ſchützet ihn und ſein Beginnen!
Dich, Zeus, Erhalter! Vater Mavors, Dich!
Des Meeres und der Erde Götter! Euch,
Euch fleh' ich an für's theure Vaterland;
O ſchützet, ſchützt die Stadt und ihren Retter!
Wach auf, o Roma! Deine Rettung
Sei meiner Frevel Sühnung!

(Ein langſam brauſender Donner wird gehört.)

Wohl Dir, o Rom! wohl mir! Dank Euch, ihr Götter!
Mein Flehen iſt erhört.

(Er verſchwindet. Der Vorhang wird aufgezogen; das Impluvium erſcheint.)

# Erſter Akt.

---

## Erſte Scene.

Mitternacht. Das Impluvium, der innerſte unbedeckte, mit Gebäuden umgebene Hof in Catilina's Hauſe. In der Mitte ſteht der Altar der häuslichen Schutzgötter, mit Fackeln beleuchtet, aus deren Mitte, hinter dem Opferfeuer, ein großer ſilberner Legionsadler hervorſtrahlt. Die verſchworenen Senatoren und Ritter verſammeln ſich.

**Cajus Catilina** ſteht, in ſich gekehrt, ganz allein im Vordergrunde; in einiger Entfernung **Silanus** aufmerkſame Blicke auf ihn heftend.

**Silanus.**

Beinahe macht der reine Jüngling mich erblaſſen!
Er ſteht in Mitte der verruchten Rotte hier
Wie eine Götterwarnung, wie ein Schattenbild,
Das aus dem Orcus ſtieg, an Recht und Tugend mahnend.

(Er zieht ſich zurück).

**Cethegus** (vortretend).

Wo weilt denn Catilina? Trägheit lieb' ich nicht.
Umſchauert doch ſchon tiefe Mitternacht die Stadt.
Mich ärgert's, daß er ſäumt; durch Haſt erringt man nur.

**Lentulus** (mit ſelbſtgefälligem Lächeln).

Mich ärgert's nicht; man eile oder weile! Was
Der Schluß des Schickſals heiſcht, das wird und muß
geſcheh'n.

(Sich behaglich an Curius wendend.)

Mein Loos iſt mir beſtimmt, die Größe mir gewiß;
Denn drei Cornelier ſind's, die Rom beherrſchen müſſen.
So künden es die Seher, ſo Sibilla's Bücher.
Cornelius Cinna und Cornelius Sylla haben
Vom hohen Götterſpruch zwei Theile ſchon erfüllt.
Und ſäumet nur der dritte noch? — hier bin ich, Rom!

(Bei Seite.)

Ihr Thoren! müht, zerſtöret, quälet, tödtet euch —
Ich tobe nicht, und herrſche bald auf euern Trümmern.

**Cethegus** (zu Barguntejus).

Was ſchwazt der Thor? umblüh'n ihn ſeine Träume wieder?
Das Glück erringt man nicht im Schlaf, kraftloſe Seele!
O daß doch einmal Aufruhr und Tumult begännen!
Dann werde das gefährlichſte Geſchäft mein Theil.

(Beide verlieren ſich unter den übrigen. Lucius Cornelius, Curius, Barguntejus und Caſſius fügen ſich zum Geſpräch zuſammen.)

**Caſſius** (zu Lucius Cornelius.)

Verzage nicht! auf Catilina darfſt Du bauen.
Wo wandelt noch ein Mann, begabt wie er,
Da Haupt und Fauſt zu ſein, wo That und Thäter
ſchwanken?
Geſchmeidig weiß er ſich in jedes Herz zu ſchleichen,
Gewandt in jeden Kopf, in jeden Sinn zu finden,

Und ſich ſtets ſo zu zeigen, wie's die Lage will.
Liſt herrſcht in ſeinem Geiſt, wenn er erfinden muß;
Doch flammt er ſchnell von Muth, ſobald es Handeln gilt.

(Silanus tritt wieder hervor, Cajus erblickt ihn, und wendet ſich haſtig an ihn.)

**Cajus.**

Und Du, Ehrwürdiger! Rom's Schutz und Schmuck!
Du leihſt dem frevelnden Beginnen Schutz und Würde?
Es ſtrahlt Dein Silberhaar gleich dem Cohortenbilde,
Um welches die Empörer ſich verderblich ſammeln.
Tritt aus dem Gräuelbund, und Schaaren folgen Dir,
Die jetzt Dein Wiederſchein zur Laſterthat verblendet.

**Silanus.**

Dein himmliſches Gemüth erkannt' ich lang, o Jüngling!
Auch meinen Geiſt umnebelte Dein ſchlauer Vater,
Ein ſchönes Ziel mir heuchelnd, das er nimmer kennt.
Leichtgläubig ließ ich mich vom Lügenbilde täuſchen,
Trat in den Bund und Viele folgten meinem Schritt.

**Cajus.**

Verzweiſle nicht! Denn Dich kann Eine That entſühnen.

**Silanus.**

Und dieſe That?

**Cajus.**

Zieh meinen Vater aus dem Bund!
Er hat Dein Herz verblendet; hebe Du den Nebel,
Der nun ſein Aug' umgibt! Zeig' ihm die Frevelthat,
In ihrer Schwärze, zeig' ihm Rom, das er nicht rettet,
Nein, einer Schaar von Wüth'richen dahingibt!

**Silanus.**

Ja, Götterjüngling! Dein Verlangen werd' erfüllt.
Das ſchöne Morgenroth, das Deiner Seel' entſtrahlt,
Wird bald die Nacht der tückiſchen Verſchwörung ſcheuchen.

## Zweite Scene.

**Catilina** tritt ein. **Die Vorigen.**

**Einige der Verſchwornen.**

Er lebe, unſer Retter!

**Andere.**

Catilina lebe!

(Mehrere drängen ſich an Catilina, und er ſpricht mit Jedem.)

**Varguntejus** (zu Catilina).

Und doch gedachteſt Du an Dein Verſprechen nicht.

**Catilina.**

Ich ſpreche vom Verſprech'nen nie, bis ich's erfüllt.
Geh heim! Dir werden vier Moloſſerhunde
Am Thor entgegen ſchnauben.

**Varguntejus.**

Vier Moloſſerhunde!
Nun weich' ich nimmermehr aus ihrer Mitte. Götter!
O gebt mir Jagd und Hunde — und mein Glück iſt voll!

**Catilina.**

O wenn Du ſie erſt ſehen wirſt, die muth'gen Thiere!
Auf mächt'gen Pfoten ſchreiten ſie voll Ernſt einher;
Muth ſtrahlt aus jedem Blick und Treu' für ihren Herrn.
Sie ſcheuen keinen Panther, faſſen Dir den Tiger,

Und ſtöbern Dir den Löwen aus der Höhle auf.
Diana dürfte ſich der Hunde traun nicht ſchämen!

**Vargunteius.**

Dank Dir! Mein Leben Deinem Dienſt!

**Caſſius** (den Catilina wegziehend).

's iſt nied're Leidenſchaft! Ich rühme mir das Pferd.

**Catilina.**

Du überliſt'ger Schalk! Du weißt doch fein zu mahnen.
Es iſt, beim Zeus! ein edles Thier um ſo ein Pferd.
Ein Hund iſt ja vielmehr zu Nutzen und Gebrauch;
Doch mit dem Roſſe fliegt, gleich kühn und frei,
Auch Leib und Seele hin.

**Caſſius.**

Ja, das heiß' ich geſprochen,
Wie ſich's für einen Mann von Deinem Geiſte ziemt.

**Catilina.**

Dein edlerer Geſchmack verdient auch edlern Lohn:
Mein Gallier ſoll Dich heut' wie'n Blitz nach Hauſe tragen.
Und wenn Du Dich von ſeinem ſchönen Körper ſchwingſt,
So flüſtr' ihm ins geſpitzte Ohr: Der Überläufer
Soll's nicht mehr wagen, mir zur leeren Marmorkrippe
Zurückzukehren!

**Caſſius.**

Kann ich je genug Dir danken?

**Catilina** (zu Lucius Cornelius).

Mein Freund Cornelius? Glück zu! nimm dieſen Kuß!
Ihn ſendet Oreſtilla Dir, von Liebe glühend.

**Lucius Cornelius.**

Wär's möglich? Sie, die Stolze? Nein, ſie ſpottet nur.

**Catilina.**

Sie hatte Dich verkannt; ich ſchilderte Dich ihr:
Da ward ihr ganzes Herz von Lieb' für Dich erfüllt.
Bei Phöbus nächſtem Morgenglanze harrt ſie Dein.

**Lucius Cornelius.**

Du biſt ein Gott, o Catilina! Lied und Opfer
Will ich Dir weihen.

**Catilina** (ſich an Publius Sylla wendend).

Nun, edler Freund, nun ſoll Dein Heldenlauf beginnen;
Denn aufgethan wird Dir die weite Siegesbahn,
Und Deiner Locken harrt der ew'ge Lorbeer ſchon.

**Sylla.**

Nun ſoll mein Name bald in allen Straßen hallen.
Du gibſt mir Größe, weil Du groß biſt, Catilina!

**Catilina** (zu Autronius).

Und Dir, Du Armer, iſt geholfen! Schuldenlaſt
Muß keine ſolchen Männer drücken. — Nimm!
Es ſei Dir Bürge nahen Ueberflußes.

(Er gibt ihm eine Geldbörſe.)

**Autronius.**

Was immer Du beginnſt — es müſſe Dir gelingen!

**Catilina.**

Nun, Freunde, tretet näher! Schließet einen Kreis —
Um den Altar, damit wir würdig uns berathen!

(Die Verſchwornen ſchließen einen Halbkreis um den Altar. Catilina ſtellt ſich in die Mitte vor denſelben. Langes Schweigen, da er ernſt und düſter umherblickt.)

Nur wenn Ein Ziel erprobte Männer feſt verbindet,
Kann eine große That zur gold'nen Reife blüh'n.
Euch hab' ich treu befunden in den wilden Stürmen,
Die durch das Reich mit tobender Gewalt hinſtürzten,
Da Ahnenſtolz von unſerm Mark ſich Kräfte ſog.
Nur Macht und Trotz errafften Ehre, Rang und Schätze:
Uns blieb allein Verachtung, Mangel und Gefahr.
Sie ſehen Könige vor ſich bang flehend ſteh'n;
Wir dürfen ſchwankend kaum den Marmorwänden nah'n.
Sie füllen Meere, ebnen Berge, ruh'n auf Gold;
Uns faßt der Hunger in durchwachten Nächten an.
Sie bau'n Paläſte, die das Kapitol beſchämen,
Von Mädchenlauten klingen ihre Prunkgemächer,
Ihr Hochmuth ſchäumt, wie Chierwein in ihren Bechern;
Uns wärmt kein eig'ner Herd, uns ſchützt der Hausgott kaum.
Wie lange, Römer, wollt ihr ſolche Schmach noch dulden?
Erwachet! fühlt die Stärke, die darnieder lag,
Wie Saaten, die des Sturmes Uebermuth zertrat!
Beginnet nur! Beginnen reißt zum Ziele fort.
Seht Reichthum, Freiheit, Ehre, Macht und Ruhm euch ſtrahlen!
Sie harren weiblich mild nur auf des Siegers Hand.
Ein Leben nur, nur Eine Seele ſei der Bund,
Und Jeder denke ſich im Ganzen nur erfreut!
Braucht mich, wozu ihr wollt, zum Kämpfer oder Führer!
Mein Körper und mein Geiſt ſei euch und Rom geweiht.

**Curius.**

Wir ſteh'n auf Deinem Muth feſt wie auf ſich'rer Erde.
Du biſt der Adler uns, um den wir uns verſammeln.
Nun ſage frei: Wie ſoll der Sturm des Krieges toben?
An welchem Ziele ruh'n? Was ſollen wir vollbringen?
Wie kämpfen? Was erdulden? Welchen Lohn erwarten?

**Catilina.**

Nichts vom Erdulden! Nichts vom Lohn! Euch muß
erfreu'n,
Was euch gebührt. Dem Tapfern fröhnt die feige Welt;
Die Mächtigen, die euch wie Flaumen ſpielend blieſen,
Soll nun der Aechtung Fluch auf ferne Fluren ſcheuchen.
Dann iſt die Schuldenlaſt, die euch zermalmt, getilgt,
Dann ſtehen euch die heitern Villen und die ſtolzen
Paläſte offen; Schätze winken euch zu ſich.
Dann ſoll ſich das Verdienſt nicht ſchamhaft mehr verhüllen,
Die Kraft ſich nicht mehr ſcheu ins Kleid der Schwäche
bergen.
Dann ſtrahlt euch Mittagsglanz erſehnter Ehrenämter,
Des Conſuls Purpurkleid, des Imperators Krone.
Vom Stuhl von Elfenbein wird eure Stimme herrſchen,
Der Siegeswagen wird euch durch die Straßen tragen,
Von euerm Willen wird das Tribunal erſchallen,
Und in der Tempel opferhellen Säulenreih'n
Wird eure Hand der Götter hohen Dienſt vollzieh'n.
Dann wird euch kein Pompejus Ungewitter thürmen,
Kein Craſſus ſich auf euren Schätzen freundlich bläh'n,
Kein Cato euch mit frechem Königsſtolz befehlen,

Kein Cicero euch ſchlau mit ſchönen Worten gängeln.
Euch will man gängeln! Euch befehlen! Euch mißhandeln!
(Umhergehend.)
Dich, Sura, edle Kraft! Dich ſoll ein Schwächling lenken!
Du, Caſſius, dem Götter Götterſprache gaben,
Du ſollſt mit ſchlechtem Pöbel auf dem Forum ſtehen,
Und ſchweigen, oder mit erkauften Sclaven jauchzen,
Wenn Unverſchämte auf der Rednerbühne faſeln?
Autronius, Du hinterm Siegeswagen ſchleichen,
Den Kranz des Sieges, welchen Dein Muth nur errang,
Auf eines Feigen unverbrannter Stirne ſeh'n?
Euch, Syllas, edles Bruderpaar, ſoll Mangel drücken?
Euch Mangel, die an Geiſtesreichthum, Herzensfülle
Und Biederſinn wie Roma's erſte Jugend ſind!
Denkt eures großen Ahnherrn, ſeiner großen Siege!
Was er war, ſeid ihr wahrlich auch, und müßt es bleiben.
Die Zeiten ſollen ſich durch euern Arm verjüngen, —
Nun auf zum Kampf! Der Kraft folgt Sieg, dem Siege Glück.
Fortuna bleibt nie hinterm Muthigen zurück.

**Cethegus.**

So laß uns wiſſen, wie Du Alles angeordnet,
Und wie die Sachen ſteh'n in Rom und außer Rom!

**Catilina.**

Vertheilt hab' ich die muthigſten und klügſten Männer.
Sie ſtrahlen durch Italien umher wie Fackeln,
Um welche ſich in dunkler Nacht die Wand'rer ſammeln,

Wie feſte Sterne, die des Schiffers Lauf beſtimmen.
Schon warb uns Manlius bei Fäſulä ein Heer;
Septimius ſteht im picenniſchen Gebiet,
Von düſtern Schaaren Unzufriedener umfloſſen,
Und Julius ſammelt Truppen in Apulien.
Schon ſchütteln Piſo's Legionen freud'ge Waffen
In Spanien, und Nucerinus führt
In Mauritanien uns günſt'ge Adler hin.
Dies außer Rom; doch in Rom ſieht's noch beſſer aus.
Antonius der Konſul, iſt für uns gewonnen,
Und Craſſus haßt uns nicht, und Cäſar droht uns nicht.

**Cethegus.**

Du haſt erſonnen, haſt gehandelt. Recht ſo, Catilina!
So laß uns denn das große Schauſpiel kühn beginnnen!
Vertheil' die Rollen, wie ſie Jedes Kraft entſprechen!

**Catilina.**

Es wähle Jeder ſelbſt, wie Muth und Kraft ihn treibt.

**Lentulus.**

Ich wähle, wenn Du ferne biſt, den Vorſitz mir
In unſerer Verſammlung.

**Catilina.**

Weiſe, Lentulus!
Du liebſt Gemächlichkeit, wir aber Dich noch mehr.
Ihr Freunde ehrt den wackern Präter wie mich ſelbſt!

**Caſſius.**

Ich ſchleudere den Brand in der Paläſte Zinnen.
Sie ſollen mir wie ihrer Schwelger Hochmuth ſinken,
Wenn helle Flammen über ſie zuſammen ſchlagen.

**Cethegus.**

Die Flammen duld' ich nicht; ich löſche ſie mit Blut.
Es ſoll der Mord mit gräßlichem Geheul mir folgen;
Und wenn ihr unter Todtenhügeln mich vermißt,
So ſuchet mich auf Cicero's verhaßter Leiche!

**Catilina.**

Dich nenn' ich einen Mann. Ja — Cicero —
Ich kannte nie die Furcht — doch er lebt mir zuwider.
Er ſtellt ſich drohend zwiſchen mich und meinen Plan,
Und jeden meiner Schritte, ſei er noch ſo leiſe,
Er weiß ihn, und erräth beinahe, was ich denke.
Nun aber — o, daß ſich der Abgrund öffne; —
Nun will ihm morgen der Senat das volle Siegel
Der Allgewalt — erblaßt nicht, Männer! — anvertrau'n.
(Dumpfes Gemurmel der Beſtürzung unter den Verſchwornen.)

**Einige.**

Wie? Cicero?

**Andere.**

Da ſind wir nun verloren.

**Catilina** (ruhig).

Schlimm iſt's fürwahr! ja nun iſt ſeine Macht vollkommen,
Und was er thut, iſt recht, und muß vollzogen werden.
Schnell kann er ſein, d'rum müſſen wir noch ſchneller ſein!
Nur er ſteht uns allein im Wege noch.
Lebt er, ſo ſind wir nichts. Er fall' — und wir ſind Alles! —

Nun, Cethegus? auf weſſen Leiche ſollen wir
Dich ſuchen?

**Cethegus.**

Nur auf ſeiner — wenn der Kampf begann.

**Catilina.**

Nicht früher?

**Cethegus.**

Dann entging das Opfer meinem Schwert!

**Catilina** (ſich an die Uebrigen wendend).

Wer will den ſchönen Heldenſinn der Noth nachſetzen?

(Varguntejus und Cornelius treten vor.)

**Vargunteju s.**

Ich ſeh' es ein, hier muß der Held dem Mörder weichen.

**Cornelius.**

Wir bringen Dir dies Opfer — — —

**Vargunteju s.**

Das uns nicht Ehre bringt.

**Catilina** (ſie umarmend).

Willkommen Freunde! Dank und Lohn ſoll euch beglücken.
Wie aber wollt ihr nun die große That vollzieh'n?

**Vargunteju s.**

Wir ſind in Cicero's Palaſt nicht ſelt'ne Gäſte.
Auch gönnet er, von Stolz und düſterm Ernſte fern,
Zu That und Rede Jedem ſtets den freien Zutritt.
Wenn morgen kaum der Tag das Kapitol beſtrahlt,
Begeben wir uns ruhigſtill und wie gewöhnlich,
In ſein Gemach, wenn ihn der Morgentraum noch ſchaukelt.

Noch auf dem Lager ruhend, ſollen unſ're Dolche
In ſeinem Buſen ruh'n, den Schlummernden entſchläfern.

**Catilina.**

So bleibt nichts mehr zu thun; wir ſind am ſchönen Ziel.
Habt ihr die That vollbracht, dann bringt ſein Blut am Dolch,
Und neu belebt flieg' ich zum Heer nach Fäſulä,
An ſeiner Spitze raſch zum Siege einzuzieh'n.

(Zu Sylla.)

Dir, edler Jüngling, ſei das Heiligſte vertraut!

(Er gibt ihm den ſilbernen Legionsadler vom Altare der Penaten.)

Zieh hin ſogleich in nächt'ger Hülle,
Bring ihn dem Heer in tiefer Stille,
Und laß zu ihm die Krieger ſchwören!
Hellſchimmernd ſtrahl' er ihrem Blick
Entgegen wie das gute Glück! —

(Zu Allen.)

Lebt wohl, ihr Muthigen! bald hellt die Nacht ſich auf.
Als Sieger ſehen wir im frohen Rom uns wieder!

(Sylla wiederholt mit erhabner Stimme den letzten Vers, und entfernt ſich raſch und freudig. Die Verſchwornen folgen ihm, bis auf Silanus und Cajus, welcher unbemerkt am Altare ſtehen bleibt.)

## Dritte Scene.

**Catilina. Silanus. Cajus.**

**Catilina.**

Leb wohl, ehrwürdiger Silan!

**Silanus.**

Damit ich würdig
Der Ehre bleiben kann, ſo lebe wohl — auf immer!
Ich ſage mich vom Bunde los; denn ſein Beginnen
Iſt ſchändlich, Herrſchſucht und Roms Sclaverei ſein Zweck.
Wir ſuchten Römer auf — Du dingeſt Mörder nur.

**Catilina.**

Wie? lag ich ſinnenlos in einem Fiebertraum?
Der würdige Silan ſagt ſich vom Bunde los?
Ich ſchaudere. Du warfſt mir einen Feuerfunken
Verzehrend in die Seele.

**Silanus.**

O wie verkenneſt Du den größten aller Männer!
Entehrend iſt der Mord, den Du ihm ſenden willſt.
Tritt aus dem Frevelbund, damit er enden muß!
Der Conſul wird Dich preiſen, Rom Dich hoch belohnen.

**Catilina.**

So lebe wohl! Laß mich allein! Ich reiſe nicht.
Erleuchtender Betrachtung ſei die Nacht geweiht.
Hier am Altare will ich flehend ſie durchwachen,
Was mich die Götter lehren, ſtreng und fromm vollzieh'n.

**Silanus** (ihm die Hand ſchüttelnd).

Leb' wohl!

(Im Abgehen.)

Sein raſcher Geiſt geräth in Irren leicht;
Allein durch Sturm und Nacht ſtrahlt ihm der Wahrheit Glanz.

---

## Vierte Scene.

### Catilina. Cajus.

**Catilina.**

Leichtgläub'ger Thor! Du wirſt die Wahrheit nie erblicken,
Wirſt ſtets ein Spielwerk ſein des Starken, der Dich nützt.
Nicht Dein bedürfen wir, nur Deines Silberhaars.
Ehrwürd'gen Schein ſollſt Du uns leih'n, nicht Deine Schwäche.
Nun flugs nach Fäſulä!

(Er erblickt im Weggehen ſeinen Sohn.)

So muß die Memme denn mir ſtets zur Seite ſteh'n,
Wenn ich allein will ſein? Hat er wohl gar gelauert?
Er hat in Geiſt und Herzen nichts mit mir gemein,
Und haßte mich, wenn Haß ihm nicht zu kräftig wäre. —

(Laut.)

Was ſoll's hier am Altar? Wer rief Dich her?

**Cajus.**

Die Götter!

**Catilina.**

Mag ſein; ſie ſind des Schwachen Schutz, des Feigen Troſt.

**Cajus.**

O nein; ſie ſind des Schwachen Schutz, des Böſen Qual.
Mein Vater!

**Catilina** (mit Hohn).

Du mein Sohn?

**Cajus.**

O höre!

**Catilina.**

Meinen Fluch!

(Er verläßt ihn mit einem Blick voll Zorn und Verachtung.)

**Cajus** (knieend).

Ihr guten Götter, gebt, daß ich Roms Retter werde!
Erfüllet mich, ihr Himmliſchen, mit Himmelsglut,
Daß ſchön und glücklich ende, was ich nun beginne,
Daß ich dem Vaterland des Vaters Herz gewinne!

(Er entfernt ſich freudig und hoffnungsvoll.)

---

## Fünfte Scene.

Garten auf Fulvia's Villa. Mondnacht.

**Fulvia.** Gleich darauf **Mirtis,** eine Laute tragend und eine Rolle.

**Mirtis.**

Die Laute bring' ich Dir, wie Du befohlen.

Der keuſchen Göttin öffne nun Dein Herz,
Gebieterin, das ſonſt verſchloſſen iſt!

**Fulvia.**

Die heutige Verſammlung währt auch lange!
Wie? oder könnte Curius vergeſſen?

**Mirtis.**

Sich ſelber wohl, Dich aber nicht.

**Fulvia.**

Wohl mir!
So kann's nicht fehlen, Alles zu erkunden.
Dann, Cicero, dann ſollſt Du es erfahren,
Daß ich nicht lieben nur, auch ehren kann.

**Mirtis.**

Doch wird der Conſul auch den Dienſt erwägen?
Staatsmänner denken mehr an ihre Größe
Als an die Kleinen, die ſie groß gemacht.

**Fulvia.**

Sein Ruhm ſei groß, und Rom durch ihn gerettet!
Und wenn auch mir kein Dank die Seele labt,
Und wenn mein Nam' auch nicht zur fernen Nachwelt
Hinüberklingt — die Götter wiſſen's doch!

**Mirtis.**

Und werden's lohnen. Höre nun das Frohe!
Kaum hatte Dir der Schlaf in jener Laube
Zur Dämm'rungszeit die Augen zugeſchloſſen,
Als Dir Catullus dieſe Rolle ſandte,
Von einem gold'nen Mirtenzweig geknüpft.

**Fulvia** (die Rolle freudig öffnend).
Ach, Lieder! Neue Früchte ſeines Genius!
Wie weiß er ſchöne Gaben ſchön zu geben!
(Die Rolle durchblätternd.)
„An Lesbia.“ Die Falſche liebt ihn nicht.
Was thut's auch? Er liebt ſie; das macht ihn ſelig.
Ach! „Klag' um Lesbiens Sperling.“ Armes Thierchen!
(Mit froher Aufwallung.)
Sieh da! „An Marcus Tullius Cicero.“ —
(Sie liest mit geſpannter Aufmerkſamkeit.)
Wie fein und herzlich er dem Conſul dankt! —
Ja, edler Sänger, Edles ſollſt Du wirken!
Ich fühl's, es ſpricht ein Gott durch Dich zu mir,
Im Purpurglanz mir ſeine Größe zeigend.
Laß mich allein! Denn heilig iſt die Stunde
Dem innigſten Gefühl.
(Mirtis entfernt ſich. Fulvia ergreift begeiſtert die Laute, und rührt ſie zum folgenden Geſange.)

Ruhm und Wonne begleite Dich durch's Leben!
Weisheit, Liebe und Muth ſteh'n Dir zur Seite,
Deine Götter, die nie ein Herz verlaſſen,
Das ſie hold aufnahm. —

Brüte, Frevel! Erbrauſe, kühnes Laſter,
Stürm' in Nächten! — Melodiſch tönt ſein Machtwort —
Und wie Venus ſich göttlich hob vom Abgrund,
Blühet Rom neu auf!

## Sechſte Scene.

### Fulvia. Curius.

(Curius iſt während der letzten Strophe von Fulviens Geſang zur Lyra gekommen, und in Erſtaunen verſunken ſtehen geblieben.)

**Curius.**

Lebt Sappho? Schallet aus Elyſium
Das Chor der Wonneſeligen herüber?
Tönt aller Muſen Spiel vom Helikon?

**Fulvia.**

Ein volles Herz.

**Curius.**

Wer kann dies Herz erfüllen?

**Fulvia.**

Wem Kraft den Geiſt und Muth das Herz erfüllt.

**Curius.**

Gebiet'rin, ford're! Nichts ſei mir unmöglich.

**Fulvia.**

Dir fehlt der Ernſt, Du ſuchſt nur Scherz und Taumel.

**Curius.**

Verwünſcht ſei Scherz und Luſt, wenn Du ſie haſſeſt!
Gebiet'rin, ich kann thun, was Du gebieteſt —
Nur ohne Deine Liebe leben nicht!
Die Zeit des Tändelns und der Ruh' iſt hin;
Der Ernſt iſt nun mein Gott, und Du, nur Du
Erhobſt zum Helden mich.

**Fulvia.**

Geſchah durch mich
Ein Wunder?

**Curius.**

Und iſt's denn auch ein Wunder,
Daß Weiberblicke Wunder thun?

**Fulvia.**

Ja, Freund!
Der Liebe ſind die Götter hold, der ganze
Olymp bewegt ſich raſtlos um ſie her,
Und Himmel iſt in ihr und außer ihr.
Doch trübt auch nirgendwo das kleinſte Wölkchen
So leicht den Horizont, als in der Liebe,
Und nimmer ſteht ein Herz der Furcht ſo offen,
Als wenn es ſich getreuer Liebe weiht.
So wirſt Du mir auch glauben, was ich litt,
Als ich zwei Stunden dieſer Nacht Dein harrte.
Hat er vergeſſen, rief ich, Lieb' und Schwur?
O nein! das kann er nicht, das wird er nie.
Doch ſolche Kälte? ſo entfernt zu bleiben
Von mir! O nein, Du liebſt mich nicht!

**Curius.**

Mein Leben ſei Dir Zeuge meiner Liebe!
Bald ſollen Thaten meinen Schwur verbürgen.

**Fulvia.**

Da dacht' ich mir: es wird ihm dieſe Nacht
Viel Großes und Bedeutendes aufſchließen;
Mit Unmuth wird er in dem Kreiſe weilen,

Der ihn von mir ſo lange trennt, und raſch,
An mich nur denkend, zu mir eilen wollen;
Doch düſter werden ihn die Männer faſſen,
Beſchwörend, die Verſammlung nicht zu meiden,
Da ſie des Mannes Kraft nicht miſſen kann.
Nicht wahr, ich hab's errathen, Freund, ſo iſt's?

**Curius** (mit eitlem Lächeln).

Ich kann's nicht läugnen — ſo — beinahe ſo — —

**Fulvia.**

D'rum mußte Luna Deinen Platz erfüllen.

**Curius.**

So wahr ich lebe, ſüße Freundin! Bald
Will ich Dich mit den beſten, köſtlichſten,
Erleſenſten Geſchenken überhäufen.

**Fulvia.**

Ach wer ein Mann ſein dürfte! Er kann doch
Großmüthig was er liebt, mit Allem ſchmücken;
Ihm ſteht die Erde dienend zu Gebot,
Denn ſeiner Kraft muß jede Kraft gehorchen.
Vor ſeinem Blick liegt alles Wichtige
Entfaltet; er darf Großes kühn ausführen,
Und muthig ſeinem Ziel entgegen ſchreiten,
Indeß das Weib, in Heimlichkeit gehüllt,
Genießen muß, was ihr ſich ſelbſt anbietet,
Und harren, bis des Lebens ſchönſte Stunde
Den ſtillgenährten Wunſch erfüllen will.

**Curius.**

Dich quälte Angſt?

**Fulvia.**

Wußt' ich, was die Verſchwörung
Beſchloß, und welch' Geſchäfte ſie Dir auftrug,
Das Ruh und Leben Dir gefährden konnte?

**Curius** (lächelnd).

Mir nicht; ich wähle mir ſtets Sicherheit
Und leichte Müh'; doch einem Andern droht
Die Parze — — Cicero — — —

**Fulvia.**

Wie — — — Cicero?

**Curius.**

Ja, Cicero iſt uns ein Dorn im Auge,
Ein Fels, der unſerm Kahn die Bahn verwehrt.

**Fulvia** (ängſtlich).

Was hindert, ſchafft man ja gern aus dem Wege? —
Gewiß hat Cicero — o ſprich! ich leide.
(Wehmüthig und zärtlich.)
Mir bangt — der Mächtige will Dich mir rauben.

**Curius.**

Er raubt Dir nichts; wir rauben ihm — das Leben.

**Fulvia** (in Schrecken).

Das Leben? ihm?

**Curius.**

Dir zittern alle Glieder?

**Fulvia.**

Verzeih! ich bin ein Weib — und Mord iſt ſchrecklich.
(Mit Faſſung.)
Doch, Freund! Wenn ihn nur Argwohn nicht erfüllt,

Und er der That zuvorkömmt, eh' ſie reift?
Ihr ſäumt doch nicht?

**Curius.**

Die nächſte Morgenſonne
Geht über ſeine Leiche auf.

**Fulvia.**

Ach — — recht ſo!
Allein — es droht Dir bei der That Gefahr.

**Curius.**

O ſei nicht bang, Du ſüßes Göttermädchen!
Ich ſchlug ſie aus die That, um Deinetwillen.
Da boten ſich flugs ein Senator und ein Ritter
Zu Thätern an. Sie geh'n in ſein Gemach
Bei früher Dämmerung, wenn ihn der Schlummer
Noch lieblich in den weichen Armen hält,
Und eh' der Sonne Licht Rom's Zinnen ſchaut,
Iſt ihm das Licht des Lebens ausgelöſcht.

**Fulvia** (in Verwirrung).

Die That iſt ſchrecklich — aber — kühn und groß;
Entſetzlich — doch — was ſein ſoll, muß geſcheh'n.

**Curius.**

Ja, er muß ſterben, daß wir fröhlich leben.
Du ſchwankſt? (Er faßt ſie in die Arme.)
Ich war ein Thor, Dich ſo zu ſchrecken.

**Fulvia** (der Ohnmacht nahe).

O Curius!

(Sie verhüllt ſich das Angeſicht, und berührt in der Bewegung die Saiten der Lyra, daß ſie erklingen.)

**Curius.**

Sieh da! Die Laute ſchlief,
Und Du haſt ſie erweckt. Die Götter ſenden
Dir dieſen Wink: Der Saiten holdes Spiel
Verſcheucht das Gräßliche aus Herz und Geiſt.

**Fulvia.**

Wohl, lieber Freund! Doch meine Hand iſt matt,
Und Froſt durchſchaudert mich. Ich bin ſo müde,
Ich bin verwirrt, ich habe Ruhe nöthig.
Der Schlummer wird mich ſtärken, daß ich fröhlich
Vernehmen kann, was ihr vollbracht. — He, Mädchen!

(Zwei Sclavinnen kommen.)

Leb' wohl!

**Curius.**

Leb' wohl! ſchlaf ſüß! komm bald, o Sonne!

(Ab.)

**Fulvia** (nach einigem Nachſinnen).

„Die Laute ſchlief, und Du haſt ſie erweckt."
So ſprach er — Götter ſenden mir den Wink.
Ja, Cicero — Du biſt gerettet!

(Ab mit den Sclavinnen.)

## Siebente Scene.

Das Impluvium in Catilina's Hauſe.

**Catilina** (zu dem ihm folgenden Sclaven).

Liſch aus die Fackeln! räume den Altar!

(Cajus tritt unbemerkt herein.)

**Catilina** (zum Sclaven).

Steht mir das Roß bereit?

**Sclave.**

Es harret Dein
Am Fuß des Esquilin.

**Catilina.**

Ich reiſe nicht;
Doch laß das Pferd nur ſammt dem Sclaven ſteh'n.
Es ſoll im Hauſe ſich kein Laut mehr regen.

(Der Sclave entfernt ſich.)

**Catilina.**

Ich reiſe flugs — doch Du ſollſt es nicht wiſſen.

(Er will fort; Cajus tritt ihm in den Weg.)

**Cajus.**

Mein Vater!

**Catilina** (betroffen).

Du hier? — leitet Dich ein Traum?

(Er ſchüttelt ihn.)

Wach auf, beim Zeus! Dir blüh'n hier keine Blumen.
Gib Dich zur Ruh!

**Cajus.**

Ach, Vater, Deine Unruh
Raubt mir die Ruhe.

**Catilina.**

Knabe! wer ſagt Dir,
Daß ich unruhig bin?

**Cajus.**

Du ſelbſt, Dein Blick,
Dein Todesantlitz, Dein raſtloſes Wachen.

**Catilina.**

Gib Dich zur Ruhe, blöder Knabe!
Und wiederhole Dir die Lehre:
Wer Rath will geben, muß nicht Rath bedürfen.
(Er will fort.)

**Cajus** (ihn zurückhaltend).

Mein Vater! nein — ſo kann ich Dich nicht laſſen.

**Catilina** (bitter).

Du biſt mir unnütz, ohne Muth und Kraft,
Kannſt nimmer meinen Siegeswagen lenken.
So ſchwärme denn in Platons Sphärenklang,
Koſ' mit den Weſten, rühr' das Saitenſpiel,
Ernähre Vögel, tändle mit den Blumen —
(Mit ſteigendem Hohn.)
Allein wo Männer handeln, bleibe fern,
Und dränge Dich nicht in den Rath der Größe!
Ruh ſanft, und liebe Deine Götter!

**Cajus** (in Begeiſterung).

O glücklich, wer die Götter lieben kann

Ihm wird die Liebe Pflicht und Pflicht zur Liebe;
Ihm lächelt Alles Muth und Hoffnung zu
Und ſüßen Glauben an das Herrliche.
Laß ab, und bleib auch Du der Götter Freund!
Denn, Vater! — ich muß Alles wagen.

**Catilina** (mit Ingrimm).

Du wagen, was denn wagen?

**Cajus.**

Ruh und Leben.

**Catilina.**

Das klang wohl hoch?

**Cajus.**

Muß Rom erretten.

**Catilina.**

Wodurch?

**Cajus.**

Und dürfte nicht Dein Sohn mehr bleiben.

**Catilina.**

Das warſt Du nie!

**Cajus.**

O daß ich's bleiben dürfte!

**Catilina** (ihn fixirend).

Lauſcht eine Schlange unter dieſen Roſen?
Und war die Weichheit gar wohl Maske nur?

**Cajus** (mit Ernſt und Exaltation).

Ja wiſſe, Alles wollt' ich erſt verſuchen,
Um Dich für Recht und Tugend zu gewinnen;
Doch, ſeh' ich, unerſchütterlich biſt Du

Im Böſen, und es kann Dich nichts bewegen,
Den Plan, den ſchändlichen, von Dir zu werfen.
Am Gängelbande ihrer Leidenſchaften
Führſt Du die Jünglinge zum Frevel an,
Und täuſcheſt Greiſe durch ein Lügenbild
Zur Gräuelthat. Ich weiß, Rom willſt Du ſtürzen,
Um, ruchlos herrſchend, Dich nie zu beherrſchen,
Und luſtberauſcht im Taumel fortzuſchwelgen.
Auftreten muß ich nun, wenn Du nicht endeſt,
Muß Dein Ankläger und Verderber werden.

**Catilina** (in wilder Empörung).

Kein Wort mehr, Knabe, wenn Dein ſchwaches Leben
Dir nicht verſiegen ſoll! — (Bei Seite.) Silan! auch er?
Welch fürchterliches Licht!

**Cajus.**

Ich muß, ich muß!
Die Pflicht gebietet es, die Götter wollen's.
Das Todesurtheil ſprach den Söhnen Brutus —
Soll nun ein Sohn des Vaters Mörder werden?!

**Catilina** (in höchſter Wuth).

Soll nun ein Lüftchen meinen Plan vernichten?
Ein Kind mir den Palaſt zerſtören?
Du mir im Weg? Zur Hölle, Böſewicht!
(Er ſtößt ihn mit dem Dolche nieder.)
Dort ſei mein Kläger!

**Cajus.**

Götter!

(Er fällt.)

**Catilina.**

Er fällt! ſtürz Himmel und Erde zuſammen!
Gegeben iſt blutig die Loſung zum Blut.
Auf, Wuth und Zerſtörung aus nächtlichen Gründen!
O raſet und heult! laßt mich nur ſein Röcheln nicht hören!
Auf, Sclaven! die Fackeln herbei!

(Sclaven kommen.)

Die Leiche hinweg! die Leiche hinweg!
Hinab in der Tiber erbrauſende Flut!
Die Leiche hinweg!

(Er ſtürmt fort. Cajus liegt lange bewegungslos da, Silan eilt herbei)

## Achte Scene.

### Cajus. Silanus.

**Silanus.**

So iſt's denn wahr? das Herz des Sohnes
Durchbohrt vom Vater? — doch — er athmet.

**Cajus.**

Es hat — ein Sclave — mich durchbohrt.

**Silanus.**

Du edelſter der Jünglinge
Wohl hat er eine Sclavenſeele,
Der dieſe That verüben konnte

**Cajus.**

Du weißt — Du weißt — —

**Silanus.**

Er ſelbſt geſtand,
Rief laut es aus in grauſer Wuth,
Daß alle Hallen gräßlich ſchellen.

**Cajus.**

Und muß ich ſterben? — welche Glut!

**Silanus** (die Wunde beſehend).

Die Wund' iſt tief, des Todes Wohnung.
(Zum Sclaven.)
Bring ſchnell herbei der Salben Kraft!
(Sclave ab.)

**Cajus.**

O wie entbrennt die Wunde mir!
Silan! o Hülfe, Freund!
(Der Sclave bringt ein Gefäß. Silan gießt davon auf die Wunde).

**Silanus** (nach einigem Beobachten.)

Die Salbe wirkt Erleichterung; er lächelt.
Sein Antlitz leuchtet wie von ſchöner Freude.

**Cajus.**

Glaubt, Freunde! hohe Wonne — fühlt mein Herz.
Seid vielmal mir willkommen, ſel'ge Schatten!
Wie labend kühl, wie mild iſt eure Wohnung!

**Silanus.**

Es wallt ſein Geiſt ſchon, wo er noch nicht iſt,
Auf Flügeln der verirrten Phantaſie.
(Er gießt wieder Balſam auf die Wunde.)

**Cajus.**

Brutus Söhne? — tauſendmal willkommen!
O welche Wonne — — — —

Wo bin ich? — weh — wo war ich kaum?
Mir ſchien, ich ſah Elyſium. —
Wie düſter iſt's! Silan! ich ſeh Dich nicht.
Wo biſt Du, Freund?

**Silanus.**

An Deinem Herzen, Sohn!

**Cajus.**

Ich fühle Tod in allen Gliedern! — —
Verkünde meinem Vater —
Daß ich nicht zürnend ſtarb! —
Seid gnädig, Todesgötter! — —
Freunde — welches Frühlingslicht! —
Stille des Himmels — — —

(Er ſtirbt.)

(Während der letzten Worte hat der Tag ſich aufgehellt, und der Schimmer der Morgenröthe den ganzen Raum erfüllt.)

**Silanus.**

Auf milden Schwingen holder Morgenröthe
Schwebt er zum Aufenthalt der Seligen.
Wohl ihm! —

(Nachdem er lange die Leiche betrachtet.)

Doch weh Dir, weh Dir, Catilina!
Er wird die Rachegöttin ſein, die Zürnende,
Die, unabläſſig ſich an Dein Beginnen heftend,
Mit Schickſals Allgewalt Dich in den Abgrund ſtürzt!

(Er verhüllt ſein Haupt. Sclaven löſchen die Fackeln aus, und knieen zu beiden Seiten des Leichnams hin.)

(Der Vorhang fällt.)

# Zweiter Akt.

## Erſte Scene.

Ein Gemach in Cicero's Hauſe.

**Cicero** ſchlummert ganz gekleidet auf einem Ruhebette.
**Terentia** kommt, mit einer Brieftafel in der Hand.

**Terentia** (ängſtlich lauſchend).

Soll ich ihn wecken? nimmer! heilig iſt der Schlummer
Des großen Mann's, wenn er von ſeiner Größe ruht. —
Und doch muß ich ihn wecken; Ruhm und Wohl des Staates
Und Ehre können an dem Augenblicke hangen.
(Nach einigem Sinnen.)
Geheimnißreich und wichtig ſcheint mir dieſer Brief,
Da er zur ungewohnten Stunde haſtig kommt.
(Mit ſteigender Unruhe.)
Er ſchlummert immer feſter, wie im Zauberſchlaf.
Nicht günſtig iſt die Macht, die ihn gefeſſelt hält.
Wach auf! mir bangt, mich drängt's, Dich zu erwecken.
(Sie ſchüttelt ihn ſanft am Arme.)
Mein Freund! mein Gatte!
(Cicero erwacht, ohne ſich ſogleich zu faſſen.)
Kennſt Du mich?

**Cicero.**

Terentia!

Die Gattin kenn' ich ja an ihrer Liebe leicht.
Sei mir willkommen wie der Glanz des neuen Tages,
Der über Dich und Rom der Freuden Fülle bringe!
Ich ſank nach Mitternacht erſt auf das Lager hin.
Bis dahin traf ich Anſtalt gegen das Beginnen
Der Frevler, die die Ruhe Roms zerſtören wollen;
Dies ſtörte meine Ruh. Ich ſah wie die Verſchwörung
Aus tiefem Grau'n der Nacht ihr Schlangenhaupt erhob;
Ich bebte ſchaudernd. Tauſend Bilder, tauſend Plane
Durchkreuzten mir den Geiſt, und rißen mich dahin,
Daß mich die Dämm'rung noch mit wachem Auge fand.
(Lächelnd und heiter.)
Was iſt's, das Dich bewog, mich aus dem Schlaf zu wecken?
Du weckſt nicht gerne; Frauen ſind der Stille hold.

**Terentia.**

Es ſandte Fulvia den Brief durch einen Sclaven,
Noch eh der Tag ſich aus dem Schooß der Dämm'rung hob.
(Cicero ſteht auf, und tritt mit dem Briefe vorwärts.)

**Cicero** (nachdem er geleſen).

Es gilt mein Leben. Die Verſchwörung will mein Blut.
Die Mörder werden bald erſcheinen, mich zu tödten.
Sie mögen kommen! Darauf war ich ſtets gefaßt.
Wer Großes will vollbringen, muß auf Neid und Haß,
Auf ſeinen Fall und ſeinen Tod bereitet ſein.

**Terentia.**

Ich merke, die Verſchwörung ſammelt neue Kraft.
O Gatte, waffne Dich! laß Deiner Rede Donner
Die Wüth'riche zermalmen! zeige Dich! dring' ein

In die Verſammelten! Dein Anblick wird ſie tödten.
Vernichte ihren Plan! errette Rom und uns!
Nichts hält ſie auf, wenn Du Dich nicht entgegen ſtellſt.

**Cicero** (ruhig).

Ich ſcheue nie Gefahr, wenn Pflicht und Ehre ruft. —
Der Brief entdeckt mir einen Anſchlag auf mein Leben.

**Terentia** (heftig erſchrocken).

Dein Leben? — Schreite nicht zu raſch! nicht Schnelle
frommt.
Es hat oft weiſes Zaudern nur den Sieg errungen;
Und ach, es muß der Edelſte oft ſchwach erliegen,
Wenn mit der Bosheit ſich die Übermacht vereint.
Thu',was der Conſul muß, thu', was die Pflicht gebeut, —
Doch eile keinen Schritt aus Liebesdrang für Rom!
Der Kluge rettet ſich, und handelt doch gerecht.

**Cicero** (zärtlich ſanft).

Du liebſt mich ſehr, ich ſeh's — mehr als Dein Vaterland.
Dich liebend werd' ich handeln. Geh in Dein Gemach!

**Terentia** (ihn küſſend).

Und wann darf ich Dich wiederſeh'n?

**Cicero.**

Wenn dieſer Tag
Entſchieden hat, und ich Dir wieder leben darf.

(Terentia ab.)

## Zweite Scene.

**Cicero** (allein.)

Gelingen wird's; es bürgen Kraft und Wille mir.
Zerſtören werd' ich ſie, die Schaaren der Zerſtörer. —
Doch wie beginnen, daß ſich die Verleumdung nie
Erkühnen darf, die ſchönſte That mir zu entſtellen? —
Verfahr' ich unerbittlich ſtrenge gegen ſie?
Allein der Fahne der Verſchwörung folgen Männer,
Von Muth und Kraft; die Strenge würde ſie empören,
Und ihre wilde Glut wie Sturm noch höher fachen.
Auch Jünglinge der edelſten Geſchlechter reißt
Der Strom mit unaufhaltſam tollem Brauſen hin.
Soll ich mit Leichen füllen glückbegabte Häuſer?
Nein! fremd ſei blutiges Beginnen mir, wie ſtets!
Die Rede ſei mein Schwert, mein Sieg die Überzeugung.
Im Friedenskleide will ich Rom den Frieden bringen! —
Ich höre kommen. Ja, ſie ſind's.
Noch ruht im weiten Haus des Schlummers Laſt auf Allen;
Das Leben will am Bild des Todes ſich erfreu'n.
Es ſoll die Stunde mir das hohe Vorbild ſein
Von meinem künft'gen Thun: Still ſiegen oder fallen!

## Dritte Scene.

**Varguntejus** und **Cornelius** treten mit Masken ein.
**Cicero.**

**Varguntejus** (erſtaunend zu Cornelius zurück).
Dem Tage kommt er ſelbſt zuvor.

**Cicero.**
Dem Tode ſelbſt.

**Cornelius.**
Du kennſt uns?

**Cicero.**
Wann barg die Maske Redlichkeit?

**Varguntejus** (zu Cornelius).
Schweig! haſt Du ſchon den Dolch gefaßt?

**Cornelius.**
Die Spitze blinkt.

**Varguntejus** (Cicero'n überfallend).
So ſtirb!

**Cicero** (ausbeugend).
Von Varguntejus Hand? Cornelius!
Auch von der Deinigen?

(Varguntejus und Cornelius fahren erſchrocken zurück, und reißen die Masken ſich herab.)

**Varguntejus.**
Wir ſind verrathen! nun,
Nun mußt Du fallen, fielen wir auch gleich mit Dir.

(Sie dringen neuerdings heftiger auf ihn. Cicero ſchlägt das Oberkleid zurück, und ſteht im blanken Bruſtharniſche da.)

**Cicero.**

Ihr ſeht, nicht unvermuthet überfielt ihr mich,
Und eure Liſt prallt an mir ab, wie euer Dolch.

(Sclaven eilen herbei.)

**Sclaven** (noch von innen).

Ha Mörder! eilt!

**Cicero** (ihnen entgegen tretend).

Zurück, zurück!

(Die Sclaven entfernen ſich.)

**Cicero.**

Setzt doch die Maske
Schnell auf den Kopf, damit die Sclaven es nicht ſeh'n,
Daß Römer eine ſolche That verüben wollten!
Ich will den Sclaven ſagen, daß es Sclaven waren.

(Beide ſetzen die Masken auf.)

Liktoren!

(Liktoren kommen.)

Führet dieſe Männer in's Gefängniß,
Doch ohne ihr vermummtes Haupt ſchon zu enthüllen.

**Vargunteius.**

O daß mich alle Furien zerfleiſchten!

(Sie werden auf Cicero's Wink abgeführt.)]

---

## Vierte Scene.

**Cicero** (allein. An's Fenſter tretend).

Wohlan! ich bin zum Kampf gerüſtet und gegürtet.
Es iſt mein Leben nun nicht mehr mein Eigenthum,

Dir, Vaterland, und dir, Unſterblichkeit, geweiht!
O höchſtes Weſen, laß mich mehr nun ſein, als Menſch!
Laß raſtlos immerfort Begeiſt'rung in mir glüh'n!
Nichts widerſteht, wo Geiſt und Muth mit Kraft ſich einen. —
Sieh da! Antonius! er eilt zu mir.
Auch Du biſt der Verſchwörung hold;
Auch Du biſt eine von den ſchwachen Seelen,
Die zwiſchen Ehrgeiz und Vergnügen ſchwanken.
Für Dich iſt ſchon geſorgt; Du wirſt mein eigen,
Und opferſt Deine Freunde Deinen Götzen.

### Fünfte Scene.

**Antonius. Cicero.**

**Cicero.**

Willkommen mir, Genoſſe meiner Würde!

**Antonius.**

Du machſt der Würde den Genoſſen würdig.

**Cicero.**

Ich weiß es wohl — Du kommſt des Staates wegen.
O läugne nicht! ich kenne meinen Mann.
Ich liebe ſelbſt den Staat ſo wie Du ſelbſt;
Allein es iſt ein unbeträchtlich Ding,
Das ich mit Dir vorher bereden möchte.

**Antonius.**

Der Staat — wer weiß denn, wie es jetzt ſich fügt?

**Cicero.**

D'rum wollt' ich nur ganz kurz — — —

**Antonius.**

Recht, nur ganz kurz — —

**Cicero.**

Von den Provinzen ſprechen.

**Antonius** (mit ſteigender Aufmerkſamkeit).

Von den Provinzen?

**Cicero.**

Wir können's auch zu and'rer Zeit bereden.

**Antonius** (ſehr aufgeregt).

O nein! Was ſich kurz abthun läßt, zuerſt.
Du ſagteſt, die Provinzen — Glücklicher!
Wie ſchön, wie herrlich iſt Dein Loos gefallen!
Ach, Macedoniens fruchtbares Reich
Fällt nach dem Conſulat Dir zur Verwaltung zu,
Mir Gallien, das arme, rohe Land!

**Cicero.**

Du weißt, daß Prunk und Glanz mich niemals reizt,
Und daß mir beide Länder gleichviel gelten. —
Ich laſſe Dir, obwohl das Loos es ſchon
Entſchieden hat, auch jetzt noch freie Wahl.

**Antonius.**

Verſuchen willſt Du mich; ich merk' es wohl.

**Cicero.**

Ich ſchwöre Dir bei meiner Conſulwürde,
Dein Wille ſoll geſcheh'n, und Niemand darf
Erfahren, daß Du es gewollt.

**Antonius.**
O Freund! ich glüh' für Macedonien.
In meinen Träumen ſchwebt's mir vor der Seele.
Ja, ich geſteh' es, daß ich Dich beneide
Um dieſe ſchöne blühende Provinz.
**Cicero.**
So ſei ſie Dein!
**Antonius.**
Mein? — dafür bin ich Dein
Es herrſche in uns Beiden nur ein Sinn,
So wie Ein Rom auf Erden herrſchen ſoll!
**Cicero.**
D'rum ſollen's Böſewichter nicht zerſtören,
D'rum ſoll nicht Catilina auf Rom's Trümmern
Vernichtend ſeiner Selbſtſucht Herrſchaft gründen!
So ſei es: die Verräther müſſen fallen,
Daß Rom nicht falle!
**Antonius** (in Verlegenheit).
Fallen müſſen ſie?
**Cicero.**
Meinſt Du es nicht?
**Antonius** (ſich faſſend).
Ich meine — wie Du meineſt,
Und will Dir nimmermehr entgegen ſein.
**Cicero.**
Freund! Das genüget nicht. Die kranke Zeit
Will Männer, die groß handeln, nicht klein ſchweigen.
Rom iſt der Schooß der gräßlichen Verſchwörung,

Und nimmer darf mein Auge von ihm weichen.
Darum mußt Du das Heer befehligen!
Mein Plan iſt aber ſo: ich zwinge nun
Den Catilina aus der Stadt zu weichen,
Da er noch ſtets des Frevels Antlitz birgt.
Iſt er nun zu dem Heere abgegangen,
Und zieht als off'ner Feind Rom's Burg entgegen,
Dann zweifelt Niemand mehr an ſeinem Plan;
Dann eilſt Du ihnen mit dem Heer entgegen,
Greifſt die Empörer an, vernichteſt ſie — —

**Antonius** (betroffen).

Vernichten? — Schwer iſt, was Du von mir forderſt,
Schwer mit dem Römerſchwerte Römerblut
Vergießen, ſchwer ſo manches theure Antlitz — —

**Cicero.**

Leicht wird's dem Römer mit Verrätherblut
Sein Schwert zu färben. — Conſul! Deine Pflicht
Gebietet Dir, wofür ich Lohn Dir biete.
Es gilt ein Macedonien. Wohlan —
Du ſchlägſt es aus; ein And'rer wird ſich finden. —
Leb' wohl! Schnell will ich den Senat verſammeln,
Und was geſchehen muß, mit Blitzeseile
Vollziehen — —

**Antonius.**

Halt! ich bin bereit zu Allem. —
Allein Dein Schwur?

**Cicero.**

Bleibt heilig, wahr und feſt.

**Antonius.**

Leb' wohl! Dein Wink ſei mir der Tuba Ruf.

(Ab.)

**Cicero.**

Gewonnen iſt er Rom, und bleibt mein eigen.
Wohlan! Die Väter ſollen nun vernehmen,
Was ich vollbrachte. Herold!

(Herold tritt auf.)

**Cicero.**

Verſammle eilig den Senat im Tempel
Der Eintracht, die uns ſtets erfreuen möge!

(Herold ab.)

(Liktoren ſtellen ſich am Eingange.)

O Catilina! Wenn Du ſchlau ſein willſt —
Ich kann noch ſchlauer ſein, um deſto mehr,
Weil ich es für die gute Sache bin.

(Ab unter Voraustretung der Liktoren.)

---

## Sechſte Scene.

Das Marsfeld.

Im Hintergrunde fließt die Tiber. Einige ringen am Ufer, Andere ſind geſchwommen, und kleiden ſich eben wieder an. **Segovis**, **Aruns** und **Virdomar** treten vom Fluße in den Vordergrund. **Catilina** ſteht ſeitwärts.

**Aruns.**

Wie wohl iſt mir auf dieſen Kampf mit Luft und Wogen!

**Virdomar.**
Der Fluß iſt auch das Einzige, was mich in Rom
Erfreut.
**Aruns.**
Sonſt gibt's für uns hier nichts Erfreuliches.
**Catilina** (bei Seite).
Sie ſind nun fertig, und ihr Blut wallt ſchnell und heiß.
Der Augenblick iſt da; ich reize ſie nun auf.
**Aruns.**
O könnt' ich doch die Leiden unſers Vaterland's
Mit allen Römern in die Tiber ſchleudern!
**Segovis.**
Beſiegen möcht' ich ſie — doch nimmer hintergeh'n!
Hätt' ich ſie nur beſiegt — ich ließ ſie luſtig leben.
**Virdomar.**
Mich däucht, das luſt'ge Leben wird bald ſie beſiegen,
Wir ſeh'n ja Laſter hier, von denen wir nie hörten.
Mir ſcheint, das ſchlechte Leben wirbt uns hier ein Heer,
Mit dem wir noch dies feile Rom beſiegen werden.
Geſchäh's doch bald! Ich glüh' vor Schaam, mich hier zu
ſeh'n.
Zerſchmettern möcht' ich den Senat, wenn wir vor ihm
Ohnmächtig ſteh'n und Nachlaß fleh'n für unſer Land.
Da drehen ſie, und lächeln, und erheucheln Würde,
Und thun für unſer Beſtes nichts.
**Catilina** (bei Seite).
Welch kräftiges, mißmuthiges und kühnes Volk!

Sie fehlen mir, ich fühl's; ich brauche ihre Reiter.
(Er nähert ſich etwas und ſpricht halblaut.)
Das nenn' ich Kraft! Ha, welche Muskeln, welche Sehnen;
Ach wahrlich Schade für das Volk!

**Aruns.**

Was murmelt er?

**Segovis.**

Er ſagte: Schade für das Volk!

**Virdomar.**

Da läßt er Recht gedeih'n; das thut ein Römer ſelten.

**Catilina** (ſich an ſie wendend).

Ja wahrlich — ſchlecht belohnt man euern Heldengeiſt.
Der Löwenblick, die Glut der Wangen zeigt, daß ihr
Zum Herrſchen ſeid geboren, wie die Römer ſelbſt.

**Aruns.**

Ein Römer Du?

**Catilina.**

Ja

**Aruns.**

Kann ein Römer Wahrheit ſprechen?

**Catilina.**

Kein Römer würd' ich ſein, wenn ich nicht Wahrheit ſpräche.
Was Rom euch Böſes thut, wünſch' ich euch zu vergüten,
Denn ihr verdienet, in der That, ein beſſ'res Loos.
In euch find' ich Naturkraft, echten, g'raden Sinn,
Der nach dem Großen auf geradem Wege ſtrebt,
Das Gute ſchnell erkennt, und was er kennet, will,

Und was er will, vollbringt, kühn ohne Furcht und Zagen.
Glaubt mir: Wer groß erlag, wird wieder groß erſteh'n!

**Aruns.**

Das wird und muß geſcheh'n.

**Segovis.**

Es lebe Gallien!

**Catilina.**

Gelegenheit iſt da; ergreift die ſchnelle Göttin!

**Aruns.**

Wie käm' ſie uns?

**Catilina.**

Durch mich.

**Aruns.**

So ſchwätze nicht! Sprich offen!

**Catilina.**

Nicht ihr allein ſeid elend; nicht Beſiegte nur
Sind elend. Drückend laſtet ſchweres Joch
Selbſt auf den Bundsgenoſſen; aber nicht allein
Die Bundsgenoſſen fühlen dieſes Elends Schmach;
Es ſeufzen ſelbſt die Römer unter ſolchem Druck,
Ja ſelbſt Quiriten leiden Mangel, Qual und Noth,
Indeſſen Wenige im Schooß des Glückes ſchwelgen.
Ich duld' es länger nicht; was Unrecht leidet —
Es ſei nun Eingeborner oder Fremder,
Soll unter meinen Fahnen freudig ſich verſammeln!
Ich will den Armen Glück und Lebenswonne ſchaffen.
Hab' ich's erreicht, dann falle mein Gebein zu Staub!
Mein Aſchenkrug wird heilig und geſegnet ſein.

Was kann's denn auf der Erde Schön'res geben,
Als Unterdrückten Eigenthum verſchaffen?
Dies iſt mein Zweck; wollt ihr mitwirken?—
Ihr tapfern Gallier! O denket, was ihr war't!
Bedenkt, daß Rom durch euch zu Staub und Aſche ſank!
Und ihr wollt der zerſtörten Stadt nun feig gehorchen?

**Virdomar.**

Wer ſagt Dir, daß wir wollen?

**Catilina.**

Euer feiges Dulden.

**Aruns.**

Ein Funke nur — und der Palaſt glüht flammenhell!

**Catilina.**

Bei euern Göttern ſchwör' ich euch: mein Wort iſt heilig!

**Virdomar.**

Was ſollen wir?

**Catilina.**

Selbſtſtändig werden.

**Aruns.**

Aber wie?

**Catilina.**

Durch eure Kraft.

**Virdomar.**

Die Kraft allein thut nichts;
Erfuhren wir es nicht? Sie muß geleitet ſein.

**Catilina.**

So hört, was ich bedacht, und was ich noch vermiſſe!
Mir ſteht ein Heer bereit; des raſchen Reitervolks

Bedarf ich noch, das euer Land in Fülle ſchmückt.
Erwirkt es mir, und ſeid die Retter eures Volks

**Virdomar.**

Ich ſchwöre Dir bei Deinen und bei unſern Göttern!
Im Namen unſers Volks — wir ſind mit Dir vereint.

**Aruns.**

Wir gehen heute noch von hier, und Gallien
Soll flugs für Dich und für ſich ſelbſt in Waffen ſteh'n!

**Segovis.**

Bald ſoll mit Deinem Heer ſich unſer Heer vereinen!

**Catilina.**

Gewiß?

**Virdomar.**

Sind wir nicht Männer?

**Catilina.**

Und ich ein Freund der Männer.
Wohlan! ſo folget mir nun eilig in mein Haus!
Da wollen wir das Nähere geheim beſprechen.
Ja, Freunde! Da ſollt ihr Rom's Männer kennen lernen.
Wo ſolche ſich zu einem Zweck verbinden,
Da muß das Große ſich auf's Große gründen!

(Ab mit den Allobrogern.)

## Siebente Scene.

Senat im Tempel der Eintracht.

Die **Senatoren** verſammeln ſich. **Cicero** kommt unter Vorausſtretung der zwölf Liktoren. Alle nehmen ihre Plätze ein.

**Cicero.**

Ihr Väter!
Der Eintracht Tempel iſt's, der uns verſammelt.
Es möge uns die holde Göttin ſtets
Gemüth und Geiſt erfüllen, Rom beglücken!

---

## Achte Scene.

### Vorige. Catilina.

(Catilina tritt ein. Allgemeines Schweigen. Er ſetzt ſich; alle Senatoren dieſer Bank verlaſſen ihre Plätze mit Abſcheu, und begeben ſich auf die Seite gegenüber. Catilina zeigt Befremdung und beginnt mit ſanftem Ton:)

**Catilina.**

Tief ſchmerzet mich der Abſcheu, den ich nicht verdiene.
Verehrte Väter! was kann eure gute Meinung
Mir ſo entzieh'n? bin ich nicht edlem Stamm entſproſſen?
Umſtrahlte mich nicht ſchon der Würden hoher Glanz?
Dankt Rom mir nicht für die Verwaltung der Provinz?
Und dennoch haßt, verfolgt man mich? Verehrte Väter!
Ich ſchwör' es euch bei allen Göttern, ich bin ſchuldlos.

Rein iſt mein Leben, gut mein Plan, Rom's Glück mein Ziel;
Und dennoch ſchwärzt der Gifthauch der Verleumdung mich?
Und wem glaubt ihr, verehrte Väter?
Eitlem Geruchte und dem Haß des erſten Conſuls,
Dem Neulinge, der nicht einmal ein Haus
In Rom ſein eigen nennt, und Jeden ſtürzen will,
Den er als Nebenbuhler fürchten muß. Glaubt mir!
Erdichtet hat er ein Verſchwörungsmärchen,
Um ſeinem dunkeln Namen Glanz zu ſchaffen,
Um ſich auf fremden Trümmern aufzuſchwingen,
Um ſich den Ehrennamen eines Retters
Des Vaterlandes liſtig zu erſchleichen.
Mich treffe Jovis Blitz, wenn ich Unwahrheit ſprach!

(Jede Gebärde Cicero's hat während Catilina's Rede aufglühenden Zorn verkündet. Im Innerſten gährend, beginnet er endlich mit ſchnell einfallender, immer ſteigender Heftigkeit.)

**Cicero.**

Wie lange noch, Verruchter, wirſt Du unſre
Geduld mißbrauchen? Bis zu welchem Ziele will
Das zügelloſe Wüthen Deines Wahnſinns ſtürmen?
Kann nicht die Stimme der Vernunft, kann nicht Gewißheit
Der Übermacht, nicht Furcht, nicht Scham, nicht Edelmuth,
Nicht Liebe für das Vaterland Dich mehr ergreifen?
Was Du begonnen haſt, was Du beginnen willſt,
Iſt dem Senat, dem Conſul und dem Volk bekannt.
Vergebens hüllt die Nacht in ihre Finſterniß

Den ſchaudervollen Plan, noch ſchwärzer als die Nacht;
Vergebens heuchelſt Du mit ſchlauer Lügnermiene;
Denn jeden Deiner Schritte, ſei er noch ſo leiſe,
Ich weiß ihn, und errathe, was Du denkſt.
Und Du lebſt noch, wagſt Dich mit unverſchämter Stirne
In dieſer würdigen Verſammlung heil'gen Kreis?
Was ſuchſt Du hier? O ſeht! mit Mörderblicken zeichnet
Er ſich nun unter uns die Todesopfer aus.
Und Du lebſt noch? Längſt ſollte Dein verwirktes Haupt
Das Beil des Liktors ſchon vom Rumpf getrennet haben.
O Zeit! o Sitten!
Voll Scham bekenn' ich es: der Conſul trägt die Schuld
Daß ſolch ein Böſewicht die Erde noch entehrt.
Schnell würde dieſer Lebenshauch — den mir die Gnade
Der Götter noch erhielt, als Deine Meuchelmörder
Im Morgenſchlummer mich verräth'riſch überfielen —
Schnell würde dieſer Lebenshauch nun über Dich
Das Todesurtheil ſprechen, wenn mit Deinem Tod'
Der Böſewichter Rotte auch vernichtet wäre. —
Noch ſind der Blöden viele, die Dich ſchuldlos glauben,
Noch ſind der Böſen viele, die Dich ſchuldig ſchützen;
Sie ſollen fühlen, daß ſie blöd ſind oder böſe.
Es muß nicht Einer mehr Dich zu vertheid'gen wagen,
Eh' ich den Spruch des Todes über Dich ausſpreche.
Drum wandle Deine Bahn frei, ohne Zwang! Entflieh
In's Lager Deiner Rotte, Deinen würd'gen Thron!
Denn hier blüht Dir kein Glück. Die hohen Tempel ſchaudern,

Wenn Du vorüber ſtürmſt, und Schrecken faßt die Bürger,
Wenn ſie Dein glüh'nder Blick wie Todesflamme trifft.
Flieh! Hier blüht Dir kein Glück. Dich meidet jeder Gute.
Du biſt geächtet, mitten unter uns geächtet,
Geächtet ſelbſt im Mutterſchooße Rom's!

**Catilina.**

So ſei es denn; ich will die Stadt verlaſſen,
Wenn dieſe heilige Verſammlung es beſchließt;
Doch ſonſt ſoll keine Macht der Erde mir gebieten.

**Cicero.**

Wohl, ſo befehl' ich Dir: Entweiche aus der Stadt!
(Er hält inne.)
Nun, Catilina? — Fühleſt Du der Väter Schweigen?
Iſt Einer unter ihnen, der mir widerſpricht?
Nun weile keinen Augenblick! Entferne Dich,
Beladen mit verſuchtem und verübtem Mord,
Beflecket mit dem Blut der Gattin und des Sohns!
Zieh hin! Dir ſelbſt zum Untergang, zum Unglück Allen,
Die Frevelthat und Schändlichkeit mit Dir verbanden!

**Einige Senatoren.**

Flieh, Meuchelmörder!

**Andere.**

Vaterlandsverräther!

**Catilina** (hoch entflammt bis zur Wuth).

So ſei es denn! es ſiegen meine Feinde.
Ja, ich will mich entfernen; doch mit mir
Soll Glück und Ruhe ſich von euch entfernen!
Und dieſe Flamme, die verderblich mir

Das Haupt umziſcht, verzehre Rom und euch!
Und wenn ich falle, müſſen euch die Trümmer
Des Staats bedecken! Fluch euch Allen!
(Er ſtürzt wüthend hinaus. Allgemeines Erſtaunen und Schweigen.)

(Der Vorhang fällt.)

# Dritter Akt.

## Erſte Scene.

Vorhalle in Cicero's Hauſe.

Im Hintergrunde ſtehen von Erz gegoſſene Büſten. **Aruns**, **Segovis** und **Virdomar** treten ein. Sie bleiben ehrfurchtsvoll ſchweigend den Büſten gegenüber ſtehen.

**Aruns.**

Mir iſt, als ob die ſtummen Helden ſprächen,
Mit Blicken der Verachtung uns anſchauten,
Daß wir ſo klein, ſo niedrig handeln wollten.

**Segovis.**

Man wird bei uns daheim den ſchnöden Antrag
Mit Abſcheu und mit edlem Zorn verwerfen.

**Virdomar.**

Und glaubt mir, dieſer liſt'ge Römer lügt;
Er will nicht unſer Glück, nur unſern Arm.

**Arnus.**

Siegt er, ſo ſchmachten wir ſo wie vorher:
Siegt Rom, dann wird es uns den Druck verdoppeln.

**Cicero** tritt auf.

**Cicero.**

Die wackern Gallier? Was führt ſie her?

**Arnus.**

Die Reue.

**Cicero.**

Reue fühlt der Beſſ're nur.

**Segovis.**

Wir kommen, ein Geſtändniß Dir zu thun — — —

**Cicero.**

Erſparet euch die Müh'! ich weiß es ſchon.
Ihr haſſet Rom, und wollet der Verſchwörung
Das Reitervolk zu unſerm Sturze leih'n.

**Virdomar.**

So iſt's denn wahr, was jeder Bürger ſpricht,
Daß Dein Gemüth ein Gott beſeelt,
Und Deinem Geiſte nichts verborgen iſt?

**Cicero.**

Ja, mich beſeelt die Vaterlandesliebe —
Und ſie, ſie iſt fürwahr ein Gott! —
Nun hört, ihr wackern Allobroger!
Ihr handelt ſo, wie ich's von euch vermuthet.
Ihr wurd't getäuſcht; ich harrte jede Stunde,
Daß ihr mir dies Geſtändniß bringen würdet.

**Virdomar** (hocherfreut).

So dachteſt Du ſo gut von uns? — O Freunde!
Er dachte gut von uns!

**Segovis.**

Wir bleiben's auch.

**Aruns.**

Allein Du kannſt nicht läugnen, werther Conſul,
Daß Rom an uns fürwahr unedel handelt,
Und unſre Liebe wahrlich nicht verdient.

**Virdomar.**

Läßt's uns nicht darben? Läßt es uns nicht ſchmachten
In ſchwerer Schulden immer tief'rer Laſt?

**Cicero.**

Ich tadl' euch nicht; ich tadle den Senat.
Ihr leidet, was ihr nimmer leiden ſolltet.
Ihr ſeid ein muthiges, ein edles Volk;
Ihr handelt recht, mit unverdorbnem Sinn;
D'rum konntet ihr nicht Catilina folgen:
Sein Zweck iſt, Rom in Sclaverei zu ſtürzen.
Er will die Edlen tödten, Stadt und Burg
Entflammen, und auf ihren Trümmern jauchzen.
Euch ſucht er zu gewinnen, um ſein Heer,
Das eine Schaar von Räubern iſt und Sclaven,
Mit euern Reitern herrlich auszuſtatten.
Euch Wort zu halten, fiel ihm niemals ein.
Wär't ihr gebraucht, er ſchleudert' euch dann weg,
Wie Waffen, die der Sieger von ſich wirft,
Wenn nach der Schlacht ihm Krieg und Feind verſchwand.

**Aruns.**

Wie niederträchtig!

**Segovis.**

So mit uns zu ſpielen!

**Cicero.**

Euch muß geholfen werden; eure Schulden,
Sie ſollen ſchwinden, wie der Frühlingsſchnee,
Und euer Land in neuer Schöne blüh'n.
Dies ſchwör' ich euch als erſter Conſul Rom's,
Und als Proconſul Galliens. — Ihr ſtaunt?
Ja wiſſet: mir iſt für das nächſte Jahr
Zu Theil geworden die Verwaltung eurer
Provinz; ja wiſſet: ich erwählte ſie,
Um euer Freund zu ſein und euer Schützer!

**Segovis.**

O welche Hoffnung lächelt uns!

**Aruns.**

Wie glücklich!

**Cicero.**

Als Conſul will ich euer Beſtes gründen,
Und als Proconſul reichlich es beſorgen.

**Virdomar.**

Wie können wir Dir danken? Wir ſind arm.

**Cicero.**

Freundſchaft und Treue ſind der ſchönſte Dank.
Vergeßt, was ihr geduldet, und liebt Rom!

**Aruns.**

Vergeſſen ſei's — doch Deine Wohlthat nie!

**Cicero.**

Nun aber ſchwöret mir auch etwas zu!

**Virdomar.**

Verlange! Schlechtes forderſt Du ja nicht.

**Cicero.**

Fürwahr, nichts als Rom's Wohl und euern Lohn.
Ihr ſollt mir Zeugen ſein der Frevelthat;
Denn ich will nur durch Überzeugung ſiegen.
Begebt euch nun ſogleich zu den Verſchwornen,
Verſichert ſie, daß ihr zum Bunde treten
Und euer Land für ſie gewinnen wollt!
Doch müſſen ſie euch zur Beſtätigung,
Wenn ihr nach Hauſe kommt, Urkunden geben,
Damit ihr dann die Häupter eures Volks
Durch ſolche Sicherheit bereden mögt.
Hat man die Schrift euch ausgefertiget,
In aller Form, die Namen unterzeichnet,
Dann tretet noch heut Nachts die Rückkehr an!
Was weiter folgt, muß noch verſchwiegen bleiben.
Doch wie's auch kommen mag, — ſeid ſtill und ruhig!
Euch bleibt der Lohn, und Gallien ſoll euch preiſen.

**Virdomar.**

Wohlan, befiehl! Wir wollen Dir gehorchen.

**Arnus.**

Glück zu!

**Segovis.**

Leb' wohl!

**Cicero.**

Wir ſehen bald uns wieder.

(Allobroger ab.)

**Cicero** (nach einigem Schweigen).

Entfloh'n zu ſeinem Heer iſt Catilina.
Nun iſt der Kampf mit Liſt und Trug geendet;
Der Feind hat ſich zur offnen Schlacht gewendet.
Nun muß Gelindigkeit und Milde weichen;
Der Frevler bebe ſchweren Donnerſtreichen!
Schnell muß der Mitverſchwornen Stunde ſchallen;
Das Haupt iſt weg, die Glieder müſſen fallen.

(Ab.)

## Zweite Scene.

Gemach in Lentulus Hauſe.

**Curius. Autronius.**

**Autronius.**

Seit Catilina Rom verlaſſen hat,
Bin ich Dir wie ein Morgen ohne Sonne.

**Curius.**

Pfui! ſchäm' Dich doch, Du nicht'ges Schattenbild!
Haſt Du denn gar kein eig'nes Licht und Feuer?
Muß man Dich ſtets anzünden, wie die Fackel?

**Autronius.**

Was machen doch die Allobroger d'rinnen?
Sie ſprechen heimlichſtill mit Lentulus,

Mit Caſſius und Cethegus. Und haben
Denn wir nicht auch das Recht, dabei zu ſein?

**Curius.**

Wir ſind nur zum Vollzieh'n, nicht zum Befehlen.
Wenn Jeder meiſtern will und Jeder herrſchen,
So geht's in unſerm Bund' bald wie in Rom,
Genug der Glieder, doch kein Haupt dabei,
Weil Einer auf des Andern Fall nur ſinnt,
Und Keiner an's gemeine Beſte denkt.
Schweigt ſtill, und dankt den Göttern, wenn wir ſiegen,
Und euch das Gold in alle Säcke regnet!

(Lentulus, Caſſius, Cethegus kommen heraus.)

**Cethegus.**

Ich unterſchrieb nicht gern.

**Caſſius.**

So ging's mir auch.

**Lentulus.**

Ich that es wirklich ganz mit kaltem Blut,
Denn was bis nun geſchah, das galt mir gleich.
Den Schluß des Schickſals ändern Menſchen nicht.

**Caſſius.**

Buchſtaben ſind Verräther ihrer Herrn.

**Cethegus.**

Und freche Zeugen nach dem Tode noch.

**Caſſius.**

Als Treu' und Glauben von der Erde ſchwanden,
Da ließen ſie ſtatt ihnen uns die Schrift.

**Cethegus.**

Du, Lentulus! haſt uns dazu beredet.
Ich muß Dich haſſen, daß Du es gethan.
Die Namenszüge brennen mir im Herzen,
Ich ſeh' ſie blutig an den Wänden ſchimmern.
Bei Pluto's ſonnenloſem Reich! mir graut,
Mir graut, als wär' ich ſchon dem Tod geweiht.
Es kann nicht ſein; ich muß die Schrift vertilgen;
Ich will den Galliern ſogleich nacheilen.
Mein Name muß mir von der Tafel weg!

**Caſſius.**

Halt ein! Das darf nicht ſein.

**Curius.**

Nein, das iſt ſchlecht.

**Autronius.**

Und feig.

**Caſſius.**

Fürwahr, Du darfſt nicht fort!

**Cethegus** (den Dolch ziehend).

Ich muß.

**Lentulus.**

Laßt ihn! Sein Name thut ja nichts zur Sache.
Was werden ſoll, das wird dennoch geſcheh'n.

**Cethegus.**

Laßt auf dem Schlachtfeld alle Stürme mich
Umtoben, Nachtgeſpenſter durch die Straßen
Mir folgen — und ich ſteh' euch wie ein Fels!
Doch dieſe Schrift ſcheint mir ein Todesſpruch.

Mir iſt, als wär' mein Name mir verloren,
Als wär' ich ohne Kraft und ohne Namen.
Er muß, er muß verſchwinden von der Tafel;
Dann bin ich wieder kühn und neugeboren,
Bis dahin eine Memme. Fort, o fort!
(Er eilet fort.)

**Lentulus.**

Er eile ihnen nach! Sein Name ſchwinde!
Bebt nicht! Ich bin bei euch, des Schickſals Liebling.
Mir folgt das Glück treu wie mein Schatten nach.
Hört nun, was ich für euch vollendet habe!
Die Gallier ſind unſerm Bund gewonnen;
Ihr Reitervolk ſchließt ſich an unſer Heer.
Zur Bürgſchaft unſers Worts, zum Unterpfand
Für ihres Land's erhab'ne Häupter, gaben
Wir ihnen ſchriftlich unſern Plan zugleich
Mit der Verheißung ihres ſichern Lohns,
Gefertiget mit unſern Namenszügen.

**Caſſius.**

Ich kann's nicht leugnen — mir auch bangt beinah'.

**Lentulus.**

Was iſt zu fürchten? Reiſen ſie doch gleich!
Auch gab ich ihnen den Nobilier
Zur Führung und zur Aufſicht mit.
In wenig Augenblicken ſind Rom's Thore
Schon hinter ihrem Rücken.

**Caſſius.**

Ja, ſo geht's.

**Lentulus.**

Kommt nun in die Verſammlung, daß wir Allen
Den Inhalt jener Schrift und unſer Glück
Zu ihrer Herzensfreude offenbaren!

(Alle ab in ein Seitengemach.)

---

## Dritte Scene.

Nacht. Freier Platz; zur Rechten ſeitwärts eine Brücke.

**Petrejus** kommt mit Soldaten.

**Petrejus.**

Hier iſt die Brücke, die der Conſul uns
Beſetzen hieß; bald werden nun die Gallier
Mit Einem der Verſchwornen hier eintreffen.
Verbergt euch Jeder hinter einen Pfeiler!

(Alle verbergen ſich. Cethegus tritt auf.)

**Cethegus.**

Ha mich drängt's, mich ergreift's! — bald müſſen ſie nun kommen. —
Doch weh mir; wenn ſie ſchon vorüber ſind!
Eil' ich nach? bleib' ich hier? — noch harr' ich kurze Zeit.
Dann verfolg', dann erreich' ich gewiß noch die Schaar,
Müßt' ich auch bis an's Thor der Hölle hinab.
Mein Name muß getilgt ſein von der Tafel!
Doch ſtill! ich höre flüſtern, leiſe klirren.

(Heftig laut).

Iſt Jemand hier? Sprich ſchnell, wer Du auch ſeiſt,
Wenn Dich mein Dolch nicht ſoll verſtummen machen! —
Unſel'ge Todesnacht!

(Er geht mit gezücktem Dolch umher.)

Iſt Jemand hier? —
Es regt ſich nichts; es war wohl das Geflüſter
Der windbewegten Fluten an der Brücke,
Und doch — es regt ſich wieder, kommt mir näher.

(Aruns, Segovis, Virdomar und Fulvius Nobilior kommen.)

**Nobilior.**

Sei mir willkommen, Brücke! Nun liegt Rom
Bald hinter uns, und bald — zu unſern Füßen.

**Cethegus.**

Sie ſind's. Verweilt! Ihr Gallier, gebt mir
Die Urkund', die wir euch ausfertigten.

**Virdomar.**

Wozu?

**Cethegus.**

Es ſtieg in mir ein Zweifel auf.
Ich war gedrängt, auch dacht' ich vielerlei,
Als ſie mir ward zur Unterſchrift gereicht.
Mir ſcheint, ich ſchrieb da meinen Namen falſch,
Wo nicht gar einen fremden.

**Aruns.**

Schriebſt ihn recht.

**Nobilior.**

Dein Name ſteht ganz ſicher da; glaub' mir!

**Arruns.**

Wir laſen ihn ja vielmal ſammt der Schrift.
Er ſteht ganz ſicher da.

**Cethegus.**

Zeigt mir die Tafel!

**Virdomar.**

Das kann jetzt nicht mehr ſein; wir haben Eile.

**Nobilior.**

Gewiß.

(Sie wollen fort.)

**Cethegus** (ihnen den Weg vertretend).

Nicht von der Stelle, ſag' ich euch!
Ich ford're meinen Namen! Gebt die Tafel mir!

(Petrejus tritt hervor.)

**Prätor.**

Ich, Präter Rom's, gebiet' euch, mir zu ſteh'n!

**Nobilior.**

Weh uns! wir ſind verrathen. Was ſoll das?

(Petrejus gibt das Zeichen. Die Soldaten kommen, und umringen Alle mit entgegen gehaltenen Speeren.)

**Petrejus.**

Ihr ſeid verhaftet; folget mir!

**Cethegus.**

Ha, Cicero, darin erkenn' ich Dich!
Unſelig Schickſal, das mich hergebracht!
Wehrt euch, ihr tapfern Gallier! ſchlagt euch durch!

**Petrejus.**

Braucht nicht Gewalt, ſonſt fallt ihr Augenblicks,
Durchbohrt von dieſen Speeren.

**Aruns.**

. Wahnſinn wär's,
Dem Prätor und der Uebermacht zu trotzen.

**Virdomar.**

Wir folgen Dir gehorſam, werther Prätor!

**Cethegus.**

Ha, Memmen! Ihr verdienet ſolches Loos.

**Petrejus** (zu Cethegus).

Den Dolch!

**Cethegus.**

Den mögt ihr meiner Leiche nehmen!
(Er wehrt ſich und wird entwaffnet.)

**Cethegus.**

Ha, Fluch und Tod!

**Petrejus.**

Soldaten, führt ſie fort!
(Cethegus und Nobilior werden von einigen Soldaten abgeführt.)

**Virdomar** (zu Segovis).

Mich däucht beinah, der Conſul hinterging uns.
Was denkſt Du, ſollt's nicht doch wohl beſſer ſein,
Daß wir zur Wehr uns ſetzen, und die Römer
Befrei'n?

**Segovis.**

Beinahe fang' ich an zu fürchten — — —

**Petrejus** (zu den Allobrogern).

Der erſte Conſul ſendet euch durch mich
Gruß und Verſich'rung des gegeb'nen Worts.
Ihr folgt mir frei! Soldaten eilt voraus!

**Aruns.**

Des Conſuls Wille iſt uns heilig
Und hochgeehrt ſein Gruß.

**Segovis.**

Wir folgen Dir.

(Petrejus ab mit den Allobrogern.)

---

## Vierte Scene.

Nacht. Tempel der Eintracht, mit Fackeln beleuchtet.

**Volle Senatsverſammlung.**

**Cicero.**

Verzeiht, ehrwürd'ge Väter, daß ich euch
Aufſtören ließ vom Schooße ſtiller Nacht!
Allein es will das Ungewöhnliche
Auch ungewöhnlich ſelt'ne Zeit und Kraft.
Entfloh'n iſt Catilina; freut euch, Väter!
Er muß im Feld ſich zeigen, wie er iſt.
Die Häupter der verruchteſten Verſchwörung
Sind ſämmtlich überzeugt und eingezogen.
Wir müſſen ſie noch dieſe Nacht verhören,
Uns ihrer zu verſichern, oder ſie
Zu ſtrafen, wie ſie es verdienen.
Doch nur, wenn ihr mir Beifall gebt.

**Silanus.**

O Conſul, fahre fort, wie Du begonnen!

**Cicero** (zu den Liktoren).

So führet die Verſchwornen vor, die ſich
Von Rom begaben mit den Allobrogern!

(Liktoren ab.)

**Cicero.**

Sie wollten Gallien aufwiegeln; doch
Es ſchämten ſich die edlen Allobroger,
Mit ſolchen Menſchen einen Bund zu ſchließen,
Und wollten lieber dürftig ſein, als ſchlecht.
Ehrwürd'ge Väter, lohnt ſie, wie's gebührt!

**Silanus.**

Ja, Lohn muß ihnen werden.

**Einige Senatoren.**

Lohn und Dank.

(Petrejus und Liktoren treten ein mit Fulvius Nobilior.)

**Cicero.**

Ihr ſeid entlarvt, zerſtört iſt euer Plan.
Wenn Du bekenneſt, will Dir der Senat
Nicht nur verzeih'n Dein ſchändliches Beginnen,
Ja, Dich ſogar für das Geſtändniß lohnen.
Doch wenn Du leugneſt und beharrſt im Trotz,
So muß Dein Haupt dem Beil des Liktors fallen.

**Nobilior.**

Ehrwürd'ge Väter und verehrter Conſul —
Verzeiht, daß ich mich blöde täuſchen ließ!
Ja, Rom zerſtören, den Senat ermorden,
So wie den Conſul, und nach Willkür wüthen —

Iſt Catilina's Plan. Wir zogen fort,
Die Gallier aufzuwiegeln gegen euch.

**Cicero.**

Habt ihr vernommen? (Zu den Liktoren.) Bringt ihn in Gewahrſam!
(Nobilior wird von Liktoren abgeführt.)

**Cicero.**

Es trete Cethegus ſogleich herein!
Er iſt der Gott der Kühnheit in dem Bunde.
(Cethegus wird hereingebracht.)

**Cethegus.**

Warum werd' ich hieher geführt, ihr Väter?
Was iſt's, das euch zu ſolchem Schritt bewog?

**Cicero.**

Dein Haus iſt ähnlich einem Waffenplatz,
Der Präter, der es unterſuchen mußte,
Fand blanke Rüſtungen und ſcharfe Dolche,
Und Waffen aller Art, hoch aufgethürmt.

**Cethegus.**

Darf ſich ein Römer nicht der Waffen freu'n,
Da Rom durch Waffen alle Welt beſiegt?
Ich liebe Waffen: ſie ſind meine Wonne.

**Cicero.**

Wenn Dich die böſe Hoffnung lockt, ſie gegen
Dein Vaterland zu kehren.

**Cethegus.**

Weh Dir Conſul!
Wer darf es wagen, ſo mich zu beſchämen?

**Cicero** (zeigt ihm die Urkunde.)
Dein Thun. Du kenneſt dieſer Urkund' Inhalt,
Und dieſe Namensunterſchrift wohl auch?

**Cethegus** (beſtürzt).
Ha dieſer Zug — er iſt mein Todesſtrich!
Ja — ich — bin Catilina's Freund.
Die Kraft iſt mir gelähmt — ich kann nicht trotzen.

**Cicero** (zu einem Liktor).
Sogleich erſcheine Lentulus!
(Zu einem Senator.)
In Deinem Hauſe bleibe Cethegus
Feſt in Gewahrſam!

**Petrejus.**
Wache! führt ihn fort!

(Soldaten kommen an den Eingang. Cethegus wird abgeführt. Lentulus tritt ein, erſtaunt und nähert ſich dem Conſul.)

**Cicero.**
Du biſt Verräther an dem Vaterland.
Selbſtherrſchaft und Rom's Sturz war euer Plan.

**Lentulus.**
Weß' Du, o Conſul, mich anklageſt, kommt
Mir wahrlich wie ein Blitz aus heit'rer Luft.
Still, froh und ſelbſtgenügſam lebt' ich ſtets
In meinem Haus, und nur des Präters Pflicht,
Die heilige, vermocht' es, ſtreng gebietend,
Mich in's Gedräng der Welt hinauszuführen.
War mein Berufsgeſchäft genau erfüllt,

Dann lag ich ſtill im Schatten meiner Bäume,
Bei leichtem Mahl' mich an Geſängen freuend. —
Mich treibt der Ehrgeiz nicht, mich lockt kein Ruhm;
Was konnte mich zu ſolchem Plan bewegen,
Den Du mit ſchaudervollen Farben malſt?
Fremd iſt mir, was Du von Verſchwörung ſprichſt.
Ich war niemal in ſolchen Bund getreten;
Ich wußte nichts, ich hörte nichts davon.

**Cicero** (ihm die Urkunde zeigend).

Tritt näher zu mir! Kennſt Du dieſe Schrift?
Und dieſer Namenszug, iſt er Dir fremd?

**Lentulus.**

Ich ſehe wohl hier meinen Namen ſteh'n —
Doch nimmer ſchrieb ihn meine Hand hieher.
Ha! ſolche Frechheit füllt mich mit Erſtaunen.
Weh dem, der meinen Namen ſo mißbrauchte!

**Cicero.**

Nun wohl! Schriftzüge laſſen ſich verfälſchen;
Doch dieſes Siegel kann nicht Andern dienen,
Da ſich Dein Ring an Deiner Hand befindet.
Was ſagſt Du nun? Schlägt es Dich nicht zu Boden?

**Lentulus.**

Auch dieſes Siegel — ich drückt' es nicht auf.
Hier ſteht's; doch weiß ich nicht, wie's hieher kam.

**Cicero.**

Unſeliger! ſieh! dieſes Siegel zeigt
Das ehrenvolle Bildniß Deines Vaters!
Entarteter! treibt dies Dir nicht das Blut

Vom angſterfüllten Herzen in die Wangen?
Stürzt es Dich nicht vor Scham und Scheu darnieder?
Faßt es Dich nicht mit Schauder und mit Ehrfurcht,
Gleich einem gegenwärt'gen Gott?
Wie groß, wie gut, wie edel war Dein Vater!
Wie klein, wie bös, wie niedrig biſt Du ſelbſt?
Und Du wagſt noch dies würd'ge Bild zu tragen,
Zu beiſpielloſem Frevel zu mißbrauchen?
Ehrwürd'ger Schatten! zürn' uns nicht ob Deinem Sohn;
Er hat Dein Grab entehrt und Dein Geſchlecht geſchändet,
Doch ſeine Strafe ſoll bald euern Zorn verſöhnen.
Laßt ein die Allobroger!

(Die Allobroger kommen.)

**Cicero.**

Sprecht frei, wie's euer würdig iſt und eures Volks!
Seid ihr dem Bunde beigetreten? und warum?

**Arnus.**

Tief ſchmerzte uns der Leiden Laſt
Und jene Härte des Senats!
Da nahte ſich uns Catilina,
Verſprach uns Schutz und Hülfe,
Und heiſchte Galliens Reitervolk.
Wir ſagten's zu; doch uns ergriff
Die Reue bald; d'rum klagten wir
Uns ſelbſt dem Conſul an.

**Cicero.**

So iſt's. Die wackern Männer, ſie verdienen Lohn.

(Zu Lentulus.)

Nun, Lentulus? Sind Dir auch dieſe fremd?

**Lentulus.**

Ihr Kleid ſagt, daß ſie Gallier ſind; ſonſt weiß ich nicht
Was wollt ihr mir? Ich hatte nie mit euch zu thun.

**Virdomar.**

Riefſt Du uns nicht zu Dir?

**Segovis.**

War nicht in Deinem Haus
Verſammlung der Verſchwor'nen?

**Aruns.**

Stellte Catilina,
Als er die Stadt verließ, Dich nicht als Haupt uns vor?

**Virdomar.**

Haſt Du nicht ſelbſt die Schrift dem Schreiber angeſagt?

**Aruns.**

Sah'n wir nicht ſelbſt, wie Du den Namen gleich zuerſt
Vor allen Andern lächelnd obenan geſetzt?

**Segovis.**

Und ſprachſt Du nicht dabei mit eitlem Wohlbehagen:
„Mag Catilina ſäen; ich will ruhig ernten?"

**Virdomar.**

Fürwahr, ſo ſagteſt Du mit Lächeln Wort um Wort!

(Lentulus geräth in Verwirrung, und ſucht ſich zu verbergen. Man hört in der Entfernung den Donner rollen.)

**Cicero.**

Nun, Lentulus? Du biſt erſtummt? kannſt nichts erwiedern?
Dich faßt Beſchämung und Verwirrung? O Gewiſſen!
Wie groß iſt Deine Macht! wer kann ihr widerſtehn?
Wohlan; wirſt Du nun Dein Verbrechen ſelbſt bekennen?

**Lentulus** (außer Faſſung).

Ja — ich geſteh' — ſo iſt's; — o ſchöner Traum!

**Cicero.**

Nicht würdig trägſt Du mehr der Prätorwürde Schmuck.
Der Ehre Purpur muß nur Ehrenmänner zieren.
Entkleidet ihn, Liktoren! hüllet ihn in Trauer,
Ihn, der die Stadt in Trauer wollte ſtürzen!

(Lentulus wird von den Liktoren entkleidet, und mit einem grauen Gewande angethan.)

**Lentulus** (bei Seite).

Orakel trügen nicht; es hellt ſich jede Nacht.
Noch darf ich nicht verzagen. Nur der Todesſtreich
Soll mir die Hoffnung rauben!

**Cicero.**

Bringt ihn in Gewahrſam!
Ihr, wackre Allobroger, harret eures Lohns!

(Lentulus wird abgeführt. Die Allobroger entfernen ſich. Lautere Donner werden gehört.)

**Cicero.**

Was ich gethan, ſchien mir Rom's Wohl zu fordern;
Denn ſie ſind ſchnell: d'rum müſſen wir noch ſchneller ſein,
Wenn ihr nicht andrer Meinung ſeid, ihr Väter!
So gebet mir das Zeichen eures Beifalls!

(Alle Senatoren erheben ſchweigend ihre Hände.)

**Cicero.**

So iſt's beſchloſſen. Säumt nicht länger hier!

(Er verläßt den Tempel. Alle entfernen ſich.)

## Fünfte Scene.

Nacht. Platz mit einem einzelnen Gebäude. Ungewitter.

**Caſſius** (kommt mit bewaffneten Sclaven.)

**Caſſius.**

Nun zeigt mir euern Muth und eure Treu!
Zeigt, ob ihr werth ſeid, daß man euch freilaſſe!
Hört ihr den Sturm? er rufet euch zum Sturm.
Die Pforten dieſes Hauſes müßt ihr brechen,
Und mir den Mann befrei'n, der drinnen ſchmachtet.

**Führer der Sclaven.**

Befiehl! ihr Leben iſt Dein Eigenthum.

(Curius kommt gleichfalls mit bewaffneten Sclaven.)

**Curius.**

Schon hier? doch iſt er's auch gewiß?
Ich kann nicht Eine der Geſtalten kennen.
Ich will das Loſungswort ausrufen.
(Mit lauter Stimme.)
Zeus und Proſerpina!

**Caſſius.**

Freund Curius.

**Curius.**

Freund Caſſius?

**Caſſius.**

Wohl; laßt uns ſchnell beginnen
Im Augenblick ſei Cethegus befreit!

**Curius.**

Muthig, ihr Sclaven! denkt, was ich verſprach!
Der Aufruhr der Natur ruft uns zum Aufruhr,
Und die empörten Elemente fordern
Uns zur Empörung auf.

**Caſſius.**

Laßt uns zerſtören, wie der Sturm zerſtört!
Und was des Donners Flammenkeule ſchont,
Soll unſre Fauſt mit höh'rer Wuth zertrümmern!

**Curius.**

Auf!

**Caſſius.**

Auf!

(Sie beſtürmen das Haus.)

**Curius.**

Dringt ein!

**Caſſius.**

Stürzt Alles nieder!

**Curius.**

Wir müſſen ihn befrei'n. Ho, Cethegus!

**Caſſius.**

Ho, Cethegus! dring' durch! — hinan! hinan!

**Cethegus** (von innen).

Ich komme; laßt nicht ab!
Ich ſchmettre Alles nieder.

**Curius.**

Hört ihr die Stimme Cethegus'?

Sie tönt durch Nacht und Sturm wie Götterſpruch
Er kommt; nun bietet alle Kuhnheit auf!

(Petrejus kommt mit Soldaten.)

**Petrejus.**

Ha, was ſoll das Getümmel? welche Frechheit!
Mit Sclaven wagt ihr Aufruhr und Tumult? —
Ergreift ſie! ſchließt ſie mit den Schilden ein!
Entehrt kein Schwert im Kampfe mit Verworf'nen!

**Caſſius.**

Werft eure Speere!

**Curius.**

Stoßt die Pforten ein!

(Die Thore werden zertrümmert. Cethegus dringt heraus.)

**Caſſius.**

Er iſt befreit!

**Curius.**

Willkommen, Cethegus!

**Cethegus.**

Gebt mir ein Schwert! Dank euch, ihr Freunde!
Nun laßt uns eilen, Andre zu befreien —
Dann im Triumph zu Catilina's Heer,
Eh noch der Morgenſtern den Tag verkündet!

(Kampf. Getümmel. Die Soldaten weichen.)
(Der Vorhang fällt.)

# Vierter Akt.

## Erſte Scene.

Das Forum; im Vordergrunde die Rednerbühne.

**Einige Bürger kommen.**

**Erſter Bürger.**

O welche Schrecken gab uns dieſe Nacht!

**Zweiter.**

Und welche Schrecken gab ihr die Verſchwörung!

**Erſter.**

Sie drangen ſtürmend in Metellus' Haus,
Um die gefang'nen Häupter zu befrei'n.

**Zweiter.**

Und wütheten noch mehr als Blitz und Donner.

**Erſter.**

Sie kämpften raſend gegen die Soldaten,
Und Blut und Leichen ſah man auf dem Platz,
Als trüb und ernſt der graue Morgen kam.

**Dritter.**

Wir ſind verloren! Kampf und Mord durchwüthen
Die Straßen. Häuſer ſchützen uns nicht mehr.
Die Kühnen ſtürzen Alles vor ſich nieder,
Und hegen weder Schaam noch Scheu des Frevels.

**Erſter.**

Weh uns!

**Zweiter.**

Sie haben Allen Tod geſchworen.
Es ſoll der Conſul fallen im Senat,
Und ach! in Rauch aufgehen unſer Rom.

**Dritter.**

Seht dort die Beiden lauern! Es ſind Mörder.

**Zweiter.**

Gewiß! ſie blicken grimmig nach uns her.

**Erſter.**

Nicht doch! ich kenne ſie; ſind wackre Männer
Sie ſehen euch vielleicht für Mörder an,
So wie ihr ſie; denn Argwohn füllt nun Jeden,
Und Keiner wagt dem Andern mehr zu trauen.
Furcht trennt nun Freunde ſelbſt, und nicht mit Unrecht!
Man iſt umringt von Frevlern und Verräthern.
Noch geſtern liebt' ich meinen alten Freund —
Weiß ich, ob ich ihm heut noch trauen darf?

**Dritter.**

Und Catilina hat ein Heer geworben,
Dem keines gleicht an Größe und an Muth.

**Erſter.**

Da müſſen wir ja elend unterliegen.
Weh Dir, Pompejus, daß Du uns den Kern
Der Krieger in das ferne Aſien führteſt!

**Dritter.**

Noch weicht die Hoffnung doch nicht ganz von mir.
Ich bau' auf unſern Conſul Cicero.

**Erſter.**

Wenn noch zu helfen iſt, hilft er gewiß.

**Zweiter.**

Zieht euch zurück! dort naht des Conſuls Gattin.
Auch Fulvia wandelt mit geſenktem Haupt,
Und Frauen folgen nach in Trauerkleidern.

(Die Bürger ziehen ſich zurück.)

---

## Zweite Scene.

**Terentia,** von der einen Seite, **Fulvia** von der andern. Beiden folgen Frauen in Trauerkleidern. Die Züge wallen paarweiſe feierlich gegen die Mitte des Vordergrunds.

**Terentia.**

In Trauer hat die Zeit ihr Haupt gehüllt,
Und die Gefahr durchtobt die Straßen Roms!
Stets ſammelt die Verſchwörung neue Kraft;
Es ſchwanket der Senat, die Bürger zagen.
Die Frevler zieh'n mit Dolch und Schwert umher;
Befreit iſt Cethegus; Etrurien

Fiel den Empörern zu —
Und Catilina's Heer rückt ſchon heran!

**Fulvia.**

O ſchreckenvolle Zeit!

**Eine der Frauen.**

O meine Kinder!

**Mehrere.**

Weh uns!

**Terentia.**

Ihr Frauen, zähmt der Schmerzen laute Klage!
Füllt nicht durch banges Angſtgeſchrei
Der Männer Herz mit Furcht und Grauen!
Denn nimmer ziemt's den Frau'n der Edlen Rom's,
Mit Wehklag' Markt und Straße zu durchzieh'n.
Es muß der Menſch ſtets auf die Götter bauen —
Verzweifeln nie!

**Fulvia.**

So laßt uns ſchweigend, mit entlocktem Haupt,
In heil'ge Tempel zieh'n, der Götter Bildniß
Umklammern, und mit thränennaſſem Blick
Und offnen Armen uns zur Erde ſtürzen!

**Terentia.**

Laßt uns die Götter fleh'n um Rom's Erhaltung!
Doch eh' wir noch in heil'ge Tempel ſchreiten,
Empfange Du vor dieſen Frauen hier
Den Dank der Gattin für des Gatten Leben,
Das mir Dein Edelmuth gerettet hat!
Ihr Himmliſchen! umſtrömt mit euerm Segen

Das Haupt der liebevollen Herrlichen!
Zu ſchwach bin ich, um würdig Dir zu danken;
Den Schmuck der Stadt belohnen muß der Staat,
Den Du mit Cicero zugleich erhieltſt.

**Fulvia.**

Dich ehret Rom als Gattin und als Mutter;
Durch beide Würden ſtrahlet Dein Verdienſt.
Dem Staate gabſt Du Bürger, und der Schützer
Des Staates findet Glück an Deinem Herzen.
Des Weibes höchſtes Ziel haſt Du erreicht,
Und lebſt unſterblich fort mit Deinem Gatten! — —
    Ich aber bin die einſam ferne Blume;
Ihr Duft verhaucht, ihr Farbenſpiel verglüht —
Vergeſſen ſinkt die Blätterloſe hin;
Denn ach, ſie war nicht Labſal, war nicht Zierde!
So mag denn Eine That mir Segen bringen,
Und Ruhm erwerben mehr als all mein Leben!
An euch mich ſchließend durch den Edelſinn,
Nennt Rom vielleicht mich nach dem Tode noch,
Weil ich den Tod abhielt von ſeinem Haupt.
Du, glückliche Beglückende, genieße
Der reinſten Freuden ganze Nektarfülle —
Mich Arme — laß es frei mich Dir geſteh'n! —
Entzück' ein Leben, das ich nicht für mich
Gerettet habe! Ferne ſtrahl' Er mir
Erfreulich, wie der Stern in ſeiner Höh'!

**Terentia** (mit Begeiſterung).

Das Glück des Lebens dankt der Menſch den Göttern;

Doch der Entſagung Lohn und ihre Größe
Kann ſelbſt ein Gott nicht übertreffen! —
Darf Freundſchaft ſo erhab'ner Seele nah'n?

**Fulvia** (mit Wehmuth).

Sie ſoll es — und Erſatz ſein für die Liebe!
(Beide fallen ſich mit Heftigkeit in die Arme.)

**Terentia.**

Laß ſo vereint uns in den Tempel eilen!

**Fulvia.**

Für Ihn und Rom Gebet und Herz zu theilen!

(Ab. Die Frauen folgen.)

---

## Dritte Scene.

**Ein Bürger.**

Laßt uns den Frauen in die Tempel folgen!

**Ein Anderer.**

Bleibt hier! bald endet der Senat;
Dann muß der Conſul hier vorübergeh'n.
Wenn wir ihm unſre Qual und Unruh' klagen —
O ſeid gewiß! er gibt uns Troſt und Rath.

**Erſter.**

Ich bin gefaßt; mein Haus iſt leer,
Mein Hab und Gut verſcharrt.
Geh Alles nun in Flammen auf! Ich lache.
Was mein iſt, kriegen die Verräther nicht.

**Zweiter.**

Ich habe nichts als meine Kinder —
Und ach! *ſie* kann ich nicht verſcharren.

**Ein Dritter.**

Ei ſeht! Da kömmt Silan. Geſchloſſen
Iſt der Senat.

---

## Vierte Scene.

**Silanus. Die Vorigen,** ihn umringend.

**Ein Bürger.**

Ehrwürd'ger, ſprich!

**Ein Zweiter.**

O gib uns Troſt!

**Ein Dritter.**

Was ordnet der Senat?

**Silanus.**

Er hat den Frevlern all den Tod beſtimmt;
Denn wer ſein Vaterland zerſtören will,
Den muß Zerſtörung ſchnell ergreifend faſſen.
Die Kühnheit ſteigt mit jedem Augenblick;
D'rum iſt kein Augenblick auch zu verſäumen.

**Ein Bürger.**

Ha ſeht! Dort naht ein langer Zug.

**Silanus.**

Der Conſul iſt's, umgeben von den Rittern

Und Senatoren. Seht! Er iſt gerüſtet;
Der Panzer ſchimmert aus der Toga vor.
So niederträchtig treiben's die Verräther!
Er geht nicht ſicher mehr auf freier Straße.

**Ein Bürger.**

Horcht auf! Er ſendet uns den Liktor zu.

## Fünfte Scene.

**Ein Liktor. Die Vorigen.**

**Liktor.**

Der Conſul naht. Gewähret ihm Gehör!
Er will nach Recht und Sitte den Quiriten
Bericht von *dem* erſtatten, was er that.

## Sechſte Scene.

**Cicero,** von Rittern und Senatoren umgeben.
**Die Vorigen.**

**Silanus** (ihm entgegen tretend).

Schon haſt Du für das Wohl des Staats geſorgt;
Allein es werden Dir nach dieſer Stunde
Die Feinde ſich nun immerfort vermehren.
Die ſcharfen Dolche der Verräther blinken
Rings um Dich her, das Herz Dir zu durchbohren.

denk', o theurer Conſul, Dein Wohl auch,
ch Deine Sicherheit und Ruh' —
nn Alles biſt Du uns!
nk' an Dich ſelbſt, ſo iſt auch Rom bedacht!

**Cicero.**

in! Nimmer ſoll die Rückſicht auf mich ſelbſt
r einen Schritt von meinem Streben lenken!
nn mich entflammt Rom's Glück, mich drängt der Ruhm.
ll man, um lang zu leben, ſchön nicht leben?
n! ich bin überzeugt: es wird mich Rom
ſeinen Rettern immer dankbar nennen,
wird mich jeder Römer liebend ehren,
meine Thaten meinen Schriften gleichen.
' ich, ein Opfer Rom's, dem Dolch der Frevler,
kann ich nicht die ſchönſte That vollbringen —
an, werthe Freunde, laßt mir Recht gedeih'n!
kt, was ich *wollte*, nicht was ich vollbrachte!
luſt erzähle dann in Rom's Annalen
Nachwelt, was ich that, und was ich ſtrebte.
geßt nicht, daß Terentia meine Gattin!
meinen Sohn, den noch unmündig Kleinen!
eht ihn, eurer würdig — ſeid ihm Väter
den verlornen Vater!
was dann ich dem Staat nicht konnte ſein,
ihm der Staat!

**Silanus.**

Eh' fall' ich ſelbſt, als Du!
Alle weichen Dir nicht von der Seite.

**Cicero** (nachdem er die Rednerbühne beſtiegen hat).
Quiriten! trauert nicht, verzaget nicht!
Vertraut auf mich, wie ich auf euch vertraue!
Bald blüht Rom's Sicherheit von neuem auf.
Entfloh'n iſt Catilina aus der Stadt,
Und Manche ſeiner Rotte folgten ihm.
Fürwahr ein großer Sieg für mich und euch!
Schon iſt Antonius, der Conſul, und
Metell, der Prätor, mit den Legionen
In's off'ne Feld entgegen ihm gerückt.
Furchtbarer als er ſelbſt ſind die Verräther,
Die in den Mauern Rom's zurückgeblieben.
Allein, ſie ſind theils ſchon ergriffen, theils
Schon überwieſen und dem Tod geweiht,
Der ſchnell an ihnen ſoll vollzogen werden.

**Mehrere Bürger.**
Beſchütze uns! Vertilge ſie!

**Andere.**
Macht Platz! ein Herold naht.
(Ein Herold kommt und ſpricht leiſe zu Cicero.)

**Cicero** (zum Volk).
Sie ſind geweſen!

**Mehrere Bürger.**
Der Conſul lebe hoch! Hoch lebe Rom!

**Cicero.**
Ihr Bürger, jauchzt nun euerm Glück entgegen!
Kehrt fröhlich heim zu Frau'n und Kindern,
Bis euch die Kunde des erfocht'nen Siegs

Zu neuem Jubel auf die Straßen lockt!
Glück euch und Heil, Quiriten! Heil dir, Rom!

(Er ſteigt von der Rednerbühne.)

**Die Bürger.**

Dem Conſul Glück und Heil!

(Cicero wird von Allen jauchzend begleitet.)

(Der Vorhang fällt.)

# Fünfter Akt.

## Erſte Scene.

Enge felſenumſchloſſene Waldgegend.

**Catilina** tritt auf in voller Kriegsrüſtung eines Imperators.

**Catilina.**

Wohlan! es ſei gewagt! In wenig Stunden
Hat ſich Rom's Schickſal und mein eigenes
Entſchieden. Bebe dann, du Friedensconſul!
Denn wär' ich auch ſo ſanft wie eine Taube,
Gewähr' ich jedem Andern auch Verzeihung —
Du ſollſt mir ſchändlich bluten an dem Pflock!
Und mußten meine Freunde durch Dich fallen,
So ſoll Dich auch zweifach die Rache treffen!
Es ſei! Du triebſt mich fort aus meinem Rom;

Doch mein ſoll's bleiben, trüg' ich tauſend Wunden.
Ich fühle hohe Unbeſiegbarkeit
Mir alle Adern fröhlich ſtolz durchglühen.
(Cethegus kommt.)

**Catilina.**

Wie? Cethegus? Trügt mich mein Auge nicht?
Du lebſt! Du biſt's? — O nein! Mich trügt mein Auge.

**Cethegus.**

Dich kann nichts trügen; Macht und Glück ſind Dein.
Willkommen mir, Rom's Herrſcher und Gebieter!
Als ich Dein großes Heer durchwandelte,
War's mir, als ging' ich durch ein Heer von Völkern,
Verſchieden an Geſtalt, doch gleich an Muth.
(Caſſius kommt.)

**Catilina.**

Auch Du hier, Caſſius? Will denn das Glück
In Einem Tag an mir zum Bettler werden?
Ich glaubt' euch todt — und ihr ruft mich in's Leben!

**Caſſius.**

Willkommen, Conſul! Sieg und Freude Dir!
Mit neuen Schaaren traf ich ein im Lager,
Noch beſſer ausgerüſtet als die erſten.
Sie glühen, Dir den Eid der Treu' zu ſchwören,
Sie lechzen, Dich zu ſeh'n. Auch Sylla iſt
Durch mich befreit, und mit dem heil'gen Adler,
Den Du ihm gabſt, fliegt er von Reih' zu Reih'.

**Catilina.**

Wohlan, mein theurer Freund! So kann's nicht fehlen.

Fern von der Heimat kämpft der Heere Kraft;
Auf fernen Fluren ſchlingt Pompejus ſich
Den Lorbeer um die junge Heldenſtirne.
Nur eine kleine Schaar von Neulingen
Und Ungeübten, die das Schwert des Todes
Noch nie geſchwungen, ſtellt uns Rom entgegen.
Mein Heer iſt groß, Antonius mein Freund;
Kühn dring' ich ein, und er weicht klug zurück.
Folgt mir, die neuen Truppen zu beſeh'n!

(Alle ab. Antonius und Petrejus kommen von der entgegengeſetzten Seite.)

**Antonius** (für ſich).

Wie ſiegreich er voll Muth hinſchreitet!
Es jauchzt ſein Geiſt des nahen Glückes ſchon;
Auch wär' es ihm gewiß, hielt ich mein Wort,
Zurückzuziehen meine Legionen,
Wenn ſich die Schlacht zu ſeinem Unheil wendet. —
Und nun ſoll ich ihn täuſchen, ihn zerſtören,
Das Heer zum Sieg anführen gegen ihn?
Nein! nimmer kann ich das. Das Schickſal walte
Er ſtürze — aber nicht durch meine Hand!
Legat!

**Petrejus.**

Was will der Conſul mir befehlen?

**Antonius.**

Mich faßte ſchleichend Mißbehagen an,
Ich bin verwirrt und matt; die Sinne ſchwanken,
Und ſeltſam raſch entweicht die Lebenskraft.

Nicht neu iſt mir dies Grau'n: ich fühlt' es oft.
Ich kann das Heer heut' nicht befehligen.
Erprobt iſt mir Dein Muth und Deine Klugheit;
D'rum ſei Dir anvertraut, die Legionen
Nach Deinem Willen in die Schlacht zu führen.
Ich will in meinem Zelte ſtill
Der Stunde der Geneſung harren.
Befiehl dem Heer! Allein vergiß doch nie
Daß ich der Feldherr und Rom's Conſul bin!
Dein Muth mag Dir die Kraft zum Siege geben;
Doch Klugheit räth, den Ruhm des Höhern ſchonen,
Nicht ſo zu ſiegen, wie man ſiegen kann;
Auch ward durch weiſes Zaudern Rom gerettet.

**Petrejus.**

Wie mir Dein Rang und meine Pflicht gebieten,
So will ich treu und klug und redlich handeln.

**Antonius.**

Und ſende mir ſtets Kunde von der Schlacht!
Sei nicht zu raſch, und weiche, wenn ſich's ziemt!
(Im Abgehen.)
Siegt er, ſo ſtrahlt des Sieges Ehre mir;
Wird er geſchlagen, ſo bin ich es nicht.
(Ab.)

**Petrejus.**

Gib Dich zur Ruh, und ſtöre nicht den Sieg!
Ich kenne wohl dies Schwanken Deiner Sinne;
Verſteh' auch: wenn Du mir zu weichen räthſt,
Daß es nicht Rath ſowohl iſt, als Befehl.

Allein Du trafſt an mir nicht Deinen Mann!
Gegeben haſt Du mir des Feldherrn Macht;
Wie's einem Römer ziemt für Rom zu ſtreiten,
So führ' ich an zum Sieg das tapf're Heer.
Herbei, Tribunen und Centurionen!

(Tribunen und Centurionen.)

Mir gab der Conſul den Befehl des Heers.
Laßt alſogleich von Reih zu Reih die Tuba
Zum Angriff und zur Schlacht das Zeichen geben!
Führt alle Legionen in das Treffen!
Denn ſchnell muß unſer Sieg errungen ſein.

**Ein Tribun.**

Die Opfer ſind geſchlachtet und uns günſtig.

(Petrejus ab mit den Tribunen und Centurionen. Catilina kommt; ihm folgen Cethegus und Caſſius.)

**Catilina.**

Verwünſcht! Es hat Metell mit ſeinen Truppen
Die Felſenpäſſe ringsumher beſetzt.
Ich wußte nichts von einem zweiten Heer.
Wie kam's? wozu ſteht ihr mir denn zur Seite?

**Curius** (herbeieilend).

Zwei tauſend unſ'rer tapferſten Etrusker
Verließen unſ're Fahnen, als Metell
Mit ſeinem Heer ſich auf dem Felſen zeigte.
Wir ſind umringt.

**Ein Centurio** (eilig).

Herr! meine Truppen zittern,
Und bleiche Furcht entkräftet ihren Arm.

Ein feiger Sclave wollte dieſe Nacht
Die blutgefärbte Leiche Deines Sohn's
In ſeinem Zelt geſehen haben.
Der blaſſe Knecht erzählte dies den Andern,
Und das Gerücht flog pfeilſchnell durch das Heer.
Nun ſind ſiegen vorher nicht mehr zu kennen.

**Catilina.**

Erwürgt den Böſewicht und jede feige Memme!
Konnt' er denn nicht verſchweigen, was er ſah?
Mein Sohn — mein Sohn — er iſt ja Staub und Aſche!
(Bei Seite.)
Warum muß mir die blöde Lüge jetzt,
Gerade jetzt der nicht'ge Traum vorkommen?
(Laut.)
Wozu dies eitle alberne Geſchwätz?
Hab' ich nun Zeit euch Träume auszulegen?
Fort!

(Bei Seite.)
Welcher Schauder faßt mich an? Mein Sohn!
Zur böſen Stunde kommt Dein Angedenken
Mir in die Seele! — Fort!
(Man hört aus Petrejus Lager mehrere Trompeten erſchallen.)

**Curius.**

Ha, was ſoll das?
Man bläſ't zum Angriff in Antonius Lager!

**Catilina.**

Ihr träumt! Es kann nicht ſein; Antonius
Iſt mir gewogen, gab mir ſelbſt den Schwur,

Nicht anzugreifen, ſondern ſtill zu harren,
Bis mir gewünſchte Stunde kommt zur Schlacht.

**Curius.**

Allein Antonius barg ſich in ſein Zelt,
Und übergab das Heer und den Befehl,
Mit aller Macht, das Treffen frei zu lenken,
An den Legat Petrejus ſeines Heers,
Der kühnen Muth mit Tapferkeit vereint,
Und Narben trägt und Kronen vieler Siege.

**Catilina.**

Ha, feige Seele, ohne Kraft und Muth!
So will ich denn nach meinem Siege Dich
In Deinem Zelt Eidſchwüre halten lehren.
Laßt ſchnell die Tuba und die Hörner ſchallen!
Fliegt Jeder an die Spitze eurer Truppen,
Und wendet eure Blicke ſtets nach mir!
Wo ihr mich ſiegen ſeht, da dringet nach!

(Ab.)

(Römiſche Kohorten rücken an. Catilina's Truppen ſtoßen auf ſie: das Gefecht beginnt. Cicero, mit der Toga bekleidet, zeigt ſich auf dem vorderſten Felſen. In einiger Entfernung die Liktoren. Catilina's Soldaten weichen.)

## Zweite Scene.

Weite offene Gegend.

Vorüber eilende Flüchtlinge werfen Schild und Waffen von ſich. **Petrejus** kommt, mit **Cethegus** und **Caſſius** fechtend.

**Cethegus.**

Ergib Dich nun! Die Blitze unſ'rer Schwerter
Umſchwirren Dich ja dicht; Du mußt erliegen.

**Petrejus.**

Wohl; wenn ich falle, trauert Rom um mich,
Und wack're Männer nennen mich in Ehren:
Ihr aber mögt nun fallen oder ſiegen,
Euch folgt Verachtung und Verwünſchung ſtets.

(Sie kämpfen. Cethegus fällt.)

**Cethegus.**

O Caſſius, räche meinen Tod!

**Caſſius.**

Ich will Dir Todtenopfer thürmen.

**Petrejus.**

Ihr ſeid dem Tode reif; d'rum müßt ihr fallen.

(Caſſius ſtürzt, und das Schwert entfällt ihm.)

**Caſſius.**

Mein Schwert!

**Petrejus.**

Ich will Dich für den Henker ſchonen.

**Caſſius.**

Gib mir mein Schwert, ſo kämpf' ich liegend noch!

**Petrejus** (gibt ihm das Schwert).

Hier; aber Du verdienſt nicht ſolchen Tod.

(Sie kämpfen; Petrejus tödtet ihn.)

**Petrejus.**

Bald liegt Dein Heer darnieder, wie Du ſelbſt.

(Ab. Catilina kommt.)

**Catilina** (zu den Fliehenden).

O Tag des Fluchs! Ihr feilen Sclaven, ſteht!
Noch ſteh'n ja vier Koherten felſenfeſt.
Ihr Freunde, bleibt! Bedenket eure Freiheit!
Bedenket, welches Glück der Sieg euch bringt!
Ho, Caſſius! Cethegus! Wo ſeid ihr, Freunde?
Ihr Stützen meiner Macht! Belebt das Heer!
Beſeelt die Flücht'gen! Eilt von Glied zu Glied!
Ho, Cethegus! Ho, Caſſius! — Sie hören nicht;
Sie hören nicht! Ich ſeh' ſie nicht; wo ſind ſie?

(Er geht unruhig umher und erblickt die Leichen; plötzlich voll Wehmuth.)

Entſetzlich! — ach — ſie hören nicht! —

(Er beugt ſich über ſie, und erhebt ſich dann, düſter um ſich blickend.)

Mir graut; wie einſam wird's um mich herum!
Bin ich verlaſſen? Hab' ich keine Freunde?
Kein Heer? Ach keine Hoffnung? Keine Götter?

(Curius und Sylla kommen. Letzterer ſchwer verwundet und entkräftet.)

**Sylla** (mit dem ſilbernen Legionsadler).

O Catilina! Die Syllaner kämpften
Für Dich mit Löwenkraft und Tigerwuth.
Wenn Einer fiel, ſo fiel er, wo er ſtand,

Und noch im Tod behauptet' er die Stelle.
Schon zog Metellus ſich zurück, ſchon ſchwankten
Die Legionen des Antonius —
Da zeigte plötzlich ſich, wie eine Himmels-
Erſcheinung, Cicero auf einem Fels,
In glänzendweißem Friedenskleide ſtrahlend
Gleich einem Gott, der aus der Wolke tritt;
Da faßte Furcht und Grau'n den Muthigſten.
Sie fliehen; nichts vermag ſie mehr zu halten.

**Curius.**

Es war nicht wohlgethan, daß ohne Opfer
Du alſogleich die kühne Schlacht begannſt.
Wir ſahen keine Hekatomben fallen,
Auf keinem heil'gen Herd die Flamme lodern.

**Sylla.**

Das Heiligſte, das Du mir anvertraut,
Hab' ich mit meinem Herzensblut gerettet,
Und unverletzt ſtell' ich es Dir zurück.
(Er ſteckt den Adler in die Erde.)

**Catilina.**

O wär' mit ihm mir auch mein Glück erhalten!
(Zu Sylla.)
Dir iſt die Kraft entſtrömt; ach wie Du bebſt!
(Auf die beiden Leichen deutend.)
Sie beben nicht; ſie faßt nicht Furcht noch Scham.
O Freunde! Sie ſind glücklicher als wir.
Sie ſahen unſern Sieg, nicht unſern Fall.
Sie ſä'ten Kraft und Muth, wir ernten Schmach und Qual.
Der Adler ſtrahle über ihre Leichen,

Als Siegstrophäe; denn ſie fielen ſiegreich!

(Er ſtellt den Adler neben ihnen hin.)

Der Traum vom Glück iſt aus; das Unglück weckt uns nun;
Wer heldenmüthig focht, darf nach dem Kampfe ruh'n.
Schon weichet unſer Glück; bald ſchwindet unſ're Spur;
Denn unſ're Kraft erliegt — allein dem Schickſal nur!

**Sylla.**

O welches Schwanken! Nacht umzieht mein Auge.

**Catilina** (zu Curius).

Geh! Rette ihn und Dich, ſo wie's euch möglich wird!
Lebt wohl!

(Curius führt den Sylla fort.)

**Catilina** (ſein Schwert ziehend).

So ſei es! — Rachegöttin meines Sohns!
Ihr Schatten meines Heers! Ihr Todesgötter!
Empfangt mein Leben! Nehmt es an zur Sühnung!

(Petrejus tritt auf.)

**Petrejus.**

Er ſelbſt? — Ihr Götter all', die Rom beſchützen,
O gebt mir Kraft und Sieg! — Vertheid'ge Dich!

(Er dringt auf Catilina ein. Sie kämpfen.)

**Catilina.**

Halt ein! Laß ruh'n Dein Schwert vom Kampf!

**Petrejus** (inne haltend).

Was iſt's, das Dich bewegt zu dem Verlangen?

**Catilina** (durchſticht ſich. Im Fallen).

Ich fiel nur meinem Schwert!

**Petrejus.**

Wohl; mir genügt's.

Der Sieg iſt unſer, Rom gerettet.
Centurionen!
Laßt alle Tuben, alle Hörner ſchallen!
Laßt durch das Heer die Siegsgeſänge hallen!

(Man hört den kriegeriſchen Schall von allen Seiten. Legionen ziehen im Hintergrunde auf. Cicero, von Rittern begleitet, tritt auf.)

**Petrejus.**

Die Schlacht hat ausgetobt; Du bringſt die Palme.
Ehrwürd'ger Conſul, ſei willkommen hier!
Was Du geordnet, haben wir vollbracht.

(Auf Catilina's Leiche zeigend.)

Sieh hier! Er gab ſich ſelbſt die Strafe.

**Catilina.**

Verberget mich tief in den Schooß der Erde!
O tödtet mich! Vernichtet mich! — mein Sohn!

**Cicero.**

Nicht würdig biſt Du eines milden Todes;
Doch würdig iſt's, gegeb'nen Schwur zu halten.
So höre denn das letzte Wort des Troſtes:
Es ſtarb Dein Sohn entzückt in Götterwonne.
So hieß ſein letzter Hauch noch Dir verkünden.

**Catilina** (In tiefer Rührung).

Er ſtarb entzückt? — So darf ich nicht verzweifeln!

(Er ſtirbt. Tiefes Schweigen.)

**Cicero.**

Es gibt Dein Tod dem Vaterland die Ruhe wieder;
So ſchweb' ihr ſtiller Geiſt auf Deinen Schatten nieder!

(Silanus kommt mit Senatoren.)

**Silanus.**

Ehrwürd'ger Conſul! Dich grüßt Rom durch mich.

Es tönet Jubel durch die hohe Stadt,
Und Weiber, Kinder, Greiſe ſegnen Dich,
Auf allen Zinnen Deiner Ankunft harrend.
Von Gold wird in Italien Dein Bildniß ſchimmern;
Freudig verordnet Dir Dankfeſte der Senat,
In allen Tempeln und durch alle Straßen ſchallend;
Dich werden Ruhm und Ehre immerfort begleiten,
Und Dein geliebtes Rom gibt dieſen Eichenkranz
Dir mit dem unerreichten Gruß:
Vater des Vaterland's!

(Er ſetzt ihm den Eichenkranz auf.)

**Senatoren und Ritter.**

Vater des Vaterland's!

**Cicero** (vortretend).

Vergebens tobt der Feind von außen und von innen,
Vergebens flieht das Glück, vergebens weicht die Ruh'.
Wenn hoher Sinn und Muth der Götter Huld gewinnen,
Zieht Geiſteskraft einher, ſchließt ſich der Abgrund zu.
Zerſchmettert liegt das Schwert, das ſich zum Frevel ſchwang,
Und die Gefahr erblich, wie dieſer Leichen Drang.
Blüh fort, du altes Reich, in neuer Sicherheit,
Blüh fort, du altes Reich, in ewig jungem Glück!
Blüh nach Jahrhunderten noch fröhlich ſtolz wie heut,
Und deiner Bürger Treu bekränze Ruhm und Glück!

(Alle Vexillen, Adler und Kohortenbilder werden emporgehoben. Die Trompeten ertönen. Das Heer wiederholt den Ruf: Vater des Vaterland's! und zieht mit Siegesgeſang vorüber.)

(Der Vorhang fällt.)

# Inhalt.

Seite

**Herſilia,** Schauſpiel in vier Akten . . . . . 3

**Beliſar,** hiſtoriſches Schauſpiel in fünf Akten . . 101

**Catilina,** Trauerſpiel in fünf Akten . . . . . 217

Gedruckt bei C. Ueberreuter.

# Ch. Kuffner's

# erzählende Schriften,

dramatiſche und lyriſche Dichtungen.

## Ausgabe letzter Hand.

Fünfzehnter Band.

Wien, 1845.
Verlag von Ignaz Klang, Buchhändler.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

# Cervantes in Algier.

## Schauſpiel in fünf Aufzügen.

## Perſonen.

**Azan**, Dey von Algier.
**Arnot Mami**, Korſar.
**Achmed**, Janitſcharen-Aga, ein Renegat.
**Almanſor**, Oberhaupt eines mauriſchen **Stammes in Algier.**
**Amida**, deſſen Tochter.
**Miguel de Cervantes Saavedra**,
**Avelano**,
**Pedro**,
**Hernandez**, } Spanier, in algieriſcher Gefangenſchaft.
**Catalina**, eine Chriſten-Sclavin.
**Viane**, ein ſpaniſcher Hidalgo.
**Clarin**, ein Hirtenknabe
**Liſa**, ein Landmädchen } aus Granada.
Europäiſche Sclaven. Sclavenaufſeher. Leibwache des Dey. Matroſen.

**Zeit der Handlung:** Das Jahr 1580.
**Schauplatz:** Die Stadt Algier.

# Erſter Aufzug.

Garten des Dey mit der Ausſicht auf das Meer. Links im Vordergrund ein mit dichtem Geſträuch bedeckter Hügel. Vollmondnacht.

## Erſter Auftritt.

**Cervantes** ſteigt aus einer Öffnung des Hügels durch das Geſträuch empor. Seine Kleidung iſt ein Gemiſche von mauriſcher und algieriſcher Sclaventracht.

**Cervantes.**

Willkommen, lieber Mond! da bin ich wieder,
Dein bunter kecker Nachtgefährte.
Du lächelſt über mich? Ich kann's nicht tadeln,
Denn lachen muß ich ſelbſt, ſeh' ich mich an
In dieſer Maske buntgemiſchter Tracht
Von mauriſchem und Muſelmans Gewand,
Aufſteigend aus der Erde dunkler Gruft,
Ein luſt'ges Nachtgeſpenſt voll Glück und Noth.
(Er läßt ſich auf die Knie.)
Bis hieher haſt Du, gnadenreicher Gott,
Mir Schutz verlieh'n, geſegnet mein Beginnen!

Durch Deine Huld gelang es mir, die Armen,
Sie, die Ein Unglück und Ein Vaterland
Mit mir in dieſem Schreckensort vereint,
Vor Schmach und vor Verzweiflung zu beſchützen.
In Mitte der Gefahren ſchritt ich hin
Wie durch ein Flammenmeer, blieb unverſehrt;
Laß nun, o guter Gott, in dieſer Nacht
Das Letzte noch zur Rettung uns gelingen!

---

## Zweiter Auftritt.

**Achmed. Cervantes.**

**Achmed** (im Hintergrunde).

Ein ſonderbares Weſen! Was ſoll das?
Zu ſolcher Zeit — im wohlbewachten Garten
Des Dey? — Hier brütet der Verrath,
So ſcheint's, Verbrechen in dem Schooß der Nacht!
(Halb laut zurückrufend.)
Soldaten, hieher!
(Soldaten kommen herbei.)
Bleibt zurück,
Und harret ſchweigend meines Winks!
(Die Soldaten bleiben im Hintergrund.)

**Achmed** tritt vor, und überfällt den knieenden **Cervantes** von rückwärts mit gezücktem Säbel.

**Achmed.**

Wer biſt Du? Sprich, was trieb Dich her,

Unheimlich hier in Dunkelheit zu hauſen?
Bekenne — oder nimm den Todesſtreich!

**Cervantes.**

So haſt Du uns, Allmächtiger, verlaſſen
Im Augenblicke, der uns retten ſoll?

**Achmed.**

Gott! welche Stimme? Iſt es Täuſchung? wie?
Cervantes! Ja — er iſt's!
(Zu den Soldaten.)
Entfernet euch!
(Die Soldaten ab.)

**Cervantes** (ſich vom Boden aufraffend).

Ich bin erkannt — und Alles iſt verloren.
So ſei denn nun das Äußerſte gewagt!
(Er zieht das Schwert und ſtellt ſich Achmed entgegen.)

**Achmed.**

Halt ein! Mein Ruf füllt dieſen Raum mit Wache!

**Cervantes.**

So rufſt Du ſie zu Deiner Leiche her!
Flieh' ſchweigend! Reize die Verzweiflung nicht!
Wenn Dir Dein Leben lieb, gib mir Dein Schwert
Und flieh!

**Achmed.**

Mir bleibt kein Zweifel mehr!
Am Muth und Edelſinn erkenn' ich Dich;
Cervantes! Ja, Du biſt's, o läugn' es nicht!
Es iſt umſonſt, Du kannſt Dich nicht verläugnen!

**Cervantes.**

Ich bin Cervantes, ja ich bin's, wohlan!
Nicht Liſt noch Keckheit mögen mich beſiegen.
Erkennen ſollſt Du mich, Osman! — Zu Boden!

(Er dringt auf Achmed ein.)

**Achmed.**

Halt ein, und höre mich, und kenne mich!
Iſt Dir Rodrigo fremd? der liebende
Gefährte Deiner ſchönen Jugendzeit?

**Cervantes.**

Rodrigo — Du! Und ſo muß ich Dich finden?
In dieſem Augenblick? O ew'ge Vorſicht!
Unglücklicher!

**Achmed.**

Ja wohl, doch jetzt
Zu glücklich, glücklicher als ich's verdiene!
Umarme Deinen Retter, Deinen Freund!

**Cervantes.**

So muß ſelbſt die Gefahr mir Segen bringen?
O Gott! und ich Kleinmüthiger, ich Frevler,
Ließ feige Klagen meinem Mund entſtrömen?

**Achmed** (laut rufend).

Soldaten! ſchnell herbei!

**Cervantes.**

Treuloſer! wie?

(Soldaten eilen von mehreren Seiten herbei.)

**Achmed.**

Vertheilt euch rings umher, und ſpäht genau, Daß Niemand, wer's auch ſei, uns ſtörend nah'!

(Die Soldaten ab.)

Nun? bin ich treulos?

**Cervantes.**

Treulos Deinem Gott —
Doch Deinem Freunde wahrlich nicht! — Wie aber — —

**Achmed.**

Wir ſind nun ſicher. Höre denn in Eile!
Mit Muſcheln ſpielend an Kaſtiliens Küſte,
Ward ich von den Korſaren überfallen
Und nach Algier gebracht. Ein reicher Türke
Erkaufte mich, ein guter ſanfter Greis.
Sah ich die Grauſamkeit der andern Herren,
Wie ſchön erſchien mir ſeine Milde dann!
Sah ich der andern Sclaven hartes Loos,
Wie glücklich mußt' ich preiſen mein Geſchick!
Mich liebte Solyman wie ſeinen Sohn,
Ja, ſelbſt mein kecker Trotz gefiel ihm wohl.
Und ſo verlöſchte denn die Hand der Zeit
In mir des Jugendlebens ferne Bilder;
Verheißungen von glänzendſchöner Zukunft,
Der weichen Lebensweiſe reiche Fülle,
Befriedigung all meiner jungen Wünſche —
Ich ward betäubt — bethört — verführt —
Schwor ab den Glauben meiner Väter!

**Cervantes.**

Ich ſchaud're! Gott! darf ich die Hand annehmen,
Die ein Abtrünniger zur Rettung reicht?

**Achmed.**

Du darfſt, bei Gott, Du darfſt! Es lebt mir ja
Im Herzen noch des alten Glaubens Wurzel,
Die unaustilgbar. Deine Stimme tönte,
Wie eine Stimme uns vom Himmel tönt,
Mir in das Innerſte, daß alle Schmerzen,
Und alle Freuden lang entſchwund'ner Zeit
Wie ein erwachtes Geiſterreich erſtanden.
O gönne mir, daß ich Dein Retter werde!
Du retteſt meine Seele vor Verzweiflung.
Ja, glaub' mir: Gott gab Dich in meine Hand,
Damit ich Dich beſchütze, Dich befreie.
Nun iſt es meine Pflicht, den Freund zu retten
Und hier Dein treuer Genius zu ſein.
Ich muß mein Werk vollbringen, denn nur ſo
Erwerb' ich Heil mir ſelbſt. O laß Dich retten,
Von mir! ich bitte, ich beſchwöre Dich!

**Cervantes.**

Ja, Gottes Fügung darf ich nicht verkennen
In dieſem Augenblicke des Begegnens,
Der uns ſo wunderbar zuſammen führt!

**Achmed.**

Vor Allem nun erzähle mir auch Du,
Damit ich Mittel wählen kann zur Rettung.
Sprich! wie geſchah's, daß Du unſichtbar wardſt?

So plötzlich! Alles hielt Dich für entfloh'n
Aus Deinem Sclavenjoch und aus Algier —
Und Du lebſt hier, ſteh'ſt mitten unter uns!
Erkläre mir das Unbegreifliche!

**Cervantes.**

Verzweifle nie! Nur wer den Muth verlor,
Verliert ſich ſelbſt, und mit ſich ſelbſt ſein Glück.
So dacht' ich ſtets und werde ſtets ſo denken.
Nun höre!
Ein thatenreiches Leben führ' ich hier,
Erſcheine ſtets in wechſelnder Geſtalt,
Als Maure jetzt und jetzt als Muſelman. —
Als Sclav' des reichſten und grauſamſten Türken
In einem Hof des Bagno eingeſchloſſen,
Mit meiner ſpan'ſchen Landsmannſchaft,
Trug ich Arbeit und Qual mit leichtem Sinn,
Und war im Trauerſpiel die luſtige Perſon.
Trieb man uns nach des Tages ſchwerem Frohn
Mit Schmach und Schlägen in die Ställe ein,
Erzählt' ich den Betrübten manchen Schwank,
Und oft gelang es mir, ſie zu erheitern,
Daß ſie, laut lachend, ihren Schmerz vergaßen.
Kam dann die Nacht, und Alle ſchliefen feſt,
Da ſann ich erſt auf Mittel uns zu retten,
Und häufte Plan auf Plan. Das gute Glück
Dem dies gefiel, ſchlug ſich auf meine Seite.
Einſt ließ man mich mit zwei von den Gefährten —
Wir waren zu geſchwächt — allein daheim.

Im kranken Leib blieb mir der Geiſt geſund,
Und alſo frohes Muths. So ſang ich denn
Den zwei Betrübten ein Lied nach dem andern.
Da ſieh! was ſtrahlt mir plötzlich, weiß wie Schnee,
Aus einem engen ſchmalen Gitterfenſter
In jener Mauer, die an's Bagno ſtößt?
Gehört dies zarte Huldgebild der Hand
Der jüngſten Grazie? — An einem Faden
Schwebt, luſtig flatternd, Amor's Siegspanier,
Ein weißer Taft, freundlich zu uns herab.
Ich öffne. Holde Zeilen grüßen mich,
Den Sänger, gleiten lieblich mir ins Herz.
Bald fällt ein gold'ner Regen auch herab.
Die Andern ſammeln haſtig auf, doch mir
Strahlt heller als das Gold die weiße Hand,
Und ach! — der ſüßen Zeilen holder Sinn!
Um kurz zu ſein: die edle Chriſten-Sclavin —
Dies war ſie, wie ich bald erfuhr —
Sie wiederholte oft das ſchöne Spiel.
Bald ſchuf ſich meine Phantaſie von Ihr ein Bild,
Geſchmückt mit aller Schönheit Zauberglanz,
Das noch mein ganzes Herz mit Sehnſucht füllt.
Endlich gelang's, die Glut ihr zu bekennen,
Der Unſichtbaren, Überirdiſchen,
Durch Reime, die ich an den Faden knüpfte,
Hinaufgezogen von der Götterhand.
Doch bald — war's Argwohn, war es böſer Zufall —
Ein and'res Bagno ward mir angewieſen.

O laß mich ſchweigen! Spotte nicht der Thränen —
Denn all mein Schmerz erwacht!

**Achmed.**

Wo iſt Dein Muth?

**Cervantes.**

Ja recht, mein Freund! Ihr Bild trag' ich im Herzen;
So iſt ſie nicht verloren, lebt in mir.

**Achmed.**

Vergiß den ſchönen Traum! Erzähle weiter!

**Cervantes.**

Der gold'ne Regen ward zum Löſegeld.
Wir kauften damit Einen von uns los,
Daß er heimkehre und dann wieder komme
Mit ſeinem Schiff, im Schooß der ſtillen Nacht,
Uns Alle zu befrei'n. Man wählte mich;
Ich ſchlug es aus; weil ich hier mußte ſein,
Mit Muth und Kraft die Sache gut zu leiten.

**Achmed.**

Du edler Mann! Du opferteſt Dich ihnen!

**Cervantes.**

Indeſſen gruben wir mit eines Gärtners
Vertrauter Hülfe mitten hier im Garten
Des Dey eine Höhle, deren Raum
Hinreichte, Alle ſchützend aufzunehmen,
Und uns der Feinde Blicken zu entzieh'n.

**Achmed.**

Ich ſtaune! Und wo iſt ſie, dieſe Höhle?

**Cervantes.**

In unſ'rer Nähe. Siehſt Du jenen Hügel,
Rings überdeckt vom dichteſten Geſträuch?
Er birgt die düſt're Gruft der Lebenden!
Dort ſchmachten die Gefährten meines Elends. —
Zwei Jahre gruben wir der Höhle dunkeln Raum,
Und leben nun im ſelbſtgegrab'nen Grab,
Die Rückkehr des Befreiers hier erwartend.
Sechs Jahre birgt uns nun die dunkle Todeskluft,
Aus deren Schooß ich jede Nacht aufſteige,
Für ſie zu ſammeln, was ihr Leben friſtet.

**Achmed.**

Fürwahr! Du Sclave biſt der frei'ſte Mann,
Den je Algier, den je die Welt geſeh'n.
Wie aber ſoll ich nun — — —

**Cervantes.**

Vernimm!
Denn nun folgt erſt das Wichtigſte der Sache.
Viane, den wir freigekauft, und der heimſchiffte,
Er muß in dieſer Nacht — ich zählte gut,
Sie iſt die letzte der beſtimmten Zeit, —
In dieſer Nacht uns zu befreien kommen
Mit einem Schiff an dieſes Gartens Rand,
Dicht am Meerufer. So hat er's beſchworen!
Ihn zu erwarten kam ich her, als Du
Mich überfielſt.

**Achmed.**

Fürwahr — zu Deinem Glück!

Doch ſage mir: in welchem Bagno war's,
Wo Dir die weiße Hand ſo lieblich glänzte,
Daß ſie zum Sterne ward in Deines Elends Nacht?

**Cervantes.**

Im dritten . . .

**Achmed.**

O Gott! Dies grenzt an Solyman's Palaſt!
Ihm eigen iſt Dein ſchönes Liebesbild,
Ein reiner Diamant dem edlen Greis!
Laß mich nun ſorgen! Denn, ſo wie ich ſeh',
Dein Herz ließ'ſt Du in Spanien nicht zurück,
Und um Dich blüht ein holder Roſengarten
Der Liebe in Algier wie in Henarez einſt.

**Cervantes.**

(Indem er ſich ſpähend dem Gartengitter nähert.)

Vernimmſt Du kein Geräuſch von jener Gegend? —
Noch ſchweigt das Meer, ein Silberflor im Mondenlicht.

**Achmed.**

Nichts will ſich zeigen.

**Cervantes.**

Viane! Gott — wenn er nicht käme!
Schon vor der Möglichkeit ſtarrt all mein Blut!

**Achmed.**

Die Sterne ſinken ſchon zum Untergang.

**Cervantes.**

Wenn er uns täuſchen könnte, wenn der Frevler,
In Freiheit ſeines Lebens froh,
Uns ſchmachten ließ' in Elends Nacht!

Es kann nicht ſein! Er hat das Elend ſelbſt
Gefühlt, ſo muß er auch für And're fühlen.—
Kannſt Du noch länger bei mir weilen?

**Achmed.**

Ich kann und will Dir Sicherheit verſchaffen.
(Umhergehend.)
Soldaten! Wachet wohl, und ſpäht genau!
(Zu Cervantes.)
Sie lauern rings umher. Sei ohne Furcht!
Noch aber wiſſe: Achmed iſt
Mein Name hier, der Janitſcharen Aga.
Nun ſage ſchnell, was Du noch ſagen willſt!

**Cervantes.**

Dies Eine nur: Du kenneſt Almanſor,
Das Oberhaupt der Mauren in Algier?

**Achmed.**

Wohl kenn' ich ihn, den wackern Greis. Was ſoll's?

**Cervantes.**

Du weißt, Nachts geh' ich Nahrung einzuſammeln.
Auf ſolcher Wanderung trat ich einſt kühn
In ſein gaſtfreies Haus. Hell ſchien der Mond.
Mit ſeiner engelſchönen Tochter ſaß
Der Greis im Vorhof unterm Palmendach.
Scheu blieb ich zögernd an dem Eingang ſteh'n;
Da, plötzlich, ſchallt ein wilder Lärm um mich,
Und tobend ſtürzt ein toller Schwarm von Türken
Herein. Zwei faſſen das erbleichte Mädchen,
Indeß die Andern den kraftloſen Greis

Zu Boden werfen. Schnell errieth ich Alles,
Da ich wohl wußte, wie der Uebermuth
Des mächt'gen Muſelmanns den Mauren drückt.
So wie ich ſtets verſchied'ne Tracht mir wähle,
War damals ich gekleidet als ein Maure
Von einem krieg'riſchen Nomadenſtamm.
Bei jenem Anblick ſtürz' ich ſchnell hervor;
Mein Säbel blitzt, die Lanze ziſcht —
Und ſchnell entflieh'n die feigen Trunkenbolde.
Da preßt Almanſor mich an's Herz, Amida
Umfaßt die Knie, die ſie dankend küßt.
Seit jener Zeit ſteht offen mir das Haus,
Und was ich wünſche, iſt mir zu Gebot.
Noch aber wagt' ich's nicht, mich zu entdecken;
Als Maure komm' ich zu dem Mauren ſtets
Und, ach! Amida — leider iſt's gewiß! —
Sie liebt mich minder als Almanſor nicht;
Nur meiner Brüder Wohl zwang mich zur Täuſchung.
Nun gilt's mich ſelbſt — da muß die Wahrheit herrſchen!
So will ich denn — die Pflicht der Dankbarkeit
Gebietet es — eh' wir aus Algier flieh'n,
Zu ihnen eilen, wer ich ſei, entdecken,
Und ſchmerzlich — aber rein von ihnen ſcheiden.

**Achmed.**

Wie aber, wenn das Schiff noch dieſe Nacht,
Euch zu befreien kommt?

**Cervantes.**

Viane muß zwei Tage hier verweilen.

**Achmed.**

Und Du — bleibſt hier zurück?

**Cervantes.**

Ich bleibe.
Geſchworen hab' ich's ihnen und mir ſelbſt —
Sie zu befrei'n; erfüllt iſt dann mein Schwur,
Der Freundſchaft Pflicht gelöſ't — und nur die Liebe
Hält mich in ihren Roſenbanden feſt.
Das Schiff, das mich von hinnen trägt, es muß
Zwei Glückliche dem Vaterlande bringen.
Die Lieb' entflammt den Muth, der Muth beſchützt
Die Liebe; wen zwei ſolche Götter ſtärken,
Was könnte dem unmöglich ſein!

**Achmed.**

So baue denn in Allem feſt auf mich!
Dein Glück verſöhne mich mit Gott und Welt!
Du ſpähe ruhig nun des Schiffes Ankunft;
Ich ſelbſt durchziehe ringsumher den Garten.
(Ab.)

## Dritter Auftritt.

**Cervantes** allein.

(Er ſtellt ſich dicht an das Gartengitter.)

Was ſeh' ich? Trügt des Mondes bleicher Schein?
Faſt darf ich nicht zweifeln; ich täuſche mich nicht!
Es regt ſich eine Schattengeſtalt,

Verdunkelnd des Meeres Spiegellicht.
Ich höre rauſchen, — es iſt Ruderſchlag,
Der leiſe behutſam die Fluten durchwallt; —
Es iſt ein Kahn!
Er gleitet hieher
Vom offenen Meer,
Er will dem Ufer ſich nah'n!

(Man hört vom Meere die leiſen Töne eines Hornes, worauf ein Schiff ſich zeigt.)

Es iſt der Befreiung entzückender Ruf!
Viane — er iſt's! O Bote des Himmels! Willkommen!
Auf geht das Grab, das Leben erwacht,
Zum Tage erhellt ſich des Elends Nacht!

---

## Vierter Auftritt.

**Cervantes. Viane,** der gelandet hat und über das Gitter in den Garten ſteigt.

**Cervantes.**

Viane!

**Viane.**

Miguel!
Euch zu befreien, bin ich hier,
Treu meinem Wort.

**Cervantes.**

Gott ſegne Dich!
Ein Engel kommſt Du zu uns her.

Willkommen, edler, treuer Freund!
Welch ein Himmel thut ſich auf,
Da ich an mein Herz Dich drücke

**Viane.**

Laß uns die Gefühle nun
In das glüh'nde Herz verſchließen,
Denn Gefahren lauern rings.
Eile! Führe ſie herauf! — —
Gott! Ich höre leiſes Flüſtern.
Ach! — — wir ſind entdeckt!

**Cervantes.**

Sei ohne Furcht! Uns ſchützt ein Freund.

**Viane.**

Hier ohne Furcht? Dich täuſcht Dein kühner Muth,
Der Alles wagt und nimmer bebt.
Fort! Fort!

**Cervantes.**

Vernimm! Wir ſind ja ſicher.

**Viane.**

Eines Augenblickes Zögern, —
Und wir Beide ſind verloren.
Eile Du mit mir auf's Schiff!
Will das Schickſal ſie nicht retten,
Rette ich doch Dich, Du edler Freund!

**Cervantes.**

Ich ſoll fliehen, und die Freunde
Lebend laſſen hier im Grab?

Nimmer flieh' ich ohne ſie;
Nur mit ihnen — oder nie!

**Viane.**

Nicht verweilen darf ich hier.

**Cervantes.**

Feigheit iſt die willenloſe
Mutter gräulicher Verbrechen.
Faſſe Muth! Bleib! Hörſt Du nicht,
Wie der Stimmen Laut verſchwindet?

**Viane.**

Alles ſchweigt. So eile denn,
Künde ihnen meine Ankunft,
Aber kehre ſchnell zurück!
Nah' am Ufer harr' ich Deiner.

**Cervantes.**

Gott! So nah' ſind wir dem Glück!
Scheint mir's doch faſt nur ein Traum!
Was ich fühle glaub' ich kaum. —
Bleib nur einen Augenblick!
Achmed muß zuerſt es wiſſen;
Alſogleich komm' ich zurück.

(Ab.)

## Fünfter Auftritt.

**Viane.**

Wie brennt der Boden unter mir!
Allein läßt mich der Kühne hier. —

Wie haſtig ſchreitet er von hinnen! —
Was ſoll ich beginnen?
Cervantes! — Stille! Stille!
Selbſt der ſchwächſte Laut der Stimme,
Jede Regung meines Körpers,
Kann mir zum Verräther werden;
Und ach! an einem Augenblick
Hängt unſer Leben und ſein Glück!

(Man hört ein Geräuſch, das immer näher kommt.)

Welcher Töne dumpfes Brauſen?
Nächtlich düſtere Geſtalten
Schleichen leiſe mit gedehntem
Schatten feindlich zu mir heran!
Bin ich entdeckt? Verrathen?

**Achmed** (noch inner der Scene).

Bleibt noch zurück!

**Viane.**

Kein Zweifel mehr! Nun gilt kein Zaudern.
Gelöſ't hab' ich mein Wort:
Zur Rettung kam ich her.
Das Schickſal will es nicht, —
So rett' ich denn mich ſelbſt zuerſt,
Um einſt vielleicht noch euch zu retten.
Gott ſchütze mich! Gott ſchütze euch!

(Er klettert über das Gartengitter, eilt in das Schiff, und entflieht.)

## Sechſter Auftritt.

**Cervantes.**

Freund! Tritt hervor! Komm! Faſſe Muth!
Die Wache ſelbſt beſchützt und ſichert uns.
Viane! Sprich! Wo biſt Du? — Gott! er flieht!
Halt ein, Unſeliger! Weh' über Dich!
Er hört mich nicht. Halt ein! Flieh nicht!
Es flieht Dein Fluch mit Dir, Dein Blutgericht! —
O meine armen, ſchwergetäuſchten Freunde!
Wie rett' ich, — wenn auch aus dem Elend nicht —
Doch vor Verzweiflung euch? — Er iſt verſchwunden,
In Nacht verſchwunden wie ein böſer Geiſt;
In einem Augenblicke liegt zerſtört
Qualvoller Jahre Hoffnungsſaat.

---

## Siebenter Auftritt

**Cervantes. Achmed.**

**Achmed** (zu den ihm folgenden Soldaten).

Zurück auf eure Poſten! Jenes Schiff —
Ich kenn' es wohl, und weiß, warum
Es ſo in ſpäter Nacht hier landet.
(Die Soldaten entfernen ſich.)
Wo ſeid ihr, Freunde? Eilt in meine Arme!
Ich ſelbſt will euch den Weg der Freiheit ſichern.
Doch wie? Du hier allein? Wo iſt Dein Freund?

**Cervantes.**

Der Feige floh, da er Geräuſch vernahm,
Er floh, — uns läßt er hier im Grabe!

**Achmed.**

Ich ſchaud're! Gott hat meine Hand verworfen;
Nicht würdig bin ich, euch zu retten!
Was ich für euch that, wird euch zum Verderben;
Ach! ohne mein Mitwirken, wäret ihr
Nun alle frei! Ich bin Dein böſer Geiſt!

**Cervantes** (ſich raſch ermannend).

Was ſchaudr' ich denn? Sind mir des Lebens Frevel fremd?
Erfüllen Trug und Wahn nicht jeden Raum der Erde? —
Unglück! Du darfſt, Du ſollſt mich nicht zermalmen!
Aus Böſem ſelbſt das Gute zu geſtalten,
Daran muß würdig ſich des Geiſtes Kraft entfalten.
(Achmed's Hand ergreifend.)
Um noch zu retten, darfſt Du nicht verzweifeln;
Der gute Wille iſt ein guter Geiſt.
Und ſieh! ſchon lodert hoch in mir empor
Die Flamme eines lang gehegten Plans,
Den ich durch Deine thät'ge Hülfe nun
Ausführen kann.

**Achmed.**

Gott ſchütze Dich! Du gibſt mir ſelbſt die Kraft.

**Cervantes.**

Der Morgen graut. Vermagſt Du unerkannt
In der Osmanentracht mich in das Haus

Des Solyman zu führen, und ſodann
Mich zu verbergen bis zur nächſten Nacht?
Gelingt's, der Auserwählten mich zu nähern,
Durch Sie, mit Ihr — o Bild der Seligkeit!
Da wo Sie waltet, muß der Himmel ſein,
Gedeihen geben, Segensfülle ſenden!
Vereint mit Ihr, ermuthiget durch Sie, — —

**Achmed.**

Halt! Ich verſtehe Dich, Du kühner Freier!
Folg mir, und mit der Sonne erſtem Strahl
Geh Dir ein Tag des Glückes auf.

**Cervantes.**

Flieh hin, Viane! Welkt die Freundſchaft auch, —
Der Liebe Blume wird mir ewig glühen.
Den Tod wag' ich, das Leben zu gewinnen;
Aus Noth und Qual muß mir das Glück erblühen.
Mir ſagt des Herzens heiligſtes Gefühl:
Sie führt als Engel mich an's Ziel.

(Beide ab.)

## Achter Auftritt.

Blumengarten in Solyman's Hauſe. Morgenröthe.

**Catalina.**

Noch glänzt ihr, holde Blumen, hell wie ſonſt,
Und zeigt der Freude ſchönſte Bilder mir,
Doch meinem Leben iſt der Glanz entfloh'n,

Der Sehnſucht Schmerz bewohnet meine Bruſt.
Die Liebe hüllt ſich in das Kleid der Trauer,
In Einem Bild vereinigt ſich die Welt.
O liebes Bild! Du ſüßer Quell der Leiden!
Soll ich auf Erden nie Dich wieder ſeh'n?
Und wenn ich ihn auch finde, den Geliebten,
Wird er des Herzens Schläge mir erwiedern? —
Cervantes! Wie der Name lieblich klingt!
Er könnte, ſäh' er mich, mir Liebe weigern?
Es kann nicht ſein! Er muß, er muß mich lieben!
Was in mir glüht, muß ihm die Bruſt durchdringen.
Cervantes! Gönne mir, ich bitte Dich,
Zum Lohn für ſo viel Leiden, gönne mir
Nur Deinen Namen, nur Dein holdes Bild,
Zu lichter Träume wonnereichem Spiel!

## Neunter Auftritt.

### Catalina. Achmed.

**Achmed.**

Du ſeufzeſt nach dem Bilde, das Du kenneſt,
Und ach, das Bild lebt nur im Bild von Dir.
Ja, ſtaune nur! Im Bilde liebt er Dich,
Wie nur des Dichters Phantaſie es ſchafft,
Ein Ideal von himmelreiner Schönheit,
Bekränzt von allen holden Tugenden.

**Catalina.**

Nur mit des Morgens lichten Purpurwolken
Vermag ich Deine Rede zu vergleichen;
Wie freundlich leuchten ihre Bildungen,
Wie lieblich ſind die himmliſchen Geſtalten!
Und doch, indem ich ſie zu faſſen und
Zu deuten ſtrebe, ſind die wechſelreichen
Vor meinem Auge flüchtig hingeſchwunden.

**Achmed.**

Und dennoch kann das ewig Wandelbare
Dir Eines Namens mächt'ger Zauberſtab
In deutliche Geſtaltung ſchnell verwandeln.
Iſt Morgenglut nicht reiner Liebe Glut?
Und bilden all die Wolkengenien
Nicht einen Lichtkranz um — Cervantes Haupt?

**Catalina.**

Gott — meine Träume!

**Achmed.**

Gehen in Erfüllung.

**Catalina** (ſchnell ſich faſſend).

Glaubſt Du an Träume? — oder liebſt Du Märchen?

**Achmed.**

Ein Märchen? Ja, — ein ſchönes kenn' ich wohl!
Es war einmal ein Sclave in Algier.
Am Hof des Bagno, das ſein Kerker war,
Stand freundlich eines Türken Haus.

(Cervantes zeigt ſich hinter einem Gebüſche, ohne von Catalina bemerkt zu werden.)

**Achmed.**

Der reiche Türke hatte eine Sclavin
Ein frommes, gutes, ſchönes Chriſten-Mädchen.
Das ſah den armen Chriſten-Sclaven — und —
War's Mitleid, war's Mitfreude, war's Mit-Liebe —
Gerührt ließ ſie vom engen Gitterfenſter
Am ſeid'nen Faden einen weißen Taft,
Der Geld enthielt und lieblich milde Worte;
Und ach, noch weißer als der Taft, noch weißer
Als Frühlingsblüten war die weiße Hand,
Dem Sclaven blendender noch als das Geld!
Der Sclave — — —

**Catalina.**

O halt ein! Er war's — ich bin's!
Er war's! Nun tödte, nun verrathe mich!
Er liebt mich! Weiß ich es doch von Dir ſelbſt,
Daß er mich liebt! O was bedarf ich mehr
Zur Seligkeit in Mitte meines Elends?
Er liebt mich, und wenn nun mein Aug' hienieden
Ihn nimmermehr erblickt, ſo weiß ich doch,
Daß er durch Liebe mein auf ewig iſt,
Und Gott und Himmel uns vereinen wird!
Nun kann kein Erden-Elend mich erſchüttern,
Läg' er ſelbſt todt vor mir — — — —

## Zehnter Auftritt.

**Cervantes. Catalina. Achmed.**

**Cervantes** (voreilend zu ihren Füßen).

Er lebt, er lebt, und liebt und betet an,
Dich Stern der Liebe in des Lebens Nacht!

**Catalina.**

O Himmel, ſei mir gnädig!

**Cervantes.**

Mög' er dir
In dieſem Augenblick ſo gnädig ſein,
Als mein Entzücken ſeine Gnade preiſ't!

**Achmed** (für ſich).

Verging nun eine Welt — ſie wüßten's nicht,
Die Glücklichen! — Genießet denn die Fülle
Der Wonne, die der Reine nur genießt!
Schwelgt in der Freude Übermaß —
Ich nehme alle Sorge nun auf mich,
Daß euch kein Ungeweihter ſtöre — daß —
Wär's auch auf Augenblicke nur —
Die Erde euch zum Himmel werde!

(Ab.)

## Eilfter Auftritt.

**Catalina. Cervantes.**

**Cervantes.**

Wie darf ich's wagen, Liebe zu geſteh'n
Dir, die mir himmliſche Erſcheinung däucht,
Ein Engel mir und meinen Brüdern war!
Leicht könnte Dankbarkeit hier Liebe ſcheinen,
Wär' Deine Schönheit nicht der Güte gleich!
Ja, ſie ergreift mich, eine Zaubermacht!
Ich kann nicht widerſteh'n. Ich ſollte ſchweigen —
Und wie ein Strom drängt ſich aus meinem Herzen
Die kühne Glut, die ich nicht hemmen kann.
O laß den Frevel mich in Bitte kleiden,
Daß er vor Dir noch Gnade finden kann!
Wie Deine Augen, als zwei Genien des Lichts,
Die Wächter ſind der reinſten Lieblichkeit,
So ſtrahlen Lieb' und Glück als unſers Lebens Sterne!
O zürne nicht! dem Wahne gleicht mein Muth,
Und wo ich liebe, dünk' ich mir ein Gott!

**Catalina.**

So ſei der Himmel ſelber denn mein Zeuge,
Daß ich Dich liebe, und der Purpurglanz
Des Morgens ſei das Siegel unſers Bundes!

**Cervantes.**

Und mein ſollſt Du vor Gott und Welt nun bleiben!
Im Elend fand ich meines Lebens Glück,
Und in des Lebens Tiefe ſeine Höh'!

Frei iſt die Liebe wie des Menſchen Geiſt;
Frei führ' ich Dich in's Vaterland zurück!

**Catalina.**

In's Vaterland — hier oder dort!
(Sie ſinkt in ſeine Arme.)

---

## Zwölfter Auftritt.

### Achmed. Vorige.

**Achmed.**

Schon regt ſich rings umher geſchäft'ges Treiben:
Sei ſtärker als Dein Glück, und reiß' Dich los!

**Cervantes.**

Von ihr mich trennen — und vielleicht hienieden
Das holde Engelsbild nie wieder ſeh'n?
Was wären Freiheit, Glück und Leben
Für mich nun ohne Dich? Du gibſt dem Leben
Die Seele, Du der Freiheit ihren Werth;
Von Dir erhält das Glück erſt ſeinen Reiz.

**Catalina.**

Dich kaum Gefund'nen ſoll ich nun verlieren
Im Augenblick noch nie gekannter Wonne?
Sei gütig, Achmed! trenn' uns nicht ſo ſchnell!
Nur kurze Friſt gewähre noch!

**Achmed.**

Es kann nicht ſein! Cervantes! Faſſe Dich!
Entreiße Dich dem Freudentaumel!

**Cervantes.**

Wohlan! Ich trenne mich von Dir, um bald
Nicht mehr von Dir getrennt zu ſein, Du Holde! —
Ja, Alles darf ich für die Liebe wagen,
Da ich durch ſie die Brüder retten kann.
Aus meinem Glück blüht auch das ihrige! —
Das Glück der Liebe ſelbſt entzündet nun
Den Geiſt zum freudigſten Gedanken mir:
Vermagſt Du es, mein Achmed, mich als Sclaven
Für Selyman zu kaufen?

**Catalina.**

Gott! Iſt's möglich?

**Achmed.**

Vergeb'ne Hoffnung! Öffentlich nur kann
Der Sclavenkauf geſcheh'n, auf freiem Markt.

**Cervantes.**

Auch dieſes ſchreckt mich nicht! Ich habe Muth;
Nichts hindert mich, den ſchnell erdachten Plan
Kühn auszuführen, ſteht mir Achmed bei.

**Achmed.**

Was ich vermag — — —

**Cervantes.**

So eile denn,
Verſchaff mir ſpan'ſche Landmannstracht!
Dann führe mich zum nächſten Sclavenmarkt —
Sei unbeſorgt! Nicht Einer ſoll mich kennen! —
Für Selyman erkaufſt Du mich als Sclaven —

**Catalina.**

Du biſt zu kühn!

**Achmed.**

Kühn! doch es wird gelingen,
Nun aber fort! Wir dürfen hier nicht weilen.

**Cervantes.**

Noch dieſe Nacht erfahren meine Freunde,
Was ich gewagt; dann muthig an das Werk!
Leb wohl, o Catalina! Liebe ſtärke Dich!

**Catalina.**

Dein bin ich, Dein! Gott höre meinen Schwur!

**Cervantes.**

Was auch nach dieſer Stunde folgen mag, —
Ich leb' in Dir, ich lebe nur für Dich,
Und trennen wird und kann uns keine Macht!
(Ab mit Achmed.)

**Catalina** (auf die Knie ſinkend).

Gott ſchütze Dich!

(Der Vorhang fällt.)

# Zweiter Aufzug.

## Erſter Auftritt.

Unterirdiſche Höhle. Im Hintergrunde ein aufwärts führend
ſchmaler Weg. Vorwärts ein ſchon verlöſchendes Feuer zwiſch
aufgeſtellten Steinplatten. **Pedro, Hernandez, Avelan**
und andere gefangene Spanier ſtehen am Feuer.

**Avelano.**

Die Glut verliſcht, das kündet Mitternacht.
Auch unſer Leben decket Mitternacht!

**Pedro.**

Iſt's dunkel in und außer uns,
So zünden wir denn Lichter an;
Und gibt's denn ſchön're Leuchten als
Die Hoffnung und den heitern Sinn?

**Avelano.**

Die Hoffnung, fürcht' ich, iſt im Meer erloſchen.
Ihr werdet ſeh'n, daß uns Viane täuſcht;
Er kehrt nie wieder!

**Hernandez.**

Wäre doch Cervantes

Selbſt fortgeſchifft! Längſt wär' er wieder hier
Und führt' uns Alle aus der Sclaverei.

**Pedro.**

Ja, fortzuſchiffen war ihm freilich leicht,
Allein er wollte nicht, weil er wohl ſah,
Wie ſehr er hier uns unentbehrlich iſt.
Was wären wir denn Alle ohne ihn?
Er iſt das Licht in unſers Kerkers Nacht;
Er ſorgt für uns, wo Rath und That gebricht,
Und handelt, wenn wir ſeufzen, ſtarren, toben.
Cervantes lebt, und haucht uns Todten Leben ein.

**Hernandez.**

Wie lange aber läßt er heut uns ſchmachten!
Iſt Er nicht da, fühl' ich zweifache Qual.

**Pedro.**

Mein Gott! ich zitt're, denk' ich mir
Wie er, indeß wir nach ihm ſchmachten,
Für uns ſein theures Leben wagt.

**Hernandez.**

Es iſt, als ging ein Engel ihm zur Seite,
In Mitte der Gefahren ihn zu ſchützen.
Seit Jahren wagt er nun das Äußerſte
Für uns, und ſtets entkam er unverſehrt.

**Pedro.**

Horch! Hört ihr nicht der Tritte dumpfen Schall
Hinziehen über unſrer Höhle Rand?

**Avelano.**

Schon oft hat er, Bethörte, euch getäuſcht.

Unglücksgeſellen! laßt euch doch
Vom Höhlenkönig nicht am Seile führen!
Folgt mir! Verlaßt die Gruft, gebt euch zurück
Dem Sclavenjoch, — es wird euch beſſer frommen!

**Pedro.**

Dich faßt des Unmuths böſer Dämon wieder,
Und füllet Dir das Herz mit ſeinem Gift.
Freund! ſei im Glauben ſtark und bau' auf Gott!
Die Sanftmuth blüht nur an dem Quell der Liebe.
Und ſieh! ſchon hat der Himmel uns erhört;
Vernahm' ich nicht ein leiſes Rauſchen? Ja!
Er iſt's!

**Einige.**

Er iſt's! O, Gott ſei Dank!

**Hernandez.**

O Himmelsbote!

## Zweiter Auftritt.

**Cervantes** in türkiſcher Kleidung, einen Korb und zwei Bündel tragend. **Die Vorigen.**

**Mehrere.**

Willkommen!

**Hernandez.**

Du athmeſt ſchwer, und Bläſſe deckt Dein Antlitz!

**Pedro.**

O ſage ſchnell: traf Dich ein Unfall?

**Cervantes.**

Nein.

Ich bin ſehr müd'! Herunter mit der Maske!

(Er legt das türkiſche Oberkleid ab, und erſcheint in Sclaventracht.)

**Pedro.**

Du opferſt Dich für uns, mein Miguel!
Es iſt nicht möglich, — ſo mußt Du erliegen.

**Cervantes.**

Wie ſehr Du irreſt! Freud'ge Thätigkeit
Und Menſchenliebe voll Vertrau'n auf Gott —
Glaub mir, ſie ſind des Lebens reichſter Quell.

(Friſch aufſpringend.)

Und ſieh! ſchon bin ich wieder neugeſtärkt.
Der Geiſt iſt's, der den Menſchen macht zum Menſchen,
Und durch des Willens mächt'ge Himmelskraft
Beherrſchet er das Unglück und die Welt. —
Steh' ich in eurer Mitte, liebe Brüder,
Und es gelinget mir, euch wohl zu tröſten,
Den zu erheitern, Jenem Muth zu geben, —
O Gott! wie kreis't mir dann das Blut ſo leicht,
So froh durch meine Adern hin!
Wie iſt's in meinem Innern dann ſo licht!
Ich bin ſo ſtark, als könnt' ich nie ermüden.
Ja, ſieh, Freund! das iſt Gottes ſchönſter Segen,
Den er dem Menſchen gibt, der Gutes will,
Daß er's mit ſeiner ſchwachen Kraft vollbringen kann!

**Pedro.**

Verlaß uns ja nicht, edler, theurer Freund!

**Cervantes.**

Eh möget ihr euch ſelbſt verlaſſen,
Als ich's vermöcht', euch zu verlaſſen!
Ich weiche nur mit euch aus dieſer Gruft
Und meiner Freiheit geb' die eure vor!

**Pedro.**

Wenn Troſt und Muth von ſeinen Lippen ſtrömen,
Wer möchte nicht — — —

**Avelano.**

Faſt glauben, daß er ſchwarz — weiß machen kann?

**Cervantes.**

Oft ſah ich wilde Knaben, die den Fuß
An einen Stein ſich ſtießen und erzürnt
Auftobten gegen den ſchuldloſen Stein.
Sie ſtießen weinend, ſchreiend, fort und fort;
Ihr Schmerz ward durch das Wüthen nur vermehrt;
Der Stein — ei nun — er fühlte nichts davon!
Setzt für den harten Stein das böſe Schickſal, —
So gilt das Märlein auch vom großen Kind!
Einſt ritt ein Ritter, Namens Don Quixotte,
Durch einen Wald in nächtlich düſterm Grauen;
Und wie er an das Ende kam der Auen,
Stand plötzlich vor ihm — eine Rieſenrotte!

Er bebt: doch bald ſtürzt er, der Angſt zum Spotte,
Flugs auf die Schaar, um wacker einzuhauen
Auf's Ungethüm, das ſchrecklich anzuſchauen.
So balgt er ſich denn bis zum Morgenrothe.
Nun ſprengt er ringsum mit verhängtem Zügel,
Sucht nach der Rieſen ungeheuern Trümmern;
Doch ſieh! der Siegestroz entweicht den Mienen:
Denn ach! Windmühlen ſind es, deren Flügel
Im Nachtgrau'n ſchrecklich tobten — und ſo ſchimmern
Als ſchlechte Spähne, was erſt Rieſen ſchienen!
Und ſeht! ſo iſt's auch mit den ird'ſchen Leiden;
Sie ſcheinen Rieſen und ſind — Windmühlflügel!
Wir fühlen wohl die Schrecken dieſer Kluft,
Die kalt und feucht und dumpfig uns umgraut,
Wir wiſſen aber doch, daß über uns
Der blaue Frühlingshimmel ſchwebt und ſtrahlt:
So iſt's auch mit des ird'ſchen Daſeins Nacht
Und mit dem ew'gen Tag jenſeits des Grabes!
Manch buntes Märchen hat uns ſchon erzählt,
Wie ſich ein grauenvolles Ungethüm
Endlich in eine wunderſchöne Fee
Verwandelte. Seht, auf dieſelbe Art
Geſtaltet ſich aus Elend unſer Glück,
Sobald der Prüfung Nacht durchwandert iſt.
Wie glüh'nder Sonnenſtrahl tief in den Schooß
Der Erde dringt, und doch nicht trennend ſie
Verwundet, aber Balſamfrüchte reift

Und Geld und Edelſtein erzeugt:
So ſchlägt das Unglück uns Scheinwunden nur,
Aus welchen Himmelsglorie uns erblüht. —
Nun, Freunde, ſagt mir frei: ſeid ihr gefaßt,
Das Schreckliche als Männer zu vernehmen?

**Einige.**

Wird ſind's!

**Andere.**

Sprich unverholen!

**Pedro.**

Wer vermöchte
Muthlos zu ſein, wenn er Dich ſprechen hört?

**Cervantes.**

Sechs Jahre birgt euch nun die dunkle Kluft,
Und Mond und Sonne ſind euch fremd geworden;
Sie ſollen es noch länger bleiben; wißt:
Viane kam — — —

**Viele.**

Er kam?

**Cervantes.**

Und floh in dieſer Nacht!

**Alle.**

Weh' uns!

**Cervantes.**

Ja — weh' euch — wenn ihr muthlos werdet!
Ihn trieb die Feigheit fort, — ich bleib' euch treu.

**Pedro.**

Wenn alle Hoffnung ſchon in mir erloſch,
Ein Wort von Dir — und ſie flammt hoch empor!

**Avelano** (bei Seite).

Welch neues Gaukelſpiel wird nun wohl folgen?

**Hernandez.**

O laß' uns Troſt von Deinen Lippen ſtrömen!
O ſchütze vor Verzweiflung uns!

**Cervantes.**

Vernehmt! In einem Renegaten ſandte mir
Der Himmel ſchon ein neues Werkzeug unſ'rer Rettung;
Mein Jugendfreund iſt er, und wirket nun für uns.
Als Sclaven kauft er mich für jenen Muſelman,
An deſſen Palaſt unſer erſtes Bagno grenzt.
Gedenkt ihr noch der Segenshand, die uns erſchien?

**Pedro.**

Des gold'nen Regens auch! Wer konnte ihn vergeſſen?

**Cervantes.**

Wohlan! Wir müſſen nun auf wenig Tage ſcheiden,
Damit ich ſchnell und ſicher meinen Plan ausführe.

**Hernandez.**

Wenn er mißlingt!

**Cervantes.**

Hab' ich euch je getäuſcht?

**Pedro.**

Thu', was Du räthlich findeſt!

**Viele.**

Alles, Alles!

**Cervantes.**

Wie aber machen wir's? Wer von euch geht
Nun nächtlich für uns Nahrung einzuſammeln?

**Pedro.**

Der Menſch iſt ſtets viel ſchwächer als er glaubt.
Damit kein Streit aufloď're, ſcheint das Beſte,
Wir ziehen Looſe, und wen's trifft, der geht.

**Hernandez.**

Recht ſo! Gebt weiße Steine her, ſo viel
Hier unſer ſind, und dazu einen ſchwarzen!

**Pedro.**

Der Schwarze geht, die Weißen bleiben da.
(Hernandez bringt Steine.)
Hier ſind die Schickſals-Götter: laßt ſie ſprechen!

**Cervantes.**

So zieht denn, mag es nun wie immer treffen!

**Hernandez** (zieht).

Weiß!

**Pedro** (zieht).

Gleiche Farbe.

**Avelano** (zieht).

Schwarz.

**Pedro.**

Der Schwarze geht!

**Avelano.**

Wie? Ziſcht die Schlange Gift mir in's Geſicht,
Und hält ſich beſſer, weil ſie lieblich glänzt?

**Cervantes** (zu Pedro).

Erzürn' ihn nicht! Du weißt, er iſt trübſinnig,
Und ſieht die Dinge ſchwärzer als ſie ſind.

(Zu Avelano).

Dir wird ein Amt zu Theil, gefährlich zwar,
Doch ſchön und ehrenvoll. Sei wohlgemuth!
Das Glück folgt gern dem Schritt des Fröhlichen.
Ein heller Blick iſt Frühlings-Sonnenſchein,
Vor dem ſich jedes Menſchenherz erſchließt;
Der Düſt're aber gleicht dem Winterfroſt,
Der, was er nur berührt, erſtarren macht. —
Nun, Freunde! Eh' wir ſcheiden, ſehet hier
Was ich für Euch zum Troſte mitgebracht!
Zwei Dinge, die ihr ſehnlich längſt gewünſcht.

(Er öffnet ein Bündel.)

**Pedro.**

Was ſeh' ich! Holde, ſüße Tröſterin!
Des Herzens milde Freundin, o Guitarre!

**Cervantes.**

Gott laſſe ſie euch frohe Stunden geben!

(Das andere Bündel öffnend.)

Und nun, ein zweites Stück, euch zu erfreu'n,
Seht dieſe Lampe hier; —
Ägypter waren die Erfinder
Der Lampen jener ſelt'nen Art,
Die man die ew'gen Lampen nennt.
Sie ſtellten ſolcher Lichtlein milden Glanz

Zu ihren Todten in die Gräberhallen
Als Sinnbild der Unſterblichkeit.

(Er zündet die Lampe am Feuer an, und ſtellt ſie auf einen hohen Felſenſtein.)

Und ſo ſtell' ich die Freudige hier auf,
Daß ſie in Mitte des Gewölbes ſtrahle
Als Bild der Hoffnung hier und über'm Grab!

**Pedro.**

Muſik und Licht! Was braucht man mehr zum Glück?

**Cervantes.**

Muſik und Licht! Freiheit und Vaterland!
O, welche Seligkeit erwartet uns!
Die Heimat werd' uns ein Arkadien!

(Zu Hernandez.)

Du bau'ſt das Feld und warteſt unſ're Herden;

(Zu einem Andern.)

Des Gartens ſtille Pflege ſei Dein Theil!

(Zu Pedro.)

Du Pedro, ſingeſt liebliche Romanzen.
In mir wird dann der alte Trieb erwachen,
Ein Bild des ganzen Menſchenlebens,
So arm und reich es iſt, zu konterfeien.
Da ſchwebt mir immer ſo ein Nebelbild
Von einer lehrreich-fröhlichen Geſchichte vor.
Das wird ein ſonderbar Gewebe werden
Von Ernſt und Scherz. An Roſen darf's nicht fehlen,
Doch ſoll man auch die Dornen nicht vermiſſen.

Zum Helden wähl' ich mir dann einen Ritter,
Der hochentglüht für's Rechte, Gute, Große,
Nur darin es verſieht, daß er ſich ſelbſt
Ein Weſen däucht von höh'rer Art,
Und Dinge auszuführen unternimmt,
Wozu ihm nur der Wille und die Luſt
Verliehen ward, doch nicht die hohe Kraft.
Ja, dies hat Manchem ſchon den Kopf verrückt! —
Schwer wird es mir, von euch mich nun zu trennen;
Hab' ich euch doch mit meinem frohen Sinn,
So wohl gebettet und ſo warm gehägt!
Nun ſoll ich fort, und kalt wird mir das Neſt,
Und wie ein Geier kommt der düſt're Sinn,
Und faßt euch an; und doch muß es geſcheh'n!

**Pedro.**

Vom Leben abgeſchieden, leben wir
Nur noch in Dir, der Du ein Licht uns biſt
In unſ'rer Nacht, und Himmelsmelodie
In unſ'rer Leiden banges Aechzen tönſt.

**Hernandez.**

Verlaß' uns nicht! Mit Dir weicht alle Hoffnung.
O bleibe! Ohne Dich iſt dieſe Höhle
Ein Grab; bei Dir fühl' ich das Elend kaum.

**Mehrere.**

O weile noch!

**Cervantes.**

Es drängt die Zeit. Bang ſcheid' ich
Von euch, um froh zu euch zurück zu kehren.

**Pedro** (zu den Uebrigen).

Wollt ihr durch eurer Wehmuth Klagen nun
Den Schmerz der Trennung ihm verdoppeln? Schweigt,
Und ſtellt euch frohen Muths! So hat Er's gern'.

(Bei Seite.)

Vermag ich's doch kaum ſelbſt! Die Trennung fiel
Mir nie ſo ſchwer als heut. Nun, Pedro, Muth!

(Zu Cervantes.)

So zieh' denn fröhlich in die Oberwelt,
Und bitte ſie, auch uns bald aufzunehmen!

**Avelano.**

Der Himmel ſchütze Dich!

**Cervantes.**

Und euch in mir!
So lebt denn wohl! Gott kennet unſ're Leiden.
Sind wir geprüft, ſo ruft ein Moſesſtab
Aus dieſem Fels für uns den Quell der Freuden.

**Einige.**

Leb' wohl, komm bald!

**Andere.**

Gott ſchütze Dich!

(Er ſteigt hinauf, von Allen bis zum Ausgang der Höhle begleitet.
Nur Avelano bleibt zurück.)

## Dritter Auftritt.

**Avelano.**

Mich faßt ein böſer Geiſt; wild tobt's in mir!
Der Gaukler ſpielt im Elend hier den König,
Und heuchelt Seelengröße kleinen Seelen.
Uns ſchließt er in die tiefe Finſterniß,
Indem er froh im Tageslichte ſchwelgt;
Das Schöne wählt er ſich, das Freundliche, —
Auf unſ're Häupter wälzt er Gram und Qual!
Kann ich denn nicht, was Er thut, auch vollbringen?
Weh mir, daß ich mich täuſchen ließ,
Und meine Kraft gefangen gab!
O jauchze, du Beredter, nicht zu früh!
Denn wiſſe Du es und die feige Schaar:
Noch ſtärker als die Liebe iſt der Haß!
(Er folgt den Uebrigen.)

## Vierter Auftritt.

Ein Platz in Algier, mit der Ausſicht nach dem Hafen. Zwei Schaaren Chriſtenſclaven ziehen vorüber, begleitet von Sclavenaufſehern und türkiſchen Soldaten.)

**Erſter Aufſeher.**

Die Spanier bleiben hier noch und erwarten
Die nächſte Koppel ihrer Landsmannſchaft.

Bewacht ſie ſtrenger als die andern Alle,
Und ſchließt ſie Nachts in's engſte Bagno ein!
So hat's der Dey befohlen, denn er ſchäumt
Vor Zorn beim bloßen Namen Spanier,
Seitdem Cervantes mit ſo Vielen uns
Entkam. Bei Mahoms Paradieſe! Nun
Soll eh' die Seele aus dem Leibe, als
Ein Sclave aus dem Bagno mir entflieh'n! —

**Zweiter Aufſeher.**

Die Andern treibt gleich jetzt in ihr Behältniß!
Dem alten trägen Starrkopf aber gebt
Noch vor dem Schlafe ſiebzehn gute Streiche
Auf die Fußſohle nach der Länge hin,
Und ſtreu't Salz in die aufgeſchlitzte Haut!
Das friſcht ihn auf, und macht geſchmeidiger.

**Erſter Aufſeher.**

Die beiden kecken Burſche dort
Legt heute Nachts in Eiſenringe!
Die ruhig ſtille Haltung wird
Ihr wildes Blut beſänftigen.

**Zweiter Aufſeher.**

Die Jungen, die da ihre Köpfe
Zuſammenſtecken, kommen morgen,
Je zwei und zwei an's Seil geſpannt,
Zum Schiffabladen; mögen ſie ſich da,
Geſelligen Geſpräch's erfreu'n!
Die beiden dürren Mumien, die ſich jetzt
Dort auf die Erde legen, ſind ſchon ganz

Entkräftet und zu keiner Arbeit mehr
Zu brauchen.

**Erſter Aufſeher.**

Ganz unbrauchbar? — Nun, ſo ſäbelt
Sie in der Grube vor dem Bagno nieder!
Auf, ihr trägen Beingerippe!

(Die Sclaven ziehen nach einander fort.)

(Man hört zwei Kanonenſchüſſe.)

---

## Fünfter Auftritt.

Zwei Soldaten von der Hafenwache.

**Erſter Soldat.**

Sieh! Ein Korſar mit friſcher Beute kommt.

**Zweiter Soldat.**

Wer iſt's?

**Erſter Soldat.**

Der Arnot Mami, den der Dey
Vor allen Andern hoch in Ehren hält,
Den er die Stütze unſers Reiches nennt.

**Zweiter Soldat.**

Gebt ihm den Feuergruß dreifach zurück!

(Er gibt ein Zeichen. Kanonenſchuß aus der Feſtung.)

---

## Sechſter Auftritt.

Ein Schiff läuft in den Hafen ein. Auf die eine Seite des Platzes ſtellt ſich eine Reihe Janitſcharen mit klingendem Spiel. Ihnen gegenüber die aus dem Schiffe kommenden Seeſoldaten. **Arnot Mami** mit den Gefangenen (worunter **Liſa** und **Clarin** ſich befinden) tritt gegen die Mitte vor. **Cervantes** in ſpaniſcher Hirtentracht, ſchleicht ſich, von **Achmed** halb verdeckt, unter die ankommenden Gefangenen. Den Hintergrund des Platzes erfüllen die Matroſen. Von der Stadtſeite kommt **Almanſor,** dann ein **Ausrufer,** dem mehrere Türken und europäiſche Handelsleute folgen.

**Almanſor.**

Wie ſo ein Freudenſchuß in's Leben fährt!
Kaum hat's geknallt, ſo rührt und regt ſich Alles.
Welch ein Getümmel da zuſammen ſtrömt!
Wie's wogt und treibt aus allen Straßen!
Die Neugier kommt zu ſeh'n; Gewinnſucht eilt zum Kauf.

**Achmed** (vortretend).

Gelungen iſt's! Dort ſteht er in der Schaar,
Ein Sclave, um ſich Freiheit zu erwerben.
Nun, liebes Gold, thu' einmal guten Dienſt!
(Zu Arnot Mami.)
Im Namen Azans, unſers großen Dey

Begrüß' ich Dich, Du Zierde unſers Staats!
Willkommen uns! Du bringſt wohl gute Beute?

**Arnot Mami.**

Könnt' beſſer ſein! Es war mehr Spaß als Ernſt.
Fing erſt ein kleines Schiff auf off'ner See,
Und weil es mir nicht werth der Mühe ſchien,
Mit dieſem wenigen Geſindel heim
Zu ſchiffen, ſegelt' ich im Fluge nach
Der Küſte von Granada, landete,
Ließ meine Leute eine Meile weit
Landeinwärts gen das Städtchen Malaga
Wie eine Schaar von Adlern fliegen;
Die fingen da noch einen Theil
Zerſtreuten Landvolks, arme Wichte,
Die kaum des Goldes Namen kennen.

**Achmed.**

Ein keckes Stück! Verlorſt Du Leute?

**Arnot Mami.**

Nicht Einen! Ließen ſich wie Schafe fangen,
Und meine Chriſtenſclaven waren brav.
Ich muß oft lachen, ſeh' ich, wie die Menſchen
Sich ſo abrichten laſſen wie die Falken,
Und Europäer dann auf Europäer
Jagd machen, trotz dem beſten Janitſcharen.
Nun aber wißt: Die Beut' iſt nicht viel werth;
Loskaufen kann ſich keiner da von Allen.
D'rum nehmt ſogleich den erſten Ausruf vor,

Damit die Sache morgen abgethan;
Will wieder fort; das Land iſt mir zuwider.

**Achmed.**

Kaufluſtige ſind ja ſchon hier. Ausrufer!
Beginn' Dein Amt!

**Ausrufer.**

Herbei! Wer Luſt zu kaufen hat!

(Während, gegen den Hintergrund zu, der Sclavenmarkt beginnt, treten **Liſa** und **Clarin**, ſich ängſtlich liebevoll umſchlungen haltend, vorwärts ſo daß ſie dem Almanſor gegenüber zu ſtehen kommen.)

**Liſa.**

Sieh doch jenen greiſen Mann
Mit dem ſilberweißen Haupt!
Herzensgüte leuchtet ihm
Hold aus jeder ſanften Miene.
Ach, der iſt gewiß recht gut,
Wird ſich unſ'rer Noth erbarmen!

**Clarin.**

Er hat uns bemerkt; es ruht
Liebevoll ſein Blick auf uns.

**Liſa.**

Laß uns ihm zu Füßen fallen,
Laß uns ſeine Knie umſchlingen!

**Clarin.**

Ja, er kann, er wird uns retten.

(Sie laufen zu Almanſor, knieen vor ihm nieder, und umklammern ſeine Knie.)

**Almanſor.**

Liebe Kinder, was verlangt ihr?
Sprecht, ihr Armen! weinet nicht!

**Liſa.**

Hilf uns, guter Vater! hilf uns!

**Clarin.**

Ach ſie wollen uns verkaufen!

**Liſa.**

Sieh' nur all die fremden Männer
Mit dem herzlos böſen Antlitz!
Tödten werden ſie uns Beide.
Hab, Erbamen! rette uns!

**Almanſor.**

Ach, ihr ſucht ja Schutz bei mir
Wie die Taube vor dem Geier
In des Menſchen trautem Schooß?
Nu — kein Unmenſch bin ich nicht!
Stehet auf, und zittert nicht!
Sagt mir: wie hieß euer Vater?

**Liſa.**

Avelano!

**Almanſor.**

Lebt er noch?

**Clarin.**

Ach, das mag der Himmel wiſſen,
Denn Korſaren raubten ihn,
Und ſo blieben wir verwaiſ't,
Weil die Mutter früher ſtarb.

**Liſa.**

Eine Muhme nahm uns dann
Zu ſich in ihr ſtilles Dorf.

**Clarin.**

Auf die hohen Berge trieb ich
Dort die ſchöne munt're Herde.

**Liſa.**

Ja Clarin verſteht das gut;
Aber noch viel ſchön're Gabe
Ward vom Himmel ihm verlieh'n.
Aus Baumäſten ſchnitzelt er
Wunderlieblich heil'ge Bilder.

**Clarin.**

Und Du ſollteſt Liſa hören,
Wenn ſie fromme Lieder ſingt
Ach, man muß die Hände falten
Und zum lichten Himmel blicken,
Den man offen glaubt zu ſeh'n!

**Liſa.**

Ach mir will das Herz zerſpringen
Denk' ich noch des letzten Abends!
An dem Fuße des Gebirges
Harrt' ich ſeiner ſehnſuchtsvoll.
Endlich flog er mir entgegen,
Seine Lämmer um ihn her.
Ach, in dieſem Augenblicke
Stürzten mit Geſchrei die böſen
Männer wüthend auf uns hin,

Faßten uns mit rauhen Armen,
Schleppten uns zum Schiffe fort!

**Almanſor.**

Avelano — ſagt ihr, hieß
Euer Vater? Nannte mir — — —

**Ausrufer.**

Hellah! wo iſt der Knabe und das Mädchen?

**Liſa.**

Mir vergeh'n die Sinne!

**Clarin.**

Hilf uns!

**Ausrufer.**

Wozu das Schwätzen? Friſch hieher!
(Er führt ſie zurück.)
Sind ſchwächlich, bringen nicht viel ein.

**Arnot Mami** (zum Ausrufer).

Der alte Maure dort that erſt gar zärtlich.
Vielleicht läßt die Goldtonne ſich abzapfen.
Setz' keinen zu geringen Preis!

**Ausrufer.**

Die Kleine da gilt hundert zehn Piaſter,
Das Bürſchchen achtzig. Wem beliebt zu kaufen?

**Ein Europäer.**

Ich nehme ſie für dieſen Preis.

**Ein Türke.**

Das Mädchen iſt ein hübſches Roſenknöspchen,
Und kann wohl eine ſchöne Roſe werden.
Zweihundert zehn Piaſter geb' ich euch.

**Europäer.**

Zweihundert vierzig. (Bei Seite.) Mehr vermag ich nicht!

**Türke.**

Als letzten Preis biet' ich Dreihundert voll!

**Europäer.**

Ihr armen Kinder — ſchütz' euch Gott!
Mir iſt's nicht möglich, euch zu retten!

**Cervantes** (bei Seite).

O Gott! erwärme Du Almanſor's Herz!

**Liſa.**

Weh' uns!

**Clarin.**

Schweſter, laß' uns beten!

**Almanſor.**

Wer kann der frommen Unſchuld widerſteh'n! —
Ich biete euch für ſie Dreihundert Vierzig!

**Arnot Mami.**

Für ſo geringen Preis ſind ſie nicht feil,
Eh' ſollen ſie mir ſelbſt als Sclaven dienen.
Euch liſtig feiges Handelsvolk der Mauren,
Laßt man erwerben, um euch wie der Palme dann
Die hohe Blätterkrone abzuſchneiden
Und aus des Stamm's gehöhlter Oberfläche
Den eingeſog'nen Honig abzuſchöpfen.
Wir Türken ſind die Herrſcher in Algier, —
Fünfhundert! das iſt der geringſte Preis.

**Almanſor** (die Kinder betrachtend).

Aus ihren Blicken ſtrahlt ein himmliſch Licht,
Und des Vertrauens göttliche Gewalt
Verklärt ſie zu des Engels Huldgeſtalt.
Euch vollends Vater ſein — ich darf es nicht!
Doch üb' ich väterlich die Menſchenpflicht,
Und will für euch, ihr armen Kinder ſorgen,
Daß ungetrübt euch ſei des Lebens Morgen. —
Nun meine Kinder, folget mir!
(Zu Arnot Mami.)
Du ſende zu mir um die Summe!

**Arnot Mami.**

So ſind ſie Dein. Ausrufer, geh' mit ihm!

**Liſa.**

Mit Dank und Liebe ſind wir nun Dir eigen.

**Clarin.**

Wirſt Du auch unſern Glauben uns geſtatten?

**Almanſor.**

Die Sonne ſpiegelt ſich auf Flur und Au',
Sie ſpiegelt ſich in jedem Tropfen Thau;
Es ſtrahlt ihr Bildniß goldenhell
Vom Meere wieder, ſo wie aus dem Quell:
So viele Sonnenbilder zeigt uns die Natur —
Und dennoch Eine Sonne nur!
(Ab mit den Kindern.)

**Ausrufer.**

Nun kommt der Letzte; der iſt werth ſein Geld;
Seht nur den feſten, kräft'gen Gliederbau!

Die off'ne Stirn! das Feuerauge!
Wer den erſteht, der kauft ihn nicht umſonſt.
Dreihundert zehn Piaſter iſt er werth.

**Ein Türke.**

Sieht mir zu liſtig aus; ich trau' ihm nicht!

**Ein Anderer** (zu Cervantes).

Arbeit und Schläge werden Dich ſchon zähmen.

**Cervantes.**

Ja ſaure Arbeit ſollſt Du bei mir finden,
Denn wer des Schickſals Schläge ſelbſt nicht ſcheut,
Mit dem iſt jeder And're ſchon geſchlagen!

**Türke.**

Ei, was der Kerl da ſchwätzt! Verſteh kein Wort davon.

**Achmed.**

Ich nehm' ihn.

**Türke.**

Nu – dreihundert zwanzig!

**Achmed.**

Fünfzig!

**Türke.**

Behalt ihn, mir iſt er zu keck!

**Ausrufer.**

Du nimmſt ihn?

**Achmed.**

Hier iſt die Summe!

**Ausrufer.**

Gut! Viel Glück zum Kauf!

(Ab.)

**Arnot Mami.**

Nun morgen wieder flugs zur See!
Macht euch bereit, und ſchafft herbei, was nöthig!
(Ab.)
(Alle entfernen ſich bis auf Achmed und Cervantes.)

**Cervantes.**

Nun ſchaff' und treibe Jeder, was er will!
Die Welt geh', wie ſie mag, mir geht ſie recht:
Mit Glück und Unglück bin ich nun verſöhnt.
Was nun geſchehen mag — ich bin zufrieden!
Die Liebe leuchtet, und ihr Zauberglanz
Soll eine neue Schöpfung mir geſtalten,
Um meiner Brüder Glück mit meinem zu entfalten.
Ja, Freund, recht muß nun Alles geh'n;
Das wollte mir das Schickſal ſelbſt andeuten,
Weil es die Rechte nur mir übrig ließ,
Die ich zum Dank in Deine Rechte lege.

**Achmed.**

Was ſeh' ich, Freund! Dir fehlt die linke Hand?

**Cervantes.**

Die fehlt, das heißt, was nun geſchieht, iſt recht.

**Achmed.**

Doch wie geſchah's, daß Du — — —

**Cervantes.**

Im wüthenden
Seetreffen bei Levanto nahm ſie mir
Ein wohlgeſchwung'ner türk'ſcher Säbelhieb;
Ich mußte lachen, wie ſie noch im Flug

Dem Türken von dem Kopf den Turban ſchlug.
Dem Himmel Dank, der mir die Rechte ließ!
So rühr' ich noch der Leier gold'ne Saiten,
Und ſchwinge noch die Geißel über Thoren,
Und kann dem Blatt mein Innerſtes vertrau'n.

**Achmed.**

Nun ſchweige! Deine Freudigkeit erregt
Aufſehen. Sieh! Der horcht und Jener lauert;
Verrath und Argwohn ſpukt hier überall.
Schnell einen andern Ton!

(Mit erhobener Stimme.)

Du, Sclave, weig're Dich nun länger nicht,
Und ohne Widerrede folge mir!

**Cervantes** (laut).

Weh mir! Ich ſoll — — —

(Leiſe fröhlich zu Achmed.)

dem Glück entgegen geh'n!

(Laut.)

O Schmerz — (leiſe) voll Luſt!

(Laut.)

O Qual — (leiſe) voll Seligkeit!

**Achmed.**

Fort! Fort!

(Beide ab.)

(Der Vorhang fällt.)

# Dritter Aufzug.

## Erſter Auftritt.

Vorhof von Almanſor's Haus. Am Eingang einige Palmbäume. Helle Mondnacht.

**Almanſor** auf einer Raſenbank ſitzend. **Cervantes** gekleidet als Maure einer herumziehenden Horde.

**Almanſor.**

Nun, lieber Selim, wo bliebſt Du ſo lange?
Fünf Tage mußt' ich Dich entbehren!
Nun ich Dich wieder habe, ſollſt Du mir
Die ſchwere Laſt ſogleich vom Herzen nehmen.
Du weißt, wie ich Dich liebe. Ja, nichts wäre mir
Zu theuer, könnt' ich Dich damit erfreu'n.
Mein Selim, ford're kühn! Ich bitte Dich!
Laß mich vergelten Dir, und ford're kühn!

**Cervantes.**

Mit Bitte laß die Bitte mich erwiedern!

**Almanſor.**

O ſprich!

**Cervantes.**
Die Bitte, daß Du mir — verzeiheſt!

**Almanſor.**
Wie ſonderbar! Dank' ich Dir nicht mein Alles,
Mein Leben, meine Habe, ja ſelbſt Sie,
Amida, mein geliebtes, holdes Kind?
Ach nie vergeſſ' ich es, das Schreckensbild,
Als Nachts der tolle Schwarm betrunk'ner Türken,
Die gegen Mauren jeden Frevel ſich erlauben,
In wildem Übermuth uns überfiel,
Und Du als Engel plötzlich uns erſchienſt.
Und muß ich Dir noch ſagen, daß ich nur
Durch Dich bin, was ich bin? Muß ich Dir ſagen:
Daß auch Amida nur für Dich ſein will?
Mein Selim! Wär'ſt Du auch der Dürftigſte,
Den je die Erde trug, Du biſt doch reicher
Als ich, der ſeine Schätze Dir nur dankt.

**Cervantes.**
Wie elend bin ich nun, da ſelbſt das Glück
Mich zu zermalmen ſtrebt! O edler Greis,
Nicht haſſe mich; ſo haſt Du reich vergolten!

**Almanſor.**
Sprich frei! Und wärſt Du ein Verbrecher ſelbſt, —
Auch den Verbrecher müßt' ich wahrlich lieben.

**Cervantes.**
Wohl hab' ich Dich gerettet und Dein Kind;
Doch wie, wenn ich Dir einen Diamanten

Erhielt, der nun durch meine Schuld für Dich
Sich in ein Schwert verwandelte?

**Almanſor.**

Bei Allah's Licht! O Selim, rede deutlich!

**Cervantes.**

Es ſei! Nicht bin ich, der ich ſcheine, bin — —

**Almanſor.**

Kein Maure biſt Du? Gott, was muß ich hören?

**Cervantes.**

Als Maure hofft' ich früher mir das Herz
Des Mauren zu gewinnen. Günſtiger als ich —
Erwarten konnte, war das Schickſal mir
Beim erſten Eintritt in das Haus,
Und ſo erwarb ich eure volle Liebe;
Um was ich bat, ward mir von euch gewährt.
Durch mich ward Deine Hand ein Quell der Wohlthat,
Und Viele flehten Segen auf Dein Haupt!

**Almanſor.**

Wer biſt Du? Sprich!

**Cervantes.**

Ich bin — Cervantes.
Dein Leben hab' ich Dir gerettet, — nun
Leg' ich mein eigenes in Deine Hand.

**Almanſor.**

Cervantes Du? Er, deſſen Kraft und Geiſt
Selbſt die Osmanen zur Bewund'rung zwang?
Man hielt Dich für entfloh'n. Kamſt Du zurück?
Sprich, wie ein Sohn zum Vater ſprechen kann!

**Cervantes.**

Von Algier floh ich nicht, nur aus dem Bagno.
Mit meiner Landsmannſchaft grub ich im Garten
Des Dey eine Höhle, die uns barg.
Allnächtlich ſtieg ich aus der Kluft empor,
Für uns zu ſammeln, was das Leben friſtet,
Und nahm verſchiedene Geſtalten an,
So wie mir's jedesmal am beſten ſchien.
Zu ſolchem Zweck kam ich zu Dir als Maure,
Und ward Dir lieb; doch bald bemerkt' ich auch,
Amida — — —

**Almanſor.**

Liebe Dich? — und Du? —

**Cervantes.**

Wie dürft' ich!

**Almanſor.**

Zwingt die Beſcheidenheit Dich ſo zu ſprechen?

**Cervantes.**

Mich zwingen Recht und Pflicht — und ſo mein Wille.

**Almanſor.**

So ſei mir denn geſegnet, edler Mann!
Du bleibſt Dir ſelbſt und Deinem Glauben treu.
So baue denn in Allem nun auf mich!
Kein Opfer ſei zu groß, Dich zu befreien;
Zu Deiner Rettung ſei mein Geld beſtimmt!

**Cervantes.**

Nicht ohne ſie verlaß' ich dieſes Land!

Mit ihnen trug ich Noth und Schmach, mit ihnen
Soll Glück und Freiheit, oder Tod mir werden!

**Almanſor.**

O wie entzückſt Du mich! Vielleicht gelingt's,
Dir beſſer zu vergelten, als ich glaubte;
Und zum Beweiſe, wie ich mein Verſprechen
Erfüllen will, empfange nun ſogleich
Das erſte Unterpfand!

(Ab.)

## Zweiter Auftritt.

**Cervantes.**

O welche Laſt fällt nun vom Herzen mir!
Rein ſteh' ich nun vor ihm, ſo wie vor Gott! —
Die Glut der glüh'nden Zone lebt in ihr.
Mit Müh' und kluger Strenge nur gelang's,
Der Liebe Schwur, ſchon auf den Lippen ſchwebend,
In's flammenſprüh'nde Herz zurück zu ſcheuchen.
Sie kommt! o wie erbebt mein Innerſtes!
Sei, meine Seele, ſtärker als dein Schmerz,
Birg deine Wunde, daß die fremde heile!

## Dritter Auftritt.

**Amida, Liſa** und **Clarin** führend. **Cervantes.**

**Cervantes.**
Was ſeh' ich? — Gott! Granada's Hirtentracht!
**Amida.**
Zwei Blumen bring' ich Dir vom Vaterland!
**Cervantes.**
Du weißt — — Amida!
**Amida** (mit ſteigender Bewegung).
Der Vater ſpricht: Du ſollſt ihr Gärtner ſein!
Sie ſind Dein eigen, frei mit Dir zugleich,
Um freudig in die Heimat Dir zu folgen.
**Cervantes** (die Kinder mit Heftigkeit umarmend).
O ihr lieben Frühlingsroſen
Aus der Heimat ſchönen Flur!
O ihr ſüßen Himmelsklänge
Aus des Daſeins Morgenröthe!
O ihr Genien aus verſchwund'nem
Wundervollen Feenreich!
**Liſa.**
O Du lieber, guter Mann!
Rißen denn auch Dich Seeräuber
Aus der ſchönen Heimat fort?
**Clarin.**
Warum ſchlugſt Du nicht die Räuber,
Daß ſie todt zur Erde fielen?
Ich bin ſchwach, doch Du biſt kräftig.

**Cervantes.**

An des Schickſals ſtarren Klippen
Muß des Menſchen Kraft zerſplittern.
Mög' euch, Kinder, nie das Leben
Dieſer Lehre Wahrheit zeigen!

**Amida.**

Ja ſeht, ihr Lieben, glücklich iſt der Mann —
Wie könnt' er ſonſt Unglückliche vergeſſen
Und vor der Liebenden Verzweiflung
Im Übermaße des Entzückens ſchwelgen!

(Sie reißt in wildem Schmerz die Kinder von ihm weg.)

Zurück! Zurück von dem Herzloſen!
Zerſtörend gießt er Liebe wie ein Gift
In's unerfahrne fremde Herz,
Sieht ungerührt die ſchmerzzerriſſ'ne Bruſt,
Und wendet von der ſtummen Qual ſich ab,
Den Taumelkelch der Freude auszuleeren.

**Cervantes.**

Amida! höre mich, eh' Du es wagſt,
Verweg'nes Urtheil über mich zu ſprechen!

**Amida.**

An ſchönen gleißneriſchen Worten wird
Es dem beredten Munde wohl nicht fehlen.
Den Schein des Rechtes — ihn haſt Du für Dich;
Mir Thörin bleibt das Unrecht meines Wahns.
Nicht tadeln kann ich, — fluchen muß ich Dir!
Magſt Du es nun, mag Allah ſelbſt es hören:
Ich lieb', ich liebe Dich! Das wußteſt Du,

Verwehrteſt das Geſtändniß mir der Liebe,
Die Liebe nicht! Ward gleich mein Herz verzehrt,
Die Flamme durfte brennen, nur ſich zeigen nicht!

**Cervantes.**

Vernahmſt Du, was mich zur Verſtellung zwang?
Und Du kannſt noch mich des Verbrechens zeih'n,
Daß ich herzlos Dein Herz verbluten ließ?
Unſeliges Geſchick!

**Amida.**

Vernichte mich!
Mein Selim — o mein Selim! Weh' mir!
Biſt Du mein Selim nicht? Ein fremdes Weſen
Mit fremdem Namen, meinem Herzen fremd?
Wer Du auch ſei'ſt — aus Deiner Liebe blüh'n
Des Glückes Blumen und des Leben's Gift.
Dein bin ich — mein biſt Du, mein mußt Du ſein,
Mein Schutzgeiſt oder Todesengel!

**Cervantes.**

Dich hat das Schickſal ſtreng von mir geſchieden,
Und weit entfernen unſre Bahnen ſich.

**Amida.**

O ſprich nicht weiter! Aus der tiefſten Bruſt
Iſt meine Liebe, ein verwegner Geiſt,
An's helle Sonnenlicht getreten, und
Nur in den Abgrund der Verzweiflung kann
Zurück ſie kehren als ein Geiſt der Rache.
Wirſt Du durch Liebe mein, ſo werd' es auch
Dein Gott, Dein Glaube und Dein Vaterland!

Kein Hinderniß ſteht trennend zwiſchen uns;
Erwied're denn mit Liebe meine Liebe!

**Cervantes.**

Laß ab, Unglückliche! Nie darf ein Band
Der Liebe mich mit Dir vereinigen;
Der Himmel und die Erde dulden's nicht!

**Amida.**

So ſcheu' ich nichts mehr — denn mein Alles gilt's!
Den höchſten Frevel zeugt verſchmähte Liebe.
Willſt Du zerſtören mir mein Paradies —
So ſei auch Deine Seligkeit zerſtört!
Herbei, herbei!

**Cervantes.**

Ha! Schreckliche, was ſinneſt Du? —

(Zwei Negerſclaven eilen mit gezückten Dolchen herbei.)

**Liſa. Clarin.**

Hilf Gott! (Sie flüchten zu Cervantes.)

**Amida.**

Willſt Du die Kinder retten, nun ſo ſchwöre
Bei Deinem Gott' Erwied'rung meiner Liebe!
Wo nicht, ſo ruh'n im nächſten Augenblick' —
Die Dolche in den blutentſtrömten Herzen.

**Cervantes.**

Halt' ein!

(Er will die Neger entwaffnen.)

**Amida.**

Ihr Übrigen, hieher!

(Mehrere Neger kommen.)

**Cervantes.**

So laß ſie tödten, Du, die ich gerettet!
Leicht würde zwar die Welt
Nun einen Meineid mir verzeih'n,
Allein der Himmel nicht, ich ſelbſt ihn nicht.
Ich ſchwöre nicht — nun laß ſie tödten!
Dein Glaube, Deine Liebe —
Sie wehren Dir es nicht! Was zögerſt Du?

**Liſa. Clarin.**

O Gott! wir müſſen ſterben!

**Cervantes.**

Was bebt ihr? Sterbt ihr nicht mit reinem Herzen?
Zum Himmel ſchweben eure Seelen auf.

**Liſa.**

Und finden dort den Vater und die Mutter!

**Clarin.**

Und ſterben wir, ſo iſt es Gottes Wille!

**Cervantes.**

Hörſt Du? Sie ſind bereit; Dein Werk gelingt.
Was zauderſt Du? Gebiete Deinen Dolchen!
Sie eilen in den Schooß der ew'gen Liebe,
Du aber haſſe ewigfort Dich ſelbſt! —
Allein — ich irre. Iſt's denn ein Verbrechen,
Für Liebe das Entſetzlichſte zu wagen?
Für mich begehſt Du ja den Mord, und willſt,
Mich zu gewinnen, Tugend, Glück und Ruhe
Und Seligkeit verlieren!
Was iſt denn auch des Lebens Frühlingshauch,

Der Kinderherzen lichtes Roſenblut?
Sie halten ſich umſchlungen, blicken aufwärts
Und ſchaudern nicht. Gebiete Deinen Dolchen!
Wenn Du noch zögerſt, iſt's vielleicht zu ſpät;
Gott ſendet Hülfe, und — Du biſt verloren!
Gebiete! Sieh! wie Deine Mörder lauern!
Du ſäumeſt noch? Wohlan, ſo ſchwör' ich denn —
Ich ſelbſt, ich ſelbſt — ich tödte ſie!
Nicht Deine Drohung ſchrecket mich,
Denn ſieh!

(Er entreißt einem Sclaven den Dolch.)

Bewaffnet bin ich gegen Alle.
Zurück!

(Die Sclaven weichen.)

Ich liebte Dich — ich hielt Dich werth
Und muß Dich nun zum zweiten Male retten;
Nicht Deine Seele ſoll ein Mord beflecken,
Ich ſelbſt — — —

(Er ſchwingt den Dolch gegen die Kinder; Amida wirft ſich zwiſchen ſie und ihn.)

**Amida.**

Nicht ſie, — mich tödte!

**Cervantes.**

Ach — Amida!

**Amida.**

Nicht bin ich Deiner werth! O nimm ſie hin!
Sei glücklich, Selim! — und mir fluche nicht!

**Cervantes.**

Dich trieb des Augenblickes böſer Geiſt.

Darf ich für heiße Liebe Haß Dir geben?
Dein Herz iſt glühend, aber rein von Schuld;
Ich wußt' es, Frevel kannſt Du nicht verüben,
Und brachte ſchneller zur Beſinnung Dich.
Geh' hin, und weine an des Vaters Bruſt!

**Amida.**

Und Du kannſt mir verzeih'n?

**Cervantes.**

Laß' Deiner Ruhe mich erfreu'n!
(Zu den Kindern.)
O küſſet ſie! Sie, die euch tödten wollte,
Ward eure Retterin!

**Amida.**

Ich will auf euch
Die Fülle meiner Liebe übertragen,
Ihr armen Waiſen!

**Cervantes.**

Wißt ihr des Vaters Namen?

**Liſa** und **Clarin.**

Avelano.

**Cervantes.**

Er lebt, er lebt! O Himmel! welches Licht
Strömſt Du in ſeine düſtre Seele nun!

**Liſa** und **Clarin.**

Er lebt!

**Liſa.**

Und werden wir ihn ſeh'n?

**Clarin.**

Führ' uns zu ihm!

**Cervantes.**

Bald bring' ich ihn zu euch. Amida, ſei nun Mutter!
Nun fort! Es drängt die Zeit.

(Ab. Alle folgen.)

---

## Vierter Auftritt.

Ein Theil des Gartens über der Höhle. Nacht.

**Avelano** (aus der Höhle heraufkommend).

Wie iſt mir? hab' ich plötzlich tauſend Sinne?
Tret' ich in dieſem Augenblick ins Leben?
Die Himmelsluft hebt mich beflügelnd auf,
Und Stärke trifft mich wie ein Zauberſchlag.
Wie ſüß betäubend ſind die Balſamdüfte!
Wie lieblich blickt der ſilberſanfte Mond!
O Erde, Leben! Kraftgefühl der Freiheit!
Von eurem Freudenbecher ſoll ich nippen —
Um euch vielleicht auf ewig zu entbehren? —
Und fällt denn nur ein Hoffnungsſtrahl der Rettung
Ins Grab, das jahrelang uns ſchon umſchließt?
Kein Mittel ſeh' ich, keinen Ausweg offen;
Was frommt's, wenn ich mit ihnen langſam ſterbe? — —
Welches Wohlgefühl durchſtrömt
Mir die abgehärmten Glieder!
Alles winkt und lockt und ruft:

Neues Leben ward dir wieder!
Aus des Todes kalten Armen
Hebet mich empor das Glück,
Will ſich meiner nun erbarmen,
Gibt mich frei dem Vaterland,
Mir vielleicht die Kinder wieder.
Und ich ſtieg, ein blöder Thor
In das Reich des Jammers nieder? —
Nie, nie kehr' ich mehr zurück!
Mag Cervantes aus den Ketten
Eu'res Elends euch erretten! —
Nun fort! fort! eh' des Tages erſtes Grauen — —
Doch wie hinaus? Geſchloſſen ſind die Thore
Der Stadt, die Mauern rings unüberſteiglich.
Unmöglich iſt die Flucht mir in der Nacht!
Und wie verberg' ich mich dem Tageslicht?
Entdeckt — ergriffen — harret mein der Tod —
In ſeiner Qualen gräßlichſter Geſtalt! —
Ha! welcher Gedanke durchzuckt wie ein Blitz
Die Nacht meines Innerſten? — Er nur allein
Kann Rettung mir verleih'n.
Veſuv's verglomm'ner Feuerſtrom,
Er wird ein Reich der blühend'ſten Natur;
Vom Staub der Todten keimt ein Blumenflor
Mit Ähren prangt das blutgedüngte Feld,
Der Berge Nacht zeugt leuchtend helles Gold,
Und die Koralle glüht im Meeresgrund.

Ihr Lebenden in Grabesſchlünden
Sollt mir das euch verſagte Leben,
Die euch verlor'ne Freiheit geben,
Das euch verloſch'ne Licht entzünden!

Jetzt nicht geſäumt, eh' die Gelegenheit,
Des Innern Stimme — — — fort! — was zaudr' ich noch?

Und welcher Schauder faßt mich an?
Bin ich Verräther? Nein, ich bin es nicht
Ich rette mich! — Gott rette ſie!
(Er eilt fort in wilder Bewegung.)

---

## Fünfter Auftritt.

### Cervantes.

Willkommen, düſt'rer Aufenthalt!
In Deine Nacht bring' ich ein Himmelslicht,
Die Freude, ja der Freuden ſchönſte —
Die Vaterfreude!
Und kann ich auch, ihr armen Freunde,
Nicht Allen gleiche Wonne ſchaffen,
So werdet ihr die Seligkeit
Mitfühlend mit dem Freunde theilen;
Es hält ein Sonnenſtrahl ja ſieben Farben,
Und hundertfach ſtrahlt Luſt im Mitgefühl.
Nun, Avelano, wird Dein Düſterſinn

Verſchwinden, wirſt in Deinen Kindern auch
Die Freunde freudig lieben.
O welche ſchöne Blume muß
Das Unglück ſelbſt dem Menſchen bringen!
Ermüdung laſtet ſchwer auf mir;
Gewaltſam will der Schlummer mir
Die Augen ſchließen. Wie einladend
Umſpielt der kühle Hauch der Nacht
Die heiße Stirn! Nur wenig Augenblicke
Hier noch im Freien ruh'n, wie lieblich wär's!
Nein, nein! Er leidet — und ich ſollte ruh'n?
Fort, fort! hinab, ihn zu erfreu'n!
Beglücken iſt das ſchönſte Glück.

(Er geht nach der Höhle zu, bleibt aber bei einem Gebüſch ſtehen, da er ein Geräuſch vernimmt.)

---

## Sechſter Auftritt.

**Avelano. Soldaten. Cervantes.**

**Avelano** (zu den Soldaten).

In dieſer Höhle iſt ihr Aufenthalt.

**Cervantes.**

Gott! Avelano's Stimme! Und Soldaten?
Gefangen?

**Ein Soldat.**

He, wer da?

**Ein Anderer.**

Dort regt ſich was.

(Einige Soldaten eilen hin. Cervantes wird ergriffen.)

**Cervantes.**

Zurück! was wollt ihr?

**Avelano.**

Cervantes! Er — das erſte Opfer?
O, was hab' ich gethan? O Strafe Gottes,
Wie ſchnell biſt Du!

**Cervantes.**

Am Rand des Glücks thut ſich der Abgrund auf.
(Zu Avelano.)
Verzweifelnden ſchließt ſich der Himmel zu;
Vertrau'n in Gott ſtärkt uns mit Wunderkraft.
Je größ're Noth, je größer ſei der Muth;
Laß furchtlos uns dem Tod entgegen treten,
Und lieber ſterben als Verräther werden!

**Avelano.**

Weh über mich und aller Fluch der Erde!
(Er ſtürzt zu Cervantes Füßen.)
O tödte mich! erwürge mich!

**Cervantes.**

Verzweifle nicht an Gottes Gnadenfülle!
Ja wiſſe, Deine Kinder leben,
Sind in Algier — ich bin ihr Retter!

**Avelano.**

Und ich Dein Mörder — Dein Verräther!

**Cervantes.**

O Gott! nun laß' mich ſterben!
(Er ſtürzt zuſammen.)

**Avelano.**

Fluch über mich!

**Ein Soldat.**

Bewacht ſie hier! Wir ſteigen in die Höhle.
Hebt weg den Stein!

(Vier Soldaten bleiben. Die andern ſteigen in die Höhle hinab.)

(Der Vorhang fällt.)

## Vierter Aufzug.

Ein Gemach in Almanſor's Hauſe.

### Erſter Auftritt.

**Almanſor** haſtig eintretend. **Amida** ihm folgend.

**Amida.**

Mein Vater! Welches Unheil traf Dein Haupt?
Nie ſah ich Dich ſo bleich, in Schmerz verſtummt.
Ruhlos durchirreſt Du des weiten Hauſes
Gemächer, und vergebens fleht Amida.
Trag' ich die Schuld, dann weh mir Armen!

**Almanſor.**

So faſſe Dich; und wiſſe: Er —
Den Du verlorſt, verloren iſt er ſelbſt!

**Amida.**

Todt!

**Almanſor.**

Mehr als todt! Verrathen und ergriffen!
Bald wird nun der Osmanen Grauſamkeit
Der Rache Wuth in ſeinem Blute kühlen.

**Amida.**

Und kannſt Du nichts für ſeine Rettung thun?

**Almanſor.**

Ihn retten — das vermag nur Gott!
Mit Blitzesſchnelle hat ſich das Gerücht
Verbreitet durch die Stadt; es jauchzt Algier
Und fordert des Verweg'nen Straf' und Blut.

### Zweiter Auftritt.

**Liſa** und **Clarin. Vorige.**

**Liſa.**

Ein fremder Mann!

**Clarin.**

Er folgt uns haſtig!

**Liſa.**

Und eine blendende Geſtalt mit ihm.

**Almanſor.**

So ſpät in düſtrer Nacht? Was ſoll das?

**Amida.**

Ich bebe, Vater! wenn der Dey erfuhr — —

## Dritter Auftritt.

### Achmed. Vorige.

**Almanſor.**

Was führet, Aga Achmed, Dich zu mir
Zu einer Zeit, da Argwohn und Gefahr
Sich in den Schooß feindſel'ger Nacht verbergen?

**Achmed.**

Freundſchaft und Liebe bitten Dich um Schutz.
Nicht Staunen noch Mißtrauen faſſe Dich!
Willkommen hofft der Aga Dir zu ſein,
Wenn er ſich als Cervantes Freund Dir zeigt.
Was er Dir war, Du ihm — ſein eig'ner Mund
Hat mir's bekannt. So ſind wir uns nicht fremd,
Da wir in dem Geliebten uns erkennen.

**Almanſor.**

So ſei mir denn zweifach willkommen nun,
Du, mit dem Ruf der Menſchlichkeit geſchmückt!
O ſprich nun offen! künde mir ſein Schickſal!

**Achmed.**

Der Tod erwartet ihn und ſeine Freunde.
Sein Wahlſpruch aber iſt: „Verzweifle nie!
Denn mit dem Muth geht auch das Glück verloren." —
So laß uns denn das Außerſte verſuchen,
Obgleich kein Strahl der Hoffnung ſich uns zeigt.
Vor Allem aber Deines Schutzes nun
Bedarf die Arme, die er liebt.

**Amida.**

Er liebt?
Wer iſt ſie, die er liebt?

**Achmed.**

Du ſollſt ſie ſeh'n,
Die Chriſtenſclavin, die ſein Herz gewann,
Noch eh' er ihre Lieblichkeit erblickt.
Gerettet hab' ich ſie durch ſchnelle Flucht;
So mußt' es ſein.
(Zu Almanſor.)
Erhalte ſie dem Freund!
Es drängt die Zeit.

**Almanſor.**

Amida, mache gut,
Was Deine glüh'nde Leidenſchaft gefrevelt!
Freiſtätte ſei mein Haus der Trauernden!
Ich ſchütze ſie, ſo lang' ich es vermag.
Will Gott ſein Leben wunderbar ihm retten,
Nehm' er die Braut aus meinen Händen an;
Fällt ihm das Todesloos — — —

**Amida.**

Dann wird der gleichen Liebe gleicher Schmerz
An ſeinem Grabe Schweſterklage tönen!

**Achmed.**

Sie harret bleich und bebend Deines Spruch's.
Darf ich ſie in des Schützers Arme führen?

**Amida.**

Und an der Freundin Bruſt!
(Achmed ab.)

**Almanſor.**

Sei ſtark, Amida!
Wer Unglück tröſtet, fühlt das eig'ne nicht.

---

## Vierter Auftritt.

**Catalina** verſchleiert, von Achmed geführt. **Die Vorigen.**

**Achmed.**

Enthülle Dich, und faſſe Muth!
(Catalina ſchlägt den Schleier zurück, und wirft ſich zu Almanſor's Füßen.)

**Amida** (bei Seite).

Wie ſchön der blaſſen Miene mildes Licht!
Sie liebt und wird geliebt! Ich muß ſie haſſen!

**Catalina.**

Laß Deine Füße mich, o Greis, umfaſſen!
Gewähre nur die letzte Zuflucht mir,
Die nun ihr Letztes auch verlieren muß!
Ich flehe Dich um Schutz, nicht vor dem Unglück,
Nur vor der Schmach! Bald wird der Tod, der ihn
Befreit, auch meine Leiden enden,
Und frei im Vaterland dort oben mich
Mit ihm vereinen! Dürft' ich für ihn ſterben —
O dann, dann wäre keine Qual zu groß!

**Almanſor.**

Steh' auf! Ich will Dir Freund und Vater ſein!

**Amida** (abgewendet).

ie Arme leidet — und ich glühe,
on Lieb' und Haß zugleich entbrannt.
(Sie eilt zu Catalina und ſchließt ſie in ihre Arme.)
faſſe Muth! komm an mein Herz!
anft ruh' Dein Haupt an meiner Bruſt!
h liebe Dich — ſo wie ich Ihn geliebt.

**Catalina.**

u liebſt? Wohl mir! dann fühlſt Du meinen Schmerz,
nd mit Vertrau'n ruh' ich an Deiner Bruſt!

**Amida** (ſich plötzlich ſcheu loswindend).

ie Du zerreißeſt, Unheilbringende!
ein Glück haſt Du vernichtet, wie kannſt Du
lück hoffen?

**Almanſor.**

Raſende! heißt Wuth Dir Liebe?

**Amida.**

eh mir! wohin reißt mich mein Wahn!

**Catalina.**

as kündet dieſer Worte düſt'rer Sinn?
omm' ich verhaßt, und ſuche Schutz?
ntzünd' ich Zwietracht, wo um Lieb' ich flehe?
mein Cervantes, ſtirb! Ich folge Dir,
o aller Haß verliſcht und Liebe lohnt!
as es auch ſei, das hier wie Nachtgrau'n brütet, —
ein Herz iſt rein von Schuld — ich glaub' an Dich!

**Amida.**

Du liebeſt, wo ich raſe, — Er ſei Dein!
(Sie ſinkt in Catalina's Arme.)

**Almanſor** (zu Achmed).

Dies Eine noch laß, eh' Du gehſt, mich wiſſen:
Durch welchen böſen Zufall ward Cervantes — — —

**Achmed.**

Nicht böſer Zufall war's — ein böſer Geiſt,
Verrätherei des Freundes!

**Almanſor.**

Großer Gott!

**Achmed.**

Willſt Du das Schändlichſte, Verrath und Undank,
Mit Einem Worte nennen, ſo ſprich: Avelano!

**Amida.**

Und ſeine Kinder ſiehſt Du hier vor Dir.

**Achmed.**

Ha, gift'ge Schlangenbrut! Erwürgt die Nattern!

**Catalina.**

Unglückliche!

**Almanſor.**

Ich kauft', ich ſchenkte ſie
Cervantes, und er eilte von uns fort,
Dem Freund die Freudenkunde ſchnell zu bringen

**Achmed.**

O mein Cervantes! mußt Du, Edler, fallen,
So räch' ich Deinen Tod! Des Frevlers Blut,
Der Kinder Blut umſtröme heiß Dein Grab!
(Liſa und Clarin flüchten zu Almanſor.)

**Liſa.**

Beſchütze uns!

**Clarin.**

Er will uns tödten!
O ruf den Vater! Er wird uns erretten!

**Almanſor** (ſich abwendend).

Auf euch ruht des Verbrechens Fluch;
Ihr ruft die Rache in mein Haus!

**Catalina.**

Und wollet ihr des Edlen Tod durch Fluch,
Durch Blut der Unſchuld rächen? O Cervantes!
Sie lieben Dich — und kennen Dich ſo wenig!
Des liebevollſten Mannes milden Geiſt
Wollt ihr durch greuelhaftes Opfer ehren?
Drückt ſchwer nicht die ſchuldloſen Kleinen ſchon
Des Vaters Schuld? — O glaubet mir: Cervantes
Kann nicht mit einem Fluch im Munde ſterben;
Verzeihung wird ſein letztes Wort noch ſein.
Und ſo beſchwör' ich euch in ſeinem Namen:
Laßt Unſchuld nicht den Fluch des Laſters tragen!
Frei kehret Avelano bald zurück;
O ſendet ihm die armen Kinder!
Sie werden mit der Menſchheit ihn verſöhnen;
Sie Tugend lehrend, wird er Tugend üben,
Und, ſchaudernd vor der Schuld, die Unſchuld lieben.
Verbrecher einſt, wird er als Vater Menſch;
Sie werden ſeine guten Engel ſein,

Für ſie wird er dem Guten ſelbſt ſich weih'n. —
O ſendet ihm die armen Kinder!

**Achmed.**

O Menſchlichkeit, wie herrlich iſt Dein Sieg!

**Almanſor.**

Beim Himmel! ſie ſpricht wahr; ja, ſie iſt edel.

**Amida.**

Nur Sie, nur Sie iſt ſeiner werth!

**Almanſor.**

Ich bin ſein Richter nicht: Gott walte!
Ihm ſei die Strafe überlaſſen.

**Catalina.**

Ihr ſendet ihm die Kinder?

**Almanſor.**

Er ſei Vater!

**Catalina.**

Gott lohn' es euch — er unſer Aller Vater!
(Emporblickend.)
Cervantes! Mein, wo Du auch biſt!
Gib mir ein Zeichen, daß ich recht gethan!
Ja, — dieſe Ruhe — dieſes Licht,
Das rings um mich die Nacht erhellet, —
Und dieſer Chor himmliſcher Stimmen —
(Sie ſinkt zurück. Almanſor und Amida nehmen ſie in ihre Arme.)

**Almanſor.**

Sie iſt erſchöpft; bringt ſie zur Ruhe!
(Catalina wird abgeführt.)

**Achmed.**

Was Menſchenkraft zu thun vermag,
Sei meine Pflicht!

(Ab.)

## Fünfter Auftritt.

Platz, mit der Ausſicht auf den Hafen.

**Avelano** (in ſpaniſcher Kleidung).

Frei bin ich, hochbegnadigt, reich belohnt, —
Und dennoch irr' ich wie ein Geiſt der Nacht
Umher, und ſchaudre vor mir ſelbſt!
O meine Kinder! wag' ich euch zu ſuchen?
Wer ſagt mir, wo ihr ſeid? Er weiß es, Er —
Der euch erhielt, — den ich verrieth!
Darf ich mit blut'gen Händen euch umſchlingen,
Wenn ich euch finde? Werdet ihr
Den Mörder Vater nennen? — —
Was beb' ich denn? Schreckt mich ein Gaukelſpiel
Der Phantaſie? Und war es nicht von ihm,
Dem Liſtigen, ein ſchnell erdachter Trug?
Ja, — Täuſchung iſt's! nicht kann ich zweifeln.
Was beb' ich noch? Bin ich nicht hier, nicht frei?
Steht nicht des Glückes gold'ner Dom mir offen? —
Doch — wenn vor des Gewiſſens Donnerruf
Der Sünde reichgeſchmückter Prunkpalaſt
Erbebt und ſchwankt und fällt,

Die fluchbeladenen Pilaſter ſtürzen
Und Höllenflammen lodern auf vom Grund,
Und Höllenjubel tönt und die Verzweiflung
Wahnſinnig heult — — —
Entſetzlich! Liegt nicht meine Leiche dort
Am öden Ufer, einſam und allein,
Ein Scheuſal Jedem, der ſie ſchaut und flieht?
Verſinke in des Abgrunds Tiefe!
Verſinke! — Weh! Sie richtet ſich empor —
Sie ſchreitet, — wimmernd folgen ihr die Kinder —
Weh mir! — Zurück! Weh mir —
Gerichtet und geächtet für die Ewigkeit,
Bin ich mein eig'ner Rachegeiſt!
(Er ſtützt ſich auf einen Pfeiler.)

## Sechſter Auftritt.

**Viane** mit einigen ſpaniſchen Kaufleuten vom Hafen kommend. Im Hintergrunde ſtellt ſich die ihnen folgende Janitſcharenwache. **Avelano** ſteht ſeitwärts.

**Viane** (ſein Haupt entblößend).

Nicht wag' ich's, den entweihten Boden zu berühren
Mit demuthsvoller Andacht tiefgebeugtem Knie;
Nur du, mein Haupt, entblöß' und ſenke dich!
Und ſo empfange denn, allmächt'ger Gott den Dank,
Daß ich noch retten kann, noch retten darf!
(Er bedeckt ſich.)

Und nun, ihr Herren, dank' ich euch,
Daß ihr im ſichern Kauffarteiſchiff
Freundſchaftliche Aufnahme mir
Und freier Flagge Schutz gewährt.
Ich eile nun zum Thron des Dey,
Das mir vertraute Löſegeld
Ihm für Cervantes anzubieten.
Mög' euch das Glück ſo günſtig ſein,
Als mir im Herzen glüht der Wunſch,
Des Freundes Rettung zu erwirken!
Lebt wohl! auf frohes Wiederſeh'n!

Die Spanier entfernen ſich, von einem Theil der Janitſcharen begleitet; die Übrigen ziehen ſich in den Hintergrund zurück. Indeß **Viane** Abſchied nimmt, hat **Avelano** ſich erhoben, und kommt auf den Weg, den **Viane** einſchlägt.

**Viane.**

Mein Gott! was ſeh' ich? Dieſer — Avelano?

**Avelano** (ſich ſchnell wegwendend).

Viane! — Was führt ihn hieher?
Kommt er, ſie zu befrei'n, die ich verrieth?
Wo berg ich mich? fort! fort!

**Viane** (ihm den Weg vertretend).

Er iſt's! — Kennt Avelano mich nicht mehr?

**Avelano.**

Ich — Avelano?

**Viane.**

Willſt Du Dich verläugnen?

**Avelano.**

Sich ſelbſt verläugnen? Ja, wer das nur könnte!
Da wäre manches Große zu vollbringen,
Und manches Böſe ſiegreich zu bezwingen.
Sich ſelbſt verläugnen! wenn der Böſewicht
Das immer könnte, vor und nach der That —
Er wäre dann ein Fels, der aller Welt
Trotz böte!

**Viane.**

Du biſt gräßlich! düſt're Schrecken
Geh'n von Dir aus! Drückt ein Verbrechen Dich?

**Avelano.**

Du möchteſt richten — und biſt ſelbſt gerichtet?
Verräther! willſt Du mich Verräther nennen?

**Viane.**

Was ſetzt Dich ſo in Wuth? — Mich klag' ich an,
Nicht Dich. Es laſtet ſchwere Schuld auf mir;
Biſt Du nicht ſchuldlos?

**Avelano.**

Fluch Dir, Böſewicht!
Des Böſen Saat — Du haſt ſie ausgeſtreut,
Und Frevel ſproßt an Frevel dicht empor,
Ein weites Ährenfeld des Fluch's!

**Viane.**

So war es meine feige Flucht, die euch
Zurück in grenzenloſes Elend ſtieß?
Weh' über mich! —
Nun aber bin ich hier

Um gut zu machen, was ich nur vermag. —
Als mich in jener Nacht, in der ich euch
Zu retten kam, der Feigheit Höllentrug
Betäubend wie ein Wirbelſturm ergriff,
Und mit verwirrtem Sinn zur Flucht mich trieb,
Daß ich, auf meine Rettung nur bedacht,
Des heiligen Gebots der Freundespflicht
Vergaß, da ließ ich meinen Kahn hinfliegen,
Der Lüfte und der Wogen leichtes Spiel.
Wild faßte mich der Reue bitt'rer Schmerz,
Und ſinnlos lag ich auf des Schiffes Kiel;
Doch mein erbarmte ſich des Himmels Gnade —
Minorca lag im Morgenglanz vor mir,
Ein Kauffarteiſchiff nahm mich freundlich auf.
So kehrt' ich wieder nach Algier zurück,
Und bringe Löſegeld und Schreiben mit
Vom hohen Inquiſitionsgericht.

**Avelano.**

Vermag ein Löſegeld auch das zu löſen,
Was ſchon der Tod in ſeinen Klauen hält?
Auch das, was in der Hölle Banden liegt?

**Viane.**

In düſtern Räthſeln birgſt Du böſen Sinn!
(Für ſich.)
Grau'nvoller Argwohn ſteigt in mir empor.
(Zu Avelano.)
Du legteſt ab die Schmach des Sclavenkleides?
Dich ſchmückt das ſpaniſche Gewand? Wie kommt's?

Sprich: biſt Du frei? Iſt auch Cervantes frei?
Sie Alle frei? — Was ſtarr'ſt Du? Rede ſchnell!

**Avelano** (mit Wehmuth).

Frei von Verbrechen und von Laſtern ſein, —
Es iſt der Freiheit höchſter Siegesglanz,
Und er ſtrahlt herrlich auf ihr Haupt, — leb wohl!
(Zurückkehrend.)
Sie kommen! Erde, thu' dich auf! Sie ſind's!

**Viane.**

Er bebt zurück! — Was ſieht Dein ſtierer Blick?
Er hört mich nicht; Wahnſinn verwirret ihm
Den Geiſt! Er ſtarrt gefühllos vor ſich hin!

**Avelano.**

Dort — dort blick hin! Siehſt Du die bleichen Schatten?

**Viane.**

Verſteh' ich recht? — Mein Gott! ſo iſt's kein Wahn?
O zög're nicht! die bleichen Schatten, ſie — —
(Avelano verhüllt ſich.)

## Siebenter Auftritt.

**Cervantes** und ſeine Gefährten in Feſſeln werden mit Janitſcharenwache im Hintergrunde vorübergeführt.

**Viane. Avelano.**

**Viane** (den Soldaten entgegentretend).

Ihr Männer, haltet ein!

**Führer** (ihn zurückſtoßend).

Zurück, Verwegener!

**Viane.**

Nur einen Augenblick vergönne mir!

**Führer.**

Entferne Dich! (Zu den Soldaten.)
Treibt ſie doch beſſer an!

(Die Gefangenen werden abgeführt.)

**Viane.**

Er iſt's! — Gott ſtärke mich! Was iſt geſcheh'n?
(Zum Führer.)
O hab' Erbarmen! Laß mich wiſſen, was — —

**Führer.**

Biſt Du von Sinnen?

**Viane.**

Wohin führt ihr ſie?

**Führer.**

Zum Tod!

(Ab.)

---

## Achter Auftritt.

### Avelano. Viane.

**Viane.**

Sprach er die Wahrheit? War's grauſamer Spott
Des rohen Muſelmanns! — Ach, Avelano!
Entreiß mich dieſer Qual, die ſchrecklicher

Als tauſendfacher Tod mein Herz durchbohrt!
Erwach', Unglücklicher! Enthülle Dich!
(Er zieht ihm den Mantel vom Geſicht.)
Zum Tod'! — zum Tode führt man ſie?
Wie ward ihr Aufenthalt entdeckt?
Wie fand man ſie im dunklen Erdenſchooß?
Du bebſt? Biſt ſchreckenbleich?

**Avelano.**

So höre denn: Ich bin's, der ſie verrieth!
Ich bin's, dem Leben keimt aus ihrem Tod!
Ich bin's, der ſich wie ein Vampyr
Aus ihrem Blute Gift und Freiheit ſaugt!

**Viane.**

O ſende, Gott, mir Deiner Engel Schaar!
Gib Flügel meinen Sohlen, Kraft der Zunge,
Dem Herzen Kühnheit für das Äußerſte!
Fort! fort!

(Eilig ab.)

## Neunter Auftritt.

**Avelano** (ihm wehmuthsvoll nachſchauend).

O dürft' ich Fluchbeladener Dir Segen
Nachrufen! Dürft' ich beugen meine Knie,
Und, in den Staub gebückt, den Gott der Gnade
Um ihre Rettung fleh'n! — Verſtummt, ihr Lippen!

Erſtarre, Herz! Ich bin verworfen, —
Und des Verworfenen Gebet iſt Fluch!

## Zehnter Auftritt.

**Avelano.** Ein Trupp Sclaven von Soldaten geführt.

**Avelano.**

Um Rettung fleht' ich erſt, um ihre Rettung, —
Und ſie iſt hier im Augenblick der Noth!
Gott ſendet ſie, Gott ſelbſt gibt mir die Kraft! —
(Raſch zu den Sclaven hintretend.)
Schlachtopfer ihr, gräu'lvoller Grauſamkeit!
Schmachvoller Qual, langſamen Tod geweiht!
Ihr armen Sclaven der Ungläubigen!

**Führer.**

Was frevelſt Du? Zurück!

**Avelano.**

Zurück Du ſelbſt,
Soll nicht mein Degen Deine Bruſt durchbohren! —
Brecht vor! Werft ſie zu Boden, die Elenden!
Was fürchtet ihr? Kann noch ein ärg'res Loos
Euch treffen, wenn das Äußerſte mißlingt?
Nur Muth erkämpft das Leben, Muth die Freiheit!
Nur Muth erkämpft das Glück, die Welt, das Recht!
Stürmt an! Erwürgt ſie! Rettet euch und Alle!
Zu Boden mit Dir!
(Er reißt den Führer zu Boden.)

Folgt mir, Brüder! Bald
Wird euer Beiſpiel Tauſende entzünden,
Bald ſtürzt Algier, bald — — —

**Mehrere Sclaven.**

Brüder! Muth und Freiheit!

**Soldaten.**

Mit ihnen nieder! Tödtet ſie!

(Die Sclaven ringen mit den Soldaten.)

**Avelano.**

Ermattet nicht! Sprengt eure, Aller Feſſeln!
Es lebe hoch das Vaterland!

## Eilfter Auftritt.

**Achmed** mit Soldaten. **Die Vorigen.**

**Sclaven.**

Weh' uns!

**Achmed.**

Getümmel! Aufruhr hier? Eilt hin!
Du hier? Verräther! Zweifacher Verräther!
Die Rache ſendet mich, die ſtrafende
Gerechtigkeit. Dein Maß iſt voll; zur Hölle,
Verruchter Du!

(Er dringt auf Avelano ein.)

**Avelano** (fechtend).

Nicht werdet ihr lebendig mich bezwingen,
Und ſtürmet auch ihr Alle auf mich ein!

**Achmed.**

Dein Leben gilt's, wenn Du Dich widerſetzeſt!

**Avelano.**

Mein Leben gilt's? (Bei Seite.)
Dem Tode ſei's geweiht!

(Er kämpft mit Achmed, wird verwundet und fällt.)

**Achmed.**

Laß ab! Ergib Dich! Blut entſtrömt der Wunde.

**Avelano.**

Verrath'ne Freunde! Euch zur Sühne ſtrömt's!
Gott ſchütze — Dich — Cervantes — Dich — —

## Zwölfter Auftritt.

**Almanſor** mit **Liſa** und **Clarin**. **Vorige.**

**Almanſor.**

Er iſt's! In ſeinem Blute krümmt er ſich.
Zurück, ihr Kinder! Eilt nicht! Bleibt bei mir!

**Clarin** und **Liſa**.

(Zu Avelano eilend.)

Er iſt's! O Vater! Vater!

(Sie werfen ſich auf ihn.)

**Liſa.**

Wir ſind Deine Kinder

**Almanſor.**

O welch ein Augenblick des Wiederfindens!

**Clarin.**

Erkenne uns!

**Liſa.**

Wir bitten, blick' uns an!

**Avelano.**

Was wimmert hier um mich? Was tönt ſo bang
In's tiefſte Herz? — Ich kann nicht ſehen. Sprecht!
Sprecht! Weſſen Ruf kann Todte auferwecken?
Weh mir! Nacht iſt's um mich. Gib, Himmel, mir
Nur einen Strahl des Lichtes, eh' ich ſcheide!
(Sich aufrichtend.)
O Gott! Was ſeh' ich? Iſt es Täuſchung —
Blendwerk des Todes? Meine Kinder!
O meine Kinder! Redet! Faßt mich an!

**Liſa.**

O Vater, lebe! Liebe Deine Liſa!
Ich klamm're mich an Dich; Du kannſt nicht ſterben.
Nimm meinen Lebenshauch mit dieſem Kuß!

**Clarin.**

Wir kommen ja zu Dir, ſind frei, Dein eigen,
Und bleiben hier, und ewig nun bei Dir.
Stütz' Dich auf meinen Arm! Ich hebe Dich!

**Avelano** (zärtlich).

O meine Kinder! (plötzlich aufſchauend.)
Kommt ihr, mir zu fluchen?
Mir, der nicht leben darf, nicht ſterben kann!

**Liſa.**

Mein Vater! Er, der Dich uns wiedergab — —

**Clarin.**

Hieß uns Dir ſagen, daß er Dir verzeih'! —

**Avelano.**

Vergebung mir? Er — mir, der ihn verrieth?
Auf, auf! (Er rafft ſich mit aller Kraft empor.)
Zu ihm! zu ſeinen Füßen! Kinder,
O folget mir! Von ſeinen Lippen ſoll — — —
O ſtützet mich! — — — (Er ſinkt zuſammen.)

**Achmed.**

Die Lebenskraft entflieht. Bringt ihn von hinnen!

**Avelano.**

Nicht ſehen ſoll ich ihn? O hartes Loos!
So laßt mich denn in meinem Blut vergeh'n!
Laßt hier des Todes Qual — — —

**Almanſor.**

Wie? Troſtlos willſt Du noch verzweifeln, — und
Die Kinder knieen hier an Deiner Seite?

**Avelano.**

(Die Kinder betrachtend, dann küſſend.)

Gott ſendet ſie, — er hat mich nicht verlaſſen!
Als Engel kommen ſie, die Todesſtunde —
Mir zu verſüßen.

(Er ſinkt zurück.)

**Liſa und Clarin.**

Vater, ſegne uns!

**Avelano.**

Bleibt immer ſchuldlos! Selbſt ſtraft ſich die Schuld.

Geht! — bringt meine Reue —
Ihm — zur Todesweihe! (Er ſtirbt.)

**Liſa.**

Vater!

**Clarin.**

Er iſt todt!
(Sie ſinken auf ihn.)
(Der Vorhang fällt.)

# Fünfter Aufzug.

## Erſter Auftritt.

Garten des Dey. Rechts im Vordergrunde ein offenes Gezelt. Im Hintergrunde ein Gitter mit freier Ausſicht. — **Azan** im Zelte ſitzend; neben ihm ſteht **Arnot Mami,** dem Zelte gegenüber **Achmed** mit Janitſcharen-Leibwache.

**Azan.**

Unglaublich frevelhafte That!
Sie ſollen büßen, ſchrecklich büßen!
Nicht Einer der Verweg'nen ſoll — — —

**Arnot Mami.**

Die That iſt ſträflich, — doch auch kühn und groß!
Bei Mahomed! Viel Muth und Kraft
Erheiſcht's, ſo einen kecken Plan zu faſſen

Und mit Beharrlichkeit ihn auszuführen!
Den will ich kennen, der ihn ausgedacht!

**Azan.**

Du wirſt mir wohl am Ende noch zumuthen,
Daß ich ſie rühmen und belohnen ſoll?

**Arnot Mami.**

Wär' ich der Dey von Algier, — nun fürwahr
Ich weiß nicht, was geſchäh'!
Denn Muth und Kühnheit ſchätz' ich über Alles.
Man ſieht der Gaben vollen Werth erſt dann
Wenn man als ein Freibeuter ſo wie ich,
Hinfliegend zwiſchen Meer und Himmel,
Umrungen von Gefahren aller Art,
Und preisgegeben jedem Muthigern,
Nur auf ſich ſelbſt und eig'ne Kraft ſich ſtützt;
Da lernt man Großes ehren, Großes thun!
Der feige Schurkenſtreich verdient den Tod,
Die Kühnheit aber lacht dem Tod in's Angeſicht,
Und jagt ihn fort, wie Sturm die Donnerwolke. —
Doch — zürne nicht ob meiner freien Rede,
Und laß mich ſein, wie die Natur mich ſchuf!
Scharf iſt mein Schwert, nicht minder ſcharf die Zunge,
Und reden muß ich, wie das Herz gebeut!
Mein Blut für Dich, mein freier Sinn für mich!

**Azan.**

Oft trank das Meer von Deiner Wunden Blut,
Doch wallt dies Blut noch ſtets zu heiß und ſchnell.
Wohl kann der Blitz nicht auf der Tulpe ruh'n;

Und ſo verträgt Dein Stand die Zahmheit nicht:
Doch von dem Sclaven fordr' ich Sclavenſinn;
Er leide, dulde, wie's das Schickſal will!

(Die Gefangenen erſcheinen.)

**Arnot Mami.**

Sieh da! man bringt ſie ſchon herbei.

**Achmed** (bei Seite).

O Himmel, gib mir Kraft,
Den Anblick zu ertragen!

**Azan** (zu Achmed).

Iſt mein Befehl vollzogen? Sind ſie Alle
Gekleidet in die ſtolze Spaniertracht?

**Achmed.**

Sie ſind's, o Herr!

**Azan.**

Wohlan! In dieſem Schmuck
Des Prunkgewandes ſollen ſie den Tod
In ſeiner tiefſten Schmach erleiden!
Hieher ſogleich! Mich lüſtet's, ſie zu ſeh'n.

(Achmed gibt auf Azans Wink ein Zeichen.)

## Zweiter Auftritt.

Die Chriſtenſclaven in ſpaniſcher Edelmanns-Kleidung, von Wache umgeben, unter klingendem Spiel, treten ein, **Cervantes** unter ihnen zuletzt. **Die Vorigen.**

**Cervantes** (im Eintreten zu Pedro und Hernandez).

Ihr tretet vor, und nehmt zuerſt das Wort!
Ich ziehe ſchweigend mich zurück,
Doch baut auf mich im rechten Augenblick!

**Azan**

(nachdem er Alle lange und verwunderungsvoll überſchaut und gemeſſen hat).

Elendes Volk! Verworf'ner Sclaventroß!
Von Schmach entſtellte Schattenhorde!
Ihr Beingerippe, ſchon vom Tod benagt!
Wie wurde euch denn möglich ſolche That?

**Pedro.**

Wie ſchwer die Laſt der Leiden drückt,
Das ſah'ſt Du wohl in Deinem Harem nie!
Der Sclave ſelbſt darf nur geſchmückt Dir nah'n,
Ward er zu Deinem Dienſte ausgewählt.
So zeigt ſich Dir das Elend auch im Glanz.
Erblick es einmal jetzt an uns
In ſeiner ſchauderhaften Schreckgeſtalt, —
Dann zürne, wenn Du darfſt, daß Liſt
Hülfreiche Hände beut dem Recht.

**Azan.**

Ihr ſeid mein eigen, wo läg' euer Recht?

**Pedro.**

In Deinem Unrecht. Nacht gebiert den Tag.

**Hernandez.**

Was wir gethan — betracht' es noch ſo ſtreng, —
Verbrechen kannſt Du nimmer es benennen!

**Azan.**

Und ihr nicht Unrecht, daß als Sclaven euch
Algier ergriff und hier in Feſſeln hielt.
Hegt denn ihr Europäer andern Sinn?
Hat weiße Farbe nur der Freiheit Recht?
Wer gab der nähern Sonne ſchwarzes Kind,
Wer gab den Neger euch zum Eigenthum?
Ward euch mehr Recht auf ihn als uns auf euch?
O prahlet nicht mit eurer Menſchlichkeit!
Den Freien machen wir zum Sclaven hier,
Der Mexikaner wird durch euch zum Thier!
Wohl weiß ich es, an einer Frevelthat
Wie eure, trägt nicht Jeder gleiche Schuld.
So trete denn erſt Avelano vor,
Und nenne mir des Frevels keckes Haupt!

**Achmed.**

Herführen wollten wir den Chriſtenſclaven,
Wie Du befahlſt. Am Hafen traf ich ihn,
Zum Aufruhr reizend eine Sclavenſchaar,
Die mit der Wache ſchon den Kampf begann.
Mit tollem Frevelmuthe trotzt' er ſelbſt
Der Übermacht, die ihm entgegen ſtand,
Drang mit dem Degen wüthend auf uns ein,

Und kämpfte — bis er todt zur Erde fiel.
Er ſchien den Tod zu ſuchen, den er fand.

**Arnot Mami.**

Was Allah ihm beſtimmte, iſt vollbracht!

**Cervantes.**

Und mög' ihm Gott verzeih'n wie mir!

**Azan.**

So hört denn: Eure Rettung ſteht bei euch.
Nicht dürſte ich nach Blut, ſo wie ihr glaubt;
Doch Strafe muß das Haupt der Rotte treffen.
Nennt ihn! Er ſoll mir büßen für euch Alle
Und Gnade ſei den Übrigen gewährt!

**Cervantes.**

Das Leben und die Freiheit?

**Azan.**

Beides.

(Zu Arnot Mami.)

Der ſcheint geneigt, den Lohn ſich zu verdienen.

**Arnot Mami.**

Der Schurke kauft um jeden Preis ſein Leben,
Und Ein Verrath ermuntert wohl den andern.
Schlachtopfer! Bald ſtrömt euer Blut nun hin.

**Azan** (zu Arnot Mami).

Wie ſeltſam iſt Dein Innerſtes bewegt?

**Arnot Mami.**

Ein Löwe bin ich nur im Kampfeszorn;
Erfreut von dem Gefühle meiner Kraft,

Mag ich gern überwinden — quälen nicht!
Der Anblick des Hülfloſen macht mich feig.

**Azan** (zu den Sclaven).

Des Hauptes Tod gibt Leben euch und Freiheit.
Nun zaudert nicht! Entdecket ſchnell! Ich will's.

**Hernandez.**

Ein ſolches Leben, eine ſolche Freiheit,
Sie wären mehr als Sclaverei und Tod!
Und machteſt Du zum Herrn der Erde mich,
Und gäb'ſt des Glückes ew'ges Füllhorn mir
Für Ein Wort des Verraths — ich bleibe ſtumm!

**Pedro.**

Und fände ſich ein ſolcher Böſewicht,
Erwürgen müßt' ich ihn mit dieſer Hand
Vor Deinem Angeſicht, trotz Deiner Macht!

**Cervantes** (zu ſich ſelbſt).

O Dey! Viel ärmer biſt Du nun als ich.
Du kannſt ſie tödten—ich kann ſie erretten,
Und makelrein erhalten ihre Seelen
Von des Verrathes Möglichkeit.
Ich fühl's, daß Gottes Athem mich durchweht.
Zu Deinem Gnadenthron hebt ſich mein Blick,
O Herr! Nimm gnädig auf mein Dankgebet!

**Azan.**

Noch einen Augenblick vergönn' ich euch,
Bekennet ſchnell des Frevels Haupt
Wer von euch iſt's?!

**Cervantes** (raſch vortretend).

ch bin's.

(Zu den Uebrigen.)

Ich ſterbe, Brüder, — ihr ſeid frei!

(Sich nahe vor den Dey ſtellend.)

ür das verwirkte Haupt haſt ihnen Du
reiheit und Leben zugeſagt.
Du gabſt Dein Wort; es ſtieg von Deinem Munde
Zu Gottes Thron' empor. Erfüll' es nun! (Für ſich.)
O Catalina! Pflicht gebeut den Tod;
Doch bin ich jenſeits auch in Liebe Dein.

(Zu den Uebrigen.)

Ihr aber ziehet hin — und grüßt mein Vaterland!
Und ſeid die Stützen meiner greiſen Mutter
Und — (mit einem Blick nach Achmed)
Wer mein Genius war in dieſem Lande —
Er tröſte meine holde Catalina!
Sie ward durch Liebe mein, — bleibt ewig mein,
Denn ewig wie die Seele iſt die Liebe!

**Pedro** (raſch einfallend).

Er war nicht unſer Haupt!

**Andere.**

Er war es nicht!

**Cervantes.**

Zum Himmel heb' ich meine Hand empor
Und ſchwöre: Ich war euer Haupt!
Mein war der Plan, und die Ausführung mein!

Wagt ihr den Schwur durch Schwur mir zu vernichten?
(Alle ſchweigen betroffen.)
Lebt wohl! Aus meinem Tod blüh' euer Glück!

**Azan** (zu Arnot Mami).

Ich muß erſtaunen! Welch ein Muth!

**Arnot Mami** (zu Cervantes tretend).

Du biſt ein Held fürwahr! Reich' mir die Hand!
Doch halt! was ſeh' ich nun? Die linke Hand —
Sie fehlt! Er iſt's!
(Zu Achmed.)
Ja, Freund, nun baut auf mich!
Er darf nicht untergeh'n!
(Zu Cervantes.)
Bin ich Dir fremd?

**Cervantes.**

Wofern ich mich nicht täuſche, biſt Du — —

**Arnot Mami.**

Ja!
Der Arnot Mami bin ich, der Korſar,
Der Dich gefangen nahm, Du edle Beute!
Du kämpfteſt kühn, voll Unerſchrockenheit,
Und wehrteſt Dich mit Deiner Einen Hand,
Als ſteckten ihrer zehn unſichtbar d'rin.
Die eine Hand bleibt ewig unvergeßlich mir.
Dies Denkmahl auf der Stirn, es iſt ihr Werk.
Gern hab' ich's; jede Wunde, jede Narbe
Von tapf'rer Hand, ſie bleibt mir lieb und werth.
Schön iſt's, wenn man mit muth'gen Männern focht;
So eine Narbe gilt ein Siegesmahl!

**Azan.**
So zieht denn fort, ihr Andern, wie ihr wollt!
Cervantes bleibt. Ihr ſeht, ich halte Wort!
**Hernandez** (Cervantes umarmend).
Dich ſollen wir verlaſſen, der uns nie
Verließ?
**Pedro.**
Es iſt unmöglich! Nimmermehr!
**Achmed** (vor den Dey tretend).
Ein Spanier naht, und dringend bittet er,
Du wolleſt ihm Gehör verleih'n!
**Azan.**
Er komme!

---

## Dritter Auftritt.

### Viane. Die Vorigen.

**Viane** (bei Seite).
Dank Dir, o Gott! Sie leben, — noch iſt's Zeit!
(Im Vorbeigehen zu Cervantes.)
Ich bin des Todes, wenn man mich erkennt!
Fremd bin ich Dir und jedem von euch Allen.
**Cervantes** (leiſe).
Viane! Will der Himmel Wunder thun?
**Azan.**
Was führt ſo haſtig Dich zu mir?

**Viane.**

Vergönne, Herr, die Sendung kund zu thun!
Ein Schreiben bring' ich Dir aus Spanien
Vom Tribunal der Inquiſition,
Mit beigefügtem Löſegeld, das man
Für einen Deiner Chriſten-Sclaven Dir
Darbietet.

**Azan.**

Welcher ſoll dies ſein?

**Viane.**

Cervantes Saavedra nennt er ſich.

**Azan.**

Ei ſeht doch! Wollt ihr ihn dem Tod abkaufen?
Wie viel iſt der Betrag?

**Viane.**

Fünfhundert Thaler
In Geld.

**Azan** (ironiſch).

So wenig haltet ihr ihn werth?
Ich lieb' ihn nicht, und — ſchätz' ihn dennoch höher.

**Arnot Mami.**

Ich höher noch, ich — ſchätz' ihn mehr als Geld!

**Azan** (zu Viane).

Den Sclaven kann wohl Löſegeld befrei'en;
Er aber rief durch kühne Frevelthat
Den Tod auf ſein verwirktes Haupt.
Wollt ihr durch Löſegeld das Leben ihm
Erhalten, — nun, ſo mag es ſein;

Doch nimmermehr geb' ich die Freiheit ihm;
Denn die Vermeſſenheit, durch ihn entflammt
In jeder Bruſt, ſie würde zügellos
Aufraſen, blieb' Er ungeſtraft!
Ja, Du biſt zu gefährlich, bleibſt mir Sclave!

**Cervantes.**

Erzitt're denn noch mehr als je vor mir!
Ja wiſſe: Schnöd' mißhandelt vom Geſchick,
Vom Freund verrathen und zurückgeſtoßen
In Schmach und Qual — bleib' ich mir dennoch gleich,
Bleibt feſt mein Sinn und ungebeugt mein Muth,
Zu brechen der unheil'gen Feſſeln Laſt,
Dein greuelvolles Reich in Schutt und Staub
Zu ſtürzen, und auf der verruchten Stätte
Einen Altar zu bau'n der Menſchlichkeit!

**Azan.**

Zum Tod! Führt ihn zum Tod! Er will's, — er ſterbe!
Doch ſchrecklich unter tauſendfacher Qual!

**Einige der gefangenen Spanier.**

So laß' uns mit ihm ſterben!
(Cervantes wird von Soldaten ergriffen.)

**Andere.**

Erbarmen! Gnade!

**Achmed** (zu Arnot Mami).

Nun iſt es Zeit, das Äußerſte zu wagen!
Almanſor fleht, und ich beſchwöre Dich,
Befreie ihn, und wir ſind Dein auf immer! —

**Arnot Mami.**

Herr, Deine Gnade war mir ſtets die Sonne
Der Freude und des Glücks. Mein Streben war's,
Mich würdig zu erhalten Deiner Gunſt,
Die wie ein Frühlingstag mein Haupt umfloß.
Mich trieb nie Habgier, ſtach kein Eigennutz;
Ich diente Dir, wie's treuem Diener ziemt.
Erſt dieſen Augenblick erſcheint die Zeit,
Daß Arnot Mami fleht um Deine Huld.

**Azan.**

Wozu der reiche Teppich Deiner Worte?
In meiner Seele glänzen Deine Thaten,
Wie Sterne glänzen hoch im Himmelsraum.

**Arnot Mami.**

Von jeder Beute, die mein Schwert erkämpft,
Iſt mir ein Theil als Eigenthum beſtimmt.
Durch ſolche Theilung ward Cervantes mein,
Bis ich ihn als Geſchenk Dir überließ.
Gib nun zum Lohn, als ſeinem erſten Herrn
Ihn mir zurück! Das iſt es, was ich bitte.
O laß mich groß durch Deine Größe ſein!

**Azan.**

Du forderſt viel! Doch— viel auch dank' ich Dir.
Dein Löwenmuth iſt Stütze meines Reichs,
Des Thrones Zierde aber nennt man mich.
Der ſtolze Arnot Mami fleht um meine Gnade,
Die er ſonſt nimmer zu bedürfen ſchien? —

Durch großen Lohn zeigt ſich der Herrſcher groß:
So ſei er Dein, — und ſchalte frei mit ihm!

**Arnot Mami** (zu Cervantes).

Du aber ſchalte frei nun mit Dir ſelbſt!

**Cervantes.**

Thut ſich der Himmel auf?

**Die Spanier.**

Gelobt ſei Gott!

**Arnot Mami.**

Ja, Alles Große was der Krieg erzeugt
Und Alles Holde, was der Friede gibt —
In Dir iſt's wunderbar vereint!
Ich kämpfte mit der Welt, Du mit dem Schickſal,
Ich that Dir Unrecht, ich mach's wieder gut.
Daſſelbe Schiff, auf dem ich Dich bezwang,
Es führe Dich in's Vaterland zurück!

**Cervantes.**

Der Gott, der mich beſchützt, er lohne Dir!
Denn nimmer kann ich würdig Dir vergelten.

**Azan.**

Dein eig'nes und der Brüder Glück, Du dankſt
Es Deinem Geiſt, der zur Bewund'rung zwang.
So ſei denn frei! Und wie's dem Herrſcher ziemt,
Will ich mit Gnade noch Dich überſtrömen;
D'rum, was Du wünſcheſt, wage kühn zu bitten!

**Cervantes.**

Die Kinder Avelano's trauern hier,
Beraubt des Vaters; laſſ' mich Vater ſein!

**Arnot Mami.**

Die Kinder deſſen, welcher Dich verrieth?

**Azan.**

Ich ſtaune! — Chriſt! — Du biſt des Glückes werth!
Nimm ſie mit Dir, und bitte zweifach nun!

**Cervantes.**

So nenn' ich Catalina meine Braut.

**Azan.**

Sie öffne Dir ein Paradies der Liebe!

**Cervantes.**

(Er umarmt den Arnot Mami, dann entblößt er, vortretend, ſein Haupt, alle Spanier mit ihm zugleich.)

Wohl uns, daß nicht des blinden Zufalls Spiel
Uns führte an das heiß erſehnte Ziel!
Wohl uns, daß einer höhern Fügung Hand
Durch Edelſinn und Menſchlichkeit
Aus Sclavenketten uns befreit!

**Azan.**

Viel minder dankeſt Du die Freiheit uns
Als wir das ſchöne Beiſpiel Dir verdanken:
Es lehrt ein großer Menſch uns menſchlich ſein!
Du haſt geſiegt durch Deinen hohen Sinn;
So zieh' denn wie ein Sieger feſtlich hin!

(Er winkt. Muſik beginnt, da er mit ſeinem Gefolge abgeht.)

(Der Vorhang fällt.)

# Ulrich,

## Herzog von Würtemberg.

Hiſtoriſches Schauſpiel in fünf Akten.

# Perſonen.

**Ulrich**, Herzog von Würtemberg.
**Leo**, Ritter von Sonnenſtein.
**Sidonia**, ſeine Tochter.
**Bertha**, ihre Muhme.
Junker **Guido** von **Oſtenthal**.
Ritter **Dipold am Stein**.
**Jörg**, Truchſeß, Freiherr v. **Waldburg**, oberſter Feldlieutenant
**Hubert von Breitenſtein**, Feldhauptmann
der Truppen des ſchwäbiſchen Bundes.
**Georg von Beſſerer**, Bürgermeiſter in Stuttgart.
**Dietrich von Kraft**, Schreiber des großen Rathes in **Ulm**.
**Hans**, der Spielmann von Hart.
**Sibylla**, Wirthin einer Straßenherberge.
**Hubert**,
**Goar**,
Führer der Lanzenknechte des ſchwäbiſchen Bundes.
**Der lange Peter**, Oberſter.
**Löffler**,
**Mukerle**,
**Magdeburger**,
Hauptleute einer Schaar von Lanzenknechten.
Ein Stadtwächter.
**Oswald**, ein Knappe Leo's.
Bürger in **Ulm** und Stuttgart. Stadtwächter. Feldhauptleute. Lanzenknechte. Ball- und Herbergsgäſte. Rathsherren in Stuttgart. Volk. Gefolge. Ritter und Krieger des Herzogs **Ulrich** von Würtemberg.

**Zeit der Handlung**: Das zweite Jahrzehend des ſechzehnten Jahrhunderts.

# Erſter Akt.

## Erſte Scene.

Großer Platz in der Reichsſtadt Ulm; im Hintergrunde das Rathhaus, vor welchem eine Schaar Lanzenknechte aufgeſtellt iſt; zu beiden Seiten Bürger und Volk.

**Dietrich von Kraft. Georg von Beſſerer. Löffler. Mukerle.**

**Kraft.**

Nein! So lange die Welt ſteht, hat man nichts Schöneres geſehen als den heutigen Einzug der Ritter und Kriegsknechte des ſchwäbiſchen Bundes in unſerer weltberühmten Reichsſtadt Ulm. Ich prophezeihe Euch, daß dieſer Einzug der Leichenzug des flüchtigen Herzogs Ulrich von Würtemberg iſt. In den letzten Zügen liegt er wenigſtens, ſo viel iſt gewiß, und in ſein Land kommt er nicht mehr zurück.

**Beſſerer.**

Ihr gebt ja Orakelſprüche von Euch! — Hört doch nur, was für ein hölliſches Getöſe unſere ſcharmanten Gäſte, die Bundesoberſten und die Feldhauptleute, in dem Rathhausſaale machen! Der Wein thut ſeine Wirkung; ſitzen nun auch fünf Stunden bei Tiſche.

## Zweite Scene.

**Vorige. Ein Stadtwächter**, aus dem Rathhauſe kommend, bringt den Lanzenknechten zwei große Weinkrüge.

**Stadtwächter.**

Der hohe Rath der freien Reichsſtadt Ulm ſendet Euch dieſe Labung.

**Löffler** (trinkend).

Hoch lebe der ſchwäbiſche Bund!

**Alle.**

Hoch!

**Mukerle** (trinkend).

Der hohe Rath und der tiefe Rathskeller!

(Stadtwächter ab.)

**Beſſerer.**

Wer im Zechen ein Meiſter werden will, der muß zu dieſen Waſchſchwämmen in die Schule gehen. Mich wundert nur, daß Einer von ihnen noch die Lanze halten kann.

**Kraft.**

An den Lanzen halten ſie ſich eben noch feſt; ſonſt lägen ſie Alle ſchon längſt auf dem Boden.

(Es fängt an zu dämmern. Bürger und Volk verlieren ſich allmälig.)

**Beſſerer.**

Nun zünden ſie im Rathhausſaal
Zum Tanzfeſt ſchon die Lichter an.
Mich macht der Jubel traurig.

**Kraft.**

Ei wie ſo?

**Beſſerer.**
Weil dieſer ſchwäb'ſche Bund, als Feind
Des wackern Herzogs Ulrich, mir verhaßt iſt.
**Kraft.**
Hängt Ihr denn immer noch mit Leib und Seel'
Dem Würtemberger Herzog an?
**Beſſerer.**
Ja! wem ich einmal treu ergeben bin,
Dem bleib' ich's bis zum letzten Athemzug.
**Kraft.**
Des Herzogs Herrlichkeit geht nun zu End',
Da muß man denn politiſch ſein.
**Beſſerer.**
Das heißt, man dreht den Mantel nach dem Wind?
Bleibt mir mit dieſer Politik vom Leib!
Ich kenne nichts als Ehrlichkeit und Pflicht.
**Kraft.**
Ihr ſeid partei'ſch, als Stuttgart's Bürgermeiſter,
Weil dieſe Stadt noch an den Herzog hält.
**Beſſerer.**
Ich ſprech' als Menſch und treuer Unterthan.
Was Recht iſt, das bleibt Recht in Ewigkeit;
Kein Unglück kann das Recht zum Unrecht machen
**Kraft.**
An ſeinem Unglück iſt der Herzog ſelber Schuld.
**Beſſerer.**
Der Ulrich, ſag' ich, wird dem Unglück trotzen,
Und ſeinen Thron als Fürſt und Mann behaupten.

Ich ſeh's, Ihr kennt den edlen Herzog nicht.
Steht er auch jetzt verlaſſen da von Allen,
Die treulos oder furchtſam von ihm weichen, —
O nur Geduld! Es iſt noch nichts verloren.
Steht auch das Äußerſte ſchon auf dem Spiel,
Der mächt'ge Herrſcher iſt ſich ſelbſt ein Heer,
Und ſeine Herrlichkeit bürgt ihm ſein Reich.

**Kraft.**

Warum trat er dem mächtigen Verein
Des ſchwäb'ſchen Bundes denn nicht bei?

**Beſſerer.**

Er fühlte Kraft genug, allein zu ſteh'n.

**Kraft.**

Konnt' er mit ſeiner Frau Sabina denn
Nicht friedlich leben? So beleidigte
Er ſeinen Schwager, Baierns Herzog, ſchwer.

**Beſſerer.**

Die Herzogin war ſtolz, und zankte gern;
Das mag der Mann nicht an dem Weiblein dulden.

**Kraft.**

Unklug und unrecht war's, daß er den Johann
Von Hutten niederſtach.

**Beſſerer.**

Der Herzog duldet
Beleidigungen ſeiner Ehre nicht,
Auch die geringſte nicht, ſelbſt nicht den Schein;
Und überdies ſtach er den Gegner ja
Im off'nen Kampfe nieder auf der Jagd.

**Kraft.**

Auch ſeine allzuheftigen Ausbrüche
Des Zorns und übermäß'ger Kühnheit,
Mit welchen, er, der Einzelne, ſo vielen
Verbündeten die Stirne trotzend bot,
Sie machten ihn verhaßt; ſelbſt Kaiſer Max —

**Beſſerer.**

Ach leider ſtarb der edle Herr dem Herzog
Zu früh; an ihm verlor er einen weiſen,
Gerechten Richter, deſſen er in dieſer
Höchſt argen Zeit noch mehr als je bedurft.

**Kraft.**

Und wäre er nur wenigſtens nicht gegen
Die freie Reichsſtadt Reutlingen gezogen,
So grimmig, ſie gewaltſam unter ſeine
Botmäßigkeit zu beugen.

**Beſſerer.**

Seht mir doch!
Sollt' er ſich etwa die Beleidigungen
Der kecken Städter, deren Neſt in ſeinem
Gebiete lag, gar zahm gefallen laſſen
Und zuſeh'n, wie ſie ihm den Waldvogt auf
Achalm erſchlugen?

**Kraft.**

Hätt' er wenigſtens — —

**Beſſerer.**

Potz hätt' und wäre und warum und weßhalb!
Herr Schreiber eines großen Raths in Ulm!

Bleibt hübſch bei Eurer ſchönen, zierlichen
Buchſtabenmalerei, und übrigens
Urtheilet nicht abſprechend über Fürſten,
Für deren Größ' Ihr keinen Maßſtab habt!
Und damit Punktum! Mit des Bundes Einzug
Iſt meine Sendung hier in Ulm geendigt,
Die nur als Stuttgarts Bürgermeiſter mich
Hierher zu kommen zwang; ſonſt hättet ihr
Mich wahrlich nicht geſeh'n. Ich eile nun,
Gott ſei gedankt! in meine Vaterſtadt zurück.
(Ab.)

**Kraft** (allein).

Du hochgeſinnter Herr! Dich und dein Stuttgart
Wird wohl der ſchwäb'ſche Bund und Ulm
Bald Mores lehren; wollen euch
Buchſtaben auf den Rücken malen,
An die ihr ewig denken ſollt!
Ade, Herr Griesgram! Ich geh' nun zum Tanz.
Vielleicht ſeht ihr bald einen Todtentanz!
(Ab.)

## Dritte Scene.

**Guido von Oſtenthal** (aus dem Rathhauſe kommend).

Ich halt's nicht aus: ſie treiben es zu toll!
Das weinentflammte Blut
Entzündet ſie zur Wuth.
Wie ein Gewitter tobt's im Saal;

Der Zwietracht Geiſt erwacht;
Getheilte Meinung rüſtet ſich zur Schlacht.
O trauriges Vorbild der nahenden Zeit!
Wie Alles im Hauſe hier tobend zerfällt,
Wird's bald auch ergehen der armen Welt,
Wenn Raubſucht und frevelndes Treiben
Mit blutiger Hand Geſetze ſchreiben.
In dieſem wilden Kriegsgetümmel,
In dieſes Kampfs Gewitternacht,
Erblick' ich an dem düſtern Himmel
Nur Eines Sterns goldhelle Pracht.
Sidonia! Es iſt kein Traum; Du warſt's,
Die ich am Erkerfenſter heut erblickt,
Als unſer Heereszug dem Rathhaus nahte.
Dies ſagte mir mein Herz, dies ſagte mir
Dein Blick, und Dein Erröthen, Dein Erblaſſen
Bei meinem Gruß. —
So hat mein guter Geiſt
Dich, Schutzgeiſt meines Lebens, Dich,
Sidonia! hieher geführt.
Biſt Du auch noch dieſelbe, die Du warſt?
Haſt Du mir Lieb' und Treu' bewahrt,
Dies Kleinod, das die Welt zum Himmel macht?
Doch — biſt auch Du mir treu geſinnt, droht nicht
Der böſe Dämon dieſer Zeit uns Trennung?
Hat nicht Dein Vater, ſeinem Herzog treu,
In Ulrich's Schaaren ſich geſtellt, indeß
Das Bundesheer mich an ſich zog? Dann wehe mir!

Er ſteht mir feindlich drohend gegenüber,
Er ſpricht: „Des Herzogs Feind iſt mein Feind auch!“
So biſt Du denn, Sidonia, mir verloren;
Und weicht mit Dir mein guter Geiſt von mir?
Hält mich der Dämon des Verderbens feſt,
Der einmal mich in’s Netz gelockt,
Dem Liebentflammten Schätze, Rang und Glanz
Verhieß, und nun mich in den Abgrund ſtürzt,
Da mir des Glückes Stern am Himmel glänzt? —
Ihr Bilder der Verzweiflung, flieht von mir!
Du, Schärpe, du, von ihrer Hand geſchaffen,
Du blickſt mich an mit ihrer Augen Blau;
Blau iſt die Farb’ des Himmels und der Treue.
Komm, milde Ruh’! erleuchte mir das Herz,
Und lehre mich, wie ich geheim, doch zart
Und ſittig, mich der Holden nähern darf!
Ein Wort von ihr, und ſchwinden wird die Nacht,
Die wie ein gift’ger Qualm mich jetzt betäubt.

---

## Vierte Scene.

### Guido. Kraft.

**Kraft.**

Kraft heiß’ ich, aber kraftlos bin ich ſchon;
Ich ſollt’ mich heut in tauſend Theile theilen,
Und aus dem Kraft zahlloſe Kräfte machen,
Um überall zu ſein, wo man mich braucht,

Wie's einem Schreiber ziemt des großen Raths,
Der für die Ehre ſeiner Stadt
Und für das Wohl der Gäſte ſorgt.
Jetzt in den Rathhausſaal,
Und da zum Tanzfeſt Alles anzuordnen!
Doch wie? Was ſeh' ich? Seid Ihr's wirklich, Guido
Von Oſtenthal, mein alter Schulkam'rad
Von Tübingen?

**Guido.**

Mein lieber Dietrich Kraft!
Gott grüß' Euch! Seid mir tauſend Mal willkommen!

**Kraft.**

Ein Krieger, edler Freund, im Bundesheer?

**Guido.**

So iſt's. Und Ihr?

**Kraft.**

Des großen Raths in Ulm
Geheimer Schreiber, der, mit Ruhm zu melden,
Schon manch politiſches Traktätlein ſchrieb,
Und hier in Anſeh'n und wohlhabend lebt.

**Guido.**

So gut iſt's mir, Freund Kraft, noch nicht geworden;
Denn Geld und Lorbeern muß ich erſt erwerben,
Um mein verfall'nes väterliches Schloß
Neu aufzubau'n in dieſem Jammerthal.

**Kraft.**

Drückt den ſonſt heitern Freund die Schwermuth nun?

**Guido.**
Weil etwas mir ſchwer auf dem Herzen liegt.

**Kraft.**
Was wäre das?

**Guido.**
Die Liebe.

**Kraft.**
Glaub's Euch gern!
Hab' ſelbſt gekoſtet von dem ſüßen Gift,
Von dieſem Feu'r, das leuchtet, aber — brennt.
Wenn's kein Geheimniß: wie heißt die Geliebte?

**Guido.**
Euch darf ich trauen, wie mir ſelbſt; ſo wißt,
Sie heißt Sidonia von Sonnenſtein.

**Kraft.**
Sidonia von Sonnenſtein? Haha!

**Guido.**
Und findet Ihr das lächerlich? Sie iſt
In Ulm; ich ſah ſie heut beim Einzug.

**Kraft.**
Das glaub' ich gerne.

**Guido.**
Kennt Ihr ſie?

**Kraft.**
Ich werde doch mein ſchönes Mühmchen kennen,
Das mit mir in demſelben Hauſe wohnt?

**Guido.**
Wär's möglich?

**Kraft.**

Ja! Was wirklich, iſt auch möglich.

**Guido.**

So macht, daß ich ſie ſeh'n und ſprechen kann,
Doch heut' noch! Ich beſchwöre Euch.

**Kraft.**

Braucht kein Beſchwör'n; in kurzer Zeit beginnt
Das Tanzfeſt in dem Rathhausſaal, wo ſich
Die Schönſten aller Ulmer-Schönen
Verſammeln, und an meinem Arm
Die Mühmchen Bertha und Sidonia
Erſcheinen werden als die Königinen
Des Feſtes. Unter meinem Schutz könnt Ihr
Sidonien ſeh'n nach Herzensluſt, und ſprechen,
So viel Ihr wollt.

**Guido.**

Das lohn' Euch Gott!
Ihr macht mich unausſprechlich glücklich.

**Kraft.**

Ei jubelt nicht zu früh!

**Guido.**

Wie! iſt ſie treulos?

**Kraft.**

Treu oder untreu, davon weiß ich nichts;
Doch muß ich Euch die Trauerkunde geben,
Daß mit der nächſten Morgendämmerung
Sidonia unabänderlich von hier

Abreiſen muß auf ihres Vaters Schloß,
Das er für Ulrich's Sach' befeſtigt hat.

**Guido.**

Auch unſer Heer darf nicht in Ulm verweilen;
Doch um ſo dringender muß ich Euch bitten,—

**Kraft.**

Mein Ehrenwort! Ihr ſollt mit mir zufrieden ſein.
Geht nur ſogleich mit in den Saal!

## Fünfte Scene.

**Die Vorigen. Breitenſtein** vom Rathhauſe kommend.

**Guido.**

Weh mir! Da kommt der Breitenſtein,
Ein wackrer Held, doch auch ein wackrer Zecher;
An Lorbeern reich, doch reicher noch an Worten,
Jagt er die Feinde in die Flucht,
Den Freunden aber geht er nicht vom Leib.

**Kraft.**

Der kommt zu ungeleg'ner Zeit!

**Guido.**

Und dennoch darf ich ihn nicht meiden;
Er meint es herzlich gut mit mir.

**Breitenſtein.**

Wo ſteckt Ihr denn? Ich ſuch' Euch überall.
Beim Mittagsmale ſaßt Ihr da,

Als wäret Ihr von Marmelſtein,
Aßt nicht und trankt nicht, hieltet feſt
Den Becher in der Hand, und ſaht hinein,
Als ſtieg ein Popanz aus dem Boden auf.
Ei, laßt das Träumen! Komme, was da wolle,
Dem Schickſal können wir doch nicht entgeh'n,
Und wer nicht zechen kann, wird nie ein Held.
Kriegsleute müſſen nicht viel grübeln;
Wer grübelt, fällt leicht in die Grube.
Der Augenblick iſt unſer Gott.
Ein reiches Luſtgelag nach Kampf und Sieg,
Da gibt's nichts Beſſ'res auf der Welt!
Folgt jeder Schlacht ein Siegesſchmaus wie heut,
So kämpf' ich jeden Tag mit Tod und Teufel.

**Kraft.**

Viel Ehre für uns Ulmer, edler Herr!

**Breitenſtein.**

Das heut'ge Feſt ſucht wahrlich ſeines Gleichen.
Was war da für ein Reichthum aufgetiſcht
Aus allen Reichen der Natur!
Ach! der gebratne Pfau mit ſeiner Federkrone
Der Schweinskopf mit dem trotzigen Geſicht
Und der Citron' im Maul, in die er ſeinen Grimm
Verbiß! Und die Forellen, gleichſam todt
Im Sprunge und im Tode ſpringend!
Von all den Ferkeln, Haſen und Faſanen
Auf Silberſchüſſeln will ich gar nichts reden.
Wie reizt ein ſolcher Anblick ſchon die Eßluſt!

Man ißt in Einem fort, man wird nicht ſatt;
Der Wein nur unterbricht den Appetit.

**Guido.**

Auf bald'ges Wiederſeh'n!

**Breitenſtein.**

Wollt Ihr ſchon fort?

**Kraft.**

Ich muß dem Junker ſeine Wohnung zeigen.

**Breitenſtein.**

Wozu? Ein Held ſchläft üb'rall gut;
Die beſte Wohnung iſt das freie Feld.

**Guido.**

Mich ruft ein dringendes Geſchäft.

**Breitenſtein.**

Das dringendſte Geſchäft iſt jetzt für Euch,
Daß Ihr den Truchſeß Waldburg kennen lernt,
Den oberſten Feldlieutenant unſers Heers.
Ein ſchwieriger Patron, und Euer Glück
Hängt ab von ihm. Seid klug nur und geſchmeidig!

**Guido.**

So viel ich es ſein kann.

**Breitenſtein.**

Der Truchſeß iſt
Ein Bischen ſtolz und rauh.

**Guido.**

Das lieb' ich nicht.

**Breitenſtein.**

Nun handelt ſich's nicht darum, was Ihr liebt, —

**Guido.**

O ja!

**Breitenſtein.**

Um das nur, was Euch Vortheil bringt.

**Guido.**

Wenn es der Liebe frommt.

**Breitenſtein.**

Seid Ihr verliebt?

**Guido** (betroffen).

Verliebt? Bewahre mich der Himmel!

**Breitenſtein.**

Was ſchwatzt Ihr alſo von der Liebe?
Auf jeden Fall hört eine Klugheitsregel!
Liebt hundert Mädchen, wenn Ihr wollt, zugleich;
Doch Eine nie allein; da hütet Euch!
Nun geht, kommt aber bald zurück!
Im Rathhausſaale ſtell' ich Euch
Dem Truchſeß vor, und trink' indeß
Auf Euer Wohl!

(Ab in's Rathhaus.)

**Kraft.**

Bis Ihr Sidonien geſprochen, müſſen wir
Dem wackern Kriegsmann aus dem Wege geh'n.

**Guido.**

Für Sie nur wünſch' ich Ruhm und Glück,
Nichts ohne Sie!

(Ab mit Kraft in's Rathhaus.)

## Sechſte Scene.

Ein Nebenzimmer am Tanzſaale im Rathhauſe. Statt der Thür ein halb aufgezogener drapirter Vorhang. Von Zeit zu Zeit hört man die Muſik aus dem Saale. Gäſte gehen im Hintergrunde vorüber.

**Sidonia** und **Bertha**, aus dem Saale kommend.

**Sidonia.**

Ja, Mühmchen Bertha, glaube mir,
Es iſt kein Gaukelſpiel; er war es ſelbſt.
Verſchwunden iſt der Trennung weite Kluft!
Der Krieg, der ſonſt mit ſeinen wilden Schaaren
Nur Liebe ſcheiden kann und Treue morden,
Hat uns Entfernte freundlich nah gebracht,
Und nicht vergebens harrte ich in Ulm
Mit feſtem Sinn des auserwählten Freundes,
So lang' mein Vater und das Schickſal es
Vergönnen wollt'. Er liebt mich noch, gewiß!
Die blaue Schärpe, ihm von meiner Hand
Geſtickt, umſchlang des Jünglings Bruſt, und ſie
Die himmelblaue, ſagte mir,
Daß treu geblieben mir ſein Herz.
Und dennoch faßt mich ungeheures Bangen,
Und mit der Freude kämpft ein düſt'rer Schmerz.
Bleibt Guido in dem Bundesheer, dann ſieht
Mein Vater in ihm ewig nur den Feind.

Mag ihm der Lorbeer auch die Stirne ſchmücken,
Mich wirſt Du im Cypreſſenkranz erblicken!

**Bertha.**

Ich muß Dir zürnen, falſche Freundin!
Du liebſt ihn, und mir, die ihr ganzes Herz
Dir hingab, kein Geheimniß vor Dir hatte,
Den kaum geborenen Gedanken Dir
Mittheilte,—mir, mir konnteſt Du verſchweigen,
Was Du ſo lang' in Deiner Bruſt gehegt,
Verſchweigen, bis die bitt're Noth Dich zwang,
Mich zur Vertrauten einzuweih'n?
Das ſollſt Du büßen; kamſt Du offen mir
Entgegen, war Dir meine Hülfe ſicher;
Nun aber mag —

**Sidonia.**

Du nennſt es Falſchheit, daß ich ein Geheimniß
Vor Dir verſchloß, ſo wie vor aller Welt?
Geſchah es denn aus Mangel an Vertrauen?
War's mein? Durft' ich damit nach Willkür ſchalten?
O glaube mir! Mit Müh' bezwang ich mich.
Ein wundes Herz voll Liebe und voll Leid
Kennt keinen köſtlicheren Balſam als
Mittheilung. Oft ſchon drängte das Geſtändniß
Sich auf die Zung', und Alles wollt' ich Dir entdecken,
Doch, wie verzaubert, fand ich keine Worte
Zum Anfang. Höre denn, und öffne mir
Das Herz der treuen Freundſchaft wieder!

Ich liebe ihn, und werde gleich geliebt.
In Tübingen — zwei Jahre ſind's beinah',
Daß wir uns Lieb' und Treue ſchwuren,
In Glück und Unglück ſtandhaft auszuharren.
Zum Stern der Hoffnung blickten wir empor,
Und ſtellten unſer Glück dem Himmel heim.
Nach langer Trennung führte endlich wieder
Das Schickſal uns in Ulm zuſammen,
Doch ach! vielleicht, um uns auf ewig nun
Zu trennen ohne Wiederſeh'n!
Denn auf des Herzogs Seite ſteht mein Vater,
Und mein Geliebter in dem Bundesheer.
Durch Waffenruhm glaubt er mich zu erringen,
Und tritt, verblendet, in der Feinde Reih'n,
Was ihm mein Vater nie verzeihen wird.
Wie grenzenlos unglücklich bin ich nun,
Verlierend den Geliebten und die Freundin;
Verlaſſen bin ich in des Lebens Nacht,
Mit meinen Thränen ſteh' ich hier allein.
O, wär' es mir vergönnt, nur ihn zu retten,
Ihn glorreich als des Herzogs Freund zu ſeh'n,
Dann—mag mein Tod der Preis der Liebe ſein—
Dann, Schickſal, laß mich liebend untergeh'n!

**Bertha** (Sidonien umarmend).

Verzeihe mir, ſo wie ich Dir verzeihe!
Dir muß geholfen werden, — aber wie?
Sprich offen! Haſt Du etwas ausgeſonnen?

**Sidonia.**

Am nächſten Morgen muß ich Ulm verlaſſen—
Und ihn, ihn ſoll ich nicht mehr ſeh'n?

**Bertha.**

Du wirſt ihn ſeh'n; mit meinem blonden Kopf
Bürg' ich dafür.

**Sidonia.**

Wie aber, ohne
Die Hülle des Geheimniſſes zu lüften?

**Bertha.**

Wie? Sollte er das Tanzfeſt nicht beſuchen,
Bei dem er Dich zu ſehen hoffen darf?
Und käm' er, gegen die Erwartung, nicht,
Steht mir der Vetter Dietrich Kraft zu Dienſt,
Und durch den Vielgewandten Hunderte,
Um, wenn es nöthig, Berg und Thal zu ebnen,
Und Deinen Guido aus dem Mittelpunkt
Der Erde zu Dir her zu bannen.
Verzage nicht! Denn ich bin jetzt für Dich
Dein Feldherr und Dein Bundesheer.

**Sidonia.**

O Himmel, ſtärke mich! Er iſt's!

**Bertha.**

Sei klug!

## Siebente Scene.

### Guido. Dietrich von Kraft. Die Vorigen.

**Guido.**

Sidonia! Sel'ger Augenblick!

(Indem er Sidonien ſich nähern will, erſcheint Waldburg mit Breitenſtein.)

**Kraft** (Guido'n zurückhaltend).

Um Gottes willen, bleibt! Beherrſchet Euch!
Der Truchſeß Waldburg kommt; der ſtolze Mann
Heiſcht Huldigung von aller Welt.
Man nennt ihn kalt und hart; man fürchtet ihn,
Denn er iſt keines Menſchen Freund.

**Guido.**

Mir tritt er ſtörend in den Weg
Im ſchönſten Lichtpunkt meines Lebens.
Des Herzens Glut wird Eis; der Stern der Liebe
Erliſcht vor dieſem nächtlichen Gewölk.

## Achte Scene.

### Waldburg. Breitenſtein. Die Vorigen.

**Breitenſtein** (im Eintreten).

Dort ſeh' ich meinen lieben Junker Guido.

**Waldburg.**

Warum tritt er mir nicht entgegen, er,
Der ſich um meine Gunſt bewerben ſoll?

**Breitenſtein.**

Noch fern vom Umgang mit vornehmen Herren,
Kennt er des Lebens fein're Formen nicht.
Ihn ſchwellt der Jugend ſtolzes Selbſtgefühl.

**Waldburg.**

Ich lieb' es nicht, dies ſtolze Selbſtgefühl.
Erſt das Verdienſt, — dann mag ein Selbſtgefühl
Sich blicken laſſen wie die Frucht am Baum,
Wo ſie die Reife noch erwarten muß.

**Breitenſtein.**

Kommt, Junker Guido, daß ich Euch vorſtelle
Dem edlen Freiherrn Truchſeß Jörg von Waldburg!

**Kraft** (leiſe).

Kommt, liebe Mühmchen. in den Saal!
Wenn's an der Zeit iſt, kehren wir zurück.

(Er verliert ſich mit Sidonia und Bertha in den Tanzſaal.)

**Guido** (zu Waldburg).

Guido von Oſtenthal bin ich,
Und Eurem Bunde beigetreten,
Deß Sache mir die gute ſchien.

**Waldburg** (ſpöttelnd).

Was treibt Euch, in ſo früher Jugend ſchon,
Das blut'ge Kriegeshandwerk zu verſuchen?

**Guido.**

Ein jeder Kampf hat ſeinen Preis; was mich
Antrieb, mag Andern wohl gleichgültig ſein.

**Waldburg.**

Glaubt wohl, die Lorbeern wachſen über Nacht

Und Beute regnet's täglich in den Schooß,
Um alte Schlöſſer flugs neu aufzubau'n?

**Guido.**

Nicht was ich hoffe, was ich leiſte, muß
Der Maßſtab meiner Schätzung ſein.

**Waldburg.**

War das ein Stich? Nu, Hitzkopf, wollen ſeh'n,
Ob Euer Muth ſo feurig wie die Rede!
(Zu Breitenſtein.)
Das liebe Selbſtgefühl! Will ihn für's Erſte
Beſcheidenheit und Ehrfurcht lehren!
(Zu Guido.)
Auf Wiederſeh'n in einer beſſern Laune!
Kommt, Breitenſtein!
(Ab mit Breitenſtein.)

**Guido.**

In dieſem Mann
Erſcheinet mir mein böſer Geiſt!
(Während dieſer Worte iſt Kraft mit Sidonia und Bertha wieder eingetreten.)

## Neunte Scene.

**Guido. Kraft. Sidonia. Bertha.**

**Kraft.**

Und hier der gute.

**Guido.**

Der gütig mich aufnehmen wolle!

**Sidonia.**

Den langerſehnten theuren Freund!

**Bertha** (zu Kraft).

Wie glücklich hier der Zufall ſpielt!

**Kraft** (zu Bertha).

Der Zufall, der hier ſpielt, bin ich.
Komm nur mit mir bei Seite, Mühmchen!
Indeß ich Dir erzähle, können ſie —

**Bertha.**

Das Herz ergießen. Ach, die Armen!
Sich heute ſeh'n, — und morgen ſcheiden!
(Leiſe zu Sidonien.)
Nehmt euch in Acht und ſprecht gelaſſen!

**Kraft** (zu Guido).

Ich wache für die Sicherheit.
(Kraft und Bertha ziehen ſich in den Hintergrund zurück.)

**Guido.**

Ich kann des Glückes Fülle kaum ertragen;
Euch aber ſcheint es, gibt dies Wiederſeh'n
Nicht gleiche Seligkeit. Ihr ſenkt den Blick;
Der Schwermuth Schatten drängt ſich in das Licht
Der Liebe trauernd ein. Ihr, ſonſt ſo ſtark,
So muthig, — nun ſo ſchwach, ſo hoffnungslos?

**Sidonia.**

Sagt, welcher böſe Geiſt hat Euch
Zu dieſem Bundesheer verlockt?

**Guido.**

Es war mein guter Geiſt, Sidonia ſelbſt!

Die Liebe war's, die mich entflammt.
Mir Rang und Ehre zu erwerben,
Ergriff ich hoffnungsvoll das Schwert.

**Sidonia.**

Zu raſch war dieſer Schritt! Er führet Euch
Fern von dem rechten Weg und fern vom Glück.

**Guido.**

Eu'r Vater wird den Ruhmgekrönten ehren;
Der edle Greis, einſt ſelbſt ein Held, er wird
Mir dann die Hand der Tochter nicht verſagen,
Wenn ich mich ſeiner würdig zeige.

**Sidonia.**

Verblendeter! Mein Vater ſteht,
Feſt wie ein Fels, auf Herzog Ulrich's Seite.
Nichts ändert ſeinen Sinn; er ſchafft und wirkt
Mit Allem, was ihm zu Gebote ſteht.
Der Haß, der gegen dieſe Bündler in ihm glüht,
Fällt zweifach dann auf meines Guido Haupt.
Glaubt Ihr, er werde dem der Tochter Hand
Gewähren, der ſein Schwert dem Feinde lieh?

**Guido.**

Iſt Euer Vater ſo verblendet,
Daß er des Bundes Recht verkennt?

**Sidonia.**

Und woher kommt denn Euch die Ueberzeugung,
Daß Ihr nicht ſelbſt verblendet ſeid?

**Guido.**

Wie kann Dein Vater dem herrſchſüchtigen,

Dem ſtolzen Herzog dienen wollen, ihm,
Der herzlos, auf Eroberung erpicht,
Zerſtörend ſich nur zu vergrößern ſucht?
Ihm, der des Landes Mark —

**Sidonia.**

Halt ein! So ſchildert ihn ſein Feind, ſo ſpricht
Das Bundesheer, das ſelbſt nach Beute lechzt.
Tritt einmal in das ſchöne, reiche Land,
Durch das der Neckar ſeine Fluten wälzt,
Vernimm der wackern Landeskinder Stimme!
Die Liebe zu dem angebornen Herrn
Wird Dir aus jeder Bruſt entgegen jubeln.
Wenn ich ſo manche Nacht mit heißen Thränen
Zu Gott, dem Quell der Lieb' und Gnade, flehte,
Daß Er Dein Herz auf Ulrich's Seite lenke,
Und Alles, was ich von der Liebe Macht
Und ihren Wundern jemals ſah und hörte,
Mir vor die Seele rief, dann ſchien der Purpur
Der Morgenröthe, einem Engel gleich,
Gewährung meiner Bitte zu verkünden.

**Guido.**

Weh mir, daß keine inn're Stimme mich
Gewarnt, kein Morgenroth mein Engel ward!

**Sidonia.**

Gilt's ew'ge Trennung nun? Ich ſchaudere!
Mein Guido! O mein edler, guter Guido!
Komm! zieh mit uns! Es rufen Dich zu uns
Pflicht und Gewiſſen und die gute Sache,

Und Lieb' und Ehre werden Dich belohnen.
Mit freud'gem Stolze wird mein Vater Dich
Zum Herzog führen, dem ein tapf'rer Arm,
Ein edles Herz, nun mehr als jemals gilt.
An meines Vaters Seite wirſt Du kämpfen,
Er wird der Zeuge Deiner Thaten ſein,
Und für euch Beide darf zugleich mein Fleh'n
Um Glück und Sieg zum Himmel ſich erheben.
Steht ihr euch aber feindlich gegenüber,
Dann wird mein Herz zerriſſen, wird verbluten,
Und wie ein banger, ruheloſer Geiſt
Werd' ich wehklagend zwiſchen beiden Heeren
In gräßlicher Verzweiflung irren,
Und mein Gebet wird Wahnſinn werden!

**Guido.**

Um Gottes willen — ſprich nicht weiter!
Soll ich ein Ueberläufer werden?
Soll ehrlos ich das Bundesheer verlaſſen?
Soll ehrlos ich vor Deinen Vater treten?

**Sidonia.**

Ehrlos? Wenn Du für Recht und Liebe kämpfeſt?
Ganz anders klang der ew'gen Treue Schwur,
Den ich von Deinen Lippen einſt vernahm!
Es ſei! Ich will des Schwures Dich entbinden.
Ach! Wenn Dein Schwert in unſern Fluren
Am ſchrecklichſten gewüthet, wenn es ſich
Geröthet hat im Blut der Meinigen,
Wenn dann die Bundesfürſten Dich

Mit gold'nen Ehrenkettlein ſchmücken,
Und Ruhm und Reichthum, Franke, Dich belohnt, —
Genieße dann des Glückes Fülle, und
Vergiß Dein zweites Vaterland, —
Vergiß, daß Du ein Herz gebrochen,
Das treu und zärtlich ſchlug für Dich!
(Thränen erſticken ihre Stimme.)

**Guido.**

Sidonia! So kannſt Du mich verkennen?
Nichts iſt die Welt mir ohne Deine Liebe!
Für Dich nur will ich leben, nur mit Dir!
Mein höchſter Stolz iſt's, Deiner würdig ſein:
Rein wie Dein Herz ſoll meine Ehre bleiben.
Fahr' hin der Ruhm, der mir ſo freundlich winkt!
Dir bring' ich ihn zum Opfer dar.
Was unbeſcholten ich thun kann und darf,
Bin ich bereit für Dich zu thun.
Zum Herzog darf ich jetzt nicht übertreten,
Doch will ich mich losſagen von dem Bund,
Ein Nichts für Dich ſein, die mein Alles iſt,
Und ſterben ohne Ruhm, nicht ohne Liebe!

**Sidonia.**

Und dieſes Opfer bringſt Du mir?
Was ich nicht lohnen kann, das lohne Gott!
Doch all mein Leben, all mein Streben
Zielt nur dahin, Dich, Guido, zu beglücken.
Mag nun wie immer ſich das blut'ge Spiel

Des Krieges wenden, — Guido! Ich bin Dein
Bis in den Tod!

**Guido.**

Dein bis in den Tod!

(Der Vorhang fällt.)

# Zweiter Akt.

## Erſte Scene.

Eine Wieſe vor dem Stadtthore von Ulm; im Hintergrunde die Donau, an deren Ufer einzelne Schaaren des bündiſchen Fußvolkes vorüberziehen. Zu beiden Seiten ſtehen Zuſchauer, die ſich verlieren, ſobald der Truppenmarſch aufhört. Es iſt Morgen. Im Vordergrunde ſteht **Guido von Oſtenthal.**

**Guido.**

Kampfluſtig zieh'n die Jubelnden dahin;
Des Siegespreiſes Hoffnung flügelt ſie.
Die Lanzen blinken über ihren Häuptern
Hell wie des Glückes Sterne. Ich nur ſtehe
Vergeſſen hier, dem lahmen Kranich gleich,
Wenn ſich der Zug zur Frühlingswand'rung regt.
Ein Eisfeld ſtarrt die Gegenwart mich an;
Die Zukunft deckt ſich mit dem Flor der Nacht.
Vergangenheit, du Liebliche! Nur du
Zeigſt mir, um vor Verzweiflung mich zu ſchützen,
Ein holdes Bild; doch all die ſchönen Träume,
Die gold'nen Hoffnungen von Ruhm und Ehre,

Sie ſind dahin, entfloh'n von mir, wie Du,
Sidonia, für die ich nun dem Bund
Entſagen muß. Ein Todter bin ich nun;
Das Leben gab ich hin auf Deinen Wink,
Durch Dich nur kann ich wieder es erhalten. —
Wer darf mich tadeln, wenn ich mich vom Bund
Losſage? Wer darf mich abtrünnig nennen?
Dem Bunde hab' ich keinen Eid geleiſtet,
Bin frei und meines Willens Herr,
Nicht meines Herzens! Doch — dem Herzog dienen?
Man wird mich wankelmüthig nennen, ſchwach!
Wer bürgt, daß ſeine Sache die gerechte?
Sidonia ſieht ihn mit des Vaters Augen.
Und wäre Sie — entſetzlicher Gedanke! —
Vielleicht ſelbſt die Getäuſchte oder — ach!
Des ſtolzen Vaters Werkzeug nur,
Mich abzuziehen von der rechten Bahn?

## Zweite Scene.

**Guido. Hans,** der Spielmann von Hart *).

**Hans** (mit ſchlauem Lächeln).

Darf man Euch ſtören, junger Herr?

---

*) Eine derbe Geſtalt. Schwarzer Knebelbart; Wamms und kurze Beinkleider von Leder mit breiten ſchwarzen Kniegürteln; auf dem Kopfe eine niedere Mütze von Leder. Im Leibgürtel ſteckt ein langer Dolch. In der rechten Hand hält er eine breite Axt.

**Guido.**

Du thuſt's, indem Du fragſt. Was ſoll's?

**Hans.**

Viel ſoll's, ſeid Ihr der rechte Mann.

**Guido.**

Mach's kurz!

**Hans.**

Nennt mir geſchwind den Quell des Lichtes und
Die Gegend, wo es ſich am erſten zeigt!

**Guido.**

Im Räthſel-Löſen bin ich nicht geübt:
Allein aus dem Geſicht enträthſl' ich leicht,
Daß Argliſt, Schlauheit und Verwegenheit
Bei Dir zu Hauſe ſind. Was willſt Du, Schuft?

**Hans.**

Seid doch nicht ſo voreilig, junger Herr!
Geſichter ſind nicht immer Seelenſpiegel,
Verkehrte Spiegel, leider! nur zu oft.
Das ſchönſte Angeſicht iſt oft des Böſen Larve,
Und einer engelreinen Seele ward nicht ſelten
Ein gar unholdes Antlitz aufgekleckſ't,
Wie man auf wunderſchönem Pergament
Oft Lügenworte aufgezeichnet lieſ't.
D'rum bitt' ich Euch, traut Keinem auf's Geſicht!
Glaubt, jeder Menſch hat mehr als ein Geſicht,
Der ſchönſte oft ein häßliches,
Der häßlichſte manchmal ein ſchönes.
Das kommt daher, der liebe Menſch

Bleibt ſich nicht eine Stunde gleich,
Iſt heut ein And'rer als er geſtern war!
Und was er morgen ſein und wie er morgen
Ausſehen wird ach! das weiß Keiner.
Auch läßt willkürlich jedes Antlitz ſich
Verändern ſich, zum Beiſpiel, kann Euch gleich
In fünf Minuten fünf verſchiedene
Geſichter machen, ſo wie ich ſie eben
Gebrauche.

**Guido.**

Deſto ſchlimmer. Weiche, Satan!

**Hans.**

Ei, immer beſſer! Denkt ein Bischen nach,
Und nennet mir den Quell des Lichtes und
Die Gegend, wo es ſich am erſten zeigt,
Was dann zwei ſchöne Namen gibt,
Die zwei geliebten Menſchen eigen ſind!

**Guido.**

Wär's möglich! — Wenn ich ſage: Oſt und Sonne, —
Was weißt du nun?

**Hans.**

Da weiß ich nun ſo viel,
Als ich zu wiſſen brauche und Euch frommt,
Das heißt, daß mich Sidonia
Von Sonnenſtein an Junker Guido
Von Oſtenthal als Liebesboten ſendet.

**Guido.**

Sidonia!

**Hans.**

Stille! Pſt!

**Guido.**

Was bringſt Du mir?

**Hans.**

Sieht mein Geſicht jetzt beſſer aus?
Leſ't Ihr in jedem Zuge noch den Schuft?

**Guido.**

O lieber Freund! was bringſt Du mir von Ihr?

(Hans zieht aus einem Kniegürtel ein Pergamentblättchen hervor.)

**Hans.**

Ein Brieflein! Wie mag mein Geſicht
Jetzt ausſeh'n? himmliſch — wenigſtens!

**Guido** (lieſt).

„Verlaſſe Ulm! Bedenke Deinen Schwur!
„Sidonia — Dein bis in den Tod!"

**Hans.**

Kurz und gut; ſo hab' ich's gern.

**Guido.**

Wie eine Stimme aus den Wolken tönen
Mir dieſe Worte in dem Augenblick,
Da ich des Muthes mehr als je bedarf.
Wo ſahſt Du Sie?

**Hans.**

Ein Stündlein weit von Ulm.

**Guido.**

Wie kommt es, daß Sie Dir vertraut? Wer biſt Du?

**Hans.**

Mein Schweſterlein war ihre Amme, und
Der Vater ſandte mich zum Rückgeleit
In dem Gefolge mit. Genug für jetzt!
Das Andere ein andermal.

**Guido.**

Trug Sie Dir ſonſt nichts auf?

**Hans.**

Ihr ſollt Euch hüten;
Man habe etwas mit Euch vor.

**Guido.**

Mit mir? Und was?

**Hans.**

Mir ſcheint, ſie zielte auf den Truchſeß Waldburg.

**Guido.**

Wie haſt Du mich erkannt?

**Hans.**

Das Fräulein ſelbſt entwarf mir Euer Bild.
Ihr wißt, die Liebe iſt ein treuer Maler!
Zu allem Ueberfluße gab ich Euch
Auch noch das Räthſel aufzulöſen.

**Guido.**

Wann gehſt Du wieder fort?

**Hans.**

Das hängt von Euch nur ab.
Sie trug mir auf, bei Euch ſo lang' zu bleiben,
Bis Ihr vom Bund Euch wirklich losgeſagt.

**Guido.**

So bleibe denn bei mir!

**Hans.**

Als treuer Diener.

Ei ſeht! Da kommt ein Männlein hergetanzt;
Scheint was zu ſuchen.

**Guido.**

Wie ich ſeh',
Haſt Du die Augen überall.

**Hans.**

Das iſt ſo meine Art.

**Guido.**

's iſt Dietrich Kraft.
Sei wohl auf Deiner Hut!

**Hans.**

Hat nicht Gefahr.
Denkt Ihr nicht mehr an mein Geſicht,
Das jeden Augenblick ſich ändern kann?
(Er zieht ſich lauernd etwas zurück.)

## Dritte Scene.

### Kraft. Die Vorigen.

**Kraft.**

Ich ſuch' Euch überall.

**Guido.**

Bringt Ihr mir Kunde?
(Hans nähert ſich mit ſcheinbarer Blödigkeit in Mienen und Geberden.)

**Kraft.**
Wer iſt der Blöde, der hier lau'rt?
**Guido.**
Mein Diener.
**Hans.**
Hans, der dem guten Herrn zu Fuße nachlief.
**Kraft.**
Recht brav!
**Hans** (halblaut).
Ein allerliebſter, feiner Herr!
**Kraft** (zu Guido).
Hört Ihr? Ich bin bei aller Welt beliebt!
**Guido.**
Wollt Ihr mir eine wicht'ge Kunde bringen?
**Kraft.**
Und welche! Ihr ſollt vor dem hohen Kriegsrath
Sogleich erſcheinen.
**Guido.**
So? Wo hält man ihn?
**Kraft.**
In Waldburg's Wohnung.
**Hans** (leiſe zu Guido).
Hütet Euch!
**Guido.**
Ich habe hier noch etwas abzuthun.
Geht nur voran!
**Kraft..**
Ihr ſagt doch, was es war?

**Guido.**

Gewiß.

**Kraft.**

Wie freu' ich mich! Auf Wiederſeh'n!

(Ab.)

## Vierte Scene.

### Guido. Hans.

**Guido.**

Sidonia! Deine Warnung ſcheint nicht leer. —
Eh' ich mich vor den hohen Kriegsrath ſtelle,
Sag' mir auf Ehre und Gewiſſen, Hans,
Wie's mit dem Herzog Ulrich ſteht!

**Hans.**

Nicht gut, und eigentlich ſehr übel.
Die Schweizer-Söldner haben ihn verlaſſen,
Weil er ſie nicht bezahlen kann.
Jüngſt kam er gen Blaubeuren hin; da war
Sein Landvolk aufgeſtellt auf einer Wieſe,
Ein kräft'ger Menſchenſchlag, und wohlbewehrt
Mit Schwert und Spieß. War Mancher unter ihnen
Dem ſtrengen Herzog ſonſt nicht wohlgeſinnt;
Jetzt ſah'n ſie den Gewaltigen im Unglück,
Da war er gleich ihr lieber guter Herr,
Der angeborne, hochverehrte Fürſt,
Dem man ſein Eigenthum entreißen will,

Und unter Allen herrſchte nur Ein Sinn!
Der Herzog kam, —

**Guido.**

Wie ſieht er aus?

**Hans.**

Ein ſchöner Mann von zwei und dreißig Jahren,
Von edlem Wuchſe und voll Majeſtät.
Aus ſeinen Augen blitzt ein ſolches Feuer,
Daß, wer nicht reinen Herzens iſt,
Den Blick nicht lang' ertragen kann.
Das Volk — es waren mehr als Tauſende —
Schloß einen Kreis, und tiefe Stille herrſchte.
Der Herzog trat in ihre Mitt', und ſprach:
„Getreues Volk! Ihr meine lieben Kinder!
Von Vielen, die in Pflicht und Eid geſtanden,
Bin ich treulos verlaſſen, und die Schweizer
Zieh'n fort, weil mir's an Mitteln fehlt zum Sold.
Ich ſteh' allein, kann eine Schlacht nicht wagen.“ —
Da trat ein Greis mit weißem Haar vor ihn,
Und ſprach mit liebentflammtem Muth:
„Herr Herzog! Habt Ihr unſern Muth denn ſchon
Verſucht, daß Ihr uns kein Vertrauen ſchenkt?
Sind wir auch in den Waffen nicht geübt,
Wie's eigentlichen Kriegern ziemt, ſo wird
Die Liebe für den angebornen Herrn,
Was uns ſonſt mangeln mag, gewiß erſetzen.
Und wollt Ihr uns und Euer Land verſchmäh'n,
Das wir bis auf den letzten Tropfen Blut's

Vertheid'gen wollen gegen fremde Macht?
Da ſeht! Vier Buben hab' ich Euch gebracht,
Vier wack're Buben, jeder wohlbewehrt
Mit Spieß und Meſſer; ſoll ich ſie
Nun wieder, mir nichts dir nichts, heimzieh'n laſſen?“ —
Da brach dem Ulerich das Vaterherz,
Und Thränen fielen aus den Feueraugen.
Er faßt des Alten Hand, und ſchüttelt ſie,
Und ſpricht: „Nimm dieſen Handſchlag Du für Alle!
„Wohl kenn' ich Eure Lieb' und Euern Muth;
D'rum ſollt Ihr meine Liebe auch erkennen.
Wir ſind zu wenig; eitel Thorheit wär's,
Jetzt eine Schlacht zu wagen; einem Vater iſt
Das Blut der Kinder theurer als ſein eignes.
Wir ſind zu wenig; jetzo könntet ihr
Nur fallen, ſiegen nicht. D'rum, liebe Kinder,
Geht Alle ſtill nach Haus, und bleibt mir treu!
Will's Gott, und kommt der rechte Augenblick,
Dann ruft der Vater euch, dann fliegt herbei!“ —
Er ſprach's und — ſprengte fort.

**Guido.**

Wohin?

**Hans.**

Das wußte Keiner.

**Guido** (in Begeiſterung).

Heil, Ulrich, Dir! — Jetzt in den Kriegsrath!
(Beide ab.)

## Fünfte Scene.

Ein Gemach in Waldburg's Wohnung.

**Waldburg** (aus einer Seitenthüre kommend).
So leben denn der Vorwelt Wunder auf?
Will der verſchwund'ne Herzog nun
Den fabelhaften Phönix ſpielen
Und neuverjüngt hervorgeh'n aus der Aſche?
Ich dachte, dieſer Feldzug ſei zu Ende,
Und er fängt jetzt, ſo ſcheint's, von Neuem an,
Da wir den Herzog ſchon vernichtet ſeh'n,
Uns ſelbſt voll Zwietracht um die Beute zanken,
Der Beſten viel', mißmuthig, ſich entfernen,
Die ausgeſaugten Würtemberger wieder
Nach ihrem angebornen Fürſten ſchmachten,
Das Bundesheer ſich ſchon auflöſen will,
Und ich mit meiner Schaar allein daſteh'!
Allein! um deſto beſſer? Wer allein ſteht,
Steht, weil er nicht auf fremde Hülfe baut,
Um deſto feſter auf den eignen Füßen.
Der Strom macht ſich ſein eignes Bett;
Ein tücht'ger Fels trotzt jedem Sturm,
Des Blitzes Brandmal iſt ſein Ruhm,
Ein Siegeszeichen, daß er ſich behauptet. —
Dem Feldzug mach' nun ich allein ein Ende;
Ja, was dem Bund in ſeiner Zwietracht nicht
Gelang, mir muß es leicht gelingen,

Weil ich in Eintracht lebe mit mir ſelbſt.
Selbſtſucht und Eigennutz ſind die Triebfedern
Des Lebens: deßhalb ſteht es in mir feſt:
Wer mir nicht dienen will, der iſt mein Feind!
Mit kaltem Blut und mit Beharrlichkeit
Führt Einer aus, was Hunderten mißlang.
Gold will ich, Gold, — ſonſt nichts auf dieſer Welt!
Auf Lorbeern ruht ſich's gut, doch beſſer noch auf Gold,
Und ſie, die jetzt mich tadeln oder haſſen, —
Hab' ich mein Ziel erreicht, ſo ſtaunen ſie mich an.

## Sechſte Scene.

**Goar**, **Waldburg**, dann **Guido**, **Breitenſtein** und zwei Feldhauptleute.

**Goar.**

Junker Guido von Oſtenthal trug mir auf, Euch, geſtrenger Freiherr, zu melden, daß er ſich hier eingefunden habe, um vor dem Kriegsrath zu erſcheinen.

**Waldburg.**

Er mag ſich ſtellen, wie ich es befahl.
Erſt rufe die Feldhauptleut' her,
Dann führe ihn herein!

(Goar öffnet eine Seitenthür, aus welcher **Breitenſtein** und **zwei Feldhauptleute** treten: dann die Hauptthür, durch welche **Guido hereinkommt**, der ſich, nach einer leichten Verbeugung, dem Truchſeß Waldburg **nahe** ſtellt.)

**Waldburg** (bitter).

Das: „Tretet näher!" brauch' ich nicht zu ſagen!

Ihr habt Euch ſelbſt mir nah' genug geſtellt. —
Nun hört! — Wie ich vernommen habe,
So ſeid ihr auf der hohen Schul'
In Tübingen geweſen; iſt es ſo?

**Guido.**

Es iſt ſo.

**Waldburg.**

Da ſeid Ihr vermuthlich auch
Mit den Umgebungen der Stadt bekannt?

**Guido** (für ſich).

Wo ſoll's hinaus? — (Laut.) Ich lag den Studien ob.

**Waldburg.**

So! Ein Gelehrter?

**Guido.**

Nein, doch nicht unwiſſend.

**Waldburg.**

Ich frag', ob Ihr die Gegend kennt?

**Guido.**

So ziemlich.

**Waldburg.**

Wir brauchen Kunde, Herzog Ulrich ſoll
In jener Gegend weilen. Möchte wiſſen,
Wie's ausſieht mit dem feſten Schloß
Von Tübingen und mit des Landvolks Stimmung.
Dazu gehört ein kluger Mann — wie Ihr;
Wir haben Euch die Ehre zugedacht, — —

**Guido** (betroffen, mit unterdrücktem Zorn).

Die Ehre, ſagt Ihr? mir?

**Waldburg.**

Die Ehre, Euch!
So wichtiges Geſchäft erfordert zwar
Viel Übung und Erfahrung, doch, man hofft,
Was Euch d'ran fehlt, wird Euer Kopf erſetzen.
(Pauſe. Guido ſchweigt.)
Wird's bald? Braucht man da viel zu überlegen?

**Guido** (ſich beherrſchend).

Ihr wollet mit dem Auftrag mich verſchonen.

**Waldburg.**

Ihr lehnt mit Trotz ab, wo ihr danken ſollt
Für das Vertrauen, welches man Euch ſchenkt?

**Guido.**

Zum Krieger hab' ich mich Euch angeboten,
Zum Späher nicht. Zum Kampf bin ich bereit,
Doch nicht zum Schleichen, tückiſch hinterrücks;
Will tapfer ſein, nicht feig, will Ruhm, nicht Schmach,
Will dienen vor dem Feind, nicht hinter ihm. —
Mein edler Vater! tapf'rer, bied'rer Held!
Du würdeſt nächtlich aus dem Grab' erſteh'n,
Ließ ſich Dein Sohn zu ſolcher Schmach herbei.
Wagt man's, Dein Angedenken zu entehren
Und Deinen Sohn? — Gefallen iſt Dein Schloß;
Die Eule trauert einſam in dem morſchen
Gemäuer, einſam wie ich ſelbſt,
Der letzte Sprößling eines edlen
Geſchlechts; doch möge eh' die letzte Mauer
Zuſammenſtürzen über meiner Leiche,

Eh' ich unwürdig handle meiner Ahnen
Und ihres Ruhms!

**Waldburg.**

Wozu die hohen Phraſen?
Erhab'ner Worte Klingklang gilt hier nichts.
Es handelt ſich nicht d'rum, was Euch beliebt;
Nein, was beſchloſſen iſt, müßt Ihr vollzieh'n,
Gehorchen ohne Weigerung. Ihr müßt!

**Guido.**

Woher käm' Euch ein Recht denn, mich zu zwingen?
Ich will nicht Späher ſein, ich will es nicht!

**Waldburg** (höhniſch lachend).

Da ſeht den Muth von unſerm Heldenkind!
Nicht wahr, die Sache iſt gefährlich? Seht!
Da kommen ſolche Binnichts, Habenichts,
Und bieten mit großſprecheriſchem Mund
Dem Bunde Kopf und Arm, und Geiſt und Herz;
Kommt's dann zum Ernſt, ſo wird der Kopf verwirrt,
Der Arm gelähmt, des Herzens Glut zu Waſſer,
Der Rieſengeiſt verſchrumpft zu einem Zwerg.
Man ſagt, der Apfel fällt nicht weit vom Stamm.

**Guido.**

Soll dieſe Schmähung meinem Vater gelten,
So gilt ſie eben hier am wenigſten,
Wo Zeugen ſitzen ſeiner Tapferkeit
Und ſeines Ruhms.

**Breitenſtein** (zu Waldburg).

Ihr geht zu weit. Ich bitte, mäßigt Euch!

**Waldburg** (etwas gelaſſener).

Genug der Worte! Wollt Ihr dem Befehl
Gehorchen oder nicht, und Euer Pferd
Am nächſten Morgen zu der Reiſe ſatteln?

**Guido.**

Noch hab' ich keinen Eid geleiſtet.
Wollt Ihr ein Recht ausüben gegen den,
Der weder Euch verpflichtet noch dem Bund,
So wiſſet! ſatteln werd' ich heute noch
Mein Pferd, doch wahrlich nicht zu Eurem Dienſt!
Los ſag' ich mich vom Bund für jetzt und immer.
Gehabt Euch wohl, Ihr edlen Herr'n!
(Er verbeugt ſich und geht fort.)

**Breitenſtein.**

Ein Trotzkopf, aber Unrecht hat er nicht.

**Waldburg.**

Der Kriegsrath iſt geendet.
(Die Hauptleute entfernen ſich.)

**Breitenſtein** (im Abgehen).

Ich wollt', er hätte gar nicht angefangen!

**Waldburg** (allein).

Noch hat mich Keiner unbeſtraft beleidigt!
Du, Jünkerlein, ſollſt nicht der Erſte ſein,
Der deß ſich rühmen darf! Biſt noch
In meiner Macht, und ſollſt es bleiben,
Bis meine Rache Dich ereilt!
Wer mir nicht dienen will, der iſt mein Feind.
(Ab in ein Seitengemach.
(Der Vorhang fällt.)

# Dritter Akt.

---

## Erſte Scene.

Gaſtſtube in einer Herberge nahe beim Sonnenſteiner-Schloß. Im Hintergrund einige Gäſte. An einem Tiſche im Vordergrund ſitzt **Guido** mit **Hans**. Nacht.

**Hans** (aufſtehend).

Nun, edler Junker, iſt es hohe Zeit,
Mich aufzumachen.

**Guido.**

Gut; ich geh' mit Dir.

**Hans.**

Um keinen Preis der Welt! Die Bündiſchen
Zieh'n ſchaarenweiſ' durch unſer Würtemberg.
Erkennt Euch Einer, ſo ſeid Ihr verloren.
Ihr müßt hier bleiben. Iſt die Gegend rein,
Bis zu dem Sonnenſteiner-Schloß,
So hol' ich Euch.

**Guido.**

Doch wenn die Bündiſchen
Dich ſelbſt verjagen, fangen oder tödten?

**Hans.**

Seid unbeſorgt, ich kenne dieſes Land,
Als wär's mein eignes Haus. Der Mond ſcheint hell,
Und mein Geſicht iſt wechſelreich wie er.
Bis Mitternacht komm' ich zurück. Lebt wohl!

**Guido.**

Halt! Eh' wir ſcheiden, ſag mir, Liebesbote
Sidoniens: Wer biſt Du eigentlich?

**Hans.**

Das lag Euch längſt ſchon auf dem Herzen. Hört!
Ich bin aus einem Dorfe, Hart genannt,
Im Unterland, nicht weit von Nürtingen,
Ein Spielmann meiner Profeſſion,
Der auf dem Jahrmarkt und beim Kirchweihfeſt
Die Burſche und die Dirnen ſpringen macht,
Und gern geſehen iſt auf Sonnenſtein.
Nun haltet mich nicht länger auf! Lebt wohl!
(Ab.)

**Guido** (ans Fenſter tretend).

Wie glänzt das Sonnenſteiner-Schloß
So ſtattlich auf dem weißen Felſen dort!
Gleich einem Schutzgeiſt ſchwebt der Mond am Himmel,
Und hüllet es in ſeinen Silberflor.
So nah' bin ich dem Ziele meiner Wünſche!

**Ein Gaſt.**

Das Jünkerlein ſpricht mit dem keuſchen Mond.

**Zweiter.**

Vielleicht ein Späher von den Bündiſchen,
Die unſer ſchönes Würtemberg durchraſen.

**Erſter.**

Ach, wär' doch unſer lieber Herzog hier!

**Zweiter.**

Wie ſteht es denn um Tübingen?

**Erſter.**

Steht nichts, liegt in den letzten Zügen;
Iſt eingeſchloſſen von dem Bundesheer,
Und jetzt wohl ſchon mit Sturm genommen.

**Zweiter.**

O weh!

**Erſter.**

Wer ſoll's vertheidigen? Der Herzog iſt
Unſichtbar.

**Zweiter.**

Ich bau' vor Allen auf den alten Ritter
Von Sonnenſtein, der ſeinem Herzog treu
Ergeben bleibt, und Hab' und Gut für ihn
Zum Opfer bringt, um Kriegsvolk anzuwerben.

**Erſter.**

O bleibt mir mit dem Sonnenſtein vom Leib;
Vermag es nicht, das eig'ne Töchterlein
Im Zaum zu halten, und er ſollte nun
Die Feinde unſers Herzogs ſchlagen?

**Zweiter.**

So wär's denn wirklich wahr, daß ſie —

**Erſter.**

Sidonia eine leck're Dirne iſt,
In heimlichem Verkehr mit Buhlern ſteht,
Und Schmach bringt über ſich und ihren Vater.
Seid Ihr der Einzige, der das nicht weiß?

## Zweite Scene.

### Sybilla. Die Vorigen.

**Guido** (für ſich).

„Seid Ihr der Einzige, der das nicht weiß?"
Und Alle wiſſen's, — ich nur nicht?
Entſetzlich! — Ich nur nicht?

(Er verſinkt in dumpfes Hinſtarren. Sybilla betrachtet ihn lange, und ſetzt ſich dann zu ihm.)

**Sybilla.**

Ihr ſeid ja gar ein ſtiller junger Herr!
Wie's ſcheint, ein Bischen traurig? Laßt Euch doch
Zerſtreuen! Zu viel denken macht nur Kopfweh.
Ihr habt wohl eine weite Reiſe vor?
Und ſo allein? Wohin denn, wenn man fragen darf?

**Erſter Gaſt.**

Das Plaudermaul kommt dieſem ſtummen Gaſt
Gewiß zur ungeleg'nen Zeit.

**Zweiter.**

Laß' uns eins ſpielen! 's iſt noch früh.

(Sie würfeln.)

**Sybilla.**

Schloß Sennenſtein iſt, ſag' ich Euch, ſo feſt,
So feſt, wie — wie der Eigenthümer ſelbſt.
Der Ritter hält's mit Ulrich, und ich wette,
Wenn Alles bricht, er bleibt dem Herzog treu;
Doch von dem Fräulein läßt er ſich bethören.
Die leck're Dirne! Kennt Ihr ſie?

**Guido.**

Nur vom Geſpräche dort an jenem Tiſch,
Das eben nicht zu ihrem Ruhm gereicht.

**Sybilla.**

Der Unfug iſt ja kein Geheimniß mehr.

**Guido.**

So laßt doch hören!

**Sybilla.**

Jede Nacht, Schlag eilf,
Läßt ſie den Liebſten heimlich in die Burg.

**Guido.**

Wär's möglich?

**Sybilla.**

Und nun frag' ich: Schickt ſich das
Für ein ehrbares Fräulein? — Fehlt Euch was?
Ihr ſeid ja roth wie ein geſott'ner Krebs.

**Guido.**

Der ſtarke Wein! Ich bin ihn nicht gewohnt.

**Sybilla.**

Ja, mein Heppacher, der hat Geiſt und Kraft;

Er warf ſchon Manchen unter'n Tiſch.
Erſt hitzt er, trinkt man mehr, dann kühlt er wieder.

**Guido.** (Er trinkt).

Auf Euer Wohl! Wie ſieht der Liebſte aus?

**Sybilla.**

Ein großer Mann, in einen grauen Mantel
Tief eingehüllt. Schlag eilf Uhr ſetzt er ſich
Auf einen Felsſtein vor dem Schloſſe nieder;
Der Burgwart, der von ihr beſtochen iſt,
Der alte Sünder, ſchließt das Thor leiſ' auf,
Die Brücke fällt, der graue Mann huſcht leicht
Wie ein Geſpenſt in's Schloß und — in die Arme
Der Liebſten, während Alles ſchläft.

**Guido** (heftig).

Und dann? (Er trinkt.)
Der Wein iſt köſtlich! — Nu, und dann?

**Sybilla.**

Wird aufgetiſcht im Ueberfluß, Brot, Wein
Und Braten; ja, das graue Nachtgeſpenſt
Hat ungeheuern Appetit.

**Guido.**

Und dann?

**Sybilla** (lachend).

Das überlaſſ' ich Euch zu rathen.

**Guido.**

Es kann nicht ſein! Man rühmt des Fräuleins Tugend.

**Sybilla.**

Ja ſo! Ich will Euch aber noch mehr ſagen:

Das Fräulein hatte einen andern Liebſten;
Ein lieber, holder Junker! Nennt ſich Guido
Von Oſtenthal. Der iſt nun der Gefoppte!

**Erſter Gaſt.**

He, Wein!

**Sybilla.**

Sogleich, mein Herr!
(Sie bringt dem Gaſte Wein.)

**Guido** (für ſich).

Stets mehr Wahrſcheinlichkeit! — Ihm Liebe, mir
Meineid und Schmach! Mein Blut wird Glut und Eis!

**Sybilla** (ſich ſetzend).

Vor Kurzem zog der Junker in den Krieg
Und ahnte von dem Treubruch nichts.
Sidonia war auf ein'ge Tage fort;
Jetzt iſt ſie wieder hier, —

**Guido.**

Und?

**Sybilla.**

Treibt's wie ſonſt!

**Guido.**

Um eilf Uhr kommt der graue Gaſt?

**Sybilla.**

Schlag eilf

**Guido.**

Und geht hinweg?

**Sybilla.**

Beim erſten Hahnenruf.

**Guido.**

Macht mir die Zeche!

**Sybilla.**

Wollt Ihr denn ſchon fort?

**Guido.**

Was iſt die Stunde?

**Sybilla.**

Zehn Uhr hat's geſchlagen.

**Guido.**

Laßt alſogleich das Roß mir ſatteln!

**Sybilla.**

Sogleich, wenn's ſein muß.

(Ab.)

**Guido.**

Nun, fürchterlichſte Stunde meines Lebens
Biſt du gekommen wie ein Geiſt der Nacht,
Und was unmöglich ſchien, tritt ſchauderhaft
Mir vor die Seele. Bleibt ein Zweifel übrig?
Sei ruhig, Herz! Zerſpreng mir nicht die Bruſt!
Erſt volle — volle Ueberzeugung, — dann —
Sidonia, ſollſt du eine Leiche ſchauen
Noch heut, — mich oder ihn! — Mein Pferd!

**Sybilla** (kommt eilig).

Es iſt geſattelt.

**Guido.**

Gott befohlen!

(Ab.)

**Sybilla.**

Vergeßt die Herberg nicht zum Hirſchgeweih!

(Die Gäſte entfernen ſich.)

**Der letzte Gaſt.**

Gut' Nacht! Es iſt nicht ſicher jetzt.

(Ab.)

**Sybilla** (allein).

Der Junker will mir nicht ſo ganz gefallen!
Es ſpukt ihm etwas in dem Kopf.
Soll's der Heppacher ſein? Muß ihm doch nachſeh'n!

(Ab.)

## Dritte Scene.

Helle Mondnacht. Gebirgsgegend. Auf einem weißen kahlen Fels liegt das Schloß Sonnenſtein. Im Hintergrund ein Dorf.

**Guido** (kommt).

Hier liegſt du, Sonnenſteiner-Schloß,
Von aller Welt geſchieden,
In tiefem Frieden!
Wie gute Geiſter wallen
Um dich des Mondes Silberſtrahlen,
Doch aus dem düſtern Schooß
Der frevelſchwangern Nacht
Hebt auf des Meineids dunklen Schwingen
Empor ſich der Verrath.
Der Frevel, ſoll — darf er gelingen?

Verruchter! Nein! Der Rächer naht
Der ſünd'gen That.

(Er zieht das Schwert.)

Heraus, mein Schwert, aus deiner Scheide,
Ein blut'ges Opfer darzubringen,
Wo nicht, doch mit dem letzten Streiche
Zu ruh'n auf meiner Leiche!

(Er ſetzt ſich auf eine Klippe unter einem Baume, dem Schloſſe gegenüber.)

Du kalter, ſtarrer Stein
Selbſt Wartthurm mir und Ruhbett ſein!
Im Schooße ſchuldbewußter Nacht
Sei Rache oder Opfer nun gebracht!
Sidonia! Du kennteſt treulos ſein?
Muß Dich der Himmel als Verbrech'rin ſeh'n —
Wo mag hiernieden Tugend noch beſteh'n?
Stille! Horch! Es ächzt das Thor;
Es ſchwebt eine Schattengeſtalt hervor.
Er iſt's!

(Die Zugbrücke des Schloſſes wird herabgelaſſen: ein Mann in einen grauen Mantel gehüllt, tritt heraus und ſteigt den Felspfad herab. An einem Fenſter zeigt ſich Sidonia, und ruft: „Gute Nacht!“)

**Guido.**

Mein Todesruf; ja — gute Nacht und Grabesnacht!

## Vierte Scene.

### Guido. Unbekannter.

**Unbekannter** (gegen das Schloßfenſter).

Leb' wohl, Du holder Stern der Lebensnacht!

(Er nähert ſich der Klippe, auf welcher Guido ſitzt.)

**Guido** (aufſpringend).

Weh Dir! Zieh! Leben gilt's um Leben nun.
Die Rache trifft Dich auf der Frevelthat;
Ihr folgt der Tod.

**Unbekannter.**

Ha, Meuchelmörder! Theuer ſollſt Du mir
Bezahlen jeden Tropfen Blut.

(Er zieht das Schwert.)

**Guido.**

Nicht Meuchelmörder bin ich, Rächer.

**Unbekannter.**

Gedungener Bandit des Bundes, falle!

(Sie kämpfen. Aus einem Gebüſche ſpringt ein Vermummter hervor, faßt von rückwärts Guido's rechten Arm, und reißt ihn zu Boden.)

---

## Fünfte Scene.

### Die Vorigen. Der Vermummte.

**Vermummter.**

Stoß ohne Gnad' den Meuchelmörder nieder!

**Unbekannter.**

Das magſt Du ſelbſt nun thun! Ich tödte keinen
Wehrloſen.

**Vermummter.**

Es ſei! Er hat den Tod verdient.

**Unbekannter.**

Nein! Laß den armen Sünder leben!
Der höchſte Richter richte über ihn!

**Guido.**

Geſchändet haſt Du meine Ehre, mir
Geraubt das Glück der Liebe und des Lebens;
Nimm mir dies Leben auch, das mir durch Dich
Zur Laſt geworden und zur Schmach!

**Vermummter.**

Was hör' ich? Guido's Stimme! Edler Junker!
Was trieb Euch an zu ſo verruchter That?

**Guido.**

Wer biſt Du, Scheuſal in dem Schooß der Nacht?

**Vermummter.**

Kennt Ihr den Spielmann nicht von Hart,
Der Euch den Todtentanz aufſpielen wollte?

**Guido.**

Fluch Dir, Betrüger!

**Hans.**

Hört! beruhigt Euch!
Ein böſer Geiſt mag allerdings hier ſpuken,
Doch hoff' ich —

**Guido** (ſich an den Unbekannten wendend).
Guido von Oſtenthal bin ich.
Ihr wiſſet meinen Namen nun,
Und mit dem Namen die Urſache auch,
Die mich zum Kampf mit Euch hierher geführt.
Sidoniens Herz war mein durch Lieb' und Schwur;
Als Buhle habt Ihr mir ein Herz geraubt,
Das rein und edel war, eh' Ihr's entweiht.
Wenn Ihr Gefühl für Recht und Ehre habt,
So gebt mir das entriſſ'ne Schwert zurück,
Und laßt uns kämpfen, wie es Männern ziemt!

**Unbekannter.**
Mein bleibe Euer Schwert! Das meinige
Bleib' Euch, zum Angedenken dieſer Stunde!
(Er tauſcht die Schwerter.)

Als edler Jüngling ſeid Ihr mir bekannt,
D'rum geb' ich Euch mein Wort, daß Lieb' und Ehre
Mir theuer ſind. Glaubt, was mich hierher führt,
Iſt rein und tadellos! Ihr ſeid mir werth.
Auf Wiederſeh'n! Laßt uns in Frieden ſcheiden!
Ich bin Euch gut; nehmt dieſen Handſchlag d'rauf!
(Zu Hans.)

Bring' ihn zu mir! Er ſoll willkommen ſein,
Wo Felſen milder ſind als Menſchenherzen.
(Ab. Guido ſteht in ſtummen Erſtaunen.)

## Sechſte Scene.

**Guido. Hans.**

**Guido.**

Ehrfurcht und Staunen feſſeln meine Glieder.
Welche Hoheit, welche Würde ſprach
Aus jedem Wort, in jeder Miene!
Kann Unrecht oder Falſchheit wohnen
In einem ſolchen Geiſt? Wer kann den Strahl
Der Sonne einen Augenblick verkennen?
Ich bin beſchämt! Vernichtet ſteh' ich hier,
Und glaube ihm, weil ich ihm glauben muß.
Sprich! Wer iſt dieſer Mann? Laß ſeinen Namen
Mich wiſſen!

**Hans.**

Wüßt' ich ſeinen Namen auch,
So dürft' ich ihn nicht nennen. Nur ſo viel
Mögt Ihr erfahren vor der Hand:
Er iſt ein Mächtiger im Land, doch jetzt,
Vom Bund aus ſeinem Hab' und Gut vertrieben,
Irrt er umher, geächtet und verbannt.

**Guido.**

Deßhalb erſchien ich ihm als Meuchelmörder!

**Hans.**

Mir ſelbſt.

**Guido.**

O wenn Du wüßteſt, wie —

**Hans.**

Spart Euch die Mühe des Erzählens!
Gar leicht enträthſl' ich die Geſchichte mir.
Als ich der Herberg' kaum den Rücken kehrte,
Erfrechte die Verleumdung ſich —, genug!
Und ſang ein Grablied jungfräulicher Ehre,
Schon angeſtimmt, als ich im Weggeh'n war.

**Guido.**

Und wär' denn an der Sache gar nichts Wahres?

**Hans.**

O ja! Die Sache ſelbſt iſt wahr.
Der Ritter kommt um Mitternacht;
Das Fräulein führt ihn in die Herrenſtube.

**Guido.**

So iſt es wahr!

**Hans.**

Nun folgt der Unterſchied.
Sie führt ihn in die Herrenſtube, wo
Ihr Vater ihn empfängt und wohl bewirthet,
Bis er beim erſten Hahnenruf das Schloß
Verläßt.

**Guido.**

Und wie? Er, der Geächtete,
Er wagte jede Nacht um Speiſ' und Trank
Sein Leben? — Du willſt mich betrügen!

**Hans.**

Ihr war't noch nicht geächtet, wiſſet nicht,
Wie ſich's in unterird'ſchen Höhlen wohnt,

Wo Kröt' und Uhu uns Geſellſchaft leiſten,
Ihr wißt nicht, wie ein warmer Biſſen ſchmeckt,
Wenn man an Kräutern und an Wurzeln ſich
Die Zähne wund genagt. Wollt Ihr Euch ſelbſt
Mit Augen überzeugen, was das heißt,
Kommt flugs mit mir! Ich führe Euch zum Ritter;
Ihr werdet es dann wohl natürlich finden,
Daß man auch mit Gefahr des Lebens
Um Mitternacht nach Speiſe geht.

**Guido.**

Das iſt es, was ich wünſche. So wird auch
Der letzte Zweifel von mir flieh'n. Wann führſt
Du mich zu ihm?

**Hans.**

Sogleich.

**Guido.**

Mein Herz zieht mich
Zu ihm, den Unglück nur noch größer macht.

**Hans.**

In wenigen Minuten ſind wir dort.

(Beide ab.)

## Siebente Scene.

Eine große hohe Tropfſteinhöhle mit weißen Felſenwänden, die ſich oben wie zu einer Kuppel zuſammenwölben. Im Hintergrunde brauſendes Gewäſſer. Seitwärts im Vordergrunde zeigt ſich ein Felſengang mit einer kleinen Kammer, worin eine an der Wand aufgeſtellte Lampe ein Binſenlager beleuchtet. Aus der Kammer tönt ein Geſang, welchen mehrere Echo's vielſtimmig wiederholen. Nachdem der Geſang aufgehört hat, treten **Guido** und **Hans** auf, von oben über die Felſen herabſteigend.

**Geſang.**

Wo lebt hiernieden
Der Menſch in Frieden?
Nur im Schooß der Nacht
Wo ihn die Erde deckt,
Bis Gottes Ruf und Macht
Zum beſſern Daſein weckt!

**Hans.**

Bleibt ſteh'n! Gefährlich iſt der ſteile Weg;
Leicht glitſcht der Fuß auf dem benetzten Stein,
Und Ihr ſtürzt ohne Rettung in die Tiefe.
(Er ſchlägt Feuer, und zündet zwei Kienfackeln an.)
Nehmt dieſe Fackel! Folgt mir Schritt für Schritt!
Hier wohnt der arme Ritter ungeſtört;
Denn dieſe Höhle iſt ein Gegenſtand
Der allgemeinen Furcht. Der Aberglaube
Weiß viel zu ſagen von den böſen Geiſtern,
Die in des Abgrunds tiefem Nachtgrau'n hauſen.
Seht doch, wie herrlich man hier eingerichtet iſt!

Kienfackeln ſtecken in den Felſenritzen.
Die zünden wir jetzt an; da werdet Ihr
Wohl große Augen machen.

(Er zündet beim Herabſteigen an mehreren Stellen Kienfackeln an, bei deren Auflodern das Tropfgeſtein, aus dem die Höhle gebildet iſt, plötzlich aufblitzt und im reichſten Farbenſpiele ſchimmert. Die Herabſteigenden haben indeß den Grund der Höhle erreicht.)

**Guido.**

Wie! Eine Höhle nennſt Du dieſen Ort?
Er iſt ein unterirdiſcher Palaſt,
Würdig des Herrlichen, der ihn bewohnt.
Ein feſtlich ausgeſchmückter Saal empfängt
Die Gäſte; Alles ſchimmert rings umher
Wie Demant und Kriſtall. Es iſt das Reich
Der Farben und des Lichts, in das wir treten,
Ein Geiſterreich, geheimen Zaubers voll,
Und was ich ſehe, ſcheint ein Wunder mir.

**Geſang** (wie vorher).

Soll dieſe Nacht
Die letzte ſein
Im irdiſchen Haus,
So löſch' ich ſtille aus
Wie dieſer Lampe Schein,
Und rufe: Gute Nacht,
Weltherrlichkeit und Macht!

**Guido.**

Was hör' ich? Stimmen Mehrerer?

**Haus.**

Ihr täuſchet Euch; es tönt nur Eine Stimme,

Die an dem Felſen vielfach wiederhallt,
Und, angeſchwellt vom Luftzug, ſich verſtärkt.
Es iſt des edlen Ritters frommer Nachtgeſang.

**Guido.**

Tief dringt dies Lied mir in das Herz!

## Achte Scene.

### Der Ritter. Die Vorigen.

**Ritter.**

Seid mir willkommen in der Unterwelt!
Brav, treuer Hans! Dank' für den lieben Gaſt!

**Guido.**

Verzeiht mir, daß ich dies Aſyl betrat!

**Ritter.**

Seid mir gegrüßt in meinem Friedensreich! —
Warum ſeht Ihr mich voll Verwund'rung an?

**Guido.**

Ich war gefaßt, Gram, Schmerz und Menſchenhaß
In Euch zu ſeh'n, und finde — Ruh' und Heiterkeit.

**Ritter.**

Worüber ſoll ich klagen? Nützt der Gram?
Verbeſſert er etwas im Lauf der Welt?
Soll ich die Menſchen haſſen? Nimmermehr!
Ich möchte ſie veredeln und beglücken.
Wer Böſes will und Böſes thut, mag trauern!
Wer nach dem Guten ſtrebt, muß heiter ſein.
Der Haß iſt Nacht, die Nacht des Menſchen Feind. —

Blickt doch umher! Iſt's hier nicht wunderſchön?
Wie Silber ſchimmern dieſe Felſenwände,
Und Säulen von Rubinen und Smaragden —
Sie ſtützen leuchtend des Palaſtes Dom.
Bin ich nicht wohl verſeh'n mit Allem hier,
Was die Natur dem Menſchen geben mag?
Wer wagt's, dies Eigenthum mir zu entreißen?
Wer, zu zerſtören dieſe Felſenburg?
Kann Meineid, Falſchheit, Untreu' und Verrath
In dieſes Reich des Friedens dringen?
Der Hoffnung Lichter ſchimmern rings umher,
Und ringsum ſteht die felſenfeſte Treu';
Was etwa fehlt, bringt mir die Zeit gewiß.

**Guido.**

Wie! vom Geſchick verfolgt, und ſo verlaſſen —

**Ritter.**

Verlaſſen? Ich? Glaubt das nicht, junger Freund!
Verlaſſen iſt nur, wer ſich ſelbſt verläßt.
(Zu Hans.)
Womit bewirthen wir den lieben Gaſt?
Wir haben Waſſer, klarer als Kriſtall;
Doch, um auf's Wohl zu trinken, —

**Hans.**

Braucht man Wein.
Ich brachte einen Krug Uhlbacher mit.
(Er bringt Krug ſammt Becher, und ſchenkt ein.)

**Ritter.**

Du wack'rer Mundſchenk! — (Er trinkt.) Lieber Gaſt!

Auf Eures alten Hauſes neuen Glanz!
Es lebe wieder auf durch Euch!

**Guido.**

Auf frohe Wiederkehr in Euer Recht
Und Eigenthum! (Er trinkt.)

**Ritter.**

Das wolle Gott!

**Hans.**

Und unſer Herzog Ulrich lebe hoch!

**Guido.**

Hoch, dreimal hoch! (Er trinkt.)
Trinkt Ihr nicht auf ſein Wohl?
Ich will nicht hoffen, daß —

**Ritter.**

Er lebe hoch!

**Guido.**

Und kehre ſiegreich bald zurück
Auf ſeinen Thron und in ſein Reich!

**Ritter.**

Seid Ihr dem Herzog gar ſo gut? Ich dachte,
Ihr wär't dem Bund mit Leib und Seel' ergeben?

**Guido.**

Ich war's, doch will ich offen Euch geſteh'n,
Sidonia öffnete die Augen mir;
Da ſah ich immer deutlicher
Des Bundes Habſucht und den ſchnöden Zweck,
Dem Herzog Thron und Land zu rauben. Als ich endlich
Erfuhr, mit welchem Edelſinn er's feſt

Verweigerte, das Leben und das Blut,
Das ihm die Treu'ſten ſeines Volks anboten,
Auf einer Schlacht gewagtes Spiel zu ſetzen,
Da ſah ich, er iſt größer als ſein Unglück,
Da zog mein volles Herz mich zu ihm hin.

**Ritter.**

Hätt' er noch Hunderte gehabt, wie Ihr,
Er wäre nie dem Feinde unterlegen.

**Guido.**

Nehmt meinen Handſchlag d'rauf: Erſcheint er wieder,
Sein Land und ſeinen Thron ſich zu erkämpfen,
Bin ich der Erſte, der ſich ihm zur Seite ſtellt.

**Ritter.**

So wahr ich dann an Eurer Seite ſteh'!

**Hans.**

Durch jene Felſenöffnung dämmert ſchon
Das erſte rothgeflammte Morgengrau.
Noch iſt die Gegend öd'; wird ſie belebt,
Kann unſer Weggeh'n Euch gefährlich werden.

**Ritter.**

's iſt hohe Zeit, daß wir uns trennen.
Zieht nun nach Sonnenſtein, und grüßet mir
Den ehrenwerthen Ritter dieſer Burg!
Dem Greiſe werdet Ihr willkommen ſein,
Wenn Ihr als Freund des Herzogs ihm erſcheint.

(Hans löſcht die Fackeln aus.)

**Guido.**

So lebt denn wohl!

**Ritter.**

Lebt wohl, Ihr Glücklichen!
Schön iſt mein unterirdiſcher Palaſt,
Doch ſchöner iſt's dort auf der Oberwelt,
Wo euch das gold'ne Licht der Sonne grüßt,
Die friſche Frühluft und das Morgenlied
Der frohen Lerche euch willkommen heißt.
Zum Angedenken dieſer ſchönen Stunde nehmt
Den Ring von mir!

(Er zieht einen Ring vom Finger und gibt ihn Guido'n.)

**Guido.**

Ein Jagdhorn und drei Hirſchgeweihe,
Das Wappen Würtembergs, auf dem Rubin?

**Ritter.**

Tragt ihn als Freund des Herzogs Ulerich,
Der einſtens Euch daran erkennen wird!
Auf Wiederſeh'n im Sonnenſteiner Schloß!
Lebt wohl!

**Guido.**

Und muß ich wirklich ſcheiden, ohne
Zu wiſſen, wer mein edler Freund?

**Ritter.**

Ein Ritter, der, jetzt namenlos unglücklich,
Sich bald durch Thaten namhaft machen wird.
Forſcht weder hier noch auf dem Schloſſe weiter!

(Er geht in die kleine Felſenkammer, aus welcher man den vorigen Nachtgeſang vernimmt.)

**Guido** (ihm nachblickend).

Mit welcher Hoheit ſchreitet er dahin

In's enge Felſenkämmerlein, als wär's
Ein Prunkgemach! Die wärmſte Liebe zieht
Zu ihm mich hin, doch Ehrfurcht heißt mich weilen.
In wunderbarer Größ' erſcheint hier die Natur,
Und doch wie klein vor jener Majeſtät
Der Seele, die ſelbſt im Gewand des Unglücks
Den angebornen Glanz nicht bergen kann,
Dem Demant gleich, der ſelbſt im Staube glänzt!

(Beide ſteigen die Klippen aufwärts.)

(Der Vorhang fällt.)

## Vierter Akt.

### Erſte Scene.

Ein Gemach auf dem Schloſſe Sonnenſtein. **Leo von Sonnenſtein** ſitzt an einem großen Tiſche.

**Leo. Ein Knappe** tritt ein.

**Knappe.**

Junker Guido von Oſtenthal meldet Euch ſeinen Gruß und erbittet ſich den Einlaß in die Burg.

**Leo** (ſtolz).

Kennt Einer meiner Leute ihn? —

(Der Knappe verneint ſchweigend.)

Wer bürgt für ſeine Ehrlichkeit?
Vielleicht Spion der Bündiſchen?
In dieſer Zeit voll Trug und Arg

Trau' ich nur dem Bekannten, dem Bewährten,
Und jeder Fremdling iſt für mich ein Feind.
Was ſucht er hier? Wer ſendet ihn?

**Knappe.**

Um ſich die Erlaubniß zum Eintritt zu erwerben, ſendet er dieſen Ring, der für ihn ſprechen möge.

**Leo** (den Ring genau beſehend).

Wie kam er zu dem Ring? Die weite Erde
Vermöcht' ihn mir nicht beſſer zu empfehlen.
Er komme! — Nein! Führ ihn in's Gaſtgemach!
Dort mag er harren meines Rufs.

(Knappe ab.)

Dies iſt des Herzogs Siegelring; gewiß!
Doch wie kam er in dieſes Junkers Hand?
Hat er durch Liſt ſich das Vertrau'n des Herzogs
Erſchlichen? Sollt' er etwa — Gott verhüt's!
Durch Raub und Mord dazu gekommen ſein?
Verräther — Du entgehſt mir nicht!
Sollſt ſterben unter tauſendfacher Qual!
Doch wie? wenn dennoch — — Guido nennt er ſich,
Guido von Oſtenthal? — Nicht fremd klingt mir
Der Name; nannt' ihn nicht Sidonia?
Guido von Oſtenthal! Er iſt's! Derſelbe!
Er dient im Bundesheere, ſinnt Verrath.
Und doch! wenn er zum Herzog überging?
Die von der Linken ſich zur Rechten wenden,
Eh man die Hand umkehrt, ich haſſe ſie,
Mißtraue ewig dem Chamäleon,

Das nach Belieben alle Farben ſpielt;
Denn Leichtſinn oder ſchnöder Eigennutz
Iſt die Triebfeder ihrer Handlungen;
Und dieſe frevelvolle Zeit
Heiſcht Argwohn mehr als je. He, **Oswald**!
(Der Knappe kommt.)
Der Junker bleibt Gefangener
In meiner Burg. Bewachet ihn genau!
Mit eurem Leben haftet ihr für ihn.
Nun laſſ' ihn kommen!
(Knappe ab.)
Bald kommt der Herzog; dann entſcheidet ſich's
Ob dieſer Junker ein Betrüger oder
Vielleicht auch ein Betrogner iſt.

## Zweite Scene.

### Leo. Guido.

**Guido.**

Bin ich willkommen Euch?

**Leo.**

Das wird ſich zeigen.

**Guido.**

Wodurch kann ich mir Eure Gunſt erwerben?

**Leo.**

Durch Edelſinn und Wahrheit, Pflicht und Recht;
In mir lebt noch die alte Zeit.

**Guido.**

Genügt Euch nicht der mächtige Beweis
Des Siegelrings, der für mich ſpricht?

**Leo.**

Er ſelbſt gab Euch den Ring?

**Guido.**

Er ſelbſt.

**Leo.**

Wo?

**Guido.**

In der Tropfſteinhöhle.

**Leo.**

Wann?

**Guido.**

Heut Nacht.

**Leo.**

Ihr kennet ihn?

**Guido.**

Den Mann, doch ſeinen Namen nicht.
Er iſt unglücklich und ein edler Mann;
Er war des Herzogs Freund, — das g'nüget mir.

**Leo.**

Soll ich Euch ſeinen Namen nennen?

**Guido.**

Nein!
Denn ich verſprach, den Namen nicht zu wiſſen,
Den er mich noch nicht wiſſen laſſen will.
Da gab er mir den Handſchlag und den Ring.

**Leo** (lebhaft).

So recht! Willkommen nun!

**Guido.**

Noch heut ſoll ich den edlen Mann, geächtet,
Weil ſeinem Fürſten er in Lieb' und Treu',
Ergeben blieb, in Eurem Schloſſe ſeh'n.

**Leo.**

Hat Er's geſagt, dann ſollt Ihr's auch.
Seid Ihr des Herzogs Freund?

**Guido.**

Nie ſah ich ihn von Angeſicht, allein
Sein Unglück und ſein Edelmuth
Und ſeiner Feinde Unrecht machen mich
Mit Leib' und Seele zu dem Seinigen.
Ich ſehne mich, für die gerechte Sache
Mein Schwert zu zieh'n, mit ihm für ihn zu kämpfen.

**Leo.**

Ihr habt ja in dem Bundesheer gedient?

**Guido.**

Ja, — ich trat aus.

**Leo.**

Geſchah's aus reiner Abſicht,
Dann ſeid Ihr lobenswerth; doch wißt, nicht ſelten
Iſt eine Abſicht nicht ſo rein, als ſie es ſcheint.

**Guido.**

Lob ernten will ich erſt durch das,
Was ich zu thun entſchloſſen bin.

Mit Ungeduld ſeh' ich dem Kampf entgegen.
Wann wird es Ernſt? Was meinet Ihr?

**Leo.**

Ihr facht mein Jugendfeuer in mir an.
Euch glich ich einſt; der Tag der Schlacht war mir
Ein Feſttag, den ich nicht erwarten konnte.
Kriegsehre iſt in meinem Stamm daheim.
(Nach einer Pauſe.)
Nun, — vor der Hand kommt Alles darauf an,
Ob Tübingen ſich hält.

**Guido.**

Wie iſt's beſetzt?

**Leo.**

Mit vierzig Rittern.

**Guido.**

Vierzig, vierzig Ritter!
Da muß es ja unüberwindlich ſein!

**Leo.**

Gewiß, wenn dieſe vierzig Ritter
Das thun, was Ritterpflicht gebietet; doch —
Es iſt nicht Alles Gold, was glänzt.

**Guido.**

Wenn ſie ſich jetzt nur kurze Zeit noch halten,
So kommen wir im Eilmarſch zum Entſatz.

**Leo** (für ſich).

Schon ſchweigt der Kopf, das Herz entzündet ſich.
Jetzt, Alter, fort, ſonſt läßt Du Dich berücken!
(Laut.)

Verzeiht, daß ich Euch nun verlaſſen muß!
Ein dringendes Geſchäft ruft mich.
Macht's Euch bequem! Ich komme bald zurück.
(Ab.)

**Guido** (allein).

Und bringt mir gute Kunde mit!
(Er tritt an ein Fenſter.)
Wo weilt Sidonia? — Nicht einmal fragen
Darf ich, Sidonia, um Dich!
Wie lieblich iſt die Gegend um das Schloß!
Wie ſcheint mir Alles ringsumher
So traulich, ſo bekannt! Die weißen Felſen,
Der Fichtenwälder Kranz in blauer Ferne,
Des Schloſſes Lag' und Bau, und dies Gemach,
Sie ſind ganz ſo, wie ihr beredter Mund
In Tübingen ſie mir beſchrieben hat.
Mir iſt, als kehrte ich nach manchem Jahr
Zurück in meiner Kindheit liebes Haus,
Und fände Sie als holde Jungfrau wieder,
Die ich als blühend ſchönes Kind verließ.
Aus dieſem Fenſter blickte Sie vielleicht,
Von Lieb' und Sehnſucht voll, oft in die Ferne —
Und in die Zukunft. Wie iſt mir ſo wohl!
Mich däucht, ich ſtände am erſehnten Ziel, —
Und ach! ein Sturm reißt bald mich weit hinweg.
(Er bemerkt auf einem Tiſche einen Topf mit friſchen Blumen.)
Hat Sie, ihr holden Blumen, euch gepflückt?
Als Hoffnungsbilder und als gute Geiſter

Erſcheint ihr mir, der Liebe Glück verkündend!
Ach, ihr lieben Blumen zeigt
Mir Sidoniens mildes Weſen;
Selbſt ihr holdes Angeſicht
Stellet ihr ſymboliſch dar.
Blau, wie dieſes Veilchen, iſt
Ihrer Augen klarer Schein;
Weiß wie Lilien glänzt die Wange,
Und der Roſe ſanfte Glut
Leuchtet d'rauf wie Morgenroth;
Ihrer Lippen weiche Kiſſen
Gleichen, Purpurnelke, dir; —
Pflückte, makelreine Lilie,
Dich der Holden Lilienhand?
Sogſt du, Feuernelke, Deinen
Purpur von der Lippen Glut?
Mußteſt Du erröthen, Roſe,
Als du ihre Wangen ſahſt?
Floß aus ihrer Augen Schein
Himmelsbläue auf dich, Veilchen?

(Während der letztern Worte iſt Sidonia in das Gemach getreten, und hat ſich Guido'n unbemerkt ſo genähert, daß ſie ihm endlich freudig horchend zur Seite ſteht.)

## Dritte Scene.

**Guido. Sidonia.**

**Sidonia.**

Und alle dieſe Blumen ſprechen:
Sei mir tauſend Mal willkommen!

**Guido.**

O Sidonia! dieſe Blumen
Waren Eure Stellvertreter.

**Sidonia.**

Mir der Liebe holde Bilder.
Nelke ſprach des Herzens Glut,
Lilie ſeine Reinheit aus,
Veilchen die ſtandhafte Treu'.
Geſtern ſchon erwartete
Ich Euch hier in dieſer Burg.
Hielt ein böſer Zufall etwa
Euch zurück?

**Guido** (beſtürzt).

Ein böſer Zufall?

**Sidonia.**

Warum glühen Eure Wangen?
Weßhalb meidet Ihr mein Auge?

**Guido.**

Weil Ihr ſpracht vom böſen Zufall.

**Sidonia.**

Wie Ihr mich erſchreckt! Ich zittre.

**Guido.**

Auf mir laſtet ſchwere Schuld;
Treffen muß mich Euer Zorn.

**Sidonia.**

Endet meines Herzens Angſt!

**Guido.**

Der Bethörte, der Verbrecher,
Darf er noch Verzeihung hoffen?

**Sidonia.**

Erſt will Eure Richterin
Offenes Geſtändniß hören.

**Guido.**

Ach! vergeh'n muß ich vor Scham!

**Sidonia.**

Jeder Augenblick des Zögerns
Muß erſchweren Eure Schuld,
Muß vermehren meine Qual.

**Guido.**

So vernehmt! Bethören ließ ich
In der nächſten Herberg' mich
Von dem böſen Höllendämon —
Eiferſucht.

**Sidonia.**

Wie deut' ich dies?

**Guido.**

Schmählich ſprach man da von Euch, —

**Sidonia.**

Und Ihr konntet glauben — —

**Guido.**

Wie um jede Mitternacht
Sich ein unbekannter Ritter —

**Sidonia.**

Und Ihr konntet —

**Guido.**

Zu Euch ſchleiche
Heimlich in die Burg, und Ihr —

**Sidonia.**

Guido! Und Ihr konntet glauben,
War's auch nur ein Augenblick —

**Guido.**

Daß Ihr Euern Schwur gebrochen,
Daß Ihr treulos mir geworden!
(Sidonia ſinkt, das Angeſicht verhüllend, auf einen Stuhl.)

**Sidonia.**

Himmel! Muß ich dies erleben!

**Guido.**

O ſeid gütig! Laßt mich enden!
Mich zu überzeugen, eilt' ich
Noch vor Mitternacht zur Burg,
Harr'te, bis der Fremde wegging,
Zog das Schwert, und forderte
Ihn zum Kampfe, ward entwaffnet
Von dem Boten Eurer Liebe,
Und des Irrthums Nacht ward Tag,
Und der Ritter ward mein Freund;

Der Geächtete, er ſelbſt
Lud in ſeine Höhle mich.

**Sidonia.**

Kennt Ihr ihn?

**Guido.**

Nein; namenlos
Will der Ritter jetzt noch ſein,
Hier zuerſt ſich mir entdecken,
Dann, mit mir vereint, ſein Schwert
Ziehen für des Herzogs Sache.

**Sidonia.**

Seinetwegen darf ich Euch
Noch verzeihen, doch es blutet
Mir das Herz bei dem Gedanken:
Ach! mein Guido konnte glauben,
Daß Sidonia treulos ſei!
(Sie weint.)

**Guido.**

Jede dieſer Thränen fällt,
Glühend in die Seele mir!

**Sidonia.**

Keine Liebe ohne Glauben
An die Reinheit des Geliebten!
Wer ſo leicht im Zweifel wankt,
Der hat wahrlich nie geliebt!
Ehe mag der Diamant
In des Feuers Glut zerſtäuben,

Eh' des böſen Leumunds Hauch
Trüben kann das treue Herz.

**Guido.**

Der nur kennt nicht Eiferſucht,
Deſſen Lieb' nicht glühend iſt!
Flammt die Sonne brennend heiß,
Zeugt ſie ein Gewitter wohl,
Doch die Wolken flieh'n, und ſchöner —

**Sidonia.**

Strahlen Erd' und Himmel wieder!

**Guido.**

Darum, ſei ich auch Verbrecher,
Laßt der Liebe Sonnenglut,
Mutter böſer Eiferſucht,
Nun als ſegnendes Geſtirn
An der Liebe Himmel leuchten,
Denn ein Herz, das innig liebt,
Kann den Fehler auch verzeih'n,
Der ein Uebermaß der Liebe!

**Sidonia.**

Und bleibt Ihr nun dem Herzog treu wie mir,
So werde Euch zweifacher Lohn zu Theil!

**Guido.**

Er ziehe bald als Sieger in ſein Land!
(Leo und der Ritter treten unbemerkt ein.)

## Vierte Scene.

**Leo. Der Ritter. Guido. Sidonia.**

**Sidonia.**

Und ach, in welches Land! ſo ſchön; ſo reich
An Segensfülle und an guten Menſchen!

**Ritter** (aufſeufzend).

Ja wohl!

**Guido.**

Glücklich, wer ſo ein Land ſein nennen kann!

**Ritter** (leiſe).

Glücklich fürwahr! (Laut und fröhlich.)
Willkommen! Gute Nacht!
Bei mir bedeutet dieſer Gruß ſo viel,
Als bei den andern Menſchen: „Guter Morgen!“

**Guido.**

Mög' Eures Schickſals dunkle Nacht ſich bald
In einen hellen Freudentag verwandeln!

**Ritter.**

Mein Schickſal hängt von dem des Herzogs ab.
(Zu Leo.)
Wie ſteht's um Tübingen? Daran liegt viel.

**Leo.**

Die Hexe Fama will nichts Gutes melden.

**Ritter** (heftig).

Was ſpricht das böſe Ungethüm?

**Leo.**

Nichts Gutes von den Tübingern.

**Ritter.**

Was iſt es? Zaudert nicht!

**Leo.**

Sie — unterhandeln mit dem Bund.

**Ritter** (auffahrend).

Treibt ſie der Böſe?

**Guido.**

Recht! Wir wollen ſie
Bald Mores lehren.

**Leo.**

Ruhig! Seht!
Da kommt der Bote, deſſen wir
So ſehnlich harren, Ritter Dipold
Vom Stein: der bringt uns ſich're Kunde.

**Ritter** (leiſe zu Leo).

Was werd' ich hören! Stärke mich, o Himmel!

**Leo** (laut).

Mag nun auch kommen, was da wolle!
Ich bleibe feſt und meiner Pflicht getreu;
Gott weiß es und mein Fürſt und mein Gewiſſen.
Mehr als die drei Behörden kenn' ich nicht!

## Fünfte Scene.

**Dipold** vom **Stein. Die Vorigen.**

**Ritter.**

Was kündet dieſe finſt're Stirne an?

**Dipold.**

Die Botſchaft, die ich bringe, iſt nicht gut.
Macht Euch gefaßt!

**Ritter.**

Wie! meine Tübinger?

**Dipold.**

Sie ſind Verräther!

**Ritter.**

Nein! Es iſt nicht möglich!

**Leo.**

Wie? Vierzig Rittern war die Stadt vertraut,
Und vierzig —

**Dipold.**

Brachen ihren Eid.

**Ritter.**

Und Tübingen?

**Dipold.**

Iſt über, Euer Land
Verloren, edler Herr!

**Guido.**

Gott! Er iſt's!

(Herzog Ulrich ſinkt auf einen Stuhl, und bedeckt ſein Geſicht mit beiden Händen. Tiefes Schweigen.)

**Guido**
(ſich dem Herzog mit einer Kniebeugung nähernd).

Erlaubt, daß ich mein Knie Euch beuge,
Verehrend meine Huldigung Euch bringe,
Und was ich angelobt in jener Nacht,
Mit einem heil'gen Schwur bekräftige!
Verrath und Raubſucht haben Euern Thron
Geſtürzt, und Flammen lodern um das Land.
So weit, erhab'ner Herzog, iſt's gekommen!
Nun aber iſt das Aeußerſte geſcheh'n,
Und neu verjüngt, dem edlen Phönix gleich,
Erhebt Ihr Euch nun aus dem Flammengrab.
Bewundernd ſtehen Eure Zeitgenoſſen
Um Euch, und rufen neubelebt den Namen
Des Unerſchrockenen Euch jubelnd zu.

**Herzog** (ſich mit Hoheit erhebend).

Mein junger Freund! Du ſprachſt das rechte Wort,
So wie es mir im Herzen wiederhallt.
In dieſem ſchmerzlichſüßen Augenblick,
Beraubt all meines Landes, meines Throns,
Fühl' ich mich glücklich, mächtig, reich und groß,
Und gebe euch mein heil'ges Fürſtenwort:
Ich werde Jeden, ſo wie er's verdient,
Dankbar belohnen als ſein Fürſt und Freund. —
Nun, Dipold, rede weiter, und laß Alles
Mich wiſſen, auch das Schrecklichſte,
Denn ich bin unverwundbar wie die Luft,
Dem Treuen mild wie Frühlingshauch,

Doch jedem Pflichtvergeſſenen ein Sturm,
Der Bäume aus den Wurzeln reißt
Und Felſen in den Abgrund ſtürzt!

**Dipold.**

Des Bundes Häupter haben eine Sitzung
Gehalten, Euch des Thrones feierlich
Entſetzt. Prinz Chriſtoph, Euer edles Söhnlein
Ward mit dem Schloß und Amt von Tübingen
Kärglich, und nur zum Bundesdienſt, und unter
Des Bundes Vormundſchaft, belehnt.
Das Uebrige beliebt den Bundeshäuptern
Zu theilen unter ſich mit Räuberhand.

**Herzog.**

So ſtänd' ich denn am Sarge meines Reichs
Und ſäh' geduldig und ohnmächtig zu,
Wie ſie des Kindes Leiche mir mißhandeln?
Wie? halten ſie den Thron
Für einen herrenloſen Stuhl,
Den jeder ſich zueignet, wie's beliebt?
Fürſt war ich, bin ich, bleib' ich, weil ich's bin!
Wer weigert mir den Eintritt in mein Haus?
Wer in mein Reich? Mein Reich, es iſt mein Haus.
Wer darf dem Vater ſeine Kinder nehmen?
Ich will die Meinigen, mein Eigenthum;
Ich will mein Land, ich will mein Volk! —
Der Bauer will ſein Feld, der Ritter ſeine Burg,
Der Bettler ſeine Hütte, — ich mein Reich!
Nach Mömpelgard eil' ich, und ſammle dort

Die Treugeblieb'nen um mich her.
So ziehen wir entgegen unſerm Feind!
So ſei es! Sie für mich und ich für ſie!

**Leo.**

Mein Gott! mein Fürſt! Euch bleib' ich ewig treu!

**Guido.**

Euch—Euch mit Herz und Arm bis in den Tod

**Dipold.**

Euch ſei mein letzter Tropfe Bluts geweiht!

**Herzog.**

So hegt denn feſten Muth! Wir ſind am Ziel.
Da, wo der Herzog iſt mit ſeinen Treuen,
Da iſt gut Würtemberg. O ſeht! Schon blüht
Das ſchöne Tageslicht am Himmel auf.
Du, Morgenröthe, ſei mein Purpurmantel,
Und jeder Sonnenſtrahl verwandle ſich
Für uns in einen guten Geiſt!

**Leo.**

Kein Augenblick iſt jetzo zu verlieren.
Die Nacht vollende, was der Tag begann!
Ich ſammle nun, was Waffen tragen kann.
(Ab.)

(Der Herzog tritt zwiſchen Guido und Sidonien, und faßt ihre Hände.)

**Herzog.**

Jetzt noch ein Wort mit euch! Der Ritter weiß
Um eure Liebe nicht; er könnte leicht
In dieſem Augenblicke ein Geſtändniß
Mißdeuten, und mein Guido ſoll nicht betteln,

Und Ulrich nicht für euch als Herzog werben.
Den ſchönſten Preis des Lebens ſoll mein Freund
Sich ſelbſt verdanken, ſich allein;
Sein Ruhm muß ſein Freiwerber ſein!
Nun auf! Gott, ſei mit uns und unſerm Land!
Gewähre mir mein Reich und Dir — Sidoniens Hand!
(Alle ab.)

## Sechſte Scene.

Ein mit Waldgebirgen umgebenes Thal. Im Hintergrunde Lanzenknechte, gruppenweiſe beiſammen liegend; in kleinen Entfernungen Wachpoſten; im Vordergrunde rechts ein großer Eichbaum, unter welchem ſie Karten ſpielen und trinken. **Der lange Peter, Mukerle, Löffler** und **Magdeburger** geſellen ſich zu dieſen. Kleidung der gemeinen Lanzenknechte: Enge lederne Koller mit Aermeln von Tuch, weite Pluderhoſen, am Knie gebunden, Strümpfe von hellen Farben, Bundſchuhe, theils Filzhüte, theils Ledermützen, theils Sturmhauben von Blech. Einige ſind mit Schießbüchſen bewaffnet, Andere mit Spießen und langen Dolchen. — Die Anführer unterſcheiden ſich durch ſehr lange breite Degen, über Schulter und Bruſt herabhängende rothe Binden, und Hahnenfedern auf den Hüten und Sturmhauben.

**Der lange Peter. Mukerle, Löffler** und **Magdeburger.** — Im Hintergrunde Muſik.

**Mukerle** (im Spiele).

Ich ſetz' den Schellen-Wenzel d'rauf.
Der Stich iſt mein!

**Löffler.**

Du Sapperment, halt ein!
Ich komme mit dem Eichelkönig.

**Magdeburger.**

Der Teufelskerl betriegt!
Der Eichel-König liegt.
Spitzbub! Ertrink im Wein!
(Er will dem Löffler einen Weinkrug an den Kopf werfen.)

**Peter** (ihn zurückhaltend).

Potz Element! Halt ein!
Und macht mir nicht zu viel Rumor,
Sonſt komm' ich mit dem Stock hervor!

## Siebente Scene.

### Hans. Die Vorigen.

**Hans** (eine Zither am Arm; umherſpähend).

Soll ich denn keinen von den Wichten kennen?
Der kleine Dicke dort, der eben zecht, —
Iſt der nicht — ja, es iſt der Magdeburger. (Er winkt.)
Pſt! Landsmann!

**Magdeburger** (kommt zu Hans).

Wie? Freund Hans? willkommen!
Was führt denn Dich zu uns?

**Hans.**

Der Zufall und die Straße. —
Wie geht's Dir, alter Zechkumpan?

**Magdeburger.**

Bald geht's, bald hinkt's; heut ſo und morgen ſo.

**Hans.**

Wer ſind denn dieſe Schellen-Wenzel da?
G'hörſt Du dazu? Wem dienen ſie?

**Magdeburger.**

Wir dienen dem, der uns am beſten zahlt.
Wir Herrenloſe ſpielen nun die Herr'n
Im Lande.

**Hans.**

Und wenn Euch Keiner zahlt, was thun alsdann
Die Herr'n im Land?

**Magdeburger.**

Wir machen uns
Dann ſelbſt bezahlt, nur mit dem Unterſchied,
Wir nehmen nichts, wo — nichts zu nehmen iſt.

**Hans.**

Hör', alter Spießgeſell! Ihr ſeid
Ein luſtiges und luftiges Geſindel.

**Magdeburger.**

Richtig!
Des Glück's Stiefkinder und Glücksjäger auch.

**Hans.**

Wär' ich ein großer Herr, potz Blitz!
Ich nähme euch ſogleich in meinen Dienſt.

**Magdeburger.**

Und möcht'ſt mit uns die Welt erobern?
Du biſt ein feiner Kauz!

**Hans.**

Wer ſind denn Jene mit den rothen Binden?

**Magdeburger.**

Die Zwei dort ſind Hauptleute ſo wie ich,
Der lange Peter da iſt unſer Oberſter.

**Hans.**

Wer hat euch zu Hauptleuten hier gemacht?

**Magdeburger.**

Wir ſelbſt.

**Hans.**

Und den zum Oberſten?

**Magdeburger.**

Wer? Er ſich ſelbſt.

**Hans.**

Ganz recht; ſo geht's gleich auf.

**Löffler.**

Heda! Was will denn der Spion bei uns?

**Hans.**

Ich bin ein Spielmann; reſpektirt die Kunſt!

**Peter.**

Zeugt euch als Leut', die einen Anſtand haben!
Die größten Herr'n ſind den Spielleuten hold,
Nehmt ſtatt des Kartenſpiels das Zitherſpiel,
Und laßt uns ſtatt des Zanks ein Lied in Eintracht ſingen!

**Alle.**

Ja, ſingen!

**Peter.**

Spiel' ein Lied, das für uns paßt!

**Hans.**

Erlaubt, vorher die Kehle mir zu netzen!
(Er trinkt, und ſingt.)

Ohne Geld und Traubenſaft
Hat der Menſch nicht Luſt noch Kraft.
Fehlt's nicht an Geld und Wein,
So ſchlägt man tapfer drein.
D'rum lebe der Wein und die Luſt und das Geld!
Sie regieren den Mann, und der Mann die Welt.
(Die zwei letzten Verſe werden von Allen wiederholt.)

Ueber Alles weit umher
Geht ein lieber guter Herr,
In deſſen Dienſt wir ſteh'n;
Er läßt uns wohl geſcheh'n.
D'rum lebe der Herzog, ſein Wein und ſein Geld!
So iſt's eine Freude zu ſein auf der Welt.
(Wiederholung der letzten zwei Verſe.)

**Alle.**

Bravo, Spielmann, bravo!

**Hans.**

Nehmt mich als euern Spielmann auf,
So macht ihr keinen ſchlechten Kauf!

**Peter.**

Willſt bei uns bleiben, Leiermann,
So ſoll's Dir gehen wie uns ſelbſt,
Das heißt: Heut' ſo und morgen ſo!

**Hans.**

Ich bin's zufrieden. Topp! (Handſchlag.)

Nun — mit Erlaubniß — darf man fragen,
Wohin und gegen wenn wir jetzt
Zu Felde zieh'n?

**Peter.**

Nu — wie man's nimmt;
Wir zieh'n gen Niemand und gen alle Welt.

**Hans.**

Das heißt?

**Peter.**

Wir ſind ein Körper ohne Haupt,
Und eine Büchſenkugel ohne Ziel.

**Hans.**

Das heißt?

**Peter.**

Das heißt? Zum Teufel! Nu, das heißt,
Wir ſind nun dienſtlos, ſuchen einen Herrn.

**Hans.**

Hätt' Herzog Ulrich Leut' gehabt wie ihr,
Er ſäß' noch feſt in ſeiner Reſidenz.

**Magdeburger.**

Ja, wahr iſt's! Lanzenknechte fehlten ihm.

**Hans.**

Wär't ihr zu haben, ging's ihm jetzt noch gut.

**Peter.**

Die Bündler haben uns entlaſſen.
Zahlt mich der Herzog gut, ſo dien' ich ihm
So gut wie jedem Andern auch.

**Mukerle.**

Wer Gold ſchießt, für den ſchießen wir die Kugeln,
Und fließt uns Wein, ſo fließt auch unſer Blut.

**Hans.**

Geld hat der Herzog; glaubt mir das auf's Wort!
Und wenn er wüßte, daß ihr ihm
Treu dienen wollt, — —

**Peter.**

Potz Element!
Ihr ſeid mehr als ein Spielmann, etwa
Ein großer Herr, der ſich verſtellt?

**Hans.**

Verſtellen kann ich mich, das läugn' ich nicht;
Und feind iſt mir der Herzog keineswegs.

**Peter.**

So redet frei heraus, geſtrenger Herr!

**Magdeburger.**

Staubwolken dort! Ein Reiter ſprengt heran.

**Peter.**

Wer iſt's?

**Hans** (einen Baum erkletternd).

Die Schärpe weiß und blau!
Der iſt der Rechte, ſag' ich euch; juchhe!
(Er ſteigt herab.)

**Peter** (im Commandoton).

Gebt Acht! ſtellt euch!
(Alle ſtellen ſich.)

## Achte Scene.

**Guido** in voller Rüſtung. **Die Vorigen.**

**Guido** (leiſe zu Hans).

Wie denken dieſe Leute hier?

**Hans** (eben ſo).

Nach Wunſch.

**Löffler.**

Was murmeln die zuſammen?

**Peter.**

Curios!

**Guido** (laut).

Sie glauben unſern Herzog fern und nichtig,
Er aber ſtürzt nun wie ein Adler aus der Luft
Auf ſie herab, und die Betäubten müſſen ſich
Ergeben, eh ſie ſich vom erſten Schreck
Erholen können; das iſt unſer Plan.
Eh ſie es denken, müſſen wir vor Stuttgart ſteh'n
Dahin geht's jetzo; iſt die Hauptſtadt unſer,
Folgt ihr das ganze Land.

**Hans** (leiſe).

Iſt Ulrich's Macht
Schon ſtark genug zu einem Feuerſtreich?

**Guido** (ebenſo).

Stark oder ſchwach, das gilt uns jetzt gleichviel;
Der Geiſt muß wirken und des Willens Kraft.
Wie iſt die Stimmung jetzt in Würtemberg?

**Hans** (laut.)
Die Bauern und die Bürger ſehnen ſich
Nach ihrem edlen, angebornen Herrn.
(Leiſe.)
Die Ritterſchaft iſt etwas flau, und ſchwankt.

**Guido** (ebenſo).
Wie ſteht's mit dieſen Lanzenknechten hier?

**Hans.**
Für Geld und Wein ſind ſie zu haben.

**Guido.**
So will ich gleich mit ihnen unterhandeln.

**Hans.**
Gut, wenn Ihr ſelbſt mit ihnen ſprecht:
Die Kerle bilden ſich was ein.

**Mukerle.**
Was haben ſie ſo heimlich abzuthun?
Das iſt verdächtig.

**Peter.**
Und auch deſpektirlich!
Sie thun, als wären wir nicht auf der Welt.

**Mukerle.**
So zeigt es ihnen! Rumpelt ſie recht an!

**Peter.**
Parbleu! das will ich; — doch — wir dürfen durch
Voreiligkeit auch nichts verderben.

**Mukerle.**
So laßt mich hin! Will ſie curios anſchnarchen.

**Peter.**

Halt an! Ich bin der Oberſte von euch
Und will mich zeigen in Grandezza,
Daß ihnen Hör'n und Seh'n vergeht.

(Guido tritt artig, doch mit Würde zu ihnen. Alle ziehen überraſcht die Hüte ab.)

**Guido.**

Gott grüß' Euch, wack'rer Oberſt! tapf're Hauptleut'!
Das gute Glück, ſcheint's, führt uns hier zuſammen,
Um wechſelſeit'ge Wünſche zu erfüllen.
Ich bin der Junker Guid' von Oſtenthal,
Und wer ihr ſeid, — das weiß die ganze Welt.

(Beifallsgemurmel und Verbeugungen.)

**Hans** (für ſich).

Das wirkt!

**Peter.**

Zu gnädig, edler Herr!

**Guido.**

Ulrich, der edle Herzog Würtembergs,
Naht ſich in dieſem Augenblick.
Ihm folgt, wer Pflicht und Treue kennt.
Sein Herzogthum, ihm frevelhaft entriſſen,
Will er mit Gottes Hülf' auf's Neu' erkämpfen.

**Peter.**

D'ran thut er wohl.

**Magdeburger.**

Thät's eben ſo.

**Guido.**

Er lobte eure Kriegskunſt, eure Tapferkeit,
Als ihr ihm feindlich gegenüber ſtandet;
Und da ihr, wie ich höre, mit dem Bund
Zerfallen, eure eig'nen Herren verſtellt,
Wünſcht er durch mich mit euch zu unterhandeln.
Seid ihr geneigt, in ſeinen Dienſt zu treten,
Verſpricht er euch mit ſeinem Fürſtenwort,
Bedingungen nach eurem Wunſch zu machen.

**Peter.**

Ein edler Herr! Er weiß die Leut' zu ſchätzen.

**Guido.**

Nennt die Bedingungen!
(Peter ſpricht leiſe mit den Hauptleuten.)
Laßt hören!

**Peter.**

I nu — ich denk', es wär' halt nicht zu viel,
Gäb' der Herr Herzog jedem Mann des Monats
Ein'n halben Thaler auf die Hand, dann mir,
Als Oberſten, wie den Hauptleuten, einen
Goldgulden monatlich, nebſt vier
Maß alten Wein für jeden Tag,
Den Andern eine Maß vom Heurigen.

**Guido.**

Es ſei gewährt in Herzog Ulrich's Namen!
Hier meine Hand d'rauf und mein Ehrenwort!
(Er gibt dem Oberſten den Handſchlag.)

**Peter.**

Hoch lebe Herzog Ulrich, unſer Herr! —
Wir danken, edler Junker! wollen Euch
Den Kuppelpelz nicht ſchuldig bleiben.
Der Herzog wird Euch loben, denn
Ein jeder der Gemeinen iſt ein Held,
Und jeder Hauptmann könnte Feldherr ſein.
Was mich betrifft, — Beſcheidenheit
Setzt dem Verdienſt die Krone auf. —
Laßt alſogleich die Trommeln rühren!
Verſammeln ſollen die zwölf Fähnlein ſich!

(Trommelwirbel. Die Schaaren ſtellen ſich.)

**Hans.**

Der Herzog kommt!

**Guido.**

Entgegen ihm!

(Ab.)

**Peter.**

Glücklicher Augenblick!
Tod, Mord und Blei, und alle Donnerwetter!
Stellt euch, und macht mir keine Schande!
Schwingt hoch die Fähnlein, ſenkt ſie tief zur Erde!
Mord Element! **Cospetto**! Juchhe! **Parbleu**!
Ihr Trommler, rührt das Fell, und ſchlagt d'rauf los,
Daß euch das Trommelfell im Ohr zerſpringt,
Schlagt los, als wär' der jüngſte Tag erſchienen!
Gebt Acht!

(Trommelwirbel auf allen Seiten; inner der Scene Trompetenſchall.)

## Neunte Scene.

Herzog **Ulrich** in voller Rüſtung. Er trägt das würtembergiſche Panier. Der Helm hat ſchwarze und rothe Federn. Ihm zur Linken **Guido**, hinter ihm Ritter und Gefolge; dann zeigen ſich die erſten Reihen der Kriegsſchaaren **Ulrichs**, welche auf der Seite des Anmarſches ſtehen bleiben.

**Herzog** (zu Guido).

Was ich bisher mit eigner Hand getragen,
Ich übergeb' es nun der Eurigen,
Daß Ihr es ſchwingt, wo Sieg und Ehre winken!

(Er gibt ihm das Panier.)

**Guido** (das Panier erhebend).

Ich ſchwing' es hoch für Fürſt und Vaterland,
Und nur der Tod entreiſſ' es meiner Hand!

**Herzog.**

Willkommen, Kriegsgefährten alt und neu!

**Alle.**

Vivat Ulricus!

**Herzog.**

Sind dies die Leute, die mir dienen wollen?
Sie ſeh'n nicht übel aus, ſind gut bewaffnet.

**Peter.**

Und lauter Helden.

**Herzog.**

Wer biſt Du?

**Peter.**

Der lange Peter, ſtolz darauf,

Ihr Oberſter zu heißen. Dieſe drei
Hab' ich mir zu Hauptleuten auserſeh'n.

**Herzog.**

Wenn ihr's nicht übel nehmt, ſo möcht' ich ſelbſt
Eu'r Oberſt ſein. Trittſt mir die Stelle ab?
Und zu Hauptleuten denk' ich meine Ritter
Zu machen. Nichts für ungut!

**Peter.**

Potz Blitz! Das wär' ja gegen unſern Pakt.
Wo blieb dann der Goldgulden Monats und
Die vier Maß Wein?

**Herzog.**

Liegt euch nur das am Herzen?
Der Gulden und der Wein — die bleiben euch;
Nur den Befehl müßt ihr mir überlaſſen.

**Peter.**

Hauptleute! iſt es euch ſo recht?

**Alle.**

Recht!

**Löffler.**

Geld und Wein iſt ja die Hauptſach'.

**Herzog.**

Wie ſteht es? habt ihr Blei und Pulver?

**Peter.**

Auf achtzig Schuß für jeden Mann.
Wir haben's mitgeſchleppt aus Tübingen;
Nun ſchießen wie es wiederum hinein.

**Herzog.**

Gott gebe, daß wir's ohne Schuß bekommen, Und ohne einen Tropfen Blut!

(Zu den Rittern.)

Nun theilt euch in die Schaaren! Jeder führt
Vier Fähnlein an. — Ihr, Guido, haltet mir
Den Truchſeß und ſein Kriegsvolk feſt im Aug,
Und folget ihm, wohin er auch
Sich wenden möge, Schritt für Schritt!
In meinem Schloß zu Stuttgart hoff' ich Euch
Den Ritterſchlag und Eure Braut zu geben.
Nun fort, im Fluge fort!

(Ab mit dem Gefolge.)

(Der Vorhang fällt.)

# Fünfter Akt.

## Erſte Scene.

Zelt des Truchſeß **Waldburg.**

**Waldburg. Breitenſtein.**

**Waldburg.**

Wie ſteht es mit dem Herzog? Lebt er noch?

**Breitenſtein.**

Er lebt neu auf, und Viele ſammeln ſich,
Bereit, ihr Leben für ihn hinzugeben.

**Waldburg.**

Das wäre! nu, und wer denn? wer?

**Breitenſtein**

Vor allen Andern rüſtet ſich der Ritter
Von Sonnenſtein.

**Waldburg.**

Mit dem eisgrauen Kopf?
Iſt dies die Macht, vor der ich zittern ſoll?

**Breitenſtein.**

Viel Landvolk ſoll ſich für den Herzog waffnen.

**Waldburg.**

Soll? Nichts als ſoll? Ja, käm's auf's Sollen und
Auf's Wollen an, dann wäre Manches anders!

**Breitenſtein.**

Vor Allen glüht und brennet Junker Guido
Von Oſtenthal in heißer Kampfbegierde
Für Herzog Ulerich.

**Waldburg.**

Der Überläufer? —
Er ſoll den Lohn, der ihm gebührt, empfangen! —
He! Goar!

## Zweite Scene.

**Goar. Die Vorigen.**

**Waldburg.**

Zu wiſſen mache Deinen Kameraden:
Guido von Oſtenthal, der Überläufer,
Verdient den Tod! Auf ſeinen Kopf

Setz' ich den Preis von fünfzig Gulden.
Wer ſie verdient, dem zahl' ich ſie,
Je eher, deſto lieber. Spudet euch!

**Breitenſtein.**

Pfui! Meuchelmord? — Lebt wohl!

(Ab.)

**Goar.**

Wie gern käm' ich den Übrigen zuvor!
O laßt's geheim! Ich bringe Euch den Kopf.

**Waldburg.**

Du kecker Burſche! Du gefällſt mir wohl;
Komm, daß ich Dich mit der Inſtruction
Verſehe — und mit Geld.

(Hubert tritt ein.)

**Waldburg** (zu Goar).

Entferne Dich, und warte bis ich rufe!

(Goar ab.)

## Dritte Scene.

**Hubert. Waldburg.**

**Waldburg.**

Was bringſt Du?

**Hubert.**

Gute Nachricht.

**Waldburg.**

Nur geſchwind!

**Hubert.**

Das Schloß des Sonnenſteiners ſteht in Flammen.

**Waldburg.**

Die Flammen wärmen mir das kalte Herz.

**Hubert.**

Wir überfielen's in der Nacht.

**Waldburg.**

Und fandet keine Gegenwehr?

**Hubert.**

Der Ritter war mit all den Seinigen
Dem Herzog Ulerich zu Hülf' geeilt.

**Waldburg.**

Habt ihr auch Beut' gemacht? Wo iſt ſie?

**Hubert.**

An Geld und Geldeswerth ward nichts gefunden;
Die Feuerhitze trieb uns in den Keller;
Da zechten wir und ſchlugen jedem Faß
Den Boden aus; der Keller ward ein Meer,
Ein geld'nes Meer voll Wohlgeruch.

**Waldburg.**

Und keine Beute? Geh' zum Henker!

**Hubert.**

Ganz leer iſt's doch nicht abgelaufen.

**Waldburg.**

Ihr habt doch eine Beute?

**Hubert.**

Eine —
Lebendige! das Sonnenſteiner-Fräulein,

Die eine Sonn' iſt und ein Edelſtein
An Schönheit.

**Waldburg.**

Bravo! die ſoll uns der Vater,
Um ſchweres Gold einlöſen. Bring' ſie her!
(Hubert öffnet das Zelt und entfernt ſich, da Sidonia eintritt.)

## Vierte Scene.

### Sidonia. Waldburg.

**Waldburg.**

Bedaure herzlich, ſchönes Fräulein!
Ich bitte, wollet Euch nicht kränken!
Ihr ſeid hier in den beſten Händen.
Ihr kennt mich doch?
(Sidonia verneint ſchweigend.)
Nicht? Nu, ſo wiſſet denn,
Der Glückliche, der Eure Schönheit jetzt
Bewundert, iſt kein And'rer als Jörg Truchſeß
Freiherr von Waldburg, ſchönen Damen hold.
Habt Ihr noch nie von mir gehört?

**Sidonia.**

Sehr viel!

**Waldburg.**

Zu meinem Lob und Ruhm?

**Sidonia.**

Wie man des Tigers Blutgier und
Des Höllengeiſtes Bosheit lobt.

**Waldburg.**
Verzeiht! das Böſe thut der Krieg, nicht ich.
**Sidonia.**
Im Krieg blüht Heldenmuth und Heldenthat;
Raubſucht und Mordluſt aber führen nicht
Den Ehrennamen Krieg.
**Waldburg.**
Ihr ſeid in meiner Macht; vergeßt das nicht!
**Sidonia.**
Vergeſſet nicht Euch ſelbſt! Vergeſſet nicht,
Wer vor Euch ſteht! Vergeßt die Zukunft nicht,
In deren Schooß des Frevels Strafe reift!
Vergeßt nicht, daß die dunkle Stunde
Der Rache Euch ereilen wird!
**Waldburg.**
Ihr ſeid ein Ritter ohne Furcht und Tadel.
**Sidonia.**
Die Tochter bin ich eines Sonnenſtein;
Das reine Blut der edlen Ahnen fließt
In meinen Adern. Ehren müßt Ihr mich,
Soll Schmach Euch nicht vor aller Welt bedecken.
**Waldburg.**
Liegt Euch des eignen Hauſes Wohl am Herzen,
Beredet Euern Vater, daß er ſich
Vom Herzog trenne.
**Sidonia.**
Nimmermehr!

Des Herzens Reinheit war ſeit grauer Zeit
Der Schmuck der Töchter unſers Hauſes,
Und Kraft und Geiſt beſeelte Sohn und Enkel.
Der Lorbeer iſt in unſerm Haus daheim,
Und keine Schlange wand ſich je
Um unſers Stammes ſchönen Lebensbaum.
D'rum ford're ich, Herr Truchſeß, daß Ihr mir
Und meinem Haus die ſchuld'ge Ehrfurcht zeigt.

**Waldburg.**

Und wenn ich Euch frei gäbe, würdet Ihr
Die Wohlthat mir mit Dankbarkeit vergelten?

**Sidonia.**

Da muß ich Euere Gefang'ne bleiben;
Denn unerſchütterlich iſt meine treue
Anhänglichkeit an Fürſt und Vaterland.
Die Nachwelt wird die Namen Sonnenſtein
Und Oſtenthal noch rühmend nennen,
Weil ſie gekämpft für die gerechte Sache.

**Waldburg.**

Ich habe einen Preis auf Oſtenthals
Geprieſnes Haupt geſetzt; das thut mir leid!
Er iſt vielleicht der Glückliche, —

**Sidonia.**

Er iſt's,
In deſſen Bruſt ich jede ſchöne Flamme
Noch höher anzufachen trachten werde,
Im Kampf für meines Fürſten Thron und Reich.
Wer nicht mit Liebe hängt am Vaterland,

Kennt auch kindliche Liebe nicht,
Bleibt auch der Gattenliebe fremd!

(Trommelſchläge außenher.)

**Waldburg** (hinausrufend.)

Was ſoll's?

## Fünfte Scene.

**Ein Führer** (tritt vor).

Die letzte Schaar der Lanzenknechte
Iſt eben eingetroffen.

(Ab.)

**Waldburg.**

So iſt mein Heer vollzählig. Jetzt nach Stuttgart,
Eh Ulrich Kraft gewinnt! Mit einem Schlag
Muß Alles nun zu Ende geh'n;
Der neue Phönix ſtirbt im eig'nen Flammengrab.
Ihr, Fräulein, folget mir als meine Siegesgöttin!

**Sidonia.**

Am Ziele ſollt Ihr mich als Todesengel ſeh'n.

(Ab mit Waldburg.)

## Sechſte Scene.

Ein Platz in Stuttgart. Abenddämmerung. Im Hintergrunde Bürger, Rathsherren und Volk. **Hans** unter ihnen. Im Vordergrunde **Dietrich von Kraft.**

**Kraft** (zierlich gekleidet).

Welche Todesangſt muß ich hier ausſtehen. Unſeliger Ehrgeiz! Noch iſt mir in meinem Leben nichts ſo ſauer geworden, als die gefährliche Rolle, die ich als berühmter Doctor Calmus, der gar nicht exiſtirt, hier ſpielen ſoll, um die Stuttgarter auf's Neue für den ſchwäbiſchen Bund gegen ihren Herzog zu entflammen! — Deinetwegen, göttliche Bertha, bot ich Alles auf, um als Dein baldiger Gatte zu hohen Ehren zu gelangen, wollte fliegen, und vergaß, daß mir die Flügel fehlen. Wer weiß, ob ich Dich lebendig oder mit heiler Haut wieder ſehe! — Was kann ich aber nun thun? Gebe ich meine Rolle als falſcher Doctor Calmus auf, ſo ſteinigen mich die Bündiſchgeſinnten; ſpiel' ich ſie fort, ſo ſpießen mich die Herzoglichen. O grenzenloſes Elend! — Meine Calmus-Rede hab' ich zwar Wort für Wort einſtudirt; aber — wenn die Todesangſt mein Gedächtniß verwirrt, — was ſoll dann aus mir werden?

**Hans** (für ſich).

Der arme Schelm! Er dauert mich. Dem Junker Guido zu Liebe will ich Dich retten, wenn ich kann, weil Dich nicht die Bosheit, ſondern nur die dumme Eitelkeit und die verrückte Liebe zu dieſem Narrenſtreich verleitet haben.

**Kraft.**

Ich bin ſo matt, daß eine Mücke mich zu Boden werfen konnte.

**Ein Rathsherr.**

Wißt ihr was Neues? Der Herzog rückt heran, mit einer tüchtigen Schaar.

**Ein Bürger.**

Geſchwätz! Der Truchſeß Waldburg iſt es, nicht der Herzog.

**Einer vom Volke.**

Es war doch eine gute Zeit, da unſer Ulerich auf dem Throne ſaß! Käm' er nur bald zurück!

**Bürger.**

Nun, Doctor Calmus, ſpudet Euch!
Jetzt iſt der rechte Augenblick.
Thut Eure Pflicht, und haltet eine Rede
Voll Saft und Kraft! Macht den Stuttgartern
Begreiflich, daß ſie an dem Bund
Feſthalten müſſen.

**Rathsherr.**

So zündet uns ein Lichtlein an!

**Bürger.**

Seid bitter wie der Calmus, und vor Allem
Recht grob! Das imponirt dem Volk.

**Kraft** (für ſich).

Nun, unglückſel'ge Zung'! thu mir den letzten Dienſt,
Und Du, o holde Bertha, lebe wohl!

(Er ſtellt ſich mit einer Art von Deſperation auf die nächſte Bank vor einem Hauſe im Vordergrund, und deklamirt:)

Ehrſame Bürger dieſer Stadt,
Vernehmt, und höret meinen Rath,
Sonſt iſt's zu ſpat!
D'rum ruf' ich Euch laut in die Ohren:
Habt Ihr den Kopf verloren?
Wißt Ihr nicht mehr, was Ihr dem Bund geſchworen?
Seid Ihr verrückt? wollt Ihr den Eid nun brechen?
Das wird der Bund an Euern Schädeln rächen,
Und Ihr müßt obend'rein noch tüchtig blechen.
Eh' verliert die Sonne ihren Schein,
Eh' wird zu Waſſer Bier und Wein,
Eh' werden ſtumme Fiſche ſchrei'n,
Eh' es geſchehen wird und möglich ſein,
Daß Ulerich in dieſe Stadt zieht ein!
Er müßte nur ein Vogel ſein,
Sonſt kommt er nimmermehr herein! —

Wollt Ihr dem Herzog öffnen Thür und Thor?
Wer das thun will, iſt ſelbſt ein Thor,
Und hat von ſolcher Läng' ein Ohr.
Ulrich hat keine Leute, hat kein Geld;
Verſchloſſen bleibt ihm da die ganze Welt.
Und käm' er doch herein, zahlt Ihr die Zeche,
Und hört dann täglich nichts als: „Bleche!"
Dann werdet Ihr aufſchrei'n aus Einem Mund:
„Nimm deine Schafe wieder auf, o Bund!"
Da öffnet dann der Bund die Mutterarme,
Nimmt Euch beim Schopf, daß Gott erbarme!

D'rum nehmt Raiſen an, Ihr Verſtandesmehren!
Sonſt iſt das Waſchen an Euch ganz verloren.
Ihr Blinden, ſchaut umher! ſchaut in die weite Welt!
Alljährlich kleidet ſich auf's Neu' die arge Welt:
Es wechſelt ſtets der Mond Geſtalt und Schein;
Die alten Häuſer ſtürzen ein;
Der heurige verdrängt den alten Wein;
Das Heiße muß erkalten,
Das Alte muß veralten,
Und Alles muß ſich neu geſtalten.
(Während der letzten Worte hat ſich Hans dicht an die Bank geſtellt.)
D'rum ſeid geſcheidt!
Verlaßt die alten Formen,
Erhebt Euch zum Enormen,
Und haltet Euch bereit,
Denn jetzt kommt eine neue Zeit,
Und mit dem alten Herzog iſt's nun aus!
Er kommt in dieſe Stadt nicht mehr herein, —
(Hans hebt ihn plötzlich von der Bank, und trägt ihn fort.)

**Hans.**

Ihr aber aus der Stadt hinaus!

**Kraft.**

Zu Hülf'! Er bringt mich um.

**Hans.**

Seid unbeſorgt!
(Allgemeines Gelächter. Alle eilen ihm nach.)

## Siebente Scene.

Freie Gegend. Mondnacht. Zur Linken im Vordergrunde das Rothenbühler-Thor mit dem Stadtgraben. Die Brücke iſt aufgezogen. Ein Theil der Lanzenknechte **Ulrich's** iſt am Stadtgraben aufgeſtellt, die Uebrigen campiren im Hintergrunde beim Wachfeuer. Im Vordergrunde, dem Stadtthore gegenüber, ſitzt Herzog **Ulrich** auf einem großen Steine, in welchem das offene rothe Panier von Würtemberg ſteckt, vom Wachfeuer hell beleuchtet. Neben dem Herzoge ſtehen **Leo von Sonnenſtein** und **Dipold vom Stein** in einiger Entfernung.

**Dipold.**

Wie finſter blickt der Herzog in die Nacht hinaus!
Nacht iſt's in ſeiner Seele auch.

**Leo.**

Wie in der meinigen. In dieſer Glut
Der Wachfeu'r ſeh' ich meine Burg in Flammen
Auflodern, und des Nachtwinds leiſes Stöhnen
Läßt mich das Aechzen meines Kindes hören,
In ſeiner Schreckensnacht geraubt.
Geiſt der Zerſtörung! laß mich Rache finden
An den verruchten Mauern dieſer Stadt!

**Dipold.**

Ich fürchte, die Verrückten wagen Trotz
Und frevelnde Bedingungen.
Weh ihnen, wenn ſein Zorn erwacht!

**Leo.**

Wie lange noch, erlauchter Herr,
Darf ihre Frechheit Euch verhöhnen?

Sie ſind nicht Eurer Gnade werth;
Nur Strafe kann ſie bändigen.
O züchtigt ſie nach ſtrengem Recht!
Die Leitern ſteh'n zum Sturm bereit.

(Tiefe Stille. Eine Thurmuhr der Stadt ſchlägt die zwölfte Stunde.)

**Herzog.**

Die zwölfte Stunde ſchlägt; verlaufen iſt die Friſt.
Noch ſäumen ſie? Noch keine Antwort mir?
Liegt, mir zum Hohn, die Stadt in tiefem Schlaf?
Mein Schreckensruf aus allen Feuerſchlünden
Soll ſie erwecken! —
Noch fünf Minuten, dann — habt's, wie ihr wollt, —

**Leo.**

Und wie ihr es verdient!

**Dipold.**

Sie mögen ſich wohl noch berathen.

**Herzog.**

Was haben ſie noch zu berathen?
Hier ſteht ihr Fürſt und ruft: Die Thore auf,
Und huldigt eurem Herrn! — Noch Alles ſtumm?

**Leo.**

Mich dünkt, ich höre Schritte ſchallen.

**Dipold.**

Die Schlüſſel klirren an dem Thor.
Es öffnet ſich.

**Herzog.**

Gott ſei gedankt!
Ich darf die Gnade walten laſſen.

## Achte Scene.

Das Stadtthor wird geöffnet, die Zugbrücke niedergelaſſen. Rathsherren und Bürger, an ihrer Spitze der Bürgermeiſter **Georg von Beſſerer**, ſchreiten über die Brücke, und nähern ſich dem Herzog. Auf dem Walle erſcheinen Bürger mit Fackeln.

**Herzog.**

Kommt ihr, der Unterthanenpflicht gemäß,
Euch eurem angebornen Fürſten, eurem
Rechtmäß'gen Herrn zu unterwerfen?

**Beſſerer.**

Erlauchter Herzog! Schenket Euern Dienern
Ein gnädiges Gehör, und zürnet nicht,
Wenn wir der Wahrheit Worte ſprechen,
Und Euch, mein hoher Herr, Euch ſelbſt
Zum Richter wählen, der entſcheiden ſoll
Nach Recht und Billigkeit, ob wir
Euch öffnen dürfen, öffnen können
In unſ'rer harten Lage dieſe Stadt. —
Die Herzen ſind Euch treu ergeben,
Allein der Zeiten unheilvoller Drang
Erlaubt nicht, uns zu zeigen, wie wir ſind,
Und Eurem Willen, Euerem gerechten
Begehren jetzt ſchon unterthan zu ſein.
Wenn wir die Stadt Euch nun auch überliefern,
Wie lang' mag ſie in Euren Händen bleiben?
Im Fluge wird ein Bundesheer erſcheinen,

Wird ſich auf's neu' der Stadt bemächtigen,
Wird uns brandſchatzen, Geld erpreſſen,
Vielleicht auch plündern, ſengen, brennen.
Und wollt Ihr dies? Könnt Ihr es wollen?
Wenn Ihr uns liebt, wenn unſer Beſtes Euch
Am Herzen liegt, ach, ſo erhöret unſer Fleh'n!
Zu ſchwach iſt Eure Macht, um ſichern Schutz
Jetzt zu gewähren; darum, hoher Herr, ſeid gnädig!
Zieht Eure Schaar von dieſer Stadt zurück,
Und wollt in Huld und Gnade harren,
Bis eine günſtigere Zeit erſcheint!

**Herzog.**

Ein Meiſterſtück von Falſchheit iſt die Rede!
Auf euren Lippen brüſtet ſich die Treue,
In euerm Herzen aber wuchert Gift,
Und ſchöne Worte ſind das Kleid der ſchlechten That.
Seit wann verbirgt die Treue ſich in Nacht,
Sie, die vor Gottes Angeſicht,
Vor aller Welt ſich zeigen ſoll,
Sie, die durch reine That mit ihrem Blut
Beſiegeln ſoll, was recht und heilig iſt?
Iſt hier der Boden nicht, auf welchem ich
Als Jeder aufwuchs, euer Schutz und Stolz?
Bin ich nicht Eins mit euch, wie ihr mit mir?
Bin ich nicht euer angeborner Fürſt?
Habt ihr nicht Treue mir gelobt,
Eh' noch ein Bund geſchloſſen war,
Der gegen mich zu Felde zog?

Und was verlangt ihr nun von mir?
Aufgeben ſoll ich, weil es euch beliebt,
Mein Recht, mein Eigenthum und meine Pflicht?
Soll werden meiner Feinde Spott?
Das iſt's, was ihr von mir verlangt?
Nichts weiter? und dabei verharret ihr?

**Beſſerer.**

So hat nach reiflichem Erwägen
Der Rath mit tiefem Schmerz beſchloſſen,
Und uns zum traurigen Organ erkoren,
Euch, hoher Herr! die Bitte vorzutragen,
Daß Ihr die treue Stadt nicht zwingen wollt,
In dieſem Augenblick die Pflicht —

**Herzog.**

Nichts mehr von Pflicht, nichts mehr von Treue,
Wo Treubruch, Meineid, Pflichtvergeſſenheit
Mit Frechheit gegen mich zu Felde zieh'n!
Ihr wollt nicht Gnade; fühlt denn meinen
Gerechten Zorn, ſo wie ihr ihn verdient,
Und alles Unheil, das nun kommen mag,
Wozu ihr ſelbſt mich zwingt, — es falle
Der Fluch der ſchlechten That auf euer Haupt!
Soll ich der Spott ſein meiner Zeitgenoſſen,
Ein Gegenſtand des Mitleids für die Nachwelt? —
Ihr dreht den Mantel nach dem Wind,
Und meinet wohl, daß Pflicht und Treu'
Die Farben wechſeln wie's Chamäleon?
Meint, daß ich heute könne Herzog ſein —

Und morgen wieder nichts? —
So ſoll ich denn nun mit Gewalt mir nehmen,
Was Frevel der Abtrünnigen mir weigert?
Zermalmen ſoll ich euch und euern Trotz?
Wollt ihr den Eintritt in mein Haus mir wehren,
So ſtürze es in Schutt und Trümmern auf euch nieder!
(Er zieht das Panier aus dem Steine, und hält es hoch empor.)

Hier, hier erblicket Würtembergs Panier
In eures Fürſten Hand! Ich ſchwing' es hoch;
Verderben flamme es auf euch herab!
Legt die Sturmleitern an die Mauern!
Die Lunden haltet! Streckt die Piken vor!
Laßt die Trompeter die Fanfare blaſen!
(Soldaten rücken mit Sturmleitern an die Stadt. Trompeter ſtellen ſich vor das Stadtthor, und blaſen zum Sturm.)

Aus meinen Augen ihr! Kehrt unverletzt zurück!
Ruft alle Bürger! Stellt euch auf die Mauern!
Schleudert herab Geſchoſſ' und Todeswaffen!
Sagt ihnen: An der Treuen Spitze rückt
Der Ulrich gegen die Treuloſen an. —
Hier ſteht der Herzog, euer Fürſt;
Macht ſeine Bruſt zu euerm Ziel! trefft gut!
Wo nicht, ſo ſollt ihr euern Herrn
Den Erſten auf dem Walle ſeh'n!

**Beſſerer.**

Erlauchter Herr! Gebietet Eurem Zorn!
Bedenkt, daß unſer freier Will' in Feſſeln liegt,
Daß wohl die Mehrzahl Pflicht und Treue ehrt,

Daß aber auch nicht Wenige,
Von Furcht betäubt, getäuſcht durch falſche Redner,
Den Gutgeſinnten ſich entgegen ſtemmen!
Wär's möglich, Herr, daß Ihr in Eurem Zorn
Zerſtören wollt die Reſidenz,
In Schutt und Trümmer wandeln dieſe Stadt,
In welcher Ihr das Tageslicht erblickt,
Sie, deren Jauchzen über Eurer Wiege
Zum Himmel ſchell, in deren Mauern Ihr
Die Huldigung der Eurigen empfingt,
In deren Raum der ſchönſte Theil
Des hochbeglückten Lebens Euch verfloß?
Sie, die mit Euch getrau'rt, mit Euch gejauchzt,
Die Stütze Eures heil'gen Thrones und
Das Freuden-Denkmal Eurer Größe war, —
Sie wollt Ihr nun zum Brandmal Eures Zorns,
Zum Leichenſteine machen, deſſen Anblick
Euch ſelbſt mit ew'gen Schmerz erfüllen würde?
Ach! habt Geduld mit dem verirrten Kind!
Sprecht nicht als Richter das Verdammungsurtheil
Auf dieſem Ort, wo Ihr als Vater ſteht,
Und wendet ab von uns die Todeswolke!
So werdet Ihr durch Liebe — Liebe ernten
In tauſendfacher Frucht, und ſegnen wird
Die Zukunft Euch, und uns durch Euch
Erlauchter Fürſt! woll't jetzt nur Vater ſein,
Zu retten Eure Kinder, Eure Stadt!

**Herzog** (in tiefer Rührung).

Verirrte! Ich bin euer Vater —
Nicht euer Feind. Nur ſegnen ſollt ihr mich,
Nicht vor mir zittern! — Unverletzt
Bleib' dieſe Stadt und jeder ihrer Bürger!
Ich übergebe ſie nun eurem Schutz
Und mache euch zu meiner Garniſon.
Mit dieſen Kriegesſchaaren zieh' ich ab;
Geduld und Gnad' laſſ' ich euch angedeih'n.
Nun kehret heim und—grüßet meine Kinder!

**Beſſerer.**

O nur des Landes Vater kann ſo fühlen,
So nur des angebornen Fürſten Herz,
Das uns ein Thron der Liebe iſt!
Mag uns des Schickſals ganze Schwere treffen,
Mag uns des Bundes Grimm und Rache geißeln, —
Kein Opfer ſei zu groß für Euch, o Fürſt!
Euch gab uns Gott, Gott wird Euch uns erhalten,
Und jedem Feinde trotzen wir durch Euch!

(Beſſerer und die Abgeordneten beugen ihre Knie.)

Zieh ein, o Vater, in Dein Haus
Und in die Mitte Deiner Kinder,
Die Gott durch Dich beſchützen wird!
Zieh ein! Wir bitten, wir beſchwören Dich,
Zieh ein in Deine Stadt, mit Dir der Segen
Der Lieb' und Treu'!

**Herzog.**

Durch Gottes Gnade euer Fürſt,

Und euer Vater durch mein Herz,
Will ich den Thron der Liebe nur.
Seid ohne Furcht! Wo Pflicht und Treue walten,
Da wird der Feinde Liſt und Macht zu Staub.
Steht auf!

(Alle erheben ſich.)

Ihr, meine Krieger, bleibet hier zurück!
Als Geiſt des Friedens tret' ich in die Stadt,
Und trage ſelbſt das Reichspanier hinein,
Und bring' ihr ſelbſt den erſten Segenswunſch.

(Zu den Kriegsſchaaren.)

Auf tauſend Schritte ziehet euch zurück!
Dann machet Halt, und nehmet eine gute
Und ſich're Stellung zwiſchen dieſer Stadt
Und jedem Feind, der es verſuchen will
Mit Obmacht oder Liſt ſich ihr zu nah'n!
Euch, Guido, ſei die Führung anvertraut!
Ihr bürgt mir für den pünktlichen Vollzug.
Nun halten wir, Freund Leo und Freund Dipold,
Wir drei allein, den herrlichen
Triumphzug in die Stadt!

Die Abgeordneten ziehen, auf des Herzogs Wink, in die Stadt. Ihnen olgt der Herzog mit dem würtembergiſchen Panier, hinter ihm Leo von Sonnenſtein und Dipold. Auf der entgegengeſetzten Seite zieht das Kriegsolk ab. Ein Bürger, als Wache, erſcheint auf dem Wall. Indem ſie ſich der Zugbrücke nähern, hört man ein näher kommendes Getümmel, mitunter den Ruf:)

„Hoch lebe unſer Fürſt!"

## Neunte Scene.

**Guido** (allein).

Des Fürſten Herz, der Liebe Thron, —
O ſüßer, ſchöner, reicher Lohn!
Er ſelbſt genügt ſich, tritt allein
Stolz in die Burg der Väter ein,
Und jubelnd und bewundernd knie'n
Die Kinder um den Vater hin.
Ich aber ſtehe hier allein!
Wo weilt das Herz, der Liebe Thron?
Wird mir auch der erſehnte Lohn? —

Der dunkle Himmel hellt ſich auf;
Gerechtes Glück beginnt den Siegeslauf;
Nur mich umhüllt feindliche Nacht,
Wo Allen eine neue Sonne lacht. —
Nein, Guido! Klage nicht! Verzweifle nicht!
Dir thut ein neues, weites Feld ſich auf,
Auf dem du mehr als Ruhm und Macht,
Auf dem du Sie erwerben ſollſt,
Und ohne Sie den Tod für's Vaterland!

## Zehnte Scene.

**Hans. Guido.**

**Hans.**

Wer da? Freund oder Feind?

**Guido.**

Willkommen, Hans!
Was führt Dich her?

**Hans.**

Ich bringe wicht'ge Kunde.
Im Walde ſteht ein Trupp der Bündiſchen,
Der in die Stadt einrücken will,
Sobald der Tag beginnt.

**Guido.**

Wer führt ſie an?

**Hans.**

Mir ſcheint der Truchſeß Waldburg ſelbſt.

**Guido.**

Dem Himmel 'ſei's gedankt! Nun kommt
Die große Stunde der Entſcheidung,
Die Glück und Ehre, oder Tod mir bringt!
Such' Einlaß in die Stadt, und melde
Dem Herzog heimlich dieſe Kunde!
Ich eile jubelnd in den Kampf:
Sidonia ſei mein Feldgeſchrei!

(Er will fort.)

**Hans** (ihn zurückhaltend).
Horcht! Fremde Stimmen nähern ſich.
Ich bitte, weilet einen Augenblick!
Ich ahne hier Unheimliches.
Sie kommen näher. Stille! Stille!

**Guido.**
Laß uns verbergen in den Schatten,
Den jene hohe Mauer wirft!
(Sie gehen zurück.)

## Eilfte Scene.

**Waldburg. Sidonia. Breitenſtein,** dem einige Lanzenknechte folgen. Im Hintergrunde **Guido** und **Hans**. Ein Bürger auf dem Wall.

**Waldburg.**
Wir ſind am Ziel, mein holdes Fräulein!
Die Thore Stuttgarts öffnen ſich, um mir
In Sicherheit das Kleinod zu bewahren.
Seid ruhig nun, und denkt, der Himmel wird —

**Sidonia.**
Euch ſtrafen, wie ein Frevler es verdient.

**Breitenſtein.**
Erlaubt mir nun ein freies Wort zu ſprechen!
Ihr ſagt: „Wir ſind am Ziel! — Das ſag' ich auch.
Ich habe Euch mein Ehrenwort gegeben,
Bis Stuttgart noch mit Euch zu ziehen.

Es iſt erfüllt, und ich verlaſſe nun
Euch und das Bundesheer; ich bin ein Krieger,
Kein Räuber und kein Meuchelmörder.

**Waldburg.**

Ihr nehmt die Sache zu genau, wollt ſcheiden,
Was ſich nicht von einander trennen läßt.
So zieht denn hin! Ihr kommt mir doch zurück.

**Breitenſtein.**

Ja, ganz gewiß — um den rückſtänd'gen Sold.

**Waldburg.**

Euch, edles Fräulein, will ich länger nicht
Dem Grau'n der düſtern Nacht preisgeben.
(Er ruft gegen den Wall.)
Heda! Schildwache! He!

**Ein Bürger auf dem Wall.**

Wer ruft? Was ſoll's?

**Waldburg.**

Das Stadtthor öffnet! Laßt mich ein!

**Bürger.**

Jetzt in ſo ſpäter Nacht? Wo denkt Ihr hin?
Wer ſeid Ihr denn? Was wollt Ihr hier?

**Waldburg.**

Kennt Ihr den Truchſeß Waldburg nicht?
Die Stimme, dächt' ich, wär' Euch wohl bekannt.
Schließt auf das Thor!

**Bürger.**

Es kann nicht ſein.

**Waldburg.**

Es muß ſein, ſag' ich Euch.

**Bürger.**

Ihr kommt zu ſpät.

**Waldburg.**

Soll ich den Einlaß mir erzwingen?
Am nächſten Wald ſteh'n meine Schaaren.

**Bürger.**

So harret denn! Ich will's dem Herzog melden.

**Waldburg.**

Dem Herzog? Welchem Herzog?

**Guido** (vortretend).

Dem Herzog Ulerich von Würtemberg!
Ergebt Euch! Ihr ſeid Kriegsgefangener!

**Waldburg.**

Wollt Ihr als Nachtgeſpenſt mich ſchrecken?

**Sidonia.**

O Guido! Ihr mein Retter? Seid willkommen!
Der Himmel ſendet Euch zu meinem Schutz.

**Guido.**

Sidonia! Für Euch mein Leben!

**Breitenſtein.**

Willkommen, wack'rer Junge!

**Waldburg.**

Auch mir willkommen! (Zu den Lanzenknechten.)
Nehmet ihn gefangen!

**Hans**

(indem er ſich vor die Lanzenknechte ſtellt).

Wer ſich nur rührt, den ſchmettert dieſe Axt
Zu Boden. (Er hält die Axt ſtreitfertig empor.)

**Guido.**

Ergebt Euch!

**Waldburg.**

Macht Verzweiflung Euch zum Helden?

**Guido.**

Wohlan! So muß das Schwert entſcheiden!

**Waldburg.**

Es ſei! Zieht Breitenſtein!

**Breitenſtein.**

Zwei gegen Einen?
Pfui! Wie könnt Ihr mir das zumuthen!

**Waldburg.**

Zu meinem Stellvertreter mach' ich Euch;
Dem Feldherrn ziemt ein Zweikampf nicht!

**Breitenſtein.**

Noch weniger dem Freunde mit dem Freund.
Ich bleibe neutral; mehr kann ich nicht
Zu Eurem Beſten thun.

**Waldburg.**

So falle denn, unreife Frucht!

(Sie kämpfen.)

**Sidonia.**

Guido! Ihr kämpft für Lieb' und Vaterland;
Zweifacher Lohn erwartet Euch; —

O, Himmel ſchütze Ihn! Erhör' mein Flehen!

(Guido ſchlägt dem Truchſeß das Schwert aus der Hand. Auf dem Walle hört man: „Zu den Waffen!“)

**Breitenſtein.**

So recht! Nun hat der Kampf ein Ende.

**Waldburg.**

Wir ſind noch Beide unverwundet.
Habt Ihr den Muth, gebt mir das Schwert zurück!

**Breitenſtein.**

Das geht nicht an; er iſt der Sieger.

(Man hört einzelne Schüſſe.)

**Guido** (zu Breitenſtein).

Euch übergeb' ich den Gefangenen;
Sidonien vertrau' ich Eurem Schutz;
Ich eile in den Siegeskampf.
Sidonia! auf frohes Wiederſehen!

(Ab.)

**Sidonia.**

Gott ſei mit Euch!

**Breitenſtein.**

Verlaſſet Euch auf mich!

(Man hört wieder Schüſſe fallen.)

Hört Ihr den Feuergeiſt?

**Waldburg.**

In mir fühl' ich das Höllenfeuer!
Und wolltet Ihr denn wirklich auf
Die Seite des Verräthers treten?

(Man hört das Stadtthor öffnen.)

**Hans.**

Der Herzog kommt.

**Waldburg.**

Du lügſt!

**Breitenſtein.**

Von welcher Seite?

**Hans.**

Blickt hin! Das Stadtthor öffnet ſich.

**Waldburg** (den Lanzenknechten zurufend).

Schießt ihn zu Boden! Ich befehl's!

**Hans.**

Rührt einer ſich, iſt er des Todes!

**Waldburg.**

Schießt! Ich befehl's.

**Hans** (ſich vorſtellend).

Schießt ihr, ſo trefft ihr mich, nicht Ihn.

(Bürger mit Fackeln erſcheinen auf dem Walle.)

---

## Zwölfte Scene.

**Herzog Ulrich. Leo von Sonnenſtein. Dipold.**
Bewaffnete Bürger und Fackelträger. **Die Vorigen.**

**Herzog.**

Die Feinde hier? willkomm'ne Gäſte!
Sie treffen mich nun in der beſten Laune;
Ich ſelbſt trag' ihnen meinen Gruß entgegen.
(Er erblickt Sidonien, den Truchſeß und die Uebrigen.)
Wie! was ſoll dies?

**Breitenſtein.**

Als Guido's Stellvertreter
Bewache ich ein holdes Fräulein hier
Und einen hohen Kriegsgefangenen.

**Sidonia.**

Mein Vater!

**Leo.**

O mein theures Kind!
Wem dank' ich Dich?

**Sidonia.**

Guido von Oſtenthal iſt mein Befreier.

**Herzog.**

Herr Truchſeß! ohne Schwert?
Habt Ihr's im Kampf ſo ſchnell verloren?
Wer hat den Sieger ſo beſiegt?

**Waldburg.**

Die Hölle und das blinde Glück.

**Herzog.**

(Waldburg wird in die Stadt abgeführt.)

Euch überlaſſ' ich ihn, ihr Bürger Stuttgart's!
Ihr, Ritter Dipold, folget mir zum Kampf,
Der ohne uns nicht enden ſoll!

(Indem er forteilen will, kommt Guido.)

Wie? Guido hier? Wo iſt der Feind?

## Dreizehnte Scene.

### Guido. Die Vorigen.

**Guido.**

Er flieht im Schutz der Nacht, hielt nicht einmal
Den erſten Angriff aus. Die Nachricht,
Der Herzog ſei in Stuttgart eingezogen,
Fuhr Allen wie ein Geiſt des Schreckens in das Herz.
Der Name Ulerich zerſtäubte ſie,
So wie im Herbſt ein Sturm die dürren Blätter
Dahinjagt über Berg und Thal.

**Herzog** (Guido'n umarmend).

Mein junger Freund!

**Sidonia.**

Mein edler Retter!

**Leo.**

Das lohn' Euch Gott! Ich kann es nicht.

**Herzog.**

Und doch kann auf der weiten Welt ihn Niemand,
Als Ihr ſo lohnen, wie er's wünſcht. Das Kleinod,
Nachdem er ſtrebt, könnt Ihr nur ihm verleih'n.
Wollt Ihr's gewähren ihm aus freiem Willen
Und ohne meine Fürbitt', — dann,
Erſt dann erhält es ſeinen vollen Werth.

**Leo** (Sidoniens Hand ergreifend).

Iſt dies der Lohn, wie Ihr ihn wünſcht?

**Guido.**

Ein Lohn, dem kein Verdienſt gleich kommen kann.

**Sidonia.**

Denn Lieb' und Treue lohnen ſich ja ſelbſt.

**Herzog.**

Dein Lohn, mein wackrer Hans, ſoll Dir und Deinen
Nachkommen ſtets ein Angedenken ſein,
Daß einſt ein Herzog Ulrich hat gelebt!

(Zwiſchen Sidonia und Guido tretend.)

Wir Glückliche, wir wollen nun beglücken,
So viel in unſern Kräften ſteht;
Der Herzog Ulerich ſein Reich,
Ihr Beide da einander Euch.
Und ſchlagen mir auch tauſend wack're Herzen,
Ein Herz voll Liebe gilt für Tauſende!
So ſchließen wir denn Alle heut' auf's Neue
Den ſchönſten Bund, den Bund der Lieb' und Treue!

(Guido und Sidonia umarmen ſich.)

(Der Vorhang fällt.)

# Die Maltheſer.

Hiſtoriſches Schauſpiel in drei Akten.

Aufgeführt im k. k. Hofburgtheater.

## Perſonen.

**Johann de la Valette Pariſot,** ſouveräner Großmeiſter des Maltheſer-Ordens.

| | |
|---|---|
| **Deguarras,** | Maltheſer-Ritter. |
| **De Medran,** | |
| **Carloruffo,** | |
| **Vagnon,** | |
| **Lugny,** | |
| **Guimeran,** | |

**Don Diego de la Cerda,** Geſandter des Vice-Königs von Sicilien.

**Donna Alfonſina,** ſeine Tochter.

**Caſtriotto,** Ingenieur des Ordens.

**Dragut,** algieriſcher Korſar.

**Agapia,** ſein Weib, eine Griechin.

| | |
|---|---|
| **Charitina,** | ſeine Töchter. |
| **Menodora,** | |

Comthuren und Ritter des Maltheſer-Ordens.

Ordens-Herold.

Edelknaben und Leibtrabanten des Großmeiſters.

Spaniſche und Ordens-Soldaten.

Algieriſche Bravos.

**Schauplatz:** Maltha.

**Zeit der Handlung:** Das Jahr 1565.

# Vorwort.

Unter den Orden, welche uns am düſtern Himmel des Mittelalters wie Sterne entgegen ſchimmern, war der Johanniter- (ſpäterhin Maltheſer-) Orden ein glänzendes Geſtirn der erſten Größe, zu deſſen Lichtglanz ich ſchon in der Einſamkeit meines jugendlichen Stilllebens emporblickte.

Eines Tages trat ich am frühen Morgen aus dem Geräuſche der Kärnthnerſtraße in das Johanniter-Kirchlein. Ich befand mich einige Minuten im ſtillen Raume des Heiligthums allein. Ein Denkmal in der Nähe des Hochaltars zog meine Aufmerkſamkeit an ſich. Freudiges Staunen ergriff mich; es war das Denkmal meines verehrten Lieblings, des Großmeiſters La Valette, ihm hier von dem edlen Ordensbailif Grafen Franz Colloredo im Jahre 1806 errichtet. Ich erblickte ſein, von Lorbeerzweigen umgebenes Bruſtbild, unter demſelben in Basrelief die Inſel Maltha und ihre Hauptſtadt (damals Il Burgo, nachher La Valetta genannt) mit ihren Felſenmauern, Wällen und Thürmen, ringsumher das wogende Meer mit den Schiffen der türkiſchen Flotte. Zwei gefeſſelte Osmanen dienen dem Ganzen als ſtützende Pilaſter. Eine Marmortafel enthält die folgende, den Ruhm des Ordens und die Größe des Großmeiſters verkündende Aufſchrift:

„Joanni La Valette, Ordinis Hierosolimitani Sancti Joannis Magno Magistro, qui periclitanti Europae difficillimo tempore subveniens in pluribus contra Turcas praeliis, captis L navibus, Melite obsidione liberata et nova urbe a suo nomine dicta, firmissimis instructa munimentis, Solimanum multis victoriis ferocem coërcuit. Ampliatori ordinis sui, Adsertori libertatis populi Christiani, Franciscus S. R. I. Comes a Colloredo, Sacri Ordinis Bailivus, aedi sua cura refectae, tanti viri memoriae splendorem adjiciens." —

In der begeiſterten Bruſt ſchlug nun die poetiſche Flamme empor, an welcher ſich die Idee zur dramatiſchen Geſtaltung jener Großthat entzündete. So entſtand das folgende Schauſpiel, doch erſt, nachdem ich den Stoff längere Zeit in mir herumgetragen, Vertot's Geſchichte des Maltheſer-Ordens, die Geſchichte jener denkwürdigen Belagerung von Archenholz, *Boisgelin's* ancient and modern Malta, London 1804, und andere Werke geleſen hatte.

Es iſt wohl aller Welt bekannt, daß auch Schiller den Helden dieſer welthiſtoriſchen Begebenheit, der Unſterbliche den Unſterblichen, dramatiſch darſtellen wollte. Eine Skizze des Planes befindet ſich in ſeinem Nachlaſſe. Der Tod hatte uns in dem Meiſterſänger ein Meiſterwerk entriſſen. Man zürne mir nicht, daß ich es gewagt habe, an dem gleichſam verwaisten Stoffe meine Kraft zu verſuchen. Die günſtige Aufnahme meiner Dichtung auf dem hieſigen k. k. Hofburgtheater bewies die achtungswürdige Empfänglichkeit des hieſigen Publikums für das Großartige des Stoffes.

Das leitende Princip der Handlung, welches aus Schiller's Skizze hervorleuchtet, wird ſich Jedem aufdrängen, der die geſchichtlichen Werke über dieſe Thatſache lieſt. In Schiller's Plan finden wir aber keine Liebenden. Ich glaubte die Liebe auch vom Schauplatze des Heroismus nicht ausſchließen zu ſollen, nur mußte ſie ſich demſelben in Geiſt und Herz, Ton und Farbe, aſſimiliren. Die Geſtalt des Comthurs und ſein Verhältniß zum Großmeiſter hat Schiller angedeutet. Den Sohn des La Valette finden wir ſo, wie Schiller ihn hinſtellen wollte, ſchon in einem ältern Roman: „Der Malthéſer“ betitelt.

Möge nun der Leſer das Werk ſo freundlich aufnehmen, wie früher der Zuſchauer.

Wien, am 10. October 1839.

# Erſter Akt.

---

## Erſte Scene.

Ein Gemach im Palaſte des Großmeiſters. Morgendämmerung. Zwei Edelknaben, deren jeder eine Fackel trägt, öffnen die Thüre, an welcher ſie ſtehen bleiben. **La Valette**, mit der bekreuzten Dalmatica über dem Harniſch, das Schwert in der Hand, tritt haſtig ein. Ihm folgen drei Ritter, gleichfalls die Dalmatica über dem Harniſch und mit entblößten Schwertern, im Hintergrunde bleibend.

**La Valette** (ſein Schwert beſchauend).

Hieher die Fackeln!

(Die Edelknaben treten mit den Fackeln zu ihm.)

Ritter! tretet näher!

(Die Ritter treten vor.)

Zeigt mir die Schwerter!

(Die Ritter zeigen ihm die Schwerter.)

Recht ſo, tapfre Männer!

Auf euren Klingen, wie auf dieſer hier,
Glüht Feindesblut. Ja, das war eine Todesnacht!
Die fünfte! Schlaf und Ruhe ſind uns fremd. —
Steckt nun die Schwerter in die Scheide!

(La Valette und die Ritter ſtecken die Schwerter in die klirrenden Scheiden.)

Hört ihr? Es jauchzt der ſiegestrunk'ne Stahl
Vor Luſt, daß wir ſo tapfer ihn geſchwungen.
Nun aber heißt's zu neuer Arbeit fort!
So lang nicht alle Felſen dieſer Inſel
Von Lorbeern grünen, gibt es für uns keine
Erholung, keinen Augenblick der Raſt. —
(Zu einem Ritter.)
Ihr, Ritter, eilt in's Fort Sanct Michael!
Schafft flugs vier neue Feuerſchlünde hin!
(Ritter ab.)
(Zum Zweiten.)
Ihr, Ritter, führt in's Fort Sanct Angelo
Zweihundert hin des neugeworbnen Landvolks!
(Ritter ab).
(Zum Dritten.)
Durchzieht die Stadt! Seht mir genau,
Ob jeder Poſten ſteht auf ſeinem Platz!
(Ritter ab).

## Zweite Scene.

**La Valette** (allein).
Gelobt ſei Gott, der unſern Muth
Und unſern Arm in dieſer Nacht geſtärkt!
Die Sterne ſtanden in den Himmelshöh'n
So hell, als ſähen ſie uns freudig zu. —
Doch ſieh! das Morgenroth begrüßet uns.
Löſcht aus die Fackeln! —
(Die Edelknaben treten ab.)

Noch keine Nachricht da vom Fort Sanct Elmo?
Laut tobte das Geſchütz um Mitternacht;
Dann herrſchte wieder dumpfe Todesſtille.
Noch keine Nachricht da? Mir bangt! Wär's möglich,
Daß Feindesliſt, daß Übermacht —

(Er ſinkt auf die Knie; es wird Tag.)

Du weißt es, Herr des Himmels und der Erde!
Nicht blinder Ehrgeiz iſt's, nicht Siegeswuth,
Was uns entflammt! Rein iſt der Zweck, der uns
Begeiſtert, edel unſer Ziel.
Wir kämpfen für den Glauben, für das Wohl
Der Menſchheit gegen die zermalmende,
Geiſtlähmende Barbarenmacht.
Darum, Allmächt'ger, gib uns Deinen Segen,
Daß wir, Dich zu verherrlichen auf Erden,
Erreichen, was wir redlich wollen,
Und Maltha's freies Dankgebet Dich preiſe!

---

## Dritte Scene.

### La Valette. Ein Edelknabe.

**Edelknabe.**

Der Ritter De Medran vom Fort Sanct Elmo
Fleht Euer Hoheit dringend um Gehör.

**La Valette.**

Medran? Er komme!

(Edelknabe ab.)

Kann er mir böſe Kunde bringen? — Nein!
Mein Herz ſpricht: nein! Der mir das Liebſte iſt
Auf Erden, kann nicht böſe Kunde bringen.
Daß Er ſie bringt, — es iſt ein gutes Zeichen.

## Vierte Scene.

**De Medran**, die bekreuzte Dalmatica über dem Harniſch. **La Valette.**

**La Valette.**

Erſchöpft und athemlos! Und doch
Den Strahl der Freud' im Feuerblick?

**De Medran.**

Ich komme, günſtigen Erfolg zu künden!

**La Valette** (Medran umarmend).

Sei mir willkommen wie der junge Tag!
(An die Thür gehend.)
Ihr Ritter, tretet ein!
(Ritter treten ein.)
Vernehmt die Kunde von dem Kampf der Nacht
Im Fort Sanct Elmo! — Sprecht, Medran!

**Medran.**

Dragut, der verwegenſte
Unter den Korſaren allen,
Ließ gen unſern Ravelin
Und auf jenen Kavalier,
Der das Fort Sanct Elmo deckt,
Hohe Batterie'n erbauen:

Von der Höhe konnten ſie
In den innern Raum uns ſchauen.
Als die Nacht zur Erde ſank
Und der Mond durch Wolken brach, —
Welches Schauſpiel wurde da
Sichtbar unſern Späherblicken!
Unſers Poſtens kleine Schaar,
Müd' von Kämpfen und Beſchwerden,
Todesmatt und ſchlafbetäubt,
Lag, wie Leichen hingeſunken,
Auf der kalten Felſenerde.
Schnell und heimlich legt der Feind
Seine Leitern an die Mauern,
Steigt herab ins Innere,
Ueberfallend unſre Schläfer.
Mancher ſank in Todesnacht,
Eh' er noch vom Schlaf erwacht;
Mancher, der ſich kaum erhoben
Von der blutumfloſſ'nen Erde,
Stürzte, von dem krummen Schwerte
Hingemäht, ins Felſengrab. —
Allein, obwohl in tiefſter Stille
Dieſes Schlachten war geſcheh'n,
Flog doch mancher Todesſchrei,
Uns um Rache anzufleh'n.
In dem Innerſten erſchüttert,
Eilten nun von allen Seiten

Ritter und Soldaten hin
Zum beſtürmten Ravelin.

**La Valette.**

Eure Worte, Blitze erſt,
Werden mir nun Sonnenſtrahlen.

**Medran.**

Mit Erbitt'rung ohne Gleichen
Fing nun an der neue Kampf,
Schuß auf Schuß, und Hieb auf Hieb!
Jeder traf den rechten Fleck.
Pulver fehlte und Patronen;
Flinten, ganz zertrümmert, lagen
Neben den Getödteten;
Wuthzerbrochne Schwerter ſtacken
In den wuthentbrannten Herzen. —
Da ward's endlich immer ſtiller;
Fauſt mit Fauſt, und Kehl' an Kehle,
Fing ein Ringen an und Würgen
Mit lautloſem wilden Keuchen,
Als ob Geiſter, aus den Gräbern
Aufgeſtiegen, auf den Gräbern
Kämpften ſtumm und ſchauerlich.
Endlich glomm das Morgenroth,
Und von ſeiner Purpurglut
Ward gefärbt der bleiche Tod,
Röther noch das rothe Blut.
Unſer ward der volle Sieg!

**Die Ritter.**

Der volle Sieg!

**La Valette.**

Unſer!

**Medran.**

Von der ganzen Feindesmenge,
Die in unſre Mauern ſtieg,
War nicht Einer, der das Leben
Zu den Seinen trug zurück.
Hundert unſrer Krieger fielen,
Würdig der Unſterblichkeit;
Zwanzig Ritterleichen lagen
Wundenvoll und ruhmbedeckt,
Und um jede Ritterleiche
Feindesſchaaren hingeſtreckt.

**La Valette.**

Als Herold eines goldnen Freudenmorgens
Erſcheinet Ihr dem nachtumhüllten Maltha.

**Ein Ritter.**

Und Euer Lohn —

**Medran.**

O ſprecht doch nicht vom Lohn!
Daß wir die Ritterpflicht erfüllt und ſiegreich
Sah'n tauſend Feinde auf dem Schlachtfeld liegen, —
Das iſt's, was lohnt!

**La Valette.**

Fürwahr der höchſte Lohn,
Der Alles übertrifft, was Euch die Welt

Kann geben! —
Medran! Verbreitet in der Stadt
Die Siegeskunde, die Ihr uns gebracht!
(Medran ab.)
Ihr Uebrigen folgt mir, um meine weitern
Befehle zu vollzieh'n!
(Ab mit den übrigen Rittern.)

---

## Fünfte Scene.

Ein großer Platz im Innern der Stadt. Im Hintergrunde der Palaſt des Großmeiſters; über dem Portale das große achteckige Ordenskreuz von Alabaſter. Aus dem offenen Fenſter des Verſammlungsſaales flattert die Ordensfahne. — Einzelne Soldatenſchaaren, von Rittern geführt, ziehen im Hintergrunde vorüber. Im Vorgrunde ſtehen:

**Dequarras**, **Carloruſſo**, **Bagnon**, und andere Ritter in der Kriegsrüſtung mit der bekreuzten Dalmatica.

**Dequarras.**

Zwölfmal hat nun der Mond ſein Angeſicht
Gewechſelt, aber wechſellos verheeren
Tod und Entſetzen dieſe Felſeninſel.

**Carloruſſo.**

Wir aber gleichen auch der Inſel ganz:
Von Felſen ſtarret ſie, wie Felſen ſteh'n wir ſelbſt.

**Dequarras.**

Was nützt der Heldenmuth? Wir ſiegen fort und fort,

Allein der Feind zerſtört uns jedes Feſtungswerk,
Flieht nach den Schiffen hin, wir fallen auf den Trümmern.

**Carloruſſo.**

Wo Einer fällt, da kämpft der Andere für Zwei.

**Bagnon.**

Hätt' ich zum Wetten eine Million,
Ich ſetzte ſie mit Zuverſicht darauf,
Daß wir im nächſten Monat hier in Maltha
Auf weichen ſeid'nen Kiſſen ruh'n,
Geſchwellt mit Türkenbärten. Denkt an mich!
Am ſechſten Tag des Herbſtmonds in dem Jahr
Eintauſend und fünfhundert fünf und ſechzig
Post Christum natum hab' ich das geſagt.
So wie kein gift'ges Thier auf Maltha lebt,
So kann auch kein Ungläub'ger hier beſteh'n.

**Carloruſſo.**

So lang ich athmen kann, ſei keine Schlacht
Geſchlagen ohne mich, kein Ausfall ohne mich!
Auf jeder Baſtion ſeh' mein Geſicht der Türk,
Aus jeder Breſche kriech' ich halbtodt ihm entgegen,
Und kann mein lahmer Arm kein Schwert mehr ſchwingen,
So werde jeder Zahn ein Schwert!

**Einige Ritter.**

So recht!

**Andere.**

Wir halten es mit Euch.

**Bagnon.**

Ich lebe gern, doch ſcheu' ich nicht den Tod,

Thu' gerne, was ich will, doch gern auch, was ich ſoll.
Schnell fliegt das Leben hin wie eine Flintenkugel;
Drum nehm' ich auch die leichte Waare leicht.
Ein Gläschen Syrakuſer heut,
Den ew'gen Schlaftrunk morgen!

**Carloruſſo.**

Bin auch dabei; nur will mir's nicht behagen,
Daß der Großmeiſter uns jetzt gar ſo meiſtern will.

**Deguarras.**

Jetzt, wo Ihr leiſtet, was ein Menſch vermag,
Soll er Euch nicht mit zu viel Strenge quälen.
Den Tod kann jeder Augenblick Euch bringen,
Drum dürft Ihr auch den Augenblick genießen,
Gehört Euch doch der nächſte nicht mehr an.
Reſpekt vor den Geſetzen und Statuten,
Doch für den Helden gibt's Ausnahmen von der Regel.
Auf Eure Koſten will der Meiſter Ruhm erwerben;
Als Mittel braucht er Euch zu ſeinem Zweck.

— —

## Sechſte Scene.

### Lugny. Die Vorigen.

**Lugny.**

Glück auf! Das Fort Sanct Elmo hat geſiegt
In dieſer Nacht. Medran bracht' uns die Kunde.

**Bagnon.**

Hab' ich es nicht geſagt?

**Lugny.**

Heut feiern wir
Ein Siegesfeſt.

**Vagnon.**

Ein Siegesfeſt, ein fröhliches Pfeilſchießen,
Zu dem Agapia uns längſt geladen.

**Deguarras.**

Die Mutter von den ſchönen Griechenmädchen?
Seid wohl auf Eurer Hut!

**Lugny.**

Schön ſind die Mädchen beide,
Doch bürg' ich Euch, mein Herz iſt felſenfeſt.

**Vagnon.**

Und ich — ich kenne meine Pflicht.
Ein heitres Feſt in einer ſchönen Gegend
In einem frohen Kreiſ', mehr ſuch' ich nicht.

**Lugny.**

Und wohlthun wird's uns einmal — wär's auch nur
Ein halbes Stündchen — aus dem Marmorgrab
Der Feſtung fliehend, Luſt und Scherz zu fühlen.
Nach langen Tagen voll Gefahren und Beſchwerden
Erquickt ein Augenblick der Freude mehr
Als ſonſt ein ganzes Jahr voll Ruh' und Luſt.

**Vagnon.**

Und bleib' ich meiner Ritterpflicht getreu,
Muß ich deßhalb blind für die Schönheit ſein,
Und taub für einer holden Stimme Klang?

**Lugny.**

Du ſprichſt mir aus der Seele, lieber Bruder!
D'rum ſag' ich's, ohne einen Tadel fürchtend,
Vor aller Welt: Die Menodora iſt
Das ſchönſte, reizendſte Geſchöpf,
Und keine And're kommt ihr gleich.
Aus Lockennacht erglüht ihr Angeſicht
Wie Morgenroth. —

**Vagnon.**

Doch — Charitinens Augen
Sind gleich dem Sternenglanz um Mitternacht —

**Lugny.**

Die zarte Form, aus Roſenſtoff gebildet, —

**Vagnon.**

Der Stimme weicher Flötenton —

**Lugny.**

Die ganze Huldgeſtalt zu ſchildern, müßt' ich
Die Bilder nehmen aus dem Fabelland —

**Vagnon.**

Und aus dem Wunderreich der Feen ich.

**Lugny.**

Macht Dich die Liebe blind?

**Vagnon.**

Ich liebe nicht.
Fern ſei die Liebe mir! Doch Schönes ſchön
Zu finden, iſt mir, denk' ich, doch erlaubt? —
Mein lieber Freund! in Sachen des Geſchmacks
Gilt Deine Stimme nichts.

**Lugny.**

Hochweiſe dünkſt Du Dich vor allen Rittern;
Mich machſt Du gern zum Ziele Deines Witzes,
Weißt ſtets an mir zu tadeln, zu beſpötteln,
Fühlſt Dich mir überlegen, willſt, ich ſoll
Mich Deinem Eigendünkel fügen wie ein Kind.
Das iſt Beleidigung; ich duld' es nicht.

**Bagnon.**

Mich ſchmähend, nennſt Du mich Beleidiger?
Dein Düſterſinn reizt Dir die Galle leicht,
Und dann braucht's viel Geduld, Dich zu ertragen.

**Lugny.**

Mir aber, wiſſe, fehlt es an Geduld;
Und wehe Jedem, der mich reizt!

**Bagnon.**

Klingt das wie Drohung, wie Aufforderung?
Dein Zorn grenzt an's Gebiet des Lächerlichen.

**Lugny.**

Wie Feuer rollt mein Blut. Kein Wort mehr — ſonſt

(Er legt die Hand an's Schwert.)

**Bagnon.**

Willſt Du mich zwingen?

**Deguarras.**

Seid doch klug!
Um eines Mädchens wegen wollt Ihr Euch —

**Lugny.**

Um keine Dirne auf der weiten Welt!
Doch meine Ehre hat er angetaſtet,

Hat mich geſchmäht, aus Bosheit mich gereizt.
Schon lange quält mich ein geheimer Groll;
Nun bricht die Flamme aus. Genugthuung!
Zieh! Zieh!

**Vagnon.**

Es war an mir, Genugthuung zu fordern.
Ich that es nicht, und Du —

**Lugny.**

Zieh, ſag' ich, zieh!

(Er zieht.)

**Vagnon.**

Du willſt's? Es ſei! Abkühlung wird nicht ſchaden.

(Sie ſtellen ſich zum Kampf. Medran, welcher während der letzten Reden gekommen, doch unbemerkt geblieben iſt, tritt zwiſchen Beide.)

## Siebente Scene.

### De Medran. Die Vorigen.

**Medran.**

Seh' ich Malteſer? Seh' ich Chriſtenhelden?
Um einer Dirne Willen wagt Ihr Euer Blut,
Das nur der Ordenspflicht gehört?
Wagt dies in einem Augenblick,
Wo Maltha Eures Armes mehr als je
Bedarf, wo uns ein neuer Sieg
Zu neuer Kraftanſtrengung ruft?
Den Orden ſchmäht, wer ſolchen Zweikampf wagt!

**Deguarras.**

Zurück den Degen in die Scheide!

**Carloruffo.**

Wo nicht, ſeht in uns Allen Eure Feinde!

**Vagnon.**

Bethört hat uns das heiße Blut.
Dank Euch, Medran!
(Er ſteckt das Schwert in die Scheide.)

**Lugny.**

Ein toller Wahn riß mich dahin.
(Er thut dasſelbe.)

**Vagnon.**

Ich füge mich gerechter Strafe.

**Lugny.**

Ich bin der Schuldige, ich habe Dich gefordert.

**Vagnon.**

Beleidiger war ich.

**Lugny** (zu Deguarras).

Nehmt meinen Degen, Ordens-Drapier!

**Vagnon.**

Den meinen auch; und meldet dem Großmeiſter, —

**Deguarras.**

Laßt den Großmeiſter aus dem Spiel!
Er nähm' den kleinen Handel gleich zu ſtreng,
Will Euch nur ſterben ſehen, nicht genießen,
Und fordert das Unmögliche von Euch,
Und macht Verſuche, ſeine Heldenträume

Auf Eure Koſten auszuführen.
Was ſind ihm hundert Ritter minder oder mehr?

**Medran** (zu Deguarras).

Laßt Ihr auch den Großmeiſter aus dem Spiel!
Bekritteln ziemt uns nicht, Gehorſam nur.
Ihn drückt die Sorge für das Große g'nug,
D'rum bleib' er mit dem Kleinen auch verſchont!
Was er von uns verlangt, iſt unſ're Pflicht;
Mit eig'nem Beiſpiel leuchtet er uns vor.
Er will, wir ſeien ſo, wie wir ſein ſollen;
Er will, daß uns des Ordens Geiſt erfülle,
Daß wir die Weltluſt ihm zum Opfer bringen,
Als Ritter handelnd und als Chriſten.
Zu ſich will uns der große Mann erheben,
Will unter Großen dann der Größte ſein.
Gerichtet ſind die Augen aller Welt auf uns,
Und unter allen Kämpfen und Kampfpreiſen —
Ich wüßte keinen, der ſo herrlich wäre.
Heil unſerm edlen La Valette!
Kann ich den hohen Stern auch nie erreichen,
So ſoll mein Auge doch nie von ihm weichen!
(Ab.)

**Deguarras.**

Ei ſeht doch, wie der Brauſer uns belehrt!
Weil La Valette für ihn Vorliebe hegt,
So ſtellt er ihn auch uns zum Vorbild auf.
Wohlan, mein junger Fant! Ich trotze Dir
Und Deinem Götzenbild. (Ab.)

**Bagnon.**

Bei dieſen Beiden bricht das Feuer aus
Der Zwietracht; zwiſchen uns iſt aber Friede?

**Lugny.**

Und Freundſchaft wie zuvor.

**Carloruſſo.**

Bin einverſtanden.

**Bagnon.**

Ein Stündchen ſind wir nun vom Dienſte frei,
Der uns bei Tag und Nacht in Anſpruch nimmt.
Wie wär's, wenn wir, dem Siegesfeſt zu Ehren,
Ein Herzensfeſt begingen?

**Lugny.**

Wir haben ja den Griechinnen verſprochen,
Uns zum Pfeilſchießen einzufinden.

**Carloruſſo.**

Pfeilſchießen? Davon weiß ich nichts. Laßt hören!

**Lugny.**

Wir halten ein Wettſchießen um die Liebe
Der allerliebſten Griechinnen.
Die Roſen und die Goldorangen Maltha's —
Sie übertreffen alle in Europa,
So wie die Schweſtern alle andern Mädchen
An Reiz und Schönheit übertreffen.
Wir ſtecken eine Goldorange
Und eine Roſe auf, als Ziel,
Und jede ſoll ein Herz bedeuten.
Die Roſe iſt uns Charitina,

Die Goldorange Menodora.
Dem Sieger wird ihr Herz der Preis.

**Carloruſſo.**

Ein hübſches Spiel! Lieb' iſt dem Scherze hold,
Und Scherz verwandelt ſich gar leicht in Ernſt.

**Vagnon.**

So kommt geſchwind! Sonſt führt das böſe Schickſal
Ein Hinderniß uns in den Weg.

(Vagnon ab mit Carloruſſo und Lugny.)

## Achte Scene.

**Agapia's** Landhaus im Thale Dinkli nächſt Burgo, der Hauptſtadt auf Maltha. Ein Garten mit Roſengebüſch, Orangen- und Zederbäumen. Im Vordergrunde ſeitwärts der Eingang in eine, größtentheils mit Gebüſch bedeckte Höhle. An einem Baume vor derſelben hängt ein großer Bogen und ein Köcher mit Pfeilen.

**Agapia** (in die Ferne ſchauend); im Vordergrunde **Charitina** und **Menodora.**

**Menodora.**

Und ſcheint Dir denn das hübſche fremde Mädchen
In Griechentracht auch wirklich eine Griechin?
Sie iſt ſo ſcheu, ihr Vater ſpricht ſo wenig.
Sie ſollten ja, denk' ich, vielmehr ſich freuen,
Landsleute hier zu treffen,
Die ſo gaſtfreundlich ſie aufnahmen.
Iſt's Stolz, der ſie ſo wortkarg macht?

**Charitina.**

Vielleicht verfolgt ein böſes Schickſal ſie.
Das Mädchen trägt ein tiefes Leiden
In ihrer Bruſt, und Schwermuth deckt
Ihr Antlitz wie ein Trauerflor.

**Agapia.**

Die Sonne nähert ſich dem Meere ſchon,
Und noch erſpäh' ich nicht den Kahn,
Der meinen Dragut bringen ſoll.
Sein ſtrenger Wille führte uns
Auf dieſe Felſeninſel her;
Nun ſchmachten wir in Einſamkeit,
Und ſeh'n ihn weniger als je.

**Charitina.**

Ich, Mutter, finde keinen Grund zu klagen.
Wir leben hier in einem Paradies.

**Menodora.**

In dem wir manchen Rittern auch als Engel
Erſcheinen.

**Agapia.**

Jugend macht den Augenblick
Zum Gott, und Leichtſinn iſt der Tempel,
In dem ſie ihn verehrt. — —
Mir, Kinder, bangt.

**Menodora.**

Warum hält uns der Vater hier gefangen?

**Agapia.**

Ausführen will er einen großen Plan,
Zu dem auch wir mitwirken ſollen.

**Menodora.**

Mitwirken? O wie das mich freut!
Da werden wir ja wichtige Perſonen?

**Charitina.**

Worin ſoll jener große Plan beſteh'n?

**Agapia.**

Ich weiß es nicht; doch faßt mich banges Grauen,
Wenn ich nachſinne, wie das enden ſoll.
Entdecken die Maltheſer dieſen Plan,
Dann weh Dir, Dragut, und weh uns!
(Man hört den leiſen Ton eines Horns dreimal, immer näher kommend.)

**Agapia.**

Er iſt's! Willkomm'nes Zeichen! Fort, ihr Mädchen!
Laßt mit dem Vater mich allein!
(Die beiden Mädchen eilig ab.)

### Neunte Scene.

**Dragut. Agapia.**

**Dragut** (aus der Höhle kommend).

Da bin ich, liebes Weib!

**Agapia.**

Auch unverletzt?

**Dragut.**

Die Wellen wollten mir den Kahn umſchlagen;
Ich peitſchte ſie mit meinem Ruder,
Daß ſie vor Zorn aufſchäumten und — gehorchten.
Die Kugeln flogen wie die Raben
Mir ziſchend um den Kopf; ich pfiff,
Und ſpritzte ſie mit Waſſer an.
Mich ſchreckt kein Feind, kein Element;
Was mir beſtimmt, das trifft, — und damit gut!

**Agapia.**

Auch vor der Zeit kann uns der Tod ereilen.

**Dragut.**

Daran zu denken hab' ich keine Zeit.
Maltha, das Felſenneſt, muß unſer ſein!
Nur der Gedanke füllt mich Tag und Nacht.

**Agapia.**

Vor Allem bitt' ich, zürne nicht!

**Dragut.**

Nicht zürnen? Hm! das klingt verdächtig.
Gabſt Du, gab ein's der Mädchen Anlaß?
Heraus damit! Was ſoll's? Geſchwind!

**Agapia.**

Wir haben Gäſte in dem Haus.

**Dragut.**

Woher? Wer ſind, was wollen ſie?

**Agapia.**

Erſt vor zwei Tagen trieb ein Sturm
Ihr Schiff an unſ're Küſte her.

Ein Mann mit einem ſchönen Mädchen —
Sie konnten nirgends Obdach finden —
Kam endlich wandernd vor das Haus.
Er war ſo übel zugerichtet,
Er bat ſo ſchön, das Mädchen weinte, —
Ich konnt' es ihnen nicht verweigern,
Ich nahm ſie auf.

**Dragut.**

So? Wirklich? Ohne
Mein Wiſſen? Ohne meinen Willen?
Sehr keck, Frau Liebſte! — Und wer ſind ſie?

**Agapia.**

Ich glaube Griechen.

**Dragut.**

Wie? Du glaubſt?
Was ſoll das heißen? Weib, Du kennſt mich!

**Agapia.**

Sie ſind in griech'ſche Tracht gekleidet.

**Dragut.**

Und Wölfe, die im Schafspelz kommen?

**Agapia.**

Soll ich die Wahrheit Dir bekennen, —
Mir ſcheint, — ſie ſind nicht, was ſie ſcheinen.

**Dragut.**

Steht's ſo? Vielleicht Spione gar
Von Maltha oder Spanien?
Ziehſt Du mir, Thörin, die Gefahr in's Haus?
Weh Dir, wenn eine Schuld Dich trifft!

**Agapia.**

Verzeihe!

**Dragut.**

Still! Will ſelbſt mich überzeugen.

**Agapia.**

Erlaubſt Du mir noch eine Bitte?

**Dragut.**

Mach's kurz! Muß wieder fort; mich drängt die Zeit.

**Agapia.**

So ſage mir: was iſt Dein Plan mit uns?
Warum mußt' ich mich ſammt den Mädchen
Freiwillig, als den türk'ſchen Schiffen
Entflohen und Schutz ſuchend als Gefang'ne,
Ergeben den Maltheſer-Rittern?

**Dragut.**

Beſuchen euch der Ritter viele?

**Agapia.**

Wir dürfen ſie ja ſeh'n; Du haſt's erlaubt.

**Dragut.**

Erlaubt? Noch mehr! Ich will's ſogar.
Es iſt mein Zweck; deßwegen ſeid ihr da;
Die tapfern Ritter ſind der Schönheit hold.
Die Mädchen ſollen mir die Helden locken,
Mit Liebestaumel ſie verblenden.
Das ſchwächt den Geiſt, den Widerſtand,
Den uns die tollen Köpfe leiſten;
Und nebenbei iſt den Verliebten
Auch manch Geheimniß zu entlocken.

Dann findet ſich wohl noch Gelegenheit,
Spahi's und Brave's in die Stadt zu ſchwärzen,
Indeß zugleich die Flotte einen Angriff thut.

**Agapia.**

O ſtille, ſtille! Sieh! da kommt der Fremde
Mit ſeinem Töchterlein.

**Dragut.**

Ganz im erwünſchten Augenblick.
Ich berge mich hier in der Höhle;
Da ſeh' ich jede ihrer Mienen,
Und höre jedes ihrer Worte.
Du geh in's Haus, und bleibe dort!

(Agapia ab. Dragut tritt in die Höhle.)

---

## Zehnte Scene.

**Don Diego de la Cerda und Alfonſina.** Beide
in griechiſcher Tracht.

**Diego.**

Noch brauſt ein wilder Taumel um mich her;
Die Schreckensbilder der Gefahren all,
Der überſtand'nen, toben um mich her:
Der Wogen und der Stürme Wuth,
Die Klippen ſtarr, die Donnerkeile,
Und — was noch ärger — die Korſaren,
Die mit den Blitzen in die Wette flogen!
Nur Gottes Hand vermochte uns zu retten

Vor Raub und Tod und Sclaverei.
O möchte es mir doch gelingen,
Nun Maltha's edler Ritterſchaft
Ergieb'ge Hülfe zu verſchaffen
Im Augenblick der höchſten Noth! —
Noch aber ſeh' ich nicht, wie mir
Auf den unſichern Felſenwegen
Wo der algier'ſchen Bravo's wilde Schaaren
Wie die Raubvögel beutewitternd lauern,
Zur Ordensfeſtung Burgo kommen ſollen.

**Alfonſina.**

Dem Ziele nah, verliert der Pilger oft
Das Ziel, indem er's ſchon zu faſſen wähnt,
Und die Gewitterwolken über uns
Verſchwinden, wenn ſie ihrer Feuerſchlangen
Auf unſerm Haupte ſich entladen haben.
Vielleicht wär' uns ein Grab im Meeresgrund
Ein Schutz geweſen gegen tauſend Uebel,
Die uns wie böſe Geiſter hier erwarten.
Wie häßlich und wie ſchön das Leben iſt!

**Diego.**

O ſei nicht bange, Du mein Heldenmädchen!
Ich ſehe Dich mit Wohlgefallen an.
Wie lieblich kleidet Dich die fremde Tracht!
So eigenthümlich ſcheint ſie Dir zu ſein,
Als trügſt Du ſie, auf Hellas Flur geboren,
Von zarten Kindesbeinen an.

**Alfonſina.**

Und doch ergreifet mich ein fremder Geiſt
Im fremden Land und in dem fremden Kleid.

**Diego.**

Verändert ſcheint auch mir Dein Inneres.
Als uns Gefahren ringsumher bedrohten,
Da war'ſt Du heiter und voll Muth:
Nun wir in Sicherheit gelandet ſind,
Umwölkt ein düſt'rer Trübſinn Deine Seele.
Aus freiem Antrieb folgteſt Du dem Vater;
Vergebens ſucht' ich Dich zurück zu halten
Im Paradieſe von Sicilien, —
Entzündet von der Glut kindlicher Liebe, —

**Alfonſina** (ihm zu Füßen ſtürzend).

Verzeihung, Vater!

**Diego.**

Gott! was ſoll ich hören?

**Alfonſina.**

Die Wahrheit — ach, und mein Vergeh'n!
Nicht würdig, Vater, bin ich Deiner Huld!
Nein! — nicht die Glut kindlicher Liebe war's,
Die mich entflammte, Dir zu folgen.
Ich ſpottete all der Gefahren,
Mein Leben ſetzt' ich auf das Spiel, —
Nicht aus kindlicher Liebe, nein!
Mich trieb das Feuer einer Leidenſchaft,
Die unvertilgbar mir im Herzen brennt,
An dem die Fackel Hymen zündet oder —

Der Tod! Gerungen hab' ich mit mir ſelbſt,
Gefügt hab' ich mich, Vater, Deinem Willen,
Entſagt dem Jüngling — De Medran —

**Diego.**

Er lebt? O Gott!

**Alfonſina.**

Als Krieger hier auf Maltha
Kämpft er für die gerechte Sache.
Ein Zufall brachte mir die Kunde
Zur Zeit, als Deine wicht'ge Sendung
Beſchloſſen ward. Da brachen alle Wunden
Des kranken Herzens auf, das Blut ward Flamme,
Und auf der Erde ſah ich nur ein Bild —
Das Bild Medran's, der, wie vom Tod erwachend,
Und, gleich dem Phönix neu verjüngt,
Auflebend aus des Herzens Flammengrab,
Mit einem Zauberſchlag mich neu beſeelte.
O theurer Vater, zürne nicht!
Ihn ſehen — einmal ſeh'n, dann ſterben, —
Mehr will ich nicht! Ja, dieſer Augenblick
Sei des verarmten Lebens reichſter Preis! —
Geſchworen hab' ich Dir, ihm zu entſagen;
Ich halte meinen Schwur, — wenn Du
Auch jetzt es noch gebieten wirſt.
Mein Vater! O mein Vater, — zürne nicht!

**Diego.**

Nicht Kindesliebe trieb Dich mir zu folgen, — doch
Haſt Du gethan, was Kindespflicht gebot;

Du haſt entſagt! —
Doch mächt'ger als Dein Wille war die Liebe.
Nicht weiß ich, wie ſich die Verhältniſſe
Seit jener Zeit gebildet haben.
Im fremden Lande ſteh'n wir nun allein,
Und inniger als in der Heimat ſchließt
Des Vaters und des Kindes Herz ſich an;
Ich fühle das in tiefbewegter Bruſt.
Die Tochter liebt, der Vater muß erwägen.
Wie immer mein Entſchluß ſich nun geſtalte,
Den väterlichen Freund verkenne nicht!
Nach einer Stunde, Kind, ſeh'n wir uns wieder.
(Ab.)

**Alfonſina.**

Er zürnt mir nicht? Er ſcheint erweicht?
Aus feuchten Augen ſprach ſein Herz?
Soll mir am Rand des Abgrunds nun
Des Glückes Tempel neu erſteh'n? —
Nein, Thörin! Laſſ' die gold'nen Träume fahren!
Er ſchonte Dich, wie man dem Sterbenden
Nicht widerſpricht. Nur Täuſchung iſt's.
Hell ſchimmert Dir ein Augenblick;
Er flieht, — die Nacht verſchlingt Dein Glück!

## Eilfte Scene.

**Agapia. Alfonſina.**

**Agapia.**

Schon lange ſteh' ich hier und kann die Augen
Nicht von dem holden Antlitz wenden,
Auf dem zu leſen iſt, daß Ihr unglücklich liebt.
Wer fände ſich zu Euch nicht hingezogen?
Nehmt mich zur Freundin an, und ſchließt das Herz mir auf!
Wir ſind von gleichem Stamm, gleich ſei auch die Geſinnung!
(Bei Seite.)
Vielleicht gelingt es mir, ſie auszuholen.

**Alfonſina** (für ſich).

Darf ich ihr trauen? — ja! ſie meint es gut.
(Dragut hat indeß Agapien einen Wink gegeben. Sie nähert ſich der Höhle.)

**Dragut** (leiſe).

Wohl aufgepaßt! Sie dürfen nicht von hier.
Tod oder Sclaverei erwartet ſie.
(Er verbirgt ſich wieder.)

**Agapia** (für ſich).

Entſetzlich! — Himmel, ſchütze ſie!
(Laut.)
Hofft Ihr etwa auf Maltha ihn zu ſeh'n?

**Alfonſina** (beſtürzt).

Auf Maltha? — Wie! (Sich faſſend.) O hätte ich
Ihn nie geſeh'n, der mich mit Glut erfüllt!
Ein unbewölkter Morgen war mein Leben

Bis dahin, und die weite Schöpfung zog
Mit ihren Tönen und Geſtalten,
Mit ihren Blumen, ihren Freuden,
Als freundliche Erſcheinung mir vorüber.
Sie nannten mich wohl eine Träumerin,
Doch — meine Träume waren hold und ſüß;
Sie zeigten mir ein wunderholdes Bild,
Das ich auf Erden nie zu finden glaubte.
Ich fand es, — hätt' ich es doch nie gefunden!
Ich träumte, — wäre ich doch nie erwacht!
Wild riß das Schickſal mich vom Traum empor,
Ließ in der Wirklichkeit mich ihn erblicken,
Um ihn — auf ewig zu verlieren! —
Glücklich preiſ' ich jeden Tag die Sonne,
Die ſich in eigner Glut verzehren würde;
Sie ſtürzt ſich in den Meeresſchooß hinab,
Und löſcht im dunkeln Grab
Der kühlen Fluten
Die Liebesgluten!

**Agapia.**

O ſüße, holde Schwärmerin!
Verbannt ſein Bild aus Eurem Herzen!
Die Zeit wird dann die Wunde heilen.

**Alfonſina.**

Die Zeit kann heilen, was ein Werk der Zeit;
Was ſie zur Reife bringt, kann ſie zerſtören,
Denn alles Irdiſche fröhnt ihrer Macht.
Die Liebe aber iſt uns Himmelsfrucht,

Und keine Zeit kann ſie zerſtören.
(Für ſich.)
Verrieth ich mich? Trau' ich zu viel?
Die Griechin täuſchend, muß ich Griechin ſcheinen.
(Laut.)
Laßt mich ein altes Märchen Euch erzählen,
Das meine Amme mich gelehrt! —
Eros, der Gott der Lieb', erblickte einſt
In einer lichtumfloſſ'nen Quelle Spiegel
Sein eignes Bild, und ward von ſeiner Schöne,
Vom Reiz der eignen Anmuth ſo entzückt,
Daß er mit einem feierlichen Schwur
Sich ſelbſt gelobte, anders nie zu lieben,
Als bis er einſt ein Weſen fände,
Ein Weſen, das an Reiz und Schönheit ihn —
Ihn ſelbſt noch überträfe. —
Erfüllt von bangem Schmachten, glüh'ndem Sehnen,
Zog er dem unbekannten Weſen nach,
Und irrte trauernd durch die weite Welt,
Und ſuchte, ſuchte ohne Ruh' und Raſt
Auf Erden ſo wie im Olymp — —

**Agapia.**

Und fand es nicht, und konnte es nicht finden;
Er war ja ſelbſt das ſchönſte aller Weſen!

**Alfonſina.**

Er — fand es doch!

**Agapia.**

Unglaublich! Und es war?

**Alfonſina** (mit Extaſe).

Die Gegenliebe war's! Die Gegenliebe,
Die ſchöner noch iſt als die Liebe ſelbſt,
Denn ohne ſie iſt Lieb' ein bittrer Schmerz;
Durch Gegenlieb' erwacht
Der Liebe vollſte Glut,
Durch Gegenliebe wird die Liebe erſt
Zum höchſten Liebesglück;
Drum iſt die Gegenliebe
Noch ſchöner als die Liebe,
Und ohne Gegenliebe iſt
Die Liebe Schmerz, das Leben Tod!

(Sie ſinkt, von Schmerz überwältigt, auf eine Raſenbank.)

**Agapia.**

Weh, Mädchen! Deine Lieb' iſt Todesglut. —
Doch ſieh! da kommen unſre Ritter,
Sich am Pfeilſchießen zu beluſtigen.
Wollt Ihr Euch nicht daran ergetzen auch?

**Alfonſina.**

Dem Trauernden ſtößt jede fremde Luſt
Den Dolch ins Herz. Lebt wohl!

(Ab.)

**Agapia.**

Sie kommen da wie Liebespaare;
Ich will die Zärtlichen nicht ſtören.

(Ab.)

## Zwölfte Scene.

**Vagnon. Lugny. Menodora. Charitina.**

**Vagnon.**

Den Glücklichen, den Eure Liebe lohnt,
Ihm kann für Euch wohl nichts zu theuer ſein.

**Menodora.**

Und wer denn wäre dieſer Glückliche?

**Vagnon.**

Das fragt Ihr mich? Sein Name klänge ſchön,
Wenn dieſer Purpurmund ihn nennen wollte.

**Menodora.**

Dem Glücklichen nennt ihn ſein eignes Herz,
Eh die Geliebte noch ihn ausgeſprochen.
Beglückte Liebe gießt oft ihr Entzücken
In einen Strom von Worten aus,
Doch mächt'ger iſt ſie noch, wenn ſie verſtummt.

**Charitina.**

Die Liebe, die an *Worten* dann die ärmſte,
Sie wird die reichſte an *Empfindung* ſein,
Wie Edelſtein' im Grund der Erde glüh'n.

**Menodora.**

Wer wiſſen will, ob er der Auserwählte,
Der warte nicht auf eines Wortes Laut!
Was keine Sprache nennt, das ſagt ein Blick.
(Sie ſieht ihn zärtlich an.)

**Vagnon** (für ſich).

Ich bin der Glückliche!

**Menodora** (bei Seite).
Der Arme traut dem Blick!

## Dreizehnte Scene.

### Carloruffo. Die Vorigen.

**Carloruffo.**
Komm' ich zu ſpät zum holden Liebesſpiel?

**Lugny.**
Nein! wir erwarten Euch; doch nun
Beginne das Pfeilſchießen alſogleich!
Seid Ihr's zufrieden, ſchöne Nymphen?

**Menodora.**
Mit Pfeilen ſchießt der Liebesgott. Es gelte!

**Bagnon.**
Wollt Ihr uns ſelbſt die Goldorange reichen?

**Menodora** (eine Pomeranze pflückend).
Nehmt ſie als Bild vergnügter Liebe!
Fern von der Glut der Leidenſchaft,
Erſcheinet ſie uns freundlich mild;
Und wenn ihr goldnes Kleid gefällt,
Erquicket uns ihr Nektar auch.

**Bagnon.**
Dem Amor ſtell' ich ſie als Ziel auf's Haupt.
(Er ſtellt die Pomeranze auf den Kopf einer marmornen Statue des Amors.)

**Lugny.**
Nun, holde Charitina,

Gefall' es Eurer ſchönen Hand,
Die Siegesroſe uns zu reichen!

**Charitina.**

Die Roſe will ein ernſtes Spiel.
Gehüllt in ihre Dornenrüſtung,
Blickt ſie mit glüh'ndem Aug' hervor,
Zugleich verheißend Luſt und Leid,
Denn ſie erſcheint als Bild der Liebe,
Die Freuden ſpendet und auch Leiden,
Den Himmel öffnet, — auch das Grab.

(Sie pflückt eine Roſe und reicht ſie dem Lugny.)

**Lugny.**

Die Roſe in der Anmuth Fülle,
Halb aufgeblüht und zart gewölbt
Mit blaſſen Blättern um die Glut,
Die aus dem Kelche hochroth flammt,
Ich lege ſie in Amor's Hand.

(Er legt die Roſe in die Hand der Statue.)

Der Glückliche, der ſie als Sieger trifft,
Nimmt auch das Herz vom Ebenbild der Blume
Als Siegespreis dahin.

**Bagnon.**

Wollt, Carloruffo, Ihr beginnen?

**Carloruffo.**

Ihr kennet meine Ungeduld.
Ich treffe ganz gewiß.

(Er nimmt Pfeil und Bogen, ſchießt nach der Pomeranze und verfehlt ſie.)

Verwünſchter Bogen, ſei verflucht!

Und jeder Pfeil, der deiner Sehn' entfliegt,
Er bringe nur Tod und Verderben!
(Er wirft den Bogen zur Erde, und tritt ihn mit Füßen.)

**Lugny.**

Seid ihr wahnſinnig?

**Carloruſſo** (in heftiger Aufregung).

Dorthin blickt!

**Vagnon.**

Was ſoll's? Sieht er Geſpenſter?

**Lugny.**

O Himmel, tödte mich!

**Carloruſſo.**

Verſchlinge mich, o Erde!

---

## Vierzehnte Scene.

### La Valette. Zwei Ordensritter. Die Vorigen.

**La Valette.**

Mit meinen eignen Augen muß ich's ſeh'n,
Damit ich glaube, was unglaublich ſchien,
Daß Pflicht und Ehre Euch nicht heilig ſind,
Daß liebelnd Ihr hier dem Vergnügen fröhnt,
Wo der Entſcheidung ernſter Augenblick
Gleich einem Cherub mit dem Flammenſchwert
Vor uns erſcheint.

**Carloruſſo.**

Nicht überleben will ich dieſe Schmach!

**La Valette**

(zu einem Ordensritter, auf die beiden Mädchen deutend).

Gebietet dieſen da Entfernung!
Sie hörten ſchon zu viel.

**Ordensritter** (zu den Mädchen).

Entfernung
Gebietet des Großmeiſters Hoheit Euch.

(Charitina und Menodora treten ab.)

**La Valette.**

Ich hieß die Dirnen ſich entfernen,
Damit ſie ihre Augen nicht
An Euerer Beſchämung weiden. —
Zur Strafe ſei es Euch verſagt,
Zu kämpfen in der nächſten Schlacht!
Verderbtes Blut darf nicht der Ehre fließen,
Dem ſchmachbedeckten Haupt darf nicht der Lorbeer ſprießen!
Folgt mir!

(Indem er abgehen will und die Ritter ihm folgen, erſcheint Don Diego de la Cerda mit Alfonſina.)

---

## Fünfzehnte Scene.

### Don Diego de la Cerda. Alfonſina. Die Vorigen.

**Diego.**

Erlaubt auch mir und meiner Tochter, Euch
Zu folgen!

**La Valette.**
In die Stadt? Wen ſucht Ihr dort?
**Diego.**
Den edlen La Valette, den Ordensmeiſter.
**La Valette.**
Ich bin der, den Ihr ſucht. Und wer ſeid Ihr?
**Diego.**
Diego de la Cerda reichet Euch
Die Hand, und bietet Euch freundlichen Gruß
Des Vicekönigs von Sicilien.
**La Valette** (ihn umarmend).
O ſeid mir tauſend Mal willkommen!
Bringt Ihr uns Spaniens langerſehnte Hülfe?
**Diego.**
In Burgo ſollt Ihr meiner Sendung Zweck
Erfahren. Meine Tochter folgte mir,
In Griechentracht gekleidet wie ich ſelbſt.
Nach tauſend überſtandenen Gefahren
Trieb uns ein Sturm an dieſe Küſte.
Die Griechin nahm uns auf. Man kennt uns nicht.
Wir mußten hier verweilen, denn
Unſicher iſt der Weg nach Burgo.
**La Valette.**
Kein Minderer als der Großmeiſter ſelbſt
Soll einem Mann von ſolchem Rang und Werth
Das Sicherheitsgeleite geben. —
Ein Kleinod iſt uns anvertraut, Ihr Ritter!
Seid unverzagt, Sennora! Unſer Leben

Sei Pfand Euch für das Eurige! —
Beliebt es Euch, die Reiſe anzutreten?

**Diego.**

Von Wichtigkeit iſt jeder Augenblick;
Ich nehme Abſchied, und wir eilen.

**La Valette.**

Beſteiget unſere Pferde dann!
Wir dienen als Leibwache Euch.
Des Himmels Wille führte uns hieher;
In ſeinem Schutz zieh'n wir nach Burgo nun.

**Alfonſina.**

Das Ziel der Liebe, — meiner Leiden Ziel!

(Alle ab.)

---

## Sechzehnte Scene.

**Dragut** (aus der Höhle hervorſtürzend).

Da ziehen die Verruchten freudig hin,
An ihrer Spitze der Großmeiſter ſelbſt.
Ha! Tod und Teufel! Laſſ' ich es geſcheh'n?
Wo ſind die Pfeile? wo mein Bogen?
Dragut, du Memme! ihnen nach!
Erklimme flugs die Felſenſpitze!
Send' ihnen Tod von oben her! —
Ha — Spaniens Hülfe? Jauchzt ihr ſchon? —
Und dieſe Ritter! blinde Sklaven! —
Pfeile her! Agaria! Pfeil' und Bogen!

Sie ſollen fallen – Er vor Allen—
Der hocherhab'ne Meiſter, dann Medran——
Und du, Siciliens ſtolzer Freudenbote,
In Schmerz und Blut ſollſt du vergeh'n!
(Er hebt Bogen und Pfeil von der Erde auf.)

Da ſind ſie ja! Nun ſchnell an's Todeswerk!
(Er ſpannt den Bogen.)

---

## Siebzehnte Scene.

### Dragut. Agapia.

**Agapia** (ihn abhaltend).

Bezähme Deine Wuth! Wie kannſt Du hoffen,
Bei ſolchem Morde unentdeckt zu bleiben?
Fällt Einer nur, von Deinem Pfeil getroffen,
So mußt Du fallen von den Schwertern Aller,
Und mich und Deine Kinder ſchleppen ſie
Zum Tode fort. Ich bitte Dich, ſteh' ab!
Denn fruchtlos iſt Dein Wüthen jetzt.

**Dragut.**

Zu wahr iſt's, leider, was die Thörin ſpricht!
Erſticken möchte ich vor Wuth,—
Und dennoch ziemt mir jetzo kaltes Blut,
Damit es in dem rechten Augenblick,
Heißwallend, ſeine Opfer ſicher trifft.
(Er ſchießt einen Pfeil aufwärts.)

**Agapia.**

Mein Gott! Was thuſt Du?

**Dragut** (wild auflachend).

In's Blaue
Hab' ich geſchoſſen!
Luft machen muß ich meinem Grimm;
Nun iſt mir leichter, ruhiger das Blut.
Die Sonne möchte ich vom Himmel ſchießen!
Zur Höll' mit ihr und mit der Ritterbrut!

**Agapia.**

Was zürneſt Du den Rittern? Sie ſind jung;
Da glüht das Blut, zerſchmilzt das Eis der ſtrengen Pflicht.

**Dragut.**

Nicht daß ſie glühen, nicht daß ſie die Pflicht
Vergeſſen, — nicht deßwegen tadl' ich ſie.
Sie ſollen lieben, raſen, brennen,
Die Pflicht mit Füßen treten, — mich erfreut's:
Allein, daß eingeſchlaf'nes Pflichtgefühl
So ſchnell in ihnen wieder wird erweckt,
Daß des Gehorſams Stimme wie ein Zauberſchlag
Die Seelen traf, daß ſie ſo plötzlich
Gehorchten, ſchweigend dem Befehle folgten
Mit einer Ehrfurcht, die beinah' unglaublich,
Daß Jünglinge auf einmal Männer wurden, —
Das iſt's, was mich mit Wuth und Schmerz erfüllt!
Wer ſo, gehorchend höherem Geſetz,
Sich ſelbſt ſo ſchnell beherrſchen kann, —

Der — der iſt ein geborner Sieger
Und ſeinem Feinde fürchterlich!

**Agapia.**

Und biſt Du denn auch überzeugt, daß ſie
Jetzt dem Geſetze nur gehorchten
Und nicht vielmehr dem Augenblick,
Der ſie betäubte, ſie zu Boden ſchlug?

**Dragut.**

Gehorſam iſt der Geiſt, der ſie
Zu einer furchtbar'n Einheit macht.
Das wilde Spiel von Millionen Fluten —
Mag's toben fort und fort, — es ſchreckt mich nicht;
Doch ſcheitern Tauſende an einem Fels!
Nun aber friſch an's Werk!
Fahr' in die Hölle, Schmerz!
Als Rachegeiſt erſcheine mir dann wieder! —

(Er hebt den herabgefallenen Pfeil wieder auf.)

Nach einem luſt'gen Ziel biſt du geflogen, Pfeil!
Die Roſe lockte dich, die Goldorange,
Und über dich geſprochen ward der Fluch:
„Du ſollſt Tod nur und Verderben bringen.“
Erfüllet werde dieſer Fluch durch mich!
Ich ſtecke dir ein blut'ges Ziel;
Zahlloſe Herzen ſollſt du mir durchbohren!
Zu neuer Wuth entzünd' ich die Osmanen.
Fluch, Maltha, dir und deinen Rittern! —

Leb' wohl, mein liebes Weib! Auf Wiederſeh'n!
Nun fort, zu Schiffe, fort!

(Er ſtürzt ab. Der Vorhang fällt.)

# Zweiter Akt.

## Erſte Scene.

Großer Platz, wie im erſten Akt. In der Mitte ſind Ordensſoldaten aufgeſtellt. Vor ihnen ſteht **Deguarras**, **De Medran** und andere Ritter, die bekreuzte Dalmatica über dem Harniſch. Von der Seite kommt **Don Diego de la Cerda** mit **Alfonſina**. Sechs Leibtrabanten treten ihnen vor, ſechs Edelknaben folgen.

**Deguarras.**

Sie kommen.

(Vortretend.)

Seid hochbegrüßt, Don Diego de la Cerda!
Erblickt in dieſem edlen Herrn, Ihr Brüder,
Den ſehnſuchtsvoll erwarteten Geſandten
Der königlichen Majeſtät von Spanien,
Philipp des Zweiten!

**Don Diego.**

Willkommen, edle Herrn und Ritter!
Euch grüßt und ehrt des Königs Majeſtät;
Durch alle Welt erſchallet Euer Ruhm.

**Deguarras.**

Ein neuer Glücksſtern geht in Euch uns auf.

**Medran** (für ſich).

Weh mir! Sie iſt's! Wie ſoll ich dies ertragen!
O böſes Schickſal! Muß ein Engel ſelbſt
Erſcheinen — zum Verderben mir?

**Alfonſina** (für ſich).

Er iſt's! O Gott — wie gnädig biſt Du mir!
Ihn wiederſeh'n — Ziel meines höchſten Glücks!
Gefahr und Tod — euch trotz' ich nun für ihn!

**Deguarras** (zu Don Diego).

Und Ihr könnt grauſam es verweigern, uns
Sogleich zu künden, was wir hoffen dürfen,
Da wir die Stunden Eurer Ankunft zählten?

**Diego** (ernſt und kalt).

An den Großmeiſter lautet meine Sendung;
Er wird dann weiter nach Ermeſſen handeln. —
Kommt, Donna Alfonſina! Ihr bedürft
Der Ruhe ſehr. — Wie? De Medran!

**Medran.**

Ich bin es.

**Diego.**

Alfonſina, kommt!

**Alfonſina** (im Abgehen).

O Himmel, laſſ' mein Werk gelingen!

(Ab mit De la Cerda, begleitet von den Edelknaben und Trabanten, Deguarras und den Rittern. Die Soldaten ſchließen den Zug. Medran bleibt zurück.)

## Zweite Scene.

**De Medran** allein.

(Er ſteht in Erſtaunen verſunken, thut dann Schritte, als wollte er den Uebrigen folgen, kehrt aber haſtig wieder zurück.)

Was führt Sie her in ſolcher Schreckenszeit?
Des Himmels Wille oder Höllentrug? —
Noch wogen die Grau'nbilder dieſer Nacht
Wie böſe Träume durch die Seele mir:
Blut quillt um mich aus ſtarren Felſen,
Und Todesröcheln ſtöhnet ringsumher.
Da ſteigt vor mir ein Himmelslicht
Aus ſchwarzer Grabesnacht empor!
Was ſoll's? Was will der ſchöne Stern?
Verſchloſſen iſt mein Paradies;
Der Todesgruft bin ich geweiht! — —
Lebensfrühling! Jugendzeit!
O wo ſeid ihr hingeſchwunden,
Des Entzückens goldne Stunden
In Siciliens Feenreich?
Da war's, wo den Göttern gleich,
Ich des Lebens Nektar trank,
Und des Glückes Strahlenkranz
Blendend um mein Haupt ſich wand!
Ach! Des Schickſals Rieſenhand
Riß vom Haupte mir den Kranz,
Und die Strahlen, ſie erloſchen,
Und es ward Nacht um mich her!

Du einziges Weſen auf dieſer Welt,
Vom Himmel einſt mir zugeſellt, —
Ach! des herzloſen Vaters ſtolzer Spruch
Riß Dich von mir auf ewig los!
Der Liebe entſagte Dein kindliches Herz,
Mich trieb in den Kampf der unnennbare Schmerz.
So waren wir für einander verloren;
Uns nimmer zu ſeh'n, — wir haben's beſchworen.
Dem Ritterkreuze gehör' ich an,
Und fern von Dir geht meine Bahn. —
Schwer hab' ich mit der Pflicht gerungen,
Und mühvoll nur iſt's mir gelungen,
Des Ordens treuer Sohn zu ſein.
Schon glich mein Inn'res, rein und wahr,
Dem ſtillen Teiche ſilberklar,
In dem die Blumen, die Bäume, der Himmel
Abſpiegeln ihr freundliches Bild:
Da ſchleicht mit muthwilliger Tücke das Schickſal,
Und wirft, wie ein böſer Knabe, den Stein
In die klare Spiegelfläche hinein, —
Da taumeln die Wellen,
Erzittern und ſchwellen,
Verwirrung herrſchet zur Stunde,
Und aus dem empörten Grunde
Steigt's dunkel empor,
Und im wildverworr'nen Getümmel
Verſchwinden die Blumen, die Bäume, — der Himmel! —

Alfonſina! Noch glüht mein Herz
Für Dich Verlorne nur zu ſehr,
Und alle die Bilder der glücklichen Stunden,
Sie ſteigen vor meinem Geiſt' empor;
Und alle die langvernarbten Wunden,
Sie brechen auf, und ach! ihr Blut
Wird Liebesglut. —
Ha! welche Worte ſprach ich aus,
Sündig und frevelhaft!
O Himmel, höre ſie nicht!
Es hat ſie der Wahnſinn geſprochen, nicht ich. —
Schwer drückt zum erſten Mal mit bangem Schmerz
Das weiße Kreuz dies ſchwache Herz.
(Er entfernt ſich langſam, mit geſenktem Haupte.)

---

## Dritte Scene.

Ein Gemach im Palaſte des Großmeiſters.

**La Valette. Don Diego de la Cerda. Alfonſina.** Eintretend.

**La Valette.**

Fürwahr! Nur durch ein Wunder konnt' es Euch
Gelingen, hier zu landen; doch muß ich
Noch mehr den Heldenmuth der zarten Jungfrau
Bewundern, die es wagen konnte,
So tauſendfältiger Gefahr zu trotzen.

**Alfonſina.**

Gefahr? wo wäre ſie in dieſem Leben nicht?
Gefahr führt uns in dieſes Daſein ein;
Sie folgt dem ſchwachen Kinde wie ſein Schatten
Wir ſaugen ſie mit jedem Athemzug;
Sie ſchreitet drohend uns zur Seite hin,
Und jeder Schritt und jeder Augenblick,
In dem ſie uns verſchont, iſt ein Geſchenk.
Der Feige flieht vor ihr in ſteter Angſt,
Und ſie erreicht den ew'gen Flüchtling doch.
Gerüſtet geht der Muth'ge ihr entgegen,
Und ſie erkennt in ihm den Herrn und Meiſter;
Sie wandelt wie ein grimmerfüllter Leu
Mit funkenſprüh'ndem Blick an ihm vorbei.

**La Valette.**

Ihr ſeid vom echtem Heldenſinn beſeelt.

**Diego.**

In dieſem Weſen, einſt ſo zart und ſchüchtern,
Ging eine ſeltſame Verwandlung vor. —
Nun aber, Hoheit, eh' ich Euch die Sendung
Verkünde, ſagt, ich bitte, unverholen,
Wie's nun mit dieſer Inſel ſteht!
Was zu befürchten, was zu hoffen iſt?
Denn Spanien will genau den Zuſtand kennen,
Dem Arzt gleich, der die Krankheit heilen ſoll.

**La Valette.**

Ihr ſeid ein Arzt, dem viel Heilkräfte zu
Gebote ſteh'n — und doch ein ſchlauer Arzt!

Allein, ſo viel Behutſamkeit Ihr hegt, —
Von mir ſollt Ihr die offne Wahrheit hören.
Die ganze Macht Soleimans umringt
Die Inſel. Der Ungläubigen Beherrſcher
Hat ihr den Untergang geſchworen.
Ein Wald von mehr denn als zweihundert Segeln
Steigt aus dem wildbewegten Meer empor,
Und über vierzigtauſend Mann Landtruppen
Gebietet Muſtapha, der Vielerfahrne,
Und Pialy, der erſten Feldherrn Einer.
Mit ihnen haben die Algierer Hascem
Und Candeliſſa ihre Macht vereint,
Ein Heer wohl über zehentauſend Mann.
An Kühnheit übertreffen alle dieſe
Dragut und Uluchiali, die Korſaren.
So iſt Il Burgo, unſre feſte Stadt,
Das Herz der Inſel und der Ordensmacht,
Zu Lande und zu Waſſer eingeſchloſſen.

**Diego.**

Wie ſieht es auf der Inſel aus?
In welchem Zuſtand ſind die Forts?

**La Valette.**

Die Inſel iſt von Feindesſchaaren
Wie von zahlloſen Fluten überſchwemmt.
Ein Theil der Dörfer ſteht in Flammen,
Schutthaufen ſind die übrigen:
In Leichenhügeln liegt des Landvolks viel,
Der Hunger tödtet die noch Lebenden.

**Alfonſina.**

Entſetzlich! Vater, ſchaff doch Hülfe!

**Diego.**

Wie ſtark ſchätzt Ihr die Zahl von Maltha's Kämpfern?

**La Valette.**

Nicht mehr als ſiebenhundert Ritter, und
Soldaten bei neuntauſend.

**Diego.**

Kleine Zahl!

**La Valette.**

Doch groß durch Pflichtgefühl und Heldenmuth.

**Alfonſina.**

Dann werden ſie genügen auch;
Der Himmel ſchützt die Seinigen.
Auch müſſen ſie Euch treu als Vater lieben,
Und treuer Liebe iſt ja nichts unmöglich!

**Diego.**

Erlaubet mir nur eine Frage noch!
Von welchem Geiſte ſind die Ordensritter
Beſeelt?

**La Valette.**

Vom beſten, — doch nicht tadelsfrei;
Ja, kühn und tapfer ſind ſie Alle,
Nur wollen ſie's auf ihre Weiſe ſein.
Zu weltlich iſt ihr Sinn, nicht ſo,
Wie es der fromme Geiſt des Ordens will,
Der blinde Unterwürfigkeit verlangt.
Sie haben nicht dies eine höchſte Ziel

Allein vor Augen; ach! noch manche andre
Triebfeder, manche Leidenſchaft,
Ehrgeiz und Stolz, auch Haß und Liebe,
Bewegen die entflammten Herzen.
Drum ziemt es mir als Ordensmeiſter
Den Orden nun in ſeiner erſten Reinheit
Neu herzuſtellen. Unter allen Rittern
Iſt Einer nur des Ordens echter Sohn,
Der makellos, rein wie das Sonnenlicht,
Demuth mit Tapferkeit vereint,
Ein Chriſtenheld im höchſten Sinn des Wortes.

**Diego.**

O nennet ihn, den Edelſten des Ordens!

**La Valette.**

Es iſt der Ritter De Medran.

**Alfonſina** (Für ſich).

Weh mir! In Nacht erliſcht mein Lebenslicht.

**Diego.**

Der Ritter De Medran? (Für ſich.) Erwünſcht!
Das Schickſal bietet mir die Hand.

**La Valette.**

Ihr kennet ihn, den Liebling meines Herzens?

**Diego.**

Als Jüngling war er reich an Geiſtesgaben.
Sehr gern mag ich von Euch ſein Lob vernehmen.
Und ward der ſanfte Jüngling denn ein Held?

**La Valette.**

Ja, unter den gewaltigſten der Kämpfer

Iſt er, fürwahr, der Erſten Einer.
Ihr ſollt ihn ſprechen.
(Er geht in ein Seitengemach.)

**Alfonſina** (für ſich).

Mich will der Schmerz zermalmen,
Und tödten will mich das Entzücken!
(La Valette führt den De Medran herein.)

## Vierte Scene.

**Diego de la Cerda. Alfonſina. La Valette. De Medran.**

**La Valette.**

Nennt ihn willkommen, meinen edlen Sohn!

**Diego.**

Ich nenne Euch von Herzen hier willkommen.
Wie ſteht Ihr mit der Welt? Wie ſteht die Welt mit Euch?

**Medran** (mit Würde und Nachdruck).

Den Ordensritter binden die Gelübde
Der Armuth, des Gehorſams und der Keuſchheit.
Entſchlummert iſt die Leidenſchaft,
Und fern verhallt das Weltgetümmel.
Zwar ſteht er auf der Erde Boden feſt,
Doch ragt ſein Geiſt, der Zeder gleich, zum Himmel.
Sennor! in dieſem Lichte woll't mich ſeh'n!

**Diego** (ihm die Hand reichend).

Ja, dieſer Deutung Sinn verſteh' ich wohl;

Und mehr als je nenn' ich Euch nun willkommen. —
(Zu La Valette.)
Iſt's Euch gefällig, mir die Feſtungswerke
Zu zeigen?

**La Valette** (lächelnd).

Ein Ungläubiger
Scheint Ihr beinah' zu ſein, der Alles
Mit Händen greifen will, eh' er
Des Herzens Meinung ſelbſt ausſpricht.
Wohlan! Ich bin bereit, Euch alſogleich
Zu zeigen, was Ihr nur zu ſehen wünſcht.

**Diego.**

So laßt uns eilen!
(Zu Medran.)
Eurem Schutz, Herr Ritter, —
Hält des Großmeiſters Hoheit es genehm, —
Vertrau' ich die Sennora, meine Tochter.

**Medran** (zu La Valette).

Darf ich?

**La Valette.**

Ihr dürft und ſollt. —
(Zu La Cerda.)
Ich wüßte ſie
Nicht beſſerm Schutze zu vertrauen.
Kommt!

**Diego** (leiſe zu Alfonſina).

Sennora, ſeid auf Eurer Hut!

Des Ordensritters Herz ſchlägt höher,
Als ird'ſche Liebe reichen kann.
(Ab mit La Valette.)

---

## Fünfte Scene.

### Alfonſina. De Medran.

(Beide ſtehen einige Zeit ſchweigend und in ſich verſunken.)

**Medran.**

Trieb Euch das Hochgefühl kindlicher Liebe,
Zu theilen mit dem Vater die Gefahr,
Dann hat der Himmel würdig Euch belohnt,
Der Euch und ihn ſo glücklich landen ließ;
Doch darf ich Euch, Sennora, nicht verhehlen,
Daß wir im Zenith der Gefahren ſteh'n.
Muß dieſe Inſel — (die Entſcheidung naht!)
Der Uebermacht der Feinde unterliegen,
Stürzt das Verderben rettungslos
Mit allen ſeinen Gräueln auf uns nieder.

**Alfonſina.**

Mich ſchreckt es nicht. Ich kannte die Gefahren,
Die auf der Seefahrt uns bedrohen würden,
Ich kannte Maltha's hoffnungsloſe Lage,
Der Feinde Uebermacht, der Freunde Zögern, —
Und dennoch hab' ich den Entſchluß gefaßt,
Zu eilen nach dem ſchwerbedrängten Eiland.

Was mich dazu bewog, iſt mein Geheimniß,
Auf jeden Fall ein großer Zweck.

**Medran.**

Doch wenn die Macht des Unglücks uns ereilt,
Wird nicht ein Gatte, werden Kinder nicht
Um die Verlorne trauern?

**Alfonſina.**

Ich bin unvermählt.

**Medran** (für ſich).

O Gott — was muß ich hören!

(Laut, doch ſchüchtern.)

Und was bewog Euch, unvermählt zu bleiben?

**Alfonſina.**

Der feſte Wille — und ein hohes Ziel.

**Medran.**

Ich ehre ſchweigend Euren hohen Sinn;
Und wollt' ich auch die Gründe kennen,
Die Euch bewegen, — dürft' ich's nicht.

**Alfonſina.**

Erſt wenn die Wolken flieh'n, zeigt ſich die Sonne;
Die Niederung nur wechſelt,
Die Höh' iſt wandellos.

(Nach einigem Schweigen.)

in Bild des Lebenswechſels bot die Reiſe mir,
in Bild der Gegenwart und der Vergangenheit. —

Geboren auf Siciliens Götterinſel,
Ward ich von meiner Wiege an umgeben

Mit Allem, was wir ſchön und reizend nennen,
Ein glückbegabtes Kind der Freude
Im Wunderreiche der Natur,
Im Zaubergarten aller Segensfülle.
Wie lieblich ſteht dies Bild mir vor der Seele
Mit ſeiner fruchtbar'n Thäler grünem Schmelz,
Mit ſeinem ew'gen Frühlings-Schmuck,
Mit ſeines Himmels Azurblau,
Mit ſeiner Lüfte Nektarduft,
Wo ſelbſt des Aetna Feuergeiſt
Zerſtörend neues Leben ſchafft
Und mitten in Zerſtörung ſich
Den ſchönſten Gürtel um die Lenden ſchlingt! —
Wie graunhaft war dagegen mir
Der Anblick Maltha's, das ſich aus der Ferne,
Ein Schreckenbild aus weißem Felsgeſtein,
Aus düſterm Flutengrund erhebt,
Umſtarrt von nacktem Felsgeripp
Und kahler Klippenwände
Geſpenſtiſch drohenden Geſtalten,
Die hier ein weites Grab bewachen,
Ein Reich erſterbener Natur!
Mit Schmerz durchdrang mich dieſer Scenenwechſel,
In dem ich auch ein Bild des Lebens ſah,
Auch meines Lebens — auch des Eurigen!
Weit hinter uns liegt das Sicilien ſchöner
Vergangenheit, und uns entgegen ſtarrt
Das Maltha einer düſtern Gegenwart!

**Medran.**

Erlaubt, daß mit beklommnem Herzen
Ich nun ein Bild Euch vor die Seele ſtelle,
Das mit der Gegenwart verſöhnen mag!
In die Katakomben führ' ich Euch,
In der Ordensritter Todeswohnung
Die mit Recht den Namen trägt
Einer unterird'ſchen Stadt.
Mächtige Gewölbe ſteigen
In der dunkeln Klüfte Raum,
Hochaufſtrebend, weit ſich dehnend,
Rieſig grauenhaft empor,
Bilden Säle und Gemächer,
Säulenhallen, Gänge und
Hocherhabne Gallerien.
Jeder Theil der Todeswohnung
Iſt mit Särgen angefüllt,
In den Felſenwänden ruhend,
Grab zugleich und Siegesmal,
So daß ſelbſt die ſtummen Todten
Uns zu Ruhm und Ehr' entflammen. —
Schauerlich mag dieſe Gruft
Euch beim erſten Anblick ſcheinen,
Aber bald wird freundlicher
Sich der Schreckensort geſtalten,
Da er mit der Oberwelt
Liebend in Verbindung tritt.
Durch das lock're Felsgeſtein,

Das von leichter, weicher Art,
Dringt und ſickert tropfenweiſe
Wie ein milder Himmelsthau,
Waſſer von der lichtbegabten
Erde in die dunkle Tiefe,
Das, an allen Felſenwänden
Sich vereinend, Bäche bildet,
Die, gleich holden Geiſterſtimmen,
Leiſe und melodiſch gleiten
Durch das ſtille Haus des Todes,
Ach, ein ſüßes Schlummerlied! —
So genährt von dem Gewäſſer,
Wird ein Pflanzenkeim entwickelt,
Und es ſproſſen aus den Steinen
Kräuter und Geſträuche auf
Bis zu des Gewölbes Höh',
Während ſich herab von Oben
Wie die Unterwelt begrüßend,
Zweig' und Pflanzen durch die Ritzen
Liebend zu den Todten drängen.
So keimt ewig ſchönes Leben
Aus dem Felſenherzen ſelbſt,
Blumen blühen, Klänge tönen,
Wo kein Menſchenathem weht. —
Mögt Ihr in dem Bild erkennen,
Wie der Schmerz ſich mit der Wonne,
Tod ſich mit dem Leben eint,
Und die Liebe mit dem Himmel!

**Alfonſina.**

Unſers eignen Schickſals Bild
Stellt Ihr vor die Seele mir
Und beſtimmt der Zukunft Ziel.
Uns iſt eine Gruft das Leben,
Über'm Grabe blüht es erſt.
Ich verſteh' Euch, wie ich ſoll,
Euch verehrend, will ich nicht
Eurer Größe unwerth ſein.
Trennung iſt nur Erdenloos;
Einſt geliebt, bleibt ewig mein!
(Schnell ab.)

**Medran.**

Durch Gräber dringt des Himmels Schein!
(Ab.)

## Sechſte Scene.

Großer Saal der Ordensverſammlungen; an den Wänden die Bildniſſe der Großmeiſter. Links im Vordergrunde zwei Reihen von Stühlen, rechts der Stuhl des Großmeiſters unter einem Baldachin. Daneben die große Ordensfahne; in einiger Entfernung noch ein Stuhl. **Deguarras**, **Carloruffo**, **Bagnon**, und **Lugny** nebſt andern Rittern und Comthuren in ihren Ordenskleidern treten durch die Hauptthüre, an deren beiden Seiten Edelknaben ſtehen, hinter dieſen die Trabanten, die ſich beim Eintritte des Großmeiſters entfernen.

**Deguarras.**

Mit Jedem eine Wette einzugehen
Bin ich bereit: die Ritter von Sanct Elmo —

Was ſie der Hoheit auch vorſtellen mögen —
Sie reden nicht'ge Worte in den Wind.
Sein Starrkopf will einmal, es ſoll das Fort
Vertheidigt werden, bis die Feſtungswerke
In Trümmer und in Schutt zerfallen ſind.
Gleichviel, er will's, und eher beuget ihr
Den ſtarren Fels als ſeinen ſtarren Sinn.

**Carloruſſo.**

Sind wir Maſchinen oder Menſchen?
Entwürdigen ſoll er uns nicht!
Denn was er iſt und was er wirkt,
Er iſt und wirkt es nur durch uns.

**Bagnon.**

Er heißt das Meer; wer zählt uns arme Wellen?

**Lugny.**

Er muß befehlen; uns ziemt das Gehorchen.
Ob er recht oder unrecht thut,
An uns nicht liegt es, das zu prüfen.

**Deguarras.**

So gar demüthig denk' ich nicht.
Der Geiſt des Ordens lebt in jedem
Von uns ſo mächtig wie in ihm.
Nicht beſſer als das unſre iſt ſein Blut;
Und wo ſich's handelt um das Äußerſte,
Da haben wohl auch wir ein Wort zu ſprechen.

**Carloruſſo.**

Ihr ſprecht mir wahrhaft aus der Seele.

**Vagnon.**

Wir dulden die Mißhandlung länger nicht.

**Deguarras.**

Verhaßt bin ich dem La Valette,
Weil ich zu oft ihm widerſprach.
Ich haſſ' ihn, weil er Widerſpruch nicht duldet.
Der Unterſchied liegt nur darin:
Er birgt den Haß, ich zeig' ihn öffentlich.
Ich ſage: La Valette iſt Feind des Ordens!

**Lugny.**

Und werin findet Ihr wohl den Beweis?

**Deguarras.**

Gewonnen iſt er von dem Spanier,
Der auf den Untergang des Ordens ſinnt,
Auf deſſen Trümmern La Valette
Sich prunkend dann erheben will.
Mit leerem Blendwerk täuſcht uns König Philipp!
Die Flotte, die er bei Sicilien rüſtet,
O glaubt mir, ſie wird nimmer hier erſcheinen!
So iſt's, und wohlbekannt dem La Valette.
Er ſpielt mit uns ein falſches Spiel.
Ich deck' es auf; an Eure Spitze tret' ich.
Ein Beſſerer muß ſeinen Platz einnehmen
Wer uns zu opfern denkt, den opfern wir.
Will er den Orden ins Verderben ſtürzen,
So mag er ſelbſt zu Grunde geh'n!
So ſei's! Großmeiſter mögen untergeh'n;
Der Orden aber muß beſteh'n.

**Carloruffo** und **Bagnon.**

Großmeiſter mögen untergeh'n;
Der Orden muß beſteh'n!

---

### Siebente Scene.

**La Valette** und **Don Diego de la Cerda** treten ein und ſetzen ſich.

**Diego.**

Geehrte Herren! Ritter und Comthure
Und ihr, des Ordens Würdenträger,
Und des Großmeiſters Eminenz!
Wohl eingedenk der großen Thaten
Des allbewunderten Maltheſer-Ordens,
Wohl eingedenk der wicht'gen Dienſte,
Die Euch die mächtige Hiſpania dankt
Bei jeder kühnen Unternehmung gegen
Die frevelnden Raubſtaaten Afrika's;
Wohl eingedenk der glänzenden Verdienſte,
Die der Maltheſer-Orden ſich erwarb
Als Bollwerk der geſammten Chriſtenheit
Und als Vormauer gegen die Osmanen, —
Bekennt Philipp der Zweite, Spaniens Herrſcher,
Sich laut vor aller Welt als Euern Freund,
Der nun und nimmermehr geſtatten wird,
Daß untergeh' ein Orden
Durch der Ungläub'gen Übermacht, ein Orden

Der Schutz und Schmuck der Menſchheit und
Des wahren Glaubens heil'ger Kämpfer iſt.
Zeigt ſich Europa lau zu ſchuld'ger Hülfe,
Nimmt Spanien des ganzen Welttheils Pflicht
Mit vollen Eifers Glut allein auf ſich.
Doch — Alles will den rechten Augenblick,
Und große Laſt verlangt auch große Kraft.
In kurzer Zeit wird unſrer Flotte Macht
Erſcheinen; darum faſſet Muth!
Steht felſenfeſt! Denn als Bedingung
Der Hülfe, die Euch Spanien verheißt,
Muß es vor allem Andern d'rauf beſtehen,
Daß Ihr das Fort Sanct Elmo feſt behauptet,
Bis unſ're Macht an Maltha's Küſte landet.
Ging dieſes Fort in Feindes Hände über,
Eh' Spaniens Hülfe kommt, ſo wißt, es würde
Philipp Euch Eurem Schickſal überlaſſen,
Da Rettung dann kaum möglich wäre.

(Pauſe. Die Mienen und Geberden der anweſenden Ordensglieder verkünden theils Beſtürzung, theils Unmuth.)

**Dequarras**
(halblaut zu Bagnon und Carloruffo).

Erkennet Ihr nun, daß ich wahr geſprochen,
Was wir von Spanien und von La Valette
Zu hoffen haben? Thu' ich unrecht,
Wenn ich ſie Feinde nenne unſers Ordens?

**La Valette** (nach würdevollem Schweigen).

Betrübend iſt's, was wir vernommen haben,

Doch für den welterfahr'nen Mann nicht neu.
O baue Keiner je auf Menſchenhülfe!
Die ſchwache Blume — ſie bedarf der Wartung,
Bedarf ſorgſamen Schutz vor Wind und Froſt;
Die Eiche braucht des Gärtners Hülfe nicht!
Der ſie gepflanzt, erhält und ſchützt ſie auch.
Die Wuth des Sturmes mehret ihre Kraft
Zum Widerſtand im Elementenkampf. —
Was iſt's denn auch, wenn wir der Hülf' entbehren?
Je größer ſich der fremde Beiſtand zeigt,
Um ſo viel wird er unſern Ruhm verkleinern;
Und fallen wir, der Hülfe ungeachtet,
Erſcheinet zweifach ſchmählich unſer Fall:
Doch — ſiegen wir durch unſ're Kraft allein,
Steh'n wir in Herrlichkeit vor aller Welt!
Erliegen wir allein, ſo ſchwindet dieſer Orden,
Der untergeh'nden Sonne gleich,
Einſam in Glorie dahin,
Und eine Welt ſtaunt dem Geſchied'nen nach!
Groß fallen iſt ſo göttlich wie groß ſiegen. —
Mag kommen denn, was Gott beſchloſſen hat!
Wir handeln unverzagt nach Pflicht und Kraft;
Und wie es ſich nun auch geſtalten mag, —
Gott lebt im Weltall wie in unſrer Bruſt,
Und dieſe ſei ſein heiliger Altar!
Denn nicht nur Kämpfer ſind wir, Kämpfer Gottes;
Nicht Lorbeer, Palmen kränzen unſer Schwert;
Der Geiſt der Frömmigkeit lenkt unſern Heldenſinn. —
(Pauſe.)

So denkt der hohe, ſouveräne Orden,
In dem die edelſten Geſchlechter prangen,
In dem des Adels höchſte Zierden blüh'n,
In dem die Zungen aller Völker ſprechen,
Die man die erſten in Europa nennt.
Im großen All von Mißton und von Wohlklang
Wird unſer Leben, unſ're That
In Ewigkeit fortklingen,
Ein himmliſcher Akkord!

(Sich an La Cerda wendend.)

Sennor! So denken, ſo beſchließen wir! — Ihr ſeht:
Nicht hülflos iſt, wer Gott und ſeiner Kraft vertraut! — —
Es mögen nun die Abgeordneten
Vom Fort Sanct Elmo vor uns treten! —

(Ein Ordensherold öffnet die Hauptthüre des Saales.)

## Achte Scene.

**De Medran, Guimeran** und **drei andere Ritter** treten ein.

**La Valette.**

Vernommen hab' ich Euren Heldenkampf.

**Guimeran.**

Wir handelten, wie's Ordensrittern ziemt.

**La Valette.**

Ihr habt mir eine Bitte vorzutragen? — Sprecht!

**Guimeran.**

Sanct Elmo wird mit jedem Tage härter

Vom Feind bedrängt. Eng iſt der Raum und faßt
Nur wenig Mannſchaft zur Vertheidigung.
Schon ſind die Türkenſchaaren im Beſitz
Von manchem Außenwerk, und ihr Geſchütz
Beherrſcht die Wälle. Muth und Tapferkeit,
Sie ſind ein Raub feindlicher Feuerſchlünde.

**La Valette.**

Worin beſteht denn Eure Bitte nun?

**Guimeran.**

Daß Ihr Vergebliches, Unmögliches
Nicht fordern wollt von uns.

**La Valette.**

Das heißt?

**Guimeran.**

Erlaubt, daß De Medran für uns das Wort nun führe!

**Medran.**

Von fünf und dreißig Rittern unterzeichnet
Iſt dieſes Blatt.

**La Valette.**

Und ihr Verlangen?

**Medran.**

Sie bitten, Eure Hoheit wolle
Geſtatten, daß ſich die Beſatzung
Vom Fort Sanct Elmo nun an einen
Haltbarer'n Platz zurückzieh'n dürfe.

**La Valette.**

Die Gründe haben viel für ſich,
Und für die Bitte ſpricht der Schein;

Doch anders denk' ich als die Ritter.
Nicht zu verkennen iſt die üble Lage,
In der Sanct Elmo ſich befindet.
Mit tiefem Schmerz beklage ich die Tapfern,
Die in dem Fort als Opfer fallen müſſen.
Doch wicht'ge Gründe, wißt, gebieten mir,
Das Fort auf's Aeußerſte noch zu vertheidigen,
Weil es das wichtigſte von allen iſt.
Setzt's über an den Feind, ſo macht es ihn
Zum Herrn der beiden Häfen und der Stadt.
Auch habt Ihr ja ſo eben erſt vernommen,
Daß Spanien die Behauptung von Sanct Elmo
Zur unerläßlichen Bedingung ſetzt
Des Beiſtands, den es uns gewähren will. —
Nun aber hört, was mir noch wichtiger
Als Alles ſcheint, was ich bisher erwähnte!
Wenn wir durch die hartnäck'ge Gegenwehr
Den rohen Türken zwingen, dieſes Fort
Mit ungeheurer Kraft im Sturm zu nehmen,
So ſchwächen wir, ſelbſt wenn es ihm gelingt,
Die Macht des Feindes ungeheuer.
Und wie muß ſolch ein Beiſpiel wirken
Auf die Gemüther der Barbaren!
Bewunderung wird ſie ergreifen;
Der Chriſten Heldenmuth wird ihnen
Erſcheinen als ein Werk von höh'rer Macht.
Dann weicht dem Geiſt die rohe Körperkraft,
Und unſer Ruhm wirkt mehr als Schwert und Feuer.

**Deguarras.**

Erhaben klingt, was Eure Hoheit ſprach;
Dennoch muß ich der Ritter Loos beklagen.
Ich wage Euren Zorn, und ſage frei:
Ihr opfert zwecklos ſie dem ſichern Tod,
Und führt des Ordens Untergang herbei!

**La Valette.**

Steht's ſo, und herrſcht ein ſolcher Geiſt im Orden,
Dann iſt er ſchon dem Untergange nah';
Er iſt in dieſem Augenblick nicht mehr.
Er iſt zerſtört — doch nicht durch Feindes Macht
Durch ſeinen inneren Verfall zerſtört,
Hat durch ſich ſelber aufgehört zu ſein!
Dies aber ſoll und darf nicht ſein! So lang
Ich lebe, muß der Orden auch beſteh'n.
D'rum hört, was ich mit feſtem Sinn verkünde!
Ein Theil der Ritter muß geopfert werden,
Muß fallen als Vertheidiger Sanct Elmo's;
Ein Theil muß bluten für des Ganzen Wohl!
Wer wagt es zu behaupten mir, ein ſolches
Verfahren ſteh' im Widerſpruch
Mit den Geſetzen unſers Ordens?
Hat jeder Ritter nicht geſchworen,
Sein Leben für den wahren Glauben
Mit heller Ueberzeugung,
Doch im Gehorſam blind,
Mit Freuden hinzugeben?
Zur Unterwerfung unter ein ſo ſtrenges

Geſetz gehört des Ordens reinſter Geiſt,
Denn eine Heldenthat im heil'gen Sinn
Des Chriſtenthums kann nicht durch äußere
Gewalt erzwungen werden, nein! ſie muß,
Dem Lichtſtrahl gleich, der aus der Sonne ſtrömt,
Hervorgeh'n aus des Menſchen innerm Kern.
So dachten einſt die Gründer unſers Ordens
Und ſeine erſten frommen Heldenſöhne,
In denen ein Verein von Tugenden,
Der widerſprechend, ja unmöglich ſchien,
Zum Staunen aller Welt ſich wirklich zeigte:
Des Rittergeiſtes kühne Glut, die ſich
Der Regeln härt'ſtem Zwange unterwarf,
Kampfluſt mit klöſterlicher Demuth,
Soldatentrotz mit ſtrengſter Selbſtbeherrſchung,
Irdiſcher Sieg für hohes Himmelsziel! —
Zeigt der Gehorſam ſich im ſchönſten Glanz,
Muß er das Werk des freien Willens ſein.
Wer dies nicht kann, er iſt kein Ordensheld,
r iſt ein Feuer, das nur brennt, nicht leuchtet. —
Eintrete Caſtriotto nun!

(Der Herold öffnet die Hauptthüre. Caſtriotto tritt ein.)

## Neunte Scene.

### Caſtriotto. Die Vorigen.

**La Valette.**

Habt Ihr das Fort Sanct Elmo unterſucht,
Genau, ſo wie ich es befahl?

**Caſtriotto.**

Vollzogen hab' ich, Hoheit, den Befehl.
Und kann mit voller Ueberzeugung ſprechen.

**La Valette.**

So ſprecht nach Wahrheit und Gewiſſen!

**Caſtriotto.**

In ſchlechtem Zuſtand iſt das Fort;
Die Feſtungswerke haben ſehr gelitten.
An vielen Stellen iſt die kleine Zahl
Der muthigen Vertheid'ger unbeſchützt.
Ich aber denke: Feuerſchlünde können
Die Feſtungswerke wohl zertrümmern
Und Breſche ſchießen in das Mauerwerk;
Doch wenig Schaden bringet dies,
Bleibt nur der Muth der Kämpfer unerſchüttert.
Wo dieſer flammt, läßt auch ein Kampf
Auf Trümmern glorreich ſich beſteh'n.

**La Valette.**

Und ſo geht Eure Meinung denn dahin, —

**Caſtriotto.**

Es läßt das Fort ſich noch vertheidigen,
Wenn man nicht Blut noch Menſchen ſchonen will.

**La Valette.**

Jhr ſeid ein kühner Mann; verſprecht Jhr nicht zu viel?

**Caſtriotto.**

Nein! Zum Beweiſe, daß ich glaube,
Was ich geſprochen, wollet, Hoheit, mir
Vergönnen, daß ich die Vertheidigung
Des Forts ſelbſt übernehme!

**La Valette.**

Das nicht!

(Er reicht ihm die Hand.)

Doch ſollt Jhr Ruhm und Ehre theilen
Mit denen, die hier denken ſo wie Jhr! —
Wer von Euch hier Anweſenden
Will unter meiner eigenen
Anführung die Vertheid'gung übernehmen?

**Mehrere** (aufſtehend).

Wir ſind bereit! —
Wir folgen Euch —
Zu Sieg und Tod;

**La Valette.**

Wohlan denn, Abgeordnete, ſo meldet
Den Rittern von Sanct Elmo: ihre Bitte ſei
Gewährt! Dieſelben Barken, welche uns
In's Fort Sanct Elmo ſchiffen, ſollen ſie
Aufnehmen, ſollen in die Burg ſie führen,
Wo ſie — mehr Sicherheit erwartet!

**Medrau.**

Schmach — wie überleb' ich dich!

Die Sicherheit iſt Grabesruh'.
Ach, tödten wird der Urtheilsſpruch
Die Armen, ſo entehrt, lebendig todt!
(Die Abgeordneten, Medran ausgenommen, ſtürzen auf die Knie.)

**Guimeran.**

Seht uns hier auf den Knien liegend,
Um Gnade flehen! Aerger als der Tod
Iſt dieſe Schmach. O nehmt den Spruch zurück!
Seid milde, laßt uns tödten, und —
Wir wollen ſterbend Eure Gnade ſegnen!
Zum Selbſtmord zwingt Ihr ſonſt uns Alle.
Nur vierzig Leichen führen jene Barken
Zurück! —
Vergönnet uns des Frevels Sühne!
Vergönnet uns, bis auf den letzten Mann
Die Veſte zu vertheidigen,
Damit wir Alle ſiegen — oder fallen!

**Medran.**

Laßt uns ein Wort des Vaters hören,
Ein Wort, das Todten neues Leben gibt!

**La Valette.**

Was ich beſchloſſen, ſollet Ihr vernehmen.
Nun tretet ab!
(Die Abgeordneten entfernen ſich mit Zeichen des tiefſten Schmerzes. Medran bleibt.)

**Don Diego.**

Erſtaunen faſſet mich!
Ein Fremdling ſteh' ich hier in einer fremden Welt.

Als Muſter hocherhab'nen Sinn's ſteht Ihr
Vor mir, der Vorwelt größten Männern gleich,
Großmeiſter wahrlich durch die eigne Größe!
Und dennoch kann ich den Gefall'nen ſelbſt
Bewund'rung nicht verſagen.
War ſträflich ihr Vergehen auch,
Ein ſolches Schamgefühl der Schuld,
Mit ſolcher Reue, ſolcher Sehnſucht,
Begang'nes Unrecht gut zu machen,
Es zeigt mir Menſchen, die, ſelbſt irrend,
Hoher Achtung würdig ſind.

## Zehnte Scene.

### Ein Edelknabe. Die Vorigen.

**Edelknabe.**

Ein alter Chriſtenſclave bittet, Hoheit,
Euch um Gehör. Ein Boot trug ihn ans Land,
Und Wicht'ges habe er Euch vorzutragen.

**La Valette.**

Er komme!

(Edelknabe ab.)

## Eilfte Scene.

(Ein alter Sclave mit bleichem, abgehärmten Geſicht, in einen Mantel gehüllt, tritt ein.)

**La Valette.**

Was kündeſt Du? Wer ſendet Dich?

**Sclave.**

Mich ſendet Muſtapha, des Heeres Haupt,
Als Chriſt dem Chriſten und als Menſch dem Menſchen
Ans Herz zu reden.

**La Valette.**

Sprich!

**Sclave.**

Vor dieſen?

**La Valette.**

Ja.

**Sclave.**

Bedeckt mit Leichen der Osmanen und
Der Chriſten iſt das Fort Sanct Elmo.
Der Ruh' bedürfen beide Heere.
Klugheit und Menſchlichkeit bewegt
Soleiman's Feldherrn zu dem Vorſchlag,
Daß kurzer Waffenſtillſtand walten möge.

**La Valette.**

Verkünde Eurem Feldherrn: Zwiſchen
Ungläubigen und Maltha's Rittern könne
Ein Waffenſtillſtand oder Friede nie
Beſtehen. Krieg bleibt zwiſchen uns,

So lang ein Ritter, ein Osmane lebt.
Dies aber melde Deinem Herrn:
Wagt er noch einen Herold mir zu ſenden,
So ſend' ich ihm des Herolds Haupt zur Antwort!

**Sclave.**

Ein harter Schluß! Die Glieder beben mir.
Gönnt doch dem Greiſe zur Erholung Friſt!

(Medran hat den Sclaven mit ſteigender Aufmerkſamkeit betrachtet; endlich tritt er haſtig zu ihm, und entreißt ihm Mantel und Larve.)

**Medran.**

Verwegner Böſewicht, der — Dragut heißt!

**Mehrere** rufen:

„Dragut!"

**Dragut.**

Ich bin's! Das ſagt mir Euer Schrecken.

(Einige Ritter ziehen die Schwerter.)

**La Valette.**

Zurück! Die Schwerter in die Scheide!
Ihn unverletzt zurückzuſenden,
Hab' ich verheißen; heilig iſt mein Wort.

**Carloruſſo.**

Vergönnt mir denn, zum Zweikampf ihn zu fordern!

**Dragut.**

Biſt du des Lebens ſatt? Ich bin bereit!

**La Valette.**

Nicht würdig biſt du eines ſolchen Kampfes.
Die Rechte des Geſandten ehrend,

Verhieß ich unverſehrte Rückkehr Dir;
Nimm denn das Leben und die Freiheit
Als Zeichen — der Verachtung hin!

**Dragut** (mit Hohn).

Wenn ich Euch aber nun geſtehe,
Daß ich zugleich die Abſicht hatte,
Der Inſel Zuſtand auszuſpähen,
Zwietracht zu ſtiften unter Euch,
Abtrünnige zu machen und —

**La Valette.**

Wahnſinniger! Dein Zwergenmaß
Willſt du an Rieſengeiſter legen?
Zieh hin! Verachtung folgt Dir nach.

**Dragut.**

Nu — ſchönen Dank! Vergiß den Dragut nicht,
Der keine Großmuth kennt und Euch nur haßt!
Mir bleibt der Feind ein Feind, und wär er auch ein Engel,
Er bleibt mein Feind in alle Ewigkeit!

**La Valette.**

Euch ſtrömen immer neue Kräfte zu,
Wie Flüſſe ſich ins Meer ergießen;
Wir ſteh'n allein dem Felſen gleich im Meer; —
Du übertriffſt an Kühnheit Tauſende, —
Und doch geb' ich Dich frei! Erkenne nun,
Wie ich in Dir den blinden Heidentroß
Verachte! Führet ihn zum Schiffe!

**Dragut.**

Verflucht ſei Deine Großmuth und Dein Orden!

Das Leben und die Freiheit ſchenkſt Du mir?
Ich nehme ſie, Euch Alle zu verderben.
Maltha muß fallen, untergeh'n der Orden,
Und was Dein Liebſtes iſt auf Erden,
Sollſt Du vom Todespfeil getroffen ſchau'n!
(Er zeigt einen Pfeil.)
Nur deshalb dank' ich Dir für Dein Geſchenk.
(Ab.)

**La Valette.**

Zieh hin! Dir folgt Dein böſer Geiſt.
Als Chriſt kämpf' ich, als Heide raſeſt Du.
Nun, edle Herrn! auf Wiederſeh'n,
Sobald ich mich berathen mit mir ſelbſt!
(Alle ab außer La Valette.)

---

## Zwölfte Scene.

**La Valette** (allein).

Nah' und immer näher rückt die dunkle
Verhängnißvolle Todeswolke,
Die Schreckensſtunde der Entſcheidung!
Stärke mich, o Herr der Schlachten!
(Er geht unruhig und ſchmerzlich bewegt auf und nieder, dann ruft er:)
Medran erſcheine!

**La Valette. Medran.**

**La Valette.**

Medran! Die Pflicht war ſtets Dein höchſtes Ziel.

An Muth und Tapferkeit glich Dir kaum Einer;
Des Ordens reinſter Geiſt, der in Dir lebt,
Er hebt Dich über Deine Brüder hoch empor.
Und dennoch konnteſt Du den Feigen,
Die, ihre Pflicht vergeſſend, ihre Ehre,
Das Leben als des Lebens Preis erkannten,
Beitreten und die Bitte wagen,
Die Schmach und Trotz in ſich vereint?
Was jeder Andre thut, er thut's für ſich,
Und ihn allein trifft Straf' und Lohn dafür:
Doch Du, den ich zum Liebling auserwählt,
Der mir ein Theil geworden meiner Seele,
Den ich im Herzen trage, wie den Kern
Die Frucht, der einſt mein Abbild ſollte ſein,
Du, deſſen Luſt und Leid, Du, deſſen Ruhm
Und Ehre mir die eigne Bruſt bewegt, —
*Du* konnteſt *mir*, Dir ſelbſt abtrünnig werden
Und treulos Deinem guten Geiſt?

**Medran.**

Nicht *meine* Bitte trug ich vor:
Mich führte nicht mein Wille her.
Der Ritter Mehrzahl faßte den
Entſchluß, den ich mißbillige;
Das Loos, das blinde Loos, entſchied.
Mich traf es und die mit mir kamen.
Erfüllt hab' ich, was mir geboten,
Den *fremden* Willen ausgeſprochen.

Nun Hoheit, ſei es mir vergönnt
Des Herzens Meinung aufzuſchließen!
Von Dir, Erhab'ner, aufgefordert,
Geziemt's, die Wahrheit zu bekennen,
Wie ſie mir tief im Buſen ruht.
So wiſſe denn, o Herr und Meiſter!
Verwerfen muß ich ein Verlangen,
Das wider Pflicht und Ehre ſtreitet;
Mit Abſcheu wend' ich mich hinweg.
Noch zu vertheid'gen iſt Sanct Elmo,
Und wär' es auch nur kurze Zeit;
Und wär' es auch nicht zu vertheidigen,
Du aber willſt es, Herr und Meiſter, —
Dir zu gehorchen iſt uns Pflicht!

**La Valette.**

So ſtehſt Du makelrein vor mir,
Mir theurer als mein eignes Leben.
Beinah wird mir nun in der Bitte
Ein Wink von höh'rer Fügung ſichtbar,
Als ſollt' ich die Beſatzung retten,
Damit Du ſelbſt gerettet werdeſt,
Und weniger vermeſſen ſcheint
Die Schuld der kecken Bitter mir,
Seh' ich den Fall in dieſem Licht.

**Medran.**

Verſteh' ich recht, o Herr und Meiſter?
Du denkſt auf Rettung meines Lebens?

Kann Dich ſo weit die Liebe führen,
Unrecht zu thun an Dir und mir?
Du haſt mich aus dem Nichts erhoben;
Als elternloſe Waiſe führte,
Zermalmt an Körper und an Geiſt,
Das Schickſal mich auf dieſes Eiland;
Du, Herr, Du nahmſt Dich meiner an,
Dir dank' ich meiner Seele Bildung;
Du ließeſt mich in Waffen üben,
Als Vorbild ſtandeſt Du vor mir,
Dir ſtrebt ich nach in jeder Tugend,
Des Kriegers und des Menſchen Schmuck;
Du zierteſt mich mit Rang und Ehre:
Von Deiner Gnade angeſtrahlt,
Ward ich, der ahnenloſe Jüngling,
Als Gnadenritter aufgenommen
In dieſes Ordens hohen Dom!
O Herr! gewähre mir nun auch,
Daß ich ſo vieler Wohlthat würdig
Vor Dir und vor der Welt mich zeige!
Gewähre mir, das Fort Sanct Elmo
Bis auf den letzten Augenblick
Mit Ehre zu vertheidigen!

**La Valette.**

Was forderſt Du? Es darf nicht ſein!
Ein höh'rer Wink verbietet es,
Und eine Stimm' in meinem Innern

uft laut mir zu: Es ſoll nicht ſein!
Billſt Du Dir Ruhm und Ehre ſammeln,
Billſt Du Dich meiner würdig zeigen, —
ie fehlt es an Gelegenheit,
nd tauſend Bahnen öffnen ſich
em edlen Geiſt, dem Heldenmuth.
ch ſelbſt will überall Dich ſenden,
Bo ehrenvoll Dich auszuzeichnen,
in weites Feld ſich bieten wird.

**Medran.**

nd wo vermöchten Sieg und Tod
ir herrlicher je zu erſcheinen,
ls in dem Kampf auf Elmo's Trümmern,
er Maltha und den Orden rettet?
u ſelber rühmſt als tapfer mich;
Bo aber iſt die Tapferkeit
etzt nöth'ger, als im Fort Sanct Elmo,
Bo ſich wie auf dem höchſten Punkt
uſammendrängt das Äußerſte,
Bo der Entſcheidung Augenblick
ls düſt'res Nachtgewölke ſchwebt?
arum — o Herr, verzeih' dem Kühnen! —
arum gebietet Dir die Pflicht,
ich unverzüglich hinzuſenden.

**La Valette.**

u ſprichſt vermeſſen, kühner Jüngling!
n wildes Feuer reißt Dich hin,
u fordern, was ich weigern muß.

Wohl kenneſt Du des Ritters Pflicht,
Doch fremd iſt Dir der Pflichten Kampf,
Der meine Bruſt zum Schlachtfeld wählt;
Nicht kenneſt Du die höh're Pflicht,
Die mir ein höh'rer Standpunkt zeigt;
D'rum, lieber Junge, höre mich!
Laſſ' ab von Deiner Forderung!

**Medran.**

Oft nannteſt Du in trauter Stunde
Mich Deinen wackern, lieben Sohn,
Und Dich, der ſtets ein Vater war
Dem fremden unbeſchützten Jüngling,
Dich durfte ich dann Vater nennen
In des Gemaches ſtillem Raum.
Bei dieſen ſüßen Namen nun,
Den holden Namen Sohn und Vater,
Beſchwör' ich Dich: Gewähre mir, was Du
Dem wahren Sohne nicht verſagen würdeſt!

**La Valette.**

Gott ſtärke mich!

**Medran** (kniend).

Mein Vater!

**La Valette.**

Und wenn Du wirklich nun — mein Sohn —
Mein Sohn Du wäreſt? — Ach! Wie dann?

**Medran.**

O welchen Himmel ſchließeſt Du mir auf!

elche Seligkeit liegt ſchon
rem Gedanken!

**La Valette**

ihn empor, umfaßt und drückt ihn mit beiden Armen ſtürmiſch ans Herz).

iſt — Du biſt mein Sohn! Mein Sohn biſt Du!
n meines Herzens, meines Blutes Sohn,
ren aus geheimer Ehe mir! — —
ärter Geiſt der Gattin, blick' hernieder,
ſegne ihn und ſegne mich!
iſt mein Sohn, — erfahr' es alle Welt!
iſt mein Sohn, mein Stolz!

**Medran.**

eine Sinne, haltet aus!
rag' ich des Entzückens Uebermaß!
Vater! nun, nun bin ich doppelt ſtark,
Eins mit Dir in Pflicht und Ruhm und Liebe,
nicht verweigern wirſt Du Deinem Sohn,
er ſich Deiner würdig zeige!
lbſt gewährſt Du, was Du mir gewährſt.
Du, verklärter, holder Muttergeiſt,
nm des Sohnes Flehen! ſprich für ihn!

**La Valette.**

rt Dein Fleh'n, — ſie ſpricht für Dich
rer Himmels-Glorie! Knie!

läßt ſich auf die Knie. La Valette legt die Hände auf ſein Haupt.)

ne Dich mein Sohn,
eben oder Tod!

Dein Wille geſcheh', o Gott!
(Medran ſteht auf.)
So ziehen wir denn Beide nach Sanct Elmo!
Der Vater kämpft für ſeinen Sohn,
Der Sohn für ſeinen Vater, — Beide
Für's Recht und für den heil'gen Glauben!

**Medran.**

Laß', theurer Vater, Dich erbitten!
Nicht Dir ziemt's, in Gefahren Dich zu ſtürzen.
Als Haupt des Ordens mußt Du Dich erhalten,
Mußt leben, daß Dein Geiſt in uns auch lebe,
Und wirkend uns zum großen Ziel hinleite!
Als Sonne leuchte Du am Himmel uns!
Dein Tod wär' eine Sonnenfinſterniß,
Und irrend blieben wir in dunkler Nacht;
Dein Tod — er wäre auch des Ordens Tod!

**La Valette.**

Fall ich, ſo wird mein Tod Euch neu entflammen;
Fällſt Du, mein Sohn, ſo räch' ich Deinen Tod.
Des Einen Leiche ſei des Andern Rachegeiſt,
Dem Ueberlebenden der Siegesruf!
Als Sohn hab' ich Dich an mein Herz gedrückt,
Der Tod nur reiße Dich von dieſem Herzen los!
Eins ſind wir nun im Schlachtgetümmel,
Ein Gott nehm' uns in ſeinen Himmel!
(Ab.)

## Dreizehnte Scene.

**Medran** (allein).

So ſchließ ich meine Rechnung mit dem Leben,
Und nach dem Jenſeits hebet ſich mein Blick.
Nur Eines iſt's — das ziehet ihn zurück,
Und ach! der ſtolze ſiegestrunk'ne Held,
Er ſcheidet dennoch ſchwer von dieſer Welt! —

(Alfonſina zeigt ſich im Hintergrunde, und tritt, oft ſtille ſtehend, langſam vorwärts.)

Ein Schmerz iſt's, der die Seele tief betrübt, —
Ich ſcheide — ungeliebt!
Schön fallen wir für Ehre, Recht und Pflicht;
Nachwelt und Gegenwart reicht uns den Kranz,
Und dennoch gibt ein Strahl von Deinem Licht,
O Lieb', dem Leben erſt den vollen Glanz!
Ich höre wohl den lauten Siegsgeſang, —
Doch nicht der Liebe leiſen Himmelsklang!
Iſt ſündhaft dieſes Sehnen meiner Bruſt
Nach Einem Augenblick der Götterluſt,
Der auch des Lebens letzter ſei —
Dann, Alfonſina, —

(Alfonſina tritt vor, und zeigt ſich.)

Führt Euch Zufall her?

**Alfonſina.**

Und iſt vergeſſen, was Ihr einſt gefunden?
Vergeſſen ſo, als wär' es nie geweſen?

**Medran.**

Die Himmelsflamme, die Ihr einſt entzundet,
Sie leuchtet mir, Vergangenheit zu leſen.

**Alfonſina.**

Schwer liegt die Gegenwart auf mir und Euch.

**Medran.**

Ein ſünd'ges Leben iſt nur ſchwere Laſt;
Das reine trägt der Reine leicht dahin,
Der Taube gleich, auf deren weißem Flügel
Des erſten Morgenſtrahles Purpur ruht.

**Alfonſina.**

Mit Heldenmuth vereint Ihr heil'gen Sinn;
O ſtärket mich mit Eurer Himmelskraft!
Der Augenblick des letzten Kampfes naht.
Europa's Glück und Glauben zu beſchützen
Vor der Barbaren roher Uebermacht,
Dies iſt das hohe Ziel, nach dem Ihr ſtrebt;
Dies iſt des Himmels und des Ordens großes Ziel.
Ihr kämpft für Gottes Preis, kämpft für der Menſchheit Wohl.
Ein Heer von Wüthenden führt der Osman
Zu Eurem Untergang heran.
Die Uebermacht, der Schätze vollſtes Maß,
Hochmuth und Raſerei und alle Lügengötter
Der Erde ſtehen frech auf ſeiner Seite.
Ihm fehlt zum Siege nichts, und Alles doch;
Ihm fehlt der Gott, dem Ihr den Sieg ſelbſt opfern würdet,
Wenn es ſein Wille wäre, jener Gott,

Der in dem Weltall lebt wie in der Menſchenbruſt.
So werden künftige Geſchlechter Euch
Noch ſegnen, und ihr Friede wird,
Mit Eurem Blut errungen und benetzt,
Als Himmelsblum' aus Euern Gräbern blüh'n.

**Medran.**

Wer mit der Sünde ſpielt, iſt ſchon ihr Raub:
Wer himmliſch liebt, darf auch das Höchſte wagen.
Und ſo geleiten Gott und Liebe
Mich Glücklichen zum ſchönen Ziel.
Von Engelslippen hör' ich wiederhallen
Den Himmelsruf, der in der Bruſt mir tönt,
Und hochauf glüht die Siegesfreudigkeit!
Ich bin erhört; ſchon hier beginnt mein Lohn,
Denn Liebe ſetzt die Palmenkron'
Mir auf das wonnetrunk'ne Haupt!

**Alfonſina.**

So iſt ſie da — des Lebens ſchönſte Stunde,
Die in ſich trägt des Lebens höchſten Werth,
Ein Diamant in einer dunklen Kluft!
Vernimm denn Alles, was ich um Dich litt
Vom Augenblick, da wir uns trennen mußten!
Die Glut der Liebe füllte mir das Herz;
Die zaubertrunk'ne Seele war
Ein Traum von Dir, zugleich ſo mild und wild;
Wie in das Meer ein Feuerſtrom des Aetna,
So ſtrömte all mein Weſen in Dich über,
Und in dem Sinnenſturme hielt

Die kühnſte Hoffnung mich empor. —
Da kam die ſichre Kunde mir,
Es ſchmücke Deine Heldenbruſt
Das weiße Ordenskreuz. —
Da, wie durch einen Himmelsruf verſcheucht,
Entfloh des Fieberwahnſinns Zaubertaumel!
Nicht wie ein Sterblicher erſchienſt Du mir,
Bewundernd nur blickt' ich zu Dir empor.
Nichts Frevelndes entadelt das Gefühl,
Das nun für Dich in meinem Herzen brennt,
Gleich einem heil'gen Feu'r auf dem Altar;
Und ſo darf ich nun frei es Dir bekennen,
Darf nicht vor ſolcher Liebe Glut erröthen.
Ich weiß es, daß, getrennt von Dir, mein Leben
Erlöſchen muß gleich einem Licht, dem man
Die Nahrung raubt, und dennoch lieb' ich Dich,
Und werde liebend ſterben wie die Flamme.
Iſt's meine Schuld, daß ich Dich lieben muß?
Nicht freier Will' iſt's, einer höhern Macht
Gebot befahl mir Dich zu lieben.
Wenn Liebe als allmächt'ger Sieger kommt,
Wer kann den Eingang in das Herz ihr wehren?
Wenn ſie Beſitz genommen von dem Herzen,
Wer kann die Herrſch'rin ſtürzen von dem Thron?

**Medrau.**

Ein neuer Lebensmorgen ſtrahlt mir auf, —
Und wär' es auch ein Lebens-Abend, —
Sein Himmelspurpur iſt ſo ſchön,

Daß es Entzücken wäre, gleich der Sonne
In dieſem Strahlenmeere zu vergeh'n.
Wer ſo wie wir die Macht der Liebe fühlt,
Den kann die Welt nicht, kein Geſetz verdammen.
So iſt die Liebe kein Verbrechen,
Sie hebt uns aus der Erdennacht
Empor zum ew'gen Sternenkranz.
Uns lockt nicht Selbſtſucht, kein Beſtreben
Nach flüchtigem Beſitz und Erdenglück;
Wir ſtören keiner Menſchenſatzung Schranken,
Erhaben über dieſe Sinnenwelt. —
Nun, Alfonſina, wag' ich erſt die Frage:
Was Dich hierher geführt, war es
Des freien Willens Werk, — der Liebe Macht?

**Alfonſina.**

Des Herzens Kraft, der Liebe Heldenmuth!
Von allen Sternen, die am Himmel aufgeh'n,
Der erſte iſt — der Stern der Liebe;
Der letzte aller Sterne, die erlöſchen —
Der Stern der Liebe! —
So ſah ich Dich, in Lebensnacht erloſchen,
Mir nun erſteh'n am ew'gen Lebensmorgen;
So trotzte ich unzähligen Gefahren!
Dich, Dich, der ein Verklärter mir erſchien,
Hier einmal noch zu ſeh'n, Dir Lebewohl
Zu ſagen, und beim letzten Scheidekuß
Den Schwur der Liebe Dir zu wiederholen —
Dies führte mich hieher!

**Medran.**

O welche Fülle des Entzückens liegt
In der Entſagung ſelbſt! O Alfonſina!
Durch Dich wird auch der Schmerz zur höchſten Wonne.
Es gibt nur eine Tugend, — ſie heißt Liebe,
Im großen Sinn des Wort's, wie wir ſie fuhlen.
Aus Liebe ſchuf der Schöpfer ſeine Welt;
Und Liebe ſchafft das Schönſte hier auf Erden;
Die Liebe iſt die ew'ge Geiſterſonne,
Um die ſich Alles dreht, die Alles hält.
Die Lieb' iſt Licht, die Gegenliebe Glut!
So laſſ' uns denn vergeſſen dieſe Welt
Und ſchwelgen in dem höchſten Himmelsglück —
Nur einen — einen ſüßen Augenblick!
Er ſei die Blüte der Unſterblichkeit!

(Er umarmt und küßt ſie.)

Juble nun, geliebte Seele!
Dieſer Kuß vermähle
Uns für die Ewigkeit!

**La Valette** (im Hintergrund erſcheinend).

Medran! —
Der Vater ruft den Sohn, den Ritter das Gelübde!

**Medran.**

Lebt wohl!

(Er entreißt ſich Alfonſinen und tritt dem Großmeiſter entgegen, der ſeine Hand faßt und ihn wegführt.)

**Alfonſina.**

Des längſten Daſeins höchſtes Liebesglück

Es iſt vereint in einem ſchönen Augenblick.
Er bleibt mein Eigenthum, folgt mir in jenes Leben,
Wenn Engel uns in's Reich der ew'gen Liebe heben.
(Sie ſinkt auf die Knie.)

Genug der Seligkeit! Nicht mehr!
Ich danke Dir, mein Gott und Herr!

(Der Vorhang fällt.)

# Dritter Akt.

## Erſte Scene.

Ein Gemach im Palaſte des Großmeiſters. Auf einem Tiſche liegen Helm und Rüſtung.

**La Valette. Deguarras und einige Ritter.**

**La Valette.**

Vergebens, Freunde, dringet Ihr in mich,
Vergebens ſuchet Ihr mich abzuhalten!
Ich kenne die Gefahren, die mir droh'n;
Ich weiß es wohl; das Aeußerſte, ja Alles
Steht auf dem Spiel! Und welche Sorgfalt Ihr
Für die Erhaltung meines Lebens zeigt, —

Es füllet mir das Herz mit Stolz und Wonne.
Ich dank' Euch für ſo viele Liebe!
Allein — beſchloſſen iſt's und bleibt's:
Ich ſelber leite die Vertheidigung
Des Forts Sanct Elmo; mir zur Seite kämpft
Medran, mein theurer Sohn, den Tag zu feiern,
An dem ich ihn vor aller Welt erkannt,
Ihn, den vielleicht noch dieſer Tag mir raubt!
Schon iſt er mir voraus geeilt,
Schon ſteht er auf den Mauertrümmern,
Schon tobt der Feinde Wuth um ihn!
Will ich noch einmal an das Herz ihn drücken,
So darf ich keinen Augenblick verlieren. —
Den Rittern von Sanct Elmo ſei gewährt
Zu bleiben. Heute darf ich nichts verweigern;
Zu feſtlich iſt der große Tag! —
Ihr folget zur Verſtärkung mir!
Seid auf den erſten Wink bereit!

(Ritter ab.)

## Zweite Scene.

**La Valette. Deguarras.**

**La Valette.**

Deguarras bleibt! Vernehmet meinen Willen!

**Deguarras.**

Den Willen? Nur zu oft vernahm ich ihn,
Doch zu des Ordens Beſten wahrlich nicht,
Den Ihr zum Untergange führt!
Die Stunde läßt ſich faſt berechnen,
Da dieſer herrliche Verein
Erlöſchen wird, und muß — durch Euch!
Euch reißt der Stolz zu blindem Wahnſinn fort,
Wo nicht, ſo ſeid Ihr von Philipp erkauft,
Und dann Verräther an dem Orden ſelbſt. —
Sie zu vertilgen führet Ihr die Ritter
Zur Schlachtbank den Osmanen hin;
Die Kämpfer für den heil'gen Glauben wollt
Ihr opfern den Ungläubigen, das Wohl
Europa's Eurem Eigennutz.
Nicht länger duld' ich es; die Pflicht gebietet;
Ihr ſeid entlarvt. Es nähert ſich
Der letzte Augenblick, doch wahrlich nicht
Dem Orden — nein, Euch ſelbſt und Eurer Macht!
Ihr ſeid des Ordens Vater nicht — ſein Henker!
Wollt Ihr's nun d'rauf ankommen laſſen,
Daß Zwietracht wie ein Nachtgeſpenſt
In unſ'rer Mitte ſelbſt erſcheine,
Und, unſer'm rohen Feind zum Spott,
Die Brüder gegen Brüder kämpfen? —
Vernehmt denn meinen Rath nun! Tretet ab
Freiwillig, leget Eure Würde nieder

Zum Wohl des Ganzen! Laſſet Euch nicht zwingen!
Wagt keinen Trotz! Ihr ſeid zu ſehr verhaßt.

**La Valette.**

Verblendeter! O wie verkennt Ihr mich!
Ich kann nur lieben; fremd iſt mir der Haß.
Auch muß in dieſem großen Augenblick
Verſtummen jede nied're Leidenſchaft;
Und habt Ihr Euch als Menſch in mir geirrt,
So muß ich Euch verzeihen auch als Menſch.
Haßt mich, — Ihr werdet dennoch bald mich lieben!
Der Würde, ſagt Ihr, ſoll ich mich entkleiden?
Gern opf're ich mich ſelbſt dem Orden auf!
Es ſei! Betrachtet mich als Sterbenden,
Und ſo vernehmet — wenn nicht meinen Willen! —
Doch meinen letzten Willen nun! —
Viel edle Männer nennt der Orden ſein,
Den Würdigſten von Allen nenn' ich Euch!
Das Wichtigſte ſei Euch nun anvertraut!

**Dequarras** (beſtürzt).

Mir? Hör' ich recht? Ihr haßt mich nicht?
Und wem verdank' ich ſolche Huld?

**La Valette.**

Euch ſelbſt. Ein Fieberkranker war't Ihr mir,
Doch Eure Krankheit war ein Uebermaß der Kraft,
Aus dem der Hochmuth rieſengroß ſich hob.
Geneſet denn! Erkennt in mir den Freund! —
Von außen tobt der Feind, die Schlacht;
In uns muß Fried' und Freundſchaft walten,

Wie ſie des höchſten Zieles würdig ſind. —
Es drängt der Augenblick; vernehmt in Kürze!
Des Feindes Stärke theilend abzuwenden,
Vom hart bedrängten Fort Sanct Elmo,
Gedenk' ich einen Hauptausfall zu thun.
Indem man ſo mit allen Kräften kämpft,
Eil' ich dann ſelbſt in's Fort Sanct Elmo hin;
Iſt dies gerettet, muß der Feind uns weichen,
Vom ungeheueren Verluſt erſchöpft.
Leicht aber kann das Schickſal es ſo fügen,
Daß mich der Tod ereilt. Für dieſen Fall
Vernehmet meinen letzten Willen nun!
Euch, Euch hab' ich erwählt zu meinem
Nachfolger als des Ordens Meiſter.

**Deguarras.**

Gott!
Ihr ſehet mich vernichtet vor Euch ſteh'n!
So denket Ihr von mir? Und ich — ich konnte Euch
Verkennen einen Augenblick?
O Hoheit! Eine härt're Züchtigung
Als dieſer Edelmuth kann mich nicht treffen!
O laſſet mein Vergeh'n mich frei bekennen!
Ich habe ſchmählich Euch geläſtert, Euch —
Wie war es möglich? Euch gehaßt.
Wie einen Heiligen verehr' ich Euch,
Denn Euer Licht durchdringt nun meine Nacht.
Wie klein ſteh' ich vor Eurer Größe da!

**La Valette.**

Der Stimmen viel hab' ich bereits für Euch
Gewonnen.

**Deguarras.**

Ich vergehe!

**La Valette.**

Meine Stimme
Für Euch verwahret dies verſiegelte
Packet. Ich bin geliebt; man wird die Stimme,
Die Bitte des Gefall'nen ehren, wird
In freundlichem Andenken gern vereinen,
Was ich geweſen, was Ihr ſeid!

**Deguarras.**

Ein Nichts für ſolchen unerſetzlichen Verluſt!

**La Valette.**

Und fällt mein Sohn, — folg' ich ihm bald;
Schmerz iſt die tiefſte aller Wunden! —
(Man hört den dumpfen Donner des ſchweren Geſchützes.)
Hört Ihr der Feuerſchlünde Donner?
Es gilt! — Euch übertrag' ich den Befehl —
Das Fort Sanct Elmo ausgenommen — über
Die Stadt und alle Forts. — Was ſeh' ich?
(Er tritt an's Fenſter.)
Sanct Elmo glüht, die Flammen lodern auf,
Die Mauern ſtürzen!
Hinaus! Hinaus! Mein Sohn! Ich komme.

**Deguarras** (ihn zurückhaltend).

So ohne Rüſtung? Wappnet Euch!

### La Valette.

s iſt zu ſpät, und jeder Augenblick —
hr bleibt! Gott ſei mit uns!
en Er ſchützt, der iſt unverwundbar.
(Ab.)

### Deguarras.

b fällt das Nachtſtück meines Lebens,
nd eine neue Sonne geht mir auf! —
ie anders nun erſcheint mir Alles!
Den Fürſtengeiſt hat er mir eingehaucht,
eſtellt mich auf des Fürſten Höh',
nd durch ſein Beiſpiel lehrt er mich,
Wie handeln muß ein Großer dieſer Erde,
Daß ihn die Kleinen lieben und verehren,
Daß ſterbend er unſterblich bleibt,
Sein Geiſt in den Nachfolgern lebt.
O herrliches Gefühl, das mich erhebt,
That werden ſollſt du, ſeiner würdig!
O Himmel, rette mir ſein theures Leben,
Damit er's ſehe: Ich war ſeiner werth!
(Ab.)

## Dritte Scene.

Freier Platz am Hafen, mit der Ausſicht auf das Meer. Helle Mondnacht, gegen Morgen. Im Hintergrunde ſeitwärts erblickt man einen Theil des Forts Sanct Elmo, deſſen Mauern theils in Flammen auflodern, theils zuſammenſtürzen. Das Meer leuchtet von rother Glut des Wiederſcheins. Seitwärts zeigt ſich eine Hafen-Batterie, mit Schildwachen beſetzt. Tiefe Stille herrſcht, manchmal durch den dumpfen Knall des ſchweren Geſchützes unterbrochen. Durch die Oeffnung einer breſchgeſchoſſenen Mauer arbeitet ſich **Dragut** mit algieriſchen Bravo's geräuſchlos hervor.

**Dragut.**

Es gilt! In's Herz der Stadt ſind wir gedrungen,
Und bringen ihr Tod und Verderben,
Indeß ſich La Valette den Siegeskranz
Im Fort Sanct Elmo auf die Stirne ſetzt.
Und müßt' ich tropfenweis mein Blut vergeuden,
Und lösten ſie mir Glied für Glied vom Leib, —
Ich lache allen Martern in's Geſicht,
Gelingt dies Werk der Rache mir!

(Er ſpäht umher.)

Rings Alles ſtill und menſchenleer!
Die Marmorſtadt wie ausgeſtorben!

(Zu den Seinigen.)

Die breſchgeſchoſſ'ne Mau'r iſt goldeswerth;
Wie ein Triumphthor ließ ſie uns herein.
Seid ſtumm und regt Euch nicht, Ihr Auserwählten!
So bald der Schuß vom Admiralſchiff knallt,

Und auf des Maſtbaums höchſter Spitze
Die rothe Flagge hoch auflodert,
Dann brechen wir vom Hinterhalt hervor,
Und heulen, ſengen, brennen, würgen, morden,
Bis flammenhell die Häuſer lodern
Und uns zum Blutbad feſtlich leuchten!
Jetzt laſſet uns wie grimme Thiere
In Höhlen lauern auf den Raub!
Die Breſche, die herein uns ließ,
Verberge uns als Höllengeiſter!
Hemmt den Athem, folgt mir ſtille
In der Mauern ſchwarze Hülle!

(Er verkriecht ſich mit ſeiner Schaar unter die breſchgeſchoſſene Mauer durch welche er gekommen war.)

---

## Don Diego de la Cerda. Alfonſina. Lugny.

**Alfonſina.**

Wie ſchauerlich iſt's hier, mein Vater!

**Diego** (nach Sanct Elmo deutend).

Hier Todesſtille, dort die Todeswuth!
Hier Grabesnacht und dort das Flammengrab!
Hört Ihr den dumpfen Schall und ſeinen Nachhall?
Geſtürzt iſt wieder eine Felſenmaſſe,
Die der Vertheid'ger Schutzwehr ſollte ſein!

**Lugny.**

Blickt hin auf's Meer! Es ſcheint ſich zu entzünden,
Es gleicht des Aetna glüh'ndem Lavaſtrom.

**Alfonſina.**

Wie ewig lange währt die Schreckensnacht!

**Diego.**

Der Sterne Lauf verkündet uns den Morgen.

**Alfonſina.**

Ach! wer von dieſen edlen Kämpfern wird
Freudig den Blick zum Tageslicht erheben?
(Für ſich.)
Gott rett' ihn, oder ſchenke *mir* den Tod
Mit *ihm*!

**Lugny.**

Die Anhöh' dieſer Hafenbatterie
Gewähret uns die Ausſicht auf das Meer,
Und ſelbſt auf einen Theil des Forts Sanct Elmo.

**Alfonſina.**

Geſtattet mir ſie zu erſteigen!

**Diego.**

Nein!
Ihr Einſturz droht uns jeden Augenblick;
Auch dürfte leicht ein feindliches Geſchütz
Die Flamme der Zerſtörung dahin ſenden.

**Lugny.**

So iſt's. Ich aber *muß* die Höh' erſteigen
Denn meine Pflicht iſt's, zu erſpäh'n,
Wie ſich des Kampfes Richtung wendet.
Was ich zu ſchau'n vermag, ſollt ihr erfahren.
(Er beſteigt die Mauer.)

**Alfonſina.**

Was zeigt ſich Euch? O ſprecht!

**Diego.**

O wie Du bebſt, mein Kind!

**Alfonſina.**

Nie ſtand des Krieges Schreckbild mir ſo nah.

**Diego.**

Entſetzlich iſt's, was außen um uns ſtürmt,
Doch mächtiger noch wühlt, Unglückliche,
Der Kampf in Deines Herzens Innerſtem!

**Alfonſina.**

Wie in der Dämm'rung Tag und Nacht ſich ſcheiden,
So trennen nun in jedem Augenblick
Sich hundert Seelen von dem Leib,
Und mich faßt tauſendfacher Trennungsſchmerz. —
Laß, Vater, mich in dieſer großen Stunde,
Gleich einer Sterbenden, in Deine Bruſt,
Ausſtrömen meine Leiden, meine Klagen!

**Diego.**

Mich, mich anklagen muß Dein Jammer,
Und Deine Leiden treffen ſchwer mein Herz!
Ich war es, der das Theuerſte auf Erden
Dir aus den Armen riß, den edelſten
Der Jünglinge dem Tod entgegen trieb.
Wer Liebe trennt, mit Recht folgt dem der Haß;
Ihr Beide werdet mich vor Gott anklagen,
Mich, der das Glück des Lebens Euch geraubt;

**Alfonſina.**

Nicht haſſen kann, wer edle Liebe fühlt.
Und haſt Du Schweres über mich verhängt,
So wirſt Du Balſam meinen Wunden ſpenden,
Wenn Du mir, Vater, nun geſtatten willſt,
Daß ich wie einem Prieſter Dir bekenne,
Was mir ſchwer auf der Seele laſtet.

**Diego.**

Sprich frei, ſchuldloſe Sünderin!

**Alfonſina.**

Wohl kenn' ich das Gelübde ſeines Ordens,
Das ihn der irdiſchen Glut verſagt, —
Und dennoch liebe ich ihn — grenzenlos!

**Diego.**

O lieb' ihn! Aber nimmer wiſſ' er es!

**Alfonſina.**

Er weiß es!

**Diego.**

Gott, wie konnt' er es erfahren?

**Alfonſina.**

Durch mich, durch meine Worte, meinen Kuß!

**Diego.**

Dann wehe Dir und ihm! Doch — Du biſt ſchuldlos,
Und mich nur trifft auch dieſe Schuld.

**Alfonſina.**

Nicht Dich, nicht ihn, — nur mich allein! —
Nur meinen heißen Bitten iſt's gelungen,
Dich zu bereden, daß ich folgen durfte.

Ich wußt' es, daß er hier auf Maltha weilt,
Ich wußt' es, daß er Ordensritter ward.
Mich trieb die Leidenſchaft, ihn einmal noch
Zu ſehen; und als ich ihn wieder ſah,
Konnt' ich nicht widerſteh'n, und meinen Lippen
Entfloh der Liebe glühendes Bekenntniß,
Das ich mit mir in's Grab mitnehmen ſollte.
Ein Feuer hab' ich in ihm angefacht,
Das ihn dem Tode nun entgegen treibt,
Zu ſühnen *meine* Schuld;
Denn *mit* mir leben *darf* er nicht,
Und leben *ohne* mich, — er *kann* es nicht!
Nicht *hier*, erſt *jenſeits* iſt der Liebe freies Reich.
*Hier* ächzt der Sclav' in *Feſſeln*,
*Dort* ſtrahlt des Siegers *Kranz*.

**Lugny.**

Entſetzlich würgt der Tod!
Mit Leichen ſind die Gräben angefüllt.
Zum weiten Sarge wird das glüh'nde Meer,
Und auf den Fluten wiegen ſich die Todten.
Hoch auf den Hügeln der Erſchlag'nen
Beginnt der Kampf mit neuer Wuth;
Anſtürmen die Osmanen, Mauern fallen,
Die Ritter aber bilden eine Mauer.

**Alfonſina.**

Wo kämpft Medran?

**Lugny.**

Der Feuerſchlünde düſt'rer Qualm

Verhüllt mir jetzt das ganze Schlachtgewühl.
Doch — Himmel! täuſch' ich mich?

**Diego.**

Was ſeht Ihr?

**Lugny.**

Sechs Schiffe nah'n mit Spaniens Flagge;
Sie weichen dem Getümmel aus,
Sie nahen wieder, dringen durch, — erreichen
Das Ufer — landen — Spanier ſind's —
Medran — er iſt's — ſtellt ſich an ihre Spitze —
Sie dringen in die dichteſten
Der Feindesſchaaren ein, und vorwärts geht's!
Heil Dir, Medran! Die Feinde flieh'n;
Weh! — Schütz uns Gott! Er fällt,
Und Schaaren ſtürmen über ihn dahin!

**Alfonſina** (auf die Knie ſinkend).

O Herr des Lebens und des Todes!
Errette ihn! Laß Deinen Engel ihn
Mit goldnen Flügeln ſchützend decken!
Erhalt' ihn, gib ihm Sieg und Ruhm!
Nimm *mich* als Sühnopfer hin!
Den Todesengel ſende mir!

## Fünfte Scene.

**Die Vorigen. Dragut** aus dem Gemäuer vortretend. Er ſetzt den Bogen an und zielt.

**Dragut.**

Er ſendet ihn, — gehorſam Deinem Ruf!
Liſch aus, Du Liebeslicht, Du Heldenflamme!

(Der Pfeil fliegt, Alfonſina ſinkt zu Boden.)

Getroffen iſt das Ziel!

**Alfonſina** (fallend).

Erhört iſt meine Bitte!

**Diego.**

Ein Pfeil im Herzen?

(Ein Kanonenſchuß.)

**Dragut** (laut rufend).

Der Dragut ſendet ihr den Tod!

(Er ſtürzt mit den Bravo's hervor.)

Vertheilt euch! Würgt und tödtet in der Stadt!

(Er winkt den Bravos und eilt mit ihnen fort. Man hört innen wildes Getümmel und Schwertergeklirre.)

**Lugny.**

Verrath! Verrath! Auf! ihnen nach!

(Er verläßt die Mauer und eilt den Algierern nach.)

**Diego.**

Und Du biſt des Verrathes erſtes Opfer' —
Und Maltha wird das zweite ſein! —

Und ach! ſo fern von aller Menſchenhülfe
Hilf, Gott, hilf der Verlaſſ'nen Du!
Des Herzens Mitte hat der Pfeil durchbohrt!

**Alfonſina** (zum Bewußtſein kommend).

Mein Vater!

**Diego.**

Alfonſina!

**Alfonſina.**

Nacht iſt's um mich.

**Diego** (leiſe).

Es iſt die Todesnacht, die ſie umhüllt! —
(Zu ihr.)
Wie glühend quillt das Blut hervor!
(Er reißt ſich den Mantel vom Leibe und bedeckt die Wunde.)
Du reines Blut, o laſſ' zurück Dich halten
In dieſer liebevollen, edlen Bruſt!

**Alfonſina** (mit Erhebung).

Ihn werd' ich nicht mehr ſeh'n, — auch er wird fallen —
Dann — werde ich ihn wiederſeh'n!

**Diego.**

Es iſt der Sehergeiſt der Sterbenden,
Der aus ihr ſpricht! —

**Alfonſina.**

Die Palmenkrone ſchmückt
Des frommen Siegers Haupt. —
Ich rufe Dich, Geliebter! Folge mir!

**Diego.**

Ihr Auge bricht — ſie ſtirbt!

**Alfonſina.**

Ich werde Dich — umſchweben,
Dir ſanft die Wunde kühlen —
Dir mild die Seele — löſen —
Ich — danke Dir — mein Gott!
(Sie ſtirbt.)

**Diego.**

Todt!

---

## Sechſte Scene.

**Medran**, ſchwer verwundet, von zwei Rittern geführt, die ihn ſtützen. **Die Vorigen.**

**Medran.**

„Todt!“ Wem gilt dieſer Schreckensruf,
Der mir entgegen ſchallt?
(Er erblickt Alfonſinen.)
Sie iſt's! Sie — leblos, — und ich lebe!
(Er läßt ſich neben ihr auf ein Knie.)
Ein milder Vater rief Dich in das beſſ're Leben.
Des Erdenſchmerzes Lohn iſt Himmelsfrucht.
Du Reine wandelſt dort im Licht —
(Sich aufraffend.)
Mich aber faßt der Schmerz, mich klag' ich an.
Die Stimme meines heiligen Berufs
Vernahm ich nicht,

Der ird'ſchen Liebe Macht
Erfüllte mich mit ihrer Glut.
Nicht des Gelübdes fromme Pflicht, —
Die glüh'nde Leidenſchaft
Entflammte meine Kraft; —
Lebenshaß und Liebesglut
Riſſen den betäubten Sinn
Ins Gewühl der Schlacht dahin.
Recht war die That und groß das Ziel,
Doch was mich hinzog, war
Ein ſündiges Gefühl,
Und um mit Ruhm zu ſiegen,
Mußt' ich der Leidenſchaft erliegen.
Du Allerbarmer aber,
Du ſendeſt Deinen Strahl
Auch dem unwürd'gen Sohn
Von Deinem Gnadenthron,
Und ihnen, die hienieden,
Hoffnungslos geſchieden,
Gewährſt Du über Raum und Zeit
Vereinigung in Ewigkeit! —
O Freunde! ſtützet mich! — Die Kraft —
Entweicht, — die Sinne ſchwinden —

## Siebente Scene.

Man hört aus der Ferne einen feierlichen Siegesmarſch, der bald wieder ſchweigt; von der einen Seite kommt **Deguarras** mit den ſpaniſchen Soldaten, dem gefeſſelten **Dragut** und den Algierern; von der andern **La Valette** mit den Ordensrittern. Die Morgenröthe bricht an.

**La Valette.**

Gelobt ſei Gott! Die Feinde flieh'n;
Der volle Sieg
Schwingt, gleich dem jungen Tage,
Die Purpurflügel über uns,
Und frei iſt Maltha!

**Medran** (in Extaſe).

Und Maltha frei! Gelobt ſei Gott!

(Er ſinkt zuſammen. La Valette fängt ihn in ſeine Arme auf.)

**La Valette.**

Mein Sohn! Ward mir um dieſen Preis der Sieg?

**Medran.**

Ich ſehe Dich im Siegeskranz, —
Heil Dir, mein Vater! — Heil dem Orden!
(Die Sonne geht auf.)
Die Himmelspforte öffnet ſich, —
Ein Engel winkt, — gelobt ſei Gott!

(Er ſtirbt.)

### Diego

(zwiſchen die beiden Leichen tretend).

Was mir nicht mehr geſtattet war,
Und was das Schickſal Euch verſagte:
Der Tod hat es bewirkt; Ihr ſeid vereint!
Dem Sieger ruht die Braut zur Seite!

### La Valette.

Es lebt mein Leib, todt aber iſt mein Herz!
Maltha wird prangen als mein Siegesmal,
Doch iſt die Welt für mich ein weites Grab!

(Nach ſchmerzlichem Stillſchweigen nimmt er die goldne Kette mit dem großen Maltheſerkreuze ab, und legt ſie auf Medrans Bruſt.)

Was Du verdient, es ſchmücke Dich im Tode!
Das Kreuz des heil'gen Ordens ruhe
Auf Deiner himmelreinen Bruſt!

### Dequarras

(zu La Valette vortretend).

Unendlich iſt Dein Schmerz, unſterblich iſt Dein Ruhm.
Für den verlornen Sohn, nimm uns als Söhne auf!
So lang die Erde währt, ſo lang das Weltmeer wogt,
Wird des Maltheſer-Ordens Ehre,
Wird Maltha als Dein Denkmal glänzen!

(Der Platz hat ſich indeſſen gefüllt. Auf der einen Seite ſtehen die ſpaniſchen Truppen, auf der andern die Ordensſoldaten, in der Mitte die Ritter mit der großen Ordensfahne.)

**La Valette**

(zum Himmel blickend).

Laßt unſer Dankgebet zum Himmel ſchallen!

(Eine feierliche Muſik beginnt. Glockengeläute ſtimmt ein. La Valette zieht das Schwert, das Kreuz des Griffes an die Bruſt gedrückt, die Spitze zu Boden geſenkt. Die Ritter folgen ſeinem Beiſpiel.)

(Der Vorhang fällt.)

# Inhalt.

Seite

**Cervantes in Algier**, Schauſpiel in fünf Akten . 3

**Ulrich, Herzog von Würtemberg**, hiſtoriſches Schauſpiel in fünf Akten . . . . . 115

**Die Maltheſer**, hiſtoriſches Schauſpiel in drei Akten 249

Gedruckt bei C. Ueberreuter.

# Ankündigung

und

# Einladung zur Pränumeration

auf

# Friedrich von Schlegel's
# ſämmtliche Werke.

Neue (zweite vermehrte) Original-Geſammtausgabe in
15 Bänden, gr. 8.,
der äußern Ausſtattung nach ganz gleich der neueſten Cotta'ſchen
Prachtausgabe von Schiller's Werken in 10 Bänden; auf feinem
Velinpapier, in Umſchlägen broſchirt.

**Mit Biographie, Porträt und Facſimile des Verfaſſers.**

Die erſte Original-Ausgabe der Werke Fr. von Schlegel's in zehn Bänden, (Wien 1822 — 1825) iſt, in fünf Auflagen, vergriffen. Wiederholte Anfragen ſeit längerer Zeit, beſtimmen die Verlagshandlung, eine neue zu veranſtalten. Dieſe Thatſache allein würde hinreichen, auch wenn der berühmte Name des Verfaſſers nicht die ſicherſte Bürgſchaft dafür wäre, zu beweiſen, wie bleibend die Theilnahme von ganz Deutſchland für dieſe Werke eines ſeiner geiſtreichſten Schriftſteller, wie zeitgemäß die Wiederauflage derſelben ſei.

Sie beginnt mit dem wichtigſten von Schlegel's Werken, welches ſeinen Ruhm vorzugsweiſe begründete: mit der Geſchichte der alten und neuen Literatur, zweite verbeſſerte und vermehrte Ausgabe (zweiter Abdruck,) enthält ferner: Studien des klaſſiſchen Alterthums, Kritik und Theorie der alten und neuen Poeſie, Anſichten und Ideen von der chriſtlichen Kunſt, romantiſche Sagen und Dichtungen des Mittelalters, vermiſchte kritiſche Schriften, Gedichte, zweite vermehrte Ausgabe (zweiter Abdruck) und bringt im Vergleiche mit der früheren Ausgabe mehrere und wichtige Bereicherungen.

Es erſcheint hier nämlich die (der ältern nicht einverleibte,) höchſt intereſſante Schrift: Über die Sprache und Weisheit der Indier, welche den lebhafteſten Impuls zu orientaliſchen Studien in unſerem Vaterlande gegeben hat. Ferner: Die Vorleſungen über die neuere Geſchichte, (im Winter 1810); Philoſophie der Geſchichte, in 18 Vorleſungen, gehalten zu Wien im J. 1828; Philoſophie des Lebens, in 15 Vorleſungen, gehalten zu Wien im J. 1827; und: Philoſophiſche Vorleſungen, insbeſondere über Philoſophie der Sprache und des Wortes, geſchrieben und vorgetragen zu Dresden im December 1828 und in den erſten Tagen des Januars 1829.

Noch ſind die Vorleſungen, deren Gegenſtände den Hauptinhalt von Schlegel's Streben und Wirken und den Glanzpunkt ſeiner Laufbahn bezeichnen, in friſchem Angedenken des Vaterlandes; noch iſt der Eindruck gewiß Vielen gegenwärtig, den die Nachricht allgemein hervorbrachte: Die letztgenannten dieſer Vorleſungen ſeien durch den plötzlichen Tod des berühmten Schriftſtellers unterbrochen worden. Sie waren ſein Schwanengeſang. —

Zur Vermeidung von Mißverſtändniſſen, iſt nur zu erwähnen, daß, wie ſich von ſelbſt verſteht, die auch in der früheren Ausgabe weggelaſſenen zwei Werke: „Lucinde“ und „Philoſophiſche Vorleſungen aus den Jahren 1804—1806; herausgegeben von Windiſchmann, Bonn 1836 und 1837,“ auch dieſer Ausgabe nicht einverleibt wurden, da der Verfaſſer ſelbſt dieſe beiden Werke (in die von ihm in den Jahren 1822—1825 veranſtaltete erſte Ausgabe) nicht aufzunehmen für gut fand.

Um endlich nichts zu unterlaſſen, was dieſelbe irgend bereichern und verſchönern konnte, waren wir bedacht, auch das wohlgetroffene Bildniß des Verfaſſers, ſein Facſimile, und ſeine Biographie, aus der Feder eines Mannes, der mit ihm in perſönlicher Berührung ſtand, hinzuzufügen.

**Der Preis iſt für jeden Band nur 1 fl. 20 kr. C. M.!**

Mit dem erſten Bande iſt der letzte vorauszubezahlen.

Wer aber bei Empfangnahme des erſten Bandes für **alle 15** Bände vorausbezahlt, erhält ſelbe um 5 fl. billiger, d. i. anſtatt um **20** fl. für **15** fl.

Der erſte Band iſt ſo eben erſchienen und zu haben; **Ende October** erſcheint der zweite Band, und von Monat zu Monat die folgenden Bände, ſo daß das Ganze vor Schluß des Jahres **1846** in den Händen der Pränumeranten ſein wird. Jede ſolide Buchhandlung kann Probe-Exemplare vorlegen und zu obigen Bedingungen Pränumeration annehmen.

**Verlagsbuchhandlung von Ignaz Klang in Wien.**

# Ch. Kuffner's

# erzählende Schriften,

dramatiſche und lyriſche Dichtungen.

## Ausgabe letzter Hand.

Sechzehnter Band.

**Wien, 1846.**
Verlag von Ignaz Klang, Buchhändler.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

# Ahasver,

# der ewige Jude.

## Eine Wanderung durch Jahrhunderte.

Hiſtoriſcher Roman

von

**Ch. Kuffner.**

Erſter Theil.

Wien, 1846.
Verlag von Ignaz Klang, Buchhändler.

Dem

hohen Kirchenfürſten,

dem

edlen Sängerfürſten,

Sr. Excellenz dem Herrn

Ex-Patriarchen von Venedig,

Erzbiſchof von Erlau,

**Ladislaus Pyrker von Felſö-Eör,**

widmet dieſe Dichtung

als Zeichen innigſter Verehrung

der Verfaſſer.

# Ahasver,

## der ewige Jude.

Eine Wanderung durch Jahrhunderte.

Hiſtoriſcher Roman.

Erſter Theil.

# Dem Leſer.

Die ſchauerliche Sage von Ahasver, dem ewigen Juden, aus grauer Vorzeit durch Jahrhunderte zu uns herüber ſchallend, war von jeher ein Gegenſtand, welcher die allgemeine Theilnahme in hohem Grade erregte und erregen mußte, weil er die höchſten Intereſſen der Menſchheit berührte: „Herz und Geiſt im Conflict mit der eigenen Schuld!“

Der Darſtellung dieſes inhaltſchweren Stoffes liegt die Beantwortung und Löſung jener großen Frage ob, die ſo alt iſt wie die Welt, — jenes großartigen Kampfes der Liebe und des Haſſes, des Guten mit dem Böſen, des Lichtes mit der Finſterniß, im äußern Leben wie in der Bruſt des Menſchen, das unerſchöpfliche Thema der Weltgeſchichte, jener Sonnenſtrahl, der im Prisma von Zeiten und Völkern ſich in ſeine Farben bricht.

Ein ſolcher Stoff mußte zu dichteriſcher Behandlung nicht nur einladend, ſondern auch geeignet ſein. Geiſt, Gemüth und Phantaſie werden von ihm in Anſpruch genommen. Welcher Menſch fühlte ſich durch Ahasver's Schickſale nicht bewegen, an ſeine eigene Bruſt zu ſchlagen? Raſtloſe Wanderer hienieden ſind wir ja Alle und empfinden um ſo tiefer den Schmerz des — durch eigene oder fremde Schuld — erlittenen Verluſtes der Herzensreinheit und des Seelenfriedens.

Daher die vielen Verſuche der Geſtaltung dieſer Sage in den verſchiedenen Formen der Dichtkunſt!

Eine beſondere Anziehungskraft übte dieſer Stoff auf die Dichter der neueſten Zeit aus. Unter ihnen erregte der ewige Jude des genialen Eugen Sue, ein grauenhaftes, mitunter troſtloſes Nachtſtück von Laſtern und Verbrechen unſerer Zeit, allgemeines Aufſehen. Dieſes Werk bildet einen Verein glänzender Schönheiten mit blendenden Fehlern. Es iſt ein ausgezeichneter Roman der Gegenwart: es iſt Alles, was man will, — nur kein ewiger Jude!

Dieſer iſt ein ſo großartiges, grau'nhaftes, geheimnißvolles Weſen, daß er auf entſprechende Weiſe nur in entferntem Raum, nur im Nebelgrau der Vorzeit, wirkſam und würdig erſcheinen kann, in die Nähe der Jetztzeit geſtellt, aber in ſeiner Weſenheit verlieren oder gar aufhören muß, das zu ſein, was er ſein ſoll. Ein Salon-Ahasver wäre ein Unding. Sue benützte ihn wohl größtentheils zu einem pikanten Titelblatt; im Buche ſelbſt ſpielt er, als angeblicher Held der Geſchichte, keine bedeutende Rolle. Der Dichter beſchäftiget uns eigentlich nur mit den Nachkommen des ewigen Juden.

Ich habe die Sage vom Ahasver auf hiſtoriſchen Boden geſtellt. Er wandert durch eine Reihe der größten und wichtigſten Ergebniſſe von Zeiten und Völkern; ſeine Schickſale greifen in die Schickſale der Menſchheit ein, und die Fortſchritte von wilder Gährung zu heiliger Läuterung erſcheinen klar auf dem Gebiet der Weltgeſchichte.

Die über den herzloſen Ahasver ausgeſprochenen Worte lauten: „Du ſollſt wandern, bis ich wieder komme!“ Es gibt alſo, im ſtrengſten Sinne genommen, keinen ewigen Juden, denn ſeine Wanderung endet mit der Wiederkehr jenes großen Ich.

Es war daher meine Aufgabe und mein Beſtreben, die große Hauptidee durch eine Reihe intereſſanter Begebenheiten, Situationen und Charaktere durchzuführen, das Furchtbare zerſtörender Lebensſtürme durch Scenen idylliſchen Still-Lebens zu mildern, ſelbſt in den Partien vorherrſchender Glut den höhern Standpunkt des Künſtlers im Auge zu behalten, und die tragiſchen Diſſonanzen des irdiſchen Daſeins in die Harmonie des großen Weltalls aufzulöſen.

**Kuffner.**

# Prolog.

Hell glüht der Herbſt im reichſten Farbenduft;
Er ſchmückt, Natur, dir deine nahe Gruft!
Es drängt ſich Frucht an Frucht auf jedem Baum;
Die Lebenskraft träumt ihren letzten Traum.
Die Blätter, leiſe rauſchend, fallen,
Und graue Abendnebel wallen,
Ein ſtiller Geiſterchor,
Auf öder Heide düſterm Meer.
Die Wolken zieh'n durch Himmelsferne,
Doch aus den Wolken blinken Sterne;
Sie blicken ernſt mit bleichem Scheine,
Sie deuten mir auf Leichenſteine,
Die trauernd ſteh'n auf morſchen Herzen,
In denen heißes Leben einſt geflutet,
Bis ſie, gebrochen und verblutet,
Sich trennend von dem Land der Schmerzen,
Vergeſſend, was geduldet ſie hienieden,
Aufſchwebten zu dem ewigreinen Frieden.
O Herzen ihr, in eurer Himmelsferne!
Seid meiner Hoffnung, meiner Sehnſucht Sterne!
Strömt euer Licht und euern Troſt herab
Auf meinen Geiſt und meiner Liebe Grab!
Wie blauem Aethermeer der Sturm,
Wie ſüßgereifter Frucht der Wurm,
Wie von dem höchſten Berg die tiefſte Kluft,
Wie Perlen der gewölbten Muſchelgruft,

Wie aus dem Schooß der Nacht das Morgenroth:
Entkeimt dem Leben angeborner Tod.
Zwei ruheloſe Wand'rer ſind auf Erden;
Der Sterbliche nennt ſie Vergeh'n und Werden.
Geboren mit der Schöpfung erſtem Klang,
Sind ſie ihr Stützen bis zum Untergang,
Durch deren Kraft in aller Weſen Sein
Der Stoff die Formen ewig muß erneu'n.
Die Blume welkt, dem Baum entſinkt ſein Laub,
Doch blüh'n ſie neuverjüngt aus ihrem Staub;
Es ſtockt der Strom zu Eis, der Quell verſiegt,
Doch Frühling weckt den Strom zu neuem Leben,
Und wo ein Felsſtein in Erſtarrung liegt,
Muß freudig ſich ein friſcher Quell erheben;
Ein Eiland muß zum Meeresgrunde ſinken,
Doch plötzlich muß ein neuer Stern uns winken.
So fand den Sinnenden die Mitternacht,
Die düſt're Mutter wilder Traumgewalt;
An ihres Sternenthrones Trauerpracht
Stand Ahasver's furchtbare Schreckgeſtalt;
Er, ohne Ruhe, ohne Herz,
Zur Beute ſeinem ew'gen Schmerz!
Und alle Bilder ſeines Schickſals zogen
Mir vor der tiefbewegten Seele hin,
Wie eines Höllenfluſſes Feuerwogen.
Ich ſah den Fluchbelad'nen flieh'n
Durch Länder und Jahrhunderte,
Und ſuchen an der Erdenpole Rand,

Was er, durch Schuld verloren, nirgend fand,
Des Menſchenglückes ſchönſte Blum' hienieden:
Die Herzensreinheit und den Seelenfrieden.
Dem Leben ein feindſel'ger Geiſt,
Den Höllenmacht zum Böſen reißt,
Sich ſelbſt zum Fluch, ſich ſelbſt zur Laſt,
Mit Gott und Welt zerfallen,
Vor Strafe ſchaudernd und doch lechzend nach Verbrechen,
Entbrannt von Gierde ſich zu rächen, —
So hörte ich ſein Wehgeſchrei erſchallen!
Wie Dampf und Glut aus Aetna's Gipfel qualmt,
Sprang ein Gedankenſturm aus ſeinem Haupt,
Dann, von der Reu' ergriffen und zermalmt,
Sank er zur Erde, ächzend, ſinnberaubt. —
So irrte er, wie Nachtgewölke zieh'n,
Durch das vielhundertjähr'ge Leben hin.
So drückt auch mich die ſchwere Laſt der Zeit,
Mich, den der Schmerz zum Opfer ſich geweiht.
Dem in des Lebens Heiligthume
Verblüht iſt jede Freudenblume,
Mich, der, dem Sonnengold
Des frohen Tages hold,
In theurer Gräber Grauen
Hinab muß ſchauen,
Dem, liebevoll, die Welt iſt liebeleer!
So wandr' ich, ein ſchuldloſer Ahasver,
Bis einſt, der ew'gen Morgenröthe Licht
Des Daſeins Nacht und Schlaf und Traum durchbricht,

Und mir aus ſeiner Glorie Strahlenmeer
Der Hingeſchwund'nen himmliſche Geſtalten
Zulächeln, meine Schwingen zu entfalten,
Zu ihnen aufzuſchweben
Ins Heimatleben.
Bis dahin feſſl' auch mich das Loos
Der Menſchheit an der Erde Schooß!
Ruhloſe Wanderer ſind wir ja Alle,
Bis uns aufnimmt die große Friedenshalle,
In der wir, Blumen gleich, neu auferſteh'n.
Dies Eine nur, o Gott! laß mich von Dir erfleh'n:
Der Geiſt der Dichtkunſt weiche von mir nicht!
Er ſei mein Tröſter, meiner Seele Licht,
Sei meines Herzens gold'ne Seraphsſchwinge,
Daß mir das inn're Saitenſpiel erklinge,
Ein reiner Himmelston in Schmerz und Wonne,
Der Memnonsſäule gleich im Strahl der Sonne!
So nehmt denn, Freunde, dieſe Dichtung hin,
Die eurem Geiſt anſchaulich macht
Den Kampf des Lichtes mit der Nacht,
Den Kampf des Böſen mit dem Guten,
Des Haſſes und der Liebe Gluten,
Die Diſſonanzen hier auf Erden,
Die dann nur enden können, enden werden,
Wenn einſt, nach dieſes Lebens Zwietracht, ſie
Sich löſen in des Weltalls Harmonie.
Durch Schluchten führt des Schickſals dunkle Bahn,
Doch leuchtend ſchwebt ein Engel uns voran.

# Erſte Zeitperiode.

## I.

## Die Nacht auf dem Golgatha.

Die Schauer der Mitternacht umdüſterten Jeruſalem und den in deſſen Nähe aufragenden Berg Golgatha. Aus zerriſſenem Gewölke trat der Mond hervor. Sein bleiches Licht umfloß den kahlen Gipfel des Berges, in deſſen luftiger, von Raubvögeln bewohnter Einſamkeit die Richtſtätte der jüdiſchen Verbrecher trauerte. Todtenſchädel und Gebeine lagen theils aufgeſchlichtet und im Winde klappernd, theils einzeln ringsumher zerſtreut. Todesmüde und dennoch ohne Ruhe, lebensvoll und dennoch lebensſatt, ohne Gott in ſeiner Bruſt, und doch der Strafe Gottes voll, ſo ſchritt ſchwer athmend Ahasver einher, ſtieg den Gipfel des Berges hinan, und ſetzte ſich auf ein Felsgeſtein. Welche ſchauderhafte, gräßliche Geſtalt!

Das ſtarre Angeſicht, verwildert und zerſtört, ſchien Einem anzugehören, der in Verzweiflung ſtarb. Aus grauenhafter Leichenbläſſe blitzte der Augen düſtere Glut, und um die ſchlaffen Wangen brannte der rothe Bart, dem Feuermeere auf Sodoma's Trümmern gleich. Nun erfaßte ihn das Entſetzen vor ſich ſelbſt. Jede Muskel des Geſichtes zuckte; jede Miene veränderte ſich jeden Augenblick; die tiefen Furchen zogen jetzt drohend, jetzt verzagt, bald aufwärts, bald abwärts an der Stirne, und krampfhaft bebten alle Glieder. Wild um ſich blickend, ſprach er endlich mit dumpfer Stimme:

„Brauſend ſtürzt der Bergſtrom über Felſenhöhen fort und fort; endlich aber findet er ein ſtilles Thal, in deſſen Schooß er dann friedlich ruht. Wolken, von des Sturmes Wuth gejagt, raſen durch den grenzenloſen Himmelsraum; endlich ſchweigt der Sturm, und ſie ruhen geſellig auf des Waldgebirgs einſamen Gipfel.

„Durch das Reich der Fluten fliegt das Schiff, Tag und Nacht des Elementenkampfes Beute; endlich winkt von ferne das Ziel der Irrfahrt, und ein Hafen nimmt es ſchützend auf. Hoch in die Lüfte ſteigt der Adler empor, aber aus des Äthers Wüſtenei ſenkt er ſich endlich nieder und ruht im Felſenhorſt. In Verzweiflung treibt die Blutſchuld den Mörder des Bruders, des Vaters umher; zermalmt ſtürzt er von Fels zu Fels, und findet endlich in der Todesſchlucht die Ruhe. Du ſelbſt, Schädelſtätte! Sammelplatz von Verbrechern aller Art! Du ſelbſt gibſt dem bleichen, raſſelnden Gebein des Böſewichts die Ruhe, die er im Leben dem Nächſten raubte und ſich ſelbſt. Nur mir verweigert Erde, Luft und Flut und Feuer, nur mir verwehret Tag und Nacht die Ruh', und nirgend zeigt ſich mir ein Ziel der Wanderung. Und muß denn ich fortleben ohne Ruh' und Raſt, ſo ſoll meine Hand, ihr Todtenreſte, auch eure Ruhe ſtören!“

Ahasver erhob ſich von ſeinem Felſenſitze, trat vor einen, von Knochen und Schädeln aufgehäuften Hügel und ſprach mit bitterm Hohn:

„Kunſtwerk von Gebein! Leere Schädel mit Augenhöhlen, in den ſich Kröten als Augenſterne brüſten! Wangenknochen ohne Wangen, einſt voll Lebensglut, nun zähnefletſchende Larven! Sie ruhen! Ich irre ohne Ruh' und Raſt!" —

Er nahm einen Schädel in die Hand und rief ihm zu: „Du, einſt verbrecheriſcher Gedanken voll, jetzt ein leeres Haus von Stein, des Windes Spiel, von Mond und Sonne ſpottend übertüncht mit Flittergold! Räuber! Mörder! Du ruhſt? Ich irre ohne Raſt und Ruh'? Du ſollſt nicht ruhen!" —

Er ſchleuderte den Schädel über die Klippen hinab, jauchzte über das Gepolter des kollernden Beingehäuſes, ergriff einen andern Schädel und rief: „Du, Verläumder! Tugendmäkler! falſcher Zeuge! Noch ſchmachten Hunderte durch dich im Elend, und du ruhſt? Nun und nimmer ſollſt du ruhen!" —

Er ſchleuderte den Schädel in die Tiefe, ergriff einen andern, und durch die Stille der Nacht hallten die Worte:

„Gottesläugner! kannſt du dem Rächer nun dein Leben, deine Frevel, und dich ſelbſt abläugnen? Du ſollſt nicht ruhen! Folge Jenen!" —

Er ſchleuderte den Schädel von ſich, faßte zwei andere, hielt jeden in einer Hand, ſtieß ſie aneinander, und ſprach mit dem dumpfen Ton eines fernen Donners: „Hochmüthiger, der einſt geſchwelgt vor Erpreſſungen, auf Flaum und Purpurkiſſen in allen Laſtern ſich erſchöpfte! Und du, Heuchler, des ſtolzen Verbrechers feiler, feiger Sclave! Noch ächzet die Wehklage der Unglücklichen, denen ihr Hab' und Gut, Unſchuld, Ruh' und Ehre habt geraubt! Ihr ruht? Ich irre ohne Ruh' und Raſt?

Ihr ſollt nicht ruhen! Sclave, ſchleudere du den Praſſer fort!" —

Er warf beide Schädel zur Erde und ſchleuderte mit dem Fuß den einen durch den andern vom Gipfel hinab, mit den Worten: „Wie ich mit euch Schädeln ſpiele, ſo iſt auch der Menſch des Schickſals Spielball. Ein Leben ohne Glück und ohne Ruh'! — Sieh da! Ein zierliches Gebein! Schädel, zart und fein geformt! Gehörteſt einer ſchönen und verbuhlten Dirne? Blutſaugerin! Giftmiſcherin! Haſt Höllenflammen angefacht in tauſend Wüſtlingen, haſt ein ſchmähliges Ende bereitet ihnen und dir ſelbſt?

Unerſättliche! du ruhſt? Du ſollſt nicht ruhen! Setz' noch einmal Alles um dich her in Aufruhr! Deine Sclaven ſollen dir nachfolgen!" — Er ſchleuderte den Schädel über die Felſen, und warf ihm viele andere nach ausrufend: „Fort, ihr Buhler! ſputet euch! Ehebrecher! Mörder! Räuber! Schwelger und Meineidige! Folgt, eilt ihr nach! Welcher Aufruhr! wie das poltert, klappert, ſpringt, ſich überſtürzt! Hab' ich Ruheloſer nun auch eure ſtolze Ruh' geſtört? So recht! Ruhen ſoll auf Erden nichts!" —

Während Ahasver ſo tobte, ſtürzte der Schädel- und Knochenhügel vor ihm mit gräßlichem Gepolter zuſammen. Die nächtlichen Raubvögel entflohen mit häßlich gellendem Geſchrei; dem ruheloſen Wanderer pochte aber das Herz vor Freude, und er rief mit grimmiger, das wilde Getümmel überhallender Stimme: „Vollbracht hab' ich mein Werk. Als Sieger zieh' ich vom Schlachtfelde fort, ohne Ruh' und Raſt!" —

Er ſtieg den Berg hinab. Der Morgen dämmerte; der öſtliche Himmel röthete ſich; die erſten Sonnenſtrahlen brachen über den Häuptern der Berge hervor. Die Hirten trieben ihre Herden in das ſchöne fruchtbare Thal am Fuße des Golgatha und ſtimmten ihre Hymne an, zuerſt leiſe, dann immer lauter und feierlicher, je ſtrahlender und herrlicher die Sonne emporſtieg, bis zum vollen Ausbruch der feurigſten Andacht.

## Morgengeſang der Hirten.

### Eine Stimme.

Der Nachtgeiſt ruht
Auf dunkler Flut;
Des Himmels ſtumme Trauer
Durchdringen ſeine Schauer.

Ungeborne Tag' und Stunden,
Die kein Lichtſtrahl noch gefunden,
Birgt der Tiefe Mutterſchooß.
Und der Menſch mit ſeinen Sorgen
Harret ängſtlich auf das Loos,
Das ihm bringt der nächſte Morgen.
Aechzend ſteigt der Schattenbilder Chor
Aus des Abgrund's Todeskluft empor;
Sie ziehen in des Menſchen ſtilles Haus hinein,
Und Schrecken fährt durch ſein Gebein.

Leblos ſtarrt die ſchweigende Natur;
Grau'nhaft ſtöhnet nur
Des Unglücks Weheklage,
Der Schmerzensruf des Leidenden,
Der Schutz im Grabe ſucht
Und der Geburt unſel'ger Tage
Mit jedem neuen Tage flucht.
Der Frevler nur iſt's, der ſich freut,
Feindliche Nacht, in deiner Dunkelheit,
Daß vom lichtſcheuen Werk ihn nicht
Verſcheuch' das goldne Tageslicht.

## Mehrere Stimmen.

Seht die Sterne ſchwinden, ſtill und bleich;
Troſtlos graut der Wolken ödes Reich.
Schrecklich iſt, und unheilvoll die Nacht;
Komm, o Tag, du holde Segensmacht!

## Eine Stimme.

Ab fällt der Schleier von dem Haupt der Nacht;
Sie flieht; auf ſchwellendem Gewölk erwacht

Die ſtille graue Dämmerung.
Sie hält in ihren Mutterarmen
Den holden Morgen, zart und jung;
Durch ihn ſoll Welt und Menſch erwarmen.
Hell ſchwebt auf blauer Aetherbahn
Sein Stern als Herold ihm voran.

O Morgenlicht! O Morgenroth!
Schön iſt dein Lächeln, ſchön
In Thälern, und auf Bergeshöh'n
Dein Purpurſchleier.
Wir ſchauen Gott
In deiner heil'gen Feier.
Du biſt der Glanz, der ſeinen Thron umſtrahlt,
Der ſegnend über Erd' und Himmel wallt.
Der Jubelſtimmen tauſend werden wach,
Dich zu begrüßen. Funken ſprüht der Bach,
Die Blumen öffnen ſich voll Luſt;
Es ſchmückt ihr Kranz der Erde Bruſt,
Daß ſie, entzückt wie eine Braut,
Ihr Bild im Wellenſpiegel ſchaut.

Der freudelichten Erde gleich
Hebt ſich der Menſch aus Schlaf und Nacht
Mit heiterm Geiſt,
Der Dich Jehova preiſ't,
Dich und die Welt, Dein Reich.
Nur der Verbrecher böſe Horde,
Die Hand voll Blut von Raub und Morde
Flieht, aufgeſchreckt vom Glanzgefunkel,
Scheu in der Höhle tiefſtes Dunkel.
Nur der Gerechte, Reine, Gute,

Tritt vor dein Angeſicht
Mit frohem Muthe,
Du reines, ſchönes Morgenlicht!

## Mehrere Stimmen.

Jehova! Vater! Gott!
Wir preiſen Dich im Morgenroth.

## Eine Stimme.

Ausbreitet ſich des Himmels blauer Glanz;
Aufflammt der Sonne Strahlenkranz.
Ein Hirt, der ſeine Lämmerwolken weidet,
Ein König, der in Gold und Pracht ſich kleidet:
So ſchreitet das all-leuchtende Geſtirn
Auf ſeiner hohen Siegesbahn
Und führt den Reih'n der Jahreszeiten an.
Du Quell des Licht's, der Jova's Thron umfließt,
Der über Berg' und Thäler ſich ergießt,
Du füllſt die Welt mit deinen heil'gen Gluten,
Und wo du walteſt, ſtrömen Segensfluten.
Gott wohnt im Licht; ſo muß es Segen bringen;
Sein Herold, naht es uns mit goldnen Schwingen,
Und ſchreckt den Böſen, winkt dem Guten.

## Mehrere Stimmen.

Licht füllt die Welt mit Jova's heil'gen Gluten;
Es ſchreckt den Böſen, winkt dem Guten.

## Eine Stimme.

Allmächt'ger, Du, den jedes Weſen preiſ't,
Du, der ſein Licht der Erde ſendet,
Erleuchte auch des Menſchen Geiſt,
Daß er vom Rechten nie ſich wendet!

Dort, wo in Deinem Glanz der Himmel ſtrahlt,
Dort ſeh'n wir Ewigkeit und Ruhe thronen
In ewig klarem wandelloſen Frieden;
Doch wandelbar iſt Glück und Ruh' hienieden,
Wo wir von heut auf morgen wohnen.
Jehova! Du biſt gnädig, weiſe, groß;
In Deiner Hand ruht Deiner Kinder Loos.
Laſſ' ſtiller Lebenstage uns erfreu'n!
Laſſ' Böſes ferne, laſſ' uns ſchuldlos ſein.
Auf daß ein reines Herz, ein heit'rer Geiſt
Dich, Gott und Vater, jeden Morgen preiſ't!

### Mehrere Stimmen.

Jehova! Du biſt gnädig, weiſe, groß,
In Deiner Hand ruht Deiner Kinder Loos.

---

Indem der Geſang der Hirten ſich in der Morgenſtille verlor, zeigte ſich Ahasver, in der Entfernung zum Fuße des Berges Golgatha herabſteigend. Sein Anblick erfüllte die Hirten mit Furcht und Schrecken. Sie entflohen bis auf zwei Greiſe, welche, hinter ein Gebüſch ſich ſtellend, zurückblieben. Erſt, als Ahasver in der Ferne verſchwunden war, entſpann ſich zwiſchen ihnen ein Geſpräch, welches ſie mit leiſer Stimme begannen:

**Elimelech.** Zwei Jahre und wohl mehr ſind nun verfloſſen, ſeit ich Jeruſalem zum letzten Mal ſah. Seitdem hab' ich vom böſen Ahasver ſo viel vernommen, daß ich kaum weiß, was ich davon glauben ſoll. War er denn gar ſo herzlos, wie man ſagt? Und muß er wirklich wandern ohne Ruh' und Raſt?

**Miſael.** So iſt's; von Augenzeugen weiß ich es; auch ſieht man's ihm auf tauſend Schritte an. Bald ſtand er bewegungslos wie ein Marmorbild; bald warf er ſich zur Erde, dann fuhr er wieder auf, und eilte in wilder Haſt, ſchwer keuchend, und wie vom böſen Geiſt getrieben, fort. Raubvögel fliegen davon, und wilde Thiere verkriechen ſich heulend, wenn ſie die Schreckgeſtalt erblicken. Nicht Lebenden, noch Todten gönnt er die Ruhe, die er ſelbſt verwirkt hat. Am Fuß des Berges und an mancher reichbegraſten Stelle unſers blühenden Thales liegen noch viele bleiche Todtenſchädel, die er in mancher düſtern Nacht vom Golgatha herabgeſchleudert hat.

**Elimelech.** Er iſt verſchwunden, Jehova ſei gelobt! Nun, Freund, erzähle weiter, was Du weißt!

**Miſael.** Ach! die Begebenheit war ſchauderhaft. Als Jener, welcher der Meſſias und König der Juden ſein wollte, zum Tode verurtheilt wurde, mußte er, zur Verſchärfung der Strafe, das Kreuz, an dem er ſterben ſollte, ſelbſt tragen auf dem Weg des Todes. Die Laſt war ſchwer; die Kräfte ſchwanden, der Leidende erhob die Augen zum Himmel. Es war ein Anblick zum Erbarmen. Die Menge, die ihn ehemals haßte, das Volk, das früher ſeinen Tod verlangt hatte, ward nun ſanfter, da er zum Tode ging. Nicht Weiber nur vergoßen Thränen, auch Männer fühlten tiefes Mitleid; ſelbſt ein rauher Kriegsknecht der Römer war gerührt. Indem der Zug nun vor dem Hauſe des Ahasver vorüberging, erblickte der Kreuztragende am Thore einen breiten Stein. Der Laſt beinah' erliegend, näherte er ſich dem Stein, um einen Augenblick auszuruhen. Weder Römer, noch Juden mißgönnten ihm die letzte kurze Raſt, denn jeder fühlte jetzt, auch er ſei Menſch, unwiſſend, was ihn ſelbſt noch treffen könne. Nur Ahasver ſprang, wie ein Tiger aus der Höhle, zornentbrannt gegen den Todgeweihten; und wollte Jener Gott ſein, ſo war der Ahasver nun weniger als Menſch. Er ſtieß ihn mit geballter Fauſt zurück; das Herz von Stein verſagte ihm den Stein zur letzten Raſt am Todesweg, Verwünſchungen ausſtrömend, denen ſich die Haare ſträubten auf dem Haupt. Darüber zürnten Viele, und manches Schmähwort erſcholl. Nur Er, dem die ſchmähliche Mißhandlung widerfuhr, blieb ruhig, doch aus ſeinem Auge ging ein Blick hervor, der, einem Lichtſtrahl gleich, den Frevler traf, und ihm in die Nacht ſeiner Seele drang, indeß die Worte erſchollen: „Die Ruhe, die Du mir verſagt, wirſt Du hienieden ſelbſt nicht finden. Du wirſt auf Erden raſtlos wandern, lieblos, fremd dem Heiligen. Dein eig'ner Feind, weil Du des Menſchen Feind, wirſt Du haſſend und verhaßt durch's Leben wandern, bis bittere Erfahrung Deinen Geiſt geläutert, Dein Herz veredelt, und das Licht des Ewigen Deines Daſeins Erdennacht erleuchtet haben wird." — Als dieſe Worte geſprochen waren, ſtand Ahasver wie ein Marmorbild, ein Horchender, der nichts vernimmt, ein Spähender, der nichts erblickt. Starr blieb jedes Auge, ſtarr der Leib. Als nun der Zug vorüber war, und der Gekreuzigte die Worte ſprach: „Herr! in Deine Hände empfehl' ich meinen Geiſt;" als nun der Verhang des Tempels auseinander riß, die Sonne im ſchwarzen Himmelsraum erloſch, die Erde in Nacht gehüllt, vor Schrecken bebte, und Felſen donnernd in die Tiefe ſtürzten: erſt da erwachte Ahasver, wie aus einem böſen Traum auffahrend. Verzweiflung ergriff ihn, und in dem Herzen, vor wenig Augenblicken noch kalt wie Eis, und ſtarr wie Marmor, tobte Höllenglut. Er raffte ſich auf, riß ſich fort, ſtürmte hinaus; die Welt ſchien ihm zu enge; er ſuchte die Ruhe, — und fand ſie nicht; er ſuchte das Grab, — verſchloſſen war's. Er ſtürzte ſich in die Flut — und konnte nicht untergehen; er ſtürzte ſich in's Feuer, — es erloſch. So ſagt man, muß er nun wandern fort und fort, ein Herz von Stein zum Fluch in ſeiner Bruſt, ein Zeitgenoſſe aller Zeiten, unheilig ſelbſt im Heiligthum, vom böſen Geiſt getrieben, und er ſelbſt, wo er ſich zeigt, ein böſer Geiſt.

**Elimelech.** Jehova ſei uns gnädig! Sind wir auch ſchwach und fehlervoll, es ſei! Nur vor dem Einem ſchütz' uns Gott: vor des Herzens Erſtarrung! Er laſſe Menſchen unter Menſchen menſchlich ſein; er gönne uns, wie dem Schäflein auf der Weide, eine ſchöne Heimat, Luſt am Leben, der Unſern Liebe, Ruhe, ein ſichres Obdach gegen Stürme, und feſten Glauben an das Heilige und Ewige! Der Menſch, dem nichts im Leben werth und heilig iſt, trägt in der lebendigen Bruſt ein todtes Herz; ſein Leben gleicht dem froſterſtarrten Quell, ſein Geiſt dem Gipfel des mit Schädeln und Todtenknochen beſäten Golgatha, den ſelbſt die Frühlingsſonne nicht erfreuen kann."

Die beiden Hirten drückten ſich die Hände, und lagerten ſich vergnügt bei ihren Herden.

# II.

## Herodes und Mariamne.

Das Land Judäa und deſſen Hauptſtadt Jeruſalem hatten zu jener Zeit durch Herodes, von ſeinen Zeitgenoſſen der Große genannt, eine hohe Stufe von Glanz und Herrlichkeit erreicht.

Antipater, der Idumäer, welcher ſich mehrmal um die römiſchen Feldherrn in ihren Kriegen gegen Arabien, Meſopotamien und Ägypten verdient gemacht hatte, war von Julius Cäſar zum römiſchen Bürger und Landpfleger ernannt worden. Er hatte von ſeinem Weibe Cyprus vier Söhne. Herodes, der Zweitgeborne, erregte ſchon als Jüngling durch glänzende Geiſtesgaben die allgemeine Aufmerkſamkeit. Kaum fünf und zwanzig Jahre alt, machte ihn der Vater zum Unterſtatthalter der Landſchaft Galiläa. Schon jetzt zeigte ſich ſein Hang zu gewaltſamen, tyranniſchem Verfahren, und der ihn beſeelende böſe Geiſt des Ehrgeizes und Hochmuthes loderte auf. Er bezwang eine große Räuberbande, und nahm ihren Anführer Ezechias gefangen, ließ aber ihn und ſeine Genoſſen, ohne daß ſie vom hohen Rathe verurtheilt waren, unverhört und eigenmächtig hinrichten. Deshalb vor den hohen Rath berufen, in dem der Prieſterkönig Hyrkan den Vorſitz führte, erſchien er nicht, der Sitte gemäß, als Angeklagter in demüthiger Stellung, in Trauer gehüllt, und mit herabhängendem Haare, ſondern in einem Purpurkleide, die Locken von wohlriechenden

Salben duftend, frech in Mienen und Geberden, von Bewaffneten umgeben. Die Anweſenden, von Schrecken ergriffen, verſtummten, und beſchloßen, in einer andern Verſammlung ihm das Todesurtheil zu ſprechen. Herodes entfloh. Von den Juden gehaßt, wußte er ſich die Gunſt der römiſchen Machthaber, insbeſondere des Marcus Antonius und des Octavianus, durch Zuſendung von Hülfstruppen und Zufuhr von Lebensmitteln bei den aſiatiſchen Feldzügen, auch durch Gewandtheit und Schlauheit bei den perſönlichen Zuſammenkünften mit ihnen, zu erwerben.

Als Antonius nach Tyrus, einer am mittelländiſchen Meere gelegenen Stadt, kam, ſandten die Juden tauſend Abgeordnete an ihn, um ihre Beſchwerden gegen den Herodes vorzubringen. Dieſer wußte aber den habſüchtigen Römer durch reichlich geſpendetes Geld ſo zu blenden, daß er die Geſandten für Aufrührer erklären und ermorden ließ. Nur Wenigen gelang es, ihr Leben durch die Flucht zu retten.

Antonius ertheilte dem Herodes in der Folge die königliche Würde über Judäa. Um ſich ihren Beſitz zu ſichern, reiſ'te er ſpäterhin nach Rom, und erlangte von Octavianus die glänzende Beſtätigung derſelben. Herodes war aber gegen alle Welt argwöhniſch, ſelbſt gegen ſeine Gemahlin Marianne, die er leidenſchaftlich liebte. Heftige Eiferſucht hatte ihn bewogen, ſeinem Schwager Joſephus, als er die Reiſe nach Rom antrat, den Auftrag zu ertheilen, die eben ſo ſchöne als edle Frau, wenn er in Rom den Tod fände, zu ermorden, damit kein Anderer nach ihm ſie beſitze.

In dieſer Zeit war Jeruſalem der Schauplatz ſo mancher Grauſamkeit, ſo mancher Verbrechen. Ahasver, obſchon ein, allen Einwohnern verhaßtes und verabſcheutes Schreckbild, konnte ſich dennoch nicht entſchließen, den Ort zu verlaſſen, an dem er den Frevel an der Menſchlichkeit begangen hatte. Die Schreckensſcenen, die ſich hier jeden Tag erneuerten, hielten den Schrecklichen feſtgebannt. So umkreist der Raubvogel ein leichenvolles Schlachtfeld.

---

Der mißtrauiſche Herodes, der nicht den geringſten Widerſpruch duldete, hatte ſeine edle, engelmilde und himmelreine Gemahlin Mariamne gezwungen, während ſeiner Anweſenheit in Rom das feſte Bergſchloß Alexandria, in der Nähe von Jeruſalem, zu bewohnen, wo ſie, abgeſchieden von aller Welt, mit ihrer Mutter Alexandra lebte.

In dieſer traurigen Einſamkeit ward ihr nicht einmal der Troſt gewährt, ein theilnehmendes Herz zu finden, welches ihr ein Mitgefühl für ihre Leiden zeigte. Die herzloſe Mutter ſuchte das Glück des Lebens nur in äußerm Glanz; ſie konnte daher nicht begreifen, wie es Mariamnen möglich wurde, ſich unglücklich zu wähnen. Herodes mußte, nach ihrer Anſicht liebenswürdig ſein, weil er mächtig; die leiſeſte Klage der gebeugten Tochter ſchien ihr ein Verbrechen gegen den Gatten, und ſie zürnte der Weinenden mit den harten Worten:

„Unerträglich ſind mir dieſe Thränen, ſie fallen wie Gifttropfen auf Deine Wangen, und zerſtören Deine Schönheit. Komm doch zur Vernunft, Du Thörin, die in Lieb' und Leid vergehen will! Warum hat Herodes uns in dieſe Felſenwände eingeſchloſſen? Nur die Liebe macht ihn felſenhart. Entſpringt nicht aus dem harten Fels der Silberquell? Bedenke! Groß iſt Deines Gatten Reich, noch größer iſt ſein Geiſt; ſein höchſtes Kleinod aber biſt nur Du allein. Für Dich gäbe er mit Freude ſein ganzes Reich hin; verliert er Dich, ſo gilt die Welt ihm nichts. Sei Dein Leiden immerhin groß, noch größer iſt Dein Glück. Nur Niedere drückt gemeiner Liebesſchmerz darnieder; wer hoch ſteht, bleibe groß im Leid, wie in der Freude! Alltägliches mag ſich mit Thränen ſchmücken; Dein Schmuck ſind Edelſtein und Perlen.“ —

**Mariamne.** Nicht ſo denkt Deine Tochter, ſtolze Mutter! Der Thron der Liebe iſt mir der höchſte aller Thronen; kein Diadem erſetzt verlorenes Lebensglück. Blick' hin auf jene ſtarren Felsgerippe, die dieſes Schloß umgeben! Wohin Du blickſt, zeigt ſich wohl die Höhe, doch Alles ringsumher iſt ſtarr und kalt; es ſpringt kein froher Silberquell aus dem Geſtein, von keinem Mosesſtab berührt, und dieſe ſchwarzen Felſenmauern bilden einen düſtern Sarg für uns. Hier ſiehſt Du meines Lebens Trauerbild. Die Liebe iſt des Weibes Sonne; wo ſie nicht wärmt und leuchtet, wandelt die Freudenloſe in düſt'rer, kalter Nacht.

**Alexandra.** Liebt Dich Herodes nicht? Die Eiferſucht, die ihn verzehrt, beweiſ't die Größe ſeiner Liebe.

**Mariamne.** Gab ich ihm jemals Veranlaſſung zu einem Zweifel an der Reinheit meines Herzens?

**Alexandra.** Seine Liebe gleicht der heißen Mittagsſonne, die das ſchwache Blümchen verſengt, indeß die edle Sonnenblume ſich freudigſtolz in ihrer Glut erhebt.

**Mariamne.** Und Liebe wäre dies! Nein! Selbſtſucht iſt's, die Roſen pflegt, weil Roſen lieblich duften. Er liebt nur ſich ſelbſt: er iſt ſein eigner Gott und will, daß alle Welt ihm huldigen ſoll. O glaube mir! Wer Ströme Bluts vergießen kann, der kennt die Liebe nicht; wer nur dem Ehrgeiz fröhnt, der kennt die Liebe nicht; wer Menſchenwohl nicht ehrt, der kennt die Liebe nicht. O wüßte ich mit voller Überzeugung, daß Herodes wahrhaft lieben kann, ich würde ihn mehr lieben als mich ſelbſt.

**Alexandra.** O Du biſt mehr als geliebt; Du biſt vergöttert. Der Ruf von Deiner Schönheit füllt die Welt: verdunkelt wird durch Dich Kleopatra. Und ſoll Herodes nicht glühen von Eiferſucht, da er weiß, daß Fürſten für Dich glühen? Du biſt das Kleinod, das man ihm mehr, als ſeinen Thron beneidet.

**Mariamne.** Von Liebe hab' ich einſt geträumt; dahin iſt dieſer ſchöne Traum! —

---

Mariamne ſtützte ſich, als ſie dieſe Worte ſprach, ſchwerathmend, und die thränenvollen Augen zu Boden geſenkt, an eine Säule der Halle, welche die Ausſicht auf die höchſten Felſen gewährte. Indem ſie nun das Haupt erhob, ſchrack ſie zuſammen, und ſtieß einen Schrei des Entſetzens aus. Sie umſchlang mit beiden Armen die Mutter und rief: „Dort! Siehſt Du nicht? Auf jenen Fels blick hin! Die düſtere Geſtalt — iſt ſie ein Geiſt der Nacht?" —

Alexandra ſuchte, ſelbſt zitternd, die Zitternde zu tröſten und ſprach: „Sei ohne Furcht, mein Kind! Es iſt ein dunkler Schatten, den eine Wolke auf die weiße Felſenſpitze wirft." — Marianne aber ſagte: „Sieh! das Schreckbild regt ſich, es hebt ſich empor, es breitet die Arme aus, wendet das Haupt vorwärts. Jetzt ſchwingt es ſich vom Fels, jetzt ſtürzt es ſich in den Abgrund!" —

Beide Frauen hefteten ihre Blicke auf jene Stelle: die aufgeregte Phantaſie der Schauenden glaubte ſchon das zerſchmetterte Gebein des Geſtürzten und das von den Felſen ſtrömende Blut zu ſehen. Ihr Schrecken ſtieg aber noch viel höher, als ſie ſahen, daß die grauenhafte Geſtalt ſich aus dem Abgrunde wieder emporhob und mit leichten Schritten die Felſenhöhe erſtieg. Da ſagte, todesbleich vor ſich hinſtarrend, Marianne mit ſchwacher Stimme: „Es iſt der böſe Dämon meines Schickſals, der mir verkündet, daß ich die Ruhe nur im Grabe finden ſoll. Erkenne ihn, den Ruheloſen! Es iſt — der Unhold Ahasver, er, deſſen Herz von Stein wie meines Gatten Herz!" —

Ahasver's rieſenhafte Geſtalt näherte ſich jetzt, über Felſen ſchreitend, der Säulenhalle. Marianne ſtürzte mit einem Weheruf zu Boden.

Nachdem Marianne ſich erholt hatte, war ihr Erſtes, daß ſie die Mutter bat, ſie zu verlaſſen. Ihre Einſamkeit wurde aber bald unterbrochen durch Joſephus, welcher mit Salome, einer Schweſter des Herodes, vermählt war. Er brachte ihr die Nachricht, daß Herodes am nächſtfolgenden Tage hier eintreffen werde. Er hoffte, die Glut der Freude auf ihren Wangen zu ſehen, und erſtaunte um ſo mehr über das plötzliche Erbleichen der Erſchütterten. Er befragte ſie um die Urſache dieſer ſonderbaren Erſcheinung, und die heftig aufgeregte, von der unerwarteten Kunde überraſchte Frau geſtand ihm offenherzig das, was ſie kurz vorher gegen ihre Mutter klagend geäußert hatte. Sie ſchloß mit den Worten: „O beweiſe mir, wenn Du kannſt, daß Herodes mich wahrhaft liebt! Ich will Dir — o wie gerne, glauben.“

**Joſephus.** Das Frauenherz iſt gierig ohne Maß und in ſeinen Wünſchen überſpannt. Es will im Manne einen willenloſen Sclaven ſeiner Launen finden; iſt er das nicht, ſo heißt er liebelos. Die Schwache will des Starken Götze ſein.

**Mariamne.** Das Weib ſucht in dem Gatten ihre Welt; darum ſoll er auch Erſatz ſein für die Welt.

**Joſephus.** Deinem Gatten böte alle Welt vergebens Erſatz für Deine Liebe.

**Mariamne.** So glaubſt Du?

**Joſephus.** Nein — ich weiß es, Königin!

**Mariamne.** So überzeuge mich!

**Joſephus.** O, daß ich es dürfte!

**Mariamne.** Kannſt Du mir zeigen, daß mein Zweifel grundlos iſt, ſo nenne ich Dich den zweiten Gründer meines Glückes. Ein neues Leben gibſt Du mir, und ſelbſt Herodes wird Dir meine neu erwachte Liebe danken.

**Joſephus.** Zweifle nicht an ſeiner Liebe! Er kann nicht leben ohne Dich, nicht ſterben ohne Dich. Er wünſcht ſich ſelbſt, mit Dir in einem Grab zu ruhen; es ſoll kein Menſch, kein Gott Dich je beſitzen.

**Mariamne.** Du ſprichſt ſo räthſelhaft! Ich will Ueberzeugung, volles Licht. O ſei mein Freund! Ich beſchwöre Dich: Gib mir, wenn Du es vermagſt, Beweiſe, daß er mich wirklich liebt! Es ſteht in Deiner Macht, das Glück zu gründen von uns Beiden.

**Joſephus.** Verzeih mir Gott denn, wenn ich ein mir vertrautes Geheimniß breche! Er woll' es nicht als einen Meineid ſtrafen! Und ſo will ich denn der Liebe Schutzgeiſt ſein. Gott ſei mein Zeuge, daß ich reine Wahrheit Dir verkünde! Wiſſe denn, daß Dein Gatte ſtärker noch als je die Allgewalt ſeiner Liebe in dem Augenblicke bewies, da er, nach Rom abreiſend, Dich wie ein Kleinod in dieſem Bergſchloß verwahrte.

**Mariamne.** Und ich Verblendete konnte ihn ſo verkennen? Mag er auch hart erſcheinen einer Welt, die des Weichmüthigen nur ſpotten würde; mag er, um das ſtolze Gebäude ſeines Ruhmes aufzuführen und den Glanz des Thrones für Jahrhunderte zu ſichern, manches Mittel wählen, das uns grauſam ſcheint, weil wir nicht einſehen, wie nothwendig er es bedarf, um zu ſeinem hohen Ziele zu gelangen; mag er auch haſſen eine Welt, die jedem großen Mann feindlich entgegen tritt, — mich liebt er, mich allein!

Darum iſt's meine Pflicht, ihn ſo zu lieben, wie er geliebt ſein will, wie er zu lieben pflegt. Mag auch mich ſelbſt oft Nacht umgeben, mag mancher ſcharfe Dorn mir tief das Herz verwunden, — bleibt nur die Liebe mir des Lebens Licht und Roſe, dann ſchmerzt kein Dorn, ſchreckt keine Nacht. Jetzt nenne mir den glänzenden Beweis, damit er den Sieg vollende und mein Glück!

**Joſephus.** Vernimm denn! Als Herodes von Dir Abſchied genommen hatte, trat er mit bleichem Antlitz zu mir und ſprach: „Zum Cäſar Octavianus zieh' ich hin, denn Alles muß ich, will ich wagen für den Thron. Gelingt es mir, als Freund ihn zu gewinnen, ihn, der die Macht vereinigt mit der Schlauheit, dann trotz' ich allen Fürſten dieſer Erde; wenn aber der Herrſchſüchtige mich ſcheut, weil er, wie ich vor ſeinem Thron, vor meinem Geiſt ſich beugen ſoll, und ſein Hochmuth ihn mir zum Feinde macht, — dann raubt mir der Verrath in Rom die Freiheit oder das Leben, und nimmer ſieht Jeruſalem mich wieder, und nimmer ſeh' ich Mariamnen wieder!" —

**Mariamne.** Ich bin es, die das Leben ihm verklärt; ich bin es, die das Sterben ihm verbittert; ich bin das Ziel von ſeinem Thun und Leiden, der Morgenſtern all ſeines Lebensglückes, der Gedanke ſeiner Todesſtunde! Und was hat er beſchloſſen? Was hat er Dir vertraut? Sprich und ſei gewiß, mein edler Freund! was es auch ſei, entzücken wird es mich.

**Joſephus.** Dein Gatte ſprach zu mir: „Was ich einſt liebte, darf kein Zweiter nach mir lieben; was ich beſaß, beſitze nie ein Anderer! Sterb' ich, — ſo muß auch Mariamne ſterben!"

**Mariamne.** Wie? Zu meinem Mörder macht ihn die Liebe?

**Joſephus.** Nur die Liebe.

**Mariamne.** Und könnte er die Gattin morden,— darf er die Mutter ſeiner Kinder tödten?

**Joſephus.** Er gab mir dieſen Dolch, den Du an meiner Seite hier erblickeſt, mit dem Befehl, mit dieſem Dolch das Herz Dir zu durchbohren, da er Keinen dieſes Herzens würdig hält. „Was mein iſt, — ſprach er, — bleibe mein in Ewigkeit!" —

---

Joſephus fand ſogleich Urſache, es zu bereuen, Mariamnen den Entſchluß des Herodes und ſeinen Auftrag vertraut zu haben, indem er ſah, daß die Fürſtin immer bläſſer wurde, und das Zittern am ganzen Leibe in Erſtarrung überging. Die Augen ſtarrten thränenlos vor ſich hin, und das ſchauerliche Lächeln des Wahnſinns ſpielte um die erbleichten zuckenden Lippen. Joſephus erkannte nun mit Schmerz und Seelenangſt, daß er zweifach gefehlt habe, indem er ein Geheimniß verrieth, und zugleich Mariamnen etwas vertraut hatte, welches ihre Kräfte zu ſehr überſtieg, um es in der Idee großartig auffaſſen zu können. Sie erblickte in dem, was die Stärke der Liebe ſein ſollte, nur Selbſtſucht und herzloſen Stolz, und was falſch berechnet war, ſie anzuziehen, ſtieß ſie gewaltſam zurück. Vergebens bemühte ſich Joſephus nun, ihr begreiflich zu machen, daß jener Auftrag des Scheidenden eine leidenſchaftliche Aufwallung geweſen ſei, die Herodes ſpäterhin ſelbſt mißbilligt haben würde, und daß auch nie der Fall eintreten werde, der den Vollzug jenes Befehls gebiete. Herodes werde gewiß bald, und froh des erreichten Zieles, von Rom zurückkehren. „Und könnteſt Du glauben (ſo endigte Joſephus ſeine Troſtgründe), daß ich, wenn jener Fall wirklich eingetreten wäre, es über mich vermocht hätte, ihn auszuführen, und meine Hand mit Deinem Blute zu beflecken? Ich würde es in dieſer entſetzlichen Lage vorgezogen haben, meine Seele mit einem Meineide zu belaſten, um Dir das Leben zu erhalten.“

Alle dieſe tröſtenden Betheuerungen gingen wie an einer Träumenden ſpurlos vorüber. Sie hörte nur die Stimme des Gatten, den Mordbefehl ertheilend, ſie ſah nur den Mörder mit dem gezückten Dolche vor ihr ſtehen. Aus dem Zuſtande der Erſtarrung erwachend, ſagte ſie mit bebender Stimme: „Das Glück lebt im ewigen Zwiſte mit der Liebe, und die höchſte Seligkeit des Lebens ſoll uns Armen nur als ein ſchöner Traum erſcheinen, hold wie des Mondes Silberglanz, aber von düſterer Nacht umgeben.“

„O ruheloſer, fluchbeladener Ahasver! Du, den der Tod flieht, kündeſt mir den Tod; mein Morgen leuchtet mir jenſeits der Grabesnacht. Joſephus! Ich verzeihe Dir; Dein Wille war ja gut.“

Sie gelobte nun dem, von Schmerz und Furcht beſtürmten Manne, das ihr vertraute Geheimniß heilig zu bewahren, und bat ihn ſie zu verlaſſen.

Herodes war in Jeruſalem eingetroffen. Ihn erwartend, ſaß Mariamne in einer Laube des von den Mauern des Palaſtes eingeſchloſſenen Gartens. Weit entfernt von der Sehnſucht und den warmen Empfindungen einer glücklichen Liebe, füllten nur düſtere Gedanken, und traurige Ahnungen die Seele der Dulderin. „Mein Leben (ſo dachte ſie) iſt eine ſtete Todesqual. Die Liebe trägt mir die Todesfackel vor, um das zu thun, was ſonſt das Werk des Haſſes iſt. Wenn die Glut der Leidenſchaft ſeine Bruſt entflammt, ſo ſchwingt ſeine Hand den Dolch nach meiner Bruſt. Ihn reizt des Leibes Schönheit, nicht die Seele. Das Blut, nach dem er lechzt, mein Blut, das Blut der Meinigen, ſcheint ihm Nektar. Durch ihn ward mein Bruder, der Hohenprieſterwürde nahe, geſtoßen in die Todesflut; durch ihn ſtarb mein Großvater. Ihn rührte nicht der Jüngling, nicht der Greis!“

Der Schall von Tritten und Waffengeraſſel ſchreckte ſie aus dieſen Gedanken auf. Verwirrung ergriff ſie. Ehe ſie ſich zu ſammeln vermochte, ſtand Herodes vor ihr; er drückte ſie ſtürmiſch an ſich mit einem Strom von Worten: „Sei mir willkommen, Weib meiner Liebe! Ein Reich des Glanzes und der Herrlichkeit verließ ich an Octavians Hof, und finde meine Welt in Dir, der ich die Welt zu Füßen möchte legen.“

Mariamne ſchwieg. Rührung und Unwille bekämpften ſich in ihrem Innern. Herodes heftete ſeine gierigen Blicke mit ſtummen Entzücken auf die holde Geſtalt; dann brach er wie jubelnd in die Worte aus: „O welche Schönheit!

Welche Fülle von Reizen! Mir iſt's, als ſäh' ich Dich zum erſten Mal. Glut ſtrömt durch meine Adern; verſtummen möcht' ich im allvergeſſenden Anſchauen und doch zugleich in einen Strom von Worten mich ergießen, die doch nicht ausdrücken können, was ich fühle. Das Lilien- und Roſenbeet der Wangen lockt mich an, zu ſchwelgen wie eine Biene in der Blume; da ſprüht mir aber der Purpur der Lippen ſeine Glut entgegen, — und von dem Blumenbeete zieht mich's weg. Und wie ich nun lüſtern auf den Lippen verweile, zieht herzdurchdringend das Auge mich an ſich. Indeß ich an dem Sternenfeuer der Augen mich labe, faſſe ich die weiße, warme Hand, und aus ihr ſprühen Flammen mir in die Adern, und neue Liebe erwacht mit ihrem Taumel, ſelig und allvergeſſend. Marianne! Ich ſeh' im weiten Weltall nur Dich und mich. — Doch wie? Du ſchweigſt? theilſt meine Liebe, theilſt mein Lieben nicht? Verſchließt ein böſer Zauber mir Dein Herz? Iſt's eine Marmorbüſte, von der Kunſt mit Lebensſchein begabt, die vor mir ruht? Dein Auge, — wie ſo ernſt, ſo kalt! Kein Druck der Hand, kein Feuerkuß, der mich zum Gott erhebt? Die Lippen ſtumm, als wären ſie es ewig? Zeigt ſich ſo des Wiederſehens Freude? Du hörſt mich nicht? Zur Erde ſinkt der Blick? Was ſoll dies künden? Bin ich Dir nicht mehr, was ich ſonſt Dir war? Marianne! O vergiß es nicht: Wer heftig liebt, kann auch nicht minder heftig haſſen! Sprich — oder fürchte meinen Zorn! Begegne meinem Aug' mit Deinem Aug'! Sprich Worte, die mir Liebe zeigen! Wo nicht, — ſo muß des Argwohns böſer Geiſt — —

**Mariamne.** Dich ſo entflammen, daß er mich vernichtet?

**Herodes.** Fern hielt die Sorge für den Thron mich von Dir.

**Mariamne.** O nur zu nahe ſah ich den Entfernten!

**Herodes.** Vergiß, was ich geſprochen — oder nur gedacht! Du kennſt die Stärke meiner Liebe; Du weißt, wie leicht ein Funke mich entzündet. Was ich geſagt, — ich hab' es nicht geſagt; was ich gedacht, — ich will es nicht mehr wiſſen. Du aber ſei nun mein, wie Du es warſt! Dem Menſchen iſt der Augenblick ſein Gott, und ſelbſt eine kleine Zahl von ſchönen Augenblicken iſt ſchon ein reicher Schatz des Lebens. Reiche mir des Mundes Purpurkiſſen! Laß mich ſchwelgen in dem Blumenbeet der Wangen! Drück' mich mit weichen Armen an Dein Herz! Vergeſſen ſei der Argwohn und — die Welt! Erhebe die geſunkenen Arme! In meine Hände lege ich die Deinigen!

**Mariamne.** Und war's nicht dieſe Hand, die meinen Bruder in das Flutengrab hinabſtieß? War's nicht dieſe Hand, die, ausgeſtreckt, den Wink zum Morde meines Großvaters gab? Und in dieſe kalte Todeshand ſoll ich die lebenswarme legen?

**Herodes.** Will ſich die Schlange in den dunkeln Buſch verbergen? Willſt Du die Gräber öffnen der Vergangenheit, längſt verſchollene Märchen aus der Erde wühlen? — Der Tod faßt den Jüngling, wie den Greis, und recht iſt, was ich thue; auch ich bin Herr der Untergebenen, ſo wie der Tod und jeder Augenblick der Herr des Menſchen iſt. Du aber, die leben ſoll, um mich zu lieben, biſt kalt gegen mich, der zu Dir von Liebe glüht. Kalt iſt die Schlange auch. Du biſt die Schlange, und Deine Kälte birgt nur Liſt und Trug. Herodes der Große iſt's, der liebeglühend vor Dir ſteht. Warum denn, kleine Schlange, hauchſt Du mich an mit Deiner Todeskälte?

**Mariamne.** Mit Todeskälte! Endlich ſprichſt Du wahr. Kalt ſind die Todten, ohne Liebe, und die dem Tod geweihten Opfer ſind den Todten gleich.

**Herodes.** Iſt's ſo? O welcher fürchterliche Gedanke durchzuckt mein Innerſtes! Bekenne!

**Mariamne.** Bekennen! Höre mein Bekenntniß! Dich entflammt nur Leidenſchaft, nicht Liebe. Die Eiferſucht will nur Beſitz, nicht Gegenliebe. Gerne gab ich einſt für Dich mein Leben hin, und freudig wär' ich Dir ins Grab gefolgt, als ich mich noch von Dir geliebt wähnte. Du ſelbſt haſt die Glut der Liebe in meinem Herzen ausgelöſcht! Beſchloſſen haſt Du meinen Tod!

**Herodes.** Verrätherin! Du weißt um ein Geheimniß, das nur ein Treubruch, das nur Er, dem ich's vertraute, Dir enthüllen konnte. Verrätherin an Deiner Tugend und an meiner Ehre! Nur durch ein Verbrechen konnt' es Dir gelingen, dies Geheimniß zu erfahren. Nicht ich, der hohe Rath ſpreche Dir das Todesurtheil!

---

Herodes faßte Mariamnen, die jetzt erſt erkannte, daß ſie Worte geſagt habe, die den Argwohn des Mißtrauiſchen erweckten, heftig am Arme. Sie ſank zu Boden. In dieſem Augenblicke zeigten ſich zwei, der Unglücklichen höchſt feindſelig geſinnte Unholdinnen: Cyprus, die Mutter des Herodes, und ſeine Schweſter Salome. Ihnen kam dieſer böſe Augenblick erwünſcht. Sie laſen Mariamnens Todesurtheil in den wildrollenden Augen des Gatten, und beſchloßen, das in ihm lodernde Feuer zum gänzlichen Verderben der Verhaßten anzufachen, durch deren Fall ſie die verlorne Gunſt des Sohnes und Bruders wieder zu gewinnen hofften. Beide blickten mit Verachtung auf die am Boden Liegende. Düſteres Schweigen herrſchte; endlich nahm Salome das Wort:

„Sonderbar! Des Schickſals Wille ſcheint es zu ſein, daß ich gerade in dieſem Augenblicke als Anklägerin vor den Bruder treten ſoll, als Anklägerin der Schuldigen, die bewußtlos vor uns liegt. Ich gehorche einer höhern Fügung, indem die angeborne Pflicht es mir befiehlt, die Augen Dir zu öffnen. Mutter und Schweſter ſind ja des Sohnes und des Bruders treueſte Bundesgenoſſinnen. Die Mutter trug ihn unter ihrem Herzen, und unter einem Herzen lag er mit der Schweſter; und ſo hat ſchon die Natur dieſe drei Weſen auf das innigſte verbunden. Die Gattin, wenn auch die Vierte in dem ſchönen Bunde, iſt doch nie fähig, ihn ſo wahr und ſo treu zu lieben, wie eine Mutter den Sohn, wie eine Schweſter den Bruder; und liebt die Gattin ihn auch noch ſo heiß, ſo liebt ſie ihn doch nie ſo rein. Sie will durch Liebe ihn beherrſchen; verweigert er dies, liſcht ihre Liebe aus.

**Herodes.** Warum kommt dieſe Anklage erſt ſo ſpät?

**Salome.** Wann geſtattete die Schlaue mir den Zutritt zu dem Bruder? Wann ward mir Gelegenheit zu einem freien Wort? Vielleicht dank' ich's ſelbſt dieſem Zufall nur, daß ich jetzt ſprechen darf. Auch wollte ich nicht, grundloſen Argwohn anfachend, Unheil ſtiften. Spreche ich, ſo muß ich auch Beweiſe der Anklage bringen.

**Herodes.** Beweiſe? Ich will ſie wiſſen, ehe die Schuldige erwacht: ſogleich!

Salome ſtürzte zu des Bruders Füßen, und rief, wie im plötzlichen Ausbruche des bitterſten Schmerzes: „Ich ſelbſt bin der Beweis, ich ſelbſt bin das Opfer, welches Dich anfleht, Deine und meine Ehre zu rächen."

Mit dem dumpfen Ton unterdrückter Wuth ſagte Herodes: „Sie iſt treulos!" —

„Treulos!" rief Salome; ich ſpreche es Dir nach, das Schreckenswort. In meines Gatten Arm vergaß ſie Dich und mich."

**Herodes.** Und zum Lohn des Treubruches erfuhr ſie von ihm, was ich nur ihm allein vertraute.

**Salome.** Nicht länger darf ich ſeine Gattin ſein.

**Herodes.** Nicht länger darf ſie meine Gattin ſein. Was die Frevlerin im Verborgenen verbrach, darüber ſpreche öffentlich der hohe Rath. Ich ſchwöre Rache und Genugthuung Dir, ſo wie mir ſelbſt.

Indeß war Mariamne aus ihrer Ohnmacht erwacht. Sie ſchlug die Augen auf, und ſchloß ſie wieder, als ihr erſter Blick die Unholdinnen traf. Als ſie ſich, auf beide Arme geſtützt, endlich, ein Bild des Jammers, mit halbem Leibe vom Boden erhob, ſagte Herodes:

„Iſt's möglich, daß in einem ſolchen Leibe, von Schönheit leuchtend, eine Seele wohnt, die, ein Engelsbild lügend, mit dem Teufel buhlt? Sei ſchöner noch, wenn es möglich! Laß Dich, wenn es möglich, ſelbſt vom Schmerze noch verſchönern! Du biſt dennoch der böſe Geiſt, der mich zum Böſen treibt. Nur ein Verbrechen konnte mein Geheimniß Dir offenbaren. Er, dem ich's vertraut, und Du, die Buhlerin, die frevelnd es entlockt, — ihr Beide habt den Tod verdient.“

Tief erſchüttert von dem raſch ausgeſprochenen Todesurtheil, noch mehr von dem Gedanken an Mariamnens Verluſt, verſtummte Herodes. Da Cyprus bemerkte, was im Innern ihres Sohnes vorging, und eine günſtige Wirkung auf Mariamnens Schickſal davon befürchtete, beſchloß ſie ſogleich, ihrem geheimen Groll gegen die Unglückliche Luft zu machen, und ihren ganzen Einfluß zu benützen, um den Todesſtreich zu führen. Sie heftete grimmige Blicke auf die Verhaßte, und rief ihr zu: „Das Leben, das ich meinem Sohne gab, haſt Du entehrt. Wenn Salome Dich des Treubruches beſchuldigt, ſo klage ich Dich des Mordverſuches an. Bethört haſt Du den Mundſchenk, Gift zu miſchen, in den mit Wein gefüllten goldnen Becher meines Sohnes!“

Jetzt, da Schmach und Haß ihr Aeußerſtes gethan hatten, erwachte in Mariamnen der Muth der mißhandelten Unſchuld. Begeiſtert von dem Gefühl ihrer makelloſen Reinheit, erhob ſie ſich vom Boden, trat mit Würde vor die Unholdinnen und ſprach:

„Ein Strom von Haß und Läſterung wälzt mir ſeine ſchwarzen Wogen entgegen, um mich in den Todesſchlund hinabzuziehen. Feindinnen wollen, daß ich ſchuldig ſei; Herodes wünſcht es, — und ſo wird und muß der hohe Rath mich ſchuldig finden. Willkommen wird mir das Todesurtheil ſein. Geendet hat die Liebe, und mit ihr ende auch mein Leben! Ruhig tret' ich vor den Thron des Höchſten. Mögeſt Du, wenn ich im Grabe ſchlummere, glücklicher als jetzt auf Deinen Purpurkiſſen ruhen! Mögeſt Du alles Glück des Lebens finden! Das höchſte Kleinod dieſes Daſeins, das reine Herz der treuen Gattin, bleibt doch Dein ewig unerſetzlicher Verluſt, und neben Deinem Throne wirſt Du ſtets mein Grab erblicken. Freudig gebe ich mein Leben für Dich hin, und nur der Schmerz, daß Du vergebens um mich klagen wirſt, trübt meinen Tod. Ach! jedes Kind, das ich mit Gefahr meines Lebens Dir gebar, war eine Flamme meiner Liebe, die nie in Dir erlöſchen ſollte; Du aber bürdeſt ein Verbrechen mir auf das Haupt, an welches meine reine Seele nie gedacht. Ich ſterbe gerne, — doch als beſchuldigte Verbrecherin zu ſterben — iſt entſetzlich. Fürchte die Vergeltung! Willkommen iſt der Todesengel mir; Dir aber wird er einſt als Schreckgeſtalt erſcheinen. Schön dünkt der Tod mir, häßlich nur der

Mörder. Ich werde ruhen von der Lebensqual; Du aber wirſt, ein ewig Ruheloſer, beneiden jenen Ahasver, der, ohne Herz, und darum ohne Ruhe, als Schreckbild unter Menſchen wandelt. Ach! Deine letzte Stunde wird die ſchrecklichſte Deines Lebens ſein. Wuth flammt aus Deinen Blicken mir entgegen; ich ſchweige."

Leiſe wandelnd mit geſenktem Haupte, verließ Mariamne die Staunenden, die wie vernichtet ſtanden, indeß Wuth und Beſchämung ihr Innerſtes in wilden Aufruhr ſetzten.

Nach wenigen Tagen war das Schrecklichſte geſchehen. Die furchtſamen und feilen Richter des hohen Rathes hatten über die, des Treubruches und der Giftmiſcherei angeklagte Schuldloſe das Verdammungsurtheil geſprochen. Als ſie zum Tode geführt wurde, geſchah das Unerhörte. Ihre eigene Mutter ſprang, als der Zug zur Richtſtätte am Palaſt vorüber ging, heraus, überhäufte ihr Kind mit Schmähworten und Verwünſchungen, raſte mit frevelnder Hand in den dunkeln Locken am Haupte des Schlachtopfers. Mariamnens Geiſt, zu Gott erhoben, ward durch dieſe Entehrung vom Himmel zur Erde herabgezogen. Die Todesbläſſe, welche ihr Geſicht bedeckte, verwandelte ſich in die Purpurröthe der tiefſten Scham, daß eine Mutter ohne Mutterherz es wagte, es vermochte, dem gefürchteten Mörder ihres Kindes auf eine ſo ſchmähliche Weiſe, mit ſolcher Verworfenheit ſchmeicheln zu wollen. Schweigend legte ſie dann das Haupt auf den Block, hob die Augen mit engelmilden Blicken zum Himmel, und ſank ohne einen Schmerzenslaut, gleich der von der Senſe gemähten Blume. Mariamnens letzte Worte gingen bald in Erfüllung. Herodes, den ſein guter Geiſt mit ihr verlaſſen hatte, erſchöpfte ſich, von der Verzweiflung getrieben, in Grauſamkeiten, bis ſein Körper ſelbſt der wilden Zerrüttung ſeines empörten Innern erlag.

Wir treten an ſein Sterbelager. Ihm zur Seite ſtehen zwei Aerzte; in einiger Entfernung, den Eumeniden ähnlich, Cyprus, Salome und Alexandra.

Herodes, deſſen angeborne Heftigkeit durch körperliche Schmerzen und Seelenleiden, nun mehr als je aufgeregt, oft bis zur Raſerei geſteigert wurde, warf ſich ruhelos umher mit verſtörten Mienen, und ſchrie ſo laut, daß ſeine Stimme bis in die Vorhalle drang: „Glut durchwühlt mein Innerſtes, verzehrt das Mark in den Gebeinen. Schafft mir Hülfe, ihr weiſen Männer! Hat eure Kunſt, die erbärmliche, nicht ein Heilmittel in ihrem weiten Bereiche? Tauſende von Kräutern läßt die Natur in ihrem ewig gebärenden Schooße aufblühen; ihr aber, weiſe Männer, ihr kennt ſie nicht, wandelt blind umher unter den Schätzen von Heilkräften, — oder — wär's etwa mehr als dies? Seid ihr für ſchnödes Gold gedungen, mich zu tödten? Hab' ich nicht Gold und Macht, euch noch reicher für mein Leben zu belohnen, reicher als die Feinde meinen Tod bezahlen? Wollt ihr mich tödten, ſo erwürg' ich euch mit dieſen Händen!"

Von der Wuth geſtachelt, wollte Herodes ſich aufrichten, und vom Lager ſteigen; die Fieberkraft verließ ihn aber plötzlich, und er ſank ohnmächtig zurück. Einer der beiden Ärzte ſuchte ihn zu tröſten, und ſagte: „Bald wird der Fieberwahn, der dieſe Schreckenbilder Dir, o Herr, erzeugt, vorüber ſein; Du wirſt dann in einen ſanften Schlummer ſinken, der Dir Ruhe bringt.“ — Herodes rief: Meinſt Du damit den Todesſchlaf? Verräther! fühl' ihn ſelbſt!“

Er ergriff einen unter dem Kopfkiſſen liegenden Dolch, und zückte ihn; aber der Dolch entfiel der Hand. Indeß reichte ihm der zweite Arzt eine kryſtallene Phiole mit der Betheuerung, er habe den Heiltrank, welchen ſie enthalte, ſelbſt bereitet, und dieſes Mittel werde die ſchnellſte Wirkung hervorbringen, wenn er das Gefäß mit raſchem Zuge leere. Herodes ergriff die Phiole; in dem Augenblicke aber, da er trinken wollte, faßte ihn der böſe Argwohn wieder. Er ſchrie: Gift iſt's! Gift!“ und ſchleuderte das Gefäß weg. Dann ſagte er mit milderm Ton: „Mariamne, reiche mir den Labetrunk!“

Die drei Frauen brachen bei dieſen Worten in ein wildes Gelächter aus, worüber ſelbſt Herodes ſchauderte. Sein Wahn verwandelte ſich aber in einen Grimm gegen die Ärzte, denen er befahl, ihn ſogleich zu verlaſſen.

Sie hatten ſich kaum entfernt, als Ahasver, der Gefürchtete, dem keiner der Wächter den Eintritt zu verwehren gewagt hatte, in das Gemach ſchritt. Er hatte die Kunde vom nahen Tode des Königs, die ſich in Jeruſalem ſchnell verbreitete, vernommen, und eilte nun herbei, ſich an der Verzweiflung und den Schreckniſſen des Sterbenden zu weiden. Die Unholdinnen erſtarrten vor dem Schrecklichen, keiner Bewegung, keines Lautes mächtig; er aber trat zu Herodes, blickte mit dumpfem Hohngelächter auf ihn und ſagte: „Mariamnen willſt Du ſehen? Sie, die getödtet ward auf Deinen Wink? Ich, der Fluchbeladene und ruhelos wie Du, ich bin Dein böſer Geiſt, denn ich bin gekommen, die Wahrheit, die Du in Deinem Leben nie vernommen haſt, an Deinem Sterbelager zu verkünden.“

Herodes verhüllte ſich mit der linken Hand die Augen, indem er zugleich den rechten Arm, wie abwehrend ausſtreckte, und rief: „Verhaßt ſind mir die Lebenden, und fürchterlich die Todten. Wer biſt Du, Nachtgeſtalt? Wer ſendet Dich? Hinweg! — Nein — bleib'! Sei ſchrecklich wie Du willſt, was kümmert's mich? Ward doch das Schreckliche mir längſt ſchon zum Alltäglichen! O Höllenglut, die in mir tobt! O könnt' ich ſie ausſprühen über eine Welt! Am Grabesrande lieg' ich, und dennoch währt ihnen, die ſich die Meinen nennen, mein Leben ſchon zu lang! Sie ſuchen Gift und Stahl. In Kerkerdunkel eingeſchloſſen, lechzt der Sohn nach meinem Tod; über meinen Leichnam ſchreitend, ſchwingt er ſich auf meinen Thron. Nicht ſo, Antipater! Nein! Ein ſolcher Sohn ſoll nicht den Vater überleben. Das Blutbeil falle auf Dein verwirktes Haupt! Wie Du, haßt mich das Volk auch. Mit Jubel hört es, daß Qual und Leiden mich verzehren, ſieht mich ſchon von der Höhe in den Abgrund ſtürzen! Sie Alle, die mich haſſen, — ſie ſollen untergehen. Mutter! Schweſter! hört des Königs letzten Willen! Sink' ich in die Grabesnacht, dann herrſche Trauer und Wehklage in meinem Reich! Damit ſie aber keine Heuchlerthränen vergießen, damit wahrer Schmerz dem Geſtorbenen nachächze, — verſteht mich wohl! ſo laßt, ehe noch die Todeskunde die Stadt durchfliegt, die Häupter Israels im weiten Raume der Rennbahn ſich verſammeln! dann ſendet eine Schaar Kriegsknechte hin! Dieſe ſollen reichlich dafür belohnt, von dem Gemäuer auf die dem Tod Geweihten ihre Wurfſpieße hinabſchleudern; ihre Pfeile hinabſchießen, bis die Leichenhügel den ganzen Raum ausfüllen!" —

Herodes, einer Erſchöpfung der letzten Kräfte nahe, winkte die Unholdinnen an ſein Lager, und verlangte, mit matter Stimme keuchend, von ihnen den Schwur der Vollziehung des entſetzlichen Befehls. Sie ſchworen. Ahasver ſetzte hinzu: „Die Hölle hat den Schwur vernommen, und verbürgt mir die Erfüllung auch."

Ein Kämmerling trat ein, und meldete dem König, der Kerkermeiſter, dem ſein Sohn Antipater in Verwahrung gegeben ward, bitte um Gehör. Herodes befahl, ihn hineinzuführen. Ahasver zog ſich zurück. Der eintretende Kerkermeiſter meldete, es habe ſich in Jeruſalem das Gerücht verbreitet, der König ſei — — „Nicht mehr!" fiel ihm Herodes ins Wort: „Nicht mehr! Da nannten ſie den Tod einen Engel, und jubelten? War's nicht ſo? Sie ſollen's fühlen, daß ich bin! Sie ſollen heulen! Ich bin, ich lebe noch, Jeden zu tödten, der meinen Zorn zu reizen wagt. Sprich weiter! Verhehle nichts!" —

Der Kerkermeiſter fuhr fort: „Wehklage erfüllte jeden Raum der Burg; ſie drang ſelbſt in die Nacht des Kerkers, ſelbſt in das Ohr des königlichen Sohnes, der dieſe Trauerkunde — —

**Herodes.** Mit Entzücken hörte?

**Kerkermeiſter.** So iſt's. Er rief: „Schnell löſe mir, Deinem Herrn und König, die Feſſeln! Den Thron zu beſteigen eile ich. Folge mir, und ſei der Erſte, deſſen Haupt ein Gnadenſtrahl von mir erleuchtet!" —

Herodes ließ ſich den weggeſchleuderten Dolch bringen, und gab ihn dem Kerkermeiſter mit den Worten: „In wenig Augenblicken will ich aus Deinem Munde vernehmen, daß Deine Hand den Stahl ihm in das Herz ſtieß. Thu' Dein Amt!"

Der düſter blickende Kerkermeiſter entfernte ſich mit wilder Haſt. Herodes ſprach mit dumpfer Stimme vor ſich hin: „Muß ich auf dem Sterbelager den Thron mir ſichern? Will mir der Hochverrath das Auge ſchließen? Will der Sohn auf den Leichnam ſeines Vaters treten? Horch! war dies nicht ein Todesſchrei? Sein Todesſchrei? War's Täuſchung? Noch keine Kunde! Hat mich ein Traum, ein böſer Geiſt geſchreckt?

Der Kerkermeiſter trat ein, und überreichte dem König einen blutigen Dolch; Herodes ergriff ihn mit den Worten: „Aus ſeiner Bruſt?" —

Der Kerkermeiſter erwiederte: „Aus ſeiner Bruſt, in der kein Herz mehr ſchlägt." Herodes ſtieß einen gellenden Schrei des Entſetzens aus und rief: „Zum Lohn für Deine That nimm meinen Fluch!" —

Er hob den Arm, um den Dolch in die Bruſt des Kerkermeiſters zu ſtoßen, der, ſchnell ſich wendend, mit einer leichten Verletzung entfloh. Jetzt wurde die wilde Aufregung des Königs etwas ruhiger. Ernſte Gedanken dämmerten in ſeiner Seele auf; er ſagte mit Wehmuth: „Wie langſam reift die Saat des Guten! wie ſpät! Doch reichlich ſproßt die Saat des Böſen, und ſchnell wird das Entſetzliche vollbracht." —

Der beſſere Augenblick flog ſpurlos vorüber. Schreckensbilder traten an ſeine Stelle. Herodes ſprach mit zunehmender Gemüthszerrüttung: „Todt iſt er, — auch er Einer von den Vielen, die auf meinen Wink bluteten! Was braust rings um mich her? Schwimm' ich auf einem Meere von Blut? Will mich die glühende Flut erſäufen?" —

Mit dumpfer Stimme murmelte Ahasver vor ſich hin: „Schon lauert der Wahnſinn auf den Verbrecher. Eh' er ihn faßt, ſoll des Gewiſſens Stimme in ihm erwachen, der Unheilige ſoll dem Unheiligen Wahrheit verkünden. — Er trat an das Sterbelager, und rief mit furchtbarer Stimme:

„Wach' auf, König Herodes! Gedenkeſt Du Mariamnens nicht mehr?" —

**Herodes.** Mariamne! liebſt Du mich nicht mehr? O komm und lächle mir!

**Ahasver.** Vergebens rufſt Du Sie, vergebens rufſt Du Gott. Vernichtet haſt Du Sie, verläugnet Ihn.

**Herodes.** Mariamne! Ein Wort des Troſtes laß mich vernehmen! Sei mein Todesengel Du!

**Ahasver.** Den Engel trennt die Ewigkeit von Dir; Sie, die Du getödtet, kannſt Du nicht erwecken.

**Herodes.** Du lügſt! Ich ſprach ihr Todesurtheil nicht.

**Ahasver.** Ich donnere Dir die Wahrheit in die Seele. Du warſt es, der, das Gift im Herzen, ſie anklagte, vor dem hohen Rath, ſie wollte Gift Dir reichen. Die feile Schaar der Richter gab, der Gerechtigkeit zum Spott, die Unſchuld preis, ein Opfer Deiner Wuth. Vernimm nun auch, was Dir noch unbekannt geblieben! Als ſie zum Tode geführt wurde, ſprang ihre eigene Mutter aus dem Palaſt, ergoß einen Höllenſtrom von Läſterungen über die Schuldloſe, raſ'te, die Natur empörend, mit ihren Händen in den dunklen Locken am Haupte ihres Kindes. Mariamne trug im Geſichte ſchon die Todesbläſſe; plötzlich aber färbten ſich ihre Wangen mit der Purpurröthe der tiefſten Scham vor dem Gedanken, daß eine Mutter ohne Mutterherz es wagen konnte, daß ſie frevelnd es vermochte, dem Mörder ihres Kindes auf eine ſolche Art zu ſchmeicheln. Schweigend legte ſie dann das Haupt auf den Block, hob ihren Blick zum Himmel und ſtarb.

**Herodes.** Mariamne! und Dich ſoll ich wiederſehen? Schreckliches Wiederſehen! Und doch — wär's nicht noch ſchrecklicher, Dich nie wiederſehen?

**Ahasver.** Du möchteſt ſterben — und kannſt es nicht; Du wirſt aber ſterben, — glücklicher als ich, und doch ſchuldiger als ich! —

---

Ahasver verſtummte plötzlich. Ein leiſer Chor von himmliſch holden Harmonien erſcholl. Ahasver, von geheimen Schauder ergriffen, ſagte, zur Erde blickend: „Hörſt Du ein Lied, das Dich einlullen ſoll in Todesſchlaf? Mit milder Wehmuth klingen dieſe Stimmen. Iſt's ein Geſang der Engel?" —

Herodes erhob das Haupt, verhüllte es aber ſogleich mit beiden Händen und rief: „Weh mir! die Seelen jener unſchuldigen Kinder ſind's, die ich morden ließ, zerſtückt, zerriſſen und zerſchmettert; ſie, deren reines Blut durch die Straßen Bethlehems gefloſſen! Wie glühende Pfeile dringen dieſe Töne mir in's Herz. Verſtumme, Lied! Nicht vom Himmel kommſt Du; es iſt Höllentrug! Die böſen Geiſter ſeh' ich dort; ſie" — —

Die Blicke des Leidenden waren auf die, in einer entfernten Ecke des Zimmers dicht an einander ſtehenden Frauen Alexandra, Cyprus und Salome gefallen. Die hohen dunklen Geſtalten, und die von Furcht und Zorn entſtellten Geſichtszüge gaben ihnen ein ſo grauenhaftes Anſehen, daß Herodes, in ihnen böſe Geiſter erblickend, in den Wahn gerieth, von dieſen Nachtgeſtalten gehe jener Geſang aus. Die Trugbilder der zerrütteten Phantaſie begannen von neuem ihr gräßliches Spiel, und er rief: „Warum legt ihr die Leiche neben mich? warum die Leiche des Sohnes auf den ſterbenden Vater? Und wieder eine? eine dritte noch? Will ganz Jeruſalem ſeine Leichen auf meinem Sterbebette häufen? Jeruſalem! Du ſelbſt ſollſt Leiche werden! In Trümmer ſtürze mit deinem Tempel, deinen Mauern, deinen Paläſten! Zerſchmettert werde, was da lebt in dir! Dein König ſtirbt, und deine Trümmer, deine Leichen ſeien des Herrſchers Todesfeier!" —

Tiefe Finſterniß erfüllte plötzlich das Gemach; dumpfes Röcheln unterbrach die lautloſe Grabesſtille. Leiſe begann der himmliſche Geſang. Das Gemach erhellte ſich wieder. Am Haupte des Erſtarrten ſtand der Todesengel. Aus ſeinem Munde erſchollen die Worte:

„Wer trotzend und beharrlich lebt in Sünden, wer ſich furchtbar macht durch Ungerechtigkeit, und herrſchen will durch Gewalt und Liſt, Frevel auf Frevel häuft, das Gute haſſend, den Samen des Böſen ſtreut und lieblos das Geſetz der ewigen Liebe mit Füßen tritt, abtrünnig dem Allmächtigen, der ihn nach ſeinem Bilde erſchuf, er kann nicht glauben, kann nicht hoffen, ihm wird ſelbſt der reine Geiſt der Liebe ein gefallener Engel, der den Unglücklichen, im Sturz ihn mit ſich ziehend, von Tiefe zu Tiefe reißt. Des Lebens letzte Stunde ruft ihm zu: „Die Gottloſen haben keinen Frieden! Heil aber dem und ewige Seligkeit, der hofft auf Ihn, der uns durch Leiden läutert und durch Dunkel uns zum Urquell alles Lichtes führt!" —

Ahasver ſchaute mit unverwandtem Blick auf den Leichnam des Königs, und ſprach leiſe aus tief beklommener Bruſt: „Wohl dir, du ſtarre Leiche! Erloſchen iſt des Lebens wilde Glut in dir, und die befreite Seele iſt nicht mehr der Sclave toller Leidenſchaft. Schon hat ſich der

Vollendung milde Ruhe auf dein Angeſicht gelagert. Wohl dir! du ruhſt, ich aber bleibe ruhelos!“ —

Ahasver warf ſich mit der Heftigkeit eines troſtlos Verzweifelnden vor dem Todesengel zur Erde, und rief im Tone der ſchmerzlichſten Zerknirſchung:

„O Du, der Nacht und Licht, und Schmerz und Wonne, und Kampf und Frieden in ſich vereint, — ende meine Qual! Nimm die Laſt des Lebens von mir! Ich flehe um Ruhe oder Vernichtung, Eines von Beiden, wie es dieſem hier zu Theile ward, der Leichen auf Leichen häufte! Warum ward mir nur ſolcher Fluch zu Theil? Wer hält die Wage, in deren Schalen Schuld gegen Schuld gewogen wird?“ —

Dem verwegenen Frager erwiederte der Todesengel:

„Dieſes zu erfahren, hoffe und fürchte! Es reift die Saat des Feldes; es reift des Baumes Frucht; es reift die Tugend und die Sünde; es reift das Leben und der Tod. Wohl ſchaut des Menſchen Auge die That, allein kein Sterblicher ermißt die Folge, und die Dauer dieſer That, und Jahrhunderte vermögen kaum den Mißton des Böſen wieder in Harmonien aufzulöſen. Die Zeit — ſo iſt des Ewigen Geſetz und Wille — ſühnt jedes irdiſche Vergehen, doch bleibt das Wann dem Menſchen unbekannt.“ —

Der Todesengel verſchwand. Ahasver ſchrie ihm nach mit wüthender Geberde: „So ſei verflucht das Weltall wie ich ſelbſt!“ und ſtürzte aus dem Palaſte.

## III.

## Die Magier.

In der Nähe der Ruinen von Perſepolis *) ſtand ein halbverfallener Tempel; in geringer Entfernung von demſelben befand ſich ein Begräbnißplatz der Feueranbeter **), mit Thürmen beſtellt, auf deren Plattformen dieſes Volk ſeine Todten zu legen pflegte, um ſie den Vögeln preis zu geben, und darauf zu achten, welchen Theil der Leichname ſie zuerſt verzehrten, woraus man das Schickſal derſelben deuten wollte.

In der Vorhalle des Tempels hatte der Archimagus ſeine Lehrlinge verſammelt, um ſie in den Geheimniſſen der Magie zu unterrichten.

Hieher war der ruheloſe Wanderer Ahasver gekommen. Als er den Archimagus, von ſeinen Schülern umgeben, erblickte, machte die ſonderbare Erſcheinung auf ihn einen ſolchen Eindruck, daß er plötzlich ſtill ſtand, ſich außenher auf gebrochene Säulentrümmer lehnte, und auf die Verſammelten mit durchbohrenden Blicken hinſtarrte. Von dem ſchauderhaften Anblick ergriffen, flüſterte ein Schüler dem Andern zu: „Iſt einer der Todten von dem Thurme herabgeſtiegen, um die Lebenden in Schrecken zu ſetzen?“

---

*) Perſepolis, die prächtige Hauptſtadt der altperſiſchen Landſchaft Perſis. Alexander der Große ließ ſie mit Feuerbränden bewerfen und zerſtören.

**) Guebern oder Gauern genannt.

Der Archimagus, die allgemeine Unruhe und Verſtörung gewahrend, fragte, was die Urſache dieſes ſonderbaren plötzlichen Entſetzens ſei. Einer derſelben ſprach zitternd: „Der Todte an jener Säule dort!“ —

Der Archimagus trat haſtig einen Schritt vor und rief dem Starrenden zu:

„Unglücklicher! was ſucheſt Du hier?“

**Ahasver.** Die Ruhe.

**Archimagus.** Sie wohnt in uns. Suche ſie nicht außen!

**Ahasver.** Iſt hier ihr Heiligthum? wohnt ſie in Dir?

**Archimagus.** Wer Du auch ſeieſt, ich kann Dich nur beklagen. Ich leſe in Deinem Aeußern Dein Innerſtes. Dir iſt die Ruhe fremd; den Gott des Lichtes kennſt Du nicht, kennſt nicht die Heiligkeit der Seele. Du biſt ein Kind der Finſterniß; Du biſt zerfallen mit Dir ſelbſt, des Guten Feind, Dein eigner Feind!

**Ahasver.** Ich bin's. Die Ruhe, von der Du ſchwärmeſt, ſie iſt ein nichtiges Schattenbild. Und nehmen wir, ich täuſchte mich — kannſt Du mir Ruhe ſchaffen, weiſer Mann?

**Archimagus.** Die Ruhe wohnt, wie alles Gute, nur im Licht; der Finſterniß gehört das Böſe an, das Ruhe weder fühlt, noch Andern gönnt.

**Ahasver.** So kannſt Du weder Glück noch Ruhe mir verſchaffen, weiſer Mann, zu dem ich, Beide ſuchend, aus weiter Ferne hergewandelt komme? Wozu frommt Deine Weisheit, Deine Lehre?

**Archimagus.** Die Lehre frommt, wenn Du dafür empfänglich biſt.

**Ahasver.** Laß mich ſie hören! Thu' Dein Aeußerſtes! Wirſt Du zu Schanden, ſo haſt Du meinem Spott Dich preis gegeben.

**Archimagus.** Ich bin bereit, die Lehre des Lichtes Dir zu verkünden, düſterer Fremdling! Vergiß nur nicht, daß die Sonnenſtrahlen in einen Abgrund nicht eindringen; das Reich der Nacht iſt ihnen unzugänglich.

**Ahasver.** Nacht iſt's in mir, — ich weiß es; Nacht wird es auch bleiben; doch magſt Du, weiſer Mann, Dein Märchen vom Licht mir immerhin erzählen.

**Archimagus.** So höre denn! -- Von Ewigkeit beſtand ein Reich des Lichtes, in dem Ormuzd und Ahriman wohnten, ſie ſelbſt die Quellen des Lichtes. In ihnen lag die Welt, die durch die Macht ihres Willens in's Leben trat. Ahriman beneidete das Licht des Ormuzd, verlor dadurch ſein eigenes, ward des Lichtes und des Lichtgottes Feind, und wurde Fürſt der ewigen Finſterniß. Seit jenem Augenblick beſteht der Kampf, von dem Jahrtauſende uns erzählen, der Kampf, während deſſen Dauer Reiche und Völker blühten oder untergingen, je nachdem das Licht obſiegte, oder die Finſterniß. Gott Ormuzd ſchuf Lichtgeiſter, und die Genien des Guten, die ſeinen Thron umgaben; in gleicher Zahl ſchuf Ahriman die Geiſter der Finſterniß und des Böſen. Dreitauſend Jahre herrſchte Ormuzd allein; er ſchuf Pflanzen, Steine, Thiere, zuletzt den Menſchen. So ward das Jubelfeſt der Schöpfung gefeiert, und eine Welt der Unſchuld blühte durch dreitauſend Jahre in der Fülle des reinſten Glückes; doch ach! auch Ahriman ſchuf Pflanzen, Steine, Thiere und Menſchen. Nun ward erneuert der Kampf des Lichtes und der Finſterniß, des Guten und des Böſen, der Liebe und des Haſſes. So theilten Ormuzd und Ahriman in ewigem Kampfe die Herrſchaft um die Welt. Was ſchön und gut, was rein und edel iſt im Reiche des Lebenden und des Lebloſen: die Blume, erquickend durch Duft und Farbe; die Pflanze, deren Heilkraft neu belebt; der Edelſtein, des Feuerlebens voll; das zahme Thier, das ſich als Hausgenoſſe dem Menſchen anſchließt und ihm willig dient, gehört dem Ormuzd an und ſeinem Licht. Was unrein, bös und häßlich iſt, dient dem böſen Ahriman und iſt ein Kind der Finſterniß. Das Raubthier, das nur nach Mord und Blut lechzt: die giftgeſchwollne Schlange; die Pflanze, die unheilbringend und zerſtörend wirkt; der Menſch, der fühllos bleibt für Menſchenqual, der, ſelbſtſüchtig, nur dem Eigennutze fröhnt, der nur auf Frevel und Laſter ſinnt, dem nichts auf Erden heilig iſt: ſie ſind Geſchöpfe — Ahrimans.

**Ahasver.** Und was bin denn ich nach Deiner weiſen Lehre? Schuf mich Dein Ahriman? Kann ich dafür, daß ich ein Kind der Finſterniß bin, daß ich mich an dem Böſen weiden, und Böſes üben muß? Iſt's Dein Verdienſt, daß Du, ein Kind des Lichtes, vom guten Geiſte für das Gute nur geſchaffen, Dich ſchuldlos im Frieden des Glückes erfreueſt? Steht dem, zu eigener und fremder Qual Geſchaffenen ein Weg zum Beſſern offen, ein Mittel der Veredlung zu Gebot? Kann er, der in eine tiefe, lichtloſe Schlucht eingeſchloſſen iſt, kann er dafür, daß er unter Nattern lebt? Iſt's ſeine Schuld, daß er den Strahl der Sonne nicht erblickt?

**Archimagus**. Geduld und feſter Wille ſind die Flügel, mit welchen Du, geläutert durch die Liebe, Dich zu dem Reich des Lichtes aufwärts ſchwingſt. Schaudernd und jubelnd ſollſt Du nun jenen Kampf des Lichtes und der Finſterniß im Bild erblicken. —

Der Archimagus ſenkte ſein Haupt und erhob es dann zum Himmel, wobei er die Worte ſprach: „Ihr Geſtalten des Guten und des Böſen, ſtellet euch dem Geiſte durch das Auge dar!“

In dieſem Augenblick verhüllte plötzliche Finſterniß den Himmel. Stürme heulten, Meere brauſ'ten, Blitze zuckten, Donner brüllten. Ormuzd ruhte, leuchtend wie der Mond, auf einer Wolke; ihm gegenüber erſchien Ahriman's rieſige Geſtalt als Geiſt der Nacht.

Der Böſe faßte in ſeinem Vertilgungsgrimme die Gewitterwolken, preßte aus ihnen den Donner, ſtrömte Regengüſſe auf die Erde herab, ſchleuderte die Blitze, jagte die heulenden Stürme durch den Himmelsraum, und wühlte die Ströme vom tiefſten Grunde empor. Dabei erſchollen Ahriman's Schreckensworte: „Tobt, ihr Elemente! Ich will's. Zerſtört, was da iſt! Vernichtet, was da lebt! Des Elends Wehruf labt die Seele mir.“

Liebevoll, doch mächtig, erklangen dagegen die Worte des göttlichen Ormuzd. „Genug des Schreckens. Entweiche, Geiſt des Verderbens! Schweiget, Sturm und Donner! Erloſcht, ihr Flammenblitze! Ruhe, Strom und Meer! Entfliehe, Todesnacht! Leuchte, Morgenroth! Weht, ihr milden Frühlingslüfte! Säuſelt wieder, fruchtbeladene Bäume! Walle, goldnes Aehrenfeld! Von Jubel ſchalle Berg und Thal in Segensfülle! Freude labt die Seele mir.“

Das Ungewitter entfloh. Eine fruchtbare Landſchaft, von Scharen fröhlicher Menſchen belebt, zeigte ſich im Schimmer der Morgenröthe. Da rief Ahriman, heranſtürmend, wie ein ſchwarzes Gewölk, in den azurblauen Himmel: „Nicht währen ſoll der Menſchen Glück! Mein iſt die Erde; ſie bleibe mein! An Menſchenqual will ich mich weiden. Geiſt der Zwietracht! Geiſt des Haſſes! Schwinget die Fackel! Stürzt der Tod nicht aus den Wolken nieder, ſo ſtreuet euer Gift durch Menſchenherzen, und würgt durch Menſchenhände!“

Zwei Kriegsheere ſtürmten wuthentflammt gegen einander. Die Schlacht begann. Wildes Geſchrei der Sieger wechſelte mit dem Geheul der Beſiegten und dem Röcheln der Sterbenden. Blut entſtrömte den Leichenhügeln, Blut färbte den nahen Fluß. Städte und Dörfer loderten in hellen Flammen auf.

In ſeiner Macht erhob ſich nun Ormuzd. Sein Befehl verſcheuchte die Zwietracht, verſcheuchte Haß und Mord. Die Krieger beider Heere ſchleuderten die Speere von ſich, ſtürzten einander verſöhnt in die Arme, und küßten ſich als Brüder. Aus dem blutgedüngten Boden ſproßte e junge Saat in Segensfülle auf. Die Genien der Einacht und des Friedens ſchwebten freudeſtrahlend auf goldeſäumten Purpurwolken. Ahriman rief wuthentbrannt inen Fluch über die neue Schöpfung der beglückten Menſchheit aus. Da zeigten ſich ſogleich häßliche Scheuſale. Der Hunger, todesmatt, und dennoch grimmig, ſchlich, ohläugig, bleichwangig, mit ſchlotterndem Gebeine heran. Den Wankenden führte ein ſchwankendes Skelett, das dürre Mißjahr, ein Todtenlied ächzend. Die Bäume ſtanden hne Laub und ohne Frucht, ohne Halm das Feld. Verſiegt ar die Quelle; ohne Waſſer lechzte das Sandbett des verchwundenen Stromes; Tauſende genoßen ſonſt verabſcheutes Gewürme als Labſal. Gräber wurden aufgewühlt, Särge eſprengt. Gierig nagte der Lebende am Todten, fluchte em Licht, und wünſchte ſich Todesnacht. Aus dem tiefſten Schlunde der Finſterniß ſtieg die Todesmutter Seuche mpor, Luft und Erde mit giftigem Aushauch erfüllend. So wurde dem Menſchen zu Gift, was ſeine Lippen, was in Glied ſeines Leibes berührte, und athmend ſog er nur Gift ein. Beulen deckten den giftgeſchwollenen Sterbenden. Gift ſog das Kind von der Mutterbruſt; zum Mörder ward der Helfende, zum Mörder der Todte.

Jetzt erſchollen die Troſtesworte des Lichtgottes Ormuzd: „Nicht länger herrſche, Geiſt des Verderbens! Aus dem Elend erhebe ſich Lebensfreude, wie aus Nacht das Morgenroth!“

Milde Himmelslüfte wehten reinigend und neubelebend. Friſche Quellen ſprudelten, Heilung ſpendend; eine neue

Pflanzenwelt entblühte dem Schooß der Erde, und ein neues Menſchengeſchlecht jubelte in Fülle der Kraft und Geſundheit.

Aber nochmal erhob ſich der Geiſt der Finſterniß im Schrecken ſeiner Macht, und es erſchollen, wie dumpfes Donnergerolle, die grollenden Worte des Ingrimms: „So raſe denn nicht Sturm und Krieg, nicht Hunger und Seuche! Doch ſei nun der Menſch ſelbſt des Menſchen böſer Geiſt von der Wiege bis zum Sarg!“

Ein Heer von Laſtern und Verbrechen, geſpenſtiſche Ungeſtalten furchtbarer Scheuſale, verbreitete ſich über die Erde. Ehrgeiz, der Alles ſich ſelbſt opfert, zermalmender Hochmuth, unerſättliche Habſucht, grinſende Wolluſt, ſchadenfrohe Verleumdung, giftige Hinterliſt, verderbenbrütender Haß, wuthſchnaubende Rachſucht, lechzende Mordluſt, nichts ſchonender Uebermuth, raſender Hochverrath und herzloſer Unglaube. Ein Unmenſch bemächtigte ſich, nach frevelhaftem Königsmorde, des Thrones. Verſagt wurde Jedem Recht und Gerechtigkeit, Alles Eigenthum ein Spiel des Truges und der Gewalt. Die Unſchuld wurde ververfolgt, zertreten das Verdienſt, die Armuth des Reichen Spott, die Tugend des Uebermuthes Raub. Hang zur Wohlthätigkeit galt für Geiſtesſchwäche; das Laſter ſiegte, wo und wie es ſich zeigte, als geheime Sünde, oder als ſchamloſe Frechheit, und heilig blieb den Unheiligen nichts. So ſtürzte endlich des Unmenſchen Thron und begrub unter ſeinen Trümmern das Volk, den Herrſcher und ſein Reich.

Wie ein goldner Sonnenſtrahl drang Ormuzd nun aus der Nacht hervor und ſprach: „Wie Volk und Herrſcher, die du unter denſelben Trümmern begrubſt, ſo ſtürze auch dein Thron, dein Reich, du Geiſt der Finſterniß! Vollendet iſt mein Sieg. Je ſchrecklicher du gegen die Menſchen wüthen, je mehr des Böſen du zeugen magſt, um ſo unermüdeter, um ſo viel mehr will ich des Guten ſchaffen, um ſo viel mehr das Wohl der Menſchen fördern. Nur Gutes ſoll aus jedem Uebel ſproſſen, und eben durch den Kampf entwickle ſich das Beſte und das Herrlichſte!“

Und das gebietende Wort des Lichtkönigs ward ſogleich erfüllt. Aus Schutt und Trümmern ging ein glückliches Geſchlecht hervor, eine neue Unſchuldswelt, ein Reich des Lichtes, in dem das Gute herrſchte, das Recht, die Wahrheit und die Schönheit. Der Menſch ward dem Menſchen die Quelle des reinſten Glückes, der Menſch des Menſchen guter Geiſt. Ein guter Fürſt beglückte ſie. Der häusliche Herd mit der gaſtfreundlichen Schaar ſeiner ſtillen Bewohner erfreute ſich ungeſtörter Ruhe.

Heilig, unverletzbar war das Eigenthum des Hohen wie des Niederſten, geehrt und belohnt das Verdienſt, die Unſchuld des Herzens und des geſelligen Lebens höchſtes Kleinod. Der prunkende Reichthum öffnete ſeine goldſtrahlende Hand der bleichen Schweſter Armuth gerne. Der Fürſtenthron war ein, auf die Treue ſeines Volkes gegründeter Fels, ein Vaterhaus, an guten wackern Kindern reich.

Die ſchöne Erſcheinung verſchwand; es ward Nacht. Das Morgenroth entglomm im Oſten. Aus dem feurigſten Punkte der Purpurglut trat Maja, die Göttin der

Liebe, hervor. Sie ſprach mit der Stimme himmliſchen Wohllautes: „Entweiche Finſterniß! Verſchwinde Haß! Nur Liebe herrſche, Liebe diene, herrſche dienend, diene herrſchend. Sie iſt das erſtgeborne Kind des Lichtes, und ihre Frühlingsblüte iſt das Glück. Wie Tag und Nacht ſich in den Himmel theilen, ſo theilen Wohl und Weh ſich in den Menſchen. Liebe ſühnt den Kampf der Elemente, Liebe ſühnt den Sturm der Leidenſchaften. Wo Liebe weilt, da blüht des Menſchen Paradies; aus Liebe ward die Welt geſchaffen für die Liebe; ſie wird beſtehen auch, ſo lange die Liebe waltet.“

Indem die Göttin ſprach, verſank Ahriman in Nacht. Ormuzd zeigte ſich als aufgehende Sonne, Maja als Morgenſtern.

---

Als die Reihe dieſer ergreifenden Erſcheinungen vorüber war, ſtand Ahasver, noch lange ſtumm und unbeweglich vor ſich hinſtarrend; endlich riß er ſich, wie aus einem Traum erwachend, empor, und ſagte: „Dein Trugſpiel ließ mich viel Wahrheit ſchauen. So wie ich es in dieſem Blendwerk magiſcher Weisheit hier erblickt habe, ſo war es, ſo iſt es, ſo wird es immer ſein. Wie aber kann ich Unhold meine Seele retten in dem großen Lebenskampfe, der ſo uralt iſt wie die Welt, und der eben ſo in meinem Innern tobt? Dies, Du ſtolzer Stellvertreter Deines geprieſenen Lichtgottes, dies erkläre mir!

**Archimagus.** Das Kind des Lichtes muß auch ein Kämpfer für das väterliche Licht ſein, darf, ewig verbündet mit dem guten Geiſt, nie ſeine hohe Abſtammung vergeſſen. Alles, was Du hier im Bilde geſehen, zeigte Dir den Kampf, den das Gute gegen das Böſe, das Licht gegen die Finſterniß, die Liebe gegen den Haß zu beſtehen hat. Wie jeder Ton im Saitenſpiel die ihm verwandten Töne erweckt, ſo ruft auch jede gute Kraft im Menſchen die guten Kräfte der Natur hervor, die ſich hülfreich mit dem Menſchen verbinden. Eben ſo ruft auch jede böſe Menſchenkraft die böſen Kräfte der Natur zu zerſtörendem Mitwirken auf. Sind uns die guten Lichtdämonen hold, ſo muß auch jedes reine gute Weſen in jedem Reiche der Natur uns dienen; ſie werden uns verwandt und hülfreich ſein, ſobald wir uns als Kinder des Lichtgottes zum Licht erheben. Um ſich aber zum Lichte zu erheben, bedarf der reine Geiſt kräftiger Schwingen, der Feuerſchwingen des Gebetes, das aus der Tiefe des Herzens auflodert, wie das goldene Licht aus dem Sonnenborn. Iſt das Gebet die Schwinge, die Dich hebt, die Demantrüſtung, die Dich umgibt, dann wirſt Du Deine eigene Kraft fördern, einig mit der Natur und mit der Geiſterwelt. Vom Quell des Urlichtes ſtammt der gute Geiſt, vom Quell des Urlichtes ſtrömt die Weisheit, vom Quell des Urlichtes ſtrömt das Glück in die Erdennacht, und das Gebet ſchwingt ſich zum Quell des Urlichtes empor. Dann iſt Deine Seele rein wie das Licht, Dein Wille feſt wie ein Fels, und Du biſt durch Gott ein Weiſer und ein Held.

**Ahasver.** Gibt das Gebet mir Kraft zur großen That, verleiht es mir die Macht, das Böſe zu beſiegen, erhebt es mich aus der Finſterniß zum Licht, vom Erdenſtaub zur Herrlichkeit, macht es mich zum Beherrſcher der Natur, zum Guten, dem das Gute dienen muß, — wohlan! es ſei verſucht!

Ahasver blickte empor, ſein Innerſtes ſchien ſich aufzurichten; ſeine Augen flammten von ſtürmiſcher Begeiſterung, und er ſprach: „Zu Dir, allmächtiger Lichtgott, erhebe ich mein Haupt und meinen Geiſt! Ich flehe zu Dir um Ruhe, Glück und Macht. Erhöre mein Gebet!“

Dieſes Wort ſchien ein wildes Feuer in ihm zu entflammen, und er rief, wie vom Wahnſinn ergriffen: „Gebet? Ich beten? — Fluch Dir, weiſer Mann, der mich wie ein Kind will beten lehren, der mir Trugwerk vor die Seele gaukelt, mit nichtigen Bildern mich betäuben will! Ich beten? Nimmermehr! Entzweit mit mir ſelbſt, bin ich zerfallen mit der Welt, und nichts iſt mir heilig. Stürzt über mich zuſammen, ihr Pilaſter dieſes Tempels! Erhebet euch von euren Thürmen, ihr Leichen! Ruine unter Ruinen und Leiche unter Leichen, ſteh' ich hier und fliehe vor Todten und Trümmern, weil ſie Schreckensbilder meines Innern ſind, weil mein Herz todt, mein Lebensglück zertrümmert, die Ruhe entflohen iſt! Sie wird mir ewig ferne bleiben und kein Lichtſtrahl wird mir die Lebensnacht je erhellen. Ich, auf dem der Fluch laſtet, ich fluche auch dem Gaukelſpiel der Welt.“

Ahasver ſtürmte fort. Der Archimagus ſprach zu ſeinen ſtaunenden Jüngern aus ſchmerzbeklommener Bruſt die Worte: „O könnte er ſich ſelbſt entfliehen!“

## IV.

## Zeit und Tod.

Ein düſterer Himmel ſtarrte trauernd über der unüberſehbaren Sandwüſte am Ufer des todten Meeres, auf deſſen bewegungsloſem ſchwarzen Waſſerſpiegel ſich von Zeit zu Zeit unheimlich bläulichgelbe Flammen entzündeten. Ringsumher kein grüner Strauch, kein froher Laut eines Vogels.

Am Ufer ſaß die Zeit, ein kahlköpfiges Phantom mit langem weißen Bart, in einen grauen Mantel gehüllt. Sie warf, aufmerkſam zählend, kleine Kieſelſteine in das dicke, träge Gewäſſer, und lächelte bitter, wenn aus den geſchlagenen Kreiſen böſe Dämpfe wie Nebelgeſtalten aufqualmten.

Aus weiter Ferne ſchritt Ahasver's rieſige Geſtalt einher. Er blickte wild umher, drängte ſich durch eine Reihe aufragender Steinmaſſen, ſtand endlich ſtille unter der Wölbung eines überhängenden verbrannten Felsſtückes, die Blicke auf den Pfuhl des todten Meeres geheftet. Nach langem Schweigen brach er in die Worte aus:

„Scheinleben ringsumher! Den Leichnam der Natur ſeh' ich vor mir; ein böſer Geiſt hält, Verderben brütend, Wache über ihn. Vom Leben ausgeſtoßen, komm' ich in das Reich des Todes, vom Tode nicht anerkannt, und die

Natur, ſchaudernd beim Anblick des Fluchbeladenen, erſtirbt vor meinen Augen. Die Menſchen fliehen mich, und ich haſſe ſie wie mich ſelbſt. O, daß ich hier weilen dürfte, bis ich ein Steinbild unter Steinen würde! Felſenſchlucht! Du wäreſt mir ein Paradies. Mir aber iſt die Ruhe verſagt; ich finde ſie an keinem Ort, und ein Jahrhundert ſchleudert mich dem andern zu. Voll Lebenshaß muß ich hinein in's Leben, und ach! das Leben iſt des Lebens ärgſter Feind!

„Todtes Meer! Du biſt mein Bild, des Menſchendaſeins Bild. Die böſen Dünſte des Verderbens ſteigen aus deinem Schooſſe unheilbringend auf, und das Widerſtreitende bekämpft ſich, wie hier die Flammen mit den Fluten kämpfen. Den Einen drückt des Lebens ſchwere Laſt zu Boden, der Andere ſchleudert ſie verpraſſend weg. An mir nur hält ſie feſt wie eine Schlange, die den Wanderer in der Wüſte umwunden hat.

„Du Fels, der jeden Augenblick den Einſturz droht, — droh' immerhin! So lang' ich hier verweile, mußt du feſt ſtehen; ſo will's der Fluch, der auf mir laſtet. Ruhen muß Alles, um mir die Ruhe zu verſagen, und nichts darf enden, deſſen Ende mir Vollendung brächte!"

Indem Ahasver ſo ſprach, trafen ſeine Blicke die ſeltſame Geſtalt der, am Ufer des todten Meeres ſitzenden Zeit. „Wer iſt (ſprach er vor ſich hin) das grauenerregende Weſen? Es ſchleudert Steine in die Flut. So iſt auch der Menſch ein Spielball in der Hand des Schickſals, das ihn umherſchleudert. Mein Loos theilt die Welt, und raſtlos treiben Flut und Stein und Menſch; nur finden ſie endlich doch ein Ziel, — ich aber nie!"

Von der entgegengeſetzten Seite erſchien der Tod. Ahasver ſchauderte bei dem erſten Anblick; je länger aber ſeine Augen auf dem Einherſchreitenden verweilten, um ſo mehr ſchwand Furcht und Grauen, und er ſprach: „Welche Schreckengeſtalt! und doch — wie ſchön! Ein häßliches Gerippe, grinſend, grimmig, — und doch zieht's mich zu ihm hin; ja, mich ergreift eine dunkle Ahnung, nur er vermag's, mir die verlorene Ruhe zu geben, wenn er dieſes Herz von Stein zu Staub zermalmt!"

Der Tod erblickte jetzt die Zeit, die Erde bebte vor dem dumpfen Gebrülle ſeines auflodernden Zornes. Er ſtieß den raſſelnden Speer an eine Felswand; das Echo wiederholte den gräßlichen Schall, und er rief der Zeit entgegen:

„Zahmes, träges, altergraues Unding! Wohin iſt Deine Kraft, der einſt nichts widerſtand, wenn ſie, bald leiſe untergrabend, bald mit Eines Schlages Allgewalt, zerſtörend wirkte, daß Städte in Schutt und Trümmer fielen, der Berge Gipfel in den Abgrund ſtürzten, Völker und Reiche vom Angeſicht der Erde ſchwanden? O, wie ohnmächtig biſt Du nun, ein Nichts, der Menſchen Spott! Nun ſteht es in der Erdenkinder Macht, des Lebens ſchales Gaukelſpiel und ſeine flüchtigen Minuten nach Willkür zu verlängern. Sie, die ich dahingerafft, ſie leben fort, und Du duldeſt, daß nach Jahrhunderten die Todten noch im Angedenken leben. Verſunkene Städte gehen neu verjüngt aus ihren Gräbern hervor; aus Schutt und Staub erhebt ſich eine Vorwelt und die Vergangenheit wird Gegenwart. Was frommt es, wenn Du Greiſe ſchoneſt und Jünglinge zu Greiſen machſt? Dir zum Spott ſchafft der Menſch in Einem Jahre, was Jahrhunderten trotzen wird. Wohl raubſt Du dem Haupt des Schwelgers ſeinen reichen Schmuck; wohl verwandelſt Du ſo mancher Locken Nacht in ein bleiches Schneegefild; wohl gräbſt Du in des Menſchen Angeſicht der Furchen Trauerzüge, verlöſcheſt des Auges Sternenglanz, und beugſt zur Erde himmliſche Geſtalten; doch wenn nicht meine Knochenhand den ſiechen Leib zerſtört und das gebrochene Herz zermalmt, ſo ſiecht der Siechling jahrelang, ächzt das gebrochene Herz ohne Ende fort und fort. Verhaßt iſt mir Dein träger Gang.

„Hab' ich meine Beute einmal erfaßt, dann üb' ich mein Werk mit einem Schlag. Gleichgültig tritt mein Fuß auf jede Krone; die Welt iſt meine Siegstrophäe. Was frommt jedoch alle meine Macht, wenn nicht Vergeſſenheit die Todten deckt? Wie ſie verweſen, muß auch das Andenken an ſie in ewige Nacht verſinken! Ägyptens ſchöner Königin reichte ich in dunkler Stunde die Schlange hin; ſie gab der Holden die Wunde und ihr Gift, und das verbuhlte Herz erſtarrte. Was aber frommt's? Die Liebesheldin lebt noch in Aller Mund. — Von meinem Pfeil getroffen, fiel Er *), dem dieſe Welt zu klein war; durch

---

*) Alexander der Große, deſſen Eroberungswuth ſich eine Brücke in den Mond zu bauen wünſchte.

mich erloſch das Leben des mächtigſten der Redner *), vor deſſen Blitz und Donner Könige bebten. Was frommt's? Der Held iſt Staub, der Redner ſtumm, doch leben ſie fort in ihrem Ruhm. Hab' ich Millionen Leben vernichtet, die Kunſt wird ſie der Welt erhalten. Von ihnen ſpricht das Buch; der Bildner läßt den Todten lebend ſchauen ; er lebt fort in unſterblichen Geſängen, und Pyramiden, himmelhoch aufragend, verkünden ſeinen Namen allen Völkern. Uns Beiden iſt das Tagewerk der Zerſtörung anvertraut. Übe denn auch Deine Pflicht! Vernichte den Pomp der Denkmäler! Vernichte, was die Wiſſenſchaft erſinnt, die Kunſt hervorbringt! Gebiete Deinen Stunden, zu zerſtören die Schrift der Weiſen! Bild und Säule ſtürze Du in den Staub! der in dem Schooß der Erde ruht, — vergeſſen ſei er und ſein Grab!" —

Mit edler Würde entgegnete dem Grollenden die Zeit:

„Mit Unrecht zürneſt Du, Phantom der Nacht, daß Deiner zerſtörenden Kraft zu enge Grenzen geſetzt ſind. Mit Unrecht zürneſt Du, der Menſchen Feind, daß ich ihr Freund ſein will. Dient nicht das ganze Reich des Lebens Dir zur Beute? Iſt nicht jeder Menſch das Ziel Deiner ſichern Pfeile? Bluten nicht tauſend Herzen für ein Herz, welches Du zermalmſt? An Leichenzügen weidet ſich Dein Blick, und Gräber ſind Dir Luſtgelage. Auf Schlachtfeldern throneſt Du, und labſt Dich an dem harmoniſchen Rauſchen

---

*) Demoſthenes.

der Blutſtröme. Und das genügt Dir nicht. Unerſättlicher Würger! Du möchteſt die ſchöne Erde in ein Nichts verwandeln. Raſe denn, Zerſtörer! häufe Grab auf Grab! Jene höchſte beſeligende Kraft, die ſelbſt der Engel preist, jenen Himmelsſtrahl: den Geiſt des Menſchen, ihn zu vernichten wird Dir nie gelingen. Den Sänger magſt Du tödten, aber ſein Lied wird unſterblich ſein; hinabziehen magſt Du den Weiſen in die Grabesnacht, doch ſeine Werke werden unvergänglich leben; in Staub verwandeln magſt Du den Bildner, doch ſeine Gebilde werden ihn überleben. Von Deinem Speer getroffen, ſinkt der Held, doch ſein Ruhm ſchallt durch Jahrhunderte. Walte Du nun immerhin zerſtörend! Ich will erhalten. Von Allem was mein Schooß gebar, ſoll nichts verloren gehen! Was welkt, muß wieder aufblühend ſein junges Daſein in neuer Geſtalt entwickeln. Auch ich löſe wohl manches Band, doch loſ' ich's ſacht' und ſanft. Erſchein' ich ſtürmend in der rauhen Winternacht, ſo entzück' ich auch, in Frühlingsſchöne lächelnd. Durch mich gedeiht das Gute und das Nützliche auf Erden; in meinem Schooße reift das Kind, reift die Frucht, reift das Gold, der Edelſtein. Was ſich lange unverſehrt in meinem Reich erhält, erſcheint ehrwürdig, heilig. Ruinen ſind Gegenſtand der Bewunderung und Rührung; ſelbſt im friſchen Greiſenantlitz erhalte ich den Frühling munterer Geiſtesjugend. Krieg und Seuche, Krankheit, Noth und Leidenſchaft, ſie mögen Dir, Allzerſtörer, dienen, doch meine Diener ſeien ſie nicht!

„In das Grab reißeſt Du die Maigeſtalt der Jugend;

wäre mir die Macht verliehen, ſo würde der Säugling als Greis noch fröhlich leben. Er, der uns Beide ſchuf, wird einſt uns Beide richten; dann wirſt Du, Zerſtörer, Dich ſelbſt vernichten, doch wird ſein Wink die Zeit zur Ewigkeit verklären!“ —

Jetzt trat Ahasver mit raſchem Schritte zwiſchen Zeit und Tod, und es entſpann ſich folgendes Geſpräch:

**Ahasver.** Bin ich euch fremd?

**Zeit.** Du lebſt, Unholder, Dir und mir zur Laſt.

**Tod.** Dein Leben iſt verwirkt, und wird doch nie dem Tode reif.

**Ahasver.** Das iſt mein Fluch, doch auch mein Stolz. (Zur Zeit.) Mir biſt Du nicht.

**Zeit.** Zur Strafe ſchon' ich Dich.

**Ahasver.** (Zum Tode.) Ich trotze Dir.

**Tod.** Zur Strafe flieh' ich Dich.

**Ahasver.** Zum Spott dien' ich euch Beiden, und dennoch trotz' ich euch. Stürz' ich mich in des Gewäſſers Schooß, flieht, ſchnell getheilt, die Flut vor mir; das Feuer erliſcht, wenn ich mich den wilden Flammen nähere; wag' ich den Sprung vom hohen Felſengipfel, ſo nimmt mich die Luft auf ihre weichen Schwingen, und trägt und legt mich unverletzt auf den grünen Raſen. Unſchädlich ſpielt der Donnerkeil mir um das fluchbeladene Haupt; mich tödtet keines Schwertes Spitze. Mir wird das Gift zum Balſam; bei meinem Anblick flieht die Seuche von ihren Leichenhügeln. — So muß ich, nach dem Tode ſeufzend, leben, muß Schmerzen ertragen, die mich nicht zerſtören, muß raſtlos kämpfen gegen eine Welt, muß ſelbſt mich haſſen, ſelbſt mich ſcheuen, muß die Ewigkeit wie eine goldne Sonne über meinem Haupte ſehen und vor ihr ſchaudern, muß ſterben wollen und nicht ſterben können, mich tödten wollen und nicht dürfen. So mit ſich ſelbſt entzweit zu ſein, das iſt des Sünders größte Qual. Dem menſchlichen Gefühl hab' ich mein Herz verſchloſſen, und ewig währt mein Elend nun.

**Zeit.** Und ich, die jeden Gram ſo gerne mildert, muß meinen Balſam Dir verſagen.

**Tod.** Ich, ſonſt das Ende jeder Qual, der Deinen ſetze ich kein Ziel.

**Ahasver.** Nur fremde Leiden ſchaffen mir Genuß. Nur da, wo Du, Zeit, zerſtöreſt, nur da, wo Du, Tod, vernichteſt, nur da ſproßt mir die wilde Lebensluſt.

**Tod.** So folge uns, Du ruheloſer Feind des längſt verwirkten, doch zur Strafe Dir aufgebürdeten Lebens! Sei der ruheloſe Geiſt des Böſen in der mit ſich ſelbſt zerfallnen Welt, und bilde mit uns das allbeherrſchende Triumvirat!

**Ahasver.** Geſchloſſen ſei der Bund mit euch, ihr Mächte der Zerſtörung! Verbündet ſei mit euch der Ruheloſe! Ich, den kein Tod vernichtet, keine Zeit zerſtört, ich folge euch.

---

So wanderten die drei Gewaltigen zuſammen. Sie hatten jetzt ein liebliches, blühendes Thal erreicht. Freundliche

Landhäuſer mit duftenden Gärten ſtanden zerſtreut umher. Die Sonne ſank hinter den Bergen. Roſenwolken ſchmückten den Abendhimmel. Im fernen Hintergrunde ſchimmerten die Zinnen und Thürme einer Stadt.

Am Abhang eines Hügels, auf dem die Wanderer ſtanden, ſchlich ein grauer Böſewicht ſpähend einher. Sein Antlitz zeigte den Trotz des verhärteten Laſters. Blicke und Mienen ließen erkennen, daß er auf dem Wege ſei, ein Verbrechen zu begehen. Der Tod murmelte vor ſich hin: „Stirb, Verruchter, vor der Frevelthat!“ Er ſchwang den Speer. Die Zeit hielt ſeinen Arm zurück und ſagte: „Halt ein! Noch iſt er nicht der Senſe reif. Das Maß ſeiner Sünden iſt nicht voll. Er muß erſt noch hienieden leidend büßen; dann iſt ſein Leben Dir verfallen.“ —

Der Tod fühlte ſeinen Arm gelähmt, der Böſewicht entfernte ſich. Aus einem der Landhäuſer ſcholl fröhliche Muſik. Eine hochzeitlich geſchmückte Schaar trat heraus. Die Braut, ſchön und hold wie der Frühlingsabend, wandelte am Arme des freudig-ſtolzen Bräutigams. Im Augenblick, da die Umſchlingenden, Aug' in Aug' und Mund an Mund, ſich küßten, rief, in Grimm auflodernd, der Tod: „Ich duld' es nicht!“ — Er ſpannte blitzſchnell den Bogen. Der Pfeil flog; durchbohrt war das Herz, geſchloſſen die Augen der Braut. Als die Sterbende im Arme des Verzweifelnden lag, erſcholl des Todes dumpfes Schreckenswort: „Triumph!“ Eine Thräne entglitt dem Auge der Zeit, und ſie ſprach: Erbarmungsloſer Fürſt der Schrecken! Zur Beute iſt Dir die Braut geworden, des Jünglings Leben aber ſchütze ich. Mein Balſam lindere ſeinen Schmerz! Das Unglück ſtärke ſeinen Geiſt, und aus dem Grabe ſeiner Liebe erblühe ihm ein neues Lebensglück! Erhaben über alles Irdiſche, gehoben von dem Flug der Stunden, ſtrebe Er von nun an nach einem höhern Ziel, und Sie, durch Dich dem Liebenden entriſſen, ſie lebe nun in ſeinem Herzen als Vorbild alles Schönen, alles Guten, ihm zum Ruhm, der Welt zum Wohl!" —

Die hochzeitliche Schaar ging als Leichenzug ins Haus zurück. An einem nahen Geſträuche ſaßen zwei ſpielende Kinder; ſie glichen zwei gaukelnden Schmetterlingen. Der Tod ſagte grinſend: „Wie die Wänglein blühen!" wie die Äuglein glühen! Das Licht des Lebens löſch' ich aus mit einem Hauch!"

Er flog wie ein Schatten hin; er hauchte die Kinder an. Sie erbleichten, umſchlangen einander, ſanken auf den Raſen, ſtarben.

**Tod.** Da liegen ſie wie welke Blumen!

**Ahasver.** Und ruh'n im Mutterſchooße.

**Zeit.** Geſchützt vor Froſt und Stürmen des Geſchick's! Aus iſt das Zephirſpiel der holden Knospen; in einem Augenblick ſind ſie der Ewigkeit gereift. Als Himmelsblumen blüh'n ſie nun.

**Ahasver.** Ruht ſanft, ihr Glücklichen, die ich beneide! Wär's möglich, o ſo möchte ich euch haſſen.

Aus der Entfernung ertönte ein vielſtimmiger fröhlicher Geſang. Das Lied war ein Gruß an die nahe Heimat. Eine Karavane zog mit ihren reichbeladenen Kameelen einher. Sie hatte nur noch einen Wald zu durchwandern, hinter dem eine Stadt, das erſehnte Ziel ihrer langen Reiſe, ſie erwartete. In dem Augenblick ſtürzte eine Räuberſchaar aus der Waldnacht auf die Pilger hervor. Ein Kampf der Verzweiflung mit der Unmenſchlichkeit begann. Die Pilger erlagen nach kurzem Widerſtand. Die Meiſten wurden getödtet, die Übrigen mit Stricken gebunden, und nebſt den Kameelen fortgeſchleppt.

Ahasver, Arm in Arm mit Tod und Zeit, folgte dem Getümmel bis zur Räuberhöhle; ſie beſtiegen den Gipfel des Geklüftes, durch deſſen Öffnung man von oben in den innern Raum der Tiefe hinabſchauen konnte.

Die Beute wurde den Kameelen abgenommen, und in die Höhle getragen.

Die Räuber zündeten Fackeln an, und ſchritten zur Vertheilung der Beute. Jeder verlangte das Beſte für ſich. Zwietracht entbrannte. Schmähworte und Drohungen erſchollen von allen Seiten. Man ſtieß, man drängte ſich. Keiner beachtete die Stimme des Führers. Ein fürchterlicher Kampf begann. Einige ſchleuderten Steine, Andere ſchlugen mit Feuerbränden und Fackeln um ſich, Andere fielen einander mit den Schwertern an. Geſchrei der Wuth wechſelte mit dem Stöhnen der Verwundeten, und dem Röcheln der Sterbenden. Endlich tiefe Stille! Sie wurde unterbrochen durch das gräßliche Hohngelächter, welches der jubelnde Tod in die Tiefe der Höhle hinab erſchallen ließ, indem er zugleich rief: „So recht! Erſparet, ihr Böſewichter, mir die Mühe! Sie haben ſich gewürgt, durchbohrt, zerfleiſcht, und ſelber nach Gebühr belohnt. Ei ſeht, wie mir das menſchliche Geſindel vorgreift, und ins Handwerk pfuſcht! Siehſt Du, Freund Ahasver, verzweiflungsvoller Lebemann! Wir ſorgen für Dich, wir geben Dir Scenen aus dem Lebensſpiel, die Deiner würdig ſind." — Und ſieh da! Ein neues Schauſpiel ſtellte ſich dar. Zwei mächtige Kriegsheere rückten gegeneinander. Schon ſtanden ſie ſchlagfertig und kampfluſtig ſich gegenüber. Die Luft zitterte von dem Geklirre und Geraſſel der Waffen; die Erde bebte vom Traben und Stampfen der Krieger und der Roſſe. Da rief der Tod in wilder Luſt: „Ich will ſie entflammen, will ſie hetzen, bis ihnen die Wuth wie Gift durch alle Adern tobt." —

Er eilte mit Rieſenſchritten durch die Reihen der beiden Heere, und kehrte dann mit dumpfem Gebrülle zurück. Sogleich ſtürmten die feindlichen Maſſen gegen einander. Die Todesgeſchoſſe tobten, Reihen, ſanken, ſtürzten. Glieder flogen vom Leibe, wie Äſte, die der Sturm vom Baume reißt. Ein rother Giesbach wälzte ſich hervor. Leichen thürmten ſich auf Leichen, Inſeln in dem Blutmeer bildend. Feind umfaßte voll Grimm den Feind, und Einer wurde des Andern Leichenbett.

Da rief der Tod, einen Hügel erſteigend: „So recht! Thut eure Pflicht! Tiſcht ein Leichenmal mir auf! Die Gäſte bring' ich euch dazu. Wolf, Adler, Geier und Hyäne ſind geladen zu dem Siegesfeſt; mich ſelber aber ſollt ihr hoch thronen ſehen als den König dieſes Feſtes, neben mir die Seuche mit dem Leib voll ſchwarzer Beulen. —

Indem er alſo ſprach, begann ein dumpfes Raſſeln und Bewegen auf dem Schlachtfeld, und aus den Leichenhügeln erhoben ſich Geſtalten feindlicher Krieger. Die Verwundeten erneuerten voll Grimm den Kampf. Getödtet lagen Alle; zwei nur ſtanden. Zugleich ſtürzten endlich Beide, im gleichen Augenblick vom Schwert durchbohrt, erkannten röchelnd und verblutend ſich im letzten Augenblick — als Kämpfer zweier Heere, als Söhne Einer Mutter! Fluch war ihr letzter Athemzug.

Schaudernd und doch von wilder Luſt entbrannt, reichte Ahasver dem Tod die Hand, und ſprach: So nehmt mich denn als Bundesgenoſſen raſtloſer Wanderung durch das Leben! So bleib' ich denn, o Tod! Dein ewiger Gefährte, von Dir verſchont, und doch mit Dir vereint. Du, Zeit, Greis und Kind zugleich, geleite uns, die haſſenden Gehaßten, durch Völker und Jahrhunderte, daß wir, ſelbſt unvergänglich, uns an der Zerſtörung weiden!" —

Ahasver ſchritt mit dem Tode über das Schlachtfeld, welches die Zeit hinter ihnen in einen dunklen Nebel hüllte. In einer glänzenden Wolke ſchwebend, erſchien der Genius des unſterblichen Lebens, und es erſchollen die Worte: „Zeit und Tod! Ihr Diener des Allmächtigen! folgt im nichtigen Menſchenleben dem ewigen Geſetz, das Er gegeben, der liebevoll das Einzelne zerſtört, um das Ganze zu erhalten. Indem ihr eigenen Willen zu vollziehen glaubt, erfüllet ihr nur die euch auferlegte Beſtimmung im Daſein der ſich ſtets verjüngenden Natur. Was Tod vernichtet, keimt zu neuem Leben wieder auf, was Zeit zerſtört, erzeugt ſich wieder in dem Lauf der Zeit. Zum Tode führt die Zeit, die Zeit zur Ewigkeit. So iſt das Irdiſche wandelbar, in ſtetem Wandel ſich zu läutern; nur der Geiſt in ſeines Urſtoffes Reinheit iſt wandellos, erhaben über Zeit und Tod, erhaben über Erdenmacht und Erdennacht!"

Ahasver wendete das verhüllte Antlitz zur Erde. Zeit und Tod beugten ſich huldigend vor dem Genius, der in Strahlenglorie dahinſchwand.

* * *

# Zweite Zeitperiode.

## I.

## Der Archimim *).

Auf der höchſten Felſenſpitze des tarpejiſchen Felſens finden wir den ruheloſen Wanderer im Römerreiche wieder. Der Nachtwind jagte die Wolken durch den Himmel. Zwiſchen ihren dunklen Geſtalten zeigte und barg ſich der Mond wechſelnd. An den Ruinen der uralten, ſchon vor der Zeit des Romulus daſelbſt erbauten Burg ſtand Ahasver. Weithin ſchollen die lauten Worte, die der Ruheloſe zu ſich ſelbſt ſprach:

„Des Wanderns müde, finde ich mich am rechten Orte hier wieder. Lange hat es mich umhergetrieben ohne Raſt und ohne Ruh! Hier aber im gewaltigen Römerreich, hier

---

*) Archimim hieß im alten Rom Derjenige, der bei feierlichen Leichenbegängniſſen unmittelbar hinter dem, auf der Bahre getragenen Leichnam ging, wobei er die — dem Verſtorbenen eigene Lebensweiſe mimiſch darſtellte, ein Spötter der Todten, eine ſchauderhaft luſtige Perſon, die wohl auch auf die Lebenden warnend und erſchütternd wirken mußte.

in dem rieſenhaften Weltpalaſt, hier wittere ich, wie der Adler auf dem Schlachtfelde die Leichen wittert, eine lange Reihe von Schreckensjahren voll von Laſtern und Verbrechen. Darum zog es mich ſo unwiderſtehlich her. Jauchze, mein Geiſt! Du wirſt hier Nahrung finden. Eine freudige Ahnung ſagt es mir: Auf dieſem Schauplatz zahlloſer Gräuel werde ich Jahrhunderte in Luſt durchſchwelgen.

„Nacht und Felsgerippe ringsumher! Eine Schreckensnacht am Todesort *). Wer mag ſie zählen alle die Verbrechen und alle die Verbrecher, die, von der Felſenhöh' hinabgeſtürzt, von Klippe zu Klippe fallend, den Todesweg mit ihrem Blute färbten, und tauſendmal ſtarben, bis ſie mit zerſchmettertem Gehirn und zermalmten Knochen ihr nie geſchloſſenes Grab im Abgrund fanden."

Indem Ahasver ſo zu ſich ſelbſt ſprach, erklomm der Römer Atilius eine der niederen Felſenſpitzen, ſchaute ſpähend umher, und erblickte endlich Ahasver's hoch über ihm ſtehende Geſtalt. Er betrachtete ſie lange ſchweigend, dann brach er in die Worte aus:

„Wie ſchaudervoll ſteht die hagere, aber kraftvolle Geſtalt des Fremdlings hier im Reiche der Nacht! Grell fällt das Mondlicht auf die von Schmerz und Leidenſchaft verwilderten Züge, feindlich und verſtört. Blitze ſprühen aus ſeinen düſtern Augen; der Mondſtrahl erbleicht vor ihrer

---

*) Die zum Tode verurtheilten Verbrecher wurden vom tarpejiſchen Fels hinabgeſchleudert.

Glut. Er ſtarrt vor ſich hin, murmelt dumpfe Laute wie Zauberworte; doch der Nachtwind trägt ſie ſpottend fort, jagt die Wolken, wie einen Geſpenſterſchwarm vor ſich hin, ſauſ't im Faltenwurfe des weiten Mantels, und ſtöhnt in der Fülle ſeines aufgewühlten Hauptbaares."

Ahasver fuhr in ſeinem ſchauerlichen Selbſtgeſpräche fort:

„Kein Menſchenohr, kein Menſchenaug' erſtaunet, wenn es mich hört und ſieht. Die ewigen Geſetze der Natur — ſie gelten mir nicht, der ich Sclave der Vergangenheit, Spielball der Gegenwart, und jämmerliches Räthſel der Zukunft bin. So muß ich Zeit und Tod beſiegen, muß den Nachkommen meine Knochenhände reichen, die Gräber der Jahrhunderte ſchließen, und fortwandern durch die folgenden Jahrhunderte, indeß mein Herz, noch lebend, vom Leichenſtein unſeliger Zerfallenheit mit ſich ſelbſt belaſtet, wie in einem Todesſchlafe ruht!"

Ahasver erblickte jetzt den Atilius unter ſich und rief ihm mit kräftig-barſchem Tone zu:

„Du Römer auf der Felſenſpitze hier! Herauf zu mir! Die Todten grüßen Dich durch meinen Mund. Herauf zu mir! Erzähle, was Dich zum Todtenſpötter gemacht hat! Gräßliches labt mir die Seele. Herauf! Die Tiefe ſchreckt, die Höhe lockt."

**Atilius.** Hier bin ich. Wir ſind allein. Die Schauer dieſer Nacht, der Schrecken, der dieſes Felsgeſtein voll Blutſpuren bewohnt, ſie werden uns vor jeder Störung ſichern. Fremdling! Senke Deine Blicke abwärts! Rom liegt wie ein weites offenes Grab vor uns, ein Schlund voll lebendig-todter Verbrecher, voll Wahnſinniger aller Art. In dieſer furchtbar feierlichen Stunde magſt Du das Gemälde meines Lebens und meiner Leiden erblicken. Höre nun, wie mich des Schickſals Tücke von der Lebensluſt zum Menſchenhaſſe trieb! Geſchworen ſei es, — ich will mich an ihnen, die mich um das Leben betrogen haben, furchtbar rächen, ich will mich rächen an den Lebenden, will ſie noch am Rande des Grabes entehren, will an den Leichen der Herzloſen noch alle die Brandmale ihres Lebens zeigen; ſelbſt die Todten ſoll mein bitterer Spott verfolgen, ſoll noch im Schattenreiche ihre Ruhe ſtören! — Mein Vater ward als reicher Mann geprieſen. Raſtloſe Thätigkeit, Kenntniß, Erfahrung und makelreine Redlichkeit waren die Quellen ſeines Reichthums. Tauſende dankten ihm Erwerb und Unterhalt; über Tauſende goß er das Füllhorn der Menſchenliebe und des Wohlthuns aus. Da kamen zwei verheerende Bürgerkriege. Seine Paläſte und Villen ſanken in Schutt, und er ſtarb am Bettelſtabe. In's Reich der Schatten folgte ihm die Gattin bald, meine gute Mutter. Hülflos unter Menſchen ohne Mitgefühl, blieb ich zurück, von Vielen nur deshalb gehaßt, weil mein Daſein ſie an die Pflicht der Dankbarkeit mahnte. Da entflammte ſich ein neuer Krieg. Die Tuba ſcholl, die Legionsadler flogen. Schlacht auf Schlacht! Ein edler Jüngling ward mein Freund; wir ſchloßen auf dem Kampfplatz einen Bund, der nur mit unſerm Leben enden ſollte. Das Heer zog gegen die Parther. Vergebens kämpften wir als Helden; die

Götter zürnten dem entarteten Rom. Dem Feinde ward der Sieg; die Römer flohen. Ich wurde gefangen, entwaffnet in's Lager geſchleppt, dem feindlichen Hohn und Uebermuth beim Siegesmale preisgegeben. Betäubt vom wilden Taumel des Zechgelages, vergaß der trunkene Sieger des Beſiegten.

Schon lag der Letzte unſerer Wächter im tiefen Schlaf verſunken; ich nahm ihm, um unerkannt zu entfliehen, Kleid und Waffen, und verließ im Dunkel der Nacht das Lager. Schon hatte ich das nahe Schlachtfeld erreicht; ſchon ſtand ich unter den Hügeln von Verſtümmelten, Todten und Sterbenden, hörte ihr ſchauerliches Stöhnen und Röcheln, und, wie aus dem Schooß der Erde ſchallend, rief mir eine hohle Stimme die Worte zu: „Verhaßter Feind! Stirb von der Hand des Sterbenden!“ Bei dem letzten Laute flog mir ein Speer entgegen; eh' ich ausbeugen konnte, war das Eiſen mir in die Seite gedrungen. Ich ſank zu Boden. Mir nahe hob ſich eine Leichengeſtalt empor, wankte ſchwer athmend zu mir, grinſte mir ins Geſicht und ſagte: „So rächt Lucius des Vaterlandes Schmach!“ — Noch tiefer als der Speer drang dieſe Stimme mir in das Herz. Aufraffend alle meine Kraft, ſprang ich empor und rief: „Mein Lucius! Mein Freund! Willſt Du des Freundes Mörder werden? Ich bin Dein Atilius!

Ich ſank an ſeine Bruſt; unſer Blut vermiſchte ſich, indem wir einander an das Herz drückten. Mit dem Ausruf: „Weh' mir!“ ſtürzte Lucius zur Erde, ein Körper ohne Seele. Ich nahm den Todten auf meine Schulter, ſchritt wie ein Geiſt der Nacht über das leichenvolle Schlachtfeld, und kam endlich in das Römerlager.

**Ahasver.** Die Welt ſteht uns wie ein Feindesheer entgegen, und ein geborner Mörder iſt der Menſch; die Leidenſchaften liefern ihm die Werkzeuge zu jeder Todesart. Haß und Liebe ſtürzen ihn in den Abgrund; die Herzensgüte ſäet, der Undank erntet. Wie kann der Menſch, der nicht einmal ſein eigener Freund iſt, ein Freund des Menſchen ſein? Der Beklagenswerthe hat in dieſem Leben nur einen Freund, den Tod, und dieſen einen, der ihn aus ſeinen Feſſeln befreit, verkennt er, ihn, nach dem ich ſchmachte, ihn, der mich ewig fliehen muß, weil ich ſeiner nicht würdig bin.

**Atilius.** Unglücklicher! höre den Unglücklichen! Die Liebe hoffte ich, würde mir den Freund erſetzen. Ich fand die Eine, die mir Alles ward, — doch mit der Einen floh auch Alles hin. Mit ihr verlor ich Alles, — auch mich ſelbſt!

**Ahasver.** Der Tod entriß ſie Dir?

**Atilius.** Das falſche Herz entriß ſie mir. Sie konnte buhlen, — lieben nicht. Dem Gold erlag die goldne Treue. Ich ſtand nun allein, das Leben haſſend und des Menſchen Feind.

**Ahasver.** So recht! Hier meine Knochenhand zum Bund! Wird aber nicht neue Glut Dein Herz entflammen, wenn die Treuloſe lächelnd wiederkehrt? Erſtorbene Liebe dringt oft hervor, wie eine Blume aus dem Grabe ſproßt.

**Atilius.** Einmal entwürdigt, ſank ſie immer tiefer.

Nur der Lebensluſt und der Habſucht fröhnend, ward ſie die Freundin meines ärgſten Feindes. Die Buhlerin ließ ſich um ſchnöden Preis zum Verrath an mir dingen, an mir, der einſt bereit war, ihr ſein Leben zu opfern. Die Verzweiflung trieb mich jede Nacht auf dieſe kahlen Felſenhöhen. Das wußte ſie. Um mir ein Geheimniß zu entlocken, das meinem Feinde dienen ſollte, mich zu verderben, erfrechte ſich die verwegene Heuchlerin als Reuige mir bis hieher zu folgen. Im Angeſicht der ewigen Sterne umſchlang die Schlange mich, drückte mich an ihren Buſen, ließ Thränen wechſeln mit glühenden Küſſen, und ſchwor mir Liebe bis in den Tod; ich aber riß der Frevlerin die Larve vom Geſicht. Beim glühendſten der falſchen Küſſe, ſtieß ich ihr den Dolch in's falſche Herz, legte die zitternde Hand auf die blutwarme Wunde, und ſchwor bei allen Höllengöttern, der Menſchen Feind zu werden, die Lebenden zu haſſen, und die Todten zu verſpotten.

**Ahasver.** Und glaubſt Du, ſtark genug zu ſein, um dieſen Schwur auch zu erfüllen?

**Atilius.** Du ſelbſt ſollſt Zeuge ſein, Du ſelbſt ſollſt ſehen, wie mein Menſchenhaß noch am Todten die Lebendigen beſtraft, den Leichnam mit Spott und Hohn, mit Gift und Galle bis zum Aſchentopf verfolgt!

**Ahasver.** Wie ein Adler nach der Beute, ſo lechze ich nach einem ſolchen Leichen-Bachanal.

**Atilius.** Die Sterne ſchwinden; die erſten Funken des Morgenroths ſprühen durch den Himmel. Komm mit mir, an Rom's Laſtern Dich zu laben!

Die beiden düſtern, rieſigen Männer ſtiegen ſchweigend von Klippe zu Klippe hinab. Am Fuße des capitoliniſchen Hügels verſchwanden ſie unter dem Gemäuer eines einſamen, halbverfallenen Hauſes wie zwei Nachtgeſpenſter, die in den Ruinen eines Grabmals verſinken.

## II.

## Tiber's Selbſtverbannung.

Im Garten des kaiſerlichen Palaſtes ſtand ein Mann von mehr als gewöhnlicher Körpergröße. Die breite Bruſt und die breiten Schultern zeigten auch eine ungewöhnliche Stärke. Die Züge des Angeſichtes von auffallend weißer Farbe hätte man ſchön nennen können, hätte nicht ein düſterernſthafter Ausdruck ihnen eine widrige Beimiſchung gegeben. In den großen Augen funkelte ein unheimliches Weſen; es verrieth ein verſchloſſenes, mit ſich und der Welt zerfallenes Weſen. Die Steifheit des Nackens und die wenige Beweglichkeit des ſymmetriſchen Gliederbaues verkündigten Stolz und Hochmuth. Langes, ſtarkes Haar umgab den derben Hinterkopf, und bedeckte ſogar den Nacken, wie wildes Geſtrüpp einen Fels.

Dieſer Mann, bereits über das fünfzigſte Lebensjahr hinaus, war Tiberius, der Stiefſohn des Caeſar Octavianus, welcher damals das Römerreich beherrſchte.

Der Garten gewährte die Ausſicht auf die röthlich-gelben Fluten des, Rom durchſtrömenden Tiberis und auf den Hafen von Oſtia.

Tiberius blickte lange ſchweigend auf Beide hin. Seine Miene verrieth die Aufregung ſeines wild bewegten Innern; endlich brach er in die Worte aus:

„Da wogt er hin, der ſtolze Tiberis, und jede Woge ruft mir zu: „Zieh' mit uns!" Dort winkt mir Oſtia mit ihrem Hafen, und jedes Schifflein ruft mir zu: „Zieh' mit uns!" —Ja, fort aus Rom! Nicht länger halt' ich's aus. Mir kann nicht Rom genügen, nicht die Welt; in Beiden bin ich Armer nur ein Nichts, doch Alles in mir ſelbſt und durch mich ſelbſt. D'rum fort aus dem Getümmel, das nichts gilt, und nur deshalb auch mich nichts gelten läßt hier, wo Auguſtus Octavianus als Sonne ſtrahlt, und ich, ein kaum bemerktes Wölkchen bin, ein Wölkchen, das verſchwinden — aber auch den Strahlenkreis der Sonne verdunkeln kann. Fort! Jeder Tag in Rom iſt Kerkerluft. Komm, goldne Freiheit! Führe mich hinaus!"

Dieſes Selbſtgeſpräch wurde unterbrochen durch den Aſtrologen Thraſill, der ſich mit haſtigen Schritten näherte. Er wollte ſprechen, Tiberius ließ ihn aber nicht zu Worte kommen, und rief ihm zu:

„Vertrauter des Sternenhimmels! Sprich, Schickſalsſeher! Verkünde mir mein Schickſal! Haſt Du in den leuchtenden Geſtirnen oder in Auguſtus hoheitblickenden Augen geleſen, ob ich endlich Erfüllung der heißeſten Wünſche meines Herzens hoffen darf? Geſtattet er, der Herrſcher und Stiefvater, daß ich ſein prachtvolles Rom verlaſſe, und mich im Schooße der Einſamkeit begrabe? Bringſt Du mir die Erlaubniß fortzuziehen, ſo acht' ich es ſo hoch, als wäreſt Du ein Adler, der mich auf den Olymp trägt. Wer fern von Menſchen lebt, der iſt ein Gott!

Ihm erwiederte Thraſill: „Noch ſchwankt Octavianus. Was ihn bewegt, Dich nicht aus Rom, Dich nicht aus ſeinen Augen zu laſſen, iſt es Liebe oder Mißtrauen, — ich weiß es nicht. Kein Späherblick vermag den Geiſt des Schlauen zu durchdringen. Er zögert noch immer, und kann ſich zur Entſcheidung nicht entſchließen. Noch iſt die Stellung der Sterne Dir nicht günſtig; füge Dich der Laune des Schickſals! Vor Allem aber ſprich nun zum Freunde frei: Was iſt's, das Dich bewegt, Dich, dem das Glück in der Gegenwart wie ein Blumenflor, und in der Zukunft wie ein goldner Morgenhimmel lächelt, — was iſt's, das Dich bewegt, die Augen voll Düſterſinn dem hellen Lichte zu verſchließen, feindſelige Sterne in der Nacht, und Geſpenſter am hellen Tage zu ſehen, und dieſes Rom, nach dem die entfernteſten Völker wandern, nach dem der Reichſte, wie der Aermſte ſchmachtet, — dieſes Rom zu ſcheuen und zu fliehen, als wäre es eine Todeskluft voll giftiger Kräuter und voll reißender Thiere?

**Tiberius.** Den Lauf der Sterne magſt Du kennen, mich aber und dieſes Rom, — uns kennſt Du nicht. Der Glanz der Himmelslichter iſt untrüglich, die Güter dieſer Erde aber ſind Trug und Täuſchung. Mag Rom, mag

Auguſtus mich verkennen, vor Dir aber will ich mein Innerſtes enthüllen und meine Stellung, die Rom nicht kennen kann, Auguſtus nicht kennen will. Vernimm erſt, — dann urtheile!

Tiberius blickte ſchweigend und wehmüthig zur Erde; der kräftige Körper verlor ſeine ſtolze Haltung; endlich ermannte er ſich, wie aus einer Geiſtesabweſenheit erwachend, und fuhr fort:

„Zweimal hat Hymens Fackel mir gebrannt; zwei Gattinnen leben mir noch, und keine von ihnen kann ich mein nennen. So ſteh' ich einſam da, liebe ungeliebt, und das Leben iſt mir verhaßt.

Die erſte Gattin, meine holde Agrippina, gaben mir die Götter ſelbſt; Julia, die zweite, drang mir der Menſch Auguſtus auf. Von Jener, die ich mit aller Glut des Herzens liebte, mußte ich mich trennen, und die Verhaßte ward mir zum Ehebund aufgedrungen.

So mußte ich leben zwiſchen Haß und Liebe, in Zwietracht mit mir ſelbſt und mit der Welt. Ich ſollte haſſen, wo ich lieben wollte; ich ſollte lieben, wo ich haſſen mußte. Das Bild der Einen, der Verlorenen, erfüllte meine Seele, indeß die widrigen Verhältniſſe der nächſten Umgebung mich jeden Tag zu Kampf und Falſchheit nöthigten. Wär's nun ein Wunder, daß ich, den man zwang, der Wahrheit und der Natur zu entſagen, in der Verſtellungskunſt ein Meiſter würde? Todt war mein Herz, und was bleibt dem Menſchen noch, wenn das warme Herz erſtarrt iſt? Das Leben wurde mir ein glänzendes

Marmorgrab, die Ausſicht auf den Thron ein Nachtphantom. Lieben darf ich nicht, herrſchen will ich nicht, denn ich kann mich ſelbſt nicht beherrſchen; ich würde entweder Tyrann oder Heuchler. Nun hat Auguſtus die Söhne des Agrippa durch die Annahme an Kindesſtatt zu ſich emporgehoben, und mir erloſch der letzte Hoffnungsſtrahl, daß jemals ein Diadem mein Haupt ſchmücke.

So bin ich nun ein Fremdling in der Heimat, der weder verſteht, noch verſtanden wird, und den man duldet, damit der Schein nicht leide. Hier, wo Anſprüche auf Anſprüche ſtoßen, wo Liſt der Gewalt, Gewalt der Liſt begegnet, was bleibt mir, als auf der Hut zu ſein vor meinen Feinden, und noch mehr vor denen, die ſich meine Freunde nennen? So zog ich mich denn ganz in mich ſelbſt zurück, wie ſich ein Bergſtrom in den Abgrund ſtürzt, und nun heiße ich ihnen ein heimtückiſch ſchlauer Mann. Glaube mir, dieſe Menſchen — ich mag thun, was ich will, ſie werden es zu verdrehen wiſſen. Ich ſchwöre aber, gefügig und geſchmeidig, wie dieſer Auguſtus, der ſelbſt ein Todesurtheil mitleidig lächelnd unterzeichnen kann, — ſo ſoll Rom nie mich finden. Mag Er immerhin, geboren im freien Rom, ſich die Volksgunſt durch Huld und milden Schein zu gewinnen ſuchen, und den neuen Staat klüglich in alte Formen kleiden, — er thu' es, — ich aber werde nie ſeinem Beiſpiel folgen.

Ich bin kein Kind der hochgeprieſenen freien Zeit, kein Sohn des Volkes, der die Volksgunſt ſuchen muß. Gebildet bin ich im Palaſt des Herrſchers zum Herrſchen;

darum iſt's mein feſter Wille, wenn ich jemals herrſche, unumſchränkt zu herrſchen. Wie in der Stufenfolge der Natur, ſo iſt's auch im Menſchenleben: da ſteht Einer über dem Andern, Einer über Millionen. Wie Frühling, Sommer, Herbſt und Winter, wie Morgen, Abend, Tag und Nacht, wie Stein- und Pflanzenreich, wie Baum und Blume, wie Vögel, Fiſche, Schlangen, Käfer und Gewürme, wie die zahme Herde, und die reißenden Bewohner des dunkeln Waldes ſich unterſcheiden, — ſo unterſcheidet ſich auch Menſch und Menſch, und keine Gleichheit gibt's, wohin Du blickeſt. Darum würde ich nie eine Gleichheit dulden, und lieber gar nicht als mit Andern herrſchen. Und wäre ich auch den Niedern hold geſinnt, ſo ſetzte ich doch einen eigenen Stolz darein, den Großen meine Macht zu zeigen. Doch — was ſchwatz' ich da! wohin reißt mich der böſe Traum? Da ich auf Erden hier nichts ſuchen darf, ſo biſt Du, mein lieber Aſtrolog, der Wegweiſer, der mir die Himmelsbahnen erklären ſoll. Ja! Du deuteſt mir die Sterne und haſt recht, denn Alles läßt ſich deuten, wie man will. Ich aber bin mit mir nur darin einig, daß ich in Zwietracht lebe mit der Welt. Doch wie? Glänzt mir wirklich noch ein Glückſtern? Sieh da! mein treuer Sclave Cajus bringt mir ein Schreiben. Von meiner Mutter? Was werde ich erfahren?" —

Der Sclave überreichte das Schreiben, und entfernte ſich. Der Brief, bei deſſen Leſung Tiberius ſich vom Aſtrolegen wegwendete, um durch keine Miene den Eindruck zu verrathen, welchen der Inhalt auf ihn machte, lautete:

„Dem Sohne ſendet die Mutter ihren Gruß. Gelungen iſt's! Bewegen hab' ich Deinen Stiefvater, Dir zu gewähren, was Du wünſcheſt. Obſchon Dein Streben, wenig Klugheit zeigt, und noch weniger Liebe zu Deiner Mutter, ſo habe ich doch Alles aufgeboten, Dir zu willfahren. Erkenne daran, wie viel mehr die Mutter den Sohn liebt, als der Sohn die Mutter! Ziehe denn nach Rhodos in die Einſamkeit, und ſchlummere in ruhmlos träger Ruhe! Vergiß nur nicht, daß Auguſtus dem Greiſenalter nahe ſteht, und daß wir Mütter uns mächtige Söhne wünſchen. Willſt Du ſelbſt nicht handeln, ſo werde ich für Dich handeln. Verſinke in Schlaf! Ich werde Dich erwecken, wenn Apollons erſter Strahl Octavians leeren Thron beleuchtet. Keinen Abſchied! Reiſe glücklich!“

Als Tiberius den Brief geleſen hatte, wendete er ſich raſch, und mit freudeſtrahlendem Antlitz gegen Thraſill, legte die rechte Hand auf ſeine Schulter, und rief:

„Wohl mir! Es iſt gelungen; ich bin frei. Lebe wohl, Mutter! Rom, leb' wohl! Ohne Abſchied von Beiden, zieh' ich nach Rhodos hin, der Roſeninſel. Dort finde ich das Ebenbild des Lebens, dort, wo die ſchönſten aller Roſen blühen, umgeben mit den ſchärfſten aller Dornen, dort, wo die Schlangen unter Roſen lauern! So iſt das Leben, e die Liebe auch! Dort will ich nur mir ſelbſt leben. Dort ſollſt Du, Agrippina, die mir in Rom entriſſen ard, das erſte Weib mir ſein, das erſte meiner Ehe, das ſte Weib auf Erden! Du, fern von mir in Rom, ſollſt ir im Bilde die nächſte ſein, die nächſte mir im Herzen nd im Geiſt! — Folge mir, Thraſill! Es brennen mir ie Sohlen, und Flügel wachſen mir an den Schultern. omm! Mein Schickſal ſei das Deinige, wie's trifft, hoch der Höhe, oder tief in der Tiefe! Der Tapfere kämpft n Thal wie auf dem Berg. An einem Licht in finſterer Nacht fehlt es uns Menſchlein nie; erliſcht das Tages-icht, ſo flammt das Leichenfeuer.“ —

Er verließ den Garten mit haſtigen Schritten und zog en Aſtrologen mit ſich fort.

## III.

## Der Einſame auf Rhodos.

Nach kurzer Zeit befand ſich Tiberius auf der, von den Wogen des mittelländiſchen Meeres umfloſſenen Inſel Rhodos, dem Ziel ſeiner ſehnlichſten Wünſche.

Von üppigen und reichbegrünten Hügeln umgeben, rhob ſich die Stadt Rhodos mit ihren hohen Mauern, Tem-eln und Prachtgebäuden amphitheatraliſch auf dem bhängigen Boden am Meeresufer. Am Eingange des Ha-ens ſtand der berühmte rhodiſche Koloß auf zwei einander gegenüber aufragenden Felſen, welche den Hafen einſchleſen. Am fernen Horizont ſtieg die Morgenſonne aus dem Meere empor. In Betrachtungen über den großartigen Anblick verſunken, ſtand Tiberius auf einer Anhöhe der Küſte, ſeine Gedanken laut ausſprechend: „Verſchwunden iſt das Blendwerk der vielgeſtaltigen Morgenwolken; zerronnen iſt das Zauberſpiel der buntfarbigen Nebel. Sie ſind nun das, was ſie wirklich ſind, — ein Nichts, und herrlich ſteigt das Bild der Wahrheit auf, die Sonne in der Glorie ihres Lichtes. Meer und Erde freuen ſich der Verklärung. Willkommen, Sonnengott! All-Leuchtender! Wer kommt Dir gleich, wer von den Göttern allen? Wo Du nicht walteſt, bleibt der Erde Schooß erſtarrt und öde wie des Menſchen Herz, wenn ihm der Liebe Licht und Wärme fehlt. Der Himmel ſelbſt wäre ohne Dich ein freudenloſes Reich. Und doch wirſt Du, Quell des Lichtes und der Wärme, von dunklen Wolken umlagert, bis Du, in Zorn entbrennend, ſie durchdringſt und das feindliche Gezücht Deiner Neider, in Blitz und Regengüſſen ſich auflöſend, in ſeiner eigenen Wuth vergeht. Dann walten Deine milden Strahlen wieder, und Dein Segen ſtrahlt zu uns herab. Tiberius! Erblicke in dieſem Bilde deinen Lebenslauf! Schön war dein Morgen; nun brüten finſtere Wolken ringsumher, und es wächſt die Glut in deiner Bruſt. Hab' ich einſt den Thron erſtiegen, wird manches Herz durch mich verbluten. — Koloß, der ſeine Rieſenfüße hochmüthig auf zwei Felſenklippen ſtellt, Kriegsſchiffe wie Gewürme durchziehen läßt, und die Wuth der Stürme und den Grimm der Wogen an ſeiner ehernen Rüſtung kaum bemerkt; — mit Dir fühl' ich mich nahe verwandt. Aufragen will mein ſtolzer Sinn gleich Dir; wie Du, möcht' ich die Welt zu meinen Füßen ſehen, doch wahrlich nicht, um ſie zu beglücken! Nie wird die Menſchheit mich beglücken, nie werd' ich ſie beglücken. Ja! fern von des Lebens Luſt und Qual will ich der Welt entſagen. Mag Rom verſchlingen, was da lebt auf Erden! Mag Rom verſchlungen werden! Ich will im Schatten dieſer Roſenbäume ruhend, mich in meine Jugendträume hüllen.“ —

Während dieſer Gedanken war Tiberius in die Stadt gekommen. Auf einem großen Platze derſelben ſtand er vor einer langen breiten Säulenhalle ſtille. Zu beiden Seiten derſelben befanden ſich Reihen von Betten mit darauf liegenden Kranken. Anthenor und einige andere Pritanen oder Senatoren der Inſel traten vor. Anthenor, der Redſeligſte unter ihnen, nahm das Wort und bemühte ſich, den römiſchen Cäſar mit einer langen Lobrede auf Rhodos und deſſen Bewohner zu unterhalten. „Wir Rhodier, (ſagte er) ſind ein ganz eigenes Volk. Der Arme gönnt dem Reichen ſeinen Schatz aus Herzensgrund, doch muß der Reichſte ſelbſt dem Ärmſten zart entgegen kommen. Wir Rhodier ſind insbeſondere auf vier Dinge ſtolz: Auf die Tapferkeit des geſammten Volkes, auf den Glanz und die Herrlichkeit unſerer Seemacht, auf unſere Meiſterwerke in der Kunſt, und auf den hohen Grad der heimiſchen Wiſſenſchaft. Der Rhodier liebt, obſchon er im Schooße des Überfluſſes lebt, dennoch die Einfachheit der Lebensweiſe und das ſchlichte Kleid ſeiner Väter. Und wie gefällt Dir die ernſte Würde, welche wir in allen Dingen behaupten? Ein Rhodier, auf der Straße laufend, wäre ein Wunder, das kein Menſchenauge je ſah. Dem Schauſpiel wohnt er mit tiefem Schweigen bei, und bei dem fröhlichſten Gelage vergißt er ſich nie im Geringſten.“ —

Tiberius hatte indeß die Säulenhalle, voll von Krankenbetten bemerkt, und fragte befremdet, warum man ihn eben hier verweilen mache, wo Schmerz und Elend mit dem Tode kämpfen?

Der geſchwätzige Wortführer der Pritanen erwiederte mit wichtiger und zugleich ſchlauer Miene:

„Dieſen Morgen haſt Du, verehrter Cäſar! den Wunſch geäußert, die Kranken in dieſe Halle zuſammentragen, und diejenigen, die an gleichen Übeln leiden, neben einander legen zu laſſen. Hier ſiehſt Du diejenigen, deren krankes Gehirn Wahnbilder erzeugt und Trug für Wahrheit nimmt! Hier Jene, die des Athemholens kaum mächtig ſind; hier die Siechen, deren Bruſt, ein morſches Werkzeug, der Zerſtörung entgegenkeucht; hier die Armen, die ſich nach dem letzten Schlage des gebrochenen Herzens ſehnen; hier Menſchen, deren Blut, wie Feuerflammen lodernd, das Mark in den Gebeinen austrocknet und verzehrt, indeß der Andern träges Blut ſich wie ein ſtillſtehendes Gewäſſer zu einem faulen Sumpfe verdickt, und, ſeines Kreislaufes müde, ſtockt. Unſterblicher! Du ſiehſt hier alle Leiden der Sterblichen, wie die Macht des böſen Schickſals ſie verhängt.“ —

Tiberius gab, bitter lächelnd, dem Sprecher zur Antwort:

„Ihr habt alſo hier alle Krankheiten wie in Blumenbeete eingetheilt, um mir gleichſam einen Todesſtrauß zu pflücken? Oder wollt ihr mir eine Sammlung von Bildern zeigen, die das vielgeſtaltige Elend der Menſchen darſtellen, und mich als einen Ueberglücklichen an das Unglück mahnen ſoll? Edle Herren! Glaubt ihr denn wirklich, ich ſei ein Unmenſch, der an Menſchenqual ſich weidet? Seht ihr etwa in mir ein Glückskind, das ſich überſchätzt und das Schickſal zum Kampf herausfordert?“ — Er wendete ſich nun an die Kranken und ſagte: „Ihr Armen! Seht in mir den Aermſten, der qualvoll daſteht zwiſchen Thron und Grab, uneins mit Allen, am meiſten mit ſich ſelbſt!“—Dann wendete er ſich wieder an die Pritanen und ſprach:

„Und glaubt ihr nun, ich ſoll euch preiſen, weil ihr die armen Kranken, gleichſam mir zur Ehre, von ihrem Schmerzenlager aufgeriſſen, und hier ein Schlachtfeld von Halbtodten verſammelt habt?

„Wie ſehr habt ihr mich mißverſtanden! Sehen wollt' ich die Kranken eurer Stadt in ihren Häuſern, und als Menſch dem Menſchen Theilnahme zeigen; ihr aber habt ſie aus ihren Häuſern geriſſen, und ſie in ein Haus des Todes zuſammen geſchleppt, damit noch im Sterben der Eine des Andern Schreckbild werde. Soll ich euch für dieſe Willfährigkeit danken? Das kann ich nicht!“

Er wendete ſich nochmal zu den Kranken und ſagte:

„Aus leidiger, mißverſtandener Schmeichelei hat man euch Leidende in dieſer Halle vereinigt, wie man im großen Circus zu Rom die wilden Thiere einſchließt, um ſich an ihrem Todeskampfe zu ergetzen. Man brachte euch hieher, doch nicht auf mein Verlangen, mit meinem Wiſſen. Glaubt mir, ich gönne Jedem ſeine Ruhe, im Leben und im Tod. Mir ward ſie nicht. Kraftvoll ſteh' ich hier unter euch Gerippen, und dennoch ſteht vielleicht ſo Mancher von euch an meinem Leichenbett. Trank Einer von euch Gift, ſo verſuchte man Alles, euch das Gift aus dem Leibe zu treiben; mir aber jagt man es erſt recht in das Herz hinein. Schlecht iſt die Welt; ich aber bin noch beſſer als die Welt um mich her. D'rum hört! Wer von euch meiner je bedarf, der trete zu mir, wann und wo er will! Glaubt mir aber, der Kränkſte unter euch, ihr Kranken, bin ich, denn Seelenleiden ſind die ſchrecklichſten aller Leiden. Beklagenswerth ſind Menſchen ohne Herz, doch nenne ich Jenen noch unglücklicher, der für ſein Herz kein zweites Herz finden kann, das mit dem ſeinen in Leid und Freude gleich ſchlägt!"

So ſprach Tiberius zu den Unglücklichen, und ſein erweichtes Herz ward von einer ſchönen Rührung ergriffen. Da trat der Aſtrolog Thraſillus zu dem Cäſar und flüſterte ihm in's Ohr; er habe ihm wichtige Kunde mitzutheilen. Tiberius verließ die Säulenhalle, und Thraſillus übergab ihm ein Schreiben aus Rom. Tiberius las einen Theil desſelben, und ſagte dann: „O, welche unverhoffte Kunde! Was früher meiner wiederholten Bitte verweigert wurde, das wird nun erfüllt, ohne daß ich ein Wort darüber verlor.

Thraſill, ſei luſtig! Lache mit mir! Es iſt zu närriſch! Julia, mein allerliebſtes Nymphchen, die mir aufgedrungene Furie, Octavians holdes Töchterlein, hat es in Rom doch gar zu toll getrieben, und der liebevolle Vater ſah ſich endich genöthigt, der Entarteten, in meinem Namen, doch ohne mein Wiſſen, einen Scheidebrief zu ſenden, und ſie auf eine öde Inſel zu verbannen, damit das vergiftete Rom nicht durch ihr Beiſpiel noch mehr vergiftet werde. So bin ich denn — Dank ſei den Göttern! — frei. — Doch halt! Das Schreiben iſt ja noch nicht zu Ende."

Tiberius las weiter, aber mit immer ſteigendem Unmuth, und ſchleuderte endlich die Brieftafel zur Erde, indem er unter heftigen Geberden ausrief: „Verſagt iſt mir die Rückkehr nach Rom! Auf dieſer Inſel ſoll ich leben und ſterben, ein Gefangener hier bis zum letzten Augenblick. O wie verhaßt iſt mir nun dieſe Inſel, die mir bis jetzt ein Elyſium ſchien! O, wie werden nun die Römer meiner ſpotten, die mir ſonſt, wenn ſie hier landeten, huldigend entgegen traten! O, wie werden die Rhodier den Verbannten nun fliehen, wie eine Schlange dieſer Inſel! Ausgeſchloſſen bin ich nun von der Welt. Wohlan denn! Iſt die Erde mir verſagt, ſo werde mein eigener Geiſt mir die Unterwelt, in der ich mir ein eigenes Rom erbaue, in dem ich feindlich gerüſtet ſtehe, und der Menſchheit den Krieg ankünde. Sie ſoll vor mir zittern! So lang' ich athme, will ich Rache üben für all die Schmach, die ich erdulden muß, und ein Strom von Blut führe mich in das Todtenreich!"

Den Ergrimmten, deſſen Wuth ſich immer mehr ſtachelte und ſteigerte, je mehr er ſich ihr überließ, unterbrach Thraſillus, indem er beſänftigend ſagte: „Cäſar Tiberius! Gib nicht Deinem böſen Genius Gehör! Vergiß nicht, daß zwei Naturen im Menſchen ſtreiten, und die beſſere obſiegen muß! Wer viel gelitten, Schmach und Qual erlitten hat in dieſer Erdennacht des Lebens, er gehe, den Sternen gleich, um ſo glänzender aus ihr hervor! Am Himmel ſuche der Menſch ſich Troſt und Rath! Laß immerhin austoben das Gewitter, auf deſſen ſchwarzen Flügeln Deine Seele vom Geiſt des Unmuths fortgeriſſen wird! Möge aber nie ein böſer Augenblick, Unheil verbreitend durch Jahrhunderte, Dich Jahrhunderten als Scheuſal geſtalten! Cäſar Tiberius! Blicke zu den Sternen! Dunkles Gewölk kann ſie verhüllen, doch nicht zerſtören; und wenn ein Stern vom Himmelsraum ſtürzt, ſo folgt dem Stürzenden ein Strom von Licht.“

Tiberius ſprach, ſchwer aufathmend, mit dumpfer Stimme: „O Götter! Wenn ihr die Menſchen mehr liebt als mich, ſo laſſet es nicht geſchehen, daß ich ihr Herrſcher werde! Der Herrſcher ſei ein Menſchenfreund, — ich haſſe ſie!“

Er entfernte ſich mit geſenktem Haupte; der Aſtrolog folgte ihm trauernd.

---

Eine düſtere wilde Felſenſchlucht in geringer Entfernung von der Stadt Rhodes, wurde bald der Lieblingsauf-

thalt, welchen Tiberius täglich beſuchte, um ſtundenlang in
ner Felſenhöhle zu verweilen. Der Aſtrolog ſaß dann
uf einem Geſtein am Meeresufer, den Eingang der Höhle
ewachend. Da überließ er ſich dann ſeinen wehmüthigen
Betrachtungen:

„Im nächtlich düſtern Raum ſeiner Höhle brütet nun
er müde Leu. Er, zum Thron beſtimmt von allen Ster-
en, von allen Göttern, — brütet Menſchenhaß. Ihr, die
r ihn dazu beſtimmt, erhebet ſeinen Geiſt! Laſſet ihn nicht
em Volke zum Spott und Scheuſal werden, das er einſt
eglücken ſoll, beglücken kann!

„Seit Auguſtus ihm Rom's Thore verſchloſſen hält, —
wie ſehr hat das Betragen dieſer prahlenden und doch
einlichen Rhodier ſich gegen ihn verändert! Er, ehemals
r Gott, erſcheint ihnen nun als ein Wahnſinniger. Sie
nöchten gerne tanzen auf dem Rücken des todten Löwen,
ären ſie nicht feige Haſen.“

Während Thraſillus ſich dieſen Gedanken hingab, kam
er Pritane Anthenor aus der Ferne heran. Zierlich ge-
eidet, und vorſichtig umherſpähend, ſchwebte das Männ-
en einher wie ein Zephyr, der die Blumen, über die er
infliegt, aus Scheu vor dem auf ihnen liegenden Nacht-
hau, nicht zu berühren wagt. Der Aſtrolog rief ihm zu:
Komm näher, Männlein! Was führt Dich hieher?“

**Anthenor.** Innige Theilnahme am Schickſale des
roßen Mannes, den wir wie einen Gott verehren.

**Thraſillus.** Sage lieber, den ihr verehrt wie die
Schiffe den Koloß, wenn ſie unter ſeinen Füßen durchſchlü-

pfen! Läge er einmal, vom Sturme geſtürzt, am Ufer, — da wäre er ihnen nur ein Gegenſtand des Spottes. Laß nun die Zunge ausſprechen, was Dir in den Augen blitzt!

**Anthenor.** Darf ich frei ſprechen?

**Thraſillus.** Du biſt ja kein Sclave.

**Anthenor.** Beim Zeus! Ich bin ein freier Grieche.

**Thraſillus.** So lange Rom Dich einen ſein läßt.

**Anthenor.** Sag' mir nur vor Allem: Iſt denn das Unglaubliche, was man von dem Tiberius erzählt, auch wirklich wahr?

**Thraſillus.** Und was erzählt man denn? Was nennt man denn auf Rhodes hier unglaublich?

**Anthenor** (verlegen). Meinſt Du, ich wollte damit etwas ſagen, was ungebührlich ſcheint?

**Thraſillus.** Ich meine, Freund, Du möchteſt etwas ſagen, und auch nichts, aus Furcht, Du könnteſt etwa zu viel ſagen. Du biſt redſelig wie alle Griechen, und willſt doch mit der Sprache nicht heraus. Wäre ich an Deiner Stelle, ich würde nun beiläufig alſo fragen: Iſt's denn wahr, was die tauſendzüngige Fama ſpricht? Iſt's wahr, daß unſer göttlicher Tiberius viel menſchliche Schwäche zeigt, ſeitdem Auguſtus ihm die ſchöne Roſeninſel in einen Kerker verwandeln will?"

**Anthenor.** Herzensfreund! Du ſprichſt mir aus der Seele.

**Thraſillus.** So frag' ich denn aus Deiner Seele weiter:

„Iſt's wahr, daß unſer göttlicher Tiberius die ſchönen Pferde, die er ſonſt ſo ungeheuer liebte, jetzt müßig an der Krippe ſtehen läßt? Iſt's wahr, daß unſer göttlicher Tiberius die Waffen, die er ſonſt ſo rüſtig ſchwang, jetzt in der Halle roſtig werden läßt? Iſt's wahr, daß er, der einſt Rom beherrſchen ſoll, die Römertracht mit griechiſcher vertauſcht, weil Rom ihn nicht mehr ſehen will? Iſt's wahr, daß Einer ſich erboten hat, nach unſerer Inſel herzuſchiffen, um das Haupt des Verbannten von hier nach Rom zu bringen?" — Nun Freund! Bin ich nicht ein Meiſter im Fragen?

**Anthenor.** Im Fragen allerdings, allein die Antwort bleibſt Du ſchuldig. Du weißt doch, wenn man frägt, geſchieht's ja eben der Antwort wegen.

**Thraſillus.** Oft liegt die Antwort in der Frage ſchon, und manche Frage löſ't ſich in ihr Echo auf.

**Anthenor.** Das ſind Subtilitäten, die ich nicht verſtehe, folglich auch nicht liebe. Aber horch! Mich dünkt ich höre in der Höhle etwas rauſchen.

**Thraſillus.** So iſt's. Tiberius kommt heraus, um Luft und Licht zu haſchen. Sieh nur, wie ſein langer Schatten vor ihm wandelt, als wäre er der ſchwarze Herold ſeines Unmuths!

**Anthenor.** Welche verwilderte Geſtalt! Mir graut. Ich will mich entfernen, eh' er zu uns tritt.

**Thraſillus.** Du bleibſt!

**Anthenor.** Sei kein Barbar!

**Thraſillus.** Nicht von der Stelle!

**Anthenor.** Ach! Wenn der Grimmige mich tödtet!

**Thraſillus.** Wer mit Tigern kämpft, jagt keine Fliegen. Sei ohne Sorge!

**Anthenor.** Verrathe mich nur nicht! Ich bitte.

**Thraſillus.** Verrathen? Weshalb?

**Anthenor.** Der Fragen wegen, die Du in meinem Namen aufgeworfen haſt. Erlaube mir wenigſtens, mich im Gebüſche zu verbergen!

**Thraſillus.** Mag ſein! Verkrieche Dich in Deiner Todesangſt!

Der zitternde Pritane verbarg ſich hinter einem dichtbelaubten Strauch und wagte kaum zu athmen. Tiberius trat aus der Hohle, ſetzte ſich auf das Geſtein neben dem Aſtrologen und ſagte:

„Die Flügel der Sehnſucht trugen mich auf dieſe Inſel. Was Elyſium war, iſt nun ein Orcus, ſeit mich Octavian's Machtſpruch hier gebannt hält. Ob ich nun liebe oder haſſe, ob ich dulde, oder nach Rache lechze, — wen kümmert es? Ich bin hier ein Schatten, ein Nichts! Nur meine Schmach erinnert mich, daß ich noch lebe, ausgeſtoßen und verworfen."

**Anthenor** (im Gebüſch). Iſt es dahin mit ihm gekommen? Jetzt Muth!

**Tiberius.** Was rauſcht im Gebüſch? Iſt Jemand hier verborgen?

**Thraſillus.** Vermuthlich eine Schlange.

**Tiberius.** Ich bin der Löwe, den die Rieſenſchlange Auguſtus umwunden hält. Vielleicht verwandelt ſich der Thron mir in ein Grab. Ich haſſe Rom, verzichte gerne darauf, es jemals wieder zu ſehen, doch empört es mich, daß mir die Rückkehr verſagt iſt.

**Anthenor** (noch im Gebüſche). Steht's ſo? Da hat die Herrlichkeit ein Ende, und,— den todten Löwen ſcheut man nicht. (Er tritt vor.)

**Tiberius.** Kommt eine ſolche Schlange aus dem Buſch? Was ſuchſt Du hier? Zertreten ſoll ich, Schlange, Dich!

**Anthenor.** Zertreten mich? Ei ſeht doch! Geboren hier, bin ich Mitherr der Inſel, auf welcher ſelbſt ein Cäſar Fremdling bleibt; und wer mich eine Schlange nennt, — hat Recht, denn ich bin klug, wenn Andere thöricht ſind. Wer einen Thron wünſcht, ſei des Thrones werth! Wer herrſchen will, beherrſche erſt ſich ſelbſt!

---

Tiberius entbrannte über dieſe Keckheit des Männleins in heftigen Zorn und rief: „Erfrecht ſich das Gewürm, mich zu belehren? Ich will Dir, Schlange, Gift und Tollheit nehmen!"

Mit dieſen Worten faßte er den Pritan an der Kehle, ſchüttelte und droſſelte ihn. Mit vieler Mühe gelang es dem Thraſill, den Aechzenden von Tiber's kräftigem Arme frei zu machen. Der kaum Befreite ſuchte die Ferne zu gewinnen; dann aber ſchrie er: „So wagſt Du den Pritan zu beſchimpfen? Zum Aufſtand ruf' ich alle Rhodier. Auch von hier ſollſt Du vertrieben werden, wie Auguſtus Dich aus Rom vertrieb!"

Mit dem letzten Worte ergriff er die Flucht. Tiberius ſtand unbeweglich, in tiefen Schmerz verſunken, und ſprach mit dumpfer Stimme: „Und ſo ſoll ich die Menſchen lieben lernen? Nie wird mir die Erinnerung an das, was ich erlitten, aus der Seele ſchwinden! Alle die böſen Stunden, die ich erleben mußte, ſie werden mir wie böſe Geiſter durch das Leben folgen!"

**Thraſillus.** Wolkennacht verhüllt den Himmel; Donner brüllen, Blitze ziſchen, Stürme toben, Fluten thürmen ſich — der Fels ſteht dennoch unerſchüttert feſt. So, mein Cäſar, laß auch Du die Feinde um Dich her wüthen, und ſtehe ſo feſt, ſo ruhig wie der Fels! Wer ſich eine herrliche Zukunft bereiten will, der ſichere ſich zuerſt die Aufrechthaltung ſeiner eigenen beſſeren Natur! Cäſar Tiberius! Du, dem ich treu ergeben bin, Du, deſſen Schickſal ich ſo gerne theile, geſtatte mir, daß ich in dunkler Zeit Dich an den Glanz der frühern mahne, an die Vorzeichen, die dem kaum Geborenen Glück und Herrlichkeit verkündeten! Als die Götter Dich dieſer Erde geben wollten, und Livia Dich unterm Herzen trug, verſuchte die bange Mutter aus Vorzeichen zu erfahren, ob ſie einen Sohn gebären werde. Das Kleinſte ſelbſt ward nicht von ihr verſchmäht. So nahm ſie einer brütenden Henne das Ei, und hielt es wechſelweiſe mit den Dienerinnen wärmend in der Hand, bis ein Hähnchen, das ſich die

Schale ſelbſt durchbrach, herauskam. Da entſtand dann ſcherzendes Gelächter und lauter Jubel; der Zeichendeuter aber ſprach: „Dieſes Kind, ein Liebling der Götter, werde einſt die Menſchen beherrſchen, und —

**Tiberius.** Verachten.

**Thraſillus.** Beglücken — ſagte er. Haß und Verachtung dürfen nie im Herzen eines Herrſchers wohnen. Als Du einſt mit den ſiegreichen Legionen durch Macedonien zogſt, da loderten, nahe bei Philippi, von allen Feſtaltären, die man der Siegesgöttin auf dem Schlachtfeld errichtet hatte, helle Flammen auf, als wollten ſie Dir einen Siegeskranz bilden. Schon damals begrüßten Dich alle Krieger als künftigen Herrſcher, und Du — widerſprachſt dem Gruße nicht.

**Tiberius.** Ich widerſprach nicht, ich bejahte nicht. Und hätte ich ſelbſt den Gruß mit Wohlgefallen vernommen, — es war doch nur ein ſüßer Tropfe, der in ein bitteres Meer fiel.

**Thraſillus.** Und willſt Du die Vergangenheit nicht gelten laſſen, ſo ſpreche deſto kräftiger die Gegenwart! Du weißt, kein Adler horſtet hier auf Rhodos, und doch ſahen wir beim heutigen Sonnenaufgang den königlichen Vogel auf dem Giebel des von Dir bewohnten Hauſes ruhen und der Sonne ſtolz in's Strahlenantlitz ſchauen.

**Tiberius.** Der Adler iſt Raubvogel, und hier ein Bild des Schickſals, das mir mein Alles rauben will, des Schickſals, dem ſelbſt die Götter unterliegen.

**Thraſillus.** Nur Eines noch erlaube mir zu erwähnen!

Als Du geſtern bei Sonnenuntergang den Mantel um die Schultern warfſt, ſchien er nicht wie Feuer zu brennen?

**Tiberius.** Ein Vorzeichen des nahen Leichenfeuers, welches bald meine Gebeine in Aſche verwandeln wird. Wahr ſind die Sterne, die uns Unheil künden, doch falſch die Menſchen, die uns die Sterne deuten; und darum nenne ich Dich einen Lügner und Betrüger, der mich verlocken will. Ja, Verräther! Heuchler! Du ſtehſt in fremdem Solde, Du biſt gedungen, an mir einen Schurkenſtreich zu begehen. Ein Augenblick hat Dich entlarvt, Du ſüßer, falſcher Schmeichler! Empfange denn ſogleich den verdienten Lohn! Fort mit Dir in den Meeresgrund! Dort magſt Du die Ungeheuer der Tiefe bethören und beſchwatzen.

---

Tiberius faßte, vom vollſten Vertrauen zu fürchterlichem Argwohn, von Liebe zum Haß, ſeinem höchſten reizbaren Weſen gemäß, plötzlich überſpringend, den Verkannten mit kräftigen Armen, und zog ihn ungeachtet alles Widerſtrebens an's Ufer des Meeres, indem er ihm zurief: „Willſt Du mich für geiſtesſchwach halten, ſo ſollſt Du doch meine Leibeskraft fühlen!"

Schon war Tiberius im Begriffe, den Emporgehobenen in's Meer zu ſtürzen, als dieſer, den Sturz mit Anſtrengung ſeiner letzten Kraft noch abwehrend, dem Wüthenden mit dem Aechzen der Todesangſt zurief: „Bezähme nur einen Augenblick Deinen Ingrimm, und eh' Du den wahrſten Deiner Freunde tödteſt, ſo richte vorher Deinen Blick auf jenen dunklen Fleck der Meeresfläche!" —

Tiberius ſah hin, erblickte ein Schiff, und fragte ſpottend: „Was ſoll das Schiff?" —

Thraſillus rief in Begeiſterung: „Es kommt, Dir die Erlaubniß zur Rückkehr nach Rom zu bringen!" Tiberius fragte, ob er ſich durch dieſe Lüge vom Tode zu retten hoffe. Thraſillus bat ihn, nur ſo lange ruhig zu bleiben, bis das Schiff gelandet ſei.

Das Schiff näherte ſich dem Ufer. Man ſah, daß es beſonders ſchön und feſtlich ausgeſchmückt war. Es ſtieß an das Land. Zwei römiſche Senatoren ſtiegen aus. Tiberius ſtand bewegungslos vor Verwunderung und murmelte leiſe vor ſich hin: „Was ſoll dies bedeuten?" —

Thraſillus erwiederte mit freudiger Zuverſicht: „Es ſoll Dir beſtätigen, daß ich die Wahrheit ſprach." —

Einer der Senatoren erſuchte, Cäſars verwilderte Geſtalt kaum eines Blickes würdigend, den Thraſillus, ſie zu dem Hauſe zu geleiten, welches Cäſar Tiberius in der Stadt Rhodos bewohne. Dieſer rief ihm aber haſtig zu: „Seid ihr Kaufleute und bringt ihm Gift aus Rom?" — Der Senator erwiederte mit Ernſt und Würde: „Wir bringen ihm den Ruf zur Heimkehr in die Heimat: Dir aber mag Dein eigenes Gift genügen." —

**Tiberius.** Wenn ihr Begnadigung bringt, ſo wiſſet: Cäſar Tiberius pflegt Gnaden auszutheilen, nicht anzunehmen. Auch gilt es ihm gleich, hier oder dort zu ſterben.

**Senator.** Du irreſt, Tiberius liebt das Leben, obſchon er es Manchem nicht gönnt.

**Tiberius.** Kennſt Du ihn ſo genau?

**Senator.** Genau? Das wäre wohl kaum möglich. Wer ſich jeden Augenblick anders zeigt, zerfallen iſt mit ſich ſelbſt und mit der Welt, bald mehr als Menſch, bald kaum ein Menſch, ein ſolches Räthſel aufzulöſen, müßte man mehr ſein als ein Oedip. Nun, ihr Inſulaner, fügt euch meinem Verlangen, und wiſſet, was ein Römer fordert, gilt ſtets ſo viel, als hätte Rom es befohlen.

Tiberius kehrte den Senatoren den Rücken zu, wendete ſich an Thraſillus und ſagte: „Willſt Du das Räthſel löſen, ſo führe dieſe Römlinge zu mir. Ich bin das Räthſel!“ Der Senator lächelte vornehm, und verlangte Beweiſe. Da rief Tiberius mit gewaltiger Stimme und in ſeiner ſtolzeſten Haltung: „Der Befehl iſt mein Beweis! Ins Schiff hinein! Des Todes ſei, wer den Gehorſam mir verweigert.“ — Er faßte den Senator und führte ihn zu dem Schiffe, die Uebrigen folgten ſchweigend; der Redner aber ſprach: „Cäſar Tiberius! Wer ſo Dich ſieht, der kann Dich nicht verkennen. Befiehl, und wir gehorchen!“ — Tiberius ſtieg ins Schiff, ſtand aber plötzlich wie vom Schrecken gelähmt, als er im Hintertheile des Schiffes Ahasver's Geſtalt erblickte. Sich bald ermannend, flüſterte er dem Senator in das Ohr: „Wer iſt der Lebendigtodte dort? Was will die gräßliche Geſtalt in dieſem Schiffe, das Freude bringen ſoll?“ —

Dem Cäſar, der ſeinen Schauder über das unheimliche geſpenſtiſche Weſen nicht verbergen konnte, erwiederte der Senator leiſe und geheimnißvoll: „Er ſpukt in Rom, wie ein böſer Geiſt, den Keiner kennt und Jeder flieht. Wer er ſei, und was er in Rom ſuche, wie und warum er ſich dem Schiffe beigeſellt hat, — nicht Einer wagte es, ihn darüber zur Rede zu ſtellen. Nur ſo viel iſt gewiß: Wen immer dieſes grauenhafte Weſen mit ſeinem bleichen Todtenangeſicht grinſend anlächelt, mit ſeinem Feuerblick durchbohrt, — ihn trifft bald Unheil oder Tod. Er iſt der Herold alles Außerordentlichen.“ —

**Tiberius.** Des Außerordentlichen Herold? Dann ſei er mir willkommen! Ich haſſe das Alltägliche. Großes ſoll durch mich geſchehen! Ihr aber, Götter, höret in dieſem grauenhaften Augenblicke meinen Schwur! Wie ihr mir Unheil ſendet oder Glück, ſo treffe es die Menſchen auch durch mich!“ —

Tiberius trat einige Schritte vorwärts gegen Ahasver und rief ihm zu: „Weiche, Schreckbild!“ — Ahasver ſchüttelte ſtumm und trotzig das düſtere, große Haupt. Da entbrannte er im wilden Zorn, und befahl den Schiffsleuten, den verwegenen Unhold in die Fluten zu ſtürzen. Ahasver aber ſtürzte, eh' Einer es wagte ſich ihm zu nähern, ſelbſt in das Meer, tauchte ſogleich wieder auf, und ſchwamm mit hoch erhobenem Haupte neben dem Schiffe einher. In ſeinem Innerſten mächtig aufgeregt, blickte Tiberius auf das Ungethüm, und ſagte beinahe mit Wohlgefallen: „Er trotzt nicht mir allein; er trotzt dem Tod!“

Dann rief er ihm befehlend zu: „So folge mir, Du fremder Gaſt! Zieh' mit mir ein in Rom! Ob mir, ob Rom, zum Unheil oder Glück, — die Götter wiſſen's." Das Schiff ſegelte fort.

## IV.

## Der Leichenzug.

In Rom herrſchte Beſtürzung und Trauer. In einem Saale des kaiſerlichen Palaſtes ſaß einſam Livia Druſilla, die Witwe des Auguſtus Octavianus, des Herrſchers, welchen der Tod in Nola ereilt hatte An einer Fenſteröffnung ſitzend, blickte ſie ſchweigend in die Nacht hinaus. Gedanken voll Schmerz und Kummer erfüllten die Seele der Tiefgebeugten: „Gehüllt in Nachtgrauen, trauern Erde und Himmel. Im Schmerz erſtarren wir: ich, Rom, die Welt, — im Schmerz um den verlornen Herrn. Noch herrſcht die bange Stille der Betäubung. Bald aber wird die Fackel der Zwietracht auflodern; bald werden getheilte Meinungen und Intereſſen ihr giftgeſchwollenes Schlangenhaupt erheben: bald wird die dämoniſche Gewalt zügelloſer Leidenſchaften verheerend raſen! Weh den Völkern, wenn Parteihaß das blutgierige Schwert ſchwingt, und neuer Brand die Welt in Flammen ſetzt! Wer rettet mich? Wer rettet Rom? Tiberius, mein Sohn! nur Du vermagſt nun zu thun, was Keinem außer Dir gelingen kann; und auch Du vermagſt es nur durch mich. Wirſt Du erkennen, daß ich all mein Streben einzig dem großen Zwecke gewidmet habe, Dir den Thron zu ſichern? daß ich des Gatten Tod verbarg, bis Du aus fremden Land zurückkehrſt? Das Leben gab ich und erhielt ich Dir, und auch den Thron will ich Dir geben. Hab' ich nun kein Recht, den Glanz von Beiden mit Dir zu theilen? — Weh mir! Bange Zweifel faſſen mich. Des Sohnes Undank — — wär' es möglich? Tiberius undankbar? — Es iſt möglich! Sein räthſelhaftes Weſen fürchtet Rom; ihn fürchtet ſelbſt die Mutter, die ihn liebt. Scheu wandelt Fama durch Rom's Straßen, und leiſe ſpricht die Tauſendzüngige: „Stolz iſt ſein Sinn, und marmorhart ſein Herz; nur herrſchen will er, nicht beglücken. Mißtrauend Jedem, däucht ihm Jeder böſe, damit er grauſam ſein kann gegen Alle; er ſchmückt ſich aber mit dem Schein von Tugenden, wie ſich die Giftpflanze mit hellen Farben ſchmückt.“

„So ſpricht die Fama, und ihr folgt ein Echo, das weithin durch die fernſten Länder hallt. O müßte doch, zu dem, was fremde Zeugen ſprechen, nicht ſelbſt die Mutter auch noch Böſes fügen! Doch leider muß ich euch, ihr Götter, zürnen, daß ihr die Lichtſeite meines Sohnes mit ſolchem Schatten umgabt! Nie läßt er merken, was er wünſcht und will; ſeine Worte ſtehen ſtets mit ſeinen Gedanken im Widerſpruch. Was ihm verhaßt iſt, das ſcheint er zu wünſchen; er ſcheint zu zürnen, wo er ruhig iſt, ſcheint gütig, wo ſein Blut in Flammen tobt, mitleidig, wo er Strafe oder Rache ſinnt, zeigt Härte, wo ein ſanfteres Gefühl ſich in ihm regt. Dem Feinde blickt er liebevoll in's Auge, wendet ſich vom Freunde mit Kälte weg. Gefährlich iſt's, ihn nicht zu verſtehen, noch gefährlicher, ſeinen Sinn zu treffen; denn er will, daß man ihm gehorche, doch ihn nie errathe. So grollt er Jedem, der ihm widerſpricht, verachtet aber den, der ihm nachgebend weicht. Er haßt die Offenheit, ſcheut die Verſtellung, und was er eben will, das ſcheint er nicht zu wollen. Und ſo kann nur der ſich ſeiner Gnade erfreuen, der ihn genau kennt, doch nicht zu kennen ſcheint. Und dennoch kann ich es kaum wagen, ihn zu tadeln, wenn ich ſeinen hohen Standpunkt bedenke. Des Herrſchers Seele iſt ein Heiligthum; was geheim in ihrem Innern waltet, das darf kein Sterblicher enthüllen; wer aber in den Strahlenkreis der Sonne ſchaut, deſſen Auge muß in dem Glanz des Lichtmeeres erblinden.“ —

Während Livia ſich dieſem Gedanken hingab, lichtete ſich die Nacht am fernen Horizont; zugleich hob ſich ein ſchwarzer Qualm empor, aus dem ein düſteres Roth hervorglühte. Laidion, die Lieblingsſclavin, trat ſchüchtern und verſtört in den Saal.

Livia verlangte Kunde über die beängſtigende Erſcheinung. Laidion begann mit bebender Stimme:

„Was Dir einſt das Liebſte war auf Erden, was einſt des Reiches Seele war, bereite Dich, o Herrin, es zu ſchauen, den Weltgebieter, den Gemahl, ein Nichts! Von Nola, wo er ſtarb, kommt der Leichenzug. Die Erſten jeder Stadt übernahmen Cäſar's Leiche. So ward ſie mit frommen Wetteifer von Ort zu Ort getragen. Ein Gefolg von Todten — ſo vernahm ich es — ſchien dem Todten das Geleit zu geben, ſtumm und hinwallend durch die Volksſchaaren, die an den Heerſtraßen, den Schatten der Unterwelt ähnlich, wehklagend ſtanden. Als nun der Leichenzug ſich unſerm Rom genaht hatte, trat ihm der Ritterſtand entgegen und übernahm den todten Wanderer. Sieh, wie die Glut der Todesfackeln die Nacht durchdringt und zum Himmel aufleuchtet!" —

Livia, die Matrone voll Klugheit und Seelenſtärke, hatte indeß ihren Schmerz ſo beſiegt, daß ſie keinen kläglichen Ausbruch desſelben beſorgen durfte. Sie erhob ſich nun raſch vom Sitze und ſprach mit Würde: „Geleite mich zur Pforte des Palaſtes! Liebe und Pflicht gebieten, daß ich die Erſte ſei, ihn einzuführen in die Gemächer, wo ich des Lebens Luſt und Leid mit ihm getheilt. Verſtumme, Klage! Sei ſtark mein Herz! Nicht Mitleid ſuch' ich, nur Bewunderung, ſie, die durch das ganze Leben bis an's Grab ihm folgte." —

Sie verließ, ſtolz dahinſchreitend, den Saal. Laidion, die mit geſenktem Haupt ihr folgte, ſchien die Leidtragende zu ſein.

## V.

## Mutter und Sohn.

In Mitte der Vorhalle des Palaſtes ſtand das, mit Purpurſtoffen behangene, mit Gold und Edelſteinen geſchmückte Paradebett, auf dem Auguſt's Leichnam, in purpurfarbiges Gewand gekleidet, ruhte, das Geſicht gegen die Eingangspforte gerichtet, vor welcher Tannen und Cypreſſen ſtanden. Neben dem Todtenbette befand ſich ein Altar.

Es war nun der neunte und letzte Tag der Ausſtellung der Kaiſerleiche. Am Eingange ſtanden Senatoren, und Kriegstribunen, hinter denſelben die Volksmenge. Livia im ſchwarzen Kleide mit weißem Schleier und zerſtreutem Haare ſtand am Paradebette. Schmerz mit Hoheit in den Mienen vereinigend, beugte ſie ſich über den Leichnam und ſprach mit lauter feſter Stimme:

„Neunmal iſt nun die Sonne aufgegangen über dieſe Leiche. Sie wird neuverjüngt erſcheinen; Dein Lebenslicht es iſt und bleibt erloſchen, und wie die Sonne in Purpurglut vergeht, wirſt Du in des Leichenfeuers Flamme vergehen, eine handvoll Staub und Aſche auf dem Dir einſt gehörigen Erdenkreis. Dahin iſt Deine, meine Macht und Größe, Dir aber bleibt unvergänglicher Nachruhm, mir lebenslanger Schmerz.“ —

Sie ging zu den umſtehenden Körben, nahm Blumen daraus, beſtreute die Leiche damit, und ſprach dazu:

„Ihr Götter des Olymps! Ihr wiſſet es, wie all mein heiſſes Streben dahin ging, daß ihm ſein Haus ſein ſchönſtes Reich auch ſei, und daß jede Wunde, welche die Welt ihm ſchlug, an meinem Herzen ihren Balſam fand. Vergebens ſuchte ich Deinen Weg mit Blumen zu beſtreuen; Du gabſt der Welt den Frieden, ſie gab Dir nur Zwiſt und Kampf. Die Blumen, die ich Deinem Leben nicht ſtreuen konnte, — Leiche, nimm ſie hin!“ —

Sie zündete dann wohlriechendes Rauchwerk auf dem Altare an, und ſprach:

„Du einſt der Menſchen Herrſcher, nun der Götter Liebling! Nimm den Opferduft des Weihrauchs an, der Dir gebührt, wie ihnen, und blicke gnädig auf Dein Reich und mich! Ihr geſchloſſenen Augen! öffnet euch!“ — Sie öffnete die Augen der Leiche, und rief ihnen zu:

„Saugt ein das Himmelslicht, und ſenket nur einen Strahl auf mein gebeugtes Haupt! Weh mir! wie ſtarr blickt ihr mich an, ihr Augen! Ich ſchließe ſchaudernd meine lebenden vor euch, und drücke liebend meine Lippen auf die todten.“ —

Die Augen der Leiche küſſend, ſagte ſie: „Mit dieſem Kuße ſauge ich nun Deine Seele in mich! —

Während der letzten Worte war Tiberius eingetreten, und richtete die auf den Leichnam Hingeſunkene empor. Livia erhob ſich mit einem Schrei des Entſetzens. Tiberius aber umarmte ſie und ſagte ſo ſanft, als er es vermochte:

„Vom Tode rufe ich, Mutter, Dich in's Leben. Drücke Du nun für den verlornen Gatten den langentbehrten Sohn an Deine Bruſt, ihn, der in dem weiten Römerreiche nur die Mutter ſucht!“

Livia heftete, nachdem ſie ſich von der erſten Ueberraſchung erholt hatte, einen durchdringenden Blick auf den Sohn mit den Worten:

„Und ſiehſt Du in der Mutter nicht die Stufe, die Dich zum Throne dieſes Reiches führt? Nichts biſt Du ohne mich; durch mich kannſt Du Alles werden, was der Menſch zu erreichen vermag. Wird deine Dankbarkeit auch in mir Dein Alles finden? Soll ich, wenn Du zum Gipfel aller Größe empor geſtiegen biſt, hinab in das Reich der Schatten wandern, oder fort leben! — Du Alles und ich nichts?“ — Tiberius erwiederte mit dem weichen Tone des gekränkten Schuldloſen:

„Kann einer Mutter Herz, die ihren Sohn ſo liebt, wie Du, je ſolchen Zweifel nähren? Muß ich Dir bei dieſer Leiche ſchwören, daß der Sohn nur für die Mutter lebt? Auguſtus ſtarb; mit ihm ſtirbt auch ſein Reich. Die Welt iſt herrenlos; ſie bleibt es auch, bis Zwietracht, Herrſchſucht und Parteienwuth ausgetobt haben, und aus dem von Millionen vergoſſenen Blute erſt ein neuer Herr der Erde ſich erhebt. Gekrönt mit Siegeslorbeern, eil' ich her; auf dieſe Leiche leg' ich meinen Kranz, zu Deinen Füßen meine Hoffnungen. Laß mich, den Lebensſatten, wieder nach meinem Rhodos ziehen, und dort fern von Menſchen leben!“

**Livia.** Und auch vom Mutterherzen fern? Stolzer Sohn! Kannſt Du mich entbehren, ſo kann ich nicht leben ohne Dich. Dein ganzes Leben hindurch war ich Dein Schutzgeiſt, und je wilder Du warſt, deſto milder war ich. So will ich auch bleiben, bis die Flamme thut, was mein Sohn noch nicht vermochte, — mein Herz verzehrt. So lange aber dieſes Herz ſchlägt, ſoll es nur für Dich, Du Undankbarer, ſchlagen. Dich ſchmücken muß das Diadem, den Thron des Römerreiches mußt Du beſteigen, geſchäh es ſelbſt über meine Leiche. Kann ich nicht herrſchen über Rom, ſo geb’ich ihr doch den Herrſcher. Nun zaudere nicht länger! Zeige Dich den Kleinen groß, den Feigen mutherfüllt! Verſammle ſogleich die nichtigen Senatoren in unſerm eigenen Palaſt, damit ſie es fühlen, daß ſie unſere Diener, nicht des Staates Lenker ſind!

**Tiberius.** Wer könnte, Mutter, Dir zu folgen ſäumen? Sie, die mir das Leben gab, ſie ſei mir die Welt! Wäre Deine holde Anmuth mir eigen, und hätte ich die Macht von einem Deiner Blicke, dann träte ich voll Selbſtvertrauen in die Senats-Verſammlung, eh’ ich noch ein Wort geſprochen. Mein Mütterchen! Dir will ich in Allem folgen; könnte ich etwas Beſſeres thun? — Du willſt, daß ich Rom’s Kaiſer werde, — wer wagt es, mir in den Weg zu treten?

Solche Worte ſprach Tiberius, aber Gedanken von ganz anderer Art erfüllten ſeine Seele. Quälende Unruhe ergriff ihn; um ſich ja nicht zu verrathen, umarmte er die bethörte Mutter mit ſcheinbar zärtlichem Ungeſtüm, und entfernte ſich haſtig, um jeder ferneren Erklärung auszuweichen.

---

## VI.

## Der Thronfolger.

Der Senat hatte ſich verſammelt. Mehrere Senatoren baten den anweſenden, düſter vor ſich hinblickenden Tiberius, das ihm dargebotene Diadem anzunehmen. Er horchte ſchweigend. Keine Miene, keine Geberde verrieth, was in ſeinem Innern vorging. Endlich erhob er das große Haupt; ein zürnender Blick überflog die beklommen horchende Verſammlung; dann plötzlich losbrechend, ſprach er mit gewaltiger Stimme:

„Ich bin kein Gott; ich bin ein Menſch; das wißt ihr. Verlangt denn nicht das Unmögliche von mir! Zu reizend iſt des Herrſchers Allgewalt. Blickt in der Vorwelt graue Ferne! Blickt in die Heroenzeit! Blickt ſelbſt in die Dämmerung des Mythenalters! Wohin ihr blickt, ſeht ihr die Herrſchgier walten, im Palaſt wie in der Hütte. Dem geringſten Sterblichen ſchien kein Verbrechen zu groß, um einen Thron ſich zu erringen, zu dem kein Recht den Anſpruch gab. So manches Leben ward geopfert, ſo mancher Blutſtrom mußte fließen, damit dann Einer den Nektarbecher der Macht in vollen Zügen ſchwelgend leerte. Ihr aber wollt mir den Thron aufdringen, den mächtigſten der Throne dieſer Welt? Schlag' ich ihn aus, ſo werdet ihr mich zuerſt bewundern, — dann vergeſſen. Nehm' ich ihn an, ſo wird euch der Halbgott als ein eitler Alltagsmenſch erſcheinen, wie Tauſende vor mir es waren, und nach mir es ſein werden. Erblickt dann nun den Halbgott als Menſchen! O wie gebrechlich wird er euch erſcheinen! Der Jahre ſechs und fünfzig ſind über dieſen grauen Kopf hingeflogen, der über alle Köpfe emporragen ſoll. Die Sehkraft meiner Augen erſtirbt mit jedem Tage; der Cäſar aber ſoll des Reiches Auge ſein, und ſein Blick ſoll nicht nur in jedes Herzens Tiefe, er ſoll auch in der fernſten Länder fernſte Grenzen dringen. Soll ich ein Schattenreich als Schattenkönig lenken? Dafür wolle Jupiter mich bewahren! Ich weiß wohl, was es heißt, ein Reich, wie unſer Römerreich zu regieren. Als Octavian's Mitregent, hab' ich es wohl geſehen, wie ſchwer ein Diadem die Stirne drückt. Frei iſt der Landmann hinter ſeinem Pflug; frei iſt der Vogel, der beim Morgenroth emporfliegt, dann Abends unterm Laubdach ruht; frei iſt der Quell, der, ſeinem Drange folgend, bald über Felſen ſpringt, wie's ihn gelüſtet, bald Wieſen tränkt, bald unter Blumen ſpielt: Ein Herrſcher aber gleicht dem Sonnengott, der einſam in der Himmelshöhe prangt, den Menſchen Licht und Wärme gibt, doch, arm in Mitte ſeiner Pracht, auf die Erde, die ihn ſegnet, früh und ſpät den Thau glanzheller Thränen weint. Auf des Thrones Höhe, lernt man ſo Manches kennen, von dem man ſich im Thale nichts träumen ließ.

Es iſt nicht gut, in einem Reiche, groß wie der Römerſtaat, allein zu ſtehen mit nichtiger Menſchenkraft, wo tauſendfache Kräfte an ihr Ziel zu lenken, und das Widerſtrebende in Eines zu verſchmelzen iſt. Soll ich, den allgemeinen Wunſch erfüllend, des göttlichen Octavian's Nachfolger ſein, ſo laſſet denn alle unſere Kräfte uns vereinigen, und das Räderwerk des ungeheuren Ganzen uns klug und weiſe lenken, damit es nicht, der beſiegten Völker Spott, zerfalle, dem Siegeswagen auf der Rennbahn gleich, der vor erreichtem Ziel in Trümmer fällt. Laßt uns denn die Provinzen in drei Theile ſondern!

„Italien, die Völkermutter, und Rom, ihr edles Haupt, ſei des Einen Antheil; dem Zweiten bleiben die übrigen Länder unſers Reiches zur Verwaltung überlaſſen; einem Dritten werde der Befehl über die geſammte Heeresmacht übertragen, und ſo erſcheine denn ein neues Triumvirat! Sprecht nun frei eure Meinung aus, wie es römiſchen Senatoren ziemt!"

Mehrere Senatoren beſprachen ſich leiſe; endlich nahm Septimius, von Begeiſterung ergriffen, im Namen Aller das Wort, und ſagte:

„Cäſar Tiberius! Du, geboren für den Thron des Alleinherrſchers, Du, dem des Staates erſte Männer das Diadem anbieten, — Du willſt theilen, was ſchon jetzt Dein eigen wäre?"

„Schon dieſer große Zug müßte uns bewegen, Dir als dem größten Mann des Reiches zu huldigen. Verbrechen wär's, Dir ſolchen Ruhm zu rauben. Der Herrſchermacht zwei Theile gibſt Du hin, und bleibſt unſterblich durch Jahrhunderte. Wir ſtimmen Dir mit Dank und Freude bei. So wähle denn Dir ſelbſt zuerſt! Sprich! Welcher Theil iſt's, den Du wünſcheſt?"

Während dieſer Rede erhob ſich Tiberius mehrmalen von ſeinem Sitz, auf den er wieder zurückſank. Dunkle Röthe überzog ſein Geſicht; ſeine Augen ſchoſſen Blitze nach allen Seiten; endlich rief er, das Haupt hoch emporhaltend, den rechten Arm ausgeſtreckt, mit donnernder Stimme:

„Senator! Treibſt Du Spott mit Deinem Cäſar? Ihm, der — die Götter und die Menſchen wiſſen's — des Reiches Herr, des Thrones Eigner iſt, — Du ſelber haſt es ja geſagt, — ihm, der ſein Ganzes in drei Theile bricht, ihm willſt Du geſtatten, daß er einen Theil ſich wähle von dem, was er getheilt hat? — Ich müßte lachen, bewegte mich Dein Zittern nicht zum Mitleid. Und doch — es ſei! Ich will es euch gewähren. Wählet denn ihr ſelbſt zuerſt! Ich nehme dann, was übrig bleibt. Du todtenbleich gewordener Sprecher! Wähle Du vor allen Andern! Willſt Du das Haupt Rom's und Italiens ſein? Willſt Du Beherrſcher der Provinzen ſein? Willſt Du an des Heeres Spitze ſtehen, ſiegreich, wie ein zweiter Julius Cäſar? — Du ſchweigſt? Dein Muth iſt beiſpiellos. Verſtummend ſagſt Du mehr als ſprechend.

„Nun denn, ihr Uebrigen hier im Senat! Wer von euch will mit mir theilen? Wer nach Herrſchaft lüſtern iſt, der melde ſich! — Wie ſteht's? Kein Wort, kein Laut im weiten Kreis? Nun, Du ſtummer Sprecher! wie gefällt Dir denn das allgemeine Schweigen ringsumher? Entferne Dich, um nimmermehr hier zu erſcheinen!“

Septimius Gallus ſchwankte wie ein zum Tode Verurtheilter hinaus; die Mienen der Uebrigen zeigten Furcht, Beſchämung und verhaltene Wuth. Endlich erhob ſich der Senator Sejanus gefällig lächelnd, und ſagte mit ſanfter, einſchmeichelnder Stimme:

„Cäſar Tiberius! Laß des einen Römlings vorlaute Thorheit nicht uns Römer ſtrafen! Der einzige Mann im Reiche, deſſen Geiſt die Götter mit allen Herrſchergaben ſo reich ausgeſchmückt haben, er, der Erſte der Römer, will Rom verlaſſen, weil der Staat ihn, er nicht den Staat bedarf? Nein! Eines ſolchen Verbrechens iſt Cäſar Tiberius nun und nimmer fähig. Er hört den tauſendſtimmigen Völkerruf und wird Rom's Genius!“

Tiber's zürnende Mienen nahmen einen Ausdruck milder Großmuth an, und er ſagte mit einem unheimlichen Lächeln: „Es ſei denn! Theilen wollt ihr nicht mit mir; — ſo nehme ich denn die Laſt auf mich allein, und bringe mich euch zum Opfer; doch wiſſet: Nichts will ich eigenmächtig thun; in Allem ſtehe mir der Senat als Freund zur Seite. Die Gerechtigkeit ſei das Palladium, auf das wir unſere Augen heften! Rom's Glück ſei unſer Streben, unſer Ziel! Der Legionen Führer, der Senatoren Freund, des Volkes Vater, — nur ſo will ich der Erſte im Staate ſein. Nicht Tempel ſoll mir Rom erbauen, nicht mein Bildniß in Gold aufſtellen! Verſprecht mir das! In jedem

Herzen lebe ſtets mein Bild! Rom ſei erfüllt mit Pracht und Ueberfluß! Was ich bedarf, iſt nichts als—eure Liebe. Und nun vernehmt mein erſtes Machtgebot! Die Geldbeträge, welche Auguſtus Octavianus in ſeinem letzten Willen dem Volk beſtimmte, ſie ſeien alſogleich Mann für Mann vertheilt!"

Er blickte mit forſchenden Augen ſtolz umher, erhob ſich mit Hoheit, und fuhr fort:

„So nehme ich denn die Herrſcherlaſt auf mich, doch, —wahrlich nur ſo lange, bis ihr ſelbſt es werdet billig finden, meinem Alter die wohlverdiente Ruhe zu gönnen. Nun bleibt mir nichts übrig, als euch, ihr Götter, anzuflehen: Laßt mich nicht länger herrſchen, laßt mich nicht länger leben, als das Römerreich meiner bedarf!"

Allgemeiner jubelnder Zuruf erſcholl. Tiberius grüßte freundlich mit der Rechten, und verließ, von Sejanus auf ſeinen Wink begleitet, als Rom's Kaiſer den Senat. Die Uebrigen folgten ihm in ehrfurchtvoller Entfernung bis zum Palaſte. An einem Fenſter deſſelben ſtand Livia in banger Erwartung. Als ſie den ſtolz einherſchreitenden Sohn und die ihm folgenden Senatoren und das jubelnde Volk erblickte, da rief ſie freudig aus:

„Gelungen iſt's. Hellfreudig blickt er umher auf die huldigende Menge; hellfreudig glänzt der Himmel über ihm. Gegeben hab' ich einen Herrn den Römern; als Herrin werd' ich gemeinſam ſchalten mit dem Herrn. Ihm wird Rom, er wird der Mutter huldigen, die mit ihm auf gleicher Höhe ſtehen wird."

Tiberius trat in das Gemach. Livia eilte ihm entgegen, ſchloß ihn heftig in die Arme und ſagte ſchmeichelnd und ſtolz zugleich:

„Willkommen, Imperator! Herrſche nun in Rom mit ihr, die Dir Thron und Leben gab!

**Tiberius** (ſpottend). Sehr wahr! Nie konnte Rom den Thron mir bieten, wenn nicht eine Mutter mir das Leben gab.

**Livia.** Wie ſagſt Du? Wer gab Dir den Thron?

**Tiberius.** Nicht Du, nicht ich.

**Livia.** Spricht ſo ein dankerfülltes Herz?

**Tiberius.** Die Wahrheit ſpricht hier allein.

**Livia.** Und zückt den Dolch auf meine Bruſt.

**Tiberius.** Entſage dem Kinderſpiel hochmüthiger Phantaſie! Erſt Roma, dann die Mutter! So iſt's recht. Mein iſt der Thron! Ich theile ihn mit keinem Gott.

**Livia.** Auch mit der Mutter nicht, der Du ihn dankeſt?

**Tiberius.** Erwache aus dem Lieblingstraum!

**Livia.** Um wie ein Icarus, mit geſchmolzenem Wachsflügel aus der Himmelshöhe auf einen Fels herabzuſtürzen! Mein Sohn, wie ſo plötzlich haſt Du Dich verwandelt! Wie bitter haſt Du mich getäuſcht!

**Tiberius.** Mag ſein! Der Aetna zeigt ſich bald in ſtiller Größe, bald ſtürzt ein Feuerſtrom aus ſeinem Schlund. An ſeinem Fuße ruhen blühende Städte und fröhliche Villen; der Wälder Pracht umgürtet ſeine Mitte;

mit Eis und Schnee gepanzert ſtarrt ſein Haupt. Du ſiehſt am Menſchen wohl des Aeußern Ruhe oder Schrecken, doch was in ſeinem Innern wühlt und glüht, das erklärt Dir kein Empedokles, kein Gott. — Nun, weine nicht, mein kluges Mütterchen! Und wenn Du durchaus weinen willſt, ſo weine Freudenthränen! Du haſt es gut gemeint mit mir; ich weiß es; doch was ich bin, verdank' ich mir allein. Sei ſtolz auf Deines Sohnes Verdienſt und Herrlichkeit! Das Schickſal ward müde, mich zu verfolgen, und gab mir endlich den Lohn, der mir gebührt. Es hat ſein Gutes auch, wenn eine Gottheit oder das Schickſal unſer Schuldner iſt. Der Thron, der mir zuerſt ſo glänzend ſchien, ward mir verhaßt; er bietet kalte Macht, nicht warmes Lebensglück. Ich ſchlug ihn aus. Ihn anzunehmen, bat mich der Senat. Ich trug auf dreifache Theilung des Reiches und der Staatsgewalt an, und wollte einen der drei Theile auf mich nehmen.

**Livia.** Wahnſinniger! Verſchleudern wollteſt Du, was Dir die Mutter gab? An Fremde wollteſt Du verſchenken, was Du mir verweigerſt?

**Tiberius.** Nicht Einer von den Senatoren fand ſich fähig, auch nur einen Theil auf ſich zu nehmen. Allen aber ward es klar, ich ſei der einzige Mann im Reiche, dem die Götter alle Gaben eines zum Herrſcher Geborenen verliehen haben. Und ſo ward das Diadem mir aufgedrungen. Der Sohn theilt mit der Mutter nun das Herz, doch nicht den Thron, weil ihm die Mutter theurer iſt als die Mitherrſcherin. Die Liebe ſei

Dein Reich, das meine — Rom! Auf ruhigeres Wiederſehen!

---

Tiberius verließ, ironiſch lächelnd, das Gemach; Livia aber rief, dem vollen Ausbruche von Zorn und Schmerz ſich hingebend: „Ruhiges Wiederſehen? Wenn Ruhe ſich mit Höllenqual vereinigen läßt, dann werde ich ruhig ſein. Verloren iſt der Thron für mich; gebt, ihr Götter, mir für den Thron das Grab! Ich, des todten Cäſars Gattin, bin jetzt ein Nichts! Ich, des neuen Cäſars Mutter, — ein Nichts! Vernichtet aber, wie ich bin, ruf' ich, Tiberius, als Erynnie dir zu: Zermalmen wirſt Du Rom wie mich. Weh' über Dich! Weh' mir! Weh' Deinem Rom!"

Heftiges Zittern ergriff die Wehklagende; ſie ſank bewußtlos zu Boden.

---

## VII.

## Des Schwelgers Ende.

Der reichſte und zügelloſeſte Schwelger jener Zeit war Caelius Apicius. Er, der Selbſtzerſtörer an Leib und Seele, ward, nachdem er alle Genüſſe des Lebens erſchöpft hatte, endlich des Lebens ſelbſt müde, welches jeden Reiz für ihn verloren hatte. Von einer, dem Wahnſinne nahen Idee ergriffen, faßte er mit der ihm eigenen Heftigkeit den Entſchluß, die mißbrauchte ſchöne Himmelsgabe als unerträgliche Laſt von ſich zu werfen, mitten im Vollgenuſſe, wozu ſeine Schätze und Verhältniſſe ihn lockten. Wir finden ihn im großen Speiſeſaale ſeines Palaſtes. Im Hintergrunde ſtehen mehrere Tiſche, mit Ruhebetten umſtellt, reich beſetzt mit Speiſegeſchirr und Weingefäßen. Der Fußboden und die Tafeln ſind mit Blumen beſtreut. An den Wänden hängen Kränze und Guirlanden von Roſen. Thüren und Fenſter ſind mit Lorbeerzweigen und mit vielen goldenen, hell aufleuchtenden Lampen beſetzt. Das Gaſtmahl iſt ſo eben geendigt. Die vielen Gäſte verlaſſen im fröhlichen Taumel den Saal. Tänzerinnen und Flötenſpieler entfernen ſich tanzend unter lieblichen Tonweiſen. Apicius blieb allein, blickte, in des Saales Mitte ſtehend, den Scheidenden mit düſterer Miene nach, und brach endlich in die Worte aus: „Da ſchwinden ſie hin wie Traumgeſtalten, des nichtigen Lebens hochgeprieſenes Schattenſpiel! Verklungen ſind die Sirenentöne der ſchmeichelnden Flöten; als nichtige Wahngebilde erſcheinen die verlockenden Künſte der Tänzerinnen. Stumm und leer iſt nun Alles rings um mich. Es war das letzte Luſtgelag; nun kommt der ungeſellige Ernſt und findet mich einſam und allein unter einer Fülle von Roſenduft und Feuerglanz. Die Roſen duften, die Lampen glühen, — und doch ſind meine Lebensfreuden abgewelkt und verglommen. Roſe! Du biſt das Sinnbild der Verſchwiegenheit; Du deuteſt mir, daß auch ich bald verſtummen ſoll. Man ſtreut Blumen auf die Gräber; ſo ſoll dieſer Saal bald mein Blumengrab werden. Träumt einem Kranken, daß ein Kranz von Roſen ſein Haupt umwindet, ſo kündet dies ſeinen nahen Tod, denn die

Roſen welken ſchnell. Ich bin ein Kranker, und mein Lebenstraum iſt aus. Wer einen Todten ehren will, beſucht, eine Lampe in der Hand, ſein Grab; ſo bin ich hier in lampenheller Todesnacht und entſchlafe auf Roſenbeeten."

„Sclaven! bringt mir die Mamonskiſten hieher! Stellt ſie vor mir, zum letzten Ueberblick von meinem Geld und meinem Leben!"

Mehrere Sclaven brachten ſechs, mit Geldmünzen gefüllte Kiſten. Apicius öffnete ſie und fuhr dann fort:

„Wie das Geld mich anblickt mit ſeinen Feueraugen! Wie die rothe Glut mir Funken in die Seele ſprüht! Wer widerſteht dem lockenden Sirenenliede ſeines bezaubernden Klanges, wenn es ihm zuruft: „Bin ich dein, ſo iſt auch die Welt dein! Ihm, dem ich diene, dient Alles, was da lebt auf Erden."

„O Zeus! Du armer Gott der Götter! Ueberlaſſe deine Stelle dem Plutus! Wo der allgewaltige Gott des Reichthums ſich zeigt, da ſchwindet dein Olymp. Nur Eines tadle ich an dir, mein Plutus! nicht daß du blind biſt,—denn Zeus that dir dies aus Schelſucht, — doch daß du, zu den Menſchen kommend, ſo lendenlahm, ſo ſchleichend dich ihnen näherſt, dann aber, von den Beſchenkten ſcheidend, ſchnell wie Pfeil und Blitz, und hohnlachend fliehſt, wenn der Verzweifelnde in ſeinem Schmerz vergeht. Ich, du Glanzgeſpenſt, bin kein ſo ſchwachſinniger Thor! Eh' du von mir fliehſt, verlaſſe ich dich. Zu langes Leben iſt des Lebens ſchwerſter Fluch. Ich will nicht Sclave des Todes ſein; nicht als ſeine Beute führe er mich fort! Nein! Er muß kommen, wenn mein Wink ihn ruft.“

„Genoſſen habe ich, was der Baum des Lebens an Blüten und an Früchten trägt, was Sinnenglut und Phantaſie gewähren kann. Mir diente jedes Element. Der Freude vollen Becher hab' ich, bald ſtürmiſch, bis auf die Neige ausgeleert, bald tropfenweiſe lüſtern karg geſchlürft. Tauſende von Gäſten ſchwelgten an meinem Tiſche; was Könige kaum in einem ganzen Jahre vergeuden, um ihr Volk im Freudentaumel zu erhalten, das ward in meinem Hauſe an einem Tage verpraßt. Zerſtoben iſt nun der Nektarſchaum des Daſeins; hingeſchwunden ſind meine Millionen, mit ihnen Kraft und Lebensluſt. Soll ich nun ein Bettler ſein an Gold und Geiſt? Schnell verglimmt das Morgenroth, ſchnell welkt die Blume. Das Schönſte überlebt ſich nicht, und ſo, wie es einmal in ſeiner Fülle und Herrlichkeit da war, kommt es nie wieder. Er, den nicht goldene Schwingen emporheben, kriecht wie ein Gewürm auf dem dürren Sandboden der Erde. Ich kann nicht mehr fliegen, — und kriechen will ich nicht.“

„Ihr Kiſten, mit Gold gefüllt! verſchmähter Reſt meiner Schätze! Leicht mögt ihr einen Andern hoch beglücken, mir aber, mir genügt ihr nicht. Ihr ſeid entlaſſen; dienet einem andern Herrn! Dienet, wem ihr wollt! Nein — nein! nicht, wem ihr wollt! Ihr müßt gehorchen, ihr ſollt dem nur dienen, der mir gleicht, der mit mir praßte, mit mir ſchwelgte, ſollt dienen meinem zweiten Ich, ſollt dienen meinem Freund Sejan! Er, der

Gefährte meines Götterwahnſinns, Genüſſe liebend, Menſchen haſſend, ſein Gott ſich ſelbſt, die Welt ſein Sclave, er wird euch vergeuden gleich mir, wird euch als feindſelige Dämonen in die Welt ausſenden. Er ſei der Erbe von dem Reſte meiner Schätze, die ich wegſchleudere wie Broſamen! Er ſei der Erbe dieſer goldenen Hefe, — doch auch der Erbe meines Thun und Denkens! In ihm will ich fortleben. He, Syrus! Du altes treues Marmorbild im Atrium meines Hauſes! Zu Ende iſt das Feſt, mein Leben auch. Bring' Wein und meinen — Dolch!"

Syrus, der im Dienſte des Apicius ergraute Sclave, entfernte ſich gehorſam, ſchweigend und tief betrübt. Apicius blickte mit ſpöttiſchem Lächeln nach ihm und ſagte:

„Am Rande des Grabes ſteht der greiſe Thor, dem jeder Augenblick gezählt iſt, und dennoch ſchreckt ihn der Gedanke: „Tod!" Dem Elenden, der nur des Lebens Laſt und Schattenſeite kennt, ihm graut, ſoll er einen Andern ſterben ſehen. So theilt das Schickſal doch gerechter, als wir es glauben. Der Arme, der den Reichthum nie gekannt hat, lebt froher als der Reiche, der verarmt. Der Arme, der vom Lebensquell kaum nippt, liebt das Leben, weil er es nie erſchöpft hat."

Syrus brachte, geſenkten Hauptes, den Dolch; ihm folgte ein Sclave, welcher Weingefäße und einen mit Edelſteinen beſezten goldenen Becher trug. Apicius ſezte ſich, nahm Tafel und Griffel, und ſchrieb ſeinen lezten Willen. Dann ſprang er auf und ſagte:

„Geliebt, mit Leidenſchaft geliebt, hab' ich eine Buhlerin, und dieſe Dirne war das üppige, ſchamlos verſchwelgte tolle Leben. Sie war mir mein Alles; nun bin ich ihrer ſatt. Liebchen, fahr hin! Noch einmal will ich dir in's Auge ſchauen, noch einmal dich an meine Bruſt drücken; dann fort mit dir! Wir paſſen nicht mehr für einander. Nicht im Knochenarme der kahlköpfigen Armuth, ſondern im Schooße des Reichthums ſoll der Tod mich finden. Freiwillig ſteh' ich vom Gaſtmahle auf und ſcheide nun von der Fülle meines Glückes.“

Er faßte den Dolch, hielt ihn empor und rief ihm zu: „Du Stahl, mit dem ich einſt im wilden Taumel die Bruſt des Freundes durchſtach, du ſollſt nun auch die rothe Quell meines Lebens öffnen! Kredenze mir, Alter, den letzten Becher, dann ſei er Dein! Laß nun den ſonnenhellen Falerner ſprudeln! Laß den Nektar von Lesbos Felſen ſchäumen! Nun beginnet, Libationen!“

Apicius ergriff den gefüllten Becher, goß vom Weine auf den Marmorboden und trank. Während deſſen war Ahasver unbemerkt eingetreten und im Hintergrunde des Saales ſtehen geblieben. Apicius fuhr fort, ſeine letzten Gedanken und Empfindungen auszuſprechen:

Euch, ihr Götter im Olymp, euch dank' ich mein Lebensglück! Ihr ſeid reich an Freudengenüſſen aller Art, doch reicher noch als ihr war ich. Oft hab' ich euch zum Freudenkampf herausgefordert — und im Kampfe beſiegt. Ein Menſch, der zu den Göttern ſich erhebt, iſt mehr als ein Gott.“

Apicius ergriff den Becher, hielt ihn hoch empor, goß einige Tropfen auf den Boden und rief:

„Ihr Götter im Schattenreich! Auch mit euch will ich es nicht verderben. Schon fühle ich die Feuerwogen eures Phlegeton in meinen Adern. So recht! Gießet mir Flammen in's Blut! Gebt mir Wahnſinn als Gefährten zur Reiſe in das Reich der ewigen Nacht! — Und nun, Mutter Erde, du alte Sphynx, voll von Betrügern und Betrogenen, von Tugenden mit dem Laſter verſchwiſtert, und von Laſtern, die ſich mit der Larve einer Tugend ſchmücken, — Circe, du altes Zauberweib, leb' wohl! Lebt wohl, ihr Erdenkinder alle, die ſich auf der großen Rennbahn des Lebens abmühen, ringen und kämpfen, bald mit den wilden Thieren aller Leidenſchaften, bald mit einander ſelbſt, — lebt wohl! Ich ſehne mich nach Ruhe. — Wer drückt mir die Augen zu? Iſt's der Schlaf, der mich betäuben will? Hinweg, Schlaf! Dein Bruder Tod ſoll wach mich finden. Wie kommt's, daß der lampenhelle Saal ſich ſo plötzlich verdunkelt? Fackeln her!“

Apicius verſank in eine halbe Betäubung, in welcher das ſchwache Bewußtſein mit einem Schwarme von bunten Phantaſiebildern kämpfte. Während er auf das Ruhebett zurückſank, trat Ahasver, der unheimliche und graunhafte Scenen aufzuſuchen pflegte, in das Gemach. Der Anblick des lebensſatten Schwelgers feſſelte ſeine ganze Aufmerkſamkeit, bis endlich ſeine Zunge das, was ſchon in ſeinen bald ſtarren, bald wildrollenden Blicken zu leſen war, mit dumpfer Stimme ausſprach:

„Ein Todes-Bacchanal! Zur guten Stunde führt mich mein böſer Dämon her; zu ſolchen Luſtgelagen ladet mich das Schickſal gern als ſeinen liebſten Gaſt. Schwer drückt nun des Lebens Sündenlaſt den Schwelger, und das verwirkte Daſein ekelt ihn an, wie einer ſchönen Giftblume betäubender Duft. Der Spruch: „Der Leib ſoll dienen, herrſchen ſoll der Geiſt!“ blieb ihm ein dunkles Räthſel. So ſtarb ſein Geiſt noch vor dem Leib. Und dennoch ruf' ich. „Wohl ihm! Ihn drückt des Lebens Bürde; er wirft ſie ab, er ruft den Tod, und der Gerufene erſcheint.“

Apicius fing nun an, ſich von ſeiner Betäubung wieder zu erholen. Er befand ſich in einem Zuſtande zwiſchen Träumen und Wachen, worin er das Spiel der aufgeregten Phantaſie von der Wirklichkeit nicht zu unterſcheiden vermochte. Endlich öffnete er die Augen; ſein erſter Blick fiel auf Ahasver. Von geheimen Schauer ergriffen, rief er, auf das Ruhebett zurückſinkend, mit abwehrend ausgeſtrecktem Arme:

„Seh' ich der Zukunft Nachtgeſtalt vor mir? Wer biſt Du, Fremdling mit dem Menſchenangeſicht, und doch kein Menſch? Was heftet ſich Dein Feuerblick ſo ſtarr auf mich? Ja — ich erkenne Dich; Du biſt Ahasver, der Ruheloſe! So nennt Dich Rom, dem vor Dir graut. Tritt näher mir, Phantom! Du kommſt unangemeldet wie das Schickſal, und doch erwünſcht. Sei mir willkommen, und bringe Rom die Kunde, wie ich ſtarb!“

Ahasver erwiederte hohnlächelnd: „Mich, der nicht ſterben darf, ergetzt des Todes ernſtes Poſſenſpiel.“

Apicius raffte ſich auf und ſagte heftig: „Das ſollſt Du ſogleich ſehen. Komm, alter Syrus! halte mir dieſen Dolch an die lebensſatte Bruſt! Ein Druck in's Herz — und Du biſt frei.“

Dem Sclaven bebte die Hand, als er, dem Befehle des Gebieters gehorchen wollend, den Dolch faßte. Er ließ ihn fallen. Apicius lächelte mit verächtlichem Mitleid und ſagte:

„Thor! Du haſt nie gelebt; deshalb verſtehſt Du auch nicht, wie man lebensſatt ſein kann. Du ſaßeſt nie bei einem ſchwelgeriſchen Gaſtmahl, wo Sinnenluſt den Sinn zum Wahnſinn treibt, und Phantaſie das Erdenleben zu einem Göttertraum verklärt; darum kennſt Du, Armer, auch nicht die Götterluſt, vom Luſtgelag des Lebens als überſättigter, freudenmüder Gaſt im trunkenen Uebermuthe aufzuſtehen. Gehorche, Sclave, dem Befehle Deines Herrn! Ich laſſe Dir die Wahl, zu tödten, oder ſelbſt zu ſterben.“

Syrus erwiederte leiſe, mit zitternder Stimme: „Dich todten kann ich nicht; gib mir den Tod!“

Ahasver fühlte jezt eine flüchtige Aufwallung von Mitleid für den greiſen Sclaven bei dem Gedanken, daß der Getreue ſein Leben, das ſo rein dahin gefloſſen war, nun durch einen Mord beflecken ſollte, durch eine That, vor welcher ſein Innerſtes ſich entſetzte; Apicius aber rief dem Zögernden gebieteriſch zu:

„Eh' Du den Todesſtoß führeſt, nimm meinen letzten Willen hier! Sejan, der mir die Leichenreden auf dem

Forum halte, er ſei der Erbe meiner Schätze! Tiber ſoll ſie nicht an ſich reißen; dem Sejan aber verleihe mein Gold die Macht, dem Cäſar die Stirne zu bieten. Nun, feiger Sclave, nimm den Dolch, und halt' ihn meiner Bruſt entgegen!"

Syrus ſtürzte dem Gebieter zu Füßen, ſchluchzte und ſprach, die Hände ringend: „Zum erſtenmal in meinem Leben verſag' ich Dir den Gehorſam, o Herr! Auf meinen Knien beſchwöre ich Dich, bei allen Göttern: Schleudere des Lebens Himmelsgabe nicht undankbar und vermeſſen von Dir!" —

Apicius ſtieß zornentbrannt den Sclaven mit dem Fuße, daß er wehklagend zu Boden ſtürzte; dann wendete er ſich mit Heftigkeit gegen Ahasver und fragte:

„Nachtphantom! wäreſt Du etwa geneigt, mich in das Reich der Nacht zu fördern?" —

Ahasver erwiederte mit ſchauderhaftem Lächeln: „Glücklicher! Dich zwingt kein Fluch zu leben; Du ſucheſt den Tod und ſollſt ihn finden. Der Ruheloſe gibt Dir die Ruhe." —

Apicius ergriff den Becher, leerte ihn auf einen Zug und ſagte: „Auf Dein Wohl!" —

Ahasver nahm den Dolch und hielt deſſen Spitze dem Apicius entgegen. Er ſtürzte ſich hinein; der Dolch ſtak feſt. Ahasver heftete ſtarre Blicke auf den Todten. Nur das Wimmern des alten Sclaven unterbrach die tiefe Stille. Endlich zog Ahasver den Dolch aus der durchbohrten Bruſt. Ein Blutſtrom brach hervor, quell, floß ſchwächer, ſtockte.

Ahasver beſchaute die Wunde; dann ſagte er dumpf und leiſe:

„Gerad in's Herz! Es ſchlägt nicht mehr in wildem Ungeſtüm; es ruht! Es war ein ſchlechtes Herz — doch nicht von Stein, wie das in meiner Bruſt. Wird mir die Todesruhe je zu Theile werden? Jahrhunderte mit ihrem Elend und mit ihren Laſtern werden wie ein Strom hinbrauſen über meinem Haupt; vor meinen Augen werden tauſend Gräber ſich aufthun, — doch kein Grab für mich. Ich Böſer war ſein guter Geiſt; ich Ruheloſer — ich gab ihm die Ruhe. Du Geiſt der Allmacht! Auf Deinen Wink wird einſt die Finſterniß in Licht ſich wandeln. Der Haß in Liebe, das Böſe in Gutes, der Tod in Leben, die Zeit in Ewigkeit, und das Chaos unerklärter Zwiſte in Harmonie; — wird dann auch enden meine Qual? Wird, wenn Er wiederkommt, wie er verhieß, auch mir der Seelenfriede und die Liebe? —— Fort, Wahngebilde der zerknirſchten Frechheit! Ich bin die Finſterniß, der Haß, die Zwietracht: ſie werden ſich einſt auflöſen in Liebe, Licht und Harmonie an dem Ziel, wo mich die Vernichtung trifft. Den Höchſten preiſe dann mein letzter Fluch!" —

Jetzt trat Sejan in das Gemach. Der Anblick der Leiche ergriff ihn, obſchon Apicius ihm ſein Vorhaben nicht verheimlicht hatte, mit ſolcher Gewalt, daß er einige Zeit ſtumm und ſtarr an der Thürſchwelle ſtehen blieb. Ahasver blickte höhniſch nach ihm und ſagte halblaut: Den Schwelger ſchreckt des Schwelgers Ende. Recht ſo! Es gibt ein Etwas, das wie eine ſchwarze Wolke aus lichter Höhe in das Leben ſchaut; ein Jeder ſieht's, doch Keiner mag es nennen, und Mancher möcht' es gerne läugnen, doch ruft in ſeinem Innern eine Stimme: „Verläugnen kannſt du es, wegläugnen nicht! Verſcheuch es hundertmal, es kommt doch wieder, wo Du es am wenigſten erwarteſt.“

„Des gleichgeſtimmten Wüſtlings Seele ſtarrt; ein Sturm durchtobt ſein Innerſtes. Fährt ihm der blutige Dolch ins eigene Herz? Sieht er im Leichnam ſchon ſich ſelbſt entſeelt?“ —

Sejan faßte Muth. Er trat zu dem Todten und heftete ſeine Augen feſt auf ihn. Der Schmerz ging aber bald in zürnenden Unwillen über, und er rief der Leiche zu:

„Wahnſinniger, der unter Schätzen ſterben, in Lebensfülle das Leben wegſchleudern konnte! Dahin ſind nun die ſchönen Luſtgelage, dahin die Roſen; nur die Dornen ſind geblieben. Du nahmſt das Leben Dir, die Freude mir. Haſt Du mich ſo geliebt? Wer iſt nun Herr von Deinen Schätzen? Der Staat! Das heißt: Tiber! Wohlan denn! Haſt Du Deinen Freund vergeſſen, ſo ſei auch Du von mir vergeſſen! Du Nichts ſei nun auch mir ein Nichts!“ —

Sejan erblickte nun den ſeitwärts ſtehenden, ihn forſchend anblickenden Ahasver, und ſprach leiſe: „Er hier, den Niemand kennt, und Jeder ſcheut? Er iſt des Unglücks Herold oder Diener, wo immer er ſich zeigt. Wie ſchauerlich! Vor mir ein Leichnam, ein Geſpenſt, und Kiſten, flammenhell von Gold!“ —

Ahasver näherte ſich dem Sejan, und ſagte: „Sohn des Laſters! wende weg den Blick vom Sohn des Laſters, und huldige dem Feuergeiſt des Goldes! Was Du hier ſiehſt, Palaſt und Schätze, — ſie ſind Dein!“ —

Mit dieſen Worten reichte Ahasver dem Sejan die Tafel, auf welche Apicius ſeinen letzten Willen geſchrieben hatte. „Wie? rief Sejan, mein, ſagſt Du, mein?

Leſend ſagte Sejan mit gepreßter Stimme: „Im Tod iſt Wahrheit wie im Wein. Er warf das Leben von ſich, wie man einen bis auf den letzten Tropfen geleerten Becher von ſich ſchleudert; doch blutig enden ſollte er nicht! Was freudig lebte, ſoll auch freudig ſterben.“

**Ahasver.** Er ſtarb, den Becher in der Hand, als Dein würdiger Freund in Schwelgerei und Sinnenluſt.

**Sejan.** Du wagſt es, mich und ihn zu läſtern?

**Ahasver.** Ich war's, der ihm die Laſt des Lebens abnahm. That ich es nicht, der Feige lebte noch, und Du bliebſt ohne Gold.

**Sejan.** Mein, Alles ringsumher mein?

**Ahasver.** Und wie lange wird's Dein bleiben? Du ſtehſt hier zwiſchen Leichnam, Gold und Wein. Freudenkränze lächeln um des Laſters Stirne und ſchmücken die Verweſung. Was Du bisher mit ihm getheilt haſt, iſt nun Dein Eigenthum, Du aber biſt des Todes Eigenthum, biſt nun der Erbe ſeiner Schätze und ſeiner —

Laſter. Was ihm zu wenig war zum Leben, Dir genügt es zum Verderben.

**Sejan.** Gold und Palaſt mein eigen nun in einem Wunder-Augenblick des Glückes, als ging die Sonne auf um Mitternacht! Geiſtloſer Freund, der meinen Geiſt entflammt! Was Dir zu wenig ward, wird viel in meiner Hand. Ja, Freund! Der Sinnenluſt dient das Geld als Sclave, dem Ehrgeiz aber als ein mächtiger Dämon. Empfange, edler Schatten, meinen Dank! Ein Marmorgrab ſoll ſich Dir erheben. Rom ſoll über die Pracht Deiner Leichenfeier ſtaunen, und wer der Lyra Saitenſpiel zu rühren weiß im Geiſt der Sänger Griechenlands, ſoll Deinen Ruhm der Nachwelt verkünden.

**Ahasver.** Und kraft der Sehergabe, die mich in den Schlund künftiger Jahrhunderte blicken läßt, verkünde ich Dir, daß Du einſt dieſe Leiche hier um ihren Todesſchlaf beneiden wirſt. Kurz iſt das Menſchenleben und wird durch Leidenſchaft und Unnatur noch mehr gekürzt. Was kann unſicherer ſein, als dieſes Daſein? Sein Werth, heut ſo hoch geſtellt, iſt morgen Nichts, denn Flut und Ebbe wechſeln ohne Ende; wie Nacht dem Tag, ſo folgt das Leid der Freude nach. Das Streben nach dem Höchſten ſinkt in Staub. Weh' aller Tugend, wenn ſie einen andern Lohn ſucht als in ſich ſelbſt! Das Beſte wird zu ſpät erkannt, weil jede Zeit ſich für die klügſte hält. Fort mit der Zukunft! Der Augenblick ſei Dein Gott! Sing heute mit den Vögeln! Heule morgen mit den Wölfen! Genieße, ſchwelge und vergeude! Mach Dich zum Götzen, dem Alles dient, und iſt das Spiel zu Ende, dann ende wie Dein Freund; doch ſtatt des böſen Goldes laſſe nichts zurück, als Deine Aſche! So geht kein Erbe durch Dich zu Grunde, und Du gehſt klanglos aus dem Leben, ohne Freund und Feind!

**Sejan.** Soll ich klanglos aus dieſem Leben gehen? verachtet wie das Nichts, das vor mir liegt? Soll ich verſchwelgen dieſe Schätze, gleich ihm, der nun bettelarm im Schooß des Geldes liegt? Ich, Cäſars Liebling, angeſtaunt vom Volk und vom Senat, will nicht Fortuna's Sclave ſein. Mein Reichthum iſt mein Geiſt; ich ſelbſt bin mir das Glück. Dieſes Geld ſei mir, was günſtiger Wind dem Schiffer iſt; es führe mich im Flug an's Ziel! Genug des Schwelgens! Mein ganzes Streben geht jetzt nur nach Macht und Glanz. Mein iſt dieſes Geld, und durch das Geld ſei mein die Welt! Keinen duld' ich ferner über mir. Tiber! Du biſt nicht meiner, nicht des Thrones werth. Dein Liebling bin ich, — darum haß' ich Dich. Nicht herrſchen ſoll, wer ſich beherrſchen läßt. Du ſpielſt mit Menſchenleben, ich mit Dir. Weg mit dem Diadem von Deinem Haupt!

**Ahasver.** Das Geld betäubt nicht minder als der Wein. Schon faßt ihn des Wahnſinns Hochmuth. Flieg empor, dann falle um ſo tiefer!

**Sejan.** Als Halbgott meiner Zeit ſteh' ich gefürchtet da, — allein, — ſind nicht Gebirge noch zu überſteigen? Lebt Druſus nicht, des Herrſchers toller Sohn? Er lebt, ſo lang Sejan ihn leben läßt. Er falle! Doch das Wie?

Gedanke, meiner würdig! Dich halt' ich feſt. Sein Weib, — ſie diene mir zur Erreichung meines Zweckes, ſie, die mich liebt, mit aller Glut der Leidenſchaft. Livilla! zeige nun die Stärke Deiner Liebe! Bring' ihn mir zum Opfer, mir, dem alle Frauen huldigen; die ſchönſten, deren Rom ſich rühmen kann, ſie ſind mir dienſtbare Geiſter, die mir das Geheimſte enthüllen, was jeder Tag gebiert. Livilla opfere mir den Gatten, dann ſei ſie mein, und Herrſcherin, durch mich, mit mir!

**Ahasver.** Ein Thron iſt ſchön, doch führt ein ſteiler Weg zu ſeiner Höhe hinan, vor welcher ein ſchauderhafter Abgrund gähnt. Nimm mich zu Deinem Führer und Gefährten!

**Sejan.** Du trägſt den Tod im Auge, Schreckgeſtalt! Biſt Du ein böſer Geiſt, ſo diene mir und fordere Deinen Lohn!

**Ahasver.** Lohnt nicht die That? Biſt nicht Du ſelbſt mir Lohn? Wenn ich Dir diene, dien' ich nur mir ſelbſt. Du ſollſt mich nicht als willenloſes blindes Werkzeug zu feilem Sclavendienſte brauchen; Gedanken aber will ich Dir einflößen, vor deren Kraft und Größe die kühnſte That der Gegner Dir erbleichen ſoll. Strebe nach dem Höchſten! Scheue nicht Gold noch Blut! Sie bewirken das Ungeheuerſte. (In ſich murmelnd.) Sei ohne Herz und ohne Gott, und finde dann im Leben keine Raſt, im Tode keine Ruhe!

**Sejan.** Du Weſen, wie mir keines noch erſchien! So ſei denn zwiſchen uns der Bund geſchloſſen! Du bedarfſt nicht meiner; ich aber kann Dich kaum entbehren. Geld und Palaſt ſei Dir nun anvertraut! Schalte, wie's zu meinem Zwecke frommt! Ich muß Dich nun verlaſſen, um Vieles öffentlich, noch Mehreres im Stillen anzuordnen. Wir finden uns hier wieder. —

Als Sejan das Gemach verlaſſen hatte, verbreitete ſich auf Ahasver's Antlitz der Höllenglanz wilder Freude, und er ſprach, dem Scheidenden nachblickend:

„So fügt ſich nun Alles, wie ſich's fügen ſoll. Der Fluchbeladene bringt Dir den Fluch. Geiſt des Verderbens biſt Du dem Tiber, — ich Dir. Die Kette bildet ſich nur Glied für Glied; einmal gebildet aber, feſſelt ſie den Frevler an den Todesblock.

## VIII.

## Der Günſtling.

In einem Gartenhaine des kaiſerlichen Palaſtes ging Sejan mit haſtigen Schritten umher. Die Gedanken an den beabſichteten Mord des Druſus erfüllten ſeine Seele. Was in ihm vorging, drückte das folgende Selbſtgeſpräch aus:

„Iſt's böſe That, wenn ich den Unhold tödte? Sein Tod iſt für die Welt, iſt für ſein Weib ein Glück. Freiwillig gab Apicius ſein Leben hin; warum ſoll Druſus es nicht hingeben müſſen? Wird ihn Rom vermiſſen? Nimmer!

Tiberius ſoll in mir einen Sohn finden, Rom ſein künftiges Oberhaupt. Was iſt denn auch das Leben? Ein Nichts im Traum; wer es verliert, verliert ein Nichts, von dem er träumte. Wer ſagt, es ſei ſein Leben ſein, der iſt ein Narr. Vom Himmel fällt ein ausgebrannter Stern, ein Bergſturz begräbt die prächtigſte der Städte; die Inſel ſinkt durch ein Erdbeben in den Meeresgrund, — der Menſch fällt durch Menſchenhand. So war's, ſo iſt's, ſo bleibt's! —

„Ruht Druſus Aſche einmal in der Urne, dann fordere ich Livilla vom Tiber zum Weibe. Des Sohnes Witwe gibt mir das nächſte Recht zum Thron. Wagt Tiber es, ſie mir zu verweigern, ſo treffe ihn des Sohnes Loos!“

„Noch keine Kunde? wie? lebt Druſus noch? Stark iſt ſein Rieſenleib, noch ſtärker aber iſt des Giftes unfehlbare Kraft, die ſchnell zerſtörend wirken muß. Wäre ein Mißlingen möglich? Gedanke dieſer Möglichkeit! Du durchglühſt mir ſelbſt wie Gift die Adern. Der Sclave — that er ſeine Pflicht? Die Freiheit verſprach ich ihm; was thut ein Sclave für die Freiheit nicht! Was wagt ein Weib aus Liebe nicht! Ein Sclave, ein Weib und ich Sejan — was kann einem ſolchen Bunde mißlingen?“ —

Sejan erblickte nun in weiter Entfernung den Sclaven, der ſo eilte, daß er ein paarmal das Gleichgewicht verlor, zu Boden fiel, wieder aufſprang, und, als er ſeinen Herrn erblickte, zu fliegen ſchien.

Sejan rief ihm entgegen: „Kommſt Du als Sclave, oder als Freigelaſſener zurück?“

**Sclave.** Dein Auftrag iſt erfüllt.

**Sejan.** Und Du biſt frei.

**Sclave.** O Freiheit! Lebensquell und Sonnenlicht!

**Sejan.** Erzähle, bis auf den kleinſten Umſtand Alles, was geſchehen.

**Sclave.** Gekommen war die Stunde, da ſich Druſus dem Vollgenuß des Weines überließ. Zwei Tänzerinnen, ſchön bekränzt, und hochgeſchürzt, ſchwebten, Dianens Nymphen gleich, gaukelnd, vor ihm hin. Er, auf weichem Ruhebette hingeſtreckt, verſchlang mit luſtgierigen Blicken, den anmuthvollen Schwung jeder Bewegung und leerte Becher auf Becher. Schon war Livilla eingetreten, ſie hielt die Phiole mit dem Gift in der Hand. Sie erblaßte, bebte. Ein Augenblick verſäumt — und Alles war verloren! Da griff ich nach der weichen, kalten Hand, entzog ihr die Phiole, goß das Gift in den Becher, und gab ihn ihr in die Hand. Sie reichte ihn nun mit geſenkten Augen dem Gatten. Er nahm ihn haſtig, leerte ihn mit einem Zug, und gab ihn der Zitternden zurück, ohne ſie eines Blickes zu würdigen. Sie ließ den Becher fallen — und fiel ſelbſt zu Boden. Druſus, der nur die Tänzerinnen im Auge hatte, bemerkte Nichts von Allem, was da vorging. Er trank, die Tänzerinnen tanzten. Ich hob Livilla vom Boden auf, und brachte ſie heimlich aus dem Gemach. Kaum war dies geſchehen, als drinnen ein durchdringendes Geſchrei erſcholl, welches bald in ein dumpfes Brüllen überging. Druſus war mit den Geberden der Wuth aufgeſprungen, die Nymphen flohen. Ich ging in das Gemach; da faßte mich der Raſende mit beiden Armen. Wir rangen, er taumelte, ſchwankte, fiel, ſchlug mit dem Kopf an eine Säule. Der Schreier ſchwieg; — aus war's! Rom und Tiberius dürfen von der Sache nur ſo viel wiſſen, daß der Weinbetäubte fiel, und in dem unglücklichen Falle den Tod fand.

**Sejan.** Biſt Du auch gewiß, daß er todt iſt?

**Sclave.** So wahr ich lebe!

**Sejan.** Und Livilla?

**Sclave.** Sie weiß aus meinem Munde, daß Sejan, von dem ſie nun Alles zu erwarten hat, ſie hier erwartet. Blick hin, o Herr, nach dem Olivenhain, an deſſen Rande des Floratempels weißer Marmor glänzt!

**Sejan.** Livilla! Wie ſie ſchwankt! Wie todesbleich! Geleite ſie zu mir!

---

Der Sclave ging Livillen entgegen. Sejan ergriff die Hand der Schwankenden, und ſagte mit einem Ton, in dem eine Miſchung von Schmeichelei und ſanftem Vorwurf lag:

„Warum ſenkſt Du das Auge? Warum meideſt Du meinen Blick? Erſcheine ich Dir jetzt in einem andern Licht, weil Deines rauhen Gatten Lebenslicht erloſchen iſt? Ihn wird die Welt, ihn ſoll Livilla nicht vermiſſen. Unſer böſes Schickſal hat wie einen Fels ihn zwiſchen uns geſtellt; ſein böſes Schickſal hat ihn geſtürzt. Was uns bisher getrennt hat, ſoll uns nun vereinen. War ein Vergehen hier, ſo treffe es mein Haupt!"

Sejan ſchwieg, um ſo mehr ſprach ſein Flammenblick.

Als Livilla in ihrer Stellung lautlos verharrte, fuhr der Verbrecher fort mit aller ihm zu Gebote ſtehenden Anmuth und Verſtellungskunſt: „Will die geſchloſſene Lippe ſich nicht öffnen zu einem Kuße, zu einem Wort? Hart war Dein Loos an dieſes rauhen Mannes Seite; nur um ſo ſchöner zeigte ſich die Dulderin. Der Götter Gnade befreite Dich von der Tyrannei eines rauhen Gatten, der weder Deine Schönheit, noch Dein edles Herz zu ſchätzen wußte. Die Freiheit bringe Dir nun das Glück! Dir lebt ein Freund, der um Dich gewagt hat und wagen wird, was irgend ein Menſch nur wagen kann. Dein Schickſal ſei von nun an mein eigenes!"

**Livilla.** Auf Erden lebt nur Einer, den ich mir zum Freunde wünſchen kann, und wünſchen darf.

**Sejan.** Der Eine Ich, — die Eine Du?

**Livilla.** Unwiderſtehlicher! Dir brachte ich der Opfer größtes.

**Sejan.** Und für das größte habe ich ein großes Dir gebracht. Wiſſe denn: das Band der Ehe mit meiner Gattin Avicata iſt gelöſ't, und ſo ſteht kein Hinderniß meiner Verbindung mit Dir uns im Wege. Ich liebe Dich und Du biſt mein — im Herzen jetzt, und bald vor aller Welt. Dich zu beſitzen, ſcheue ich keine Macht der Erde. Die Glut, die in meinem Innern brennt, wird mit jedem Tage höher auflodern. Dein Blick wird mich zu jeder großen That begeiſtern, Dein Kuß wird mich für jede große That belohnen. Dem Glücklichen, der ſich Deines Beſitzes erfreut, bleibt nichts zu wünſchen übrig, als Dir einen Thron zu erringen, auf dem Du, Deiner ſelbſt würdig, als Göttin der Schönheit und der Liebe prangeſt, bewundert von Deinen Zeitgenoſſen. Glaube indeß meinem Schwur! Was ſich erreichen läßt, das werde ich auch erreichen, und mein Alles ſetze ich an die Möglichkeit.

**Livilla.** Der Thron kann nur durch die Liebe ein Gegenſtand des Glückes, mein Höchſtes auf Erden, nur dann werden, wenn Du ihn erringſt, wenn Du ihn mit mir theilſt.

**Sejan.** Und dies ſei auch ſogleich in's Werk geſetzt! Zum Cäſar Tiberius eile ich, den Tod des Druſus ihm zu verkünden, dann aber Dich von dem Gewaltigen mir zur Gattin zu erbitten. Er wird, er kann, er darf es mir nicht verſagen. Nimm dieſen Brautkuß zum Pfande des nahen glücklichen Augenblickes

Sejan eilte fort. Livilla's Augen folgten ihm, bis er ihren Blicken entſchwand. Lange keines Wortes mächtig, und einer Ohnmacht nahe, lehnte ſie ſich an den Stamm einer jungen Cypreſſe. Ein Seufzer entwand ſich der beklommenen Bruſt, und ſie ſagte endlich mit leiſer Stimme:

„Weh' mir! Hier erblicke ich die kalte Leiche eines gemordeten Gatten, — hier das glühende Herz eines Mannes, der aus Liebe zu mir ſeine Gattin verſtieß! — Nicht meine Hand gab Dir, Druſus, den Tod, doch retten konnte Dich mein Wort. Weder der Wille, noch der

Gedanke des Mordes war mein; nur vollziehen ließ ich die That. Und doch — wenn auch ich ſelbſt mich von der Mitſchuld freiſprechen kann, wenn auch Sejan, wenn auch Tiber, wenn auch Rom mich freiſpricht, — wird auch der Götter Rath mich freiſprechen? wird nicht der Fluch der verübten That fortwährend auf mir laſten? — Ich liebe den Verbrecher, ich werde ihn lieben, ſo lange der Geiſt des Lebens in mir glüht; doch — wird nicht er ſelbſt Amor's Fackel löſchen, wenn ich ihm bald als diejenige erſcheine, für deren Beſitz er ein Verbrechen beging? Wird nicht der Todte ihn zur Rache entflammen, und ſeine Liebesglut in Haß und Zwietracht verwandeln? Ward nicht ſchon mancher ſüße Augenblick zu jahrelanger bitterer Qual? Hat nicht Titanenwuth den Himmel ſelbſt beſtürmt? Liebe iſt der Himmel, aber die Leidenſchaften ſind die Giganten, die ihn beſtürmen! — Ach, welcher böſe Dämon erfüllt mich Bebende mit Schrecken da, wo ich mich dem Entzücken in die Arme werfen will? Weichet von mir, düſtere Bilder! Offen ſtehen mir die Pforten des heißerſehnten Glückes, geſunken iſt das Nachtſtück meines Lebens. Ihr Götter! Ich flehe euch an: Sendet mir ein Unglück, damit ich meinen Theil an dem Verbrechen zuerſt ſühne, um dann des Glückes würdig zu werden! Iſt es aber euer hoher Wille, mich zu ſtrafen, ſo tödtet mich dann im Schooße des Glückes!"

Als Livilla bleich und zitternd in ihre Wohnung trat, fand ſie ihre Lieblingsſclavin, eine junge Armenierin, in der

Vorhalle, wo ſie, an einer ſchlanken joniſchen Säule lehnend, mit leiſer Stimme ein trauriges Lied ſang. Livilla befahl dem Mädchen ihr in das Schlafgemach zu folgen, und eine Liebesgeſchichte aus ihrer morgenländiſchen Heimat zu erzählen. Bei dem Worte Heimat erglühten die Wangen der Sclavin. Sie ergriff die Hand der Herrin, küßte ſie, und begann:

„In Tigranocerta, der Hauptſtadt Großarmeniens, die auf einer Anhöhe am Fluſſe Nicephorius herrlich prangt, und an Pracht der Paläſte und Gebäude mit den ſchönſten Städten Italiens und Griechenlands wetteifert, lebte zur Zeit, als der Römer Lucullus ſie eroberte, ein reicher Handelsmann, der alle ſeine Schätze nur deshalb ſammelte, um ſeinem Sohne Kotys den Beſitz aller Güter des Lebens zu verſchaffen. Der Jüngling war auch dieſer grenzenloſen Liebe des Vaters im höchſten Grade würdig, indem er die edelſten Geiſtesgaben mit den herrlichſten Eigenſchaften eines vortrefflichen Charakters vereinigte. Die weiſeſten Männer unter den griechiſchen Anſiedlern, deren viele damals jene Stadt bewohnten, wurden zu ſeinen Lehrern gewählt, und reichlich belohnt. Der wißbegierige talentvolle Jüngling erreichte in kurzer Zeit eine Bildung, wodurch er der Stolz ſeines Vaters, das Entzücken ſeiner Lehrer und ein Gegenſtand der Bewunderung für alle Einwohner der Stadt wurde. Alle Lobeserhebungen und Huldigungen aber, die man ihm darbrachte, thaten auf ihn nicht die geringſte Wirkung. Ein Hang zur Einſamkeit bemächtigte ſich des Jünglings, und er, den man von allen Seiten zu gewinnen ſuchte, mied, unzugänglich für Alle, jeden Bund geſelliger Freude. Die Geheimniſſe der Kunſt, die Forſchungen der Wiſſenſchaft, und die Schönheiten der Natur feſſelten ihn ſo ſehr, daß er gegen alle übrigen Lebensgenüſſe gleichgültig blieb. Er ſchien ein Weſen ohne Leidenſchaft zu ſein, und ſein ganzer Umgang beſchränkte ſich nebſt ſeinem Vater, der nur für ihn und in ihm lebte, auf einige ſeiner ehemaligen Lehrer, die nun ſeine innigſten Freunde geworden waren. Kotys war allem auf irdiſche Zwecke gerichteten Treiben abhold, und ein Feind aller bürgerlichen, auf Erwerb und Gewinn zielenden Geſchäfte. Obſchon in ſich verſchloſſen, und nur geiſtigem Vergnügen hold, war er doch gegen alle Menſchen mild, edel geſinnt, ein Wohlthäter für Leidende und Dürftige. Der Vater ließ den Sonderling gewähren, und geſtattete ihm in Allem freien Willen und eigene Wahl. So blieb denn Kotys einſam in Mitte des Getümmels des vielbewegten Stadtlebens.

„Bald aber näherte ſich die dunkle Macht des Schickſals, um durch zwei harte Schläge die Seelenruhe des bisher genoſſenen ſtillen Glückes zu ſtören. Der geliebte Vater ſtarb. Kotys ließ den Leichnam auf einem Landſitze begraben, in deſſen Einſamkeit er ſich ſelbſt begrub. Aus ſeiner Schwermuth weckte ihn der Tubaſchall der feindlich heranziehenden Römer-Legionen. König Tigranes griff zu den Waffen. Bald ſtand ein zahlreiches, wohlgerüſtetes, muthbeſeeltes Heer armeniſcher Streiter von jedem Stand und Alter ſchlagfertig da. Kotys flog herbei, und kämpfte in den Reihen der Seinigen, ach, vergebens! Die Römer ſiegten durch Uebermacht und höhere Kriegskunſt. Das Heer des Tigranes ward geſchlagen, Tigranocerta im Sturm erobert. Kotys lag ſchwer verwundet auf dem Schlachtfeld.

„Als er, vom Fieber geneſen, zum Bewußtſein erwachte, fand er ſich, von treuen Sclaven gepflegt, auf dem Landſitze, den er, vom Schlachtrufe begeiſtert, verlaſſen hatte. Göttern und Menſchen zürnend, lebte er nun durch mehr als zwei Jahre in der tiefſten Einſamkeit.

Unter den vielen Unglücklichen, deren Hab und Gut der Krieg zerſtört oder geraubt hatte, befand ſich auch Sopater, dem von ſeinen Schätzen und Kindern nichts übrig geblieben war, als ein einziges Kleinod, — Sophene, ſeine Tochter, die, ſchön an Leib und Seele, die entzückendſte Lieblichkeit einer Morgenländerin mit der Würde einer Römerin und dem gebildeten Geiſte einer Griechin vereinigte.

Kotys ſaß, in wache Träume verſunken, unter den Palmen, welche das Grab ſeines Vaters beſchatteten. Sopater und das Mädchen ſtanden, ſchweigend und lange unbemerkt vor dem Träumer. Er öffnete jetzt die Augen, erblickte die beiden Flüchtlinge im dürftigen Gewande, glaubte ein Blendwerk der täuſchenden Phantaſie zu ſchauen, und hielt die Hände vor das Geſicht, als wolle er das Trugbild von ſich verſcheuchen.

Da faßte Sopater ſeine Rechte und ſagte:

„Es iſt keine nichtige Erſcheinung, die Dich täuſchet; die traurige Wahrheit ſteht, um Schutz flehend, vor Dir, der verarmte Freund Deines Vaters und ſein unglückliches

Kind, das Einzige von Allem, was ihm blieb. Nimm uns auf!"

Kotys ſank an Sopater's Bruſt, umſchlang ihn mit beiden Armen, und rief: „Freund meines Vaters! Nenne mich Sohn, und was ich mein nenne, ſei Dein!"

Sopater ſagte tief gerührt: „Ich nehme es an und ſegne Dich!"

So war der Bund geſchloſſen. Sophene ſtand ſeitwärts, blaß und zitternd. Sopater ergriff die Hand der Jungfrau, und führte ſie zu dem Jüngling, der nur mit leiſer Stimme zu ſagen vermochte: „Willkommen!" Sophene erröthete, und gab ihm eine Thräne zur Antwort: aber jenes eine Wort, und dieſe eine Thräne ſanken in die Tiefe der beiden Herzen, und wirkten ſo mächtig, daß der Sprechende und die Weinende nach wenigen Monaten ſich als Gatte und Gattin umſchlungen hielten.

Eine Reihe von Jahren diente nur dazu, die Liebe der beiden Ehegenoſſen zu ſteigern und ihr Glück zu erhöhen, bis endlich auch hier der böſe Dämon erſchien, deſſen Mißgunſt nur dahin ſtrebt, das Glück der Liebe zu zerſtören und Herzen zu zermalmen.

Rufinus, ein naher Verwandter des römiſchen Feldherrn Lucullus, war zum Statthalter über das beſiegte Großarmenien ernannt worden. Jung, reich, ſchön und gebildet in der Schule des behaglichſten Wohllebens, war Rufinus gewohnt, nicht nur auf dem Schlachtfelde, ſondern auch im Reiche der Schönheit den Sieger zu ſpielen und ſich für unwiderſtehlich zu halten. Den Lebensgenüſſen hold, kaufte er ein Landhaus neben der Beſitzung des Kotys, wo er die Sommermonate zubrachte, keineswegs als Freund der Natur, ſondern um hier in ungeſtörter Muße der Schwelgerei zu leben. Mit liebenswürdiger Zudringlichkeit, betrat der ſtolze Römer das Haus des benachbarten Kotys, nicht zweifelnd, daß die Familie ſeinen Beſuch nur als eine ihr erwieſene unverdiente Ehre aufnehmen könne, und darüber hoch erfreut ſein müſſe.

Der kalte Ernſt, mit welchem Sepater und Kotys ihn empfingen, beleidigte den Hochmüthigen, aber der erſte Blick auf die eintretende Sophene beſtimmte ihn, die Aufwallung des Unwillens zu unterdrücken.

Er ſchien die unverkennbare Abneigung, welche Sepater und Kotys ihm zeigten, gar nicht zu bemerken; freundlich und zuvorkommend gegen Beide, behandelte er Sophene mit auszeichnender Aufmerkſamkeit, ohne dabei die Grenze des feinſten Anſtandes zu überſchreiten. Er brachte auserleſene Geſchenke, und wußte ſie mit ſo anſpruchloſer Zartheit zu übergeben, daß man die Annahme kaum verweigern konnte. Er veranſtaltete Feſte, deren Königin Sophene, ohne ſelbſt es zu wollen, ſein mußte. So ward denn das bisherige Still-Leben des Hauſes geſtört, und die Einſamkeit wich dem Taumel unaufhörlich wechſelnder Vergnügungen. Was der Reiz der Neuheit begonnen hatte, das vollendete die Gewohnheit. Sophene fand zuerſt Wohlgefallen an der neuen Lebensweiſe, endlich auch an demjenigen, dem ſie dieſelbe verdankte. Der eitle Römer, deſſen Späherblicken dieſer wichtige Moment nicht entging, ließ nun die Maske fallen, zeigte ſich aber als platoniſcher Liebhaber, der nur als zärtlicher Freund gelten, nur einen Bund der ſich findenden Seelen ſchließen, und nur Liebe fühlen will, ohne Gegenliebe zu verlangen. Dabei ließ er in leiſen Andeutungen merken, wie groß ſeine Macht, und wie furchtbar er als Feind ſein könne.

Kotys ließ ſich durch ſolche verſteckte Drohungen nicht ſchrecken, aber er bemerkte, mit dem tieſten Schmerz, daß die Schmeicheleien des liſtigen Römers auf Sophenen mehr wirkten, als es ſein ſollte, ja, daß er eine bezaubernde Macht über ſie ausübte, und ihr Herz immer mehr ſich gewann.

Durch die Verwendung des Rufinus erlangte Sopater einen beträchtlichen Theil des verlorenen Vermögens wieder. Wie dankbar mußte ihm Sophene dafür ſein! Er hatte dies wohl berechnet. Sopater mußte verreiſen, um ſein wieder erlangtes Vermögen zu übernehmen. Auch dies hatte Rufinus wohl berechnet.

Kotys wagte es nicht, Sophenen verletzter Treue zu beſchuldigen. Er liebte ſie zu ſehr, um einem Zweifel in ihre Reinheit Raum zu geben, und ſein edles Zartgefühl geſtattete ihm nicht, ein bitteres Wort des Mißtrauens auszuſprechen; aber in ſeinem Innern brannte die Glut eines verzehrenden Schmerzes.

Der ſcheidende Vater hatte die Tochter ermahnt, ſtandhaft gegen jede Verlockung, auf der Bahn der Ehre und der Pflicht zu verharren, um das höchſte Glück dieſes

Lebens: Selbſtachtung und Gewiſſensruhe nicht zu verlieren.

Die warnende Stimme des Vaters erweckte in Sophenen den Gedanken, daß ihre Neigung für den Römer größer ſei, als Rechtlichkeit und Pflichtgefühl es erlauben. Aufgeſchreckt dadurch, fing ſie an, über das, was in ihr vorging, nachzudenken; ſie konnte ſich nicht abläugnen, daß ſie dem ſchlauen Verführer geneigt ſei. Von heiligem Schauer ergriffen durch den Gedanken an die Möglichkeit der Entwürdigung ihres edlen Weſens, beſchloß ſie, alle Kräfte aufzubieten, um die aufkeimende Leidenſchaft zu bekämpfen, und rein da zu ſtehen, vor der Welt und vor ſich ſelbſt.

Aus eben dieſem Kampfe aber welcher dem Gatten nicht entging, ſchöpfte dieſer die Ueberzeugung, das Sophenens Liebe für ihn verloren ſei, und nur das Band der Tugend die Treue der Gattin ihm erhalte.

In dieſe wehmuthsvolle Stimmung verſunken, ging er in den Palmenhain, in welchem ſich das Grabmal ſeines Vaters befand. Der tiefgebeugte Leidende ſetzte ſich auf einen Raſenhügel neben dem Heiligthume des Todes, und die dunkeln Schatten des trauerſtillen Haines vernahmen folgende Worte, die ſich der ſchwerathmenden Bruſt des Klagenden entwanden:

„Geiſt meines Vaters! Du ſaheſt es, als Sophene in dieſen heiligen Palmenhain eintrat, und ihre erſte Thräne mein Herz zur Liebe entflammte; — Du warſt Zeuge unſers ehelichen Glückes; zu Dir flieht nun der unglückliche Sohn, ſeine Leiden klagend, ſeinen Schmerz ergießend. Höre mich, Geiſt meines Vaters! Hilf, wenn Du es vermagſt!

„Eine Liebe ohne Gegenliebe iſt ſchrecklicher als der Tod. All mein Streben geht nur dahin, *Sie* glücklich zu machen, und dennoch muß *ich* es ſein, der ihrem Glücke hindernd im Wege ſteht. Ohne *mich* wäre ſie glücklich, ohne *mich* würde ſie nun die Gattin eines Mannes, den ſie liebt, und mich, der ihr *jetzt* verhaßt iſt, würde ſie *dann* als den Gründer ihres neuen Glückes ehren. Ich danke ihrer Liebe einige der glücklichſten Jahre meines Lebens, und ich fühle mich dafür verpflichtet, ihr ein Opfer zu bringen. Wahre Liebe zeigt ihre Stärke dadurch, daß ſie auch ohne Gegenliebe zu lieben, und dem geliebten Gegenſtande, wenn ſein Wohl es erheiſcht, ſelbſt zu *entſagen* vermag.

„Mein *Tod* würde das Band löſen, das ſie an *mich* feſſelt. Zerhene! wie gerne würde ich mein Leben opfern, um Dich frei und glücklich zu machen, wäre der Selbſtmord nicht Feigheit und Verbrechen zugleich! O ihr Mächte des Himmels! Zeigt mir einen Ausweg aus dieſem Labyrinthe, — und ich bin bereit, eurem Willen zu folgen!“

In dieſem Augenblick erfüllte ein mattes, trübes Licht den Palmenhain, und vor dem Klagenden ſtand der *Todesengel*. Er ſprach die herzdurchdringenden Worte: „Wünſcheſt Du aus Edelſinn den Tod, ſo iſt es Dir geſtattet, auch ohne Selbſtmord zu ſterben.“

Von hoch aufflammender Begeiſterung ergriffen, rief Ketys: „Laß mich ſterben!“

Der Todesengel ſprach: „Dein Wunſch ſei erfüllt!“ — Er verſchwand.

Kotys ſank dankend auf ſeine Knie. Er ging in das Haus. Rufinus ſtand vor Sophene. Seine Mienen ſprachen Liebe und Entzücken; Sophene erblaßte, den Blick des Gatten meidend, auf deſſen Wangen ein verklärtes Lächeln mit der Wehmuth der Liebe verſchmolz. Rufinus trennte ſich, zum erſtenmale von einem beſchämenden Gefühle ſeines Unrechts ergriffen.

Am nächſten Tage fühlte ſich Kotys von Fieberglut und Fieberfroſt durchdrungen. Das Uebel ſtieg mit jeder Stunde, trotzte jedem Heilmittel. Sophene erſchrack. Das Bekenntniß ihrer Schuld lag, als ſie den Leidenden erblickte, auf ihren Lippen, aber ſie wagte, ſie vermochte nicht, es auszuſprechen. Der Gedanke an die Möglichkeit des Verluſtes erſchütterte ihr Innerſtes. Obſchon noch rein in der That, erſchien ihr doch ſelbſt die tadelhafte Empfindung für einen Andern ein Verbrechen. Kotys blieb mild und gütig gegen ſie. Er verſicherte ſie ſeiner Liebe, und betete für das Wohl ihrer Zukunft.

Endlich verſank Kotys in wilde Fieber-Phantaſien; er verlor das Bewußtſein, und die Wahrnehmungen der Außenwelt hörten auf. Er wurde immer ruhiger und ſtiller. Die Todesſtunde nahte. Sophene ſank bebend und ächzend zu ſeinen Füßen, das Geſicht mit den Händen bedeckend.

Von einem ſich plötzlich verbreitendem Lichte geblendet, erhob ſie die Augen. Neben dem Haupte des Erkrankten ſtand der Todesengel. Auf die vom bitterſten Schmerz Gefolterte den ſtrafenden und doch wehmüthigen Blick gerichtet, ſprach die himmliſche Trauergeſtalt:

„Entreiße Dich dem fruchtloſen Schmerz! Bald wird Deine Wehklage ſich in einen Freudenjubel verwandeln.“

**Sophene.** Wird mein Gatte geneſen?

**Engel.** Er wird ſterben.

**Sophene.** Und ich ſoll jubeln? Böſer Dämon! Willſt Du mich zermalmen?

**Engel.** Das Ziel Deiner Sehnſucht ſteht nahe. Erreichen wirſt Du das erwünſchte Glück.

**Sophene.** Und Ketys ſtirbt?

**Engel.** Der Ungeliebte ſtirbt aus Liebe zu Dir, ſtirbt freiwillig, bringt Dir ſein Leben zum Opfer, damit Du das ihm verſagte Glück in den Armen des Buhlers findeſt.

Sophene ſtieß einen Schrei des Entſetzens aus, und ſank zu Boden. Sich ſchnell wieder aufraffend, erhob ſie ſich auf ihre Knie und flehte: „Engel des Todes! Laß mich ſterben! Ketys lebe! Mein Vergehen hat alle Qualen des Todes verdient! Ich kann, ich will, ich darf nicht leben, ohne ihn. Mein ganzes Leben, ſei nur dem Beſtreben geweiht, meine Schuld zu ſühnen, und ihn durch Liebe glücklich zu machen. Ohne ihn kein Leben, ohne ihn kein Glück für mich! Ich erkenne, wie ſtrafbar ich bin, wie edel, wie groß er iſt. Welcher Sterblicher würde mich lieben, wie er! Eine Liebe, die das Leben und ihr eigenes Glück der Geliebten opfern, eine Liebe, die der Liebe ſelbſt entſagen kann, ſie iſt das Höchſte, was ein Menſch, was ein Gott zu gewähren vermag! Engel des Todes! Laß ihn leben, oder tödte mich!“

Im Sternenauge des Engels bildete ſich die heilige Flamme des Erbarmens. Er hob die Rechte, berührte das Haupt des Schlummernden mit der Blume des Lilienſtengels und entſchwand im Lichtglanze.

Am nächſten Morgen erhob ſich Ketys vom ehelichen Lager. Kraft ſtählte ſeine Glieder, die Farbe der Geſundheit blühte auf ſeinen Wangen, der Schimmer des Lebens leuchtete aus ſeinen Augen. Sophene ſank ſchweigend an ſein Herz. Mit bebenden Lippen, mit ſtammelnder Zunge, mit ſtrömenden Thränen erzählte ſie die Erſcheinung des Todesengels.

Von den Armen des Gatten umſchlungen, und an ſein Herz gedrückt, flüſterte ſie: „Wer vermag zu lieben, wie Du!“

Das Entzücken ſchloß die Lippen Beider; aber viele Jahre verkündeten das Glück der treueſten Liebe im weiten Lande.

Die Sclavin ſchwieg; Thränen benetzten die Lyra. Bleich und bebend ſaß Livilla, als horchte ſie noch immer der Erzählerin. Dann hüllte ſie das ſchuldbewußte ſchöne Haupt in die Toga, und ſeufzte: „Macht der reinen Liebe! Nur bei dir wohnt das Glück, nur du gibſt uns den Himmel auf Erden!“

## IX.

## Die Brautwerbung.

Sejan hatte indeß den feſten Entſchluß gefaßt, auf dem Pfade des Verbrechens, den er muthig betreten hatte, kühn vorzuſchreiten, und ſich dabei des Ahasver, welchen er im Scherze den Wundermann von Jeruſalem zu nennen pflegte, zur Ausführung ſeiner Pläne zu bedienen.

„Wer immer höher ſtrebt (ſagte er zu ſich ſelbſt), dem bleibt die Ruhe fremd; auch Ahasver lebt ohne Ruh' und Raſt; eben deshalb paſſen wir zuſammen. Der Zwieſpalt unſers Innern befreundet mich mit ihm. Das Leben iſt, wie das Chaos unſers Ovid, eine zwieträchtige Eintracht."

Den höhern Ständen in Rom erſchien Ahasver als ein Aſtrolog aus Chaldäa. Der Pöbel glaubte unter der Geſtalt des Fremdlings einen ägyptiſchen Zauberer zu erblicken.

Sejan ſah es nicht ungern, wenn er mit Ahasver durch die Straßen ging, und die Begegnenden ihnen ſcheu auswichen oder wenigſtens durch Mienen und Geberden ihre Furcht ausdrückten.

Sejan war ein Mann von hohem kräftigen Körper, geſchaffen für die Ausdauer in Beſchwerden; alle Kraft ſeines Geiſtes ſetzte er aber in Schlauheit und Verſtellung, um unter der Miene der anſpruchloſeſten Beſcheidenheit einen grenzenloſen Ehrgeiz zu verbergen. Einſchmeichelnd, ohne ſeine Würde zu vergeben, freigebig, wo es Aufſehen machte, prächtig, wo es zu ſeinem Zwecke diente, in Geſchäften unermüdlich, gelang es ihm, durch dieſe gefährlichen Eigenſchaften den Senat, die Kohorten der Prätorianer und das Volk für ſich zu begeiſtern, in Tiber's unbeſchränktes Vertrauen ſich aber dadurch einzuſchleichen, daß er ihn in ſeinen eigenen Künſten: Liſt und Verſtellung, noch übertraf. So gab Tiber ſich dem Sejan hin, wie Sejan dem Ahasver; ſo führte Sejan den Tiber in das Verderben, Ahasver den Sejan.

---

In einem Gemache des kaiſerlichen Palaſtes fand das folgende Zweigeſpräch Statt:

**Tiberius.** Beklommen iſt Dein Herz, Sejan! verſtört Dein Blick, gefeſſelt Deine Zunge, und es ſcheint, Du möchteſt zugleich etwas ſagen, und auch verſchweigen, und es fällt Dir das Eine ſo ſchwer wie das Andere. Sprich es aus!

**Sejan.** Ich ſchaudere vor dem, was ich Dir verkünden ſoll, und dennoch gebietet mir die Pflicht, daß gerade ich vor allen Andern es Dir verkünde.

**Tiberius.** Sage mir das Schrecklichſte, — mich ſchreckt es nicht; bin ich doch ſelbſt ſo Vielen ſchrecklich. Wer täglich ſieht, und hört, und denkt, was ich ſehe, höre und denke, dem könnte ſelbſt die kühnſte Phantaſie kein neues Schreckbild ſchaffen. — Sprich!

**Sejan.** Und wenn ich Dir eine Todeskunde bringen muß?

**Tiberius.** So manches Todesurtheil ſprach ich ſelbſt; wie ſoll mich eine Todeskunde ſchrecken?

**Sejan.** Druſus — Dein Sohn — er iſt geweſen!

**Tiberius.** Mein Sohn! Er ſtarb vor mir? — — Wer lauert nun auf meinen Tod, auf meinen Thron? — So ſpielt das Schickſal mit den Menſchen! Ihm winkt der Thron, — er ſinkt in's Grab! Ein Thor, wer heute an das Morgen denkt! — Er iſt geweſen; läppiſch alte Formel! Todt — und damit iſt's aus. Geweſen! Albern! Geneſen ſind wir Alle ſchon in jeder kaum verfloſſenen Stunde. Minutenkinder! Eintagsfliegen! Was wir ſind, iſt Augenblick; er ſchwindet hin, und wir mit ihm. Im nächſten Augenblick ſind wir geweſen. — Wie ſtarb er? Wahrheit will ich hören. Gab ihm des heißen Blutes Ungeſtüm, gab ihm Unmäßigkeit den Todesſtreich?

**Sejan.** Des Weines Kraft warf ihn zu Boden; ein böſer Dämon ſtieß das Haupt des Fallenden an eine Säule; es ward zerſchmettert.

**Tiberius.** Genug! Rom beſtatte ihn mit feierlichem Pomp, wie's einem Cäſar ziemt! Ich ſelbſt will ihm die Leichenrede halten. Er ſtarb; mein Wille war es nicht; ſo mögen nun auch Andere ſterben, weil ich es will! So gedenke ich mich mit den feindlichen Göttern auszugleichen.

**Sejan.** Erlaubt mein Herr mir eine Bitte für die Gattin des Todten, die nun die Beute ihres troſtloſen Schmerzes iſt?

**Tiberius.** Bedarf des Cäſar's Gattin der Fürbitte eines Andern?

**Sejan.** Gewähre denn die Bitte für mich ſelbſt!

**Tiberius.** Selbſt ungebeten mag ich Dich erfreuen, der mir als gleichgeſinnt der Nächſte ſteht.

**Sejan.** Mir, der im Abglanz Deiner Gnade wandelt, mir, der im Strahle Deiner Huld aufblüht, mir ward es zur ſüßeſten Gewohnheit, des treuen Herzens kaum geborene Wünſche Dir, o Cäſar, früher als den Göttern zu vertrauen. Nimm denn auch das, um was ich jetzt bitte, gütig auf, und ſei als mein Cäſar auch mein Gott! Du weißt es, nicht der Würden Glanz, nicht Macht, Ruhm und Einfluß ſind's, wornach ich geize. Nie will ich nach einem Ziele ſtreben, das zu hoch über mir ſteht. Dir dienen ſei mein Stolz, mein Glück! Nur das Werkzeug Deines Willens laß mich ſein, nur eine Stütze Deines Thrones! Will aber Deine Huld meine geringen Dienſte belohnen, o dann gewähre mir des Herzens ſtilles Glück, wie Horaz, wie Tibull, die Sänger, es in ihren holden Liedern preiſen! Die Liebe nur kann mich beglücken, nur in der Liebe find' ich meine Welt. Gewähre denn, daß ich Livilla — als meine Gattin heimführe! Sei mein Cäſar, ſei mein Gott!

**Tiberius.** Wie! Lodert die Liebe noch ſchneller auf, als das Leichenfeuer? Soll die Todesfackel Hymens Fackel anzünden? Gefährlich iſt eine Flamme, die den Todten zu Aſche verzehrt, und den Lebenden in Glut und Raſerei verſetzt. — Daß ich Dein Freund bin, und in Dir den Freund erkenne, weiß Rom; vermuthlich weißt Du ſelbſt es auch? Aus Tauſenden, die ſich um meine Gunſt bewerben, hab' ich Dich auserwählt; vor Tauſenden Dich zu erhöhen, iſt mein Wille. Wär' ich ein Bürger Rom's, Plebejer oder Patrizier, und reich wie Kröſus, und Vater eines Mädchens, ſchön wie Venus Anadyomene, und ein Sejan verlangte ſie von mir zum Weib, — beim großen Zeus! der nächſte Tag ſchon ſähe ſie vermählt; doch ich bin Fürſt und Herrſcher. Tauſend Fäden binden mich an den Staat, und aus der Gegenwart muß mein Gedanke in die Zukunft reichen. Soll ich durch augenblickliche Gewährung Deiner Bitte, Rom und mein Haus in Flammen ſetzen? Beim Zeus! Es müßte alſo kommen, denn alle Welt würde in Dir nicht Livilla's Gatten, ſondern des Cäſars Schwiegerſohn erblicken, des Cäſars, dem noch zwei Enkel leben.

Sejan ſchwieg betroffen, denn er fühlte, daß der Argwohn des liſtigen Tiberius ihn durchſchaue; dieſer aber fuhr mit ſcheinbar freundſchaftlicher Unbefangenheit fort:

„Mein guter Sejan! Du liebſt die Stille? Du ſucheſt nur das Glück der Liebe! Du glaubſt es, und ich glaube Dir: und doch erkenne ich klar, daß Du Dich täuſcheſt. Friedlich ruht die Eismaſſe des Stromes im Winterfroſt, doch, wenn des Frühlings Sonnenglut darauf fällt, wer hemmt dann die hinſtürzende Gewalt der, aus dem Winterſchlafe aufgeregten Flut? Bürge doch Keiner für ſich ſelbſt! Der Schuldner kann nicht ſein eigner Bürge ſein! Ein Großes iſt's, was Du verlangſt, und alles Große reift nur langſam. Hefte Deine Blicke immerhin auf ein hohes Ziel! Wer Ungemeines leiſtet, mag auch nach dem Ungemeinen ſtreben! Nichts iſt ſo hoch, daß Deine großen Eigenſchaften nicht darauf Anſpruch machen könnten. Ich ſelbſt denke darauf, Dich durch innige Bande mir zu verbinden. Harre der günſtigen Zeit! Senat und Volk ſollen dieſe meine Geſinnung aus meinem Munde vernehmen!

Sejan erkannte, daß in dem ſchönen Wortgepränge nicht ein wahres Wort liege, und dachte: „Was Du, Schlauer, mir verſagſt, das werde ich zu Deinem Nachtheil ſelbſt erfüllen.“

Nach längerem Schweigen nahm Tiberius ſo unbefangen, als wäre nichts vorgefallen, nichts weiter zu erörtern, das Wort:

„Nimm dieſes Verzeichniß der Angeklagten! Der Eine, — ich hab's zu ſeinem Namen hingeſchrieben, — iſt ſeiner Würde verluſtig, Dieſer ſeines Vermögens, jene Beiden ihres Lebens! Es iſt hier nichts mehr zu unterſuchen; ich weiß genug, und will nichts weiter davon hören; ſelbſt Tag und Stunde der Geburt, die ich erfahren, ſprechen gegen ſie. Der Erſte will, trotzend auf Glück und Reichthum, ſich verwegen bis zu mir erheben; der Andere hat ſich erfrecht, mit vermeſſenem Trotze mich zu tadeln; die beiden Letzten ſinnen Hochverrath. Ich überlaſſe es Dir, auszuführen, was ich befehle, mit Blitzſchnelle, wie es ſich von ſelbſt verſteht. Morgen ſollſt Du mir den Vollzug melden!

Sejan fand es räthlich, ſich ſogleich als den bereitwilligen Diener zu zeigen, dem der Wille des Gebieters mehr als Alles gelte, und dem er gerne ſich ſelbſt, und ſeinen liebſten Wunſch zum Opfer bringe. Der gewandte Höfling, der gewohnt war, in dieſer Rolle ſich zu gefallen, bat nun den Cäſar, ihm einen Plan mittheilen zu dürfen. Nach erhaltener Erlaubniß ſagte er:

„Die Schaaren der prätoriſchen Kohorten, beſtimmt zu der Ehre, Dir, o Cäſar, zur Leibwache zu dienen, liegen einzeln und zerſtreut in Häuſern, wie ſich's eben traf und thunlich war. Soldaten, vereinzelt, werden entweder ausſchweifend, oder den Bürgern, in deren Häuſern ſie wohnen, zu geneigt; in Ein Lager aber zuſammengeſellt, ſind ſie vor der Verführung der Städter und der Parteien geſichert, hangen mehr an einander, und laſſen ſich beſſer in der Kriegszucht halten. Getheilte Kraft iſt ſchwach. So wie die Sonnenſtrahlen nur dann kräftig wirken, wenn ein Brennpunkt ſie vereint, ſo ſei nun auch die ganze Macht der Prätorianer in Einem Lager, wie an einem feſten Platz verſammelt. Nur auf dieſe Weiſe kann die Schaar der auserwählten Streiter in jedem Augenblicke allgewaltig wirken. Ein Wink von Dir, ſo ſtürzen ſie, wie die Adler aus der Wolkenhöhe, auf Dein Rom, wenn es ſich erkühnen möchte Dir zu widerſtreben.

**Tiberius.** Und damit ſie das Unmögliche mir leiſten, ſollſt Du, Sejan, ihr Führer ſein, die Seele dieſes Rieſenkörpers! Bring ſogleich Alles zu Stande! Iſt's geſchehen, — erſt dann erfahr' es der Senat.

**Sejan.** Nichts ſei denn von nun an Senat und Rom, Dein Wille Alles, wie es ſich gebührt!

Bei dieſem Worte hegte der Heuchler den ganz entgegengeſetzten Gedanken: „Cäſar! Du ſelbſt gibſt mir die Waffen in die Hände, und ich ſoll Dir dienen?“

Tiberius ergriff zutraulich Sejan's Hand und ſagte: „Iſt Dein Bild von Erz im Circus aufgeſtellt?“ — Sejan erwiederte: „Es ſteht und ruft den Römern zu: „Der Große zeigt auch im Belohnen ſeine Größe. Macht euch der Gnade eueres Gebieters würdig, ſo wird ſie euch zu Theile werden.“

**Tiberius.** Du biſt der Berg, auf deſſen Gipfel der Tempel meiner Gottheit ſteht. Den Schmeichlern aber magſt Du ſagen: Tiberius, groß im Belohnen, ſei ſchrecklich, wenn er ſtraft. Und beim gewaltigen Zeus! Ich will es ſein. Wer mir zu trotzen wagt, dem ſoll der Tod ſelbſt eine Gnade werden. Er, dem meines Zornes Glut entbrennt, ſoll zu ſeiner Qual nur leben, im Kerker leben, wie in einem Grab, ſoll ſchmachten nach dem Tod, der ihn von ſeiner Qual befreit. Mit Ingrimm denk' ich des Severus noch, der es gewagt, durch Selbſtentleibung meinem Todesſpruch zuvorzukommen. Der Dichter Priscus, der dem Tode eines mir Verhaßten ein Trauerlied nachtönen ließ, — mußte er nicht ſterben? Die Mutter, die es wagte, ihren Sohn, den ich zum Tod verurtheilt hatte, öffentlich zu beweinen, ſie mußte dem beweinten Sohne in's Schattenreich folgen. Du weißt es; möge Keiner es je vergeſſen!

**Sejan.** Du gleichſt dem Feuer, das ſowohl belebt als tödtet. Selbſt Deines Bildes Macht übt einen eigenen Zauber aus. Wer es in der Hand hält — Sclave oder Freier, — fühlt ſich, als ſtänd' ein Schutzgott ihm zur Seite, ſo ſicher, daß der Schüchternſte, ſo lange er es hält, kühn wird, als ſei er unverletzbar, und der Verwegenſte es nicht wagt, etwas gegen ihn zu unternehmen.

**Tiberius.** Verſchafft ſich die Vermeſſenheit auf ſolche Weiſe ein Aſyl? Es iſt nicht recht, doch neu. So mag es hingehen, ſo lange ich es dulde, daß man von meinem Bilde Mißbrauch macht, wie vom Bilde einer Gottheit.

Tiberius verließ das Gemach und den Günſtling, ohne eine weitere Erklärung über jenen Punkt zu geben, um deſſen Erörterung Sejan gekommen war. Dieſer blickte dem Scheidenden mit wuthverzerrten Mienen nach und mit geballter Fauſt. Endlich machte er ſeinem lange verhaltenen Grimme mit folgenden Worten Luft:

„Unſterblich ſind die Götter, — Menſchen nicht; Du aber, Cäſar, lebe — Dir ſelbſt zur Schmach! Sei immerhin die Sonne! Du ſollſt aber, in Wolken verhüllt, Deinem

Rom unſichtbar werden! Ich will Dich mit Allem, was Deine böſen Lüſte reizen und befriedigen ſoll, zu Deinem Verderben umgeben. Dieſe Sirenen ſollen Dir alle Luſt zum Herrſchen rauben; nur in Genüſſen ſollſt Du ſchwelgen, in ihrem Uebermaß vergehen! Capräa, dieſe Circe-Inſel, ſoll Dich in ihren Schooß aufnehmen; dann wird Rom Deinen Namen bald nur ſpottend nennen. Ja! Führe Du den Namen: „Herr im Staat!“ Mein aber ſei Senat, Volk, — und Livilla! Ich will der Römer Herrſcher und Gott ſein.“

## X.

## Die Stimme der Wahrheit.

Tiberius hatte, ſeitdem er das Diadem auf dem Haupte trug, ſeine Mutter Livia, deren Bemühungen er den Thron verdankte, ſo vernachläſſigt, daß er nicht einmal ihr Krankenlager beſuchte, und erſt aus Macro's Munde ihren Tod erfuhr. Er vernahm auch dieſe Nachricht mit ſolcher Gleichgültigkeit, daß er dem Macro ſcherzend erwiederte: „So iſt denn meine liebe Mutter wirklich todt? Sie hätte doch ſo gerne gelebt, ſo gerne mit mir geherrſcht! Wie ſtarb ſie denn? Es iſt wohl ziemlich lange, daß ich ſie nicht ſah.“

Macro ſagte mit mißbilligendem Ernſte: Das eben war die letzte Klage, die dem Munde der Sterbenden entfloh. Groß war der Mutter Sehnſucht nach dem Sohne, den ſie noch einmal zu ſehen wünſchte, noch größer aber war ihr Schmerz, daß der Sohn ſie nicht einmal ſehen wollte.

**Tiberius.** Ich bin Rom's Vater nun; dem muß die Mutter weichen. Was lebt, muß ſterben; das iſt Menſchenloos. Sie wollte doch nicht etwa gar unſterblich ſein? Sie iſt es nun, ſomit ihr letzter Wunſch erfüllt; zur Göttin aber ſoll ſie der Senat nicht machen wollen. Göttin war ſie, als meine Mutter auf dieſer Erde ſchon; ihrer Leichenfeier fehle es aber nicht an aller Pracht und Herrlichkeit. Einen Ehrenbogen laſſe ich ihr errichten. Sie hat ſich überlebt: gut, daß ſie ſtarb! Mein Sohn Druſus wird ſie im Elyſium empfangen, wie ſich's gebührt. Mir fehlt die Zeit zum Trauern. So ſtirbt denn Eines nach dem Andern mir zur Seite! An wen mag nun zunächſt die Reihe kommen?

Macro erwiederte mit ſtarker Betonung: „Vielleicht an den — Sejan!“

**Tiberius.** Du ſprichſt ſehr kühn.

**Macro.** Und auch ſehr wahr.

**Tiberius.** Biſt Du ein Seher?

**Macro.** Mein Auge ſieht ſcharf.

**Tiberius.** Was ſiehſt Du? Darf ich's wiſſen?

**Macro.** Der Cäſar darf, er ſoll ſogar es wiſſen. Wer hoch ſteht, und noch immer höher ſtrebt, der will endlich Keinen über ſich dulden.

**Tiberius.** Und dieſer Schwindler wäre mein Sejan?

**Macro.** Dem Schwindel folgt der Sturz.

**Tiberius.** Wer ſoll ihn ſtürzen?

**Macro.** Er ſelbſt ſich — oder Rom's Cäſar.

**Tiberius.** Du haſt zu viel geſprochen, darum befehle ich Dir, mehr zu ſprechen.

**Macro.** Gehorſam iſt mir Pflicht. Sejan iſt Meiſter in der Kunſt, ſich nach Belieben einen Weg zu bahnen. Die Leibwache der Prätorianer, die er in einen Brennpunkt nun vereinigt, hat keinen andern Zweck, als ihn auf den Thron zu erheben. Hoffnung und Furcht ſind die Triebfedern, die den Senat ihm eigen machen, und durch ſein Geld gewinnt er ſich das Volk. Die Günſtlinge von Deinem Günſtling halten Dich umlagert, und Du hörſt von ihnen nur ſein Lob; das Wort der Wahrheit aber bleibt Dir fern.

**Tiberius.** Das Wort der Wahrheit, deren Maske Du zu Deinem Plane wählſt. Wer einen Andern zu ſtürzen ſucht, der möchte wohl ſich ſelbſt erheben. Hinweg, Verwegener, und lebe von dieſem Augenblicke an — in Furcht vor dem verdienten Tod!

Macro verbeugte ſich in ſtolzer Haltung, und verließ das Gemach mit feſtem Schritte. Tiber ging heftig auf und nieder, dann ſagte er mit bitterm Lächeln:

„Er ſprach — ich glaub' und fürchte es — die Wahrheit; doch nimmer darf er wiſſen, daß ich es glaub' und fürchte! Wahr iſt's, zu viel Vertrauen ſchenk' ich dem Sejan; zur ſchweren Prüfung will ich ihm nun noch mehr Vertrauen ſchenken. Ueberhebt er ſich mit immer kühnerem Hochmuth, ſo fängt er ſich in dieſem Netze. Er fühle ſich nun ſicherer als je; es fällt der Sicherſte am ſicherſten.

Wem darf ich trauen, wenn ſelbſt Sejan Verräther iſt? Wohin ich blicke, ſeh' ich Schlangen nur; wohlan! ich will der Tiger ſein, der ſie zermalmt.“

---

In dieſem Selbſtgeſpräche wurde Tiberius durch den Senator Coccejus Nerva unterbrochen. Der edle Greis, in deſſen ehrwürdiger Geſtalt geiſtvoller Ernſt mit menſchenfreundlichem Wohlwollen ſich vereinigte, ſtand wie eine höhere Erſcheinung am Eingange des Gemaches. Als Tiberius den ſeltenen Gaſt erblickte, deſſen Rechtlichkeit und Edelſinn der Gegenſtand allgemeiner Verehrung waren, entfloh das düſtere Gewölk von ſeiner Stirne, und das Licht aufrichtiger Freude ſtrahlte aus jeder Miene hervor. Er näherte ſich dem geehrten Greiſe mit dargereichter Hand, und ſagte mit Wärme, doch traurig:

„In dieſem Augenblick, da die Menſchen mich zum Unmenſchen machen, erſcheineſt Du mir wie ein Gott. Du Freund des Guten und des Wahren! Du Redlichſter im Römervolk, in dem ein Schatz von Weisheit ruht, — Du, den alle Götter lieben, — ſei, mehr als je, — willkommen mir, in dem Augenblick, da vor der Welt mir graut — und vor mir ſelbſt! Was führt Dich her? Sprich als Freund zu mir, der nur Feinde oder Schmeichler um ſich ſieht! Sprich offen! Sei ohne Furcht! Nie werde ich es wagen, ein Haar an Deinem Haupte zu verletzen.

**Nerva.** Betrachte mich denn als einen Sterbenden, der ſeinen letzten Hauch dazu verwendet, das Wort der *Wahrheit* Dir zu künden! Ein Bild von Gräuelthaten, mit Menſchenblut gemalt, will ich Dir vor die Seele ſtellen. Darf ich es wagen? Willſt Du ſehen und hören?

Tiberius konnte die Aufwallung eines plötzlichen Schreckens nicht bemeiſtern. Er, der Meiſter in der Verſtellungskunſt, konnte jetzt in dem ſchnellen Wechſel von Erröthen und Erbleichen den Aufruhr ſeines Innern nicht verbergen. Als er endlich Faſſung gewonnen, ſagte er mit erzwungener Freundlichkeit: „Dein Zweck iſt gut, und groß des Malers Geiſt.“

Nerva begann mit hohem Ernſt und feſtem Ton: „Erblicke denn, Cäſar Tiberius, die vielen Gruppen des Gemäldes! Hier, dicht an dem Rande des Lebens, ſteht *Cremutius*, der edle Greis. Er, der Freund des Rechtes und der Wahrheit, hat es gewagt, dem frevelnden Sejan, dem Schänder ſeiner ſelbſt und Deines Thrones, in's Geſicht zu ſagen, was er *iſt*, und was er ſein *ſollte*. Der Böſewicht entbrennt in Wuth und lechzt nach Rache; Cremutius ſteht makelrein und ohne Furcht. Durfte Henkersbeil ein Haupt berühren, das alle Römer, alle Gotter ehren? Er hat Geſchichtsbücher geſchrieben. Man forſcht darin, findet, was man finden *will*, — und läßt ſie öffentlich als ein verruchtes Werk verbrennen. In ſo verworfener Zeit will ein Cremutius nicht leben. Er tödtet ſich. Wer darf ihn tadeln? Sejan liebt *Blut*; Tiber liebt den *Sejan*.“

„Sieh nun eine andere Gruppe des Gemäldes! Ein

Leichenzug wallt auf dem Forum. Ein Mann geht zu der offenen Bahre hin, und flüſtert dem Todten leiſe Worte in das Ohr. Ein Schuft aus der Schaar der Angeber, die Tiberius liebt, frägt jenen Mann zutraulich: „Was ſagteſt Du dem Todten?“ Der Mann antwortete laut: „Ich bat ihn, dem Auguſtus in dem Schattenreich zu melden, daß wir Plebejer von ſeinem uns zugedachten Vermächtniſſe noch keinen Obolus geſehen haben.“ — Die Worte werden alſogleich dem Cäſar Tiberius hinterbracht; er läßt den armen Mann in Stücke — zerhauen!“

„Hier eine andere Gruppe! Den edlen Libo klagten Deine Späher des Hochverraths an, und doch war nur ſein Reichthum das Verbrechen des Schuldloſen. In einer Sänfte — ſo hatte Cäſar Tiberius befohlen, — ſollte der Mann, den eine ſchwere Krankheit darniederdrückt, in die Senatsverſammlung getragen werden, um dort ſein Todesurtheil zu vernehmen. Dir den Frevel, ſich die Schmach zu erſparen, ſtieß ſich der — dem Tode Nahe ſelbſt den Dolch in's Herz. Wie Wolf und Geier vereint einen Leichnam zerreiſſen, ſo theilten ſich die Ankläger in ſein Hab' und Gut. Empört über ſolche Schändlichkeit, ließ der Dichter Saturninus ſich von gerechtem Zorn hinreißen, den Frevel in einem Spottgedichte zu rügen. Der Muthige wurde vom tarpejiſchen Fels geſtürzt. Sabinus, weil er die Tyrannei und den Tyrann tadelte, wurde noch an demſelben Tage ermordet, ſein Leichnam über die Verbrechertreppe geſchleift und in den Tiberſtrom geworfen. Seine feigen Freunde zogen ſich zurück: nur ein treues Weſen beſchämte ſie: ein treuer Hund, der heulend ſeinem Herrn folgt und hinter dem Leichnam in den Fluß ſpringt.“

„Rufus ward fälſchlich des Majeſtätsverbrechens angeklagt. Seiner Unſchuld ſich bewußt, tritt er muthig in den Senat, und lieſ't den Staunenden ſeinen letzten Willen, worin er dem Cäſar dasſelbe Erbtheil beſtimmt, welches er ſeinen eigenen Kindern hinterläßt. Da rufen Gedungene: „Seht doch, wie die Todesfurcht ihn zur Großmuth treibt!“ Er aber ſpricht: „Fremd iſt mir die Todesfurcht!“ Mit dieſen Worten ſtößt er ſich den Dolch in die Bruſt. Seine Gattin Priſca, ihm zur Seite ſtehend, ſpricht: „Im Leben war er mein Vorbild, ihm folge ich im Tode!“ — Sie zieht den Dolch aus ſeiner Bruſt, und ſenkt den blutbenetzten in ihr treues Herz!“

„Beſorgt für Deinen Thron, und für Dein Leben, verſuchte Gallus den Sejan zu ſtürzen. Sejan beſchloß nun den Tod des Gegners, und Gallus ward an dem Tage, da er an des Cäſars Tafel ſaß, im Senat verurtheilt und in düſtere Kerkerkluft geſchleppt, wo man ihm ſo wenig Nahrung reichte, daß ſie zu wenig war zum Leben, zu viel zum Sterben. Als dem Gequälten auf ſolche Weiſe Monate verfloſſen waren, ſprach Cäſar Tiberius die ſchrecklich ſchönen Worte: „Ich habe mich mit ihm verſöhnt.“ Das hieß: er ward aus dem Kerker befreit, um durch des Henkers Hand zu ſterben. Hierauf wurde Syriacus nur deshalb gefoltert, weil er der Freund des Gallus war, endlich, obſchon ſeine Unſchuld erwieſen, auf Befehl des Cäſars getödtet, weil er zu ſehr beſchimpft ſei, als daß er länger mit Ehre leben könnte."

„Sterben mußte auch Sextus Marius, der edle Vater mit der ſchönen Tochter, da er den Tod der Entehrung ſeines Kindes vorzog. Dem Dichter Scaurus gab Cäſar Tiberius den Befehl, ſich ſelbſt zu tödten, weil er in einem Verſe ſeiner Tragödie „Atreus" die Grauſamkeit des Herrſchers getadelt hatte."

„Verſtummt iſt des Dichters Mund, allein die Nachwelt wird mit tauſend Zungen gegen Dich zeugen, und ſie, die Du ermorden ließeſt, und ſie, die ſelbſt ſich entleibten, um dem Beile Deiner Henker zu entgehen, ſie werden nach Jahrhunderten noch Deine Ankläger ſein!"

—

Tiberius hatte ſchweigend gehorcht, ohne die geringſte Unterbrechung, denn ſein Innerſtes war zu tief erſchüttert. Er konnte nicht läugnen; er wollte nicht zugeſtehen ſein Unrecht; auch fand er in dieſer Erſchütterung, die er noch nie empfunden hatte, keine Worte zu ſeiner Vertheidigung dem Manne gegenüber, den er hochachten mußte. Nerva ſchwieg. Tiberius, dem die ſchauerliche Stille unerträglich wurde, ſagte endlich, ſeine Heftigkeit in ihrer erſten Aufwallung bezwingend:

„Die Lehre kommt zu ſpät! Kann ich Geſchehenes durch Mißbilligung ungeſchehen machen? Kann ich den Todten neues Leben geben? Heiß glüht mein Blut, und raſch bin ich zur That."

**Nerva.** Ein Tropfen ungerecht vergoſſenen Blutes verurtheilt ſchon Den, der es vergoß; Du aber, o Cäſar, haſt Ströme ſchuldloſen Blutes vergoſſen.

**Tiberius.** Sei nicht mein Richter, ſei mein Freund! In meinen Händen liegt die höchſte Macht. Wenn ich Unrecht that, kann ich vergüten; wenn ich ſchwer ſtrafe, kann ich auch reich belohnen.

**Nerva.** Menſchen tödten konnteſt Du, doch reicht Deine ganze Macht nicht zu, um Leben dem kleinſten Wurme zu geben. Schnell iſt ein blühendes Land verheert, ein mächtiges Reich zerſtört, doch was ein Tag des Schreckens darniederſtürzt, bedarf vieler Segensjahre, um wieder aufgebaut zu werden. Cäſar Tiberius! Du biſt die Fackel, die Roms Leichenfeuer anzündet, und mir bangt, daß dieſer Brand noch in ferner Zukunft um ſich greifen wird, denn Du haſt nicht nur den Leib der Völker, Du haſt auch den Geiſt getödtet, Du haſt den Menſchen nicht nur das Leben geraubt, ſondern auch das, was das Leben erſt zum Leben macht: den Edelſinn, die Rechtlichkeit, Freundſchaft und Liebe, Vertrauen auf ſich ſelbſt und den Glauben an das Göttliche in uns. Wo ſich das Laſter unverhüllt am hellen Tage zeigt, wo das Unrecht ſich mit der Frechheit verbündet, wo die Habſucht mit der Schwelgerei, wo die Liſt mit der Heuchelei Hand in Hand geht, wo das erhabene Gefühl des eigenen Werthes von der Willkür als Hochverräther bezeichnet wird, und das Vaterland ein Traum der Vorwelt geworden iſt: da ſinkt der Menſch tief unter ſich herab, und mit ihm ſinkt, was gut und recht und wahr iſt. Wie giftige Pflanzen weit umher den Todeskeim verbreiten, ſo trägt der Entartete, Entwürdigte ſein Gift in die Jahrhunderte hinüber. Sieh hierin das Bild von Dir und Deiner Zeit!

**Tiberius.** Zugleich aber auch das Bild von einem abgelebten Greiſe, der die Nachtphantome ſeines düſtern Geiſtes dem Lebenslicht aufdringen will. Was jetzt geſchieht, geſchah zu aller Zeit. Die Tugend nimmt ſich gut in Liedern aus; die Wahrheit iſt der Philoſophen Liebling, und viel Herrliches läßt ſich über Beide ſagen, doch auf dem Welttheater ſpielen ſie nur Nebenrollen, und werden ſelbſt da nicht ſelten ausgeziſcht. Gib mir einen Staat von Tugendhelden, ſo ſitze ich als die Tugend ſelbſt auf dem Thron. Du tadelſt als gerechter weiſer Mann; ich ehre Dich; hilf mir nun auch beſſern den böſen Cäſar, und — die böſe Welt!

**Nerva.** Was Du verhindern konnteſt, und doch durch Andere geſchehen ließeſt, es iſt und bleibt Dein Werk und Deine That. So lang Sejan als böſer Dämon Dir zur Seite ſteht, wirſt Du taub bleiben, für Recht und Wahrheit. Ich bin ein dürrer Zweig am Lebensbaum; herab vom Stamme will ich fallen, eh' des Gärtners Todesmeſſer mich wegſchneidet. In einer Zeit, wie dieſe, länger noch zu leben, wäre ein Verbrechen an mir ſelbſt.

**Tiberius.** Verſteh' ich recht? Auf Selbſtmord ſinneſt Du? Verlaſſen willſt Du mich, wo Du mein Freund, mein Genius ſein könnteſt und ſein ſollteſt? Ich kenne Deinen feſten Sinn; was Du einmal beſchloſſen haſt, das führeſt Du aus. Laß ab von dieſem gräßlichen Entſchluſſe jetzt, wo ich Deiner mehr als je bedarf! Dein Tod wäre ein Brandmal meiner Ehre; Dein Schatten würde feindlich mich verfolgen.

**Nerva.** Glücklich preiſe ſich, wer, noch unangetaſtet von dem Peſthauch dieſer Zeit, frei ſterben kann, an Leib und Seele rein! Dieſes ſchöne Loos werde mir zu Theil! Cäſar Tiberius! Gedenke mein, und laß mich Deinen guten Genius ſein!

---

Bei dieſen Worten zog Coccejus Nerva einen Dolch aus der Toga hervor, und durchſtieß ſich, eh' Tiberius es hindern konnte, die Bruſt. Tiberius hielt beide Hände vor die Augen, und ſtand ſtumm und unbeweglich. Endlich trat er zu dem Gefallenen, blickte ſchaudernd auf den Leichnam, zog den Dolch aus der Bruſt und ſagte:

„Er traf das edle Herz. Kein Laut, kein Hauch! In jeder Miene der Ernſt eines echten Römers, und die Ruhe eines Gottes. Er iſt der Reine, ich bin der Verbrecher. Mein Genius willſt Du ſein? Du kannſt es nicht, Du darfſt es nicht! Den Höllengöttern iſt mein Haupt geweiht. Fluch über mich und Rom! Fluch über Dich, Sejan!"

In dieſem Augenblicke trat Sejan in das Gemach, und vernahm noch den über ihn ausgeſprochenen Fluch; er wollte ihn aber nicht gehört haben, als er Nerva's auf dem Boden liegenden, blutbenetzten Leichnam erblickte.

Der Heuchler fragte: „Was ging hier vor? Wie?

Der Frevler hat es gewagt, Cäſars Anblick zu entheiligen? Hinweg den Leichnam!„ — Er wollte rufen; Tiberius aber ſagte mit zürnender Miene: „Der Leichnam bleibe hier! Der letzte Römer ſtarb; er lebe aber fort in meiner Bruſt!“

Tiberius beugte ſich in wehmüthiger Haltung über den Leichnam und fuhr fort: „Edler Greis! Recht war Dein Tod wie Alles, was Du je gethan. Nicht Rom war Deiner werth, nicht ich. Geſchieden biſt Du von uns, der Beſte, rein wie die Sonne, die am Himmel ſtrahlt. Du warſt der Einzige, der Kraft und Muth beſaß, das Recht zu lehren und zu ſchützen; Du warſt die gottbegeiſterte Kaſſandra, die, Wahrheit kündend, keinen Glauben fand. Rom ſoll erkennen, daß der böſe Cäſar den Guten ehren kann, ſelbſt wenn er nicht dem großen Vorbild folgt. An Pracht ſei Deine Leichenfeier reich, nicht weil Du ſie bedarfſt, — weil ich es will. Das Denkmal, das ich Dir erbauen laſſe, ſei für mich ein Denkmal bei der Nachwelt, daß ich den Würdigen zu ehren wußte. Mit Schmerz und Sehnſucht werde ich Dich vermiſſen, vom Todten noch Orakelſprüche verlangen; da wird dann nur Eigennutz und Schmeichelei mit hündiſch gekrümmtem Rücken um mich ſchleichen, und alles Gift, das die unholde Natur mir gab, zur Wuth aufreizen, und Deine Aſche, Du mein Nerva, wird ſtumm in ihrem Grabe ruh'n.“

„Warum verließ ich, Roſeninſel, dich? Warum vertauſchte ich deine Roſen gegen Rom's Dornen? Fort! Nochmal fort aus deinem Laſterpfuhl, du feiles Rom! Capräa, holdes Eiland, du ſollſt mich nun aufnehmen, wie einen

Verbannten, der in dir ſeinen letzten Zufluchtsort finden will! In deinem bergumſchloſſenen Thale ruht, auf weiche Blumenkiſſen hingelagert, die ſorgenloſe Sicherheit und der ſtillheitere Friede. Dort will ich Menſch ſein unter Menſchen. Ein Schattenhain ſei mein Palaſt, ein Blumenkranz mein Diadem! Meinen trüben Erdenhimmel und das Nachtſtück der Vergangenheit vergeſſend, will ich, wie Apollon einſt unter Hirten wohnte und dennoch ein Gott war, von dort aus die Welt beherrſchen!“

„Du, Sejan, bereite die Leichenfeier des Mannes, deſſen Feind Du im Leben warſt und ſein mußteſt, weil er beſſer war als Du, — er ein Gott, Du ein Feind des Göttlichen! So wie die letzte Flamme des Rogus erliſcht, eile ich aus Rom, und geleiten wird mich — Macro.“

Tiberius verließ, indem er das letzte Wort dem Sejan zurief, mit einem durchbohrenden Blicke das Gemach. Sejan blickte ihm mit einer Miſchung von Wuth und Hohn nach, ſtampfte mit dem Fuße und ſagte:

„So ziehe denn hin — um nicht mehr zurückzukehren! Sei Hirtengott in Deinem ſtillen Thale! Der leere Thron wird ſeinen Cäſar finden, der ſelbſt gewählte Aufenthaltsort des Friedens werde Dir aber ein Höllenpfuhl! Zieh' hin, wo Ruhe und Unſchuld weilen! Sie werden ſchnell entfliehen wie Tauben, wenn ſie die Krallen des über ihnen ſchwebenden Geiers ſehen. Zieh' hin! Im bergumſchloſſenen Arkadien erwartet Dich Dein Fall.“

## XI.

## Das Feſt der Kahlköpfe.

In den drei letzten Tagen des Monats April wurde in Rom das Feſt der Göttin Flora gefeiert. Die Thüren der Häuſer waren mit Blumenkränzen geſchmückt; Luſt und Jubel herrſchte überall. Vor dem Hauſe des Senators Marcus Terentius ſtanden große Tiſche, darauf Weingefäße mit Blumen bekränzt. Terentius und Sejan, in Geſellſchaft vieler Senatoren und Ritter, jeder einen Blumenkranz auf dem Haupte, beluſtigten ſich, vom freundlichſten Abendſcheine umfloſſen, mit Trinken und Würfelſpielen. Ringsumher waren nicht weniger als fünftauſend kahlköpfige Sclaven beſchäftigt, theils ihre Herren zu bedienen, theils frohe Lieder zu ſingen, und ausgelaſſene Tänze auszuführen.

Terentius ſprang von ſeinem Sitze auf, und rief laut lachend: „Es fügt ſich doch gar ſeltſam, daß wir eben an dem Tage, da Tiber uns und ſein Rom verlaſſen will, die Flora-Spiele feiern, wo uns die Ausgelaſſenheit zur Pflicht wird, indeß die holde Sittſamkeit entflieht, als wolle ſie mit ihm auswandern, der uns das Vorbild aller Tugend iſt.“

„Sehr wahr!“ erwiederte Sejan, „Tiberius wird nun ein Schäfer, und Capräa ſein Arkadien. Er, ſchon auf Erden ein Gott, ahmt die Götter in allen Dingen nach.

Jetzt will er ſich als Phöbus zeigen; da ſchmückt ihm ſtatt der mangelnden Haare ein Strahlenkranz das kahle Haupt. So führt der neue Sonnengott nun die Schafe Capräa's auf die Weide; wir arme Schäflein bleiben aber in dem verlaſſenen Rom zurück, und tröſten uns, ſo gut wir können.

**Terentius.** Was blutige Zeiten ſind, das wiſſen wir; nun kehrt das goldene Weltalter wieder. Einſt floß, wie die Fabel ſagt, bloß Milch in Strömen; in Rom floß Blut; heut' ſtrömt der Wein."

Terentius ſchlug ein gellendes Gelächter auf und ſagte: „Auf das Wohl der Unſchuld und der Tugend! Tiber, der holde Menſchenfreund, der keuſche Kahlkopf, — er lebe hoch! — Sejan wendete ſich gegen die Diener und rief ihnen zu: „Hervor, ihr natürlichen und ihr geſchorenen Kahlköpfe, fünftauſend an der Zahl! Ihr Repräſentanten der keuſchen Sitte! Trinkt auf die Wiederkehr der goldenen Zeit, und wenn ihr des Cäſars kahlſtes aller Häupter von Ferne erblickt, ſo tanzet und ſpringet, und ſtimmet ein Freudengeheul an, daß alle Hügel wiederhallen, und das Kapitol in ſeiner Grundfeſte erbebt!"

---

Der Abend dunkelte. Terentius rief den Sclaven zu: „Zündet tauſend Fackeln an, um die holde Schädelſtätte zu erleuchten! Tiber ſoll ſehen, wie ſich Groß und Klein, und Jung und Alt noch bei dem letzten Abſchiedsfeſt nach ſeinem Muſter bildet. Es wächſt kein Haar auf ſeinem edlen Haupt; flugs iſt das Haar auf jedem Haupt verbannt. Tiber hat kein Herz; fort, Herz, aus jeder Menſchenbruſt! Vergebens wird ein Preis auf einen Herzensſchlag geſetzt. Tiber haßt jeden freien Geiſt; wer ſo unglücklich iſt, einen zu haben, der erſäufe ihn im Weingeiſt! Tiberius, unſer Vorbild ohne Haar und ohne Herz und ohne Geiſt, — er lebe hoch!

Einige Senatoren und Ritter äußerten das Bedenken, Tiberius möchte den Schwank mit den fünftauſend kahlköpfigen Sclaven doch übel deuten. Sejan ließ ihnen Wein reichen, um ſich Muth und Geiſt zu trinken. Terentius gab dem Taumel der Geſellſchaft eine ernſtere Wendung, durch die Frage, wer denn, wenn Tiberius ſich im Schooße ländlicher Einſamkeit des Lebens erfreue, die Staatsgeſchäfte leiten werde? Es müſſe doch auf jeden Fall Einer an der Spitze ſtehen.

Sejan erwiederte raſch und keck: „Der Eine war, der Eine bleibe ich! Begleiten mag ihn Macro immerhin; ſind ſie Beide nach Capräa abgereist, ſo herrſcht Sejan in Rom.“

Terentius ſagte warnend: „Sei nicht ſo vorlaut! Beobachte Klugheit und Mäßigung! Ein kleines Wort hat oft das größte Werk zerſtört, ein kleines Wort hat oft den größten Mann geſtürzt. Weg mit dem Becher! Schweig' und werde kalt!“

**Sejan.** Ich bin der Mann wie ihn die Zeit bedarf. Wie ich ſpreche, ſo denkt das Volk und der Senat. Ein Wort von mir, und Roma hallt es nach. Indeß Tiber mit einem Blumenkranz das kahle Haupt ſich ſchmückt, wird meine Hand das Diadem ergreifen, und beim Zeus! Rom ſoll nur des Cäſars Leiche wiederſehen.“

Kaum hatte Sejan die letzten Worte geſprochen, als Tiberius, von Macro begleitet, ſich dem Gelage der Zechenden näherte. Der ſchlaue Sejan, in dieſem Augenblicke ein anderer Menſch, eilte dem Kommenden entgegen und rief: „Heil dem Cäſar, ihm, den Götter und Menſchen lieben!“ — Alle anweſenden Senatoren und Ritter, und als Echo auch die fünftauſend kahlköpfigen Sclaven, wiederholten den Zuruf. Tiberius dankte ihnen und fragte, ob dieſes Feſt der Blumengöttin gelte. — Sejan nahm ſogleich das Wort, und ſagte:

„Nicht einer Göttin! Es gilt einem Gott, der aus dem Füllhorn ſeiner Gnade das glückliche Rom mit allen Lebensblumen erfreut. Durch ihn erſcheint das Römerreich als Garten der Flora, und jeder Tag als ein Feſt der Blumengöttin. Heil dem beglückenden Cäſar!“

Tiberius bemerkte, das ſchöne Feſt mache dem Herzen Ehre wie dem Kopf. Sejan reichte ihm einen Becher; er trank mit den Worten: „Heil Jedem, deſſen Wunſch dem meinen gleicht!“ — Er entfernte ſich mit Macro ſogleich. Fackeltragende Senatoren und Ritter begleiteten ſie ſo lange, bis Tiberius die fernere Begleitung ſich verbat. Zum Hauſe des Terentius zurückgekehrt, rief Sejan: „Nun weg mit den Bechern! Vertilgt die elenden Gefäße, aus denen wir auf ſein Wohl getrunken haben! Weg mit den Blumen! Werft ſie auf die Erde, und tretet ſie mit Füßen, weil ſie ſich zu einem ſolchen Feſte mißbrauchen ließen! Löſcht aus die Fackeln! Nacht geleite ihn in das Reich der ewigen Nacht! Geht heim, Kahlköpfe! Geht und ſchlaft! Wenn ihr wieder erwacht, erblickt ihr eine neue Welt!“

Die Kahlköpfe vollzogen den Befehl. Die Trinkgefäße wurden zerſchlagen, die Blumen zertreten. Sejan und Terentius gingen mit den Zechgenoſſen in das Haus, wo ſie, Pläne brütend, die Nacht durchſchwelgten.

## XII.

## Die Vorzeichen.

Als Tiberius mit Macro an das Ende der langen Straße kam, wendete er ſich, und heftete ſeine Blicke auf die entfernt ſtehende Fackelſchaar. Nach einer Pauſe murmelte er leiſe:

„Viel Blumenkränze und viel Wein! Viel Fackelſchein und viel Jubelruf!“

Macro ſagte, ſchwerbetonend: „Und wie viel Kahlköpfe! Ein ſonderbares Zuſammentreffen!“

Nun brach Tibers zurückgehaltener Grimm in die Worte aus: „Ich ſah es, doch ich ſchien es nicht zu ſehen. Was ich aber ſah, das weiß ich auch zu deuten: die freche That, die das Feſt der Blumengöttin ſchlau benützte, um mich mit Schmähungen zu überhäufen.“

„Sie ſollen nicht wiſſen, daß ich es weiß, was ſie damit gemeint, gewollt. Schied ich nicht freundlich von ihnen? Hab' ich ihnen einen Groll gezeigt? — Ich bin Tiber! Wer herrſchen will, muß ſich beherrſchen. Die aber, die ſich ſo ſchlecht beherrſchen, ſie ſollen es fühlen, daß ich herrſche! Auch von Capräa führt ein Weg nach Rom, und meine Todesboten ſollen Flügel haben. Darf mich das freche Feſt erzürnen? Nur die Schlangen fehlten noch! Ich will Dir, Schlange Sejan, Schlangen ſenden, an deren Gift Du vergehen ſollſt. Die hölliſchen Fackelflammen ſollen in Todesnacht erlöſchen, und die Kahlköpfe ſollen bleiche Schädel werden! Sejan hat aufgehört zu ſein, — iſt nichts! Du, Macro, ſei Sejan! Geleite mich! Wir reiſen nach Capräa, ſobald der Tag beginnt!"

Die nächſte Morgenröthe fand den Cäſar mit ſeinem neuen Günſtling auf dem Wege nach Capräa.

---

Der gefallene Günſtling ſtand zur ſelben Zeit mit der geliebten Livilla in einer offenen Halle. Sie ſchaute ihm kummervoll in die Augen. Er war verſtört, jede Miene der Spiegel eines Schreckbildes. Livilla bat ihn zu ſprechen. Nach langem Schweigen ſagte er endlich, wie aus einem böſen Traum erwachend: „Es ſcheint, als wolle mich ein Nachtgeiſt necken. Ich bin wirklich ſo thöricht, vor dem tollen Spuk zu ſchaudern. Er ſchreckt mich heute, — morgen iſt's vorbei.

**Livilla.** Vertraue mir! Laß mich wiſſen, was Dich kränkt! Meine Liebe will Deinen Schmerz mit Dir theilen, wie ſie Luſt und Glück mit Dir getheilt hat. Oeffne mir Dein Herz!

**Sejan.** Vernimm denn ein Geſchichtchen vom böſen Spiel des Zufalls! Eh' heute noch Aurorens Roſenfinger den Flor vom nachtumhüllten Himmel zogen, ſtieg ich die Höhe des Aventin hinan, um nach dem Geſang und Flug der Vögel zu ſpähen, die mir die Zukunft verkünden ſollten. Weh mir! Es zeigte ſich nicht ein einziger glückdeutender Vogel; nur ein ſchwarzes Heer von Raben zog wie eine Wetterwolke wild krächzend über meinem Haupte dahin. Die böſe Schaar flog fort, und ruhte nicht, bis ſie das Haus jenes unterirdiſchen Kerkers erreicht hatte, in deſſen Klüften den Menſchen das Licht der Sonne und des Lebens erliſcht. Hoch auf den Giebel des Gebäudes ſetzten ſich, wie triumphirend, die gefiederten Eumeniden.

**Livilla.** Ein böſes Omen für Denjenigen, dem es gilt! Dir aber gilt es nicht. Laß mich Deinen Zeichendeuter ſein! Die böſen Vögel zeigten Dir nur die Menge Deiner Feinde, die, Dein Verderben ſinnend, ſelbſt dem Unglück entgegen eilen. Sie werden in die Tiefe ſtürzen, Du aber wirſt den Gipfel des Glückes erreichen.

**Sejan.** Die Liebe malt gern himmelblau und roſenfarb, und zittert doch vor ihrem eigenen Schatten. Sie vereinigt in ſich Muth und Verzagtheit; ſie träumt und baut Luftſchlöſſer für eine Ewigkeit, und iſt doch nur ein Kind des Augenblicks, auf deſſen Schwingen ihre Leiden und Freuden ſchnell wie der Blitz entfliehen; Dein Herz ſchlägt banger als das meine; Dein Buſen ſtürmt mehr als der meine; Dein Auge ſieht ſchwärzer als das meine, und doch willſt Du mich beruhigend tröſten, weil Du mich liebſt. Mag mich des Schickſals Macht zermalmen, mag des Verbrechens Schreckgeſtalt mir drohend folgen, — ich ſpotte der Macht des Schickſals, ich trotze allen Schreckgeſtalten, weil ich in Dir die Göttin der Liebe vor mir erblicke. Ich wage für Dich, was ein Menſch nur wagen kann; ich dulde für Dich, was ein Menſch erdulden kann. Klein oder groß, — mit Dir nur will ich es ſein; Du machſt den Kleinen groß, den Großen glücklich. Für Dich will ich das Herrlichſte erringen, um alles Herrliche mit Dir zu theilen. Du lebenswarmes, liebeholdes Weſen! Ein Augenblick der Glut in Deinen Armen läßt mich den Froſt der ganzen Welt vergeſſen; ein Augenblick der Luſt an Deinem Mund iſt ſüßer, als der Nektartrank der Götter. Verzeih' die Schwäche dem, der ſtark ſein ſoll, für Dich und für ſich ſelbſt! Ich bin beſchämt. Laß uns nun wegſcherzen jeden böſen Wahn und höre, was mich weiter noch bethörte! Ich ging vom Aventin auf das Kapitol. Als ich den Göttern mein Opfer dargebracht hatte, ſchritt ich, verſunken in Gedanken, dahin, und wußte nicht, wohin der Weg mich führte. Die willenloſen Diener folgten mir. Plötzlich ſtehe ich an jener ſteilen, ſchauderhaften Treppe, über welche man die zum Tode verurtheilten Verbrecher ſchleppt, um ihre Leichname in den Tiberſtrom zu ſtürzen. Ein Schrei des Entſetzens entfährt meiner Bruſt. Die Diener eilen zu Hülfe; wie ſie aber mir nahe kommen, gleiten zwei von ihnen am Rande der Treppe aus, und ſtürzen, von Stufe zu Stufe kollernd, in die Tiefe hinab. Gellendes Hohngelächter ſcholl mir in das Ohr. Sieh da! Nicht ferne von mir ſteht Ahasver, wie ein Geſpenſt der Nacht, neben ihm der Archimim Atilius, in Kleid und Haltung — war es nun Zufall oder Abſicht — dem Druſus, Deinem Gatten, gleich.

**Livilla.** Entſetzlich! — Und doch — leicht erzeugt der Schrecken ein Phantom. Aus dieſem dunklen Abgrunde taucht uns aber eine Wahrheit auf: Diejenigen, die Dich feindlich umgeben, werden fallen, Du aber wirſt feſt ſtehen. Sie ſanken in die Tiefe; Dir blieb die Höhe.

**Sejan.** Wer könnte Dir den Glauben verſagen? Die Göttin Suada ruht auf den Purpurkiſſen Deiner Lippen; an Kunſt beſchämſt Du jeden Redner, an Scharfſinn alle Zeichendeuter. Nun höre aber noch den letzten Schelmenſtreich des Schickſals, und erſchöpfe Deinen Witz, um auch hier etwas herauszuklügeln, das einen freundlichen Schein gewinnt!

---

Sejan hatte kaum die letzten Worte, Livillens Antwort erwartend, geſprochen, als ſie in der Vorhalle ein heftiges Gepolter vernahmen, dem Geſchrei und Wehklage folgte. Ein Sclave trat ein. Befragt, ob ein Unglück geſchehen ſei, erwiederte er: „Da heute der erſte Tag des Monats beginnt, ſo verſammelten ſich in der Vorhalle noch mehr Leute als gewöhnlich, um Dir, Gebieter, Glück zu wünſchen, und Huldigung darzubringen.

Livilla blickte lächelnd nach Sejan und ſagte: „Sind Glückwünſche und Huldigungen böſe Zeichen?“ — Der Sclave fuhr fort: „Des langen Wartens müde, ſetzten ſich der Vielen Viele auf die mit Kiſſen belegten Bänke an der Säulenreihe. Die Menſchenlaſt drückte bald zu ſchwer auf das Bretergerüſt; es zerbrach; die Gäſte fielen und ſtürzten; verletzt ward mancher Kopf, verwundet manches Bein, und ſie, die zum Glückwünſchen hergekommen waren, verwünſchten Dich, o Herr!“

Sejan erſchrack, und befahl dem Sclaven, die Beſchädigten ſorgfältig zu pflegen, und ihnen zu ſagen, daß er ſogleich ſelbſt erſcheinen werde. Als der Sclave das Gemach verlaſſen hatte, ſagte Livilla: „Auch dieſer böſe Zufall wird zum Guten dienen, indem er Dir Gelegenheit verſchafft, Vielen Deiner Anhänger Liebe und Sorgfalt zu erzeigen, Manchen auch reichlich zu beſchenken.“

Ein anderer Sclave eilte ſchreckenbleich in das Gemach. Sejan rief ihm zürnend entgegen: „Ein neuer Rabe zu den vorigen? Sprich Deinen Schrecken aus, Du Jammerbild!“ Der Sclave ſagte: „Unglaublich und doch wahr, — denn Viele haben es geſehen, ſo wie ich. Aus Deiner ehernen Bildſäule, die in dem Atrium prangt, ſtieg plötzlich ein dunkler Qualm empor, wie aus dem Krater des Veſuv. Ich hob den aufgeſetzten Kopf behutſam vom Gebilde herab, um in den innern hohlen Raum hineinzuſchauen. Aber wie erſchrack ich! Aus der Oeffnung ſprang eine große Schlange; den Leib geringelt, und die Augen funkelnd, flog ſie ziſchend dahin, und war verſchwunden, ehe wir es vermocht hatten, uns zu faſſen."

„Auch hier, ſagte Livilla, heiter wie vorher, ſehe ich nur eine freudige Erſcheinung; das Böſe, die Schlange entflieht, und verſchwindet aus Deiner Nähe; das Gute bleibt."

Sejan befahl dem Sclaven, der Statue ſogleich einen andern Kopf aufzuſetzen, und dies, ſobald es geſchehen ſei, ihm zu melden, denn er ſei geſonnen, dem Schickſal, das ihn necken wolle, zu trotzen, und ſich ſelbſt vor ſeinem eigenen Bildniß ein Opfer zu bringen.

Livilla erblaßte über dieſe Vermeſſenheit; der Sclave ſagte aber, ohne das Frevelhafte dieſes Hochmuthes zu ahnen: „Wir ſelbſt, o Herr, ſind Deinem Befehle zuvorgekommen; kaum aber ſaß der neue Kopf auf dem Gebilde, da erblickten wir am Nacken einen Strang!

**Sejan.** Fluch Deiner Zunge! Derſelbe Strang erdroßle Dich, wenn Du es wagſt, dieſes Wort noch einmal auszuſprechen!

**Livilla.** Zürne dem Schuldloſen nicht! Nur ihn, der die Schlange in Dein Bildniß verbarg, und deſſen Nacken mit dem Todesſeil umwand, ihn treffe die volle Macht Deines Zornes! Ihn tödte Schlangengift und Todesſeil! Sieh nun, lieber Sejan! Alle dieſe Zeichen bedeuten nichts Böſes, aber ſie wollen Dich warnen, daß Du nicht trauen ſollſt böſen Menſchen, und jenen Feinden, die ſich als Freunde zeigen, jenen Falſchen, die Dir nur ſo lange dienen, als Du ihren Eigennutz befriedigen kannſt. In ſolcher Weiſe rufen alle jene Zeichen Dir zu: „Sei klug und traue Keinem! Baue nur auf Dich, und ſchreite Deinem Ziele kühn entgegen! Wer Hohes will, muß nach dem Höchſten ſtreben. Hoch glänzt die blaue Himmelsluft; hoch lenkt Apoll die Flammenroſſe, hoch Luna ihren Silberwagen; hoch ſchimmern alle die Sternbilder ſchöner Frauen und unſterblicher Heroen; Aurora glüht nur am Himmel. Dem Muthigen ſind alle Götter hold. Der Geiſt führt zur Größe, die Liebe zum Glück.“

**Sejan.** Von ſolchen Genien begleitet, darf und muß ich Alles wagen. Es wird gelingen, denn die Götter haben Dir den Wunſch, mir aber die Kraft dazu in die Seele gelegt.

Sejan umſchlang und küßte Livillen, und ſprach, ſie in ſeinen Armen haltend: „Entzündet von den Flammen dieſer Lippen, auf denen Eros glüht und Suada lächelt, eile ich nun in den Senat. Tod dem Tiber! — Mir den Thron der Welt!“

Mit dieſen Worten verließ er die Geliebte, die dem Scheidenden mit der ſtummen Beredſamkeit ihres bezaubernden Lächelns nachblickte.

# XIII.

## Des Günſtlings Sturz.

Tiber befand ſich bereits auf der Inſel Capräa, wo er von aller Welt geſchieden und abgeſchloſſen leben wollte. Schiffe bewachten die Küſte, um jede Landung zu hindern; der Zutritt zu ihm ſelbſt wurde durch einige Kohorten der Prätorianer unmöglich gemacht, und Tiber blieb für die aus Rom kommenden Senatoren unſichtbar.

Macro allein beſaß jetzt das Vertrauen des Cäſars, deſſen erbittertes Herz gegen alle Menſchen ſchonungsloſes Mißtrauen, gegen Sejan aber den feindſeligſten Haß hegte, denn er hatte den ehemaligen Günſtling nun ganz durchſchaut, war in ſeine Pläne eingedrungen, und beſchäftigte ſich einzig mit dem Gedanken, ihn, den er eben ſo fürchtete, als haßte, aus dem Wege zu ſchaffen. Schlau, wie Tiber ſtets war, bediente er ſich zu dieſem Zwecke ſolcher Mittel, die zuerſt dahin wirken mußten, die allgemeine Meinung über Sejan wankend zu machen, die bisher ihm zu Theil gewordene Gunſt in ein zweifelhaftes Licht zu ſtellen, und den heimlich ſchon Verurtheilten ſelbſt in Ungewißheit über ſeine gegenwärtige und nächſt zukünftige Lage zu ſetzen.

In dieſer Abſicht ſendete Tiber viele einander widerſprechende Schreiben theils an Sejan, theils an den Senat. In dieſen ſchilderte er ſich bald krank, entkräftet, lebensmüde, dem Tode nahe, bald geſund, rüſtig, voll Muth und Kraft. Ein Schreiben enthielt die Wehklage, er beſorge, ſein Rom nie wieder zu ſehen; in dem andern betheuerte er, nächſtens zurückzukommen. Bald überhäufte er den Sejan mit Lobſprüchen, bald mit Vorwürfen; bald erhob er deſſen Anhänger zu Ehrenſtellen, bald wurden ſie ihrer Aemter entſetzt, verurtheilt, ihres Lebens und Vermögens beraubt.

Dieſes zweideutige Benehmen Tiber's that ſowohl auf den Senat, als auf das Volk große Wirkung, und verurſachte eine Spaltung in zwei Parteien, deren eine in Sejan ſchon jetzt den gefallenen Günſtling erblickte, während die andere nicht zweifelte, Sejan werde aus dem Kampfe als Sieger hervorgehen, und bald Rom's Oberhaupt ſein.

Dieſes Schrecken, dieſer unaufhörliche Wechſel, konnte auf Sejan nur einen nachtheiligen Einfluß haben. Stolz und ſiegestrunken an einem Tage, zeigte er ſich am nächſtfolgenden befangen und muthlos, je nachdem die ſich drängenden Erſcheinungen ſeine Hoffnungen entflammten, oder düſtere Beſorgniſſe in ihm erweckten.

Nun erfolgte aber ein Schlag, welcher den Sejan und ſeine Anhänger mit gleicher Stärke traf. Tiber ließ nämlich den dritten Sohn ſeines verſtorbenen Bruders, des von den Römern ſo ſehr geliebten Germanicus, den zwanzigjährigen Jüngling Cajus Caligula, nach Capräa berufen, ernannte ihn zum Pontifex Maximus, und ertheilte dem Macro den Befehl, im Falle eines Aufſtandes in Rom dem Senate zu erklären, Tiber ſei geneigt, dieſen ſeinen Neffen zu ſeinem Thronfolger zu beſtimmen. Macro fand aber für gut, dieſen Befehl, ohne den angedeuteten Fall der

Noth abzuwarten, ſogleich in Vollzug zu ſetzen, und dieſes eigenmächtige Verfahren dem Cäſar zu verſchweigen, denn Macro beſaß die Kunſt, weit hinaus zu berechnen, wo die meiſten Menſchen bei dem gegenwärtigen Tage oder Augenblick ſtehen bleiben.

Viele Anhänger Sejan's entfernten ſich nun von ihm, ohne es öffentlich zu zeigen; andere wollten ihn nicht mehr kennen, wichen ihm auf der Straße aus, wie einem von der Seuche Befallenen. Auf ihn aber, den durch Livilla's ſchmeichelnde Bethörung Geblendeten, und durch Ahasver's böſe Aufregungen Geſtachelten, that jener Gewaltſtreich gerade die entgegengeſetzte Wirkung. Er hielt ſich unverwundbar wie ein Gott, und ſeines Sieges gewiß, wie ſeiner Kraft. Sich allein wollte er das Höchſte verdanken. Tiber müſſe — ſo meinte er — fallen; fallen müſſe Caligula. Ueber ihren Leichen wolle er ſich das Diadem auf die Stirne ſetzen.

Mit Tagesanbruch verſammelte ſich der Senat im Tempel des Apollo auf dem palatiniſchen Berge. Die Ungewißheit des Gegenſtandes, über den man ſich berathen wolle, verurſachte eine gedrückte Stimmung und vielfache Vermuthungen. Gewiß ſchien nur das Einzige, daß es ſich um eine Sache von dringender Art und größter Wichtigkeit handle. Die eintretenden Senatoren bildeten mehrere Gruppen, und es entſpannen ſich folgende leiſe Geſpräche.

**Ein Senator.** Was denkeſt Du von der Sache?

**Zweiter.** Nichts. Ich denke nicht gerne umſonſt.

**Erſter.** Das ſcheint mir das Vernünftigſte bei der Sache.

**Dritter.** Ich denke mir wenigſtens nichts Gutes dabei.

**Erſter.** Das ſcheint mir die Hauptſache bei der Sache.

**Vierter.** Mir iſt zu Muthe, als ſäßen wir im großen Circus, um einen Kampf von Löwen und Tigern zu ſehen.

**Erſter.** Mir ſcheint bei der Sache nur das Einzige gewiß, daß es ſich um eine Sache von größter Wichtigkeit handelt.

**Dritter.** Sache — und nichts als Sache! Ich denke, daß wir von der Sache entweder gar nicht oder lieber ganz offen und deutlich ſprechen ſollen.

**Vierter.** Beim Jupiter! Der Mann traf den Nagel auf den Kopf. Nichts über die Deutlichkeit! Da weiß der Menſch doch, woran er iſt. Ich ſage alſo ganz deutlich, daß ich Sejan's Fall erwarte.

**Zweiter.** Nicht übel! Bedenkt man auf der einen Seite Sejan's Uebermuth, auf der andern Tiber's heftige Gemüthsart, auf der dritten die Schnelligkeit ſo vieler, auf einander folgender Veränderungen, ſo — —

**Fünfter.** Und auf der andern Seite ſo manche geheime Kunde, die nicht Jeder weiß, ſo — —

**Vierter.** So thäten wir am beſten, geradezu als Sejan's Gegner aufzutreten. Wer ſtimmt mir bei?

**Mehrere.** Wir ſtimmen bei.

**Einer.** Ich aber will es bei der herrſchenden Ungewißheit weder mit dem Günſtling Sejan, noch mit dem beherrſchten Herrſcher Tiberius verderben, ſondern vorſichtig zuwarten, bis die Sache einen Wendepunkt erreicht, was nicht mehr lange währen kann.

**Einige.** Ja, ein Wendepunkt! Nichts über einen Wendepunkt! Da bekommt die Sache plötzlich ein anderes Geſicht, und es iſt ja eine bekannte Sache, daß jede Sache zwei Seiten hat, ihre Licht- und Schattenſeite, wie der Menſch ſelbſt und die ganze Natur.

**Einer.** Ich erkläre mich, allen Wendepunkten zum Trotz, unabwendbar für Sejan und ſein Glück.

**Mehrere.** Auch wir.

**Ein Anderer.** Aus dieſem Chaos geht nur ſo viel hervor, daß Tiber in dieſer Verſammlung keine treuen Anhänger hat.

**Ein Anderer.** Noch mehr aber, daß Tiber ſich ſelbſt genügt.

Dieſes Geſpräch wurde unterbrochen durch den Eintritt der beiden Conſuln, Junius Silanus und Memius Regulus. Jener war Sejan's eifriger Anhänger, dieſer ſein heftigſter Gegner.

Bald nach ihnen trat Sejan ein. Er wußte in Mienen und Geberden, nach der ihm eigenen Weiſe, Stolz und Liebenswürdigkeit zu verſchmelzen. Aus ſeinen Augen leuchtete der Geiſt auffallender Heiterkeit und um ſeine Lippen, ſchwebte das ſelbſtgefällige Lächeln behaglicher Ruhe. Viele Senatoren ließen ſich dadurch täuſchen, und wetteiferten im Ausdrucke ſchmeichelnder Verehrung. Sejan nahm ſeinen Platz ein. Bewaffnete Prätorianer umgaben ihn wie einen Cäſar als Leibwache.

Plötzlich trat Macro, von Capräa ſo eben ankommend, in die Verſammlung. Sejan, die unerwartete Erſcheinung anſtarrend, rief ihm zu: „So eilig ſendet Tiber Dich an mich? Was iſt der Zweck Deiner Sendung? Reiche mir das Schreiben des Cäſars!“

Macro erwiederte, ironiſch lächelnd: „Niemand gibt, was er nicht hat.“ Und ſo habe ich Dir nichts zu übergeben. Was könnte ich Dir auch bringen? Biſt Du doch erhaben über jede Auszeichnung, über jede Belohnung, welche Cäſar Dir verleihen könnte. Mein Befehl aber lautet, dem Senate kund zu thun, daß es unſerm göttlichen Cäſar beliebe, den Sohn ſeines geliebten Bruders Germanicus, den edlen Cajus Caligula, der nun ſein zwanzigſtes Lebensjahr erreicht, zum Pontifex Maximus zu ernennen, und dieſen ſeinen Enkel zugleich zu ſeinem Thronfolger zu beſtimmen.— Dem Conſul Memius Regulus flüſterte Macro leiſe in's Ohr: „Die letztere Erklärung ſollte eigentlich nur für den Fall eines Aufſtandes in Rom gelten; ich fand aber für gut, dieſen Befehl, ohne den angedeuteten Fall der Noth abzuwarten, ſogleich in Vollzug zu ſetzen. Dem Cäſar bleibe jedoch dieſes eigenmächtige Verfahren vor der Hand noch tiefes Geheimniß!“

Sejan ſagte, ſtarr vor ſich hinblickend, zu ſeinem Nachbar: „So müſſen denn zwei Opfer fallen, ein Cäſar und ein Pontifex Maximus! Ich, meines Sieges gewiß, verdanke dann das Höchſte mir allein, und über ihren Leichen ſetze ich mir das Diadem auf das Haupt.“

Macro wendete ſich jetzt zugleich an beide Conſuln mit den Worten: „Wollet in mir den Befehlshaber der prätorianiſchen Leibwache erkennen!“

Sejan ſprang auf und ſchrie ihm entgegen: „Der bin ich!“

„Geweſen!“ ſagte Macro ſpottend; „geweſen, kraft dieſes kaiſerlichen Schreibens.“

Und noch heftiger rief Sejan: „Und werde es zu bleiben wiſſen, — Euch allen zum Trotz!“

Macro befahl nun den bewaffneten Prätorianern, welche Sejan's Sitz umgaben, die Curie ſogleich zu verlaſſen, und ſich in ihr Lager zu begeben. Sejan erhob ſich mit zornfunkelnden Augen, um zu ſprechen. Macro gebot Stillſchweigen, ließ die Curie ſtatt der abziehenden Prätorianer mit einer Schaar von der Stadtwache beſetzen, übergab dem Conſul Memius Regulus ein kaiſerliches Schreiben und verließ den Senat.

Memius Regulus öffnete das Schreiben und las: „Cäſar Tiberius entbietet dem Senate ſeinen Gruß. Die Götter lieben mich; ſie ſchenken mir Geſundheit und Kraft. Feiert ihnen Dankfeſte!“

Sejan ſagte, während Regulus die Senatoren fixirte, leiſe zu einigen neben ihm ſitzenden Anhängern: „Und noch mehr Feſte, wenn die Seele des Vergötterten zum Olymp aufſchwebt.“

Regulus las weiter:

„Das Recht, die Obrigkeiten zu *wählen* und Geſetze zu geben, übertrage ich von den Volksverſammlungen an den Senat.“

„Seht (rief Regulus den Verſammelten zu), ſeht, wie des Cäſars Gnade unſern Wirkungskreis erweitert, unſere Macht erhöht, unſer Anſehen hebt!“

Sejan fiel dem Sprecher in's Wort und ſagte: „Ihr Glücklichen! Ihr dürft nun wählen, dürft Geſetze geben, und wenn es dem Cäſar *beliebt*, eure Wahlen zu *beſtätigen*, und die von euch gegebenen Geſetze zu *ſanctioniren*, ſo gelten ſie. Ihr Glücklichen könnt nun dem Volke auf den Köpfen tanzen, dem Volke, das über euch ſpottet und lacht.“

Da ſagte ein Senator, vor Entzücken ſich vergeſſend, ganz laut: „Er behält den Muth; ſo bleibt ihm Alles.“— Und der Nächſte erwiederte ebenſo: „Dem Muthigen gehört die Welt, und jeder Muthige mit ihr.“ — Da zürnte Regulus: „Vorlaute, unberufene Redner, — ſchweigt! Dem Conſul, der die Senatsverſammlung leitet, ihm allein gebührt das Wort. Hört beſcheiden und ſchweigend, was des Cäſars Machthoheit ſpricht!“ — Und er las weiter aus Tiber's Schreiben: „Tadel und ſtrenge Rüge verdienen manche Eigenmächtigkeiten, welche Sejans Vermeſſenheit während meiner Abweſenheit ſich zu Schulden kommen ließ; ſolche Anmaßungen verwegenen Hochmuths ſollen der Strafe nicht entgehen!"

Sejan unterbrach den Conſul abermals mit den Worten: „Dieſe Blitze ſchleudere ich auf das Haupt des falſchen Jupiters zurück. Mag Cäſar herrſchen über einen nichtigen Senat und über ein feiles Volk! Sejan weiß dem Tyrann zu trotzen, wie dem Tod. Die Sonne zeigt ihre volle Kraft, wenn ſie ein Wolkenheer vernichtet. Tiber ruft mich zum Kampf; wohlan! er finde mich bereit."

Regulus ſprach mit Würde: „Deine Wange, die jetzt des Ingrimms Purpur röthet, — ſie wird erbleichen; der Mund, der jetzt die Majeſtät zu läſtern wagt, wird verſtummen!"

Nun vermochte Sejan nicht länger die in ſeinem Innern tobende Wuth zu bezähmen, und er ſchrie mit Stentorſtimme:

„Nicht länger duld' ich, zahm wie ein Opferthier, dieſe Schmach. Ihr Beſſeren und Edleren, folget mir! Für ehrlos erkläre ich dieſe ſclaviſche Senatsverſammlung, für nichtig, was immer ſie beſchließen mag. Hinaus mit mir in's Freie! Das Forum ſei unſer Kampfplatz! Hinaus!"

„Nicht Einer wage es (donnerte Regulus vom erhabenen Elfenbeinſtuhl), die Verſammlung zu verlaſſen! Verwehrt iſt der Austritt. Die Fackel des Aufruhrs willſt Du ſchwingen, Hochverräther Sejan! Es ſoll Dir nicht gelingen. Bewaffnete! Umringet ihn! Den Schuldbelaſteten führt in gefänglichen Gewahrſam!"

Bei dieſen Worten ſank Sejan, todesbleich auf einen

Sitz, bewegungslos wie eine vom Blitzſtrahl getödtete Leiche. Zuerſt herrſchte, als hätte ein gleicher Schlag alle Anweſenden getroffen, das tiefſte Schweigen; erſt nach und nach belebte ſich die Verſammlung wieder. Einige flüſterten einander ihr Erſtaunen zu; Andere beklagten den Gefallenen und theilten ſich ihre Beſorgniſſe über die ihnen ſelbſt drohende Gefahr mit. Ein kleiner Theil der Anhänger Sejan's beſchloß mit ihm und für ihn das Aeußerſte zu wagen. Dagegen verließen Mehre, die neben ihm ſaßen, ihre Plätze mit Abſcheu. Viele brachen ſogar in Verwünſchungen über ihn und in lautes Frohlocken über ſeinen Fall aus.

Mitten im Getümmel der wildeſten Aufregung erſchien Sejan einer Bildſäule gleich. Der Conſul Regulus befahl ihm aufzuſtehen; in dumpfe Betäubung verſunken, vernahm Sejan den Ruf nicht. Regulus wiederholte den Befehl; Sejan hörte nicht.

Regulus gebot mit lauter Stimme und vorgeſtrecktem Arme zum dritten Male: „Sejan, tritt vor!“

Nun erhob ſich der Angerufene, wie aus einem ſchweren Traume erwachend. Die Prätoren und Volkstribunen ſtellten ſich um ihn, damit er nicht, hinausſtürmend, die Fackel des Aufruhrs ſchwinge. Tauſend Vorwürfe und Schmähungen erſchollen. Der Anführer der Stadtwache trat ein. Regulus ließ den Unglücklichen in das Gefängniß führen. Nur wenige Senatoren hatten den Muth, ihm zu folgen. Zu den Uebrigen ſprach Regulus:

„Nur der beſſere und — Dank den Göttern! zugleich der größte Theil jener Senatoren, die den Cäſar ehren und

Freunde ſind der Ruhe und der Ordnung im Staate, iſt geblieben. Entſcheidung heiſcht dieſer große Augenblick. Es gilt nun: „Cäſar Tiberius — oder Sejan!" Nur Einer von Beiden kann in Rom beſtehen. Des Cäſars Gefahr, des Staates Wohl — ſie fordern Sejan's Untergang. Ich ſpreche denn über ihn das Todesurtheil als Hochverräther und Verbrecher an der Majeſtät. Stimmet ab!"

Die Senatoren erhoben ſich, traten zuſammen. Nach einer Beſprechung von wenigen Minuten erſcholl der einſtimmige Ruf: „Des Hochverrathes und des Majeſtätsverbrechens Strafe iſt der Tod."

Regulus nahm das Wort: „Rechtskräftig und ohne Verletzung der vorgeſchriebenen Form laute denn der Senatsbeſchluß: „Sejan ſterbe noch heute durch die Hand des Henkers!" — Geſchloſſen iſt der Senat. Verweilt nicht länger hier!"

Regulus verließ die Curie; die Uebrigen folgten ſchweigend.

## XIV.

## Der Weg zum Tode.

Die größte der Regionen, in welche die Stadt Rom eingetheilt war, wurde das römiſche Forum genannt. Die außerordentliche Länge und Breite dieſes Platzes erſtreckte ſich längs dem palatiniſchen Berge hin, bis an den Tiberfluß und an den kapitoliſchen Berg. Ringsumher ſtanden gedeckte Säulengänge, zu denen ſtufenweiſe Erhöhungen hinanführten. Im innern Raum derſelben befanden ſich die Buden von Geldwechslern, Kaufleuten und Künſtlern. Paläſte, Tempel, Statuen und Springbrunnen, der große Obelisk, deſſen Schatten die Stunden anzeigte, die vergoldete Säule des großen Meilenzeigers, in welchen die Entfernungen der vorzüglichſten Städte von Rom eingegraben waren, die mit Schiffsſchnäbeln geſchmückte Rednerbühne und das Gerichtstribunal des Prätors erhöhten die Macht dieſes großartigen Stadttheiles. Hier waren auch Bänke angebracht, auf welche das Volk ſich ſetzte, um den gerichtlichen Verhandlungen und den öffentlichen Reden zuzuhören.

In der Mitte des ungeheuren Platzes ſtand eine Gruppe von Feigen- und Olivenbäumen, zwiſchen welchen ſich Weinreben hindurch ſchlangen. Im Schatten dieſes Haines luſtwandelte das Volk. Drei große Hauptſtraßen führten zu dieſem Forum auf dem nun eine unzählige Volksmaſſe verſammelt war, ſich drängend, wogend, lärmend, ringend und kämpfend in den Säulenhallen, auf den zu denſelben hinaufführenden Stufen, und an den Eingängen in die Marktbuden. Viele balgten ſich auf und zwiſchen den Bänken um die Rednerbühne, während Andere auf den Bäumen ſaßen, und mancher Unruhige unter allgemeinem lauten Gelächter von den gebrochenen Aeſten wehklagend, oder fluchend herabfiel.

Jetzt zog eine Schaar der Stadtwache langſamen Schrittes einher, in ihrer Mitte Sejan, Feſſeln und Ketten an Händen und Füßen. Der Pöbel ſtürzte mit

Wuth gegen ihn, drängte ſich zwiſchen die Wache, überhäufte den Gefangenen mit Hohn und Spott über dieſe Erfüllung ſeiner hochmüthigen Plane, und mit bittern Schmähungen über das Unglück, welches durch ihn ſo Viele getroffen hatte. Man hörte in dem Geſchrei die Worte: „Seht den Gewaltigen, den Cäſar des Cäſars, den zweiten Jupiter! Gebt ihm doch goldene Feſſeln! Stellt ihn auf einen Triumphwagen, damit er der Erfüllung ſeiner hohen Plane in Siegesherrlichkeit entgegenziehen kann!“ Einige wagten ſogar Mißhandlungen; ſie riſſen ihm die Toga weg, mit welcher er das Geſicht bedeckte, und ſchlugen mit den Fäuſten nach ihm. Senatoren eilten herbei: es gelang ihnen nur mit vieler Mühe, den Unglücklichen zu ſchützen und die Raſenden zu beruhigen.

So bewegte ſich der Zug endlich langſam weiter, und kam zu dem Kapitol, in deſſen unterm Theile ſich das Gefängniß befand, in welches Sejan hineingeführt wurde.

Dieſem unterirdiſchen Gewölbe gegenüber, erhob ſich ein ſteiler Fels, zu welchem, von der Kerkerthür aus, die ſogenannte Seufzerbrücke führte, die mit Stufen verſehen war, über welche die Körper der Hingerichteten mit eiſernen Haken auf den Fels gezogen wurden.

Als der Zug vorüber war, verlor ſich die Menge bis auf einige hundert Gaffer, die vom geheimen Schauder durchdrungen, ihre ſcheuen Blicke auf zwei Geſtalten hefteten.

Dieſe beiden Geſtalten waren Ahasver und der Archimim Atilus, deren nächtliche Zuſammenkunft auf dem tarpejiſchen Fels Statt gefunden hatte. Die Glut wilder Schadenfreude funkelte in den Augen Beider.

„Dieſes Bild menſchlicher Verworfenheit (ſagte Ahasver mit dumpfem Gemurmel), labt mir die Seele. Sieh, wie Nichtswürdige den Böſewicht mißhandeln! Wer von den Verworfenen allen iſt hier der ſträflichſte? Ein Wettkampf aller Laſter tobt vor uns, und wem der Preis gebührt, — ich weiß es nicht. Fluchwürdige verfluchen den Gefallenen; der Unverſchämten Hohn trifft den Ehrloſen, und Todeswürdige mißhandeln den dem Tode Geweihten. Der Laſterhafte geht dem Henkersbeil entgegen durch einen Pfuhl von Laſterhaften, die heut' verſpotten, was ſie geſtern ſelbſt verbrachen. Es iſt nicht Einer unter ihnen, der an Sejan's Stelle nicht dieſelben oder noch ärgere Verbrechen begangen hätte, und dennoch erfrechen ſie ſich nun, über ihn, deſſen ſchuldiges Haupt der eiſerne Arm des ſtrafenden Schickſals ergriffen hat, zu urtheilen und zu richten. Sie ergetzen ſich am Schauſpiel der Schmach und des Todes, und nicht Einer legt die Hand an ſein eigenes Herz. Nicht Einer von ihnen denkt bei dem gräßlichen Anblick an den plötzlichen Schickſalswechſel, der Jeden treffen kann, den Niedrigſten wie den Höchſten. Recht ſo! Sie verdienen es nicht beſſer. Haß und Verachtung verfolge ſie, durch ein Jahrhundert von Gräueln! O Nichtigkeit des Lebens und ſeines Glückes! Den Mann, vor dem noch geſtern die Schmeichelei im Staube kroch, dem geſtern noch der Eigennutz ſchamloſe Huldigungen brachte, — heute ſchleppt ihn die mißhandelnde Wuth in die lichtloſe Kerkerluft! Er, um deſſen Haupt ſie noch geſtern Kränze wanden, ſchreitet heute mit raſſelnden Ketten belaſtet einher! Ihn, in dem ſie noch geſtern einen künftigen Herrſcher erblickten, ſchleudern ſie heute zu den gemeinſten Sclaven in einen Kerker! Ihn, deſſen Blicke ſie noch geſtern entzücken oder zermalmen konnten, ſchlagen ſie heute mit geballter Hand in's Angeſicht! Ihn, dem ſie noch geſtern Opfer brachten, wie einem Gott, ihn fuhren ſie heute zum ſchmählichen Tod! Fluch und Heil über euch, ihr Menſchen! Fluch, weil ihr an Laſtern und Verbrechen wetteifert; Heil, weil ihr wechſelſeitig einander Richter und Henker ſeid!"

Die ſtaunenden Gaffer waren dem Sprechenden, deſſen Stimme immer lauter ſcholl, je gräßlicher der Grimm ſeines Innern wurde, allmälig näher gekommen; die letzten Worte des Fluches erfüllten ſie aber mit ſolchem Schrecken, daß ſie vor dem furchtbaren Zauberer, wie vor einem Geiſte, die Flucht ergriffen. Ahasver aber rief ihnen nach:

„Was treibt euch fort? Warum entflieht ihr? Bleibt! Vollendet, was ihr nun begonnen habt! In Gold und Marmor prangen hier die Bilder Sejan's. Könnt ihr ſie dulden? ſehen? Nieder mit ihnen! Macht ſie der Erde gleich!"

Der Pöbel, durch dieſe Worte entflammt, rannte mit wildem Geſchrei umher. Sejan's Bildniſſe wurden niedergeriſſen und zertrümmert. Die zügelloſe Menge, mit jedem Augenblicke ſich mehrend, legte Feuer an, und plünderte. Ahasver, von dem gräßlichen Anblick entzückt, rief in wilder Begeiſterung: „Sieh, wie das lodert, praſſelt, flammt!

Rom ſelbſt zündet ihm das Leichenfeuer an." — Atilius erwiederte hohnlachend: „Ich eile nun, mein ſchönes Amt als Todtenſpötter anzutreten. Was er gethan, und was er war, das ſoll Rom nun noch einmal durch mich erblicken!"

Er eilte fort.

## XV.

## Die beiden Henker.

Sejan, kaum eingetreten in die ſchauerliche Kerkerkluft, ſank erſchöpft neben dem Richtblock zu Boden. Als das geſchwundene Bewußtſein zurückkehrte, erhob er ſich ſitzend, den Leib auf den rechten Arm geſtützt, und ſprach mit dumpfer Stimme vor ſich hin:

„Kluft des Entſetzens! Todeskluft! Blutſpuren ringsumher, Beil und Seile! Hier ſoll ich enden? Hier das Ziel vom ſtolzen Gaukelſpiele meines Lebens? Früh oder ſpät, — die Rachegöttin kommt an der Hand des furchtbaren Schickſals, und kein Gott entreißt ihr das erkorene Opfer. „Bis hieher und nicht weiter!" So ſprach am Rubikon zum Julius Cäſar das Geſpenſt. „Bis hieher und nicht weiter!" ruft auch mir mein böſer Genius in dieſer Kluft, die ich als Leiche nur verlaſſe. Wie viele Todesſtunden muß ich leiden, um den Todesſtreich zu erwarten? Ihr Götter! habt Erbarmen! Fällt der Donnerkeil vom Himmel, ſo ſtürzt des Berges Haupt in den Abgrund; ein Augenblick, und was war, iſt nichts! So laßt mich enden!“ — Ein Mann von rieſiger Geſtalt trat aus dem dunkeln Hintergrund, ſtellte ſich ſchweigend vor Sejan und maß ihn mit den Augen. „Wer biſt Du?“ rief Sejan ihm zu. Der Mann erwiederte ruhig, aber mit kräftiger Stimme: „Ich bin des Schickſals rechte Hand, der Rachegöttin Opferprieſter, des Strafgeſetzes blutiger Vollzieher, Rom's Henker.“

**Sejan.** Weh mir! Der Tod von Henkershand mir, deſſen Blick noch geſtern Tod und Leben gab? O Götter! laßt mich tauſendfach ſterben, erſinnt neue Martern, neue Qualen, wie noch kein Sterblicher ſie je empfand, vereinigt alle Strafen, die je Einer der Schatten im Höllenreiche litt, — ich will ſie ohne Klage, ich will ſie dankbar leiden, — nur nicht den Tod von Henkershand!

**Henker.** Steh auf!

**Sejan.** Ich bin Sejan, und —

**Henker.** Eben deshalb hier und mir verfallen.

**Sejan.** Gemeiner Würger, der ſein Leben karg vom Tode friſtet und vom Blut des Pöbels, verabſcheut und gehaßt! Verlangſt Du Ehre, Reichthum, Macht und Glanz, — ſo rette mich, und Alles werde Dir zu Theil in Hüll' und Fülle!

**Henker.** Leg' auf den Block Dein Haupt! Zur Antwort dies.

**Sejan.** O jetzt ein Dolch! Er wäre Balſam dem Herzen, in das ich ihn verſenkte!

Ahasver trat in den Kerker hinein. Sejan ſagte, ihn erblickend: „Der Schreckliche in dieſer Schreckensſtunde?" — Der Henker ſpöttelte: „Wer von uns Beiden iſt nun der Henker?" — Ahasver erwiederte: „Nicht du, nicht ich, denn der Verbrecher iſt, im Leben wie im Tod, ſein eigener Henker. — Sejan! gedenkeſt Du noch jener Worte, als ich Dir, den vom Glanze des Goldes Verblendeten, zurief, Du werdeſt einſt die Leiche des Apicius um ihren Todesſchlaf beneiden? Gekommen iſt die Zeit: Du ſtehſt am Ziel, zu dem der Hochmuth Dich geführt hat. Glaube mir! Des Menſchen Schickſal hält mit dem Gang der Welt ſtets gleichen Schritt wie Licht und Schatten, und gleiche Frevelthat bringt gleiche Strafe zu jeder Zeit. Keines Mitleids biſt Du würdig, doch Ahasver, der ſeinen Fluch in ſich trägt durch Jahrhunderte, ſteht, die Guten haſſend, gern den Böſen nach ſeiner Weiſe bei. Du ſollteſt durch die Hand des Henkers fallen, und eben deshalb reich' ich Dir den Dolch. Nimm und ſei Dein eigener Henkersknecht!"

Ahasver reichte dem Sejan einen Dolch, der Henker bemächtigte ſich aber der Waffe, ehe Sejan ſie faſſen konnte, mit den Worten: „Verfallen iſt Sejan dem Geſez und mir. Je höher der Verbrecher ſtand, um deſte tiefer zieht das Verbrechen ihn herab, und der Henker des gemeinen Pöbels macht ſich handgemein mit dem Entwürdigten."

**Ahasver.** Und wagſt Du es, das Beil nach ſeinem Haupt zu ſchwingen?

**Henker.** Ich vollziehe am Pflichtvergeſſenen, was Geſetz und Pflicht mir gebieten.

**Ahasver.** So wag' es denn! Verſuche nun zuerſt an mir die Stärke Deines Beils und lerne Deine Ohnmacht kennen!

**Sejan.** O rette mich!

**Henker.** Zurück, verwegener Fremdling!

**Ahasver.** Zurück Du ſelbſt!

**Henker.** So brauch' ich denn Gewalt. Erfahre die Schärfe meines Beils!

Der Henker ſchwang gegen Ahasver's Haupt das Beil; es entfiel ſeiner Hand. Staunend und beſtürzt rief Jener: „Wer biſt Du? Schrecklicher! Mein Arm erlahmt vor Deinem Todesblick."

In dieſem Augenblick ward an das Thor gepocht; ein Liktor trat ein.

**Liktor.** Er lebt noch?

**Henker.** Nicht durch meine Schuld!

**Liktor.** Junius Silanus, der Conſul, ſendet mich, Dich Deines Amtes zu entheben. Sejan, ſo lautet mein Auftrag, ſoll nicht durch die Hand des Henkers ſterben; das ſchuldige Haupt ſoll durch das Beil des Liktors fallen.

Sejan ſtreckte den rechten Arm empor und ſagte: „O Conſul! Du, deſſen Freundſchaft wie ein Sonnenſtrahl in meine Todesnacht herabfällt, als ein Gott erſcheinſt Du mir! Fahre hin dieſes Leben nun! Scheidend aber ruf' ich: Fluch über Rom, Fluch Dir, Tiber! Auch Deine Tage endigen Mord und Gewaltthat! Nun, Liktor, Du mein guter Genius, ſchwinge das Beil zum Todesſtreich!

Sejan legte ſein Haupt auf den Block; der Liktor ſchwang das Beil, zur Erde fiel das Haupt. Der Liktor rief dem Henker zu: „Der Leichnam des Verbrechers iſt nun Dein; übe aus Dein grauenvolles Amt!“ — Mit dieſen Worten verließ der Liktor den Kerker; Ahasver aber fragte den Henker, worin ſein grauenvolles Amt nun beſtehe.

Dieſer erwiederte trotzig: „Das ſollſt Du in dieſem Augenblicke ſehen. Er iſt nicht ehrlos durch des Henkers Hand gefallen, doch Schmach und Schande trifft den Leichnam nun. Siehſt Du, dem Kerker gegenüber, jenen blutbefleckten Fels? Er iſt das Leichenbett und das offene Grab erwürgter und enthaupteter Verbrecher. Dahin werden nun auch meine Knechte den kopfloſen Körper Sejan's mit den Eiſenhaken über die Seufzerbrücke ſchleppen. Dann ſtrömt der wilde Pöbel herbei, um die Leiche den Henkersknechten zu entreißen und zu zerreißen. Herbei, ihr Schergen!“ — „Haltet ein! (rief Ahasver) nur einen Augenblick!“

Er ſtellte ſich vor den Leichnam, betrachtete ihn lange und ſprach: „Verlaſſen haben Deine Götter Dich, weil Du ein Gott der Erde ſein wollteſt; die Wuth der Menſchen lechzt nach Deinem Blut, weil Du ſelbſt Blutſtröme vergoſſen haſt. Ein Wink Tiber's, dem Du das Leben rauben wollteſt, gab Dir den Tod. Dein Hochmuth ſtrebte zu des Thrones Höhe empor — und Du liegſt nun vor mir auf niederer Erde. Die Tauſende, die Du verblendet und beherrſcht haſt, ſie harren jetzt Deines Leichnams, um ihn in Stücke zu zerreißen.“

Ahasver bückte ſich, hob Sejan's Kopf von der Erde auf, hielt ihn mit der Rechten vor ſich und fuhr fort: „Welcher ſtarre Trotz in dieſen Mienen! Selbſt das geſchloſſene Auge ſcheint noch drohen zu wollen, und Hohn verzerrt die blauen Lippen. Wozu der Grimm? Wozu der Hohn? Du biſt ein Nichts und aus iſt Deine Rolle. Was iſt nun die bittere Frucht von allen Deinen Freveln? Ein Ahasver hält Dir die Leichenrede und bald zieht der Todtenſpötter vor Dir einher. Wie? mit dem geſtockten Blut befleckſt Du mich? Es brennt mir auf der Hand wie Gift und Feuer. Mit Todtenſchädeln trieb ich oft ein Spiel; muthwillig hab' ich ſie hingeſchleudert, wie das Schickſal die Menſchen als Spielbälle ſchleudert; Du aber, ſchauderhaftes Unding, Kopf eines Menſchen ohne Menſchenleib, noch triefend vom zerngluhenden Blut, voll von Lebensgeiſtern und doch ohne Leben, empörend furchtbarer Widerſpruch, Du erfüllſt mich mit Schauder! Mir graut. Fahr hin!"

Er ſchleuderte den Kopf weit von ſich, mit den Worten: „Ich war einſt Dein Gefährte und ein Unmenſch wie Du. Wann ſehen wir uns wieder? Du biſt ein Nichts im Fabelreiche Deiner Schattenwelt; mein harrt eine Ewigkeit voll Schrecken. Weh mir!"

Er ſtürzte, mit wilder Haſt die Kerkerthür aufreißend, hinaus.

Wir finden ihn wieder, auf einer umgeworfenen goldenen Bildſäule Sejan's ſitzend. Volksgruppen ſtanden umher, die ihn ſcheu und furchtſam aus der Entfernung betrachteten. Ahasver heftete die Augen auf den Boden, in die düſtere Reihe ſeiner Gedanken verloren:

„Noch vor wenigen Augenblicken hielt ich das bleiche, blutige Haupt des Unglücklichen in dieſer Hand; jetzt ſitze ich auf einem goldenen Bildniſſe des damals Ueberglücklichen. Er ſtrebte nach des Thrones Höhe und ſank in die Tiefe des Kerkers. Das Reich der Römer wollte er beherrſchen, und nun birgt ihn eine düſtere Todeskluft. Er baute ſeinen Plan auf Geld und Liſt; die Liſt kehrte ihres Dolches Spitze gegen ihn ſelbſt, und das Geld ward ihm Höllenglut. Er glaubte recht zu thun, und was er that, war unrecht. Was iſt nun hienieden Recht oder Unrecht? Ein Wahngebild, das Jeder anders deutet, nachdem er höher oder tiefer ſteht, und je nachdem das Licht von dieſer oder jener Seite auf ihn oder auf ſeinen Gegenſtand fällt. Jeder glaubt im vollen Rechte zu ſein, und kaum Einer unter Tauſenden erkennt ſein Unrecht, wenn nicht Noth oder Zwang ihn dazu drängt. Stolz und Eigennutz treiben ihr Spiel. Als Opferprieſter ſtellt ſich Jeder hin, und opfert alles Andere ſeiner Selbſtſucht. Die Luſt zum Böſen iſt das Schlangenauge, das Jeden wie bezaubernd an ſich zieht. Und mich? Was iſt's, das mich nach Rom, das mich zum Unmenſchen Tiber, das mich zum Schwelger Apicius, das mich zum frevelnden Sejan hinzog? Die Luſt am Böſen iſt's! Mich reizt der wilde Strom der Laſterthaten, auf den ſturmbewegten Wogen hinzuraſen. Ein Schlachtgetümmel iſt die Welt und ſo wie Sejan, wird auch dieſes Rom untergehen, welches die Menſchengröße nach der Größe glänzender Verbrechen mißt. Und ſo muß ich erkennen den Fluch der böſen That, muß zugeſtehen allwaltende Vergeltung, muß zittern vor einer Zukunft, dieſer Rächerin der Gegenwart, — und kann dennoch der Luſt am Böſen nicht widerſtehen, wie Eva der Schlange ſich hingab. — Horch! wälzt nicht die zügelloſe Volksmenge ſich wie ein tobendes Meer heran? Braust nicht ein wildes Chaos zahlloſer Stimmen, ein Chor von Eulengekrächze und Wolfsgeheul einher, als hätte die Hölle ſich geöffnet? Hieher! hier harret euer Ahasver. Sejan! auf deinem goldenen Bilde ruhend, erwart' ich deine Leiche hier."

Während Ahasver in düſterm Schweigen vor ſich hinſtarrte, begann unter den Umſtehenden folgendes, kaum halblaute Geſpräch:

**Einer.** Seht nur! Düſter und ſchrecklich wie ein Nachtgeſpenſt ſitzt er, Verderben brütend, auf dem Bilde Sejan's. Die Augen ſprühen Funken, röther als ſein Haar. Vergebens ſucht er ruhig zu erſcheinen; die innere Gährung läßt ſich nicht verbergen. Die wildverzerrten Züge des todesbleichen Angeſichtes verkünden den Kampf ſeiner Seelenleiden.

**Ein Anderer.** So lange der Unhold hier in Rom verweilt, kann weder Ruhe, noch Glück für uns gedeihen.

**Ein Dritter.** Wie kam er her? Was will er hier? Was ſucht er?

**Erſter.** Woher er kam? Was er hier will? Das können euch die Höllengötter ſagen. Wer er iſt? Das liegt wohl außer Zweifel. Ein böſer Zauberer vom Aegypter-

Land, der das Licht der Sonne verfinſtern, den Mond aus dem Sternenkreis herabziehen, Lebendige mit ſeinem Blick tödten und Todte aus dem Grab erwecken kann. Rom's Untergang zu fördern weilt er hier.

**Zweiter.** So arg iſt's eben nicht. Er iſt, das weiß ich beſſer, ein Aſtrolog, der mit den Sternen im Verkehr ſteht, die Zukunft ſieht, des Menſchen Schickſal kündet, Todesart und Todesſtunde auf's Beſtimmteſte vorherſagt.

**Dritter.** Ihr ſeht ihn ſchwärzer, als er iſt. Ein Hebräer iſt er; ein Verbrechen hat ſein Gehirn in wildem Wahnſinn verbrannt. Das trieb ihn aus Jeruſalem. Nun irrt er ohne Heimat, ohne Ruh', ſucht überall nur Böſes auf, und haßt die Menſchen wie ſich ſelbſt. Glaubt mir, er iſt der Unglücklichſte aller Menſchen, und ein Fluch ruht auf dem armen Ruheloſen. Ich wäre lieber todt als Ahasver.

**Vierter.** Glaubt mir! Ein böſer Geiſt hat ſich ſeinen Leib zur Wohnung erkoren; der treibt ihn wie einen Feuerball umher. Er iſt des böſen Geiſtes Opfer, und deshalb opfert er dem Böſen.

**Fünfter.** Er ſelbſt, ſag' ich, iſt ein böſer Geiſt, den uns der Orcus an's Licht geſendet hat, ein Incubus, der ſich mit ſeiner Laſt auf die Schlafenden legt, ihnen den Athem hemmt, ſie mit Schreckensträumen foltert und zur Verzweiflung bringt, das Herz zerdrückt und den Hinſterbenden das heiße Blut mit grimmiger Luſtgier aus den Adern ſaugt.

**Sechſter.** Seht nur ſeine leichenblaſſe Miene! Die wilde Glut des borſtigen Haares, die unheimlichen Flammen der furchtbar düſtern Augen, die ganze, in den dunkeln Mantel gehüllte Grabgeſtalt, — wer kann da noch zweifeln, daß er der Tod ſelbſt iſt, der Sohn des Orcus und der Nacht, der grauſame, unerbittliche, erbarmungsloſe Menſchenwürger, der, wen er einmal ergriffen hat, nie mehr freigibt, gewaltſam ſeine Opfer ſchlachtet, und ſie in den Abgrund der Vernichtung zieht. Er thront und herrſcht in Rom, und gönnt Keinem weder Ruh' noch Raſt.

**Erſter.** Seht, da kommt der Todtenſpötter Atilius!

## XVI.

## Das Leichen-Bacchanal.

Der Archimim Atilius zog jetzt die ganze Aufmerkſamkeit der um Ahasver verſammelten Volksgruppe auf ſich. Atilius erſchien gekleidet wie Sejan, deſſen körperliche Haltung, eine erkünſtelte Verſchmelzung von Stolz und Beſcheidenheit, er täuſchend nachzuahmen wußte. Die Täuſchung zu vollenden, trug er eine Kopfmaske, welche unverkennbar Sejan's Geſichtszüge und den ihm eigenen Ausdruck der mit erborgtem Lächeln übertünchten Herrſchſucht zeigte. Vor und neben ihm gingen Sclaven, belaſtet mit Geldkiſten, Weingefäßen und koſtbaren Bechern. Andere trugen auf Purpurkiſſen Gift-Phiolen und Dolche; dieſen folgte eine Schaar von Satyrn mit Ziegenfüßen, geſpitzten Ohren und kleinen Hörnern; ſie ſangen freche Lieder, und tanzten mit ausgelaſſenen Mänaden. Den Schluß machten drei Eumeniden von furchtbarer Geſtalt. Schlangenhaar umgab das gräßlich verzerrte Geſicht; Blut triefte über den wildfliegenden ſchwarzen Mantel. In den Händen hielten ſie Fackeln und Schlangengeißeln. Dabei ſangen ſie folgende Verſe aus einem Chor der Eumeniden des Aeſchylus:

Ertöne, ſchauerliches Todtenlied!
Dring' aufwärts zu dem Nachtgewölk!
Dring' in der Erde tiefſten Grund
Bis zu der Hölle Pforten!

Wer reines Herzens, frei von Schuld,
Die reinen Hände zu dem Himmel hebt,
Er wandelt durch das Leben unverſehrt;
Doch dem Verbrecher wie Sejan,
Der Frevelthaten kühn verübt,
Der mit vergoſſ'nem Blut
Benetzet ſeinen Pfad,
Das Recht mit eh'rnem Fuße niedertritt,
Gewaltthat übend, nur dem Hochmuth fröhnt,
Nur frecher Sinnenluſt in Höllenglut
Entbrennt, an Unſchuld und an Tugend frevelt,
Sein Antlitz wendet, wo das Unglück weint —
Ihm folgen wir, die ſtrafenden
Bluträcherinnen,
Sinnverwirrend, markdurchglühend,
Herzzermalmend, wahnſinnhauchend;
Und ſelbſt der Tod entreißt uns nicht
Das Opferthier, dem Fluch geweiht.
Fluch Dir, Sejan! Fluch Dir!
Wehe! Wehe! Wehe über Dich, Sejan!

Während dem Geſange der Eumeniden wurde Sejans Leichnam von den Schergen an eiſernen Haken herbeigeſchleppt, und in den Tiberſtrom geworfen, wohin die Pöbelmenge nachfolgte. Ahasver und Atilius blieben allein zurück. Atilius ſagte: „Zu Ende iſt das Todes-Bacchanal. Das ſtrenge Schickſal hat gerichtet; die Rachegöttin iſt verſöhnt. Verwaltet hab' ich mein furchtbares Amt. Mein Athem ſtockt, die Füße ſind erlahmt, und ſchreckenſtarr muß ich hier weilen.“

„Hörſt Du, wie wild aufbraust, die Tiberflut? Hineingeſchleudert ward der Leichnam jetzt, er, den die Erde nicht mehr tragen will. Der edle Strom zürnt, ſchäumt und tost empor, daß er des Frevlers wuthzerſtückte Glieder in ſeinen Schooß aufnehmen ſoll; er duldet nicht den Fluchbeladenen, und ſendet ihn der Erde noch mehr entſtellt zurück. Zu Ende iſt die Todesmummerei. Satyrn, Mänaden, Eumeniden und die Sclaven kommen keuchend zurück; der Pöbel, blutgeſättigt, kriecht in ſeiner niedern Hütten dunklen Raum. Aus iſt mein Amt, und ſei nun aus für immer! Zur Menſchheit kehrt der Todtenſpötter zurück. Ein kleines Haus in Tibur's ſtillem Hain, dir nahe, Blanduſia's reine Silberquelle! ſei mein friedliches Aſyl. Mag Rom, Natur und Tugend verhöhnend, mit jedem neuen Tage ſich neue Laſter ſchaffen, und durch ein Meer von Blut und Glut ein beſſeres Geſchlecht ſich wieder bilden, — ich will vergeſſen, was ich hier erduldet, vergeſſen Falſchheit und Treuloſigkeit, verzeihen den Herzloſen Alles, was ich litt, ablegen Menſchenhaß und Rachelust, will, friedlich, wie ein frommes

Kind, der frohen Stunde leben, ohne zu ſorgen für den nächſten Tag. Mag Hochmuth, Zwietracht, Neid und Haß, Rom und die Welt zur Hölle machen, — Ich will im Schattenhain, im Blumenthal, durch Unſchuld, Eintracht, Lieb' und Frieden, ein goldenes Zeitalter in der Bruſt mir ſchaffen. Jedes Blättchen auf dem Baum und jeder Vogel auf dem grünen Zweig ſoll meinem Herzen, meinem Geiſte zurufen: „Das Böſe iſt ein Traum, das Gute Wahrheit. Sei friedlich, gut und wahr, und wandle aus den ſtillen Schatten dieſes Haines hinüber in Elyſiums Schattenreich!"

„Kein Todtenſpötter folge meiner Leiche einſt! In Tibur's Haine ruhe mein Aſchentopf, bekränzt von treuer Freundeshand! Friede Dir und Ruhe, Ahasver!"

Atilius entfernte ſich eilig. Ahasver rief ihm nach: „Zieh hin, erfreue Dich im Schooße der Heimat, vom Weltgetümmel fern, am eig'nen Herd, wo Seelenruhe aus Herzensreinheit blüht! Die Luſt am Böſen feſſelt mich an Rom, und hat die tolle Wuth hier ausgetobt, ſo treibt es mich von Land zu Land, das Böſe aufzuſuchen. Ewig fremd bleibt mir die Ruhe, die ich einſt dem Leidenden, dem Sterbenden verſagte, und verſchloſſen bleibt mir jedes Herz, weil ich mein Herz dem Flehenden verſchloß. Vernimm denn, Rom, des Fluchbeladenen Fluch! Es herrſchet hier nun tiefe Stille, wie auf einſamer Todtenſtätte; bald aber werden Laſter aller Art zu neuem Kampfe ſich verheerend rüſten, und Gräuel werden ohne Maß und Ziel ſich überbieten. Fort! Auf nach Capräa! Dort muß ich neuer Frevel Zeuge ſein.“

Er ſchritt mit geſenktem Haupte über das Forum dahin.

## XVII.

## Mutter und Kinder.

Die Wuth des Volke's gegen Sejan war in dem Augenblicke erloſchen, als der zerſtückte Leichnam des Unglücklichen in die Fluten des Tiberis geſchleudert ward; deſto heftiger wütheten aber Sejan's Feinde, nicht mehr gegen ihn, ſondern gegen ſeine Freunde und Angehörigen. Das Anklagen riß wie eine verheerende Seuche in Rom ein. Angeber fanden ſich in Menge, theils aus wechſelſeitigem perſönlichem Haß, theils aus Habſucht, oder in der Hoffnung, ſich dadurch bei dem Cäſar beliebt zu machen, Würden und Belohnungen zu erſchleichen, theils um ihr eigenes Leben und Vermögen zu retten.

Tiberius wurde mit gehäſſigen Anklagen und falſchen Zeugniſſen überhäuft. Er mochte ihnen nun Glauben ſchenken oder nicht, — ſein Menſchenhaß und ſeine Erbitterung wurde dadurch auf jeden Fall bis zum höchſten Grad geſteigert. Mit den Worten: „Mögen denn die Verworfenen ſich ſelbſt ſtrafen, ſich ſelbſt vernichten!“ ſprach er ein allgemeines Todesurtheil über die Schuldigen, überließ aber den Vollzug deſſelben dem Senat.

Damit war der Parteiwuth die Loſung zu neuen Mordſcenen und Gräuelthaten gegeben. Senatoren und Ritter, Männer und Frauen, wurden angeklagt, augenblicklich verurtheilt, in das Gefängniß geworfen, in der Kerkerkluft enthauptet, oder erdroſſelt, oder vom tarpejiſchen Fels herabgeſtürzt, und die Leichname mit eiſernen Haken auf das Forum geſchleppt. Da lag denn in der, mit Mord und Trauer erfüllten Stadt auf jenem Forum, auf dem man einſt die Pracht der herrlichſten Triumphzüge erblickt hatte, eine zahlloſe Menge von Leichen jedes Geſchlechtes und Alters, Hohe und Niedere, theils einzeln und zerſtreut, theils übereinander geworfen. Ringsumher ſtanden Wachen, die Annäherung von Freunden und Verwandten abzuwehren. Nur Wenigen gelang es durch Gunſt und Gold, den Körper eines Gemordeten heimlich wegzuſchaffen und auf dem Scheiterhaufen zu verbrennen, um die Aſche des Todten zu ſammeln und aufzubewahren. Wuth und Grauſamkeit gleichen dem ſcheu gewordenen Roſſe, deſſen Wildheit ſich ſelbſt ſteigert, je länger es zügellos dahin braust. So wurde ſelbſt die heilige Unſchuld nicht geſchont. Man riß Sejan's Kinder, einen Knaben von zwölf und ein Mädchen von acht Jahren, aus den Armen ihrer Mutter, jener edlen Apicata, welche Sejan verſtoßen hatte, um ſich mit Livilla zu vermählen. Schergen trugen die Kinder aus dem Hauſe. Das Mädchen bat nur mit Mienen und Geberden, und ließ ſich forttragen, ohne den geringſten Widerſtand, ohne einen Laut zu wagen, ein ſtilles Opferlamm; der Knabe aber ſträubte und bäumte ſich auf den Armen des Schergen, und forderte mit gebieteriſchem Ton, freigelaſſen zu werden; er wolle frei einher gehen durch die Straßen; ehe er ſchmählichen Zwang dulde, werde er ſich mit ſeinen eigenen Händen erdroſſeln. Man mußte ihm willfahren, und er ſchritt nun ſtumm und trotzig zum Gefängniß. Als er hier die Todeswerkzeuge erblickte, rief er: „Tödte mich Henker! Eine Bitte um mein Leben wäre Entehrung.“ — Er küßte die weinende Schweſter, und legte das Haupt auf den Block, zu dem ihn der Henker hinzog. Das geſchwungene Beil blinkte; das lockige Haupt fiel. Das Mädchen, erſt jetzt erkennend, was ihr bevorſtand, ſank auf die Knie, und bat um Gnade. Der Henker ergriff die Aechzende, und zerdrückte mit abgewendetem Geſichte die zarte Kehle der Verſtummenden. Die kleinen Leichen, zu ſchmächtig für die maſſiven eiſernen Haken, wurden über die Seufzerbrücke auf die gegenüberſtehende Felsplatte geſchleudert.

Apicata hatte indeß erfahren, daß man die ihr entriſſenen Kinder in das Gefängniß der zum Tode Verurtheilten gebracht habe. Mit der Kraft der Verzweiflung eilte ſie zu den Conſuln. Der Zutritt wurde ihr verweigert. Sie ſtürzte todesbleich, keuchend, mit fliegendem Haar, ähnlich einer von den Furien Verfolgten, durch die Straßen, ſie kletterte mit wunden Händen und Füßen über eine vor der Seufzerbrücke ſtehende Leiter, um deſto ſchneller zur Kerkerkluft zu kommen; o gräßlicher Anblick! Die Leichen der Kinder lagen vor ihr!

Apicata flog hin — ein Schrei des Entſetzens — und die unglücklichſte der Mütter lag auf den entſeelten Körpern, die ſie geboren hatte.

Da ergriff Rührung ſelbſt die Unmenſchlichen. Man brachte die Matrone in einer Sänfte nach Hauſe; auf einer Bahre wurden ihr, mit Genehmigung des Senates, die kindlichen Leichen nachgetragen.

Schweigend ſtand Apicata in dem Grabmal vor der Urne, welche die Aſche der beiden Geliebten enthielt, drückte mit bleichen Lippen und erſterbenen Augen den letzten Kuß darauf, und verließ ohne Wehklage das Heiligthum des Todes.

In ihrem Schlafgemach angelangt, ergriff ſie die Wachstafel und den Griffel, und ſprach mit dumpfer Stimme: „Sejan! Verräther an der Heiligkeit ehelicher Liebe! Mörder von Tauſenden! Mörder deiner eigenen Kinder! Mich haſt du einer Buhlerin geopfert; ich opfere ſie deinen Kindern! Die Strafe gerechter Rache ereile ſie!“

Apicata ſchrieb nun einen Brief an Tiber, worin ſie ihm mit den ſtärkſten Ausdrücken furchtbarer Wahrheit die Nachricht der ehebrecheriſchen Leidenſchaft Sejan's und Livilla's, die Vergiftung ſeines Sohnes Druſus, und die hochverrätheriſche Abſicht dieſes Mordes mittheilte.

Sie ſchloß mit den Worten: „Wenn du dieſes Schreiben erhältſt, hat der Dolch meine Bruſt durchbohrt!“

Als das Schreiben geendigt und abgeſendet war, erhob ſich die ſtolze Römerin, trat in die Halle, in welcher die Bildniſſe der Hausgötter ſtanden, ſprach ein Gebet der Todesweihe, ſtieß ſich einen im Gürtel verborgenen Dolch in's Herz, und ſank lautlos in die Arme der hinter ihr ſtehenden Sclavin.

Als Tiber das Schreiben erhielt, welches ihm keinen

Zweifel an der Wahrheit der erzählten Thatſache und an der Wahrhaftigkeit der Darſtellerin geſtattete, rief er zornentbrannt: „Wie konnte ich Thor jemals an menſchliche Tugend glauben! Wie konnte ich jemals einen Menſchen meines Vertrauens würdigen!“

Er ſchrieb Livilla's Todesurtheil; Macro mußte es ſogleich an den Senat abſenden. Als der Befehl in Rom eintraf, wurde Livilla in das Gefängniß geführt. Weit entfernt, zu erſchrecken, als ihr das Todesurtheil bekannt gemacht wurde, hob ſie die Arme empor, und ſagte mit freudigem Lächeln: „Ihr Götter! nehmt den Dank der Verbrecherin, daß ihr mich befreit von der drückenden Laſt eines entehrten Lebens! Gefoltert von Schmach und Verachtung, gehaßt von allen Menſchen, vernichtet von den Vorwürfen des eigenen Gewiſſens, war jede Stunde meines Daſeins ein wiederholter Fluch. Nur der Tod kann mein Verbrechen ſühnen. Laßt ab, mich zu verfolgen, ihr Rachegöttinnen! Geiſt meines gemordeten Gatten! Zürne mir nicht länger!“

Sie ſank auf den Block; ihr Haupt fiel unter dem Beil des Henkers; der Rumpf, durch die Straßen geſchleift, wurde auf dem Forum zu den übrigen Leichen geworfen.

# XVIII.

## Des Todtenſpötters Fluch.

Der Abend dämmerte. Sein dunkler Schleier verhüllte die Schlachtopfer der Parteiwuth. Die Menge der Zuſchauer verlor ſich; am Himmel traten die Sterne hervor, wehmüthig auf das Schauſpiel der Grauſamkeit niederblickend. Tiefe Stille herrſchte. Aus der Entfernung ertönte eine liebliche Muſik von Flöten und Singſtimmen, und es näherte ſich ein Hochzeitzug, welcher die verlobte Braut in das Haus des Bräutigams führte. Fünf Knaben mit Fackeln ſchritten voraus; ihnen folgte die Braut in einem langen weißen Kleide mit Purpurfranſen und goldgeſtickten Bändern verziert, einen Blumenkranz auf dem in ſechs Locken getheilten Haupthaare. Den Leib umgab ein Gürtel von Wolle; ein feuerfarbener Schleier verhüllte das Geſicht. Zwei Knaben führten ſie an den Armen, ein dritter trug eine Fackel von Fichtenholz. Ihnen folgten Mägde mit Spinnrocken, Spindel und Wolle, dann noch ein Knabe mit einem bedeckten Gefäße, in welchem ſich Spiegel, Kämme, Haarnadeln, Balſamfläſchchen, Nähzeug und Kinderſpielwerk befanden. Verwandte und Freunde ſchloßen den Zug; ihr Gelächter über die luſtigen Scherzreden und neckiſchen Anſpielungen, welche den Lippen der, für dieſe Rolle eigens abgerichteten Knaben entſtrömten, bildete einen ſchauerlichen Kontraſt zu dem blutigen Ernſte der Gemerdeten, welche, dem lebensluſtigen Feſtzuge ſo nahe liegend, unbemerkt und unbeachtet blieben.

Claudia, die Braut, war eine Tochter des jetzt ſo mächtigen Macro, der ſeit dem Tode Sejan's als Günſtling des Cäſars geehrt wurde. Der Bräutigam, in deſſen Haus man ſie führte, war — Cajus Caligula, Tiber's Neffe und — Nachfolger.

Wie ein Geſpenſt der Nacht trat Atilius der Archimim aus den Leichenhügeln zu dem Hochzeitszuge hervor, und erkundigte ſich nach der Braut und dem Bräutigam. Als man ihm ihre Namen nannte, riß er einem der Fackelträger die Fackel aus der Hand, und rief mit gewaltiger Stimme zu dem Feſtzuge, der, vom Schrecken ergriffen, verſtummend ſtille ſtand:

„Hier liegen die Gemordeten. Ihr Fluch begleitet euch. Unter Zeichen von ſo böſer Vorbedeutung ſchließt ihr einen Bund, der Lebensglück bringen ſoll?

„Weh' ruf' ich über euch! Ich, der Todtenſpötter, fluche euch im Namen der von euch verſpotteten Todten. Schmach und Unheil treffe Dich, Braut! Der Mord befreie Rom von Dir, Bräutigam, dem blutige Leichenhügel die Gattin ſenden! Ich, der Todtenſpötter, lege nun nieder mein trauriges Amt. Die Fluten des Tiberis wälzen den Leichnam des Verbrechers Sejan; aber die Laſter der Lebenden werden Verbrechen auf Verbrechen häufen, und ſchaudern wird Ahasver, der Herzloſe, der Ruheloſe, über Rom's Frevel! — Zieht hin! Das Verderben wird euch ereilen."

Geſänge, Flöten und Scherze verſtummten; der Hochzeitzug wandelte dahin wie ein Leichenzug.

## XIX.

## Der Menſchenfeind.

Nicht fern vom feſten Lande, Neapel gegenüber, liegt die Inſel Capräa, rings von hohen Felſen umgeben. Sie wird von zwei hohen Bergen gebildet, zwiſchen welchen ein ſchönes, äußerſt fruchtbares Thal liegt, über dem ein ewig heiterer Himmel lächelt. Das Klima bleibt ſelbſt im Winter ſehr mild. Schon Octavianus Auguſtus hatte an dieſer Inſel beſonderes Wohlgefallen gefunden; er ließ ſie daher zu einem künftigen Aufenthalt der Ruhe und des Vergnügens für ſich zurichten, ohne jedoch zu dem wirklichen Genuſſe derſelben zu kommen.

Tiber hatte ſich dieſes Tempe erwählt, mit dem feſten Entſchluſſe, es nie mehr zu verlaſſen. Der Palaſt, welchen er hier bewohnte, ſtand auf einem Vorgebirge, dem höchſten Punkte der Inſel, wo man ſich der entzückendſten Ausſicht über das Thal und die Meeresfläche erfreute.

Die Haupturſachen, die den Herrſcher bewegen, hier aller Pracht, aller Herrlichkeit, aller ſclaviſchen Anbetung, die ihm in Rom zu Theil wurden, zu entſagen, und in tiefer Abgeſchiedenheit zu leben, lagen wohl ohne Zweifel in ſeiner Gemüthszerrüttung und in ſeiner zerſtörten Geſundheit. Haß und Erbitterung gegen die Menſchen erfüllten ſein Inneres und die Vorwürfe des Gewiſſens über ſo manche in jäher Aufwallung verübte Grauſamkeit, wozu Argwohn und traurige Erfahrung den oft Getäuſchten hingeriſſen hatten, verhärteten ſein Herz immer mehr. Sein Argwohn erblickte jetzt ringsumher nur Falſchheit, Eigennutz, Habſucht und Hochmuth unter der Larve kriechender Schmeichelei. Dazu kam ſein elender körperlicher Zuſtand. Die Leiden zunehmender Krankheit entſtellten nicht nur die lange, hagere, jetzt zuſammengekrümmte Geſtalt, ſondern auch das mit Geſchwüren bedeckte Geſicht. Er ſcheute ſich geſehen zu werden, und befahl durch ein eigenes Edikt, daß Niemand es wage, ihn in ſeiner Abgeſchiedenheit zu ſtören.

Dieſe wurde aber in Rom von Vielen benützt, den Abweſenden zu verleumden, böſe Gerüchte über ſeine Lebensweiſe auf Capräa auszuſtreuen, und ihm ein Uebermaß von Ausſchweifungen anzudichten. Da es nicht an Zuträgern fehlte, welche ihm die Kunde ſolcher Unbilden, mit den grellſten Farben übertüncht, in's Ohr flüſterten, ſo wurde die Erbitterung des Menſchenfeindes dadurch auf den höchſten Grad geſteigert, und er erblickte in ſeinen Römern nur ſeine heftigſten Feinde, mit denen er kämpfen mußte, während die Einwohner der Provinzen des Weltreiches ihn liebten und ehrten.

Seine Lieblingsbeſchäftigung in dem freiwilligen Exil war jetzt die Verſchönerung der Inſel durch zwölf Landhäuſer. Er beſuchte bald dieſen, bald jenen, mit allen Meiſterwerken der Kunſt ausgeſchmückten Tempel der Heiterkeit im

Schooße der blühendſten Natur; aber weder Kunſt noch Natur vermochten den düſtern Geiſt zu bannen, der ſich ſeiner bemächtiget hatte. Er glich einem Bildniß des Trübſinns im Heiligthum der Freude, einem Schatten des Orcus, der ſich in die Gefilde Elyſiums verirrt hatte. Was vermag aller Glanz der Außenwelt, wenn Nacht im Innern des Menſchen brütet? Den Schmerz der Seelenleiden zu betäuben, und den Qualen der Schlafloſigkeit zu trotzen, veranſtaltete er Feſte und ſchwelgeriſche Gelage. Die Tollheit der Gäſte machte ihm Vergnügen, und er belohnte die Schwelger auf eine, Weiſe, die an den bitterſten Spott grenzte. So nannte er den Pomponius Flaccus und den Lucius Piſo, weil ſie einem ſchwelgeriſchen Gelage, welches er Sejan's Manen zu Ehren veranſtaltete, zwei auf einander folgende Tage und Nächte mit ihm beiwohnten, ſeine Freunde zu jeder Stunde, und gab ihnen Ehrenſtellen. Den Novelius Torquatus ernannte er zum Prätor, weil er fünf große Becher in einem Zuge geleert hatte.

Indeß war Macro mit ſeinem Schwiegerſohne Caligula und deſſen Gemalin Claudia auf Capräa angekommen. Tiber hatte zwar den jungen Mann vor einiger Zeit dem Senat als ſeinen Nachfolger empfohlen, haßte ihn aber von dieſem Augenblick an, als einen Menſchen, der auf ſeinen Tod lauere, oder wohl darauf ſinne, ſein Ende zu beſchleunigen. Dieſen Haß und Argwohn ſuchte er unter der Maske freundlichen Wohlwollens zu verbergen.

Das junge Ehepaar zu bewirthen, ließ er auf einem ſeiner Landhäuſer, welches den Namen Spelunca führte, ein glänzendes Feſt bereiten. Dieſe Villa war in eine von der Natur gebildete große Höhle hineingebaut. Die Gemächer wetteiferten an mannigfaltiger Abwechslung von Schönheit und Pracht. Sie alle übertraf der Speiſeſaal an Herrlichkeit. Das Sonnenlicht fiel von oben herab durch eine mit Kryſtallplatten bedeckte Oeffnung, worin die Strahlen ſich in ihre ſieben Farben brachen. In zwei, einander gegenüber ſtehenden Seitenwänden waren große Fenſter angebracht, von denen eines die entzückendſte Ausſicht auf das unüberſehbare Meer, das andere auf das in der ſchönſten Fülle der Fruchtbarkeit prangende Thal gab. Aus verborgenen Röhren quoll der feinſte Staubregen wohlriechender Wäſſer, und mehrere ſpiegelnde Felswände waren ſo beweglich eingerichtet, daß ſie mit Hülfe von Gemälden und Teppichen wechſelnde Decorationen bildeten, und ſich wie durch Zauber vom Gemache in einen finſtern Wald, in einen lieblichen Garten, in einen Platz mit Paläſten, in eine erhabene Gebirgsgegend, in einen Tempel, in ein Amphitheater verwandelten, je nachdem dieſe oder jene Speiſentracht auf den Tiſch geſtellt wurde. Hier zeigten ſich Gerichte aus allen Ländern: Pfauen aus Samos, Hühner aus Phrygien, Kraniche aus Melos, Thunfiſche aus Chalcedon, Murenen aus Tarteſſus, Auſtern von Tarent, Seefiſche von Rhodos und Cilicien, Muſcheln von Chios, ſpaniſche Eicheln, ägyptiſche Datteln, Nüſſe aus Thaſos und noch viel Anderes. Der ſtolze Koch, welcher dieſe Gerüchte zubereitet hatte, rühmte ſich, daß er durch ſeine Brühen und Speiſen das Leben des Menſchen auf zweihundert Jahre friſten könne *).

Plötzlich wurden alle Gäſte in den ſchwelgenden Tafelfreuden auf eine Weiſe geſtört, die ein allgemeines Entſetzen verurſachte. Einem gellenden vielſtimmigen Schrei folgte das Verſtummen und Erſtarren der vom Schrecken Betäubten.

Claudia ſank leichenblaß auf das Ruhebett zurück; Macro ſtürzte, wie vom Schlage gerührt, zu Boden. Einige Gäſte ſprangen zwar auf, blieben aber, wie gelähmt und keiner Bewegung fähig, auf derſelben Stelle; andere entflohen. Aus Tiber's Augen flammten Blitze des Zornes; er argwehnte in dem Ereigniſſe einen auf ſein Leben angelegten Plan.

Von dem obern Theile einer der Felswände hatte ſich durch zufälligen Zuſammenſtoß mit einer andern eine Steinmaſſe abgelöst. Die zerbröckelten Felsſplitter ſtürzten krachend mit Gewalt herab. Viele Steine fielen auf den Tiſch, die meiſten aber auf die an den Wänden ſtehenden Sclaven, welche mit blutenden Köpfen und zerſchlagenen Gliedern, theils ſchwer verletzt, theils todt zu Boden ſanken. Caligula war unter Allen der Einzige, in deſſen Mienen und Geberden ſich keine Spur von Furcht oder Betäubung zeigte. Er ſchleuderte mit Händen und Füßen die herabfallenden Steine ſo kräftig zurück, als ob er mit ihnen ein

---

*) Plautus, im Luſtſpiele „Pſeudolus," 3. Akt, 2. Scene.

Ballſpiel triebe; dann ergriff er einen Becher, füllte ihn mit Wein von Lesbos und trank auf Tiber's Wohl.

Dieſer aber, weit entfernt, in ſolchem Benehmen Unerſchrockenheit und Laune zu erkennen, faßte von dem Augenblicke an gegen ſeinen Neffen noch mehr Mißtrauen und geheimen Groll. Das ganze Ereigniß ſchien ihm ein mißlungener Mordverſuch.

Tiber gebot allen noch Anweſenden, ihn zu verlaſſen, den ſcheidenden Caligula traf aber ein Blick, deſſen Blitz ihn mehr ſchreckte als der plötzliche Sturz der Steinmaſſe.

Als die Gäſte aus der Höhle und dem Gebäude in's Freie traten, umarmte Macro den beſtürzten Jüngling und ſprach zu ihm die Worte: „Bleibe immer ſo muthig, wie Du Dich vor wenigen Minuten zeigteſt! Wiſſe: Als Dein Oheim vor Sejan's Macht bebte, befahl er mir, im Falle eines durch ihn erregten Aufſtandes Dich dem Senat und dem Volk als ſeinen Nachfolger zu empfehlen. Der befürchtete Nothfall trat nicht ein; ich aber vollzog den kaum erhaltenen Befehl, ohne daß Tiber auf ſeinem Eiland etwas davon erfuhr. Muthig, Cajus! Deiner harrt das Diadem.“

So ward der Grund zu einem häßlichen Verhältniſſe gelegt. Tiber wurde mit jedem Tage argwöhniſcher, Cajus mit jedem Tage throngieriger. Cajus mochte ſprechen oder ſchweigen, Tiber fand in ſeinem Sprechen, wie im Schweigen, nur Liſt und Verrath. Einer ſann auf des Andern Tod.

Dem unglücklichen Cäſar, dem von Unholden umgebenen Feinde der Menſchen und ſeiner ſelbſt, nahte ſich in jener Zeit noch einmal ein guter Genius. Der ihm treu ergebene Conſul Regulus kam in Begleitung einiger Senatoren und Ritter in Capräa an, in der Abſicht, ihm zu Sejan's Tode Glück zu wünſchen, ihn vor Macro und Cajus zu warnen, und freimüthig auszuſprechen, wie der Senat Tiber's lange Abweſenheit von Rom mißbillige.

Tiber, feindſelig in ſeinem Innern geſtimmt, und Macro's heuchleriſchen Einflüſterungen horchend, geſtattete den Abgeordneten, ungeachtet ihrer wiederholten Bitte, nicht vor ihm zu erſcheinen.

Dieſe Verweigerung erfüllte die Senatoren mit bitterem Unwillen, den Conſul Regulus mit tiefem Schmerz.

Schon ſtanden die Zurückgewieſenen am Borde des zum Abſegeln bereit gehaltenen Schiffes. Da wendete ſich Regulus mit vorgeſtrecktem Arme, in Blicken und Mienen einem zürnenden Gotte gleich, nochmal gegen den auf dem öſtlichen Vorgebirge, dem höchſten Punkte der Inſel, prangenden Palaſt Tiber's, und ſprach: „Verhaßt war ich dem laſterhaften Sejan, verhaßt bin ich dem böſen Macro; ich befreite Rom von Jenem, ich trotze Dieſem, und bleibe furchtlos, weil ich ſchuldlos bin. Deine Tage, greiſer Cäſar! ſind gezählt: Du wirſt fallen, ein Opfer der Nemeſis, aber Cajus, der Jüngling, der die Keime aller Laſter in ſich trägt, wird das Reich mit neuen Leiden und Qualen zermalmen. Nicht erleben will ich eine ſolche Zukunft. Männer, die Recht und Tugend ehren, willſt Du nicht ehren; das iſt Dein Fluch. Ihr Götter, nehmt mich auf!"

Er ſtieß ſich den Dolch in's Herz; das Schiff führte ſeine Leiche nach Rom.

## XX.

## Des Sterndeuters Vorherſagung.

Auf dem Palaſte, dicht an der Felſenkante ſtehend, befand ſich ein flaches Dach, mit einer niedern Mauer umgeben. Hier pflegte Tiber manche ſchlafloſe Nacht unter freiem Himmel zuzubringen, oft ängſtlich bemüht ſein Schickſal in den Sternen zu leſen. Nur der Aſtrolog Thraſill, der noch ſein Vertrauen beſaß, durfte hier bei ihm ſein.

Es war eine laue, ſtille Nacht. Leiſe murmelnd ſchlugen die Meereswellen an die ſteile Felswand des Ufers. Millionen Sterne flimmerten am Himmel. Tiber, lange ſchweigend in den Anblick der geheimnißvollen Lichter verſunken, erhob ſich plötzlich von ſeinem Sitze, ergriff Thraſill's rechten Arm und fragte laut und heftig: „Wann werde ich nach Rom zurückkehren?" — Thraſill erwiederte mit feſtem Tone: „Nie!" — Tiber ſchauderte. Nach einer Pauſe ſagte er mit gepreßter Stimme: „Auch nicht, wenn ich es will?"

Thraſill wiederholte ruhig und ernſt das ausgeſprochene „Nie!"

Ungeſtüm losbrechend, rief Tiber: „Unhold! warum nicht?"

Thraſill erwiederte: „Du verließeſt Rom unter einer ſolchen Conſtellation der letzten Nacht, die keine Rückkehr erwarten läßt! Böſe Sterne am Himmel, Leichenfackeln und kahle Schädel auf der Erde!“

Tiber verſank abermals in ein tiefes Schweigen. Wie aus düſtern Träumen erwachend, wendete er ſich an Thraſill mit der Frage: „Kannſt Du, Vertrauter der Sterne und ihres geheimnißvollen Einfluſſes auf den Menſchen, mir auch ſagen, wie lange ich noch leben werde?“

Ueber dieſe unerwartete Frage betroffen, erwiederte Thraſill: „Um Dir genügend zu antworten, gönne mir Zeit, in den Sternen zu leſen!“ — Er entfernte ſich, und blickte aufmerkſam zu dem nächtlichen Himmel empor. Während dieſer Betrachtung entglühte in ſeiner Seele ein Gedanke ſo ſchön und ſo rein, als hätte er ſich an dem himmliſchen Sternenlicht ſelbſt entzündet. Tiber hatte jetzt das Alter von acht und ſiebenzig Jahren erreicht. Das ihm ſtets vorſchwebende Bild eines gewaltſamen Todes machte den düſtern Mann, der die Römer, deren größter Theil ihm in einem verächtlichen Licht erſchien, haßte, noch härter und grauſamer. Er ſprach Todesurtheile jetzt raſcher als je. Thraſill dachte nun: „Gelingt es mir, ihm die Furcht vor einem nahen gewaltſamen Tode zu benehmen, ſo muß ſein Mißtrauen, und ſein Menſchenhaß milder werden. Verkünde ich ihm eine längere Lebensdauer, ſo wird er ſich beruhigen, und erkennen, daß er nicht von Heuchlern und heimlichen Feinden umgeben, ſein Leben nicht von Verräthern gefährdet ſei. Ich werde ihn durch dieſe Täuſchung mit der Welt und den Menſchen verſöhnen.“

Von dieſem edlen Gedanken begeiſtert und gehoben, dankte Thraſill dem ewigen Lenker der Sterne und trat zu dem bange harrenden greiſen Cäſar mit den Worten: „Das Horoscop iſt günſtig: die Stellung der Geſtirne, welche jenen Stern umgeben, der am Tage Deiner Geburt aufging, verſpricht Dir eine Lebensdauer von zehn Jahren.“

Ergriffen von einem freudigen Entzücken, das er kaum je geahnt hatte, rief Tiber: „Zehn Jahre? Und mein Trübſinn erblickte in jedem neuen Morgenroth den Anfang meines letzten Lebenstages? So darf ich nicht Verrath und Mord in jedem nächſten Augenblicke befürchten? Sind die Menſchen beſſer als ich ſie mir dachte? Hab’ ich ihnen Unrecht gethan? Schenken die Götter dem Greiſe noch ſo viele Jahre, um den Menſchen zu vergüten, um ſie zu beglücken? Zehn Jahre! Ein kurzer Zeitraum — und doch lang genug, um eine Fülle des Guten über die Menſchen auszuſtrömen! Thraſill, Du Freund der Götter! Nimm meinen Dank!“

Tiber ſank erſchöpft auf einen Sitz, dann freudenmatt in einen tiefen Schlaf.

Die erſten Purpurſtreifen des Morgenroths zeigten ſich am öſtlichen Himmel. Macro kam, wie gewöhnlich, ſich um Cäſars Wohlbefinden zu erkundigen.

Thraſill deutete auf den ſchlafenden Cäſar, näherte ſich dem Ankömmling, in deſſen Edelſinn er volles Vertrauen ſetzte, und erzählte ihm offenherzig ſeine Vorherſagung, die gute Abſicht, welche er dabei hegte, und die guten Folgen, die er ſich davon verſprach.

Macro horchte dem Erzähler, ohne durch Worte oder

Mienen zu verrathen, wie er über die Sache denke. Für jeden Fall faßte er aber ſogleich den Entſchluß, von dem ihm anvertrauten Geheimniſſe keinen guten Gebrauch zu machen.

Plötzlich ſprang Tiber empor. Er war ſchon wach, als Macro kam; ſein nie ruhender Argwohn gab ihm die Liſt ein, ſich zu ſtellen, als ſchlafe er noch. Er hatte das ganze Geſpräch vernommen, ſtürzte wie ein Tiger gegen den Sterndeuter und ſchrie mit Donnerſtimme: „Auch Du ein Verräther? Auch Du, Verwegener, ſpielſt ein falſches Spiel mit mir? Empfange Deinen Lohn!“

Vom heftigſten Zorn mit augenblicklicher Jugendkraft geſtählt, faßte er den Unglücklichen an der Bruſt, und ſchleuderte ihn über die Mauer. Die Wellen des Meeres verſchlangen ihre Beute. Macro blieb bei der ſchauderhaften Scene ein gleichgültiger Zuſchauer. Tiber ſagte mit dumpfem Tone: „Der alte Tiger will dieſen Tag ohne Schlangen ſein. Entferne Dich, Macro!“

## XXI.

## Der furchtbare Ankläger.

Tiber geſtattete durch zwei Tage keinem Menſchen den Zutritt zu ſich. Nur Jubal, ein alter afrikaniſcher Sclave, durfte ſich ihm nähern.

In der Dämmerungsſtunde trat Jubal in das Gemach, und gab durch ſeine Geberden zu erkennen, daß er etwas vorzubringen habe. Tiber gebot ihm zu ſprechen: „Der

Sclave ſagte zitternd: „Herr und Gebieter! Ein Weſen, deſſen Nähe Jeder ſcheut, ein Weſen, deſſen Anblick Jeden mit Furcht und Grauen erfüllt, ein Weſen, in Rom hauſend, und doch unbekannt Jedem, verlangt vor Dir zu erſcheinen."

Tiber ſprach mit bitterem Hohnlächeln: „Ich, der Urſache hat, Jeden zu ſcheuen, will *ihn allein* nicht ſcheuen; *er*, den *Alle* fürchten, ſoll *mir* nicht furchtbar ſein, eben, weil *Alle* ihn fürchten. *Sie*, die ich *kennen* lernte, ſind mir verhaßt: ſo will ich denn den *Unbekannten* ſehen. Er ſei der Erſte, dem ich nach zwei Tagen den Zutritt geſtatte! Bewaffne Dich mit einem Dolch, und bleib mir verborgen nahe! Er komme!"

Eintrat *Ahasver*. Tiber ſchauderte, ſein Herz ſtockte. Die Augen ſtarrten der unheimlichen Erſcheinung entgegen. Beide ſtanden ſich, lange ſchweigend und einander meſſend, gegenüber. Tiber erinnerte ſich endlich des grauenhaften Fremdlings, den er bei ſeiner Abfahrt von Rhodes geſehen hatte. Er fragte mit gebietendem Nachdruck: „Wer biſt Du? Gib Dich, Unholder, zu erkennen!"

*Ahasver* erwiederte: „Ich bin ein Weſen ohne Herz wie Du; ohne Ruh' und Raſt wie Du: haſſend und gehaßt wie Du: — der böſe Dämon der Cäſaren, die Dir gleichen."

Tiber ſagte mit ſteigender Aufregung: „So erſcheinſt Du mir, wie jenes Nachtphantom dem Römer Brutus vor dem Todeskampfe bei Philippi?"

**Ahasver.** Frage Deine Götter, und Dich ſelbſt, ſo magſt Du Antwort finden. Ich komme nur, Dir Unheil zu verkünden.

**Tiberius.** Deine Kunde will ich hören.

**Ahasver.** Pontius Pilatus, der Landpfleger in Judäa, ließ Dein Bildniß von Gold in Jeruſalem aufſtellen.

**Tiberius.** Soll das mich freuen?

**Ahasver.** Durch einen Aufſtand der Juden ward es zertrümmert.

**Tiberius.** Soll das mich ſchrecken?

**Ahasver.** In der Stadt Fidenä ſtürzte ein Amphitheater zuſammen. Fünfzigtauſend Menſchen wurden theils getödtet, theils ſchwer beſchädigt.

**Tiberius.** Zufall und Menſchenſchickſal! So oder ſo, —der Tod will ſeine Beute haben. Erzähle weiter! Tragiſche Ereigniſſe hör' ich gerne.

**Ahasver.** Und bleibſt ungerührt, wo ich ſelbſt ſchaudere? Dann weh' der Menſchheit, und weh' über Dich!

**Tiberius.** Frecher Unhold! Willſt Du meines Zornes Macht erfahren?

**Ahasver.** Wen ein ſchwerer Fluch drückt wie jener, der auf mir laſtet, der ſpottet Deines Zornes.

**Tiberius.** Du trotzeſt auf Deine Zauberkunſt! Sei verbannt aus meinem Reich!

**Ahasver.** Verbannt bin ich ſchon. Ein Flüchtling, der auf der weiten Erde herumirrt, ohne Heimat, ohne Ruh' und Raſt, — er kennt keine Furcht vor des Tyrannen Macht. Dein Ende naht, und ich will mich laben an Deiner Verzweiflung.

Auf Tiber's Wink ſtürzte Jubal in das Gemach und ſtieß den Dolch in Ahasver's Bruſt. Das Blut quoll aus der Wunde hervor. Ahasver ſchlug ein ſchallendes Gelächter auf. Der Sclave entfloh, von paniſchem Schrecken ergriffen. Ehe Tiber ſich von ſeinem Erſtaunen erholte, ſtockte das Blut auf Ahasver's Bruſt und die Wunde war verharſcht. Tiber fühlte ſich nun beſchämt, gedemüthigt, zerknirſcht. Nach langem, düſtern Schweigen ſagte er: „Du biſt ein höheres Weſen als ich; meine Macht ſchwindet vor der Deinigen; Du trotzeſt dem Tode.“

**Ahasver.** Er, den ich ſuche, — er flieht mich. Sterben wollen und leben müſſen, das iſt der ſchwerſte Fluch. So treffen wir Beide uns, wir Beide, in deren Bruſt kein Herz ſchlägt; Deine Dolche können mich durchbohren, tödten nicht! Du, Glücklicher, wirſt ſterben, ich Unglücklicher muß Rom's Cäſaren ſterben ſehen.

Tiber reichte dem verſtummenden Ahasver die Hand mit den Worten: „Ich biete Dir Gold und Macht; ſei mein Freund!“

Ahasver erwiederte: „Was ſoll das Gold dem, der zerfallen iſt mit der Welt und mit ſich ſelbſt, unfähig jedes reineren Genuſſes? Was ſoll die Macht dem, der, ſelbſt ſchuldbelaſtet, ſie zum Verderben des Schuldloſen brauchen würde? Der Freund liebt in dem Freunde die Menſchheit. Zwei Weſen ohne Herz, ſie können nimmer Freunde ſein.“ —

Mit flammenden Augen rief Tiber: „So treibe denn mich der Haß, wie Dich der Fluch!" — „Der Deinen Aſchenkrug umheulen wird," fügte Ahasver hinzu.

**Tiberius.** So laß mich hören, weſſen mich dieſe Römer beſchuldigen?

**Ahasver.** So höre, Menſchenhaſſer, was der Fluchbeladene zu Dir ſpricht! Rom beſchuldigt Dich, daß Offenheit, Herzenswärme und Menſchenliebe Dir ſtets fremd waren; Düſterſinn und Verſchloſſenheit umgaben Deine Bruſt, wie ein Eiſenpanzer den Krieger, wie die Felſenwand dieſes Eiland umgibt; böſer Argwohn ließ Dich in dem Beſten einen Böſen, in der edelſten That ein Verbrechen erblicken; Deine Verſtellungskunſt entfernte das Vertrauen von Dir; Deine Härte entartete in Menſchenhaß und Grauſamkeit; Deine Hingebung an Sejan war ein Verbrechen an allen Guten und Edlen; zu dem Aufenthalt auf Capräa bewog Dich nur der Hang zur Schwelgerei in allen Laſtern, welchen Dich hinzugeben Du in Rom nicht wagen konnteſt. Deine Rückkehr in die Hauptſtadt werde Dein Untergang, Dein Verderben ſein. So ſpricht Dein Rom das Urtheil über Dich aus einem Munde!" —

Tiber ſtarrte ſchweigend lange vor ſich hin; dann ſprach er mit einer ihm ungewöhnlichen Ruhe: „Sage der Verläumdung und dem Haſſe der entarteten Römer: Cäſar Tiberius ward unter ihnen, was er durch ſie werden mußte. Von einer Gattin, die ich liebte, trennte mich die Willkür meines Stiefvaters Auguſtus Octavianus, und ſein Machtgebot zwang mich zur Vermählung mit der ſittenloſen Witwe des Veſpaſianus Agrippa, um ihre Schande zu Ehren zu bringen. Vor meinen Augen glänzte, wie ein ſchönes Traumbild, der Thron, aber die Hoffnung, ihn je zu beſteigen, ward mir verdunkelt, zuerſt durch den jungen Marcellus, Octavians Schweſterſohn, nach dem Tode des Jünglings durch die Söhne des Agrippa, welche Octavian an Kindesſtatt annahm. So in den Schatten geſtellt, und zurückgeſetzt, ward ich dennoch von allen Seiten angefeindet und bewacht. Kein befreundetes Weſen drückte ſich an meine Bruſt; jeder Austauſch von Ideen, jede Mittheilung von Gefühlen blieb mir fremd an Auguſt's ränkevollem Hofe in Rom, dem Wohnſitz geheimer Zwietracht. Um nicht länger als Gegenſtand der Eiferſucht und des Mißtrauens haſſend verhaßt zu ſein, flüchtete ich nach Rhodos, um unter Fremden vielleicht den Reſt meines beſſeren Selbſt zu retten, und dem verführeriſchen Blendwerk des Ehrgeizes zu entſagen."

„Auguſtus ſtarb. Durch die Ränke meiner herrſchſüchtigen Mutter ward ich auf den Thron gehoben, weil ſie ihn mit mir zu theilen, den Herrſcher zu beherrſchen hoffte. Ich konnte ſie, die unechte Triebfeder ihrer ſcheinbaren Liebe erkennend, nicht ehren. Ich wollte Cäſar nicht nur heißen, ſondern auch ſein."

„Auguſtus, theils dem Rath der Klugheit gehorchend, theils durch die Verhältniſſe gezwungen, beobachtete, obſchon Alleinherrſcher, die alten Formen des Freiſtaates. Ich, im Hauſe und am Hofe des Fürſten erzogen und gebildet, dachte anders. Eine feſte Geſtalt dem Staate zu geben, war mein Wille, war mein Zweck. Dieſen zu erreichen, bedurfte ich unumſchränkter Gewalt, und ſo kam es denn auf nichts Geringeres an, als auf einen Kampf, durch welchen entſchieden werden ſollte, ob Rom wieder ein Freiſtaat voll Parteihäuptern und Bürgerkriegen, oder ein feſtgegründetes Reich der Alleinherrſchaft werden ſollte. Nun ſtand ich Einer gegen Tauſende, die den Einen zum Werkzeug Vieler machen wollten.“

„Und wie fand ich dieſes Rom, in dem der alte Geiſt erſtorben war, ein neuer noch nicht aufgeleuchtet hatte? Wie fand ich es? Ein darbendes, entwürdigtes Volk, für Geſchenke zu Allem feil; Patricier und Ueberreiche, verſchwenderiſch dem Gelüſte und der Unnatur huldigend: ſchmeichelnde, heuchelnde Senatoren ohne Rechtlichkeit und Ehre. Nur die Legionen blieben mir ergeben; nur die Provinzen vermochte ich durch ſtrenges Ueberwachen in ſolchem Zuſtande zu erhalten, daß die Frevel und Laſter der Hauptſtadt, der Brennpunkt aller Uebel, ſie nicht im Wirbel hinriſſen.“

„Hätte ich mich entſchließen können, den Pöbel durch häufige Spenden von Geld und Getreide zu gewinnen, hätte ich den unerſättlichen Reichen unbegrenzte Raubſucht, den Würdenträgern volle Willkür in der Verwaltung der Staatsämter geſtattet, hätte ich der Hauptſtadt das Reich geopfert, — wie ſchnell wäre ich der Abgott eigennütziger Schmeichelei geworden! Ich wollte aber Recht und Ordnung, wollte Aufrechthaltung der durch die Größe des Reiches nothwendigen Alleinherrſchaft, — und hieß ihnen Tyrann!“ —

„Einer Verſtellungskunſt, ſagſt Du, beſchuldigen ſie mich? Verſtellung ward mir eigen, ich gebe es zu, aber nicht angeboren, ſondern nur aufgedrungen durch feindliche Familien- und Staatsverhältniſſe, aufgebürdet durch Verkennung von Jenen, deren ſchwache Beurtheilungskraft einen tieferen Charakter nicht zu faſſen vermag, weil ſie deſſen Thun und Laſſen mit ihren blöden Augen nicht durchſchauen können.“

„Rom zu verlaſſen und nach Capräa, wie einſt nach Rhodes, zu flüchten, dazu ſtachelte mich das Mißvergnügen über ſo vielfaches Mißlingen, noch mehr aber der Wunſch und die Hoffnung, ferne vom Kampfgewühl der Leidenſchaften, ferne von Schmeichlern, Betrügern, falſchen Treuergebenen und vom Stolz der Großen, im Schooße der Einſamkeit die Unnatur durch die Natur zu beſiegen, dann Ruhe und Kraft zu ſammeln zur Ausführung des lange gehegten Lieblingsplanes der Staatsreform. Auch dieſes Streben ſucht man zu entſtellen. Man ſtreut das entehrende Gerücht aus, ich habe dieſen Aufenthalt gewählt, um ungeſtört und ungeſcheut in einem Laſterpfuhle ſchwelgen zu können. Sorge und Gram folgten mir nach Capräa in einem Alter, wo die Leidenſchaften erlöſchen, wie die Gluten der zur Hälfte in den Ocean hinabgeſunkenen Sonnenſcheibe, und dennoch will man in mir, deſſen Jugend tadellos war, nun einen Wüſtling ſehen, der allen Geſetzen der menſchlichen Natur trotzt! Dahin iſt es gekommen, und mir bleibt nichts übrig, als Rom, die Menſchen, mich ſelbſt und mein Schickſal zu verwünſchen. Grauſam — ja, ich war es; aber wer zwang mich, es zu ſein? Der mir aufgedrungene Unglaube an eine edlere Menſchheit! Noch denke ich mit einem Schauder, der mein Innerſtes erſchüttert, an die letzten Worte des

Coccejus Nerva. Sein Selbſtmord war ein Verbrechen an mir und an Rom. Er hätte mein guter Genius werden können, und überließ mich, von mir ſcheidend, dem böſen Genius Sejan. Du in die Geheimniſſe der Zauberkunſt eingeweihter Wanderer ohne Ruh' und Raſt, verkünde dieſes Bekenntniß der Welt, — dann mag ſie meiner Aſche fluchen!" —

Ahasver ſagte mit dumpfer Stimme: „Weh Dir! Du haſt vergebens gelebt, ohne Glück für Dich, ohne Segen für die Welt! Und dennoch — wohl Dir! Dein Ende iſt nahe; aber weh über mich, der noch kein Ziel ſeiner Leiden erblickt! Ich werde wandern durch Jahrhunderte; immer üppiger wird der Baum der Erkenntniß mit dem betäubenden Duft ſeiner Blüten vor mir ſich geſtalten, aber verdorren wird immer mehr und mehr vor mir der Baum des Lebens mit dem Nektarſaft ſeiner Früchte. Der Umkreis meines Wiſſens wird ſich erweitern und ausdehnen, aber der Wonnegenuß reiner Gefühle wird erſtarren. Das iſt mein Fluch! Wer wird ihn löſen? — Beklagenswerther Herrſcher! Wenn die Nachwelt ſich gegen Dich erhebt, ſo ſoll ſie mich trauernd an Deiner Urne finden!" —

„Ehe wir ſcheiden, begann Tiber nach langem feierlichem Schweigen, will ich Dir die Ueberzeugung gewähren, daß ich das Edle und Große im Menſchen würdigend zu ehren weiß."

Er reichte dem Ahasver eine Tafel; ſie enthielt ein Schreiben des Pontius Pilatus, Landpflegers in Judäa, worin er dem Cäſar, als Chriſtus den Tod am Kreuze geſtorben war, über deſſen Leiden, Auferſtehung und Wunder einen ausführlichen Bericht erſtattete. Ahasver las mit zunehmendem Zittern in allen Gliedern, und ſtellte die Schrift mit abgewandtem Antlitz, keines Wortes mächtig, dem Cäſar zurück. Tiber ſagte, ohne die ſchreckliche Wirkung zu ahnen, welche jenes Schreiben auf Ahasver that: „Scheint es doch, als bedürften die Menſchen eines neuen Gottes, um ſie wieder auf den rechten Weg zu bringen. Dieſer Gedanke bewog mich, dem Senate den Wunſch bekannt zu machen, daß jener Chriſtus in die Zahl der zu verehrenden Götter aufgenommen werde; der Senat aber, in deſſen Wirkungskreis die Anordnung ſocher Aufnahme gehört, verweigert mir die Erfüllung meines Wunſches, ja, er erkühnt ſich ſogar, alle Chriſten aus Rom zu verbannen. Das ſoll, das darf nicht ſein! Ich, der Cäſar, geſtatt' es nicht!" —

Bei dieſen Worten zeigte Tiber dem Starrenden einen vor wenigen Stunden an den Senat ausgefertigten Befehl, worin er Diejenigen, die es wagen würden, Chriſten aus Rom zu verbannen oder ſie zu verfolgen, mit der Todesſtrafe bedrohte.

Ahasver verhüllte ſein Haupt, ſtieß einen Wehruf aus und verließ das Gemach. Tiber ſank erſchöpft auf ein Ruhebett. Schauer der Todesahnung traten vor ſeine Seele, wie ein Phantom der Nacht. Die Sehkraft erloſch; die Sinne ſchwanden.

# XXII.

## Die Todeskiſſen.

Tiber, an Leib und Seele krank, fühlte mit jedem Tage mehr Abnahme ſeiner Kräfte, mit zunehmenden Schmerzen. Altersſchwäche, ſchleichende Krankheit und Mißmuth zehrten an ihm. Groß war die Qual ſeiner Leiden, noch größer die folternde Unruhe, die ihn, wie ein böſer Geiſt, herumtrieb und verfolgte. Dieſe ängſtliche Beunruhigung los zu werden, ſchien eine Ortsveränderung ihm das ſicherſte Mittel. Er nahm ſchmerzlichen Abſchied von der geliebten Inſel, wie vom Leben ſelbſt, beſtieg ein Schiff, und ſegelte nach dem italiſchen Feſtlande. Als er den Boden betrat, erblickte er, die Gegend mit düſteren Blicken überſchauend, das vulkaniſche Vorgebirge Miſenum mit den Sümpfen auf ſeiner Höhe, die Städte Bajä und Cumä, und den See Avernus.

Tiber's Augen hafteten lange auf dieſen Gegenſtänden. Ein heftiger Schauer befiel ihn. Er entfernte ſich von ſeinen Begleitern, und ſprach den Aufruhr ſeines Innern mit lauter Stimme aus:

„Feindſeliges Schickſal! Deine Hand iſt's, die mich in dieſe, eben in dieſe Gegend führt. Nur Schreckensbilder, von böſer Vorbedeutung, von gräßlicher Mahnung, ſehe ich ringsumher vor mir. Hier das Vorgebirge Miſenum, das mir wie ein rieſiges Nachtgeſpenſt entgegen tritt, Tod verkündend, wie dem Brutus vor der Schlacht bei Philippi! Dieſes vulkaniſche Erdreich, auf dem ich ſtehe, iſt ein Bild meines Innern, in dem eine wilde Glut verzehrend lodert. Dort die dunklen gifthauchenden Sümpfe, die, mit freundlich grünem Schleier überzogen, wie die Genüſſe des Lebens, den Wanderer in ihren Schooß locken, und den Verſinkenden feſthalten, bis das Verderben ſeinen Leichnam der Verweſung übergibt. Dort ſchaut Bajä mit der Pracht ſeiner Paläſte, mit aller Fülle ſeiner in Wolluſt verſunkenen Schwelger, mir entgegen mit Hohn und Spott über den Unſeligen, der hier, an ſich und der Welt verzweifelnd, ſteht! Dort ſtarrt die uralte Cumä mit dem grauenvollen Haine der trauernden Trivia, und der nächtlichen Höhle der Seherin Sibylla. Weisſagende, tauſendjährige Unholdin! Vertraue noch einmal ein beſchriebenes Baumblatt dem Winde, daß es, mir zufliegend, Schmach und Tod verkünde! Sie deutet ſchweigend auf den, in ſchauerliches Walddunkel gehüllten Avernus, aus deſſen nächtlichen Gewäſſern die Schatten der Todten an's Tageslicht gleiten, die Lebenden Eingang in die Unterwelt ſuchen.“ —

Die Empfindungen, welche jene Gedanken in dem von Alter und Krankheit geſchwächten Cäſar aufregten, erſchütterten ihn mit ſolcher Gewalt, daß er in einer todtähnlichen Ohnmacht zur Erde ſank. Seine Begleiter eilten herbei. Er wurde emporgehoben und in eine Sänfte gelegt, wo er ſich nach wenigen Minuten erholte. Als er die Beſtürzung ſeiner Begleiter bemerkte, die ihm Mittel zur Labung darreichten, gerieth er in Zorn und fragte, ob man ſo thöricht ſei, dieſen Unfall etwa für die Wirkung einer Ohnmacht zu halten? Er ſei nur mit dem Fuße an einen Stein geſtoßen, — und der augenblickliche Schmerz habe ihn bewältiget. Er beruhigte ſich nicht eher, als bis man ihm das, was er ſagte, vollkommen zu glauben ſchien; dann erſt ließ er ſich in der Sänfte weiter tragen.

Nach einer Stunde langte der Zug vor einer prächtigen Villa an: welche einſt ein Eigenthum des durch ſeinen unermeßlichen Reichthum berüchtigten Schwelgers Lucullus, jetzt aber halb verfallen war. Die Bitte, hier auszuruhen, verwarf Tiber mit Unwillen. Er befahl Speiſen und Weine zu bringen, und genoß von beiden mehr als ihm mundete, um nur zu zeigen, wie geſund und wohl er ſich fühle.

Während er noch an der Tafel lag, trafen Cajus Caligula und Macro ein. Tiber empfing die freundlich Begrüßenden mit finſterer Miene und mit den ſpöttiſchen Worten: „Noch lebe ich, wie ihr ſeht. Steine verſtehen ſich auf das Tödten weniger als die Menſchen. Hochmuth und Undank ſchmerzen mehr als der Stoß an einen Stein.“ — Ohne auf die geheuchelten Beſorgniſſe und Freudenbezeugungen der beiden Ankömmlinge weiter zu achten, erkundigte ſich Tiber, ob ſich Wild in den umliegenden Wäldern befinde. Als die Frage bejaht wurde, erklärte er, vom Tiſchbette raſch aufſpringend, er wolle jagen. Niemand wagte eine Gegenvorſtellung. Tiber beſtieg ſogleich ein Pferd; Caligula und Macro folgten ſeinem Beiſpiele.

Schon brauſte der ſtattliche Zug von Menſchen, Pferden und Hunden durch die wildeſten Waldpartien, Tiber voran, wie der muthigſte Jüngling. Aufgeſchreckt durch das, den Waldbewohnern ſeltene Jagdgetöſe, ſtürzte ein ſchäumender Eber, raſend vor Wuth über die, ſeine Ruhe ſo plötzlich ſtörende Annäherung ſeiner Feinde aus einem Dickicht hervor, dem Cäſar gerade entgegen. Tiber, nicht minder ergrimmt, als der wilde Eber, hob den Jagdſpieß, und ſchleuderte ihn mit aller Gewalt nach dem Thier. Die Eiſenſpitze drang aber dennoch nicht tief genug in die Hüfte; ein Sprung des Ebers, und der Spieß fiel aus der leichten Wunde ſchnell wieder heraus. Der Eber entſprang; Tiber aber ſtürzte vom bäumenden Roſſe. Die übermäßige Kraftanſtrengung hatte ihm einen heftigen Schmerz in der rechten Seite verurſacht.

Man hob den Bewußtloſen empor. Er ſchien todt zu ſein. Caligula und Macro glaubten es. Sie vermochten es kaum, den Ausbruch der innern Freude in den Mienen erheuchelten Schreckens zu verbergen. Leiſe flüſternd, mit dem im Gefolge befindlichen Arzte Charikles, befahlen ſie, den Cäſar in die Sänfte zu legen, und ihn, ohne ein erfriſchendes Mittel verſuchen zu laſſen, ſogleich nach der nahen Stadt Miſenum zu bringen.

Während der Zug ſich langſam fortbewegte, ritten ſie dicht neben der verſchloſſenen Sänfte. Als dieſe endlich in der Stadt geöffnet wurde, ſahen ſie ſich in ihrer Hoffnung, eine Leiche zu erblicken, getäuſcht. Tiber ſaß aufrecht; ſein Geſicht zeigte keine Spur von Schmerz. Er entſtieg der Sänfte, und geſtattete nicht einmal, daß man ihn ſtützte. Er ſchritt, dem Scheine nach rüſtig und friſch, in das zu ſeinem Empfange bereit ſtehende Haus, wählte eines der ſchönſten Gemächer für ſich, und befahl Allen ſich zu entfernen.

Nur Charikles wagte es, dem Befehle nicht zu gehorchen. Der ſchmeichelnde Grieche, heimlich im Solde des herrſchgierigen Caligula, trat leiſe ſchleichend in das Gemach, und näherte ſich ſchüchtern lächelnd dem Cäſar, der ihm zurief: „Sendet Dich der Tod als ſeinen Bundesgenoſſen? Sage denen, die mich leblos wünſchen, daß ich lebe, und lange noch zu leben gedenke, den Feinden meines Lebens zum Trotz!“ —

„Cäſar Tiberius (erwiederte Charikles hold lächelnd) mag leicht des Arztes entbehren, denn die Götter, die ihn lieben, werden ihn erhalten zum Wohle der Menſchen.“ —

„Die ihn haſſen!“ rief Tiber in Zorn auflodernd. „Nur Ein Weſen hiernieden liebte mich, — nur Agrippina, die Hälfte meiner Seele, liebte mich, — und weil ſie mich liebte, wurde ſie mir entriſſen! Wo lebt jetzt ein Weſen, das mich liebt, ein Theil meiner ſelbſt? In ihrem Leichenfeuer ſtarb mir die Liebe und das Leben. Unter Liebloſen leben, iſt des Lebens herbſte Qual! Götter! gebt mir ein Weſen, das mich mit ganzer Seele liebt, — nehmt meinen Thron, mein Leben dafür! Herz voll Liebe! wer kann haſſen, wenn er deine Schläge an ſeiner Bruſt fühlt? Arm der Liebe! wer kann zürnen, wenn du weich und warm ihn umſchlingſt? Geliebt ſterben — iſt Todesluſt; ungeliebt leben — Todesqual!“

Aus dieſen ſanften Worten, wie in einem ſchönen Traum geſprochen, fuhr Tiber plötzlich verwandelt empor:

„Was ſprach ich? Es war Lüge, falſch wie die Welt! Lügen aus Elyſium!“

Charikles, von dem Seelenzuſtande des Leidenden in dieſem Augenblicke erſchüttert, zog eine Phiole aus dem Gewande hervor. Tiber ſtieß das dargereichte Gefäß mit Unwillen zurück, und ſank erſchöpft in Betäubung.

Charikles fiel vor ihm auf die Knie und küßte ſeine Hand. Tiber ſagte mit matter Stimme: Dem Sterbenden küßt man die Augen, nicht die Hände.“

Charikles fühlte, die ihm nicht entzogene Hand feſthaltend, daß der Puls ſtille ſtand. Ein feines Lächeln flog über das Geſicht des ſchlauen Griechen. Er ſchlich ſich leiſe weg und erreichte, öfter zurückſchauend, den Ausgang. Im Nebengemache trat ihm Caligula mit fragenden Augen entgegen.

Charikles flüſterte dem neugierig Horchenden zu: „Der ſtillſtehende Puls deutet auf nahen Tod. Längſtens zwei Tage noch, — dann mag Rom ihn unter die Götter verſetzen!“

Caligula drückte den Arzt mit ſtürmiſcher Freude an ſeine Bruſt mit den Worten: „Ein Halbgott wirſt Du ſeinem Nachfolger ſein.“

Ehe dieſe Worte verſchollen waren, ſtand Tiber vor den Beiden. Ahnend, was hier vorgefallen, rief er dem Caligula, hoch aufgerichtet und mit zornblitzenden Augen, zu: „Die Verräther Bruſt an Bruſt! Schlange, die ich in meinem Buſen nährte! Du wirſt mich morden, — Andere Dich! Als mein Nachfolger wirſt Du Rom's Geißel ſein, und Deine ſchwarze Seele wird mich den Römern im ſchönen Lichte zeigen. Im Schauder vor Deinen Laſtern werden ſie mein Andenken ſegnen; denn Du wirſt die Schlange ſein, deren Biß das Reich vergiftet, der Phaeton, welcher das Reich in Flammen ſetzt.“

Caligula ſtarrte dem Zürnenden frech in’s Geſicht, dann ſtürzte er mit gellendem Gelächter aus dem Gemache. Tiber ſank zu Boden. Als Caligula den Fall hörte, kehrte er mit Macro wieder zurück. Der Letztere rief bei dem erſten Blick auf den Gefallenen: „Tragt die Leiche fort!“ Sclaven vollzogen ſogleich den Befehl; Macro aber ſagte: Nun gilt es! Benütze den Augenblick! Todt iſt er, todt muß er ſein!“

Caligula, herzlos, aber auch geiſtlos, hatte in dieſem wichtigen Augenblicke alle Faſſung verloren; deſto entſchloſſener zeigte ſich Macro. Er ließ ſogleich Tiber’s Gefolge, einen Theil der prätorianiſchen Leibwache und der Einwohner von Miſenum verſammeln, trat an der Hand des Arztes vor, und rief ihnen mit lauter Stimme zu: „Cäſar Tiberius iſt geweſen; Heil dem Cäſar Cajus Caligula!“

Mit brüllendem Getöſe ſchrien die Prätorianer: „Heil dem Cäſar Cajus Caligula!“ — Die Uebrigen ſtimmten jubelnd ein. Macro befahl ihnen, ſich zu entfernen, denn Stille und Trauer müſſe walten im Hauſe des Todes.

Während des Jubels war Tiber zu ſich gekommen. Das Geſchrei wirkte auf ihn, wie ein Todesſtoß. Macro und Caligula traten in das Gemach. Tiber erhob ſich, keines Wortes mächtig, aber ſchrecklich durch Mienen und Geberden.

Die Eintretenden ſtanden einen Augenblick bewegungslos. Erbleichend und zitternd ſagte Caligula: „Weh mir! — Nicht der Thron, — das Grab erwartet mich!“ — Macro aber, in Verbrechen abgehärtet, rief: „Erblicke hier die

Todesgötter!“ — Mit dieſen Worten ſtieß er den aufrecht ſitzenden Tiberius zurück, ergriff Kiſſen und dicke Decken, warf ſie auf ihn, hielt ſie an dem ſich Sträubenden feſt und rief: „Kannſt Du leben ohne Lebensluft?“ —

Nur ſchwache Spuren ohnmächtiger Gegenwehr zeigten ſich noch im Geröchel des Erſtickenden. Nun fühlte ſich auch Caligula vom böſen Geiſt der Mordluſt ergriffen. Er warf ſich mit dem ganzen Gewichte ſeiner Körperlaſt auf den verhüllten Hülfloſen, leiſe murmelnd: „Weſſen du ſelbſt mich beſchuldigteſt, — ich erfülle es!“

Noch wenige Minuten, — dann keine Regung mehr! Die weggezogenen Kiſſen zeigten Tiber's Leichnam.

Mit triumphirendem Lächeln wendete ſich Caligula von dem Todten ab. Vor ihm ſtand hohnlachend Ahasver's Schreckgeſtalt, und ſprach mit dumpfer Stimme: „Ihn hat ſein Schickſal erreicht, Dein eigenes hat der Mund des Todten verkündet, eh' er ſich auf ewig ſchloß.“

Vor Entſetzen ſchaudernd keuchte Caligula: „Wer biſt Du? was führt Dich her?“ — Ahasver ſprach: „Ich bin der böſe Genius der Cäſaren, glückwünſchend Dir zu dem durch Mord erworbenen Thron!“

Nun rief er mit mächtiger Stimme in die Vorhalle: „Jubelt Sclaven! Heult dem neuen Cäſar Heil!“

Und heulend erſchell es aus der Halle: „Heil dem Cäſar!“ Ahasver ergriff Caligula's Hand mit ſeiner todeskalten und ſagte: „Wir ſehen uns wieder!“

Caligula ſank auf die Leiche des Ermordeten, aus deſſen Mund ein Blutſtrom quell.

# Dritte Zeitperiode.

## I.

## Leichenfeier und Thronbeſteigung.

Die erſtern Stunden eines heitern Vormittags ſahen die Heerſtraße, welche von Miſenum nach Rom führte, mit einer unzähligen Volksmenge bedeckt. In den vordern Reihen der, ſchon in der Nähe der Hauptſtadt, ungeduldig auf und nieder wogenden Maſſen machten ſich vor allen Andern zwei Geſtalten bemerkbar, die zugleich der Gegenſtand allgemeiner Aufmerkſamkeit waren. Die Beſchauer ließen ſie zwar nicht aus den Augen, hielten ſich aber doch mit unverkennbarer Scheu von ihnen entfernt. Es war die rieſige, furchtbare Geſtalt Ahasver's und die lange, hagere des ehemaligen Archimims Atilius.

Ahasver's ſtechende Augen blitzten aus den verwilderten Mienen ſo feindſelig hervor, daß kein Auge die düſtere Glut des, Verderben drohenden Menſchenhaſſes lange zu ertragen vermochte; die Geſichtszüge des Archimims zeigten aber eine ſolche Miſchung von Schwermuth mit den unheimlichen Spuren einer, noch unter der Aſche glimmenden Leidenſchaftlichkeit, daß ſein Anblick wechſelweiſe anzog und zurückſtieß. Unaufhörlich heftige Bewegungen verkündeten Ahasver's ruheloſen Gemüthszuſtand, während die wenigen, ſchwachen Geberden des Atilius einen Lebensmüden ausſprachen, der mit Mißmuth in die Leiden der Vergangenheit zurückblickte, und ſeine Rechnung mit der Gegenwart abgeſchloſſen hatte.

Ein bitteres Lächeln überflog Ahasver's düſtere Geſichtszüge: er brach dann in ein ſarkaſtiſches Gelächter aus, und flüſterte dem Archimim in's Ohr: „Auf dieſem Wege kehrte Auguſtus Leiche nach Rom zurück; auf dieſem Wege kommt auch der todte Tiberius gegen ſeinen Willen in die verhaßte Stadt, die er als Lebender nicht mehr ſehen wollte und als Lebloſer nun ſehen muß. Mag der Geiſt des vergötterten Cäſars über die Gewaltthat ſich empören, der Leib muß gehorchen, als wäre er der Leib des ſchlechteſten Sclaven. Ihm iſt von ſeiner Macht nichts übrig geblieben, als der Nachklang ſeiner Verbrechen, und ſtatt der Stimme der Schmeichelei, die ſeinen Thron umgab, wird nun der Fluch ſein Grab umheulen. Nun muß der Gewaltige, von dem Alle ſich Alles gefallen laſſen mußten, ſich von Allen Alles gefallen laſſen, muß es leiden, daß ſein Mörder ſeinen Leichnam im feierlichen Zuge nach Rom bringt, ihm eine Leichenrede hält, die einen Todten lebendig und einen Lebenden raſend machen könnte, und dann — ſeinen Thron beſteigt. Ich aber, als der böſe Genius der Cäſaren, muß hier ſein, um ihn gebührend zu begrüßen, und mein Amt bei ihm zu verwalten.“

„Ich beklage Dich, ſagte Atilius, und preiſe mich glücklich, daß ich hier nicht mehr in dem furchtbaren Amte des Todtenſpötters erſcheine. Mag ein Kampf aller Laſter immerhin die Welt verheeren; mich, den mit der Menſchheit Verſöhnten, erfreue Liebe und Ruhe, bis der Genius mit der geſenkten Fackel mir winkt! Vergeſſen ſei die Vergangenheit, ertragen die Gegenwart! Die Zukunft lächle mir!“

Jetzt näherte ſich der unüberſehbare lange Zug. Ahasver, von der Raſerei wilder Freude ergriffen, rief laut: „Heil dem neuen Cäſar! Sclaven! Fallt nieder in den Staub, daß er euch zu Staub zermalme!“

Die Menge der ihn Umgebenden wendete ſich erſchrocken dem Rufenden zu. Unheimlicher Schauer durchbebte die lautlos Erſtarrten. Feierlicher Flötenklang ertönte in leiſer Wehmuth; darein erſcholl durchdringender Hörnerklang, und das dumpfe Dröhnen der Tuba. Jetzt begann ein Chor von Knaben und Mädchen den Trauergeſang, widrig unterbrochen durch das Geheul der Klageweiber, die ſich mit heftigen Geberden an die Bruſt ſchlugen. Ihnen folgten Schauſpieler; ſie ſprachen hochtrabende Sentenzen aus griechiſchen und römiſchen Tragödien. Tänzer begleiteten ihre Sprüche mit dazu paſſender Mimik. Hinter ihnen ſchritt der Archimim, der dieſesmal eine erbärmliche Rolle ſpielte, da er nicht wußte, wie er ſich geberden und benehmen ſollte, indem er edle Thaten des Verſtorbenen nicht darſtellen konnte, böſe nicht durfte. Und ſo geſchah es, daß der unglückliche Todtenſpötter von vielen Zuſchauern ſelbſt verſpottet und verlacht wurde. Er trat, theils beſchämt, theils zürnend, aus der Reihe, und verlor ſich unter der Menge. Der Archimim Atilius ſagte bei dieſer tragiſch-komiſchen Scene: „Dank ſei den Göttern, daß ich nicht an der Stelle dieſes Mannes bin! Was mich betrifft, ſo mögen die Todten in Frieden ruhen wie die Lebenden!“

„Ruhe, wer ruhen darf!“ murmelte Ahasver.

Eine Schaar von Freigelaſſenen, den Kopf mit einem Hut, als Zeichen der Freilaſſung bedeckt, drängte ſich jetzt den Tänzern nach, mit einer albernen Miſchung von zerknirſchter Demuth und lächerlicher Aufgeblaſenheit. Einen ſchönen Anblick gaben nun die, theils auf langen Stangen, theils auf Bahren getragenen Bildniſſe des Julius Cäſar, Octavianus Auguſtus, Germanicus, Druſus und Tiberius. An dieſe ſchloßen ſich die Liktoren, die in Bündelform zuſammen vereinigten Beile verkehrt haltend, ſo wie die nachfolgenden Kohorten ihre Speere zur Erde geſenkt trugen.

Nun kam der Hauptgegenſtand der ganzen Trauerfeier: Tiberius Leichnam; er lag auf einer Sänfte, behangen mit einer Decke von Purpur und Gold. Die Sänfte wurde von den Erſten und Vornehmſten der Städte, durch welche der Zug ſeinen Weg nahm, getragen.

Hinter der Sänfte ſchritt Tiber's Neffe und Mörder, der fünf und zwanzigjährige Jüngling Cajus Caligula, einher. Gang, Haltung, Benehmen, und ſelbſt die Kleidung, beim erſten Anblick mit dem Schein von Genialität blendend, zeigten bei längerer Beſchauung ein unheimlich phantaſtiſches Weſen; dazu geſellte ſich eine ungewöhnliche Leibesgröße mit hagerem unverhältnißmäßigen Gliederbau, und Geſichtszüge, in denen etwas Wildes und Grauſames lag. Dieſer Ausdruck gefiel aber dem Eigenthümer dieſes Geſichtes, welcher damit imponiren wollte, ſo ſehr, daß er ſich oft vor dem Spiegel zu üben pflegte in der Kunſt, den Mienen des blaſſen Geſichtes noch mehr Fürchterliches anzueignen. Den beinahe haarloſen Kopf entſtellte eine breite finſtere Stirne mit hohlen Augen und Schläfen. Seine Kleidung beſtand in einem goldgeſtickten Frauenmantel, einem Gewand mit langen Aermeln und Armbändern, und mit Edelſteinen beſetzten Kothurnen. Die ganze Tracht war ſo bizarr, daß ſie weder männlich noch römiſch zu ſein ſchien. Hinter ihm gingen ſeine drei Schweſtern, weiß gekleidet, ohne Gold und Schmuck, mit entblößtem Haupt und fliegendem Haar. Ihnen folgte Tiber's Sohn und der Oheim Claudius, beide mit verhülltem Haupt. Den Zug ſchloßen die Patricier und Staatswürdenträger, in kurzer, enger Toga ohne Verbrämung, ohne Ringe und Ehrenzeichen ihrer Aemter und Würden.

So bewegte ſich der Zug langſam vorwärts, bis er, verfolgt vom Getümmel der ſchaugierigen Volsmenge, das große Forum erreicht hatte, merkwürdig durch die, bei Sejan's Tode vorgefallenen Gräuelſcenen. Hier war vor der Rednerbühne ein goldenes Zelt in der Geſtalt eines Tempels errichtet. Unter dieſes wurde die Sänfte mit der Leiche geſtellt. Caligula beſtieg die Rednerbühne, um dem todten Cäſar und Oheim die Leichenrede zu halten. Er, der ſich für einen der größten Redner ſeiner Zeit hielt, begann den Leichenſermon mit wohl einſtudirten ſchönen Redensarten und rhetoriſchen Figuren, deren Schwulſt und Bombaſt die Zuhörer verwirren und betäuben ſollte, was auch eine Weile wohl gelang. Die Menge bewunderte, was ſie nicht verſtand. Schöne Worte verfehlten auch hier, wie gewöhnlich, ihre Wirkung nicht. Man war entzückt, ohne eigentlich zu wiſſen, warum und über was. Man ſchrie ſo vielen Beifall, daß ein großer Theil der Rede gar nicht in die Ohren derjenigen drang, deren Kehlen ſich heiſer lärmten. Endlich trat Ahasver vor die Rednerbühne und rief dem Sprecher zu: „Erzähle uns nun auch die Todesart und die Sterbeſcene Tiber's!“ — Caligula erkannte den Furchtbaren: Verwirrung ergriff ihn; er verſtummte und gewann endlich nur ſo viel Faſſung, daß er mit Heftigkeit befahl, den Leichenzug fortzuſetzen.

Der Leichnam wurde nun vom Forum auf das Marsfeld getragen. Hier erhob ſich, von geſpaltenem Tannen-, Fichten- und Eichenholze hoch aufgethürmt, der zur Verbrennung beſtimmte Scheiterhaufen in Geſtalt eines Altars, gefüllt mit Papier und Pech, außen mit Cypreſſenbäumen umgeben. Das Leichenbett mit dem entſeelten Körper wurde auf den Giebel des Rogus geſtellt; ein Senator trat hinzu und öffnete die Augen des Todten. Er ſelbſt bebte zurück, als er ſein Werk vollbracht hatte; Schauder ergriff ihn vor dem offenen Auge, welches, obſchon ſtaar, das Furchtbare des letzten Augenblickes noch in ſich zu halten, und todt wie es war, allen Lebenden Verderben zu drohen ſchien. Ahasver war unter allen Umſtehenden der Einzige, der ſeinen Blick voll Hohn unbewegt auf den Grimm des todten Auges heftete, plötzlich aber in ein ſardoniſches Gelächter ausbrach, als Caligula und die nächſten Verwandten mit dem Scheine von Schmerz und Zerknirſchung ſich näherten, Tiber's Antlitz küßten, dann mit den ihnen gereichten brennenden Fackeln den Scheiterhaufen anzündeten. Indem die Flammen emporflackerten, ſank die Menge auf die Knie und murmelte die Bitte, daß der Himmel das Auflodern der Flammen durch einen anfachenden Wind beſchleunigen möge. Dabei wurden von allen Seiten Weihrauchkörner, Myrrhen, Kaſia und andere wohlriechende Spezereien, ja, ſelbſt Oelgefäße, Schüſſeln mit Speiſen, Kleider und Schmuck in das Feuer geworfen. Die Soldaten gingen, ihre Standarten verkehrt tragend, dreimal um den Scheiterhaufen und ſchlugen nach dem Schalle der Tuba ihre Waffen zuſammen. Schauerlich ſcholl das Dröhnen der Tuba und das Klirren der Waffen zwiſchen das zunehmende Gepraſſel der Flammen.

Endlich war der Rogus abgebrannt. Die roth auflechzende Glut ward mit Wein benetzt. Männer, bekleidet mit ſchwarzer Tunica, ohne Gürtel, frei um den Leib hängend, ſchritten unbeſchuht über die erlöſchenden Kohlen und ſammelten mit eiſernen Gabeln Tibers Aſche und Gebeine, die mit koſtbarem Balſam beſprengt, dann in eine goldene Urne gelegt wurden, in welche man auch eine Phiole, mit ſogenannten Thränen gefüllt, hineinſtellte. Caligula ergriff die Urne, drückte ſie mit ſcheinbarer Rührung, doch mit geheimem Schauder, an die herzloſe Bruſt und trug ſie, im Gefolge der nächſten Verwandten, zu dem in der Nähe erbauten, hochaufragenden, mit einer Mauer und mit Bäumen umgebenen, mit Säulen und Statuen verzierten Grabmal von weißem Marmor. In dem Innern angelangt, ſtellte er den Aſchentopf, ſchluchzend und mit zitternder Hand in eine Niſche der Mauer. Ein Prieſter beſprengte mit einem Olivenzweige die Anweſenden, um ſie zu reinigen, dreimal mit heiligem Waſſer. Caligula und die Verwandten nahmen dann von den Reſten des Todten Abſchied mit den Worten: „Leb' wohl! Wir folgen Dir nach dem Geſetze der Natur.“

So war die Trauerfeier geendet, bei welcher unter allen Anweſenden nur ein Einziger: Tiber, der zwölfjährige Sohn des Cäſar Tiberius, ungeheuchelten Schmerz im hoffnungsloſen Herzen empfunden hatte.

## II.

## Schöne Lügen.

Vor dem Kaiſerpalaſte auf dem palatiniſchen Hügel wogte eine zahlloſe Menſchenmenge, einem ſtürmiſchen Meere gleich, wo alle Wellen hinaufſteigen, plötzlich aber, von andern überthurmt, in die Tiefe ſinken, ein wahres Bild des Lebens, wo Alles unaufhörlich ſteigt und fällt.

Zunächſt dem Palaſt ſtanden auf der einen Seite Patricier, Senatoren und Ritter, vor ihnen die Conſuln, Prätoren und Aedilen, ſo viel das Getümmel es erlaubte, voran zu ſtehen und auf einer bleibenden Stätte ſich zu erhalten; die andere Seite hielt die prätorianiſche Leibwache beſetzt, die beiläufig ſchon geſtimmt war, den Caligula zum Imperator *) zu ernennen. Einige dieſer gewaltigen Söldlinge

---

*) Kaiſer.

ſtanden, in Reihen geordnet, vorwärts, mit trotzigen Geſichtern, denen die Habgier aus den Augen leuchtete; die andern trieben ſich aufregend zwiſchen dieſen herum. Im Hintergrund ſtand der Pöbel, der Vieles wollte, dabei aber nicht wußte, was er eigentlich wollte, eine Unzahl von Dummen und Tollen, voll Zwiſt untereinander, einträchtig nur in dem Einzigen, daß ſie Brot und Spiele in Hüll' und Fülle wünſchten.

Auf der Höhe einer Säulenhalle des Palaſtes zeigten ſich die Hohen und Erſten des Reiches, in ihrer Mitte Caligula, der ſich ſchon jetzt als Oberhaupt Aller benahm und in ſeiner Perſon die Lebhaftigkeit der ganzen Maſſe zu vereinigen ſchien. Ihm, als der glühenden Sonne, ſtand Ahasver, wie immer das wilde Menſchen- und Stimmengetümmel ſich geſtalten mochte, als ſchwarzes Nachtgewölk gegenüber. Caligula wendete ſeine Blicke, wenn ſie den Unhold trafen, ſogleich weg und ſchaute wohlgefällig auf die reizenden Geſtalten ſeiner drei Schweſtern, deren Augen mit dem Ausdrucke eines übertriebenen, beinahe lächerlichen Entzückens an dem Bruder hingen, den ſie, als das erſte Genie der Welt, wie einen Gott verehrten. In einiger Entfernung ſtand der Knabe Tiber, das Gegentheil ſeines ſo eben verbrannten Vaters, eine edelſchlanke Geſtalt mit dem ſchönſten blonden Lockenkopf, deſſen blühendes, mild heiteres Geſicht den ſchönſten Verein von Seelenreinheit und Herzensgüte ausdrückte. Caligula maß das gute Kind öfter, nach der Seite ſchielend, mit finſtern, argwöhniſchen Blicken. Tiber's Wangen überflog dann eine brennende Röthe;

ſeine Augen wurden feucht: er zitterte, und verdoppelte ſeine ängſtliche Freundlichkeit gegen Caligula. Das Gegenſtück bildete Macro, deſſen ſtolze Blicke auf dem erhabenen Schwiegerſohn mit dem Bewußtſein von Ueberlegenheit verweilten, während ein ſpöttiſches Lächeln ihm ſagte: „Was wäreſt du nun ohne mich?“ — Caligula's Augen ſchoſſen gegen den kühnen Schwiegervater von Zeit zu Zeit Blitze, die ihm die Antwort gaben: „Ich wünſche nun ohne Dich, das zu ſein, was ich durch Dich geworden bin.“ — Das auffallend feindliche Verhältniß, in dem die Beiden nun zu einander ſtanden, wurde von Vielen bemerkt und beſprochen. Hinter Macro verbarg ſich, gebückt und lauernd auf jede Miene und Geberde Caligula's, der Oheim Claudius. Die lichtloſen Augen und ſtarren Züge ſeines blöden Geſichtes hatten nur einen Ausdruck: das Bewußtſein eigener Nichtigkeit. Er lachte und lächelte, je nachdem Caligula oder eine der Schweſtern lachte oder lächelte, und wenn Caligula düſter vor ſich hinblickte, bemühte ſich der arme Claudius, den eine böſe Laune des Schickſals zu Rom's nächſtem Herrſcher beſtimmt hatte, in ſein Antlitz ſo viel finſtern Ernſt zu legen, als die alberne Feigheit ihm geſtattete.

Caligula verließ die Halle. Plötzliches Stillſchweigen beherrſchte die brauſende Menge, die nun etwas ganz Beſonderes erwartete. Endlich erſchien Caligula auf dem Platze; er gab ſeinen harten Geſichtszügen den ihm möglichen Ausdruck von Milde. Aus dem Thore des Palaſtes traten Sclaven und einige Hauptleute der prätorianiſchen Leibwache, wohlbeladenen Laſtthieren ähnlich. Die Erſtern vertheilten Geld, Fleiſch und Brot unter das Volk, Letztere unter die Prätorianer. Als die erſte Gier, mit der die Betheilten ihre Geſchenke ergriffen, vorüber war, brach die Menge in ein fürchterliches Jubelgeſchrei aus, welches damit endigte, daß Caligula vom Volk und von den Soldaten zum Imperator mit unumſchränkter Macht ausgerufen wurde. So war denn binnen einigen Minuten das große Werk vollbracht. Caligula winkte den Lärmenden ſeinen Dank mit der rechten Hand zu. Die Schweſtern flogen dem neuen Herrſcher liebkoſend an den Hals; Claudius bückte ſich vor dem Gewaltigen, und der junge Tiber küßte die ihm ſtolz dargebotene Rechte ſchüchtern und mit wehmüthigem Lächeln. Der Senat, gute Miene zum böſen Spiele machend, rief: „Heil dem Imperator Caligula, dem Vater des Vaterlandes!“—Dreifaches Echo der Menge wiederholte den Zuruf. Die geheimen Verwünſchungen blieben ungehört. Die darauf folgende Stille unterbrach ein gräßliches Gelächter. Niemand wußte, woher es kam; nur Caligula erkannte darin die Stimme Ahasver's. Sich ſchnell faſſend, begann er zu ſprechen:

„Mächtig durch euch, bin ich der Mächtigſte unter euch; die Macht Aller vereinigt ſich in mir. Hoch, wie ich von dieſem Augenblick an ſtehe, bin ich erhaben über jede Beleidigung; darum ſei aufgehoben die Klage über das Verbrechen beleidigter Majeſtät! Frei gebe ich die Staatsgefangenen; nur freie Männer ſollen mir huldigen! Zurückkehren ſollen die von meinem Vorfahr mit Unrecht oder mit Härte Verwieſenen; ſie werden die lange vermißte Heimat mehr als je lieben, das lange entbehrte Vaterland mehr als je ſchätzen lernen. Senat und Ritter! Ihr ſollt als Mitherrſcher mir zur Seite ſtehen! Ich will Zögling ſein der Weiſen und der Staatsmänner. Du Römervolk erblicke in mir den Mann, der an Deiner Spitze ſteht, um für Dein Wohl zu ſorgen und Deine Wünſche zu erfüllen, wo es zu Deinem Beſten führt. Ich will der Vater und der Sohn eueres Glückes ſein, der Glücklichſte unter den Glücklichen." — Caligula ſchwieg: tauſend Stimmen jubelten. Eine neue Sonne der Hoffnung ging über Rom auf, doch ſchwere Gewitter- und Todeswolken lauerten im Hintergrund.

Einzelne erſchütternde Scenen folgten nun. Quintus Pomponius, ein Greis, der ſeit ſeinem Conſulat ſieben Jahre im Kerker geſchmachtet hatte, wurde herbeigeführt. Caligula reichte dem kraftlos Wankenden die Hand mit den Worten: „Dein Auge lerne wieder das Sonnenlicht, Dein Geiſt das Glück des Freien ertragen!"

Die zwei abtretenden Conſuln baten den Imperator im Namen aller um die Erlaubniß, ihm ein Standbild von Gold errichten und bei ſeinem Glück opfern zu dürfen. Caligula verweigerte die Bitte mit den Worten:

„Mein Bild ſtehe in euren Herzen: nicht ihr ſollt bei meinem Glück opfern, ſondern freudig ſehen, wie ich mein Glück euch opfere!"

Neuer Jubel. Man ernannte ihn zum Conſul, der erſten Staatswürde nach dem Kaiſer. Caligula erwiederte:

„Wie kann ich, der Neuling, eine Würde annehmen, die eine längere Erfahrung mit der Weisheit des männlichen Alters erfordert?“ — Man erwiederte dem Weigernden: „Der Geiſt vereinige Alles in ſich, das Höchſte im Höchſten.“ — Caligula erklärte nach einigem Zögern, welches wie Beſcheidenheit ausſehen ſollte: „Er dürfe wohl ohne Undank dem Wunſche des Volkes nicht entgegen ſein; er wolle alſo die Conſulswürde annehmen, doch nur mit der Bedingung, daß ſein Oheim Claudius, damals ſechs und vierzig Jahre alt, ein Mann, dem er Ehrfurcht ſchuldig ſei, zum Mitconſul erwählt werde.“ Einſtimmiger Zuruf der verſammelten Menge. — Caligula zog den erſchrockenen Oheim, der ſich zurückziehen wollte, aus dem Verſteck, und ſtellte ihn der lärmenden Maſſe vor, während der halbblöde Mann mit lächerlichen Geberden verſicherte: „Es ſei weder ſein Wunſch, noch der Wille der Götter, daß er Conſul werde. Er bitte, nichts ſein zu dürfen.“ — Die mit vergeblicher Anſtrengung der klangloſen Stimme geſprochenen Worte verſchollen unverſtanden, und er mußte, gegen ſeinen Willen und trotz ſeiner ausdrücklichen Erklärung, Conſul ſein.

Caligula, eigenwillig und heftig in Allem, was er that, in dem gegenwärtigen Augenblicke aber zugleich entflammt von der Begierde, ſich ſchön zu zeigen auf Koſten der Wahrheit, riß den jungen Tiber, der gar nicht wußte, was mit ihm geſchah, an ſeine Bruſt, bedeckte den erſtaunten Knaben mit Küſſen, und rief mit lauter Stimme: „Ich will des Waiſen Vater ſein; an Kindesſtatt nehme ich den Verlaſſenen an, um ihm zu erſetzen, was er verlor.“

Caligula war ein Gott, und der arme Knabe lag zu ſeinen Füßen — wie ein Schlachtopfer. Caligula hob ihn empor und ſagte: „Als meinen Adoptivſohn ernenne ich ihn denn zum Erſten des Ritterſtandes*), indem ich nicht zweifle, daß mein Wille auch der eurige iſt.

Vielſtimmiger, aber nicht vollſtimmiger Zuruf. Jetzt näherten ſich Antiochus, einſt König von Komagene, und Agrippa, ein Enkel Herodes, des großen Königs von Judäa, Beide trauernd, niedergebeugt und in Feſſeln geſchmiedet. Senatoren geleiteten die Unglücklichen. Sie waren durch Cäſar Tiberius entthront, und nach Rom gebracht worden, wo ſie mehrere Jahre im Gefängniſſe ſchmachten mußten bis zu dieſem Tage. Caligula ging ihnen entgegen, und ließ ſich ihr trauriges Schickſal erzählen. Als dies geſchehen war, befahl er, die Fürſten ſogleich zu entfeſſeln, umarmte ſie und ſagte: „Mein ſei das ſchöne Werk, Eure langen und ſchweren Leiden Euch zu vergüten. Verlaſſet Beide mich und Rom! Du, Antiochus, ziehe wieder in Dein väterliches, Du, Agrippa, in Dein großväterliches Reich! Verliert Rom dadurch zwei Provinzen, ſo gewinne es dafür zwei treue Verbündete!“ — Die Könige ſanken zu Caligula's Füßen, und betäubendes Jubelgeſchrei ſcholl zum Himmel empor.

Kaum hatten die beglückten Könige ſich auf Caligula's Wink erhoben, als vier Männer, Titus Labienus, Cordus, Fremutius und Caſſius Severus vor den Imperator traten.

---

*) Princeps juventutis.

Jeder von ihnen hatte eine Geſchichte der Römer geſchrieben; jeder von ihnen überreichte dem neuen Herrſcher ſein Werk; jeder von ihnen klagte, Tiber habe ſein Werk, weil es im Geiſte der mißfälligen Wahrheit geſchrieben war, jedem Römer zu leſen und zu beſitzen verboten. Caligula nahm die ihm dargereichten Bücher mit den Worten: „Die Geſchichte muß wahr ſein, ſonſt wäre ſie ein mileſiſches Märchen, das zur Unterhaltung, doch nicht zur Belehrung dient. Geſchichte iſt der Spiegel der Vergangenheit zum Unterricht der Gegenwart, die mit Ehren eine Zukunft werden will. Wer das Urtheil der Geſchichte fürchtet, zeigt ein ſchlechtes Gewiſſen. Euere Werke ſind die Kinder meiner Zeit, und ſollen nun die Lehrer der Zeitgenoſſen werden. Ich empfehle jedem Römer, ſie zu leſen.“ —

Lauter Beifall erſchell den vier Geſchichtſchreibern und ihrem Beſchützer zugleich.

Durch die Menge drängte ſich ein Mann hervor; geheimnißvoll, wichtig thuend, und dennoch unſtät und ſchüchtern, ſchob er dem Imperator eine Schrift in die Hand, haſtig, doch leiſe flüſternd: „Indem Du Rom beglückeſt, will ich eine Verſchwörung gegen Dich vernichten. Lies — und rette Dein Leben!“ —

Caligula heftete einen lächelnden Blick auf die Papierrolle, einen durchbohrenden aber auf den, der ſie ihm überreicht hatte, und ſagte: „Eine Verſchwörung gegen mich? Ich glaub' es nicht, kann und will es nicht glauben. Wer alle Welt liebt, den kann Niemand haſſen. Geh! Du biſt ein Betrogener oder ein Betrüger.“ — Er warf dem Beſtürzten die Schrift ungeleſen vor die Füße, und ging unter einem Sturm von Jubelgeſchrei in den Palaſt zurück.

Die ſinkende Dämmerung machte das Forum unſichtbar: nur der von tauſend Fackeln erleuchtete Palaſt trat wie ein feuerſpeiender Berg aus der Dunkelheit hervor. Das Volk und die Soldaten der Leibwache zogen, müde vom langen Drängen und Schreien, mit ihren Speiſekörben und Geldgeſchenken in ihre Hütten und Kaſernen. Leer blieb das kaum noch überfüllte, jetzt öde, lautloſe Forum; nur Ahasver und der Archimim ſtanden vor dem hellglänzenden Palaſte. Jener rief der Menge, deren Gemurmel ſich in die Ferne verlor, bitter lachend nach: „Das Schauſpiel iſt aus. Geht heim, ihr Betrogenen! Neue Schauſpiele erwarten Euch, Schauſpiele, wo Ihr den Eintrittspreis mit Eurem Blute, mit Eurem Hab und Gut bezahlen werdet. Caligula begann ſeine Rolle glänzend wie der junge Tag, er wird aber enden als Gewitternacht mit Sturm und Tod. Rom! du ſein Alles! O wie freut er ſich, dich zu vernichten! Er will keine Bildſäule, aber er ſelbſt wird als Schandſäule der Menſchheit in der Zukunft daſtehen; er will nicht, daß Einer von euch bei ſeinem Glück ſchwöre, weil neues Unheil durch ihn hereinbrechen muß; er heuchelt Liebe zur Wahrheit, und haßt jeden Freund der Wahrheit. Das Schickſal zwingt mich, ſein böſer Genius zu ſein. Todtenſpötter, entſage Deiner Ruhe! Wir haben vollauf zu thun!“ —

## III.

## Volksfeſte.

Caligula wußte den Taumel, der ihn ſelbſt fortriß, auch dem Volke mitzutheilen. Die Soldaten der prätorianiſchen Leibwache fühlten ſich, ſo wie die Plebejer, aufgeblaſen von dem Bewußtſein, daß ſie eigentlich die wichtigen Perſonen waren, welche den Cajus Caligula zum Kaiſer ernannt hatten. Er ſelbſt fuhr am folgenden Tage im Triumphkleide des Imperators auf einem — was vorher nie geſchehen war — von ſechs weißen Pferden gezogenen Prachtwagen durch alle Straßen Rom's umher, begleitet von einer zahlloſen Menge, welche vor, hinter und neben dem Wagen ſchreiend und jubelnd einherlief. Mittags kehrte der Imperator in den Palaſt zurück. In einer prächtigen Säulenhalle wurden die Senatoren und ihre Frauen bewirthet, auf dem Platze das Volk und die Prätorianer. Während des Gelages ſangen Knaben und Mädchen aus den edelſten Häuſern Hymnen.

Am folgenden Tage begannen die dem freudetrunkenen Volke angekündigten Feſte, während welchen die Maſſe ſich gedankenlos nur der Betäubung rauſchender Genüſſe hingab, und eine Art von Wahnſinn Keinen zur Beſinnung kommen ließ. Die Gegenwart tobte; nirgends ein Gedanke an die Zukunft! Der große Circus wurde Jedem zu freiem Eintritte geöffnet. Ungeſtüm drängte ſich die lärmende Menge mit feindlicher Ungeduld in das herrliche Gebäude von langlich runder Geſtalt, deſſen Umfang von einer Meile gegen dreimalhunderttauſend Menſchen faßte; ringsumher Sitze, deren Bänke, eine über die andere aufſteigend und mit Treppen durchſchnitten, ſich erhoben; zunächſt der Arena der Sitz des Kaiſers, eine erhabene, mit einem Baldachin bedeckte Tribune, dann die mit Kiſſen bedeckten Sitze der Senatoren, hinter dieſen die vierzehn Reihen der Ritter, zuletzt für das Volk die Bänke von Stein. Die höchſten Plätze nahm das ſchöne Geſchlecht ein, deſſen Entartung ſchon damals ſo weit ging, daß es vor ſolchen blutigen Schauſpielen ſich weder entſetzte, noch dabei gegenwärtig zu ſein ſich ſchämte; denn hoch kann das Weib ſtehen, aber noch viel tiefer fallen! —

An einem Ende der Arena befanden ſich die Thore, aus welchen die Pferde und die Wagen zum Wettkampf ausliefen. Die Mitte der Laufbahn war, der Länge nach durch eine Mauer getheilt, an deren Ende drei Pyramiden ſtanden, um welche die Pferde mit den Wagen lenkten. Im Mittelpunkt der Mauer ſtand ein Obelisk. Ehe die Spiele des erſten Tages anfingen, wurden die Bildniſſe der Götter in der Arena umhergetragen, begleitet von einem zahlreichen Gefolge zu Fuß und zu Pferde. Ihnen folgten Muſiker und Kämpfer. Nachdem der Zug die ganze Arena durchſchritten hatte, verrichteten Caligula und ſein Oheim Claudius das Opfer. Ahasver, den als Hebräer die heidniſche Feierlichkeit empörte, ſchaute mit bitterm Spott auf die Opfernden, leiſe vor ſich hinmurmelnd: „Freut euch am Opfer, ihr Tauſende, die ihr bald geopfert werdet! Die

Hand des Imperators wird euch einem Tode weihen, den ihr auf ſolche Art nicht alle Tage ſterben könnet.“

Caligula beſtieg ſeinen Wagen. Auf das Zeichen, welches er mit einem Tuche gab, begann das Wettrennen. Die Fahrenden waren nach der Farbe ihrer Kleider in vier Haufen abgetheilt: weiße, rothe, lichtblaue und grüne. Caligula, hinter dem Alle, ungeachtet der ſcheinbar eifrigſten Anſtrengungen, einige Schritte wohlberechnet zurückblieben, hatte nun ſiebenmahl den Lauf um die ganze Rennbahn zurückgelegt. Er wurde vom Herold als Sieger ausgerufen, und einige Senatoren überreichten ihm eine Krone von goldenen Palmzweigen, die er ſcherzend ſeiner Schweſter Druſilla in den Schooß warf, und, ſie liebkoſend, ſich zu ihr ſetzte. Jetzt zeigten ſich die Wettreiter; die meiſten ritten auf *einem* Pferde, einige auf *zweien*; die letzteren ſprangen, ohne ihren Lauf zu unterbrechen, von einem Pferde auf das andere hinüber und herüber. Caligula bezeigte den Pferdekünſtlern ſolches Wohlgefallen, daß er ſeine Palmenkrone zerriß, und ihnen die goldſchimmernden Blätter nebſt Edelſteinen aus ſeiner Kleidung lachend und lobpreiſend zuwarf.

Am zweiten Tage füllte die zahlloſe Menge den Circus, um ſich an den Kämpfen der Fechter auf Leben und Tod zu erfreuen. Als Caligula erſchien, erhob ſich ein tauſendſtimmiges Jubelgeſchrei. Die Kämpfer traten in zwei Schaaren geordnet: *Fauſtkämpfer* und *Ringer*, vor ihn und verbeugten ſich. Sie waren nackt, nur an den Lenden und an dem obern Theile des Fußes bekleidet, doch am ganzen Leibe mit einer Salbe beſtrichen, um ihn ſchlüpfrig zu machen, und das Anfaſſen wechſelſeitig zu erſchweren. Die Fauſtkämpfer trugen Handſchuhe von Eiſenblech, mit Blei und Eiſen gefüllt, damit ihre Streiche deſto ſchwerer trafen.

Die eigentlichen Fechter hatten ſich verpflichtet dem Imperator zu Ehren bis auf den Tod zu kämpfen. Ihr Kleid beſtand in einer kurzen Tunika, ihre Waffe in Helm, Schild, Schwert, Lanze und Netz. Beim erſten Tubaſchall fielen ſie einander wüthend an. Die meiſten der Beſiegten ſtarben dadurch, daß ihre Gegner ihnen das furchtbare Todesnetz über den Kopf warfen, es dann ſchnell zuſammenzogen, und die Umhüllten mit der Lanze durchſtachen. Einige warfen ihren Gegnern Schlingen um den Hals und erwürgten ſie; Andere hielten in jeder Hand ein Schwert, mit welchem ſie bald von vorne, bald von rückwärts, bald von der Seite, gegen einander ſtießen. Einige ließen ſich ſogar beim Kampfe, ſoweit ging der Uebermuth! die Augen verbinden. So gingen Viele von der freiwilligen Nacht in die Todesnacht hinüber; ſie ſtarben, ohne zu wiſſen, von weſſen Hand; ſie mordeten, ohne zu wiſſen, welchen Gegner. Wenn ein Fechter verwundet wurde, und die Waffen wegwarf, fiel er der Gewalt des Volkes anheim. Der über den Gefallenen und deſſen Schickſal nun Herr gewordene Pöbel ſchrie laut auf: „Da hat er's! — War er Liebling der ſchauluſtigen Menge, ſo ſtreckte ſie die Hand mit niedergedrücktem Daumen aus, und der Sieger durfte ihn nicht weiter verletzen; war ſie aber dem Unglücklichen ungünſtig geſtimmt, ſo hielt ſie den Daumen empor; der ſchon Entkräftete mußte dann nochmal kämpfen — und erlag dem Schwerte des Gegners. Die Todten und Sterbenden wurden an einem eiſernen Haken auf einen Platz in der Nähe des Circus geſchleppt und zuſammen geworfen; die Sieger aber erhielten Palmenkronen mit bunten Federn und einen Stab. Caligula ließ ſie noch dazu reichlich mit Geld beſchenken. Als einige ſchwer verwundete Fechter, die man eben mit dem eiſernen Haken anfaſſen und wegſchleppen wollte, dies ſahen, ſandten ſie Einen von ihnen zur Baldachin-Tribune, der, den zurückgelegten Weg mit dem ihm entſtrömenden Blute bezeichnend, dem Caligula zurief: „Erſter und Größter der Lebenden! Die Sterbenden grüßen Dich!“ — Caligula ſagte lächelnd: „Der gute Einfall verdient Belohnung. Schenkt ihnen das Leben!“ —

Der Kaiſer entließ nun die Zuſchauer; ſie ſtürzten fort wie ein wilder Strom, der aus ſeinen Ufern tritt.

Abends wurde die Stadt in ihrem ganzen Umfange mit unzähligen Fackeln erleuchtet.

Der folgende Tag gab ein Feſt ohne Blutvergießen und Morden; Wettſtreite der Poeſie und Beredtſamkeit in römiſcher und griechiſcher Sprache wurden gehalten, und es fehlte dabei nicht an komiſchen Scenen.

Caligula zeigte bei dieſer Gelegenheit, daß er das Wettrennen und die Fechterſpiele für eine viel ernſthaftere und wichtigere Sache nahm, als den geiſtigen Wettſtreit, bei dem er die glänzenden Belohnungen für die Sieger wegließ, und nur lächerliche Strafen für die Beſiegten feſtſetzte. Ein ſerviler Dichter beſang in einer Ode, die in Pindar's Geiſte gedichtet ſein ſollte, mit erhabenem Schwulſt verworrener Bilder und wahnſinniger Ideen den Wagen und die Roſſe des ſiegenden Imperators.

Als er das Gedicht mit heftigen Geberden und lächerlichen Verzerrungen der Geſichtsmuskeln zu Ende geleſen hatte, brach Caligula in ſchallendes Gelächter aus, und die ganze Maſſe der Zuhörer wiederholte daſſelbe mit dreifachem Echo. Ein ſatyriſcher Dichter benützte die Gelegenheit augenblicklich, und deklamirte aus dem Stegreif eine Parodie auf die verunglückte Ode. Sie gefiel und erhielt ſtürmiſchen Beifall. Caligula rief den durchgefallenen Dichter zu ſich, reichte ihm einen Lorbeerkranz, und befahl ihm, denſelben kniend dem glücklichen Nebenbuhler auf die Stirne zu ſetzen. Der falſche Pindar zitterte vor innerer Wuth ſo heftig, daß ihm der für den Sieger beſtimmte Kranz aus der Hand fiel; er hob ihn wieder auf, ſchlich damit griesgrämiſch zu Jenem, ließ ſich unmuthig und ſchwerfällig wie ein Elephant vor ihm auf ein Knie nieder, und wollte ihm den Kranz aufſetzen. Der Nebenbuhler ſtreckte ſich aber ſo hoch, daß der Bekränzer die Stirne nicht erreichen konnte, ſondern bei dem vergeblichen Bemühen ausglitſchte und unter allgemeinem Gelächter zu Boden fiel. Der Sieger ſetzte ihm mit dem Ausdruck ſatyriſch-komiſcher Verachtung den Fuß auf den Rücken, entriß ihm den Kranz, und beugte ſich lautlachend über den bejammernswürdigen Dichter. Allgemeines Brüllen und Wiehern ſtimmte ein.

Nun traten zwei Redner vor. Der erſte war mit den politiſchen Verhältniſſen und mit dem Geiſt der Zeit ſo wenig bekannt, daß er etwas ſich ſehr Lohnendes zu thun glaubte, wenn er eine Lobrede auf Tiber vorleſe, weil er wußte, daß Caligula deſſen Neffe und Thronfolger, nicht aber, daß er auch ſein Mörder war. Die Rede zeigte ein ausgezeichnetes Talent. Der Zweite, der klüger war, und die Lage der Dinge beſſer kannte, trug eine Lobrede auf Caligula vor. Er beſaß wenig Talent, ſchwache Darſtellungskraft und ſchlechten Vortrag, allein — er lobte den lebenden, gegenwärtigen Imperator; war's ein Wunder, daß ihm einſtimmig der Vorzug zuerkannt wurde?

Caligula wurde gebeten, Lohn und Strafe zu beſtimmen. Er nahm die Schrift des Letztern, und ließ ihm eine bedeutende Summe ausbezahlen; der Erſtere mußte ſich in demüthiger Stellung vor den Sieger hinpflanzen und eine Lobrede auf ſeine Lobrede aus dem Stegreif vortragen, und damit bei Leibesſtrafe eine halbe Stunde ausfüllen. So erbärmlich das Product war, ſo erließ ihm Caligula, dem die Sache ungeheuer Spaß machte, doch nicht eine Minute der feſtgeſetzten Zeit.

Wenn der unglückliche Redner aus Mangel an Gedanken verſtummte, ließ ihn Caligula mit den Spießen zweier Prätorianer in die Seite kitzeln; wenn der Gequälte dann plötzlich in einen Schwall unſinniger Worte ausbrach, erſcholl ein unbändiges Gelächter der Umſtehenden, und Caligula verſicherte, laut mitlachend: „Die ſchlechte Rede ſei noch beſſer als die gute." Am Ende des Improviſirens mußte der arme Redner, auf Caligula's Befehl, ſein Büchlein in die Hand nehmen, und die Schrift von den Blättern mit der Zunge weglöſchen. Das Getöſe des raſendſten Wohlgefallens ſtürmte von allen Seiten, und wollte kein Ende nehmen.

Zum Schluſſe produzirten ſich zwei dramatiſche Dichter. Der Erſte las eine Tragödie, deren Held Herkules ſein ſollte. Dieſer Heros benahm ſich aber ſo albern, als närriſcher Großſprecher mit gemeinen Gedanken in ſchwülſtigen Worten um ſich werfend, daß die ohnedies zur Lachluſt aufgeregten Zuhörer dem Kitzel ſich ganz hingaben, und die Tragödie vor Lachgewieher kaum bis zur Hälfte geleſen werden konnte. Der Dichter wollte entwiſchen, Caligula ließ ihn aber feſthalten. Der zweite Preiswerber, ein Luſtſpieldichter, geſchreckt durch das tragiſche Schickſal des tragiſchen Poeten, wollte ſeine Vorleſung gar nicht anfangen; endlich begann er, eingeſchüchtert durch Caligula's Machtwort, mit zitternder Stimme, während ſich Todesbläſſe über das Geſicht verbreitete. War unter dieſen Umſtänden der Vortrag jämmerlich und erbarmungswürdig, ſo war der Inhalt des Stückes ſo ſchal und geiſtlos, ohne eine Spur von Witz und Laune, daß die Zuſchauer, wie von betäubender Kälte angehaucht, immer ſtiller wurden und endlich ein allgemeines Einſchlafen ſich einſtellen wollte.

Jetzt rief Caligula ein donnerndes Halt! Dann ließ er acht Soldaten von der prätorianiſchen Leibwache kommen und ſagte: „Reinigt die ſchlechten Dichter von ihrem Unrath und friſcht die matten Seelen auf, — das heißt: Nehmt und tragt ſie zum Tiberfluß, taucht ſie in die Fluten, rüttelt und ſchüttelt ſie durch und durch, dann bindet und legt ſie in die Sonne, damit Phöbus Apollo, ſie trocknend, ihnen Leben und Wärme einflöße!"

Caligula verließ nun die Tribune in beſter Laune. Die beiden Dichter, deren Einer den Andern als Urheber ſeines Unglücks anklagte, wurden gebunden zum Tiberis getragen, und nach Caligula's Befehl behandelt. Eine ungeheure Menge folgte ihnen lärmend, drängend und ſchreiend, voll Ungeduld, das neue Schauſpiel zu ſehen.

## IV.

## Nächtliche Tragödien.

Ein Heer von Gewitterwolken hatte ſich im Schooße der Nacht über Rom gelagert. Unheimlich grollten dumpfe Donner in der Ferne; bleiche Blitze huſchten geſpenſtiſch durch den finſtern Himmel und zeigten auf Augenblicke die Schreckgeſtalten der gräulichen Wolkenmaſſen.

Caligula lag, den Leib von betäubend ſchwerem Schlafe gefeſſelt, ſein Inneres von einem wilden Traume zerrüttet, auf dem Ruhebett. Er ſah ſich am Ufer des Meeres ſtehend. Der Sturm tobte in die Fluten hinein; die Fluten ſtiegen brauſend immer höher, dem Ufer immer näher. Der Sturm heulte ihnen zu:

„Ich geißle euch; erwacht und verſchlingt, was da lebt! Menſchen zerſtören Menſchen; Zerſtörung werde auch ihnen! Wogen! Beginnt mit den Mächtigen der Erde! Hinab mit ihnen in den Abgrund! Oben tobt Sturm; in der Tiefe iſt Ruhe.“ — Und die Wogen ſauſten und brauſten und riefen: „Kampf der Erde, Tod dem Menſchen! Wir kommen vernichtend; wir faſſen des Schuldigen Haupt; wir ziehen den Frevler hinab in die Tiefe. Dort ſteht Jener, der, uns trotzend, Unheil ſinnt. Er darf nicht leben. Ergreifet und ſchleudert ihn fort vom Antlitz der Erde!“

Eine immer höher anſchwellende Woge mit ſchaumbedecktem Haupte zog nun in ungeheurer Größe, gleich einem wandelnden Fels, langſam an's Ufer, und öffnete, als ſie ihr Ziel erreicht hatte, zwei Rieſenarme. Vergebens ſuchte Caligula zu entfliehen; die Füße waren in den Boden gewurzelt. Der Sturm ſtieß ihn hohnlachend vorwärts; das Meerungethüm faßte ihn brüllend.

Caligula erwachte vor Schrecken. Die Feuerſchlangen der Blitze zuckten durch das Gemach und durch den zerriſſenen Himmel; Donner erſchütterten den Palaſt und die Erde. Caligula, der keine Furcht vor den Göttern kannte, zitterte vor dem Aufruhr der Elemente. Er ſprang auf, verhüllte ſich mit einem Mantel das Haupt, kroch unter das Bett, ſprang von den Donnerkeilen und Feuerſchlangen der Blitze verſcheucht, wieder hervor, riß die Vorhänge am Eingange des Schlafgemaches aus einander, eilte in das längliche Viereck des Vorſaals, kletterte haſtig über die zu den Galerien führenden Treppen, und ſtürzte endlich ohne Bewußtſein zu Boden. Durch das Gepolter aufgeſchreckt, ſprangen die im Vorzimmer des Schlafgemaches gelagerten Sclaven mit ihrem Vorſteher herbei, erheben den Ohnmächtigen, und legten ihn auf das Ruhebett.

Als Caligula zur Beſinnung gekommen war, gewann er auch ſogleich die volle Geiſtesgegenwart, und ſagte zu den Sclaven: „Ihr kennt meine gewöhnliche Schlafloſigkeit. Bedarf des gemeinen Sterblichen irdiſche Natur ſieben Stunden des Schlafes, ſo genügen meiner göttlichen deren drei. Ich wollte nur eure Wachſamkeit prüfen; ihr habt die Probe beſtanden, und ſollt den Lohn nicht entbehren."

Er befahl nun dem Vorſteher der Sclaven des Schlafgemaches, dieſe ſogleich nach allen Stadttheilen auszuſenden an Schauſpieler, Pantomimen, Fechter und Senatoren, und ihnen in ſeinem Namen zu befehlen, ſich alſgleich ihren Schlafſtellen zu entreißen und, allem Aufruhr der Elemente zum Trotz, im kaiſerlichen Palaſte zu erſcheinen. Die Boten flogen wie Raben und Eulen durch die Gewitternacht; die mit Ungeſtüm erweckten Schläfer fuhren voll Schrecken empor und folgten den Vorauseilenden, ſtumm und düſter wie Nachtgeſpenſter, zwiſchen den Flammen der Blitze, denen die brüllenden Donner folgten. Keiner der Berufenen wußte ſich den Zweck des Befehls zu enträthſeln; Keiner trat in den Palaſt, ohne Arges zu befürchten.

Als Alle in der großen Säulenhalle des Vorhofes verſammelt waren, trat Caligula raſch und haſtig ein, ſtellte ſich vor die bleichen zitternden Männer, heftete durchbohrende Blicke auf ſie — brach dann plötzlich in ein unbändiges Gelächter aus, und ſagte: „Männlein! Seid ihr hungrig und durſtig, ſo eſſet und trinket!"

Indem die Gäſte wider Willen nicht wußten, was ſie von der Sache denken ſollten, wurden im Fluge Tiſche und Tiſchbetten aufgeſtellt, und die Tafeln reichlich mit Speiſen und Weinen gedeckt. Alle Anweſenden mußten ſich, durchnäßt und vom Nachtfroſt ſchaudernd, auf die Betten lagern, um die, in dieſem Augenblicke ihnen verhaßten Speiſen und Weine bis zur Ueberſättigung zu genießen. Keiner durfte aufſtehen, bis Caligula erklärte, das feſtliche Zechgelage ſei zu Ende, wobei er ihnen zurief: „Ich bin mit euch zufrieden; laßt euch aber geſagt ſein ein für alle Mal: Ich will Leute haben, die auf der Schaubühne der Kunſt und der Welt in jedem Augenblicke des Tages und der Nacht zu gebrauchen ſind. Seid alſo ſtets auf Alles gefaßt!“

Von dieſem gebieteriſchen Ton machte Caligula nur bei dem tragiſchen Schauſpieler Apelles und dem Pantomimen Mneſter eine Ausnahme.

Apelles verwendete die äußerſte Mühe und Sorgfalt darauf, aller Welt durch den feierlichen Ernſt, den er in ſeine Mienen zu legen wußte, ſo wie durch die Würde und den Anſtand ſeines Benehmens zu imponiren, wobei ſeine hohe kräftige Geſtalt und die ſcharfen Umriſſe der Geſichtszüge ihm gute Dienſte leiſteten. Er ſprach überhaupt wenig, von Andern mit Kälte, von ſich ſelbſt mit Wichtigkeit. Seinen Mangel an höherer Bildung zu verbergen gelang ihm dadurch, daß er über Dinge, die er kannte, mit entſcheidendem Nachdrucke, über ſolche aber, die ihm fremd waren, auf eine ſolche Weiſe ſprach, die eine zweifache Deutung oder irgend eine Wendung zuließ für den Fall, daß irgend Einer, der ihm überlegen war, ihn in die Enge treiben wollte. Er pflegte mit dem ihm eigenen Pathos zu ſagen, Poeſie ſei die Blüte der Weisheit, er ſelbſt aber der Mann, der die Weisheit auf den Thron der Poeſie ſetze; darſtellende Kunſt ſtehe höher als die ſchaffende, weil dieſe erſt durch jene in's Leben trete. Er pflegte daher den dramatiſchen Dichtern mit Stolz, manchmal ſogar mit Geringſchätzung zu begegnen. Denjenigen Dichtern, die ihm huldigten, gab er die Zuſicherung, er werde in ihre Helden Geiſt und Leben bringen. Er hatte ſeine ſtereotype Darſtellungsweiſe; man hatte ſich aber an ſein Organ, an ſeine Geſtalt und Manier durch die Länge der Zeit ſchon gewöhnt, dieſe Manier für die einzig wahre zu halten und zu glauben, ein wirklich großer Künſtler müſſe die Geſtalt und das Organ des Apelles haben. So dachte Rom, vom Kaiſer bis zum letzten Plebejer hinab. Apelles war der Gegenſtand unbedingter Verehrung, und Caligula ſelbſt nannte ſeinen gewaltigen Heldenſpieler den Julius Cäſar der Kunſt. Apelles nahm den ihm geſtreuten Weihrauch als gebührenden Tribut hin; die allgemeine Bewunderung wurde aber noch mehr dadurch geſteigert, daß Apelles als Gaſt bei ſchwelgeriſchen Gelagen in den höhern Kreiſen, ſo viel er auch von Wein und Speiſen genoß, nichts von ſeiner Ruhe und Geiſtesgegenwart verlor, ja ſogar in der größten Aufregung ſeines Innern die äußere Würde zu behaupten wußte.

Das Gegenſtück zu ihm war der raſtlos bewegliche, unaufhörlich ſprechende, immer launenhafte Pantomim Mneſter. Die Lebhaftigkeit des zartgebauten zierlichen

Männchens ging ſo weit, daß Ruhe und Stille aus ſeiner Nähe verbannt waren. Seine Geſichtsmuskeln ſpielten und wegten ohne Ende, und er mußte entweder laut auflachen oder ſatyriſch lächeln. Er ſprudelte von Witz, es war aber ein beißender Witz, der keine Schonung kannte. Die Zielſcheibe der ſchärfſten Pfeile ſeiner Sarkasmen war die moderne Tragödie, und ihr Prieſter Apelles, der dem Spotte ſeines Gegners nichts als — ſchweigende Verachtung entgegen zu ſetzen vermochte. So grenzenlos auch die allgemeine Verehrung für den Heros der Tragödie war, ſo hinderte ſie doch nicht, daß Groß und Klein die herrlichſte Freude fühlte, wenn der winzige Mneſter den koloſſalen Heldenſpieler geißelte und ſtachelte. Schallendes Gelächter belohnte den Spötter, ohne dem Verſpotteten zu ſchaden. Selbſt Caligula ermunterte Jenen nicht ſelten durch heimliche Winke und leiſe Worte zu ſolchen Luſtgefechten. Auf ſolche Weiſe wurde Mneſter ein Gegenſtand des auffallendſten Widerſpruches: „Man ſcheute ihn, und man ſuchte ihn.“

Mit dieſen Beiden unterhielt ſich Caligula ausſchließend, indem er die anweſenden Senatoren und die übrigen Männer, obſchon ſie hohe Staatsämter bekleideten, kaum eines Blickes würdigte und mit wegwerfender Verachtung behandelte. Mneſter beklagte ſich, daß einige Neider und Mißgünſtige bei der letzten pantomimiſchen Vorſtellung durch ihr Geräuſch eine abſichtliche Störung verurſacht hätten. Caligula hob den rechten Arm empor und ſchwur, wenn irgend Einer in ſeiner Gegenwart im Theater dies jemals wieder wagen ſollte, ſo wolle er den Frevler vor dem Aneſichte aller Zuſchauer mit eigener Hand züchtigen. Dann vendete er ſich an Apelles mit den Worten: „Und Du, Heros der tragiſchen Kunſt, der alle Helden im Unweſen es wirklichen Lebens beſchämt, — auch Dir ſei Ruhm nd Ehre! Euch Beide vermögen keine Lorbeern, keine Schätze nach Verdienſt zu belehnen, und ſo wie Ihr die Zierde unſerer Zeit ſeid, und ein Gegenſtand der Bewunderung für ie Nachwelt bleiben werdet, ſo ſollt Ihr auch die Vorbilder meiner Nacheiferung in der Kunſt tragiſcher und pantomimiſcher Darſtellung ſein. Als unzertrennliche Gefährten ellt Ihr im häuslichen und im öffentlichen Leben mir zur Seite ſtehen! — Nun aber gelüſtet es mich, aus der gemeinen, flachen Alltäglichkeit in das erhabene Reich der Kunſt überzutreten. Ich will mich ſogleich in einer höchſt eidenſchaftlichen Rolle verſuchen. Apelles! welche gedenkſt Du mir anzurathen? Du weißt, daß mein ſeltenes Gedächtniß die meiſten derſelben bewahrt, wie der Drache das goldene Vließ.“

Apelles erwiederte: „Würdige denn unſern geiſtreichen ungen Seneca, der als tragiſcher Dichter und als Philoſoph ſich rühmlich auszeichnet, der Ehre, die Rolle ſeines raſenden Herkules darzuſtellen.“ —

Caligula ſchrie mit Heftigkeit: „Weg damit! Seneca ſt ſelbſt ein Raſender, daß er es wagt, mit ſeinem ſchwachen Talent einen raſenden Herkules ſchildern zu wollen. Nennt mir den Namen dieſes Dichterlings nicht mehr! Seine ſogenannten Tragödien ſind nichts als rhetoriſche Schulübungen voll falſchem Pathos, Gebäude von Sand ohne Kalk!

Ewiges Sentenzen-Chaos! Ewige Fragen! Erhabener Schwulſt! Empfindelei ohne Gefühl! Geſuchte Zierlichkeit ohne Kraft! Blendendes Farbenſpiel der Iris ohne Apollo's Sonnenlicht! Sonſt nichts!" —

Der junge Seneca hatte eben damals angefangen, ein Lieblingsſchriftſteller in den Kreiſen der Vornehmen und Reichen zu werden. Man bewunderte ſeine Tragödien und ſeine ſtoiſche Philoſophie. Seine Berühmtheit und die ihm eigene Eitelkeit weckten Caligula's Schelſucht gegen den Jüngling, der ihm überdies als Redner verhaßt wurde, da er im jugendlichen Uebermuth es einmal gewagt hatte, dem Imperator in einer Rede bittere Wahrheiten zu ſagen.

Apelles und Mneſter nahmen den jungen Dichter, dem ſie herzlich gut waren, gegen dieſen heftigen und ungerechten Angriff in ihren Schutz. Sie gaben einige der ihm zur Laſt gelegten Fehler zu, behaupteten aber, daß Seneca durch entſchiedene Vorzüge und glänzende Schönheiten dafür reichlich entſchädige. Apelles gerieth bei ſeiner Vertheidigung des verunglimpften Dichters in ſolchen Eifer, daß er den unberufenen hohen Kunſtrichter feindſeliger Mißgunſt beſchuldigte, und frei herausſagte, im Reiche der Kunſt erkenne er keinen Imperator, und das Genie gleiche der Sonne; Wolken können es wohl verdunkeln, nicht aber den Feuerball ſeines Lichtes berauben, es träte vielmehr aus neidiſcher Verdunkelung ſiegreich und noch glänzender hervor. Mneſter bemerkte, ein Herrſcher könne wohl über ſeine Unterthanen Todesurtheile ſprechen, die in Vollzug geſetzt werden, doch nicht über Kunſtwerke, die ſtets unverſehrt bleiben; der Asphalt ihrer Vortrefflichkeit mache ſie unverbrennbar.

Purpurglut des Zornes übergoß Caligula's bleiches Geſicht; ſeine Augen funkelten, und er ſagte: „Armſelige, die Ihr nicht wiſſet, daß der Adler keine Fliegen tödtet! — Aber — ſehr wahr! über Kunſtwerke ſpricht der Herrſcher kein Todesurtheil, — doch über Menſchen. Der Dichterling hat es gewagt, mich durch Schmähreden zu beleidigen; er hat ein Majeſtätsverbrechen begangen, den Tod verdient. Er ſterbe!“ —

Apelles erinnerte den Imperator, daß er ſelbſt am Tage ſeines Einzuges in Rom das Majeſtätsverbrechen aufgehoben habe. Caligula erwiedert, hohnlachend: „Eben derjenige, der die Todesſtrafe aufhob, kann ſie auch wieder einſetzen, und alſo ſei es!“ — Apelles verſtummte. Caligula wollte eben einen Tribun der Leibwache herbeirufen, hielt aber inne, da Mneſter in lautes Gelächter ausbrach, und fragte, was dieſes zu bedeuten habe. Mneſter erwiederte: „Ließ Seneca ſich jenes Verbrechen zu Schulden kommen, ſo hat er allerdings den Tod verdient. Ich finde es aber höchſt komiſch, daß Du einen Halbtodten tödten willſt. Der tragiſche Dichter wird ſeine tragiſche Rolle auf jeden Fall bald ausgeſpielt haben. Er ſiecht an der Schwindſucht dahin, und iſt kaum noch der Schatten von einem Menſchen. Der Natur zuvorkommen, und ihm das Leben einige Tage früher nehmen, wäre leicht; es ihm zu erhalten, vermöchte aber ſelbſt der allgewaltige Cäſar nicht. Glaube mir, es bedarf bei dieſer Eintagsfliege keines Todesurtheils! Die Aerzte haben ihr ſchon das Leben abgeſprochen, und es iſt aller Welt bekannt, daß die Aerzte in ſolchen Fällen ihr gegebenes Wort getreulich erfüllen.“ —

Caligula ſtimmte, ſeinen Zorn plötzlich vergeſſend, in das Gelächter ein, und ſagte: „Köſtlicher Einfall! Die ſchwindſüchtige Eintagsfliege! Die worthaltenden Aerzte! Köſtlicher Einfall! Er lebe, ſo lange ihn die Aerzte leben laſſen! Vor dem Cäſar iſt er ſicher. — Nun aber zur Aufführung der Tragödie! Ich will noch in dieſer Nacht unter Blitz und Donner den raſenden Ajax des Sophokles ſpielen!“ —

Caligula dachte einige Minuten nach, dann rief er alle Anweſenden zu ſich, um die Vertheilung der Rollen vorzunehmen. Apelles, Mneſter, nebſt den übrigen Schauſpielern und Pantomimen, mußten ſich ſetzen, um das Publikum und die Preisrichter vorzuſtellen, theils weil ſie, wie Caligula ſagte, von dem poetiſchen Handwerk nichts verſtänden, folglich ſehr originelle Urtheile fällen würden, theils damit ſie einmal auch Gelegenheit fänden, ſich an den Dichtern, Kunſt- und Preisrichtern zu rächen. Die Senatoren erhielten den Befehl, als tragiſche Schauſpieler aufzutreten, weil ſie ſich dabei zu ſeiner Beluſtigung äußerſt ungeſchickt und albern benehmen würden. Die armen Senatoren erſchracken, ſich und ihre Würde ſo herabgeſetzt zu ſehen — und gehorchten. Es erwartete aber die Schauſpieler wider Willen eine noch größere Beſchämung, als nun die Scene kam, da Ajax, von wildem Wahnſinn ergriffen, auf eine Schafherde geräth. Der von einem Gott Verblendete hält die wolligen Vierfüßler für eine Schaar feindlicher Trojaner; er zieht das Schwert und ſtürzt unter ſie. In dieſem Augenblick bemerkte Caligula, ſchlagfertig und mordgierig, daß keine Herde da war. Heftig wie er war, ertheilte er ſogleich einen nachdrücklichen Befehl, kraft deſſen einige Senatoren es ſich gefallen laſſen mußten, die Stellvertreter der fehlenden Schafe vorzuſtellen. Ein paar Weigerungen der Gekränkten, ſo beſcheiden ſie auch waren, wurden von dem ſchon durch die tragiſche Situation aufgeregten Cäſar ſehr übel aufgenommen. Es blieb nichts übrig als Nachgiebigkeit. Schon ſtanden die zahmen Schafſenatoren oder Senatorenſchafe auf der ihnen angewieſenen Stelle. Caligula ſtürmte als wahrhaft Raſender unter ſie, ſchlug mit dem Schwerte gewaltig um ſich, und verſetzte den armen Schaffiguranten ſo derbe Streiche, daß ſie, voll Grimm und Schmerz über die moraliſche und körperliche Kränkung, theils ſchreiend, theils, wie ihnen befohlen war, blöckend als Gegenſtand allgemeiner Beluſtigung herumſprangen. Als die Schlachtopfer, der erhaltenen Vorſchrift gemäß, auf dem Boden lagen, ſtieg Caligula ſchnaubend und mit ſiegesſtolzen Mienen auf ihnen herum.

In dieſem Augenblicke trat Ahasver ein. Er führte einen numidiſchen Löwen des Amphitheaters, den er ſelbſt gezähmt hatte. Der König der Thiere folgte der großen ſtarken Hand, die ihn an der Mähne hielt, ohne ſich im geringſten dagegen zu ſträuben. Caligula's Wuth erloſch bei dieſem Anblick; er zog ſich ſcheu zurück. Ahasver rief ihm aber zu: „Gewaltiger! zittere nicht vor dem Gewaltigen! Es gibt Dinge auf Erden, die auch den Gewaltigſten zahm machen; das trifft denn — früher oder ſpäter — Jeden. Denke Dir in meiner Perſon das Schickſal, in dem Löwen einen Cäſar, — und Du kannſt Dir von der Geſchichte die ſchönſte Nutzanwendung machen! Man tobt ſo lange, bis entweder die Uebermacht des Schickſals, oder der Allbewältiger Tod uns zahm und der Tragikomödie im Amphitheater des Lebens ein Ende macht. Glücklich, wer zahm wird, eh' es zu ſpät iſt!" —

Caligula hatte während dieſer Anrede ſo viel Faſſung gewonnen, daß er es wagte, die Mähne des Löwen zu ſtreicheln; er zog aber die muthige Hand ſchnell zurück, als der Fürſt der Wälder durch ein dumpfes Knurren ſeinen Widerwillen gegen fremde Berührung zu erkennen gab. Caligula entließ nun zuerſt die Senatoren, welche den Göttern für die Befreiung dankten, dann auch alle Uebrigen. Nur Apelles und Mneſter, ein Tribun der Leibwache, Ahasver und der Löwe, der an Würde und Majeſtät ſelbſt den Imperator übertraf, blieben im geheimen Rathe zurück. Caligula wendete ſich zuerſt an Ahasver mit den Worten: „Ihr beiden Fremdlinge aus Judäa und aus Numidia, die ich in Rom dulde, weit entfernt, Euch zu ſcheuen, gebe ich Euch mein Wohlgefallen zu erkennen. Ahasver! welchen Lohn kann ich Dir und Deinem ſtolzen Gefährten für das mir verſchaffte Vergnügen gewähren?" —

Ahasver erwiederte trotzig: „Den Lohn verſchmäh' ich, Belohnung verdien' ich aber nicht, weil ich Dir Vergnügen verſchafft habe; willſt Du mir aber Freude machen, ſo ernenne mich zum Oberaufſeher der wilden Thiere und der Thierkämpfe im Amphitheater. Da bin ich in meinem Element und ein wichtiger hochgeachteter Mann im Staat. Beherrſche Du die zahmen Menſchen, mir laſſe die wilden Thiere! Da wollen wir dann miteinander wetteifern: Du, Deine Menſchen zu entwürdigen und zu zermalmen; ich, meine Thiere zu veredeln und zu beglücken. Ich werde meine wilden Thiere vermenſchlichen, Du wirſt Deine zahmen Menſchen zu Thieren erniedrigen. Auf dieſe Art machen wir Beide uns dann unſterblich.“ —

„Jeder in ſeiner Sphäre;“ ſagte Caligula mit Bitterkeit. „Du möchteſt mich, den Höchſten im Menſchenreiche, vernichtend herabziehen; ich aber mache Dich Nichtigen, verzeihend, zu einem Etwas im Thierreiche. So ſteht Jeder von uns da, wohin er gehört. Sinken und verſinken die Menſchen vor mir, ſo hüte Du Dich, nicht unter die von Dir veredelten Thiere zu ſinken! Und ſomit, fremder Unhold, ernenne ich Dich zum Oberaufſeher der wilden Thiere.“ —

Ahasver ſagte mit unheimlichem Lächeln: „Ich will mich Deiner Gnade, großer Cäſar, würdig machen; ich will Dir gräßliche Schauſpiele zeigen, welche Dir als Spiegel und Vorbild dienen ſollen.“ —

Ahasver verbeugte ſich und ſchritt mit ſeinem Löwen, dicht an Caligula vorüber, ſtolz aus dem Saale. Der Imperator, deſſen höchſt reizbare Natur das nächtliche Gewitter, die mit größter Heftigkeit geſpielte Rolle des raſenden Ajar und ſelbſt die Erſcheinung Ahasver's mit dem numidiſchen Löwen ſehr angegriffen hatte, wurde im Zuſtande völliger Erſchöpfung von einer zweiten Ohnmacht befallen. Als er ſich wieder erholte, befanden ſich nur Apelles und Mneſter noch bei ihm. Er ſagte, ſich ſelbſt zürnend: „Zwei Ohnmächte in Einer Nacht! Das iſt zu arg! Nun ſollt Ihr, aber nur Ihr allein, die Urſache dieſes ſonderbaren Phänomens erfahren, zugleich auch das bereits vorbereitete Mittel zur ſichern Heilung dieſes krankhaften Ueberreizes an Leib und Seele. Er iſt die traurige Folge der Liebeswuth eines von Leidenſchaft zu mir entbrannten Weibes. Cäſonia reichte mir in einer Stunde der innigſten Liebe einen Pokal mit köſtlichem Lesbier-Wein, in welchen ſie einen von ihren eigenen Händen gebrauten Liebestrank gemiſcht hatte, um mich ausſchließend an ſie allein zu feſſeln, gegen alle Uebrigen ihres Geſchlechtes aber mich gleichgültig und kalt zu machen. Kaum hatte ich den Zauberwein getrunken, als eine nie gefühlte Glut mir durch alle Adern flog. Mein Kopf ſtand in Flammen, meine Nerven zitterten vor Wonneſchmerz und der glühende Hauch, der meine Bruſt zerſprengen wollte und wie Feuer aus meinem Munde drang, regte alle Lebenskräfte in mir ſo gewaltig auf, daß ich mich ſtark fühlte wie Herkules, aber auch raſend wie er, da er das, vom Centauren Neſſus ihm zugeſendete, in Gift getränkte Kleid anzog. Meine aufgeregte Phantaſie erblickte plötzlich Alles, was die Welt ſchön und reizend nennen kann; ich wandelte in einem Elyſium umher, aber das Schönſte und Reizendſte, das mich umgab, verſchwand in ein Nichts, da mir, gleich der aus dem Meer emporſteigenden Göttin der Schönheit und Liebe, Cäſonia erſchien. Seit jenem Augenblick iſt ſie, die holde Zauberin, das einzige Weib auf Erden, das mein ganzes Weſen erfüllt; ſeit jenem Augenblick befällt mich aber auch manchmal eine Art von Geiſtesabweſenheit oder vielmehr ein Geiſtestaumel, der mich an mir ſelbſt irre macht, und an Wahnſinn grenzt; ich werde dann ein Anderer als ich war, und dieſer unſelige Zuſtand endet gewöhnlich damit, daß meine Sinne erſchlaffen, und ich erſchöpft und ohne Bewußtſein, zur Erde ſinke, indem ich in einem Meere von Farbengluten und Sphärenklängen zu vergehen glaube. Die ſtolze Siegerin aber feiert ihren Triumph, in mir den in den Feſſeln der Liebe ſchmachtenden Sclaven zu ſehen, den ſie nun nach Laune beherrſcht, denn ſie weiß, daß ich ſie lieben muß, und baut darauf ihre Plane. Das ſoll nun enden; mein Geiſt ſoll geneſen, wie mein Leib. Weh' ruf' ich über die Zauberin und ihren Zaubertrank! Vernichtet werde die Macht Beider! Trefft alle Anſtalten zur Reiſe! Noch eh' der Tag graut, will ich nach der Inſel Anticyra reiſen und dort die geprieſene Nieſwurz-Kur gebrauchen, um meinen zerrütteten Körper zu ſtärken, mein aufgeregtes Gemüth zu beruhigen, mein brennendes Herz zu kühlen und von ſeinen wilden Phantaſien zu reinigen. Auf, meine Freunde! folgt mir! ſogleich! Jede Zögerung iſt mir verhaßt!" —

Apelles und Mneſter ſtellten dem leidenſchaftlichen Gebieter vor, wie gefährlich es ſei, Rom jetzt zu verlaſſen, wo das Diadem erſt ſeit Kurzem ſein Haupt ſchmücke und ſo manche feindlich geſinnte Partei, ſelbſt ein beträchtlicher Theil des Senates, im dunklen Hintergrunde feindlich lauere. Nur ihrer reichen und kräftigen Beredſamkeit gelang es endlich mit vieler Mühe, den Imperator von ſeinem Vorhaben abzuhalten. „Wohlan!“ ſagte er: „Ich bleibe; doch will ich noch in dieſer Nacht, mit Hülfe des theſſaliſchen Zauberweibes, das ich eigens zu dieſem Zwecke nach Rom kommen ließ, einen Zaubertrank brauen, der die Kraft beſitzt, die entflammte Leidenſchaft der Liebe wieder zu vernichten. Folgt mir!“ —

## V.

## Liebeszauber.

In dem Impluvium, einem abgelegenen, unbedeckten, von vier Seiten geſchloſſenen Hofe im Innern des Palaſtes, ſtand ein Altar, welchen Caligula zur beabſichtigten Bereitung dieſes Zaubertrankes hatte erbauen laſſen. Den Altar umgab eine Binde von rother Wolle, mit Laub und Blumen umwunden. Vor dem Altare ſtand das herbeigerufene theſſaliſche Zauberweib. Ein glührother Mantel wallte um das faltenreiche ſchwarze Kleid; auf dem Haupte ſaß ein Kranz von Blumen, aus deren Kelchen von Zeit zu Zeit hellrothe Funken ſprühten. Neben der hohen Geſtalt der Zauberin kauerte eine alte hagere Sclavin, in ein dunkelgraues Gewand gehüllt. Die Geſichtszüge der Alten waren häßlich und widrig, die ſchönen Mienen der Herrin, ſoviel von den halbverhüllten ſichtbar wurde, zeigten ungeachtet ihrer Verwilderung, Muth und Schlauheit. Atoſſa befahl der Dienerin, heiliges Waſſer zur Beſprengung, Weihrauch und die übrigen, zur Bereitung des Zaubertrankes erforderlichen Gegenſtände herbeizubringen.

Durch eine geheime Thür trat Caligula in den Hof. Ihm folgten Apelles, Mneſter und ein Tribun der Leibwache. Zwei Centurionen bewachten den Eingang von außen. Caligula ſtellte ſich mit geſpannter Aufmerkſamkeit vor den Altar; die Uebrigen blieben in einiger Entfernung.

Die Sclavin brachte ein Gefäß mit dem heiligen Waſſer, ein Käſtchen mit Weihrauch und einen Korb mit den Ingredienzen des Zaubertrankes, als eines Mittels gegen die Liebe und gegen jenen Zaubertrank, welchen Caligula von Cäſonia's Hand erhalten hatte. Die Sclavin legte die Ingredienzen auf die unterſte Stufe des Altars; es waren vor kurzem getödtete Eidechſen, Schlangenrippen, Krötenknorpel, Wolfshaar, Uhufedern, Todtenknochen von unbegrabenen Menſchen, eine Phiole mit Schierlingsſaft und Kräuter aus Kolchis und vom Kaukaſus, welche durch die Beihülfe der Dämonen die Kraft beſitzen ſollten, auch die leidenſchaftlichſte Liebe zu vernichten.

Atoſſa trat zu Caligula, deſſen düſtere Blicke bald auf dem Zauberapparate, bald auf der Zauberin verweilten, und ſagte mit leiſer Stimme: „Liebe, durch Zaubermittel erregt, vermögen Zaubermittel auch zu vernichten. Vergiß aber nie, daß die Liebe ſelbſt das ſtärkſte aller Zaubermittl, iſt, daß ſie einen unzerſtörbaren, nie zu löſenden Zauber über den Menſchen übt, und den, der einmal ihr Leibeigener geworden, nie mehr frei gibt!" —

Caligula ſagte aufbrauſend: „In Deinen Worten verbirgt ſich ein verdächtiger Doppelſinn. Sprich klar! Ich gebiete es." —

Ateſſa flüſterte: „Störe nicht die heilige Feier!" — Sie erhob den rechten Arm, ſprengte das heilige Waſſer umher, und entzündete den auf den Altar gelegten Weihrauch. Während nun die Sclavin mit einer Hand die Zaubermittel zum Philtrum miſchte und mit der andern einen ſauſend umrollenden Zauberkreiſel drehte, wiederholte Ateſſa mit dumpfem Gemurmel die Worte: „Daries, Dardaries, Aſtartaries iſta viſta!" —

Jetzt nahm die Zauberin zwei Puppen, eine von Wachs, die andere von Thon, beide ſchwarz und roſenfarb gekleidet. Sie ſollten das Bild der abweſenden Geliebten ſein und ihre Stelle vertreten. Ateſſa führte die Gebilde, wie zwei lebende Weſen, feierlich ſchreitend um den Altar und legte ſie dann in die, auf dem heiligen Herde indeſſen angezündeten Flammen. Nachdem ſie in das auflodernde Feuer Lorbeerblätter und Erdpech geſtreut hatte, rief ſie dreimal den Namen Cäſonia, warf eine Haarlocke von ihr hinein, und ſprach, die Arme emporhaltend:

„Wie in der Glut das Thongebild erhärtet,
Verhärte auch der Liebe ſich, Dein Herz,
    Cäſar Caligula!

Wie in der Glut das Wachsgebild zerſchmilzt,
So ſchmelz' und löſe ſich die Liebe auch,
Cäſar Caligula!
Deine Leidenſchaft zerſtäube,
Wie das Reis in Aſche ſchwindet,
Cäſar Caligula!"

Als die Zauberin die letzten Worte geſprochen hatte, fuhr eine Flamme hochaufſchlagend aus dem Feuer empor, und erloſch mit einem Knall. Atoſſa ſprach:

„Der Zauber iſt geendet;
Der Zauber hat gewirkt."

Sie faßte nun die bezauberte Aſche vom Altar in eine ſilberne Schale zuſammen, und reichte ſie der Sclavin mit den Worten:

„Dieſe Aſche wirf ſogleich
In des Tiberfluſſes Schooß!
Wie die Aſche von der Erde
Schwind' ihr Bild aus Deinem Herzen,
Cäſar Caligula!"

Die Sclavin entferte ſich mit der Phiole. Das Zauberweib gebet auch dem Kriegsmann, ſo wie den beiden Künſtlern, das Impluvium zu verlaſſen. Ein bejahender Wink Caligula's beſtimmte die Zögernden, ſich zu entfernen. Als ſie fort waren, trat die Zauberin zu Caligula, faßte ſeine *kalte* Rechte mit ihrer *heißen*, heftete einen feurigen, durchdringenden Blick auf ihn, und ſagte: „Fühlſt Du die Liebesglut in Dir erlöſchen?" —

Caligula erwiederte: „Sie *wird*, ſie *muß* erlöſchen!" —Bethörter! ſagte das Weib. „Sie *wird*, ſie *darf* nicht erlöſchen!" — Caligula faßte ſie heftig am Arme und ſagte mit zornſchnaubender Stimme: „Betrügerin! Du biſt nicht, was Du ſcheinſt. Du ſollſt mir nicht entgehen. Enthülle Dich!"

Die vermeinte Zauberin Atoſſa warf Mantel und Kopfſchleier ab, fachte das noch glimmende Altarfeuer plötzlich an, daß die Flammen das ganze Impluvium überflogen, trat zu Caligula und ſagte mit weicherbebender Stimme: „Unauflöslich und unzerſtörbar iſt der Zauber der Liebe." — Caligula trat betroffen einen Schritt zurück, und ſagte: „Cäſonia! wie? Du wagteſt — —"

Sie erwiederte ſchmeichelnd und ſchmachtend: „Die Liebe wagt Alles!" — Mit dieſen Worten ſank ſie an ſeine Bruſt, drückte einen glühenden Kuß auf ſeinen Mund, und ſprach mit ſteigender Begeiſterung: „Der Liebestrank, den Du von mir erhalten haſt, war kein anderer als meine Liebe ſelbſt, und jener Wahnſinn, welchen ſie im Herzen und im Gehirn entzündet, iſt die Flamme des guten Genius, der alles Glück in dem Bunde zweier Weſen vereint, die ihre Welt in ſich finden, und eben deshalb hoch über aller Welt ſtehen. Geſetzt aber auch, ich gab Dir einen Liebestrank, bei deſſen Miſchung ich alle geheimen Kräfte der Natur benützte, um Deine Gegenliebe für mich zu erwecken, — iſt die Liebe ſchon ein Verbrechen, was wäre dann der Haß? Männer, an Schönheit gleich dem Antonius, buhlten um meine Liebe; ich ſah ſie nicht. Dichter prieſen meine Schönheit in ſchönen Liedern; ich hörte ſie nicht. Dich erblickte ich, und Du, Cäſar, erſchienſt mir wie ein Julius Cäſar, der da kam, ſah, ſiegte. Seit jenem Augenblick lebte ich nur für Dich, ſelbſt ohne Hoffnung auf Gegenliebe. Seitdem Du aber von Deiner Gemahlin Dich getrennt haſt und frei biſt, fordere ich Dich von Dir ſelbſt. Meine Liebe gibt mir ein Recht auf Dich. Verſuche, was Du willſt, um mir zu entgehen; ich werde dagegen Alles wagen, Dich feſtzuhalten im Zauberkreis der Liebe. Nur Dein oder mein Tod vermag das Band zu löſen. Wiſſe denn! Eingeweiht bin ich in die Geheimniſſe der Zauberkunſt, und keine verborgene Kraft der Natur, kein übernatürliches Mittel, keine Dämonenhülfe ſoll unverſucht bleiben, um Dich Wankelmüthigen unauflöslich an mich zu feſſeln. Nicht Dein Diadem, nur Dich ſelbſt will ich, Deine Liebe, Deine volle Liebe, Dein ganzes Weſen, denn Halbheit iſt das Erbärmlichſte auf Erden, ein Feuer ohne Wärme, ein Vogel ohne Schwingen. Errungen hab' ich Dich, und ſo biſt Du nun mein Eigenthum und mußt es bleiben bis zu dem letzten Hauche Deines oder meines Lebens. Sträube Dich, wie Du willſt! Es ſoll Dir doch nie gelingen, das Netz zu zerreißen, das ich um Dich geworfen habe. Mein ganzes Weſen und Daſein will ich nur dazu verwenden, Dich in einem Elyſium der Liebe zu beglücken, doch der Moment, in dem Du es verlaſſen willſt, führe Dich in den nächtlichen Todesſchlund des Orcus!"

Cäſenia umfing den Betäubten mit beiden Armen, drückte ihn an die ſtürmende Bruſt, bedeckte glutathmend ſein Geſicht mit Küſſen — und war verſchwunden.

Als das Morgenlicht den Hofraum erhellte, lag Caligula, das Geſicht mit beiden Händen bedeckt, und den Leib vorwärts gebeugt, auf dem Altare. Langſam ſich erhebend, blickte er zuerſt ſcheu, dann wild um ſich her. Die Spuren aller ſeltſamen und grauenhaften Erſcheinungen der ſtürmiſchen Nacht lagen wie ein verworrener Fiebertraum in ſeinen zerſtörten Geſichtszügen. Bitter lächelnd und unverſtändliche Worte murmelnd, wankte er aus dem Impluvium.

## VI.

## Der unmündige Nebenbuhler.

Die Sonne ſtand ſchon hoch am Himmel, als Caligula immer noch auf dem Ruhebette lag. Senatoren und Kriegstribunen ſtanden umher. Der Imperator, noch bläſſer als gewöhnlich, ſtarrte lange Zeit düſter vor ſich hin, dann richtete er durchbohrende Blicke auf die Umſtehenden. Tiefes Schweigen herrſchte im Gemach: Niemand wagte es, die ſchauerliche Stille auch nur durch das leiſeſte Wort zu unterbrechen. Endlich trat der Oheim Claudius mit dem jungen Tiber ein. Nun belebte ſich die traurige Marmorgruppe; ſelbſt über Caligula's finſtere Geſichtszüge flog ein ſchwacher Lichtſtrahl. Er ſtreichelte die Wangen des holden Knaben, der ſich mit Innigkeit an ihn ſchmiegte, ſchmeichelnd und geſprächig. Alle Anweſenden erfreuten ſich über dieſe, wenigſtens dem Scheine nach, herzliche Scene, und bezeigten dem jungen Tiber durch Mienen und Worte die liebevollſte Theilnahme, in welche ſelbſt der blöde, gewöhnlich für nichts empfängliche Oheim Claudius einſtimmte. Von dem Augenblicke an, als Caligula, deſſen rollende Augenſterne lauernd umherſpähten, dieſes Benehmen gegen ſeinen Neffen bemerkte, wurde er immer ernſter und düſterer, und er beobachtete jeden Einzelnen mit argwöhniſchen Blicken. Plötzlich erhob er den rechten Arm und rief mit gebieteriſchem Ton: „Geht! Ich will allein ſein!“

Alle entfernten ſich ſchweigend. Nun erhob ſich Caligula vom Lager; er ſchritt mit heftigen Schritten durch das Gemach, einzelne Worte und Sätze haſtig und mit Unterbrechungen aus ſchwer athmender Bruſt hervorſtoßend: „Zartes Bübchen! — Wer ſollte ihn nicht lieben? — Das liebevolle Kind! — wie er mich liebt! und mein Diadem noch mehr! — Wie ſüß er ſchmeicheln kann! Er möchte mir die Seele aus dem Leibe ſchmeicheln. Kein Zweifel! Er ſehnt ſich nach meinem Thron, ſo wie jene Elenden ſich nach ihm ſehnen, den ſie ſchon jetzt, da kaum die letzten Luſt- und Jubelklänge meiner Thronbeſteigungsfeſte verhallt ſind, mehr lieben als mich. Wirklich? Solches Uebermaß der Liebe? Maß und Grenzen zu überſchreiten, dies geſtatten die Götter nur dem ihnen zunächſt ſtehenden Cäſar; das Loos aller Uebrigen heißt — Beſchränkung. — Wie? ſoll ich zittern vor einem Knaben? Kinder ſterben leicht wie Schmetterlinge, die Sinnbilder der Unſterblichkeit, weil ſie vom Tode, den wir Erwachſene kennen und eben deshalb fürchten, keinen Begriff haben. Was thu' ich Böſes, wenn ich einen kleinen Kieſelſtein, der mir im Wege liegt, wegſchaffe?

Caeſonia, wen Du liebſt, den mag alle Welt haſſen, wenn ſie ihn nur fürchtet!"

Caligula rief einen Tribun der Leibwache in das Gemach und ſagte zu ihm: „Hochgeehrt fühle ſich, wen der Kaiſer eines ſolchen Vertrauens würdigt! Glücklicher! Geh hin zum Knaben Tiberius! Sein Leben, das noch träumend in der Knospe liegt, darf ſich nicht zur Blume entwickeln: ſo will es das Schickſal; ſo will es der Staat; — Caligula muß dem Drange weichen. Tiber muß ſterben, ſogleich ſterben; das kann ich nicht ändern, doch — ohne Verletzung ſeines hohen Standes! Ich geſtatte und will daher, daß der edle Sprößling unſers Hauſes ſich mit eigener Hand tödte, denn es geziemt ſich nicht, daß ein Geringerer das Blut eines mir ſo nahe verwandten Weſens vergieße. Geh und vollziehe den Dich ehrenden Auftrag!"

Das Erſtaunen über einen ſo unerwarteten, empörenden Befehl feſſelte die Zunge und die Füße des Tribuns. Caligula ſchien es nicht zu bemerken. Der Tribun ſtand, als glaube er an die Möglichkeit eines Widerrufs. Caligula ſagte lächelnd: „Ich habe Dir nichts weiter zu befehlen." Der Tribun verließ, eine Verwünſchung vor ſich hinmurmelnd, das Gemach. Caligula ging einigemale auf und nieder; dann ſagte er zu ſich ſelbſt: „Soll es damit abgethan ſein? — Ich zweifle. Sei auf deiner Hut! Ein Blümlein iſt bald geknickt, aber — einen Eichenbaum fällen, dazu gehört mehr, und — ich ahne Gefahr; ja — Claudius, der gute Oheim, zittert vor mir; das iſt nicht gut; er liebt mich — aber wer liebte den Ihren nicht mehr als die ganze Menſchheit zuſammen? Meine Sicherheit fordert, daß er, der hier ohnedies nur ein Schattenbild iſt, in's Schattenreich einziehe. Was verliert die Welt an dem Blöden? Eben da liegt es! Der Blöde iſt ein Nichts, untüchtig, ein Staatsamt zu verwalten, bedeutungslos im Familienkreis. Er mag leben, das heißt, daſein! Ein lächerlicher Gegenſtand, wie er, kann mir doch zum Scherze dienen. Aber — Macro, mein ernſter, gewichtiger Herr Schwiegervater, der in mir nur ein Geſchöpf erblickt, das ihm den Thron dankt, und den Hofmeiſter ſeines ehemaligen Zöglings ſpielen möchte, — das iſt ein Anderes! Er half meinen Vergänger erdroſſeln. Könnte nicht dieſelbe Hand auch mir denſelben Dienſt leiſten? — Ich verſprach ihm zur Belohnung die Statthalterſchaft von Aegypten, das wird aber dem ſtolzen Unerſättlichen nicht genügen; er wird dann weiter greifen. Glücklicher Gedanke! In Aegypten ſtehen ja die Pyramiden, jene Todtenpaläſte, eben ſo hoch als tief, treffende Sinnbilder des Hochmuths und ſeines Falles Macro droht mir Gefahr: ſein Leben ſtört meine Ruhe. Er ruhe denn ſelbſt!“

Caligula rief abermal einen Kriegstribun: „Macro's Hochmuth will ſich über ſeinen Herrn erheben, den Höchſten im Staat, den Mächtigſten der Erde. Dem Majeſtätsverbrecher ſendet die Majeſtät dieſes Schermeſſer, deſſen goldene Klinge von Edelſteinen ſchimmert. Dieſe Stunde ſei die letzte ſeines Lebens! Von Dir, den ich meines Vertrauens würdige, erwarte ich die Kunde, wie er ſtarb!“

Der Tribun nahm lächelnd das Schermeſſer und entfernte ſich mit ſchnellen Schritten; Caligula aber ging heiter, als wäre nichts geſchehen, in das Putzgemach ſeiner Schweſtern, die, von vielen Sclavinnen umgeben, deren jede ihren eigenen Dienſt zu verrichten hatte, ſich mit verſchwenderiſcher Pracht zu ſchmücken beſchäftigt waren. Caligula ſpielte den Kenner, wählte und ordnete die Kleider, Haarnadeln, Armſpangen, Edelſteine, Gürtel, Schminke und Faltenwurf bis zur unbedeutendſten Kleinigkeit, als handle es ſich um Dinge von größter Wichtigkeit und das Toilettenzimmer wäre eine Senatsverſammlung. Als der Putz geendet war, nannte er die Mädchen, ſie mit Entzücken betrachtend, ſeine Grazien, welche für die Göttinnen ſelbſt Gegenſtände der Beneidung ſein müßten. Er tändelte und ſcherzte mit den Freudetrunkenen, die den vergötternden Bruder mit Liebkoſungen überhäuften.

Indeß war der Tribun in Tiber's Gemach eingetreten. Der holde Knabe las eben in Ovid's Verwandlungen den Mythos von Venus und Adonis. Er war in die Dichtung ſo vertieft, daß er den eintretenden Todesboten nicht eher bemerkte, als bis dieſer dicht vor ihm ſtand, mit betrübter Miene das ſchuldloſe Opfer betrachtend.

„Wie ſehr," ſagte Tiber, „beklage ich den unglücklichen Jüngling Adonis, den ein Eber tödtet! Er ſtirbt wie eine Blume, die kaum entfaltet, ſchon entblättert wird: aber — die Thränen der ſchönſten Göttin fließen ihm!"

Der Tribun heftete einen Blick voll Mitleid auf den Knaben und ſagte: „Auch Dir, holde Knospe der Menſchheit, droht ein Eber den Tod, in der Morgenröthe des Lebens, und vergebens wird die Göttin Roma Dich beweinen!“

„Ich faſſe den Sinn Deiner Worte nicht, ſagte Tiber, aber Deine Mienen verkünden etwas Unerfreuliches.“

**Tribun.** Du ſelbſt ſterben!

**Tiberius.** Des Menſchen Leben oder Tod hängt vom Willen der Götter ab.

**Tribun.** O daß es ſo wäre! Leider aber gebietet Caligula das, was kein Gott verhängt.

**Tiberius.** Caligula will, daß ich ſterbe? Warum will er es?

**Tribun.** Weil er Dich haßt!

**Tiberius.** Er, den ich liebe?

**Tribun.** Weil er Dich fürchtet.

**Tiberius.** Der Mächtigſte den Ohnmächtigen? Was kann er von mir befürchten?

**Tribun.** Daß Du ihm Leben und Thron rauben willſt.

**Tiberius.** Ich liebe das Leben und gönne es Jedem. Ein Blumenhügel gilt mir mehr als ein Thron. Ich will ihn bitten, mir das Leben zu ſchenken. Ich eile, ſeine Füße zu umſchlingen.

**Tribun.** Du darfſt dieſes Gemach nicht verlaſſen. Deine Augenblicke ſind gezählt. Du mußt ſterben. Caligula erwartet von mir die Kunde Deines Todes.

**Tiberius.** Und ich lebe ſo gerne!

Der gerührte Tribun ſah ein, daß er ſich, um den Auftrag zu vollziehen, Gewalt anthun müſſe. Er legte ſeine

Mienen in düſtere Falten und ſagte mit hartem, ſtrengen Ton: „Keine Widerrede! Hier iſt mein Schwert; tödte Dich ſelbſt!"

**Tiberius.** Ich ſoll mich ſelbſt tödten? Wie ſoll ich es thun? Ich will gehorchen, damit Caligula mir nicht zürnt; aber ich habe nie ein Schwert in den Händen gehabt, ich habe nie eine Hinrichtung, nicht einmal einen Kampf der Fechter geſehen; ich ſcheue alles Blutvergießen, ich kann keine Taube tödten. Ich zittere vor dem Gedanken.

**Tribun.** Und dennoch mußt Du Dich ſelbſt tödten. Caligula befiehlt es.

**Tiberius.** Warum befiehlt er es?

**Tribun.** Weil er es ungebührlich findet, daß die Hand eines Geringen das Blut eines ihm ſo nahe verwandten Weſens vergieße.

**Tiberius.** Habe Mitleid, guter Mann! Tödte Du mich! Ich bitte Dich auf meinen Knien.

Indem der Tribun, in ſeinem Innerſten erſchüttert, die Gewährung der Bitte mit ſcheinbarer Härte zürnend verweigerte und ausrief: „Trotzeſt Du dem Befehle, ſo ſtirbſt Du dennoch, und auch mein Leben iſt verwirkt!" zog Tiber den Verhang der Thüröffnung zurück, rief die Sclaven im Vorgemache, ergriff weinend das Schwert, hielt es den Eintretenden hin und beſchwor ſie, ihn zu tödten. Als auch dieſe ſich ſchreckenbleich und keines Wortes mächtig, zurückzogen, bat der Knabe, das ſeiner ſchwachen Hand entfallene Schwert vom Boden aufhebend, den Tribun, ihm die Stelle am Leibe zu zeigen, in welche er das Schwert ſenken ſollte, damit die Wunde ſo tödtlich würde, um ſeinem Leben und ſeinem Unglück ſogleich ein Ende zu machen. In dieſem Augenblicke erſchien Ahasver am Eingange. Tiber erſchrack und floh vor der Schreckgeſtalt. Ahasver ſagte: „Bin ich auch ein böſer Geiſt mir ſelbſt und der Welt, Dir will ich es nicht ſein. Was dieſe Dir verſagen, ich will es Dir gewähren. Das Unmögliche verlangen ſie von Dir. Wie ſoll dem ſchwachen Arm die Kraft werden, den gewichtigen Stahl in die Bruſt zu ſtoßen? Todesmarter iſt ſchrecklicher als der Tod ſelbſt. Komm, Unglücklicher, deſſen Leiden ſelbſt den Mann mit dem Herzen von Stein rühren! Indem ich Dich tödte, ende ich Deine Qual, und genieße zugleich die Luſt des Mordes.“

Tiber betrachtete den Mann, der ihm vor wenig Minuten Schrecken und Abſcheu erregt hatte, jetzt mit wehmüthigem Lächeln. Ahasver zog ihn an ſich, und nahm das Schwert. Der Tribun riß den Knaben weg und rief: „Entweiche, Unhold! Caligula befahl, daß der Knabe ſich ſelbſt tödte. Wer wagt es, dem Befehl des Herrſchers entgegen zu handeln?“

„Ich! donnerte Ahasver's furchtbare Stimme. Ich wage es, ich, der dem Cäſar trotzt, und aller Welt.“

Er ſtieß den Tribun zurück, der taumelnd zu Boden ſtürzte. Ahasver hob nun den Knaben empor, legte ihn auf den linken Arm, und ſenkte mit der Rechten den Stahl ſanft in das junge Herz.

Tiber ſtieß einen leiſen Klagelaut aus, athmete ſchwer auf und mit dem letzten Seufzer entquoll das edle reine

Blut der gehobenen Bruſt, auf welcher die, durch das Fenſter einfallenden Sonnenſtrahlen wie verklärend ruhten.

Ahasver legte die Leiche auf ein Ruhebett und ſagte mit dumpfem Ton: „Der Ruheloſe hat Dich in den Hafen der Ruhe eingeführt. War das nun eine böſe oder eine gute That? Du aber, Caligula, höre nicht auf, zu fürchten! Denn nicht ein ſolches himmelreines Weſen wird Dir den Thron rauben; ſtürzen wird Dich Deine eigene Verworfenheit! — Nun erhebe Dich, Sclave, und bringe Deinem Gebieter die Kunde!“ — Der zu Boden geſchleuderte, ſchwer verlezte Tribun vermochte es, ungeachtet aller Anſtrengung nicht, ſich zu erheben: „Bleibe denn, und erhole Dich!“ ſagte Ahasver, dem empor Schauenden in's Angeſicht grinſend. Er nahm die Leiche vom Ruhebett, legte ſie auf ſeinen linken Arm, bedeckte ſie mit dem dunkelgrauen Mantel, und verließ das Gemach.

## VII.

## Thier- und Menſchenkampf.

Caligula hatte ſich indeß in eine Säulenhalle begeben, die Rückkehr der beiden Todesboten zu erſpähen. Statt der mit Ungeduld Erwarteten trat Ahasver unerwartet ein. Caligula rief ihm entgegen: „Zurück! Ich will allein ſein.“ — Ahasver erwiederte: „Das ſollſt Du nicht, denn ich bringe Dir Geſellſchaft und erwünſchte Todeskunde.“ — Caligula fragte: „Wo ſind meine Tribunen?" — Ahasver ſagte lächelnd: „Der Eine iſt todt, der Andere lahm. Erlaube mir, ihre Stelle zu vertreten, und Deine Neugier zu befriedigen! Höre denn! Als Dein edler Schwiegervater und Frevelgenoſſe beim Morde des alten Tiber, Deinen Befehl vernahm, ergriff er das ihm zugeſendete goldene Schermeſſer, ſtürzte auf den Tribun, beugte ihm den Kopf zurück, und zerſchnitt ihm die hervorgetriebene Kehle; dann zog er ſein Schwert aus der Scheide und rief: „„Euch, ihr Todesgötter! weihe ich Caligula's Haupt!"" — Mit dieſen Worten der Verwünſchung ſtieß er ſich den Stahl in die Bruſt. Und ſo haſt Du jetzt nicht mehr ihn zu fürchten, ſondern ſeinen Fluch und die Todesgötter und Dich ſelbſt." —

Caligula ſagte ſpöttelnd: „Erzähle weiter!" Ahasver fuhr fort: „Hier bringe ich Dir einen Geſellſchafter, zwar einen ſtummen, deſſen Beredſamkeit aber dennoch eine furchtbare iſt." — Er ſchlug den Mantel zurück, hielt ihm die Leiche des Knaben vor die Augen, und erzählte, wie er ſtarb.

Caligula ſtieß einen Schrei des Entſetzens aus, und ſtürzte fort wie ein Raſender.

Ahasver rief ihm nach: „Mit dieſer Leiche ſchreite ich durch alle Straßen. Rom ſehe und höre!" —

Caligula, im Aufruhr ſeiner Sinne wild umhergetrieben, ſtürmte durch alle Gemächer und Hallen des Palaſtes; dann ließ er Einen der Aufſeher des großen Circus zu ſich rufen, und befahl ihm, ſogleich einen Kampf der wilden Thiere abzuhalten; denn er glaubte, nur ein ſolcher Anblick vermöge ihn jetzt zu betäuben oder zu zerſtreuen. Er wollte den Schrecken ſeines Innern mildern durch das Gräßliche des Aeußern; aber das ſchöne Bild der Leiche ward ihm zu einer verfolgenden Eumenide.

In ſolcher Stimmung trat er in den großen Circus, und nahm ſeinen Platz auf der Tribune ein. Die Arena belebte ſich. Ein Löwe von ungeheurer Größe durchſchritt majeſtätiſch die Sandwüſte. Er ſchüttelte die goldgelben Mähnen, hielt den Kopf nieder, brüllte gegen den Boden, wodurch das dumpfe Getöſe verſtärkt wurde, und legte ſich dann, ſtolz und trotzig umherblickend. Ti[illegible] und Panther ſprangen, von wilder Blutgier ſchnaubend, mit tollen Geberden durch einander. Ungeſtalte zottige Bären zeigten ſich in Menge: einige trabten brummend umher, andere ſtellten ſich ſpähend auf die Hinterfüße. Luchſe, in ſchöngeflecktem Felle glänzend, ſuchten die höheren Punkte zu gewinnen, von welchen ſie mit dem Scharfblick ihrer leuchtenden Augen auf das Getümmel mit der Luſt des Blutſaugens herabſchauten. Ekelhafte Hyänen zogen winſelnd und heulend umher. Wölfe ſprangen mit gellendem Gebelfer ſcheu und doch grimmig unter die Menge, und grunzende Eber ſchoßen wie Pfeile mitten durch.

Caligula ergetzte ſich lange an dem häßlichen Anblick. Ahasver trat zu ihm und fragte, ob es dem großen Cäſar etwa beliebe, die Leiche des jungen Tiber den wilden Beſtien vorwerfen zu laſſen. Caligula ſtampfte mit dem Fuße und ſchrie: „Verbrecher ſchleppt herbei zum Kampfe mit den Beſtien!“ —

Ahaſver erwiederte: „In dieſem Augenblicke hat Dein glückliches Rom keine ſogenannten, von Deiner Weisheit und Gerechtigkeit zum Tode verurtheilten Verbrecher; aber — welcher Menſch darf von ſich rühmen, daß er ſchuldlos ſei? Keiner! Weder der Greis noch das Kind; weder der Cäſar noch der Letzte ſeiner Sclaven! Selbſt Deine Götter nicht! Verbrecher ſiehſt Du, wohin Du blickeſt!“ —

„Geiſt der Hölle! ſagte Caligula, Du ſprichſt wahr. Verbrecher ſind ſie Alle! Ich will den Staat befreien von Böſewichtern, die ihm zur Laſt fallen. Laſſe hundert derjenigen, die als Zuſchauer herkamen, von meiner Leibwache ergreifen, ohne Wahl, ohne Unterſchied! Führt ſie auf die Arena zum Kampfe! Da mögen ſie vor meinen Augen ihren Muth beweiſen! Ergreift Dieſe oder Jene, wie's kommt! Verbrecher ſind ſie Alle!“ —

Ahasver eilte, den Befehl zu vollziehen. Schon erſcholl Geſchrei von allen Seiten, Fluch und Wehklage, und Menſchen ſtanden — zitternd, ächzend, todtenbleich — unter en reißenden Thieren, deren Wuth und Blutdurſt in dieem Augenblick erwachte.

Unter allen Anweſenden vom höheren Range, die ſolche Gräuel mit feigem Schweigen geſchehen ließen, befand ſich ur ein einziger Mann von Muth, der Senator Caninius Julus. Er trat vor den Herrſcher und ſprach: „Bei allen Göttern beſchwöre ich Dich: widerrufe den unmenſchlichen Befehl! Das Blut der Schuldloſen wird um Rache ſchreien, nd die ſtrafende Nemeſis wird Dein Haupt dem Haſſe und dem Verderben weihen! Allgewaltiger Herrſcher! vergiß nicht, daß Du Menſch biſt unter den Menſchen! Vergiß nicht, daß Du der Vater, nicht der Henker Deiner Unterthanen biſt! Gedenke der Gegenwart, aus deren Schooß der Donnerkeil blutiger Vergeltung Dich treffen wird! Vergiß nicht der Zukunft, deren Urtheil Deinen Namen für alle Zeiten brandmarken wird! Hörſt Du das Wehgeſchrei der Schlachtopfer, die unter den zerfleiſchenden Zähnen und Krallen der wilden Thiere bluten? Schone! Hemme die Grauſamkeit eines unſeligen Augenblicks — und fühle die Wohlthat, vergöttert zu werden für eine Regung des Mitleids!“ —

Caligula hörte den heiligen Eifer des Sprechenden ohne eine Miene zu ändern; aber der Baſiliskenblick verkündete, was er dachte. Nach einer Pauſe ſagte er dann mit größter Ruhe zu dem Senator: „Caligula widerruft nie, was er einmal befohlen hat. Verbrecher ſind ſie Alle — wie Du ſelbſt! Der Mund des Verwegenen muß verſtummen! Geh heim, und erwarte Dein Urtheil!“ — Der Senator beugte ſich mit den Worten:

„Caninius dankt dem Cäſar für dieſe Gnade!“ — Er ging.

Kaum in ſeiner Wohnung angelangt, ſetzte er ſich in der ihm eigenen Gemüthsruhe mit ſeinem Freunde Septimius zum Kriegsſpiel. Auf dem Tiſche lag die viereckige, durch zwölf Linien abgetheilte Tafel mit dreißig Steinen, ein Theil derſelben von Gold, ein Theil von Silber, ein Theil von Kryſtall; ſie ſtellten Könige, Anführer und gemeine Soldaten vor. Das Spiel ſelbſt bildete eine Schlacht. Septimius ſchlug dem Gegner die meiſten Steine aus dem Felde. Caninius, ſchon auf dem Punkte, die Schlacht zu verlieren, ſagte lächelnd: „Ein tapferer Krieger pflegt mit der Schlacht auch ſein Leben zu verlieren, wenn er ſein Vaterland verloren ſieht.“ —

Indem Caninius dieſe Worte ſprach, traten zwei Centurione*) der kaiſerlichen Leibwache in das Gemach. Einer derſelben näherte ſich dem Senator mit Ehrfurcht und ſagte: „Dein Todesurtheil Dir anzukünden, ſind wir hier; es zu vollziehen, harrt der Henker Deiner in der Vorhalle.“ — Septimius ſprang auf und rief zürnend: „Wie! Euch, Krieger, Männer der Ehre! — Euch folgt der Henker?“ — Der Centurio erwiederte: „Menſchen ſind in der Hand des Schickſals, was dieſe Steine in der Deinigen ſind.“ —

Caninius ſagte mit heiterer Ruhe: „Zürne ihnen nicht! Sie thun ihre Pflicht; das entehrt ſie nicht. In einer Zeit wie dieſe, wird das Leben jedem Beſſeren zur Laſt. Sinke der Leib! Unſterblich iſt die Seele! Einen Wunſch nur hege ich, ſcheidend von Raum und Zeit, den Wunſch, die Seligkeit der Geiſter jenſeits des Grabes Dir verkünden zu dürfen, und zu erfahren, daß meine zu Caligula geſprochenen Worte, die mir den Tod brachten, den Römern Glück und Segen bringen mögen. Er, der mich von der Nichtigkeit des irdiſchen Daſeins befreien ſoll — er trete nun ein! Ich bin bereit!“ —

---

*) Hauptleute.

Caninius umarmte ſeinen Freund, ſetzte ſich und bot dem Henker, der den Block mit der Miene von Verwunderung und Erwartung und mit dem ihm möglichen Anſtande ſchweigend vor ſich hinſtellte, ohne eine Spur von Beängſtigung das Haupt.

## VIII.

## Das verſchmähte Diadem.

Caligula hatte ſich lange an dem gräßlichen Schauſpiele in erbarmungsloſer Aufregung ergetzt. Er ſah, wie die menſchlichen Schlachtopfer von den Beſtien zerriſſen und verzehrt wurden, wie ihr Blut über den Sandboden der Arena hinfloß; er hörte den Wehruf der Leidenden, das Stöhnen und Röcheln der Sterbenden. Die Grauſamkeit aller wilden Thiere ſchien ſich in ihm zu vereinigen und von ihm ſich ſelbſt den Zuſchauern mitzutheilen, deren größerer Theil jedoch ſeine Aufmerkſamkeit mehr auf den Cäſar als auf den Kampfplatz wendete.

Ahasver ſchritt wie ein Geiſt des Verderbens unter den grimmigen Ungeheuern umher, deren keines, obſchon von Wuth und Blutdurſt getrieben, ſich ihm zu nähern wagte.

Während Caligula auf das Morden und Zerfleiſchen hinſtarrte, drang ihm ein abſcheuliches Hohngelächter ins

Ohr. Neben ihm ſtand Ahasver, und ſagte mit hohler Stimme und durchbohrendem Blick: „Morden können und morden ſehen, — das labt die Seele! Selbſt Deinen Höllengöttern wird ein ſolches Schauſpiel nicht zu Theil. Welche Freude gewährt das Bewußtſein, der Urheber zahlloſer Leiden zu ſein! Heil dem großen Cäſar, der ſelbſt mich an Menſchenhaß übertrifft! Ohne Herz — und ſolche Macht dabei!“ —

Caligula ſchien jetzt aus einem fürchterlichen Traum zu erwachen. Plötzlicher Schauder durchdrang ihn. Er bedeckte ſein Geſicht mit beiden Händen, rief: „Fluch den Elenden, die ſich ſo morden laſſen!“ und ſtürzte aus dem Circus hinaus.

Als er, ohne ſich deſſen bewußt zu ſein, im Palaſt angelangt und in ſein Schlafgemach gekommen war, warf er ſich auf das Ruhebett.

Nachdem er kurze Zeit ſtumm und ſtarr da gelegen war, begann Fieberfroſt ſeine Glieder zu ſchütteln. Er ſtieß einen durchdringenden Schrei aus; das Gehirn hatte ſich entzündet. Leibwache und Sclaven eilten in's Gemach. Er kannte ſie nicht. Schreckbilder bemächtigten ſich der zerrütteten Phantaſie des Bewußtloſen. Aus den einzelnen Worten und Tönen, die er ausſtieß, ſah man, daß er jeden Augenblick ein anderes Weſen zu ſein glaubte. Jetzt röchelte er wie ein Sterbender; jetzt brüllte er wie ein Löwe; dann ächzte er, von Tiber's Schatten verfolgt; dann ſtieß er Flüche aus gegen Ahasver, den Furchtbaren; dann ſchlürfte er einen Liebestrank, und flüſterte glühende Worte von Leidenſchaft aufgeregter Sinnlichkeit zur geliebten Cäſonia, worauf er in gewaltigen Aufruhr gerieth, mit einem Tiger zu kämpfen glaubte, und Jeden, der ſich ihm näherte, mit ungewohnter Kraft zu Boden warf.

Es gelang den Aerzten, durch Anwendung der kräftigſten Mittel die Gehirnentzündung zu heben; ihr folgte aber ein viel größeres Uebel, ein wilder Wahnſinn, der zahlloſes Unheil über das in ſeine Schmach immer tiefer verſinkende Rom verbreitete. Caligula gerieth jetzt neuerdings wieder auf den Gedanken, ſeine Krankheit ſei die Folge des von der leidenſchaftlichen Cäſonia ihm beigebrachten Liebestrankes. Er beſchloß ihren Tod. Sie entfloh, und hielt ſich auf der entlegenen Villa einer Freundin verborgen.

Ein großer Theil der Senatoren und Ritter verſammelte ſich in der Ahnenhalle des Palaſtes, um dem Imperator ihre Glückwünſche zu ſeiner Geneſung darzubringen. Er empfing ſie mit finſterer Miene, und entließ ſie mit den Worten: „Geht und opfert den Göttern, die mich, ihren Liebling, zu Eurem Wohl erhielten!“ — Indem die Verſammelten ſich mit dieſem Auftrage entfernen wollten, traten zwei Männer aus ihrer Mitte vor: der Senator Sextus Pacuvius und der Ritter Atanius Secundus. Der Erſtere meldete mit kriechender Demuth, aber mit ſchwülſtigen Worten, er habe bei den Göttern des Olympos und des Orcus gelobt, ſein Leben für die Geneſung des Imperators zu opfern; der Zweite betheuerte, er habe für den Fall der glücklichen Herſtellung des geliebten Herrſchers ſich die Verpflichtung aufgelegt, mit den Gladiatoren im großen Circus zu kämpfen. Die beiden Schmeichler erwarteten nun, für die gezeigte Bereitwilligkeit zur Aufopferung ihres Lebens für die Erhaltung des ſeinigen, Lob und Belohnung; Caligula ſagte aber nach langem Schweigen: „Ich habe die Sache wohl überdacht. Preiſen muß ich Euren heroiſchen Edelmuth allerdings, ihn zu belohnen bin ich aber zu ſchwach. Das können nur die Götter! Vernehmt denn, was recht und billig, und zugleich ſolcher Herren würdig iſt! Ihr habt feierlich gelobt, Euch zu opfern; Gelübde muß man aber erfüllen, um nicht einen Meineid zu begehen. Vollzieht denn, was Ihr gelobt!“ —

Zwei Tribune erhielten den Auftrag, die zitternden Schmeichler fortzuführen, und ſie zur Erfüllung ihrer Gelübde zu verhalten.

Seit dem Augenblick, da er die Cäſonia als Stifterin ſeiner Krankheit neuerdings haßte und verfolgte, lebte nur ein Weſen, das er liebte: ſeine älteſte Schweſter Druſilla, deren ſanftes Weſen voll zärtlicher Hingebung den heftigen Bruder ſo bezauberte, daß er jeden ihrer Wünſche zuvorkommend erfüllte, während ſeine Neigung gegen die zwei jüngeren Schweſtern, die gleichgültige Agrippina und die ſtolze Livilla, mit jedem Tage mehr erkaltete. Am Geburtstage der Druſilla, der zugleich ihr Vermählungstag mit dem Conſul Lepidus war, ließ er ihr Bildniß auf einem von Elephanten gezogenen Wagen durch die Stadt herumfahren, und gab dem Volke durch drei Tage große Spiele, wobei er ſie, den Geſetzen trotzend, zu ſeiner Thronfolgerin erklärte.

Als ſie kurze Zeit nach ihrer Vermählung ſtarb, ordnete er eine allgemeine Trauer an, und verbot allen Bewohnern Rom's, während dieſer Zeit zu lachen, öffentliche Bäder zu beſuchen und feſtliche Mahlzeiten, ſelbſt in den Familienkreiſen, zu halten. Er ließ ihr einen eigenen Tempel erbauen, und in demſelben ihr Bildniß von Gold als Göttin Panthea aufſtellen. Er ſelbſt ſchwor nun öffentlich bei ſeiner vergötterten Druſilla. Sogleich fand ſich auch, um den römiſchen Pöbel ganz zu verblüffen, ein ſchamloſer Schmeichler, der Senator Livius, welcher vor allem Volke beſchwor, er habe bei vollem Bewußtſein mit ſeinen eigenen Augen die Verklärte zum Olymp aufſchweben, und als Göttin von allen Göttern und Göttinnen aufgenommen geſehen. Er fügte bei: „Fluch möge ihn und ſeine Kinder treffen, wenn er nicht die reine Wahrheit ſpreche!“ — Eine beträchtliche Summe belohnte den Lügner, der die gläubige Menge bethörte. Caligula reichte ihm die Summe mit den Worten: „Dem furchtbaren Eide eines ſolchen Ehrenmannes muß Jeder glauben, der die Götter fürchtet, mit denen ich nun durch Druſilla verwandt bin.“ —

Caligula blieb ſeiner Eigenheit, Alles zu übertreiben, auch jetzt getreu. Die beiden Schweſtern Agrippina und Livilla wurden ihm verhaßt; er wollte ſie nicht mehr ſehen, und verbannte ſie auf die Inſel Pontia mit der Drohung, daß es für die gegen ſeinen Willen nach Rom Zurückkehrenden außer der Verbannungsinſel auch noch Schwerter gebe.

Er beſchloß nun, von einem Aeußerſten zum Andern überſpringend, der bezaubernden Cäſonia zum Trotz, ſich zu vermählen. Um die Schönſten unter Rom's Schönen kennen zu lernen und eine Auswahl treffen zu können, veranſtaltete er ein großes Feſtgelag, zu dem viele der Edelſten Rom's mit ihren Gattinnen geladen wurden. Dabei wollte er aber auch die böſen Gelüſte ſeiner wahnſinnigen Grauſamkeit befriedigen. Einige Senatoren und Ritter mußten, als Sclaven gekleidet und geſchürzt, aufwarten; Andere, die er vor wenigen Tagen hatte tödten laſſen, wurden als noch Lebende zur Tafel geladen, und als man ihm bemerkte, ſie ſeien gewesen, vernahm er die Kunde mit ſcheinbarer Verwunderung, und beklagte die unglücklichen Selbſtmörder. Den Sohn des Senators Caſſius Capito ließ Caligula am Morgen dieſes Feſttages blos deshalb, weil er einige Aehnlichkeit mit dem jungen Tiber hatte, hinrichten, und Capito mußte bei der Hinrichtung gegenwärtig ſein. Als der unglückliche Vater um die einzige Gnade bat, die Augen dabei zudrücken zu dürfen, erwiederte Caligula lächelnd: „Jetzt nicht, — doch vielleicht bald für ewig! Du ſollſt aber für Deinen Schmerz durch die Ehre, noch heute ein Gaſt bei meinem Feſtmahle zu ſein, reichlich entſchädigt werden.“ —

Der Greis mußte wirklich bei dem fröhlichen Gelage, wie vor wenig Stunden bei der Hinrichtung, gegenwärtig ſein. Caligula nöthigte ihn zum Eſſen und Trinken, überhäufte ihn mit Scherzreden, und ermahnte den Tiefgebeugten, ſich als Mann zu zeigen, der den Schmerz durch die Seelenſtärke der ſtoiſchen Philoſophie zu beſiegen wiſſe. Bald aber erweckte ein anderer Gegenſtand Caligula's volle Aufmerkſamkeit.

Unter den Gäſten befand ſich auch der Präter Lucius Piſo und ſeine Gattin Oreſtilla, mit der er ſich erſt vor kurzem vermählt hatte. Als Caligula die reizende Frau in ihrer liebenswürdigen Anmuth erblickte, von deren Beſitz ſie ſelbſt nichts zu wiſſen ſchien, konnte er ſeine Augen nicht mehr von ihr abwenden. Das Ehepaar, welches nur in und für einander zu leben gewohnt war, bemerkte weder Caligula's auflodernde Begier, noch die ihnen drohende Gefahr. Sie ſprachen zärtlich und leiſe zuſammen, wenig Antheil an der Pracht des Feſtes nehmend. Plötzlich rief Caligula dem Gatten mit zürnender Stimme zu: „Frevler! Du wagſt es, beim Hochzeitſchmauſe vor den Augen aller Gäſte mit meiner Gemahlin zu buhlen?“ —

Piſo erſchrack zuerſt vor dieſem plötzlichen Zuruf, nahm aber, als er die Faſſung gewonnen hatte, das Ganze für einen unzarten Scherz, und erwiederte lächelnd: „Wie kam ich doch zu dem Irrthume, Deine Gemahlin für die meinige zu halten!“ — Caligula ſagte aber: „Irren iſt menſchlich, den Irrenden auf den Weg der Wahrheit führen — göttlich!“ —

Caligula ſtand auf, und ging mit trotzigem Stolz zu Piſo und Oreſtilla. Die erſtaunten Gäſte ſchienen Marmorgruppen zu ſein. Tiefes Schweigen herrſchte im Saal; Caligula aber blickte die erröthende Frau mit lüſternem Lächeln an: „Du biſt eines Gatten von höherm Range würdig. Ich erhebe Dich aus Deiner Niedrigkeit zu meiner Höhe. Du biſt mein, ſo wie Rom mein und das Eigenthum Aller das meinige iſt.“ —

Er nahm den Kranz von Oreſtilla's geſcheiteltem goldblonden Hauptthaar, warf ihn zu Boden, und ſagte: „Herab mit dem nichtigen Geſchmeide von dem ſchönen Haupte, welches nur ein Diadem ſchmücken darf." — Er umſchlang Oreſtillen mit beiden Armen, hob ſie vom Ruhebett empor, führte die ſich Sträubende mit Gewalt fort, während Sclaven auf ſeinen Wink den ringenden Präter feſthielten, und ſagte zu den Gäſten: „So errang ſich Romulus bei dem Sabiner-Frauenraube die ſchönſte von Allen, die göttliche Herſilia. Piſo! Du biſt frei. Die Tafel iſt aufgehoben."

Piſo, von den Sclaven gewaltſam fortgeführt, rief den ſteinernen Gäſten zu: „Und nicht eine Hand regt ſich, Recht und Ehre zu ſchützen? So tief konnte Tyrannei den Muth der einſt ſo hochherzigen Römer erniedrigen?" —

Die Erniedrigten verließen ſchweigend den Saal.

Der geraubten Oreſtilla wurden die prächtig verzierten Gemächer, welche Caligula's Schweſter bewohnt hatte, zu ihrem glänzenden Gefängniſſe angewieſen, wo ſie von zahlreichen Sclavinnen bedient und von Sclaven bewacht wurde. Caligula hatte ſie hier noch am Abende des feſtlichen Tages beſucht, und erklärt, ſeine Huld wolle ihr freiſtellen, einen der nächſtfolgenden Tage zur Vermählungsfeier zu beſtimmen. Oreſtilla erwiederte, nach dem Geſetze des Romulus ſei nur dem Manne das Recht geſtattet, die Ehe aufzuheben. Ihr Gatte werde aber nie zu einer Eheſcheidung ſeine Einwilligung geben; ſie ſei und bleibe alſo ſein

Weib und keine Macht der Erde vermöge ſie von ihm zu trennen.“

„Auch der Tod nicht?“ fragte Caligula. „Soll Piſo leben oder ſterben? Von Dir hängt es ab.“ — „Und welches Verbrechens könnteſt Du ihn beſchuldigen?“ fragte Oreſtilla todtenbleich und zitternd.

„Daß er es wagt, der Gatte derjenigen ſein zu wollen, die ich zur Gemahlin erkoren habe;“ erwiederte Caligula, ſie umſchlingend, „und die keine Macht der Erde mir zu entreißen vermag.“

„Auch der Tod der Gattin nicht?“ fragte nun auch Oreſtilla. „Hätteſt Du je die Macht edler, treuer Liebe gekannt, ſo würdeſt Du wiſſen, daß ſie fähig iſt, jedes Opfer zu bringen, und freudig dem Geliebten in das Grab zu folgen. Trotz allen Mitteln, die der Macht und der Liſt zu Gebote ſtehen, wirſt Du es nicht vermögen, meinen Tod und die Vereinigung mit meinem Gatten auch nur einen Augenblick zu hindern. Gib mich frei! wo nicht, ſo werde dieſes Gemach mein Grabmahl, und das Denkmahl Deiner ewigen Schande!“

Caligula verſuchte Bitten, Drohungen und die ihm mögliche Zärtlichkeit zudringlicher Schmeichelei. Oreſtilla, im erſten Moment des Beſuches verzagt im Gefühl ihrer Hülfloſigkeit, gewann mit jedem Augenblicke mehr Selbſtvertrauen und Muth. Caligula, dem dieſer feſte Sinn eine fremde Erſcheinung war, verſuchte nun das letzte, auf weibliche Eitelkeit berechnete Mittel; er nahm das Diadem von ſeinem Haupte, ſetzte es auf Oreſtillens Stirne, führte ſie zu einem Silberſpiegel, und begrüßte ſie als Göttin der Schönheit und Gemahlin des Herrſchers im Römerreiche. Oreſtilla's Antlitz von plötzlicher Glut überflogen, ward im nächſten Augenblick von einer Todesbläſſe überzogen, vor welcher ſelbſt Caligula erſchrack. In ihrem Auge bildete ſich eine Thränenperle, die, als könne ſie ſich von dem Himmel ihres Aufenthalts nicht trennen, ohne über die Wange herabzugleiten, am Lichtquell verweilte. Die verſtörten Mienen ihres Geſichtes erblickend, flüſterte die Dulderin mit matter Stimme: „Eine geſchmückte Leiche! O könnteſt Du, ſo wie ich, im Silberſpiegel die Todesbraut erblicken, und im Spiegel meines Angeſichtes die Leiden meiner Seele ſehen!"

Sie nahm das Diadem vom Haupte, reichte es dem Cäſar und ſank beſinnungslos zu Boden. Caligula ſtand ſchweigend vor der Geſunkenen und ſagte leiſe vor ſich hin: „Selbſt im Tode wäre ſie noch ſchön!" — Er beugte ſich, um ſie in ſeine Arme aufzunehmen, erhob ſich aber ſchnell wieder, da der Schatten eines ſtörenden Weſens ihn blendete.

Vor ihm ſtand Cäſonia, die, kaum erkannt, den Geblendeten ſogleich auch verblendete; er ſuchte aber den Eindruck, den ſie auf ihn machte, zu bemächtigen, und rief ihr zürnend entgegen: „Dem Henkersbeil verfallene Verbrecherin! Du ſelbſt gehſt dem verdienten Tode entgegen?"

Cäſonia beſchränkte die Macht des Zaubers, welchen ſie auf Caligula ausübte, nicht blos auf den Liebestrank: ſie gründete dieſelbe mehr noch auf die übrigen, ihr eigenen Reize und Künſte. Erfahren in allen, einem verbuhlten

Weibe zu Gebote ſtehenden Mitteln, war ſie zugleich klug, liſtig und herrſchſüchtig. Sie kannte nur die Leidenſchaft der Liebe, nicht die Liebe ſelbſt, und wagte, unternehmend und kühn, Alles um denjenigen, für welchen ſie entbrannte, an ſich zu ziehen und feſtzuhalten, wohl berechnend, wie viel ſchwerer das Letztere ſei als das Erſtere. Eine glühende Phantaſie und ein heftiges Temperament beherrſchten ſie, wie Wind und Wellen das über die See hinfliegende Schiff. Cäſonia beſaß weder die eigentliche herzgewinnende Schönheit, noch die lieblichen Blüten bereits verblaßter Jugend; dieſen Mangel aber, deſſen ſie ſelbſt ſich bewußt war, bald zu verbergen, bald zu vergüten, — dahin ging ihr ganzes raſtloſes Beſtreben. Die ſchlanke Fülle ihrer Geſtalt, die Anmuth jeder Bewegung, der Wohlklang der Stimme, und das zündende Feuer, aus der Nacht der Augenſterne hervorſprühend, verfehlten ihre Wirkung nie. Dabei wußte ſie heitere Laune mit rührender Schwermuth, kindliche Geſchwätzigkeit mit ſinnigem Ernſt zu verſchmelzen, und zu rechter Zeit ſchüchtern oder muthwillig, zärtlich ſanft oder liebeglühend, zurückhaltend oder hingebend, und durch dieſes Benehmen beinahe unwiderſtehlich zu ſein. Das Gegentheil von ihr an Leib und Seele war Oreſtilla, die jezt beſinnungslos auf dem Boden lag, gleich einem Genius, der aus einer höhern Region zur Erde herabgekommen war, deſſen ätheriſche Hülle aber dem ſchwerlaſtenden Drucke der irdiſchen Atmoſphäre erlag. Ihre edelzarte Geſtalt ſchien jeden Augenblick vom Boden emporſchweben zu wollen, und ſelbſt aus den ſcheinbar lebloſen Zügen des leichenblaſſen

Geſichtes leuchtete noch der Glanz einer Seele hervor, in der, wie mit Mondſtrahlen geſchrieben, zu leſen war: „Die Heiligkeit edler Liebe ſchafft das Glück des Erden-Lebens und die Seligkeit jenſeits des Grabes!“

Caligula's Blicke irrten zwiſchen den beiden weiblichen Geſtalten lange umher, ohne daß er einen Entſchluß zu faſſen vermochte.

Endlich ſiegte die irdiſche Natur über die beſſere, deren Lichtſtrahl ſelbſt das gefühlloſe Herz und die von Leidenſchaft verdunkelte Seele des entwürdigten Menſchen manchmal durchzuckt, aber ſogleich wieder erliſcht. Er konnte ſeine Augen von Cäſonia nicht mehr wegwenden. Sie fühlte, der Augenblick ihres Sieges ſei nahe, ſpielte eben deshalb die Hoffnungsloſe, zwang erheuchelte Thränen, die ihr ſtets zu Dienſten ſtanden, über die bald erglühenden, bald erblaſſenden Wangen zu gleiten, und gab ſich die Miene, als wolle ſie das Gemach verlaſſen, und der glücklichen Nebenbuhlerin weichen. Da riß Caligula die Zauberin an ſich, umſchlang ſie mit beiden Armen, drückte ſie heftig an ſich, überhäufte die ſich Sträubende mit Küſſen, und rief: „Vergeſſen ſei Alles! Und hätteſt Du ſelbſt ein Verbrechen an mir begangen, — ich verzeihe Dir, ſchöne Verbrecherin aus Liebe! Ein Leben ſüßen Wahnſinns an Deiner Seite iſt ein Glück, um welches ſelbſt die Götter mich beneiden müſſen. Wir Beide ſind uns die Welt. Theile mit mir meinen Thron! Mein Reich ſei Deine Morgengabe! — Er hob das Diadem, welches Oreſtilla verſchmäht hatte, vom Boden auf, und ſetzte es auf Cäſonia's Haupt.

Sie ſchien ſprechen zu wollen, aber im Drange übermäßiger Empfindungen keines Wortes mächtig zu ſein. Caligula betrachtete ſie mit Entzücken und ſagte: „Wer Zeuge dieſes Verſtummens iſt, möchte glauben die Liebe könne nur mit den Augen reden, weil keine Worte ſie auszuſprechen vermögen; wer aber Deine holde Stimme hört, dem vereinigt ſich die Liebe mit dem Zauber der lieblichſten Muſik. O Dein Verſtummen iſt die höchſte Beredſamkeit, und wenn Du ſprichſt, horcht Dir das verſtummende Entzücken!“

Caligula, der ſich ſelbſt als Redner hoch ſtellte, würde in dieſer Weiſe als Lobredner der Liebe, die er nicht fühlte, noch lange fortgefahren haben, hätte ihn nicht Cäſonia, die plötzlich wie aus einem Traume zu erwachen ſchien, unterbrochen mit den Worten: „Erkenneſt Du nun die Größe meiner Liebe, die nicht nur das wagte, was Du ein Verbrechen nannteſt, ſondern ſelbſt den ihr drohenden Tod nicht ſcheute? Es iſt mir gelungen, Dir zu beweiſen, wie ſehr ich Dich liebe; — ich trete nun mit dieſem tröſtlichen Bewußtſein anſpruchlos zurück. Lebe wohl — und ſei glücklich ohne mich!“

„Morgen die Vermählungsfeier!“ rief Caligula.

Oreſtilla, die indeß aus ihrer Ohnmacht erwacht war, und den Zuſammenhang des Ganzen durchſchaut hatte, erhob ſich, trat vor die einander umſchlungen Haltenden und ſagte mit flehender leiſer Stimme: „Und mein Schickſal?“

Die Störung entflammte Caligula's Zorn, und er donnerte ihr, mit dem ſchnellſten Uebergang vom Liebestaumel zur Grauſamkeit, entgegen: „Treue Gattin! bringe dem Geliebten mein Todesurtheil! Dann ſei Zeugin meiner Vermählung mit Cäſonia!“

Oreſtilla ſtürzte zu den Füßen der Braut und beſchwor ſie bei allen Göttern und mit den rührendſten Worten der Liebe und des Schmerzes, in dieſem Augenblicke des höchſten Glückes die Begnadigung ihres Gatten zu erwirken. Cäſonia maß die Kniende mit den ſtolzen Blicken der Verachtung; plötzlich aber, ergriffen von dem Gedanken, wie ſchön der Schein edler Großmuth ſie jetzt kleiden würde, wendete ſie ſich an Caligula und ſagte ſchüchtern: „Dürfen dieſe Augen jetzt ausſprechen, was die kühnſten Worte nicht zu bitten wagen?“

„Ich ſchenke Dir Piſo's verwirktes Leben,“ erwiederte Caligula, und Cäſonia ſagte: „Er ſei Dein!“ — Oreſtilla umſchlang Cäſonia's Füße, ſprang auf und flog, ohne ein Wort zu ſprechen, aus dem Gemache.

Am nächſten Tage wurde die Vermählung gefeiert. Cäſonia wußte Caligula's Leidenſchaft für ſie mit jedem Tage zu ſteigern. Sie, die zwiſchen den ſtummen Wänden die Zauberin des Bezauberten, die Beherrſcherin des Herrſchers war, ſpielte im öffentlichen Leben die Beſcheidene und die Freundin der Römer. Caligula, der nicht ohne ſie leben konnte, ließ ſie oft, als Amazone gekleidet, mit Helm und Schild neben ſich reiten, und er jubelte mit, wenn das Volk ihr zujauchzte. Als ihm Cäſonia ein Mädchen gebar, gab er dem Töchterchen den Namen ſeiner geliebten Schweſter Druſilla. Er nannte ſie eine Gabe der mit ihm verwandten

Götter; er ließ die Neugeborene in den Tempeln aller Göttinnen herumtragen, und legte ſie mit eigener Hand der Minerva und der Venus in den Schooß mit den Worten: „Euch, liebe Muhmen, übergebe ich ſie zur Erziehung und Bildung. Sorgt dafür, daß ſie der Mutter und dem Vater gleiche!“

Als die kleine Druſilla das erſte Lebensjahr vollendet hatte, zeigte ihr wildes Weſen die unverkennbaren Spuren des väterlichen Temperamentes; ſie zerkratzte mit den krallenartigen Fingern den mit ihr ſpielenden Kindern das Geſicht und die Augen. Als Caligula eines Tages ſelbſt Zeuge einer ſolchen Scene war, nahm er, ganz entzückt, das Kind in ſeine Arme, küßte es und rief: „Liebenswürdige kleine Furie! Wie könnte ich zweifeln, daß Du mein echter Sprößling biſt?“ — Er warf das Kind voll wilder Freude wie einen Ball in die Höhe, fing es mit beiden Armen auf, ſetzte ſich, des Spieles bald wieder ſatt, zur geliebten Mutter auf das Ruhebett, umſchlang und küßte ſie, legte eine Hand auf ihren blendendweißen Nacken, bewunderte ihn mit Entzücken, brach aber laut auflachend, plötzlich in die Worte aus: „Weib! Du glänzendes Nichts! Du biſt Alles, Alles — was der Mann Dich ſein läßt, ſeine Göttin oder Sclavin. Dieſer Hals zum Beiſpiel, — wie ſchön! Venus dürfte Dich beneiden; und doch — ſo reizend er iſt, — ein Wink von mir, und das Beil trennt ihn vom Leibe!“

Cäſonia ſank zitternd, und von Todesſchauder ergriffen, auf das Ruhebett zurück, und bedeckte das Geſicht mit beiden Händen, keines Wortes mächtig. Caligula lächelte ruhig und betheuerte, um der Sache doch eine Wendung nach ſeiner Art zu geben, er wolle ſie noch auf die Folter legen laſſen, um nur zu ergründen, wie es denn geſchehe, daß er ſie ſo unſinnig, ſo grenzenlos lieben müſſe."

## IX.

## Das Pferd als Conſul.

Hatte Caligula einmal eine tolle Idee im Kopfe, ſo pflegte er ſie gewöhnlich raſch auszuführen; an gräßlichen Scenen fand er Vergnügen. Der reizende Nacken, vom Beile bedroht, und ein ſchöner Leib auf der Folter, beſchäftigte nun ſeine verwilderte Phantaſie, und Cäſonia wäre der Gefahr kaum entgangen, hätte ſich nicht plötzlich ein ſehr heterogener Gegenſtand ſeiner bemächtigt.

Sein Leibpferd Incitatus hatte in zwei großen Wettrennen den erſten Preis erhalten; es erſchien ihm nun als das herrlichſte und erſte Weſen im ganzen Römerreiche. Er erklärte, ein ſolcher Renner übertreffe alle menſchlichen Zeitgenoſſen, und die Nachwelt werde eher das ſiegreiche Rom, als den ſiegenden Incitatus vergeſſen, ſo wie er ſelbſt über dieſem Leibpferde Alles ringsumher vergaß. Die Folge dieſes neuen Anfalls von Wahnſinn war, daß er dem gefeierten Roſſe einen eigenen Palaſt erbauen ließ, in dem ſich ein Stall von Marmor und eine Krippe von Elfenbein befand. Das Pferd wurde mit Purpurdecken bekleidet und erhielt ein goldenes Halsband mit Edelſteinen, Sclaven zur Bedienung und eine eigene Leibwache. Sollte es zu einem Wettrennen gebraucht werden, ſo ließ er in der vorhergehenden Nacht allen Bewohnern der in der Nähe befindlichen Häuſer bei ſchwerer Strafe die tiefſte Stille gebieten, und Wachen mußten das Gebäude umgeben, damit das Götterpferd nicht in ſeiner Ruhe geſtört werden konnte. Hatte Incitatus einen neuen Preis errungen, ſo veranſtaltete Caligula ein großes Feſtmahl. Die im Namen des vierfüßigen Siegers geladenen Gäſte mußten aus goldenen Pokalen auf des Siegers langes Leben und Wohlergehen trinken.

Bei einem ſolchem Feſtgelage waren auch die beiden Conſuln gegenwärtig. Sie erhielten ihre ſogenannten Ehrenplätze und zwar der Eine rechts, der Andere links neben dem zwiſchen ihnen ſtehenden Schimmel, welcher, prächtig geſchmückt, von zwei Sclaven am goldenen Zügel gehalten und von mehreren bedient wurde, die ihm jedes Gericht zuerſt vor die Naſe hielten, und das verſchmähte erſt dann den beiden Conſuln, endlich den übrigen Gäſten reichten, die es nicht wagten, die Speiſe zu verſchmähen.

Als das Gaſtmahl zu Ende ging, erklärte Caligula, der dem Pferde gegenüber ſaß, er vermöge die Gedanken dieſes edlen Thieres in deſſen klugen Augen zu leſen; er wolle ſie den Gäſten nun mittheilen, und zu dieſem Zwecke eine Rede im Namen des göttlichen Incitatus halten.

Und er begann ſogleich:

„Unbeſcheidenheit entſtellt den Menſchen; Beſcheidenheit ziert das Roß; ſelbſtſüchtig iſt der Menſch, uneigennützig das Roß, unerſättlich der Menſch, genügſam das Roß.

Unſtät ſchwankt der Menſch in ewigem Widerſpruch mit ſich ſelbſt; das Roß nur weiß, was es will und ſoll, und bleibt ſich immer gleich. Unnatur behagt dem entarteten Menſchen, das Roß bleibt der Natur getreu. Vor manchem Roß, beſäße es die Fähigkeit zu ſprechen, würde unſer weiſer Seneca verſtummen. Wollte die Natur, daß ein Ranges-Unterſchied beſtehe zwiſchen dem Menſchen und dem Roſſe? Sie wollte es nicht. Den Beweis, daß Menſch und Roß Eines und Daſſelbe ſei, haben die Centauren und Centaurinnen geliefert, Geſchöpfe halb Menſch, halb Roß. Ihr mögt hieraus erkennen, wie leicht aus einem Roſſe ein Menſch, aus einem Menſchen ein Roß werden kann. Der Roßmenſch Chiron, unter den geiſtreichen Griechen durch ſeine Weisheit berühmt, war Erzieher der größten Heroen und Helden. Jaſon, Herkules, Achill, Aeſkulap, Theſeus und Ulyſſes waren ſtolz darauf, ſeine Zöglinge und Schüler zu heißen. Darum ſtrahlt der Centaure als Sternbild am Himmel. Und wer ſchuf das Roß? Ein Gott! Neptun ſtieß ſeinen Dreizack in die Erde, und — ſiehe da! hervorſprang das Roß. Es iſt alſo unmittelbar göttlichen Urſprungs, und die Götter ſelbſt können nicht ohne Roſſe beſtehen. Aurora, wenn ſie mit ihren Roſenfingern den Schleier der Nacht hebt, fährt in einem Purpurwagen, gezogen von den göttlichen Pferden Lampos und Phaeton. Den Sonnenwagen des Helios, Licht und Wärme ſpendend der Erde, zieht das Viergeſpann der Roſſe Eos, Aethon, Pyreis und Pflegon durch den erhabenen, grenzenloſen Himmelsraum.

Und kennet Ihr Staatsmänner — ich will es hoffen — den Pegaſus, das geflügelte Muſenpferd, das kaum geboren, Niederes und Gemeines verachtend, zum Sitz der Unſterblichen aufflog? Haben Eure griechiſchen Ammen und Sclaven Euch nie erzählt, wie durch einen Hufſchlag des göttlichen Roſſes die Muſenquelle auf dem Helikon dem Fels entſprang, begeiſternd Jeden, der daraus trinkt oder zu trinken glaubt? Glaubt Einer von Euch daraus getrunken zu haben? Ich glaube es nicht! Wie käme Euch Schwungkraft über das Alltägliche und ätheriſcher Flug? — Kehren wir nun zur Erde zurück!"

„Diejenigen unter Euch, die Virgil's Aeneis nicht blos dem Namen nach kennen, werden wohl auch das trojaniſche Pferd kennen. Was dem verbündeten Heere Griechenlands und allen ſeinen Heroen nicht gelingen wollte — ich meine die Eroberung von Troja — das gelang dem Kunſtpferde, deſſen Bauch gehaltreicher war, als eine volle Senatsverſammlung. Ohne dieſes Roß ſtände die zerſtörte Troja wohl noch heut zu Tag in ihrer alten Herrlichkeit! Von dem berühmten Bucephalus habt Ihr wohl auch ein Wörtchen vernommen? Dieſes Roß voll Geiſt gehorchte nur ſeinem Herrn und Gebieter, Alexander dem Großen, wie Incitatus nur mir gehorcht. Keinem Sterblichen gelang es, ſich hinauf zu ſchwingen; vom großen Alexander ließ er ſich lenken, wie ein folgſames Kind. Das Roß iſt der Staat, ich bin der Reiter. Alexander trauerte um den todten Bucephalus, wie um einen Freund; der König ließ ihn feierlich begraben, und erbaute um deſſen Grabmal eine Stadt, der er, dem Renner zu Ehren, den Namen Bucephalia gab. Ich aber denke, es iſt beſſer den Lebendigen ehren, als den Todten. Die Triumphwagenpferde wandeln dem Triumphator zunächſt, und auf der großen Rennbahn theilt das Pferd, wie in den olympiſchen Spielen der Griechen, den Preis mit dem Sieger. Pindar, Griechenlands größter Dichter, beſang die olympiſchen Renner in den feurigſten Hymnen — und machte ſich durch ſie und mit ihnen unſterblich. Das Roß zeigt unwiſſenden oder ſchlafenden Fuhrleuten ihre Entbehrlichkeit, indem es den efährlichen Weg ſicher im Dunkel der Nacht wandelt."

„Zeigt der Reiter im Wettrennen noch ſo viel Muth, und das Pferd will nicht, ſo erreicht er nie das Ziel. Das Pferd muß bei jedem Siege immer das Beſte thun. Es ſtürzt mit dem Feigen mitten in das Schlachtgetümmel und wingt den, von den Feinden Umrungenen ein Held u werden. Was wäre der Menſch ohne das Roß? Es ilft ihm Länder erobern und dient ihm im Frieden. Wer ünſchte nicht ein Roß zu ſein? Kann das Pferd im riege ſo Großes leiſten, warum nicht auch im Senat? ebt Antwort, Ihr Gäſte!" —

Als nun alle Anweſenden dem Incitatus lauten Bei- ll zuriefen, und die letzte Frage bejahten, erhob ſich Ca- gula, und ſagte mit feierlichem Ton: „Wohlan denn! o ernenne ich den edlen Incitatus — zum Conſul. eil dem Conſul Incitatus! Er lebe hoch!" —

Caligula ſchwang den Becher und leerte ihn auf einen Zug. Alle Gäſte, theils erbleichend, theils erröthend, folgten ſeinem Beiſpiel.

## X.

## Der Hain der Egeria.

In einer kleinen Entfernung von Rom, außerhalb dem capeniſchen Thore, lag ein uralter Eichenhain, in welchem ſich ein Tempel jener Nymphe Egeria befand, mit welcher, einer alten Sage nach, Numa Pompilius, Rom's zweiter König, geheimen Umgang pflog; ſie habe den ſanftmüthigen, friedlich geſinnten König in die Lehren der Weisheit und Staatskunſt eingeweiht. Nach ſeinem Tode habe ſie dieſen Hain nicht mehr verlaſſen, und den Geliebten ſo lange beweint, bis die Göttin Diana, die Trauernde, ihres troſtloſen Schmerzes ſich erbarmend, in eine Quelle verwandelte. Hinter dem Tempel der Nymphe befand ſich eine Höhle. Ein niederer ſchmaler Eingang führte in einen großen hochgewölbten Raum, in welchem ein nächtliches Dunkel herrſchte. Er verengte ſich gegen den Hintergrund, und wurde von dem an einander gerückten Geſtein ſo eingeſchloſſen, daß man ſich auf dem düſtern Pfade, von eiſiger Kälte angehaucht, nur mit Gefahr und Mühe durchdrängen konnte. Hatte man aber das Ende dieſes ſchauerlichen Klippenweges erreicht, ſo zeigte ſich ein überraſchender Anblick, eine weite, im friſcheſten Grün prangende, blumenreiche Wieſe, über welcher der reinſte glänzend blaue Himmel lächelte. Die lautloſe Stille der tiefſten Einſamkeit wurde nur durch das Sprudeln einer Quelle unterbrochen, welche aus einem marmorweißen Fels hervorſprang, von Lorbeerbäumen umſchattet. Der fromme Glaube fand hier die Quelle der Nymphe Egeria. Die Heiligkeit des Ortes erfüllte das Volk mit ſo ſcheuer Ehrfurcht, daß nur äußerſt ſelten ein Muthiger es wagte, denſelben zu betreten.

Eben dieſe Gewißheit, hier ungeſtört zu ſein, bewog einige Männer, dieſes Heiligthum zum Aſyl geheimer Zuſammenkünfte zu wählen. Dieſe Männer waren: Ahasver, der ſich ſelbſt den böſen Genius der Cäſaren nannte Atilius, der Todtenſpötter; die beiden Conſuln: Cäcina Longus und Statilius Taurus, welche bei jenem Feſtgelage dem Pferde zur Seite ſaßen; Caſſius Chäräa, Tribun der kaiſerlichen Leibwache; Apelles, der tragiſche Schauſpieler, und der Pantomime Mneſter.

Dieſe Männer traten jetzt wie Schatten des Orcus aus dem Nachtgraun der Höhlenſchlucht in das Tageslicht heraus, und wandelten ſchweigend über das elyſiſche Gefilde bis zur Quelle der Egeria, wo ſie ſich am Rande des Marmorbeckens im Halbkreiſe ſetzten. Der ſilberreine Waſſerſpiegel, die ſeltſamen Geſtalten zurückſtrahlend, zeigte Jedem nebſt den Bildern der Andern auch ſein eigenes Bild, in deſſen düſtern Mienen die Urſache ihrer Zuſammenkunft deutlich zu leſen war.

Atilius nahm das Wort: „An dieſem geheiligten

Orte, deſſen ſtille Abgeſchiedenheit vom Getümmel der Welt Numa Pompilius, der liebevollſte und beſte der Könige Rom's, zu beſuchen pflegte, um durch göttliche Eingebung die Lehren der Weisheit zu vernehmen, die ſeinen Geiſt bereichern und erheben und ihm die Kraft verleihen ſollten, ſein durch Kriege verwildertes Volk zu veredeln, die Rauhen, denen nichts heilig war, vom Schlachtfelde zu dem Altare der Götter zu führen, dem rohen Gemüth den milden Geiſt der Menſchlichkeit einzuflößen, wie Prometheus das himmliſche Feuer, die nach Eroberungen und Beute Lechzenden für die Segnungen des Friedens empfänglich zu machen und durch die Heiligkeit göttlicher und menſchlicher Geſetze ſie zu beglücken, — hier, an dieſem Orte verſammeln wir uns, um Gericht zu halten über einen Herrſcher, der als das ſchauderhafte Gegentheil jenes fürſtlichen Menſchenfreundes und Vaters ſeines Volkes erſcheint, über einen Mann, deſſen Ohr taub iſt, für die Stimme der Weisheit und Wahrheit, deſſen Herz verſchloſſen iſt jedem edleren Gefühle, der kein anderes Geſetz kennt als ſeinen Willen, dem keine Götter heilig ſind, der mitten im Frieden die Seinigen als Opfer ſeiner Leidenſchaften ſchlachtet und ſie als Bild der Schmach, dem Spott fremder Völker preisgibt!" —

**Caſſius Chäräa.** Wenn das mißhandelte, zertretene Rom verſtummen muß, ſo ſei uns, in denen der Geiſt einer großen Vorwelt lebt, der hohe Sinn und die Sprache des ungebeugten Mannes geſtattet in dieſer Freiſtätte, wo uns die Stimme jener Gewaltigen aus der Zeit der römiſchen Kraft und Herrlichkeit ermahnt, der Größe Rom's würdig zu handeln. Der Gründer unſers Weltreiches und ſeine, mit der königlichen Würde bekleideten Nachfolger — ſie erſcheinen uns noch jetzt als Gegenſtände der Bewunderung, deren Fehler ſelbſt vom Glanze großer Eigenſchaften überſtrahlt werden. Nicht Einer von ihnen war ohne Vorzüge, und die Geſammtheit ihrer Verdienſte, hat den Grund zur Macht und Größe des Römerreiches gelegt. Nichts wären wir ohne ſie, und das Wenige, was wir Sclaven der zügellos herrſchenden Willkür im Zuſtande der Entartung und Erniedrigung noch ſind, ſchwindet mit jedem Tage. Wir ſtehen am Rande der Auflöſung und Vernichtung. Blicket hin auf die Glorie des Königthums! Wie viel dankte Rom jedem ſeiner Herrſcher! Welchen Kraftaufwand entwickelte Romulus, der eine Schaar von höchſtens viertauſend wehrhaften Männern mit dem ihm eigenen ſiegreichen Muthe ſo zu begeiſtern vermochte, daß er durch den Zuwachs von benachbarten Völkern und Ländern aus dem Nichts einen gefürchteten jungen Staat erſchuf und beherrſchte, weil er an Kraft ſeine Zeitgenoſſen überragte. Welche Verehrung dem weiſen Numa Pompilius gebührt, der, aus der Einſamkeit eines Lebens voll Selbſtbeſchauung und Betrachtung hervortretend, den noch ſchwankenden Thron beſtieg, — Atilius hat es ausgeſprochen. Heil dem Fürſten, ihm, den die preiſende Sage zum Schüler einer Himmliſchen macht, weil er in das rauhe Gemüth ſeines ſiegestrunkenen Volkes den Gedanken und den Glauben an die Himmliſchen pflanzte, geregelte Formen einer Staatsverfaſſung bildete und durch die Weisheit des Geſetzes, welches die Königin des Himmels und der Erde iſt, die Seinigen an Ordnung, Recht und Sitte gewöhnte! Sein Nachfolger Tullius Hoſtilius wußte in den Römern, die im Glück des Friedens und der Sicherheit und in die Weichlichkeit eines ruhigen Lebensgenuſſes zu verſinken drohten, den kriegeriſchen Geiſt ohne Wildheit wieder zu erwecken, dem römiſchen Gebiet durch deſſen Vergrößerung neuen Glanz zu geben, und dem Römernamen erhöhte Achtung zu verſchaffen, indem er den Grund zu Rom's Herrſchaft über Latium legte.

Ancus Martius verband die holden friedlichen Tugenden ſeines Ahnherrn Numa Pompilius mit der kriegeriſchen Kraft und Hochherzigkeit des Romulus. Neue Siege über die Latiner, Vergrößerung der Stadt Rom, Sorge für die innere Wohlfahrt, die Anlegung des Hafens von Oſtia am Ausfluſſe des Tiberis, die erſte Gründung der römiſchen Seemacht und ihres Welthandels, ſind die unſterblichen Denkmale dieſes großen Königs. Und ſo wurden ſchon damals mit den Karthagern, welche ſich in Unter- und Mittel-Italien bemerkbar machten, die erſten Verbindungen angeknüpft. Der erſte Tarquinius, als Friedensfürſt und Heerführer ſeine Vorgänger überragend, bändigte die Latiner, indem ſie das Römerjoch abzuſchütteln drohten, und hatten frühere Könige für die Vergrößerung der Stadt geſorgt, ſo war er der Erſte, dem Rom's Verſchönerung am Herzen lag. Die ſteinerne Umfangsmauer, der große Circus und das ewige Kapitol geben der Nachwelt das Zeugniß ſeiner Größe. Servius Tullius faßte den großen Gedanken, die römiſchen Bürger nach dem Maßſtabe ihres Vermögens in ſechs Klaſſen und in hundert drei und neunzig Centurien abzutheilen. Da zeigte ſich eine Volksmaſſe von **300.000** Köpfen, darunter eine waffenfähige Mannſchaft von **80.000** Mann. So waren durch ihn die Römer zum vollen Bewußtſein ihrer Stärke gelangt; ſie lernten nun darin das kräftigſte Mittel der Obergewalt über die latiniſchen Bundesſtaaten kennen, und Rom ward das Haupt des Bundes. Und ſelbſt Rom's letzter König, Tarquinius, der Hochmüthige, der in der Verbannung ſterbende, verhaßte Zwingherr, war ein Mann voll Geiſt, voll Heldenmuth und Kraft. Octavianus Auguſtus war es, der, nach Julius Cäſars mißlungenem Plane eines nach Unterjochung ſtrebenden Ehrgeizes, der Oberherrſchaft über das Römerreich ſich bemächtigen wollte, das heißt, er hatte die Abſicht, alle Strahlen der Staatsgewalten in ſeiner Perſon wie in einem Brennpunkte zu vereinigen; er wollte aber nicht die Römer zu Sclaven machen. Innere Zwietracht, Bürgerkriege, der an Raſerei grenzende Ehrgeiz und die nichts ſchonende Selbſtſucht der ſich unaufhörlich bekämpfenden Machthaber, wie Marius und Sylla, Pompejus und Cäſar, und das unſelige Triumvirat, — ſie hatten den Fall des Freiſtaates herbeigeführt und die Nothwendigkeit der Alleinherrſchaft bedingt. Octavianus ehrte aber die Rechte und das Eigenthum des Bürgers und die Formen der Verfaſſung, ja, er hielt das zum Fall ſich hinneigende Reich aufrecht durch den von ihm aufgeſtellten Grundſatz, daß die Grenzen deſſelben nicht erweitert werden dürften und bei einem Stillſtande der Eroberungskriege ein kluges Vertheidigungsſyſtem nur den ſchon beſtehenden Länderkoloß ſchützen müſſe. Ihm lag noch Rom's Ehre vor den Augen der beſiegten Welt am Herzen; er ſchien mächtiger, als er war, und dachte klug und mäßig genug, das Meiſte nicht mit Gewalt durchſetzen, ſondern es lieber von der Zeit abwarten zu wollen. Von einer beſtimmt ausgeſprochenen Alleinherrſchaft auf die Lebensdauer war bei ihm nicht die Rede. Tiber machte uns zu Werkzeugen grauſamer Willkür; Caligula aber, er, der, ohne Bildung und Erfahrung, den Thron durch eine Gewaltthat beſtieg und durch Schandthaten entwürdigt, will uns in den Abgrund zerſtörender Schmach ſtürzen, indem er Recht und Ehre, Leben und Eigenthum, wie ein Wahnſinniger vernichtend auf das Spiel ſetzt. Hört eine kleine Stelle als Probe aus dem Werke, in welchem ich ihn der Nachwelt ſchildern will! Es führt den Titel: „Schwert und Dolch.“ —

Chäräa zog ein Manuſcript aus der Toga hervor und las:

„Seine Mordluſt, ſein tigerähnlicher Blutdurſt ſteigerte ſich mit jedem Tage. Todesurtheile unterzeichnete er gewöhnlich mit den Worten: „Ich bringe meine Rechnung in's Reine.“ Er ließ Mehre hinrichten, ohne einen andern Grund anzugeben, als ſie ſeien zu reich, oder ihm zuwider, oder ſie weigerten ſich den von ihm gegebenen Schauſpielen beizuwohnen. Viele ließ er in Käfige ſtecken und verhungern, Andere in die Behältniſſe wilder Thiere einſchließen. Verurtheilte ließ er ſelten anders als langſam und ſtufenweiſe tödten, getreu ſeinem Grundſatze: „Man muß Jeden ſo tödten, daß er den Tod fühle.“ Ueber die ihm eigene Unempfindlichkeit beim Anblick der Hinrichtungen bezeigte er, als über eine rühmliche Eigenſchaft, große Freude; in einem Anfall von Wuth äußerte er den Wunſch, das römiſche Volk möchte nur einen Hals haben, damit er es mit einem Schwertſtreiche tödten könnte. „Mögen ſie mich, ſagte er dann, haſſen, wenn ſie mich nur fürchten!“ — Zwei Conſuln lachte er während eines ernſten Geſpräches plötzlich ins Geſicht, indem der Gedanke: „Ein Wink von mir — und zwei Köpfe fliegen herab, als wären ſie nie oben geſeſſen!“ ihm äußerſt komiſch war.“

„Das Einzige, was ihn ſchmerzte und worüber er ſich öffentlich beklagte, war, daß ſich, ſo lange er auf dem Thron ſitze, kein einziger großer Unglücksfall ereignet habe, über welchen die Nachwelt als etwas Außerordentliches noch ſtaunen würde. „Ach! ſagte er, eine verheerende Seuche voll gräßlicher Todesarten, ein allgemeines Hinſterben bei einer Hungersnoth, ein Erdbeben, wobei Städte in Trümmer fallen und Tauſende in den ſich öffnenden Schlünden ihr Grab finden, — wie großartig, wie herrlich wäre das! Warum kann ſolche Berühmtheit mir nicht zu Theil werden?“

„Als ihm einmal der Geldbetrag für das Fleiſch, welches den im Circus gehaltenen wilden Thieren gegeben wurde, zu groß ſchien, beſchloß er, die Sache wohlfeiler zu beſtreiten.

Er ließ den Beſtien Gefangene verwerfen, ohne zu unterſuchen, ob dieſe zum Tode verurtheilt ſeien oder nicht. An reich beſetzter Tafel ſchwelgend, ließ er im Nebengemache nicht ſelten angeſehene Männer, die eines Verbrechens beſchuldigt waren, foltern oder enthaupten. Einen Senator ließ er blos deshalb hinrichten, weil beim Schauſpiele ſein Kleid, von vorzüglich ſchöner Purpurfarbe, die Augen der Zuſchauer auf ſich zog.“

„Eines Tages erſchien er in einem Tempel, als eben das Opferthier geſchlachtet werden ſollte. Er trat vor und ergriff das Beil. Die Anweſenden glaubten, er fühle ein Gelüſt, den bekränzten Opferſtier ſelbſt zu tödten; Caligula aber ſchwang das Beil, zerſchmetterte den Kopf des daneben ſtehenden Prieſters, und ſchritt wohlbehaglich lächelnd aus dem Tempel. — So trieb er ein grauſames Spiel mit Leben und Tod!“

Chäräa ſchwieg, und fuhr dann fort: „Werden unſere Nachkommen, wenn ſie nur dieſe einzige Stelle leſen, nicht in Zorn und Abſcheu entbrennen? Und wir, die Zeitgenoſſen, dulden und verſtummen? Römer! ich beſchwöre euch, — werdet Römer! Enden muß ſolche Schmach, ſolches Elend!“ —

„Sie werden nicht enden! rief Ahasver. Eine lange Reihe von Jahren muß vorüberziehen, und ein neues Geſchlecht muß aus dem Schooße ferner Zukunft hervorgehen. Zu tief ſeid ihr geſunken! Ein entartetes Geſchlecht bildet ſelbſt ſeine Unterdrücker und Würger. Tyrannen werden auf Tyrannen folgen fort und fort, bis ihr aus dem Zauberkeſſel zahlloſer Leiden geläutert und veredelt, eines beſſeren Schickſals fähig und würdig, auftauchen könnet. Ein feiger, ſchmeichelnder, ohnmächtiger Senat mit Sclavenſeelen, verworfene Günſtlinge, bereit zu jeder Schandthat, falſche Ankläger, Verräther an Tugend und Unſchuld, habſüchtige, reich belohnte glückliche Böſewichter, ſchamloſen Begierden eines Grauſamen fröhnend, feile Krieger, als Schergen dienend, ein Volk, das ſich für Fraß und Spiele wie ein Wurm windet und wie ein Wurm zertreten läßt, — ſie ſind es, die durch Argliſt, Habgierde und Verſchwendungsſucht, gefühllos und ehrlos, ohne Sinn für Menſchenrechte und Menſchenwürde, ein Ungeheuer bilden, welches die zur Knechtſchaft Gebornen zerreißt. Werdet ein anderes Volk — und kein Tiber, kein Caligula wird euch mißhandeln. Ihr wollt ihn tödten? Ein Gleicher wird ihm folgen. Er lebe, lebe lange! Ein langes Leben iſt dem Guten Glück, dem Böſen Fluch!" —

Als Ahasver ſeine mit heftiger Bewegung geſprochene Rede geendet hatte, erhoben ſich getheilte Meinungen und widerſprechende Anſichten. Ein Plan verdrängte den andern, und die Verſammlung trennte ſich, ohne einen Entſchluß gefaßt zu haben.

Ahasver allein blieb zurück. Er ſetzte ſich auf einen Stein an der Quelle. Leiſe murmelnd rieſelten die Wellen zu ſeinen Füßen dahin, mit friedlichem Spiel durch den hellgrünen Raſen der blumenreichen Wieſe gleitend. Fröhliche Vögel flogen ſcherzend von Zweig zu Zweig, begnügt mit den wenigen Tropfen, die ſie im ſchnellen Vorüberfliegen aus dem ſilberklaren Bächlein ſchöpften. Freundlich und mild blickte die Sonne vom dunkelblauen Himmel durch die Schatten der von koſenden Lüftchen leiſe bewegten Laubkronen der Bäume. Tiefe Stille waltete wie ein ſegnender Geiſt über Hain und Flur. Düſter und in ſich gekehrt ſaß Ahasver, ohne Wort, ohne Bewegung, ein ſchauerliches Todesbild im Schooße des lieblichſten Still-Lebens. Unwillkührlich ſtützte er jetzt den rechten Arm auf den Stein, auf dem er ſaß; plötzlich aber, von Schrecken ergriffen, riß er den Arm weg, ſprang empor, und ſank, dumpf ſtöhnend, wieder zurück. Nach langem Schweigen entwanden ſich der ſchwer athmenden Bruſt die Worte:

„Auf dem Steine ruh' ich hier — ich, der dem Todesmüden auf ſeinem letzten Gange den Stein verſagte, auf dem er ruhen wollte. Nein! ich ruhe ſo wenig als der Berg, unter deſſen ſchneebedecktem Gipfel die Glut der Hölle tobt. In dieſem Paradieſe des Friedens bin ich der böſe Geiſt, der Herzloſe, zerfallen mit mir ſelbſt, zerfallen mit der Welt. Ohne Heimat, ohne häuslichen Herd, ohne Freund, ohne Geliebte, ſteh' ich allein da in der weiten Welt, die mir zu enge wird. Ich muß denken, und kann nur Böſes denken. Ich muß fühlen, und kann den Haß nur fühlen, keine Liebe. Ich muß unter Menſchen wandeln, und in meinem Innern tobt die Wuth des Tigers und des Schakals. Meine Augen zu ſchließen, iſt dem Tode wie dem Schlaf verſagt. Ich weile nur, wo Unheil waltet, und wo ich weile, waltet Unheil. Darf ich, kann ich je ein Ziel erreichen?" —

„Staunen wird die Nachwelt einſt, wenn ſie von mir
rnimmt; ungläubig wird ſie *das*, was ich war und
at und litt, ein Märchen nennen, von einer verwilderten
hantaſie erſonnen in Stunden des Wahnſinns. Die ewigen
eſetze der Natur — für *mich* beſtehen ſie nicht! Die
ider des Weltalls — *mir* ſtehen ſie ſtill! Ueberleben
ß ich Zeit und Tod, muß fortwandeln mit den Jahrhun-
ten, und kommenden Geſchlechtern in ihrer Flucht über
Erde folgen, ihr haſſender, ihr verhaßter Gefährte, *ihr*
er Geiſt wie mein eigener. Ich werde die Gräber von
uſenden ſchließen — und ruhelos weiter wandern von den
henden. Die Vergangenheit wird mir wehklagend nach-
ken; die Gegenwart wird mich verabſcheuen, die Zukunft
mir fliehen. Was bleibt mir? Nichts — als der Wille
die Kraft, Böſes zu thun. Sei mir denn willkommen,
htbare Größe! Laß mich der Menſchheit Schrecken wer-
! Sein will ich die Giftſchlange in des Lebens Wüſte,
Gefangene im Kerker einer Ewigkeit, und untergehen nur
der Schöpfung. Ja, mir ſagt es ein Geiſt der Zerſtörung
des Verderbens: Dieſe Schöpfung, alternd, verknöchernd,
verſchlechternd, wie der Menſch, wandelt den Weg, der ſie
*em* Chaos führt, aus dem ſie einſt hervorging, und
em ſie ihr Grab findet, um, wenn ihre Zeit kommt,
euer Geſtalt ſich wieder zu erheben. Dieſes Römerreich
eſtimmt, der Boden zu ſein, in dem die Saat des
n wuchernd aufgeht. Geiſter des Verderbens werden,
chreckniſſen ſich überbietend, einander folgen, bis es,
ümmer zerfallend und verweſend, ein Spott der Völker,

in den Abgrund des Untergangs ſinkt. Hier iſt meines Bleibens, bis dieſer Tummelplatz aller Leidenſchaften ſich ſelbſt erliegt, bis dieſes allverſchlingende Reich, von ſeinem Schickſal ereilt, verſchlungen wird. Auf dem grauenvollen Grabe ſtehend, will ich dir hohnlachen, dann weiter ziehen!“ —

Ahasver ergriff ſeinen knotigen Wanderſtab; der Ruheloſe ſchritt düſter und geſenkten Hauptes aus dem lieblichen Aufenthalte der Ruhe, wie Adam, der Verbannte, aus dem Paradieſe, ohne ein Auge zum Himmel zu erheben, dem nie verſiegenden Lichtquell alles Troſtes, alles Friedens, aller unſterblichen Kraft!

## XI.

## Die Brücke von Puteoli.

Caligula dachte indeß wenig an das, was um ihn her verging; er ſelbſt war ſich Alles, das Uebrige nur Stoff und Werkzeug ſeines Vergnügens und Willens. Die Ausführung jeder Idee, die ihn ergriff, beſchäftigte ihn ſo ſehr, daß Alles, was außer dieſem Kreiſe war, ihm als nichts erſchien. Er glaubte, nicht nur rechtmäßiger Eigenthümer der Güter und des Lebens der Römer, ſondern auch unbeſchränkter Herr der Welt zu ſein Heftigkeit des Willens ging bei ihm mit der Erfindungskraft einer zügelloſen Phantaſie Hand in Hand, und ſein heißeſtes Streben war jetzt dahin gerichtet, das zu Stande zu bringen, was man für unmöglich hielt.

So hatte ſich ſeiner nun die Idee bemächtigt, er wolle den Gott Neptun beſchämen und aller Welt zeigen, daß er nicht nur Gebieter auf dem Feſtlande, ſondern auch Herr des Oceans ſei, und er beſchloß, mit ſeinem Leibpferde Incitatus über die Fluten des Meeres zu fliegen. Dies auszuführen, ließ er zwiſchen den campaniſchen Städten Bajä und Puteoli, die einander gegenüber lagen, eine Schiffbrücke bauen, deren Länge über die See von einem Ufer zum andern eine Stunde betrug. Eine zahlloſe Menge von Schiffen wurde in Doppelreihen durch Anker im Meere befeſtigt, und über ſie ein Damm nach Art der Heerſtraßen aufgeführt. Zu beiden Seiten dieſer ſehr breiten Brücke befanden ſich in gewiſſen Entfernungen eigene bequeme Plätze und Gebäude zur Ruhe und Erfriſchung beſtimmt.

In einem Landhauſe am Ufer des Meeres verſammelte ſich, als das Rieſenwerk zu Stande gebracht war, eine feſtlich geſchmückte Menſchenmaſſe. Caligula erſchien, von einem Jubelſturme begrüßt, im Koſtüm als Alexander der Große; er ſelbſt glaubte es wenigſtens, weil er deſſen Harniſch trug, der, wie er vorgab, aus dem Grabe des Königs genommen war. Ueber dem Stahlkleide befand ſich ein Feldherrnmantel von Seide, mit Gold und indiſchen Edelſteinen geſchmückt. Ein Schwert an der Hüfte, den Schild am Arme, das Haupt mit einem Kranze von Eichenlaub geſchmückt, blickte er mit dem Siegesſtolze eines Welteroberers auf die mit ſclaviſcher Demuth ihn umgebende Menge. Ihm zur Seite ſtand Cäſonia, als Amazone gekleidet.

Plötzlich ſchwang er ſich auf's Pferd, und flog wie ein Pfeil über die Brücke. Ihm nach brauſte, einem Heere gleich, die Schaar von Patriciern, Senatoren, Rittern und bewaffneten Kriegern in toller Wuth, als gelte es eine feindliche Stadt im Sturme zu erobern. In Puteoli angelangt, erwartete die Ankömmlinge ein Feſtmahl, bei welchem Ueberfluß und Luxus die Jahreserträgniſſe dreier Provinzen erſchöpften. Als die Sonne am Rande des Horizontes in die, von Gold und Purpur leuchtenden Meereswogen ſank, jagte der tolle Zug in Wagen, Caligula an deſſen Spitze in einem Triumphwagen, über die Brücke nach Bajä zurück, bis ſie die Hälfte derſelben erreicht hatten. Hier, wo die Brücke eine Art von Inſel bildete, deren weicher Raſenboden mit ausländiſchen Geſträuchen umgeben war, ſtand Cäſonia mit einigen der ſchönſten Frauen, um die Helden zu empfangen. Beim Einbruche der Nacht wurden die in einem Halbkreiſe ringsumher aufgeſtellten Schiffe, ſo wie die entfernteren Berge, mit Fackeln beleuchtet. Da die Gegend die Lage eines Halbmondes hatte, ſo fiel die ganze Beleuchtung auf den innern Raum der Schiffsinſel, die nun in einem blendenden Zauberlicht ruhte. Das leiſe Koſen ſchmeichelnder Seelüftchen, und der Alles zurückſtrahlende Spiegel der ruhigſtillen Meeresfläche vollendeten die Magie des Ganzen. Natur und Kunſt vereinigten ſich in dem Augenblicke, wo ein neues Bacchanal begann, alle Anweſenden in eine Trunkenheit der Sinne und der Seele zu verſetzen. Da war nun unter Allen nicht Einer, der an Rom's Elend oder an die dunkle Zukunft dachte! Der gegenwärtige blendende und betäubende Augenblick verſchlang Alles. Wären jetzt gute und edle Menſchen hier vereinigt geweſen, ſo mußte ſie eine Begeiſterung ergreifen, in welcher ſie wenigſtens den Entſchluß zu ſchönen und großen Thaten gefaßt hätten; leider waren aber in dieſem irdiſchen Elyſium nur Weſen verſammelt, geſunken und entartet, Weſen, deren gedankenloſer Taumel ihnen nur ein flüchtiges Scheinglück verſpiegelte, das ſo ſchnell verlöſchen ſollte, wie der Glanz aller der tauſend, auf Bergen und Schiffen ringsumher flammenden Fackeln.

So dachte Ahasver, die einzige nüchterne und düſter-ernſte Geſtalt unter den trunkenen Schwelgern, die in immer zunehmenderen Sinnestaumel verſanken, bereit, jede Tollheit zu begehen, und keinen Frevel zu ſcheuen, wenn ein Wink des Herrſchers ſie dazu aufforderte.

Plötzlich ſprang Caligula, die Wangen rothglühend, die Augen funkenſprühend, von ſeinem Sitze empor, und rief: „Seht, wie die Meereswogen ſich ſchmeichelnd zu meinen Füßen ſchmiegen, wie der zahme Neptun mir, dem Herrn der Erde, voll Ehrfurcht huldigt! Was iſt vor mir, den mächtige Götter ehren, der ohnmächtige Menſch, der, wenn das Meer brauſt und ſchwillt und zürnt und tobt, in den Abgrund ſinkt? Mich gelüſtet's nun einmal Neptun, der Gewaltige, der Erderſchütterer, zu ſein. Hinab mit euch, Menſchlein, hinab in die Tiefe zum Kampfe mit Fluten und Raubfiſchen, die euch verſchlingen mögen!“

Mit dieſen Worten ſtürzte Caligula plötzlich einige der hm zunächſt Stehenden mit kräftigen Stößen von der Brücke in das Meer hinab Das Geſchrei der Fallenden vermiſchte ſich mit dem Toſen der dumpf aufbrauſenden Flut. Caligula rief den Andern zu: „Ich liebe tragi-komiſche Scenen. Wer nicht Gleiches thut, iſt mein Feind. Es gilt! Muth um Muth! Kraft um Kraft! Leben um Leben! Auf, ihr Todeshelden!“ — Er hatte kaum das letzte dieſer Worte geſprochen, als ſchon ein plötzlicher Wahnſinn ſich der Halbtrunkenen bemächtigte, die jetzt vom Bacchus zum Neptun, das heißt, vom Weine zum Waſſer übergingen. Sie ſtießen und drängten, balgten ſich und warfen einander in das Meer, weil Neptun Caligula es ſo wollte. Als der neue Gott des Meeres in einiger Entfernung den Ahasver erblickte, der dem Unweſen mit grimmigem Lächeln zuſah, befahl er ihm, dabei ſelbſt Hand anzulegen, und ſeine Stärke zu zeigen. Ahasver ergriff eine ungeheure Stange, mit welcher er Viele in's Meer hinab und diejenigen, die wieder auftauchen wollten, in's Waſſer zurück ſtieß. Ein Reicher ſtreckte die Arme aus der Flut; er bat um Hülfe und verſprach große Belohnung; Ahasver ſtieß ihn hohnlachend zurück. Protogenes, ein Günſtling des Imperators, kletterte ſchon triefend an einem Brückenpfeiler hinauf: Ahasver ſtieß ihn mit einem Fluche hinab. Eine verbuhlte junge Frau, welcher die allgemeine Stimme den Preis der Schönheit zuerkannte, war eben im Begriffe zu ihrer Rettung ein Schiff zu beſteigen; Ahasver ſtieß die Flehende in's Meer zurück. Nun ſtreckte ihm ein aus der Waſſerfläche auftauchendes Kind die Aermchen entgegen; ſchon hob er die Stange, das Wimmernde hinab zu ſtoßen;

indem er aber bei der tageshellen Beleuchtung die Züge der lächelnden Unſchuld erblickte, die nur die unbehagliche Näſſe empfand, nicht aber die nahe Todesgefahr kannte, und wie ein ſpielender Schaum ihm entgegen ſchwamm, da fühlte er ſich von ſolchem Mitleid ergriffen, daß er in das Meer ſprang, und das Kind wie eine Schaumblaſe von der Welle abhob. Als er ſich mit dem zarten Weſen, welches ſeinen Retter inſtinktmäßig liebkoste, auf die Brücke hinaufgeſchwungen hatte, legte er daſſelbe vor ſich auf den Raſen und ſagte: „Gerettet hab' ich Dich, Menſchenknospe! Ob zu Deinem Glück oder Unglück? Ob ich gut that oder übel? Ob Du mir einſt danken oder fluchen wirſt?“

In dem Augenblick, als Ahasver ſich vom Erwachen ſeiner böſen Regung verſucht fühlte, das Kind wieder in das Gewäſſer zu ſchleudern, flog die Mutter herbei, ergriff das Kind, und eilte mit dem jauchzenden fort wie ein Wolkenſchatten über die beſonnte Wieſe. Ahasver ließ die Frau gewähren, und blickte ihr in ſchweigender Wehmuth nach. In ſeinem Innern leuchtete jetzt einer jener ſeltenen Silberblicke des Lebens auf, die, ſo flüchtig ſie auch an dem böſen oder harten Menſchen vorüberwallen, ſeine Seele doch ſo wohlthätig überglänzen, daß ein Funke in ihr erwacht, der, ſo ſchnell er auch erlöſchen mag, doch nicht entſchwindet, ohne eine Spur ſeines Daſeins zu hinterlaſſen.

Caligula war ein Zuſchauer dieſer Scene. Er ſchalt den Ahasver mit bittern Worten, und bat ihn, ſich in der übel paſſenden Rolle der zärtlichen Amme einer griechiſchen Tragödie nicht lächerlich zu machen, dagegen aber mehr

Eifer in dem ihm aufgetragenen Geſchäfte zu zeigen. Ahasver ergrimmte, faßte, ohne ein Wort zu ſprechen, den Uebermüthigen mit beiden Armen, hob ihn empor, ſtürzte ſich mit ihm in das Meer, ſchwamm eine Strecke weit mit ihm fort, dann wieder zurück, legte ihn auf Purpurkiſſen und ſagte:

„Wohl bekomme die Waſſerfahrt! Sie möge die Stelle eines Weiſen vertreten, der dem Cäſar die Lehre zuruft: „Wie gering iſt Deine Macht! Du befiehlſt, — eine Welle macht Dich verſtummen. Du glühſt von Leidenſchaft, — eine Welle, und erkaltet iſt die Glut und ihr Cäſar! Du willſt gebieten über die Erde, und eine Flut verſchlingt Dich. Ein Wink von Dir ſetzt Tauſende in Bewegung, aber ein ſtarker Arm begräbt Dich in den Abgrund des Meeres! Lerne erkennen, daß Deine Macht, Wenigen fürchterlich, über Wenige ſich erſtreckt!“

Als Caligula ſich von ſeinem Schrecken erholt hatte, war ſein erſtes Wort, der Befehl zur Rückkehr nach Rom. Der Zug ſetzte ſich ſogleich in Bewegung. Die Fackeln auf den Bergen und Schiffen erloſchen. Das glänzende Feſt verſank in Nachtdunkel, der laute Jubel in tiefes Schweigen.

## XII.

## Die Nacht im Circus.

Caligula, von ſeinem wilden Taumel fortgeriſſen, gelangte zu keinem ruhigen Augenblicke jener Beſonnenheit, die wie ein Lichtſtrahl in die Sturmnacht des entartetſten Menſchen fällt und ihn zum Nachdenken über dieſes Leben und über ſich ſelbſt führt, wo dann ein Blick in ſein Inneres oft eine veredelnde Wirkung auf ſeine Seele hervorbringt.

Caligula lebte fort in nie endender Trunkenheit, ſinnreich, alle irdiſchen Genüſſe mit dem Reize der Neuheit zu erſchöpfen. Eben dieſe Entwürdigung der beſſern Natur betäubte ihn in dem Grade, daß der Hochmuth der Sinnlichkeit ihn dahin brachte, ſich für einen großen, Alles überragenden, Alles bewältigenden Menſchen zu halten. Er gefiel ſich darin, neue Arten von Bädern und Mahlzeiten zu erfinden, koſtbare Perlen in Weineſſig aufzulöſen, Schiffe mit Edelſteinen eingelegt, zu bauen, Felſen zu ſprengen, Berge zu ebnen, auf Ebenen Berge aufzuführen. Die Natur ſchien in ihm ein Muſter aufzuſtellen, an dem ſie zeigen wollte, was der äußerſte Wahnſinn in der Vereinigung mit dem blinden Glück vermöge. Weh dem Menſchen, wenn ein ſo thörichtes Glück ihn zum unbedingten Günſtling ſich erwählt! Der Schwache wird dann das blinde Werkzeug der Starken, der Starke der zermalmende Tirann aller Schwächeren. Caligula's Privatſchatz war durch grenzenloſe Verſchwendung erſchöpft worden. Geſtützt auf die zur Maxime gewordene Meinung, daß Er der rechtmäßige Eigenthümer der Güter und des Lebens ſeiner Unterthanen ſei, ſann er nur auf neue Quellen der Einkünfte. Erpreſſungen und Hinrichtungen folgten. Der Reichthum war Verbrechen. Die verachtete Armuth blieb zollfrei im Elend. Reiche wurden gezwungen, Teſtamente zu machen und den Imperator zum Erben einzuſetzen. Starben ſie nicht bald darnach, ſo nannte er ſie Spötter ihres Gebieters, weil ſie es wagten, fortzuleben, nachdem ſie ihn zum Erben ernannt hatten. Er ſchickte ihnen dann vergiftete Kuchen, welche ſie in Gegenwart eines Tribuns ſpeiſen mußten, um ſie für jene Spöttereien zu beſtrafen. Die Tafeln der Verordnungen neuer Auflagen ließ er an dunkeln Orten ſo hoch befeſtigen, daß Niemand ſie leſen konnte; und doch wurde Jeder, der ſie nicht befolgte, grauſam beſtraft. In einem neu errichteten Spielhauſe führte Caligula ſelbſt den Vorſitz, alle Kunſtgriffe der gemeinſten Gewinnſucht ausübend. Als er einmal unglücklich ſpielte, ſtürzte er wuthentflammt in den Hof des Palaſtes, ließ einige Senatoren und Ritter, die ihm entgegen kamen, tödten, kehrte zur Spielgeſellſchaft zurück, und rühmte ſich, er habe in ſeinem Leben nie einen beſſern Wurf gethan. Nach geendigtem Spiele beſuchte er ſeine geliebte Cäſonia. Sie lag ſchlummernd auf dem Ruhebette. Mit lautem Gelächter die Schläferin ungeſtüm erweckend, ſchrie er der Erſchreckenden in's Ohr: „Träge Müßiggängerin! Du kannſt ſchlafen, wenn ich ſo thätig bin?“

Als auch dieſe, auf die grauſamſte Weiſe erzwungenen

Einkünfte nicht mehr zureichten, die ungeheuren Auslagen zu decken, brachte Ahasver den Caligula, obſchon er ihn haßte und ſcheute, in einer der tollſten Stunden auf die als genial geprieſene Idee, die ſchönſten und koſtbarſten Kleinodien der Cäſaren in einer öffentlichen Verſteigerung an die Meiſtbietenden hindanzugeben. Caligula übernahm dabei ſelbſt die Stelle des Ausrufers. Die Kleinodien lagen auf einem Tiſche beiſammen. Er hob eines nach dem andern empor, und ſagte:

„Seht hier den Lorbeerkranz, mit welchem der ſiegreiche Julius Cäſar ſeinen kahlen Scheitel bedeckte! Hier den Halsſchmuck, welchen Marcus Antonius um den ſchönen Nacken der Venus Cleopatra im ſeligſten Augenblicke des Entzückens glühender Liebe ſchlang! Drei Welttheile ſpendeten ihr Gold und ihre Edelſteine dazu. Hier das Diadem des vergötterten Octavianus Auguſtus! Hier der, allen Preis überſteigende Schmuck ſeiner erhabenen Gemahlin Livia! Hier der ſilberne Legionsadler, welchen Tiber in einer Schlacht gegen die Germanier mit eigenen Händen trug! Wage ja Keiner von euch den Frevel, durch geringen Anbot dieſe Schätze zu entweihen! Pfui über jenen ſchmutzigen Geiz, der im Gelde ſein höchſtes Glück findet, für großartigen Lebensgenuß keinen Sinn hat, und Dinge von höheren Werth nicht zu ſchätzen weiß! Ich bin ein armer Mann, ihr aber ſchwelgt im Ueberfluß. Zeigt euch auch deſſen würdig, ihr Praſſer, und laſſet euch nicht einfallen, zur Unzeit zu kargen! Bedenkt, daß es Ereigniſſe gibt, die im längſten Menſchenleben nicht zum zweiten Male wiederkehren, und ſucht heute Kleinodien zu erringen, die durch Jahrhunderte die Zierde eurer Familien ſein werden! Mir aber zollet gebührenden Dank für die Huld, mit welcher ich fürſtliche Koſtbarkeiten euch überlaſſe!“—Einem nahe ſtehenden Günſtlinge flüſterte er ins Ohr: „Ein Wink von mir — und ſie ſind wieder mein!“

Die Anweſenden, theils, um ihm zu ſchmeicheln, theils aus Furcht, ſuchten nun einander in der Steigerung des Kaufpreiſes zu überbieten; große Summen wurden ſogleich entrichtet, und wie er es befohlen hatte, auf den Boden gelegt.

Als Caligula den großen Geldhaufen erblickte, ergriff ihn ein Taumel des Entzückens. Er ſtarrte mit glühenden Augen auf die glühende Geldmaſſe. Als die Käufer abgetreten waren, warf er ſich auf den ſchimmernden, klingenden Haufen hin, und wühlte in demſelben mit einer Art von Wuth herum. Ahasver allein war mit ſeinem gewöhnlichen Trotz als Zeuge dieſer häßlichen Scene zurückgeblieben. Sein ſchallendes Hohngelächter weckte den im Glutpfuhl des Goldes träumenden Schwelger aus dem Taumel. Caligula ſprang auf, ſchritt dem unbeweglich Stehenden haſtig entgegen, ſtellte ihn über ſeine Vermeſſenheit zur Rede, und ſchloß mit der Frage: „Wozu dieſes Hohngelächter, da ich die von Dir angeregte Idee, daß Gold die Seele des Lebens iſt, mit ſo glücklichem Erfolg ausgeführt habe?“ — Ahasver erwiederte hohnlächelnd: „Alles Böſe, das dem ernſthaften Scherz und dem ſcherzenden Ernſt eigen iſt, das liegt nun in meiner Natur, und Du darfſt es mir nicht übel nehmen, eben ſo wenig, als Du der

*ule* zürneſt, daß ſie am Tage mit finſterm Geſichte ſchläft,
nd in der Nacht mit funkelnden Augen und zuckenden
rallen auf den Raub ausgeht. Ich tadle Dein Be-
nnen nicht, und *wenn* ich es tadle, ſo geſchieht es
ır deshalb, weil Du es nicht mehr ins Große getrieben
ıſt.“ —

„Wie meinſt Du das, Halbmenſch und Halbdämon?“
gte Caligula. „Was hätte ich etwa thun ſollen?“

**Ahasver.** Warum gefiel es Dir nicht, auch Dinge
n *höherem* Werth an die Meiſtbietenden zu verſteigern?

**Caligula.** Und welche?

**Ahasver.** Zum Beiſpiel: Das Glück Deiner Un-
rthanen! Wie hoch hätteſt Du es ausgerufen? — Oder
ein Leben! Wie viel hätte man dafür angeboten? *Ich*
be für Beide keinen Obulus.

*Caligula* faßte den Verwegenen an der Kehle und
rie: „Soll ich Dich dem Henker überliefern? ſoll ich
ich erwürgen?“

**Ahasver.** Vergiß nicht, wer *ich* bin und wer *Du*
ſt, und ſpare Dir vergebene Mühe! Der böſe Geiſt hat ſein
echt und ſeine Macht über Dich; *ihn* zu vernichten ver-
ag weder Caligula noch irgend ein Sterblicher, weder der
ößte noch der kleinſte. Der böſe Geiſt lebt im böſen
enſchen, wie eure Dryade im Baum, und lebt fort, ſo
nge er ſelbſt lebt.

**Caligula.** Ich weiß es, Du biſt erfahren in
ancher Zauberkunſt. Willſt Du eine gefährliche Probe

Deines mächtigen Blendwerkes wagen, rieſiger Trugkünſtler?

**Ahasver.** Jede, wofern Du noch eine bedarfſt, obſchon Proben nur dem Ungeprüften ziemen.

**Caligula.** Ich laſſe Dich den wilden Thieren vorwerfen.

**Ahasver.** Heute um Mitternacht! Wir haben Vollmond, und die Beſtien mußten heute Hunger leiden, um ihren Grimm für den morgigen Kampf zu ſteigern.

**Caligula.** Es ſei!

**Ahasver.** Doch in Deiner Gegenwart. Du ſelbſt ſollſt Zeuge ſein, daß Ahasver unverſehrt bleibt; ich aber werde Zeuge ſein Deines Untergangs.

In Caligula's Innerſtem loderte die Glut eines Ingrimmes auf, den er ſorgfältig zu verbergen und in das ſpöttiſche Lächeln erhabenen Mitleids zu kleiden ſuchte. Er verſprach, den Ahasver um Mitternacht in den großen Circus zu begleiten, jedoch mit der beigefügten Drohung, daß er, wenn er unterliege, dann keine Gnade zu hoffen habe.

Caligula bot nun vielerlei Mittel auf, die wilden Thiere zur Wuth zu reizen. Er ließ einigen derſelben durch gewürzte Getränke das heiße Blut noch mehr erhitzen, andere durch die Wärter aus Verſtecken mit Stacheln verwunden.

So kam die mondhelle Mitternacht heran. Beide wandelten ohne ein Wort zu ſprechen, durch die in Rom herrſchende Todesſtille. Caligula fühlte ſich öfter von eiſigem Schauer durchdrungen, aber der Gedanke, daß er eine That

nialen Muthes vollbringe, und die Hoffnung, ſich des-
nigen zu entledigen, der allein unter allen Bewohnern
om's ihm Furcht einflößen konnte, erhob den ſinkenden
uth wieder.

Der Vollmond über dem Circus ſtehend und mit
ich-ernſtem Antlitz hinabſchauend, als wäre er deſſen Wäch-
, übergoß die Sandebene der Arena mit taghellem Licht,
ſen Schimmer durch die, von dem Obelisk und den drei
yramiden geworfenen Schlagſchatten noch mehr hervorge-
ben wurde.

Die unheimlichen, häßlichen Geſtalten der Beſtien
ndelten mit dumpfem Gebrülle und unterdrücktem Ge-
ule über die Arena ſchauerlich dahin, gleich böſen Dämo-
n, die ſich in Thiergeſtalten hüllten. Einige derſelben
tten mit einander ſchon Kämpfe auf Tod und Leben be-
nden; manche lagen blutig und leiſe ächzend dahingeſtreckt.

Als Ahasver und Caligula in den weiten Raum
traten, entſtand plötzlich eine tiefe Stille. Caligula ſuchte
gebens die Furcht zu verbergen, die ſich ſeiner bemäch-
te; das heftige Zittern verrieth ſie. Ahasver ſchien
nicht zu bemerken; er führte den Schweigenden ſchwei-
d über die, auf einem Nebenwege angebrachte Treppe
Erhöhung der Tribune. Als ſie den ſichern Ort erreicht
ten, ſagte er: „Cäſar! vor den Thieren zitterſt Du;
Menſchen mißhandelſt Du. Vor dem Tiger ſchreckeſt
zurück; den Menſchen biſt Du ſelbſt ein Tiger.
licke in dieſen Thieren das Bild der Leidenſchaften, die
Deinem Innern toben!“

Caligula erwiederte: „Schweig und handle! Nicht die kecke Stimme Deiner Weisheit zu hören, ſondern Deinen Muth zu erproben, bin ich hier.“

Ahasver ſtieg in die Arena hinab. Vergebens verſuchten verſteckte Leute die Thiere durch Stiche mit Spießen und auf andere Weiſe heimlich zum Ausbruch ihrer Blutgier aufzureizen. Ahasver ging mitten durch ihre Schaaren, ungehindert und unverletzt.

Nachdem beinahe eine Stunde verfloſſen war, trat Ahasver vor die Tribune und ſagte! „Dieſer Beweis, daß ich Deine Drohung, von den wilden Thieren zerriſſen zu werden, nicht zu befürchten habe, möge Dir genügen. Sie ehren mich, ihren Meiſter, mehr, als Dich Deine Sclaven. Sinne auf keine andere Todesweiſe! Es wäre vergebens. Meine Stunde iſt noch nicht gekommen. Ich haſſe das Leben, und muß den Fluch ſeiner Laſt tragen; Du liebſt es wie ein Wahnſinniger, der ſein eigenes Kind erwürgt. Zittern aber mögen wir Beide, denn gezählt ſind meine Jahrhunderte und Deine — Tage.“

Caligula eilte mit haſtigen Schritten von der Tribune. Am Eingang in den Circus ſtanden Soldaten der Leibwache. Caligula ſagte zu Ahasver, als er deſſen Befremden über dieſe unerwartete Erſcheinung bemerkte:

„Glaubteſt Du, Thor, ich würde Vertrauen ſetzen in Dich oder in irgend einen Menſchen? Ein luſtiges Gaukelſpiel iſt das Leben, und zu purpurrothen Glanzgeſtalten paßt mitunter wohl auch ein ſchwarzer Zauberer aus Judäa oder Aegypten! Haſt Dich gut gehalten.“

Caligula ging, umgeben vom Waffengeraſſel der Leibwache; Ahasver brachte die Nacht im Circus zu.

---

## XIII.

## Die Liebſchaft mit der Göttin.

Als Caligula am nächſten Morgen erwachte, und die Scenen aus dem nächtlichen Schauſpiele im Circus, nachdem ſie ihm ſchon im Traumleben erſchienen waren, nochmal vor ſeiner Seele dahinzogen, glaubte er weit mehr gefährdet geweſen zu ſein, als er es wirklich war. Dies bewog ihn, ſeine Rettung dem Beiſtande höherer Mächte zuzuſchreiben. Nach längerem Sinnen ſtieg in ihm endlich der Gedanke auf, es unterliege keinem Zweifel, daß Jupiter, dem er als Herrſcher ſo nahe ſtehe, und Luna, die in ihrem Silberwagen am Himmel verweilte, um auf ihn herabzublicken und die Arena mit dem vollen Glanze ihres Lichtes zu erhellen, die unmittelbaren Beſchützer ſeines Lebens ſeien. Die Folge dieſes Wahnes war, daß er ſich in der nächſten Senatsſitzung nicht nur für einen Bruder Jupiter's, ſondern zugleich auch für den neuen Endymion und Geliebten der Göttin Luna erklärte. Im Wahnſinn ſeiner ſtets aufgeregten Phantaſie, deren tolle Ausgeburten er oft mit der Wirklichkeit verwechſelte, an dieſes Trugbild feſt glaubend, fragte Caligula einen Senator, ob er nicht ſo glücklich geweſen ſei, die Göttin mit ihm ſprechend und liebkoſend wahrzunehmen.

Der Befragte, ein Meiſter in der Kunſt zu ſchmeicheln, antwortete: „Nur Göttern iſt es gegeben, Götter zu ſehen.“

Den Einwohnern Jeruſalems hatte Caligula ſchon vor einiger Zeit den Befehl zugeſendet, ſein koloſſales vergoldetes Bildniß zur öffentlichen göttlichen Verehrung im Tempel aufzuſtellen. Nun ließ er auch in Rom ſeiner eigenen Gottheit einen Tempel bauen; in dem er als römiſcher Jupiter verehrt wurde, und tägliche Opfer erhielt. Die Reichſten und Vornehmſten bewarben ſich wetteifernd um die Ehre, als Prieſter des neuen Gottes aufgenommen zu werden, und es war ihr eifrigſtes Geſchäft, die Statue täglich ſo zu kleiden, wie der Gott ſelbſt gekleidet war. Caligula erſchien nun öffentlich mit übergoldetem Bart, einen Blitzſtrahl in der Rechten haltend. Er ließ ſich ſogar große Donnermaſchinen verfertigen. Brach nun ein Gewitter über der Stadt los, ſo erregte auch er ein donnerähnliches Gepolter und ſchleuderte große, mit brennbaren Stoffen umgebene Steine als Blitze und Donnerkeile in die Luft. Dabei rief er wiederholt den homeriſchen Vers: „Nieder donnere Du mich oder ich Dich!“

In heitern Mondnächten gab er ſich aber einem lieblicheren Wahnſinne hin. Er ließ ſich im Garten ein weiches Lager von Gold- und Purpurkiſſen bereiten, mit betäubenden Wohlgerüchen gefüllt. Leiſes Flötenſpiel ertönte in wohlberechneter Entfernung. Halb wach, halb träumend, erwartete er hier Luna's Beſuch. Seine erhitzte Phantaſie ſah die Göttin dann vom Himmel zu ihm herabſteigen; er ſprang empor, zog ſie in ſeine Arme, küßte ſie, und ſchwelgte im Entzücken.

Man ſagt, Cäſonia habe dabei manchmal die Stelle der Göttin Luna vertreten, ohne ihren Endymion zu enttäuſchen.

Als die Juden den Befehl erhielten, Caligula's Statue im Tempel zu Jeruſalem zur öffentlichen Verehrung aufzuſtellen, beſchloſſen ſie, das Mögliche zu verſuchen, und ſelbſt das Aeußerſte, einen Aufſtand, zu wagen, um dieſe Entweihung des Allerheiligſten abzuwenden.

Eine Geſandtſchaft traf in Rom ein. Sie wurde dem Imperator auf dem Marsfelde, zwei Reihen bildend, vorgeſtellt. Auf der einen Seite ſtanden Greiſe, Männer und Jünglinge, auf der andern Matronen, jüngere Frauen und Mädchen aus Judäa.

Ahasver hatte alle ſeine Beredſamkeit aufgeboten, um die Juden dem Imperator als ein unruhiges und verwegenes Volk zu ſchildern, und ihn gegen ſie und ihre Bitte einzunehmen. Ahasver, der menſchenfeindliche, haßte ſeine Landsleute ohne eine andere Urſache, als weil Jeruſalem der Schauplatz ſeines Verbrechens gegen die, dem Geſetz der Liebe zum Trotz, in der Menſchheit beleidigte Gottheit war, und die ſchauderhafte Rückerinnerung an jenen Frevel ihn zu den widrigſten Empfindungen aufſtachelte. Er wollte dem Imperator folgen und auf die Flehenden einen Strom der bitterſten Schmähungen ausgießen. Als er aber die von den Beſchwerden der langen Reiſe entſtellten, von Angſt und Sorge abgehärmten Geſtalten der

Hebräer erblickte, ergriff ihn heftiger Schrecken; er vermochte den Anblick nicht zu ertragen, und entfloh, ohne ſich ihnen zu nähern, mit wilder Haſt, Verwünſchungen ausſtoßend gegen Jene und gegen ſich ſelbſt, doch in der feſten Ueberzeugung, Caligula werde ihre Bitte nicht gewähren.

Die Juden begrüßten den Kaiſer, welcher eben von der Beſichtigung einiger ſeiner, in der Nähe der Stadt gelegenen Paläſte und Gärten kam, in tiefſter Ehrfurcht. Caligula ging an ihnen vorüber wie ein Zerſtreuter, der nicht bemerkt, was in ſeiner nächſten Umgebung vorgeht. Plötzlich ſtand er ſtille, kehrte zurück und heftete zornfunkelnde Blicke auf die Betroffenen. Dann rief er ihnen mit gewaltiger Stimme zu: „Verwegenes, unruhiges, Aufruhr ſinnendes Volk! Ihr allein habt es gewagt, die mir gebührenden Opfer zu unterlaſſen, wo alle Völker den Göttern ihre Gaben für meine Erhaltung darbrachten? Ihr allein wagt es, mir, deſſen Gottheit alle Völker erkennen, göttliche Verehrung zu verſagen? Und ihr, Verhaßte, erfrecht euch nun, trotzend vor meinen Augen zu erſcheinen? Fort aus meinem Angeſichte! Flieht, ſo ſchnell ihr es vermögt! Die Strafe wird euch dennoch ereilen.“ —

Ein Greis, der Führer der Schaar, wollte ſeinen Vortrag beginnen; Caligula gebot ihm zu ſchweigen. Da warfen ſich Alle, des Todes gewärtig, zu Boden. Klaggeſchrei erhebend, ergoſſen ſie ſich in Thränen und hielten die Hände rückwärts, als ob ſie gebunden wären. Die Weiber bewarfen ſich die Häupter mit Staub; die Männer riſſen ſich die Haare vom Haupt und aus dem Bart. Caligula ließ ſeine Augen lange auf ihnen ruhen; plötzlich aber brach er in ein ſchallendes Gelächter aus. Nachdem er endlich den Lachkrampf bemeiſtert hatte, entließ er die Geſandtſchaft mit den Worten: „Bedauernswürdige! Ihr ſcheint mir nicht ſowohl bösartig, ſondern des Verſtandes beraubt zu ſein; denn nur einem Verrückten kann es unbegreiflich ſein, daß mein Weſen göttlicher Natur iſt, mithin göttliche Verehrung erheiſcht.“ —

Die Juden ſprangen in dem Augenblick, da Caligula ihnen voll Abſcheu den Rücken wendete, vom Boden auf, und entflohen wie eine verſcheuchte Schaar von Krähen. Der ſcharfe, gellende Laut ihres Freudengeſchreies glich dem Geheule des Wehrufes.

## XIV.

## Das Todtenbein.

Caligula fuhr fort, Unſinn auf Unſinn, Gräuel auf Gräuel, Verſchwendung auf Verſchwendung zu häufen, mit dem Eigenthum und Leben der Römer nach grenzenloſer Willkür ſchaltend. So bildete er ſich ſelbſt ſein böſes Schickſal, das ihn mit einem Schlage an ſein Ziel ſchleuderte, indem der von ihm mißhandelte Genius der Menſchheit ſich plötzlich rieſengroß erhob, und der Muth der Verzweiflung das Schwert des Todes ſchwang.

Eine mächtige Partei hatte ſich verbündet; an ihrer Spitze ſtanden jene Männer, deren Verſammlung wir im Haine der Nymphe Egeria beigewohnt haben.

Caligula traf in ſeinem Palaſte ungeheure Vorbereitungen zu einem Feſte, bei dem Verſchwendung und Pracht und Schwelgerei Alles übertreffen ſollten, was Rom bisher geſehen hatte.

Eben dieſen Tag des üppigſten Lebensgenuſſes hatten jene Verbündeten zu Caligula's Todestage beſtimmt. Die geladenen Gäſte bildeten ein häßliches Gemiſche von grimmigen Feinden und ſclaviſchen Schmeichlern. Zur Ausführung des Mordes war der Augenblick bezeichnet, da Ahasver in dem feſtlich geſchmückten Saale erſcheinen werde. An der oberſten Tafel ſaß Caligula, neben ihm, doch zu ſeinen Füßen, Pomponius Secundus. Da Caligula nicht nur der Schwelgerei, ſondern auch den Schwelgern hold und den Schmeichlern ſo geneigt war, daß keiner derſelben die Unverſchämtheit zu weit treiben konnte, ſo beſchäftigte ſich jener Ehrenmann ausſchließend damit, jetzt Speiſen und Weine auf die Gefahr des Erſtickens hinabzuſchlingen, dann, mit ſchneller Wendung, die Füße des Gebieters zu küſſen. Der Kriegstribun Caſſius Chäräa und ſeine Mitgenoſſen ſahen dies mit ſolchem Abſcheu, daß ſie ſich kaum zu beherrſchen vermochten. Ahasver trat ein. Elektriſches Feuer durchzuckte bei ſeinem Anblick die, vom wild kreiſenden Blut geſchwollenen Adern der Verſchworenen.

Das Mahl war geendet. Caligula rief den Schauſpieler Apelles und die Mimen Mneſter und Laureolus, um die Aufführung einer, von einem obſcuren Dichter verfaßten Tragödie „Herkules in der Unterwelt“ zu beginnen, worin Caligula ſelbſt die Hauptrolle ſpielen wollte. Als er den Befehl dazu ertheilte, richteten ſich die Augen aller Verſchworenen auf den am Eingange des Saales ſtehenden Ahasver, der nun mit dumpfer Stimme ſprach: „Das Trauerſpiel beginne! Er ſei der Held des Stückes, mit deſſen Tod es ende!“ —

Chäräa zog das Schwert, flog durch die Reihen der Gäſte und durchbohrte Caligula's Bruſt. Ihm ſtürzten die Verſchworenen nach. Kaum eine Minute war verfloſſen — und Caligula ſtürzte todt auf den Marmorboden. Sein Blut quoll aus dreißig Stichwunden.

Stumm und ſtarr ſtanden die Gäſte, die aus ihrem beſinnungsloſen Staunen erſt dann erwachten, als Ahasver ihnen zurief: „Seht hin! Er iſt doch kein Gott! Gedenket nun ſeiner Worte: „„Hätten doch alle Römer nur einen Hals, damit ihre Köpfe mit einem Streiche fielen!““ —

Ahasver trat nun mit verzerrten Mienen vor die Leiche und höhnte: „Du hatteſt nur einen Hals; deſto mehr Hände hatten wir. Fahre hin zur Hölle, und ſende Rom einen würdigen Nachfolger! So ſpricht Ahasver, der Cäſaren böſer Genius!“ —

Ahasvers Schreckensgeſtalt ſchritt aus dem Saale durch die Marmorgruppen der vom Entſetzen gefeſſelten Gäſte. Selbſt die Mörder durchdrang der von einem böſen Geiſte ausgehende Schauder.

Die Soldaten der prätorianiſchen Leibwache waren dem Herrſcher ergeben, da er, ihrer ſtets bedürfend, ſie reichlich bedachte, und ihren Ausſchweifungen freien Zügel ließ. Als ſie jetzt die Kunde des Mordes erfuhren, rannten ſie tobend durch die Stadt, um die Mörder aufzuſuchen und zu tödten. Auf einer Anhöhe ſtellte ſich Chäräa, der Hochgeachtete, den wilden Schaaren entgegen und rief ihnen zu: „Mir gebührt der Ruhm, durch den erſten Todesſtoß Rom von einem Unmenſchen befreit zu haben!“ Die Soldaten ſtaunten und entfernten ſich ſchweigend.

Caligula's Leichnam wurde eilig und in der Stille auf einem in den Laminiſchen Gärten errichteten Scheiterhaufen verbrannt, beerdigt und mit Raſen bedeckt.

Noch war das Leichenfeuer nicht erloſchen, deſſen Glut ein düſterrothes Licht umher verbreitete. Schauerlich angeſtrahlt, ſchlich eine dunkle Geſtalt, zitternd und gebückt, dahin; ſie verbarg ſich, lange hin und her irrend, endlich hinter einer dunklen Stelle des ſchwächer lodernden Scheiterhaufens.

Ahasver ſchritt wie ein Geiſt der Nacht aus dem ſchwarzen Gebüſche hervor. Sein bleiches Geſicht vom Wiederſchein der hinſterbenden Flammen erglühend, beſtieg er den Scheiterhaufen, ſtieß mit den Füßen in die funkenſprühenden Brände, wühlte mit den Händen herum, zog ein unverſehrt liegen gebliebenes Bein hervor, hielt es hoch empor, und umkreiſte den Rogus.

Als er an die Stelle kam, wo jene dunkle Geſtalt ſich verbergen hatte, vernahm er ein ängſtliches Gewimmer und die Worte: „Geiſt der Hölle! tödte mich nicht! Schone meines Lebens!“

Ahasver fragte ihn, wer er ſei; als keine Antwort erfolgte, riß er das von Fieberfroſt zitternde Weſen mit kräftigem Arm empor, und zog es zu einer noch brennenden Stelle. Es war Claudius, der fünfzigjährige Oheim des gemordeten Caligula. Von Furcht betäubt, geberdete er ſich wie ein Blödſinniger; er fiel auf die Knie, umſchlang Ahasver's Füße, und flehte mit gebrochenen Worten nochmal um ſein Leben.

Ahasver's Blicke weilten lange auf dem Manne, der, vor ihm kniend, das Haupt mit geſchloſſenen Augen zu Boden ſenkte. Endlich brach er in wildes Gelächter aus, hob den Wehklagenden auf und ſagte: „Aus Caligula's Leichenfeuer kommſt Du? Recht ſo! Du biſt der Mann, wie das erbärmliche Rom ihn bedarf. Gleiches geſellet ſich gern. Sei willkommen, Imperator, Caligula's würdiger Nachfolger!“ —

Ahasver gab dem ſtaunenden Claudius den aus dem Brande aufgewühlten Knochen Caligula's in die Hand, ihm ins Geſicht grinſend, mit den Worten: „So ſollſt Du herrſchen!“ —

Jetzt ermannte ſich Claudius. In dem Augenblicke, da ſeine Hand den Todtenknochen ergriff, ſchien ein neues Leben in ihm zu erwachen. Eine Schaar der Leibwache kam herbei, den Vermißten, dem ſie geneigt waren, zu ſuchen und zu ſchützen. Ahasver rief ihnen zu: „Seht hier

Caligula's Oheim! Empfanget aus meinen Händen den Nachfolger! Führt ihn im Triumphe in den Palaſt!“ —

Die Soldaten heben ihn auf ihre Schilder, trugen den Betäubten in die Stadt und begrüßten ihn als Imperator. Am folgenden Morgen begrüßte ihn auch das verſammelte Volk. Ahasver ſetzte ihm das Diadem auf die Stirne. Niemand wußte, wie es dahin kam.

# Inhalt.

Seite
rolog . . . . . . . . . . 7

### Erſte Zeitperiode.

I. Die Nacht auf dem Golgatha . . . . . 13
II. Herodes und Mariamne . . . . . . 25
III. Die Magier . . . . . . . 55
IV. Zeit und Tod . . . . . . . 67

### Zweite Zeitperiode.

I. Der Archimim . . . . . . . 83
II. Tiber's Selbſtverbannung . . . . . 90
III. Der Einſame auf Rhodos . . . . . 97
IV. Der Leichenzug . . . . . . . 116
V. Mutter und Sohn . . . . . . . 120
VI. Der Thronfolger . . . . . . . 124
II. Des Schwelgers Ende . . . . . . 132
III. Der Günſtling . . . . . . . 148
IX. Die Brautwerbung. . . . . . . 166
X. Die Stimme der Wahrheit . . . . . 175
XI. Das Feſt der Kahlköpfe . . . . . . 188
II. Die Vorzeichen . . . . . . . 192
II. Des Günſtlings Sturz . . . . . . 200
V. Der Weg zum Tode . . . . . . 210
V. Die beiden Henker . . . . . . . 215

Seite
XVI. Das Leichen-Bacchanal . . . . . . 224
XVII. Mutter und Kinder . . . . . . . 228
XVIII. Des Todtenſpötters Fluch . . . . 233
XIX. Der Menſchenfeind . . . . . . . 235
XX. Des Sterndeuters Vorherſagung . . . 242
XXI. Der furchtbare Ankläger . . . . . . 245
XXII. Die Todeskiſſen . . . . . . 25

## Dritte Zeitperiode.

I. Leichenfeier und Thronbeſteigung . . . 265
II. Schöne Lügen . . . . . . . . 272
III. Volksfeſte . . . . . . . . 281
IV. Nächtliche Tragödien . . . . . . 289
V. Liebeszauber . . . . . . . . 304
VI. Der unmündige Nebenbuhler . . . . 310
VII. Thier- und Menſchenkampf . . . . 318
VIII. Das verſchmähte Diadem . . . . 324
IX. Das Pferd als Conſul . . . . . . 339
X. Der Hain der Egeria . . . . . . 344
XI. Die Brücke von Puteoli . . . . . . 356
XII. Die Nacht im Circus . . . . . . 363
XIII. Die Liebſchaft mit der Göttin . . . . 371
XIV. Das Todtenbein . . . . . . . 375

Gedruckt bei C. Ueberreuter.

# Ch. Kuffner's

# erzählende Schriften,

dramatiſche und lyriſche Dichtungen.

## Ausgabe letzter Hand.

Siebzehnter Band.

**Wien, 1846.**
Verlag von Ignaz Klang, Buchhändler.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

# Ahasver,

# der ewige Jude.

Eine Wanderung durch Jahrhunderte.

Hiſtoriſcher Roman

von

**Ch. Kuffner.**

Zweiter Theil.

Wien, 1846.
Verlag von Ignaz Klang, Buchhändler.

# Ahasver,

## der ewige Jude.

Eine Wanderung durch Jahrhunderte.

Hiſtoriſcher Roman.

Zweiter Theil.

# Vierte Zeitperiode.

## I.

## Die Verwandelten.

Im großen Speiſeſaale des kaiſerlichen Palaſtes war für ſechshundert Gäſte gedeckt. Tafeln und Tiſchbetten ſtanden ringsumher. Die Pokale und Vaſen von Silber und Gold, mit Edelſteinen beſetzt, ſprühten Funken und Flammen aller Farben, indem die Sonnenſtrahlen durch die hohen Fenſter in den Saal fielen.

Am obern Ende desſelben ſaß Claudius mit ſeiner Gemahlin Meſſalina, ſich am Bretſpiel ergetzend, dem Claudius ſo hold war, daß er ſich ſogar, im Wagen fahrend, auf der Straße damit unterhielt und ein Buch darüber ſchrieb.

Ehe ich weiter erzähle, will ich dem Leſer die Geſtalten der beiden Spielenden an dem goldenen Tiſchchen beſchreiben.

Meſſalina's Geſtalt war ſo eigen und ſo auffallend, daß ſie, ſah man ſie auch in der Geſellſchaft von tauſend ſchönen Frauen, die Aufmerkſamkeit Aller auf ſich gezogen hätte, und die Uebrigen unbeachtet geblieben wären. Sie vereinigte in ſich Eigenſchaften und Reize, deren Vereinigung beinahe unmöglich ſchien. Erweckten die ſtolzen Mienen und die Fülle des hohen Wuchſes im Beſchauen die Ehrfurcht, vor der erhabenen Majeſtät der Frauenwürde, ſo riß ihn das mädchenhafte Weſen und die harmlos ſpielende Unſchuld der in der reinſten Farbenmiſchung lächelnden Geſichtszüge zu einem Entzücken hin, über dem er alle ſcheue Verehrung vergaß. Die geſenkten Wimpern der halbgeſchloſſenen, ſittig vor ſich hinblickenden Augen, das um die ſchwellenden Rubinlippen ſpielende ſchüchterne Lächeln, und die holde Verſchämtheit, welche ſich in den Wangengrübchen zu verbergen ſuchte, erweckten die Vermuthung, unerfahrene Jungfräulichkeit erſchrecke vor dem Gedanken an die Gewalt der Liebe; wenn ſich aber das ſchöngeformte Haupt mit dem Bacchanal ſeiner Lockenſchwelgerei erhob, wenn der harmoniſche Gliederbau, mit dem Selbſtgefühl einer Göttin ſich aufſchwingend, den Zauber des Liebreizes entfaltete, wenn dem Sternenlicht des geöffneten Auges ein Feuerſtrahl entquoll, der zünden mußte, wohin er fiel, dann mußte ſich Jeder ſagen: „Seht die Siegerin! Wer vermöchte ihr zu widerſtehen? Der Entglühte, der ſie nicht liebt, hat die Liebe nie gekannt!“ — Meſſalina, der kein Blick, kein Wort ihrer Umgebung entging, beſaß dabei die täuſchende Gabe, ſich den Schein einer Unbefangenheit zu geben, die nicht ahnt, was um ſie vorgeht. Schlug aber die Flamme einer Leidenſchaft in der ſchnell Entzündbaren empor, dann mußte der Gegenſtand der Wahl ihrem Zauberſchlage erliegen und der Augenblick war ihr Gott.

Noch aber wußte ſie ſich im Verhältniſſe zu ihrer neuen Würde nicht mit jener Sicherheit zu bewegen, in welcher ſie bald eine frevelhafte Meiſterſchaft errang. Sie ſpielte daher gegen den Gemahl die Beſcheidene und Schüchterne, um ihn deſto mehr zu gewinnen, und deſto gewiſſer einzuſchläfern.

Dem weiblichen Trugbilde gegenüber ſaß Claudius, ein Mann von hoher Geſtalt, mit Anſtand und Würde Eine Fülle perlengrauer Locken ſchmückte das Haupt und umfloß den ſchönen, vollen Nacken. Seine nicht unangenehmen Geſichtszüge wurden nur dadurch entſtellt, daß verſtörende Unruhe und Angſt den zuckenden Muskeln etwas Unheimliches gab. Er ſprach immer leiſe, undeutlich, oft ſogar ſtammelnd, und ſeine Blicke flogen unaufhörlich ſpähend in dem weiten Raume des Saales hin und her. Manche widrige Geberde verunſtaltete ihn, noch mehr aber das plötzliche aufſchallende Gelächter, wenn Meſſalina einen der goldenen Steine im Bretſpiel unrecht ſetzte; zur Grimaſſe verzerrte ſich aber ſein Geſicht, wenn die ſchöne Gegnerin einen glücklichen Zug that, welchen er blos dem ſinnloſen Zufall zuſchrieb. Er wollte dann den heftig aufſprudelnden Zorn zurückhalten, der Zorn ſelbſt aber bemeiſterte ſich ſeiner in dem Grade, daß er ſtotterte und mit dem Kopf wackelte, ohne das ſagen zu können, was er ſagen wollte. Er klagte dann über unleidliche Magenſchmerzen, drohte im erſten Ausbruche der Heftigkeit, ſich das Leben zu nehmen, und verſicherte, Wein und Pilze ſeien zwar ein köſtlicher Genuß, noch mehr aber erfreue es ihn, die Mienen Sterbender zu betrachten, und er wünſche nichts ſehnlicher, als ſich, wenn er ſterbe, in einem Spiegel anzuſchauen. So wie aber jeder Gedanke an ihm flüchtig und ſpurlos vorüber ging, ſo war auch dieſe Idee ſchnell vergeſſen. Er küßte dann Meſſalina's kleine, weiche Hand mit Entzücken und ſagte: „Schätzchen! Du mußt mein vortreffliches Werk über das Bretſpiel beſſer ſtudiren!"

In der entfernteſten Ecke des Saales ſtanden die drei Lieblingsſclaven des Imperators: Kalliſt, Narciß und Pallas, Marmorſtatuen ähnlich, ohne Bewegung der Geſichtszüge und des Körpers: ihr Aeußeres und ihre unſichere Haltung zeigte aber eine lächerliche Miſchung von Feigheit und Keckheit. Claudius winkte ihnen näher zu treten; die Automaten ſetzten ſich in Bewegung, Kalliſt klein und ſchmächtig, Narciß groß und kräftig, Pallas friſch in wohlgenährter Leibesfülle. Als ſie vor dem Cäſar in der Reihe ſtanden, brach dieſer in gellendes Gelächter aus und ſagte: „Ihr Wichte! Ich will euch vom Nichts zu einem Etwas machen. Ihr elenden Sclaven ſollt durch ein Wort von mir, freie römiſche Bürger werden."

Er ſchlug dann Jeden mit einem Stabe auf den Kopf, drehte Jeden im Kreiſe herum und gab Jedem einen Backenſtreich; dann ſagte er: „Nun geht, laßt euch den Kopf ſcheren, nehmt die Kleidung des römiſchen Bürgers, deſſen Rechte ihr jetzt genießt, ſetzt den Hut als Zeichen der Freiheit auf, und erſcheinet dann wieder als Neugeborne, um als Gäſte an der Tafel eures Herrn und Gebieters zu ſitzen!"

Die drei Neugebornen ſtürzten zur Erde, und küßten die Füße des Herrſcherpaares. Claudius ſtieß ſie lachend zurück, Meſſalina aber duldete holdlächelnd ihre Küſſe, und ihre glänzenden Augen ſandten den Knieenden Blicke zu, deren nur Vertraute und in Geheimniſſe Eingeweihte ſich zu erfreuen haben.

Claudius rief ihnen zu: „Ich, dem die Menſchheit dient, habe euch zu Menſchen gemacht!“ — Meſſalina umarmte ihn mit einer an Demuth grenzenden Zärtlichkeit und ſagte mit dem weichſten Flötenton: „Dir verdanken die Glücklichen Alles; erlaube nun auch mir, Deiner freiwilligen Sclavin durch Liebe, meinen Stolz auf Deine Liebe zu zeigen, und ſie, die Du aus dem Nichts erhoben haſt, Deiner würdig, großer Cäſar, auszuſtatten!“

Claudius nickte. Meſſalina erhob ſich mit Majeſtät und ſprach: „Und ſo ſollſt Du, Kalliſt, die Bittgeſuche, die zahllos an meinen geliebten Gatten eingehen werden, übernehmen, um ſie nach Deiner Einſicht dem Herrſcher zur Bewilligung oder Zurückweiſung vorzulegen! Du, Narciß, ſei Geheimſchreiber! Das Verborgenſte unſers Herzens, das tiefſte Geheimniß des Palaſtes, die wichtigſten Angelegenheiten des Staates ſeien Dir anvertraut! Dich aber, Pallas, erwähle und ernenne ich im Namen meines erhabenen Gemahls zum Verwahrer und Verwalter unſers kaiſerlichen Schatzes. Deine Hand übernehme und vergeude die Fülle des weltbeherrſchenden Goldes, um den Glanz des Hauſes und die Freuden des Lebens zu fördern. Und ſo ſeid denn, ihr Drei, die Erſten des Reiches, weil euch vor Allen das Glück ward, dem großen Cäſar nach mir am nächſten zu ſtehen!“

In dieſen Worten ſchien eine Zauberkraft zu liegen.

Meſſalina hatte kaum geendet, als eine plötzliche Verwandlung eintrat, indem die Sclaven, erſt gebeugt und kriechend, vom Hochmuth auf ihre Freilaſſung ergriffen und vom böſen Geiſt des Mißbrauches ihrer künftigen Amtsgewalt entflammt, die kurz vorher demüthig geſenkten Häupter ſtolz erhoben, die aufgeblähten Geſichtsmuskeln in raſcher Bewegung ſpielen ließen und mit funkelnden Augen keck umherblickten, beſeelt vom Wunſche, daß jetzt Rom's ganze Bevölkerung im Saale bewundernd gegenwärtig ſei, und die raſtloſe Fama das Ereigniß mit Blitzesſchnelle bis an's Ende der entfernteſten Provinzen des römiſchen Weltreiches trüge. Die erbärmlichen Würdenträger hatten in dieſem Augenblicke vergeſſen, daß ſie ein Nichts waren, und dachten nur daran, wie viel ſie nun ſein wollten. Als ſie ſich entfernten, und im Vorſaale ihre ehemaligen Mitſclaven voll Verachtung und Hohn von ſich ſtießen, brach Claudius in ein gellendes Gelächter aus und ſtammelte, zwiſchen Zorn und Lachkitzel getheilt: „Sollten die Sclaven nun etwa Tyrannen werden? Das wäre gar nicht übel! Lauf der Welt! Du, Schätzchen, haſt ſie zu dem gemacht, was ſie nun ſind, nicht ich! Auch gut! Mir recht!“ —

Meſſalina ließ das ihr eigene bezaubernde Lächeln, von einem zärtlichen Blicke begleitet, um den Mund und die Wangengrübchen ſpielen, und ſagte mit wohlklingender Stimme: „Ich leſe in Deiner Seele, und handle in Deinem Geiſt.“ — Claudius küßte ſie mit den Worten: „Die Römer mögen ſehen, wie ſie mit ihnen zurecht kommen!“ —

Nach Verlauf einer Stunde trat der neue Geheimſchreiber, ſtattlich gekleidet, in den Saal. Er näherte ſich dem Cäſar und ſprach: „Mein Herr und Gebieter wolle dem unwiderſtehlichen Drange meines Dienſteifers erlauben, daß ich das mir anvertraute Amt ſogleich beginne!“ —

Claudius fragte, worin das beſtehen ſollte. Narciß meldete, es ſeien Abgeordnete der aſiatiſchen Provinz Bithynien angekommen, welche dem Herrſcher der Erde um Gehör bitten. Claudius, in der Meinung, ſie ſeien herbeigeeilt, um ihm die Glückwünſche des Landes zu ſeiner Thronbeſteigung darzubringen, befahl, ſie ſogleich vorzulaſſen. Die Bithynier waren aber in einer ganz andern Angelegenheit gekommen, nämlich, um ihren Statthalter, den Proconſul Junius Cilo, der Beſtechlichkeit und Gelderpreſſung anzuklagen. Zu ihrem Unglück war dieſer Junius Cilo ein Freund des Sclaven Narciß, der nun ſogleich die erſte Probe ſeiner Verwegenheit ablegte. Die Bithynier traten ein, und trugen ihre Beſchwerde vor. Alle ſprachen zugleich, aber nicht Einer von ihnen war der römiſchen Sprache vollkommen mächtig. Claudius, der ſie nicht verſtehen konnte, wendete ſich an Narciß mit der Frage, was der ſtille Sinn ihres lärmenden Vortrages ſei? Narciß, auf Alles gefaßt, flüſterte dem Kaiſer, ohne die ſich ereifernden Geſammtredner zu unterbrechen, leiſe ins Ohr: Die guten Leute ſeien gekommen, um dem gütigen Cäſar zu danken für die Gnade, die dem Lande einen ſo edlen, ſo vortrefflichen Statthalter gab. Claudius lächelte wohlgefällig und rief den Abgeordneten zu: „So bleibe denn Junius Cilo noch zwei Jahre

Euer Statthalter!“ Die beſtürzten Bithynier wollten ſprechen, Narciß ließ ſie aber nicht mehr zu Worte kommen. Sclaven drängten die Unglücklichen auf ſeinen Wink aus dem Saale. Claudius rief ihnen nach: „Den Dank erlaſſe ich Euch. Geht und ſeid glücklich!“ — Als die Unglücklichen fort waren, bemerkte er, die Bithynier ſeien doch höchſt ſonderbare, komiſche Leute. Er lachte laut auf, Meſſalina noch mehr, Narciß am meiſten.

Als Stille und Ernſt eintraten, begann der vergnügte Cäſar eine Lobrede zu halten, auf ſeine Würde und Macht und auf ſich ſelbſt. Er ſchloß mit der Verſicherung, daß er, der heute ſchon drei Menſchen aus dem Staube zu Glanz und Ehre erhoben, und das ganze Volk der Bithynier glücklich gemacht habe, zugleich auch geſonnen ſei, ſeine Allgewalt als Zeus der Blitzſchleuderer zu zeigen und ſich furchtbar zu machen, als Herr über Leben und Tod von Millionen Menſchen aller Himmelsſtriche, die ihn anbeten, aber auch vor ihm zittern ſollen. Indem er dieſes Bild von ſich malte, entzündete ſich das reizbare Gemüth ſo ſchnell und ſo heftig, daß ſeine Geſichtszüge ſich zum Ausdrucke der Wuth verzerrten.

Meſſalina's Angeſicht überflog ein ſpöttiſches Lächeln, und ſie ſagte, zu Narciß gewendet, leiſe: Wie köſtlich, den Herrſcher zu beherrſchen, den Tyrann zu tyranniſiren! Welche Macht wird wohl den Sieg davontragen? Er oder ich? Narciß! was meineſt Du? Wecke ihn aus dem Traume! Verſcheuche das Wahnbild des Hochmuths aus der Seele des Feigen!“ —

Narciß erwiederte, ſich beugend: „Ich gehorche der ſchönen Gebieterin.“ —

Als Claudius ruhiger wurde, begann der liſtige Freigelaſſene: „Furcht und Schrecken muß die Verwegenen niederdrücken, um ſie von Frevelthaten abzuhalten. Wenn ſie nicht zittern müſſen, ſind ſie vermeſſen, und die Tollkühnen wagen das Aeußerſte. So eben zeigte ſich ein Beiſpiel, welches Dich auffordert, Deine ſtrafende Hand zu erheben. Einige Deiner Nebenbuhler um das Diadem, finden es unrecht und unmöglich, Deine Unterthanen zu heißen. Sie haben ſich gegen Dich verſchworen. Einer von ihnen — ſo iſt's beſchloſſen, — ſoll und muß den Thron beſteigen und herrſchen. Ihm wollen ſie gehorchen, Dir aber nie. Du, ſo lautet ihr furchtbarer Eid, Du mußt fallen, und gelte es auch das Blut Vieler. Verſuche ſollen einander ſo lange folgen, bis endlich einer gelingt, deſſen Opfer Claudius ſein wird.“ —

Claudius erblaßte, die ſchwachen Knie ſchlotterten, der Kopf zitterte. „Wie! rief er endlich mit einer ſonderbaren Miſchung von Furcht und Zorn, ſoll ich in ewiger Todesangſt leben? Ich will leben, will das Leben genießen, will ſchwelgen in Liebe und Freude. Trauriges Loos eines Herrſchers, der jede Minute zittern muß, während Tauſende ſich ſorgenfrei dem Taumel des Vergnügens hingeben. Herrſche, wen es lüſtet, der traurigen Herrlichkeit ſeine Ruhe und alle Lebensgenüſſe aufzuopfern! Nehmt es zurück, das mir aufgedrungene Diadem! Ahasver, der böſe Genius der Cäſaren, drückte es, ohne mein Verlangen, mir auf das Haupt; die erkauften feilen Prätorianer riefen mich zum Imperator aus, als ich mich, um mein Leben zu retten, hinter die noch nicht brennenden Scheiter vom Leichenfeuer des Caligula verborgen hatte. Fort mit dem Diadem!“ —

Er riß das Diadem vom Haupte und ſchleuderte es von ſich. Nur den Liebkoſungen und Bitten Meſſalinens, nur den Vorſtellungen und der Beredſamkeit des Geheimſchreibers Narciß gelang es nach langer Zeit, ihm begreiflich zu machen, daß von einer ewig drohenden Lebensgefahr keine Rede ſein könne; daß die Niederlegung ſeiner Würde ihn der Macht ſeiner tollkühnen Nebenbuhler und dem ſichern Tode preisgeben würde; daß er ſich Ruhe und den ſorgenloſeſten Genuß aller Lebensfreuden verſchaffen könne, ſobald er ſich einer ſchonungsloſen Strenge gegen ſeine Feinde bedienen wolle. Fallen müſſe das Haupt jedes Frevlers, er möge hoch oder niedrig ſtehen; in Strömen Blutes müſſe das wilde Feuer verbrecheriſcher Tollkühnheit erlöſchen. Sei das väterliche Herz des erwählten Herrſchers zu mild, zu edel, ſo möge er die Macht, ſeinen Thron zu ſtützen, ſein Leben zu ſichern, in die Hände Derjenigen legen, die nur *für* ihn, *mit* ihm, *durch* ihn zu leben wünſchen.“ —

Beruhigt durch dieſe Worte, ſagte Claudius, der ſo leicht von einem Extrem zum andern überging, mit ſchalkhaftem Lächeln: „Glaubt nicht, daß ich ſo ſchwach bin, wie ich mich dem vergötterten Caligula zeigte, um ſeiner Grauſamkeit zu entgehen! O nicht doch! Ich bin ein Mann von Geiſt! Leſet meine Werke! Ich beſitze Muth, denn ich bin Imperator, der Götter Liebling; Ihr aber wollet mich aller Sorgen entheben, Ihr wollet alles Unangenehme auf Eure Schultern laden, und mir ein Reich von Luſt und Freude geſtalten. O ich verſtehe! In welche beſſeren Hände könnte ich den läſtigen Theil meiner Macht legen, als in die Eurigen? Nehmt ihn und ſchaltet damit, wie Ihr es für gut und nothwendig findet!“ —

Er ließ ſich nun einen mit Wein gefüllten Becher reichen, trank auf ſein eigenes Wohl, nannte ſich den Erſten und Glücklichſten ſeines Reiches, küßte Meſſalina's Roſenlippen, ließ ſich zu einem Ruhebette führen, legte ſich nach ſeiner Gewohnheit auf den Rücken und fiel ſogleich in tiefen Schlaf.

## II.

## Der Narrenkünſtler.

Bewaffnete Soldaten traten ein, und ſtellten ſich in den Hintergrund, um die Gäſte bei dem Mahle zu bedienen. Bald nachher erſchienen die Geladenen, ſechshundert an der Zahl. Jeder Einzelne wurde genau unterſucht, ob er keine verborgenen Waffen bei ſich führte.

Als die Unterſuchung geendigt war, erweckte Meſſalina den ſchlafenden Gemahl mit einem Kuſſe. Er ſprang auf, begrüßte, Mißtrauen und Argwohn in den ſpähenden Blicken, die Anweſenden mit erkünſtelter Freundlichkeit, fragte nach

Einigen, die nicht erſchienen, und verlangte die Urſache ihres Wegbleibens zu wiſſen. Narciß flüſterte ihm mit unterdrücktem Lächeln ins Ohr: drei derſelben ſeien auf ſeinen Befehl enthauptet, zwei vom tarpejiſchen Fels hinabgeſtürzt worden.

Claudius erwiederte mit komiſcher Wichtigkeit: „Iſt's ſo? Ein wichtiger Entſchuldigungsgrund, wogegen ſich nichts einwenden läßt!“ — Er nahm jetzt an Meſſalina's Seite ſeinen Platz auf dem Tiſchbette ein, nachdem er vorher noch dem Senator Gallus Vibius befohlen hatte, ſich in ſeiner Nähe zu lagern.

Dieſer Mann, der ein Werk über die Heilung der Wahnſinnigen geſchrieben hatte, beſaß auch die Kunſt, Narren der verſchiedenſten Art nachzuahmen, und er übte dieſe Fertigkeit, in welcher er einen bedeutenden Grad der Vollkommenheit erreicht hatte, ſo recht mit Luſt und Liebe aus.

Gerichte aus dem Thier- und Pflanzenreiche der entfernteſten Länder in Europa, Aſien und Afrika wurden, auf das köſtlichſte zubereitet, aufgetiſcht, und die herrlichſten Weine voll Feuergeiſt unterhielten einen Wettſtreit. Claudius, für welchen Wein und Leckerbiſſen einen unwiderſtehlichen Reiz hatten, genoß von Beiden in Fülle. Als ſein Kopf immer heißer wurde, forderte er den Gallus Vibius auf, Narren nachzumachen. Der Geſchmeichelte begann ſogleich, ſeine Kunſt ſchonungslos auszuüben, indem er die erſten Männer ſeiner Zeit, ſelbſt anweſende Gäſte, als Narren darſtellte. Wieherndes Gelächter belohnte den Künſtler.

Claudius, darüber ſehr vergnügt, verlangte endlich, auch ſeinen Vorfahr, den Cäſar Tiberius als Narr zu ſehen. Gallus zeigte ſich der ſchwierigen Aufgabe vollkommen gewachſen. Er ahmte Tiber's Geſtalt, Stimme, Geberden, ſelbſt die Weiſe, wie dieſer ſeine Gedanken und Geſinnungen zu äußern pflegte, ſo glücklich, ſo treffend nach, daß der Beifall, welchen ihm Claudius zollte, in den Kehlen der Gäſte ein ſtürmiſches Echo fand. Gallus ſteigerte nun ſeine Darſtellung bis zur höchſten Uebertreibung.

Claudius, vom glühenden Gold der Pokale und vom vielen Lachen immer mehr erhitzt und betäubt, wurde endlich von einem ſolchen Taumel ergriffen, daß er dem Narrenkünſtler zurief: „Ich bin mit Dir zufrieden; Du haſt Talent. Nun ſollſt Du aber Dein Meiſterſtück zeigen; gelingt es Dir, ſo magſt Du von mir eine Gnade erbitten; mißlingt es, ſo ſollſt Du mit Schmach und Schande gebrandmarkt werden. Vergiß nicht, daß Genie ohne Muth eine Sonne ohne Licht und Wärme iſt. Der Künſtler muß im Augenblick ſeiner ſchöpferiſchen Begeiſterung ſich ſelbſt und die ganze Welt vergeſſen.“ —

Alle Gäſte horchten mit geſpannter Aufmerkſamkeit. Die drei Freigelaſſenen zeigten ſich betroffen, Meſſalina verlegen. Claudius fuhr fort:

„Die Aufgabe iſt ſchwierig; ſie beſteht darin, daß Du nun Deine volle Meiſterſchaft aufbieten ſollſt, mich ſelbſt als Narren darzuſtellen. Friſch an's Werk! Ich befehle es!“ —

Allgemeines Erſtaunen bemächtigte ſich der Gäſte. Tiefe Stille herrſchte im Saale. Gallus gewann zuerſt die augenblicklich geſtörte Gegenwart des Geiſtes. Er ſann kurze Zeit nach, leerte haſtig einen mit feurigem Chierweine gefüllten Becher und begann ſein Werk. Dadurch kam auch in die ganze Verſammlung ein neues Leben. Lautes Geſpräch, Scherz und Gelächter ſtellten ſich ein.

Gallus wußte den Ausdruck der Geſichtszüge und die Geberden ſeines Vorbildes ſo täuſchend nachzubilden, daß die vergleichenden Gäſte in ihm einen zweiten Claudius zu ſehen glaubten, ehe Jener noch ein Wort geſprochen hatte. Nun fing er an, ſich ſelbſt und Alles vergeſſend, den Gebieter als einen blöden, lebensluſtigen, aber eben deshalb vor jedem Schatten zitternden und von lächerlicher Todesfurcht gequälten Gecken zu zeigen, der, von einem herrſchſüchtigen Weibe mißhandelt, endlich in Wahnſinn fällt, bald die Welt als ein Lieblingsgericht von Pilzen verſchlingen will, dann, ſich verbergend, unter einen Tiſch kriecht, jetzt von ſeinem Weibe, die er als Göttin anbetet, einen Backenſtreich erhält, der ihn entzückt, einen Sclaven an ſeine Stelle mit Gewalt auf den Thron ſetzen, alle Menſchen in Speiſen verwandeln will, die Trägheit für das höchſte Glück des Lebens erklärt, endlich vom Jupiter zu einer Bretſpiel-Partie geladen wird, wobei er, von der Anſtrengung ermüdet, einſchläft.

Die Augen des aufmerkſamen Claudius wurden immer funkelnder, die verzerrten Mienen immer drohender und gräßlicher. Schaum bedeckte den Mund. Das Geſicht war ein Todesurtheil. Bei dieſem Anblick ergriff den kaum noch übermüthigen Meiſter der Narrengebilde ein paniſcher Schrecken. Er ſtarrte, wie in einen bleichen Todtenſchädel verwandelt, aus hohlen Augen das ihm entgegenſtarrende Meduſenhaupt des Gebieters an. Die Gäſte ſchienen, im Vorgefühl einer nahen Schreckensſcene, eine Marmorgruppe zu ſein.

Gallus glaubte jeden Augenblick die erſten Worte ſeines Todesurtheils zu hören. Die Schläge des Herzens ſtanden ſtille; grauenhafte Bilder zerrütteten ſeine Seele. Die ſcheu gewordene Phantaſie übernahm die Hauptrolle und die Herrſchaft über den umnachteten Verſtand, und wilde Truggeſtalten erſchienen dem vom Wahnſinn Geblendeten als Wahrheit des wirklichen Lebens.

Claudius erſchien ihm als ein wirklich Wahnſinniger; er ſelbſt glaubte der Cäſar Claudius zu ſein. Mit einem tollen Sprunge über den nächſten Tiſch ſtand er vor dem mit einem Angſtruf auffahrenden Imperator. Er faßte ihn, eh' Jemand es hindern konnte, an der Kehle, und riß ihm das Diadem von der Stirne, mit den Worten: „Zu meinen Füßen, Empörer! Empfange Deinen Lohn, Sclave! Sterben ſollt Ihr, Du und Deine Mitverſchwornen!“ —

Hatte man den erſten Anfall des unglücklichen Künſtlers für die Tollkühnheit der Verzweiflung gehalten, ſo erkannte man nun aus jenen Worten, daß Gallus jetzt ſelbſt in die Klaſſe jener Weſen gehörte, die er noch kurz vorher ſo täuſchend und zur Beluſtigung Anderer ſo ſchonungslos nachgemacht hatte. Die Todesfurcht, die ſich bei der letzten grellen Darſtellung ſeiner ſo plötzlich und ſo gewaltig bemächtigte, hatte ihm auch im unſeligſten Augenblicke den Verſtand wirklich geraubt.

Die Gäſte, die bei dieſem unerwarteten Ereigniß zuerſt gelähmt zu ſein ſchienen, fingen an, ſich allmälig zu faſſen und zu ermannen. Mehre von ihnen eilten dem gefährdeten Leben des Imperators zu Hülfe. Narciß und Pallas riſſen den Wahnſinnigen zu Boden. Nur den Kräften Vieler gelang es, den Wüthenden zu bemeiſtern, zu binden und aus dem von ſeinem Geſchrei erfüllten Saale zu tragen.

Meſſalina kehrte nun aus dem Winkel hervor, in welchen ſie ſich geflüchtet hatte. Claudius, die Zitternde erblickend, brach in lautes Gelächter aus, und ergoß ſich in Spöttereien über die Feigheit der Weiber.

Meſſalina duldete die derben Ausfälle, und verdoppelte den Zauber ihrer Zärtlichkeit. Claudius genoß wieder des Weines, wurde fröhlich und verſicherte, die ganze Geſchichte komme ihm vor, als habe er im Theater der Aufführung einer Tragödie beigewohnt. Uebrigens möge man den Verfall im Gedächtniſſe feſthalten; denn ſo wie die Götter dieſen Unſeligen mit plötzlichem Wahnſinn geſtraft hätten, eben ſo würde es auch jedem Frevler ergehen, der es wagen wollte, die Hand an das göttliche Haupt des Herrſchers zu legen. Er ſchloß mit den Worten: „Gallus hat ſeine Kunſt theuer gebüßt; er hat den Verſtand verloren, indem er den Verluſt des Verſtandes darſtellte. Nun aber iſt er hülflos, und deshalb werde ihm Hülfe zu Theil! Der Verbrecher iſt ein Wahnſinniger; der Wahnſinnige aber hört auf, Verbrecher zu ſein, ſelbſt wenn er einer war. Nun, Ihr Gäſte, lebt wohl! Entfernet Euch!" —

Als Meſſalina und die Gäſte den Saal verlaſſen hatten, trat Narciß, der Einigen ſeiner Lieblinge das Geleite gab, wieder ein. Dem Cäſar naheſtehend, zog er ein Schwert unter dem Mantel hervor, und hielt es gegen das Licht. Spuren friſchen Blutes klebten an dem blinkenden Stahl. Claudius erſchrack heftig und rief: „Was ſoll das Werkzeug des Todes vor meinen Augen?" —

„Es ſoll Dir zur Augenweide dienen, erwiederte Narciß, indem es Dir verkündet, daß ein Hochverräther ſeine Augen ſchloß. Es iſt das Schwert, mit welchem Chäräa, das Haupt der Verſchwornen, den göttergleichen Cäſar Caligula zu ermorden wagte. Er wurde heute mit dieſem Schwert enthauptet." —

Die verzerrten Mienen des ſchreckenbleichen Claudius gingen in ein behagliches Lächeln der Zufriedenheit über. Er faßte das lange, breite, gewichtige Schwert mit beiden Händen, und beſchaute die Blutflecken neugierig und ängſtlich; dann fragte er: wer den Chäräa enthauptet habe? — Narciß erwiederte: „Ihn traf die Hand Desjenigen, durch welche ein ſolcher Verbrecher zu ſterben verdiente, — die Hand des Henkers!" —

Claudius ließ das Schwert fallen, aufſchreiend: „Des Henkers! Und meine Hände haben es berührt! Weg damit! Werft es in den Tiberis! Keines Menſchen Auge erblicke es je wieder! Fluch und Tod treffe Jeden, der es an's Licht bringt, er ſei, wer er ſei! Du ſelbſt, Narciß, ſollſt den verruchten Stahl in dieſem Augenblick, von einer Cohorte Prätorianer begleitet, zur Strafe Deiner Unbeſonnenheit durch die Stadt tragen und in die Tiefe des Fluſſes verſenken! Ruhen kann ich erſt dann, wenn ich die Kunde des vollzogenen Befehls erhalten habe. Der Zorn der Todesgötter treffe den verruchten Erfinder des Schwertes! Ich will Ruhe, Sicherheit, Lebensgenuß!" —

Claudius verließ den Saal. Narciß hob das Schwert auf und vollzog den Befehl.

## III.

## Mörderin und Mordgehülfen.

Wir treten in ein Gemach, welches mit der Schönheit den Reiz freundlicher Traulichkeit verbindet. Der Fußboden iſt aus kleinen Stückchen Marmor von verſchiedenen Farben zuſammengeſetzt, zwiſchen denen wohlriechendes Waſſer in Röhrchen gleitet, die hier und da mit ſehr kleinen Oeffnungen verſehen ſind. Ringsumher vergoldetes Getäfel von Elfenbein mit erhobener und vertiefter Bildnerarbeit; die Wände, von den ſchönſten Gemälden belebt; Silberplatten als Spiegel, von der Größe menſchlicher Körper, reich beſetzt mit Edelgeſtein: an den Thüröffnungen alexandriniſche Vorhänge von rother und blauer Farbe; Tiſche von Zederholz mit ſilbernem Fußgeſtelle; in einer Ecke des Gemaches eine zierliche Statue der Venus, wie ſie aus dem Meere ſtieg; vor derſelben ein marmorner Opferherd, aus deſſen Glut liebliche Düfte aufathmen. Die Fenſter gewähren eine reizende Ausſicht auf Wieſen und Haine, von Bächen durchſchlängelt, und mit der reichſten Fülle von Blumen und Blättern im mannigfaltigſten Farbenſpiel geſchmückt. In der Nähe des Bildniſſes der Liebesgöttin ſteht ein Ruhebett von Elfenbein, das Fußgeſtelle von Silber, die Kiſſen mit Blättern von Maltheſer Roſen und anderen eben ſo wohlriechenden als ſeltenen Blumen gefüllt.

Auf dem Ruhebette lag eine weibliche Geſtalt, in ſchlanker Fülle der edelſten Bildung und vom Zauber des entzückendſten Liebreizes umfloſſen; ihr Antlitz die lieblichſte Lüge frevelhafter Sinnlichkeit, ihr Körper ein Tempel der Schönheit, in dem die häßliche Seele von Götzendienern verehrt wird.

Ein langes Ueberkleid von glänzend weißem, mit Garn und Flachs durchwirktem Seidenſtoff, am untern Rande mit Gold und Purpur verbrämt, zeigte, halbdurchſichtig, die ſchönen Formen der ruhenden — Meſſalina. Ein goldener Gürtel, mit ſtrahlenausſtrömenden Juwelen beſetzt, umſchlang die Mitte des Leibes. Unter dem wogenden Buſen der Aufgeregten vereinigte ſich ein Gewebe farbiger Bänder. Auf der linken Schulter glänzte eine Spange, ſchimmernd wie das hellſte Sternenlicht. Mit ihr wetteiferten die Ohrgehänge und das Halsgeſchmeide. An jedem Finger prangten drei Ringe mit Gemmen, an denen die Arbeit der Künſtler noch koſtbarer war als der hohe Werth der ſeltenen Steine.

Selbſt die Schuhe von meergrüner Farbe zeichneten ſich durch ihre Perlenſtickerei aus, indem ſich von den mit Salben getränkten Sohlen der angenehmſte Wohlgeruch verbreitete. Die Lockenreihen des gekräuſelten, ſalbenduftenden Haares waren, mit goldenen Nadeln geheftet, mit Perlenſchnüren und Bändern durchwunden, und auf dem Scheitel in der Form eines Helmes übereinander gelegt, während die Haarfulle am Hintertheil des Kopfes in einem von Goldfäden geflochtenem Netze ruhte.

Meſſalina richtete ihre ſpähenden Augen ſehr oft auf den Haupteingang des Gemaches. Ihre Ungeduld und Unruhe ſtiegen mit jedem Augenblick. Endlich brach ſie das Schweigen und ſagte zur Lieblingsſclavin, die wie ein Bildniß der Geduld am Fußgeſtelle des Ruhebettes ſtand: „Claudius ſchläft nie länger als drei Stunden. Eine halbe Stunde iſt ſchon verfloſſen. Die Zeit drängt. Was zögert Ahasver, das räthſelhafteſte aller Weſen auf Erden?"

„O Gebieterin!" ſagte zitternd das krankhafte, blaſſe Mädchen. „Mir graut vor dem Unhold, dem Unheimlichen, Schrecklichen! Wollten doch die himmliſchen Götter, daß Du das Flehen Deiner treueſten Dienerin hörteſt! Du würdeſt ihn nicht hineinziehen, Du würdeſt ihn von Dir ferne halten; Du würdeſt, je eher, je beſſer, ſeine Verbannung aus Rom bewirken. Er iſt ein Zauberer, ein böſer Geiſt, und Unheil geht von ihm aus, verderblich Jedem, dem er naht."

Meſſalina erwiederte lächelnd: „Du biſt ein thörichtes Kind, muthig in Liebesangelegenheiten, außerdem aber furchtſam, und der Sinn für das Große fehlt Dir ganz. Ahasver iſt ein wilder, aber ein kräftiger, kühner Menſch. Nur er vermag es, erfolgreichen Beiſtand bei meinen Unternehmungen mir zu leiſten, die eben ſo kühn als ſchnell ausgeführt ſein müſſen. Narciß, Kalliſt und Pallas wiſſen, daß ſie die Geſchöpfe meiner Huld ſind und ihr Alles mir verdanken; ſie wiſſen, daß ihr Genoſſe, der freigelaſſene Polyb, den Verluſt meiner Gnade mit dem Leben bezahlen mußte. Sie mögen immerhin glauben, daß ſie meine Vertrauten ſind, und daß ich ihrer Mitwirkung bedarf. Sie werden mir auch, ich zweifle nicht, eifrig dienen. Kann ich aber mit voller Sicherheit und Beruhigung auf ſie bauen? Und wie lange? So lange die Vielbedürfenden meiner bedürfen, ſo lange die jetzt beſtehenden Verhältniſſe ſie an mich ketten, ſo lange ſie nicht ungefährdet ſelbſtſtändig auftreten dürfen. So lange mein Geiſt ſeine treue Bundesgenoſſin in meiner Schönheit findet, ſo lange gebiete und trotze ich einer Welt, in der ich nur den ſchäumenden Becher des freieſten Lebensgenuſſes erblicke; aber wer kennt nicht die Flüchtigkeit der wechſelnden Zeit? Wer kennt nicht die Launen der treuloſeſten aller Göttinnen, der ewig unſtäten, heimatloſen Fortuna, die weder auf Erden, noch im Himmel eine bleibende Stätte hat? Darum ſei kein Tag verloren, keine Stunde unbenützt! Ahasver iſt der Einzige, auf den ich zur Erreichung meines Zweckes mit Gewißheit bauen darf. Sei er ein böſer Geiſt! Immerhin! Ich benütze ihn zu meinem Beſten. Sei er ein Zauberer! Immerhin! Seine geheimen Kräfte ſollen mir dienen, meinen eigenen Zauber zu erhöhen.

Mag er Jahrhunderte ſeines Lebens zählen! Immerhin! Seine Erfahrungen werden deſto reicher und geprüfter ſein. Mag er, aus dem Grabe emporgeſtiegen, als lebendiger Todter umherwandeln! Er ſoll mir helfen, alle Genüſſe des Lebens zu erſchöpfen. Er, deſſen ich bedarf, iſt der Einzige in Rom, der meiner nie bedürfen wird. Was ſoll ihm das Geld? Er lebt bedürfnißfreier als ein Gott! Was ſoll ihm die Macht? Iſt irgend ein König der Erde ſo mächtig wie Er? Kann er Ruhm und Herrlichkeit wünſchen, Er, den alle Welt anſtaunet und fürchtet? Kann ſein Ehrgeiz nach einem Throne ſtreben? Er, der eine Heimat weder ſucht noch kennt? Will er ein ſtillbehagliches Loos ſich gründen? Er, der Mann ohne Raſt und Ruhe? Strebt er nach den Freudengenüſſen der Liebe? Er, der Herzloſe, der nur haſſen will? Sei der Räthſelhafte immerhin, wie er ſelbſt ſich nennt, der böſe Genius der Cäſaren, ein Grund mehr, daß er mein Genius ſei! Wäre ich nicht Meſſalina, — Juno, die Königin der Götter, höre meinen Schwur! — ich wünſchte Ahasver zu ſein.“

Die Sclavin ſchauderte, ſtieß, das todtenbleiche Geſicht mit beiden Händen bedeckend, einen dumpfen Schreckenslaut mit verſagender Stimme aus, und ſank zu Boden.

Ahasver trat ein. Er ſchlug den dunkelgrauen Mantel auseinander; in dem ſchwarzen Gürtel, der ſeine Lenden umgab, ſtak, einem Dolche gleich, jenes Bein, welches er aus Caligula's Leichenfeuer genommen und dem zitternden Claudius in die Hand gegeben hatte. Meſſalina reichte ihm lächelnd die Rechte; als er ſie aber küßte, ſchwanden die Roſen von ihren Wangen. Schnelle Faſſung gewinnend, ſagte ſie: „Du kenneſt meine Wünſche, darf ich Deinen Beiſtand hoffen?"

Ahasver's Züge verzerrten ſich zu einem furchtbaren Lächeln; ſeine durchbohrenden Blicke weilten lange auf der ſchönen Frau. Dann ſagte er mit dumpfer Stimme:

„Du ſetzeſt alſo voraus, daß Deine Wünſche auch die Meinigen ſind, und Du haſt nicht unrecht. Du willſt das Böſe; ich will es auch; der Unterſchied zwiſchen uns Beiden liegt nur darin: Du gibſt Dich dem Böſen hin, um zügelloſen Leidenſchaften zu fröhnen; ich, weil es mir Freude macht, den Böſen Böſes zu thun. Ich handle, meinem Fluche folgend; Du handelſt, um den Fluch auf Dich zu ziehen. Ich will Dein Verbündeter ſein, weil die Römer, eigentlich die Menſchen überhaupt, des Guten nicht würdig ſind. Hochmuth, Selbſtſucht und Sinnenluſt ſind die Götzen, denen ſie fröhnen. Werden die Römer von ihren Tyrannen mißhandelt, ſo haben ſie es ſelbſt verſchuldet, denn die Verworfenheit des Volkes bildet Tyrannen; ſie bringt den Herrſcher dahin, es zu verachten. Die Verachtung erzeugt Grauſamkeit, und der Herrſcher, der keine Menſchen vor ſich erblickt, wird ein Unmenſch. Dieſes Rom, ſo wie es iſt, iſt die Heimat aller Laſter und Verbrechen. Nur Eines fehlte noch: ein herrſchſüchtiges zügelloſes Weib. Wo die weichlichen Männer feige Weiber ſind, müſſen die Weiber übermüthige Männer werden, müſſen jene an Schamloſigkeit übertreffen; ehrenwerthe Männer müſſen dann als Zerrbilder einer veralteten Zeit verſpottet, tugendhafte Matronen lächerlich werden. Die Keuſchheit muß verachtet, die Schamloſigkeit gerühmt werden, und die Ehepaare müſſen eilen, in Ehebruch und Vergiftung einander zuvorzukommen. Ich grüße Dich, Meſſalina, als eine neue Geißel des entarteten, tief geſunkenen Reiches! Du wirſt meine ganze Thätigkeit in Anſpruch nehmen. Baue auf meinen Beiſtand! Morde! Buhle! Schone keinen Deiner Sclaven! Scheue keinen Deiner Götter! Die Einen ſind *nichtig* ſo wie die Andern. Ich ſpreche Dich im vorhinein frei von aller Schuld. Wer das ſchändliche Treiben der Hohen und Niedern, der Tyrannen und ihres Pöbels ſieht, kann er an Edles, Gutes, Schönes glauben? Kann unter den Unheiligen ihm etwas heilig ſein? Auch die Beſte und Reinſte müßte in dieſem Sündenpfuhl alles Mitgefühl für ihre ſelbſtverſchuldeten Leiden ablegen und mit jedem Tage herzloſer werden unter den Herzloſen. Eure Fabellehre, an deren Lügen ich mich ergetze, hat einen tiefen Sinn, den ihr ſelbſt nicht kennet. Deukalion und Pyrrha warfen, dem Säemann gleich, *Steine*, und aus der Steinſaat wurden *Menſchen*. Cadmus ſäete Drachenzähne, und erzgerüſtete Menſchen ſtiegen aus der Erde empor, die, kaum an's Tageslicht tretend, ſich wechſelſeitig tödteten. So wurden aus Steinen Menſchen, und Menſchen, wie eure Niobe, vor Schmerz zu Stein. *Ein* Menſch iſt für den andern ein verſteinerndes Meduſenbild. Steine und Menſchengebein ſind einander ſo nahe verwandt, daß das alternde Gebein endlich Stein wird. Das Beſte am Menſchen *vergeht*; nur Schädel und Gerippe *bleiben*. An verſteinerten Herzen beſteht noch jetzt ein Ueberfluß, und trüg' ich nicht ſelbſt ein Herz von Stein in der Bruſt, ſo würdeſt Du, Meſſalina, vergebens meinen Beiſtand verlangen. So aber haſt Du, Schlaue, unter Tauſenden den rechten Mann herauszufinden gewußt. Ich ſoll Dir helfen, Deinen Gatten zuerſt ehrlos, dann vielleicht leblos zu machen. Recht ſo! Er verdient es, weil er ein Weib nahm, und noch mehr, weil er eine Meſſalina zum Weibe nahm, das herrliche Vorbild der römiſchen Matronen, deren Wandel des ehelichen Lebens Fluch iſt, zu einer Zeit, wo die herrſchende Eheſcheue der gute Genius der Männer iſt. Und nun — baue auf mich!"

Der Verhang der Thüre hob ſich, und eintraten Kalliſt, der lebendige Sammelkaſten der Bittſchriften, Narciß, der Geheimſchreiber, und Pallas, der Verwahrer des kaiſerlichen Schatzes. Den Character eines jeden dieſer wichtigſten Männer im Staat, ſprach das Aeußere deutlich aus. Die ſcharfen, harten und widrigen Züge in Kalliſt's bleichem, hagern Geſichte, und der hämiſche Zug um den Mund, verkündeten Stolz und Herzloſigkeit. Pallas, der Wohlgemäſtete mit glänzender Haut, erſchien als Bild der Selbſtſucht und Schwelgerei. Narciß, gefällig und unaufhörlich lächelnd, und mit forſchenden Augen Jeden belauernd, ließ den Meiſter in Schlauheit und Liſt nicht verkennen. Die einzige, dieſen, einander haſſenden Weſen gemeinſame Eigenſchaft war ihre grenzenloſe Habſucht. In Jedem von ihnen gohr bei dieſer Zuſammenkunft die häßliche Vermiſchung der zwei widerſtrebenden Gefühle von Wichtigkeit und Nichtigkeit.

Meſſalina empfing ſie mit erkünſtelter Freundlichkeit, Ahasver mit Verachtung. Die ſcharfſinnige Frau erkannte beim erſten Blick, was in Jedem von ihnen vorging. Sie, die mit Selbſtbeherrſchung Ahasver's Schmähungen erduldet hatte, richtete nun ihr ganzes Beſtreben dahin, Jedem nur ſo viel Geltung zu geben, als nöthig war, um keinen der Andern aufzuregen. Sie lenkte die feindlichen Elemente mit Feinheit, um ſie zu dienender Willfährigkeit zu vereinigen, ermuthigt durch den Gedanken, daß es in ihrer Macht ſtehe, die benützten Werkzeuge zu zerſchmettern, ſobald ſie ihrer nicht mehr bedürfe; denn ſie ſcheute und fürchtete nichts, ſobald es galt, ihren Willen durchzuſetzen, oder eine Leidenſchaft zu befriedigen. Auf ſolche Art wäre ihr noch weit Mehres gelungen, hätte ſie nicht in dem Wahn gelebt, daß ihr nichts mißlingen könne.

Meſſalina ließ nun den Lichtſchmelz ihrer Augen auf den Verſammelten ruhen und begann mit bezauberndem Lächeln:

„Glücklich, wer ſolche Freunde ſein nennt, die ſich mit feſtem Sinn zu demſelben Ziele verbinden! Schönheit und Geiſt ſind die Beherrſcher der Welt. Wir kennen uns; Offenheit walte! Vor Allem ſei es unſer Werk, meinen Gemahl beim Volke ſo beliebt zu machen, wie unſer Zweck es erheiſcht. Er zeichne ſich aus durch Handlungen des Edelſinns und der Gnade! Ihr werdet fragen, durch welche?

Ich habe ſie beſtimmt. Man wird ihm glänzende Ehrenbezeigungen zuerkennen; er ſoll ſie aber ausſchlagen. Er muß das Strafgeſetz der beleidigten Majeſtät aufheben, die Verbannten in ihre Heimat zurückrufen, die auf dem Volk laſtenden Auflagen vermindern und die Güter, welche Tiber und Caligula an ſich geriſſen haben, den rechtmäßigen Eigenthümern zurückſtellen. Nachher aber erfahre das jubelnde Volk, daß dieſe Wohlthaten unſer Werk, und wir die Quelle ſeines Glückes ſind! Dann erſcheinen wir als die Götter der willenloſen dankbaren Menge, die ſich Allem fügen und zu Allem bereit finden wird.“

Nach dieſen Worten ging Meſſalina auf das nächſte Ziel ihrer Wünſche zu. Sie zeigte ſich immer glühender, wie die Sonne, je mehr das verheerende Gewitter naht, und immer ſchöner, je mehr die Häßlichkeit ihrer dämoniſchen Natur ſich enthüllte. Sie, die keine Grenze ihrer Leidenſchaften kannte, ſie, die ſtets bereit war, der Befriedigung einer Begierde ihr Leben aufzuopfern, glaubte, wie ein edleres Weſen an die Unſterblichkeit der Seele glaubt, an die unzerſtörbare Unvergänglichkeit ihres körperlichen Daſeins. War daher ihr frevelhafter Leichtſinn ſtets geneigt, in einer Fülle des Lebensgenuſſes ſelbſt zu ſterben, ſo ſchien es ihr auch ein Leichtes, Andere, die ſich ihr in irgend einem Vorhaben hinderlich zeigten, aus dem Wege zu ſchaffen, wie man Steine, die uns im Wege liegen, mit dem Fuße wegſtößt.

Sie erklärte nun mit dem Schein der größten Unbefangenheit, daß ſie, gleich einer Gärtnerin, die das wuchernde Unkraut aus einem verwilderten Garten jätet, und

Pfade für die Luſtwandelnden ebnet, auch Rom und insbeſondere ihre Nähe von manchen nutzloſen oder widrigen Menſchenpflanzen reinigen wolle; denn nur Wenige ſeien geſchaffen und bevorrechtet, das Leben zu genießen, dem Andere entſagen müſſen, um Jenen den gewünſchten und gebührenden freien Spielraum zu geben.

Von ſolchen, die Würde des reinen und edlen Menſchen empörenden Trieben und Geſinnungen angeregt, nannte ſie nun die Namen derjenigen Männer und Frauen, welche ſie zum Tode beſtimmt hatte. Die drei Freigelaſſenen, die von der unternehmend kühnen Meſſalina mehr zu erwarten hatten, als vom ſchwachen Claudius, gaben ſich die Miene, alle Angaben der Gebieterin reiflich zu erwägen, um ihr dann deſto vollkommener beiſtimmen zu können; Ahasver aber ging noch weiter, indem er auch neue Gründe anzuführen wußte, um die Frevlerin zur Ausführung ihrer verbrecheriſchen Vorſätze zu entflammen.

Und ſo fingen denn die Gräuel an, deren Reihen Meſſalina, gleich einer Furie mit geſchwungener Fackel vorſchreitend, anführte. Hinrichtung folgte auf Hinrichtung, Selbſtmord auf Selbſtmord. Verſchont blieb nur die Menge der Niedern; Meſſalina verſchmähte es, die ſtolzen Blicke ihrer ſtrahlenden Augen in die dunkle Tiefe zu ſenken; die aufragenden Häupter der Hohen mußten fallen, die Herzen der Edeln mußten bluten; aus den Häuſern der Erſten im Staat, ja ſelbſt aus der Familie ihres unthätigen, ſchüchternen Gemahls, ergriff ſie ihre Opfer.

Während Claudius im Genuſſe üppiger Gelage ſchwelgte, ſich an Thier- und Fechterkämpfen ergetzte, Stunden beim Bretſpiel vergeudete, oder an einer geiſtloſen Geſchichte von Cäſar's Tode bis auf ſeine Zeit arbeitend, den Staat und die Gegenwart vergaß, ließ Meſſalina unter Mitwirkung ihrer vier Mordgehülfen, den Appius Silanus, den Gatten ihrer eigenen Mutter, einen Mann von großem Anſehen und allbekannter Redlichkeit, tödten, weil er ihre Vergehungen getadelt, und die Liebe, in welcher ſie, die ſchamloſe Stieftochter, zu ihm entbrannte, verſchmäht hatte. Sie pflegte von ihm, ſo wie von Jedem, den ſie morden ließ, zu ſagen: „Er paßt nicht in die Zeit.“ —

Am Tage vor der Hinrichtung traf es ſich zufällig, daß Claudius den Silan zu ſprechen verlangte. Meſſalina eilte zitternd und mit verſtörter Miene zum Gemahl; ſie bat und beſchwor ihn, von ſeinem gefährlichen Wunſche abzuſtehen. Als Claudius ſich weigerte, ließ ſie den zur Tragikomödie vorbereiteten Narciß eintreten. Dieſer ſtürzte dem Imperator zu Füßen, und erzählte ſchaudernd, er habe in einem Traume, den nur ein ſchützender Gott ihm geſendet haben könne, geſehen, daß Silan mit einem Dolch die Bruſt des Gebieters durchbohrte. Claudius ſtieß einen Schrei des Entſetzens aus, und befahl, dem Verräther ſogleich das Haupt abzuſchlagen. Er dankte den Göttern, überhäufte die für ſein Leben beſorgte Gattin mit Liebkoſungen und belohnte den treuen Narciß reichlich.

Wenige Tage nachher mußten auch die beiden Schwiegerſöhne und Nichten des Claudius ſterben, ohne Verhör, ohne Beweiſe einer Schuld; jene, weil ſie der Uebermüthigen die geforderten ſclaviſchen Huldigungen verweigert hatten, dieſe, weil die Schönheit der Mädchen zur Eiferſucht reizte. Als Claudius nach ihnen ſich erkundigte, fragte Meſſalina ihn lächelnd, ob er denn nicht wiſſe, daß die Verſchworenen auf ſeinen Befehl ſterben mußten? Nach kurzem Nachſinnen ſagte er: „Die Verſchworenen? ganz recht! Gebt morgen meiner Leibwache als Loſungswort den Vers aus Homer's Odyſſee: „Rache treffe den Mann, der mich zu beleidigen waget!“ —

Vinicius, des Kaiſers Schwager, ein Mann, der mit harmloſer Gemüthsruhe die edelſte Sittenreinheit vereinigte, mußte ſterben, weil er Meſſalina's Leidenſchaft nicht erwiederte; der reiche Valerius Aſiaticus, weil ſie nach dem Beſitz ſeiner ſchönen Gärten lüſtern war.

Cäcina Pätus ward beſchuldigt, an dem Aufſtand einer Legion Theil genommen zu haben. Claudius verurtheilte ihn ohne weitere Unterſuchung zum Tode, überließ ihm aber die freie Wahl der Todesart. Pätus, obſchon ein Held auf dem Schlachtfeld, kämpfend an der Spitze von Tauſenden, fand jetzt nicht den Muth, ſich ſelbſt zu tödten; aber nicht die Liebe zum Leben machte ihn feig, ſondern die Liebe zu der eben ſo ſchönen als mit den edelſten Eigenſchaften reichbegabten Gattin. Arria, die Urſache dieſer Entmuthigung ahnend und beſorgt für die unbefleckte Ehre des Liebenden, riß ihm den Dolch vom Gürtel, und ſtieß ſich den Stahl, Muth und Liebe zugleich bewährend, in die Bruſt. Sinkend, deutete ſie dem Gatten auf die Todeswaffe hin, mit den durch Jahrhunderte forthallenden Worten: „Geliebter!

die Wunde ſchmerzt nicht; denn Du wirſt mir folgen.“ — Pätus zog ſchweigend den Dolch aus dem Herzen, das noch blutete, aber nicht mehr ſchlug, und folgte der Treuen im nächſten Augenblick.

## IV.

## Die Verwandelte.

Das Spiel des Zufalls bewirkte bald eine gänzliche Umwandlung in Meſſalina's Gemüth. Silius, die Zierde der jungen römiſchen Ritter' und der ſchönſte Mann in Rom, das gefälligſte Benehmen mit bezaubernder Lebhaftigkeit des Geiſtes vereinigend, machte auf die Leidenſchaftliche beim erſten Anblick einen ſo tiefen, gewaltigen Eindruck, daß ſein Bild, und der Wunſch ihn zu beſitzen, jeden andern Wunſch aus ihrem Herzen, jeden andern Gedanken aus ihrer Seele verdrängte. Sie, gewohnt, ſich nichts zu verſagen, beſchloß ſogleich, Alles aufzubieten und das Aeußerſte auf das Ziel zu ſetzen, um zu dem Beſitze des Erſehnten zu gelangen. Alle Nachrichten, die ſie von ihm einzog, ſchilderten ihn als einen guten Menſchen und glücklichen Gatten. Sie hatte bis jetzt nur jene Liebe gekannt, welche, dieſes Namens unwürdig, als Sinnentaumel erſcheint; jetzt erwachte in ihr zum erſten Male ein, ihr bisher fremdes, edleres Gefühl. Die Heftigkeit ihres Weſens milderte ſich. Sie verſank in ſtilles Träumen, und die Wirklichkeit ſchien in dem Erwachen einer innern Welt unterzugehen. Lieblicher Morgen! wird die Glut der Sonne keine verheerenden Gewitter bringen? Stille Spiegelfläche des Meeres! werden keine raſenden Stürme dich empören?

Meſſalina ſaß einſam in ihrem Lieblingsgemach, auf Mittel ſinnend, dem Geliebten ſich im vortheilhafteſten Lichte zu nähern. Die drei Freigelaſſenen, denen der Zutritt zu jeder Stunde des Tages geſtattet war, ſtanden plötzlich vor ihr. Meſſalina, in ihre Gedankenträume vertieft, ſah und hörte ſie nicht. Als ſie die Unwillkommenen bemerkte, bemächtigte ſich ihrer ein Schrecken, den ſie kaum zu bemeiſtern vermochte. Die ſchlauen Heuchler ſchienen es nicht zu bemerken; ſie ſagten ſich nur durch flüchtige Blicke, daß ſie es bemerkten, und zogen ſich, mit ſcheinbarer Ehrfurcht ſchweigend zurück. Als Meſſalina die verlorene Geiſtesgegenwart wieder gewonnen hatte, ergriff ſie zuerſt der Gedanke, ob es gut und nöthig ſei, dieſe Männer, in deren Arme ſie ſich nun einmal geworfen hatte, ſchon jetzt zu Vertrauten dieſer Leidenſchaft zu machen? Sie faßte, von den Umſtänden gedrängt, und vor den Gefährlichen bangend, den Entſchluß, einen Theil des Geheimniſſes preiszugeben, um vor der Hand die Hauptſache deſto ſicherer verborgen halten zu können. Mit der heitern Miene der Unbefangenheit, winkte ſie nun den Harrenden, näher zu treten.

Narciß überreichte ihr ſchweigend eine Tafel. Meſſalina fragte ihn, wie zerſtreut und noch mit andern Gedanken beſchäftigt: „Was ſollen die Namen, die hier ſtehen?“ —

Narciß erwiederte ernſt: „Sie ſollen ſterben!“

Meſſalina legte das Verzeichniß auf das neben ihr ſtehende Tiſchchen und ſagte, ihr Geſicht mit dem lieblichſten Lächeln ſchmückend: „Ich will mir's überlegen; es hat nicht Eile. Noch mögen ſie leben! Ich liebe, — und die Liebe ſcheut den Tod. Ich liebe; ja — ich liebe; das ſei aber nur Euch, meinen Freunden, geſagt! Morgen ſehen wir uns wieder.“ — Ein holder Blick begleitete die Scheidenden, mild und leuchtend wie ein Strahl der Abendſonne.

Meſſalina, über ihren Planen brütend, verweilte nun täglich mehrere Stunden in der Einſamkeit der luculliſchen Gärten, deren Beſitz ihr der Tod des Valerius Aſiaticus verſchaffen mußte. Ihre Lieblingspartie war hier ein kühler, ſchattig dämmernder Luſthain von Myrten, Cypreſſen, Lorbeern, Oelbäumen und Pappeln. Zu dieſem ſtillen Bunde geſellten ſich auch Ahornbäume, den Stamm mit Epheu bekleidet, der die Bäume, von einem Zweige zum andern ſich hinziehend, miteinander verband. Eine eigene kleine Abtheilung machten die Buchsbäume, ſo künſtlich zugeſchnitten, daß einige derſelben Namen bildeten, andere die Geſtalten verſchiedener Thiere darſtellten. Zwiſchen dem tiefen Dunkel dieſer Bäume, unter deren Laub-Baldachin mehre Statuen von weißem Marmor ſtanden, breitete ſich eine Wieſe aus, mit Roſen bewachſen, die ſich des reinſten Lichtes und einer ſanften Sonnenwärme erfreuten. Belebende Bächlein durchſchlängelten in geſchäftiger Eile den hellgrünen üppigen Raſen. Den Hintergrund bildete eine Marmorgrotte; Weinranken und Epheugewinde umzogen den Eingang und die hohen Wände bis zum Gipfel hinauf. Die Vertiefung im Innern der Grotte bildete ein zierliches Gemach, von dem umſchattenden Laubwerk mit traulicher Dämmerung erfüllt. In dieſem Gemache, dem geheimen Wohnſitz des Friedens und der Stille, ſtand ein Ruhebett, von deſſen glänzend weißem Marmor die Beleuchtung des Ganzen auszugehen ſchien, auf vier kleinen Säulen. Aus demſelben floß, vom Druck des auf dem Bette Liegenden ausgepreßt, durch dünne Röhrchen, ein klares Waſſer, welches ſich dann in ein Marmorbecken ergoß, wo es, in die Höhe getrieben, einen Springbrunnen bildete, deſſen aufſteigender und niederfallender Strahl im reichſten Farbenſchimmer funkelte. Dieſes leiſe Plätſchern des Waſſers und das ſäuſelnde Geflüſter der Bäume wirkte mit einer, die Sinne betäubenden Zauberkraft auf Jeden, der hier länger verweilte.

Nur auf ein Weſen blieb dieſe vereinigte Zauberkraft der Natur und der Kunſt ohne Wirkung.

Im düſtern Schatten eines dunkeln Cypreſſengebüſches ſtand Ahasver. Ein hämiſches Lächeln ſchwebte um ſeinen Mund, während ſeine funkelnden Augen nach jenem Ruhebette hinſtarrten, auf welchem Meſſalina lag. Ihr Inneres war aber zu ſehr bewegt, als daß ſie in dieſer ruhenden Lage zu bleiben vermochte hätte. Sie ſprang auf, und ging mit haſtigen Schritten im Gemache auf und nieder. Ahasver's dunkle Geſtalt, vom Gebüſche verdeckt, konnte ſie aber nicht ſehen.

In ſeinem Innern hielten bösartige Gedanken ihre wilde Jagd:

„Unſeliges Weib! Spielball der Leidenſchaften, deren eine dich der andern zuſchleudert! Deine Herrſchſucht treibt Dich, bis du dem Sinnentaumel erliegſt, und du ſchwelgſt, bis deine müden Sinne, nach einem neuen Genuſſe lechzend, im Hochmuth ſich ſelbſt betäubt haben. Das Leben der Edelſten haſt du geopfert, und nun ſinneſt du darauf, dich in einen Strom von Lebensfreuden zu ſtürzen. Deine zügelloſen Begierden nenneſt du Liebe. Ich fühle ſie nicht, ich will nie fühlen dieſes wilde Flammenſpiel eines zerſtörenden Vulkans, dieſe Feuerhimmel voll Todeswolken, dieſe blühende Erde, von einer Seuche verheert!“

„Welcher Sterbliche vermöchte den holden Lichtgeiſt in der Glorie ſeiner Schönheit zu faſſen, ſo lange Selbſtſucht und Eigennutz die Triebfedern menſchlicher Handlungen ſind? Wenige ahnen das Edle und Reine; dem Irdiſchen, dem Bedürfniß huldigen ſie Alle. Soll ich gut ſein unter Schlechten, wahrhaft unter Falſchen? Weib! Ich möchte dein böſer Genius ſein, du aber bedarfſt meiner nicht, du genügſt dir ſelbſt. Bös iſt das Weib, ſchwach der Mann. Wer kann deiner Verlockung widerſtehen? Noch lebt dein neuer Buhle frei von Verbrechen; Liebe und Ehre feſſeln ihn an ein treues, gutes Weib. Lock' ihn, zieh' ihn an dich, zieh' dich und ihn in den Abgrund des Laſters, Sirene! Wirke thätig und beſchleunige Rom's Verderben! Ein liebendes Weib zählt wenig, ein verliebtes iſt zu Allem bereit. Das labt mir die Seele. Baue auf mich!“—

Dieſe Gedanken plötzlich abbrechend, ſchritt Ahasver haſtig in die Grotte. Meſſalina erſchrack über den unerwarteten Beſuch.

**Meſſalina.** Was führt Dich zu der Einſamen?

**Ahasver.** Die Liebe.

**Meſſalina.** Liebe führte Dich zu mir?

**Ahasver.** Es wäre wenigſtens neu — und Du biſt ja dem Neuen hold?

**Meſſalina.** Ich achte in Dir den Mann.

**Ahasver.** Der nicht buhlen kann? der ſich vom Weibe nicht beherrſchen läßt? Meſſalina! Dich ſelbſt täuſchen kannſt Du, mich nie! Du willſt nur Sclaven, keine Männer, am wenigſten einen Mann. Das Schickſal iſt Dir günſtig; der Augenblick der Erfüllung Deines Wunſches iſt da.

**Meſſalina.** Wie meineſt Du das als Freund?

**Ahasver.** Der Gegenſtand Deiner Sehnſucht harret in dieſem Gebüſch auf die Erlaubniß, vor Dir erſcheinen zu dürfen.

**Meſſalina.** Silius? Welcher Gott führt mir den Gott in die Arme?

**Ahasver.** Der Gott bin ich. Der Gott aber, den ich, wie Du ſagſt, in Deine Arme führe, wünſcht Deine Fürbitte bei Deinem Gemahl. Um eine Ehrenſtelle zu erhalten, ſcheut man die Schande nicht. Gewähre! Mache ſeine Liebe zum Preis für Deine Huld, und in wenigen Minuten iſt der Freie Dein Sclave, der Reine, Dein Mitſchuldiger, der treue Ehegatte ein Ehebrecher.

**Meſſalina.** Wie pocht mein Herz! Wie beben meine Glieder! Er komme!

**Ahasver.** Nur Eines noch vorher! Unter dieſen Statuen hier ſteht auch das Marmorbild desjenigen Valerius, den Du ermorden ließeſt, um zum Beſitze dieſes ſchönſten aller Gärten in Rom zu gelangen. Sein Geſicht wäre ein Freudenſtörer, wäre ein ewiger Vorwurf, der jede Luſt verbittern würde. Was ſoll der Todte im Reich der Lebensluſt? Weg mit ihm! Während Du, Glückliche, Dein Ziel erreichſt, falle er in Trümmer!

Ahasver entfernte ſich. Silius trat in die Grotte. Meſſalina, keines Wortes fähig, ſprach mit Blicken Dasjenige aus, was die glühendſte Sprache auszudrücken nicht vermocht hätte. Ihre Augen ſchienen ein Feuerquell der Leidenſchaft zu ſein. Ihre Flammen betäubten, verſengten den von Verwirrung ergriffenen jungen Mann. Sie unterbrach endlich das Schweigen mit den Worten: „Wäre ich Venus, nur Du würdeſt mein ſpröder Adonis ſein. Schließe hieraus, wie ſehr ich geneigt bin, Deine Bitte zu gewähren! wie ſehr ich es wünſche, Deine Glücksgöttin zu werden! Vertraue mir, und hoffe das Beſte!“

Meſſalina bot nun alle Macht der Schönheit, allen Zauber der Liebenswürdigkeit auf, und der Bethörte ſank — Alles vergeſſend — zu ihren Füßen. In dieſem Augenblick erſchollen die Schläge der Axt, durch welche die Trümmer der Statue des Valerius zu Boden ſtürzten.

Meſſalina erſchrack und eilte an den Eingang der Grotte. Das Werk der Zerſtörung, welches ſie hier erblickte, ſchien ihr ein Zeichen von übler Vorbedeutung. Auch Silius fühlte durch dieſes widrige Ereigniß ſein Inneres erſchüttert; es ſchien ihm, als ſtürme ein gewaltiger Geiſt der Zukunft vernichtend auf das ſtille Glück der Gegenwart und reiße ihn ſelbſt in einen Wirbel neuer Lebensgenüße hinein. Meſſalina wußte den Aufgeregten wohl zu beruhigen; doch gelang es ihr nicht, ihn zu bethören, wie ſie es wünſchte. Er verſprach, am nächſten Morgen ſich wieder hier einzufinden, um die freudige Nachricht von dem glücklichen Erfolge ihrer Fürſprache zu vernehmen.

Meſſalina verfolgte den Scheidenden, der wie ein Träumender hinwandelte, mit den glühenden Augen, bis er in den fernſten Gebüſchen verſchwand; dann warf ſie ſich auf das marmorne Ruhebett, ſprang nach wenigen Minuten wieder auf, und der Sturm ihres Innern ergoß ſich, von heftigen Geberden oft unterbrochen, in die Worte: „Was ſind ſie alle die Männer, die ich je geſehen, gekannt, ſie alle, die ich je zu lieben glaubte, — was ſind ſie gegen ihn? Marmorbilder gegen einen wirklichen Gott! Jetzt, jetzt zum erſten Male fühle ich, was Liebe iſt, jetzt zum erſten Male fühle ich das Glück, welches Venus, Luna, Aurora genoßen, da ſie die Schönſten der Sterblichen, Adonis, Endymion, Cephalus, liebten und bereit waren, das Glück ihrer Gottheit dem Glück der Liebe zu opfern! Er ſei mir eigen, ſo wie ich und Alles, was ich gewähren kann, durch mich ſein Eigenthum werde! Dich, ohne den die Welt ein Nichts iſt, will ich überſtrömen mit Macht und Ehre, Glanz und Schätzen. Ohne dich — was wäre mir nun das Leben? Selbſt für dich und mit dir zu ſterben, wäre ein Glück. Ich trotze jeder Gefahr, die ſich drohend ſtellen mag, zwiſchen dich und mich. Ich würde dir einen Thron zum Opfer bringen, wäre es nicht ſchöner, ihn mit dir zu theilen. Liebe iſt kühn; Liebe wagt Alles.“

„Wie Feuer wogt das Blut mir durch die Adern; das Herz will mir die Bruſt zerſprengen; Schwindel befällt mich. Iſt's Fiebertaumel, iſt's Wahnſinn, was ſo gewaltig mich ergreift? — — Und eine Andere ſoll dich beſitzen? Nimmer! Ich nur kann dich ſo erkennen, wie du biſt; ich nur vermag es, dich ſo zu lieben, wie du geliebt ſein mußt! Meine Liebe mache dich zum Gott, und Götterwonne auf Erden ſei unſer Leben!“

## V.

## Opfer für Opfer.

Am Ausgange des Gebüſches trat Ahasver dem Träumenden entgegen. Silius, die Hand noch heiß von der ihrigen, die Augen noch flammend, als wäre die Glut der ihrigen in ſie gedrungen, erſchrack beim Anblick des Düſtern und ſeines hämiſchen Lächelns. Ihn zu meiden wendete er ſich nach einem andern Pfade; Ahasver aber hielt ihn feſt und ſagte:

„Schön iſt das Glück der Liebe, noch ſchöner ein Diadem, das ſie verleihen kann.“ — Damit entfernte er ſich.

Silius hatte die Meinung des böſen Genius ſogleich erfaßt, und der Gedanke des Hochmuths vollendete in dem Bethörten, was die Gewalt erwachender Leidenſchaft begonnen hatte.

Am nächſten Morgen erſchien Silius in der einſamen magiſchen Grotte, an deren Eingang, ihn mit Sehnſucht erwartend, Meſſalina ſtand. Sie empfing ihn mit jenem Lächeln, bei deſſen Anblick das Herzblut in Flammen auflodert, und welches durch den ſchnellſten Wechſel von Bläſſe und Purpur, der die Wangen überflog, einen eigenen Reiz gewann, der den Schauenden im Zweifel ließ, ob die Macht dieſes Lächelns ſtärker ſei, wenn es in der ſchmachtenden Bläſſe dahinſtarb, oder wenn es im entglühenden Purpur neu auflebte.

Nun verkündete ſie dem Glücklichen die Gewährung ſeiner Bitte. Die, wie ein Lichtbild der Schönheit vor ihm ſtehende Geſtalt, das unverkennbare Entgegenkommen leidenſchaftlicher Liebe, der geſchmeichelte Stolz und das Aufwallen der Dankbarkeit übten über den Betäubten und Entzückten eine ſolche Gewalt, daß er, ſeiner nicht mächtig, Alles vergeſſend und Alles wagend, auf die Knie ſinkend, Meſſalina's Knie umſchlang. Ihre leuchtenden Augen blickten in die Augen des zu ihr Emporſchauenden, wie der Mond in eine Silberquelle. Sie zog ihn empor, und — lag in ſeinen Armen.

So hatten Beide ohne Worte ſich das geſagt, was ſie ſich nie hätten ſagen ſollen. Das ſtumme Geſtändniß wirkte mehr als das beredteſte, und der Gedanke an das Verbrechen des Doppelverraths der Treue erſchien den Wahnſinnigen wie eine ſchöne, farbenſchimmernde Giftblume; ſie ſahen nur die reizende Blume, nicht das verborgene Gift. Silius erwachte, wie von ſeinem guten Genius aufgeſchreckt, aus dem Sinnentaumel. Er bot alle ſeine Kraft auf; er riß ſich los; er floh, — um deſto ſchwächer zurückzukehren.

Die Grenze war nun überſchritten, die Schranke gebrochen, und der Muth des Böſen hatte freien Spielraum. Meſſalina überhäufte den Bethörten nicht nur mit Zärtlichkeit, ſondern auch mit reichen Geſchenken, und mit den glänzendſten Verheißungen für die Zukunft. Dieſes Zuſammenſein endete damit, daß Silius, der in ihn Dringenden den Schwur leiſtete, ſich von ſeiner Gattin Julia Silana zu trennen; ein Schwur, den er auch binnen wenigen Tagen in Erfüllung brachte. Meſſalina nahm es auf ſich, die Geſchiedene reichlich zu entſchädigen. Beſitzt aber die Welt etwas, was den Verluſt der Liebe und Treue zu erſetzen vermöchte?

Nun ließ Meſſalina, deren Kühnheit mit jedem Tage wuchs, den Schleier des Geheimniſſes fallen; ſie nahm öffentlich und ohne Rückhalt die Beſuche des Buhlen an.

Bei einem dieſer Beſuche, wo Beide es für nöthig fanden, ihrem Ziele ohne Zögerung näher zu treten und einen Plan raſcher Ausführung zu entwerfen, wurde die Sache mit kühner Freiheit beſprochen.

Meſſalina glaubte, wenigſtens zum Theile, noch immer die Schüchterne, Zurückhaltende, ſpielen zu müſſen; Silius aber, der ſchon ein ſo bedeutendes Opfer, die Trennung von der Gattin und vom Glücke des häuslichen Still-Lebens gebracht hatte, und die über ſeinem Haupte ſchwebende Gefahr erkannte, fand es nöthig, nun einen kühnen Schritt vorwärts zu thun. Der Gedanke an ein Diadem, welchen Ahasver in ihm aufgeregt hatte, trat mit der entflammten Leidenſchaft in eine ſo innige Verbindung, daß der Verblendete den Entſchluß faßte, ein Aeußerſtes zu wagen. Er zweifelte nicht, dabei Meſſalina's eigenem Wunſche entgegen zu kommen, und das frevelhafte Beginnen erſchien ihm nicht mehr frevelhaft, da er es einmal über ſich vermocht hatte, ſeinen guten Genius, die treuliebende Gattin, von ſich zu ſtoßen.

Er erklärte daher Meſſalinen geradezu: „ſie ſeien ſchon zu weit gegangen, um einen Rückſchritt thun zu können. Muthiges, raſches Vorwärtsſchreiten ſei das Einzige, was ihnen noch übrig bliebe, um dem drohenden Verderben auszuweichen. Nur ein verzweifeltes Unternehmen könne ihnen Sicherheit für offenbare Verſchuldung gewähren. Das Ergreifen unſchädlicher Maßregeln fromme nur den Schuldloſen; öffentliches Vergehen könne nur in der Kühnheit Schutz ſuchen und finden. Es gelte nun Opfer für Opfer. Gab er die Gattin hin, ſo ſei er berechtiget, ein Gleiches von ihr zu fordern. Erfahre Claudius ihr Verhältniß, der ganzen Stadt früher bekannt als ihm, endlich dennoch, ſo ſeien ſie ohne Rettung verloren."

Meſſalina bemerkte mit ungewohnter Gelaſſenheit, Claudius ſei zwar unvorſichtig gegen Liſt, aber heftig, wenn ſein Zorn entbrenne. Beängſtigung heuchelnd, obwohl ſie die Hindeutung auf den ſchrecklichen Vorſatz deutlich verſtand, bat ſie den Verwegenen, ſeine Meinung beſtimmt auszuſprechen.

Dadurch ermuthiget, ſagte Silius: „Uns bleibt nur ein Mittel übrig: das Zuvorkommen, eh' es zu ſpät iſt. Ich verſtieß aus Liebe zu Dir eine geliebte Gattin; Du entledige Dich eines ungeliebten Gatten. Soll ich an Deine Liebe glauben, ſo gib mir den Beweis, wie ich ihn Dir gab! Claudius darf nicht leben, wenn das Glück unſerer Liebe beſtehen ſoll.“

Meſſalina erblaßte und zitterte, vor ſich hinſtarrend: ungeheucheltes Entſetzen ergriff ſie; die Urſache deſſelben lag aber weniger in dem gräßlichen Bilde des Gattenmordes, ſondern mehr in dem Schrecken des ſchnell erwachenden Gedankens: „Wird der Buhle, mit dem Diadem geſchmückt, das meine Hand ihm reichte, als mein Gatte mir dieſelbe Glut der Liebe bewahren? Wird er nicht dann, zurückſchaudernd vor dem in der Gefahr gebilligten Verbrechen, die Mitſchuldige ſcheuen, von ihr auch dieſelbe Gefahr für ſich befürchten und an ein gleiches Zuvorkommen denken?“

Silius las dieſe Gedanken in den Mienen der in dieſem Augenblick ſich ſelbſt Vergeſſenden, und ſagte, ſie zu beruhigen:

„Meine erſte Pflicht als dankbarer glücklicher Gatte wäre, in der Mutter auch ihren Sohn als den meinigen zu lieben. Kannſt Du dies von einem Claudius erwarten, der nur ſich ſelbſt liebt, der Seinigen nur dann gedenkt, wenn Eigennutz oder Zufall ihn an ſie erinnert? von einem Claudius, der mit Gleichgültigkeit oder nach Laune ein Todesurtheil ſpricht, und die auf ſeinen Befehl Gemordeten am nächſten Tage zu einem Luſtgelage ladet?“

Meſſalina ſchwieg. Trauernder Ernſt lagerte ſich wie eine Wolke auf die Roſenflur ihrer Wangen. Silius fuhr fort:

„Ich würde Deinen Sohn Britanicus an Kindesſtatt annehmen, und Alles aufbieten, ihm als meinem nächſten Nachfolger den Thron zu ſichern. Kannſt Du von dem wankelmüthigen Träumer Claudius ein Gleiches hoffen?“

Die treffende Wahrheit dieſer Aeußerung durchzuckte Meſſalina's Innerſtes wie ein Blitz. Die Mutterliebe erwachte in dem weiblichen Herzen in ihrer ganzen Stärke für den Sohn, der von Claudius allerdings viel zu fürchten, und wenig zu hoffen hatte; dennoch aber ſchauderte ſie, die im Sturm der Leidenſchaft ſchon ſo manches Leben ſelbſt geopfert hatte, vor dem entwürdigenden, gräßlichen Gedanken des Gattenmordes. Silius bemerkte dieſen Abſcheu und faßte eben dadurch eine günſtigere Meinung von ihr; ſein beruhigtes Mißtrauen fachte die Glut ſeiner Liebe zu höherer Flamme an.

Meſſalina, ſcharfſinnig und fein beobachtend, las in ſeiner Seele den Eindruck, welchen dieſe Bemerkung auf ihn gemacht hatte. Sie überließ ſich nun den Liebkoſungen der innigſten Zärtlichkeit, und es gelang ihr, ihn zu bereden, es bleibe ja noch immer Zeit zum Morde, wenn Gefahr und Nothwehr eine ſolche That dringend erheiſchen würden. „Er lebe, ſagte ſie, ſo lange er das Glück unſeres Lebens nicht ſtört! Und — glaube mir! — er wird es nie ſtören. Er, der träumende Schwelger, wandelt in tauſend Genüſſen dahin. Wie ſoll auch er ſich um das Thun Anderer bekümmern, er, der heute kaum weiß, was er geſtern that? Auch ſind wir ſicher, daß unſer Verhältniß, wäre es Hunderten bekannt, ihm gewiß ein Geheimniß bleibt. Wer wagt es, ihm davon Kunde zu geben? Rom fürchtet mich, und die drei Freigelaſſenen, die allein es wagen könnten, ſind mir ergeben, ſind meine Geſchöpfe, die es wiſſen, daß ihre Macht, ihr Wohl und Weh von meinem Winke abhängt, ſo wie Claudius ſelbſt der Sclave meines Willens iſt.“ —

Die vereinigte Macht von Worten, Küſſen, ſchmeichelnden Bitten und bittenden Drohungen gewann den Sieg, und Silius, von Leidenſchaft betäubt, von blendenden Hoffnungen eingeſchläfert und in ſüße Träume eingewiegt, ergab ſich dem kecken Verlangen der in verliebten Wahnſinn verſunkenen, von der zügelloſen Phantaſie hingeriſſenen Zauberin, ſogar ein förmliches Hochzeitfeſt zu feiern, indem ſie ihn damit beruhigte, daß ſie dieſes Feſt zu ihrer vollen Sicherheit und ſelbſt um dem möglichen Fall zu begegnen, Claudius würde, was unglaublich ſei, davon benachrichtigt, öffentlich für einen — wenn auch ſträflichen — Scherz, ja für ein kindiſches Spiel, für eine närriſche Poſſe erklären wolle. Den Zorn des Getäuſchten zu beſänftigen, ſei dann ihre Sache.

---

## VI.

## Das Hochzeitfeſt.

Ein freundlicher, milder Tag im Beginne des Herbſtes lächelte vom tiefblauen Himmel. Die Kronen der Bäume, in der Fülle ihrer Blätter von rother, gelber, licht- und dunkelgrüner Farbe, ſchienen bunte Blumenbeete zu ſein, und die ganze Natur entfaltete einen ſolchen Reichthum, als wollte ſie, in ihrer vollen Kraft Abſchied nehmend, bei dem letzten Feſte noch ihre ganze Schönheit und Pracht zeigen.

Claudius hatte ſich nach Oſtia begeben, um einem Opfer beizuwohnen. Er, über den der Augenblick eine unwiderſtehliche Macht ausübte, hatte Meſſalinen, ein nicht ſeltener Fall, auch bei dieſer Gelegenheit ganz vergeſſen. Meſſalina, die ein ſolches Vergeſſen, über dem auch ſie ſo Manches vergaß, dem Gemahl nie übel nahm, benützte ſogleich dieſen Tag, um auf einer Villa in der Nähe von Rom ein Weinleſefeſt und zugleich auch ein Hochzeitfeſt mit Silius zu feiern. Sie hielt die Sache nicht im Geringſten geheim, ließ aber doch in Rom das Gerücht verbreiten, das Ganze ſei ein ländlicher Scherz, obſchon man allgemein wußte, dieſer Scherz ſei nur die Maske des vollſten Ernſtes.

Die Villa wimmelte von Winzern, eifrig beſchäftigt mit den ihnen zukommenden Arbeiten. Einige trugen aus der Ferne herbeigebrachte Cäcuber- und Falerner Trauben, Andere ſolche, die an Weinreben in den Pflanzungen des Landhauſes ſelbſt zwiſchen Pappeln, Ulmen und Ahornbäumen gezogen waren, in Körben, von Weidengerten geflochten, zuſammen; Andere ſtampften ſie mit den Füßen. Dieſe preßten den Saft mit eigenen Maſchinen aus; Jene fingen ihn mit großen Kufen auf, und goßen ihn dann in Fäſſer von Holz oder Thonerde, die, wenn der Moſt mit dem Dotter von Taubeneiern gereinigt und geklärt, dann mit Kräutern, um ſeinen eigenen Geſchmack und Geruch zu erhöhen, vermiſcht war, mit Pech oder Kalk zugeſpündet wurden.

Während nun die Weinpreſſen gingen, die Kufen ſtrömten, die Tonnen und Schläuche ſich füllten, welche Hauptſache jetzt doch nur eine Nebenſache war, regte ſich rings umher eine Lebensluſt, glühender als der feurigſte Wein. Junge Frauen aus den edelſten Geſchlechtern tanzten als Mänaden, den Thyrſusſtab ſchwingend. Meſſalina ſelbſt erſchien, ganz Glut und Luſt, als Ariadne; Silius, als Bacchus, mit Epheu bekränzt, ſchwärmte in ſeinem göttlichen Wahnſinn mit der Götterbraut dahin.

Plötzlich aber fiel in den Taumel des ſchwelgeriſchen Feſtes aus dem wolkenloſen Himmel der Donnerkeil des Entſetzens. Die Verwandten und Freunde des Cäſars erſchracken über die drohenden Folgen dieſes für Scherz erklärten Vermählungsfeſtes, in deſſen Hintergrunde ein fürchterlicher Ernſt zu lauern ſchien. Viele zitterten für ſein Leben, und doch wagte es Keiner, ihn davon zu benachrichtigen, verſtummend aus Furcht vor Meſſalina's Zorn und Macht. Narciß, der Einzige von Allen, gewann nach langem Ueberlegen endlich den Muth, dem Cäſar das Geſchehene bekannt zu machen, und er ſchloß, um die Wuth des Beleidigten ſogleich auf das Höchſte zu ſteigern, mit den Worten: „Säume keinen Augenblick, den Blitz zu ſchleudern, der die Frevler und den Frevel vernichtet! Was geſchehen ſoll, muß heute noch geſchehen; wo nicht, iſt der Verbrecher Silius heute Meſſalina's Gemahl, morgen Rom's Herr.“ —

Narciß hatte nicht gezweifelt, Claudius würde bei dieſer Entdeckung in den heftigſten Zorn auflodern; aber er hatte ſich getäuſcht und nur den Beweis geliefert, wie wenig er ſeinen Gebieter kenne. Denn Claudius, von Schrecken ergriffen, zitterte, keines Wortes mächtig, am ganzen Leibe. Endlich umfaßte er den Freigelaſſenen, wie der Schiffbrüchige eine Felsklippe umklammert, und rief mit kläglicher Stimme: „Iſt es dahin gekommen? Dann Wehe über mich! Das konnten ſie wagen? Wer rettet mich? Sprich! bin ich noch Rom's Kaiſer? Iſt's ſchon zu ſpät? Iſt's vorbei? Bin ich's noch? Wer bin ich? was ſoll ich? was kann — — Thu', was Du willſt, und gib mir mein Bretſpiel, daß ich die elende Welt vergeſſe! Sei Kaiſer, wer mag! Ich bin es ſatt!“ —

Narciß, der aus Erfahrung wußte, wie leicht es ſei, den Weltgebieter von einem Aeußerſten zum andern zu bringen, ließ ſich durch dieſe Worte nicht abſchrecken. „Mein Gebieter, ſagte er lächelnd und ruhig, pflegt jeder Gefahr muthig in's Angeſicht zu ſchauen; er kennt ja zu gut ſeine Macht; er weiß, daß es nur eines Wortes, nur eines Winkes von ihm bedarf — und vernichtet ſind die Frevler!" —

Narciß ſetzte ſich nun, als hätte er früher nichts geſagt und als wäre nichts geſchehen, mit Claudius an den Tiſch, auf welchem das Bretſpiel ſtand. Als die Partie geendet war und Claudius den Gegner, der nicht ſiegen wollte, beſiegt hatte, ſagte dieſer, wie abſichtslos ſcherzend: „Wie dieſe Steine — eben ſo weißt Du auch die Menſchen zu lenken, deren Schickſal in Deiner Hand liegt. Sie erhebt den Würdigen aus dem dunklen Nichts in das Sonnenlicht des Glückes; ſie ſtürzt den Frevler aus ſeiner Höhe in den nächtlichen Schlund des Nichts. Mögen die empörten Fluten rings um den Fels toben; ſie erſchüttern ihn nicht! Heil meinem großen Cäſar!" —

„Cäſar? wiederholte Claudius, der ſich indeß von ſeinem paniſchen Schrecken erholt hatte, Cäſar — bin ich, bleibe ich! Wer gegen mich frevelt, büße den Frevel mit dem Tod!" —

Er ſchwieg. Narciß las in den wild rollenden Augen des Sinnenden die jetzt auflodernden Gedanken, und hütete ſich wohl, das bedeutungsvolle Schweigen zu unterbrechen. Claudius ſchlug mit geballter Fauſt ſo gewaltig auf den Tiſch, daß die Steine vom erſchütterten Bretſpiel emporſprangen und zur Erde fielen. Grimmig lachend, ſagte er dann: „So falle, wer fallen muß!" —

Nach einem nochmaligen Schweigen, welches zu unterbrechen Narciß eben ſo wenig für gut fand, brach Claudius in die Worte aus: „Dem Führer meiner Leibwache traue ich nicht; Dir übertrage ich — vor der Hand für heute — ſeine Stelle.“

Narciß erwiederte, den Arm wie zum Schwur emporhebend: „Mein Leben für Dich! Mein Arm ſei Deine Leibwache! Nun aber zeige Dich dem Volk! Dein Siegeswagen fahre durch Rom's Straßen!“ —

Nach wenig Minuten ſaß Claudius wie ein Triumphator in dem reichvergoldeten, von vier neben einander geſpannten weißen Roſſen gezogenen Wagen, neben ihm, wie die neue Würde es mit ſich brachte, der ſtolz umherblickende Narciß.

Narciß hatte Meſſalina's Verderben beſchloſſen. Er war es überdrüßig, ein nichtiges Werkzeug, ein Spielball in der Hand eines Weibes zu ſein; er zitterte vor dem Gedanken, umherzuwandeln als ein Weſen von heute auf morgen, je nachdem es der Laune einer Wankelmüthigen gefiel. Der Eitle hatte ſich geſchmeichelt, durch die für geleiſtete Dienſte ihm zu Theil gewordene Gunſt der ſchönen Frau ſich endlich bis zum Beſitz ihrer Liebe und zu jener Höhe emporzuſchwingen, auf welcher nun Silius ſtand. Vernichtet ſah er nun dieſe lang genährte Hoffnung mit einem Schlag. Meſſalina, das Weib voll Geiſt und Leidenſchaft, war ſtets ein Weſen, das höher ſtand als er ſelbſt; ſie blieb ihm alſo fürchterlich, weil er nie hoffen durfte, ſie zu beherrſchen. Dagegen aber glaubte er, daß es ihm durch Geiſteskraft und Liſt gelingen werde, des Gebieters Herr zu werden, und zu herrſchen, ohne mit dem Herrſchernamen zu prunken. Er beſchloß alſo, der Herrin abtrünnig zu werden und zu Claudius überzutreten.

Er verrechnete ſich aber in Einem Punkte. Das Gefühl, der Ausführung eines ſolchen Werkes allein und mit der Kraft des Einzelnen nicht gewachſen zu ſein, bewog ihn, ſeinen Gefährten Pallas zum Vertrauten zu machen. Dieſer aber durchſchaute bald den Plan des Genoſſen, und faßte ſogleich den Vorſatz, unter dieſen Verhältniſſen um ſo mehr auf Meſſalina's Seite zu treten, ſie zu warnen und zu retten, dann, im Bunde mit der Gewaltigen, einen heimlichen oder offenen Kampf zu beginnen, der mit der Niederlage der Gegner enden müſſe; aber auch er täuſchte ſich, indem eine unerwartete Erſcheinung ihm hindernd in den Weg trat, Meſſalina ſelbſt, in einer Weiſe, wie er ſie noch nie geſehen, wie er ſie nie ſich gedacht hatte. So ſchreitet Mancher auf der Heerſtraße dahin, während der Aufruhr der Elemente tobt; er bebt vor einer allgemeinen Zerſtörung. Plötzlich ſchweigt der heulende Sturm; die blitzſchwangeren Wolken ſind verſchwunden, die Natur lächelt ſo bezaubernd ſchön, als wäre ſie nur eine einzige Wunderblume, und am reinen, tiefblauen Himmel erſcheint die milde Herrlichkeit eines Regenbogens, der den Staunenden mit Wehmuth und Entzücken erfüllt.

Dieſer Erſcheinung gleicht oft der Menſch, der, aufgeſchreckt und aus dem Sturm einer wilden Leidenſchaft erwachend, die durch betäubenden Sinnentaumel ihn treffende

Entwürdigung erkennt, und in ſeiner Zerknirſchung eine Seelenſchönheit zeigt, deren Niemand ihn je fähig hielt.

## VII.

## Die Bitte um das Leben.

Meſſalina lag in den Armen des wonnetrunkenen Buhlen, vergeſſend ſich ſelbſt, ihre Pflicht, ihren Ruf, die drohende Gefahr und die ganze Welt. Die Schaaren der Mänaden und Faunen flogen in wilden Tänzen umher; Dithyramben forderten zu tollen Lebensgenüſſen auf. Plötzlich trat Pallas ein. Der Ernſt ſeines bleichen Angeſichts wirkte ſo mächtig, daß die Tänzer erſtarrten, die Sänger verſtummten. Er ſchritt ſchweigend durch die Schaaren und ſtand ſchweigend, aber ſchrecklich, vor Meſſalina. Sie riß ſich los aus den umſchlingenden Armen des Geliebten; ſie ſprang auf und blickte marmorbleich in die durchbohrenden Augen des Mannes, in dem ſie ſogleich den Herold einer furchtbaren Kunde ahnte. Es ſchien, als wäre das Nachtſtück ihres Lebens plötzlich gefallen, und ein Morgen in zürnend rother Gewitterglut vor ihr aufgegangen. Pallas bat, ihr insgeheim einige Worte ſagen zu dürfen.

Meſſalina reichte ihm die Hand, um ſie ſtützend zu geleiten; denn ſie ſchwankte und vermochte ſich kaum aufrecht zu erhalten. Als ſie eine beträchtliche Strecke von Silius, der nicht wußte, ob er verweilen oder nacheilen ſollte, entfernt waren, flüſterte Pallas der ängſtlich Horchenden in das Ohr: „Cäſar Claudius weiß, was hier vorgeht; die Flut der Gefahr umgibt Dich; der Donnerkeil der Rache ſchwebt über Deinem Haupte; ein Augenblick zu ſpät, und Du biſt verloren! Gib ihn preis, der Dich an den Rand des Verderbens zog, wo nicht, ſo ſtürzeſt Du ſelbſt in den Abgrund! Er, der Verwegene, ſei das Opfer ſeiner Schuld; Du aber umfaſſe Cäſars Füße, und der Zauber der Schönheit wird, Deine Schuld tilgend, Dir Verzeihung erwirken.“ —

Meſſalina, vom Schrecken erſchüttert, vernahm die letzteren, ihre Rettung bezeichnenden Worte kaum zur Hälfte; noch weniger vermochte die Beſtürzte, in dieſem Drange der Gemüthsverwirrung einen Entſchluß zu faſſen.

Indeß hatte ſich Silius, Arges ahnend, den Beiden genähert. Ihn, für den ſie glühte, erblickend, ſchlugen die Flammen der Leidenſchaft ſo gewaltig empor, daß ſie, ihre Rettung und ſich ſelbſt vergeſſend, ihm den Drang der Gefahr mit den grellſten Farben ſchilderte, und, ohne zu bedenken, daß Pallas der Augenzeuge dieſer Scene ſei, nur von dem Geliebten die Weiſung ihres Benehmens zu erfahren verlangte, von ihm, mit dem ſie das Leben und den Tod theilen wollte. Der Unwürdige erſchien der Sinnebefangenen jetzt ſchöner als je und kein Opfer für ihn zu groß.

Aber — weit unter der Geſinnung und Empfindung der Tiefgefallenen zeigte ſich das Benehmen Desjenigen, dem die Hochgeſtellte ſo viel ſchon geopfert hatte und noch mehr opfern wollte. Silius beſaß weder die Geiſteskraft, noch den Edelſinn, um das Eine oder das Andere nach Gebühr würdigen zu können. Er ſtand kalt vor der Glühenden, berechnend vor der ſich ſelbſt Vergeſſenden. Er ſah wohl ein, daß eine unvermeidliche Gefahr über ſeinem Haupte ſchwebe, und daß es ſich nun darum handle, entweder mit ihr unterzugehen, oder ſie dem Verderben preiszugeben und nur auf ſeine Rettung bedacht zu ſein. Der Egoismus ſiegte. Erſchien er in Meſſalina's Augen jetzt ſchöner als je, ſo erblickte er in ihr nur ein von Leidenſchaft bethörtes gewöhnliches Weib von reizender Geſtalt. Seine Selbſtſucht mit einer Art von Rechtfertigung zu beſchönigen, erwachte in ihm der Gedanke, wie glücklich er in dem Frieden ſeines häuslichen Still-Lebens geweſen ſei, da im Buſen eines reinen, keuſchen Weibes das edelſte Herz für ihn ſchlug, mit dem er ſein ungetrübtes Glück ohne fieberhafte Glut im gleichen Maße gemeinſam theilte.

Er ſchwieg lange, in dieſe Gedanken und Bilder vertieft, während Meſſalina, jede ſeiner Mienen belauſchend, ſein Inneres in ſeinen Augen zu leſen ſuchte, und auf ein Wort lauerte, von deſſen Klang ſie neu aufzuleben hoffte. Endlich war der mit ſich Kämpfende mit ſich ſelbſt einig geworden. Ingrimm verzerrte ſeine Geſichtszüge; ſeine Selbſtliebe und Feigheit mit dem Scheine des Rechtes bemäntelnd, ſagte er mit barſchem Tone: „Du biſt es, Sirene, die mich in das Netz des Verderbens gelockt hat! Theilen ſoll ich nun mit Dir den Fluch der Schuld? untergehen mit Dir, weil Du Dich und mich dem Untergang zugeführt haſt? Störerin meines ehelichen und meines Lebensglückes! Haſſen ſoll ich Dich; fluchen ſoll ich Dir und der Höllenglut Deiner Leidenſchaft, die mich in ihr böſes Schickſal hineinzog. Ich fluche Dir nicht, aber ich verabſcheue Dich!“ —

Silius, nicht einen Blick der Zitternden zuwendend, entfernte ſich in haſtiger Eile. Meſſalina ſtand, zur Erde blickend, ohne einer Bewegung, ohne eines Lautes mächtig zu ſein, ja bewußtlos, hätte nicht das Gefühl der Vernichtung ein fürchterliches Bewußtſein in dem zermalmten Innern wach erhalten, wie die Feuerſchlange des Blitzes die Fieberglut der Nacht erhellt. Die böſe Fieberglut der Leidenſchaft war, wie durch einen Schlag, in die Todeskälte troſtloſer Selbſterkennung übergegangen, die ſie zum Handeln unfähig machte.

Pallas erkannte dieſen Zuſtand zerſtörter Lebensfülle und gebrochener Kraft. Er ſprach einige Worte, um ſie anzufachen, aber die Glut war erloſchen, und ſeine Worte glitten über ihre Seele ſpurlos dahin, wie der Sonnenſtrahl über eine Waſſerfläche. Ueberzeugt, daß die Unglückliche verloren ſei, verließ er die von ſich ſelbſt Verlaſſene mit den Worten: „Ich überlaſſe Dich Deinem Schickſal!“ —

Er ſchritt aus der noch vor wenigen Minuten von Freudenjubel hallenden, jetzt grabesſtillen Villa, warf am Ausgang noch einen Blick auf die Starrende zurück, und ging fort, um auf die Seite ihrer Feinde zu treten.

Silius, der unwürdige Mitſchuldige, den eigentlich nur Sinnlichkeit und Hochmuth in Meſſalina's Arme geführt hatten, war indeß in ſeinem Hauſe angekommen, wo er mit ängſtlicher Sorgfalt alle die Schätze, mit welchen die Freigebigkeit der Verblendeten ihn überhäuft hatte, in Kiſten packen und zu Schiffe bringen ließ, während er ſelbſt ſich mit den nöthigen Geldſäcken zur eiligſten Abfahrt bereit machte.

Meſſalina war in einer gänzlichen Abſpannung der Kräfte zu Boden geſunken. Als ſie aus der wohlthätigen Ohnmacht erwachte, und in dem menſchenleeren Raum, verlaſſen von Allen, die Augen dem Tageslicht öffnete, ſtand Ahasver vor ihr.

Der Schrecken, der ſie bei dieſem Anblick ergriff, brachte ſie zur vollen Beſinnung. Sie ſprang empor und rief: „Rette mich!“ — Ahasver ſagte im Tone bittern Vorwurfs: „Denke an die Vergangenheit! Sie wird Dir ſagen, was Du ſein kannſt. Nur Eines vermag Dich zu retten: der Muth! Der Tod iſt Dein Loos. Dich vom Tode zu retten, mußt Du Jenen tödten, der Dich tödten wird! Der Stahl des Mordes iſt das, wozu die Hand ihn macht, die ihn ſchwingt. Claudius ſterbe! Iſt Claudius einmal todt, ſo iſt das Recht auf Deiner, der Lebenden, Seite. Jeder denke und ſorge für ſich! Iſt denn Einer beſſer als der Andere? Leben will und ſoll Jeder, den ſein Schickſal auf dieſen Erdball geſchleudert hat, und Jeder glaubt dabei ſo viel Recht zu haben, daß ihm gar nicht einfällt, der Unrecht Leidende dürfe ſich beklagen. Du biſt zur Freude der Welt da; eben deshalb muß die Welt Dir zur Freude dienen. Zücke den Dolch! Genieße das Leben!

Es ſprudelt aus dem Lethe, an dem die Schatten wandeln. Säume nicht! Folge mir zum Morde! Claudius falle, den Göttern des Orcus geweiht! Was verliert die Welt an ihm, dem Blöden? Er ſterbe, er wandle in's Todtenreich, und Du, Flammende, ſei den Römern die ewig blühende Göttin des Lebens!"

Während Ahasver ſprach, hatte die Abenddämmerung ihren grauen Schleier über Himmel und Erde ſo heimlich und leiſe ausgebreitet, daß die dunkle Umhüllung da war, ehe der Tag und die Menſchen es ahnten. Blaß und trauernd erſchien der halbe Mond am tiefblauen Firmament in Geſellſchaft ſchwermüthiger Sterne, die der Erde nur einen bleichen Trauerſchein mittheilten.

Meſſalina, von dem Geiſterglanz umfloſſen und vom Schmerzgefühl ihres Unglücks verklärt, ſchien in dieſem Moment ſchöner, als ſie es je in den Momenten ihrer ſiegreichſten Schönheit war.

Dieſes Weſen machte auf Ahasver, gleich einem Zauberſchlag, einen ſolchen Eindruck, daß er unwillkürlich an Moſes dachte, dem, bei der Berührung mit dem Wunderſtabe, ein ſilberheller Quell aus dem ſtarren Fels lebendig entgegen ſprang. Er, dem das Gefühl eines ſchlagenden Herzens bisher ganz fremd war, fühlte jetzt zum erſten Male in der öden, ſtarren Bruſt ein heißes Blut ſich bewegen; und er, der Feind der Liebe, ſtand jetzt auf dem Punkte, mit ihr ein Bündniß zu ſchließen.

„Dein Schweigen, ſprach er mit ungewohnter Mäßigung der Stimme, indem über ſeine düſtern Geſichtszüge ein leichter Schimmer hinflog, wie ein verirrter Sonnenſtrahl über eine wilde Felsſchlucht, — ſagt mir, daß Du meinen Antrag mißbilligend verwirfſt, und daß Dir, um das letzte Mittel Deiner Rettung zu ergreifen, entweder die Kraft fehlt oder der Wille. Tadeln kann ich weder das Eine noch das Andere. Höre denn mich!"

Meſſalina ſetzte ſich auf eine Stufe des nahe ſtehenden, von blätterreichen Weinreben umwundenen Bacchustempels, das geſenkte Haupt auf den rechten Arm ſtützend; ſie ſelbſt, die Weißgekleidete, ſchien im bleichen Mondlichte mehr das Marmorbild einer ruhenden Nymphe als ein lebendes menſchliches Weſen zu ſein.

Ahasver fuhr fort: „Rom fürchtet mich und ich ſcheue mich ſelbſt; Viele zittern vor mir, ich vor Keinem; mich liebt Niemand, ich haſſe Alle; der Fluch treibt mich, wie ich meinem Schickſal fluche. Ich, der Herzloſe, bin einer dunklen Macht verfallen und eben dadurch ein böſer Dämon, ein Schreckbild allen Lebenden geworden wie mir ſelbſt, ein lebendig Todter."

Meſſalina blieb regungslos; nur ihr leiſes Aechzen zeigte, daß ſie die Worte des furchtbaren Sprechers vernahm. Ahasver begann wieder:

„Dieſes die Nachſeite meines Lebens! Du weißt nun, wer ich bin: höre denn auch, wer ich ſein kann! Du weißt, was mich zermalmt, was ich leide; höre nun, was ich vermag, was ich zermalmen kann! Lange Strecken bin ich auf dem Strome der Zeit dahin geſchifft; Ufer und Länder ſind an mir vorübergezogen. Menſchen fielen vor mir wie Blätter; neue Geſchlechter ſproßten vor mir wie Blüten. Ich ſah Tugenden entſtehen, blühen und untergehen; ich ſah Laſter ſchwelgen, raſen und ſich ſelbſt zerſtören; denn der Menſch gleicht in ſeiner Tollheit einem Wahnſinnigen, der ſich ſo lange taumelnd im Kreiſe dreht, bis er in den Abgrund ſtürzt. Ein Menſch verachtet den andern, um nicht ſich ſelbſt verachten zu müſſen. Ich habe des Böſen ſo viel geſehen, daß ich ein Recht zu haben glaubte, ſelbſt böſe ſein zu dürfen. Den Mangel des Herzens ſollte mir der Geiſt erſetzen. Der Geiſt bereicherte ſich mit Kenntniſſen, das Herz von Stein verarmte aber von Tag zu Tage mehr und mehr. Schaal und nichtig iſt das Leben des ruheloſen Wanderers. Muß der ein Bettler bleiben, dem es frei ſteht, einen Schatz zu heben? Ich, der herrſchen kann, ſoll dienen? Kraft über Tauſende iſt mir eigen; warum gebrauche ich ſie nicht gegen dieſe erbärmlichen Menſchenpuppen? Kann ich nicht ſo gut raſen, wie irgend einer eurer Cäſaren? Kann ich nicht an Tollheit und Wuth ſie übertreffen? Sind dieſe Menſchen nicht für Mißhandlung geſchaffen? Darf ein Tiber, ein Caligula, ein Claudius plündern und morden, wer beſtreitet mir ein gleiches Recht? Jene Beiden fielen, dem Tode reif. Wem gelingt ein Angriff auf mein Leben, der ich leben muß, und ſterben nicht darf? Wer ſtürzt mich vom Thron, wenn ich einmal ihn errungen habe? Weltgeiſt! ich will dir trotzen. Schickſal! Ich will deiner ſpotten. Menſchen! Ich will mit euch einen furchtbaren Scherz treiben, ich will — Rom zu meinen Füßen ſehen. Meſſalina! Was Du nicht wagen willſt, ich thu' es lachend für Dich. Claudius falle durch meine Hand, und *Du* beſteige mit mir den Thron!"

Ahasver bemühte ſich zu lächeln; das Lächeln verwandelte ſich aber in eine ſo häßliche Verzerrung der Geſichtsmuskeln, daß Meſſalina ſich mit einem Schrei des Entſetzens von ihm abwendete. Als ſie endlich Faſſung gewonnen hatte, ſagte ſie mit leiſer aber feſter Stimme: „Nicht ſeinen *Tod* will ich; weder von *Deiner*, noch von *meiner* Hand ſoll er ſterben. Wo fände ich in mir die Fähigkeit, den Entſchluß zu einem Gattenmord zu faſſen? wo die Kraft, ihn ausüben zu können? Selbſt mein feſter Wille vermöchte es nicht. Claudius gönne mir nur *mein* Leben! Das iſt's, um was ich die Götter bitte. Ich liebe das Leben. Er laſſe es mir, wie *ich ihm* das ſeinige gönne! Ahasver! wäre ich ſchuldlos, gut und rein, ſo könnte ich Dir *trotzen*: ich bin es *nicht*, aber — ich kann Dich *haſſen*! Weiche von mir! Schrecklich iſt's, Sclavin ſelbſt verſchuldeten Elends, noch ſchrecklicher, Sclavin eines Dämons zu ſein."

Ahasver's Geſichtszüge wurden der Spiegel eines wilden Ingrimmes, und das Licht des Mondes, in dem das Schöne ſich ſo mild, ſo verklärt zeigt, erſchien auf dem bleichen Antlitz voll zurückgehaltener Wuth wie der falbe Schein eines erlöſchenden Leichenfeuers. Er ging von dem, was er für eine augenblickliche Aufwallung von Liebe hielt, plötzlich in den heftigſten Haß über. Was ſein reizbares Gemüth ſo empörte, war aber nicht der Groll über eine getäuſchte Erwartung, ſondern die erlittene Zurückweiſung, und das Gefühl verdienter Beſchämung. Er ſchauderte, ſich als ein Scheuſal zu erblicken, mit Abſcheu zurückgeſtoßen, ſelbſt von einem ſchuldbelaſteten Weſen, welches, von aller Welt verlaſſen, ihn und ſeine Hülfe verwarf, auf die Gefahr hin, Tod und Schande zu erleiden. Daß er ſich einem ſo thörichten Wahn preisgeben konnte, dies erſchien ihm als eine der ſchrecklichſten Folgen des auf ihm laſtenden Fluches der Herzloſigkeit, die ihn aus jeder Menſchenbruſt wie ein Geſpenſt anſtarren ſollte. Die Erinnerung an jenen böſen und fürchterlichen Augenblick in Jeruſalem erwachte, empörend und zermalmend zugleich, in dem Sünder: „Weder Hütte noch Thron (murmelte er dumpf vor ſich hin), kann mir je Heimat werden oder Ruhe gewähren. Ehrloſe Sclaven bewohnen die Hütte, verworfene Schwelger den Palaſt, Ungeheuer den Thron. Wo Laſter und Verbrechen raſen, dort iſt mein Reich. Meſſalina! ſtieß' ich jetzt dieſen Dolch in Dein treuloſes Herz; — es wäre Dir Wohlthat; Du ſollſt aber qualvoll leiden, dann erſt ſterben! Wenn Dein Auge bricht, ſiehſt Du mich wieder."

Ahasver ſchritt hinaus wie ein Geiſt der Nacht. Meſſalina ſtarrte ihm in ſtummer Verzweiflung nach, ergriffen von einer Sinnesverwirrung, die keinen klaren Gedanken in ihrer Seele aufkommen ließ. Die Villa ſchien keinen Bewohner zu haben; kein menſchliches Weſen näherte ſich der Aechzenden. Endlich erbarmte ſich ihrer der Schlaf, einer Ohnmacht ähnlich, ohne Labung, ohne Ruhe. Fieberfroſt wechſelte mit brennender Glut im ganzen Leibe; wilde Traumbilder folterten den geängſtigten Geiſt.

# VIII.

## Späher und Angeber.

Stunden waren am nächtlichen Himmel dahin gezogen. Der Mond verblaßte; die geheimnißvoll blinkenden Sterne ſchwanden erlöſchend. Am öſtlichen Himmel lichtete ſich das traurige Dunkelgrau langſam hinziehender Wolken. Röthliche Streifen glimmten an ihrem Saume hervor. Indem ſie ſich immerzu erweiterten, lichteten und entzündeten, ergoß ſich das Morgenroth in ſeiner feurigſten Glut, Himmel und Erde belebend. Die erſten Strahlen der Sonne ſchoßen über den Häuptern der Hügelreihen hervor und plötzlich ſtand die volle Sonnenſcheibe in aller Herrlichkeit ihrer flammenden Goldmaſſe am Rande des verklärten Horizonts.

Meſſalina, gewohnt, auf Flaumen und ſchwellenden Kiſſen zu ruhen, erwachte jetzt, ſcheu umherblickend, zum erſten Mal in ihrem Leben auf hartem Marmor, das Gewand vom Nachtthau durchnäßt; mit ihr erwachte zugleich das troſtloſe Gefühl der Verlaſſenheit. Die wilden Traumbilder, welche den oft unterbrochenen Schlaf geſtört hatten, floßen jetzt mit dem erſten Gedanken der kaum Erwachten in ein ſo verworrenes Chaos zuſammen, daß ſie nur mit vieler Anſtrengung das Wahre von dem Falſchen zu unterſcheiden vermochte.

Lange ſinnend, bis das Unglaubliche endlich klar vor ihrer Seele ſtand, verfiel ſie in ein dumpfes Hinbrüten, ohne irgend einen feſten Entſchluß faſſen zu können. Schwankend und wechſelnd, wählend und verwerfend, hielt ſie endlich den Gedanken feſt, ſich dem ſchwerbeleidigten Gemahl zu Füßen zu werfen, als Strafwürdige ihre Schuld zu bekennen, und, wenn nicht von ſeiner Liebe, doch von ſeiner Großmuth, Verzeihung, wenigſtens das Leben zu erbitten; aber auch dieſen Gedanken mußte ſie bald aufgeben, indem das Schreckbild des Gefühlloſen, in ſeinem Zorne Schonungsloſen, ſie mit Schauder erfüllte. Ihr Anblick würde den Grimm des von ihren Feinden Umgebenen und Geſtachelten noch mehr aufregen; Mißhandlung, ja vielleicht die Qualen der Folter, würden dem Tode vorangehen. „Ich werde ſterben,“ rief ſie, „ſchmachvoll ſterben; Rom wird mich verhöhnen; nicht ein mitleidiges Weſen wird mich beklagen; wie? Auch meine Kinder nicht? Auch meine Julia nicht? auch mein Britanicus nicht? Mag das haſſenswürdige Rom mich haſſen; ſie, meine Kinder, ſie können mich nur lieben; ſie müſſen mich lieben; ihre reine Unſchuld kann in mir nur die Mutter erblicken, nicht die Verbrecherin. Sie, die Schuldloſen, ſeien die Fürbitter der Schuldigen!“

Dieſen Gedanken, der wie ein Lichtſtrahl in die Nacht ihrer Verzweiflung fiel, hielt Meſſalina nun feſt. Entſchloſſen, ihn ſogleich auszuführen, erhob ſie ſich von den Marmorſtufen des Tempels, um nach den luculliſchen Gärten zu eilen, wo ſie ihre Kinder zurückgelaſſen hatte, um das frevelhafte Feſt auf der Villa zu begehen.

Das ganze Gebäude ſchien ausgeſtorben zu ſein. Plötzlich fühlte ſie ſich umſchlungen; das blaſſe, aber heiße Geſicht der treuen Lieblingsſclavin lag an ihren kalten Wangen. Thränen vermiſchten ſich mit Thränen. Das Mädchen hatte die vermißte Gebieterin in den luculliſchen Gärten und im Palaſte vergebens geſucht; mit Tagesanbruch war ſie nach der Villa geeilt. Der Anblick allein genügte, des Unglücks Größe zu verkünden. Mit wenigen Worten erfuhr ſie das Uebrige. Meſſalina umſchlang das einzige ihr treu gebliebene Weſen, wie der Schiffbrüchige eine Klippe im tobenden Meer. Kein Augenblick war zu verſäumen. Beide beflügelten ihre Schritte, um Rom und die luculliſchen Gärten noch in den erſten Tagesſtunden zu erreichen, ehe die ſpät erwachenden Schwelger aus den vornehmen Ständen die Plätze und Straßen der volkreichen Stadt durchzogen. Die übermäßige Anſtrengung der Kräfte verſetzte aber Meſſalina in einen ſolchen Zuſtand, daß ſie einige Male ruhen mußte, um den Weg dann wieder fortſetzen zu können; dadurch ging ſo viel Zeit verloren, daß die Wanderinnen auf dem großen Forum viel ſpäter eintrafen, als ſie es gewollt und gehofft hatten. Jetzt aber fühlte ſich Meſſalina ſo kraftlos, ſo erſchöpft, ſo athemlos, daß es ihr unmöglich war, einen Schritt weiter zu gehen.

In dieſer Lage der Verzweiflung erblickten ſie, von Manchem der Vorübergehenden erkannt, und erbarmungslos verſpottet, den Wagen eines Gärtners, der mit Grünwaare in die Stadt fuhr. Da hier länger zu verweilen gefährlich, zu Fuße weiter zu kommen aber unmöglich war, trat die Sclavin zu dem Gärtner, der neben dem Pferde ging, und bat ihn dringend, der entkräfteten kranken Frau für kurze Zeit ein Plätzchen auf dem Wagen zu gönnen. Der gutmüthige Mann willigte ſogleich ein; Meſſalina ſtieg auf den Wagen; das Ruhen auf den weichen duftenden Pflanzen, unter welchen ſich manche aromatiſche Kräuter befanden, erquickte und belebte die Leidende. Die Sclavin ging neben dem Gärtner, deſſen neugierige Fragen ſie klug und ſchlau, nicht ohne den Nothbehelf mancher Lüge, zu beantworten wußte. Bald kamen aber dem Gärtner manche ſpitze Bemerkungen der Vorübergehenden zu Ohren; der Pöbel, wetterwendiſch in Allem, wie Eigennutz oder Uebermuth ihn ſtachelten, gefiel ſich darin, den heute Vergötterten morgen in den Staub zu ziehen; ein trauriges Vorrecht gemeiner Seelen! Jetzt trat ein mit Lumpen behangener Bettler, auf einen Stab geſtützt, an den Wagen; ihm folgte ein blindes Weib mit drei, nach der unmenſchlichen Weiſe jener Zeit, verſtümmelten Kindern, eines mit einem gebrochenen Arme, das zweite mit verrenkten Fußknöcheln hinkend, das dritte mit gequetſchten Schulterknochen, die zu einem entſtellenden Höcker heraustraten.

Der Mann, unterſtützt vom Geheul der unbändigen Kinder, forderte vom Gärtner grüne Waare; von dieſem barſch abgewieſen, wendete er ſich an die auf dem Wagen liegende Meſſalina, Geld verlangend. Die Zitternde bedeutete ihm nur mit ängſtlicher Miene, daß ſie außer Stande ſei, dem Begehren zu willfahren. Erbittert über die zweifache Verweigerung, umringte die freche Schaar den Wagen, hielt das Pferd an, und hinderte den Gärtner weiter zu fahren.

Eben wollte er ihnen, auf Meſſalina's Fürbitte, ein paar Kohlhäupter zuwerfen, da drängten ſich aus dem Gewühl neugieriger Gaffer zwei junge Männer in glänzend weißer Toga hervor. Sie gehörten zur Klaſſe jener Verächtlichen, die ihren unſichern täglichen Unterhalt von günſtigen Gelegenheiten zu gewinnen ſuchten, indem ſie unter dem Namen Clienten die Vorhalle reicher Patrone füllten, von welchen ſie ſoviel, größere oder kleinere, Geſchenke erhielten, als nöthig war, ihr Leben zu friſten. Auf dieſe Art, mit der Beſtechlichkeit ein feiles Gewerbe treibend, verkauften ſie unwürdigen Patronen, um etwas für ſie durchzuſetzen oder zu hintertreiben, für Geld, Brot, Fleiſch und Wein, ihre Stimmen, ihr Zujauchzen oder Ziſchen in Verſammlungen und Theatern, ihre Zeit, ihre Arme, ihr Blut und Leben. Dieſen Menſchen, da ſie Zutritt in den Häuſern der Großen und Reichen hatten, blieb nicht leicht von Allem, was öffentlich oder im Privatleben, wie in den vertrauten Familienkreiſen ſich ergab, etwas verborgen. Es war dann ihr dringendſtes Geſchäft, die erſpähten Geheimniſſe von Haus zu Haus zu tragen. Meſſalina wurde von den beiden Ab- und Zuträgern auf den erſten Blick erkannt. Einer derſelben zupfte den Gärtner am Arm und fragte ihn, ob er denn eigentlich wiſſe, was er da thue, und wer auf ſeinem Wagen liege? Der Gärtner antwortete mürriſch: „Eine Unglückliche, die zu Fuß nicht weiter kommen kann." — Jener raunte ihm in's Ohr: „Nicht nur eine Unglückliche, ſondern vielmehr das Unglück ſelbſt. Sie, die Du der Strafe entziehen willſt, iſt eine entlaufene Verbrecherin, die Dich ſelbſt in ihre Strafe hineinziehen wird, wenn ihr Haupt, vielleicht morgen oder noch heute, vom Beule des Henkers fällt.“ —

Die beiden Elenden gingen lachend fort, um dem freigelaſſenen Narciß ſchnelle Kunde zu bringen, da ſie es doch nicht wagten, ſelbſt Hand anzulegen. Der Gärtner, ſchon aufgebracht durch die Bettler und Gaffer, gerieth nun in den heftigſten Zorn, und ſchrie: „Herab vom Wagen, Verruchte! Zögere keinen Augenblick, wenn ich Dich nicht mit Gewalt herab reißen ſoll!“ —

Die Sclavin, in Thränen zerfließend, ſtreckte der Thränenloſen die Arme entgegen und hob ſie vom Wagen. Der Gärtner, der einen Fluch auf ſich geladen zu haben glaubte, fuhr ſo ſchnell, als ſein halblahmes Roß es geſtattete, an das Ufer des Tiberis, und warf ſeine ganze Waare unter lauten Verwünſchungen in's Waſſer.

## IX.

## Die Fürſprache der Kinder.

Meſſalina, auf die Sclavin ſich ſtützend, und beſinnungslos von der beinahe ſelbſt Ohnmächtigen unſicher geleitet, erreichte mühſam eine der Bänke, welche, von Feigenbäumen beſchattet, in der Nähe der Rednerbühne auf dem Forum ſtanden. Hier ſaß ſie mit geſchloſſenen Augen in traumähnlicher Betäubung, ohne von einer vorherrſchenden Empfindung bewegt zu werden, ohne eines klaren Gedankens fähig zu ſein. Ein leiſer Wehruf der Sclavin, in deren umſchlingenden Armen ſie lag, weckte die Träumende. Sie fuhr empor: der erſte Gegenſtand, welcher den kaum geöffneten Augen ſich darſtellte, war der Wagen des Claudius, dem der Geheimſchreiber Narciß zur Seite ſaß. Zeigte ſich in den Mienen des Imperators ein entſtellender Zug von Unruhe und Aengſtlichkeit, die den Herrſcher kaum vermuthen ließ, ſo lag auf dem Geſichte des Begleiters der Ausdruck eines Hochmuthes, welcher deutlich ausſprach: „Im Zweiten des Reiches erkennet den Erſten!“ —

Meſſalina, vom plötzlichen Schrecken durchzuckt, erhob ſich unwillkürlich von der Bank. Narciß, der ſtets nach allen Seiten zu ſpähen pflegte, bemerkte und erkannte die Jammergeſtalt auf den erſten Blick; da er nicht wußte, in welchem erbarmungswürdigen Zuſtande die Rathloſe ſich befand, ſo befürchtete er, ſie würde dem Wagen zueilen oder zurufen, und die unerwartete Erſcheinung der Flehenden, deren Schönheit durch Schmerz und Trauer einen neuen Reiz gewann, würde auf den leicht zu beherrſchenden Gemahl einen ſolchen Eindruck machen, der vielleicht augenblickliche Rührung und dadurch ſogar Verzeihung hervorbringen könnte. Er beſchloß daher, der Gefahr raſch zuvorzukommen.

Um vor Allem zu bewirken, daß Claudius ſeine Augen nicht auf die Umgebung richte, brachte er das Geſpräch eben auf die nahe Meſſalina, Verwünſchungen ausſtrömend gegen ihre Unverſchämtheit und gegen die Vermeſſenheit ihres Buhlen. Obſchon Narciß mit einem Strom von Worten auf den Horchenden einſtürmte, ſo entging ihm doch nicht, daß Claudius, auf welchen ſelbſt wichtige Ereigniſſe keinen andern Eindruck bewirkten, als den, wozu Laune und flüchtige Stimmung ihn eben empfänglich machten, in ſeiner Aufmerkſamkeit ſchon ermüdete, und an andere ganz entgegen geſetzte Dinge dachte. Er zog alſo eine Papyrusrolle aus dem Buſen der Toga hervor, auf welcher die ſchmähliche Liebesgeſchichte mit ſcharfen Umriſſen und grellen Farben bis in das kleinſte Detail geſchildert war, und hielt ſie dem Kaiſer ſo nahe vor die Augen, daß dieſer, wenn er auch nicht leſen wollte, wenigſtens verhindert war, vor ſich hinzuſchauen. So fuhr der Wagen fort, ehe Meſſalina denſelben erreichen, ehe Claudius die ihm entgegen Eilende anſichtig werden konnte.

Der Wagen hielt endlich vor einem Palaſte; es war das Haus des Ehebrechers. Claudius, des langen Fahrens und der vielen Worte müde, fragte den Geheimſchreiber mit dem rauhen Tone ausbrechenden Unwillens: „Wo ſind wir? Was ſoll's hier?“ —

Mit geheimnißvoll wichtiger Miene ſagte Narciß: „Wir ſind hier im Tempel der Schande, wo mein Gebieter jene Schätze und Kleinodien erblicken ſoll, mit welchen eine treuloſe Gemahlin den Ehebrecher Silius überhäufte.“—

Narciß hatte von ſeinen aufgeſtellten, reichlich beſoldeten Spähern kaum die Nachricht erhalten, daß Silius ſein Geld und die werthvollſten Geräthſchaften in Kiſten zuſammenpacken laſſe, um ſie wegzuſchicken, und ihnen nachzufolgen, als er augenblicklich den Palaſt von einer Schaar der kaiſerlichen Leibwache beſetzen und die ſchon gefüllten Kiſten in Beſchlag nehmen ließ. Dem überraſchten Eigenthümer der feſtgehaltenen Schätze blieb nichts übrig, als ſich in einem der entfernteſten Gemächer des Hauſes zu verbergen. Narciß führte den Cäſar in das Impluvium, den innerſten Hofraum des Gebäudes, wo die noch nicht verſchloſſenen Kiſten ſtanden, von Soldaten bewacht. Claudius bezeigte ſein Erſtaunen und ſeine Freude über alle die ſchimmernden Herrlichkeiten.

Narciß geleitete ihn von einer Kiſte zur andern mit den Worten: Alle Schätze und Kleinodien, alle Münzen, Ringe, Ketten, Armbänder, Edelſteine, Pokale und Gefäße, die Du hier erblickſt, ſind Dein Eigenthum, ſind die unzähligen Geſchenke, welche Meſſalina von Dir, Silius von ihr erhielt. Ich ließ auf die zum Verſenden beſtimmten Kiſten Beſchlag legen, um ihren Inhalt Dir, ihrem rechtmäßigen Beſitzer, zurückzuſtellen.“ — Claudius lächelte behaglich und ſagte: „Deine Treue ſoll, der Treuloſen gegenüber, ihren verdienten Lohn finden!“—

Indem Claudius dieſe Worte ſprach, trat ein Centurio ein, und flüſterte dem ihm entgegen tretenden Geheimſchreiber in's Ohr: „Das Haus iſt durchſucht und Silius gefunden, in einem Winkel des Sclavengemaches, wo er ſich ſo ſicher glaubte, wie im Mittelpunkt der Erde.“ —

Narciß ſchlug vor Freude die Hände zuſammen und rief, ohne den Cäſar um ſeine Zuſtimmung zu fragen: „Bringt ihn hieher!“ — Claudius erſchrack. Narciß ſagte:

„Der frechſte aller Verbrecher, der unverſchämte Schänder Deiner Ehre, er, der Gattin und Thron Dir rauben wollte, er wird ſogleich vor Dir erſcheinen. Verſchließe, o Herr! Dein edles Herz der Gnade, und ſprich das Todesurtheil über ihn!“ —

Claudius ſchwieg einen Augenblick; dann fragte er, ob Silius gefeſſelt ſei. Narciß bejahte und beruhigte ihn. Silius ward nun von der Leibwache hereingeführt. Narciß nahm das Wort, und überhäufte ihn, das Verbrechen in den grellſten Zügen ausmalend, mit den bitterſten Vorwürfen. Claudius hatte ſich in Silius einen kühnen, zum Aeußerſten entſchloſſenen Mann von furchtbarem Weſen gedacht, weshalb er ſich auch vor dem Eintretenden ſcheu zurückzog; als er aber in ihm ein ſchönes, zierliches Männlein erblickte, deſſen Mienen und Geberden Verzagtheit und Todesangſt verkündeten, faßte der muthloſe Herrſcher Muth; dem jetzt hoch auflodernden Zorn ſich überlaſſend, befahl er, den Majeſtätsverbrecher ſogleich durch das Beil des Henkers enthaupten zu laſſen. Silius, vom Bewußtſein der Schuld zermalmt und durch die unerwartete Schnelligkeit der ihn ereilenden unvermeidlichen Strafe betäubt, gerieth in eine ſolche Sinnesverwirrung, daß er kein Wort zu ſeiner Vertheidigung fand, weder um Gnade, noch um ein Verhör bat, ſondern in feigem Verſtummen ſich abführen ließ, um in einem der nächſten Gemächer ſeines eigenen Hauſes enthauptet zu werden.

Narciß ertheilte, als man die Nachricht vom Vollzuge des Todesurtheils überbrachte, mit gewohnter Eigenmächtigkeit den Befehl, die mit den Schätzen angefüllten Kiſten ſogleich in ſein Haus zu bringen, um ſie dann, wie er ſagte, dem Cäſar ſelbſt übergeben zu können, wie es ſich gezieme.

Claudius verließ nun mit einer inneren Beruhigung, die ſogar bald in die heiterſte Stimmung überging, das Haus des Todes.

Im Palaſte angelangt, dachte Claudius weder an das in ſeiner Nähe vergoſſene Blut des Silius, noch an Meſſalina, deren Blut bald vergoſſen werden ſollte. Er hatte ſie ſchon zwei Tage nicht geſehen, und wer nicht vor ihm und mit ihm lebte, der lebte für ihn gar nicht.

Der Abend war gekommen. Narciß und Pallas wurden zu dem fröhlichen Gelage gerufen. Man zechte und ſcherzte, als wäre nichts geſchehen, bis in die ſpäte Nacht. Plötzlich flogen zwei Kinder — Meſſalinens Kinder — in das Gemach. Sie umſchlangen die Füße des ſtaunenden Claudius, erhoben ſich und umarmten ihn, ſeine Wangen mit Küſſen und Thränen bedeckend. Claudius, durch dieſe überraſchende Erſcheinung aus ſeinem Taumel geweckt, nahm die Kinder freundlich auf, und fragte, nicht ohne Verwunderung, woher in ſpäter Nacht ſie kämen und was ſie denn eigentlich wollten? Die Kinder ſanken nun, wie ſie unterrichtet waren, vor ihm auf die Knie und baten weinend und klagend um Verzeihung für die arme Mutter. Claudius empfand wirklich eine augenblickliche Rührung. Er hob die Kinder auf, nahm ſie auf den Schooß, liebkoſte ſie, hieß ſie dann ruhig ſein, und ſtopfte ihnen lachend die köſtlichſten Gerichte in den Mund.

Narciß, dem dieſe weichere Stimmung zu ſeinem böſen Vorhaben nicht paßte, fand in der, ſeiner Argliſt eigenen Erfindungskraft ſogleich ein Mittel, der Sache eine ſolche Wendung zu geben, die ihm diente, Meſſalina's Verſuch unwirkſam zu machen, indem er wohl wußte, daß Claudius der Mann des Augenblicks ſei und deſſen, was ihn heute ergriff, morgen nicht mehr gedenke. Hiernach richtete er ſein wohlberechnetes Benehmen auch jetzt ein. Er zeigte den Kindern die liebevollſte Zärtlichkeit, und ſo wie Claudius, der auf das Vergnügen des Gaumenkitzels einen ſo hohen Werth legte, die gehätſchelten Kleinen mit Leckerbiſſen überhäufte, reichte der Unhold ihnen die ſchönſten, mit ſtarken Weinen gefüllten Becher. Sie erfreuten ſich an der Pracht der von Gold und Edelſteinen ſchimmernden Trinkgefäße, und nippten auf ſein Zureden auch von dem flüſſigen Gold. Claudius, der dies für Scherz nahm und daran Vergnügen fand, als die Kinder von ihrer frühern Traurigkeit in Frohſinn übergingen, ließ Jenen gewähren.

Narciß hatte nun in kurzer Zeit ſeinen Zweck erreicht. Die Kinder, ungewohnt des feurigen Getränkes, wurden vom Schlafe befallen und zu Bette gebracht. Narciß wollte ſie vom Vater entfernen; das war ſeine Abſicht. Aus den Augen, aus dem Sinn! Mit der Gegenwart der Kinder mußte ja auch das Bild der Mutter verſchwinden; wer Kindern liebkoſt, vermag es nicht, die Mutter zu verdammen; wer die Lippen der Unſchuld küßt, iſt nicht fähig, ein Todesurtheil über eine Schuldige auszuſprechen.

Narciß hatte ſchlau berechnet. Als die Kleinen entfernt waren, genoß Claudius wieder manchen Becher und überließ ſich ſtürmiſcher Luſt. Während aber Narciß daran dachte, die armen Fürbitter ſchon am nächſten Morgen in einem entlegenen Theile des Palaſtes verbergen zu laſſen, in der Hoffnung, Claudius würde ſich ihrer gar nicht mehr erinnern, fuhr dieſer, wie aus einem Traume erwachend, empor, mit den Worten: „Und vermöchte ſie vielleicht dennoch etwas zu ſagen, um ſich zu rechtfertigen, oder wenigſtens ihre Schuld zu mildern? irgend etwas, woran wir kurzſichtige Menſchen nicht denken? Ich glaub' es nicht. Ihr Vergehen liegt zu klar am Tage, als daß die geſchwätzige Weiberzunge mich täuſchen könnte; aber — ich will Gewißheit, will volle Beruhigung haben, will mein Leben mit Ruhe genießen. Sie erſcheine am nächſten Morgen vor ihrem Herrn und Richter! Ich will ſie hören. Dir, Narciß, befehle ich, ſie morgen hieher zu führen! Nun, gute Nacht! Der ruhige Schlaf vergüte mir den unruhigen Tag!" —

Als Claudius den Saal verlaſſen hatte, ſagte Pallas zu dem vor ſich hinſtarrenden Narciß: „Steht's ſo? Da droht uns mehr Gefahr als ihr. So denke ich; was ſagſt Du dazu?" — Ich ſage, rief Narciß mit feſtem Ton, daß Claudius ſie weder hören noch ſehen darf. Ich kenne die Sirene. Sie wird den Schwachen durch ihren Schmerz erweichen, durch ihre Worte bethören, durch ihre Schönheit bezaubern, durch Schmeichelei beſiegen, — und wir, in denen ſie nun ihre Feinde erkennt, wir ſind verloren. Hören ſoll er ſie nicht, ſehen aber mag er, wenn es ihm gelüſtet, — ihre Leiche!“

Der furchtſamere Pallas wendete ein, daß ſie vom Zorne des Imperators das Aergſte würden zu befürchten haben, wenn er je erführe, daß ſie ſo eigenmächtig gegen ſeinen Befehl handelten. Narciß erwiederte bitter lächelnd: „Was der Aufgeregte ſprach, vergißt der Schlafende, und den Erwachenden mit andern Dingen zu beſchäftigen, ſei meine Sorge! Meſſalina muß aus der Reihe der Lebenden verſchwinden. Die Lebende würde ſich ſeiner wieder bemächtigen; die Todte ſinkt für ihn in den Strom der Vergeſſenheit. Eine Andere wird ſogar ihr Bild, ihr Andenken verlöſchen. Hat ſie aufgehört zu ſein, dann iſt's ſo viel, als wäre ſie nie geweſen.“

Narciß rief den Tribun und einen Centurio der Leibwache aus dem Vorgemache herein und ſagte mit gebietendem Ton: „Es iſt des Kaiſers Wille, daß die Verbrecherin Meſſalina ſterbe. Euch ertheilt er durch mich den Auftrag, ſeinen Befehl zu vollziehen. Ihr findet ſie in den Gärten des Lucullus. Geht, thut eure Pflicht! Der nächſte Morgen ſei der letzte ihres verwirkten Lebens!“

Der Tribun und der Centurio beflügelten ihre Schritte. Pallas ſagte bedenklich und ſchüchtern: „Du wagſt viel!“ Narciß erwiederte: „Alles für Alles!“

Die Todesboten ſchritten durch das Grau'n der Nacht; nur das Waffengeraſſel unterbrach die tiefe Stille. Narciß und Pallas überließen ſich einem ruhigen Schlafe. Deſto ruheloſer und ſchrecklicher war die Nacht, welche Meſſalina, zwiſchen Furcht und Hoffnung ſchwebend, durchwacht hatte. Als die erſten Morgenlichter den Himmel erhellten, und die Kinder, deren ſie, nach jedem Laute horchend, mit banger Sehnſucht harrte, noch immer nicht erſchienen, ſprang Meſſalina von ihrem Dornenlager auf und warf ſich im Ausbruche der Verzweiflung zur Erde. Die treue Sclavin, ihre einzige und letzte Gefährtin, kniete an ihrer Seite hin und beugte ſich weinend über die Wehklagende, ohne ein Wort des Troſtes der athemloſen Bruſt entwinden zu können.

## X.

## Aus dem Leben keimt der Tod.

So fand Ahasver, an der Thür ſtehend, die beiden Jammergeſtalten. Meſſalina, den Schrecklichen erblickend, erhob ſich, ihre letzten Kräfte aufbietend, von der Erde und ſagte mit bebender, kaum hörbarer Stimme: „Bringſt Du mir Leben oder Tod?—Er antwortete mit dumpfer Stimme: „Die Vollſtrecker des Todes harren Deiner im Vorgemach!“

**Meſſalina.** Und mir winkt keine Hoffnung?

**Ahasver.** Keine!

**Meſſalina.** Auch Du vermagſt es nicht, mich zu retten?

**Ahasver.** Dein Leben war Dein Tod. Entehrte! Willſt Du nicht auch verachtet ſterben, ſo ende das ſchmähliche Leben mit eigener Hand, zuvorkommend dem Schwerte des Centurio! Hier mein Dolch!

**Meſſalina.** Mir ſchwinden die Sinne!

**Ahasver.** Deren Luſt und Taumel Dich im Leben beherrſchte, und deren Opfer Du nun biſt. Ein Heldenweib von keuſcher Sitte würde groß und edel fallen; Dich, Entweihte, führt die Ohnmacht und die Schmach an's Grab.

**Meſſalina.** Habe Mitleid!

**Ahasver.** Ich kannt' es nie, und will's nicht kennen.

**Meſſalina.** Hat der Kinder Bitte ſein hartes Herz nicht erweicht?

**Ahasver.** Der Kinder Leichtſinn vergaß die Mutter, die ſich ſelbſt vergaß.

**Meſſalina.** Des Todes bin ich ſchuldig, doch Gnade würde mir den Cäſar zum Gott machen.

**Ahasver.** Gedachteſt Du der Gnade, wenn auf Deinen Wink die vielen Schlachtopfer fielen? Dein Gelüſte war Dein Gott; nach Dir gelüſtet's jetzt den Tod. Er liebt das Schöne. Du haſt erſchöpft des Lebens Vollgenuß. Bald wird eine andere ſchwelgen wie Du. Auch ihn, den Gott Claudius, wird ſein Schickſal ereilen. Ich bin kein Seher, doch Erfahrung und Vernunft — ſie ſagen mir, daß Böſes nur Böſes kann erzeugen, ſo wie die giftige Schlange nur ihres Gleichen zeugt und gebiert. Ich haſſe Dich ſo wie ich die Menſchheit haſſe und mich ſelbſt. Dein Buhle ſtarb den Tod des ehrloſen Feigen; willſt Du ſeiner würdig ſterben, ſo wie Du gelebt? Wenn noch ein edlerer Blutstropfe in Deinen Adern rinnt, ſo nimm dieſen Dolch und tödte Dich! Gönne ihnen nicht den Sieg im Kampf des Schlechten mit dem Schlechten! Du mußt fallen, aber der Gedanke, daß neue Verbrechen noch größer als die Deinigen, und neue Schlachtopfer, ſchrecklicher gequält als Du, Dir folgen, und Dich rächen werden, — der Gedanke ſtärke Dich in Deiner letzten Stunde! Tödte Dich, und ich will ihnen hohnlachend Deinen Tod verkünden!“

Ahasver reichte ihr den Dolch. Sie ergriff den Todesſtahl, ſetzte ſich die Spitze an die Kehle. Die zitternde Hand verſagte den Dienſt; der Dolch fiel zur Erde. Der Thürvorhang wurde heftig aufgeriſſen. Eintrat der Tribun mit gezücktem Schwert. Ein Augenblick — ein Wehruf — und Ahasver's gellende Lache! Der Tribun zog das blutbefleckte Schwert aus der tiefen Wunde der röchelnden Bruſt.

---

Narciß vernahm die Todesnachricht, welche der Kriegstribun ihm brachte, mit dem düſtern Blick geheuchelter Betrübniß. Nach längerem Schweigen gab er dem Tribun mit der Hand ein Zeichen, ſich zu entfernen, wobei er nur die wenigen Worte ſprach: „Belohnen wird Dich der Kaiſer.“

So eigenmächtig und kühn der Geheimſchreiber auch war, als er den Mordbefehl im Namen des Kaiſers ertheilte, ſo ſtieg doch nun, da die verwegene Frevelthat geſchehen war, in ihm die Beſorgniß über die Möglichkeit nachtheiliger Folgen auf, wenn der Kaiſer ſich etwa gegen alle Erwartung doch erinnerte, kein Todesurtheil ausgeſprochen zu haben. Nachdem er, der ſeine beiden Amts- und Frevelgenoſſen Pallas und Kalliſt mehr als den Kaiſer fürchtete, über die Sache längere Zeit mit ſteigender Unruhe nachgedacht hatte, zeigte ſich um ſeinen Mund das Spiel eines bösartigen Lächelns, welches ſich bald in eine triumphirende Miene verwandelte, als in dem Liſtigen der Gedanke erwachte, es komme jezt Alles nur darauf an, wo, wann und wie man die Sache dem Claudius vortrage. Das war bald gefunden, da an dieſem Tage von dem Landvolk das fröhliche Feſt des Waldgottes Faunus in Wäldern und auf Wieſen gefeiert wurde. Mädchen und Jünglinge überließen ſich unter freiem Himmel dem Vergnügen des Tanzes, die Aeltern ſchmausten und zechten. Claudius war leicht beredet, die Landbewohner der Umgegend zu beſuchen, und dem ländlichen Feſte, ſelbſt als Landmann gekleidet, beizuwohnen.

Er kehrte Abends in der heiterſten Stimmung zurück. Luft und Bewegung hatten die ihm angeborne Liebe zum Genuſſe von Lieblingsgerichten und ſtarken Weinen auf den höchſten Grad geſteigert. Claudius, jezt einzig mit den Schüſſeln und Bechern beſchäftigt, die man ihm unaufhörlich reichte, bekümmerte ſich wenig um die beiden anweſenden Kinder. Narciß hatte ſie vorſäzlich, doch vom Kaiſer entfernt, an die Tafel geſetzt, um die Sache mit einem Schlage abzuthun.

Als Narciß gewahr wurde, daß Claudius ſich in dem Zuſtande befand, wo er ſich um Menſchen und menſchliche Schickſale wenig zu bekümmern, und mit Glück oder Unglück, Leben oder Tod es nicht genau zu nehmen pflegte, ſagte er im Tone der Gleichgültigkeit, wie man irgend eine geringfügige Neuigkeit erzählt: „Mein Herr und Gebieter! Ich glaube nicht gefehlt zu haben, daß ich die Sorge für Meſſalina's ſtille Leichenbeſtattung ihrer Mutter überließ?"

Claudius, der ſich in dieſem überraſchenden Augenblick nicht erinnerte, ob er einen Befehl zu Meſſalina's Ermordung gegeben habe oder nicht, und zum Nachdenken nicht aufgelegt war, ſagte ganz kurz: „Sie iſt alſo geweſen! Ihre eigene Schuld!"

Bei dieſen Worten reichte ihm ein Sclave, auf den Wink des Geheimſchreibers einen vollen Becher. Claudius nahm und leerte ihn, ohne das geringſte Merkmal von Schmerz oder Empfindlichkeit zu zeigen. Als nun die Kinder in Thränen zerfloßen, ließ Narciß ſie wegführen, indem er zu den Sclaven halblaut, doch ſo, daß Claudius es hören mußte, ſagte: „Das Aechzen der Kleinen ſtört zur Unzeit die heitere Stimmung unſers guten Cäſars." — Claudius lächelte beifällig und ſagte:

„Wird bald verſchmerzt ſein! Der glückliche Leichtſinn der Kindheit iſt keiner dauernden Eindrücke fähig; der Schmetterling gaukelt von Blume zu Blume."

Als die Kinder entfernt waren, waren ſie auch ſchon vergeſſen. Das Gelage dauerte noch eine volle Stunde mit zunehmender Luſtigkeit.

Am nächſten Morgen brachte man dem Imperator eine von dem, zu kriechender Schmeichelei herabgeſunkenen Senat erlaſſene Verordnung, daß Meſſalinens Bildniſſe ſowohl in den Privathäuſern, als auch an allen öffentlichen Orten weggenommen werden ſollten. Claudius ſagte zu den Senatoren: „Recht ſo! Warum iſt ſie zu ſtolz, ſelbſt zu kommen, und mich zu bitten?“

So ſchnell war die Todeskunde, die man ihm beim Luſtgelage gebracht, ſchon am nächſten Morgen wieder vergeſſen! Als man ihn wiederholt erinnerte, daß Meſſalina nicht mehr lebe, flüſterte er dem Geheimſchreiber lächelnd in's Ohr: „Sie war treulos. Konnte ich ihr das auch verzeihen, ſo — — ihre Herrſchſucht war mir läſtig!“

Claudius fühlte ſich auch nun wirklich ſo frei, ſo vergnügt und zufrieden, daß er ſeine Freude unverholen zur Schau trug, und dabei öffentlich erklärte, da er in dieſer Ehe ſo unglücklich geweſen ſei, ſo wolle er ſich nie wieder vermählen. Bei einem fröhlichen Gelage that der Aufgeregte ſogar den Schwur, es ſei jedem ſeiner Unterthanen erlaubt, ihn, wenn er ſich nochmal vermähle, ungeſtraft zu tödten.

## XI.

## Die Thronwerberinnen.

Und dennoch lebte ſchon in ſeiner Nähe Meſſalinens Rächerin, ein Weſen, ohne Liebe und Treu wie jene, aber argliſtiger, heftiger und herzloſer, als ſie, — ſeine Nichte Julia Agrippina, des Germanicus Tochter. Sie war Witwe, und die Mutter des Domitius Nero, den Roms böſes Schickſal beſtimmt zu haben ſchien, ſeine Vorfahren auf dem Throne an Grauſamkeit und Wahnſinn zu übertreffen. Agrippina verband mit dem Reiz einer mädchenhaft zierlichen Geſtalt die lieblichſte Anmuth in Mienen, Geberden und Rede. Sie zeigte ſich ſo fügſam und geſchmeidig, als wiſſe ſie gar nicht, was es heißt, einen eigenen Willen haben. So wie das zarteſte Roth einer kaum entknoſpten Roſe auf ihren Wangen lag; ſo wie die langen Seidenwimpern das Feuer der meiſtens geſenkten, oder nur halb geöffneten Augen wie ein Schleier milderten; ſo wie jede ihrer ſanften Bewegungen eine ſchüchterne Sittſamkeit verkündete; eben ſo zeigte ſich in Allem, was ſie ſprach und that, eine an Demuth grenzende Beſcheidenheit. Scheinbar ſich ſelbſt vergeſſend, widmete ſie im geſelligen Umgang ihre ganze Aufmerkſamkeit jedesmal Demjenigen, auf welchen ſie einen Plan angelegt hatte. Jede Miene war berechnet, jeder Blick hatte ſein beſtimmtes Ziel, jedes Wort ſeine verſteckte Abſicht. Sie beſaß eine ſolche Kraft der Selbſtbeherrſchung, daß ihr Aeußeres ruhig blieb, wenn ihr Inneres in Aufruhr war. Ihre liebevollſten Blicke waren die unredlichſten, ihr ſüßeſtes Lächeln das gefährlichſte. Schlauheit, Liſt und Ränkeſucht kleideten ſich in die Maske kindlicher Unſchuld und harmlos ſtiller Heiterkeit. Falſchheit und Selbſtſucht im Herzen, wußte ſie Alles, was ſie wünſchte, durch das dämoniſche Blendwerk bezaubernder Holdſeligkeit zu erreichen, oder vielmehr zu erſchleichen, wie die glänzende Schlange ſich durch Blumen windet, um zu dem Schlafenden zu gelangen, den ſie tödten will. Dem Gelüſte fröhnend wie Meſſalina, hüllte ſie Alles, was Jene, von der Gewalt der Leidenſchaft hingeriſſen, ungeſcheut und offen that, in das

Dunkel des tiefſten Geheimniſſes. In Rom nannte ein Ge- ücht, das man ſich nur leiſe in das Ohr zu flüſtern wagte, e eine Freundin oder wenigſtens Schülerin Ahasver's. uf jedem Fall zeigte es ſich bald, daß Agrippina ſich Meſ- alinen zum Vorbilde genommen habe, ihre Meiſterin aber urch Heuchelei, Liſt und kühne Entſchloſſenheit weit bertraf.

Der Vorwand der Verwandtſchaft gab Agrippinen as Recht des freien Eintrittes in den kaiſerlichen Palaſt nd der Schein der innigſten Theilnahme entſchuldigte ihre äufigen Beſuche bei dem Witwer, der ja ein neues Ehe- ündniß öffentlich verſchworen hatte. Den Uebereilten in ürzeſter Zeit zum Meineid zu bringen, war das Ziel, nach em ſie ſtrebte, und welches zu erreichen ſie kein Mittel un- erſucht zu laſſen beſchloſſen hatte. Ihrer innig anſchmiegenden Zärtlichkeit, ihren ſchüchternen Liebkoſungen und wohl maskirten Anlockungen gelang es, ihren Zweck früher u erreichen, als ſie es gehofft hatte. Claudius fühlte mit edem Tage mehr Zuneigung für ſie, und die nicht nur mit em Reize der Anmuth, ſondern auch mit einer vorzüglichen Unterhaltungsgabe ausgeſtattete Meiſterin in der Verſtel- ungskunſt, machte ſich dem Befangenen mit jedem Tage nentbehrlicher. Deſſen ungeachtet konnte er aber nicht dahin ommen, einen feſten Entſchluß zu faſſen; ſo oft daher die Erinnerung an Meſſalina, und die Furcht vor dem gleichen Schickſal durch eine neue Vermählung in ihm erwachte, rach er das zärtlichſte Geſpräch mit Agrippina plötzlich ab, prang auf, und eilte fort, ohne nur ein Wort der Entſchuldigung zu ſprechen. Agrippina, weit entfernt, in dieſem Benehmen eine Beleidigung zu finden, erblickte darin nur den Verboten ihres nahen vollkommenen Sieges. Während aber Agrippina in das Gelingen ihres Planes nicht den geringſten Zweifel ſetzte, bildeten die Schönen Roms aus den edelſten und reichſten Familien, weit entfernt, durch Meſſalina's trauriges Schickſal ſich abſchrecken zu laſſen, eine Verſchwörung, um Agrippinen den Sieg zu entreißen. Der Wunſch, einen Herrſcher zu beherrſchen, ſetzte jedes weibliche Herz in Flammen. Jede Brautwerberin gewann bald eine Partei für ſich. Insbeſondere wurde Alles aufgeboten, die Gunſt und Fürſprache eines der drei freigelaſſenen Machthaber zu gewinnen, die nun mit den reichſten Spenden und mit Schmeicheleien aller Art überhäuft wurden. Jeder von ihnen trat auf die Seite Derjenigen, von welcher er die werthvollſten Geſchenke erhalten und die meiſten Vortheile in der Zukunft zu erwarten hatte. Pallas begünſtigte die Lollia Paulina, Kalliſt die Aelia Petina, des Claudius frühere Gemahlin, von welcher er ſich eines kleinen häuslichen Zwiſtes wegen hatte ſcheiden laſſen; Narciß war für die Julia Agrippina. Jede der drei Hauptbewerberinnen hatte Schönheit, Reichthum und Adel des Geſchlechtes für ſich. Für jede derſelben führte Einer der drei Freigelaſſenen mit Eifer das Wort. Der Kampf war hartnäckig und kühn. Claudius, betäubt durch die Beredſamkeit und Zudringlichkeit der Brautwähler, gerieth bei der ihm angebornen Unentſchloſſenheit in eine Verlegenheit, in welcher er ſich nicht anders zu helfen wußte, als daß er die drei Widerſprechenden zuſammen berief, und jedem derſelben befahl, ſeine Meinung mit den triftigſten Gründen zu unterſtützen.

Pallas hielt zuerſt der Lollia Paulina eine feurige Lobrede, worin er nicht nur ihre Schönheit und ihren tadelloſen Ruf pries, ſondern insbeſondere den Umſtand hervorhob, keine der Mitbewerberinnen beſitze ſo viel Sanftmuth, und ein ſo weiches liebevolles Herz, wie dieſe edle Jungfrau. Sie allein, frei von jeder Anlage zur Eiferſucht und Herrſchbegierde, ſo wie von der den Stiefmüttern eigenen Abneigung gegen die Stiefkinder Britanicus und Octavia, wäre vollkommen geeignet, den Palaſt zu einem Tempel der Eintracht und des häuslichen Glückes zu machen, ſie, die Unerfahrene, Kinderloſe, deren erſte Liebe er ſein würde.

„Genug!“ rief Claudius, „nun kommt die Reihe an Dich, Kalliſt!“

Dieſer bemühte ſich, mit dem Aufwande der ſchimmerndſten Beredſamkeit zu beweiſen, Claudius dürfe, wenn er ſein eigenes Glück und das Wohl ſeiner Kinder ſichern wolle, keine Andere zur Gemahlin wählen, als eine Witwe, und unter den Witwen keine Andere, als ſeine frühere Gemahlin Aelia Petina, von welcher er ſich nur eines unbedeutenden Zwiſtes wegen getrennt habe. Eben deshalb würde Sie, wieder in Gnaden aufgenommen, mehr als jede Andere auf ihrer Hut ſein, den Unwillen des reizbaren Gemahls je auf ſich zu laden. Auch würde ihr nichts neu erſcheinen in dem wiederbetretenen Palaſte, wo ſie dem

Vater und ſeinen Kindern mit gleich zärtlicher Liebe ſich hingäbe.

Claudius wiederholte ſein gebieteriſches: „Genug!" und befahl dem Narciß zu reden. Dieſer ereiferte ſich nun zu beweiſen, Claudius könne ſich nur mit einer Ebenbürtigen, nur mit Einer vermählen, welche eines ſolchen Glückes ſchon dadurch vor allen Andern würdig erſcheine, daß ſelbſt ihr guter Genius ſie durch die Bande der Verwandtſchaft in ſeine Nähe geſtellt habe. Nur eine Frau von ſo hoher Abkunft verdiene, daß ihre Nachkommen dem erhabenen Geſchlechte der herrſchenden Cäſaren ſich anreihen. Außerdem bringe ſie ihm nebſt der zarteſten Schönheit einen edlen Geiſt und ungemeinen Reichthum zur Mitgift.

Ein Grund und zwar der Hauptgrund, der den Sprecher bewog, die Geprieſene ſo hoch zu ſtellen und ihr den erſten Rang erkämpfen zu wollen, war jedoch von der Art, daß Narciß ihn in ſeiner Bauſt verſchloſſen halten mußte: dieſer Grund beſtand in der Hoffnung, die gewandte Agrippina werde nichts unverſucht laſſen, den Gemahl durch alle, ihr im höchſten Grade zu Gebot ſtehenden Künſte von Zärtlichkeit und Liſt dahin zu bringen, daß er ihren Sohn Domitius Nero zu ſeinem Nachfolger beſtimme, den Britanicus aber vom Throne ausſchließe, von welchem zu fürchten war, er werde den Tod ſeiner Mutter Meſſalina an ihrem Mörder rächen.

Claudius, ein Sclave weiblicher Schönheit, legte, ohne in die gerühmten höheren Vorzüge einen entſcheidenden Werth zu ſetzen, nur die in die Sinne fallenden Eigenſchaften der drei Bewerberinnen auf die Wagſchale und blieb, obwohl Agrippina das Uebergewicht behauptete, noch unentſchloſſen. Er befahl den Rednern mit den Worten:

„Schwätzer! ihr habt viel geſprochen und doch nichts geſagt;“ ſich zu entfernen.

Als das würdige Triumvirat das Gemach verlaſſen hatte, trat Ahasver unberufen, und wie immer, auch ungemeldet ein. Claudius, des Schwankens und der Verzögerung ſchon überdrüſſig, rief ihm freudig entgegen: „Lieber Unhold! Du kommſt mir in dieſem Augenblick erwünſcht. Welche Nebenzwecke meine Rathgeber beſtimmt haben mögen, mir dieſe oder jene Braut anzupreiſen, — ich weiß es nicht, verlange auch nicht, es zu wiſſen; es kümmert mich nicht! Von Dir, Zauberer oder Dämon in Menſchengeſtalt, der, frei und unabhängig von mir, weder etwas verlangt noch bedarf, — von Dir, unergründliches Weſen ohne Furcht und Hoffnung, ohne Leid und Freude, von Dir allein erwarte ich eine Meinung ohne Nebenabſichten zu vernehmen. Lollia Paulina, Aelia Petina und Julia Agrippina kämpfen um den Preis; welcher von ihnen reiche ich das Diadem?“

Ahasver wußte wohl, daß in Claudius Seele weder Haß noch Liebe ſich regte, wenn nicht fremde Einwirkung ſeine Trägheit für jenen oder für dieſe in Bewegung ſetzte. Der Böſe war auch jetzt in böſer Abſicht gekommen. Narciß, als der böſeſte der drei Gewaltigen, galt ihm am meiſten; Agrippina, die böſeſte der drei Bräute, war ſeine Freundin oder Schülerin. Er ſagte: „Nur Agrippina iſt eines Cäſars, wie Claudius würdig." — Sein bitteres Lächeln gab dieſen Worten die rechte Deutung; Claudius fand aber darin die Bekräftigung ſeiner eigenen Meinung, und ſagte vergnügt: „Du haſt meinen Gedanken ausgeſprochen. Aber was geſchähe, wenn ſie eine zweite Meſſalina würde?" — „Dann," fiel ihm Ahasver raſch in's Wort, „dann würde ſie auch Meſſalinens Schickſal theilen. An Weibern iſt kein Mangel, an Schwertern noch weniger!"

In dieſem Augenblick ſchrie eine bezahlte Pöbelmaſſe vor dem Palaſt: „Heil dem Cäſar Claudius!" Während des Jubelrufes trat Agrippina in das Gemach. Ihr folgten Senatoren. Claudius lachte herzlich und umarmte Agrippina mit den Worten: „So iſt es denn des Schickſals Wille!" Er führte Agrippina, die ſich ſanft ſträubte, an das Fenſter, und rief dem verſammelten Volke zu: „Heil meiner Gemahlin! Heil eurer Gebieterin!" — Lärmender Jubelruf erſchell. So ward Agrippina noch an demſelben Tage des Cäſars Gemahlin und — Meſſalinens Rachegöttin. Als vor dem Herrſcherpaare am nächſten Morgen die Schaaren der Glückwünſchenden, mit reichen Geſchenken wetteifernd, und feſtlich gekleidet erſchienen, zeigte ſich unter ihnen auch Ahasver in ſeinem ſchlichten dunkelgrauen Gewande; in ſeinem Gürtel ſtak das Bein, welches er aus Caligula's Leichenfeuer genommen hatte. Dieſer Anblick warf einen düſtern Schatten auf den feſtlichen Freudenglanz, und ſchien das Vorſpiel der nachfolgenden Tragödie zu ſein, deren Heldin Agrippina war, ihr Vertrauter Ahasver.

# XII.

## Der Stiefſohn.

Nun erhielt nicht nur der Palaſt, ſondern auch Rom in der kürzeſten Zeit eine andere Geſtalt. Agrippina, ferne von der Leidenſchaftlichkeit und den Launen, welchen Meſſalina, mit den Menſchen und mit ſich ſelbſt ein tolles Spiel treibend, ſich blindlings hingab, richtete ſogleich, kalt und ſtreng mit furchtbarer Feſtigkeit ihr Ziel verfolgend, ihr ganzes Streben dahin, Rom und dem Gemahl das zweifach ſchwere Sclavenjoch der Herrſchſucht und der Habſucht aufzulegen, wobei ſie die erſtere mit der Sorgfalt für die Aufrechthaltung der Geſetze, die letztere mit dem angebornen Hang zu häuslicher Sparſamkeit bemäntelte, ſomit zwei häßliche Eigenſchaften in dem Licht der öffentlichen Meinung als ſchätzbare Tugenden hinſtellte. Die Macht, welche ſie über den beherrſchten Cäſar ausübte, wußte ſie in das Gewand der zärtlichſten Liebe einzukleiden; ihn ſelbſt überhäufte ſie mit Aufmerkſamkeit und Schmeichelei; dabei gab ſie ſich die Miene, für des geliebten Gemahls Wohl und Sicherheit ſo beſorgt zu ſein, daß ſie nie von ſeiner Seite wich. In Folge deſſen erſchien ſie mit dem Cäſar im Senate; ſie ſaß bei öffentlichen Feierlichkeiten neben ihm auf der Tribune; ſie war gegenwärtig, wenn er fremden Fürſten Gehör gab. Dabei ging ihr raſtloſes Beſtreben dahin, Freunde und Anhänger zu gewinnen.

Um auch die gefürchteten Freigelaſſenen an ſich zu ziehen, gab ſie ſich den Schein, ihren bisherigen Einfluß und Wirkungskreis ungeſchmälert laſſen zu wollen, ja, ſie bediente ſich ihrer ſogar in manchen Fällen als Unterhändler, welchen ſie ihr volles Zutrauen ſchenkte. Den Senatoren begegnete ſie mit Hochachtung; die Führer der Leibwache wurden reichlich beſchenkt.

Als ſie es nun durch Ränke ſo weit gebracht hatte, daß Claudius, der Bequemlichkeit huldigend, ihrem Willen freien Lauf ließ, ſuchte ſie jede weibliche Schönheit aus ſeiner Nähe zu entfernen; gegen Lolia Paulina aber und Aelia Petina verwandelte ſich die zuerſt gehegte Eiferſucht in Rachbegierde, weil ſie es gewagt hatten, nach dem Diadem zu ſtreben. Die verhaßten Nebenbuhlerinnen durften nicht länger leben.

Bei dieſer Gelegenheit enthüllte Agrippina zum erſten Male ihre grauſame Gefühlloſigkeit.

Ahasver, der böſe Genius, auf den ſie ihr volles Zutrauen ſetzte, trat, als der Abend ſchon dämmerte, in ihr Gemach. Da ſie ihn freundlich willkommen hieß, ſagte er: „Ich hoffe auch, es Dir zu ſein." Bei dieſen Worten ſchlug er den Mantel zurück und hielt ihr, mit dem ihm eigenen ſchauerlichen Lächeln, das Haupt der zuerſt getödteten Lolia Paulina vor die Augen. Von Schrecken ergriffen und noch mehr Schrecken heuchelnd und haſtig aufſpringend rief Agrippina: „Weſſen Haupt?"

„Wie?" erwiederte Ahasver, „das Haupt der auf

Deinen Befehl gemordeten Lolia Paulina erkenneſt Du nicht?" —

„Du willſt mich täuſchen, ſagte Agrippina; es gelingt Dir nicht. Wozu die verwegene Lüge?" —

„Der Tod entſtellt," erwiederte Ahasver. „Nähere Beſchauung des ſchönen Kopfes mag Dich von der Wahrheit; überzeugen." —

Agrippina ſchwieg. Plötzlich, ihre Scheu beſiegend rief ſie: „Täuſchen die verzerrten Geſichtszüge, ſo vermag ich ſie doch an ihren Zähnen zu erkennen, von denen die Schmeichelei rühmte, ſie ſeien die ſchönſten, die je im Munde einer Römerin glänzten." —

Sie riß, wuthentbrannt, dem Ahasver den Kopf aus der Hand, öffnete den bleichen ſtarren Mund, beſah die Zähne und rief: „Wahrheit!" — Sie ließ den Kopf fallen; Ahasver hob ihn auf und entfernte ſich mit den Worten: „Ueber den Anblick eines ſolchen Kopfes den Kopf nicht verlieren, — welche Seelenſtärke!" —

Agrippina ging nun in der Ausführung ihres Planes Schritt für Schritt vorwärts wie ein kluger Feldherr auf feindlichem Gebiet. Durch ſeine Schmeicheleien ſich die Gunſt der Senatoren gewinnend, erſchlich ſie einen Senatsbeſchluß, welcher ihr den Titel Auguſta zuſprach. Claudius, dem ſie das Geſchichtchen als eine überraſchende Neuigkeit mittheilte, zeigte ſich darüber hoch erfreut und brachte ihr ſeinen Glückwunſch mit dem ſcherzhaften Beiſatze: „Schätzchen! Nun kannſt Du für mich wie über mich herrſchen." Agrippina erwiederte, ihn küſſend, eben ſo ſcherzhaft: „Mit Vergnügen! Dein Wille ſei der meinige!“ —

In einer ſehr ſchwachen Stunde gelang es ihr auch, den Gemahl zu bewegen, daß er ihr verſprach, ihren Sohn, den ſechzehnjährigen Domitius Nero, dem ſie um jeden Preis die Thronfolge verſchaffen wollte, — zum Nachtheil ſeines eigenen neunjährigen Sohnes Britanicus — an Kindesſtatt anzunehmen; da ſie aber in das feierliche Verſprechen des wankelmüthigen Claudius zu wenig Vertrauen ſetzte, wußte ſie es durch ihre Umtriebe binnen wenigen Tagen dahin zu bringen, daß dieſe Annahme an Kindesſtatt durch einen Senatsbeſchluß beſtätiget wurde. Als der überraſchte Gemahl darüber ſeine Verwunderung zu erkennen gab, ſagte ſie mit der ihr eigenen Grazie des holdſeligſten Lächelns: „Der Senat wetteifert mit mir, jeden Wunſch unſers Herrn und Gebieters mit zuvorkommender Schnelligkeit zu erfüllen.“ —

Von dieſem Tage an entfernte Agrippina den unglücklichen Stiefſohn aus den Augen des Vaters, bei dem ſich bald das Sprichwort bewährte: „Aus den Augen, aus dem Sinn!“ — Britanicus wurde nun von ſeiner Schweſter Octavia getrennt und in eine Kinderſtube verſchloſſen; ſeine bisherigen treuen Diener wurden entlaſſen, und an ihre Stelle ſolche geſetzt, welche, der Herrſcherin ergeben, die Pflicht auf ſich nahmen, Geiſt und Willenskraft ihres Pfleglings niederzudrücken und den aller Oeffentlichkeit entzogenen und in Vergeſſenheit begrabenen Knaben in den Schranken ſpäter Kindheit zu halten, ihn, dem in dieſer traurigen Lage zum eigentlichen Gefangenen nichts fehlte, als — die Feſſeln.

Deſto mehr ſorgte aber die argliſtige Mutter dafür, daß der lebhafte Geiſt ihres Sohnes Domitius mit ſchnellen Fortſchritten ausgebildet, und mit dem Glanze Bewunderung erregender Kenntniſſe in Kunſt und Wiſſenſchaft reichlich ausgeſtattet werde. Zur Erreichung dieſes Zweckes ſchien ihr der verbannte Seneca, Philoſoph, Redner und Dichter, vor allen Andern geeignet.

## XIII.

## Der Verbannte auf Corſica.

Der Unglückliche lebte nun, durch Meſſalina's Haß aus Rom verbannt, im ſiebenten Jahre auf der rauhen Inſel Corſica, einſam und von aller Welt verlaſſen, in einer Hütte, zwiſchen kahlen, ſchroffen Felsgebirgen eingeſchloſſen. Er, gewohnt, in dem Getümmel der üppigſten Stadt und des glänzendſten Hofes ſich zu bewegen, durch die Erzeugniſſe ſeines Geiſtes in den höhern Zirkeln geehrt und bewundert zu werden, gewohnt, ſich aller Genüſſe des Wohllebens, und der Bequemlichkeit zu erfreuen, — er ſchmachtete nun unter rauhen Menſchen in einer traurigen Einöde, wo der Frühling keinen Baum mit Laub, keine Heide mit Raſen bekleidete, wo die ſengende Glut des Sommers ihm nur in den Nächten die Hütte zu verlaſſen geſtattete, wo der Herbſt nicht einmal den Anblick einer reifenden Frucht gewährte. Seine Güter eingezogen, ſeine Ehre gebrandmarkt, ſah er ſich losgeriſſen von jeder Mittheilung, verlaſſen von Allen.

In dieſer troſtloſen Abgeſchiedenheit, wo ihm keine andere Hoffnung auf eine Erlöſung aus ſeiner jammervollen Lage übrig blieb als der Tod, erhob ſich ſein Geiſt von der Erde, die ihm ein düſteres Gefängniß war, zum Himmel, der ihm als Tempel glücklicher Freiheit erſchien, und von den Menſchen, die ſeiner nicht mehr gedachten, zu den Sternen, die ihm eine unvergängliche Seelenwonne verſprachen.

In den langen Tagen der Sommermonate konnte Seneca aus der düſtern Hütte nicht in die freie Gegend treten, da weder Bäume noch Gebüſche irgendwo einen Schatten warfen, und die Sonnenglut den Wanderer zu Boden drückte.

In den Wintermonaten konnte er noch weniger die morſche enge Hütte verlaſſen, weil ſeine geſchwächte Geſundheit ihm nicht geſtattete, dem dichten Schneegeſtöber, dem erſtarrenden Froſt unüberſehbarer Eisgefilde und den tobenden Anfällen heulender Stürme ſich auszuſetzen. Der ſchlafloſe Schwermüthige durchwachte dann die endloſen Nächte, in trübe Gedanken verſunken, über düſteren Bildern hinbrütend. Während ſein alter treuer Sclave, der nie ein beſſeres Loos gekannt hatte, auf ſeinem harten Lager feſt und ruhig ſchlief, ſchrieb Seneca Tragödien, worin er Verbrechen und Gräuel mit gräßlichen Zügen und wilder Farbenglut darzuſtellen ſich gefiel. In der Phantaſie des mit ſich und der Welt Zerfallenen mußte Medea die ſchuldloſen Kinder morden, mußte Troja in Flammen lodern, und ein Königshaus in Schmach untergehen, mußte Agamemnon fallen durch den Frevel ſeines treuloſen Weibes, mußte Oedipus unter den ſchrecklichſten Leiden der Seele und des Leibes ſeinem böſen Schickſal erliegen. Die Schreckensſcenen ſolcher ſchauderhaften Gemälde mit Uebertreibung bis in die kleinſten Züge auszumalen, war dem die Menſchen haſſenden Dichter jetzt Genuß und Labſal.

Nur in den kühleren Sommernächten entfloh er ſeinem Kerker, um, was ihm ſchon als Labſal erſchien, einen kahlen Fels zu erſteigen. Auf dem Gipfel des Geſteines ſich lagernd, blickte er dann zu dem ſternenhellen Himmel empor, in deſſen Millionen von flimmernden Lichtern er freundlich tröſtende Genien zu erblicken wähnte. Dann erhob ſich ſeine Seele zu hohem Gedankenflug, und er erkannte die Flüchtigkeit irdiſcher Freuden, die Nichtigkeit irdiſcher Leiden und die Herrlichkeit eines unvergänglichen geiſtigen Lebens, erhaben über Zeit und Raum.

In einer dieſer heiteren Sommernächte entwanden ſich der Bruſt des vom Anblicke des geſtirnten Himmels begeiſterten Philoſophen und Dichters Gedanken und Empfindungen, welche, wie leiſe Lautenklänge, den Saiten der Seele entquellen, einige derſelben flüchtig verhallend, während er andere, ohne es zu wiſſen, wie eine zur Geiſterwelt geſprochene Rede in Worte kleidete:

„Auf dieſem Gipfel ruhe ich, wie einſt Deukalion, als er, aus dem die Erde überwogenden Gewäſſer flüchtend, die äußerſten Gebirgshöhen erklomm. O ſtürmiſches Meer des Lebens, ruheloſe Flut und Ebbe, die uns jetzt auf ſchäumenden Wogengipfeln hoch emporhebt, jetzt in die Tiefe ſtürzt, bis das lecke Schiff in den Hafen der Ruhe, des Todes, einläuft!“

„Euch, ihr ewigen Geſtirne, durch mein Elend näher gebracht, lernte ich die Nichtigkeit des irdiſchen Glanzes, lernte ich mich ſelbſt kennen. Ich war groß im Gedanken, ſchwach in der That. Ich ſuchte das Glück auf Erden, und vergaß mich ſelbſt, die Seele, die ein Ausfluß des ewigen Geiſtes iſt. Ich konnte unabhängig ſein durch meine Kraft, und ich erlag dem Sirenengeſang ſchmeichelnder Verhältniſſe. Ich jagte nach Ruhm, und entſagte der Ruhe des reinen, zufriedenen Gemüthes. Ich baute auf Menſchen, und fiel durch ſie. Große Männer — ſo lehrt mich die Geſchichte — blieben auch in ihrem Falle noch groß, größer als ihr Schickſal. Erhabene Geiſter, ihr gleichet den Sternen des Himmels! Der Verſuchung erlag ich; nun iſt die Zeit der Prüfung gekommen. — Ihr ſollt nun meine Vorbilder ſein! Durch euch will ich mich erheben, um das zu werden, was ich ohne Leiden nie geworden wäre. Hart und ſchwer iſt die Hand des Unglücks, aber ſie reicht uns ſtärkenden Balſam, ſie beruhigt und veredelt das tobende Herz, ſie öffnet das Auge, um das Licht der Wahrheit zu ertragen. Der von den Menſchen mißhandelte Edle gleicht einer großen ehrwürdigen Ruine; der Freche kann ſie mit Füßen treten — aber nicht entheiligen. Ich galt den Römern als ein Weiſer; ich war es nicht; der eifrigſte Verehrer der Weiſen will ich aber von nun an ſein, mag der Tod mich in dieſer corſiſchen Hütte treffen, oder in einem Palaſte Roms. Iſt es dem Menſchen eigen, eine Vorliebe für ſeine Fehler zu hegen, ſo ſoll die Selbſterkenntniß und ein richtiges Urtheil über Andere mir den Geiſt ſchärfen, um einzuſehen, wie herrlich ſo Mancher geworden wäre, wenn ihn nicht der Wahn geblendet hätte, es ſchon zu ſein. Wehe dem Menſchen, daß er ſein Schickſal, das gute wie das böſe, nicht ertragen kann, noch weniger aber ſich ſelbſt, er, der bald ein in ſein eigenes Ich verliebter Narciß iſt, bald ſich ſelbſt zur Laſt fällt! Ich habe im Umgange mit Menſchen die Menſchen verachten gelernt. Geiſt des Weltalls! lehre Du mich im Schooße der Einſamkeit ſie wieder lieben!“ —

Die grauende Dämmerung erſchien am öſtlichen Himmel als Vorhang des Allerheiligſten der Schöpfung. Die Sterne fingen an, theils einzeln, theils in Gruppen, zu erbleichen, dann zu erlöſchen; nur der Morgenſtern verweilte noch in ſanftem Schimmer, um ſein ſchönes Ehrenamt als Herold des Tages zu verwalten.

Das Erblaſſen und Schwinden der Sterne erfüllte die Seele des Verbannten mit Schwermuth; denn er ſah darin das Erlöſchen der Lebensfreuden und das Abſterben ſeiner troſtloſen Tage und Stunden hinter dem Schleier des Irrthums und der Selbſttäuſchung. Eine leiſe Stimme flüſterte ihm wohl zu, welches erhebende, die gebeugte Hoffnung neu belebende große Bild der nahe Sonnenaufgang ihm darſtellen werde; allein eben dieſer Contraſt zwiſchen der Herrlichkeit dieſes himmliſchen Schauſpiels zeigte ihm die Erdennacht noch ſchwärzer, und der Unglückliche floh vor dem, was er vielmehr hätte ſuchen ſollen. Er eilte, ſcheu vor den erſten Sonnenſtrahlen, die Augen auf das nackte Geſtein geſenkt, von den Felshöhen in die traurige Tiefe hinab. Die großen Gedanken, die ihn früher begeiſtert hatten, waren jetzt in ſeiner verzagenden Seele ſpurlos erlöſchen, wie die Sterne am Himmel.

Als er, ohne aufgeblickt zu haben, bei ſeiner Hütte anlangte, trat ihm ein römiſcher Senator und ein Centurio der kaiſerlichen Leibwache entgegen. Sie kündigten ſich dem Erſtaunenden als von Rom an ihn abgeſendete Boten an. Seneca unterbrach die Anrede mit den Worten: „Ihr ſeid gekommen, mich zu tödten? Vollzieht Euren Befehl! Der Tod iſt mir Wohlthat. Zögert keinen Augenblick! Ihr findet mich bereit!“ —

Der Senator nahm das Wort: „Nicht als Deine Mörder erſcheinen wir hier: der Zweck unſerer Sendung geht vielmehr dahin, Dich aus dem Elend in's Leben, aus der wüſten Einöde in den Glanz der Hauptſtadt zu rufen. Das Schickſal iſt verſöhnt; Fortuna nimmt Dich wieder als ihren Liebling auf. Meſſalina, die feindlich Geſinnte, die Dir Glück und Ehre raubte, ſie ſtarb den wohlverdienten Tod der Schmach. Agrippina theilt mit Cäſar Claudius als Gemahlin den Thron. Sie, die Geiſtvolle, erwählt Dich, den Mann der Weisheit, daß Du ihren Sohn Domitius Nero, den Erben des Thrones, einführeſt in das Heiligthum der Wiſſenſchaft und der Kunſt, als Erzieher und Lehrer.“ —

In dieſem Augenblick erſchien die Sonne in der Glorie ihrer Herrlichkeit über den Häuptern der Sprechenden. Seneca erhob das von ihren Strahlen umfloſſene Haupt und ſprach, indem ſeine Augen von ihrem Glanze ſchimmerten: „Phöbus Apollo! Gott des Lichtes! Blicke herab auf den Glücklichſten der Sterblichen! Erſt in der Schule des Unglücks habe ich die Weisheit gelernt, und nun wird mir das hohe Amt vertraut, einen Menſchen zu bilden, der zum Wohl der Menſchheit den Thron beſteigen ſoll. Heil Dir, mit dem Geiſt Deiner Mutter begabter Jüngling! Heil den Römern, die Dich ſegnen werden! Heil mir, den die Götter dazu beſtimmen, einen ſolchen Herrſcher zu bilden, daß Rom ihm Glück und Größe, mir den Herrſcher danken, und mein Bildniß neben dem ſeinigen im Tempel der Unſterblichkeit aufſtellen ſoll!“ —

Der Senator bat den Philoſophen, ſich ſogleich reiſefertig zu machen, da Agrippina ſeine Ankunft mit Ungeduld erwarte. Als Seneca, bedauernd, daß er, ſelbſt Mangel leidend an Allem, die geehrten Gäſte mit nichts zu bewirthen vermöge, in die Hütte gegangen war, rief der Centurio ihm nach: „Du ſollſt unſer Gaſt auf dem Schiffe ſein, wo unſere Bewirthung dem an Pracht und Wohlleben Gewöhnten die lange entbehrten Genüſſe und mit ihnen die Erinnerung an eine vergangene ſchöne Zeit erneuern wird!“ —

Der Senator flüſterte dem Centurio mit ſatyriſchem Lächeln in’s Ohr: „Dieſen Mann hat das Unglück nicht ſo weiſe gemacht, wie er es zu ſein glaubt. Seine Philoſophie beſtand, ſo viel ich davon verſtehe, immer mehr in erhabenen Gedanken und ſchönen Worten, als in Thaten und Handlungen. Er iſt noch jetzt eben ſo ruhmſüchtig und eitel, wie er es vor ſeiner Verbannung war. Der herrſchſüchtigen Agrippina mag er dienen, um ihn als Blendwerk vor ſich hinzuſtellen und ſich zur Förderung ihrer Plane gebrauchen zu laſſen; ob aber ſein Zögling Domitius Nero, deſſen ausgezeichnete Geiſtesgaben durch Leidenſchaftlichkeit und ungezügelte Phantaſie wie von zwei ſcheu gewordenen Roſſen fortgeriſſen werden, durch ihn ein, ſein Volk beglückender Herrſcher werden wird, — daran zweifle ich. Er, deſſen Haupt ein geraubtes Diadem ſchmückt, kann kein Wohlthäter der Menſchen werden. Das iſt meine Meinung. Der Götter Wille geſchehe!" —

Der ſchlichte Centurio, der ein Menſchenfreund, aber ein Weiberfeind war, und die Männer bei jeder Gelegenheit in Schutz zu nehmen pflegte, ſagte: „Seneca iſt, ſo wie er genannt wird und ſich ſelbſt zu nennen beliebt, — ein Philoſoph, übrigens aber ein Menſch wie die Menſchen nun einmal ſind, das will ſagen: er hat bei all ſeiner Weisheit einen Ueberfluß an Fehlern, die er ohne Zweifel auf ſeinen Zögling vererben wird. Welche Früchte dieſe Impfung dann tragen ſoll, das hängt vom Schickſal ab. Ich frage aber: wo iſt der Mann, der ſich keine Abweichung von der Regel zu Schulden kommen läßt? Glaube mir, Flaminius! der Menſch, wie er leibt und lebt, iſt, ohne Ausnahme, bald ein Tugendheld, bald ein erbärmlicher Sünder; bald ein Gott, bald ein Vieh; bald ein Weiſer, bald ein Narr. Wir Alle kommen ſchuldlos in die Welt, fangen dann an zu ſündigen, und kehren endlich, durch das viele Sündigen gereinigt, wieder zur Unſchuld zurück. Unſer nunmehriger Hofphiloſoph Seneca war als Glücklicher in Rom ein Menſchenfreund, als Landesverwieſener auf Corſica ein Menſchenfeind. Als Meſſalina ihn verbannte, wurde er ein Weiberfeind; da nun Agrippina ihn zurückberuft, wird er ein Weiberfreund. Ich habe einen Brief geleſen, welchen Seneca aus Corſica an ſeinen Freund Polybius in Rom ſchrieb; darin ſagte er mit klaren Worten: „Weiber unterſcheiden ſich wenig von leichtſinnig boshaften Kindern; wer ſich über ſie ärgert, iſt ein Narr. Es gibt nur zwei Mittel, mit ihnen auszukommen: man hält ihnen entweder zu rechter Zeit einen Spiegel vor, damit ſie vor ſich ſelbſt erſchrecken, oder man macht im Umgang mit ihnen aus Allem, ſo viel möglich, einen Scherz." — Erbitteſt Du Dir aber jetzt von ihm ein Urtheil über die Weiber, ſo hörſt Du gewiß nichts Anderes als eine Lobrede. Gilt die Wette eine Tonne alten Falerner, ſo frag' ich ihn." — Der Senator erwiederte lächelnd: „Sie gelte!" —

Seneca hatte indeß in der Hütte ſich reiſefertig gemacht, was bald geſchehen war, da er nichts mit ſich nahm, als die Manuſcripte ſeiner Tragödien, alles Uebrige aber dem alten Sclaven zurückließ, mit den Worten: „Nimm Du nun Beſitz von meiner Habe, wie das Unglück ſich meiner Seele bemächtigte." — Der Centurio rief ihm zu: „Du kommſt eben recht; wir wollen Dein Urtheil über die mir verhaßten Weiber hören.“ — „Sie haſſen?“ ſagte Seneca, „da thuſt Du unrecht! Die gerechte Natur hat nicht ſtiefmütterlich gehandelt an dem Geſchlechte, zu welchem die Göttinnen der Schönheit, der Liebe und der Weisheit gehören.“ — „Auch die Göttin der Zwietracht und die Furien!“ ſetzte der Centurio hinzu. — Seneca ſchien dieſe Worte nicht gehört zu haben und fuhr fort: „Sie beſitzen eben ſo viel Geiſt als wir, eben ſo viel Sinn für das Schöne und Gute als wir; dem Brutus dankte Rom die Freiheit, ihn ſelbſt einer Lucretia. Es gibt für den Mann auf Erden kein größeres Glück, als von einem edlen, holden Weibe geliebt zu ſein, wodurch er ſich ſelbſt noch lieber wird.“ —

„Die Wette iſt gewonnen!“ flüſterte der Centurio dem Tribun luſtig in's Ohr. „Vielleicht bringt aber Agrippina es dahin, daß unſer Philoſoph nach dem Verlauf eines Jahres das Gegentheil von dem ſagt, was er heute behauptet. Darauf gehe ich noch eine zweite Wette ein.“ —

Während dieſe Beiden ihren Scherz, wie der Anſtand und die Klugheit es erheiſchten, geheim und leiſe fortſetzten, nahm Seneca Abſchied von dem alten Sclaven, der ein geborner Corſe war und nun, kraftlos und lebensſatt, den Reſt ſeiner Tage auf der rauhen, aber heimiſchen Inſel zu beſchließen wünſchte. Als das Schiff ſchon in weiter Entfernung dahinſegelte, ſtand der Greis noch am Felſenufer und warf ſeinem Herrn Grüße zu. Als er ſah, daß dieſe freundlich erwiedert wurden, traten ihm Thränen in die Augen, und er ſagte mit tiefer Rührung: „Ich bin nun kein Sclave mehr, bin ein Menſch, alt und dürftig, aber frei und mein eigener Herr. Elend iſt dieſe Hütte, aber ich beſitze nun in ihr zum erſten Male in meinem Leben ein Eigenthum. Mir iſt wohl! Du aber, mein edler Herr! wirſt du auch wirklich dem gehofften Glücke entgegengehen? Werden nicht neue Feinde ſich gegen deinen neuen Glanz erheben? Wirſt du, deines böſen Schickſals eingedenk, über der Gegenwart weder die Lehren der Vergangenheit vergeſſen, noch die Drohungen der Zukunft gering ſchätzen? Wird nicht die alte Ruhmſucht dich verblenden, das Wohlleben dich betäuben und deine großen Gedanken in nichtigen Wortſchwall verwandeln? Wird deine Gönnerin nicht deine Feindin, dein Zögling nicht dein Mörder werden? O mögen die Götter des Himmels und der Erde es fügen, daß nie eine Zeit komme, wo du dich aus Roms glänzenden Paläſten, voll von Lebenstaumel und von Laſtern aller Art, in die öde Abgeſchiedenheit der nackten Felſen des Corſenlandes vergebens zurückwünſcheſt!" —

Der hagere Greis ging in die Hütte, ſchaute rings umher, ſagte lächelnd: „Morſche Wände, ihr ſeid mein!" ſank behaglich auf das Lager ſeines ehemaligen Herrn und nach Augenblicken in die weichen Arme des ruhigſten Schlafes, während ein erwachender Sturm die Meereswogen aufwühlte.

## XIV.

## Der falſche Bund.

Narciß, Pallas und Kalliſt, die drei armſeligen Machthaber, Meſſalinens Schmeichler und des Cäſars Heuchler, befanden ſich ſeit dem Tode ihrer Beſchützerin in einer rathloſen Ungewißheit. Agrippina zeigte ſich allerdings geneigt, ihnen nicht nur ihren bisherigen Wirkungskreis und Einfluß ungeſchmälert zu laſſen, ſondern ſich ihrer ſogar fernerhin als Werkzeuge und Organe bedienen zu wollen; ſie zeigte aber auch eine Selbſtſtändigkeit und Beſonnenheit, welche ſie über das unkluge, nichts beachtende Treiben der leidenſchaftlichen Meſſalina ſo hoch ſtellte, daß plötzliche Wegwerfung der entbehrlich gewordenen Maſchinen zu befürchten war. Die alſo Gefährdeten mußten ſich ſelbſt geſtehen, daß ſie keine Hoffnung hegen durften, höher zu ſteigen, um ſo mehr aber vor dem Fallen zu zittern Urſache hatten. Der Mann, der auf keinem ſichern Boden ſteht und auch im würdigen Selbſtbewußtſein keinen Anhaltspunkt findet, bleibt immer ſchwankend und vom Argwohn befallen.

In der Beklemmenheit der neuen Stellung hielten die drei Freigelaſſenen, jeder Einzelne ohne Selbſtvertrauen, es für das Beſte, mit einander, ſo ſehr ſie ſich wechſelſeitig haßten und im Stillen anfeindeten, einen Bund zu ſchließen, ohne zu bedenken und zu erkennen, daß jede Verbündung, die ohne Geiſt und Gemüth geſchloſſen wird, ein auf lockerem Sand aufgeführtes Gebäude iſt, vor dem das

Mißtrauen als Thorwächter ſteht, indeß in dem Innern die Betrugluſt des Eigennutzes als böſer Hausgeiſt ſpukt.

In dieſer Bekümmerniß ſuchte das unedle Kleeblat in Ahasver, der wie eine ſchwarze Gewitterwolke über Rom ſchwebte, einen wirkſamen Freund zu gewinnen, von deſſen Kraft, Muth und Unabhängigkeit ſie Alles erwarten konnten. Er, der mit der Welt und ſich ſelbſt Zerfallene, erſchien ihnen jetzt als ein Glücklicher, weil er, furchtbar Allen, nichts fürchtete. Sie erblickten in ihm nur den Fels, an dem die Wellen ſich brachen, nicht aber das unterirdiſche Feuer, das ſein Inneres aushöhlte.

Ahasver aber ſah den neuen Freveln und Gräueln der kommenden Zeit mit dämoniſcher Freude entgegen. Seiner Begierde, Böſes zu thun, öffnete ſich ein großer Wirkungskreis. Die ohnmächtigen Machthaber gegen einander aufzuwiegeln und einen durch den andern zu ſtürzen, dem Cäſar einen nahen ſchmählichen Tod zu bereiten, den weiſen Seneca zu bethören und ihn zu verkehrten Maßregeln der ihm anvertrauten Erziehung zu verführen, Agrippinen in dem böſen Hange, Alles ihrer Herrſchſucht zu opfern, durch Rath und That zu beſtärken, und in dem mißbildeten, zum künftigen Herrſcher beſtimmten Nero, auf dem durch Frevel und Verbrechen beſtiegenen Thron, der Menſchheit ein wahnſinniges Scheuſal zu geben, — dies war nun das Ziel, zu deſſen Erreichung Ahasver alle ſeine ſchrecklichen Kräfte in Bewegung ſetzte.

Die drei Männer der zwieträchtigen Eintracht bewogen Ahasver, einer berathenden Zuſammenkunft mit ihnen beizuwohnen. Er, der wohl wußte, welche unechte Triebfeder die Zagenden, die ihn im Stillen haßten, zu dieſem Schritte bewog, nahm die Einladung an, doch nur in der Abſicht, mit ihnen ein fürchterliches Ballſpiel zu beginnen, Einen dem Andern in ſeiner ſchmählichen Erbärmlichkeit zu zeigen, ſie gegen einander zu hetzen wie wilde Thiere, und eben dadurch ihr wechſelſeitiges Verderben zu beſchleunigen.

Narciß trat als Wortführer auf. Er bemühte ſich, die Furcht vor dem Verluſt ihrer Macht dadurch zu bemänteln, daß er Agrippinens Herrſchgierde, des Cäſars bethörte Schwäche, den Charakter des ſchon durch die früheſte Erziehung verderbten Nero und die gänzliche Untauglichkeit des überſpannten Philoſophen Seneca zu dem ihm anvertrauten Amte als eben ſo viele, dem Staate drohende Gefahren ſchilderte.

Ahasver hatte dem Sprecher mit hämiſchem Lächeln zugehört. Endlich nahm er das Wort: „Ohne Zweifel drohen dieſe Gefahren dem Staate; das kümmert jedoch weder Dich noch Deine Genoſſen; ſie drohen aber Euch, und das iſt's, was Euch in Gährung bringt. Ihr zittert vor dem Schreckbilde, nicht daß Rom, ſondern daß Euer Reich durch die neuen Verhältniſſe ein ſchnelles und ſchändliches Ende nehmen ſoll. Ihr zittert allerdings mit Fug und Recht. Die Natur der Sache bringt es mit ſich, daß der Schlechte ſeinen Fall — nicht durch die Guten — ſondern durch Diejenigen fürchtet, die eben ſo ſchlecht oder noch ſchlechter ſind als er ſelbſt. Wenn Du, ſtattlicher, in ſeinen Hochmuth und in ſich ſelbſt verliebter Narciß, von den Geheimniſſen des Palaſtes, zu deren Bewahrer Du beſtimmt biſt, den ſchändlichſten Gebrauch macheſt und die wichtigſten Angelegenheiten des Staates, deren Verwaltung Dir anvertraut iſt, wie ein Tempelräuber behandelſt, Verräther am Staate und an Deinem Herrn: ſo muß Dich allerdings eine gegründete Furcht quälen, daß die Trümmer des von Deinen Händen untergrabenen Palaſtes Dich ſelbſt begraben werden. Wenn Du, ſchmächtiger, zierlicher Kalliſt, der die Bitten der Leidenden, Bedrängten, Gerechtigkeit und Hülfe Suchenden übernimmt, das Gewicht der Bitten nach dem Gewichte des mitfolgenden Goldes beſtimmſt, der Stimme des armen Unglücklichen den Weg zum Throne verſchließeſt, das freche Verlangen des Geſchenke ſpendenden Frevlers als Sache der ſtrengſten Billigkeit mit Rath und That unterſtützeſt: ſo mußt Du allerdings befürchten, daß es dem zum Himmel ſchreienden Wehruf der mißhandelten Menſchheit endlich gelingen werde, denjenigen, der ſo Viele in das Verderben riß, mit ſich in den Abgrund zu ziehen. Wenn Du, wohlgenährter Pallas, treuloſer Schatzmeiſter Deines Gebieters, mit gierigen Klauen der Habſucht Deine eigenen Geldkiſten zu füllen bedacht biſt, um den Mammon für ſchwelgende Sinnengenüſſe wieder zu vergeuden; wenn Dein Trachten nur dahin geht, die kaiſerlichen und die Staats-Einkünfte durch Erpreſſungen zu vermehren, um an ungerechtem Gut einen ſchändlichen Raub für Dein Wohlleben zu begehen: ſo muß Dich wohl die Furcht ergreifen, daß Deine geheimen Frevel und Verbrechen endlich als öffentliche Ankläger gegen Dich auftreten, und Dein böſes Schickſal Dich ereilt. Ich haſſe die Menſchen, Euch Unmenſchen noch mehr; ich biete Euch aber dennoch die Hand, eben weil Ihr Böſes thut, was mir Freude macht. Vereiniget Euch alſo! Ihr ſeid Einer des Andern werth. Fahret fort, den Fluch Aller auf Euch zu laden! Sie verdienen es. Baut auf meinen Beiſtand!" —

Die drei Verworfenen, vernichtet durch dieſe Worte und wuthſchnaubend in ihrem zermalmten Innern, zeigten nun die verächtlichſte Feigheit, indem ſie den ſtolz hinausſchreitenden Ahasver mit Dank und Lobpreiſung überhäuften, dann aber, wie drei an den Pranger Geſtellte, einander die Hände reichten, einen Bund zu ſchließen, bei dem doch Jeder nur daran dachte, den Andern zu überliſten und zu ſtürzen. Sie verſuchten es, einander in die Augen zu blicken: das Bewußtſein, Verräther zu ſein, überraſchte ſie aber ſo plötzlich, daß ſie mit geſenkten Augen erröthend von einander ſchieden, indem ein Sclave den Beſtürzten Seneca's Ankunft in Rom meldete.

## XV.

## Künſtler und Herrſcher.

Agrippina empfing den Philoſophen in ihrem Prunkzimmer, auf einem goldenen Dreifuße ſitzend. Die hagere Geſtalt und die Züge des abgehärmten bleichen Geſichtes, in dem die Furcht mit der Hoffnung, mißlauniger Trotz mit erzwungener Willfährigkeit zu kämpfen ſchien, machten wohl im erſten Augenblick auf die hohe Schutzfrau einen ungünſtigen Eindruck; dieſer verlor ſich aber bald, indem ſie den Gedanken ausſpann, ſie bedürfe zur Erziehung ihres Sohnes eben eines Mannes, der ein ſogenannter Weltweiſer, aber kein Weltmenſch ſei, eines Mannes, der viel Kenntniſſe und viel Beredſamkeit, aber wenig Erfahrung und Menſchenkenntniß beſitze, indem ihre Abſicht dahin ging, ihn nur als blindes Werkzeug zur Ausführung ihres ſchlauen Erziehungsplanes zu benützen; ſie verlangte ja nicht ſeine wirkliche Mitwirkung, ſondern nur den Glanz ſeines berühmten Namens. Ein großer Philoſoph ſollte vor den Augen der Welt als Lehrer des künftigen Imperators daſtehen, und der Thronfolger ſollte deſſen Schüler heißen, doch nicht ſein. Sie trug daher kein Bedenken, den Erwählten in das Geheimniß ihres Zweckes und ihrer wahren Geſinnung einzuweihen, feſt überzeugt, der theils unmuthige, theils muthloſe Philoſoph werde ſich ihrem Willen in Allem fügen. Dies bewog die Meiſterin in der Verſtellungskunſt, in dem gegenwärtigen Falle wahr zu ſein, weil ihr jetzt die Wahrheit zweckdienlicher ſchien als die Falſchheit.

Sie gab ihren Mienen das ihr zu Gebot ſtehende holde Lächeln, erlaubte dem Berufenen, nachdem er in der demüthigſten Weiſe ſeinen Dank geſtammelt hatte, ſich zu ſetzen, und begann:

„Aus der troſtloſen Verbannung hab' ich Dich in die Freuden der Geſelligkeit, aus ſtarren Felſen Dich unter huldigende Menſchen, aus der morſchen Hütte einer öden Wüſte Dich in den Glanz des Hofes, vom Tode, den Meſſalina Dir beſtimmte, Dich in das Leben berufen, um Dir das anzuvertrauen, was mir und Rom das Wichtigſte und Höchſte iſt, — die Erziehung meines Sohnes Domitius Nero zum Weltgebieter. Dich, der mir nun zunächſt ſtehen ſoll, will ich denn auch einweihen in meine Plane, die außer Dir jedem Sterblichen verbergen und undurchdringlich bleiben müſſen."

„Vernimm denn die Vorgeſchichte, an welche wir mit feſter Hand den Faden der Zukunft binden wollen! Du wirſt eine unſichere Grundfeſte erblicken, und dennoch muß eben auf dieſe ein Prachtgebäude aufgeführt werden, welches unſer Meiſterwerk ſein ſoll."

„Ich, die Tochter jenes angebeteten Germanicus, der den ihm angebotenen Titel und Rang eines Imperators ausſchlug; ich, die Schweſter des Imperators Caligula; ich, die Gemahlin des Imperators Claudius; ich, die Mutter des — wie ich hoffe und fordere — nächſtfolgenden Imperators Domitius Nero, ward ſchon in früheſter Jugend, ohne meinen Willen und aus mir unbekannt gebliebenen Gründen mit dem, einem edlen Geſchlechte entſproſſenen, aber in Geſinnung und Lebensweiſe höchſt unedlen Domitius Aenobarbus vermählt, den ich nicht lieben konnte, und der unfähig war, mich zu lieben. Ein böſer Genius verwandelte Hymens Fackel in eine Fackel der Eumeniden, das Höllenfeuer des Haſſes und der Zwietracht entflammend. Der unerträgliche Zwang äußerer Verhältniſſe verwehrte die erſehnte Trennung. So war unſere Ehe das Zuſammenſein zweier Feinde, die durch eine Kette an einander gefeſſelt ſind, und ich lernte in dem Gatten die Männer haſſen. Als ich dem Verabſcheuten an einem ſchönen Decembermorgen den einzigen Sprößling der unſeligen Verbindung, den Sohn Domitius Nero, deſſen Haupt die Strahlen der aufgehenden Sonne glückkündend verklärten, gebar, erwiederte er den Freunden, die glückwünſchend ihn umgaben: „„Wem ſoll das gelten? Den Eltern? Dem Kinde? Der Welt? O ſchweigt doch! Ein Geſchöpf, welches ſein Daſein mir und Agrippinen verdankt, kann nur ein Ungeheuer ſein.““ —

„Ich ſchauderte vor der Möglichkeit, daß im Kopfe eines Vaters ein ſolcher Gedanke entſtehen, die Zunge ihn ausſprechen könne. Mein Bruder Caligula glaubte, die geſchmähte Schweſter rächen zu müſſen. Aenobarbus entging den Verfolgungen nur durch ſeine heimliche Entfernung aus Rom. Er ſtarb bald nach der Flucht in der Fremde, das Opfer zügelloſer Lebensweiſe. Nach drei Jahren traf auch mich das Loos der Verbannung. Meine Leiden Dir zu ſchildern, wäre überflüſſig; Du kennſt ſie ja aus eigener Erfahrung. Nur ein Troſt blieb mir übrig: mein Sohn Nero, der einſt mein Rächer werden ſoll. Ich hielt an dieſem Glauben um ſo feſter, als die Aſtrologen mir weisſagten, die Conſtellation der Planeten bei der Geburt des Knaben verbürge ihm den Thron im Römerreiche, gebe aber auch die Deutung, daß er ſeine Mutter tödten werde. Mag ſein! Er tödte mich, wenn er nur Roms Herrſcher wird!“ —

Die glückliche Mutter ſchwieg, indem ſie, in die Zukunft ſchauend, ſich der Schwärmerei ihrer goldenen Träume überließ. Seneca wollte eben eine philoſophiſche Tirade über die Nichtigkeit der Träume und über den Schmerz getäuſchter Hoffnungen beginnen; Agrippina ließ ihn aber nicht zu Worte kommen und fuhr fort:

„Ich verließ Rom; den vom Schickſal zum Thronfolger beſtimmten Sohn in die Verbannung mitzunehmen, ſchien mir nicht zweckmäßig. Er durfte ſein Rom nicht verlaſſen, er mußte es behaupten, mußte bleiben. Ich gab ihn alſo in die Hände meiner Schwägerin Domitia Lepida, einer Frau, die, mir gleich an Schönheit, Geiſt, Reichthum, Rang und Alter, allein würdig war, meine Stelle zu vertreten. Ihr holdes, liebenswürdiges Weſen und ihre Kenntniß der Welt war auch ganz dazu geeignet, den leidenſchaftlichen, geiſtvollen, eben deshalb aber auch etwas eigenwilligen Knaben zu lenken. Ein Mann wäre nicht damit zu Stande gekommen. Ihr gelang es ſogar, über Roms künftigen Herrſcher eine größere Gewalt auszuüben, als ich es vermochte, indem ſie da, wo ich gebot und forderte, zuvorkommende Gefälligkeit und feine Schmeicheleien anwendete. Nero's Bildung vertraute Lepida zwei ausgezeichneten Griechen: dem Dichter Anicetus, und dem Mimen Mneſter, der früher ſchon am Hofe meines Bruders Caligula eine große Rolle geſpielt hatte. Dieſe beiden Männer unterrichteten den Knaben in der griechiſchen Sprache, im Geſang, im Lautenſpiel, im mündlichen Vortrage des Schönredners, in der Tanz- und Schauſpielkunſt. Wiſſenſchaftliche

Studien trieb er nie. Ihn in ihr Heiligthum einzuführen, ſoll nun, weiſer Seneca, Dein Geſchäft ſein! Da Du nicht nur Philoſoph, ſondern auch Dichter biſt, ſo zweifle ich nicht, Du wirſt dieſe Aufgabe auf eine zwangloſe und angenehme Weiſe zu löſen wiſſen.“

Seneca's Mienen zeigten eine bedeutende, mit jedem Augenblicke ſteigende Verlegenheit. Agrippina ſchien ſie, ein flüchtiges Lächeln ſchnell unterdrückend, nicht zu bemerken, und fuhr unbefangen fort:

„Man überließ ihn dabei in Allem ſeinen Neigungen, ohne ihn irgend einen Widerſtand fühlen zu laſſen. Er gab ſich nun ganz dem Einfluſſe vorherrſchender Phantaſie hin, und ſeine Neigungen nahmen einen etwas leidenſchaftlichen Character an. Er ſpricht griechiſch wie ein Athener; er trägt Stellen aus den Tragödien des Sophokles und Euripides, Gedichte des Alcäus und der Sappho mit dem Feuer hinreißender Begeiſterung vor; er begleitet ſeinen Geſang mit dem Saitenſpiel der Lyra zum Entzücken; er tanzt wie ein Gott. Einem Jüngling von ſo ausgezeichneten Fähigkeiten, einem Jüngling, in dem Natur und Kunſt, Genius und Bildung ſich vereinigt haben, um ihn auf die höchſte Stufe der Vollkommenheit zu erheben, kann man es billiger Weiſe wohl nicht übel deuten, wenn das Selbſtgefühl ihn etwas eitel und ſogar heftig macht.“

Seneca ſagte beſcheiden: „Nero iſt Künſtler; ich ſoll ihn nun zum Herrſcher bilden?“ — Agrippina nickte lächelnd und fuhr fort:

„Als ich nach meiner Rückkehr die Zügel der Erziehung wieder übernahm, ſo wie ich einſt auch die Zügel der Regierung zu lenken gedenke, während mein Sohn noch als Jüngling auf dem Throne ſitzt, — — aber — ich leſe auf Deinem Geſicht eine Frage; ſprich ſie aus, mein philoſophiſcher Freund!"

Seneca erwiederte mit einer Beſcheidenheit, die beinahe an Schüchternheit grenzte: „Da doch auch der Fall eintreten könnte, daß Dein Gemahl ein hohes Alter erreicht, folglich Nero den Thron erſt ſpäter beſteigt, ſo dächte ich, — —"

Agrippina bemühte ſich, in ihre Geſichtszüge einen Ausdruck von Betrübniß zu legen, deren Wirkung aber durch die unwillkürliche Beimiſchung eines heimtückiſchen Lächelns geſtört wurde, und ſagte mit niedergeſchlagenen Augen: „Hohes Alter? Du biſt vorſichtig; ich aber weiß das beſſer! — Höre weiter! Als ich alſo die Erziehung wieder übernahm, wurde es mir bald klar, daß ich des Söhnleins mit jedem Tage zunehmenden Hang zur Willkür und Eigenmächtigkeit für den bemerkten Fall etwas beſchränken, die Kraft freien Entſchluſſes herabſtimmen und mich der Schwingen des kühn aufſliegenden Adlers bemächtigen müſſe. Ich ſuchte daher planmäßig Nero's reizbare Empfindlichkeit bis auf einen gewiſſen Grad von Weichlichkeit zu ſchwächen, um den Willenloſen, ſo lange es mir nöthig ſchien, zu beugen, und ihn und Rom beherrſchend, nicht nur meinen Einfluß zu behaupten, ſondern mir auch die Sicherheit eines ungefährdeten Lebens zu bewahren. Ich beſchäftigte ihn daher ununterbrochen mit Uebungen im Singen und Tanzen, auch mit Verſuchen in der Dichtkunſt und Malerei. Um den Drang des Hochmuthes zu mäßigen, nährte ich in ihm das eitle Wohlgefallen an ſeiner Perſönlichkeit. Und ſo iſt es mir denn gelungen, durch die klug berechnete Vereinigung des mütterlichen Anſehens mit der mütterlichen Liebe über meinen Sohn eine ſolche Macht zu gewinnen und ihn mir ſo ganz eigen zu machen, daß er für mich ſchwärmt und bei mir ſchwört. Wer den herrlichen Jüngling in einer aufgeregten Stimmung erblickt, wo er ſich ſeiner Zärtlichkeit ganz hingibt, könnte leicht verſucht werden zu glauben, er ſei mein feurigſter Liebhaber. Ich hoffe und wünſche nun, daß Du die ſo glücklich entwickelte Ausbildung in demſelben Geiſte vollenden wirſt. Deine Weisheit und Berühmtheit ſollen ihren Vollglanz über ihn ausgießen, damit man ihn als ein Wunder der Welt und als die Zierde der Cäſaren anſtaune, ſeine Mutter aber als die Erſte und Glücklichſte der Frauen preiſe!"

Dem armen Philoſophen war über die ihm beſchiedene Aufgabe der Angſtſchweiß auf die Stirne getreten und ſein blaſſes Geſicht wurde todesbleich. Indem er abermal eine hochtrabende Rede beginnen wollte, trat Nero mit raſchen Schritten und mit den Geberden eines tragiſchen Schauſpielers in das Gemach, warf die Lyra, die er unter dem linken Arme trug, leichtſinnig und mit vornehmer Nachläſſigkeit auf einen Tiſch, und flog zur Mutter hin, ſie mit zärtlichem Ungeſtüm umarmend und küſſend. Agrippina erwiederte ſein Benehmen auf gleiche Weiſe und rief dem ſtaunenden Philoſophen, deſſen Augen unverwandt auf dem Jüngling hafteten, ſcherzhaft lächelnd zu: „Siehſt Du die beiden Verliebten? Was ſagt die ſtoiſche Philoſophie dazu?“

Nero wendete ſich, erblickte den bewegungsloſen Seneca, brach in ein lautes Gelächter aus und trat in der Stellung eines mimiſchen Tänzers zu der nächſten Silberſpiegelplatte. Der bereits vollendete Wuchs des Jünglings war von mittlerer Mannsgröße; dem Körperbau fehlte aber das Ebenmaß der Glieder in dem Grade, daß die Geſtalt an das Häßliche grenzte, indem ſie insbeſondere durch die ſehr dünnen Beine und durch die Anlage zu einem hängendem Bauche entſtellt wurde. Den Kopf und den dicken Nacken umflogen ſorgfältig gekräuſelte Locken von gelblicher Farbe; die Geſichtszüge waren ſchön zu nennen; es fehlte ihnen aber jener angenehme Ausdruck, welcher Zuneigung und Vertrauen erweckt. Die kurzſichtigen blauen Augen machten es ihm zur Gewohnheit, Jedem, mit dem er ſprach, zu nahe zu treten, was den von ſich eingenommenen Jüngling ſtolz und keck erſcheinen ließ. Seine Kleidung zeigte, daß er auffallen wollte; er trug eine offene kurze Toga von grasgrünem Seidenſtoff, ohne den zuſammenhaltenden Gürtel, die Aermel vorne an den Händen mit goldnen Franſen beſetzt. Den Nacken umgab, wie die Redner es zu thun pflegten, um den Hals warm zu halten, ein locker gebundenes Schweißtuch, ſcharlachfärbig und mit Gold geſtickt. An den Füßen trug er, ſtatt der gewöhnlichen Schuhe, ſowohl zu Hauſe als auch öffentlich, obwohl man letzteres für weibiſch hielt, mit Bändern befeſtigte Sandalen, welche nur die Sohle bedeckten.

Nachdem Nero ſich lange mit ſelbſtgefälliger Aufmerkſamkeit im Spiegel beſchaut hatte, trat er dicht vor den Philoſophen hin, deſſen Gegenwart er wieder vergeſſen zu haben ſchien, ſpielte mit ſeinem Bart, nahm dann die Stellung eines Redners an, der einen Vortrag halten will, und begann mit ironiſchem Lächeln: „Du alſo, großer Mann, biſt vom Schickſal und von meiner holden Mutter, der Göttin der Schönheit und Stellvertreterin des Schickſals, aus Tauſenden erwählt, mich in den Tempel der Weisheit einzuführen! Eine ſchwere Aufgabe! Ich bedauere Dich; denn ich halte auf die Philoſophie wenig, und auf die Philoſophen noch weniger als nichts. Wo ſteckt denn aber Deine Weisheit? Doch nicht etwa in dieſem ſchwarzen Barte? Das wäre traurig, weil man die Weisheit dann mit dem Barte wegſcheren könnte. Freilich würde ſie mit dem wachſenden Barte wieder kommen, und ſo wäreſt Du dann bald ein Mann mit Bart und Weisheit, bald ein geſchorener Mann ohne Bart und Weisheit. Siehſt Du nun ein, was für ein mißliches unſicheres Ding die Philoſophie iſt? — Schweig! Ich bin im Zuge und will reden. Alſo! die Philoſophie iſt ein Ding von Heut' auf Morgen, und eben deshalb ſo viel als nichts. Sie mag wohl, gleich dem Bart, einen Schein von Ehrwürdigkeit geben; die kümmert mich aber nicht, denn ich will nur Macht und Pracht und Ruhm. Die Philoſophie befiehlt uns, wie Horaz ſagt, nichts zu bewundern; ich aber will bewundert ſein von aller Welt. Dabei kann ich von Dir wenig Gebrauch machen. Du biſt aber auch Dichter; das iſt etwas, denn ich ſelbſt bin Künſtler, und da tritt nun eine Geiſtesverwandtſchaft zwiſchen uns ein. Willſt Du ſo vernünftig ſein, meinen höhern Genius anzuerkennen, ſo bleiben wir gute Freunde. Die Philoſophie gehört nun einmal, nach meiner Anſicht, nicht auf den Thron, zu dem ich beſtimmt bin, der Kunſt aber gehört und gebührt der Thron der Welt. Lerne mich kennen! Dann wirſt Du mich gewiß auch bewundern. Ich will nun den Schatz meiner Geiſtesgaben vor Dir zur Schau legen.“

Nero verließ das Gemach. Agrippina blickte dem Weggehenden mit dem Lächeln des Entzückens nach; dann wendete ſie ſich gegen Seneca und ſagte: „Sei unbeſorgt, mein Freund! Nero iſt jetzt in ſeiner Künſtlerlaune, und damit darf man es nicht zu genau nehmen. Wenn es Dir einmal klar geworden iſt, — wie man den genialen Knaben nehmen muß, ſo wirſt Du ihn Dir bald zum Freunde machen und Alles wird viel leichter gehen, als Du es jetzt glauben magſt. Ein Geiſt wie Du, und ein Genie wie er, — wenn zwei ſolche Weſen ſich verbinden, da muß man der Welt Glück wünſchen.“ — Ehe noch dem Philoſophen die Bemühung gelungen war, ſein ernſtes Geſicht pflichtſchuldigſt zu erheitern, trat Nero ein. Ihm folgten zwei Sclaven, die eine zierliche Kiſte trugen.

Nero begann mit freundlichem Entgegenkommen: „Nun ſoll ſich, Du Mann der Weisheit, vor Deinem Blick das Götterreich der Kunſt öffnen! Ueberzeuge Dich mit eigenen Augen, daß ich zum Künſtler eben ſo wie zum Herrſcher geboren bin!“

Nero nahm jetzt eine Stellung an, als ſtände er auf der Schaubühne, und deklamirte aus Homers Ilias die Zerſtörung von Troja, den Tod Hektors und die Wehklage der Andromache. Ohne ſich um den Beifall zu bekümmern, über welchen er ſich erhoben fühlte, trug er dann eine Scene aus der Medea des Euripides, und eine aus den Eumeniden des Aeſchylus vor. Kaum geendet, griff er nach der Lyra. Vergebens bat ihn die Mutter, ſich etwas Ruhe zu gönnen. Er winkte ihr zu ſchweigen, und ſang mit Begleitung des Saitenſpiels die Hymne der Sappho an die Liebe, welche mit den Worten beginnt: „Selig gleich den Göttern iſt der Mann, der, Dir gegenüber ſitzend u. ſ. w. Dabei weilten die Blicke des Begeiſterten ausſchließend auf der bezauberten Mutter. Nun zeigte er dem Seneca mehrere Schreibtafeln und ſehr viele beſchriebene Papiere mit den Worten: „Sieh hier! Oden, Hymnen und Elegien! Wie vieles iſt hier ausgeſtrichen, dazwiſchen und darüber geſchrieben! Solche Sorgfalt hab' ich darauf verwendet, der Sprache und dem Versbau die höchſte Vollendung zu geben! Es iſt mir aber auch gelungen, hohen Geiſt mit Schönheit der Form zu vereinigen. Die Nachwelt wird mich den griechiſchen Dichtern erſten Rangs, einem Pindar, Alcäus, Kallimachus und Mimnermus an die Seite ſetzen."

Nero ließ nun einige Gemälde von ſeiner Hand aus der Kiſte nehmen und ſie im günſtigſten Lichte aufſtellen. Er führte den Lehrer der Weisheit mit ſtolzem Schweigen von einem Bilde zum andern, und ſagte: „Da mir in allen Dingen das Einerlei unerträglich iſt, ſo habe ich hier die verſchiedenen Manieren aller Meiſter der griechiſchen Malerkunſt nachgeahmt, und, wie man mich verſichert, mit dem glücklichſten Pinſel, manchmal auch das Original übertroffen. Hier ſiehſt Du die ſchöne Kranzflechterin Glyzera, die Geliebte des Malers Pauſias, mit welcher ſich der Künſtler in einen Wettſtreit einließ, wem von Beiden der Vorzug gebühre, ob ihr in der Zuſammenſtellung der natürlichen Blumen, oder ihm im Malen derſelben. Schmeichler ſagen, ich hätte hier Beide übertroffen. Und was ſagſt Du zu dieſem Gemälde der Trunkenheit in weiblicher Geſtalt? Sieh doch, wie lebendig ihre Geſichtszüge hinter dem gläſernen Gefäße, aus dem ſie eben trinkt, durchſcheinen! Hier ſiehſt Du die Opferung der Polyxena am Grabe des Achilles, nach dem Originalgemälde des Polygnot. Kenner geben meiner Kopie den Vorzug im Character-Ausdruck und in der Idealiſirung. — In dieſem Gemälde hier erblickſt Du eine Helena nach Zeuxis. Dem Glücklichen ſaßen die fünf ſchönſten Mädchen der Stadt Agrigent zum Modell. Meine Mutter wollte mir nicht ein einziges erlauben,—ſo eiferſüchtig iſt ſie auf mich! Und dennoch unterliegt es keinem Zweifel, daß mein Bild nicht weniger gelungen iſt als das ſeinige. Er ſetzte etwas aus der fünffachen Wirklichkeit zuſammen; ich bildete durch die Phantaſie den Stoff zum Ideal. Hier ſiehſt Du den berühmten Knaben, der ein Körbchen mit Weintrauben auf dem Kopfe trägt. Man erzählt von dieſem Bilde, bei der erſten öffentlichen Ausſtellung deſſelben ſeien die Vögel hinzugeflogen und hätten nach den Beeren gepickt. Als der lauſchende Maler dies bemerkte, ſagte er ganz traurig: „Ich habe die Trauben beſſer gemalt als den Knaben, ſonſt hätten ſich die Vögel nicht getraut, ihnen ſo nahe zu kommen.“ — Meine Nachbildung hat einen größern Triumph gefeiert, ja, gewiß! Mein lüſternes Mütterchen wollte eiligſt eine hochrothe Traube aus dem Körbchen des Knaben nehmen. Hierneben ſiehſt Du den Ajax, wie er mit dem Ulyß um die Waffen des Achilles ſtreitet. In der Wahrheit der Umriſſe, in den ſymmetriſchen Verhältniſſen der Glieder, und in dem geiſtigen Leben des Geſichtsausdruckes glaube ich ſo viel geleiſtet zu haben, daß Mancher vielleicht mein Bild dem Original, wenn er ſich's getraute, vorziehen möchte. Die Meiſterwerke einiger Maler, wie jene des Apelles und Protogenes, habe ich, ohne ſie nachzubilden, fleißig ſtudirt, um mir ihre Vorzüge eigen zu machen, von Jenem insbeſondere die ſchöne Einfachheit der Zeichnung, die reizende Anmuth der Geſtalten und die wunderbare Vertheilung von Licht und Schatten. Dem Protogenes ſuche ich darin nachzueifern, daß ich in der Ausarbeitung weder Zeit noch Mühe ſcheue, doch will ich den Fehler des großen Meiſters vermeiden, daß er auf die Behandlung ſeiner Gemälde gar zu viel Fleiß verwendete. Sieben Jahre an einem Bilde malen, das iſt doch zu viel! Ich male ſieben Bilder in einem Jahre. Auch fühle ich keinen Trieb, ſeine ungeheuere Mäßigkeit nachzuahmen, die er ſo ſtreng beobachtete, um die Thätigkeit und Reinheit der Phantaſie nicht durch den Genuß zu vieler oder zu üppiger Speiſen zu ſtören. Solcher Enthaltſamkeit mag der Philoſoph ſich hingeben; der Künſtler will leben. Nun gehen wir von der Malerkunſt zur Bildnerei! Hier kann ich Dir nur ein einziges Werk zeigen, welches ich der Aufbewahrung werth hielt: dieſe kleine Statue! Ein Original! Eine Fortuna, in Geſtalt und Geſichtszügen meiner Mutter ähnlich! Sie iſt mir ein Talisman, ein ſicheres Mittel gegen alle Unfälle, und zur Entdeckung im Dunkel lauernder Verſchwörungen, auch die Zukunft offenbarend. Dieſes Figürchen iſt meine höchſte Gottheit, der ich dreimal des Tages opfere. Alle andern Götter und Göttinnen ſind nichts!“ — Nero küßte den Talisman, reichte ihn dann der Mutter zum Küſſen, endlich auch dem Seneca. Vergebens weigerte ſich der Philoſoph; er mußte willfahren. Zum Schluſſe ſeiner Kunſtleiſtungen ſtellte Nero in einem mimiſchen Tanze eine Partie aus Virgil's Aeneis dar: den Zweikampf des Aeneas mit Turnus, dem König der Rutuler, und den Tod des Letztern. Die Anſtrengung hatte den Tänzer jetzt ſo erſchöpft, daß er athemlos auf ein Ruhebett ſank und Seneca ſich entfernen mußte.

Während der junge Künſtler noch im Schlafe lag, trat Ahasver in das Gemach. Agrippina befragte ihn, leiſe flüſternd, um ſeine Meinung über Seneca. Ahasver erwiederte mit jenem ſarkaſtiſchen Lächeln, welches Agrippinen nicht befremdete, weil man es an ihm gewohnt war: „Deine glückliche Wahl liefert einen neuen Beweis von Deinem Scharfſinn und zeigt zugleich, wie ſehr die Geiſtreiche den geiſtigen Werth zu ſchätzen weiß. Dein genialer Sohn befindet ſich in den beſten Händen und auf dem beſten Wege zu ſeinem hohen Ziel. Glaube mir, es wird nun Alles ſo kommen, wie es kommen muß für ihn, für Dich und für Rom.“

Agrippina nickte freundlich und ſagte: „Wäreſt Du nicht der ſchroffe, düſtere Ahasver, ſo müßte ich Dich für einen Schmeichler halten.“

Nero erwachte aus kurzem Schlummer. Als er den Ahasver erblickte, ſprang er freudig empor, und rief: „Willkommen, unheimlicher Gaſt! Du biſt der Mann für mich. Dein ſeltſames Weſen, ſo düſter der Anblick auch iſt, erhebt ſich über die alltägliche Gemeinheit. Du kommſt mir vor wie ein Zauberſchatz, der in einer unterirdiſchen Schlucht verborgen liegt, und von einem Drachen bewacht wird. Man möchte ihn haben, aber eine eiſerne Pforte ſchließt den Eingang. Du biſt ein lebendiges Räthſel, über deſſen Löſung Tauſende ſich vergebens den Kopf zerbrechen; das iſt ſchön, das freut mich. Es liegt ſo etwas Wunderbares, etwas Dämoniſches in Deiner Natur; das gefällt mir; ich liebe das Phantaſtiſche, Unerklärbare. Ich möchte Dich das perſonifizirte Schickſal nennen. Ich will eine Tragödie ſchreiben, und Du, ſchauerliche Nachtgeſtalt, ſollſt mir darin eine große, gewaltige Rolle ſpielen, wie im Leben. Du gefällſt mir beſſer als der ſtarre, trockene Seneca, denn in Dir iſt Glut und wilde Gährung wie in mir. Laß uns Freunde ſein! Wir können unter den armſeligen Menſchen gute Geſchäfte zuſammen machen. Eine Bitte aber, Du dunkler Genius, mußt Du mir gewähren! Du ſollſt mir Deinen zahmen Löwen ſchenken! Ich habe mir vorgenommen, einmal im Amphitheater vor allem Volk einen wilden Löwen, entweder mit der Keule zu tödten oder ihn mit den Armen zu erwürgen. Durch die nähere Bekanntſchaft mit dem zahmen Löwen möchte ich die Scheu vor dem wilden verlieren lernen. Eine ſolche Heldenthat würde mich zu einem zweiten Herkules machen; und aufrichtig geſtanden, es gelüſtet mich ſehr nach dieſem Ruhm." —

Ein Blitzſtrahl unheimlicher Freude brach aus Ahasver's Augen hervor, als Nero ihn liebkoſend umſchlang und dieſe Bitte dringend wiederholte. Seine Geſichtsmuskeln verzerrten ſich zu einem ſchauerlichen Grinſen, und er ſagte mit einem von wildem dumpfem Lachen unterbrochenen Ernſte: „Verſuche Dich zuerſt am Zermalmen oder Erwürgen des Löwen! Gelingt's, dann mag in der Folge das Volk an die Stelle des Löwen treten. Man muß es bezähmen oder vernichten. Die Keule der Gewalt und Willkür iſt die wirkſamſte Herrſchermaxime." —

Nero umſchlang Ahasver's rieſige Geſtalt, ſo weit die jugendlichen Arme zureichten, und rief: „Du ſollſt mein Lehrer ſein in allen Geheimniſſen und Tiefen des Lebens, wohin kein Blick des Schulweiſen dringt! Die Ruhe iſt Tod. Wir Beide wollen aber leben, das heißt, wandern ohne Ruh' und Raſt, Rom und die Erde neu geſtalten und Großes ausführen, Außerordentliches, Unerhörtes!" —

„Gutes aber nicht!" murmelte Ahasver in ſich hinein. Auf Agrippinens Stirne lagerte ſich eine Wolke von Mißmuth. Sie ſah es ungerne, daß ihr Sohn mit dem Gewaltigen, den ſie für ſich ſelbſt behalten und ausſchließend für ihre eigenen Plane benützen wollte, ſo haſtig ein

Bündniß für Gegenwart und Zukunft ſchloß. Die gewandte, ſcharfſichtige Frau erkannte aber zugleich, daß ſie dieſem Ereigniſſe nicht offen und geradezu entgegen treten dürfe, ſondern nur geheime Maßregeln ergreifen und unbemerkbare Mittel ſpielen laſſen müſſe, um die ſich Nähernden wieder von einander zu entfernen. Sie entließ den Hebräer, liebkoſete den Sohn, äußerte ſich gegen dieſen über Ahasver ſehr beifällig, und billigte des Jünglings Hinneigung zu einem Manne von ſo außerordentlicher Art, wobei ſie nur leichthin bemerkte, die Klugheit gebiete, gegen räthſelhafte Ungekannte ſo lange vorſichtig zu ſein, bis man ſich durch die Entdeckung einer ſchwachen Seite ihrer hinreichend verſichert habe.

Ahasver war indeß im Vorgemache mit Narciß, Pallas und Kalliſt zuſammengetroffen, welche ihn ängſtlich um ſeine Meinung über Seneca befragten. Ahasver ſagte mit dem bittern Lächeln unverholener Verachtung: „Ruhig, Ihr lieben Männlein! Seneca gefährdet Euch nicht. Er kennt allerdings ſeinen Zögling genau und beurtheilt ihn ſo richtig wie ich ſelbſt. Es fehlt dem gelehrten Manne nicht an Kenntniß der menſchlichen Natur überhaupt; er kennt auch die Wichtigkeit des, von der hohen Frau ihm anvertrauten Geſchäftes und die zur Ausführung erforderlichen Mittel. Wäre der ſchöne Vortrag philoſophiſcher Lehren genügend, um einen phantaſtiſchen, reizbaren Schwächling wie Nero es iſt, binnen einigen Jahren oder Monaten zum Beherrſcher einer halben Welt umzubilden, ſo wäre Seneca gewiß vor allen Philoſophen dieſer Zeit der Mann, eine ſolche Aufgabe würdig zu löſen: ich zweifle aber ſehr, ob der gelehrte Vielwiſſer auch die Fähigkeit beſitzt, ſeine Schulweisheit mit glücklichem Erfolge auf das wirkliche Leben anzuwenden. Er iſt ängſtlich, furchtſam, unentſchloſſen. Agrippina wird die Meiſterin des Meiſters, die Lehrerin des Lehrers ſein; ſie wird den Mann ohne feſten Charakter gängeln, und er wird es nicht wagen, ihr je zu widerſprechen; die hohe Beſchützerin aber, die ihn gegen Vertraute ſelbſt einen gelehrten Schwätzer nennt, will öffentlich nur mit ſeinem berühmten Namen prunken. Die ſtrengen Sittenlehren der ſtoiſchen Schule paſſen nicht in die Prachtſäle des kaiſerlichen Palaſtes. Uebrigens kennt Seneca die Höflinge und ihre Ränke viel zu wenig, um vorauszuſehen, daß ſie ihn entweder nur geringſchätzen oder lächerlich und verdächtig machen werden. Wollt Ihr dabei noch die Reizbarkeit ſeines überſpannten Zöglings in Antrag bringen, ſo wird es Euch klar werden, daß der arme Weltweiſe ſich glücklich preiſen darf, wenn es ihm gelingt, bei dem gewagten Spiel Leben und Ehre zu retten. Agrippina aber erzieht ſich in dem Erben des Thrones, den ſie mit ihm zu theilen gedenkt, ihr eigenes Verderben. Ruft Euere falſchen Götter an, — Ihr habt ja deren genug, — daß ſie Euer Leben friſten, um noch Zeugen des, nicht mehr fernen tragiſchen Poſſenſpiels ſein zu können. Nun geht! Schleppt Euere Erbärmlichkeit zwiſchen Furcht und Hoffnung von einer Stunde zur andern fort!“ —

Ahasver verließ die Verblüfften, indem er, wie gewöhnlich, jenes laute bösartige Gelächter aufſchlug, welches Jedem ſo verhaßt war und worüber doch Keiner ein Wörtchen zu ſprechen wagte, wie man bei einer ſchauerlichen Erſcheinung zu verſtummen pflegt. Die drei Männer fühlten ſich zuerſt über Ahasver's beruhigende Anſicht höchſt erfreut und glücklich; der demüthigende Schluß der Aeußerung, der ihren Unwerth ſo deutlich ausſprach, entmuthigte ſie aber wieder in dem Grade, daß ſie das wechſelſeitige bittere Gefühl der Verachtung im Herzen, zerknirſcht und zähneknirſchend ſich von einander trennten.

## XVI.

## Geiſteserhebung.

Seneca trat in jenen Flügel des kaiſerlichen Palaſtes, in welchem die zu ſeiner Wohnung beſtimmten Gemächer ſich befanden. Er blickte mit Wehmuth auf die ſchönen, prächtigen Geräthſchaften und die zu ſeiner Bedienung bereit ſtehenden Sclaven. Die Grundſätze der Erziehung, welche Agrippina entwickelt hatte, Nero's phantaſtiſches Weſen und die kalte Aufnahme des Claudius, der ihn nach wenigen gleichgültigen Worten wie einen werthloſen unbedeutenden Menſchen entlaſſen hatte, erfüllten ihn mit Kummer und Wehmuth. Düſtere Bilder einer traurigen Zukunft zogen an ſeiner Seele vorüber. Das einſame Leben auf Corſica, wo die Erde ſo rauh wie der Himmel und die Menſchen ſo rauh wie Erde und Himmel waren, ſchien ihm jetzt nicht mehr ſo ſchrecklich. Er warf ſich müde und lebensſatt auf ein zierliches Ruhebett. Betrachtungen, einige nur gedacht, einige laut ausgeſprochen, drängten ſich in dem reichen Geiſte.

„Auf mir laſtet nun die Löſung der großen Aufgabe, Selbſtzufriedenheit mit nützlicher Thätigkeit zu verbinden. Eine meiner bedeutendſten Schwächen iſt die Unbeſtändigkeit meiner Entſchlüſſe: meine Seele ſchwankt, leider, ſo häufig zwiſchen Geſundheit und Krankheit. Ich liebe die Stille der Zurückgezogenheit und dennoch übt der Glanz der Außenwelt über mich keine geringe Macht. Dieſe einſame Stunde iſt mein; ich will ſie benützen, will aufrichtig ſein gegen mich ſelbſt, will der Wahrheit feſt in's Geſicht ſchauen, will Rechnung halten über das, was ich geleiſtet habe und was ich leiſten ſoll. Vielleicht finde ich ein Mittel, dieſem ungewiſſen Seelenzuſtande abzuhelfen. Die Menſchen aller Stände ſind — mehr oder weniger — Sclaven des Schickſals; der Zufall jagt ſie nach allen Seiten, vorwärts und ruckwärts, wie Wellen und Winde den Kahn. Darum lerne im Getümmel der Welt vor Allem, deinen Werth fühlen und Vertrauen haben auf dich ſelbſt! Mich, der ich nach ſieben Trauerjahren aus der Verbannung zurückkehre, umgibt nun die Pracht und der Taumel eines ſchwelgeriſchen Hofes. Wie leicht wird das Urtheil beſtochen! Wie leicht der beſte Vorſatz, wenn nicht umgeſtoßen, doch erſchüttert! Wie ſchwer iſt's, ſich ſelbſt zu behaupten! Bedenke, mein Geiſt, daß der Laſtträger mehr Kraft haben muß, als das Gewicht der Laſt, die er auf ſich nimmt, ſonſt wird er von ihr zu Boden gedrückt. Thue ja auf den ſchlüpfrigen Wegen, die du jetzt wandeln ſollſt, keinen Schritt, den du nicht wieder zurückthun kannſt!" —

Von ſeinen eigenen Gedanken in den Strom der Begeiſterung hineingezogen, ſetzte ſich Seneca an das Schreibpult und arbeitete an dem, kurz vor der Abreiſe angefangenen Werke über die Gemüthsruhe. Nachdem mehr als zwei Stunden verfloſſen waren, erhob er ſich, heiter geſtimmt, und ließ von den Sclaven eine Kiſte hereinbringen, in welcher ſich die Handſchriften ſeiner philoſophiſchen Werke befanden, theils mit dem Griffel auf Wachstafeln, theils mit zugeſpitztem, in den ſchwarzen Saft des Dintenfiſches getauchten Rohr auf Papyrus und Pergament geſchrieben. Unter dieſen befanden ſich Werke über die Standhaftigkeit, über den Zorn, über das glückſelige Leben, von den Wohlthaten, Betrachtungen über die Natur und einige Tragödien. Er legte in einen Schrank die Wachstafeln, in den andern die, über einen Stab aufgerollten Papiere und Pergamente, mit einer beinahe zärtlichen Sorgfalt. Ein ſelbſtgefälliges Lächeln der Zufriedenheit überflog bei dieſer Beſchäftigung das ernſte, bleiche Geſicht des Mannes, der jetzt die ganze Welt vergaß und ſich ſehr glücklich fühlte.

# XVII.

## Die Giftmiſcherin.

Nero hatte nun das erſehnte ſechzehnte Lebensjahr erreicht; Agrippina bediente ſich jetzt ihrer ganzen Macht über den Gemahl, um es theils zu erſchmeicheln, theils zu ertrotzen, daß er endlich in die Vermählung ſeiner Tochter Octavia mit dem Domitius Nero willigte. Dieſes Doppelfeſt wurde in Rom und in allen Provinzen des Reiches mit Pracht und Herrlichkeit gefeiert. Die Schwärmerei ſchlafloſer Nächte hielt gleichen Schritt mit der Schwelgerei der Tage. Grenzenloſer Sinnentaumel riß alle Stände, vom niedrigſten Pöbel bis zu den Vornehmſten und Reichſten, in wildem Taumel dahin.

Als die theatraliſchen Vorſtellungen, die Wettrennen zu Pferde und mit Wagen, die muſikaliſchen und poetiſchen Wettſtreite, die Kämpfe der Fechter und wilden Thiere und die zahlloſen Gelage im Palaſte und auf den öffentlichen Plätzen zu Ende waren, trat Ahasver am erſten ſtillen Morgen in das Gemach des Imperators, um ihm den Glückwunſch zur Vermählung der Tochter zu bringen. Claudius befahl dem Sprecher, im Zorn auflodernd, zu ſchweigen. „Es war nicht mein Wille, rief er, indem der Schaum auf ſeine Lippen trat; ich wollte nicht; ich mußte; ſie umgarnten, ſie hetzten mich ſo lange, bis ich es geſchehen ließ. Verflucht ſeien die Weiber! Ich bin Agrippina's Spielzeug. In die Hölle mit ihr!“ — Ahasver erwiederte mit ſeinem dämoniſchen Lächeln: „Agrippina hatte gewiß ihre guten Gründe, Dich zur Zuſtimmung in dieſe Verbindung zu bewegen.

**Claudius.** Will's glauben; doch ihre guten Gründe ſind nicht die meinigen.

**Ahasver.** Agrippina iſt eine ſtaatskluge Frau und —

**Claudius.** Will klüger ſein als ich.

**Ahasver.** Sie will Dir die Herrſcherſorge abnehmen.

**Claudius.** Um tauſend andere mir aufzubürden.

**Ahasver.** Sie will Dir das Regieren erleichtern.

**Claudius.** Und das Leben erſchweren.

**Ahasver.** Ihre Schönheit —

**Claudius.** Bin ich ſatt! Die Neuvermählten ſollen wieder getrennt werden.

**Ahasver.** Das wird ſie nicht zugeben, ſo lange ſie lebt.

**Claudius.** Dann ſoll ſie nicht leben!

**Ahasver.** Wie verſtehſt Du das?

**Claudius.** Ich bin mit ihr übel berathen. Ich war mit jeder meiner Frauen unglücklich, aber — keine von ihnen blieb unbeſtraft. Ihr Maß iſt voll. O mein Sohn Britanicus! Dir wollen ſie meine Liebe und meinen Thron rauben. Narciß hat mir dieſen abſcheulichen Plan deutlich erklärt, aber — bei Jupiter dem Blitzeſchleuderer! es ſoll ihnen nicht gelingen! —

In dieſem Augenblick bewegte ſich der Verhang am Eingang des Gemaches. Agrippina pflegte ſchon ſeit einiger Zeit den Gemahl von allen Seiten mit Horchern und Lauſchern zu umſtellen, die Alles zutrugen, was er that und ſprach. Jetzt hatte Pallas das Geſpräch behorcht; er eilte nun fort, der Gebieterin jede Sylbe zu hinterbringen. Ahasver hatte den Lauernden ſchon früher bemerkt; er hörte ihn auch fortſchleichen und empfand darüber eine boshafte Freude, deren Ausdruck er kaum zu bemeiſtern vermochte. Claudius ließ Falernerwein bringen und trank mit Ahasver einen Becher auf Agrippinens Untergang.

---

Es war Nacht. Tiefes Dunkel erfüllte das Gemach, welches Agrippina in heftiger Gemüthsbewegung haſtig durchſchritt. Der düſtere Raum erhielt nur von der, mit Lampen beſetzten Thür eine unheimliche Beleuchtung. Pallas hatte ihr die drohenden, ihre Plane zerſtörenden und ihr Leben gefährdenden Aeußerungen des Gemahls im Geſpräche mit Ahasver in den grellſten Ausdrücken hinterbracht. Sie wiederholte mit dumpfer Stimme die Worte: „Zuvorkommen muß ich dem Frauenmörder, zuvorkommen!“

Eintrat, aus der Lampenglut wie aus den Schwefelflammen des Höllenfluſſes auftauchend, eine hohe weibliche Geſtalt. Eine lange ſchwarze Stola, bis an die Füße reichend, umgab den Leib; über die Stola geworfen, wogte ein weiter Mantel von gleicher Trauerfarbe; den Kopf umgab ein dunkles Tuch, welches die Schultern bedeckte. Es war die berüchtigte, gefürchtete Giftmiſcherin Locuſta, hieher beſchieden. Sie ſchlug das ſchwarze Kopftuch zurück, und zeigte ein hageres, leichenblaſſes Geſicht, deſſen Züge die Spuren einer ehemaligen, von den heftigſten Leidenſchaften verzerrten und zerſtörten Schönheit zeigten, ein echtes Gorgonenbild! Agrippina fühlte ſich beim erſten Anblick der ſehnlich erwarteten Unholdin von kaltem Schauer ergriffen. Sie ſchlug die Augen zu Boden und reichte ihr zitternd die Hand. Locuſta hatte die ſchreckliche Kunſt der Giftmiſcherei zur Meiſterſchaft gebracht. Keine Art von Giftpflanzen und Mineralgiften war ihr unbekannt; Stärke und Zeit der Wirkung jedes Giftmittels nach ſeiner Natur und nach dem Verhältniſſe zur körperlichen und geiſtigen Beſchaffenheit des zu Vergiftenden, konnte ſie auf das Genaueſte beſtimmen. Sie hatte zwei ihrer vielen Geliebten, die ſich der Tyrannei ihrer Leidenſchaft entziehen wollten, einen dritten, den ſie für treulos hielt, einen ihrer beiden Gatten aus Eiferſucht, den andern aus Ueberdruß, vergiftet. Weit entfernt, die ſtrafwürdige Verbrecherin zu verabſcheuen, fingen die laſterhaften Großen und Reichen des verderbten Roms an, ſich der Todeskünſtlerin als eines ſchrecklichen Werkzeuges zu heimlichen Morden zu bedienen. Gedungen von verbuhlten oder rachſüchtigen Weibern, ausſchweifenden oder beleidigten Männern, von feindlich geſinnten Parteien und ungeduldigen Erben, erhielt ſie Eintritt in die erſten Häuſer; ſie wurde in die geheimſten Familienverhältniſſe eingeweiht und für Mord und Verſchwiegenheit reichlich belohnt. Dieſes kunſtverſtändige Frauen-Ungethüm, ſo vielfach als Maſchinerie häuslicher und öffentlicher Intriguen gebraucht, hatte in der letztern Zeit einen Giftmord an [illegible] Manne begangen, deſſen mächtige Verwandte es dahin brachten, daß ſie öffentlich angeklagt und verurtheilt wurde; nur dem Schutze Agrippinens verdankte ſie ihre Rettung vom Tode, ja ſogar ihre Freiſprechung.

Locuſta pries ſich daher glücklich, daß ſie eine Gelegenheit fand, der hohen Gönnerin ihre unbegrenzte Ergebenheit zu beweiſen. Sie milderte jetzt den ihr eigenen Ernſt und die gewöhnliche Wichtigkeit in Mienen und Geberden, zu einem ſolchen Grade vertraulicher Bereitwilligkeit, daß Agrippina plötzlich Muth faßte und der Unholdin geradezu offenbarte, was ſie von ihr verlange.

Locuſta erwiederte, ohne eine Miene zu verändern, mit einer Gemüthsruhe, als wäre ſie zu einer edlen, menſchenfreundlichen Handlung aufgefordert worden.

„Ich bin Deinem Dienſte geweiht. Meine ganze Erfindungskraft ſteht Dir zu Gebot. Soll er, der ſein Leben verwirkt hat, eines ſchnellen oder langſamen, eines leichten Todes oder unter fürchterlichen Leiden und Qualen ſterben? Dein Wille, o Herrin, geſchehe! Dir huldigen, gleich mir ſelbſt, alle Kräfte der Natur.“ — Agrippina ſchwieg, den wilden ſtarren Blick auf denſelben Fleck des Eſtrichs geheftet. Locuſta fuhr fort: „Es ſei mir erlaubt, die in ſolchen Dingen Unerfahrene durch Kenntniß und Klugheit auf die zweckmäßigſte Art und Weiſe der Ausführung unſers Vorhabens aufmerkſam zu machen! Mir däucht, das Gift, deſſen wir uns bedienen wollen, um eine unglückliche Gattin und die leidende Menſchheit von einem Ungeheuer zu befreien, müſſe kein heftiges, ſchnellwirkendes ſein, damit die That nicht auffalle und an ſich ſelbſt zur Verrätherin werde.

Es darf aber auch kein ſchwaches, langſam zehrendes ſein, damit Claudius nicht etwa ſo viel ſchmerzloſe ruhige Muße finde, auch nur den entfernteſten Verdacht zu ſchöpfen, Dir oder Deinem Sohne Nero abhold zu werden, den Britanicus ihm vorzuziehen, oder ſonſt irgend eine gewaltige Maßregel zu ergreifen. Es muß ein mit der feinſten Kunſt zuſammengeſetztes Gift ſein, welches ihm zuerſt den Gebrauch der Sinne raubt, den Verſtand zerrüttet, dann, ohne ſich deutlich zu verkünden, den ſiechenden Leib zerſtört, wie ein unſchuldiges Kind den Hals eines Täubchens ſpielend drückt, aber ernſtlich erwürgt."

Agrippina gab dieſem Antrage ihren Beifall. Locuſta zog aus einer im Mantel verborgenen Taſche ein Käſtchen von Ebenholz hervor, in dem ſich einige kleine Phiolen von Gold und Silber befanden. Sie ergriff eine derſelben und überreichte ſie Agrippinen lächelnd mit den Worten: „Hier Deine Lebenstinktur!" — Es handelte ſich jetzt nur noch um eine Kleinigkeit, nämlich: wie das Gift dem zum Tode Verurtheilten beizubringen ſei?

Da Agrippina dieſen Punkt noch nicht überlegt hatte und nachſinnend ſchwieg, fragte Locuſta, ob Claudius nicht irgend ein Lieblingsgericht vorzüglich gerne genieße? — Freudig rief Agrippina:

„Pilze zieht er den köſtlichſten Leckerbiſſen vor!"

Locuſta erwiederte ruhig: „So wäre denn die Sache in der Ordnung!"

Die Giftmiſcherin empfing ein reiches Geſchenk in Geld und entfernte ſich.

## XVIII.

## Das Lieblingsgericht.

Am nächſten Tage empfing Agrippina den von einer kleinen Reiſe zurückkehrenden Gemahl, heuchelte eine grenzenloſe Freude, ihn wiederzuſehen, überhäufte den Leichtgetäuſchten mit Zärtlichkeit und lud ihn zu einem Gelage, um das Feſt der glücklichen Ankunft des Erſehnten zu feiern.

Das Gelage fand eine Stunde vor Mitternacht Statt. Agrippina, auf ihrem Ruhebette dem Gemahl gegenüber liegend, hatte in ihrer Kleidung Alles aufgeboten, was dienen konnte, ihre Schönheit zu heben: damit verband ſie den Zauber jener ſchmeichelnden Liebenswürdigkeit, welcher Claudius nie zu widerſtehen vermochte. Die zärtliche Aufmerkſamkeit, welche Agrippina jetzt zeigte, erweckte in ihm den Gedanken, er thue Unrecht daran, gegen die Liebevolle einen böſen Verdacht zu hegen, und er beſchloß die Ausführung ſeines Vorſatzes aufzuſchieben.

Für die köſtlichſten Leckerbiſſen und auserleſenſten Weine war reichlich geſorgt. Endlich erſchien das tödtliche Lieblingsgericht, die Pilze. Sie waren in dem goldenen Gefäße ſo zierlich zuſammengereiht, und verbreiteten, kaum auf den Tiſch geſtellt, einen ſo angenehmen würzigen Geruch, daß Claudius vor Freude aufſchrie. In der Mitte des Gefäßes erhob ſich der größte und ſchönſte dieſer Pilze, welchen

Agrippina mit der, von der Giftmiſcherin vorgeſchriebenen Zahl der Tropfen getränkt hatte. Sie reichte die Todesfrucht, nachdem ſie ſelbſt von den übrigen Pilzen genoſſen hatte, dem Gemahl mit den Worten: „Dieſer, an Geſtalt, Farbe und Geſchmack der köſtlichſte von allen, iſt nur für Dich beſtimmt!“

Der Lüſterne küßte die ſchöne weiße Hand der Mörderin. Als er den Pilz gierig verſchlungen hatte, leerte er zwei Becher, mit griechiſchen Weinen gefüllt, auf das Wohl der Lieblichſten und Reizendſten. Agrippina ſprang von ihrem Ruhebette auf, umſchlang ihn, und bedeckte ſein Geſicht mit glühenden Thränen und Küſſen. Betäubt vom Genuſſe der Speiſen und des Weines, legte ſich Claudius nach alter Gewohnheit auf den Rücken und fiel in einen tiefen Schlaf, dem bald der Todesſchlaf folgen ſollte. Vier Sclaven trugen das Ruhebett und den Ruhenden in ſein Schlafgemach. Auch Agrippina entfernte ſich; die Nachtgeſpenſter der böſen Gedanken umſchwärmten aber ihr Lager mit ſo wildem Fluge, daß die Morgenröthe die Schlafloſe noch mit offenen Augen fand, horchend, ob nicht eine der Sclavinnen ihr die Nachricht vom Tode des Gemahls bringe. Sie horchte vergebens; drei endloſe Stunden vergingen; Ruhe herrſchte im Palaſt.

Endlich trat die Sclavin ein, welche den Auftrag hatte, die Gebieterin zur beſtimmten Zeit zu wecken. Sie näherte ſich dem Bette haſtig und ängſtlich. Agrippina, ahnend, das Gift habe gewirkt, ſuchte ihre Freude zu verbergen, und fragte mit ſcheinbarer Gleichgültigkeit, ob das arme Mädchen ein Unglück betreffen habe.

Die Sclavin, froh über die erhaltene Erlaubniß, reden zu dürfen, erzählte nun, wie ſie gehört habe, Claudius befinde ſich in einem ſo üblen Zuſtande, daß man für ſein Leben fürchte.

Agrippina ſpielte die Rolle, der, von plötzlichem Entſetzen Ergriffenen meiſterhaft. Sie ließ ſich ſchnell kleiden und eilte in das Schlafgemach des Gemahls.

Claudius lag ausgeſtreckt auf dem Bette. Der in ſeinem Innern gährende Grimm verzerrte die Geſichtszüge, und tobte in den heftigſten Geberden.

Als Agrippina mit Nero eintrat, verſuchte Claudius zu ſprechen; er vermochte aber mit aller Anſtrengung nicht ein Wort, ja nur einen Laut aus der Kehle heraus zu ſtoßen; er hatte nicht nur die Sprache, ſondern auch das Gehör verloren. Andere, ſchmerzhafte Wirkungen des Giftes zeigten ſich noch nicht. Als er Agrippina erblickte, auf welche der Zuſtand des Unglücklichen durch Aufregung ihres böſen Gewiſſens einen tiefen Eindruck machte, der ihr die Miene des höchſten Schmerzes gab, wollte Claudius ſprechen; er öffnete den Mund; er bewegte die Lippen; die Kehle blieb ſtumm.

Da Agrippina nun deutlich erkannte, daß er der Sprache nicht mächtig ſei, umſchlang ſie ihn zärtlich und überhäufte ihn mit liebevollen Worten und Fragen, die er nicht vernahm. Als ſie nun ſah, daß er auch den Sinn des Gehörs verloren habe, außerdem aber keine Spur von Todesannäherung ſich zeigte, gerieth ſie in Schrecken, das Aeußerſte befürchtend, wenn die Kraft des Giftes keine lebenzerſtörende Wirkung hervorbringen ſollte. Sie winkte dem freigelaſſenen Pallas, der an der Thür des Gemaches ſtand, um jedem Unwillkommenen den Eintritt zu wehren, und befahl ihm, ſogleich den Arzt Xenophon zu ſenden, welcher ihr ergeben und in das Geheimniß, doch nur zum Theile, eingeweiht war. Sie unterrichtete den Herbeieilenden von dem ganzen Plane, und ſtellte ihm unter großen Verheißungen vor, wie dringend nothwendig es ſei, den Tod des Gefürchteten zu beſchleunigen, indem ſonſt das Leben ihres Sohnes und ihr eigenes dem Zorne des Geneſenden preisgegeben wäre. Nero, der dem Kitzel ihm angeborener Spottſucht ſelbſt jetzt nicht zu widerſtehen vermochte, flüſterte dem Arzte lächelnd in's Ohr: „Tödten die Aerzte ſo häufig da, wo ſie den Kranken am Leben erhalten wollen, ſo wende Du nun Deine Kunſt an, denjenigen zu tödten, der nicht leben ſoll. Für den Entthronten wird der Thronfolger Dich entſchädigen.“

Xenophon zeigte ſich bereitwillig, an dem Verbrechen Theil zu nehmen. Er gab Agrippinen leiſe die Verſicherung, daß Claudius die dritte Stunde nicht überleben dürfe, und erklärte dann mit ſo lauter Stimme, daß die Sclaven im Vorgemache es deutlich verſtehen mußten, der üble Zuſtand des Kaiſers ſei die Folge einer durch Magenüberladung entſtandenen Lähmung; ſchnelles, heftiges Erbrechen ſei vielleicht das einzig mögliche Rettungsmittel, welches er ſogleich verſuchen wolle. Er öffnete ein kleines Käſtchen, welches er bei ſich trug, nahm eine Feder heraus, welche Locuſta in das ſtärkſte Gift getaucht hatte, und ſteckte ſie dem Cäſar, den Augenblick ablauernd, wo dieſer den Mund öffnete, in den Schlund. Heftiges Erbrechen erfolgte in kurzer Zeit, bald darauf aber auch die letzten Zuckungen des Todeskampfes.

Nero betrachtete den Sterbenden mit geſpannter Aufmerkſamkeit, rief mit Pathos: „Welches hochtragiſche Bild!“ trat dann zu dem Todten, zog ihm den Ring vom Finger, und hielt ihn den Anweſenden entgegen mit den Worten: „Seht den erſten Schmuck des erkorenen Nachfolgers!“ Nachdem er das Kleinod an ſeinen eigenen Finger geſteckt hatte, drückte er mit der Geberde eines Schauſpielers dem Todten die Augen zu, legte dann, den Ausdruck inniger Verehrung heuchelnd, ſeinen Mund auf die kalten Lippen des Erſtarrten, und ſagte mit kindlicher Demuth: „Mit dieſem Kuſſe iſt der Geiſt des Cäſars in mich übergegangen!“

Während Agrippina, obſchon ſie vom Schmerz zermalmt ſchien, ihre Augen mit Entzücken auf dem von ihrem Sohne dargeſtellten Schauſpiele verweilen ließ, war Ahasver eingetreten. Er verhielt ſich, das dämoniſche Lächeln auf dem Angeſicht und die unheimlichen Flammen in den Augen, als ruhiger Zuſchauer der ganzen Scene. Als Nero ſein Spiel geendet hatte, näherte ſich Ahasver dem Thronfolger mit den Worten: „Iſt der Geiſt des Cäſars Claudius wirklich in Dich übergegangen, ſo empfange von mir nicht nur die Glückwünſche der hohen Roma, ſondern auch die Verſicherung des Lorbeerkranzes der Unſterblichkeit, welchen die bewundernde Nachwelt Dir reichen wird. Empfange von mir zugleich auch dieſes Vermächtniß und Andenken! Schwinge es als Herrſcherſtab in gewaltiger Hand!“

Bei dieſen Worten zog Ahasver den, aus Caligula's Leichenfeuer genommenen Knochen aus dem Gürtel, und gab ihn dem Jünglinge in die Hand: „In dieſem Todtenreſte wohnt Caligula's Geiſt. Er lebe auch in Dir! Roms Schickſal ſei der Stoff, welchen Du, Künſtler, zur ungeheuern Tragödie bilden wirſt!“

Nero, der Eitle, nahm dieſe Worte als Schmeichelei wohlgefällig auf. Ahasver näherte ſich Agrippinen, ihr zurufend: „Glückliche Mutter! Heil Dir!“ — Dann aber flüſterte er ihr, die gleich der, vor Schmerz in ein Steinbild verwandelten Niobe daſtand, ſo ſtumm und taub, wie der ſterbende Claudius es war, in's Ohr: „Gift fließt durch alle Adern der Schöpfung. Giftpflanzen prangen ringsumher, mit verlockender Schönheit; Gifte liefert das Mineralreich; giftige Thiere ſind noch ſchrecklicher als die reißenden. Das furchtbarſte Gift wohnt aber im Herzen des Menſchen. Die Natur bringt die Gifte hervor, der Menſch aber macht die Vergiftung zur Kunſt. Recht ſo! Er, der die Gifte ſchuf, gab ja dem Sohne des Staubes den Fingerzeig, davon Gebrauch zu machen, und der Menſch iſt nirgend gelehriger als da, wo es ſich darum handelt, etwas Böſes zu thun. Schrecklicher als alles phyſiſche Gift der Natur iſt das moraliſche der menſchlichen Unnatur; jeder zerſtörenden, vernichtenden Kraft wohnt aber in ihrer Gewalt und Kühnheit ein Geiſt der Großartigkeit inne. Eine Gattin, die ihrem Gatten das tägliche Leben vergiftet, iſt ein kleinliches, erbärmliches Weſen; Sie aber, die ein Weſen voll Leben durch wenige Tropfen in ein Nichts verwandelt, wird bewundert in der Ausführung des großen Planes. Iſt Claudius das Opfer Deines Ehrgeizes: ſo laß Dich das nicht kümmern! Es gehört zum Lauf der Welt, daß ein Menſch den andern opfert, um ſeinen Zweck zu erreichen. Iſt der Wille da, ſo findet eine Locuſta zur Ausführung ſich bald. Große Vorbilder hatteſt Du; als großes Vorbild diene die Mutter dem Sohne!"

Agrippina ſtürzte mit einem Schrei des Entſetzens zu Boden: alle Umſtehenden beklagten den Schmerz der Witwe um den Verluſt des Gatten.

Ahasver ſchritt, Schauder erregend, aus dem Gemache, wie der böſe Genius, der erſt vom Leichnam ſeines Schlachtopfers ſcheidet. Nero ergetzte ſich an der tragiſchen Scene.

## XIX.

## Vergötterung durch Schmähſchrift.

Um den Tod des Kaiſers geheim zu halten ließ Pallas, auf Agrippinens Befehl, den Eingang des Gemaches von Centurionen der prätorianiſchen Leibwache beſetzen, die Niemanden hinein, Niemanden heraus ließen. So geſchah es, daß, während der Leichnam ſchon mit Tüchern bedeckt wurde, Conſuln und Prieſter im verſammelten Senat noch Gelübde für die Erhaltung des Herrſchers thaten.

Am neunten Tage wurde das Leichenbegängniß mit höchſter Pracht gefeiert. Nero hielt mit dem Feuer hinreißender Begeiſterung eine Lobrede, an deren Schluſſe dem Todten die Ehre der Vergötterung zuerkannt wurde.

Agrippina und Nero glaubten ſich auf ſolche Art gegen jeden Verdacht, als ſei der Tod des Cäſars ihr Werk oder Wunſch geweſen, hinlänglich geſchützt zu haben. Da ihnen aber nun vor Allem darum zu thun war, den Getödteten in der Meinung des Volkes zu entwürdigen und ihn ſogar, ſo viel möglich, verhaßt, oder wenigſtens lächerlich zu machen, bat Agrippina den allgemein hochgeachteten Seneca auf den Vergötterten eine beißende Satyre zu ſchreiben, und dieſelbe in einer zu veranſtaltenden großen Geſellſchaft vorzutragen.

Seneca ſuchte ſich dieſem, ſeines Geiſtes nicht würdigen, Auftrage durch das Geſtändniß zu entziehen, daß er ſich ganz unfähig fühle, demſelben zu entſprechen, da er zu wenig Witz und Laune beſitze, um in dieſer Art etwas Tüchtiges und Friſches hervorzubringen. Agrippina erſuchte nun den Ahasver, den Philoſophen zu bereden. Jener ſtellte ihm nun vor, wie ſehr er Agrippinen und ihren Sohn durch Willfährigkeit für ſich gewinnen, durch Weigerung aber Beiden ſich verhaßt machen würde; wie viel Urſache er habe, ſich an Claudius, der ihn nach Corſica verbannt hatte, zu rächen; wie dringend die Pflicht der Dankbarkeit ihn aufforderte, Agrippinen, die ihn aus der Verbannung zurückrief, zu huldigen; mit welchem Beifall der größte Theil der Römer dieſes Werkchen aufnehmen würde und wie ſehr alle Welt den erſten Weltweiſen und großen Tragödiendichter bewundern müſſe, der nun einen Beweis liefere, daß er in keinem Fache geiſtiger Schöpfung ein Fremdling ſei.“ Die Eitelkeit ſiegte. Seneca erklärte ſich willfährig; Ahasver zog ein Blatt hervor, welcher den von ihm verzeichneten Entwurf zu einer ſolchen Schmähſchrift enthielt.

Sie ſollte den Titel führen: „Cäſars Reiſe in die andere Welt, oder die Vergötterung durch einen Kürbis“ *).

Die Idee dazu gab der zufällige Umſtand, daß Claudius bei dem Nachtmahle ſeiner Vergiftung aus einem wie ein Kürbis geformten Becher getrunken hatte, und daß die Römer einen geiſtloſen Menſchen einen Kürbiskopf nannten. Als Nero von dieſer Vergötterung des Claudius hörte, ſagte er lächelnd: „Pilze ſind alſo eine Götterſpeiſe, denn ſie haben den Claudius zu einem Gott gemacht“ **).

Als im folgenden Decembermonat das luſtige Feſt der Saturnalien in Rom gefeiert wurde, benützte Pallas die Gelegenheit, in ſeinem Palaſte ein fröhliches Gelage zu veranſtalten. Zu den beliebteſten Geſellſchaftsſpielen jener Zeit gehörte die Baſilinda, wobei man Einen der Anweſenden zum König wählte, welcher dann Geſetze gab,

---

*) Apokolokynthoſe, dem Worte Apotheoſe nachgebildet.

**) Claudius ſtarb am 13. Tage des Octobermonats im Jahre 807 nach Rom's Erbauung.

Belohnungen und Strafen beſtimmte. Seneca erhielt von dem erwählten König der Geſellſchaft den Auftrag eine komiſche Rede auf die Vergötterung des Claudius zu halten.

Er mußte gehorchen, gab ſich aber, der getroffenen Uebereinkunft gemäß, die Miene, den launigen Vortrag aus dem Stegreife zu ſprechen.

Tiefes Schweigen der geſpannteſten Aufmerkſamkeit und der Verwunderung, daß der weiſe Seneca ſich zu einem ſolchen Poſſenſpiele hergeben könne, herrſchte im weiten Saale. Der Redner begann mit den Worten: „Sollte Jemand fragen, welche authentiſche Quellen mir zu Gebote ſtanden, um Cäſars Reiſe in den Himmel mit ſolcher Beſtimmtheit erzählen zu können; ſo kann ich für's Erſte, wenn es mir beliebt, die Antwort ſchuldig bleiben. Beliebt es mir aber, zu antworten, ſo kann ich ja ſagen, was mir eben in den Mund kommt. Wer fordert von einem Geſchichtſchreiber geſchworene Zeugen?“ — Nun folgte die Erzählung. Claudius fühlte ſo eben Beklemmungen und mit dem Athmen ging's ſchwer. Mercur, der an Cäſars Talenten von jeher ein beſonderes Wohlgefallen hatte, beredete die Parzen, ihn bald ſterben zu laſſen, indem er ihnen zuruft:

„Gebt ihm den Tod! Es nehme den Thron ein beſſerer Fürſt ein!“

Eine der Parzen ſchneidet den Lebensfaden entzwei, während die Andere jenen des Thronfolgers Nero ſpinnt, durch welchen eine glücklichere Zeit für Rom eintreten ſoll. Claudius kommt im Himmel an.

Dem Jupiter wird gemeldet, es ſei ein Mann da, von guter Statur, ziemlich grauem Haar; er ſchüttle, wie drehend den Kopf, und ziehe immer den rechten Fuß hinauf. Man habe ihn gefragt, welcher Nation er angehöre? Man habe aber die verworrene Sprache des Antwortenden nicht verſtehen können, denn er ſei weder Grieche, noch Römer. Jupiter befiehlt dem Herkules, ihn zu verhören. Dieſer, obſchon er ſich auf Erden vor keinem Ungeheuer gefürchtet hatte, erſchrickt beim erſten Anblick vor der Geſtalt, dem Gang und der dumpfen Stimme des Claudius. Es gelingt ihm indeß dennoch, den Herkules für ſich zu gewinnen, der endlich darauf anträgt, den Claudius zu einem Gotte zu machen. Der Antrag fand aber Widerſpruch. Als heftigſter Gegner trat kein Geringerer als der vergötterte Auguſtus auf. Der Zürnende ſagt am Schluſſe ſeiner Rede, als ſpräche er im Senate: „Bedenket, verſammelte Väter, welches Ungeheuer Ihr zum Gotte machen wollt! Seht nur ſeinen Körper an, den die Götter im Zorne ſchufen! Laßt ihn nur drei vernünftige Worte ſprechen! Wenn er es kann, will ich ſein Sclave ſein. Wer ſoll dieſen als einen Gott verehren? Wer ſoll an ihn glauben? Wenn Ihr ein ſolches Geſchöpf zu einem Gotte macht, wird Niemand mehr glauben, daß Ihr ſelbſt Götter ſeid.“ —

Auguſtus erwähnte nun alle die Morde, welche Claudius in ſeiner eigenen Familie begangen hatte, und trug darauf an, daß er ſogleich aus dem Himmel abgeſchafft werde. Da die Uebrigen dem Antrage beiſtimmten, faßte Merkur den Claudius an der Kehle und ſchleppte ihn zur

Unterwelt. Da ſie den Weg über Rom nahmen, begegneten ſie dort dem Leichenzuge des Claudius, der aus dem dabei geſungenen Trauerlied erkannte, daß er der Todte ſei, der hier begraben wurde. Als ſie endlich in der Unterwelt ankamen, trat ihm die Schaar der von ihm und ſeinen Günſtlingen Gemordeten entgegen, und führte ihn zum Tribunal der Todtenrichter. Er wird aber ungehört verurtheilt, weil er ſelbſt es ſo zu machen pflegte. Der Spruch des Todtenrichters lautet: Claudius ſoll ewig aus einem durchlöcherten Becher würfeln und die immer aus einander fallenden Würfel zuſammen ſuchen, ohne einen Boden zu finden und ohne es je zum Wurfe zu bringen. —

Die ſatyriſche Erzählung der Reiſe in die Unterwelt wurde von den Zuhörern mit lautem Beifall aufgenommen. Nero umarmte den Seneca jubelnd und mit der Verſicherung: er habe nun den vollen Beweis, ſein Lehrer ſei als Dichter und als Philoſoph gleich ausgezeichnet und ruhmwürdig.

Agrippina fühlte ſich über die beifällige Aufnahme der Schmähſchrift ſehr erfreut und beruhigt, indem ſie hierin die ihrem Plane günſtigſte Stimmung zu finden glaubte. Ahasver, dem ſie ihr Entzücken mittheilte, erwiederte: „Du haſt ſehr wohl gethan, den Narciß vor dem Gelage der unſterblich machenden Pilze aus Rom zu entfernen; denn es wäre Dir nicht gelungen, einen ſo treuen, klugen und aufmerkſamen Diener ſeines Herrn zu täuſchen. Wie aber nun, wenn Narciß heute noch aus Campanien zurückkehrt? Glaubſt Du, die Wahrheit werde ſeinem

Scharfblick entgehen? — Agrippina fiel ihm haſtig in die Rede: „Ein ſo treuer Diener verläßt ſeinen Herrn nie; er folgt ihm ſogar in die Unterwelt.“ —

## XX.

## Todeswahl.

Als Narciß in Rom eintraf und den plötzlichen Tod ſeines Gebieters vernahm, erwachte in ihm ſogleich der Argwohn, welche Frevelthat verübt worden ſei. Ergriffen von einer ihm ſonſt nicht gewöhnlichen edleren Aufwallung, eilte er im erſten Augenblick ſeines gerechten Zornes in den kaiſerlichen Palaſt. Er hoffte, Agrippinen durch Drohungen über das enthüllte Verbrechen einzuſchüchtern und dadurch ſelbſt eine feſtere Stellung gegen ſie zu gewinnen.

Agrippina empfing den Eintretenden mit einer erheuchelten Trauer, welche nur durch einen Strahl der Freude des Wiederſehens erheitert zu werden ſchien. Narciß nahm das Wort. Das Feuer der Rede riß ihn fort; er wurde immer dringender, heftiger, drohender. Agrippina horchte ruhig und ſchweigend. Als er geendet hatte, ſtreckte ſie, Glut auf den Wangen, Glut in den Augen, den rechten Arm gegen die Thür. Ein Wink — und eintraten zwei Centurione der Leibwache. Einer derſelben hielt ein gezücktes Schwert in der Hand, der Andere einen Giftbecher.

Bittern Hohn in den Mienen, flüſterte Agrippina dem Erſtarrenden zu: „Wähle! Gift oder Schwert? Ziehſt Du es aber vor, Dein Leben in des Kerkers Tiefe zu enden? Auch dies ſei Dir gewährt! Wähle! Wenn ich dieſen Brief geleſen habe, iſt die Bedenkzeit zu Ende und mein *Wille* entſcheidet Dein Loos!“ —

Narciß blickte ſtarr zu Boden; ſtarr blickten die trotzigen Centurione auf ihn.

Der Gewalt ſeines böſen Schickſals preisgegeben, geſtattete ihm die Todesangſt nur die wenigen Gedanken: „In der Nacht des Kerkers *langſam* dahinſchmachten? Furchtbares Ende! — Vom Schwerte durchbohrt, im *Augenblick* leblos niederſinken, ohne nur *eine* Verfügung noch treffen zu können? Nimmer! — Und ohne mich zu rächen? Nimmer! Rächen — ja rächen muß ich mich! Ihre Beſchämung ſei meine Rache! *Gift* führt zu meinem Zweck!“ —

Agrippina legte den geleſenen Brief auf den Tiſch. Narciß ergriff den Becher, leerte ihn auf einen Zug und verließ ſchweigend das Gemach. Agrippina ließ ihn lächelnd gewähren, denn ſie wußte, das Schlachtopfer könne ihr nicht entgehen, da der Gifttrank ſo berechnet war, daß binnen einer Stunde der unabwendbare Tod erfolgen mußte.

Als Narciß in ſeinem Hauſe angelangt war, deſſen Eingang ſogleich von der Leibwache beſetzt wurde, trat er, ahnend, welche kurze Lebensfriſt ihm noch gegönnt ſein möchte, haſtig in das Schlafgemach, ließ auf dem Marmorboden ein Feuer anzünden, nahm aus einem geheimen Schranke mehre Schriften, durchſuchte ſie ſorgfältig und rief ſeinen vertrauten Lieblingsſclaven zu ſich. Dieſen beſchenkte er reichlich und gab ihm jene Briefe des Claudius und alle jene Schriften, welche dazu dienten, den Beweis von Agrippinens bösartigen Ränken zu liefern. Er befahl nun dem Sclaven, dem er den Namen der Mörderin und die Urſache ſeines nahen Todes vertraute, dieſe Briefſchaften zu verwahren, und ſie dann mit großer Vorſicht in die Hände einiger Männer, deren Namen er ihm nannte, gelangen zu laſſen. Nachdem der Sclave ſich entfernt hatte, um das ihm Anvertraute in Sicherheit zu bringen, ſetzte ſich Narciß an das Feuer, und warf jene Schriften, deren Beſitz für Agrippinen von größter Wichtigkeit geweſen wären, einen Theil nach dem andern, hinein. Eben hatte er die letzten den Flammen übergeben, welche von dem vielen Papyrus und Pergament ſo hoch aufloderten, daß der Qualm und die Hitze ihm in's Geſicht ſchlugen. Zugleich äußerte ſich die Stärke des Giftes mit ſo ungeheuren Schmerzen, daß er, davon betäubt, zu Boden ſtürzte und in die Feuermaſſe hineinfiel. Die praſſelnden Flammen ergriffen die Kleider, endlich auch den Leib des Hülfloſen. Der Schmerz der von der Glut benagten Haut erweckte ihn zwar zum Bewußtſein; als aber die Flammen in das Fleiſch hineinbrannten und die Wuth des Giftes zugleich das Innere zu zerſtören anfing, löſte ſich die Qual des Leidenden in Ohnmacht, und die Ohnmacht im Tode auf.

Ahasver, der von Agrippinen ſelbſt die Kunde ihres Triumphes vernommen hatte, trat ein, als Narciß im letzten dumpfen Todesröcheln den Geiſt aufgab. Ahasver blickte ſchaudernd und grimmig auf den Unglücklichen, der mit halbverbrannten Gliedern und unkenntlichem, geſchwärzten Antlitz in dem Pfuhl der Flammen lag, die ihn mit luſtiger Raſerei umſpielten, und murmelte über ihn:

„Ich löſche euch nicht, ihr Todesflammen! Vertretet die Stelle des Scheiterhaufens! Verzehrt ihn zu Aſche, und du, Schlafgemach, werde ſein Grabmahl! Agrippina, Siegerin jetzt und Lenkerin der großen Tragödie! du wirſt ohne Zweifel bald auch die Heldin derſelben werden. Das gierige Schickſal läßt ſich kein Opfer entgehen. Wer heute Blut vergießt, wird morgen bluten; die Saat des Böſen reift ſchneller als jede andere Saat zur furchtbaren Ernte. — Du, gewaltiger Geheimſchreiber, haſt deinen Lauf hienieden geendet und biſt nun eingeweiht in die Geheimniſſe deiner Unterwelt! Darf auch ich ein Ende hoffen? Welches, und wann?“ —

Ahasver ſtieß mit dem Fuß an den Todten. Der verſengte Leichnam zerfiel kniſternd theils in Gebeine, theils in Aſche.

## XXI.

## Die eingelernte Rolle.

In Rom zankten ſich die Parteien, entflammt durch entgegengeſetzte Meinungen und Anſichten.

Die Einen behaupteten, Claudius lebe und werde ſich, von einer kleinen Unpäßlichkeit geneſend, nächſtens wieder öffentlich zeigen; die Anderen, er ſei todt; die Einen, er ſei eines natürlichen, die Anderen, er ſei eines gewaltſamen Todes geſtorben; die Einen, Agrippina ſei das Ideal einer vortrefflichen Frau, die Andern, Agrippina habe mit Beihülfe der furchtbaren Giftmiſcherin Locuſta den Gemahl getödtet. Die Einen ſprachen die Thronfolge dem Britannicus, die Anderen dem Nero zu.

Da die Einen wie die Anderen Recht zu haben glaubten, folglich auf ihrer Behauptung ſo hartnäckig verharrten, daß ſie zur Erbitterung übergingen, ſo fehlte es nicht an feindſeligen, ja ſogar an blutigen Auftritten; Tumult tobte auf den Plätzen, Zwietracht in den Häuſern; nur der Kaiſerpalaſt blieb verſchloſſen und ſtille. Niemand trat aus demſelben, Niemand ging hinein; es ſchien, als ſei nicht nur Claudius todt, ſondern die ganze Familie mit ihm.

Während dieſer allgemeinen Unruhe und Gährung hatte Agrippina ihre Ruhe und Geiſtesgegenwart mit einer Feſtigkeit behauptet, welche ſie in den Stand ſetzte, die ſicherſten Maßregeln zur Ausführung ihres lange gehegten Planes mit Beſonnenheit und klarem Bewußtſein auszuführen.

Am dreizehnten Tage des Octobermonats öffneten ſich plötzlich die Thore des kaiſerlichen Palaſtes, vor welchem in einiger Entfernung die reichlich beſchenkte Cohorte der muthigſten, kräftigſten und ergebenſten Soldaten der prätorianiſchen Leibwache aufgeſtellt war.

Aus dem Palaſte trat Nero, zu ſeiner Rechten Burrhus, der allgemein geehrte Befehlshaber der geſammten Prätorianer, zur Linken der allgemein bewunderte weiſe Seneca.

So hatte es die ſchlau berechnende Matrone angeordnet, die, um ſich den Schein unbefangener Beſcheidenheit zu geben, für gut fand, theils aus Klugheit, theils aus Furcht vor der Möglichkeit eines unerfreulichen Erfolges, vor der Hand unſichtbar und anſpruchslos zu bleiben.

Erſchienen Burrhus und Seneca als die guten Genien des Jünglings, ſo ließ das bittere Hohnlächeln in Ahasver's düſteren Mienen den böſen Geiſt nicht verkennen, und dennoch blickte Nero, jene beiden Ehrenmänner wenig beachtend, oft nach der Stelle hin, wo Ahasver ſtand, als wolle er ſich von ſeinem Winke Muth und Kraft holen.

Endlich trat Nero vor und ſtellte ſich dicht vor die Cohorte, genial wie Einer, der des Gelingens ſeiner Sache gewiß iſt, und zutraulich wie Einer, der mit alten Bekannten über einen altbekannten Gegenſtand ſpricht und nur darauf bedacht iſt, Jenen eine herzliche Freude zu machen.

Er täuſchte ſich auch in der Rolle, welche Agrippina mit ihm ſorgfältig einſtudirt hatte, nicht im Geringſten. Die Soldaten empfingen ihn mit Freudengeſchrei. Er wurde, ungeachtet ſeines ſcheinbaren Sträubens, auf einen Trageſſel geſetzt, emporgehoben und, von der jubelnden Menge begleitet, in das Lager der Prätorianer getragen. Seneca und Burrhus folgten dem ſtürmiſchen Zuge; Furcht und Hoffnung wechſelten in ihren Mienen wie eine von Blitzſchlägen unterbrochene Nacht.

Nero betheilte zuerſt die Soldaten, dann die ihm nachſtrömende Volksmaſſe mit Geſchenken; er ſtellte ſich auf einen Hügel über einander gelegter Schilder, und trug eine Rede, welche Seneca für ihn geſchrieben hatte, ſo lebhaft und feurig vor, als ſtände er auf dem Theater. Er begann mit der Verſicherung, daß er ſich ſchon von früheſter Kindheit an die größten Staatsmänner, Feldherren und Herrſcher zu ſeinen Idealen und Vorbildern gewählt habe, und nur *dieſen* in allen ſeinen Handlungen und Geſinnungen zu gleichen wünſche, damit alle Welt ſich überzeuge, er ſei nicht nur das glücklich geborene Kind der geiſtreichſten Mutter, ſondern auch der wohlgeartete Zögling eines ehrenwerthen Kriegers und eines rühmlichſt bekannten Weltweiſen. Er zweifle nicht, daß dem geliebten Rom in ſeiner Perſon ein neuer Glücksſtern aufgehen, alte Kraft und alter Ruhm neuverjüngt in's Leben treten werde, wie der Phönix ſich aus ſeiner Aſche erhebt.

Nachdem der hierauf folgende Zuruf ihn einſtimmig zum Kaiſer erklärt hatte, wurde er, auf einem Schilde ſtehend, in die ihn erwartende Senatsverſammlung getragen, welcher nichts übrig blieb, als Dasjenige zu beſtätigen, was auf keinen Fall mehr zu ändern war. Als Nero dagegen erklärt hatte, er ſei geſonnen, an Gerechtigkeit, menſchenfreundlicher Großmuth und Gnade ganz nach den edlen Grundſätzen, welche Seneca in ſeinem unſterblichen Werke von der *Gnade* aufgeſtellt habe, alle ſeine Vorgänger zu übertreffen, erſuchte er den Senat, in der begonnenen Geſchäftsverhandlung ohne Unterbrechung fortzufahren; daran Theil zu nehmen, ſei das Erſte, womit er das Amt ſeiner neuen Würde beginnen wolle. Zufällig handelte es ſich um ein zu fällendes Todesurtheil. Ein Conſul legte es dem jungen Herrſcher zur Unterzeichnung vor; Nero aber warf den Griffel zur Erde und rief, das Geſicht mit beiden Händen bedeckend: „O hätte ich doch nie die unſelige Kunſt des Schreibens gelernt!" —

Mit dieſen Worten ſtürzte der Bewunderte aus der Senatsverſammlung, als wäre er ſelbſt Derjenige, an welchem das Todesurtheil vollzogen werden ſollte.

## XXII.

## Gattin und Buhlerin.

Agrippina war indeß weit entfernt, dem jungen Nero, der nicht nur ihr Sohn, ſondern auch, im ſtrengſten Sinn, ihr Geſchöpf war, eine unumſchränkte Herrſchermacht zu gönnen. Ihr zur Seite ſtanden zwei gute Genien: Seneca und Burrhus, aber auch zwei böſe: Pallas und Ahasver. Die leidenſchaftliche Frau würde Jeden, von dem ſie glaubte, er ſei ihrem Plane abhold, ohne weiters geopfert haben, hätten nicht Seneca und Burrhus Alles aufgeboten, ihre Wuth zu mäßigen und ſie, wo nicht für die Menſchlichkeit, wenigſtens für die Warnungen der Klugheit zu gewinnen. Der geliebte Sohn war das einzige Weſen, für welches das natürliche Gefühl der Liebe in ihrem Herzen ſich regte; aber auch dieſer konnte ihr verhaßt werden, wenn ſie überzeugt geweſen wäre, er ſei fähig, ihren Anmaßungen entgegen zu treten.

So wie aber der böſe Genius über den größten Theil der Menſchen überhaupt mehr vermag als der gute, ſo gab auch Agrippina den Einflüſterungen des ſelbſtſüchtigen Pallas und des auf Verderben ſinnenden Ahasver das meiſte Gehör. Dadurch ſetzte ſich in ihr der vorherrſchende Gedanke feſt, Nero, der Jüngling, verdanke nur ihr den Thron, und ſie habe daher das volle Recht gleichen Anſpruches. Von dieſer Idee durchdrungen, maßte ſie ſich an, die Mitherrſcherin an dem, dem Sohne verſchafften Reiche auf die anmaßendſte Weiſe zu ſpielen, gemeinſchaftlich mit Nero Briefe an zinsbare Könige zu unterſchreiben und Befehle an die Feldherren und Statthalter der Provinzen zu erlaſſen. Vieles glaubte ſie auch durch überraſchende Kühnheit erreichen zu können. Als Nero eines Tages den armeniſchen Geſandten, welche gekommen waren, ihm zur Thronbeſteigung Glück zu wünſchen, Gehör gab, trat Agrippina unerwartet in den Saal. Sie ſchien die Verwunderung aller Anweſenden über dieſe überraſchende Erſcheinung nicht im Geringſten zu bemerken, ſondern ſchritt, als ginge Alles in der ſtrengſten Ordnung vor ſich, geradezu gegen den, auf einer Erhöhung ſtehenden, mit purpurnen Kiſſen bedeckten und mit einem hohen Fußgeſtell verſehenen Stuhl, auf welchem Nero ſaß, um neben ihm Platz zu nehmen. Jeder der Anweſenden zürnte ob dieſer Vermeſſenheit, dennoch aber wagte keiner, die Verwegene zurückzuhalten. Nur Seneca, der neben Nero ſtand, behielt die volle Ruhe der

Geiſtesgegenwart. Er flüſterte dem jungen Kaiſer einige Worte in's Ohr, worauf dieſer, freundlich nickend, plötzlich vom Thronſeſſel aufſprang und, unter dem Scheine kindlicher Ehrerbietung, der Mutter entgegen ging, der jetzt nichts übrig blieb, als den ironiſch lächelnden Sohn zärtlich zu umarmen. Nur ſo konnte der Nothwendigkeit ſchmählicher Zurückweiſung der zudringlichen Mutter und der Verletzung der Würde des Sohnes vorgebeugt werden.

Noch gab ſich Nero keinen eigentlich laſterhaften Leidenſchaften hin, wohl aber einem ſehr tadelhaften Leichtſinn, welchen er, mit ſich ſelbſt zufrieden, auf die Rechnung ſeiner Genialität ſchrieb. Dieſe übertriebene Meinung von ſich machte ihm insbeſondere zwei weibliche Weſen verhaßt. Das Erſte derſelben war ſeine Mutter Agrippina, die ſeine Macht ſchmälern mußte, indem ſie die Herrſchaft mit ihm theilen wollte. Er begegnete ihr, ſeinen Widerwillen zu zeigen, mit Trotz und Verachtung. Die ſchlaue Mutter des ihr über den Kopf wachſenden Sohnes gab ſich die Miene, dieſes nicht zu bemerken, ſondern die Urſache der feindlich ſcheinenden Stimmung des jugendlichen Herrſchers vielmehr in ſeinem ſtolzen Selbſtbewußtſein und in der Laſt ſchwieriger Staatsverhältniſſe zu finden.

Das zweite weibliche Weſen, welches ihm mit jedem Tage unerträglicher wurde, war ſeine Gemahlin Octavia. Geliebt hatte er ſie eigentlich nie. Sie ſchien ihm, da er ſich mit ihr, der Tochter des Claudius, vermählte, die erſte Stufe zum Thron, ſonſt nichts. Den Charakter dieſer edlen, verehrungswürdigen Frau wußte er nie zu ſchätzen.

Die Sanftmuth der Sittigen und die Trauer, welche ſich ihrer Seele bemächtigte, wenn ſie den liebloſen Gatten und die Verhältniſſe einer entarteten Menſchheit um ſich her erblickte, erklärte Nero für ein Herz ohne Blut, für eine Seele ohne Glut. Seine Abneigung gegen Octavia wuchs mit jedem Tage. Er beſchloß, um die Gemahlin dulden zu können, eine Andere neben ihr zu lieben.

Ein ſolches Weſen fand Nero bald in der freigelaſſenen Sclavin Akte, einem Mädchen, welches eine doppelte Anziehungskraft beſaß, weil es die Macht ſeiner Reize ſelbſt nicht kannte, vom leichten Sinn beflügelt und nur dem Tage lebend, an den nächſten Morgen ſo wenig dachte, als an das nächſte Jahrhundert, folglich von einer ernſtern Verbindung mit Nero ſich nie etwas träumen ließ. Die Lieblichkeit ihrer Geſichtszüge wechſelte ſo häufig, wie ihre Empfindungen: ſie blieb ſich kaum zwei Tage gleich; aber ſelbſt die Mahnung des Spiegels, daß ſie heute ihren ſchönen Tag nicht habe, wirkte auf die roſenfarbige Laune der harmloſen Sylphide ſo wenig, daß ſie ſogar an ſolchen Tagen noch liebenswürdiger, noch intereſſanter wurde. Dabei beſaß ſie auch die, bei dem weiblichen Geſchlechte ſo köſtliche, aber leider ſo ſeltene Gabe, in jede Idee und Empfindung Desjenigen, von dem ſie geliebt wurde und geliebt ſein wollte, auf eine entzückende Weiſe einzugehen; ſie glich einer zarten Blume, die, am Morgen fröhlich aufblühend, an das Ende des entblätternden Abends nicht denkt. Nero war ihr immer Dasjenige, als was er ſich ihr gab, und was die holde Eintagsfliege mit der Welt und mit dem Leben wollte, das wußte ſie ſelbſt nicht, verlangte auch nie es zu wiſſen. So iſt's! Manche Menſchen vermag kein Tag, keine Stunde zufrieden zu ſtellen; andern behagt jeder Tag, genügt jeder Augenblick. Dem Einen fliegt Alles vorüber wie ein Abendlüftchen, während auf Andern Alles wie ein trüber, drückender Nebel laſtet.

Nero, der ſchnell entglühende Jüngling mit dem Diadem, glaubte in dem leichtfertigen Mädchen ein Weſen gefunden zu haben, dem keines auf der weiten Erde gleich komme. Die erſte Liebe ſcheint ja immer eine Sache der Ewigkeit zu ſein, und doch iſt nichts auf eben dieſer weiten Erde flüchtiger und ſpurlos vergänglicher als ſie. Seine beiden Freunde Senecio und Otho, dem das launiſche Schickſal in der Folge den Kaiſerthron — doch nur für kurze Zeit — zugedacht hatte, fanden Alles, was Nero ſagte, ſchön, Alles was er that, recht, weil ſie eben ſo genußſüchtig und ausſchweifend waren wie er, auch Dichter und Sänger zu ſein glaubten wie er.

Ahasver, der das wilde Feuer angezündet hatte, beſchloß, die Flammen hoch auflodern zu laſſen, und erſt im rechten Augenblick mitwirkend aufzutreten. Seneca und Burrhus fanden es, nach mancher Berathung, für beſſer, die Leidenſchaft ihres Zöglings ausbrauſen zu laſſen, als ſie durch vergebliche Warnungen oder Hinderniſſe noch mehr zu ſteigern. Sie hofften dadurch in dem Bethörten wenigſtens dem Fehler der Verſtellung vorzubeugen und den Offenherzigen beſſer überwachen zu können.

Während Nero nun im Taumel ſogenannter Liebe und Freundſchaft lebte, ohne ſich um den Staat und die ganze Welt zu bekümmern, nahm Agrippina die Liebſchaft mit der lieblichen Akte ſehr ſchwer. Die Ehrgeizige glaubte ſchon in dieſem unbedeutenden Geſchöpf ein Hinderniß ihres Einfluſſes auf den Sohn zu ſehen, den ſie beherrſchen wollte. Sie verſuchte es zuerſt, das Mädchen gewaltſam aus dem Palaſt zu entfernen. Als dies nicht gelang, fing ſie an, die Rolle der beſorgten, zärtlichen Mutter zu ſpielen. Da ſie auch in dieſer Rolle nicht durchgriff, führte ſie eine, auf Nero's Geldliebe berechnete Scene der Rührung herbei, indem ſie ihm, zum Beweiſe des Wohlwollens und der grenzenloſen Uneigennützigkeit, ihren ganzen ungeheueren Schatz als Geſchenk anbot. Nero fand für gut, den edeln, großmüthigen Sohn zu ſpielen und — wenigſtens für den erſten Augenblick — die Annahme der Gabe zu verweigern. Seine beiden Freunde, mit denen er ſich darüber beſprach, beſtätigten ihn in dem Entſchluß der Zurückweiſung, indem ſie den Antrag als einen Fallſtrick der ränkeſüchtigen, falſchen Frau darſtellten und in ihn drangen, jene Schätze, die ihm auf keinen Fall entgehen könnten, nicht als ein Geſchenk anzunehmen. Agrippina, kaum in ihr einſames Gemach eintretend, fühlte ſich ſehr vergnügt, daß Nero den Antrag einer übereilten Aufwallung nicht angenommen habe, erwägend, ſie ſei jetzt ſchon wenig, ohne Geld aber würde ſie ein Nichts ſein.

Nero faßte dagegen den Entſchluß, ſeiner Mutter zu zeigen, daß er wegen ihres letzten Benehmens keinen

Groll gegen ſie hege, zugleich aber auch zu beweiſen, daß er nicht minder großmüthig ſein könne, als ſie. Er ſchickte ihr alſo einige ſehr koſtbare Kleider. Der Erfolg dieſes Geſchenkes war aber gerade das Gegentheil von dem, welchen er bezweckt hatte. Agrippina fühlte ſich im Stolz ihres Reichthums darüber höchlich beleidigt und ſchickte, in der erſten Aufwallung ihres Zornes, die Gabe, in einer Kiſte verwahrt, mit der Antwort zurück, ſie wolle nicht mit einer verächtlichen Buhlerin auf gleiche Weiſe beſchenkt ſein. Ueber die Zurückſendung der Kleider hätte Nero gelacht und geſpottet: die Thränen der geliebten Akte aber, der er die beigefügte Schmähung mittheilte, ſetzten ihn in Wuth. Das Mädchen und die beiden Freunde vereinigten ſich nun, in dem Heftigen die Idee zu entzünden, der freigelaſſene Pallas ſei der böſe Geiſt, welcher, auf des Sohnes Sturz oder Entwürdigung ſinnend, die Glut der Herrſchbegierde in der Mutter unaufhörlich anfache.

„Wohlan denn!“ rief Nero: „Will er die Glut der Herrſchgier anfachen, ſo ſei es meine Sache, die Lebensglut in ihm auszulöſchen.“ — Er ließ ſogleich den Pallas zu ſich rufen. Als dieſer im Palaſte ankam, wurde er ſogleich von zwei Soldaten der Leibwache ergriffen, in ein abgelegenes Gemach geführt, mit mehreren Dolchſtichen getödtet, dann in dieſelbe Kiſte gelegt, in welcher Agrippina die Kleider zurückgeſchickt hatte. Beim Anbruche der Abenddämmerung ließ Nero dieſe Kiſte von denſelben Soldaten, welche den Pallas getödtet hatten, in Agrippinens Wohnung tragen. Die Mörder befolgten den ihnen ertheilten Befehl auf das Genaueſte. Sie trugen die Kiſte, ohne ſich von den Sclaven im Vorgemache abhalten zu laſſen, roh und keck in Agrippinens Gemach, ſtellten ſie auf den Boden und öffneten den Deckel mit den Worten: „Dein Sohn, unſer Herr und Gebieter, hofft, dieſes neue Geſchenk dürfte Dir beſſer behagen, und er werde es auf keinen Fall mehr zurücknehmen.“ —

Agrippina, die ſich durch das Benehmen der eindringenden Kriegsknechte beleidigt fühlte, wendete ſich von der Stelle, auf welcher die Kiſte ſtand, ab, und fragte mit ſehr ernſtem Ton: „Warum kam mein Sohn nicht ſelbſt?“ —

Ein wohl belehrter Soldat antwortete: „Er hält ſich für entbehrlich, da er Dir — Dein Liebſtes ſendet.“ —

Jetzt ſprang Agrippina vom Stuhle auf, eilte zur Kiſte, ſchaute hinein, erblickte den Todten, und ſtürzte, einer Leiche gleich, neben dem Leichnam nieder. Die Soldaten verließen, einander an derben Späßen überbietend, das Gemach.

Als Agrippina zur Beſinnung gekommen war, befahl ſie den Leichnam ſogleich in einem abgelegenen Hofe zu verbrennen; ſie ſelbſt ließ ſich kleiden und in einer Sänfte zu den kaiſerlichen Gemächern tragen.

Der unerwarteten Erſcheinung wagte Niemand den Eintritt zu wehren. Auf ſolche Weiſe gelangte ſie in den Speiſeſaal, in welchem ſich Nero mit Akte und den beiden Freunden Otho und Senecio eines üppigen Gelages erfreute.

Als Agrippina, einem düſtern Nachtgeſpenſte gleich, plötzlich vor dem Tiſche ſtand, fuhren Alle, von Schrecken ergriffen, empor.

Nero gewann zuerſt die Geiſtesgegenwart und fragte ganz unbefangen mit ſchalkhaft zärtlicher Theilnahme: „Du ſo ſpät hier? Mütterchen! was treibt Dich her in Nacht und Nebel?“ — Mit einer kräftigen, aber dumpfen Stimme erwiederte Agrippina: „Ungeheuer! fluchen, Dir fluchen will ich; das iſt's, was mich hieher trieb noch im Dunkel der Nacht!“ — Nero ſagte ſcherzend: „Und biſt Du nun ſchon in der Laune zu fluchen, Mütterchen, ſo ſetze Dich, und mache Dir Luſt! Ein guter Sohn darf ſeiner Mutter nie Gehör verſagen. Was wünſcheſt Du? Sprich offen! Was meine ſchwachen Kräfte gewähren können, ſoll Dir nicht entgehen.“ —

Dieſer bittere Hohn entflammte den Zorn der höchſt aufgeregten Matrone zur Wuth. Ihre Geſtalt ſchien ſich auszudehnen und ein geſpenſtiſch düſteres Weſen anzunehmen. Sie trat in drohender Stellung und mit funkenſprühenden Augen dem verhaßten Sohne dicht an den Leib und rief: „So vernimm denn, Unſeliger, den ſchon der Vater bei der Geburt aller Welt als Ungeheuer ankündete, vernimm meinen Fluch, den ich noch lebend erfüllen will. Ich, die Mutter, will vor Tauſenden alle Verbrechen erzählen, die ich verübte, um Dir den Thron zu ſichern; ich, die Gattin, will Tauſenden erzählen, daß ich aus frevelhafter Liebe zu Dir dem Gatten durch Gift das Leben raubte; ich, die Stiefmutter, will Tauſenden erzählen, daß noch ein echter und würdiger Erbe des väterlichen Thrones lebt, der von einem unechten und unwürdigen verdrängt wurde aus ſeinem Eigenthum. Unter der zahlloſen Menſchenmenge, die mich umgibt, biſt Du der Undankbarſte. Noch aber lebt Britanicus; für dieſes Einzige hat die Huld der Götter geſorgt. Erfahren magſt Du, was es heiße, von der Mutter, die Du als ein Nichts behandelſt, aufgegeben und verlaſſen von ihr, der Du Alles verdankeſt, ein Nichts zu werden ohne ſie. Bei dem wehklagenden Schatten des von mir gemordeten Gatten ſchwör' ich es: Ergreifen will ich die reine Hand des edlen Jünglings Britanicus, will ihn in das Lager der Leibwache führen, will die Soldaten auffordern zu entſcheiden, welchem von euch Beiden das Recht auf den Thron gebühre.“ —

Agrippina, vom Ingrimm überwältigt, vermochte kein Wort mehr hervorzubringen; nur das Höllenfeuer der Blicke und die Heftigkeit der verzerrten Geſichtsmuskeln zeigten den, in ihrem Innern tobenden Aufruhr.

Nero maß die keines Lautes Mächtige mit einem vermiſchten Ausdruck von Verachtung und empörendem Schein des Mitleids. Agrippina, ſich ſelbſt und die Umgebung vergeſſend, ſtieß, einer Wahnſinnigen ähnlich, den ruhig lächelnden Nero mit geballter Fauſt auf die Bruſt, keuchend: „Dein Herz zermalmen und Dich vom Throne reißen, das will ich, die rächende Nemeſis!“ — Sie ſchritt ſchweigend aus dem Gemache. Nero rief ihr mit ſchallendem Gelächter nach: „Ich gebe Dir, liebe Mutter, kein Gefolge auf den Weg; der Schatten des geliebten Pallas ſei Dein Begleiter zur Wohnung oder — in die Unterwelt.“ —

## XXIII.

## Die Urne.

Als die Geſellſchaft ſich entfernt hatte, durchſchritt Nero mit haſtigen Schritten und heftigen Geberden das Gemach. Die ganze Aufmerkſamkeit ſeiner empörten Seele war jetzt auf zwei Gegenſtände gerichtet: Agrippina und Britanicus. Beide waren ihm in dem Grade verhaßt, daß er ſich nicht zu entſcheiden vermochte; ob er mehr den Tod der Mutter oder jenen des Stiefbruders wünſche,— folglich wolle. Der Gedanke, daß Britanicus beliebt bei Großen und Kleinen, mithin eine hinter Wolken verſteckte Sonne, die jeden Augenblick hervortreten könne, ihm alſo ſehr gefährlich ſei, trug den Sieg davon und befeſtigte endlich den Entſchluß, ihn aus dem Wege zu räumen. Vorerſt aber wollte er den edeln jetzt fünfzehnjährigen Jüngling um die öffentliche gute Meinung bringen, indem er ihn lächerlich machte und als einen Geiſtesſchwachen darſtellte.

Am nächſten Tage, als Nero ſich von Staatswürdenträgern umgeben fand, ließ er den jungen Britanicus unter dem Scheine der innigſten Herzlichkeit bitten, an der geiſtvollen Geſellſchaft Theil zu nehmen. Britanicus erſchien, über die Berufung hoch erfreut, ſogleich, und horchte beſcheiden und mit geſpannter Aufmerkſamkeit den Geſprächen, welche ſich über eine Maſſe intereſſanter Gegenſtände verbreiteten. Plötzlich forderte Nero den Jüngling, als wolle er ihm nur Gelegenheit zur Auszeichnung geben, mit freundlicher Wärme auf, etwas aus dem Stegreife vorzutragen. Der ſo überraſchend Aufgeforderte ſchwieg, hocherröthend. Nero triumphirte; die Geſellſchaft lächelte mitleidig. Zu allgemeinem Erſtaunen aber ſchien der Jüngling nach wenig Minuten wie durch einen Zauberſchlag in ein anderes Weſen umgewandelt zu ſein. Seine Geſtalt hob ſich und ſeine Mienen erglänzten vom Lichte höherer Begeiſterung. Er bat um Nachſicht und trug dann die unglückliche Geſchichte des thebaniſchen Brüderpaars Polynices und Eteokles, die ungerechte Thronbeſteigung des Einen, und die frevelhafte Mißhandlung des Andern, mit ſolcher Kraft, mit ſolchem Feuer vor, daß dem poetiſchen Redner der lauteſte Beifall erſcholl und jeder Einzelne mit Achtung und rührender Theilnahme ſich zögernd von ihm trennte.

Nero, der Leidenſchaftliche, dem die Heftigkeit des von Ideen und Begierden dahingeriſſenen Temperaments nur äußerſt *ſelten* einen Augenblick ruhiger Beſonnenheit, *nie* aber einen in ſein Inneres gekehrten Blick der Selbſtanſchauung geſtattete, wurde jetzt zum erſten Male auf ſich und auf die Verhältniſſe ſeiner nächſten Umgebung aufmerkſam. Das Reſultat dieſer ernſten Stimmung war, daß er die Gefahr erkannte, die über ſeinem Haupte ſchwebte, indem es ſich neuerdings gezeigt hatte, daß Britanicus allgemein geliebt wurde, Agrippina aber ganz geeignet war, ihre Drohungen auf eine fürchterliche Weiſe zu erfüllen. Sein Thron ſchwankte, ſo lange dieſe beiden Weſen ihn umgaben. Sollte er nicht zittern von einem Tage zum andern, ſo durfte weder der ſchuldloſe Nebenbuhler, noch die Mutter leben, die für ihn aufgehört hatte, Mutter zu ſein. Britanicus, den ſie ihm jeden Augenblick entgegen ſtellen konnte, mußte der Erſte ſein, der aus dem Reiche des Lebens ſchwand; aber wie? Das war die große Frage. Den Jüngling, den man keines Verbrechens beſchuldigen konnte, unter dem Vorwande eines erdichteten Verbrechens hinrichten zu laſſen, war nicht räthlich, ja gefährlich. Ihn durch Gift aus der Welt zu ſchaffen, hielt ſchwer, da Locuſta, die berüchtigte Meiſterin der Vergiftungskunſt, von Agrippinen gewonnen war. Es blieb alſo nichts übrig, als das weibliche Scheuſal neuerdings in den Anklageſtand zu verſetzen und die gedungene Mörderin in das Gefängniß zu werfen. Julius Pollio, der Tribun der Leibwache, einer derjenigen Günſtlinge, denen Gewiſſen und Redlichkeit zu jedem Preiſe feil war, erhielt den Auftrag zum Vollzuge des Entſchluſſes. Als Locuſta im Dunkel des Kerkers ſaß, wurde ihr, als Preis der Befreiung die Vergiftung des Britanicus befohlen. Anhänglichkeit an Agrippina, mehr noch ihr Trotz gegen den Befehl, nebſtbei das kecke Vertrauen auf ihre Unentbehrlichkeit, beſtimmten ſie zuerſt zur Weigerung. Als ihr aber nun mit unverzüglicher Hinrichtung als überwieſene Giftmiſcherin gedroht wurde, erklärte ſie ſich zu Allem bereit; ſie verſprach ſogar ein ſolches Gift zu liefern, welches, kaum genoſſen, nicht minder ſchnell tödten ſollte, als ein, die Mitte des Herzens durchbohrender Dolchſtich es vermöchte.

Als Locuſta das Gift gebraut hatte, ging ſie, die Phiole in der Hand, zu Ahasver, dem Einzigen von ihr Gefürchteten, fragend, ob er dafür ſtimme, den Todestrank in Nero's Hände zu geben. Ahasver erwiederte: „Britanicus wäre dieſen Menſchen ein zu edler, zu guter Herrſcher; er ſterbe! Sie bedürfen einer Geißel wie Nero!“ —

Am nächſten Abend gab Nero ein Feſtgelage; Gäſte waren, nebſt einigen Senatoren, Agrippina, ſeine Gemahlin Octavia, Britanicus und ſeine Freunde Otho und Senecio.

Alle erfreuten ſich der köſtlichen Weine, nur Britanicus trank Waſſer: man reichte es ihm aber abſichtlich ſo heiß, daß er es nicht trinken konnte, ſondern um die Beimiſchung von kaltem Waſſer bat. Jetzt war der wohlberechnete Augenblick gekommen: in dem kalten Waſſer befand ſich das Gift. Britanicus, den man gefliſſentlich warten ließ, um den Durſt zu erhöhen, leerte den Becher haſtig. Die Wirkung des kaum hinabgeſchlürften Todestrankes äußerte ſich mit ſolcher Gewalt, daß Britanicus ſogleich Stimme und Odem verlor. Nero benützte den mit großer Aufmerkſamkeit erwarteten Augenblick. Er hob ſchnell den Becher empor, trank auf des Bruders Wohl, ſprang auf und ſchloß ihn unter dem Schein inniger Herzlichkeit in die Arme; Britanicus ſtürzte aber im Moment, da er die Umarmung freundlich erwiedern wollte, aus Nero's Armen todt zu Boden.

Ein Blitz, der aus heiterem Himmel in den Saal gefallen wäre, hätte keine ſtärkere Beſtürzung hervorbringen können. Einige Gäſte, die jedem erſten Eindruck zu folgen gewohnt waren, ſprangen auf und entfernten ſich aus dem Saale; die Klügern blieben erſtarrt auf ihren Ruhebetten, die fragenden Blicke auf Nero's Geſicht geheftet. Seine Mienen zeigten aber nicht die geringſte Spur von Verlegenheit; er befahl den Sclaven, den Gefallenen aufzuheben, und verſicherte mit der größten Gemüthsruhe, Britanicus leide nur an einem Anfall von der fallenden Sucht, welcher er ſchon von Kindheit an unterworfen war; er werde ſich auch, zu Bette gebracht, in kurzer Zeit wieder erholen. Die Leiche wurde hinausgetragen; die Gäſte, glaubend oder Glauben heuchelnd, ſprachen und tranken wie zuvor. Nur Zwei der Anweſenden vermochten es nicht, ihr Inneres zu verbergen. In Agrippinens Mienen, welche ſie vergebens zu bezwingen ſuchte, war deutlich zu leſen, daß nun ihre letzte Stütze dahin ſei und ſie in dem jetzigen Ereigniß nur ein Vorſpiel ihres nahen Todes erblicken dürfe. Octavia, obſchon erſt zwanzig Jahre alt, hatte an der Seite eines Gemahls ohne Liebe und ohne Achtung ſich ſelbſt in dem Grade beherrſchen gelernt, daß ſie, furchtſam und wie die Taube, über welche ein umkreiſender Geier ſchwebt, zitternd, den Schrecken ihres Innern verbarg. Als die Gäſte ſich entfernt hatten, befahl

Nero ſeinen vertrauten Sclaven, den Leichnam noch in dieſer Nacht auf einem abgelegenen Platze des Marsfeldes zu verbrennen. Vergebens ſtürzte der Regen in Strömen zur Erde: Nero befahl, daß der Sclave, der ihn am nächſten Morgen erwecken werde, den Aſchentopf des Britanicus ihm vor die Augen halte.

Nero erwachte, und ſein erſter Blick fiel — auf den Aſchentopf, der auf dem Tiſche vor ſeinem Bette ſtand. Er nahm die Urne und drückte ſie an die Bruſt; weil er aber dies zu ungeſtüm that, ſtürzte der Deckel vom Gefäße und ein Theil der Aſche fiel auf ihn. Nero erſchrak, die Urne entfiel ſeinen Händen, und der Staub des Todten bedeckte den Lebenden. Der Frevler ſank erſtarrend auf das Bett zurück. Der Sclave, das Getöſe vernehmend, trat ein, erblickte das böſe Ereigniß, fegte die zerſtreute Aſche zuſammen und warf ſie in den Topf. Nero bemerkte wohl die Arbeit des Sclaven, er verhielt ſich aber dabei ſo bewegungslos, als ob er nichts davon ſähe und hörte.

Als der Sclave, dem Nero's nur halbgeſchloſſene Augen nicht entgangen waren, ſich mit der Urne entfernt hatte, ſtarrte dieſer lange auf den Fleck hin, auf dem die verſchüttete Aſche gelegen war. Vergebens ſuchte er aufzuſtehen; er glaubte, eine kalte Todtenhand drücke ihn feſt an das Lager. Endlich riß er ſich empor mit den Worten: „Hinweg, feindſeliges Geſpenſt! Deine Aſche ſoll zerſtreut werden durch alle Winde des Himmels! Dann magſt du heulen mit den Stürmen, raſen mit den Blitzen, armſeliges Nebelbild meiner Verachtung!“ —

Nero fand in der wieder erwachenden Spottſucht ein erwünſchtes Zeichen der eintretenden Beruhigung. Nach einigem Sinnen ließ er ſeinen Vertrauten Tigellin zu ſich rufen, und machte ihn darauf aufmerkſam, nicht ſowohl der ſchnelle Tod des Britanicus ſei beunruhigend, ſondern vielmehr die zu ſchnelle Vollziehung der verzehrenden Leichenfeier. Tigellin, erfahren in Geſchäften wie in Ränken, beſann ſich bald auf eine alte Verordnung, welche ſtreng befahl, junge Leichen ſogleich nach ihrem Tode dem Anblicke zu entziehen, ohne ihnen ein feierliches Leichengepränge mit Lobreden zu halten. Höchſt erwünſcht kam dies dem Nero. Er begab ſich ſogleich in den Senat, rühmte der Verſammlung ſeine Sorgfalt in der Aufrechthaltung der beſtehenden Geſetze, ſpielte die Rolle des Betrübten und verſicherte, er ſetze nun, vom böſen Schickſal des geliebten Bruders beraubt, ſeine ganze Hoffnung auf den Staat und die Staatswürdenträger. Er glaube, die Väter und das Volk dürften nun um ſo mehr Urſache haben, für die Erhaltung eines Fürſten beſorgt zu ſein, mit deſſen Hinſcheiden der letzte Strahl des von den Göttern für den Gipfel der Höhe erkornen Geſchlechtes der Cäſaren erlöſchen werde.

Die Senatoren, theils feil, theils feig, ließen ſich blenden oder einſchüchtern, die Mutter weder das Eine noch das Andere; ſie ging vielmehr in ihrem Haſſe gegen den einſt mit blinder Liebe behandelten Sohn jetzt ſo weit, daß ſie fortfuhr, den ſchlau angelegten Plan mit zweckmäßiger Feſtigkeit durchzuführen. In dieſer Abſicht begann ſie vor Allem, Nero's junge Gattin Octavia durch die feinſten

Künſte an ſich zu ziehen. Sie begegnete den alten patriciſchen Geſchlechtern mit auszeichnender Hochachtung, und lobte ihre vielfachen Verdienſte um Staat und Thron; den Tribunen und Centurionen der Leibwache begegnete ſie mit bethörender Freundlichkeit, und zeigte ſich gegen ſie ſehr großmüthig, während ſie mit der ihr angebornen Habſucht Gelder zuſammen zu treiben ſuchte. Nero's Anhänger und Schmeichler hinterbrachten ihm nicht nur das Wahre dieſes Benehmens, mit dem Beiſatze, daß Agrippina den Tod des Britanicus öffentlich beweine und Octavia's liebloſe Behandlung beklage, ſondern ſie gingen ſo weit, die Lüge zu erſinnen, Agrippina ſei entſchloſſen, ſich mit dem Patricier Rubellius Plautus, einem nahen Verwandten des Auguſtus Octavianus, zu vermählen, ihn durch ihren Reichthum und ihre Verbindungen zum Haupte einer Staatsreform zu machen, und in Folge deſſen den Thron an ſich zu reißen.

Nero, dieſe Lüge ſchnell und gerne glaubend, ergriff ſogleich gewaltſame Maßregeln. Er nahm ihr die Ehrenwache und zwang ſie, den Palaſt augenblicklich zu verlaſſen. Die trotzende Verbannte bezog wohl einen der prächtigſten Paläſte der Stadt Rom, ſie ließ ihn mit den koſtbarſten Geräthſchaften und Meiſterwerken der Kunſt ausſchmücken, aber — die glänzenden Gemächer blieben eine glänzende, menſchenleere Einöde, und die Wenigen, welche die Gefallene mit ſcheinbarer Theilnahme beſuchten, waren Nero's Späher.

## XXIV.

## Die Nebenbuhlerin der Buhlerin.

Burrhus und Seneca, ſo wenig Achtung ſie auch für Agrippina hegten, fingen doch an zu befürchten, daß Nero, von Leidenſchaft hingeriſſen, ſich leicht irgend eine frevelhafte Gewaltthat gegen die Mutter erlauben könnte. Dieſe edlen Männer, Böſes ahnend, benützten jeden günſtigen Augenblick, als Genien der Menſchheit ein Wort höherer Anſicht an ihren Zögling zu richten. Er horchte den Ermahnungen aufmerkſam, billigte mit Wärme und — vergaß augenblicklich. Der Strom der Leidenſchaft wuchs mit jedem Tage. Seine Genoſſen, Otho und Senecio, waren die Einzigen, deren Rath und That für ihn Gewicht hatte. Es kam ſo weit, daß er ſich, ermuntert durch Ahasver's Zuruf: „Der Thron ſei nur das kräftigſte Beförderungsmittel des Lebensgenuſſes!“ der zügelloſeſten Ausgelaſſenheit überließ.

Die ſtillen, dunklen Nächte wurden jetzt in helle, lärmende Tage verwandelt. Nero durchzog in Geſellſchaft ſeiner beiden Freunde, begleitet von Gladiatoren, Soldaten der Leibwache und fackeltragenden Sclaven, alle Plätze und Straßen der Stadt. Muthwille und Ausſchweifungen aller Art wurden in übelberüchtigten Herbergen und Schlupfwinkeln verübt, Privathäuſer, Wohnungen der Ordnung und Ruhe, belagert und beſtürmt, harmloſe Wanderer angefallen, mißhandelt, verwundet. Es kam manchmal zu förmlichen Gefechten. Bei einem derſelben erhielt Nero ſelbſt im Geſicht eine bedeutende Hiebwunde, die eine entſtellende Narbe als lebenslanges Denkzeichen zurückließ.

Ahasver, dem es ein grauſames Vergnügen gewährte, die Stadt mitten im tiefſten Frieden durch Raub und Mord in ein Schlachtfeld verwandelt zu ſehen, fachte Nero's wilde Glut immer noch mehr an, während er zu gleicher Zeit junge Patricier aufmunterte, die Nächte auf eine eben ſo geniale Weiſe zuzubringen. Sogleich bildeten ſich kleine Heere, die ſich nächtlicher Weile feindlich begegneten, oder ſich zu frevelhaftem Treiben brüderlich vereinigten. Alle dieſe wilden Rotten trieben dann ihr Unweſen unter Nero's Namen, auf deſſen Haupt vielfache Verwünſchungen fielen.

Nun zog ſich Nero zurück, und es wurde ein ſtrenges Edikt gegen die nächtlichen Ruheſtörer erlaſſen. Im Leben des Cäſars, der gewohnt war, ſich ſtets der Befriedigung irgend eines leidenſchaftlichen Hanges mit vollem Ungeſtüm hinzugeben, trat jetzt eine unbehagliche Windſtille ein, welche ihn in die trübe Stimmung einer ſehr böſen Laune verſetzte, weil ihn das peinliche Gefühl einer Leere drückte, zu deren Ausfüllung er noch kein Mittel zu finden vermocht hatte.

Dieſe Gelegenheit benützte ſein Freund Otho, um einen lange gehegten Plan auszuführen. Er war ſeit einem Jahre der Gemahl jener Sabina Poppäa, welche mit Meſſalina und Agrippina das unheilbringende Dreigeſtirn ihrer Zeit bildete, glänzende Schönheit mit einer ſchwarzen

Seele vereinigend. Die Fülle ihrer Reize war nur der Fülle ihres Reichthums zu vergleichen, welcher ſie in den Stand ſetzte, die größten Summen zur Befriedigung ihrer Launen oder für die Erhaltung und Pflege ihrer Schönheit mit verſchwenderiſchen Händen zu vergeuden. So — um nur ein Beiſpiel anzuführen — mußten jeden Tag fünfhundert Eſelinnen bereit ſtehen, um ihr die Bademilch zu liefern.

Zu den erwähnten Gaben der Natur und des Glückes geſellte ſich noch die Hoheit der Geburt, da ſie die Tochter jenes gefeierten Conſuls Poppäus Sabinus war, der als ſiegreicher Feldherr einen prächtigen Triumphzug in Rom gehalten hatte. Ihre Mutter ward die ſchönſte Frau ihrer Zeit genannt. So reifte ſie, gleich der herrlichſten Blume im Licht der Sonne und des Mondes, im Doppelglanze des Ruhmes und der Schönheit. Die vereinigte Macht der lieblichſten Mienen voll Anmuth, das ſchöne Ebenmaß aller Reize, der zarten Fülle der biegſamen, geſchmeidig ſchlanken Geſtalt, der Wohlklang der weichen Stimme und der immer rege, heitere, gefällige Witz machten ſie unwiderſtehlich. Die Glut ihrer Begierden wußte ſie in den Zauberſchleier der reinſten, holdeſten Sittſamkeit und Sanftmuth zu hüllen. Sich gefallend in der Rolle der keuſchen, liebevollen Gattin, erſchien ſie auf der Straße nie anders als in einer Sänfte getragen, das Geſicht verſchleiert.

So erſchien Poppäa der Welt, welcher ſie — wie die Frauen es zu thun pflegen — die Lichtſeite zuwendete, während ihr Gatte nur die Schattenſeite erblickte. Sie hegte für ihn weder Liebe noch Achtung, und geſtattete ihm daher jene unbeſchränkte Freiheit, durch welche, als eine Folge der Liebloſigkeit, auch ihre eigene bedingt ward; dabei legte aber die auf ihre Vorzüge und Glücksgaben ſtolze Frau im Bewußtſein, daß ihr nichts mißlingen könne und ein Hülfsheer jeden Augenblick ihr bereit ſtehe, dem an Geiſteskraft ihr untergeordneten Gatten ſo manchen ſclaviſchen Zwang auf, der ihm mit jedem Tage unerträglicher wurde und den Palaſt zum Tempel der Zwietracht machte.

Auf eine Eheſcheidung zu dringen, wagte Otho nicht, theils aus Furcht vor der Rache der beſchämten Gattin, theils aus Beſorgniß vor dem Einfluſſe ihrer mächtigen Verwandten.

Nach langem Ueberlegen fand Otho endlich ein nicht nur gefahrloſes, ſondern zugleich Vortheil bringendes und ſicheres Mittel, ſich der läſtigen Gattin zu beiderſeitiger Zufriedenheit zu entledigen. Er ſprach in Nero's Gegenwart von Poppäens Schönheit und Liebenswürdigkeit ſo viel und mit ſolchem Feuer der Begeiſterung, daß dieſer die Hochgeprieſene zu ſehen verlangte. Otho gab ſich die Miene, ſeinem erhabenen Freunde nichts verweigern zu können; er ſchilderte jedoch Poppäen als ein Ideal ehelicher Liebe und Treue, auch als ein Muſter ſtrenger Sitte. Dabei verſchob er die Erfüllung des Wunſches von einem Tage zum andern ſo lange, daß Nero, dem alles Zögern höchſt verhaßt war, Poppäen ſelbſt beſuchte. Das war's, was Otho gewünſcht hatte.

Poppäa, obſchon unbekannt mit dem Plane und den

Ränken des Gemahls, war in ihrem Innern über den unerwarteten Beſuch höchſt erfreut. Sie gründete auch ihrer Seits einen eigenen Plan darauf, mit eben ſo vieler Geiſtesgegenwart als Schlauheit, da ihr nicht entging, daß dieſem entſcheidenden Schritte andere vorausgegangen ſein müßten.

Sie gab ihrem Benehmen einen Adel, der ihre Schönheit erhöhte und veredelte, jeden Reiz zur Hälfte verbarg. Jedes Wort war abgewogen, jeder Blick berechnet, jede Miene wie im Spiegel einſtudirt. Leiſe und wenig ſprechend, ſchien ſie ſich manchmal nur wider ihren Willen zu Aeußerungen hinreißen zu laſſen, aus welchen poetiſche Flammen aufloderten. Plötzlich ergoß ſich das Roſenroth der Verſchämtheit über den Schneeglanz der Wangen, und ſie verſtummte. Ihr ſchlaueſtes Mittel, den Beſucher in Verſuchung zu führen und zu bethören, beſtand darin, daß ſie ſich ſtellte, als wäre ſie von Nero's Geiſt gefeſſelt und von ſeiner unwiderſtehlichen Liebenswürdigkeit hingeriſſen. Bemerkte ſie, daß der Entflammte anfing kühner zu werden, ſo ſchien es, als würde ſie plötzlich von einer Eisrinde überzogen, oder die Lebenſprühende erſtarre zum Marmorbild. Nach und nach wie aus einem Traume erwachend, aber noch halb träumend, ſtrömte dann von den erglühenden Lippen das Lob des Gatten, der, mit echter Seelenhoheit die innigſte Herzensglut verbindend, die Geliebte ſo mächtig anziehe, daß ſie Beide nur ein Weſen ſeien und ihre Welt in einander fänden. Indem holde Phantaſien die Mienen des verklärten Geſichtes umſpielten, wie lichtfarbige, freundliche Wolkenbilder den klaren Morgenhimmel, ſprach ſie jene

Worte wie in einer Art von Geiſtesabweſenheit, ohne, dem Scheine nach, das, was ſie ſagte, zu wiſſen oder ſagen zu wollen; dann ſchloß ſie mit der, wie in der Zerſtreuung, hingeworfenen Bemerkung: „Akte? So heißt ſie? O wie kann doch ein Künſtler, ein Halbgott, in den Armen einer Sclavin ſo tief ſinken! Der Genius flieht, und die Gemeinheit wird die Eumenide, in deren Armen den Entartenden die Vernichtung erwartet.“ — Dieſe wohl berechneten Worte Poppäens zielten dahin, dem Cäſar gegen Akte Verachtung und Widerwillen einzuflößen, ſich ſelbſt aber den Sieg vorzubereiten.

Nero ergriff den erſehnten Augenblick. Er ſchwor bei allen Göttern, Akte ſei für immer aus ſeinem Herzen und aus ſeinem Palaſte verbannt. Poppäa, die nun das höchſte Ziel ihres Glückes und ihres Hochmuths ſo nahe geſtellt ſah, leiſtete dem Stürmenden, Alles Verheißenden den Gegenſchwur, ſie ſei bereit, dem Gatten zu entſagen.

Der Bund war geſchloſſen. Den Beſiegten noch feſter an ſich zu feſſeln, ſpielte Poppäa am nächſten Tage die Zerknirſchte, Bereuende voll wiedererwachender Liebe zu dem Gatten, ohne den ſelbſt das glücklichſte Leben ihr eine Qual ſein würde. Nero machte neue Zugeſtändniſſe, neue Betheuerungen — und der Bund blieb unzertrennlich geſchloſſen.

Otho, der Alles, was vorging, durch ſeine Späher genau erfahren hatte, zeigte ſich ſo unbefangen, als wäre nichts vorgefallen. Poppäa beſchloß, Otho's Anweſenheit in Rom nicht zu dulden. Sie ſchilderte ihn als einen eben ſo liſtigen als gefährlichen Menſchen. Sie zeigte ſich ſelbſt in den Stunden der zärtlichſten Hingebung ſo furchtſam, ſo ängſtlich, daß Nero ſich endlich bewogen fand, den Gemahl und Nebenbuhler aus Rom zu entfernen, indem er ihn zum Statthalter der Provinz Luſitanien ernannte. Poppäa erklärte, ſie werde um keinen Preis ihr geliebtes Rom verlaſſen. Das holde Ehepaar fand es nun für zweckmäßig, die Larve abzulegen. In einer geheimen Unterredung wurde der beiderſeitige Wunſch der Trennung ausgeſprochen, und Beide umarmten ſich ſeit langer Zeit zum erſten Male wieder mit Freude und Wärme. Sie gaben ſich, einander Glück wünſchend, als zwei für einander durchaus nicht geſchaffene Weſen, den herzlichſten aller Küſſe, die ſie ſich je gegeben hatten: den Scheidekuß, heiter und lachend. In dieſem Augenblicke trat Nero in das Gemach. Er ſtimmte in das Gelächter ein und umarmte Beide zugleich. Otho dankte ihm und begab ſich noch in derſelben Stunde auf die Reiſe. Beide ſahen ſich nicht wieder.

## XXV.

## Die Verbündeten.

Dieſe neue Verbindung erfüllte Rom mit banger Beſorgniß; nur ein Weſen fühlte darüber Freude: Ahasver, der ſich dadurch ein weites Feld zu verderblichem Wirken eröffnete.

Poppäa wählte ihn zu ihrem Vertrauten, und er beſchloß, durch ſie Agrippinens, dann Nero's Untergang zu beſchleunigen. Um dieſen Zweck deſto ſicherer zu erreichen, entflammte er in Poppäa den Gedanken, es wäre ſchmählich für ein Weib von ihrer Schönheit, ihren Geiſtesgaben, ihrem Reichthum, in die Reihe gewöhnlicher Buhlerinnen zu treten. Ein Weſen, dem das Schickſal einen ſo hohen Rang unter den Erſten ihres Geſchlechtes beſtimmt habe, könne ihre Liebe nur Demjenigen ſchenken, der ihr Haupt mit dem Diadem ſchmücke und mit ihr den Thron theile, um den Beglückten und die Welt zu ihren Füßen zu ſehen. Poppäa betheuerte, daß Ahasver nur ihre eigene innigſte Ueberzeugung ausſpreche, und ſie ſei bereit, ſich ganz ſeiner Leitung zu überlaſſen.

„Beherrſche denn" — ſo dachte Ahasver — „beherrſche, Verworfene, den unwürdigſten der Herrſcher! Dich und ihn will ich beherrſchen — und verderben. Wäre ich ein harmloſes Weſen, ein Freund der Menſchen hier, wo des Menſchen ärgſter Feind der Menſch iſt, ſie würden mich entweder verachten oder mißhandeln. Jetzt, da ich ihnen furchtbar erſcheine, ehren und ſuchen ſie mich. Rom, das den freundlich geſinnten Guten längſt aus ſeinen Thoren verbannt hätte, wetteifert nun, meinen Beiſtand zu genießen: der Herrſcher, der ſein Reich mißhandelt, wünſcht mich als Verbündeten und Freund, und eine Buhlerin, deren Zauber eine unwiderſtehliche Macht ausübt, huldigt mir. So will ich denn, ihr Jahrhunderte, euch durchziehen wie eine Todeswolke, in Geſtalt und Wirken ein dunkles

Räthſel, an deſſen Auflöſung die Zukunft ſich vergebens abmühen ſoll. Darf ich nur mit dem Böſen enden, oder das Böſe nur mit mir? Ich weiß es nicht; daß aber die Giftpflanze da, wo ſie eingewurzelt iſt, unausrottbar ſich verbreitet — ich fühle es an der wachſenden Luſt, Böſes zu thun. Die Beſtimmung der Giftpflanze, des Stahls, des Blitzes iſt es, zu tödten: wer ſie geſchaffen, mag es verantworten. Und doch wird eine Zeit kommen, wo es mich anekeln wird, dieſen erbärmlichen Weſen Böſes zu thun, wie der Held gegen die Mücke kein Schwert zieht.“

Poppäa zeigte ſich nun eben ſo ruhelos wie Ahasver, denn Agrippina, ihre Gegnerin, war furchtbar durch Macht und Liſt. Sie behauptete ſelbſt über den ſie haſſenden Sohn noch ein entſchiedenes Uebergewicht, und hatte in Rom einen bedeutenden Anhang unter den Großen, ſo wie im Volk. Sie zeigte ſich auch feſt entſchloſſen, ihre Macht zu behaupten. Poppäa ſah wohl ein, daß ſie ihr heißerſehntes Ziel, ſo lange Agrippina lebe, nie erreichen könne. Sie ſpielte alſo gegen Nero die Unterdrückte, für ihr gefährdetes Leben Beſorgte; ſie bat ihn dringend, ſeine Liebe zu bemeiſtern, das Verhältniß aufzuheben, ſie freizugeben, und ihr zu geſtatten, daß die Glut ihrer Liebe und ihres Lebens in Trauer und Einſamkeit erlöſche. War es ihr gelungen, die Heftigkeit des Leidenſchaftlichen zum höchſten Grade zu ſteigern, dann rief ſie die Zauberperlen unwiderſtehlicher Thränen zu Hülfe, und ſchwor unter Umarmungen und Küſſen, ſie wollte lieber tauſendmal ſterben, als die Quelle des Haſſes ſein zwiſchen Mutter und Sohn.

Nun brach Nero in Verwünſchungen aus. Er nannte Agrippinen ſeinen Schrecken, ſeine Qual, und in ſeiner Seele erhob ſich der ſchauderhafte Gedanke, Diejenige zu tödten, die ihm das Leben gab. Er ſprach, die Geliebte ungeſtüm an ſich drückend: „Ein Opfer muß fallen!“ — Poppäa drückte ihre glühenden Lippen an die ſeinigen und flüſterte: „Laß mich das Opfer der Liebe ſein, das von Deiner Hand falle!“

In dieſem Augenblick war der Muttermord beſchloſſen; es handelte ſich nur noch um die Todesart. Nero ließ Ahasver zu ſich rufen, um die Ausführung des Frevels mit ihm zu berathen.

Als Ahasver in das Gemach trat, rief Nero ihm entgegen: „Unhold, aus der Unterwelt herausgeſtiegen, Göttern und Menſchen fremd! Ich dulde Dich in Rom, weil —

**Ahasver.** Du meiner bedarfſt, —

**Nero.** Und weil —

**Ahasver.** Du es nicht wagſt, mich zu verbannen.

**Nero.** Meinſt Du? Wer verböte es mir?

**Ahasver.** Das Schickſal und Deine Furcht.

**Nero.** Du ſollſt mir dienen.

**Ahasver.** Dir — und auch wider Dich.

**Nero.** Ich verſtehe Dich nicht.

**Ahasver.** Du wirſt mich verſtehen, wenn Deine Zeit kommt.

**Nero.** Agrippina darf nicht länger leben.

**Ahasver.** Wer iſt dieſe Agrippina?

**Nero.** Du weißt es.

**Ahasver.** Ich will es aber von Dir hören. Haſt Du nicht den Muth, es zu ſagen, ohne zu erbleichen, ohne zu zittern? feiger Cäſar!

**Nero.** Meine Mutter! Zittere ich?

**Ahasver.** Warum ſoll ſie ſterben?

**Nero.** Poppäa wünſcht es, und ſie hat Urſache, es zu wünſchen.

**Ahasver.** Wer iſt dieſe Poppäa?

**Nero.** Weh dem, der ſie nicht erkennen, ihr nicht huldigen will!

**Ahasver.** Und gedenkſt Du auch ſie zu tödten?

**Nero.** Die Geliebte? das Kleinod meines Lebens?

**Ahasver.** Der Muttermörder iſt fähig zu Allem.

**Nero.** Ich kann ohne Mutter leben, nicht ohne Liebe.

**Ahasver.** Die Mutter mag ſterben! Aber wie klein iſt der Beweggrund, der Dich treibt, ſie zu tödten! Einer Buhlerin willſt Du ſie opfern. Erbärmliche Sinnenglut heißt Dich einen Frevel begehen. Soll ein Verbrechen verübt werden, ſo ſei es, um etwas Großes zu erreichen.

**Nero.** Und das wäre?

**Ahasver.** Um Dir Unabhängigkeit und Selbſtſtändigkeit zu erwerben. Wer über Millionen gebietet, darf nicht einmal der Sclave ſeiner Mutter ſein. Du haſt die große Aufgabe zu löſen, als genialer Herrſcher die Bewunderung der Gegenwart und der Zukunft zu erringen. Was Dich hindert, Deinem großen Ziele raſch entgegen zu ſchreiten, muß aus dem Wege geſchafft werden. Die Roſe Poppäa mag Dir blühen, die Diſtel Agrippina wird ausgejätet. Das Weib mag den Mann laben, lenken darf es ihn nie. Die Sonnenblume wendet ſich nach der Sonne; ihr die Bahn zeigen, — das kann ſie nicht. Ich ſtimme Dir alſo — mit höherer Anſicht — bei: Agrippina muß ſterben.

**Nero.** Deine eigene Anſicht gibt den wichtigſten Grund zu ihrem Tode. In dem, was Du ſo erhebend ausſprachſt, liegt mein Recht und meine Entſchuldigung zugleich. Auf welche Art aber wäre das Licht ihres Lebens auszulöſchen, ohne den Verdacht einer gewaltſamen That zu erwecken?

Während Nero und Ahasver einander in's Geſicht blickten, jener düſter und fragend, dieſer hohnlächelnd und hinhaltend, trat Anicet, ehemals Agrippinens Liebling und Erzieher des Knaben Nero, jetzt für die Verdienſte, die er ſich durch Nero's Verbildung erworben hatte, Befehlshaber der Flotte bei Miſenum, in das Gemach.

Nero ſprang auf, umarmte den Willkommenen, und weihte ihn ſogleich in das Geheimniß ein. Der Gedanke auf Vergiftung wurde bald verworfen, da Britanicus vor Kurzem an Gift ſtarb und Verdacht der unnatürlichen Todesart noch nicht erloſchen war. Ermordung mit dem Schwerte würde zu großes Aufſehen erregen; auch zweifelte man, Einen zu finden, der keck und frech genug wäre, der Mutter des Cäſars den Stahl in's Herz zu ſtoßen.

Endlich nahm Anicet das Wort: „So will denn ich ein Mittel vorſchlagen, welches im Bereiche meiner Kunſt liegt. Es ſoll nicht nur neu und zuverläſſig, ſondern auch ſogeartet ſein, daß die Ausführung weder den geringſten Verdacht erwecken, noch irgend einer Abſicht zugeſchrieben werden könne. Er wolle denn zu dieſem Zwecke ein Luſtſchiff bauen, in deſſen Kiel die Fugen der Breter und Balken ſo ineinander paſſen müßten, daß ſie ſich durch den künſtlich angebrachten Druck und Stoß einer verborgenen Maſchine plötzlich trennen, das Schiff plötzlich berſten und Agrippina in die Fluten ſtürzen würde, wo man ſie dann unterſinken ließe.

Nero rief, Alles um ſich vergeſſend: „Ein Kunſtwerk, gleich herrlich durch Erfindungsgeiſt und Ausführung! Anicet! Aus Deiner Schule mußte ein Cäſar hervorgehen, der Künſtler iſt wie Du ſelbſt. Der Lohn, ſei er noch ſo groß, kann Deinem Verdienſte nie gleich kommen. Wohlan! Ich will das zu lange lebende Mütterchen zu einem Götterfeſte laden, das ich ihr zu Ehren feiere. Sie ſoll zur Seefahrt zwei Steuermänner haben, dergleichen je gehabt zu haben, kein Sterblicher ſich rühmen kann. Anicet, ruhmwürdiger Erfinder, und Du, Ahasver, Gewaltiger, den alle Welt anſtaunt, ihr Beide ſollt das große Werk ausführen, ſollt die Stelle Charons, des Fährmanns, vertreten, der die Schatten über den Fluß der Vergeſſenheit in die Unterwelt ſchifft!“

# XXVI.

## Muttermord.

Der Todesbund war geſchloſſen. Nero eilte zur Mutter, um ſich mit ihr, von der er ſeit langer Zeit in gehäſſiger Entfernung gelebt hatte, ſcheinbar zu verſöhnen. Er ſprach dabei ſelbſt von ſeinem Verhältniſſe zur Poppäa, als einem Gegenſtande nichtiger Unterhaltung, mit Gleichgültigkeit, überhäufte die Getäuſchte, ihr Mißtrauen einſchläfernd, mit Zärtlichkeit, und bewog ſie, die Einladung anzunehmen.

Am Abend des dritten Tages ſtand die Yacht, deren Vollendung der Ungeduldige kaum erwarten konnte, mit Verſchwendung ausgeſchmückt, ſegelfertig und bereit, ihr Opfer aufzunehmen. Nero führte die Mutter ſelbſt an das Ufer. Nachdem er ihr unter den zärtlichſten Liebkoſungen bald die Augen, bald den Mund geküßt hatte, nahm er von ihr Abſchied unter tauſend Betheuerungen, wie ſchwer es ihm falle, ſich nach ſo glücklicher Verſöhnung von ihr zu trennen, und wie ſehr er ſich ſehne, ſie in Bajä wieder zu umarmen. Er eilte in ſein Schiff, um ihr vorauszufahren. Das Schiff flog aber ſo ſchnell, daß es in kurzer Zeit nicht mehr zu ſehen war.

Nun beſtieg auch Agrippina die Yacht. Sie trat in das in der Mitte des Seglers befindliche Laubgemach. Die Wände desſelben waren von duftenden friſchen Baumzweigen geflochten. Zwiſchen dieſen ſtand ein Ruhebett von Cederholz, mit Silber verziert: Kiſſen und Decke vom leichteſten Seidenſtoff, mit den wohlriechendſten Blumen und Kräutern gefüllt. Kleine Segeltücher, über der Laube flatternd, fächelten und kühlten die Luft. Agrippina legte ſich, ſeelenvergnügt auf das Ruhebett. Außen an der Laube ſtand Agerin, der Freigelaſſene, zu den Füßen der Herrin die freigelaſſene Acerronia, welche viel von der Reue des guten Sohnes und vom Glück der neuerwachten Mutterliebe ſprach. In der Nähe des Steuerruders ſtanden Anicet und Ahasver.

Der Mond goß ſein freundliches Licht auf die ſpiegelglatte Fläche der See. Die Sterne, am dunkelklaren Himmel blinkend, beſchauten ſich in den leiſe murmelnden Wellen, mit welchen die ſcherzenden Zephire ſpielten. Plötzlich krachte das Schiff, dem Ufer von Bajä ſchon nahe. Der Boden trennte ſich, aber nicht ſo, wie es geſchehen ſollte, in der Mitte, ſondern am Vordertheile.

Dieſes fiel heftig in's Meer, der mittlere Theil ging aber ſo langſam auseinander, daß Agrippina, auf dem Ruhebette ganz ſanft in das Wellenbett ſank. Einige Matronen die ſich das Vergnügen machen wollten, die Mutter des Cäſars in der Entfernung zu begleiten, eilten, als ſie weibliches Geſchrei um Hülfe vernahmen, mit ihren Nachen herbei. Agrippina wurde aus den Fluten gezogen, in einen mit allen Bequemlichkeiten verſehenen Nachen gelegt, und in ein am nahen Ufer liegendes Landhaus gebracht. Bald landete auch Ahasver, den vor Schrecken halb todten Anicet nach ſich ziehend.

Als Agrippina wieder zum Bewußtſein gelangt war und ſich von der Betäubung des Schreckens erholt hatte, dankte ſie den mit ihr beſchäftigten Retterinnen und bat, ſie nun der Pflege ihrer treuen Acerronia zu überlaſſen.

Mit ſich ſelbſt allein, dachte ſie nun über das höchſt ſonderbare Ereigniß nach, in dem ſie mehr als einen bloßen Zufall erkennen zu müſſen glaubte.

Nicht ein heftiger Windſtoß während der Fahrt! Die See ſtill und eben! Nirgend eine vorragende Felſenſpitze! Acerronia wollte aus Anicets Munde den Ausruf: „Mißlungen!“ gehört haben. Kein Zweifel! Die Verſöhnung war Heuchelei, die Einladung frevelhafter Trug, das Feſt ihre Todesfeier! Nur durch Götterhülfe ſei ihre Rettung gelungen: eine mögliche Friſt des gefährdeten Lebens zu gewinnen, biete ſich ihr nur das einzige Mittel dar: Verſtellung durch ein Benehmen, als ahne ſie in dem ganzen Verfall keine böſe Abſicht einer Frevelthat, ſondern ſie erblicke darin nur ein Spiel des ſeltſamſten Zufalls.

Sie gab alſo ihrem freigelaſſenen Agerin den Auftrag, ihrem geliebten Sohne zu melden, welcher Gefahr ſie durch die Gnade der Götter und durch ſein Glück entgangen ſei; da ſie aber im Mutterherzen fühle, wie heftig das Herz des Sohnes von dem traurigen Verfall erſchüttert ſein müſſe, bitte ſie ihn, ſie nicht ſogleich zu beſuchen, da Ruhe jetzt ihr dringendſtes Bedürfniß wäre. Sie hoffe jedoch ihn bald als fröhliche Theilnehmerin am Feſte zu umarmen.

Nero durchſchritt indeß die Gärten der Villa mit ſteigender Ungeduld. Keiner von ſeinen Vertrauten hatte der erſte Ueberbringer der Nachricht ſein wollen. Endlich erſchien

Agerin, der als Freudenbote den freudigſten Empfang und eine reiche Belohnung erwartete. Aber wie ſehr erſtaunte der Getäuſchte, als, während er die Botſchaft meldete, Nero's Geſichtszüge ſich verfinſterten, und er am Schluſſe derſelben mit dem Fuße ſtampfte, und durch einen Schlag der geballten Fauſt eine kleine Statue der Siegesgöttin zu Boden ſtürzte! Sich ſchnell wieder faſſend, ſtammelte er mit zornverzerrten Mienen einige Worte, welche tiefen Schmerz ausdrücken, dem früher geäußerten Ausbruche der Wuth aber die Deutung geben ſollten, als wäre ſie nur gegen die Tücke des böſen Schickſals gerichtet geweſen. Er warf ſich nun auf die Knie und dankte den Göttern mit dem Pathos eines tragiſchen Schauſpielers für die glückliche Rettung der Mutter.

Jetzt kam Anicet. Nero befahl dem Agerin, ſich zu entfernen und den weitern Befehl abzuwarten. Anicet warf ſich zu Nero's Füßen, erzählte das unbegreifliche Mißlingen, bekannte, wie ſtrafwürdig er ſei, und bat um Gnade. Sie würde ihm von dem Herrſcher, deſſen Mund ein Todesurtheil ſo ſchnell und ſo leicht ausſprach, wohl ſchwerlich zu Theil geworden ſein, hätte nicht Anicet geſchworen, er werde ſein ſchweres Vergehen gewiß gut machen und das vollenden, was er angefangen habe; er ſei auch bereit, die Ausführung auf ſich zu nehmen, und in der kürzeſten Friſt Alles zu leiſten, was Nero wünſche.

Auf Anicets Verlangen ward Agerin nebſt Einigen von Nero's Gefolge herbeigerufen, um die bereits gemeldete Kunde zu wiederholen. Man ſchloß einen Halbkreis. Agerin ſtand dem Cäſar zunächſt, neben ihm Anicet. Als Agerin, der ſich ſelbſt gerne ſprechen hörte, feurige Worte mit ſehr lebhaften Geberden vortrug, und ſo eben den rechten Arm ausſtreckte, zog Anicet heimlich einen Dolch aus dem Gürtel und ſchleuderte ihn ſo geſchickt, daß er dicht vor Nero, deſſen Gewand er ſtreifte, zu Boden fiel und die Sache den Schein gewann, als ſei der Dolch abſichtlich gegen Nero gezückt worden, Wurf oder Stoß aber mißgluckt. Agerin ſelbſt erſchrack. Nero ſprang mit einem Fluch bei Seite. Anicet ſchrie: „Ein mörderiſcher Anfall! Ergreift den Mörder! Die Mutter ſandte ihn, den Sohn zu tödten.“

Agerin wurde ſogleich in Feſſeln gelegt, und in ſtrenge Haft gebracht. Anicet ſank glückwünſchend zu Nero's Füßen, der ſich, obwohl ihm der Trug des Gaukelſpiels nicht entgangen war, die Miene gab, der falſchen Angabe vollen Glauben beizumeſſen, dem Retter reichen Lohn verheißend.

Anicet benützte den Augenblick, ſein Werk zu vollenden, ehe irgend ein Hinderniß eintreten konnte. Er befahl zwei Soldaten, den gefeſſelten Agerin, deſſen fernere Ausſage er fürchtete, ſogleich zu tödten. Er ſelbſt verſammelte eine Schaar bewaffneter Sclaven und eilte mit ihnen nach dem Hauſe, in welches man Agrippina gebracht hatte. In der Nähe deſſelben geſellte ſich Ahasver zu der wilden Rotte.

Die Thür wurde gewaltſam erbrochen. Die Raſenden ſtürmten in das Gemach. Eine einzige Lampe machte durch ihren ſchwachen Schimmer das Bett ſichtbar, auf welchem Agrippina matt, bleich und ſchwerathmend lag. Sie ſprang beim erſten Blick, ahnend, was ihr drohe, voll Entſetzen empor. Ahasver ſtand vor ihr wie der Tod in ſeiner furchtbarſten Geſtalt. Er zog den langen ſtarken Knochen, den er aus Caligula's Leichenbrande genommen hatte, und immer bei ſich zu tragen pflegte, aus dem Gürtel, in dem er wie ein Dolch ſtak, und that damit einen kräftigen Schlag auf das Haupt der Matrone, indem er ihr mit Donnerſtimme zurief: „Blut fordert Blut. Der Gatte, von Dir vergiftet, ruft Dich. Die Rachegöttin harret Deiner. Gekommen iſt die Stunde des Verderbens. Dein Sohn ſendet Dir den Tod.“

Agrippina ſank auf das Bett, ſprang aber ſogleich wieder empor, mit kreiſchender Stimme rufend: „Fluch über meinen Sohn! Fluch durch ihn über Rom! Erfüllt ſei des Vaters Vorherſagung über den Neugebornen!“

Sie riß ſich das Gewand auf, hielt die entblößte Bruſt den Starrenden hin, und rief: „Durchbohret dieſes Herz, unter dem einſt das Ungeheuer Nero lag!“

Kaum war das letzte Wort geſprochen, und ſchon lag ſie, von Schwertern durchſtoßen, röchelnd auf dem mit Blut überſtrömten Boden. Erloſchen war die unbändige Glut des Lebens, erlahmt die Gewalt der Leidenſchaft, die Herrſchgier eine Leiche, die Habſucht ein Nichts.

Als Nero die Todesnachricht erhielt, war der erſte Ausbruch ſeiner Empfindung ein Jubelruf, dem die Worte folgten: „Ihr Götter! Ich bin frei, wie ihr ſelbſt.“

Das Feſtgelage begann. Das oberſte Tiſchbett, welches für Agrippina beſtimmt war, blieb leer. Freude, theils wahre, theils erkünſtelte, herrſchte beim Mahle. Nero erſchöpfte ſich, den Gäſten den Geiſt ausgelaſſener Fröhlichkeit einzuflößen. Man glaubte fröhlich zu ſein; aber der Taumel war ein nichtiges Nebelbild.

Indeß hatte ſich das Gerücht verbreitet, durch welches Unglück, das man für einen böſen Zufall hielt, Agrippina in Lebensgefahr gerathen ſei. Viele der Uferbewohner, auch Schifferkähne, eilten mit Fackeln herbei, und umringten das Haus. Fragen, Gebete und Klagen verſchmolzen in ein dumpfes Gemurmel. Einige ſanken auf die Knie, Andere verſuchten in das verſchloſſene Haus einzudringen.

Nero hatte ſich lange bemüht, in ſeinen Gäſten den Taumel erzwungener Fröhlichkeit zu erhalten; der aufregende Geiſt des Weines ſchien aber bei dieſem Gelage ſeine Kraft verloren zu haben. Unruhe und Mißmuth bemächtigten ſich endlich des Muttermörders ſelbſt. Er entließ die Gäſte. In dem Einſamen erwachte jetzt plötzlich das Verlangen, die Todte noch einmal zu ſehen. Er hüllte ſich, unkennbar zu ſein, in einen Mantel, verließ, nur von Anicet begleitet, die Villa, drängte ſich durch die am Ufer verſammelte Volksmenge und gelangte in das Trauerhaus.

Die Leiche lag auf dem Boden. Er betrachtete ſie lange ſchweigend und aufmerkſam. Bald zeigte ſich hier die Unnatur des Entarteten in ihrer häßlichſten Geſtalt. Die ihm eigene Neigung zur Spottſucht und der Hang zu dem falſchen tragiſchen Pathos bemächtigten ſich ſeiner.

Der Sohn ward über dem Künſtler vergeſſen. Er nahm eine theatraliſche Stellung an, beugte ſich über den

Leichnam und ſprach: „Dir, deren Hochmuth glänzen wollte vor Allen, Dir leiht jetzt eine ſchwache Lampe ihr armſeliges Licht. Unbeachtet liegſt Du auf dem kahlen Boden, und dennoch muß Dein eigenes Blut Dich als Purpurmantel umgeben; nichtiger Stolz! Der Trotz Deiner Mienen möchte mir drohen; ſie ſind aber ſtarr und ohne Wirkung. Die verzerrten Lippen möchten mir kühne Worte zurufen; ſie ſind aber ſtumm. Und dennoch biſt Du reizend! Das Lächeln dieſes Mundes war bezaubernd, das Feuer der halboffenen Augen ſinneverwirrend. Wie herrlich würde ſich dieſer bewunderte Buſen noch heben, hätte nicht ein gefühlloſer Stahl ſeine Glut verlöſcht! Wie zärtlich umſchlingend würden ſich nicht dieſe, einer Juno würdigen Lilienarme heben, hätte nicht der Tod ſie gefeſſelt! Und ſoll ein Leib von ſolcher Schönheit in Aſche zerfallen? Es mußte ſein. Dich ſelbſt trifft die Schuld, nicht mich. Auf jeden Fall aber bleibt Dir, Entthronte, der Ruhm, daß ſelbſt der Tod es nicht vermag, Dich zu entſtellen. Zum Beweiſe, daß ich nun ohne Groll von Dir ſcheide, nimm dieſen Kuß!“

Er beugte ſich zur Leiche hinab, hob mit den untergelegten Händen ihr Haupt empor und küßte den Mund. Die Eiskälte der ſtarren Lippen durchzuckte ihn wie ein Dolchſtich. Das Haupt, den aus einander fahrenden Händen des Erſchrockenen entgleitend, fiel mit Gepolter zu Boden. Nero ſtürzte mit einem Schrei des Entſetzens aus dem Gemach. Anicet ſtand ſchaudernd und rathlos vor der Todten. Nach langem Ueberlegen, was zu thun nun das Zweckmäßigſte ſei, faßte der Erfindungsreiche, der die Geiſtesgegenwart nie verlor, einen ſeiner würdigen kecken Entſchluß. Er ließ durch einige Sclaven am Fuße eines nahe liegenden Hügels einen kleinen Scheiterhaufen aufrichten und um Mitternacht, da die Bewohner der Umgegend in tiefen Schlaf verſunken waren, den Leichnam verbrennen. Ahasver, der, das einzige noch wache Weſen, auf einem Geſtein am Ufer der See ſaß, erblickte die Flammen, die, leiſe praſſelnd, aufloderten. Er ſchritt, ahnend was hier vorgehe, gegen den Hügel, ein Nachtgeſpenſt, welches, je näher es dem Rogus kam, vom düſtern Roth der Glut immer greller beleuchtet wurde. Als die letzten Kohlen verglommen waren, ſcharrte er einen Theil der noch heißen Aſche mit dem Knochen des Caligula zuſammen, legte ſie in einen Zipfel ſeines Mantels und band ihn feſt.

Nero hatte, von Schrecken verfolgt, die Villa erreicht. Er ſank athemlos auf ein Ruhebett. Die Augäpfel brannten ihn wie feurige Kohlen; auf den Lippen ſchien ein ſtechender Eisklumpen zu liegen. Dumpfes Stöhnen wehklagte um ihn her, und rieſengroß ſtand das Ungethüm der Schuld vor ihm. Er ſprang oft empor und durchſchritt wildſchnaubend das Gemach; dann ſank er wieder auf das Dornenlager, kauerte ſich, an allen Gliedern zitternd, zuſammen, und harrte endlich, erſchöpft, ſtill und unbeweglich, des anbrechenden Tages.

Die Dämmerung graute. Das Morgenroth warf ſeine Purpurglut in das Gemach; ihr folgten die erſehnten Strahlen der Sonne. Von ihrem Glanze umfloſſen, traten Anicet und Ahasver an das Lager des Schlafloſen.

Anicet meldete, was er gethan habe. Nero dankte ihm. Ahasver zog aus dem Mantel einen kleinen Aſchentopf hervor und übergab ihn mit den Worten: „Dies dem Sohne zum Andenken an die Mutter!“

Nero bedeckte ſich mit beiden Händen das Geſicht; dann ſprang er auf, ſchlug mit den ausgeſtreckten Armen um ſich, und rief: „So bin ich denn Oreſt, der Muttermörder! Sein Schickſal wird auch mich ergreifen. Verfolgen werden mich die Furien! Ich ſehe die Furchtbaren; ich wittere den Todesqualm ihrer Fackeln; ich höre das Ziſchen der Schlangen! Weh mir!“

Er wüthete; allmälig aber ging das Raſen wieder in den gewohnten theatraliſchen Pathos über, und er gefiel ſich in der Rolle des Muttermörders Oreſtes ſo ſehr, daß er einen paſſenden Monolog dichtete, den er ſeinen Freunden mit dem größten Aufwand tragiſcher Kraft wiederholt vortrug, hoch erfreut über ihren Beifall.

Nachdem der erkünſtelte Schmerz ausgetobt hatte, fing Nero an, auf Mittel zur öffentlichen Beſchönigung der Frevelthat zu denken. Dieſe waren durch die Beihülfe der Schmeichler bald gefunden.

Nero ſchrieb an den Senat: „Zügelloſe Herrſchgier und unnatürlicher Haß haben die Mutter dahin gebracht, eine Reihe von Freveln mit der Ermordung des Sohnes ſchließen zu wollen. Die That mißlang. Das Todeswerkzeug ſelbſt mußte den Mörder verrathen. So war's der Götter Wille! Ergriffen vom Entſetzen über den Frevel, durchbohrte ihre eigene Hand das ruchloſe Herz. Rom erkenne in dem Selbſtmord eine Wohlthat! Die Winde des Himmels zerſtreuen die Aſche der Verbrecherin!“ — Als das Schreiben im Senat verleſen wurde, war nicht Einer, der Nero's Worten Glauben beimaß; dennoch aber ſprangen alle Anweſenden jubelnd von ihren Sitzen empor, und es ward ſogleich beſchloſſen, den Göttern ein öffentliches Dankfeſt zu feiern, dem Cäſar aber ein Glückwünſchungsſchreiben zu überbringen und neue Ehrenbezeigungen ihm zuzuſprechen.

Um Agrippinen dem Volke, unter dem ſie noch immer einen großen Anhang hatte, verhaßt zu machen, ließ Nero am Morgen des zum Dankfeſte beſtimmten Tages die Begnadigung einiger Verurtheilter aus den untern Klaſſen und die Zurückberufung einiger, durch Agrippinens Einfluß Verbannter aus den höhern Ständen verkünden, dann zog er wie ein triumphirender Feldherr unter tauſendſtimmigem Jubelruf in den, auf dem Kapitol prangenden Jupitertempel und verrichtete daſelbſt ſein Opfer.

## XXVII.

## Die geheime Werkſtäte des Todes.

Es lag in Nero's unruhigem, leidenſchaftlichen Weſen, daß nichts für ihn Beſtand und Dauer hatte. Jeden Tag wollte er einen neuen Plan ausführen; jede Stunde ſollte ihm ein neues Vergnügen bringen, und je mehr ein Menſch ſeine Zuneigung genoß, um ſo gewiſſer hatte er ihren nahen Verluſt zu erwarten. So waren Burrhus und Seneca ihm ſchon ſeit einiger Zeit in eben dem Grade verhaßt und unerträglich geworden, als er ſie früher geehrt und geliebt hatte. Auch Agerin, ohne den Nero kaum leben zu können glaubte, wurde in der kürzeſten Friſt durch den übel berüchtigten Tigellin aus der Gunſt des Cäſars verdrängt, der dem Feuer glich, welches denjenigen Gegenſtand, den es am innigſten umfängt, am ſchnellſten in Aſche verwandelt.

Tigellin übertraf an Beharrlichkeit in Ausſchweifungen ſehr Viele, an Grauſamkeit die Meiſten, an Habſucht Alle. Man konnte von ihm etwas ſagen, was im erſten Augenblick ein Widerſpruch zu ſein ſcheint, bei ihm aber als furchtbare Wahrheit erſchien: Er wurde von den Leidenſchaften beherrſcht und blieb doch ihr Meiſter. Er beſaß die Gabe, das Abſcheulichſte, was er ſagte oder that, mit einem heitern, harmloſen, beinahe kindlichen Lächeln ſo zu überfirniſſen, daß es nicht nur alle Häßlichkeit verlor, ſondern ſogar den Schein gewann, er wolle nichts Böſes thun, oder er glaube wenigſtens keinen Frevel zu begehen. Auch wußte er jenem Lächeln noch ein anderes dämoniſches Blendwerk zu geſellen, indem er Alles mit einer eigenen Art ſcherzender Laune behandelte und dabei über gräßliche Vorſätze, als wären es komiſche Einfälle, in herzliches Gelächter ausbrach.

Ueber begangene Verbrechen ging er ſo leicht hinweg, wie ein Schmetterling über Gräber gaukelt, wie der Vogel über einen Abgrund fliegt. Die Meiſten ließen ſich dadurch ſo täuſchen, daß ſie den Verworfenen nicht für einen Böſewicht, ſondern für einen Leichtſinnigen hielten. Von dieſem Geſichtspunkt ſah ihn auch Nero, deſſen verkehrte Denkungsweiſe das Ungethüm ſo nahm, wie es ſich gab, und an ihm um ſo mehr Wohlgefallen empfand, als in jenem Benehmen etwas Geniales zu liegen ſchien. Tigellin bemerkte bald dieſe falſche Anſicht ſeines Gönners und ſuchte davon jeden möglichen Vortheil zu ziehen.

Die beiden Freunde bemühten ſich nun, einander in Freveln zu überbieten und gleichſam ſich ſelbſt zu übertreffen, wodurch einer dem Andern ſeine Ueberlegenheit beweiſen wollte. Nero that dies mit Kraft und Feuer, Tigellin mit einer unerſchöpflichen Fülle witzigen Frohſinns. Und ſo begann denn das luſtigſte Spiel mit dem Eigenthum und Leben Vieler. Burrhus ſprach ſtrafende Worte voll Kraft und Würde. Nero äußerte, er wünſche ihn nicht mehr zu ſehen. Tigellin verſprach, den Ueberläſtigen am nächſten Tage unſichtbar zu machen. Dem Genie ſei nichts unmöglich und der Tod ſelbſt ſei ein mächtiger Genius.

Am Abend desſelben Tages wandelte Ahasver, deſſen Düſterſinn oft Dunkel und Einſamkeit ſuchte, auf der appiſchen Straße zwiſchen den ſtolzen Grabmälern oder vielmehr Todespaläſten der Großen und Reichen. Zu ſeinem Menſchenhaſſe hatte ſich auch die Menſchenverachtung geſellt. Die ſchamloſen Laſter und ihre zahlloſen Verbrechen, in deren Mitte er ſeit ſeinem Aufenthalt in Rom lebte, regten ſeine Begierde, Böſes zu thun oder wenigſtens zu fördern, mit jedem Tage mehr auf, und er fand ſeine menſchenfeindliche Erbitterung ſtets mehr gerechtfertigt. Er ſuchte die Böſen auf, wie ſie ihn aufſuchten. Daß ſeine moraliſche Entwürdigung der Fluch ſeiner Herzloſigkeit ſei, wollte er nicht glauben; der Gedanke, ſich durch Veredlung zu ſühnen, ſchien ihm frommer Unſinn und ſein verſtocktes Gemüth gefiel ſich in dem unſeligen Gedanken, ſich als den, mit ewigen Fluch Belaſteten und ſchuldlos Verfolgten zu betrachten. Dieſer furchtbare Wahn beſtärkte ihn immer mehr in dem Vorſatze, das Daſein eines höchſten Weſens zu läugnen und ſich für ſeine Leiden an den Menſchen, unter denen ihm die Guten verächtliche Schwächlinge und die Laſterhaften die Glücklichſten ſchienen, zu rächen.

Als er zu dem entlegenſten der ſtolzen Paläſte des Todes kam, bemerkte er in einem der untern Gemächer des hochaufragenden koloſſalen Grabmals den Schein einer düſter brennenden Lampe. Er umging den weiten Umfang der äußern Mauer, welche das Gebäude umgab, gelangte zu der halb offenen Eingangspforte, und ſchritt durch den Hofraum, auf welchen der eben aufgehende, von leichten Dunſtgebilden des Nebels verſchleierte Vollmond ein dunkelrothes, ſchauerliches Licht goß. Ein langer Säulengang führte ihn zur Thür eines Gemaches, aus welchem ihm ein unheimliches dumpfes Brauſen und Ziſchen entgegen ſcholl. Er öffnete haſtig und trat hinein.

Im Hintergrunde des Gemaches brannte auf einem Herde ein großes Feuer, deſſen bläulich gelbe Flammen, kniſternd und ächzend, den weiten Raum ſo hell erleuchteten, daß jeder Gegenſtand deutlich ſichtbar wurde.

An drei Wänden befanden ſich hohe Schränke von ſchwarzem Ebenholz. Scheiben von Kriſtallglaſe ſchloßen die einzelnen Abtheilungen. Hinter dieſen erblickte man mehre, zum Theile noch mit Fleiſch bekleidete Glieder von Kindern und Erwachſenen, gebleichtes Gebein, Aſchentöpfe, Thränenkrüge, Gefäße mit dem Geifer und Blut reißender Thiere, andere mit graulichen, grünen und ſchwarzen Pulvermaſſen gefüllt, Giftpflanzen aller Art, Schlangen, ziſchend, züngelnd und ſich ringelnd, auch giftgeſchwollene träg aufhüpfende Kröten, vor ſich hinglotzend, und Eulen, die beim Eintritt der Nacht zu ſehen anfingen, die funkelnden Augenſterne in wilder Raubgier drehten, und von Zeit zu Zeit ein leiſe wimmerndes Aechzen hören ließen.

Die häßlichſten und gräßlichſten aller unheilbringenden Naturkräfte ſchienen in dieſer geheimen Werkſtätte des Todes verſammelt zu ſein.

Am Herde ſtanden zwei ſtumme Sclaven in dunkelgrauer Tunica. Die unbehaarten Köpfe und die bleichen Geſichter mit den ſtarren Mienen machten den Eintretenden glauben, es ſeien Todte oder Nachtgeſpenſter hier als Wächter eines furchtbaren Geheimniſſes aufgeſtellt. Die in dem Gemache herrſchende Stille wurde endlich unterbrochen durch das Sieden und Sauſen der Flüſſigkeiten, welche in den am Feuer ſtehenden Gefäßen eingeſchloſſen waren. Jetzt ſtiegen die ängſtlich aufhorchenden beiden Stummen, die den Herd umründenden Stufen hinan, öffneten den Deckel eines Gefäßes, goßen einige Tropfen aus einem Fläſchchen hinein und ſchloßen das Gefäß ſogleich wieder. Düſter rothe Blitze flogen über die Decke und an den Wänden des Gemaches hin und ein mephitiſcher Qualm verbreitete ſich, dunkelnd und das Athmen erſchwerend. Nun öffnete ſich eine Thür hinter dem Feuerherde. Heraus trat Tigellin, ihm folgte Locuſta. Es war alſo die geheime Werkſtätte dieſer Giftmiſcherin, in welche der Zufall den Nachtwanderer Ahasver geführt hatte.

Locuſta ſchloß einen Schrank auf; ſie nahm, lange wählend, eine goldene Giftphiole heraus, und überreichte ſie dem Tigellin, der ſie wie einen Spielball einige Mal in die Höhe warf und wieder auffing. Er ſagte dann lächelnd: „Der tapfere alte Krieger Burrhus liebt, wie alle Söhne des Mars, den Wein. Wir wollen ihm durch eine kleine Beimiſchung von dieſer Tinktur ſeinen Wein in einen Nektar des ewigen Lebens, ihn ſelbſt aber, der uns hier ein Stein des Anſtoßes iſt, in einen Halbgott verwandeln; damit kann er wohl zufrieden ſein! Wie aber ſoll Nero dir ſeine Erkenntlichkeit bezeigen, dir, die du mächtiger und reicher biſt, als wir Alle? Dir ein Bildniß von Gold in Lebensgröße zu errichten, das Prachtſtück in einem eigenen Tempel aufzuſtellen und das Abbild eben ſo anzubeten, wie das Urbild, dies iſt das Einzige, was uns übrig bleibt.“ —

**Locuſta.** Da bleibt euch ſehr wenig übrig. Nichtige Weſen wie ihr, die ſelbſt für den nächſten Augenblick zittern müſſen, dürfen nicht daran denken, einem Andern die Unſterblichkeit zu verleihen; nichtige Weſen wie ihr, die kaum auf den Namen Menſch Anſpruch machen dürfen, haben kein Recht, Andere zu vergöttern. Giftmiſcherin bin ich, und ihr ſchändet euch ſelbſt, indem ihr mich ehrt. Giftmiſcherin bin ich, und ihr würdet mich haſſen, wenn ich euch nicht zur Befriedigung gehäſſiger Leidenſchaften diente; ihr würdet mich verabſcheuen, lebte in euch nicht das zerknirſchende Gefühl, wie verabſcheuungswürdig ihr ſelbſt ſeid. Begehe ich ein Verbrechen, wenn ich einem Verbrecher das Zerſtörungsmittel gegen den Andern bereite? Auf die reichen Geſchenke, mit denen ihr mich überhäuft habt, blicke ich, wie die ſtarre Felsſchlucht auf ihre Edelſteine. Was euer Geiz, insgeheim blutige Thränen vergießend, mir gab, als Lebenskleinod, das verachte ich als eine unnütze Spreu. Giftmiſcherin nennt ihr mich, und ich bin es; aber die größten Giftmiſcher ſeid ihr ſelbſt, ihr, die Habſucht und Sinnentaumel dahin reißt, das Leben euch ſelbſt zu verkürzen und Andern es zu rauben. Unmenſch bin ich geworden, weil ich unter Unmenſchen lebe.

**Tigellin.** Ich bin derſelben Meinung. Rom iſt ein Theil der Welt, und da die ganze Welt ſchlecht iſt, ſo muß auch Rom ſchlecht ſein, und da das ganze Rom ſchlecht iſt, warum ſollen ich und du allein gut ſein? Es würde dann uns einzigen zwei Guten allein ſchlecht gehen und das wäre ja unrecht, und wir wollen, daß Niemanden ein Unrecht geſchehe, nicht einmal uns Beiden. Mit den Wölfen muß man heulen, und wer gegen den Strom ſchwimmt, hat ſich's ſelbſt zuzuſchreiben, wenn er nicht weiter kommt. Jeder Menſch aber will das Leben genießen, jeder auf ſeine Weiſe, und da hat Jeder Recht und zwar Jeder wieder auf ſeine Weiſe. Dabei aber muß Einer dem Andern hülfreiche Hände bieten. Ich biete nun meine Hand dem Nero und er bietet mir die ſeinige, und ſo wird uns die Welt ein Ballſpiel, die nun einmal ſo eingerichtet iſt, daß Alles unaufhörlich ſteigt und fällt und fällt und ſteigt. Ich bin nun ſo hoch geſtiegen, daß Locuſta nur durch mich fallen könnte; Locuſta ſteht aber ſo hoch, daß ich nur durch ſie fallen kann. Wie wäre es nun, wenn wir Beide, um Beide nicht zu fallen, in aller Unſchuld einen Bund ſchließen? Du wäreſt die Todesgöttin, ich der Genius des Lebens; da wäre dann der Olymp und die Unterwelt in uns Beiden vereinigt. Was ſagt Locuſtina zu dem allerliebſten Plänchen?

**Locuſta.** Sie bittet den nichtigen Schwätzer zu bedenken, daß Viele ſchon durch ſie verſtummt ſind, und ſie weder eines Nero noch eines Tigellin bedarf, Beide aber ohne ſie kaum beſtehen können. Wer es wagen will, einen Bund mit ihr zu ſchließen, kann Alles ſein, ſelbſt ein Ungeheuer, nur kein Geiſtesſchwächling. Armſeliger Genius des Lebens! verſinke im Pfuhl deiner erbärmlichen Lebensgenüſſe! verſteige dich in den Nebelwolken deiner erlogenen Größe, aber — fürchte die Todesgöttin! Ein Wort von mir und Nero gebietet, dich zu vernichten!

**Tigellin.** Furchtbare Göttin der Schönheit! du ſollſt mich nicht vernichten, denn ich will ja dein Geſchöpf ſein. Selbſt wenn du mich haſſeſt, werde ich dich lieben; ſelbſt wenn du mir zürneſt, werde ich dich ehren. Gib mir nun die Todesſchale für Burrhus! dein Wohlwollen aber ſei der Nektar meines Lebens! — Tigellin nahm die

Giftphiole, küßte ſie mit den Worten: „Sie kommt von Dir!“ und verließ lächelnd das Gemach.

## XXVIII.

## Die Verſchmähte.

Locuſta ſtand in tiefes Nachdenken verſinkend; düſtere Gedanken ſtiegen in ihrer Seele auf, wie Gewitterwolken am Horizont.

„Haſſet mich, ihr Verworfenen! ich verzeihe es euch; daß aber Einer eures Gelichters es wagt, an einen Liebesbund mit mir zu denken, ſeine Liebe wie eine feile Waare mir anzutragen, ein Haus von Spinnengewebe auf einen Fels bauen zu wollen, das iſt ein Frevel, für welchen ich euch züchtigen muß. Ich fühle es, daß ich nicht länger leben darf; ich fühle es, daß die eiſerne Hand des Schickſals mich faßt, und daß mein Ende mir nahe rückt, wie der Vogel dem Schlunde der ihn anblickenden Schlange. Ich habe zu lange gelebt, ein Abgrund von Verbrechen gähnt mich an. O, daß eine Sühnung möglich wäre! Es iſt zu ſpät! Ich Mächtige, Furchtbare, bin der furchtbaren Macht der rächenden Eumeniden, den ſtrafenden Göttern der Unterwelt verfallen. Rom iſt für mich Medeens Zauberkeſſel geworden, in deſſen aufſchäumendem Giftpfuhl ich Menſchen tödtete. O wie freudig wollte ich, eigenem Glück entſagend, nur zu beglücken ſtreben, meine verderbliche Zaubermacht von mir abwerfen, wie die Schlange ihre Haut, und ein ſchwaches

Weib voll Liebe — den Göttern danken, wenn nur ein Strahl erbarmender Gegenliebe in dieſe Bruſt fiele, die, einſt der Schauplatz wilder Leidenſchaften, jetzt wie die hinwelkende Blume nach einem Thautropfen des Mitgefühls lechzt! Im weiten Reiche des Daſeins lebt aber nur Einer, deſſen Geiſte meine Seele zu huldigen vermöchte, deſſen eiſige Bruſt, durch mich erwärmt, das Ruhekiſſen der meinigen werden könnte! Du, Ahasver, du biſt dieſer Einzige! der Einzige, den ich fürchte — und liebe; auch der Einzige, der mich verwerfen wird!“

Ahasver, der hinter der Säule ſtehend, dieſe laut ausgeſprochenen Gedanken der von zunehmender Aufregung ergriffenen Locuſta vernommen hatte, trat nun vor und ſagte zur Ueberraſchten: „Es iſt ſo, wie du geſagt! Unendlich, wie die Räume der Hölle, iſt das Gebiet des Böſen und wir Beide ſtehen uns unnahbar fern. Ich bin der Mann ohne Herz und ohne Ruhe. Ich will kein Herz, keine Ruhe. In beiden wird des Mannes Kraft zerweicht und aufgelöst. Du aber, dem Schickſal verfallenes Mannweib, ende wie du begonnen! Du, jetzt der Römer Göttin und Schrecken, wirſt vergeſſen ſein, wenn ferne Jahrhunderte noch in mir ein Räthſel des Schickſals anſtaunen und der Fluch, der auf mir laſtet, auf Millionen übergeht. Die Wahrheit deſſen mag dir jede Giftpflanze verkünden, indem ſie, jährlich nachwachſend, Tauſende tödtet. Armſelige, gemeine Mörderin im Kleinen und feil um geringen Preis! Du kannſt es nicht faſſen, was es heißt, Böſes den Böſen thun, ohne der eigenen Größe Hohn zu ſprechen. Verwandle erſt Millionen von Verbrechern eines großen Reiches in Leichen, dann frage an, ob Ahasver einen Bund mit dir ſchließen wolle! Was hat die Menſchheit dir gethan? Ohne einen Grund zur Rache wardſt du eine zum Mord gedungene Verworfene! Ruht ein Fluch auf dir, wie auf mir? Du ſelbſt biſt dein eigener Fluch! Habe ich geſündigt gegen das Geſetz der Menſchenliebe, ſo hat die Liebe, die, wie man ſagt, den Menſchen beglücken ſoll, dich zu unmenſchlichem Treiben hingeriſſen. Nicht Abſicht, nur Zufall führte mich her. Burrhus ſoll ſterben. Ihn durch dein Gift zu tödten, biſt du gedungen. Die That iſt recht, die Thäterin ſchlecht. Auch Seneca muß aufhören zu leben, damit Nero, ſeiner guten Genien beraubt, den verdienten Lohn finde! Heil deiner Hand, Fluch dir ſelbſt! Fahre fort wie du begonnen und ende deiner würdig!" —

Ahasver wendete ſich, um die Halle zu verlaſſen. Locuſta ſtellte ſich ihm entgegen und hielt ihn am Gürtel zurück. Die glühenden Augen, in denen Haß und Liebe, Stolz und Demuth auf eine unbeſchreibliche Weiſe verſchmelzen, auf Ahasver heftend, in den Geſichtszügen einen Ausdruck, der ſchön zu nennen geweſen wäre, hätte nicht eine Beimiſchung von unheimlichem, ſchauerlichen Weſen ihn entſtellt, ſagte ſie mit einer zuerſt bebenden, leiſen, dann Kraft gewinnenden Stimme: „Höre mich, ehe wir ſcheiden, um uns nie wieder zu ſehen! Herzlos waren wir Beide; wir würden aufhören es zu ſein, wenn ein Lichtſtrahl der Liebe in die Nacht der Bruſt dränge und durch ſie zwei Herzen Ein Herz würden, das in uns auftauchen kann, wie ein neues Eiland aus dem Grunde des Meeres. Bildet ſich nicht im Dunkel der tiefſten Schlucht der ſtrahlende Diamant? in der geſchloſſenen Muſchel die köſtliche Perle? Schläft nicht im ſtarren Kieſel der lebendige Feuerfunke? im kahlen Fels der labende Silberquell? Und ſoll nicht auch in der öden Menſchenbruſt ein Herz und im neugebornen Herzen eine neue Schöpfung der Liebe ſich bilden können? Zeigt uns nicht die ganze Natur, daß auch aus dem Böſen das Gute hervorgehen kann? Und ſollen wir Beide ohne Rettung verloren bleiben, weil wir uns verloren geben und uns nicht retten wollen? Strengt der Schiffbrüchige nicht ſeine letzten Kräfte an, um, aus den verſchlingenden Fluten auftauchend, das grünende Ufer und die Sonnenwärme zu erreichen? Erzeugt nicht des Aetna wilder Feuerſtrom, des ausgetretenen Nilfluſſes raſende Wellenmacht den Segen des fruchtbarſten Bodens? O laß den neuen Stern erſt aufgehen, und es wird dir unmöglich werden, ſein Licht zu läugnen, ſein Feuer nicht zu fühlen und das Glück der Mitfühlenden nicht zu theilen! Viele ſind gefallen durch uns, laß uns nun Viele emporheben, indem wir ſelbſt uns erheben! Laß uns, Frieden und Liebe findend, Frieden und Liebe verbreitend, wie der Phönix neu verjüngt aus ſeiner Aſche hervorgehen!

**Ahasver.** Dein Schwärmen iſt das letzte Auflodern einer erlöſchenden Lampe, wodurch das Nachtdunkel noch düſterer wird. Fieberträume der Verzweiflung treiben wie gaukelnde Irrlichter mit dir, dich verſpottend, ihr böſes Spiel. Du möchteſt den mit häßlichem Schlangengezücht erfüllten Abgrund, der dir Grauſen erregend entgegen gähnt, mit Blumen bedecken. Spare die vergebliche Mühe! Wir bleiben den Dämonen verfallen. Die Welt verabſcheut deine Verbrechen, Ahasver deine Liebe. Folter und ſchmählicher Tod treffe dich! Ein Leben ohne Ruh' und ohne Ende ſei meine ewige Strafe, meine Rache dafür an der Menſchheit mein ewiger Lohn!

In wilder Zornesglut entbrennend, rief Locuſta: „Vergebens ſuchſt du mich zu bethören; vergebens rühmſt du dich der Größe eines Unglücks, deſſen du nicht würdig biſt. Ich will dich klein ſehen, wie den Feigſten der Schwachen, will dich, Heuchler, entlarven, will ſehen, wie du dich vor mir krümmeſt und windeſt, will hören, wie dein Stöhnen und Röcheln zu mir aufſteigt, wenn das ſchrecklichſte meiner Gifte mit verzehrender Glut dir in den berſtenden Adern tobt.

Ahasver, deſſen ſcharfe Geſichtszüge ſich beim Anhören der Drohung gräßlich verzerrt hatten, brach in ein gellendes Gelächter aus, welches von Säulen und Wänden ſchauerlich zurückprallte. Grimmige Blicke auf die Erbleichende heftend, rief er dann: „Tödten willſt du mich? O wenn du das könnteſt! Ich wollte dich ſo glühend lieben, als ich dich jetzt haſſe. Als Freundin, als Geliebte, als Wohlthäterin würde ich dich an meine Bruſt drücken, wenn ich in deinen Armen den Augenblick des vernichtenden Todes hoffen dürfte; ich würde den Giftbecher auf dein Glück leeren und dich ſegnend, leblos zu Boden ſinken!“ —

Locuſta öffnete nun, um das Aeußerſte zu verſuchen, ſchweigend eine eherne Pforte.

Ein großer durch den, von vielen Lampen ausgehenden Lichtſtrom erhellter Saal zeigte ſich; der weite Raum ſchimmerte vom Strahlenglanze aufgehäufter Schätze aller Art.

Große Silberſpiegel erhöhten und vervielfältigten durch ihren Reflex den blendenden Schimmer, durch welchen wechſelnde Farbenſtrahlen hervorblitzten.

An den Wänden vom ſchwarzen Marmor ſtanden Götterbildniſſe von Gold und Silber, vor ihnen Opferherde, von welchen Nebeldüfte des köſtlichſten Rauchwerkes aufſtiegen; in einiger Entfernung Tiſche, Stühle und Ruhebetten, mit kunſtreichen Basreliefs geſchmückt. In der Mitte des Saales bildeten Kiſten, Vaſen und Becher, mit goldenen Schaumünzen gefüllt, einen glühenden Kreis. In einzelnen Schränken und Fächern lagen, hoch aufgehäuft, Armbänder, Diademe, Agraffen, Haarnadeln, Ringe, Edelſteine, Perlen und Gemmen.

Selbſt Ahasver, der ſolche Schätze als Eigenthum des prahlenden Hochmuths und der Alles an ſich reißenden Habſucht der ihm verhaßten Menſchen verabſcheute, ward vom Anblicke ſolcher Pracht und Herrlichkeit ergriffen. Als er ſich aber vom erſten Taumel der Betäubung erholt hatte, rief er grellend mit dumpfer Stimme: „Und dieſe Beute des Frevels, dieſe Weihgeſchenke des Giftmordes, dieſe ſtummen Ankläger aus dem Todtenreiche, was ſollen ſie?"

„Dir," erwiederte Locuſta, „dir, als ihrem Gebieter dienen, dir, den Weg zum Throne bahnen, den du, herrſchend, beglückend, Verbrechen ſühnend, den Zorn des rächenden Schickſals beſänftigend, mit mir theilen ſollſt. Noch einmal ruft die Verſchmähte dir zu: „Verſtoße nicht ſie, nicht dein, nicht Roms Glück!"

Ahasver rief: „Dem Höllengeiſt Verfallene! Vom

Fluch deiner Todesſchätze umgeben, lebe, gleich mir, in ewiger Verzweiflung! Morde ohne Ende, und werde nie gemordet! Genieße aber nie, was du erworben!" — Locuſta ſtand bewegungslos. Ahasver ſchritt aus dem Saale.

## XXIX.

## Der Schatz im Grabe.

Als Locuſta, wie aus einem Traume erwachend, ſich allein ſah, beſchenkte ſie die beiden Stummen reichlich und befahl ihnen, des Dienſtes ſie entlaſſend, ſogleich den Palaſt des Todes zu verlaſſen. Dann murmelte ſie vor ſich hin: „Ende denn, wie du begonnen!" — Sie ſchloß die Pforte des Saales der aufgethürmten Schätze, und warf den Schlüſſel in das flackernde Herdfeuer mit den Worten: „Euch, ihr Götter der Unterwelt, weihe ich dieſe Schätze des Todes! Vernichtet oder haltet ſie in ewiger Verborgenheit, daß kein Sterblicher je ihres Genuſſes ſich erfreue! Und erfaſſet je die Hand eines Verwegenen euch, ſo werdet ihm Gift, ſendet ihm Tod und Verderben!"

Sie trat jetzt an die ſchwarzen Marmorwände, öffnete die Schränke und wählte unter den ſchnell tödtenden Giften der drei Naturreiche die ſtärkſten und heftigſten. Sie miſchte ſie, goß den Todestrank in eine goldene Opferſchale, hielt dieſe mit der Hand des ausgeſtreckten rechten Armes empor, und ſprach mit lauter, aber zitternder Stimme: „Ihr zerſtörenden Kräfte der Natur! gehorcht der Meiſterin! Leiſtet ihr nun den letzten Dienſt! Bewährt euere Macht des Verderbens an ihr ſelbſt! Natur, du holde Nährmutter dich ſegnender Millionen von Menſchen, Thieren und Pflanzen! Thue nun dein Aeußerſtes, damit ein Weſen aufhöre zu leben, das nie hätte leben ſollen! Ihr Todesgötter! Ihr Schatten der von mir Gemordeten! Empfangt das euch geweihte Opfer!“

Locuſta leerte den Becher und legte ſich auf ein Ruhebett, um den erſehnten Tod zu erwarten. Des Blutes Kreislauf wurde ſchneller; die Adern ſchwollen auf; die Schläge des Herzens tobten immer ſtärker gegen die Bruſt, aber — der Tod kam nicht. Krämpfe und Nervenzuckungen ſtellten ſich ein, alle Glieder zitterten; der gepreßte Athem ward ſtöhnendes Keuchen, aber — der Tod kam nicht, er, der ſchon einige Minuten nach dem Genuße das Werk der Zerſtörung hätte vollenden ſollen.

Erbittert über die Verlängerung fruchtloſer Leiden, entbrannte Locuſta in Zorn und ſie rief, ſich aufrichtend:

„Ihr Zerſtörungskräfte, ſonſt mir ſclaviſch gehorchend, wagt ihr es, der verabſcheuten Gebieterin den letzten Dienſt zu verſagen? Soll ich des tückiſchen Schickſals grauſames Spiel, des Todes Spott ſein? Nimmer! Am Rande des Lebens ſtehend, ſollt ihr noch den Zwang meiner euch überlegenen Macht fühlen! Ihr wollt nicht, daß euere Prieſterin ſterbe; euch zum Trotze will und ſoll Locuſta ſterben!“

Sie bot ihre letzte Kraft auf, ſchwang ſich mit der äußerſten Anſtrengung vom Ruhebette empor, ſchwankte mit unſichern Schritten, mit den Händen an den Säulen ſich aufrecht erhaltend, durch den weiten Raum der Halle, bis ſie die Schränke erreicht hatte, füllte die Schale nochmal, leerte ſie, und wankte mühſam zum Ruhebette zurück, in gänzlicher Erſchöpfung niederſinkend.

Nun begann die doppelte Giftmaſſe mit voller Gewalt zu wirken, im gräßlichen Kampfe der Lebenskraft mit der zerſtörenden. Eine fürchterliche Beängſtigung bemächtigte ſich der Selbſtmörderin, in deren Seele Wuth und Verzweiflung mit einander wechſelten. Sie verſank für wenige Augenblicke in eine bewußtloſe Betäubung nur, um zu neuen Qualen und Schrecken wieder zu erwachen. Schwindel und Taumel warfen ſie umher. Zuckungen trieben ein gräßliches Spiel mit ihr, Fieberhitze und eiſiger Froſt drängten ſich; auf gellendes Geſchrei folgte furchtbares Verſtummen. Das Blut verwandelte ſich in verzehrendes Feuer. Der ganze Körper ſchwoll auf und erſtarrte. Der Todeskampf war geendet. Eine dunkelblaue Farbe überzog das Geſicht und die offenen Augen glotzten aus den verzerrten Mienen.

So lag das Schreckbild in dem von ihr entweihten Grabmal!

Ahasver hatte den Cäſar Nero von dem Geheimniß der verborgenen Schätze benachrichtiget, in der Abſicht, ihn zu einem neuen Frevel zu verleiten und dadurch ſein Verderben zu befördern. Nero, von der gierigſten Habſucht entflammt, beſchloß, noch in dieſer Nacht die Giftmiſcherin zu überfallen, ſie tödten zu laſſen und ſich ihrer ungeheuern

Schätze zu bemächtigen. Er ſelbſt begab ſich, von Ahasver, Tigellin und zwei Kriegstribunen der Leibwache begleitet, in das Grabmal. Ahasvers düſtere Geſtalt ſchritt ihnen voran, wie der Tod vor einem ſchlachtfertigen Heere; die Uebrigen ſchlichen leiſe und ſpähend wie die Jäger in die Höhle des ſchlafenden Tigers. Jeder hielt ſein mordluſtiges Schwert feſt, damit kein Geraſſel die Kommenden verrathe. Schon ſtanden ſie in der Halle. Nero ſtellte ſich hinter eine Säule, die ihn verdeckte, und lauerte von dieſem Standpunkte aus, ob er die Geſuchte nirgend erblicken könne; die Andern folgten ſeinem Beiſpiele. Ahasver, die Feigen mit ſarkaſtiſchem Lächeln betrachtend, rief plötzlich mit der Vollkraft ſeiner ſtarken Stimme: „Dort liegt die Verbrecherin!“ — Die Aufgeſchreckten ſprangen zugleich aus ihrem Verſteck hervor. Nero, Allen voreilend, erreichte zuerſt die Todte. Der gräßlichſte Anblick des entſtellten Leichnams erſchütterte ihn ſo heftig, daß er einen Schrei des Entſetzens ausſtieß, und während die Gefährten in einiger Entfernung ſtarr wie Marmorbilder ſtanden, zu Boden geſunken wäre, hätte nicht Ahasver ihn aufgefangen, hohnlächelnd: „Willſt Du Deine Freundin und treue Gehülfin Locuſta nicht erkennen? Undankbarer!“ „Wie?“ ſagte Nero, einen flüchtigen ſcheuen Blick auf die Leiche werfend. „Dieſes Schreckbild — Locuſta? Und ſie kam uns zuvor?“ — Ahasver blickte mit ſchauerlich grinſenden Mienen, an dem Schauſpiel ſich ergetzend, wechſelweiſe nach Nero und nach der Todten hin; dann ſagte er: „Sie iſt Dir zuvorgekommen, Dir vorausgegangen; ſie hat ſich, wie der vor Dir liegende Leib den Beweis liefert, ſelbſt vergiftet, am heutigen Tage, da ſie Dir durch Tigellin, Deinen treuen Freund und neuen Befehlshaber der Leibwache, das Gift ſandte, mit welchem der alte Befehlshaber Burrhus auf Deinen Befehl getödtet wurde. Sei aber unbeſorgt! Der Schurke Tigellin wird Dir ſtatt des, hinter dem Geiſt der Zeit zurückgebliebenen Burrhus mit Rath und That zur Seite ſtehen, und Lecuſta hinterläßt Dir als Verbrecherin und Selbſtmörderin ihre Schätze."

Nero hielt die Zornaufwallung zurück, weil er in Ahasver den, einen Schatz bewachenden Drachen erblickte. Tigellin, dem Ahasver der Einzige war, den er in Rom fürchtete, gab ſich die Miene, jene Aeußerung nicht gehört zu haben, und erſchöpfte ſich in Scherz- und Witzſpielen über Lecuſta.

Nero, der die Ungeduld der Habgier nicht länger in ſich zu bezwingen vermochte, fragte mit geheuchelter Freundlichkeit: „Wo finden wir nun die Schätze der Unglücklichen? Eine echt tragiſche Begebenheit! ganz geeignet zur Bearbeitung für die Bühne! Ich will es ſelbſt verſuchen, aber — wo ſind die Schätze meiner Heldin?"

**Ahasver.** Jene dunkle eherne Pforte führt Dich in Dein Elyſium der Habſucht und Verſchwendung.

Nero ſprang zur bezeichneten Pforte, wie das Raubthier auf ſeine zahme Beute; die Pforte widerſtand aber jedem Verſuche, ſie zu öffnen, ſelbſt dann, als die beiden Kriegstribune ihre vereinigten Kräfte anwendeten. Vergebens ſuchten ſie den Schlüſſel, welchen Locuſta in das Feuer des Herdes geworfen hatte.

Man fand endlich Werkzeuge. Die Pforte wurde erbrochen. Nero prallte wie vom Blitze getroffen zurück, als die Fülle der flimmernden Schätze ihm wie ein Feuermeer entgegenſtrahlte. Mit ſcheuer Ehrfurcht vor dem Mamon trat er endlich, langſam ſchreitend und mit den Augen verſchlingend, in den Saal, in deſſen Mitte eine Urne von weißem Marmor, welche die Aſche des todten Eigenthümers dieſes Grabmals enthielt, auf ſchwarzem Piedeſtale ſtand.

Nero würdigte das Heiligthum des Todes kaum eines Blickes; die aufgehäuften Schätze nahmen zu ſehr ſeine volle Aufmerkſamkeit in Anſpruch. Er ging von einer Kiſte zur andern, von einem Schranke zum andern. Er hob einige Gegenſtände des weiblichen Schmuckes empor, und flüſterte ihnen freudig lächelnd zu: „Ihr ſeid würdig, Poppäens Schönheit als Zierde zu dienen!“ — Dann nahm er Edelſteine und Perlen aus den Gefäßen und ließ ſie, mit ihnen tändelnd wie ein Kind, durch die hohle Hand gleiten. Zuletzt ging er zu den Goldkiſten und wühlte mit beiden Händen unter den erklingenden Münzen mit ſteigendem Entzücken des Uebermuthes. Genuſſesmüde ſetzte er ſich endlich auf drei übereinander liegende Kiſſen von Goldſtoff und ſagte:

„Dich, Ahasver, zu belohnen, vermag ich nicht; Du biſt erhoben über meine Schätze und meine Macht. Ihr Uebrigen, irdiſche Weſen gleich mir, ſollt euern Antheil erhalten. Wäre der weiſe Seneca hier, dem ein prächtiges Grabmal, vielleicht bald, nach Verdienſt zu Theil werden ſoll, er würde vermuthlich ſo ſprechen: „Der abſcheuliche Leichnam der großartigen Verbrecherin und künftigen Heldin einer Tragödie lehrt uns, wie wir vom Tode Vortheil für die Lebensluſt ziehen und die Verſtorbenen uns zinsbar machen ſollen! — Seneca iſt ein großer Mann; wir wollen als fügſame Schüler dem weiſen Lehrer folgen.“

Nero befahl nun, die Leiche der Giftmiſcherin noch in dieſer Nacht heimlich zu verbrennen, damit ſie nicht rachedürſtend als Incubus nächtlich umherſchleiche, den erkorenen Opfern das Blut ausſaugend. Dem Scheidenden murmelte Ahasver nach: „Dein böſer Genius wird Deine rächende Locuſta ſein. Zieh hin, Roms blutſaugendes Nachtgeſpenſt, zieh hin zum Abgrunde, der Dich erwartet! Du ſelbſt wirſt einſt als Held vieler Tragödien Schauder und Abſcheu erregen, und dieſe gehäuften Schätze werden Flüche auf Dein Haupt häufen!“

Noch in dieſer Nacht wurde Locuſta's Leichnam, mitten unter ihren Giften liegend, im Grabmale verbrannt. Noch in dieſer und der folgenden Nacht wurden ihre Schätze in Kiſten verwahrt, aus dem Palaſt des Todes nach Nero's Palaſt gebracht.

# XXX.

## Anfeindung.

An eine Reihe von Sälen und Gemächern mit prächtigen Geräthſchaften und herrlichen Kunſtwerken ausgeſtattet, aber unbewohnt und unbenützt, ſchloß ſich ein kleines Kabinet, in welchem nichts zu ſehen war als Bücherſchränke, ein Schreibtiſch und ein ſehr einfaches Ruhebett.

Seneca ſchritt auf und nieder. Seine Geberden zeigten Unruhe, ſeine Mienen tiefe Betrübniß. Er zitterte für Rom, er fürchtete für ſeinen, mit jedem Tage mehr entartenden Zögling; er trauerte über den Tod ſeines durch Gift getödteten Freundes Burrhus, der in dem Sturme der Zeit wie ein Fels des Rechtes und der Wahrheit daſtand. Die Guten verſchwanden, wie die Sterne am Gewitterhimmel, und die Götzendiener böſer Leidenſchaften zogen wie Kometen in der Nacht des Verderbens einher. Poppäa, Tigellin und Ahasver umgaben den Cäſar als Geiſter der Unterwelt, und entflammten die wilde Glut des zu jeder Ausſchweifung Geneigten.

Indem Seneca über die Gefährlichkeit ſeiner jetzigen Stellung in Rom und am Hofe nachdachte, um hiernach ein feſtes Benehmen zu ordnen und ſich ſo großartig und ehrenwerth zu zeigen, daß, wenn er auch in der Gegenwart ſchmählich untergehen müßte, er doch bei der Nachwelt die lohnende Anerkennung finden würde, traten zwei ſeiner edelſten und genialſten Zeitgenoſſen, die Dichter Lucan und Lucilius, in das Gemach.

Jeder von Beiden trug eine Papierrolle in der Hand; Jeder von Beiden überreichte ihm ein vor Kurzem vollendetes Gedicht: Lucan ſeine Pharſalia, ein Epos in zehn Geſängen, wozu er als Stoff den an großen Männern und gewaltigen Handlungen reichen Kampf Pompejus des Großen mit Julius Cäſar dem Glücklichen gewählt hatte. Erhabene, edle Gedanken, gelungene Charakterzeichnung und eine ſehr kräftige Darſtellungsweiſe zeigten einen Dichter von höherem Talent. Lucilius übergab ein maleriſches Lehrgedicht: „der Aetna,“ tiefgedacht und reich an mannigfaltigen Schönheiten, insbeſondere in den wahren und ſehr anſchaulichen Schilderungen ergreifender Naturſcenen. Beide laſen ihrem Freunde einige Partien vor; er überhäufte ſie mit Beifall. Das größte Lob fanden die beiden Dichter aber darin, daß es ihnen gelungen war, Seneca's Schwermuth zu verſcheuchen. Erſt nachdem Seneca ſich über dieſe trefflichen Werke ausgeſprochen hatte, wendete ſich das Geſpräch wieder auf die Gegenwart, indem der Philoſoph die Beſorgniß äußerte, daß insbeſondere der poetiſche Werth der Pharſalia leicht die Schelſucht des eitlen Nero, einige freiſinnige Stellen aber noch leichter ſeinen Unwillen erregen dürften.

Seneca bedauerte, daß ſein ehemals ſo wohlthätiger Einfluß auf Nero nun immer ſchwächer werde; er beklagte die Ohnmacht ſeiner ſpurlos vorübergehenden Lehren; er ſchrieb die Urſache des Mißlingens ſich ſelbſt und der Geringſchätzung zu, welche ſein Zögling gegen ihn hege.

Die beiden Freunde hielten ſich verpflichtet, den geiſtvollen, dem praktiſchen Leben aber ſtets fremd gebliebenen Mann aufmerkſam zu machen, daß die Urſachen von Nero's Abneigung viel tiefer lägen, als er ſelbſt es glaube, und die ihm drohenden Gefahren ſeien größer, als er es befürchte. Sie baten ihn daher, ſehr auf ſeiner Hut zu ſein, denn aus einem mit Wolken bedeckten Himmel könne jeden Augenblick ein vernichtender Blitz herabſtürzen.

Dieſe mit dem Ernſte der innigſten Beſorgniß geſprochenen Worte ſetzten Seneca in Erſtaunen. Er bemerkte den Freunden, ſein liebevolles Benehmen gegen Nero ſei ſtets von der Art geweſen, daß dieſer an der Reinheit ſeiner Abſicht nie zweifeln konnte.

Lucan erwiederte: „Die Urſachen, aus welchen Nero Dich haßt, liegen nicht in Dir, ſondern in Deinen Feinden.

**Seneca.** Und wer ſind dieſe? Wer kann mir feind ſein, der ich fern von den Intereſſen der Menſchen, nur geiſtigen Genüſſen huldige, keinem Beginnen der Leidenſchaftlichen ſtörend in den Weg trete, und mit aller Welt in Frieden zu leben wünſche? Wie können ſie mich haſſen? Was kann ihnen Veranlaſſung geben, mich anzufeinden?

**Lucan.** Deine hohe Stellung, Dein Reichthum und Dein Ruhm — ſie ſind allen Schlechtgeſinnten hinreichende

Urſachen, Dir einen Vernichtungskrieg anzukünden. An ihrer Spitze ſtehen Tigellin und Poppäa.

**Seneca.** Und Ahasver?

**Lucan.** Er iſt Dein Feind, in ſo weit er der Feind aller Menſchen iſt.

**Seneca.** Er iſt der böſe Geiſt unſerer Zeit, des Laſters Freund, der Verbrechen Beförderer. Ein Weſen, wie er, zerfallen mit Gott, mit der Welt und mit ſich ſelbſt, kann nur rings um ſich her Verderben verbreiten. Iſt's wahr, daß auf ihm, wie die Sage ſpricht, der Fluch einer raſtloſen Wanderung ruht, — dann muß das Gute hienieden fortwährend dem Böſen unterliegen, und ein Geiſt des Verderbens — nennt ihn Ahasver oder wie ihr wollt — wird, als eine Geißel der Menſchheit, die Saat des Guten nie voll aufkeimen laſſen. Aber — womit kann Tigellin mich verleumden? Was kann Poppäa gegen mich erſinnen? Weſſen kann Nero mich beſchuldigen?

**Lucan.** Tigellin ſpricht unaufhörlich von Deinem Reichthum, von der in Deinem Palaſte herrſchenden Pracht, und von der Schönheit Deiner Landhäuſer und Gärten.

**Seneca.** Nero hat mir Gaben und Geſchenke, nach denen ich kein Verlangen trug, aufgedrungen. Ich konnte die Annahme nicht verweigern, ohne ihn zu beleidigen. Er muß ſich ſelbſt deſſen noch erinnern.

**Lucan.** Allerdings ſollte er es. Um aber dies zu hindern, weiß Tigellin die Sache anders einzukleiden, indem er dem Cäſar die Meinung beibringt, der Reichthum habe

Dich ehrgeizig und hochmüthig gemacht, und Dein ganzes Beſtreben gehe nur dahin, ihn ſelbſt an Pracht und Glanz zu übertreffen, die Liebe des, durch Freigebigkeit und ſchöne Worte geblendeten Volkes an Dich zu ziehen und — ein Weiſer auf dem Throne, welches Glück für die Menſchheit!

**Seneca.** Der Geiſt ſei mein Reichthum, das Menſchenherz mein Thron! Nach Anderm hab' ich nie geſtrebt. Das höchſte Ziel meiner Weisheit geht dahin, mit Wenigem glücklich zu ſein. Das raſtloſe Treiben unerſättlicher Genußſucht iſt der Uebel größtes — ein krankes Gemüth. Ruhig bei ſich ſelbſt verweilen zu können, iſt das ſchönſte Merkmal eines wohlgeordneten Sinnes. Der Seelenfriede kann nur in ſtiller Beſchränkung gedeihen. Stetes Haſchen nach Vermehrung des Beſitzthums und nach neuen Genüſſen hindert den freudigen Genuß deſſen, was wir ſchon beſitzen. Ich ziehe meinen kleinen Hausgarten dem weiten Weltmeere, die Liebe meiner Paulina allen Schätzen, einen bewährten Freund Millionen von Unterthanen vor, und müßte ich nun eine Wahl treffen, ſo — bei Gott, dem Erſchaffer der Welt, ſchwöre ich es — ich würde meine morſche Hütte auf dem öden, rauhen Corſica dem Throne Roms verziehen, um, wenn ich für das Wohl der Menſchen nicht wirken kann, wenigſtens mir ſelbſt zu leben. Wiſſen meine Feinde noch ſonſt Etwas gegen mich vorzubringen?

**Lucilius.** Die giftigſten Stiche, den Haß gegen Dich aufzuregen, wußte Poppäa dem eitlen Cäſar beizubringen, indem ſie ihm in den Augenblicken der innigſten Zärtlichkeit mit halben Worten zu verſtehen gab, Du pflegeſt öffentlich über ſein poetiſches Talent, ſeine Beredſamkeit und ſeinen Geſang zu ſpotten, und ihn vor aller Welt lächerlich zu machen. Als die Unholdin den Geliebten auf ſolche Weiſe einſt zur Wuth aufgeſtachelt hatte, ſchloß ſie die häßliche Scene mit den Worten: „Ich bekümmere mich um den weiſen Orakelmann wenig, ich ärgere mich aber, daß Nero, der Meiſter des Erdkreiſes, einem Hofmeiſter unterſtehen ſoll, wie ein Unmündiger, der ſich nicht ſelbſt zu berathen weiß. Fort mit dem Ueberläſtigen!" — Nero wiederholte die letzten Worte erröthend mit zähneknirſchendem Ingrimm.

Seneca dankte den beiden Freunden für die ihm ſo freimüthig mitgetheilte Wahrheit, und ſagte beim Abſchiede: „Ob und wo wir uns wiederſehen — ich weiß es nicht; daß unſer Wiederſehen aber nur ein freudiges ſein kann, deſſen bin ich gewiß! Der Geiſt iſt unſterblich und eine ewige Vorſehung waltet. Dem irdiſchen Daſein folgt ein höheres Leben. Fragt die Natur! Sie wird euch ſagen: ſie habe die Nacht gemacht und den Tag."

## XXXI.

## Entſagung.

Am nächſten Tage ließ Seneca den Cäſar um eine geheime Unterredung bitten; ſie wurde bewilligt. Als Seneca zur beſtimmten Stunde in der Vorhalle erſchien, und durch einen Freigelaſſenen dem Cäſar gemeldet wurde, gerieth dieſer in eine ſo heftige Aufwallung, daß er den Ankömmling nicht verlaſſen konnte, um die Wiederkehr der geſtörten Beſonnenheit abzuwarten und die nöthige Geiſtesgegenwart zu gewinnen. Nero befand ſich ohnedies ſeit dem verübten Muttermorde, ſeit der Vergiftung des allverehrten Burrhus und ſeit dem nächtlichen Raube der Schätze der todten Locuſta aus dem entheiligten Grabmal in einer, manchmal an fieberhaften Wahnſinn grenzenden Aufregung. Die nahe Gegenwart des ihm ſo widerrechtlich verhaßten Mannes, dem er doch das Beſte, was dem Menſchen zu Theil werden kann: Geiſtesbildung und edle Grundſätze, verdankte, verſetzte ihn in eine wilde Verwirrung. Er überhäufte zuerſt ſich ſelbſt mit den bitterſten Vorwürfen, dann aber wälzte er alle Schuld der mißlungenen Erziehung auf das Haupt des Lehrers, indem er ihn als einen Heuchler und gleißneriſchen Schönredner ſchilderte, der die gerühmte Weisheit nur als Maske für Zwecke der Eitelkeit und des Eigennutzes gebrauchte und ſchöne Redensarten theuer verkaufte. Unter dieſer falſchen Anklage ſuchte er das ſich vordrängende Gefühl ſeines höchſt unwürdigen Benehmens gegen den Edlen und die Häßlichkeit ſeines frevelhaften Vorſatzes zu verbergen. Scham und Furcht bemächtigten ſich des Gefolterten, und es erhob ſich in ihm ein heftiger Kampf zwiſchen Haß und Liebe. Der *Haß* ſiegte, Seneca erſchien ihm als ein Schreckbild. Von dieſem Augenblick an gewann Nero ſeine ganze Faſſung. Seine Geberden wurden ruhig, die Mienen nahmen ein ſanftes Lächeln an. Er ſetzte ſich auf ein Ruhebett, um den Eintretenden mit dem Scheine des innigſten Wohlwollens zu empfangen. Der Ausdruck der erkünſtelten

Stimmung fiel ihm aber ſo ſchwer, und die Wahrheit blickte aus der Maske der Falſchheit ſo unverkennbar hervor, daß der erfahrene Seneca ſich ſogleich überzeugte, was er hier zu erwarten habe. Nero hatte nicht gezweifelt, Seneca werde gegen ihn die Rolle des hochgebenden Meiſters und berühmten Mannes ſpielen; er fühlte ſich daher ſehr überraſcht, als der Eintretende, die Mienen ernſt aber mild, ehrfurchtsvoll, doch ohne die geringſte Spur von Aengſtlichkeit, in beſcheidener Entfernung ſtehen blieb. Die Wirkung dieſes Eindruckes wurde noch erhöht durch die Schwermuth, welche aus den kummervollen Zügen des blaſſen Geſichtes ſprach, und die edle Haltung der hohen Geſtalt des Greiſes.

Die Glut der Schamröthe überflog Nero's Geſicht; er heftete die Augen auf ſeine rechte Hand, als wolle er ſich an den blitzenden Edelſteinen der Ringe ergetzen. Plötzlich ſprang er, wie aus einem Traume erwachend, vom Ruhebette empor, und trat dem Harrenden entgegen mit den Worten:

„Verzeih! ich ſah Dich, als Du eben eingetreten ſein mochteſt, in meiner Phantaſie ſo lebhaft, daß ich Dich in der Wirklichkeit nicht erblickte. Laß in mir den Dichter gelten, wie ich in Dir den Weiſen! Warum entbehrte ich Deine Gegenwart ſo lange?"

**Seneca.** Sich mißfällig aufzudrängen, wagte der Vergeſſene nicht.

**Nero.** Wie kommt es, daß der Nichtvergeſſene heute das Wagſtück unternahm?

**Seneca.** Weil er es wagt, um ſeine Vergeſſenheit zu bitten.

**Nero.** Kann ich Unmögliches gewähren? Wer vermöchte den Mann zu vergeſſen, deſſen Worte wie die Memnonsſäule vor jedem Sonnenſtrahl erklingen? Du haſt mich gelehrt, die Wahrheit zu ehren; ich geſtatte Dir alſo offenherzig zu ſprechen. Sei jedoch auf Deiner Hut, im Feuer der Rede den Cäſar Nero nicht mit dem Knaben Nero zu verwechſeln! Du weißt es, Künſtlernaturen ſind reizbar.

**Seneca.** Es ſind nunmehr vierzehn Jahre, Cäſar Nero, daß Du mein Schüler warſt, acht Jahre, daß Du Rom's Herr und Gebieter biſt. Meine große Aufgabe war, Dich die ſchwere Kunſt der Selbſtbeherrſchung zu lehren, um Menſchen beherrſchen zu können. Du ſelbſt und die Götter wiſſen es, ob und wie Du das Dir anvertraute hohe Amt nach allen Deinen Kräften als Schickſalslenker und Vater von Millionen erfüllt haſt. Mir geziemt zu ſchweigen; die Nachwelt wird ſprechen — und richten. War ich bemüht, Dir die Schätze des Geiſtes zu öffnen, ſo haſt Du mich mit irdiſchen Gütern überhäuft, und meinem Glücke hienieden fehlte nichts, als daß es zu groß war, größer als meine Wünſche und Bedürfniſſe. Mein Anſehen zog mir den Haß, mein Reichthum den Neid Vieler zu. Ich wollte mit Wenigem zufrieden leben, und Deine Huld umgab mich mit Schätzen; ich wollte einſam in einem ſtillen Thale unter Blumen wandeln, und Deine Gnade verſetzte mich unter die Sterne, die an Deinem Throne ſtrahlen. War es des Schickſals Wille, mir eine ſo ſchwere Prüfung aufzulegen? Nicht Geld und Rang, nur das Gelingen meines Werkes vermochte mein redliches Streben zu belohnen. Ich, ein Bewohner der hiſpaniſchen Provinz, nur dem Ritterſtande angehörig wurde nun den Großen des Reiches zugezählt. Zu Männern hohen Adels, auf eine lange Reihe berühmter Ahnen geſtützt, ward mein neues Haus emporgehoben. Wo bleibt nun das mit Wenigem zufriedene Herz, des Weiſen höchſtes Ziel und Glück? Vor ſolchen Paläſten, vor ſolchen Landhäuſern und Gärten, vor ſolchem Reichthum und Ueberfluß hätte ich fliehen ſollen, wie vor einer Schlange. Was kann mich entſchuldigen, daß ich es nicht that? Für meine Rechtfertigung ſpricht nur das Eine: Ich durfte es ohne Frevel nicht wagen, die Geſchenke Deiner grenzenloſen Großmuth auszuſchlagen. Nun haben wir Beide unſer Maß erfüllt, unſere Rechnungen abgeſchloſſen: Du, indem Du gabſt, was ein edler Fürſt ſeinem Freunde geben kann; ich, indem ich leiſtete, was ich zu leiſten vermochte, zu leiſten verpflichtet war. Du ſtrahlſt auf Deiner Höhe, ich ziehe mich in die Dunkelheit zurück. Du beherrſcheſt die Gegenwart, ich wirke für die Zukunft; Du erſchöpfeſt das Leben, ich bereite mich zum Tode.

Bei den letzten Worten ſchauderte Nero unwillkürlich. Seneca fuhr fort: „Wie ein Arbeiter, der nach zurückgelegtem Tagewerk ſich in ſeiner Hütte mit einfacher Koſt und ſtiller Ruhe begnügt: wie ein Wanderer, nachdem er Länder und Meere durchzog, ſich glücklich fühlt, ſeine Heimath erreicht zu haben, um ſeine Tage in Ruhe zu enden; wie ein alter Krieger nach durchfochtenen Schlachten, Verzicht leiſtend auf Beute und Lorbeern, ſich im Schooße des Friedens bettet: wie die Erde, von der Mittagsglut verſengt, von Menſchen und Thieren zerſtampft und zerwühlt, wenn die Sonne untergegangen, und das prächtige Farbenſpiel der vielgeſtaltigen Wolken an dem von Gold und Purpur leuchtenden Abendhimmel erloſchen iſt, der erſehnten Dämmerung in die Arme ſinkt, und, in kühlende Schatten gehüllt und vom leiſe gleitenden Himmelsthau geſtärkt, in wohlthätiger Stille neu auflebt und vor Freude duftet: ſo, erhabener Cäſar! ſehnt auch Dein ergrauter Lehrer ſich aus dem Menſchengewühl, aus dem Taumel nichtiger Lebensfreuden, aus dem blendenden Glanze ſchwelgender Pracht, nach Ruhe, Stille und Einkehr in ſich ſelbſt; der Welt gehöre ich nur dadurch noch an, daß ich ihr in den Früchten meines Geiſtes lebe. Erlaube mir denn, Cäſar Nero, daß ich Dir den Ueberfluß der Reichthümer, mit welchen Deine Großmuth mich überhäufte, dankbar zu Füßen lege! Geſtatte, daß ich meinen ſchimmernden Palaſt und meine prächtigen Villa's verlaſſe, mit denen Du Andere, die vor Begierde nach irdiſchen Gütern lechzen, beglücken wolleſt! Mir genüge ein unſcheinbares Haus und ſo viel Einkommen, als hinreicht, meine mäßigen Bedürfniſſe zu beſtreiten! Wie ein Anderer um ſolche Herrlichkeiten des Lebens bitten würde, ſo flehe ich Deine Gnade an, dieſe drückende Laſt von mir zu nehmen."

Nero's Antlitz hatte ſich während dieſer Rede verfinſtert; ſeine Augen ſprühten Funken. Er hatte von dem ſtrengen Lehrer Tadel, Vorwürfe und Zurechtweiſungen erwartet, und mußte nun eine ſolche unerwartete Bitte vernehmen. Der erſte Eindruck, welchen die Ueberraſchung hervorbrachte, war ein mächtiges Erſtaunen. Seneca erſchien ihm ſo groß, er ſelbſt ſich ſo klein, Seneca ein Herrſcher auch ohne Thron, er ſelbſt des Thrones nicht würdig. Jetzt entſpann ſich in Nero's Innerm ein mächtiger Kampf. Er fühlte ſich in der erſten Aufwallung augenblicklich gerührt; er mußte, mehr von der Phantaſie, als vom Herzen hingeriſſen, ſich zurückhalten, den Greis nicht zu umarmen. Es wäre auch geſchehen, hätte ſich ſeiner nicht der aufgeſchreckte Gedanke bemächtigt, wie ſehr er, dem Edlen gegenüber, im Unrecht ſtehe. So erwachte in ihm das demüthigende Gefühl der Beſchämung; die Beſchämung entflammte den Zorn, und das Beſtreben, den Zorn jetzt zu unterdrücken, bewog ihn, ſeine ganze Verſtellungskunſt aufzubieten. Seine Mienen nahmen den Ausdruck freundlicher Rührung an, und er begann mit dem weichen Tone des Gekränkten:

„Wenn ich es vermag, Deine wohl überdachte und wohl eingeübte Rede ganz unvorbereitet auf eine, meines großen Vorbildes nicht unwürdige Weiſe zu erwiedern, ſo liegt ſchon hierin der treffendſte Beweis, wie ſehr der dankbare Schüler dem Meiſter verpflichtet ſein muß. Mit ſolchen unvergänglichen Schätzen haſt Du meinen Geiſt bereichert, und nun verſchmähſt Du, Stolzer, die armſeligen Gaben, welche ich, das Geſchöpf Deiner Weisheit, auf den Altar der Dankbarkeit lege? Mag es Dir und Andern auch viel zu ſein ſcheinen, mir ſcheint es wenig; ich kann nur bedauern, daß ich nicht mehr zu thun vermochte; ich muß errothen, daß Du, den ich mehr als Alle liebe, nicht Alle an Würden, Macht und Glanz übertriffſt. Wie könnte ich zugeben, daß Du, Deinem ſchönen Wirkungskreiſe entſagend, Dich in die Einſamkeit zurückziehest? Steht Dein Geiſt nicht im Mittagsglanze ſeiner Kraft? Bedarf ich der weiſen Rathſchläge des erprobten Lehrers, des bewährten Freundes nicht jetzt vielleicht mehr als je? Rom könnte eher einen Cäſar entbehren als Nero ſeinen Seneca. Wollteſt Du mich verlaſſen, ſo würdeſt Du ein Verbrechen begehen an der Menſchheit. Ich darf es alſo nicht zugeben, daß Du von mir ſcheideſt. Eben ſo wenig kann ich in die Zurückgabe meiner Geſchenke willigen; es wäre eine Beleidigung, die ich ſchwer ahnden müßte. Nähme ich die Reichthümer, die ich Dir zugewendet habe, wieder zurück, ſo würde alle Welt Deine Genügſamkeit und Deinen Edelſinn preiſen, meine Habſucht und meinen Geiz aber tadeln und ſchmähen. Geziemt es einem Weiſen, ſich Ruhm auf Koſten des guten Rufes eines Andern zu erwerben? Und ſo gebietet Dir denn der Cäſar, Dein Eigenthum bis an das Ende Deines Lebens zu behalten, und Deine Pflicht gegen ihn und den Staat ſo lange zu erfüllen, als Du ſie zu erfüllen vermagſt!"

Nero umarmte und küßte den Greis, ausrufend: „Mit dieſen Armen halte ich Dich feſt, und nur der Tod ſoll Dich von mir trennen."

Seneca verließ den Mächtigen nach dieſem Gewaltſtreich aufgedrungener Gnade betrübter und troſtloſer als Andere, denen eine Gnade, um welche ſie kniefällig baten, verweigert wird, denn er ſah in ihrem Glanze nur den Blitz ſeines nahen Verderbens, in Nero's Großmuth nur ein Gaukelſpiel.

Als Seneca das Gemach verlaſſen hatte, verwandelte ſich Nero ſogleich in das Gegentheil von dem, was er erſt zu ſein geſchienen hatte. Er hob die geballte rechte Hand empor, und rief mit gepreßtem Athem:

„Heuchler! Dir ſoll es nicht gelingen, mich zu beſchämen! In Glanz und Fülle ſollſt Du leben bis zu Deinem letzten Athemzug! Ich will aber dafür ſorgen, daß der Tod Deinen Glanz auslöſche, Deine Schätze verſchlinge.“

## XXXII.

## Gattin und Buhlerin.

Von dieſer heftigen Aufregung getrieben, eilte Nero zur Buhlerin Poppäa, um ihr den Inhalt ſeiner Unterredung mit Seneca und den hiernach gefaßten Entſchluß zu deſſen Ermordung mitzutheilen. Sie nahm die Kunde mit geheimnißvollem Lächeln auf und ſagte: „Was kümmert der berühmte Weltweiſe mich? Gleichgültig iſt mir ſein Leben, gleichgültig ſein Tod. Beides hat auf mich Thörin keinen Einfluß, um ſo mehr aber auf Dich, geliebte Seele! denn ſo lange der Meiſter lebt, wird der Schüler nicht Herr ſein, weder ſein eigener, noch über Rom.“

Sie wünſchte dem Cäſar Glück, daß er den Muth habe, dieſen entſcheidenden Schritt zu thun. Nachdem ſie viel von der innigen Liebe ihres treuen Herzens geſprochen und in den zärtlichſten Liebkoſungen ſich erſchöpft hatte, die kein Ende nehmen wollten und doch, ſo lange ſie auch ſchon währten, auf den Schwingen des Augenblickes hinzufliegen ſchienen, und ſo verbraucht ſie auch waren, noch immer den Reiz der Neuheit behaupteten, hüllten ſich ihre Mienen in den Schleier wehmüthiger Trauer; Thränen traten in die Augen, deren Lichtſchmelz mit dem Glanze der flüſſigen Perlen wetteiferte, und ſie begann mit leiſer Stimme: „Und nun ein ernſtes Wort! Unſer bisheriges Verhältniß darf und kann nicht länger beſtehen. Klugheit und gute Sitte gebieten, daß es ende. Wir müſſen ſcheiden. Der Taumel, deſſen Wonne uns betäubte, muß ſchwinden; der Zauber, der uns gefangen hielt, muß gelöst werden. Die Geliebte muß der rechtmäßigen Gattin weichen. Octavia, Dein gutes Weib, muß glücklich werden; Nero muß rein daſtehen vor aller Welt. Poppäa ſoll nicht länger das Glück zweier Weſen ſtören, die für einander geſchaffen, durch das Geſetz mit einander verbunden ſind, allen Uebrigen ein Vorbild von Liebe und Treue! Dein Weib kann ich nicht werden, Deine Buhlerin will ich nicht ſein. Die Enkelin glorreicher Ahnen darf ſich nicht dem Haſſe des Senates, der Verachtung des Volkes preisgeben. Der Ehrfurcht, die ich ihnen ſchuldig bin, geziemt es höher zu ſtehen als meine Liebe. Ja — ich will, ich werde, ich muß Dich lieben bis zum letzten Hauche meines Lebens, aber dieſe Liebe ſoll in meinem Herzen glühen wie die ewige Lampe im Heiligthume eines Grabmals! Octavia ward unglücklich durch mich; ſie werde nun auch glücklich durch mich! Ich beſchwöre Dich, Geliebter, Sie zu lieben wie mich! Euer Glück ſei das meinige! Eine Liebe, die nicht zum Wohle des Geliebten entſagen kann, iſt keine Liebe, weil ſie des Schönſten und Höchſten nicht fähig iſt. Ich habe Dir meinen Gatten zum Opfer gebracht, ich ſetze meinem Werke nun den Kranz der Vollendung auf, indem ich mich ſelbſt Dir opfere. Ich ſcheide von Dir, um Dich ewig beſitzen zu können. Ich ſei, im Schooße der Einſamkeit verborgen, vergeſſen von aller Welt, — nur von Dir nicht! Du ſtrahle gefahrlos und in Lebensfreude auf dem Thron! Und ſoll ich an die Fortdauer Deiner Liebe glauben, ſo beſchwöre ich Dich, in Octaviens treuer Liebe glücklich zu ſein — aus Liebe zu mir!"

Dieſe Worte voll Glut und geheucheltem Edelſinn verfehlten ihre wohlberechnete Wirkung nicht. Nero, entzückt über die Größe einer ſolchen Liebe und betäubt von der Gewalt der ſchönen Worte, umſchlang die durch Thränen lächelnde Zauberin mit beiden Armen. Lippen und Augen küſſend, ſchwor er bei allen Göttern, er könne ohne ſie nicht leben; ſie dürfe nicht von ſeiner Seite weichen; ſie müſſe Glück und Thron mit ihm theilen.

Poppäa entwand ſich ſchweigend ſeinen Armen und verließ mit geſenktem Haupte das Gemach. Nero verſank in tiefes Nachſinnen, um ein nicht-gewaltſames Mittel aufzufinden, welches ihm einen guten Scheingrund geben könnte, ſich von Octavia zu trennen. Er glaubte ihn endlich in dem Umſtande zu finden, daß Octavia ihm keine Kinder gebar, und er auch von ihr keinen Thronerben zu hoffen habe.

Poppäa hatte indeß ſchon einen wirkſameren Grund erſonnen, und ſie ſchritt nun raſch zur Ausführung des frevelhaften Planes.

Eucercus, Einer von Nero's muſikaliſchen Sclaven, war ein vorzüglicher Flötenſpieler. Die ſanfte Octavia, welche die weichen lieblichen Töne dieſes Inſtrumentes ſehr liebte, ließ den Künſtler öfter rufen und ergetzte ſich dann im Kreiſe ihrer Sclavinnen an den ſchönen Melodien, von welchen ſie nicht ſelten bis zu Thränen gerührt wurde.

Poppäa beſtach nun Einen der Mitſclaven zu der Ausſage, er habe, hinter einem Thürvorhange lauſchend, geſehen, wie Octavia, nachdem die Sclavinnen ſich aus dem Gemache entfernt hatten, in die Arme des Flötenſpielers geſunken ſei und ihn zärtlich geküßt habe.

Dieſe erwünſchte Nachricht wurde dem Cäſar vom Tigellin hinterbracht. Der vorgeführte Sclave beſtätigte die Anklage mündlich. Nero befahl dem Tigellin, ſich nach ſeinem Gutdünken die nöthige Ueberzeugung von der Wahrheit der Angabe zu verſchaffen. Tigellin ſchlug den, wie er glaubte, kürzeſten und ſicherſten Weg ein. Er ließ, ehe die liebevolle, treue, edle Octavia ahnen konnte, welcher Entehrung ſie beſchuldiget wurde, ihre Sclavinnen nächtlicher Weile auf der Folter verhören, nicht zweifelnd, die Heftigkeit der Martern würde die Gefolterten dahin bringen, Alles zu ſagen, was er von ihnen hören wollte. Er hatte ſich aber getäuſcht. Die Treue ſiegte über den Schmerz. Nur zwei Sclavinnen mit Sclavenſeelen ließen ſich durch die Qualen der Folterwerkzeuge zur Beſtätigung der falſchen Anklage hinreißen; die treue Anhänglichkeit der Uebrigen an die Gebieterin trotzte allen Schmerzen; ſie erklärten ſich mit Abſcheu gegen den lügenhaften Frevel; ſie würden lieber den qualenvollſten Tod erleiden, ehe ſie ſich des Verbrechens ſchuldig machen wollten, ein unwahres Wort gegen die Reinheit der ſchuldloſen Herrin auszuſprechen und die Strafe der zürnenden Götter auf ſich zu ziehen.

Dieſes rühmliche Benehmen des größten Theiles der mißhandelten unglücklichen Sclavinnen, und die würdige Haltung des Eucercus hinderten den Tigellin, einen vollen Beweis des Treubruches der makelreinen Fürſtin herzuſtellen. Er eilte, alles Andere vergeſſend, zu Nero um ſich mit ihm zu berathen.

Einſam ſaß Octavia in ihrem Schlafgemache. Die Strahlen der Morgenſonne verklärten die holde Geſtalt, die in einer blendend weißen Tunica, von gleichfarbigem Schleier umfloſſen, ein Marmorbild der Unſchuld zu ſein ſchien. In den milden Zügen des blaſſen, von einem ſanften Pfirſichblütenroth leicht überflogenen Geſichtes lag eine rührende Trauer. Blondes Haar umgab das ſchöngeformte Haupt wie lichtes Gewölk den Mond. Die gefalteten Hände lagen wie betend auf dem Schooße, während die tiefblauen Augen, thränenfeucht, ohne Thränen zu vergießen, in unerfüllten Träumen eines warmen Herzens voll Sehnſucht durch das, ihr gegenüber offene Fenſter in den goldenen Himmel hinausblickten. Holdes Weſen, zur Liebe geſchaffen, und dennoch ungeliebt, wie ſchmerzlich mußten deine Leiden ſein! Im zwanzigſten Lebensfrühling blühend, in unerwiederter

Hingebung ſchmachtend, vermählt an einen dich verkennenden, nicht beachtenden Gatten ohne Gegenliebe, an einen Gatten, der in dir nicht den beglückenden Genius des Lebens, ſondern nur die Spenderin eines Thrones ſah, der ihm, ohne dich als Gattin anzunehmen, nicht zu Theil geworden wäre, — mußteſt du die ſchöne Jugend deines in Herzensfülle glühenden Lebens als ein verlorenes Kleinod betrauern! Gekettet an einen Mann, der, im Taumel toller Leidenſchaften ſich gefallend, dich nicht verſtand, nicht verſtehen wollte, ja dich beinahe haßte, weil deine Seelenſchönheit ihm zu rein, dein Herz zu gut und zu edel war, mußteſt du, arme Dulderin, wenn du weniger ſanft wareſt, die Götter anklagen, daß ſie dich, Wunderblume, ſo überreich begabt hatten!

In den ſinnigen, in Wehmuth lächelnden Geſichtszügen war auch jetzt der tägliche Morgen- und Abendgedanke der Unglücklichen zu leſen:

„Warum liebt er mich nicht, er, den ich ſo innig liebe? warum zerſtört er mein Leben, er, für den allein ich leben will? Was erübrigt mir noch, um ſeine Liebe zu gewinnen? Ich gab ihm den Thron und mein Herz, und er entehrt den Thron und zermalmt mein Herz! O ihr Götter des Himmels! erleuchtet meine Seele, daß es mir Ungeliebten noch gelinge, den Geliebten dem Guten und mir ſelbſt zu gewinnen! Es wird gelingen; ihr Götter ſeid ja den Schuldloſen gnädig. Ich will dulden und harren.“

So wie am nächtlichen Himmel, von ſchwarzen Wolken bedeckt, oft nur ein einziger Stern ſichtbar iſt, der in voller Reinheit ſeines bläulich ſilbernen Glanzes ſchimmert, ſo erſchien auch Octavia in der Zeit jenes allgemeinen Sittenverderbniſſes als das einzige vollkommen reine, gute und edle Weſen in Rom. O des herben Geſchickes, daß ſo oft die Beſten hienieden die Unglücklichſten und die Liebevollſten auf ſchmerzliche Entſagung beſchränkt ſind!

Während Octavia auf dem Ruhebette ſaß, befremdet, daß keine ihrer Sclavinnen erſchien, um die am Morgen ihnen obliegenden Geſchäfte zu verrichten, klangen aus dem vor dem Fenſter blühenden Blumengärtchen weiche Flötentöne zu ihr hinauf. Es war Eucercus, der ſich vernehmen ließ. Er glaubte, Octavia wiſſe, nicht nur um die gegen ſie erhobene Anklage, ſondern auch um das nächtliche Verhör; er wollte ihr dadurch wenigſtens zu erkennen geben, daß er lebe und kein Verräther ſei. Die traurige Melodie der ſchmelzenden Töne ergriff das Herz der Dulderin mit ſolcher Macht, daß ein Strom heißer Thränen über die Lilienwangen herabquoll. In dieſem Augenblick ward der Verhang von der Thür zurückgezogen, und eintraten die vier Jammergeſtalten der gefolterten Sclavinnen, jede derſelben theilweiſe verkrüppelt: die Erſte mit gebrochenem rechten Arme, der ſchlaff und ſchlotternd an der Seite herabhing; die Zweite auf gelähmten Füßen hinkend; die Dritte mit gekrümmtem Rücken und verrenkten Hüften; der Letzten floß Blut aus den geblendeten Augen. Zwei der Leidensgenoſſinnen führten ſie. Sie brachen in laute Wehklagen aus. Octavia ſank vor Entſetzen auf das Ruhebett zurück, kaum ihrer

Sinne mächtig. Als ſie ſich nur ſo viel erholt hatte, um die Unglücklichen näher zu betrachten, nöthigte ſie dieſelben, ſich zu ſetzen und das Unbegreifliche zu erklären. Die Eine beklagte, das holde Antlitz der gütigen Herrin nicht mehr ſchauen, die Andern beweinten die Unfähigkeit, ihr nicht mehr dienen zu können, Alle aber vergaßen ihre eigenen Leiden, als ſie, von Unwillen geſtachelt, die frevelhafte Anklage gegen die Fürſtin, die erlittene Mißhandlung, ihre ſtandhaften Ausſagen für Recht und Wahrheit, und die, der reinſten Unſchuld drohenden Gefahren erzählten.

Ehe Octavia noch Zeit gewonnen hatte, ſich von ihrem Erſtaunen zu erholen, trat Tigellin mit Soldaten von der Leibwache in das Gemach und ließ die Sclavinnen, ihr Jammergeheul nicht beachtend, mit Gewalt wegführen.

Er ſelbſt blieb zurück, bat Octavia ſich zu ſetzen, weil zarte Frauen das Unliebſame ruhend leichter vernehmen, und begann mit dem ihm eigenen leichtfertig frevelhaftem Lächeln:

„Die Anweſenheit der auf eine etwas kräftige Weiſe verhörten Mägde enthebt mich zu meinem größten Vergnügen der unangenehmen Nothwendigkeit, die verdrießliche, durch Jene Dir bereits bekannt gewordene Geſchichte ausführlicher beſprechen zu müſſen. Der Anfang ſei daher zugleich auch der Schluß! Cäſar Nero iſt zwar bereit, bei Deiner Tugend, erhabene Frau, zu ſchwören, und für Deine Unſchuld ſeine Hand, wie ein zweiter Mucius Scävola, in's Feuer zu legen. Die Richtigkeit der gegen Dich erhobenen Anklage konnte zwar nicht ſtreng erwieſen werden, aber —

ſprächen auch alle Götter für Dich — Verdacht haftet dennoch auf Dir, und einer Herrin Deines hohen Ranges bricht auch der gegen ſie ſprechende ungünſtige Schein den Stab. Es möge Dir alſo belieben, dasjenige zu werden, was Tauſende ſchon geworden ſind: das Opfer unglücklicher Verhältniſſe! Dein zärtlicher Gemahl liebt Dich zu innig, als daß er den Schmerz ertragen könnte, Dich nochmal zu ſehen; er iſt aber feſt entſchloſſen, Dir bei der unverzüglichen Trennung einen neuen Beweis von der Stärke ſeiner Liebe zu geben, indem er Dich mit jährlichem Einkommen reich ausſtattet, und Dir das ſchöne Campanien zum Aufenthalte beſtimmt. Wenn Etwas ſchon geſchehen muß, ſo iſt es am beſten gethan, es geſchehe ſogleich! Empfange alſo aus dem Munde Deines unwürdigen Dieners das Lebewohl Deines Gemahls und die innigſten Wünſche für Dein Wohl! Erlaube dem theilnehmenden Freunde, die Verſicherung beizufügen, daß eine von den Göttern mit allen Vorzügen ſo herrlich ausgeſtattete Frau, auch ferne vom Gemahl und in jedem Verhältniſſe ſo glücklich ſein muß, als ſie es zu ſein verdient. Die Perle trägt ja ihren Werth und ihren Preis in ſich. Und ſo werde denn das Unvermeidliche ſogleich vollzogen! Die Sänfte ſteht für Dich zur Reiſe bereit. Deine Schätze werden mit Dir wandern und das Deinem hohen Range gebührende Gefolge wird Dich begleiten."

Als Tigellin dieſe Rede geendet hatte, zeigten ſich auf ſeinen Wink zwei Tribune der Leibwache an der Thüre, hinter ihnen die von Sclaven getragene Reiſeſänfte. Tigellin führte die, keines Lautes Mächtige, in das wandelnde Gefängniß. Kaum auf die mit Gold geſtickten Purpurkiſſen geſunken, ſank das unglückliche Schlachtopfer einer Buhlerin in eine wohlthätige Ohnmacht, welche ihr nebſt dem Bewußtſein auch das herzzermalmende Gefühl der Leiden raubte.

## XXXIII.

## Das Verhör.

Als Octavia am Orte ihrer Verbannung angekommen war, wurde ſie von der Leibwache unter dem Vorwande einer Schutz- und Ehrenwache ſo umgeben, daß ſie keinen freien Schritt thun, kein freies Wort ſprechen konnte. Ahasver hatte indeß dafür geſorgt, daß das traurige Schickſal der Verſchwundenen dem Volke, welches die Holde vergötterte, bekannt wurde. Er beſchäftigte ſich jetzt ausſchließend damit, den Cäſar in den Strudel ſeines wahnſinnigen Treibens immer tiefer hinein zu reißen, und ihn mit jedem Tage verhaßter zu machen. Ahasver, der Freund der böſen That und der Feind aller Menſchen ohne Unterſchied, kannte ja kein größeres Vergnügen, als ein Opfer nach dem andern zu wählen, um daſſelbe zu Verbrechen zu ſtacheln, und an den Rand des Verderbens zu ziehen, in welchen es unvermeidlich hineinſtürzen mußte. Sein Werk war es auch, daß Poppäa, nachdem Octavia aus Rom kaum entfernt war, mit der thörichtſten Unbeſonnenheit und

Haſt, auf den Vollzug der Vermählung mit Nero drang, welche, auf ihr Verlangen, öffentlich mit Pracht und Glanz gefeiert werden mußte. Das Volk, bereits aufgewiegelt durch Ahasver's unaufhörliche Schilderungen von dem, Octavien widerfahrenen Unrecht und von ihren Leiden, wurde beim Anblick der Vermählungsfeier im höchſten Grade erbittert. Es brach in laute Klagen und Drohungen aus; Schaaren rotteten ſich auf dem Forum und dem Marsfelde zuſammen, und unverkennbare Spuren der Neigung zu gewaltſamem Aufruhr zeigten ſich. Vergebens ſuchte Tigellin das drohende Gewitter als gefahrlos zu ſchildern und den Groll des wankelmüthigen Pöbels lächerlich zu machen. Die verſchwenderiſch vertheilten Geſchenke an Geld, Brot und Fleiſch blieben unberührt, die öffentlichen Spiele unbeſucht.

Nero, in gleichem Grade heftig als leicht eingeſchüchtert, fürchtete die Wuth des Pöbels, noch mehr aber den Willen Ahasver's, der nun einmal Octaviens Zurückberufung beſchloſſen hatte. Den Verzagten trieb die Verzweiflung der Verzagtheit jetzt dahin, daß er ſich ſogar den dringenden Gegenvorſtellungen Tigellins und der neuen Gemahlin widerſetzte. Er gab dem allgemeinen Verlangen nach. Octavia wurde zurückgerufen. Ahasver brach über dieſen Entſchluß in wildes Gelächter aus, über ſich ſelbſt ſtaunend, daß er, der Böſe, eine gute That bewirkt, er, der Nichtige, den Mächtigen bezwungen habe. Er tröſtete ſich aber durch den Gedanken, daß unter ſeinen Händen auch das Gute eine Quelle des Böſen werden müſſe.

Octavia war indeß in Rom angekommen; man hatte aber die Vorſicht getroffen, ſie in der Stille der Nacht und ſo geheim als möglich in die Stadt zu bringen. Deſſen ungeachtet begrüßte Ahasver ſie beim Ausſteigen aus der Sänfte am Thore des ihr eingeräumten Hauſes, und am nächſten Morgen war die Kunde ihrer Ankunft in Rom verbreitet.

Das Volk, vom Freudentaumel ergriffen, eilte nun, die Stärke ſeiner Liebe zur angebeteten Herrin durch die Größe ſeines Haſſes gegen die verabſcheute Nebenbuhlerin zu zeigen. Hunderte ſtrömten in den Tempel des capitoliniſchen Jupiters und feierten das herzlichſte Dankfeſt mit Opfern und Gebeten. Die Bildniſſe der Poppäa wurden niedergeriſſen, zum Theile ſogar zerſchlagen, jene der geliebten Octavia aber mit Blumen bekränzt, und mit Jubelgeſchrei durch die Stadt getragen. Ahasver weidete ſich an dieſem Anblicke mit boshafter Freude. Eine bedeutende Menſchenmenge eilte in der Meinung, Nero habe Octavia freiwillig zurückgerufen und ſie in ihre Rechte wieder eingeſetzt, lärmend und drängend in den kaiſerlichen Palaſt. Lobpreiſungen des edlen Cäſars erfüllten die Luft. Dieſen Augenblick benützte Tigellin. Er machte den beſtürzten Nero glauben, eine Maſſe von Aufrührern ſei in den Palaſt gedrungen, ließ eine Kohorte der Leibwache anrücken und die „Heil dem Cäſar!“ Rufenden, mit Gewalt auseinander treiben. Mehre wurden getödtet, Viele verwundet. Nero umarmte den Betrüger, und befahl ihm, die niedergeriſſenen, aber noch nicht zerſchlagenen Bildſäulen ſogleich wieder aufrichten und bewachen zu laſſen.

Poppäa warf ſich dem Gemahl zu Füßen, erhob als Flehende ihre Lilienarme und rief: „Dein Weib zu ſein, das an Stärke und Treue der Liebe jede Andere überträfe, war das höchſte Ziel meiner Wünſche. Jetzt aber handelt es ſich nicht mehr um das Glück meines Lebens, ſondern um mein Dir ſo theures Leben und Dein mir ſo theures Leben. Nicht der Pöbel iſt's, der einen Aufſtand wagt; Octaviens Parteigänger ſind's, die, den Namen des Volkes mißbrauchend, ſich mitten im Frieden Gewaltthaten erlauben, deren kaum der zügelloſe Krieg ſich erdreiſtet. Du ſollſt fallen; mich trifft der Tod nur, weil ich Deine treueſte Freundin bin. Meine unbegrenzte Liebe zu Dir, iſt das große Verbrechen, deſſen ſie mich beſchuldigen. Ein neues Herrſcherpaar, abhängig von den Empörern: Octavia und der ägyptiſche Flötenſpieler, ſollen den Thron beſteigen. Willſt Du dulden ſolchen Frevel, ſolche Schmach? Gib ihnen mein Leben preis, ſchütze aber Dein Leben und Deine Ehre! Ich darf entſagen: Dir verbieten es Deine Ahnen, die Götter und Rom's Wohl. Octavia glaubt das Recht zu haben, den Thron, welchen Du durch die Vermählung mit ihr erhielteſt, Dir auch wieder entreißen zu dürfen. Nur ihr Tod kann Dir Thron und Leben ſichern.“ —

Nero hob die noch immer Kniende zu ſich empor; er umſchloß ſie mit beiden Armen, küßte ſie und rief in Extaſe: „Kein Leben, kein Thron ohne Dich! Octavia iſt die Störerin unſere Glückes; ich habe ſie nie geliebt, nun muß ich ſie haſſen. Verlaſſe mich! Sei ruhig! Nero wird handeln als — Nero!“ — Als Poppäa, das glühende Antlitz mit Thränen bedeckt, ſich entfernt hatte, ließ Nero ſeinen Günſtling Tigellin zu ſich rufen. Er ging dem Eintretenden haſtig entgegen mit den Worten: „Freund! befreie mich von der Feindin! Jedes Mittel, dies zu bewirken, ſei Dir geſtattet. Vor meinen Augen erſcheinen ſelbſt Du erſt dann, wenn Du mir die Kunde des vollzogenen Befehles bringſt! Jede Minute iſt koſtbar. Geh und handle nach Deinem Gutdünken.“

Tigellin ſchloß ſich in ſein Zimmer ein. Auf einem prächtigen und üppigen Ruhebette liegend, dachte er über den Vollzug des ſchrecklichen Befehls zum Morde der Unſchuld mit eben der heitern Gemüthsruhe nach, als hätte er den Auftrag erhalten, ein glänzendes Freudenfeſt anzuordnen. Das Reſultat ſeines eben nicht langen Nachſinnens ging dahin, er müſſe einen Menſchen ſuchen, der ſich bereit fände, ſich nicht nur ſelbſt als Ehebrecher zu bekennen, ſondern ſich auch den Vorſatz zur Ausführung einer Staatsumwälzung andichten zu laſſen. Und wer konnte dazu geſchickter und brauchbarer ſein, als Anicet, der Mann ohne Herz und Ehrgefühl, er, der ſich ſchon als Muttermörder erprobt hatte, und dem nun als Befehlshaber der Flotte ſo viel Mittel zu Gebote ſtanden, daß man ihm den Plan zu einer Staatsumwälzung ohne Unwahrſcheinlichkeit zumuthen konnte?

Er wurde zu Tigellin berufen. Ein Böſewicht ſtand nun dem andern gegenüber, um ſich zur Vollziehung des ſchwärzeſten Verbrechens zu verbinden. Tigellin erklärte dem Helfershelfer Anicet mit wenig Worten, es handle ſich darum, daß er ſich ſelbſt öffentlich des Ehebruchs mit Octavien, und der Abſicht, nach Nero's Ermordung mit ihr den Thron zu beſteigen, ſchuldig erkläre, und ſie als die Urheberin des Planes anklage.

Anicet, der ſeit der Ermordung Agrippinens allgemein verhaßt war, und ſelbſt vom Cäſar zurückgeſetzt wurde, weil dieſer nach verübter That in ihm nur das Werkzeug eines Verbrechens ſah, worüber er ſich ſelbſt Vorwürfe machte, freute ſich der dargebotenen Gelegenheit, ein neues Verdienſt und dadurch Wichtigkeit und Belohnung zu erwerben. Er verſprach, aus Ergebenheit für den verehrten Cäſar Alles thun zu wollen, was man von ihm verlangen werde. So war denn die Sache binnen wenig Augenblicken abgethan.

Tigellin veranſtaltete ſogleich ein Verhör. Einige Senatoren ohne Kraft und Muth, blindlings ergebene Tribunen der Leibwache und ſclaviſche Freigelaſſene von Nero's Hofgefolge wurden beigezogen. Tigellin führte den Vorſitz. Octavia, von der Beängſtigung ihres ungewiſſen Schickſals befangen, mußte ſich die Vorladung gefallen laſſen. Als die edle Dulderin erſchien, erhob Tigellin ſeine Stimme, und verkündigte ihr: „Nero habe zwar, ungeachtet des auf ihr laſtenden Verdachtes, der mit Recht Verbannten im Uebermaße ſeiner Huld die Rückkehr nach Rom geſtattet. Nun aber habe ſich eine viel ſchwerere Anklage gegen ſie erhoben, nicht nur des Treubruches und des Majeſtätsverbrechens der verlezten Würde der Gemahlin eines Cäſars, ſondern auch des Staatsverbrechens einer beabſichtigten Thronumwälzung zu Gunſten eines Andern. Um ihr zu beweiſen, wie man auch jetzt noch die zarteſte Schonung für ſie beobachten wolle, werde ſie aufgefordert, ihre Schuld ſelbſt zu bekennen, damit man der traurigen Nothwendigkeit enthoben ſei, ihr zur Enthüllung der Wahrheit Zeugen entgegen zu ſtellen, oder zu verhaßten Zwangsmitteln zu ſchreiten.“ —

Octavia vernahm die Heuchelei dieſer frevelhaften Worte mit dem zürnenden Unwillen entheiligter Tugend. Im würdevollen Bewußtſein ehrenvoller Reinheit verwarf ſie den vorſitzenden Richter und die ſchmähliche Anklage, betheuernd, ihre Schuldloſigkeit ſei Göttern und Menſchen bekannt. „Mein ganzes Leben“, ſagte ſie, „war unverdientem Unglück geweiht. Das Feſt meiner Vermählung mit meinem liebloſen Gatten, dem ich den Thron der Welt zubrachte, den er nun mit einer Buhlerin theilt, war für mich ein Tag der Trauer. Durch Vergiftung wurde mir mein Vater, Cäſar Claudius, entriſſen, durch Vergiftung mein Bruder Britanicus. Akte, die Sclavin, entehrte mein Haus. Poppäa, die Buhlerin, raubte mir den Gemahl, und nun werde ich eines erdichteten Verbrechens beſchuldigt, einer Schmach, härter als der Tod! Was kann ich gegen eine ſolche Anklage erwiedern, ohne meine Würde ſelbſt zu verletzen?“ —

Tigellin entgegnete lächelnd: „Nichts wäre wohl das Beſte; da Du aber auf hartnäckigem Läugnen verharrſt, ſo gebietet mir die Pflicht, zur Herſtellung des ſchnellſten und ſicherſten Beweiſes zu ſchreiten.“ —

Er winkte. Anicet trat ein und eilte mit offenen Armen Octavien entgegen. Als dieſe ſich voll Schrecken und

Abſcheu von ihm abwendete, rief er: „Zürne mir nicht, o Theure! Iſt es mir nicht geſtattet, mir Dir zu leben, ſo will ich wenigſtens mit Dir ſterben!“ — Alle Anweſende erſtaunten über die Unverſchämtheit des Frechen. Selbſt Tigellin gab ſich, ſein bösartiges Lächeln mit Mühe unterdrückend, die Miene der Beſtürzung. Anicet ließ ſich aber nicht ſtören und fuhr fort: „O wie gerne würde ich den Thron hingeben, den Du mir verheißen, um nur noch einmal in Deinen Lilienarmen das Glück der Liebe zu genießen! Was kümmert es mich, daß Du mich zum Cäſar über Rom erheben wollteſt? Du haſt mich zum Gotte gemacht! Bleibt mir noch etwas zu wünſchen übrig?“ —

Octavia zitterte, erbleichte, ſtand endlich, erſchöpft und keines Lautes mächtig, ſtarr wie ein Marmorbild des ſtillen Wahnſinns.

Tigellin ſagte: „Anicet! Du ſelbſt bekenneſt alſo das Doppelverbrechen des Ehebruchs und der Verſchwörung gegen Cäſar Nero?“

„Ich kann es nicht läugnen!“ rief Anicet wie in Verweiflung. „Ohne Sie den Tod! Nur mit Ihr könnte Leben und Thron für mich einen Werth haben!“

Tigellin fragte: „Bedürfen wir noch eines weiteren Beweiſes, wenn der Mitſchuldige ſelbſt den Tod verdient zu haben erklärt? Octavia! Sprich!“ —

Octavia verſuchte zu ſprechen, ſie ſank aber bewußtlos zu Boden. Als ſie nach längerer Zeit wieder zur Beſinnung gekommen war, verlangte Tigellin nochmal von ihr das Geſtändniß, ob ſie ſich des ihr zur Laſt gelegten Verbrechens ſchuldig bekenne?

Octavia blickte zu Boden, leiſe ächzend: „Ein Leben ohne Ehre iſt härter als der Tod. Ihr Götter! nehmt mich auf!“ — Dann erhob ſie das Haupt und ſagte, umherſchauend mit der ſiegenden Würde der Unſchuld: „Ich verachte den Ankläger und die Richter; ich rufe die Götter an zu Zeugen meiner Unſchuld, aber — ich bin dem Grabe reif. Führt mich zum Tode!“ —

Tigellin ſagte: „Sie hat ſich ſelbſt das Urtheil geſprochen. Das Verhör iſt geendet.“

Er ließ Beide von der Leibwache abführen.

## XXXIV.

## Das Flammenfeſt.

Einige Tage nach dieſer Scene ſtand Tigellin vor dem Cäſar, dem er mit lächelnder Miene meldete, Octavia ſei auf der Inſel Pandataria, wohin man ſie brachte, angelangt. Wenige Stunden nach ihrer Ankunft habe man ſie, unter dem Scheine der Sorgfalt für ihre Geſundheit, beredet, ein warmes Bad zu nehmen. Als ſie darin ſaß, wurde die Wärme des Waſſers durch das unter dem Boden angebrachte Feuer bis zur Siedhitze geſteigert und die Jammernde durch überheißen Dampf des Bades erſtickt.

Nero ſchwieg lange. Seine lebhafte Phantaſie ward entflammt. Er ſah Octaviens qualvollen Todeskampf; er hörte ihr hinſterbendes Aechzen. Als es ihm endlich gelungen war, die düſteren Bilder zu verſcheuchen, drückte er Tigellin's Hand, und ſagte mit leiſer Stimme: „Du haſt viel für mich gethan; ob ich mehr Deinen Eifer oder Deine Klugheit rühmen ſoll, — noch weiß ich es nicht. Sei denn nach mir der Erſte in Rom! Dem muthigen Anicet melde, daß ich ihn — der Anſtand will es — nach der Inſel Sardinien verweiſen muß; ich werde aber dafür ſorgen, daß er daſelbſt wie ein zweiter Sardanapal leben mag. — Nun weg mit allem Düſtern und Ernſten! Beginnen ſollen Freudenfeſte, wobei Pracht und Schönheit wetteifern! Kunſt und Natur ſollen ſich die Schweſterhände reichen! Rom werde das Reich der Phantaſie, in dem die Göttin Poppäa Sabina thront! Ich ſelbſt will alle Plätze und Straßen beſichtigen, um mich zu überzeugen, wie Alles am beſten zu ordnen und auszuſchmücken ſein wird.“ —

Die Abendſonne verlieh den geſelligen Wolken, welche herbeigekommen waren, um der Scheidenden ein freundliches Geleite zu geben, ein buntfarbig ſchimmerndes Farbenſpiel, welches ſeinen Abglanz über Rom ergoß, als Nero mit Tigellin mehre Stadtviertel mit aufmerkſam prüfenden Blicken durchzog. Nachdem er lange ernſt und ſchweigend dahin geſchritten war, ſtand er plötzlich ſtille und rief mit ſteigendem Unwillen: „Wohin ich blicke, ringsumher krumme Straßen, ungeſtalte Plätze, geſchmackloſe Paläſte und übereinander liegende elende Hütten! Keine Schönheit der Formen, keine geregelte Ordnung, keine Einheit des Planes! Welches widrige ekelhafte Gewühl! Und dies wäre die Hauptſtadt des größten Reiches der Erde, die Weltgebieterin, die Königin der

Völker, würdig eines Cäſars, welchen kommende Jahrhunderte den Kunſtſinnigen nennen werden? In dieſer armſeligen Geſtalt ſoll ich, Cäſar Nero, den Wohnſitz meines Thrones der Nachwelt hinterlaſſen zu Spott und Schmach? Nimmer! Rom! durch mich ſollſt du zinsbaren Völkern als der Gegenſtand allgemeiner Bewunderung prangen! Durch mich ſollſt du wie der Phönix neuverjüngt aus deiner Aſche hervorgehen! Großer Gedanke, den mir die Götter ſenden, du ſollſt ſogleich in's Leben treten! Feuergeiſt, der mich beſeelt, beginne dein kühnſtes, ſchönſtes Werk! Roma vergehe durch deine Macht, um in Pracht und Herrlichkeit aus ihrer Zerſtörung neu hervorzugehen!"

In dieſem plötzlichen Ausbruch wilder Begeiſterung ward jene furchtbare Feuersbrunſt beſchloſſen, welche der Welt ein von keiner Generation erlebtes Schauſpiel geben ſollte.

Als Nero im Palaſt ankam, ließ er ſogleich die Tribunen und Centurionen der Leibwache zu ſich rufen. Die Staunenden erhielten unter dem Siegel der tiefſten Verſchwiegenheit den Auftrag, ſich mit Feuerbränden, Pech, Fackeln und Werg zu verſehen, und beim Anbruche der Nacht zuerſt die Waarenbuden der Kaufleute und die Fruchtmagazine, dann die übrigen Gebäude in Brand zu ſetzen. Reiche Belohnung wurde den Thätigen verheißen, Tod den Widerſpänſtigen und den Verräthern beſtimmt.

Die Waffenmänner, gewohnt, jeden Befehl des Gebieters mit blindem Gehorſam zu befolgen, ſammelten ihre Mannſchaft, verſahen ſie mit Brennſtoffen aller Art, und beeilten ſich, ſogleich Hand an's Werk zu legen.

Schon deckte das Dunkel der Mitternacht die dem Verderben geweihte Stadt. Schweigend zogen die Schaaren der Zerſtörer dahin, an ſchwelgenden Paläſten, an ſchlummernden Hütten. Als ſie die Buden und Magazine erreicht hatten, legten ſie, ſpähend und ſchleichend, Pech, Werg und Feuerbrände in die Einſchnitte der Dächer und in die Ecken der Wände. „Die Paläſte", ſagte ein Führer, „bedürfen keiner eigenen Brandlegung; die niedern Hütten müſſen den Prachtgebäuden für dieſes Mal ihr Feuer leihen. Laßt uns weiterziehen!"

**Ein Zweiter.** Was ſoll da herauskommen?

**Ein Dritter.** Möchte nur wiſſen, was den Cäſar zu dem Spektakel bewog?

**Erſter.** Das iſt höchſt gleichgiltig. Er befiehlt, wir vollziehen. Welche Stille!

**Zweiter.** Wird bald in Getöſe und Geheul übergehen.

**Dritter.** Wenn's nur nicht gar ſo finſter wäre! Man ſieht ja kaum den nächſten Schritt.

**Zweiter.** Ich denke, es wird bald ſo blendend hell werden, daß wir uns die Augen verhalten.

Der Führer befahl nun einige Fackeln anzuzünden, und die hingelegten Feuerſtoffe damit zu berühren.

Als dies geſchehen war, zog die Schaar weiter. In anderen Stadttheilen hatten andere Rotten zu gleicher Zeit daſſelbe Geſchäft verrichtet.

Als Nero die Meldung erhielt, daß die Brandlegung begonnen habe, ließ er ſich nach einem Bildniſſe Homer's als Sänger kleiden. Das Haupt bekränzt, eine Lyra im Arme, beſtieg er dann die Zinne ſeines Palaſtes, und ſetzte ſich auf einen goldenen, mit Edelſteinen beſetzten Dreifuß, um die zu ſeinen Füßen liegende Stadt beim Anfang und Zunehmen der Feuersbrunſt zu überſchauen, und zugleich ein Bild von der Zerſtörung und vom Brande Troja's vor Augen zu haben. Die unſelige Idee, es ſei ein Werk der Unſterblichkeit, das er in dieſer Stunde zu Roms Ehre und zum Beſten der Menſchheit vollbringen wolle, erfüllte ihn mit Begeiſterung für die Größe, welche er ſich ſelbſt andichtete. So geſchah es, daß die zügelloſe Phantaſie des Unglücklichen in dieſer Schreckensnacht bis zu einem Grade von Wahnſinn entflammt wurde, in welchem er ſogar die Geſtalten der durch ihn Ermordeten zu ſehen glaubte und mit ihnen ſprach.

Die Aufregung ſeines Innern machte ſich bald in folgenden, mit immer lauterer Stimme geſprochenen Worten Luft:

„Wie ſtolz die Marmorpaläſte ſich erheben! Wie trotzend ihre Eigenthümer drinnen die Nächte durchſchwelgen! Schwelget, ſo lange ich euch ſchwelgen laſſe! Ein Wort, ein Wink von mir — dieſe Paläſte und ihre Bewohner ſind nichts! O Gedanke des Entzückens: Rom zerſtören, Rom neu erſchaffen; Roms böſer Genius ſein, dann ſein guter werden! Tauſend Paläſte werden fallen in dieſer Nacht, und mehr denn tauſend Leichen. Ueber dem Flammengrabe aber will ich dann feiern das Götterfeſt einer Wiedergeburt, einer neuen Schöpfung unter dem Jubel von Millionen. So bin ich denn, und wär' es auch nur eine Nacht, ein

Gott an Macht und Wonne. Und ſo lade ich euch, ihr Götter des Himmels und der Erde, als Gäſte in die Flammenhalle!"

Die Saiten der erſchütterten Lyra, in dieſem Augenblick erklingend, erweckten in ihm die Idee, daß er als Dichter und Sänger mit Homer und Pindar den Lorbeerkranz der Unſterblichkeit theile. Seine Rede erhob ſich nun mit ſteigender Begeiſterung in poetiſchem Rhythmus wild dahinſtrömend:

Horch! Schon regt ſich's in dem Schooß der Nacht.
Bange Stimmen werden laut.
Hier fliegt ein Feuerkranz empor;
Dort windet eine glühende Schlange
Am Giebel ſich hinauf,
Und über dem Palaſt
Sprüht eines Nachtgeſpenſtes
Flammenauge Funken.
Ihr Feuergeiſter, die ich ausgeſendet,
Thut eu're Pflicht!
Schon wächſt das Getümmel.
Sie rennen, ſie rufen in Todesangſt;
Sie ſtarren, ſie ſchweigen, vom Schrecken betäubt,
Und Männer und Weiber,
Und Kinder und Greiſe,
Sie retten und tödten ſich wechſelweis.
Der trägt das fremde Kind
Fort ſtatt des eigenen,
Der will die Gattin aus dem Schlafe wecken,
Doch die ſchreckenlahme Zunge
Verſagt dem Sterbenden das Wort.

Mit Hab' und Gut belaſtet,
Sinkt Jener müd' und kraftlos hin;
Der And're reißt die bleiche Braut,
Der ſchon die Glut am Kleide nagt,
Vom Sturz der morſchen Mauer
Des Vaterhauſes weg.
So iſt es, unverkennbar ſo!
O daß ich doch jetzt Farb' und Pinſel hätte,
In dieſem Augenblick zu malen
Die Bilder all voll Leben und voll Tod!
Nicht doch! Der Töne Meiſter bin ich auch.
Komm, Lyra! klingt, ihr gold'nen Saiten!
Brauſt hin wie Meeresſturm und Adlerflug!
Begleitet wechſelreich
Des Sängers wildharmoniſchen Geſang!

Nero ergriff die Lyra und ſchlug mit zunehmendem Ungeſtüm die laut erklingenden Saiten.

In das Trauerkleid der Nacht gehüllt,
Liegſt du, Rom! zu meinen Füßen.
Wie die Stern' am ſchwarzen Himmelsraum
Wie Irrlichter um den todten Sumpf,
Sprühen die Funken um Palaſt und Hütte.
Sie verſchmelzen, ſie vereinen ſich,
Bilden hell aufglimmend Purpurſtreifen.
Schau ich, Eos, deine Wolkenglut?
Wogt, Apollon, mir dein Strahlenglanz?
Flammt dein Feuermeer am Himmel auf?
Es iſt kein Götterſpiel; mein eig'nes Werk!
Ich ein Prometheus eig'ner Art,
Ich bilde ſelbſt mir Sterne, Morgenroth

Und Sonnenglanz, bin ſelbſt ein Gott,
Und ſpott' in dieſer Götternacht
Der Götter und der Menſchen.
Mir dient als Genius des Feuers Kraft,
Die Alles reift, erhält, zerſtört.

Feuer! Feuer! flüſſiges Gold!
Wie bin ich dem Flammenbade ſo hold!
Feuerfunke! kaum geboren,
Schlägſt du ſchon in Flammen auf;
Zum Leuchten und Wärmen erkoren,
Fliegſt du deinen Siegeslauf.
So leicht beginnt dein kindliches Spiel;
Wer hemmt dich ſtürmend an's herrliche Ziel?
Die Schlacken laſſeſt zurück du im Moor
Und ſteigeſt geläutert und rein empor.
Du machſt zum hellen Tage die Nacht;
Durch deinen entzückenden Ruf erwacht
Der Schlaf zum Leben, das Starre zum Frühlingsgefühl.
Im Flammengrab ſterbend den herrlichen Tod,
Geht durch des Daſeins Siegesthor
Der Phönix neuverjüngt hervor.
Die Welt, gereift durch dich,
Du König der Elemente,
Führſt du vernichtend zum Ende.
Ohne dich, Feuer, wäre kein Leben
Im Himmel und auf Erden;
Der Geiſt iſt Feuer; ſoll er uns erheben,
Muß er durch dich gehoben werden.
Wo nicht dein Funke belebend ruft,
Qualmt athemlos unathembar die Luft.
Der Erde laſtender Koloß

Wird ohne dich zur Todtengruft;
Das Waſſer ſtarrt in ſeinem Schooß,
Im Aetherraum der Sterne Glanzgewimmel.
Durch dich erſt wird der Himmel ſelbſt zum Himmel.

So ſollſt du denn, herrliche Roma, vergeh'n,
Um deſto herrlicher
Als meine Roma zu erſteh'n!
Flüſternde, züngelnde, küſſende Flammen,
Schlaget die feurigen Flügel zuſammen!
Umarmet liebkoſend vertraut
Roma, die Todesbraut!
Horch, wie ſie wogen und wallen und ſauſen!
O Götterluſt!
Wie ſie lodern und raſen von außen,
So raſen und lodern ſie mir in der Bruſt.
Ringsum Alles im Feuer,
Ich ſelbſt, mein Rom, meine Leier,
Ihr Klang und mein Geſang.
Wie ſie klagen! Wie ſie ächzen!
Wie ſie in den Gluten lechzen!
Thoren! Verkennt ihr ſo den herrlichen Tod?
Preiſet ihn, wie Priamus einſt,
Als er in Troja's Flammen fiel!
Ihm ward ein Tag des Reiches und des Lebens Ziel.
Muth! Nach des Orcus Finſterniſſen
Soll euch Elyſiums Glanz begrüßen.

## XXXV.

## Die Schreckgeſtalten.

Indem Nero alſo den Sturm ſeines Innern austobte, hielt er plötzlich inne, indem er in der Tiefe der Entfernung eine dunkle Geſtalt erblickte, welche durch das Flammenmeer ſchreitend, ſich dem Palaſte näherte, endlich die Zinne desſelben und die Stelle erſtieg, wo Nero ſaß. Den Verſtummenden erfüllte die grau'nhafte Erſcheinung mit Entſetzen; eiſige Schauder ſtrömten durch die ſtarren Glieder, und er ſtieß die weithin ſchallenden Worte aus:

„Wer biſt Du, nächtliches Ungethüm, das unverſehrt durch die Flammen ſchreitet? Schreckgeſtalt, biſt Du ein Geiſt der Nacht? Biſt Du mein böſer Geiſt? — Wie komm' ich zu der albernen Kinderfurcht? Dichter Rauchqualm nahm menſchliche Geſtalt an, — und mich ſchreckt das nichtige Trugbild? — Und doch — es iſt kein leeres Nichts! — Unhold, wer biſt Du? Und wagſt Du es nicht, Dich zu erkennen zu geben, ſo wiſſe: „Ich bin Cäſar Nero! Sprich! Was ſtarreſt Du mich an mit Augen, mit Glut von Roma's Feuerbrand erfüllt?

Dicht vor Nero ſtand Ahasver. Wie das dumpfe Grollen eines unterirdiſchen Donners ſcholl ſeine Stimme:

„Zum Fluchwürdigen kommt der Fluchbeladene, an Deinem Frevel ſich zu laben. Willkommen, Genoſſe des Böſen! Gleichen wir doch einander in Allem, nur in dem Einzigen nicht: Erhaben bin ich über Zeit und Tod; Du aber, Herrſcher einer Welt, biſt Sclave Deiner Leidenſchaft und jedes Augenblickes. Du, Mörder von Tauſenden, wirſt Beute ſein des großen Mörders aller Menſchen, zum Wohl der Welt, und ich werde mich Deines qualvollen Todes erfreuen.

**Nero.** Wer die Welt beherrſcht, dem ward das Recht, ſich ſelbſt nicht zu beherrſchen. Mein Wille iſt mein Elyſium.

**Ahasver.** Bald Deine Hölle, und dieſer Brand Dein Brandmal für die Ewigkeit.

Nero ſprang empor, und umfaßte den Sprechenden voll Wuth mit beiden Armen, um ihn plötzlich in die Tiefe zu ſtürzen. Ahasver ſchleuderte ihn auf den goldenen Stuhl zurück, ihm zurufend: „Ohnmächtiger Tyrann! Stürzen magſt Du einen Fels, nicht mich. Dieſe Hand erhebend, ſchleudere ich Dich, Hülfloſer, in Dein Flammengrab; ich will aber, Du bleibeſt größern Qualen aufbewahrt."

**Nero.** Wir wollen Freunde bleiben. Diene mir! Ich will Dich mit Schätzen überhäufen.

**Ahasver.** Mir frommen Deine Schätze nicht. Den Schatz, den ich entbehre, gibt mir kein Cäſar, keine Welt: die Ruhe, der köſtlichſte aller Schätze, fremd Dir ſelbſt wie mir.

**Nero.** Ich will ſie nicht! ſie bleibe mir fern! Sie frommt dem Schwächling nur. Mein Leben ſei ein unaufhörlicher Wechſel von Luſt und Entſetzen!

**Ahasver.** Dann blicke dahin, wo das Geheul der

Sterbenden aus Flammen und Rauchſäulen wehklagt! blicke hin! Dort findeſt Du Luſt und Entſetzen vereint.

Nero blickte hin. Die Schreckensſcene steigerte die aufgeregte Phantaſie auf den höchſten Grad; ſie zeigte ihm Truggebilde ſeines eigenen Wahnes. Er glaubte die Schatten der von ihm Gemordeten zu ſehen, ihren Wehruf zu hören. Da donnerte ihm Ahasver mit teufliſcher Freude in's Ohr:

„Erkenneſt Du ſie, die Geiſter Deiner Gemordeten? Ich bin ihr Herold. Sie kommen, Luſt und Schrecken mit Dir zu theilen, zu verherrlichen das flammenhelle Todesfeſt.“

Nero, dem Schrecklichen hold, rief von der Macht der Phantaſie dahingeriſſen, mit wilder Freude: „Willkommene Gäſte! Ihr ſeid geladen: geladen ſei die Unterwelt, zu ſchauen Roms Untergang!“

Wie nun die fernen Dunſtbilder, im Schooße der Tiefe ſich bewegend, bald nächtlich dunkel, bald von der Glut geröthet, in wechſelnden Geſtalten jezt ſich emporheben, dann verſanken, rief Ahasver, gleich einem Geiſterbeſchwörer, willkürlich Schatten auf, welche Nero in zunehmender Gemüthszerrüttung mit halbem Bewußtſein für wirkliche Weſen nahm, denen er mit kühnem Trotz entgegen treten wollte.

Ahasver, voll Begierde, den Wahnſinnigen nun auf das Aeußerſte zu treiben, flüſterte ihm mit dumpfer Stimme in's Ohr: „Blick hin! die Todten grüßen Dich. Sieh! Allen voraus drängt Germanicus ſich.

**Nero.** Mit vollem Recht. Vernimm dies tragikoniſche Geſchichtchen von ſeinem Ende! Ich hatte meine Urſachen, ihn vergiften zu laſſen. Er ſtarb bedeckt mit blauen Flecken. Ich konnt' es nicht dulden, daß ſein werther Leichnam ſo häßlich entſtellt, der Welt ſich zeigte. Ich ließ ihn mit Gips bemalen; er glich dem ſchönſten Marmorbild. Der Leichenzug wandelte voll Pracht über das Forum dahin; bezahltes Wehgeſchrei erſchell. Da ward der Himmel ſelbſt gerührt; Regengüſſe ſtürzten aus den Wolken; ſie wuſchen den Leichnam ab und die eigenſinnigen blauen Flecken erſchienen neuerdings. Das ſollte aber der gute Germanicus nicht übel nehmen; denn es iſt nun einmal ſo, daß wenig Menſchen ohne blaue Flecke aus der Welt gehen. Auf Wiederſehen, liebes Geſpenſt!

**Ahasver.** Siehſt Du das Brüderchen Britanicus?

**Nero.** Der zarte Knabe! Ihn griff das Gift zu ſtark an; er ſtarb aber in meinen Armen, an meinem Herzen. Das konnte ihn für die Unhöflichkeit des Todes entſchädigen. Auf ſolche Art läßt ſich Manches im Leben gut ausgleichen.

**Ahasver.** Auch Deine Mutter Agrippina erblicke ich. Wie liebevoll ſie ihre glühenden, ſtarren Augen auf Dich heftet!

**Nero.** Wie? meine ſchöne Mutter würdigt ſich, mich zu beſuchen? O Du Ideal der Mutterliebe! Zwar haſt Du mir ſeit Deinem beklagenswerthen Tode ſchon einige Male das Vergnügen gemacht, mir in Begleitung der Furien ſelbſt als holde Furie zu erſcheinen, und in der Beleuchtung der Fackeln zeigten ſich die Formen Deiner Schönheit. Wäreſt Du nicht meine Mutter geweſen, ich hätte Dich zu meiner Liebſten gewählt; nun aber kommſt Du ohne Furien, ohne Schlangenfackeln; o wie mich das freut, Du herrſchſüchtiges Mütterchen! Nimm dieſen Kuß zum Zeichen der Verſöhnung! Du ſchüttelſt das zierliche Köpfchen? Du denkſt, ich hätte Dich ermordet? Die Luſt dazu empfand ich, offenherzig geſprochen, wohl mehr als Einmal! Sollſt nun aus dem Munde Deines unerſchrockenen Sohnes ſelbſt hören, wie oft das ungerathene Kind auf Todesarten für Dich ſann! Die Götter nahmen Dich in ihren Schutz; ihr Wille war es, Du ſollteſt lange leben; Dein Sohn war aber mächtiger als die Götter. Sein Wille war es, die Mutter ſollte ſterben, und — ſieh da! die ſchöne Mutter ſtarb, im Augenblick des Todes noch ſtolz auf die Macht des Sohnes. Wie Vieles mußte ich erſinnen, bis es mir gelang, den Beſchluß der Götter zu vernichten! Nach manchem mißlungenen Verſuche gegen Dein Leben, ließ ich endlich ein wunderſchönes Schifflein bauen; ſelbſt Kleopatra, die Dir kaum an Schönheit weichen mußte, ſie hatte kein Schiff, das jenem an Schönheit glich. Schon lag die tiefſte Nacht auf dem Lucriner See; aus ſchwarzen Wolken beſchauten ſich die gold'nen Sterne im ſchwarzen Flutenſpiegel. Wie zärtlich küßten wir uns zum Abſchied! Du ſtiegſt in das Schiff und fuhrſt nach Deiner Villa, ich blieb zurück und weinte bittere Thränen. Ich glaubte Dich nicht mehr zu ſehen. Das Schiff, ein wahres Meiſterſtück der Erfindungskunſt, ging plötzlich mitten auseinander, und — mein Mütterchen lag im Waſſerbett! Allein

— vergebens hielt der See ſie feſt, vergebens ſchlug man mit den Ruderſtangen nach ihr: Neptun verdarb den Spaß, und die falſche feige See gehorchte ihm. Wie Venus-Aphrodite kam das Mütterchen wohlbehalten an das Ufer und ſandte mir noch in der Nacht die Kunde, daß ſie dem Schutze der Götter ihr Leben verdanke, wofür der gute Sohn ihnen Opfer bringen möge. Die Wendung war gut; was blieb übrig? Ich dachte: was man auch thue, man thue nichts halb, und was man einmal begonnen, das vollende man auch! Ich ſandte Dir alſo Männer nach, deren Stahl beſſer wirkte als die Flut. Du gabſt mir das Leben, ich nahm es Dir. Wer von uns Beiden beſſer that, — die Götter wiſſen's! Mir ſcheint, das Recht war mehr auf meiner Seite. Du gabſt der Welt in mir ein böſes Weſen, ich aber erzeigte ihr durch Deinen Tod eine Wohlthat. So iſt die Sache abgethan. Mir ward der Preis zu Theil, Vergötterung Dir.

**Ahasver.** Bemerkſt Du auch jene ehrwürdige Matrone? Sie ſcheint Dir zu drohen.

**Nero.** Domitia, meine gute alte Muhme! Ich liebte Dich vom Grunde meines Herzens, noch mehr aber Deine ſchönen Villen und Paläſte in Campaniens fruchtbaren Gefilden. Ich ſehnte mich nach ihrem Beſitze; Du warſt aber ſo ungefällig, mir die Erfüllung meines Wunſches zu verſagen; auf ſolche Art ſah ich mich gezwungen, das zu nehmen, was Du mir nicht geben wollteſt. Wie lange konnteſt Du Dich denn auch des ſchönen Eigenthums noch erfreuen? Du ſtandeſt ja ſchon am Rande des Grabes, und die Genußfähigkeit war abgeſtumpft. Ich nahm alſo nur etwas früher Dasjenige, was bald auf jeden Fall mein Erbtheil werden mußte. Schön waren jene göttlichen Gefilde, Elyſiums Fluren müſſen Dir aber noch beſſer gefallen.

**Ahasver.** Was ſagſt Du zu jener Trauergeſtalt? Arme Octavia!

**Nero.** Ihre holde Seele war ein reines Waſſer, in dem der Himmel ſich ſpiegelt, aber doch — ein Waſſer. Ihre Schönheit war ein ächter Diamant, aber — ohne Glut. Ich liebte Wein und Leidenſchaft, ſie das Waſſer und die Tugend. Mir war die Zeit des Zuſammenſeins mit dieſem vortrefflichen Weſen die langweiligſte meines Lebens; ſie liebte mich, weil ich ihr Gemahl hieß, aus Pflichtgefühl. Die Willenloſe, ſie ließ ſich mir vermählen, weil Claudius und Agrippina es wollten; ich ließ ſie mir zum Weibe geben, weil ſie mir den Thron gab; der Thron ohne ſie war mir aber lieber. Das iſt die ganze Geſchichte. Daß der Kaltblütigen das Bad zu heiß war, — kann ich dafür? Sie blieb der Tugend ſo treu, wie ich meinen Untugenden. Sie ſtarb ſchuldlos; wie's mit mir enden wird, das wiſſen die Götter, um die ich mich wenig kümmere!

**Ahasver.** Ich werde der Zeuge Deines Todes ſein, ſo wie ich jetzt der Zeuge Deines Wahnſinnes bin.

Es gibt Momente im Leben, in welchen der innere Zuſtand des Menſchen auf einen ſolchen Grad geſteigert wird, daß er mit gleich ſcharfem Blick in ſich und außer ſich, in die Gegenwart und in die Zukunft ſchaut. Sein Wille tritt dann wie ein guter oder böſer Genius vor ihn. Er faßt die edelſten oder die ſchrecklichſten Entſchlüſſe, je nachdem eine edle oder ſchreckliche Leidenſchaft ihn beſeelt. Er lechzt dann nach Thaten beglückender Liebe oder zerſtörenden Haſſes. Er läßt Alle Weſen, denen er Gutes oder Böſes thun will, vor ſeinem Geiſte hinziehen. Die entflammte Phantaſie ſtellt ihm dann Alles mit ſo täuſchender Lebhaftigkeit vor, daß er das, was er thun will, ſchon wirklich zu thun oder gethan zu haben glaubt.

In einem ſolchen Momente befand ſich jetzt Nero. Ahasver las in der Seele des wild Aufgeregten, und der Boshafte beſchloß, mit ihm ein bösartiges Spiel zu treiben, indem er auch noch Lebende, die dem Cäſar in einem gefährlichen Verhältniſſe nahe ſtanden, als Schatten zeigte, die ihm in dieſer Brand- und Todesnacht erſchienen. Nero nahm ſie wirklich dafür. Er glaubte die Geiſter derjenigen zu ſehen, die Ahasver ihm nannte, und die fieberhafte Glut, die in ſeinem Innern brannte, verſetzte das tolle Gehirn in eine ſolche Zerrüttung, daß der Unglückliche Alles, was er in böſen Stunden zu thun vielleicht ſich vorgenommen hatte, ſchon gethan zu haben glaubte und für etwas Geſchehenes hielt. Dadurch ergab ſich das Geſpräch der folgenden Scene.

**Ahasver.** Wie düſter der weiſe Seneca nach Dir herüber blickt!

**Nero.** Sieh' da! Mein alter Lehrer, deſſen Mund von trauriger Weisheit und finſterm Tadel überfloß, — er verſchmäht es nicht, in meiner feurigen Tragödie eine Rolle zu übernehmen! Das macht mich ſtolz. Dennoch aber muß ich Dir, mein Herr und Meiſter, geradezu erklären, daß Du, obſchon Du der Glanzpunkt in der Nacht unſerer Zeit ſein und mich verdunkeln wollteſt, für dieſes Leben nicht paſſeſt. Was ſollte Dir die Gegenwart? Du gehörſt der Zukunft an. Ich gab Dir, der die Kunſt zu ſterben ſo ſchön lehrte, die Gelegenheit, Deiner Lehre durch Dein eigenes Beiſpiel das Diadem aufzuſetzen, und durch Jahrhunderte Dich der Unſterblichkeit zu erfreuen. Du mußt mir alſo dafür dankbar ſein, daß wir uns ſo ausgeglichen haben. Ich bin nur Künſtler; Du biſt Philoſoph. Die Tugend lohnt ſich ſelbſt.

**Ahasver.** Auch der Schatten des Dichters Lucan kann es nicht unterlaſſen, ſich Dir noch einmal zu zeigen.

**Nero.** Verwegenes Dichterlein! Ich ſandte Dich zur Unterwelt, und Du wagſt es, Dich mir und der Oberwelt nochmal zu zeigen? Willſt Du mich etwa zu einem Wettkampfe auffordern, oder kommſt Du, dieſes erhabene Flammenſchauſpiel zu ſehen? Ich ſchuf es, und ich kann es durch meinen Geſang verherrlichen. Zu ſchwach wäre Deine Kraft für einen ſo erhabenen Gegenſtand. Mir gebühret der Kranz! Verſchwinde, nichtiges Schattenbild!

**Ahasver.** Auch Poppäa? Das Feuer weicht, von ihrem Glanze beſchämt, zurück.

**Nero.** Selbſt im Tode noch ſchön! Du entflammeſt mich auf's neue. Willſt Du mich nochmal verlocken, throngierige Schelmin? That ich Dir ein Leid an, worüber Dir das Herz brach? Wohl möglich! Du warſt heftig; ich bin es auch. Holde Nymphe! Es war nicht ſo übel gemeint. Vergiß, und küſſe mich!

**Ahasver.** Sie zürnt Dir, ſie verſchwindet. Ein niedliches Schattenmännchen ſchwebt einher. Es iſt der Tänzer Paris.

**Nero.** Ein Tänzer, der nicht tanzen konnte! Ich ließ den bleiernen Geſellen tödten, weil er ſich erfrechte, beſſer tanzen zu wollen, als ich, und als Meiſter mich das zu lehren, was er ſelbſt nicht konnte. Fort, Elender! Tanze nun mit den Eumeniden in der Unterwelt!

**Ahasver.** Wie doch das Schattengedränge ſich immer vermehrt! Starben ſie Alle durch Dich? Es ſcheint ſo.

**Nero.** Mag ſein! Ich nehme es auf mich! Eine ſtattliche Verſammlung! Geſtalt an Geſtalt, Kopf an Kopf! Mein Theater faßt die Menge kaum. Geht heim! Mögt ihr auch noch ſo zahllos ſein; Nero kennt keine Furcht. Schweb' ich einſt als ein neuer Gott zu den Göttern des Olymps empor, ſo ſoll es euch an Schauſpielen und an Brot nicht fehlen. Ihr ſeid entlaſſen! Und weileſt nur Du Unhold noch hier, dunkles Ungethüm im Wiederſchein der rothen Glut? Sei Du mein böſer Genius oder ein Trugbild der Unterwelt, — bekenne! Sah'ſt Du auf Erden je ein Weſen, das ſolchen Geiſt verband mit ſolchem Muth?

**Ahasver.** Du ſollſt in mir Dein Ebenbild finden; ich will auch Dein Gefährte bleiben — mit oder gegen Deinen Willen, denn ich kenne, ſo wie Dein Leben, auch Deinen Tod.

**Nero.** So? Laß' hören, Kaſſandra! Beweiſe mir Deine Sehergabe!

**Ahasver.** Roms Leichen und Roms Trümmer bilden einen hohen Obelisk, auf deſſen Spitze Du als Sänger, Schauſpieler und Wagenlenker prangeſt. Wie tief ſteht Octavianus Auguſtus unter Dir! Er kennte ſein Rom beherrſchen, für ſein Rom leben, handeln und ſiegen; Du kannſt Dein Rom ergetzen, plündern und zerſtören. Blick hin! die Flammen und die Gluten, die erſt noch ſo hoch, ſo breit aufloderten, ſie ſinken, ſie erlöſchen. Es ſtirbt die Wuth des wilden Feuers, die Deine nie.

**Nero.** Noch will ich's nicht, daß mir der Brand erlöſche. Apollo, der Sonnengott, ſoll die Flamme der Nacht ſehen.

**Ahasver.** Sei unbeſorgt! Das Feuer, ſo wie es unvertilgbar in Deinem Innern wohnt, wird Dir auf den Ferſen folgen. Aus den Ruinen der zerſtörten, mit Menſchenblut gedüngten Stadt wirſt Du einen Palaſt erbauen, den die Welt anſtaunen wird wie Dich ſelbſt, ein Todesmonument dem Lebenden! Gediegenes Gold wird, hell wie dieſes Feuer, an den Wänden funkeln; glühende Edelſteine werden hervorblicken wie die glühenden Thränen des Elends;

doch über die goldſtrahlende Pracht werden die Nachtgeſtalten Deiner Verbrechen dahinziehen. Du wirſt ſchaudern vor Dir ſelbſt, verzweifeln an Dir ſelbſt. Roms Flüche werden Dein verhaßtes Haupt umheulen, und die feige Hand des von Allen Verlaſſenen wird es nicht wagen, den Dolch in die herzloſe Bruſt zu ſtoßen. Ein niederer Sclave durchbohre den erhabenen Herrſcher!

Zähneknirſchend in ohnmächtiger Wuth ſchleuderte Nero die Lyra von ſich und rief: „Böſer Geiſt! Verflucht ſei jedes Deiner Worte! Leben will ich, leben aller Welt zum Trotz!“ — Er ſtürzte, erſchöpft an allen Kräften zu Boden. Ahasver nahm den aller Sinne Beraubten auf die Schulter und trug ihn im feurigen Nachtgrau'n von der Zinne, vor ſich hinmurmelnd: „Herrſcher der Welt! Ich beklage Dich. Sterben ſollſt Du, aber in dieſem Augenblicke nicht!“

Indem Ahasver mit dem Halbtodten die Stufen der Zinne hinabſtieg, flogen die praſſelnden Flammen der brennenden Stadt, vom Winde getragen, auf den Palaſt. Erſtickender Qualm und ſchwarzer Rauch verbreitete ſich ringsumher. Ein Theil des Gemäuers ſtürzte krachend und polternd in die wiederhallende Tiefe.

# XXXVI.

## Zerſtörung.

Am nächſten Tage griff der Brand mit Heftigkeit um ſich, theils wegen der engen, unregelmäßigen Straßen und der vielen im Viereck ſtehenden Häuſer, theils, weil nur Wenige das Löſchen wagten, und diejenigen, die es verſuchten, von den Soldaten durch Drohungen ſogleich davon abgeſchreckt wurden, während Viele, dazu gedungen, Feuerbrände zu werfen fortfuhren.

Auf allen Straßen und Plätzen wildes Flammengepraſſel, krachendes Gepolter der ſtürzenden Mauern, Wehklagen, Geheul und Schreckensſcenen, händeringende Weiber, fluchende Männer, ſchwankende Greiſe, hülfloſe Kinder! Hier bemühte ſich Einer vergebens, einen Erſchöpften fortzuſchleppen; die theure Laſt zog ihn ſelbſt zu Boden und die auflechzende Glut verzehrte Beide. Hier trug Einer den werthvolleren Theil ſeiner Habe: er ſank, vom Rauchqualm erſtickt. Hier ſtand ein Paar, auf die Nachkommenden wartend, die aber ein Raub der Flammen wurden, während einſtürzendes Gemäuer das Paar zermalmte. Hier wollte ein Haufe der Gefahr entfliehen: eine entgegenrennende Schaar ſtieß ihn nieder. Dieſer, eilig vorſchreitend, wendete ſich zurückſchauend; in dem Augenblick hatte ihn von der Seite das Feuer erfaßt. Jener lief in ſinnloſer Beſtürzung athemlos vorwärts; plötzlich ſtand er in den Flammen, die ihm noch fern zu ſein geſchienen hatten. Der blendende Feuerglanz zwang Manche, die Augen zu ſchließen; die Gluthitze raubte den Rüſtigſten und Thätigſten die Kräfte; Dampf und Rauch hemmten den Athem, und das wilde Geſchrei machte, daß Keiner den Andern verſtehen konnte. Allgemeines Drängen, allgemeine Verwirrung, allgemeine Zerſtörung, allgemeine Rathloſigkeit! Es galt nur, Andere niederwerfen, oder niedergeworfen werden, Andere zertreten, oder von ihnen zertreten werden. Aus Wunden ſtrömte das Blut in die ziſchende Glut, und Flammen verwandelten die Leichen in Aſche. Mancher Scheinglückliche entging einer Gefahr nur, um in eine andere zu ſtürzen.

Da endlich die verzweifelnde Menge weder Hülfe noch Rath wußte, begann eine allgemeine Flucht. Einige rannten, ohne ein Ziel zu wiſſen, auf die Heerſtraßen; Viele lagerten ſich auf die Felder; Andere verbargen ſich in die gewalſam erbrochenen Familien-Gräberpaläſte der Großen und Reichen, deren Viele ſich in ihre prächtigen Landhäuſer gerettet hatten. Das beinahe menſchenleere Rom blieb der Wuth des Feuers preisgegeben. Ahasver allein ſtand wie ein böſer Geiſt in Mitte der Zerſtörung. Sein wildes Hohngelächter ſchell durch das ziſchende Gepraſſel der Flammen, und er rief mit dumpfgrollender Stimme: „Grauenhaftes Bild des Unterganges einer Welt! O wie glücklich, könnte ich jetzt Einer der Tauſenden ſein, die der Tod hinrafft! Es darf nicht geſchehen. Ueberleben muß ich ſie Alle, um Zeuge neuer Laſter zu werden, und mit neuen Verbrechern den furchtbaren Wettkampf im Böſen zu beginnen. O mein Herz! wenn du bluten könnteſt bei dieſem Anblick, wäre dir geholfen? Noch biſt du von Stein, und fern iſt dir die Ruhe. Sie verabſcheuen mich, und ich — haſſe ſie. 'Nero!' dein gräßliches Ende ſoll mir die Seele laben! Dann verlaſſe ich, unglückliches Rom! deine Götzen und ihre Anbeter, und ſetze weiter meinen Wanderſtab, irrend ohne Ruh' und Raſt. Wandern? wohin? bis wann? Welcher Gedanke ergreift mich! Wie lauteten jene Worte, die mich mit Entſetzen erfüllten? — „Du ſollſt wandern, bis Ich wiederkomme!" — und dieſes Ich? Trugbild des Wahnſinns! Fort! fort!" —

Er ſtürmte wuthſchnaubend durch Flammen und Gluten über morſche Leichen und zertretene Sterbende, deren Wehruf ihm nachſtöhnte.

## XXXVII.

## Das goldene Haus.

Die zerſtörenden Flammen hatten durch ſechs Tage und Nächte gewüthet. Von den vierzehn Bezirken, in welche Rom eingetheilt war, blieben deren nur vier unverſehrt; in den übrigen ſah man nur einzelne Mauern, Pfeiler und Trümmer von einzelnen, halbverbrannten Häuſern. Prächtige Monumente, die Siegeszeichen gewonnener Schlachten, Meiſterwerke der Malerei und Sculptur, Handſchriften großer Geiſter, ſelbſt ein großer Theil von Nero's Palaſt, — ſie lagen, ein Raub der Flammen, vernichtet in Schutt und Aſche.

Nun erwachte Nero aus ſeinem wilden Taumel, theils, weil er die erſte Hälfte ſeines Werkes: Roms Zerſtörung, vollendet ſah, theils, weil ihn doch die Beſorgniß befiel, die vielen Unglücklichen ohne Nahrung, ohne Dach, möchten, von der Verzweiflung getrieben, daß Aeußerſte wagen, und das furchtbare Schauſpiel würde mit Empörung, Mord und Raub enden. Er ließ alſo auf dem Marsfelde und ſelbſt in einem Theile ſeiner eigenen Gärten in größter Eile Hütten für das Volk aufſchlagen. Den Verunglückten aus den höheren Ständen wurden einige von der Wuth des Feuers verſchont gebliebene öffentliche Gebäude zur Unterkunft überlaſſen, und aus den nächſtgelegenen Städten, Dörfern und Landgütern der Reichen Lebensmittel herbeigeſchafft. Nero vertheilte ſelbſt Geld aus ſeinem eigenen Schatze. Dafür aber wußte er ſich ſogleich reichlich zu entſchädigen. Er ließ die Brandſtätten unter dem Vorwande, das Begräbniß der Leichname auf *ſeine* Koſten zu beſorgen und das im Schutt liegende Eigenthum den Ueberlebenden zu ſichern, mit Soldaten umſtellen. Niemand durfte ſich nähern; er ſelbſt aber ging als Schatzgräber auf den öden Plätzen umher, begleitet von ſeinen Vertrauten, welche den Boden aufwühlten und durchſuchten. Alles Geld und andere Dinge von Werth wurden ausgegraben, geſammelt, und in Kiſten verwahrt, an ſichere Orte gebracht.

Jetzt ging in Nero eine gänzliche Umwandlung vor. Er, der Geiſt der Zerſtörung, übernahm die Rolle des guten Genius, ſchaffend und erhaltend in raſtloſer Thätigkeit. Zu den Bauführungen wurden nicht nur Soldaten und Volk, ſondern auch die aus allen Städten herbeigebrachten Gefangenen, ja ſogar die zum Tode verurtheilten Verbrecher verwendet; aber ſelbſt die beſten Anſtalten ſchienen ihm zu unwirkſam, die rüſtigſten Arbeiter zu träg. Er brannte vor Ungeduld, die neue Roma ſchon vollendet in ihrer vollen Herrlichkeit vor ſich zu ſehen. Er beſchloß, der Stadt, die nun ſein Werk war, den Namen Neronias zu geben Die Schiffe, welche auf dem Tiberis die Lebensmittel zuführen, mußten den Schutt wegführen. Die Haupttheile der Stadt wurden abgemeſſen, breite Straßen angelegt, und die Häuſer mußten in vorgeſchriebener Höhe von Gabiner und Albaner Steinen, welche im Feuer nicht glühend wurden, maſſiv gebaut werden.

Den größten Raum nahm der neue Palaſt ein, der ſich vom palatiniſchen Hügel bis zum esquiliniſchen erſtreckte und wegen des darin herrſchenden Ueberfluſſes von Gold und Edelſteinen das goldene Haus genannt wurde.

Schon der Vorhof hatte einen ungeheuern Umfang. Eine tauſend Schritte lange Halle von dreifachen Säulenreihen führte zu einem hundert Fuß hohen Bildniſſe des Zerſtörers der alten und Erbauers der neuen Roma. Im Hintergrunde zeigte ſich ein Teich von der Größe eines Sees, welchen die daranſtoßenden Flügel des Gebäudes wie eine Stadt umgaben. Zu beiden Seiten dehnte ſich eine unüberſehbare Fläche von Wieſen, Getreidfluren, Weinbergen und gleich Wildniſſen angelegten Wäldern, belebt durch alle Arten von zahmen und wilden Thieren.

Der Palaſt ſelbſt, in allen ſeinen Theilen mit Goldblech überdeckt, mit Edelſteinen beſetzt und mit Perlmutter belegt, ſchimmerte und flimmerte im Sonnenſchein mit einem ſolchen Feuerglanze, daß kein Auge auf dem raſtlos wogenden Flammenmeere zu verweilen vermochte. An den Decken der Speiſezimmer, mit Platten von Elfenbein getäfelt, waren Oeffnungen angebracht, aus welchen Blumen auf die Gäſte herabfielen. An den Wänden befanden ſich Röhrchen, denen ein feiner Staubregen von wohlriechendem Gewäſſer entquoll. In dem großen kreisförmig gebauten Speiſeſaal konnte die Decke ſo herumgedreht werden, daß der Auf- und Untergang der Sonne, des Mondes und der Geſtirne vorgeſtellt wurde.

Dieſes Gebäude von nie geſehener Pracht und Herrlichkeit, worin eine grenzenloſe Verſchwendung ſich erſchöpft hatte, war, indem es ſich aus dem Grund und Boden der Noth und des Elends rieſenmäßig erhob, das Werk aller Arten von Raub und Erpreſſung. Italien und Griechenland mußten ihre Kunſtwerke abgeben; ſelbſt die aſiatiſchen Provinzen wurden geplündert, goldene Tempelgeräthe und Götterbilder eingeſchmolzen und nach Rom geführt.

Als auch die innere Einrichtung des Palaſtes vollendet war, hielt Nero einen feierlichen Einzug. Er fuhr auf einem von Gold ſtrahlenden, von acht weißen, neben einander geſpannten Roſſen gezogenen Prachtwagen, ſtehend und einen Lorbeerkranz auf dem Haupte wie ein triumphirender Feldherr, durch die Stadt, umgeben von zahlreicher Leibwache, begleitet von den Staatswürdenträgern, Senatoren und Rittern, gefolgt von einer Maſſe dicht nachdrängender Bürger. Vergeſſen waren nun alle Schreckensſcenen mit ihren Leiden; tauſendſtimmiges Jubelgeſchrei der freudetrunkenen Menge erfüllte die Luft, und Nero, der Zerſtörer und Mörder, glaubte ein Gott zu ſein.

Als er die Gemächer ernſt und ruhig durchſchritten hatte und endlich in den großen Prunkſaal trat, ſagte er, ohne ein Zeichen von Bewunderung oder beſonderem Wohlgefallen zu geben: „Es genügt; hier mag ich doch einmal als Menſch wohnen. Erkennet dankbar, was Cäſar Nero für euch that, denen Er eine neue Stadt, ein neues Leben gab!“

Er winkte; die Verſammlung ließ noch einen Jubelruf erſchallen und entfernte ſich. Nero, auf dem goldenen Thronſeſſel ſitzend, blieb allein im Saale; ſeine Augen überflogen die ihn umgebende Pracht und Herrlichkeit. Er blickte durch eines der Fenſter in das Freie hinaus; das neue Rom lag zu ſeinen Füßen. Er rief: „Du biſt meine Schöpfung, mein Werk! Bete an deinen Gott, der dich aus dem Nichts hervorgehen ließ, der dich wieder in ein Nichts verwandeln kann! Einſam wie ein Gott auf der Höhe ſeines Olymps throne ich hier, herrſchend über eine Welt, die meinem Winke gehorcht. Ihr, die ihr die Größe meines Geiſtes und die Stärke meines Willens kennen und fürchten gelernt habt, zittert! Wer wagt zu ſprechen, wo meine Stimme gebietet?“

„Die Wahrheit!“ erſcholl's aus dem Hintergrunde des Saales, und neben einer Säule trat Ahasver's rieſige, düſtere Geſtalt hervor.

Aufſpringend vom Thronſtuhl, donnerte Nero ihm entgegen:. „Du wagſt es, vor mir zu erſcheinen, verwegener Unhold?“

**Ahasver.** Er, der Dich aus den Flammen rettete, Er, der Dich, den Gott, dem nahen Tode entriß, Er, ohne deſſen Hülfe das von Dir zerſtörte Rom Dein eigenes Grab wurde, — Er ſteht jetzt im Punkſaale Deines Hochmuths eben ſo furchtlos vor Dir, wie er auf dem Schutthaufen der zerfallenden Zinne Deines, in Flammen auflodernden Palaſtes vor dem von Wuth und Schrecken erſtarrten Ohnmächtigen ſtand.

**Nero.** Und was hätte Dich, verwegener Lügner, bewegen, mich zu retten?

**Ahasver.** Ich wollte in Dir nicht das ſchmerzenfreie Hinſterben des Beſinnungsloſen ſehen; ich wollte mich am langſamen, qualvollen Tod des Verzweifelnden laben. Die Abſicht, Dich höhern, ſchrecklicheren Leiden aufzuſparen, ſie allein bewog mich, Dich zu retten.

**Nero.** Trug die Erde je ein gräßlicheres Ungeheuer als Dich?

**Ahasver.** Dich! Du biſt der tragiſche Schauſpieler, ich Dein entzückter Zuſchauer. Wir ſind Einer des Andern würdig. Die Nachwelt mag entſcheiden, wer von Beiden mehr den Fluch der Menſchheit verdient: der Menſch mit dem böſen Herzen, oder der Menſch ohne Herz.

**Nero.** Und glaubſt Du wirklich ungeſtraft mir trotzen zu können?

**Ahasver.** Dir, wie aller Welt!

**Nero.** Tödten kann ich Dich nicht; ich weiß es; aber mich von Dir befreien, das kann ich.

**Ahasver.** Du kannſt Dich von mir eben ſo wenig befreien, als von Dir ſelbſt; Du wirſt mir eben ſo wenig entgehen, als Deinem Schickſal.

**Nero.** Ich habe Rom zerſtört; ich hab' es wieder neu erbaut. Ich wollte Dich vernichten; ich will Dich nun beglücken. Ich ſcheue kein Mittel, um meine Lebensgenüſſe zu erhöhen. Nur Du, Störer meiner Freuden, trittſt mir feindſelig in den Weg. Wenn Millionen, mir huldigend, ſich beugen, biſt Du der Einzige, der mir trotzt! Wo ich in Luſt ſchwelge, zeigſt Du mir ein grau'nhaftes Bild des Todes! Hat denn die Erde nicht Raum genug, um uns Beide von einander ferne zu halten? Sei Du nun ein Zauberer, ein böſer Geiſt, oder ein aus der Unterwelt in das Leben zurückgekehrter Schatten! Du wandelſt nun in menſchlicher Geſtalt umher, Du kannſt alſo auch nicht ohne menſchliche Leidenſchaften ſein. Ich will Dir aus dem Füllhorn meiner Macht eine Fülle von Genüſſen zuwerfen, die dem Beſten wie dem Böſeſten nichts zu wünſchen übrig laſſen ſoll. Wähle Dir eine meiner ſchönſten und reichſten Provinzen im Orient! Sie ſei Dein! Schalte und walte als unumſchränkter Gebieter nach Willkür und Belieben! Ich fordere für dieſes große Geſchenk nichts, als daß Du Rom und mich verlaſſeſt mit dem feierlichen Schwur, vor meinem Tode nicht wiederzukehren.

**Ahasver.** Ich verachte Dich und Dein Geſchenk. Ich bleibe von Dir unzertrennlich wie Dein Schatten; ich bleibe das ſchwarze Bild, welches Du an den ſchimmernden Wänden Deines Palaſtes unaufhörlich erblicken ſollſt, Dich jeden Tag mahnend, daß ein goldenes Haus keine goldenen Tage bringt. Nur dem reinen Herzen — ich fühl' es mit Schauder — bleibt das Gold rein; nur ein ſchuldloſes Herz — ich fühl' es mit Entſetzen — kann goldene Tage bringen. Wo ein Nero waltet, darf ſein Ahasver nicht fehlen. Mag die Zukunft mir Böſes bringen oder Böſeres von mir erfahren, — ich verlaſſe Rom erſt dann, wenn ich Zeuge Deines ſchrecklichen Endes war.

**Nero.** Du trotzeſt meiner Gnade; ſo erfahre denn die Macht meines Zornes! Rom, mein Reich, die Welt biet' ich auf, ſich Deiner, furchtbares Ungethüm, zu bemächtigen. Nahrung, Luft und Licht ſoll Dir verſagt ſein, und vermag ich es auch nicht, Dich zu tödten, ſo ſoll die Qual Deines Lebens alle Qualen des Todes übertreffen! Ferne von Menſchen und Sonnenſtrahlen, ſollſt Du, Ruheloſer, ruhen in tiefer Erdenſchlucht und ewig ſchmachten ohne zu verſchmachten!

**Ahasver.** Wahnſinniger im Blendwerk Deiner Größe! Niedriger auf Deiner Höhe! Wäreſt Du fähig, die Leiden meines Fluches zu fühlen, Du würdeſt ſchaudern vor einem Höheren, gegen deſſen Macht der Raſende toben aber ſie nicht zu beugen vermag.

Nero! Ich ſcheide nicht von Dir; ich bleibe Mitherrſcher in Deinem Reich. Behalte Dein Geſchenk! Ich will Dir unentgeltlich dienen als Freund ſo wahr, als Du ſelbſt Dein eigener Feind biſt!

Ahasver ſchritt aus dem Saale; das düſtere Schattenbild des Hinwandelnden verdunkelte den Glanz der goldenen Wände. Nero blickte ihm nach, in ſtummem Grimm aufſchaudernd, — wie klein in ſeiner Größe, wie arm in ſeiner Herrlichkeit!

# Inhalt.

---

## Vierte Zeitperiode.

Seite
I. Die Verwandelten . . . . . . 9
II. Der Narrenkünſtler . . . . . 19
III. Mörderin und Mordgehülfen . . . . . 26
IV. Die Verwandelte . . . . . . . 39
V. Opfer für Opfer . . . . . . . 47
VI. Das Hochzeitfeſt . . . . . . 54
VII. Die Bitte um das Leben . . . . . 60
VIII. Späher und Angeber . . . . . . 70
IX. Die Fürſprache der Kinder . . . . . 75
X. Aus dem Leben keimt der Tod . . . . 84
XI. Die Thronwerberinnen . . . . . . 89
XII. Der Stiefſohn . . . . . . . 97
XIII. Der Verbannte auf Corſica . . . . . 101
XIV. Der falſche Bund . . . . . . . . 112
XV. Künſtler und Herrſcher . . . . . . 116
XVI. Geiſteserhebung . . . . . . . 135
XVII. Die Giftmiſcherin . . . . . . . 138
XVIII. Das Lieblingsgericht . . . . . . 144
XIX. Vergötterung durch Schmähſchrift . . . . 150
XX. Todeswahl . . . . . . . . . 156
XXI. Die eingelernte Rolle . . . . . . 159

Seite
XXII. Gattin und Buhlerin . . . . . . 163
XXIII. Die Urne . . . . . . . . 173
XXIV. Die Nebenbuhlerin der Buhlerin . . . 181
XXV. Die Verbündeten . . . . . . . 187
XXVI. Muttermord . . . . . . . 194
XXVII. Die geheime Werkſtätte des Todes . . . 204
XXVIII. Die Verſchmähte . . . . . . . 212
XXIX. Der Schatz im Grabe . . . . . . 218
XXX. Anfeindung . . . . . . . . 225
XXXI. Entſagung . . . . . . . . 230
XXXII. Gattin und Buhlerin . . . . . . 238
XXXIII. Das Verhör . . . . . . . . 247
XXXIV. Das Flammenfeſt . . . . . . 255
XXXV. Die Schreckgeſtalten . . . . . . 264
XXXVI. Zerſtörung . . . . . . . . 276
XXXVII. Das goldene Haus . . . . . . 278

Gedruckt bei C. Ueberreuter.

# Ch. Kuffner's

# erzählende Schriften,

dramatiſche und lyriſche Dichtungen.

## Ausgabe letzter Hand.

Achtzehnter Band.

Wien, 1846.
Verlag von Ignaz Klang, Buchhändler.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

# Ahasver,

## der ewige Jude.

Eine Wanderung durch Jahrhunderte.

Hiſtoriſcher Roman

von

**Ch. Kuffner.**

Dritter Theil.

Wien, 1846.
Verlag von Ignaz Klang, Buchhändler.

# Fünfte Zeitperiode.

## I.

## Beſchuldigung der Schuldloſen.

Am nächſten Tage ſaß Nero im innerſten Gemache ſeines goldenen Hauſes, neben ihm Poppäa. Vor ihnen ſtand Tigellin. Vergebens verſuchte Jene alle Künſte der Buhlerei, welche ſonſt ihre Wirkung nie verfehlt hatten; vergebens ſchilderte Dieſer die Herrlichkeiten der neuen Stadt und des neuen Palaſtes; vergebens that er Vorſchläge zu den glänzendſten Schauſpielen, zu Wettrennen, Fechter- und Thierkämpfen, die Alles übertreffen ſollten, was Rom in dieſer Art je geſehen hatte. Nero's Stirne blieb umwölkt, ſein Antlitz düſter. Die Schönheit der liebkoſenden Schmeichlerin blieb unbemerkt, die Beredſamkeit des Sprechenden fand kein Gehör. Nero war ausſchließend mit dem Gedanken beſchäftigt, wie er ſich des verhaßten Ahasver entledigen könne; es war aber weder ihm noch ſeinen Vertrauten gelungen, die zum Ziele führenden Mittel zu erſinnen. Noch mehr erbittert fühlte er ſich durch die ihm zugekommenen Nachrichten, daß Hohe und Niedere ihn den Urheber des ſchrecklichen Brandes nannten und er der Gegenſtand des Haſſes und der allgemeinen Verabſcheuung ſei.

Zürnend über die Schmach, daß man es wagte, ihn als Mordbrenner zu bezeichnen, und tief gekränkt über den, wie er glaubte, ihm widerfahrenden Undank, der die Pracht der neuen Stadt, ſein Werk, nicht erkennen, und ihn als Wohlthäter nicht lobpreiſen wollte, beſchloß er, Alles anzuwenden, um jene Beſchuldigung von ſich abzuwälzen.

Beunruhigt durch die Furcht vor dem übeln Rufe und vor den übrigen nachtheiligen Folgen, welche eine ſolche öffentliche, immer lauter werdende Anklage nach ſich ziehen könne, ſah er ſelbſt ſeinen Thron und ſein Leben gefährdet.

Indem Nero, deſſen Heftigkeit nach langem Schweigen zum Ausbruche kam, die Rathloſigkeit Poppäens und Tigellins mit den bitterſten Vorwürfen überhäufte, trat der verhaßteſte und gefürchtetſte aller Bewohner Roms — trat Ahasver unangemeldet in das Gemach. Die Leibwache hatte zwar den Auftrag erhalten, ihm den Eintritt in den Palaſt zu verwehren; allein die Furcht vor der rieſigen, kühn einher ſchreitenden Schreckensgeſtalt des Unholdes, welchen die Stimme des Volkes einen unverwundbaren böſen Zauberer nannte, und der vor Caligula's Todtenbein, welches Ahasver in der emporgehobenen Rechten hielt, aufſchaudernde Aberglaube, lähmten den Arm und die Stimme ſelbſt der Muthigſten in dem Grade, daß Keiner es wagte, einen Widerſtand zu leiſten.

So erſchien Ahasver den Dreien, die kaum ihrer Sinne mächtig blieben, wie ein aus der Erde aufſteigendes Nachtgeſpenſt. Tigellin erblaßte und erſtarrte, Nero, keines Lautes fähig, ſprach nur mit den in Wuth funkelnden

Augen; nur Poppäa, weit entfernt, die geringſte Spur von Schrecken oder Unwillen zu zeigen, empfing den Eingedrungenen wie einen willkommenen Gaſt mit vertraulicher Freundlichkeit; zugleich verweilten ihre Blicke, von einem ironiſchen Lächeln begleitet, auf den Marmorbildern des Gemahls und des Befehlshabers der Leibwache.

Ahasver nahm das Wort:

„Erhabener Cäſar! Sieh in dieſem Augenblick in mir nicht den Verhaßten und Verbannten, ſondern den Hülfebietenden, der herbei eilt, um Dir die Mittel zur Befriedigung Deines heißeſten Wunſches zu bringen! Schenke mir denn ruhig ein geneigtes Gehör! Das Volk nennt Dich den Stifter jenes unſeligen Brandes, der ſo Vielen das Leben, ſo Vielen Hab und Gut raubte. Die Pracht der neuen Roma macht ihnen das ſchmerzliche Gefühl ihres Elends nur noch drückender, das Joch der Tyrannei noch ſchrecklicher, noch unerträglicher. Ihr Fluch laſtet auf Deinem Haupte und auf Deinem goldenen Palaſt, der ſpottend auf ſie hinab blickt und den ſie nur mit Schauder ſehen. Du ſelbſt zitterſt vor den Folgen einer ſo gefährlichen Volksſtimmung, und mit Recht. Du mußt Dich unglücklich fühlen, ſo lange die Schmach dieſes ſchwarzen Brandmals Dich ſchändet; Du würdeſt mit Schätzen überhäufen Denjenigen, der Dir ein Mittel an die Hand gäbe, Dich von dieſem ſchwarzen Flecken zu reinigen und die Schuld Deiner Frevelthat auf einen Andern zu wälzen. Was alle Deine Günſtlinge und Schmeichler nicht vermochten, das will Ahasver, der Verhaßte, Dir gewähren, der es verſchmäht, von Dir oder irgend einem menſchlichen Weſen geliebt oder belohnt zu werden.

**Nero.** Wäreſt Du nicht reichlich belohnt, wenn ich den Spruch Deiner Verbannung aufhebe?

**Ahasver.** Nur der Schwache brüſtet ſich mit dem, was nicht in ſeiner Macht ſteht. Die Zeit drängt. Entſage alſo dem ohnmächtigen Groll, und höre!

„Verblendet von der Raſerei Deiner Leidenſchaften und kurzſichtig beſchränkt in Deinen Gedanken und Empfindungen auf die nächſten Gegenſtände ſchwelgender Genußgierde, ahneſt Du nicht, welche in geheimnißvollem Dunkel verborgene Gefahren Dir und Deinem Reiche drohen. Mitten im Schooße Roms wohnen, giftigen Schlangen gleich, Menſchen, ungekannt und unbeachtet von Dir und Deinen Staatsmännern, die auf Dein Verderben, auf den Sturz Deiner Götter, auf Umwälzung und neue Geſtaltung des Staates ſinnen und lauern. Sie nennen ſich Chriſtianer, nach dem Namen desjenigen Chriſtus, der zur Zeit, als Cäſar Tiberius Roms Herrſcher war, in Jeruſalem die Todesſtrafe der Kreuzigung erlitt. Er, dem ich, da er das Kreuz auf dem Wege zur Todesſtätte ſelbſt trug, nicht geſtattete, auf einem Steine vor meinem Hauſe wenige Augenblicke zu ruhen, er, der Gewaltige, Unbegreifliche, ſprach über mich, deſſen Herz von Stein ihm die letzte kurze Raſt auf dem Steine verſagte, den Fluch aus, daß ich ſelbſt ohne Ruh' und Raſt wandern ſollte, bis er wiederkehre. Und ſo bin ich ſeit jener Zeit der ruheloſe Wanderer, die Menſchen haſſend und von Menſchen gehaßt, ein Schreckbild, durch Jahrhunderte ſchreitend und, mir ſelbſt zur Qual, vergebens nach dem verſagten Tode ſchmachtend. Das Herz von Stein in der Bruſt macht den Menſchen zum böſen Geiſt, der, ſeinen Fluch in ſich tragend, weder die Ruhe noch die Liebe kennt. Als dieſer ſtehe ich vor Dir und bleibe unzertrennlich von Dir. Erkenne mich und ſchaudere!“

Dieſe Erzählung machte auf die, mit geſpannter Aufmerkſamkeit Horchenden einen tiefen Eindruck, ihr Innerſtes erſchütternd, indem nicht nur die Lage des hoffnungslos Leidenden furchtbar erſchien, ſondern auch jedes von ihnen ſich durch jene Worte der Wahrheit ſchwer getroffen fühlte. Nero konnte ſich's nicht ableugnen, daß ſein Herz im Taumel wilder Leidenſchaften immer mehr erſtarre; Poppäa mußte ſich eingeſtehen, daß ihr verbuhltes Herz, edlerer Liebe unfähig, immer mehr entarte; Tigellin erkannte, daß er herzlos ſei. Es war ein ſchöner Augenblick; ein Sonnenſtrahl fiel in die Nacht ihrer Seelen, aber — der böſe Genius ſiegte, als Ahasver, der ſich, während Jene ſtumm vor ſich hinblickten, wieder geſammelt hatte, das Wort nahm, im Tone kühner Zuverſicht ſprechend: „Höre denn, Cäſar Nero, meinen Vorſchlag, der Dir nicht nur das ſicherſte Mittel an die Hand gibt, Deine Schuld Andern aufzubürden, ſondern auch geeignet iſt, Deinen Geiſt durch ein höchſt tragiſches Schauſpiel zu ergetzen, ein Schauſpiel, ähnlich dem Brande Roms!“

Nero fühlte ſich durch dieſe Verheißung neu belebt; Poppäa betrachtete den Sprecher mit Augen, leuchtend von Entzücken, und über Tigellins Angeſicht verbreitete ſich ein heimtückiſches Lächeln. Ahasver fuhr fort: „Jene Chriſtianer, die Dich und Dein Reich ſtürzen, einen neuen Glauben und einen neuen Staat gründen wollen, ſie ſind Feinde der Römer und der Juden, Beiden gleich verhaßt und von Beiden zahlloſer Frevel und Gräuel beſchuldigt. Dieſe gefährliche Gemeinde greift mit jedem Tage weiter um ſich. Schon verbreiten ſie ſich in den Ländern des Orients; in Jeruſalem wächſt ihre Anzahl mit jedem Tage; in Rom hat ſich eine bedeutende Menge angeſiedelt, die geheime Vereine bildet. Roms Untergang iſt ihr Zweck. Ich bin überzeugt, daß ſie Dich um den großen Gedanken der Einäſcherung Roms beneiden. Du kannſt ſie alſo mit vollem Rechte als Brandſtifter beſchuldigen, und Roms Bevölkerung wird gerne das glauben, was die größte Wahrſcheinlichkeit für ſich hat. Willſt Du die Staatsverräther, die Majeſtätsverbrecher noch länger dulden im Schooße Deines Reiches, in der Nähe Deines Thrones? Deine Götter ſelbſt ſenden Dir die Gelegenheit. Vertilge die böſe Brut unter Martern und Qualen! Rotte ſie aus in Rom, in Jeruſalem, in aller Welt!“

Tigellin und Poppäa überhäuften den Sprecher mit Beifall. Nero ſprang auf, umarmte ihn und rief:

„Wie könnt' ich Dich verkennen? Ahasver! bleibe mein Freund! weiche nicht von meiner Seite! Nur ein gewaltiger Geiſt vermag eine ſolche Idee zu faſſen. Sie gibt mir Beruhigung, gibt mir neues Leben. Schon morgen ſoll das Feſt der Rettung Roms beginnen, großartig furchtbar, eine Tragödie, gegen die Roms Brand ein Kinderſpiel ſei! Es beginne ſogleich! Zögert keinen Augenblick! Trefft die ſchnellſten, kräftigſten Anſtalten! Erlaubt ſei jedes Mittel zu dem Vertilgungsfeſt!“

Ahasver ſagte mit finſterm Ernſte: „So laſſe denn mich den König des Feſtes ſein! Tigellin ſtehe mir als würdiger Gehülfe zur Seite! Cäſar Nero und Du, holde Genoſſin Poppäa Sabina, ich lade euch als Gäſte zu dem Schauſpiele! Wo ſoll aber der Schauplatz ſein? im großen Circus? Er faßt viele Zuſchauer; oder auf dem Marsfelde?“

„Nein!“ rief Nero: „Meine eigenen Gärten widme ich dazu. Ihr Umfang bietet den größten Raum. Tribunen ſollen errichtet werden, um vollen Ueberblick zu gewähren!“

Nachdem das Nähere umſtändlich beſprochen war wurden Schaaren der Leibwache ausgeſendet, um die unglücklichen, ſchuldloſen, dem Verderben geweihten Opfer zu überfallen und in die Gefängniſſe zu ſchleppen. Zugleich gingen Herolde durch die Stadt, welche die Beſchuldigung der Chriſten als Brandſtifter, ihre Verurtheilung und die auf den folgenden Tag feſtgeſetzte Beſtrafung verkündigten.

## II.

## Todesfeſt.

Als der Morgenſtern erloſch und am Wolkenhimmel die graue Dämmerung heraufzog, aus deren düſterm Halbdunkel die kaum ſichtbaren Geſtalten der Paläſte und Häuſer nach und nach deutlicher hervortraten, regte ſich in den Höfen und Gärten des goldenen Hauſes ein unheimliches Leben von ſchauerlichem Geraſſel, Klirren, Poltern und Aechzen. Henkersknechte und Sclaven trugen unzählige Werkzeuge der Marterfoltern und des Todes in die inneren Räume des Palaſtes. Hier häuften ſich, als Zeichen der nahen Schreckensſcenen, ſchwere Ketten, Handfeſſeln, Fußeiſen, eiſerne Haken und Griffel, Seile, Stäbe mit Stacheln, Ruthen, Geißeln, Beile, Säcke, Marterſtöcke, Marterpferde, Galgengabeln und Kreuze.

Endlich wurden die Unglücklichen, Greiſe, Männer, Jünglinge, Matronen und Jungfrauen, in deren Fleiſch und Gebein jene Werkzeuge bald wüthen ſollten, in Schaaren zu Hunderten herbeigeführt. Sie ſchritten ſchweigend und ruhig mit geſenkten Häuptern einher.

Bald füllten ſich die weiten Räume mit Tauſenden von Neugierigen, wogend und drängend; dennoch herrſchte tiefe Stille. Die erſten Würdenträger, Senatoren, Ritter und Patricier, nahmen die mit Teppichen behangenen Tribunen ein. In ihrer Mitte erſchien Nero mit ſeiner reichgeſchmückten Gemahlin Poppäa. Lärmendes Jubelgeſchrei begrüßte ihn.

Nun trat Tigellin auf eine Anhöhe und las die Anklage vor. Als das Edikt zu Ende war, rief er jenen Schaaren zu: „Bekennet ihr, Chriſtianer zu ſein?“

Die Antwort der Presbyteren*) erſcholl: „Wir bekennen es und Gott weiß es!“

Tigellin fragte nochmal: „Wollt ihr eurem falſchen, ſtaatsgefährlichen Glauben entſagen?“

Die Antwort der Presbyteren erſcholl: „Wir wollen ſchuldlos in dem wahren Glauben leben und ſterben!“

Tigellin rief: So mögen denn, Abtrünnige und Verräther, Martern und Qualen euch durch die Gnade des erhabenen Cäſars Nero auf den rechten Weg führen!“

Haſtig wie ein Raubthier, das auf ſeine Beute ſtürzt, trat Ahaſver vor und befahl den Schergen, ihr Amt zu beginnen. Das Schreckliche begann. Die Schlachtopfer wurden ohne Unterſchied des Geſchlechtes und Alters ergriffen. Einige wurden auf das hölzerne Marterpferd geſetzt, welches ſo eingerichtet war, daß es durch Räder und Schrauben auseinander gedehnt und in die Höhe getrieben, dann wieder zuſammen gedrängt und niedergedrückt werden konnte, wodurch die Gelenke der an Händen und Füßen feſt Angeſchnürten ausgedehnt und verrenkt wurden. Dabei berührten ihnen die Henker die empfindlichſten Glieder mit glühenden Eiſenblechen. Andern wurde auf den Kopf eine Bohne gelegt, und auf dieſe mit einem Steine ſo lange geſchlagen, bis ſie ganz zerdrückt war. Einige wurden mit Stachelſtäben in die Seite geſtoßen, Andere mit eiſernen Griffeln in das Geſicht und in die Ohren, wobei ſie auf dem Rücken liegen mußten. Hier ſah man Unglückliche, die in den Marterſtock, ein Holz mit fünf Löchern, mit Hals, Händen und Füßen auf ſolche Art hineingezwängt waren, daß der Kopf zwiſchen die Knie kam. Dort wurde eine Schaar mit Geißeln gepeitſcht, an deren Enden kleine bleierne Kugeln befeſtigt waren.

---

*) So wurden die Aelteſten der erſten chriſtlichen Gemeinden genannt.

Nachdem über dieſem gräßlichen Vorſpiel eine Stunde verfloſſen war, befahl Tigellin den Schergen einzuhalten, und er fragte nochmal: „Bethörte! wollt ihr eurem Glauben entſagen und dem Götterdienſte huldigen?“

Tiefe Stille; nur hie und da ließ ſich ein leiſes Ächzen und Wimmern vernehmen. Aus den Schaaren der Gefolterten und Gemarterten trat endlich der Episkopos *) hervor, ein Greis von hoher, edler Geſtalt und Ehrfurcht gebietendem Antlitz. Blut klebte auf dem Silberweiß ſeines Haupthares und des langen Bartes. Er erhob die Arme zum Himmel und ſagte mit feſter, wohltönender Stimme: „Im Namen der Gemeinde ſchwöre ich zu Gott, dem Einigen, Ewigen, Allmächtigen, Allwiſſenden, Allgerechten, daß wir den Götzendienſt verabſcheuen, daß wir unſern Quälern und Feinden nach dem Gebot der chriſtlichen Liebe verzeihen, daß wir in Demuth dulden, daß wir in dem heiligen Glauben an Den, der für uns den Tod am Kreuze ſtarb, leben und ſterben wollen.“

---

*) So hießen die Vorſteher der erſten chriſtlichen Gemeinden.

Furchtbar, wie ein Geiſt der Hölle, rief Ahasver mit dumpf grellender Stimme in wilder Haſt: „So ſprech' ich denn im Namen des erhabenen Cäſars Nero über euch das Urtheil des Todes. Henker! beginnt euer Amt gegen die euch Verfallenen.“

Mit feierlichem Ernſte näherte ſich der Episkopos, ohne daß Jemand ihn aufzuhalten wagte, derjenigen Stelle der Tribune, auf welcher Nero ſaß, und richtete an ihn die Worte: „Wir ſind bereit zu ſterben, um in das ewige Leben einzugehen. Die irdiſchen Leiden ſind Prüfungen der Auserwählten für das Reich Gottes. Vergänglich und nichtig ſind die Freuden und Qualen dieſes Daſeins; der Schuldloſen und Reinen harrt ewige Seligkeit. Wir zürnen dem Verirrten nicht; wir fluchen dem Peiniger nicht. Gottes Sonne leuchtet dem Böſen, wie dem Guten. Nur eine Bitte wolle uns, Cäſar Nero, gewähren! Geſtatte, daß wir, ehe Du den Todesſpruch an uns vollziehen laſſeſt, unſere Seelen im letzten Gebete zu dem Schöpfer des Himmels und der Erde erheben!“

Nero erwiederte, von dem Anblick und den Worten des Greiſes erſchüttert: „Euere Bitte ſei gewährt!“

Der Episkopos kehrte zu den Seinigen zurück. Jeder Presbyter begab ſich zu der ihm anvertrauten Schaar der Gemeinde. Diejenigen der Gefolterten, die es noch vermochten, ſanken auf die Knie; die ſchon zu ſehr Verkrüppelten und Entkräfteten legten das Haupt zur Erde. Der Episkopos ſprach mit erhobener Stimme das Gebet der Sterbenden. Als dieſes geendet war, gab er ihnen den Segen.

Ahasver winkte; das Werk des Todes begann.

Die Schlachtopfer wurden von den Schergen und Henkern, wie es ſich eben fügte, in Schaaren abgetheilt. Dieſe wurden zu Tode geſtachelt, Jene mit eiſernen Haken zerriſſen, Andere mit dem Beile auf dem Block enthauptet. Viele Männer wurden theils mit Stricken an Pfähle gehangen, theils mit ausgebreiteten Armen und zuſammen gebundenen Füßen an das Kreuz genagelt. Viele der Matronen und Jungfrauen wurden in Säcke genäht, worin ſich ein Hund, ein Affe, ein Hahn und eine Schlange befand, und in den großen Fiſchteich geworfen. Einige der kräftigſten Männer ließ Ahasver von den übrigen abſondern, um mit ihnen ein gräßliches Jagdſpiel darzuſtellen. Sie wurden mit Häuten von Löwen, Tigern, Bären und andern wilden Thieren bedeckt und auf einen mit Schranken umgebenen Platz geführt. Auf ein gegebenes Zeichen ſtürzten Jagdhunde von ungeheuerer Größe und Stärke auf die Unglücklichen, welche ſie mit den Zähnen zerfleiſchten und zerriſſen.

Nachdem Nero, ſeine nächſte Umgebung, die Großen des Reiches und die Volksmenge ſich an dem furchtbaren Schauſpiele längere Zeit ergetzt hatten, regte ſich doch in mancher Bruſt ein Gefühl der Menſchlichkeit. Manche fühlten ſich von Mitleid bewegt und verließen ſchaudernd den mit Leichen und Sterbenden angefüllten, blutbedeckten Schreckensort. Lautes Schluchzen ſtöhnte unter das Todesgeröchel der Schlachtopfer und das Gebell der wüthenden Hunde.

Während Nero, im Genuſſe des Gaſtmahles ſchwelgend, von den empörenden Scenen wie von einer ſchauerlichen Tragödie ſprach, und freudig ausrief: „Die Götter ſind verſöhnt; Rom iſt gerettet!“ — waren noch viele Chriſten von den überall forſchenden Häſchern eingebracht worden. Das Dunkel der einbrechenden Nacht erweckte in Ahasver und Tigellin die frevelhafte Idee zu einer neuen Art von Grauſamkeit. Die Ankömmlinge, die nicht wußten, was man mit ihnen verhabe, wurden in Ueberkleider von brennbaren Stoffen gehüllt und in gewiſſer Entfernung von einander in einem der Gärten an Pfähle befeſtigt. Als Nero, zu einem neuen Schauſpiele geladen, erſchien, Poppäa und Tigellin ihm zur Seite, wurden die Brennſtoffkleider angezündet. Die Flammen loderten auf; das nächtliche Dunkel erhellte ſich, und der Garten ſchimmerte plötzlich wie in der glänzendſten Fackelbeleuchtung, ein Schauſpiel noch furchtbarer als Roms Brand! Das herzzerreißende Wehgeſchrei der Brennenden wurde immer ſchwächer und endete mit dem Erlöſchen des Leichenfeuers.

---

Am nächſten Tage brachte Tigellin dem Cäſar, deſſen Phantaſie noch mit den Schreckensbildern des vorigen Tages erfüllt war, die Nachricht, man habe in den Katakomben, einem der groſsen römiſchen Grabmäler außer der Stadt, noch eine zahlreiche Gemeinde von Chriſtianern entdeckt. Nero befahl, ſogleich eine Kohorte der Leibwache dahin zu ſenden, in die unterirdiſche Zufluchtſtätte der Verborgenen einzudringen, und alle zur Lehre Chriſti Uebergegangenen, Römer und Juden, welche ſie dort, zu geheimen Andachtsübungen verſammelt, finden würden, mit dem Schwerte zu tödten. In den langen Felſengängen dieſer unterirdiſchen Katakomben befanden ſich viele Gemächer, in welchen die verfolgten Chriſten den ihnen öffentlich verſagten Gottesdienſt hielten und ihre Todten begruben. In einzelnen Gewölben ſtanden Altäre, vor welchen ſie gemeinſchaftlich ihr Gebet verrichteten. In den Vertiefungen ſah man theils Särge, theils über einander gelegte Schädel und Knochen. An den Felſenwänden waren Herz und Geiſt erhebende Inſchriften zu leſen. Fackeln erleuchteten die düſtern Räume der hohen Wölbung.

Vor einem der Altäre ſtand der Episkopos dieſer Gemeinde, umgeben von den Presbyteren; er ſprach zu der Verſammlung der Greiſe, Männer, Jünglinge, Matronen und Jungfrauen den Schluß der folgenden Rede:

„Die Liebe Gottes und des Nächſten ſind die Grundpfeiler unſeres heiligen Glaubens. In der großen Haushaltung des Reiches Gottes gehet nichts verloren, und ſo wie deſſen unſichtbare Güter durch Mittheilung nicht abnehmen, ſo wird auch die fromme Abſicht der Mittheilung für den, welcher ſie heget, nicht umſonſt geheget, wenn auch der, dem er den Segen beſtimmte, ſie vereitelt. Ihr ſollet lieben Gott den Herrn von ganzem Herzen, von ganzer Seele und mit aller Kraft! Dieſes iſt das erſte Gebot. Ihm gleich iſt das andere: Du ſollſt den Nächſten lieben wie dich ſelbſt! Es gibt kein größeres Gebot als dieſe beiden. Die Gerechtigkeit Gottes kommt zu Allen, die da glauben, denn der

Glaube iſt Gnade Gottes; der Glaube aber ohne Werke iſt todt. Kinder Gottes ſind nur Diejenigen, welche Ihn in den Hungerigen ſpeiſen, Ihn in den Dürſtenden tränken, Ihn in den Fremdlingen beherbergen, Ihn in den Nackten kleiden, Ihn in den Kranken und Gefangenen beſuchen. Und ſo erfreuen wir uns ſelbſt der Trübſale, wiſſend, daß die Trübſal Geduld wirke, die Geduld Bewahrung, die Bewahrung aber Hoffnung, die uns nicht ſinken läßt. Darum müſſe die Sünde nicht herrſchen in eurem ſterblichen Leibe, ihr gehorchend in ſeinen Lüſten. Das Streben der Sünde iſt Tod, das Streben des Geiſtes Leben und Friede. Ohne Kampf kein Sieg, ohne zeitliche Leiden, die das Loos der ſterblichen Menſchheit mit ſich führt, keine ewige Wonne! Bekämpfet denn die verborgenen Leiden, bekämpfet die Beſchwerden, bekämpfet den eigenen Willen! Glück und Unglück, Leid und Freude diene euch zur Läuterung, zum Guten! Iſt die Wurzel geſund, ſo ſind es auch die Zweige. Wer gibt, gebe ohne Hochmuth! Wer Barmherzigkeit übt, übe ſie freudig! Wer liebt, liebe ohne Falſch, ohne Arg und Selbſtſucht! In Herzlichkeit wetteifere die Bruderliebe, in Ehrerbietung Einer gegen den Andern! Seid eifrig im Geſchäft, eifrig im Geiſte, ſtandhaft in der Trübſal! Uebet Gaſtfreundſchaft! Fluchet nicht Denen, die euch verfolgen! Vergeltet Böſes nicht mit Böſem! Freuet euch mit den Fröhlichen und weinet mit den Weinenden! Seid einträchtig! Der Gott der Geduld und des Troſtes verleihe euch, Eines Sinnes zu ſein! Rächet euch nicht ſelbſt, denn der Herr ſpricht:

„Die Rache iſt mein!“ Richtet auch nicht Einer den Andern, ſondern hütet euch, daß Keiner dem Andern Aergerniß gebe, und der Starke ertrage die Gebrechlichkeiten des Schwachen mit dem Erbarmen und mit der Sanftmuth der Liebe; denn ſie iſt das Band der Vollkommenheit! So wie die Garbe auseinander fällt, wenn das Band gelöst wird, ſo zerfallen alle Tugenden, wo die Liebe weicht, weil ſie allen Tugenden Beſtand und Werth gibt. Nur ſo vermöget ihr jene Heiligkeit zu erreichen, die nicht allein in Handlungen ſich äußert, ſondern auch das Innerſte des Herzens reinigt, damit ihr als Kinder des Lichtes nach Leiden und Verfolgungen eingehet in das Reich Gottes, das Reich ewiger Seligkeit!“

Der Episkopos ſegnete die Gemeinde ſchweigend mit dem bedeutungsvollen Zeichen des heiligen Kreuzes. Nun begann ein leiſer Wechſelgeſang von Dank und Bitte. Stimmen der Männer und Weiber ertönten; ſie ſchienen, von den Felſengewölben zurückhallend, Chöre himmliſcher Geiſter zu ſein, bis ſie, in den langen Gängen hinſterbend, ſich verloren.

In dieſem Augenblicke ſtürzte Ahasver, einem Geiſt der Hölle gleich, in die Katakomben. Ihm folgten Soldaten, Schwerter und Speere ſchwingend. Der Geſang verſtummte. Ringsumher Waffengeraſſel und wildes Gebrüll der Mörder!

Bald war das Werk des Todes vollbracht. Leichen und Sterbende bedeckten den Boden. Sie hatten, Gott preiſend, vollendet, die ſchuldloſen Opfer unmenſchlicher Grauſamkeit.

Als auch das letzte leiſe Röcheln der Getödteten verklungen war, verließ Ahasver mit den Soldaten den Schreckensort. Ein Blutſtrom folgte ihnen. Das Felſengewölbe ward von außen geſchloſſen, die Stätte der Andacht ein gemeinſames Grab.

---

## III.

## Die Verſchwörung.

Nero glaubte den Betheuerungen und Schwüren ſeiner Günſtlinge und Schmeichler, daß er jenes auf ihn laſtende ſchmähliche Brandmal der Zerſtörung Roms vertilgt habe und nun nicht nur vor ſeinen Zeitgenoſſen gerechtfertiget daſtehe, ſondern auch der Nachwelt rein von dieſer Makel erſcheinen werde. Seine lebhafte, jetzt mehr als je aufgeregte Phantaſie zeigte ihm die Ermordung der Chriſten als eine blutige Schlacht, ihn ſelbſt dabei als triumphirenden Feldherrn. Er fühlte ſich glücklich und ſtolz als Sieger und Herrſcher. Eine ungewöhnliche Heiterkeit trieb ihn ſogar, Feſte und öffentliche Spiele anzuordnen, welche aber jetzt bei der in Rom herrſchenden Stimmung wenig Anklang fanden.

Die öffentliche Meinung war mehr als je gegen ihn. Das Volk, gewohnt, in Rom den Gottesdienſt der verſchiedenſten und entfernteſten Völker eingeführt und geduldet zu ſehen, hatte ſich um das ſtille Wirken der chriſtlichen Gemeiden wenig bekümmert; die grauſame Mißhandlung derſelben erregte nun die allgemeine Theilnahme an dem ſchrecklichen Schickſale der Gemarterten und Getödteten. Nero erſchien als Tyrann und Unmenſch, und ſeine Beſchuldigung der unglücklichen Schlachtopfer fand keinen Glauben.

Die Großen des Reiches haßten den, ſeinen wilden Leidenſchaften fröhnenden Cäſar, theils weil er ſeine Günſtlinge, meiſtens Freigelaſſene, mit Zurückſetzung der edelſten Geſchlechter, aus dem Staube zu Anſehen und Reichthum emporhob, theils weil ſie bei ſeiner beiſpielloſen Heftigkeit jeden Tag für ihr Leben und Eigenthum zittern mußten, auch jeden Tag ein neuer Einfall, gleich jenem der Brandlegung, zu beſorgen war, wodurch die reichſten Familien in Armuth verſanken. Die bange Erwartung neuer Schreckensſcenen wurde noch dadurch verſtärkt, daß Ahasver, der Gefürchtete und Verabſcheute, das Vertrauen des Cäſars nun mehr als je zu beſitzen ſchien und, in Gemeinſchaft mit Tigellin, volle Gewalt ausübte. Poppäa fing an, ſich, ſeitdem ſie das höchſte Ziel ihrer Wünſche erreicht hatte, aus der Oeffentlichkeit zurückzuziehen. Bei den beſſer geſinnten Führern der Leibwache hatte ſich Nero dadurch verhaßt gemacht, daß er ihnen, bei Ermordungen und bei der Brandlegung Verrichtungen aufgetragen hatte, welche den Stand des Kriegers entehrten und entwürdigten. So geſchah es, daß Viele im Stillen den Wunſch hegten und beſprachen, einen edleren und beſſeren Herrſcher auf dem Throne zu ſehen. Zur Verwirklichung dieſer Abſicht ſchien das Schickſal ihnen ein kräftiges Mittel an die Hand geben zu wollen, indem es einen Mann, der ſich in

Allem als Nero's Gegenbild zeigte, in das ſchöne Licht des Vordergrundes ſtellte.

Dieſer Mann war Cajus Piſo, verwandt und befreundet mit Roms älteſten und edelſten Geſchlechtern, die ihn ehrten und liebten. Er beſaß manche Tugenden oder wenigſtens ſolche ſchöne Eigenſchaften, die den Tugenden ähnlich ſahen und ihn bei dem Volke beliebt machten. Er war ein ausgezeichneter Redner und wendete die Kraft ſeiner Beredſamkeit, deren Vortrag durch geiſtvolle Geſichtsbildung und edle Geſtalt gehoben wurde, zu ſiegreicher Vertheidigung ſeiner Mitbürger vor Gericht an. Freundlich und gefällig im Umgange, freigebig und zugänglich Jedem, zog er die allgemeine Aufmerkſamkeit auf ſich, und wurde bald als Schutzherr der ärmeren und geringern Klaſſen verehrt und geprieſen. Da er ſich bei dieſen Vorzügen dem heitern Lebensgenuſſe hold zeigte und bedeutenden Aufwand machte, ſo gewann er dadurch die Zuneigung und das Vertrauen der höhern Stände, die zwar nicht von den Erpreſſungen eines verſchwenderiſchen Herrſchers gedrückt ſein wollten, aber auch kein zu ſtrenges, ſich ſelbſt einſchränkendes Oberhaupt wünſchten. Piſo hielt in Allem die ſchöne Mittelſtraße.

Ehe der argloſe Mann daran gedacht hatte, ſein Haupt mit einem Diadem zu ſchmücken, war ſchon in Vielen der Entſchluß gereift, ihn, in dem ſie das Ideal eines beglückenden Herrſchers zu erblicken wähnten, auf den Thron zu erheben, von deſſen Höhe Nero geſtürzt werden ſollte.

Zu dieſem Ende bildete ſich ein Verein der muthigſten, durch Stellung und Reichthum einflußreichſten Männer in

Rom. Die erſten und thätigſten Mitglieder dieſer mit Vorſicht und Klugheit angelegten Verſchwörung waren: Fennius Rufus, Befehlshaber der Leibwache, der Nero's volles Vertrauen beſaß; der Conſul Plautius Lateranus; die Senatoren Antonius Natalis, Sulpicius Aſper und Scevinus; der tapfere Kriegstribun Subrius Flavius; der Befehlshaber der Flotte bei Miſenum, Voluſius Proculus, ein Mann von Wichtigkeit; Petronius Arbiter, als Witzbold, Lebemann und Anordner der feſtlichen Spiele und Gelage Nero's Liebling, und der Dichter Lucan, ein Freund und Verwandter des Philoſophen Seneca, in deſſen Geſellſchaft wir ihn auch kennen gelernt haben. Nero, der ſich für den größten Dichter ſeiner Zeit hielt, haßte den Lucan als verwegenen Nebenbuhler um den poetiſchen Lorbeer; eben ſo haßte Lucan den Cäſar, weil Dieſer die Bekanntmachung des Heldengedichtes, worin Lucan den Bürgerkrieg zwiſchen Julius Cäſar und Pompejus dem Großen ſchön und kraftvoll beſang, ſtreng verboten hatte.

Dieſe Männer verſammelten ſich nun, ehe Piſo von ihrem Vorhaben etwas ahnte und wußte, im Hauſe des Senators Scevinus. Nachdem ſie zuerſt über Nero's Frevel- und Gräuelthaten, über den nahen Verfall des Römerreiches und über die Nothwendigkeit der Wahl eines Cäſars geſprochen hatten, durch deſſen Tugenden dem allgemeinen Elende abgeholfen werden könne, begann die Berathung über die Art und Weiſe, dann über Zeit und Ort zur Ausführung des Mordes.

Einige ſchlugen dazu ein Landhaus des Piſo vor, welches Nero, ohne, wie gewöhnlich, von Gefolge und Leibwache umgeben zu ſein, oft zu beſuchen pflegte, um zu baden und im Genuſſe üppiger Gelage zu ſchwelgen. Da erhob ſich der feurige, der Stimme der Klugheit wenig Gehör leihende, aber edelgeſinnte Dichter Lucan und ſprach die zürnenden Worte: „Ihr ſeid entſchloſſen, dem herrlichen Piſo, deſſen ſchöne und große Eigenſchaften ihr preiſet, als dem Würdigſten, das Diadem auf das Haupt zu ſetzen, und ihr wollet dem Geehrten zugleich ein Verbrechen zumuthen? Er ſoll die heiligen Rechte der Gaſtfreundſchaft in ſeinem Hauſe mit Füßen treten? Er ſoll ſich ſelbſt entehren, um als Geſchändeter den Thron eines Gemordeten zu beſteigen? Kennet ihr ihn ſo wenig? Nimmer wird er dies geſchehen laſſen; mit Abſcheu wird er, euch zürnend, ſolchen Antrag verwerfen. Waget es nicht! Treffet eine andere Wahl!“

Die Verſammelten fühlten ſich durch die Wahrheit dieſer Worte getroffen und beſchämt. Nach einem längeren Stillſchweigen des Nachſinnens ſagte der Kriegstribun Subrius Flavius:

„Nero falle entweder in ſeinem eigenen Palaſte, in ſeinem — wie er ſelbſt es nennt — goldenen Hauſe, welches er vom Bürgerraube aus den Schätzen und Trümmern dieſer Stadt erbaut hat, oder öffentlich unter dem freien Himmel, der von Roms Brande geröthet war, und vor den Augen des Römervolkes, zu deſſen Beſten wir die That vollziehen wollen!

Lucan und Petronius ſprachen mit der ihnen eigenen Beredſamkeit für dieſen Vorſchlag. Es wurde demnach einſtimmig beſchloſſen, das Vorhaben am neunzehnten Tage des Monats Aprilis bei dem Feſte der Ceres auszuführen, wo man im großen Circus jene feſtlichen Spiele feierte, bei welchen Nero nie zu fehlen pflegte. Hier ſollte Lateranus, ein Mann von kräftigem Körperbau und kühnem Muth, dem Cäſar, ihn um Unterſtützung in häuslichen Bedrängniſſen anflehend, zu Füßen fallen und den Ueberraſchten plötzlich zu Boden reißen. Die umſtehenden Verſchworenen würden dann auf den Liegenden hinſtürzen und ihn mit Dolchſtichen tödten.

## IV.

## Der Dolch.

Der Senator Scevinus hatte von Ahasver jenen Dolch, welchen der Kriegstribun Chäräa bei der Ermordung des Cajus Caligula trug, zum Geſchenk erhalten. Er verwahrte dieſe Waffe als ein Werkzeug, welches zu irgend einer großen That beſtimmt ſei.

Als Scevinus, zu Hauſe angelangt, über die Ausführung des blutigen Vorhabens nachſann, erinnerte er ſich dieſes Dolches. Er beſchloß ſogleich, ſich desſelben nun zu bedienen. Der Freigelaſſene Milichus brachte das Käſtchen, in welchem der Dolch lag. Scevinus zog die verhängnißvolle Waffe aus der Scheide. Der Stahl war mit dem Roſte alter Blutflecken bedeckt, die Spitze abgeſtumpft. Milichus erhielt den Auftrag, den Dolch auf einem Steine zu ſchärfen und zu glätten, nebſtdem auch Binden für Wunden, und blutſtillende Mittel bereit zu halten.

Am Abend dieſes Tages lud Scevin einige der Mitverſchworenen zu einem feſtlichen Gelage. Obwohl Jeder ſich hütete, von dem böſen Vorhaben bei Tiſche zu ſprechen, ſo entfiel doch hie und da manchem Munde ein unbedachtes Wort, welches den Argwohn des ſchlauen Milichus erregte.

Scevin bemühte ſich, während des Gelages in die allgemeine Fröhlichkeit einzuſtimmen; als aber die Gäſte ſich um Mitternacht entfernt hatten, erwachten in dem Einſamen ſehr ernſte und düſtere Gedanken über das Gelingen oder Mißlingen des gefährlichen Planes, über die Folgen des Einen und des Andern, über die Verläſſigkeit der Theilnehmer und über das Spiel des Zufalls, der bei ſolchen Unternehmungen ſich nicht ſelten eine wichtige Rolle anmaßt. Der Schlaf floh den Aufgeregten. Er ſchritt mit heftigen Geberden auf und nieder; er nannte ſogar einige Male den Namen Nero.

Milichus hatte ſeinen Herrn ſeit dem erſten Augenblick des geſchöpften Verdachtes nicht aus den Augen gelaſſen, auch jedes Wort und jede Miene der Gäſte belauert. Das Schärfen des Dolches, der Auftrag, Wundenverband und blutſtillende Mittel bereit zu halten, das leiſe, geheimnißvolle Flüſtern einiger Gäſte vor dem Gelage und die unverkennbar erzwungene Fröhlichkeit während desſelben, beſtätigten ſeinen Verdacht, daß hier eine Verſchwörung im

Werke ſei; der von ſeinem Herrn nachher wiederholt ausgeſprochene Name des Cäſars ließ ihn aber nicht zweifeln, daß Nero ſelbſt das Ziel dieſer Verſchwörung ſei. Sogleich erwachte in ihm der Gedanke, welche große Belohnung er ſich erwerben könne, wenn er ſeinen Herrn verrathe.

So brachten nun Beide die Nacht ſchlaflos zu. Erſt am hellen Morgen fiel Scevinus in eine ſchlafähnliche Betäubung. Milichus entfernte ſich und eilte mit ſchnellen Schritten zu dem Palaſte des Cäſars, im Geiſte ſchon den Klang des ihm zugezählten Goldes hörend.

Der ſchlaue Freigelaſſene, der nun ſein Benehmen wohl überlegt und alle Umſtände genau berechnet hatte, bat, bei Tigellin vorgelaſſen zu werden, dem er eine Sache von größter Wichtigkeit zu entdecken habe.

Tigellin empfing ihn mit dem gewohnten halb unſchuldigen, halb ironiſchen Lächeln, und ſah ihn an, ohne ein Wort zu ſprechen. Milichus, dadurch in Verlegenheit geſetzt, ſtand ſchweigend vor dem Gewaltigen. In Tigellins Lächeln erhielt die Ironie die Oberhand. Nachdem er ſich lange an dem Schweigen des Freigelaſſenen ergetzt hatte, ſagte er: „Willſt Du Dich mir als ſtummes Marmorbild vorſtellen, oder gedenkſt Du auch zu ſprechen?“

Milichus, der ſich theils durch dieſen Spott aufgeregt fühlte, theils auch daran dachte, daß er bald wieder vor ſeinem Herrn erſcheinen müſſe, ſagte nun in aller Eile, was er zu ſagen hatte, und zeigte am Schluſſe den verhängnißvollen Dolch. Er zweifelte nicht, daß der Anblick dieſer Waffe, zu Nero's Ermordung beſtimmt, Nero's Günſtling in Wuth ſetzen müſſe; er irrte ſich aber. Tigellin nahm den Stahl, wendete ihn nach allen Seiten und ſagte, lächelnd wie vorher: „Alſo eigentlich ein Schickſals-Dolch? Das iſt intereſſant. Und ſo ſpiegelblank! Das iſt ſchön. Wie kam der Dolch in Deine Hände?“

Milichus erzählte, daß er ſelbſt denſelben geſchärft und geglättet habe.

„Du biſt alſo ein Künſtler,“ ſagte Tigellin, fortlächelnd, „in der Zubereitung von Mordwaffen. Du liebteſt, ohne Zweifel, Deinen Herrn; den Cäſar liebſt Du aber noch mehr als Deinen Herrn, und das Geld vielleicht noch mehr als den Cäſar. Das liegt ſo in der Natur des Menſchen; man kann nicht Alles mit gleicher Wärme lieben. Wie hoch ſchlägſt Du den Verrath — die Entdeckung, wollte ich ſagen, — an? Fordere! Wir haben Geld. Oder wünſcheſt Du lieber, Schatzmeiſter, Geheimſchreiber, etwa auch Conſul zu werden? Fordere!“

Milichus ging nun aus der Verlegenheit in Verzagtheit über und bereute, den Schritt gethan zu haben, denn er fürchtete nach der Art, wie der hochſtehende Spötter ihn behandelte, nur als Werkzeug benützt, nach gemachtem Gebrauche aber weggeworfen zu werden. Verwirrt und rathlos, wie er jetzt war, that er die thörichte Bitte, entlaſſen zu werden, vorgebend, er könne ſich vielleicht getäuſcht haben und wolle ſich von der Sache noch beſſer überzeugen. Als er Miene machte, ſich demüthig zu entfernen, ergriff Tigellin den Zitternden am Arme und ſagte: „Glücklicher! Erkenne in dieſem goldenen Hauſe Dein Gefängniß! Freund des Cäſars! folge mir zum Cäſar! Du wirſt nun an Rang und Reichthum bald hoch über mich emporragen; bleibe mir aber dann ſo wohlgeſinnt, wie ich jetzt es Dir bin! Komm!"

Tigellin trat in Nero's Gemach und meldete ihm, er ſei durch ſeine Wachſamkeit und durch die Gnade der Götter ſo glücklich geweſen, eine gräßliche, gegen das Leben des erhabenen Herrſchers gerichtete Verſchwörung zu entdecken. Er habe ſich dabei unter Andern mit großer Vorſicht auch eines Freigelaſſenen des Senators Scevinus bedient, der bei dieſer Verſchwörungs-Tragödie eine Hauptrolle übernahm. So eben habe ihm Milichus, der im Vorgemache harre, nähere Kunde mitgetheilt.

„Eine Verſchwörungs-Tragödie!" ſagte Nero mit dumpfer Stimme und zornfunkelnden Augen. „Eine ſehr treffende Benennung! Eine Tragödie muß blutig enden. Sie ſoll es!"

Tigellin fragte, ob er den Mann, der ihm als blindes Werkzeug gedient habe, einführen dürfe, damit Nero ihn ſelbſt vernehme. Milichus wurde gerufen. Er wiederholte ſeine Ausſage, doch ſtammelnd und ſtotternd. Tigellin ſagte: „Wie ſchwer es dem wackern Manne fällt, gegen ſeinen Herrn zu zeugen!" — Wenn der verzagte Freigelaſſene manchmal verſtummte, benützte Tigellin die Unterbrechung und ergänzte die Angabe auf eine ſolche Weiſe, daß Nero glauben mußte, ſein Günſtling habe bei der Entdeckung dieſer Verſchwörung wirklich das Meiſte gethan. Zuletzt zog Tigellin den Dolch aus dem Schooße der Toga und hielt ihn dem Cäſar vor, mit den Worten: „Dieſer Dolch war für Deine Bruſt beſtimmt!“

Nero ſchauderte; er faßte ſich aber bald, nahm den blinkenden Stahl aus Tigellins Hand, ſenkte die Spitze zu Boden und ſprach mit gepreßter Stimme: „Euch, ihr Götter der Unterwelt, weihe ich dieſe Waffe des Todes! Von Verbrechern für meine Bruſt beſtimmt, durchbohre ſie ſchonungslos das Herz der Mörder!“

Tigellin ließ den Freigelaſſenen in gefängliche Haft bringen, und ſogleich alle Wachen im Palaſte verdoppeln. Auf allen Plätzen wurden Soldaten aufgeſtellt. Fußvolk und Reiter durchzogen, auf Nero's Verlangen, die Stadt. Als dieſe Sicherheitsanſtalten getroffen waren, wurde Scevin durch zwei Centurionen vor den Cäſar geführt, der ihn in Tigellins Gegenwart empfing. Auf einem Tiſche lag der Dolch.

Nero donnerte dem Eintretenden, zu deſſen Seite die beiden Centurione mit gezücktem Schwerte ſtanden, entgegen:

„Senator! Majeſtätsverbrecher! Dich gelüſtete nach meinem Leben; das könnte ich Dir, ohnmächtiger Wurm! vergeben. Dem Wahnſinnigen wird das von ihm begangene Verbrechen nicht zugerechnet. Hochverräther! Du und Deine Mitverſchwornen — euer Streben bezweckte Aufruhr und Staatsumwälzung; das darf ich als Staats-Oberhaupt nicht vergeben. Ich weiß genug; dennoch gebiete ich Dir, Deine Schuld freiwillig zu bekennen und Deine Frevelgenoſſen zu nennen. Gehorche, eh' die Folter Dich zum Selbſtgeſtändniſſe zwingt!“

Nero glaubte den Senator durch dieſe Worte eingeſchüchtert zu haben, er bemerkte aber mit Erſtaunen, daß Scevin, ohne eine Miene zu ändern, trotzig und unerſchrocken daſtand. Tigellin ſagte hämiſch lächelnd: „Es beliebt alſo dem edlen Senator nicht, dem Cäſar zu gehorchen und zu bekennen?“

Scevin erwiederte mit feſtem Ton: „Ich habe dem Cäſar nichts zu bekennen.“

Tigellin fuhr fort: „Auch keine Frage zu beantworten?“

**Scevin.** Zu widerlegen.

**Tigellin.** Ließeſt Du nicht Wundenverband und blutſtillende Mittel zubereiten?

**Scevin.** That ich es, ſo geſchah es wahrſcheinlich, um den müßigen Theil meiner zahlreichen Sclaven zu beſchäftigen. Gedenkeſt Du mir das Recht des Herrn in meinem Hauſe zu beſtreiten?

**Tigellin.** Recht oder Unrecht — die Thatſache beſteht und Du leugneſt ſie nicht. Deine Sclaven wurden von Dir reichlich mit Geld beſchenkt. Geſchah das ohne Urſache?

**Scevin.** Nein! Es geſchah eine Stunde früher, als ich meinen letzten Willen niederſchrieb.

**Tigellin.** Dein letzter Wille? Mag wohl ſein! Wenn er nur rechtskräftig bleiben kann! — Alſo, reichliche Beſchenkung der Sclaven — eingeſtanden. Wozu denn aber das ſchwelgeriſche nächtliche Feſtgelage in Deinem Hauſe?

**Scevin.** Weil ich den geſelligen Frohſinn liebe, weil ich mir das Leben gern angenehm mache, weil ich reich und — Herr in meinem Hauſe bin.

**Tigellin.** Alſo — ein nächtliches Feſt — in aller Unſchuld — fand in Deinem Hauſe wirklich Statt. Nun erlaube mir im Namen des erhabenen Cäſars noch die eine Frage: „Wozu der Dolch?“

**Scevin.** Dolch? welcher Dolch?

**Tigellin.** Der ſpiegelblanke, der hier auf dem Tiſche liegt.

---

Bei dem Anblick des Dolches erblaßte der Senator; die innere Aufregung des Schreckens währte aber auch nur einen Augenblick. Dann ſagte er mit größter Ruhe in Ton und Mienen: „Nur die Frechheit eines verabſcheuungswürdigen Böſewichtes kann hier obwalten.“

Tigellin winkte. Milichus wurde hereingeführt. Tigellin fragte wie ſcherzend: „Wer verwandelte das alte Ungethüm von einem ſtumpfen, roſtigen Dolch in eine ſo ſchöne ſpiegelblanke Waffe?“

Milichus antwortete mit abgewendetem Geſicht: „Ich; auf Befehl meines Herrn.“

Scevin ſchrie mit geballter Fauſt: „Sei verflucht!“

Tigellin trat dem Senator einen Schritt näher und fragte mit ſchneidender Ironie: „Geziemt es dem Verräther ſeines Fürſten, dem Verräther ſeines Herrn zu fluchen?“

Scevin und Milichus wurden abgeführt. Tigellin bat den Cäſar nun um die Erlaubniß, vor Allem Scevins vertrauteſten Freund, den Senator Natalis, herbeirufen zu dürfen, um ihn, der ohne Zweifel ein Mitverſchworner ſei, einzeln zu vernehmen.

Als Natalis eintrat, überhäufte ihn Nero, der mit Tigellin getroffenen Verabredung gemäß, mit ſolchen heftigen Vorwürfen, daß der mit den Qualen der Folter Bedrohte zuerſt die Geiſtesgegenwart, dann allen Muth verlor und in der Meinung, die Verſchwörung ſei bereits bis auf die kleinſten Umſtände bekannt, und in der Hoffnung, vielleicht begnadigt zu werden, nicht nur den ganzen Plan der Verſchwörung erzählte und die Namen der wirklichen Verſchworenen nannte, ſondern in ehrloſer Feigheit ſich auch falſcher Angaben ſchuldig machte. Er ging nun ſo weit, ſogar den tadelloſen Seneca als Mitſchuldigen blos deshalb zu nennen, weil er ſich dadurch dem Cäſar, der den Tod des ihm läſtigen und verhaßten alten Lehrers längſt wunſchte, gefällig zu machen hoffte.

Nun wurde Scevin in das Gemach geführt. Als er ſeinen Freund Natalis erblickte, der, beſchämt und zerknirſcht, es nicht wagte, dem verrathenen Freunde in's Angeſicht zu ſchauen, errieth er ſogleich, was vorgegangen ſein konnte, und ward kleinmüthig, eh' ein Wort an ihn gerichtet wurde. Nero begrüßte ihn mit den Worten: „Erſpare Dir das Leugnen! Es wäre vergebens. Was ich ſchon wußte, hat Dein Freund Natalis auch eingeſtanden. Verräther an ihrem Fürſten pflegen auch Verräther an ihren Freunden zu ſein; das liegt in der Natur des ſchwachen Menſchen. Willſt Du Milderung Deines Schickſals erwarten, ſo folge ſeinem Beiſpiel!“

Scevin ſtürzte zu Nero's Füßen und beſtätigte die Wahrheit der Ausſage ſeines Freundes. Beide wurden abgeführt. Einer heftete auf den Andern einen durchbohrenden Blick, voll Verzweiflung, voll Vorwurf, Haß und Verachtung. Nero ſagte zu dem ſiegreich lächelnden Tigellin: „Eine neue Tragödie gibt uns vollauf zu thun.“

## V.

## Die Wahl des Beſten.

Während dies im Palaſte vorging, hatte ſich der Conſul Lateranus mit dem Kriegstribun Flavius und dem Dichter Lucan, ohne von der ſo ſchnell erfolgten Entdeckung der Verſchwörung etwas zu ahnen, zu Piſo begeben. Sie machten ihn mit ihrem Vorhaben bekannt, und ſchloßen mit der Erklärung, man ſei übereingekommen, ihn, als den Würdigſten von Allen, zum Oberhaupt des Staates zu wählen.

Weit entfernt, in dieſen Antrag ſo, wie die Abgeordneten es erwartet hatten, freudig einzuwilligen, zeigte Piſo eine auffallende Beſtürzung. Seine Mienen nahmen einen düſtern Ernſt an. Er ſchwieg lange, in ſich gekehrt. Endlich brach er langſam, als ſpräche er gleichſam nur zu ſich ſelbſt, in die ſchwer betonten Worte aus:

„Auf keinen Fall kann mein Entſchluß die Sache des Augenblickes ſein! Es handelt ſich um einen Mord, um eine Staatsumwälzung. Wie Vieles iſt da reiflich zu erwägen! Blendend für Tauſende iſt der Glanz eines Diadems, lockend die Höhe eines Thrones; mir nicht! Zugegeben, Roms Elend ſei groß, eine Veränderung erwünſcht, gerechtfertigt, nothwendig, — warum regt ihr eben mich auf, den anſpruchsloſen, ſtillen Mann, wie ein Sturm die Wogen der glatten Oberfläche des ruhigen Meeres? Warum mußte die Wahl eben mich treffen, der im Bereiche ſeines fröhlichen Hauſes ſein Königreich findet? Kennt Rom keinen Würdigeren als mich, dann müßte ich es beklagen. Viele große Fragen drängen ſich mir auf, deren Beantwortung heilige Pflicht iſt. Thu' ich recht, das Angebotene anzunehmen? Darf ich es wagen, kühn und anmaßend in die Räder des Schickſals einzugreifen? Wer gäbe mir dazu den Ruf? Die Götter? Von ihnen kam mir kein Wink. Das Volk? Seine Stimme erſcholl mir nicht. Ich ſelbſt? Woher käme mir ſo hochmüthiges Selbſtvertrauen? Wer bürgt mir, daß ich ausgerüſtet bin mit jenen großen Eigenſchaften, die dem Herrſcher geziemen, der ſein Volk beglücken will und ſoll? Ich bin ein vergnügtes Kind der holden Mutter Gegenwart, und mir ſchaudert vor dem dunkeln Rieſengeiſt der verhüllten Zukunft. Ich will meine reinen Hände nicht beflecken mit dem Blut des Mordes, will nicht toben auf dem wilden Schlachtfeld des Aufruhrs. Wo findet ſich der Meilenzeiger, der euch die Grenzen beſtimmt, wie weit ihr gehen dürft? Wo ſteht euch ein Ziel, wenn die losgelaſſene Meute einmal dahinraſet? Wo läge die Gewißheit, daß die Beginnenden auch das Werk zu Ende führen, wie ſie wollten und hofften? Werden nicht Andere, wenn ihr gefallen, das Ziel verrückend, nach einem andern Geiſt in anderer Abſicht handeln? Der milde Menſchenfreund kann hier nicht genügen; die Schreckenszeit bedarf des ſtarken Armes eines Kühnen, Gewaltigen. Wählet denn einen Würdigeren! wählet einen Mann, der keck der Gefahr in's Auge blickt, und mit dem unerſchütterlichen Muth des kräftigſten Willens die Zügel des Staates lenkt!“

Von Bewunderung des edlen Mannes ergriffen, nahmen die drei Werber abwechſelnd das Wort; ſie bemühten ſich, ihn durch nachdrückliche Vorſtellungen ihrem Wunſche, ihren Bitten geneigt zu machen, und ſagten, Einer dem Andern ins Wort fallend:

„Eben dieſes ſchöne Bedenken zeugt für Dich; eben Deine Weigerung liefert den Beweis Deiner vollen Würdigkeit vor uns Allen. Wir ſind es, die das gräßliche Werk des Todes vollbringen wollen; Du ſollſt dann nur das Gute und Schöne, den Römern ſo lange fremd, in's Leben führen! Uns bleibe die wilde Gährung der mit den unreinen Schlacken im Schmelztiegel kämpfenden Maſſe; Dir die Erſcheinung des Silberblickes im Moment der erfolgten Läuterung! Einen Wütherich wollen wir entthronen; Du ſollſt den freien Thron beſteigen und beglücken! Begonnen hat das Werk, und, was noch zu geſchehen hat, das muß geſchehen. Wenn Du Dich weigerſt, Deinem Vaterland als guter Genius zu erſcheinen, und ein Unwürdiger den Thron an ſich reißt und neue Gräuel beginnen, — kannſt Du es vor Dir ſelbſt verantworten, daß Du, Selbſtſüchtiger, den behaglichen Lebensgenuß dem ruheloſeſten, aber höchſten und ſchönſten Menſchenberufe, der Förderung des Wohles der Menſchheit, entſagteſt? Geht ohne Dich der wohlthätige Erfolg des Unternehmens verloren, ſo falle der Fluch des Mißlingens auf Dein Haupt! Faſſe Muth! Entſchließe Dich! Die Zeit drängt.“

Ein heftiger Kampf tobte in Piſo's erſchüttertem Gemüth. Aller Augen waren auf ihn gerichtet. Tiefe Stille eines großen, entſcheidenden Augenblicks! Nach langem Schweigen ſagte Piſo: „Nicht an der Verſchwörung, nicht am Morde nehme ich Theil. Die Wahl, die jetzt mich traf, erkenne ich nicht; iſt aber das Werk vollbracht, ſo erachte ich es für Pflicht, dem Wunſche der allgemeinen Stimme bereitwillig zu folgen.“

Die Abgeordneten entfernten ſich, zufrieden mit dieſer Erklärung.

## VI.

## Das Blutgericht des Schickſals.

Die Verſchworenen wurden mit überraſchender Schnelligkeit ergriffen, und von Soldaten der Leibwache in den Palaſt geführt. In dem großen Speiſeſaale, deſſen Hintergrund mit Bewaffneten angefüllt war, Scevin und Natalis mit Feſſeln und Ketten belaſtet, vor ihnen ſtehend, ſaß Cäſar Nero auf einem goldenen Stuhle; neben ihm ſtanden Tigellin, Fennius Rufus und Ahasver, die er zu Richtern wählte, weil ſie ſich als die Herzloſeſten bewährt hatten. Hinter ihm ſtand ein Sclave, der Scevins Dolch in der rechten Hand als Todeszeichen emporhielt.

In Nero's Mienen zeigte ſich Freude über das bevorſtehende Schauſpiel. Tigellin lächelte behaglich. Ahasvers Antlitz verkündete Mordluſt. Der Ruhigſte und Unbefangendſte ſchien Fennius Rufus zu ſein, aber der von Scevin und Natalis noch nicht genannte heuchelnde Verräther, Nero's Günſtling und zugleich ein Mitglied der Verſchwörung gegen Nero, verbarg unter der Maske der Gleichgültigkeit den ſchamloſen Entſchluß, der ſtrengſte unter den Richtern zu ſein, um ſeine Unkenntniß der Verſchwörung glaubwürdig zu machen. Uebrigens hielt er ſich überzeugt, daß keiner der Angeklagten es wagen würde, ihn als Mitſchuldigen anzugeben, und daß auf jeden Fall ſein hartnäckiges Leugnen genügen müſſe, ihn von jedem möglichen Verdachte zu reinigen. Treulos dem Cäſar ſo wie ſeinen

Frevelgenoſſen, ging ſein ehrloſes Streben dahin, ſich für den Fall des Gelingens oder Mißlingens der Verſchwörung ſicher zu ſtellen.

Zuerſt wurde der Conſul Lateran in den Saal geführt. Tigellin bat ihn, ſeine Blicke auf Scevin und Natalis zu werfen, um ſich die Mühe des Leugnens zu erſparen.

Lateran erwiederte, ohne eine Miene zu ändern: „Führt mich zum Tode! Als Gnade ſei mir geſtattet, mein Weib und meine Kinder noch einmal zu umarmen!“

Fennius ſchrie ihn an: „Der Verräther, der Allen an Würde vorging, geh' auch Allen im Tode voran!“

Der Kriegstribun Statius, deſſen Theilnahme an der Verſchwörung noch unbekannt war, erhielt den Auftrag, den Conſul zu tödten. Als Beide den zur Hinrichtung der Sclaven beſtimmten Ort erreicht hatten und der Tribun ſchon das Schwert zückte, reichte Lateran ihm die Hand mit den Worten: „Mitſchuldiger! Dein Genoſſe ſtirbt, ohne Dich verrathen zu haben. Sprich nicht! Vollziehe Deinen Auftrag!“ —Statius drückte die dargebotene Hand und ſtieß ihm das Schwert in die Bruſt. Lateran ſtürzte ſchweigend zu Boden.

Nach Laterans Entfernung, ward der eben ſo muthige als tapfere Kriegstribun Subrius Flavius vorgerufen. Nero rief ihm zu: „Ein neuer Held der Tragödie! Was bewog Dich, den mir geleiſteten Soldateneid zu brechen?“ — Flavius erwiederte:

„Der Abſcheu vor Dir. Im ganzen Heere war nicht Einer Dir eifriger ergeben als ich, ſo lange Du Achtung und Liebe verdienteſt. Als Du aber Mörder der greiſen Mutter, Mörder der edelſten Gattin, Mordbrenner und Henker von Hunderten an Einem Tage wurdeſt, fing ich an, Dich eben ſo zu haſſen, als ich Dich vorher geliebt hatte."

„Welche Strafe ſoll ihm werden?" fragte Nero. Die Richter Tigellin, Fennius und Ahasver erwiederten einſtimmig: „Der Tod durch das Schwert eines gemeinen Soldaten ſeiner Kohorte!"

Flavius wurde auf ein, dem Palaſt nahe gelegenes Feld geführt. Als der Soldat das Schwert zog, beſah Flavius die Schneide desſelben und ſagte: „Es iſt ſtumpf. Schlachtgefährten! Gebt ihm ein ſchärferes Schwert!"

Einer der Umſtehenden gab ihm das ſeinige. Flavius prüfte die Schneide und ſagte: „Es genügt dem Zweck."

Dem alten Soldaten, den das Loos traf, trat eine Thräne ins Auge. Den tapfern Krieger, der nur gewohnt war, ſeinem geehrten Führer zu gehorchen und ihm in das dichteſte Schlachtgedränge zu folgen, befiel ein heftiges Zittern. Flavius rief ihm zu: „Muth, mein Kriegsgefährte! Thu' Deine Pflicht, wie Du ſie ſtets geübt! Willkommen iſt mir der Tod von Deiner Hand."

Flavius bot ihm ſein Haupt. Es fiel erſt durch den zweiten Hieb.

Der Senator Sulpicius Aſper antwortete auf Nero's Frage, warum er ſich gegen ihn verſchworen habe: „Weil ich gegen Deine Unmenſchlichkeit keine andere Hülfe kannte."

Nero ſagte: „Richter! ſprecht ihm das Urtheil!" — Der Tod!" erſcholl's.

Der Senator wurde zur Hinrichtung durch das Beil des Lictors abgeführt.

Jetzt trat Lucan vor das Blutgericht. Er geſtand mit kühner Freimüthigkeit ſeine Theilnahme an der Verſchwörung und ſprach mit feuriger Beredſamkeit, erklärte aber, daß er feſt entſchloſſen ſei, keinen der Mitverſchworenen zu nennen. Fennius Rufus, ihm perſönlich abhold, drang nun auf die feindſeligſte Weiſe und mit den heftigſten Drohungen in ihn, Alles zu ſagen, was er wiſſe.

Nun trat Ahasver, über ſolche Frechheit ergrimmt, vor den Unverſchämten und ſagte: „Unwürdiger Richter und ſtrafwürdiger Frevelgenoſſe! Welcher von allen Mitſchuldigen wüßte beſſer als Du, die wichtigſten wie die geringſten Umſtände der Verſchwörung anzugeben? Und Du wagſt es, Heuchler, über ſie das Urtheil zu ſprechen, nicht um des Cäſars, ſondern um Dein Leben durch ihren Tod zu retten? Verräther an Deinem Fürſten und an Deinen Freunden! Du biſt es, der vor Allen den ſchmählichſten und qualvollſten Tod verdient hat! Cäſar Nero! ihn treffe die ganze Stärke Deines Zornes!"

Tigellin, dem Fennius als Nebenbuhler um Nero's Gunſt insgeheim ſtets feindlich geſinnt, ergriff die ſich darbietende Gelegenheit, mit der ihm eigenen Geiſtesgegenwart und Schlauheit, und ſagte mit dem Scheine des Unwillens: „Ich kann nur beklagen, daß Ahasver mir zuvorgekommen iſt!"

Zwei ſolche Ausſagen, der Ausruf des im Hintergrunde ſtehenden Scevin und Natalis, daß Fennius ein Haupt der Verſchwörung ſei, vor Allem aber das Benehmen des über dieſe Entdeckung höchſt beſtürzten Fennius ſelbſt, der, vom plötzlichen Schrecken ergriffen, außer ſich war, Faſſung und Sprache verlierend, ſtarr zu Boden blickte, lieferten den vollen Beweis für die Wahrheit der Anklage. Nero rief mit zornglühendem Antlitz: „So nahe der Verbrecher meinem Thron? Im Schooße meines Vertrauens hab' ich die giftige Schlange genährt? Verruchter! Auf Deiner Stirne ſteht das Zeichen Deiner Strafwürdigkeit; Dein Verſtummen ſpricht Dein Todesurtheil. Er ſterbe, gleich dem gemeinſten Verbrecher, von Henkers Hand! Fort aus meinen Augen!“

Fennius wurde in Feſſeln geſchmiedet, und da er kaum zu gehen vermochte, fortgeriſſen. Nero ſagte ſpottend: „So hätten wir denn nun um einen Richter weniger! Ihr dort — Scevin und Natalis! tretet her und nehmt die Stelle des Verurtheilten ein! So haben wir nun zwei gefeſſelte, ſelbſt dem Tod verfallene Richter, die uns helfen ſollen, Todesurtheile zu fällen. Das iſt neu; das gefällt mir. „Die Tragödie wird immer intereſſanter!“

Nero wendete ſich nun an den Dichter Lucan: Was Dich bewog, der Verſchwörung beizutreten, kann ich mir leicht denken. Die Eiferſucht auf meinen Ruhm als Dichter zwang Dich, mich zu haſſen, und daß ich die Bekanntmachung Deines Heldengedichtes verbot, das konnteſt Du mir nicht verzeihen. Thut mir leid! Künſtlerneid iſt eine böſe

Sache! Weißt Du etwas für Dich zu ſagen? Irgend eine ſchönredneriſche, wenn auch unwahre und fruchtloſe Selbſtvertheidigung dürfte ſich hören laſſen, als Kontraſt gegen den ſtummen Fennius!“

Lucan erwiederte mit Unerſchrockenheit: „Dein Haß entſchuldigt den meinen. Wüßte ich auch Vieles für mich zu ſagen, ſo will ich es doch nicht. Ich will ſterben! Ich verabſcheue Dich, und die Zeit ekelt mich an. Ich will ſterben.“

Nero erwiederte: „Dein Wille geſchehe! Stirb! Die Unſterblichkeit bleibt Dir. Die Todesart magſt Du ſelbſt Dir wählen!“

Lucan ſchritt, von zwei Centurionen gefolgt, ernſt und trotzig aus dem Saale. Als er über die Thürſchwelle ging, ſagte Nero lächelnd zu Scevin und Natalis: „Ihr ſtimmt mir doch bei? Ich war ja davon überzeugt!“

Als Lucan zu Hauſe angelangt war, ließ er ſich, auf dem Ruhebette liegend, von ſeinem Lieblingsſclaven, einem Wundarzte, in Gegenwart der beiden Krieger, an Armen und Füßen die Adern öffnen. Das Blut drang ſogleich durch die gemachten Ausgänge. In kurzer Zeit glich der junge Mann einem blutigen Springbrunnen; er ſchien aber den Blutverluſt kaum zu empfinden. Schon waren mehrere Gefäße mit Blut gefüllt; Lucan fühlte aber weder eine Abnahme der Kräfte, noch ein Erlöſchen der ruhigen Heiterkeit. Nachdem er die purpurrothen Quellen und Strahlen lange mit Aufmerkſamkeit betrachtet hatte, ſagte er: „Fort mit dir, zu heißes Blut! Dein wilder Strom ſtieß mich im

Leben an manche gefährliche Klippen; er ſchleuderte mich an den Rand des Grabes, das heißt, in den Hafen der Ruhe. Hinaus mit Dir, zu heißes Blut, bis zum letzten Tropfen!“

Als Lucan endlich fühlte, daß die Lebenswärme abnahm, Hände und Füße ſogar kalt zu werden anfingen, entriß er ſich dem heranſchleichenden Schlummer der Ermattung, wobei er nur wenige Minuten die Augen geſchloſſen hatte, mit Anſtrengung der hinſterbenden Kräfte und ſagte, umherſpähend, ob ſeine Schwäche von den Anweſenden bemerkt werde: „Denkt ja nicht, ihr Kriegsmänner, daß ich feig, erbärmlich, nach dem Leben ſeufzend und um ſeinen Verluſt weinend, vergehe. Des Körpers Kräfte ſchwinden, aber mein Herz iſt noch friſch und mein Geiſt freut ſich ſeines vollen Bewußtſeins. Ihr Krieger! verſchont mich mit jedem Mitleid! Ich leide nicht; wozu ein Mitleiden? Ich ſterbe gerne; warum meinen Tod beklagen? Ihr Krieger, hört! Ich bin kein Krieger; ich bin aber ein Dichter, und ein Dichter iſt Alles! Sagt dem Tyrannen, ich ſei ehrenwerth, aber mit dem vollſten Haſſe gegen ihn geſtorben! Ei ſeht! da fallen mir eben zu rechter Zeit einige Verſe meines Heldengedichtes ein, die einen, in gleicher Todesart ſterbenden Soldaten ſchildern. Sie paſſen nun auf mich ſelbſt ſo genau, als hätte ich ſie für dieſen Augenblick gedichtet. Hört und lobt ſie, entweder dem armen eitlen Dichter zu lieb, oder der närriſchen Aehnlichkeit wegen!“

Lucan erhob ſich mit möglichem Kraftaufwande und ſagte mit lauter, wohltönender Stimme die folgenden Verſe:

„Aus zerriſſenen Adern hervor dringt ſtürzender Blutſtrom.
Selbſt die Thränen ſind Blut; dem Mund und der Naſe entquillt Blut.
Roth iſt der Schweiß, und der Purpur der heißen Verblutung bedeckt ſchon
Jedes Glied. Der ganze Körper iſt Eine Wunde!“

Bei dem letzten Worte ſchloßen ſich die Augen des Sprechenden. Seine Seele war entflohen. Als die Centurione dem Nero die Kunde brachten, welche Todesart Lucan gewählt habe und wie er geſtorben ſei, ſagte Nero tiefſinnig: „Sein Blut war ſo feurig wie das meinige. Es hat ausgelebt; er ruht. Dämon Ahasver! Dir und mir bleibt die Ruhe fern; wie lange noch? — Stille davon! Laß uns fortfahren im Blutgericht!“

Petronius Arbiter wurde vorgeführt. Er bekleidete das Amt, ſowohl die öffentlichen Spiele und Feſte, als auch die Unterhaltungen im Palaſte anzugeben und auszuführen. Er zeigte dabei eine ſeltene Kunſt im Erfinden und Anordnen, wodurch er ſich Nero's volle Gunſt erworben hatte, und es war wirklich ſo weit gekommen, daß Nero nur an ſolchen Dingen Wohlgefallen fand, welche Petronius für ſchön und angenehm erklärte. Und ſo geſchah es, daß dieſer nicht nur bei Hofe, ſondern auch in Rom als höchſter Richter in Geſchmackſachen anerkannt wurde. Petronius wußte ſich aber nicht nur als freier und liebenswürdiger Lebemann, ſondern auch als heiterer Dichter voll Geiſt und Witz geltend zu machen. Dabei beobachtete er ſtets die Klugheit, ſehr anſpruchslos zu ſcheinen. Seine Dichtungen fanden um ſo mehr Beifall, als er den Stoff immer aus der Gegenwart nahm, und die Thorheiten ſeiner Zeitgenoſſen ohne beleidigende Bitterkeit auf ſcherzhafte Weiſe lächerlich zu machen, auch pikante Gemälde von Schwelgerei und ſittlicher Entartung einzuflechten verſtand, die er um ſo lebhafter darſtellen konnte, weil er ſie, dieſer Schule ſelbſt angehörend, genau kannte. Zugleich war er als berüchtigter Sonderling ein Gegenſtand der allgemeinen Aufmerkſamkeit. Er pflegte den Tag zur Nacht, die Nacht zum Tage zu machen, in den Nächten zu ſchwelgen und zu arbeiten, die Tage zu verſchlafen. Frei in Sitten und Reden, überließ er ſich ſeinem Hange zur Spottſucht und witzelte über Andere, ohne ſich ſelbſt zu ſchonen, indem er das Leben in Allem von der leichteſten und luſtigſten Seite nahm. So blieb er ſtets mehr ein Geſuchter als ein Suchender. Abhold war er in Rom eigentlich nur einem einzigen Menſchen — dem Tigellin. Aus Widerwillen gegen dieſen war er der Verſchwörung beigetreten, weil ihm Tigellin's Fall durch Nero's Tod nothwendig bedingt ſchien.

Nero fragte nun den unbefangen vortretenden Petronius ironiſch, ob er gekommen ſei, ſich eine Gnade zu erbitten. Petronius erwiederte: „Allerdings! Um die Gnade nach meinem Geſchmack meine Schlußſcene aus der ſchalen Tragikomödie des Lebens wählen zu dürfen.“

Nero erwiederte: „Deine Bitte ſei gewährt! Geh und ſpiele Deine Rolle als luſtige Perſon zu Ende!“ — Petronius verbeugte ſich und rief im Abgehen dem Tigellin zu: „Ich hoffe Dich bald zu bewirthen als meinen werthen Gaſt in Elyſiums Schattenſpiel.“

Petronius ließ das ſchönſte Gemach ſeines Palaſtes mit vielen Lampen erleuchten und den beiden Centurionen die köſtlichſten Weine vorſetzen. Zugleich wurden Sclaven abgeſchickt, einige ſeiner innigſten Freunde, Lebemänner wie er ſelbſt, zu ſich zu laden, mit der dringenden Bitte, ſich ſogleich bei ihm einzufinden. Als dieſe eintraten, umarmte und küßte Petronius jeden derſelben ſo freundlich und fröhlich, als habe er ſie zu einem Luſtgelage geladen. Dann erzählte er ihnen mit der heiterſten Laune das Ergebniß der Verſchwörung und erſuchte ſie, geneigte Zuſchauer bei der letzten Scene im Schauſpiele ſeines genußreichen Lebens zu ſein. Nachdem er Alle nach der Reihe nochmal umarmt und mit ihnen getrunken hatte, befahl er einem Sclaven, einen gutgeſchärften zweiſchneidigen Dolch zu bringen.

Er ſetzte ſich dann auf ein Ruhebett und ſagte zu den Freunden: „Sprecht mir nichts vom Tode! Ich will ja nicht ſterben, ſondern nur aufhören zu leben. Laßt euch noch weniger beikommen, nur eine traurige Miene zu machen! Ich müßte dann noch im letzten Augenblick lachen und ſpotten. Ihr kennt meinen Witz; er trifft. Habe ich meine Rolle gut geſpielt, ſo gebt mir Beifall! Stört mir die gute Laune nicht! Mögt ihr übrigens noch ſo luſtig ſein, ſo gedenke ich doch, euch Alle zu übertreffen.„

Er ließ ſich nun Arme und Füße entkleiden und ſagte: „Mit einem Dolchſtoß in's Herz wäre die Sache ſchnell abgethan; das könnte aber als Feigheit gedeutet werden. Langſam und ohne Bewußtſein kam ich in die Welt; langſam, doch mit Bewußtſein, will ich von der Welt ſcheiden.“

Er nahm jetzt in die linke Hand einen Spiegel, in dem er ſich beſchaute, in die Rechte den Dolch, mit dem er ſich zwei Adern am Halſe zerſchnitt. Heißes Blut quoll, neugierig das Tageslicht zu ſehen, aus der Gefängnißröhre hervor. Er blickte mit Vergnügen auf den rothen Bach, und machte ſich Einſchnitte in zwei Adern an den Oberarmen. Friſches Blut kam hervor. Nachdem es eine Weile gefloſſen war, ſagte er: „Das thut wohl! Ich hatte zu viel Blut. Meine innere Glut kühlt ſich; ein angenehmes Gefühl! Nun wünſchte ich aber ein kleines Zwiſchenſpiel.“

Er deklamirte ein launiges Gedicht und forderte die Freunde auf, ein Gleiches zu thun. Zwei derſelben willfahrten; der ernſthafte Vortrag paßte aber nicht zu den ſcherzhaften Liedern. Petronius, dem dies lange Weile verurſachte, ließ ſich ein Pergament reichen und ſchrieb, während Jene ſprachen, ſeinen letzten Willen nieder, worin er den Nero zum Erben ernannte, dabei aber ſeine Frevel mit grellen Farben malte und ihn mit ſarkaſtiſchem Witze lächerlich machte. Die Urkunde endigte mit den Worten: „Da der größte Verſchwender in Rom des Geldes am meiſten bedarf, ſo werde ihm zu Theil, was ſeinen tollen Uebermuth zu fördern und ſein Ende zu beſchleunigen dient.“

Er verſiegelte das Teſtament und erſuchte die Centurionen, es mit der Nachricht von ſeinem Tode dem Cäſar zu überbringen. Nun öffnete er ſich die Pulsadern an den Armen. Auf die Eine derſelben drückte er mit dem Finger, den er plötzlich wegzog. Als das Blut in einem Bogen heraus ſpritzte und die näher Stehenden ſich haſtig zurückzogen, lachte Petronius laut auf. Nun floß die Purpurflut aus vielen Quellen. Er ſtand auf und ging durch das Gemach; ein Blutſtrom bezeichnete ſeine Schritte. Zum Ruhebett zurückkehrend, ſagte er: „Das Schauſpiel iſt zu Ende. Lebt wohl!“

Er ſank und ſchloß die Augen für immer. Die Freunde entfernten ſich ſchweigend. Die Centurionen leerten noch einen Becher und beeilten ſich, dem Cäſar die Todeskunde und das Teſtament zu bringen.

Als Nero die Nachricht erhielt, ſagte er, großmüthig lächelnd: „Petronius hat mich zwar oft zur Zielſcheibe ſeiner Spottſucht gemacht; ich aber kann ihn nur loben.“ — Er öffnete nun die Pergamentrolle, las und zerriß ſie zähneknirſchend in kleine Stücke, indem er ausrief:

„Ein zum Tode verurtheilter Hochverräther hat keinen Willen, auch keinen letzten!“

Nero wollte aufſtehen. Tigellin ſagte: „Die neu erwählten, zu richtenden Richter Scevin und Natalis erwarten noch des Cäſars Urtheilsſpruch.“

Nero, durch den letzten Vorfall erbittert, rief ihnen zu: „Wie konnte ich euch vergeſſen, die mich in den

Strom der Vergeſſenheit verſenken wollten. Ihr habt nun Alles geſehen, was zu ſehen war; ich habe euch ſogar als Verbrecher mit einer neuen Würde bekleidet. Wandelt nun den Weg alles Fleiſches! Natalis werde vom tarvejiſchen Fels geſtürzt! Ich haſſe das Einerlei. Dem wackern Scevin ſtoße ein Soldat ſeinen eigenen verhängnißvollen Dolch in die Bruſt, damit er ihn nicht vergebens gegen die meinige ſchärfen ließ! Somit iſt die Tragödie geendet.“

„Aber nicht das Blutgericht des Schickſals!“ murmelte Ahasver vor ſich hin. „Die heute richten, werden morgen gerichtet. Jede Frevelthat iſt die Mutter einer ihr gleichen Tochter, und jedes vergoſſene Blut vermiſcht ſich gern mit dem Strom eines andern. Eine raſende Gegenwart gebiert eine rächende Zukunft. Thoren glauben es nicht; ich hab' es erlebt.“

## VII.

## Der letzte Wunſch.

Der größte Theil der Verſchworenen war gefallen, aber nicht Einer von Allen hatte Piſo's Namen genannt. So hochgeachtet war dieſer Mann! Nur wenige der Mitſchuldigen lebten noch, für ihr Leben zitternd. Dieſe eilten nun zu Piſo. Von inniger Theilnahme getrieben, thaten ſie ihm dringende Vorſtellungen und forderten ihn auf, unverzüglich in das Lager der Prätorianer, dann auf das

Forum zu gehen und die Rednerbühne zu beſteigen; Volk und Soldaten würden ſich gewiß ſogleich für ihn, den Allbeliebten, erklären. Nero laſſe ſich von einer ſolchen Erſcheinung nichts träumen; es ſei auch für einen ſo unerwarteten Schlag keine Vorkehrung getroffen. Nero, der Schauſpieler, und Tigellin, der tückiſche Weichling, würden bei der erſten Nachricht, die ſie zu ſpät erhalten, alle Geiſtesgegenwart verlieren. Thatſcheue halte für unmöglich, was der Muth in wenig Stunden vollbringe. Piſo möge Roms Wohl bedenken und für das Beſte der Menſchheit handeln. Die beglückte Gegenwart werde ihn vergöttern, die gerechte Zukunft ihm den Kranz der Unſterblichkeit reichen.

Kaum war das letzte Wort verhallt, als ein Sclave mit der Miene des Schreckens in das Gemach ſtürzte und ſeinem Herrn, der, ohne einen Entſchluß gefaßt zu haben, ſchweigend vor ſich hinblickte, die Kunde zurief; das Haus ſei von Soldaten umgeben, ſein Todesurtheil gefällt.

Piſo wendete ſich mit ungeſtörter Gemüthsruhe an die, von plötzlichem Entſetzen überwältigten Anweſenden: „Das Loos iſt geworfen, das Schickſal gegen uns. Die Götter wiſſen es, nicht ſträflicher Hochmuth war es, der mich reizte, einen erledigten Thron zu beſteigen! Mein Gewiſſen iſt rein. Ich habe die Flamme nicht entzündet, nicht angefacht. Mein Tod iſt beſchloſſen. Nach dem, was geſchehen iſt, kann und will ich auch nicht länger leben. Der Höchſte ſollte ich ſein, und nun ſoll ich den ſchmählichen Tod des Verbrechers ſterben? — Ihr Götter des Himmels!

rettet und beglückt mein Vaterland durch einen Herrſcher, der Menſch iſt, der das Wohl und das Recht der Menſchheit ehrt! — Die Mörder harren meiner. Sie ſollen nur meine Leiche finden!"

Er ſtieß ſich den Dolch in das Herz und fiel todt in die Arme des Sclaven. Ohne Wort, ohne Bewegung ſtand die Marmorgruppe vor dem Lebloſen.

Ein Kriegstribun trat ein mit entblößtem Schwert. Beim Anblick des noch blutenden Leichnams rief er: „Zu ſpät! Schwer wird Nero's Zorn mich treffen."

Er ließ Soldaten eintreten. Alle Anweſenden wurden gefeſſelt und abgeführt.

## VIII.

## Die Stunde der Prüfung.

Nero glich jetzt dem Tiger, deſſen Blutdurſt wächst, je mehr er im Blut ſeiner Beute ſchwelgt. Als ihm, in Tigellins Gegenwart, die Hinrichtung der, in Piſo's Hauſe ergriffenen Verſchwornen gemeldet wurde, ſagte er: „Auch Dieſe ſind nicht die letzten Strafwürdigen. Noch leben Zwei, die nicht leben dürfen, wenn mein Leben ſicher ſein und mein Thron feſtſtehen ſoll. Sind ſie gefallen, dann mag ich Ruhe finden. Ein Lehrer, der ſich des Hochverraths ſchuldig machte, iſt zweifacher Verbrecher. Seneca ſterbe! Er ſterbe, eh' die Sonne untergeht!"

„Seneca? fragte Tigellin mit dem Scheine der Verwunderung. „Waltet hier nicht ein Mißverſtändniß?“ — Nero erwiederte: „So haſt Du vergeſſen, was Natalis geſtand? Die Verſchwornen haben beſchloſſen, meinen hochberühmten Lehrer, wenn Piſo etwa fallen ſollte, als Roms Cäſar auszurufen, ihn, der durch den Glanz ſeiner Weisheit und Tugend zur höchſten Stufe menſchlicher Größe berufen ſei. Konnten ſie das ohne ſeine Beiſtimmung? Wenn ein Weltweiſer für den Thron beſtimmt iſt, da muß wohl der thörichte Schüler weichen? Wenn aber der eigenſinnige Schüler nicht weichen will, was bleibt ihm dann übrig, als den Lehrer aus dem Wege zu ſchaffen? Und wenn der Schüler ein Unrecht beginge, wem wäre die Schuld anzurechnen? wem ſonſt als dem erhabenen Meiſter, der ihm keine beſſere Erziehung gab? Hieraus folgt, daß Seneca dieſe Welt, für welche der Unſterbliche nicht paßt, ſogleich verlaſſen muß. Sende einen Kriegstribun, der ihm melde, Cäſar Nero überlaſſe ihm die Wahl der Todesart!“

Tigellin ſäumte keinen Augenblick, den Befehl zu vollziehen.

Als der Tribun auf der Villa eintraf, in deren ländliche Einſamkeit Seneca ſich zurückgezogen hatte, ſaß Dieſer eben mit ſeiner Gattin Pompeja Paulina und zwei Freunden bei dem frugalen Mahl. Er vernahm den Befehl ſo ruhig, als hätte man ihm die gleichgültigſte Nachricht verkündet, und erwiederte dem Ueberbringer: „Darauf war ich gefaßt. Ich zweifelte nicht, daß es ſo kommen mußte. Dem Mörder der Mutter und des Bruders — was blieb ihm noch übrig, als der Mord des Lehrers und Erziehers?

Ich bin jeden Augenblick zu ſterben bereit. Des Cäſars Wille geſchehe! Es ſeien mir nur einige Augenblicke geſtattet, meinen letzten Willen niederzuſchreiben!"

Der Tribun verſicherte, es ſei ihm befohlen, dies nicht zuzulaſſen, einen etwa ſchon vorhandenen letzten Willen aber für nichtig zu erklären. Seneca drückte die weinende Gattin an's Herz und reichte den beiden Freunden die Hand mit den Worten: „So kann ich euch denn kein anderes Vermächtniß zurücklaſſen, als das Beiſpiel meines Lebens und das Andenken an mich. Was wäre dieſe Welt ohne reine Liebe und edle Freundſchaft? Sie, die hienieden uns tröſten, begleiten uns in die Ewigkeit; und ſo hat ein Gott es gefügt, daß das Schönſte und Beſte auch das Unvergängliche ſei! Dies, holde Gefährtin meines Lebens, ſei der Troſt, der Dir die Kraft verleihen wird, den Schmerz über meinen Verluſt zu mildern."

Paulina erklärte dagegen, ein Leben ohne ihn ſei ihr ſchrecklicher als der Tod. Die Liebe vermöge Alles zu ertragen, nur keine Trennung. Ein Leben voll Sehnſucht nach dem Geſchiedenen wirke zerſtörender als alle Schmerzen und Schreckniſſe des Todes. Feſt ſtehe ihr Entſchluß, mit ihm zu ſterben, und werde ihr dies verweigert, ihm zu folgen.

Seneca ſchloß die Todesheldin in ſeine Arme und ſagte: „Du kenneſt die Freuden des Lebens — und wähleſt den Tod. Ich beklage die Welt um Deinen Verluſt. Dein Nachruhm wird den meinigen verdunkeln."

„In dieſer Gewährung, rief Paulina, erkenne ich den größten unter den vielfältigen Beweiſen Deiner Liebe! Ich danke Dir.“ — Sie küßte die Stirn, die Augen und den Mund des Gatten zärtlich und freudig.

Statius Annäus, Seneca's Arzt und Freund, trat ein. Er öffnete Beiden die Adern an den Armen. Das Blut des, durch Alter und enthaltſame Lebensweiſe entkräfteten Greiſes floß langſam und ſpärlich. Er ließ ſich auch die Adern an den Füßen und Kniegelenken öffnen. Spuren von beginnendem Todeskampf zeigten ſich. Paulinens Blut quell reichlich. Sie blieb ſtandhaft und ruhig. Als ſie aber die zunehmenden Leiden des Gatten ſah, fühlte ſie ſich von ſchmerzlicher Beängſtigung aufgeregt. Ihre Thränen floßen mit dem Blut. Sie wollte ſprechen und vermochte es nicht. Die zunehmende Schwäche endigte mit einer tiefen Ohnmacht. Sie wurde von Sclavinnen in ein Nebengemach getragen, um die Erwachende nicht neuen Qualen preiszugeben. Nun ermannte ſich Seneca; ſein Geiſteslicht leuchtete hell auf, und ſeinem Munde entſtrömten die Worte erhabener Begeiſterung:

„Gekommen iſt die Stunde der Prüfung, die wichtigſte aller Lebensſtunden, welche die wahre Geltung des Menſchen beſtimmt, und ſein Inneres zeigt, wenn früher nur die Außenſeite erſchien. Im Leben herrſcht Trug und Täuſchung; im Tod iſt Wahrheit. Der reichgeſchmückte Glückliche verliert, — der nackte Unglückliche gewinnt Alles durch den Eintritt in das Geiſterreich, und der letzte Augenblick wird der ſchönſte, der Sclave ein Freier. Was der höchſte Geiſt im Weltall, das iſt im Menſchen die Seele, die, hienieden klein, jenſeits ihre Größe kennen ernt. Das Unglück konnte ſie, wie ein Streich die Luft erſchüttern, doch nicht verwunden, und die Todesfurcht erliſcht im Tode, wenn die Erdennacht ſchwindet vor dem Strahl des ewigen Lebens, der uns zeigt, nicht wie lange, ſondern wie ſchön wir gelebt haben. Ich habe jeden Tag als den letzten meines Lebens, als eine Gabe Gottes, hingenommen; ich habe ſo viel gelebt, als mir gut und genug ſein konnte. Vollendet iſt jedes Leben, auch das kürzeſte, wenn es edel und rein war, dem zu Sterben Gebornen. Gequält von der Grauſamkeit eines geſetzloſen Tyrannen, folge ich nun freudig gehorchend dem milden Geſetze deſſen, der das Weltall ſchuf und lenkt. Ein Verbannter hienieden, kehre ich in mein Vaterland zurück. Ein Kind, gereift im Mutterſchooße der Natur, trete ich in das Land der Seelen! Die Hülle bricht, der Schmetterling fliegt empor. Das Menſchliche endet, das Göttliche beginnt. Tod! führe mich in's Leben!"

Der grauſame Tod kam nicht. Der matte Kreislauf des Blutes geſtattete nur eine ſchwache Verblutung. Der Kriegstribun, voll Eifer, dem Cäſar die erwünſchte Todesnachricht zu bringen, zeigte Ungeduld. Seneca, der dies bemerkte, und ſelbſt wünſchte, zu ſterben, ehe Paulina aus der tiefen Ohnmacht erwachte, bat den Arzt, ihm einen Gifttrank zu reichen. Als auch dieſer auf die ſchon halberſtarrten Glieder des geſchwächten Leibes nicht mehr wirkte, verlangte der Sterbende ein heißes Schweißbad. Nun ergoß ſich der beſchleunigte Blutſtrom. Das Herannahen des letzten Augenblickes fühlend, ſammelte Seneca in hohler

Hand die Purpurflut und beſprengte die Umſtehenden, zum Himmel blickend, mit den Worten: „Ich weihe euch Gott, dem Befreier!" — Er hatte vollendet.

Nero, dem der Tod ſeines Lehrers ſogleich gemeldet wurde, verſank in ſtummes Hinbrüten. Sein erſtes Wort war der Befehl, Paulinen am Leben zu erhalten. Dazu bewog ihn aber nicht ein Gefühl der Menſchlichkeit, ſondern die Furcht, ſich durch den Tod der edlen Matrone noch mehr verhaßt zu machen. Der Arzt verband die geöffneten Adern und wendete blutſtillende Mittel an. So wurde die Unglückliche ſorgfältig bewacht und wider ihren Willen am Leben erhalten. Die entſchwundene Kraft ließ einen neuen Entſchluß der Selbſtentleibung nicht mehr zur Reife kommen. Siechend, leichenblaß und ohne Lebensgeiſter, überlebte Paulina, ſchattenähnlich, nur kurze Zeit den Gatten. Den Blick aufwärts gewendet, beſchäftigte ſie ſich einzig damit, die Werke des Geſchiedenen zu ſammeln und bekannt zu machen durch vielfache Abſchriften.

## IX.

## Das Mutterherz.

Poppäa, ihre früheren Verirrungen beklagend und dem Beſſeren zugeneigt, ſah Nero's zunehmende Grauſamkeit mit Abſcheu. Ihre Verſuche, ihm durch Bitten und Zärtlichkeit der innigſten Liebe mildere Geſinnungen einzuflößen, blieben ohne Erfolg. Sie hatte das Ziel ihrer Wünſche — obſchon durch ſchnöde Mittel — erreicht, und fühlte ſich nun, von Glanz und Herrlichkeit umgeben, unglücklich, fühlte ſich zugleich — Mutter, fühlte um ſo ſchmerzlicher die Erinnerung an die entehrende Vergangenheit, die Qualen der Gegenwart, und die Furcht vor der Zukunft, der Rächerin jedes Frevels. Der Gedanke, daß ſie ihrer hohen Stellung nicht würdig ſei und daß jeden Augenblick die Strafe aus dem Schooße des Glückes aufſteigen könne, erfüllte ſie oft mit niederdrückender Schwermuth. In einer dieſer trauervollen Stunden erwachte im Mutterherzen die Sorge um das Kind, welches nun bald in's Leben treten ſollte, und das Grauen vor einem Gatten, der ſich um ihren Zuſtand ſo wenig bekümmerte, und ſie ſprach zu ſich ſelbſt: „Ankömmling, nach dem ich mich ſehne und vor dem ich zittere! Du ſollſt erſcheinen in einer Welt, wo Laſter und Verbrechen ſich drängen. Wirſt du deinem Vater gleichen? dann wehe der Menſchheit! Wirſt du der ſchuldbelaſteten Mutter fluchen? dann wehe mir! Welches Loos erwartet dich? Thron oder Tod? Hoffnung und Schrecken kämpfen in meiner Seele, und ſteht jetzt vor mir das Bild des Glückes, wie ich den lächelnden Säugling in meinen Armen wiege, ſo ruft im nächſten Augenblick die Stimme eines Dämons mir zu:

„Sein Leben ſei ſein Tod!"

In dieſer weichen Gemüthsſtimmung verſetzte der Tod des edlen Seneca, den Poppäa ehemals gehaßt hatte, und Paulinens trauriges Schickſal, ſie in die tiefſte Rührung. Sie hielt es für Pflicht, die einſame Dulderin zu beſuchen. Das

Benehmen und die Seelengröße der edlen Matrone, deren Geiſt ſich über dieſe Welt emporſchwang, that auf Poppäa eine erſchütternde Wirkung. Sie beſchloß, die Geehrte zum Vorbilde der Nacheiferung in allem Guten zu nehmen und die rächende Göttin durch edle Thaten zu verſöhnen.

Tigellin benutzte indeß jede Gelegenheit, den Cäſar, der unaufhörlich zerſtreut ſein wollte, in einen Wirbel raſender Vergnügungen zu ziehen.

Nero hatte bei einem nächtlichen Wettrennen in dem mit Fackeln taghell beleuchteten Circus als gefeierter Sänger getobt, dann einem ſchwelgeriſchen Luſtgelage in Tigellins Hauſe beigewohnt. Eine Stunde nach Mitternacht kehrte er in den Palaſt zurück, ſchlaflos und höchſt aufgeregt. Erhitztes Blut durchſtrömte jede Ader und verworrene wilde Bilder kreuzten wie nächtliche Blitze vor ſeiner Phantaſie.

Auf ſeinen Befehl wurde in aller Eile der große Speiſeſaal erleuchtet, den er mit haſtigen Schritten durchging. Jedes andere Gemach hatte ihm zu engen Raum; ſchwül und drückend ſchien dem Glühenden die Luft. Plötzlich ſtand vor dem, aus wüſten Träumen Auffahrenden, eine unerwartete Erſcheinung, — Poppäa.

Er grollte zürnend: „Warum ſchlaflos?“

**Poppäa.** Weil Du es biſt.

**Nero.** Dir ziemt Ruhe.

**Poppäa.** Wenn ich Dich ruhig weiß.

**Nero.** Was führt Dich hieher?

**Poppäa.** Die Liebe zu Dir, die Sorge um Dich, und — eine Bitte.

**Nero.** In dieſer böſen Stunde feindlicher Nacht?

**Poppäa.** Gewähre meine Bitte, und die böſe Stunde wird die ſchönſte meines — und Deines Lebens!

**Nero.** Sie ſei gewährt! Morgen das Uebrige!

**Poppäa.** Warum Verzögerung? Weiß ich mein Schickſal im nächſten Augenblick? — ich fühle mich Mutter!

**Nero.** Viel Glück!

**Poppäa.** Mein Glück liegt in des Gatten Hand.

**Nero.** Was ſoll er?

**Poppäa.** Er ſollte das nicht ſein, was er iſt. Er ſollte das ſein, was er ſein könnte.

**Nero.** Erkläre den Orakelſpruch, Du holde Pythia! Hilf mir, ſchlaue Sphinx, das Räthſel löſen!

**Poppäa.** Reich haben die Götter Deinen Geiſt begabt mit Allem, was den Menſchen ihnen ähnlich macht! Hoch ſtehſt Du über Tauſenden durch Herrſchermacht, noch höher durch Geiſtesherrlichkeit. Eine Welt voll Glanz liegt in Deinem Innern; laß nicht des Herzens Wärme fehlen! Du gibſt Dich ſchonungslos wilden Leidenſchaften hin — und wirſt, ihnen Tauſende opfernd, am Ende ſelbſt ihr Opfer. Du ſtreueſt Verderben aus über Rom wie eine zerſtörende Todeswolke, und zerſtöreſt zugleich Dein eigenes Glück, Dich ſelbſt!

**Nero.** Genug! Nicht weiter!

**Poppäa.** O höre mich! höre die Stimme der Liebe, die Dir durch Flüche des Haſſes entgegen tönt! Sende den Mord zurück in die Unterwelt, aus der Du ihn gerufen! Laß verſiegen den Blutſtrom, entſchlummern die erbarmungslos raſende Gewaltthat! Sei unter glücklichen Menſchen der glücklichſte! Sei der Vater Deines Volkes ſo, wie Du bald Vater dieſes Kindes ſein wirſt! Sei ihm das Vorbild alles Guten, alles Schönen! So wird ein langes Leben Dich erfreuen, und ſie, vor deren Schwertern und Dolchen Du jetzt in jedem Augenblicke zittern mußt, ſie, die den Tod des edlen Piſo, des weiſen Seneca zu rächen brennen, ſie werden wetteifern, ihr eigenes Leben für Dich zu opfern.

**Nero.** Biſt Du mit den Gefahren, die mir drohen, ſo vertraut? warſt Du — wenn nicht Mitgenoſſin der Verſchwörung — doch Mitwiſſende? — Verrätherin! bekenne! ſtandeſt Du im Bund mit meinen Feinden? Weh Dir, Undankbare, die ich aus dem Nichts zum Thron emporhob!

**Poppäa.** Schweigen heißt mich die warnende Klugheit, aber die heilige Pflicht gebietet mir zu reden. Erblicke in dieſem Kind, das unter meinem Herzen ruht, einen Herold der Zukunft, der —

**Nero.** Soll es des Vaters Richter, des Vaters Feind und Mörder werden? Sei verflucht, vernichtet im Mutterleibe!

Von Ingrimm zu blinder Wuth hingeriſſen, ſtieß Nero mit dem rechten Fuße nach der Stelle, wo das Kind im Mutterleibe lag, mit ſolcher Heftigkeit, daß Poppäa, einen Wehlaut ausathmend, zuſammenſank.

Todt war die Mutter, todt das Kind!

In dem Augenblick, da Nero, kaum ſeiner Sinne mächtig, ſchreckenlahm, vor ſich hinſtarrend und doch ohne Sehkraft, bewegungslos wie in den Boden gewurzelt ſtand, wurde er durch ein ſchallendes Hohngelächter aus ſeiner Betäubung geweckt. Die Lebloſe lag in den Armen Ahasver's, der die Fallende aufgefangen hatte. Nero's ſtumme Verzweiflung ergoß ſich endlich in die Worte: „Böſer Geiſt! es iſt Dein Werk. Welcher Unglücksſtern führt Dich hieher im tiefen Nachtgraun?“

Ahasver erwiederte, die Leiche haltend: „Der taghelle Palaſt. Der Ruheloſe wandelte, wie immer, im Dunkel der Nacht, ihre verhüllten Frevelthaten aufſuchend. Die flammende Halle zog mich an. Du erſchienſt mir wie ein Schatten am Ufer eures glühenden Höllenfluſſes. Ich ahnte Böſes, kam, und ſah es.“

„Du kommſt, um meiner Qualen zu ſpotten? Getödtet mein Theuerſtes auf Erden! Höllengeiſt! tödte mich! O daß Millionen von Leichen vor mir lägen — und ſie lebte!“

Ahasver hatte indeß die Leiche auf ein Ruhebett gelegt und ſagte: „Es ſcheint, das Schickſal wollte Deinen Stamm durch Dich ſelbſt vertilgen. Warum beklagſt Du ſie, die Buhlerin, die wie eine Schlange an Deinem Thron hinauf ſchlich? Ihr Tod in Mitte hochmüthiger Herrlichkeit iſt gerechte Strafe. Sie ſtarb zu ſchnell. Vergiß und genieße das Leben! Weißt Du, wie bald der Arm des Todes Dich ſelbſt ergreift?“

Nero rief, gräßlich auflachend: „Genießen? Ich will nicht genießen ohne ſie, aber Hekatomben von Opfern will ich ihr ſchlachten, — Menſchenopfer!“

„Du haſt gemordet aus Luſt, ſagte Ahasver; morde nun aus Schmerz! Schade, daß man keinen Menſchen zweimal morden kann! Ich würde Dir dann rathen, von vorne anzufangen; aber — es lebt ja noch ſo Mancher, der nach Deinem Willen nicht leben ſoll. Die Liebe iſt entflohen; laß an ihrer Stelle den Haß walten! Träfe er den verwegenen, Dir trotzenden Thraſäa Pätus nicht mit Recht? Beginne mit ſeinem Tode die Leichenſpiele!“

Bei dem Namen Thraſäa Pätus vergaß Nero plötzlich den Tode der Gattin und ſeine Verzweiflung und rief: „Er ſterbe! der Tugendheuchler ſterbe! Noch ſteht's mit glühender Schrift in meiner Seele, wie er den Senat verließ, als dieſer mir öffentliche Dankfeſte für die unterdrückte Verſchwörung zuerkannte, und wie er es wagte, Seneca's Tod vor allem Volke zu beklagen, und über meine Vermählung mit Poppäa zu ſpotten.“ Einen Augenblick inne haltend, trat Nero zur Todten und ſagte mit herzloſem Pathos: „Auch Dich, ſchöne Leiche! traf ſeine Schmähung? Er ſei das erſte Deiner Schlachtopfer!“

„Morden weckt die Mordluſt!“ ſagte Ahasver halblaut.

Das Bild der Leichenfeier entflammte nun Nero's wilde Phantaſie. Er beſchäftigte ſich den übrigen Theil der Nacht mit der Anordnung derſelben. Als der Tag anbrach, vertraute er lächelnd dem herbeigerufenen Tigellin, es ſei ſeiner Erfindungskraft gelungen, eine, in Rom bisher nicht geſehene Begräbnißart zu erſinnen, welche nicht nur durch den Reiz der Neuheit ein der Todten würdiges Schauſpiel gewähren, ſondern auch die Schönheit der Leiche unvergänglich erhalten werde.

Er hielt Wort. Der Leichnam wurde, nach ägyptiſcher Sitte, einbalſamirt. In allen Straßen, durch welche der feierliche Zug ging, brannte Rauchwerk, deſſen Wohlgerüche zum Himmel aufſtiegen. Auf dem großen Forum wurde das Paradebett auf einem, mit Purpurſtoffen geſchmückten, von einem goldenen Baldachin überwölbten Thron geſtellt. Nero hielt eine Trauerrede, worin er, in Thränen zerfließend, Poppäens Geiſt und Schönheit mit theatraliſchem Anſtande ſchilderte und pries. Am Schluſſe der Rede befahl er die Vergötterung der Himmliſchen, welche die Götter ihm ſo ſchnell entriſſen, weil ſie ſein Glück beneideten. Dann wurde die Leiche, in blühendem Scheinleben prangend, in dem Grabmal der Cäſaren des juliſchen Geſchlechtes beigeſetzt.

## X.

## Der Schutzgeiſt.

Am Morgen nach der Leichenfeier erwachte Nero mit dem Gedanken an Thraſäa, mit deſſen Tode die Leichenſpiele der geliebten Poppäa beginnen ſollten. Die Sonne näherte ſich dem Untergange. In Thraſäa's Hauſe hatten ſich Männer und Frauen bei einem heitern Feſtmahle verſammelt. Weder Thraſäa, noch Einer der anweſenden Gäſte, ahnte die Schrecken des nächſten Augenblickes.

Plötzlich meldete ein bleicher Sclave, eine Schaar der Leibwache umringe das Haus. Gleich darauf trat der Centurio in den Saal, mit der Kunde, Nero's Befehl laute: „Das Leben des Hochverräthers Thraſäa ſei verwirkt, die Wahl des Todes ihm freigelaſſen." — Die Tiſchgenoſſen ergriffen die Flucht, aus Furcht, für Mitſchuldige gehalten zu werden. Die Gärten erleichterten ihr Entkommen. Nur zwei Freunde und Arria, ſeine Gattin, blieben.

Der Centurio erklärte, er habe den Auftrag, dem Cäſar noch vor Sonnenuntergang die Nachricht des vollzogenen Befehls zu bringen. Thraſäa erwiederte: „So darf ich denn nicht ſäumen. Möge Nero dem Tode ſo ruhig in's Auge blicken wie ich! Er überläßt mir die freie Wahl. Ich wähle denn die Todesweiſe meines großen Vorbildes Seneca. Mein Leben ende wie das ſeine; mein Geiſt zeige ſich würdig des großen Mannes! Du aber, Arria, Freundin und geliebte Gattin, gedenke der edlen Paulina und lebe hochgeachtet im Andenken an den Gatten, an Unſterblichkeit und Wiedervereinigung!“

Arria umarmte den Gatten mit Thränen und Küſſen. Dann ſank ſie zu ſeinen Füßen und bat, mit ihm ſterben zu dürfen. Arria betheuerte, ſie wünſche ihm nach dem Beiſpiel ihrer Mutter, mit welcher ſie den gleichen Namen führe, im Tode zu folgen.

Thraſäa Pätus erwiederte liebkoſend: „Dein Vater Cäcina Pätus, deſſen Namen ich führe, bedurfte des großen Beiſpiels der muthbeſeelten, todesfreudigen Gattin, um mit gleicher Seelengröße zu ſterben. Ich trete dem Tode mit Ruhe entgegen. Erfülle meine letzte Bitte, um nicht den letzten Augenblick zu trüben! Dir lebt eine Tochter. Bleibe ihr Genius, auf daß ſie das würdige Ebenbild der Mutter werde! Fannia! Die Götter ſchützen Dich! — Arria ſank an ſein Herz und ſchluchzte: „Dein Wille war ſtets der meinige!“

Thraſäa ergriff nun die Hände ſeiner beiden Freunde Domitius und Helvidius mit den Worten:

„Ihr, die Einzigen, deren Freundſchaft mehr als die Furcht vor dem Tyrannen gilt, bewährt ſie nun vollends, indem ihr mir den letzten Dienſt leiſtet!“

Er entblößte die Arme und ſtreckte ſie den Freunden hin. Sie öffneten die Adern. Als das Blut reichlich herausſtrömte, ließ er den Centurio näher treten, ſammelte die Purpurflut in hohler Hand, wie Seneca es that, und ſprach: „Auch ich bringe dieſes Opfer Gott dem Befreier. Bleibe meines Todes eingedenk, denn Du lebſt in einer Zeit, die es Dir zum dringenden Bedürfniß macht, durch große Beiſpiele das Gemüth zu veredeln, den Geiſt zu erheben!"

Die Begeiſterung, mit welcher Thraſäa dieſe Worte ſprach, beſchleunigte den Kreislauf des Blutes in dem Grade, daß Ströme den Adern entſtürzten und Thraſäa entſeelt in die Arme der beiden Freunde ſank. Während dieſes verging, lag Arria auf den Knien, ſtumm, ohne ein Glied zu bewegen, das Haupt emporgehoben, die ſtarren Augen auf den ſterbenden Gatten geheftet.

In dem Augenblick, da Arria's Kräfte erlagen und das Gefühl der Ohnmacht ſie wie ein Geiſterhauch beſchlich, trat Fannia in den Saal. Sie hatte das Schreckliche vernommen und ließ ſich von keiner Wärterin zurückhalten. Als Arria das holde Kind erblickte, welches ihr entgegenflog, erwachte in der Erſchöpften eine neue Lebensflamme. Sie erhob ſich, küßte die Stirne des mit beiden Händen umſchlungenen Kindes und ſagte mit leiſer, bebender Stimme: „Ich bleibe Dein Schutzgeiſt!"

## XI.

## Die Kunſtreiſe.

Mit dem Tode des Thraſäa wich der Dämon der Mordluſt aus Nero's Seele; dagegen ergab er ſich aber dem Wahnſinn, als Dichter, Sänger und Schauſpieler alle Künſtler ſeiner Zeit übertreffen zu wollen. Er beſchloß das ihm verhaßte Rom zu verlaſſen, und Griechenland zu durchziehen, um ſich mit Lorbeern bekränzen zu laſſen.

Am Tage vor der Abreiſe ernannte er den Tigellin, in welchen er blindes Vertrauen ſetzte, zu ſeinem Stellvertreter und gab ihm eine ſchriftliche unumſchränkte Vollmacht über Leben und Tod aller ſeiner Unterthanen. Es wurde ihm ſogar geſtattet, die Senatoren nach ſeinem Gutdünken zu verurtheilen, ſie zu verbannen oder tödten zu laſſen, ohne des Cäſars Genehmigung einzuholen, ja ſelbſt ohne die getroffenen Verfügungen dem Herrſcher zu melden.

Als Nero die Stadt verlaſſen hatte, ließ Tigellin ſeinen Freund Ahasver zu ſich rufen und zeigte ihm die Urkunde. Ahasver ſagte mit wilder Freude: „Du biſt nun Roms Cäſar. Gedenkſt Du nicht, die Dir aufgedrungene Würde bis zum letzten Hauche Deines Lebens mit unerſchütterlicher Feſtigkeit zu behaupten? Sei Mann und laſſe Dir nicht entreißen, was das günſtige Schickſal ſelbſt Dir in die Hände legt! Nero iſt, von dieſem Augenblick an, — ein Nichts; Du aber biſt Alles.“

Dieſe Worte ſetzten Tigellins Hochmuth in Flammen wie der zündende Blitz einen Palaſt. Er ſchlang beide Arme um Ahasver's koloſſalen Leib und rief: „Dich gaben mir die Götter. Was ich nun bin und bleiben will, kann ich nur durch Deinen Beiſtand ſein und bleiben. Sei gewiß! Was mir die Götter gaben, ſoll mir kein Gott entreißen! Ich würde einen Frevel begehen, wenn ich es wagen wollte, Dir einen Lohn anzubieten. Gewaltiger, der mich und Rom vernichten könnte, wer wollte ſo thöricht ſein, Dir alle Schätze der Erde anzubieten, die Du verſchmähſt? Dämon, oder wer Du auch ſei'ſt! Ich beuge mich vor Deiner Macht und Größe; ich huldige Dir."

Ahasver jubelte in der Tiefe ſeines Innern, da ein ſo großer Spielraum des Böſen ſich ihm öffnete, und er beſchloß, Einen durch den Andern zu verderben. Tigellin's Hand ſchüttelnd, ſagte er: „So ſei denn der Bund zwiſchen uns geſchloſſen! Nero's Thron ſei Dein! Du aber bleibe mein!"

Ein eiſiger Schauer durchflog Tigellin's heißes Blut bei dieſen Worten. Er verſuchte zu lächeln, vermochte es aber nicht. Nach dem Verlauf weniger Minuten ſchwand die Verzagtheit des Verworfenen. Er ſchämte ſich ſeines Kleinmuthes und ſchmeichelte ſich, den gewaltigen Unhold durch Schlauheit zu überliſten, auf dem errungenen Thron aber ſeinen zügelloſen Leidenſchaften den freien Lauf zu laſſen. „Stehe mir," ſagte er zu ſich ſelbſt, „ein Gott zur Seite oder ein Dämon der Unterwelt, — ich bin Cäſar, herrſchend über Millionen, ihnen ein Dämon, mir ſelbſt ein Gott!"

---

Nero hielt indeß einen Triumphzug durch Griechenland. Kriechende Schmeichelei der Entarteten kam dem Gefürchteten überall entgegen. Er forderte bei den öffentlichen Spielen, die ihm zu Ehren gefeiert wurden, die berühmteſten Sänger und Schauſpieler zum Wettſtreit auf. Durch reiche Geſchenke beſtochene Richter und Mitwerber erkannten ihm den Preis zu, wo immer er ſich zeigte. Nero verſchwendete dafür ungeheuere Summen; um ſie beſtreiten zu können, hatte Tigellin den Auftrag erhalten, dem Cäſar die Hälfte der eingezogenen Güter der Hingerichteten und derjenigen, die ihrer Verurtheilung durch freiwilligen Tod zuvorkamen, zuzuſenden.

Der wackere Stellvertreter verwaltete dieſes Amt ſo genau und mit ſolcher Strenge, daß wenig Tage vergingen, an denen keine Geldkiſten dem geldvergeudenden Cäſar zugeführt wurden. Tigellin ſuchte aber dieſe Sendungen vor den Augen des Volkes ſo auffallend als möglich zu machen, um dadurch den Haß der Römer gegen den abweſenden Verſchwender auf das Höchſte zu ſteigern. Die zweite Hälfte der eingetriebenen Todesgelder behielt Tigellin für ſich, ohne daß Jemand etwas davon erfuhr. Sein Schatz vermehrte ſich um Millionen. So ſtanden ihm denn die kräftigſten aller Mittel: Geld und Macht, zu Gebote, um ſich eine bedeutende Menge von muthigen, treu ergebenen Anhängern in Rom zu verſchaffen. Gegen das Leben und Eigenthum aller hochſtehenden, ihm feindlich geſinnten Männer von Kraft und Einfluß wüthete er mit ſchonungsloſer Grauſamkeit. Um ſich gegen den Haß ihrer Angehörigen zu verwahren, ließ er häufig ſogar Kinder und Verwandte der Hingerichteten tödten. Solche öffentlich, mit eiſerner Stirne verübte Frevel des Stellvertreters machten die Bewohner Roms zuerſt furchtſam. Die Niedergedrückten, Zertretenen verſtummten. Der Gedanke der Verzweiflung flüſterte ihnen dann ein, es ſei zum Aeußerſten gekommen, und wer Alles verloren, dürfe auch Alles wagen. Dieſer aufregende

Gedanke hob den geſunkenen Muth der hülfloſen Menge. Sie fingen an ſich zu beſprechen, zu berathen, wechſelſeitig zu ermuthigen und zu entflammen. In den Aufgeregten reifte nun der feſte Entſchluß zu einem allgemeinen Aufſtande ſowohl gegen den Bedrücker als auch gegen denjenigen, der das Recht der Bedrückung ertheilte.

Indem Tigellin, dem drohenden Gewitter trotzend, alle Anſtalten getroffen hatte, ſich mit einem Gewaltſtreiche des Thrones zu bemächtigen, ereignete ſich eine höchſt unerwartete Erſcheinung. Nero hatte durch ein Schreiben des Senates umſtändliche Nachrichten über den kläglichen Zuſtand, in welchem Rom ſchmachtete, auf geheimen Wege erhalten. Er beſchleunigte ſeine Rückkehr eben ſo geheim und erſchien in Rom, während man dem vorſätzlich ausgeſtreuten Gerüchte glaubte, er wolle von Griechenland eine Reiſe nach den morgenländiſchen Provinzen des Reiches unternehmen. Selbſt der ſchlaue Tigellin ließ ſich täuſchen, da er von Nero einen eigenhändig geſchriebenen Befehl erhielt, die nächſten Geldſummen nach Jeruſalem zu ſenden, wo der Cäſar einige Tage zu verweilen gedenke. Die Nachricht der plötzlichen Ankunft traf den überraſchten Stellvertreter wie ein Donnerſchlag aus heiterem Himmel; er gewann aber bald jenen Muth der Geiſtesgegenwart, welcher ihm die feſte Zuverſicht einflößte, es müſſe und werde ihm gelingen, ſein unmenſchliches Verfahren, auch alle die Hinrichtungen und Erpreſſungen, nicht nur durch die ihm ertheilte Vollmacht, ſondern noch mehr durch den Drang gebieteriſcher Nothwendigkeit und durch

Nero's eigenes Beiſpiel in ähnlichen Fällen, vollkommen zu rechtfertigen. Sein Plan, den Thron an ſich zu reißen, war ja ein Geheimniß, um welches außer ihm ſelbſt und Ahasver Niemand wußte.

## XII.

## Kunſt-Wahnſinn.

Nero war eine Stunde nach Mitternacht vor Rom eingetroffen. Das zahlreiche Gefolge, welches er mit ſich führte, mußte ſich auf verſchiedenen Wegen in kleineren Abtheilungen in tiefſter Stille der Stadt nähern. Bei dem hellen Lichte des Vollmonds wurde langſam und ſo geräuſchlos als möglich eine breite Oeffnung in die Außenmauer der Stadt gemacht.

Als nun die erſten Strahlen der Morgenſonne Rom und den Himmel beleuchteten, erſchollen Tuba- und Hörnerklänge, abwechſelnd mit Siegeshymnen, von Flötenklängen begleitet. Als ſich eine zahlloſe Menge des von allen Seiten herbeiſtrömenden Volkes verſammelt hatte, begann das in ſeiner Art neue Schauſpiel. Achtzehnhundert Menſchen, unter ihnen viele Schauſpieler, Tänzer und Athleten, ſchritten reihenweiſe feierlich einher. Jeder trug in hocherhabener Hand einen der Kränze, welche Nero vergeblich bei den Feſtſpielen und künſtleriſchen Wettſtreiten in Griechenland erhalten hatte. Auf jedem Kranz befand ſich eine Aufſchrift, an welchem Orte, über welche Mitwerber und für welchen

Geſang der Kunſt-Heres denſelben gewonnen habe. Ihnen folgte Nero ſelbſt, auf einem Triumphwagen ſtehend, in einem golddurchwirkten Purpurmantel, einen Kranz auf dem Haupte, einen in der rechten Hand. Den Wagen umgab eine Schaar von Sängern, welche Loblieder auf die zahlloſen Siege des Sänger-Fürſten erſchallen ließen. Eine unüberſehbare Volksmenge ſchrie und jubelte. Als der Zug bis zu dem Tempel des Apollo gekommen war, ſtieg Nero aus dem Wagen. Nachdem er ein Dankgebet mit lauter Stimme geſprochen hatte, legte er ſeine beiden Kränze auf den Altar des Dichtergottes; die übrigen ließ er in der Säulenhalle des Tempels aufhängen, wo ſie durch drei Tage zur öffentlichen Schau ausgeſtellt blieben. Dann ließ er ſie von Senatoren und Rittern feierlich in ſeinen goldenen Palaſt tragen, wo ſie in ſeinem Schlafgemache an den vielen Bildniſſen befeſtigt wurden, welche ihn in Geſtalt und Tracht eines Dichters und Sängers, einen goldenen Kranz auf dem Haupte und eine Lyra von Elfenbein im Arme, darſtellten.

Tigellin ſchwebte indeß zwiſchen Furcht und Hoffnung, ob und wie es ihm gelingen werde, ſich vor dem Cäſar zu rechtfertigen. Es zeigte ſich aber nur zu bald, daß er nicht das Geringſte zu beſorgen habe; denn Nero erließ ſchon am nächſten Tage den Befehl, daß Niemand es wagen dürfe, mit ihm von Staatsgeſchäften zu reden. Er wolle jetzt nichts Anderes ſein als das Höchſte, was der Menſch ſein konne, — der Erſte aller Künſtler! Er vergaß über dieſem Kunſt-Wahnſinne Thron und Reich. Die Sorge für die

Erhaltung ſeiner Stimme, ſowohl zum Geſang als auch für den mündlichen Vortrag, war das Einzige, was ihn beſchäftigte und beſeelte.

Er hatte einen Sänger, Namens Diodorus, aus Griechenland mitgebracht. Dieſen ernannte er zum Bewahrer der Stimme *), mit der Erklärung, daß derſelbe an Rang und Würde dem Tigellin ſelbſt gleich ſtehe. Der ſchwer Beleidigte ſchwur bei allen Göttern der Unterwelt, er wolle es dahin bringen, daß Diodorus dem Wahnſinnigen ſein Todtenlied ſinge.

Nero's ängſtliche Sorgfalt für ſeine Stimme wurde bald der Gegenſtand des allgemeinen Spottes. Um ihre Stärke und Reinheit zu erhalten, verſagte er ſich das Liebſte und ertrug das Beſchwerlichſte mit beiſpielloſer Geduld. Er lag immer auf dem Rücken; auf dem Magen trug er eine dünne Platte von Blei. Er enthielt ſich jeder Speiſe, von welcher er nur die geringſte Vermuthung hegte, ſie könne ſeiner Stimme ſchädlich ſein; er nahm Brechmittel und den Leib reinigende Tränke. Er hielt, um die Stimme zu ſchonen, weder — was er ſonſt mit Leidenſchaft zu thun pflegte, — Vorträge im Senat, noch Reden an die Soldaten. Diodorus durfte ihm kaum von der Seite weichen. Sprach er, von irgend einer heftigen Aufwallung hingeriſſen, einmal zu laut, ſo mußte der Stimm-Meiſter ihn bitten, ſich zu mäßigen und ihm, wenn er der Mahnung nicht ſogleich Folge leiſtete, ein Tuch vor den Mund halten. Ihn be-

---

*) Im Griechiſchen »Phonaskos.«

herrſchte jetzt nur die einzige Leidenſchaft, ſich auf der Schaubühne als Sänger und Schauſpieler bewundern zu laſſen. Die Vorſtellungen im Theater währten oft ohne Unterbrechung einen ganzen Tag und eine ganze Nacht; deſſen ungeachtet durfte kein Patricier, kein Würdenträger, kein Senator oder Ritter es wagen, unter irgend einem Vorwande davon wegzubleiben.

## XIII.

## Schreckenskunde.

Nero hatte jetzt nur eine Leidenſchaft: die Kunſtliebe; nur zwei Lieblinge, ſeinen Stimm-Meiſter und einen Affen; nur drei Feinde: Tigellin, Ahasver und den geſammten Senat. Das Volk blieb ihm ergeben, weil er es immerzu mit reichen Spenden überhäufte. Verſchwenderiſch gegen die Menge, zeigte er ſich aber noch verſchwenderiſcher gegen ſeinen Lieblingsaffen, dem er eine Leichenfeier halten ließ, beinahe ſo koſtſpielig wie die eines Cäſars.

Unter ſolchen Umſtänden begann das dreizehnte Jahr ſeit Nero's Thronbeſteigung. Der früher Verhaßte wurde nun auch verachtet, und der Wunſch nach einem andern Staatsoberhaupte äußerte ſich heftiger und lauter als je. Tigellin, von Ahasver fortwährend geleitet und berathen, ſchlug jetzt einen neuen Weg ein, um die Flammen einer Empörung zu ſeinem Vortheil anzufachen. Sie ſollte nicht in Rom ausbrechen, ſondern in fernen Provinzen, aus welchen ihre Feuerbrände mit zündender Gewalt der Hauptſtadt des Römerreiches zufliegen müßten, wo dann Tigellin wie ein Phönix aus den Gluten emporſchweben wollte.

Schon hatten drei Statthalter die Fahne des Aufruhrs erhoben: „Julius Vindex in Gallien, Servius Galba in Hiſpanien und Otho in Luſitanien.“

Die Abgeordneten des Senats, welche dem Cäſar die Nachricht von dem Aufſtande in Gallien brachten, trafen ihn, auf einem Ruhebette liegend, die Lyra im Arm und ein griechiſches Lied ſingend. Er vernahm die Kunde nur mit halbem Ohr und rief ihnen zu: „Verſchont mich mit ſolchen Poſſen! Den Galliern mögt ihr ſagen, ſie ſollen mir dieſe Störung in meinem Vergnügen theuer bezahlen.“

Tigellin, der die Sache doch nicht zu weit kommen laſſen wollte, ſandte einige Legionen nach Gallien.

Nach einigen Tagen überbrachten die Abgeordneten des Senats dem Cäſar die Nachricht, Servius Galba ſei von ſeinen Legionen in Hiſpanien als Imperator begrüßt worden.

Als Nero, beim Abendmahle von Tänzerinnen umgaukelt, dieſe Schreckenskunde vernahm, ſtieß er, vom heftigſten Zorn entbrannt, mit dem Fuße den Tiſch um, zerriß ſeine Kleider, und rief: „Ein Statthalter wagt es, mir den Thron rauben zu wollen, deſſen Zierde ich bin als Cäſar und als Künſtler? Tödtet ihn und alle Statthalter! Tödtet alle in Rom anweſenden Gallier und Hiſpanier! Hetzet alle wilden Thiere der Arena gegen ſie! Nichtswürdig iſt der Senat; die Soldaten ſind Verräther. Der Senat werde vertilgt! Sängerinnen und Tänzerinnen, die mich lieben, will ich bewaffnen; ſie ſollen mich als treue Leibwache umgeben: ihrem Schutze will ich mich anvertrauen; ſie ſollen mit mir, ihrem Feldherrn, nach Gallien und Hiſpanien ziehen! Waffenlos an ihrer Spitze ſtehend, ſoll mein Anblick die Feinde vernichten, und ich werde, eine Siegeshymne ſingend, im Triumphzuge nach Rom zurückkehren.“

Dem Raſenden näherte ſich der Stimm-Meiſter Diodorus, bittend, er möge, der ihm von Apollo verliehenen Himmelsgabe eingedenk, ſich in ſeinem gerechten Zorne mäßigen. Die Erinnerung an den Verluſt der Stimme wirkte auf Nero wie ein Zauberſchlag. Er verlangte einen kühlenden Trank und verſtummte. In dieſem Augenblick trat Tigellin mit der Miene geheuchelter Freude ein, ſich brüſtend, er ſei der Glückliche, der ſeinen Herrn und Gebieter nur fröhliche Nachrichten bringe. Er meldete nun mit holdem Lächeln, Vinder habe durch die Legionen, welche die Statthalter von Afrika und Germanien gegen ihn führten, eine gänzliche Niederlage erlitten und auf dem Schlachtfelde ſich ſelbſt entleibt. Der entzückte Cäſar erwiederte, die leuchtenden Augen dem Diodorus zugewendet, mit leiſer Stimme: „So höre denn Jupiter im Tempel des Kapitols das Dank- und Siegeslied, welches aus meiner Kehle zu ihm emporſteige!“

Als Nero am folgenden Tage ſich in den Tempel begeben wollte, um ſein Gelübde zu erfüllen, wurde er durch eine neue furchtbare Nachricht davon abgehalten. Tigellin, beſorgt, die Feuerbrände der Empörung nach allen Seiten zu ſchleudern, hatte es durch Beſtechung dahin gebracht, daß die Legionen in Germanien, nach der Niederlage des Vinder, dem Cäſar den Gehorſam aufkündeten und einen Aufſtand im ganzen Lande erregten. Dieſen ſchnell auf einander folgenden Empörungen geſellte ſich ein neues furchtbares Ereigniß. Tigellin benützte den Mißwachs des Jahres auf eine ſo unmenſchliche Weiſe, daß er dem Volke ſogar die gewöhnlichen Vertheilungen von Fleiſch und Brot vorenthielt. Die dadurch erfolgte Hungersnoth ſetzte den Pöbel in ſolche Wuth, daß tolle Schaaren, heulend unter gräßlichen Verwünſchungen, die Stadt durchzogen, Häuſer plünderten und Nero's Bildniſſe zertrümmerten.

Dieſe, in der Nähe des Thrones tobenden Gräuel erfüllten den Cäſar mit ſolchem Entſetzen, daß er ſich, um einem gewaltſamen Tode zu entgehen, mit Gift verſah und ein Schiff bereit halten ließ, um im Dunkel der nächſtfolgenden Nacht heimlich nach Aegypten zu fliehen. Tigellin verſammelte ſogleich alle Kohorten der Leibwache und meldete ihnen, Nero, der feige Tyrann, ſei wirklich ſchon entflohen; er habe den Senat, ſeine treuen Bewaffneten und Rom ſelbſt der Schmach und dem Verderben preisgegeben. Der Thron, von ihm ſelbſt verlaſſen, ſei nun für erledigt anzuſehen.

Tigellin betheilte die im höchſten Grade Erbitterten mit Geſchenken, und die Kohorten leiſteten ihm den Eid der Treue. Während dies im Lager der Leibwache vorging, ſtachelte Ahasver auf gleiche Weiſe das empörte Volk, welches er reichlich mit Geld und Lebensmitteln aus Tigellin's Palaſte verſehen ließ.

## XIV.

## Der Verlaſſene.

Es war Mitternacht. Tiefe Finſterniß brütete über der in Todesſtille begrabenen Stadt. Wolken wallten wie ein ſchwarzer Leichenzug durch den Himmel. Hier und da blickte ein einzelner Stern wie ein Geiſterauge aus dem ſchwarzen Dunkel hervor, und der verhüllte Mond zeigte ſich nur auf Augenblicke, wie ein Schiffbrüchiger, der, mit den Wogen kämpfend, auftaucht, um ſchnell wieder zu verſchwinden.

Es war die verhängnißvolle Nacht, welche Nero zu ſeiner Flucht nach Aegypten beſtimmt hatte. Das goldene Haus, ſonſt von tauſend Lampen und Fackeln erhellt, ſtand jetzt in ſeiner düſtern Größe wie ein ungeheures Grabmal da. In einem der innerſten Gemächer — ferne von dem gewöhnlichen Schlafgemache mit den vielen Bildniſſen und Siegeskränzen — lag Nero einſam auf einem Ruhebette. Aus einem furchtbaren Traume erwachend, ſprang er mit wildem Angſtgeſchrei empor und rief um Hülfe. Kein Laut eines menſchlichen Weſens antwortete dem Rufenden. Er nahm eine Lampe und ſchritt, den Schläfern zürnend, in die Vorgemächer. Keine Leibwache! keine Sclaven! Tigellin hatte ſie abgerufen. Nero ſah ſich in den weiten Räumen allein; hohe Spiegel zeigten ihm das Bild ſeiner verſtörten Geſtalt, vor dem er zurückſchauderte. „Ich" murmelte er mit gepreßter Stimme vor ſich, — „ich, der Gebieter über Millionen, verlaſſen! in der Einſamkeit eines Grabes! Was ſoll das? Bin ich preisgegeben meinem böſen Genius?“ — Er ſank, um nicht zu fallen, an eine Säule, die er mit beiden Armen feſt umklammerte. Als er die lange geſchloſſenen Augen öffnete, huſchten die Schatten flüchtiger Wolken, vom plötzlich durchbrechenden Mondlicht dämmernd, Geſpenſtern ähnlich an den Wänden dahin. Er flüſterte leiſe: „Hat Himmel und Erde ſich gegen mich verſchworen? Steht Rom wie ein Feindesheer mir gegenüber? Iſt nicht Einer von Allen mir treu geblieben? Ich will ſie ſuchen. Mein Anblick ſoll ſie rühren, mein Elend ſie erſchüttern! Millionen, die mir gehorchen, Sclaven, die mir dienen ſollen, — feige Verräther! wo ſeid ihr? Zittert! Ihr ſollt mich ſehen.“

Er raffte ſich auf; die Verzweiflung trieb ihn aus dem Palaſte, in deſſen Gemächern, Hallen und Höfen ihm nicht ein lebendes Weſen begegnete. Er wankte keuchend und zitternd durch die Stadt; ſie war ein weites Grab! Jeder zufällige Laut ſchien ihm ein Weheruf, jeder vorüberziehende Schatten ein Mörder. Nach langem Suchen erreichte er Tigellin's Haus. Er pochte wiederholt; das Thor blieb verſchloſſen. Er irrte mit ſteigender Beängſtigung umher, pochte an die Häuſer der Conſuln und einiger ihm bisher ergebenen Senatoren und Freigelaſſenen, die durch ihn reich und mächtig geworden waren. Vergebens ſein Pochen, Drohen und Bitten! Verſchloſſen blieb jedes Thor! Er hob die geballte Rechte empor und rief mit einer Stimme, die dem dumpfen Brüllen eines ſterbenden Löwen mit zur Erde geſenktem Haupte glich: „Himmel! biſt du von Erz? Verräther! feſſelt euch Todesſchlaf? Sind alle Menſchenherzen zu Stein geworden? Unglücklicher! verbirg dich, dein Elend und deine Schmach!“

Seiner Sinne kaum mächtig, erreichte Nero, nach langem Umherirren, wieder den Palaſt. In die menſchenleere Wüſte des goldenen Hauſes eintretend, erinnerte er ſich, daß in ſeinem gewöhnlichen Prunk-Schlafgemache die goldene Phiole mit dem Gifttranke aufbewahrt ſei. Er beſchloß den Todes-Nektar ſogleich zu trinken. Bei dem Anblick ſeiner, mit den Siegeskränzen behangenen Bildniſſe, die im Lichte der Lampen erglänzten, füllten Thränen ſeine Augen; den Thränen folgte ein gellendes Hohngelächter über ſich ſelbſt. Er öffnete einen geheimen Schrein, um die goldene Gift-Phiole herauszunehmen. Der Schrein war leer, ohne Phiole, ohne Gold und Silber, ohne Edelſteine, —ohne Diadem. Der Starrkrampf des Entſetzens faßte ihn mit eiſiger Hand; er ſtürzte zu Boden.

## XV.

## Die Flucht.

Indem Nero noch beſinnungslos auf dem Marmorboden lag, bleich und entſtellt, ein grauenhafter Kontraſt gegen die ihn umgebenden goldenen Bildniſſe und Siegeskränze, trat Tigellin mit einem kleinen Gefolge, das an der

Thür zurückblieb, in das Gemach. Er kam in der Abſicht, dem Cäſar unter dem Scheine freundſchaftlicher Fürſorge die beabſichtigte Flucht als ein höchſt gefährliches Unternehmen, ſowohl zu Lande als auf der See, zu widerrathen, und ihn zu bereden, ſich vor der Hand auf einem Landhauſe ſo lange verborgen zu halten, bis die Sache wieder eine günſtigere Wendung nehmen würde. Auf jeden Fall aber hatte er gemeinſchaftlich mit Ahasver beſchloſſen, daß Nero die ihm gewährte letzte Freiſtätte lebend nicht mehr verlaſſen dürfe.

Beim erſten Anblick des ſtarren Leibes glaubte Tigellin, Nero ſei todt, und er ſagte leiſe zu ſich ſelbſt: „Du wareſt — ich bin Cäſar!“ — Bei aufmerkſamem Befühlen und Betaſten überzeugte ſich der Getäuſchte, daß Spuren des Lebens vorhanden ſeien. Ingrimm verzerrte jede Muskel des Geſichtes. Der Gedanke: „Ein Augenblick — und es iſt abgethan!“ durchzuckte wie ein Blitz die Nacht ſeiner Seele. Er zog den Dolch aus der Scheide und bückte ſich, den Stahl in die Bruſt des Liegenden zu ſtoßen. Indem er den Stoß thun wollte, überfiel ihn ein heftiges Grauen. Der gehobene Arm verſagte den Dienſt. Er vermochte es nicht, den Wehrloſen zu morden, der als ein dem Tode ſchon geweihtes Opfer vor ihm lag. Er ſteckte den Dolch zögernd wieder in die Scheide, froh, die That nicht vollbracht zu haben, weil doch ein Schrei des Getödteten ihn dem Gefolge hätte verrathen können, welches nur zu dem Ende hier zu ſein glaubte, um dem gefährdeten Cäſar als Sicherheitsgeleite auf dem Wege nach Tigellins Villa zu dienen.

Plötzlich öffnete Nero die Augen. Tief aufathmend, auf beide Arme geſtützt, erhob er ſich mit halbem Leibe. Der Heuchler Tigellin ließ ſich auf ein Knie nieder. Nero, über die raſche Bewegung erſchreckend, ſprang mit Heftigkeit empor und ſchrie: „Mörder!“ — Tigellin ſagte, ihn ſtützend, mit ſanfter Stimme: „Deinen Freund und Retter verkenneſt Du?“

Nero ſchloß zitternd den Verräther in ſeine Arme. Tigellin bedurfte nur weniger Worte, den Verzagten zur Flucht nach der Villa zu bereden; Nero fand ſich zu Allem bereit, um nur aus Rom zu entweichen. So erwartete nun der Unmenſch vom verworfenſten der Menſchen Liebe und Treue, und er, durch den ſo viel reines und edles Blut gefloſſen, gab nun ſein Leben in die Hände des Feindes und Verräthers!

Nero, voll Vertrauen zu Tigellin, zitterte jetzt nur vor dem Schreckbilde der Feinde, die ihm auf dem Wege nach der Villa im Dunkel der Nacht auflauern würden. Er verhüllte ſich daher, um unerkannt zu bleiben, das Geſicht mit einem Tuche von dunkler Farbe. Am Thore des Palaſtes ſtanden die Pferde bereit; Nero wählte ſich unter denſelben das am ſchlechteſten geſtaltete.

Häufige Windſtöße tobten ziſchend und heulend den nächtlichen Wanderern entgegen; rothe Wetterſtrahlen erhellten von Zeit zu Zeit die Finſterniß. Dann herrſchte wieder tiefe Stille und einzelne Sterne traten aus zerriſſenem Gewölke, wie geheimnißvoll warnend, hervor. Raſtlos flogen die ſchnaubenden Pferde über die, von ihren Hufſchlägen dumpf wiederhallenden Straßen. Als ſie an dem Lager der prätorianiſchen Leibwache vorbeiſprengten, hörte Nero, wie einige, am Hauptthore beiſammen ſtehende Soldaten ihm fluchten und ſich über ſein nahes Ende luſtig machten. Die Reiter ſchlugen jetzt, auf Nero's Verlangen, einen abgelegenen Feldweg ein, um die Pferde zu Athem kommen zu laſſen. Hier begegnete ihnen eine Schaar von Landleuten; ſie trugen Früchte zur Stadt. Als ſie den ſeltſamen Reiterzug erblickten, rief Einer von ihnen lächelnd: „Seht doch, wie dieſe Leute ſich ſputen!" Ich wette meinen ganzen Korb Feigen und Oliven daran, ſie ſetzen dem Nero nach. Glück auf!"

Ihm erwiederte ein Anderer: „Ich wette ein ganzes Dutzend Oliven- und Feigenbäume, daß Einer von ihnen der Nero ſelbſt iſt, der nun ſeinen goldenen Palaſt gern für eine armſelige Hütte austauſchen möchte!"

Aus einer getrennten Wolkenmaſſe drängte ſich der Mond hervor. Seine Strahlen fielen gerade auf eine ſeltſame Geſtalt in der Nähe eines dichten und hohen Gebüſches. Nero's Pferd erſchrack, und bäumte ſich. Bei dem Bemühen, ſich des Pferdes zu bemeiſtern, ward das verhüllende Tuch von Nero's Geſicht abgeſchüttelt. Die Landleute erkannten ihn, ſchrien: „Er iſt's! Cäſar Nero oder ſein ruheloſer Schatten!" und ergriffen eiligſt die Flucht über Stock und Stein. Der Gegenſtand, über deſſen Anblick Nero's Pferd ſcheu geworden war, kam jetzt aus dem

Gebüſche hervor und ſtand vor Nero, ihn anſprechend mit den Worten: „Gedenkeſt Du Deinem Schickſal zu entfliehen? Vergebene Mühe! Du biſt am Ziele; Dein Maß iſt voll. Fliehe, wie Du willſt, Deinem Verderben entgeheſt Du nicht! Ich bin hier, Dich auf Deinem letzten dunkeln Pfade zu geleiten, nicht als Beſchützer, ſondern als Blutzeuge. Komm!“

Der Schrecken über dieſe Begrüßung Ahasvers lähmte Nero's Zunge. Er ſtieg, ſo wie ſeine Gefährten, vom Pferde. Sie ſchlugen einen ſehr ſchmalen Fußpfad ein, der ſich endlich in ein dichtes Geſträuch verlor, unter welchem die Gebückten durchkriechen mußten, ohne einander in der naßkalten Finſterniß ſehen zu können. Endlich öffneten ſich die ſchwarzen Gebüſche; die Wanderer ſtanden vor der mondlichten Umfangsmauer von Tigellins Landhauſe.

## XVI.

## Todesſchmach.

Tigellin bat nun den Cäſar, hier zu verweilen, indem er es für nöthig halte, das Haus zu durchſuchen, um ſich zu überzeugen, daß keine auf ihn lauernde Feinde darin verſteckt ſeien. Er ſchlug ihm vor, ſich, der Sicherheit wegen, bis zu ſeiner Zurückkunft in eine Sandgrube zu verbergen. Nero, getheilt zwiſchen Erbitterung und Verzagtheit, je nachdem bald der Gedanke an ſeine ehemalige Größe, bald das Gefühl ſeines jetzigen Elends ihn ergriff, verwarf den Vorſchlag, mit Unwillen ausrufend, ob man ihn begraben wolle, eh' er todt ſei? Von heftigem Durſte gequält, ſchöpfte er mit hohler Hand aus einer nahen Pfütze und trank das unreine Waſſer, ſeufzend: „Dahin iſt's mit mir gekommen! Aus einem Sumpfe trink' ich meinen Nektar.“

Während die Begleiter eine kleine Oeffnung in die Mauer machten, beſchäftigte ſich Nero damit, die Dornen, welche von den Hecken ihm noch im Leibe ſtaken, aus den Händen und Füßen zu ziehen.

Endlich war die Oeffnung gemacht. Nero konnte ſich nur mit der äußerſten Anſtrengung, doch nicht ohne körperliche Verletzung, durchdrängen. Im Hauſe angelangt, trat er in das nächſte beſte Gemach, wo er ſich im Zuſtande gänzlicher Erſchöpfung auf ein elendes Bett warf. Als ein Sclave ihn mit dem Mantel bedeckte, ſeufzte er, vom Schlafe befallen, mit ſchwacher Stimme: „O wie viel beſſer ruht ſich's hier als auf dem köſtlichſten Bette mit ſchwellenden Purpurkiſſen und weichen goldgeſtickten Decken!“ — Nero ſchlief nun einige Stunden. Als er am Morgen aus dem ſchweren Todesſchlaf erwachte, ſprang er haſtig auf und rief: „Ich lebe noch? was ſoll geſchehen? welches Loos harret meiner?“

Ahasver, ihm gegenüber ſtehend, erwiederte: „Ein ſchmählicher Tod! Willſt Du ihn feige erwarten?“

Nero brütete ſchweigend lange vor ſich hin; dann, wie von einem Strahl vormaliger Herrlichkeit gehoben, ſtreckte er den rechten Arm aus und befahl mit dem ſtolzen Tone eines Gebieters, vor ſeinen Augen eine Grube nach dem Maße ſeines Körpers zu machen und die Höhlung mit Marmorplatten zu belegen, auch reines Waſſer und Holz zum Waſchen und Verbrennen des todten Leibes herbeizuſchaffen. Nero hatte dieſen Befehl kaum gegeben, als er ſchon im nächſten Augenblick denſelben widerrief und den Vollzug aufzuſchieben gebot.

Unerwartet trat ein Kriegstribun in das Gemach. Er meldete dem Erſtarrenden, der verſammelte Senat habe ihn für einen Feind des Staates erklärt.

„Und was beſchließt der Senat über mich?“ fragte Nero mit bebender, kaum vernehmbarer Stimme.

Der Tribun erwiederte trotzig und rauh: „Den des Thrones verluſtig Erklärten nach Art der Vorfahren zu beſtrafen.“

Als Nero, lange ſprachlos zur Erde blickend, endlich die wenigen Worte ſtammelte, um zu fragen, worin dieſe Strafe nach Art der Vorfahren beſtehe, trat der Kriegstribun vor und ſprach als Herold mit erhobener Stimme: „Der Verurtheilte wird, entkleidet und das Haupt im Joche der Schmach, an den Pranger geſtellt und zu Tode gegeißelt.“

In dieſem Augenblick vom Muth der Verzweiflung ergriffen, zog Nero zwei, im Kleide verborgene Dolche hervor, befühlte ihre Spitzen, ſetzte ſie an die Bruſt, ließ ſie aber plötzlich fallen, indem er wie im Traume flüſterte: „Noch iſt meine Stunde nicht gekommen!“

Ahasver reichte ihm die aufgehobenen Dolche mit den Worten: „Gibt Dein Geiſt der erſchlafften Hand nicht einmal den Muth, den Stahl feſtzuhalten? Deine Stunde, ſagſt Du, ſei noch nicht gekommen? Ich denke vielmehr, ſie kam zu ſpät, da Du Dich überlebt haſt! Frage den Schatten Deiner Mutter Agrippina; frage die Schatten Deiner Gemahlinnen Octavia und Poppäa; frage den Schatten Deines Bruders Britanicus; frage den Schatten Deines Lehrers Seneca! Sie Alle werden Dir ſagen, daß Du zu lange gelebt haſt für Dich und für die Welt. Ein Herrſcher, der des Thrones unwürdig iſt, kann auch nicht des Lebens würdig ſein; und dennoch willſt Du glauben, Deine Stunde ſei noch nicht gekommen? Millionen werden wünſchen, die Stunde Deiner Geburt wäre nie gekommen. Du, der zwiſchen dem furchtbaren Toſen rauſchender Blutſtröme und dem Wehklagen einer brennenden Stadt an der Neige der Zeit ſteht, — Du wagſt es zu ſagen, Deine Stunde ſei noch nicht gekommen? Stirb denn ſo ſchmählich, wie Du gelebt haſt! Stirb, Du Geißel der Menſchheit, unter den Hieben der Geißel! An Tyrannen, die Dir gleichen, wird's der Welt nicht fehlen!"

Nero's Augen füllten ſich mit Thränen, und er bekannte, unter all den Schrecken, die ihm vorſchwebten, ſei das Schrecklichſte, daß er nicht den Muth beſitze, ſich ſelbſt zu tödten. Beinahe zum blöden Kinde geworden, bat er nun einen Sclaven, ihm dadurch Muth zu machen, daß er ſich zuerſt tödte. Indem der Sclave den ihm gereichten Dolch mit dem Lächeln der Verachtung zurückgab, hörte man vor dem Hauſe das Traben von Pferden und das Waffengeraſſel der Reiter, welche der Senat abgeſchickt hatte, um ſich der Perſon des Verurtheilten zu bemächtigen.

Nun trat Tigellin in das Gemach, als habe er die

Abſicht, den Gefährdeten befreien und retten zu wollen. Nero ſtöhnte ihm entgegen: „Es iſt zu ſpät! Willſt Du mir aber den letzten Freundesdienſt erweiſen, ſo hilf dem Muthloſen ſich tödten!“ — Er ſetzte ſich nun einen Dolch an die Kehle mit den Worten: „O welch ein Künſtler ſtirbt in mir!“ Indem Nero einen bittenden Blick auf Tigellin heftete, ſtürzte dieſer auf ihn und ſtieß ihm den Dolch in die Kehle. Als das Blut herausquell, ſpielte Tigellin die Rolle der Verzweiflung. Der Sterbende ſtammelte noch die letzten Worte: „Iſt dies Deine Treue?“ — Als die erſtarrenden Augen des Getödteten auf eine furchtbare Weiſe aus ihren Höhlen hervordrangen, riefen die eintretenden Reiter mit Jubel: „Heil dem Cäſar Tigellin!“ — Ahasver ſtürzte aber wie ein wuthentflammter Tiger hervor und ſtieß den von Nero's Blut dampfenden Dolch in Tigellin's Bruſt mit dem Ausrufe: „Dem Tyrannen folge der Verräther!“

# Sechſte Zeitperiode.

## I.

## Die Sühne in den Katakomben.

Nachdem Nero ſein zweiunddreißigjähriges Leben ſo ſchmählich geendet hatte, wurde der zweiundſiebzigjährige Greis Sergius Sulpicius Galba, damals Statthalter in der römiſchen Provinz Hiſpania, vom Senat und von ſeinen Legionen zum Cäſar ausgerufen. In Rom herrſchte über Nero's Tod ein eben ſo großer Jubel wie vor dreizehn Jahren am Tage ſeiner Thronbeſteigung; deſſen ungeachtet wurde ihm die Pracht der Leichenfeier nicht verſagt. Der Leichnam wurde in einem weißen, mit Gold durchwirkten Kleide in einem Sarge von rothem Marmor zum Scheiterhaufen getragen, und der Aſchentopf in das Grabmal der Domiziſchen Familie neben einen Altar von weißem Marmor geſtellt.

Ahasver hatte nun beſchloſſen, Rom zu verlaſſen. Er war es müde, noch länger der böſe Genius der Cäſaren und das Schreckbild eines entarteten Volkes zu ſein. Unter den Verbrechen, die er in Rom theils erlebt, theils ſelbſt verübt oder veranlaßt hatte, ward das Herz von Stein durch keinen Frevel mehr erſchüttert als durch den qualvollen, gräßlichen Mord der chriſtlichen Gemeinden, die ſo ſtille, ſo fromm, ſo ſchuldlos lebten, daß nicht einmal ein Scheingrund zu jenem furchtbaren Verfahren gegen die Unglücklichen, deren Leiden ſelbſt die Römer zum Mitleid rührte, aufzufinden war. Hier mußte die frechſte Lüge ihre Larve ablegen; hier mußte der ungerechteſte Haß verſtummen. Nero ſelbſt würde ein ſolches Verbrechen zu begehen nicht gewagt haben, hätte nicht die Einflüſterung Ahasver's, des Chriſtenfeindes, ihn dazu aufgeregt.

Das Bild des martervollen Todes, welchen jene Schlachtopfer mit ſo bewunderungswürdiger, beiſpielloſer Ergebung ſtarben, ſchwebte unaufhörlich vor ſeiner Seele. Bange Schreckniſſe trieben den, mit dem Fluche der Herzloſigkeit Beladenen raſtlos umher. Er hörte das Röcheln der unter tauſendfachen Schmerzen Hinſterbenden; er ſah die vor ihm hinrauſchenden Blutſtröme der Enthaupteten, mit Speeren Durchſtoßenen, wie Todesfackeln Verbrennenden, von Hunden Zerriſſenen.

Unheimliches Nachtdunkel lag auf dem weiten Umfange der, in tiefes Schweigen begrabenen Stadt. Geiſterbleich blickte der Mond aus einem Trauerkranze ſchwarzer Wolken auf die Erde, den Schauplatz ſiegreichen Laſters und leidender Tugend.

Ahasver's dunkle Geſtalt ſtand jetzt vor den Felsmaſſen des Gräberpalaſtes jener Katakomben, in deren unterirdiſchen Gewölben durch ihn und ſeine Mörderſchaar

Hunderte von Schuldloſen in dem Augenblicke, da ihr inbrünſtiges Gebet zu Gott emporſtieg, in ihrem Blute ſchwimmend den Geiſt aufgaben.

Ahasver ſteckte die Pechfackel, welche er mit der rechten Hand emporhielt, in eine der Felsritzen; ihr düſterrothes Licht warf auf die großen, ſcharfen, wilden Züge des verzerrten Geſichtes eine grau'nhafte Höllenglut. Er faßte nun ein langes, ſchweres Brecheiſen. Nur der äußerſten Anſtrengung ſeiner Rieſenkraft gelang es nach vieler Mühe, das eherne Eingangsthor zu durchſtoßen und einen Flügel desſelben aus den Angeln zu heben. Er zog nun die Fackel, welche durch die Erſchütterung hoch aufloderte, aus der Felsritze, und trat in die Kluft, deren Wände im Wiederſchein der rothen Flamme ihm entgegen glühten.

Ahasver hatte, vom Todtenhauch angeweht, kaum einige Schritte vorwärts gethan, als aufgethürmtes Gebein ihn weiter zu gehen hinderte. Er mußte ſich mühſam und unſicher durch eine lange Reihe von Gerippen, Knochen und Schädeln drängen, die unter ſeinen Füßen raſchelten und klapperten wie dürres Herbſtlaub unter den Tritten des nächtlichen Wanderers. Schauer durchrieſelten Ahasver's Gebein, als er auf die vor ihm liegenden bleichen Menſchenreſte nieder blickte. Er, der Furchtloſe, bebte jetzt zum erſten Mal in ſeinem Leben. Er, der Herzloſe, fühlte ſich jetzt zum erſten Male in ſeinem vieljährigen Leben gerührt. Er, der Ruheloſe, fühlte ſich tief erſchüttert durch die im Heiligthum des Todes waltende Ruhe. Und doch war Er es, der jetzt dieſe Ruhe ſtörte. Weit entfernt von jenem menſchenfeindlichen Grimm, der ihn einſt angetrieben hatte, auf der Schädelſtätte des Golgatha im Grauen der Mitternacht in einem gräßlichen Spiele zu raſen, ergriff ihn jetzt die Trauer inniger Wehmuth. Die vielgeſtaltigen Leiden der Menſchen, die Unterdrückung der Schwachen, die Qualen der Armen, die Mißhandlung der Schuldloſen und alle die unvermeidlichen Uebel des Lebens, — ſie erregten nun ſeine ganze Aufmerkſamkeit, ſeine volle Theilnahme. Er ſah hier die Folgen eines verbrecheriſchen Haſſes, ein Schlachtfeld ſchuldloſer Opfer, vor ſich und wurde ſein eigener Ankläger. Ihn ergriff mit zermalmender Gewalt der Gedanke, wie viel des Böſen der Menſch verüben und ach! wie wenig er vergüten kann! Wie ein flüchtiger Sonnenſtrahl, der an einer finſtern Wolke vorbeigleitet, ſo flog in dieſem Augenblick vor dem Dunkel ſeiner Seele das Lichtbild von einem höchſten Weſen, dem Richter erlittenen Unrechts, dem Vergelter unverſchuldeter Leiden vorüber, und er glaubte das Kreuz, welches einſt auf Demjenigen laſtete, dem er auf dem Pfade des Todes einen Augenblick der letzten Ruhe auf dem Steine vor ſeinem Hauſe verſagt hatte, ſtrahlend zu erblicken in der Himmelsglorie jener Menſchenliebe, von welcher er ſich durch jene That losgeſagt hatte.

Der Ruheloſe faßte nun den Entſchluß, den Todtenreſten eine Ruheſtätte hier zu weihen. Er trug die vielen Kienfackeln, welche er ſchon früher in dieſer Abſicht am Eingang der Katakomben in der Erde vergraben hatte, in die Felſengewölbe.

Während nun Rom den Gefürchteten vermißte und über ſein plötzliches Verſchwinden widerſprechende Vermuthungen und ſeltſame Sagen ſich verbreiteten, war Ahasver unermüdet, das begonnene Werk der Ruheſtätte zu vollenden. Er ſammelte zuerſt die zerfallenen bleichen Gebeine, dann die einzelnen kahlen Schädel mit den leeren Augenhöhlen, zuletzt die ganzen, unverſehrt gebliebenen Gerippe.

Als dieſe von einander geſchieden und geordnet waren, legte er die Gebeine ſchichtenweiſe ſo übereinander, daß ſie vor den, in den Niſchen ſtehenden Altären Pyramiden, wie von weißem Marmor erbaut, bildeten. Die Schädel legte er auf die in den Felſengängen gereihten Särge in der Form, daß ſie auf dem ſchwarzen Geſtein glänzendweiße Lilienkränze zu bilden ſchienen. Der heftigſte Schmerz ergriff ihn, als er die Todtengerippe zu ordnen begann und in ihnen den kräftigen Knochenbau der Männer, den ſchwächeren der Weiber und den zarten der Kinder unterſchied, in denen noch manches gebrochene Schwert, manche Eiſenſpitze durchbohrender Speere feſtſtak. Er hob die Gerippe einzeln empor, trug die klappernden, auf jedem Arme eines, durch die von Fackeln erleuchteten Gänge und ſtellte ſie reihenweiſe an den beiden Seiten der Felswände auf, wo fromme Sprüche über den hohlen Beingehäuſen ihrer Häupter zu Gottesfurcht und Nächſtenliebe, Gerechtigkeit, Geduld und Barmherzigkeit ermahnten.

Als Ahasver ſein Werk vollendet hatte, ſchritt er mit heiliger Scheu und Ehrfurcht durch die Reihen der menſchlichen Knochengebilde, die ihm jetzt, die Augenhöhlen ohne Augen, die Bruſthöhle ohne Herz, mit leiſer Bewegung der langen ſchlotternden Arme ein Lebewohl zuzuwinken ſchienen. Erſchüttert von dieſem Anblick, ſprach er mit gepreßter, dumpfer Stimme: „Ich ſcheide. Ruh' und Friede ſei mit euch! Bittet den Allmächtigen im Reiche ewiger Seligkeit, daß er löſe den Bann, daß auch mir Ruh' und Friede zu Theil werde!“

Ahasver fühlte bei dieſen Worten ein nie gefühltes leiſes Pochen ſeines Herzens. Hingeriſſen durch dieſe überraſchende Empfindung von Schmerz und Wonne, ſank er auf die Knie und rief: „Ich ſcheide von euch in Selbſtzerknirſchung, aber das Andenken an euch geleite mich wie ein trauernder Engel! Ihr werdet mir nicht fluchen, denn ihr kanntet nur die Liebe Gottes und eures Nächſten. Bedrückung und Verfolgung war euer Loos hienieden. Der Tod in ſeiner ſchrecklichſten Geſtalt erſchien euch als Befreier von irdiſchen Leiden. Möge euer Bild nie aus meiner Seele ſchwinden! Es lehre auch mich leiden und dulden!

„Schonend gehe an dieſem Heiligthum gemordeter Unſchuld die zerſtörende Gewalt der Zeit vorüber! Naht ſich dieſer Ruheſtätte der Haß, ſo ſchmelze ihn der Anblick in Mitleid und Liebe! Kommenden Jahrhunderten verkünde dieſes Denkmal die unvergängliche Lehre der Menſchlichkeit! Kehre ich zu dir einſt wieder, ſo nimm mich auf in dem Schooße der Ruhe, die ich nie und nirgend fand!“

Ahasver ſchritt mit geſenktem Haupte ſchweigend durch die wiederhallenden Felſengewölbe. Am Eingange noch einmal zurückblickend, ſchloß er das dumpfdröhnende eherne Thor.

Die düſtere Geſtalt ſchwand im Dunkel der Nacht.

## II.

## Die Todesnacht.

Ahasver hatte, ſeitdem er die Katakomben verließ, einen großen Theil Italiens durchwandert. Sein Menſchenhaß, milder geworden durch jenen erſchütternden Eindruck, gewann allmälig die düſtere Färbung einer niederdrückenden Schwermuth, und ſein Geiſt beſchäftigte ſich oft mit dem Gedanken über die Möglichkeit einer Sühnung.

Nach langem troſtloſen Herumirren finden wir den Ruheloſen in Campanien, Italiens ſchönſter und fruchtbarſter Landſchaft. Unter den Städten, welche er hier durchzogen hatte, ohne ſich an ein menſchliches Weſen anzuſchließen, war Pompeji die letzte. Die Entartung einer in alle Laſter der Sinnlichkeit verſunkenen Menſchheit, an die von Gott durch einen Feuerregen vernichteten Städte Sodom und Gomorrha erinnernd, empörte ſeine Seele ſo heftig, daß er wieder den Entſchluß faßte, unter den Böſen der Böſeſte zu werden. Das Bild der Katakomben, welches ihm wie ein trauernder Engel, in dämmernder Ferne warnend folgte, ſchreckte ihn jedoch von dem furchtbaren Verſatze wieder zurück.

Wir ſehen ihn nun als Bewohner einer Höhle am Fuße des Berges Veſuv, der, ſein düſteres Rieſenhaupt in die über ihm brütenden Wolken hüllend, das weithin wogende Meer überſchaut. Ein freundlicher Abend lächelte die Erde an, wie ein roſenwangiges, in Fülle der Geſundheit blühendes Kind lächelnd die Mutter anblickt. Ahasver trat aus der Höhle. Nachdem ſeine Blicke den weiten Umfang der anmuthigen Gegend überflogen hatten, verweilten ſeine Augen ernſt und trübſinnig auf dem prächtigen Bilde der in geringer Entfernung vor ihm liegenden Stadt Pompeji. Die in ſeinem Innern aufgeregten Gedanken und Empfindungen ergoßen ſich in die zürnenden Worte:

„Wie ſchön ſchmückt die goldne Glorie der ſcheidenden Sonne und der Abendwolken Purpurroth die Zinnen deiner in Herrlichkeit prangenden Paläſte, deiner Gärten üppig reiche Pracht! Aber wie Feuermeer und Purpurroth am Himmel, ſo glüht und wogt in Dir, unſelige Stadt! des Lebens wilde Sinnenluſt, des Wahnſinns zügelloſe Tollheit, des Uebermuthes Alles verhöhnende Frechheit, Gierde nach immer neuen Genüſſen mit dem Ekel der Ueberſättigung, der Sünde Gift im ſchäumenden Nektarbecher, das Siechthum, übertüncht mit der Schminke von Lebenskraft, und das Laſter in der Hülle der Unſchuld. So liegſt du, dem Verderben reif, in dem, mit Blumen überdeckten Schooße der Verweſung! Zu Ende iſt dein Sündenſpiel, und deine Schickſalsſtunde naht! Ich wittere Leichenduft; ich höre Todesröcheln. Weh mir, daß ich dein Todesherold ſein muß, dir verkündend, daß ich in den Tiefen des Berges das dumpfe Wehgeheul der Höllengeiſter vernahm!“

„Hinabgeſunken iſt die Sonne, das Abendroth erloſchen. Die Feindin Nacht wirft ihre ſchwarze Hülle über das erbleichende Antlitz der Erde; doch finſterer als die Nacht brütet jene Wolke über des Berges drohendem Rieſenhaupt. Glutbeſäumte Schreckgeſtalt! was kündeſt Du, des Schickſals Bote? Biſt du des Todes Wiege? Biſt du ein Grab, das Tauſende verſchlingen ſoll?“

Indem Ahasver nach dem Gipfel des Berges verſtummend hinſtarrte, unterbrach ein dumpfes Brüllen im tiefſten Grund der Erde die Grabesſtille der Natur. Grauer Qualm, von düſterrother Glut durchſchimmert, ſtieg aus des Gipfels Schlund. Flammen umzüngelten den ſchwarzen Rand, wie Höllengeiſter aus der Tiefe auftauchen. Plötzlich flog, den Himmel anſtürmend, ein Steinregen praſſelnd empor, und ein langer, ſchwerer Donner rollte mit wiederhallenden Schlägen durch das Nachtgewölbe. Eine Feuerſäule ziſchte aus dem Krater hochauf, ſtürzte dann als Feuerregen wieder herab, und bildete einen breiten Feuerſtrom, der ſich verheerend über die blühenden Gefilde hinwälzte. Hier, wo die Erde bebte, wo der Elemente Kampf im allgemeinen Aufruhr tobte, wo die Zerſtörung mit dem Daſein ſpielte, und die Natur am Rande der Vernichtung ſchauderte, — hier zitterte ſelbſt Ahasver.

Schon näherte ſich das Flammenmeer Pompeji’s Mauern. Vergebens die warnenden Stimmen des Himmels und der Hölle! Noch glänzten die Paläſte der Stadt feſtlich hell; noch hallten Luſtgeſänge; noch ſchwelgte der Sinnen-Taumel in betäubendem Vollgenuſſe. Die Unglücklichen fühlten nicht, daß die Schickſalsſtunde ſich nahte, daß der Tod in die Freudengelage eintrat und der letzte Augenblick ſie ereilte!

Wie ein erbarmungsloſes Feindesheer drang nun das wilde Flammenmeer in die Stadt, wogte ziſchend und ſauſend durch die Straßen, ſchwoll hoch und immer höher an, erreichte die Giebel der Paläſte und Tempel, und ſtrömte ſiegend über ſie dahin, ein unüberſehbares Leichenfeuer!

Nun verwandelten ſich die Säle und Säulenhallen, die Luſtgelage in ein Todtenmal, die Freudenlieder in Wehgeſchrei. Die Kränze fielen von den Wänden, die Becher ſtürzten auf den Marmorboden, und Weinſtröme eilten dem Flammenſtrom entgegen. Wehklage und Hülferuf, Wimmern und Heulen ſcholl aus den Häuſern. Rettung ſuchende Schaaren wimmelten, ſich ſchonungslos drängend, durch die wenigen noch freien Straßen.

Vergebens! Flammenſprühend trat ihnen der Tod entgegen, eilte flammenſprühend den Flüchtigen nach.

Vorwärts ſchreitend, kaum ſeiner ſelbſt ſich bewußt, hatte Ahasver ſich dem Meeresufer genähert. Ein ſeltſamer Anblick ſtellte ſich dem Staunenden hier dar.

Der Vollmond ſtand am dämmernden Himmel. Sein mildes Licht, mit dem rothen Wiederſchein der Gluten wechſelnd, ſpielte auf der Spiegelfläche des, von keinem Lüftchen bewegten Gewäſſers, auf dem die dunkeln Bilder der, mit Weinranken durchflochtenen Citronen- und Lorbeerbäume des Ufers ruhten, wie ein Gemälde aus dem Reiche des beglückenden Friedens, während Gefahr, Tod und Zerſtörung in der nahen Umgegend wütheten.

Ahasver ſah in dieſem Blendwerke ein täuſchendes Gaukelſpiel des Lebens, ein Truggemälde der Liebe und Freundſchaft. Er wendete ſich mit Unwillen von der leuchtenden Meeresfläche ab. Vor ſeinen Augen lag das glühende Pompeji.

Von Wehmuth ergriffen, ächzte er: „Ich, dem der Tod verſagt iſt, kann unverſehrt den Feuerſtrom durchſchreiten, kann Menſchenleben retten, ein Engel in Mitte der Zerſtörung! Sind ſie des Lebens werth? Iſt das Leben auch ein Gut? — Weſſen Hand hat mich hieher geleitet? Jehova zürnt; Jehova ſegnet auch!“

Ahasver eilte, am Rande der Feuerwogen, die ihm als Wegweiſer dienten, ſeinem Ziele entgegen. Der Flammenſtrom, dem nun kein neuer mehr nachfolgte, begann zu ſtocken. An einzelnen Stellen erloſch die Glutmaſſe. Ahasver ſtand nun vor einem der Stadtthore. Hier loderten noch Flammen des Höllenfluſſes. Tiefe Stille herrſchte. Plötzlich drang ein, von Wehklage unterbrochenes Geſchrei um Hülfe an ſein Ohr. Am Glutrande ſtand ein Mann; ihm gegenüber lag ein ächzendes Weib auf den Knien, die Arme zum Himmel emporhebend. Ein weinendes Kind ſchmiegte ſich an die Mutter, den Vater zu Hülfe rufend. Es war den drei Unglücklichen gelungen, der Stadt zu entfliehen; als ſie aber vor das Thor kamen, wurde die Mutter, welche, das Kind tragend, einige Schritte zurückblieb, durch die, plötzlich zwiſchen ſie ſtürzenden, Glutwogen von dem Manne getrennt. Ahasver ſchritt unverſehrt durch den Feuerpfuhl und über die noch glühendheiße Lava. Er hob die jammernde Frau und das, den Retter liebkoſende Kind empor und trug ſie zu dem jubelnden Mann hinüber. Die Geretteten umarmten einander mit Freudenthränen, ſanken auf die Knie und hoben jubelnd die Arme zum gerötheten Himmel empor. Sie hatten Hab und Gut verloren, aber das Theuerſte und Liebſte auf Erden war ihnen geblieben: der ſchützende Mann dem liebenden Weibe, das liebende Weib dem Manne und Vater, die Mutter dem hülfloſen Kinde.

Der Mann ergriff Ahasver's Hand und ſagte: „Wir haben Alles verloren; nur unſere Herzen können Dir danken!“

Ahasver drückte die ihm dargebotene Rechte mit den Worten: „Gott erhalte euch das Herz, die köſtlichſte aller Himmelsgaben, in Reinheit und Liebe! Der Friede ſei mit euch!“ — Er verließ mit raſchem Schritte die in ihrem Elende noch Glücklichen und trat in die Stadt. — Tiefes Schweigen ringsumher. Ahasver's Fuß ſtieß an Leichen, die theils halb verbrannt, theils vom Qualm erſtickt, Mumien ähnlich, vor ihm auf der Erde lagen. Schauderhafte Gruppen und Scenen ſtellten ſich dem Blicke des Wanderers dar. An eine Säule hingeſunken, hielten zwei Liebende ſich umſchlungen. Die heißen Herzen, kalt in den Flammen, ſchlugen nicht mehr. Auf den Stufen eines Tempels lag ein frommer Greis; die Zunge war im Gebete der Todesangſt verſtummt. In einer Vorhalle ſaßen zwei Erſtickte, die Geſichter ſchwarz, einander gegenüber; zwiſchen ihnen ſtand ein Tiſch mit dem Würfelſpiel. Ahasver ſagte mit dumpfer Stimme: „Die Würfel ſind gefallen; aus iſt euer Spiel und euer Leben!"

Ein prächtiger Speiſeſaal glänzte dem Wanderer entgegen, voll Todter, mit Blumen bekränzt, voll Speiſen- und Verweſungsduft. Auf einem Ruhebette lagen zwei Jünglinge; ihre Lippen berührten ſich. Der Tod hatte ſie beim Abſchiedskuß ereilt. In einer entfernten Straßenecke lag ein Todter, neben ihm ſein Feind, den Dolch in der ſtarren Hand. Der Tod kam ihm zuvor. In dem Circus hatten am ſpäten Abende die Fechter im Schwert- und Fauſtkampf ſich geübt. Der Flammentod ſtürzte ſie nieder. Die trotzigen Mienen voll Grimm, laſteten die herkuliſchen Geſtalten ſtarr aufeinander. Der wilde Kampf ward Todesruhe. Vor dem Schauſpielhauſe thürmten ſich Leichenhügel derjenigen, die fliehen wollten; gefüllt mit Todten war das Innere, denen das Gedränge die Ausgänge verſchloß. Ahasver rief ihnen zu: „Ihr kamet hierher Schreckliches zu ſehen; das Schrecklichſte ließ euch das Schickſal ſchauen! Ihr Armen! Ich könnte Thränen über euch vergießen, wären Thränen Gift!"

Ahasver verließ ſchaudernd die Todtenſtadt. Als er kaum einige hundert Schritte zurückgelegt hatte, wiederholte ſich das Schaukeln der bebenden Erde. Neues Toſen und Brüllen erſcholl. Feuerſäulen ſtiegen aus dem Krater empor. Feuerſtröme ſtürzten herab; ihre Glutwogen wälzten ſich in der frühern Richtung. Am Morgen war Pompeji, von Lava überdeckt, vom Angeſicht der Erde verſchwunden.

Auf einer Anhöhe ſtehend, überblickte Ahasver das furchtbare Schauſpiel der Vernichtung, und er ſprach tief erſchüttert: „Ein verzehrendes Leichenfeuer ward dir, Jammerſtätte, angezündet, und eine todte Feuermaſſe bildet deinen Sarg. Jahrhunderte und kommende Geſchlechter werden nun über den Leichengrund hinfliegen, nicht ahnend, was im Todesſchooße unter ihnen ruht, und ſich erfreuen in den neu aufblühenden Gefilden. Vergehen und Werden iſt das Loos des Lebens und der Erde. Ihr Ruhenden in der Tiefe! Ich beneide euch.“

Gebeugt und trauernd entfernte ſich Ahasver.

## III.

## Der Heereszug.

Ahasver war nun im Verlaufe der Zeit den Augen der Zeitgenoſſen lange entſchwunden. Der Düſtere, ſchwankend zwiſchen Menſchenhaß und Menſchenliebe, verbarg ſich und ſeinen Schmerz in Höhlen und einſamen Wüſten. Kämpfend mit dem Entſchluſſe, dem Hange zum Böſen zu entſagen, war in ihm, auf dem die Bürde eines verhaßten Lebens laſtete, eine grau'nhafte Scheue gegen die Lebenden erwacht. Verſunken in finſteres Hinbrüten über Gegenwart, Vergangenheit und Zukunft, floh er jeden geſelligen Verkehr, und ſein Herz, deſſen erſte Regung er mit ſo ſchmerzlicher Wonne empfunden hatte, gerieth in die Gefahr jener früheren Verhärtung, die ihm das Leben zum Fluch machte. Wie ein heller, warmer Sonnenſtrahl fiel endlich eine erweichende Sehnſucht nach der verwirkten Heimat in ſeine Seele, als ein günſtiger Zufall ihm die Kunde brachte, daß Titus, der römiſche Cäſar, an der Spitze eines gewaltigen Heeres den Mauern Jeruſalems nahe. Ein unwiderſtehlicher Drang, den Schauplatz vorwurfsvoller Vergangenheit ſühnend und hülfreich zu betreten, bemächtigte ſich Ahasvers. Dunkle Gefühle und edlere Vorſätze beflügelten ſeine Schritte.

So finden wir den langelebenden, ruheloſen Wanderer auf dem Wege nach der heiligen Stadt.

Er hatte mehrere Tagreiſen auf rauhen, einſamen Pfaden zurückgelegt. Als er beim Aufgang der Sonne aus der Nacht eines dichten, unwegſamen Waldes hervortrat, ſcholl ihm plötzlich das ſchmetternde Getöſe kriegeriſcher Muſik entgegen. Auf der breiten Straße bewegte ſich die Maſſe des gegen Jeruſalem ziehenden Römer-Heeres. Die eherne Rüſtung der Krieger, die Spitzen der Speere und die ſilbernen Legionsadler, von den erſten Sonnenſtrahlen beleuchtet, ſchienen Funken zu ſprühen. Ahasver ſtellte ſich hinter einen dicken Baumſtamm, um unbemerkt das ſieggewohnte Heer zu überſchauen.

Den Zug eröffneten die leichtbewaffneten Bundesgenoſſen. Sie waren beſtimmt, den plötzlichen Angriffen des Feindes zu begegnen und die nahe liegenden, zu einem Hinterhalte dienenden Wälder zu durchſuchen. Ihnen folgten Diejenigen, deren Geſchäft es war, die Wege zu bahnen, und das Lager aufzuſchlagen; hinter Dieſen zog eine Abtheilung Schwerbewaffneter, Fußvolk und Reiter; ſie dienten zur Bedeckung des ihnen vertrauten Gepäckes der Heerführer. Nun erſchien Titus ſelbſt zu Pferde. Ein Jüngling, dem Mannesalter ſich nähernd, ragte er durch kräftigen Körperbau, Schönheit der Geſtalt, Würde der Haltung und Anmuth des Benehmens über Alle hervor. Ihn umgab eine Schaar der Auserleſenen aller Legionen und viele Kriegstribunen. An Dieſe ſchloß ſich die, zu jeder Legion gehörige Reiterei, welcher Maulthiere mit den Belagerungsmaſchinen folgten, dann die Fahnen mit dem großen Legionsadler, denen unter weit umhertönendem Tubaſchall die Unterfeldherren und Führer erſten Ranges mit auserleſener Mannſchaft zu beiden Seiten zogen.

Nun kam der Phalanx, eine Schaar, in welcher die tapferſten Kämpfer, Mann an Mann dicht an einander gedrängt waren, ſechs in jeder Reihe. Den Schluß machten Diener mit dem, von Laſtthieren getragenen Gepäck der Soldaten, deren Sicherheitsgeleite Fußvolk und Reiter, ſchwer und leicht bewaffnet, bildeten.

Ahasver fühlte ſich bei dem Ueberblicke dieſer Streitkräfte von einem Schauder ergriffen, der ſein Innerſtes durchbebte. Der Gedanke einer ſolchen Zerſtörungsmaſſe und ihr gegenüber die bekannte Hartnäckigkeit der Juden bei der Vertheidigung ihres Heiligſten, erweckte in ihm die Ueberzeugung, daß dieſer, von beiden Seiten mit Erbitterung geführte Vertilgungskrieg mit dem Falle Jeruſalems, vielleicht ſogar mit der Zerſtörung des jüdiſchen Reiches enden müſſe. Die glühendſte Sehnſucht, die Heftigkeit ſeiner Landsleute durch die Stimme der Klugheit zu mäßigen und die Römer zu einer milderen Geſinnung zu bewegen, bemächtigte ſich Ahasvers, und ſie entzündete in ihm den Wunſch, der Retter ſeines Volkes zu werden, deſſen Untergang nur dann hoffnungslos unvermeidlich ſein müſſe, wenn es, mißleitet und entartet, ſeinem Verderben ſelbſt entgegen ſtürze. Das Bild eines allmächtigen Lenkers des Schickſals der Nationen, auf der Wage der Gerechtigkeit wechſelweiſe ſteigend und fallend, trat vor ſeine Seele, die ſich dadurch bald erhoben, bald zerknirſcht und tief gebeugt fühlte. Er raffte ſich auf und eilte auf den ihm bekannten kürzeſten, aber auch rauheſten Wegen dahin, um Jeruſalem zu erreichen, bevor das Römerheer vor den Mauern der verhängnißvollen Stadt eintreffen könne. Hände und Füße wund von den Steinen und Dornen unwegſamer Pfade, ermüdet durch die raſtloſe Anſtrengung ſeiner Kräfte, und erſchöpft durch den Mangel an Nahrung, kam Ahasver in die Umgebung Jeruſalems, als ſchon tiefes Dunkel ſeinen Augen den Himmel und die Erde verbarg. Er verwendete noch ſeine letzte Kraft, um einen frei ſtehenden Hügel zu erſteigen. Als er den Gipfel erreicht hatte, warf eine todtähnliche Ermattung den Athemloſen, Aechzenden mit einem Schlage zu Boden. Er ſchöpfte noch mit der hohlen Hand einige Tropfen aus der neben ihm rauſchenden Quelle und ſank in tiefen Schlaf. Das Haupt ruhte auf einem Steine, deſſen Ruheſtätte er einſt dem Flehenden auf ſeinem Gang zum Tode herzlos verweigert hatte.

## IV.

## Die Heimat.

Als der Schläfer erwachte, war das Nachtdunkel entwichen, und einzelne Gegenſtände, aus dem gelüfteten Schleier der Dämmerung hervortretend, wurden in ungewiſſen Formen ſichtbar. Röthliche Tagesſchimmer brachen durch graues Gewölk hervor; Flämmchen umſpielten den goldbeſäumten Rand. Die erſten Strahlen der Sonne ſchoßen hinter einem Gebirgsgipfel empor; Himmel und Erde feierten ihr Verklärungs-Feſt.

Thränen wehmüthiger Rührung füllten Ahasvers Augen, als er die lichtumfloſſene Gegend, im Schooße friedlicher Ruhe lächelnd, mit einem Blicke voll Entzücken und Schmerz überſchaute. Tauſend Erinnerungen und Bilder der Vergangenheit flogen an der betäubten Seele, bald wie leuchtende Engel, bald wie finſtere Höllengeiſter, vorüber.

Die kahlen Häupter der Berge Zion, Moria, Bezetha, Golgatha und der Oelberg ſchimmerten in der Glorie der aufſteigenden Morgenſonne gleich dem Heiligthum des Tempels; die Bäche und Quellen Kedron, Siloa, Gihon und der Schlangenbrunnen, wetteiferten funkenſprühend mit dem auf ſie fallenden Glanze der Himmelsſtrahlen.

In ihrer vollen Pracht und Herrlichkeit erhob ſich nun die heilige Stadt, ein Staunen erregendes Bild unzerſtörbarer Macht durch Umfang, Größe und Feſtigkeit. Natur und Kunſt ſchienen ſich zu ihrem Schutze vereinigt zu haben.

Ein Theil der Stadt prangte hoch auf dem Berge Zion, der andere auf dem Hügel Akra. Zwiſchen beiden ſenkte ſich ein mit Häuſern bebautes Thal. An der Abendſeite der beiden Anhöhen ſtarrten ſchroffe Felſenwände und gähe Abgründe, welche die, an den übrigen Theilen mit einer dreifachen Mauer umgebene Stadt unzugänglich machten und gegen jede Beſtürmung ſicherten. Auf den gewaltigen Ringmauern erhoben ſich von maſſivem Geſtein erbaute viereckige Thürme, deren ſechzig auf der erſten, neunzig auf der dritten, vierzehn auf der Mittelmauer ſtanden. Der höchſte dieſer mit koſtbaren Sälen, Speiſezimmern und Ziſternen verſehenen Thürme gewährte eine Fernſicht nach Arabien und den äußerſten Grenzen des jüdiſchen Reiches bis zum Meere.

Die vorzüglichſten Gebäude der Stadt ſelbſt wetteiferten mit einander an Pracht und Größe, die aber dahinſchwanden vor der Herrlichkeit des Tempels, welcher, aus ungeheuern Quadern von geglättetem Marmor erbaut, öſtlich vom Hügel Akra auf dem Rücken des ſteilen Berges Moria ſtand, und ſelbſt ein mit blendend weißem Schnee bedeckter Berg zu ſein ſchien. Er beſtand nebſt dem in der Mitte befindlichen Hauptgebäude aus zahlreichen Nebengebäuden, Höfen und Vorhallen. Gedeckte Säulengänge umgaben das, vom Bollwerk dreifacher Ringmauern gleich einer Veſte umſchloſſene Ganze.

Vierzehn Stufen führten aus dem erſten Tempel in den zweiten, das eigentliche Heiligthum, welches kein Fremder betreten durfte. Jedes der vielen mit Gold und Silber belegten, von zwei Säulen getragenen Flügelthore hatte wieder ſeine eigene Treppe von fünf Stufen.

Den goldenen Thüren des Heiligthums diente ein babyloniſcher Teppich von Goldſtoff, mit blauer, weißer, ſcharlachfarbiger und purpurrother Seide geſtickt, als Verhang. Durch die blaue Farbe ſollte die Luft, durch die weiße die Erde, durch die Scharlachfarbe das Feuer, durch die purpurne das Meer angedeutet werden. Auf der Decke war das Himmelsſyſtem, mit Ausnahme des Thierkreiſes, dargeſtellt.

Dieſes großartige, mit Goldplatten belegte Prachtgebäude mit ſeinem von goldenen Spießen ſtarrenden Giebel brannte jetzt, von den Strahlen der Morgenſonne getroffen, in einem ſolchen, flammenſprühenden Feuerglanz, daß Ahasver, das Geſicht in den Mantel gehüllt, wie vor dem Throne gegenwärtiger Gottheit auf die Knie ſank.

Auf einem mit glatten Steintafeln belegten ſteilen Fels erhob ſich auf der nordweſtlichen Seite des Tempels die feſte Burg Antonia in thurmartiger Geſtalt, in den vier Ecken durch vier andere Thürme, und durch eine Außenmauer beſchützt. In der obern Stadt prangte ein Bewunderung erregendes Werk, der vom König Herodes erbaute Palaſt, welcher, wie eine eigene feſte Burg, der Vergänglichkeit zu trotzen ſchien.

## V.

## Parteienkampf.

Nach einem langen Kampfe mit ſich ſelbſt wagte Ahasver die Höhe des Berges Moria zu erſteigen. Wund an Leib und Seele, erreichte er die Außenmauer des Tempels, in deren Schatten er, nach Kühlung ſchmachtend, ſich auf den bethauten Raſen lagerte. Bald nachher vernahm er das Geräuſch eines ſich öffnenden Thores. Heraus trat, aus dem Heiligthum des Tempels kommend, die ehrwürdige Geſtalt des greiſen Hohenprieſters Mathias, von zwei Prieſtern begleitet.

Er trug ein weißes Unterkleid von feinem Linnenzeuge, über demſelben ein gerundetes, bis an die Knöchel reichendes goldverbrämtes Gewand von himmelblauer Farbe. Auf dem Gürtel, welcher das Kleid um die Bruſt zuſammenhielt, ſpielten, wie auf den Verhängen des Tempels, die Farben des Goldes, des Purpurs und des Scharlachrothes, vereint mit Weiß und Himmelblau. Ueber dieſem Kleide trug er einen Ueberrock von demſelben Farbenſchmelz, in dem aber das Gold vorherrſchte. Dieſes Kleidungsſtück, in der Form einem Bruſtharniſch ähnlich, wurde von zwei goldenen Schnallen, wie kleine runde Schilder geſtaltet, befeſtigt. Auf einer Seite desſelben ſchimmerten zwölf Edelſteine: ein Karneol, ein Topas, ein Smaragd, ein Karfunkel, ein Jaspis, ein Saphir, ein Achat, ein Amethyſt, ein Lynkur, ein Onix, ein Berill und ein Chryſolith. Auf jedem derſelben ſtand der

Name von einem der zwölf Stämme des iſraelitiſchen Volkes. Das Haupt des Hohenprieſters deckte ein, mit einem Kranz von blauer Seide umwundener Tulband von Linnenzeug, worauf eine goldene Krone, mit vier heiligen Buchſtaben bezeichnet, prangte.

Der ehrwürdige Greis erhob die Arme flehend zum Himmel. Bläſſe bedeckte ſein Geſicht. Er zitterte heftig. Die beiden Prieſter ſtützten den Schwankenden. Volk verſammelte ſich vor dem Hohenprieſter in einiger Entfernung: in jeder Miene war Furcht, Schmerz und Kummer zu leſen. Aller Augen waren auf den verehrten Greis gerichtet: von ihm allein erwarteten die im tiefſten Elend Schmachtenden das Labſal troſtender Worte.

Mathias ſprach mit geſenktem Haupte und gefalteten Händen zu der ängſtlich horchenden Menge: „Wehe mir, daß ich, den ihr liebt und ehret, nur Schreckliches verkünden kann und die Gebeugten noch tiefer danieder drücken muß! Als Jehova den Himmel in den Purpur der Morgenröthe kleidete, erſtieg ich den Berg Moria. Tiefe Stille umgab ihn. Ermüdet von der ruheloſen Nacht und von der Anſtrengung des ſchwachen Leibes, ſank ich auf ein mit Moos bewachſenes Geſtein. Eine ſeltſame Betäubung befiel mich. Indem die Sinne ſich aufzulöſen ſchienen und die Außenwelt dahinſchwand, erwachte das Leben des Geiſtes in mir wie ein Stern in der Dunkelheit der Nacht aufleuchtet. Und ich erblickte auf einer von Glorie umgebenen Wolke am dämmernden Himmel die halbverhüllten Geſtalten der Propheten der Vorwelt: Jeſaias, Jeremias, Ezechiel und Daniel.

Und aus Jeſaias Munde ſcholl die Klage: „Weh dem Volke, in deſſen Herzen der Born des Böſen quillt! Weh dem Volke, deſſen Stirn ehern, deſſen Nacken von Eiſen iſt!“ — Und Jeremias ſprach: „Der Zorn Jehova's wird Jeruſalem vernichten und preisgeben dem Spotte der Feinde!“ — Und die Stimme Ezechiels weisſagte: „Untergehen wird Jeruſalem durch Hunger, Feuer und Schwert! Dem Verderben geweiht, wird die Schaar der Gottloſen herrſchen. Sie werden trinken das Blut der Ihrigen und theilen unter ſich die Leichen, und verſchmachten in ihrer Miſſethat!“ — Und Daniel verkündete: „Kommen wird ein Heerführer und ein Heer, und wird zerſtören Jeruſalem und des Tempels Heiligthum. Kommen werden Tage, da die Stimme des Jammers rufen wird: „Selig ſind die Leiber, die nicht geboren, ſelig ſind die Brüſte, die nicht geſäugt haben! Und ſie, die verleugnet haben den Gekreuzigten, ſie werden ächzen in Verzweiflung: „Ihr Berge fallet über uns! Ihr Hügel bedecket uns!“ — Als die Glutgeſtalten der Propheten im Schooße der dunklen Wolken erloſchen, erblickte ich die ſieben Engel des Todes mit flammenden Schwertern; ſie ſchwebten, furchtbar rauſchenden Fluges, nieder zur Erde als Vollzieher des göttlichen Strafgerichtes. Vom Entſetzen dieſer Erſcheinung bebten meine Glieder, und Todesſchauer rieſelte durch die Gebeine.“

Der Hoheprieſter, kaum des Athems mächtig, ſchwieg. Tiefes Schweigen herrſchte auch ringsumher. Endlich nahm er wieder das Wort: „Euch Allen bekannt iſt die Unheil bedeutende Erſcheinung, als beim letzten Sonnenuntergang bewaffnete Kriegsheere und Streitwagen blitzend aus den dunkelnden Abendwolken plötzlich hervorſchoßen und ein ſchauerliches Licht über die Stadt verbreiteten. Auf euern bleichen Geſichtern leſe ich noch jenes Entſetzen, welches euch ergriff, als in finſterer Nacht eine unheimliche grauenhafte Geſtalt unaufhaltbar und unantaſtbar alle Straßen der Stadt durchzog, heulend: „Wehe, wehe dir, Jeruſalem!“ Zur Stunde der Mitternacht öffneten ſich plötzlich von ſelbſt die ehernen Flügel der Pforte im innern Tempel.

„Welche Hand öffnete dieſe feſt verſchloſſenen, mit Balken und Eiſenſtangen befeſtigten Pforten? Zu welchem Ende? — Und noch immer drängte ſich ein Wunderzeichen auf das andere, wie die Gipfel einer Gebirgskette immer höher über einander aufragen. Als ich eine Stunde nach jenem ungünſtigen Anzeichen in das Heiligthum des Tempels trat, um den nächtlichen Gottesdienſt zu verrichten, umſtrahlte den Altar ein taghelles Sonnenlicht. Eine halbe Stunde mochte der Glanz währen. Als derſelbe erloſchen war, fühlte ich eine Erderſchütterung, dumpfes Getöſe erſcholl, und ich vernahm die Worte: „Laſſet uns wandern von hier!“

„So läßt Jehova die Menſchen durch warnende Vorzeichen erkennen, was ihnen nützlich und heilſam iſt; ſie ſelbſt aber ſtürzen ſich durch eigene Thorheit, ſtörrigen Ungehorſam, ungezügelte Leidenſchaft und freie Wahl des Unglücks in den Abgrund des Verderbens!“

Als der Hoheprieſter geendet hatte, erhob das Volk eine laute Wehklage. Viele warfen ſich zur Erde und ſtreuten ſich Staub in die Haare.

In einiger Entfernung, an einen Mauerpfeiler gelehnt, horchte Ahasver dem Verkünder der göttlichen Strafgerichte. Die fremdartige Geſtalt, von ungewöhnlicher Größe und Stärke, und dennoch ein zerknirſchtes Jammerbild wilder Gemüthszerrüttung und ſchmerzlicher Ruheloſigkeit, erregte die Aufmerkſamkeit des menſchenfreundlichen Greiſes. Er wendete ſich an den Düſtern, deſſen ſcheue Blicke ängſtlich umherirrten. Ahasver, von der Stimme des Mitgefühls bewegt, näherte ſich furchtſam dem Rufenden, der ihm Hülfe bot und ihn befragte, wer er ſei, woher er komme und was er hier ſuche. Jede dieſer Fragen erſchütterte Ahasvers Innerſtes wie ein Donnerſchlag. Er verſchmähte es, eine Lüge zu ſagen und hatte doch nicht den Muth, ſchon jezt die Wahrheit zu bekennen. Die Stimme verſagte ihm. Nach längerem Schweigen erwiederte er auf die wiederholte Frage: „Ich bin ein Unglücklicher. Ein böſes Schickſal laſtet auf meinem Haupt. Die eigene Schuld trieb mich aus der Heimat. Blühende Länder und öde Wüſten durchzog ich als Wanderer ohne Ruh' und Raſt. Dem verſchloſſenen Herzen blieb jedes Herz verſchloſſen. Lange verweilte ich im Reiche der Römer, wo ich nur Böſes ſah, Böſes that. Als ich die weltbeherrſchende Roma, den Pfuhl unzähliger Laſter und Verbrechen, verließ, verbarg ich mich mit meinem Selbſt- und Menſchenhaſſe in tiefe Einſamkeit. Am Rande eines finſtern Waldes hinziehend, traf der Schall der Tuba mein Ohr. Ich erblickte das mächtige Römerheer, welches Titus gegen Jeruſalems Mauern führt. Von Angſt und Schrecken beflügelt, eilte ich auf unwegſamen Pfaden, dem Vertilger zuvorzukommen, euch die Kunde der herannahenden Gefahr zu bringen und — kaum wag' ich den kühnen Gedanken auszuſprechen — Jeruſalems Retter zu werden. Ehrwürdiger Greis! laß mich nun wiſſen, welche Mittel die Beherrſcher der heiligen Stadt zu ergreifen gedenken! Laß mich wiſſen, welcher Geiſt in den Verſammlungen waltet, und ob Muth und Kraft das Volk beſeelt! Eine lange Erfahrung hat mich Roms Schwächen und Vorzüge kennen gelehrt. Vertraue mir! Ich kann meinem Vaterlande von Nutzen ſein und ich will es. Gäbe Jehova, daß ich dieſe Verheißung mit meinem Blut, mit meinem Tode beſiegeln durfte!"

Mathias entfernte ſich mit Ahasver von dem ſtaunenden Volke und ſprach:

„Wer Du auch ſeieſt, — ich beklage Dein Unglück; ich preiſe Deinen Vorſatz. Möge Jehova jenes mildern, dieſen ſegnen! Du haſt aus meinem Munde vernommen, welche Anzeigen uns den Zorn des Höchſten verkünden. Jeruſalem ſteht am Rande des Verderbens, ſtürzt ſelbſt ſeinem Untergange entgegen. Nur eine geringe Zahl der Einwohner ehrt Gottes Gebote; nur Wenigen iſt Recht und Tugend heilig. Sie aber werden verfolgt und mißhandelt von den Gottloſen. Unglaublich iſt der Sittenverfall der Entarteten. Die Zeit iſt fruchtbar an jeder Art von Verbrechen und Laſtern. Keine Handlung der Verderbtheit bleibt ungeübt; keine Erfindungskraft vermöchte einen neuen Frevel zu erſinnen. Sie wetteifern in Verſündigung gegen Gott und Menſchen. Der Mächtige, getrieben von wilder Herrſchgier, iſt die Geißel der Geringen, die, Gewaltthat ſinnend und von Raubſucht entflammt, nur dahin trachten, die Mächtigen in das Verderben zu ſtürzen. Räuber, Meuchelmörder, falſche Propheten und Zauberer erfüllen die heilige Stadt. Wenn jene Räuber den Eigenthümern ihr Hab und Gut entreißen und Häuſer in Brand ſtecken, ſo tödten die Meuchelmörder am hellen Tage auf offener Straße mit Dolchen, welche ſie im Kleide verborgen tragen. Sie beſitzen eine, durch ſtäte Uebung erworbene Fertigkeit, den Todesſtoß mit unglaublicher Schnelligkeit zu führen. Betrüger und Verführer, die unter dem Schein göttlicher Begeiſterung ſich Propheten nennen, ſuchen das Volk unter dem Vorwande ſeiner Befreiung gegen die geſetzmäßige Obrigkeit aufzuwiegeln und zum Aufruhr zu reizen. Dieſe Ruchloſen bedienen ſich, um ihr böſes Vorhaben ſchneller ausführen zu können, der Mitwirkung angeblicher Zauberer, welche durch grau'nhaftes Blendwerk die Sinne der Schwachen und Leichtgläubigen bethören. Drei Häupter feindſeliger Parteien ſtreuen in alle Herzen den Samen der Zwietracht: Simon, der Zauberer und Mörder; Johann von Giſchala, der Tyrann, und Eleazar, der Eiferer. Simon ſteht als böſer Geiſt an der Spitze ſeiner Mörderbande. Er iſt der Gegner des Rechtes, der Feind jedes Gutgeſinnten, und die Gottheit ſelbſt iſt ihm nicht heilig. Er ſchwelgt, während die von ihm Beraubten im Elend ſchmachten; er mordet, während er der Sinnenglut fröhnt; er überhäuft ſeine Buhlerin mit geraubten Schätzen. Johann von Giſchala opfert Tauſende ſeinem Ehrgeize. Von Herrſchgier entflammt, will er, der Sclave ſeiner Leidenſchaft, als Tyrann der Erſte ſein in Jeruſalem. Eleazar, der Eiferer, wüthet ſchonungslos unter dem Schein, Gottes Strafgerichte zu vollziehen. Unter der Anführung dieſer Männer, die um die Oberherrſchaft über Jeruſalem kämpfen, theilt ſich das verblendete Volk in drei Parteien, die ſich als Feinde haſſen, während ein Feindesheer gegen die heilige Stadt heranzieht.“

„Dann,“ rief Ahasver, „weh' über Jeruſalem! Dann erſcheint Titus hier als der Vollzieher des göttlichen Strafgerichtes, und wir ſind verloren!“

## VI.

## Falſche Wunder.

Plötzlich erſcholl wildes Geſchrei vom Fuße des Berges herauf. Simon erſchien mit ſeiner Mörder- und Räuberſchaar, in deren Geſichtszügen kaum eine Spur von Menſchlichkeit ſich zeigte. Der Schrecklichſte unter den Schrecklichen war ihr Anführer ſelbſt. Einige der Unglücklichen, die hier Schutz in der Nähe des Tempels geſucht hatten, wollten die Flucht ergreifen; die Mörder ſtürzten ſich aber auf ſie. Die Meiſten fielen unter ihren Dolchen. Simon ſelbſt näherte ſich wuthſchnaubend dem Hohenprieſter. Er faßte den zitternden Greis mit rauher Hand und ſchrie ihm in's Geſicht: „Ohnmächtiger Heuchler! Weder das Kleid erborgter Würde, noch Dein verachtetes graues Haupt, noch die Nähe des Heiligthums ſelbſt, in deſſen Nähe Deine Feigheit ſich flüchtet, ſoll Dich ſchützen vor meinem gerechten Zorn. Du wagſt es, meiner Macht zu trotzen? bethörte Schwächlinge aufzuwiegeln gegen mich? Diener Gottes! wo iſt Dein Gott? Rufe ihn zu Hülfe! Ich biete ihm die Stirne. Dieſes Schwert iſt mein Gott und Du ſollſt der Strafe nicht entgehen! Der Augenblick des Todes iſt da — für Dich und Deine Söhne! Blick hin!"

Simon winkte. In der Mitte einer Schaar ſtanden drei blühende Jünglinge, die Söhne des Hohenprieſters, mit Ketten belaſtet. Hohnlachend rief Simon: „Vertilgt werde die Brut! Sehen ſollſt Du ihr Blut, dann ſelbſt fallen!"

Die wehklagenden Jünglinge baten nur um die Gnade des Abſchiedskuſſes. Der Vater bat nur um die Gnade, vor ſeinen Söhnen getödtet zu werden. Simon erwiederte ihr Flehen mit bitterm Spott: „Nur eine Gnade," ſagte er, „werde Dir zu Theil. Ihr ſollt ſterben in dem Heiligthum eueres Gottes, den ich nicht kenne. Führt ſie hinein!"

Der Greis wurde ergriffen und in das Innere des Tempels geſchleppt; ihm nach ſtürzte die wilde Schaar mit den gefeſſelten Jünglingen. Dies war das Werk eines Augenblickes. Eh' Ahasver es vermochte, durch die Menge ſich einen Weg zu bahnen, war das Thor geſchloſſen.

Simon ließ die Schlachtopfer in das Heiligthum des Tempels führen. Vor dem Altare wurden die Jünglinge enthauptet. Als die Blutthat vollzogen war, trat Simon zu dem Hohenprieſter, der, unfähig, ſich aufrecht zu halten, von zwei grinſenden Banditen unterſtützt wurde, und ſagte: „Elender! Du, der dem bethörten Volke böſe Anzeichen und den Zorn einer Gottheit, mich verläſternd, verkündet, — will Dein Gott kein Wunder thun für Dich? Simon duldet's nicht. Genug!"

Er winkte. Das geſchwungene Schwert des frechſten der Mörder trennte das Haupt des Greiſes vom Rumpfe. Der Vater lag bei den Söhnen; ihr Blut vermiſchte ſich.

Simon trat nun ſtolz wie ein Sieger, der eine ruhmwürdige Schlacht gewonnen, aus dem Tempel. Die Häupter der Gemordeten wurden auf Spießen vor ihm einhergetragen wie Siegestrophäen. Seine Banditenſchaar hatte ſich indeß vermehrt. Einige derſelben trugen eherne Götzenbilder; Andere führten drei Knaben und drei Mädchen, ohne ihr Bitten und Weinen zu beachten. Ein Mann von kräftigem Wuchs erſchien, nur mit einem leichten weiten Mantel von Linnenzeug bekleidet. Simon ſtellte ſich in die Mitte der Schaaren und begann:

„Er, der es gewagt hat, das Volk mit falſchen Wunderzeichen und willkürlichen Deutungen zu täuſchen und aufzuwiegeln, hat die verdiente Strafe erlitten. Hier ſein Haupt, im Heiligthum des Tempels ſein Leichnam! Er, der es gewagt, Jeruſalems Untergang zu verkünden, hat ſeinen eigenen gefunden. So falle Jeder meiner und eurer Feinde! Iſt es ihm gelungen, durch Trug und Blendwerke die im Geiſte Unmündigen zu täuſchen, ſo möget ihr nun durch mich, den mit einem höhern Geiſt Begabten und mit Kraft Gerüſteten, Erſcheinungen ſchauen, die euch die Zukunft enthüllen und die Wahrheit in Siegesglorie erblicken laſſen!“

Simon ließ nun eines der Götzenbilder in einem, von Bewaffneten umgebenen Kreiſe aufſtellen. Er verſicherte, dieſer Teraphim, unter dem günſtigſten Stande der Geſtirne gegoſſen und belebt durch den Geiſt eines Elohim, nach deſſen Weisheit die Schlange die erſten Menſchen lüſtern machte, werde als Jehova's Herold, das Schickſal Jeruſalems verkünden. Der Anblick dieſes ehernen Bildniſſes von menſchlicher Geſtalt, aber rieſengroß, geſchmückt mit Planetenbildern und magiſchen Zeichen, erfüllte die rohe Schaar der Banditen mit ſcheuer Ehrfurcht. Viele warfen ſich vor demſelben auf die Knie. Simon umkreiſte dreimal den Teraphim, beugte ſich vor ihm und ſprach mit dumpfer Stimme:

„Bote Jehova's! Elohim! Verkünde den Willen des Höchſten! Mächtiger Geiſt! Du, der den Gipfel des Sinai bewohnt! Du, der weiſer als die weiſeſten der Menſchen, im Paradieſe hinter dem Vorhang verborgener Kräfte mit offenen Augen die Geheimniſſe der Schöpfung durchſchaute! Du, himmliſcher Krieger, der im Dunkel der Nacht mit Jakob, dem Stammvater rang! Enthülle uns nun, da die

Stunde der Entſcheidung naht, das Schickſal der heiligen Stadt, deren Beſchützer Du biſt!“

Aus dem Teraphim — es war kaum zu entſcheiden, ob die Stimme aus der Tiefe der Erde oder aus der Höhe des Himmels kam, — erſchellen die Worte:

„Volk Iſraels! Gehorche dem Mächtigſten der Gewaltigen! So wird Jeruſalem von Ziens Höhen ſiegreich hinabſchauen auf die Leichenhügel des Römerheeres.“

Die wilde Horde ſchrie: „Simon ſei unſer Führer! Simon ſiege! Simon herrſche!“

Indem die Jubelnden noch ſchrien und die Waffen aneinander ſchlugen, ſchritt Ahasver in den Kreis. Er entriß Einem der Stärkſten die Keule, ſchwang ſie hoch, und zerſchmetterte mit zwei Schlägen das Götzenbild, unter deſſen Trümmern nun der Leichnam eines von Blut umfloſſenen Mannes ſichtbar ward. Das Erſtaunen über dieſe Gewaltthat feſſelte die verſtummende Menge. Selbſt Simon ſtand ſchreckenſtarr; Ahasver aber rief ihm zu: „Betrüger! iſt dieſer Leichnam Dein Elohim, Jeruſalems Schutzgeiſt? Verderben komme über Dich und Deine Mörderſchaar!“

Simon, der indeſſen wieder Faſſung gewonnen hatte, rief: „Betrüger Du ſelbſt! Einen böſen Geiſt erkenne ich in Dir, der mein Werk zerſtören, Jeruſalem ſtürzen will vom Gipfel ſeiner Herrlichkeit. Deine Nähe hat den Himmelsboten verſcheucht, Deine Zaubermacht die blutende Leiche in das Innere des Götterbildes gebannt.“

Die Räuber ſtürzten mit gezückten Schwertern gegen

Ahasver, Simon aber ſuchte die Scheu, welche er, der fremden Erſcheinung des Gewaltigen gegenüber, nicht zu bewältigen vermochte, in den Schein der Großmuth zu kleiden. Er befahl den Ergrimmten, ſich zurückzuziehen, und wendete ſich an Ahasver mit den Worten: „Sei es Unwiſſenheit oder Bosheit, welche Dich bewog, eine Frevelthat zu verüben, die den Zorn Jehova's auf Dein Haupt ruft, ſo lerne nun die Macht meines Berufes kennen! Iſt es Dir, Unhold, gelungen, durch böſen Zauber den Sieg und Glück verkündenden Elohim aus dem entweihten Götterbild zu verſcheuchen, ſo ſollſt Du nun beſchämt zurückweichen vor den Kräften, die mir, deſſen Blick in die tiefſten Geheimniſſe der Natur dringt, als dienende Geiſter zu Gebote ſtehen!“

Ahasver erwiederte dem ſchamlos kecken Prahler mit dem Lächeln der bitterſten Verachtung: „Verſuche es!“

Auf Simons Befehl wurde nun ein Holzſtoß aufgerichtet und von allen Seiten zugleich angezündet. Als das Holz in vollen Flammen ſtand, rief er dem, mit einem Mantel von Linnenzeug bekleideten Manne zu: „Gottbegeiſterter, dem die Gabe verliehen iſt, in die Zukunft zu ſchauen und ſie den Kindern der Gegenwart zu verkünden! Mir ward die Ueberzeugung Deiner höheren Sendung; um aber Deinen Beruf auch allen hier Anweſenden zu beweiſen, ſo bewähre, ehe Du die Weisſagung wageſt, daß Jehova durch ein Wunder den zerſtörenden Naturkräften gebietet, Dich zu ſchonen. Vermagſt Du, durch Flammen und Gluten zu ſchreiten, ſo wollen wir dann glauben an

Dich und an Deine Verkündung, ſie möge nun den Harrenden Glück oder Unheil melden.“

Der Angerufene kreuzte die Arme über der Bruſt und ſchritt langſam durch die ihn umlodernden Flammen und über die auflechzenden Gluten. Als er den Weg durch das Feuermeer zurückgelegt hatte und unverſehrt vor die Menge hintrat, welcher er nun als ein höheres Weſen erſchien, begrüßte ihn Simon mit den Worten: „Du haſt Dich bewährt. Nur vorſätzlich Verſtockte können Dir den Glauben verſagen, Dir, deſſen göttliche Sendung durch ein Wunder bekräftigt wird. Heil Dir! Jehova wolle, daß Du auch uns Heil verkündeſt!“

Der Wundermann wollte beginnen, das zu ſagen, was Simon ihm zu ſagen befohlen hatte. Ahasver riß ihm den Mantel weg. Der ganze Leib des Betrügers war mit einem Kleide von Asbeſt bedeckt. Ahasver hielt ihn am Arme feſt, und rief der Menge zu: „Seht das Wunder! Eine Rüſtung von unverbrennlichem Asbeſt, trotzend dem verſengenden Feuer, ſchützt den Leib! So ſchritt der gedungene Wunderthäter durch die Flammen. Kleidet euch in dieſen Stoff, und Jeder von euch vermag dasſelbe Wunder zu thun!“

Simon, ein Meiſter in der Verſtellungskunſt und von geheimer Scheu gegen Ahasver erfüllt, wußte der Sache ſogleich eine Wendung zu geben, indem er einigen ſeiner Banditen zurief: „Ergreift den verwegenen Betrüger! Entkleidet ihn, werft ihn in das Feuer und ſtreut die Aſche des falſchen Propheten in die Winde des Himmels!“

Als der Befehl vollzogen war, trat Simon mit geheuchelter Freundlichkeit zu Ahasver. Sein Scharfblick ließ ihn erkennen, wie hoch der unbekannte Gewaltige über ihm ſtehe; er faßte den Entſchluß, ihn für ſeinen Zweck zu gewinnen und mit ihm vereinigt zu wirken, wenigſtens es zu verhüten, daß Ahasver öffentlich als Feind gegen ihn auftrete.

Simon ſprach nun mit geſchmeidiger Schlauheit: „Fremdling! Du erfülleſt mich mit Ehrfurcht. Ich ahne in Dir einen Schatz von beinahe übernatürlichen Kräften. O, daß Du ſie zu Jeruſalems Heil verwenden möchteſt! Wer darf zweifeln, daß Jehova ſelbſt Dich uns ſendet, die wir eines mit Geiſt und Kraft Begabten bedürfen, um dem Heere der Feinde, zahlreich wie der Sand am Meere, widerſtehen zu können. Verzagt iſt das Volk; es will ſich den Zerſtörern der heiligen Stadt mit blinder Feigheit ergeben, will fallen, ohne einen Kampf zu wagen. Volk Iſraels! wie entartet biſt Du, wie tief geſunken! Die Schaaren, die Du hier erblickeſt, ſie ſind die einzigen Tapfern im Lande. Ich habe ſie unter meiner Fahne verſammelt, um mit ihnen entweder zu ſiegen oder unter Jeruſalems Trümmern begraben zu werden. Mein Beſtreben geht aber nun dahin, das Vertrauen dieſer Männer zu meinem großen Plan feſtzuhalten, ihre Begeiſterung zur Rettung des gefährdeten Vaterlandes ſtets mehr zu entflammen, in den Feigen aber durch günſtige Vorzeichen und glückverheißende Verkündigungen einen Muth zu erwecken, der ſie mit kriegeriſchem Geiſte beſeele. Tritt mir denn, —

ich beſchwöre Dich, — bei dem Mittel, das ich jetzt noch verſuchen will, nicht ſtörend entgegen! Das Mittel ſcheint hart zu ſein, gut aber iſt die Abſicht, und erwünſcht wird ſich die Folge zeigen.“

Ahasver erwiederte dem auf die Antwort ängſtlich lauernden Häuptling: „Beginne! Das Ende wird zeigen, ob — ich das Mittel billigen, den Erfolg dulden kann!“

Simon ließ nun ſechs Gruben in der Erde aushöhlen. Die ſechs weißgekleideten Kinder, drei Knaben und drei Mädchen, wurden herbeigeführt. Die herzloſen Barbaren ſchienen das Aechzen, Weinen und Flehen der unſchuldigen Opfer gar nicht zu bemerken. Jedes der ſechs Kleinen wurde in eine Erdhöhlung geſtellt. Die Henkersknechte ergriffen Schaufeln und begannen, die Kinder mit Erde zu bewerfen. Nun rief Ahasver mit Donnerſtimme: „Haltet ein! Ich gebiete es. Was ſoll hier geſchehen?“

Simon erwiederte: „Es iſt ein hartes, aber nothwendiges Mittel. Uns verfolgt, Unheil drohend, der Zorn der Dämonen; um ſie zu beſänftigen, müſſen dieſe Menſchlein als Sühnopfer lebendig in die Erde eingegraben werden; nur ſo iſt der böſe Zauber zu löſen. Hindere nicht das heilige und heilbringende Werk!“

„Ihr ſelbſt,“ rief Ahasver, „ihr ſelbſt ſeid die Dämonen des Reiches der Nacht! Durch eine unmenſchliche Gräuelthat hoffet ihr Jehova's Gnade und das Heil Jeruſalems zu erringen? Wahnſinniger! Nun und nimmer geb' ich es zu, daß dieſe Kinder die Opfer eurer Grauſamkeit werden! Sie ſtehen von dieſem Augenblick an unter meinem Schutze, und wer es wagt, ſie anzutaſten, ſoll ſelbſt ein Opfer des Todes werden! Geht euer eifriges Beſtreben dahin, die heilige Stadt vor der Zerſtörung durch feindliche Waffen zu retten, ſo wählet Mittel, frei von Betrug und Grauſamkeit! Nur ſo möget ihr Jehova's Gnade, der Menſchen Bewunderung erwerben! Wer mit Beihülfe der Dämonen wirken will, wird ihre Beute. Gottvertrauen und Vaterlandsliebe, ſie werden den Muth des Volkes erwecken, den Arm der Streiter ſtählen. Männer ohne Herz! Erblicket in mir ein warnendes Beiſpiel, wie furchtbar Jehova den Herzloſen ſtraft! Das Menſchenherz iſt das Heiligthum nicht nur des echten Heldenmuthes, ſondern auch das Heiligthum der Liebe. Sie ſind die ſchützenden Engel des Menſchen; ohne ſie iſt der Menſch des Menſchen böſer Geiſt und ſein eigener Feind. Wiſſet! Ich bin der ruhelos die Welt Durchirrende, deſſen Herz von Stein den Fluch auf ſein Haupt rief, ich bin Ahasver, der Wanderer durch Jahrhunderte!“

Dieſer Name traf die wilde Horde und ihren Anführer wie ein Donnerkeil. Schrecken ergriff den Muthigſten. Gelähmt war jeder Arm, ſtumpf jedes Schwert, ſtarr jede Zunge. Selbſt Simon fand keine Worte, keine Thatkraft. Ahasver fuhr fort:

„Der Rathſchluß eines Höhern iſt's, der mich hierher führt. Die Stadt, die ich einſt als Verbrecher floh, will ich nun, mein Verbrechen ſühnend, retten. Verbrecher ſeid ihr Alle; Jehova ſei uns gnädig! Iſt es ſein Wille, daß Jeruſalem in Schutt und Trümmer falle, ſo wolle ſeine Gnade mich unter ihren Trümmern das Ziel meiner Wanderung finden laſſen! Fürchtet Jehova! fürchtet mich! denn ich will ſein der böſe Geiſt jedes Böſen, nie ruhend, Alles wagend, unverwundbar gerüſtet, trotzend der Gefahr und dem Tod!“

Ahasver hob die Kinder, welche, ſchon bis an die Bruſt mit der auf ſie geworfenen Erde bedeckt, die kleinen Hände flehend zu ihm emporſtreckten, aus den Gruben, und ſchritt, wie von Engeln umgeben und freudig ſtolz wie ein triumphirender Feldherr, mit den Geretteten den Berg hinab. Die wilde Herde ſtand, ſtumm und ohne Bewegung, wie vom Anblick eines Wunders betäubt. Simon ſammelte ſich zuerſt und ſprach: „Ich ließ ihn gewähren, den Gewaltigen. Ihn ſendet uns Jehova als Mitkämpfer, der, wenn nicht Ahasver, unleugbar ein mächtiger Elohim iſt. Wenn er mit mir an der Spitze eures Bundes waltet, — wer kann uns widerſtehen? Sieg und Heil uns Allen!“

Die Schaaren, geblendet durch dieſe Verheißung, folgten dem liſtigen Betrüger mit ſtürmiſchem Jubelgeſchrei.

## VII.

## Zwietracht im Innern.

Jeruſalem wurde zu der Zeit, da es vor dem heranrückenden Römerheer zitterte, von jenen drei Männern, die mit einander um die Macht des erſten Ranges kämpften, beinahe mehr mißhandelt, als die Feinde es zu thun pflegen. Jeder

der drei Tyrannen hatte eine kriegeriſch geſinnte Partei für ſich, mit welcher er gegen die Friedlichen im Lande wüthete. So geſchah es, daß ein Krieg im Innern der Stadt mit Mord und Plünderung tobte, eh' der Krieg von außen begann. Ehe wir die ſchrecklichen Folgen dieſer verderblichen Zwietracht erzählen, iſt es nöthig, den Leſer mit dieſen drei Häuptlingen näher bekannt zu machen.

Simon ſuchte ſich dadurch gefürchtet zu machen, daß er als Zauberer auftrat. Er bediente ſich der ſogenannten Zaubermittel, um durch ſie etwas, den Himmelserſcheinungen Aehnliches hervorzubringen, die Wunderzeichen zu verſpotten, das bethörte Volk durch Blendwerk einzuſchuchtern und ſeine Macht zu befeſtigen. Er trieb dieſe Frevel zuerſt in ſeiner Geburtsſtadt Samaria, ließ ſich nachher taufen, ſagte ſich vom Chriſtenthum wieder los, und ſtiftete, jetzt weder Jude noch Chriſt, eine nach ihm genannte Sekte der böſeſten Art, mit deren Beihülfe er ſeine falſche Zauberkunſt in Syrien, Phönizien und andern Ländern fortſetzte. Die Wirren der Zeit lockten ihn endlich nach Jeruſalem, der Hauptſtadt des Reiches, wo er, als Widerſacher der jüdiſchen wie der chriſtlichen Religion, eine große Rolle zu ſpielen hoffte. Es gelang ihm, vieles Volk zu überreden, jeder Angriff der Römer gegen Jeruſalem werde ein fruchtloſes Wageſtück bleiben, indem die Stadt, beſchützt durch Mauern und Bollwerke, durch den Muth der Einwohner und den Kern der Streiter des ganzen Landes, die ſich hier zur Vertheidigung verſammelten, unüberwindlich ſei. Er machte es nun ſeinen Anhängern, um ihre Kampfgierde noch mehr zu entflammen, zur Sünde, den heidniſchen Römern ſich zu fügen oder zu ergeben. Im Dünkel der Anmaßung willkürlicher Gewalt, nannte er ſeine Partei die ſiegenden Kinder Jehova's, und behandelte die Friedliebenden mit ſo grauſamer Härte, daß die Unglücklichen, Räubern und Mördern preisgegeben, ſich geneigt fühlten, das Römerjoch dieſer qualvollen Mißhandlung vorzuziehen.

Johann von Giſchala, der Argliſtige, war, als Anführer einer bösartigen Heuchlerſchaar, aus ſeinem Geburtsſtädtchen Giſchala nach Jeruſalem gezogen, um gegen das belagernde Römerheer zu kämpfen. Da Simon den Ankömmling in Jeruſalem nicht dulden wollte, betheuerte Johann, er ſei nur in der Abſicht hergekommen, um ſich dem Mächtigen anzuſchließen, und zur Rettung der Stadt mitzuwirken. Als er aber die Zahl ſeiner Anhänger durch geheime Umtriebe vermehrt hatte, trat er plötzlich als Simons Gegner auf. Bei dem Erſcheinen der dritten Partei, des Eleazar, geſellte ſich Johann, die Rolle eines Vermittlers übernehmend, bald der einen, bald der andern bei, um dieſe und jene zu überliſten und zu verrathen, während die Betrogenen den Ränkevollen für unentbehrlich hielten. Verſchmitzte Bosheit war ihm ſo angeboren und in ſein Innerſtes ſo verſchmolzen, wie das Gift in der Tollkirſche. Er beſaß ein eigenes Talent der Lüge und eine beſondere Gabe, dem Unwahren das Gepräge der Glaubwürdigkeit aufzudrücken. Den Betrug hielt er für Geiſtesüberlegenheit und glaubte ſich daher berechtigt, denſelben auch gegen ſeine Freunde gebrauchen zu dürfen, ſobald ſein Vortheil es erheiſchte. Dabei wußte er auch die Rolle des Menſchenfreundes meiſterhaft zu ſpielen. Eingenommen von ſich und den Kopf voll hoher Pläne, hielt er jedes Mittel ſich erlaubt, welches ihn, dem ſich geſteckten Ziele von Macht und Größe näher führen konnte. Was Simon erſtürmen wollte, das ſuchte Johann von Giſchala zu erſchleichen. In ſeine Bande nahm er nur Solche auf, die ſich durch Schlauheit, Erfahrung und körperliche Stärke auszeichneten. Sie mußten ſich als Eiferer für die Geſetze Gottes erklären, um deſto mehr alle menſchlichen Geſetze mit Füßen treten zu können. Man nannte ſie deshalb die Zeloten.

Eleazar, der dritte dieſer Häuptlinge, muthig und tapfer bis zur Tollkühnheit, verwarf alle Klugheit und Mäßigung. Von Ehrgeiz und Herrſchgier geſtachelt, ſetzte er ſeine ganze Hoffnung auf das Schwert, in der vollen Zuverſicht, es müſſe ihm gelingen, zuerſt das feindliche Heer zu beſiegen, dann aber ſeine beiden Gegner und ihren Anhang zu vernichten.

Dieſe drei Häuptlinge ſtanden einander nun als Feinde im Herzen von Jeruſalem gegenüber, ſich bekämpfend, ehe der Kampf mit den Römern begann. Jeder von ihnen befehligte eine Streitermaſſe von mehreren Tauſenden. Simon beſetzte die Burg Antonia und den obern Theil der Stadt, Eleazar den innern Tempel, Johann die äußern Vorhöfe, während die untere Stadt ſelbſt bei Tag und Nacht von Kriegsgetümmel und Jammer erſcholl.

## VIII.

## Ein weibliches Trugbild.

Als das Römerheer kaum eine Tagreiſe von Jeruſalem entfernt war, erweckte der Gedanke an die, Allen drohende Gefahr in den ſich befehdenden Häuptlingen einige Beſonnenheit, und ſie erkannten nun die dringende Nothwendigkeit, wenigſtens für die Zeit der größten Gefahr, ſich gegen den gemeinſchaftlichen Feind zu vereinigen, und ſelbſt den gefürchteten Ahasver, der, als Oberhaupt des gutgeſinnten Theils der Bevölkerung, ſich für keine der drei Parteien erklärte, zu einem Bündniſſe mit ihnen zu gewinnen.

Zu dieſem Zwecke wurde nun eine Zuſammenkunft zur Berathung über einen Vertheidigungsplan und die zur Ausführung desſelben zu ergreifenden Maßregeln beſchloſſen. Simon, welcher die prächtigſten der ehemals königlichen Gemächer der Burg Antonia bewohnte, lud die zwieträchtigen Gäſte zu einem ſchwelgeriſchen Feſtmale.

Dieſe thurmartig gebaute Burg lieferte den ſprechendſten Beweis von der ungeheuern Prachtliebe des Königs Herodes, welcher ſie erbauen ließ. Sie war durch Größe des Umfangs, Menge der Gebäude, Feſtigkeit und Herrlichkeit zugleich eine Stadt und ein Palaſt, umgeben mit hohen Mauern und geſchmackvoll aufgeführten Thürmen. Jeder dieſer Thürme hatte große Speiſeſäle, deren Raum hundert Gäſte faßte. Bewunderung erregte die Verſchiedenheit der ſeltenen Steine ihrer Wände, ſo wie die ſchönen Verzierungen der Plafonds. Jedes der zahlreichen Gemächer überraſchte durch eine andere Form und durch die Menge der Geräthe von Silber und Gold. Hallen von verſchiedenartigen Säulen umkreiſten das Hauptgebäude, welches in der Mitte immer grünender Luſtwälder ſtand, reich ausgeſtattet mit Kanälen, Ziſternen und ehernen Statuen, aus welchen ſich ſpiegelhelles Gewäſſer auf den friſchen Raſen und die blühende Fülle der Blumenbeete ergoß.

Es gewährte nun einen grellen, höchſt widrigen Kontraſt, in dieſen königlichen Prunkgemächern, in dieſen freundlichen Luſtwäldchen, auf dieſen lieblichen Blumengefilden die verwilderten, häßlichen Geſtalten roher Kriegsmänner und frecher Räuber umherwandeln zu ſehen, die, ohne Sinn für Natur und Kunſt, ſich nur darin gefielen, hier die Herren zu ſpielen, die Geräthſchaften in jeder Aufwallung des Uebermuthes zu zertrümmern, mit dem Schwerte die Zweige von den Bäumen wegzuhauen, und mit ſtampfenden Füßen die Blumenflur zu zertreten. Die gleichgeſinnten Häuptlinge ergetzten ſich an dem barbariſchen Schauſpiele.

Für dieſe wilden Gäſte waren nun auf den Wieſen und in den Baumgängen lange Tiſche aufgeſtellt, reichlich gedeckt mit einem Ueberfluſſe von Speiſen und Weinen, womit die Schwelger ſich überfüllten. Während Tauſende Mangel an Lebensmitteln litten, und ihr elendes Daſein kärglich von einem Tage zum andern friſteten; während die Wehklage der Unglücklichen durch die Straßen der untern Stadt ächzte, ſcholl hier das Lärmen der tollen Zecher, deren brüllende Stimmen Davids Pſalmen und andere heilige Volksgeſänge unter Hohngelächter in ausgelaſſene Spottlieder verwandelten.

So wie hier im Freien die wilde Gemeinheit laut und zügellos tobte, eben ſo bäumte ſich in den Prunkgemächern der herrſchgierige Hochmuth, der ſich nur deshalb mühſam in den Schranken hielt, weil die einander haſſenden Häuptlinge ſich wechſelſeitig mißtrauten und ſcheuten, und unter der Larve der Geneigtheit zur Verſöhnung nur Liſt und Trug ſannen.

In der Mitte des großen Speiſeſaales ſtand ein Tiſch von Cederholz, theilweiſe mit Silberplatten belegt; ringsumher Ruhebetten, nach orientaliſcher Weiſe eben ſo prächtig als weichlich ausgeſtattet. Hier zeigten ſich vier Männer, düſter wie Nachtgewölke; ihnen gegenüber zwei Frauenbilder, deren eines der glühenden Sonne zu vergleichen war, das andere dem ſanften Monde.

Als Königin des Feſtes benahm ſich Helene, mit welcher Simon lebte, ohne mit ihr ehelich verbunden zu ſein; denn er liebte, noch mehr als die Geliebte, jene zwangloſe Freiheit, die ſelbſt in dem lieblichſten Bande nur eine drückende Feſſel erblickt.

Er, der in Jeruſalem als Wunderthäter erſcheinen wollte, erachtete es für nothwendig, ſich ſelbſt und ſeine geliebte Buhlerin in Myſterien einzuhüllen, um ſeinen Anhängern als ein höheres Weſen zu erſcheinen. Viele derſelben, die er ſeine Eingeweihten nannte, hegten zu ihm ein ſo unbedingtes blindes Vertrauen, daß ſie ihn, wenn er mit dunkeln Worten darauf hindeutete, ſogar als höchſte Gottheit verehrten, unter deren Schutz ſie jeden Frevel ungeſcheut und ungeſtraft begehen durften. Er pflegte ihnen, um ſie zu begeiſtern, häufig zuzurufen:

„Ich bin das Wort Gottes; Helene iſt die Schönheit Gottes.“

Der blendende Unſinn wirkte, wie ſo oft, auch hier auf die Menge kräftiger als die erhabenſte Wahrheit. So gerne ſchmiegt ſich der auf ſeine Vernunft ſtolze, nach freier Selbſtſtändigkeit dürſtende Menſch in die ſchmählichſten Feſſeln, wenn eine thörichte Leidenſchaft ihm die Sinne verwirrt!

Helene, geboren im üppigen Syrien unter glühender Sonne, pflegte ſchon als Mädchen mit den von der freigebigen Natur ihr verliehenen Gaben frei zu ſchalten. Sie wurde bald eine Meiſterin in der Kunſt, Männer zu bezaubern. Gleichgültig gegen Männer vom gewöhnlichen Schlage, ging das ſchlaue Streben der Hochmüthigen nur dahin, ſolche an ſich zu ziehen, die ſich durch Geiſt, Muth, Reichthum oder hohen Rang auszeichneten, oder durch Schwärmerei und Hang zum Ungewöhnlichen das Schickſal zu gewagten, auf ein hohes Ziel gerichteten Abenteuern keck herausforderten. Solchen Männern ſchloß die Leidenſchaftliche ſich an und bot Alles auf, ſie noch mehr zu entflammen. Ihrem Streben, den Mann, dem ſie ſich hingab, durch belohnende, Gegenliebe erweckende Liebe, für das Außerordentliche zu begeiſtern, würde es, wenn ſie ein edleres Ziel ſich gewählt und einen würdigeren Gegenſtand ihrer feurigen Neigung gefunden hätte, gelungen ſein, einem

Dichter oder Helden den ſteilen Weg zum Tempel des Ruhmes in einen Roſenpfad zu verwandeln.

Simon hatte ſie in Syrien kennen gelernt. Der Zauber der Schönheit dieſes Mädchens, welches aus Glut gewoben zu ſein ſchien, bezauberte den Zauberer. Obſchon ihn aber die heftigſte Leidenſchaft für ſie entflammte, ſo erkannte der Schlaue doch, kalt überlegend, zugleich, daß gerade ein Weſen dieſer Art mehr als irgend ein Weib zur Ausführung ſeiner großen und kühnen Plane geeignet ſei. Helene glaubte ihrerſeits auch in dem Wunderthäter den Mann gefunden zu haben, als deſſen Genoſſin ſie in den Stand geſetzt würde, ihre verwegenen Träume zu verwirklichen und ihre unmäßigen Wünſche ins Leben treten zu laſſen.

Simon hatte ſie nach Jeruſalem geführt, und es gelang ihm, die Buhlerin daſelbſt mit einem blendenden Nimbus zu umgeben, der ihr beinahe die Glorie eines überirdiſchen Weſens verlieh.

Er ließ durch einige ſeiner Vertrauteſten in geheimnißvoller Mittheilung ein Märchen verbreiten, welches um ſo mehr Glauben fand, je mehr es gegen alle Wahrſcheinlichkeit verſtieß. Dieſer Lüge zufolge war Simons Liebchen keine geringere Perſon als die durch ihre Schönheit berühmte griechiſche Helena, des Königs Menelaos Gemahlin, welche von Paris, einem Sohne des Königs von Troja, entführt, den zehnjährigen trojaniſchen Krieg entzündet hatte. Ihre Schönheit wurde als die Urſache angeſehen, weshalb ſie ſelbſt nach ihrem Tode noch viel Leid und Schmach erdulden mußte. Engel, ſie beneidend, zwangen die Unglückliche, durch eine lange Reihe von Jahren einen Leib nach dem andern zu beleben. So wurde die Seelenwanderin vom grauſamen Schickſal verfolgt, bis Simon, vor deſſen Augen die verborgenſten Geheimniſſe der Natur, im Abgrunde der Vergangenheit ſo wie hinter dem Schleier der Zukunft, offen dalagen, das Opfer des Neides der Engel in ihrer letzten Geſtalt erkannte, die Dulderin durch ſeine Zaubermacht aus dem böſen Bann erlöste und der ſchönſten Seele wieder die ihrer würdige ſchönſte Hülle zur irdiſchen Wohnung gab. Simon habe allerdings dadurch die Engel ſich zu Feinden gemacht; ihr Haß bleibe aber, ſeiner Macht gegenüber, ohnmächtig. Wer zu ihm und Helenen volles Vertrauen hege, der werde durch ſie erhoben und beſchützt gegen die Macht der Engel und der Dämonen; er könne frei und unabhängig leben nach Willkür in dem von Simon gegründeten Reiche der Gewalt und der Liebe, worin des Lebens höchſtes Glück beſtehe.

So benützte denn Simon die Geliebte als Mittel zu ſeinem Zweck; ſie aber hing an dem falſchen Wunderthäter, weil ſie, in ſich ſelbſt ein Wunder der Natur erblickend, auf ihre Weiſe Wunder thun wollte.

Helenens Bild wäre ungefähr auf folgende Weiſe mit Worten zu malen. Aus ihren Augen, deren Siegesmacht dem Sinnenmenſchen unwiderſtehlich war, blitzte der Dämon der Sünde; ihre Lippen ſchienen Rubinenglut, die Wangen brennender Schnee, die Arme Lilien im Sonnenglanz. Zur überſchwellenden Körperfülle geſellte ſich eine eigene Grazie der Leidenſchaft in jeder heftigen Bewegung und eine volle klangreiche Stimme, gleich dem Lockvogel im Frühling.

---

## IX.

## Die Vaterloſe.

Bei dem Feſtgelage ruhte ſie jetzt auf den ſchwellenden Kiſſen des Tiſchbettes von glänzend weißem Seidenſtoff, gleich einer königlichen Herrſcherin. Ein Purpurmantel, mit einer Agraffe von Diamanten auf der linken Schulter befeſtigt, floß in reichen Falten über die leichte weiße Tunica. Den linken Arm verbarg der übergeworfene Purpurmantel, der entblößte rechte, auf welchen die Ruhende ſich ſtützte, ſchien einem Dämon der Verführung in Engelshülle anzugehören.

Ihr zur Seite lag die ſechzehnjährige Miriam, Simons Tochter von ſeiner verſtorbenen Gattin. Sie erſchien hier als ein Bild leidender Unſchuld und geheimen Seelenſchmerzes. Ihr Herz, rein wie der weiße Schleier, der die edelſchlanke Geſtalt umgab, leuchtete wie der milde Schimmer des Abendſternes aus den Augen. Liebliche Bläſſe deckte die weichen ſanften Züge des jungfräulichen Geſichtes. Ein Geiſt der Wehmuth umfloß das holde Weſen wie das Mondlicht die Oberfläche eines klaren Sees. Jede ſanfte Bewegung zeigte die Anmuth der zarteſten Sittſamkeit, deren Gemüth von einem freien Scherz, von einem rauhen Worte ſchmerzlich verletzt wird. Sie ſprach wenig, dachte viel, empfand noch mehr. Sie fühlte es tief, daß ſie dieſem Kreiſe nicht angehöre, und ſchöpfte einige Beruhigung nur aus der Wahrnehmung, daß ſie von den Männern des Schreckens und des Frevels beinahe unbeachtet blieb, wie eine Nachtigall in dem Walde, wo Löwen und Tiger hauſen. Dieſen Unholden war das liebliche Himmelsbild eine fremdartige Erſcheinung, welche ſie nicht zu erkennen vermochten; und ſo wie ſie keinen Sinn hatten für die Schönheit der Natur, hatten ſie noch weniger Gefühl für Seelenſchönheit. Ein ätheriſches Weſen, wie Miriam, blieb ihnen ein nichtiges Luftbild.

Miriam liebte einen ihr gleichgeſinnten Jüngling, doch ohne Wiſſen des Vaters, der ſie nach ſeiner Denkweiſe haſſen mußte, wenn er ſie nicht verachtet hätte. Javan, der Einzige, der in Jeruſalem ihrer würdig war, gehörte einer verfolgten, viel duldenden Chriſtengemeinde an. Liebende haben, wie ein Herz, auch nur einen Gott, und auf ſolche Weiſe war Miriam eine Chriſtin, ohne ſelbſt es zu wiſſen. Sie liebte Javans Glauben, weil ſie ihn liebte; ſie dachte ſich ſeinen Gott ſo rein, ſo herrlich wie ſein Herz; ſie ſchauderte vor den Gräuelthaten der Unterdrücker wie vor dem Elend der Unterdrückten und floh in das fromme Heiligthum, in deſſen Glorie der Geliebte ihr wie ein Bote des Himmels erſchien, den ſie mit ihm theilte. Durch ihn gehoben, konnte ſie nur ihn allein und ohne ihn kein Glück auf Erden ſich denken. Wer denkt an ein Gewitter, wenn der Goldglanz des wolkenlos blauen Aethers über ſeinem Haupte lächelt?

Dieſem ſchönſten Lebenstraume drohten aber die Plane des Vaters, der die Abſicht hatte, durch Miriam einen ſeiner beiden Nebenbuhler als Schwiegerſohn zu gewinnen. Einen gleichen Plan mochten wohl auch Eleazar und Johann von Giſchala hegen; ſie verbanden aber damit die entgegengeſetzte Abſicht, durch dieſe Verbindung ſich des Schwiegervaters als eines Mittels zu bedienen, um das Ziel ihres herrſchſüchtigen Strebens ſicherer und ſchneller zu erreichen. Es liegt ja in der Natur der Selbſtſucht und des Ehrgeizes, jeden Menſchen nur als Mittel für ihren Zweck zu gewinnen.

## X.

## Der Blutbecher.

Als das Luſtgelage geendet war, führte Ahasver die drei Häuptlinge an ein offenes Fenſter, welches die Ausſicht auf eine weite, den Tempel zunächſt umgebende Gegend hatte; auf dieſe mit vorgeſtrecktem Arme hindeutend, rief er ihnen zu: „Blicket hin über dieſe Ebene! Ihre grünen Wieſen nährten einſt unzählige Fruchtbäume; ein Meer von goldenen Aehren wogte auf ihren Feldern. Sie war ein Paradies, über welches Jehova die Fülle ſeines Segens ausgegoſſen hatte. Was iſt ſie nun? Eine weite Brandſtätte, eine große Wüſte. Sand deckt den ehemals ſo fruchtbaren Boden; zerſchmetterte, entwurzelte, halb verbrannte Baumſtämme, Knochen und Gerippe trauern ringsumher. Ihr habt den Garten Gottes zur Einöde, ihr habt dieſes Eden zum Schlachtfelde der Parteiwuth gemacht; euere Kriegsmaſchinen, euere Feuerbrände, euere Waffen haben dieſes Reich des Friedens verheert; euere gegenſeitige Wuth hat es zum Kampfplatze gewählt, da euer Haß unverſöhnlich, euere Anſprüche unvereinbar waren und Jeder von euch allein herrſchen wollte. Ihr habt die Vorräthe verwüſtet, das unglückliche Volk in Verzweiflung geſtürzt, beraubt, geplündert und zu eurer gemeinſchaftlichen Beute gemacht. Ihr habt den Tempel, den Altar, mit Menſchenblut befleckt. Und dieſe Frevel habt ihr verübt in der nahen Erwartung eines zur Belagerung der Stadt heranrückenden Römerheeres! Konnten Jeruſalems Feinde feindlicher handeln als ihr? — Die Todeswolken der Gefahr thürmen ſich mit jedem Tage furchtbarer und ihr, Wahnſinnige, bedenket nicht, daß euere unſelige Zwietracht, Hochverrath am Vaterlande begeht? bedenket in eurem ſtolzen Uebermuthe nicht, daß ſolcher Frevel euch ſelbſt unter Jeruſalems Trümmern begraben wird? Erwachet aus euerer Verblendung! Vereiniget euere Streitkräfte gegen den gemeinſchaftlichen Feind!“

Erſchüttert durch die unverkennbare Wahrheit dieſer Rede, durch Helenens liſtige Schmeicheleien und durch Miriams Thränen, reichten ſich die drei Häuptlinge, nachdem ſie lange, auf die vor ihnen liegende Wüſte hinſtarrend, geſchwiegen hatten, plötzlich die Hände. Es wurde nun beſchloſſen, daß, um die dringend nöthige Einheit in den Operationen zu erzielen, Einer von ihnen abwechſelnd durch ſieben Tage den Oberbefehl über die vereinigten Kriegsſchaaren führe. Als nun aber Ahasver den Vorſchlag that, durch das Loos entſcheiden zu laſſen, welcher von den dreien zuerſt das Heer befehligen ſollte, da entflammte der Neid den alten Haß der Hochmüthigen. Die Entſcheidung durch das Loos wurde verworfen. Jeder von ihnen machte höhere Anſprüche gegen die Andern geltend und forderte mit rohem Ungeſtüm die Ehre des erſten Oberbefehls, als ihm vorzugsweiſe gebührend, für ſich. Der Zwiſt ſchlug in helle Flammen auf und die Furchtbaren ſtanden ſich, Alles vergeſſend, als wuthſchnaubende Feinde gegenüber.

In dem Augenblick, da ſie das Schwert zogen und ihre Schaaren zu einem mörderiſchen Kampfe zuſammenriefen, deſſen blutige Entſcheidung dem Sieger den Heeresbefehl zuerkennen ſollte, ſtürzte ein Bote, bleich und athemlos in das Gemach. Dieſe überraſchende Erſcheinung hemmte den Ausbruch der Wuth.

Der Bote verkündete nun ſtotternd und mit abgebrochenen Worten, ein ungeheures Römerheer, mit furchtbaren Belagerungsmaſchinen verſehen und aus Kriegern aller Völker und aller Waffengattungen zuſammengeſetzt, ſei nicht mehr als eine Tagereiſe von Jeruſalem entfernt.

Jeder Häuptling hätte den Eindruck des Schreckens, welchen dieſe Nachricht in ihm bewirkte, gerne ſich ſelbſt und den Anweſenden verborgen; die Ueberraſchung kam aber zu plötzlich, um eine Verſtellung zu geſtatten. Die Beſtürzung zu maskiren, nahm Jeder die Larve der Beſcheidenheit vor. Simon betheuerte ſpottend: „Einem ſolchen Sturme zu widerſtehen, — das könne nur dem Geiſte eines Eleazar oder Johann von Giſchala gelingen. — Eleazar höhnte: „Einer ſolchen Gefahr könne wohl nur ein Simon oder Johann von Giſchala die Stirne bieten.“ — Ihm fiel Johann in's Wort: „Ein Wagſtück zu verſuchen wäre wohl auch mir geſtattet; um des Sieges Gewißheit in ſich zu fühlen, muß man aber ein Simon oder ein Eleazar ſein.“

Im nächſten Augenblick nach dieſen wechſelſeitigen Beleidigungen entbrannte der Zorn der Häuptlinge von neuem. Sie legten die Larve ab und verwarfen die Entſcheidung durch das Loos mit unerſchütterlicher Hartnäckigkeit, und Jeder verlangte den erſten Oberbefehl, und Jeder erklärte, Jeruſalem möge fallen, ehe er, der von Jehova Berufene, ſich einem Andern unterordnen werde.

Als die Erbitterung auf das Aeußerſte geſtiegen war, ſchlugen ſich die Weiber in's Mittel. Helene bot Alles auf, den Gemahl dahin zu ſtimmen, daß er ſich weder durch den Trotz, noch durch Begütigung von den Gegnern bewegen laſſe, den ihm gebührenden Anſpruch auf die Oberbefehlshaberſtelle aufzugeben. Miriam verſuchte es, des Vaters Wuth durch Bitten und Thränen zu beſänftigen. Ihr Flehen blieb unbeachtet, beinahe ungehört.

Simon, durch Helenens Zureden bis zur Tollkühnheit geſteigert, gab heimlich den Befehl, einen gefangenen Römer, den er aus der Stadt Giſchala nach Jeruſalem gebracht hatte, ſogleich zu tödten und einen mit ſeinem Blute gefüllten Becher in den Saal zu bringen. Als der Becher gebracht wurde, hielt er ihn hoch empor und trank den verhaßten Gegnern zu: „Verflucht ſei jedes Wort der Verſöhnung! Jeder von uns ſei der Feldherr ſeiner Kriegsſchaaren, wie es ihm beliebt! Jeder von uns bekämpfe das belagernde Römerheer, wie's ihn gelüſtet! Jeder von uns ſchalte in der Stadt nach ſeinem Willen! Zwei von uns müſſen fallen, damit der Dritte allein herrſche! Seht dieſen Becher, gefüllt mit Römerblut! Wir leeren ihn mit dem feierlichen Schwur: „Feindſchaft bis zum Tode!“ — Simon trank vom heißen Blut. Eleazar und Johann von Giſchala riſſen ihm den Becher aus der Hand und folgten ſeinem Beiſpiele. Jeder ſprach dabei die Worte des Schwures nach, obſchon ihnen kein Schwur heilig war.

## XI.

## Der Retter der Unſchuld.

Während Ahasver die Frevler mit Vorwürfen überhäufte, entfernte ſich Johann von Giſchala, nachdem er einen geheimen Wink von Helenen erhalten hatte, unbemerkt aus dem Kreiſe der Erbitterten. Die Buhlerin zog ihn zu ſich auf das Ruhebett. Sie hatte die Abſicht, ihn für Simon zu gewinnen, mit ſeiner Beihülfe Eleazar zu beſiegen und zu tödten, dann dem getäuſchten Johann von Giſchala ein gleiches Schickſal zu bereiten. Ihren Zweck ſo ſchnell als möglich zu erreichen, ließ ſie den Zauber ihrer

Reize ſpielen. Sie verſuchte die Macht zärtlicher Schmeichelei; ſie wagte es, dem Betäubten eine geheime Neigung für ihn ahnen zu laſſen, und duldete ſogar mit verſchämtem Lächeln einen Kuß, den der Glühende ihr raſch auf die Lippen gedrückt hatte.

Dem lauernden Eleazar war keine Miene, kein Wort dieſer Scene entgangen. Der Liſtige errieth ſogleich den Zweck dieſes Spieles, der nur dahin gerichtet ſein konnte, Johann von Giſchala, ungeachtet des ſo eben geleiſteten Schwures, zu einem Freundſchaftsbunde mit Simon zu bewegen. Eleazar zweifelte nicht, daß der Zauberin ihr Werk gelingen müſſe und er ſelbſt dann ihr Opfer ſein werde.

Der Gedanke an die ihm drohende Gefahr und das ſchmerzliche Gefühl der Eiferſucht gegen den — wie er glaubte, — glücklichen Nebenbuhler, entflammte den Raſenden zu ſolcher Wuth, daß er mit gezücktem Schwert zum Ruhebette hinſprang und Helenens Bruſt in dem Augenblick, da Johanns Kuß noch auf ihren Lippen brannte, bis in das Herz dringend, durchſtieß. Ein Todesſchrei — und ſie verſtummte für immer!

Nun zog auch Simon das Schwert und ſtürmte gegen den Mörder, auf welchen zugleich auch Johann eindrang. Das Geklirre der Schwerter wirkte wie der Schlachtruf einer Kriegsdromete. Herein ſtürzten die Anhänger der Häuptlinge. Der Anblick der kämpfenden Gebieter ſetzte die wilden Horden, die noch vor wenig Minuten in brüderlicher Eintracht gezecht und geſchwelgt hatten, in ſolche Wuth, daß ſie plötzlich grimmige Feinde wurden. Ein allgemeiner furchtbarer Kampf begann. Gemächer, Treppen und Gärten wurden der Schauplatz wechſelſeitigen Mordens. Vielſtimmiges Geſchrei, Flüche und Waffengeraſſel tobte durcheinander. Viele glitſchten in den, über die breiten Treppenſtufen rinnenden Blutbächen und wälzten ſich in den rothen Fluten; Andere ſtürzten über die Leichname der Gefallenen. Tauſend, blindlings mordend und gemordet, drängten ſich wie die vom Sturm gepeitſchten Wogen. Endlich verlor ſich die heulende, brüllende Menge in den weiten Gartenräumen. Ahasver, deſſen Nähe Jeder gemieden hatte, blieb allein in dem mit Todten und Sterbenden bedeckten Saale zurück.

Auf dem Ruhebette lag Helenens blutende Leiche; neben ihr kniete Miriam. Die zum Himmel aufblickenden Augen und die erhobenen, gefalteten Hände zeigten, daß das Mädchen für das Seelenheil Derjenigen bete, von welcher ſie im Leben ſo viel Kränkung erdulden mußte.

Ahasvers Blicke verweilten lange auf der todten Unholdin und auf der lebenden Dulderin; dann ſprach er: „Buhlerin! Dein verbrecheriſches Blut erſtarrt. In Mitte Deiner Frevel hat die Strafe Dich ereilt. Möge Dein Tod zur rechten Zeit kommen! Du wareſt die Fackel der Zwietracht, der glühende Pfuhl, aus dem zahlloſe Sünden emporſtiegen, das Gift wilden Sinnentaumels, die Schlange der Verführung, der Dämon des frevelhaften Hochmuthes! Verflucht ſeieſt Du, verabſcheut Dein Grab!“

Der Kampf der Führer und ihrer Horden war geendet, verhallt das Waffengetümmel auf den leichenbedeckten Fluren. Simon ſtürmte in den Saal. Er warf ſich auf die Leiche mit der Raſerei ſinnlicher Leidenſchaft und bedeckte ſie mit Küſſen. Die Wuth des Unmenſchen ſuchte nun einen Gegenſtand der Rache, um ſeine Wuth zu kühlen, und er rief: „Hunderte ſind gefallen, Dir zum Opfer, aber noch will ich Hunderte Dir ſchlachten. Sei Du, Helene, mein Rachegeiſt und weiche nie von mir! Wunder thun werde ich mehr als je, wenn Du mich entflammeſt, wenn Dein Bild, Verlorene, mir winkt!"

Wild umher ſchauend, erblickte er die kniende Miriam. Da erwachte ſein Grimm mit neuer Kraft, und er ſtieß mit geballter Fauſt das Mädchen zu Boden, brüllend die Worte: „Heuchlerin! Du hier bei der Leiche der Dir Verhaßten, die mir mein Alles war? Auch mir hegſt Du feindliche Geſinnung. Du konnteſt mich nicht lieben; fremd iſt mir Dein Herz. Du biſt nicht mein Kind. Du jubelſt im Stillen über den Tod der Unglücklichen, du jubelſt über meinen Schmerz. Folge denn ihr im Tode, deren Liebe zu mir Du einen Frevel nannteſt!"

Er, dem Kampfwuth und Liebesſchmerz das Blut wie Höllenfeuer durch die Adern trieb, hob die Rechte, welche das blutgeröthete Schwert hielt, um gegen ſein verkanntes, ungeliebtes Kind den Todesſtoß zu führen. Ahasvers Arm entriß dem Wüthenden den Stahl mit den Worten: „Magſt Du auch tauſend Verbrechen begehen; vom Kindesmord halte ich Dich zurück. Gibt das Menſchengefühl, das Vatergefühl und die Vernunft Dir die Beſonnenheit wieder, ſo wirſt Du mir danken, der Dich hinderte, eine Gräuelthat zu verüben, die ewigen Fluch bringen muß, wenn das Blut der Unſchuld zum Himmel ruft.“

Simon, von der Wahrheit dieſer Worte getroffen, ſtand ſtumm und ſtarr. Als ſich der Sturm ſeines Innern gelegt hatte, erwachte in ihm die Beſorgniß, Ahasver möchte ſich mit ſeinen beiden Feinden gegen ihn vereinigen. Er ſtieß Miriam, welche flehend und ihre Unſchuld betheuernd, ſeine Füße umſchlang, mit zornfunkelndem Auge von ſich, ſprach zu Ahasver: „Dir verdanke ſie ihr Leben!“ und verließ mit unheimlicher Heftigkeit den Saal.

Ahasver erkannte nun klar, daß jedes Bemühen, die unverſöhnlichen Wüthriche zu einer einträchtigen Verbindung für Jeruſalems Rettung zu ſtimmen, fruchtlos bleiben müſſe; er beſchloß daher, das einzige noch übrige Mittel zu ergreifen und den wechſelſeitigen Haß der Frevler auf den Grad zu ſteigern, daß Einer den Andern verderbe und vernichte; er aber wolle dann mit aller Kraft dahinwirken, den wohlgeſinnten, aber gedrückten und verzagten Theil der Bevölkerung gegen ſeine Tyrannen aufzuregen und den Haß der Böſen zum Beſten der Stadt zu benützen.

Indem Ahasver, ſich dieſen Gedanken hingebend, den Saal verlaſſen wollte, um dem Verderben zuvor zu kommen und ungeſäumt zur Ausführung ſeines großen Planes zu ſchreiten, näherte ſich Miriam, ſchüchtern und zitternd ihrem Retter, um ihm die Thränen des Dankes darzubringen.

Ahasvers Zorn ſchwand bei dem Anblick der leidenden Unſchuld. Der Gedanke, ſie, die Schuldloſe, ſtehe nun in der Welt ſo einſam wie er ſelbſt der Schuldbelaſtete, ergriff ſeine Seele und erweichte ſein Herz.

Miriam las dieſe Stimmung in ſeinen Augen und faßte Muth, ihm, dem Einzigen, auf deſſen Beiſtand ihr weiblicher Scharfſinn noch hoffen durfte, ihr Unglück zu klagen, den Haß Helenens und die Liebloſigkeit des Vaters. Ihr Vertrauen zu dem Theilnehmenden ging ſo weit, daß ſie ihm ſelbſt ihre Liebe zu dem Chriſtenjüngling Javan geſtand und ihn bat, ſie aus dem Hauſe des Schreckens in das entfernte Thal der Quelle Siloe zu führen, dem verborgenen Aufenthalt einer verfolgten Chriſtengemeinde, wo auch Javan mit ſeinen Eltern wohne. Ahasver verſprach der Verlaſſenen mit Wärme die Erfüllung der Bitte.

## XII.

## Das Thal des Friedens.

Als die Abenddämmerung die Erde in ihren dunkeln Schleier hüllte, auf welchen der klare Mond ſein Silberlicht goß, trat Miriam, an Ahasvers Seite wandelnd, in den Cedernhain, welcher das Thal Siloe wie ein ſchützender Wall verbarg. Holde Ruhe wiegte ſich auf dem kaum hörbaren Geſäuſel der Baumwipfel und auf dem wallenden Gedüfte aromatiſcher Kräuterfülle.

Aus kleinen Felshöhlen und niedern Hütten traten die Bewohner des Thales hervor. Die langſam hinwandelnden Geſtalten, deren Gewand von weißem Linnenſtoff, vom bleichen Mondlicht umfloſſen, noch weißer erſchien, hatten ein geiſterhaftes Anſehen.

Sie näherten ſich in tiefem Schweigen einer Wieſe, in deren Hintergrunde die Quelle Siloe mit ſilberhellem Waſſerſtrahl hervorſprang, wie ein Hoffnungslicht in dem Seelendunkel eines Trauernden aufſchimmert.

Als Jung und Alt hier verſammelt war, ſanken Alle auf die Knie, um das Abendgebet zu verrichten. Leiſe und feierlich begann die Hymne, immer lauter anſchwellend im reinſten Einklange männlicher und weiblicher Stimmen, die in manchen Stellen, von ſanften Echo's wiederholt, in der Entfernung ſchwach verklingend dahinſtarben.

Ahasver horchte, von inniger Rührung ergriffen, dem erhebenden Geſange; Miriam vergoß Thränen der Liebe und des Schmerzes, während ihre Seele ſich zugleich, dieſe Thränen veredelnd, auf den Schwingen eines heiligen Gefühles empor ſchwang. Sie dachte ſich in dieſem Augenblicke kein höheres Glück als mit Javan zu ſterben, frei von allen Leiden und Kränkungen des irdiſchen Daſeins, und es erwachte in ihr die Sehnſucht nach der Seligkeit eines ungetrübten, unvergänglichen Geiſterlebens voll Friede und Liebe am Quell der ewigen Liebe.

Als der harmoniſche Geſang verklungen war, zog ſich Ahasver, um durch ſeine Erſcheinung die Bewohner nicht zu ſchrecken, in das Dunkel des Cedernhaines zurück, mit dem Verſprechen, am nächſten Morgen, wenn Miriam die Gemeinde auf ihn vorbereitet haben werde, wieder zu kommen und ſich als ihr Beſchützer darzuſtellen. Auf dem Rückwege nach Jeruſalem faßte er den Entſchluß, die Bewohner des Thales Siloe am nächſten Morgen mit Waffen zu verſehen, da er ihre Gefährdung durch einen der drei Tyrannen befürchtete.

Miriam dankte ihrem Retter und eilte zu der ihr wohl bekannten Hütte von Javans greiſen Eltern. Die Eintretende erweckte ein freudiges Erſtaunen; die Freude verwandelte ſich aber in Schmerz und Klage, als ſie die Ereigniſſe des letzten Tages und ihr unglückliches Schickſal erzählte und um die Gewährung einer Zufluchtſtätte bat. Der Vater tröſtete die Verſtoßene, die Mutter drückte die Verlaſſene an's Herz; ſie fühlten, Hülfe ſuchend und Hülfe verheißend, daß ſie nur denſelben Gott der Liebe anbeteten. Nachdem ſich die Herzen ergoſſen hatten und Miriam als Tochter des greiſen Ehepaars und als Javans Schweſter aufgenommen war, ging das Geſpräch auf die Begebenheiten des Tages über, von welchen die Chriſtengemeinde, die in dieſer paradieſiſchen Abgeſchiedenheit wie im Zuſtande der ſchuldloſen Urwelt lebte, noch nichts erfahren hatte. Die Ankunft eines feindlichen Heeres und Jeruſalems Verderben drohendes Schickſal erfüllte die Horchenden mit Schrecken: dieſer erreichte aber den höchſten Grad, als Miriam ihnen die Gottloſigkeit und Grauſamkeit der drei Parteihäupter ſchilderte, deren unverſöhnlicher Haß durch

Raub und Mord ſich über Leichenhügel den Weg zur Oberherrſchaft zu bahnen ſuchte.

Die Erzählung dieſer ſchrecklichen Ereigniſſe, und der drohenden Strafe Gottes erfüllte Javans Eltern, die von ſolchen Laſtern und Verbrechen jemals weder Etwas geſehen noch gehört hatten, mit ſolcher Bangigkeit, daß die, der Aufregung folgende Abſpannung das alterſchwache Paar in einen betäubenden Schlummer verſenkte.

Nachdem Javan und Miriam die leiſe Aechzenden auf ihr dürftiges Lager gebracht hatten, verließen ſie die Hütte und ſetzten ſich auf eine Raſenbank.

Ihnen zur Seite ſtand der Engel der Unſchuld; über ihren Häuptern blinkten die ewigen Sterne wie Zeugen der Reinheit ihrer Liebe, deren Heiligthum das fromme Herz war. Das Entzücken, welches ſie begeiſterte, ergoß ſich, bald von der Hoffnung gehoben, bald von der Furcht niedergedrückt, in Gefühlen der lieblichſten Schwärmerei. Javan ſchilderte die heilige und ſittliche Schönheit ſeines Glaubens. Die Liebende fühlte ſich von der Kraft und Weihe der Darſtellung des Liebenden ſo ergriffen, daß ſie, in ihrem Innerſten von der Wahrheit ſeiner Worte überzeugt, eine Stimme vom Himmel zu hören glaubte. Sie erhob ſich, ſchmiegte ſich an das pochende Herz des edlen Jünglings und reichte ihm, ſchweigend und vertrauungsvoll die Hand. Javan umſchlang die zarte Geſtalt mit dem linken Arme, den rechten zum Himmel emporſtreckend, mit den Worten: „Ein Gott und Eine Liebe! Ein Schickſal im Leben und Tod!" So war der Bund der Herzen für die Ewigkeit geſchloſſen. Der Purpurglanz der aufglimmenden Morgenröthe verklärte ſegnend die ſich umarmt haltenden Glücklichen, in deren Augen die erlöſchenden Sterne das Feuer ihres reinſten Glanzes zurückgelaſſen zu haben ſchienen. Zeit und Raum waren verſchwunden; die Herzen fühlten den Himmel in ſich. Die Seligen erhoben ſich, ſanken auf die Knie und ſangen, Gottes Gnade und Herrlichkeit preiſend, die Morgenhymne. Ehe ſie geendet hatten, fielen zwei leiſe Stimmen harmoniſch in ihren Geſang ein; es waren die Stimmen von Javans Eltern, die auch heute, wie gewöhnlich, mit Tagesanbruch ihr Lager verlaſſen hatten. Javan ſtellte ihnen die holde Jungfrau, auf deren Wangen die Thränen der Freude wie der Thau auf einer Lilie glänzten, als Mitgenoſſin der Gemeinde vor und bat um ihren Segen für die erwählte Braut.

Indem der greiſe Vater, zur Himmelsglorie emporblickend, die ſegnende Hand auf die Häupter der Knienden legte, erſcholl plötzlich ein wildes Geſchrei vom Rande des Cedernhaines. Hervorſtürzte eine tobende Männerſchaar. Die hochgeſchwungenen Schwerter blitzten in den Strahlen der aufgehenden Sonne. Aufgeſchreckt durch den wilden Tumult, welchen die ſanften Bewohner dieſes friedlichen Thales noch nie vernommen hatten, eilten die Zitternden aus ihren Hütten und Höhlen.

Miriam ſtieß einen Schrei des Entſetzens aus; ſie erkannte auf den erſten Blick die furchtbare Geſtalt Simons, ihres Vaters, und ſank bewußtlos zu Boden.

Simon wußte zwar nicht, daß Miriam hieher geflüchtet ſei; er hatte aber durch ſeine Späher vernommen, daß eine Chriſtengemeinde ſich in dieſem abgelegenen Thale verborgen halte. Sein Haß gegen alle Bekenner des Chriſtenthums und die Vermuthung, hier bedeutende Schätze zu finden, beflügelte die Sohlen des Räuberhäuptlings. Er vergaß das anrückende Römerheer und Jeruſalems Vertheidigung, und eilte, von Habgier und Mordluſt geſtachelt, hieher.

Seine Banditen überfielen die hülfloſen Bewohner und forderten mit rauhem Ungeſtüm die Auslieferung der verborgenen Schätze. Die Horde drang in alle Hütten und Höhlen. Die Betheuerung der Unglücklichen, daß ſie arm und dürftig ſeien, ſchien den Unmenſchen nur ein hartnäckiges Leugnen und ſteigerte ihre Wuth. Einer von ihnen erkannte Miriam und führte ſie zu dem Vater. Simon rief ihr zu: „Zweifache Verbrecherin! Verrätherin und Abtrünnige! Lieber ſäh' ich dich im Feindeslager, als in der Gemeinde dieſer Verworfenen. Büßen ſelbſt Du Deinen Frevel, ſterben eines qualvollen ſchmählichen Todes!“

Er ließ das zitternde Schlachtopfer binden und halb aufrecht an den Abhang eines Hügels legen. Dann befahl er ſeinen Banditen, die Bewohner des Thales von allen Seiten an dieſe Stelle wie eine Schafherde zuſammen zu treiben und ſie vor Miriams Augen zu tödten.

Der Befehl wurde von den Blutgierigen ſogleich vollzogen. Männer, Weiber und Kinder, mißhandelt durch Stöße und Schläge, bildeten ein wehklagendes Gedränge. Auch Javan und ſeine Eltern befanden ſich in der, dem

Tode geweihten Schaar. Des Jünglings Augen ſpähten ringsumher. Sein eigenes Schickſal vergeſſend, ſuchte er nur die Geliebte in dem verworrenen Menſchenknäuel zu entdecken. Endlich erblickte er die Gebundene am Abhange des Hügels. Ein Schrei des Entſetzens — und er flog zu ihr, um ihre Bande zu löſen oder mit ihr zu ſterben. Die unverholenen Aeußerungen der innigſten Zärtlichkeit und des grenzenloſen Schmerzes verriethen den, allen Gefahren und Schreckniſſen trotzenden Liebenden.

Simon blickte, ohne durch eine Miene den in ſeinem Innern auflodernden Zorn zu zeigen, mit dem furchtbaren Lächeln kaltblütigen Hohns, ja mit grauſamer Freude auf die Liebenden; dann ließ er auch den Jüngling binden und ihn an Miriams Seite hinlegen.

Während die Augen der Liebenden, bald zum Himmel erhoben, bald in einander verſchmelzend, zum Spiegel der Seele wurden, und jeder Blick voll unausſprechlicher Beredſamkeit den Schwur ewiger Liebe, unerſchütterliches Vertrauen auf Gott und den beſeligenden Troſt wiederholte, mit und für einander ſterben zu dürfen und durch den Tod unzertrennbar vereinigt zu werden, ſtand Simon vor ihnen wie ein böſer Dämon, nachſinnend, durch welche grauſame Weiſe er ihnen den Tod qualvoller machen und das verlängerte Sterben erſchweren könne.

Indem er, in tiefes Nachdenken verſunken, mit dem Befehl zum allgemeinen Gemetzel zögerte und Aller Augen erwartungsvoll nur auf ihn gerichtet waren, traten hinter den Gebüſchen, einzeln und geräuſchlos, bewaffnete Männer hervor. Ihre Zahl vermehrte ſich allmälig, unbemerkt von den Banditen, deren ganze Aufmerkſamkeit auf den Wink zum Morden gerichtet war.

Die Schaar der Mörder, ſo wie jene der Schlachtopfer, wurde plötzlich überraſcht durch den, die beiden Kreiſe umgebenden dritten Kreis, aus welchem plötzlich Ahasver hervortrat, er, der, ohne zu ahnen, was hier vorging, nur in der Abſicht gekommen war, die Thalbewohner für den möglichen Fall der Bedrängniß mit Vertheidigungswaffen zu verſehen. Als Ahasver die gebundene Miriam, neben ihr Javan, und die Chriſtengemeinde, von Simon und ſeiner Herde umgeben, erblickte, erkannte er ſogleich, was hier vorgehe. Er trat zu den Gebundenen, und Javan ſchilderte ihm mit wenigen kräftigen Worten, welchen Frevel Simon hier verüben wolle.

Ahasver zerriß, ehe die erſtaunten Banditen es zu hindern vermochten, die Stricke der Gebundenen, führte ſie zu Simon, dem, wie aus einem Traum erwachend, auch das, was er jetzt ſah, ein Traum zu ſein ſchien, und ſprach: „Des vaterloſen Mädchens Vater bin ich. Sie, und dieſer Jüngling, und dieſe friedlichen Thalbewohner — ſie ſtehen unter meinem Schutze, und wehe Jedem, der es wagen will, ihr Leben anzutaſten oder ihnen ein Leid zuzufügen! Verworfener! Vermagſt Du nicht Vater zu ſein, ſo ſei wenigſtens Menſch! und willſt Du Beides nicht ſein, ſo will ich die Rechte des mißhandelten Kindes und der beleidigten Menſchheit vertreten. Schwöre mir, das Leben der ſchuldloſen Tochter heilig zu halten! Schwöre mir, dieſes Thal mit Deinen Mörderſchaaren nie wieder zu betreten, ſo geſtatte ich Dir und den Deinigen freien Abzug! Weigerſt Du Dich, gedenkeſt Du Gewalt oder Liſt zu gebrauchen, ſo ſoll nicht Einer dieſer Rotte lebend aus dieſem Thale des Friedens in die Welt der Zwietracht zurückkehren, und Dich ſelbſt gebe ich preis dem Spotte Deiner Feinde!“

Die unerwartete Erſcheinung und dieſe Worte des drohenden Gewaltigen thaten auf Simon eine zermalmende Wirkung. Beſchämung und Furcht kämpften in dem Betäubten mit der zurückgehaltenen Wuth. Die Klugheit gab ihm ein, der Uebermacht zu weichen und jede Bedingung für den Augenblick ſich gefallen zu laſſen. Schon wollte er ſeiner Schaar den Befehl ertheilen, ſich zurückzuziehen; die Zügelloſen vermochten es aber nicht, den aufwallenden Grimm länger zu bewältigen. Sie überfielen die von ihnen Eingeſchloſſenen mit Schwertern und Keulen; Ahasvers Bewaffnete ſtürzten ihnen aber mit dem edlen Muthe der Vertheidigung entgegen, und während ein Theil von ihnen die Unglücklichen wie eine Mauer umgab, kämpften die Uebrigen gegen die Angreifenden. Ahasver, vor den Liebenden als ihr Beſchützer ſtehend, geſtattete dem Häuptlinge Simon keine Bewegung, kein Wort. Der Kampf währte lange und endigte mit der Niederlage der Banditen, deren Leichname den noch nie von Menſchenblut benetzten Boden dieſes friedlichen Thales bedeckten.

Ahasver ſprach nun zu Simon: „Erblicke in dieſem Kampfe das Vorſpiel deſſen, was Du zu erwarten haſt, wenn Du die Menſchheit mit Füßen zu treten gedenkeſt!

Miriam, als des Siegers Beute, iſt mein. Ich will der Vaterloſen Vater ſein. Biſt Du bereit, auf Dein verwirktes Vaterrecht unbedingt zu verzichten?"

Simon, der es ſich nicht abzuleugnen vermochte, wie tief er unter Ahasver ſtehe und was er von ſeiner Ueberlegenheit zu befürchten habe, fand jetzt, einen Blick auf die Leichname ſeiner Räuberſchaar werfend, für gut, den Reuigen zu ſpielen. Er küßte Miriam auf die Stirne, bat ſie, ihm zu verzeihen, führte ſie zu Ahasver, und ſagte mit geheuchelter Rührung: „Ich bin nicht würdig, ihr Vater zu ſein. Dir übertrage ich mein Recht und meine Pflichten. Verfüge Du über ſie nach Deinem Gutdünken!"

Ahasver erwiederte: „Wohlan! Ich übernehme das Recht und die Pflichten eines Vaters. Segnen darf ich ſie nicht, ſo lange der Fluch auf mir laſtet; aber meine Fürſorge ſoll ihr Segen bringen und — mir durch ſie!"

Er beugte Haupt und Knie in ſchweigender Ehrfurcht; dann ſprach er mit gepreßter Stimme: „Jehova! Du, zu dem ich nicht aufzublicken wage, Du belebeſt das Herz von Stein, das lieblos und ungeliebt Jahrhunderte durchwandern muß, bis zur Rückkehr jenes heiligen Ich: der Liebe zu Gott und den Menſchen. Unſelig, wer haßt! Glücklich, wer liebend geliebt wird; denn Gott iſt die Liebe und die Liebe des Menſchen Himmelreich. Heil mir! Ich habe zwei Weſen gefunden, die ich lieben will, die mich lieben werden!" — Er umarmte Miriam und Javan, ihnen zurufend: „Ihr Reinen! verlaſſet mich nicht! Ich bin euer Vater! Bleibt ihr meine Engel!"

Dann wendete er ſich an Simon: „Deine Mörderſchaar liegt leblos vor Dir; Du kehreſt allein zurück. Ich gebe Dir ein Geleite zu Deiner Sicherheit.“

Ahasver befahl einigen Bewaffneten, Simon ſchützend zu begleiten. Dieſer entfernte ſich, ohne ein Wort zu ſprechen, ohne Miriam eines Blickes zu würdigen.

Ahasver verſicherte die Gemeinde ſeiner ferneren Fürſorge mit den Worten: „Iſt Gott mir gnädig, ſo will ich an euch das Verbrechen ſühnen, welches ich an eueren Mitbrüdern verübt habe. Miriam! Javan! O meine Kinder! Lebt wohl! Wir ſehen uns wieder.“

Er ließ einen Theil der Bewaffneten zurück, und ſchlug den Weg nach Jeruſalem ein, begleitet von den Segenswünſchen der durch ihn geretteten Thalbewohner.

## XIII.

## Heldengeiſt.

Als Ahasver die Stadt erreicht hatte, ſtand das feindliche Heer bereits vor ihren Mauern. Titus war feſt entſchloſſen, durch die Eroberung Jeruſalems den langen Krieg mit den Juden zu enden.

Die Haupturſache dieſes langwierigen, hartnäckigen und erbitterten Kampfes war eigentlich die römiſche Habſucht und der jüdiſche Wuchergeiſt. Die Juden, das geldreichſte Volk jener Zeit, trieben ihren, zur Kunſt geſteigerten Wucher in allen Provinzen des römiſchen Reiches in Europa und Aſien. Der Tempel zu Jeruſalem war der Sammelplatz des Geldweſens, eine Art von Bank. Alle verſchwenderiſchen Schwelger und alle nach Reichthum Gierigen brachten einen großen Theil ihres Vermögens nach Jeruſalem, wo ſie dann am Oſterfeſte ſich, entweder perſönlich oder durch Bevollmächtigte, die Intereſſen des Kapitals erheben. Der religiöſe Kultus mußte dieſem Geldgeſchäfte, deſſen unmittelbarer Sitz der Tempel war, eine Art von Nimbus geben; die Prieſter verwalteten das hier niedergelegte Vermögen der Fremden, die hier als Staatsgläubiger erſchienen. Die römiſchen Cäſaren, deren Verſchwendungsſucht eine ewige Erſchöpfung der Staatsfinanzen und nie zu befriedigende Geldverlegenheit hervorbrachte, waren ſchon ſeit Nero's Zeit lüſtern nach den in Jeruſalem aufgehäuften Schätzen.

Nero ſchmeichelte ſich durch die Eroberung Jeruſalems die geleerte Staatskaſſe wieder füllen zu können. Man flüſterte ſich ſchon damals in die Ohren, der Brand von Rom ſtehe mit der Zerſtörung Jeruſalems in enger Verbindung. Damit vereinigte ſich die allgemein verbreitete Sage, daß man ſich von Judäa aus des römiſchen Thrones bemächtigen werde. Dem Flavius Veſpaſianus, einem von Nero's Feldherrn, war es auch nur durch ſeine Siege in Judäa gelungen, ſich das Herrſcher-Diadem auf das Haupt zu ſetzen. Als er den Thron beſtiegen hatte, übertrug er ſeinem Sohne Titus die vollſtändige Eroberung des ſeit vielen Jahren bekriegten jüdiſchen Reiches.

Es wäre dem tapfern, geiſtvollen, von den Römern angebeteten Titus ohne Zweifel gelungen, die Stadt durch

Berennung und raſchen Ueberfall, oder auch durch Einſchließung und Hungersnoth, ſchnell und ohne Blutvergießen in ſeine Gewalt zu bringen, da die, durch den wechſelſeitigen Haß der Häuptlinge auf's höchſte geſteigerte Parteiwuth ihm den Sieg ſehr erleichtert haben würde. Dem Feuergeiſte des thatkräftigen Titus ſchien aber ein ſo zahmes, auf paſſive Benützung zufällig günſtiger Umſtände berechnetes Beginnen ſeiner hohen Stellung unwürdig. Er, der Thronfolger, wollte, als Feldherr und Held, ſein Haupt mit dem Lorbeerkranze des Ruhmes ſchmücken, wollte als bewunderter Sieger in aller Pracht und Herrlichkeit eines feierlichen Triumphes, des Thrones würdig einziehen.

Während die Häuptlinge der drei, in das Innere der Stadt ſich theilenden Parteien noch um den Oberbefehl kämpften und jeder derſelben das Römerheer mit einem Schlage vernichten zu können wähnte, ohne auf Ahasvers warnende Stimme zu achten, ſtand das Lager der Römer in ſeiner Vollendung da. Den mit tauſend Gezelten erfüllten Raum desſelben umgab ein, mit Thürmen und Gräben wie eine Schutzmauer verſehener Wall, an welchem die Katapulten, Balliſten, Skorpione und andere, Steine und Geſchoße ſchleudernde Belagerungs-Maſchinen aufgeſtellt waren. Im Umkreiſe des in Gaſſen vertheilten Lagers befanden ſich nach jeder Himmelsgegend vier große, zu Ausfällen beſtimmte Thore, in der Mitte des Lagers die Gezelte der Führer höhern Ranges und im Mittelpunkte von dieſen das, wie ein Tempel prangende Zelt des Oberfeldherrn Titus, welchen ſeine Römer den Gütigen und die Freude der

Menſchheit nannten. Das Ganze ſchien eine, durch einen Zauberſchlag plötzlich entſtandene befeſtigte Stadt zu ſein. Die Tuba ſprach zu den Soldaten wie eine Geiſterſtimme. Beim erſten Schall derſelben erhob ſich Jeder, um den Tagesbefehl zu vernehmen. Der Schall der Tuba rief ſie Mittags und Abends zu dem gemeinſchaftlichen Mahle. Der Schall der Tuba gab ihnen das Zeichen zum Aufbruche, wo dann, wenn irgend eine Urſache den Rückzug gebot, das Lager in Brand geſteckt wurde, damit die verfolgenden Feinde es nicht beſetzen und benützen konnten. Manchmal ließ Titus, um ſich von der Wachſamkeit der Soldaten zu überzeugen, plötzlich die Tuba blaſen. Ein Herold ſtand dem Feldherrn, an dem die Legionen vorüber zogen, zur Seite und fragte: „Seid ihr ſchlachtfertig?“ Da hoben Alle die rechte Hand empor und riefen mit Jubelgeſchrei: „Wir ſind ſchlachtfertig!“

Ein Theil des Fußvolks, mit Panzer und Helm gerüſtet, trug an der linken Seite ein langes, an der rechten ein kurzes Schwert; jenes aber, welches während der Schlacht dem Feldherrn zunächſt ſtand, war nebſt der Lanze auch mit einem kleinen runden Schilde verſehen. Ein dritter Theil des Fußvolkes war aber nicht nur mit einem Wurfſpieße und mit einem länglichen Schilde bewaffnet, ſondern auch mit verſchiedenem Kriegsgeräthe wirklich belaſtet, nämlich mit einer Säge, mit einem Korbe, einer Hacke, einer Axt, einer Sichel, einer Kette und mit dem Proviant für drei Tage. Die Reiter hatten Bruſtharniſche, Helme, ein langes Schwert an der rechten Seite, einen quer über dem Pferde liegenden Schild und einen Köcher mit Wurfſpießen. Die Belagerungsmaſchinen, deren die Römer ſich bedienten, waren bewegliche Thürme mit mehren Stockwerken, mehr oder minder hoch; ſie ruhten auf einem Geſtelle, welches, zu ihrer bequemeren Fortſchaffung, mit Rädern verſehen war. Aus dieſen Maſchinen von verſchiedener Geſtalt wurden brennende Wurfſpieße und Pfeile, mit eiſernen Spitzen verſehene Balken und Steinmaſſen gegen die Befeſtigungswerke und Gebäude der belagerten Stadt geſchleudert. Dieſe Thürme waren, damit der belagerte Feind ſie nicht in Brand ſtecken konnte, mit rohen Thierhäuten, Tuchſtücken und Ziegenhaardecken beſchützt. Zur Erſteigung der Mauern waren dieſe Thürme mit Brücken verſehen, welche entweder durch Seile auf die Mauern herabgelaſſen oder herausgeſchoben wurden. Zu demſelben Zwecke bedienten ſich die Römer auch großer, mit Soldaten angefüllter Körbe die, an einen Schnellbalken befeſtigt, auf die Stadtmauern gehoben wurden. Eine furchtbare Maſchine war der Mauerbrecher, ein quer liegender, mit einem Schutzdache gedeckter langer Baum, vorne mit einer wie ein Widderkopf geſtalteten Eiſenmaſſe verſehen. Er wurde in der Mitte mit Seilen oder Ketten im Gleichgewicht aufgezogen und von mehr als hundert Soldaten gegen die Mauer mit aller Gewalt ſo lange geſtoßen, bis dieſelbe durchlöchert oder erſchüttert war.

Die fürchterlichſte Belagerungsmaſchine war aber die Helepolis, ein thurmartiges Gebäude von neun Stockwerken, die mit der Höhe an Breite abnahmen. Auf acht Rädern ruhend, konnte ſie nach allen Seiten gewendet werden.

Jedes Stockwerk hatte mehre Kammern, aus deren, mit Wollſäcken beſtellten Fenſteröffnungen die Wurfgeſchoße aller Art geſchleudert wurden. Mit dieſer Maſchine ward zugleich ein Mauerbrecher in Verbindung geſetzt.

## XIV.

## Der Feldherr.

Eine Menge von Neugierigen, ſowohl der Kriegsluſtigen, als der Friedlichgeſinnten, drängte ſich auf den Mauern Jeruſalems. Beim Anblick der Feſtigkeit des Lagers, der in demſelben herrſchenden Ordnung, der umſichtigen Eintheilung, der zahlreichen, prächtig bewaffneten Mannſchaft, und der drohenden Geſtalt der maſſiven Belagerungsmaſchinen, konnten ſich ſelbſt die muthigſten der Zuſchauer einer unwillkürlichen Aufwallung von Furcht und Grauen vor der ungeheuern, mit Allem ſo reich ausgeſtatteten Streitmaße nicht erwehren. Ihre Beſorgniß wurde aber bis zur Verzagtheit geſteigert, als die ſchlachtfertig aufgeſtellten Legionen den erhabenen Feldherrn mit Jubelgeſchrei begrüßten. Titus hielt an ſie eine begeiſternde Rede voll Kraft und Feuer. Nachdem er ihnen das ſchöne Ziel der großen Unternehmung und die herrlichen Folgen des Sieges, der ſie, den Krieg mit einem Schlage endend, zu Herren von Judäa machen werde, lebhaft geſchildert hatte, erinnerte er die Kampfhelden an die Großthaten ihrer Vorfahren, indem er das Bild derſelben den Nachfolgern auf dem Felde der Ehre mit wenigen, aber kräftigen Umriſſen vor die Augen ſtellte:

„Werfen wir," ſagte er, „einen Blick auf die Tapferkeit und Kriegszucht jener Welteroberer, ſo erkennen wir klar, daß die Größe des Römerreiches nicht ein Geſchenk des Glückes, ſondern das Rieſenwerk ruhmwürdiger Eigenſchaften war. Ihnen, unter den Waffen aufwachſend, war ſelbſt die Zeit des Friedens keine Waffenruhe. Sie wußten es, daß auf Kiſſen der Muße und im Schooße der Weichlichkeit der Arm des Tapferſten erlahmt, der Geiſt des Muthigſten erliſcht; ſie wußten es, daß nur ununterbrochene Uebung und raſtlos beſchwerliche Arbeiten die Kraft des Kriegers ſtählen. Ihre Waffenübungen im Frieden glichen an Geiſt und Lebendigkeit dem wirklichen Kampf. Jede Waffenübung war eine unblutige Schlacht, jede Schlacht eine blutige Waffenübung. Sie erſchöpfte keine Beſchwerde, ſie entmuthigte keine Gefahr, kein Unfall. So blieb der Sieg der treue Gefährte dem Heere, das an Kraft und Seele nur ein Körper war. Kluge Ueberlegung vor dem Kampf und Tapferkeit im Kampfe trotzten dem Glück, und traf ſie ein ungünſtiger Zufall, ſo entflammte ſie der Eifer, das Widrige gut zu machen, um ſo mehr zum gewiſſen Sieg."

Am Schluſſe der Rede ermahnte Titus die begeiſterten Legionen, die den Ausbruch des Jubelgeſchreies kaum mehr zurückzuhalten vermochten, ſich ihrer glorreichen Vorbilder würdig zu zeigen, und den Ruhm der ewigen Roma aufrecht zu erhalten. Jeruſalems Schätze, ſagte er, ſollen meine

Helden belohnen! Fallen muß die Stadt! Die Gefallene mögt ihr plündern — doch nicht zerſtören!“

Nun brach der volle Jubel los und jeder Einzelne entbrannte von Begierde, durch Heldenthaten ſich auszuzeichnen und durch Schätze ſich ſelbſt zu belohnen.

## XV.

## Das entweihte Heiligthum.

Titus hatte die Juden zur Uebergabe auffordern laſſen, und ihnen für dieſen Fall Schonung der Gebäude, auch milde Behandlung des Lebens und Eigenthums der Einwohner verheißen. Als der Herold ſich der Stadt näherte, ſtellten ſich die drei Häuptlinge an der Spitze ihrer Schaaren auf die Außenmauer; ſie verwarfen den Antrag des römiſchen Herolds mit Uebermuth und ſchickten ihm, als er ſich entfernte, einen Pfeilregen nach. Als dieſer, die beiden Pfeile, die ihn nur leicht verletzt hatten, in der rechten Hand empor haltend, zurückkehrte, ſtand Titus von ſeinen Unterfeldherrn umgeben, vor ſeinem reichgeſchmückten, im Purpurglanz der Abendſonne ſchimmernden Gezelt. Zürnend über die Verwegenheit der Juden, rief er in heftiger Bewegung:

„Vorwärts die Adler bis an die Wälle der Rebellenſtadt! Soll Roms Victoria, die an der Spitze unſerer unüberwindlichen Heere den Erdkreis überflogen hat, nun hier gelähmt zu Boden ſinken? Schmach wäre es der allbeſiegenden Göttin, wenn ohnmächtig und beſchämt der Kern der Legionen abziehen müßte, ohne den Zweck erreicht zu haben.“

Ihm erwiederte Placidus, ein alter Unterfeldherr: „Im Kriegesdienſt ergraut, trug ich als Jüngling ſchon den Helm, bis ſeine Wucht mir die Scheitel kahl gedrückt. Mit Kämpfen und Schlachten ward mein Auge vertraut wie mit dem Tageslicht, und wo die Tapferſten erbleichten, hab' ich der Gefahr die Stirne geboten; nie aber ſah ich ein Volk, ſo erbittert in der Gegenwehr raſender Verzweiflung, wie dieſe Juden. Sie, die nichts ſind auf dem Schlachtfelde, ſind furchtbar auf ihren Mauern, und wenn ſie Nachts ihre Waffen mit ungeheurer Wuth gegen einander gekehrt haben, trotzt ihr Uebermuth und ihre Liſt uns am Tage von ihrem Bollwerk herab.

**Titus.** Jeruſalem muß fallen! Und dennoch, ihr Freunde, ergreift mich mit Wehmuth der Gedanke, daß dieſe herrliche Stadt in Schutt und Trümmer ſinken und die Zerſtörung wie eine zerwühlende Pflugſchar über die Ruinen hinziehen ſoll. Seht! wie prächtig, wie groß, wie kühn liegt ſie auf ihren ſtolzen Höhen vor uns da, mit ihren Wällen, Mauern und Thürmen! Dazwiſchen die Marmorpaläſte, Reih' an Reihe, und die Pracht der Burg, die eine eigene Veſte und Stadt für ſich iſt! Stufenweiſe ſteigen die Terraſſen immer höher zum blauen Himmel auf, bedeckt mit der Gärten glänzendem Grün, und darüber ſchwebt der Abend in ſeinem Purpurmantel ſo trauernd ſchön, als wolle er der, ihrem Untergange geweihten Stadt ein Lebewohl bieten. Einſam ragt der majeſtätiſche Tempel in des Himmels Tiefe hinein, ein Schneegebirg mit goldenem Giebel. Die letzten Sonnenſtrahlen weilen auf dem Cederndach, als würde der Sonnengott im Innern des Tempels verehrt. Ein Anblick, der zugleich entzückt, rührt und erhebt! Wie gerne möcht' ich ſchonen dieſes wunderbare Werk!

**Placidus.** Wunderbar, ja wunderbar! Noch wunderbarer wird es aber ſein, wenn Titus, der erhabene Kaiſerſohn, durch dieſe ehernen Thore in einer Siegesglorie, die jede irdiſche Herrlichkeit weit überſtrahlt, in das Heiligthum dieſes widerſpänſtigen Volkes einziehen wird, um, wie die Sage kündet, zu erſcheinen als der Vollzieher eines göttlichen Strafgerichtes.

**Titus.** O mögen die Götter es fügen, daß ich nur als Vollſtrecker eines Strafgerichtes, aber nicht als Zerſtörer erſcheinen muß! Die ſpäten Nachkommen ſollen Roms Macht, aber zugleich auch Roms Menſchlichkeit preiſen! Sie ſollen ſagen: „Jeruſalem fiel, aber Titus wollte die Gefallene erhalten.“

So menſchlich und edel dachte Titus, während die drei Parteihäupter, von blindem Haſſe geſtachelt, fortfuhren, nicht dem Feinde Widerſtand zu leiſten, ſondern nur, auf wechſelſeitigen Untergang ſinnend, einander entgegen zu arbeiten. Die Stadt blieb fortwährend das Schlachtfeld ihres Ehrgeizes, und jeder von ihnen wollte erſt, auf den Leichen ſeiner beiden Nebenbuhler ſtehend, als Oberhaupt den Kampf gegen die Römer beginnen. Wenn Ahasver die dringende Gefahr darſtellte, erhielt er zur Antwort:

„Die Römer müßten Flügel haben, um über Jeruſalems Höhen und Mauern zu kommen.“ — Ahasver ſammelte nun, da kein anderes Rettungsmittel übrig blieb, eine vierte Kriegsſchaar, in welcher ſich die Beſtgeſinnten der Einwohner vereinigten. Er ſtellte ſich als Anführer an ihre Spitze, um nicht nur die heftigen Ausbrüche im Innern der Stadt damit in den Schranken zu halten, ſondern um auch zu verhindern, daß keiner der Häuptlinge, dem Hochverrathe ſich hingebend, mit den Römern gemeinſchaftliche Sache machen konnte in der Abſicht, durch ſie als Jeruſalems Oberhaupt eingeſetzt zu werden.

In dieſe Zeit fiel das Paſſah oder Oſterfeſt der Juden, welches, zum Andenken an ihre ſo wunderbare, durch Moſes geleitete Errettung aus der ägyptiſchen Gefangenſchaft und Dienſtbarkeit, jährlich im Tempel gefeiert wurde. Eleazar, dem es durch Liſt gelungen war, den Tempel zu beſetzen, geſtattete in böſer Abſicht der zuſtrömenden Menge ohne Unterſchied freien Eintritt. Er hegte den Plan, die hier Verſammelten durch plötzliche Sperrung der Thore einzuſchließen, mit den Seinigen aber durchzubrechen, in das römiſche Lager zu eilen, und dem Oberfeldherrn die Uebergabe der Stadt unter der Bedingung anzubieten, daß Rom ihn als Jeruſalems Oberhaupt anerkenne. Dieſe Abſicht wurde aber durch Simon und Johann vereitelt, welche, die Gelegenheit benützend, viele ihrer Anhänger mit verborgenen Waffen in das Heiligthum des Friedens treten ließen. Als die Feierlichkeit beginnen ſollte, warfen ſie plötzlich das Oberkleid von ſich und erſchienen gerüſtet wie zur Schlacht.

Entſetzen, Verwirrung, Toben und Wehklage von allen Seiten! Ein Theil des zitternden Volkes flüchtete ſich auf die Stufen des Altars. Simons und Johanns Schaaren überfielen die Anhänger Eleazars. Ein Kampf mit Schwertern und Knitteln begann. Das Würgen dauerte fort, bis Ahasvers rieſige Geſtalt ſich plötzlich auf der Schwelle der zertrümmerten Hauptpforte zeigte, den Wüthenden mit dumpfhallender Donnerſtimme drohend: „Der Tempel ſei von außen ringsum mit Feuerbränden belegt. Ein Wink von ihm, und alle hier Eingeſchloſſenen ſollen von den Flammen verzehrt werden.“

Dieſe Drohung wirkte wie ein Zauberſchlag. Die Wuth verwandelte ſich in blinde Furcht. Die Grimmigſten warfen die Waffen von ſich und baten um Gnade. Ahasver rief ihnen zu: Wahnſinnige! welches Schauſpiel würde der brennende Tempel dem Belagerungsheere gegeben haben! Scheut ihr die Feinde nicht, ſo lernt zittern vor Ahasver! Kurze Friſt gönne ich euch! Thut euere Pflicht! wo nicht, ſo ſollt ihr fallen, damit Jeruſalem errettet werde!“

Die Niedergeſchmetterten, jetzt einig wie nie, verſprachen, Folge zu leiſten. Ahasver ließ nur das Hauptthor offen, an deſſen Eingang er wie ein ehernes Rieſenbild ſtand. Die Verſammelten zogen in kleinen Abtheilungen hinaus zwiſchen den wohlgeordneten Reihen ſeiner Krieger.

## XVI.

## Erhebung eines Gefallenen.

Während dies in Jeruſalem vorging, ließ Titus Erdwälle aufführen und ſie mit Belagerungsmaſchinen beſetzen. Dieſe furchtbaren Anſtalten erheben den, von den Tyrannen mißhandelten Einwohnern das Herz, denn ſie hofften, daß Jene ſich nun vereinigen würden gegen den äußern Feind, was auch zum Theil erfolgte. Simon gab der warnenden Stimme Ahasvers zuerſt Gehör. Johann von Giſchala und Eleazar, beſchämt durch ſein Beiſpiel, vereinigten ihre Schaaren, des alten Grolls vergeſſend, mit den ſeinigen. Die auf den Mauern ſtehenden Juden beunruhigten nun die, an den Wällen arbeitenden Römer unaufhörlich am Tage wie in der Nacht, indem ſie bald Pfeile abſchoßen, bald Steine warfen, bald Ausfälle thaten. Deſſen ungeachtet aber gelang es den Belagerern drei neue Erdwälle aufzuwerfen; zugleich wirkten die in Bewegung geſetzten Wurfmaſchinen und Mauerbrecher mit ſo zerſtörender Kraft, daß ein großer Theil der Außenmauer mit krachendem Getöſe zu Boden ſtürzte. Das Wehgeſchrei der Einwohner erſchütterte die Häuptlinge ſo gewaltig, daß ſie ſich jetzt noch inniger und aufrichtiger vereinigten und Ahasver, ihren dringenden Bitten weichend, den Oberbefehl übernehmen mußte. Jene Breſche war aber ſchon die erſte ſchwere Wunde, welche Titus der Stadt ſchlug. Er drang durch dieſelbe in die ſogenannte Neuſtadt, ſchlug hier ſein Lager auf, und that ſogleich den Angriff auf die zweite Mauer.

Die Juden rüſteten ſich dagegen zum tapferſten Widerſtande. Johann von Giſchala übernahm die Vertheidigung des von ihm ſo frevelhaft entweihten Tempels, Eleazar jene der Burg Antonia; Simon nahm den Schutz der untern Stadt auf ſich. Ahasver, ſchaudernd vor der Erinnerung an jene Schreckensſcenen, an denen er als Roms böſer Genius ſo thätigen Antheil genommen hatte, fühlte ſich nun gehoben durch das freudige Bewußtſein, hier als Kämpfer für die gerechte Sache ſeines Vaterlandes zu wirken. Den drei Häuptlingen den Kampf von den Mauern überlaſſend, nahm er den gefährlichſten Theil, zweckmäßige Ausfälle gegen die Römer, auf ſich, ohne tollkühne Unternehmungen des Uebermuthes zu wagen.

Titus hatte indeß mit unwiderſtehlicher Kraft auch die zweite Mauer durchbrochen; er drang mit tauſend Schwergerüſteten in die untere Stadt. Kaum eingerückt, erließ der Menſchenfreund den Befehl, weder ein Haus anzuzünden, noch einen Einwohner zu tödten. Er hoffte noch immer ſich der Stadt, wo nicht ohne Blutvergießen und Plündern, wenigſtens ohne Zerſtörung bemächtigen zu können.

Der größere Theil des Volkes hegte auch wirklich den ſehnlichen Wunſch, ſich ſelbſt und die Stadt durch Uebergabe vor dem unvermeidlichen Verderben zu retten. Ahasver, auf Titus Edelſinn bauend, hoffte durch eine nicht feige aber kluge Nachgiebigkeit gute Bedingungen erzwecken zu können; die drei Häuptlinge widerſetzten ſich jedoch mit unerſchütterlicher Hartnäckigkeit. Ahasver mußte, um ein plötzliches Auflodern kaum beſchwichtigter Zwietracht zu vermeiden, dem Trotze der Leidenſchaftlichen weichen, die, in ihrer Verblendung, die milde Geſinnung des menſchenfreundlichen Titus öffentlich für Schwäche und für ein ſicheres Zeichen erklärten, daß er an der Eroberung der ſtärker befeſtigten Theile der Stadt ſelbſt verzweifle. Es wurde daher Jedem bei Todesſtrafe verboten, von Uebergabe zu reden.

Unter dem dunkelklaren Himmel einer Mondnacht ſtand Ahasver auf der noch freien inneren Umfangsmauer. Er blickte mit Wehmuth auf die vor ihm liegenden Ruinen der beiden, ſchon zertrümmerten Mauern; er hörte mit Schauder das dumpfe Waffengeraſſel der Römer, welche den Raum zwiſchen der zweiten und dritten Mauer erfüllten; er zitterte vor dem Gedanken an den Sturz der dritten Mauer, und er ſprach zu ſich ſelbſt: „Wie leicht gelang es mir bei meinem Aufenthalt in Rom, das Böſe zu fördern! Wie viele Theilnahme fand ich dort, wenn es galt, Uebles zu thun! Welche Hingebung, welche Verehrung zeigten mir die Verworfenen, wenn es galt, ihnen zur Ausübung irgend eines Verbrechens meine Hand zu leihen! Dem böſen Genius der Cäſaren ward gehuldigt; ihm wurde Macht, Ehre und Reichthum angeboten, die er verſchmähte. Und hier — wie ſo ganz anders, hier, wo ich das Gute beſchützen, das Recht vertheidigen, für die Rettung des Vaterlandes, für das Wohl der Unterdrückten und Verfolgten kämpfen will! Wie ſehr wird es mir von allen Seiten erſchwert, das Gute zu bewirken! Wie hemmend tritt der Haß, tritt der Uebermuth der Herzloſen mir entgegen, mir, auf dem der Fluch der Herzloſigkeit laſtet! Liegt es denn im ſchwachen Menſchen, nur dem böſen Menſchen fürchtend zu huldigen, nur der kühnen That des Böſewichts ſich ſclaviſch zu ſchmiegen? das wahre Gute zu verkennen und dem Wohlwollen des Edleren zu trotzen? Müſſen ſie zittern um zu gehorchen? müſſen ſie leiden um gut zu bleiben, wie die zerdrückte Blume ihren ſüßeſten Duft aushaucht?“

„Wird mir die Ausübung des Guten erſchwert als Prüfung meiner Beharrlichkeit? Genügt der ſchwache Verſuch zu wenig dem Lenker des großen Weltalls, um dem ohnmächtigen Wurm einen Strahl des Lichtes zu ſenden? iſt das unheilige Gefäß verworfen? Iſt der Gefallene unwürdig, nach einem beſſern Ziele zu ſtreben, eine ehrenwerthe That rühmlich zu vollenden? — Jehova! ich habe geſündiget; ich habe gefrevelt am Heiligſten des Menſchen, — an der Menſchenliebe, dem reinſten Quell alles Guten und Schönen; ich habe mein Ohr dem Flehenden, mein Herz dem Leidenden verſchloſſen; ich war dem Sterbenden härter als der Tod. Iſt aber dem Frevler keine Umwandlung, dem Reuigen keine Rückkehr, dem Liebloſen kein Ruf an die erbarmungsreiche Liebe geſtattet? Der nackte Fels nährt ſo manchen grünenden Baum; der zerſtäubende Kieſelſtein wird Erdreich und bringt Kräuter hervor, labend und heilend, — und auf mir ſoll ewig laſten ein Fluch der Unfruchtbarkeit für alles Gute? Bleibt mir der Himmel ehern, bleibt mir die Pforte der Gnade verſchloſſen, weil die Klage, weil der Wehruf der beleidigten Menſchheit wider mich zu ihnen emporſtieg? Gott! Jehova! Erbarme Dich meiner! Erbarme Dich Deines Volkes!“

Ahasver wurde in dieſen Betrachtungen über ſich ſelbſt durch den Gedanken an das Schickſal der Stadt unterbrochen. Die feſtgeſetzte Stunde zu dem Ausfalle gegen die in den Stadtraum zwiſchen der erſten und zweiten Mauer eingedrungenen Römer war gekommen. Ahasver, deſſen Leitung dieſer Ausfall übertragen war, verſammelte ſeine Schaaren am Fuße der innern Mauer in tiefſter Stille; dann ließ er ſie einzeln, ſo geräuſchlos als möglich, hinauf und über Leitern in den von den Römern beſetzten Theil der Stadt hinab ſteigen. Als ſich die Schaaren unten geordnet hatten, gab Ahasver mit einer geſchwungenen Fackel das Zeichen zum Angriff. Die verſchiedenen Abtheilungen entzündeten ſchnell ihre Fackeln und ſtürzten auf die nichts beſorgenden Römer. Die Fackelflammen, das Geſchrei, die Wuth der Angreifenden und Ahasvers rieſige Geſtalt, die wie ein Berg über die umgebenden Hügel emporragte, erfüllten die Römer mit ſolchem Schrecken, daß ſie den Ruhm, das Beiſpiel der welterobernden Vorfahren und die Anrede des geliebten Titus vergaßen, die Flucht ergriffen, durch die ihnen unbekannten Gaſſen auf gutes Glück vor den Verfolgenden hin und her liefen und den Göttern dankten, als ſie die Breſchen der äußern Mauer erreichten, durch welche ſie — mit Zurücklaſſung von vielen Todten und Verwundeten — wieder in's Freie und zu dem Lager kamen.

Ahasver hatte nun ſeinen Zweck erreicht; er lagerte ſich mit den Seinigen, die ihn achteten und an ſtrengen Gehorſam gewöhnt waren, inner der äußern Umfangsmauer.

Die drei Häuptlinge ſahen mit Sehnſucht den günſtigen Erfolg des Unternehmens. Sie waren, auf der Mauer ſtehend, müßige Zuſchauer geblieben. Als aber die Römer aus der untern Stadt entflohen waren und Ahasver mit ſeinen Schaaren an der Mauer ſich aufgeſtellt hatte, fingen ſie an, Pfeile, Spieße und Steine herabzuſchleudern, als hielten ſie, vom Nachtdunkel getäuſcht, ihre eigenen Landsleute für Feinde. Viele wurden getödtet und verwundet, bis das anbrechende Morgenlicht ihnen endlich den Vorwand zur Fortſetzung dieſer frevelhaften Feindſeligkeit nahm.

Ahasver ließ nun an der Außenmauer feſte Erdwälle aufwerfen und ſchlug einen dreimaligen Angriff der Römer zurück, ohne von den Häuptlingen nur im mindeſten unterſtützt zu werden; denn ihr Streben und ihre Wünſche zielten nur dahin, den Untergang Ahasvers und ſeiner Krieger herbeizuführen. Dem heftigen vierten

Angriffe der Römer konnte Ahasver nicht mehr widerſtehen; der Uebermacht weichend, wurde er von den Häuptlingen mit Spott empfangen. Titus ließ ſogleich die dritte Mauer ſtürmen und Wälle gegen die Burg Antonia aufwerfen. Die Häuptlinge, obſchon verzagend, beſchloßen nun, das Aeußerſte zu wagen, und, da ſie, ihrer Frevel ſich bewußt, keine Verzeihung zu hoffen wagten, lieber im Kampfe zu fallen, als den Tod der Verbrecher zu ſterben.

---

## XVII.

## Das Grab des Lebenden.

Nun zeigte ſich den Einwohnern von Jeruſalem ein neuer Feind, der furchtbarſte aller Feinde: „Die Hungersnoth.“ Die Räuber drangen bei dem zunehmenden Getreidemangel in die Häuſer, mißhandelnd und plündernd. Die Unglücklichen, in deren Eingeweiden der Hunger wie ein verzehrendes Gift nagte, ſchlichen mit leichenbleichem, hohlwangigem Geſicht und hagerem Leibe, Geſpenſtern ähnlich, durch die Gaſſen. Diejenigen, deren Aeußeres noch Kraft und Geſundheit zeigte, erregten den Verdacht, im Beſitze genügender Lebensmittel zu ſein, und wurden deßhalb mißhandelt. Viele verbargen ſich in die geheimſten Schlupfwinkel ihrer Häuſer, und friſteten ihr Leben durch den kärglichen Genuß von rohem Getreide, denn ſie wagten es nicht, ein Feuer auf dem Herde anzuzünden. Aber ſelbſt in den Familienkreiſen erſtickte die Wuth des Hungers oft jedes menſchliche Gefühl ſo gänzlich, daß Männer den Weibern, Weiber den Männern, Kinder den Eltern, Mütter den zarten Kindern den letzten ſchmalen Biſſen vom Munde wegriſſen. Nur die Peiniger ſchwelgten noch, ſo wie früher, während das darbende Volk nächtlicher Weile aus der Stadt bis an die Vorpoſten der Römer ſchlich, um wilde Wurzeln und Kräuter zur Stillung ſeines Hungers zu ſuchen.

Schon hatten die Römer die Wälle gegen die Burg Antonia vollendet und die Belagerungsmaſchinen darauf geſtellt. Da ließ Johann von Giſchala das Erdreich zwiſchen der Burg und den Wällen untergraben, die Höhlung mit Pech und Harz ausfüllen und anzünden. Mit Donnergetöſe ſtürzte der Boden ein, mit ihm die Wälle. Von allen Seiten ſchlugen die Flammen empor; mehre Hunderte der römiſchen Soldaten wurden getödtet. Die Häuptlinge, ſonſt mißhellig und eifernder Herrſchſucht, vereinigten ſich jetzt zu gemeinſchaftlichen Raſen, welches nur dazu beitrug, die Römer noch mehr zu erbittern.

Simon, durch Johanns Beginnen aufgeregt, und ſich beſchämt fühlend, that nun einen Ausfall gegen die übrigen Wälle. Er ſelbſt drang, Johann und Eleazar ihm zur Seite, mit Fackeln in die Schaaren der Römer; ſie zündeten die Kriegsmaſchinen an und ſtürmten fort bis an das feindliche Lager. Es gelang ihnen, mit Hülfe der von

Ahasver ihnen zugeſchickten Verſtärkung auch hier mehre Werke im plötzlichen Ueberfall zu zerſtören. Titus rückte ihnen nun mit den geſammelten Kohorten entgegen. Die Juden wurden nach einem langen blutigen Kampfe zum Rückzuge gezwungen; viele geriethen in die Gefangenſchaft.

Als der Morgen anbrach, beſchloß Titus, den Hartnäckigen ein abſchreckendes Beiſpiel zu geben. Er ließ viele der Gefangenen auf einem großen Platze vor den Mauern der Stadt an's Kreuz ſchlagen. Ein furchtbarer Frevel wurde verübt, ehe Titus ihn zu hindern vermochte. Es hatte ſich im Lager das, zum Theil gegründete Gerücht verbreitet, daß viele Juden kleine Goldmünzen verſchluckten, um ſie den Tyrannen und den Feinden zu entziehen. Die wüthenden Römer ſchleppten nun viele Gefangene in ein abgelegenes Gebüſch, wo ſie den Unglücklichen die Bäuche aufſchnitten und die Mägen durchſuchten; bei einigen dieſer Schlachtopfer fanden ſie auch wirklich das Geſuchte. Während dies vorging, ließ Titus einige Juden geißeln, Andern die Hände abhauen. Dieſe ſchickte er dann in die Stadt zurück mit dem Befehle, den Häuptern der Wahnſinnigen zu melden, ſie möchten endlich der Stimme der Vernunft Gehör geben, von ihrem tollen Beginnen abſtehen und ihn nicht zwingen zur gänzlichen Zerſtörung der Stadt zu ſchreiten, die er ihnen und der Nachwelt zu erhalten wünſche.

Als die zurückkommenden Verſtümmelten den wuthſchnaubenden und ſiegesſtolzen Uebermüthigen dieſe Nachricht brachten, führten die Häuptlinge ihre trunkenen Herden auf die noch unverletzte innere Mauer, von welcher ſie den Feldherrn und ſein Heer in wildem Geſchrei mit Schimpf und Läſterung überhäuften.

Titus ertheilte nun den Befehl, eine Mauer rings um die ganze Stadt aufzuführen und ſie einzuſchließen. Der Wetteifer aller Legionen war ſo groß, daß nicht nur dieſes Werk binnen drei Tagen vollendet ſtand, ſondern auch dreizehn Thürme ſich an der Mauer erhoben.

So ward nun jede Hoffnung einer Rettung vernichtet. Vergebens ſtanden die warnenden Kreuze außer der Stadt; vergebens waren die Plätze vor dem Lager mit den Leichenhügeln der Juden bedeckt. Die Häuptlinge, keine Gnade hoffend, wollten nur mit der Stadt ſelbſt untergehen. Sie wagten noch einen wüthenden Ausfall und wurden mit ungeheurem Verluſt zurückgeſchlagen. Aus vielen Wunden blutend, erreichten Simon, Eleazar und Johann die Stadt; nur Ahasver, — ſo wollte es der auf ihm laſtende Fluch, — blieb unverletzt. Ein ſchwerer Stein warf ihn zu Boden; er ſprang auf, als hätte ihn ein Sandkorn getroffen. Ein brennender Pfeil erreichte ihn; der graue Mantel ward ein Raub des Feuers, der Leib blieb unverſehrt. Bald verbreitete ſich im römiſchen Lager die grau'nvolle Sage vom ewigen Juden, und Ahasver wurde den Soldaten ein Schreckbild, wie er es einſt in Rom war. Titus haßte ihn aber nicht, da alle Gefangene und Ueberläufer den Unglücklichen als Jeruſalems Wohlthäter ſchilderten.

In der eingeſchloſſenen Stadt wuchs nun das Elend der Hungersnoth mit jedem Tage. Die Gaſſen, ja ſelbſt die flachen Dächer der Häuſer, waren mit Sterbenden bedeckt, die ihr Leben an den Todten friſteten, die Stelle der Würmer vertretend. Viele nahmen ihre letzte Zuflucht zu dem Genuſſe der in Feuerfarbe glühenden Giftwurzel Baares, welche in einem, an der Nordſeite der Stadt liegenden Thale wuchs. Mancher ſtürzte leblos in die Grube, in welche er ſein Weib oder ſein Kind verſenken wollte. Mancher ſtellte ſich noch lebend in das ſelbſt ausgehöhlte Grab, um nicht unbegraben zu bleiben. Die ſchauerliche Stille, welche nächtlicher Weile in der Stadt herrſchte, wurde nur durch das Geraſſel und Gepolter der unerſättlichen Habgier der Räuber unterbrochen, welche die Häuſer erbrachen und die Leichen nackt auszogen. Wenn mancher dieſer, meiſtens trunkenen Unmenſchen an einem Verhungernden vorüberging, der ihn bat, ihn zu tödten, lachte er dem Jammernden grinſend in das Geſicht und ſtieß ſein Schwert dem daneben liegenden Todten in die Bruſt. Als die Zahl der Leichen ſich zu ſehr häufte, wurden ſie, mitunter auch manche noch halb Lebende, von der Mauer in die Felſenſchlünde hinabgeworfen, aus welchen dann die giftigen Dünſte der Verweſung aufſtiegen.

Dieſe gräßlichen Ereigniſſe ſteigerten die hartnäckige Erbitterung der Häuptlinge zur Wuth der Verzweiflung. Da aber Ahasver ihnen bei allen Mißhandlungen des Volkes und bei den unſinnigen Unternehmungen gegen die Römer ſtets warnend oder hindernd entgegen trat, ſo ſtimmte ihr gemeinſchaftlicher Haß gegen einen Vierten ſie zum erſten Male zu vollkommener Eintracht. Morden konnten ſie ihn nicht, das wußten ſie. Es galt alſo nur, ihn außer Wirkſamkeit zu ſetzen. Der Liſt der Hebräer gelang es, ein geeignetes Mittel zu finden.

Sie gaben ſich gegen Ahasver die Miene, von den Nachtheilen einer längern hartnäckigen Vertheidigung überzeugt und zur Uebergabe der Stadt unter guten Bedingungen vollkommen geneigt zu ſein. Ahasver wurde zu dieſem vergeblichen Zwecke zu einer Berathung im Innern des Tempels geladen.

Er glaubte den mit den heiligſten Schwüren ſpielenden Verräthern die feierliche Betheuerung ihres Wunſches zu einer friedlichen Unterhandlung; er übernahm ſogar, auf ihre dringende Bitte, das Amt des Vermittlers und erklärte ſich bereit, als Abgeordneter in das römiſche Lager zu gehen.

Die Berathung war geendet. In dem Augenblick, da Ahasver, von Eifer beſeelt, den Uebrigen voranſchritt und ſich der Pforte des Tempels näherte, ſtürzten zwei Marmorplatten des Fußbodens, zufolge einer beſondern Vorrichtung, in die Vertiefung, und Ahasver ſank in das unterirdiſche Gewölbe hinab, welches ein Grab des Lebenden werden ſollte. Er war kaum verſchwunden, ſo wurden andere Marmorplatten auf die Oeffnung gelegt und mit großen Steinen beſchwert. Die Verräther verließen nun mit Hohn und Jubelgeſchrei den Tempel, in welchem ſie zweihundert der Auserleſenſten ihrer Horden zur Bewachung des in Nacht Verſunkenen zurückließen. Sie wütheten nun grauſamer als je gegen das Volk und reizten durch hinterliſtige Ausfälle den Zorn der Feinde mehr als je. Das Uebel wurde aber nun auch ärger als je, da ihr wechſelſeitiges Mißtrauen und ihre Zwietracht den höchſten Grad dadurch erreichten, daß bei jedem Zwiſte Einer dem Andern drohte, den lebendig Begrabenen wieder in Freiheit zu ſetzen.

## XVIII.

## Die Kindesmörderin.

Ahasver, der einſt Gefürchtete, Verabſcheute, in dem man einen böſen Geiſt zu erblicken geglaubt hatte, erſchien jetzt den Bewohnern Jeruſalems — ſo weit war es gekommen, — als ihr Wohlthäter, ihr Retter. Sein plötzliches Verſchwinden erfüllte die Leidenden, deren Augen auf ihn allein gerichtet waren, mit Schrecken. Sie ſahen ſich nun erſt ganz verlaſſen und hoffnungslos verloren.

Viele Tauſende waren, von den Lebenden beneidet, die Beute des Hungertodes geworden, und noch immer mehrte ſich das Elend, obſchon es den höchſten Grad bereits erſtiegen zu haben ſchien, mit jedem Tage. Aus Kloaken und faulem Dünger wurden ekelhafte Nahrungsmittel gezogen, dürres Heu und altes Leder mit Gold aufgewogen. Schaaren, vom Hunger zur Wuth geſtachelt, ſchlotterten und taumelten auf den Straßen umher, lechzend, mit weit geöffnetem Munde gleich tollen Hunden. Verwandte und Herzensfreunde kämpften mit einander um Dinge, deren

Genuß die Thiere verſchmähten. Selbſt die Römer ſchauderten vor den Jammerſcenen, von welchen ſie hörten; nur die drei Häuptlinge blieben ungerührt, ohne Mitleid, ohne ein menſchliches Gefühl, verblendet von dem unvermeidlichen Schickſal, welches über der unglücklichen Stadt ſchwebte. Das Gräßlichſte ſollte noch geſchehen.

In Jeruſalem lebte eine Tochter Eleazars, von ihm verſtoßen, weil ſie, die Witwe eines ſehr reichen Mannes, ſich geweigert hatte, dem Vater zu ſeinen Frevelthaten ihr beträchtliches Vermögen preiszugeben, mit welchem ſie die Armen und Nothleidenden unterſtützte. Eleazar, ohne Vater- und Menſchengefühl, raubte der Tochter endlich mit Gewalt Alles, was ſie beſaß. Maria ſchmachtete nun, gleich der Hülfloſeſten des Volkes, im tiefſten Elend. Ihr war von allen ihren Schätzen nichts geblieben als ein — Säugling, der an der vertrockneten Mutterbruſt hinwelkte. Sie ſah jetzt nur ihren eigenen und des Kindes nahen Tod in allen ſeinen Schreckniſſen vor ihren Augen. Furchtbare Verzweiflung ergriff die Unglückliche, raubte der, zu wilder Tollheit Getriebenen die Mutterliebe und riß ſie zu einer That hin, vor welcher die Menſchheit ſchaudert.

Sie, die weder für ſich noch für den Säugling das geringſte Nahrungsmittel fand; ſie, der die Schmerzen des Hungers in Mark und Gebein wütheten; ſie, die der Anblick des Kindes zu glühenden Thränen hinreißen mußte, wenn ſie noch hätte weinen können; ſie, in ihrem Grimm raſend gegen die, ſie umgebenden Gräuel und den unmenſchlichen Vater, — ſie ſchritt jetzt, hager, todesbleich und ſtarren Blickes, über den mit Leichen bedeckten Platz, einem Geſpenſte gleich, dahin. Die ihr ähnliche Dienerin trug einen Topf, mit Waſſer gefüllt, und einige Scheiter Holz. Der Topf wurde auf die Erde geſtellt, ringsumher Feuer angezündet. Als das Waſſer ſiedend aufwallte, nahm Maria den Säugling von der Bruſt, die dem Wimmernden keinen Tropfen Nahrung geben konnte, hob ihn empor, ſtieß ihm ein Meſſer in den Leib und ſchleuderte ihn, einen gräßlichen Schrei ausſtoßend, in den ſiedenden Topf. Sie ſtürzte zu Boden, raffte ſich aber ſchnell wieder empor und rief mit kreiſchender, vor Anſtrengung in dumpfem Geheul erſtickender Stimme: „Unglückliches Kind! Wem ſollte ich dich erhalten? der verlängerten Qual des gräßlichen Hungertodes? der Knechtſchaft der Römer? der Grauſamkeit unſerer Tyrannen? Mir, die dir das Unglück des Lebens gab, bleibt nichts übrig, als dir die Wohlthat des Todes zu geben, und du, den ich mit dem letzten Tropfen dieſer Bruſt genährt habe, ſollſt nun der Verzweifelnden die letzte Nahrung ſpenden. Stille mir die Wuth des Hungers, — dann folg' ich dir, Glücklicher, in den Tod!“

Indem ſie alſo ſprach, näherten ſich einige Halbverhungerte. Als ſie den qualmenden Topf erblickten, und in demſelben eine Speiſe witterten, wollten ſie hinſtürzen, um ſich deſſen zu bemächtigen; ſie wurden aber mit kräftigen Händen zurückgeriſſen von einer herbeieilenden Räuberſchaar. Aus ihrer Mitte trat Eleazar hervor. Er befahl Marien, in deren Grabesgeſtalt er die einſt blühendſchöne

Tochter nicht mehr erkannte, die Speiſe aus dem Topfe zu nehmen und ſie ihm und den Seinigen zu überlaſſen. Maria heftete einen durchbohrenden Blick auf Eleazar; dann hob ſie ſchweigend das Kind aus dem Topfe, hielt es ihm vor die Augen und rief: „Sieh hier das Kind Deines Kindes! Ich, Maria — Dein Kind — habe Deinen Enkel ermordet. Dieſes Kind ward von Allem, was ich beſaß, das Einzige, was Deine Unmenſchlichkeit mir übrig ließ. Raube mir auch das Letzte und beſchleunige den Fluch, der Dich treffen muß! Schwelge mit Deinen Henkersknechten! Labe Dich an dem todten Kinde der ſterbenden Mutter! Was ich aus Verzweiflung begann, das vollende Deine Grauſamkeit!“

Sie reichte Eleazar die Kindes-Leiche hin. Er ſtand erſtarrend, keines Wortes mächtig, vor dem ſchrecklichen Anblick des todten Säuglings und der ſterbenden Mutter. Sein borſtiges Haar ſträubte ſich; die glotzenden Augen drängten ſich aus ihren Höhlen und die verwilderten Geſichtszüge wurden ein Teufelsbild der ſchrecklichſten Häßlichkeit; ſelbſt ſeine Herde, von eiſigem Schauer durchbebt, trat ſcheu zurück.

Eleazar ſtreckte den rechten Arm abwehrend vor ſich. Als er endlich eine Bewegung machte, um zu fliehen, ergriff Maria ſeinen Mantel und ſchrie, ihn feſthaltend: „Nicht ich, habe den Säugling getödtet; Du, der die Mutter zur Verzweiflung trieb, Du haſt ihn gemordet! Des Kindes Tod und der Mutter Frevel, der Mord und die Qualen von Tauſenden — ſie ſeien der rächende Fluch, der Dich verfolgt bis zum letzten Hauche Deines Lebens! Und wie ich zerreiße dieſe Glieder, ſo zerreiße das Entſetzen Deiner Verbrechen Deine Seele! Und wie ich verzehre dieſe Leiche, ſo verzehre Feuer und Schwert Dich und Jeruſalem!“

Sie ſtürzte heulend zur Erde, todt auf das todte Kind. Eleazar wurde, betäubt und beſinnungslos, von den Seinigen weggeführt.

Als die Nachricht dieſer Gräuelthat in das Lager der Römer gelangte, entflammte ſie ihren Haß gegen die Juden zur Wuth; Titus aber erhob ſeine Rechte und ſein Haupt zum Himmel, und ſprach: „Nicht mich treffe die Schuld ſolchen Frevels! Ich habe ihnen den Frieden und die Erlaubniß, nach ihren Geſetzen zu leben, angeboten; ſie haben meinen Antrag mit Trotz und Hohn verworfen. Sie haben ſtatt des Friedens den hoffnungsloſen Kampf der unverſöhnlichen Zwietracht, ſtatt des Stilllebens unter milder Obmacht, Schmach und Elend gewählt. Die Böſen haben gegen die Beſſeren grauſamer gewüthet als ein Feind es vermochte. Nicht länger darf das Licht der Sonne eine Stadt erleuchten, die der Schauplatz ſo zahlloſer, unerhörter Verbrechen iſt! Unter Jeruſalems Trümmern werde die Schmach ihrer Einwohner begraben!“

## XIX.

## Die Zerſtörung.

Eine finſtere Nacht machte den Römern Jeruſalem, den Juden das römiſche Lager unſichtbar. Titus gründete darauf einen kühnen Plan. Gegen Mitternacht, als die Häuptlinge, keinen feindlichen Angriff vermuthend, mitten unter den Darbenden, Sterbenden und Todten, bei einem Feſtgelage ſchwelgten, rückte eine römiſche Legion, leiſe und behutſam, gegen die Stadt und überſtieg in tiefſter Stille die Trümmer der Mauern. Als ſie dieſe beſetzt hatte und bis zur Burg Antonia vorgedrungen war, ließ ſie plötzlich von allen Seiten das wilde Geſchmetter der Tuba erſchallen. Vom Schrecken ergriffen, ſprangen die Schwelger vom Zechgelage, die Schläfer von ihren Lagern empor und eilten den Feinden entgegen, während Titus, als er jenes Zeichen vernommen, mit dem Kern ſeiner Krieger im Sturmſchritt anrückte. Als er auf dem Platze vor der Burg anlangte, hatte der Kampf bereits begonnen, indem ein Häuptling nach dem andern mit den Tapferſten ſeiner Schaaren wuthentbrannt herbeiſtürzte. Ein heftiges Gefecht, Mann gegen Mann, brach los wie ein tobender Nachtſturm. Pfeil und Wurfſpieß waren der dichtgedrängten Menge unnütz; nur der Kampf mit dem Schwerte war möglich. Die dichte Finſterniß ließ kaum Freund und Feind einander erkennen; das dichte Gewühl hatte Alle in einen Knäuel zuſammen gedrängt. Man hörte nur Schwertgeklirre, verworrenes Geſchrei, Panzergeraſſel, Fluchen, Fallen, Röcheln, Heulen. Unordnung und Verwirrung herrſchte unter den Kämpfenden, denen der bald vorwärts, bald rückwärts drängende Klumpen weder Flucht noch Verfolgung geſtattete, da den Streitenden kein Zwiſchenraum gelaſſen war. Beiden Parteien blieb, auf Leichenhügeln ſtehend, nichts übrig, als tödten oder getödtet werden, wobei Viele unerkannt ſelbſt von Freundeshand fielen. So wollte es die Nacht! Beim Grauen der Morgendämmerung bildeten die Römer einen Phalanx. Es gelang ihnen, die Maſſe der Hebräer zu zerſprengen und den vollen Sieg zu erringen.

Als dieſe nun die Flucht ergriffen, beſetzte Titus die Burg Antonia, feſt entſchloſſen, am folgenden Tage den Tempel mit geſammter Heeresmacht zu ſtürmen. Er ließ ſogleich die Burg zerſtören und Dämme aufführen, um ſich einen breiten Weg zum Tempel zu bahnen. Als die Juden die Unmöglichkeit ſahen, dieſes zu hindern, ergriffen ſie in wahnſinnigem Ungeſtüm das letzte Verzweiflungsmittel; ſie ſetzten mit eigenen Händen den Tempel und das entweihte Heiligthum in Brand, und warfen ſich den vorrückenden Legionen entgegen. So wurde denn noch im Bezirke des Tempels, während die Flammen hoch aufloderten, mit Erbitterung gekämpft.

Als Titus erfuhr, welchen großen Verluſt ſeine Legionen erlitten hatten und wie die Juden ſelbſt mit der Zerſtörung des Tempels den Anfang machten, ließ er an die Thore des innern Hofes Feuer legen. Die Flammen loderten den ganzen Tag und die darauf folgende Nacht hindurch, bis Titus ſelbſt das Feuer zu löſchen befahl, um einen beſſern Zugang zu dem Innern des Gebäudes zu gewinnen. Als die römiſchen Soldaten dieſen Theil, nach zwei zurückgeſchlagenen Angriffen der Juden erreicht hatten, überließen ſie ſich der zügelloſeſten Wuth des Haſſes und der Habſucht. Titus ſelbſt vermochte es nicht, den Ungeſtüm zu hemmen; weder Befehl noch Androhung der Strafen wurde geachtet. Sie ſchleuderten Feuerbrände in das Heiligthum. Die Leichen der Vertheidiger lagen am Altare; ihr Blut floß über die Stufen. Das ringsumher ſchimmernde Gold und Silber, die Koſtbarkeiten der Schatzkammer, die Geſchenke von ſo vielen Königen und Städten, die unermeßlichen, von Eingebornen und Fremden hier niedergelegten Geldſummen, — ſie wurden die Beute der plündernden Soldaten, die ihr Leben wagten, um ihren Raub mitten aus den Flammen zu reißen, deren Raub Viele ſelbſt wurden. Tauſende der Juden, Weiber und Kinder, die ſich theils auf den äußerſten der gewölbten Säulengänge, theils auf eine nahe ſtehende Scheidemauer geflüchtet hatten, wurden vom Feuer verzehrt oder vom Rauchqualm erſtickt. Die Uebrigen ſtürzten ſich ſelbſt in die Glut.

Als die Feuersbrunſt das Werk der Zerſtörung vollendet hatte, erſchell der Siegesruf der römiſchen Tuba, und die Legionen pflanzten ihre Adler und Fahnen auf die Brandſtätte. Dies geſchah am achten Tage des Septembermonats, im zweiten Jahre der Regierung des römiſchen Kaiſers Veſpaſianus, dem Vater des ſiegreichen Titus *).

Als dieſer nun von der Höhe des Tempelgebäudes die Stadt in ihrem weiten Umkreiſe, die Feſtigkeit der Mauern und die Maſſen der ſie umgebenden ſteilen Felſen überſchaute, rief er: „Jeruſalem! Dein Fall war die Fügung einer höheren Macht! Nicht mir, — deinen Laſtern und der heimiſchen Zwietracht mußteſt du erliegen. Was hätten ſonſt meine Waffen, meine Kriegsmaſchinen gegen dieſe Wälle, dieſe Thürme vermocht? Jeruſalem! kaum noch der Stolz der Gegenwart, erſcheineſt du nun kommenden Jahrhunderten als ein ſchauderhaftes Denkmal der Strafgerichte Gottes, deren Vollſtrecker ich bin! O Vergänglichkeit irdiſcher Pracht und Herrlichkeit!“

Titus ließ nun die noch übrigen Mauern und Gebäude der Stadt ſchleifen und dem Erdboden gleich machen. Nur die drei höchſten und ſtärkſten Thürme blieben unverletzt, um der zurückgelaſſenen zehnten Legion zum Lager, der Nachwelt aber als Denkmal ſeines Sieges zu dienen.

Als dieſes traurige Werk der Zerſtörung vollbracht war, gab ſich Titus dem ſchönen Gefühl der Menſchlichkeit hin. Er ſchenkte den Gefangenen, deren Zahl während des ganzen Krieges auf ſieben und neunzigtauſend angegeben wird, das Leben und vertheilte ſie zu verſchiedenartigen Arbeiten in verſchiedene Länder; Viele erhielten ſogar ein noch höheres Geſchenk: „Die Freiheit.“

---

*) Im Jahre 824 nach Roms Erbauung, nach Chriſti Geburt 71.

# XX.

## Der Menſchenfreund.

Auf der weiten, mit Schutt und Trümmern bedeckten Fläche, auf welcher der Tempel in ſeiner Herrlichkeit geſtanden war, hielt Titus nun Heerſchau über die aus Jeruſalem abziehenden Legionen. Plötzlich erſcholl ein dumpfer Knall, dem ein lautes Gepolter folgte; der Grund bebte; das Erdreich ſtürzte in die Tiefe hinab, und es öffnete ſich ein weiter Schlund. Schrecken ergriff die Muthigſten, denn es war nicht zu zweifeln, daß hier entweder eine unterirdiſche Erdhöhlung einen plötzlichen Einſturz der ganzen Fläche drohe, oder daß ſonſt irgend eine arge Liſt der Juden obwalte.

Aus dem Schlunde ſtieg eine wunderbare, allgemeines Staunen erregende Geſtalt empor, gehüllt in ein weißes Gewand, darüber ein Purpurmantel mit einer von Edelſteinen ſchimmernden Agraffe und eine goldene Königskrone auf dem Haupte. Als die Römer den erſten Schrecken bemeiſtert hatten, trat ein Centurio der ſonderbaren Erſcheinung entgegen, und rief ihr zu: „Glänzendes Ungethüm! Wer biſt Du? Was führt Dich hierher?“

Die Geſtalt ſchüttelte drohend das Haupt, und ſchritt ſchweigend dahin. Einige Soldaten ſprangen aus den Reihen und ſtellten ſich dem geheimnißvollen Weſen in den Weg. Mehre folgten dem Beiſpiele der Muthigen, und plötzlich erſcholl der vielſtimmige Ruf: „Simon, der Zauberer! Simon, der Häuptling der Räuberbande!“

Der Erkannte wurde ergriffen und zu dem erhabenen Fußgeſtelle hingeführt, auf welchem Titus ſtand.

Was ſich hier zutrug, geſchah auf folgende Weiſe: „Eleazar, an der Rettung Jeruſalems verzweifelnd und durch den Anblick der Tochter und Kindesmörderin im Innerſten erſchüttert, hatte ſich in einem Anfalle von raſendem Wahnſinn von der Zinne des Tempels auf die Felswände hinab geſtürzt. Der zerſchmetterte Leichnam lag unerkennbar auf dem blutbefleckten Geſtein. Simon und Johann, auf keine Verzeihung vom erzürnten Sieger hoffend, hatten beſchloſſen, ſich gemeinſchaftlich durch die Flucht zu retten. Zur Ausführung des Planes wurde eine Schaar der verwegenſten und ſchlaueſten ihrer Anhänger gewählt. Einige derſelben trugen Lebensmittel, Fackeln und Kiſten mit geraubtem Gelde; Andere waren mit Brecheiſen und ähnlichen, den Steinmetzen eigenen Werkzeugen verſehen. So ausgerüſtet, ſtiegen ſie von oben in eine tiefe Höhle hinab und gingen, ſo weit der unterirdiſche Weg es geſtattete, immer weiter fort. Als Geſtein und feſtes Erdreich ihnen das Vordringen hemmte, öffneten ſie ſich Bahn mit den Brechwerkzeugen, in der Hoffnung, wieder aufwärts zu ſteigen und nach einer zurückgelegten langen Strecke an einem entfernten ſichern Ort außerhalb der Stadt an das Tageslicht zu kommen. Sie fanden ſich aber bald in ihrer Hoffnung auf eine fürchterliche Weiſe getäuſcht. Das höchſt mühſame Zerbrechen vieler Felsſtücke und das Wegräumen des herabſtürzenden Steingerölls erſchwerte die Arbeit und das Vordringen auf dem unwegſamen Boden ſo ſehr, daß ſie erſt eine kleine Strecke zurückgelegt hatten, als ſchon die Stärkſten ihre Kräfte ſchwinden fühlten und der größte Theil der mitgebrachten Lebensmittel aufgezehrt war. Die Genoſſen wurden von bitterm Unmuth ergriffen. Sie überhäuften die beiden Anführer mit Vorwürfen, ſtießen wilde Drohungen aus, und forderten den Eintritt in die Oberwelt, indem ſie, wenn das Schickſal ihren Tod beſchloſſen habe, lieber am Tageslicht als in dieſen dumpfen nächtlichen Klüften ſterben wollten. Den beiden Häuptlingen blieb nichts übrig, als dem ungeſtümen Verlangen der Menge, die ihnen den Gehorſam aufkündete, nachzugeben. Johann verſchloß ſeinen innern Grimm über die Verwegenen in finſteres Schweigen: der Hunger, die dumpfe Luft und eine ſchmerzliche Wunde hatten den Entkräfteten ſo herabgeſtimmt, daß er auf oder unter der Erde nur ein böſes Schickſal erwartete, dem er mit blödem Stumpfſinn entgegen ging; dagegen behielt Simon ſeinen heitern Muth, in der feſten Ueberzeugung, daß ihm in jedem Falle noch ein glänzendes Loos beſtimmt ſei. Der ſchlaue Betrüger hatte den Prunk einer königlichen Kleidung gewählt, theils um ſeinem Gefolge auch durch ſein Aeußeres Ehrfurcht einzuflößen, theils um auf der Oberwelt den Einwohnern des Ortes, welchen ſie zuerſt betreten würden, als ein höheres Weſen zu erſcheinen und ſich dann durch ſeine magiſchen Künſte der Oberherrſchaft zu bemächtigen. Simon gab ſich alſo die Miene, als ſei es ſein eigener Wille, den Weg unter der Erde nicht länger fortzuſetzen. Er nahm die Stellung eines von plötzlicher Begeiſterung Ergriffenen an und befahl dem Gefolge mit den Worten: „Wir ſind am Ziele! die Stimme des Teraphim ſagt es mir," ſich empor zu arbeiten. Das Jubelgeſchrei der wilden Gefährten prallte von den Felswänden dumpf zurück. Sie boten nun alle Kräfte auf und binnen wenigen Stunden war eine weite Oeffnung gegraben; das Sonnenlicht erhellte das Nachtdunkel der Schlucht. Nun aber befiel Alle ein geheimes Grau'n. Keiner wollte der Erſte ſein, der den Fuß in die unbekannte Gegend der Oberwelt ſetzte. Simon ging ihnen mit dem Beiſpiele ſeines unerſchütterlichen Muthes voran; aber wie groß war ſein Erſtaunen, als er den Ort erkannte, wo der Tempel geſtanden war, und die hier aufgeſtellte Legion und den Sieger Titus ſah! Einen Augenblick vom Entſetzen gelähmt, gewann der Kühne bald die volle Beſonnenheit und er faßte ſogleich den Entſchluß, durch ſeine ſonderbare Erſcheinung und durch den Glanz ſeiner Kleidung die Römer zu blenden; die Täuſchung war aber von ſehr kurzer Dauer. Johann, der dem Simon folgen wollte, wurde bei dem unerwarteten Anblick von einem ſolchen Schrecken ergriffen, daß er, ſchwach und leidend wie er ſchon war, zurückſtürzte und in der Tiefe ſein Grab fand. Die Uebrigen, welche haſtig herauf ſtiegen, ſetzte die Gegenwart der Römer in ſolche Furcht, daß ſie die mit Geld und Kleinodien gefüllten Kiſten von ſich warfen und die Flucht ergriffen, auf welcher ſie jedoch von den Soldaten ſchnell eingeholt wurden. Den Betrüger und Räuber Simon verurtheilte Titus zum Tode. Er wurde an einen abgelegenen Ort geführt, entkleidet, mit Stricken gebunden, gegeißelt und mit dem Beile enthauptet. Alle Qualen des Todes hatten es nicht vermocht, dem Unholde einen Schmerzenslaut zu entreißen.

Als während der Hinrichtung die Kiſten geöffnet wurden, welche Simon aus dem Heiligthum des Tempels geraubt hatte, geriethen die Römer, beim Anblick der im Sonnenglanz aufblitzenden Menge von Gold und Edelſteinen, auf die Vermuthung, daß hier noch mehr Schätze verborgen ſeien. Die Oeffnung, aus welcher Simon mit ſeiner Horde heraufgeſtiegen war, wurde erweitert. Nach langem Untergraben ſtürzte ein Theil des, mit den Trümmern von Mauern und Säulen bedeckten Bodens ein, und es zeigten ſich die gewölbten unterirdiſchen Gänge, über welchen das Heiligthum und der Altar erbaut waren. In einer dieſer Hallen befand ſich ein Grabmal von weißem Marmor. Einige Trümmer, welche auf dasſelbe hinabſtürzten, zerſchlugen den obern Theil des Monuments. Sichtbar wurde die mumienartige, von dem fallenden Geſtein ſehr beſchädigte Leiche Helenens.

In der Nähe des Grabmals erhob ſich eine grau'nhafte Geſtalt, und es erſcholl der vielſtimmige Ruf: „Ahasver!" Tiefes Schweigen folgte dem Getöſe des Schreckens und Erſtaunens. Die Legions-Soldaten, ſo wie ihre Führer bis zum Feldherrn hinauf, hefteten ihre Blicke auf den unheimlichen Gaſt, den ſein Vergehen und ſeine Schickſale durch lange Reihen der Jahre zum Gegenſtande der allgemeinen Aufmerkſamkeit gemacht hatten. Ahasver ſtieg aus der Tiefe herauf, wie ein ruheloſer Geiſt aus dem Grabe. Die rieſige Geſtalt, das von dem verwilderten rothen Haare umdüſterte Angeſicht, die verzerrten Mienen, und die rollenden Feueraugen erfüllten Jeden, der ihn erblickte, mit banger Scheu; als er aber empor geklommen war, und bewegungslos vor ſich hinſtarrend, am Rande des geborſtenen Abgrundes ſtand, verlor ſich der Ingrimm, welcher ſein Antlitz entſtellte, allmälig in Trauer und Wehmuth. Die ringsumher liegenden Steinmaſſen der geſtürzten Mauern der Burg, und die Ruinen des zerſtörten Tempels verkundeten ihm nur zu ſchnell, zu deutlich, Jeruſalems Schmach und Fall. Thränen ſtürzten aus ſeinen Augen; er ſank auf die Knie und ſprach: „Jehova! Du haſt verworfen den Unwürdigen, der von Sehnſucht brannte, der Retter des entarteten Volkes Israel und der heiligen Stadt zu werden gegen die Uebermacht ſeiner Feinde. Jehova! Du haſt dem zu mehr als Todesſtrafe Verurtheilten, Du haſt dem, vom Fluch der Lebenslaſt Verdammten nicht geſtattet, auf dem blutgedüngten Boden ſeiner unglücklichen Heimat das Ziel raſtloſer Wanderung, ein friedliches Grab, zu finden. Jehova! Dein Wille geſchehe! Auf Deinen Wink ſteigt der Tag aus dem Schooße der Nacht, das Böſe wandelt ſich zum Heil der Menſchen in Gutes, und ein ewiges Leben erwacht aus dem Grabe."

Der Bruſt, auf welcher eine Welt von Schmerzen laſtete, verſagte ſich die Stimme. Nach einem langen Kampfe, der Ahasvers Innerſtes, wie ein Sturm das

Meer, durchwühlte, ſtreckte er den rechten Arm aus und rief mit dumpfem, herzzerreißenden Ton: „Und ſo ſind denn erfüllt die Worte des Gekreuzigten: „Jeruſalem! Deine Feinde werden dich ſchleifen und kein Stein wird auf dem andern bleiben!“

Als Ahasver dieſe, ſelbſt in den Herzen der Feinde Schauer und Mitgefühl erweckenden Worte geſprochen hatte, erhob er ſich von ſeinen Knien und ſchritt feierlich an den Reihen der Krieger vorüber. Vor dem Feldherrn ſtille ſtehend, beugte er ſein Haupt und ſprach: „Aus der Tiefe, in welche meine Feinde, die Tyrannen des Volkes von Jeruſalem, mich geſtürzt haben, um den Lebenden zu begraben, trete ich, o Herr! vor Dein Antlitz. Ich ſollte, ſo war es der Wille des Richters über Leben und Tod — nicht thatlos verſchmachten im Schlunde ewiger Nacht, die Sonne des Himmels mußte wieder ihre Strahlen ſenken auf mein Haupt, um mich entgegen zu führen neuen Qualen. Ich gehorche und dulde. In Deine Hände, ſiegreicher Fürſt der Römer! legt der ruheloſe Wanderer ſein Schickſal. Zürnen kannſt Du mir nicht, denn ich habe mein Vaterland ſo vertheidigt, wie die Pflicht es dem rechtlichen Bürger gebietet. Tödten kannſt Du mich nicht, denn der Wille eines Höheren zwingt mich ſo lange zu leben, bis Er wiederkehrt. O, daß Du mich zerſtören könnteſt, wie dieſes Jeruſalem, das noch in Schönheit und Herrlichkeit prangte, als meine Feinde mich in die Tiefe ſtürzten, und welches ich, aus meinem Grabe erſtehend, in Schutt und Trümmer verſunken, wieder finde! Erbe der Weltherrſchaft! Kehre zurück in Dein Rom, voll von Siegen und Laſtern! Beſteige den Thron, um nicht nur der Erſte, ſondern auch der Beſte zu ſein unter den Millionen, die Dir gehorchen! Sei ihnen Vorbild der Nachahmung! Mache die Sclaven frei, die Freien gut, die Guten glücklich! Zertritt die Giftſchlange Schmeichelei! Ehre die Stimme der Wahrheit, ſie rufe zu Dir aus dem Palaſt oder aus der Hütte! Um der mächtigſte aller Herrſcher zu ſein, beherrſche Dich ſelbſt, und bleibe würdig durch Geiſt und Herz, daß, gleich der dankbaren Gegenwart, auch die gerechte Nachwelt Dich die Freude und den Stolz der Menſchheit nenne, wie ſie jeden Herrſcher ſollte nennen können!"

Ihm erwiederte Titus tief gerührt:

„Ich beklage Jeruſalem. Ich, der Vollzieher des Strafgerichtes, welches ein Gott verhängte, will nicht mehren die Leiden Deines unglücklichen Volkes. Chriſt und Jude erfreue ſich von mir der Wohlthat, die er als Menſch verdient! — Ich beklage Dich! Sei frei! übe Gutes! ſühne Dein Schickſal, löſe den Fluch, den Du auf Dich geladen! ſei Menſch unter Menſchen und finde wieder das höchſte Kleinod dieſes Lebens: die verlorene Ruhe und das Glück der Menſchenliebe!"

Ahasver ſtürzte zu den Füßen des hochgeſinnten edlen Fürſten. Nachdem er mit dem Haupte den Boden berührt hatte, erhob er ſich wieder und ſprach:

„O Du, der ſelbſt da beglücken will, wo er zerſtören mußte! Gönne mir zu dem Geſchenke der gewährten Freiheit, Dein Werk krönend, auch das Leben und die

Freiheit Derjenigen, die, ſchuldlos an den Freveln der Tyrannen und ihrer wilden Horden, bittere Schmach und zahlloſe Leiden erdulden mußten! Geſtatte mir, ſie von der Brandſtätte wegzuführen und für ihre ungefährdete Anſiedlung in einem Thale des Friedens unter Deinem Schutze ſorgen zu dürfen!“

Titus erwiederte: „Wähle, und möge die That Dir Segen bringen! Mein Lager reiche euch Lebensmittel!“

## XXI.

## Das Thal des Friedens.

Ahasver eilte nun, gleich einer Mutterhenne, die ihre Brut zuſammenruft, durch alle Theile der Stadt. Die, ihrer Habe Beraubten, alle Leidenden, alle Hungernden, ſelbſt die dem Tode Nahen, empfingen ihn mit Jubel. Er, den ſie als ihren Wohlthäter beweint hatten, er, in dem ſie die letzte Stütze ſahen, von welcher ſie noch Rettung hoffen konnten, erſchien ihnen nun als ein Bote des Himmels.

Viele der Unglücklichen, troſtlos auf der Straße liegend, erhoben ſich und ſtreckten ihm die Hände entgegen; Viele, den Leichen ähnlich, ſchwankten aus zerfallenen Häuſern und hinter den Trümmern der zerſtörten Mauern hervor, küßten ſeine Hände und umklammerten ſeine Füße.

Ahasver, dem ſich nun der erſchütternde Vergleich zwiſchen dem Nachtſtücke ſeines frühern Lebens und dem in

Mitte des Elends vor ihm liegenden ſonnenhellen Paradieſe, zwiſchen den Freveln des zerſtörenden Menſchenhaſſes und den Freuden der beglückenden Nächſtenliebe aufdrang, vergoß Thränen der bitterſten Reue über die ſchaudervolle Vergangenheit, während das beſeligende Gefühl, Gutes zu thun, ihn über ſich ſelbſt erhob. Er eilte nun auch zu den Gefängniſſen, in welche, wie er wußte, die Grauſamkeit der Tyrannen des Volkes ſo viele Schlachtopfer geworfen hatte. Er öffnete mit ſtarker Hand die Thore der Kerkerſchlünde. Als nun die langentbehrten Sonnenſtrahlen wieder, erwärmend und erfreuend, auf die Häupter der lebendig Begrabenen fielen, als die Beingerippe, keuchend und taumelnd, aus dem Bereiche des Todes in das freundliche Leben traten und erfuhren, wem ſie ihre Rettung verdankten, und, kraftlos wie ſie waren, ihren Segensruf nur durch ein ſchwaches Wimmern auszudrücken vermochten, — da fühlte ſich Ahasver von einem Entzücken ergriffen, deſſen Gewalt ihn zu Boden warf.

Als er ſich wieder erhoben hatte, kamen viele Wägen, welche die von Titus geſendeten Lebensmittel brachten. Ahasver ſpendete einen Theil derſelben den Unglücklichen, welche von allen Seiten herbeiſtrömten. Als die Hungernden geſättigt, die Todesmatten geſtärkt waren, bat er Diejenigen, denen ihre Kräfte es geſtatteten, ihm zu folgen. Nur jene wenigen Krüppel, die kaum ein Glied zu bewegen vermochten, blieben wehklagend zurück; alle Uebrigen folgten ihm.

Ahasver ſchlug den Weg nach jenem Hauſe ein, vor welchem der Stein lag, den ſein Herz von Stein einſt Dem, der auf dem Wege des Todes das Kreuz trug, an dem er ſterben ſollte, zur letzten Raſt verſagt hatte. Ahasver hatte es nicht gewagt, dieſe Gegend, ſeitdem er ſich nun in Jeruſalem befand, zu betreten. Zerknirſchung und ein zermalmender, aber nicht troſtlos verzweifelnder Schmerz führten ihn jetzt dahin.

Das Haus war eine Ruine. Vor dem Hauſe lag noch jener verhängnißvolle Stein, das Sinnbild des Herzens von Stein. Ahasver fuhr bei dieſem Anblick ſchaudernd zurück. Seine Glieder bebten und das einſt ſtarre Herz ſtürmte mit heftigen Schlägen an die athemloſe Bruſt. Er warf ſich zur Erde und ſenkte das Haupt auf den Stein; endlich erhob er ſich auf die Knie und ſprach: „Dein eigener Feind, des Menſchen Feind, wirſt du ohne Ruh' und ohne Raſt wandern auf Erden; haſſend und verhaßt wirſt du wandern durch das Leben, bis Ich wiederkehre und das Licht des Ewigen erleuchten wird die Nacht deines Daſeins!“ — So erſchollen jene Worte, die mit Flammenzügen in meiner Seele brennen. Gott des Erbarmens und der Gnade! Erhöre mein Flehen! Löſe den Fluch, den ich ſelbſt herab rief auf mein Haupt! Hier, auf dieſer Stelle, die mein Verbrechen ſah, laſſe mich Gnade finden, Ruhe im Grab!“

Indem Ahasver dieſes Gebet aus zerknirſchtem Herzen ſprach, waren Alle, die ihm folgten, auf die Knie geſunken, und ihr Gebet ſtieg mit dem ſeinigen zum Himmel empor. Er trat nun die freudigſte Wanderung ſeines Lebens an, — die Wanderung nach dem Thale Siloe, wohin ſeine Schützlinge ihm folgen ſollten, am Eingange desſelben ſeiner harrend.

Die glücklichen Bewohner dieſes Friedens-Aſyls hatten kaum einen ſchwachen Wiederhall von dem donnerähnlichen Getöſe der Belagerungsgeſchütze und der ſtürzenden Mauern Jeruſalems vernommen. Die Kunde der Zerſtörung war noch nicht zu ihnen gelangt.

Die Abendröthe goß ihr mildes Licht auf den Hain der Palmen und Olivenbäume, welcher das Thal Siloe wie eine Schutzmauer umgab. Tiefe Stille wiegte ſich auf den Wipfeln, und leiſe verſchmolz in den Blättergeſäuſel das Schlaflied der Vögel, die auf den Zweigen ihr nie geſtörtes Nachtlager ſuchten.

Auch in Ahasvers Bruſt waltete der Abglanz dieſer feierlichen Abendruhe, in welcher eine ſtille Wehmuth mit der beſeligenden Sehnſucht verſchmolz, ſeine Schuld zu ſühnen und mit Gott, den Menſchen und ſich ſelbſt verſöhnt zu werden.

Als er das Thal betrat, hatte ſich ſchon ein tiefes Dunkel über dasſelbe verbreitet. Den halben Mond umgab ein Kranz von Wolken, die, zuerſt von ihm erleuchtet, ihn allmälig überzogen und endlich ſo verdunkelten, daß nur ſelten ein kleiner Theil desſelben ſichtbar wurde. Die Minuten der hervorbrechenden Strahlen benützend, näherte ſich Ahasver den Hütten. Nirgend ein Lichtſtrahl, nirgend ein Laut! In Ahasvers Bruſt ſtieg nun plötzlich ein banger Zweifel empor, erzeugt durch den ſchmerzlichen Gedanken: „Wäre es möglich, daß ein böſes Schickſal wie ein verheerendes Gewitter auf dieſes Paradies ſchuldloſer Menſchen herabſtürzte? Hat einer der Tyrannen, hat Simon das Aſyl mit ſeinen Mörderſchaaren überfallen? Sind ſie, deren Schutz ich meine Pfleglinge anvertraute, Verräther geworden? Sind Römer in dieſes Heiligthum des Friedens eingedrungen? Unmöglich! Und doch — Alles wie ausgeſtorben! Keine Spur des Lebens! Können ſie ſich ſo ſorglos dem Schlafe hingeben, wo das Schickſal Jeruſalems auch ihnen Verderben droht?" — Sie, für deren Wohl Ahasver ſo ängſtlich beſorgt war, ruhten ſanft und ungefährdet im Arm des Schlafes, der ſie, wenn ihr Tagewerk vollbracht war, beim Anbruch der Nacht ſo freundlich empfing. Chriſten und Juden liebten ſich hier als gute Menſchen. Den vom Weltgetümmel Abgeſchiedenen war noch keine Kunde zugekommen von dem ſchrecklichen Schickſale, welches Jeruſalem betroffen hatte, aber die lange Abweſenheit ihres Wohlthäters erweckte in ihnen die Bekümmerniß, er habe ſeinen Sinn geändert oder ein böſer Zufall hindere die Erfüllung ſeines Verſprechens.

Ahasver, ſo groß auch ſeine Ungeduld war, Gewißheit über den Zuſtand der Thalbewohner zu erlangen, wagte es doch nicht, ihre Ruhe zu ſtören. Während er ſich dem Nachſinnen, zwiſchen Furcht und Hoffnung getheilt, überließ, war der ſchwache Schimmer des Mondes ganz verſchwunden. Dichte Wolken zogen von allen Seiten herauf. Windſtöße fuhren heulend über die Wipfel der Bäume. Blitze erfüllten das Thal mit ihrem wechſelnden Feuer, als

Vorboten der ihnen folgenden Donnerſchläge, die ſich mit langem Nachhalle in den Windungen und Schluchten der über einander gethürmten Felsmaſſen, mit dumpfem Gebrülle hinrollend, verloren. Praſſelnde Regengüſſe ſtürzten mit wildem Ungeſtüme zur Erde und durchſtrömten das Thal mit brauſenden Gießbächen.

Ahasver irrte in der tobenden Finſterniß mitten im Kampfe der Elemente umher, einen Schutzort ſuchend; er konnte nur dann, wenn ein feuriger Blitz die Nacht erhellte, einige ſichere Schritte thun, ohne in einen Waſſerſchwall zu verſinken, oder über entwurzelte Baumſtämme zu fallen. Endlich gelang es ihm, einen überhängenden Fels zu finden, deſſen Wölbung ihm ein ſchützendes Obdach gegen den Aufruhr der Natur gewährte.

Der Donner ſchwieg; die Blitze wurden ſchwächer und ſeltener. Die Regenwolken zertheilten und entfernten ſich. Das Sturmgeheul erſtarb, und die abwärts ſchießenden Gießbäche vereinigten ſich in der Tiefe, wo ſie einen See bildeten, deſſen wildes Flutengetümmel allmälig in Ruhe überging.

Das anbrechende Tageslicht zeigte am Himmel die raſtloſe Verwirrung der flüchtig umhereilenden Wolken, deren ſeltſame Geſtalten, von den erſten Sonnenſtrahlen mit dem reichſten Farbenwechſel geſchmückt, im gold'nen Meere des Morgenlichtes zerfloßen. Der blaue Himmel lächelte ſo freundlich, und die friſchgrünende Erde prangte ſo neuverjüngt, als wäre ſie aus dem Schooße der mildeſten Nacht zum fröhlichen Leben erwacht.

Die Bewohner des Thales traten aus den unbeſchädigten Hütten hervor, deren Zahl ſeit Ahasvers Abweſenheit ſich vermehrt hatte. Auf einer der höher gelegenen Wieſen verſammelte ſich die Chriſtengemeinde, auf einer andern die Schaar der Hebräer, welche Ahasver als bewaffnete Beſchützer zurückgelaſſen hatte. Dieſe Beiden, die ſich wie Brüder liebten, begingen nun, jedes auf ſeine Weiſe, die Morgenfeier. Die Chriſtengemeinde ließ kniend das Lied des andachtvollen Dankgebetes zum Himmel erſchallen.

Als der Geſang geendet war, trat Ahasver aus der Felſenwölbung hervor. Ein allgemeiner Jubelruf ſcholl ihm entgegen. Alle drängten ſich an ihn. Miriam und Javan warfen ſich an ſeine Bruſt. Er umfing mit einem Arm den Jüngling, mit dem andern das Mädchen. Als er Alle herzlich begrüßt hatte und der Freudenſturm ruhiger wurde, theilte er den glücklichen Unwiſſenden die Kunde von der Zerſtörung Jeruſalems mit und erzählte ihnen, welche Drangſale die unglückliche Stadt durch die Unmenſchlichkeit und Verſtocktheit ihrer laſterhaften Tyrannen erdulden mußte. Tiefer Schmerz ergriff die Theilnehmenden bei der Schilderung der furchtbaren Leiden der Unglücklichen. Dazu geſellten ſich die Beſorgniſſe vor dem, ihnen ſelbſt drohenden Schickſale. Tod und Sclaverei ſchwebte ihnen vor den Augen. Ahasver gab den Verzagenden die tröſtende Beruhigung, daß ihnen kein Haar gekrümmt werden ſollte, ja, daß der gütige Titus, ihnen Leben und Freiheit ſchenkend, geſtattet habe, in der Nähe von Rom eine Anſiedlung unter ſeinem Schutze zu gründen. So groß auch der

Schmerz war, das glückliche Thal des Friedens verlaſſen zu müſſen, ſo fühlten ſie ſich doch dadurch beruhigt, daß ſie zu Ahasver das kindliche Vertrauen hegten, er werde auch für ihre Zukunft väterlich ſorgen.

Durch Ahasver aufgemuntert, ordneten die Famiien ihr geringes Hab und Gut. Am nächſten Morgen nahmen ſie wehmüthigen Abſchied von dem ſtillen Aufenthalte hres, aller Welt verborgenen Glückes, wo ſie als ſchuldloſe Kinder der Natur in ihrem Glauben voll Menſchenliebe gelebt und Gott als ihren guten Vater geliebt und verehrt hatten.

Als ſie über die, von üppigem Raſen begrünten Wieſen, ie in kleinen Gärten abgetheilt waren, dahin wandelten, n jedem Fruchtbaume einen Wohlthäter erblickten, dem ſie ankten, in jedem Schatten, in jedem, Kühlung gewähenden Gebüſche einen Freund ſahen, von dem ſie herzlichen Abſchied nahmen, floßen reichlich ihre Thränen.

Nachdem der langſam hinwallende Zug das Thal veraſſen hatte, welches nun mit ſeinen, von gefiederten Sängern belebten Bäumen einſam blieb und ſeine menſchenleeren Hütten künftigen Bewohnern und ihrem Schickſale aufbewahrte, erſchracken die Wanderer bei dem Anblicke der Menge der Jammergeſtalten von Siechen, Verſtümmelten, Verkümmerten, Halbverhungerten und Leidenden aller Art. Gleichheit des Unglücks und der Hoffnung machte die einnder fremden Tauſende bald zu wechſelſeitigen Tröſtern, Gehülfen und Freunden. So bewegte ſich denn der Zug, mit allen nöthigen Vorräthen verſehen, in kleinen Tagesreiſen, um in Italien ein neues Vaterland zu finden.

## XXII.

## Die Anſiedler.

Die Wanderer hatten auf der langen Reiſe viele Beſchwerden zu erdulden, viele Kämpfe mit den Elementen, mit Noth und Anfeindung von heidniſchen Völkern zu beſtehen. Nur Ahasver, dem Gewaltigen, im Schutze ſeiner Pfleglinge Unermüdlichen, konnte es gelingen, die Hülfloſen durch ſo viele Gefahren und Qualen glücklich durchzuführen.

Endlich hatten ſie das Ziel der Wanderung erreicht. Die Stadt der ſieben Hügel ſtand vor den Staunenden. Ahasver wählte zu ihrer Anſiedlung ein fruchtbares Thal von einer Seite an den Hain der Egeria gränzend, ähnlich jenem, welches ſie am Quell Siloe bewohnt hatten. Nachdem er den Ermüdeten einige Ruhetage zur Erholung gegönnt hatte, während welcher ſie unter Zelten ſchliefen, wurde mit dem Bau der neuen Anſiedlung begonnen. Die Gegend lieferte Holz, Steine und das übrige Baumaterial in Ueberfluß. Jünglinge und Männer arbeiteten mit unermüdlichem Fleiße; Weiber und Jungfrauen beſorgten die Pflege der Kranken, der Krüppel, der Kinder und der kraftloſen Alten, die ſich glücklich fühlten, hier ihre letzte Ruheſtätte gefunden zu haben.

Ahasver, der ſo viele und ſo traurige Erfahrungen emacht hatte, traf die zweckmäßigſten Anordnungen, und wurde von Allen als das Oberhaupt der neuen Anſied- ung anerkannt. Er wäre der Glücklichſte unter den Glück- chen geweſen, hätte er ſich gleich dieſen den ruhigen Freu- en der Gegenwart mit freier Seele hingeben können; ihn olterten aber die Schreckbilder der Vergangenheit, ihn ngſtigte der Blick in die Zukunft. Das Gute, welches er hat und ferner thun wollte, ſchien ihm eine Saat, die us einem Sandboden emporkeimen ſoll.

Mit unglaublicher Schnelligkeit war der Bau der Anſiedlung vollendet. Lange Reihen von Hütten zogen ſich urch die Länge des Thales dahin, welches ein ſpiegelheller Bach durchſchlängelte, von der in dem höher gelegenen Haine der Egeria entſpringenden Quelle herabrieſelnd. Jede Hütte hatte ihr eigenes Gärtchen und eine Wieſe. Einen Theil der Anſiedlung bewohnte die Chriſtengemeinde; der ndere war das Eigenthum der Hebräer.

Das erſte Feſt, welches nun gefeiert wurde, war die Vermählung Javans mit Miriam, ein Feſt der allgemeinen Theilnahme. Die arme Braut wurde von beiden Gemeinden usgeſtattet. Javans greiſe Eltern blieben aber nur wenige Monden Zeugen des glücklichen Ehebundes. Sie ſtarben, inig wie im Leben, auch einig im Tode, an demſelben Tage. Ihre Leichen wurden, von allen Bewohnern beglei- et, im offenen Särgen durch die Reihen der Hütten getra- en, dann in Javans Garten in ein Grab gelegt.

Die Anſiedlung befand ſich nun in dem blühendſten

Zuſtande. Vorſteher für beide Gemeinden waren ernannt. Ordnung und Ruhe, Thätigkeit und Sittenreinheit walteten überall. Ahasver wurde einſtimmig zum Oberhaupt gewählt; er verweigerte die Annahme der ehrenvollen Würde. Die Unruhe, welche in dem Aſyl der Ruhe in ſeinem wunden Herzen ſchmerzlich wieder erwachte, geſtattete ihm nicht, hier länger zu verweilen, wo er der einzige Unglückliche unter den Glücklichen war. Er verſammelte die Vorſteher und Aelteſten der beiden Gemeinden und ſprach: „Ich habe euch eine bleibende Stätte gegründet; den Genuß eines dauernden Glückes genießen, kann jetzt nur von euch ſelbſt abhängen. Befolget die Gebote Gottes und liebet einander als Brüder! Fliehet den böſen Geiſt des Hochmuths und der Sünde! Haltet euch in den Schranken einer einfachen, thätigen Lebensweiſe! Füget euch ohne Murren den Geſetzen des Landes! Wetteifert mit einander in guten Handlungen und im Wohlthun! Bleibet ſchuldlos und ſchonend gegen Andere! Erhaltet euere Herzen rein und menſchenfreundlich! Ertraget die unvermeidlichen Leiden mit Geduld! Die Nächſtenliebe ſei das Kleinod eures Lebens! So werdet ihr beglücken und glücklich ſein. — Mir iſt es nicht geſtattet, euer Glück zu theilen. Ich muß mein Schickſal erfüllen, muß von euch ſcheiden. Seid meiner und dieſer Stunde eingedenk! Sorget dafür, daß euere Nachkommen, wenn ich einſt wiederkehre, in mir keinen unbekannten Fremdling erblicken, — und lebt wohl!“

Ahasver reichte den Vorſtehern und Aelteſten der beiden Gemeinden die Hände. Dann umarmte er Javan und Miriam, die der Verſammlung beiwohnen durften, mit wehmüthiger Innigkeit und ſagte: „Segnen darf der Fluchbeladene euch, ihr ſchuldloſen Reinen, nicht; ihr aber betet für mich!“ — Er riß ſich von ihnen plötzlich los, verbot den Weinenden, ihm zu folgen, eilte fort, und verlor ſich bald im Dunkel des dichten Waldes.

## XXIII.

## Der Eremit.

Den glücklichen Bewohnern der Anſiedlung kamen nun während einer langen Reihe von Jahren und Zwiſchenräumen nur einzelne, unverbürgte und dunkle Kunden von Ahasvers Wanderungen und Schickſalen zu. So erfuhren ſie durch Reiſende, die, aus fernen Landen kommend, die Anſiedlung aus Neugier beſuchten, daß Ahasver lange bei den Chaldäern verweilt habe, die, auf dem Gipfel hoher Berge wohnend, ihre Tage geheimen Wiſſenſchaften, ihre Nächte der Beobachtung des geſtirnten Himmels widmeten. Einige wollten wiſſen, daß er, wie Moſes, die ägyptiſchen Prieſter beſucht habe, von welchen er in die Geheimniſſe ihrer ſymboliſch dargeſtellten Weisheit eingeweiht wurde. Die letzten Nachrichten lauteten dahin, daß eben jene Prieſter ihm den Eintritt in die Pyramiden geſtatteten, und daß er eine dieſer Todtenwohnungen, die Geſellſchaft der Mumien dem Verkehre mit den Lebenden vorziehend, zu ſeinem düſtern Aufenthalte gewählt habe. Von dieſer Zeit an war keine fernere Spur des ruheloſen Wanderers zu finden; er blieb aber dennoch in dunkler Sage fortlebend, auch den folgenden Geſchlechtern ſtets ein Gegenſtand der Aufmerkſamkeit und Theilnahme.

---

Wir finden den lange Verſchwundenen in Palläſtina wieder, wohin er, unbefriedigt von den geheimen Wiſſenſchaften der Chaldäer und von der Weisheit der ägyptiſchen Prieſter, gewandert war, nachdem er unter den Todten über das Leben diesſeits und jenſeits des Grabes nachgedacht hatte.

Hier trat er einſt, als ſchon der Abend dämmerte, vom Gebirge Hermon herabſteigend, in eine Höhle. Der Ermüdete that nur wenige Schritte in den innern Raum, legte ſich auf einen Stein, und ſank in tiefen Schlaf. Die Traumwelt trat an die Stelle der wirklichen. Furchtbare Bilder der Vergangenheit ſchwebten vor ſeine Seele, Bilder aus jener Zeit, da er, die Menſchen haſſend und verachtend, den Böſen anhing und viel des Böſen verübte. Und es geſellte ſich zu ihm als Gefährte ein Geiſt der Hölle, der, bei mancher Frevelthat die erwachenden Gewiſſensbiſſe wegſpottend, jede böſe That rechtfertigte und die Menſchen als verworfene Weſen ſchilderte, lieblos, ſelbſtſüchtig und undankbar, als Weſen, keiner Liebe, keiner Schonung würdig, als Weſen, deren Tugend ſelbſt nur Schein oder Schwäche ſei. Ahasvers Herz erſtarrte immer mehr, und Böſes thun ward ihm zur Gewohnheit. Die häßliche Geſtalt des

öllengeiſtes wandelte ihm ſtets zur Seite. So kamen ſie
einer ſpiegelhellen Quelle, an deren Blumenrand ſie ſich
gerten. Die Blumen waren in einem Augenblick, als
ätte ein giftiger Samum ſie verſengt, welk und dürre. Die
hönen Kelche lagen farblos auf dem Boden, deſſen grüner
aſen ſich plötzlich in eine Sandwüſte verwandelt hatte.
hasver erſchrack. Kalte Schauer durchbebten ſein In-
erſtes. Er blickte nach dem Höllengeiſt, die Löſung
ieſes räthſelhaften Ereigniſſes zu verlangen. Der Unhold
ar verſchwunden. Ahasver ſtarrte troſtlos vor ſich hin;
r Waſſerſpiegel zeigte ,ihm ſein Bild, — es glich dem
chreckensbilde des Höllengeiſtes; er ſelbſt war der
öllengeiſt! Tiefes Nachtdunkel ſtürzte plötzlich herab,
ie ein ungeheuerer Raubvogel, deſſen ſchwarze Flügel
immel und Erde bedeckten. Der Boden bebte unter ihm
nd ringsumher ſcholl das Brauſen wilder Gewäſſer, die,
lbſt unſichtbar, Alles zu verſchlingen drehten. Von Ent-
tzen ergriffen, ſprang Ahasver mit dumpfem Geheule
npor; er ſtürzte nieder und verbarg das Angeſicht in den
ühenden Sand.

Plötzlich weckten ihn aus ſeiner Betäubung die Worte:
Glaube und hoffe!“ Er erhob das Haupt von der Erde.
n der Ferne ſtand, an einen Fels gelehnt, der Tod.
eine Geſtalt war nicht ſchrecklich; er deutete zum Himmel
por. Näher trat die Zeit; ſie winkte nach Oſten.
hasvers Seele wurde licht; das Nachtſtück ſeines Le-
ns ſchien zu ſinken. Eine paradieſiſche Gegend lag vor
m. Er wandelte über den weichen Boden ſo leicht hin,

als ob er auf ſchwellender Luft ſchwebte, deren milder Hauch die in ſeinem Innern wallende Glut kühlte. Blumendüfte liebkoſten ihn. Leiſe Klänge und Geſänge zogen wie Engelschöre über ſeinem Haupte himmelwärts. Ein niegeſehener Farbenglanz hüllte das Ganze in einen ſchimmernden Schleier. Auf ſchwellenden Raſenpfaden vom friſcheſten Grün wandelten fremde und doch bekannte Geſtalten, ſchöne Frauen und Männer von edler Bildung, liebliche Kinder, ſpielend und ſcherzend, liebende Ehepaare und Freunde, die ſich umſchlungen hielten. Er ſah ſich in einer ſchönen Welt glücklicher Menſchen, die ihm freundlich entgegen kamen, ihn, die Hände reichend, herzlich begrüßten und von ihm das Verſprechen verlangten, bei ihnen zu bleiben. Ahasver reichte den liebevollen, reinen, glücklichen Weſen, die ſich an ihn drängten, tief gerührt die Hände. Bei der erſten Berührung erloſch der morgenröthliche Farbenduft; die ſchöne Traumwelt verſchwand.

Erwachend ſprach Ahasver voll Wehmuth: „Flüchtig und vergänglich wie dieſer Traum iſt das Leben der Menſchen! Nichts hienieden iſt bleibend; Alles drängt und verdrängt ſich; Alles vergeht, um wieder zu kommen; Alles kommt, um zu vergehen. Wer gab mir dieſen himmliſchen Traum? Ein Engel? darf ein ſeliger Geiſt ſich um den Verworfenen bekümmern?“

Eine wohlklingende Stimme ſprach die Worte: „Auch der Menſch kann und ſoll des Menſchen guter Geiſt ſein, und die edle That der Nächſtenliebe iſt den Engeln ein Gegenſtand des Entzückens.“

Ahasver erblickte vor ſich die hohe, ehrwürdige Geſtalt des Eremiten Hilarion. Die edlen Geſichtszüge des Greiſes zeigten heitere Ruhe und liebevolle Theilnahme, Vertrauen einflößend beim erſten Anblick.

Ahasver ſagte, ſchüchtern und demüthig: „Kenneſt Du mich?“ — Hilarion erwiederte mit mildem Ton: „Sei mir willkommen, Ahasver, deſſen Namen und Schickſale alle Völker und Zeiten kennen!“

Ahasver erhob ſich vom Boden und erwiederte: „Der ruheloſe Fluchbeladene darf die Stätte Deines Heiligthums nicht länger durch ſeine Anweſenheit entweihen. Nimm meinen Dank und laß mich ziehen!“

„Das ſollſt Du nicht!“ erwiederte Hilarion. „Erſt dann, wenn Du erfriſcht und geſtärkt biſt, magſt Du meine einſame Felſenwohnung verlaſſen, in welcher ich Gott verehre, und den Dürftigen der Umgegend, ſo wie dem verirrten Wanderer, Leibesnahrung und Seelentroſt ſpende, denn Gott ſpricht: „„Du ſollſt den Nächſten lieben wie Dich ſelbſt!““ Weile hier, ſo lange es Dir gefällt!“

Hilarion brachte nun Brot, einen Krug mit friſchem Quellwaſſer, Feigen und Datteln. Beide ſetzten ſich auf eine mit Moos bewachſene ſteinerne Bank und genoßen das einfache Frühmal. Nachdem es geendet war, faltete Hilarion die emporgehobenen Hände und ſprach mit lauter Stimme das Dankgebet, deſſen Worte ſo tief in Ahasvers Herz drangen, daß er ſie, wenn auch nicht mitſprechend, doch innig mitfühlte. Beim Schluße des Gebetes ergriff der Eremit Ahasvers Hand und ſagte: „Geſtatte mir nun, Dir meinen kleinen Haushalt zu zeigen und Dich mit meiner Lebensweiſe bekannt zu machen!“

Er führte ſeinen Gaſt in den innern Raum der Höhle. Die glatten Felſenwände bildeten hier ein großes Gemach, in welches aus der gewölbten Decke von oben das Licht der aufgehenden Sonne fiel. In einer Niſche ſtand ein Altar, auf der Seite gegenüber ein ſteinerner Sarg, der dem frommen Greiſe zugleich als Ruhebett diente. Ein ſchmaler Gang führte zu dem kleinen Garten. Die blitzenden Perlen des Morgenthaues ſchimmerten, in ihrem feurigen Farbenſpiel unaufhörlich wechſelnd, auf den Blättern der, in friſchem Leben aufrecht ſtehenden Blumen und Kräuter. Am Ende des Gartens ſäuſelte ein Hain von Fruchtbäumen, aus deſſen Schattendunkel labende Kühlung hervorhauchte. Am Rande desſelben erhob ſich ein Fels, aus dem ein Quell ſprang, deſſen plätſchernder Silberſpiegel in dem Spiel der ihn treffenden Sonnenſtrahlen in feurigem Geld zu brennen ſchien. Die hier waltende feierliche Stille erfüllte das Gemüth mit heiliger Andacht.

## XXIV.

## Menſchenhaß und Menſchenliebe.

Schon war ein Tag verfloſſen, und Ahasver fühlte ſich ſo wohl, daß er den Eremiten bat, längere Zeit hier verweilen zu dürfen. Sein Herz glich nun einem unbewohnten Eilande. Stürme haben über ſeine Wildniſſe hingetobt;

die brandenden Meereswogen haben ſeine Ufer verheert. Schiffstrümmer und Leichen liegen umher. Endlich fliehen die Wolken, die Tod und Zerſtörung in ihrem Schooße trugen; die Winde ſchweigen; die Sonne ſenkt ihre Strahlen auf den klaren Spiegel der beruhigten Wogen, und eine ſeltſame, wunderbare Geſtalt ſteigt an das Ufer. Das holde Weſen iſt — die Ruhe, vor deren Lächeln die Wildniß des felſenſtarrenden, menſchenleeren Eilandes ſich in einen blühenden Garten zu verwandeln ſcheint.

Ein ſolcher lächelnder Blick nie gefühlter Ruhe traf Ahasvers Herzenswüſte. Hilarions frommer Sinn erkannte bald dieſes ſchöne Geheimniß des Lebens und in demſelben eine höhere Fügung. Ahasver gewann zu dem menſchenfreundlichen Eremiten ſo viel Zutrauen, daß er ihn bat, nicht nur das grau'nvolle Verbrechen der Herzloſigkeit und die ihr folgende Strafe der ruheloſen Wanderung, ſondern auch ſein früheres Leben, in welchem der Keim jenes Frevels verborgen lag, erzählen zu dürfen.

In einer ſtillen und heitern Nacht, wo Mond und Sterne den Himmel zum Tempel der Andacht und die Erde zum Wohnſitz des Friedens weihten, ſaßen die beiden Bewohner der Höhle auf einer Raſenbank des kleinen Gartens, und Ahasver begann:

„Nennt man die Jugend ſonſt des Lebens Morgenroth und Frühlingszeit, ſo kann ich in ihr nur ein Jammerbild von düſtern Tagen erblicken, ein Daſein, doch kein Leben. Vertrocknen mußte das Herz, verkümmern der Geiſt. Wie ſoll der Blume, die im Sandboden locker wurzelt, Duft und Farbe werden? Gift mag ſie ſaugen, Nahrung nicht! Das Haus, in dem ich aufwuchs, war die Wohnung des Unfriedens. Zwietracht entzweite Aeltern und Kinder. Mein Vater hatte ſich im Handel bereichert durch Glück und Thätigkeit, noch mehr aber durch Eigennutz, Liſt und Betrug. Je reicher er ſchon war, deſto reicher wollte er noch werden, und als er es geworden war, wurde der Reichthum ſein Gott und die Habgier deſſen Hüter, der das, oft auf unredlichem Wege zuſammengebrachte Geld bewachen und täglich vermehren ſollte. Der Schatz wurde in einem unterirdiſchen Gewölbe, mit einer eiſernen Thür verſchloſſen, in eiſernen Kiſten verwahrt. Je mehr der Mamon ſich häufte, deſto karger und härter wurde mein Vater. Weib und Kinder erhielten kaum das Nothdürftigſte, um ſich zu nähren und zu kleiden. Die Mutter, bisher der Schutzgeiſt, der uns zum Dulden ermahnte, ſtarb vor Kummer. Nun erwachte in uns Kindern der böſe Geiſt des Zwiſtes. Eines entzog dem Andern heimlich oder mit Gewalt das Wenige, was der Geiz des Vaters uns zukommen ließ. Die zwei Glücklicheren folgten der Mutter nach einem troſtloſen Jahre. Ich und ein Jüngerer blieben am Leben. Der Vater, deſſen Mißtrauen gegen uns, gegen die Hausgenoſſen und gegen alle Menſchen mit jedem Tage ſtärker wurde, fand es nun für nöthig, Einen von uns Beiden in das unſelige Geheimniß einzuweihen. Die Wahl fiel auf mich. Der zurückgeſetzte Bruder wagte es, dem ungeliebten Vater bittere Vorwürfe zu machen, und wurde von dem, der ihm das Leben gab, im Zwiſte getödtet. Nun traf mich das Loos, der Vertraute des Vaters zu werden. Die Grundſätze, die er mir einflößte, fanden bei mir zu ſchnell einen fruchtbaren Boden, und der Zweck der Habſucht wurde auch das Ziel meines Lebens und Strebens. Er ſtarb und ich wurde nicht nur der Erbe ſeines Reichthums, ſondern auch ſein zweites Ich, ohne Gefühl für die Leiden und Freuden der Menſchheit. Ich vergönnte mir ſelbſt wenig, Andern nichts. Schon in das Mannesalter vorgerückt, befiel mich die Schwäche der Liebe, eine unnatürliche Aufwallung von kurzer Dauer. Der unglückliche Bund wurde dadurch geſchloſſen, daß ich mich durch ihre Schönheit, ſie ſich durch meinen Reichthum verblenden ließ. So wirkten denn zwei der unſicherſten und gefährlichſten Mächte zu unſerem unvermeidlichen Verderben. Die Liebe zum Gelde behielt bei mir die Oberhand über die Liebe zu meinem Weibe. Ich behandelte ſie, nach dem Beiſpiele meines Vaters, als Sclavin. Die Mißhandelte beſaß aber nicht die duldende Gutmüthigkeit meiner Mutter. Sie gab ihr Herz einem Andern. Ich verſtieß die Treuloſe, und der Haß, den ich gegen ſie hegte, ging auch auf die beiden Kinder über, die ſie mir geboren hatte. Sie erwiederten Gleiches mit Gleichem. Ich ſtieß ſie in die Fremde hinaus und ſah ſie nie wieder. So artete meine Gefühlloſigkeit in Menſchenhaß aus. Ich fand mich allein; mir blieb nichts übrig als meine Geldkiſten, fürwahr das härteſte aller Ruhekiſſen! Verlaſſen und verabſcheut von den Menſchen, wurde das traurige Gefühl liebloſer Abgeſchiedenheit mir endlich drückend und ſchmerzlich. Ich lernte einen jungen Mann kennen, welchen ein gleicher Eifer in ſeinen Handelsgeſchäften beſeelte; das Glück war ihm aber nicht ſo günſtig wie mir. Ich wählte ihn zu meinem Gehülfen und wir verbanden uns; die Triebfeder, die uns bewog, einen — wie wir glaubten — Freundſchaftsbund zu ſchließen, war aber eine durchaus unechte, — der wechſelſeitige Eigennutz. Ich rechnete auf ſeine Thätigkeit, er auf mein Vermögen. Die Binde fiel mir erſt dann von den Augen, als ich erfuhr, daß er mich um beträchtliche Summen betrogen hatte. Er ſtarb im Gefängniß, doch nicht, ohne an mir Rache zu üben, indem er das Geheimniß meines verborgenen Reichthums Einem ſeiner Genoſſen entdeckte. Eine Räuberſchaar drang nächtlicher Weile in mein Haus. Die Verzweiflung trieb mich Einzigen, von den entfliehenden Hausgenoſſen Verlaſſenen, der Menge fruchtloſen Widerſtand zu leiſten. Ich wurde verwundet, mißhandelt und deſſen beraubt, was mir als das höchſte Gut des Lebens erſchien, was mir der Abgott war, dem allein ich huldigte. Ich, der für keinen Leidenden je Erbarmen gefühlt, keinem Dürftigen je eine milde Gabe gereicht hatte, fand nun auch ſelbſt keine Theilnahme, keinen Wohlthäter; ich wurde ſogar der Gegenſtand allgemeiner Verſpottung, und mein Unglück galt als eine verdiente und gerechte Strafe des Himmels. Ohne Habe, ohne Liebe, ohne Gottvertrauen, wurde ich nun, finſtern Groll hegend gegen Alle, die glücklich und ſchuldlos lebten, Menſchenfeind und entſchiedener Gottesleugner. Mein Herz erſtarrte. Ich beſchloß, Rache zu nehmen an den Schuldloſen, Böſes zu thun, ſo viel ich

ermochte, dann mein Leben durch Selbſtmord zu enden.
n ſolcher Stimmung ſtand ich eines Tages vor meinem
auſe, das nun ſo öde war wie mein Gemüth. Hier ver-
bte ich die größte meiner Frevelthaten. Als ich Ihn er-
lickte, der, den Weg des Todes wandelnd, ſelbſt ſein Kreuz
rug, loderte in mir die Höllenflamme grimmiger Freude
ber den Leidenden auf; und als ich nun bemerkte,
elche himmliſche Ergebung ſein Antlitz verklärte, ergriff
ich die Wuth eines ſolchen Haſſes, daß ich ihn, der mir
ls ein höheres Weſen erſchien, in dem Augenblicke, da er
ir näher trat, mit geballter Fauſt zurückſtieß, und ihm
en Stein zur letzten Raſt am Todeswege verſagte. Da er=
chollen jene Worte, die mir wie ein Blitzſtrahl in die Seele
chlugen und mit Flammenzügen in mir fortbrennen, das
rtheil eines ewigen Lebenstodes unaufhörlich mir zurufend.
Jch erkannte die Häßlichkeit meiner Seele; ich, der Ver=
orfene, erſchien mir ſelbſt als das Scheuſal der Welt.
Jch ſtürmte hinaus in das verhaßte, mir zum Fluch ge-
ordene Leben, das Räthſel und Schreckbild aller Zeiten
nd Völker, vom böſen Geiſte getrieben, ſelbſt ein böſer
eiſt, ohne Ruh' und Raſt, verweilend nur da, wo ich eine
eiche Saat des Böſen fand."

Ahasver ſchauderte und verſtummte. Die Laſt eines
angen, unſeligen Lebens zermalmte ſeine Seele. Er glich
em Leichname eines ſo eben Verſchiedenen. Hilarion wagte
s nicht, den Schmerz des Unglücklichen durch Worte der
heilnahme zu ſtören; er ſchwieg, blickte aufwärts und
tete.

Endlich öffneten ſich Ahasvers geſchloſſene Augen. Das Marmorbild belebte ſich. Er ſchilderte, ſchonungslos gegen ſich ſelbſt, das gräßliche Nachtſtück ſeines unſeligen Lebens. Als er geendet hatte, nahm Hilarion das Wort:

„Das patriziſche Geſchlecht, dem mein Vater Heliodorus angehörte, war eines der edelſten und angeſehenſten im Reiche der Römer. Seine Ahnen hatten die höchſten Staatswürden bekleidet, und Triumphzüge über beſiegte Völker gefeiert. Mein Vater ſelbſt fand als Statthalter der Provinz Syrien den weiten und glänzenden Wirkungskreis einer beinahe unbeſchränkten Machtvollkommenheit. Seiner Willkür mußten Tauſende ſich fügen. Ihn beſeelte aber ein gränzenloſer Ehrgeiz; er wollte angebetet, wollte vergöttert ſein, ohne ſich deſſen durch Wohlthätigkeit und Menſchenliebe würdig zu machen. Rom war ihm die Welt, nur der Römer ein Menſch. Die Chriſten verfolgte er grauſam, ſchwörend, er werde nicht ruhen, bis die gefährliche Brut vertilgt ſei. Als er ſich theils durch Freigebigkeit, theils durch Schrecken, viele Anhänger erworben hatte, theils Eigennützige, theils Sclavenſeelen, hegte der Hochmüthige insgeheim die Abſicht, ſich zum unabhängigen Beherrſcher Syriens aufzuwerfen und, wenn ſein Thron feſt ſtehen würde, durch Eroberung der angränzenden Länder ſich ein mächtiges Reich in Aſien zu gründen. Ich, der einzige Sohn, ſollte ſein ihm gleichgeſinnter, gefürchteter Nachfolger ſein. Ich wurde in Pracht und Herrlichkeit erzogen. Gedungene Schmeichler, denen er meine Erziehung anvertraute, hatten den Auftrag, jedes edlere Gefühl der

Menſchlichkeit in mir zu erſticken, den Ehrgeiz aber und den Hochmuth zu entflammen. Sein eigenes Beiſpiel ſollte dann die Lehren der unwürdigen Erzieher befeſtigen. Mit grollendem Mißmuthe bemerkte mein Vater, daß jene Lehren keinen Eingang in ein Herz fanden, deſſen Sanftmuth alle Menſchen mit liebevollem Wohlwollen umfing und die Seelenruhe eines ſtill-heitern Glückes dem blendenden Glanze irdiſcher Macht und Herrlichkeit weit vorzog. Nun faßte er eine Abneigung gegen mich, die bald in einen Widerwillen ausartete, deſſen Ausbruch er noch, ſo viel die ihm eigene Heftigkeit es geſtattete, zurückzuhalten ſuchte, indem er die Hoffnung nährte, dem gemüthlichen Schwächlinge, wie er mich nannte, Kraft einzuflößen und ihn der zugedachten Größe würdig zu machen. Er gab mir Aufträge, gegen deren Ausführung mein Herz ſich empörte; er zwang mich bei Verurtheilungen gegenwärtig zu ſein, grauſamen Folterſtrafen und Hinrichtungen beizuwohnen. Bei einer dieſer unmenſchlichen Mißhandlungen ſtürzte ich beſinnungslos zu Boden. Als ich aus langer todähnlicher Ohnmacht wieder zum Bewußtſein erwachte, eilte ich zu meinem Vater, warf mich ihm zu Füßen, und erklärte, ich fühle mich unfähig, in den großen Plan, den er mit mir beabſichtige, zu ſeiner Zufriedenheit einzugehen. Ich ſchloß mit der Verſicherung, daß ich dem Glanze aller Größe und Herrlichkeit entſagen wolle, und bat ihn mit Thränen mir ein zurückgezogenes ſtilles Leben zu gönnen. Er horchte mit düſterm Schweigen. Seine Miene, die zuerſt nur Verachtung zeigte, verzerrte ſich allmälig zum Ausdrucke der Wuth, und er ſtieß mich mit den Worten: „„Du biſt meiner unwürdig; Du biſt nicht mein Sohn!““ zu Boden. Dann fuhr er fort: „„Ein Kind, das den Vater entehrt, verdient ſchmählichen Tod. Noch will ich des Verachteten ſchonen. Dein Wunſch nach einer thatenloſen, unrühmlichen Lebensweiſe werde erfüllt — in den Mauern eines Gefängniſſes. Dort magſt du überlegen und wählen zwiſchen Lebenshöhe oder Grabestiefe!““ — Ich wurde in ein unterirdiſches Gewölbe geführt. Ich litt, ich duldete mein hartes Schickſal. Das Bewußtſein ſchuldloſer Reinheit ſtärkte und erhob mich. Ich beklagte den Irrthum und die Verblendung meines unglücklichen Vaters, aber ich zürnte ihm nicht.“

„Der in Todesnacht Schmachtende entſchwand bald dem Gedächtniſſe Aller, ſelbſt Derjenigen, die ihm einſt gut waren: nur ein alter Sclave vergaß meiner nicht. Es war ihm gelungen, das Amt des Kerkermeiſters zu erlangen. Als er das erſtemal in meinem Grabe erſchien und mich an ſein Herz drückte, vergaß ich alle Leiden, und ein Lichtſtrahl fiel in meine Seele. Aſter mißbilligte das Verfahren meines Vaters gegen mich; er pries die edle Ergebung meines kindlichen Gehorſams, aber er tadelte die übermäßige Weichheit des Charakters, der ich mich unthätig hingab, ſtatt dem Rufe meiner Beſtimmung zu folgen und nach meinen Kräften zu wirken. Er zeigte mir, wie ich auf ſolche Weiſe meinem hochmüthigen und ungerechten Vater ein Gegenſtand der Verachtung und des Haſſes ſein müſſe; zugleich bewies er mir, daß es meine Pflicht ſei, mir eine männlichere Feſtigkeit eigen zu machen und muthiger in das Leben einzugreifen. Nur ſo könne es mir gelingen, die verlorene gute Meinung und die Neigung meines Vaters wieder zu gewinnen und, Klugheit mit feſtem Sinn und milder Kraft vereinend, Böſes zu hindern, Gutes zu wirken, Retter der Unglücklichen, Tröſter der Leidenden und Schutzgeiſt des mißhandelten Volkes zu werden. Er drang nun in mich, an meinen Vater zu ſchreiben, ihm meinen Vorſatz zu melden und um geneigte Wiederaufnahme zu bitten. Aſter überreichte ſelbſt dieſes Schreiben meinem Vater. Ich trat nach mehren Monaten aus meiner dunkeln Kerkerkluft wieder an das Licht der Sonne. Mein Vater empfing mich mit offenen Armen; er verſprach, alles Vergangene zu vergeſſen, wenn mein künftiges Benehmen ihm in mir nicht einen geiſteslahmen Schwächling, ſondern einen hoffnungsvollen Sohn erblicken laſſen würde.“

„Ich faßte den feſten Vorſatz, mein weiches Herz zu ſtählen, alles Bittere, was mich ſelbſt treffen würde, ſtandhaft zu dulden, das Unvermeidliche ohne Widerrede zu ertragen, Gutes nach meinen Kräften zu wirken, Leiden zu mildern und Unglückliche im Stillen zu retten, ſo viel ich es vermöge. In dieſen frommen Vorſätzen wurde ich beſtärkt durch einen jungen Chriſten, der mich in die Lehren der reinſten Menſchenliebe einweihte und mich ein höchſtes Weſen erkennen ließ, einen Gott der ewigen Wahrheit, vor dem die Wahnbilder der Götterdichtung in ein Nichts verſchwanden. Er öffnete mir einen Himmel der Unſterblichkeit, deſſen Engel meine Seele mit der höchſten und ſchönſten aller Tugenden — mit reiner Menſchenliebe — wie mit

Licht erfüllten. Was mein Geiſt dunkel geahnt hatte, das erſchien mir nun in voller Klarheit und Wahrheit, und der Glaube meines Herzens wurde nun volle Ueberzeugung. Ich fand in meinem Gotte dasjenige, was ich bisher ſo ſchmerzlich vermißt hatte, — einen gütigen, liebevollen, ewigen Vater. Ein neuer Menſch wurde in mir geboren.“

„Der heitere Sinn, der mich nun belebte, der Starkmuth, der ſich mit der mir eigenen Milde vereinigte, und eine demüthige, aber nicht blinde Ergebung in den Willen des Vaters, flößte dieſem die Hoffnung ein, daß es ihm gelingen würde, mich nach ſeinem Wunſche zu bilden. Er zeigte ſich gegen mich milder als je und gewährte nun manche meiner Bitten, die er ſonſt hart und zürnend verweigert hatte, wenn ich ihn um das Leben ſchuldlos Verurtheilter oder um eine Wohlthat für Leidende angefleht hatte. Um meinen Ehrgeiz mehr zu entflammen, geſellte er mir einen Jüngling, den Sohn eines ſeiner Feldherrn. Flavius, um wenige Jahre älter als ich, beſaß ausgezeichnete Geiſtesgaben, die aber durch manche Untugend verdunkelt wurden. Er verband eine heftige Gemüthsart mit Hochmuth und einen Hang zu wildem Sinnestaumel mit heuchelnder Verſtellungskunſt. Mein Vater, der ſich glücklich gefühlt hätte, einen ſolchen Sohn zu haben, empfahl ihn mir zum Freunde, indem er dabei die Abſicht hatte, mich zur Aneiferung aufzuregen. Flavius erfüllte ſeine Beſtimmung. Er ſchmiegte ſich, zeigte mir ſtets die ſchöne Lichtſeite und wußte mein Vertrauen und bald meine Zuneigung zu gewinnen. Falſche Scham hinter dem geprieſenen Vorbilde nicht zurückzublei-

en, verleitete mich zu mancher Handlung, die ich ſelbſt
icht billigte, bald nachher bereute. Eben dieſe Handlungen
ber erwarben mir die volle Zufriedenheit meines ſich ſelbſt
äuſchenden Vaters. Er glaubte am Ziel ſeiner Wünſche zu
tehen und beſchloß nun, um ſein Werk zu krönen, mich
nit Cornelia, der Erbin unermeßlicher Reichthümer, zu ver-
nählen, die alle weiblichen Vorzüge beſaß, nur kein edles,
anftes, liebevolles Herz, hohen Geiſt, aber keine Seele;
in Weſen, das im Gatten nur deſſen Macht und Glanz,
n Beiden nur ſich ſelbſt liebte und den Göttern nur der
rächtigen Feſte wegen huldigte. Ich war ſo glücklich, ihre
Einwilligung ſchneller zu gewinnen, als ich es wünſchte,
ndem ſie in mir den Mann zu finden glaubte, den ſie
ach Willkür und Laune beherrſchen würde. Bald aber
ahm die Sache eine Wendung, die mein Vater nicht
hnte. Flavius, Meiſter in der Verſtellungskunſt, hatte die
egionen, viele der Vornehmen und Reichen, ja ſelbſt einen
roßen Theil des Volkes durch Schmeichelei, Beſtechung
nd Verheißung für ſich gewonnen. Als Alles mit Sicher-
eit vorbereitet war und der ſchlau angelegte Plan im tief-
en Dunkel des Geheimniſſes ſeine vollkommene Reife er-
eicht hatte, trat der Verräther mit der Ausführung an
as Tageslicht. Einige Hunderte aus der unterſten Klaſſe
es Volkes mußten, — ohne einen eigentlichen Grund zu
iſſen, — einen nur ſcheinbaren Aufſtand ſpielen. Die gegen
e Aufrührer ziehenden Kohorten trafen erſt ein, als der
alaſt meines Vaters ſchon umrungen war. Der Zürnende
at der tobenden Menge mit dem Stolze des Selbſtver-

trauens entgegen, in der Ueberzeugung, ſein Anblick und wenige kräftige Drohungen würden hinreichen, die Verwegenen in Schrecken zu ſetzen. Der Menſchenkenner hatte ſich nicht getäuſcht. Viele ergriffen die Flucht; Andere wollten, um Gnade bittend, dem Gefürchteten zu Füßen ſtürzen. In dieſem wohlberechneten Augenblicke fielen aber mehrere Steinwürfe. Mein Vater ſank mit zerſchmettertem Haupte leblos zu Boden. Sogleich legte ſich der Sturm und Flavius wurde vom tauſendſtimmigen Jubel herbeiſtrömender Schaaren begrüßt und zum Beherrſcher Syriens ausgerufen. Der alte Sclave brachte mir die Trauerkunde. Er wußte, daß auch mein Tod beſchloſſen war, dem ich nur durch ſchnelle Flucht zu entgehen vermochte. Der Frevler Flavius erreichte ſeinen Zweck. Meine Braut wurde ſein Weib: meines Vaters Würde die ſeinige.“

„So war denn die Morgenröthe der Jugend erloſchen und eine Wüſte des Lebens lag vor mir. Ich hatte einen Vater, der mir nicht Vater, ich hatte einen Freund, der mir feindſelig geſinnt war; ich hatte eine Braut, die das Weib des Mörders meines Vaters wurde. Hätte ich an das Walten eines eiſernen Schickſals geglaubt, ſo wäre ich in den wilden Trotz der Verzweiflung gefallen und ein Menſchenfeind geworden, der in herzloſer Selbſtſucht Tauſende geopfert hätte, um den Tempel ſeines irdiſchen Glückes auf den Ruinen der Menſchheit zu bauen, ohne das wahre Glück zu erreichen. Ich hatte aber ein höchſtes Weſen kennen gelernt, welches mir das Gefühl der Vergänglichkeit des nichtigen Erdenlebens, den Glauben ewiger Seligkeit, das

rengeſetz der uneigennützigſten Liebe und den unſterblichen
anken an das Wahre und Gute in's Herz pflanzte.
gen im Wohlleben, umfloſſen von blendendem Glanze,
gezwungen, dem Hochmuthe armſeliger Pracht zu hul-
n, fand ich mich jetzt in einer Lage, in welcher der arm-
ſte Bettler mitleidig auf mich niederblicken konnte; —
ich blieb ruhig und heiter in dem Vertrauen zu dem
nden Vater aller Weſen, zu dem erhabenen Geiſte der
echtigkeit. Was ich verloren hatte, ich beklagte es
; was ich befürchten mußte, es ſchreckte mich nicht;
ich zu hoffen hatte, es erhob mich über Alles."

„So hatte ich, nach einem langen Kampfe mit Ent-
ungen und Leiden aller Art, mich in dieſer Höhle als
gling angeſiedelt, in welcher Du mich bei Deinem
achen als Greis vor Dir ſtehend erblickt haſt, als Greis,
das Ende ſeiner irdiſchen Laufbahn freudig erwartet."

## XXV.

## Der Weg aus der Tieſe.

Ahasver ſchwieg lange. Die letzten Worte des Ere-
n klangen wie das Echo einer himmliſchen Stimme in
r Seele fort. Er glaubte die ſchwärzeſte Nacht und das
gendſte Morgenroth, dicht aneinander gränzend, vor ſich
ehen. Auch Hilarion ſchwieg ſchonend; er wagte es
, den ſchönen Schmerz, aus dem, wie aus einem kah-

len Fels, die ſchönſte Blume hervorſpreſſen ſollte, durch Worte zu ſtören.

Ahasver erhob endlich das geſenkte Haupt und ſagte erſchüttert und gerührt, erhoben und zermalmt: „Wohl Dir! Du wirſt den Tod des Gerechten ſterben; er wird Dir erſcheinen als ein Engel, der Dich in das Reich ewiger Seligkeit geleitet. Mir aber wehe! Werde ich ihn je finden, den erſehnten Geiſt der Ruhe, den ich durch meine Schuld, durch das größte aller Verbrechen — durch Liebloſigkeit — von mir verſcheuchte? Und doch war ich einſt ſo vermeſſen, daß ich es wagte, den verſagten Tod mir ertrotzen, und dem Fluche, den ich ſelbſt auf mein Haupt geladen, durch gehäufte Verbrechen Hohn ſprechen zu wollen. Ich ſuchte alle Gefahren auf: ſie flohen mich. Ich ſprang in die ſchäumende Meeresflut: ſie trug mich auf ihrer Fläche. Ich wandelte durch Roms verheerende Feuersbrunſt, ich ſchritt durch die Gluten der Lava; die Flammen erloſchen vor mir. Ein Dolchſtoß drang in meine Bruſt; die Todeswunde tödtete mich nicht. Ich kämpfte mit reißenden Thieren; ſie verloren Stärke und Wuth. Ich trank Gift; es wurde mir Labetrank. Ich übte Böſes; die Böſen liebten, die Guten fürchteten mich. Ich erblickte in jedem Menſchen nur das, deſſen ich ſelbſt fähig, in jedem Menſchen nur den ſelbſtſüchtigen Menſchenfeind, und die Welt erſchien mir ſo trüb und unrein wie das Bild, welches der trübe und unreine Spiegel meines Gemüthes mir zeigte. So war ich die Beute der Schlangenbiſſe endloſer Gewiſſensangſt, welche mir zurief: „In deinem Herzen liegt dein Fluch!“ — Mich ſelbſt

aſſend, ward der Menſchenhaß das Ziel meines Strebens
nd die Luſt zum Böſen die Triebfeder meines verabſcheuten
ebens. Weh mir, dem ſelbſt das Ahnen des Guten und
Heiligen nur neue Qualen ſchafft!“

Hilarion ſah den Unglücklichen mit jenem milden Blicke
es innigſten Mitgefühls an, der, wie Moſes Zauberſtab,
uch dem ſtarren Felſenherzen einen Labequell zu entlocken
ermöchte. Ahasver fühlte das holde Licht und die beru-
igende Heilkraft dieſes Blickes frommer Menſchlichkeit und
er wilde Aufruhr ſeines troſtloſen Innern ging in eine wei-
ere Stimmung über.

Hilarion nahm das Wort: „Vernimm, was ich, einſt
in leidender, ſchwer geprüfter Jüngling, nun als Greis,
erſöhnt mit Gott und den Menſchen, am Rande des Gra-
es ſtehend, Dir an das Herz lege! — Als das größte der
Verbrechen, die ſchwer auf Deiner Seele laſten, erſcheint
ir die Verzweiflung, welcher Du Dich hoffnungslos hin-
ibſt; ſie gleicht dem Froſte, der das Emporkommen der heil-
amſten Kräuter und der ſchönſten Blumen hindert. Du
öreſt nur das dumpfe Brüllen der Dämonen und verſchlie-
eſt Dein Ohr der Stimme des Himmels; Du ſenkeſt Deine
Blicke in den ſchauervollen Abgrund der Vergangenheit und
edenkeſt nicht der wunderbaren Wege der Vorſehung, die
h ſelbſt in dem furchtbaren Nachtſtücke Deines Lebens
kenne. Wer in eine bodenloſe Tiefe hinabgeſunken iſt, muß
urch toſendes Gewäſſer ſchreiten, muß durch düſtere
Schlünde wandern, muß ſich durch Höhlen böſer Drachen-
rut drängen, zerreißendes Dorngeſträuch durchwühlen und

über verwundende Felſenzacken klimmen, um ſich den Weg zur Oberwelt und den Anblick des verlorenen Himmels wieder zu gewinnen. So mußte auch Deine in die Untiefe des Böſen verſunkene Seele die Stufenleiter aller häßlichen Leidenſchaften durchwandern. Eben dies aber mußte zu ihrer Läuterung führen. Den Irrenden durch Leiden zu läutern, dies iſt ja der große Zweck der ewigen Verſehung, die das göttliche Geſetz der Menſchenliebe in jedes Menſchenherz pflanzte, jenes Geſetz, gegen welches Du geſundiget haſt. Die Seelenruhe des Reinen leuchtet erſt dann in ihrem vollen Glanze, wenn die Nacht des Schickſals in tiefſter Finſterniß auf ihm laſtet. Wenn Du die ſchwere Prüfung beſtanden, wenn Du Deine herzloſe Selbſtſucht wirſt beſiegt haben, wenn Du, von Menſchenliebe erweicht und erwärmt, Deinen Nächſten lieben wirſt, wie Dich ſebſt, — dann wirſt Du die Wege der göttlichen Verſehung ahnen und das irdiſche Daſein als Vorſchule des höhern Lebens erkennen; dann wird die Zerfallenheit mit Dir ſelbſt, mit Gott und der Menſchheit geſühnt! Der Todesengel wird Dir die Bürde des irdiſchen Daſeins abnehmen und den ruheloſen Wanderer in das unvergängliche Reich der Ruhe, der Liebe und ewiger Seligkeit einführen. Die Gnade Gottes iſt ein unerſchöpflicher Born und der Himmel ſchließt ſich nie!“

# Letzte Zeitperiode.

## Schluſs.

da
hö
ſch
El
die
be
ſch
lä

ſch
pat

bei
ſein
beſt
ind
ein
ma
Die

## I.

## Die Stiefmutter.

ie Wogen vieler Jahre waren im Strome der Zeit
hingefloſſen, ſeitdem Ahasver, in deſſen Seele ein
heres Licht aufzudämmern begann, unſern Augen ent=
wunden iſt. Viele Beherrſcher hatten das Römerreich in's
end geſtürzt, wenige hatten es beglückt. Viele derſelben,
Beute eines gewaltſamen Todes, zogen nach kurzer Le=
sfriſt wie düſtere Schattengeſtalten vorüber; wenige
nückten den Thron, deſſen ſie würdig waren, durch eine
gere Reihe von Jahren zum Wohle der Völker.

So begann der ungeheure Länderkoloß, vielfach er=
ittert vom eiſernen Arme würgender und gewürgter Uſur=
eren, zu wanken und ſeinem Falle ſich zu neigen.

Diokletian, deſſen tiefer Geiſt erkannte, daß dieſes,
ahe den Erdkreis umfaſſende Reich, ohne die Gefahr
es Untergangs, in ſeiner bisherigen Einheit nicht länger
ehen könne, hatte eine Theilung desſelben vorgenommen,
m er ſich Gehülfen wählte, denen er die Verwaltung
elner Provinzen der ungeheueren, vielgeſtaltigen Länder=
ſe übertrug. Bei dieſer Zerſtückelung verblieb es fortan.
Kluft der Trennung erweiterte ſich immer mehr und

die Einheit des Reiches, welches oft zu gleicher Zeit vier bis acht Herrſcher zählte, wurde ein leerer Name.

---

Zur Zeit, als Ahasver, dem Auge der Welt entſchwunden, nur im Mund der Sage lebte, thronte Maxentius, der Gebieter von Italien und Afrika, in Rom, während Conſtantin, welcher nachher der Große genannt wurde, Gallien, Spanien und Britannien beherrſchte. Zeigt ſich Maxentius als Repräſentant der im Heidenthume entarteten Menſchheit, ſo erblicken wir in Conſtantin das Bild einer Zeit, in deren Schooß ein neuer Glaube reifte, durch deſſen religiöſes Sittengeſetz die tiefgeſunkene Menſchheit ſich aus dem Schlunde der Entartung wie auf Adlerſchwingen neuverjüngt emporhob.

Conſtantin ſtand damals in der ſchönſten Blüte des männlichen Alters, in voller Kraft der Seele und des Leibes. Der hohe Wuchs und die Stärke des ſymmetriſchen Baues der Glieder drückten der würdevollen Haltung des gegen die Lockungen des Vergnügens unempfindlichen Heros das Siegel erfurchtgebietender Majeſtät auf, deren Glanz er durch Anmuth, Menſchenfreundlichkeit und Vertrauen einflößende Offenheit zu mildern wußte. Ehrende Anerkennung fremder Verdienſte, Freigebigkeit im Belohnen, Würdigung der Kunſt und Wiſſenſchaft, Geiſtesgröße mit Gemüthswärme, unermüdlicher Eifer in raſtloſer Erfüllung der Herrſcherpflichten und Feldherrntalent, vereinigt mit perſön-

hem Heldenmuthe, erwarben ihm die allgemeine Liebe und
erehrung.

Wer ſollte in dem mit ſolchen Tugenden und Vorzügen
gabten nicht auch einen Glücklichen zu finden glauben?
nd dennoch finden wir den Einſamen, verſchloſſen in das
nerſte Gemach ſeines Palaſtes im Getümmel der Haupt-
dt Galliens, eine Beute der düſterſten Trauer, des tief-
n Schmerzes und der quälendſten Gewiſſensangſt. Die
chatten eines verkannten Sohnes und einer Gattin, ſeiner
ebe unwürdig, raubten ihm Seelenruhe und Geiſteskraft.
ehe über die Schwäche des Menſchen, die auch den Beſten
m Verbrechen hinzureißen vermag!

Criſpus, der hochbegabte Jüngling, Conſtantins Sohn
s erſter Ehe, war der Liebling nicht nur des Vaters,
ndern auch des ganzen Volkes, welches in ihm das Ab-
d und den würdigen Nachfolger eines Herrſchers ſah, dem
Welt den Beinamen des Großen zuerkannte. Die herr-
hen Anlagen, welche die Natur dem Jünglinge verliehen
tte, erfreuten ſich durch die Sorgfalt ſeines Erziehers
ctantius, des gelehrteſten und geiſtreichſten aller Chriſten
er Zeit, der glücklichſten Ausbildung. Ein hoher Geiſt
einigte ſich in ihm mit dem reinſten Herzen. Geſchmückt
t umfaſſenden Kenntniſſen und hold den holden Künſten
edlichen Glückes, hatte er dennoch durch Auszeichnung im
iege ſchon frühe ſeine Stirne mit dem Lorbeerkranze des
ldenmuthes umwunden.

Nur ein Weſen, vielleicht das einzige in Conſtantins
item Reiche, blickte mit Mißgunſt und Schelſucht auf den

tadelloſen Jüngling. Dieſes Weſen war ſeine Stiefmutter Fauſta, Conſtantins zweite Gemahlin, die in Criſpus den Nachfolger auf dem väterlichen Throne und ihre eigenen Söhne durch ihn ausgeſchloſſen ſah. Der verbrecheriſche Hochmuth der Mutter beſchloß den Untergang des ſchuldloſen Stiefſohnes, und ſie ſcheute kein Mittel, welches ihr zur Erreichung ihres Zieles geeignet zu ſein ſchien. Sie begann ihre Ränke auf dem dunkeln Wege geheimer Verfolgung damit, daß ſie ihren Sohn Conſtantius in das günſtigſte Licht zu ſtellen, dabei aber das Mitleid für die traurige Lage des Zurückgeſetzten und Hoffnungsloſen zu erwecken ſuchte, der, vom Ehrgeize des liebloſen Halbbruders niedergedrückt, dem ſchmählichen Looſe der Gegenwart, oder dem gefährlichen der Zukunft werde erliegen müſſen, wenn nicht ein gerechter Vater ſeine Liebe unter die Söhne gleichmäßig vertheile und den Dulder unmittelbar in ſeinen Schutz nehme.

Conſtantin ſah in ſolchen Klagen nur die Beſorgniß einer für das Wohl ihrer eigenen Kinder bekümmerten Mutter. Die Verleumderin wußte es nun bald dahin zu bringen, daß Conſtantius, obſchon der jüngere Sohn, mit dem Cäſartitel entſendet wurde, um über einige ihm anvertraute galliſche Provinzen zu herrſchen, während der verdächtige Criſpus faſt als Gefangener am Hofe des Vaters leben mußte unter dem Vorwande, daß dieſer ihn nicht entbehren könne.

Durch das Gelingen dieſes erſten Schrittes gewann Fauſta Muth, und ihr Haß gegen den Stiefſohn vermehrte

ch noch dadurch, daß ſie, ſelbſt dem Heidenthume zugethan,
nen Thronfolger ſcheute, der ſich der Lehre des immer
äftiger gedeihenden Chriſtenthums zuneigte.

Criſpus, welcher mit bitterm Schmerz das Erkalten
r väterlichen Liebe bemerkte, verſank in düſtere Schwer-
uth. Der Verſtellung unfähig, überließ er ſich in Wort
nd Benehmen dem ihn beherrſchenden Mißmuthe. Wohl-
einende, aber unkluge Freunde, dem unzufriedenen Kai-
rſohne am Alter gleich, nahmen an ſeinem Kummer war-
en Antheil. Es gelang ihnen, die Umtriebe der ſchönen
tiefmutter zu entdecken. Dieſe ging aber nun um einen
chritt weiter. Sie vermochte einige ihr ergebene Männer
n Rang und Einfluß, einen Verein zu gründen, der eine
t von Schein - Verſchwörung gegen Conſtantin bilden
lte. Mit dieſen ehrloſen Schauſpielern umgab ſie den
ngen Criſpus, der in ihnen nur innige Theilnehmer zu
den glaubte und gerne in ihrer ihm aufgedrungenen Ge-
ſchaft, nichts Arges ahnend, verweilte.

Fauſta ſäumte nicht, den gegen Criſpus eingenommenen
mahl auf dieſen geheimen Bund aufmerkſam zu machen,
n ſie den gefährlichen Zweck andichtete, die Thronfolge
Criſpus zu beſchleunigen. Conſtantin, dem die Ränke-
le von dieſer Verbindung nur ſo viel zeigte, als eben
reichend war, den Stiefſohn als das Haupt derſelben
dächtig zu machen, faßte gegen den Verleumdeten einen
wohn, der bald in feindſelige Geſinnung und Abſcheu
rging.

Fauſta fand es jetzt räthlich, eine andere Rolle zu ſpielen. Sie gab ſich die Miene, als ſei ſie gegen ſich ſelbſt aufgebracht, daß ſie ſich von zärtlicher Sorgfalt für den gefährdeten Gemahl hinreißen ließ zu einer Angabe, deren Richtigkeit doch nicht vollkommen erwieſen ſei. Spräche auch ſo Manches gegen Criſpus, ſo dürfte doch ſeine Jugend, ſeine Unerfahrenheit und ſelbſt ſeine unerklärbare Schwermuth vielleicht zu ſeiner Entſchuldigung dienen. Indem die Anklägerin auf ſolche Weiſe nun als Vertheidigerin erſchien, vollendete ſie das Werk ihrer Tücke dadurch, daß ſie die Larve einer Vermittlerin zwiſchen Vater und Sohn vernahm. Sie gab das innigſte Mitgefühl für den, vielleicht einen Irrweg betretenden Jüngling zu erkennen; ſie hoffe ihn gewiß wieder auf den rechten Weg zurückzuführen, indem ſie ihn wie eine zärtliche Mutter und er ſie — vielleicht mehr liebe, als ſie es wünſchen könne. — Die letztern Worte fielen wie Gifttropfen in Conſtantins Seele; er verbarg die furchtbare Wirkung mit der ihm eigenen Geiſtesſtärke.

Fauſta heuchelte nun dem unglücklichen Jünglinge ſo viel Theilnahme an ſeinem Kummer, ſo viel Liebe und Zärtlichkeit, daß der Getäuſchte in ihr eine verkannte Freundin erblickte.

Eines Tages beſchied ſie ihn in ihr Gemach zu einer Stunde, wo Conſtantin ſie gewöhnlich zu beſuchen pflegte. Die ſüße Beredſamkeit der Liſtigen entlockte dem Bethörten ſein Geheimniß. Sie vergoß Thränen; ſie verſprach, Alles, was in ihrer Macht ſtehe, anzuwenden, um Vater und Sohn zur allgemeinen Freude zu verſöhnen; ſie

theuerte ihn mehr zu lieben als ihre eigenen Söhne; ſie
ß ihn eine goldene Zukunft hoffen.

Criſpus, gerührt über das liebevolle Benehmen der
kannten Stiefmutter, ſank zu ihren Füßen; er bedeckte
re Hände mit Küſſen, und ſchwur ihr die treueſte An-
nglichkeit für ſein ganzes Leben. Fauſta hielt den Knien-
n abſichtlich in dieſer Stellung ſo lange, bis ſie die, dem
emache ſich nähernden Schritte des Gemahls vernahm.
n dem Augenblicke, da Conſtantin eintrat, ſprang ſie zorn-
ihend empor und ſtieß den ſtaunenden Jüngling von ſich
t den Worten: „Zurück, Schamloſer! Zurück, Verräther
mir und Deinem Vater! Zurück, Unſeliger, dem weder
Tugend noch die Ehre heilig iſt!“

Conſtantin gebot dem Schuldloſeſten, in dem er nun
en ſtrafwürdigen, durch die That überwieſenen Verbre-
r erblickte, mit abgewendetem Antlize, das Gemach zu
laſſen.

Am nächſten Tage wurde Criſpus vom verſammelten
athe, der größtentheils aus beſtochenen Richtern beſtand,
ch einem kurzen Verhöre zum Tode verurtheilt, in der
acht in einen abgelegenen Wald geführt und daſelbſt ent-
uptet.

Fauſta jubelte im Stillen über ihren Triumph durch
ſchuldlos vergoſſene Blut; ſie zweifelte nicht, dem älte-
n ihrer drei Söhne durch dieſes Verbrechen den Thron
ichert zu haben.

Conſtantin fand aber, nachdem die erſte leidenſchaftliche Aufregung ruhiger wurde, bald Urſache, die zu raſche That zu bereuen. Spuren begangenen Unrechts traten hervor, und der Schatten des verlornen Sohnes ſtand unaufhörlich vor den Augen des von Gewiſſensangſt ergriffenen Vaters, der, unzugänglich für Jeden, ſelbſt für Fauſta, ſich mit Vorwürfen überhäufte, während er doch zugleich vor dem Gedanken zitterte, eine furchtbare Wahrheit an das Licht des Tages gefördert zu ſehen.

## II.

## Die Rächerin.

Conſtantin durchſchritt, als ſchon die halbrothe Glut der Abendröthe am Himmel brannte, düſter und haſtig eine abgelegene Säulenhalle des Palaſtes, aus welchem ſeit der Hinrichtung des erſtgebornen Sohnes alle Freudigkeit des Lebens entwichen zu ſein ſchien. Plötzlich erblickte er am Ende der Halle eine hohe Geſtalt, die bewegungslos ſtehend, auf ihn hinſtarrte. Das Abendlicht goß eine dunkle Blutröthe auf das graue Gewand der ſchauerlichen Erſcheinung. Conſtantin, unerſchrocken im Schlachtgetümmel, ſtand jetzt, vom Schrecken gebannt, lautlos ſtille. Auch das grau'nhafte Bild bewegte ſich nicht. Um ſich zu überzeugen, ob das, was er zu ſehen glaubte, ein wirkliches Weſen, oder ein Spiel der Phantaſie, oder eine Täuſchung des ungewiſſen Zwielichtes ſei, ermannte er ſich aus der Betäung, trat dem zweifelhaften Gegenſtande feſten Schrittes gegen und ſank mit einem Schrei des Entſetzens auf Knie.

Aus dem Munde der Geſtalt, deren hageres Antlitz ner bläſſer, deren Mienen immer düſterer, deren Augen ner glühender wurden, erſchollen mit dumpfem Tone die rte: „Weh der Mutter, die ihrem Sohne fluchen ſoll, den ſchuldloſen Sohn tödten ließ!“

„Er war nicht ſchuldlos,“ erwiederte Conſtantin der iſen Mutter Helena, — „aber auch der Tod des Schulen zerreißt mein Herz, zerſtört die Ruhe meines Lebens. renge Richterin! verdamme mich nicht, ohne meine Rechtigung zu hören!“

Helena fiel ihm zürnend in die Rede: „Und hörteſt u die Rechtfertigung des Makelreinen, welchen ungerechte chter, im Solde einer haſſenden Stiefmutter, zum Tode urtheilten? Ich will nicht fluchen dem, den ich gebar, r dieſe Blutflecken, welche Dir von meinem Gewande gegen glühen, klagen Dich an vor dem Gotte der Menenliebe, den ich als Chriſtin verehre. Wolle der Allgütige, ß ich Dich vom Verbrechen freiſprechen könne! — Sprich, möge der Abend Deines Lebens ſo heiter ſein wie ſer Abendglanz, der jetzt über meinem und Deinem upte wolkenlos leuchtet!“

Conſtantin erzählte nun das Verbrechen des Sohnes, gegen den Verbrecher zeugenden Beweiſe und den Urilsſpruch der Richter. Helena erwiederte: „Ich kann den fnungsvollen Enkel nicht verdammen, Dich aber beklage ich, ohne Dich von der Schuld freiſprechen zu können. Ich verließ die Einſamkeit meiner Villa, um Dich, den geliebten Sohn und ihn, den geliebten Enkel, ſegnend an das Mutterherz zu drücken, eh' ich nach Jeruſalem ziehe, um mein Leben auf heiliger Stätte zu ſchließen. Nur zwei treue Sclaven begleiteten die greiſe Wanderin. Am Rande eines kleinen Waldes übereilte uns die dunkelnde Nacht. Wir durchſchritten die mir wohlbekannten Pfade, um am nächſten Morgen hier einzutreffen. Als wir auf einen freien Platz im Mittelpunkte des finſtern Waldes gelangten, ſchimmerte uns rothes Fackellicht durch dunkeln Rauchqualm entgegen. Bewaffnete ſtanden im Kreiſe um einen knienden Jüngling. Tiefes Schweigen herrſchte. Der Gedanke, daß hier eine Frevelthat verübt werde, riß mich vorwärts. Dem Kreiſe näher kommend, erkannte mein Auge in dem Knienden — wehe mir und Dir! — meinen Enkel! — Und wäre es auch Täuſchung geweſen, ich ſah in ihm nur ein Schlachtopfer. Ich ſtürzte mit Wehgeſchrei in den Kreis; ich beſchwor die Mörder beim Gott des Himmels und der Erde, inne zu halten. Vergebens! — das Schwert blinkte — das theure Haupt fiel. Ich ſank neben dem Rumpfe zu Boden, von ſeinem Blute beſpritzt. Furchtbar war mein Schmerz, als ich den Gräuel ſah, noch furchtbarer, als ich, erwachend über den bereits begrabenen Leichnam, erfuhr, daß der Sohn meines Sohnes auf Befehl des Vaters, der ſein Beſchützer ſein ſollte, hier bluten mußte. Und kannſt Du hoffen, daß Du je einen Erſatz findeſt für den ſchuldlos Gemordeten? — Keiner Deiner noch lebenden Söhne wird

ir werden, was Criſpus war. Fauſta's Frevel hat den
luch auf ihr Haupt geladen, und keiner von ihnen kann
ir Glück bringen, noch ſelbſt glücklich werden. Möge
ott einſt der Verbrecherin verzeihen! Ich werde es nie.
ch erhebe im Namen der ſtrengen Gerechtigkeit meinen
rm zum Himmel und fordere blutige Rache. Die Strafe
es Todes treffe die Verbrecherin! Tödte mich in dieſem
ugenblick! wo nicht, ſo ſchwöre ich: „Fauſta muß ſterben!“

---

Helenens Erſcheinen und die Kraft ihrer Worte ver-
andelte Conſtantins Umgebung. Fauſta und ihre Mitſchul-
igen ergriff ein paniſcher Schrecken vor der in That und
ede gewaltigen Greiſin, nach welcher jedes Auge mit ſcheuer
hrfurcht, wie zu einem höhern Weſen, emporblickte. Durch
r unermüdet raſtloſes Andringen wurde ein Gericht über
ie Verbrecherin zuſammengeſetzt, dem ſie ſelbſt beiwohnte.
ie Rede der von Liebe und Gerechtigkeit begeiſterten Ma-
rone entflammte in den unbefangenen Richtern den Muth
ür die Wahrheit. Zeugen erwieſen das Verbrechen und
ie frühern Richter bekannten ihr Unrecht. Fauſta wurde
es Todes ſchuldig erklärt, und in einem heißen Bade von
lühenden Dämpfen erſtickt.

Zu Conſtantin aber ſprach die Mutter: „Erkenne,
rauernder, daß die Strafe jeden Frevel ereilt! Ermanne
ich, Herrſcher, und vergüte der Menſchheit, was Du an
ir und den Deinigen verbrochen haſt! Verſchließe Dein
uge nicht dem Lichte des wahren Glaubens! Erſchüttert

iſt die entartete Welt durch den Dämon wilder Leidenſchaft. Erhebe Dich in Deiner Macht! Sei Ihr der Herold des Friedens! Vernichte das Laſter, vertilge die Zwietracht! Lehre durch Dein Beiſpiel die Menſchen menſchlich ſein! Gib ihnen das Glück, das ſie durch gräuelvolle Jahrhunderte entbehrt haben! Die Liebe erbaue, was der Haß zerſtört hat, und Millionen vereinige der Wahlſpruch: „Ein Herz! Ein Gott!“ Gewähre Denen, die das reine Sittengeſetz von Gott ſelbſt erhielten, gewähre den Chriſten, den ſchuldlos Verfolgten, Gerechtigkeit und Schutz! — Und nun trennen ſich unſere Wege auf Erden. Du wandle dem glorreichen Siege zu, ich — dem Grabe! Jenſeits — ich hoffe es — ſehen wir uns wieder, frei von jeder irdiſchen Makel.“

Am nächſten Tage trat Helene die Wallfahrt nach Paläſtina an. Sie ſpendete, die heiligen Stätten beſuchend, den Armen reichliche Almoſen, übte unzählige Wohlthaten, und ſtarb in der eifrigen Pflichterfüllung ihres menſchenfreundlichen Glaubens.

## III.

## Der Nebenbuhler.

Zu dieſer Zeit war Maxentius der Beherrſcher von Italien und Afrika. Befleckte Ein Verbrechen das Leben Conſtantins, ſo war das Leben des Maxentius eine Reihe von Laſtern. Er mißhandelte das Volk, er haßte den Senat.

bewaffneten Schaaren, mit welchen ſich der Tyrann
mit einer Schutzwehre für ſeine zügelloſen Leidenſchaften
gab, ſie allein freuten ſich ſeiner Gunſt. Ihnen geſtat-
er, ſich ungeſtraft jeder Ausſchweifung zu überlaſſen,
plündern und zu morden. In ſeinen Palaſt zu Rom
in eine Villa verſchloſſen und unſichtbar, gab er ſich
Ausſchweifungen des üppigſten Sinnentaumels hin.
chen in ſchmähliche Trägheit verſunken, vermaß er ſich
in ſeinem, durch kriechende, reich belohnte Schmeichler
eigerten Hochmuthe ſo weit, daß er laut erklärte, er allein
Beherrſcher der Erde, alle übrigen Fürſten aber ſeien
ſeine Statthalter, denen er die Verwaltung der ihnen
laſſenen Länder anvertraue; Rom und ſein Thron ſtrahle
der Mittelpunkt ſeines Weltreiches, von dem Beloh-
g oder Verderben über die Völker und ihre Fürſten
gehe. Das Leben der edelſten Römer war das Spiel
r Laune oder einer Aufwallung des Argwohns, Tugend
Ehre der Matronen und Jungfrauen der Gegenſtand
nloſer Frechheit. Die Entehrten wurden ein Geſchenk
eine Günſtlinge der erkauften prätoriſchen Leibwache,
ür den Götzen kämpfte, den ſie verachtete.

Maxentius haßte ſein Volk; er haßte die Menſchheit;
Verhaßteſte aller Lebenden aber war ihm — Conſtantin,
n Tugenden im Frieden die Welt liebte, deſſen Kriegs-
n ſie bewunderte. Maxentius beneidete ihn, und der
wurde grimmiger Haß, der, lange verborgen, endlich
ilde Flammen aufloderte. Maxentius ſah in Conſtantin
t einen verwegenen Nebenbuhler, dann einen thörichten

Feind, zuletzt einen ſtrafwürdigen Empörer. Er beſchloß ſeinen Sturz. Er ließ alle, in Italien und Afrika dem geprieſenen Conſtantin errichteten Standbilder auf ſchmähliche Weiſe zertrümmern und deſſen Länder als Oberherr zurücknehmen.

## IV.

## Der Kampf.

Conſtantin kannte wohl die feindſeligen Geſinnungen, welche Maxentius gegen ihn hegte; er wollte aber, den Segnungen des Friedens hold, nicht als angreifender Theil erſcheinen, er nährte ſogar die Hoffnung, einen Krieg von ſolcher Schwierigkeit und Wichtigkeit zu vermeiden und die Ruhe zu erhalten, ohne durch ein ſo furchtbares Mittel das Glück der Völker auf das Spiel zu ſetzen.

Gebeugt vom Schmerz über den Verluſt des Sohnes und der Gattin, und die Seele von den erſchütternden Worten der ſcheidenden Mutter gehoben, ging die ganze Richtung ſeiner Gedanken nur dahin, jenes Vergehen durch Beglückung der Menſchheit zu ſühnen.

In dieſer Stimmung überraſchte ihn eine Geſandtſchaft aus Rom, welcher er das Gehör nicht verſagen konnte. Senatoren und andere der angeſehenſten Männer hatten ſich vereinigt, dem edeln Fürſten in ihrem eigenen und im Namen des Volkes, Italiens Klagen und Beſchwerden vorzutragen. Sie ſchilderten mit glühenden Farben die traurige, an Verzweiflung gränzende Lage des unglücklichen Landes,

entehrende Mißhandlung der Männer und Frauen aus
edelſten Geſchlechtern, die furchtbare Bedrückung des
lünderten und zermalmten Volkes, den Haß, welchen
Tyrann gegen Conſtantin ſelbſt hege, die Beleidigung,
che er ſich durch Zertrümmerung der Standbilder erlaubt
e, und den blinden Hochmuth, der ihn zu der wahn-
nigen Erklärung ſtachle, daß er Alleinherrſcher der Erde,
übrigen Fürſten nur ſeine Statthalter und Stellver-
er ſeien. Sie ſchloßen den Vortrag mit der Verſiche-
g, daß Maxentius bereits zwei große Heere rüſte, um
gewaltigen Streitkräften einen Kampf zu beginnen, —
nach dem Wahne des Raſenden, mit Vernichtung des
gners enden müſſe.

Conſtantin ſchöpfte aus dieſer Darſtellung die Ueber-
gung von der Unvermeidlichkeit des Krieges, und, nach-
er die Gründe der Geſandten wohl erwogen hatte,
e er den feſten Entſchluß, der gebieteriſchen Anforderung
entſprechen, mit Kraft zu handeln, dem Feinde zuvor-
mmen und ſeine Waffen in das Herz von Italien zu
gen.

An der Spitze eines mit ſeltener Schnelligkeit geſam-
en Heeres von vierzigtauſend Kriegern, unter ihnen
Chriſten, zog Conſtantin einem, an Zahl ihm vierfach
legenen Feinde entgegen, deſſen Streiter aber durch
igkeit entnervt, durch Mangel an Kriegszucht und
ffenübung entartet und kampfunluſtig waren.

Die bewunderungswürdigen Straßen, welche die Römer früherer Zeit über die Alpen geführt hatten, machten es Conſtantin möglich, ſeinen Heereszug ſo zu beſchleunigen, daß er ſchon in den Ebenen Italiens ſtand, ehe Maxentius, in Rom ſchwelgend, eine Nachricht vom Aufbruche einer feindlichen Macht erhalten hatte. Suſa, die erſte Gränzſtadt, wurde blitzſchnell mit Sturm genommen. Die zwei nächſten Städte erfuhren ein ähnliches Schickſal. Zwei zahlreiche Heere des Maxentius erlitten durch Conſtantins Feldherrngeiſt und perſönliche Tapferkeit eine gänzliche Niederlage, und der Sieger, bereits im Beſitze des größten Theils von Italien, traf erſt, nur wenige Meilen von Rom entfernt, ein drittes, in Eile zuſammengerafftes Römerheer, welches ſich ihm mit dem Muthe der Verzweiflung entgegen ſtellte.

## V.

## Verwünſchung.

Obſchon die Gefahr den Thoren Roms nahe ſtand, ließ Maxentius ſich aus dem Sinnentaumel ſeiner Schwelgerei nicht aufſchrecken. Er ſchenkte den Nachrichten vom Unglücke ſeiner Waffen keinen Glauben, hielt das, was er ſich ſelbſt nicht ableugnen konnte, wenigſtens für Uebertreibung und befahl, dem Volke die Niederlagen, welche ſeine Heere erlitten hatten, zu verſchweigen. Das Bewußtſein, daß ihm noch hinreichende Hülfsmittel an Geld und Streit-

cht zu Gebete ſtänden, beſtärkte ihn in dem Wahne, ſich
lkommen ſicher, ja für unüberwindlich zu halten.

Indeß war auch ein Theil ſeines dritten Heeres geſchla-
n worden. Nun wagten es einige ſeiner Heerführer, auf
lche der argwöhniſche Tyrann noch das meiſte Vertrauen
te, die drohende Gefahr und den unvermeidlichen Unter-
ng des Reiches mit den grellſten Farben zu ſchildern.
as empörte Volk, welches ihn haßte und verachtete, tobte
r den Thoren des Palaſtes mit wildem Geſchrei, ſtieß
chmähungen über den Kleinmuth und die Trägheit des
würdigen Herrſchers aus und erhob Conſtantins Helden-
uth und Geiſteskraft. Die Furcht, als Opfer der Wuth
nes eigenen Volkes zu fallen, die bereits erlittene Be-
ämung und die Verachtung, welche ſogar die treu erge-
ne Leibwache ihm in Worten und Thaten unverhohlen
gte, wirkten endlich auf die ſtumpfen Sinne des Feigen.
ſah das ſchmählichſte Ende vor ſich und nur die Ver-
eiflung konnte ihn zu dem Entſchluſſe treiben, perſönlich
m ſiegreichen Feinde entgegen zu ziehen.

Geſchreckt durch die Gerüchte von Zeichen und Wun-
en, welche ſein Leben und das Reich zu bedrohen ſchienen,
t er vorher noch die ganze Macht des heidniſchen Fana-
mus auf, um, wie er glaubte, ſowohl dem Feinde, als
ch den Bewohnern von Rom blinden Schrecken einzu-
ßen. Er ließ den Göttern der Unterwelt Opfer ſchlachten,
ch nicht auf Altären, ſondern in Gräben, welche zu dieſer
auerlichen Feierlichkeit eigens ausgehöhlt wurden. Hierauf
rach ein Prieſter die gräßlichſten Verwünſchungen über

Conſtantin aus. Er rief den Zorn der Götter auf deſſen Haupt, welches er den Furien weihte. Er erklärte ihn für einen mit Fluch beladenen Feind der Menſchheit, den alles Unheil treffen möge, und den zu morden die heiligſte Pflicht jedes Römers ſei. Der folgende Tag müſſe der letzte ſeines Lebens ſein und der Leichnam den reißenden Thieren vorgeworfen werden. Dieſer Fluch, ſo ſchloß die Verwünſchung: treffe nicht nur ihn ſelbſt, ſondern auch alle ſeine Angehörigen bis in den fernſten Grad und bis in die fernſte Zukunft in allen Ländern der Erde!

Als dieſe Grauen erregende Feierlichkeit geendet war, ließ Maxentius auch die ſybilliniſchen Bücher zu Rathe ziehen, um aus denſelben einen günſtigen Orakelſpruch zu erhalten. Dieſer lautete aber ſo doppelſinnig, daß er ſich in entgegengeſetzten Fällen nach Verſchiedenheit des Erfolges deuten ließ. Er ſagte: „Noch an dieſem Tage wird Roms großer Feind umkommen.“ — Maxentius erblickte in dem großen Feinde ſeinen Gegner Conſtantin und in ſich ſelbſt den glücklichen Sieger. Aufgebläht von thörichter Hoffnung und lächerlichem Uebermuthe, zog er nun an der Spitze ſeiner zahlreichen Leibwache, auf deren Muth und Ergebenheit aus Eigennutz er bauen durfte, in die Schlacht.

## VI.

## Erſcheinung.

Der große Tag erſchien, der Tag der Entſcheidung, aus deſſen Erfolg eine neue Geſtaltung der Menſchheit und der Erde, eine gänzliche Umwandlung in den ſittlichen und geiſtigen Anſichten hervorgehen ſollte, ein neuer Glaube als Staatsreligion und ein Leben mit neuen Verhältniſſen.

Die Völkerſchlacht begann am frühen Morgen. Beide Heere kämpften mit der äußerſten Erbitterung. Die Leibwache, die Alles wagen mußte, um nicht Alles zu verlieren, ſchlug ſich mit dem Muthe der Verzweiflung für einen Herrn, den ſie haßte und verachtete.

Schon neigte ſich der Sieg zum erſten Male auf die Seite des Maxentius. In dem Augenblicke, da zwei Legionen Conſtantins ſich zurückzogen, wurde in geringer Entfernung vom Schlachtfelde auf einer, zwiſchen zwei Hügeln eingeſchloſſenen Ebene, eine Schaar, aus einem Walde hervortretend, ſichtbar. Der Anblick der fremden Erſcheinung wirkte, Staunen erregend, gleich mächtig auf das ſiegestrunkene, wie auf das weichende Heer, da keines von Beiden wußte, woher und zu welchem Zwecke die ſonderbare Hülfsmacht von Tauſenden heranziehe. Das Licht der Sonne umfloß, wie verklärend, die ſchneeweiße Kleidung und ihre Strahlen flimmerten auf dem glänzenden Stahle der Helme und Bruſtpanzer, der Speere und Schwerter. In der erſten Reihe der langſam und feierlich Heranziehenden ſchritt eine Geſtalt, an Größe und Stärke über Alle hervorragend. Sie trug eine Purpurfahne, auf deren Glut ein goldenes Kreuz ſchimmerte. Beide Heere ſtanden, den Kampf unterbrechend, ſtille, und ſtaunten erwartungsvoll.

Als die Schaar der Krieger, in denen Neuheit und Ueberraſchung überirdiſche Weſen erſcheinen ließ, das Schlachtfeld erreicht hatte, nahm ſie ihre Stellung zwiſchen den beiden feindlichen Heeren. Plötzlich ſchwang ihr Führer die Purpurfahne, und ſchritt den Legionen des Maxentius entgegen. Seine Schaaren folgten ihm, einen Phalanx bildend, im Sturmſchritte. Conſtantins Legionen rückten vor und ein neuer Kampf begann. Die Wuth der, von beiden Parteien mit immer wechſelndem Glücke gekämpften Schlacht ſtieg von Stunde zu Stunde, wie eine Feuersbrunſt, deren Flammen, je mehr Nahrung ſie finden, um ſo mehr auflodern und deſto weiter um ſich greifen. Schon ſprühten die heißen Strahlen der Mittagsſonne ſengend vom Himmel; die Kämpfer fühlten ſie nicht. Schwarze Wolken ſtiegen empor; ſie bedeckten den weiten Himmelsraum; die Sonne ſchwand; ein Ungewitter drohte jeden Augenblick loszubrechen und den Kampf der Elemente in den Kampf der Menſchen hinein raſen zu laſſen. Die Kämpfenden ſahen es nicht.

An jeder Stelle, wo das wilde Schlachtgetümmel am heftigſten tobte, zeigte ſich die erhabene Geſtalt Conſtantins, deſſen unerſchütterlicher Heldenmuth die Gefahr aufſuchte. Maxentius, von Ingrimm lodernd, bot Alles auf, den manchmal ſinkenden Muth der Seinigen durch die glänzendſten Verſprechungen wieder anzufeuern; er ſelbſt hielt ſich aber, für die Sicherheit ſeines unwürdigen Lebens beſorgt, in feiger Entfernung.

Plötzlich nahm das Treffen jetzt eine Wendung, welche die beiden Fürſten einander in die Nähe brachte. Sie erblickten, ſie erkannten ſich. Dem Augenblicke des erſten wechſelſeitigen Erſtaunens folgte jener des zürnenden Haſſes, wie Blitz und Donnerkeil aus einer ſchwarzen Wolke losbrechen. Maxentius, von Wuth bis zum Wahnſinn entflammt, ſtürzte dem, ihn ruhig erwartenden Conſtantin entgegen und ſchleuderte, ſchnell wieder entfliehend, einen Speer nach ihm. Schon hatte die Todeswaffe beinahe Conſtantins Bruſt erreicht. In dieſem Augenblicke bildete die wunderbare Schaar der fremden Krieger, in die Mitte des Getümmels eindringend, eine ſtählerne Vormauer. Die Rieſengeſtalt ihres Anführers ſtürzte ſich aber zwiſchen Conſtantin und den geſchleuderten Speer, der nun ſein Ziel nicht erreichte, ſondern die Bruſt des zu Boden ſinkenden Retters durchbohrte. Den Tod ihres Anführers zu rächen, drang die weiße Heldenſchaar an der Spitze der Legionen in die fliehenden Feinde. Der Tubaſchall verkündete Conſtantins Sieg.

In dieſem Augenblicke zertheilten ſich die Wolken, die Abendfeier der untergehenden Sonne verklärte den weſtlichen Himmel. Das Kriegsgeſchrei verſtummte. Heilige Stille waltete rings umher und auf einer Purpurwolke erſchien, aus Goldglut gebildet, das Zeichen des Kreuzes, eine Glorie von Lichtſtrahlen ausſtrömend mit den Schriftzügen: „Durch dieſes ſiege!“

Tauſende erhoben ihr Haupt; Tauſende ſtarrten die himmliſche Erſcheinung an, ſprachlos, von Erſtaunen gefeſſelt. Conſtantin aber ſank in demuthvoller Rührung auf die Knie, und ſprach, von hoher Begeiſterung ergriffen: „Großer Gott, der in dieſem Zeichen mir ſichtbar erſcheint! An Dich glaube ich; Dich bete ich an; Dir gelobe ich treu zu dienen, bis zum letzten Hauche meines Lebens und zu beſchützen Alle, die Dir dienen! Gott der Gnade! lehre mich den milden Geiſt der Menſchenliebe und des makelreinen Lebenswandels! Senke in meine Seele den heiligen Strahl der Weisheit! Gib mir den Muth, das Böſe zu bekämpfen! Gib mir die Kraft, das Gute zu ſchützen und zu fördern! Das ſchöne Band brüderlicher Eintracht vereinige durch mein Beſtreben alle Deine Kinder, und es walte auf Erden ein Vaterland, ein Herz, ein Gott der Liebe und des Friedens! Nicht länger beſtehe der Götzendienſt! Nicht länger prange die entwürdigte Roma als Beherrſcherin des zertretenen Erdkreiſes! Nicht länger beſtehe ein Senat von Schmeichlern und Sclaven, nicht länger ein entartetes Volk, dem Verbrechen fröhnend und dem mächtigen Laſter huldigend, nicht länger ein feiles Heer, vom böſen Geiſte des Uebermuths und der Empörung entflammt! Auswandere die ſtolze Roma! Sie gebe Thron und Würde an eine neue Stadt, die der Tempel werde eines Gottes und eines Völkervereins! Durch Deinen Beiſtand und unter Deinem Schutze, Allmächtiger, laß mich gründen ein neues Reich!“

Nachdem Constantin dieſes Gebet geſprochen hatte, erhob er ſich, und trat zur Legion der fremden Krieger, die ſich nun als Chriſten und Urenkel jener Anſiedlung zu erkennen gaben, welche Ahasver einſt in der Nähe von Rom gegründet hatte. In ihren Reihen ſtanden auch Hebräer, welche zum Chriſtenthume übergetreten waren.

Constantin begrüßte die frommen Kämpfer als Brüder, und ſprach:

„Empfanget denn, ihr ſchuldlos Verfolgten, ihr grauſam Mißhandelten, meinen Dank und den euch gebührenden Lohn! Ich ertheile euch hiermit die Freiheit, dem Gotte, den ihr bekennet, vor den Augen aller Welt zu dienen, und den Glauben, zu dem euer Herz ſich hinneigt, öffentlich und unbeſchränkt auszuüben. Genießet, ihr Verkannten, nach langem Leiden und Dulden, von dieſem Augenblicke an, die vollen Rechte des Menſchen und des Staatsbürgers!“

Als der Jubel der Dankbarkeit geendet hatte, wünſchte Constantin den Träger der heiligen Fahne zu ſehen. Die erſte Reihe theilte ſich. Zur Erde geſunken lag Ahasver, ihm zur Seite die Kreuzfahne. Aus weit klaffender Bruſtwunde ſtrömte das Blut. Der Speer hatte ſein Herz durchbohrt. Er wäre als Leiche erſchienen, hätten nicht die von Seelenwonne leuchtenden Augen und die Miene voll lächelnder Ruhe Spuren des Lebens gezeigt. Er ſprach zu Constantin mit matter Stimme: „Zürne nicht dem Unglücklichen, wenn Du ihn erkenneſt! Ich bin Ahasver, der fluchbeladene ruheloſe Wanderer durch Jahrhunderte! Gott iſt gnädig. Durch ſeine Zulaſſung durfte der Speer des Todes dieſes Herz, einſt ein Herz von Stein, durchboren. Gekommen iſt, ich fühle es, die Stunde der Verzeihung und der ewigen Ruhe. Möge Gottes Segen, der auf Dir ruht, von Dir auf Dein Volk übergehen!"

Ahasver reichte die Purpurfahne dem gerührten Fürſten, der ſie freudig ergriff, mit dem Ausrufe der Begeiſterung: „Als Fahne des Sieges ziehe dieſes Bild der himmliſchen Erſcheinung zum Wohle der Menſchheit vor meinem Heere gegen die Feinde, die Dich leugnen, o Herr des Himmels und der Erde!"

Indem Conſtantin die Fahne hoch emporſchwang, verglomm das Abendroth und die Strahlenglorie der himmliſchen Erſcheinung verſchwand. Bei dieſem Verſchwinden erwachte der Muth der von Schrecken erſtarrten Feinde. Ein Theil der Leibwache des Maxentius ſtürmte mit dem wilden Geſchrei der Wuth gegen Conſtantins Legionen. Die Schlacht erneute ſich mit verdoppelter Erbitterung. Begeiſterte Beſonnenheit kämpfte gegen die, das Aeußerſte wagende Verzweiflung, der Himmel gegen die Hölle. Conſtantin drang unaufhaltſam vor. Der Sieg folgte ihm und ſeiner Fahne. Die wilden Horden wichen, flohen.

Tiefe Stille waltete nun über dem, mit Todten und Sterbenden bedeckten Schlachtfelde. Am Himmel leuchtete noch das letzte Abendlicht als Verklärungsfeier und Hoffnungsbild der Unſterblichkeit.

Die fliehenden Feinde jagten in allgemeiner Verwirrung des Schreckens bis an die Thore Roms. Viele stürzten im wilden Getümmel des Gedränges der, nach Rettung Ringenden von der Tiberbrücke, deren Raum die Menge der Flüchtigen nicht mehr faſſen konnte. Auch Maxentius ſtürzte häuptlings in einen Sumpf am Ufer des Fluſſes. Der Tod erſtickte ihn.

Auf dem einſamen, verſtummten Schlachtfelde erhob Ahasver ſein Haupt. Zwei der Urenkel Javans ſtanden neben ihm. Er ſprach, mit den erlöſchenden Augen die verſchwundene Erſcheinung am Himmel ſuchend, mit matter Stimme: „Verſchwunden iſt das Bild des Kreuzes, und mir bleibt nur die Erinnerung an Ihn, der es einſt trug, an Ihn, dem mein Herz von Stein die letzte Ruhe auf dem Steine verſagte, an Ihn, der ſeine Gottheit aus Liebe zu ſeinen Geſchöpfen ablegte, um als Gottmenſch den Menſchen mit dem Göttlichen zu verſöhnen. Laſter zerſtören das Glück des Lebens und die Menſchheit ſelbſt. Ohne Gott und ohne Liebe wird das Herz zu Stein. Selbſtſucht, Hochmuth und Sinnentaumel ziehen umher als böſe Dämonen und das mit Füßen getretene Sittengeſetz — ſo ruft mir die Stimme von Jahrhunderten — ſpricht ſeinen Fluch über die Erde. Jeruſalem, die heilige Stadt unheiliger Bewohner, mußte fallen durch die Römer, und Roma, die Hauptſtadt der Erde und der Wohnſitz aller Verbrechen, fällt nun durch den Sieg des reinſten Anbeters des wahren

Gottes. Alle Siege und Verheerungen, alle Tugenden und Laſter führen aber zur Läuterung des Menſchengeſchlechtes. Der Kampf des Böſen mit dem Guten, des Irdiſchen mit dem Himmliſchen erhebt zur Ahnung des Ewigen und der von Leiden Niedergedrückte gewinnt durch Seelenreinheit den Aufſchwung zum Höchſten und die Ausſicht in jene Ferne, die dem Wanderer auf Erden auch die reinſten Freuden dieſes Lebens zeigt: den Geiſt der Ruhe, ein ſchuldloſes Herz voll Selbſtachtung, ein geehrtes Grab und die Hoffnung auf das Jenſeits. Und ſo mögen einſt die kommenden Geſchlechter, wenn ein Jahrhundert dem andern die dunkle Sage meiner Schuld und meiner Leiden zuflüſtert, einander verkünden: „Groß war Ahasvers Schuld, groß ſein Leiden, noch größer ſeine Seligkeit, als er geläutert und rein ſich erhob. Herr des Himmels und der Erde! Herr des Lebens und des Todes! Allmächtiger Gott der Liebe! Es war kein Fluch, der auf mir laſtete. Die Worte: „Du ſollſt wandern bis Ich wiederkehre!“ ſie wandeln ſich wie düſteres Nachtgrau'n in erfreuendes Morgenlicht und ich fühle die Wiederkehr des Verlornen: den Geiſt der Wahrheit, den Glauben an Gott und das warme Herz der Menſchenliebe; ich fühle, Hilarion, die Ueberzeugung deiner Worte: „Der Himmel ſchließt ſich nie!“

Ahasver legte die ſich kreuzenden Hände auf die Todeswunde. Die Augen ſchloßen ſich.

Am folgenden Morgen hielt Constantin ſeinen Einzug n Rom. Er ſelbſt, nicht im Siegeswagen des Stolzes rangend, ſchritt, die heilige Fahne tragend, vor ſeinen Legionen feierlich und demuthvoll einher. Ihm folgten nicht remde Fürſten, des rechtmäßigen Thrones beraubt, keine eſiegten Heerführer, mit Ketten belaſtet, keine zum Sclavenjoche oder zum Tode verurtheilte Schaaren fremder Völker; ihn umgaben nur Beſiegte, deren Jubel dem edeln Sieger ein lange entbehrtes Glück und ein neues Leben dankten.

Das leichenbedeckte Schlachtfeld wurde durchſucht: Ahasver war verſchwunden, fortlebend im Munde der Sage.

# Inhalt.

---

## Fünfte Zeitperiode.

Seite
I. Beſchuldigung der Schuldloſen . . . . . 9
II. Todesfeſt . . . . . . . . 16
III. Die Verſchwörung . . . . . . 25
IV. Der Dolch . . . . . . . . 30
V. Die Wahl des Beſten . . . . . . 39
VI. Das Blutgericht des Schickſals . . . . 43
VII. Der letzte Wunſch . . . . . . . 55
VIII. Die Stunde der Prüfung . . . . . 57
IX. Das Mutterherz . . . . . . . 62
X. Der Schutzgeiſt . . . . . . . 70
XI. Die Kunſtreiſe . . . . . . . 72
XII. Kunſt-Wahnſinn . . . . . . . 77
XIII. Schreckenskunde . . . . . . . 80
XIV. Der Verlaſſene . . . . . . . 84
XV. Die Flucht . . . . . . . . 96
XVI. Todesſchmach . . . . . . . 90

## Sechſte Zeitperiode.

I. Die Sühne in den Katakomben . . . . 97
II. Die Todesnacht . . . . . . . . 103
III. Der Heereszug . . . . . . . . 110
IV. Die Heimat . . . . . . . . . 114
V. Parteienkampf . . . . . . . . 117

Seite
VI. Falſche Wunder . . . . . . . . 124
VII. Zwietracht im Innern . . . . . . . 134
VIII. Ein weibliches Trugbild . . . . . . 138
IX. Die Vaterloſe . . . . . . . . 144
X. Der Blutbecher . . . . . . . . 146
XI. Der Retter der Unſchuld . . . . . . 150
XII. Das Thal des Friedens . . . . . . 155
XIII. Heldengeiſt . . . . . . . . 165
XIV. Der Feldherr . . . . . . . . 170
XV. Das entweihte Heiligthum . . . . . . 172
XVI. Erhebung eines Gefallenen . . . . . . 177
XVII. Das Grab des Lebenden . . . . . . 183
XVIII. Die Kindesmörderin . . . . . . . 189
XIX. Die Zerſtörung . . . . . . . . 194
XX. Der Menſchenfreund . . . . . . . 198
XXI. Das Thal des Friedens . . . . . . 206
XXII. Die Anſiedler . . . . . . . . 214
XXIII. Der Eremit . . . . . . . . 217
XXIV. Menſchenhaß und Menſchenliebe . . . . 222
XXV. Der Weg aus der Tiefe . . . . . . 235

## Letzte Zeitperiode.

(Schluß.)

I. Die Stiefmutter . . . . . . . . 241
II. Die Rächerin . . . . . . . . 248
III. Der Nebenbuhler . . . . . . . . 252
IV. Der Kampf . . . . . . . . . 254
V. Verwünſchung . . . . . . . . 256
VI. Erſcheinung . . . . . . . . . 259

**Im Verlage von Ignaz Klang, Buchhändler in Wien,**
Dorotheergaſſe Nr. 1105, iſt ſo eben ganz neu erſchienen, und
daſelbſt ſo wie in allen Buchhandlungen zu haben:

# König Heinrich
## von Deutſchland.

---

### Hiſtoriſches Drama in fünf Acten,

von

### Otto Prechtler.

Octav-Format, 140 Seiten ſtark, auf feinem Velinpapier elegant gedruckt und in gefärbtem Umſchlage broſchirt.

**Preis: 1 fl. C. M.**

Ferner iſt daſelbſt erſchienen und in C. M. zu haben:

**Prechtler,** Otto, Gedichte. Erſte Geſammtausgabe auf Velinpapier. Wien 1844. Schiller-Format kl. 8. In Umſchlag broſch. 1 fl. 20 kr.

**Mayrhofer,** Johann, Gedichte. Neue Sammlung. Aus deſſen Nachlaſſe mit Biographie und Vorwort, herausgegeben von Dr. E. Freiherrn von Feuchtersleben. Wien 1843. Velinpap. Schiller-Format kl. 8. In Umſchlag broſchirt 1 fl. 20 kr.

**Meyern,** W. F., Dia-Na-Sore, oder die Wanderer. Dritte Original-Auflage. Vollſtändig in 5 Bänden. Wien 1840 Schiller-Format, kl. 8. Velinp. in Umſchlägen broſch. 4 fl. 30 kr.

— — W. F., hinterlaſſene kleine Schriften. Mit Vorwort und Biographie Meyern's, herausgegeben von Dr. Ernſt Freiherrn von Feuchtersleben. 3 Bände mit Facſimile. Velinpap. Schiller-Format, kl. 8. Wien 1842. In Umſchlägen broſch. 3 fl. 30 kr.

**Stierle-Holzmeiſter, J.**, geſammelte humoriſtiſche Novellen, Erzählungen und Gedichte. Erſte Original-Geſammtausgabe in 3 Bänden. Velinpap. Schiller-Format, kl. 8. Wien 1844. In Umſchlagen broſch. 3 fl. 40 kr.

**Mendelsſohn,** Moſes, ſämmtliche Werke. Original-Geſammtausgabe in Einem Bande. Als National-Denkmal! Imperial-Octav. Wien 1838. Auf Velinpapier mit neuen großen deutlichen Lettern höchſt elegant und correkt gedruckt, nebſt dem (von Stöber) in Kupfer geſtochenen Bildniſſe und Facſimile des großen Weltweiſen, dann Congreve-Titel. In Umſchlag elegant broſch. ſtatt 6 fl. (der Concurrenz wegen) um 4 fl.

(Mehreres erſcheint in dieſer Ausgabe zum erſten Male gedruckt.)

**Schlegel**, Friedr. v., ſämmtliche Werke. Vollſtändige und geordnete Original-Ausgabe in 15 Bänden, gr. 8. Mit Biographie, Porträt und Facſimile des Verfaſſers in Stahlſtich. gr. 8. Wien 1845--1846. Velinp. in Umſchlägen broſchirt. Pränumerationpreis für alle 15 Bde. 15 fl. Ladenpreis (vom Erſcheinen des letzten Bandes) 20 fl. — 7 Bände ſind ſchon erſchienen und zu haben; monatlich am 30. erſcheint ein Band.

**Lichtenberg**, Georg Chriſtoph, ſämmtliche vermiſchte Schriften. Neue rechtmäßige, höchſt elegante und höchſt vollſtändige Ausgabe in 9 Bänden. Schiller-Format, kl. 8. Mit Biographie, Porträt und Facſimile des Verfaſſers, nebſt vielen Abbildungen (nach Chodowiecki) in Holz geſchnitten. Wien 1844. Velinpapier In Umſchlägen broſch. 6 fl.

— — humoriſtiſche, ſatyriſche, witzige und launige Schriften. (Aus dem Vorigen beſonders abgedruckt). In 5 Bänden. Schiller-Format, kl. 8. Mit Biographie, Porträt und Facſimile des Verfaſſers, nebſt vielen ſchönen Abbildungen (nach Chodowiecki), in Holz geſchnitten. Wien 1845. Velinpap. In gefärbten Umſchlägen elegant broſch. 2 fl. 30 kr.

**Kotzebue,** A. v., ausgew. proſ. Schriften erzählender Gattung, enthaltend: die Romane, Erzählungen, Anekdoten und Miszellen. Neueſte, vollſtändigſte Ausgabe in 45 Bänden. Schiller-Format, kl. 8. auf Velinpap. mit großen Lettern elegant und correct gedruckt. Wien 1842—1843. In Umſchlägen broſch. 16 fl.

— — ſämmtliche Theaterſtücke. Die allervollſtändigſte Original-Auflage, die im In- und Auslande bis Dato exiſtirt. 30 Bände nebſt 10 Supplementbänden in Schiller-Format, kl. 8. Velinpapier, mit großen Lettern elegant gedruckt. Nebſt Porträt und Facſimile des Verfaſſers in Stahlſtich, biographiſchen Nachrichten über A. v. Kotzebue und einem Inhalts-Verzeichniſſe ſeiner Theaterſtücke. Wien und Leipzig 1840—1841. In Umſchlägen broſch. 16 fl.

**Iffland,** A. W., ſämmtl. Theaterſtücke. Neue rechtmäßige (erſte, ganz vollſtändige) Ausgabe in 24 Bdn. Schiller-Format, kl. 8. auf feinſtem Velinpap. Mit Biographie des Verfaſſers, dann Porträt und Facſimile in Stahlſtich. Wien 1842—1843. In Umſchlägen elegant broſch. 8 fl.

**Claudius,** Math. Werke. Auch unter dem Titel: **Asmus omnia sua secum portans**, oder: Sämmtliche Werke des Wandsbecker Boten. Neue, elegante, rechtmäßige Ausgabe. 8 Thle. in 7 Bdn. Mit vielen Abbildungen, (nach Chodowiecki) in Holz geſchnitten. Schiller-Format. kl. 8. Wien 1844. In Umſchlägen broſch. 5 fl.

**Bürger,** G. A., ſämmtliche Gedichte (ſammt Nachträgen, kritiſchen Anmerk. und Varianten-Sammlung.) In 3 Bdn. Schiller-Format, kl. 8. Wien 1844. Velinp. In Umſchlägen broſch. 1 fl.

— — ſämmtliche Werke. Neue, rechtmäßige und höchſt elegante Ausgabe in 9 Bänden. Velinpapier, Schiller-Format, kl. 8. Mit Biographie, Porträt und Facſimile. Wien 1844. In Umſchlägen broſch. 4 fl. 48 kr.

# Ch. Kuffner's

# erzählende Schriften,

dramatiſche und lyriſche Dichtungen.

## Ausgabe letzter Hand.

Neunzehnter Band.

Wien, 1846.
Verlag von Ignaz Klang, Buchhändler.

# Die ewige Jüdin

und

# der Orang-Outang.

---

## Eine Reiſe auf, unter und über der Erde.

Von

**Ch. Kuffner.**

Erſter Theil.

---

Wien, 1846.
Verlag von Ignaz Klang, Buchhändler.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Das ſchöne unerforſchliche Geheimniß, die ſublime Myſtik des Lebens tritt uns ja überall in den Weg, und das Unwahrſcheinliche iſt oft das eigentliche Wahre.

E. T. A. Hoffmann.

# Erſtes Buch.

## I.

## Kometenbahn der Liebe. Namenſpiel. Trennungsſchmerz und Reiſeluſt.

Ich weiß es ſo gut als Einer, daß die Moral am Eingange eines Romans eben ſo wenig Wirkung thut, als am Schluſſe desſelben, am wenigſten aber in der Mitte, obſchon es übrigens keinem Zweifel unterliegt, daß die Moral dem Menſchen ſo nöthig iſt, wie das Haus, in dem er wohnt; bringt er Tag und Nacht im Freien zu, ſo wird er endlich ein Wilder, den ſelbſt der unmoraliſcheſte und langweiligſte Salon nicht mehr zurecht bringen kann.

In unſerer jungen, einſt moraliſch geweſenen Zeit, wo wir rings um uns her nichts als ewige Juden und ewige Jüdinnen, ſtets reiſeluſtige Leute ohne Ruh' und Raſt, halb und ganz Zerriſſene, Weltſchmerzler, mit und ohne Collier grec, und Virtuoſen ohne Maß und Ziel ſehen, waren Volcanelli und Lunetta — Er ein liebender Dichter, glühenden Angeſichts wie ein Vulcan, Sie eine dichtende Geliebte, ſchmachtend blaß wie Luna im Abnehmen, — bisher als Liebende ein ſehr moraliſches Paar; weil aber gewöhnlich die Liebe länger dauert als die Moral, und weil in dem vorliegenden Falle keine Ausſicht zum Heirathen ſich zeigen wollte, ſo ſtellten ſich in dem zärtlichen Verhältniſſe einige Diſſonanzen ein, aus welchen nach und nach eine völlige Disharmonie entſtand, die ihren eigentlichen Grund doch nur in der zu vollen Harmonie ihrer excentriſchen Seelen und Herzen hatte.

Volcanelli war ein großer Geiſt, in eine Zauberflaſche gebannt, Lunetta ein geiſtreiches Fräulein, das noch lieber ſteinreich geweſen wäre. Er wollte immer fliegen, Sie wollte unaufhörlich ſchwärmen; Sie wollte Alles, Er noch mehr als Alles; Er war ein raſender Roland, Sie ein Fauſt im Häubchen: Er glaubte, ſie müſſe ſich glücklich preiſen, die Geliebte eines ſo großen Geiſtes zu ſein; Sie hielt ſich überzeugt, er könne in der weiten Welt kein Weſen finden, welches fähig wäre, ihn ſo zu lieben, ſo zu begeiſtern, ſo zu beglücken wie ſie.

Und ſo geſchah es denn, daß dieſe beiden Menſchenkinder in dem wechſelſeitigen Bewußtſein ihrer Vortrefflichkeit und Beglückungsgabe ſo weit gingen, daß ſie dadurch den Grund legten, mit einander unzufrieden zu werden und ſich wechſelſeitig unglücklich zu machen.

Es iſt jedem Leſer bekannt, daß ein volles Glas, wenn ein Tropfen zu viel hinein fällt, überfließt. So iſt's auch bei dem Nektarbecher der Liebe. Ein kleiner Zwiſt — und der Nektar läuft auf und davon!

Volcanelli war in dem Hauſe eines reichen Banquiers nicht nur Hausfreund, ſondern auch Hauspoet, Hauslehrer in allen ſchönen Künſten und Wiſſenſchaften, gewiſſermaßen ſogar als ein Kind vom Hauſe gehalten. Durch ihn war auch die äſthetiſche Lunetta in's Haus gekommen, wo ſie ſich bald beliebt zu machen wußte und eine Rolle zu ſpielen anfing. Es wurde auch keines der zahlreichen Familienfeſte in dieſem Hauſe ohne die beiden liebenden Genies gefeiert.

Ein ſolches Feſt fand jetzt in dem prächtigen Landhauſe des Banquiers ſtatt. Volcanelli hatte dazu ein halbes Dutzend Gelegenheitsgedichte verfertigt, die man für Meiſterſtücke erklärte, weil ſie von Schmeicheleien für die Familie und die vornehmſten Gäſte überſtrömten. Lunetta phantaſirte auf dem Pianoforte, einſt Fortepiano genannt, und improviſirte über Gegenſtände, deren Auswahl ihr ſchon vor acht Tagen unter dem Siegel des Geheimniſſes bekannt gemacht war.

Als man ſich zu den Spieltiſchen ſetzte, verloren ſich diejenigen, die ihr Herz ſchon vergeben hatten oder zu vergeben wünſchten, in den Garten. Den Fräulein folgte der Segen der Mütter und Väter, die ihre holden Töchterlein, je früher, je lieber, als wohlverſorgte Gattinnen ſehen wollten.

Auch Volcanelli hatte den Salon verlaſſen, um ſich ſeinen Träumereien ſo lange hinzugeben, bis ihn etwa ein paar ſchöne Verehrerinnen ſeines Genies darin ſtören würden. In dieſer ſüßen Erwartung wurde er durch die — aus einem Roſengebüſche plötzlich hervorſpringende Lunetta getäuſcht. Sie überhäufte den Flüchtling mit einem geiſtreichen Wechſel von zärtlichen Vorwürfen und vorgeworfenen Zärtlichkeiten.

Lunetta hatte die ſonderbare Grille, daß ihr kein weiblicher Name in die Länge gefiel. Sie wollte immer denjenigen, der ihr für einige Zeit der wohlklingendſte und bedeutungsvollſte zu ſein ſchien. Sie verlangte daher bald ſo, bald anders genannt zu werden. Mit jedem neuen Namen bildete ſie ſich dann ein, ein anderes Weſen geworden zu ſein, eine andere Geſtalt erhalten zu haben, und eine andere Rolle ſpielen zu müſſen. Dem Dichter Volcanelli, obſchon er weder dem Wechſel in Liebesangelegenheiten, noch dem Ausſtellen von Wechſeln abgeneigt war, mißfiel dieſes Wechſelſpiel der Namen um ſo mehr, je mehr er eine leiſe Neigung in ſich verſpürte, die weniger geliebte Geliebte gegen eine andere zu verwechſeln, da ſein Herz einem Palaſte glich, deſſen Thore zur Aufnahme der vielen Gäſte immer weit offen ſtehen.

Lunetta kannte ſeinen Widerwillen gegen jene Spiegelfechterei mit dem Namen. Sie trug daher ihr Anliegen, neu getauft zu werden, nach einem Vorſpiele von Zärtlichkeiten und Schmeicheleien, ſehr ſchüchtern vor und erklärte endlich, den Geliebten umarmend und küſſend, ſie bäte ihn dringend, ſie nicht mehr Lunetta, ſondern vom Augenblicke dieſes Kuſſes an Mephiſta zu nennen.

Volcanelli fuhr bei dieſen Worten, aus den umſchlingenden Armen ſich losreißend, zurück, als hätte ihm eine Schlange aus dem Roſengebüſch entgegen geziſcht. Er ſchlug die Hände zuſammen und rief: „Thörin der Namenſucht! weißt Du denn auch, was Du verlangſt? Weißt Du denn auch, daß Mephiſto oder Mephiſtopheles der Name des böſen Geiſtes iſt, der in der Hölle und in Göthe's Fauſt eine ſo abſcheuliche Rolle ſpielt?"

Lunetta erwiederte darauf, ihre Liebkoſungen verdoppelnd: „Ich weiß es, und eben das bewegt mich zu dem Wunſche, von Dir künftig Mephiſta genannt zu werden. Ich ſchwöre Dir, daß ich feſt entſchloſſen bin, bei dieſem herrlichen Namen bis zum letzten Athemzuge meines Lebens ſtandhaft zu verbleiben. Fauſt iſt eigentlich ein erbärmlicher Menſch, der ſelbſt nicht beſtimmt weiß, was er will, und deſſen armſelige Halbheit Dinge erreichen möchte, die er aus Mangel an Kraft doch nicht erreichen, auf jeden Fall nicht ertragen konnte. Wie viel höher ſteht der ſchauerliche Mephiſtopheles in ſeiner unheimlichen Größe! Der gewaltige Geiſt treibt mit dem ohnmächtigen Menſchlein ein beluſtigendes Spiel. Der von ſo vielen Dichtern und Dichterlingen aus- und abgedroſchene Fauſt wird als ein nichtiges Phantom des Mittelalters bald verſchollen ſein, während Mephiſto, ein echtes Kind unſerer romantiſchen Zeit, auf Geiſt und Phantaſie ſtets ſeinen mächtigen Einfluß behaupten wird. Der große Mephiſto entzückt, der kleine Fauſt langweilt mich. Uebrigens klingt auch der Name Lunetta, ſo beſcheiden, ſo matt; das paßt nicht zur göttlichen Kühnheit unſeres Zeitgeiſtes, dem nur ein ungeheurer Mephiſtopheles imponiren kann. Dieſe keuſche, bleiche, kränkliche Luna, als deren Diminutiv ich erſcheine, iſt mir nun einmal verhaßt. Ich blicke wohl zu ihr hinauf — aber mit Geringſchätzung. Ich will überhaupt keine negative Göttin der verklungenen Mythenwelt, ſondern ein durch und durch modernes Weſen der romantiſchen Gegenwart ſein, und von Dir, Geliebter, ſo wie von der lebenglühenden Welt, Mephiſta genannt werden.“

Volcanelli ſchwieg lange. In ihm erwachte die Beſorgniß, Lunetta, die während der Dauer ihrer Liebſchaft ſchon mehr als zwanzig verſchiedene Namen in Anſpruch genommen und geführt hatte, wolle dem Gewährenden über den Kopf wachſen. Er erklärte feſt, er werde ſie nie Mephiſta nennen, ſondern ſie müſſe, wenigſtens als ſeine Geliebte, fortwährend den Namen Lunetta behalten, der viel weiblicher und ſanfter klinge; auch ſtehe ſie dadurch mit ihm, als ihrem Apollo, in näherem Rapport. Endlich ſei es ungeziemend, daß Frauen und Mädchen eine parforce-Jagd auf das Neue halten, und, obſchon Schiller in dem ſchönen Gedichte, die Würde der Frauen, ſagt:

„In der Mutter beſcheidener Hütte
Sind ſie geblieben mit ſchamhafter Sitte;“

wie die wilden Katzen in der Welt herumſpringen.

Beide verharrten auf ihrem Willen; Beide gingen ſchmollend auseinander; Eines tadelte den unerträglichen Eigenſinn des Andern, den Todfeind der Liebe. Ein Zwiſt der Verliebten und Eheleute, ſelbſt der geringfügigſte, gleicht dem Gummi elaſticum, deſſen kleinſtes Stück zu einer bedeutenden Größe und Länge auseinander gezogen werden kann.

Hat ein Pärchen auf dem Pfade der Liebe einmal die divergirende Linie eingeſchlagen, ſo geht es mit jedem Schritte immer weiter auseinander, indem Jedes von Beiden das

Recht für ſich zu haben glaubt und auf Koſten des Andern ſich ſelbſt überſchätzt.

Der Fall trat auch jetzt ein. Volcanelli, eigentlich ein Deutſcher, der Feuersberg hieß, überſetzte dieſen Namen, folglich gewiſſermaßen auch ſich ſelbſt, in das Italieniſche. Der letzte Zwiſt führte ihn auf den Gedanken, Lunetta ſei eigentlich mehr Schwerſtein als Hebel ſeines Lebens; Sie glaubte dagegen in ihm mehr ein blindlings hinfliegendes Locomotiv als eine erwünſchte Station ehelichen Still-Lebens zu finden.

Die Zwietracht, die gern jede Gelegenheit ergreift, ihren verderblichen Samen in die Herzen der Menſchen auszuſtreuen, zeigte ſich nun ſehr wirkſam. Jedes von Beiden, auf dem Scheidewege der Liebe ſtehend, ſuchte auf grelle Weiſe ſeine angemaßten Vorzüge vor dem Andern geltend zu machen.

Volcanelli erhob die Vortrefflichkeit ſeiner Romane; Lunetta drückte ſie nieder durch Anſpielungen auf das geringe Honorar, welches keine Ausſicht auf einen Eheſtands-Roman gebe, indem die Silberblicke ſeliger Stunden ohne Silbermünzen kaum beſtehen können. Beide ſprachen ſich immer härter, und ſie, die zuerſt für einander geſchaffen zu ſein glaubten, fanden endlich, daß ſie durchaus nicht für einander paßten. Lunetta fand ſeine Romane kalt und matt, und Volcanelli ſah in der Entgötterten ein überſpanntes und doch alltägliches Geſchöpf. Sie wünſchte ſich Emancipation, Er die Freiheit. Lunetta lief Sturm, um Capitulation und Heirath zu erzwingen; Volcanelli ſchlug den Sturm ab, allen Leuchtkugeln ihrer Blicke, allen Congreve'ſchen Raketen ihrer Seufzer, allen Granaten ihrer Thränen zum Trotz. Wechſelſeitige Vorwürfe unterhielten ein wohlgenährtes Kreuzfeuer, und — die Trennungsſtunde ſchlug.

Eine geniale Abſchiedsſcene tragikomiſcher Art folgte, und Beide beſchloßen, auseinander und in die weite Welt, das heißt, auf Reiſen zu gehen, um ſich in dieſem Leben nie wieder zu ſehen. Keines wußte zwar wohin und mit welchen Mitteln zur Beſtreitung der Reiſekoſten, aber — die Liebe war einmal ausgewandert und die Reiſeluſt mußte ihre Stelle vertreten. Zwei Umſtände, aus den Zuſtänden der Zeit aufgegriffen, begünſtigten und ſtählten die Hartnäckigkeit der Zerfallenen.

## II.

## Lebenslaſt und Phantaſieflug. Das Ideal vom ewigen Juden.

Volcanelli hatte in einem der gefeiertſten Journale von einem Orang-Outang geleſen, der auf der Inſel Borneo *) lebe und eine der ſeltſamſten und merkwürdigſten Erſcheinungen unſerer Zeit ſei, ein Weſen, welches durch Geiſt und Kenntniſſe manchen Menſchen beſchäme. Dieſe Nach-

---

*) Borneo, eine zur Sundagruppe gehörige Inſel Aſiens, das eigentliche Vaterland des Orang-Outangs.

richt warf in das geniale Pulverfaß des zu Entzündungen aller Art geneigten Dichters einen ſolchen Feuerfunken, daß er über die Wahrheit und Wahrſcheinlichkeit der Sache gar nicht nachdachte. Er hatte ſchon viele Romane geſchrieben, und nun beſchloß er, deren noch mehre zu ſchreiben, und zwar ſo viele, daß er ſich ein Reiſe-Kapitälchen von dem, dafür zu beziehenden, reichlich geſpendeten Honorar zuſammenlegen konnte. Er beſchloß ferner, dieſe Romane ſo ſchnell als möglich auf einander folgen zu laſſen, um die Reiſe ja recht bald antreten zu können. Er ſagte ſich: „Ich muß viel ſchreiben, weil ich viel brauche, und die dicken Bände müſſen ſchnell voll werden, weil mein Beutel ſchnell leer zu werden pflegt.“

Geld, materielle und induſtrielle Intereſſen, Fragen und Zuſtände der Zeit, Phantaſie-Verwilderung, Ueberſpanntheit, Weltſchmerz, Zerriſſenheit und Zerfallenheit, — ſie waren das Ziel, um welches ſeine krankhaften Lieblings-Ideen wie Nachtvögel um die Ruinen einer Geiſterburg ſchwärmten. Sein heißeſtes Streben ging dahin, pikante, extravagante, bizarre Stoffe zur poetiſchen Darſtellung aufzutreiben. Er hatte es verſucht, hierin mit den neueſten Pariſer-Dichtern zu rivaliſiren; nun aber ging er auf nichts Geringeres aus, als alle ſeine Zeit- und Kunſtgenoſſen durch ein Werk, und zwar durch den großen Orang-Outang-Roman, auf das Haupt zu ſchlagen. Ihn hatte nun einmal die geniale Idee ergriffen, jenen großen Orang-Outang mit ſeinen Erlebniſſen und Zerwürfniſſen, deren Großartigkeit ungeheuer impoſant werden müſſe, zum Helden ſeines neueſten, höchſt originellen und draſtiſchen Romans mit gewaltigen Tendenzen zu machen.

Einen Tag vorher, da Volcanelli ſeinen Roman zu ſchreiben anfing, ſchrieb er an Lunetta-Mephiſta einen Brief, in welchem er ihr meldete, daß er nach Amerika abgereiſ't ſei, obſchon er eigentlich nur in einem gedrängt vollen Omnibus nach einem, ein Stündchen von der Stadt entfernten Dörfchen abgefahren war, wo er in dem überflüſſigen und deshalb unbewohnten Hauſe eines, vom Glanze ſeines Reichthums geblendeten Großhändlers eine comfortable Freiwohnung bezog und den ganzen Sommer ſchreibend zuzubringen gedachte.

An Lunetta-Mephiſta hatte er geſchrieben, theils weil bei mündlichen Lügen das Geſicht leicht roth wird, die Dinte aber immer ſchwarz bleibt, theils weil er ſich vor der Abſchiedsrührung fürchtete, die ihn wieder in glücklich gelöſ'te Feſſeln zurückführen könnte. Lunetta gerieth beim Leſen des Briefes in Verzweiflung.

Nachdem ſie die hinreichende Quantität von Thränen vergoſſen, auch reichliche Seufzer beigefügt und die Hände coſtummäßig zuſammen geſchlagen hatte, brach ſie in den Pathos der Worte aus: „Nun weiß ich erſt, wie grenzenlos ich Dich liebe, Gefühlloſer! Nun weiß ich erſt, daß ich ohne Dich nicht leben kann! Du ſelbſt aber, Verräther, wirſt es bitter bereuen, mich verlaſſen zu haben! Du wirſt es ſchmerzlich erkennen, daß nur eine — nicht Lunetta, ſondern Mephiſta, auf der Welt iſt, und daß Keine für Dich ſo geſchaffen iſt, wie ich, und keine Dich ſo lieben wird, ſo lieben kann, wie ich. Es iſt mir nicht möglich, Dich, Unglücklicher, dem Schickſale ſo preis zu geben, wie Du es verdienſt. Ich will Dir beweiſen, daß ich Dich an Glut und Fülle der Liebe ſo weit übertreffe, wie die Sonne den Abendſtern, wie das Weltmeer einen Bach. Durch mich lernteſt Du die Macht der Liebe kennen; nur in ſolcher Liebe konnteſt Du eine unverſiegbare Quelle finden, aus welcher Du für Deine Dichtungen die herrlichſten Geſtalten, die tiefſten Empfindungen, die entzückendſten Gedanken zu ſchöpfen vermochteſt, denn ich war der Sonnenſtrahl, der ſich für Dich in den Zauber der ſieben Farben brach. Ich will edler ſein als Du; ja! ich folge Dir, Dich zu ſuchen, in die weite Welt; ich folge Dir, ſobald die elendeſten der Metalle, Gold und Silber, mich in den Stand ſetzen, Dir folgen zu können.“

Nach dieſer Extaſe fühlte ſich Lunetta nicht nur erſchöpft, ſondern auch bedeutend abgekühlt. Sie zweifelte, ob der gefühlloſe Eigenſinn jener zwei elenden Metalle für ſie je eine innige Zuneigung empfinden würde; ſie zweifelte noch mehr, ob es ihr gelingen würde, den Flüchtling und ſein treuloſes Herz, über Berge und Meere dahinbrauſend, je wieder zu erhaſchen. Dieſe allerdings ſehr gegründeten Zweifel ſetzten ſie in Verzweiflung, und dieſe Verzweiflung fachte ihre Reiſeluſt neuerdings an. Sie beſchloß, die weite Welt zu durchwandern, nicht aber, um den Verräther aufuſuchen, ſondern in der feſten Ueberzeugung, ſie müſſe Denjenigen, den das Schickſal ihr beſtimmt habe, — und rgend Einer müſſe doch der Beſtimmte ſein und dann auch der Erkorenen und Auserwählten zu Theil werden, — früher oder ſpäter zuverläſſig finden.

Folgender Umſtand gab der exaltirten Schwärmerin einen noch ſtärkeren Impuls. Sie hatte eine Unzahl von lyriſchen Gedichten, Epopöen, Romanen und Dramen verſchlungen, deren Held der ewige Jude war. Die mit dieſen Ideen unaufhörlich beſchäftigte Phantaſie ergriff jetzt, in helle Flammen auflodernd, unſern Fauſt im Häubchen, die arme Mephiſta, ſo gewaltig, daß ſie ſich von jenem ruheloſen Wanderer ein eigenes Bild ſchuf und dieſes endlich zu ihrem Ideal erhob. Die zügelloſe Phantaſie erzeugte in dem fieberhaften Zuſtande der gemüthskranken Verlaſſenen, die ſich nun der Einſamkeit hingab, den Wahn, Ahasver habe ſich von ſeiner Geliebten getrennt, die dem Entflohenen, ruhelos wie er ſelbſt, überall nachreiſe, während Er, um ihr zu entgehen, in der weiten Welt umher ziehe. Der Wanderer ohne Ruh' und Raſt erſchien ihr nun als perſonifizirter Weltſchmerz, und ſie beſchloß, den intereſſanten Unglücklichen und großen Unbekannten überall aufzuſuchen, ſich als Lebensgefährtin ihm anzuſchließen und mit ihm die Welt zu durchziehen, ſo lang es ſich thun ließe. Daß eine ſolche Reiſe das Glück ihres Lebens machen müſſe, daran war nicht zu zweifeln; denn ſie wurde für's Erſte dadurch ein Gegenſtand der allgemeinen Bewunderung, dann hoffte ſie durch die Liebe zu Ahasver, in dem ſie ſich zwar den perſonifizirten Weltſchmerz, zugleich aber ein in ewiger Jugend und Schönheit hinwandelndes Weſen dachte, gleichfalls ewig jung und ſchön zu bleiben, wo es dann endlich gelingen müſſe, die Leiden des Unglücklichen in unvergängliche Freuden zu verwandeln.

So trat denn das Phantaſiebild Ahasver an die Stelle des Phantaſie-Bildners Volcanelli.

Volcanelli phantaſirte nicht weniger als Lunetta, doch viel bequemlicher und behaglicher, denn er ſaß in ſeinem ländlichen Garten auf einer, von Gebüſchen beſchatteten Raſenbank und ſchrieb eifrig an ſeinem phantaſtiſch-humoriſtiſchen Orang-Outang-Roman, von welchem dem Leſer als Beigabe zu dem Hauptwerke und als unentgeltliches Zwiſchenſpiel ſogleich das hier folgende erſte Kapitel mitgetheilt wird.

## III.

## Roman im Romqn. Sir Orang-Outang.

An einem Novembertage der vielbewegten, hiſtoriſch-merkwürdigen Zeit oder vielmehr Zeit-Kriſis, in welcher die Menſchheit ſich neu geſtalten wollte und die große und kleine Welt ſich mit den inhaltsſchweren Fragen über die Emancipation der Frauen, Juden und Thiere beſchäftigte, blickte ein heiterer, aber froſtiger Morgen, ironiſch lächelnd, auf das grundfalſche Meer herab, deſſen Wellen im Sonnenſcheine aufblitzend, eben damit beſchäftigt waren, ein reiſemüdes Schiff an das Ufer der Inſel Berneo zu tragen.

Das Schiff landete. Der Erſte, der, allen Uebrigen voreilend, auf das Ufer ſprang, war der Dichter Romuald. Er hatte ſich in Europa drei Empfehlungs-Schreiben an den großen Orang-Outang verſchafft: eines von einem Großhändler, der aus einem dreimaligen Bankerott neuverjüngt, wie der Phönix aus ſeiner Aſche, hervorging. Der große Orang-Outang ſandte dem wackern Manne jährlich eine beſondere Art Affen und Papageien, die wie junge Herren und Fräulein gekleidet waren, und für die Salons reißenden Abſatz fanden; ein zweites Schreiben von einem Theater-Director einer Provinzialſtadt, den der große Orang-Outang mit Schauſpielern verſah, die mit ihm nahe verwandt waren, und wegen des ihnen angeborenen Nachahmungstriebes ſich für Kunſtleiſtungen beſonders gut abrichten ließen und keine andere Gage als die nöthigen Victualien aus dem Pflanzenreiche täglich erhielten. Das dritte kam von einem gelehrten Naturforſcher, der bei dem großen Orang-Outang ein ganzes Jahr hindurch freie Koſt und Wohnung genoſſen und mit ihm wiſſenſchaftliche Ausflüge gemacht hatte.

Während der Reiſe war dem genialen Dichter — außerdem, daß er einmal als Vagabund verhaftet wurde, einmal dem Hungertode nahe war, einmal bei einer muſikaliſch-deklamatoriſchen Akademie, worin er als Improviſator auftrat, für wahnſinnig gehalten und in ein Irrenhaus gebracht wurde, endlich, mit einem entflohenen Orang-Outang verwechſelt, ſich für einige Tage den Aufenthalt in einer Menagerie gefallen laſſen mußte, — weiter nichts Unangenehmes begegnet.

Jene kleinen Leiden des menſchlichen Lebens ertrug Romuald muthig und heiter als Einer, der, von einer großen Idee begeiſtert, der Welt und dem Schickſale trotzt. Ihm ſtand ja das Bild vom Helden ſeines Romans vor der Seele, und er ſpottete der Gegenwart im ſtolzen Bewußtſein, daß ſein originelles Meiſterwerk ihm Ruhm und Reichthum verſchaffen werde.

Und ſo ſehen wir ihn auf dem Ufer der Inſel Borneo ſtehend, bei deren erſehntem Anblick er alle überſtandenen Mühſeligkeiten der Reiſe vergaß. Das Genie ſchwimmt ja auf der Flut des gemeinen Lebens immer oben, wie das Oel auf dem Waſſer.

Die Häupter der mit ewigem Schnee gepanzerten Gebirgsrieſen ſchimmerten im blendendſten Silberglanze, und die Flüſſe, Gold und Diamanten in ihrem Schooße bewahrend, ſtrömten im Glanze der Morgenſonne, die ſich im Waſſerſpiegel beſchaute, wie flüſſiges Gold dahin.

Als Romuald ſich vom erſten Erſtaunen über dieſes Spektakelſtück der Natur erholt hatte, fragte er einen auf der Inſel anſäſſigen Holländer, der ihm wie eine Schnecke entgegen ſchlich, um die Wohnung des großen Orang-Outangs. Von ihm erfuhr er mit wenigen langgedehnten Worten, Mynheer Orang-Outang wohne in einer Höhle des feuerſpeienden Gebirges Tigalia, deſſen Ausbrüche der Inſel ſchon oft durch heftige Erdbeben großen Schaden zugefügt hatten; man halte eben dieſen großen Orang-Outang für den Urheber dieſer Spektakel, denn die Geheimniſſe der Natur ſeien ſein Lieblingsſtudium, und mit jenen furchtbaren Exploſionen mache er phyſikaliſche Experimente zur Belehrung und zum Vergnügen der Naturforſcher, welche aus allen Ländern herbeikommen, um den Wunderbaren kennen zu lernen. Profeſſor Orang-Outang erfreue ſich deshalb auf der Inſel einer unbegrenzten Verehrung und werde von den Einwohnern mit Geſchenken überhäuft.

Romuald gerieth über dieſe wilde Großartigkeit ſeines Romanhelden und über die ungeheuren Situationen und Schreckensſcenen, welche ihm ein ſolcher Stoff darbot, in Entzücken. Jubelnd ging er den Weg zum Vulkan Tigalia durch jenen Theil der Inſel, welchen die Holländer inne haben, und machte unterwegs Bekanntſchaft mit einigen Chineſen, die im Romane als Opium-Eſſer, folglich als ſehr intereſſante Figuren, erſcheinen können.

An jenem Theile des merkwürdigen Eilandes, welchen die Harafuras (Eingeborne) bewohnen, bei denen Mord und Blutrache noch ſehr gangbare Modeartikel ſind, ſtreifte Romuald vorſichtsweiſe nur an der Grenze hin. Die Harafuras begruben hier eben einen vornehmen Wilden, oder wilden Vornehmen, welche ſich wenig von einander unterſcheiden.

Romuald trat näher, um die impoſante Feierlichkeit zu beſehen. Plötzlich erſcholl ein fürchterliches Geheul; Romuald floh und verbarg ſich hinter einem Kampherbaume, deſſen eirunde, glänzende Blätter ihm einen angenehmen

Anblick gewährten, während der Wohlgeruch vom Holze des weißen Stammes den Müden erquickte. In dieſem Verſteck bemerkte er nun, daß jenes Geheul aus den Kehlen einiger Sclaven kam, die zur Ehre des vornehmen Wilden oder wilden Vornehmen auf deſſen Grabe geſchlachtet wurden, damit ſie das Glück genoßen, ihm einen Beweis ihrer Anhänglichkeit und Treue bis in den Tod zu geben.

Als die erbauliche Feier geendet war, ſchlich Romuald auf abſeitigen Wegen bis an den Fuß des Gebirges Tigalia, ſodann durch einige Höhlen, aus deren Wänden, wenn durch die kleinſte Ritze ein Lichtſtrahl hervordrang, feurige Blitze aufflammten, die ſich in den Goldmaſſen und unzähligen Diamanten bildeten, welche in dem Felsgeſteine lagen wie Wunderkinder in der Wiege.

Endlich gelang es ihm, jene Höhle zu finden, welche der große Orang-Outang bewohnte. Sie enthielt mehre, im neueſten Rokoko-Geſchmacke möblirte Gemächer. Der Bewohner derſelben ſaß in einem illuſtrirten, mit Rebus geſtickten Schlafrock im Bibliothek-Saal. Er war im Leſen eines dicken Manuſcriptes über die große Zehe der Fanni Elßler im Vergleiche mit jener der Cerrito ſo vertieft, daß er die Bücklinge des Eintretenden nicht ſah und die wohleinſtudirte Anrede in Verſen nicht hörte.

Als es dem Dichter endlich gelungen war, durch das vereinigte Getöſe der Kratz- und Versfüße die Aufmerkſamkeit des großen Orang-Outangs auf ſich zu ziehen, erhob ſich dieſer, freundlich grinſend, von ſeinem Sitze und begrüßte den Gaſt mit den Worten: „Willkommen Bruder!

Was führt Dich her? was wünſcheſt Du? Sprich offenherzig, Zerriſſener! Ich liebe das Zerriſſene; es ſieht etwas heraus.“

Romuald, beſtürzt über dieſen unerwarteten Empfang, gerieth in peinliche Verlegenheit; der ſonſt ſehr wortreiche, jetzt ſtumme Dichter, hätte in dieſem Augenblicke gerne einen ganzen Druckbogen für jedes Wort zu einer paſſenden Erwiederung gegeben. Endlich fiel ihm ein, der große Orang-Outang kenne ihn wahrſcheinlich bereits durch das lithographirte Porträt vor ſeinem neueſten Roman, der ſich in jeder ordentlichen Bibliothek, folglich auch in der Orang-Outang-Bibliothek auf der Inſel Borneo, befinden müſſe. Es zeigte ſich aber bald, daß der große Orang-Outang von einem groben Irrthume befangen war, indem er den Dichter, getäuſcht durch ſeine Geſtalt, durch die verwilderten Mienen und durch die Umwaldung des Geſichtes, für ſeines Gleichen, das heißt, für einen Orang-Outang hielt.

Romuald, der ſich durch dieſe Täuſchung theils geſchmeichelt, theils beleidigt fühlte, fand, als Freund der Wahrheit, für nöthig und ſchicklich, dem Orang-Outang zu bemerken, daß er nicht ſo glücklich ſei, ſich ſeinen Blutsverwandten zu nennen.

Orang-Outang nahm jetzt das Wort. Er ſprach zuerſt franzöſiſch, dann italieniſch, endlich engliſch und deutſch, das Eine ſo ſchlecht wie das Andere, denn er hatte die franzöſiſche Sprache von einem Deutſchen gelernt, die deutſche von einem Böhmen, die italieniſche von einem Ungar, die engliſche von einem Franzoſen. Romuald war darüber ſehr erfreut, denn er ſprach franzöſiſch, italieniſch und engliſch nicht nur ſchlecht, ſondern ſogar noch ſchlechter als der Orang-Outang, indem die geliebte Lauretta, ſeine Lehrerin, nur in der Sprache der Liebe eine Meiſterin war, worin ſie dem gelehrigen Schüler täglich einige Stunden Unterricht gab.

Nach einem kurzen Schweigen nahm Orang-Outang, mit ironiſchem Lächeln wieder das Wort: „Sind wir keine Blutsverwandte, ſo mag doch zwiſchen uns eine Wahlverwandtſchaft Statt finden. Sei mir denn — ohne auf Geburt, Geſchlecht, Rang und Verhältniſſe zu ſehen, — als Geiſtesverwandter willkommen! Empfange hiermit Handſchlag und Bruderkuß im Namen aller Orang-Outangs und ſei von dieſem Augenblick an, Einer der Unſrigen!“

Romuald übergab nun ſeine Empfehlungsſchreiben. Orang-Outang las ſie mit dem ihm eigenen ſarkaſtiſchen Lächeln und ſagte: „Deine Patrone ſind curioſe Leute.—Der Eine hat ſchon zweimal Bankerott gemacht; er ging aber jedesmal, wie der Phönix, neuverjüngt aus ſeiner Aſche hervor. Der zweite verſteht von der Schauſpielkunſt ſo wenig als die Schauſpieler, die ich ihm zuſende. Der dritte, ein Lebemann, wurde Naturforſcher, um ſich bei den Feſtmahlen, welche der Geſellſchaft dieſer Gelehrten in allen Ländern gegeben werden, wohl geſchehen zu laſſen. Bei ſolchen Gelagen findet man auch die beſte Gelegenheit, wenigſtens zwei Reiche der Natur: das Thierreich und das Pflanzenreich, in kunſtreicher Zubereitung gründlich kennen zu lernen. Ich glaube übrigens, daß es dem genialen Streben unſers Zeitgeiſtes, deſſen Repräſentant ich bin, vorbehalten iſt, bald ein viertes Reich der Natur zu entdecken, da jede Zeit ſich, wenn auch nicht für die beſte, doch gewiß für die geſcheiteſte hält.“

Es entſpann ſich nun ein intereſſantes und lebhaftes Geſpräch über die europäiſchen Zuſtände. Romuald erzählte mit ſteigender Begeiſterung von den Eiſenbahnen und Dampfſchiffen, wodurch die Leichtigkeit und Schnelligkeit des Reiſens ſo gefördert werde, daß man im Verlauf einiger Wochen alle fünf Erdtheile durchfliegen könne, und über der Menge des Geſehenen am Ende kaum wiſſe, was man geſehen habe. Er erzählte ferner von den reiſenden Damen, welche überall mehr zu Hauſe ſeien als in ihrem Hauſe und die Männer der fernſten Länder beſſer kennen, als ihre eigenen; von den männlichen Kraftgenies voll Bart und Weltſchmerz; von den göttlichen Zerriſſenen, die Alles haſſen, was ganz iſt; von den muſikaliſchen Virtuoſen, die, gleich dem ewigen Juden, die Erde durchwandern und die Städte, gleich den berühmten ägyptiſchen Heuſchrecken, verheerend überfallen; von den zahlloſen Journalen, die einander plündern, brandmarken und aufreiben; von den franzöſiſchen Romanen, welche, als die intereſſanteſten Laſterſchulen und Blumenleſen der gräßlichſten Verbrechen und des Abſchaums der Menſchheit, mit Recht die Lieblings-Lektüre geiſteslahmer und leibesſiecher Männer und geiſtreicher, aber gemüthleerer Damen ſind, und nebſtbei vorzugsweiſe, ſtatt der ehemaligen Kinderſchriften, zur Bildung der Jugend aus den höhern Ständen verwendet werden; von den Dichtern, die endlich dahin gelangt ſind, einzuſehen, wie hoch das Neue über dem Schönen ſtehe, da die Poeſie dem ſchönen Geſchlechte gleiche, wo, bekanntlich, aus jungen Zauberinnen alte Hexen werden: von den franzöſiſch-deutſchen Dramen, die ſo glücklich verarbeitet werden, daß ſie dann weder franzöſiſch noch deutſch ſind; endlich von der Menge der Wunderkinder, mit denen die Gegenwart ſo reichlich geſegnet iſt.

„Wunderkinder?" ſagte der Orang-Outang. „Das verſtehe ich nicht. Was nennt man ſo?"

Romuald nahm die Haltung und die Geberden eines docirenden Profeſſors an und ſagte mit deklamirendem Tone:

„Es gibt zweierlei Wunderkinder: männliche und weibliche. Das männliche Wunderkind iſt ſchon in der Wiege ein Genie oder ein Virtuos. An den gefeierten Journalen der Zeit lernt es buchſtabiren und leſen, ohne die Buchſtaben zu kennen, wie eine Sängerin Bravour-Arien ſingt, ohne die Noten zu kennen. Das Wunderkind gewinnt dadurch in unglaublich kurzer Zeit eine ſolche Maſſe von allumfaſſenden Kenntniſſen, daß man die ſogenannten Bücher oder Werke entbehren und verachten, und über alles Mögliche ſprechen und aburtheilen kann, ohne irgend etwas davon zu verſtehen. Geniales Bewußtſein und du, Götterfunke Keckheit, das iſt euer Werk! Welches Pulverfaß des gemeinen Lebens kann in ſeiner todten Ruhe bleiben, wenn ein Zündhölzchen von euch hineinfällt? — Das männliche Wunderkind iſt überall zu Hauſe. Das ungeheuerſte Lob nimmt es als den Tribut gebührender Huldigung und duldet Jeden, der ihm die tiefſte Verehrung zeigt. Gegen Männer benimmt es ſich edelſtolz; gegen das ſchöne Geſchlecht unbeachtend, gleichgültig. Es tobt auf dem Pianoforte, karrikirt mit dem Pinſel, radotirt als Dichter und raſ't als Schauſpieler. Der glückliche Vater erblickt in dem verkrippelten, ihm über den Kopf gewachſenen Söhnlein ſeinen künftigen Nährvater."

„Das weibliche Wunderkind iſt ein Geſchöpf von unbedeutender Geſtalt, kecken, ſtark markirten Geſichtszügen und ſcharfblickenden Augen, als Tochter der Luft in ein aufgeſchwellenes Ballonkleid hineingeſteckt und mit Männer-Pantalons ausgerüſtet, in denen es auch mit männlichen Schritten weit ausgreift. Hausweſen und Häuslichkeit ſind ihm böhmiſche Dörfer, weibliche Handarbeiten das Fegfeuer, die Küche eine Hölle. Es übertreibt Leid und Freude, wie es ſich für ein Genie gehört. Die holde Kleine geht an keinem Spiegel vorüber, ohne ſich in kleinen Spiegelfechtereien zu üben, denn ſie weiß, daß Vorſicht die Mutter der Weisheit iſt, und Uebung den Meiſter bildet. Tritt ſie in einen Salon, ſo übernimmt ſie ſogleich eine Hauptrolle, kokettirt mit den Lions zum Aerger der heirathmäßigen und heirathluſtigen Fräulein, ſpricht abwechſelnd ſchlecht deutſch und gut franzöſiſch, und da ſie Alles beſſer weiß als die Andern, ſo hält ſie ſich mit Fug und Recht für ſehr geiſtreich. Lernt ſie das Pianoforte-Spiel, ſo fängt ſie ſogleich mit den ſchwierigſten modernen Tonſtücken an; wird ſie Schauſpielerin, ſo will ſie zuerſt als Johanna d'Arc, Ophelia, Lady Macbeth, Maria Stuart, Sappho, Griſeldis u. ſ. w. erſcheinen. Sitzt der arme, ſogenannte deutſche Lehrer bei ihr, ſo liefert ſie den Beweis, daß die Deutſchen ein geduldiges Volk ſind und daß die Extreme an einander grenzen, indem Alles, was bei dem einen Ohr hineingeht, durch das andere mit der Schnellpoſt herausfährt. Auf dem Tiſche liegt zur rechten Hand die neueſte Weltgeſchichte, weil ſie deshalb auch die beſte ſein muß; zur linken der neueſte, folglich auch der ſchönſte Modehut. Iſt die langweiligſte Stunde des Tages, die Lehrſtunde, geendet, ſo fliegt ſie mit gehobenem, vorgeſtreckten Füßchen mit einem pas à la Taglioni oder Fanni Elßler durch das Zimmer — und Mutter Gans möchte vor Entzücken über den kleinen Engel vergehen.“

Orang-Outang, voll Verwunderung über dieſe Wunderkinder, drückte das Uebermaß ſeines Entzückens, das ihn keine Worte finden ließ, durch die häßlichſten Grimaſſen aus.

Es iſt nun vor Allem nöthig, dem Leſer ein Bild dieſes höchſt ſeltſamen Thiermenſchen in ſcharfen Umriſſen vor die Augen zu ſtellen.

Herr Orang-Outang war vier Fuß hoch, von ſtämmiger, imponirender Geſtalt. Das mit Haaren, wie mit einem modernen Bart, bedeckte Geſicht, die vorragende Schnauze, die kleinen, ſtechenden, ſehr nahe beiſammen liegenden Augen, der weit aufgeſchlitzte Mund, die kleinen Ohren, der beinahe buckelige Rucken, und die Arroganz, welche aus den nichtsſagenden Geſichtszügen ſprach, machten auf Romuald, der für alles Moderne eingenommen war, einen angenehmen Eindruck; er glaubte einen Salon-Lion vor ſich zu ſehen.

Ueberdies gewann Herr, oder — wie er ſich lieber nennen hörte — Sir Orang-Outang durch die kühn ausgeſprochene Verachtung der veralteten Humanität, durch ſeine kräftigen Aeußerungen des ſtolzen Bewußtſeins der ihm innewohnenden Genialität und durch die ſarkaſtiſchen Hiebe auf Alle, die nicht ſo dachten wie Er, bald die vollſte Hochachtung und das ganze Vertrauen des in Extaſe gerathenen Dichters. Orang-Outang bezeigte ſeinerſeits eine beſondere Freude über die herrſchende Reiſeſucht, nämlich über den ſchönen Hang zu dem Alles begaffenden, göttlichen Nichtsthun, die auch den berühmten Dichter angetrieben habe, einen Orang-Outang zu beſuchen, von dem ſich dann in den Tempeln der langen Weile, Salons genannt, viel Seltſames, Albernes und Unwahres den ſtaunenden Zuhörern erzählen laſſe.

Romuald wurde von Sir Orang-Outang eingeladen, in ſeinem Gebirgs-Palais ſo lang zu verweilen, als es ihm hier gefallen würde. Dadurch ermuthigt, rückte Romuald geradezu damit heraus, daß er nach ſeiner Rückkehr in das deutſche Vaterland, wo man das, von den Franzoſen als geiſtiger Vaccinationsſtoff herübergebrachte Gräßliche, Pikante und Extravagante ſehr liebe, einen äußerſt intereſſanten Roman ſchreiben und ihn ſelbſt, den herrlichen Orang-Outang, zum Helden deſſelben, mithin zum Gegenſtand allgemeiner Bewunderung in Europa machen wolle. Sir Orang-Outang verſicherte, daß er ſich dadurch ſehr geſchmeichelt fühle. Er verſprach dem **Dichter** ſogar, intereſſante Notitzen aus ſeiner Selbſt-Biographie, einem **Werke** in zwölf Bänden, zu dieſem Zwecke mitzutheilen.

## IV.

## Ein Sendſchreiben aus dem Dorfe Nord-Amerika.

Das Andenken an eine erloſchene oder getrennte Liebe behält unter Menſchen von beſſerer und edlerer Natur lange Zeit, oft lebenslang, eine düſtere Färbung und einen melancholiſchen Nachklang, ähnlich der leiſen Geiſterſtimme, welche ein ſanft hinhauchendes Lüftchen der Aeolsharfe entlockt. Es gleicht auch der wehmüthigen Erinnerung an einen ſtillen Herbſtabend. Traurig verblaßt das Lichtbild der untergehenden Sonne im grauen Nebelduft, und ſeufzende Lüftchen ſäuſeln ſchauerlich in den gefallenen Blättern. Solche getrennte Weſen, die nicht getrennt, aber klüger ſein ſollten, ſtehen dann oft als ein trauriges Memento mori des abgeſtorbenen oder wenigſtens verarmten Herzens da, vom Schickſale zur Warnung für alle Liebenden aufgeſtellt.

Als Volcanelli das erſte Kapitel ſeines Orang-Outang-Romans geendet hatte, erhielt er die Nachricht, daß Lunetta, über die Trennung von ihm ſich grämend, in dem krankhaften Zuſtande ihres aufgeregten Nervenſpiels von ſehr bizarren Ideen heimgeſucht werde und die Sehnſucht hege, einige Zeilen von ihm zu erhalten, von dem ſie durch Berge und Meere getrennt zu ſein glaubte, während er ruhig und bequem in dem nächſten Dörfchen ſaß, welches er ſein Nord-Amerika zu nennen beliebte, und gefahrloſe Phantaſie-Reiſen machte.

Obſchon Volcanelli an dem wieder eroberten Paradieſe ſeiner Freiheit großes Wohlbehagen empfand und nur ein ſchwaches Fünkchen der Liebe unter der Aſche noch glimmen mochte, nahm er doch innigen Antheil an dem Schickſale der Leidenden und er faßte ſogleich den Entſchluß, einen beruhigenden Brief an ſie zu ſchreiben. Dieſer ſollte und mußte jedoch aus der Ferne datirt ſein, weil die Schwärmerin Lunetta ſonſt gar leicht auf den unglücklichen Gedanken gerathen könnte, ihm nachzureiſen. Eine augenblickliche Laune gab ihm den Einfall, den Brief aus Nord-Amerika, und zwar aus New-York zu datiren. Es waren zwar ſeit der Trennung kaum drei Wochen verfloſſen, daher ein Sendſchreiben aus dem weit entfernten Lande der Antipoden in ſo kurzer Zeit nur durch ein Wunder in Deutſchland eintreffen konnte; Volcanelli rechnete aber darauf, daß die Geographie ſtets die ſchwächſte Seite der poetiſchen Lunetta war, die, gleich ihrer Namensſchweſter Luna, mehr in den höheren Regionen zu leben pflegt, als auf der Erde. Er ſetzte ſich alſo in größter Gemüthsruhe an den Schreibtiſch und ſchrieb den folgenden Brief, aber — mit himmelblauer Dinte, um der Sache ein fremdartiges Anſehen zu geben.

Mein New-York (das Datum fehlte).

„Nicht — Mephiſta, ſondern holde Lunetta!“

„Wir ſind zwar getrennt; das ſchadet aber weder Dir noch mir. Es gibt Fälle, wo man in der Trennung ſich näher ſteht, als in der innigſten Verbindung. Im täglichen Beiſammenſein entwickeln die Menſchen gegen einander ſo viele Schwächen und Gebrechen, daß nicht ſelten Gleichgültigkeit oder Geringſchätzung entſteht, der Mann ſeinen Nimbus, und die Geliebte die Engelsflügel verliert. Wie vortheilhaft wirkt dagegen die Entfernung! Sie verhüllt die Schwächen und Gebrechen der armen Menſchenkinder, und die Phantaſie, die nun freien Spielraum gewinnt, kleidet die Abweſenden in die ſchönſte Glorie. Viele Eheleute, Liebende und Freunde von eigenſinniger oder zänkiſcher Natur fühlen erſt dann eine Neigung, ſich zur Nachgiebigkeit und Eintracht zu bequemen, wenn der Tod oder irgend ein böſer Zufall ſie zu trennen verſucht. Der Menſch, wenn er gar nichts zu fürchten hat, geräth ſo leicht in den Wahn, Alles müſſe ewig ſo bleiben, wie es jetzt iſt, und er wird dann trotzig und unverträglich. Der Gedanke an eine mögliche Veränderung der angenehmen Lage hat immer den heilſamen Einfluß, daß wir die ſchönen Verhältniſſe der Lebensblume Gegenwart mit ſchonender Hand bedächtlicher und zarter anfaſſen. Manche wackere Menſchen, die ſich in der Nähe weder verſtehen, noch vertragen, würden ſich, von einander getrennt, erkennen, achten und lieben. Ein tüchtiger Seelenarzt dürfte eine zeitliche Trennung oft mit dem beſten Erfolge als Seelenarzneimittel anordnen. Die Erfahrung lehrt, daß Trennung oft die Phönixaſche iſt, aus welcher Liebe und Freundſchaft neuverjüngt hervorgehen.“

Es wird dem Scharfſinne des Leſers gewiß nicht entgehen, daß Volcanelli dieſe erbaulichen Betrachtungen mit der blauen Dinte nicht in's Blaue hineinſchrieb. Sehr wahr! Der Briefſteller hatte dabei die Abſicht, in Lunetten einen ſchwachen Strahl der Hoffnung zu wecken, daß eine Wiedervereinigung der Getrennten eben nicht unter die unerhörten oder unmöglichen Dinge gehöre, obſchon er ſelbſt vor der Hand nicht daran glaubte. Auf jeden Fall ſollte dieſe ihr eröffnete Ausſicht auf ein lichtes, aber ſehr entferntes Ziel dazu dienen, die, dem Excentriſchen geneigte Schwärmerin von übereilten Schritten zurückzuhalten. Mit dieſem löblichen Vorhaben verband der poetiſche Satyr auch die Abſicht, Lunetten durch die Erzählung eines Gemiſches von wahren und erdichteten wunderbaren Reiſeabenteuern zu myſtifiziren und der Ueberſpannten eine kleine Unterhaltung, ſich ſelbſt aber einen Spaß zu machen, da Lunetta ohne Zweifel ſich beeilen würde, dieſe Mittheilungen allen ihren Bekannten mitzutheilen, welche es ſich dann ihrerſeits zur Pflicht machen würden, die weitere Verbreitung derſelben angelegentlichſt zu beſorgen. Volcanelli fügte daher dem Schreiben die Bitte bei, Lunetta wolle ſo gefällig ſein, einen Theil dieſer Reiſebeſchreibung eines armen Poeten in die vielgeleſenſten der wahrheitliebenden Journale unter fremdem Namen, und mit Verzichtleiſtung auf ein etwa feſt verſprochenes Honorar einrücken zu laſſen.

Ich kann es nicht unterlaſſen, den zwar nicht neu-, aber um ſo mehr wißbegierigen Leſerinnen einen Auszug aus Volcanelli's intereſſantem Reiſe-Tagebuche in die Hände zu ſpielen und den gefeierten Journalen dadurch den Vorſprung abzugewinnen, auf die Gefahr ihres Unwillens gegen den Voreiligen. Hört! hört das Unerhörte!

---

Am **20.** des Monats ——

„Das Meer hat ſeine Klippen und Stürme, ſein beißendes Salz, ſeine Flut und Ebbe ſo gut wie der Eheſtand; auch bleibt das Lebensſchiff nicht ſelten auf der Sandbank trauriger Einförmigkeit ſitzen, und eine lange Seefahrt hat viel Aehnlichkeit mit der langen Weile. Das Meer nimmt ſich in der Vogel-Perſpektive, oder vom Ufer, oder in einer poetiſchen Beſchreibung, ſehr gut aus; übrigens gebe ich dem Aufenthalte auf dem Continent den Vorzug und halte mich an den Spruch: „Bleib' im Lande und nähre dich redlich!"

---

„Ich will nur als Dichter reiſen, alles Außerordentliche und Wunderbare, was ich in der Heimat nicht finde, aufſuchen und dann mit meinen Phantaſie-Schätzen die Leſewelt in Erſtaunen ſetzen. Ich denke mich jetzt als Einen der von der Reiſe ſchon zurückgekehrt iſt und nun in einem hübſchen Landhauſe, den geſchwätzigen Gänſekiel in der Hand und das Weltmeer mit dem ſchwarzen oder Dintenmeere vertauſchend, wohlbehaglich am Schreibtiſche ſitzt. Sollte die Phantaſie hier und da der Wahrheit einen Streich ſpielen, ſo nimm es damit nicht ſo genau! Ich bin ja, wie mir ſcheint, ein Dichter. Auf jeden Fall aber ſei unbeſorgt für mein Leben! Ich ſchwöre Dir bei allen Wellen und Fiſchen des Weltmeeres, daß ich, im ſtrengſten Sinne des Wortes genommen, ganz außer Gefahr bin."

„So eben landet das Paketſchiff, mit dem ich von London komme. Es würde mich ſehr kränken, wenn Du es nicht glauben wollteſt. Die blaue Dinte, in die ich die Feder tauche, kann Dir ja den ſicherſten Beweis davon liefern. Iſt's nicht ſo? Die meiſten Beweiſe haben keinen feſteren Grund. Die Männer, die Etwas durchaus beweiſen wollen, und die Mädchen, die ſich gerne Etwas beweiſen laſſen, halten ſich vorzugsweiſe an dieſe gründlichſte aller Beweisarten; wie z. B. daß die Ewigkeit der Liebe manchmal ſogar ſechs Wochen nach der Ehe dauert."

„Die Paſſagiere, größtentheils Engländer, Irländer und Deutſche, hatten gute Geſundheitspäſſe aus London mitgebracht; ſie durften daher ſogleich an's Land ſteigen. Ich hatte auf dem Schiffe mit einem reichen Amerikaner einen Freundſchaftsbund geſchloſſen, dem ich im Vertrauen ſagte, daß ich die lange Reiſe einzig in der Abſicht unternommen habe, ein großes Werk über das herrliche Nord-Amerika zu ſchreiben. Der Amerikaner ſagte mir beim

Ausſteigen aus dem Schiffe, während uns ein Hurrahgeſchrei entgegen ſcholl: „Sie werden ſich nun bald überzeugen, daß wir, obſchon überſchwemmt mit ungebetenen Gäſten und fremden Bettlern, dennoch ein ſehr gaſtfreies Volk ſind. Vergeſſen Sie nur nicht, daß wir noch ein junges Volk ſind! Erreichen wir einmal das Alter der vorzüglichſten Nationen Europa's, ſo werden wir unſere Sache vielleicht beſſer machen. In manchen Dingen haben wir ſchon jetzt unläugbar größere Fortſchritte gemacht, als irgend eine Nation; ja, wir können in gewiſſer Hinſicht die Weltgeſchichte zu einer Parallele herausfordern. Sie werden ſich bald überzeugen, daß New-York ein zweites London, Boſton mit ſeiner Univerſität und Bibliothek ein zweites Athen iſt. Hier in Philadelphia finden Sie die gewählteſte Geſellſchaft. Ich werde Sie in die beſten Häuſer einführen, und Sie zum Stadtgeſpräch für wenigſtens fünf bis ſechs Wochen machen."

„Ich erkannte mit großer Freude den günſtigen Wind und Wink, und beſchloß, mich dem guten Glücke blindlings hinzugeben."

„Der, vom Entzücken über ſein Vaterland begeiſterte Amerikaner würde ohne Zweifel ſeine Lobrede noch lange fortgeſetzt haben, wäre er nicht durch das Getöſe einer, auf dem Hintertheile des Schiffes aufgeſtellten, meiſtens aus Negern beſtehenden Muſikbande unterbrochen worden. Wir gingen nun ſchweigend weiter, Arm in Arm. Als wir in der Nähe von Bowling-Green anlangten, ließ ich meine Augen auf dem weiten Umfange der Gegend verweilen. Die

Ausſicht war wirklich entzückend ſchön. Das Dunkel des friſchen Grüns, welches die Hügelreihen am Ufer des Meeres wie ein Teppich bekleidete, bildete den angenehmſten Contraſt zu dem blendend weißen Glanze der, im Hafen flatternden Menge von Segeln und zu dem, im Schimmer der Sonnenſtrahlen funkenſprühenden Waſſerſpiegel.“

„Wir fuhren nun nach der ſehr beſuchten Staaten-Inſel, um daſelbſt in dem geſchmackvoll eingerichteten Hôtel das Frühſtück zu nehmen. Wir traten in den Garten, welcher auf einem Hügel liegt und auf allen Seiten von der kühlenden Seeluft durchſtrömt wird; es that mir aber wehe, in dem ganzen Garten nichts als glatt geſchorenen Raſen und keinen einzigen Baum zu ſehen. Als ich dem Amerikaner hierüber meine Verwunderung zu erkennen gab, erwiederte er, vornehm lächelnd:

„„Uns gilt eine mit Gras oder Korn bewachſene Landſchaft als Ideal der Naturſchönheit. Gegen die Bäume, ja ſogar gegen die Geſträuche, hegen wir einen unbezwinglichen Abſcheu; wir dulden ſie daher weder in den Gärten noch an öffentlichen Plätzen. Sie erſcheinen uns als ein Zeichen der Barbarei, nur für wilde und rohe Waldbewohner geeignet. Wir haben ihnen daher einen förmlichen Vertilgungskrieg angekündigt; wir rotten ſie aus, wo immer ſie ſich in unſere Nähe drängen. Glauben Sie mir, das Ebene des Bodens und das Vertilgen ſo vieler uralter Eichen, Tannen und Cedern, von der Wurzel aus, koſtet uns oft mehr als das Aufführen der ſchönſten Häuſer! Dafür aber erhalten wir Licht und Luft, zwei köſtliche Dinge, deren die neidiſchen Bäume uns berauben.""

„Ich wollte dagegen eine Rede zur Vertheidigung der Bäume halten; ich ſprach zuerſt von der Schönheit und von dem Nutzen der Bäume, von ihrer Erhabenheit und Heiligkeit, auch von der Lieblichkeit ihres Schattens. Ich führte die Griechen und Römer an, welche den Bäumen eigene Schutzgöttinnen gaben; ich bemerkte, daß man in Europa ſogar eigene Baumſchulen, gleichſam als Natur-Univerſitäten, anlegt. Als ich aber an meinem amerikaniſchen Protektor unverkennbare Vorzeichen vom nahen Ausbruch eines Ultramarin- und Antipoden Zornes entdeckte, fand ich mich bewogen, die unglücklichen Bäume preiszugeben, um für mich ſelbſt zu ſorgen."

„Der beſänftigte Amerikaner belohnte mein Verſtummen mit einem kraftigen Händedruck, während mir Beethoven's Aeußerung einfiel: „Ein Baum ſei ihm lieber als zehn Menſchen." — Hätte Beethoven dieſe Worte in Amerika geſprochen, ſo wären ſie vielleicht ſein Schwanengeſang geworden. Ein Glück für ihn und für die armen Bäume, daß Europa, Aſien, Afrika und Auſtralien in dieſem Punkte andere Anſichten haben, als die nord-amerikaniſchen Freiſtaaten! O Verſchiedenheit der Geſichtspunkte! O Menſchen! o Bäume! o Schickſal!"

„Wir traten nun in einen mit Teppichen belegten und ſehr geſchmackvoll möblirten Saal, in welchem ſich viele Männer am Genuſſe des beliebten Mint-Julep erfreuten; einem aus Pfeffermünze, Branntwein und geſtoßenem Eis verfertigten Getränke, mit welchem die Amerikaner, obſchon es der Geſundheit ſehr nachtheilig iſt, den Tag anfangen und ſchließen. Auf meine Sinne machte es einen ſo ſtarken Eindruck, daß ich mit dem erſten Glaſe aufhören mußte, um nicht die Beſinnung zu verlieren, oder wenigſtens nicht in eine zu gewaltige Begeiſterung verſetzt zu werden. Vom zweiten Glaſe nippte ich nur auf Dein Wohl, Lunetta! Nun ließ man aber die Deutſchen leben, da mein neuer Freund ſich laut für einen Bewunderer Deutſchlands erklärte, und mich der Verſammlung als einen der ausgezeichnetſten deutſchen Schriftſteller rühmte. Ich konnte nicht umhin, nun aus Dankbarkeit auch das zweite Glas Mint-Julep zu leeren. Die Gäſte verſicherten mich, daß ſie Alle mehr oder weniger in die Literatur hineinpfuſchen. Ich erwiederte, das geſchehe auch in Deutſchland. Das Geſpräch kam auf die Frauen in New-York. Einer lobte ihre Häuslichkeit. Der Andere entgegnete: „Sehr wahr! Die braven Mütter ſtillen daheim ihre Säuglinge und ſchicken ihre Töchter in Geſellſchaft, damit ſie mit unſern Jungen tanzen, eigentlich tanzen müſſen, weil dieſe nichts zu reden wiſſen. Uebrigens muß man den Amerikanerinnen das Lob ertheilen, daß ſie, wenn ſie auch die Kunſt, ſich gut zu kleiden, nicht verſtehen, doch niedlichere Füßchen haben als die Engländerinnen und Franzöſinnen."

„Ich habe hier viele weibliche Bekanntſchaften in den beſten Häuſern gemacht und finde, daß man die Damen nicht genug rühmen kann. Die ſchlanke und zarte Geſtalt der Mädchen iſt entzückend. Manche derſelben gleichen an liebenswürdiger Anmuth den Sylphiden. Was ihnen aber, nebſt der Grazie in jeder Bewegung, einen eigenen unbeſchreiblichen Reiz verleiht, iſt eine gewiſſe melancholiſche Sehnſucht, welche ihre Geſichtszüge umdämmert und wie milder Sternenſchimmer aus ihren Augen leuchtet. Schade, daß das Klima hier der Schönheit ein ſo kurzes Ziel ſetzt! Sie erliſcht ſchon im vier und zwanzigſten Lebensjahre und ſtirbt mit dem dreißigſten. Dafür aber tritt die Seelenſchönheit in ihrem Vollglanze ein; denn eine Verheirathete lebt nur für ihren Mann, eine Mutter nur für ihre Kinder.“

„Biſt Du eine Amerikanerin, oder gedenkeſt Du eine zu werden? — Auf jeden Fall erwarte ich von Dir ein Echo meiner Stimme.“

---

Lunetta vergaß über der Freude des Brieflesens alle ihre Leiden. Der Entfernte ſchien der Entzückten gegenwärtig, Zeit und Raum aber verſchwunden zu ſein. Nachdem ſie ſich am nächſten Tage von ihrer Trunkenheit erholt hatte, ſetzte ſie ſich an den Schreibtiſch, und der kniſternde Federkiel brachte folgendes zu Papier:

„Ich ſetze dem Schreiben weder Ort noch Datum vor. Wo ich bin, das weißt Du, und dem Glücklichen ſchlägt, wie Schiller ſagt, keine Stunde. Was Du von den Vortheilen der Trennung ſprichſt, iſt eben ſo wahr als ſchön; es tönt wie eine himmliſche Stimme aus den Wolken. Man möchte dabei jubeln und weinen zugleich. Warum ſchriebſt Du mit blauer Tinte ſtatt mit der traurigen ſchwarzen? Habt ihr in Amerika keine andere? — oder — Ach! welch

Gedanken und Empfindungen könnte die blaue Farbe als ſchönes Sinnbild der Treue erwecken."

„Ich danke Dir vom Grunde meines Herzens, daß Du das Du beibehielteſt; ich finde darin die Aufforderung, das holde, traute Wörtchen zu erwiedern. Unendlich erfreut mich die beſtimmte Zuſicherung, daß Du außer aller Gefahr biſt: auf die abſcheulichen Amerikaner bin ich aber recht böſe, daß ſie die Bäume umhauen. Welche Barbarei! Bringt der größte Theil der Menſchen nicht ſeine ſchönſten Stunden unter den Bäumen zu? Fanden wir nicht unter einer blühenden Linde die erſten Worte, um das Unausſprechliche auszuſprechen? Ach, Beethoven hat recht: „Ein Baum gilt mehr als zehn Menſchen." Ich ſetze hinzu: „Ein Mann gilt mehr als Tauſende." Wende Alles an, um die amerikaniſchen Barbaren von der grauſamen Ermordung der Bäume abzuhalten! Lieber, getrennter und mir doch ſtets naher Freund! Ich zittere für Dich, wenn ich denke, daß Du unter Wilden lebſt, die alle Bäume umhauen und den ganzen Tag Mint-Julep trinken. Hüte Dich vor dem fürchterlichen, abſcheulichen Getränk! Huldige dem Ruhm, aber nicht dem Rum. Was Du nun gar von der Schönheit der Amerikanerinnen ſchreibſt, ſo kränkt es mich ſo ſehr, als ob ich die Repräſentantin aller gedemüthigten deutſchen Mädchen wäre. Ich denke aber, es dürfte nicht gar ſo arg ſein. Vermuthlich hat der Reiz der Neuheit Dich geblendet. Deutſchland leidet keinen Mangel an ſchlanken und zarten Geſtalten, und Melancholiſche findet man genug. Ich ſelbſt gehöre nun zu dieſen. Und was iſt's denn auch mit Deinen ungeheuer ſchönen Amerikanerinnen? Der gerechte Himmel ſtraft ſie für das Uebermaß ihrer Schönheit, mit dem frühzeitigen Verluſte derſelben. Eine Deutſche verwelkt nicht ſo ſchnell. Die Blüte vergeht, und ihr folgt eine ſchöne Blume. Hüte Dich vor dem Mint-Julep und vor der Phantaſie! Beide können ſehr ſchädlich werden.“

„Ob ich eine Amerikanerin bin oder werden ſoll, das hängt von den Umſtänden ab. Auf jeden Fall, theurer Abtrünniger! würde es mich unendlich freuen, wenn Du auch in weiter Entfernung ein freundliches Echo von mir zu vernehmen glaubteſt. Wie lange gedenkeſt Du unter den amerikaniſchen Schönen und den, Mint-Julep trinkenden Wilden zu verweilen? Ich arme Ruheloſe mache unaufhörliche Phantaſie-Reiſen. Man ſagt mir, ich hätte in einem Fieberanfalle viel vom ewigen Juden Ahasver geſprochen, ja ſogar geſchworen, er ſei mein Ideal, und ich müſſe die ganze Welt durchwandern, um ihn aufzuſuchen. Heute bin ich fieberfrei; nur in dieſem Augenblick, in dem ich meinen Brief ſchließe, fühle ich einen kleinen Wechſel von Froſt und Hitze. Vergiß mich nicht ganz! Wer weiß, ob dieſer Brief nicht mein letzter iſt!“

---

Als Volcanelli dieſen Brief geleſen hatte, legte er ihn, behaglich lächelnd, bei Seite und ſetzte ſich an den Sekretär von Ahorn, um das zweite Kapitel des Orang-Outang-Romans ſo zu Papier zu bringen, wie es im nächſten Abſchnitt folgt.

## V.

## Zweites Kapitel des Orang-Outang-Romans. Soirée phantastique.

Ein ſehr reicher Chineſe hatte vor zwei Jahren auf dem Gipfel des feuerſpeienden Berges Tigalia ein Marionetten-Theater errichten laſſen. Dem großen Orang-Outang mißfiel dieſe kleine Kunſtanſtalt. Er ließ am Fuße des Gebirges die Felſen aushauen und in die Steinmaſſen ein großartiges Schauſpielhaus, an Höhe, Tiefe und Umfang ein theatraliſches Ungeheuer, hineinbauen, in welchem Natur und Kunſt ſich vereinigen ſollten. Es war auf den höchſten Grad des Effekts berechnet. Der Hintergrund gewährte die Ausſicht auf das Meer. Transportable Häuſer und Paläſte, Felſen und Bäume im Ueberfluß, ſtanden auf Rädern, jeden Augenblick bereit, Städte, Plätze, Gaſſen, Wälder und Wildniſſe zu bilden. Die Darſtellung furchtbarer Seeſchlachten war dem Decorateur und Maſchiniſten nur ein Spaß; und da die dramatiſchen Vorſtellungen erſt um Mitternacht anfingen und am Morgen endigten, ſo war dafür geſorgt, daß Sternenhimmel und Sonnenaufgang ſich den Zuſchauern in Natura präſentiren konnten.

Die vorzüglichſten Schauſpieler und Sänger wurden aus Europa verſchrieben; der geringſte Jahresgehalt beſtand in zwanzigtauſend Gulden und ſechs Dukaten in Gold für jedesmaliges Auftreten. Letzteres hatte den guten Erfolg, daß das ſpielende und ſingende Perſonal ſich das ganze Jahr hindurch der beſten Geſundheit erfreute, kleine Schulden aber, der hergebrachten Sitte gemäß, ſchuldig blieb.

In Hinſicht auf die Theaterſtücke war eine eigene Ordnung feſtgeſetzt; es wurde nämlich zuerſt immer ein Stück von einem Holländer, darauf eines von einem Chineſen, dann eines von Einem der eingebornen Wilden aufgeführt, um allen Intriguen und Kabalen der Dichter und ihrer Parteien vorzubeugen. Anfangs waren Preiſe auf die beſten Stücke ausgeſetzt; da aber die Erfahrung lehrte, daß die Preisſtücke immer durchfielen, ſo wurde dieſe Einrichtung wieder aufgehoben.

Jetzt hatte der große Orang-Outang, der eine beſondere Vorliebe für die Deutſchen wegen ihres Nachahmungs-Triebes hegte, aus Deutſchland zweihundert acht und dreißig Naturforſcher und einhundert neunzig Journal-Eigenthümer, Redacteurs und Recenſenten verſchrieben, denn er hegte insgeheim die Abſicht, die Inſel Borneo zum Hauptſitz aller Naturproducte, aller Fabrik- und Manufactur-Erzeugniſſe, auch aller Künſte und Wiſſenſchaften zu erheben, dann aber, wenn dieſes gelungen wäre, die Menſchen, denen er, aus Vorliebe für die Affen, überhaupt nicht ſehr geneigt war, durch Maſchinen zu erſetzen, und damit den Beweis zu liefern, die Maſchine ſei ein vollkommener

Menſch. O Bosheit der Affen, der großen wie der kleinen!

Die Ehrenbezeigungen, mit welchen Sir Orang-Outang ſeine werthen Gäſte überhäufen wollte, ſollten vorzugsweiſe in zahlreichen Feſt-Eſſen beſtehen, um ſich in der Gunſt der Feſt-Eſſer zu befeſtigen. Als Beiwerk mußten dramatiſche Spektakelſtücke gegeben werden, von ſolcher Art, daß auch die vollſten Mägen und die am wenigſten nüchternen Köpfe ein wahres Vergnügen daran finden konnten. Wir werden dem geduldigen Leſer ein Pröbchen mittheilen.

Das Zimmer, welches der Dichter Romuald bewohnte, war das letzte einer langen Reihe von Salons und befand ſich zunächſt an der großen Theater-Garderobe, worin auch die ehemals beliebten Marionetten noch aufbewahrt wurden. Die dramatiſche Poeſie ſtand überhaupt auf Borneo in großen Ehren. Die von Kunſt- und Vaterlandsliebe glühenden Inſelbewohner behaupteten, den vollkommenſten Tempel Thaliens, die größten Theater-Dichter, die vorzüglichſten Schauſpieler, die berühmteſten Sänger, die ſcharfſinnigſten Kunſtrichter und das kunſtſinnigſte Publikum zu haben.

---

Jetzt ereignete ſich aber eine ſeltſame Begebenheit, eine Begebenheit, die ſich nur auf der Inſel Borneo ereignen konnte.

Unter den, in der Theater-Garderobe aufbewahrten,

ehr wohl conſervirten Marionetten, die ſo groß waren, wie
leine Menſchen, befand ſich auch ein Harlekin von be-
onderer Schönheit. Sein ſchlanker Leib, das ſich anſchmie-
ende buntſcheckige Kleid, das blühend weiße und rothe, in
er untern Hälfte pechſchwarze Geſicht, der ſilbergraue Hut,
nd das zierliche hölzerne Schwert gaben der Figur ein
ar hübſches Anſehen, ſchalkhaft und lieblich zugleich.

Nun aber wollte das eigenſinnige Schickſal, daß die
eierliche Stille des lange verſchloſſen geweſenen Garderobe-
immers und die Ruhe der ſchlafenden Tauſendkünſtler
lötzlich geſtört werden ſollte. Eintrat der robuſte, maſſive
arderobe-Aufſeher, brummend über den Trotz der maſſiven
hür und der ihm folgenden Prima-Donna, die, obſchon über
ie Blütenzeit hinaus, noch immer für ſchön gelten konnte.
ie, die einſt Furore gemacht hatte, verſtand es recht gut,
hre reizende Geſtalt durch anmuthige Lebhaftigkeit noch
eizender zu machen; dabei verlieh ihr das Feuer der großen,
ie ruhenden Augen und das liebe, den friſchen Mund um-
ielende Lächeln einen eigenen Zauber, der ſeine Wirkung
uf die Herzen der Männer nie verfehlte.

Dieſe Prima-Donna ſpielte nun die Rolle des Schick-
als. Sie benöthigte zu ihrem nächſten Auftreten in der
pera seria ein antikes Koſtüm, hatte aber in der ganzen
arderobe nichts gefunden, das ihr genügte. Endlich gerieth
er bedrängte Garderobe-Meiſter auf den Einfall, die ſchöne
ürnende und unaufhörlich Schmollende in die, von ihr
ange nicht beſuchte Marionetten-Garderobe zu führen,
elche etwa verborgene Schätze enthalten könnte.

Bei dem erſten Schritte in die dämmernde Behauſung ſchwand aller Zorn der höchſt aufgeregten Signora; die Furie ſchien plötzlich in ein Täubchen verwandelt zu ſein. Sie verſtummte, lächelte, ſtand ohne Bewegung, und ihre Augen hefteten ſich auf einen einzigen Punkt. Dieſer einzige Punkt war der, auf dem Boden liegende Harlekin.

Vergebens wiederholte der ungeduldige Garderobe-Meiſter die dringende Bitte, daß es der Signora gefallen möge, ſich in dem Zimmer umzuſehen und etwas auszuwählen. Vergebens! Die Signora ſah und hörte nicht. Sie vermochte es nicht, ihre Flammenblicke von der vor ihr liegenden Erſcheinung abzuwenden. Ihren Purpurlippen entſchwebten nur die wenigen, leiſen, hingehauchten Worte: „**O crudeltà del fato!** Muß ſein ohne Leben, **morto** er, für den ich will leben allein!“

Der Garderobe-Meiſter, deſſen gehäufte Fragen unbeachtet und unbeantwortet blieben, murmelte in ſich hinein: „Sie iſt verrückt oder behext! Bleibe hier eingewurzelt ſtehen, ſo lange Du magſt und kannſt!“

Er ging fort, ohne daß die Donna es bemerkte. Der rauhe Mann würde ihr gewiß nicht ſo gezürnt haben, daß ſie ſich von einem geiſtloſen Harlekin bezaubern ließ, wenn er bedacht hätte, wie ſchon ſo manche Schöne ſich in ein männliches Automat vernarrte.

Armida ſtand beinahe eine halbe Stunde, ohne ihre Stellung zu ändern; nur ihre Seufzer verriethen, daß ſie keine Wachsfigur, ſondern ein lebendes Weſen ſei. Dabei entzündete ſich aber das Feuer ihrer Augen mehr und mehr, und die Flammen ihrer Blicke ſielen auf den armen Harlekin, wie brennende Mittagsſonnenſtrahlen. Die leidenſchaftliche Prima-Donna war wirklich von der heftigſten Liebe, welche, wie der Blitz in ein Strohdach in ſie fuhr, in hellen Brand gerathen. Thränen ſtürzten über ihre Wangen und ſie wehklagte: „**O santo Dio**! haſt Du meinen Augen gegeben ſo viele **forza**, ſo laſſe ſie nun machen ein **miracolo**! **O numi possenti! fate ch'io sia una vera Armida!** Meine berühmten **occhi** und meiner **bellezza**, ſie ſollen beleben das Lebloſe! **Per Dio**! Eh' nicht wird geſchehen dieſes, werden ich nicht verlaſſen dieſe **camera oscura**!

Dieſe, dem lebloſen Gegenſtande der Liebe zugerufenen Worte wirkten höchſt draſtiſch. Harlekins Bruſt hob ſich. Als Armida dies bemerkte, kniete ſie vor den Geliebten hin, und legte die zitternde Hand auf ſein Herz, welches ſogleich zu pochen anfing. Armida ſchlug vor Entzücken die Hände über dem Kopfe zuſammen, und rief: O mein hitzig geliebteſter **Arlechino**! **O mio tesoro**! Dein Herz — **tanti palpiti**! Sie zeigen mir Deiner **simpatia**; ſie ſagen mir, daß Du theilen **i miei sentimenti**, daß Du mir verſtehen. Ja Du ſein der ſchönſte Mann **sulla terra**, und ich muß lieben Dir **senza fine**. Du ſein ein berühmter Künſtler, **ma anch'io son pittore**! Wir geboren **siamo** für einander. Ich beſchwöre Dir bei Roſſini und Bellini, bei Spontini und Rubini! Ich können nicht leben **senza te**! Ich will, ich werden Dir beleben. **L'amore** vermögen Alles. Eh' mir gelungen ſein wird **questo**, ich werde nicht weichen von hier; ſelbſt die **tartarea tromba** ſollen mir nicht wegblaſen von

Dir, **carissimo, bellissimo**! O ſtehen Sie mir bei, **Petrarca, divino poeta d'amore**!"

Armida beugte ſich, umarmte den auf dem Boden liegenden Geliebten mit Zärtlichkeit und küßte ſeine ſich öffnenden Augen, die unter ihren Küſſen Glanz und Bewegung gewannen.

Und ſieh da! Ein neuer Beweis von der Allmacht der Liebe! Harlekin erhob das Haupt. Armida wurde vom Entzücken ſo überwältigt, daß ſie nicht einmal zu ſeufzen vermochte. Ein Augen-Duett begann, ſtumm und doch beredter als irgend ein **fortissimo** geſungenes. Dabei trieb die Gasbeleuchtung der Sehorgane ihr wunderbares Spiel. Die Prima-Donna ſchaute, ohne ein Auge zu verwenden, in Harlekins Augen, er eben ſo in die ihrigen, und die Strahlen der vier Augen begegneten ſich unaufhörlich, wie vom Brennſpiegel zurückgeworfen. Nachdem dieſes Flammenblick-Scharmützel eine volle Stunde, die den Liebenden kaum eine Minute ſchien, gedauert hatte, erwachte das, in Harlekins Herzen aufwogende Leben mit ſolcher Macht, daß er wie ein elaſtiſcher Schlagball vom Boden aufſprang, mit dem herrlichſten **a plomb** vor der ſtaunenden Signora daſtand, und mit den Worten: „**O mia bellina! Mia vaga divina!**" ſie feurig umarmte. Sie ſchworen einander ewige Liebe, ganz herkömmlich und zum Koſtüm gehörig!

Ich übergehe die erſten Scenen ihrer leidenſchaftlichen Ausbrüche, da ich, aufrichtig geſtanden, nicht fähig bin, das Sublime des Phantaſie-Gebildes mit Worten genügend darzuſtellen. Armida hatte auf den Neubelebten einen ſolchen

Eindruck gemacht, daß er ſie für eine Zauberin hielt. Es gelang ihr nur mit Mühe, ihm zu beweiſen, daß ſie wenigſtens nur eine Zauberin im Bereiche der natürlichen Magie ſei.

Nachdem der erſte Ungeſtüm der Liebe etwas ruhiger geworden war, fing das Pärchen an, die Zukunft zu bedenken. Im Beſchauen der vielen Projekte zu einem Lebensplan wurde unter Anderm auch beſchloſſen, eine Kunſtreiſe zu machen, vor Allem aber die Wiege der kindlichen Liebe, das Garderobe-Zimmer, ſogleich zu verlaſſen. Armidens Sorge ging nun für's Erſte dahin, für den geliebten Harlekin eine bequeme und ſichere Unterkunft zu finden.

---

Während dieſes wunderbare Liebesabenteuer ſich ereignete, ſaß Romuald an ſeinem Schreibtiſche und dichtete ein literariſches Märchen. Als er im größten Feuer war, ſtörte ihn ein lautes Pochen. Unwillig aufſpringend, öffnete er die Thür. Eintrat Signora Armida; hinter ihr flog herein ein Männlein in buntſcheckiger Jacke, ſprang über den Schreibtiſch und über den Kleiderkaſten, vor Freude ganz außer ſich.

Armida ſetzte ſich auf das Ruhebett, ſah dem Unweſen mit dem innigſten Vergnügen zu, und ſagte zu Romuald: „Laß ihn nur gewähren! Es ſein ſo ſeine **maniera.**“ — Sie erzählte nun das wunderbare Ereigniß von Harlekins Belebung und ſchilderte die Stärke ihrer Liebe mit echt italieniſcher Farbenglut. Zuletzt bat ſie Romuald, den Geliebten als ſeinen Zimmergenoſſen anzunehmen. Sie bat ſo dringend, daß Remuáld der Unwiderſtehlichen willfahren mußte.

Als ſie einig waren, wendete ſich der Dichter an Harlekin, um ihn feierlich zu begrüßen, und eine Anrede zu halten; allein der Pantominen-Held hieß ihn ſchweigen und ſagte: „Stille mein Freund! Ich, der auf Befehl des Schickſals und nach den Geſetzen der Natur ſo lange ſtumm war, ich will das Verſäumte nun einholen, will reden ohne Aufhören, und ſo lange ich rede, darf kein Anderer reden.“

Remuald nickte bejahend, und Harlekin fuhr fort: „Als närriſches Phantaſie-Weſen, als heiterer Kumpan und als luſtige Perſon, bekannt durch Schelmerei und Pfiffigkeit, erſcheine ich an der Hand der Schönheit mit der Bitte, daß Du Deine Wohnung mit mir theileſt. Zugleich erwähle ich Dich, weil Du ein Dichter biſt, als Gefährten zu der Kunſtreiſe, welche ich mit dieſer weltberühmten Prima-Donna zu unternehmen gedenke. Du wirſt dabei viel Intereſſantes kennen lernen, denn wir werden Reiſen auf, über und unter der Erde machen. Mein Wahlſpruch heißt: Je toller, je beſſer! — Bei meiner weltberühmten Leichtfertigkeit und Etourderie wirſt Du wohl einſehen, das ich eigentlich das Symbol des buntſcheckigen Menſchen bin, der aus Stärke und Schwäche, aus Vorzügen und Gebrechen, aus Tugenden und Untugenden von allen Farben und Formen zuſammengeſetzt iſt, wie meine vielfarbige Jacke. Auch bin ich, wie die meiſten Menſchen, gewöhnlich halbverlarvt, doch ſind jene noch leichtſinniger und inconſequenter als ich. Du ſollſt auch unſer Reiſebeſchreiber ſein. Nebſtbei gedenke ich noch eine zahlreiche und ſehr intereſſante Reiſegeſellſchaft zu engagiren. Sämmtliche Mitglieder dieſes humoriſtiſchen, mitunter auch phantaſtiſchen Vereins werden, ſo wie ich ſelbſt, ein ſtrenges Incognito beobachten und das Decorum ſtets im Auge behalten. An ſeltſamen und wunderbaren Ereigniſſen wird es nicht fehlen. Nun zeige mir den Salon, den ich bei Dir bewohnen ſoll!"

Romuald bemerkte dem Gaſte, daß das Zimmer, welches er ihm überlaſſen könne, nichts weniger als geräumig ſei, mithin nicht wohl ein Salon.

„Groß oder klein!" rief Harlekin. „Salon bleibt und heißt es auf jeden Fall; ſo will es der Geiſt der Zeit."

Romuald öffnete das Nebenzimmer. Harlekin ſprang hinein und warf der Signora durch die halboffene Thür einen leichten Abſchiedskuß zu. Sie drohte ihm mit dem Zeigefinger, und entfernte ſich mit hochrothem Geſichte.

---

Harlekin kam bald wieder zurück und bat den Dichter, den er ſogleich ſeinen innigſten Freund nannte, einer kleinen **Soirée fantastique** in ſeinem ſogenannten Salon beizuwohnen, wo er die Ehre haben werde, ihm eine intereſſante Reiſegeſellſchaft, ſeine alten poetiſchen Freunde, vorzuſtellen.

Er wußte den leicht erregbaren Dichter für ſich bald ſo einzunehmen, daß dieſer dem Schalke nicht nur ſeine Gegenwart für die Soirée zuſagte, ſondern ihm ſogar ſein

Ehrenwert gab, die Reiſe auf, über und unter der Erde als Reiſegefährte und Reiſebeſchreiber mitzumachen.

Mit Tagesanbruch wurde es in Harlekins Salon ſehr unruhig. Das Hämmern, Klopfen, Schlagen, Stoßen und Schieben dauerte den ganzen Vormittag. Erſt am Abende öffnete Harlekin die bis dahin verſchloſſene Thür.

Als Romuald in den, mit verſchiedenen, einander widerſprechenden Theater-Decorationen verzierten und mit vielfarbigen Glaskugeln beleuchteten Salon trat, der Luſtgarten, Prunkgemach, Kerker, Gaſſe, Gebirg und Wald in ſich vereinigte, flog ihm Harlekin in einem transparenten buntſcheckigen Galakleide entgegen, zeigte ihm alle die ſchönen Dinge und beſchloß die Schau mit den Worten:

„So oft ein neuer Gaſt eintritt, wird jedesmal ein bengaliſches Feuer von anderer Farbe aufleuchten. Dies kann Dich auf den Gedanken bringen, daß auch im täglichen Leben jeder Menſch bald in einem günſtigen, bald in einem ungünſtigen Lichte erſcheint, ohne daß man beſtimmt anzugeben weiß, warum er eben in dieſem und nicht in einem andern Lichte erſcheint. Die Urſache liegt vermuthlich darin, daß ſelbſt der beſte Menſch, mehr oder minder, von Launen und Stimmungen beherrſcht wird, deren Licht der lebloſen Natur die Färbung gibt. Wie ganz anders ſieht derſelbe Menſch und dieſelbe Gegend in dieſer oder jener Beleuchtung aus!“

Romuald dachte ſich: „Für einen Harlekin nicht übel räſonnirt!“

Der erſte Gaſt trat ein, nachdem kurz vorher die Signora Armida gekommen war. Romuald glaubte ihn ſchon irgendwo geſehen zu haben. Der Eintretende war gekleidet wie ein Hofnarr im Mittelalter. Auf dem Kopfe trug er eine mit Schellen beſetzte Kappe, um den Hals einen breiten, hohen Kragen, in der rechten Hand einen Stab, an dem ein kleiner Narrenkopf, der ſeinem eigenen gleich ſah, befeſtigt war. Sein Geſicht zeigte eine ſeltſame Miſchung von Ernſt und Scherz, Anſtand und Schalkheit, Klugheit und Narrheit. Er ſchien ein Weſen von derber, kräftiger Natur zu ſein, ein Weſen, welches tüchtig drein ſchlagen konnte, dabei aber doch immer zum Ausbeugen und Ausweichen geneigt, daher er gerne das Wort: „**Excusez**!" im Munde führte, und wenn es irgendwo nicht recht geheuer war, ſich zurückzuziehen, oder zu ſkiſiren pflegte. Wer ſich gut darauf verſteht, ausweichende Antworten zu geben, die weder Lüge noch Wahrheit ſind, und im Konflikte der Verhältniſſe geſchickt auszupariren und auszubeugen, der wird gewiß nicht leicht in Verlegenheit kommen. Unſer erſter Salon-Gaſt hatte ſich, als das im Mittelalter berühmte und wichtige Amt der Hofnarren aufhörte, aus der großen Welt ſkiſirt. Er ging darauf unter die Tarokkarten, wurde bald Kommandirender derſelben und mit dem Namen Skis belegt, welcher von Einigen als Spottname, von Andern als Ehrentitel erklärt wird. Welche von Beiden recht haben, iſt ſchwer zu entſcheiden, denn wenn es auch leicht iſt, das Recht zu erkennen, ſo bleibt es doch ſehr oft eine ſchwierige Sache, zu beſtimmen, auf welcher Seite das Recht ſteht, wenn zwei Parteien es anſprechen.

Während Skis mit großer Aufmerkſamkeit die auf einem Spieltiſche liegenden Tarockkarten muſterte und belächelte, flüſterte Harlekin dem erſtaunten und zugleich erfreuten Dichter in's Ohr: „Er trägt nicht immer ſo wie heute, das Hofnarren-Koſtüm. Als Freund der Veränderung erſcheint er auch, wie ſein Porträt auf den ältern Tarockkarten beweist, manchmal, wenn er gut gelaunt iſt, als italieniſcher Wurſtkrämmer, denn er meint, es wäre nicht klug, als öffentliche Perſon vor den Augen der Welt ſtets in der nämlichen Geſtalt zu erſcheinen. Wer ſein Glück machen wolle, müſſe wie ein Chamäleon die Farben zu wechſeln wiſſen.“

Harlekin hatte kaum geendet, als ein langer, hagerer Mann, ſpindelbeinig, mit eingefallenen Wangen, verſtehenden Geſichtsknochen und tiefliegenden hohlen Augen, in das Zimmer trat. Er hatte viel Aehnlichkeit mit Hoffmann's Signor Formica. Seine Kleidung beſtand aus einer purpurrothen Jacke mit knapp anliegenden engen Aermeln, einem lichtblauen kurzen Beinkleide, roſenfarbenen Strümpfen, und weißen Schuhen. An der linken Hüfte ſtak ein ſehr kurzer Degen in einer Scheide von Porzellan.

In der geſticulirenden rechten Hand hielt er den, mit einer gelben Schwungfeder geſchmückten Hut; an der linken führte er einen luſtigen, hübſchen Knaben, den ſeine ungeheure Lebhaftigkeit keine Schritte, ſondern nur Sprung auf Sprung machen ließ, während deſſen der alte Herr mit zahlloſen, groteſk-komiſchen Verbeugungen ſich abmühte. Vater und Sohn ſprachen immer zugleich ſo viel und ſo ſchnell, daß man nur einzelne Worte verſtehen konnte. Harlekin erzählte dem Dichter, der alte Herr, der, ſeit der Verfaſſer der Serapionsbrüder ihn an Kindesſtatt angenommen, den Namen Signor Formica führe, ſei ehemals der Pagat auf den alten Tarokkarten geweſen; das luſtige Knäblein habe aber in der neuern die Stelle ſeines in den Ruheſtand verſetzten Vaters erhalten. Harlekin ſchloß mit den Worten: „Da der alte Herr jetzt etwas ſchmal und kümmerlich lebt, ſo nehme ich den jungen Pagat an Kindesſtatt an, und erlaube ihm, ſich auf meine Art zu kleiden. Du kannſt Dir gar nicht denken, wie leichtſinnig der kleine Schelm iſt; er erhält deshalb von ſeinem Gegner, dem Skis viele Stiche; das Knäblein beſitzt aber ſo viel Lebenskraft, daß es ſich ſelbſt nach dem letzten Stiche wieder erholt. Indem ich mir den poſſierlichen Jungen beſah, traf plötzlich ein ſilberartiger Schimmer meine Augen. Ich wendete mich nach der Seite, von welcher das Licht kam, und ſieh' da! vor mir ſtand ein Mann, von edler Geſtalt mit leuchtendem Angeſicht, in dem ſich, ungeachtet einer Art von Verklärung, dennoch unbemerkbare Spuren von Melancholie und Schwärmerei zeigten; dabei wechſelten aber die Geſichtszüge ſo ſchnell, daß das Antlitz bald jugendlich, bald greiſenhaft, bald vollbackig, bald hager, bald heiter, bald traurig zu ſein ſchien. Harlekin ſtellte dem Dichter dieſes myſtiſche Weſen als den Tarokſpieler-Mond vor, den es unendlich ſchmerze, daß einige

Völker ihn zum männlichen, andere zum weiblichen Geſchlechte zählen, daher er ſelbſt nicht recht wiſſe, wer er eigentlich ſei und wohin er gehöre. Noch mehr aber verdrieße es ihn, daß Dichter und Verliebte ihn ſo beläſtigen und quälen. Er verließ daher in einem Anfalle von Verzweiflung den Himmel, und ſuchte Schutz bei den Tarokkarten, wo er zwar vom Skis manchen Stich erleidet, aber auch den Andern manchen Stich verſetzt. Du ſiehſt hieraus, daß das Tarok unter allen Kartenſpielen das poetiſcheſte und phantaſiereichſte iſt, humoriſtiſch wie der Skis, phantaſtiſch wie der Pagat, und wechſelreich wie der Mond."

---

Der Mond hatte ſich kaum niedergelaſſen, auf ein Ruhebett, welches die Geſtalt einer Wolke hatte, als ein wohlbeleibter Mann in altengliſchem Koſtüm eintrat. Ihm folgten zwei Pagen, die mitunter ſeinen unſichern Schritten als Stütze dienen mußten. Auf ſeinem bausbackigen, purpurrothen Geſichte lag ein gewinnender Ausdruck von **bonhommie**. Er begrüßte die Anweſenden freundlich wie alte Bekannte, ſetzte ſich, mit Beihülfe der ſchalkhaft lächelnden Pagen in einen maſſiven Lehnſtuhl, verlangte Sekt und leerte einige Gläſer, wobei er nach jedem Zuge ausrief: „Hoch lebe King Harry! Hoch Shakeſpeare! Hoch die Frau Wirthin zu Eaſtcheap!"

„Es hieße wohl Waſſer in's Meer tragen," ſagte Harlekin, „wenn ich Dir in dieſem Herrn erſt den weltberühmten Sir John Fallſtaff vorſtellen wollte. Er liebt die Bequemlichkeit ſehr und nichts geht ihm über die Ruhe, die er bei einer Flaſche Sekt mit muntern Gedanken zu würzen verſteht. Ich glaube, er könnte es mit jedem unſerer Humoriſten aufnehmen. Da er die bewußte Kunſt- und Luſtreiſe mitmachen will, ſo werden wir uns, dem behaglichen Lebemanne zulieb, wohl manches Raſtſtündlein, und manche Gaſthaus-Sejour gefallen laſſen müſſen.

Nun gab ein Gaſt dem andern die Thür in die Hand. Swifts Guliver trat ein. Ihm zur Rechten trabte mit bleiernen Füßen ein Rieſe aus dem Lande Brobdingnag, der ſich immer gebückt halten mußte, um nicht mit dem koloſſalen ſtruppigen Haupte den Plafond des Salons einzuſtoßen. Er lieferte damit den Beweis, daß ein Rieſe eben ſo wenig wie ein großes Genie unter die gewöhnlichen Menſchen paßt.

Dem wunderbaren Rieſen zur Linken hüpfte ein Zwerglein aus dem Lande Liliput, kaum ſo groß wie Guliver's kleiner Finger. Harlekin erbarmte ſich des winzigen Weſens, welches in Gefahr ſtand, von den Gäſten zertreten zu werden. Er hob das Figürchen vom Boden, und ſetzte es auf eine Kaffehſchale.

Bald darauf erſchien auch der berühmte Freiherr von Münchhauſen. Als er Sir Guliver erblickte, ging er mit grimmiger Geberde auf ihn los und nannte ihn einen Phantaſten, einen Verrückten. Guliver erwiederte jedes Kompliment mit einem Gegenkompliment und nannte den aufgeblaſenen Freiherrn einen unſinnigen Lügenſchmied. Sie waren eben im Begriffe, handgemein zu werden. Harlekin ſprang zwiſchen die Kampfluſtigen und rief: „Lob und Tadel muß ja ſein, und die Oppoſition hat auch ihr Gutes!“

Bei dieſen Worten verſetzte er jedem der beiden Streithähne mit ſeinem unparteiſchen hölzernen Schwerte einen ſolchen Gewaltſtreich auf den Rücken, daß die erſchrockenen Todfeinde, wie durch einen Zauberſchlag plötzlich verſöhnt, einander an die Bruſt ſanken, und Thränen der Rührung weinten.

So viel vermag ein glücklich benützter Augenblick; ſo mächtig wirkt ein kluges Wort, ein geſchickter Hieb, ein treffender Schlag, wenn ſie zur rechten Zeit angewendet werden!

---

Jetzt trat ein Jüngling ein, deſſen holdſeliges Weſen die ganze Geſellſchaft entzückte. Goldenes Geleck umfloß das liebliche Haupt, auf deſſen blühend ſchönem Geſichte der erſte Roſenſchimmer der Morgenröthe lächelte. Ueber der lilienweißen Stirne zeigte ſich ein Stern, deſſen bläuliches Licht ſich in den Augen der himmliſchen Erſcheinung abzuſpiegeln ſchien. Die edelſchlanke Geſtalt bewegte ſich mit ſo anmuthiger Leichtigkeit, daß man deutlich ſah, ſie ſchwebte mehr als ſie ging.

Da Romuald ſich eben nach dem Jünglinge, deſſen weites, faltiges Gewand aus Nebelduft und Lichtſtoff gewebt zu ſein ſchien, erkundigen wollte, deutete Harlekin auf deſſen Schulter, an denen ſich zwei Flügel, von Himmelsbläue und Sonnengold ſchimmernd, erhoben, und ſagte: „Nun wirſt Du doch wiſſen, mit wem Du es zu thun haſt?"

Zugleich ſchrie Fallſtaff, ſein Trinkglas auf den Tiſch ſtellend: „Willkommen, lieber Ariel! Wenn Du dem wohlgemeinten Rathe eines Mannes, der zwar viel getrunken, aber auch viel erfahren hat, folgen willſt, ſo lege Deine ſchönen Flügel ab, denn — im bürgerlichen Leben und in der Salonwelt hat man mit den Flügeln, ſo wie überhaupt mit Allem, was ſich über das Gewöhnliche und Alltägliche erhebt, viele Fatalitäten auszuſtehen."

Die augenblickliche Stille, welche eben waltete, wurde durch ein abſcheuliches Grunzen unterbrochen, welches von einer gar häßlichen Kreatur herrührte. Dieſem Ungethüme ſaß ein ſehr großer dicker Kopf, umſtarrt von ſtruppigem, brennend rothem Haare auf dem dicken kurzen Halſe, zwiſchen den breiten Schultern halb eingeſunken. Zwei kleine ſtechende Augen, und eine breite Stülpnaſe ſchauten auf einen hoch aufgeſchwollenen, lang gezogenen Mund herab, der, einer Schnauze ähnlich, einzig und allein als Freßwerkzeug da zu ſein ſchien. Zwei ungeheuere Ohrlappen bedeckten die Augen, und die Backenknochen ſo gewaltig, daß der Unhold gleich einem von zwei ledernen Blenden eingeſchränkten Pferdekopfe, weder links noch rechts, ſondern nur gerade vor ſich hinſchauen konnte. Die maſſiven, aber ſehr kurzen Arme und Füße glichen behauenen Baumäſten. Unter der eingehöhlten ſchmalen Bruſt drängte ſich ein aufgedunſener ſchlotternder Wanſt hervor. Aus jeder Muskel des verzerrten Geſichtes blitzte Zornmüthigkeit und Bösartigkeit hervor. Trat Jemand dem Unholde näher, ſo knurrte er wie ein Hund und zeigte zähnefletſchend eine kaum zu bezähmende Beißluſt. Nachdem er lange, ohne ein Glied zu bewegen, geſtanden war, warf er ſich in einer Ecke des Salons auf den parketirten Boden nieder und fiel nach wenig Minuten laut ſchnarchend in tiefen Schlaf.

Romuald fragte, ob auch dieſes Ungethüm ein Mitglied der Reiſegeſellſchaft ſein ſoll. Harlekin erwiederte: „Allerdings! Der gute Kaliban wird uns viel Spaß machen.“

Auf Romuald's weitere Frage, wozu denn ſolche Karrikaturen der Reiſegeſellſchaft nützen ſollten, antwortete Harlekin: „Sind doch ſelbſt die Gifte zu unſerm Beſten da, wenn wir ſie recht zu behandeln und anzuwenden wiſſen. Ohne Nutzen iſt nichts auf der Welt; der Hauptfehler liegt in der hochmüthigen Kurzſichtigkeit der Menſchen. Glaube mir! Ein phantaſtiſch-luſtiges Geſindel frommt mehr als alle ſteifen Herren und langweiligen Damen, die nichts thun und nichts ſagen, weil das liebe Nichts der einzige Artikel iſt, der nie aus der Mode kommt. Auf jeden Fall iſt's gut, wenn man einen Popanz bei ſich hat, den man zur rechten Zeit loslaſſen kann. Du wirſt ſehen, daß Kaliban uns auf der Luſt- und Kunſtreiſe beſſere Dienſte leiſten wird als Ariel.“

Während der geſchwätzige Harlekin die letzten Worte ſprach, trat ein Zauberer ein, ſchwarz gekleidet und im vollen Koſtüm, den Hieroglyphen-Gürtel um den Leib, den weißen Geiſter-Kommandoſtab in der Rechten. Er begrüßte die Anweſenden mit Anſtand und Würde. Sein Erſcheinen als Reiſegefährte war Allen ſehr angenehm, da ein Zauberer in Fällen der Noth manchen Vortheil, auch manchen Spaß verſchaffen kann.

Romuald trat freundlich zu ihm und ſagte: „Wohldieſelben ſind alſo, wie ich aus Ihrem Koſtüm erſehe, ein Zauberer?“

**Zauberer.** Zu dienen.

**Romuald.** Vermuthlich ein guter Zauberer?

**Zauberer.** Nein.

**Romuald.** Alſo ein böſer?

**Zauberer.** Nein.

**Romuald.** Alſo was denn?

**Zauberer.** Weder gut noch böſe wie die meiſten Leute.

**Romuald.** Da weiß ich nun eigentlich nicht, was ich aus Ihnen machen ſoll. Solche lebendige Ananaſe ſetzen uns in Verlegenheit.

**Zauberer.** Point du tout! die ganze Erde iſt ſo wie das ganze Leben, eine ungeheure phyſiſch-moraliſche Ananas. Man weiß nicht, was man aus dieſer Erde und ihren Bewohnern machen ſoll, obſchon recht viele Menſchen, an denen nichts iſt, recht viel aus ſich zu machen wiſſen. Ich, mein Herr, bin ein gelernter Zauberer; ich habe die natürliche Magie ſtudirt, kann den Leuten einen blauen Dunſt vor die Augen machen, kann ihnen allerhand Spiegelfechtereien zum Beſten geben, kann das Geld aus dem Beutel, den Beutel aus der Taſche zaubern, kann Etwas in Nichts, und Nichts in Etwas verwandeln, kann Mädchen und Weiber bezaubern, kann mich ſogar unſichtbar machen, wenn ich von Gläubigern verfolgt werde. Ich hatte eine ſchöne Frau, die alle Männer bezauberte, bis ſich endlich auch bei ihr das Sprichwort bewährte: „„Aus jungen Zauberinnen werden alte Hexen;““ worauf wir uns in größter Gemüthsruhe trennten. Ich freue mich, mit Ihnen eine Reiſe auf, unter und über der Erde zu machen. Wollen Sie mir gefälligſt erlauben, in Ihrer Geſellſchaft das Genie zu ſpielen, ſo ſtehen Ihnen alle meine Kunſtſtücke zu Dienſten, wofür ich weiter nichts verlange, als ihre Bewunderung. Ich bin auch bereit, Ihnen in allen Angelegenheiten guten Rath zu ertheilen, welchen Sie dann nach Belieben befolgen können oder nicht; — nur — aber — Wer kommt da?“

Die Herren, welche den weder guten noch böſen Zauberer unterbrachen, waren zwei Männer im altgriechiſchen Koſtüm, und zwar die weltberühmten Antagoniſten Demokrit und Heraklit. Ihr Erſcheinen bewirkte in der ſeltſamen Geſellſchaft ein allgemeines Schweigen. Die lautloſe Stille wurde nur durch Heraklits leiſe Seufzer unterbrochen, bis endlich Demokrit ein lautes Gelächter erſchallen ließ, dann aber ſprach, wie folgt:

„Ich bitte die ſchätzbare Geſellſchaft, ſich meinetwegen nicht im geringſten zu geniren. Ich ſtehe in dem Rufe, ein Spottvogel zu ſein, der ſich über die menſchlichen Narrheiten gerne luſtig macht. Ihr fürchtet daher, daß ich auch über Euch lachen und Alles, was ihr ſagt und thut, in's Lächerliche ziehen werde. Ihr getraut euch deshalb nicht den Mund zu öffnen, und ſteht nun da, wie Bildſäulen. Seid unbeſorgt! Es iſt nicht ſo arg, als man glaubt. Ich pflege wohl das Lächerliche lächerlich, das Alberne albern zu finden, über Dummheit, Einfalt und große Unwiſſenheit öfter zu lachen, als die Klugheit es für räthlich und ſchicklich hält; dafür habe ich aber eine durchaus heitere Lebensanſicht und denke, es ſei beſſer zu lachen als zu weinen. Stoff und Veranlaſſung zum Lachen erhielt ich ſchon in meiner Jugend mehr als genug, da ich in Abdera geboren bin, und ſpäterhin die Erfahrung machte, daß die Abderiten keineswegs ausgeſtorben, ſondern vielmehr in alle Welt zerſtreut ſind, ein unſterbliches Volk! Ich ſollte ſchon in meiner Jugend par force das werden, was kaum der tauſendſte in ſeinem hohen Alter iſt, — ein Philoſoph! Mein Vater ließ mich eine Reiſe nach Aſien machen, und übergab mich einigen Magiern und Chaldäern, welche den Auftrag hatten, mich in ihre Geheimniſſe einzuweihen. Ich zog aber aus dem Umgange mit ihnen keinen andern Vortheil, als die Anſicht, daß mit der Geheimthuerei nichts herauskommt, und daß das meiſte Lichtſcheue nicht werth iſt, im Sonnenlichte zu erſcheinen, ſo wie dagegen das Beſte gewöhnlich im Sonnenlichte ſein rechtes Gedeihen findet. Meine lange Entfernung vom Vaterlande und der Ruf, der mir, als Eingeweihter in den Geheimniſſen der Magier und Chaldäer, vorausging, erregte in meinen ſehr erregbaren Landsleuten eine ſo hohe Meinung von mir, daß ſie mich ſchon am zweiten Tage nach meiner Ankunft in Abdera mit Gewalt an die Spitze der öffentlichen Angelegenheiten ſtellten. Die Albernheiten und Narrheiten, welche ich nun Tag für Tag aus der erſten Hand überkam, bewirkten, daß mich beim Schlafengehen die vom Lachen erſchütterten Rippen oft peinlich ſchmerzten, und da ich eines Tages wirklich in ein ſo anhaltend heftiges Gelächter ausbrach, daß ich nicht aufhören konnte zu lachen, folglich in die Gefahr gerieth, mich zu Tode zu lachen, ſo bat ich dringend, mich meines Ehrenamtes wieder zu entheben. Mein Flehen wurde vorzüglich aus dem Grunde erhört, weil die wackern, unter einander ſtets uneinigen Abderiten ſich endlich in einer allgemeinen und gemeinen Verſammlung zu der Anſicht und Entſcheidung vereinigt hatten, es ſei eine Beleidigung der Volksmajeſtät, wenn der Vorſteher des Staates ſich das Recht anmaße, allen Mitgliedern desſelben, ſtatt ihnen zu huldigen, in's Geſicht zu lachen. Ich zog mich, ohne deshalb im Geringſten menſchenſcheu zu ſein, in die Einſamkeit zurück und — lachte nun im Stillen. Wollt ihr auf Euern Reiſen eine heitere, lichte Lebensanſicht gewinnen, ſo bin ich der Mann, der Euch dazu verhelfen kann, und will."

„Und wenn's Euch dann vor lauter Licht vor den

Augen dunkel wird, — ſagte Heraklit mit trübſinniger Miene, — und wenn Ihr, nachdem Ihr über die Andern genug gelacht habt, endlich anfangen werdet, Euch über Euer Lachen ſelbſt auszulachen, dann wird es Euch wohl thun, bei mir eine ernſte Stunde zuzubringen; und wenn Euch dann die Erbärmlichkeit der Menſchen und die Nichtigkeit des Lebens klar vor Augen liegt, dann werdet Ihr einſehen, daß man hienieden mehr Urſache findet zum Weinen als zum Lachen.“

„Und dennoch,“ ſagte Demokrit, „iſt das Lachen ein Privilegium, welches die Götter ausſchließend nur dem Menſchen verliehen haben.“

„Seht meine Jacke an!“ nahm Harlekin das Wort; „da wechſeln lichte und dunkle Farben, wie die lichten und dunklen Stunden im Leben und im Gemüthe des Menſchen. Und ſo wollen auch wir es machen. Scherz und Ernſt ſollen wechſeln wie alles Uebrige auf dieſer Erde. Wir wollen mit unſerm Demokrit lachen, ſo lange wir können und dürfen; müſſen wir aber ernſthaft ſein, dann laſſet uns auch als Menſchenfreunde ernſthaft ſein, ohne Kleinmuth, ohne Trübſinn, und ſelbſt die Thränen der Wehmuth, der ſympathetiſchen Gefühle und des Mitleids nicht ſcheuen!“

Ehe noch die letzten Worte verklungen waren, ließen ſich im Vorſaale ſchwere Tritte, Sporengeklirr und Waffengeraſſel vernehmen. Und ſiehe da! Ein Ritter trat ein, ſtolz und barſch, aber in einer Rüſtung, welche Manches zu wünſchen übrig ließ; das Deficit ging ſo weit, daß er ſtatt des Helmes eine Barbierſchüſſel auf dem Kopfe trug.

Einige der Anweſenden lächelten ironiſch, Andere konnten ſogar ein leiſes Kichern nicht unterdrücken. Da ergrimmte der Ritter und rief mit dumpfer Stimme: „Reſpekt, meine Herren! Ihr kennt mich vermuthlich nicht? Sollt mich bald kennen lernen! Ihr gedenket Irrfahrten zu unternehmen; da will und muß ich dabei ſein. Die alltäglichen Thaten könnt Ihr verrichten, weil Ihr alltägliche Menſchenkinder ſeid, die außerordentlichen nehme ich auf mich. Verhaltungsregeln kann ich Euch im Ueberfluſſe geben. Z. B. haltet eine Barbierſchüſſel nicht für einen Helm, eine Dulcinea für kein Ideal der Weiblichkeit, eine Windmühle nicht für einen Rieſen, Uebrigens kann ich Euch nur bedauern, daß Ihr mich nicht kennt, denn ich bin derjenige, den alle Welt kennt und kennen muß, das heißt: der berühmte Ritter Don Quixote de la Mancha; im Vorzimmer ſteht mein getreuer Schildknappe Sancho Panſa. Ich will mich, auf meiner edlen Roſinante ſitzend, an Eure Spitze ſtellen, und da ſoll denn unſere Reiſe ein Kreuz- und Querzug ſein gegen die Unwahrheit und Verkehrtheit. Um aber den Götzendienſt der Unwahrheit zu zerſtören, muß uns die Wahrheit heilig ſein, und um der Verkehrtheit den Kopf zurecht zu ſetzen, müſſen wir die Thorheit zum Spiegel der Weisheit machen.“

Im Salon erſcholl plötzlich ein gellendes Gelächter, und hinter dem edlen Ritter ſtand eine Geſtalt, die man lieber eine Ungeſtalt hätte nennen mögen. Das kleine Ungethüm trat, die Geſellſchaft ſchelmiſch begrüßend, ein paar Schritte vorwärts, und man ſah, daß es hinke, und, auf Krücken geſtützt, mit Bocksfüßen begabt ſei. Die Kopfbedeckung beſtand in einem mit Hahnen- und Pfauenfedern geſchmückten rothen Turban. Den Hals umgab ein breiter Kragen von gelber Farbe. Das Sonderbarſte an dem zwerghaften unheimlichen Weſen war das ſchwarzgelbe Geſicht mit ſpitzigem Kinn, weit geſpaltenem Munde, vorragenden Glutäugelein, und hoch aufgeſchwollenen Lippen, unter denen ein rother, das Kinn umfaſſender Bocksbart brannte. Das Unweſen hüllte ſich in einen weißen Mantel, bemalt mit Abbildungen berüchtigter Buhlerinnen, Schwelger, Hazardſpieler, Wucherer und ſo weiter.

Da die Augen aller Anweſenden mit geſpannter Neugier auf dem Gaſte hafteten und dabei kein Wort geſprochen wurde, ſchlug Jener abermals ein gellendes Gelächter auf und ſagte mit ſchnarrender Naſenſtimme: „Solltet Ihr mich wirklich nicht kennen? Unmöglich! Ich habe doch Jeden von Euch in dieſem oder jenem Fache ſchon weſentliche Dienſte geleiſtet; mit Dieſem und Jenem bin ich ſogar ſchon in naher Verbindung und in den ſonderbarſten Verhältniſſen geſtanden. Und Ihr, meine Freunde und ſtillen Verehrer, wollt mich jetzt nicht kennen, oder gar verkennen? Schämt Ihr Euch etwa Einer vor dem Andern?“

„Ei, ei!“ ſagte der Zauberer. „Ich bin nichts als ein weder guter noch böſer Zauberer; Ihr aber, der ſo viel Rühmens von Euch ſelbſt macht, — ſagt, wer oder was Ihr ſeid!“

Das Ungethümchen räuſperte und dehnte ſich und ſagte: „Wiſſet denn und vernehmt! Ich bin der Eheteufel, der böſe Dämon aller ehelichen Zwiſte, die immer mein Werk ſind. Ich verkupple junge Mädchen an alte Knaſterbärte, Mägde an ihre Dienſtherren, und Töchter ohne Mitgift an zärtliche Liebhaber, die auch nichts haben. Ich bin es, der den Luxus, die Schwelgerei, die Hazardſpiele erfunden hat, kurz — ich bin Asmodi, genannt der hinkende Teufel, oder der hölliſche Cupido. Ihr könnt von mir Alles erfahren, was Ihr wiſſen wollt; ich kann Euch alle Geheimniſſe und Fehler, alle Tugenden und Untugenden der Menſchen aufdecken, ihre Gebrechen und Verbrechen haarfein zergliedern; und zwar um ſo mehr, unparteiiſch und unbefangen, indem ich dieſe Menſchlein ſcharf beobachte, aber ſie ſo unendlich gering ſchätze, daß ich ſie nicht haſſen kann. Wollt Ihr, meine Herren, das Innere jener Kreaturen kennen lernen, ſo müßt Ihr ſie im Innern ihrer Häuſer, und überhaupt dort ſehen, wo ſie unbemerkt zu ſein glauben, die Maske oder das Galakleid abwerfen, und ſich in ihrer wahren Geſtalt zeigen. Ich werde daher der reſpektablen Reiſegeſellſchaft, wo immer wir hinkommen, auf jedesmaliges Verlangen die Dächer von den Häuſern abheben, um Euch die Menſchen, ihr Leben und Streben, ſammt den Spring- und Triebfedern ihrer Handlungen kennen zu lernen. Ich ſtehe alſo den Verehrten mit allen meinen guten und ſchlechten Eigenſchaften zu Dienſten, mit dem Wunſche, Ihnen durch Beide nützlich zu werden. Dabei bin ich bereit, Ihnen meine geſammelten Erfahrungen während der Reiſe auf, unter und über der Erde in Erzählungen, ſo gut ich es kann, mitzutheilen, und Alles mit dämoniſchen Beweiſen zu belegen, um darzuthun, daß ich nicht unwürdig bin, dem berühmten Le Sage in meiner Perſon die Hauptfigur zu einem beliebten Romane geliefert zu haben.“

Die Geſellſchaft ſetzte ſich zum Thee, und es wurde beſchloſſen, daß jeder Anweſende eine Rede über ſich ſelbſt, aus dem Stegreife halten ſolle, woraus man den Redner und ſeine Lebensanſichten kennen lerne, um hiernach das wechſelſeitige Benehmen zu reguliren. Man zog Loſe, und das Rednerlos traf den Pagat, Signor Formica genannt. Er beſann ſich keinen Augenblick und fing an:

„Ich bin ein äußerſt leichtfertiger Kumpan und konnte es nirgendwo lang aushalten, weil ich gewohnt bin, nur dem Augenblicke zu leben, und ein lebendiges Minutenſpiel zu ſein. Mein Söhnlein wurde noch leichtſinniger als ich, der es nicht einmal unter den Tarokkarten lange aushalten konnte. Der leichtſinnige Harlekin nahm dieſes mein Söhnlein an Kindesſtatt an, und verſchaffte dem Kleinen die im Tarokſpiele von mir aufgegebene Stelle, daher er auch auf den, mit dem Zeitgeiſte fortgeſchrittenen Tarokkarten als Harlekin gekleidet erſcheint. Ich ſelbſt bin nun eine Art von

Schickſalsmenſch, das heißt, ein Weſen, welches das Schickſal nach ſeinem Belieben mit ſich walten läßt, und zwar aus dem Grunde, weil man das Schickſal, da ſeine Gunſt ſich weder erſchmeicheln, noch ertrotzen läßt, ſo nehmen muß, wie es genommen ſein will. Den Launen des Schickſals und der Weiber kann man nichts Beſſeres entgegen ſetzen, als — Geduld.“

„Das Tarokſpiel hat ſeine Schickſale ſo gut wie die Tarokſpieler ſelbſt, welche vom Schickſale im Spiel eben ſo wie im Leben verfolgt oder begünſtigt werden. Eben ſo, wie es Wahlverwandtſchaften gibt, wie Göthe ſie beſchrieben hat, eben ſo gibt es auch Spielverwandtſchaften, denn das Spiel beſitzt die Zauberkraft, die verſchiedenſten Völker und die entgegengeſetzteſten Charaktere in die nächſte Berührung zu bringen, aus Feinden Freunde und aus Freunden Feinde zu machen. Ich bin, meiner Natur nach, ein verzagter Haſenfuß; deſſen ungeachtet aber bewirkt mein grenzenloſer Leichtſinn, daß ich mich blindlings in Gefahren ſtürze. Dabei ahme ich dem Schickſale nach. So wie nämlich dieſes mit mir ſpielt, ſo ſpiele ich mit den Spielern und erwähle einige derſelben zu meinen Lieblingen; während ich nun dieſen Glückskindern alle Augenblick in die Hände laufe, mich von ihnen anſagen und ultimo machen laſſe, erſcheine ich den andern kaum ein paar Mal im Jahre, und auch dann nur in der boshaften Abſicht, daß ſie mich, wenn auch eine ganze Leibwache von Taroken mich umringt, dennoch verlieren. Einmal aber kam mir der Spaß theuer zu ſtehen, denn mein Gegner ſtach mich ultimo mit ſolcher Wuth, daß ich unter den Tiſch flog, und der letzte Stich im Spiel, beinahe auch der letzte meines Lebens geworden wäre. So weit kann die Ironie des Schickſals gehen!“

„Die Menſchen gleichen den Karten. Jeder Menſch hat, ſo wie jede Karte, ſeine eigene Geltung und ſeinen eigenen Rang, doch immer nur im Verhältniſſe zu den andern. Der Geringe findet immer einen noch Geringern, auf den er ſtolz hinabſchauen kann, der Hohe einen noch Höhern, vor dem er ſich beugen muß, und wer jetzt ſticht, wird im nächſten Augenblicke geſtochen. So iſt das Spiel die Symbolik des Lebens, in deſſen Bereiche man eben, wie beim Kartenſpiele, geſchloſſene und vom Zufalle zuſammengeſtellte Partien findet, welche jeder Abend mechaniſch an den Tiſch führt, deſſen glücklich taubes Holz die täglich wiederholten Scherze, Klagen und Ausbrüche von Zorn und Ingrimm nicht vernimmt.“

„Das Spiel wird ſo wie das Leben, von Einigen als luſtige Zeitverkürzung behandelt, von Andern als Erwerbsgeſchäft; die Erſtern lachen viel, die Zweiten zanken viel, die Dritten grämen und ärgern ſich viel und ſparen kein Lamento. Die Erſten plaudern, die Zweiten verſtummen, die Dritten beißen und ſchlagen.“

„Man kann den Charakter eines jeden Menſchen an ſeinem Lieblingsſpiel erkennen. Der Ernſte und Tiefſinnige wählt ſich das Schach- oder Damenſpiel; der Heitere, Bewegliche, das Billard-, Kegel- oder Ballſpiel;

der Gewinnſüchtige ein Würfel-, Glücks- oder Hazardſpiel; der zur modernen Welt gehören und dabei ſeine Rolle in den Salons ſpielen will, ſetzt ſich an den Whiſt-, L'Hombre- oder Boſton-Tiſch; das Kind der Tage, die nicht mehr ſind, ſpielt Piket oder Preferance oder langen Puff. Wer weder antik noch modern iſt, hält ſich an das Tarokſpiel, worin die Chriſten gerne mit dem Juden ſpielen. Wichtiger als die Spiele ſelbſt iſt nicht ſelten das halb- oder ganz tragiſche Nachſpiel, wenn z. B. eine gallſüchtige, unterhaltungsgierige, jeder letzten Mode leibeigene Frau beim Nachhauſekommen ihren Spielverluſt in der Einſamkeit berechnet, und ſie, die vorher eine der Grazien war, ſich plötzlich in eine Furie verwandelt, oder wenn ein Faſhionable oder Lion ſeine Ehrenſchulden überdenkt, die er als Ehrenſchulden bezahlen ſoll, aber nicht bezahlen kann; oder wenn ein Hazardſpieler ſeinen letzten Einſatz verloren hat, und dann zu Weib und Kindern heimkehrt, die hungernd zu Bette gingen, um beim Erwachen zu erfahren, daß Hunger und Verzweiflung auch ihr heutiges Loos ſind. Möchte ſich's doch Jeder merken, daß ſich das Spiel eben ſo wenig zwingen läßt, als das Schickſal, und daß alles Streben ohne Glück ein Schiffen ohne Wind, alle Kunſt ohne Glück ein glänzender Regenbogen iſt, deſſen Farbenſpiel ſich in irdiſche Waſſertropfen wie in ſeine eigenen Thränen auflöſt.“

„Das Menſchenleben hat, gleich dem Theater, ſeine Luſtſpiele, Spektakelſtücke, Poſſen, Rühr- und Schauſpiele, Trauerſpiele und Tragi-Komödien. Die Spieler ſelbſt ſind auch von ſehr verſchiedener Art; es gibt nämlich unter ihnen Spiellieblinge, die eben ſo amuſant als glücklich ſpielen, ſich und Andern zum Vergnügen; Spiel-Guignons, mit denen Niemand ſpielen mag; Spielgötter, die das Spiel und die Mitſpielenden beherrſchen, ſich ſelbſt aber am wenigſten. Die Spielmarken geben die gute Lehre: Wenn jeder Menſch die Hauptmomente in ſeinen Lebensverhältniſſen und Erfahrungen eben ſo ſorgfältig bemerken wollte, wie ſeinen Gewinn oder Verluſt im Spiele, ſo würden Viele den Kopf ſich weniger anſtoßen und nicht ſo oft das Beſte überſehen und verſäumen. Das Spielgeld mahnt uns: Es wäre zu wünſchen, daß manche Menſchen ihre Schulden überhaupt gleich den Spielſchulden zur Ehrenſache machten; es wäre zu wünſchen, daß Spieler von Profeſſion einen redlichen Erwerb eben ſo eifrig betreiben möchten, als den Spielgewinnſt. Keiner will verlieren, und dennoch ſpielen ſo Viele gerne hoch, im Leben wie im Spiel. Im Hazardſpiel ſetzen ſie ihre letzte Barſchaft ein, im Leben, das Leben ſelbſt. Ich wundere mich, daß noch kein Novellen- und Novelletendichter auf den Gedanken gekommen iſt, Spielgeſchichten zu ſchreiben, welche Gelegenheit bieten, die verſchiedenſten Charaktere und Leidenſchaften in Bewegung zu ſetzen. Die Liebe ſelbſt könnte dabei eine bedeutende Rolle ſpielen, wenn z. B. das vis-à-vis Sitzen und das Benehmen der Partner die Herzen entflammt; oder wenn zwei Liebende, denen die Verhältniſſe jede Zuſammenkunft verſagen, aus Verzweiflung an den Spieltiſch flüchten, und hier hieroglyphiſch-myſtiſche Ergießungen wagen, deren Bedeutung kein Ungeweihter verſteht; oder wenn zwei Verliebte erſt im Spiele ihre Schattenſeite kennen lernen und ſich trennen und ſo weiter.“

„Die Luſt und Liebe zum Spielen erſtreckt ſich von den Menſchen bis auf die Katzen herab. Ein Spielkätzchen, es ſei nun ein wirkliches Kätzchen oder ein Fräulein, bleibt immer ein allerliebſtes Ding. Manche Menſchen ſind nichts als Spieluhren, mechaniſche Weſen, welche die Hand einer äußern Veranlaſſung aufziehen und die Gewohnheit im Gange erhalten muß, wo ſie dann zur beſtimmten Zeit ihr Tonſtückchen ſo natürlich heraborgeln, als ob es der Ausdruck wahrer Freude oder wahrer Trauer wäre, indeß ſie nichts anderes klingeln, als was Erziehung und Verhältniſſe in ihr Inneres hineingeſetzt haben. Spieler von Profeſſion und falſche Spieler, findet man auch außer dem Kartenſpiele in Menge. Es vergeht keine Hochzeit, kein häusliches Feſt ohne Spielleute, und die Salonwelt müßte vor langer Weile petrifizirt werden, wenn nicht die Spielkarten ihr zu Hülfe kämen. Es gibt Begünſtigte, die ſelbſt mit dem Schickſale ſpielen und das Gewünſchte, wo nicht im Schlafe, wenigſtens ſpielend erreichen; dagegen ſind aber die meiſten Menſchen Spielbälle des Schickſals und das längſte aller Spiele iſt das Ballſpiel, welches die Leidenſchaften mit dem Menſchen von der Wiege bis zum Sarge ſpielen. Man ſagt, wer im Spiele glücklich iſt, ſei in der Liebe unglücklich; ich frage nun aber: Was geſchieht dann mit dem, der ſehr verliebt iſt, aber nicht ſpielt, oder gar kein Spiel kennt?"

„Und ſo ſchließe ich denn meine Spielrede und mein Redeſpiel. Der Kluge ſetzt nie Alles auf's Spiel und ich möchte nicht gerne die Geduld meiner Zuhörer verſpielen."

---

Eben wollte die Verſchiedenheit der Meinungen über die Rede des Pagat laut werden, als von außen ein gewaltiges Gepolter und Geſchrei ſich vernehmen ließ. Die Thür wurde aufgeriſſen, und herein ſtürzte ein Schwarm ſeltſamer buntſcheckiger Geſtalten. An der Spitze der kecken Eindringlinge ſtand ein Greis, deſſen ſtarkmarkirte, geiſtvolle Geſichtszüge, ſo wie ſeine kräftige Geſtalt, Ehrfurcht einflößten, wogegen das ihm nachhuſchende Geſindel einen lächerlichen Kontraſt bildete, theils durch die grelle Verſchiedenheit der Geſtalten und Geſichter, theils durch Koſtüm und Benehmen. Die ganze Geſellſchaft verſtummte vor Verwunderung über dieſe Erſcheinung, bis endlich der Greis das Wort nahm:

„Es ſollte mich wohl kränken und ärgern, daß Niemand hier mich kennen will, mich, der keiner Zeit und keinem Volke als Fremdling erſcheint. Wiſſet denn, Ihr Unwiſſenden; ich bin der Zeitgeiſt!"

Harlekin trat vor, verbeugte ſich und ſagte: „Herr Zeitgeiſt! Wollten Sie nicht die Güte haben, ſich näher zu erklären?"

Der Greis erwiederte mit geheimnißvollem Lächeln: „Ich bin derjenige, ohne den kein Volk, keine Zeit beſtehen kann. Wollen Sie aber durchaus eine ſchulgerechte Definition von mir haben, ſo will ich Ihnen ſogleich die beſte und richtigſte ſagen, damit Sie mich recht begreifen. Ich bin der Inbegriff der in jeder Zeitperiode bei einem Volke vorherrſchenden Eigenthümlichkeit der Kräfte, Anlagen und Formen, die ſich in Kunſt, Wiſſenſchaft und Lebensweiſe ausſpricht. Sie werden daraus erſehen, daß ich, wann und wo immer ich erſcheine, ſtets Original bin. Dieſe buntſcheckigen Afterweſen aber, die mich überall verfolgen, ſind nur Zeitgeſpenſter, die ſich für den Zeitgeiſt ausgeben, um eine Rolle auf dem Welttheater zu ſpielen. Dieſe armſeligen Schattengeſtalten ſehen nie den Geiſt ihres Zeitalters, ſondern immer nur ihren ſogenannten eigenen. Sie geben ihre geiſtloſe Albernheit und ihre arrogante Richtigkeit für den Geiſt der Zeit aus und glauben in dem Unweſentlichen das Weſentliche jeder Zeit und jedes Volkes zu finden. Dieſen Unholden gelingt es ſehr leicht und ſehr oft, ſeelenloſen Menſchen den Kopf ſo zu verdrehen, daß die armen Verrückten und Verblendeten in den Zeitgeſpenſtern den Zeitgeiſt zu finden glauben, ſodann an Charaktere, Handlungen, Sitten, Kunſt und Wiſſenſchaft einen falſchen Maßſtab anlegen, ſomit über das Wahre, Gute und Schöne ganz verkehrt, aber um deſto kecker urtheilen. Derjenigen, die mich erkennen, ſind verhältnißmäßig Wenige, aber dieſe Wenigen ſind mir lieber als die Vielen. Wollt Ihr mich als Reiſegefährten annehmen, ſo werde ich es mir zur Pflicht machen, Euch bei jedem Volke, in jedem Lande, in jeder Zeit, das wahre Gute und Schöne zu zeigen, während jene Zeitgeſpenſter, deren ich nie los werden kann, Euch immerhin dazu nützen können, Euch durch ihre bald widrigen, bald lächerlichen Zerrbilder, das Wahre, Gute und Schöne noch lieber und werther zu machen.“

Der Zeitgeiſt zeigte der Geſellſchaft nun das Zeitgeſpenſt der unechten Aufklärung, das Zeitgeſpenſt des falſchen Geſchmackes, das Zeitgeſpenſt verrückter Ideen, fanatiſcher Meinungen und verkehrter Anſichten, das Zeitgeſpenſt des Aberglaubens, das Zeitgeſpenſt prunkvoller, aber nutzloſer Gelehrſamkeit, das Zeitgeſpenſt des unnatürlichen Luxus, das Zeitgeſpenſt der Geldgier und Habſucht und mehre andere.

Das edle Anerbieten des Zeitgeiſtes wurde von der Reiſegeſellſchaft dankbar angenommen, und er verpflichtete ſich, die Schaar der Zeitgeſpenſter zu überwachen und im Zaume zu halten.

Jetzt trat Signora Armida, als Königin des Feſtes in einem idealiſchen Koſtüm und im vollen Glanze ihrer Schönheit mit ſtrahlenden Blicken ein, welche Jedem ſagten: „Ich bin eure Siegerin und Herrin!“

Nachdem ſie die Huldigung aller Anweſenden gnädig aufgenommen hatte, überraſchte ſie die Geſellſchaft mit der Erklärung, daß ſie die Kunſt- und Luſtreiſe, und zwar zuerſt durch Deutſchland, binnen drei Tagen antreten wolle.

In dieſem Augenblicke erſchien Sir Orang-Outang. Er bewies, von den Anweſenden mit Ehrfurcht begrüßt, ſeine Geiſtesgröße jetzt auch dadurch, daß er über die höchſt wunderbare Geſellſchaft nicht die geringſte Verwunderung zeigte, ſich gegen die phantaſtiſchen Gäſte wie gegen alte Bekannte benahm und ſie, da die Mitternacht- und gewöhnliche Schauſpiel-Stunde ſich näherte, höflichſt einlud, mit ihm das Theater zu beſuchen. Die Verſammelten überhäuften den edlen Feſtgeber mit den artigſten Schmeicheleien und folgten ihm wie ein brauſender Strom in das grandioſe Felſentheater.

## VI.

## Spektakel über Spektakel.

Als die Zuſchauer ihre Plätze eingenommen hatten, trat mit dem Schlage der zwölften Stunde ein geharniſchter Schauſpieler vor, der ſich als Prologus präſentirte und den Titel des folgenden Schauſpieles ankündigte. Derſelbe lautete:

„Antik und Modern, oder: Der Jahrmarkt des Lebens und der Kunſt. Ein hiſtoriſch-nicht-hiſtoriſches, klaſſiſch-romantiſches, façonnirtes und facettirtes, ſich ſelbſt recenſirendes und parodirendes, nach den beſten und neueſten franzöſiſchen, türkiſchen und chineſiſchen Muſtern bearbeitetes Vexierſpiel.“

Der Titel wurde mit rauſchendem Beifallsruf, ſtürmiſchem Händeklatſchen, und einem ſchauderhaften Erdbeben von den ſtoßenden Stöcken aufgenommen. Ein blendendes Lichtmeer von bengaliſchem Feuer überflog das in allen Räumen überfüllte Theater. Die Ouvertüre begann. Die Inſtrumente, alle von der neueſten Erfindung, und zehnfach verſtärkt, machten ein ſo furchtbares Getöſe, daß die Felſenwände zitterten. Romuald aber verharrte dabei in der größten Gemüthsruhe, da er an dieſen hölliſchen Lärm durch manche muſikaliſche Werke der neueſten Zeit ſchon gewöhnt war.

Ich halte mich verpflichtet, meinem theuern Vaterlande wenigſtens einige Scenen dieſes Stückes als Proben von den Zuſtänden der dramatiſchen Literatur auf der von Holländern, Chineſen und Wilden bewohnten Inſel Borneo mitzutheilen, und dieſelben, auf die Gefahr einer kleinen Unterbrechung des höchſt intereſſanten Orang-Outang-Romans, ſogleich einzuſchalten.

### Stube in einem Gaſthauſe.

(Ein Reiſender ohne Zweck tritt auf.)

**Reiſender.**

Die erſten Worte der erſten Scene eines Stückes verhallen gewöhnlich, ohne verſtanden zu werden; das weiß ich, weil das liebe Publikum anfangs ſelbſt noch zu geſprächig iſt, um den Bühnenhelden zuzuhören. Viele

Zuhörer haben ſich Vieles mitzutheilen; Viele kommen abſichtlich zu ſpät und nehmen ihre Sperrſitze geräuſchvoll ein, um mehr als die Schauſpieler bemerkt zu werden; Andere tragen ſogar kein Bedenken, mit Nichtbeachtung des Podiums, im Parterre ſelbſt Komödie zu ſpielen. Ich will alſo zuerſt einige Male mit großen Schritten auf und nieder gehen, um Aufmerkſamkeit für mich zu erregen. (Nachdem er einige Touren gemacht hat.)

So! Nun iſt's Zeit anzufangen. — (Er ſetzt ſich.) Nun — Da ſitz' ich denn und reiſe. Warum ich eigentlich reiſe, das weiß ich eigentlich ſelbſt nicht. Ich hätte eben ſo gut zu Hauſe bleiben können, denn mir liegt am Reiſen und an der ganzen Welt ſo wenig, als der ganzen Welt an mir liegt. Das hat aber nichts zu ſagen; die Sache geht deshalb doch ihren gewöhnlichen Gang, ich mag nun reiſen oder nicht, — und ſo iſt's auch recht.

(Der Wirth tritt ein.)

**Wirth.**

Scharmant! Ich war ſo frei zu horchen. Euer Gnaden denken wirklich ſehr human.

**Reiſender.**

Human! Ein inhaltſchweres, ſchönes Wort! Was denken ſich denn der Herr Wirth dabei?

**Wirth.**

Ich denke — denke — das dürfte ſo viel heißen als, wie man ſagt, fünf gerade ſein laſſen, oder, der Baum fällt nicht auf Einen Hieb, oder, langſam kommt man auch weiter, oder —

**Reiſender.**

Das heiß' ich den Nagel auf den Kopf treffen.

**Wirth.**

Ein Wirth hat immer die beſte Gelegenheit, ſich in der Humanität zu vervollkommnen. Die vielerlei Racen von Menſchen, gute, ſchlechte und mittelmäßige, mit denen er täglich verkehrt, bewirken, daß er Kopf und Herz, ohne es ſelbſt zu merken, ſuperfein ausbildet und mit dem Geiſte der Zeit gleichen Schritt hält. Man ſollte jeden Menſchen zwingen, wenigſtens drei Jahre Wirth zu ſein; das würde der Menſchheit ungeheuer großen Vorſchub leiſten. Nach drei Jahren wäre denn der Menſch ein gemachter Kerl. Ein geweſener Wirth würde ſich, wie ehemals in ſeine Gäſte, dann auch in alle Menſchen, in alle Lagen und Verhältniſſe des Lebens finden. Es iſt unglaublich, wie außerordentlich der Menſch ſich veredeln läßt!

**Reiſender.**

Ich glaube es nicht, und Sie ſagen ja ſelbſt, daß es unglaublich iſt.

**Wirth.**

Ei, ei! Belieben Euer Gnaden nur einmal die veredelte Schafzucht, ein Stündchen von unſerm Marktflecken entfernt, anzuſehen! Da werden Sie ſich von der Wahrheit meiner Behauptung vollkommen überzeugen.

**Reiſender.**

Man ſollte aber doch glauben, daß Menſchen und Schafe—

**Wirth.**

Eben nichts Unmögliches ſind, ſonſt würden ſie nicht exiſtiren.

**Reiſender.**

Wie man es nimmt.

**Wirth.**

Eine ſehr humane Antwort! Erlauben Sie, meine Behauptung gründlich durchzuführen! Ich gehe daher ſogleich wieder davon ab, und ſage nur ſo viel, daß die Menſchen ſich gewiß eben ſo wohl veredeln ließen, als die Schafe, wenn man nur auf die Veredlung der Menſchen eben ſo viel Mühe und Sorgfalt verwenden wollte, als auf die Veredlung der Schafe, die doch im Grunde leichter iſt als jene.

**Reiſender.**

Ich gebe Ihnen Alles zu, was Sie wollen, denn als Reiſender ohne Zweck kann ich mich nirgendwo lang aufhalten, nicht einmal beim Disputiren. Nur das Einzige will ich noch ſagen, daß das Schaf — es ſei veredelt oder nicht — doch immer beſſer daran iſt, als der veredeltſte Menſch, indem das Schaf nur Einmal im Jahr geſchoren wird, der Menſch aber alle Tage ein geplagtes, geſchorenes Weſen iſt.

**Wirth.**

Dagegen gebe ich mir die Ehre, Euer Gnaden gehorſamſt zu bemerken, daß das Schaf die auf ſeine Veredlung verwendeten Koſten beſſer lohnt, als der Menſch. Belieben Sie nur zum Fenſter hinaus zu ſehen!

Da werden ſo eben veredelte Schafe von der nächſten Herrſchaft zu Markte getrieben. Welche herrliche Kreaturen! Werfen Sie nun auch einen Blick auf den nicht veredelten Führer der veredelten Schafzucht! Welcher vierſchrötige, gemeine, rohe Bengel! Die ganze Welt dürfte an ſeiner Veredlung arbeiten, und brächte ſie doch in Ewigkeit nicht zu Stande.

**Reiſender.**

Sie mögen nicht unrecht haben; es iſt traurig, daß es ſo iſt. Da ich aber ein Reiſender ohne Zweck bin, folglich auch nichts Trauriges bezwecke, ſo bezahle ich meine Zeche und reiſe weiter, wohin die Landſtraße mich führt.

**Wirth.**

Ich bitte, ein Stündchen noch zu verweilen! Sie werden es nicht bereuen. Unſer Jahrmarkt wird von Käufern und Verkäufern in Menge beſucht, und man verhandelt hier die ſeltenſten und ſeltſamſten Dinge, die an keinem andern Orte, wenigſtens nirgendwo in ſo guter Qualität zu bekommen ſind.

**Reiſender.**

Da muß ich denn — der Humanität zu Ehren — hier bleiben, und zwar um ſo mehr, als mir höchſt gleichgültig iſt, ob ich dort oder da bin.

**Wirth.**

Das heiß' ich philoſophiſch denken! — Sehen Sie? Da kommen ſchon die Kaufleute zu Markte. Belieben Sie nur gefälligſt den ſtattlichen Mann zu bemerken, der auf einem Dampfſchiffe, mir nichts dir nichts, pfeilſchnell über das feſte Land dahinfährt!

**Reiſender.**

Hat man es ſchon ſo weit gebracht? Nu, dann wird man wohl auch bald mit Wagen und Pferden auf dem Waſſer fahren.

**Wirth.**

Ohne Zweifel! Kontraſte machen großen Effekt.

**Reiſender.**

Und wer iſt denn dieſer Mann, der ſo, mir nichts dir nichts, das feſte Land beſchifft?

**Wirth.**

Er war ehemals auf einer ausländiſchen Univerſität Profeſſor der unentdeckten Wiſſenſchaften, reſignirte ſeine Kanzel und handelt nun mit lauter unentdeckten und unentdeckbaren Erfindungen, Einbildungen, Phantaſien und Viſionen.

**Reiſender.**

Was befindet ſich in den vielen Kiſten und Tonnen auf dem Schiffe? Von welchem ſonderbaren Stoffe ſind ſie?

**Wirth.**

Von welchem Stoffe? Von einem gar nicht exiſtirenden! Cospetto! Und was ſie enthalten? Nichts als durch und durch myſtiſche, rein unmögliche Dinge.

**Reiſender.**

Ich werde zu Stein!

**Wirth.**

Und mit Recht.

**Reiſender.**

Ich muß meiner guten Frau und meinen lieben Kindern etwas davon nach Hauſe bringen.

**Wirth.**

Wie? Sie haben Frau und Kind und agiren einen Reiſenden ohne Zweck?

**Reiſender.**

Eben deshalb mein Freund! Ueberdies iſt ja aller Zweck eine Pendanterei, und ich pflege genial zu ſein. Jedes Ziel muß ein geiſtreiches Spiel ſein, und handelt man ohne Zweck, ſo kommt man am leichteſten vom Fleck.

**Wirth.**

Charmant! Nu das freut mich, gnädiger Herr! Es iſt aber doch eine riskirte Sache mit der Genialität! Es gibt, wie ich höre,' ſehr viele Nachdrücke davon, die man für Original-Ausgaben erklärt.

**Reiſender.**

Wer ſind denn die beiden Herren, die Arm in Arm ſo freundſchaftlich einherſchreiten und ſich immer nach den großen Warenballen umſehen, die ihnen nachgeführt werden?

**Wirth.**

Jährliche Marktgäſte. Der Magere iſt ein Dichter, der Dicke ein Recenſent. Sie bringen zu jedem Jahrmarkte ungeborne Geiſteskinder, unreife oder todt auf die Welt gekommene Geburten, Mißgeburten, Vorreden zu nicht exiſtirenden und Beurtheilungen von nicht erſchienenen Werken, unausführbare Vorſchläge, neue Formen für alten

Unſinn, Privilegien auf excentriſche Narrheiten, gereimte Ungereimtheiten, Bocksſprünge und Katzbalgereien, zu Waſſer werdende Seifenblaſen-Projekte, an die Unſterblichkeit ausgeſtellte falſche Wechſel u. ſ. w. Dieſe Waren finden bei den neugierigen Leuten einen ungeheuern Abſatz. — Jener luſtige Herr iſt ein bankerottirter Kaufmann, die hüpfende Schöne, der er den Arm bietet, eine herabgekommene Maitreſſe. Beide bringen nun ihre theuren Erfahrungen zu Markte. Jenes ſüßlächelnde Männchen iſt ein Menſchenfreund par excellence und Humanitäts-Großhändler, die er in den gefälligſten Formen und als ſehr ſchmackhaftes Backwerk zu den billigſt feſtgeſetzten Preiſen liefert. Jener blühende holde Jüngling verkauft Haarlocken, die ihm ſeine vielen Geliebten gegeben haben. Selbſt Thiere finden ſich hier als Verkäufer ein. Die geſchwätzige Elſter dort bringt geſtohlene Gedanken; der Eſel trägt ſeine Haut zu Markt; der Fuchs bringt Hühner, denen er das Blut ausgeſaugt hat.

**Reiſender.**

Schon genug, Herr Wirth! Ich eile nach dem Marktplatz, um, als Reiſender ohne Zweck, mir ſelbſt treu zu bleiben und ohne Zweck einzukaufen, was mir vorkommt. (Ab.)

**Wirth.**

Er geht, ohne etwas bei mir genommen zu haben, und ich laſſe ihn ziehen, ohne eine Bezahlung zu verlangen! Iſt das nicht ſehr human von mir? — Ach! Er kommt zurück.

**Reiſender.**

Was bin ich ſchuldig, Herr Wirth?

**Wirth.**

Ja ſo! — das iſt — das macht, — bleibt — Ihrer Großmuth überlaſſen.

**Reiſender.**

Hier! (Er gibt dem Wirthe Geld und geht.)

**Wirth.**

Der iſt noch humaner als ich! Ich bin beſchämt! (Ab.)

---

## Ein Garten.

Gärtner mit Spaten, Baumſchere und Gießkanne verſehen.

Ein köſtlicher Morgen, der mir lieber iſt, als die ſchönſten Morgengemälde aller Dichter, die man alle Stunden zu Dutzenden haben kann, während ein Morgen wie der heutige nicht alle Tage kommt. In dieſem Garten nimmt er ſich aber beſonders gut aus. Ich will nun auch Alles recht auf den Glanz herſtellen, damit die Herren und Damen, wenn ſie vom Jahrmarkte kommen, vor Entzücken raſend werden ſollen. Friſch an die Arbeit! Zuerſt müſſen dieſe Bäume beſchnitten werden. Bäume und Dukaten müſſen ſich das gefallen laſſen.

(Er beſchneidet die Bäume, hebt die gefallenen Zweige vom Boden auf, und ſtößt einen Schrei des Entſetzens aus.)

Was ſeh ich? Ha — wer hat mir das gethan?
Iſt's möglich? Iſt es Wahrheit oder Dichtung?

Natur! Spielſt du mir dieſen Schabernak?
Ihr Götter! Darf ich meinen Augen trauen?
Kann die Natur ſich ſelber untreu werden?
Kann ſie ſich ſelber lügen in's Geſicht?
So was kann nur die Kunſt, nicht die Natur,
Und ſelbſt die Kunſt thut's nicht, der Künſtler nur.
Verruchte Künſtlerhände haben dieſen Frevel
Verübt und die Natur in Kunſt verwandelt!
Weh mir! das Laub der Eiche iſt Papier
Von grüner Farb'! Die ſchöne Linde hier
Iſt nur auf Leinwand hingemalt;
Die Blumen ſind von Seid' und Muſſelin.
O ich Unglücklicher! was kann ich thun?
Die Kunſt hat die Natur und mich verdrängt.
Beſchneid' ich nun die Bäume, ach, ſo wächst
Kein Zweiglein nach; begieße ich die Blumen,
So ſind ſie welk, ſtatt ſchöner aufzublüh'n.
Aus iſt's mit uns! Mir ſcheint, ich bin verrückt,
Und bin ich's nicht, ſo muß ich bald es werden.
Kunſtgärtner heiß' ich zwar, doch bin ich überflüſſig
In dem Kunſtgarten jetzt. Was nun beginnen?
O Wahnſinn, komm! Ich gebe mich dir preis.
Wahnſinn'ge waren viel ſchon auf der Bühne,
Doch ein wahnſinn'ger Gärtner fehlt uns noch.
Ich packe dieſen Garten hier, der nie verblüht,
Auf einem Wagen, laſſe mich
Sammt meinem Wagen engagiren,
Und gründe eine neue Schauſpielgattung,

Vielleicht ein neues Reich der Poeſie,
In welchem die Natur der Kunſt erliegt,
Voll Kling-Klang, und voll Blumen und voll Unſinn
Wie das Papierlaub auf dem Zweig von Draht.
Als Gärtner kann ich auch ein Dichter ſein;
Mir ſteh'n ja Blüten, Blumen, Farbenſpiel,
Zephyre, Duft und Quelle zu Gebot.
Dabei kann ich den Kritikaſter ſpielen;
Ich weiß mit Scheer' und Meſſer zu hantiren,
Verſtehe mich auf's Jäten und Beſchneiden,
Kann ſchöne Ananas-Sonette drechſeln;
Ich pflege Stachelbeeren der Satyre,
Und Neſſeln der Kritik nebſt Thränenweiden
Des Trauerſpiel's, auch bunte Liederblüten,
Die keine Früchte tragen, taube Nüſſe auch,
Schwer wie Charaden aufzuknacken, und ſo weiter.

Wohlan, ich eile nach dem Jahrmarktplatz,
Und biete den wahnſinn'gen Gärtner ſammt
Dem kunſtverrückten Dichtergarten feil.
Es muß gelingen, denn Wahnſinnige
Gibt's ſchon zu viel. — Was hör' ich? Gäſte kommen.
Nun, Gärtner, losgeſchlagen! —

(Eine Deutſche und eine Griechin treten ein.)

**Deutſche.**

Verzeihung für die unbeſcheid'ne Frage!
Wer ſind Sie?

**Griechin.**

Göthe's Iphigenia.

Und wer biſt D u ?

**Deutſche.**

Ich bin das Fräulein Amalie von Seelenkampf aus Kotzebue's Schauſpiel: „Die Unvermählte.“ — Ich habe ſchon das Vergnügen gehabt, Sie im Burgtheater zu Wien zu ſehen.

**Iphigenia.**

Du biſt mir fremd.

**Amalie.**

Sie ſind es mir nicht minder.

**Iphigenia.**

Herein in eure Schatten, rege Wipfel,
Tret' ich — und — — — wie heißt's weiter? Ja! ganz recht! —
Und es gewöhnt ſich nicht mein Geiſt hierher,
Das Land der Griechen mit der Seele ſuchend.

**Amalie.**

Das wird ſich geben, wenn Sie länger hier ſind. Sie müſſen nur etwas Geduld haben.

**Iphigenia.**

Weh dem, der fern von Eltern und Geſchwiſtern
Ein einſam Leben führt!

**Amalie.**

Ein ſo liebenswürdiges Fräulein wie Sie wird in kurzer Zeit eine Zierde unſerer Zeit ſein. Sie ſollen kein einſames Leben führen. Man wird Ihnen, als einer intereſſanten Fremden, von allen Seiten Einladungskarten zuſenden.

**Iphigenia.**

Ich rechte mit den Göttern nicht; allein
Der Frauen Zuſtand iſt beklagenswerth.

**Amalie.**

Da haben Sie vollkommen recht; die Männer taugen nichts. Allein — Sie ſprechen ja in Verſen? Warum wollen Sie ſich denn geniren? Man kann ſich in Proſa, ſelbſt auf dem Theater, eben ſo gut unterhalten. Wenn Sie hier fremd ſind, ſo erlauben Sie mir, Sie zu begleiten.

**Iphigenia.**

Du ängſteſt mich mit jedem guten Worte;
Der Unbekannten bieteſt Du zu viel.

**Gärtner** (zu Iphigenia tretend).

Da Euer Gnaden eine ſolche Freundin von der Einſamkeit und vermuthlich auch reich ſind, ſo nehme ich mir die Freiheit, — —

**Amalie** (zu Iphigenia).

Es wird mir ein Vergnügen ſein, Sie in die glänzendſten Zirkel unſerer Reſidenz einzuführen. Die Sympathie macht uns zu Freundinnen; auch ſind wir Beide zur Melancholie geneigt, Beide auch unvermält — Ich bin wegen eines Engagements mit dem Grafen von Rebenſtein unverehlicht geblieben; warum haben Sie nicht geheirathet?

**Iphigenia.**

Was iſt ein Graf? Was iſt ein Engagement?
Zu dunkel iſt mir Deiner Rede Sinn.

**Amalie.**

Der Regel nach muß bei uns jedes ordentliche Luſtſpiel mit einer Heirath ſchließen; nur ich habe eine Ausnahme von der Regel gemacht. Sie lachen darüber? Glauben Sie mir, ma chère **Iphigénie**! ich habe auf dem Theater mehr Glück gemacht als Sie.

**Gärtner** (für ſich).

Ich muß ſie unterbrechen, ſonſt gibt es einen Zweikampf. (laut).

Wäre es Euer Gnaden etwa gefällig, dieſen poetiſchen und kunſtgerechten Garten zu kaufen oder zu miethen? — Ei! was ſeh' ich? Da kommen ja wieder zwei Damen in ganz verſchiedenem Koſtüm? — Ich will nun mit meiner Verſteigerung noch warten. Solche kontraſtirende Perſonen können einem Theaterſtück etwas Pikantes, einen gewiſſen **haut-goût** und Reiz der Neuheit geben. Wenn noch mehrere ſolche Leute kommen, ſo bin ich im Stande und erfinde aus der alten eine neue dramatiſche Gattung; ich werfe das Antike mit dem Romantiſchen in Einen Keſſel, und rühre Beides unter einander, **quantum sufficit**, ſo daß es ſich wie von ſelbſt macht und recht genial ausſieht.

(Gurli und Ophelia treten auf.)

**Gurli.**

Sei doch luſtig, närriſche Ophelia! Gurli muß weinen, wenn ſie Dich ſo ſtumm und ſo traurig ſieht. Was denkſt Du jetzt?

**Ophelia.**

Nichts.

**Gurli.**

Das iſt ſchön! Ophelia denkt nichts, und Gurli muß unaufhörlich ſprechen. Liebſt Du mich?

**Ophelia.**

Nein, gnädiger Herr!

**Gurli.**

Iſt Gurli ein gnädiger Herr? Ei! das wußte Gurli ſelbſt nicht.

**Ophelia.**

Ihr ſeid ſehr ſchlimm, mein Prinz!

**Gurli.**

Prinz? Glaubſt Du wirklich, daß ich ein Prinz bin?

**Ophelia.**

Aber mein Gott! Merkſt Du denn nicht, daß ich wahnſinnig bin?

**Gurli.**

Närrchen! warum denn?

**Ophelia.**

Ich habe auf dem Theater ſo viele Wahnſinnige geſehen, daß ich ſelbſt darüber wahnſinnig geworden bin. Ach und O!

O welch' ein edler Geiſt iſt hier zerſtört!
Und ich, der Frau'n elendeſte und ärmſte,
Die ſeiner Schwüre Honig ſog, ich ſehe
Die edle hochgebietende Vernunft
Mißtönend wie verſtimmte Glocken jetzt.
Dies holde Bild, die Züge blüh'nder Jugend,

Durch Schwärmerei zerrüttet, — weh mir, wehe,
Daß ich ſah, was ich ſah, und ſehe, was ich ſehe!

**Gurli.**

Du närriſches Mädchen! Gurli verſteht Dich nicht. Komm! Gurli iſt hungerig; Gurli will eſſen.

**Ophelia.**

Ach, Herr! Wir wiſſen wohl, was wir ſind, aber nicht, was wir werden können. Gott ſegne Euch die Mahlzeit! (Sie ſingt.)

**Gärtner.**

Hört einmal, Fräulein Gurli! Ihr ſeid doch gar zu naiv und bildet Euch auf Eure Naivetät gar zu viel ein. Die da iſt wahnſinnig, aber bei all ihrem Wahnſinn doch viel geſcheiter als Ihr. Ihr plaudert wohl ohne Ende, aber Alles, was Ihr ſagt, heißt nichts. Ich habe ein Theaterſtück geſehen, in welchem dieſe Ophelia auftrat. Sie hatte nicht mehr als drei Scenen und ſprach wenig und dennoch waren alle Zuſchauer von ihr mehr ergriffen, mehr gerührt, als die reichſte Beredſamkeit rühren und ergreifen konnte. Nur die Hand eines Genius kann mit ſo wenigen Pinſelſtrichen ein ſo herrliches Menſchengebilde ſchaffen. Ich habe viele Wahnſinnige geſehen, die ſich auf der Breterwelt ſehr weitläufig ausließen, ohne eine Spur von Mitgefühl zu erwecken. Liebes Fräulein Gurli! Geht zur Fräule Amalie hin! Ihr paßt zuſammen. Iphigenia und Ophelia werden einander beſſer verſtehen. Eure Zeit, liebes Kind der natürlichen Unnatur! iſt vorbei. — (für ſich). Die kauft meinen Garten nicht; da kann ich ſchon die Wahrheit ſagen. — Ach! wer kommt da?

(Emilie Galotti und Virginia treten auf.)

**Emilie.**

Ich freue mich unendlich, Dich zu ſehen, mein liebes Original!

**Virginia.**

Warum nennſt Du mich Dein Original?
Ich heiße ja Virginia.

**Emilie.**

Weißt Du denn nicht, daß ich eine ſehr gelungene Nachahmung von Dir bin, und zu den Theaterſtücken vom erſten Range gehöre?

**Virginia.**

Erſtochene Unglücksgefährtin! wie ſoll ich das verſtehen?

**Emilie.**

Das will ich Dir ſogleich erklären. Ein großer Herr ſtellte meiner Tugend nach, wie der Triumvir Appius vor tauſend und ſo viel hundert Jahren der Deinigen. Da machte mein Vater einen kurzen Proceß; er tödtete mich, um die gefährdete Tugend zu retten.

**Virginia.**

Du Glückliche, Dir ward der Todesſtoß
Zur Himmelswonne, und, die Götter preiſend,
Starbſt Du.

**Emilie.**

Das könnt' ich nun eben nicht ſagen. Die Wahrheit zu geſtehen, wäre mir das Leben lieber geweſen als der Tod; ich gab mir aber Mühe, gute Miene zum böſen Spiel zu machen. Ich fand auch, aufrichtig geſprochen, mehr Beifall als Du.

**Virginia.**

Gern ſtarb ich für die Ehre meines Vaters
Und meines Vaterlandes; darum war
Mein Tod großartig auch.

**Emilie.**

Der meinige mag etwas kleinartiger geweſen ſein, zugeſtanden! Was mich aber dabei am meiſten kränkte, war dieſes, daß eigentlich keine unbedingte, unausweichliche Nothwendigkeit vorhanden war, mich zu tödten.

**Virginia.**

War's nicht des unbeugſamen Schickſals Wille?

**Emilie.**

**Point du tout!** Alles wäre gut gegangen, und mein guter Vater brauchte mich nicht zu tödten, wenn wir ſtatt eines zweiſitzigen Wagens einen vierſitzigen gehabt hätten, weil im letztern Falle mein Vater ſelbſt mitfahren und die **Garde-Dame** meiner Tugend machen konnte. Unglücklicher Weiſe aber war nur ein zweiſitziger Wagen da; ich ſollte mit dem Prinzen allein fahren, und um das zu verhüten, ſah mein guter Vater ſich in die traurige Lage verſetzt, mich vorher tödten zu müſſen.

**Virginia.**

Und wenn Du das vorausgeſehen hätteſt?

**Emilie.**

So wäre ich lieber mit dem Vater zu Fuße gegangen.

**Virginia.**

Du kleine Seele wurdeſt alſo nur
Gezwungen, groß zu ſein? — Leb' wohl!
(Sie verläßt den Garten.)

**Gärtner.**

Curioſe Perſon! Sie kommt und geht fort, ohne meinen poetiſchen Kunſtgarten eines Blickes gewürdigt zu haben. Wie kann man ſo ſtumpfſinnig ſein! Wenn das ſo fortgeht, bleibt mir der Garten auf dem Halſe.

**Amalie von Seelenkampf.**

Liebe Emilie Galotti! Sie haben in jeder Hinſicht Recht. Leben, ſag' ich, iſt Leben, und immer beſſer als das Sterben. Und muß ein Frauenzimmer ſchon einmal ſterben, ſo ſoll es doch wenigſtens auf eine, ihrem Geſchlechte angemeſſene Weiſe geſchehen, indem es entweder Gift nimmt, oder aus einem Fenſter ſich ſtürzt, oder in's Waſſer ſpringt. Sich erſchießen oder erſtechen, — das gehört nur für die Männer.

**Gärtner.**

Da lob' ich mir König Enzio's Geliebte, die ſich, wenn es ſchon geſtorben ſein mußte, wenigſtens die langſamſte und bequemſte Todesart wählte, indem ſie ſich mit dem Geliebten trauen und in ein unterirdiſches, hübſch möblirtes Gemach verſenken ließ, wo dann Beide bis an ihr ſeliges Ende gehörig gepflegt wurden, und der Liebe pflegen konnten. — Aber — was ſeh' ich? Wieder drei Damen, die auf verſchiedenen Wegen nach dem Garten wandeln? Nichts als Damen! Da bring' ich meinen papiernen Kunſtgarten und meinen vernünftigen Wahnſinn in alle Ewigkeit nicht an Mann!

(Die wirkliche Kleopatra tritt auf; ihr folgt in einiger Entfernung Kotzebue's, dann Shakeſpeare's Kleopatra.)

**Wirkliche Kleopatra.**

Nein! Ohne Liebhaber halte ich's nicht aus. So allein herumzuſchleichen, eine erſchreckliche Situation! Ehemals ſtürzten mir Könige und Herren der Erde zu Füßen, und jetzt — ſieht mich keiner an, und wenn mich Einer anſieht, ſo lacht er und geht weiter. Aber, ihr Elenden, ihr ſollt mich kennen lernen! Die unſchätzbare Perle habe ich nicht verſchluckt; ich ſtellte mich nur ſo, als hätt' ich es gethan. Eine Schlange, mich zu tödten, trag' ich zwar nicht bei mir; es wäre auch überflüſſig, denn meine Zunge, — Dank den Göttern! — kann beſſer ſtechen, als irgend eine Schlange. Es wäre inſofern Alles recht; nur das Einzige ſetzt mich in Wuth, daß ſo viele, an mir vorübergehende Herren und Damen mich mit großen Augen meſſen, oder gar in lautes Gelächter ausbrechen. Wenn ich Einen einmal in meinem gerechten Zorn mit einer Ohrfeige regalire, ſo darf mir's Niemand übel nehmen.

**Gärtner.**

Im Gegentheil! Da könnten Euer Gnaden einmal in eine rechte Verdrießlichkeit kommen. Die Leute ſtecken lieber alles Andere ein, als eine Ohrfeige. Eine zu rechter Zeit applicirte Ohrfeige kann ſogar ein echt tragiſches Element werden, wie Euer Gnaden ſich durch die Trauerſpiele Cid und Graf Eſſer überzeugt haben werden. Ueberdies iſt auch Dero Tracht etwas curios. Euer Gnaden ſind vermuthlich eine Fremde? Und was nun gar das goldene Krönlein auf dem Kopfe betrifft, das ſollten Euer Gnaden lieber ablegen!

**Kleopatra.**

Gemeiner Menſch! Du bringſt mich da auf einen herrlichen Gedanken. Ich will die Krone und die Perle verkaufen und mich von dem Erlös hier anſäſſig machen; die Zunge geb' ich aber um keinen Preis weg; die ſoll mir gute Dienſte leiſten.

**Gärtner.**

Ich möchte Euer Gnaden einen Vorſchlag machen. Dieſer wunderſchöne Kunſtgarten iſt um ein Spottgeld zu miethen oder zu kaufen. Laſſen ſich Euer Gnaden ein recht närriſches Landhaus hineinbauen, ſo wohnen Sie à propos und kommen in's Gerede.

**Kleopatra.**

Der Einfall iſt nicht übel. Aber ſieh! Wer ſind die zwei Damen, die ſich uns nähern? Sie ſehen beinahe aus, wie ich ſelbſt. Wirklich meine zweiten Ich! Ich glaube in den Spiegel zu ſchauen.

**Gärtner.**

Die Erſte iſt Kleopatra v. Kotzebue.

**Kleopatra.**

Will mir nicht recht gefallen. Sie iſt etwas affektirt und glaubt ungeheuer ſchön zu ſein.

**Gärtner.**

Die Zweite iſt Kleopatra Shakeſpeare.

**Kleopatra.**

Die gefällt mir beſſer. Sie iſt lebhaft und hat Geiſt. Willkommen, meine Damen und Namensſchweſtern! Wüßten ſie mir nicht zu ſagen, wo ich dieſes goldene Diadem und dieſe koſtbare Perle am beſten zu Geld machen könnte?

**Kleopatra v. Kotzebue.**

O Glückliche! Meine Krone war von Geldpapier.

**Kleopatra Shakeſpeare.**

Von echten Perlen war bei mir gar nie die Rede.

**Kleopatra.**

Wie viele Liebhaber hatten Sie?

**Kleopatra Shakeſpeare.**

Ich hatte ſehr viele; ſie beſaßen aber, leider, mehr Geiſt als Geld.

**Kleopatra v. Kotzebue.**

Ich kann mich nicht rühmen, viele Liebhaber gehabt zu haben; ich hätte mich aber auch damit begnügt, wenn nur dieſe Wenigen ſtandhafter geweſen wären.

**Kleopatra.**

Die Aufrichtigkeit iſt eine ſchöne Tugend. Hören Sie meinen Vorſchlag! Ich habe Luſt, dieſen Kunſtgarten zu kaufen und hier ein phantaſtiſches Landhaus zu bauen. Wollen wir als Schweſtern zuſammen wohnen?

**Die beiden Andern** (zugleich ſprechend).

Ach, das wäre allerliebſt! Und welche herrliche Geſellſchaft hätten wir da! Zu Ihnen kämen alle todten und lebendigen Fürſten, zu uns alle guten und ſchlechten Dichter, und die Recenſenten, geſcheite und dumme arme und ärmſte, dürften auch nicht leer ausgehen. Eine Frage erlauben Sie uns aber: Welchen Miethzins und welches Koſtgeld ſollen wir Ihnen, erhabene Königin, entrichten?

**Kleopatra.**

Ihre Freundſchaft wird mir der reichſte Erſatz für Alles ſein.

**Kleopatra Shakeſpeare.**

Dieſe Großmuth geht beinahe in's Fabelhafte!

**Kleopatra v. Kotzebue.**

Eine ſolche Liebenswürdigkeit kann man nur in Egypten oder in Baden finden.

**Kleopatra.**

Sehr galant! Das müßte ein Krokodil rühren. Kommen Sie! Wir verkaufen nun an einen Juwelier oder an einen Kunſtfreund, oder an einen Alterthümler oder an einen Buchhändler, der Kotzebue's oder Shakeſpeare's dramatiſche Werke in einer Ueberſetzung verlegt hat, oder ſonſt an irgend Einen, das Diadem ſammt der Perle; das Uebrige macht ſich dann.

(Sie umarmen und küſſen ſich und gehen ab.)

**Gärtner.**

Das iſt rührend und zugleich ſehr angreifend. Ich kann mich kaum der Thränen enthalten. Wenn ſie nur wiederkommen und bares Geld mitbringen, und meinen Kunſtgarten kaufen und mich als Phantaſie-Gärtner anſtellen! Wo nicht, — ſo kann der Teufel alle Drei holen! (Ab.)

(Ein kleines Zimmer mit ſehr alten und abgenützten Geräthſchaften. Ein tugendhafter Mann ſitzt in einem zerbrochenen Armſtuhl. Seine Tochter, ein zärtlich liebendes Mädchen, geht im Zimmer herum. Sie blickt ſehr oft aufwärts, wobei ſie noch öfter, die Hände ringend, ſtolpert und ſich anſtoßt.)

**Tugendhafter Mann.**

So iſt's! Ein ſolcher erbärmlicher Armſtuhl wird mit Recht ein Sorgenſtuhl genannt; ich empfinde das ſeit dreizehn Jahren. Und dazu die Gicht; ein fatales Uebel! Und dennoch wäre ſie das Beſte, oft einzige Mittel, ſo manche Gattin und Mutter an die Häuslichkeit zu gewöhnen. — O Tugend! Tugend! wie ſchön biſt Du! Ich bin feſt entſchloſſen, Dir treu zu bleiben bis an's Ende — des fünften Aktes. Das iſt aber auch Alles, was ich thun kann, ohne verrückt zu werden, denn Du prätendirſt von Deinen Anhängern gar zu viel und machſt uns das Leben zu ſauer. Ich weiß es, daß die Armuth Dein Tempel iſt; deſſen ungeachtet aber muß ich aufrichtig geſtehen, daß es mir jetzt ſchon lieber wäre, reich zu ſein, als arm.

**Tochter.**

Vater! Du biſt nicht nur ein tugendhafter, ſondern auch ein weiſer Mann, und ſprichſt mir aus der Seele. Wahre Liebe kann Alles entbehren, nur nicht das — Geld! Ich bedaure, Väterchen, daß Iffland Dich nicht kannte; er hätte Dich gewiß vom Kopf bis zu den Füßen abgeſchrieben und in eines ſeiner Stücke hineingebracht. Ach, wie viel Thränen wären über Dich vergoſſen worden, wenn Du ſo recht in das Lamentiren und Moraliſiren hineingekommen wäreſt!

**Tugendhafter Mann.**

Sehr wahr, mein liebes Kind! Darin kann ich es mit Jedem aufnehmen. Ach! nur Geld! Geld! Die Tugend kommt dann von ſelbſt. Welches Glück, wenn wir den wunderſchönen Kunſtgarten, der jetzt feilgeboten wird, kaufen könnten! Wie viele Tugendhafte könnten darin ſpazieren gehen und uns ſegnen!

**Tochter.**

Aber, Väterchen! Eben dazu gehört Geld — und woher nehmen ohne zu ſtehlen?

**Tugendhafter Mann.**

Ha! Diebſtahl! Ungeheuer! Ich ſchaudere bei dem Gedanken an dich; denn ich bin edel, ich liebe die Tugend und haſſe das Laſter. Dennoch aber hat die Erfahrung, die Mutter der Lebensweisheit, mich überzeugt, daß die reiche Tugend noch viel ſchöner iſt als die *arme*. Vernimm denn aus meinem väterlichen Munde ein höchſt überraſchendes Geheimniß!

**Tochter.**

Urheber meines Lebens! Auch Du haſt Geheimniſſe? O wie mich das freut! Es liefert mir ja den ſicherſten Beweis, wie köſtlich Du mit dem Geiſt der Zeit fortgeſchritten biſt!

**Tugendhafter Mann.**

Der Tugend iſt nichts unmöglich! Sie fährt auf der

Eiſenbahn wie im Dampfſchiff. Selbſt der Luftballon iſt ihr nicht fremd.

**Tochter.**

Göttlicher, ſublimer Gedanke!

**Tugendhafter Mann.**

O wäre ich doch — nicht für mich, nur für Dich, Du mein einziges und eben deshalb auch mein Lieblingskind! — mit gutem Geld eben ſo gut verſehen, wie mit guten Gedanken! Aber es ſoll nun kommen!

**Tochter.**

Das Geld?

**Tugendhafter Mann.**

Was ſonſt? Die Tugend und die guten Gedanken haben wir ja ſchon.

**Tochter.**

Warum heftet ſich Dein Auge auf die morſche Thür?

**Tugendhafter Mann.**

Sei immerhin morſch die Thür, wenn nur das Herz nicht morſch iſt!

**Tochter.**

Welcher Witz! welcher Humor!

**Tugendhafter Mann.**

Holdes Naturkind! Ich erwarte jeden Augenblick einen Freund, der mir das Geld bringen ſoll, um den herrlichen Kunſt- und Phantaſie-Garten zu kaufen.

**Tochter.**

Aber wovon wollen wir dem theuern Freunde die Summe wieder zurückzahlen?

**Tugendhafter Mann.**

Von dem Geld, welches wir erſparen werden.

**Tochter.**

Wenn wir aber nichts erſparen? Ich wenigſtens bin nicht für das proſaiſche, ſpießbürgerliche Sparen. Väterchen! ſprich deutlicher! Ich verſtehe Dich nicht.

**Tugendhafter Mann.**

Eben das, was wir arme Menſchenkinder nicht verſtehen, iſt das Tiefſte und Erhabenſte. Was klar und offen vor uns liegt, iſt nicht der Rede werth.

**Tochter.**

O wie wahr! wie aus dem Leben gegriffen! Was Du da ſagſt, gilt auch von meinem Geliebten. Ich bin nun ſeit zehn Jahren die glückliche Braut dieſes feurigen Jünglings, und dennoch habe ich es nicht dahin gebracht, ihn zu verſtehen, und dennoch liebe ich ihn grenzenlos und unendlich bis zum Närriſchwerden. Eben ſo wenig verſtehe ich auch die Leute, die da ſagen, mein Heißgeliebter ſei ein Menſch, an dem eigentlich gar nichts iſt, der aber dennoch, und zwar eben deshalb, alle Leute für ſich einnimmt und bezaubert. Wenn mich nur der Schelm nach einem Engagement von zehn Jahren nicht etwa ſitzen läßt! Ich weiß ja aus aus Deinem eigenen väterlichen Munde, daß die Treuloſigkeit keine Tugend iſt. Pah! was kümmern mich die dummen Leute! Ich laſſe mich von ihrem Geſchwätze nicht irre machen.

**Tugendhafter Mann.**

Recht ſo, mein Heldenmädchen! Anſelm iſt ein feuriger, aber auch ein tugendhafter Jüngling; eben deshalb muß er alle Leute bezaubern. Sieh da! der Wolf in der Fabel!

(Anſelm tritt ein.)

**Tochter.**

Ein wahrer Halbgott! (Sie fliegt in ſeine Arme).

**Anſelm.**

O Du mein Alles in Allem!

**Tochter.**

Zehn Jahre brennen wir nun für einander, und meine Liebe wächſt mit jedem Tage.

**Anſelm.**

Da wird ein Ungeheuer an Höhe und Breite daraus werden. Was ſind aber zehn Jahre für die Ewigkeit der Liebe? Ihr Feuer erliſcht nie.

**Tochter.**

O mein Anſelm! wie ſchön Du ſprichſt!

**Anſelm.**

Wer ſollte nicht ſchön ſprechen, wenn die Göttin der Schönheit vor ihm ſteht?

**Tochter.**

Tagelang könnt' ich Dir zuhören.

**Anſelm.**

Und jahrelang könnte ich ſprechen ohne aufzuhören. Du ſchlägſt mit dem Moſesſtab an meine Felſenbruſt, und himmliches Feuer ſtrömt heraus.

**Vater.**

Mein Mund war eben voll von Dir.

**Tochter.**

Wie mein Herz.

**Vater.**

Seliges Paar! Seliger Vater!

**Tochter.**

Nein, Vater, Du darfſt noch nicht ſelig ſein! Du mußt leben.

**Vater.**

Köſtliche Zweideutigkeit! Ja, ich will leben—aber nur für euch, ihr ſeligen Kinder! Höre nun, Anſelmchen! Ich will den Kunſtgarten kaufen. Da könnt ihr dann heirathen und wir ziehen zuſammen.

**Anſelm.**

O welches Paradies!

**Tochter.**

Auch Eden genannt.

**Anſelm.**

Vater! Du mußt uns darin ein Schweizerhaus bauen laſſen.

**Tochter.**

Eine Hütte und mein Herz! O wer vermag dieſe Wonne zu ſchildern!

**Anſelm.**

Ich; denn die Liebe wird mich zum Dichter machen, und ich werde dann ſo viel dichten, daß wir Alle davon leben können und daran genug haben.

**Vater** (für ſich).

Und dann neue Schulden machen (laut). Seht! da kommt mein theurer Freund Engel. Freundchen! Bringſt Du Geld?

(Engel und Teufel treten ein.)

**Engel.**

Hier iſt die Summe! (Er legt falſche Banknoten auf den Tiſch.) Tauſend Gulden.

**Vater.**

O du wahrer Engel! Und wer iſt dieſer Herr?

**Engel.**

Mein Freund Teufel.

**Vater.**

Seltſames Zuſammentreffen.

**Engel.**

Er kommt um den Kaufvertrag als Zeuge zu unterfertigen.

**Vater.**

Dann iſt mir auch der Teufel ein Engel und willkommen.

**Engel** (leiſe zum Teufel).

Du bekommſt Deine hundert Gulden; mache mir aber keine Confuſion!

**Teufel.**

Heut zu Tage läßt ſich der Teufel nicht mehr die Seele verſchreiben, ſondern Geld.

**Engel.**

Hier iſt der Kontrakt! Ich bitte um die Unterſchrift.

**Vater.**

Sogleich, Freund Engel! (Er nimmt die Feder, um zu unterzeichnen. In dieſem Augenblick tritt ein Iffland'ſcher Hofrath, der zugleich ein berühmter Menſchenfreund iſt, mit impoſanter Würde in das Zimmer.)

**Hofrath.**

Halt ein! (Er reißt dem tugendhaften Manne die Feder aus der Hand und ſchleudert ſie mit edlem Unwillen zur Erde.) Nochmal donnere ich Dir in's Ohr: Halt ein! Du unterzeichneſt Dein Verderben.

**Vater.**

Wie ſoll ich das verſtehen?

**Hofrath** (mit ergreifendem Pathos).

Dieſe Banknoten ſind — falſch!

**Vater.**

Unglaublich, doch ſchrecklich!

**Anſelm.**

O Paradies oder Eden! Dich holt der Teufel.

**Tochter.**

O Herz! O Schweizerhütte! Fahr' hin!

**Hofrath.**

O Lohn der Tugend! Ihr ſeid gerettet.

**Alle.**

O Rettung! Weh uns!

(Alle ſtürzen zu Boden.)

(Die Schaubühne verwandelt ſich in den, mit Schnee und Eis bedeckten Gipfel des Kaukaſus. Medea ſteht auf einer ungeheuern Eisſcholle.)

**Medea.**

O Klinger! Du echttragiſcher Dichter! Nimm meinen innigſten Dank dafür, daß Du mich bewogen haſt, nach vollbrachtem Kindermord auf dieſen öden, ſchauerlichen Berggipfel zu ziehen. Hier iſt mir wohl. Der Froſt dieſer Schnee- und Eismaſſen kühlt die Glut, die in meinem Innern tobt; das wilde Feuer, das durch meine Adern rollt, beſitzt aber mehr Kraft als die grimmige Kälte, die hier waltet. Ich erkenne es klar, denn es ſchmilzt der Schnee und das Eis zu meinen Füßen. Bleibe ich auf dieſem Punkt noch länger, ſo wird und muß ſelbſt dieſer tauſendjährige Eisklumpen zerſchmelzen.

(Sie ſteigt herab, und ſtößt mit dem Fuß an etwas Hartes.)

Was ſtellt ſich meinem Schritt hemmend entgegen? Was liegt hier? Ein Stein? Nein! Es iſt ein Menſch — ein Mann — was ſeh' ich? — Ariſtoteles! Du hier? O Ihr Götter des Himmels und der Erde! Ein erfrorner, erſtarrter Kunſtrichter, thronend auf dem Gipfel des Kaukaſus! Zu welcher Höhe ein ſolches Weſen es zu bringen vermag! Wie er Alles ſo tief unter ſich erblicken kann! (Sie rüttelt das Haupt des Ariſtoteles.) Wach' auf, Alleinherrſcher im Reiche der Kunſt! Rührt meine Silberſtimme Dich nicht? Unglaublich! Er iſt gefühllos für das wahre Schöne! Ich gebe es nicht zu, daß Du in's Gras beißeſt hier, wo nichts als Schnee und Eis zu haben iſt. Höre mich, Edler! Ich, die ihre eigenen Kinder ermordet hat, ich will Dich beleben. An meiner heißwogenden Bruſt ſollſt Du erwachen, in meinen Armen ſollſt Du erwarmen!

(Sie hebt ihn auf und küßt und drückt ihn ſo lange, bis er ſich erholt.)

**Ariſtoteles.**

Himmliſches Weſen! wer biſt Du?

**Medea.**

Die hölliſche Medea!

**Ariſtoteles.**

Wie? Du, von den Dichtern ſchon ſo oft Bearbeitete, — Du wagſt es, nochmal zu erſcheinen? Dazu gehört viel!

**Medea.**

Undankbarer! Erſpare Dir Deine ſpitzigen Bemerkungen und ſage lieber aufrichtig, warum Du Dich wieder hier blicken laſſeſt!

**Ariſtoteles.**

Weil ich den Unfug der modernen romantiſchen Tragödiendichter, die meine drei Einheiten mit Füßen treten, nicht länger aushalten konnte. Mein Unglück auf den höchſten Grad zu ſteigern, ſah ich auf der Inſel Borneo ein Stück, welches mich beinahe das Leben gekoſtet hätte. Ich ſagte zu einem neben mir ſitzenden Zuſchauer: „Dem Stück fehlt die Einheit der Handlung.“ — Er antwortete: „Je mehr Handlung, deſto beſſer.“ — Ich: „Wo iſt denn die Einheit der Zeit?“ — Er: „Ich weiß es nicht.“ — Ich: „Und die Einheit des Ortes?“ — Er: „Auf dem Theater.“ — Da überwältigte mich der Zorn. Ich ging weg und faßte im Sternentempel der Nacht den Entſchluß, ein Erziehungs-Inſtitut für junge Kritiker zu errichten. Darf man nun auch wiſſen, was Dich hierher führt?

**Medea.**

Ja wohl! In mir iſt erſt in dem Augenblicke, da ich meine Kinder tödtete, die wahre Mutterliebe erwacht. Es kann Dir nicht unbekannt ſein, daß die Extreme ſich berühren. Und ſo bin ich nun von den innigſten und zärtlichſten Gefühlen für die liebe Jugend ganz durchdrungen und feſt entſchloſſen, eine Kinderbewahr-Anſtalt zu errichten. Es wird ſo eben ein, zu meinem ſchönen Plane vollkommen geeigneter Kunſtgarten veräußert. Ich halte nun zwei humoriſtiſche Vorleſungen über die natürliche metallurgiſche Magie, die mir eine erkleckliche Summe eintragen, kaufe den Garten und errichte daſelbſt meine Kinderbewahr-Anſtalt.

**Ariſtoteles.**

Könnten wir die beiden wohlthätigen Anſtalten nicht mit einander vereinigen? Ich dächte, mein Bildungs-Inſtitut für junge Kritiker ſollte zu Deiner Kinderbewahr-Anſtalt recht gut paſſen.

**Medea.**

Allerdings! Wir machen gemeinſchaftliche Sache. Du biſt pedantiſch, ich bin excentriſch; da kann etwas Tüchtiges herauskommen, vielleicht gar eine Heirath.

**Ariſtoteles.**

Nur mußt Du ſtets die drei Einheiten reſpektiren.

**Medea.**

So lange wir uns nicht entzweien. — Aber — wer kriecht denn hier auf allen Vieren herauf? Was ſuchſt Du? Wer biſt Du?

**Der Kriechende.**

Habt Mitleid! Ich bin der blinde Oedip.

**Ariſtoteles.**

Ich bin Ariſtoteles, der berühmteſte Kunſtrichter des Alterthums. Es freut mich, Dich zu ſehen, Du alter Couliſſenreißer, der mich nicht ſieht!

**Medea.**

Blinder Theaterkönig! wie konnteſt Du den Weg zum Gipfel des Kaukaſus finden?

**Oedip.**

Mir leuchtete die Fackel der Kritik, wie den Würmern die Sonne, deren Glut ſie fühlen, ohne das Licht zu ſehen.

**Ariſtoteles.**

Und was führt Dich her?

**Oedip.**

Als rühmlich bekannt im Auflöſen der Sphinx-Räthſel bin ich für ein gefeiertes deutſches Journal zum Auflöſen der Rebus engagirt, über die ich eben ſolche Erklärungen ſchreiben ſoll, wie Lichtenberg über die Hogarth'ſchen Kupferſtiche.

**Ariſtoteles.**

Da kommſt Du ſchon zu ſpät. Die Hogarth'ſchen Kupferſtiche haben die ſinnreichen ſchönen Rebus-Bilder überlebt.

**Oedip.**

So muß man mir wenigſtens die Koſten der Rückreiſe beſtreiten.

**Medea.**

Mißlingt auch das, ſo bring' ich es dahin, daß man eine der vielen Oedip-Tragödien, worin Du dann in natura auftreten kannſt, zum Beſten eines Unglücklichen aufführt und dann aus Wohlthätigkeit nebenbei auch ißt und trinkt und tanzt. Dann kannſt Du Charaden, Logogriphen, Homonymen und wie alle die ſchönen Sachen heißen, für die Tagesblätter und Taſchenbücher ſchreiben.

**Oedip.**

Ach! mir fällt nichts ein.

**Medea.**

Das geſchieht jetzt vielen jungen Dichtern und ſie ſchreiben doch mit beſtem Erfolg.

**Ariſtoteles.**

Verleg' Dich darauf, zu plündern, oder alte Sachen für etwas Neues auszugeben! Wer merkt es?

**Medea.**

Nun komm! Wir führen Dich.

**Ariſtoteles.**

Und ich ſchreibe über Deine räthſelhaften Dichtungen eine ſehr günſtige Recenſion.

(Aus den Wolken ruft eine gewaltige Baßſtimme: „Halt!“ — Das Schickſal tritt auf.)

**Das Schickſal.**

Was ihr auch treibt, und wie ihr auch euch ſtellt, —
Ich recenſire doch die ganze Welt.

(Erdbeben mit bengaliſchem Feuer. Alle verſchwinden. Aktſchluß.)

# Zweites Buch.

# I.

## Die goldene Hochzeit.

Als Volcanelli das zweite Kapitel ſeines Orang-Outang-Romans geendigt, und eben das inhaltſchwere Wort: „Aktſchluß," niedergeſchrieben hatte, trat ein Jäger des jungen Freiherrn von Ehrenſtein, mit welchem Volcanelli auf der Univerſität einen Freundſchaftsbund geſchloſſen hatte, in die Jasminlaube, welche des Dichters Schreibſtube war. Der freundliche Bote überbrachte eine dringende Einladung zu dem großen Familienfeſte, der goldenen Hochzeit, welche der alte Freiherr auf ſeinem prächtigen Schloſſe feiern wollte.

Volcanelli, höchſt erfreut, daß man in dem Hauſe ſeiner noch wohlwollend gedachte und ſein Univerſitätsfreund für ihn noch die alte innige Zuneigung hegte, packte ſogleich ſein ſchwarzes Galakleid, das angefangene Manuſkript, ſeine Leibwäſche, Raſirzeug, einige Bücher, drei Paar Glacée-Handſchuhe und ein ſeidenes Halstuch mit ſtattlicher Schleife nebſt andern Kleinigkeiten in den Koffer.

Ehe noch eine halbe Stunde verfloſſen war, befand ſich der Vergnügte, alles Uebrige vergeſſend, auf dem Wege.

Der Himmel glänzte in ſeinem reinſten Blau, die Erde in ihrem friſcheſten Grün; es ſchien, als ob Beide miteinander wetteiferten, zur Verſchönerung und Verherrlichung des erſten Frühlingstages beizutragen, an dem der edle Freiherr Emanuel von Ehrenſtein ſein achtzigſtes Lebensjahr und zugleich das Feſt der goldenen Hochzeit feierte, er, der jugendliche Greis, geliebt von einer Gattin, die nur in ihm und für ihn lebte, angebetet von ſieben Söhnen und fünf Töchtern, verehrt von ſeinen zahlreichen Hausgenoſſen, geſegnet von ſeinen wohlhabenden glücklichen Unterthanen. Tauſend fröhliche und dankbare Herzen ſchlugen dem ſehnſuchtsvoll erwarteten Morgen entgegen, der nun am Firmamente einen Roſenbaldachin bildete, deſſen Abglanz und Wiederſchein das Gut und das Schloß des ehrwürdigen Greiſes verklärte.

Als der edle Freiherr, eine kräftige, rüſtige Geſtalt, das Haupt von lockigem Silberhaar umfloſſen, Jugendfeuer in den Augen, Edelſinn, Herzensgüte und Lebensluſt in jeder Miene, die Wangen im Roth des geſündeſten und reinſten Blutes blühend, aus dem Schlafgemache in den, mit Blumenkränzen behangenen Familienſaal trat, harrte ſeiner ein Anblick, der ihm die Augen mit Thränen füllte. In einem Halbkreiſe ſtanden ſeine zwölf Kinder, die Töchter in der Mitte, zu beiden Seiten die Söhne, einen Schritt rechts vor ihnen die Mutter, in einiger Entfernung ſeitwärts von ihr die Beamten, hinter dieſen die Dienerſchaft.

Die Freifrau, eine holde, beinahe mädchenhafte Matrone, wollte einige wohlgewählte, glückwünſchende Worte vortragen, allein die Thränen, welche ihr aus den Augen ſtürzten, als ſie die erſte Silbe zu ſprechen verſuchte, ſchloſſen der Gerührten den Mund ſo feſt, daß ſie verſtummte und nichts Anderes zu thun vermochte, als den innig geliebten Gatten mit beiden Armen haſtig zu umſchlingen und ihre glückwünſchende Begrüßung an ſeinem hochaufſchlagenden Herzen auszuweinen. Eben dies aber verurſachte die ſchönſte Störung, die man ſich nur denken kann, denn die fünf mütterlichen und die ſieben väterlichen Ebenbilder, deren jedes einen eigenen Glückwunſch in Verſen vortragen ſollte, fielen ganz aus ihrer Rolle; ſie eilten zu dem, ſich umſchlungen haltenden Elternpaare, und nicht weniger als acht und zwanzig in- und durch einander verſchlungene Arme bildeten eine Gruppe, die jedem Maler zum Modell hätte dienen können. Dabei waren gar keine Worte gewechſelt; man hörte nur einzelne halbe Laute und das Geflüſter herzinniger Küſſe. Die beiden Reihen der tiefgerührten Zuſchauer ſtanden wie Marmorbilder, und die Morgenſonne, durch die hohen Fenſter ſtrahlend, erfüllte den prächtigen Saal mit der Glorie ihres Goldſtromes.

Endlich ſagte der alte Freiherr, Augen und Hände zum Himmel erhebend: „Allgütiger Gott! Du, der mich in meinen Kindern geſegnet haſt, laß nun auch auf ihnen Deinen Segen ruhen! Gewähre, daß ſie noch lange die Freude ihrer Mutter ſeien, wenn Du mich aus dieſem Kreiſe abgerufen haſt! O ihr, meine guten Kinder! das häusliche Leben im Familienſchooße war euch ein Tempel der Liebe und des Friedens. Es gibt nichts Schöneres im

Leben, als die Harmonie derjenigen Weſen, die einander zunächſt angehören. Wenn Beruf und Beſtimmung, wenn die mannigfachen vielgeſtaltigen Verhältniſſe des Weltlebens euch trennen und zerſtreuen, ſo bleibe die liebevolle Eintracht der Vereinigungspunkt eurer Seelen und Herzen bis an den Rand des Grabes! Und Du, mein edles, treues, biederes Weib, theuerſte Gefährtin meiner Pilgerſchaft auf Erden, meine Freundin und Geliebte in dieſem, mein Schweſter-Engel in jenem Leben, Du, meine — an dieſen ſchönen Tage mir zum drittenmale vermählte Braut! Alles, was ich Dir war, das warſt Du auch mir, und unſer wechſelſeitiges, unſer wahrſtes und ſchönſtes Glück verdanken wir unſerer ſtandhaften Liebe und dem lieben Gotte, der — ich laſſe es mir nicht nehmen, — uns Beide für einander geſchaffen und beſtimmt und nicht zugegeben hat, daß Hinderniſſe oder feindliche Zufälle uns einander verbargen oder ferne hielten. Kinder! Vergeſſet ja nie, was ich euch nun ſage! Wer in ſeinem Berufe und in der Liebe eine glückliche Wahl getroffen hat und in Beiden treu und ehrlich ausharrt, der kann und wird, — treffe ihn auch manches Unglück von außen, — doch nie ganz unglücklich ſein. Und nun genug für heute! Gelobt ſei Gott! der uns dieſen Tag erleben ließ.

Der edle Greis ging nun durch die Reihen ſeiner Beamten, dann zur Dienerſchaft; er empfing viele Handküſſe und Thränen der freudigſten Rührung, umarmte und küßte ſelbſt Manchen, und dankte Allen mit herzlicher Wärme.

Nun begab ſich die Familie in den freundlichen, von einem reichen Flor vielfarbiger Georginen umblühten Gartenſalon, wo das Frühſtück bereit ſtand. Nachdem dieſes eingenommen war, und das köſtliche Aroma des Kaffehs alle Genießenden in die behaglichſte Stimmung verſetzt hatte, nahm der würdige Freiherr wieder das Wort und ſagte:

„Iſt es den vom Erdenleben Geſchiedenen geſtattet, am Schickſal ihrer zurückgebliebenen Lieben Theil zu nehmen, ſo wird euer Wohlergehen hienieden einſt noch die himmliſche Seligkeit mir erhöhen. Vergeſſet aber ja nie, daß der Herr des Himmels und der Erde uns nicht wie ſeelenloſe Gliederpuppen lenkt, ſondern, daß er uns mit Gaben des Geiſtes und des Herzens ausſtattet, die uns in den Stand ſetzen, mit feſtem Willen und redlichem Bewußtſein ſelbſtſtändig, rein und edel auf unſerer Lebensbahn dahinzuſchreiten, unſer eigenes Wohl zu gründen und Andere zu beglücken. Die Grundlage zum Beſten unſerer irdiſchen Pilgerfahrt beſteht aber darin, daß Jeder ein Ziel ſeiner Laufbahn nach der Stimme ſeines Innern und nach dem Rathe wohlmeinender Erfahrung wähle, und daß er bei ſeiner Standeswahl in die Vergangenheit zurück, in die Zukunft vorwärts blicke. In dem feſten Verfahren der einmal genommenen, als gut und zweckmäßig anerkannten Richtung zeigt ſich das echte Lebens-Genie. Wer den ihm angemeſſenen Wirkungskreis verfehlt oder nicht findet, iſt ſelten tugendhaft und glücklich, und leider pflegt es häufig zu geſchehen, daß der Menſch, der ſich ſelbſt unglücklich macht und unglücklich fühlt, auch Andere in ſein Unglück hineinzieht. Gott gab uns aber die Fähigkeit, das Gute zu erkennen und vom Böſen zu unterſcheiden, folglich die moraliſche Freiheit und Willenskraft bei aller Beachtung der Natur- und Staatsgeſetze, wie auch unter dem Zwange der mannigfaltigſten Lebensverhältniſſe, zu behaupten. Die Vernunft leuchtet uns, die Liebe erwärmt uns, der Glaube ſtärkt uns."

Dieſe inhaltſchweren Worte des alten Freiherrn fanden in den Herzen ſeiner Kinder den fruchtbarſten Boden, weil die ausgeſprochenen Lehren in harmoniſchem Einklange mit alle dem ſtanden, was man aus dem Leben des greiſen Redners wußte, und was man in ſeinem Hauſe, dem Nachbilde patriarchaliſcher Lebensweiſe, täglich ſehen konnte, denn das Kind richtet ſeine ganze Aufmerkſamkeit auf die Beiſpiele, die es im väterlichen Hauſe vor ſich ſieht und an denen es ſich kraft des angeborenen Nachahmungstriebes, ohne deutliches Bewußtſein ausbildet. Die ſchönſten Lehren ohne ſchöne praktiſche Vorbilder bleiben ein Brillanten-Feuer, welches in heller Farbenglut augenblicklich aufleuchtet, aber bald in Nacht erliſcht.

Als der Freiherr geendigt hatte, blickte er in den Garten hinaus und ſeine Augen füllten ſich mit Thränen. Nach einer langen Pauſe fing er wieder an:

„Was ich zuvor geſagt habe, trifft insbeſondere euch, meine Söhne, die ſtarken, feſtſtehenden, dem Sturme trotzenden Bäume im Garten des Lebens. Euch meine Töchter, ihr zarten, weichen, lieblichen Blumen, kann es nur theilweiſe frommen. Ihr ſollt die Tugend aus keiner Tugendlehre, wäre ſie auch noch ſo vortrefflich geſchrieben, ſchöpfen, ſie euch nicht erſt durch Bücher eigen machen wollen; ſie muß mit euch ſchon zur Welt kommen — ſie muß euch von Kindheit an zur Gewohnheit werden. Sie erhält euch im Glücke ſtandhaft, eben ſo wie im Unglück. Seid gut und ſanft! Liebt und duldet! Seid nicht herrſchſüchtig, ſo werdet ihr herrſchen, ohne es zu wiſſen und zu wollen! Die Schönheit vergeht, die Anmuth bleibt; die Schönheit blendet, die Anmuth feſſelt; die Schönheit ſchwindet, die Anmuth nimmt immer zu; die Schönheit altert, die Anmuth bleibt ewig jung. Um als Frauen im ehelichen Leben glücklich zu werden, müßt ihr Männer bekommen, die durch Charakter, Bildungsſtufe und Standeswahl zu euch paſſen, wo nicht, ſo werdet ihr unglücklich ſein. So z. B. verlangt der Mann von ſtarkem reichen Geiſt ein weiches weibliches Gemüth; die männliche Kraft will weibliche Sanftmuth. Die Gattin muß jenen Grad der Bildung beſitzen, der ſie fähig macht, die höhere Bildung des Gatten zu erkennen und zu würdigen. Die Standeswahl, welche der Mann mit ſeinem Verſtande geſchaffen hat, muß ſie mit warmer Phantaſie ſich auszumalen wiſſen. Unglücklich muß die Frau werden, wenn ſie ſich in den Charakter des Mannes nicht zu fügen weiß, wenn ihre Bildung zu tief unter der ſeinigen ſteht, wenn der Stand ihres Mannes ihr ſelbſt nicht ſchön und ehrenwerth erſcheint. Das Weib hat gar mancherlei Mängel und Gebrechen, aber durch Geduld und Herzensfülle wird ſie ein Engel und Siegerin durch ihre Schwäche. Ein Weib, das anders denkt, will die Ordnung der Natur und der Welt umkehren, und eben dies wäre ein unſelig vergebliches Streben. Insbeſondere aber, meine lieben Söhne und Töchter, prägt euch das, was ich nun ſagen werde, tief ein! Die hohe Geburt gebe euch auch hohe Geſinnung, und mit dem euch eigenen Adel im geſellſchaftlichen Verhältniſſe vereinigt den Adel der Seele! Mag das Schickſal euch dann Alles rauben, nur den innern Adel nicht! Vergeſſet daher nie, daß ihr als Adelige viele und große Pflichten auf euch habt! Vergeſſet nie, daß ihr als Vorbilder zur Nacheiferung, als Wohlthäter der Menſchen glänzet, ja, die Leitſterne für alles Gute, Edle und Schöne ſein ſollt! Euere Stellung iſt das Erbtheil verfloſſener Jahrhunderte. Euere Ahnen, die in ihrer Gruft ruhen, ſo wie Euere Nachkommen, die im Schooße der Zukunft ſchlummern, fordern Euch auf, edel und würdig zu denken und zu handeln. Ihr müſſet das, was ihr den Jahrhunderten der Vorzeit verdankt, den kommenden Jahrhunderten erhalten; Ihr ſeid Erben der Größe, die Ihr wieder vererben müſſet uud ſollet. Edler Stolz ſei Euch die Aegide gegen Entartung; Verehrung und Huldigung von den Geringern ſei euer Lohn!“

Der Freiherr umarmte hochbegeiſtert ſeine Kinder, und Alle riefen einſtimmig: „Vater! wir wollen Deiner und unſers Standes würdig bleiben.“

Wagen an Wagen flog jetzt herbei, geehrte und liebe Gäſte bringend, Brüder des Freiherrn, die dem Staate im Miniſterium und an der Spitze des Heeres gedient hatten, nahe und entfernte Verwandte in glänzenden Staatskleidern und Uniformen, reichgeſchmückte Damen und einfach, aber idealiſch gekleidete Kinder; Stimmengewirre und Getümmel aller Art erfüllte den Hof und die Gemächer; plötzlich aber trat eine, auf beſondere Ehrerbietung hindeutende Stille ein, als aus einem der letztern Wägen der Oheim der Baronin ſtieg, der hochwürdige Biſchof, der hierher kam, die Trauung bei der Jubelfeier der goldenen Hochzeit zu vollziehen. Er ſchritt mit Würde zwiſchen dem Jubelpaare; voraus gingen die Kinder; viele Gäſte ſchloßen ſich dem Zuge an.

Als der Biſchof ſich dem, mit Blumengewinden behangenen, weit offenen Kirchthore näherte, erſcholl den Kommenden aus dem Innern des Gotteshauſes eine feierliche Entrade von Pauken und Trompeten entgegen. Alle nahmen die ihnen beſtimmten Plätze ein; den freigelaſſenen Raum erfüllte die Menge der aus der ganzen Umgegend herbeigeſtrömten Menſchen. Das Jubelpaar kniete auf einem mit Goldſtoff behängten Betſchemel vor dem Hochaltare, welcher mit Blumentöpfen beſtellt war, zwiſchen denen hunderte von Kerzen, auf hohen und niedern Leuchtern in pyramidaliſcher Form bis zum Gipfel des Altares aufgethürmt, freundlich und feſtlich hervorſchimmerten.

Nun begann das feierliche Brauſen der Orgel und es folgte nach kurzem Vorſpiel ein Lobgeſang, in welchen alle Anweſenden harmoniſch einſtimmten. Als das Lied geendigt war, verließen die freiherrlichen Söhne und Töchter ihre Kirchenſtühle, traten gegen den Hochaltar, auf deſſen Stufen knieend ſie beteten und ſtellten ſich dann, einen Halbkreis bildend, hinter den Betſchemel der Eltern. Nun erſchienen Diener mit Fackeln; ihnen folgte, von Geiſtlichen umgeben, der Biſchof im reichen Ornate.

Das Jubelpaar erhob ſich vom Betſchemel und ging, Hand in Hand, zu dem in Glorie ſtrahlenden Hochaltar. Ihnen folgten zunächſt die Söhne und Töchter, dann die Verwandten, hinſchreitend durch zwei dichtgedrängte Reihen, indem auf der einen Seite die Beamten und die Dienerſchaft des Freiherrn und mehrere ſeiner Gäſte ſtanden, auf der andern Seite die Bewohner des Dorfes und der Umgegend.

Nun begann ein feierlicher Chorgeſang in der Kirche, während außer derſelben das Geläute der Glocken erſcholl und die Böller von den nächſten Anhöhen d'rein knallten. Als der harmoniſche Aufruhr ſchwieg, begann der Biſchof die Trauungsrede, welche, geiſtreich und von echter Frömmigkeit beſeelt, jeden der im Vordergrunde Stehenden zur innigſten Rührung dahinriß. In dem Augenblicke, da der würdige Biſchof die Hände des goldenen Jubelpaares, die goldenen Ringe wechſelnd, in einander legte, ſie mit der Stola umſchlang und den Segen ausſprach, da erhob ſich von außen auf's Neue der Freudenſturm der Glocken und Böller, und im Innern der Kirche erſcholl ein Lebehoch, welches kein Ende nehmen zu wollen ſchien.

Als nun die goldene Trauungs-Ceremonie geendiget war, bewegte ſich der ſtattliche Zug in der frühern Ordnung nach dem Schloſſe. Kaum daſelbſt angelangt, mußte das Jubelpaar, zu mächtig ergriffen von den anhaltenden und vielfachen Gemüthsbewegungen, ſich in die Abgeſchiedenheit der innern Gemächer zurückziehen, wo dasſelbe, nur von den Auserwählten umgeben, bis zur Mittagsſtunde verweilte.

In den weiten Alleen und auf den großen Wieſenplätzen des Gartens ſtanden gedeckte Tiſche, an welchen die geladenen Gäſte von geringerem Range, die Beamten und ein beträchtlicher Theil der Dorfbewohner, ſich's wohlſein ließen. Unaufhörliche Toaſt's, von unermüdlichem Pöllergeknalle begleitet, wurden gebracht, und wo das Jubelpaar ſich zeigte, da ſteigerte ſich die Freude zum lärmenden Ausbruche des Entzückens. Der ganze Garten wimmelte von Menſchen. Viele ſaßen mit behaglichem Vergnügen an den Tiſchen; Andere hatten ſich auf dem Raſen gelagert, während Mehrere die Alleen durchzogen, wo unzählige Kinder wie Affen und Papageien auf den Bäumen ſaßen oder ſtanden, um ja Alles, was da vorging, recht genau beſehen zu können.

Mit dem ſinkenden Abende wurde der Garten immer leerer und ſtiller. Die Heimgehenden gaben einander ihr Entzücken über die Schönheit des Feſtes und über das ſeltene Glück einer goldenen Hochzeit zu erkennen, wobei die Meiſten noch hinzuſetzten, daß das freiherrliche Jubelpaar einer ſolchen Gnade des Himmels würdiger als irgend ein Paar im Dorfe ſei.

---

## II.

## Die unheimlichen Gäſte.

Am nächſten Morgen verſammelte ſich eine zahlreiche Geſellſchaft im ſchönen Gartenſalon zum Frühſtück, und es herrſchte vom Aelteſten bis zum Jüngſten eine ſo heitere Stimmung, daß beinahe alle Anweſenden immer zugleich ſprachen.

„Ei!“ ſagte der alte Freiherr: „das geht ja hier zu, wie beim babyloniſchen Thurmbau. Ich bin ſeelenvergnügt, daß alle meine lieben Gäſte ſo munter und ſo lebhaft ſind. Mir wird aber noch jetzt beinahe unwohl, wenn mich der Kontraſt an ſo manche große Geſellſchaften erinnert, denen ich einſt in den Salons der Hauptſtadt beiwohnen mußte, wo an den Spieltiſchen der langweiligſte Ernſt und in den ſprechenden Zirkeln die ernſthafteſte lange Weile herrſchte. Ich that mir anfangs Gewalt an und zwang mich, Geſellſchaften zu beſuchen, weil ich der irrigen Meinung war, man könne hier Welt- und Menſchenkenntniß ſammeln; aber wie ſehr fand ich mich getäuſcht! Ich traf wenige Menſchen, deſto mehr Automate und perſonificirte Mode-Artikel. Man ſprach vom Theater, um zu zeigen, daß man dieſes oder jenes neue Stück geſehen, ja ſogar aus einer Loge geſehen habe; man machte Muſik, um alle Muſen zu vertreiben; man tanzte, um ſich zum Hochzeitfeſte die Lungenſucht als Brautmutter und die Schwindſucht als Kranzjungfrau zu engagiren. Mir Unwürdigen war Gott ſo gnädig, mich mit einem Weibe zu beglücken, das als Mädchen geſund an Leib und Seele war und als Matrone noch jetzt es iſt. Wären die Leute dieſer Zeit, ich meine: die verkrüppelten Körper und verkümmerten Seelen unſerer aufgeblaſenen, aufgeblähten und aufgeſchwollenen Zeit mehr geſund an Leib und Seele, ſo gäbe es auch mehr goldene Hochzeiten, die ſich jetzt leider mit jedem Jahre vermindern und endlich noch gar ſo fabelhaft erſcheinen werden, wie das mythologiſch goldene Weltalter. Hatte ich und mein Weib, vom früheſten Morgen an, den Tag ſo recht thätig, rührig und arbeitſam zugebracht, dann ſetzten wir uns in der Abenddämmerung zuſammen, theilten einander mit, was wir heute gethan hatten und morgen thun wollten, und beſchloſſen die Sitzung mit einem kleinen, aber vergnügten Schmauſe. War der vorbei, ſo mußte ich meinem Weibe etwas erzählen; ich war, da ſie wenig las, ihre perſonificirte, ambulirende Bibliothek. Dieſes Erzählen wurde in der Folge durch meine Willfährigkeit ſo zur Gewohnheit, daß mein Weib nicht vom Tiſche aufſtand, ehe ich ihr eine Erzählung zum Beſten gegeben hatte. Dieſes Vergnügen am Erzählen hat ſich auch auf meine Kinder vererbt; ſie haben mir aber die Saat reichlich vergolten, denn die Liebe und die Gabe zum Erzählen iſt mit ihnen ſo aufgewachſen, daß ſie nun meine Rolle übernommen haben und ich, der privilegirte, einſt bewunderte Erzähler, nun ein beſcheidener Zuhörer geworden bin."

„Eben deshalb," fiel des Freiherrn Bruder, ein alter General, dieſem in's Wort und ſagte: „ſollſt Du als beſcheidener Zuhörer auch vernehmen, daß ich ſo eben, ohne auf Deine, gewiß vortreffliche Rede zu horchen, mit Deinen Söhnen von der Zeit geſprochen habe, wo ſie auch einmal Ehemänner und Hausväter werden können. Ich hab's ihnen rund herausgeſagt, ein alter Hageſtolz ſei entweder ein Egoiſt oder ein Narr, anfangs ein eitler ſpröder Geck und erbärmlicher Sultan, dann ein Gegenſtand des Scherzes für Mädchen und junge Frauen, endlich der Sclave alter weiblicher Karrikaturen; das eheliche Leben ſei aber kein Spaß; der Mann ſeiner Frau müſſe, um ſich gehörig zu behaupten, weder ihr Sclave, noch ihr Tyrann ſein."

In dem Augenblicke, als der General die letzten Worte ſprach, erſchienen in der Verſammlung zwei ſeltſame Gäſte in tiefer Trauer. Bei ihrem Anblicke ſprangen alle Anweſenden von Stühlen und Ruhebetten empor und es herrſchte eine Stille, welche die Wirkung eines plötzlichen Schreckens zu ſein ſchien.

Und wer waren denn die zwei Trauergäſte, welche die ganze Verſammlung in eine ſolche ſtumme Verwirrung brachten? — Es waren zwei ſchwarzſammtene reichvergoldete — Särge.

Wie kamen aber dieſe Gehäuſe der Todten in die fröhliche Wohnung der Lebendigen? Sehr natürlich!

Der Freiherr und ſeine Gattin hatten beſchloſſen, den

Tag ihrer Jubelhochzeit als eine Brücke anzuſehen, welche ihr irdiſches Leben mit dem ewigen zunächſt in Verbindung ſetzen ſollte. Sie wollten ein ſichtbares Zeichen vor ſich haben, welches ſie erinnern ſollte, wie vielen Dank ſie dem Schöpfer für das ihnen zu Theil gewordene Glück vor der Jubelhochzeit ſchuldig ſeien, und wie nothwendig es ſei, an das Leben jenſeits der Särge zu denken. Die Särge ſollten ihnen ſogar die Freude gewähren, daß, ſo wie ihre unſterblichen Seelen im Schooße der Ewigkeit vereint ſein würden, auch der Staub ihrer irdiſchen Hüllen neben einander ruhen werde. So waren denn die beiden Särge mit dem Auftrage beſtellt worden, daß ſie am Tage der goldenen Hochzeit im Schloſſe eintreffen müßten. Dies geſchah denn auch pünktlich, nur wollte die Laune des Zufalls, daß dieſe beiden Leichenbehältniſſe, ſtatt geradezu in die Kirche gebracht zu werden, durch den Garten in den Salon getragen wurden.

Der Eindruck dieſer ſeltſamen Erſcheinung auf die verſammelten Gäſte war von ſehr verſchiedener Art. Einige derſelben, insbeſondere die jüngern, bewunderten, nachdem der erſte Schrecken vorüber war, die Schönheit der Särge, als wären es Kunſt- oder Mode-Artikel; Andere behandelten die Sache wie einen Gegenſtand der Ueberraſchung mit neugieriger Theilnahme. Einige ergoßen ſich in Lobeserhebungen der ſchönen und erhabenen Idee und über die Seelenſtärke des greiſen Brautpaares, welches, am Rande des Grabes ſtehend, ſelbſt an einem Freudentage den Anblick der Todtenwohnung nicht ſcheute. In den Meiſten aber erregte der plötzliche Anblick der Särge, die auf einen Wink des Freiherrn in der Mitte des Saales niedergeſtellt wurden, eine ſolche Bangigkeit, daß ſie zu ſchluchzen und zu weinen anfingen; der Freiherr und die ihm gleichgeſinnte Gattin aber, weit entfernt, die Faſſung zu verlieren, traten zu den Särgen hin und umarmten ſich herzlich. Während nun die Kinder in einem Halbkreiſe um die Eltern knieten, falteten dieſe die Hände, erhoben die Augen zum Himmel, und der Freiherr ſagte mit feſter Stimme:

„Schätzbare, liebe Gäſte! Es war keineswegs mein Wille, daß dieſe Särge wie eine Todesmahnung in den Kreis der Lebenden und Lebensluſtigen geſtellt werden ſollten; da aber der Zufall es nun einmal ſo gefügt hat, daß die Todesklauſe in den Lebenspalaſt hineingebaut werden ſoll, ſo begrüße ich ſammt meiner Gefährtin unſer künftiges Ruhebett, in welchem unſere ſterblichen Reſte einſt zur Ewigkeit erwachen ſollen, und bitte Gott, in meinem und ihrem Namen, uns, wenn der Tod das Eine vom irdiſchen Daſein abruft, bald wieder in dem beſſern und höhern Leben zu vereinigen. Ihr Männer und Frauen, Jünglinge und Mädchen dieſer halb ſchwarzen, halb weißen Geſellſchaft! Möge die ewige Vorſicht, wenn ſie es für gut befindet, auch Allen einen erſten glücklichen Eheſtand, dann eine noch glücklichere ſilberne, endlich die glücklichſte goldene Hochzeit ſchenken, welche der wahre vollendete Läuterungsprozeß und Culminationspunkt des männlichen und weiblichen Lebensvereins iſt! Haben Einige von Euch dieſes Ziel erreicht, ſo denket dann noch an die beiden Särge, die hier vor uns ſtehen, und laſſet Euch noch im hohen Alter zwei gleiche Särge machen! Damit aber dieſe Todesbilder, die unſere Freude nicht ſtören ſollen, uns aus den Augen kommen, ſo laſſe ich nun unſern würdigen Pfarrer bitten, daß er, von uns Allen begleitet, die beiden Särge, die mich und mein Weib erwarten, in der Familiengruft einſegnend beiſetze."

Nach kurzer Zeit erſchien der Pfarrherr mit ſeinen Kaplänen im prieſterlichen Ornate; ein ſilbernes Kreuz, der Keſſel mit dem Weihwaſſer und das Rauchfaß wurde ihnen vorgetragen, und ein Männerchor ſang ein heiliges Lied, nach deſſen Beendigung die beiden Särge emporgehoben und, unter Vertretung des Sängerchors und der Geiſtlichen, von den Söhnen des Freiherrn getragen wurden. Die Töchter, weinend, als ob ſie ſchon dem wirklichen Leichenbegängniſſe der todten Eltern beiwohnten, gingen neben den Särgen, hinter welchen das Jubelpaar, gewiſſermaßen ſein eigenes Begräbniß bei lebendigem Leibe feiernd, mit frommer und ernſter, doch heiterer Miene voll Ergebung und Gottvertrauen, Hand in Hand einherſchritt. Ihnen folgten paarweiſe alle Anweſenden, ſo, daß jeder zufällig erſcheinende Fremdling, der nichts Näheres von der Sache wußte, das Ganze für einen wirklichen Leichenzug gehalten haben würde.

Als der Zug in der Kirche angekommen war, wurde derſelbe vom Brauſen der ſchwellenden Orgeltöne bewillkommnet, und ein feierlicher Choral erſchell. Als dieſer ſchwieg, ſprachen die Prieſter über die, vor den Hochaltar hingeſtellten Särge die Sterbegebete, worauf die feierliche Einſegnung erfolgte, wobei mehr aufrichtige Thränen floßen, als ſonſt bei mancher wirklichen Beerdigung vergoſſen zu werden pflegen.

Nachdem die rührende Ceremonie geendigt war, wurden die Särge von den jungen Freiherren in die unterirdiſchen Gewölbe der Familiengruft hinabgetragen. Nur das Jubelpaar, die Töchter und die unmittelbar nächſten Blutsverwandten durften in den Aufenthalt der todten Ahnen folgen. Es herrſchte die tiefſte Stille.

Der geräumige, hochgewölbte Saal der Gruft, von majeſtätiſchen Säulen getragen, gewährte einen Anblick, der zugleich großartig und heiter war. Von hohen Fenſtern, die ganz oben an der Decke des Saales eine Art von Kuppel bildeten, ſtrömte das Tageslicht herab. Zu dem großen Hauptfenſter führte eine Treppe mit breiten Stufen empor. Man hatte hier über eine außenher ſtehende niedere Ringmauer die Ausſicht auf ein ſchönes, von Waldgebirgen umgebenes Thal, in deſſen Hintergrunde das herrſchaftliche Schloß ſichtbar wurde. In der Mitte der Gruft ſtanden zwei Monumente von ſchwarzem Marmor mit den Särgen, in welchen die irdiſchen Reſte der Urgroßeltern des edlen Freiherrn ruhten. Rings umher und in Reihen zu beiden Seiten erblickte man die größern und kleinern Särge der Nachkommen.

Die Särge des Jubelpaares, auf deren jedem der Name des Gatten und der Gattin mit goldenen Lettern ſtand, wurden zu den Füßen des vereinigten Grabmals ihrer Eltern hingeſtellt. Der Freiherr und ſeine würdige Ehegenoſſin ließen ſich nun, jedes neben ſeinem eigenen Sarge, auf die Knie nieder, und verrichteten ihr ſtilles

Gebet; dann erhob ſich der Freiherr mit voller Heiterkeit und ſagte: „Nun bin ich jeden Tag bereit. O Herr! Dein Wille geſchehe! Dieſe Gruft, ihr meine lieben Söhne, möge unſere Gebeine einſt ſo vereinigen, wie Gottes Himmelreich unſere Seelen! Trachtet, daß ihr nach langen Jahren vor Euren eigenen Särgen ſo ruhig knien könnet, wie ich und Eure Mutter es jetzt thun! Und nun in die frohe Welt und an die luſtige Tafel! Es lebe das Gute, das Wahre, das Rechte! Es lebe das Leben!“

Mit dieſen Worten umarmte der Freiherr die ſanftlächelnde Gattin, küßte ſie herzlich, und ſprang wie ein raſcher Jüngling mit ihr die Treppe hinan. Ein plötzlicher Geiſt der Lebensluſt ſchien alle Herzen zu entzünden, und man verließ fröhlich das Haus des Todes.

Beim Mittagsmahle herrſchten ſolche Ausbrüche der reinſten und edelſten Freude, als wüßte man gar nichts vom Tode und von einem Trauerfeſte. Die ſchöne Gegenwart ergriff Alle ſo gewaltig, daß Niemand weder an die Vergangenheit, noch an die Zukunft dachte, während ein Toaſt den andern verdrängte.

## III.

## Was fiel aus den Wolken?

Der Abend dieſes erſten Maitages, der ſo oft einen zweideutigen Charakter hat, erſchien heute dem Tage, deſſen Appendix er war, ſo treuer an Schönheit und Reinheit, daß kein Dichter ſich hätte ſchämen dürfen, demjenigen Theile des Leſepublikums, welches die Natur nicht aus dem Buche der Natur, ſondern aus gedruckten Büchern kennt, eine Abſchrift in Verſen davon zu geben.

Die frohe Tiſchgeſellſchaft begab ſich nach genoſſenem Mittagsmahle in den Garten, durchzog alle Blumenwege und Baumgänge in getheilten Partien und verſammelte ſich endlich auf der großen, hellgrünen, von blühenden Gebüſchen aller Art umgebenen Wieſe, wo dann Einige Arm in Arm luſtwandelten, Andere ſich auf dem weichen Grasboden lagerten, die jungen Leute aber theilweiſe tanzten, theilweiſe ſich mit Spielen und gymnaſtiſchen Uebungen beluſtigten.

Plötzlich aber erſcholl ein vielſtimmiges Geſchrei; eine allgemeine Flucht erfolgte, und wer ſchnellfüßig genug war, eilte nach den Gebüſchen, um ſich in denſelben zu verbergen und Schutz zu ſuchen.

Und worin lag die Urſache dieſes Entſetzens, welches ſich der Alten ſo wie der Jungen bemächtigte? In nichts Anderm, als in einem dunkeln Körper, welcher aus dem Himmel herabfiel und deſſen Fall, je mehr er ſich der Erde näherte, an reißender Schnelligkeit zunahm.

Und was war dieſer dunkle Gegenſtand? Ein Luftballen! Er hatte ſich entzündet, ſtürzte flammend und dampfend nieder, und aus dem Luftſchiffe ſtürzte — der Luftſchiffer, dicht neben Juliana, einer Tochter des Freiherrn, die vor Schrecken zu Boden und in Ohnmacht fiel.

Der Menſch erſchrickt gewöhnlich mehr vor der Gefahr, als in der Gefahr. Dies geſchah auch in dem gegenwärtigen Falle. Der alte Freiherr, der ſeinen Untergebenen in allen Fällen mit einem guten Beiſpiele voran zu gehen pflegte, war auch jetzt der Erſte, der aus dem Verſteck hervor eilte, und den tragiſchen Schauplatz betrat. Seine Gemalin, als ſeine unzertrennliche Gefährtin, folgte ihm, aller Furcht vergeſſend, um ſchnelle Hülfe zu leiſten. Dem ſchönen Beiſpiele folgend, eilten auch alle Uebrigen herbei.

Auf Emerentia, die edle Freifrau, wirkte die zärtliche Mutterliebe ſo mächtig, daß ſie, des nächſten Unfalls kaum achtend, ſich ausſchließend mit Julianen beſchäftigte und den zu Hülfe kommenden Dienſtleuten abwehrend, es ſich nicht nehmen ließ, die aus der Ohnmacht erwachende Juliana, mit Beihülfe der vier Schweſtern, auf eine Raſenbank zu tragen, wo ſie ſich bald vollkommen erholte.

Der Freiherr ließ die erfahrne, verſtändige, in ſolchen Hülfeleiſtungen vielfach erprobte Frau gewähren, und wendete, indem Mienen und Geberden aller Umſtehenden das größte Erſtaunen ausdrückten, ſeine ganze Aufmerkſamkeit auf den dunklen Körper, der mit dem theils zerriſſenen, theils verbrannten Luftballen, neben dem er jetzt lag, aus dem Himmel herabgeſtürzt war: allerdings ein Körper, und zwar ein — männlicher!

Es fand ſich, nachdem die blutbefleckten Wangen mit Waſſer abgeſpühlt und die Glieder genau unterſucht waren, daß keine bedeutende Verletzung in den innern und äußern Leibestheilen ſtattgefunden hatte. Nach langem Bemühen gelang es endlich, den entſtellten Geſichtszügen des Verunglückten ihren alten natürlichen Ausdruck, und ſeinem Geiſte das volle Bewußtſein wieder zu verſchaffen, während der Vater mit ſeinen ſieben Söhnen das Lager umgab.

Nun folgte eine höchſt erfreuliche Scene. Volcanelli und die zwei ältern Söhne des Freiherrn erkannten in dem, aus den Wolken herabgefallenen Menſchen ihren Jugendfreund, der mit dem beſten Herzen einen reichbegabten Geiſt vereinigte, leider aber, von ſehr reizbarem Temperamente, leidenſchaftlich, mitunter ſogar excentriſch war. Ergriff ihn die Liebe zu einem Mädchen, ſo ſtand ſein Innerſtes in Flammen und er war im Stande, für Sie alles zu thun, Alles zu leiden, Alles zu wagen um ihren Beſitz. Ergriff ihn die Neigung für irgend eine der Naturwiſſenſchaften, ſo vertiefte er ſich in ſie, ohne im Studiren einen Unterſchied zwiſchen Tag und Nacht zu machen. Ein Mädchen und eine Wiſſenſchaft wechſelten bei ihm ſtets ab, und die jedesmalige Herrſcherin beſchäftigte ſich ausſchließend ſeines ganzen Weſens. Dies hatte aber die traurige Folge, daß er weder eine Frau, noch ein Amt erhielt und ſein unſtätes fieberhaftes Leben, von tauſend Vorſätzen, Entſchlüſſen und Planen durchkreuzt, nie ſo viel Ruhe und Beſonnenheit gewann, einem klar erkannten Ziele mit Beharrlichkeit und feſtem Schritte entgegen zu gehen, oder ſich für die Wahl eines beſtimmten Standes zu entſcheiden. Unzufriedenheit mit ſich ſelbſt, Zerfallenheit mit den Menſchen und dem Leben, und Aufgeregtheit zu abenteuerlichen Wageſtücken aller Art mußten die natürlichen Folgen einer ſolchen Denk- und Geſinnungsweiſe ſein.

Nach einigen Tagen der ſorgfältigſten Pflege finden wir den Armen wohl im Zuſtande der Geneſung des verletzten Leibes, aber alle Schmerzen eines zerrütteten Innern leidend. Verzweiflung hatten ihn von der Erde in die Luft hinaufgetrieben; aus der Luft wieder auf die Erde herabgefallen, wußte er nicht, was er nun auf der Erde anfangen ſollte mit der Welt, dem Leben und ſich ſelbſt.

## IV.

## Entfaltung der Lebensknospen und Vorſpiel der Liebe.

Es iſt nöthig, hier einen Blick auf die Vorgeſchichte des Unglücklichen zu werfen.

Seling — ſo hieß der vom Himmel gefallene Sohn eines Hauptmanns, Kriegsgefährten und Freundes des Freiherrn von Ehrenſtein, wurde nach dem Tode ſeines auf dem Schlachtfelde gebliebenen Vaters als ein förmliches Mitglied der freiherrlichen Familie aufgenommen, wo er mit den edeln Jünglingen gleiche Erziehung und gleichen Unterricht genoß. Der talentvolle, gemüthliche, lebhafte Knabe erwarb ſich bald die Zuneigung der Pflegeeltern, wie auch der jungen Freiherren in dem Grade, daß die Erſtern ihn wie ihren eigenen Sohn, die Letztern wie einen Bruder liebten und behandelten. Seling beſaß bei der ihm eigenen Gefügigkeit eine ſich früh entwickelnde Feſtigkeit, aber auch eine Heftigkeit des Charakters, die ſich vorzugsweiſe dahin ausſprach, daß er mit zu gieriger Haſt nach Auszeichnung ſtrebte, Alles in ſich vereinigen und das Höchſte im Flug erringen wollte. Immer aufgeregt, nach allen Seiten greifend, und die Augen unabläſſig auf ein ferne ſtehendes, glänzendes und doch nur undeutlich erblicktes Ziel gerichtet, warf er ſich, in raſtloſem Eifer glühend, von einer Wiſſenſchaft auf die andere, ohne bei einer derſelben ſo lange auszudauern, daß ſein Durſt nach Kenntniſſen, und ſein Ehrgeiz wäre befriedigt worden. Er trieb mit jedem ſeiner Jugendgenoſſen deſſen Studien ſo eifrig, als wären es ſeine eigenen geweſen.

Als er ſchon einen Reichthum von umfaſſenden Kenntniſſen, insbeſondere in den naturhiſtoriſchen Wiſſenſchaften, beſaß, faßte er plötzlich eine glühende Liebe zur Poeſie und Muſik. Dem Verwandelten ſchien nun alles poſitive Wiſſen ein unſicheres, beſchränktes und ungenügendes Stückwerk, das Leben in der Welt ein armſeliges Treiben, und er behauptete, nur im Reiche ſchöpferiſcher Einbildungskraft vermöge die menſchliche Pſyche die irdiſchen Feſſeln abzuſchütteln und die ätheriſchen Flügel zu höherem Aufſchwunge frei zu bewegen; Dichter-Phantaſie ſei der Himmel, Muſik die Sprache der Engel. Gehoben von dem Selbſtbewußtſein ſchneller Entwicklung und Ausbildung ſeiner geiſtigen Kräfte, fing Seling nun an, ſich ſelbſt zu hoch zu ſtellen. Er hielt ſich fähig zu Allem; er glaubte Alles zu verſtehen und in jedem Fache, dem er ſich widmen würde, als ein glänzendes Phänomen erſcheinen zu können.

Leider führte dieſe Stimmung den von ſeinen Vorzügen Verblendeten nicht, wie er ſich überreden wollte, zu den höhern Regionen empor, ſondern geradezu in den Wirbel und Taumel des Lebens hinein. Poeſie und Muſik erhöhten die Reizbarkeit des Erregbaren auf eine Weiſe, die ihn für irdiſche Schönheit und leidenſchaftliche Liebe ſehr empfänglich machte. Der Bücherſaal, in den er ſonſt mit heiliger Ehrfurcht wie in einen Tempel trat, erſchien ihm jetzt als ein Grabmal voll ſchöner Mumien, und der Zauber der Lebensluſt zog ihn mit unwiderſtehlicher Gewalt in die blühenden Gärten der Armida Freude. Seine glühende Phantaſie fand ihre lieblichſten Bilder, ſein Herz ſeine ſchönſten Gefühle im Anblick weiblicher Geſtalten und Weſen verwirklicht.

Die Hochachtung, welche Seling für den alten Freiherrn, wie für deſſen Gemalin hegte, und die Entfernung, in welcher er von den fünf Fräulein gehalten wurde, ließen ihm dieſelben als Weſen höherer Art erſcheinen, als Idealgeſtalten und Phantaſiebilder, an die er nur zu denken wagte, ohne eine vertrauliche Annäherung ſich zu erlauben. Sein Herz ſehnte ſich aber nach einem Gegenſtande, von dem er die Erwiederung einer zärtlichen Neigung hoffen durfte. Einen ſolchen zur Erwiederung ſehr geneigten Gegenſtand führte ihm das Schickſal bald entgegen, in der Perſon der friſch blühenden, kerngeſunden, ziemlich ſtark und feſt gebauten, rothwangigen Lene, der Tochter eines verwitweten, ſchlichten, aber wohlhabenden Landmannes. Hätte ein ſtrenger Kunſtrichter an ihrer Schönheit etwas tadeln wollen, ſo wären es höchſtens die zu kleinen, im vollen Angeſichte ſich beinahe verlierenden Augen, der etwas zu breite Mund, mit den zu ſehr ſchwellenden Lippen, das mit dem Roth der Wangen und Hände wetteifernde Lockenhaar und die kräftigen, etwas zu hoch ſtehenden Schultern geweſen. Außer dieſen kleinen Mängeln, war die ländliche Maritorne über jeden Tadel erhaben. Sie hatte einige Monate bei einer reichen Muhme in der Hauptſtadt gelebt. Die gute Alte hatte hie und da etwas von geiſtreichen Frauen reden gehört, und gerieth dann auf den unglücklichen Einfall, aus der ſimpeln Lene, welche ſie zu ihrer Erbin beſtimmte, eine Hochgebildete machen zu wollen. Das Geld dazu war da, folglich mußte das Vorhaben unfehlbar gelingen. Lene erhielt Unterricht auf dem Pianoforte, und im Malen. Alles wäre nach Wunſch gegangen, wären nur die Hände nicht zu ſtark, wäre nur der Kopf nicht zu ſchwach geweſen, daher es denn geſchah, daß die ländliche Phidile es nur dahin brachte, Pianoforte zu ſchlagen und Mißgeſtalten zu zeichnen. Die gute Muhme weinte Freudenthränen über das Spiel der Pianiſtin und belächelte die gräßlichen Figuren, die Einſturz drohenden Häuſer und die verkehrten, Beſen ähnlichen Bäume. Die gutbezahlten Lehrer rühmten das ausgezeichnete Talent der Schülerin, und dieſe glaubte endlich ſelbſt eine Virtuoſin zu ſein.

Zu dieſer Zeit ſtarb Lenens Mutter und da der Vater ſie zum Betrieb der Hauswirthſchaft bedurfte, mußte die Hochgebildete ſich's gefallen laſſen, in den Schooß der ungebildeten Natur zurückzukehren. Sie fügte ſich dem väterlichen Willen, aber den ehemaligen Frohſinn umſchleierte ein düſterer Mißmuth, wie der keuſche Mond ſich hinter Wolken verbirgt.

In dieſer Lebensperiode machte Seling die intereſſante Bekanntſchaft mit dem verkünſtelten Naturkinde. Er ſah in dem kräftigen Wuchſe Göthe's Dorothea, im röthlichen Lockenhaar eine Aurora, in den vollen rothen Wangen das Antlitz einer blühenden Hebe, in den rothen Händen eine arbeitſame Hausfrau, im breiten Munde nur die ſchwellenden Lippen, in den kleineren Augen nur ihren Feuerglanz und die zu laute Sprechweiſe mußte ihm die klangreiche Stimme einer, der Schule entbehrenden Sängerin bewähren. Sah er die Rührige im Hauſe und auf dem Felde ſchalten und walten, ſo glaubte er in jeder raſchen Bewegung eine ganz eigene ländliche Grazie zu finden, und in der Anordnenden eine gebietende Königin zu ſehen. Liebende und Dichter wetteifern miteinander in der Stärke der Phantaſie. Liebe iſt ja eine Nachtwandlerin, die im Traume handelt und im Wachen träumt; ſie ſieht, was nicht iſt, und überſieht dafür das Wirkliche.

Mißhandelten Lenens rüſtige Hände das vor Schmerz kreiſchende Piano, ſo fühlte ſich Seling von der Macht der Töne hingeriſſen. Vom Lobe des Verliebten bezaubert, wagte Lene ſogar, insgeheim Seling's Konterfei zu malen. Als ſie ihm das Kunſtwerk als Geburtstags-Angebinde nicht abſichtlos überreichte, hegte ſie die ſchmeichelnde Hoffnung, den Theuern dadurch zur erwünſchten Erklärung zu bewegen; das Geſchenk brachte aber vielmehr die entgegengeſetzte Wirkung hervor. Das mißlungene Portrait zeigte keine Spur von Aehnlichkeit und war beinahe eine häßliche Karikatur zu nennen. Als Seling das ſein ſollende Abbild in die Hand nahm, fühlte er Schrecken vor dem Kunſtwerk und Widerwillen gegen die Künſtlerin. Um ſich vom ungünſtigen Eindrucke des Augenblicks nicht hinreißen zu laſſen, und Faſſung zu gewinnen, bediente er ſich des unglücklichen Mittels, das Gemälde fallen zu laſſen, um indeß die nöthigen Worte dankender Belobung zu finden. Ehe er es aber vom Boden aufheben konnte, ſprang Lenens Lieblingskätzchen wie ein grimmiger Recenſent herbei. Das Blatt ergreifen und mit den ſammtenen Pfoten zerreißen, war das Werk eines Augenblicks.

Seling ſegnete im Stillen das barbariſche Schickſal und das ſpielende Kätzchen. Er beklagte den unerſetzlichen Verluſt und führte die Rolle des Troſtloſen meiſterhaft durch; er machte ſogar Miene, das Verbrechen der vierfüßigen Unſchuld, ohne den mildernden Umſtand ihrer unvernünftigen Jugend zu bedenken, ſogleich mit dem Tode zu beſtrafen, und es gelang nur Lenens Bitten und Thränen, die am Schweife emporgehobene Frevlerin noch zu retten. Lene dankte ihm herzlich für das Unterlaſſen des von ihm nicht beabſichtigten Mordes, in welchem ſie nur einen Beweis von der Stärke ſeiner Liebe zu finden geglaubt hätte. Somit war die Sache zur Zufriedenheit Lenens, Seling's und der Katze abgethan.

Als der Abend die goldenen Häupter der wogenden Aehrenfelder mit ſeinem roſigen Schleier überzog, machte das Pärchen den beliebten Spaziergang durch die Gefilde. Lene, über die Maßen luſtig, und über den Verfall unaufhörlich ſchäkernd, brach manchmal in ein ſo lautes Gelächter aus, daß die erſchrockenen Wachteln aus den Furchen der Felder aufflogen; Seling war aber etwas verſtimmt über die ihn entſtellende Karikatur ſeines ſchauderhaften Ebenbildes, und geängſtigt durch den Gedanken an die Möglichkeit, daß die Sache eine ihm unerwünſchte ernſtliche Wendung nehmen könne.

Die Lieblichkeit des in bunter Färbung ſchimmernden Abendhimmels und der in freundlicher Fülle prangenden Fluren verſcheuchte in dem dahin wandelnden Jünglinge allen Trübſinn. Der Erheiterte ergoß ſich in begeiſterte Lobpreiſung des Lebens im Schooße der Natur und der friedlichen, lehnenden Beſchäftigung eines wohlhabenden Landmannes.

Bei dem letzten Worte der feurigen Ergießung trat Lenens Vater aus einem Hagebuttenſtrauche hervor, den Jüngling begrüßend mit einem derben Handſchlag und mit den Worten: „Topp! Wenn ſie unſer Leben ſo ſchön finden, wie es auch wirklich iſt, ſo bin ich meinerſeits nicht dagegen, daß Sie es mit uns theilen. Lene erhält, ſobald ſie heirathet, all mein Hab und Gut, ſo weit das Auge reicht, beim Teufel und ſeiner Großmutter — keine Kleinigkeit! Lene iſt Ihnen gut, und Sie Schelm ſind ihr, wie mir ſcheint, auch nicht abgeneigt. Nu? wie ſteht's?“

Seling, dem bis zu dieſem Augenblicke vom Heirathen nichts geträumt hatte, erſchrack über den unerwarteten Antrag, und die vom derben Landmann mit kräftiger Stimme ausgestoßenen Worte: „beim Teufel und ſeiner Großmutter! Schelm! wie ſteht's?" berührten ihn widrig wie Papageigeſchrei. Er ſchwieg lange in peinlicher Verlegenheit und ſtand da wie ein Träumender. Erſt als der Alte ihn am Arme ſchüttelte, und halb lachend, halb beleidigt, ihm zurief: „Schlafen Sie mit offenen Augen? Verdiene ich keine Antwort?" da erholte ſich Seling von ſeinem Schrecken. Er ſuchte nun dem ſich aufdringenden Schwiegerpapa begreiflich zu machen, daß er eigentlich an's Heirathen noch nicht gedacht habe und daß eine Heirath ihm auch jetzt zu früh komme, indem er noch Studien, Reiſen und andere weit ausſehende Plane vor ſich habe. Bei den letzten Worten wagte er es, Lenen in's Geſicht zu ſchauen. Ihre von Natur ſehr hochrothen Wangen, vom Abendrothe beſchienen und vom Zorne glühend, zeigten das non plus ultra einer Röthe, welche ihrem vollen Geſichte durch Beimiſchung von Trotz einen ſehr widrigen Ausdruck gab. Sie machte ein haſtiges Rechtsumkehrteuch. Seling fiel aus ſeinem Himmel; der Alte aber nahm die bewunderte Tochter am Arm, ging mit ihr ohne Abſchiedsgruß fort, und ſagte im Gehen ſo laut, daß Seling es hören mußte: „Der Narr heirathet Dich nie, und Du ſollſt ihn auch, ſo lange ich lebe, nicht heirathen!"

Seling, dem jetzt ein Stein vom Herzen fiel, blickte dem braunen Vater und der rötheſten aller Töchter nach und kehrte mit dem Ausruf: „Einverſtanden, Herr Papa!" nach dem freiherrlichen Schloſſe zurück.

Als Seling am frühen Morgen nach einem von vielen Träumen geſtörten, oft unterbrochenen Schlaf erwachte, beſchloß er, künftig der ſchönen Natur, und dem Landleben treu zu bleiben, von allen ſogenannten Naturkindern und ländlichen Schönen aber ſich ferne zu halten, und hauptſächlich die rothe Lene und ihre liegenden Gründe aus guten Gründen zu meiden. Der Schloßgarten blieb nun die Welt, deren Grenzen Seling um keinen Preis überſchreiten wollte.

Dieſe Welt ſollte ihm bald ein Zauberkreis werden, in welchen er ſich gebannt fühlte durch die ſchönen Baroneſſen, mit denen er in dem ſelbſt gewählten Gefängniſſe jetzt öfter als je zuſammen traf. Die Formen edlerer Schönheit, der wahrhaft gebildete Geiſt und das feine Benehmen der fünf reizenden Schweſtern übte nun auf den lebhaften Jüngling einen ſolchen Zauber aus, daß er nicht begreifen konnte, wie es ihm möglich wurde, der rothen Lene zu huldigen. Die fünf Schweſtern erſchienen ihm aber nun gleichſam als eine Seele in fünf Körpern, wie der weiße Sonnenſtrahl, der ſich in ſeine Farben bricht. Er vermochte ſie weder in der Phantaſie, noch in der Wirklichkeit von einander zu trennen. Er ſah auf dieſe Weiſe in jeder Einzelnen ſein fünffaches Ideal und liebte ſie Alle zuſammen ohne Unterſchied. Dieſer ſomnambüle Zuſtand konnte jedoch, ſeiner Natur nach, nicht von längerer Dauer ſein. Eine der fünf gleichzeitigen Siegerinnen mußte die Andern vier und ihn ſelbſt beſiegen.

Das Uebergewicht in der Wagſchale der Liebe neigte ſich zuerſt auf die Seite der ſchmachtenden, etwas ſchwärmeriſchen Adelgunde. Ihr weiches, von der Phantaſie beherrſchtes Gemüth ſchwebte mit unbeſtimmter Sehnſucht noch zu ſehr in den höhern Regionen, um ſich an einen Gegenſtand des wirklichen Lebens zu ſchmiegen. Die Schmachtende ließ den von ihr Entzückten ſo lange ſchmachten, daß er, um nicht zu verſchmachten, zu ſchmachten aufhörte, und nicht nur allen ſchmachtenden, ſondern auch allen ſchmächtigen Damen ewigen Haß ſchwur.

Es iſt eine bekannte Sache, daß die Menſchenkinder überhaupt und die jungen Menſchenkinder insbeſondere, die Kontraſte lieben und gern von einem Gegentheil zum andern hinüberſpringen. So machte denn auch Seling, der nun einmal im Zuge war, und ohne Liebe nicht leben zu können glaubte, einen *salto mortale* von der ſchmachtenden, ſchwärmeriſchen Adelgunde zur kleinen runden Renata, die ihn, im Vergleiche zur ſtillen, ſinnigen Schweſter, entzückte, weil ſie, lebhaft, geſprächig, Witz und Wortſpiele liebend, ihre Verehrer ſtets zu beluſtigen und in aufgeregter Stimmung zu erhalten wußte. Seling befand ſich im Umgange mit Renata ſo wohl, daß er behauptete, Heiterkeit und Lebensluſt ſei der eigentliche Charakter der wahren, echten, geſunden, glücklichen und beglückenden Liebe, und ohne dieſe weſentlichen Merkmale ſei ſie uns eine manchmal intereſſante, größtentheils aber trübſinnige, trotz aller Zärtlichkeit langweilige, und trotz allem Ueberreiz abſpannende Gemüths- und Leibeskrankheit, die, ſelbſt wenn ſie wie die kranke Muſchel, Perlen erzeuge, doch immerhin ein eben ſo unerfreulicher als unnatürlicher Zuſtand ſei, denn jeder wahrhaft Glückliche huldige dem Frohſinne, und wenn die Liebe wahrhaft beglücken ſoll, verlange ſie, gleich dem Pflanzenreiche, einen guten Boden, Licht und Luft, nebſt friſchem Morgen- und Abendthau.

Seling war ſo ſeelenvergnügt, und Renata ließ ſich ſeine Huldigung gefallen, weil ſie ihr Unterhaltung machte, ſo lange Jener als perſonificirter Scherz erſchien; als er aber, bei ſteigendem Wärmegrade des Thermometers der Liebe, ſentimental zu werden anfing, wurde ſie der Verehrung und des, mitunter ſogar ſeufzenden Verehrers überdrüßig. Die Kluge bedachte, daß dieſe Liebſchaft zu keinem erwünſchten Ziele führen könne. Sie beſchloß daher abzubrechen, ehe die Sache ernſthafter wurde. Zu dieſem Ende zog ſie ſich, wie der geſchickteſte Feldherr, ſo gut zurück, daß ſie bereits in beträchtlicher Entfernung vom Feinde ſtand, ehe dieſer den bei Nacht und Nebel unternommenen Rückzug bemerkt hatte.

Dem Scharfblicke der weiblichen Schlauheit entgehen ſelbſt die kleinſten Phänomene verliebter Zuſtände nicht. So waren auch die fünf Schweſtern, gewohnt, einander bei der geringſten Spur einer Herzensangelegenheit genau zu überwachen wie Grenzwächter die Schmugler, auf Seling's Huldigungen, die er Adelgunden und Renaten darbrachte, aufmerkſam geworden, und ſeine wandernde Liebe wurde bald der intereſſante Gegenſtand ihrer geſchäftigen Beobachtungen und geheimen Mittheilungen. Man hat Beiſpiele, daß ſelbſt Schweſtern in ſolchen Fällen kein Bedenken tragen, die Jagdgerechtigkeit auf fremdem Gebiete auszuüben, ſo wie der Mann keinen Anſtand nimmt, im umgekehrten Falle ſeine Liebe in einem Kreiſe hübſcher Schweſtern die Runde machen zu laſſen.

Adelgunde und Renate mußten es dulden, daß die drei ungeduldigen Schweſtern ſich über ſie mokirten, und nur an den männlichen Wankelmuth, aber durchaus nicht an das weibliche Kerbaustheilen glauben wollten. Es ſtand indeſſen im Buche des Schickſals geſchrieben, daß die Spötterinnen die Beſpöttelten werden ſollten, wie es der Kreislauf der Weltbegebenheiten ausgleichungsweiſe mit ſich bringt.

Und alſo geſchah es. Seling gab ſich die Miene, Renatens Rückzug ſo wenig zu beachten, als ob gar nichts vorgefallen wäre. Er erklärte bei ſich die in's Blaue hinein ſchmachtende Adelgunde und die luſtig herumflatternde Sylphide Renata für gehaltloſe Weſen und heftete ſeine bewundernden Augen auf die gehaltreiche Melanie. Hätte er das Fräulein beſſer gekannt, ſo würde er den Feldzug vermuthlich unterlaſſen haben.

Melanie hatte ſich ein Ideal vom Manne ihrer Liebe entworfen, dem Seling durchaus nicht glich. Auch unter den übrigen Männern, welche das freiherrliche Schloß beſuchten, befand ſich nicht Einer, welcher jenem Ideale entſprach. Melanie fing bereits an, auf die Realiſirung des Phantaſiegebildes Verzicht zu leiſten, und ſie beſchloß, lieber eine Unvermählte zu bleiben, als je einem nicht Selbſterwählten anzugehören. Den Erſatz für dieſe Entbehrung hoffte ſie im Reiche der Kunſt und des Wiſſens zu finden. Sie ergoß ihre Sehnſucht und Wehmuth im Geſang, mit Begleitung der Harfe; ſie malte ideale Bilder und idylliſche Scenen meiſterhaft; ſie las geſchichtliche Darſtellungen und geiſtreiche Dichtungen; ſie dichtete ſelbſt. Seling erſchien ihr als ein höchſt profanes Weſen und als die Ernſtgeſinnte, Tieffühlende, ein paar Verſuche zur Annäherung des Verſuchers mit dem kalten Spotte der Superiorität zurück gewieſen hatte, wagte der Verzagende nur mit Schüchternheit einen dritten, welcher zugleich der letzte wurde, da Melanie ein Lied ſang, deſſen Worte die launige Verabſchiedung eines lächerlichen Liebhabers ausſprachen, dann die Harfe an einen Cypreſſenbaum ſtellte, und ſich ſchweigend entfernte.

Seling beſchloß, ſich an der herzloſen, wie er ſie nannte, dadurch zu rächen, daß er ſich gleichgültig und unverletzt zeigte, und ſchon am folgenden Tage Hermengilden der von der Natur reichbegabteſten und ſchönſten unter den Schweſtern ehrfurchtvolle Huldigungen darzubringen begann. Hermengildens Sinn war aber ſo ſtolz wie ihr Wuchs. Sie war ganz dazu geſchaffen, in der Wirklichkeit die Rolle einer Gräfin Imperiali aus Schillers Fiesko zu ſpielen und ſo wie ſie es ſich angemaßt hatte, ihre Schweſtern zu beherrſchen, eben ſo wollte ſie auch über alle Männer, die ſich ihr zu nähern wagten, als Deſpotin den gebietenden Scepter wie über kniende Sclaven ausſtrecken. Sie liebte Pracht und Herrlichkeit und war deshalb entſchloſſen, nur einem ſehr reichen Manne von hohem Range und mächtigem Einfluſſe die Hand zu reichen, dem dafür das Glück beſchieden ſein ſollte, der Erſte ihrer Sclaven zu ſein. Seling wurde bei dem erſten Verſuche zu einer deutlicheren Erklärung von der Hochmüthigen in den Strom der Vernichtung geſtürzt, aus dem er nicht ſobald wieder aufzutauchen vermochte.

Der Menſch hat indeß zwei große Aerzte zur Heilung ſeiner Seelenwunden, Zeit und Jugend: die Erſtere heilt dieſe Wunden ſicher, aber langſam, die zweite durch ſehr draſtiſche Mittel, aber ſchnell, manchmal zum Erſtaunen ſchnell.

Seling ließ ſich von der zweiten behandeln. Er ſprang empor wie ein zur Erde geworfener elaſtiſcher Ball, und das Verſcherzte war in der kürzeſten Zeit auch verſchmerzt. Er lachte über ſich ſelbſt, daß er der rothen Lene einen Korb gegeben und dagegen vier Körbe erhalten hatte. Aufgeregt durch Trotz und Eitelkeit, ließ er ſich nun beikommen, ſein Heil, den Schweſtern zum Aerger, bei Julianen zu verſuchen. Er wußte, daß ſie ihm ſtets wohlwollend geſinnt war, und ihn ſogar ein paarmal wegen Uebereilungen, deren er ſich ſchuldig machte, mitleidig in Schutz genommen hatte. Er ſuchte ſich nun zu überreden, daß hierin wohl ein Keim verborgener Liebe gelegen ſein konnte, und daß alte Liebe, wie ein altes Sprichwort ſagt, nicht nur nicht roſtet, ſondern ſogar als eine ganz neue friſch aufleben könne, wie eine halb erſterbene, vom Hauch angeblaſene Kohle.

Seling hatte ſich in ſeiner Vermuthung nicht getäuſcht. Die ſtille, ſanfte, zartfühlende, innige und ſinnige Blume der holdeſten und lieblichſten Jungfräulichkeit hatte für ihn wirklich eine geheime Neigung empfunden, die aber, ſo wie das Morgen- und Abendroth nur beim Erſcheinen oder Schwinden der Sonne ſichtbar wird, ſich nur bei beſonderen Veranlaſſungen zeigte, wo ſie ihn als guter Genius warnte, oder als Fürſprecherin ein Vergehen vor den zürnenden Eltern mit milderen Farben malte, als die Schweſtern, Brüder oder Hausgenoſſen es thaten, obſchon ſie nie wollte, daß Seling etwas davon erfahre. Juliane lebte überhaupt mehr in ihrer Gemüthswelt als in der äußern, deren Erſcheinungen ſie immer nur leiſe berührten, oft ſpurlos an ihr vorüberzogen. Sie hielt ſich, ſofern es ihr geſtattet war, vom lauten Markte des bunten Lebens ferne. Fügſam dem leiſeſten Winke der Eltern, nachgiebig und gewährend den Bitten und Anſprüchen der Geſchwiſter, mild gegen die Hausgenoſſen, war ſie das Ideal Aller, ohne ſelbſt es zu wiſſen. Sie war keine Meiſterin des Geſangs, aber ihr einfaches Lied drang dem Hörer tief in's Herz. Sie ſprach ohne Lebhaftigkeit, aber die Flötentöne ihrer Stimme übten einen rührenden Zauber. Der zierliche Wuchs, die gefällige Geſtalt, die Lilienfarbe der Wangen, vom ſanften Roth der Pfirſichblüte angehaucht, und das Augenblau des reinſten Maihimmels, ſie ſpiegelten die Holdſeligkeit ihres Weſens zurück, wie die Oberfläche des ungetrübteſten See's den Blumenrand und den klaren Mond. Der Schatz ihrer ſchönen Gaben war aber ein Diamant, der nicht auf der breiten Heerſtraße des Weltlebens daliegt, ſondern vom Schatzgräber aus dem tiefen Schachte gehoben ſein will. Das, was das Beſte in dieſer Welt iſt, die nicht die beſte iſt, liegt ja gewöhnlich, wo nicht verbergen, doch gewiß etwas tiefer, als das Gemeine und Nichtige, welches ſich uns überall anmaßend und vorlaut entgegen drängt. Edlere Menſchen wandeln häufig unerkannt und ungeſehen wie Geiſter durch die Welt, und die reinſten, höchſten Genüſſe liegen dem größern Theile der Menſchen ſo ferne, wie die glänzenden Sterne des nächtlichen Himmeldoms, welchen die Wenigſten beachten, wenn ſie im Sinnentaumel vom ſchwelgeriſchen Feſtgelage heimwandern.

Juliane bemerkte Seling's Annäherung mit Wehmuth, da ſie erkannte, daß ſie ſein Entgegenkommen nicht erwiedern durfte. Sie legte es nicht als Wankelmuth aus, daß er von der Einen zu der Andern übergegangen war, denn ſie nährte die Ueberzeugung, daß keine der Schweſtern jene Gemüthsgaben beſaß, welche unerläßlich ſind, um einem Manne von höherer Art den Vollgenuß des höchſten Glückes der Liebe zu gewähren, mit ihm ein Weſen zu bilden, und ihn bis zum letzten Hauche des Lebens an ſich zu feſſeln. Seling dagegen geſtand ſich freimüthig, daß er erſt jetzt den Werth edler Weiblichkeit und das Glück der Liebe und ihren Himmel auf Erden erkenne. Und fürwahr! Wenn Liebende ſich nicht Alles ſind, ſo ſind ſie einander Nichts.

Julianen blieb unter den gebietenden Umſtänden nichts übrig als — zu entſagen und ſich zu ſchließen, wie jene Blume, die bei der leiſeſten Berührung ihre Blätter zuſammenzieht.

Die Haupturſache zu dieſem Benehmen lag darin, daß die Schweſtern, welche dem Bewerber mehr oder weniger abhold waren, die zuletzt Gewählte beſpöttelten und den mit Körben Betheilten ironiſch beklagten. Am bedenklichſten wurde aber die Sache dadurch, daß die Eltern ſchon davon Kunde erhalten hatten, und auf Mittel dachten, dem Unfuge durch zeitweilige Entfernung des verwegenen Unbeſonnenen ohne Verzug ein Ende zu machen.

Der alte Freiherr war ein Mann von feſter Willenskraft; die Gemalin beſaß dagegen die äußerſt ſeltene Eigenſchaft, keinen andern Willen, als den ihres Mannes zu haben, mit Ausnahme derjenigen Gegenſtände, welche in ihren eigentlichen Wirkungskreis, das Hausweſen, gehörten, wo ſie feſt entſchloſſen war, das ihr und ihrem Geſchlechte angeborne Recht mit unerſchütterlichem Muthe zu vertheidigen und zu behaupten. Sie ſtimmte daher, obſchon ihr die unerläßliche Nothwendigkeit der zu treffenden Maßregeln nicht recht einleuchten wollte, dem Gatten bei, daß Seling vorläufig zu entfernen ſei. Er ſollte für einige Zeit bei dem Bruder General als Sekretär verwendet werden, um nach erfolgter Heilung in den Schooß der Familie wieder zurückzukehren, wo man dann über ſeine künftige Beſtimmung zu verfügen gedachte.

Die in's Vertrauen gezogenen Brüder vermißten den gewohnten trauten Genoſſen ungerne. Dem größern Theile der gleichgeſinnten Jünglinge ſchien ſogar das, was die Eltern ſtrafwürdig fanden, die kleinen Liebſchaften, ein ſehr geringes verzeihliches Vergehen, indem Jeder derſelben bedachte, daß er in ähnlichen Verhältniſſen wahrſcheinlich dasſelbe gethan hätte. Selbſt die Schweſtern, bis zu dieſem Augenblicke ſtrenge Richterinnen, gewannen jetzt eine mildere Anſicht; Juliane aber weinte im Stillen manche Thräne.

Schon war Tag und Stunde feſtgeſetzt, wo dem Verbrecher aus Liebe das Urtheil angekündigt werden ſollte. Indeß hatte Bruder Roland, der Maler, im Einverſtändniß mit Juliane, es mit dem, was noch Geheimniß bleiben ſollte, nicht ſo ſtreng genommen, und Seling erfuhr, welcher Schlag ihn bedrohe. Seling's Stolz erblickte hierin eine entehrende Verbannung; er ſah ſich mit ſchonender Art aus dem Hauſe gejagt, und in der Unterſtützung, welche man ihm noch ferner wolle angedeihen laſſen, nichts als das Werk des Mitleids mit dem hinausgeſtoßenen Wicht. Feſt entſchloſſen, weder die Gabe des Erbarmens, noch die ihm zugedachte Sekretärsſtelle anzunehmen, ließ er am Abende vor dem verhängnißvollen Tage auf dem Schreibtiſche ſeines Zimmers einen Brief zurück, worin er ſeinen Pflegeeltern für die empfangenen Wohlthaten herzlich dankte, mit der Erklärung, daß er den Wanderſtab ergreife, und, der Zukunft muthig entgegen ſchreitend, mit dem Streben eigener Kraft ſein Schickſal ſich gründen wolle. Nur in dem Falle, daß es ihm gelänge, ein erwünſchtes Ziel zu erreichen, würde er es wagen, das Haus der Verehrten, ihm ein Heiligthum, wieder zu betreten. Einem Diener, der ihm beſonders zugethan war, gab er einen Brief, worin er von Julianen zärtlichen Abſchied nahm, mit der Bitte, das Schreiben ihr erſt am folgenden Morgen einzuhändigen.

Seling hatte nun ſeine ruheloſen Wanderungen durch zwei Jahre fortgeſetzt. Er verſuchte das Meiſte, was ein Menſch verſuchen kann; er bewegte ſich in den verſchiedenartigſten Verhältniſſen. Mißlang das Eine, ſo ward ſogleich ein Anderes unternommen, und an die Stelle des Mißgeglückten trat unverzüglich ein neues Wageſtück. Bei den vielen ungünſtigen Ereigniſſen, die ihn trafen, fand das einzige Erfreuliche Statt, daß ſein Körper nie die Geſundheit, ſeine Seele nie den Muth verlor. Uebrigens hätte die Menge ſeiner Erlebniſſe hinreichenden Stoff für einen bändereichen, intereſſanten Roman liefern können. Er theilte ſpäterhin Manches, was ihn während jener ſtürmiſchen Periode betroffen hatte, dem nach bizarren Stoffen dürſtenden Volcanelli mit, wovon dieſer in einem Romane, welcher den Titel: „die Luftgebilde des Luftſchiffers“ führte, mit unbedeutenden Abänderungen Gebrauch machte.

Seling hatte wirklich, nachdem alle ſeine Luftſchlöſſer in Luft zerfloſſen waren, in ſeiner Verzweiflung den kühnen Entſchluß gefaßt, das Wagſtück einer Luftfahrt zu unternehmen und dabei Glück und Leben auf's Spiel zu ſetzen. Es gelang ihm, mit einem Abenteurer ohne wiſſenſchaftliche Ausbildung bekannt zu werden, der durch dieſes luftige Gewerbe ein hinreichendes Vermögen gewonnen hatte. Seling, der viele phyſikaliſche Kenntniſſe beſaß, fand eine willkommene Aufnahme. Der Jüngling machte mit dem bejahrten Meiſter, als deſſen Famulus, einige glückliche Luftreiſen. Er wurde in die gefährliche Kunſt eingeweiht, und als der erfahrne Lehrer den Entſchluß faßte, ſein Erwerbenes zu genießen und ſich eines ruhigen Lebens zu erfreuen, gab er dem Jünger eine genügende Geldſumme nebſt den erforderlichen Inſtrumenten und Materialien.

Seling, beſeelt von der Hoffnung, in kurzer Zeit ein reicher Mann zu werden, wagte nun in einem, dem freiherrlichen Schloſſe zunächſt gelegenen Städtchen ſeinen erſten Aufflug, ohne einen Gehülfen bei ſich zu haben. Feſt entſchloſſen, ſeinen Meiſter zu übertreffen, gab er, deſſen Muth ſeine Sachkenntniß überſtieg, dem Luftballon eine Füllung, die ihn zu einer, bisher von keinem Aeronauten erreichten Höhe emportragen ſollte.

Als der Ballon zu einer mäßigen Höhe aufgeſtiegen war, ſalutirte der neue Phaëton mit der kleinen Fahne, welche die Farben des freiherrlichen Wappens, hellroth und blaßgrün, zeigte. Seine Augen flogen ſcharf ſpähend, nach allen Seiten umher, denn er hoffte, unter der dichtgedrängten Menge der Zuſchauer auch die freiherrliche Familie zu finden. Vergebens war alles Spähen und Forſchen; die Erſehnten feierten eben an dieſem Tage das Feſt der goldenen Hochzeit. Der Getäuſchte, von Schmerz und Mißmuth gefoltert, rief nun mit der Innigkeit eines Betenden den Namen Juliane, — und mit beſchleunigter Schnellkraft flog der Luftballon aufwärts.

Wir haben bereits geſehen, welch trauriges Ende die Reiſe nahm und in welchem Zuſtande der Unglückliche vom Himmel auf die Erde zurückkehrte. Es war nothwendig, den Leſer mit dem Vorſpiele dieſer ſeltſamen Erſcheinung und mit dem Charakter dieſes, im Leben und Streben excentriſchen Jünglings näher bekannt zu machen. Da dies auf eine genügende Weiſe geſchehen iſt, kehren wir auf das Schloß Ehrenſtein zurück, um den ferneren Gang der Geſchichte zu verfolgen.

---

## V.

## Die Wiederaufnahme.

Seling war bei ſeinem Unglücke ſo glücklich, ſeine Schuld mit einigen nicht lebensgefährlichen Wunden, Quetſchungen und Verrenkungen zu büßen. Die körperliche Herſtellung erfolgte früher, als man ſie erwartet hatte. Der junge Freiherr Medard von Ehrenſtein, der vor Kurzem ſein Diplom als Arzt und Wundarzt erhalten hatte, wich in den erſten Tagen kaum vom Lager des Kranken. Medards Bruder, der Prieſter-Jüngling Emanuel, den Geiſt echter Frömmigkeit mit dem edelſten Herzen voll Menſchenliebe verbindend, nahm die Heilung der kranken Seele des Unglücklichen auf ſich, für welchen alle Uebrigen in Mitleid und Wohlwollen wetteiferten. Vergeſſen war Alles, was zu Seling's Nachtheil ſprach, und eine unbedingte Verzeihung wurde ihm ſchon im Voraus von allen Seiten zuerkannt, während der alte Freiherr ſich mit dem Gedanken beſchäftigte, auf welche Weiſe dem Gebeſſerten ein ſicheres und ſorgenfreies Loos für die Zukunft zu gründen wäre.

Das Wundfieber und ſeine Nachwehen waren verſchwunden, und der, durch ſtarken Blutverluſt Geſchwächte erfreute ſich des angenehmen Gefühls der wieder zunehmenden Leibeskräfte. Als ſchon die letzten Gold- und Violetfarben der Abendwolken am Rande des fernen Horizonts verglommen, trat Medard nochmal in das Gartenzimmer, welches Seling bewohnte. Er beſichtigte noch einmal die vernarbenden Wunden, unterſuchte mit größter Sorgfalt den ganzen körperlichen Zuſtand und gab endlich die freudige Erklärung, daß Seling am nächſten Morgen im Garten Luft und Bewegung genießen dürfe.

Der Beglückte erhob ſich aus ſeinem Armſtuhle ſo raſch und drückte den, mit beiden Armen umſchlungenen Arzt ſo kräftig an's Herz, daß dieſer lächelnd ſagte: „Könnte ich noch ein Bedenken tragen, ob ich Dir den erſten Ausflug in's Freie mit voller Beruhigung geſtatten dürfe, ſo würde dieſe gewaltige Umarmung allein ſchon hinreichen, auch den letzten Zweifel zu heben.“

Als Medard den Freigeſprochenen verließ, gab ſich dieſer dem vollen Ausbruche des Entzückens hin; er hob die Arme zum Himmel, er ſchlug die Hände zuſammen und rief: „O mein Gott! Ich werde ſie ſehen! Hab' ich Unwürdiger ſolches Glück verdient? O warum durfte ich ſie nicht früher ſehen? Die Heilkraft ihres Blickes würde meine Geneſung beſchleunigt haben. O Himmel! gib mir Kraft, mich ſelbſt zu beherrſchen und das Uebermaß der Seligkeit in die milde Form dankbarer Freude zu verſchließen!“

Der Schlaf floh den Aufgeregten; die Nacht ſchien kein Ende nehmen zu wollen. Die Schloßuhr verkündigte die zwölfte Stunde.

Seling trat zum Fenſter. Vor ihm lag eine große Blumenwieſe, auf ihr das weiße Licht des unbewölkten Vollmondes, der freundlich mild auf das ſtille Gefilde herabſchaute, als wäre er der ſchützende Genius des nächtlichen Heiligthums. Nur das heimliche Geſäuſel der vollbelaubten Baumwipfel und das leiſe Gemurmel des mit ſeinen Kieſelſteinchen ſpielenden Baches ſchien dieſes Reich des Friedens wie Geiſterſtimmen zu durchziehen.

Seling öffnete das Fenſter; Himmelsluft und Balſamduft hauchten ihn an. Er ſetzte ſich, die Füße in den Garten hinabhängend auf den Fenſterſtein. Da konnte er ſich nicht länger zurückhalten: er mußte hinab, mußte hinein in dieſes Meer der Wonne. Sich mit beiden Händen am Fenſterſtock feſthaltend, trat er auf das Geländer, an welches ſich einige Feigenbäume ſchmiegten, ſtieg behutſam abwärts — ein leichter Sprung, und er ſtand auf dem weichen Grasboden. Beim Anblicke der um ihn waltenden, harmoniſch in einander verſchmelzenden Ruhe des Himmels und der Erde durchſchauerte eine ſanfte Wehmuth den Tiefgerührten. Er ſank auf die Knie, und aus der beklommenen Bruſt drängten ſich die leiſen Worte:

„O ſüßer Friede, der hier webt und waltet! Warum verſchloß ich dir dieſes ruheloſe Herz, deſſen wilde Blutwogen mich von Thorheit zu Thorheit forttrugen? Den Stürmen der Leidenſchaft mich hingebend, verließ ich dieſes Paradies der Unſchuld und irrte umher, wie Kain, durch eine

Welt, die dem verkannten Fremdling keine Freundeshand reichte. Ich wollte im Uebermuthe der Kraft ertrotzen, was nimmer ſich ertrotzen läßt, — das Glück des Lebens. War's ein günſtiges oder ein feindliches Schickſal, welches mich aus der Lufthöhe eben auf dieſen Erdfleck herabſtürzte an dem Tage, der, im längſten Menſchenleben nur einmal kommend, von Gott geſendet wurde, um der treueſten, ſtandhafteſten Liebe und dem edelſten und ehrwürdigſten Ehebunde die ſchönſte aller Freudenkronen ſegnend aufzuſetzen? Wäre es dem Zerſchmetterten nicht beſſer geweſen, ein Opfer des Todes zu werden und hier in dieſem Aſyl ſein Grab zu finden, als, gerettet durch die Hände des gütigſten Wohlwollens, wieder in's Leben zu treten? Was erwartet mich? welches Glück? welches neue Unheil? — Dich, Juliane, ſoll ich ſehen, Dich gefühllos wie ein Marmorbild bewundern oder vergehen in verzehrender Liebesglut! Ja! ich will es. Dankbarkeit und reine Verehrung fordern mich auf, Dir zu entſagen, um Dich nicht durch meine Schuld in's Verderben zu ziehen. Ich will zu Dir emporblicken, wie zum ſchönſten und reinſten aller Sterne, die am dunkeln Himmel glänzen. Allmächtiger! ſtärke mich in meinem Vorſatze und gib mir Kraft zur Ausdauer!"

Von dieſer Aufregung erſchöpft und von plötzlichem Schauder überwältigt, ſank der noch Schwache, dem eine beſchleichende Ohnmacht die Sinne löste, bewußtlos zur Erde. Das Selbſtgeſpräch des Leidenden, der jetzt hülflos auf dem thaubenetzten Grasboden lag, hatte Volcanelli, von einem Fliederſtrauche verdeckt, behorcht. Er ſprang nun hervor, hob den Geſunkenen empor, und hielt ihn in ſeinen Armen. Er drückte den Erkalteten feſt an die heiße Bruſt, er hauchte die geſchloſſenen Augen an, er rieb ihm die pulſirenden Schläfe. Schon ergriff den Geängſtigten die bange Beſorgniß, ein Nervenſchlag habe die Leiden des Jugendfreundes geendet, der ſich ſo tollkühn in die Nachtluft gewagt. Volcanelli verſuchte nun das Letzte; er legte dem Ohnmächtigen die zitternde Hand auf's Herz. Welche Wonne! Leiſe Schläge verkündeten die Spuren noch vorhandenen Lebens. Nun rüttelte Volcanelli die Glieder des etwas ſtärker Aufathmenden; er ſtreichelte die kalten Wangen, er rief ihm in's Ohr.

Endlich öffnete Seling die Augen; er hob den rechten Arm und betaſtete mit prüfender Hand die Stirne. Als dem Erwachenden das volle Bewußtſein zurückkehrte und er ſich des Vorgefallenen deutlich erinnerte, ſank er mit Freudenthränen an die Bruſt des erkannten Freundes, um dem Strome ſeiner Empfindungen freien Lauf zu laſſen, und den Lebensretter in die Geheimniſſe des gequälten Herzens einzuweihen.

Volcanelli drückte ihm die Hand auf die Lippen und ſagte: „Verſtumme! Für's Erſte verbietet Dir Dein leidender Zuſtand jedes Wort; zweitens wäre jede Sylbe überflüſſig, denn ich habe Deinen ganzen Monolog, halb leidenſchaftlich, halb reflektirend, vernommen und das, was noch dazu gehörte, kann ich als Dichter errathen. Du haſt mein inniges Mitgefühl erregt; ich kann mich in Deine Lage ſo hinein denken, als wäre ich ſelbſt in der höchſt kläglichen

Geſchichte. Du haſt den tollen Streich gemacht, herabzuſteigen; ſei jetzt ſo vernünftig, wieder hinaufzuſteigen, und zwar ohne den geringſten Verzug! Säumſt Du nur eine Minute, ſo ſchlage ich Allarm und wecke das ganze Haus."

Volcanelli ging nun zu dem nahen Bächlein, ſchöpfte mit den hohlen Händen Waſſer, und wuſch dem Freunde, der kein Wort zu ſprechen wagte, die Schläfe; dann kletterte er an dem Geländer hinauf, ſetzte ſich auf den Fenſterſtein, reichte dem, ihm gehorſam Folgenden die hinabgeſenkten Hände und zog den Schwankenden zu ſich hinauf.

Als Zeling im Zimmer ſtand, forderte Volcanelli von ihm das Ehrenwort, daß er nicht nur im Zimmer bleiben, ſondern ſich auch ſogleich in's Bett legen wolle. Als das Ehrenwort gegeben war, umarmte Volcanelli den Gefangenen und wünſchte ihm ſo wohl zu ſchlafen, wie er ſelbſt es zu thun gedenke.

Der ermüdete Zeling ſank auch nach einigen Minuten in einen tiefen Schlaf, aus dem er ſpäter als alle übrigen Bewohner des Schloſſes erwachte.

Als er die Augen öffnete, ſtand Medard und Volcanelli an ſeinem Bette. Der Erſtere meldete ihm die Einladung, mit der freiherrlichen Familie, die ihn längſt erwarte, im Garten zu frühſtücken. Beide nahmen den Verlegenen, über deſſen ſchnellen Puls der Arzt ſich wunderte, in die Mitte und führten ihn zum Pavillon. Am obern Ende eines langen Tiſches ſaß der Freiherr von Ehrenſtein, neben ihm ſeine Gemalin, zu beiden Seiten die Töchter und die Söhne. Als Seling mit den beiden Gefährten in den Pavillon trat und die ausdrucksvollen Geſichtszüge und das mit ſchneeweißen Haaren bedeckte, vom Glanz der Morgenſonne umfloſſene Haupt der kräftigen Geſtalt erblickte, ließ er ſich vor dem ehrwürdigen Greiſe auf die Knie nieder und küßte mit Demuth und Innigkeit die ihm freundlich dargereichte Hand, dann erhob er ſich und brachte auch der Freiin die gleiche Huldigung. Die Söhne drückten ihn nach der Reihe an's Herz und die Töchter nickten ihm freundlichen Gruß. Holdes Lächeln umfloß jedes erröthende Geſicht, nur Juliane erblaßte, und Thränen glitten über die Wangen, wie ein Quell an einem Lilienbeete dahinfließt.

Somit endigte die rührende Empfangsſcene mit jener Feierlichkeit, welche allen Vorgängen von einiger Wichtigkeit in dieſem Hauſe eigen zu ſein pflegte.

Nachdem das Frühmal genoſſen war, wendete ſich der Greis mild und heiter an Seling mit den Worten: „Sei uns willkommen im Familienkreiſe! Als Beweis, daß Du uns eben ſo herzlich zugethan biſt, wie wir Alle es Dir ſind, erzähle aufrichtig, ohne Schmuck und ohne Schonung gegen Dich ſelbſt, Alles, was Du erlebt und erfahren haſt in Freud' und Leid!“

Seling verſprach, dem billigen Verlangen gewiſſenhaft nachzukommen, wie die heilige Pflicht der Wahrheit und der Dankbarkeit es ihm geböten. Und er hielt Wort. Er bat zuerſt um Nachſicht, wenn die Heftigkeit der Gemüthsbewegung ihm nicht geſtatte, Alles ſo deutlich zu bezeichnen und ſo klar vorzutragen, wie er es darzuſtellen wünſche. Er ſchwieg einige Minuten, um ſich zu ſammeln; dann erzählte er die Geſchichte ſeiner Beſtrebungen und Irrungen mit ſo ſcharfen Umriſſen, daß die Aufrichtigkeit des Darſtellers und die Wahrheit des Dargeſtellten nicht zu verkennen war. Er blickte bei dem Vortrag gerade vor ſich auf denſelben Punkt und noch mehr in ſich hinein; er verſprach auch alle die Erlebniſſe, die er jetzt nur flüchtig hinwerfen könnte, ausführlich niederzuſchreiben und den Aufſatz einer ſtrengen Prüfung zu unterziehen.

Als Seling geendet hatte, befahl die Mutter den Töchtern an ihre Arbeit zu gehen. Sie drückte dem Gemale die Hand und folgte den Mädchen, die ſich von der Geſellſchaft ſchwer trennten.

Jetzt nahm der Jubelgreis das Wort:

„Die Gnade des Himmels hat mir das ſeltene Glück gewährt, das Feſt der goldenen Hochzeit, geſund an Leib und Seele, zu feiern. Für dieſen ſchönſten Zeitpunkt meines langen Lebens habe ich die Schlichtung eines Geſchäftes von höchſter Wichtigkeit beſtimmt, die Abhaltung eines Familienrathes mit Euch, meine lieben Söhne! Es handelt ſich um Beruf und Standeswahl, um das Schickſal Eurer Zukunft, um das Wohl und Weh Eurer ſelbſt und Derjenigen, mit denen Ihr in nähere Verhältniſſe treten, deren Anſichten und Forderungen Ihr theilen oder bekämpfen ſollt, demnach für ſie, gegen ſie, oder mit ihnen wirken müſſet. Es liegt Euch ſomit ob, mit Euch ſelbſt einig zu ſein und, mit Kraft und Muth gerüſtet, auf der Arena des Lebens zu erſcheinen, als Helden für Recht und Wahrheit.“

„Ich habe Jedem von Euch die Standeswahl frei geſtellt. Ihr habt gewählt und ich ließ Euch gewähren; ich will aber nun von Euch die feierliche Erklärung vernehmen, ob Keiner von Euch eine Urſache fand, oder zu finden glaubte, von der getroffenen Wahl wieder zurückzutreten. Spreche Jeder mit Freimuth! Noch iſt es an der Zeit, eine Uebereilung gut zu machen und nachtheiligen Folgen vorzubeugen, ehe es zu ſpät wird. Gebet keinem falſchen Schamgefühle Gehör und beantwortet mit gewiſſenhafter Wahrheit meine Fragen.“

„Otto, mein Erſtgeborner! Du haſt, kaum aus den Kinderjahren tretend, Deine volle Neigung der Landwirthſchaft zugewendet. Fühlſt Du noch dieſelbe Vorliebe für ſie? Sprich offen!“

Otto, ein Jüngling von hoher, kräftiger Geſtalt, in deſſen Weſen ſtille Heiterkeit mit Ernſt und Tiefſinn, rüſtige Lebhaftigkeit mit ruhiger Mäßigung die glücklichſte Miſchung bildete, trat zum Vater, küßte ihn herzlich und ſagte: „Lieber Vater! Wenn meine Geſchwiſter, die Hausleute und die Bauern mich einſt den Hirtenbuben, den freiherrlichen Schäferknaben, den Landjunker, den kleinen David auf der Weide nannten, da ſah ich auf Deinem Geſichte das wohlbehagliche Lächeln der Zufriedenheit. Du ließeſt mich gerne gewähren, wenn ich mich vom Morgen bis zum Abend unter Feldarbeitern und Herden herumtrieb und um den Spott über mein gebräuntes und, wie ſie ſagten, altes

Knabengeſicht mich wenig bekümmerte. Wie glücklich fühlte ich mich bei den ländlichen Beſchäftigungen unter Gottes freiem Himmel! Wie eifrig horchte ich dem Unterrichte des alten, erfahrnen Wirthſchaftsrathes, der mich ſein liebes Söhnlein nannte! Er rief mir täglich zu: „Vergiß ja nie, daß die Einfachheit der Natur allen Prunk weit übertrifft! Sie iſt das große Meiſterwerk, welches unmittelbar aus der Hand des Schöpfers kam; alle Menſchenherrlichkeit erſcheint dagegen klein. Die Natur ſteht höher als alle Kunſt und Wiſſenſchaft, weil die Erſtere nur ihre Nachbildnerin iſt und die Letztere alle ihre Kenntniſſe und Vorſchriften aus ihr nimmt. Wer vom Wege der Natur abweicht, iſt ein an Leib und Seele verkrüppeltes Weſen, verloren für alle Zeit. Die Natur iſt die große Haushaltung Gottes und die Landwirthſchaft ihre Haushälterin. Die Natur iſt die große Hochſchule des Lebens, an welcher der Menſch ſtudiren ſoll ohne Aufhören."

„So" fuhr Otto mit ſteigender Begeiſterung fort, „ſprach der wackere Mann und ſeine richtige Anſicht war ſo ſchätzbar als ſeine unermüdete Thätigkeit und ſein Gedeihen bringendes Wirken im weiten Kreiſe ſeines Berufs. Sein Geiſt lebt in mir. Wenn ich in der ſtillen Morgenfeier über die Gefilde dahin wandle und die in Schönheit und Herrlichkeit prangende Fülle der Natur in dem, von den erſten Sonnenſtrahlen übergoldeten Roſenſchimmer erblicke, auf den aufrecht ſtehenden Gräſern und Kräutern die Millionen, in allen Farben blitzenden Thauperlen erblicke, die friſchen Lüfte mich anhauchen, ſtärkend alle Adern und Gebeine mir durchdringend, tauſend Wohlgerüche mir in die Bruſt hineinſtrömen, und ein freudiges Erſtaunen mich ergreift über den jungen Nachwuchs und über das Gedeihen des ſchon Vorhandenen im brütenden Schooße der allnährenden Mutter Nacht, dann glaube ich in das Heiligthum der hier ſichtbar werdenden Gottheit zu treten. Ich beuge meine Knie, und verrichte mein Morgengebet. Welches Entzücken gewährt ein Erntefeſt auf den Feldern, bedeckt mit den unzähligen Getreidehalmen, deren Aehren im Goldduft hinwogen! Welchen Jubel erregt ein geſegnetes Weinleſefeſt, wenn die Trauben aus den großen grünen Blättern wie das Farbenſpiel feuriger Edelſteine hervorblinken und die Düfte des friſchen Moſtes wie Lebensgeiſter auf den Luftwellen umherſchwimmen! Was ſind alle Salonfeſte, was iſt alle Pracht des raffinirteſten Kunſtluxus dagegen? Welchen Wechſel ſchöner oder großartiger Scenen bieten uns die ewig neuen Jahreszeiten, die der Städter entweder gar nicht zu Geſichte bekommt oder nicht zu erfaſſen und zu würdigen verſteht! Welche Freude fühlt der Landmann, wenn er im Beginne des Frühlings das erſte Erwachen der Natur aus ihrem Winterſchlafe erblickt, begrüßt vom Jubel der wiederkehrenden Scharen der Vögel! Ringsumher welches Keimen, Drängen und Sproſſen! Wie hoffnungsvoll lauſcht er jeder ſchwellenden Knospe! Wie dankbar begrüßt er jedes Laub, jede Blüte, jeden neuen Grashalm! Wie gerne trägt er die Qualen des glühenden Sommers, der ihn dafür reichlich belohnt, indem er die köſtlichen Erzeugniſſe der Erde zur Reife bringt und den vergoſſenen Schweiß tauſendfach vergütet! Welche Schätze bringt uns der milde Herbſt, der von aller Welt als das Sinnbild des Segens geprieſen wird! Gemildert und erleichtert wird nun die mühevolle Arbeit des Landmannes, der vergnügt ſeine letzten Beſchwerden beginnt, indem er dem Schooße der Erde die Winterſaat vertraut, im entlaubten Walde Holz und Reiſer und Tannenzapfen für den heimiſchen Herd ſammelt, und den Vorrath der Lebensbedürfniſſe für lange Monate aufſchichtet, dann, wenn Schnee und Eis Felder und Hütten bedeckt, mit der ruhenden Natur der Ruhe pflegt und ſich erholt, während der Städter Nächte durchſchwelgt und durchrast, um am nächſten Frühlinge jahrelang hinzuſiechen oder auf dem Kirchhofe beim Todtentanz um Mitternacht zu figuriren. Eben ſo erkennt auch nur der Landmann den vollen Werth und Unterſchied der Tageszeiten. Der Städter bringt, wenn er auf dem Lande wohnt, die Unnatur in die Natur hinein. Er verſchläft den Morgen, verſchmaust den Mittag, vertändelt und verſpielt den Abend, verſchwelgt und vertagt die Nacht, während der Landmann, mit dem Tage zugleich erwachend, an die Arbeit geht, die er ſpielend verrichtet, während ihm der Scherz die Zeit verkürzt. Die heiße Mittagsſtunde ruft ihn zur mäßigen Koſt und kurzen Raſt. Kühler Schatten und friſches Waſſer ſtärken ihn. Am Abend überſchaut er ſein Tagewerk mit Zufriedenheit. Geſellige Gruppen ziehen ſchäkernd heim; der Hunger würzt den an Leib und Seele Geſunden das Abendmal, und der Schlaf, der Freund der Schuldloſen und Arbeitſamen, bedeckt ſie liebevoll mit den weichen Schwingen. Wenig Augenblicke,—

und das ganze Dorf ſchläft! Ein ſchnarchendes Dorf — welche liebliche Muſik!“

„Der Segen der ländlichen Arbeit, ſo beſchwerlich ſie auch iſt, liegt darin, daß Jeder ſie gerne verrichtet, weil die körperliche Bewegung ihm wohlthut, Licht und Luft ihn kräftigen und der Genügſame dadurch ſeinen behaglichen Lebensunterhalt gewinnt. Ihm machen die vielen Kinder keine Sorge. Können ſie noch nicht *gehen*, ſo kriechen ſie prächtig und haben ihren eigenen Schutzgeiſt, der ſie ſtatt der vielbeſchäftigten Eltern bewacht. Wachſen ſie ein Bischen heran, ſo haben Vater und Mutter an den Buben und Mädeln eben ſo viele Gehülfen und Gehülfinnen im Hauſe und auf dem Felde.“

„Verachte und verſchmähe mir ja Keiner das Landvolk! Es iſt zwar nicht mehr ſo brav, als es war, und in der Nähe der Städte, wo es vom Gift des Luxus etwas eingeſogen hat, theilweiſe ſogar entartet, auf jeden Fall aber beſſer als die, ihr ſelbſt verſchuldetes Siechthum und ihre Verkehrtheit den Dörfern einimpfenden Stadt-Karikaturen. Je mehr prächtig phantaſtiſche Landhäuſer gebaut werden, um deſto mehr wird das wahre Landleben verkrüppelt. Wir begegnen auf den Feldern wohl manche rohe Geſchöpfe; indeß iſt ein Ungebildeter dem Verbildeten immer vorzuziehen und eine natürliche Land-Pomeranze immer beſſer als eine überfeinerte Stadt-Ananas. Die ländliche Erziehung unſerer Zeit iſt wenig werth; in den Städten aber hat *das*, was eigentlich *Erziehung* heißt, aufgehört, und an ihre Stelle iſt der ſogenannte *Unter-*

richt getreten, der den Kopf füllt und erhitzt, das Herz aber kalt und leer läßt. Ich will mich von dieſen widrigen Dingen lieber abwenden und nochmal die verherrſchende ſchöne Seite des Landlebens beſchauen.“

„Ich komme vom Felde in den Garten. Welche Fülle aller Arten des Obſtes, für Sommer, Herbſt und Winter, von der kleinen Erdbeere an bis zur majeſtätiſchen Melone! Wie reich wird die geringe Mühe belohnt, die wir auf die Obſtkultur wenden, wo wir beim Mißlingen einiger Arten in jedem Jahre durch das reiche Gedeihen der andern vollauf entſchädigt werden! Der Küchengarten mit der grünen Fülle ſeiner wohlgeordneten Gemüſebeete bietet uns für reine Säfte, leichtes Blut und heitere Geſundheit die köſtlichſten Mittel. Wie Mancher könnte ſich die Apotheke erſparen, wenn er ſich mehr an den Gemüſegarten hielte! Und was ſoll ich nun von dem Blumengarten ſagen? Ich kann ihn nur ein noch unverlornes Paradies der Unſchuld nennen, in deſſen friedlichem Still Leben nur wahrhaft gute Menſchen Wohlbehagen und Vergnügen zu fühlen vermögen. Wenn uns die Blumen, von der prächtigen Hortenſie an bis zum zarteſten Vergißmeinnicht, wie freundlich holde Kinderaugen vertraulich und liebevoll anſchauen, welchem unverdorbenen Menſchen geht da nicht das Herz auf und was empfindet erſt dann Derjenige, deſſen ſorgſame Hand ſie gepflegt hat, unter deſſen überwachenden Augen ſie ihre Schönheit entfaltet haben? Die Blumenpflege gleicht der Kindererziehung Man tränkt, nährt, ſtützt und ſchützt ſie. Der Gärtner wetteifert in ihrer Erhaltung mit der

Erde, in der ſie, Säfte ſaugend, feſtwurzeln, und mit dem Himmel, der ihnen Thau, Licht und Wärme ſendet. Mancher Gefühlloſe, der überall nur materielle Genüſſe oder Befriedigung des Eigennutzes ſucht, hat die Blumen für ein nichtiges und überflüſſiges Naturſpiel erklärt; es zeigen aber viele Lebensverhältniſſe nicht nur, wie lieb und werth, ſondern auch wie beinahe unentbehrlich dieſes ſchöne Geſchenk der freigebigen Natur uns iſt. Die Blumen ſind in Freud' und Leid unſere treuen Gefährten. Liebende ſenden ſich Blumenſträuße als bedeutungsvolle Sinnbilder ihrer Empfindungen, ihrer Furcht und Hoffnung. Ein Blumenkranz ſchmückt die Braut; Blumen ſind die Zierde des Hochzeitfeſtes. Blumen verſchönern jede herzliche Feier im trauten Familienkreiſe. Blumen prangen im Heiligthum der Kirche, auf den Altären und an Heiligenbildern. Ein Blumenkranz ruht auf dem Haupte des beweinten Todten; gemalte Blumen erſcheinen auf dem Deckel des Sarges.“

„Ich gehe nun von dem Zarten zu dem Maſſiven über, nämlich zu den nützlichen Hausthieren. Wie viel verdanken wir der gutmüthigen Kuh! Welche Freude gewährt die Meierei! Unſere zwölf tüchtigen Ackergäule möchte ich nicht gegen die ſchönſten Luxus-Pferde vertauſchen.“

„So lebt der immer beſchäftigte, immer vergnügte Landmann, und trifft ihn ein Mißjahr, ſo hält ihn die Hoffnung der Fruchtbarkeit des nächſten aufrecht und munter. Unter meinem freien Himmel bin ich ein Freiherr im ſtrengſten Sinne des Wortes und fürchte nichts auf der Welt als die große Welt mit ihrem nichtsſagenden Geſchwätz in der Salon-Stickluft. Ich bleibe hier und nähre mich redlich und bilde die Aſſekuranz-Anſtalt und den ſichern Hafen, bereit für meine Brüder und Schweſtern, Eins mit der Natur und meinem Gott, in deſſen unmittelbarer Nähe ich leben und ſterben will.“

Der Vater umarmte den Erſtgebornen und ſagte: „Du haſt Dir, nach meiner Meinung, den beſten Theil gewählt. Ich übergebe Dir die Verwaltung des Gutes, und ruft das Schickſal alle Kinder von meiner Seite, ſo bleibſt Du, um mir die Augen zu ſchließen.“

---

Der Greis wendete die Augen nun nach ſeinem Sohne Emanuel, der ſich den geiſtlichen Stand erkoren hatte. Die edle ſchlanke Geſtalt, die milde Ruhe, welche ſich wie ein ſanftes Mondlicht über ſeine Geſichtszüge verbreitete, der fromme Blick der dunkelblauen Augen, der Goldglanz des blonden Haares, und die angeborene ſtille Würde ſeines Benehmens, gaben ihm das Anſehen eines höheren Weſens. Der Greis küßte den prieſterlichen Jüngling mit einem in Liebe und Ehrfurcht verſchmelzenden Gefühl und begrüßte ihn mit den Worten: „Diener des Herrn! Sprich ſelbſt die Weihe Deines Berufes aus!“

Emanuel erhob die geſenkte Stirn mit den leuchtenden Augen und ſprach:

„Mich pflegten die Hausgenoſſen ſtets den ſtillen Knaben zu nennen, und mein Leben in der Einſamkeit veranlaßte ſie, mir ſchon früh eine mehr als gewöhnliche Achtung zu bezeigen, ja mich freiwillig über ſie zu erheben. Wandelte ich, in einem Buche leſend, über die Felder, oder am Rande des Bächleins, ſo war es in ihren Augen ein Erbauungsbuch und die Begegnenden baten mich, ſie in mein Gebet einzuſchließen. Du ſelbſt, Vater, ſagteſt oft, Reinheit der Seele und des Leibes ſeien mir angeboren. Am Himmel und auf der Erde ſah ich Gott, den Allmächtigen, Allgütigen, und vermißte ich ihn manchmal in den Menſchen, ſo fand ich ihn in meinem Herzen wieder. Der erſte Unterricht, welchen mir unſer ehrwürdiger Schloßkaplan in der bibliſchen Geſchichte ertheilte, ſchloß mir eine Welt im Glanz der begeiſternden Morgenſonne auf. Die Wunder der Schöpfung erhoben mich zum Throne des Schöpfers und der fromme Glaube ſtieg wie eine feſtgewurzelte Blume aus dem warmen Herzen empor. Da glaubte ich die Stimme Gottes zu vernehmen, die mir einen höhern Beruf verkündete. Ich erkannte die Nichtigkeit und Vergänglichkeit des irdiſchen Daſeins, die Nothwendigkeit und Gewißheit des ewigen Lebens, die Täuſchung der Sinnenwelt und die Wahrheit des Geiſtes. Die Deviſe meines Lebens iſt: „Glaube, Hoffnung und Liebe! der Glaube an Gott, die Hoffnung auf Unſterblichkeit und ewige Seligkeit im Reiche des Friedens, und die Liebe zu Gott und ſeinem Ebenbilde, dem Menſchen.“ — Was iſt meine heilige Beſtimmung hienieden? „Die Menſchen verſöhnen, ſie tröſten; wenn das Unglück ſie niederdrückt, ſie ſtärken, wenn die Schwachen erlahmen, die Gefallenen erheben, den Rathloſen Hülfe leiſten, den Verzagten beiſtehen, den Verzweifelnden vom Verderben retten, den Verfolgten ſchützen, den Dürftigen nähren und kleiden nach meinen Kräften."

„Dem prieſterlichen Menſchenfreunde iſt der ſchönſte Wirkungskreis hienieden anvertraut. Er beruhigt und erbaut den kleinmüthigen Kranken; er lehrt ihn ſeine Leiden mit Geduld ertragen. Die Krankenpflege bietet ihm ein weites Feld für edles Mitgefühl und göttliche Weisheit. Der Prieſter iſt's, der den Menſchen von der Wiege bis an's Grab geleitet. Das Amt des Seelſorgers iſt das ſchönſte und wichtigſte, ein himmliſches und zugleich das menſchlichſte."

„Er ſteht wie ein Schutzgeiſt vor dem Neugebornen und führt ihn in die chriſtliche Gemeinde ein, die den Ankömmling liebevoll aufnimmt. Er lehrt das Kind durch frommen Unterricht Gott kennen und die Engel lieben. Er bildet das unwiſſende Mädchen zur Tugend; er beſänftigt den verwilderten Knaben, und lehrt Beide beten. Und wie groß iſt die Macht des Gebetes, das aus dem Herzen kommt! Es iſt das Aufwärtslodern der Flamme zum Himmel, die unmittelbare Vereinigung des Menſchen mit Gott. Welcher Prieſter fühlt ſich nicht als ein höheres Weſen, den gegenwärtigen Gott in ſeiner Bruſt tragend, wenn er vor dem leuchtenden Hochaltar den Lobgeſang anſtimmt und über die von heißer Andacht Erfüllten aus der Tiefe ſeines Herzens den Segen ſpricht! Welcher Prieſter fühlt ſich nicht ſelbſt gehoben, wenn er der aufmerkſam horchenden Verſammlung das Wort Gottes deutet und den Geiſt Gottes verkündet, oder wenn er dem Sünder die Häßlichkeit des Laſters, den Wahnſinn der Leidenſchaft und die ſchrecklichen Folgen des Verbrechens vor die verblendeten Augen ſtellt und den Reuigen auf den Weg der Tugend, den Ausgeſtoßenen an die Bruſt der verzeihenden Menſchheit zurückführt!"

„Die Hand des Prieſters ſchließt, zwei Liebende vor dem Traualtare vereinigend, den ſchönſten Bund des Lebens, deſſen Glück ſie nur dann feſtgründen und erhalten können, wenn ſie es wechſelſeitig geben und empfangen."

„Des Prieſters Troſtgründe reichen dem Sterbenden den Balſam jenes Lebens; der Prieſter ſegnet noch den Todten im Sarge."

„Und ſo will ich mit vollſtem Pflichteifer ausſchließend meinem höhern Berufe leben!"

---

Thränen ſtürzten aus den Augen des alten Freiherrn. Er rief: „Gott ſei mit Dir und mit uns Allen! Auch ich will auf dem Sterbelager Deine Troſtworte vernehmen; auch meinen Sarg ſollſt Du ſegnen!"

Als er die Thränen mit dem weißen Tuche getrocknet, und mit Innigkeit zum Himmel aufgeblickt hatte, winkte er den Sohn Gideon zu ſich und reichte ihm die Hand mit den Worten:

„Und Du, mein Gideon, dem der Ernſt angeboren iſt, Du, deſſen Ausdauer und Feſtigkeit des Charakters ſich ſchon in den erſten Handlungen und in den kleinſten Zügen des Knaben ausgeſprochen haben, — ich halte es nun beinahe für überflüſſig, Dich zu fragen, ob Du in der getroffenen Standeswahl eine Aenderung eintreten zu laſſen gedenkeſt."

Gideon drückte die dargereichte Hand des Vaters und erwiederte: „Wankelmuth iſt der Quell unzähliger Thorheiten und Vergehen, eine Geißel der Menſchen. Mir ſcheint ein Wankelmüthiger gefährlicher, als ein Böſer. Wer darf einem Chameleon trauen, welches jeden Augenblick eine andere Farbe annimmt? Was er heute wünſcht, verwirft er morgen, und was er einen Tag liebt, das verabſcheut er am nächſten. Seine Anſichten und Geſinnungen haben unaufhörliche Flut und Ebbe; ſeine ſchwankende und ungezügelte Phantaſie reißt ihn fort, wie ein wildes Pferd. Er thut, je nachdem dieſe oder jene Stimmung, dieſer oder jener vorherrſchende Gedanke ſich ſeiner bemächtigt hat, Böſes, ohne es eigentlich zu wollen, Gutes, ohne dabei ein Verdienſt zu haben. Der ewig Wechſelnde, bald vor- bald ſeitwärts Schreitende kommt nie an's Ziel und bleibt zerfallen mit ſich ſelbſt und mit der Welt, auf welche er gern alle Schuld ſeines Mißlingens wälzen möchte, während er ſelbſt durch ſeine excentriſche Kometenbahn Alles in Unordnung und Unruhe verſetzt. Wer ihm traut, iſt eben ſo betrogen, wie Derjenige, der auf Sand baut."

„Ich habe mich ſelbſt geprüft und nach reifer Ueberlegung meinen feſten Entſchluß gefaßt. Mit Deiner Genehmigung mein Vater, trete ich in den Staatsdienſt. Das Geſetz, ſagt Plutarch, iſt die Königin der Menſchen und der Götter. Das Recht, füge ich hinzu, ſtammt vom Himmel. Als Prieſter der Gerechtigkeit will ich meine Laufbahn beginnen und vollenden. „Gerechtigkeit iſt die Grundfeſte der Staaten;“ und: „das Rechte ſchützend im Auge behalten;“ dieß waren die Wahlſprüche zweier allgeliebter Beherrſcher eines mächtigen Reiches. Ich widme meine Kräfte der Gerechtigkeitspflege. Ich will das Recht vertheidigen und beſchützen, das Unrecht bekämpfen und zermalmen. Die höchſte Gerichtsbehörde ſei der Tempel meines raſtloſen Dienſtes. Würde Jeder recht handeln, ſo hätten wir den Himmel auf Erden. Da es aber nicht ſo iſt, ſo bedarf das Recht Vertheidiger, und Einer der Beſchützer deſſelben will ich ſein.“

„Mit Deinem Willen,“ ſagte der Freiherr, „wird keinem Menſchen ein Unrecht widerfahren. Halte nur feſt darauf, daß die kleinſte Mücke ihr Recht eben ſo gut hat, wie der größte Menſch! Topp, Herr Richter und Rechtsfreund! — Nun, mein Sohn Roland! wie ſteht's mit Dir!“

„Vater!“ ſagte Roland: „Laß mich als ſtumme Perſon hinter dem Vorhange ſitzen. Dieſe Drei ſollen für mich ſprechen.“

Auf ein gegebenes Zeichen traten Diener in den Pavillon. Sie ſtellten zwei hiſtoriſche Gemälde zur Schau; das Dritte war verhüllt. Die beiden erſtern wurden von allen Beſchauern bewundert und gerühmt. Endlich fiel die Umhüllung des Dritten. Vater und Mutter ſtanden vor dem Altar, an welchem die Trauung der goldenen Hochzeit gefeiert wurde. Da erſcholl ein lauter Jubel der Ueberraſchung und der entzückte greiſe Bräutigam umarmte den Maler und Sohn. Dieſer aber, erfreut und gerührt, ſagte: „Die Kunſt iſt mein Himmelreich. Durch Deine Huld mein Vater! befinde ich mich in der glücklichen Lage, ſie nicht als Broterwerb betreiben zu müſſen. Gegen den traurigen Kampf mit den dringenden Lebensbedürfniſſen bin ich geſichert; ich werde aber, ohne dem Taumel der Vergnügungen mich hinzugeben, eine vernünftige Einſchränkung in meiner Lebensweiſe beobachten und nur meiner Kunſt leben. So hoffe ich, daß es mir gelingen wird, Schönes und Großes zu bilden, und wenigſtens das eifrige Beſtreben eines, ſeiner unſterblichen Meiſter und Vorbilder nicht unwürdigen Jüngers zu beweiſen. Lieber Vater! Es iſt wahr, Religion, Geſchichte, Mythologie, Allegorie und die herrliche Natur — ſie liefern dem Maler einen Reichthum von Stoffen, die höchſt intereſſant ſein müſſen, ſobald der bildende Künſtler den rechten Moment aufzufinden und eine begeiſternde, prägnante Idee hervorleuchten zu laſſen verſteht. Ich aber habe einen neuen Plan gefaßt. Ich will Familienmaler werden. Unſer Schloß mit ſeinen Bewohnern und Umgebungen werde meine Welt! Schon, mein Vater, habe ich mehrere Scenen aus Deinem, an edlen Thaten reichen, vielbewegten Leben auf den Schlachtfeldern und im häuslichen Aſyl ſkizzirt, die ich großartig, mit raſtloſem Fleiße und mit dem Aufwande aller mir zu Gebote ſtehenden Kräfte und Mittel auszuführen gedenke. Sind dieſe Gemälde einmal vollendet, ſo hoffe ich, meine Brüder und Schweſtern werden mir bis dahin auch aus ihrem

Leben Stoffe zu Scenen liefern, die es verdienen, daß Pinſel und Meißel all ihre Kunſt aufbieten, ſolche Handlungen zu verewigen."

Jeder Bruder gelobte feierlich, ſich des Vaters würdig zu zeigen und in ſeinem Fache das Beſte zu leiſten.

Insbeſondere exaltirt zeigte ſich Fidelis, derzeit Lieutenant eines, in einer entfernten Provinz ſtationirten Infanterie-Regiments. Da ein langwieriger Friede die künftigen Helden in Sicherheit und ihre Schwerter in der Scheide ließ, hatte Fidelis die ſchöne Gelegenheit, ſich auf dem väterlichen Schloſſe eines ſo langen Urlaubs und eines ſo ungeſtörten Stilllebens zu erfreuen, daß er allmälig in die tiefſte Gemüthsruhe verſank und auch nicht mehr in Zorn gerieth, wenn Jemand ſich beikommen ließ, dem Kriege einen Stich zu verſetzen oder die Segnungen des Friedens zu preiſen. Jetzt aber fuhr er auf, wie das von einem Funken entzündete Pulverfaß. „Er müſſe," ſagte er, „ſich bis in's letzte Haar ſeines mühſam gezügelten Civil-collier grec hinein ſchämen, daß er nicht einmal im Stande wäre, einem neugierigen Frager eine genügende Beſchreibung vom Pfeifen der Flintenkugeln und vom Sauſen der Bomben zu liefern. Seinen Zorn über dieſe Negative wolle er an dem wunderſchönen Bart auslaſſen, zu deſſen reicher Ernte er in fataler Uebereilung ſchon den nächſten Tag beſtimmte. Er verwünſchte den Frieden mit allen ſeinen Segnungen, rief die krebsrothe Kriegs-Furie aus der Unterwelt herauf, und ſchwur hoch und theuer, er allein wolle den Bruder Maler mit reichhaltigem Stoffe verſehen."

Da die gute Laune des immer luſtigen Fidelis Allen bekannt war, ſo erregte dieſe Aeßerung allgemeines Gelächter, in welches der grimmige Held ſogleich ſelbſt einſtimmte. Er umſchlang den Vater mit beiden Armen und ſagte: „O Du Vater aller Väter! Scherz bei Seite! Wird's einmal Ernſt, ſo rechne darauf, daß ich Dir und mir ſelbſt Ehre mache! Du aber, Bruder Maler, gib Dir Mühe, meine Heldenthaten würdig darzuſtellen, ſonſt hole der Teufel den Klekſer!" —

„Nun," ſagte der junge Aeskulap Medard, „kommt die Reihe an mich; ich ſtelle mich alſo unaufgefordert, um meinem verehrten Vater zu erklären, daß ich der vielgeliebten Arzneikunſt bis zum letzten Hauche meines Lebens treu bleiben will, und auch Vielen die Geſundheit und das Leben zu erhalten hoffe, daß ich aber Gott nie genug danken könnte, wenn er mir die Gnade zu Theil werden ließe, das Leben meines theuern Vaters zu verlängern. Ich weiß wohl, daß, während die Kranken vom Arzte ihr Heil erwarten und oft das Unmögliche von ihm fordern, die Geſunden ihn gerne zur Zielſcheibe ihres Witzes machen. Aber ſo ſind die Menſchen! Sie ziehen ſich durch Unbeſonnenheit und verkehrte Lebensweiſe, Krankheiten auf den Hals; ſie befolgen dann die Vorſchriften des Arztes kaum zur Hälfte; ſie wollen ihm nicht einmal die ihnen recht wohl bekannten Urſachen ihrer Uebel angeben; ſie verheimlichen eine Menge Dinge, welche ſie offen geſtehen ſollten,

— und der Arzt ſoll dann Wunder thun! Das iſt nun einmal unſer Schickſal und gehört ſo zum Koſtum! Der Kranke muß viele Leiden ertragen, der Arzt gar den Kranken, was oft noch ärger iſt. Du ſiehſt, Vater, daß ich die Schattenſeite meines Standes genau kenne; das hält mich aber nicht ab, auch der Lichtſeite ihr volles Recht widerfahren zu laſſen. Einen edlen Menſchen von Leiden befreien und ihn zur Freude und zum Wohle Vieler am Leben erhalten, iſt eine That, die ſich ſelbſt belohnt, und die Bürgerkrone verdient. Ein Arzt, der kaum ſich ſelbſt angehört, ein Arzt, der Tage und Nächte ſeinen Mitmenſchen opfert, ein Arzt, der ſich ſelbſt der Gefahr preisgibt, um Andere der Gefahr zu entziehen, — Er ſollte ein Gegenſtand liebevoller Hochachtung ſein! Und trifft ſich's, daß er auch mitunter Etwas nicht erkennt, oder Etwas überſieht, welcher billig Denkende darf deshalb ſogleich den Stab über ihn brechen? Wie trügeriſch ſind manche Erſcheinungen! wie tief verborgen manche Geheimniſſe der Natur! Wer darf ſich rühmen, fehlerfrei zu ſein? Eben das raſtloſe Beſtreben, die Heilkunde zu ſtets höherer Vollkommenmenheit zu erheben, war die Haupturſache, daß ſo viele Syſteme, von Hippokrates an bis auf unſere Zeit, ausgeſonnen wurden. Jedes hatte ſeine Vorzüge und ſeine Nachtheile, und die Folge davon war, daß bei dem einen wie bei dem andern Syſteme Menſchen geſund wurden, Menſchen ſtarben. So will es der Kreislauf des Blutes und der Kreislauf der Dinge. Die Geſchichte iſt das größte Todtenverzeichniß, und über der Eingangspforte in das Gebäude des Lebens ſteht die einfache Aufſchrift: „Durchhaus!“ — Darum iſt's beſchloſſen: „Ich bleibe Arzt und thue das Meinige. Möge jeder Andere auch das Seinige thun! Haben die Menſchen, die Alles tadeln, es in der Lebenskunſt einmal ſo weit gebracht, daß ſie keiner ärztlichen Hülfe mehr bedürfen, dann mögen die überflüſſig gewordenen Heilkünſtler den Lebenskünſtlern und ſich ſelbſt vom Grunde des Herzens gratuliren. O prächtige Welt! O glückliche Leute! Jeder will lang leben, aber Keiner will alt werden; Jeder will geſund bleiben, aber Keiner will die Krankheit meiden. O prächtige Leut'! O glückliche Welt!“

Fidelis rief: Und Gott ſprach: Menſch! Du ſollſt nicht ewig leben; und ſiehe da! er ſchuf einen Doctor und das war gut!“

Der Chor der Brüder fiel lachend ein, und ſchrie ein dreimaliges Weh! — Dann umarmten ſie herzlich den mitlachenden Bruder Medard.

Zu ihm trat Theophil, der Gutmüthige, immer etwas Kränkliche und ſagte lächelnd: „Wenn ſie Alle Dir abtrünnig werden, ſo bleibe ich Dir treu. Dich, lieber Vater, bitte ich, mir mein Lieblingsfach: Die Geſchichte und das Lehramt, zu laſſen. Ich kenne nichts Herrlicheres, als der Bildner des jugendlichen Geiſtes zu ſein und die Seele des Menſchen mit den Ideen des Wahren, Großen und Schönen zu bereichern und zu begeiſtern. Dieſes Ziel erreicht der Lehrer der Geſchichte vor Allen am beſten und am ſicherſten.“

„Die Geſchichte iſt das Muſeum aller Wiſſenſchaften und das Pantheon der Kunſt, die Walhalla der Menſchheit. Die verſchiedenen Anſichten und Meinungen der Philoſophen aller Zeiten und Völker über den großen Entwicklungsgang der Menſchheit, ſie allein führen uns auf den Höhenpunkt, welchen der Sonnenſtrahl unwandelbarer Wahrheit erleuchtet. Die Geſchichte leitet uns durch das Labyrinth der Naturforſchung; das Licht ihrer Fackel fällt auf Entdeckungen der Vorwelt in den Tiefen der Erde und in den entfernteſten Himmelshöhen, die uns in Erſtaunen ſetzen und zu neuen Ausgrabungen und Ausflügen begeiſtern. Die Geſchichte der Erfindungen weckt den unermüdlichen Scharfſinn. Die Geſchichte vom Entſtehen, Blühen und Verfallen der Staaten weiht den Forſcher in die tiefſten Geheimniſſe der Völkerkunde und der Staatsweisheit ein. Die Geſchichte vom Entwicklungsgange der Sittenkultur ſtellt dem Menſchen dar, was er ſein kann und was er ſein ſoll. Die Geſchichte iſt die Tröſterin und Lehrerin des Menſchen, und ich will der beſcheidene Sprecher auf dem Lehrſtuhle der großen Lehrerin ſein.“

„Das Lehramt,“ ſagte der Vater, „iſt ein eben ſo ſchweres als wichtiges und würdiges Amt. Gott gebe, daß die Saat, welche Du ausſtreueſt, zur geſegneten Ernte reife! Und ſomit wäre denn die Sache zur allgemeinen Zufriedenheit abgethan.“ — Nun aber ſetzt Euch in einen Kreis um mich! Ich halte für zweckmäßig und wünſche, daß ihr Euch in der Welt umſehet und Manches kennen lernet, was man daheim nicht kennen zu lernen vermag.

Bekommt Einer oder der Andere hie und da einen Streich oder Stoß, ſo kann es ihm nicht ſchaden. Ein Jahr genügt, um Euch jene, für den geſelligen Verkehr erforderliche Ausbildung zu erwerben, welche man durch das Reiſen erlangt, wenn man nicht wie ein Reiſekoffer oder in's Blaue hinein reiſ't. Jeder von Euch iſt verpflichtet, mir zu beſtimmten Zeiten ſein Reiſe-Tagebuch zu ſchicken, deſſen Inhalt aber den Reiſegefährten verborgen bleibt und nur zu meiner Kenntniß gelangt, da mir eben an der Vergleichung Eurer Anſichten und Erfahrungen ſehr viel liegt. Otto und Emanuel — das verſteht ſich — bleiben bei mir, denn Jener gehört dem Felde, nicht der Heerſtraße an, und Dieſem könnte das Weltgetümmel weder erſprießlich, noch angenehm ſein. Dagegen wäre es mir lieb, wenn Seling und Volcanelli ſich entſchließen wollten, die Reiſe mitzumachen; ſie würden auf jeden Fall Euch, meine Söhne, in Allem gleich geſtellt und gleich gehalten ſein. Meine Herren! Wollen ſie den Vorſchlag annehmen?" —

Beide drückten dem Freiherrn ihre Bereitwilligkeit und die Freude über die ihnen zugedachte Ehre aus.

Der vielgewanderte und vielerfahrene Greis traf ſogleich alle Anſtalten zur bevorſtehenden Reiſe. Im Schloſſe begann nun die lebhafteſte Thätigkeit; Herr und Diener zeigte ſich in raſtloſer Bewegung. Die mütterliche Freifrau hatte den Kopf voll Gedanken, das Herz voll Sorgen. Sie trieb die Töchter an, nicht über die Reiſe zu ſchwatzen, ſondern für die Reiſenden fleißig zu arbeiten; nebſtbei machte ſie es allen Hausgenoſſen zur Pflicht, darauf zu achten, daß ja nichts vergeſſen werde, denn es war eine ihrer fixen Ideen, jeder junge Menſch — ohne Unterſchied — ſei leichtſinnig, in manchen Dingen ſogar ſtockblind und ſtocktaub. Es fehlte ihr daher auch nicht an zureichenden Gründen, am Abende jedes Tages, ehe ſie zu Bette ging, über unerhörte Müdigkeit zu klagen, dann aber dem geſündeſten Schlafe Ehre zu machen.

Der alte Freiherr beſchäftigte ſich insbeſondere mit Ausarbeitung der Marſchroute, welche ſich jeden Tag ſo viele Abänderungen gefallen laſſen mußte, daß ſie ſich am Ende gar nicht mehr gleich ſah und das Durchſtrichene mehr als zwei Drittheile auf jedem Papierblatte einnahm.

## VI.

## Zweifelhafte Geſchichten.

Volcanelli erhielt, da die Abreiſe ſich verzögerte, die Erlaubniß, auf einige Tage in die Stadt zurückzukehren, um ſein Gepäck in Ordnung zu bringen und zugleich einige Ankäufe für die Familie zu beſorgen. Der angenehme Aufenthalt im freiherrlichen Schloſſe hatte den Dichter in die heiterſte Stimmung verſetzt. Die fröhliche Laune trieb ihn an, eine imaginäre Reiſe zu ſchreiben. Er wählte China zum Schauplatze der wunderbaren Begebenheiten und fabelhaften Erlebniſſe, deren Held er ſelbſt ſein wollte.

Da er ſich bei ſeiner Rückkehr in die Stadt der beinahe vergeſſenen Lunetta wieder erinnerte und die verlaſſene Ariadne aus männlicher und poetiſcher Eitelkeit ſich als in einen Zuſtand bitterſüßer Melancholie verſunken dachte, faßte er den edeln Entſchluß, die Trauernde durch eine phantaſtiſche Humoreske zu beluſtigen. Er gab derſelben den Titel: „Zweifelhafte Geſchichten aus dem Tagebuche eines reiſenden Poeten im Innern von China.“ Es ſollte ein Seitenſtück zu dem Tagebuche aus dem Dorfe Amerika ſein. Da er wohl wußte, daß Lunetta in China eben ſo wenig zu Hauſe ſei, als in Amerika, ſo ſchickte er ihr das intereſſante Werk, mit dem angenehmen Bewußtſein, daß er es in der edelſten und menſchenfreundlichſten Abſicht thue.

Ich theile dem Leſer einige Bruchſtücke aus demſelben mit.

---

„China iſt das Land der Beweglichkeit. Unbewegliche Dinge ſind hier gar nicht zu ſehen. Selbſt das Lebloſe iſt hier ſo unaufhörlich in Bewegung, daß man über die Schwerfälligkeit unſerer Eiſenbahnfahrten ſpottet.“

---

„Geſtern landete ich in einem chineſiſchen Dorfe, welches auf dem Waſſerſpiegel des gelben Fluſſes ſteht und, durch Ruder in Bewegung geſetzt, ſtromaufwärts und ſtromabwärts ſchwimmen kann. Ich verweilte hier einige Tage. Die liebenswürdigen Landleute gewannen zu mir eine ſolche Neigung, daß ſie mich auf dem Dorfe, wie in einem Schiffe, vier Meilen weit führten, bis wir am Ufer des Fluſſes an einer Stelle landeten, von welcher wir ſchon die nächſtgelegene Stadt erblickten. Ich habe noch nie eine Reiſe ſo ſchnell und ſo bequem gemacht!“

---

„Die Stadt in welcher ich jetzt lebe, iſt durch ihre Bauart und durch die Eigenheiten ihrer Bewohner eine der ſeltſamſten und merkwürdigſten auf dieſer Erde. Sie nennt ſich deshalb auch vorzugsweiſe den „Rieſenſäugling des Zeitgeiſtes und die Stadt der Wunderkinder.“

Alle Häuſer derſelben ſtehen auf Rädern; man kann daher in den ſehr breiten und langen Straßen, ohne auf das geringſte Hinderniß zu ſtoßen, nicht nur einzelne Häuſer, ſondern auch die ganze Stadt, wie einen ungeheuern Armſtuhl fortrollen. Sänften, Wägen und Pferde werden dadurch ganz überflüſſig. Ein Haus beſucht das andere, und man converſirt an den Fenſtern. Zu den Soirees und theatraliſchen Vorſtellungen rollen die Häuſer eines nach dem andern vor. Man ſteigt am Thore eines Hauſes, dem andern vis-à-vis, aus. Die Häuſer bleiben auf dem nächſtgelegenen Platze ſtehen und rollen dann, nach ihren Nummern aufgerufen, in beſter Ordnung wieder vor. Da hier jede Familie ihr eigenes Haus bewohnt, ſo gewährt dies den Kranken beſondere Vortheile und die Frauen bleiben, wenn ſie auch den ganzen Tag mit den Häuſern herumrollen und Fenſterbeſuche machen, dabei ſehr häuslich. Manchmal bekommt die ganze Stadt eine unwiderſtehliche Reiſeluſt, und reiſ't auch wirklich. Ich war ſelbſt von der Parthie, als zwei ſolche Rollſtädte einander in corpore Viſite und Gegenviſite abſtatteten. Es war ganz köſtlich!“

„Ich komme nun auf die Hauptmerkwürdigkeit dieſer Stadt, das heißt, auf ihre Kindereien, das heißt auf die Wunderkinder, von denen ſie voll iſt; denn es gibt hier gar keine andern Kinder als Wunderkinder, ein alltägliches Spiel der Natur, wie das Geld in Peru und die Diamanten in Oſtindien oder die gebackenen Hühner in Wien und die Kipfel in Baden.“

„Man ſieht hier nichts als Kindlein, die ſchon als geborene Kunſtgenies in die Welt kommen, und ſchon als Säuglinge die erwachſenen Künſtler anderer Völker und Länder beſchämen. Dieſe außerordentliche Erſcheinung wird theils durch eine beſondere Art von Maſchinen, theils dadurch bewirkt, daß man die Kinder in der dritten Stunde nach der Geburt magnetiſirt. Dann werden ſie in ein Muſik-Conſervatorium oder in einen Hörſaal gebracht, wo eine auf der Katheder ſtehende Dampfmaſchine ihnen Unterricht in allem Möglichen ertheilt. Director der ſämmtlichen Wunderkinder-Bildungsanſtalten iſt ein Automat, der Alles kennt und kann, ſelbſt das Unmögliche. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß bei einer ſolchen Unterrichts-Anſtalt das, was unſere dummen Voreltern die Erziehung nannten, nämlich die langweilige, ſittliche und religiöſe Ausbildung des Menſchen, bei ſolcher Genialität ganz überflüſſig wird.

Vorzugsweiſe verlegt ſich hier Alles auf die Muſik und Tanzkunſt, indem man von dem ſehr richtigen Grundſatze ausgeht, daß die *darſtellenden* Künſte höher als die *ſchaffenden*, und die *ſinnlichen* höher als die *geiſtigen* ſtehen.“ —

Als ich eines Tages in ein Zimmer trat, erblickte ich ein in der Wiege liegendes Kind. Das kleine chineſiſche Weſen, kaum acht Tage alt, rief mir zu:

„Deutſcher Jüngling aus der Stadt N. N.! Sei ſo gefällig, mich auf die andere Seite zu legen! Dann gib mir aus jener Flaſche dort drei Eßlöffel Champagner!“ — Ich ſagte, die Hände über den Kopf zuſammenſchlagend: „Wie? liebes Wunderkind! Du kannſt weder eſſen noch Dich wenden, und *ſprichſt* ſchon, und *trinkſt Champagner*?“ — Das Kind lächelte ironiſch und ſagte: „Ich ſpreche chineſiſch, ungariſch, engliſch, italieniſch und beſonders gut deutſch-franzöſiſch. Nebſtdem bin ich Virtuos auf der Violin und zugleich ein famoſer Pianiſt.“ — Ich fragte, wie denn das Kindlein im Stande ſei, mit den zarten Händchen den Bogen zu führen und die Oktaven zu ſpannen? — Das winzige Perſönchen erwiederte mit wichtiger Miene, es führe den Bogen in ſeiner Art einzig mit den *Füßchen*; das Pianoforte ſpiele es mit dem über alle Begriffe ſchnell ſpringenden *Näschen*. Mein Erſtaunen über dieſe eben ſo ſchwierige als höchſt originelle Spielweiſe machte dem Duodez-Figürchen ungemeine Freude. Ich mußte es emporheben und in meinen Armen halten; es beugte ſich vorwärts; an der Seite der Wiege war eine

Violine befeſtigt, zu den Füßen ein Pianoforte von Streicher. Der Liliputer-Virtuos fuhr auf Beiden mit einer ſolchen Genialität herum, daß ich vor Entzücken außer mir kam und in einen ſomnambülen Schlaf ſank.“

„China iſt das Vaterland des Unglaublichen. Ich darf ohne Uebertreibung ſagen, daß man hier die Kunſt beſitzt, das Unmögliche möglich zu machen. Ich fand großes Wohlgefallen an der chineſiſchen Tracht und verlangte einen Kleidermachermeiſter, der mir ſechs Stücke machen ſollte. Was geſchah? Eintrat ein ſchönes Sopha von Silberblech; auf dem einen Ende derſelben ſaß eine Figur von Goldblech; vor ihr lagen viele Stoffe von Seide und von Baumwolle; dem Sopha folgte eine Maſchine, aus deren unterm Kaſten eine, nach oben ſich erweiternde Röhre aufſtieg, deren Inneres mehrere ſchiebbare Formen und Modelle enthielt. Gegen die Mitte war außen ein Rad angebracht, welches ſich von ſelbſt in Bewegung ſetzte, um zwei Scheeren wechſelweiſe zu öffnen und zu ſchließen, dann einige Dutzend eingefädelte Nähnadeln vorzuſtoßen und zurückzuziehen. Die auf dem Sopha ſitzende Figur ergriff mit ihren Goldblech-Armen ein Stück Seiden- oder Baumwollſtoff, warf es von oben in die Oeffnung der Maſchinenröhre und zog es nach $15\frac{1}{2}$ Sekunde als fertiges Kleidungsſtück aus dem Kaſten. Dieſe Manipulation ging mit ſolcher Blitzſchnelligkeit vor ſich, daß ich vor dem Verlauf einer Viertelſtunde mit der reichſten Garderobe ausgeſtattet war.“

„Konnte ich ſchon dieſer Kleidermaſchine meine Bewunderung nicht verſagen, ſo gerieth ich am nächſten Tage, da ich bei einem Mandarin zu Tiſche geladen war, über den wunderbaren Gebrauch, welchen die Induſtrie von der Mechanik und Chemie zu machen weiß, um eine vollkommene Aeſthetik der Kochkunſt herzuſtellen, in ein unbändiges Erſtaunen.“

„Die Umgegend der Stadt liegt meilenweit wüſt und öde. Der Boden iſt ſo unfruchtbar, daß weder Baum, noch Strauch, noch Getreide wächſt. Die natürliche Folge dieſes unnatürlichen Uebelſtandes iſt, daß hier weder Ochs noch Kuh, weder Geflügel noch Wildpret, ſelbſt kein Gemüſe zu finden iſt. Aber wie köſtlich weiß ſich der Scharfſinn der Einwohner, der in den naturhiſtoriſchen Wiſſenſchaften zu Hauſe iſt, aus dieſer Verlegenheit zu helfen!“

„Am Schluſſe des Gaſtmals fragte mich der humoriſtiſche Mandarin, was ich gegeſſen zu haben glaube? — Ich erwiederte, daß ich, ſo viel die Menge der ſchmackhaften Gerichte es geſtatte, mich mit Vergnügen der deliciöſen Rehrücken, Haſen, Faſanen und Repphühner, Artiſchocken, Spargel, Lachsforellen, Meerkrebſe u. ſ. w. erinnere. Der Mandarin lachte mir in's Geſicht und ſagte: „Guter Fremdling! Von Alle dem, was Du genoſſen zu haben glaubſt, haſt Du eigentlich nichts genoſſen, wenigſtens nicht als Naturprodukt, ſondern als reines Kunſtwerk. Da uns die Natur im Thier- und Pflanzenreiche hier ſo Vieles verſagt hat, ſo haben wir eine eigene Hochſchule errichtet, an welcher den ſtudirenden Zöglingen der Kochkunſt, Vorleſungen über Mathematik und Mechanik, Phyſik und Chemie, Botanik und Anatomie, Aeſthetik und Kulturgeſchichte, gehalten werden. Menſchen von ſo hoher Geiſtesbildung ſetzen uns dann in den Stand, der ſtiefmütterlichen Natur zu trotzen und zu ſpotten. Alles Wildpret, Geflügel u. ſ. w., was Du hier geſehen und genoſſen haſt, iſt durch mechaniſche Kunſt aus heterogenen Stoffen gemacht und mit Flüſſigkeiten durch chemiſche Zerſetzungen und Proceſſe nicht nur ſehr ſchmackhaft gemacht, ſondern auch auf ſolche Weiſe zubereitet, daß es durchaus keine Unverdaulichkeit verurſachen kann. Bei dem letzten Zuſatz fiel mir ein Stein vom Herzen, denn ich glaubte ſchon fürchterliche Magenbeſchwerden und den unheilbaren Typhus zu fühlen. Der weiſe Mandarin ſchien zu bemerken, was in mir vorging, und ſagte gutmüthig lächelnd: „Unwiſſender Fremdling! Sei unbeſorgt! Es war nichts Schädliches dabei. Euere verkünſtelten und vergifteten Speiſen ſind der Geſundheit viel nachtheiliger."

„Der Mandarin ſagte die Wahrheit. Ich ſchlief die ganze Nacht ſehr ruhig und befand mich am folgenden Tage ſehr wohl. Es leben die Chineſen und ihre gaſtronomiſchen Hochſchulen und der unfruchtbare Boden und die mechaniſch-chemiſche Kochkunſt!"

---

„Geſtern ſah ich einen ſogenannten Kunſtmenſchen; ein Wunderwerk, dem ich allen Glauben verſagen würde, wenn ich ihn nicht mit meinen eigenen Augen geſehen und mit meinen eigenen Händen betaſtet und unterſucht hätte.“

„Es lebte in dieſer Stadt, deren Namen ich vergeſſen habe, ein Jüngling — jetzt ein Mann in ſeinen beſten Jahren. Er übertraf an Schönheit, Reichthum und Geiſtesgaben alle ſeine Zeitgenoſſen, doch waren die Schickſale, die ihn trafen, von ſo höchſt eigenthümlicher und ſeltſamer Art, daß man ihn mit Recht den Unglücklichſten aller Unglücklichen und den Glücklichſten aller Glücklichen zugleich nennen konnte.“

„Er verlor durch ein Pulverfaß, welches von einem, von einer Cigarre hineinfallenden Funken entzündet, in die Luft ſprang, beide Augen. Es gelang einem herbeieilenden Okuliſten, die Flüſſigkeit und die Criſtalllinſe in den Augen feſtzuhalten und ſie, ſtatt der verletzten Hornhaut, in eine, dem Augapfel ähnliche, optiſche Glaskugel ſo gut einzuſchließen, daß er die ganze Sehkraft behielt, ja, nach dem Unfall ſchärfer ſah, als vorher. Er verlor bald darauf einen Fuß durch einen Schuß im Duell, den andern durch einen Sturz vom Pferde; ein Arm brach beim Ausglitſchen auf dem Eiſe, der andere durch einen Fall über die Treppe. Es wurden ihm künſtliche, mit allen Gelenken und Muskel-Surrogaten verſehene Arme und Füße in die Fugen der, des zu befürchtenden Brandes wegen, abgenommenen, mit ſo unendlicher Kunſt eingeſetzt, daß er die künſtlichen Glieder wie natürliche bewegen konnte. Das Unglück ging aber noch weiter; es begann einen förmlichen Wettkampf mit dem Glück und der Held von Beiden wurde auf das Aeußerſte getrieben. Eine böſe Krankheit raubte ihm die Naſe; man ſetzte ihm einen Knorpel ein, der, mit der eigenen Haut überzogen in das Geſicht einwachſen und in demſelben das Bürgerrecht erwerben mußte. Er bekam eine Lungenentzündung, welche eine Lungenſucht zur Folge hatte. Die Trümmer der zerbröckelten Lunge wurden mit feinen Zangen an dünnen Drahtſaiten durch die Kehle aus der Bruſt heraufgezogen und ein nagelneues Reſpirations-Werkzeug an die Stelle des verſchwundenen in die Bruſthöhle hinabgeſenkt. Er bekam nach dieſer glücklichen Operation eine köſtliche Tenorſtimme und machte ſogar einen Wettlauf mit, bei welchem er den erſten Preis erhielt. Bald nachher ergriff ihn die heftigſte Leidenſchaft für die albernſte aller Chineſinen, welche die kleinſten Füße hatte, die in China zu finden waren, ſo gewaltig, daß ſein aufgeregtes Herz im wildeſten Sturme aufſchlug, und endlich gar zerplatzte. Es blieb nichts Anderes übrig, als ein künſtliches Herz mit den dazu gehörigen Herzkammern, Herzohren und Herzbeutel an die Stelle des geborſtenen Herzens zu ſetzen. Auch dieſe Operation ging ſo glücklich von ſtatten, daß der Patient nachher noch verliebter wurde, als er es vorher war, was nicht wenig ſagen will. Als er vor einer angebeteten Dulcinea in einer Schäferſtunde, des Koſtums wegen, auf die Knie ſtürzen wollte, fiel er mit dem Kopf auf das herabgefallene goldene Bracelet der Schönen und ſchlug ſich ein Loch in die Hirnſchale. Ein Splitter des Schädels, welcher dadurch gelöst wurde und auf das Hirn drückte, machte ihn wahnſinnig. Nach mancherlei Verſuchen griffen Aerzte und Wundärzte zu dem äußerſten Mittel. Der Kopf, nachdem ſogar das Trevaniren ohne Wirkung blieb, wurde abgenommen und ſtatt desſelben ihm der, mit der gehörigen Maſſe Fleiſch bekleidete Schädel eines verhungerten Journaliſten aufgeſetzt. Aehnliche Unglücksfälle trafen nach und nach die noch übrigen Gliedmaſſen und Eingeweide; ſie wurden aber nach der Operation ſämmtlich beſſer, als ſie vorher waren. Und ſo geſchah es denn, daß endlich vom alten *Naturmenſchen* nichts mehr übrig blieb, und aus demſelben ein ganz neuer *Kunſtmenſch* entſtand, der aber noch immer ſo ſchön und ſo kunſtvoll und dabei ſo natürlich iſt, als er es jemals war. Die Chineſen fühlten jetzt das ſehnliche Verlangen, ihre Gliedmaſſen zu verlieren und Krüppel zu werden, damit ſie neu ausgeſtattet werden. Es iſt bereits dahin gekommen, daß alle Chineſen *Kunſtmenſchen* ſein wollen und *ein Naturmenſch* den andern verachtet. Man hofft auf dieſem Wege den *Leib* des Menſchen eben ſo unſterblich zu machen, als ſein *Geiſt* es iſt. Nur auf dieſe Weiſe läßt ſich der ſcheinbare Unſinn erklären, daß die Chineſen Jedem Glück wünſchen, der ſich die Augen ausſticht oder Arm und Bein und Genick bricht u. ſ. w. Wie ſich Zeiten und Dinge ändern! Unglück erſcheint jetzt als das größte Glück und Viele ſuchen ſogar ſchwere Verletzungen gierig auf.“

---

Unter Anderm habe ich die intereſſante Bekanntſchaft eines reichen Hageſtolzes gemacht, der die Paſſion hat, zu gleicher Zeit *ſechs* ſchöne, doch ſehr verſchiedenartige Wohnungen zu beſitzen. Mir drängte ſich dabei der Gedanke auf, wie ſchwer es manchem Europäer fällt, den Miethzins für ein Dachſtübchen zu bezahlen; und frage ich einen Vater, welcher Unterſchied zwiſchen einer Tochter und der prächtigſten Luxuswohnung beſteht, ſo wird er mir antworten: „Keiner; denn Beide verlangen eine, den väterlichen Beutel erſchöpfende Ausſtattung.“

„Der chineſiſche Sonderling gibt jeder ſeiner ſechs Wohnungen eine ſolche Geſtalt und Einrichtung, welche ihn in den Stand ſetzt, in jeder derſelben eine von den fünf übrigen verſchiedene Lebensweiſe führen zu können. Eine von dieſen Wohnungen iſt zu großen Gaſtereien beſtimmt, die zweite zu haustheatraliſchen Vorſtellungen, auch zu muſikaliſch deklamatoriſchen Akademien, die dritte zu einer Gemälde-Gallerie, die vierte, mit einer reichen Bücherſammlung ausgeſtattet, zu gelehrten Studien, die fünfte, wie eine Einſiedelei geſtaltet, für die Tage vorherrſchender Melancholie und übler Laune, die ſechſte aber für die Zeit, wenn er, des Taumels in der großen Welt ſatt, ſich einer behaglich-ſtillen, einfachen Lebensweiſe erfreuen will. Für jede dieſer Wohnungen iſt ein eigener Schlag von Menſchen beſtimmt; die Gäſte, welchen der Zutritt in eine Wohnung geſtattet iſt, ſind von den fünf übrigen ſtreng ausgeſchloſſen, indem der Sonderling mit Einigen nur ißt und trinkt, mit Andern nur Muſik macht, deklamirt und Komödie ſpielt, mit dieſen nur Gemälde beäugelt, mit Jenen nur lieſ't und ſtudirt. In die ſtille Wohnung kommen nur wenige geprüfte Herzensfreunde und in der Einſiedelei lebt er ganz allein, ſo lange, bis er ſeiner ſelbſt überdrüßig wird."

„Dieſem Manne ſtehen alle Mittel zu Gebote, jeden ſeiner Wünſche zu befriedigen, bis auf einen einzigen, indem ihm die Tücke des Schickſals, das ihm ſo Vieles gab, in einem Dinge zu viel gab. Dieſes Zu viel betrifft ſeine — Naſe, deren vorſpringende Länge dem Geſichte ein ſo fabelhaftes Anſehen gibt, daß ſeine Feinde ihn den verwunſchenen Prinzen nennen."

„Unglücklicherweiſe hat der mit dieſem Meilenzeiger zu reich begabte Mann einen ganz beſondern, unwiderſtehlichen Hang, ſchöne Mädchen zu küſſen; da ſteht ihm aber die koloſſale Naſe wie ein böſer Zauberer im Wege, indem ſie jede Geſichtsannäherung unerbittlich verhindert."

„Dieſer Chineſe, — deſſen Namen ich vergeſſen habe, — iſt einer der ſchönſten Männer des himmliſchen Reiches und ſeiner göttlichen Zeit. Leichenbläſſe bedeckt ſein Geſicht, und ein ſchwarzer Bart die Leichenbläſſe des Geſichts. Die modernen Leſerinen werden ohne Zweifel einſehen, daß alle chineſiſchen Fräulein in den ſchönen chineſiſchen Sonderling execrabel verliebt ſein mußten. Er hegte den Wunſch zu heirathen, hatte aber dabei den Eigenſinn, keine Andere heirathen zu wollen, als Eine, welcher er ungeachtet jenes Naſen-Interdikts den Brautkuß geben würde. Das wurde ihm jedoch durch das Vorgebirg der Naſe ſehr erſchwert, ja beinahe unmöglich gemacht."

„Vor kurzem lernte er nun drei Schweſtern kennen, welche im Rufe ſtanden, nicht nur die ſchönſten der Stadt, ſondern auch ſo ſchön zu ſein, daß man kaum zu entſcheiden vermöge, welcher von ihnen der Preis der Schönheit gebühre. Der ungenannte Chineſe faßte für die drei Grazien eine unſinnige Leidenſchaft. Um zum Entſchluß zu kommen, welche von ihnen er wählen ſollte, ſchlug er den kürzeſten Weg ein, das heißt, er beſuchte ſie.“

„Eine der drei Göttinen war das vollkommenſte Ebenbild der Venus, welches auch die beiden Andern geweſen wären, wenn ſie nicht einen kleinen Defekt gehabt hätten, welcher darin beſtand, daß ſämmtliche Zähne dem holden Munde entflohen waren. Die Schweſtern waren wohl reich an Schönheit, aber arm an Reichthum. Es gelang ihnen nur durch manche Entbehrungen und Opfer, ſich ein künſtliches Gebiß anzuſchaffen, welches ſie dann wechſelweiſe in der Art benützten, daß diejenige von ihnen, die in die große Welt ging, das Gebiß in den Mund ſteckte, die zu Hauſe Bleibende aber ohne Gebiß herumging. Natürlich war die dritte Schweſter, deren Zähne ſich im beſten Zuſtande befanden, für die Beiden ein Stein des Anſtoſſes.“

„Als der Ungenannte das Kleeblatt der Schönheit beſuchte, traf ſich's, daß er nur Eine der Schweſtern zu Hauſe fand, nämlich diejenige, welche weder ein künſtliches Gebiß, noch natürliche Zähne in dem lieblichen Munde hatte. Als der Ungenannte ſich nannte, fühlte die Schweſter Nr. 1 im Herzen plötzlich einen elektriſchen Schlag von ungeheurer Gewalt. Sie glaubte in dem genannten Ungenannten, vom Naſen-Vorgebirge abſtrahirend, den ſchönſten Mann aller Völker und Zeiten zu erblicken, und das elektriſirte Herz loderte in helle Flammen empor. Auf den Schönſten machte die Schönſte beim erſten Blick denſelben Eindruck. Es iſt aller Welt bekannt, daß die vielgeprieſenen und vielbeſungenen, ſogenannten Korallen-, Kirſchen-, Roſen- und Purpur-Lippen den weiblichen Mund wie eine Schatzkammer zweier Perlenreihen als Wächter verſchließen. Die Schweſter, welche das künſtliche Gebiß entbehrte, gebrauchte jedesmal die Vorſicht, den Mund nur ſehr wenig zu öffnen. Nun aber vergaß die Anweſende, von der Macht der Liebe betäubt, alle Beſonnenheit in dem Grade, daß ſie der geöffneten Mundhöhlung einen zu großen Spielraum geſtattete. Der Bewußte glaubte in den Schlund eines kleinen Abgrundes zu blicken. Schwindel und Schauder befielen ihn. Er empfahl ſich aber ſehr artig mit der Verſicherung, daß er ſich nächſtens das Vergnügen geben werde, ſeinen Beſuch zu wiederholen.“

„Es wurde auch ſchon am nächſten Tage nicht nur der Beſuch, ſondern auch dieſelbe Scene mit der Schweſter Nr. 2 wiederholt, welche den gleichen negativen Erfolg hatte. Der Schönſte ging und erſchien am nächſten Tage wieder. Da war denn die Schweſter Nr. 3 zu Hauſe, welche die beiden Andern an Schönheit übertraf, und noch mehr durch ihre holde Schüchternheit, die ſo weit ging, daß ſie den Korallen-, Kirſchen-, Roſen- und Purpurmund beim Sprechen kaum öffnete. In dem Brautwerber erwachte nun die Beſorgniß, daß vielleicht auch bei dieſem Ideal der Schönheit die zwei Perlenreihen fehlen dürften. Um ſich die Ueberzeugung von der ſchrecklichen Gewißheit dieſes Gebrechens — ſelbſt auf die Gefahr ſeines ganzen Lebensglückes, zu verſchaffen, verſuchte er Alles, was Liſt und Schlauheit ihn erſinnen ließ; zuerſt den Schrecken. Er ſtürzte, wie von plötzlicher Raſerei ergriffen, der Ueberraſchten zu Füßen. Purpurglut übergoß ihr Geſicht; ſie fuhr zurück und ſtieß einen Schrei aus, doch — die Lippen öffneten ſich ſo wenig, daß die Perlen, ſelbſt wenn ſie im Munde waren, unſichtbar bleiben mußten. Die Beſorgniß des Liebenden ſtieg nun mit jedem Augenblick. Endlich kam er auf den Gedanken, die Kraft des Komiſchen zu verſuchen. Er erzählte die luſtigſten Anekdoten; ſeine Bemerkungen ſprudelten von Witz; er erſchöpfte alle Quellen des Lächerlichen. Endlich gelang's! Ein köſtlicher Einfall, in ein vortreffliches Wortſpiel eingekleidet, that die erwünſchte Wirkung. Die Krone des ſchweſterlichen Kleeblattes brach in ein ſolches Gelächter aus, daß ſie den Mund weit öffnete und zwei Reihen von Zähnen, weiß, wie Alabaſter, Marmor, Elfenbein, Schnee und Lilien, zeigte. Der Ungenannte verſtummte zuerſt vor Entzücken; dann aber ſchrie er in Extaſe: „O glücklicher Ting-Hong-Li! Welcher Sterbliche darf ſich rühmen, den tauſendſten Theil deines grenzenloſen Glückes nur zu ahnen! Er vergaß in dieſem ſeligen Augenblick die ganze Welt, ja ſogar die unbillige Länge ſeiner längſten aller langen Naſen, die es ihm bisher unmöglich gemacht hatte, ſich einem Munde zu nähern, noch viel weniger das Ziel eines Kuſſes zu erreichen. Er ſtürzte, von Liebe glühend, dem reizendſten aller Geſichter entgegen, um den blühendſten aller Lippen den feurigſten aller Brautküſſe aufzudrücken;

aber ach! die leichtſinnige Rieſennaſe bedachte nicht, daß ſie ein gefährlicher Felſenriff oder ein herabgelaſſener Schlagbaum zwiſchen den zwei Geſichtern ſei. Sie ſtürzte, da ſie den lieblichen Mund nicht erreichen konnte, wie ein großer Geier auf das Taubennäschen des Fräuleins mit ſolcher Gewalt, daß die Zurückgeſtoſſene blutend zu Boden fiel und im Fallen mit dem Munde an einen Armſtuhl ſchlug. Ein durchdringendes Wehgeſchrei verkündete dem raſenden Brautwerber, daß die Gefallene nun das Schickſal ihrer Schweſtern theile, das heißt, daß die zwei blendend weißen Perlenreihen vom Roſenmunde Abſchied genommen hatten.“

„Die Zofe eilte der Gebieterin zu Hülfe; Ting-Hong-Li floh aber, als hätte er einen Mord begangen, aus dem Zimmer, zahlloſe Verwünſchungen über ſich ſelbſt und ſeine unſelige Naſe ausſtoßend. Er beſchloß, ledig zu bleiben und den Freuden der Liebe zu entſagen; er ſtellte ſich vor den Spiegel und beſchimpfte und mißhandelte die arme Naſe, die ihm als ein, auf dem Geſichte ſitzender böſer Geiſt erſchien, eine Stunde lang. Nachdem er ausgetobt hatte, fing er an, darüber nachzudenken, was er nun mit der zahnloſen Venus, mit ſich ſelbſt und mit der verruchten Naſe zu thun habe. Vor Allem erkannte er klar, daß dieſes Geruchs-Organ, als Verbrecherin an der Schönheit ſelbſt, eine furchtbare Strafe erleiden müſſe; aber welche? Es gab ein Mittel, wodurch zugleich die Strafe vollzogen und er ſelbſt von ſeinen Leiden befreit und in den Stand vollkommener Kunſtfähigkeit geſetzt würde. Und dieſes Mittel beſtand in dem kathegoriſchen Imperativ: „Herunter mit der alten Naſe und ein neues Geſichts-Miniſterium!" Alſo abſchneiden? Eine ſchmerzliche Operation! Und dann, eine Naſe, die in dem Geſicht ſchon dreifach das Bürgerrecht erworben hat, ſo plötzlich des Landes verweiſen! — Ihre bürgerliche Exiſtenz war allerdings mit einer großen Inkonvenienz verbunden, es kam aber dabei in Betrachtung zu ziehen, daß dieſe Naſe ſeit ſo vielen Jahren an dieſes Geſicht und das Geſicht an dieſe Naſe, er ſelbſt aber an die Naſe wie an das Geſicht gewohnt war. Beim Aufſuchen der vielen Gründe gegen das Naſen-Abſchneiden fiel dem bedrängten Ting-Heng-Li auch das Sprichwort ein: „Was Gott zuſammen gefügt hat, ſoll der Menſch nicht trennen!" — Das alte Kernſprüchlein entſchied nun zu Gunſten der alten Naſe und er beſchloß die Angeborne von der Wiege mit in's Grab zu nehmen. Der ſcharfſinnige Leſer wird mir indeß Glauben ſchenken, wenn ich ihn verſichere, daß der Hauptgrund für die Beibehaltung der eingebürgerten Naſe doch nur in der — Furcht vor der ſchmerzlichen Operation lag. Ting-Heng-Li ging jetzt noch um einen Schritt weiter, er beſchloß von der fatalen Naſe einen ſehr erſprießlichen Gebrauch zu machen, indem ſie ihm den ſicherſten Beweis von der Stärke wahrer Liebe bei ſeiner Göttin verſchaffen könnte."

„Er ging zu ihr und that ihr mit der alten Rieſennaſe den Heirathsantrag, um ſie auf die Probe zu ſtellen. Und ſiehe da! Sie beſtand die Probe, das heißt, ſie ratificirte den Heirathsantrag; nur floßen dabei viele Thränenperlen über den Verluſt der beiden Perlenreihen des verwaiſten Korallen-, Kirſchen-, Roſen-Purpurmundes, welcher, vom lieblichſten Lächeln umſchwebt, dem in Entzücken zerſchmelzenden Bräutigam die billige Beibehaltung der alten Naſe bewilligte. Wer war glücklicher als Er! Wer war glücklicher als Sie! Am Hochzeitstage gab ihr der Bräutigam, auf den Brautkuß Verzicht leiſtend, ein künſtliches Gebiß von Zähnen aus einer Compoſition von Perlmutter mit Elfenbein, der Solidität wegen mit Diamanten gefüllt.“

——

„Ich hatte eine ſehr gelehrte Lobrede auf die großen Naſen und ein ungemein witziges Lobgedicht auf die falſchen Zähne geſchrieben. Ich überreichte beide Elaborate am Hochzeitstage und erhielt dafür von dem großmüthigen Brautpaare zwei koſtbare Geſchenke. Der Bräutigam gab mir eine Naſe von Topas und eine goldene Tabakdoſe, die Braut einen ſilbernen Mund mit Lippen von Rubin. Ich werde Dir, Lunetta, dieſe ſehr werthvollen Kunſtwerke durch eine eigene Brieftaube überſchicken, welcher Du auf ihrer Rückreiſe die Empfangsbeſtätigung mitgeben wirſt.“

„Eine höchſt ſeltſame Erſcheinung ereignete ſich auch beim Hochzeitſchmaus. Unter den Meiſterſtücken, welche die Zuckerbäckerei, mit der Bildhauerkunſt wetteifernd, zum Deſert geliefert hatte, befand ſich auch ein kleiner Mops, das artigſte Thierchen, das man ſich denken kann. Der Braut gefiel das zierliche vierfüßige Zuckerpüppchen, welches ihrem verſtorbenen Schooßhündchen glich, ſo außerordentlich, daß ſie daſſelbe mit Schmeichelworten und Liebkoſungen überhäufte und über dem Hündchen beinahe den Bräutigam zu vergeſſen ſchien. Was jetzt geſchah, wird man nicht ſo leicht zum zweiten Male wieder ſehen. Wer immer daheim ſitzt, kann dergleichen Dinge nie erleben. Man muß reiſen, um Augenzeuge von ſolchen Merkwürdigkeiten zu werden. Dadurch läßt ſich auch die jetzige Reiſewuth erklären."

„Der Bräutigam wurde gegen den kleinen Zuckerhund ſo eiferſüchtig, daß er den Entſchluß faßte, den vierfüßigen Nebenbuhler mit guter Art aus dem Wege zu räumen. Er beredete die Braut, den ſüßen Unhold zu eſſen, da er aus den wohlſchmeckendſten Ingredienzen und Eſſenzen zuſammengeſetzt ſei. Der Schönſten der Schönen war die geheime Triebfeder dieſes Verlangens nicht entgangen. Da es ihr nun als ein ſehr ſchmeichelhafter Beweis von der Stärke der unerhörten Liebe des Bräutigams galt, daß er ſogar gegen ein Hündchen von Zucker eiferſüchtig wurde, ſo hob ſie daſſelbe mit ihrem Lilienhändchen vom Goldteller, welchen ihr der Bräutigam mit flehenden Blicken reichte, holdlächelnd empor und hielt es an den Roſenmund."

„In dieſem Augenblicke begann das Hündchen zu wachſen, und wuchs, wie der Stundenſalat, mit unglaublicher Schnelligkeit fort und fort, bis es die Größe und Geſtalt des ehemaligen Schooßhündchens erreicht hatte, und ſeiner holden Gebieterin die von ihr empfangenen Liebkoſungen zehnfach zurückgab. Allgemeiner Jubel! Nur wurden die Gäſte unter ſich nicht einig, ob ſie dieſes Zauber- und Wunder-Ereigniß der Macht der Liebe oder der Gewalt der

Eiferſucht zuſchreiben ſollten. Ich muß aufrichtig geſtehen, daß ich ſelbſt nicht recht im Klaren bin.“

„Am nächſten Tage verließ ich nicht nur das glückliche Ehepaar, ſondern auch den Aufenthaltsort, in welchem ich ſo viele Freuden und Auszeichnungen genoſſen hatte. Die Stadt, welche ich hierauf beſuchte, war in Allem das Gegentheil von meiner frühern Reſidenz, ein wahres Jammerbild! Die Einwohner, ein Abſchaum entarteter, in Schlechtigkeit verſunkener Menſchheit, ſchienen kein anderes Geſchäft zu haben, als einander das Leben zu verbittern. Ich traf auch nirgend einen vergnügten, mit ſich und der Welt zufriedenen Menſchen, nirgend ein offenes, ehrliches, heiteres Geſicht. Es ſchien, als ob ein tödtlicher Sirocco den Kreislauf des Blutes verſtörte und die Nerven abſpannte.“

„Das Grundübel dieſes traurigen Zuſtandes und die Hauptquelle aller Untugenden und ſelbſtverſchuldeten Leiden war der, in den entwürdigten Gemüthern vorherrſchende Hang zur Falſchheit und Heuchelei. In Mund und Herzen hatte die verbannte Aufrichtigkeit einer gleißneriſchen Selbſtſucht Platz gemacht; die höchſten wie die geringſten Stände brachten es in der Verſtellungskunſt zu einer ſeltenen Meiſterſchaft und Niemand ſprach ein wahres Wort. Der Mandarin, welcher in dieſer Provinz und ihrer Hauptſtadt als Statthalter die oberſte Gewalt ausübte und die täglich zunehmende Verſchlimmerung der Einwohner mit Entſetzen bemerkte, hatte ſchon ſeit längerer Zeit alles Mögliche verſucht, um durch ſittliche Maßregeln und auf mildere Weiſe eine Beſſerung zu bewirken: da aber alle gut gemeinten Verſuche fruchtlos blieben, faßte er endlich den Entſchluß, mit Strenge vorzugehen und Zwangsmittel anzuwenden. Der weiſe Mann verſprach ſich davon um ſo mehr einen guten Erfolg, als er bei ſeinen großen Geiſtesgaben auch den Vortheil beſaß, in die Geheimniſſe der höheren Magie eingeweiht zu ſein, kraft deren er in den Herzen der Menſchen leſen, folglich wiſſen konnte, was Jeder dachte und empfand und wie gewaltig die Worte mit den Gedanken und Handlungen kontraſtirten. Ohne dieſe Eigenſchaft wäre er nie im Stande geweſen, ſeinen ruhmwürdigen Plan zu realiſiren.“

„Der Statthalter ließ alſo unter Trommelſchlag und Trompetenſchall ein Edikt feierlich bekannt machen, wodurch allen Einwohnern der Stadt, unter Androhung der ſchärfſten Strafen, befohlen wurde, ſo zu ſprechen, wie Jeder denke und empfinde, ſelbſt gegen ſeinen Willen, folglich in jedem Falle, ſelbſt wenn es zu ſeinem unverkennbaren Schaden gereichen würde, die reine Wahrheit zu ſagen, klar, beſtimmt und unumwunden. Nun fingen die Leute an, theils aus Furcht vor der Strafe, theils weil der weiſe Mandarin auch den ſideriſchen Einfluß benützte, einander die beleidigendſten Wahrheiten, ja ſogar die gröbſten Sottiſen in's Geſicht zu ſagen. Die ehemalige falſche Süßigkeit verwandelte ſich in die aufrichtigſte Bitterkeit. Derjenige, der vorher dem Andern ſeine uneigennützigſte Freundſchaft betheuert hatte, geſtand ihm nun, daß er ihn nur benütze, um Dieſes oder Jenes durch ihn zu erreichen; ſei dies geſchehen, ſo werde er ſich nicht weiter um ihn bekümmern. Wer den Andern vorher mit Schmeicheleien überhäuft hatte, erklärte nun unverholen, er thue es nur in der Abſicht, ihn beſſer betrügen zu können. Den Reichen, die ein Haus machten, erklärten die Gäſte unverholen, daß ſie nicht der Perſon, ſondern nur ihrem Gelde und ihrer reichbeſetzten Tafel huldigen. Die präſumtiven Erben erklärten dem Erblaſſer, daß ſie ſehnſuchtsvoll auf ſein ſeliges Ende warten. Den Künſtlern gab man deutlich zu verſtehen, daß man ſie nur des Vergnügens wegen, oder um die lange Weile aus den Salons zu vertreiben, benütze und daß größtentheils nur die Eitelkeit, den Mäcen zu ſpielen, ihnen den Eintritt in die große Welt geſtatte. Den demuthsvollen, an die Großen gerichteten Bitten fügten die Supplikanten bei, daß dieſe Kriecherei nicht das Werk der Hochachtung ſei, ſondern nur ihrem mächtigen Einfluſſe auf Verleihungen, Beförderungen u. ſ. w. gelte. Den Schönen ſagten die Verehrer am Schluſſe der Vergötterung, daß es nicht ſo gemeint und das ihnen geſpendete Lob nicht zur Hälfte wahr ſei, auch daß man ſich mit den Angebeteten nur eine Unterhaltung oder einen Scherz machen wollte. Den heirathsluſtigen Mädchen gaben die glühenden Liebhaber, am Ende der zahlloſen Schwüre von ewiger Liebe und Treue, die Verſicherung, daß ſie geſonnen ſeien, entweder gar nicht, oder nur eine Reiche zu heirathen, indem die Schönheit viel geſchwinder vergehe, als das Geld, und jene altere, dieſes aber ewig jung bleibe.“

„Dieſer ungeſchminkte Ausdruck der wahrhaften Geſinnungen hatte zur Folge, daß ſich in allen Familienkreiſen, in allen Salons und auf allen Straßen die unliebſamſten Geſchichten und die fatalſten Auftritte ereigneten, da Jeder die Wahrheit ſagen mußte und Keiner ſie hören wollte. Die ganze Stadt lieferte ein großes häusliches Schlachtgemälde. Nachdem Feindſeligkeit und Verwirrung den möglich höchſten Grad erreicht hatten und allgemeiner Mord und Todſchlag loszubrechen drohten, ſah der weiſe Mandarin ſich genöthigt, das zu thun, was ſchon manche Geſetzgeber vor ihm gethan haben und andere nach ihm thun werden, das heißt, er widerrief ſein Geſetz und verordnete das Gegentheil. Es erſchien demnach, abermal unter Trommelſchlag und Trompetenſchall, ein Edikt, durch welches die Wahrheit und die Aufrichtigkeit unter Androhung der härteſten Strafen zur Wiederherſtellung der Ordnung und der Ruhe feierlich und auf das ſtrengſte verboten wurden. Um ſich aber bei dem Widerſpruche keine Blöße zu geben, nahm der weiſe Mandarin in dem neuen Geſetze die gewählteſten Ausdrücke zu Hülfe. So z. B. lautete eine Stelle: „Es werde hiermit Jedem, weß Standes, Geſchlechtes und Alters er auch ſei, verboten, Alles, was er denke, empfinde, wünſche oder verabſcheue, geradezu, rückſichtslos, unbeſonnen und auf beleidigende Weiſe herauszuſagen. Es ſei vielmehr der Wille und Zweck des zur Beförderung echter Humanität erlaſſenen Geſetzes, daß Jeder ſich eifrigſt beſtrebe, die ſchönen geſelligen Tugenden der Klugheit, Schonung und Höflichkeit auszuüben, nie gegen die Vorſchriften der Artigkeit und des Anſtandes anzuſtoßen, und in allen Fällen den guten Ton und die feine Sitte zu beobachten.“

„Dieſes milde Geſetz verfehlte ſeine Wirkung nicht. Die Leute wurden wieder ſo falſch wie vorher und Alles war gut. Haß, Heuchelei und Eigennutz zogen ſich in das Innere der Gemüther zurück. Die Maske der Liebe, die Larve der Freundſchaft und die Schminke des Edelſinns thaten Wunder.“

„Glückliche Lunetta! Du lebſt in dem herrlichen Europa, wo alle Tugenden zu Hauſe ſind, wo Herzlichkeit, Aufrichtigkeit und Edelſinn wie der Thymian ohne alle Pflege überall wild aufwachſen; Du kannſt es gar nicht begreifen, wie unerträglich mir das Leben in dieſer Hauptſtadt der Herzloſigkeit, der Falſchheit und des Eigennutzes iſt. Ich konnte es nicht länger hier aushalten. Ich ſchickte mich zur Abreiſe an; aber denke Dir meinen Schrecken! Das Geſindel fürchtete, daß ich ſeine Schlechtigkeit in meiner Reiſebeſchreibung aller Welt bekannt machen würde. Man verweigerte mir den Paß; man hat jedes Schiff, jedes Fuhrwerk in Beſchlag genommen.“

„Nur ein extremes Mittel blieb meinem Genie übrig. Eine Meile von der Stadt entfernt, liegt ein Berg von nicht bedeutender Höhe, dicht am Ufer des Meeres. Er iſt auf der Südſeite mit dichtbelaubten Bäumen bewachſen, die nicht nur den ganzen Tag hindurch erfriſchenden Schatten gewähren, ſondern auch ſehr nahrhafte und wohlſchmeckende Früchte tragen. Da nebſtbei das ſammtweiche Gras, deſſen Fülle den Boden bedeckt, als köſtliches Ruhebett dient, ſo iſt man auf dieſem Berge, der in der öden Umgebung wie ein Spiel der Natur daſteht, beſſer als in irgend einem Gaſthauſe, und zwar unentgeldlich, verſorgt. Auf dieſen Berg baute ich nun meine letzte Hoffnung; er ſollte mir, in Ermanglung eines andern Fuhrwerkes, als Schiff zur Heimreiſe nach Europa dienen. Meine große Aufgabe beſtand nun darin, das Unbeweglichſte aller unbeweglichen Dinge beweglich zu machen. Obſchon ich die ungeheure Schwierigkeit des Unternehmens erkannte, ſo gab ich die Hoffnung doch nicht auf, weil ich wußte, daß es auf dieſer Erde nur ein einziges ganz unbewegliches Ding gebe, das iſt: „Ein hartes — Menſchenherz!“

„Glücklicherweiſe befanden ſich unter den Einwohnern der Stadt Viele, welche eine ſolche National-Eitelkeit beſaßen, als wären ſie geborne Franzoſen. Dieſe Leutchen verehrten mir eine mit Goldmünzen gefüllte Caſſette, wobei ſie mir zu verſtehen gaben, es ſei ihr ſehnlicher Wunſch, in meiner Reiſebeſchreibung als die Elite der Stadt, und zwar mit ihren Namen, gelobt zu werden; ſie wollten es übrigens meiner Einſicht und Discretion überlaſſen, bei dieſer beſcheidenen Lobhudelei die grellſten Farben ſo dick als möglich aufzutragen.“

„Nun ging es an die Bergarbeit. Ich hatte einige Maurer und Steinmetze in Sold genommen. Mit Anbruch der Nacht fingen wir an, den Berg mit Hacken, Schaufeln und Brechwerkzeugen aller Art zu untergraben und am Rande von allen Seiten ſo zu behauen, daß er endlich von der Oberfläche der Erde ganz abgelöst, ja wie abgeſchnitten war. Als der Tag zu dämmern anfing, ſtellten wir uns an die Rückſeite des Berges und drückten mit vereinigten Kräften ſo lange vorwärts, bis es gelungen war, denſelben dicht an den Rand des Ufers zu ſchieben. Noch den letzten Stoß, und er ſtand auf dem Waſſerſpiegel! Ich ſprang ihm auf den Rücken, erkletterte den Gipfel, bediente mich zweier langen Stangen als Ruder, und das Bergſchiff flog, indem die Baumwipfel die Stelle der Segel vertraten, blitzſchnell dahin."

„So befinde ich mich nun auf hoher See, und trotze, keinen Schiffbruch befürchtend, allen Stürmen, Gewittern und haushohen Wellen, ein Gegenſtand der Bewunderung und des Neides für alle vorbeiſegelnden Kriegs- und Kauffahrtei-Schiffe, deren viele von einem wüthenden Orkan an Felſen geſchleudert und zertrümmert wurden. Sie wären mit Mann und Maus untergegangen, hätte nicht ich ihnen hülfreiche Hand gereicht und ſie aufgenommen. Von unzähligen Segenswünſchen begleitet, hoffe ich bald in Europa zu landen, und Dir, nebſt meiner leiblichen Naſe und dem dazu gehörigen Munde, auch die beiden werthvollen Kunſtgebilde derſelben im beſten Zuſtande glücklich einzuhändigen."

## VII.

## Die Straßen-Bibliothek.

Als Lunetta dieſe zweifelhaften Geſchichten erhielt, befand die Arme ſich in einem ſo traurigen Zuſtande, daß die Krankenwärterin es nicht wagte, ihr das Manuſcript welches zu ihrer Erheiterung dienen ſollte, zu übergeben, aus Furcht, es könne etwa unangenehme Nachrichten enthalten. Die nähern Umſtände dieſes Ereigniſſes ſoll der Leſer bald erfahren.

---

Volcanelli war indeß mit dem freiherrlichen Hippokrates in die Stadt gekommen, um einige zur Reiſe nöthige Ankäufe zu beſorgen. Wir finden Beide an einer Straßenecke ſtehend, wo die Menge der an der Mauer klebenden Anſchlagzettel ihre volle Aufmerkſamkeit beſchäftigte. Medard, durch dieſe ihm neue Erſcheinung überraſcht, rief voll Freude aus: „Welche herrliche Anſtalt! Oeffentliche Bibliotheken an allen Straßenecken zu errichten! Köſtlicher Gedanke! Hier kann man ſich die intereſſanteſten Kenntniſſe unentgeltlich ſammeln, zugleich die Tagesgeſchichte der ganzen Stadt ſtudieren, die phyſiſchen und geiſtigen Bedürfniſſe der Menſchen, alle Zuſtände der großen und kleinen Welt, ſelbſt die wichtigſten Zeitfragen kennen lernen. Ich behaupte, daß dieſe prächtigen, alle Gegenſtände des Wiſſens und Nichtwiſſens umfaſſenden Straßen-Bibliotheken, wenn ſie noch mehr raffinirt werden, alle ſogenannten öffentlichen und Privat-Bibliotheken, ja ſelbſt alle Zeitſchriften und Buchhandlungen überflüſſig machen. Eine ſolche, mit den intereſſanteſten und wiſſenswürdigſten Tagsneuigkeiten beklebte Straßenecke iſt das eigentliche Buch des Lebens, eine Journal-Rieſenſchlange, welche alle kleinen Journal-Schlangen verſchlingt. Und ſieh nur! welches eben ſo zarte als unparteiiſche Selbſtlob in allen dieſen zeitſchriftlichen Annoncen herrſcht! Wie tief durchdrungen vom Bewußtſein ihrer Wichtigkeit dieſe literariſchen Trompeter ſich fühlen! welche edle Ueberzeugung von ihrer Weisheit und Wahrheitsliebe ſie beſeelt! So wie ich nicht begreife, wie Griechenland und Rom ohne Journale beſtehen konnten, eben ſo wenig kann ich mir nun eine Straßenecke ohne Hunderte von Ankündigungen vom Zwerg- bis zum Rieſen-Format denken. Um der Sache die höchſte Vollkommenheit zu geben, bliebe nur noch das Einzige zu wünſchen, daß es den Schriftſtellern und Verlegern gefallen möchte, in die Bücher-Anzeigen, womit ſie die Mauern der Häuſer zu verzieren belieben, ergiebige Auszüge aus den Werken ſelbſt als genügende Proben ihrer Vortrefflichkeit mitzutheilen."

Volcanelli bezeigte dem Arzte über dieſe Bemerkungen großes Wohlgefallen und ſagte lachend: „ein Dichter brauche weiter nichts zu thun, als ſich jeden Tag vor eine ſolche, mit gedruckten Papiertapeten beklebte Mauer zu ſtellen, und ein paar Stunden im Freien und unter dem lärmenden, bunten Stadtgewühl zu leſen und die Aeußerungen der mit und neben ihm Leſenden zu hören; er müſſe hier einen Schatz von Stoffen finden. Zu allem Ueberfluſſe wolle er ſich ſogleich um einen armen Teufel umſehen, der, gegen gute Bezahlung, dieſe Blätter aus dem Buche der Zeit und des Lebens jeden Abend von der Mauer ſorgfältig ablöſe und ſie ihm in's Haus bringe. Auf dieſe Art werde er eine reiche Bibliothek der Gegenwart anlegen. Er bedauerte nur, daß er nicht ſchon früher auf dieſen köſtlichen Gedanken gekommen ſei. Die beiden Freunde fingen ſogleich einen Wettſtreit an, wobei Einer dem Andern alternirend einen Anſchlagzettel vorlas und die Deklamation mit ſeinen Bemerkungen begleitete.

**Volcanelli.** „Fleck-Ausbringungs- und Kleider-Reinigungs-Anſtalt." — Ein nützliches und zweckmäßiges Inſtitut! Wer davon Gebrauch macht, gewinnt ſich die gute Meinung, daß er wirthſchaftlich und ſparſam iſt. Praſſer und Verſchwender werfen jedes befleckte Kleid gleich weg, ohne an eine Ausbeſſerung desſelben zu denken. Das Fleckenmachen in die Kleider characteriſirt den Menſchen. Der Unaufmerkſame beſudelt ſein Kleid häufig, der Leichtſinnige trägt die Flecke die längſte Zeit mit ſich herum. Den Künſtlern, und insbeſondere den Dichtern, muß man die vielen Flecke, ſo wie die Dintenklexe, nachſehen, weil ſie zu zerſtreut ſind. Beim weiblichen Geſchlechte iſt jeder Fleck im Gewand ein Zeuge von Mangel an Reinlichkeit und Ordnungsliebe, manchmal ſogar an Zartgefühl. Nicht ſelten deuten befleckte Kleider auf befleckte Seelen. Man könnte die Menſchen in zwei Hauptklaſſen eintheilen; nämlich in ſolche, deren Stärke darin liegt, Fehler zu begehen und Flecke zu machen, dann in jene, die dazu geboren ſcheinen, die Fehler Anderer gut zu machen und die Flecke auszubringen. Ueberhaupt aber gefällt mir dieſe Reinigungs- und Fleckausbringungs-Anſtalt ſo gut, daß ſie mich auf die Idee führt, wie nothwendig eine moraliſche Anſtalt dieſer Art wäre. Es ſollte zwar jedes Erziehungs-Inſtitut eine moraliſche Reinigungs-Anſtalt ſein; da aber in manchen Erziehungs-Inſtituten mehr Fehler in die Kinder hinein als heraus gebracht werden, ſo will ich einen Roman ſchreiben, in welchem eine ſolche moraliſche Reinigungs-Anſtalt die Hauptrolle bilden und ſo draſtiſch wirken ſoll, daß man ſchmutzige ſchwarze Seelen in ſie wie in einen Waſchtrog nur hinein zu tauchen und nach einigen Schwenkungen rein und ſchneeweiß herauszuziehen braucht, wodurch denn eine vortreffliche neue Generation an die Stelle der nichtswürdigen alten tritt und in meinem Romane die entartete Menſchheit wieder zu Ehren kommt.

**Medard.** „Echte Pariſer-Stiefel-Glanzwichs!“ und dicht daneben: „Echte Londoner-Stiefel-Glanzwichs!“ — Das ſieht einer Herausforderung gleich. Edler Wettſtreit! Franzoſen und Engländer treten mitten auf deutſchem Kampfplatz in die Schranken und werfen ſich — wenn nicht den Handſchuh — wenigſtens den Schuh ohne Hand und den Stiefel zu. Jeder der beiden deutſchen Herolde behauptet, im allein glücklich machenden Beſitz der echten Glanzwichs zu ſein. Das kann die traurigſten Folgen haben. Deutſchland — ich ſehe es voraus — wird ſich ſpalten, wird in zwei Parteien zerfallen und die bluttriefende Zwietracht, noch ſchwärzer als die ſchwärzeſte Stiefelwichs, wird hohnlachend ihre Pechfackel ſchwingen. Ob

Frankreich oder England ſiegen wird im Kampfe — nicht der weißen und der rothen Roſe — ſondern in dem der echten, ſchwarzen und glänzenden Stiefelwichs mit der noch echtern, noch ſchwärzern, noch glänzenderen, — das ruht noch im Schooße der Zukunft; die Götter wiſſen's. Ich will mein Mögliches thun, die Sache auszugleichen, das heißt, ich werde von beiden Wichſen eine Flaſche kaufen und dann die Stiefel abwechſelnd damit beſtreichen laſſen, ſo daß jeder von beiden einen Tag franzöſiſch, den andern großbritanniſch, nie aber deutſch, erſcheint. Vielleicht gelingt es mir, wegen meiner induſtriellen und kommerziellen Verdienſte, dann auch, als Vermittler der drei großen Nationen, ein Monument zu erwerben.

**Volcanelli.** „Fertige Männer-Kleider aller Art und zu allen Preiſen.“ Eine ſehr lobenswerthe Anſtalt! Wenn das Sprüchlein: „Das Kleid macht den Mann,“ wahr iſt, ſo muß es nicht minder wahr ſein, daß der Mann — nämlich der Schneider, das Kleid macht, und daß folglich aus einer ſolchen Humanitäts-Anſtalt Männer von jeder Qualität hervorgehen müſſen, was nothwendig zum Nutzen und Vergnügen des weiblichen Geſchlechtes gereichen muß. Es iſt die Pflicht der Männer und Solcher, die es werden wollen, dieſes Inſtitut zu unterſtützen, ſo viel der Beutel es zuläßt und nöthigen Falls auch gehörige Schulden zu machen, wenn ſie die Wichtigkeit und den Vortheil bedenken, daß Jeder, der bisher in der Salonwelt und auf Promenaden eine Null war, aus einem ſolchen Kleidungstempel in einem Augenblick als gemachter Mann hervorgehen, in die geiſtreichſte Geſellſchaft der großen Welt eintreten, den ſchönſten Damen keck in's Geſicht ſchauen und ſogar ihre Blicke auf ſich ziehen kann. Gäbe es keine ſolche grandioſe Kleiderkünſtler, durch deren Genie die Zahl der ſchönen Künſte um eine, vielleicht die am meiſten draſtiſche, vermehrt worden iſt, ſo müßte Mancher in ſeines Nichts durchbohrendem Gefühle vergehen, welchen nun der Schneidermeiſter mit Beihülfe ſeiner Muſen, nämlich der Schneidergeſellen, wie durch einen Zauberſchlag in einen Halbgott verwandelt. Der Letztere genießt nebſtbei noch den Vortheil, daß er nach einiger Zeit in demſelben Tempel, der ihn ausſtaffirte, gleich einer Schlange die erkaufte oder erborgte Haut wieder ablegen kann. An einem Schneider im Großen hängen tauſend kleine Kunden wie die Egel an einem ſie zertretenden Fuße; ein Schneider im Großen iſt ein Wallfiſch, der tauſend kleine Fiſche verſchlingt. Hier herrſcht Einheit, das Hauptprincip der Staatsweisheit und Staatsverwaltung, und es ließe ſich durch allgemeine Einführung ſolcher Kleider-Anſtalten leicht dahin bringen, daß die ganze männliche Menſchheit einen Zuſchnitt erhielte. Schade, daß weibliche Anſtalten der Art ſich nicht realiſiren laſſen, weil die Mode eine Eintagsfliege iſt, und den weiblichen Kleidern nur die kürzeſte Dauer geſtattet.

**Medard.** „Eine neue Cravaten-Niederlage.“ Es iſt erfreulich zu ſehen, wie der Menſch ſich ſelbſt ein hochnothpeinliches Halsgericht aufbürdet, ſich ſelbſt in's Joch zwingt, ſich ſelbſt ſtrangulirt. Und wie konſequent er dabei bleibt! Er würgt ſich im kälteſten Winter wie im heißeſten Sommer ohne Unterſchied, je nachdem die Göttin Mode es gebietet, die Kehle und das Kinn mögen dazu ſagen, was ſie wollen. Dadurch kommt aber manches bleiche Todtengeſicht zu einer Art rother Lebensfarbe, welche füglich die Stelle einer Schminke vertreten kann. So weiß der erfindungsreiche Menſch ſelbſt aus dem Droſſeln Vortheil zu ziehen! Der Kometenſchweif einer Cravate dient überdies auch der herzloſen Bruſt zu einer unverdienten Decoration, und die ſteife Cravate nöthigt manchen Unbedeutenden, die Naſe hoch zu tragen. Man halte ja die Cravaten in Ehren! Was wäre ſo manches nichtsſagende Geſicht ohne die ſchreiende Cravatenfarbe!

**Volcanelli.** „Schlafröcke aller Gattungen, das Stück von fünf bis fünfzig Gulden." — Seid mir willkommen, ihr Ueberreſte der guten alten Zeit! Ihr Sinnbilder der Behaglichkeit und der Ruhe! Ihr ſeid fürwahr die beſte Ueberſetzung des engliſchen Comfort in's Deutſche. Ein Schlafrock iſt das erſte Ding, welches der ausgeruhte Menſch am Morgen mit dem vergnüglichen Bettzeuge vertauſcht, um aus der Traumwelt ganz ſachte in die wirkliche einzutreten. Der Schlafrock iſt ein ſo wichtiges, ein ſo bedeutendes Stück im menſchlichen Koſtum, daß man ihn ſogar auf dem Theater eine Hauptrolle ſpielen läßt. Wie glücklich, wie voll Ehrfurcht ſaß ich als Knabe mit unverwandten Augen vor der Bühne, wenn ein Iffland'ſcher Hofrath an dem mit Aktenſtößen belegten Schreibtiſche ſaß und, in dem weichgepolſterten Armſtuhl zurückgelehnt, den ſtattlichen, reichgeblümten Schlafrock bald ſanft auseinander legte, bald haſtig zuſammenzog, um die angenehmen oder ſtürmiſchen Empfindungen auszudrücken, welche das ſo eben geleſene Aktenſtück in ihm erweckte! Wie aufmerkſam ſaß ich da, wenn ein Kotzebue'ſcher General im türkiſchen oder chineſiſchen Schlafrocke, aus dem langen Weichſelrohre der Tabakpfeife dicke Rauchwolken hervorſtoßend, aus ſeinem Schlafkabinet trat, die Thür hinter ſich zuſchlug und einige Male heftig hin und her ſchritt! Wie ſehnſuchtsvoll wartete ch, bis er den Mund öffnen und das erſte Wort ſprechen werde! Endlich warf er die Pfeife auf den Theetiſch, und nun ging's los! — Der Schlafrock beweist am Menſchen ſeinen Hang zur Bequemlichkeit oder ſeine Liebe zur Thäigkeit. Im erſten Falle läßt er ſich noch ein paar Stunden nach dem Aufſtehen im Schlafrocke wohlgeſchehen und mpfängt in dieſem Koſtum auch Morgenbeſuche, indeß im weiten Falle der Ruheloſe, kaum dem Bette entſprungen, Toillete macht und ſich in's Zeug wirft. Eigentlich trägt er Schlafrock einen falſchen Namen, denn wir nehmen hn ja erſt dann, wenn wir den Schlaf nicht mehr haben. Galante Männer wollen aber auch im Schlafrock galant rſcheinen; dies verurſachte die Preisſteigerung von fünf Gulden bis zu fünfzig, je nachdem ein Mann galant, alanter oder am galanteſten iſt, wornach die Luxus-Negligée oder der Negligée-Luxus ſich richtet.

**Medard.** Hier ſind viele Arten von Kerzen dicht eben einander angekündigt, die darauf ausgehen, ſich wechſelſeitig zu verdunkeln. Das thun die Menſchen auch. Sie zünden einander wohl öfter ein Licht an, insbeſondere, wenn ſich's um die Mittheilung einer unliebſamen Wahrheit handelt, viel häufiger aber pflegen ſie einander einen blauen Dunſt vorzumachen, und während ſie einander Weihrauch ſtreuen, ſtreuen ſie einander zugleich Sand in die Augen. Der Menſch macht es mit den Kerzen, wie mit den Menſchen; wenn er ſie benöthigt, ſo entzündet und ſchneuzt er ſie; bedarf er ihrer nicht mehr, ſo löſcht er ſie aus. Die meiſten Menſchen pflegen, weil ſie es mit Keinem verderben wollen, wie jenes pfiffige Landmädchen, ein Licht dem Erzengel Michael anzuzünden, und eines dem Schwarzen mit den Bocksfüßen, bis endlich das Schickſal mit der größten aller Lichtſcheren über ſie kommt. Dann iſt's aus mit allem Glanz der Eitelkeit, und das Milly-, Stearin-, Apollo- oder Univerſal-Kerzen- und Menſchenlicht erliſcht in Nacht. Der größte Theil der gerühmten Prachtkerzen dient dem Vergnügen und dem Luxus. Du, einfache Nachtlampe und du, gemeine Unſchlittkerze! ihr müſſet euch Geringſchätzung gefallen laſſen. Kränket euch darüber nicht! Der Fleiß des Dürftigen und der Segen des ſchlafloſen Armen entſchädigen euch dafür reichlich. Schön iſt allerdings ein von tauſend Prachtkerzen ſchimmernder Saal oder ein Palaſt in ſeinem Lichtmeer; ſchöner aber das Morgenroth des jungen Tages, welches er beſchämend durch die Fenſter auf die vor Neid erbleichende Kerzenmenge leuchten läßt. Dieſes Licht iſt mein Lieblingslicht und zugleich das echte und wahre Licht.

**Volcanelli.** „Waaren-Ausverkauf. Fort, mit Schaden!“ — Es iſt doch eine herrliche Sache um das Losſchlagen! Wer ſchlägt nicht gerne los und zu, wenn er kann und darf? Der Eine auf ſeinen Beutel, der Andere auf ſein Leben, der Dritte auf ſeine Nebenmenſchen. So wie man gerne aufſchlägt und auf Alles zuſchlägt, eben ſo ſchlägt man gerne mit Allem los: Der Kaufmann mit ſeiner Waare, der Verliebte mit ſeinen Schwüren, die Schöne mit ihrem Putz und ihren Reizen, der Salonmenſch mit ſeinem homöopathiſchen, ſtereotypen und einſtudierten Witz, der Soldat mit ſeinen Strapazen und Heldenthaten, der Schriftſteller mit Manuſcripten, der Buchhändler mit fruchtloſen Ankündigungen, der Schauſpieler auf der Bühne mit den Armen, außer dem Theater mit beſcheidenem Selbſtlob, der Kranke mit Vorwürfen auf den Arzt, der Arzt mit Heilmethoden auf den Kranken, der Proceſſirende mit Invektiven gegen die uneigennützigen Advokaten, der Reiche mit ſeinem Gelde, der Arme mit Klagen über die ſchlechte Zeit, der Stutzer mit ſeinen galanten Abenteuern, die emancipirte Dame mit geiſtreichen Bemerkungen und Touriſten-Erlebniſſen, u. ſ. w. So viel bleibt gewiß, daß alle Menſchen dem Auskaufe ihrer guten oder ſchlechten Waaren ſehr geneigt ſind und einem Andern für ſein gutes Geld ſelbſt ihr Schlechteſtes billigerweiſe gerne überlaſſen. Bei den inhaltsſchweren Worten: „Fort, mit Schaden!“ fällt mir nun ein: „zu weſſen Schaden? des Käufers oder des Verkäufers?“ Das iſt die Frage!

**Medard.** Kraft- und Haarwuchs-Pomade!“—Dieſe Pomade erfüllt mich mit Ehrfurcht und heiliger Scheu, denn ſie liefert den dreifachen ſchauderhaften Beweis, erſtens daß man durch Kunſt die Natur überflüſſig machen, zweitens, daß der Menſch ſogar das Unmögliche leiſten kann, drittens, daß der Schöpfer ſich die Mühe erſparen konnte, Haare auf dem Haupte des Menſchen wachſen zu laſſen. Das Erſte beweist ſich, weil die Kunſt Dinge hervor und zu Stande bringt, welche die Natur verweigert, z. B. wirkliche Haare und Haartouren; das Zweite, weil die Wunder-Pomade Haare hervorzaubert, wo keine Haarwurzeln vorhanden ſind; das Dritte, weil der Schöpfer nicht voraus ſah, daß Perrückenmacher kommen würden, welche das kahle Menſchenhaupt mit Haarſchmuck in der modernſten Form bedecken würden. Ich ziehe hiernach den folgenden Vernunftſchluß: „Kann die Pomade Haare hervorbringen, ſo können wir die Perrückenmacher entbehren; benöthigen wir aber Perrückenmacher, ſo muß der Pomade die Haarerzeugungskraft fehlen." — Ich mache daher den Vorſchlag, daß Perrückenmacher und Haarwuchspomade-Erzeuger einander mit Feuer und Schwert verfolgen ſollen. Und dennoch rühmt mancher Tauſendkünſtler, ſich ſelbſt widerſprechend, zugleich ſeine, den Haarmangel erſetzenden Perrücken und ſeine den Haarwuchs hervorzaubernden Pomaden. Ich erlaube mir nur zwei Fragen. „Behält das ſchöne Geſchlecht ſein Haar in der Regel deshalb länger, weil das wilde Geſchlecht oft Haare laſſen muß?" Und die zweite: „Sehen wir jetzt ſo viele kahlköpfige Jünglinge nur deshalb, weil das vertrocknete ſchlaffe Gehirn dem Haare weniger Nahrung gibt, als der viel genießende, immer thätige Mund unſerer Lions oder Salon-Löwen, die mehr zerriſſen als reißend ſind. Auf dem

ächſten Zettel wird ein Schönheitswaſſer angekündigt,
eſſen Wirkung nicht ausbleiben kann. Ich will es glauben;
an ſieht deshalb in allen Salons die vollkommenſten
chönheiten in Hülle und Fülle. Es läßt ſich daher auch
egreifen, daß ſelbſt die Häßlichſte ſich für ſchön hält und
ede Schmeichelei für baare Münze nimmt, wozu ſie unter
ieſen Umſtänden auch das vollſte Recht hat. Der Traum
on einer ſchönen Seele iſt darüber in Vergeſſenheit ge-
athen.

**Volcanelli.** „Künſtliche Zahngebiſſe.“ Für manche
enſchen iſt der Verluſt der Zähne ein wahres Glück. Der
chlemmer, wenn er nicht mehr ſo gut und ſo ſchnell beißen
ann, tritt als ſichtbares Mitglied in einen unſichtbaren
äßigkeits-Verein. Migrän und Indigeſtionen hören auf;
wird ein geſunder Mann und gewinnt an Lebensjahren,
as er an Zähnen verloren hat. Der zahnloſe Bramarbas
ird ausgelacht, wenn er mit zornglühendem Geſichte aus-
uft, er möchte Dieſen oder Jenen mit den Zähnen zermal-
en. Eine ſchlechte Declamatrice, ein distonirendes Fräu-
in, die mit ihrem erbärmlichen Vortrage und mit der gel-
nden Singſtimme manchen braven Leuten das ſchuldloſe
rommelfell zerriſſen und die Ruhigſten in Verzweiflung ge-
ürzt haben, geben, wenn die Zähne aus- und die Anbeter
fallen, der Kunſtrednerei, den Bravour-Arien und — der
ebe den Abſchied. Die dankbare Welt erfreut ſich der ge-
ünſchten Ruhe. Den beißluſtigen Zahnloſen erübrigt nichts
nderes, als ſich etwa durch moraliſche Biſſe an dem lieben
ächſten zu entſchädigen. Nun kommen die falſchen

*Zähne*; ihnen gebührt auf jeden Fall der Vorzug vor den *falschen Zungen* und vor den *hohlen Zähnen*, die im Munde eines *hohlen Kopfes* ihr Unweſen treiben. Ein künſtliches Gebiß, welches beim Schlafengehen den Mund verläßt und am Morgen wieder ſeinen Einzug hält, iſt ein ſeltſames „**Memento mori!**“ welches den Menſchen an ſeine Gebrechlichkeit und an die Vergänglichkeit alles Irdiſchen erinnert, folglich ihn ermahnt, vorſichtig und mäßig zu ſein. Glücklich Derjenige, der beim Augenzahn an das Augenlicht, beim Weisheitszahn an die Lebensweisheit, beim hohlen Zahn an die Herzensfülle, beim Zahnweh an die Seelenruhe, beim plombirten Zahn an das, dem Menſchen bei Unfällen nöthige à plomb, bei den Stockzähnen an die Schläge des Schickſals denkt und dann mit Vernunft und Gemüthsruhe mit ſeinen *eigenen* Zähnen in manchen ſauren Apfel des Leben ſo lange hineinbeißt, bis er endlich in's Gras beißt!

**Medard.** Hier eine pompöſe Ankündigung von „Brillen, Lorgnetten und Operngucker n.“ — Was mag Urſache ſein, daß unſere jungen Herren gar ſo ſchlechte Augen haben und mit Brillen beinahe auf die Welt kommen? Das raſtloſe Studieren? das unaufhörliche Leſen bei Tag und Nacht? die Sünden der Väter? die eigenen Sünden der Söhne? oder die Mode? Letztere wohl größtentheils. Sie gebietet; man ſchämt ſich beinahe, gute Augen zu haben und ohne Augengläſer auf der Promenade oder in einem Salon zu erſcheinen. Die Damen bedienen ſich zwar der Augengläſer ſeltner, weil ſie ihre ſchönen Augen gerne unverglast zeigen; ſie laſſen ſich aber lieber mit Glasaugen beäugeln, weil das mehr Aufſehen macht; auch ſchmeichelt es ihnen, daß die Anbeter ſich ihretwegen die Augen bewaffnen, um beſiegt und entwaffnet zu werden. Traurig bleibt es immerhin, die Natur mit Augengläſern begaffen zu müſſen; es gibt aber Manche, die ſchärfer ſehen, wenn ſie die überflüſſigen Augengläſer abnehmen. Das ſchöne Geſchlecht bedient ſich ihrer ſelten, weil ſie das ſchönſte Geicht häßlich machen. Dafür hält es ſich an die Lorgnette, wobei es gegen die Männer Ein Auge zudrücken kann. Das ſt menſchlich. Es gibt auch in moraliſcher Beziehung Kurzichtige und Andere, die nur in die Ferne ſehen; Jene kleen an der Gegenwart, Dieſe denken und handeln für die Zukunft. Die preciöſen Operngucker ſind die Werkzeuge der Theater-Koketterie; man vergißt über dem Fixiren hübſcher Schauſpieler und ſchöner Tänzerinnen das ganze dramatiſche nd choreographiſche Bühnenwerk. Es lebe die Plaſtik! Es ebe die Sinnenwelt! Fort mit dem Geiſt! Fort mit Schaden!

**Volcanelli.** Sieh da! Verluſte über Verluſte weren hier angezeigt. „Ein verlaufener Mops.“ Seine Geeterin zerfließt über dieſen ihren Liebling in bittere Thräen. Ein Tag ohne ihn ſcheint ihr wenigſtens acht und erzig Stunden zu haben. Kennzeichen: Seine Füße ſind e zierlichſten, die ein Mops haben kann. In ſeinen ſchwarn Augen liegt ein gewiſſer Trotz, der in ſeiner Art einzig . In den faltigen Zügen des ſchwarzen Geſichtes liegt el Humor, und wenn er die Ohren ſpitzt, iſt der leibhafte

Satyriker nicht zu verkennen. Sein Gebelle iſt wohl nicht ſonor, vielmehr etwas gellend, allein er weiß es, aus Zartgefühl für die reizbaren Nerven ſeiner Gebieterin, zu mäßigen, auf eine Weiſe, welche dem edelſten Menſchen zur Ehre gereichen würde. Die unterzeichnete Zofe bietet dem ſchätzbaren Publikum, welches ſo glücklich ſein wird, das vierfüßige Kleinod in die Arme der Gebieterin zurückzuführen, die nicht unbedeutende Summe von fünf und zwanzig Gulden Münze, vielleicht auch noch mehr. Fanny N. N. Zofe.“ -- Nebenbei ein anderer, gleich ſchmerzlicher Verluſt! Ein Papagei iſt entflohen, vermuthlich um in ſeine Heimat zurückzukehren. Alle Luftſchiffer werden im Namen der Menſchlichkeit aufgefordert, ihm nachzufliegen und den undankbaren Flüchtling einzuholen. Viel Glück zum Fange! — Sieh da! ein entſprungener Affe! Wozu einem entlaufenen Affen nachlaufen? Aefft doch Ein Menſch dem Andern nach! — Verlorne Brieftaſche. Der redliche Finder wird gebeten, das darin befindliche Geld zurückzuſtellen, die Brieftaſche aber ſammt dem beiliegenden **Billet doux** und dem Porträt der Geliebten des Lion als Remuneration zu behalten. Geld regirt die Welt, und ſoll ſchon etwas eingebüßt werden, ſo gilt das Geld ohne Herz mehr als ein Herz ohne Geld. — Solche Anzeigen ſind eine gute Sache. Ich möchte ſie aber noch mehr in's Große treiben, da der Menſch oft viel größere Verluſte erleidet. So wäre z. B. gehörig anzuzeigen ein verlorner Liebhaber, der Verluſt des guten Rufes, verlorner Kredit, verlorne Ehre, verlorne Ruhe, verlorne Unſchuld, ein verlornes Gedächtniß für genoſſene Wohlthaten, oder wenn Einer bei dieſer oder jener Gelegenheit den Kopf verloren hat, u. ſ. w. Ich zweifle nicht, daß ſich genug redliche Finder finden würden.

**Medard.** Hier präkoniſirt ſich eine „Damen-Schwimmſchule und eine gymnaſtiſche Uebungsanſtalt." Ein wahres Glück! Und welche heilſame Wirkungen offenbaren ſich überall! Frauen und Fräulein, die ſich im Winter die Lungenſucht und Schwindſucht ertanzt haben, — im Sommer fangen ſie an zu ſchwimmen und zu turnen, und — ſiehe da! die halben Leichen gehen wie der Phönix aus ſeiner Aſche hervor; von Migrän und Nervenzuſtänden iſt keine Rede mehr. O herrliche Generation der Weiblichkeit! Wohin man blickt, nichts zu ſehen als kräftige Geſtalten; Männinen in Fülle der Geſundheit. Man glaubt, im Schweizerland zu ſein, von rüſtigen Dirnen umgeben. O zartes Geſchlecht! wie weit haſt du es gebracht, ſeitdem die Emancipation ihre Schranken dir geöffnet hat! Die bornirte Jungfrau von Orleans müßte ſich ſchämen, vor dieſen Heroinen an Leib und Seele zu erſcheinen. Das verdanken wir der Mode. Einſt gefiel ſich das ſchöne Geſchlecht im intereſſanten Kränkeln, und es war beinahe eine Schande, keine Nervenzuſtände zu haben. Jetzt heißt es: „Keine Nerven mehr! „Alles muß vom Blut kommen. So will's die Mode!"

**Volcanelli.** Hier werden Vorleſungen angekündigt. Nur hineingegangen in den Hörſaal! So kann man doch ohne Unwahrheit ſagen, daß man darin war. Hat man etwas davon verſtanden, ſo kann's nicht ſchaden; hat man nichts verſtanden, — wer kann dafür? Ich würde auf jeden Fall rathen, nebſt den Herren auch Damen den Zutritt zu geſtatten, ſo können die Zuhörer zugleich ihre Schauluſt befriedigen, und die geiſtreichen Zuhörerinen gehen noch geiſtvoller hinaus als ſie hineingegangen ſind. Da kommt mir ein glücklicher Gedanke! Ich will auch Vorleſungen halten, und zwar über ganz neue, ſehr intereſſante Gegenſtände, z. B. über die Macht der langen Weile in den Salons; über die Kunſt, im Theater einzuſchlafen; über die Kunſt, über Alles, was man nicht verſteht, viel und ſchön zu ſprechen; über die Damenkunſt, auf Eiſenbahnen ein eiſernes Herz zu haben; über die Kunſt, den Leuten auf den Dampfſchiffen einen blauen Dunſt vorzumachen; über das Vergnügen, welches eine gute Knackwurſt nach einer gefrornen Soirée gewähren kann, u. ſ. w.“

**Medard.** Hier finden wir eine Anſtalt, wo der Unterricht in den Sprachen aller Völker ertheilt wird. Man lernt jetzt Alles halb und nichts recht, weil man gar zu Vieles lernen will. Der Kopf wird angefüllt, das Herz bleibt leer. Treibhauspflanzen ringsumher! Kempele’ſche Sprach-Automate mit gangbaren Redensarten, wie der feine Ton in den Salons ſie eben bedarf, um in der zweiten Soirée zu wiederholen, was man in der erſten ſchon zum zehnten Mal geſagt hat. Und ſo klebt denn hier, wie an allen Straßenecken, ein ſchneller Franzoſe, ein fertiger Italiener, ein geſchwinder Engländer u. ſ. w. Wäre es nicht an der Zeit, auch eine chineſiſche Lehrkanzel zu errichten, um die Opiumfrage gehörig zu beſprechen? Neue Sprachen tauchen auf; manche alte gehen unter. So z. B. gehört die Sprache des Herzens und die Sprache der Wahrheit jetzt unter die todten Sprachen, zur lateiniſchen und griechiſchen. Die allgemeine Sprache, die dem Menſchen angeborene Augenſprache, worin das ſchöne Geſchlecht der beſte, aber auch der theuerſte Sprachmeiſter iſt, hat noch immer ihren guten Kurs, den ſie auch behalten wird, ſo lange es Augen gibt. Selbſt Blinde ſind nicht ohne Augenſprache.

**Volcanelli.** Welche Menge von Buchhändler-Aneigen! Es iſt doch eine erfreuliche Erſcheinung, daß bei all em ungeheuren Wechſel der Moden das Eſſen nie aus er Mode kömmt. Sehr natürlich! Es gehört zu den Beürfniſſen der Zeit. Daher die zahlloſe Menge der Kochbüher! Daher die Aufnahme der Kochkunſt in den Bereich der chönen Künſte! Hier erſcheint ſogar die farbige Abbildung iner Kochkünſtlerin, einſt Köchin genannt. Es war alſo unerer Zeit vorbehalten, das Ideal einer Köchin zu hauen, einer Prieſterin im Tempel der Kunſt, das menſchche Leben zu verlängern. Ich werde nächſtens ein Lehrgeicht ſchreiben: „Der Kampf der Köchinen mit den Köchen m die Siegespalme.“ Dieſes Werk dedicire ich dem ſogeannten Buchhändler-Gremium, weil es der geſuchteſte und angbarſte Verlags-Artikel iſt. Hier ein anderes unſterbches Werk: „Der Jungfrau ſchönſtes Ziel,“ — das iſt: ein Mann!“ Nur friſch d'rauf losgeſteuert, meine lieben ungfrauen! — Und wieder ein anderes Werk: „Die unſt mit Männern glücklich zu ſein!“ Eine ſchwere

Kunſt! Und doch möchte ich dazu ein Gegenſtück ſchreiben: „Die Kunſt ohne Weiber glücklich zu ſein.“ Ueberhaupt würden Schriftſteller, die ihren Magen berückſichtigen wollen, am beſten thun, nichts Anderes als Seiten- und Gegenſtücke zu ſchreiben. Da man jetzt die Kontraſte und Widerſprüche, noch mehr das ſich Widerſprechende, liebt, gerne zugleich ungläubig und leichtgläubig, geizig und verſchwenderiſch, allopathiſch und homöopathiſch iſt, ſo möchte ich den Verlegern rathen, bei der Ankündigung neuer Werke immer beizuſetzen, daß durch dieſelben einem dringenden Bedürfniſſe der Zeit abgeholfen wird. Da übrigens unſere Zeit eine Feindin der Halbzeit und der Oberflächlichkeit iſt, ſo könnte es nur ſehr vortheilhaft ſein, viel Ganzes herauszugeben, z. B. das Ganze der Schaf- oder Flöhzucht, das Ganze der halben Aufklärung, das Ganze der Zerriſſenheit, das Ganze der Geldmacherei u. ſ. w. Herabgeſetzte Bücherpreiſe haben den beſten Erfolg dann, wenn man die Preiſe auf Null herabſetzt, da es viele Leſer, aber wenig Käufer gibt. Bücher — wer liest ſie nicht! Bücher — wer kauft ſie gern? Worin mag aber die Urſache liegen, daß die Lehrbücher, die ehemals ſo kurz abgefaßt waren, jetzt immer weitſchweifiger und bändereicher werden? In den Bedürfniſſen der Zeit oder in den Bedürfniſſen der Schreibenden? Die Schüler ſollen jetzt ſo viel wiſſen, daß ſie nicht wiſſen, wo ſie alle die Zeit und all das Geld zu all dem Wiſſen hernehmen ſollen.

**Medard.** Da komme ich auf Zündhölzchen, ein gefährliches Ding, beſonders in unſerer Zeit, wo überall ein

Ueberfluß von Zündſtoff liegt und Alles ſo leicht Feuer fängt, daß man nicht genug dämpfen und löſchen kann. Tauſend Schmähſüchtige gehen mit ihren Zündhölzchen herum und Flammen lodern auf. Der bösartige Witz ſtreicht ſeine Zündhölzchen, und Tauſende freuen ſich, wenn ſeine frevelhaften Funken ſprühen. Während die großen Leidenſchaften ihre Brandfackeln ſchwingen, richten die kleinen mit ihren Zündhölzchen nicht weniger Schaden an. Jedes Buch, welches ſchlechte Geſinnungen anfacht, iſt eine böſe Zündhölzchen-Maſchine; manche Ruheſtörer und Zwietrachtſtifter gehen als lebendige Zündhölzchen herum.

**Volcanelli.** Hier rühmt ſich ein Porträtmaler, der zugleich Lithograph iſt, wie ein Arzt, der zugleich Allopath und Homöopath iſt. Der gute Maler bürgt für die Aehnlichkeit ſeiner Porträts; wer bürgt aber für ihn? Der gute Mann weiß nicht, wie ſchwer es iſt, für ſich ſelbſt gut zu ſtehen; es grenzt an das Unmögliche, da ſich der Menſch nicht nur alle ſieben Jahre, häufig ſogar alle Jahre, ja alle Tage ſo ändert, daß er kaum zu kennen iſt und auch Andere nicht mehr kennen will, beſonders Diejenigen nicht, denen er verpflichtet wäre, weil ſie ihm Gutes gethan haben. Stände der Maler jetzt vor mir, ſo würde ich ihm ſagen: „Die Eitelkeit der Menſchen iſt grenzenlos. Male die Häßlichen ſchön, die Alten jung, und du biſt in kurzer Zeit ein reicher Mann! Einem Pinſel kann kein Pinſel zu viel ſchmeicheln.“

**Medard.** „Ein Wachsfiguren-Kabinet!“ Höchſt überflüſſig! Man findet allüberall mehr Wachsfiguren als

Menſchen, Weſen mit Augen, die nicht ſehen, mit Ohren, die nicht hören, mit Köpfen, die nicht denken, mit Herzen ohne Gefühl. Manche ſeelenloſe Schöne, iſt ſie etwas Anderes, als eine Wachsfigur? Manche bewunderte Tänzerin, iſt ſie etwas Anderes, als eine wächſerne Drahtpuppe? Mancher mechaniſche Amtsſchreiber, ſollte er nicht eine pflichtſchuldige Wachsfigur ſein? Wie viele Menſchen, deren Inneres hohl iſt, zeigen das Scheinleben einer Wachsfigur! Ein Freund verſprach mir einſt, mich in ein Wachsfiguren-Kabinet zu führen. Als wir eintraten, ſagte er: „In dieſem erſten Zimmer ſiehſt Du drei Tiſche mit Herren und Damen, die Karten ſpielen, Whiſt, Ombre und Boſton." Ich bewunderte den Ausdruck in den Geſichtern der Spielenden. Plötzlich ſchrie Einer derſelben laut auf, und warf die Karten fluchend auf den Tiſch. Die Partnerin wollte vor Schrecken vom Stuhle ſinken. Mein Freund zog mich lachend zur Thür hinaus. Der Schelm hatte ſich mit mir einen Spaß gemacht. Ich gönne es jedem wackern Geſchäftsmanne, der ſich den langen Tag abgemüht hat, von Herzen, wenn er Abends am Spieltiſchchen eine unſchuldige Erholung findet, aber jeden Spieler aus Leidenſchaft oder Gewinnſucht hole der Teufel!

**Volcanelli.** „Eine optiſche Zimmerreiſe ſammt Panoramen und Phantasmagorie." Dieſe Art zu reiſen iſt unſtreitig allen von der Reiſeſucht befallenen Herren und Damen vorzugsweiſe zu empfehlen. Sie iſt die bequemſte und ſicherſte, auch die ſchnellſte und wohlfeilſte. Man kann in dieſe optiſchen Bilder eben ſo gedankenlos hineingaffen, wie in die Welt, und es ſteht ſogar jedem Zimmerreiſenden frei, bei ſich ergebender Gelegenheit zu ſagen: „Auch ich war in Paris oder London, in Trieſt oder Preßburg!“ Macht er etwa noch ein paar Zuſätze aus dem betreffenden Artikel des Converſations-Lexikons, ſo kann ihm Niemand etwas dagegen ſagen. Da alle Erſcheinungen ihren Grund haben müſſen und keine Wirkung ohne Urſache iſt, ſo habe ich darüber nachgedacht, woher denn die moderne Reiſeluſt rührt. Ich habe ſieben und ſiebzig Haupturſachen entdeckt, deren ſieben ich hier anführen will. Eine derſelben beſteht offenbar darin, daß das Reiſen, welches vormals mit vielen Schwierigkeiten, Beſchwerden und Hinderniſſen verbunden war, jetzt durch die Eilwägen, Eiſenbahnen, Dampfſchiffe u. dgl. ungemein erleichtert wird. Man reiſ't jetzt mit Flügeln. Bettler können nach Amerika fliegen und uns dann für das geringſte Almoſen geographiſche Berichte mittheilen. Eine zweite Urſache des Touriſten-Fiebers iſt die Mode. Wer nicht alle fünf Erdtheile durchreiſ't hat, dem bleibt nichts übrig, als vor Scham zu vergehen. Als Nummer 3 kommt die liebe lange Weile, die dem Menſchen keine Ruhe läßt; und ſo iſt unſere Zeit in gewiſſer Hinſicht ein goldenes Zeitalter, noch mehr aber ein queckſilbernes geworden. Die häuslichen Frauen laſſen jetzt ihr ganzes Hausweſen in Stich und verlegen ſich auf's Reiſen. Die Welt iſt ihr Haus und die Männerwelt ihr Mann. Ein vierter Beweggrund zum Reiſen iſt der Wunſch, Bewegung zu machen, und zwar auf eine ſolche Art, daß man ſich dabei dem Genuſſe des beliebten „dolce far niente,“ auf deutſch: „dem holden Nichtsthun," einer Miſchung von Müßiggang und Müßigſitzen, hingeben kann, ſo daß man halb lebt, halb vegetirt. Manche gehen einzig und allein deswegen unter die Touriſten, weil ſie nichts Anderes zu thun wiſſen. Andere treibt der Kitzel der Eitelkeit; ſie wollen eine Reiſebeſchreibung herausgeben, zu welcher das Motto paßte: „Wäre das Neue nur gut, wäre das Gute nur neu!" Endlich und ſchließlich kann auch der geiſtloſeſte Touriſt von erſprießlichen Nutzen ſein für die Salonswelt. Wenn dieſe nämlich, trotz der hellen Beleuchtung, dennoch im Dunkel der langen Weile herumtappt oder gar auf dem Gefrierpunkt ſteht, wo aller Klingklang und Singſang verſtummt, da öffnet der Touriſt den Mund und erzählt Wunderdinge, die durch ein Wunder die lebloſe Geſellſchaft beleben. Heil Dir, edler Ulyſſes! Sprich nur immer ſo fort, denn jedes Wort iſt ein Lichtſtrahl!" — Was nun die Phantasmagorie mit ihren Geiſter-Erſcheinungen betrifft, ſo iſt zu bedauern, daß ſie immer ſeltener werden. Will denn kein Geiſt mehr erſcheinen? Man ſollte die Leute zum unentgeldlichen Beſuche der Phantasmagorien zwingen, damit ſie doch eine beiläufige Idee von einem Geiſte bekämen.

**Medard.** „Vorſtellungen aus dem Gebiete der natürlichen Magie." — Dieſe ſchöne Kunſt, die Leute durch den Schein zu täuſchen und ſie in größter Geſchwindigkeit zu hintergehen, hat leider ſehr überhand genommen. Welche Menge von Künſtlern, die das Geld aus einem fremden Beutel in den eigenen hinüber zu escamotiren verſtehen! Wie viele Kartenkünſtler, die vom falſchen Spielen leben!

Wie Viele, die das Sichtbare von Werth unſichtbar, manches Haus, manches Vermögen, manche Erbſchaft, manche Tugend wie durch Zauberei verſchwinden zu machen wiſſen! Wie gewaltig iſt die natürliche Magie der Leidenſchaften! Wie mancher Zwerg erſcheint als großer Mann! Iſt es eine Seltenheit, daß Verliebte einander Dinge vorſpiegeln, an denen kein wahres Haar iſt? Reicht ſich nicht manches Ehepaar öffentlich Blumen-Sträußchen und noch ein Sträußchen, und daheim kommen die Dornen und Neſſeln? Erſcheint nicht manche ſogenannte ſchöne That nur deshalb ſo ſchön, weil man nicht ſieht, wie ſie geſchah und wodurch? Gleicht nicht manches Kunſtwerk einem Kunſtſtück, welches noch während dem Beifallsrufe ſchon verſchwindet? O natürliche Magie, wie viele Götzendiener huldigen Dir!

**Volcanelli.** Hier eine zahlloſe Menge von Concerten und muſikaliſchen Akademien für drei Wochen, ſechs' an jedem Tag! Wozu? So viele Virtuoſen, und ſo wenig Virtuoſität! So volle Säle (durch Freibillets) und ſo leere Kaſſen! Manche muſikaliſche Akademie iſt nichts als ein Trauermarſch, mancher Muſikſaal nichts als ein Grabmal von Fiasco's. Und ihr, holde Dilettantinen! Reizende muſikaliſche Automate! wie ſehr beſchämt ihr an Menge den Sand am Ufer, die Wellen des Weltmeeres, das Laub an den Bäumen! Glücklich der Taubgeborne, denn er iſt vor der Verzweiflung geſichert! Dieſe reizenden Ton-Verkünſtlerinen machen ihr Leben zum Spiel; ſie ſetzen dabei ſo Vieles auf's Spiel, daß ſie dabei nicht ſelten einen Mann verſpielen. Da lobe ich mir eine muſikaliſche Reunion, wo man einer Tanzmuſik ſtille ſitzend zuhört und im Geiſte tanzt, damit dieſer doch auch einmal beſchäftigt wird. Solche Walzer und Quadrillen haben doch die eine gute Eigenſchaft, daß ſie nicht einmal die Füße rühren. Unſere bornirten Voreltern lebten im Wahne, die Tanzmuſik gehöre zum Tanzen. Jetzt weiß man es beſſer. Der Tanzmuſik ohne Tanz ſteht der Tanz ohne Muſik gegenüber: „Der Todtentanz!“ Wer ſich zu dem Letztern engagiren will, muß ſich durch ein ärztliches Zeugniß ausweiſen, daß er ſich eine ordentliche Lungen- und Schwindſucht ertanzt habe. Sieh nur die zahlloſen Einladungen zum Thé-dansant, Wohlthätigkeits-Bällen, Tanz-Soirées, Tanz-Unterricht-Anſtalten, Tanzſälen, Tanzunterhaltungen und alle die pikant-poetiſchen Namen der Walzer! Ich wundere mich, daß wir noch keine Wahnſinn-, Apotheken-, Spital-, Schauer-, Gräber- u. dgl. Walzer haben. Ich muß wegſehen, denn mich ſchwindelt ſchon, als hätte ich ſelbſt eine lange Winternacht durchraſt.

**Medard.** Hier machen vierfüßige Künſtler ihre Einladung. Die Pferde wollen nicht ſchlechter ſein als die Menſchen, daher ſie ihre Kunſtreiter nicht nur natürlich abwerfen, ſondern auch beſchämen. Es bleibt der ſcharfſinnigen Kritik überlaſſen, eine lehrreiche Parallele zwiſchen einem menſchlichen und einem Pferde-Ballet zu ziehen. Sollten die Füße Beider auf gleicher Höhe ſtehen? — Ich ziehe Beiden die hier angeprieſene Menagerie vor, eine lebendige Naturgeſchichte des Thierreiches; außen die Porträts der Beſtien, im Innern die Originale, — zu einer ſcharfſinnigen Vergleichung und zu Studien für Porträtmaler geeignet;

zugleich ſehr paſſend, um Menſchenkenntniß zu ſammeln, wenn man die Aeußerungen der Zuſchauer beachtet. Wenige derſelben bedauern die unvernünftigen Gefangenen, die ihre verlorne Freiheit bedauern. Mancher denkt ſich vielleicht dabei, daß ein reißendes Thier leichter zu bezähmen iſt, als ein böſer Menſch, ein Affe leichter abzurichten, als ein Dummkopf. Auch findet man hier einen humanen Beweis von den guten Wirkungen einer lebenslangen Gefangenſchaft. Kommt ein Geliebter mit der Geliebten herein, ſo findet er die beſte Veranlaſſung, ihr zu betheuern, wie er ſie, wenn ſie als Touriſten, was heut zu Tage leicht geſchehen kann, nach Afrika kommen ſollte, mit Löwenmuth und Tigerwuth gegen Löwen und Tiger vertheidigen wird. Welcher billig Denkende kann es aber von einem zartfühlenden Fräulein verlangen, daß es nach Afrika reiſen ſoll, um einem gefühlloſen Tiger oder einem brutalen Löwen zu begegnen? Es iſt klüger und galanter, daß die Tiger und Löwen zu dem Fräulein reiſen, dem es dann frei ſteht, bei dem ſchrecklichen Anblick nach Gutdünken in irgend eine Art von Ohnmacht zu fallen. Und was ſoll ich erſt von einem Hofmeiſter voll Selbſtbewußtſein ſagen, dem ſich hier die ſchönſte Gelegenheit darbietet, ſich in die Bruſt zu werfen und ſeinen unwiſſenden, ſtumm und dumm vor ſich hinblickenden Eleven mit lauter Stimme vorzudociren, was ſo ein Löwe oder Tiger kann oder nicht kann, iſt oder nicht iſt, frißt oder nicht frißt. Wer ihn ſo hört, ſollte glauben, der Mann wäre unter Löwen und Tigern aufgewachſen.

**Volcanelli.** Sieh da! Aſſekuranzen über Aſſekuranzen! Dadurch wird nun vollends allen möglichen Bedürfniſſen der dürftigen und der vielbedürfenden Zeit abgeholfen, was auch Noth thut, da die verſchämten Armen jetzt mehr Bedürfniſſe haben als ehemals ein wohlhabender Bürgersmann. Wir haben bereits Anſtalten, durch welche dem Menſchen ſein Geld, ſeine Häuſer, ſogar ſein Leben verſichert wird, welches Letztere doch ein offenbarer Eingriff in das ſchönſte Vorrecht der Aerzte iſt. Man könnte das Ding noch weiter treiben. Gut wäre z. B. eine Aſſekuranz-Anſtalt, welche den Damen für ein verſeufztes oder abgebranntes Herz, den Männern für ein vertrocknetes oder verhärtetes, ein friſches geben müßte; eine Tugend-Aſſekuranz, von der man, nach vertobter Jugend, auf Verlangen eine ſogenannte zu etwaigem Gebrauche bekäme; eine Verſicherunganſtalt für den guten Ruf, um den man ſich dann wenig zu bekümmern brauchte, weil die Aſſekuranz ihn im Falle der Noth wieder herbeiſchaffen müßte; eine Gedanken-Aſſekuranz für Gedankenleſe, eine kritiſche Redensarten-Aſſekuranz für angehende Recenſenten, eine Gäſte-Aſſekuranz für die auf das glänzendſte ausgeſtatteten Gaſt- und Kaffehhäuſer, Weinhallen und Bierquellen, eine Eliſiums-Aſſekuranz für Abgelebte; eine Pränumeranten-Aſſekuranz für unzeitige Zeitſchriften, u. ſ. w. Ich bin geſonnen, ſelbſt ein Journal herauszugeben, wobei ich äußerſt originell und zugleich ſehr pfiffig zu Werke gehen will. Die Mitarbeiter müſſen mir als Herausgeber für die Beiträge, welche ich von ihnen an- und aufnehme, ein namhaftes Honorar bezahlen; ich behalte mir vor, dasſelbe von Fall zu Fall willkürlich zu beſtimmen. Dies ſetzt mich in die angenehme Lage, nicht nur unzählige, nichts zählende Frei-Exemplare vertheilen, ſondern auch bedeutende und beſonders geneigte Leſer für ihre Bemühung belohnen zu können; denn ich will nichts umſonſt haben, weder Mitarbeiter, noch Leſer. Dagegen erſuche ich aber alle Dichter und Dichterinnen, Schauſpieler und Schauſpielerinnen, Virtuoſen und Virtuoſinnen, um gefällige Einſendung gefälliger Selbſtbeurtheilungen. Welche herrliche Früchte kann ein ſolcher Götterhain tragen!

**Medard.** Da geſellen ſich einige Theaterzettel! Die Titelſucht der Zeit bewährt ſich auch am Theater. Schöne Titel, wenig Gehalt! Wie viele neugeborene Kinder werden hier begraben! Manche Bühne iſt die Heimat der Eintagsfliegen; die ſchönen Decorationen müſſen das Beſte thun, und das Coſtum liefert die Charaktere. Ehemals zeigte man den Leuten hier, was ſie im Leben thun ſollen; jetzt macht man ſie mit dem bekannt, was ſie lieber gar nicht wiſſen ſollten. Ehemals belehrte man ſie zu ihrem Beſten, und das Theater war eine Schule der guten Sitten und des guten Tones; jetzt führt es den Zuſchauer zu den Geheimniſſen der Verworfenheit und lehrt ſie Zoten reißen. Ehemals ſpielten nur die Schauſpieler, jetzt ſpielt das Publikum mit. Manche Dichter halten auf dem Podium den beliebten Ausverkauf, und es heißt dabei: „Fort mit Schaden!“ — Könnte doch die gute Tantieme auch gute Stücke ſchreiben! Streng genommen, ſind die Theater eigentlich eine überflüſſige Sache, da die meiſten Leutchen geborne Komödianten ſind und miteinander Komödie ſpielen. Beinahe jedes Haus iſt ein Haustheater.

**Volcanelli.** Hier ſind Sommerwohnungen zu vermiethen, welche alle erforderlichen Eigenſchaften beſitzen, um die Bewohner mit hinreichendem Gichtſtoffe zu verſehen. Für diejenigen, welche die Natur nicht gerne ſehen oder ſich wegen ihrer Natürlichkeit vor ihr fürchten, iſt bei der Wohnung ein Garten als Vice-Natur angebracht, welcher mehr künſtlich als natürlich iſt. Uebrigens dient zur Wiſſenſchaft, daß diejenigen Wohnungen, welche der Hausthor-Zettel zum Vermiethen anbietet, nicht zu haben ſind. Für Diejenigen, welche keine Freunde der beflügelten ſtaubloſen Eiſenbahnfahrten ſind, ſtehen Stellwägen bereit, mit welchen man nicht von der Stelle kommt, wobei man auch erklecklichen Straßenſtaub nach Belieben genießen kann, ohne mit dem Zeitgeiſt in Colliſion zu kommen.

**Medard.** Hier ſind Heilbäder, in denen jede Krankheit ertrinken muß, ſelbſt wenn man ſie unzweckmäßig oder unordentlich gebraucht. Insbeſondere wird das zahlreich beſuchte Vollbad empfohlen. Auch ich empfehle es den humoriſtiſchen und ſatyriſchen Dichtern als die beſte **chronique scandaleuse**, welche ſie mit den intereſſanteſten Stoffen reichlich verſehen wird. Vollbad- und Vollblut-Idyllen wären nicht übel; — ein Feuerwerk im Waſſer! Das könnte Glück machen.

**Volcanelli.** Nun kommt die Hauptſache, das Glück ſelbſt. Eine Herrſchaft wird ausgeſpielt; eine Herrſchaft für elende fünf Gulden! Es iſt nicht möglich, wohlfeiler zu kaufen! Heil Dir, Fortunens Liebling! Setze Dein Letztes an Alles! Heute ein verachtetes Nichts, dem Niemand für ſein demüthiges Hutabziehen dankt, morgen ein reicher großer Mann, vor dem Alles kriecht! Heute mißhandelt, morgen angebetet! Heute noch ein Diener aller Welt, morgen Herr und Gebieter! Heute ein elender Zwerg, morgen ein angeſtaunter Rieſe! Heute ſind Deine beſten Eigenſchaften nichts werth, morgen iſt Dein Schlechteſtes göttlich. Heil Dir! Heil und dreimal Heil! Ein Gut oder dreimalhunderttauſend Gulden! Wähle, Du Glückskind! Mein Herz! Was verlangſt Du? Willſt Du im Triumph einziehen in dem aus den Wolken gefallenen Gut? oder willſt Du mit freudig zitternden Händen die Dämonenſchaar der Banknoten ergreifen, Deine Sclaven und dienſtbaren Geiſter? — Bedenke Dich nicht lange! Ziehe mit geſchloſſenen Augen irgend eines der zahlloſen Looſe! Dein Loos iſt ja entſchieden; Fortuna dirigirt Deine Finger, und die Kunſt, welche ſonſt die ſchwerſte aller Künſte iſt, die Kunſt, das Rechte zu treffen, wird Dir die leichteſte. Das gute Glück kommt im Schlaf; Schade, daß dem guten Glücke nicht immer ein guter Schlaf folgt! Um dieſen Dir zu erhalten, ertheile ich Dir, Du liebes Glückskind, unentgeldlich einige gute Lehren. Es iſt ſchwer, reich und glücklich zu werden, noch ſchwerer, reich und glücklich zu bleiben. Ueberdies ſind der Reichthum und das Lebensglück zwei ſehr verſchiedene Dinge. Das eigenſinnige Schickſal fügt es, daß mancher Arme glücklich, mancher Reiche unglücklich iſt. Heirathe Keine, die nur Dein Gut heirathet oder Dich und Deine Herrſchaft beherrſchen will! Wähle Dir keine Freunde, die Deinen guten Tiſch mehr lieben als Dein gutes Herz! Vergiß nicht, daß man durch Leichtſinn und Verſchwendung auf der feſteſten Grundlage zu Grunde gehen kann! Vergiß nicht, daß Fortuna ein Weib iſt und ihre Launen hat! Vergiß nicht, daß — wie der Schatten dem Lichte — dem Glücke der Glückwechſel folgt, der ſchlechteſte aller Wechſel, der einen unvermeidlichen Lebens-Bankerott nach ſich zieht!

Unſere beiden Freunde würden das Improviſiren über die Straßen-Bibliothek noch länger fortgeſetzt haben, hätte nicht die einbrechende Abenddämmerung manche noch unbeſprochene Ankündigungen verdunkelt. So blieben denn manche Tanzſäle und Gaſthäuſer mit ihren animaliſchen Aushängſchildern, Kunſtkabinete, Pferderennen, Luftballons, Waſſertreter, Mineralwäſſer, Feuerwerk, Transparents, Ball- und Trauer-Kleider-Stoffe, Dampfſchiffe u. ſ. w. zur Unterhaltungs-Lectüre für den nächſten Tag verſchoben. Der Schwindel des Leſerauſches und der Eifer, mit dem ſie ſich ihre Bemerkungen mittheilten, hatte die Begeiſterten ermüdet. Sie ſehnten ſich nach Labung und Ruhe und gingen nach dem Gaſthofe zur Fortuna, einer neuen, in ihrer Art einzigen Erſcheinung, von deren Eigenthümer und Einrichtung man ihnen viel Sonderbares und höchſt Originelles erzählt hatte.

# VIII.

## Der Gaſthof zur Fortuna.

Jeder große Mann hat ſeine Feinde, jede ſchöne Frau die ihrigen; ſelbſt die Göttin Fortuna hat mehr Feinde als Freunde. Holdgeſinnt und ihre feurigen Lobredner ſind Alle, denen ſie ſich günſtig zeigt, indem ſie ihnen eine Fülle von Gütern des Lebens zuwendet; bitter gehaßt und angefeindet wird ſie aber von Allen, an denen ſie, ohne Spenden auszutheilen und ohne ſie eines Blickes zu würdigen, vorübergeht, da ſie es in der Art hat, dem Zudringlichen das zu verſagen, was ſie Andern in guter Laune mit vollen Händen zuwirft, und den zu fliehen, der ſie verfolgt. Herr Kranz, der Eigenthümer des neu etablirten Gaſthofes zur Fortuna, ſagte nie ein böſes Wort gegen die Glücksgöttin; er ließ vielmehr ein ſchönes Aushängſchild mit dem Bilde der Fortuna malen, weil er von Jugend auf zu ihren Lieblingen gehörte. Er verdiente aber auch ihre Gunſt im vollen Maße; denn er war ein Mann, wie man nicht leicht einen Zweiten in ſeiner Art finden wird. Er hatte ein Weib, welches er ſeine zweite Fortuna nannte, Söhne, die dem Vater, Töchter, die der Mutter glichen. Dieſe wenigen Worte reichen hin, das Glück und das Lob der ganzen Familie zugleich auszuſprechen.

Sein Hôtel war das beſuchteſte in der ganzen Stadt. Jeder, der Einmal dort eingekehrt war, freute ſich, wieder dahin zu kommen, und zwar aus dem ſeltenen Grunde, weil man nicht entſcheiden konnte, ob der Wirth beſſer ſei als die Bewirthung, oder die Bewirthung noch beſſer als der Wirth. Dieſer Phönix aller Gaſthaus-Inhaber vereinigte in ſeiner Perſon und in ſeinem Hôtel alles Gute der alten Zeit mit dem Beſten der neuern, ſowohl im Gehalt als in der Form. Er war daher bei den Modernen eben ſo beliebt wie bei den Antiken. Jede Partei zählte ihn zu den Ihrigen, ſo wie er ſelbſt ſich allen Guten und Verſtändigen zuvorkommend hingab. Kranz hatte die ſchöne Eigenſchaft, daß er der erklärte Freund ſeiner Gäſte war; er rühmte ſich deſſen auch gerne und ſagte es oft und laut, daß er ſo viele Freunde beſitze, als er Gäſte habe. Auf ſeinem Geſichte ſtand geſchrieben: „Traut mir! Ich bin gut, ich will leben und leben laſſen.“

Was das Geſicht verſprach, das hielt der Mann; ja, er that noch mehr, er beſtrebte ſich, den Gäſten ihren Aufenthalt gegen die billigſten Preiſe ſo angenehm als möglich zu machen. So z. B. verſah er ſein Hôtel mit den beſten muſikaliſchen Inſtrumenten, mit ſchönen Gemälden und mit einer gewählten Bücherſammlung, obſchon er nicht dazu zu bringen war, ein Buch zu leſen. Dagegen aber machte es ihm ein beſonderes Vergnügen, ſich nicht nur alle Tages-Neuigkeiten, ſondern auch ganze Romane und Theaterſtücke erzählen zu laſſen. Was man ihm erzählt hatte, behielt er feſt im Gedächtniſſe. Uebrigens beſaß er nebſt ſeiner Gutmüthigkeit einen kerngeſunden Verſtand und ſo viel Mutterwitz, daß er zugleich der beſte Geſellſchafter war, weßhalb er auch jeden Abend mit der Elite ſeiner Gäſte, ſelbſt Gaſt, an der table d'hôte zubringen mußte.

Als er eines Abends im hell erleuchteten Speiſeſaale zu Tiſche ſaß, umgeben von geiſtreichen Männern und liebenswürdigen Frauen, kam Volcanelli auf den Einfall, es wäre ſchön, wenn man ein Journal gründete, welches nur von den Gäſten dieſes Hôtels geſchrieben und geleſen würde. Dem fröhlichen Gaſtwirth gefiel die Idee ſo gut, daß er nicht ruhte, bis die Sache wirklich zu Stande kam. Alle anweſenden Gäſte beſchloſſen einſtimmig, dieſem geſellſchaftlichen Geiſtesproducte, dem Hôtel und ſeinem Beſitzer zu Ehren, den Titel: „Fortuna-Journal" zu geben.

Volcanelli widmete ſich dem Unternehmen mit regem Eifer. Er wurde zum Gründer und Redacteur des Journals ernannt. Medard ſchloß ſich an. Alle Gäſte verſprachen Beiträge zu liefern, und ſo bildete ſich denn das Ganze, nach Stoff und Form, auf folgende Weiſe.

Das Hauptblatt „Fortuna" ſollte Aufſätze liefern, welche den Zweck hatten, Glück und Unglück in allen Verhältniſſen des menſchlichen Lebens, ſowohl in der Vorzeit als in der Mitwelt, darzuſtellen und von Beiden nicht nur die Licht- ſondern auch die Schattenſeite auszuforſchen und hervorzuheben.

Als Zugabe kamen die Neben-Journale:

„Arlekins-Jacke." Eine Moſaik von bunten Kleinigkeiten, ernſt und heiter, geiſtige Spielbälle für den Augenblick und ſchnell aufblitzende, ſchnell verlöſchende Feuerwerks-Raketten.

„Toilettenblätter der Coeur-Dame." Eine Quinteſſenz von luſtigen Zärtlichkeiten, Liebesintriguen, Herzensgeheimniſſen und Streitfragen vor dem Gerichtshofe der Liebe.

„Naturgeſchichtliches Unterhaltungsblatt." Satyriſche Parallelen, dann Sinn- und Charakterbilder aus den drei Reichen der Natur.

„Mediciniſche Zeitung." Eingebildete, unverbeſſerliche, unheilbare, luſtige und traurige Kranke. Lebendig-Todte, moraliſch und geiſtig Todte. Sterben wollen und nicht können; ſterben müſſen und nicht wollen. Willkürliche Damenkrämpfe. Ohnmächte zur rechten Zeit. Migrän-Launen. Koketterie-Nervenzuſtände. Theater-Spielkrankheiten. Fräuleinherzleiden. Melancholie der Schneider. Weltſchmerz. Pianoforte-Seuche. Hunds- und Geldwuth. Beutelſchwindſucht. Dilettanten- und Virtuoſen-Fieber. Lumpenſucht. Abdominal-Typhus der Verliebten. Recenſenten-Scorbut. Poeten-Waſſerſucht. Altersſchwäche der jungen Herren. Drehkrankheit der Fräulein. Schulkrankheiten. Unausſtehliche Gewohnheiten. Unerträgliche Geſundheit u. ſ. w.

„Küchenzeitung." Aeſthetik und allumfaſſender Umfang der Kochkunſt. Leibes- und Geiſtes-Nahrung. Hunger und Ueberſättigung; Hungerleider und Schlemmer. Unverdaulichkeit — ſchlechter Witze. Nothwendigkeit des Eſſens und Faſtens. Die Kunſt viel und unaufhörlich zu eſſen. Feſt-Eſſen und draſtiſche Diners. Die Kunſt, Andern die Suppe zu verſalzen, u. ſ. w.

Dieſen Journalen ſollten in der Folge noch einverleibt werden: „Nichts. — Nichts für ungut. — Der Gedankenfeind. — Der Dieb. — Der Träumer. — Brandraketten. — Der Bettler. — Der Aſchenmann. — Das Automat. — Der Menſchenfreund und der Menſchenfeind. — Der Verſtorbene als Beobachter. — Die vier Elemente. — Der Zeitgeiſt und die Zeitgeſpenſter. — Niemand und Jemand. — u. ſ. w.

Dazu ſollten noch vier kritiſche Blätter kommen: „Der Anatom," der die Menſchen, ihre Thaten und Werke zergliedert.

„Der Todtengräber," der ohne Schonung und Mitleid Alles, was weder Geiſtes- noch Gemüthsleben hat, für todt erklärt und begräbt, auch die literariſchen Kinder, die todt zur Welt kommen.

„Das Chamäleon," Kritiken mit unaufhörlichem Farbenwechſel, das heißt, ſolche, die zwar aus einer und derſelben Feder fließen, deſſen ungeachtet aber dasſelbe Werk in einer Zeitſchrift loben, in der andern tadeln, heute hoch erheben, morgen herabreißen, je nachdem der Wind weht.

„Die Ananas," Recenſionen, die aus herkömmlichen Redensarten ſo künſtlich zuſammengeſetzt ſind, daß der Leſer nicht weiß, woran er iſt, und ſich dabei denken kann, was er will.

# IX.

## Die luſtige Geſellſchaft. Vier Bilder der Weiblichkeit.

Wenn ſchon Alles Neue, blos deshalb, weil es neu iſt, die Menge herbei zieht, ſo mußte dies bei dem Gaſthofe zur Fortuna um ſo mehr geſchehen, weil hier Alles nicht nur neu, ſondern auch gut und ſchön war. Es ſtrömten von allen Seiten ſo viele Gäſte herbei, daß ſich der Wirth endlich genöthigt ſah, ein Comitée zu errichten, deſſen Geſchäft es war, die Profanen von der Beherbergung auszuſchließen und nur ſolche Gäſte aufzunehmen, welche einen beſondern Ruf für ſich hatten oder von Eingebürgerten empfohlen wurden.

Unter den zuletzt aufgenommenen Gäſten befanden ſich Dichter, Maler und Touriſten. Es bildete ſich auch eine eigene Klaſſe von Ehren-Mitgliedern, welche das Hôtel nicht bewohnten, ſondern nur beſuchten. Auch der Maler Roland, Freiherr von Ehrenſtein, war angekommen und er bildete mit Volcanelli und Medard das große Triumvirat.

Das ſchöne Geſchlecht ſpielte in dieſem Pantheon des gaſtlichen Lebens keine unbedeutende Rolle; aber auch hier war man darauf bedacht, eine, zu dem Zwecke des Ganzen paſſende, gute Auswahl zu treffen. Ich finde mich hier veranlaßt, vier Hauptarten weiblicher Weſen in Beziehung auf ihre Eignung für das geſellige Leben zu beſprechen:

die Häuslichen, die Galanten, die ſogenannten Geiſtreichen, und die Gemüthlichen voll Seele.

Die Häuslichen, eine geſuchte Waare, die immer ſeltener wird, finden ihre Welt in ihrem häuslichen Kreiſe. Ihre Ideen drehen ſich vorzugsweiſe um ihr Hausweſen. Weibliche Arbeiten und häusliche Geſchäfte treiben ſie mit Luſt und Liebe. Das Hausgeſinde verehrt ſie und erblickt in ihnen ein Vorbild, dem es nachahmen ſoll. Eine ſolche Hausfrau beglückt den Gatten, für den ſie ausſchließend lebt, mit den gehörigen Ebenbildern, noch mehr aber durch die liebevolle Sorgfalt, mit welcher ſie ihre Erziehung überwacht. Alles, was im Hauſe lebt und waltet, muß wohl genährt, rein gehalten und gut gekleidet ſein. Ihrem Manne zeigt ſie bei jeder Gelegenheit, daß ſie ihn für die Hauptperſon im Hauſe hält, und er glaubt es endlich ſelbſt; er kommt aber dabei auf den Gedanken, daß er ohne ſie nicht leben könne. Sonderbar iſt es, daß die zwei Leute, ſo viel ſie auch zuſammen leben, dennoch einander immer ſo viel zu ſagen haben, als hätten ſie ſich ſchon lange nicht geſehen. Ihr Converſationston iſt weder galant noch brillant, aber herzlich und wahr, oft auch ſo echt luſtig, daß ſie laut auflachen. Sie gefallen einander recht gut, ſie ſind aber nicht gewohnt, es ausdrücklich zu ſagen. Mann und Weib, manchmal ein paar Kinder und der Hauspudel dazu, machen an Sonn- und Feiertag einen Ausflug; auch das Theater wird ein paarmal in der Woche beſucht und jedes Stück umſtändlich beſprochen. Kommen ſie von einer längern Unterhaltung aus der Umgebung zurück, ſo tritt die

Frau in das Zimmer, deſſen Bequemlichkeit und wohlbekannte Ordnung ihr das angenehme Gefühl der Behaglichkeit erweckt, gewöhnlich mit den Worten: „Ueberall gut, aber zu Hauſe am beſten!“

Ein häusliches Feſt, wobei ſie ein paar Tage vorher und ein paar Tage nachher daheim ſchalten und walten kann, nebſtbei von bewährten Freunden und deren wackeren Ehehälften freigebig geſpendetes und ſtark aufgetragenes Lob einerntet, geht ihr über Alles. In die Zirkel der Salonwelt weiß ſie ſich nicht recht zu finden; ſie erſcheint entweder verlegen und ſchweigſam, oder ſie ſpricht von häuslichen Gegenſtänden, die keinen Anklang finden. Das iſt die Schattenſeite der ehrenwerthen Frau; ſie kann nirgend vergeſſen, daß ihr Haus ihr irdiſches Himmelreich iſt. Es ereignet ſich wohl hier und da, daß eine Dame von Welt ſich, zur Abwechslung, als Hausfrau, Gattin oder Mutter intereſſant machen will, jedoch nur vor den Augen der Welt und für kurze Zeit. Dann paradirt der Gemal als ihr Götze, und ſie ſpielt mit dem Kinde, wie das Kind mit der Puppe. Iſt der Paroxismus vorüber, ſo treten Gatte und Kind in ihr Nichts zurück und die läſtige, langweilige Rolle wird abgelegt.

Die galante Frau hat für häusliche Beſchäftigungen und weibliche Thätigkeit eben ſo wenig Sinn als für Familienfreuden. Ihr ſogenanntes Haus iſt nur der Raum, in dem ſie ſchläft, Toilette macht, Diners und Soirées gibt. Ihr Hausweſen iſt vielmehr ein Haus-Unweſen, ihr Haus die Welt, und ſie ſagt: „Gut überall, nur nicht zu Hauſe!“ — Den Geiſt tolerirt ſie wie der Staat die Juden; die Seele ſitzt ihr — doch nicht aus Aufrichtigkeit — auf der Zunge, die von jener raſtlos getrieben wird, wie das Mühlrad vom Bache. Bildung haben, heißt ihr: ſich mit Geſchmack kleiden, witzig ſein und **bonmots** anbringen. Die Grazien kennt ſie nur in der grazioſen Bewegung der Glieder, insbeſondere beim Tanzen. Ihre Lektüre ſind die Büchertitel; am liebſten lieſt ſie ihre Triumphe in den Augen der Anbeter, und der Kunſt iſt ſie hold, wenn ihr der Künſtler gefällt. Geht ſie in's Theater, ſo will ſie in der Loge die Hauptrolle ſpielen. Sie kennt nur Eine Göttin: das Vergnügen, und eine Welt ohne Moden wäre ein Jammerthal. Spricht ſie, ſo ſind nicht die Worte die Hauptſache., ſondern der ſchöne Mund.

Die ſogenannten geiſtreichen Damen wollen in jeder Geſellſchaft die Hauptrolle ſpielen und den Ton angeben. Dieſe perſonificirten Kunſtausſtellungen verlangen nicht nur, daß man ihnen huldige, ſondern auch, daß man ſie ſogar da bewundrre, wo nichts zu bewundern iſt, weil ſie vorausſetzen, daß die chaotiſche Maſſe des Geleſenen, welches ſie zum Beſten geben, Parade machen und das Bekannte, von ihren Roſenlippen ſtrömend, für den entzückten Zuhörer den Reiz der Neuheit gewinnen müſſe. Viele, wirklich geiſt- und kenntnißreiche Männer fliehen vor dieſen anſpruchvollen Damen, (die nicht ſelten zugleich Viel- und Nichtswiſſerinnen ſind, — weil dieſes Viele ſo viel Halbes, Mangelhaftes und Unwahres enthält, —) wie der Löwe vor dem Hahnenruf. Sehr viele dieſer weiblichen Orakel erſcheinen aber ganz anders, wenn die Decoration ſich ändert, oder wenn ſie vom Podium in das Garderobezimmer treten. Die Geiſtreiche, die ſich erſt hoch erhoben, wird jetzt eine ſinkende Lerche. Die Geiſtreichſte huldigt nun dem Zauber der Mode und des Putzes eben ſo wie die Geiſtloſeſte; die Geiſtreichſte zieht gleich der Geiſtloſeſten einen ſchönen Mann dem geiſtreichen vor; die Geiſtreiche tanzt ſo wüthend wie die Geiſtloſe u. ſ. w. Im converſirenden Salon entzünden die Geiſtreichen ein bengaliſches Feuer voll Farbenſchimmer, aber die Wärme fehlt.

Nun kommen wir zu jener Klaſſe von Frauen und Mädchen, welche das Solide mit dem Reizenden, das Edle mit dem Holden zu vereinigen wiſſen. In dieſen Huldgeſtalten erblicken wir die ſchönſte aller irdiſchen Erſcheinungen: Eine ſchöne Seele im ſchönen Leib, und das Beſte von jeder der drei beſprochenen Klaſſen. Sie betreiben die häuslichen und weiblichen Beſchäftigungen mit Luſt und Liebe; ſie hegen nicht den Wahn, ſich dabei etwas zu vergeben; es fällt ihnen aber auch nicht ein, alle Welt mit ihren Leiſtungen unterhalten zu wollen. Eine ſolche Frau liebt und ſchätzt ihren Gatten über Alles, ſie huldigt ihm aber auch nicht wie einem Götzen mit blinder Verehrung. Sie kennt den Reiz einer guten Geſellſchaft; ſie fühlt aber auch im Umgange mit dem Gatten keine lange Weile. Haus und Welt, Leid und Freude, Ernſt und Scherz, Geiſt und Herz, geben tauſend Berührungspunkte und Veranlaſſung zu den innigſten Mittheilungen. Leider kennen ſo viele Ehepaare die Welt, während ſie einander ewig fremd bleiben!

Als Mutter liebt eine ſolche Frau ihre Kinder mit Mutterliebe, nicht mit Affenliebe. Sie lebt für ihre Kinder, ohne mit ihnen wie mit Puppen zu ſpielen. Sie will beglücken, ohne die Sucht, damit zu prunken. Den galanten Damen überläßt ſie es, die Carikaturen jeder letzten, oft entſtellenden oder lächerlichen Mode zu ſein, ſie beſitzt aber die Gabe, ſich mit Geſchmack zu kleiden und zu bezaubern, wo andere, um begafft zu werden, theure Stoffe und bizarre Formen zur Schau tragen. Sie brüſtet ſich nie mit dem bengaliſchen Nimbus der ſogenannten Geiſtreichen; ſie erſcheint nie als vorlaute Sprecherin; ſie hält keine Witz-par-force-Jagd; ſie verſchlingt nicht — im Mittelzuſtande von Wachen und Schlafen — zahlloſe Romane; ſie perorirt nicht über Theater und Concerte; ſie faſelt nicht über die Frauen-Emancipation; ſie declamirt nicht über politiſche Fragen und Zuſtände; ſie will nicht als Kraftgenie bewundert werden; ſie klagt nicht die Ungerechtigkeit der Natur an, kein Mann geworden zu ſein. Sie hat aber die Werke der beſten Dichter geleſen und in ſich aufgenommen, und bei der Wahl ihrer Lectüre mehr den Gehalt als die Zahl der Bücher berückſichtigt, um edle Gedanken ſich anzueignen und ſchöne Gefühle zu reifen. Sie drängt ſich in der Converſation nicht vor, was ſie aber ſpricht, zeigt von echter, gediegener Bildung. Ihr Witz macht keine Heuſchreckenſprünge; er gleicht dem leuchtend hinſchwebenden Johanniskäfer. Sie fühlt denkend, ſie denkt fühlend, ſie phantaſirt, ohne phantaſtiſch zu werden, ſie erſcheint immer gemüthlich und ſeelenvoll, lebhaft, doch weich und zart. Solche weibliche Weſen ſind die

Edelſteine des häuslichen, die Blumen des geſelligen Lebens.

Solche Weſen ſollten den Kreis der Auserwählten im Fortuna-Hôtel vorzugsweiſe ſchmücken und beleben.

## X.

## Das erſte Luſtſpiel.

Unter den jüngern Muſenſöhnen, die in dieſer Stadt wie die Pilze über Nacht hervorwuchſen, befand ſich auch der Dichter Brand, ein zartgebauter, ſehr ſchmächtiger, zierlich gekleideter, hellblond gelockter Jüngling mit blaſſem Geſicht und lichtblauen Augen, der auf dieſer ſchönen Erde nicht mehr als achtzehn Sommer geſehen hatte, unſchuldig und nichts weiter. Er wäre ſehr glücklich geweſen, wenn ihn nicht das Unglück getroffen hätte, daß ſein barbariſcher Vater ihm das Dichterhandwerk verbot; es blieb daher dem ſehr jungen Manne nichts übrig, als hinter dem Rücken ſeines gefühlloſen Vaters zu dichten. Um dies ungefährdet thun zu können, ließ er ſeine erſten poetiſchen Verſuche unter dem Namen Opal in den Zeitſchriften erſcheinen. Dieſer Name gefiel ihm beſonders wohl, theils weil er einen Edelſtein bezeichnete, theils weil auch der Name Apoll darin lag. Ich halte es für billig, ſeinen Familiennamen ihm und der Familie zulieb zu verſchweigen und ihn, nach ſeinem Wunſche, der Leſewelt als Opal bekannt zu machen.

Der junge Opal beſaß eine ungeheure Einbildungskraft und ein noch ungeheureres Gedächtniß, kraft deſſen er Alles, was er gehend oder ſtehend, ſitzend oder liegend, reitend oder fahrend, gedichtet hatte, auf's Wort auswendig wußte. Da er, nebſt einer äußerſt guten Meinung von ſich ſelbſt, auch ſehr viel Menſchenliebe in ſeinem unaufhörlich hochſchlagenden Herzen hegte, ſo fühlte er einen heftigen Drang, ſeinen Geiſtesreichthum den Menſchen mitzutheilen. In dieſer edlen Abſicht überfiel er viele Sterbliche in dem Innern ihrer Gemächer, wo er ihnen ſeine unſterblichen Werke preisgab. Manchen hielt er ſogar auf offener Straße, oder, des ſtörenden Wagengeraſſels wegen, ſie in das heilige Dunkel hinter ein Hausthor ziehend, unentgeldliche Vorleſungen.

In dieſer Abſicht kam der begeiſterte Jüngling am rühen Morgen zu Volcanelli und erbat ſich mit verklärtem ntlitz die Erlaubniß, ſein neueſtes Luſtſpiel dem gefeierten Dichter vorleſen zu dürfen. Volcanelli, deſſen Eitelkeit ſich on jungen Poeten gerne den Hof machen ließ, zeigte ſich ber das ihm geſchenkte Vertrauen ſehr erfreut und tröſtete ch insgeheim mit dem ſüßen Gedanken, daß auch dieſe rwünſchte Vorleſung nicht ewig währen könne. Ich kann m dieſen ſtillen Zuſatz nicht verargen, da ich ſelbſt beim intritt in manche Abendgeſellſchaft ähnliche ſüße Gedan- n nähre.

Opal zog ein ziemlich gewichtiges Manuſkript aus der

Taſche, durchblätterte dasſelbe, wohlgefällig lächelnd, räuſperte ſich und erklärte für unbedingt nothwendig, zuerſt in einem kleinen Vorworte ſeine originelle Anſicht vom Luſtſpiel zu geben. Das kleine Vorwort verwandelte ſich in den folgenden Wortſtrom:

„Ich halte es für einen ſchrecklichen Irrthum aller Luſtſpieldichter und für einen ungeheuren Fehler aller Luſtſpiele, ja ſelbſt der Schauſpiele, daß ſie mit einer Heirath ſchließen. Geſchieht das, ſo müßte ein zweiter Theil oder wenigſtens ein Nachſpiel folgen, worin wir erfahren, wie der Held und die Heldin des Stückes ſich als Eheleute betragen. Der Hauptzweck der bisherigen Luſtſpieldichter geht offenbar dahin, den Mädchen Unterricht zu geben, wie ſie Liebhaber und Männer fangen können, nicht aber, wie ſie dieſelben feſthalten ſollen, und das Letztere bleibt doch immer die Hauptſache. Es iſt für die Unverheiratheten ein wahres Schreckbild, wenn ſie ſehen, wie bald die Flamme der romantiſchen Liebe in der Ehe erliſcht oder vielmehr erſtickt wird, und wie trübſinnig und trübſelig die leidenſchaftliche Poeſie der Liebenden zum Phlegma geſelliger Automaten oder grell kolorirter Salon-Caricaturen herabſinkt. Jene mangelhaften Schau- und Luſtſpiele lehren wohl die Mädchen eine Glanzrolle im Liebeln und Kokettiren ſpielen, mit Angel und Netz hantiren, laſſen ſie aber in dichter Finſterniß über das, was ſie zu thun hätten, wenn es ihnen gelungen iſt, Frauen zu werden. Es iſt keine kleine Aufgabe für eine Schöne, auch im Eheſtande dramatiſches Intereſſe zu erregen. Es muß daher von guter Wirkung ſein, wenn die Dichtkunſt ihre Blicke auch über den Hochzeittag hinausdehnt, und die weibliche Eheſtandshälfte belehrt, was ſie thun oder laſſen muß, um auch als Gattin ihre volle Anziehungskraft zu behalten und auszuüben. Dies iſt das Ziel, welches ich in einigen, das Tageslicht erwartenden Stücken zu erreichen verſucht habe. Sieben zweite Theile und eilf Nachſpiele zu Werken gefeierter dramatiſcher Dichter liegen in meinem Schreibpult vollendet. Eines derſelben wird dieſen Abend aufgeführt. Ich hoffe mir dadurch eine Braut erſchrieben zu haben, mit welcher ich in der glücklichſten Ehe zu leben gedenke."

Opal ſchwieg und blickte ſeinem Zuhörer fragend in die Augen. Dieſer wünſchte dem jungen Dichter, ohne ſich in ein Urtheil über die mitgetheilte Anſicht einzulaſſen, viel Glück zur Braut zu allen ſeinen zweiten Theilen und Nachſpielen, insbeſondere aber für den heutigen Theaterabend, wo ſein erſtes Kind in die Welt treten ſollte.

In dem Augenblick, da Opal, vor Freude leuchtend, zu leſen anfangen wollte, wurde von einer kräftigen Hand an die Thür gepocht und hereinſtürmte ein großer, baumſtarker, voll- und rothbackiger junger Menſch. Eine Fülle von ſchwarzem Haar umflog ſeinen maſſiven Kopf. Er geſtikulirte heftig und ſchrie, den zarten Opal an beiden Schultern faſſend, mit ſchallender Stentorſtimme:

„Unglückſeliger! hab' ich Dich endlich? Weißt Du ſchon, welches böſe Schickſal Dich und Dein Stück erwartet?"

Der Schmächtige, ſchwankend bei dem ſtarken Angriffe auf ſeine Schultern, wurde noch bläſſer, als er ſchon war, und fragte zitternd: „Was erwartet mich?“

„Nichts Geringeres, als dieſen Abend — ausgepfiffen zu werden!“

Opal ſank, einer Ohnmacht nahe, in die Arme des ihm zu Hülfe eilenden Volcanelli.

Der jugendliche Kraftmann, welcher jene Donnerworte geſprochen hatte, war der tragiſche Dichter Sturm, dem es nun erſt einfiel, daß er ſich bei dem Eigenthümer des Gaſtzimmers über ſein ſtürmiſches Eindringen entſchuldigen müſſe. Während Sturm und Volcanelli beſchäftigt ſind, den auf dem Sopha hinſchmachtenden Opal wieder zu ſich zu bringen, will ich die Zeit benützen, dem Leſer zu erzählen, wie ſich die Sache verhält.

Opal's Vater, nämlich der alte Brand, hatte wiederholt erklärt, die Sonne möge vom Himmel fallen, ehe er es geſtatte, daß ſein Söhnlein ſich mit der Theater-Dichterei abgebe. Dem abgeſagten Feinde der neun Muſen war es gelungen, das Geheimniß zu erſpähen, daß am heutigen Abende ein Luſtſpiel, die Geburt ſeines Erzeugten, zur Aufführung komme. Er entſchloß ſich daher, um der Sache mit Einem Schlage ein Ende zu machen und dem unerlaubten Dichter die Luſt zum Dichten ein für allemal zu verleiden, ein furchtbares Mittel zu ergreifen. Er kaufte hundert Eintritts-Billete und beſchenkte damit ſeine Freunde und Bekannte, welche für dieſen Genuß die einzige Verbindlichkeit hatten, das Stück gehörig auszupfeifen.

Als Sturm mit der Enthüllung der gräßlichen Verſchwörung des Vaters gegen den Sohn und deſſen poetiſchen Erſtling zu Ende war, durchwühlte Opal mit den weißen, mit Sommerſproſſen beſäeten Händen die blonde Lockenfülle ſeines Hauptes und ächzte: „Weh mir! Ich bin verloren. Was bleibt mir übrig?"

Sturm erwiederte lachend: „Ich wüßte wohl ein ſicheres Gegenmittel."

Vom Sopha aufſpringend, rief Opal: „Und dieſes Mittel wäre? Sprich, Götterſohn!"

Sturm nahm eine impoſante Stellung in der Mitte des Zimmers, und deklamirte: „Auch Du biſt in Arkadien geboren, das heißt, auch Du mußt hundert Theater-Billete aufen und ſie an die Claqueurs vertheilen, die dann ſo wüthend klatſchen ſollen, daß man die bezahlten Ziſchen nicht hört und das Klatſchgetöſe den Sieg davon trägt, welchen die Journale dann für eine billige Douceur ſatiſam uspoſaunen können."

Opal wiederholte etwas kleinlaut: „Hundert Billete aufen und Douceur bezahlen?"

**Sturm.** So iſt's.

**Opal.** Aber von welchem Gelde?

**Sturm.** Das iſt Deine Sache.

**Opal.** Kann ich Unmögliches möglich machen? kann h Heere aus der Erde ſtampfen?

**Sturm.** So mache denn Fiasco!

**Opal.** Lieber ſterben! zehnmal ſterben!

Opal lief wie ein Raſender durch das Zimmer auf und nieder. Seſſel fielen links und rechts. Der geſchleuderte Spucknapf flog, ſeines Inhaltes ſich entleerend, mitten in's Zimmer. Opal, von der Verzweiflung ergriffen, ſah und hörte nicht. Er ächzte und ſtolperte, er ſtolperte und ächzte. Das dauerte ſo lange, bis Volcanelli und Sturm ihn vierhändig ergriffen und den Unbändigen mit Gewalt auf das Sopha ſetzten.

Als ſie den Verſtummten eine Weile in ihrer Mitte hatten und, nur mit den Augen und Händen ſprechend, ihn feſt hielten, nahm Volcanelli, von Mitleid über die Qualen des unglücklichen Jünglings bewegt, das Wort und ſagte mit Rührung:

„Nur ruhig, lieber Edelſtein! Ihnen ſoll und muß geholfen werden; mein Wort darauf und dieſen Handſchlag!“

Opal ſah dem, aus den Wolken gefallenen Retter mit weinerlichem Lächeln in die Augen und flüſterte: „Was ſoll ich thun?“

„Nichts!“ erwiederte Volcanelli. „Alles, was hier zu thun iſt, nehme ich auf mich und bürge ihnen für den guten Erfolg.“

Opal ſaß da, ſtumm und ohne Bewegung wie eine Wachsfigur; Sturm aber ſprang auf, riß den überraſchten Volcanelli an ſich, umſchlang und drückte und küßte ihn, und rief mit dem Vollklang ſeiner Stentorſtimme ſo laut, daß zwei Kellner in der Meinung, es ſei ein Unglück geſchehen, hereinſtürzten: „Nichts auf der Welt über einen

Dichter! Er ist der perſonificirte Inbegriff von Allem, was gut, edel, ſchön und groß und herrlich iſt im Himmel und auf Erden! Elyſium und Paradies ſind in ihm vereinigt. Als Gott ſprach: „Es werde Licht!“ Da ward der erſte Dichter.“

Die beiden Kellner, welche in den unverſtandenen Worten die Spuren von Wahnſinn zu finden glaubten, ſtanden in reizender Verlegenheit vor der Gruppe. Sie harrten auf einen Wink von Volcanelli, um ſich des tragiſchen Dichters, nicht ohne heilige Scheue vor der koloſſalen Geſtalt, zu bemächtigen; ein grimmiger Blick aus Sturm's blitzenden Augen hielt die Profanen in beſcheidener Entfernung. Volcanelli, der die Urſache ihres Erſcheinens errieth, gebot ihnen lächelnd, das Zimmer zu verlaſſen und für die beiden Herren ein Frühſtück zu bringen; den tragiſchen und den Luſtſpieldichter bat er aber, ſich's bequem zu machen und ſeine Rückkunft abzuwarten. Er verließ die myſtificirten Freunde und ging nach dem großen Garten-Salon, in welchem ſich die gewählten Fortuna-Gäſte zum gemeinſamen Kaffehgenuße zu verſammeln pflegten. Dieſen rzählte er nun den tragi-komiſchen Vorfall, das dem jungen Dichter drohende Unglück, ſeine Verzweiflung und das Mittel, wodurch ihm zu helfen wäre, nämlich durch eine Komödie in der Komödie. Volcanelli's Vorſchlag fand Beiall. Es wurde eine Collecte gemacht; in wenigen Minuten ar der erforderliche Betrag beiſammen.

Als die dafür gekauften Billete angekommen waren, lte Volcanelli in ſein Zimmer. Opal ſaß in banger Erwartung auf dem Sopha, ohne einen Tropfen ſeines Lieblingsgetränkes von Mokka genoſſen zu haben; deſto beſſer hatte Sturm ſich's ſchmecken laſſen; er war eben damit beſchäftigt, den letzten Reſt der Beſcherung zu verſchlingen.

Volcanelli ſchritt ſchweigend, ernſt und feierlich durch das Zimmer. Die beiden Dichter bemühten ſich in ſeinem, zugleich viel und nichts ſagenden Geſichte wie im Buche des Schickſals zu leſen. Sie fanden weder Gutes noch Schlimmes darin. Das ganze Geſicht war *eine* Zweideutigkeit. Opal ſeufzte, Sturm brummte, Volcanelli ſchaute. Nach langem verhängnißvollen Seufzen, Brummen und Schauen zog der Mäcenas das zuſammen gebundene Packet der Theater-Billete hervor und legte es kräftig auf den Tiſch mit den Worten:

„Einhundert! zur Vertheilung! Glück auf!“ —

Opal wollte einen Schrei des Entzückens ausſtoßen, aber die Stimme verſagte. Er ſprang herum, geſtikulirend wie im Veittanz; dann warf er ſich ſchnaubend an Volcanelli's Bruſt und ſchnitt, da er ſprechen wollte und nicht konnte, ſchreckliche Grimaſſen zwiſchen Lachen und Weinen. Sturm trat hinzu und umſchlang Beide nach ſeiner Weiſe ſo kräftig, daß er ſie unwillkürlich an einander ſtieß. Weit entfernt, ſich zu entſchuldigen, brach er in lautes Gelächter aus. Als er ſich ſelbſt genügt hatte, ſagte er zu Volcanelli: „Sie könnten mich jetzt ſehr glücklich machen, wenn Sie mir erlauben wollten, Sie einen Mordkerl zu heißen!“

Volcanelli reichte ihm die Hand mit den Worten:

Sohn der Kunſt und der Natur! handle nach Deinem
nſtinkt!" — Indeß hatte Opal die Sprache gefunden, und
n ging's los. Er, dem der Anfang ſo ſchwer geworden,
nnte, da er einmal im Zuge war, zu keinem Ende kommen,
ein Meer von Dankgefühlen in improviſirten Verſen
d in Proſa auszuſchöpfen. Er lieferte einen der unzäh-
en Beweiſe, daß der Menſch ſo ſelten das rechte Maß zu
ten weiß, ſondern in den meiſten Fällen entweder zu viel
r zu wenig thut.

Da Volcanelli's Geduld früher zu Ende ging als
al's Dankrede, ſo bat Jener den Sprecher, dem Strome
Worte Einhalt zu thun und zur That zu ſchreiten,
em die Sache dringend und Gefahr auf dem Verzuge
Opal erkannte die traurige Wahrheit und ergriff ſchwei-
das ruhmſpendende Packet der Freibillete.

Sturm ſchüttelte dem Retter ſeines Freundes noch
al die Hand ſo gewaltig, als wäre er ſelbſt der Em-
ger der Wohlthat, und rief jubelnd: „Das ſoll heute
Spektakel geben!"

Opal händigte ihm einen Theil der Billete ein, und
den Reſt küſſend, zur Thür hinaus. Sturm rief ihm
: „Im Kaffehhauſe zur Krone treffen wir uns gegen
f Uhr." — Dann wendete er ſich lachend zu Volca-
: „Fängt er auch früher als ich ſein Manöver an, ſo
lügle ich ihn doch bald, denn ich bin ruhiger als er,
mehr Courage und mache größere Schritte. Ueberdies:
illete — wer nimmt ſie nicht?" Kein Artikel findet
ſo guten, reißend ſchnellen Abſatz. Ein Königreich für

ein Freibillet! Dächten die Theater-Direktoren mehr auf die Freibillete als auf die guten Einnahmen, ſo würde kein Stück ausgepfiffen. — Nun aber nehme auch ich Ihre Geduld in Anſpruch, und bitte mir nur für einige Minuten ein geneigtes Gehör zu ſchenken, um Ihnen eine große Idee zu einer neuen, höchſt originellen Tragödie mitzutheilen. Das größtentheils ſchon vollendete Stück führt den Titel: „Das Trauerſpiel. Luſtſpiel in fünf Akten, nebſt einem Prolog.“

Volcanelli war theils zu gutmüthig, theils zu neugierig, um die Gewährung der Bitte zu verweigern. Er dachte: „Niemand kann ſeinem Schickſale entgehen,“ und ergab ſich in den Willen dieſes eiſernen tragiſchen Schickſals. Sturm begann:

„**Prolog**. Ein junger Orientale (Araber oder Chineſe, gleichviel!) brennt vor Begierde, ein tragiſcher Dichter zu werden. Die Poeſie erfährt ſeinen Wunſch; ſie erſcheint als Fee und verſpricht ihm die Erfüllung ſeines Wunſches durch Mittheilung des poetiſchen Talents. Sie ſchickt ihm die Begeiſterung, die wie der himmliſche Blitz in ihn fährt, und den Entzündeten plötzlich ſo bezaubert, daß er ſogleich anfängt, ein Trauerſpiel zu dichten. Die Poeſie gewährt ihm zugleich, daß er im Augenblicke der Dichtung die von der Phantaſie geſchaffenen Weſen verkörpert vor ſich ſtehen, und nach ſeinem poetiſchen Winke und Willen ſoll handeln ſehen. Nun beginnt das luſtige Trauerſpiel. Er dichtet eine orientaliſche Geſchichte, deren Stoff aus dem perſiſchen Heldengedichte: „Die Könige von Iran,“

men iſt. Er läßt ſeine Kreaturen handeln und reden,
eht dabei immer mitten unter ihnen auf dem Theater.
hun zwar Alles, was er ihnen zu thun befiehlt, aber
rößtem Widerwillen; ſie ſuchen heimtückiſch ſeinem
e entgegen zu handeln, wollen ſtets etwas Anderes
s vom Dichter ihnen Gebotene thun und ärgern ſich,
dem Dichter als ihrem Schöpfer folgen müſſen. So
ht es denn, daß er ein Trauerſpiel dichtet, ſeine Ge-
aber, ihm zum Trotz, widerſpenſtigerweiſe, ein Luſt-
it glücklichem Schluſſe daraus machen. Der tragiſche
ſteht zwiſchen den Couliſſen als ſein eigener Zu-
und möchte berſten vor Zorn, daß die aufrühriſchen
nicht pariren wollen, die ſich ihrerſeits eben ſo är-
venn es ihnen mitunter nicht gelingt, den poetiſchen
zu überliſten. Endlich gelingt es ihnen, in dem Au-
, da der Held ſeine Geliebte und ſich ſelbſt ermor-
, einen ſo fürchterlichen falſchen Lärm zu machen,
die ganze Welt zu Grunde ginge. Der Dichter er-
und ſchießt herum wie ein Wahnſinniger. Während
Verwirrung fallen die zwei Liebenden — ſtatt in's
— einander in die Arme, und der herbeieilende
findet ſie nicht — wie es ſein ſollte — todt, ſondern
rlich verheirathet. Der Dichter geräth über dieſe
Gemeinheit in ſolche Wuth, daß er in ſeinem ge-
Zorn ſich ſelbſt ermorden will. Die falſche Begeiſte-
ie ihm während des ganzen Stückes zur Seite
, läuft lachend davon. Er fängt über ſich ſelbſt
Wuth unbändig zu lachen an, und das Trauer-

ſpiel endet mit einem allgemeinen Gelächter über den Spuk der falſchen Begeiſterung, über den unglücklichen Dichter und über die Verkehrtheit, durch welche der Dichter gerade das Gegentheil von dem machte, was er machen wollte. Ich ſchmeichle mir dadurch als Schöpfer einer neuen Dichtungsart zu erſcheinen, nämlich des luſtigen Trauerſpiels."

Als Sturm ſeine Tirade geendigt hatte und auf eine Aeußerung des Beifalls oder der Mißbilligung wartete, ſagte Volcanelli, als wolle er einem beſtimmten Urtheile ausweichen: „Es geſchieht allerdings im Leben ſehr oft, daß Einer etwas thut, was er gerade nicht thun will, oder etwas nicht thut, was er thun will; und ſo wird denn aus manchem Trauerſpiele im wirklichen Leben ein Luſtſpiel, und aus manchem Luſtſpiele ein wahres Trauerſpiel."

„Sehr wahr! Da uns aber dieſe Betrachtung," fuhr Sturm fort, „zu weit führen könnte, wozu es mir jetzt an Zeit fehlt, ſo erlauben Sie mir auf ein anderes Thema zu kommen, welches mir noch mehr am Herzen liegt! Es handelt ſich nämlich um eine tragi-komiſche Herzensangelegenheit, deren Held ich Marcellinus Criſpinus Sturm ſelbſt bin. Sie kennen ohne Zweifel die eben ſo reizende als hochgebildete Fortunata, dieſen gewaltigen Magnetſtein, ich möchte ſagen, Magnetberg, welcher ſo viele Gäſte in das vortreffliche Fortuna-Hôtel zieht?"

„Die Tochter des wackern Kranz, dem jetzt alle Journaliſten aus guten Gründen Kränze winden?" ſagte Volcanelli; „Fortunata repräſentirt in ihrer Perſon das ganze ſchöne Geſchlecht; ſie realiſirt die Mythologie der anmuthigſten und liebenswürdigſten Göttinnen; ſie iſt die Königin der Feenwelt, die Seele des Geiſterreiches. Ich brenne für ſie. Herr Sturm! Sind Sie mein Nebenbuhler?“

**Sturm.** Point du tout! Ich habe nichts mit ihr zu thun. Aber Opal —

**Volcanelli.** Wagt es? liebt und wird geliebt?

**Sturm.** Seine Liebe iſt gewiß, die ihrige, wie mir ſcheint, bis zur Stunde noch ſehr ungewiß, ſo wie denn die Liebe überhaupt unter allen ungewiſſen und zweifelhaften Dingen auf Erden das ungewiſſeſte iſt und bleibt. Wer kann ſagen, was die Liebe eigentlich iſt? Wenn ich auch ſage, ſie iſt der aus dem glänzenden Farbenſpiele der Freude und aus der dunklen Thränentropfenwand des Schmerzes beſtehende Regenbogen des Lebens und die im Treibhauſe gereifte Ananas der Salonwelt, ſo habe ich damit nur ein Bischen mehr als nichts geſagt. Fortunata hegt eine unendlich hohe Meinung von ſich ſelbſt; ſie bewundert an ſich die ſchönſte Seele im ſchönſten Leibe auf Erden. Alle Spiegel und alle Männer halten es für ihre Pflicht, ſie in dieſer Meinung zu befeſtigen. Die ſchöne Fortunata hält ſich für die Fortuna ſelbſt und für die Schutzgöttin des nach ihr benannten Hôtels. Sie kann nicht begreifen, wie es möglich wäre, daß dieſer reizende Leib je eine Beute der Verweſung werden könnte, wie dies bei ihren Mitſchweſtern zu geſchehen pflegt. Sie lebt in der feſten Ueberzeugung, daß ihr geiſtvoller Körper durch den

Tod ſich in einen ätheriſchen verwandeln müſſe. Sie hat alle Romane, die je erſchienen ſind, vom erſten bis zum letzten, geleſen. Unter dieſen hat nun Klinger's Roman: „Der Dichter und der Weltmann“ auf ſie einen beſondern Eindruck gemacht, und ſie beſchloß, Herz und Hand nur Demjenigen als ihrem Gatten zu reichen, der zugleich Dichter und Weltmann wäre. Eine ſchwere Aufgabe! Der ſchwächliche Opal glaubt dieſen Mann vorſtellen zu können, und Fortunata, die dem Willenloſen gut iſt, meint, der Zaubermacht ihrer Schönheit ſei Alles möglich. Was glaubt die weibliche Eitelkeit nicht?

Volcanelli's Geſicht erheiterte ſich, und er ſagte, ironiſch lächelnd: „Ich glaube nicht, daß die Heroine Fortunata und der ſentimentale Schäfer Opal für einander geſchaffen ſind; ich glaube, daß ſie ihm ungefähr auf dieſelbe Weiſe geneigt iſt, wie ein, von der Sonnenglut erhitzter Menſch ein kühles Lüftchen angenehm findet; ich kann auch nicht glauben, daß Opal je ein tüchtiges Luſtſpiel ſchreiben wird. Zärtliche Lieder und Idyllen voll ländlicher Unſchuld würden ihm am beſten gelingen. Schade, daß die Sündflut der erſtern zu groß iſt! Schade, daß die leſenden Bewohner der Städte, ſeitdem ſie ein ſo prächtiges Landleben führen, für die einfache Natur und die ländliche Unſchuld keinen Sinn haben!“

Der ſchlichte, gerade Sturm klopfte den Sprecher auf die rechte Schulter und ſagte nach ſeiner etwas derben Weiſe: „Allen Reſpekt vor Ihnen, mein Herr! Gegen den guten Opal ſind Sie aber jetzt erbittert und deshalb un-

recht. Was mich betrifft, ſo glaube ich, daß er eben ſo
t dichten als lieben kann, und wahrhaft lieben können,
eine ſchöne Sache; nur Wenige können es. Schauen wir
gs umher, ſo ſehen wir überall mehr Haß als Liebe,
d ſehen wir auch hier und da eine Liebe, ſo iſt ſie grö-
n Theils von ſolcher Beſchaffenheit, daß wir ausrufen
chten: „Herr! erbarme dich unſer!“ Abgeſehen von alle
n, bleibt Ihnen ja, wenn Sie eine ſo leidenſchaftliche
be für Fortunata empfinden, der Weg des ehrlichen
mpfes unbenommen. Sie iſt nicht Opal's erklärte Braut,
da ſteht es auch jedem Andern frei, ſein Glück zu ver-
en. Alſo — nichts für ungut!“

Volcanelli's beſſere Natur tauchte auf. Er geſtand
e bittere Aufwallung und betheuerte, daß weder ſeine
innung noch ſein Benehmen gegen Opal etwas Ver-
ndes enthalten ſolle. Er ſei vielmehr bereit, ſich freund-
ftlich für ihn zu intereſſiren, nur laſſe er ſich's nicht
ehren, der Fortuna durch eine offene Bewerbung um
unata zu huldigen.

Sturm gab dazu ſeine Beiſtimmung ſo feierlich ernſt,
väre er der entſcheidende Kampfrichter; dann lachte er
und ſagte: „Nun kommen wir erſt zur Hauptſache in
eff meiner Perſon. Wenn das Theater heute Abends
ein Kampfplatz klatſchender und ziſchender Freibillete
, ſo werde auch ich mein Schärflein beitragen, das
takel noch zu vergrößern. Hören Sie! Das eiſerne
n wollte es, daß ich mich in ein Mädchen verlieben
und — ſiehe da! — ich verliebte mich wirklich, und

zwar ganz närriſch. So wurde denn der tragiſche Poet in eine tragiſche Geſchichte verwickelt. Hermenegilde — ſo hieß meine Göttin — liebte die Tragödie ungemein. Ich ſchrieb Tag und Nacht Tragödien. Jeden Abend mußte ich wenigſtens einen Akt mitbringen und im Salon vorleſen, ſonſt wurde mir der Zutritt verweigert. Hermenegilde liebte das Schauderhafte, Schreckliche und Gräßliche unbändig, ganz als Gegenſtück zu Fortunaten, die unaufhörlich lachen will und ſich nie ſatt lachen kann. Mir blieb alſo nichts übrig, als alle möglichen Laſter und Verbrechen in Bewegung zu ſetzen, um die entſetzlichſten Auftritte hervorzubringen. Was thut man nicht für eine Geliebte! Man entſagt ihr zu lieb der Natur, man tritt ihr zulieb die Kunſt mit Füßen! Ich häufte Mord auf Mord; ich vergoß Menſchenblut wie Waſſer. Der Himmel verzeihe mir! Ich ließ manches unglückliche Paar ſterben, das noch lange recht gut hätte leben können. Je mehr Perſonen einer Tragödie in's Gras biſſen, je mehr ein liebendes Paar wehklagte und ſeufzte und ächzte, je länger die Todesſcene dauerte, deſto freundlicher und zärtlicher zeigte ſich Hermenegilde gegen mich. Sie iſt von beiden Eltern verwaist, aber großjährig, folglich ihr eigener Herr und ihre eigene Frau. Sie beſitzt bei bedeutenden Fehlern auch große Vorzüge, nebſtbei vier große Häuſer und hundert noch größere Launen. Eine dieſer Launen, die größte von allen, beſtand darin, daß ihre Liebe zu mir ſich plötzlich in den heftigſten Widerwillen verwandelte. Hätte ihr ein Anderer beſſer gefallen, hätte ſie, wie Titania in Shakeſpeare's Sommernachtstraum, für einen erbärmlichen

Wicht von Schneider bezaubert, eine behexte Leidenſchaft empfunden, ich hätte es geduldig ertragen; aber — mir ſo ohne allen Grund, ohne irgend eine Veranlaſſung den Abſchied zu geben, mich wie ein abgetragenes Kleid wegzuwerfen, das brachte mich in Harniſch, das fordert Rache. Ich bin nun ein raſender Roland. Sie, für die ich ſo viele hölliſche Tragödien ſchrieb, ſoll nun ſelbſt heute Abends die Heldin einer hölliſchen Tragi-Komödie werden. Hören Sie, wie höchſt originell ich mich für dieſe Beleidigung an ihr rächen will, indem ich die Geſchichte zu einer Ehrenſache und die Beleidigerin öffentlich lächerlich mache! Ich werde aber nicht ſelbſt als handelnde Perſon auftreten, ſondern es ſoll als Rächer für mich ein Mann erſcheinen, mit dem Hermenegilde vor einiger Zeit eine **liaison dangereuse** hatte. Dieſer Mann war aber ein **Aventurier** und von Profeſſion ein Spieler. Er ſtand im ſchlechten Rufe und die liaison nahm ſtadtkundig ein lächerliches Ende, wobei aber der Spitzbube die Lacher auf ſeiner Seite hatte. Er hält ſich zwar jetzt in Paris auf, deſſenungeachtet aber muß er durch eine Zauberei von mir heute im Theater erſcheinen, um der Unholdin, die in einer Loge paradiren wird, einen ungeheuren Verdruß zu machen. Mehr kann ch Ihnen vor der Hand nicht ſagen, . ſonſt würde ich den Spaß verderben."

## XI.

## Der Kampf der Freibillete und die Theater-Figur.

Nachdem ſich die Beiden in der beſten Laune getrennt hatten, begann das Intriguenſpiel von allen Seiten. Volcanelli pochte an Fortunatens Zimmerthür. Sie ſaß auf einem Ruhebette mit dunkelblauem Seidenſtoff überzogen, und las einen Roman von Volcanelli. Ihre Augen leuchteten von Entzücken, und ſie überhäufte den Dichter, der ihr in dieſem Augenblicke wie ein Halbgott erſchien, mit Lobſprüchen. Volcanelli, über dieſen Empfang ſehr erfreut, ergoß ſich in einen Strom von Schmeicheleien, und als das ſchöne Mädchen ſeine Huldigung ſehr freundlich aufnahm, vergaß er ſeinen Groll gegen den unluſtigen Luſtſpieldichter Opal ſo gänzlich, daß er der Holden das, dem Unglücklichen drohende Schickſal auf die rührendſte Weiſe ſchilderte. Da Fortunata hierauf betheuerte, daß ſie einige Freundinnen bereden werde, als Opal's Schutzgöttinnen mit ihr in's Theater zu gehen, erklärte Volcanelli, daß er ihr ſchönes Beiſpiel ſogleich nachahmen wolle. Er verließ die Lächelnde mit einem Handkuſſe und ging von einem Freunde zum andern, um Gönner für ſeinen Nebenbuhler zu werben.

Opal ſtieg indeß über viele hohe Treppen, um ſeine Anhänger, die erhabenen Bewohner luftiger Dachſtübchen, mit den Freibilleten zu beſchenken, wofür er herzliche Dankſagungen mit der Verſicherung erhielt, daß gewiß tauſend Hände dem genialen Stücke den wohlverdienten Beifall ſpenden werden. Die Straßen durchziehend, hielt Opal ſtets die fenſtergläſerne Lorgnette vor das rechte Auge, und ein freundliches Lächeln ſchwebte ununterbrochen auf dem ſehr blaſſen Geſichte. Entdeckte der Spähende auf hundert Schritte einen ihm entgegen kommenden Bekannten oder auch nur Halbbekannten, ſo wurde die Geſichtsbläſſe noch bläſſer, das Lächeln noch lächelnder. Er zog den Hut in anſtändiger Entfernung, ſprach Worte der holdſeligſten Begrüßung, machte ſeine Einladung, griff in die Seitentaſche des dunkelblauen Gehrockes und überreichte den Talisman des Freibillets. War er mitunter eine Weile weit ausſchreitend zwiſchen den Häuſerreihen umher gewandert, ohne ein bekanntes Geſicht zu erblicken, ſo erlaubte er ſich eine unſchuldige kleine Liſt. Er redete nämlich den Unbekannten als einen Bekannten an, entſchuldigte ſich dann wegen des Irrthums mit ſeinen ſchwachen Augen, gab ſich als Dichter Opal, ungenannter Verfaſſer des heutigen Luſtſpiels, zu erkennen, und bat um die gefällige Annahme eines Freibillets, die auch nicht verweigert wurde mit dem ſtereotypen Beiſatze, daß man ſich ſehr freue, den rühmlich bekannten Verfaſſer perſönlich kennen zu lernen, wodurch das ſchöne Stück einen doppelten Werth erhalte. Opal erröthete und ſchied mit einem feſten Handdrucke. So war es ihm endlich gelungen, das fünfzigſte Freibillet an Mann zu bringen. Er begab ſich mit leeren Taſchen, aber voll guter Hoffnung, n das zur Zuſammenkunft mit ſeinem Freunde beſtimmte

Kaffehhaus. Sturm erfreute den ſtürmiſch Umarmten mit der Nachricht, daß auch er ein halbes Hundert Menſchen mit Freibilleten beglückt habe, wofür er nun auch Opal's Mitwirkung zur Ausführung ſeines nach Rache dürſtenden Vorhabens gegen die frevelhafte Hermenegilde in Anſpruch nahm.

Noch eifriger als Volcanelli, Sturm und Opal, der Sohn, war Opal, der Vater. Er vergaß ſeine Gicht und ſeinen Geiz. Er durchſtolperte mit wackelndem Kopf, auf den elfenbeinernen Hundskopf des ſpaniſchen Rohrs geſtützt, die ganze Stadt, um Ziſcher unter den Spießbürgern und Fabriksarbeitern zu rekrutiren, welche Letztere für ihre Leiſtung im Theater noch überdies mit einem angemeſſenen Trinkgeld, Mann für Mann regalirt wurden. Als der Alte ganz ſchachmatt in ſeiner Wohnung anlangte, warf er ſich in den maſſiven Armſtuhl, that drei derbe Stöße mit dem ſpaniſchen Rohr auf den Boden und rief: „Warte, mein Söhnlein! Ich will dir die Suppe verſalzen, will das Kind ſammt dem Bade ausgießen, will dir die Luſt zum Luſtſpiel verleiden, will aus dem Poeten einen honetten Menſchen machen! Proſit Mahlzeit!" — Unter ſolchen Um- und Zuſtänden erſchien der verhängnißvolle Abend. Das Theater war — nach der beliebten Floskel unſerer vielgeleſenen Journale — in allen ſeinen Räumen überfüllt wie der Magen des größten Gourmands, wie der Beutel eines reiſenden Virtuoſen vor dem Concert. Man ſtieß und drängte ſich, man lärmte und ſchimpfte, man ſchwitzte und fluchte.

Volcanelli's Freunde, Gäſte im Fortuna-Hôtel, Fortunata mit ihren Jungfrauen und die Spießbürger im Sonntagsſtaat nahmen ihre Sperrſitze ein. Opal's und Sturm's Anhänger, Studenten, Kunſtjünger und anderes junges Volk, lagerten ſich, wie ein Phalanx der Unſterblichen, im erſten und zweiten Parterre und auf der erſten Gallerie, während auf der zweiten das Heer der robuſten Fabriksarbeiter in drei Abtheilungen aufgeſtellt war.

In einer Loge prangte, auffallend gekleidet, reich geſchmückt, und ſich verbeugend gegen das Parterre, Hermenegilde im vollen Glanz und Stolz ihrer Schönheit. Die Kunſtrichterinnen flüſterten einander manche ungünſtige Bemerkungen über den bizarren Putz und über das etwas zu freie Benehmen der Eroberungsſüchtigen in die Ohren; anders dachte die Männerwelt. Die Blicke der Bewunderer und Verehrer verweilten auf der geprieſenen Geſtalt. Alle dieſe übertraf aber ein ſchöner Mann, der zwiſchen Sturm und ſeinem Freunde Polkwitz ſaß. Einige erkannten in ihm jenen falſchen Spieler, welcher einſt mit Hermenegilden in einer liaison dangereuse geſtanden war. Es befremdete nur, daß dieſer Mann, der aus der Stadt abgeſchafft worden war, es wagen konnte, ſich nun ſo öffentlich zu zeigen. Es unterlag keinem Zweifel, daß das ehemalige Verhältniß mit dem Fräulein wieder anfange; ohne dies konnte er es ja nicht wagen, die verliebten Blicke ſeiner glänzenden Augen ſo unaufhörlich auf die Angebetete zu heften, mit gänzlicher Nichtbeachtung des Stückes, der Klugheit und des Anſtandes. Der Mann mußte von ſeiner

Leidenſchaft ſo verblendet ſein, daß er über der Einzigen ſich ſelbſt, das Theater und die ganze Welt vergaß. Die Mehrzahl der Zuſchauer wendete bereits dem Podium den Rücken und theilte ſeine Aufmerkſamkeit zwiſchen dem unaufhörlich Anblickenden, und der unaufhörlich Angeblickten. Selbſt die Schauſpieler wurden neugierig zu erfahren, was hier vorgehe. Vergebens ließ der Souffleur ſeine Stimme immer ſtärker ertönen; die Spielenden hörten ihn nicht und ihr Verſtummen brachte eine auffallende Stockung hervor. Es blieb nichts übrig, als den Verhang fallen zu laſſen, ehe der erſte Akt zu Ende war. In dieſer allgemeinen Störung war nur Einer zu ſehen, der ſich ruhig verhielt, nämlich der unſinnig verliebte Mann, deſſen Blicke unabwendbar auf ſeiner Loge-Göttin Hermenegilde ruhten.

Opal ſaß in ſeinem Gallerie-Verſteck auf glühenden Kohlen; ſeine Qualen ſtiegen aber zur Verzweiflung, als vor dem Aktſchluß der Verhang wie ein Blitz aus heiterem Himmel herabfiel.

Hermenegilde, deren Augen eben ſo ſchön als kurzſichtig waren, bemerkte wohl die Huldigung des Mannes, welcher ſich ihr zuwendete, wie die Sonnenblume der Sonne; ſie vermochte es aber nicht, die Geſichtszüge des Anbeters der Sonne deutlich zu unterſcheiden; die Lorgnette zu Hülfe zu nehmen geſtattete das jungfräuliche Zartgefühl nicht.

Als nun auch Andere, dem Beiſpiele des Myſtiſchen folgend, die Blicke nach ihr wendeten, fühlte ſie ſich, in dem Ereigniß einen Triumph ihrer Schönheit erkennend, anfangs dadurch ſo geſchmeichelt, daß ſie in die fröhlichſte Stimmung gerieth, und mit verklärtem Antlitz ſich immer vorwärts hielt. Wie nun aber die Sache Aufſehen erregte und das gedrängtvolle Parterre immer unruhiger wurde, wie das höher aufwogende Meer bei einem herannahenden Sturm, gerieth Hermenegilde in eine von Minute zu Minute zunehmende Verlegenheit und zog ſich beſcheiden zurück; die männliche Sonnenblume ließ ſich aber durch dieſen Rückzug nicht abhalten, der Göttin, wie vorher, die feurigſten Blicke zuzuſenden. Er heftete ſeine Augen auf ſie, wie die Schlange ein Kaninchen ſo lange anſchaut, bis das kleine Weſen dem verſchlingenden Feinde in den Rachen läuft.

Nun hätten Opal's Gönner und die Freibillete mit dem Beifallsklatſchen losbrechen ſollen; ihre Aufmerkſamkeit war aber durch das Duodram Hermenegildens und ihres bezauberten Verehrers, in dem Einige ſchon einen Schickſalsmenſchen oder Dämon mit dem böſen Blick finden wollten, ſo in Anſpruch genommen, daß ſie das Luſtſpiel und den Luſtſpieldichter vergaßen.

Hermenegilde hatte indeß in dem ſtarr und feurig Blickenden den unheilvollen Mann ihrer ehemaligen liaison dangereuse erkannt; die Schläge des geängſtigten Herzens ſtürmten immer ſchneller, je mehr ſie gewahr wurde, daß ſie der Gegenſtand ſei, welcher die allgemeine Aufmerkſamkeit und Unruhe errege. In dieſer fürchterlichen Lage entſchloß ſie ſich zu einem Schritte, welchen ſie unter andern Umſtänden um keinen Preis gethan haben würde. Sie ließ ihren Feind Sturm, weil er neben dem verliebten Schreckensmanne ſaß, durch einen Theaterdiener erſuchen, in die Loge zu kommen. Als Sturm eintrat, beſchwor ſie ihn, ſeinen furchtbaren Nachbar durch Bitten, und wenn dieſe nicht fruchten ſollten, durch Drohungen zu vermögen, daß er von ſeinem ungeziemenden, ſie kompromittirenden Benehmen ablaſſe. Sturm erwiederte die **fausse confidence** mit einer Unbefangenheit, als ob zwiſchen ihm und der Göttin in der Klemme nie etwas vorgefallen wäre. Er gab ſich die Miene, in ſeiner geſpannten Aufmerkſamkeit auf das höchſt intereſſante Stück ſeines Freundes, nicht das Geringſte von dem unliebſamen Ereigniſſe bemerkt zu haben; er gab dem bis an den Hals erröthenden Fräulein mit mühſam unterdrücktem Lachen ſein innigſtes Bedauern zu erkennen und verſicherte, daß er ſogleich alles Mögliche verſuchen wolle, ſeinen unſinnig verliebten Nachbar auf andere Gedanken zu bringen. Er verließ die Getröſtete mit der Bemerkung, daß ſie allerdings volle Urſache zu ihrem gerechten Zorn habe, nur möge ſie, zu einiger Entſchuldigung des Verbrechers, bedenken, daß leidenſchaftliche Liebe noch grenzenloſer ſei als der blaueſte Himmel.

Ich kann es nicht über's Herz bringen, die gefühlvollen Leſerinnen noch länger in ihrer peinlichen Ungewißheit zu laſſen; ſie ſollen in das Geheimniß eingeweiht werden, Sturms Spitzbüberei erfahren und ſchaudern.

Jener furchtbare, beiſpielloſe Held der Liebe — ſollte er ein wirkliches Weſen ſein? Sollte man dem leichtſinnigen, männlichen Geſchlechte die Fähigkeit zutrauen, einer ſolchen Stärke der Liebe fähig zu ſein? Nun und nimmer! Wiſſe denn, gefühlvolle Leſerin, die Du an Hermenegildens Verlegenheit ſo warmen Antheil nimmſt, wiſſe denn: der unermüdliche Frevler mit dem böſen Auge war kein lebender Mann, nicht einmal ein todter, ſondern nichts als eine gut gemachte und wohlgekleidete Figur, welche einen Mann, und zwar den Helden der **liaison dangereuse**, zum Leben und zum Sprechen getroffen, darſtellte. Der rachſüchtige Sturm hatte, mit Beihülfe ſeines Freundes Polkwitz, dieſes Meiſterſtück der plaſtiſchen Kunſt, eine Stunde vor Eröffnung des Theaters, in das Parterre hineingeſchwärzt, dann den Unmenſchen zwiſchen ihnen auf einen Sperrſitz niedergeſetzt und deſſen Kopf mit den gläſernen Augen gegen Hermenegildens Loge ſo hingerichtet, daß das ganze Bombardement ſeiner Blicke ſie treffen mußte. Das that der übermüthige Barbar in der boshaften Abſicht, ſich durch dieſes erotiſche Skandal zu rächen.

Als Sturm ſeinen Sitz wieder eingenommen hatte, zog er eine kleine Schnur, und, ſiehe da! Er, der bisher bewegungslos auf Einen Punkt hingeſtarrt hatte, wendete plötzlich zu Hermenegildens Freude und zu allgemeinem Erſtaunen — den Kopf von der Loge weg. Sturm flüſterte dem Automat einige Worte geheimnißvoll in's Ohr. Es nickte bejahend und ſchien mit Sturm zu ſprechen oder wenigſtens ihm zuzuhören. Das währte aber nicht lange. Sturm zog heimlich die Schnur. Die Figur drehte den Kopf wieder nach der Loge und fixirte die Schöne ſo keck wie vorher.

Ein neues Ereigniß entzog indeß die neue Augen-Attaque der allgemeinen Aufmerkſamkeit.

Der alte Opal hatte bemerkt, daß die mit einem andern Gegenſtand beſchäftigten Zuſchauer weder des Stückes, noch des Dichters gedachten. Er benützte den günſtigen Zeitpunkt und gab ſeiner, auf jede Bewegung ihres Chefs lauernden Partei das verabredete Signal, welches darin beſtand, daß er ſeine aus dem Geſichte weit vorragende Naſe mit einer Priſe Schnupftabak regalirte. Auf dieſes Zeichen brach ein ſo gewaltiges Ziſchen los, daß man glauben konnte, in einer Schlangenhöhle zu ſein. Jetzt erſt gedachte die Partei der Gönner ihrer unverzeihlicher Weiſe verſäumten Pflichterfüllung. Der junge Opal war in ſeinem Verſtecke ohnmächtig zurückgeſunken; der Beſinnungsloſe hörte nicht mehr, als Sturm wie ein Sturm, und Volcanelli wie ein Vulkan mit den zuſammen geſchlagenen Händen und den ſtoßenden Stöcken ein furchtbares Getöſe machten. Die Verbündeten ſetzten nun gleichfalls Arme, Füße und Stöcke in Bewegung. Donnergebrülle und Gießbachgebrauſe ſchien ſich zu vereinigen. Das tobende Gepolter und das gewaltige Bravo-Rufen trug den Sieg davon. Das Ziſchen war nicht mehr zu vernehmen. Als Opal zu ſich kam, ſcholl ihm der gefeierte Name „Opal" in's Ohr. Der Vorhang flog empor und der freundlich geſinnte Regiſſeur dankte im Namen des neubelebten Dichters.

Hermenegilde benützte den günſtigen Augenblick der Nichtbeachtung, und ſie ergriff, um den verliebten Blicken des Automates zu entgehen, das einzige zu ihrer Rettung noch übrige Mittel, indem ſie während des Tumultes die Loge unbemerkt verließ. Als ſie im Wagen ſaß und durch die ſtillen Gäſſen nach Hauſe fuhr, glaubte ſie aus dem Wogengetümmel eines Seeſturmes in einen friedlichen, ſichern Hafen einzulaufen.

* * *

# Inhalt.

## Erſtes Buch.

Seite
I. Kometenbahn der Liebe. Namenſpiel. Trennungsſchmerz und Reiſeluſt . . . . . . . 7
II. Lebenslaſt und Phantaſieflug. Das Ideal vom ewigen Juden . . . . . . . . 14
III. Roman im Roman. Sir Orang-Outang . . 19
IV. Ein Sendſchreiben aus dem Dorfe Nord-Amerika. 31
V. Zweites Kapitel des Orang-Outang-Romans. Soirée phantastique . . . . . . 44
VI. Spektakel über Spektakel . . . . . . 80

## Zweites Buch.

I. Die goldene Hochzeit . . . . . . 119
II. Die unheimlichen Gäſte . . . . . . 130
III. Was fiel aus den Wolken? . . . . . 137
IV. Entfaltung der Lebensknospen und Vorſpiel der Liebe . . . . . . . . . . . 141
V. Die Wiederaufnahme . . . . . . . 161
VI. Zweifelhafte Geſchichten . . . . . . 189

Seite

VII. Die Straßen-Bibliothek . . . . . . . 216
VIII. Der Gaſthof zur Fortuna . . . . . 247
IX. Die luſtige Geſellſchaft. Vier Bilder der Weiblichkeit . . . . . . . . . 252
X. Das erſte Luſtſpiel . . . . . . . 258
XI. Der Kampf der Freibillete und die Theater-Figur . . . . . . . . . 276

---

Gedruckt bei Carl Ueberreuter.

## Ch. Kuffner's

# erzählende Schriften,

dramatiſche und lyriſche Dichtungen.

## Ausgabe letzter Hand.

### Zwanzigſter Band.

Wien, 1847.
Verlag von Ignaz Klang, Buchhändler.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

# Die ewige Jüdin

und

# der Orang-Outang.

---

## Eine Reiſe auf, unter und über der Erde.

Von

**Ch. Kuffner.**

Zweiter Theil.

---

Wien, 1847.
Verlag von Ignaz Klang, Buchhändler.

Das ſchöne unerforſchliche Geheimniß, die ſublime Myſtik des Lebens tritt uns ja überall in den Weg, und das Unwahrſcheinliche iſt oft das eigentliche Wahre.

E. T. A. Hoffmann.

# Drittes Buch.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

## I.

## Neue Conſtellation am Himmel der Liebe.

Der Regiſſeur hatte zwar dem unſchuldigen Publikum im Namen des gefeierten Dichters gedankt, der Theater-Direktor dachte aber auch an den ausgepfiffenen, und da er für den nächſten Aktſchluß ſehr beſorgt war, ſo verſchmolz er die zwei folgenden Akte in Einen, damit wenigſtens, wenn der Vorhang nur Einmal falle, auch nur Ein Tumult Statt finden könnte. Was der erfahrene Mann vorausſah, das geſchah auch. Am Schluße des Stückes erneuerte ſich der mörderiſche Kampf der Klatſcher und der Ziſcher; die Letztern ſiegten. Der alte Opal verließ triumphirend das Theater. Die Parteiwuth hatte zur Folge, daß die erhitzten Streiter vom dunſterfüllten Kampfplatz lachend in's Freie hinaus eilten, ohne weiter an Hermenegildens Abenteuer zu denken.

Sturm und ſein Freund Polkwitz blieben ſo lange, bis ſich Alles verlaufen hatte. Sturm umarmte nun den geiſtloſen Nachbar wie ſeinen intimſten Freund; er nahm von ihm zärtlichen Abſchied mit den Worten: „Du haſt deine Rolle vortrefflich geſpielt; die Feuerblicke deiner gläſernen Augen haben die erwünſchte Wirkung gethan. Mein Geldbeutel ſeufzt zwar über dich; ich bin aber mit dir zufrieden. Leb' wohl! Ich gebe dich nun Preis und überlaſſe dich deinem Schickſal." —

Sturm und Polkwitz ſchloßen dem Lebloſen die Augen und entfernten ſich. Er blieb, von Allen verlaſſen, als letzter Mohikaner, in größter Gemüthsruhe, wie ein Schlafender auf ſeinem Sperrſitze.

Schon an der Ausgangsthür ſtehend, rief Sturm: „Wo iſt mein armer Opal? Was macht er? Lebt er noch? Wir müſſen ihn doch ſuchen." —

Er eilte mit Polkwitz auf die letzte Gallerie. In einem Winkel derſelben kauerte der leichenblaſſe Opal. Auch er hatte beſchloſſen, der letzte Mohikaner zu bleiben, aus übermäßiger Furcht, von ſeinen Gegnern unterwegs inſultirt zu werden. Sturm und Polkwitz nahmen ihn in die Mitte, zogen ihn mit ſich fort und brachten ihn glücklich nach Hauſe.

Im leeren Parterre ſaß jetzt allein der Scheinmenſch. Der alte, übelgelaunte Theaterdiener Lampel trat hinzu, ſchüttelte ihn und ſchrie ihm in's Ohr: „Auf! Hier iſt nicht der Ort zu übernachten. Gehen Sie!" — Wer ſich aber nicht rührte, das war der Automat. Der Theaterdiener rüttelte ihn nochmal mit den Worten: „Der braucht die Poſaune des jüngſten Gerichtes, um ihn aus ſeinem Todesſchlaf zu erwecken!"

Der Alte ging brummend fort in der Abſicht, den hölliſchen Kerl hinaustragen zu laſſen; er war aber ſelbſt ſchon ſo müde und ſo ſchläfrig, daß er den Schläfer vergaß und nach Hauſe ging, um ſich dem Comfort des ihn bewältigenden Schlafes hinzugeben. Als er, lendenlahm von den Strapatzen, die er in dem am vorigen Abend überfüllten Theater ausgeſtanden hatte, am Morgen erwachte, traf ſein erſter Gedanke den vergeſſenen Schläfer. Er erſchrack, ſprang mit beiden Füßen aus dem kärglich begabten Bette und eilte in das dunkle Parterre. Da ſaß der Pſeudo-Mann noch immer auf derſelben Stelle. Der Alte wollte berſten vor Neid über dieſen, an's Fabelhafte grenzenden Schlaf; er wackelte, ſo ſchnell als ſeine gichtiſchen Füße es geſtatteten, zu dem Beneideten hin, murrend: „So ein verfluchter Siebenſchläfer könnte Einen noch um's Brot bringen. Vermuthlich ſchläft er den geſtrigen Rauſch aus; aber warte! Ich will dich wecken und nüchtern machen!“ —

Er gab der Figur einige Stöße, rüttelte ihr die Arme und riß an der Naſe. Als die Figur aber ſelbſt bei dieſen Gewaltthätigkeiten nicht erwachte, erſchrack der Alte heftig. Er ſtand, ſtarr an allen Gliedern, und vermochte nur mit dumpfer Stimme zu ſtottern: „Er iſt todt! Ich komme um den Dienſt!“ —

Nachdem er einige Minuten, ſich an die Lehne der Bank ſtützend, ſtumm, rathlos und hilflos geſtanden war, ergriff ihn die bittere Verzweiflung. Entſchloſſen, das Aeußerſte zu wagen, faßte er den Todten unter dem wiederholten Ausruf: „Hol' dich der Teufel!“ mit beiden Armen, hob ihn empor und trug ihn fort. Als Lampel mit der theuern Laſt in ſeinem Wohnſtübchen angekommen war, fiel der Träger ſammt dem Getragenen zur Erde. Hielt ihn nicht die heilige Scheu' vor dem Todten zurück, ſo hätte er dem Unglückſeligen ein paar Fußſtöße verſetzt. Als er ſich nun mehr und mehr überzeugte, daß der vor ihm Liegende kein menſchliches Weſen, ſondern ein Automat ſei, da überſtieg ſein gerechter Zorn alle Grenzen. Er ſprang auf, gab dem Trugbild Maulſchellen, warf ihm die große Kleiderbürſte und den maſſiven Stiefelknecht an den Kopf, und nannte ihn einen Betrüger, einen Spitzbuben, einen niederträchtigen Schuft.

Während der Alte ſich dem vollen Ausbruche ſeiner Wuth überließ, war Sturm, von ihm unbemerkt, in das Stübchen getreten. Er ſah dem närriſchen Unweſen lange mit Vergnügen zu, bis er ſich nicht mehr zurückhalten konnte und in ein ſchallendes Gelächter ausbrach. Nun kam der Alte zu ſich. Er ſchämte ſich, bat, ja nicht zu glauben, daß er etwa ein für die Irrenanſtalt qualifizirter Narr ſei und erzählte zu ſeiner Rechtfertigung Alles, was ſich zwiſchen ihm und dieſem Teufelsſpuck zugetragen habe. Er ſchloß mit der Betheuerung, daß er nicht begreife, wie es möglich war, daß ein ſolches Ungethüm in's Theater kommen und einen Sperrſitz einnehmen konnte. Sturm nahm jetzt eine ſehr ernſthafte Miene an; er theilte die Verwunderung des Alten, erklärte das Ganze für unerklärbar und behauptete, man müſſe den Skandal der Behörde anzeigen. Damit war aber der Theaterdiener keineswegs einverſtanden; er fand vielmehr räthlich, die Sache zu vertuſchen, um nicht etwa unſchuldiger Weiſe eines groben Verſehens oder gar eines ſträflichen Einverſtändniſſes beſchuldigt zu werden, was ihn gewiß um das Brot bringen würde. Sturm ſagte ihm die tiefſte Verſchwiegenheit zu. Der beruhigte Alte erklärte nun ſeinem Vertrauten, er ſei Willens, den Satan zu zerlegen, Leib und Kopf in kleine Stücke zu zerhauen, den hübſchen blauen Gehrock aber, das ſchwarze Halstuch, die geblümte Weſte, die weißen Pantalons und die wunderſchönen Glacée-Handſchuhe als Entſchädigung und Schmerzensgeld für ſich zu behalten. Sturm dachte eine Weile nach, dann ſagte er: „Lieber Lampel! Laſſe die Beſtie ganz! Ich kann ſie gut brauchen — für ein paar Tage. Nach gemachtem Gebrauche bekommſt Du ſie wieder zurück, ziehſt ihr die Kleider ab und erhältſt von mir noch dazu fünf Gulden.“

Lampel, über dieſen Antrag ſehr erfreut, legte den Vitzliputzli, wie er ihn nannte, unter die Bettſtätte und bedeckte ihn mit einem Tuch. Zu allem Ueberfluſſe ſetzte er, von Scheu und Abſcheu gequält, dem gefürchteten Unhold einen Schwerſtein auf die Bruſt. Sturm ſchied mit dem Verſprechen, das verhängnißvolle Mannsbild noch an dieſem, oder längſtens am nächſten Abend abzuholen.

Indeß hatten die Ereigniſſe im Theater in Hermenegildens und Fortunatens Herzen ſonderbare und zwar ganz entgegengeſetzte Eindrücke hervorgebracht.

Fortunata war dem ſchmächtigen Opal wegen ſeiner außerordentlichen Gutmüthigkeit geneigt. Sein zartes Benehmen, ſein zierliches Weſen, ſeine ungemeine Reinlichkeit in der Wäſche und ſeine Nettigkeit in der Kleidung gefiel ihr beſonders, ſein feiner Witz und ſeine originellen Einfälle ergetzten ſie. Dabei war er ungemein zuvorkommend und ſo gefällig, daß es ihn glücklich machte, wenn er einen ihrer Aufträge beſorgen durfte, oder einen ihrer leiſe angedeuteten Wünſche erfüllen konnte. Die oft wiederholte Betheurung, daß ſie die ihn begeiſternde Muſe ſei, ſchmeichelte ihr. Sie hegte wirklich eine warme Neigung für ſeine treue Anhänglichkeit. Dagegen erſchien er der Raſchen, Lebhaften zu weich, zu ſchmachtend, zu ſentimental, zu paſſiv im praktiſchen Leben, und ſie empfand manchmal in ſeiner Geſellſchaft Etwas, das der langen Weile ähnlich ſah. Auch nahm er ihr Vieles zu ernſthaft, und alles Ernſthafte ſchien ihr ſchwerfällig; denn ſie wollte das Leben immer nur von der luſtigen Seite anſehen, Alles leicht nehmen, ſtets heiter angeregt werden und lachen ſo viel als möglich. Volcanelli ſtand ihr zu hoch. Sie bewunderte ihn, ſie verſchlang ſeine extravaganten, aber geiſtreichen Romane. Die Hochachtung, welche ſie für ihn empfand, genirte ſie aber im Umgange mit ihm, da ſie ihn nicht ſo leicht handhaben konnte wie den gefügigen Opal, der bei ihr alle Selbſtſtändigkeit, welche Volcanelli feſt behauptete, geſchmeidig aufgab.

Der eclatante Fiasco, welchen Opal erlitten hatte, raubte ihm Fortunatens gute Meinung von ſeinem Talent, und ihre bisherige Zuneigung verwandelte ſich in Mitleid, dieſes endlich gar in förmliche Geringſchätzung, als ſie erfuhr, wie unmännlich er ſein widriges Schickſal ertragen habe. Sie fand es ſchmählich, vor der Welt als die Geliebte eines durchgefallenen Dichters zu erſcheinen. Als nun gar Opal kleinmüthig und zermalmt eintrat, bleicher als je, ächzend und wehklagend, da konnte ſie ſich, ſtatt ihm die gehoffte Theilnahme zu bezeigen, nicht enthalten, die ironiſche Geißel zu ſchwingen, und als der Verſpottete, ſchwer Getäuſchte, Thränen vergoß, brach ſie in ein lautes Gelächter aus. Er entfernte ſich ſchweigend. Fortunata beſchloß, ihre bisherige Verbindung mit ihm auf eine ſchonende Weiſe abzubrechen. Sie tadelte ihr unzartes Benehmen gegen den Schwachen, ſie bedauerte ihn, aber — ein Verhältniß zwiſchen ihnen ſollte nicht länger beſtehen.

Der Fiasco und Fortunatens Benehmen hatten zur Folge, daß Opal, ganz zerweicht nach Hauſe kommend, ſich in die Arme des auf ſeine homöopathiſche Weiſe gerührten Vaters warf und der Poeſie zu entſagen verſprach, worauf denn eine Verſöhnungs-Scene und das Verſprechen eines verdoppelten Taſchengeldes folgte.

Das eiſerne Schickſal ſchien ſich nun in ſeinem Grimm gegen den guten Jüngling erſchöpft zu haben. Ein neuer Glücksſtern ging ihm auf. So wie er Fortunaten in nachtheiligem Licht erſchien, eben ſo erwarb ihm der ſchwere Schlag, der ihn getroffen hatte, Hermenegildens Theilnahme und Gunſt. Sie erblickte in ihm das unſchuldige Opfer väterlicher Barbarei und feindſeliger Kabale; ſie fand, daß ſein Stück eine beſſere Aufnahme verdient habe, daß er ſein unverdientes Unglück mit der edeln Reſignation einer ſchönen Seele ertrage, und daß ſein zartes, weiches Weſen einen wohlthuenden Kontraſt gegen die, dem größten Theile der harten Männer eigene Rohheit und Selbſtſucht bilde. — So verſchieden ſind die Geſichtspunkte und Anſichten der

Menſchen in den geringfügigſten wie in den wichtigſten Dingen! Opal erſchien Hermenegilden allerdings in dieſem ſchönen Lichte; es traten jedoch zwei Umſtände ein, welche weſentlich beitrugen, ihre gute Meinung von ihm zu erhöhen und ihre Vorliebe, vielleicht ſogar Liebe, zu ſteigern. Dieſe beiden Umſtände waren: ihr Haß gegen Sturm und ihre Rivalität gegen Fortunata, da dieſe beiden Mädchen vor Begierde brannten, einander an Geiſt und Schönheit zu übertreffen. Die Glut dieſes geheimen Zwiſtes brach zwar nie in helle Flammen aus, ſie loderte aber deſto heftiger in ihrem Innern. Wer das gefällige Benehmen Beider ſah, wer die Schmeicheleien hörte, welche ſie einander über die Anerkennung des Vorzuges zollten, mußte in ihnen eine liebevolle, zärtliche Schweſterſchaft zu finden glauben.

Hermenegilde wußte es einzuleiten, daß Opal durch einen Dritten und Vierten erfuhr, wie er vor ihr Gnade gefunden habe und wie ihm in ihren Augen zwei neue Glücksſterne glänzten. Opal ließ ſich das nicht zweimal ſagen. Er beeilte ſich, ihr in einem Beſuch ſeinen Dank für die gütige Theilnahme abzuſtatten und fand die erfreulichſte Aufnahme. Opal fühlte ſogleich die zärtlichſte Neigung, deren Glut ſich ſo gewaltig entflammte, daß er in Hermenegilden ſein Ideal zu finden glaubte und jetzt nicht begriff, wie er ſo wahnſinnig ſein konnte, die gehaltloſe, leichtgeſinnte, kaum hübſche Puppe Fortunata zu vergöttern. Hermenegilde fand ſich ihrerſeits zu dem neuen Verehrer mit jedem Tage mehr hingezogen, wenn ſie ſein beſcheidenes, zartes Benehmen gegen Sturm's etwas derbes, raſches Weſen verglich, der imponiren wollte, wo Opal ſich geſchmeidig fügte. Als Hermenegilde ihren Schäfer um ſeine Meinung über Fortunata fragte, erwiederte er, ironiſch lächelnd: „Hermenegilde verhält ſich zu Fortunaten, wie die Nachtigall zur Lachtaube. Dieſes Bild gedenke ich in einem Ciclus liriſcher Gedichte auszumalen.“ — Hätte er Hermenegildens Liebe nicht ſchon beſeſſen, ſo wäre ſie ihm gewiß in dieſem Augenblick, der ein Sieg der Poeſie genannt werden konnte, zu Theil geworden.

Die Liebe übte nun über Opal ihre despotiſche Gewalt aus. Sie machte ihn vor Allem dem, ſeinem Vater geleiſteten Verſprechen untreu; ſie machte ihn wieder zum Dichter. Er entſagte aber nun der Oeffentlichkeit; er hielt ſeine Liebe ſo geheim wie ſein Dichten. Dabei zeigte ſich etwas Ungewöhnliches, ein Spiel der Natur, das heißt: der Liebende wurde ein ſatyriſcher Dichter, und Hermenegilde, welche den Tragödien jetzt eben ſo abhold war, wie dem tragiſchen Dichter, munterte ihn auf, das neue Fach zu kultiviren. Opal ſchrieb ein Luſtſpiel in der Form und im Geſchmack des Ariſtophanes.

In dem Stücke trat ein Chor von Schnecken auf. In dieſen Schnecken wollte er ſeine Feinde im Publikum und unter den Journaliſten perſonificiren und geißeln. Hermenegilde nannte ihn deßhalb den Schnecken- und Schrecken-Dichter. Er ſammelte nun Schneckenhäuſer aller Geſtalt, kleine und große. Jede Taſche war mit Gehäuſen angefüllt. Hermenegilde ließ ſich's angelegen ſein, die Sammlung mit den ſeltenſten Exemplaren zu vermehren. Trat Opal in's Zimmer, ſo leerte er ſeine Taſchen, und Hermenegilde legte dazu ihre Beiträge auf das vor dem Sopha ſtehende Tiſchchen. Liebeständelei und Schneckenſcherze trieben dabei ihr loſes Spiel. Eine glänzende Menge von Schneckenhäuſern zog die Augen der Liebenden auf ſich. Erdſchnecken, Mondſchnecken, Gartenſchnecken, Landſchnecken, Trompetenſchnecken, Blaſenſchnecken, Stachelſchnecken, Kräuſelſchnecken, Kegelſchnecken, Purpurſchnecken, Porzellanſchnecken, Flügelſchnecken, Walzenſchnecken und andere Mitglieder des großen Schneckenvereines bildeten hier eine förmliche Schnecken-Akademie, die mit mancher andern Akademie die gemeinſchaftliche Eigenheit hatte, daß ſie geringe Fortſchritte machte.

Opal gerieth bei dem Ueberblick dieſer glänzenden Verſammlung in eine ſolche Begeiſterung, daß er die erſten Verſe des folgenden Chors der Schnecken ſchrieb:

Wir Schnecken
Erſcheinen zum Schrecken
Der Menſchen und wecken
Gedanken voll Schauer
Und Bilder der Trauer!
Wie wenig, ach! läßt ſich erreichen
Durch ehrliches Treiben und Regen!
Wie viel aber läßt ſich erſchleichen
Auf krummen Wegen!
Seht, wie wir Schnecken
Aus dunklem Gehäuſe
Die Hälſe recken,
Behutſam und leiſe

Fühlhörner vorſtrecken!
Und ſtoßen wir an
Auf ebener Bahn,
So ziehen wir uns mit Geſchick
Zur rechten Zeit in's Haus zurück.
So handelt der kluge Mann!
Er ſteigt ja nie auf eine Leiter,
D'rum purzelt er auch nie herunter.
Wozu denn friſch und munter?
Auch langſam kommt man weiter.
Laßt euch nie kampfbereit erblicken!
Verlegt euch lieber auf das Kriechen!
Habt eure Sach' auf nichts geſtellt,
Tragt euer Alles auf dem Rücken, —
So kommt ihr am beſten durch die Welt!

---

Das launenhafte Schickſal wollte, daß die Schnecken nun einmal im Reiche der Liebe eine Rolle ſpielen ſollten; und ſo ging denn während des bunt dekorirten Schnecken-Duodrams die Zärtlichkeit Tag für Tag mit der Schneckenpoſt weiter, da Hermenegilde ſehr behutſam, Opal ſehr ſchüchtern war. Die Kunſttriebe der liebenden Hermenegilde hatten die Folge, daß ſie theils in der ernſtlichen Abſicht, ſich zu bilden, theils, um einen plauſibeln Grund zu öftern Zuſammenkünften zu haben, ihrem Anbeter den Vorſchlag that, ihr Vorleſungen über die Poeſie zu halten. Opal ergriff die ſchöne Gelegenheit mit Freuden. Schon am folgenden Tage fand die erſte Vorleſung Statt. Sie wurde mit Begeiſterung geſprochen, mit Begeiſterung vernommen.

Bei den folgenden Vorleſungen geſchah es häufig, daß die Schauende Vieles nicht hörte und der Vortragende wider Willen verſtummte.

Wir laſſen die kleinſte aller Akademien ſchauen und nicht hören, ſprechen und verſtummen, und wenden uns zu einem andern Pärchen, welches ſich vermuthlich bald in einer ähnlichen Lage befinden wird. Dieſes Pärchen heißt: Sturm und Fortunata. Fortunata hegte gegen Opal, ſeit dem ſein Stück Fiasco gemacht hatte und er ſich um Hermenegildens Gunſt bewarb, ſolche Geringſchätzung, ja ſolchen Widerwillen, daß ſie keine ferneren Beſuche von ihm annehmen wollte. Sturm erbot ſich anfangs, die Rolle des Vermittlers zu übernehmen; da die Sache aber ſchon zu weit gediehen war, um eine Ausgleichung bewirken zu können, entſchloß er ſich zu verſuchen, ob es ihm vielleicht gelänge, ſtatt der Nebenrolle eine Hauptrolle zu ſpielen. Er glaubte dieß nun, unbeſchadet ſeiner Freundſchaft zu Opal und ohne im Trüben zu fiſchen, auf offenem, geraden Wege, wie er es liebte, thun zu können.

Sturm war in der Fortuna-Familie immer gerne geſehen. Er ließ ſich, als Menſch von praktiſcher Tendenz, in mancherlei Dingen gerne gebrauchen. Was er übernahm, das vollführte er auch auf die beſte und genügendſte Weiſe. Er war Dichter am Schreibtiſch, Lebemann in der Welt. Die Schüchternheit kannte er nicht, doch pflegte er ſich auch nie mit Anmaßung vorzudrängen. Sein guter Humor blieb ſich immer gleich. Er verlor nie das Gleichgewicht und wußte immer guten Rath zu ertheilen, ohne ſich beleidigt zu fühlen, wenn man ihn nicht befolgte. Fortunatens Eltern waren dem Rührigen, Rüſtigen und dabei Anſpruchsloſen herzlich gut; ſie begrüßten ihn ſogar manchmal als Herr Vetter. Fortunata hörte gerne ſeine luſtigen Einfälle und ergetzlichen Schwänke, insbeſondere aber achtete ſie ſeinen ehrlichen Charakter, welchen er, als Vertrauter in ihrem Liebesverhältniſſe mit ſeinem Freunde Opal, im ſchönſten Licht gezeigt hatte.

Sturm wußte, wie wenig Fortunata Hermenegilden geneigt war. Er vertraute ihr alſo nun, unter dem Siegel der tiefſten Verſchwiegenheit, welchen Schabernak er dem ſtolzen Fräulein mit der Theaterfigur geſpielt habe. Fortunata empfand darüber die innigſte Freude; ſie bewunderte die Kunſt und Schlauheit, womit er das beinahe Unmögliche möglich machen konnte; ſie verſicherte, die Sache nur ihm, als erprobtem Freunde der Wahrheit, glauben zu können, jeden Andern, der ihr eine ſolche Geſchichte erzählte, müßte ſie einen Lügner und Prahler nennen.

Als Fortunata am nächſten Abend in ihr Zimmer trat, ſaß Sturm mit einem Herrn auf dem Sopha. Sie wollte ſich zurückziehen, Sturm aber ſprang auf, eilte ihr entgegen, nöthigte ſie zu bleiben, und ſtellte ihr in dem Sitzenden ſeinen Freund Friven vor, der ſie kennen zu lernen wünſche. Fortunata begrüßte ihn ſehr artig; der Unartige blieb aber ſitzen und glotzte ſie an, ohne ein Wort zu ſprechen. Sturm flüſterte der Beleidigten in's Ohr: „Zürnen Sie nicht. Es iſt eine ſeiner ſonderbaren Eigenheiten, daß er beim Anblick einer blendenden Schönheit ganz verblüfft erſcheint, ſich und die ganze Welt vergißt, verzaubert und, ſo zu ſagen, ganz Auge wird.“ —

Fortunata erwiederte eben ſo leiſe: „Das hätten Sie mir früher ſagen und mich auf den Beſuch des ſeltſamen Gaſtes vorbereiten ſollen. Ich kann mich doch nicht zur Schau ausſtellen? Was ſoll ich denn thun?“ —

Sturm rüttelte den Herrn am Arm und rief: „Iſt der Zauber, mit welchem der Sonnenaufgang der Schönheit auf Sie zu wirken pflegt, noch nicht gelöſt? Erwachen Sie! Kommen Sie zu ſich! Reden Sie doch, zum Teufel! ſonſt — —“

Fortunata wollte ſich entfernen. Sturm flüſterte ihr nochmal in's Ohr: „Ich bitte Sie, nur einen Augenblick noch zu verweilen. Erinnern Sie ſich denn nicht, meinen närriſchen Freund ſchon einmal, und zwar in einer ſehr intereſſanten Situation geſehen zu haben?“ —

Fortunata warf erröthend einen flüchtigen Blick auf den Starrenden und ſagte leiſe: „Ich wüßte nicht, daß — —“

Sturm brach jetzt in ſchallendes Gelächter aus und verſetzte dem Stummen einen Backenſtreich mit den Worten: „Kecke Theaterfigur! Willſt Du kein Menſch werden?“ —

Nun ſtimmte Fortunata in das Gelächter ein; ſie trat der Vexir-Geſtalt näher, und wagte es endlich gar das Schreckbild zu betaſten. Sturm zog ſie auf das Sopha; ſie ſaß nun, unaufhörlich lachend, und doch nicht ohne Scheu, zwiſchen dem lebenden und dem lebloſen Verehrer. Sturm ſtand auf, ſtellte ſich vor den Lebloſen und apoſtrophirte ihn auf folgende Weiſe: „Unglückſeliger! Du warſt vor mir der Beſitzer von Hermenegildens zärtlichem, tragi-komiſchen Herzen; du wurdeſt aber höchſt ſchmählich nicht nur aus dem Herzen, ſondern auch aus der Stadt verwieſen. Nach Dir wurde ich der glückliche Eigenthümer dieſes Herzens, welches den Variationen über das Thema der Liebe hold iſt; ich wurde, zwar nicht aus der Stadt, aber doch aus dem Herzen, ſchmählich gleich Dir, verwieſen. Nun wagſt Du es, wohlgekleideter, nichtiger Betrüger, bei der Himmliſcheſten aller Himmliſchen mir als Nebenbuhler entgegen zu treten? Glaubſt Du, Deine kühnen Blicke ſeien Leuchtkugeln, die mich vernichten? Du irreſt. Auch Sturm kann Blicke ſchießen trotz irgend Einem. Du aber biſt ſtumm und ich kann reden, und ein Liebhaber, der nicht reden kann, ſpielt bei den Schönen die Rolle des Ritters von der traurigen Geſtalt, denn die unter einander viel redenden Damen fordern auch von ihren Anbetern, daß ſie viel reden. Der beweglichen weiblichen Zunge iſt eine unbewegliche männliche ein Greuel. Witz und Schmeichelei, die beiden Lieblingsgerichte, welche die Truchſeſſe den Damen auftiſchen, wollen immer auf einem Wortſtrome ſchwimmen. Du aber, unſinniger Rival! was ſoll ich mit Dir anfangen? ſoll ich Dich fordern auf Degen oder Piſtolen? was nützt es? Du haſt ja kein Herz. Etwa auf Axt, Keule oder Knüttel? — Dich zerſchmettern, wäre das Beſte, das Einzige, was übrig bliebe. Ich will aber vor der Hand kein unnützes Wort an Dich verlieren; ich wende mich an Sie, ſchönſte Fortunata, holdes Lieblingskind nicht nur Ihrer Eltern, ſondern der

Göttin Fortuna ſelbſt! Wer kann Sie ſehen, ohne ganz Auge zu ſein? Wer kann Sie hören, ohne ganz Ohr zu werden? Denken Sie ſich, Vortrefflichſte und Alles Uebertreffendſte! Denken Sie ſich einmal, das ganze Männergeſchlecht, Monſieur Friven und Herr Sturm ausgenommen, wäre — glücklicher oder unglücklicher Weiſe ausgeſtorben und Sie müßten, nach dem Willen des eiſernen Schickſals, Einen von uns Beiden mit Herz und Hand beglücken, welcher von uns wäre der Glückliche? Friven, der vor Liebe verſtummt, oder Sturm, der ſeine Empfindungen in einem Lavaſtrom glühender Worte ergießt? Wählen Sie! Das Schickſal will es. Erklären müſſen Sie ſich, denn wir verlaſſen dieſes verhängnißvolle Schickſalszimmer nicht eher, als bis Sie entſchieden haben und Einem von uns das weiße, dem Andern das ſchwarze Loos gefallen iſt. Sitze feſt auf Deinem Sopha, du hölzerner Gott! Ich weiß beſſer, was ich zu thun habe.“ —

Sturm ließ ſich mit komiſchem Pathos auf ein Knie nieder und überreichte Fortunaten ein, auf dem Tiſche liegendes weißes Tuch mit den Worten: „Ihr Wangen der Helden! erglüht in himmliſchem Purpur! Ihr Augen der Lieblichen! ſenket euch verſchämt! Roſenmund der Schönſten! rede ſchweigend, und du, Lilienhand, wirf das entſcheidende ſchneeweiße Tuch dem Glücklichſten der beiden noch übrig gebliebenen Sterblichen zu!“ —

Fortunatens Wangen rötheten ſich; die Augen ſenkten ſich, der Roſenmund ſchwieg; die Lilienhand ergriff das weiße Tuch; das frühere Lachen ward ein Lächeln, und das weiße Tuch flog auf Sturms Bruſt mit den leiſen Worten: „In dieſem Falle bleibt wohl keine andere Wahl.“ —

Sturm ergriff und küßte das weiße Tuch und die weiße Hand und rief in Extaſe: „Dieſer Fall für alle Fälle! O glückliches Vorzeichen! Schönes Vorſpiel eines entzückenden Nachſpiels! Mögen nun Millionen von Männern leben, damit ſie mich Ueberglücklichen beneiden können! Mein iſt das weiße Tuch; mein werde die Lilienhand ſammt den Purpurwangen und den geſenkten Augen und dem ſchweigenden Roſenmund und dem zum Lächeln gewordenen Lachen!“ —

Die Zimmerthür ging auf; an der Schwelle ſtand Volcanelli, ein Bild von Stein, im Aeußern eben ſo bewegungslos wie der auf dem Sopha ſitzende Fripon, deſto mehr aber in ſeinem Innern bewegt. Noch bewegungsloſer als Volcanelli ſtand Fortunata Dem Humoriſten Sturm gelang es, der Verlegenheit Beider ein Ende zu machen. Der Kniende erhob ſich und umarmte Fripon. Der heftig Umarmte fiel zu Boden. Volcanelli erkannte die Theaterfigur und konnte ſich, ungeachtet ſeiner übeln Stimmung des Lachens nicht erwehren. „Sehen Sie!“ ſagte Sturm, „ich habe Einen Nebenbuhler beſiegt. Der Himmel gebe, daß ich keinen gefährlicheren zu befürchten habe!“ Er bat Fortunaten, ihm nicht zu zürnen; dann reichte er der Zitternden den Arm und führte ſie zum Sopha. Volcanelli hatte ſich indeß geſammelt. Er trat mit Anſtand zur Sitzenden und ſagte: Drei Nebenbuhler auf Leben und Tod, im engen Raume eines Zimmers friedlich beiſammen! Welche intereſſante Gruppe! welche Seltenheit! Hier ein beſiegter auf dem Parket! Er hat es nicht beſſer verdient. Hier ein zu ſpät kommender, — der bin ich Aermſter, und mir geſchieht recht! Hier Freund Sturm, der eine Eroberung im Sturmſchritt gemacht zu haben ſcheint! Darf ich ihm Glück wünſchen? Fortunata ſchweigt? Dann, lieber Sturm! darf ich Ihnen wirklich Glück wünſchen.“ —

Volcanelli hatte die Entſcheidung wirklich beſchleunigt. Fortunata geſtand ſich im Herzen, daß ſie für Sturm Liebe fühle, und Sturm ſchwur ſich ſelbſt, daß er von ihr nicht ablaſſen wolle. Nun nahm Volcanelli, da die Liebenden nur mit den Augen ſprachen, das Wort: „Meine Herren und Damen! Erlauben ſie mir nun, ihnen den eigentlichen Grund meines Hierſeins anzugeben. Ich kam in der Abſicht, um Ihnen, Fortunata, die Neuigkeit zu erzählen, daß unſer Oval ſeine Muſe gefunden hat, durch die er auch die glücklichſte Muße für den Muſendienſt finden wird.“ —

Sturm fiel dem Sprechenden in's Wort: „Sie kommen, ſo wie mit der Bewerbung, auch mit der Nachricht zu ſpät. Sie haben, ſtatt uns eine Neuigkeit zu bringen, vielmehr von uns die neueſte Neuigkeit erfahren.“ — Fortunata, die ihre Verlegenheit nicht bemeiſtern konnte, entſchuldigte ſich jetzt mit der ihr obliegenden Beſorgung eines dringenden Geſchäftes im Hausweſen. Volcanelli entfernte ſich; Sturm wollte zögernd daſſelbe thun; es trat aber nun eine neue Verlegenheit ein: „Was ſollte mit Fripon geſchehen? Man konnte den Ueberläſtigen nicht hier laſſen. Wie ſollte man ihn aber wegſchaffen, ohne Aufſehen zu erregen?

Das hatte Sturm in ſeiner Uebereilung nicht bedacht. Nach langer Berathung zeigte ſich, daß nichts Anderes übrig blieb, als vor der Hand das Zimmer zu ſchließen, damit Sturm die Träger aufſuche, um den Unheimlichen in einem Kaſten eben ſo geheim forttragen zu laſſen, als er ihn herbringen ließ. Fortunata mußte, damit Niemand im Hauſe von der Geſchichte etwas erfuhr, ſich entſchließen, bei dem ſtummen Liebhaber allein zu bleiben. Sie wurde dabei von Furcht und Grauen überfallen. Der Lebloſe ſchien ihr ein Todter zu ſein, bei dem ſie die Nachtwache halten müſſe. Sie drückte die Augen zu, bedeckte, zu allem Ueberfluße, die geſchloſſenen mit der Hand, und da ſie, an allen Gliedern zitternd, nicht mehr zu ſtehen vermochte, warf ſie ſich in ihrer Verzweiflung mit abgewendetem Kopfe weinend auf das Sopha. Die Qual der Geängſtigten währte nicht lange. Sturm hatte die in das Geheimniß eingeweihten Mitverſchworenen, nämlich die in der Schenkſtube ſitzenden Träger ſogleich gefunden. Er pochte ſchon nach wenigen Minuten an Fortunatens Zimmerthür. Das erotiſche Schreckbild wurde in den Kaſten gelegt und zu dem Theaterdiener Lampel getragen, der den zurückkehrenden Flüchtling mit Freuden aufnahm, ihn am nächſten Morgen entkleidete und zerlegte. An dem auf die Leichenöffnung folgenden Feſttage paradirte Lampel in blauem Gehrocke, weißen Pantalons und Glacée-Handſchuhen, wie durch eine Zauberei verjüngt, vor dem bewundernden und ſpöttelnden Theater-Perſonale.

Fortunata hatte, nachdem der Unheimliche ihr Zimmer verlaſſen, nichts Angelegentlicheres zu thun, als ſogleich ein Triumvirat zu errichten. Dieſes beſtand aus ihrem Vater, ihrer Mutter und ihr ſelbſt. Der Gegenſtand, über welchen dieſes Triumvirat ſchalten und walten ſollte, war kein anderer als der Freier Sturm und der in Fortunatens Herzen erregte Sturm. Da die erſten Abendſtunden die ruhigſten im Hotel waren, ſo war die zur Berathung gewählte Zeit die zweckmäßigſte, weil die Eltern jetzt volle Muße hatten und eine Störung kaum eintreten konnte. Das Töchterlein zeigte beim Vortrage das angenehme Bewußtſein der Ueberlegenheit über die Willenskraft der beiden Sitzungs-Mitglieder. Sie fand nöthig, den Horchenden vor allem Andern einige Dinge begreiflich zu machen, und zwar erſtens: daß der Menſch mit jedem Tage älter werde, welche Bemerkung ſich im vorliegenden Falle insbeſondere auf Vater, Mutter und Tochter bezog; zweitens: daß es den mit jedem Tage älter werdenden Eltern erſprießlich und heilſam wäre, nebſt der Tochter auch einen Schwiegerſohn zur Hand zu haben, welcher der Stellvertreter des Vaters ſei, ſo wie die Tochter die Gehilfin der Mutter iſt; drittens: es habe ſich nicht ſelten ereignet, daß Töchter ſitzen geblieben ſind, die Einen, weil ſie zu häßlich, die Andern, weil ſie zu ſchön, die Einen, weil ſie zu arm, die Andern, weil ſie zu reich waren; die Einen endlich, weil ſie ihr Verlangen nach einem Gemahl zu ſehr laut werden ließen und Jedem, nach dem ſie angelten, auch ſchon als „mein Fiſch!“ feſthalten wollten, die Andern endlich, weil ſie zu wählig waren und zu große Anſprüche machten. Sie ſelbſt, weder häßlich noch ſchön, weder arm noch reich, habe nie nach einem Gatten gejagt, ſie ſei aber auch nicht geſonnen, einen wackern Mann, mir nichts, dir nichts, zurückzuweiſen. Ein ſolcher Mann ſei Sturm. Nun ging die Rednerin auf ſein Lob und auf ihren Wunſch, ihn zu heirathen, über. Die Rede endigte mit einer lebhaften Darſtellung der letzten Scene zwiſchen Fortunata, Sturm, Volcanelli und der Theaterfigur. Die Eltern ſahen einander lächelnd an, Fortunata, über dieſe Aeußerungen hoch erfreut, verſicherte, Sturm werde, da Liebe die Poeſie des Lebens ſei, ſich in allen billigen Dingen bereitwillig zeigen. Sie ſprach nun auch viel über die höhere Tendenz des Fortuna-Hotels, zu deren Aufrechterhaltung kein Geeigneter als Sturm zu finden wäre." —

Es wurde zwar den elterlichen Zuhörern nicht recht klar, was Fortunata mit der höhern Tendenz des Gaſthofes eigentlich ſagen wolle; ſie nahmen aber an, es müſſe etwas Vorzügliches ſein, weil die geliebte Tochter ſich ſo nachdrücklich dafür erkläre. Es wurde demnach dem heirathsluſtigen Sturm das Glück zu Theil, daß man ihm die Braut zuſagte, ehe er noch als Brautwerber aufgetreten war. Er ging eben mit großen und ſchnellen Schritten in einem Säulengange des Hofes auf und nieder, eine Rede vor ſich hinmurmelnd, mit welcher er bei den Eltern um Fortunata zu werben gedachte. Aus ſeiner deklamatoriſchen Uebung weckte ihn der Zuruf: „Guten Tag, Herr Schwiegerſohn! Wann ſoll die Hochzeit ſein?" —

Sturm rief: „Je eher, je lieber!" Er flog dem erkannten Schwiegervater entgegen und umarmte ihn unter vielen Küſſen und Dankſagungen. Kranz führte ihn zur Mutter und Tochter; in einer Viertelſtunde war die ganze Sache zur Zufriedenheit aller Betheiligten abgethan, und der tragiſche Dichter verließ das Hotel als künftiger Wirth.

Am Hausthor traf er mit dem vorübergehenden Opal zuſammen. Die beiden Freunde hatten ſich, ſeitdem die neue Conſtellation am Himmel der Liebe eingetreten war, nicht geſehen. Da nun Jeder im Beſitz der ehemaligen Geliebten des Andern war, ſo mußte die ſchwierige Angelegenheit zur Sprache kommen. Der gerade Sturm erzählte mit hiſtoriſcher Treue, er habe ſich weder Kabalen noch Umtriebe zu Schulden kommen laſſen, ſondern nur die Gelegenheit benützt, da die Fortuna ſelbſt ihm die Fortunata, welche von einem Opal nichts mehr wiſſen wolle, gleichſam in die Arme führte. Opal verſicherte dagegen, daß der doppelte Fiasco, welchen er im Theater und in der Liebe erlitten habe, ihn nicht im Geringſten kränke, da Hermenegilde ihm dafür den reichſten Erſatz gewähre.

Die beiden Glücklichen umarmten ſich und gelobten, daß dieſer Geliebten-Wechſel in ihrer Freundſchaft nicht die geringſte Störung verurſachen dürfe; im Gegentheil müſſe ſogar Alles aufgeboten werden, auch die einander abholden Damen zum Abſchluße eines innigen Freundſchafts-Bündniſſes zu bewegen. Jeder erhob nun ſeine Auserwählte zum Ideale der Schönheit; Jeder malte den Gegenſtand ſeines Entzückens mit den glühendſten Farben der Poeſie. Jeder ſteigerte durch ſeine Vergötterung die Begeiſterung des Andern; Jeder erſchöpfte ſich im Lobe der Geliebten; Jeder horchte aufmerkſam der Tirade des Andern, als fände ein verabredeter Wettgeſang auf Schönheit und Liebe Statt. Ein Dritter konnte glauben, zwei Minneſänger zu hören, die für die Dame ihres Herzens auf Leben und Tod kämpfen wollten. Und dieſer Dritte fand ſich ein; es war Volcanelli. Während die Liebenden ihre Geiſterharfen rührten, ſtand der Ungeliebte mit ſeinem geiſtigen Korbe da, mit ernſter Miene, als wäre er der entſcheidende Richter. Als die beiden Minneſänger ſich erſchöpft hatten und verſtummten, trat Volcanelli vor und ſpendete ihnen das gebührende Lob im vollſten Maße. Der Beifall wurde von den Betheilten dankbar aufgenommen. Volcanelli erſtattete ihnen zugleich ſeinen Glückwunſch zur vermuthlich nahen Vermählung. Sturm verſicherte, daß er ohne Verzug den poetiſchen Lorbeerkranz mit dem bürgerlichen grünen Wirthskäppchen zu vertauſchen gedenke; Opal erklärte dagegen, daß er den Wunſch hege, den wunderſchönen, echt poetiſchen Brautſtand ſo viel als möglich zu verlängern, und zwar um ſo mehr, als Hermenegilde noch vor dem Eheſtande die Welt kennen lernen und in dieſer Abſicht mit ihm, dem Verlobten, eine Reiſe machen wolle, die höchſt romantiſch werden müſſe.

Volcanelli bemerkte, es freue ihn, daß auf ſolche Art das Luſtſpiel: „Bürgerlich und Romantiſch" nicht nur auf den Bretern, die die Welt bedeuten, ſondern auch in der wirklichen aufgeführt werde. Er gab Beiden recht, eine treffliche Maxime der Weltklugheit! Wer es über ſich vermag, Allen recht zu geben, macht ſich Alle zu Freunden, weil kein Menſch je unrecht zu haben glaubt, das größte aller Uebel, eine Blutsverwandte der Erbſünde! —

Volcanelli ſprach leiſe den Namen Lunetta, dann fuhr er fort, indem ein flüchtiges ironiſches Lächeln um ſeine Lippen ſpielte: „Jeder von euch, ihr Glücklichen, hat nun ſeine unübertreffliche Geliebte, auch ich, noch glücklicher, als ihr, habe eine Geliebte, ohne Zweifel die unübertrefflichſte von Allen.“

Sturm und Opal zeigten ihre Verwunderung über die höchſt überraſchende Mittheilung. Da ſie ſich verpflichtet hielten, dem Dritten im Bunde aus erwiedernder Höflichkeit gleichfalls recht zu geben, fingen ſie an, ſich in feurige Glückwünſche zu ergießen; Volcanelli unterbrach ſie aber: „Hört zuerſt die poetiſche Beſchreibung meiner Geliebten! Man muß mit ihr ſo genau bekannt ſein, wie ich, um ſie gehörig würdigen zu können. Wer mit ihr innig vertraut iſt, der findet bei ihr den Himmel auf Erden. Wer ſie beſitzt, wird eben dadurch, daß er ſich unbedingt ihr hingibt, Herr ſeiner ſelbſt und Meiſter des Lebens. Sie iſt weder herrſchſüchtig noch launenhaft, ſie flüſtert mir nur manchmal holdlächelnd zu: „Schätzchen! ſei klug! Willſt Du mich verlaſſen, ſo magſt Du es thun; es wird Dich aber reuen.“ — Sie bleibt ewig jung und ihre Schönheit unvergänglich. Wer mit ihr in Zwietracht lebte, würde es zu ſeinem eigenen Nachtheil thun. Sie ermuntert mich täglich, das Leben zu genießen; Du weißt ja, ſagt ſie: „Des Menſchen Wille iſt ſein Himmelreich.“ — Ich habe noch bei keinem weiblichen Weſen ein ſo liebliches Phantaſie-Geſicht geſehen; es wechſelt in Mienen und Farben ſehr oft und erſcheint doch immer im höchſten Grade reizend, ja, mit jedem Tage ſchöner, liebenswürdiger und bezaubernder; dabei hat ſie eine ganz eigene Art, mich aufzumuntern und zu begeiſtern. Sie iſt ein wahrhaft poetiſches Weſen, und wenn mein Dichtungsvermögen etwas Gutes hervorbringt, ſo iſt es vorzugsweiſe ihr Werk. Sie iſt meine Göttin, und als ich ihr ſchwur, ſie ewig zu lieben, erwiederte ſie: ſie werde mich treu und innig lieben, ſo lange ich ſie liebe.“ —

Sturm und Opal umarmten den Sprecher, und der Erſtere ſagte: „Dürfen wir nun auch den Namen Deiner Geliebten, die ein wahres Weltwunder iſt, erfahren?“ — Volcanelli ſagte, ſchalkhaft lächelnd: „Sturm's Geliebte heißt Hermenegilde, Opal's Auserwählte Fortunata, die meinige: die Freiheit! — Ich gönne Jedem die Seinige und behalte die Meinige. Sie iſt der Luftballon, der mich emporträgt. Die Höhe lockt; die Tiefe ſchreckt. Gefährdet mich der Fall des Phaeton, ſo droht euern ehlichen Thalhütten der Lawine Sturz. Wer heiratet, gebe das Dichten auf! Die Freiheit ſei mein Muſentempel und mein Serail!“ — „Bei dieſer Anſicht,“ ſagte Sturm etwas verſtimmt, „werden in Ihren Romanen weder feurige Lobreden auf die Frauen, noch Gemälde häuslichen Glückes vorkommen.“ —

„Ich gedenke“ erwiederte Volcanelli „weder ungerecht gegen das ſchöne Geſchlecht zu ſein, noch über den Eheſtand den Stab zu brechen, doch behaupte ich feſt, der Proſa gehört die Erde, der Poeſie der Himmel. Den Geſchäfts-, Gewerbs- und den reichen Lebemann drücken in ihren behaglichen Anſiedlungen und alltäglichen Genüßen die Feſſeln der Ehe nicht, der Künſtler aber ſoll die Erde, die ihm nicht eigen iſt, frei durchwandern, kein Gaſtgeber, ſondern ein Lebensgaſt ſein. Iſt er kein Frauenknecht, ſo kann er deſto leichter ein Frauenlob werden.“ —

Während Opal mit ſich ſelbſt in Zwieſpalt gerieth, nachdenkend über die Freiheit des poetiſchen Wanderlebens und über die holde Leibeigenſchaft des proſaiſchen Ehe- und Weheſtandes, rief Sturm im Tone eines Diktators:

„Ihre letzte Aeußerung laſſe ich gelten, Signor Volcanelli! Erlauben Sie ſich aber ungerechte Angriffe, ſo kommt es zwiſchen uns Beiden zu einer Seeſchlacht auf dem Dintenmeer. Vor der Hand gebe ich mir die Ehre, Sie zu meinem nahen Hochzeitfeſte zu laden!“ —

Die drei Kämpfer gingen heiter und freundlich auseinander.

## II.

## Brautgeſellſchaften. Imaginäres Feſteſſen.

Fortunata und Sturm wollten nicht nur den Gäſten des Fortuna-Hotels, ſondern auch aller Welt den Beweis liefern, daß man Wirth und Schöngeiſt in Einer Perſon ſein könne. Das Mädchen wußte die Eltern bald zu bereden, daß ſie ihr einen ſchönen Salon mit einer Reihe ſehr elegant eingerichteter Zimmer überließen, die allerdings einträglicher an Gäſte zu vermiethen geweſen wären, jetzt aber der prahlenden Eitelkeit zu den ſogenannten Brautgeſellſchaften dienen mußten.

Hermenegilde hatte ſich mit Fortunata, und zwar nicht blos zum Schein, verſöhnt, weil ſie nicht mehr, als Nebenbuhlerinnen an Geiſt und Schönheit um den Preis vor den Augen der Welt wetteiferten, ſondern Jede mit dem errungenen Mann ihrer Wahl ſich, wenigſtens vor der Hand, begnügte. Nur in einem einzigen Punkte wurde das Rivaliſiren noch eifrig fortgeſetzt, nämlich in der Sucht zu glänzen, worin Keine von der Andern ſich übertreffen laſſen wollte. Hermenegilde fing daher gleichfalls an, Brautgeſellſchaften zu geben. Nach langer Berathung kam man endlich überein, dieſe Soirées abwechſelnd bei Dieſer oder Jener, einmal in der Woche abzuhalten. Unter den Gäſten befanden ſich, insbeſondere im Fortuna-Hotel, viele Dichter, Maler und angebliche Touriſten. Hermenegilde mußte ſich begnügen, im Hotel zu rekrutiren.

Die Beſtreitung der Auslagen wurde natürlich den beiden Bräuten überlaſſen. Sturm und Opal hatten die nicht koſtſpielige Anordnung des Ganzen zu beſorgen. Eine Hauptſache war dabei, wie der Leſer wohl ſchon vermuthen wird, das Deklamiren; es durfte aber Jeder nur ſelbſt verfaßte Aufſätze vortragen.

Die erſte Geſellſchaft, durch das Loos beſtimmt, fand im Fortuna-Hotel Statt. Die Deklamatoren waren Volcanelli, Sturm und Opal.

Sturm trug zuerſt eine Humoreske vor, welche den Titel führte: „Traum von einem großen imaginären frugalen Feſteſſen.“

Er bat Volcanelli um die Erlaubniß, ihn zum Helden des Feſteſſens machen zu dürfen, fing aber, ohne die Einwilligung des Ueberraſchten abzuwarten, ſogleich zu leſen an; ein Kunſtgriff, den er in Fällen, wo er an der Bewilligung zweifelte oder ihren langſamen Erfolg fürchtete, ſchon öfter mit Glück verſucht hatte. Er erhob denn ſeine imponirend-kräftige Stimme und las:

„Bei der jetzt gangbaren Menge von Feſteſſen und bei der noch größern Menge von Feſt-Eſſern — dieſer intereſſanten Erſcheinung unſerer Maſchinen-Zeit, welche die menſchliche Maſchine ſo ſehr in Bewegung ſetzt, — darf ſich Niemand wundern, daß mir, der ich ein täglicher Feſt-Eſſer bin, von einem ſolchen Feſteſſen träumte. Da das Ganze Sache des Geſchmackes iſt, ſo überlaſſe ich es meinen ſehr geehrten Zuhörern und Zuhörerinnen, nach Belieben daran Theil zu nehmen.“

„Die originellen Anſichten, welche der gefeierte Dichter Volcanelli in ſeinen geiſtreichen Romanen über das ſchöne Geſchlecht, die Liebe und das eheliche Leben entwickelte, hatten nicht nur in allen deutſchen Landen die gebührende Aufmerkſamkeit erregt, ſondern ihn ſogar zum Gründer einer neuen weiblichen Walhalla erhoben. In jener Zeit hatte in der Stadt N. N. ein unternehmender Gaſtwirth

N. N. eine ſehr beliebte Unterhaltungsanſtalt gegründet, welcher er den bezaubernden Namen „Elyſium“ gab, wo es bekanntlich viel luſtiger zugeht als in dem griechiſch-römiſchen Elyſium, daher auch die Schatten der Seligen unſerer Zeit das höhere Eintrittsgeld in das Elyſium der Gegenwart lieber entrichten, als die Schatten der Vorwelt das äußerſt geringe Fährgeld dem griesgrämigen Charon bezahlten, und zwar aus mehreren Gründen: Erſtens, weil das neue Elyſium eine beſſere Muſik hat als das alte, nämlich die ſohlenbeflügelnden Walzer vom Vater Strauß; zweitens, weil man im neuen Elyſium nicht nur viel tanzen, ſondern auch eſſen und trinken und in alle Welttheile hineinſchauen kann, wodurch einem dringenden Bedürfniſſe der Zeit abgeholfen wird; drittens, weil es den Leuten frei ſteht, das neue Elyſium zu beſuchen oder wegzubleiben, während ſie in das alte Elyſium wandern mußten, wofern ſie nicht gar in den Tartarus kommen wollten; viertens, weil der Beſuchende das neue Elyſium wieder verlaſſen kann, ſobald es ihm beliebt, wogegen im alten kein Rücktritt Statt fand.“

„Die Damen, über welche der gefeierte Dichter ſo eigenthümliche Anſichten gab, hatten beſchloſſen, demſelben in dem neuen Elyſium ein imaginäres botaniſches Feſteſſen zu veranſtalten, welches mit ſeiner Originalität auch noch andere Vorzüge vereinigen würde, z. B. den Vorzug, daß es nichts koſtete, daß ſich Niemand dabei den Magen überladen, daß Niemand einen Haarbeutel oder Säbel davontragen konnte, daß die Gäſte einen Geldbetrag weder zu bezahlen, noch ſchuldig zu bleiben brauchten, daß vom Gaſtwirth keine ſchlechte Bewirthung zu befürchten war, u. ſ. w."

„Bei dieſem frugalen Feſtmale durften nur Damen erſcheinen. An der Eingangsthüre waren „ſieben Mädchen in Uniform" als Schildwachen aufgeſtellt."

„In einer Niſche des Speiſeſaales, von bengaliſchem Feuer aller Farben beleuchtet, ſtand das Bildniß des Dichters, auf einem Orang-Outang reitend. Ein Geiſterchor verhungerter Novellendichter und in Luft und Duft zerfloſſener Novelletten-Dichterinnen ſang Klingklang-Lieder."

„Die Tafel hatte die Geſtalt eines Hufeiſens, vermuthlich dem Pegaſus zu Ehren, welcher mitunter ſo gut wie ein anderes Pferd auszuſchlagen, oder den Reiter abzuwerfen pflegt. Auf den Luſtern und Kandelabern flimmerten Apollo-Kerzen, Sonnenblumen, Mondkraut, Himmelbrand, Morgenſterne, Königsſterne, Lichtnelken, Flammenblumen und Fackelbaumzweige, ſämmtlich dem Pflanzenreiche angehörig. An der Decke des elyſiſch-botaniſchen Speiſeſaales bewegten ſich mehrere, als Sinnbilder literariſcher Zuſtände und Notabilitäten bedeutungsvoll zuſammengeſtellte Sternbilder, wie z. B. der Skorpion, der Widder, der Krebs, der Steinbock, der Stier, der Waſſermann, der große und der kleine Bär, der große und der kleine Hund, der Drache, die Schlange, der Rabe, der Wolf, das Chamäleon, Fuchs und Luchs, Gans und Pfau u. ſ. w."

„Als Hauptaufſatz erhob ſich auf der Mitte der Tafel eine hohe Pyramide von gelb, roth, blau und grün gefärbten, auch einigen verſilberten Gänſekielen; dazwiſchen ſtanden Tabakdoſen und Tabakpfeifen. Den Ehrenplatz auf der Spitze der Pyramide nahm eine Doſe ein, welche Denjenigen präſentirt wurde, die eine **prise de contenance** benöthigten.“

„Statt der alltäglichen Champagner-Bouteillen war der Tiſch reichlich beſetzt mit Flaſchen voll rother und ſchwarzer Dinte; zwiſchen jeder derſelben ſtand ein Glas Waſſer von Scribe zur Abkühlung der Hitze bei literariſchen Katzbalgereien. Rings um die Pyramide ſtanden als Deſſert-Teller ſechs Schuhe von Fanny Elßler, Cerrito und Taglioni. Die Birch-Pfeiffer hatte durch ihr Pfeffer-Röſel eine Quantität angeblich draſtiſchen Gewürzs überſchickt, damit kein Gaſt erſt dahin gehen mußte, wo der Pfeffer wächſt. Die Gräfin Hahn-Hahn ſandte eine ſilberne Büchſe, welche ein pikantes Gemiſch von Zucker und Salz, hermetiſch geſiegelt, enthielt.“

„Die Geſellſchaft ſetzte ſich zu Tiſche. Der Dichter nahm den Ehrenplatz ein. Ihm zur Seite ſtand Medea vor einem brodelnden Zauberkeſſel. Sie hielt mit der rechten Hand einen Kochlöffel zum Quirlen einer magiſchen Kraftbrühe für dürftige Schriftſteller, um die ſich kein Teufel bekümmert; in der Linken den Schickſalsſtrumpf der Brüder Fatalis, an dem ſie, vom Quirlen ausruhend, ſtrickte. Auf ihrem Zaubergürtel prangten mit goldenen Lettern die Namen derjenigen Dichter, welche ſie für die Bühne bearbeitet hatten oder noch bearbeiten wollten. Fiel ihr manchmal die unliebſame Geſchichte mit dem treuloſen Jaſon ein, ſo verzerrten ſich ihre Geſichtszüge und ſie ſchoß grimmige Blicke."

„Das Feſteſſen begann. Als der Dichter ein Schälchen der magiſchen Kraftbrühe zu ſich genommen hatte, marſchirten die neun Muſen, drei Mann hoch, vor ihm auf. Calliope ſprach: „Weit entfernt, dem Geiſtvollen materielle Gerichte für Magen und Kehle auftiſchen zu wollen, gedenken die Damen Dir einen geiſtigen, allegoriſch-ſymboliſchen Feſtſchmaus darzubringen, welcher Dir zur angenehmen Erinnerung dienen möge!"

„Die Gerichte, welche dem Gefeierten nun aufgeſetzt wurden, waren ſämmtlich aus dem Pflanzenreiche genommen. Sie hatten durchgehends die Form von Kränzen und Sträußern. Als Voreſſen wurde Hungerkraut *) ſervirt."

„Das erſte Gericht enthielt einen Potpourri von Brotbaumblättern, Balſamkraut, Berufskraut, Dintenbeeren, Federkraut, Papierbaumblättern **), Eßwurzel, Flohpflanze, Feuerkraut, verfluchten Jungfern ***), Kraftwurz, Becherblumen, Steinmilch und Gnadenkraut. Dieſem folgte ein Gericht von Fleiſchblumen mit Butterkraut; hierauf als Geſundheitsſpeiſe ein Gemüſe von Gichtkraut, Keuſchbaumblättern, Windblumen, Wermuth, Engelblümchen, Ehrenpreis, Fünf- und Siebenfingerkraut."

---

*) Eine wirkliche Pflanze, wie die folgenden.

**) Weiße Pappel.

***) Auch Wegwart genannt.

„Als viertes Gericht erſchien ein Ragout, beſtehend aus Affenſchädel, Gänſefuß, Venusfinger, Kalbsnaſe *), Krebskraut, Rindsauge, Natterzünglein, Taubenfuß, Mäuſebrot und Katzengeſicht.“

„Das magerſte Gericht war die Mehlſpeiſe; denn ſie beſtand in nichts, als — Schneeballen mit Schmalzblumen. Splendider waren die Braten, nämlich Faſanenkraut, Repphühnerkraut und Rehkraut; daneben wurde ein Salatbaum zwiſchen einem Eſſig- und einem Oelbaum hingeſtellt.“

„Sehr reich waren die Deſſertteller bedeckt mit Damen- und Schachbrettblumen, Belladonna, Verirnelken, Augentroſt, Immerſchön, Liebäugel u. a.“

„Ob der Gefeierte vom Diner viel genoſſen habe, kann ich nicht ſagen, doch weiß ich, daß er auch bedeutende Geſchenke erhielt. So brachten ihm einige Damen eine Ausſtattung zu ſeiner Garderobe, will ſagen, Hutbaum, Kleiderbaum, Schuhblumen, Frauenmantel, Nachtmantel, Bürſtenpflanze, nebſtbei Sturmhut, Ritterſporn, Mannsharniſch und Mannsſchild. In einem großen und langen Beutel wurden ihm Silberblumen, Goldlilien und Tauſendguldenkraut überreicht; am Schluſſe ſtatt des gewöhnlichen Lorbeerkranzes ein mit Trompetenblumen, Feſtblumen, Weihrauchblumen, kleinen Wunder- und Schellenbäumen angefülltes Gefäß zu Füßen geſtellt.“

---

*) Auch Löwenmaul genannt.

„Am Schluſſe wurde ihm ein ſogenannter Herzensſtrauß überreicht; er beſtand aus Herzensblümchen, Herzenstroſt, Herzensfreude, Herzgeſpann, Herzgras, Herzklee, Herzwurz, Herzkraut und Herzleuchte.“

„Volcanelli ſog die Düfte des an die Naſe gedrückten Straußes ſo gierig ein, daß er in ein unbändiges Nieſen ausbrach, deſſen zunehmendes Getöſe mich ſo erſchütterte, daß ich plötzlich aus dem Traume erwachte und — war's Sympathie oder Zufall — mitnieſend vom Kiſſen auffuhr.“

## III.

## Freuden, Leiden und Tod der Poeſie.

Die Vorleſungen, welche die Dichter den Salons-Geſellſchaften oder ihren Freunden und guten Bekannten zum Beſten zu geben oder aufzudringen pflegen, liefern den ſprechendſten Beweis von der Gefälligkeit, aber auch von der Zweideutigkeit und Vielſeitigkeit der Menſchen. Der Vorleſer verlangt von ihnen Aufmerkſamkeit und unbedingten Beifall; das wiſſen die Zuhörer. Sie horchen daher bei den erſten Blättern mit geſpannter oder wenigſtens geſpannt ſcheinender Aufmerkſamkeit; iſt aber ein Viertel- oder höchſtens ein halbes Stündchen verfloſſen, ſo wird die Aufmerkſamkeit an den Nagel gehängt; man denkt an etwas Anderes oder ſpricht leiſe mit den gleichgeſinnten Nachbarn über die heterogenſten Gegenſtände. Nach jeder Pauſe wird dem Vernommenen oder nicht Vernommenen erklecklicher Beifall geſpendet, der aber beim Schluſſe geſteigert wird. Iſt dieſer Pflicht der Nächſtenliebe Genüge geleiſtet, ſo theilt man ſich, in kleinen Gruppen beiſammen ſtehend, im Vertrauen die nachtheiligen Bemerkungen mit, und der in den dritten Himmel entzückte Dichter verläßt im Freudentaumel die Geſellſchaft, welche, über die Länge der Vorleſung, folglich über Langeweile klagend, den Salon verläßt, innigſt vergnügt, daß der Geiſtesgenuß ſein Ende erreicht hat, wie Alles auf der Welt.

Die gefährlichſten aller Vorleſungen ſind die der dramatiſchen Dichtungen. Herr und Frau vom Hauſe halten ſich verpflichtet, alle übrigen freundlichen Zuhörer an Freigebigkeit in Spendung der Lobſprüche zu übertreffen, während Jene nicht zurückbleiben wollen. Welcher edle Wetteifer! Der von allen Seiten aufgemunterte Poet ſetzt Himmel und Erde in Bewegung, ſein Stück zur Aufführung zu bringen; es gelingt. Nun zeigt ſich aber der große Unterſchied zwiſchen dem öffentlichen und dem Privat-Menſchen. Was dieſem im Salon ſehr gefiel, das mißfällt jenem im Theater, und die geprieſene Vorleſung macht in der Vorſtellung halben oder ganzen Fiasco. Der aus ſeinem Himmel herabſtürzende Dichter lernt nun den großen Unterſchied zwiſchen den Bühnebrettern und den Salons-Parquets kennen, oder er gelangt zu der unerfreulichen Einſicht, daß es leichter ſei, tauſend geneigte Zuhörer und Lobredner zu finden als einen Verleger oder eine willfährige Theater-Direktion. Sturm, ein praktiſcher Menſch, der die Welt ziemlich kannte und eben keine großen Anſprüche an ſie machte, begnügte ſich mit dem ihm zu Theil gewordenen Beifall, ohne einen großen Werth darauf zu legen; denn er gab ſich bald zufrieden. Ueberdies fühlte er ſich in ſeinem gegenwärtigen Verhältniſſe, welches ihm eine ſchöne Ausſicht in die ſorgenfreieſte Zukunft gab, ſo wohl, daß er ſich ſogar über eine weniger günſtige Aufnahme ſeiner Humoreske nicht gekränkt hätte.

Nun kam die Reihe an Opal. Den in Zärtlichkeit zerfließenden Schäfer, der jetzt, beinahe alle Nahrung verſchmähend, in ſeiner Seligkeit blos von Blicken, Küſſen und Seufzern lebte, hatte die Macht der verliebteſten Liebe ſo in Anſpruch genommen, daß er keine Zeit fand, etwas Poetiſches zu ſchreiben. Er hatte ſich aber mehr zugetraut, als er zu leiſten im Stande war, und da er die Sache von einem Tage zum andern verſchob, mußte er ſich nun begnügen, einen kleinen Aufſatz zu leſen. Er ſetzte ſich alſo etwas verſtimmt an den, mit vier Wachskerzen in ſilbernen Leuchtern beſtellten Tiſch, und las mit feiner, ſchwacher Stimme:

„Freuden, Leiden und Tod der Poeſie.“

„Die Poeſie war das erſtgeborne Kind des Phantaſus und der Pſyche, der das ſchmerzlich ſüße Andenken an Amor noch immer heilig blieb, obſchon ſie ihren genialen Gatten herzlich liebte. Alle Göttinnen ſchauten mit neidiſchen Blicken auf das Wunderkind, in dem ein ganzer Himmel von Schönheit aufblühte. Aus Furcht, von ihr verdunkelt zu werden, und die Verehrung der Menſchen zu verlieren, beſchloßen ſie, das göttliche Weſen auf dem Olymp feſtzuhalten. Die Poeſie zeigte aber, obſchon ſie ihren höhern Urſprung nie vergaß, ſtets eine beſondere Vorliebe für die Erde, indem ein inneres Gefühl ihr ſagte, es ſei ihre Beſtimmung, die Menſchen zu veredeln und zu beglücken. Der ihr eigene Zauber wirkte auf die Götter ſo mächtig, daß die Göttinnen ſelbſt endlich einſtimmig den Entſchluß faßten, ſich der gefährlichen Nebenbuhlerin zu entledigen. Jupiter ſah ſich, ſo lieb ihm das holde Mädchen auch war, gezwungen, den vereinigten und dringenden Bitten derſelben nachzugeben und die Menſchenfreundin vom Olymp zu entlaſſen."

„Die Poeſie, erfreut über die unverhoffte Gewährung ihres innigſten Wunſches, verließ ihre himmliſche Heimat und ſchwebte, den Himmel im Herzen, begleitet von ihrer Mutter Pſyche und ihrem Vater Phantaſus, auf einer roſigen Abendwolke zur Erde. Apollo hatte ihr zum Andenken eine goldene Lyra, Venus ihren eigenen Zaubergürtel mitgegeben. Alle übrigen Götter und Göttinnen wetteiferten, ihr Geſchenke zu verehren."

„In einer ſtillen, duftigen, mondlichten Mainacht ſenkte ſich die Wolke zur Erde. Griechenlands Boden war es, welchen die Himmliſche zuerſt betrat. Der Geiſterhauch eines höhern Lebens wehte ringsumher, indem Pſyche ihren leuchtenden Flügel, und Phantaſus ſeinen Zauberſtab ſchwang. Nun ergriff das Kind des Götterpaares das Geſchenk Apollo's; die Sterne ſpiegelten ſich in der goldenen Lyra, welche die jugendliche Göttin der Poeſie in ihren Lilienarmen zum Himmel empor hielt. Aus ihren Augen, in welchen das ſchönſte und reinſte Feuer der Sterne verſchmolzen zu ſein ſchien, flammte ein Lichtglanz, vor dem eben dieſe Sterne erbleichen mußten. Jetzt, von Begeiſterung entzündet, ſchlug ſie, die geſchwungene Lyra küßend, die erſten Akkorde. Luna verweilte voll Seligkeit am Himmel. Die Lüfte taumelten in Wonnetrunkenheit, die Blumen erhoben ſich glutduftend; die Quellen ſprangen in ſüßem Wahnſinne dahin. Der Haß floh in die Unterwelt, und die Menſchen, in den Armen der Ruhe ſchlummernd, träumten, liebend geliebt zu ſein und auf Elyſiums ewig blühenden Fluren dahin zu ſchwärmen. Aurora flog vor der ihr geſetzten Stunde herbei und die Nacht mußte entweichen, ehe ſie die ihr zugewieſenen Stunden durchwallt hatte. Eben ſo eilig verdrängte Phöbus die Göttin der Morgenröthe vom Himmel, deſſen Purpur er mit einem Goldſtrom übergoß. So wetteiferten Himmel und Erde in der Verherrlichung der neuen Erſcheinung!“

„In einer kühlen ſtillen Waldgrotte erblickte die Göttin Poeſie die edle Geſtalt des Homeros. Das lockenreiche Haupt auf den Arm und den Arm auf ein bemoostes Felsgeſtein geſtützt, ſaß er, von ungefühlten Lüftchen umſpielt, und ſann, ernſt vor ſich hinblickend, über die folgenreichen Ereigniſſe des trojaniſchen Krieges. Die wilde Glut des von der Leidenſchaft bethörten Paris, Helenens Treuloſigkeit, der Zorn des ſchwer beleidigten Menelaos, Neſtors ruhige Weisheit im Sturm der allgemeinen Aufregung, die Tapferkeit des unverſöhnlichen Achilles, Hektors und

Andromachens Liebe und Unglück, Priams Verzweiflung, der Griechenhelden Sieg und Rache, die Zerſtörung der herrlichen Troja und des Königshauſes Untergang, — ſolche großartige Bilder, ſolche erſchütternde Scenen zogen an Homers erhabenem Geiſte vorüber. Er erblickte die über ihm ſchwebende himmliſche Lichtgeſtalt, aus deren Augen, während die Töne der Lyra klangen, Feuerſtrahlen in ſeine ſtaunende Seele drangen. Die Begeiſterung erwachte in dem, plötzlich zum Sänger umgewandelten Denker und von ſeinen Lippen ſtrömten in rhythmiſcher Kraft und Fülle die Worte des epiſchen Geſanges, beſtimmt, die ſpäte Nachwelt mit Bewunderung zu erfüllen.“

„Bald erwachte die Himmelsflamme der Poeſie auch in anderen Auserwählten: Pindar und Alcäus entzückten durch die Macht und Schönheit ihrer lyriſchen Geſänge. Das dramatiſche Dreigeſtirn, Aeſchylus, Sophokles und Euripides ließen die Heroen der vaterländiſchen Vorzeit in ihrem tragiſchen Schickſale über die Bühne ihres Volkes ſchreiten. Der in der Glut unglücklicher Liebe ſich verzehrenden Sappho reichte ſie ihre eigene Lyra, um ihr Entzücken wie ihren Schmerz in die Bruſt der Mitfühlenden zu ergießen.“

„Auch im Reiche der Römer verweilte die Göttin und fand viele Verehrer, welche ihr, den großen Vorbildern Griechenlands nacheifernd, huldigten. Entſetzt durch die wilden Horden der barbariſchen Völkerſtämme, welche, ohne Sinn für das Schöne und ohne Gefühl für das Edle, im Taumel zerſtörender Siegeswuth Europa wie eine Sündflut überſchwemmten, entfloh die Himmliſche der, von Unmenſchen verheerten Erde und kehrte, das Unglück der Menſchheit beklagend, zum Olymp zurück."

„Als im rauhen Mittelalter, ungeachtet der vorherrſchenden wilden Geſinnung und ſo mancher barbariſchen Gewaltthat, Glaube, Liebe, Männermuth und Frauenehre, Biederſinn und keuſche Sitte wie freundliche Sterne aus dunkler Nacht hervorſchimmerten, konnte die holde Genie Poeſie ihrer Neigung zu den geliebten Menſchen nicht länger gebieten. Sie verließ ihren alten Götterſitz und ſchwebte wieder zur ruhiger gewordenen Erde nieder, um das verjüngte Geſchlecht zu veredeln, und den erloſchenen Schönheitsſinn wieder zu beleben. Sie wurde von den Völkern mit Jubel empfangen. Von ihr beſeelt, dichteten Italiens Taſſo, Arioſt, Dante und Petraca, Hiſpania's Calderon und Cervantes, Portugalls Camoens, Britanniens Shakespeare und Milton, und Schottlands Oſſian. All, überall erwachten die tauſend Stimmen der Troubadours und Minneſänger. Unzählige Lieder der innigſten und zärtlichſten Liebe erſchollen, das Geſchlecht der Frauen zu verklären, indem der rechte Arm zu ihrem Schutze den Stahl ſchwang, während der linke das ihnen geweihte Saitenſpiel trug."

„Nach einer Reihe von Jahren erhoben ſich in Deutſchland Dichter als Sterne vom erſten Rang. Klopſtock, Göthe und Schiller übertrafen alle Uebrigen an Glanz und Größe. Die Genie Poeſie fühlte ſich überglücklich; von nun ſollten aber ihre Freuden einige Unterbrechungen und Störungen erfahren. Die Mythe erzählt Beiſpiele, daß Göttinnen Leiden, Schmerzen und ſchwere Verluſte ertragen, Götter Schmach und Wunden dulden mußten. Eben ſo wurde die Genie der Poeſie verkannt, mißdeutet, geſchmäht und verfolgt. Die blühende Fülle der unſterblich geglaubten Geſundheit nahm ab; der Ichor, welcher leicht und friſch wie ein Quell im Morgenroth durch ihre Adern floß, verdickte ſich; die Aetherflamme des Auges erloſch; die Jugend ſchwand. Sie kränkelte und eine düſtere Schwermuth umwölkte die Heiterkeit ihres Geiſtes. Einige Kritikaſter, die ſich für Seelenärzte ausgaben, bemächtigten ſich der Unglücklichen, die jetzt aufgehört hatte, zu ſein, was ſie war, und ſich willenlos der Behandlung anmaßender Charlatane hingab."

„Nachdem dieſe Herren ſich über das Weſen der ſonderbaren Krankheit und über die zweckmäßigſte Heilmethode derſelben herumgebalgt hatten, kamen ſie endlich überein, die Krankheit ein Salonfieber zu benennen, welches ſich die Arme, beinahe Entgötterte dadurch zugezogen habe, daß man ſie ihrer gewohnten Lebensweiſe im Schooße der freien Natur entriſſen, und in ſtaubige Bücherſäle, langweilige Salons, traurige Concertſäle und dumpfe Theater eingeſchloſſen habe, wo ſie, als Schlachtopfer ſchmachtend, den Tod erwartete. So waren denn die kritiſchen Seelenärzte über dieſen Punkt einig; deſto heftiger aber wurde nun der Zwiſt und das Gezänke der verſchiedenen Anſichten und Meinungen über die Kurmethode, deren man ſich in dieſem ſo ſeltſamen als verwickelten Falle zu bedienen habe.

Nach einem langen Wortkampfe beſchloßen die unfehlbaren Heilkünſtler, bei der hohen Patientin zuerſt die allopathiſche Methode anzuwenden; dieſer ſollte dann die homöopathiſche folgen, hierauf die hydropathiſche und dann ſogar die browniſche.“

„Lange allopathiſche Recepte erſchienen. Sie verordneten fünf Unzen äſthetiſcher Grundſätze ohne Grund; ſeichte Regeln mit einem Zuſatz von unverſtändlichen, vier Unzen; ſchlechte Beiſpiele aus allen Dichtungsarten, ſieben Unzen; hinkende Jamben und ſtolpernde Trochäen, eine Drachme; Daktylen, eine halbe Drachme; nichtsſagende Recenſionen, zwei Unzen; ottave rime, zwei Drachmen; Journal-Unſinn, zwei Gran; Buchhändler-Ankündigungen, eine Drachme; Selbſtlob, eine Unze; lithographirte Virtuoſen-Porträts, drei Unzen. Alle dieſe Ingredienzen wurden durch zwei Stunden in ſiedendheißem Myrthen-, Lorbeer- und Trauerſpiel-Thränen-Waſſer gekocht. Dazu kam noch ein Schächtelchen bittere Pillen der Kritik mit blauem Dunſt.“

„Die hohe Kranke mußte zu jeder Stunde bei Tag und Nacht eine volle Kaffehſchale von dieſer Arznei zu ſich nehmen. Das Uebel wurde aber deſſen ungeachtet immer ärger. Man ſchritt alſo zur homöopathiſchen Behandlung. Man gab der Leidenden einen Viertelgran einer neuen Orthographie, in einem halben Eimer leerer Gedanken aufgelöst. Auch dieſes fruchtete nichts. Man nahm die Zuflucht zur Hydropathie. Die hohe Kranke mußte ſich bequemen, täglich neun Maß Waſſer, nach der Zahl der Muſen, zu trinken. Man verſchrieb ſogar einige Waſſerdichter, welche ihr Brenner's Fiſcher- und Schiffer-Idyllen, Bodmer's Noachide, Neubeck's Geſundbrunnen und Kanne's Ozean verleſen mußten. Das Uebel wurde immer ärger. Das Waſſer verlor nun, ohne der Hippokrene nahe treten zu wollen, den Kredit; es wurde die browniſche Heilart verſucht.“

„Die hohe Kranke wollte ſich zu dem Genuſſe des Weines nicht herbeilaſſen. Man machte ihr ſehr viele Dichter namhaft, welche den Wein bis zum Uebermaße genoſſen und ſich dadurch in Begeiſterung verſetzt hätten; ſie verharrte aber auf ihrer Meinung, echte Begeiſterung bedürfe des Weines nicht, ſonſt wären nicht nur die Dichterinnen, die bekanntlich des Weines ſich enthalten, ſondern auch die, Geldmangel leidenden Dichter, die den Wein entbehren müſſen, übel daran. Nach langem Bemühen gelang es den Aerzten, die Widerſtrebende durch das Beiſpiel Anakreon's zu einem Wein-Verſuche zu bewegen. Man bekränzte ihr die Stirne und reichte ihr einen mit ſchäumendem Champagner gefüllten Becher. Sie nippte einige Tropfen, rief in Extaſe: „Echter Nektar!“ und leerte — auf Einen Zug den Becher. Die Sehnſucht nach dem Champagner nahm bald überhand und ergriff, nach dem Beiſpiel der Königin, auch die Dichter. Diejenigen, die es thun konnten, bezahlten ſich das Göttergetränk ſelbſt, die Uebrigen wurden Schmarotzer in den Häuſern reicher Banquiers und

Iſraeliten. Es regnete Weinlieder und Lobgeſänge auf die Beſtgeber. Der Krankheitszuſtand der unglücklichen Poeſie verſchlimmerte ſich aber fortwährend. Befand ſie ſich im überreizten Zuſtande, ſo tobte und wüthete ſie wie eine Wahnſinnige; ſie ſchlug den Seelenärzten die goldene Lyra um den Kopf und ſprach Unſinn wie eine Improviſatorin. Trat die Zeit der Nervennachlaſſung und der geiſtigen Abſpannung ein, ſo verſtummte ſie und verſank in Schlafbetäubung."

„Als die pſychiſchen Wunder-Doktoren einſahen, daß die Herſtellung nicht vorwärts, ſondern vielmehr den Krebsgang ging, fiel ihnen ein, die hohe Kranke auf's Land zu ſchicken. Man brachte ſie auf ein abgelegenes, einſames Dorf, von Voſſiſchen Bauern bewohnt. Man zwang ſie, täglich einige Stunden ſpazieren zu gehen. Es zeigte ſich aber bald, daß das zarte, ätheriſche Weſen die zu natürliche Natur mit ihren ſteinigen, holperigen Wegen, Diſteln und Dorngeſträuchen, Kröten und unzähligen Käfern u. ſ. w. nicht ertragen konnte. Noch unerträglicher war ihr die Unreinlichkeit der Strohhütten mit ihren Schweinſtällen und Düngerhaufen, am unerträglichſten aber die rohen, viel ſauern Wein trinkenden, viel ſchreienden und viel raufenden Bauern ſelbſt, die ſich von ihren Dreſchflegeln wenig unterſchieden und wenn ſie die holde Schöne auf ihrer Wanderung begegneten, gaffend und maulaufſperrend vor ihr ſtehen blieben, dann in grobe Späße und in lautes Gelächter ausbrachen. Die tiefgekränkte Poeſie verließ, ein

Anathema gegen alle Idyllen ausſprechend, den verwünſchten echt ländlichen Aufenthalt.“

„Man beredete ſie nun, ein Dörfchen, in welchem ſich Geßner'ſche Hirten angeſiedelt hatten, zu bewohnen. Die Lage des Ortes war idealiſch ſchön; die Reinlichkeit und Niedlichkeit entzückte ſie; die arkadiſche Koſt von Früchten, Milch und Käſe wollte jedoch der, durch den Champagner Verwöhnten durchaus nicht behagen. Mehr als dies aber ekelte ſie die Langweiligkeit der ſüßlichen Sentimentalität der gar zu unſchuldigen Schäfer und Schäferinnen an. Sie wurde von einer Schlafſucht befallen, die einen ſo bedenklichen Charakter annahm, daß man ſie, um der Gefahr eines ewigen Schlafes vorzubeugen, aus dem lieblichen Aufenthalt der arkadiſchen Unſchuld eiligſt fortbringen mußte.“

„Die verblüfften Herren Doktoren der kritiſchen Heilkunde befragten ſich nun: „Wohin mit der Unglückſeligen?“ — In einem dreiſtündigen Conſilium wurde endlich nach heftigen Debatten entſchieden, die hohe Kranke in einen Land-Sejour mit einer durch Kunſt veredelten Natur, veredelter Salon-Menſchen, ja ſelbſt veredelter Schafzucht zu bringen. Es unterliege keinem Zweifel, daß die vereinigte Natur und Kunſt Wunder wirken müſſe.“

„Die hohe Kranke bezog nun ein Landhaus in einem, der Hauptſtadt nahe gelegenen Dörfchen. Zwölf, modern und koſtſpielig möblirte Gemächer nebſt einem prächtigen Saal mit ſechs Fenſtern, großen Balcon und parkähnlichen

Garten machten die Villa ſehr comfortabel. Die hohe Kranke fand an dem kleinen Palais nichts auszuſetzen, als, daß daſſelbe zu ſtädtiſch ausſehe; ſie könne ſich daher gar nicht überreden, auf dem Lande zu ſein; Alles, was ſie hier ſehe, ſcheine eine Parodie der Natur zu ſein oder ein ländliches Marionetten-Theater von Städtern. Vergebens bemühte ſich die galante Welt, die Unglückliche zu amüſiren. Muſikaliſch-deklamatoriſche Akademien, Diners, Soirée's, Tanzunterhaltungen, Theater, Spazierfahrten, Partien zu Pferd in Geſellſchaft von reichen Juden und ihren chriſtlichen Verehrern und Schmarotzern — Alles blieb ohne Erfolg. Die Paroxysmen des Salon-Fiebers wurden heftiger als je. Die Leidende ſank oft in Ohnmacht, und Entkräftung bedrohte ſie mit dem Tode. Herren und Damen freuten ſich ſchon auf dieſe ſeltene und höchſt intereſſante Erſcheinung, von welcher man wenigſtens vierzehn Tage in den Salons ſprechen könnte, und die Neugier, wer an die Stelle der verſtorbenen Poeſie kommen würde, regte alle Gemüther auf. Parteien bildeten ſich, und einige vornehme Herren und Millionärs theilten ſchon Protectionen an dieſen oder jenen Dichter aus. Die Journaliſten füllten ihre Blätter mit Wahrheiten und Lügen über den Krankheitszuſtand der gefeierten Dulderin und ließen ſchon vorläufig Beſchreibungen von Sterbe-Scenen und Leichenfeierlichkeiten ausarbeiten. Die ſchönen Hoffnungen wurden aber zu Waſſer, da die kritiſchen Doktoren nun das letzte Mittel anwendeten, und die Kranke ſo lange beſtürmten, bis ſie ſich entſchloß, unter die Touriſten zu gehen.“

„Man führte ſie durch einige europäiſche Länder. In Paris las man ihr Sue's Geheimniſſe von Paris und den ewigen Juden vor. Die vielen gräßlichen, abſcheulichen, mitunter ekelhaften Schilderungen von Laſtern und Verbrechen, welche unſere zarten Frauen und Fräulein wie Ambroſia verſchlingen, griffen die Nerven der ſchaudernden Poeſie ſo heftig an, daß ſie den Typhus bekam, raſ'te und tobte und durch drei Wochen außer ſich war. Einige Gedichte von Victor Hugo und Lamartine führten die Geneſung wieder herbei. In England erholte ſie ſich noch mehr durch den Genuß von Dickens humoriſtiſchen Werken. Man brachte ſie, voll Hoffnung auf ihre gänzliche Herſtellung, nach Deutſchland. Beſtürmt von arroganten reichen Dichterlingen und von hungernden Recenſenten, deren unverſchämter Zudringlichkeit ſie nicht ausweichen konnte, während die wenigen Beſſern ſich mißvergnügt zurückzogen, wurde ſie recidiv.“

„Obſchon ſich nun Symptome zeigten, welche große Beſorgniſſe für das gefährdete Leben der hohen Kranken erregten, konnte ſie, durch Verhältniſſe und Rückſichten bewogen, nicht umhin, die Einladung zu einem großen, ihr zu Ehren veranſtalteten Feſteſſen anzunehmen, wobei eine ungeheure Maſſe von poetiſchen und kritiſchen Gäſten abgeſpeiſt und getränkt wurden. Einige Toaſt's, die unter den Tiſch gefallen waren, blieben dem Wirthe als ehreuvolles Angedenken und zugleich als Bezahlung zurück."

„Eine Stunde nach dem Feſteſſen gab die gefeierte Poeſie den Geiſt auf. In der erſten gedruckten Todesnachricht wurde mit wenigen nachdrücklichen Worten im Lapidarſtyl nichts weiter geſagt, als: „Die Poeſie iſt nicht mehr!" Sie gab den Geiſt auf nach dem größten und feſteſten aller Feſteſſen, von dem man mit Schiller ſagen kann:

„„Nicht eine Schlacht, ein Schlachten war's zu nennen.""

„Man kann ſich denken, welche furchtbare Senſation dies erregte. Wer laufen konnte, lief; wer ſchreien konnte, ſchrie; wer ſchreiben konnte, ſchrieb. Die galanten Salons wurden durch drei Tage ſchwarz behangen; Herren und Damen gingen und ritten pechſchwarz, aßen und tranken, wachten und ſchliefen pechſchwarz. Gedichte auf den Tod der Poeſie wurden in ſolcher Menge fabrizirt, daß die Druck-, Schreib- und Velin-Papiermaſſe hinreichte, der Seligen einen Sarg daraus zu machen, der von Ebenholz zu ſein ſchien."

„Vier und zwanzig Stunden nach dem Hinſcheiden der hohen Verblichenen ſchritt man zur Leicheneröffnung. Die unverkennbarſten Merkmale zeigten deutlich, daß die Todeskrankheit ein Abdominal-Typhus war. Man fand im Magen des Leichnams eine unglaubliche Menge von politiſchen Gedichten und Romanen, Humoresken, Local- und

Zeitbildern, Stachelgedichten, Ueberſetzungen franzöſiſcher Dramen, Recenſionen und Geheimniſſe der geheimſten Orte, welche die beklagenswerthe Poeſie nicht verdauen konnte, woraus denn Kopf-Congeſtionen, Nerven-Affectionen, Leberleiden und übermäßige Gallergießungen entſtanden, ein abnormer Zuſtand, dem ſelbſt die kräftige Natur des geſündeſten Rieſen hätte erliegen müſſen.“

„Das Leichenbegängniß war das glänzendſte, das Leichengefolge das zahlreichſte, welches man jemals bei der prächtigſten Todtenfeier ſah. Den Sarg trugen abwechſelnd die größten Dichter aller Nationen und Zeiten. Als leidtragende Verwandte in auf- und abſteigender Linie gingen zunächſt hinter dem Sarge: Dichter und Dichterlinge, Kritiker und Kritikaſter, Maler, Anſtreicher und Färber, Schauſpieler, Komödianten und Couliſſenreißer, Verleger, Buchhändler, Bücherkrämer und Buchbinder. Die muſikaliſchen Virtuoſen, welche, als Pilze gekleidet, die Trauermuſik machten, wollten gar kein Ende nehmen. Der Leichenzug dauerte wirklich volle acht Tage, weßhalb er auch bei jedem Gaſthauſe anhielt, um die erforderlichen Lebensmittel und Bouteillen mitzunehmen.“

„Während dieſer acht Tage beſchäftigten ſich zehntauſend Bildhauer mit der Errichtung eines Denkmales, welches beim Ankommen des Zuges vollendet daſtand. Es hatte die Inſchrift:

„Oft liegt im Todesſchlaf die Poeſie,
Doch ſterben kann ſie nie.“

„Die Wahrheit dieſer Worte bewährte ſich auch ſogleich. In dem Augenblick, da der Sarg beigeſetzt und das Monument geſchloſſen wurde, erſchienen über demſelben zwei ätheriſche Geſtalten: „„Phantaſus und Pſyche."" Zu ihnen geſellte ſich, in den Duft eines Roſenwölkchens gehüllt, der Geiſt der Poeſie. Die drei himmliſchen Weſen ſchwebten zum Olymp empor; ihr Schatten blieb zurück. Homer und Shakeſpeare übernahmen die Bewachung des Monuments."

Als Opal geendet hatte, wurde ihm ein höherer Lohn als der gewöhnliche rauſchende Beifall zu Theil: eine feierliche Stille. Die Zuhörer ſchwiegen, weil ſie zu ſehr mit Denken und Fühlen beſchäftigt waren. Sturm ſchwieg, weil ein gewiſſes unſchönes Etwas, welches der Scheelſucht glich, ihm den Mund verſchloß; Volcanelli aber flog zum blonden Dichterjüngling und umarmte ihn mit Innigkeit. Hermenegilde folgte dem guten Beiſpiel ſo herzlich, als der Anſtand es erlaubte. Dies war das Signal für die übrigen Zuſchauer, die nun ihren Beifall laut werden ließen und dem Dichter huldigten, während Fortunata ſich nur mit Sturm und ſeiner Humoreske beſchäftigte. Jetzt näherten ſich die beiden Mädchen einander. Ein unvermeidliches Geſpräch über das Vorgetragene begann. Jede rühmte die ſchönen Partien im Vortrage ihres Bräutigams, deſſen, was der Rival geleiſtet hatte, nur flüchtig erwähnend. Keine von Beiden wollte die Geſetze der Höflichkeit verletzen, im Innern fühlte ſich aber Jede überzeugt, daß ihrem Bräutigame der Lorbeerkranz gebühre. Das lag ſo in der Natur der Sache und des weiblichen Geſchlechtes. Dem Mädchen erſcheint der geliebte Bräutigam immer als die Krone ſeine Geſchlechtes. Iſt er ein Dichter, ſo übertrifft das, was er dichtet, Alles, was je gedichtet worden iſt, und er bleibt der Sieger über alle Rivalen im Leben wie in der Kunſt. Das Gegentheil findet ſich gewöhnlich bei den Frauen. Es gibt wohl hier, wie überall Ausnahmen; in der Regel aber bleibt es wahr, daß die Frau eines Dichters entweder ſeine Werke gar nicht liest, oder den Werken Anderer vor denen des Gemals den Vorzug gibt. Sie läßt es gelten, daß Andere ihm huldigen; ſie ſelbſt aber will ſich nicht herablaſſen, es zu thun. Walter Scott's Gattin war in ihrer Art ein Phönix.

Nach dieſer kleinen Bemerkung über einen kleinen Unterſchied im Benehmen zwiſchen Braut und Gattin, wenden wir uns zu Volcanelli, an den nun die Reihe des Vorleſens kommt. Er tritt zum Tiſchchen mit dem Vorwort: Was er leſen werde, führe den Titel: „Phantaſie-Gemälde aus dem Reiche der Nacht," zu deren Verherrlichung er die Geiſter der größten Dichter aller Völker und Zeiten zitirt habe.

Da dieſer Aufſatz einen größeren Umfang hat, ſo halten wir es für zweckmäßig, ihm ein eigenes, und zwar das folgende Buch, zu widmen.

# Viertes Buch.

## Phantaſie-Gemälde aus dem Reiche der Nacht.

# Vorſpruch.

Unter der Erde iſt der Schlaf; über der Erde iſt der Traum; aber zwiſchen dem Schlafe und dem Traume ſeh' ich Lichtaugen wandeln wie Sterne.

Jean Paul Friedrich Richter.

## I.

## Der Sänger der Nacht. Das Chaos. Die ägyptiſche Finſterniß. Milton's, Cowley's und Klopſtock's Schilderungen der Höllennacht. Byron's Finſterniß. Tag und Nacht, ein Wettſtreit, von Herder und dem perſiſchen Dichter Eſſedi.

Nacht! Du Freundin des guten Gewiſſens, Feindin des böſen! Du Säugamme der Natur und jedes Menſchen, der naturgemäß lebt! Du Pflegemutter alles Großen! Ich grüße dich im Namen deiner Schützlinge, im Namen aller Thätigen und Schuldloſen; ich huldige dir im Namen der herrlichſten Dichter aller Völker und Zeiten, die in deiner Lobpreiſung wetteiferten.

Im heiligen Dunkelſ deines Sternendomes lodert das Feuer der begeiſterten Phantaſie in helle Flammen auf. Geſänge der Liebe und der Freude ertönen in deinem Schooße, und indem du deinen ſchlummerthauenden Schleier über eine ruhende Welt ausbreiteſt, ſchwebt der Wachende in einem Himmel erhabener Gedanken, der Träumer in einem Reiche von Bildern, der Glückliche in einem Meere von

Ahnungen und Wünſchen, die, dem Geiſte, des Irdiſchen entkleidet, Bürgen ſeiner Unſterblichkeit werden.

Eh' ich es wage, Mutter Nacht! den großen Zauberkreis, die natur- und welthiſtoriſche Schaubühne zu malen, wo du in der Fülle deines Reichthumes throneſt, ertöne zuerſt der Weihgeſang desjenigen, der vor allen Dichtern ſich das Recht und den Ruhm erwarb, dein Sänger zu heißen, ertöne die Stimme Young's! Sie ertöne, um deiner Herrlichkeit, o Nacht! auf die würdigſte Weiſe zu huldigen und mich einzuführen in dein Reich! „Die Göttin Nacht *) ſtreckt nun von ihrem ſchwarzen Throne in ſtrahlenloſer Majeſtät ihren bleiernen Szepter über eine ſchlummernde Welt aus. Welche Todesſtille! Welche tiefe Finſterniß! Weder das Auge, noch das horchende Ohr findet einen Gegenſtand, die Schöpfung ſchläft. Es iſt, als ob der allgemeine Puls des Lebens ſtille ſtände, und die Natur eine Pauſe machte, eine fürchterliche Pauſe, die ihr Ende prophezeit!" —

„Stille und Finſterniß! ihr ernſten Schweſtern! ihr Zwillinge der alten Nacht, die ihr den zarten Gedanken zur Vernunft aufzieht und auf Vernunft Entſchließung baut, o ſteht mir bei! Im Grabe will ich euch danken, im Grabe, eurem Reich! Du, der die allererſte Stille vertrieb, da

---

*) Dieſe und die folgenden einzelnen Stellen aus Young's Nachtgedanken (nach Ebert's Ueberſetzung) ſind hier in einen Kranz von Nachtviolen zuſammengereiht.

die frohlockenden Morgenſterne über dem aufſteigenden Erdballe jauchzeten; o Du, deſſen Wort aus der dichten Finſterniß jenen Funken, die Sonne, herausſchlug: entzünde Weisheit in meiner Seele, welche zu Dir, ihrem Vertrauen, ihrem Schatze flieht; wie der Geiz zu ſeinem Golde, wenn Andere ſchlafen! Durch dieſe Dunkelheit der Natur und der Seele, durch dieſe doppelte Nacht, ſende doch einen mitleidigen Strahl herab, um mich zu erleuchten und zu ermuntern!“

„Die Nacht erlaubt uns, mit völliger Freiheit den Himmel zu überſchauen. Die Nacht eröffnet uns die erhabenſten Szenen und gießt ein heiliges Grauen aus, welches dieſen ehrwürdigen Szenen das rechte Gewicht gibt und ſie in das erweichte Herz tief eindringen läßt, wenn das Licht, wie ein Kundſchafter, in die Finſterniß hineinblickt, und die Finſterniß durch das Licht ihre Pracht zeigt. — O köſtlicher Schmuck! O herrliche Offenbarung! O Prangen einer ſchaffenden Nacht! Welches Auge kann dieſen Schauplatz faſſen! Welche göttliche Zauberkunſt hat ihn erbaut, damit ſich Geiſter der erſten Größe in unendlichen Betrachtungen verlieren und anbeten. Am Tage ſtrahlt Eine Sonne, in der Nacht ſtrahlen zehntauſend und leuchten uns tief in die Gottheit hinein. O welch ein Zuſammenfluß ätheriſcher Feuer ſtrömt aus unzählbaren Urnen vom Gipfel des Himmels herab; ſtrömt auf einen Punkt zu, und vereinigt ſich in meinem Auge!“

„Verklärte Legionen fliegen ungeſehen umher und beſingen, von ſterblichen Ohren ungehört, den glorreichen Baumeiſter in dieſem ſeinen allgemeinen Tempel, von unzählbaren Lichtern erleuchtet, die auf die Seele Heiligkeit ausſtrömen. Ja, dieſes herrliche Gebäude iſt ſein Tempel und zugleich ſein Prediger. O wie laut ruft es der Andacht, dieſer echten Frucht der Nacht!" —

Mit dieſen Worten eröffne mir der große Todte, der unſterbliche Sänger der Nachtgedanken dein Heiligthum, o Nacht! —

Noch flimmert kein Stern am Himmel; das Grauen des tiefſten Dunkels umfängt mich im Schooße lautloſer Einſamkeit, und gibt mir ein Bild jener Finſterniß, in welche das ungeſtaltete Chaos unſerer Phantaſie erſcheint:

Gehüllt in düſtres Nachtgraun, brütet ringsumher
Formloſer Zwietracht Kampf. Oberherrſchend tobt die Flut,
Mit ihr und unter ihr der Keime Gährungsglut,
Ein feindliches Gedrang', und dennoch wüſt' und leer.
Zerſtörung ringt und kämpft in den lichtloſen Räumen;
Selbſt aus dem Daſein will Vernichtung keimen.

Im Dunkel tiefer Nacht führte Moſes das Volk Iſrael aus der ägyptiſchen Knechtſchaft. Als höchſte Potenz einer Finſterniß iſt uns jene ägyptiſche bekannt, eine jener ſchauderhaften Landplagen, von Gott geſendet, eine Strafe von furchtbarer Erhabenheit, gerüſtet mit allen Aengſten des Lebens und mit allen Schrecken des Todes zugleich. Sie traf die Hochmüthigen, die Unterdrücker, von welchen hilfloſe Sklaven die grauſamſte Mißhandlung erleiden mußten.

In jener Nacht des Entſetzens war nur Eines ſichtbar, das Entſetzlichſte ſelbſt, Geſpenſter, die gleich perſonifizirten Sünden den frevelnden Sündern erſchienen.

Dieſe Finſterniß, die einſt ein ganzes Land in Verzweiflung hüllte, ſie laſtet noch immer auf der Seele jedes Verbrechers, jedes ſchweren Sünders, der ein Gefangener einer Nacht iſt, in welcher die Grauenbilder des böſen Gewiſſens wie Geſpenſter umherwandeln, während vor den Augen der Reinen die Welt wie im Morgenglanze des Paradieſes ſchimmernd daliegt, blühend wie dem erſten Menſchenpaare vor dem Sündenfall. In der Seele des Böſen herrſcht aber die Finſterniß eben ſo, wie Milton ſie in der Hölle herrſchen läßt:

— — der wüſte Schreckensort,
Ein grauenvoller Kerker, rings umflammt
Wie ein gewalt'ger Ofen; doch kein Licht
Verbreiten dieſe Flammen, Finſterniß,
Sichtbarer, dienend einzig, zu erſchau'n
Die jammervollen Szenen, Gegenden
Des Grau'ns und bange Schatten, wo nie Ruh'
Und Friede hauſen kann, wo Hoffnung, ſie,
Die Allen naht, nie hinkommt, ſondern Qual
Auf Qual ſich raſtlos drängt. —

Eben ſo kann jeder Böſewicht, ſobald er zu einiger Erkenntniß ſeiner Seelennacht gelangt, von ſich ſelbſt ſagen, was Milton den, in der Mitte ewiger Finſterniß thronenden Satan ausrufen läßt:

— — — Wo flieh' ich hin
Vor ewiger Verzweiflung? Ueberall
Find' ich die Hölle; Hölle bin ich ſelbſt! —

Auch Cowley, ein britiſcher Dichter der frühern Zeit, malt die Finſterniß der Hölle im erſten Geſange ſeiner Davideis mit den grellſten Farben:

Tief in der Erde ſchweigenden Gemächern,
Tief unterm Flutenmeer des Ozeans,
Tief unterm ew'gen Quell des Waſſerreichs,
Das ungeſtört vom Mondeswechſel ſchläft,
Da gähnt ein unermeßlich tiefer Schlund,
Erfüllt mit Nacht und ſchauderhaftem Grau'n
In dieſe dichten Finſterniſſe dringt
Kein Glanz vom holden Sonnenangeſicht;
Kein junger Tag zeigt hier ſein Morgenroth,
Kein Stern der Flammenaugen milden Blick.
Im unbeſtrittnen Reich herrſcht die Tyrannin Nacht!

---

Der Ruhm, das kaum zu übertreffende Gemälde einer Finſterniß in der höchſten Potenz geliefert zu haben, bleibt vor allen Dichtern dem phantaſieglühenden Lord Byron, der in ſeinem Gedichte „**Darkness**“ die Finſterniß durch die gräßlichſten Züge und Szenen von verzweifelnden Menſchen und Thieren noch grauenhafter als irgend einer ſeiner poetiſchen Vorgänger darſtellt. Pinſelſtriche der Art zeigen in folgenden Stellen den Meiſter in der Schilderung des Furchtbaren und Gräßlichen:

Der Sterne Glanz war ausgelöſcht; es zogen
Die Sterne dunkel in dem ewigen Raum,
Bahnlos und ſtrahlenlos; die eiſige Erde
Hing blind und finſter in mondloſer Luft;
Der Morgen kam und ging, und kam und brachte
Kein Licht. All ſeiner Leidenſchaft vergaß
Der Menſch in dieſer Oede düſterm Grau'n,
Und jedes Herz erſtarrte in ein Angſtgebet
Um Licht! —
Man lebte bei Wachfeu'rungen, und Throne,
Paläſte, Hütten, aller Weſen Hauſung,
Gezündet ward's zum Leuchten; Städte brannten,
Die Menſchen traten an ihr lodernd Haus,
Noch einmal ſich in's Angeſicht zu ſchau'n.
Man brannte Wälder an, ſie flammten auf,
Die Stämme ſtürzten krachend, kniſterten,
Erloſchen, — Nacht war Alles rings umher.
Der Menſchen Brauen hatten bei dem grauſen
Licht einen wilden Anblick, wenn in Blitzen
Die Flammen auf ſie ſchlugen. Ein'ge lagen
Verhüllt am Boden, weinend, Ein'ge ſtemmten
Ihr Kinn auf die geballten Hände, lächelnd,
Noch And're jagten hin und her, und nährten
Den traur'gen Kohlenſtoß mit Reis, und ſah'n
Mit Wahnſinnsangſt zum dunklen Himmel auf,
Dem Sargtuch einer todten Welt, und warfen
Dann wieder flehend hin ſich in den Staub,
Und heulten zähneknirſchend; Geier ſchrie'n
Und flatterten erſchrocken auf dem Boden,
Unnütz die Schwingen ſchlagend; zitternd nahten
Und zahm die wild'ſten Thier', und Nattern krochen
Und mengten zitternd ſich dem Haufen bei,

Doch ſtachellos; man würgte ſie zum Mahl;
Mit Blut erkauft ward jede Mahlzeit, Jeder ſaß
In Haß ſich ſättigend, — keine Liebe mehr!
Nur Ein Gedank' auf Erden, der war Tod,
Unrühmlich, unverzüglich! —

---

Das Volk ſtarb Hungers allgemach, nur zwei
In einer großen Hauptſtadt blieben leben,
Und Feinde waren ſie. Sie trafen ſich
An eines Altars letztem Kohlenglüh'n,
Wo eine Menge heil'ger Dinge lag.
Sie ſtörten zitternd mit den Knochenhänden
In matter Aſche, und ihr matter Hauch
Blies dürft'ges Leben ein, und weckte Flamme,
Die nur ein Höhnen war; dann huben ſie,
Wie 's heller ward, die Augen auf, und ſah'n
Ihr Beider Angeſicht, ſah'n, ſchrie'n und ſtarben,
An gegenſeit'gem Abſcheu ſtarben ſie. —

---

Grauenvoll erſcheint die Höllennacht auch in Klopſtock's Meſſias. In Dampf und Wolken gehüllt, ſchreitet Satans finſtre Geſtalt über das Meer des Todes. Die Hölle hat Gott in drei ſchrecklichen Nächten geſchaffen, ſie dann in ewige Dunkelheit eingeſchloſſen und ſein Antlitz für immer von ihr abgewendet. Als Satan endlich zur Hölle kam, riß er ſich ergrimmt durch die Pforte, —

— ÷ dann ſtieg er im dampfenden Nebel
Eilend auf ſeinen gefürchteten Thron. Ihn ſahe kein Auge
Unter den Augen, die Nacht und Verzweiflung trübe verſtellten. —
Zophiel nur, ein Herold der Höllen, entdeckte den Nebel,

Der die erhobenen Stufen hinaufzog. — Ein feuriges Wetter
Machte darauf den ganzen Bezirk der Finſterniß ſichtbar;
Jeder erblickte den ſchrecklichen König in ſchimmernder Ferne.

Ich wende mich von dieſen grauenvollen Szenen der Höllennacht zu einem Wettſtreite der Nacht und des Tages, die ſich ereifern, ihre wechſelſeitigen Vorzüge begreiflich zu machen. Verfaſſer dieſer poetiſchen Gegenreden iſt der perſiſche Dichter Eſſedi aus Thus. Die Nacht ſpricht, ſich brüſtend, zuerſt *):

Das Recht iſt mein, fürwahr,
Weil ich von Anbeginn her war.
Das Taggebet hat keinen Werth,
Das nächtliche nur wird erhört.
Bei Nacht gab Moſes Andachtsfeier,
Bei Nacht ward Loth gerächt durch Feuer,
Bei Nacht ſchnitt Mahomed den Mond,
Und ſah, wie Gott im Himmel thront.
Der Mond hat dreißig Tage, doch
Die heil'ge Nacht iſt beſſer noch.
Der Tag verräth, die Nacht deckt zu,
Der Tag hat Schmerz, die Nacht hat Ruh!
Gebetlos wird der Tag vollbracht,
Die Heil'gen beten in der Nacht.
Mein Siegelträger iſt der Himmel;
Mir dienen Mond und Sterngewimmel.

---

*) Siehe Geſchichte der ſchönen Redekünſte Perſiens von Hofrath Freih. von Hammer-Purgſtall.

Den Himmel färbeſt du nur blau;
Ich ſtatt' ihn glänzend aus zur Schau.

---

Der Tag ſprach, als er dies gehört,
Hör' auf! Du ſprichſt ja ganz verkehrt.
Schmäh' nicht den Tag! Es ſchickt der Herr
Des Himmels vor der Nacht ihn her.
Die Welt iſt aus am jüngſten Tag,
Und ſie begann am Schöpfungstag.
Verliebten hold, ſchreckſt du die Kinder,
Biſt Kranken Feind, begünſtigſt Sünder.
Geſpenſter, Nachteul', Fledermaus
Und Diebe bringſt du in das Haus.
Vom Himmel ſtamm' ich, du vom Staube;
Mich krönt das Licht, dich Köhlerhaube.
Ich heitre auf, du trübſt die Welt,
Durch mich wird jedes Aug' erhellt;
Was prahlſt du, Negerangeſicht,
Dich ſo vor meiner Wangen Licht?
Was ſchau' ich deiner Sterne Heer?
Die Sonn' erſcheint, — ſie ſind nicht mehr! —

---

Der ſtolze Tag führt hier gegen ſeine dunkle Schweſter eine etwas derbe Sprache, und dürfte vielleicht durch Prahlereien und Scheingründe Manchen blenden. Um der gekränkten Nacht wieder Recht und Genugthuung zu verſchaffen, ſoll Herder als ritterlicher Kämpfer für die ſchwarze Dame gegen den kecken Tag und ſeinen orientaliſchen Lobredner auftreten, und zwar mit der folgenden Paramythie:

„Tag und Nacht ſtritten mit einander um den Vorzug. Tag, der feurige, glänzende Knabe, fing an: „Arme dunkle Mutter, was haſt du wie meine Sonne, wie meinen Himmel, wie meine Fluren, wie mein geſchäftiges, raſtloſes Leben? Ich erwecke, was du getödtet haſt, zum Gefühl eines neuen Daſeins; was du erſchlaffeſt, rege ich auf.“ —

„Dankt man dir aber auch immer für deine Aufregung?“ ſprach die beſcheidene, verſchleierte Nacht, „muß ich nicht erquicken, was du ermatteſt? Und wie kann ich es anders als meiſtens durch die Vergeſſenheit deiner? Ich hingegen, die Mutter der Menſchen und Götter, nehme Alles, was ich erzeugte, mit ſeiner Zufriedenheit in meinen Schooß. Sobald es den Saum meines Kleides berührt, vergißt es all dein Blendwerk, und neigt ſein Haupt ſanft nieder. Dann erhebe, dann nähre ich die ruhig gewordene Seele mit himmliſchem Thau. Dem Auge, das unter deinem Sonnenſtrahle nie gegen Himmel zu ſehen wagte, enthülle ich, die verhüllte Nacht, ein Heer unzähliger Sonnen, unzähliger Bilder, neue Hoffnungen, neue Sterne.“ —

„Eben berührte der ſchwatzende Tag den Saum ihres Gewandes; ſchweigend und matt ſank er ſelbſt in ihren umhüllenden Schooß; ſie aber ſaß in ihrem Sternenmantel, in ihrer Sternenkrone, mit ewig ruhigem Antlitz.“ —

## II.

## Des Schlafes Wohlthat. Nachtgraun. Das Reich der Ungebornen. Nächtliches Todtenreich der Morgenländer. Oſſians Geiſterleben in den Wolken. Geſang an den Mond. Die Nacht, ein Wettgeſang der Barden. Nebelbilder. Mond- und Sonnen-Gleichniſſe.

Wer der Nacht huldiget, wird gewiß auch ihres holden Gefährten, des neubelebenden Schlafes, gedenken, welchen der Glückliche ſegnet, der Unglückliche wie eine verlorne Geliebte beweint. Auch dich, ſüßer Balſam des Menſchen und der Natur, haben die herrlichſten der Dichter lobpreiſend beſungen. Wie innig ruft Young dich an!

„Schon hat der ſchlummerthauende Stab des Schlafes meine matten Augenlieder beſtrichen, und mir den langen Rückſtand der ſchuldigen Raſt verſprochen. Bald wird der ſanfte Gott, der mit unſerm zurückkehrenden Frieden zurückzukehren pflegt, mir die verſprochene Schuld bezahlen und mich mit Ruhe ſegnen. Eile, eile, holder Fremdling! Komm von der Hütte des Landmannes, dem Hangbette des Schiffers, oder dem Strohlager des Kriegers, wo der Gram dich nie verjagt hat! Bringe nicht, wie ſonſt, entſetzliche Träume mit, ſondern ſüße Säfte einer herzerquickenden Ruhe, des Menſchen köſtliches Labſal, ſein balſamiſches Bad, wodurch die mannigfaltigen Bewegungen dieſer zarten Maſchine, welche ſo oft ſtockt und ausgebeſſert werden muß, ſchlüpfrig und geſchmeidig gemacht und im Gange erhalten werden.“ —

Auch Shakeſpeare, der dramatiſche Dichterfürſt, ſo feurig ſein innerſtes Leben, ſo immer rege ſein Geiſt auch war, läßt dennoch dem freundlichen Schlafe ſein volles Recht widerfahren. Wie ſehr rührt uns ſein König Heinrich der Vierte, da er ausruft: „O wie viele Tauſende meiner ärmſten Unterthanen ſchlafen zu dieſer Stunde!“

— — — O Schlaf! o holder Schlaf!
Du Pfleger der Natur! wie ſchreckt' ich dich,
Daß du nicht mehr zudrücken willſt die Augen,
Und meine Sinne tauchen in Vergeſſen?
Wie? liegſt du, lieber Schlaf, in rauch'gen Hütten
Auf unbequemer Streue hingeſtreckt,
Von ſummenden Nachtfliegen eingewiegt,
Als in der Großen duftenden Paläſten
Und unter Baldachinen reicher Pracht,
Sanft eingelullt von ſüßen Melodien?
O blöder Gott, was liegſt du bei den Niedern
Auf eklem Bett, und läßt des Königs Lager
Ein Schilderhaus und Sturmesglocke ſein?
Verſiegelſt du auf ſchwindelnd hohem Maſt
Des Schifferjungen Aug' und wiegſt ſein Hirn
In rauher ungeſtümer Wellen Wiege?
Und in der Winde Andrang, die beim Gipfel
Die tollen Wellen packen, ihnen krauſen
Das ungeheure Haupt, und dann ſich hängen
Mit tobendem Geſchrei in's platte Tauwerk,
Daß vom Getümmel ſelbſt der Tod erwacht?

Gibſt du, o Schlaf, parteilich deine Ruh'
Dem Schifferjungen in ſo rauher Stunde,
Und weigerſt in der ruhigſtillſten Nacht
Bei jeder Förderung ſie einem König?
So legt, ihr Niedern, nieder euch beglückt!
Schwer ruht das Haupt, das eine Krone drückt.

---

Im Schauſpiel, „der Sturm," erhält der Schlaf gleichfalls ſein Lob: „Er beſucht den Kummer ſelten, doch wenn er's thut, iſt er ſein Tröſter." —

Sehr drollig iſt in eben dieſem Schauſpiel der Einfall des alten Gonſalo, der von ſeinen Gefährten verlangt, daß ſie ihn in den Schlaf lachen ſollen.

Im König Lear nennt Shakeſpeare den Schlaf die Säugamme der Natur, und in Macbeth den flaumigen Schlaf das Scheinbild des Todes und den Balſam wunder Herzen, das Bad der ermüdenden Arbeit, den vorzüglichſten Ernährer des Lebens. Dagegen ſchildert Shakeſpeare die Nacht graunhaft im zweiten Theile des hiſtoriſchen Schauſpiels: „König Heinrich der Sechſte:"

Der bunte, plauderhafte, ſcheue Tag
Hat ſich verkrochen in den Schooß der See.
Laut heulend treiben Wölfe nun die Mähren,
Womit die ſchwermuthsvolle Nacht geſchleppt wird,
Die ihre trägen Fitt'ge, ſchlaff gedehnt,
Auf Grüfte ſenken, und aus dumpfem Schlund
Die Nacht mit ekler Finſterniß durchhauchen.

Noch grauenerweckender iſt das Gemälde der Nacht in dem Drama „der Sommernachtstraum:“

Jetzt beheult der Wolf den Mond,
Durſtig brüllt im Forſt der Tiger;
Jetzt mit ſchwerem Dienſt verſchont,
Schnarcht der arbeitmüde Pflüger,
Jetzo ſchmaucht der Brand am Herd,
Und das Käutzlein kreiſcht und jammert,
Daß der Krank' es ahnend hört,
Und ſich feſt an's Kiſſen klammert.
Jetzo gähnt Gewölb und Grab,
Und, entſchlüpft den kalten Mauern,
Sieht man Geiſter auf und ab,
Sieht am Kirchhofzaun ſie lauern. —

Eben ſo furchtbar erſcheint die Nacht auch in der Tragödie „Macbeth:“

Jetzt ſcheint die eine Erdenhälfte todt
Und böſe Träume ſchrecken hinterm Vorhang
Den unbeſchützten Schlaf. Die Zauberei beginnt
Den furchtbaren Dienſt der bleichen Hekate,
Und aufgeſchreckt von ſeinem heulenden Wächter,
Dem Wolf, gleich einem Nachtgeſpenſte, geht
Mit groß — weit ausgeholten Räuberſchritten
Der Mord an ſein entſetzliches Geſchäft.

Deſto lieblicher ſind die Farben und die Züge, mit welchen Schakeſpeare im „Sommernachtstraum“ und im „Kaufmann von Venedig“ eine mondhelle Nacht malt:

Wie ſüß das Mondlicht auf dem Hügel ſchläft!
Sieh, wie die Himmelsflur
Iſt eingelegt mit Scheiben lichten Gold's!

---

Mich däucht, die Nacht iſt nur ein krankes Tageslicht;
Sie ſieht ein wenig bleicher; 's iſt ein Tag,
Wie's Tag iſt, wenn die Sonne ſich verbirgt.

Ein furchtbares Nachtſtück liefert Hiob's Verzweiflung, da der Unglückliche den Tag und die Stunde ſeiner Geburt verwünſcht:

Verflucht der Tag, da ich geboren ward!
Verflucht die Nacht, in der man ſprach:
Es iſt ein Sohn geboren!
O welch ein Tag! der Tag ſei Finſterniß!
Gott in der Höhe ſuch' ihn nie,
Nie glänz' ein Lichtſtrahl über ihm!
Ihn ſchände Finſterniß und Grau'n,
In Wolken eingehüllt,
Entſetzlich durch des Himmels Trauer!
O welche Nacht!
Vernichtung nehme ſie hinweg,
Daß ſie des Jahres Tagen nimmer folge,
Die Zahl der Stunden nimmer fülle!
Ja! öde ſei ſie, jene Nacht!
Kein Freudenlaut erſchall' in ihr;
Verdunkelt werd' ihr Morgenſtern,
Daß ſie umſonſt des Lichtes harre,
Des Morgenrothes Saum nicht ſehe!

Eben ſo ſchauderhaft iſt bei Hiob die Erſcheinung des Nachtgeiſtes:

Es ſtahl ſich zu mir hin ein Geiſterſpruch;
Mit leiſem Flüſtern drang er in mein Ohr,
Und in der Nachtgeſichte Schreckenſtunde,
Als tiefer Schlaf auf allen Menſchen lag,
Ergriff mich Furcht und Beben,
Und Schauer fuhr durch mein Gebein,

Und mir entgegen kam ein Geiſt.
All' meine Haare ſträubten ſich!
Erſtand, unkenntlicher Geſtalt,
Ein Schattenbild vor meinem Aug',
Und Todesſchweigen ringsumher!

Zu den nächtlich ſchauerlichen Phantaſie-Gebilden der alten Hebräer gehört auch das *Reich der Ungebornen* im Mittelpunkt der Erde, ſtill und formlos wie die Nacht, ſo wie auch jenes öde und tiefe *Nachtmeer*, auf welchem der ſchaffende Geiſt Gottes wie ein aufregender Wind ſchwebt.

Schaurig und groß erſcheint das *nächtliche Todtenreich*, deſſen Dichtung den Hebräern mit den Morgenländern überhaupt eigen iſt, ein großartiges Nachtſtück, welches uns noch jetzt mit Bangigkeit erfüllt!

Das Grab iſt die Wohnung des Todten; die Phantaſie ſtellte ſich aber den Bewohner desſelben als noch lebenfühlend vor im Hauſe der Ruhe und des Friedens; daher die Gewohnheit der Morgenländer, die Gräber ihrer Freunde zu beſuchen und mit den Ruhenden in der dunklen Behauſung ſich zu beſprechen. Sie konnten und wollten ſich die abgeſchiedenen Geliebten nicht ohne Bewußtſein und ohne Gefühl denken, und überredeten ſich, um dieſem Glauben mehr Wahrſcheinlichkeit zu verſchaffen, mit dem ſchönen Wahn, es ſei nicht das Leben ſelbſt, ſondern nur die ſich äußernde Lebenskraft von den Bewohnern des Grabes gewichen, und ſie erſchienen nun wie ohnmächtige Schatten.

Dieſe Dichtung des liebenden Herzens geſtaltete ſich endlich zu einem eigentlichen unterirdiſchen Todtenreiche, mit ehernen Pforten verſchloſſen. Hier lebte die Verſammlung der Schatten; Belial hieß ihr Beherrſcher. Jeder von ihnen trieb das Geſchäft, welches er auf Erden getrieben hatte, wie im Traume fort; aber Belial, der König und ſtrenge Gebieter, gibt Keinen ſeines nichtigen Schattenvolkes aus dem nächtlichen Reiche frei; er geſtattet Keinem die Wiederkehr an das Tageslicht.

Weniger troſtlos und grauenhaft erſcheint Oſſians Todtenreich in den Wolken, wo die Schatten der Helden wohnen, dahin getragen vom Lufthauche, nicht ganz unkörperliche, ſondern dünne, luftige Geſtalten, ſichtbar oder unſichtbar nach ihrem Belieben. Ihre Stimme iſt heiſcher, ſchwach ihr Arm, ihre Wiſſenſchaft aber überſteigt die menſchliche. Es bleibt ihnen im Zuſtande der Trennung die nämliche Gemüthsart, die ihnen während der Vereinigung der Seele mit dem Körper eigen war. Sie reiten auf Winden, ſie ſpannen ihre luftigen Bogen, ſie verfolgen aus Wolken gebildete Thiergeſtalten. Die Geiſter verſtorbener Barden ſingen, Heldengeiſter beſuchen die Gefilde ihres Siegesruhmes. Sie ruhen beiſammen in Höhlen und ſprechen gerne von den Menſchen. Ihre Lieder ſind Nachklänge aus der Vergangenheit ihres irdiſchen Lebens. Zuweilen kommen ſie zu dem Ohre der Schlafenden und erheben ihr Geflüſter.

Ihr Geiſtergeſtalten der kaledoniſchen Vorwelt, ihr ſichtbaren Bewohner eines unſichtbaren Reiches, — erſcheinet in der Stille der Nacht dem Auge der Phantaſie!

Und horch! durch die Heide, in Grauen gehüllt, ertönt ein Laut der Nacht. Ein röthlicher Glutſtrom wälzt ſich von fernem Berge her. Im hellen Streife ſteigt Crugal hernieder, ein Held, der im Kampfe mit Swaran fiel. Sein Antlitz gleicht dem ſinkenden Monde, ſein Kleid iſt Nebel. Matt ſind die Augen wie erlöſchende Flammen; weit gähnt die dunkle Wunde ſeiner Bruſt. Die Sterne durchblicken ſeine düſtere Geſtalt. Conal erblickt den Geiſt des Helden und ruft ihm zu. Die Nebelgeſtalt, halbſichtbar mit vorquellender Thräne, weit ausgeſtreckt der Arm, erhebt ihre Stimme, ſchwachflüſternd wie das Lüftchen im Schilfe des Seeufers:

„Auf Höhen ſchwebt mein Geiſt,
Auf ſand'ger Uferfläche ſtarrt mein Leib.
Nun ſprech' ich nimmer mit dir, nimmer
Siehſt du mich wandeln auf dem Blachfeld.
Wie ſchatt'ger Nebel ſchwimm' ich durch die Lüfte.
Ich ſehe Todeswolken
Hinſchweben über Lena's Fläche.
Gefallen iſt Erins Geſchlecht.
Flieh', eile, und verlaſſe dies Gefilde
Der Geiſter!“

So ſpricht er, und ſchwindet, vom Winde getragen, dahin, wie der Mond am dämmernden Morgenhimmel.

Aber — wer iſt jene Geſtalt, die langſam den Hügel heraufſteigt? — Oskar iſt's, der Jüngling. Nächtliche Schreckbilder ſchweben vor ihm am Boden dahin. Dumpf brauſet das Gewäſſer des fernen Stromes. Durch hundertjährige Eichen fährt der Windſtoß. Trübröthlich ſchleicht der Halbmond zwiſchen den Hügeln hervor. Gebrochene Stimmen vom Gefilde her erreichen das Ohr des horchenden Jünglings. Er zückt ſein Schwert; er ruft: „Ihr Geiſter der Väter! Ihr Schatten, die den Beherrſchern der Erde in den Schlachten begegnen! Gebt mir Kunde von der kommenden Zeit, Kunde von euren vertrauten Geſprächen, wenn ihr von euren Höhen die Thaten der Helden auf dem Schlachtfelde ſchaut!" — Tremmor vernimmt den Ruf des tapfern Sohnes. Er kommt von ſeiner Berghöhe; ein dunkles Gewölk trägt die luftigen Glieder des Helden. Sein Gewand iſt Nebel, ſein Schwert ein erlöſchender Blitzſtrahl, geſtaltlos und trüb ſein Antlitz. Schwebend naht er dem Jünglinge, ſeufzt dreimal, und dreimal toſen die Winde der Nacht. Er ſpricht mit Oskar, und ſchwindet dahin wie Nebel, wenn der treffende Strahl der Sonne ihn verzehrt.

So ſind Oſſians Geiſter auch in ihrer Abgeſchiedenheit noch immer voll Theilnahme für ihre Lebenden hienieden; ſie erſcheinen ihnen ſogar bei den Feſtgelagen der Nacht:

Grau dämmert die Nacht. Fröhlich kreiſen die Muſcheln umher. Hundert Eichen flammen in den Wind; ihr Schimmer beſtrahlt die Heide. Durch ihre Halle wandeln die Geiſter der Helden vorüber, fernher zeigend die trübe Geſtalt. Halb ſichtbar ſchwebt Comala auf ihrem Gewölk; düſter iſt Hidallan, gleich dem verdunkelten Monde, umdämmert vom Nebel der Nacht.

Neben den edlen und holden Geiſtern von Helden und Mädchen zeigt Oſſian auch die furchtbaren, verderblichen, die das Meer vom Grund aufwühlen, Gewitter und Stürme erwecken, Wälder verheeren und Tod unter den Völkern verbreiten.

Schauderhaft iſt Fingal's Kampf mit einem dieſer feindſeligen Geiſter, dem böſen Geiſte von Loda, während die Krieger im tiefſten Schlafe umherliegen:

Nacht ſank auf das Meer. Blaß und froſtig blickte der Mond zur Erde. Im Schlafe lag das Heer. Im Mondlicht glänzten die bläulichten Helme. Langſam erſtarben die Lagerfeuer; nur Fingal ſchloß ſein Auge nicht. Er fuhr empor im Stahlklange ſeiner Rüſtung; er ſtieg den Hügel hinan. Mit rothem Antlitz barg ſich der Mond im Oſten. Ein Windſtoß braust vom Fels; auf ſeinen Flügeln ruht eine düſt're Geſtalt, der bleiche Geiſt von Loda. Er wallt ſeiner Heimat zu, in Mitte der Schrecken. In ſeiner Hand trägt er den kraftloſen Speer. Unter der finſtern Stirne glühen ihm die Augen, wie zuckende Blitze.

Dem fernen Donner gleicht ſeiner Stimme Laut. Ihm tritt Fingal, die Lanze ſchwingend, entgegen. Vom Gipfe des Hügels ruft er:

„Sohn der Nacht! hinweg von mir!
Warum erſchein'ſt du, Schatten mir?
Nicht'ges Luftgebild!
Kraftlos iſt dein Schild, leicht dein Gewölk,
Dein Schwert ein Feuerſtrahl. Ein Windſtoß
Vernichtet deine Waffen und dich ſelbſt.
Hinweg, du düſt'rer Sohn der Nacht!
Ruf' deine Stürme und entflieh'!“

Ihm brüllt des Unholds dumpfe Stimme entgegen:

„Willſt du aus meinem Gebiete mich jagen?
Auf Winden fahr' ich einher.
Gewitter umkreiſen mich; mein Odem tödtet.
Vor mir zerfällt der Tapfern Heer;
Geſchlechter zerſtäuben wie Aſche vor mir,
Blick' ich von meiner Höhe zürnend;
Doch über den Wolken erhebet ſich
Mein friedlicher Wohnſitz,
Und lieblich ſind die Gefilde
Meiner Ruh'!“ —

Fingal, die Hand am Schwertgriffe, entgegnet:

„So weile denn im Gefilde
Deiner Ruh'!
Stieg' ich denn je von meinen Hügeln
Hinauf zu deiner ſtillen Wolkenhalle?

Schwang ich denn je die Lanze
Empor zu deiner Lichtgeſtalt?
Und warum blickſt du grimmig nieder
Und ſchüttelſt deinen Speer?
Nicht beb' ich deinem Grimme; nimmer
Floh ich vor Schaaren auf dem Schlachtgefild.
Den König Morvens ſchreckt kein Kampf mit Helden,
Ihn ſchreckt kein Sohn der Nacht."

Hoch ſchwingt der düſtere Geiſt den Schattenſpeer, ſich vorbeugend in furchtbarer Länge; Fingal aber tritt näher mit entblößtem Schwert. Hell zuckt des Stahles Blitz durch das finſtere Wolken=Scheuſal. Geſtaltlos ſchwindet das Ungethüm in Luft dahin, ähnlich der Säule des Rauches, die aus erlöſchender Eſſe langſam aufwogt und zerfließt. Von den Winden fortgetragen, heult der Geiſt laut auf. Dem Geheule horcht Berg und Thal; dumpf nachächzend, und ſtille ſteht der erſchrockenen Ströme Lauf. —

Oſſian! Deine Helden, ſeine Jungfrauen, deine Geiſter und Mondnächte, haben meine Seele erfüllt und aufgeregt; dir und ihnen ſei auch dieſe Nacht geweiht!

Und ſchon erblick' ich den Barden, ſitzend am Seegeſtade auf einem weit vorragenden Fels. Der Nachtwind durchflüſtert das fliegende Haar. Vor ihm brauſt dumpf toſend der See hellblinkender Wogenkampf. Oſſian greift mit Macht in die Saiten der Harfe. Laut ſchallt ſein Geſang empor zu dem über ihm weilenden Mond:

„Schön biſt du, Sohn des Himmels!
Hold iſt das Schweigen deines Angeſichts.
Du wallſt hervor in Lieblichkeit;
Die Sterne reihen funkelnd ſich
Um deinen dunkelblauen Pfad.
Die Wolken freuen ſich vor dir;
Ihr ſchwarzgelocktes Haupt erglüht
Vor deinem milden Glanz.
Wer iſt dir gleich am Himmel, Sohn der Nacht?
Die Sterne ſtehen beſchämt vor dir,
Und wenden ſchnell ihr Auge weg.

Doch — wohin birgſt du dich, o Mond,
Wenn Dunkelheit dein Antlitz deckt?
Wohn'ſt du im Schatten deines Gram's?
Erloſch das Licht der Liebe
Am Himmel dir?
Sind ſie, die ſonſt ſich in der Nacht
Mit dir erfreut, ſind ſie nicht mehr?
Sie ſind gefallen, holdes Licht,
Und du verhüllſt dich, um zu trauern?
Doch, ſo wie ſie, wirſt auch du ſelbſt
Entſchwinden einſt dem Himmelsraum.
Die Nacht wird kommen und dich ſuchen,
Und dich nicht finden, und vor Trauer
Sich in das tiefſte Dunkel hüllen;
Die Sterne aber, ſie, die einſt,
Von dir beſchämt, ſich weggewendet,
Sie werden jubelnd dann ihr Haupt
Erheben mit erhöhtem Glanz.“ —

Kaum iſt des Barden Stimme verklungen, und ſchon zieht eine andere Nachterſcheinung mein Auge auf ſich. Einſam wandelt ein Mädchen am Hügel. Colma iſt's. Sie tritt hervor in ihrer Schönheit, den Blick geſenkt, das Auge in Thränen ſchimmernd. Ihr Haar wogt, vom Winde getragen. Sie hebt die weißen Arme empor. Salgar verſprach zu kommen; die Nacht ſank — und er kommt nicht! Colma, verlaſſen am Hügel, läßt ihrer Klage melodiſchen Laut ertönen:

„Nacht iſt's, ich bin allein
Am Hügel ſaust der Sturm;
Dem Fels entſtürzt der Strom,
Entſteig', o Mond, der Wolke!
Ihr Sterne, leitet mich
Zur holden Stätte hin,
Wo mein Geliebter ruht,
Ermüdet von der Jagd,
Der Bogen neben ihm,
Die Hunde um ihn her!

Kein Laut verkündet ihn.
Hier iſt der Fels, hier iſt der Strom;
Es heult der Sturm, es tost der Strom, —
Und Er verſprach zu kommen!
Salgar! wo weileſt du?
Wo irreſt du umher?
Feind ſind ſich unſ're Stämme,
Wir ſind uns ja nicht feind!

O ſchweige, Wind und Strom!
Ein Weilchen ſchweiget nur,
Daß meine Stimm' erklinge,
Daß mich mein Salgar höre!
Hier iſt der Baum, der Fels;
Was ſäumeſt du zu kommen?
Mein Salgar, höre mich!“

Und ſieh'! der Mond tritt hervor aus dem Gewölk; von ſeinem Strahl erglänzt des Stromes Flut. Grau dämmern ringsumher die jähen Felſen. Colma, getrieben von ſteigender Unruhe, eilt wie ein ſcheues Reh über die Heide dahin, erblickt zwei Leichen, die blutgerötheten Schwerter neben ihnen, die Leiche Salgar's! Und zu den Todten bettet ſich die Todte! —

Ein neues Bild erſcheint, mich von der Trauer-Scene wegzuziehen. Barden treten aus einer gaſtlichen Halle in die Nacht hinaus, welche in Gegenbildern zu beſingen ſie vor Wetteifer glühen. Sie rühren die Saiten ihrer Harfen, zuerſt dumpf und leiſe, wie das Sauſen fernen Sturmes. Schon beginnt der erſte Barde:

### Erſter Barde.

„Die Nacht iſt dicht und ſchaurig,
Auf Hügeln ruh'n die Wolken,
Und tief im Walde brauſt's.
Kein Mond blickt von der Höh',

Kein bleiches Sternlein flimmert;
Tief iſt die Nacht und ſchaurig.
Vom Baum am Grabe ſtöhnt
Der Eule Klagelied,
Und auf der Heide ſchwebt
Ein Schattenbild dahin.
Ich grüße dich, Erſcheinung!
Du zeigeſt uns den Pfad,
Auf dem bald eine Leiche
Zum Grabe wird getragen.

Schwarz iſt die Nacht und ſchaurig!
Rings birgt ſich Wild und Vogel;
Still ruhen Hirſch und Reh
Im Moos der Felſenkluft,
Und unterm Flügel birgt
Der Auerhahn den Kopf.
Tief iſt die Nacht und ſtill;
Die graue Dogge nur
Heult, von der Hütte fern,
Und ferner noch der Wolf.

Schwarz iſt die Nacht und ſchaurig.
Der angſtbeklemm'ne Wand'rer
Verlor den ſichern Pfad.
Er irrt durch Strauch und Dorn,
Bebt vor dem wilden Strom,
Bebt vor des Sumpfes Tücke,
Bebt vor der Klippe Sturz,
Bebt vor des Sturmes Macht,
Bebt vor dem Geiſt der Nacht.

## Zweiter Barde.

Zerſchmettert liegt die Eiche,
Zerſtört des Jägers Hütte:
Zerriſſenes Geſtein
Bedeckt das öde Thal,
Und über den Ruin
Entflieht der wilde Sturm:
In ferner Kluft verhallt
Hinſterbend ſeine Wuth.

Nun trennt ſich das Gewölk:
Aus ſeinem Schooße blickt
Der Sterne blaues Licht,
Und flüchtig zeigt der Mond
Sein Antlitz bleich und mild.

Die Nacht iſt ruhig, ſanft und ſchön,
Iſt friedlich, heiter, ſternenhell,
Und am Gebirge ſteht der Mond.
Bäume glänzen, Ströme flimmern
An der lichten Felſenwand,
Und melodiſch-leiſe hallet
Der Wogen mildes Schlummerlied.

Vorüber iſt die Mitternacht,
Und vor der Hütte kräht der Hahn.
Schon greift des Landmanns Hand
Im Dunkel um ſich her,
Und ſein getreues Weib
Weckt den erſtorb'nen Herd;

Die Flamme lodert auf
Mit dem hellrothen Schein.

Der Jäger ahnet ſchon
Das nahe Morgengrau,
Und ruft der Doggen Schaar;
Sie ſpringen um ihn her
Mit lautem Luſtgebell.
Er faſſet Speer und Bogen,
Und ſteigt hinan den Hügel.
Sein munt'res Morgenlied
Verſtärkt den Wiederhall.

Bald iſt die Nacht verſchwunden,
Bald naht der junge Tag
Zu neuem Leben auf.
Wie aber, hüllt einmal
Der Schooß der Nacht uns ein,
Wir wachen nimmer auf!
Wo ſind der Vorzeit Helden?
Wo ſind die edlen Barden
Die Mädchen ſchön und hold?
Kaum, daß ſie waren, ſagt
Uns ihr bemoostes Grab!

Auch uns wird bald vergeſſen
Ein kommendes Geſchlecht;
Die Diſtel birgt dem Enkel
Der Ahnen edles Grab,
Und Neugier nur wird fragen:
Wo ſtand der Väter Halle?

So ſtimmt denn Lieder an,
Und laßt die Muſcheln kreiſen;
Laßt hundert Harfen klingen!
Steckt hundert Fackeln auf!
Froh ſoll die Nacht uns ſchwinden,
Bis uns das Morgenlicht
Friſch in die Halle bricht!

Noch kann ich mich von Oſſian, dem Sänger der Helden und des Geiſterreiches, nicht trennen. Reich, wie in Allem, zeigt er ſich auch in ſeinen Gleichniſſen. Vorzüglich gibt der Mond, die Sonne und der Nebel, ihm eine Fülle der herrlichſten Bilder. Wie mannigfaltig weiß er den Nebel auf dieſe Weiſe zu benützen, dieſe in ſeinem Lande ſo gewöhnliche Erſcheinung! Die liebliche Morna, das ſchönſte der Mädchen, gleicht dem Schnee der Gefilde, ihr Haupthaar dem Nebel, wenn er, um Klippen geringelt, im Strahle des Abends glänzt. — Der rührende, ſeelenſchmelzende Geſang gleicht dem ſanfteren Nebel, der über ein ſchweigendes Thal ſich verbreitet. — Das Dunkel des Alters naht ſich wie Nebel von Wüſten. Das Dunkel der Schlacht wälzt ſich umher, wie Nebel auf Thälern, wenn Gewitter die Sonne umziehen.— Der Ruhm eines Helden ſchwindet, wie der Nebel im Thale vor ſauſenden Winden dahinflieht. — Die Geſtalt eines Geiſtes vergeht wie Nebel, den der treffende Strahl der Sonne verzehrt. — Unedle Naturen gleichen dem Nebelqualm, der niedrig über Sümpfen brütet, ohne ſich je zu grünenden Hügeln emporzuſchwingen. Er fürchtet, dort den Winden zu begegnen, und lagert ſich in Klüfte, aus welchen er Pfeile des Todes hervorſendet.

Nicht minder mannigfaltig, treffend und ſchön ſind die vom Monde hergenommenen Gleichniſſe.

Der Schild eines Kriegers gleicht der Scheibe des Mondes mit dämmerndem Rande. -- Das Antlitz eines Geiſtes gleicht dem ſinkenden Monde, oder ſeinem bleichen Strahle, der durch Regenwolken ſchimmert. — Ein ſchönes Mädchen erſcheint wie das entwölkte Mondlicht. — Die holde Lorma harret ſehnſuchtsvoll ihres Geliebten; ſie wähnt ſeinen Fußtritt zu hören; Freude verklärt ihr Antlitz. Bald kehrt der Kummer in die Seele der Getäuſchten zurück; ſo wandelt ein verdünntes Gewölk über den Mond. — Die reizende Vinvela wandelt am Bache dahin, wie der Mond auf den Wellen. — Bei den fröhlichen Bardengeſängen, von hundert Harfen begleitet, erheitert ſich die Stirne des düſtern Swaran und glänzt, nicht ungleich dem Vollmonde, wenn die ihn umdrängenden Wolken hinwegfallen und ſein friedliches Antlitz makellos in der Mitte des Himmels ſtrahlt. — Einen Jüngling, deſſen früher Tod auf dem Schlachtfelde der Barde im Geiſte vorherſieht, ruft er zu: Lieblich erglänzender Strahl der Jugend! Nicht lange wirſt du den Speer ſchwingen. Trübe ſteht der Tod dir hinter dem Rücken. So dämmert eine Hälfte des Mondes zunächſt am wechſelnden Lichte."

Und nun empfange auch die Sonne, ſie, die den Mond erhellt oder dunkel läßt, die Huldigung des Barden! — Ein Beſiegter im Kampfe ſpricht zu dem edelmüthigen Fingal: „Schrecklich biſt du, o König, in den Schlachten der Speere, im Frieden aber gleichſt du der Sonne, wenn ſie durch leiſe Frühlingsregen blickt. Die Blumen erheben die ſchönen Häupter vor ihr, und Lüftchen ſchütteln die flüſternden Schwingen.“ — „Sein Geiſt war mild und hold wie die Stunde des Sonnenunterganges.“ —

„Der Jüngling war lieblich wie der erſte Strahl der Morgenſonne.“ —

„Sein Geiſt war düſter gleich der Sonne an einem nebeligen Tage, wenn ihr Angeſicht wäſſerig und dunkel iſt.“ —

„Oskar, da er, von Feinden umgeben, bald den Fall der Seinigen befürchtete, bald wieder zu ſiegen hoffte, war zuweilen düſter wie die Sonne, wenn die Wolke vor ihrem Antlitz ſteht; dann blickt ſie aber wieder ſtrahlend auf die Hügel von Kena.“ —

„Ein Heldenjüngling, jauchzend im Vorgefühle ſeiner Kraft und dem Feinde entgegenſtürmend, ſpricht: Hoch ſchlägt mein Herz; hell iſt mein Ruhm, gleich dem Lichtſtreifen auf einer Wolke, wenn die Sonne vortritt.“ —

„Die Seele eines Helden erglänzt vor dem Anfange einer Schlacht wie das grüne Thal, auf welches die Sonne ihren Strahlenſtrom ausgießt, eh' ſie ihr Haupt im Sturme verbirgt.“ —

Indem ich dieſes niederſchrieb, ſchmückte der Morgen den Himmel mit Purpur zum würdigen Empfang der Sonne. Ich begrüßte ſie mit Oſſian's Harfentönen, ich wollte ihr von ſeinen Blumen einen Hymnenkranz flechten und zum Opfer darbringen *):

Die du hoch am Himmel wandelſt,
Sonne! Wer gab dir die Strahlen?
Aus welchem Borne quillt
Dein ewiges Licht?
In majeſtät'ſcher Schöne ſchreiteſt du
Von Oſten her; die Sterne ſchwinden,
Und eilend taucht der bleiche Mond
Sich in des Meeres Fluten, —
Du aber wandelſt deine Himmelsbahn
Allein hinan!

Furchtbar ſchön biſt du, wenn deine Strahlen
Todespfeile auf ein Schlachtfeld ſprüh'n;
Doch ſegnet dich der frohe Jäger,
Wenn er nach einem Ungewitter
Hervortritt aus der Höhle Schutz, und du,
Hernieder blickend aus getheilten Wolken,
In den Thautropfen ſeiner Locken zitterſt
Mit deinem Freudenſtrahl.

Tochter des Himmels! Du biſt ſchön,
Wenn du im Siegeslauf das Ziel erreichſt.
Weit öffnet ſich die Abendpforte
Und zeigt dein gold'nes Ruhebett.

---

*) Die folgende Hymne iſt aus einzelnen Blumen der Gedichte Temora, Karthon und Karrikthura gewunden.

Die Wellen ſammeln ſich und heben,
Um dich zu ſchauen, zitternd ihre Häupter.
Lieblich Entſchlummerte, ruhe ſanft
In deiner Schattengrotte
Und freudig führe dich nach deinem Schlummer
Der Tag zurück!

Die Eichen ſtürzen von den Bergen;
Das altergraue Felsgeſtein verwittert;
Das Meer hebt ſich empor und ſinkt;
Voll ſtrahlt der Mond und ſchwindet bleich.
Du aber bleibſt dir immer gleich
In deiner Siegesherrlichkeit.
Wenn Donner rollen, Blitze flammen,
Die Erde im Gewitter bebt,
Dann blickeſt du verachtend nieder
Auf Donner, Blitz und Sturm.
Und wäreſt du vielleicht dennoch
Dem grauen Barden ähnlich, Sonne?
Auch du ein Kind nur der Vergänglichkeit?
Sollſt du auch enden einſt und nicht
Den Morgen hören, der dich ruft?
O wandle, du unwandelbares Licht,
Erhaben über Gram und Wolken,
Auf deiner freien Himmelsbahn!
Unhold und düſter iſt das Alter:
Du aber freue dich
In ew'ger Jugendkraft!

## III.

## Die Dämmerung.

Nun wollen wir uns nicht mit der Nacht ſelbſt beſchäftigen, ſondern mit der täglichen Vorrede zur Nacht, nämlich mit der Dämmerung, jener zweifelhaften Zeit, in welcher es weder Tag oder Nacht iſt, daher ſie auch ſehr treffend bezeichnet wird, durch das deutſche Wort Zwielicht; dem auch manche Menſchen mit Dämmerungs-Geſichtern und Dämmerungs-Charakteren gleichen, aus denen man nicht erſehen kann, was ſie eigentlich ſind, und für was man ſie nehmen ſoll.

Der Abenddämmerung iſt ein gar heimliches Weſen eigen. Sie naht ſo leiſe; ſie legt ſich uns ſo ſanft an die Bruſt, ſie küßt uns die Schläfe ſo mild! Wie ſchön iſt das trauliche Zuſammenkommen der Familien, deren Glieder, jung und alt, der Tag in Anſpruch nahm und bei ihren verſchiedenartigen Beſchäftigungen lang von einander entfernt hielt!

Nun tritt die holde Dämmerung in feierlicher Stille ein. Die Getrennten eilen, ſich in der wohlbekannten Stube zu vereinigen. Froh der beſtandenen Tagesarbeit und des redlich erworbenen Lohnes, eilen ſie zu einander, freundlich begrüßend und geſprächig, indem ſie, ſich's bequem machend, manche neue Erfahrung, manche intereſſante Begebenheit, manches unerwartete Zuſammentreffen, manches vermiedene Unglück, manche neu eröffnete ſchöne Ausſicht mit herzlicher Hingebung erzählen oder mit inniger Theilnahme ſich erzählen laſſen. Da beginnen nun die warmen holden Dämmerungsgeſpräche, wo die befreundeten Menſchen ſich ihr Innerſtes aufſchließen. Die Natur ſelbſt ſcheint das Stillleben des häuslichen Kreiſes mitzufeiern. Der Wind, welcher am Tage ungeſtüm ſauſend tobte, hat ſich gelegt, als wollte der ſonſt Ruheloſe die herannahende erwünſchte Ruhezeit der arbeitmüden Menſchen nicht ſtören. Selbſt die dunklen Wolken ſcheinen geſellig zuſammen zu ruhen im Schooße der Atmoſphäre; die Vögel betten ſich unter ihre Freiherbergen der Laubdächer, von keinem Lüftchen bewegt, und die Fluten murmeln, Amme und Kind zugleich, ſich ſelbſt ihr leiſes Schlaflied.

Im Innern der Häuſer und Hütten beginnt nun das Feſt traulicher Geſelligkeit. Schon verdichtet und ſchwärzt die Nacht den grauen Flor, womit die Dämmerung alle Gegenſtände umwob. Unkenntlich werden die Geſichtszüge der verſammelten oder eintretenden Verwandten und Freunde, und allmählig entſchwinden auch die Geſtalten der Zimmergeräthe den behutſamer ſpähenden Augen.

Endlich hört man im dunklen Raume der ſich belebenden Küche die Schläge des funkenſprühenden Feuerſteines kniſtern, und die Verſammelten ſehen freudig dem Licht entgegen. Endlich öffnet ſich die Thür, und Marie, die rüſtige Hausmagd, den empor gehaltenen Leuchter tragend, tritt ein. Vor der Kerzenflamme flieht das Dunkel zuerſt wie ein Vorhang von der nächſten Wand hinweg, dann er=

gießt ſich der ſchnell verbreitete Lichtglanz über die Decke und auf den Boden des Zimmers, während die verſcheuchten Schatten überall zurückweichen, und ſowohl Menſchen als Geräthſchaften wieder in ihren wohlbekannten Geſtalten erſcheinen. Die liebe Jugend, die ſich vorher, nicht ohne heimliches Grauen, den Erwachſenen anſchmiegte, ſpringt nun jubelnd auf, während die Uebrigen ſich an den gewaltigen Familientiſch ſetzen, auf welchem die allvereinigende, allerfreuende Kerze prangt.

Mir war die Abenddämmerung ſo ganz geſchaffen für vertrauliche Mittheilung, für Herzensergießungen treuer Liebender, und vorzüglich für Ahnungen, von früher Jugend an die liebſte Stunde. Ich dichtete deßhalb auch eine Paramythie vom

### Urſprung der Dämmerung.

„Vor der Verſammlung der Götter erſchien einſt, in ſchwarzem Schleier gehüllt, die Nacht. Ihr gegenüber trat der ewigjunge Tag in hellſtrahlendem Feierkleide ein. Die Nacht begann:

„Ich bin die Tröſterin der Sterblichen. Verwundet von den Lichtpfeilen und Beſchwerden des Tages, kühlt die Ruhe meines umhüllenden Schattenflores die Qual der glühenden Bruſt, und mein Friede gießt Balſam auf des Entſchlummerten verweintes Auge. Fern vom Getümmel des Tages erhebt ſich der Geiſt des Menſchen auf meinen Schwingen zum Wohnſitze der Götter. Ich bin der Liebe

STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

hold und entziehe ſie den Blicken des Neides, den knöchernen Händen der Habſucht, den Feſſeln des Hochmuths und den Dolchen der Rachgier. Erquickend umgaukeln meine Träume den Müden, erheben den Armen auf den Gipfel des Glückes, und eröffnen der gekränkten Unſchuld Elyſiums Fluren. Vernichte denn, o Zeus, den Ruheſtörer Tag und gib mir allein die Herrſchaft über die Erde!" —

Nun begann der Tag. Sein Lächeln übergoß den ganzen Olymp mit Roſenſchimmer.

„Ich bin," ſagte er, „der Gott der Freude. Mein Erwachen ſtrömt, entzückend, neues Leben über die Erde, die, von der Nacht in ein Sterbekleid gehüllt, Grab und Leiche zugleich, ſchauderhaft dalag. Auf meinem erſten Strahle ſchwingt ſich des Frommen Gebet zum verklärten Himmel empor. In meiner Klarheit erblickt der Weiſe den Abglanz einer Gottheit. Licht und Wärme wandeln mir wie Genien zur Seite, richten jede Blume auf, reifen jede Frucht, entzünden das Feuer allgemeiner Thätigkeit und wecken die Lebensluſt, daß ſie aus tauſend Kehlen aufjubelt. Aber indem ich noch meine Wohlthaten über die Erde ausſtreue, die im Feſtſchmuck voll Abendthauperlen flimmert, da kommt die neidiſche Nacht, wirft den betäubenden Todesſchleier über mich, und rafft mich dahin. Erhöre denn, Gott der Götter, mein Flehen, und laß mich allein den treuwaltenden Freund und Geſpielen der Erde ſein!" —

Zeus lächelte: „Euch Beide bedürfen die Menſchen; ihr ſeid ihnen in gleichem Grade nothwendig. Haben ſie dein reges Leben, Gott des Tages, genoſſen, deine Blumen gepflückt, deine Mühen getragen, dann ſammeln ſie, ſtille Nacht, auf deiner kühlen duftenden Balſamflur Ruhe und Kraft zu neuem Genuße, zu neuer Thätigkeit. Darum müßt ihr die Herrſchaft über den Menſchen theilen, ſowie auf ſeinem Antlitz das Lächeln mit den Thränen wechſelt, und aus ſeinem Munde ſowohl Seufzer als Jubeltöne hervorgehen. Du ſtille Nacht, nimm denn zu deinem Gefolge die Ruhe, den Balſam des Schlafes, den Chor der Träume, den Kuß der Liebe und den Flug heiliger Begeiſterung! — Dir aber, ewigjunger Gott des Lichtes! gebe ich zu treuen Gefährten das allbelebende Erwachen, die frohſinnige Thätigkeit, das muthige und beharrliche Streben, und den Chor der reinſten Freuden.“ —

Verſöhnt durch den Gott der Götter, umarmten ſich die Vermählten. Da ward die Düſterheit der Nacht von einem ſanften Lächeln erhellt, indeß ein Flor ſüßer Rührung das leuchtende Antlitz des Tages umwob. So zerfloß ihre erſte Umarmung in Dämmerung, die ſeitdem, ſo oft Tag und Nacht zögernd von einander ſcheiden, das tröſtende Zeichen ihrer nächſten Wiedervereinigung blieb.

Einen wunderbaren Reiz hat Herder's Gedicht „die Dämmerung,“ für mich; einen Reiz, in welchem Wonne und Wehmuth auf das Innigſte verſchmelzen. Ich pfleg' es mir in der Abenddämmerung oft leiſe vorzuſagen, oder es als eigentliches Dämmerungslied mit einfacher Guitarre-Begleitung zu ſingen. So lautet die Dichtung:

Der Aether und die Liebe war
Das ält'ſte hohe Götterpaar;
Sie zeugten die Unſterblichen,
Den Himmel und die Seligen.

Und tiefer in der Wolken Reich
Ward ihr Geſchlecht der Wolke gleich;
Sie, ewig ſchön und ewig jung,
Erzeugten uns die Dämmerung.

Aus Licht und Schatten webten ſie
Der Menſchen täuſchend Daſein hie;
Nur Dämmerung iſt unſer Blick,
Nur Dämmerung iſt unſer Glück.

Der Jugend holdes Morgenroth
Verbirget, was der Tag uns droht;
Der Blume ſchwülen Mittag kühlt
Ein Zephyr, der am Abend ſpielt.

Und Ohr und Auge täuſcht ſich gern,
Das Herz, es pochet in die Fern',
Und wünſcht und hat und glaubt es kaum:
Denn auch ſein ſchönſtes Glück iſt Traum.

Die Hoffnung, ewig ſchön und jung,
Iſt uns ein Kind der Dämmerung;
Auch ihre Schweſter Sehnſucht liebt
Den Schleier, der die Lieb' umgibt.

Ich dank' euch, die ihr um mich ſchwebt,
Daß ihr die Hülle mir gewebt;

Doch, Lieb' und Aether, leihet, leiht
Mir einſt ein helles Pilgerkleid!

---

Indem die letzten Töne des Liedes verhallen, ſteigen andere Gedanken über die Dämmerung in meiner betrachtenden Seele empor:

Die Dämmerung hat in jeder Jahreszeit einen andern Charakter, im Frühling einen lieblichen, im Sommer einen feierlichen, im Herbſt einen ſchauerlich-ſchwermüthigen, im Winter einen düſter-ernſten.

Morgen- und Abenddämmerung unterſcheiden ſich von einander ſo bedeutend, wie Kommen und Scheiden. Die erſtere gleicht mehr dem aufregenden Gefühle der Erwartung oder der Vorbereitung zu einem Feſte; die letztere der wehmuthigen Empfindung des Scheidens oder der Erinnerung an hingeſchwundene Freuden, verklungene Töne, verblichene Farben; die Erſtere führt uns in die wirkliche Welt ein, zur Thätigkeit aufregend, die Andere lockt uns in das Geiſterreich und wiegt uns zur Ruhe.

Die Dämmerung iſt die Geburt des Tages und ſein Tod; ſeine Wiege und ſein Sarg. Die Morgendämmerung iſt das Ende der Nacht, und der Anfang des Tages, die Abenddämmerung des Tages Ende und der Anfang der Nacht. Im erſten Falle weicht die Nacht der Ankunft des Tages, im zweiten ſcheidet der Tag, eh noch die Nacht eingetreten iſt.

Die Abenddämmerung verklärt ihren Eintritt, indem ſie ſchon auf dem Abglanze der untergehenden Sonne heranſchwebt, welcher der Erinnerung an eine ſchöne Vergangenheit gleicht, ſo wie bei der Morgendämmerung der Verglanz der Sonne die Ahnungen einer ſchönen Zukunft darſtellt.

Und ſo finden wir das Bild der Morgen- und Abenddämmerung auch im Menſchen: im Kinde und im Greiſe.

Dem Säuglinge, dieſer Knoſpe des Lebenstraumes, ſchimmern die Sterne am halblichten Himmel ſeines Daſeinmorgens, um bald nachher am Tage zu verlöſchen; dem Greiſe gehen ſie am Lebensabend auf, um ihm, ſtets heller funkelnd, durch die Grabesnacht als Wegweiſer zur Reiſe in das ewige Leben zu dienen.

Will man die Dämmerung blos in phyſiſcher Hinſicht betrachten, ſo ſcheint es, Gott habe ſie vorzüglich deßhalb geſchaffen, weil er in der ganzen Natur keine gewaltſamen Kontraſte, ſondern in Allem und Jedem — beim Entſtehen wie im Vergehen, — allmälige Uebergänge nöthig fand. Anders dachte und handelte der Tyrann Dionyſius, der über einen finſtern Kerker ein hellſchimmerndes Haus bauen ließ, damit diejenigen, denen er grauſamer Weiſe zum Scheine die Freiheit gab, in dem Augenblick, da ſie aus der Nacht plötzlich in den Lichtglanz traten, erblinden mußten!

## IV.

**Der Auszug der Israeliten aus Aegypten. Die Feuerſäule. Die nächtlichen Andachten der erſten Chriſten. Die Chriſtennacht. Das jüngſte Gericht. Nächtliche Verbrechen. Königsmord. Mit Gott im Himmel hadre nicht! Die Kindesmörderin. Das todte Herz. Der nächtliche Wanderer. Räuber ehren den Genius.**

Die Nacht, ſie ſei nun ruhig oder ſchauerlich, hat immerzu etwas Erhebendes. Insbeſondere waltet unter dem Sternendom der Nacht die Andacht, die ſich hier ungeſtört zu dem Höchſten emporſchwingt. Geleite mich, Engel der Andacht, durch die Hallen der Dunkelheit auf dem unendlichen Ozean des Weltalls, mit Millionen ätheriſcher Leuchtthürme geſchmückt.

Wie oft war die Nacht Zeugin des Heiligen und Erhabenen!

Im Dunkel der tiefen Nacht führte Moſes das Volk Israels aus der ägyptiſchen Knechtſchaft. Verfolgt von einem Würgerheer hochmüthiger, wuthſchnaubender Götzendiener, zogen die Anbeter des Einigen Gottes dahin durch ſtarrende Wüſten. An ihrer Spitze ſchritt der gottbegeiſterte Seher einher, vor ihm eine wandelnde Feuerſäule, die Finſterniß erhellend, wie das Licht des Glaubens die Nacht der Seele und des Lebens erhellt.

Den ſchwerbedrängten Flüchtlingen ſtellt ſich, wie im Bunde mit den Feinden, das feindliche Meer entgegen. Will es ihnen auch die Möglichkeit der Rettung vernichten? Schon drängen die wuthſchnaubenden Feinde heran, zahllos wie die Wogen des Meeres. Aber — je größer die Noth, je näher Gott! — Ihn preiſen die Unglücklichen, ſelbſt in dem Augenblick ſtandhaft, da das Verderben ſeinen Rachen öffnet, ſie zu verſchlingen. Die Feuerſäule leuchtet, die beglühten Wogen brauſen. Hinein in die donnernde Flut! Ihr nach, der Feuerſäule des Glaubens in der Nacht des Lebens! Moſes ſchreitet voran, ſetzt kühn den Fuß auf die brauſende Flut; muthig folgen die Seinigen dem gottbegeiſterten Führer. Und ſieh! die Fluten weichen zurück, zu beiden Seiten bildet ſich eine bewegungsloſe, rothglühende, kryſtallne Flutenwand, und die Flüchtigen, erſtaunungsſtumm, ziehen durch die trocknen Meereshallen, wie durch einen königlichen Prunkſaal mit Purpurteppichen behängt. Gerettet ſind die Verfolgten; die Verfolger fliegen herbei, ſtürzen blutlechzend auf ihre Beute. Auf die Gottloſen hernieder fallen die Kryſtallwände, nun zornglühende Todesfluten. Geſchrei der Mordluſt und der Verzweiflung, Schwertergeklirre, Geraſſel der Streitwagen, — plötzlich Alles verſtummt! Lautloſe Grabesſtille! Der Meeresgrund wird der Sarg von Tauſenden und die ſiegesſtolzen Wogen brauſen über ein vernichtetes Heer dahin.

Die Nacht ſchwindet. Von der Purpurglut des Morgens umfloſſen, knieen am jenſeitigen Ufer die Geretteten, und ihr Dankgebet hallt feierlich über die Begrabenen im Abgrunde, zu Gott, dem Beſchützer der Verfolgten, empor. —

In deiner heiligen Stille, o Nacht! verſammelten ſich einſt die erſten chriſtlichen Gemeinden zum Gebet in den Gräbern. In den Todeshallen zündeten die Verfolgten ihre Fackeln an und ſchmückten den Altar, dem ſeither die Form eines alten Grabes blieb, mit Blumen. Aus unterirdiſchen Gewölben ſchollen die Hymnen der Verfolgten leiſe und feierlich empor zu den Sternen, die, wie horchende Zeugen, in ihrem reinſten Lichte über den Bekennern des reinſten Glaubens ſchimmerten. Niemals, (ſagt Chateaubriand) ſah man ſo viel Tugend unter den Chriſten, als in jener Zeit, wo die Gläubigen, um den Gott des Lichtes und des Lebens anzubeten, ſich in die Finſterniſſe der Nacht und des Todes verbergen mußten.

Um Mitternacht ward Chriſtus geboren, der Erlöſer des Menſchengeſchlechtes, und die Glorie jener Nacht ſtrahlte heller als je ein Tag auf Erden; ſie wird ſtrahlen fort und fort als der Leitſtern des Heiles, der uns durch die Nacht des Grabes zum Morgen des ewigen Lebens führt. Wohl ihm, dem auf nächtlichem Pilgerwege die Glorie des Glaubens leuchtet, wie die Wundererſcheinung jener Feuerſäule das Volk Israels durch die Fluten des Meeres führte! Wohl ihm, dem die himmliſche Stimme frommer Unſchuld fortwährend tönt, wie das Hoſannah der Engel in jener Nacht des Heils!

In deinem heiligen Dunkel, furchtbarſte und freudigſte der Nächte! wird einſt erſcheinen der Herr über Leben und Tod, über Daſein und Vernichtung, über Lohn und Strafe, wird Er, der allmächtige Richter erſcheinen zum jüngſten Gericht über Gerechte und Sünder. Dann wird die Sternenſchrift erlöſchen, wird ſchwinden das Reich der Finſterniß. Oeffnen wird ſich der ſchwarze Himmel, herniederſtrömen wird die Glorie von Gottes Herrlichkeit; die Todten werden erwachen vor dem in die Tiefe der Gräber eindringenden Lichtglanz, und auferſtehen werden die Guten, Reinen nnd Gerechten, wie Blumen, zum Frühling ewiger Glückſeligkeit!

Gott der Gnade und der Liebe, laß mich ſein unter ihnen!

Entſetzlich iſt ſchon der bloße Gedanke an die Nacht einer ewigen Verzweiflung, die dem Ruchloſen droht. Du, o Nacht, folterſt aber auch ſchon in dieſem Leben das Laſter mit den furchtbarſten aller Strafen, furchtbarer als der Tod! Du ſcheucheſt den Schlummer von den glühenden Augen des Verbrechers, legſt dich, ein Alp der Hölle, laſtend auf ſeine ruheloſe Bruſt, geißelſt die Seele mit den giftigen Schlangen des böſen Gewiſſens uud mit allen Schreckgeſtalten des verübten Frevels.

Tretet vor meine Augen, ihr Verbrechen, die, im Dunkel der ſchweigenden Nacht verübt, noch gräßlicher, noch ſchauderhafter erſcheinen! Und ſieh! ſchon ſchreitet eine furchtbare Nachtgeſtalt einher durch einen hochgewölbten düſtern Saal; du biſt es, weibliches Ungeheuer, Macbeths furchtbare Gattin. Horch! Sie ſelbſt ſtachelt die Mordgier, die wie ein giftgeſchwollener Drache in ihrem Buſen brütet, in ſich auf:

„Kommt jetzt, ihr Geiſter,
Die Mordgedanken ſä'n, entweibt mich hier!
Füllt mich vom Wirbel bis zur Zeh', randvoll,
Mit wilder Grauſamkeit! Verdickt mein Blut,
Sperrt jeden Zugang, jeden Paß der Reue,
Damit kein Stich der kehrenden Natur
Erſchütt're meinen gräßlichen Entſchluß,
Noch Frieden lege zwiſchen die Vollſtreckung
Und ihn! An meine Weibesbrüſte kommt,
Tauſcht meine Milch mit Galle, Morddämonen,
Wo ihr als unſichtbare Weſen auch
Lauert auf Naturverderb! Komm', dichte Nacht,
Und hülle dich in düſtern Höllendampf,
Damit mein Stahl nicht ſehe, wo er trifft,
Noch durch den dunkeln Schlei'r der Himmel blicke,
Und: „Halt! halt! rufe.“ —

Nichts in der Natur iſt ſo entſetzlich, als ein Weib, welches die Weiblichkeit von ſich wirft. Davon ſehen wir auch hier ein furchtbares Beiſpiel; denn indeß die Entweibte ſchon alle Höllengeiſter des Mordes aufruft, regt ſich in Macbeth's Innerſtem noch das aufgeſchreckte Gewiſſen; er ſchaudert vor dem frevelhaften Königsmorde, ſchaudert vor dem Gedanken, den Schlafenden zu ermorden, den Schlaf, den unſchuldigen, heiligen Schlaf, der den verworrenen Knaul der Sorgen auseinander löſt, den Tod von jedes Tages Leben, das Bad ſchwerer Arbeit, den Balſam wunder Gemüther, die nahrhafteſte Speiſe beim Gaſtmal des Lebens! — Da erwacht in ihm die warnende Stimme der Ueberlegung:

„Wär's, wenn gethan, auch abgethan, gut wär's,
Man thät' es ſchleunig. Wenn der Meuchelmord
Die Folgen hemmen könnt' im Flug und haſchen
Durch ſein Vollzieh'n ein gut' Gedeihen, ſo daß
Der Streich das Eins und Alles wäre hier,
Nur hier, auf dieſer ſeichten Furch' der Zeit —
Wegſpringen wollt' ich über's künft'ge Leben:
Doch ſolche Thaten richten ſich ſchon hier;
Die blut'ge Lehre, die wir Andern geben,
Fällt, kaum ertheilt, auf des Erfinders Haupt.
Die gleich ausſpendende Gerechtigkeit
Setzt uns den eig'nen Giftkelch an die Lippen.“ —

„Er wohnet hier in doppeltem Vertrauen,
Erſt, weil ſein Blutsfreund und Vaſall ich bin;
Zwei ſtarke Gegengründe! Dann ſein Wirth,
Der ſeinem Mörder ſchließen ſoll die Thür,
Nicht ſelbſt das Meſſer führen. Ueberdies
War dieſer Dunkan ein ſo milder Herrſcher,
So makellos in ſeinem großen Amt,
Daß ſeine Tugenden, Schutzengeln gleich,
Anklagen werden mit Poſaunenzungen
Die Höllenſünde ſeiner Wegraffung,
Und Mitleid, wie ein nacktes, neugebornes Kind,
Im Sturm herunterfahrend, oder wie
Des Himmels Cherub auf den unſichtbaren
Luftroſſen reitend, dieſe grauſe That
In jedes Auge blaſen wird, bis Thränen

Den Wind erſäuft. Ich habe keinen Sporn,
Um meinen Plan zu ſtacheln, als allein
Den Ehrgeiz, der ſich ſelber überſpringt,
Und jenſeits niedertaumelt.“ —

Aber der Mordgedanke, der Macbeths Seele einmal erfüllt und beherrſcht, bildet ſich nur immer ungeheurer aus. Schon ſieht er, wie einen böſen Geiſt, die Waffe des Todes im Dunkel der Nacht vor ſeinen Augen ſchweben, ein Blendwerk der Hölle, die ihn verlockt:

„Iſt dies ein Dolch, was ich da vor mir ſeh',
Den Griff mir zugekehrt? Komm' laß dich packen!
Ich hab' dich nicht und ſehe dich doch ſtets.
Biſt du, furchtbares Bild, nicht gleich empfindbar
Dem Fühlen wie dem Sehen? oder biſt du
Nur ein Gedankendolch, ein Wahngebild,
Erzeugt im fieberhaft erhitzten Hirn?
Ich ſeh' dich ſtets, ſo körperlich wie der
Den jetzt ich zücke.
Du weiſeſt mir den Weg, den ich will geh'n,
Und g'rade ſolch ein Werkzeug wollt' ich brauchen.
Mein Aug' iſt nur der Narr der andern Sinne,
Oder wiegt ſie alle auf. Ich ſeh' dich ſtets,
Und dir an Kling' und Handgriff Tropfen Bluts,
Die erſt nicht waren. — S'iſt nichts Wirkliches,
Es iſt der blut'ge Vorſatz, der mein Auge
So täuſcht.“ —

„Jetzt ſcheint auf einer Erdenhälfte
Todt die Natur und böſe Träum' erſchrecken
Den hinter'm Vorhang ruh'nden Schlaf; jetzt feiert

Die Zauberei der blaſſen Hekate
Furchtbaren Opferdienſt, und dürrer Mord,
Durch ſeinen Wächter aufgeſchreckt, den Wolf,
Der ſeine Wache heult, ſchleicht leiſen Gangs,
Mit Torquin's Räuberſchritten, an ſein Werk,
Wie ein Geſpenſt. — Du ſich're, feſte Erde,
Hör' meine Tritte nicht, wohin ſie geh'n,
Daß nicht die Stein' ausplaudern mein Geſchäft,
Und dieſen Schauder von der Nacht entfernen,
Die jetzt ſo günſtig iſt."

„Ich drohe hier, indeß er Leben hat;
Zu ſehr nur kühlt das Wort die Glut der That.
(Man hört eine Glocke.)
Ich geh'; es iſt gethan, mich mahnt die Glocke.
O höre ſie nicht, Dunkan! denn es iſt
Die Sterbeglocke, die dich auf der Stelle
Zum Himmel fordert, oder zu der Hölle.

Kaum iſt des Mörders Geſtalt verſchwunden und ſchon zeigt ſich mir eine andere Schreckens-Scene der Nacht. Lenore, die Unglückliche, die vermeſſen mit Gottes Vorſehung haderte, fliegt um Mitternacht, getragen vom geſpenſtiſchen Roſſe des todten Geliebten, dahin, der grau'nhaften Brautkammer, dem Grabe zu, von furchtbaren Erſcheinungen umgeben!

Was klang dort für Geſang und Klang?
Was flatterten die Raben?
Horch Glockenklang! horch Todtenſang!
Laßt uns den Leib begraben!"
Und näher zog ein Leichenzug,

Der Sarg und Todtenbahre trug. —
Sieh' da! ſieh' da! Am Hochgericht
Tanzt um des Rades Spindel
Halbſichtbarlich bei Mondenlicht,
Ein luftiges Geſindel.
Und das Geſindel, huſch, huſch, huſch!
Kam hinten nachgepraſſelt,
Wie Wirbelwind am Haſelbuſch
Durch dürre Blätter raſſelt.
Und weiter, weiter, hop, hop, hop!
Gings fort in ſauſendem Galopp,
Daß Roß und Reiter ſchnoben,
Und Kies und Funken ſtoben.
Wie flog, was rund der Mond beſchien,
Wie flog es in die Ferne!
Wie flogen oben über hin
Der Himmel und die Sterne! —
Raſch auf ein eiſern Gitterthor
Ging's mit verhängtem Zügel.
Mit ſchwanker Gert' ein Schlag davor
Zerſprengte Schloß und Riegel.
Die Flügel flogen klirrend auf,
Und über Gräber ging der Lauf.
Es blinkten Leichenſteine
Rund um im Mondenſcheine.
Ha ſieh'! ha ſieh'! im Augenblick,
Huhu! ein gräßlich Wunder!
Des Reiters Koller, Stück für Stück,
Fällt ab, wie mürber Zunder.
Zum Schädel, ohne Zopf und Schopf,
Zum nackten Schädel wird ſein Kopf;

Sein Körper zum Gerippe
Mit Stundenglas und Hippe.
Hoch bäumte ſich, wild ſchnob der Rapp'
Und ſprühte Feuerfunken,
Und hui! war's unter ihr hinab
Verſchwunden und verſunken.
Geheul! Geheul aus hoher Luft,
Gewinſel kam aus tiefer Gruft.
Lenorens Herz mit Beben
Rang zwiſchen Tod und Leben.
Nun tanzen wohl bei Mondenglanz
Rund um herum im Kreiſe,
Die Geiſter einen Kettentanz,
Und heulen dieſe Weiſe:
„Geduld! Geduld! wenn's Herz auch bricht!
Mit Gott im Himmel hadre nicht!
Des Leibes biſt du ledig;
Gott ſei der Seele gnädig!"

Auch dich erblick' ich in deiner nächtlichen Verzweiflung, unglückliche Tochter des Pfarrers von Taubenhain! Im Grauen der Mitternacht ſteht die Verführte, Gefallene, Verlaſſene, die Kindesmörderin, ſtößt dem kaum gebornen Knaben, vom Wahnſinn ergriffen, die ſilberne Nadel in's Herz, und kratzt mit blutigen Nägeln ein Grab am ſchilfigen Unkengeſtade.

„Im Garten des Pfarrers von Taubenhain
Geht's irre bei Nacht in der Laube.

Da flüſtert's und ſtöhnt's ſo ängſtiglich;
Da raſſelt und flattert und ſträubet es ſich,
Wie gegen den Falken die Taube."

„Es ſchleicht ein Flämmchen am Unkenteich,
Das flimmert und flammert ſo traurig.
Da iſt ein Plätzchen, da wächſt kein Gras;
Das wird vom Thau und vom Regen nicht naß,
Da wehen die Lüfte ſo ſchaurig."

„Hoch hinter dem Garten vom Rabenſtein,
Hoch über dem Steine vom Rade,
Blickt, hohl und düſter, ein Schädel herab,
Das iſt ihr Schädel, der blicket auf's Grab,
Drei Spannen lang an dem Geſtade."

„Allnächtlich herunter vom Rabenſtein,
Allnächtlich herunter vom Rade
Huſcht bleich und molkicht ein Schattengeſicht,
Will löſchen das Flämmchen und kann es doch nicht,
Und wimmert am Unkengeſtade."

Auch dich, unglückliche Blandine, ſeh' ich in deinem verſchwiegenen Gemach nächtlicher Weile ſehnſuchtsvoll des Geliebten harren, deſſen treues Herz ſchon die Hände des Vaters und des Nebenbuhlers durchbohrt haben. Sie harrt ſeiner, aber ach, welche Erſcheinung!

„Als es nun wieder tief Mitternacht war,
Und ſtill herab blickte der Sternlein Schaar:
Horch! horch! Da knarrte die heimliche Thür.

Ein Junker in Flor und Trauergewand,
Trug Fackel und Leichengedeck in der Hand.
Trug einen zerbrochenen blutigen Ring,
Und legt' es danieder ſtillſchweigend und ging.
Ihm folgt' ein Junker im Purpurgewand,
Der trug ein goldnes Geſchirr in der Hand,
Verſehen mit Henkel und Deckel und Knauf,
Und oben ein königlich Siegel darauf. —

Die Unglückliche ſtarrt den Phantomen der Nacht entgegen, ſtreckt dann die Hand nach dem Gefäße, öffnet es —

„Da raucht, da pocht ihr entgegen ſein Herz,
Als fühlt' es noch Leben, als fühlt' es noch Schmerz.“

Da ergreift der Wahnſinn die Schaudernde, und wirft ſie in die Arme des Todes. Ein ſilberner Sarg vereint die Liebenden! Sie ruhen in Grabesnacht; vorüber ſind die Stürme der Leiden und der Leidenſchaften, die ſo manchen Lebenden gleich der wilden Jagd verfolgen, bis zum letzten Hauche ſeines irdiſchen Daſeins. —

Zu beklagen iſt das Loos des Wanderers, den, ohne das Ziel einer ſichern Herberge erreicht zu haben, die Nacht in tiefem Walde überfällt, wo die Blutgier reißender Thiere und noch mehr die dolchbewaffnete Menſchenhand des, den Thieren nicht bekannten Raubmordes ihn bedrohen. Wie ſo manches Schlachtopfer fiel im Schooße der Waldnacht, ferne der Heimat, fern von ſeinen Lieben, die den Verſchwundenen vergebens ſuchen und ihr Leben durchweinen, die Unglücklichen, denen nicht einmal der letzte traurige Dienſt, dem Theuren die Augen zu ſchließen, vergönnt war!

Unter dieſen grau'nvollen Nachtſtücken erinnere ich mich eines Ereigniſſes, welches dem Torquato Taſſo begegnete, der, als Lieblingsdichter meiner früheſten Jugend, noch jetzt meine Seele mit Entzücken erfüllt. Ich weiß nicht mehr anzugeben, in welchem Buche ich die Anekdote las; ſie ſchimmert wie ein freundlicher Lichtſtrahl durch die Dunkelheit der Nachtſcenen, die eben jetzt vor meinem Geiſte vorüberzogen. Taſſo erhielt zur Zeit, da er ſich in Neapel aufhielt, von den Kardinälen **Cinthio Passero** und **Pietro Aldobrandini** eine dringende Einladung nach Rom, wo der Papſt eine Akademie ſtiftete. Die ſchönſten Verheißungen wurden ihm gemacht, die freudigſten Ausſichten eröffnet. Im Frühlinge des Jahres 1592 trat der gefeierte Sänger des befreiten Jeruſalems die Reiſe an. Nachdem er manche ſchöne Gegend durchwandert hatte, führte der Weg ihn und ſeine Begleiter durch dichte Wälder und Gebirgsſchluchten, wo damals eine ſtarke Räuberbande ihr Unweſen trieb. Unſere Reiſenden entgingen den Händen der raubgierigen Unholde mit genauer Noth nur dadurch, daß es ihnen noch gelang, ſich in das kleine Kaſtell Mola zu flüchten. Aber auch in dieſem Schutzort wurde ihr Leben und Eigenthum bedroht, indem **Marco Sciarra**, der kühne Anführer der Banditen, das Kaſtell einſchloß. Schon machten die Banditen Anſtalt zur Beſtürmung und zu Gewaltthätigkeiten aller Art. Mit jedem Augenblicke ſtieg die Wuth der Räuber und die Gefahr der Eingeſchloſſenen. Da traf ſich's glücklicher Weiſe, daß der wilde **Sciarra** erfuhr, Einer der, dem Tode geweihten Geſellſchaft ſei der unſterbliche Dichter, Torquato Taſſo.

Sogleich ließ er den verehrten Sänger erſuchen, mit ſeinen Gefährten nicht nur frei die Burg zu verlaſſen und ungeſtört die Reiſe fortzuſetzen, ſondern ſich zu ſeiner vollen Sicherheit auf dem gefährlichen Wege der Tüchtigſten aus der ganzen Bande als einer Leibwache zu bedienen. Als Taſſo das Letztere ausſchlug, entfernte ſich **Sciarra** ſogleich mit den Seinigen aus der Gegend und Taſſo zog, ein ſiegender Geiſtesheld, auf dem von den Banditen geräumten Wege dahin, wie der Tag der fliehenden Nacht folgt. Solche Macht iſt dem Genius ſelbſt über rohe, wilde Menſchen verliehen!

Dieſes Ereigniß gäbe allerdings einen ſchönen Stoff zu einem kleinen Drama oder zu einer Romanze. Möchte doch ein geiſtesverwandter Dichter ihn Taſſo's würdig bearbeiten! Ich kenne in dem Leben dieſes großen Dichters nur Eine Scene, wo er noch größer erſcheint, als hier; es iſt diejenige Scene, die ſein reiches Leben voll Freuden und Leiden ſo herrlich ſchloß; es iſt Taſſo's Verklärungsnacht *). —

---

*) Siehe meiner ſämmtlichen Schriften 5. Band, Seite 295.

# Fünftes Buch.

## I.

## Des Malers Sehnſucht.

Bei der Verſchiedenheit und mit der zunehmenden Menge der, den Fortuna-Gaſthof bewohnenden Gäſte mußte es geſchehen, daß Manche derſelben ſich zu einander hingezogen fühlten, während Andere jede Annäherung, ſo viel der gute Ton es erlaubte, zu vermeiden ſuchten.

Die modernen Touriſten vertrugen ſich nicht am beſten; ſie hatten zu viel Eigendünkel. Jeder wollte Intereſſanteres geſehen, mehr erfahren, ſcharfſinniger und richtiger bemerkt haben und eine beſſere Gabe des Erzählens und Schilderns beſitzen. Darüber entſtanden häufige Debatten, bei welchen die Streitenden ſich erhitzten und tadelten, manchmal ſogar verſpotteten. Dieſe Hahnenkämpfe dienten der übrigen Geſellſchaft zu großer Beluſtigung; man gab ſich daher Mühe, die Touriſten, die jetzt einander auszuweichen anfingen, wider ihren Willen zuſammen zu bringen, und jeder neue heftige Zwiſt wurde den Zuhörern ein Feſt.

Die Dichter geſellten ſich. Einige Maler hatten zuerſt einen Separat-Verein geſchloſſen; nach einigen Tagen aber näherten ſie ſich den Dichtern. Die Haupt-Veranlaſſung zu dieſer Annäherung gab der Maler Fritz, der ſich insbeſondere zu Volcanelli hingezogen fühlte. Gleichheit der Anſichten verband die beiden Künſtler bald auf das Innigſte.

Fritz war einige Jahre jünger als Volcanelli, dem er auch an literariſcher Bildung nachſtand. Beides vergrößerte eine Hochachtung des Dichters um ſo mehr, als er die Ueberzeugung nährte, der Maler ſei Farbendichter, und könne ſich ohne das Studium der Poeſie und ihrer Meiſterwerke nie zu einer bedeutenden Höhe in ſeiner Kunſt emporſchwingen. Auf Volcanelli's Frage, welcher Gattung der Malerei Fritz ſich vorzugsweiſe widme, erwiederte dieſer mit betrübter Miene: „Leider ſehe ich mich gezwungen, die Gattung der Malerei, die ich liebe und zum Ziel meines Strebens gewählt habe, noch immer zur Nebenſache zu machen, und jene, der ich nicht huldige, als Hauptſache zu treiben. Ich möchte Menſchen darſtellen und muß Geſichter nachſudeln; ich möchte edle und große Thaten verewigen und muß nichtsſagende Mienen auf die Leinwand klekſen; ich muß die Kunſt entweihen, um in ihr Heiligthum treten zu dürfen; ich muß Porträte malen, um mir den nöthigen Lebensunterhalt zu verſchaffen und mich der hiſtoriſchen Malerei widmen zu können. Das Porträtiren iſt allerdings der einträglichſte Zweig unſerer Kunſt; es nährt ſeinen Mann, aber — wie zahlreich, wie groß ſind die Leiden des Genährten! Wie viele Zeit muß er dem Alltäglichen preis geben! wie viel gemeine oder häßliche Geſichter muß er kopiren, ehe ein ſchönes oder edles ihn erfreut! welche Launen der menſchlichen Eitelkeit muß er ertragen! wie oft will der Reiche ihn zum Sclaven des Geldes herabwürdigen! Die ſeelenloſe Phyſiognomie des albernſten **Gänschens** ſoll er zu einer Venus umgeſtalten; im widrigſten Geſichte der zänkiſchen Griesgram ſoll der Zauber der Grazien lächeln; aus den entadelten Zügen der Verbuhlten ſoll die Würde der Tugend hervorleuchten; der gemeine Geldſack fordert den Ausdruck des Geiſtreichen; der alte Haudegen prätendirt, daß ſeine Abbildung ein Buch ſei, in dem man alle Schlachten und Scharmützel, denen er beigewohnt, leſen könne; der Virtuoſe, habe der Maler in ſein ausdruckloſes Geſicht auch noch ſo viel Leben und Feuer hineingedichtet, klagt immer, daß er zu wenig genial ausſehe; und ſo fort und fort! Ich habe bei meinen Sitzungen Scenen erlebt und Aeußerungen vernommen, worüber ſich noch jetzt, ſo oft ich daran denke, das Haar auf meinem Haupte ſträubt!" —

Der Freiherr Roland von Ehrenſtein hatte, ohne bemerkt zu werden, dieſer Tirade des Malers zugehört. Seine glühende Leidenſchaft für die Kunſt, erweckte in ihm die innigſte Theilnahme für den jungen Künſtler und deſſen Anſichten. Er trat vor, begrüßte den Jüngling als Kunſtverwandter, nannte ſich und forderte den Befremdeten auf, mit ihm in ein näheres freundſchaftliches Verhältniß zu treten. Fritz gerieth über dieſen Antrag in Entzücken, und Volcanelli bat, auch ihn in den ſchönen Bund aufzunehmen, ſelbſt wenn er nur für die kurze Dauer ihres Zuſammenlebens in dieſer Stadt beſtehen ſollte. Roland erzählte nun, daß vor einigen Stunden der ausgezeichnete Maler Sintram im Gaſthofe abgeſtiegen ſei. Dieſer treffliche Mann war Rolands Lehrer in der Malerkunſt, und der dankbare Schüler beſchloß, die Ankunft des geehrten und geliebten Meiſters durch ein nicht glänzendes, aber heiteres Feſt zweckmäßig zu feiern, wobei, mit Ausnahme des Dichters Volcanelli, nur Maler anweſend ſein ſollten.

Roland ließ ſich bei Sintram als Kunſtjünger melden, der dem Meiſter ſeine Verehrung zu bezeigen wünſche. Als der junge Freiherr in das Gemach trat, ſaß Sintram, eine hohe kräftige Geſtalt, der Eintrittsthür gegenüber, in einem ſtattlichen Armſtuhle. Auf den ſtark markirten Geſichtszügen voll Leben und Geiſt lag ein Flor von Ernſt und Wehmuth; das Feuer der dunkelblauen Augen verkündete aber, daß der heitere Sinn ſeinem Gemüthe nicht fremd ſei.

Sintram, in tiefe Gedanken verſunken, bemerkte den Eingetretenen, der im Hintergrunde des Gemaches ſtand und ſich an dem Anblick des ſo unverhofft Gefundenen erfreute, lange nicht; als aber Rolands Hut der Hand des, ſich ſelbſt und Alles Vergeſſenden entfiel, erweckte das Geräuſch den Träumer; er wendete ſich, erblickte und erkannte Roland. Beide lagen ſich, keines Wortes mächtig, in den Armen, nur Blicke ſprachen, fragend und antwortend, einander verſtehend und eben ſowohl verſtanden.

Als die aufgeregten Gemüther ſich beruhigt hatten, mußte Roland erzählen, wie das Still-Leben ſeiner edlen Familie ſich in den Jahren der Abweſenheit geſtaltet habe.

Sintram wünſchte vor Allem zu wiſſen, welche ſeiner Brüder etwa ſchon das frühgeſtellte Ziel erreichten, welche ſeiner Schweſtern ſchon glückliche Gattinnen ſeien?

Roland meldete ihm mit wenigen Worten, der heilige Kreis ihres häuslichen Lebens ſei noch unverengt, die Familie gleiche einer Blume, die noch kein Blatt verloren habe. Unſer Vater kann noch immer jeden Morgen mit Schiller ausrufen: „Er zählt die Häupter ſeiner Lieben, und ſieh'! es fehlt kein theures Haupt.“ —

Sintram drückte den Jüngling an's Herz und rief in Extaſe: „Liebſter aller Kunſtjünger, die ich je gebildet habe, ich küſſe in Dir alle Deine Brüder und Schweſtern und Deine hochverehrten Eltern. Ich ſehe mich in meinem glücklichſten Augenblicke an der Staffelei vor dem großen Familiengemälde, an dem ich mit ſo viel Luſt und Liebe arbeitete. Den ehrwürdigen Vater, die holde Mutter, den biedern Landwirth Otto, den frommen Prieſterjüngling Emanuel, den ernſten Staatsmann Gideon, Dich, feuriger Roland, den treuherzigen Krieger Fidelis, den heitern und doch ſo eifrigen Arzt Medard, den tiefſinnigen gelehrten Forſcher Theophil, meine liebe Juliane, ſanft wie ein Maimorgen und weich wie die Roſe, die ſchmachtende, ſchwärmeriſche Adelgunde, die ernſte, blaſſe, kunſtſinnige, nicht heirathen wollende Melanie, die ſtattliche, hochgeſinnte Hermenegildis, die nur einen Kröſus heirathen will, und die kleine, runde, lebhafte Renata, — ich ſehe ſie alle noch vor meiner Seele. Aber was führt Dich hierher, mein junger Freund?“ —

„Es iſt nun,“ erwiederte Roland, „endlich der Zeitpunkt gekommen, da unſer Familienkreis die erſte Störung erfahren ſoll. Wir — mit Ausnahme der beiden Brüder, Otto und Emanuel — unternehmen nach dem Willen des Vaters eine Reiſe, um unſere Ausbildung in der Welt zu vollenden. Der Pflegeſohn Seling, deſſen Schickſale ich Dir erzählen werde, und der Dichter Volcanelli werden unſere Reiſegefährten ſein."

„Nun," ſagte Sintram in weicher Stimmung, „danke ich um ſo mehr dem Himmel, der uns hier zuſammen führt, ehe Länder und Meere uns auf lange Zeit neuerdings trennen. Wenn Ihr von hier abreiſet, ſo beſuche ich Deine Zurückgebliebenen, um längere Zeit bei ihnen zu verweilen und manche Wunden zu heilen, welche mir die Welt ſchlug."

„O, wie herzlich willkommen," entgegnete Roland, wirſt Du ihnen ſein, die nach Dir ſchmachten, Dir aber auch zürnten, daß Du ihnen keine Kunde von Dir gabſt. Wie geſchieht es, mein Herr und Meiſter! daß uns nach ſo langer Verſchollenheit, wieder das erſehnte Glück zu Theil wird, Dich von Angeſicht zu Angeſicht zu ſehen?" —

„Mich," ſagte Sintram, „führt eine ſonderbare Krankheit, ich möchte faſt ſagen, eine Art von künſtleriſchem Heimweh, hierher. Ich lebte einige Jahre in Rom, wo ich mit ausgezeichneten Malern, auch mit reichen Kunſtliebhabern, näher bekannt wurde, mit einigen auch einen innigen Freundſchaftsbund ſchloß. Ich war glücklich und lebte ganz der Kunſt. Da meine Gemälde vielen Beifall fanden, ſo wurde mein Eifer dadurch noch mehr entflammt, und ich arbeitete mit ſo raſtloſem Fleiße, daß ich in dieſer vergnügten

Zeit eine bedeutende Anzahl hiſtoriſcher, allegoriſcher und Landſchafts-Gemälde vollendete. Ich war ſo glücklich, daß meine Gönner mir dieſe Bilder zu beträchtlichen Preiſen abnahmen. Ich ward ein wohlhabender Mann, aber es blieb mir auch nicht ein einziges meiner Gemälde übrig. Die weißen Wände meines Ateliers ſtanden leer und traurig vor mir. Eben ſo ſah es auch in meinem Herzen aus. Ich glaubte ein Vater zu ſein, dem ſeine Kinder ſtarben oder geraubt wurden. Ich floh meine Freunde, ich mied jede fröhliche Geſellſchaft, und Diejenigen, die meine Bilder gekauft und mir genommen hatten, erſchienen mir nun als Feinde. Ich verlor alle Luſt am Malen. Es befiel mich ein Mißmuth, den ich nicht zu beſiegen vermochte. Staffelei, Pinſel, Palette und Farben wurden mir ein verhaßter Anblick; ich warf ſie in eine alte Rumpelkammer, ſie, die mir bei meinen Kunſtſchöpfungen ſo treulich geholfen hatten, — ich Undankbarer! Ich verſank in eine Melancholie, die immer düſterer wurde. Endlich warf mich ein Nervenübel auf das Krankenbett und ich brachte einige Wochen im traurigen Zuſtande ſtumpfer Bewußtloſigkeit zu, die nur durch das Auflodern wilder Phantaſien unterbrochen wurde. Als die Geneſung, geſtört durch manches Rezidiv, mit langſamen Schritten herbeigeſchlichen kam, fing ich zwar an, mich körperlich zu erholen, aber mein Geiſt blieb abgeſpannt, traurig und untheilnehmend.“

„Ich hegte die fixe Idee meines nahen Todes; ſie wurde ein Lieblings-Gedanke, in deſſen Ausmalung ich mir gefiel. Der größte Theil meiner Gemälde war nach Italien

England und Deutſchland gekommen. Jetzt ergriff mich die Sehnſucht, meine Gemälde — wie ein Vater ſeine Kinder — vor meinem Hinſcheiden noch einmal zu ſehen. Jch beſchloß, ihnen nachzureiſen und von ihnen Abſchied zu nehmen. Dem Vorſatze folgte die ſchnellſte Ausführung. Zum Reiſegefährten wählte ich einen jungen Bildhauer, welcher den Tod ſeiner Geliebten beklagte und ſich, gleich mir, einer troſtloſen Schwermuth hingab. Er war durch Charakter und Sympathie die treueſte Seele, die ich auf dieſer Wanderung finden konnte."

„Wir durchzogen zuerſt diejenigen Städte Jtaliens, wo ſich in öffentlichen und Privat-Gallerien einige meiner gelungenſten Gemälde befanden. Jch wurde von den Eigenthümern und Kunſtliebhabern an allen Orten mit zuvorkommender Gefälligkeit aufgenommen. Man veranſtaltete mir ſogar hie und da ein ſchönes häusliches Feſt; ich hatte aber keinen Sinn dafür; ich verweilte nur in den Gemächern, wo ich meine Bilder fand. Sie waren lebendige Weſen; der Anblick der ſo lange Entbehrten erſchütterte mich; einige derſelben erfüllten mich mit Liebe und Wehmuth; ich nannte ſie pflichtvergeſſene, treuloſe Kinder und trennte mich, Thränen vergießend, von ihnen; ſelbſt ihre Mängel gefielen mir. Einem reichen Jtaliener ſuchte ich eine Madonna wieder abzuhandeln; er wollte ſie mir aber um keinen Preis ablaſſen. Anders zeigte ſich ein junger, lebhafter Principe. Mein Schmerz bei der Trennung von einer heiligen Familie hatte ihn ſo gerührt, daß er mir das Bild insgeheim in meinen großen Reiſekoffer legen ließ. O, welches Entzücken bemächtigte ſich meiner, als ich in der nächſten Stadt das Bild und die edle That entdeckte.“

„Nun ging's nach London. Ich fand auch hier einen beträchtlichen Theil meiner Gemälde, denen ich Willkommen und Lebewohl ſagte. Reiche Engländer wollten bei mir Beſtellungen auf neue Bilder machen; ich verweigerte ſie, weil ich beſchloſſen habe, nichts mehr zu malen. Eine ſonderbare und unvergeßliche Erſcheinung wurde mir eine ſchöne, gebildete Lady, die ſchon zweimal, aber an ungebildete Männer, die ſie nicht zu ſchätzen wußten, verheiratet war. Als ſie, von mir unbemerkt, mich ſah, wie ich in einer Gallerie eines ihrer Verwandten vor einem meiner Gemälde ſtand und in Thränen der Freude des Wiederſehens, dann des Abſchiedsſchmerzes zerfloß, ward ſie gerührt und faßte augenblicklich eine ſolche Neigung zu mir, daß ſie mir durch den Vetter Hand und Herz antragen ließ. Meine damalige Gemüthsſtimmung geſtattete mir nicht, das beachtenswerthe Geſchenk ſogleich anzunehmen; ich kleidete meine Unentſchloſſenheit in den Wunſch, daß ſie ſich bei meiner Wiederkehr nach England erſt überzeugen möge, ob ich ihrer würdig ſei. Sie ſchlug mir eine Korreſpondenz vor, die noch bis jetzt zwiſchen uns geführt wird. Ein angeſehener Lord that mir — wobei vielleicht die ſchwärmeriſche Lady ihre ſchöne Hand im Spiele haben mag — den Antrag, bei ihm die Stelle als Bibliothekar und Gemälde-Gallerie-Direktor gegen einen bedeutenden Jahresgehalt mit verſchiedenen Emolumenten anzunehmen. Ich bat um Bedenkzeit und verſprach wieder zu kommen. Du ſiehſt alſo, lieber Junge, daß zwei

Magnete mich an England feſthielten; ich reiſ'te aber dennoch ab, theils weil mein melancholiſcher Reiſegefährte ſich nach Deutſchland ſehnte, wohin ich mit ihm zurückzukehren verſprochen hatte, theils weil ich ſelbſt zwei Städte in meinem Vaterlande, meinen Bildern zulieb, beſuchen wollte. Dieſe Stadt, in welcher wir ſo glücklich zuſammen trafen, iſt nun das letzte Ziel des jungen Bildhauers und zugleich mein eigenes." —

Roland verbeugte ſich nach orientaliſcher Sitte, und ſagte: „Heil meinem Herrn und Meiſter, dermaligen Deutſchen und künftigen Briten! Wenn aber fremde Völker Dich feiern, warum ſoll nicht auch Deinen unglückſeligen Landsleuten erlaubt ſein, hinzugehen und ein Gleiches zu thun! Du wirſt Dich auch noch erinnern, wie ſo manches Feſt im Hauſe meiner Eltern Dir zu Ehren gefeiert wurde, und wie wir Brüder und Schweſtern, deßhalb Dich den Gefeierten zu nennen pflegten. Geſtatte mir alſo, auch an dieſem Orte unſers unverhofften freudigen Zuſammentreffens Dir ein kleines Feſt von Kunſtgenoſſen zu veranſtalten, wobei Ernſt und Scherz ſich auf die angenehmſte Weiſe vereinigen ſoll. Mein ärztlicher Bruder Medard, der hier anweſend iſt, ſoll von Deiner Anweſenheit erſt bei dem Feſte ſelbſt überraſcht werden, wo Du mich auch mit Deinem Reiſegefährten bekannt machen und den Kunſtjünger Fritz kennen lernen ſollſt." —

## II.

## Das Grab des Lebenden.

Sintram ging nun mit ſeinen Freunden Roland und Theobald, dem Bildhauer, nach der fürſtlichen Gallerie, in welcher ſich drei hiſtoriſche Gemälde von ſeiner Hand befanden. Sintram hatte die beiden Gefährten abſichtlich mit ſich genommen, weil er durch ihre Gegenwart und Theilnahme mehr Herr ſeiner Gemüthsbewegung zu werden hoffte. Es gelang. Er fühlte ſich zwar tief ergriffen, allein die Anweſenheit der beſorgten Freunde trug dennoch viel bei, ſeinen Schmerz zu mildern. Sintram verließ beim Abſchied von ſeinen drei letzten Kindern den Saal in weicher Stimmung mit den Worten: „Ich habe ſie alle nochmal geſehen und kann nun ruhig ſterben; die Geiſter der ſchönſten Stunden meines Lebens werden die letzte Stunde meines Lebens freundlich umſchweben.“ —

Theobald ſchlug einen Spaziergang nach einem in der Nähe der Stadt gelegenen Dorfe vor, wo er ihnen ſein letztes Kunſtwerk zeigen und zugleich die Urſache ſeiner Gemüthstrauer entdecken wolle. Sintram nahm den Vorſchlag gerne an. Sie wandelten unter herzlichen Geſprächen durch eine ſchöne ländliche Gegend. Ein ebener Pfad führte ſie aufwärts durch ein duftendes Wäldchen. Als es ſich öffnete, erblickten die Ueberraſchten auf der Terraſſe eines Hügels den Kirchhof, welcher zu dem im Thale verborgenen Dorfe gehörte. Er glich einem freundlichen Garten. Die in Reihen geordneten Grabhügel, mit Blumen umgeben und von Trauerweiden beſchattet, ließen die Todesſtätte als das Heiligthum der Ruhe erſcheinen.

In Theobalds Augen trat eine Thräne, und er ſagte mit gepreßter Stimme: „Wir ſind am Ziele. Verzeiht, daß ich euch abſichtlich hierher führte!“ —

Er zog einen großen Schlüſſel aus der Taſche und öffnete das Gitterthor. Sie traten ſchweigend in das Heiligthum des Todes. Theobald bat ſie, ſich auf eine, mit Geſträuchen von weißen Roſen und Lilien umpflanzte Raſenbank zu ſetzen, und nahm nach einer Pauſe das Wort:

„Wir Beide, Freund Sintram, haben von der Kunſt Abſchied genommen, folglich auch vom Leben, denn die Kunſt iſt des Künſtlers Leben. Du hinterlaſſeſt viele Kinder, die Deinen Namen im Andenken der Nachwelt erhalten werden; ich ſetze meine vorzüglichſte Hoffnung auf ein einziges Kunſtwerk, welches ich geſchaffen, und dieſes gelungenſte Kunſtwerk meines Lebens iſt — ein Grabmal, welches die Aſche derjenigen birgt, die mein Theuerſtes auf Erden war, und auch die meinige aufnehmen ſoll. Vernehmt meine kleine Erzählung, ohne euch der Betrübniß hinzugeben! Der Ort, an den ich euch geführt habe, iſt ja ſo ſchön und ſo freundlich ausgeſchmückt, daß er nicht nur in der Gegenwart keine ſchmerzliche Empfindung erregt, ſondern auch für die Zukunft nur tröſtliche Bilder der Unvergänglichkeit und des Wiederſehens in einem höhern und beſſern Leben erwecken kann.“

„Ich bin einer von den wenigen Menſchen, die in ihrem Leben nur Einmal, folglich tief und leidenſchaftlich, geliebt haben und deren erſte Liebe auch ihre letzte war, während die Liebe in denjenigen Herzen, insbeſondere in den weiblichen, in denen ſie ſich oft und leicht wiederholt, ſich gewöhnlich verflacht, Glut und Tiefe verliert und endlich Liebelei wird. Mädchen, in deren Herzen der oft erloſchene und vielfach wieder entzündete Brennſtoff der Liebe ſich allmälig ſelbſt aufgezehrt hat, pflegen an der Neige ihrer erotiſchen Feldzüge nach einem Manne nur deßhalb zu angeln, um eine Verſorgung zu finden und Frauen zu werden, das heißt, ihren Willen und ihre Bequemlichkeit zu haben. Der Gatte muß ſich dann ſtatt der Mai-Sonne mit einer Dezember-Sonne begnügen. Verzeiht die kleine Abirrung vom Wege. Wer im Leben bittere Erfahrungen gemacht hat, der kann ſich, wenn er noch ſo gutmüthig iſt, nicht enthalten, hie und da einen ſarkaſtiſchen Pfeil abzudrücken, als könnte das dem Aermſten eine kleine Erleichterung verſchaffen. Augenblickliche Täuſchung!“

„Auch Helene hatte nur Einmal in ihrem Leben geliebt. Ich war ihre erſte und ihre letzte Liebe. In der Nähe des Dorfes befindet ſich ein Steinbruch, der eine Art von röthlichem Marmor liefert. Ihr ſeht ihn hier zwiſchen den beiden Akazien durchſchimmern. Helene und ihre Mutter bereiteten den Arbeitern das Mittagsmal, und das Mädchen trug ihnen täglich die Speiſen zu. Obſchon ſie einen langen Weg zurückzulegen hatte, und dieſes Geſchäft den ganzen Sommer hindurch in der ſengenden Mittagsſonne verrichtete, behielt ſie doch eine blendende weiße Farbe. Man konnte ſie wirklich einer Lilie vergleichen, die in der brennendſten Sonnenglut noch weißer wird. Dabei war ihr Wuchs ſo ſchlank, ihre Geſtalt ſo zart und edel, daß ſie ein Weſen von höherer Geburt zu ſein ſchien. Wenn man dabei ihr ſittiges und wirklich feines Benehmen ſah, die Aeußerung mancher Empfindung und manches Gedankens hörte, ſo konnte man ſich nicht erklären, wie dieſes Mädchen in dem Stande der Niedrigkeit zu ſolchen Gefühlen, Bildern und Ideen kam."

„Ich kam einige Male hierher, um den Arbeitern nachzuſehen. Helene erſchien mir bald als ein Engel in Menſchenhülle. Selbſt die Arbeiter, unter denen ſich viele rohe Burſche befanden, begegneten ihr mit Ehrfurcht. Ich kam nun bald öfter hierher, als mein Geſchäft es erheiſchte; ich blieb Tage lang; ich konnte mich kaum mehr trennen. Es gelang mir, bei Helenen die Mittagskoſt, endlich ſogar ein Wohnſtübchen zu erhalten. Wer war glücklicher, als ich! Ich hatte nun Gelegenheit, oft und viel mit ihr zu ſprechen. Ihr einfaches und doch ſo holdes Weſen, ihr natürliches und doch ſo feines Benehmen, ihr geſunder Verſtand, die Innigkeit ihrer Gefühle, ihre häusliche Thätigkeit und ihr ſanfter Frohſinn bezauberten mich. Sie ſprach mit ihren Blumen wie mit ihren Tauben, und mit dieſen wie mit den Menſchen. Geliebt hatte ſie noch nie. Sie ſtand gewiſſermaßen iſolirt, da ſie den Bewohnern des Dorfes als ein höheres Weſen erſchien, von dem ſich die Mädchen wie die Burſche, ungeachtet der herzlichſten Zuneigung, immer in einiger Entfernung hielten.“

„Durch mich ging ihr in der Liebe eine neue Welt auf; ſie lernte nun erſt die Lichtſeite des Lebens kennen; was ſie bisher nur dunkel geahnet hatte, das lag jetzt klar vor ihrer Seele, und das träumende Herz konnte nun ausſprechen, was es bisher für unausſprechlich gehalten hatte. Ein ganzes Morgenroth von Empfindungen erwachte in ihr. Da ihr die Verſtellung fremd und Mittheilung ein unbefriedigtes Bedürfniß war, ſo geſtand ſie mir in Ausdrücken, deren Wahrheit und Schönheit mich oft in Erſtaunen ſetzten, wie glücklich ſie durch meine Liebe ſei. Es war, als hätte der Himmel ſelbſt die Bildung dieſer Engelsſeele übernommen, welche, ohne daß Jemand ſich um das Mädchen bekümmerte, ſich ſelbſt überlaſſen blieb. Ach! Unſer Glück war zu groß, als daß es von Dauer ſein konnte! Ich hatte ein ſolches Weſen nicht verdient, und die Erde war nicht ihre Heimat.“

„Ich hatte für eine Kirche die Statuen zweier Heiligen gearbeitet und mußte ſie jetzt ſelbſt an Ort und Stelle liefern. Als ich nach Verlauf eines Monats zurückkehrte, — war die Engelsſeele bei Gott, die irdiſche Hülle lag im — Sarg.“ —

Theobald ſtieß die letzten Worte mit aller Anſtrengung heraus, und ſank ſtumm und bleich, als wäre er ſelbſt eine Leiche, an den Stamm eines Ahornbaumes zurück.

Als er, durch die Bemühungen der beiden Gefährten und des herbeieilenden Todtengräbers ſich wieder erhelte und in den Armen des greiſen Jünglings erblickte, lächelte er ihn freundlich an und ſagte: „Dieſe Arme, in denen ich jetzt ruhe, ſollen mich auch zur Ruhe beſtatten!“ —

Theobald gewann nun wieder ſeine Geiſtesgegenwart und ſagte: „Laßt mich in Kürze zu Ende kommen! Meine erſte und lange Zeit einzige Beſchäftigung war, — die Herſtellung und Ausſtattung dieſes Kirchhofs. Als er vollendet und eingeweiht war, öffnete ſich das erſte Grab, um Helenens Sarg aufzunehmen, der an dieſem Orte der Ruhe feierlich beſtattet wurde; dann legte ich Hand an's Werk, um der Todten ein Grabmal zu erbauen, ihr, deren erſte und letzte Liebe ich war, und zugleich auch mir ſelbſt, deſſen erſte und letzte Liebe ſie war. Folgt mir, Freunde, zum Heiligthume des Todes!“ —

Theobald führte die Gefährten nun zum einſamſten Theile des Kirchhofs. Sie traten in einen kleinen Hain von Trauerweiden und Eibenbäumen, in deſſen Mitte ſich ein Grabmal von weißem Marmor erhob. Man ſtieg über einige Stufen zu einer Steinplatte, welche einer gebrochenen Säule zum Piedeſtal diente. Zur einen Seite der Säule ſtand der Glaube, auf ein mit Amaranthen und Immortellen umwundenes Kreuz geſtützt, auf der andern die Hoffnung, welche in der rechten Hand einen Sternenkranz hielt. An die Säule ſchmiegte ſich die Liebe, in der linken Hand eine Fackel, die rechte umſchlang zwei Aſchenkrüge, welche auf der Säule an einander ſtanden, auf der einen, das Wort *Helene*, auf der andern: *Theobald*. Auf der Steinplatte war zu leſen:

„Am Abend ſinkt die Sonne nieder;
Am Morgen kehrt ſie prangend wieder.“

Als die Freunde Abends in weicher Stimmung vor dem Fortuna-Hotel anlangten, glänzte ihnen eine Reihe hell erleuchteter Fenſter entgegen. Roland war der Erſte, den ein Strahl der Freude durchzuckte; er umſchlang Jeden mit einem Arme und ſagte: „Dem Tode ſein Recht! Aber auch dem ſchönen Leben gebührt unſere volle Huldigung.“—

Er zog ſeine Gefährten haſtig die breite Treppe hinan. Die beiden Flügelthüren eines Saales flogen auf; am Eingange in den von Leuchtern und Luſtern flimmernden Raum ſtand der, in das Geheimniß eingeweihte Volcanelli, und empfing die Ankömmlinge mit den Worten: „Tretet ein! Auch hier ſind Götter.“ —

Alle Wände des Saales waren mit Guirlanden geſchmückt. In der Mitte prangte eine, mit Blumenvaſen beſetzte Tafel in Geſtalt eines Hufeiſens. Der Anblick der reichen Lebensfülle war — eben durch den Kontraſt — ſo lockend ſchön, daß das Nachtſtück des Lebens ſinken und die Freude über den Schmerz den Sieg erringen mußte. Auf Sintram machte die freundliche Erſcheinung einen ſehr angenehmen Eindruck, und ſelbſt Theobald fühlte die wohlthätige Wirkung auf ſeine trübe Gemüthsſtimmung.

Viele feſtlich gekleidete Männer gingen den Eintretenden bewillkommend entgegen. Roland ſtellte ſie ſeinen beiden Freunden ſämmtlich als Rafaels Kunſtgenoſſen vor, und Volcanelli fügte jeder Vorſtellung eine ſcherzhafte Bemerkung bei.

Die Geſellſchaft, welche Roland zu dem, ſeinem Meiſter und Lehrer veranſtalteten Feſte geladen hatte, beſtand, mit Ausnahme ſeines ärztlichen Bruders Medard, und des Dichters Volcanelli nur aus Malern aller Art. Sie hatten es ſich zum Geſchäfte gemacht, den Saal in einen Tempel der Kunſt umzugeſtalten, indem jeder derſelben ein Gemälde von ſeiner Hand aufſtellte. So befand ſich hier ein hiſtoriſches Stück, die Zuſammenkunft Rudolphs von Habsburg mit Ottokar im Gezelte vorſtellend; ein Schlachtſtück, welches den Erzherzog Karl von Oeſterreich als Sieger bei Wagram zeigte; ein mythologiſches Bild: Amor und Pſyche; die Weilburg bei Baden mit der Umgegend und ihren Ruinen: Rauhenſtein, Rauheneck und Scharfeneck; ein Frucht- und Blumenſtück; eine Gemſenjagd in Tyrol und eine Whiſt-Geſellſchaft von männlichen und weiblichen Karrikaturen. Ueber dieſen Bildern hing Sintrams Porträt, gemalt von ſeinem Schüler, dem Feſtgeber Roland, der es eigens zu dieſem Zwecke vom väterlichen Schloſſe herbringen ließ. Es war mit Guirlanden umgeben und erhielt durch Glaskugeln eine magiſche Beleuchtung. Als Sintram an den ſehr gelungenen Arbeiten ſich erfreut und den jugendlichen Künſtlern ſein herzliches Wohlgefallen bezeigt hatte, führte Roland noch zwei junge Männer zu ihm, und ſagte lächelnd: „Damit die Malerkunſt hier in ihrem ganzen Umfange erſcheint, ſo präſentire ich Ihnen noch zwei Künſtler, die, wenn auch nicht dem hohen, doch gewiß einem erfreulichen Ziele der Kunſt nachſtreben; hier den Kartenmaler Florian, hier den Zimmermaler Sebaſtian. Beide haben für das geſellige Leben ungewöhnlich Schönes geleiſtet.“ —

Die Belobten baten unter vielen Bücklingen, ihre Gegenwart zu entſchuldigen und ſie ja nicht für kecke Eindringlinge zu halten, da ſie nur dem Verlangen Rolands Folge geleiſtet hätten, und ſich überglücklich fühlten, in einer Geſellſchaft von ſolchen Künſtlern dem Meiſter auch ihre Huldigung bringen zu dürfen.

Roland fiel den Beſcheidenen, um ſie aus der Verlegenheit zu ziehen, in's Wort: „Warum ſoll ein Zimmer- oder Kartenmaler nicht auch Vorzügliches leiſten können in ſeiner Art? Der erſte liefert kleine Familien-Dramen; den Andern möchte ich einen Allegorien- oder Epigrammen-Dichter nennen. Wer die noch vorwaltende Geſchmackloſigkeit der Zimmermalerei und die widerlichen, ſinnloſen Zerrbilder der Spielkarten, insbeſondere der Tarrokkarten, bedenkt, wird mir gewiß beiſtimmen. Sie können ſich auch, lieber Sintram, von den gelungenen Arbeiten Beider ſogleich überzeugen. Die Malerei in dieſem Saale iſt Sebaſtians Werk. Macht das Ganze nicht einen ſehr angenehmen Eindruck? Stimmt es nicht zur Heiterkeit? Und gehen wir nun in's Detail! Welche ſinnreiche Grotesken! Welche phantaſiereiche Arabesken! welche friſche Landſchaften! welche bedeutungsvolle allegoriſche Figuren!“

Die Geſellſchaft durchſchritt den Saal und beſah aufmerkſam die Wände. Der belebte Maler verfiel in eine förmliche Trunkenheit der Freude.

Nach einem langen Geſpräche über den getroffenen Charakter des Ganzen und über manche gelungene Einzelnheiten, welches zugleich manche treffende Bemerkungen über Gegenſtände und Hilfsmittel der Kunſt veranlaßte, führte Roland die Geſellſchaft zu einem Tiſche, auf welchem Tarrokkarten lagen, das erſte Spiel mit mythologiſchen Bildern, ein zweites mit allegoriſchen, ein drittes mit dramatiſchen, ein viertes mit ſchönen Gegenden aller Erdtheile, einige Spiele mit hiſtoriſchen Scenen. Alle waren ſchön und fein gemalt, zugleich unterhaltend und belehrend. Die Geſellſchaft fand daran ſo viel Vergnügen, daß alle Anweſende ſich zum Spielen zuſammen ſetzten, ſelbſt diejenigen, die noch nie eine Karte in der Hand gehabt hatten. Bei dem Spielen überließ ſich nun die Laune ihrem heiterſten Spiele. Man erſchuf ſich ein neues, höchſt bizarres Spiel, und Witzfunken ſprühten von allen Seiten in ſolcher Fülle, daß mehrere Journale, Luſtſpiele und Salons damit hätten reichlich ausgeſtattet werden können. Herrſcht bei den gewöhnlichen Spiel-Partien trübſinniger Ernſt, oder grinſende Gewinnſucht, oder geiſttödtende lange Weile, ſo ſprudelte hier der ſchäumende Champagner des luſtigſten Frohſinns, und genialer Uebermuth erzeugte einen Seelenrauſch. Ein ruhiger Zuſchauer hätte glauben können, die verwirklichte tauſend und eine Nacht vor ſich zu ſehen, indem die eine Partie eine Liebesgeſchichte durchführte, die andere einen Geiſter- und Zauberſpuck, jetzt ein phantaſtiſches Spektakelſtück, dann eine romantiſche Kriegsbegebenheit, oder tragikomiſche Künſtler-Abenteuer, Reiſe-Scenen u. ſ. w. darſtellte. Dieſe Geſellſchaft lieferte den Beweis, wie das Genie aus wenig ungeheuer viel machen, der Statue des Pygmalion Leben und Liebe einhauchen kann, und ein wahrer Prometheus iſt, der dem menſchlichen Thongebilde den belebenden Götterfunken gibt.

Und ſo geſchah es, daß die Begeiſterten bei dem darauf folgenden Souper eine ungewöhnliche Mäßigkeit zeigten. Eine Geſellſchaft geiſtreicher Menſchen iſt der beſte Mäßigkeits-Verein; je größer die Rolle iſt, welche die Schüſſeln und Flaſchen in einem Converſations-Stück ſpielen, deſto geringer iſt, in der Regel, der Gehalt und Werth desſelben.

Die kommende Morgenröthe beleuchtete einen Kreis von Männern, die ſich körperlich und geiſtig wohl befanden; denn Bacchus war ihnen als ſeelenvoll heiterer Jüngling erſchienen.

## III.

## Drittes Kapitel des Orang-Outang-Romans. Reiſe im feuerſpeienden Berge.

Am folgenden Tage fühlten ſich die meiſten Mitglieder der Geſellſchaft, von den in dieſer ſchönen Nacht angeregten Ideen voll, zu neuer Kunſtliebe entzündet. Die Maler ergriffen Pinſel und Pallete, der Dichter Volcanelli die Feder, um das hier folgende Kapitel ſeines Orang-Outang-Romans zu ſchreiben:

„Die Maskenreiſe in dem feuerſpeienden Berge Tigalia.“

Als das Schauſpiel geendigt war, führte Sir Orang-Outang ſeine wunderbare, phantaſtiſche Geſellſchaft in einen prächtig dekorirten, von zehntauſend Lampen erleuchteten Saal, in deſſen Mitte eine, mit den auserleſenſten Speiſen und den köſtlichſten Weinen beſtellte Tafel ſtand.

Den Ehrenplatz nahm Sir Orang-Outang ſelbſt ein; ihm zur Rechten ſaß die Prima-Donna, zur Linken der Dichter Remuald. An den beiden Seiten der Tafel ſetzten ſich, ohne Unterſchied des Ranges, Harlekin neben der Geliebten, dann Skis und ſein Sohn Pagat, Sir John Fallſtaff, der Rieſe aus Brobdingnag, der Zwerg aus Liliput, Freiherr von Münchhauſen, Sir Guliver, der Sylphe Ariel, der weder gute noch böſe Zauberer, Demokrit und

Heraklit, Don Quixotte de la Mancha, Asmodi und der Zeitgeiſt mit den Zeitgeſpenſtern, am untern Ende der Tafel ſaß Sancho Panſa mit Kaliban.

Als Orang-Outang, Kühnheit mit Schlauheit verbindend, bemerkte, daß alle Gäſte vom Weingeiſte ſehr exaltirt waren, flüſterte er dem neben ihm ſitzenden Dichter einige Worte in's Ohr, welche dieſen in ein ſolches Entzücken verſetzten, daß er den Sprechenden umarmte, das Glas emporhob und ſowohl dem Feſtgeber, als der ganzen Geſellſchaft der Unbekannten einen Toaſt brachte, der mit einem Jubelgeſchrei erwiedert wurde.

Nun erhob ſich Sir Orang-Outang und ſprach mit einem nach Möglichkeit verklärten Angeſicht:

„Werthe Gäſte! Wir ſind zwar einander noch ganz unbekannte Weſen, das hat aber nichts zu ſagen, wenn man bedenkt, daß ſo viele Menſchen ſich Bekannte oder ſogar gute Bekannte nennen und einander doch nicht kennen, ja, daß ſo viele Menſchen, die ein langes, gemeinſames Leben zuſammenkettet, wie z. B. Kanzlei-Verwandte und Ehepaare — nach einer Reihe von Jahren aus einander gehen, ohne ſich nur halbwegs zu kennen. Es waltet aber manchmal ein großer Moment, eine ergreifende Idee, welche wie der Feuerfunke in ein Pulverfaß fällt und Menſchen, die ſich ohne dieſen glücklichen Zufall ewig fremd geblieben wären, ſo entzündet und begeiſtert, daß ſie ſich in der Ausübung einer Großthat vereinigen, wodurch ſie nicht nur, wie durch einen Zauberſchlag berührt, plötzlich die innigſten Freunde, ſondern auch der fernen Nachwelt bekannt werden.

Eine ſolche Idee, ein ſolcher Moment iſt jetzt da! Wer hat den Muth, ein Wageſtück zu unternehmen, welches die Welt in Erſtaunen ſetzen muß?" —

Die ganze Verſammlung ſprang auf und rief mit emporgehobenen Gläſern: „Hoch, Sir Orang-Outang! hoch jedes Wageſtück! je größer, deſto beſſer!" —

„Nun denn, erwiederte der Sprecher; „ſo vernehmt denn Schillers Worte:"

„Und ſetzet ihr nicht das Leben ein,
Nie wird euch das Leben gewonnen ſein!"

„Iſt je ein Menſch in die Tiefe des feuerſpeienden Berges gedrungen? Keiner! Wir wollen die Feigen beſchämen, noch in dieſer Nacht, in dieſem Augenblick! Wir wollen in einer Zeit, wo Alles von erbärmlichen Geheimniſſen radotirt, die noch unentdeckten Geheimniſſe eines gewaltigen Vulkans ergründen. Wir wollen ſogleich den Gipfel dieſes Tigalia, in dem wir jetzt ſchwelgen, erklimmen und durch ſeinen Krater in ſeine tiefſten Tiefen hinabſteigen, ohne uns durch irgend eine Gefahr ſchrecken zu laſſen. Wir werden dann der ſtaunenden Welt Dinge verkünden, wobei wir ihr als Halbgötter erſcheinen. Ich bin überzeugt, daß, nach unſerer Rückkehr, die ganze Welt ein anderes Ausſehen bekommen, die ganze Menſchheit andere Tendenzen, neue Anſichten und Intereſſen gewinnen wird. Daß wir aber glücklich wieder auf die Oberwelt zurückkehren, dafür laſſet mich ſorgen! Vergeſſet ja nicht: Euch führet Orang-Outang, ſein Genius und ſein Glück!

Seht! Ich könnte das Größte, was je auf, unter und über der Erde geſchehen iſt, allein ausführen. Bedarf ich eurer winzigen Beihilfe? Ich hoffe, ihr werdet es alſo um ſo mehr mit Dank erkennen, daß ich euch zu Gefährten meiner Größe mache, und euch an meinem unſterblichen Ruhme Theil nehmen laſſe. Denkt euch den edlen Stolz und die grenzenloſe Wonne, welche uns beſeelen wird, wenn wir nach gelungener Großthat hier wieder beiſammen ſitzen, und bei ſechswochentlichen Feſtmalen Einer den Andern nicht genug bewundern können! Auf!“ —

Sir Orang-Outang und Romuald ſprangen auf, dann alle Uebrigen zugleich. Lärmend und jubelnd ſtürzte die freudetrunkene Schaar aus dem Rieſenſaale; nur Harlekin und die Prima-Donna blieben, ſich hinter ihre Stühle verbergend, zurück. Als der Saal leer und ſtille war, ſteckte Harlekin ſeinen Kopf hervor, die Prima-Donna den ihrigen. Sie ſprangen auf, umarmten und küßten ſich. Die Prima-Donna ſtieß einen zärtlichen Seufzer aus und ſagte leiſe:

„Geliebter! wir bleiben hier; nicht wahr?“

**Harlekin.** Mögen die Narren ziehen, wohin ſie wollen.

**Prima-Donna.** Welche Gefahren drohen ihnen?

**Harlekin.** Ich bin kein Freund von Gefahren. Meine geraden Glieder!

**Prima-Donna.** Und meine ſchönen Kleider!

**Harlekin.** Sie lohne der Ruhm!

**Prima Donna.** Uns die Liebe!

**Harlekin.** Ihnen der Abgrund des feuerſpeienden Berges!

**Prima-Donna.** Uns der ſchöne Saal und die glühenden Herzen! —

Beide umſchlangen ſich, und hielten die Hände an die Ohren, um das Getöſe der abziehenden Vulkan-Touriſten nicht zu hören.

---

Ueber dem Gebirge Tigalia brüteten Gebirge der ſchwärzeſten Nachtwolken; die dichte Finſterniß wurde aber durch die Menge der, dem Zuge voran leuchtenden Fackeln in ein glänzendes Morgenroth verwandelt, welches ſich, je höher der Zug aufwärts ſtieg um deſto mehr über den düſtern Himmel verbreitete. Heller als jedes andere Licht ſtrahlte aber die gute Laune der Touriſten.

Orang-Outang hatte für alle möglichen Bedürfniſſe der Reiſenden geſorgt. Diener trugen hohe Stangen, Pfoſten, Strickleitern, Seile, Hämmer, Brecheiſen und andere Werkzeuge, auch viele mit Lebensmitteln und Weinflaſchen gefüllte Körbe, die für eine längere Reiſe ausreichen konnten.

Als der Zug die Anhöhe des Berges erſtiegen hatte, wurden eiſerne Stangen am Rande des Kraters befeſtigt; ſie waren mit ſtarken Seilen umwunden, welche durch Räder und andere Vorrichtungen in die Tiefe des Berges hinabgelaſſen und wieder hinaufgezogen werden konnten.

Die Schaar ſtellte ſich nun in einem Halbkreiſe um den Krater und brachte der Unterwelt einen Toaſt. Orang-Outang, allen Gefährten zum Vorbilde dienend, ſtieg zuerſt in die ihm entgegen gähnende Kluft, aus welcher ein heißer Qualm aufdampfte. Man beeiferte ſich, dem Heerführer zu folgen. Nachdem ſie eine lange Strecke, bis an die Knie in Aſche watend, zurückgelegt hatten, kamen ſie zu einer Höhlung, welche ſie vom nächſtgelegenen feſten Boden trennte. Es blieb nichts übrig, als kühn darüber zu ſpringen, und ſo wagte denn Einer nach dem Andern glücklich den salto mortale. Ein raſſelndes Steingerölle ſtürzte ihnen nach, eine gewaltige Erſchütterung verurſachend. Sie hatten zwar unverletzt den feſten Grund jenſeits der Kluft erreicht, es ergriff ſie aber dennoch ein paniſcher Schrecken, indem ein Theil des erſchütterten Bodens, vor ihren Augen verſchwindend, in die Tiefe flog.

Endlich entdeckten ſie einen langen, nicht ſehr ſteilen Abhang, der am Rande einer Höhlung abwärts führte; ſie mußten aber, während Lava vor, neben und hinter ihnen ſtürzte, zwiſchen Hügeln von Aſche, Bimsſtein, röthlichen und dunkelbraunen Schlacken, Schwefel und andern vulkaniſchen Produkten und Brennſtoffen ſich durcharbeiten, welche letztere wie in ungeheueren Oefen glühten und qualmten. Rauch und heiße Luft drohten ſie zu erſticken. Nun erreichten ſie eine lange Ebene von Lava, die anfangs hart war, dann aber immer weicher, endlich ſo weich wurde, daß die Füße der Wanderer einſanken und nur mit der äußerſten Anſtrengung und wechſelſeitiger Beihilfe wieder herausgezogen werden konnten. Sir Orang-Outan hüpfte indeß über die klebrige Maſſe mit ſolcher Leichtigkeit, daß er einen großen Vorſprung gewann und ſchon am Ende der Lavafläche ſtand, während die reſpektable Geſellſchaft noch in der Mitte des Weichbildes hüpfte, zappelte, zerrte und zog.

Nun ſtellte ſich den Reiſenden eine ganze Wand pechſchwarzer Rauchwolken entgegen. Dieſer gefährliche Punkt hemmte alles fernere Vordringen, da man nicht wußte, was man hinter dieſer myſtiſchen Hülle zu erwarten habe. Ein heißer Qualm drang hervor. Ein dumpfes Brauſen und Toſen ließ ſich vernehmen, und der Boden bebte mit zunehmender Stärke. Felsſtücke ſtürzten herab. Schrecken bemächtigte ſich Aller; ſie hielten ſich rettungslos verloren. Selbſt der Muth des Sir Orang-Outang gerieth in die Klemme. Er ſchwieg und kraute ſich den Kopf.

Plötzlich folgte ein betäubender Knall und ein gewaltiger Stoß, und eine furchtbare Erſchütterung. Die ſchwarzen Rauchwolken flogen fort wie ein Heer von Geſpenſtern, und ein Feuerſtrom wälzte die rothe Glut ſeiner Wogen praſſelnd und ziſchend dahin.

Als ſich die theils zitternden, theils ſtarren Mitglieder der gelehrten Geſellſchaft von ihrem Schrecken und Staunen erholt hatten, brach Sir Orang-Outang in ein gellendes Gelächter aus und ſagte:

„O ihr kleinen Seelen! Verzagt ihr? Haltet ihr das für eine Gefahr, was nichts weiter als ein hübſches Schauſpiel iſt? Binnen wenig Minuten ſollt ihr jubeln und lachen! Menſchlein! Setzt euch indeß und ruht aus!“ —

Und die beruhigten Menſchlein ſetzten ſich und zogen die bei ſich habenden Mundvorräthe aus den Maskenkleidern und genoßen und pflegten der Ruhe. Sir Orang-Outang aber hegte in ſeiner großen Seele einen großen Gedanken, welchen er auch ſogleich ausführte. Er nahm einen Anlauf und ſetzte mit einem Sprung über den Feuerſtrom. Jenſeits desſelben ergriff er einige, auf dem Boden liegende Felstrümmer und wälzte ſie behutſam in den Strom. Binnen einigen Minuten war eine ſteinerne Brücke gebaut. Die Geſellſchaft ging ſcherzend über die Flammenwogen, welche, durch das ihnen gelegte Hinderniß aufgehalten, zu ſtocken anfingen.

Nachdem ſie einen kurzen Weg zurückgelegt hatten, traten ſie in eine große Höhle, in welcher ſich ſehr viele Eingänge zu einer langen Reihe kleinerer Höhlen befanden, die zum Theil durch ein von oben und durch die Felſenſpalten einfallendes Licht erhellt wurden.

Sir Orang-Outang rief den Eintretenden zu: „Heil uns! Gefahren und Beſchwerden ſind beſiegt. Das Reich der Wunder thut ſich auf.“ —

Und Sir Orang-Outang hatte ſich nicht getäuſcht. Was nun folgte, grenzt an das Unglaubliche. Weh' dem Sterblichen, der es nicht ſelbſt geſehen hat! Wohl dem Sterblichen, der wenigſtens die Schilderungen desſelben vernimmt!

Viele der unterirdiſchen Touriſten fühlten ſich nun von den ausgeſtandenen Gefahren und Beſchwerden ſo müd und matt, daß ſie ſich auf den bemoosten Boden hinwarfen, die Glieder ausſtreckten und einſchliefen. Sogleich krochen aus allen Winkeln der Höhle bunte, giftloſe Schlangen hervor. Sie wanden ſich um die Arme und Beine der Schläfer und beleckten die unbekleideten Glieder. Als die Erwachenden ſich regten und auffuhren, entflohen die von ihren Liebkoſungen verſcheuchten Thiere in ihre Schlupfwinkel. Die Erwachten fühlten ſich aber ſo friſch und kräftig, als hätten ſie gar keine Beſchwerden erlitten. Sie krochen überall herum, um einige dieſer Zauberſchlangen zu fangen, ſie ſuchten aber vergebens. Orang-Outang hatte die Abſicht, durch dieſe Künſtlerinnen in der einfachſten Heilkunde die Aerzte auf der Oberwelt zu verdrängen.

Ein lautes Geſchnatter, welches aus einer Nebenhöhle hervorkam, erregte die Aufmerkſamkeit der Geſellſchaft. Man behauptete, es könne nur von Gänſen herrühren; und ſiehe da! man hatte ſich nicht geirrt. Es waren wirklich Gänſe, aber was für Gänſe, Gänſe mit den ſchönſten Menſchengeſichtern. Einige Touriſten entſetzten ſich über die ſchaudererregende Aehnlichkeit dieſer Gänſegeſichter, mit dem menſchlichen Antlitz, aus deſſen roſigen Munde dieſes Schnattern hervorkam. Sir Orang-Outang wagte die kühne, beinahe frevelhafte Vermuthung, es ſeien verwandelte Fräulein. Man wollte einige derſelben fangen; ſie entwiſchten aber blitzſchnell, und die Letzte rief: „Bemüht euch nicht vergebens, ihr Herren! Wir haben uns auf der

Oberwelt ſchon zu oft fangen laſſen, um nochmal aufzuſitzen.“

Die Gäſte traten nun unter lautem Gelächter in eine Höhle, die einem Saale glich. Sie zündeten hier Feuer an, und kochten Kaffee. Neu belebt ſetzten ſie die Reiſe fort. In der nächſten Höhle erblickten ſie eine Felswand, die einen mit Diamanten beſäeten Vorhang bildete, deſſen Höhe das Auge eben ſo wenig zu erreichen vermochte, als die Tiefe der vor der offenen Seite liegenden ſteilen Abgründe. Ein Strom ſtürzte ſich brauſend und brüllend hinab. Säulen, durchſichtig wie Glas, Obelisken von Alabaſter, verſteinerte, kryſtallartige Waſſerfälle und das, wie mit Kränzen und Guirlanden von Eisblumen verzierte Gewölbe, gaben dieſer Höhle das Anſehen eines Feen-Palaſtes aus tauſend und einer Nacht.

Nun öffnete ſich ein Amphi-Theater von ſchauerlichen Eisgebirgen, die ſich im Halbkreiſe immer höher und höher aufragend, über einander erhoben. Der Froſt wurde jetzt ſo ſchneidend, ſo grimmig, daß die Hände der Erſtarrten nicht einmal Feuer anzuzünden vermochten. Indem ſie ſchon den nahen, unvermeidlichen Tod des Erfrierens vor ſich ſahen, und ganz blöde wurden, war Sir Orang-Outang wieder der Einzige, der die Geiſtesgegenwart nicht verlor. Er rief den Verzagten zu:

„Uns, ihr Feigen, bleibt jetzt zur Rettung nur ein Mittel übrig: wir müſſen mit Grimm und Wuth eine Schlacht liefern, um das lebenswarme Blut vor dem Erſtarren zu ſchützen!“ —

Der gewaltige Feldherr hatte dieſe Worte kaum geſprochen, ſo erhob er die Arme und ſtürzte wie ein Raſender gegen die ihm zunächſt Stehenden. Dieſe ahmten den weiſen Heerführer nach, und es begann eine Völkerſchlacht, die mit dem größten Eifer angefangen und mit der größten Erbitterung fortgeſetzt wurde. Man ſtieß, ſchlug, zerrte, balgte, bläute, beohrfeigte, warf und ſchleuderte ſich eine volle Stunde hin und her, bis das wohlthätige Gefühl der wiederkehrenden Lebenswärme die Feinde in die mildeſte und fröhlichſte Stimmung verſetzte. Die dampfenden, ſchweißbedeckten Verſöhnten ſchloßen Frieden. Sie umarmten ſich brüderlich und zogen vergnügt weiter, indem einer den Andern als ſeinen Lebensretter begrüßte und mit Dankſagungen überhäufte; vorzüglich aber wurde dem weiſen Sir Orang-Outang, weil er die meiſten der, zur Erregung der Lebenswärme förderlichen Püffe ausgetheilt hatte, eine feierliche Dank-Adreſſe erſtattet.

Die allgemeine Freude der Neubelebten wurde durch den Anblick eines, an einem Felsſtück lehnenden männlichen Todtengerippes geſtört. Das Schreckbild verkündete, daß wenigſtens ein Sterblicher es ſchon gewagt hatte, ſo tief in die Geheimniſſe der Unterwelt einzudringen, daß er aber ſeine Kühnheit mit dem Leben bezahlen mußte.

Der Gedanke, daß ein ähnliches Schickſal vielleicht auch die ganze reſpektable Geſellſchaft hier erwarte, machte die Verblüfften ſtumm und ſtarr. Indem ſie eben, in banges Nachſinnen vertieft, melancholiſch langſam weiter ſchreiten wollten, kam eine ſchwarze Schaar von Fledermäuſen, ſtöhnend und kreiſchend herangeflogen. Die Erſchrockenen verwahrten ihre Köpfe, ſo gut ſie konnten; die Fledermäuſe umkreiſeten aber das männliche Gerippe dreimal; dabei ſangen ſie einen Chor, —

„der Stein' erweichen,
Menſchen raſend machen kann.“

Aus dieſem Singgeheule vernahmen die Zuhörer, daß die häßlichen Sängerinnen in Fledermäuſe verwandelte böſe Weiber ſeien, die nun jeden Tag zur beſtimmten Stunde an dieſem Skelete ihre Wuth auslaſſen. Nur die impoſante Geſtalt Orang-Outangs raubte ihnen den Muth, einen Angriff auf die Reiſenden zu machen, welche, vom paniſchen Schrecken gejagt, die Flucht ergriffen. Sie befanden ſich nun plötzlich in der tiefſten Finſterniß; ſie konnten es nicht wagen, einen Schritt zu thun, und glaubten aus dieſer Nacht in die Todesnacht übergehen zu müſſen, da ſie alles mitgebrachte Feuerzeug ſchon verbraucht hatten. Nachdem ſie in dieſer ſchrecklichen Lage einige Stunden geſchmachtet hatten, zogen aus weiter Ferne zahlloſe Funken heran, welche wie glühende Augen im Dunkel erſchienen.

Als das Lichtheer in die Nähe kam, zeigte ſich, daß es Cucujus waren, käferartige Inſekten, einen Zoll lang und einen Finger dick, mit zwei Phosphoren am Vordertheil des Kopfes und mit einem auf der Bruſt verſehen. Bei ihrer Ankunft verwandelte ſich die finſtere Nacht in hellen Tag. Sir Orang-Outang, der ſich in allen Fällen ſogleich zu helfen wußte, fing einige dieſer Inſekten und befeſtigte ſie ſich an die Hände und Füße. Die Gefährten folgten dem Beiſpiele der Beleuchtung, und nun ging der Zug weiter bis zu einer Stelle, wo das Tageslicht durch die Felſenwände einer Gebirgsſeite wieder hereinbrach *).

In der nächſten Grotte befanden ſich viele, inwendig hohle Säulen, von kryſtallartiger Maſſe. Ariel ſchlug zufällig mit einem Stäbchen an eine derſelben; liebliche Töne erklangen. Einige der Reiſegefährten verſuchten dasſelbe, und es entſtanden aus dem Zuſammenklange die angenehmſten Harmonien, welche, durch ein zweifaches Echo verlängert, einer ſanft dahinſterbenden Sphären-Muſik glichen. Das ſanfte unterirdiſche Concert that auf die Spielenden die wohlthätigſte Wirkung, indem die aufgeregten Nerven auf die angenehmſte Weiſe beruhigt wurden, ganz das Gegentheil der muſikaliſchen Productionen der Oberwelt, deren Virtuoſen darauf ausgehen, die Nerven ihrer Zuhörer durch Wuth und Glut aufzureizen.

Als die Wanderer an die Oeffnung kamen, erblickten ſie eine weite Sandebene vor ſich, die ihnen einen ſehr bequemen Weg zur Fortſetzung der Reiſe both; ſie hatten aber kaum einige hundert Schritte gethan, als unten ihren Füßen ein ſehr verdächtiges Sauſen und Brauſen aus der

---

*) Den Bewohnern der Inſel St. Domingo dienen dieſe Cucujus als Kerzen und Lampen. Drei oder vier dieſer Käfer, unter einen Glasſturz gebracht, erhellen ein ganzes Zimmer. Bei dem Lichte eines Einzigen kann man leſen und ſchreiben.

Erde heraufſcholl. Indem ſie vom Schrecken gelähmt, ſtille ſtanden, bildete ſich vor ihnen im Boden eine Oeffnung, die ſich durch das Hinabſtürzen des Sandes immer mehr erweiterte. Plötzlich ſtieg Waſſer aus dem Schlunde empor, deſſen ſich verbreitender Flut ſie nur durch das eiligſte Zurückfliehen entgehen konnten.

Es gelang ihnen, einen Fels zu erklettern. Sie ſanken ſchweißtriefend und athemlos auf das menſchenfreundliche Geſtein; das aus dem Schlunde aufſpringende Gewäſſer ſtieg aber immer höher. Schon hatte es beinahe den Gipfel erreicht, und die Hingeſunkenen, denen kein Ausweg offen ſtand, machten ſich bereit, dem Leben Lebewohl zu ſagen, und dem Tode in die wäſſerigen Arme zu fallen.

In dieſem Augenblicke verdunkelte ſich die ganze Gegend. Dumpfes Gebrülle erſcholl unter der Erde; Krachen und Praſſeln folgte; der Boden ſchaukelte, der Fels ſchwankte und barſt; ein Feuerſtrom brach, die Finſterniß mit rother Glut erleuchtend, aus der Tiefe hervor und Felstrümmer flogen wie Spielbälle in die Höhe. Nun verließ Alle, ſelbſt den weiſen Orang-Outang die Beſinnung und den muthigen Dichter Romuald die Begeiſterung für das großartige Schauſpiel im wilden Kampf der Elemente. Keiner wußte mehr, was mit ihm und um ihm her geſchah. Jeder wäre nun in der bewußtloſen Ohnmacht geſtorben, ohne zu wiſſen, daß er ſtarb.

Glücklicher Tod! Allein das Schickſal wollte, daß ſie nicht ſterben, ſondern, im Augenblick der größten Gefahr, gerettet werden ſollten, und zwar auf unerhört wunderbare Weiſe.

Der Fels, welchen das unterirdiſche Feuer zerſprengte, befand ſich in ſenkrechter Linie, gerade unter der Oeffnung jenes Kraters, durch welche die kühnen Touriſten in die Unterwelt hinabgeſtiegen waren. Die Felstrümmer flogen nun eben zu dieſem Punkte hinauf, und gelangten ſo durch den offenen Schlund auf die Oberwelt, wo ſie rings um den Rand des Kraters in philoſophiſcher Gemüthsruhe liegen blieben.

Auf jeden dieſer Felstrümmer, die zuerſt als Flugmaſchinen gedient hatten, lag, wie auf einem ſteinernen Ruhebette, Einer der maskirten Touriſten, zwar beſinnungslos, aber — eine kleine Quetſchung hie und da abgerechnet, — wohlerhalten und unverſehrt.

Nachdem drei Stunden über den Häuptern der ſtarren gelehrten Reiſegeſellſchaft dahingezogen waren, gab Sir Orang-Outang zuerſt einige Lebenszeichen. Er ſtand auf, lächelte großartig beim Anblick der noch bewegungs- und bewußtloſen Gefährten, ging von Einem zum Andern, und beſchäftigte ſich mit ihnen, indem er ſie rüttelte, ihnen in die Ohren ſchrie, oder, wenn das ohne günſtigen Erfolg blieb, auch Püffe und Fußſtöße austheilte, ſo lange, bis es ihm gelungen war, Alle zu erwecken und zu ſich zu bringen.

Als die, durch einen glücklichen Zufall, der kaum nach zehntauſend Jahren ſich wieder ereignen dürfte, auf unglaubliche Weiſe ſo wunderbar Geretteten ſich endlich vollkommen erholt hatten, glaubten ſie, aus einem furchtbaren Traume zu erwachen; erſt als ihnen der Dichter Romuald in einer ergreifenden Rede die Herrlichkeiten, welche ſie im Bauch der wunderſchwangern Erde erblickt, wie auch die Leiden, Schrecken und Gefahren, welche ſie überſtanden hatten, mit hinreißender Begeiſterung in einer hyperboliſch poetiſchen Sprache ſchilderte, wurde ihnen klar, daß das Vorgefallene, die außerordentlichſte, wirklichſte Wirklichkeit ſei. Hierauf folgte eine allgemeine Umarmung und Beglückwünſchung, und ſie erkannten nun, daß Alexander Dumas vollkommen recht habe, wenn er in ſeinen bändereichen, zahlloſen und blitzſchnell an's Tageslicht geförderten Romanen die Wahrſcheinlichkeit mit Füßen trete, da in der größten Unwahrſcheinlichkeit oft die höchſte Wahrheit liegt, wie Gold und Edelſteine im tiefſten und dunkelſten Felsſchacht.

Die auf dem Gipfel des Tigalia zurückgebliebene Dienerſchaft kam nun mit Speiſen und Weinen herbei. Nachdem die Geſellſchaft am Rande des dampfenden Kraters, allen feuerſpeienden Bergen zum Trotz und Spott, ein ſplendides Mahl genoſſen, der Unterwelt einen Toaſt gebracht, und ſich hinlänglich geſtärkt und erfriſcht hatte, trat ſie, in humoriſtiſcher Stimmung, ſcherzend und lachend den Rückweg an, wobei Einige ſchlichen und hinkten, Andere wankten und taumelten. Sir Orang-Outang und Romuald eilten den Uebrigen mit ſolchen Rieſenſchritten voraus, daß ſie die ſpäten Ankömmlinge, zu deren feſtlichen Empfang ſie ſchon Alles vorbereitet hatten, bereits umgekleidet an der Pforte des Felſen-Palaſtes empfangen konnten.

Die Soirée phantastique, welche ich im zweiten Kapitel dieſes Orang-Outang Romans erzählt habe, muß allerdings den Leſer, er mag zu den Phantaſtiſchen oder zu den Nichtphantaſtiſchen gehören, ſehr myſtifizirt haben, vielleicht mehr als recht und billig; die geehrten Herren und Damen werden ſich daher jetzt um ſo mehr freuen, wenn ſie über die wunderbare Erſcheinung einen natürlichen und ſehr einfachen Aufſchluß erhalten.

Der Intriguant der ganzen Geſchichte war der liſtige Harlekin, der hierbei den ſchlagendſten Beweis lieferte, wie ein ſchlauer Schelm eine Menge Menſchen unter einander hetzen und ſie zu ſeinem Zwecke benützen kann. Er ſpielte auf der Bühne einer Provinzial-Stadt die Intriguant-Rollen, wozu er geboren zu ſein ſchien. Auf demſelben Theater begann auch Armida ihre Laufbahn als Sängerin. Es entſpann ſich zwiſchen Beiden ein zärtliches Verhältniß, welches aber zu einem Bunde für die Ewigkeit weder geeignet noch beſtimmt war. Die italieniſche Liebhaberin liebte den böhmiſchen Liebhaber ungefähr ſo wie ein ſchönes Kleid, und der böhmiſche Liebhaber liebte die italieniſche Liebhaberin ungefähr ſo wie den Champagner. Sie ſahen und küßten ſich gerne. Das dauerte ſo ungefähr ein Jahr. Als dreihundert und einige Tage im Strome der Zeit dahingefloſſen waren, kam ein durchreiſender Graf in beſagter Provinzial-Stadt an; er kam, ſah und ſiegte. Armida's Herz flog ihm zu, wie eine Stahlnadel dem Magnet. Durch ſeinen Einfluß ward ſie als Prima-Donna beim Theater der Hauptſtadt aufgenommen. Harlekin und das Provinzial-Theater erhielten den Abſchied; Harlekin nahm die Sache leichter als der Theater-Entrepreneur.

Armida fand viel Beifall und noch mehr Verehrer, denen der anbetende Graf, ſeine Reiſe fortſetzend, nach einem eben nicht langen Zeitraum die Schöne gerne überließ, worüber Armida ſich zu tröſten wußte.

So waren denn nicht Tage, ſondern Jahre vergangen, deren jedes einige Blüthen von Armidens Schönheit abſtreifte. Dies hatte zur Folge, daß Armidens Anbeter ſich verminderten und die üble Laune der Entgötterten ſich täglich vermehrte. Sie wurde zuerſt zänkiſch, dann eigenſinnig, endlich gar unerträglich, und dies hatte wieder zur Folge, daß ſie den Abſchied erhielt und froh war, in ihr früheres Engagement wieder eintreten zu können.

In Harlekins Bruſt (er hieß eigentlich Kowaczny) erwachte die alte Liebe; aus Armidens Bruſt war aber nicht nur die Liebe zu ihm, ſondern ſogar ſein Bild verſchwunden; ſie hatte ihn unter den vielen Erlebniſſen vergeſſen. Kowaczny gründete darauf einen ſeltſamen Plan. Er beſchloß die Ungetreue zu myſtifiziren und ſich dabei auf eine komiſche Weiſe zu rächen. In dieſer Abſicht entzog er ſich ihren Blicken und machte den alten mürriſchen Garderobe-Aufſeher, der die ſtolze, heftige Prima-Donna noch haßte wie ehemals, zu ſeinem Vertrauten. Durch dieſen Todfeind der großen Sängerin erhielt Kowaczny, ein kleines, ſchmächtiges, zartgebautes Männchen, aus der alten Marionetten-Garderobe, ein zierliches Harlekinkleid, welches dem Duodez-Weſen ſo gut paßte, daß er ſelbſt wie ein Harlekin aus der Truppe der Marionetten ausſah. In dieſer Umwandlung ging der Intriguant in die Rumpelkammer in Erwartung der Prima-Donna, welche der Garderobe-Meiſter, unter dem Vorwand, dort paſſende Koſtum-Stücke zu finden, hingelockt hatte.

Als Kowaczny die feſten Tritte der, mit brennbaren Stoffen erfüllten, phantaſtiſchen Armida vernahm, legte er ſich geſchwind auf den Boden und ſpielte die Rolle einer lebloſen Marionette auf das Täuſchendſte.

Der Leſer weiß bereits, wie ſchnell Armida für den ſchönen Harlekin Feuer fing, und wie vortrefflich der ſcheintodte Schelm ſich in einen lebendigen Liebhaber zu verwandeln wußte. Als er nun die Geliebte, die ihn nicht mehr kannte, wieder gewonnen hatte, beſchloß er die mit Geld Verſehene zur Ausführung eines Planes zu benützen, der ihm ſchon lange am Herzen lag. Er hegte nämlich den ſehnlichſten Wunſch, eine Kunſtreiſe zu machen, am Liebſten zu ordentlichen Wilden, die von der Kunſt noch gar keinen Begriff hätten, und alſo ganz verblüfft werden müßten, wenn ſie etwas Ungeſehenes zum erſten Male zu ſehen, etwas noch nicht Gehörtes zum erſten Mal zu hören bekämen.

Armida, die, als leidenſchaftlich, ſchrecklich Verliebte, Alles ſchön und herrlich fand, was der Heißgeliebte ihr in dieſem Lichte zeigte, genehmigte ſogleich den Vorſchlag, und da der einmal entzündeten Phantaſie der glühenden Italienerin Alles möglich ſchien, was der, durch ihre Liebe in's Leben erweckte Harlekin behauptete, ſo las dieſer ihr

Arioſt's raſenden Roland vor, wodurch ihre Phantaſie vorläufig auf das Höchſte geſteigert wurde. Er beredete ſie nun, die Kunſtreiſe in einer ganz außerordentlichen Geſellſchaft zu machen, und ſo erſchienen denn bei jener **Soirée phantastique**, welche ſelbſt den für ſolche Dinge ſehr empfänglichen Dichter Romuald myſtifizirte, jene wunderbaren Truggeſtalten in ihren poetiſchen Masken.

Kowaczny, der eigentlich nicht wußte, welchem Lande er die Kunſtreiſe zuwenden ſollte, hörte damals auch von dem merkwürdigen Orang-Outang, der ein Menſch in Thiergeſtalt zu ſein ſchien, und durch ſeinen Geiſt die barbariſchen Einwohner der Inſel Borneo, zum höchſten Grade menſchlicher Bildung zu erheben beabſichtigte, wie ſich denn aus den Menſchen, je nachdem es einem Gewaltigen beliebt, alles -- Gute oder Schlechte machen läßt. Kowaczny beſchloß durch die Kunſtreiſe nach Borneo einen Genie-Streich auszuführen. Armida und ihr Geld waren ſein, und die Reiſegefährten fanden ſich um ſo geſchwinder, weil er ihnen verſprach, ſie bis an's Ziel der Reiſe frei zu halten. Da die Geſellſchaft aus Leuten beſtand, die in Europa nichts zu verlieren und nichts zu hoffen hatten, ſo glaubte Jeder auf der Inſel Borneo Alles, was er hier vermißte, mit voller Sicherheit zu finden. Was wagt der Menſch nicht, wenn er unbefriedigte Wünſche auf eine ſelbſt unwahrſcheinliche Weiſe realiſiren zu können glaubt! Kowaczny verlangte von den Reiſegefährten nichts Anderes, als daß Jeder derſelben — eine Maske nehmen, und ſo lange maskirt bleiben müſſe, bis er ihnen erlauben werde, ſich zu demaskiren.

Und ſo war denn die Geſellſchaft glücklich auf Borneo gelandet. Während Kowaczny hier in Verlegenheit gerieth, wie er ſich und ſeine Gefährten bei dem Weltwunder Orang-Outang introduziren ſollte, vernahm er, daß der merkwürdige Thiermenſch dieſes großartigſte Spiel der Natur, eine Geſellſchaft von Gelehrten nach Borneo verſchrieben habe, um mit ihnen die verborgenſten Geheimniſſe der Natur, und zwar mit einer, die kühnſten Kühnheiten übertreffenden Kühnheit, zu ergründen. Der gewandte Kowaczny faßte ſogleich den Entſchluß, ſich und ſeine Gefährten als jene Geſellſchaft der noch nicht angelangten Gelehrten zu präſentiren. Sir Orang-Outang hielt das Masken-Koſtum für eine der bizarren Ideen, die den Gelehrten eigen ſind, und nahm die Ankömmlinge gläubig und gaſtfreundlich auf. Die leichtſinnigen Thunichts und Habenichts fügten ſich, voll vom Taumel des Feſtmales, der Aufforderung zur Reiſe in die Unterwelt; nur den Schwächling Kowaczny und ſeine geliebte Armida hielt die Liebe auf der Oberwelt feſt.

Die aus dem Abgrunde Heraufgeſchleuderten mußten ſich nun demaskiren, theils weil Sir Orang-Outang es ernſtlich verlangte, theils weil ihre Masken durch die unterirdiſche Reiſe ſehr viel gelitten hatten.

Die meiſten Menſchen gehen in dieſem Leben maskirt herum, um einander zu täuſchen, indem ſie anders erſcheinen, als ſie ſind; daher bleibt das Demaskiren — es ſei ein freiwilliges oder ein nothgedrungenes — immer eine traurige, ſehr unerſprießliche Sache, die einen — kürzeren oder längeren — wechſelſeitigen Betrug an's Tageslicht fördert, wo dann der Philoſoph wehklagend ausruft: „Die Welt will betrogen werden, und ſo werde ſie es!" —

Auf ſolche Weiſe zeigten ſich nun, als die Geſellſchaft ſich demaskirte, die grellſten Kontraſte. Der Skis war ein falſcher Spieler, der aus mehren Badeorten, wo er ſein Unweſen trieb, verwieſen, auf Borneo eine Pharobank errichten wollte. Sein Söhnlein, der Pagat, ein ſechzehnjähriger Taugenichts, ſtand dem Vater, deſſen Geiſt ſein edles Vorbild war, als Gehilfe würdig zur Seite. Der Mond, emeritirter Lion einer Provinzialſtadt, hatte ehemals eine glänzende Rolle in der Salonwelt geſpielt. Er wußte als erfindungsreicher und unermüdlicher Vortänzer die ſchönſten Quadrillen und Polka's anzuführen und häusliche Feſte mit beſonderer Geſchicklichkeit zu arrangiren. Dabei war er ein Liebling der Damen; eingeweiht in ihre Herzensgeheimniſſe, leiſtete er in zärtlichen Angelegenheiten die erſprießlichſten Dienſte, wobei er ſich für ſeine Perſon, beſcheiden und genügſam, mit den Broſamen begnügte, welche von der Tafel der Liebe fielen. Nachdem aber ſein Licht durch eine Reihe von Jahren im Reiche der Galanterie geleuchtet hatte, ging ein neuer Mond auf, und der alte Mann im Monde gerieth in die totale Finſterniß der Vergeſſenheit. In dieſer betrübten Lage machte er Kowaczny's Bekanntſchaft, der dem ausgedienten Löwen die Idee gab, ſich auf Borneo als Tanzmeiſter und Feſt-Arrangeur zu verſuchen. Fallſtaff gab ſich, die Maske ablegend, als Weinwirth zu erkennen, der zu Grund ging, weil er ſelbſt ſein beſter Gaſt war und fidelen inſolventen Gäſten zu viel Kredit gab.

Der Rieſe, aus dem Lande Brobdingnag gab athlethiſche Vorſtellungen; da er aber auch im Leben ein Athlet ein wollte und des Guten zu viel that, zwang ihn der Verluſt der Kräfte, ſeine gymnaſtiſchen Leiſtungen im Leben und in der Kunſt aufzugeben. Im Reiſen und unter dem Einfluſſe eines neuen Klima's hoffte er eine Wiederherſtellung zu finden. Das Zwerglein aus Liliput, deſſen er ſich bedient hatte, um ſeine Vorſtellungen durch den Kontraſt pikant zu machen, nahm er als eine verlaſſene Kreatur mit ſich. Er gab nun die menſchliche Kleinigkeit für ſein Söhnlein aus und den Naturforſchern damit eine Nuß aufzuknaken, den Philoſophen aber nicht, weil ſie wiſſen, daß Kleines und Großes in der moraliſchen Welt oft ſehr nahe neben einander beſteht und ſich ſogar in einem und demſelben Menſchen vereinigt.

Unter der Maske des Freiherrn von Münchhauſen ſteckte ein paſſionirter Touriſt, der ſein ganzes Vermögen verreist hatte. Als der Verarmte nun erfuhr, daß eine abenteuerliche Expedition nach Borneo im Werk ſei, erbat er ſich vom Harlekin Kowaczny die Erlaubniß, ſich dem genialen Unternehmen anſchließen zu dürfen, in der Abſicht, eine abenteuerliche Reiſebeſchreibung zu liefern, die Alles, was man vom alten und von Immermanns neuem Münchhauſen wußte, weit übertreffen, von unzähligen Leſern gekauft und verſchlungen werden, und dem Autor ein namhaftes Kapital einbringen ſollte.

Der demaskirte Ariel gab ſich als Dichterjüngling zu erkennen, der aller Welt klagte, daß ſein Genie brach liegen müſſe, weil es an Stoffen fehle; die intereſſanteſten ſeien ſchon vielfach benützt und verbraucht, die Weltgeſchichte erſchöpft. Da er nicht zweifelte, Borneo ſei der Schau- und Tummelplatz ungeheurer Leidenſchaften und unerhörter Verbrechen, ſo wollte er die Hauptmomente aus der Geſchichte dieſer ſtoffhältigen Inſel in einem Ciclus von Tragödien bearbeiten, eine fremde Menſchheit und eine neue Natur — die ſchrecklichen Eingeweide des Tigalia nicht ausgenommen — darſtellen, und ſich in ſeiner Heimat als Gründer einer neuen Dichterſchule bewundern laſſen. Wie erwünſcht mußte dieſem Kraft-Genie eine Reiſe in die Unterwelt ſein!

Sein Bewunderer Kaliban ſchloß ſich dem zarten Dichter aus Freundſchaft an. Er hatte kein anderes Geſchäft, als die abſcheulichſten Winkel zu beſuchen, mit dem Abſchaum der Menſchheit zu verkehren, und den Dichter mit den gräßlichſten Stoffen zu verſehen, wofür er freie Wohnung, Koſt und Kleidung erhielt.

Jetzt fing der Zauberer an, ſich abzuſchälen und ſagte, herzlich lachend: „Sie werden ſich nun überzeugen, meine Herren, daß ich nicht log, als ich in jener Soirée erklärte, ich ſei weder ein böſer noch ein guter Zauberer, ſondern nur ein natürlicher und zwar ein gelernter Zauberer. Ich ſah Döblers und Bosko's Kunſtwerke im Bereiche der natürlichen Magie. Der Beifall, den ſie erhielten, und noch mehr die guten Einnahmen, deren ſie ſich erfreuten, begeiſterten mich. Ich trat auch als natürlicher Zauberer auf; da mich aber die erſte Vorſtellung beinahe das Leben gekoſtet hätte, ſo entſagte ich der Schwarzkünſtlerei auf der Stelle. Bei den Bewohnern von Borneo, wo ſich auch viele Chineſen befinden, die von einem Döbler oder Bosko nichts gehört haben, glaube ich mit meinen ſchwachen Fähigkeiten auszureichen und mein Glück zu machen."

Dem Beiſpiele des Zauberers folgten die Masken Heraklit und Demokrit, zwei bejahrte Hageſtolze, die als innige Freunde, als zwei wahre **Inséparables** zuſammen lebten, obſchon ſie nicht leben konnten, ohne unaufhörlich mit einander zu zanken. Ihre Lebensanſicht war gerade die entgegengeſetzte; der Eine ſah Alles von der komiſchen Seite, der Andere von der tragiſchen; der Eine lachte über Alles, der Andere ärgerte ſich über Alles. Ihr Zuſammenleben glich einer Tragikomödie. Jeder bemühte ſich vergebens den Andern zu bekehren, und dennoch gab Keiner von Beiden die Hoffnung auf. Demokrit vernahm mit großer Freude die Nachricht von der projektirten Expedition nach Borneo, und er beſchloß, obſchon ſie ihm etwas abenteuerlich erſchien, dennoch daran Theil zu nehmen, theils weil ihn die alltäglich erblickten Narrheiten und Thorheiten der nächſten Umgebung nicht mehr intereſſirten, theils weil er des täglichen Einerlei überdrüßig wurde und ſeine Lachluſt ſich ehr verminderte, theils endlich, weil er ſeinen melancholiſchen Freund aus ſeiner freiwilligen Zurückgezogenheit in's Leben hinein ziehen, ihn durch den Reiz der Neuheit aufheitern und für das Syſtem ſeiner jovialen Lebensanſicht gewinnen wollte. Demokrit dachte ſich unter den, mit

Chineſen geimpften Borneſen ein in ſeinen Abſurditäten ſo pudelnärriſches Volk, daß der betrübte Heraklit aus der tiefſten Melancholie in die luſtigſte Lachſucht übergehen müßte. Nach vielen wiederholten Angriffen willigte Heraklit ein.

Der Mann, der die Maske des Ritters Don Quixote trug, erklärte, er ſei eigentlich Niemand und Nichts; er trage aber die Ueberzeugung in ſich, daß er vom Schickſale zu etwas Außerordentlichem beſtimmt ſei. Er verachte daher die Erbärmlichkeit der alltäglichen Menſchenkinder und habe die Irrfahrten der ſogenannten Kunſtreiſe als großes Räthſel mitgemacht, welches auf Borneo ſeine Löſung erwarte. Einſt Bajazzo einer Seiltänzer-Geſellſchaft, verſtehe er ſich auch recht gut auf die **Lazzi** und **Salti mortali** auf dem Welttheater.

Als Sir Orang-Outang nun die Asmodi-Maske erſuchte, ſich in ſeiner wahren Geſtalt zu zeigen, warf dieſer den rothen Turban und den bemalten weißen Mantel von ſich und ſagte mit nicht erkünſtelter ſchnarrender Naſenſtimme, er habe ſich vormals als Winkel-Agent und Winkel-Senſal herumgetrieben. Die Unverſchämtheit dieſes offenen Selbſtgeſtändniſſes erweckte allgemeines Gelächter. Als er dies bemerkte, gefiel er ſich in ſeiner Keckheit ſelbſt. Man erfuhr nun, daß ſein Geſchäft ihn mit den verwickeltſten Angelegenheiten und pikanteſten Verlegenheiten der Menſchen bekannt gemacht habe. Ihm war kein Reicher zu reich, kein Vornehmer zu vornehm. Er hängte ſich wie eine Klette an ſie, um den Augenblick abzuwarten, wo man ſeine Dienſte verlangte und die geleiſteten theuer bezahlen mußte. Er wurde der Vertraute abſcheulicher Familien-Geheimniſſe. Er ſchloß Kauf-Kontrakte, wofür beide Parteien ihn bezahlen mußten; er rangirte zu Grunde gegangene Güterbeſitzer und fallirte Kaufleute zu ſeinem eigenen Vortheil; er brachte Geldheirathen ohne Liebe und Achtung zu Stande; er veranlaßte Erbeinſetzungen und Enterbungen, eheliche Zwiſte und Verſöhnungen, dirigirte bei Hazardſpielen, und brachte Künſtler in und um den Ruf. Je mehr er nun das Innere der Häuſer und der Herzen kennen lernte, um ſo mehr fing er an, die Menſchen gering zu ſchätzen, folglich gewiſſenlos zu mißhandeln, bis er ganz im Stillen ein erklekliches Sümmchen zuſammen gebracht hatte. Nun fuhr der Teufel des Hochmuths und der Genußſucht in ihn. Er heirathete eine reiche Xantippe und fing an, ein großes Haus zu machen. Das Haus wurde immer kleiner, die Zahl der Feinde des Entlarvten immer größer. Die Xantippe entfloh mit dem Reſte des noch übrigen Geldes, und ließ ihm einen zierlich gearbeiteten Bettelſtab als Sinnbild zurück. Asmodi ſchloß ſeine Selbſt-Biographie mit den Worten: „So geht's den Menſchen, denen auf der Welt nichts heilig iſt, als das — Geld, um deſſen Beſitz ſie Alles zu thun bereit ſind, den Schlechteſten ſchamlos zu vergöttern, den Beſten ſchonungslos aufzuopfern; denn Geld iſt das höchſte Ziel und die große Lebensfrage unſerer Zeit. Sehr verehrter Herr Orang-Outang! Sie ſehen, daß ich wenigſtens aufrichtig bin. Die bittere Noth trieb mich hieher. Ich bin nicht abgeneigt, mich zu beſſern. Ihrer Weisheit bleibt es überlaſſen, das Werk zu vollenden. Unter einer guten Aufſicht und Leitung kann vielleicht noch Etwas aus mir werden. Wenn die Menſchen gegen mich Klage führen, ſollen wenigſtens die Orang-Outangs als Dero werthe Herren Brüder mit mir zufrieden ſein.

Nun kam die Reihe zuletzt an den Zeitgeiſt und an ſein Gefolge, die Zeitgeſpenſter. Jener gab ſich als Herausgeber einer Univerſal-Zeitſchrift zu erkennen, ſeine dienenden Geiſter als Mitarbeiter und ſogenannte Referenter. „Ich," ſagte er, „bin der Mann, welcher ſeiner Zeit den Geiſt gibt, den ſie haben ſoll; ich bin der Mann, der die Haupt-Ideen angibt, der die Anſichten der Menge beſtimmt und die Urtheile leitet; ich lehre die Menſchen, wie ſie denken und empfinden ſollen; ich bin als perſonificirter Geiſt der Zeit zugleich das Orakel der Zeit, und ohne mich gäbe es gar keine Zeit, denn wo kein Geiſt, da iſt Nichts. Aus meinem Lichtquell gehen die Strahlen aus, welche die Menſchheit erleuchten und erheben. Ich bin die reine Wahrheit und der Prototyp des Höchſten und Schönſten hienieden. Nur wer an mich glaubt, wandelt auf dem rechten Wege. Ich entſchloß mich zur Reiſe nach Borneo, um auch dieſem rohen und unwiſſenden Volke mein Licht leuchten zu laſſen, das heißt, daſſelbe zu einer geiſtigen Höhe zu erheben, die es bald zum Gegenſtande allgemeiner Bewunderung machen ſoll, und es wird geſchehen, daß nach Verlauf eines Jahres Alle, die nach der höchſten Geiſtesbildung ſtreben, nach Borneo ſchiffen werden. Weiſer Orang-Outang! preiſe dein

Glück und danke dem Himmel, der mich Dir ſendet, denn ich will hier eine Zeitſchrift herausgeben, von welcher zu jeder Stunde des Tages und der Nacht ein Druckbogen erſcheinen ſoll! Wir ſind rüſtig; welche rapide Fortſchritte laſſen ſich da erwarten!"

Als der Zeitgeiſt ſeine Rede geendet hatte, brachte ein Uferwächter die Nachricht, Harlekin und Armida ſeien auf einem Schiffe entflohen. Die ganze Geſellſchaft bat den großen Orang-Outang, den eben ſo verliebten als meineidigen und feigen Verräther einholen zu laſſen und zu züchtigen. Sir Orang-Outang lachte aber und ſagte: „Es iſt eine ſehr komiſche Erſcheinung, daß ihr Alle hier zu bleiben wünſchet und nur der Einzige, der euch Alle hieher brachte, entflieht. Laßt ihn ziehen! die Strafe wird nicht ausbleiben; ich überlaſſe ſie der holden Armida."

*

So war das dritte Kapitel des Orang-Outang-Romans geſchloſſen, und Volcanelli legte wohlgefällig lächelnd, die abgeſtumpfte Feder auf das Dintenfaß.

⁂

So weit das, im Nachlaſſe des Verfaſſers zum Drucke vorbereitet aufgefundene Manuſkript. Das fünfte Buch und den vollendenden Schluß hinzuzufügen, war ihm — die unerforſchlichen Rathſchlüſſe Gottes hinderten es — nicht vergönnt; denn eben an die Ausarbeitung des letzten Buches zu ſchreiten Willens, wurde er, ſchon ſeit längerer Zeit leidend, in der zweiten Hälfte des Octobers 1846, von einer Krankheit der Bruſt- und Unterleibs-Eingeweide befallen, welcher er am 7. November 1846 unterlag.

Friede ſeiner Aſche!

⁂

## Nachſtehendes ſind die in dem literariſchen Nachlaſſe des Verfaſſers aufgefundenen, für das fünfte Buch und für den Schluß entworfenen Skizzen und Andeutungen.

---

Lunetta (Mephiſta) macht die Bekanntſchaft einer zuckerſüßen, reichen Hundsnärrin mit lebzeltener Holdſeligkeit; ſie wird ihre Geſellſchafterin. — Die Närrin ſtirbt und vermacht der Lunetta ihre Hunde, und unter der Bedingung, dieſe abzurichten, auch ihr vieles Geld. — Die abgerichteten Hunde. — Hunds-Comödie. —

Hierauf lernt Lunetta das Weib des ewigen Juden kennen; dieſer hat ſein Weib, weil er mit ihr nicht auskommen konnte, und ſie in die Scheidung nicht willigte, nebſt Haus und Hof verlaſſen, und iſt, um ihr zu entgehen, auf Reiſen in ferne Länder gegangen, wo er überall gegen das Reiſen predigt. — Lunetta bekommt plötzlich die Reiſe-Manie; ſie ſteckt Ahasvers häusliches Weib damit an, in die der Reiſe-Teufel und Emancipations-Geiſt fährt. — Senats-Sitzung der ſich emancipiren wollenden Frauen. — Sie reiſen mit einander durch ganz Europa als Virtuoſinnen und

Künſtlerinnen. — Muſikaliſches Dampf-Inſtrumenten-Concert. — Ihre Schickſale und Reiſe-Abenteuer. — Ahasvers Weib findet endlich ihren ruheloſen Gatten in dem ruheloſen Paris bei Eugen Sue, der eben am ewigen Juden arbeitet. —

## Zum vierten Kapitel des Orang-Outang-Romans.

Orang-Outang erzählt dem Volcanelli ſeine in zwölf Bänden geſchriebene Selbſt-Biographie und ſeine Reiſe im Möbel- und Narrenreiche. — Volcanelli erzählt ihm dagegen vom ewigen Juden des Eugen Sue. — Orang-Outang, den dieſe Erzählung ganz begeiſtert, faßt den Entſchluß, als dieſes dunkle, düſtere, räthſelhafte, uralte und zugleich modernſte Weſen, gleichſam als perſonificirter intereſſanter Weltſchmerz zu reiſen. — Reiſe der ganzen auf Borneo gelandeten Geſellſchaft im Thier-Reiche. — Hauptrollen der Thiere. — Schickſale wirklicher, unter den Menſchen lebender Thiere. — Allegorien, wo Thier-Charaktere in Menſchen dargeſtellt werden, wie z. B. die Boa-Conſtrictor, von Spindler. — Thier- und Menſchen-Parallelen. — Geſchichten berühmter Thiere: Der Hund (des Hoſpitiums, des Scipio, des Braganza, des Aubry de Mont-Didier, Hoffmanns Pudel Ponto, Thümmels Mops). — Die Katze (die ägyptiſche, Zachariä's Murner, Taſſo's Katze, Hoffmann's Kater Murr; die Katze, welche ſich zu ihrem Herrn in den

Sarg legt, und den Scheintodten zum Leben erwärmt). — Das Pferd (Nero's Leibpferd, Alexanders Bucephalus, Roſinante). — Der Kanarienvogel (des Rouſſeau). — Der Eſel (der goldene und der blaue). — Der Papagei (ein Lebensretter). — Der Floh (Hoffmanns Meiſter Floh). — Der Fuchs (Reinecke). — Der Löwe (Ameiſenlöwe und Müllerlöwe). — Die Henne oder das Huhn (welches zuletzt gebraten und geſpeist wird mit Salat). —

Affen-Erziehungs-Inſtitut. — Die reiſenden Thiere. — Der Schmetterling. — Der Goldfiſch. —

Myſterien eines Maulwurfs. — Erdennacht oder Freuden eines lichtſcheuen Maulwurfs. — Myſterien einer Schnecke und ihrer gleichgeſinnten Freundin, der Schildkröte. — Geheimniſſe des Faulthiers und des Siebenſchläfers. — Trägheit und ewiges Einerlei. — Kriegeriſche Abenteuer eines Stachelſchweines im Leben und in der Literatur. — Scenen aus dem Leben einer Gans, und deren Beſchwerde gegen den Mißbrauch, welchen ſchlechte Dichter von ihren Federn machen. —

Abhandlungen über naive und ſentimentale Politik; von einem Chamäleon und einem Fuchs: a) die Kunſt, Wahrheit zu ſagen, ohne daß man ſie zu ſagen ſcheint; b) die Kunſt, ſich den Schein zu geben, eine Wahrheit zu ſagen, indem man eine Unwahrheit ſagt. (Unwiſſenheit und Verleumdung, die beiden Feinde der Wahrheit); c) die Kunſt, Einem ein Bein unterzuſchlagen, indem man ſich die Miene gibt, ihm auf die Beine zu helfen. (Politiſirende Damen haben einen Fehler mehr und einen Reiz weniger.) —

Rede eines Windſpiels über das häusliche Glück. — Rede eines Haſen über moraliſche und politiſche Schnell-Läufer. — Idylliſche Betrachtungen einer Kuh und eines Miſtkäfers über die Schönheit der Natur. — Nachtgedanken einer Eule. — Fragmente aus dem Reiſe-Journale eines Pferdes. — Erlebniſſe eines Blutegels. —

Bitte der Nachtigall um ſchöne Frühlings- und Sommer-Nächte. Sie ſingt; der Eſel kritiſirt; Pfau, Paradiesvogel und Schmetterling ſpotten über ihre einfache Tracht. Die alte Nachtigall unterrichtet eine junge nach Klopſtocks Lehrſtunde und Voſſens Wohllaut. — Anſichten eines Fiſches über Hydropathie. — Nacht-Phantaſie eines Johanniswürmchens. — Kriechereien, Winkelzüge und Schleichwege eines Wurmes. —

Wahnſinnige Thiere: Ein freudetrunkener Fuchs; ein begeiſterter Wolf; ein wahnſinniger Tiger; eine zärtliche Gans. — Die Nachtigall als Dichterin ſchreibt Elegien, z. B. auf den Tod eines vom Wolfe zerriſſenen Schafes, eines von der Katze gefreſſenen Vogels. — Die Hyäne hält eine Rede gegen die Todesſtrafe. —

Die Thiere geben dem Aeſop, Lafontaine, Gellert und anderen Fabeldichtern zu Ehren ein großes Feſt-Eſſen, und errichten ihnen Monumente, wobei illuſtrirte Pracht-Ausgaben ihrer Werke erſcheinen. —

Lunetta hält ſich, nach der Rückreiſe Ahasvers mit ſeinem Weibe in die Heimat, für die wirkliche ewige Jüdin, wird, nach manchen Abenteuern, wahnſinnig, und in eine Irrenanſtalt gebracht. — Schauerliche Scenen im Irrenhauſe. — Sie wird von ihrem Wahnſinne geheilt. — Nach ihrer Wiederherſtellung liest ſie in der Zeitung die Einladung eines Hamburger Schiffs-Eigenthümers „zur Theilnahme an einer Reiſe um die Welt,“ und ſchließt ſich der Reiſe-Geſellſchaft an. — Ihre Reiſe mit dem Hamburger um die Welt. — Der ärgſte Spitzbube. — Reiſe-Abenteuer. — Sie hat viele unglückliche Liebſchaften. —

Volcanelli trennt ſich von Orang-Outang, und tritt, reich beſchenkt, die Rückreiſe in ſein Vaterland an. — Orang-Outangs Reiſe-Abenteuer (unter der Maske eines Marokkaners) in Amerika. — Er trifft mit Lunetta in einer wunderbaren Geſellſchaft zuſammen. — Spielt mit ihr Whiſt. — Er wird durch ſie ganz bezaubert und ladet ſie ein, mit ihm zu reiſen. — Seine Reiſe mit dem überſpannten, excentriſchen, geiſtreichen Fauſt im Häubchen in’s Geiſterreich und in’s Land der Grotesken, Burlesken und Humoresken, Völkerſchaften von gemeinſchaftlicher Abſtammung. —

Naturforſcher-Verein und Feſt-Eſſen. — Orang-Outang wird demaskirt, an einen Naturforſcher verkauft und nach Europa gebracht. — Der Naturforſcher überläßt ihn an einen Menagerie-Inhaber. — Muß ſich für Geld ſehen

laſſen und produciren: Schildwache ſtehen, auf dem Seile
anzen ꝛc.; nebenbei wird er im Hausweſen zum Holz- und
Waſſer-Tragen, Gläſer Ausſpülen, Bratſpieß Umdrehen ꝛc.
gebraucht. — Wird auch auf dem Theater für das Rollen-
ach der Stummen verwendet. — Ueber Nachahmen und
Nachäffen. — Orang-Outangs Ende.

## Schluß.

Alle treffen auf dem freiherrlichen Gute zuſammen, ge-
äutert, beruhigt, veredelt und vernünftig. — Vereinigung.
— (1. Der gährende Menſch muß erſt den Läuterungs-Pro-
eß durchmachen, ſich ſublimiren und amalgamiren, um
ücklich zu werden und zu machen. 2. Der Menſch iſt für
eſellige Verhältniſſe beſtimmt; um ſich aber darin wohl zu
ühlen und ſich behaglich zu bewegen, müſſen in dieſem Le-
nskreiſe als Hauptperſonen ſolche Menſchen ſich zuſammen-
den, die zu einander paſſen, einander achten und lieben,
pfer bringen und erhalten, und ſo einen erfreulichen Le-
nsverein bilden. Man kann dies die himmliſche Con-
ellation des irdiſchen Daſeins nennen.)

# Der Cid.

Unvollendet nachgelaſſene Erzählung
nach
**Herders Bearbeitung**
in
**Romanzen.**

## Erſte Abtheilung:

# Ehre und Liebe.

Als im eilften Jahrhunderte nach Christi Geburt viele mauriſche Fürſten, eingedrungene Fremdlinge aus Afrika, ſich mit den chriſtlichen, eingebornen und rechtmäßigen Gebiethern in die ſchöne Hiſpania theilten, war Kaſtilien das Reich des Königs Fernando, dem ſeine Zeitgenoſſen den Beinamen des Großen zulegten. Er hielt ſein Hoflager in Burgos, der damaligen Hauptſtadt Kaſtiliens. Unter den edlen Geſchlechtern, die ihn hier umgaben, glänzten vor allen die Inigos, die Abarcos, die Lainez und die Gormaz, deren männlichen Sproſſen es nie an Gelegenheit fehlte, ſich in den beinahe ununterbrochenen Fehden mit den heidniſchen Mauren nicht nur Verdienſte um die Perſon des Königs, ſondern auch Ruhm und Reichthum, dadurch aber auch Macht und Anſehen zu erwerben.

Jubel füllte jetzt die Königsburg und die Paläſte der Großen; nur im Hauſe des alten Don Diego des Lainez herrſchte tiefes Schweigen in allen Gemächern und finſtere Schwermuth verdüſterte jedes Angeſicht.

In dem großen grasbewachſenen Hofraume des Hauſes ſtanden, von der Morgenröthe beleuchtet, drei edle Jünglinge, die Söhne des greiſen Don Diego Lainez, Grafen von Bivar. Manuel und Luis, die beiden ältern, hielten einander zärtlich umſchlungen, und ſie erſchöpften ſich wehmüthig n weichen Klagen über des Vaters düſtre Schwermuth, deren Grund ſie, ungeachtet alles Forſchens und Nachſinnens, nicht aufzufinden vermochten. Ruy Diaz, der jüngſte der Brüder, an Schönheit und Leibeskraft jene Beiden weit übertreffend, ſtand in einiger Entfernung von ihnen, tiefſinnig abgewendet und die blitzenden Augen ſtarr auf den Boden geheftet. Vergebens traten die geſprächigen, Mittheilung liebenden Brüder zu dem Schweigſamen, ſorglich bemüht, ihn zu freundlicher Theilnahme an ihrer Berathung zu bewegen. Er erwiederte weder ihre zierlichen Worte, noch ihre Liebkoſungen. Sie wendeten ſich mißmuthig von ihm.

---

**Manuel.** Wie freundlich das Morgenroth leuchtet!

**Luis.** Und doch kein freundliches Geſicht im Hauſe.

**Manuel.** Wie luſtig die Vögel ſingen und ſpringen!

**Luis.** Deſto ſchmerzlicher drückt mich das tiefe Schweigen aller Hausgenoſſen.

**Manuel.** Sieh nur, wie die friſchen Morgenlüfte mit den Grashalmen koſen und ſcherzen!

**Luis.** Und dennoch waltet hier die tiefſte Trauer. Sie liegt wie eine ſchwarze Gewitterwolke über dieſem Hauſe, und Niemand weiß, welche Schreckniſſe aus ihr herabſtürzen werden. Mir bangt vor der nächſten Stunde. Sieh nur, wie tiefſinnig Ruy Diaz dort ſteht, abgewendet von uns, und die blitzenden Augen ſtarr auf den Boden geheftet! Es ſchmerzt mich in die Seele, daß dem Verſchloſſenen, ewig in ſich Gekehrten, auf keine Weiſe beizukommen iſt. Er verſchmähte brüderliche Annäherung.

**Manuel.** Er liebt den ſchweigſamen Ernſt, und brütet, ſo ſcheint es mir, über etwas Großem, er, der immer ſo viel von Heldenthaten und großen Ereigniſſen ſpricht, und phantaſirt. Der alte Pedro ſagte mir geſtern, wir ſeien dem kräftigen Ruy Diaz zu kindiſch, zu weich. Wir wollen's aber doch verſuchen, ihn freundlich anzuſprechen. — Lieber Ruy Diaz! Gönn' uns doch einige Minuten deine Geſellſchaft! Wir ſind traurig.

**Luis.** Gib uns Troſt aus deiner ſtarken Seele! Willſt du denn nicht ein freundliches Wort mit uns ſprechen, wenn wir dich bitten?

**Manuel.** Liebſt du uns denn nicht? Wir möchten uns mit dir gerne über das ſonderbare Weſen in unſerm Familienkreiſe berathen. Was hälſt du davon? —

**Luis.** Wie? du lachſt? Soll das als Antwort gelten? Du biſt doch recht ſtolz und hart, beinahe boshaft.

**Manuel.** Laß den gefühlloſen Starrkopf! Stoßt er uns zurück, ſo wollen wir um ſo mehr an einander feſt halten.

Die Brüder gingen mißmuthig in's Haus. Ruy Diaz rief ihnen nach: „Arme Schwächlinge! Ein drohendes Unheil fordert kräftige Arme, nicht weiche Herzen. Hilfe ſchaffen kann nur der Muth, nicht der Jammer.“ —

Zu dem Starrkopf trat aber bald nachher ein mürriſcher Graukopf. Pedro, der alte treue Diener des Hauſes, mit dem braunen Geſichte voll Runzeln und Narben, und ſagte barſch und trocken: „Ruy! warum ſo trübſinnig? Der Jugend gebührt friſches Blut und froher Muth.“ —

Da ging dem Jüngling das Herz auf, und er ſagte mit ſteigender Lebhaftigkeit: „Du alter Pedro mit deinem trotzigen, ehrlichen Geſichte voll Runzeln und Narben! Soll ich nicht trübſinnig ſein, wenn des Vaters düſteres Bild mir wie ein Nachtgewölk vor der Seele ſteht? Vom tiefſten Grame darnieder gedrückt, ſitzt er freundlos und freudlos, abgeſchieden von aller Welt, im dunkelſten Gemache des Hauſes, ohne Schlaf und ohne Nahrung. Rings um ihn, den Greis, herrſcht Grabesſtille, wo er ſich doch vielmehr am Rande ſeines edlen Lebens freuen ſollte, wie die untergehende Sonne ſich ſelbſt einen Himmel voll Glorie bereitet. Er aber verſchließt ſein Gemach den Freunden, ſein Herz dem Troſte, und iſt, ſelbſt für ſeine Kinder, ein Lebendig-Todter. Und ich muß es ſehen, wie der Gram ihn verſteinert, und darf nicht einmal mit lebenswarmer Hand, die Eisrinde löſen von ſeinem, im Schmerz erſtarrten Herzen, ſoll nicht einmal erfahren, welcher böſe Zufall, welcher böſe Menſch, welcher böſe Geiſt den an Lebenskraft ſo überreichen Mann zur ſchwerathmenden Leiche entſeelt! Und ſoll denn ich, ſoll denn kein Menſch, kein Engel ihm zu helfen vermögen? — O daß er nur einmal wieder ſpräche, ſeien es nun Klagen oder Verwünſchungen! Aber dieſes ſtumme Hinbrüten und Erſtarren, es iſt das Entſetzlichſte, was ich mir am Menſchen zu denken vermag.“ —

Indem der Jüngling ſich alſo dem Ausbruche ſeines lange zurückgehaltenen Schmerzes überließ, umſchlang er mit dem linken Arme Pedro's gebeugten Nacken heftig, während die Hand des ausgeſtreckten rechten Armes ſich krampfhaft ballte. Pedro ſchaute ihm mit freundlichem Ernſt und wohlgefällig in die Augen, dann ſagte er:

„Ich kann Euch zu Allem, was Ihr da geſprochen habt, nicht unrecht geben möchte ſogar noch Manches mit Euch darüber plaudern, denn ſo wahr Gott lebt! — Ihr redet nicht in's Blaue, und mit Gottes Hilfe kann aus Euch noch ein tüchtiger Mann werden, vielleicht gar ein Held. Glaubt aber deshalb nicht, daß Ihr ſchon einer ſeid, oder durchaus einer werden müßt! Nun aber hat's mit unſern Betrachtungen ein Ende, denn ich bin eigentlich nur deshalb hergekommen, um Euch den Befehl des Vaters zu bringen, daß Ihr ſo wie Eure beiden Brüder, binnen einer Viertelſtunde vor ihm erſcheinen ſollt.“ —

Ruy Diaz rief freudig: „Gott ſei Dank! Das kommt erwünſcht!“ — Pedro lachte laut auf. Ruy Diaz ſtellte ihn zur Rede, und fragte zürnend, was er hier zu lachen finde. Pedro antwortete ihm darauf mit gutmüthigem Lächeln: „Als ich Euern Brüdern den Befehl des Vaters meldete, wurden ſie leichenblaß und zitterten am ganzen Leibe; Ihr aber werdet hochroth und jubelt vor Freude. So recht! Nun kommt!“ —

Beide ſchritten eilig über das hohe Gras des großen Hofes dahin; ſtiegen die hohen Stufen der breiten Marmortreppe hinan und traten ſchweigend in ein gewölbtes hohes Gemach.

Vor einem großen Tiſche ſaß Don Diego. Blitzend traf ſein Blick die Eintretenden. Tiefe Stille herrſchte im Saale. Der Greis winkte den Jünglingen, ihm näher zu treten. Als ſie dicht vor ihm ſtanden, nahm er einen, auf dem Tiſche liegenden Strick, faßte die Arme Manuels, des älteſten der Söhne, und band ſie dem Staunenden auf dem Rücken zuſammen. Eben dasſelbe geſchah dem jüngeren Luis, dann auch dem jüngſten, Ruy Diaz.

Zitternd ſtanden die beiden Aelteren. Thränen glitten über die erbleichten Wangen, und aus ihren Augen ſprach die Bitte um Mitleid und Schonung. Ruy Diaz blickte, das Geſicht von Glut überſtrömt, zu Boden. Der Greis ſchaute mit ſchweigenden Unmuth auf die Gebundenen, ſeine Bruſt hob ſich immer gewaltiger, ſeine Glieder zuckten immer heftiger. Jetzt murmelt Ruy Diaz: ‚Was ſoll das? Nicht länger duld' ich ſolche Schmach — ſelbſt vom Vater nicht!“ — Er trat nun feſten Schrittes dicht an den Vater und ſprach ernſt und feierlich: „Hab' ich dich, mein Vater, hab' ich mich ſelbſt durch ein Verbrechen geſchändet? — Nimmer! Rein ſtehen wir da, würdig, die Söhne des edlen Grafen von Bivar zu ſein, zwar ohne Ruhm, doch nicht ohne Ehre. Warum nun dieſe Schmach? Mögen meine Brüder ſich ihr fügen; ich dulde ſie nicht. An jedem Andern hätte ich den bloßen Gedanken dazu mit dieſem Dolche beſtraft. Gerechtigkeit fordere ich von Jedem, von meinem Vater aber noch mehr als von irgend Einem. Erkläre mir denn, Verehrter, was dich zu dieſer Behandlung deiner Söhne bewog? Gedenkeſt du eine ſolche Sklaven-Züchtigung weiter auszudehnen, ſo wolle nicht vergeſſen, wer Du biſt und wer ich bin!“—

Vergebens ächzte Luis: „Ich vergehe; die Angſt tödtet mich!“ Vergebens flüſterte Manuel dem Sprecher zu: „Deine Kühnheit ſteigert ſeinen Grimm. Sieh, wie ſein Auge flammt! Duld' und ſchweige!“ — Ruy Diaz achtete der Bitte nicht, der Klagen nicht. Er ſtand, einer Antwort harrend, feſt und muthig. Mit flammenden Augen hatte Don Diego der Rede des ſtolzen und muthigen Sohnes gehorcht. Als dieſer nun ſchwieg, da erglänzte das düſtere Antlitz des Greiſes wie von einem, aus ſeinem Innerſten hervorquellenden Verklärungslichte, und Freudenthränen ſtürzten ihm über den grauen Bart, der von den eingefallenen Wangen herabfiel. Auf ſprang er, riß haſtig die Bande von Ruy's Armen, drückte ihn an das Herz, und rief: „Du biſt mein Sohn! In Deinen Adern wallt des Vaters Blut; in Dir lebt ſein Geiſt. Du biſt mein Sohn, nur Du! Eigene Schmach nicht duldend, wirſt Du allein die, dem greiſen Vater zugefügte Schmach rächen. Dein Zorn gibt mir die Ruhe wieder, Dein Unmuth heilt meinen Schmerz. Deine Bruſt iſt nun das Heiligthum der Ehre meines Hauſes, Dein Arm der Blitzſtrahl, der an dem Beleidiger Deines Vaters Rache nehmen wird. Erhebe Dich gegen den Feind unſers Hauſes!“

„Wer?“ — rief der Jüngling, zugleich ergrimmt und freudig ſtolz: „Wer durfte es wagen, Dich, mein Vater, zu beleidigen? zu entehren unſer Haus? O nenne ihn mir! Zögere, ich beſchwöre Dich, keinen Augenblick!“ —

Stürmiſch drückten Vater und Sohn einander an's Herz, während die gerührten Brüder vergeſſene Zuſchauer blieben, bis Don Diego, ſie endlich bemerkend, mit einem verächtlichen Lächeln ihre Bande löſ'te, ihnen durch einen Wink ſich zu entfernen befahl, und mit Ruy Diaz allein im Saale blieb.

Der Greis ſchwieg einige Minuten, um den Athem der ſtürmenden Bruſt zu ſammeln; dann begann er:

„Du, mein Ebenbild an Geiſt und Herz! nur Du, mein wackerer Ruy Diaz, nur Du darfſt wiſſen, was außer mir ſelbſt bis jetzt nur Einer auf Erden weiß, und was ſonſt aller Welt ein Geheimniß iſt und bleiben muß; aber mit dieſem Einen, der es wagte, mich zu beſchimpfen, gehe auch der Schimpf in ſein nahes Grab! O, daß ich ſchwacher Greis es nicht ſelbſt vermag die Schmach mit ſeinem Blute von ſeiner Stirne abzuwaſchen! Schwach iſt mein Arm, aber ſtark wird mein Schwert in Deiner Hand ſein, Du mein zweites Ich!" —

„Laß mich nun die Sache ſelbſt mit wenig Worten erzählen, damit ich nicht, gereizt durch umſtändliche Schilderung des Entſetzlichen, gleich dem von glühenden Kohlen umgebenen Skorpion, den Stachel mir ſelbſt in's Herz ſtoße, um nur der Qual fernerer Schmach zu entgehen." —

Jetzt ſchien der Greis ſich in einen Würgengel zu verwandeln. Seine Bruſt hob ſich, wie Wogen im Sturme, ſeine Fauſt ballte, ſein dünnes Silberhaar ſträubte ſich, ſein

Antlitz brannte; Blitze ſchoßen aus den Augen, und mit ſteigender Heftigkeit keuchte er die folgenden Worte hervor:

„Geendigt war die geheime Berathung im Gemache des Königs. Hoch pries Fernando der Große meine Kriegsthaten, meine Siege über die Mauren, meine Weisheit im Rathe, nannte mich ſeinen Vielgetreuen und eine der kräftigſten Stützen des kaſtilianiſchen Thrones. Alle anweſenden Räthe und Heerführer ſtimmten ein, und der von mir entworfene neue Plan zum Angriffe der Feinde unſerer Hiſpania und unſeres Glaubens, erhielt des Fürſten Genehmigung und den Beifall Aller, mit Ausnahme eines Einzigen, des eben ſo hochmüthigen als herzloſen Don Lozano, Grafen von Gormaz. Dieſer, überreich und mächtig durch tauſend eigennützige Parteigänger, Er, einer der Erſten im Rathe wie im Kampfe, Er, deſſen Verdienſten ich ſtets die vollſte Anerkennung bewies, Er, vom Ingrimm der Schelſucht geſtachelt, ſchauderte nur vor dem Gedanken, daß Einer mit ihm die Gunſt des Königs, den Ruhm des Lorbeers theilen, ſeinen Glanz verdunkeln ſollte.“

„Schon hatten alle Räthe und Heerführer den Palaſt verlaſſen; nur zu mir ſprach der König noch einige Worte des Vertrauens und der Gnade. Als ich nun aus dem Gemache trete, ſchreitet Graf Gormaz wuthentflammt mir entgegen; er überſchüttet mich mit Vorwürfen und Schmähungen. Die Ruhe, die ich ihm entgegenſetze, facht ſeinen Zorn noch mehr an, und er ſchließt endlich mit den Worten: „Elender Heuchler, der das Vertrauen des Königs erſchleicht, wie der Wurm am Baumſtamme hinaufkriecht!

Nichtswürdig iſt das Geſchlecht der Lainez, nichtswürdig ſeid Ihr ſelbſt, Diego Lainez! Die nächſte Zukunft wird Euer Andenken vertilgen, ſo wie meine flache Hand Euern kraftloſen Leib entehrend zu Boden ſchleudert!“

Mit dieſen Worten traf — Tod und Hölle! — traf meine Wange ein ſchallender Schlag ſeiner rechten Hand; ein Stoß der geballten Fauſt, auf meine Bruſt geführt, warf mich an einen Pfeiler des Saales. Ich ſtürzte beſinnungslos zu Boden. Als ich wieder zum Bewußtſein kam, fand ich mich von helfenden Dienern umgeben, welche der Frevler ſelbſt herbeigerufen hatte, um mir, wie er ihnen ſagte, bei plötzlicher Ohnmacht der Altersſchwäche Beiſtand zu leiſten. Mir aber hatte er im Weggehen noch mit bittern Hohn in's Ohr geziſcht: „Was hier vor und umgefallen, bleibt unter uns. Niemand erfahre Euere Schmach! Ich war der Thäter; Ihr ſeid der Zeuge. Das genügt!“

Ich ſtand am Rande der Vernichtung. Wie eine Flamme des Höllenfeuers fühlte ich den Schlag auf meiner Wange, wie eine Felslaſt den Stoß auf meiner Bruſt, und wie Schlangengeziſch ſauſten jene Worte mir in der Seele fort und fort. Ja wohl darf Niemand erfahren meine Schmach aber der Himmel weiß ſie, und wird nicht zürnen, wenn ich meine und meines Hauſes beleidigte Ehre zu rächen lechze, denn ohne ſie gerächt zu wiſſen, kann ich nicht ſterben; oder ich müßte als Bewohner des Grabes, im Grauen der Mitternacht der Gruft meiner Ahnen entſteigend, ruhelos, ein Schrecken der Lebendigen, umher wandern, um Rache heulend!“ —

Ruy Diaz, durchſtrömt von der Glut des Zornes und vom Schauder des Entſetzens, ſank auf ſeine Knie und umſchlang des Vaters Füße. Tiefe Stille herrſchte im Gemache. Endlich erhob der Jüngling das ſchwarzlockige Haupt mit dem glühenden Angeſichte; die rechte Hand zum Himmel empor haltend, ſprach er mit dumpfer Stimme:

„Vater! o mein Vater! Ich ſchwöre, zu rächen Deine, meine und unſeres Hauſes Schmach, — zu rächen, eh' die nächſte Sonne untergeht, — zu rächen, ſo wahr Gott im Himmel thront, ſo wahr der Menſch Gottes Ebenbild iſt, und ich Dein Ebenbild ſein will auf Erden, — zu rächen bis der letzte Tropfe meines Blutes in meiner Sterbeſtunde erſtarrt oder der Frevler ſein letztes Todesgeröchel vor mir ausathmet. Der Herr über Leben und Tod, der ewige Richter der Guten und Böſen, erſtärke meinen Arm, auf daß ich getreulich erfülle meine Kindespflicht und Du zu Deinen Vätern in Frieden und in makelreinem Ehrenglanze hinübergehſt!“

Wie neu belebt durch einen Zauberſchlag, erhob der Greis ſich vom Stuhle und ergriff das Schwert, welches über ſeinem Haupte an der Wand hing. Geſchmückt mit mancher Scharte und mit manchem dunkelblutigen Roſtfleck, ſchien der edle Stahl ein ſtummer Zeuge, der erſchütternden Szene zu ſein und zu trauern, daß es nicht rächen ſollte, die, ſeinem Herrn widerfahrne Schmach. Don Diego ließ ſeine Augen freudigſtolz auf den alten Kriegsgefährten haften, weidete ſich an den Blitzen, welche der gewendete Stahl nach allen Seiten ſprühte und ſprach endlich zu der oft und rühmlich geführten Waffe:

„Herab, mein edles Schwert! herab aus deiner langen Ruhe! Gerechte Rache fordert dich. Gemäht haſt du, das Werkzeug meiner Hand, Feindesſchaaren, beſchirmt deines Herrn und Freundes Leben, haſt Sieg und Ruhm erkämpft mir und meinem Könige. Kröne nun dein Werk! Vertheidige die befleckte Ehre deſſen, der dich mit Ehren trug, und ſiegreich ſchwang! Erlahmt iſt des Greiſes Arm; ein jugendlicher wird dich künftig führen. Fehlt ihm auch Manneskraft, ſo wiſſe doch, daß er deiner werth iſt durch Muth und hohes Ehrgefühl! Verlaſſeſt du ihn je im Kampfe, ſo ſoll dich dieſer ſchwache Greiſesarm wie Glas zerſplittern; bleibſt du aber, mein gutes Schwert, fortan das Siegeswerkzeug, um die Ehre meines Hauſes zu rächen, dann ſollſt du prangen im Ahnenſaal, bis der letzte meines Hauſes den letzten Tropfen vom Blute des Frevlers vergoß, dann als Familienkleinod bei uns ruhen in der Gruft der Helden!“

Mit dieſen Worten hob Don Diego das Schwert zum Himmel, und eine Thräne fiel über ſeine bleiche Wange auf das Schwert; Ruy Diaz aber kniete nieder vor dem Greiſe, der mit dem Schwerte dreimal das Zeichen des Kreuzes auf den Nacken des Jünglings ſchlug, ihn dann aufſtehen hieß, und den ſchlanken Leib des kräftigen Sohnes mit der ſiegreichen Waffe umgürtete.

Heftig umarmten ſich Beide, Beide keines Wortes mächtig. Fort flog Ruy Diaz, wie der Blitz aus einer Todeswolke fährt.

Die letzten Strahlen der untergehenden Sonne waren von den Giebeln der Häuſer verſchwunden. Graue Dämmerung ſchlich durch die Straßen von Burgos. Auf einſamem Platze ſeitwärts vom königlichen Palaſte traf Ruy Diaz den Grafen Gormaz. Sogleich erkennt des Jünglings zornfunkelnder Adlerblick den verhaßten, furchtbaren Gegner, den hochmüthigen Feind des Vaters, und redet ihn an: „Kennt Ihr mich, Don Lozano, Graf von Gormaz?“ — Dieſer erwiederte mit ſtolzem Hohne: „Noch iſt's ja hell genug, um zu erkennen, daß Ihr unbärtig ſeid, mithin auch keck und unbeſonnen.“ —

Der Jüngling ſchwieg einen Augenblick, gegen den Ausbruch ſeines Zornes kämpfend; dann ſagte er mit edler Haltung: „Ihr ſollt mich noch beſſer kennen lernen. Wiſſet denn: Ich bin Ruy Diaz, der jüngſte von den drei Söhnen des edlen Don Diego des Lainez, Grafen von Bivar.“ —

Graf Gormaz ſchaute dem Jünglinge mit Verachtung in das glühende Geſicht. Ruy Diaz ſchien des Hochmuths Bösartigkeit nicht zu bemerken und fuhr fort: „Als Ihr jenen Frevel verübtet, welchen zu nennen meine Zunge ſich ſträubt, jenen Frevel, der zum Himmel ſchreit um Rache, — wußtet Ihr da, — ich frage Euch, wußtet Ihr da, daß nichts reiner iſt hiernieden als die Ehre meines Vaters, als das Blut meines Geſchlechtes? Wußtet Ihr da, daß *ihn*, den Herrlichen, den Hochverehrten, kein Menſch auf Erden ungeſtraft beſchimpfen darf? Wußtet Ihr da, daß *ich*, der Ruy Diaz, lebe?“ —

Graf Gormaz brach in ein gellendes, hämiſches Gelächter aus, und ſagte: „Wie, mein wackeres Söhnlein, — du lebſt? Fürwahr! In dieſem Augenblicke vernehme ich zum erſten Mal etwas von deinem Daſein. Doch weil du nun einmal lebſt, ſo ſage mir, du wackeres Kind: weißt du denn auch, was das Leben iſt, das weder Jung noch Alt gern in die Schanze ſchlägt?“ —

**Ruy Diaz.** Meines Lebens Eine Hälfte ſei, ich ſchwöre es, dem Ehrenwerthen Ehre erzeigen, die andere, Frevelthaten an den Hochmüthigen rächen, und die Makel erlittener Schmach mit dem letzten Blutstropfen wegtilgen.

**Graf Gormaz.** Deines Vaters wohlverdiente Züchtigung blieb aller Welt verborgen, wenn der ſchwache Greis ſie nicht ſelbſt verrieth dem thörichten Söhnlein, welches wohl ſeiner jungen Einbildungskraft ſich erfreuen mag, die Kraft ſeines jungen Verſtandes und ſeines jungen Leibes aber zu hoch anſchlägt. Geh heim, du edles Kind, und empfiehl dem weiſen Vater mehr Klugheit für ſein eigenes Wohl und Weh! Es dunkelt ſchon. Ein andermal vielleicht mehr von der Sache.

**Ruy Diaz.** Nicht von der Stelle!

**Graf Gormaz.** Züchtigung verdienteſt du. Für diesmal, Knäblein, gute Nacht!

**Ruy Diaz.** Und Dir die Todesnacht! Stellt Euch zum Kampf, Herr Graf! Fallt Ihr, ſo hat der Sohn des Vaters Schmach gerächt; fall' ich, ſo ſtelle ich die Rache Gott anheim.

Mit dieſen Worten riß Ruy Diaz den väterlichen Ehrendegen aus der Scheide. Auch Graf Gormaz zog. Er vereinigte alle Gewandtheit des geübteſten Fechters mit dem höchſten Grade kaltblütig ſtolzer Ruhe, — und dennoch vergebens! Des entflammten Jünglings Arm ſchon blutend aus zwei Wunden, ſtieß, nach einem Kampfe von wenigen Minuten, das Schwert des Vaters in das Herz des Beleidigers der väterlichen Ehre. Graf Gormaz ſtarb mit den Worten: „Von Knabenhand! Furchtbare Rache!“

---

Einſam, voll Sehnſucht, zwiſchen Furcht und Hoffnung ſchwankend, ſaß Don Diego des Lainez im hochgewölbten Ahnenſaale. Vor ihm ſtand in der Mitte des weiten Raumes ein großer Tiſch, und auf dem Tiſche eine Lampe, die ihr ſchwaches Licht durch die düſtere Wölbung ausgoß.

Der Greis, in bangen Schmerz verſunken, überhäufte ſich jetzt mit Vorwurf und Selbſtanklage, daß er den unerfahrenen Jüngling zum Rächer der Schmach gegen den geübten, übermächtigen Kämpfer entflammt habe. „Iſt mir doch“ — ſo ſcholl die Wehklage, — „als ſäß' ich hier in der Ahnengruft auf einem Sarge, ein abgeſchiedener Geiſt, der keine Ruh' im Grabe findet, weil ſeine Schmach die Hinterlaſſenen entehrt. Er ſeufzt und ſtöhnt am kalten Marmorſtein und ſehnt ſich nach dem nächſten Ankömmlinge, von dem er Ruhe und Erlöſung hoffte. — Mein Ruy kämpft für mich, und ich — ich ſitze hier, ein lahmer, ein ohnmächtiger Greis! Er ſchwingt für mich das Schwert, und mir ſtoßt jeder Augenblick der Ungewißheit einen Dolch in's Herz. — Mein Ruy! o mein Ruy! Ich trieb dich unerfahrenen Jüngling in den Kampf. Mein Blut gerinnt zu Eis; die lebensmüden Glieder beben, und ein dunkler Geiſt der Ahnung flüſtert mir in's Ohr: „Er iſt todt! mein Stolz, mein Ruy todt!" — Ich ſelbſt trieb ihn zum Tode, und muß nun zur Strafe ungerächt, entehrt, verzweifelnd, in die Gruft ihm folgen. Mein Herr und Gott! erbarme dich!" —

Indem der Greis mit dieſen düſtern Gedanken kämpfte, ward ein Thürflügel raſch geöffnet. Eintrat Ruy Diaz, den Degen unter dem linken Arme tragend, die Hände gekreuzt auf der, von ſchweren Athem hochgehobenen Bruſt.

„Du lebſt?" rief Don Diego, „Dank ſei dem Himmel!"

Er wollte raſch aufſtehen, ſank aber wieder in den Stuhl zurück, ohne daß er es wagte, die Frage auszuſprechen, die im Herzen brannte und auf der Zunge ſchwebte. Endlich nahm der Jüngling das Wort: „Edler Vater! Unſere Ehre iſt gerettet, der Beleidiger todt." —

Er legte das Schwert zu den Füßen des Greiſes, der nun jubelnd ausrief: „Mein Sohn! Du haſt begonnen, wie nur Wenige enden. Nicht mehr bin ich nun der Letzte meines Stammes, deſſen Erſter Du von dieſem Augenblicke an biſt, da mit Dir unſers Geſchlechtes Wiedergeburt beginnt. Ich kann nun ruhig ſterben; Dich aber wird der Himmel, meine Bitte erhörend, ſegnen. Erſt in die Schloßkapelle, mein Dankgebeth zu verrichten, dann erzähle, wie er fiel!“ —

An einem ſchönen Sommertage wogte das Volk durch die Straßen von Burgos. Ein Blumenflor reizender Frauen und Mädchen füllte die Balkons und die Fenſter aller Paläſte und Häuſer. Endlich riefen mehrere Stimmen: „Horch! Seht! Sie kommen.“

Plötzlich war das Getümmel ohne Bewegung und ohne Laut. Hufſchlag und Waffengeraſſel ſcholl durch die tiefe Stille. Ein Zug von dreihundert edlen Männern bewegte ſich feierlich einher; an ihrer Spitze ritt der greiſe Graf von Bivar, von der Freude verjüngt, ihm zur Seite Ruy Diaz, der achtzehnjährige Jüngling, begabt mit Mannesſinn und Manneskraft, er allein im Waffenſchmuck und voller Rüſtung, während alle Uebrigen in Gold und Seide prangten.

Die Augen, der auf den Straßen ſich drängenden Volksmenge, ſo wie all der ſchönen Gebilde, die auf den Balkons und an den Fenſtern prangten, hafteten nur allein auf der kräftigen Geſtalt des bewunderten Ruy Diaz mit dem blühenden Geſichte voll anmuthigen Trotzes und mit Augen, aus welchen die Flammen der Kühnheit ſtrahlten. Einer aus der Menge rief mit lauter Stimme: „Seht doch den Knaben, der den Helden Don Gormaz tödtete!“ — Ein Anderer: „Blitzjunge! Dir mag der Teufel ſich ſtellen, wenn's ihm beliebt!“ — Lautes Gelächter folgte dem luſtigen Einfall.

Kaum war der Reiterzug vor der Königsburg angelangt, als eine andere Erſcheinung die Blicke der neugierigen Zuſchauer auf ſich zog. Eine Schaar von Frauen in Trauergewändern, Haupt und Antlitz in dichte, ſchwarze Schleier gehüllt, ritt auf Maulthieren langſam einher. Tiefe Stille herrſchte, nur hie und da durch ein leiſes Achzen unterbrochen.

Nun ſtellten ſich die beiden Züge einander gegenüber an der Hauptpforte des Palaſtes. Das Thor öffnete ſich; heraus trat ein Höfling, welcher die Harrenden, dem Ceremoniel gemäß, um Namen und Stand befragte. Mit ſtolzem Tone erſcholl von der einen Seite die Antwort: „Ich bin Don Diego des Lainez, Graf von Bivar; mir zur Seite ſeht Ihr meinen Sohn, den wackern Ruy Diaz.“

Dagegen ſeufzte von der andern Seite die Stimme des tiefſten Schmerzes: „Ximena, die Tochter des ermordeten Don Lozano, Grafen von Gormaz ſteht hier, um Rache flehend an dem Mörder ihres Vaters.“ —

Der Höfling entfernte ſich mit freundlicher Verbeugung gegen beide Seiten, und ging in den Palaſt. Nach wenigen Minuten zurückkehrend, brachte er den Harrenden, die indeſſen abgeſtiegen waren, die Erlaubniß, vor dem Könige zu erſcheinen. Beide Züge begaben ſich in den Palaſt, deſſen Pforte dann geſchloſſen wurde.

Auf einem erhabenem Stuhle, von Gold und Purpur ſchimmernd, ſaß Fernando der Große, umgeben von den Edlen ſeines Reiches. Ihm zur Rechten ſtand in einiger Entfernung Donna Ximena mit ihren Frauen, ihr gegenüber zur Linken Don Diego des Lainez mit Ruy Diaz und ſechs Rittern ſeines Gefolges.

Auf einen Wink des Königs trat Donna Ximena gegen die Mitte des Thrones. Sie ließ ſich an der unterſten Stufe auf die Knie nieder, und ſchlug den Schleier zurück.

Welcher Anblick! Ihre Wangen glühten von Schmerz und gerechtem Zorne. Aus dem Feuer der Augen quollen Thränen wie Lichtperlen hervor und gewannen im Herabgleiten über die Purpurroſen der Wangen einen neuen Reiz, wie ein Quell, der ſich durch eine Blumenwieſe ſchlängelt, noch lieblicher blinkt. So ſehr auch die Aufgeregtheit des Innern das Muskelſpiel des holden Geſichtes jetzt in Bewegung ſetzte, und den Mienen einen ungünſtigen Zug beimiſchte, ſo ließ dennoch das mild verleuchtende Weſen der angebornen Schönheit ſich nicht verdunkeln. Die Wirkung, welche Ximena beim Zurückſchlagen des Schleiers auf alle Anweſenden im hohen, auf Ruy Diaz im höchſten Grade hervorbrachte, ließe ſich nur jener Empfindung vergleichen, welche einen Gefangenen ergreifen würde, den man aus dem Dunkel einer unterirdiſchen Kluft plötzlich in den Zauber eines Himmels voll Morgenroth über einer blühenden Frühlingswieſe emporhöbe.

Die Stille allgemeiner Bewunderung herrſchte im Saale. So mächtig wirkte Ximena's Schönheit. Die Tochter des Ermordeten entflammte im erſten Augenblicke das Herz des ihr verhaßten Mörders zur heißeſten Liebe.

Ximena erhob jetzt die Augen vom Eſtrich zum Himmel, dann ſchüchtern und voll Wehmuth zum Könige, und begann mit leiſer, bebender Stimme:

„Kaſtiliens erhabener König! Auf gold'nem Throne prangend, vernimmſt Du Deiner Unterthanen Stimme, um zu entſcheiden über Recht und Unrecht, um Lohn und Strafe zu beſtimmen nach dem Ermeſſen Deiner Weisheit und Gerechtigkeit. Ximena, vor wenig Tagen noch des edlen, hochgeehrten Don Lozano, Grafen von Gormaz glückliche Tochter, ſeine Wonne und ſein Stolz, — jetzt eine arme, verlaſſene Waiſe, — Ximena, die Hilfloſe, ſie naht, Hilfe ſuchend, Deinem Throne, naht, kniet, fleht um Schutz und Recht. Mein König und Herr! Du, den die tauſendſtimmige Bewunderung den Großen nennt, — o wolle doch nicht mir allein verſagen, was dem geringſten Deiner Unterthanen Du gewähreſt: Schutz und Recht!"

„Getödtet iſt mein Vater, getödtet Er, ein Nachkomme jener unſterblichen Helden, deren Siegesfahnen einſt dem großen Pelayo, Hiſpaniens erſtem Chriſtenkönige folgten; getödtet Er, der unermüdliche Vertheidiger des Chriſtenglaubens, der Schrecken der kühnen Mauren, der erſte Edelſtein in Deiner Krone. Er fiel im Mittagsglanze ſeines Ruhmes durch die Hand eines ruhmloſen Jünglings, der es wagt, ſich mit keckem Trotze mir gegenüber zu ſtellen, ſpottend Deiner Königsmacht und aller Reichsgeſetze; er fiel durch die Hand des Don Rodrigo, Grafen von Vivar!

Wolle! mein König, mir nicht Schutz und Recht verſagen! Was mir der Fürſt verweigert, — rächen müßte es der Himmel! Verlaſſene von aller Welt ſteh'n Gott am nächſten, und die Vaterloſen ſind ſeine Kinder."

Ximena ſchwieg. Fernando wandte das königliche Haupt gegen Ruy Diaz mit den Worten: „Don Rodrigo des Lainez, Graf von Bivar! Vermögt Ihr die That in Abrede zu ſtellen, oder ſie zu vertheidigen?"

Der Befragte beugte ſein Knie und ſprach: „Mein königlicher Herr! Die That leugnen will ich nicht; ſie rechtfertigen kann und werde ich. — Die Ehre iſt des Lebens Seele und der Seele Kleinod. Schmach dem Ehrenwerthen zugefügt, fordert Blutrache; Schmach dem ehrenwerthen Vater zugefügt, gebiethet dem Sohne den Tod des Beleidigers. Ich habe gethan, was die Geſetze der kindlichen Ehre mir geboten; ich habe meine Pflicht erfüllt, gerächt die Schmach des Vaters, deſſen Sohn zu ſein mein Stolz iſt, deſſen Sohn zu heißen ich ſonſt nicht würdig wäre. Wer mich deshalb verdammen will, verdammt auch die Geſetze der Natur und der Ehre. Und ſo mag denn mein König und mein Gott es hören: Getödtet hab' ich im Zweikampfe ihn, der meines Vaters Ehre mit Schmach bedecken, ſeinen guten Namen brandmarken wollte." —

Ximena, durch die trotzige Rede des Jünglings auf's Neue erzürnt und erbittert, fiel ihm in's Wort:

„Und warum, Du böſer Geiſt der Gerechtigkeit, Du Götzendiener der Ehre, der aus Kindesliebe den Vater der Waiſen mordet, — warum haſt Du nicht auch der Tochter das Leben geraubt, da Du den Urheber und Beſchützer ihres Lebens getödtet haſt? O, ſeht doch den edlen Sohn! Kindliche Liebe trieb ihn, dem Kinde ſeinen Vater zu rauben; das Ehrgefühl entflammte ihn zum Verbrechen, die Zärtlichkeit zum Morde, der Ahnenſtolz zur Vertilgung eines edlen Geſchlechtes, an Ruhm und Herrlichkeit ſein eigenes weit überragend! Die Frevelthat iſt gelungen; aber zittern ſollſt Du vor ihren Folgen! Erblicke in mir, Du Rächer des beleidigten Vaters, eine nicht minder muthige Rächerin des getödteten Vaters! Und wenn kein Menſch, kein König, kein Gott mich hören will, ſo erblicke Du in mir, der von Allen Verlaſſenen eine Heldin, die ſich ſelbſt nicht verlaſſen wird! Erblicke in mir Deine Feindin, die nie aufhören wird, die Rache des Himmels und der Erde gegen Dich aufzurufen!“ —

Von Schmerz und Erſchöpfung überwältigt, ſank Ximena erbleichend in die Arme der zunächſt ſtehenden Frauen. Der König ließ der Unglücklichen einen Stuhl reichen. Als ſie ſich erholt hatte, wendete ſich Fernando zu ihr mit einem Lächeln, in welchem ſich zu dem Ausdrucke der innigſten Theilnahme ein beinahe ſchalkhafter Zug geſellte, und er ſprach:

„Edle Tochter des ruhmſtrahlenden Don Lozano, Grafen von Gormaz! Holde Donna Ximena! Gerechtigkeit und Schönheit ſprechen für Euch; die Gerechtigkeit vermeide aber ſelbſt den Schein einer Uebereilung, und die Schönheit, dieſe Gabe des Himmels, verbanne ferne von ſich den Geiſt der Grauſamkeit, der nur auf Rache ſinnt! Der Verluſt, welchen Ihr, die Tochter, erlitten habt, trifft mich, den König, nicht minder ſchwer. Recht ſoll Euch werden, deſſen ſeid gewiß! Wenn es aber gelingt, das Böſe in ein Gutes zu verwandeln, dann wäre der Sieg des Rechtes dreifach ſchön. Was Euch in meinen Worten jetzt vielleicht noch dunkel ſcheint, ſoll Euch, ich hoff' es, zur rechten Zeit ſonnenklar werden. Ich ſelbſt will von nun an, Vaterſtelle an Euch vertreten: Ihr aber, Donna Ximena, verſprecht mir, nichts ohne mein Wiſſen und ohne meine Beiſtimmung zu unternehmen! Vor Allem beruhige ſich Euer heftig bewegtes Gemüth! Seelenfriede und Beſonnenheit mögen in Euch wieder aufleuchten wie die Morgenſonne nach einer Gewitternacht! Nach dreißig Tagen ſteht es Euch frei, die Klage gegen Don Rodrigo, Grafen von Bivar zu erneuern. Beſteht Ihr auch dann noch, wie in dieſem Augenblicke auf ſeinem Tode, ſo werde Euch — willfahrt. Ja, nehmt mein königliches Wort: Sein Haupt falle, ſein Blut fließe, wenn Ihr es verlangt!" —

Ximena verbeugte ſich und verließ mit ihren Frauen den Saal. Der König flüſterte einem, hinter ſeinem Stuhle ſtehenden Kämmerer in's Ohr: „Sie erblaßte; ſie zitterte. Wird ſie die Klage wiederholen?" —

Während Ruy Diaz ſich vom Thronſtuhl entfernte, und die widerſprechendſten Leidenſchaften, Zorn und Liebe, in ſeinem Innern kämpften, trat der alte Graf von Bivar zum Könige und ſprach: „Mein Fürſt! hab' ich das um

Euch verdient? Der edle Jüngling, er, der Rächer meiner Schmach, bald eine Zierde, eine Stütze dieſes Reiches, er ſoll —

**Fernando**. Handeln wie ein Held.

**Graf Bivar**. Ein racheglühendes Weib — —

**Fernando** (lächelnd). Glüht nicht immer nur von Rache. Lebt wohl!

Ruy Diaz war indeß, abgeſondert von allen Anweſenden, düſter und in ſich gekehrt, geſtanden, und ſprach leiſe vor ſich hin: „Im Herzen fühl' ich eine Wunde, nicht ſchmerzlicher kann eine Todeswunde ſein! O daß ich haſſen könnte, wie ich liebe! O, daß ſie lieben könnte, wie ſie haßt!“ —

Da er nun bemerkte, daß die Augen des Greiſes auf ihn weilten, ſprach er laut und feſt: „Vater! Wer Schmach zu rächen weiß, vermag auch Schmerz zu tragen. Der König will's — mit Recht oder Unrecht, — heilig iſt ſein Spruch. Deiner würdig, Vater, will ich leben oder ſterben; in allem Andern walte Gott!“

Da nun einige Ritter ſich laut gegen das Urtheil des Königs erklärten, rief der Jüngling, in Zorn auflodernd, ihnen zu: „Wer es wagt, den Spruch des Fürſten ungerecht zu nennen, ihn ford're ich hiermit zum Kampfe.“

---

In dieſem Augenblicke wurde ein Eilbote in den Saal geführt. Er drängte ſich haſtig durch die Menge, beugte vor dem Throne ehrfurchtsvoll die Knie, und ſagte ſchwer athmend: „Verzeih, des Königs Majeſtät, die kühne Haſt! Die Noth gebeut; mit jeder Stunde ſteigt die Gefahr. Fünf mauriſche Fürſten ſind mit ihren Schaaren in Kaſtilien eingedrungen. Mord und Tod ziehen vor ihnen einher, verheerend mit Feuer und Schwert. Unaufhaltſam dringen die Ungläubigen vorwärts über Montes, d'Oca, Beſorado, San Domingo und Narara. Frech und übermüthigen Ueberfalls in Mitte des friedlichen Zuſtandes, trieben ſie Herden und, dieſen gleich, Schaaren von Weibern und Kindern vor ſich einher. Da die wenigen Streitbaren, die einen Widerſtand gewagt hatten, auf den Feldern getödtet umher lagen, und Niemand mehr da war, der den Wüthenden ſich entgegen ſtellen konnte, kehrten die Räuber mit ihrer Beute ſiegreich zurück.

So klagte der Bote. Eh' der König, den rechten Arm vorſtreckend, das erſte Wort auszuſprechen vermochte, lag Ruy Diaz ſchon zu ſeinen Füßen und rief: „Mir, o mein Herr und König, mir geſtatte Deine Huld und Gnade, dem Feinde entgegen zu ziehen! Dir den Sieg oder mein Leben zu Füßen zu legen, iſt der heißeſte, der höchſte Wunſch meiner Seele. Gelingt es mir, die Ungläubigen zu vernichten, wo nicht, ſie doch gewiß aus dem kaſtiliſchen Reiche zu vertreiben, ſo wird mir vielleicht das Glück zu Theil, Deinen Zorn, mein königlicher Herr zu mildern; muß ich aber ſterbend mit meinem Blute das Schlachtfeld düngen, ſo falle ich Glücklicher für meinen Fürſten, für mein Vaterland. Fernando, der Große, und Ximena, die Schöne, ſie werden dem Sieger oder dem Gefallenen minder zürnen.

Ein Gnadenwort von Deinen königlichen Lippen, — und ich fliege mit den Vaſallen und Manen meines Vaters, deſſen Beifall ich in ſeinen Augen leſe, wohlgerüſtet mit Waffen und Roſſen aus eigenen Mitteln, den übermüthigen Heiden entgegen.“

Dem muthvollen Jünglinge erwiederte der König mit Wohlgefallen: „Soll dieſe edle Flamme hier in Todesnacht verlöſchen? Nimmer! Sie lodere auf, der Feinde Schrecken und Verderben! Zieh' hin, Du junger Aar! Zieh' hin und leiſte mir Erſatz für den Verluſt eines Helden, der durch dein Schwert fiel! Ximena ſei dein Loſungswort in jeder Schlacht!“

Ruy Diaz küßte die dargereichte Hand des Königs, und eilte muthbeſeelt im Geraſſel ſeiner Waffen zum Saale hinaus.

In der Nacht, welche dieſem wichtigen Tage folgte, hielt Ruy Diaz in der Kirche zu St. Jago die Ritterwacht. Sobald die erſten Strahlen der Sonne durch die bunten Fenſterſcheiben in das Dunkel der innern Wölbung fielen und den Hochaltar mit ſeinen umherſtehenden Heiligenbildern verklärten, hallten die Glocken von allen Thürmen der Stadt Burgos. Die Hauptpforten der Kirche wurden geöffnet, und herein ſchritt eine Schaar von Lanzenträgern. Ihnen folgten ſtattliche Ritter, paarweiſe, zuletzt der König, zu ſeiner Rechten die Königin, zur Linken die Infantin Donna Uraka. Hinter dem Könige ſchritt der alte Graf

Don Diego von Bivar wie neuverjüngt einher; ihn umgaben die Infanten Don Sancho, Don Alonſo und Don Garzia. Damen und Ritter ſchloßen den Zug.

Indem ſich dieſer gegen den Hochaltar bewegte, trat aus der Sakriſtei der Biſchof mit ſeinen Diakonen im goldſtrahlenden Ornate heraus. Die Tonwogen der Orgel flutheten, zuerſt dumpf brauſend, dann immer lauter anſchwellend, durch die widerhallenden Kirchengewölbe. Alle Anweſenden ſanken auf die Knie; Ruy Diaz ſtand, in voller Rüſtung, in einiger Entfernung vom Hochaltare, an welchem der Biſchof den Gottesdienſt verrichtete.

Nachdem die heilige Feier geendet, und der Hymnus von der ganzen Verſammlung geſungen war, trugen zwei Ritter die für den jungen Grafen von Bivar beſtimmten Waffen zum Altare, wo der Biſchof ſie weihte. Zwei andere Ritter führten den edeln Jüngling zu den Altarſtufen, auf deren unterſten er ſich in frommer Demuth auf die Knie niederließ. Ihm zu beiden Seiten ſtanden in ſchräger Linie drei Ritter mit entblößten Schwertern und eben ſo viele Knappen mit farbigen Panieren. Hinter dem Knienden ſtand der greiſe Vater, hinter dieſem zwei Edelknaben mit den Familien-Panieren, und zwiſchen ihnen ein Herold mit dem großen kaſtiliſchen Reichs-Panier.

Nun trat der König vor, gab dem Knienden den Ritterſchlag und umgürtete ihn mit dem Schwerte. Die Infantin Donna Uraka reichte ihm die ſtählernen Kampfhandſchuhe; der Infant Don Sancho ſchnallte ihm die goldenen Sporen an, und umarmte ihn, liebkoſend wie ein Jugendfreund. Glückwünſche, Lobpreiſung und laut ausgeſprochene Ahnungen von künftiger Heldengröße ſtrömten dem wackern Ruy Diaz von allen Seiten entgegen. Nur ein Mund, war keines Wortes, keines Lautes mächtig, weil das liebebeklommene Herz ſich zu mächtig ergriffen fühlte, das Herz der reizenden Königstochter, der Einzigen in Burgos, die es wagen konnte, der holden Ximena den Siegespreis der Schönheit ſtreitig zu machen.

Auf dem großen Platze vor der Kirche ſtanden drei Ritterſchaaren: Vaſallen, Ritter und Freunde des alten Grafen von Bivar, mit ihren Vaſallen und Knappen, ſechshundert an der Zahl. Zuruf und Trompetenſchall empfing den, aus der Kirche tretenden jungen Ritter, die Königin ſelbſt hielt mit zarter Hand die Zügel des Streitroſſes Babieça. Ruy Diaz küßte den Saum des golddurchwirkten ſchwarzen Sammtkleides der erhabenen Fürſtin, ſchwang ſich auf das Streitroß und ſtellte ſich, mit dem väterlichen Ehrendegen nach allen Seiten grüßend, an die Spitze ſeiner Kriegsleute.

In dieſem Augenblicke ſprengte ein ſtattlicher Ritter auf einem ſchlanken arabiſchen Hengſte heran, ſtieg, als er den König erblickte, vom Pferde, und übergab einem ihm entgegen tretenden Hofjunker ein verſiegeltes Schreiben. Fernando ließ den Ritter zu ſich berufen, und befragte ihn, vor Eröffnung des Pergaments, als weſſen Bote und in welcher Angelegenheit er hier erſcheine.

Der Fremde erwiederte nach einer ehrfurchtsvollen Knieverbeugung:

„Don Martin Gonſalez bin ich. Mich ſendet Don Ramire, König von Arragonien, an den geliebten Bruder, Don Fernando, König von Kaſtilien und Leon, ſeinen Gruß entbietend Ihm, dem Gott Heil und Glück und langes Leben verleihen wolle. Stets geneigt, dem geehrten Bruder in Allem, was recht und billig, zu willfahren, könne und dürfe er jedoch dem Beſitze der Stadt Calahorra, worüber zwiſchen Ihm und Euch ein Streit obwaltet, ſo vielen Schmerz es Ihm auch verurſacht, nur nach vorhergehender Waffenentſcheidung entſagen, wenn das Glück des Kampfes Euch gegen Ihn begünſtige. Und wolle denn König Fernando es genehmigen, daß dieſer Streit durch einen Zweikampf entſchieden, und die ſchöne Stadt Calahorra dem Sieger als Eigenthum auf ewige Zeit anheimfalle.“ —

Der König erbrach nun das Siegel der Pergamentrolle, las das brüderliche Sendſchreiben, und ſprach, nach kurzem Beſinnen, mit der in allen Fällen ihm eigenen ſchnellen Faſſung:

„Zwar hege ich gerechten Anſpruch auf den Beſitz der ſchönen Stadt Calahorra, — doch will ich, um einen glänzenden Beweis von Bruderliebe und Mäßigung zu geben, den vorgeſchlagenen Zweikampf genehmigen. Es möge demnach die Stadt Calahorra dem Sieger in dieſem Kampfe auf ewige Zeiten zu Theile werden. Amen!“

Nach einer kleinen Pauſe fuhr Don Fernando mit Ruhe und Würde fort:

„Das Schreiben meines Bruders thut mir kund, daß Ihr in ſeinem Namen den Kampf beſtehen ſollet. Seid Ihr dazu bereit?"

**Don Gonſalez.** Ich bin es, jeden Augenblick. Es möge Euch, mein königlicher Herr, gefallen, mir einen tapfern Gegner, ebenbürtig und meiner würdig, zu beſtimmen.

**König.** Groß iſt der Ruhm Eurer Tapferkeit, Ritter Don Gonſalez, und einen tüchtigen Kämpfer muß ich Euch allerdings entgegen ſtellen; ich bin aber an Helden ſo reich, daß nur die Auswahl mir ſchwer fällt. Um denn keinen meiner ältern, vielbewährten Ritter auch nur durch den Schein eines willkürlichen Vorzugs zu kränken, ſo ernenne ich zu meinem Kämpfer den jüngſten von Allen; und ſo ſei denn Euer Gegner Don Ruy Diaz, Graf von Bivar, und dieſer Kampf des edlen Jünglings erſte rühmliche Waffenthat in einer Staatsangelegenheit. Er, der für die beleidigte Ehre ſeines greiſen Vaters focht, wird nicht minder rühmlich für Thron und Vaterland kämpfen." —

Kaum hatte Ruy Diaz dieſe Worte vernommen, als er vom Pferde ſprang, zum Könige hinflog, ſich ihm zu Füßen warf, und rief:

„O mein König! welches Füllhorn der Gnade ſtrömt Ihr über mich aus! Ihr ſeid die Sonne, die mir die goldene Pforte des ſchönſten Tages öffnet, an dem ich die Bahn der Ehre und des Ruhmes betreten ſoll; ſo wenig aber die Erde mit ihren Millionen Thautropfen und Blumen der

Himmelskönigin den gebührenden Dank zu entrichten vermag, ebenſo wenig können alle meine Worte und Thaten hinreichen, Euch das auszudrücken, was ich fühle, wie viel ich leiſten möchte, und wie wenig ich bin. Das Nichts will Alles ſein."

Er ſprang ſchnell wieder vom Boden auf, umarmte den Ritter Don Gonſalez feurig, ſchüttelte ihm treuherzig die Hand, und ſagte: „Mit Euch zu kämpfen, — ich mag ſiegen oder fallen, — gereicht zu hoher Ehre mir!" — Sich dann abwendend, blickte er zum Himmel und ſprach leiſe: Ximena! „Glänzendes Geſtirn der Liebe! Dein Strahl erleuchte mein Herz, wo nicht — mein Grab! Gott ſei mit Dir! Du ſei mit mir!"

Don Gonſalez, erſtaunt über den ſchönen Ungeſtüm des Jünglings und erfreut über deſſen Treuherzigkeit, umarmte ihn gleichfalls mit den Worten: „Feinde auf wenig Augenblicke, dann Freunde in Ewigkeit!"

König Fernando blickte mit innigem Wohlgefallen auf die ſich umarmenden Edeln, doch trübte ein Wölkchen der Wehmuth den Strahl der Freude, als er bedachte, daß dieſe Arme, die ſich jetzt ſo freudig umſchlangen, bald das Schwert des Todes ſchwingen ſollten. Er fragte daher den Ritter Don Gonſalez mit inniger Rührung, wann er den Kampf beſtehen wolle. Dieſer erwiederte raſch: „Je eher, je lieber!"

„So mag es denn, ſagte der König, ſogleich geſchehen, wenn auch der Graf von Bivar es wünſcht, dem ich vor Kurzem die Erlaubniß ertheilte, gegen die Mauren zu ziehen." —

Ruy erklärte, er ſei das Echo ſeines ruhmvollen Gegners. „Nun denn in Gottes Namen," ſagte der König! „Das diesſeitige Ufer des ſilberhellen Arlançon beſtimme ich zum Kampfplatze. Ich ſelbſt will des Kampfes Zeuge ſein."

Fernando beſtieg ſein Pferd; auch alle Uebrigen ſaßen auf. Der Zug ſetzte ſich in Bewegung. Dem Könige zur Rechten ritt Don Gonſalez, zur Linken Ruy Diaz. Vorausgeſandte Ritter und Herolde bezeichneten den Kampfplatz. Als der Zug ankam, ſtellte ſich der König auf eine Anhöhe; auf der, vor derſelben liegenden Fläche nahmen, ſich in angemeſſener Entfernung einander gegenüber ſtellend, die freudigen Kampfhelden, die ihnen angewieſenen Plätze ein.

Dreimaliger Trompetenſchall gab das Zeichen; beim dritten flogen die Ritter einander, im Geraſſel der Waffen und Rüſtungen auf den ſchnaubenden Hengſten, mit eingelegten Speeren entgegen. Beim erſten und zweiten Anrennen zerſplitterten die Speere der beiden Kämpfer, ohne daß Einer im Sattel wankte. Beim dritten Beginnen durchſtieß Gonſalez den Schild des Ruy Diaz mit ſo ungeheurer Kraft, daß die Schutzwaffe in Trümmern zerfiel, und der Speer durch die Muskeln des unbeſchützten Nackens fuhr. Blut entſtrömte der breiten, aber nicht tiefen Wunde. Gonſalez hielt inne. Ruy Diaz verlangte den Fauſtkampf, ohne die ihm angebotene Zwiſchenraſt anzunehmen.

Beide zeigten ſich nun etwas erbittert. Gonſalez wegen der verweigerten Raſt, welche er dem Jünglinge ſo edelmüthig angeboten hatte, Ruy Diaz wegen der erlittenen Verwundung. Nun fielen ſie ſich heftig mit dem Schwerte an, Hieb auf Hieb.

Schon flogen Splitter von den Schilden und ſchimmernde Panzerſchuppen umher. Nun ſchleuderten beide Kämpfer, mit jedem Augenblicke mehr entflammt, die Schilde als verſchmähte Schutzwaffe von ſich; Beide verſetzten und erhielten mit jedem Schwertſtreich eine neue Wunde. Das rothe Blut quoll wie eine glühende Lava über die Stahlrüſtung des Einen und des Andern. Dem Grafen von Bivar entfiel nach zerhauenem Riemen der Helm. Eben führte Gonſalez einen gewaltigen Hieb nach dem unbedeckten Haupte des Gegners. Ruy Diaz bog ſeitwärts aus und rannte dem Gegner das Schwert zwiſchen den Rippen ſo heftig in den Leib, daß dieſer mit einem lauten Schrei zu Boden ſtürzte. Ruy Diaz zog das Schwert ſogleich zurück, hielt deſſen Spitze einen Augenblick auf die Bruſt des Gefallenen und ſagte: „Iſt Calahorra nun das Eigenthum meines Herrn und Königs Fernando des Großen?“ — Gonſalez erwiederte mit krampfhafter Stimme: „Calahorra ſei rechtmäßiges Eigenthum des Königs von Kaſtilien, ſo wahr ich beſiegt, und doch Euer Freund bin!“ —

Da erſcholl allgemeiner Jubelruf zum Geſchmetter der Trompeten; Ruy Diaz aber, Alles um ſich her, ſelbſt ſeiner eigenen Wunden, vergeſſend, zerriß ſeine Schärpe und drückte ſie auf die Wunde des Beſiegten, um den Blutverluſt zu hemmen. Gonſalez wurde auf eine Tragbahre gelegt, in die Stadt getragen, und im Hauſe des alten Grafen von Bivar gaſtfreundlich beherbergt.

Fernando ging dem Ruy Diaz von ſeiner Anhöhe entgegen und umarmte den jungen Sieger in Gegenwart ſeiner Ritter und Edeln, mit den Worten: „Junger Held! Glorreich iſt Eure erſte Waffenthat. Kaſtiliens Thron erwartet von Euch eine Stütze, Hispania eine ſeiner ſchönſten Zierden. Nehmt meinen Dank und die Verkündung, daß man Euch bald den Stolz Eures Vaterlandes und den Schrecken der Mauren nennen wird. Hält Euer Edelmuth Eurer Tapferkeit ſtets das Gleichgewicht, dann wolle Gott Euch lohnen hier und dort.“ —

Ruy Diaz ſah mit Ungeduld der Heilung ſeiner Wunden entgegen. Sie erfolgte nach zwanzig Tagen. Auch Gonſalez näherte ſich der Herſtellung, während Jener ſich zu dem Feldzuge gegen die fünf Emirs der Mauren rüſtete. Nur der Wunſch des Königs, und die dringenden Bitten des Ritters Gonſalez bewogen ihn, noch einige Tage in Burgos zu verweilen, indem Letzterer endlich vom Könige Ramiro die erbetene Erlaubniß erhielt, dem Feldzuge gegen die Mauren unter der Anführung des jungen Grafen von Bivar *) beizuwohnen, welcher ſich geſchmeichelt fühlte, einen

---

*) Ruy Diaz (Rodrigo, Sohn des Diego Lainez) erhielt von dem, zwei Stunden von Burgos entlegenen väterlichen Schloſſe Bivar den Namen.

der edelſten und tapferſten Ritter des Reiches Arragon unter ſeinen Fahnen kämpfen zu ſehen.

Am dreißigſten Tage nach dem Kampfe um Calahorra zog Ruy Diaz mit ſeiner kleinen, aber von Kampfluſt glühenden Schaar durch die Thore von Burgos gegen die Feinde Hiſpaniens und des chriſtlichen Glaubens.

---

Die dritte Woche nach dem Ausmarſche brachte dem Könige Fernando die erſte Siegeskunde. Bald nachher ging's Schlag auf Schlag, und beinahe jedes Gefecht endigte zum Vortheile der Kaſtilier. Ruy Diaz, den kriegserfahrnen Ritter Gonſalez zur Seite, entflammte durch ſein Beiſpiel auch den geringſten ſeiner Streitgenoſſen; die Mauren flohen oder bedeckten das Schlachtfeld mit ihren Leichen. Ruy Diaz verfolgte die Flüchtigen bis an die entfernteſten Grenzen, nahm ihnen die geraubten Weiber, Kinder und Herden nebſt aller übrigen Beute ab, machte die fünf Emirs zu Gefangenen, und führte ſie im Triumphzuge durch die Straßen von Burgos bis zum königlichen Palaſte.

Hier empfing Fernando den jungen Sieger im ſchimmernden Prunkſaale, auf dem Throne ſitzend, von ſeinem Hofſtaat umgeben. Er trat dem Heldenjünglinge entgegen und umarmte ihn. Hierauf übergab Ruy Diaz dem Könige die fünf gefangenen Emirs, welche, mit Feſſeln belegt, in den Saal geführt wurden, zähneknirſchend und mit zornfunkelnden Augen in den dunkelbraunen, von ſchwarzen Bärten umnachteten Geſichtern.

Hoheit in jeder Miene, würdigte Fernando die Gefangenen kaum eines flüchtigen Blickes und ſagte: „Nicht als Krieger, nein, als Räuber ſeid ihr eingefallen in mein Land, verheerend, plündernd, Wehrloſe mordend. Ihr ſeid nicht würdig, als Krieger behandelt zu werden. Unverdiente Gnade wird euch ſchon dadurch zu Theil, wenn ich zu eurem Beſieger ſpreche: „Sie ſeien Dein Eigenthum! Nimm ſie hin und ſchalte mit ihnen, wie es Dir gefällt!“

Ruy Diaz aber trat zu den beſchämten Mauren-Fürſten, und wendete alle Beredſamkeit an, um ſie zu bewegen, dem Könige den Eid der Vaſallen-Pflicht und der Entrichtung eines jährlichen Tributs gegen ihre Freilaſſung zu leiſten. Als ihm dies gelungen war, führte er ſie vor den Thron und ſprach: „Mein königlicher Herr! Sie, die Deine Großmuth mir als Eigenthum gab, wolle Deine Huld als treue, tributpflichtige Vaſallen aufnehmen!“

Fernando pries den edlen Jüngling und ließ die mauriſchen Fürſten in ihre Heimat ziehen. Ruy Diaz aber blieb von nun an der Liebling des Königs, deſſen ganzes Vertrauen er genoß.

## Zweite Abtheilung:

# Rubin und Diamant.

An einem ſchönen Sommerabende luſtwandelte König Fernando, begleitet von Ruy Diaz, in einem anmuthigen, von bebüſchten und reichbeblümten Hügeln umgebenen Thale am Ufer des Arlançon. Das Abendroth überglühte den Silberſpiegel des Fluſſes und der vielen Bäche, welche das Thal durchſchlängelten. Spielende Lüftchen trugen Wohlgerüche umher, Balſam für die ſie einathmende Bruſt, und das wirkſamſte Arzneimittel für Geiſtesheiterkeit. Dieſe zeigten ſich auch jetzt in jeder Miene und in jedem Worte des Königs, deſſen fröhliche Stimmung der Abglanz des roſigen Abendhimmels zu ſein ſchien.

In einiger Entfernung von ihnen gingen zwei Höflinge, die einander verſchiedene Bemerkungen wichtig und geheimnißvoll in die Ohren flüſterten.

„Ja, ja!“ ſagte der Eine, „es unterliegt keinem Zweifel; der junge Graf von Bivar iſt nun des Fürſten erklärter Liebling, der erſte und innigſte Vertraute unſers hohen Herrn.“

**Zweiter Höfling.** Sein Einzug mit den fünf Emirn der beſiegten Mauren war ein förmlicher Triumphzug. Ein wahres Glückskind dieſes Gräflein!

**Erſter.** Ein Glückskind? Mag ſein; doch gewiß nur inſoferne, als es ein Glück iſt, ſo viel herrliche Eigenſchaften in ſich zu vereinigen, wie unſer Cid Ruy Diaz.

**Zweiter.** Warum kann denn ich nicht auch ein ſolches Glück haben?

**Erſter.** Auf Sandboden pflegen keine Blumen zu gedeihen.

**Zweiter.** Sprecht nicht in Blumen! Das verſteh' ich nicht; aber kurz und gut — ich will auch Glück haben. Wie fang' ich's an?

**Erſter.** Erwerbt Euch Verdienſte.

**Zweiter.** Verdienſte ſind aber kein Glück. Ich verlange große Ehren und hohe Würden.

**Erſter.** Verrichtet große Thaten! Das iſt der kürzeſte Weg zu großen Ehren und hohen Würden.

**Zweiter.** Zuerſt große Ehren und hohe Würden! Hat man die einmal, dann erſcheint Alles, was man thut, als Verdienſt, groß und herrlich. Seid mir, wenn's Euch beliebt, dazu behilflich, und zählt auf meine Dankbarkeit!

**Erſter.** Helft Euch ſelbſt, ſonſt hilft Euch nichts auf der Welt!

**Zweiter.** Das Gräflein von Vivar könnt' ich erwürgen.

**Erſter.** Der Arme! Ihr habt nichts von ihm zu befürchten. Berg und Thal kommen nicht ſo leicht mit einander in Berührung.

**Zweiter.** Nichts von ihm zu befürchten? Glaubt mir, wenn der Herr Graf um meine hohen Pläne wüßte, er würde —

**Erſter.** Gewiß darüber lachen. Ich rathe Euch, bleibt klein und zufrieden.

**Zweiter.** Nein, ſag' ich, nein! Ich bin unzufrieden und will groß ſein.

**Erſter.** Ihr gleicht der Eiſenſtange an der Sonnenuhr. Ihr werft Euren Schatten auf die von der Sonne beleuchtete Stelle und zeigt eben durch dieſe Mißgunſt die Glorie der Stunden.

---

Während die beiden Höflinge ſich im Gebüſche verloren, ſagte der König zu dem wackeren Ruy Diaz: „Der Name Cid *), den Euch die beſiegten Emire gaben, bleibe Euch fortan als Ehrenname! O, könnte ich doch meinem Reiche den Segen eines Friedens ſichern, gleich dem, der jetzt über uns am Abendhimmel und in dieſem anmuthigen Thale waltet! Vermag ich es nicht, dieſes ſo auszuführen, wie ich es wünſche, ſo wollen wir wenigſtens unſere Kräfte in dem redlichen Beſtreben für Kaſtiliens Wohl vereinigen, damit Ruhe und Sicherheit auch dem Geringſten meiner Unterthanen zu Theil werde.“ —

Während der König alſo ſprach, waren ſie zu einer Silberquelle gekommen, die aus einem Hügel zwiſchen Geſträuchen von rothen und weißen Roſen hervorſprang. Fernando ließ ſich am Blumenrande der Quelle nieder, geſtattete den Cid, ſich ihm zur Seite zu ſetzen, nahm hierauf mit einem freundlichen Lächeln, hinter welchem ein reizendes Geheimniß zu liegen ſchien, das Wort, und ſagte:

„Auch Euch, mein edler Streiter, wünſche ich den Genuß jener Seelenruhe, ohne welche wir kein wahres, kein dauerhaftes Glück genießen können. Ich liebe Euch vom Grunde meines Herzens. Ihr ſeid tapfer, edel, bieder; aber — bei Euren vielen Feldzügen fehlt Euch noch die Menſchenkenntniß und die Weltklugheit, dieſe ſchöne, aber ſpät reifende Frucht am Baume der Erfahrung: Hütet Euch vor jedem ſchönen Blendwerke, vor Euch ſelbſt, und noch mehr vor den ſchönen Zauberinnen! Sie wollen den Mann zum Sklaven, nicht nur ihrer zärtlichen Neigung, ſondern auch ihrer Herrſchſucht und ihrer Laune machen. So manches Weib lenkte den Mann ihrer Liebe von der Bahn des Ruhmes ab, und der verweichlichte Held wurde das Spielzeug ihres Herzens. Er, von der Natur geſchaffen, ſein Haupt mit Lorbeern zu bekränzen, unter den Erſten ſeiner Zeit zu glänzen, und von Jahrhunderten im Tempel der Unſterblichkeit genannt zu werden, würde dann einem ſtattlichen Strome gleichen, der ſpurlos, unrühmlich im Sande verſiegt, oder jenem griechiſchen Naturforſcher Empedokles, der in den Feuerſchlund des Aetna ſtürzte, indem er dem Krater zu nahe trat." —

---

*) „Cid“ bedeutete in der Sprache der Mauren vorzugsweiſe, und im edelſten Sinne: „Herr.“

Der König machte hier eine kleine Pauſe, während welcher ein kaum merkbares ſchalkhaftes Lächeln ſein Geſicht überflog und ſchnell in Ernſt überging, dann fuhr er fort:

„Die Macht der Frauen und ihr Einfluß auf Männerherzen iſt wohl manchmal ein leuchtender und wärmender Sonnenſtrahl, nicht ſelten aber auch ein zerſtörender Blitz. Die Leidenſchaft der Liebe wohnt in ihrer Bruſt, bald wie ein Edelſtein im Gebirgsſchachte, bald wie der Drache in einer Felſenhöhle. Dabei kommt noch zu bedenken, daß der Vortheil ſtets auf der Seite der Frauen iſt, indem ſie ſpähend auf ihrem Platze ſtehen, und uns ſchon von ferne kommen ſehen. Wir entwerfen zwar einen Angriffsplan; das Weib kann ihn aber nach Gefallen vereiteln, indem wir gar bald unſere eigenen Verräther werden. Und gleicht der Mann auch dem zielenden Jäger, — was frommt's? Die erkorene Beute, ein Wundervöglein, ſieht ihn zielen, ſpringt im Gefühle ſeiner Freiheit neckend von Zweig zu Zweig, und ſchaut, im Laube verborgen und geborgen, auf den Getäuſchten hinab. Dabei darf er noch vom Glücke ſagen, wenn er leer abzieht, ohne daß der entgegengeſetzte Fall eintritt, und er ſelbſt in das ihm heimlich geſtellte Netz fällt. Wohl Jedem, der ſeine Selbſtſtändigkeit bewahrt!" —

Als der König zu ſprechen aufhörte, nahm der Cid mit ehrfurchtsvoller Beſcheidenheit das Wort: „Nicht minder, als den erhabenen Willen meines Königs, ehre ich auch ſeine Weisheit. Allerdings mag ſich die Sache, von Seite der Klugheit betrachtet, ſo verhalten, wie mein hoher Herr ſo eben ſie darſtellte. Wohl fühl' ich es auch, daß ich nicht reif genug denke, um die Stimme der Weisheit nach Gebühr zu würdigen; allein das Geſetz der Ehre zu verſtehen, bin ich nicht zu jung. Als Sprößling eines edlen Geſchlechtes, und gebildet nach dem Beiſpiele meines ruhmwürdigen Vaters, vernehme ich jenes Geſetz, welches mir gebietet, meinem Fürſten treu und eifrig zu dienen, und dem Vaterlande den letzten Tropfen meines Blutes zum Opfer zu bringen. Eben dieſes Geſetz befiehlt aber auch, daß ein edler Jüngling den von ſeinen Ahnen gepflanzten Baum in der Kraft und Fülle friſcher Zweige erhalte, damit er Früchte, ſeiner Ahnen würdig, trage und Schatten gebe dem Staate und der Kirche. Hierin liegt die Pflicht zur Wahl einer gleich edlen Gattin. Ein Edler, der den edelſten Bund, den ehelichen, meidet, zeigt ſich als ein Abtrünniger an ſeinen Ahnen, an Ehre und Sitte; er trennt ſich von dem ſchönen Bande, welches ihn mit ſeinem Stammhauſe, mit der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft vereinigt. Was nun die Herrſchaft der Frauen betrifft, ſo denke ich, daß ſie nur da herrſchen, wo der Mann ſich beherrſchen läßt, oder ſich ſelbſt nicht beherrſchen kann. Sie taugen wenig oder nichts, je nachdem die Männer wenig oder nichts taugen; denn des Weibes Untugend iſt die Schuld des Mannes." —

Ruy Diaz ſchwieg einen Augenblick. Freundlich ruhten die Augen des Königs auf ihn; da trat der Jüngling einen Schritt vorwärts und ſprach:

„Jetzt, o Herr, eine Bitte! Nicht verweigern wolle mir meines Königs Gnade die Vermählung mit Donna Ximena, daß ich der Verſöhnten den Verluſt erſetze, welchen ſie durch mich erlitten hat." —

Der König erwiederte ruhig und heiter: „Eure Bitte befremdet mich nicht. Ich gebe eine Offenheit für die andere. Wiſſet denn, daß ich durch das, was ich zum Nachtheile der Frauen und gegen die Ehe geſprochen habe, keineswegs meine eigenen Anſichten entwickeln, ſondern nur den Jüngling prüfen wollte. Nun erlaubt mir aber die

Frage: Wenn auch Euere Grundſätze des edelſten Mannes würdig ſind, — hält ſich denn der Beſieger der Mauren auch im Reiche der Liebe ſeines Sieges ſo gewiß? Oder wie dann, wenn Ihr etwa zu raſch um den Rubin werbet, und es wäre Euch wohl gar ein Diamant beſchieden? — Für heute genug!" —

Der König verließ Cid und den Garten. Der Jüngling dachte auf dem Heimweg über die letzten Worte des Königs nach; er war aber theils zu befangen, theils zu beſcheiden, um den Sinn der myſtiſchen Bilder zu entziffern. Nur ſo viel wurde ihm klar, daß unter dem Rubin Donna Ximena gemeint ſei.

---

Indeß der Cid ſich in einem Labyrinthe von Räthſeln verlor, ſaß Donna Uraka, der angedeutete Diamant einſam in einem Zimmer des königlichen Palaſtes und ſtickte, die kunſtreiche Nadel in der lilienweißen zarten Hand, in eine ſeidene Schärpe die Sinnbilder von Liebe und Treue, Ruhm und Ehre. Aus den ſchwarzen Augen fielen Strahlen und Thränen zugleich auf das farbenſchimmernde Kunſtwerk.

In einiger Entfernung ſtand die alte Duenna, ihre Augen mit theilnehmendem Kummer auf die Infantin geheftet, deren Gemüthsbewegungen in jeder Miene und in jedem ſchnellen Farbenwechſel des bald entglühten, bald erbleichenden Angeſichtes deutlich zu leſen waren. Ein Seufzer der treuen Dienerin ſtörte die Infantin in ihren Träumen.

Mit leidenſchaftlicher Haſt rief ſie plötzlich: „Und was ſoll ich geſagt haben?“ —

„Die an Euch nahe geſtandenen Edelfräulein, ſagte die Duenna, wollen beim Ritterſchlage von Euren Lippen die ſchnell und leiſe geſprochenen Worte vernommen haben: Welch ein Mann! Nie ſah ich einen ſchönern.“ —

**Uraka.** Die Thörinnen legten ihre eigenen Gedanken mir als Wort in den Mund, ihre eigenen Träumereien mir in die Seele. Und hätte ich jene Worte wirklich geſprochen, ſo ſprach wohl jede der Umſtehenden ſie insgeheim mir nach, indeß ich, die Unbefangene, ſie laut ſprach, wie man ein ſchönes Gemälde unverholen lobt. —

Die Infantin ſprach jetzt zweimal den Namen Cid Ruy Diaz, und ſagte dann lächelnd, doch nicht, ohne dabei die Farbe zu verändern: „Hörſt Du, wie unbefangen, wie gleichgültig ich den Namen ausſpreche? Er iſt ein ſchöner Mann, doch nicht vom königlichen Geblüte, für mich alſo in gewiſſer Beziehung ein Weſen ohne Daſein, ein hübſches Phantaſie-Gebilde.“

Die Duenna erwiederte: „Bis nun war ich die Glückliche, die Euer ganzes Vertrauen beſaß.“ —

**Uraka.** Und um es nicht zu verlieren, empfehle ich Dir Schweigen und Beſcheidenheit. Wo keine Wunde vorhanden iſt, bedarf man auch keines Wundarztes.

**Duenna.** Tiefe Wunden bluten nicht ſogleich; ſie werden ſogar manchmal im erſten Augenblicke nicht gefühlt.

**Uraka.** Verwegene! daß mein gereizter Zorn das Herz der unbeſonnenen Schwätzerin nicht tief verwunde, ſo entferne Dich ſogleich! Weh Dir und jeder Andern, die es wagt, ein Märchen zum Stadtgeſpräche zu machen!—

Die Duenna verließ das Gemach mit einer ſcheinbar traurigen Miene. Nun erſt machte die Infantin dem gepreßten Herzen Luft: „Ja! ſagte ſie mit einer Stimme, welche der ungeheure Schmerz zu erſticken drohte, ja! Ich liebe ihn grenzenlos, aber weder Er ſelbſt, noch irgend ein ſterbliches Weſen erfahre dies je! Nur Gott und mir ſei meine Schwäche und mein Schmerz bekannt! Alle Welt erblicke in mir nur die ſtolze Männerhaſſende! O, wie glücklich zu preiſen iſt das ſchlichte Bürgermädchen, welches ohne Scheu die Augen auf ſeiner Geſtalt ruhen laſſen, und ohne einen Tadel zu befürchten, ſeine Herrlichkeit laut rühmen darf! Noch glücklicher, ja die Glücklichſte ihres Geſchlechtes preiſe ich ſie, die er zur Gattin wählt; die Unglücklichſte von Allen aber bin ich, die, von Liebe glühend, jeden Blick von ihm abwenden muß, ihn, den Geliebten, nicht rühmen darf und beſtimmt iſt, in Schmerz zu vergehen, wenn die Auserwählte das Uebermaß ihrer Liebeswonne kaum wird ertragen können!“—

„Frevler! Ich war für Dich geſchaffen; mein Herz ſagt es mir, und Dein erſter Blick, der mein Auge traf, hätte es Dir verkünden ſollen. Du aber, Du konnteſt lieblos an mir vorübergehen, Eis bleiben an der Sonnengluth. Der Himmel räche meine Schmach! Der Himmel ſtrafe Dich! Strebſt Du nach Liebe? Wer kann treuer, ſtandhafter, glühender lieben, als ich? — Strebſt Du nach Glanz? Wo könnte Dein Ruhm mehr Glanz gewinnen, als in der Nähe eines Thrones, als an der Hand einer Königstochter?" —

„Ximena's Schönheit blendet Dich, ihre Schönheit feſſelt Dich. Den Reichthum des Mammon ſucheſt Du, nicht den Reichthum der Liebe. Die Wieſe lockt den Hänfling, im niedern Geſträuche zu wohnen; nur der Adler ſchwingt ſich zum ſonnigen Felſenhorſte empor." —

„Huldige denn ihr, die Dir näher ſteht! Ximena beglücke Dich Genügſamen! Ich aber entſage in dieſem entſcheidenden Augenblicke meines Lebens dir, o Liebe, und deinem Glück! Keinem Manne werde je meine Hand zu Theil, und einſam bleibe dieſes Herz! Dieſes ſchwöre ich Dir, mein Gott, und mir ſelbſt. Treffe mich alles Unheil, wenn ich je dieſen Schwur breche!" —

So ſprach Donna Uraka. Bleich ſank die Erſchöpfte in den Armſtuhl zurück.

---

Zahlloſe Sterne brannten am mitternächtlichen Himmel, wie im Gemüth des Liebenden die Flammen der Leidenſchaft. Hoffnungslos und ruhelos wehklagte Donna Uraka auf ihrem mit Dornen beſtreuten Purpurlager. Ruhelos, doch nicht ohne Hoffnung, trat Donna Ximena, wach in ſchlafloſer Liebesſehnſucht, mit ihrer Duenna auf den Balkon des Hauſes, die Augen zum Himmel erhoben.

Ruhelos, doch voll kühner Hoffnung, näherte ſich Ruy Diaz dem Hauſe, die Augen zu dem Balkon erhoben, auf welchem er die Geſtalt der Geliebten erblickte, die, vom Mondlichte zu einem überirdiſchen Weſen verklärt, ihre himmliſche Wohnung zu ſuchen, oder wohl auch mit dem Geiſte des ermordeten Vaters zu ſprechen ſchien.

Ruy Diaz trat dicht an den Balkon, und ſagte mit leiſer, bittender Stimme: „Laſſ', o Himmliſche! Deinen Geiſt vom Himmel zurückkehren zur Erde, wo Dir derjenige naht, der den Himmel bittet, daß Du ihn würdigen wolleſt eines Blickes, um die Nacht ſeines Lebens in einen Frühlingsmorgen zu verwandeln, und ihm zu öffnen den Sonnentempel ſeines Glückes! Höre ihn, welcher Dich des Theuerſten auf Erden beraubte, und nun von Sehnſucht glüht, Alles, was ihm das Theuerſte hienieden iſt, ſein Leben und ſich ſelbſt Dir zum Opfer zu bringen!

**Ximena.** Schön und feurig ſchimmern Deine Worte, wie die Sterne über uns; aber Du ſelbſt, der ſie ausſpricht, biſt die Nacht, auf deren dunklem Grunde ſie ſchimmern; biſt die Nacht, deren Farbe der Tod trägt, deren Finſterniß der Mord ſucht. Unrecht iſt's, daß ich Dir Gehör leihe; Verbrechen iſt's, daß ich Deine Worte erwiedere.

**Cid.** Eben dieſe Sterne über uns rufe ich zu Zeugen meiner Reinheit an, denn ſchuldlos iſt der Sohn, der dem Rufe der Pflicht gehorcht, die ihm gebietet, des Vaters Schmach zu rächen.

**Ximena.** Warum wählteſt Du den Schooß der Nacht, wenn Du mir etwas ſagen willſt, was, wenn es recht wäre, das Tageslicht nicht ſcheuen dürfte?

**Cid.** Weil meine Liebe zu Dir rein iſt, wie das Feuer der himmliſchen Sterne; weil die Nacht dem Geheimniſſe der Liebe hold iſt; weil die Nacht in ihrem Schleier es verbergen ſoll, wenn Du dem Liebenden die Gegenliebe weigerſt; weil die Nacht jedes Eindringen der Welt in unſere Herzen zurückhalten, weil die Nacht es dem Tage und aller Welt verkünden ſoll, wenn Du mir Herz und Hand verheißen wirſt. Darum nahe ich Dir in ehrerbietiger Ferne, in ſtiller Mitternacht, wo nicht nur die Liebe wacht und ihr Entzücken, ſondern auch ihr Schmerz.

**Ximena.** Wohl hab' ich durch Dich den Schmerz in zweifacher Geſtalt kennen gelernt, den Schmerz des Haſſes und den Schmerz der Liebe. Liebſt Du mich wirklich ſo, wie Dein Mund es mir betheuert, ſo wiſſe zu Deiner Qual, daß ich Dich eben ſo liebe als haſſe, und Tag und Nacht meine Seele zugleich erfüllt.

**Cid.** So wolle denn Gott, Er, der den Tag erſchuf und die Nacht, es auch ſo lenken, daß Haß und Liebe in Dir zu einer Dämmerung verſchmelzen, aus welcher bald der ſchönſte Morgen ſiegend hervorſtrahle!

**Ximena.** Wem darf die vaterloſe Waiſe nun vertrauen?

**Cid.** Ihm, der ſie zur Gattin wünſcht; auch dem großen König Kaſtiliens, der ihr Vater ſein will.

**Ximena.** Vater? — den Du mir getödtet haſt!

**Cid.** Nicht ich — die Ehre that es.

**Ximena.** Indem ſie mir eine Wunde ſchlug, die —

**Cid.** Nur die Liebe heilen kann, ſie, deren Macht ſtärker iſt, als jede andere Macht auf Erden.

**Ximena.** Ich fühle es — und ſchaudere!

**Cid.** Was ich gethan, war Kindespflicht, Gebot der Ehre. Beiden folgte ich — und Don Gormaz fiel; Du aber, Geliebte, erſchieneſt mir dann plötzlich hervor wie eine Blume, die aus einem Grabhügel aufblüht. Indem ich Dich erblickte, Deinen Wehruf über mich vernahm, ward mein Herz von glühender Liebe ſo ergriffen, daß ich in der Macht und Schönheit Deines Erſcheinens eine höhere Fügung ſah, und deutlich erkannte, es ſei des Himmels Wille, daß ich, Dich als Gattin beglückend, den Geiſt des zürnenden Vaters verſöhne. O, wie gierig hab' ich Kampf und Schlachten aufgeſucht, um die Qualen des wunden Herzens im eigenen Blute zu löſchen! Der Himmel wollte meinen Tod nicht. Soll ich denn leben, ſo kann, ſo darf es nur für Dich ſein! Ruhm und Ehre hab' ich mir erkämpft, — die Ruhe nicht, ſie wird mich fliehen, bis Du mir verzeihen, bis Du mir geſtatten wirſt, für Dein Glück zu leben und zu ſterben.

**Ximena.** Willſt Du mein Glück, — ſo meide mich auf ewig! Liebſt Du mich wirklich, ſo ſchwöre mir, mich auf ewig zu meiden; und fliehe!

**Cid.** Dem Gebote der Ehre folgte ich, als ich Dir den Vater raubte. Erfüllt iſt meine Pflicht, und als ihr Opfer will ich fallen. Der Ungeliebte hat die Rechnung mit dem Leben abgeſchloſſen. Von Dir gehaßt, bin ich mir ſelbſt verhaßt. So fahre hin denn, Ruhm und Glück! Ximena iſt die Rachegöttin. Von Dir getrennt, erreiche mich bald der willkommene Tod. Das Schlachtfeld ſei mein Bett der Ehre. Du willſt es, und ich ſcheide. Und ſo ſchwöre ich denn, Geiſt meines Vaters — —

**Ximena.** Schwöre nicht, Geliebter! Dein auf ewig!

---

Am nächſten Morgen ſtand der Cid mit Ximenen vor dem Könige Don Fernando, welcher von den Lippen des glücklichen Paares den Schwur ewiger Liebe und Treue nebſt dem Entſchluß der Vermälung beifällig aufnahm.

Die Hände der Liebenden in einander legend, ſagte der König: „Euern Bund ſegne Gott, ſegne der verklärte Geiſt des Vaters, ſo wie ich ihn ſegne, indem ich an Euch, Donna Ximena, in dieſem feierlichen Augenblicke zum letzten Male Vaterſtelle vertrete, da ich Euch dem ſchützenden Arme des edelſten Gatten übergebe. Ihr, holde Ximena, ſeid an Tugenden ſo reich, als an irdiſchen Gütern. Ihr, wackerer Cid, prangt mit dem reichſten Kleinode hoher Verdienſte, doch ohne der Gunſt des Glückes verpflichtet zu ſein. Damit aber unter Euch Gleichheit herrſche in jedem Sinne des Wortes, ſo gebe ich Euch, Don Rodrigo, Graf von Bivar, zum ewigen Eigenthume die Städte Valduerna, Saldanna, Belſerado und San Pedro de Cerdanna. Nach drei Tagen werde das Feſt Eurer Vermälung gefeiert! Der fromme Biſchof Luyn Calvo, Euer guter Oheim, weihe und ſegne in der Domkirche den glücklichen Bund!“ —

---

Als die Sonne des Hochzeittages heiter und fröhlich aufging, waren viele Hände beſchäftigt, die reizende Ximena und den lebenskräftigen Cid feſtlich zu ſchmücken.

Schon ſtanden Beide in Pracht und Herrlichkeit da, Donna Ximena, im Vollglanze ihres Schmuckes und ihrer Schönheit, war zu vergleichen der Morgenröthe zur Zeit, da die erſten Strahlen der aufgehenden Sonne ihre Goldgluth mit Purpur verbrämen. An den edelſchlanken Leib ſchmiegte ſich ein Kleid von violettfärbigem Atlas, welches von den Schultern zu den Füßen hinabfließend, den ſchönen Wuchs wechſelnd verbarg und hervorhob. Eine Fülle von Garnituren zog ſich ſchwellend am Rande des Gewandes hin. Des Hauptes dunkle Locken umgab eine Flügelhaube vom feinſten Linnen; den reizenden Nacken umſchlang ein Halsband mit acht Medaillen, von Gold und Edelſteinen ſchwer. Die neunte, ein Kleinod, das alle übrigen an Werth übertraf, worauf Goldſtrahlen, mit Juwelen beſetzt, das Bildniß des Erzengels Michael umgaben, nahm die Mitte dieſes Halsbandes ein und hing über die Bruſt herab. Roſenfarbene Pantoffel zierten die zarteſten Füße.

Das Geflüſter leiſer Bewunderung umſchwebte die entzückende Geſtalt, wie ſchmeichelnde Lüftchen die holde Blumenkönigin Roſe umgaukeln.

Nicht minder herrlich ſtand der Cid in freudigem Friedenskleide da, wie von Liebe verklärt. Ein Netz von grüner Seide, mit goldenen Fäden durchwirkt, umgab des Hauptes dunkle Haarfülle. Ueber dem Netze ſaß ein ſtattlicher Hut von feinem Tuche, von welchem eine rothe Hahnenfeder aufſtieg. Den Leib umſchloß eine eng anliegende Weſte und eine wohlgepuffte ſchwarze Atlasjacke mit weiten Aermeln und mit einem breiten Halskragen von ausgezacktem Leder. Ein Mantel mit Hermelin ausgeplüſcht, und mit goldenen Franſen an den Rändern beſetzt, wallte um die Schultern. Die Hüften umkreiſte ein mit Silber eingefaßter Gürtel, von welchem in Bändern von ſchwarzem Sammt das lange Schwert Tizonada, der Schrecken aller Mauren, hing, das ruhmſtrahlende Schwert, welches Cid, der, wie die Zeitgenoſſen ſagten, zur guten Stunde Geborene, zur gutem Stunde umgürtete Ritter, dem Maurenfürſten Lucar abgenommen hatte. Walloner Pantalone und mit Scharlach zierlich gezackte Schuhe vollendeten die hochzeitliche Prachtkleidung.

# Chriſt. Kuffner's

# literariſcher Nachlaß.

# I. Fragmente.

## I. Poetiſche.

### Die Ruhe der Edlen.

Aus iſt die Schlacht. Das gräßliche Gebrülle
Der tauſend Feuerſchlünde ſchweigt,
Und aus der blutgedüngten Erde ſteigt
Herauf die ernſte Todesſtille.
Hoch thürmet ſich der Leichen Fülle,
Zu welchen ſich der trübe Himmel neigt.
Und Segensſtimmen hallen
Engelharfen gleich,
Die ihr groß gefallen —
Friede ſei mit euch!

Eröffne dich, o Erde! zu empfangen
Der tapfern Krieger bleiche Schaar,
Die nur dem Tod allein beſiegbar war.
Nach deinem Schooß trägt ſie zum langen
Erholungsſchlummer nun Verlangen,
Sei ihre Ruhe nun unwandelbar.

So ſchließe dich nun Erde,
Mit dem theuren Reſt
Jeder Frühling werde
Auferſtehungsfeſt.

## Die Schlacht bei Breitenfeld.

(Im dreißigjährigen Kriege.)

### Vorerinnerung.

Wem dieſe poetiſche Schilderung zu gräßlich ſcheint, der durchblättere Puffendorfs ſchwediſch-deutſche Kriegsgeſchichte, Engelfuß Weimarſche Expedition, Walter Harthes Biographie des Guſtav Adolf von Schweden, allenfalls noch Heinrichs deutſche Reichsgeſchichte nebſt Pelzels Geſchichte der Böhmen — und er wird ſich überzeugen, in dem gegenwärtigen Gemälde leider die reinſte hiſtoriſche Wahrheit mit poetiſchen Farben, ſo düſter als der Gegenſtand es erheiſchte, dargeſtellt zu finden.

Schwer lag auf Deutſchlands blutgedüngten Fluren
Die Todesnacht des Kriegs, dem dreißig Jahre
Zahlloſer Menſchenheere Opfer thürmten,
Dem dreißig Jahre blüh'nder Städte Pracht,
Der Erde gleich geebnet, in Aſche legten.
Den frechen Horden folgte Sittenloſigkeit

In wildem Taumel nach, dem auf der weiten Erde
Nichts heilig iſt, und gräßlich zähnefletſchend
Ging ihr mit Wolfsgeheul der bleiche Hunger
Zur Seite, nicht der Gräber ſchonend,
Um lock'rer Erde anvertraute Leichen
Zu rauben und dem ſchamverhüllten Tag,
Von Wuth und Gierde lechzend, ſie zu zeigen.
So lag ein weites Feld von rauchenden Ruinen,
Verlaſſ'ner Trümmer meilenlange Wüſte,
Der grauenvollen Leichenvögel Sitz,
Germanien, heut ein Raub von Schwert und Feuer,
Und morgen leer an Menſchen und an Thieren.
Nun aber ſtürzt ſich des Krieges blut'ger Strom,
Dem Zuge gleich von Aetna's Lavagluth,
Wildbrauſend in der Sachſen edles Land,
Stillſtehend ſchnell auf Breitenfelds
Unüberſehlich weiter Eb'ne, wo
Die reiche Leipzig lieblich ſich erhebt,
Geſchmücket mit dem Horn des Ueberfluſſes,
Der köſtliche und ſelt'ne Güter ihr
Vom fernen Süd und Norden bringt.
Auf jener ſegenvollen Fläche ſtanden
Nun felſenfeſt zwei auserleſ'ne Heere
Sich gegenüber, gleich an Muth und Zahl;
An ihrer Spitze, ruhmbeſtrahlt
Und ſiegbekränzt, die Helden ihrer Zeit:
Des ſtets bedächt'gen Tilly graues Haupt,
Auf dem die Laſt von ſiebzig Wintern ruhte,

Mit Neſtors Weisheit Hektors Muth verbindend,
Mit ihm der kühne Graf von Pappenheim,
Im Frieden mild wie Frühlings-Morgenroth,
Ein Wetterſtrahl im Sturm der Schlacht,
So ſchön als ſchrecklich, und ſo kühn als edel.
Und dieſen glänzenden Geſtirnen folgte
Der Deutſchen muthentflammtes Heer.
Doch ihnen gegenüber dehnte ſich
Der Reihen Guſtav Adolfs Waffenſchimmer,
Er ſelbſt, der allgeliebte König,
Des Heeres Seele, und ein Heer allein
An Heldengeiſt und Muth.

---

Nun die Nachtſchilderung des Kriegsrathes; dann der Morgen, Schlacht, Niederlage.

---

## Quellen.

Geiſt der Journale, 1. Heft. — Meißners „Apollo.“ Auguſtheft von 1794, Seite 298. — Schillers „dreißigjährige Krieg.“

---

# Die Gründung Petersburgs.

Ein großes nördlich-romantiſches dramatiſches Gedicht.

## Erſter Geſang.

Keine Muſe — Dich ſelbſt — gewaltigſter unter den Menſchen,
Dich — denn nimmer wirſt Du vergeh'n — Dich ruf' ich zur Weihe!
Sei dem Sänger ſein Gott, wie Du warſt der Gott Deines Reiches,
Millionen gabſt Du Begeiſterung, wecke ſie jetzt noch,
Wenn Dein hohes Gebild dem Zauberrufe der Kunſt folgt,
Heros und Menſch, wie Nachtgewölk Sternſchimmer durchleuchtet!
Kühn des Vorurtheils Alcinen-Zauber beſiegend,
Deiner Herden Gedräng zu gebildetem Volke umſtaltend,
Muthentflammt nachſtrebend dem Guten, dem Licht und der Wahrheit,
Hobſt Du mit Rieſenkraft zu Deiner Höhe Dein Reich auf,
Deine Schöpfung Du ſelbſt und allen herrliches Vorbild!
Gleich der Biene jetzt Europa's Schätze aufſammelnd,
Jetzt ein Löwe dem Feind, und jetzt ein Koloß in Gefahren

Senkteſt zum Lehrling Du Dich, um der Meiſterſchaft würdig zu werden.
Aber wenn auch Schlacht und Kampf Dein Leben durchtoben
Und die nordiſche Macht ſchwerdrückend auflaſtet dem Thatraum,
Schlinget die Liebe ſich doch, wie des Morgenroths glühende Roſen,
Freundlich und heiter hindurch, das Herz befreundend der Größe,
Zwietracht und Haß umziſchen vergebens in Schlangengeſtalten
Dein verehrtes Haupt, vergebens drohen der Schlachten
Tode, vergebens des Meuchelmords Dolche dem edelſten Herzen. —
Lange, ſo wollte der Himmel es, ſollteſt Du wirken auf Erden,
Mächtig und lang' und unſterblich dankbaren Jahrhunderten glänzen.
Hebe denn, Phantaſie! empor den Schleier der Vorwelt,
Daß der Todten Reich ſich nochmals zu Leben geſtalte!

## I.

Du Hellas Götterwelt, ihr Huldgeſtalten,
Ihr Weſen, aus entſchwundnem Fabel-Land,
Nicht jene holden Zauber ſollen walten,
Durch die einſt Hellas hochbeglückt ſich fand.
Ihr ſeid dahin, wie Duft der Morgenröthe,
Wie die verklung'nen Töne einer Flöte,

Und ſtrahlt nur Schimmer einer fremden Welt,
Der, wie im Traume, ferne Bahn erhellt!

## II.

Dich ſelbſt, erhab'ner Zaar, ruf' ich zur Weihe,
Erhebe meinen Geiſt, wie einſt Dein Reich!
Wie Phöbus den Hellenen, ſo verleihe
Du meinem Liede Kraft, daß es, Dir gleich,
Nicht untergehe in dem Strom der Zeiten,
Und meine Töne Deiner würdig gleiten;
Du, der in ſeinem Werke ewig lebt,
Ein Heros, von Unſterblichkeit umſchwebt!

## III.

Mit Schnellkraft, wie des Adlers kühner Flug,
Schlugſt Du des Vorurtheils Alcinen Trug,
Gabſt Form und Sitte wilden Horden,
Und lehrteſt Menſchlichkeit ſie beim Morden.
Aus düſtern Nächten ſtrebteſt Du nach Klarheit
Und folgteſt ſtets dem Ziel erkannter Wahrheit;
Dein eigner Schöpfer, ſchufſt Du Deinen Staat,
Und wardſt ihm Vorbild ſtets durch Geiſt und That.

## II. Dramatiſche.

# Die Liebhaberprobe.

Poſſe für Marionetten.

(Nach der Erzählung: „Die Probe“ im Jänner-Hefte des Sammlers vom Jahre 1811.)

## (Die Freierprobe.)

(Singſpiel in zwei Aufzügen)

### Perſonen:

Ritter **Hugo von Wallburg,** Erb- und Lehensherr.
**Gertrude,** ſeine Gemahlin.
**Mathilde,** deren Tochter.
Ritter **Sigmund von Ilmenhorſt,** Hugo's Vaſall und Anführer ſeiner Reiſigen.
**Kunz,** Hugo's Kellermeiſter.
**Hedwig,** Mathildens Zofe.
**Heinrich von Löwenthal,**
**Richard von Hochſchild,** } Ritter und Mathildens Freier.
**Wilhelm von Eichhof,**

**Burgleute, Knappen** und **Reiſige.**

# Erſter Aufzug.

## Erſter Auftritt.

Groſer freier Platz in Hugo's Burg. **Hugo**, **Gertrude** und **Mathilde** ſitzen auf einer niedern Terraſſe. Im Hintergrunde zieht **Ilmenhorſt** mit **Reiſigen** und **Knappen** auf, welche er ſtellt und ordnet.

### Chor mit Marſch.

Schon nahen die Freier, ſchon drängen ſich Gäſte,
Von bräutlichem Jubel erſchallet die Veſte.
O wähle, Mathilde, von allen den Rittern,
Die Schilde und Speere, Dich preiſend, zerſplittern,
Den edelſten Helden zum Gatten Dir aus,
Zur Zierde für Hugo's erhabenes Haus.

**Hugo.**

Nun Mathilde! haſt Du gehört, was der ganze Troß da lautflehend zu den Wolken aufſchreit? Biſt Du endlich entſchloſſen Deinen Eltern zu folgen, die bitten, wo ſie befehlen könnten?

**Gertrude.**

Säume nicht länger Dich zu entſchließen, die Wahl des Gatten bleibt Dir frei; nur ſei er von hochedlem Stamme und reichbegütert, ſo wie Du ſelbſt es biſt.

**Hugo.**

Ja, das muß er ſein, und überdies noch tapfer, redlich, klug und pfiffig, und vorzüglich ein fideler und luſtiger Kumpan, kein eingebildeter Phantaſt, denn die Kopfhänger und die hochmüthigen Narren, welche die Naſe ſo hoch tragen, daß die Wolken vor ihnen nicht ſicher ſind, kann ich nicht leiden. Jetzt weißt Du Alles; nun wähle frei.

### Terzett mit Chor.

**Mathilde.**

Theure! Euren Willen
Eil' ich zu erfüllen,
Nur gewährt dafür
Eine Bitte mir!

**Hugo** und **Gertrude.**

Sprich frei, mein Kind! Dich zu beglücken
Gewährte uns ja ſtets Entzücken.

**Mathilde.**

Soll ich mich vermählen,
Muß ich würdig wählen;
Darum, eh' die Wahl
Treffe den Gemahl,
Gönnet, daß die Freier,
Da mein Glück Euch theuer,
Ich noch vor dem Bund
Prüf' im Herzensgrund!
Jeder unterziehe
Sich der kleinen Mühe,
Daß beſtand'ne Probe
Seinen Werth uns lobe!

**Hugo** und **Gertrude.**

Sehr Billiges haſt Du begehrt,
Drum ſei die Bitte Dir gewährt.

**Hugo.**

Nun Leute, jubelt! nun gibt's Feſte,
Laßt ein die Freier und die Gäſte!

**Chor.**

Nun jubeln wir, nun gibt es Feſte:
Herein, ihr Freier und ihr Gäſte!
Der Würdigſte im ganzen Land
Erhält Mathildens ſchöne Hand.

**Ilmenhorſt.**

Und bin ich nicht der Würdigſte von Allen,
Bin ich ihr doch vor Allen werth;
Und reich bin ich, von ihr geliebt, geehrt,
Drum ſoll kein Laut der Klage mir entfallen.

**Mathilde.**

Nur dem Erprobten geb' ich Herz und Hand,
Zu leicht zerreißt ein ſchlecht geknüpftes Band.

**Hugo** und **Gertrude.**

Nur dem Erprobten reiche Herz und Hand,
Zu leicht zerreißt ein ſchlecht geknüpftes Band.

**Ilmenhorſt. Der Chor.**

Der Glücklichſte im ganzen Land
Erhält Mathildens ſchöne Hand!

**Mathilde.**

Du Würdigſter im ganzen Land!
Erhalte von mir Herz und Hand.

**Mathilde.**

So mögen denn die Freier ihren Einzug beginnen. Nur bitte ich Euch, theure Eltern meinen Entſchluß geheim zu halten.

**Hugo.**

Ich gelobe Dir das tiefſte Stillſchweigen.

**Gertrude.**

Auch ich, liebes Kind.

**Mathilde.**

Auch wollet Ihr mir erlauben, daß ich dieſen Tag und die folgende Nacht in der Burg nach Gutbefinden ſchalte und durch nichts gehindert werde.

**Hugo.**

Zugeſtanden! Hm! das Ding fängt an, intereſſant zu werden.

**Gertrude.**

Ich bin neugierig.

**Hugo.**

Ja, das kann wichtige Auftritte herbeiführen. Bravo, Töchterchen! Du gefällſt mir und Dein Plan hat meinen ganzen Beifall ſchon vor der Ausführung. Und gibt's dabei auch noch einen Schwank, ſo ſpring' ich vor Freude. Aber höre, Alles muß gut enden.

**Mathilde.**

Verlaßt Euch darauf. Ihr ſollt Euch weidlich ergetzen und die ganze Geſchichte (mit einem heimlichen Seufzer), nicht wahr Ritter Ilmenhorſt? — wir hoffen es — ſoll zu unſerer allſeitigen Zufriedenheit ausgehen.

**Hugo.**

Was Kukuk? iſt der auch dabei? Etwa gar ein Eingeweihter?

**Mathilde.**

Ja, eine Hauptperſon — wenn Ihr erlauben wollt.

**Hugo.**

Recht gerne. Macht nur Alles klug und fein.

**Ilmenhorſt.**

Verlaßt Euch darauf! — Soll ich die Zugbrücke ſenken und das Thor öffnen laſſen?

**Hugo.**

Ja, ſogleich. (Ilmenhorſt ab.)

**Mathilde.**

Doch müſſen die Freier, ſobald die Empfehlungs-Komplimente vorbei ſind, ſich augenblicklich in die für ſie beſtimmten Gemächer begeben, und dort bleiben, bis ich ſie rufen laſſe. Das muß ich mir ausbedingen.

**Hugo.**

Zugeſtanden!

## Zweiter Auftritt.

**Heinrich von Löwenthal**. **Richard von Hochſchild** und **Wilhelm von Eichhof** ziehen von **Ilmenhorſt** geführt, mit ihrem dreifachen Gefolge über die herabgelaſſene Zugbrücke ein.

**Chor.**

Wohlan denn, ihr Freier, verſucht euer Glück!
Dort lächelt das Bräutchen dem gierigen Blick!
Dem Einen gehört ſie, doch Welchem? weiß Gott!
Den Uebrigen folget Gelächter und Spott:
Doch deßhalb ſei der Mann kein Haſe,
Er wage, was zu wagen iſt,
Und wird er nicht als Gemahl begrüßt,
So zieh' er ſtill ab mit langer Naſe,
Es wachſen der Blumen ja mehr im Graſe.

**Heinrich**, **Richard** und **Wilhelm**.

Die ſchönſte Blume zu erſtreben,
Erſcheinen wir
Vor Hugo hier,
Anbietend unſer Hab' und Leben,
Mathilde, Dir!
Alles beginnen und wagen,
Alles erdulden und tragen
Wir froh für Dich, des Hauſes Zier.
Gebiete denn, Holde, Dir ſind wir geweiht,
Für Dich zu leben und ſterben bereit!

**Hugo.**

Ihr ſeid ja drei artige, feine Geſellen,
Zum Eidam möcht' ich wohl jeden erwählen.

**Gertrude.**

Doch das geht nun nicht an,
Erlaubt iſt nur Ein Mann.

**Hugo.**

D'rum bleibe der Gemahl

**Gertrude.**

Der Tochter eig'ne Wahl.

**Mathilde.**

Des Weibes Schützer iſt der Mann,
D'rum muß er kühn und tapfer ſein:
Und eh' ich zärtlich lieben kann,
Will ich der Achtung mich erfreu'n;
Iſt's Euch gefällig denn, Ihr Herren,
Mir eine Prüfung zu gewähren?

**Heinrich, Richard** und **Wilhelm.**

Wir ſcheuen weder Hölle noch Tod,
Strahlt uns der Liebe Morgenroth,
Laß den Befehl zur Prob' ergeh'n,
Wir werden muthig ſie beſteh'n,
Und dem der Himmel das Leben gewährt,
Der ſei von Dir als Gatte gewählt.

**Mathilde.**

Wer den größten Muth bewährt,
Sei mir als Gatte vermählt.

### Alle.

So eilet, daß die Probe
Den Muth des Glücklichen lobe.
Nun ſtille, bis Trompetenſchall
Im Schloß verkündet den Gemahl.

(Alle ab).

# Hidallan und Malvina.

Melodram.

## Perſonen.

**Starno**, König von Ullin im ſüdlichen Irland.
**Malvina**, ſeine Tochter.
**Oskar**, ſein Sohn.
**Hidallan**, Iriſche Fürſten.
**Kathmor**, Iriſche Fürſten.
**Athos**, Iriſche Fürſten.
**Swaran**, Fürſt von Ithona.
**Fiona**, ſeine Tochter.
**Konal**, Fürſt der Inſel Togorma, (Starno's bedrängter Freund).
**Minona**, ſeine Tochter, (Oskars Braut und ihm am Ende vermählt.)
**Kairbar**, König von Jüttland, (Konals Feind, und ihn bekriegend).
**Karril**, ein Barde Starno's.
Mehrere **iriſche Fürſten**, **Krieger**, **Barden**.

Hidallan und Malvina lieben ſich leidenſchaftlich. Ihr Vater Starno haßt ihn aber entſetzlich, weil er ſeinen Sohn, ihren Bruder einſt zufällig auf der Jagd getödtet hatte. Indeß hört Starno, daß einer ſeiner Freunde ſchrecklich bedroht wird, und vom Feinde ſchon eingeſchloſſen iſt. Er läßt alle ſeine Fürſten aufbiethen, und eilt mit ihnen zu ſeiner Befreiung. Allein die Fürſten werden beim Mahle der Muſcheln alle von Malvinens Schönheit entflammt und kämpfen um ſie, vorzüglich Kairbar. Allein Hidallan ſiegt. Sie ziehen nun alle ab. Als ſie ſchon abgeſegelt ſind, kehrt Kairbar wieder zurück, raubt ſie und entführt ſie auf ſeinem Schiffe auf eine Inſel, wo er eine Burg hat. Indeß hat ihr Vater die Entführung an dieſen Ort erfahren, hält aber alles geheim, ſegelt nach der Inſel, tödtet den Kairbar im Zweikampfe, läßt aber Malvina nebſt Swarans Tochter hier unter der Aufſicht Oskars, ſeines zweiten Sohnes, der zwar den Hidallan liebt, aber ſeinen Vater noch mehr. Vergebens dringt Malvina, und ſelbſt Fiona, in ihn, ſie von der Inſel wegzulaſſen oder einen Boten zu ſenden an ihren Hidallan. Die kindliche Liebe ſiegt, er wagt nicht ſeinen Vater zu hintergehen, der auf ihn das unbedingteſte Zutrauen ſetzt. Sie entkommen endlich in Schiffertracht, oder als Jäger. Fiona hofft auch ihren Geliebten dort zu finden. Sie langen an, miſchen ſich in die Schlacht. Hidallan iſt der Freund ihres Geliebten geworden. Vergebens ſucht Hidallan den Tod. Malvina ſieht ihn endlich im dichteſten Gedränge in Lebensgefahr, ſchützt ihn und empfängt für ihn, ohne daß er es erfährt, den Todesſtreich. Ihr Geiſt erſcheint ihm; Fiona erzählt den ganzen Hergang, und er ſtirbt, theils an Wunden, theils aus Sehnſucht nach ihr. Sein Grab wird errichtet. Chor von Geiſtern.

I. Akt ſchließt mit der Ankunft der Kriegsnachricht und der verſammelten Fürſten.

II. Akt mit dem Kampfe der Fürſten um Malvina.

III. Akt mit Kairbars gewaltſamer Entführung Malvinens.

IV. Akt mit ihrer Flucht von Kairbars Inſel.

V. Akt mit ihrem und Hidallans Tod.

NB. Malvina erſcheint ihm ſterbend, als er gerade betrauert, daß er ſterben müſſe ohne von ihrem Schickſale etwas zu wiſſen, und ſich deßwegen abhärmt, weil er ſich vorſtellt, wie viel ſie leiden werde, bis ſie ſich endlich zu Tode grämt und ihm nachfolgen kann, wo er ſich dann freut, ſie wieder zu ſehen in den Geiſterhallen.

## Data.

Fiona liebt gleichfalls lange ſchon den Hidallan, ward aber von ihm verſchmäht, und Malvina, die Glückliche, war's, die ihr ſein Herz, das ſchon etwas zu fühlen begann, beim erſten Blick entriß. Dies wußte ſie und brannte, voll Schmerz und tiefgebeugt, dieſes Mädchen, das ihr den Einzigen, den Geliebten ihrer Seele und des glücklichen Lebens raubte, zu ſehen und zu kennen. Wie groß iſt jetzt ihr Erſtaunen, als ſie dieſe Entdeckung macht. Sie beredet daher vorſätzlich und ſelbſt alles zu wagen entſchloſſen, das Letzte und Aeußerſte, um Hidallan zu gewinnen, Malvinen zur Flucht, verſchafft beiden Jünglingskleider und Rüſtungen aus ihres Vaters Hallen, und beredet ſie am Ende auch dazu, ſich in die Schlacht zu miſchen, (NB. doch ſo mit etwas Zagen, daß man eine nicht ſcheußliche Seele durchſieht, ſondern die doch das Böſe mit Abſcheu thut und mit Furcht, blos von heftiger Leidenſchaft bethört und verblendet.) Als die Schlacht beginnt, zieht ſie, getrieben von Gewiſſensangſt, da Malvina ſchon in's Gefecht gegangen iſt, ober dem Schlachtfelde auf einem Felſen ſtehend, ihre männlichen Kleider aus. Dann ſtürzt ſie, nachdem ſie vorher in Ohnmacht lange gelegen, herab zu Malvinens Vaters Füßen, beweint, was ſie that, und dieſer tödtet ſie, im Schmerz über ſeinen Sohn, in der erſten Wuth.

Die letzte Schlacht wird gefochten, während ſeitwärts auf einem Hügel die Barden ſtehen und ſingen, wobei ſie im lyriſchen Silbenmaß den Streitenden Muth zurufen und zugleich anrufen die Geiſter der Nacht, die Geiſter der Todten, der Helden, die über ihnen ſchweben.

Länder und Könige, auch Städte, Flüſſe, Berge ꝛc.

Iniſthona, ein eigenes Königreich in Skandinavien, aber von Lochlin oder Jütland abhängig.

Branno, ein Fürſt am Lego.

Lano, ein ſumpfiger See in Skandinavien, deſſen Ausdünſtung für tödtlich gehalten wurde.

Fingals Selma, war der Wohnſitz der Könige von Moro von Schottland.

Kona, ein Thal unweit Selma.

Armin, Beherrſcher von Toyorma, einer der Hebriden.

Argyleshire, eine Landſchaft in Schottland.

Karrikthura, der Wohnſitz der Könige von Iniſthone.

Branno, Bergſtrom in Schottland.

Sora, eine Landſchaft in Dänemark.

Gormal, die Wohnung der Könige von Lochlin oder Jütland.

Lotha, großer Strom in Nord-Schottland.

Lora, Fluß bei Selma.

Kroma, ein eigenes, jedoch vom erſten Könige abhängiges Reich in Irland.

Artho, oberſter König in Irland.

Kormo, ſein Sohn, der ihm in der Regierung folgte.

Temora, der Wohnſitz der oberſten Könige von Irland. Den ſüdlichen Theil von Irland bewohnten die Firbolgen (daher er auch Bolga hieß; Firbolg bedeuten Köhlerleute), den nördlichen die Käls, aus deren Stamme die oberſten Könige der Inſel waren; daher die häufigen Streitigkeiten zwiſchen den Fürſten des Südens und des Nordens entſtanden.

Swaran, König von Jutland.

Connaught, das ſüdliche Irland.

Torlath, ein Fürſt im ſüdlichen Irland.

Tegorma, eine der Hebriden, welche Kenal gehörte.

Usnoth, Fürſt von Etha, eine Landſchaft in Schottland.

Perrathon, ſkandinaviſche Inſel.

Mora, ein Sitz in Irland.

Ithona, eine wüſte hebridiſche Inſel.

Fuerföd, ſkandinaviſche Inſel.

## Männer-Namen.

Salgar, Krennen, Kenal, Dargo, Kalmar, Nathos, Althos, Ardan, Usnoth, Stormal, ein Barde, Oskar, Ryno, ein Barde, Zamor, Hidallan.

## Weibliche Namen.

Kolma, Minona, Vinvella, Komala, Alona, Derthula, Malvina, Derſagrena, Melikoma.

## Zu verwebende Facta und Gewohnheiten und Memorabilia.

Die Ehre des Speeres, eine Art von Ritterſpiel oder Ehrengefecht, das die nordiſchen Völker einander gaben.

Die Barden wiederholten bei jährlichen, von den Fürſten veranſtalteten Feierlichkeiten ihre Lieder. Welche nun werth gefunden wurden, auf die Nachwelt zu kommen, mußten den Kindern gelehrt werden.

Die Lieblingshunde wurden bei ihren Herren begraben.

Es herrſchte der Glaube an ein beſtimmtes Schickſal.

Wenn alte Krieger ihre Waffen nicht mehr führen konnten, hängten ſie ſie in der Halle auf.

Jungfrauen trauerten auf den Gräbern ihrer Freundinnen.

Man ſandte Barden und Krieger, die Todten zu begraben, die die Namen der Helden verewigen mußten.

Den Druiden ſchrieb man den Umgang mit den Geiſtern und ein höheres Wiſſen zu.

---

## Erſter Act.

### Platz vor Starno's Palaſt.

Malvina, Karril mit der Harfe. Beide auf dem Stamme einer gebogenen Eiche.

(Malvina verlangt von Karril die Erzählung vom Tode ihres Bruders durch Hidallans Schwert zu hören).

## Malvina.

Kalt ſauſt der Herbſtwind durch der Eichen Häupter;
Und ſchaurig iſt des Bergſtroms fernes Brauſen;
Und bang iſt meine Seele, edler Sänger!
Laß traurig ſanft zur Harfe den Geſang
Ertönen! Singe, wie mein Bruder durch
Hidallan fiel, den Jüngling meiner Liebe.

## Karril.

Die Flamme eines Wetterſtrahls
War Fillen in der Schlacht;
Ein Sturm, der Fels und Eichen ſtürzt,
Hidallans Arm im Kampf.

Mit Beiden focht auf Lochlin einſt
Barrathrons düſt'rer Fürſt;
Mit jedem focht er einen Tag
Bis Nacht vom Himmel ſank.

Doch keiner fiel und jedem wich
Barrathrons düſt'rer Fürſt,
Gab ſich beſiegt, um für den Sieg
Der Fürſten Tod zu ſchauen.

Die Seele voll von Liſt und Trug,
Nahm er den eig'nen Schild,
Und ſtellte ſanft ſich zwiſchen Beide
Mit ſolchen Worten hin:

„Nur Einer hat im Kampfe mich
Beſiegt; dies weiß mein Herr;
Dem Sieger ſei mein Schild geweiht,
Er nehm' ihn muthig ſich."

Da ſchlug in Fillons Seele auf
Des Stolzes wilde Glut,
Des Kampfes Ruhm und Preis, den Schild
Wollt' er für ſich allein.

Entflammt trat jetzt Hidallan vor:
„Nicht weich' ich kühnem Trotz;
Mein war der Sieg, mein bleibt der Lohn;
Den Schild raubt mir der Tod!"

Mit arger Seele ſagte nun
Barrathrons düſt'rer Fürſt:
„Kämpft mit dem Schwert, mit Worten nicht,
Wer ſiegt, dem ſei der Schild!"

Sie kämpften, ſonſt ſich hold und Freund,
Mit ach! zu raſcher Wuth;
Wild flogen über Thal und Forſt
Der Schwerter Blitze hin.

Sie kämpften bis Hidallans Schwert
In Fillons Buſen drang;
Er ſank — mit ihm Hidallans Wuth,
Und Schmerz erwachte bang.

Er ließ des Freundes Grab erhöh'n,
Und Bardenſang erſcholl.
Und in das düſtre Haus verſenkt
Er ihm zum Ruhm den Schild.

Die Ruhe fand des Jünglings Geiſt,
Denn ihm erſcholl Geſang;
Doch nimmer fiel in Starno's Bruſt
Der Freude Sonnenſtrahl.

Sein Haß iſt eine düſt're Nacht,
Entſetzlich aufgehellt
Vom Schmerze, wie von Todesglut,
Wenn Sturm aus Wolken heult.

---

Wer ſchmückt nicht gern das Mädchen ſeiner Liebe?
Der Jüngling will durch ſie ſich ſelbſt belohnen;
Er ſie, wie der Frühling das Gefilde,
Und alles Schöne weiht er ihrer Schönheit.

# III. Proſaiſche.

## Der zwölf Bilder-Roman.

### Vorſpiel.

Jetzt traten wir, ſehr heiter geſtimmt, in das letzte Zimmer der fürſtlichen Bilder-Gallerie. Zwölf Gemälde ſchimmerten uns in der vortheilhafteſten Beleuchtung entgegen: Eine Landſchaft, ein Nachtſtück, ein Geſellſchaftsſtück, ein Seeſtück, ein Karrikaturen-Bild, ein Frucht- und Blumenſtück, ein Jagdſtück, ein Schlachtgemälde, ein hiſtoriſches Gemälde, ein Porträt in Lebensgröße, ein Thierſtück und ein perſpektiviſches Architektur-Gemälde.

Minchen blieb am Eingange in freundlicher Verwunderung ſtehen, ach, welche reiche Mannigfaltigkeit! ſagte ſie endlich; wohin ſoll ich mich zuerſt wenden? Ich habe heute ſchon zu viel geſehen und gerathe nun wirklich in Verwirrung. — Ei nun, ſagte die Mutter zu mir, bringen Sie uns doch alle die Verſchiedenheiten unter einen Geſichtspunkt, damit wir ſie beſſer überſehen. Kann das nicht ſein?

Die Frage ſetzte mich für den erſten Augenblick in Verlegenheit. Ich ſchwieg nachdenklich, indeß Mutter und Tochter mich lächelnd anſahen. Meine Augen flogen über alle Bilder hin, um dasjenige aufzufinden, mit dem ich meine Erklärung ſo anfangen wollte, daß das letzte einen ſchicklichen Schluß zu allen zwölf Stücken gäbe. Da geſchah es plötzlich, was in einem glücklichen Augenblicke manchmal auch im Leben ſelbſt zu geſchehen pflegt: Ich fand mehr als ich ſuchte! Ja, ſagte ich mit freudigem Stolze, ſie ſollen den einen Geſichtspunkt finden, denn ich will ſogleich alle zwölf Gemälde verbinden — durch eine zuſammenhängende Erzählung! Die von den Damen mir entgegengeſtellte Ungläubigkeit an mein Talent entflammte meine Phantaſie mit den Bildern in die Wette, und ich begann, mit der Verſicherung, daß in einer halben Stunde aus den Gemälden eine ganz ſentimentale, humoriſtiſch-tragikomiſche u. ſ. w. Geſchichte entwickelt ſein ſolle.

Den Zeigefinger emporhaltend trat ich ganz vor das

## Landſchaftsgemälde.

### Noten.

**1.** Landſchaftsgemälde (Hirtenſtück). **2.** Nachtſtück (Mondſcheingemälde). **3.** Geſellſchaftsſtück (Marktſtück). **4.** Seeſtück. **5.** Karrikatur. **6.** Frucht- und Blumenſtück. **7.** Jagdſtück. **8.** Schlachtſtück. **9.** Hiſtoriſches Gemälde. **10.** Porträts. **11.** Thierſtück. **12.** Architektur und Perſpektiv-Malerei. (Die Zukunft der Liebenden.)

**I.** Waſſer; See, ausgetretenes Waſſer, Waſſerfall, Bach, Brücke, Steg, Fluß, Blumen ꝛc.

**II.** Erde; Wege, Hohlwege, Grenzſteine, Gartenmauer, Fels, Hügel, Gehölz, Berge, Ausſicht, Thäler.

**III.** Luft; Luftfarbe, Abendwolken, Abendſonne, Grün, verſchiedenes.

IV. Staffirung der Landſchaft; Heerden, andere Thiere. Wild. Wohnungen der Menſchen Kloſter-Kapelle, Dorf, Hütte auf und am Felſen. Figuren. Wandelnde und ruhende Schäfer. Zwei Liebende. Frühlingsabend. Charakter der ganzen Landſchaft. See, ausgetretenes Frühlingswaſſer. Waſſerfall, herabſtürzend in Strudel und Wellen, fortfließend, in Schaum aufgelöst, Iris vom darauffallenden Licht. Beſchatteter Bach zwiſchen hellbeleuchteten Sträuchen. Brücke oder Steg. Zurückkehrender Fluß, als ob er etwas vergeſſen hätte. Sich verlierende und hervorbrechende Wege. Hohlweg. Mit Kräutern bedeckter Grenzſtein oder Denkmal. Kloſterkapelle. Gartenmauer, deren herabhängendes Laub ſich im vorbeifließenden Bach ſpiegelt. Alte Burgruinen. Hütte, an den Felſen gelehnt und eine oben auf einem Felſen Hinten ein Dorf vorguckend. Bedecktes Dorf, das nur hie und da hervorguckt. Wild, das aus dem Walde hervortritt, in verlängertem Schatten. Heerden. Ein Schäfer auf dem Felſen ſitzend. Ferne Stadt mit Thürmen (hervorragend) hinterm See im Duft. Abwechſelnde Thäler und Hügel und Gehölz mit ſanftwallenden Wipfeln und ſchlanken Zweigen. Felſen mit Moos bekleidet und hängendem Epheu. Bejahrte Eichen, Felſenriſſe, Schlucht mit Durchſicht in eine freie Landſchaft. Geröthete Berge vom Abendſchein. Gebrochene Ausſicht an den Seiten der Landſchaft, um der Zerſtreuung des Auges vorzubeugen. Freie Öffnung des Horizontes. Die Luft gibt die mehr oder mindere Heiterkeit des Gemäldes, auch die Erhöhung und Schwächung der Farben der übrigen Gegenſtände. Schatten ſliehender, leichter Abendwolken. Unerwartetes Hervortreten der leicht und kurze Zeit verhüllten Sonne macht Alles auf einmal maleriſch oder idealiſch ſchön, Alles verſchönernd. Ihr ſinkendes Licht röthet die Gegenſtände, ſpielt um die Spitzen der Halme, ſchleicht an den Stämmen der Bäume. Der verlängerte Schatten zeichnet ganze Ruheſtellen. Freundſchaft der benachbarten Farben. Endlich vergeht Alles im Lichtgrau und Dunkelbraun.

## Kapitel-Überſchriften aus der Malerſprache.

(Staffirung der Landſchaften).

Z. B. Landſchaftsgemälde. Bethen, Pouſſin, Brand, Bourdon, Breugel, Brinkmann, Dieterich, Dügbet, Elzheimer, Everding, Fabricius, Faiſtenberger, Roſa (Salvator), Genoels, Gillee, Griffier, Jardin, Klerk, Knibberger, Locatelli, Mompre, Neer, Eylon, Oeſer, Poelemburg, Rubens, Ruisdael, Savary, Shonbroek, Swanevelt, Titian, Vodder, Vinkboom, Waterloo, Wyrents, Zuccarelli.

Nachtſtück, Boonen, Correggio, Dow, Schalken, Trooſt, Verkolje.

Schlachtſtück, Bloemen, Brun (le), Courtois, Huchtenberg, Meulen.

Seeſtück, Bakhuiſen, (Siehe Index zu Hagedorn). Lingelbach, Percellis, Schellink, Velde, Vernet, Wyk, Zeemann.

Blumenſtück, Heem, Huiſum, Ruyſch.

Fruchtſtück, Hagedorn **I. 233. II. 660.** Heem, Minjon, Reiner, Stranover.

Hiſtoriſche Malerei oder Geſchichtsgemälde. Reiner, Pouſſin, Reni, Rubens, Caracci.

Jagdſtück, Lingelbach, Ruthard, Wouwermann.

Thierſtück, Breda, Caſtiglione, Does, Oſſenbeek, Snyders, Tempeſta.

Porträts, Manyoski.

Helldunkel. Siehe Hagedorns Index.

Mittelfarben. Figuren. Titian, van Dyk.

Wiederſchein, Vouet.

Licht und Schatten, Schlagſchatten.

Karrikatur, Ghezzi, Hogarth.

Still-Leben, zweite Farben, Zwiſchenfarben.

Gruppirungen, Hagedorns Index.

Mondſcheingemälde. Neer.

Antiken und Abgüſſe.

Zeichnung. Peregrin.

Beleuchtung. Oſtade.

Perſpektivik. Neef. Steenwyk.

Hirtenſtück, Berg. Siehe Hagedorn, Berchem, Boucher, Cabel, Roos, Jardin, Leuw, Meer, Potter, Velde.

Geſellſchaftsſtück, Bril, Conninxloo, Duc, Jannek, Lunghi, Gonzales, Laanen, Zil Valentin, Metzu, Neer, Eylen, Platzer, Tol, Terburg.

Architektur-Malerei. Ghiſelſi, Panini.

Halbe Farben. Siehe Hagedorns Inder.

Marktſtücke. Heilenbreker.

## Liebesaufkündigung durch Interpunction.

### Erzählung.

Luiſens Herz war ſchon ſo oft beſiegt worden, daß ſie bereits dem Alter nahte, wo ſie ſelbſt kein männliches Herz mehr beſiegen konnte. Bisher mußten immer wenigſtens vier Sklaven ihren Triumphwagen ziehen. Jetzt wurde ſie (eine Eigenheit ſo vieler einſt mächtig herrſchenden, endlich entthronten Weiber!) nach Siegen gieriger, je ſeltner dieſe wurden. Nach dem gänzlichen Verluſt ihrer Siegesmacht übernahm ſie die Rolle des Schiffbrüchigen, der, wenn das geſcheiterte ganze Schiff zu Grunde geht, ein Brett genügſam ergreift und dieſes um ſo feſter umklammert.

Den jungen reichen Adelſton hatte ſie zu dieſem Brette erkoren. Er ſchien auch dazu geeignet, denn er war ſo unerfahren im Reiche der Liebe, daß er jedes Dorf darin für eine Hauptſtadt hielt.

Lais-Luiſe verſtand die Kunſt, das Wenige geltend zu machen und den Gefangenen durch Zurückhaltung und allmäliges Anhalten wie durch Zauber immer zu gewinnen und an ſich zu ziehen, in ſo hohem Grade, daß ſie der ſehnſuchtsvollen Wonnetrunkenheit des in ihr Netz verſtrickten Jünglings als die Reſidenz ſelbſt im Reiche der Liebe erſchien.

Rinaldo-Adelſton dachte auch gar nicht mehr an's Entkommen und Zerreißen des Garnes, bis der Veteran Robert ihm den Spiegel der häßlichen Wahrheit und der noch häßlichern Zukunft vor das umnebelte Seelenauge hielt. Auf einen ſchweren Schlaf folgt gewöhnlich ein deſto plötzlicheres und heftigeres Auffahren des Erwachenden. Des Entzauberten erſter Gang war zu Louiſen. Wenn auch kein ganzer, doch wenigſtens ein halber Naturſohn, ſprach er zu ihr rückſichtslos, malte die Schändlichkeit des buhleriſchen Spinngewebes mit den grellſten Farben und ſchied für immer. Ehe er ging, ſank Louiſe in eine Ohnmacht, während welcher ſie jedoch keines ſeiner Worte verlor. Das beſtürzte ihn jedoch nicht, da Robert ihm dieſe Sonnenfinſterniß vorhergeſagt hatte, und er alſo darauf gefaßt war.

Louiſe erhob ſich, als Adelſton kaum die Thüre geſchloſſen hatte, vom Sopha und ſchloß ſo:

„Je unglücklicher das Weib, deſto intereſſanter, je ſanfter, deſto mächtiger. Man hat Beiſpiele, daß Selbſtentſagung Reue, Rückkehr bewirkten.“

Sie ergriff die Feder und ſchrieb an Adelſton; denn ſie vermuthete nicht, daß er von ihr wiſſe, was ſie ſelbſt von ſich wußte. So lautete der rhapſodiſche Brief:

„Erſter, einziger und letzter Beſitzer meines Herzens! Weh mir! Getäuſcht bin ich, betrogen, verrathen! Nimmer, nimmer kehrt er wieder?“ ſo ruf' ich unaufhörlich —

Unerfahrenheit, grenzenloſe Hingebung führte mich in Deine Arme! Nein! Du weißt es nicht, was ich für Dich empfand! Nur meine Schmerzen können Dir den Reichthum meiner Liebe ſchildern.

So ſei denn frei! ich bin es auch, und entſage Dir und dem Glücke, Dich zu beſitzen. Aber kehrſt Du einſt reuig zurück — weh mir! — ich wäre ſchwach genug, mich nochmal von Dir täuſchen zu laſſen. So groß iſt meine Gluth. Nicht glaube mich frei! Leb' wohl! Wir ſehen uns hier oder dort. Mir ſagt's mein Herz, denn nicht glücklich kann es ſein, ohne Dich. Ewig — Dein, Du nicht mein.“

Dieſen lügenhaften Brief zu erwiedern, hielt Adelſton unter ſeiner Würde. Statt aller Antwort ſchickte er der Buhlerin den nämlichen Brief zurück, aber die veränderten Interpunctionen ſagten alles, was darauf zu ſagen war, mit voller Deutlichkeit.

So lautete jetzt der Brief, welcher nun ein ganz anderes Ausſehen hatte, und durch wenige Striche aus jugendlich ſchönem Anblick in Häßlichkeit verwandelt war:

„Erſter? einziger? und letzter? Beſitzer meines Herzens? Weh mir!!! getäuſcht bin ich? betrogen? verrathen? Nimmer! — Nimmer kehrt er wieder! Unerfahrenheit, grenzenloſe Liebe und Hingebung führten mich in Deine Arme! Nein! Du weißt es nicht, was ich für Dich empfand. Nur meine Schmerzen ſollen Dir den Reichthum meiner Liebe ſchildern.

So ſei denn frei! ich bin es auch und entſage Dir und dem Glücke? Dich zu beſitzen!!! — Aber kehrſt Du einſt reuig zurück — weh mir!!! — Ich wäre ſchwach genug, mich nochmal von Dir täuſchen zu laſſen? So groß iſt meine Gluth — nicht! Glaube mich frei! Leb' wohl! wir ſehen uns hier oder dort? mir ſagt's mein Herz — nicht! Denn glücklich kann es ſein ohne Dich — ewig!! Dein? Du nicht mein!!!"

Sollte einem künftigen Adelſton dieſe Veränderung der Interpunctionen nicht genügen, ſo könnte er ja auch Ausſtreichen und Numerirung einzelner Worte allenfalls noch zu Hülfe nehmen.

---

## Monolog eines Tabakfreundes.

Weit entfernt von Parteilichkeit und beſchränkter Anſicht, muß der wahre Verehrer der edlen Tabakpflanze bereit ſein, dieſelbe in jeder Geſtalt, mit Mund und Naſe, zu genießen. Dankbar für die ſchönen Augenblicke und Stunden, die ich ihr verdanke, will ich nun, die Pfeife im Munde, die Doſe vor mir auf dem Tiſche, in Wechſelgenüſſen ſchwelgend, das Lob des Tabaks mir denken, vielleicht einmal zu Papier bringen.

Es gibt gewiſſe Augenblicke der Verſtimmung, der üblen Laune und der Unzufriedenheit mit der Welt und mit uns ſelbſt, auch Augenblicke des Verſinkens in einen ſtillen, reflektirenden Zuſtand ohne übermäßige Geiſtesanſtrengung, in welchen alle Freuden der Welt nicht im Stande wären, uns jenes wohlbehagliche Vergnügen zu erſetzen, welches ein Pfeifchen mit Rauchtabak uns gewährt. Der Tabakraucher iſt zugleich ein Mann der Geſelligkeit und der Einſamkeit. Ein fröhlicher Kreis dampfender Freunde iſt ihm eine Götter-Verſammlung. Wenn er in tiefer Einſamkeit wandelt und ſein Pfeifchen bei ſich hat, ſo kann er mit Cicero ſagen: „**se nunquam minus solum esse, quam cum solus sit.**“ Eine Schnupftabaksdoſe iſt die Hypokrene guter Gedanken für den Einſamen, für den Geſelligen aber ein Magnet der Geſprächigkeit.

## Ringe-Geſchichten.

Der Ehering (nach meinem Drama).

Ring. (Nach **Rogers Italy**).

Ring des Gyges; (engliſches Gedicht, und mein kleiner Aufſatz).

Die Ewigkeit — Schlangenring.

Ballade vom Ring aus dem **Tales of Wonder.**

Der bezaubernde Ring oder des Ringes Zauber. (Komiſche Erzählung nach **Southey's** Romanze **Charlemain**).

Die drei Ringe; (nach **Colburns New Monthly Magazin.** Dezember **1837**, Seite **509**).

d'Israely — **Lambs Eliah.**

Jndere: Stellberg. Artemiders Traumbuch. Montaigne. **Essayists.** Dio Caſſius. Acerra. Adam. —

# Der goldene Ring.

## Eine italieniſche Sage.

Die kleine Begebenheit, die ich hier erzähle, ſoll ſich ungefähr in der nämlichen Zeit ereignet haben, welche dem Shakeſpeare den Stoff zu ſeinem „Kaufmann von Venedig“ lieferte. Findet der Leſer in den beiden kleinen Geſchichten einigen Anklang, ſo wird die jetzt mitgetheilte ihm dadurch vermuthlich noch intereſſanter erſcheinen. —

An der Straße, die nach der nahe gelegenen Stadt Bologna führte, ſtand ein kleines Gaſthaus, unweit davon eine kleine Kapelle. Das Gaſthaus war niedlich, die Wirthin freundlich und ehrlich, ihre Tochter das Ebenbild der ſchönen Mutter, nur mit dem Unterſchiede, daß man bei dieſer an die Vergangenheit denken mußte, bei dem Mädchen aber beinahe die Gegenwart vergaß, wenn ſie ſprach oder lächelte.

An einem ſchönen Sommerabende kamen drei Wanderer. Sie ſetzten ſich unter ſchattige Laubgewölbe des Rebengeländers und verlangten eine Flaſche Wein. Der älteſte der drei Kumpane ſchien, nach der Ausſprache und dem kleinen Spitzbarte zu ſchließen, ein Venetianer zu ſein. Er bemühte ſich ſehr artig zu thun, aber ſeine Geſichtszüge flößten wenig Zutrauen ein. Er lächelte unaufhörlich, aber nur mit dem Munde, nicht mit den Augen, die von demjenigen, mit dem er ſprach, immer abgewendet waren. Seine beiden Gefährten benahmen ſich barſch und ließen manchen derben Soldatenfluch erſchallen. Von der Hitze gequält, legten ſie die Mäntel ab, ſteckten die Handſchuhe in den Gürtel, und fingen ein ernſthaftes Geſpräch an.

Endlich ſtanden ſie auf, und der Venetianer ſagte zur Wirthin: „Schöne Frau! Wir möchten Euch gerne dieſen großen goldenen Ring für ein paar Tage in Verwahrung geben.“

**Wirthin.** Vergeßt nicht, liebe Herren, daß wir in unſerm Häuschen, ſo wie im ganzen Dorfe weder Schloß noch Riegel an den Thüren haben. Und wenn auch dies wäre, wo fändet ihr Sicherheit wegen der richtigen Zurückſtellung.

**Venetianer.** In Eurem Ehrenworte, ſchöne Frau!

**Wirthin.** Wenn ich aber noch in dieſer Nacht ſtürbe, was wär's dann mit der Sicherheit?

**Venetianer.** Ihr könntet uns ja eine ſchriftliche Empfangsbeſtätigung geben.

**Wirthin.** O ja, — wenn Ihr ſie ſchreiben wollt.

Die Schrift wurde ſogleich aufgeſetzt, und die Wirthin unterfertigte ſie in Gegenwart des Dorf-Wundarztes Signor Bartolo, welcher ſich ſo eben eingefunden hatte, um in der Schenke etwas von den Tagsneuigkeiten zu erfahren. Die Urkunde lautete dahin, daß die Empfängerin den Ring auf Verlangen wieder auszuliefern habe, aber nicht an Einen, auch nicht an Zwei, ſondern an die Drei, von welchen ſie denſelben erhielt.

Die drei Herren gingen fort. Nach kurzer Zeit aber kam der Venetianer zurück und bat die Wirthin ihm das Ringfutteral zu geben, damit er eben ſo, wie die beiden andern es gethan hatten, demſelben ſein Siegel aufdrücke. Die Wirthin brachte das Futteral. In dem Augenblicke, da ſie daſſelbe auf den Tiſch legte, wurde ſie zu einem ankommenden Gaſte abgerufen, der ſo eben vom Pferde ſtieg. Sie kam ſogleich wieder zurück, aber Mann und Ring waren verſchwunden.

Die Wirthin ſchlug die Hände über dem Kopfe zuſammen, und ſchrie der herbeieilenden Tochter entgegen: „Weh uns! weh mir und dir! Unglückskind! O daß du lieber nicht geboren wärſt! O daß ich tief im Grabe läge! Wir ſind verloren! Unſer Unglück iſt grenzenlos!“ —

Sie weinte und wehklagte ohne Aufhören. Am nächſten Tage erſchienen die beiden Andern und verlangten den Ring, den ſie ihnen nicht geben, ja nicht einmal zeigen konnte. Das ihr anvertraute Gut war verſchwunden wie der Dieb ſelbſt. Die Eigenthümer eilten nach Bologna, um die Sache vor Gericht anhängig zu machen. Was konnte ſie der Forderungsklage entgegen ſetzen? Sie hatte ja den Ring — aus Dummheit oder Nachläſſigkeit, dem Einen gegeben und hätte ihn doch nur an alle Drei ausliefern ſollen. Ihr Verderben war unvermeidlich.

Als die Verzweiflung der Mutter den höchſten Grad erreicht, und die Tochter Gianetta mit ihr gewetteifert hatte, welche von beiden mehr Thränen vergießen könnte, that das Mädchen plötzlich einen Freudenſprung und ſagte: „Aber wozu nützt alles Verzweifeln und Weinen? Ich weiß noch

Einen, der uns vielleicht helfen kann. Und dieſer Eine iſt kein anderer als mein lieber treuer Lorenzo Martelli, der dir, Mütterchen, nicht recht zu Geſichte ſteht. Und doch iſt er der Einzige, der uns helfen kann; ja, ich bin überzeugt, daß er das Unmögliche möglich machen wird, weil der Liebe, was eine weltbekannte Sache, nichts unmöglich iſt.“ —

Gianetta ſprach mit ſolcher Zuverſicht, mit ſolcher Beredſamkeit, daß die Mutter ihr endlich nach Bologna zu gehen erlaubte, wo Lorenzo ſich aufhielt; er hatte dort unter dem berühmten Rechtsgelehrten Giovanni Andrea und ſeiner Tochter Novella ſtudirt, welche, wenn der Vater verhindert war, den Zuhörern Vorleſungen hielt, jedoch mit Anwendung des Vorſichtsmittels, daß die eben ſo gelehrte als reizende Stellvertreterin hinter einem ſie verbergenden Vorhange ſaß, um durch ihre Schönheit nicht die Gedanken der Schüler von dem Hauptgegenſtande abzuziehen und der Themis eine Novella unterzuſchieben.

Schon umarmten ſich die Liebenden in Bologna, und nachdem der erſte Sturm des Entzückens beſchwichtigt war, meldete ihm Gianetta die Urſache ihres Kommens. Hatte ſie in den erſten Augenblicken ihr Elend und ihren Schmerz und ihre Mutter vergeſſen, ſo ergoßen ſich nun ihre Klagen um ſo rührender. Lorenzo erblaßte und ſagte mit gepreßter Stimme: „Ich — ich ſoll euere Vertheidigung vor Gericht führen? weißt du, daß ich noch keinen Rechtshandel geführt habe, daß ich noch ganz ungeübt bin? Dieſer Fall erfordert aber einen ſehr erfahrenen, ſehr bewanderten Anwalt, ſonſt ſeid ihr verloren!“

Gianetta behauptete dagegen abermals: Der Liebe ſei nichts unmöglich, und ſie wußte dieſe ſehr gewagte Behauptung mit ſolchen Gründen — nämlich mit Thränen, Lächeln und Küſſen — zu unterſtützen, daß Lorenzo endlich ausrief: „Ich thue, was du verlangſt, und möge der Retter der Hilfloſen mir Muth und Kraft verleihen! Auf jeden Fall aber ſollſt du und deine Mutter, ſo lange mir noch ein Biſſen Brot bleibt, keinen Mangel leiden; eh' will ich mich für euch durch die Welt betteln!" —

Der entſcheidende Tag erſcheint; die Richter verſammeln ſich, die Kläger treten vor und bringen ihre Klage an. Der Anwalt der Beklagten wird gerufen; niemand meldet ſich; kein Laut regt ſich zur Vertheidigung. Die Richter beſprechen ſich, und gebiethen Stillſchweigen, um das Urtheil bekannt zu machen. In dieſem Augenblicke erhebt ſich Lorenzo, an die Schranken vorſchreitend, und ſpricht:

„Ehrwürdige Richter! Darf ein Jüngling es wagen, vor euch das Wort zu nehmen? — Erlaubet mir, ich bitte, für eine Unglückliche zu ſprechen, die keinen andern Beiſtand zu erwarten hat, die ohne mich verlaſſen wäre von aller Welt! Kurz ſei meine Rede! — Viel Wahres und Gewichtiges hat der Anwalt der Kläger über die Pflicht der Zurückſtellung eines anvertrauten Gutes geſagt. Die Beklagte muß ihre Pflicht auf das Pünktlichſte erfüllen; dies zu thun iſt ihr innigſter Wunſch, ihr feſter Wille. Es frägt ſich aber vor Allem: „Wem ſoll ſie den goldenen Ring ausliefern? Was ſagt die Schrift? Nicht Einem — nicht Zweien — ſondern den Dreien!" Die Dreie ſollen denn erſcheinen und — den Ring in Empfang nehmen!"

Wer kann an dem Ausgange des Rechtshandels zweifeln? Der Dieb des Ringes hatte für gut befunden, ſich unſichtbar zu machen, und die zwei Kläger, die denſelben ſchon früher in Gemeinſchaft entwendet hatten, durften denſelben nicht zurückfordern. Die Wirthin konnte alſo nicht verhalten werden, den Ring, den ſie ohnehin nicht hatte, auszuliefern.

Lorenzo, der nun als Anwalt von Vielen geſucht wurde, erwarb ſich in kurzer Zeit ein bedeutendes Vermögen und dazu — Gianetta's Hand.

---

## Zur Geſchichte der Poeſie.

In den patriarchäliſchen Zeiten der Erde waren die Fürſten immer die erſten Prieſter der Gottheit. Daher ſtrömten David und Salomon ihre poetiſchen Seelen in glühenden Hymnen aus.

Dann kam ein langer Zeitraum unter allen Nationen, wo die Dichtkunſt im Schoße ländlicher Natur lebend, kein fürſtliches Haupt begünſtigte.

Erſt ſpäter in dem ſchon von allen Leidenſchaften glühenden Jünglingsalter der Menſchen zeigte ſie ſich wieder neben und auf dem Throne.

Ueberhaupt erſcheint ſie in jener Zeit, welchen Liebling ſie ſich auch erwählen mochte, immer mit einer gewiſſen anmaſſenden Heftigkeit und einem Streben nach ausſchließendem Beſitz, dergleichen ſie in den ſpätern Zeiten des gebildeten Europa nicht kannte, ſondern immer mehr voll ſanfter Humanität erſchien, vorzüglich in den Zeiten der Troubadours und Minneſänger, da Kaiſer, Könige und Fürſten ihre erklärten Lieblinge waren und des Thrones vergaßen, indeß die liebliche Poeſie zugleich mit der Liebe den Thron beſtieg.

Nirgends äußerte ſie ſich aber mit mehr Leidenſchaftlichkeit, als in dem ältern Dionys von Syrakus. Er war von der Vortrefflichkeit ſeines Genies im höchſten Grade eingenommen. Was alſo die Eitelkeit an und für ſich ſchon vollkommen bewirkt hätte, dem ſetzte die Schmeichelei noch das Sternen-Diadem auf. Dionys hielt ſich eine eigene Menagerie von Poeten, ließ Verſifere aus Oſten und Weſten herbeikommen, welche denn auch eine ſo unermeßliche Quantität von Weihrauch mit ſich brachten, daß er ſich nun vollends apotheoſirte und ſeinen Platz auf dem Parnaß gleich neben Apollo einnahm. Unter der ganzen Schaar zeichnete ſich nur ein einziges Weſen durch ſein wirkliches poetiſches Talent eben ſo vortheilhaft aus, als nachtheilig durch ſeine Unklugheit. Ein vernünftiger Menſch lobt, wo ihn ſeine Ueberzeugung — oder die Umſtände zum Lobe zwingen; denn unbeugſamer Starrſinn hat gewiß noch wenig gefruchtet.

Dionys las dem Philoxenus (ſo hieß der felſenfeſte Poet) einige Gedichte vor und erbat ſich ſein Urtheil darüber, welches der Unbeſonnene denn auch mit ſo thörichter Freimüthigkeit that, daß er zur Sklavenarbeit in den Steinbruch ſpazieren mußte. Allein Dionys verſöhnte ſich und zog den verſteinerten Dichter ſogar wieder an ſeine Tafel und ermangelte nicht, nebſt den köſtlichſten Speiſen und Weinen, den Gäſten auch ſeine minder köſtlichen Verſe zum Beſten zu geben. Als er nun die Gedichte abgeſungen hatte, wendete er ſich ſogleich wieder an Philoxenus und erbat ſich abermal ſein Urtheil, zu deſſen Berichtigung er das Seinige gethan zu haben glaubte. Allein dieſer, ſtatt dem Fragenden zu antworten, kehrte ſich gelaſſen zur rückwärts ſtehenden Wache mit den Worten: Führt mich nur wieder in die Steingrube!" — Aber die witzige und beſcheidene Wendung machte, daß ihm Dionys diesmal verzieh.

Dionys hielt ſich nun für den größten Dichter ſeiner Zeit, und ſchickte ſeinen Bruder nach Olympia, daſelbſt für ihn um den Preis in der Dichtkunſt zu ſtreiten. Die Gedichte wurden den Leuten mit der wohlklingendſten Stimme vorgeſungen und daher von den Zuhörern anfangs gut aufgenommen. Als die Verſammlung aber die Gedichte etwas näher unterſuchte, brach ſie in lautes Gelächter aus und ziſchte die Sänger von der Bühne herab. Dionys gab jedoch deßhalb nicht muthlos die Palme auf, ſondern ſandte ſeine Gedichte zum zweitenmal nach Olympia, wo ſie aber ihr erſtes Schickſal zum zweitenmal erfuhren.

Er gerieth darüber in düſtere Schwermuth und ſagte: er ſähe nun, daß er von Allen beneidet würde. Der verſagte Lorbeer war fruchtbar an Todesſtrafen und Verweiſungen. Da Olympia ſo hartnäckig war, verſuchte Dionys ſein Glück zu Athen, wo er bei einem Wettſtreite der tragiſchen Dichter ein Trauerſpiel aufführen ließ und zum Sieger ausgerufen wurde. Dieſer Sieg ſcheint für ihn um ſo rühmlicher, weil die Athenienſer ihm, da er ſtets ihren Feinden, den Lacedämoniern, beigeſtanden war, gar nicht günſtig waren, und alſo gewiß kein parteiiſches Urtheil für ihn werden gefällt haben. Sein Entzücken darüber war aber auch ſo groß, daß er den Ueberbringer der Nachricht reichlich belohnte, den Göttern Opfer brachte, und durch viele Tage nach einander Gaſtmahle, glänzende Feſte und Luſtbarkeiten anſtellte. —

Viel beſcheidener dachte Auguſt von ſeinem poetiſchen Talente. Er hatte ein größeres Gedicht in Hexametern geſchrieben, welches Sicilien zu ſeinem Stoffe hatte. Daß er die Poeſie humaner betrieb, zeigt ſich ſchon dadurch, daß er eine Sammlung von Sinngedichten herausgab, die er größtentheils im Bade geſchrieben hatte. Er war jedoch ohne alle Vorliebe für ſeine Arbeiten und verurtheilte, wie ein zweiter Brutus, ſeine (poetiſchen) Kinder ſelbſt zum Tode. Er hatte ein Trauerſpiel Ajax *) verfertigt, welches ihm nachher ſo mißfiel, daß er es ganz vertilgte und ſeinen Freunden, die ſich nach dem Befinden ſeines Ajax erkundigten, zur Antwort gab: „er wäre in die Schwemme ge-

---

*) Wahrſcheinlich eine Nachahmung der Sophokleiſchen Tragödie, wo Ajax nach dem Wettſtreit, der dem Ulyß zugeſprochenen Waffen Achills, in Wahnſinn geräth, mit einer Herde von Schweinen kämpft, die er für Griechen hält, und als er wieder zu ſich kam, aus Scham in ſein eigenes Schwert fiel.

fallen,“ wie man von einem Selbſtmörder ſagt: er ſei in ſein Schwert gefallen. Auguſtus dachte von ſeinen Arbeiten eben ſo beſcheiden, als er alle auf ihn geſchriebene Lobreden und Lobgedichte haßte, wenn ſie nicht von einer Meiſterhand kamen, weßwegen er auch den Prätoren auftrug, darauf zu ſehen, daß ſein Name in den Wettſtreiten der Dichter und der Redner auf den Theatern und bei den öffentlichen Spielen nicht durch Sudelei entehret werde. —

---

Noch viel liebenswürdiger zeigt ſich die Poeſie ſtets in einer weiblichen Seele, als in dem männlichen Geiſte. Das weibliche Herz ſcheint der wahre heſperiſche Boden für dieſe zarte Blume, weibliches Zartgefühl ihr wahrer Himmelsthau zu ſein.

Der bekannte naive Dichter Clement Marot, — er lebte unter der Regierung König Franz I. und ſtarb im Jahre **1544** — war, wie es den Künſtlern manchmal zu gehen pflegt, etwas verſchuldet. Die ſchöne Königin ſchrieb und ſandte ihm hierüber folgendes liebliches Dixain:

— Si ceux à qui devez, comme vous dites,
Vous connoissoient comme je vous connois,
Quitte seriez de dettes que vous fites,
Au tems passé, tant grandes que petites,
En leur payant un Dixain, toute fois
Tel que le votre: il vaut mieux mille fois,
Que l'argent dû par vous en conscience:
Car estimer on peut l'argent au poids;
Mais on ne peut, et j'en donne ma voix,
Assez priser votre belle science.

Marot ſchrieb der liebenswürdigen Königin folgendes **Dixain** zurück:

**Mes créanciers qui de Dixains n'ont cure,**
**Ont vu le votre; et sur ce leur ai dit:**
**Sire Michel, Sire Bonaventure,**
**La Soeur du Roi pour moi fait ce dit;**
**Lors eux croyans que fusse en grand crédit,**
**M'ont appelé Monsieur, à cri et — cor;**
**Et m'a valu votre écrit autant qu'or:**
**Car promis ont non-seulement d'attendre,**
**Mais d'en prêter, foi de marchands, encor;**
**Et j'ai promis, foi de Clement, d'en prendre.**

---

In ihrer ganzen Liebenswürdigkeit zeigte ſich die Poeſie aber in der ſchönen Margaretha von Oeſterreich, Statthalterin der Niederlande, die mit dem poetiſchen Sinn echte Lebensweisheit verband. Unter ihren vielen proſaiſchen und poetiſchen Werken zeichnet ſich beſonders die Geſchichte ihrer Unglücksfälle aus. Sie wurde in kurzer Zeit an zwei große Fürſten verlobt, ohne jedoch Einem davon vermählt zu werden. Als ſie ſich während eines heftigen Sturmes auf dem Meere befand, und man jeden Augenblick den Untergang des Schiffes befürchtete, blieb ſie in Mitte der empörten Natur vollkommen ruhig und ſchrieb unter dem Angſtgeſchrei des Schiffsvolkes und allen Schrecken des Todes ſich ſelbſt die launige Grabſchrift:

**Cy gist margot, la gente Demoiselle,**
**Qu'a deux maris, et encore est pucelle.**

---

## Bei den Griechen.

Die Poeſie war bei ihnen immer die Vorgängerin der Geſetzgebung, und mußte dieſer den Weg bahnen und die Menſchen zu ihrer Aufnahme bereit machen. Die größten Geſetzgeber bedienten ſich ihrer zu dieſem erhabenen Zwecke. Lykurg bediente ſich hierzu des weiſen Thales, welchen er eigens von Kreta kommen ließ, damit er die Gemüther durch ſeine Gedichte für die nachfolgende Geſetzgebung empfänglich machte und vorbereitete. Siehe Milford 1.Bd.S.301.

Solon hatte ſich anfangs nur durch ſeine Liebe zu den Wiſſenſchaften und durch ſein Genie zur Poeſie ausgezeichnet. (Siehe Milford 1. Bd. S. 419), und bewegte die Athenienſer durch ein Gedicht zur Eroberung von Salamis (Siehe ebendaſelbſt). Auch Tyrtäus bewirkte Wunder. Homer wurde den Spartanern durch den Lykurg bekannt gemacht, den Athenienſern durch Piſiſtrat und Perikles, und von beiden weiſe zu ihren Zwecken genützt.

## Quellen und Noten.

Meinungen der griechiſchen Philoſophen über die Poeſie Plato's.

Gedanken darüber in der Republik und im Jon.

Xenophons Gedanken.

Cicero's Gedanken.

Gedanken der Neuern über ſie.

Montaigne.

Warbuton's Geſchichte der engliſchen, Velasquez Geſchichte der ſpaniſchen Poeſie.

Geſchichten der römiſchen, griechiſchen, deutſchen ꝛc. Poeſie in den Sulzeriſchen Nachträgen.

### Ueber die poetiſchen Talente der Regenten.

David, Salomo.

1. Auguſts Ajax. 2. Dionys der Aeltere. 3. Oſſian. 4. Friedrich von Preußen. 5. Heinrich und Richard, **Coeur de lion.** 6. Könige zur Zeit der Troubadours und Minneſänger. 7. Anna von England: **My Damon is gentle, engaging his air etc.** (Siehe Montaigne, Guthry und Gray). 8. Margaretha von Navarra. Siehe die **bibliotheque poétique française,** 1. Band S. 63. in der Introduction ihr Epitaph, welches ſie während eines Seeſturmes ganz ruhig auf ſich machte, wie auch ihr Gedicht an Marot (Seite 7).

In dieſe Geſchichte der Poeſie werden auch die Biographien der vorzüglichſten Dichter aller Nationen eingewebt, aber nur ſehr kurz und treffend.

## Zur Geſchichte der Poeſie.

### Dionys.

Dionys der Tirann, gefürchtet von Allen und Alle fürchtend, in deren Mitte er lebte, hatte nun im acht und dreißigſten Jahre Sicilien beherrſcht, aber ſein Menſchenhaß ſtieg mit jedem Tage, mit jenem ſein Hang zur Abgeſchiedenheit. Er ließ einen Theil der Stadt von den übrigen Theilen durch eine hohe Mauer von maſſiven Quaderſteinen trennen und daſelbſt eine ſtark befeſtigte Burg zu ſeiner Sicherheit bauen. Aber ſelbſt dieſe ſchien ihm noch nicht ſicher genug; er ließ in der feſten Burg noch einen feſten Thurm bauen, von deſſen Spitze er zu dem Volke ſprach. Sein Schlafgemach umgab ein tiefer, breiter Graben mit einer Zugbrücke, welche der Allen Mißtrauende, wenn er Ruhe genießen wollte, hinter ſich aufzog, um von aller Welt getrennt zu ſein. Wer immer in dieſer freiwilligen Einkerkerung mit ihm ſprechen wollte, ſelbſt Gattin, Kinder oder Blutsverwandte wurden genau unterſucht, ob ſie keine Mordwaffe bei ſich trügen.

An einer Fenſteröffnung des Thurmes ſtand die düſtere Geſtalt des Tiranns. Die Strahlen der Abendſonne flimmerten am Diadem ſo feurig, daß Blitze daraus aufflammten. Seine wildrollenden Augen überſchauten die zu ſeinen Füßen liegende Stadt und ihr raſtloſes Menſchengetümmel. Nach langem Schweigen, während deſſen nur das heftige Spiel der Geſichtsmuskeln die Aufregung ſeines Innern verkündete, brach er endlich in die mit dumpfer Stimme geſprochenen Worte aus:

„Wie das Gewürm wimmelt, eilt, ſich drängt ſein elendes ſchreiendes Bedürfniß zu ſtillen, dem Eigennutze, der Habſucht oder Luſt zu fröhnen, betrogene Betrüger! Ihr heißt Menſchen. Die Geſtalt ſehe ich; wo wäre der Geiſt? Nicht aufrecht gehen ſollt ihr, kriechen! Und ſchafft es Ruhm, euch zu beherrſchen? Und dennoch war ich Thor genug, das erbärmliche Handwerk zu treiben, den Sklavenmeiſter zu ſpielen! Und was iſt mein Lohn am Ziel? Daß ich haſſend gehaßt werde. — Herauf ſchielen ſie, wären glücklich, wenn ihre Blicke mich durchbohren, den Thurm ſtürzen könnten. Elende! feſt wie ſein Thurm, ſteht Dionys; gehorchen müßt ihr mir, ſo lang ein Hauch mir zu Gebote ſteht, euch zu befehlen! Aus Nichts geworden euer Herr, ſeid ihr nun mir ein Nichts, müßt willenlos nun meinem Willen dienen."

Dionys wollte auch in der Dichtkunſt als Erſter und vornehmſter glänzen; ſeine Schmeichler *) erhoben ſeine Werke über alle andern. (Scene mit dem Philoxenus.)

Er war auf ſeine Arbeiten ſo ſtolz, daß er ſogar auf den olympiſchen Spielen den Sieg damit zu erlangen hoffte. Zu dieſem Ende ſchickte er unter der Anführung ſeines Bru-

---

*) Er pflegte Gelehrte und Dichter zur Tafel zu laden. Die Meiſten lobten das Vorgeleſene, ihrem Gaumen zu liebe und fanden Alles groß, ſchön, göttlich; — Philoxenus ausgenommen.

ders Thearides eine feierliche Geſandtſchaft nach Olympia, welche dem Jupiter eine Menge Opfergaben mitbrachte. Auf dem Felde wurden prächtige Gezelte aufgeſchlagen und eine große Anzahl der beſten Deklamatoren ſollten ſeine Gedichte verleſen. Anfangs erregte wirklich ihre Geſchicklichkeit und die Schönheit ihrer Stimme die Aufmerkſamkeit der Zuhörer, welche ohnedies ſchon durch die prächtigen Zurüſtungen eingenommen worden waren; allein bald wurden ſie durch den geiſtloſen Inhalt der Gedichte ermüdet. Nun ließen ſie die Ausfälle des bitterſten Witzes laut werden.

Philoxen, ſelbſt ein großer Dichter, wagte allein aufrichtig zu ſein. Dionys hatte ihm ein Stück zum Ausbeſſern gegeben. Philoxen ſtrich es vom Anfang bis zum Ende durch. Der Erbitterte ließ den Verwegenen, der ſeinem Genie nicht Gerechtigkeit wiederfahren laſſen wollte, in das gemeine Gefängniß, die Steingrube, abführen. Am folgenden Tage wurde er wieder in Freiheit geſetzt und in Gnaden aufgenommen. Dionys gab ein prächtiges Gaſtmahl und ließ ihn dazu laden. Jetzt hoffte er den Beifall des Dichters zu erhalten und las Verſe vor, bei deren Verfertigung er ſich außerordentliche Mühe gegeben hatte, und die er ſelbſt für Meiſterſtücke hielt. Allein Philoxenus konnte ſich nun einmal nicht verſtellen. Statt aller Antwort auf die Bitte, ſein wahres Urtheil mit Hintanſetzung alles Neides zu ſagen, wandte er ſich an die im Zimmer befindliche Wache und ſagte mit ernſtem, doch heiterm Geſicht: „Bringt mich nach der Steingrube zurück.“

Bald darauf fing Dionys einen neuen Krieg an, um den Mißmuth über das ſchlechte Glück ſeiner Verſe zu zerſtreuen. Er wollte die Karthager aus ganz Sicilien vertreiben. (Nun kommt die Geſchichte mit den Pythagoräern, die er als Stoff eines Trauerſpiels bearbeitet, welches er nach Athen ſendet, um am Bacchusfeſt damit um den Preis zu ſtreiten, den es auch wirklich erhielt. Die Nachricht von dieſem Siege erfüllte ihn mit der ausgelaſſenſten Freude. Der Ueberbringer der erfreulichen Botſchaft wurde auf's Reichlichſte beſchenkt; den Göttern brachte er prächtige Opfer dar und ganz Syrakus bewirthete er mit glänzenden Feſten und Gaſtmahlen. Dabei überlud er ſich mit Speiſe und Trank, ward krank, und auf Anſtiften ſeines Sohnes gaben ihm die Aerzte einen Schlaftrunk, wovon er nicht wieder erwachte.)

## Noten.

Der jüngere Dionys. Plato; Guthry, S. **254—263.** Scene mit Diogenes, mit König Philipp von Macedonien, mit ſeinen Lehrknaben, gemeinen Weibsperſonen ꝛc. Tod. Guthry S. **287.** — Siehe Funke's Lexikon **2.** Bd. Seite **175, 176.** — Plutarch im Timoleon. Aelian.

Der ältere Dionys. Guthry, Dichtkunſt: Philoxen Seite **239, 241—247, 249, 253.**

## An ein Fräulein bei ihrer Vermählung.

Mein Fräulein!

Die zudringlichen Geſchäfte des Beſuche-Gebens und Nehmens zum Feſte Ihrer Vermählung ſind vorbei, und Sie treten in eine neue Bahn des Lebens, wo Sie guten Rath ſehr nöthig haben werden, um ſich von der Menge von Verirrungen, Lächerlichkeiten und Thorheiten zu ſchützen, welchen Ihr Geſchlecht ausgeſetzt iſt. Ich war Ihren Eltern immer mit wahrer Freundſchaft ergeben, und ich ſchätze den Mann, welchen ſie Ihnen zum Gatten erwählt haben, ſchon mehrere Jahre ſehr hoch. Lange war dieſe Vereinigung auch mein Wunſch, denn ich hoffte, daß Sie ſich durch die Güte Ihrer Seele und durch Anwendung des guten Rathes verſtändiger Freunde, endlich ſeiner in vollem Maße würdig machen würden. Ihre Eltern thaten vollkommen recht, daß ſie Sie nicht in die Welt einführten, denn Sie vermieden dadurch manchen Fehltritt, welchen andere nicht ausweichen konnten, und Sie haben dadurch weniger böſe Eindrücke auszurotten; doch begingen ſie dabei einen Fehler, welcher ſehr oft einzutreten pflegt, ſie vernachläſſigten die Bildung Ihres Geiſtes, ohne welche es unmöglich iſt die Freundſchaft oder Achtung eines gebildeten Mannes ſich zu erwerben oder zu erhalten; denn er wird es bald müde den Liebhaber zu ſpielen, und ſeine Gattin als eine Geliebte zu behandeln; er verlangt dann eine edle Gefährtin und echte Freundin, welche ihn durch jeden Pfad ſeines Lebens begleite. Es muß daher Ihre größte Sorge ſein, ſich zu dieſen Eigenſchaften zu bilden; ich ſelbſt will hierin ſo lange Ihr Wegweiſer ſein, als Sie mir es zu verdienen ſcheinen werden; ich will Ihnen ſagen, was Sie thun und was Sie meiden ſollen.

Der Himmel bewahre Sie vor Verachtung oder Vernachläſſigung meiner Lehren, denn es wird davon nicht nur abhängen, ob Sie Ihre Rolle in der Welt mit Anſtand ſpielen ſollen, ſondern auch Ihre eigene Glückſeligkeit und die jenes Weſens, welches Ihnen das theuerſte ſein muß, wird die Folge davon ſein.

Ich muß Sie daher zuerſt inſtändigſt erſuchen, ſo langſam als möglich das beſcheidene Betragen eines Mädchens abzulegen. Junge Weiber pflegen gewöhnlich, wenn ſie nur kaum einige wenige Wochen verheirathet ſind, freiere und heftigere Blicke und eine zwangloſere Art des Geſpräches anzunehmen, als wollten ſie dadurch Jedermann zu verſtehen geben, daß ſie nun nicht mehr Mädchen ſind, und folglich zugleich, daß ihr ganzes Betragen, bevor ſie einen Mann bekommen, nur Geberden-Firlefanz und unnatürlicher Zwang war. Wollte man die Stimmen gebildeter Menſchen hierüber ſammeln, ſo würde die Mehrheit derſelben gewiß zu Gunſten jener Mädchen ausfallen, welche, nachdem ſie in den Eheſtand getreten ſind, den Antheil des ſcheuen und beſcheidenen mädchenhaften Weſens vielmehr verdoppeln.

Eben ſo warne ich Sie auch, nicht das Geringſte von kindiſchem Verliebtſein in Ihren Gemahl vor irgend einem Dritten, es ſei ſelbſt ein Verwandter, oder ſelbſt ein Kammermädchen, merken zu laſſen. Dieſe Art iſt allen Menſchen von guter Erziehung und Bildung ſo verhaßt und ſo ekelhaft, daß ſie zwei ſehr unangenehme Urſachen zum Grunde davon angeben; die erſte, die grobe Heuchelei, und die andere hat einen ſo verächtlichen Namen, daß ich ſie nicht zu nennen wage. Müſſen Sie den Perſonen in einer Geſellſchaft mit Verſchiedenheit begegnen, ſo ſei zu Hauſe oder anderswo Ihr Gemahl unter allen Gegenwärtigen immer derjenige, welchen Sie am wenigſten zu bemerken ſcheinen, und jeder der Anweſenden hat größern Anſpruch auf Ihre Höflichkeit und Unterſcheidung. Verbergen Sie Ihre Achtung und Liebe zu ihm in Ihren Buſen und ſparen Sie die liebevollen Blicke und die zärtlichen Worte für geheime Stunden, deren unter vier und zwanzig gewiß ſo viele ſind, daß ſie Ihnen Zeit genug geben, Ihre Leidenſchaft, ſie mag ſo glühend ſein, als ſie je in einem franzöſiſchen Romane geſchildert worden iſt, zu ergießen.

Gleichfalls will ich Ihnen auch rathen, es nie wie manche Frauen zu machen, die ſich in Abweſenheit ihres Gemahls von entſetzlicher Unruhe und übler Laune befallen laſſen; ſie fahren empor, ſo oft jemand an der Thüre pocht, und klingeln jeden Augenblick den Bedienten, ihren Herrn hereinzulaſſen; ſie nehmen Mittags und Abends, ſo lange der Gemahl außer dem Hauſe iſt, keinen Biſſen zu ſich. Kehrt er zurück, dann empfangen ſie ihn mit dem ſeltenſten Gemiſch von Schelten und Liebkoſen, und katecheſiren ihn ſo genau, wo er geweſen ſei, daß die ſchimpfwortreichſte Widerbellerin von Billingsgate als eine angenehmere und liebenswürdigere Gefährtin vorzuziehen ſein würde.

Nach dem nämlichen Model ſind jene Frauen, welche, wenn ihr Gatte ſich auf die Reiſe begeben hat, . . .

---

(Zur Egeria).

## Ein männliches und ein weibliches Triumvirat.

Ein hiſtoriſches Gemälde.

### Marc Antonius, Octavian und Lepidus.

### Fulvia, Julia und Kleopatra.

### Hiſtoriſche Einleitung.

Es gibt kein *Schickſal*. Die Worte Schickſal und Herz ſind dunkle, mißbrauchte und mißdeutete Worte, in denen der Menſch Alles zu finden glaubt, was er in ihnen finden *will*, und die er mit Allem ausſtaffirt, was er nicht verſteht, oder was er eben ſo wenig kennt, als ſich ſelbſt.

Dasjenige, was der Menſch gewöhnlich ſein Schickſal zu nennen pflegt, iſt beim Lichte beſehen, nichts anderes als die entfernte, aber nothwendige und unausbleibliche Folge ſeines Thun und Laſſens, deren Urſachen er aber nicht begreift, weil er entweder nicht denken *kann* oder nicht denken *will*.

Die mächtigſten Dämonen der Leidenſchaft, das wirkſamſte Triebwerk unſerer Handlungen und die aufregendſten Springfedern der Lebenskraft ſind aber *Haß* und *Liebe*. Sie erſcheinen dem Menſchen in den mannigfaltigſten, blendendſten, täuſchendſten Geſtalten und gründen dann, wenn er ſich ihnen hingibt, unmittelbar das *Glück* oder **Unglück** des Lebens, nämlich dasjenige, was er für *unvermeidliches Schickſal* hält. Leider aber trifft das *böſe* Schickſal dann nicht nur den Einen, der es herbeirief, ſondern es werden, wenn dieſer Eine ein Gewaltiger durch äußere oder innere Mittel iſt, Tauſende in *ſein* Schickſal hineingeriſſen, wie der austretende Strom Bäume, Felſen und Gebäude mit ſich fortreißt.

Die *Liebe* erſcheint oft als *Lichtgeſtalt*, deren Schwingen in ein Paradies tragen, nicht ſelten auch als *Nachtgeſtalt*, die zur Raſerei ſtachelt, endlich ſich mit ihrem Schlachtopfer in den Abgrund der Verzweiflung ſtürzt.

In ſehr verſchiedenartigen Geſtalten zeigte ſich die *Liebe* einſt in den drei Frauenbildern Fulvia, Octavia und Kleopatra, welche das Schickſal des römiſchen Triumvirs Marcus Antonius beſtimmten, während er das Schickſal der Welt lenken wollte, *er*, der Tauſende ſeiner Leidenſchaft opferte, bis er endlich ſelbſt ihr Opfer ward.

Marcus Antonius verdankte der Natur eine imponirende Körpergeſtalt voll Kraft und Hoheit, eine edle Bildung voll Würde. Der ſchön gewachſene Bart, die breite Stirne und die Krümmung der Naſe gaben ſeinem Geſichte jenen männlichen Ausdruck, welchen ſeine Zeitgenoſſen an den Gemälden und Bildniſſen des Herkules bewunderten. Dieſem glänzenden Aeußern entſprachen aber die Gemüthseigenſchaften des Jünglings nur wenig. Prahlſucht, Verſchwendung, Hang zu Zechgelagen und nächtlichen Schwelgereien, Umgang mit Poſſenreißern und Trunkenbolden, waren Giftbeulen ſeiner Seele. Erſt ſpäterhin, als der Heldenſinn in dem Verhaßten erwachte, gewann er einen edleren Aufſchwung und die Liebe der Römer, aber beides ging am Rande ſeines Lebens-Horizontes in ihm wieder trüb unter, wie die Sonne am Gewitterhimmel.

Es iſt nothwendig, daß der Leſer, den Mann, der in dieſer hiſtoriſchen Erzählung als Held einer tragiſchen Liebe auftreten ſoll, in den bedeutendſten Scenen ſeines frühern Lebens ſchwelgen und leiden ſehe, daß man ſeine Thatkraft bewundere, ehe man ſeinem Verſinken in Weichlichkeit zürnt, daß man ſich des Edlen freue, ehe die Liebe ihn entadelt, und daß man die Fiebergluth ſeiner Leidenſchaft mitfühle, um von ſeinem Ende, daß nicht ohne Größe war, gerührt zu werden.

Zwei Weſen, die, wie Antonius und Kleopatra, mitten im Sturme einer wildbewegten Zeit ein Kränzchen der unnachahmlich Liebenden errichten konnten, an deſſen Stelle endlich das Kränzchen der Zuſammenſterbenden trat, ſind, ungeachtet ihrer Fehler, durch Jahrhunderte eine merkwürdige Erſcheinung geblieben, ein Doppelgeſtirn der Liebe über einer Welt voll Haß.

Einen Namen erwarb ſich Antonius zuerſt im Feldzuge in Syrien gegen Ariſtobolus, den König der Juden, welchen er ſchlug, beſiegte und als Gefangenen nach Rom führte. Thaten voll Muth und Kühnheit, vereint mit ungemeiner Freigebigkeit gegen Soldaten und Freunde ſteigerten ſein Anſehen; eigentliche Wichtigkeit gewann Antonius aber, als Pompejus und Julius Cäſar den Bürgerkrieg entzündeten und Rom ſich in zwei Parteien trennte, die Patricier für Pompejus, die Plebejer für Julius Cäſar.

Antonius trat auf Cäſars Seite, dem er als Held und als ſehr brauchbares Werkzeug der kühnen Entwürfe ſeines Ehrgeizes höchſt willkommen war. Als Pompejus auf den pharſaliſchen Feldern, wo Antonius ſich auszeichnete, die entſcheidende Schlacht und in Aegypten das Leben verloren hatte, gab Cäſar, als Dictator Roms Herrſcher, dem Antonius die zweite Stelle nach ſich, und machte ihn in ſeinem fünften Conſulat zum Mitconſul.

So hoch geſtellt, fing Antonius nun wieder an, ſich ſeinem Hange zu Tollheiten und Ausſchweifungen zu überlaſſen, denen er durch Phantaſie und Aufwand mitunter den Schein idealiſcher Großartigkeit zu geben wußte. So durchzog er manche Gegenden Italiens, auf einem mit Löwen oder Tigern beſpannten Triumphwagen fahrend, und umgeben von Schaaren, welche goldene Gefäße mit duftendem Rauchwerk trugen. In Hainen und am Ufer beſchatteter Flüſſe angelangt, hielt der Zug. Zelte wurden aufgeſchlagen und ſchwelgeriſche Gaſtmahle gehalten.

Cäſar belächelte die Tollheiten des Ausſchweifenden; ſie lieferten ja eben den Beweis, daß er ihn nicht zu fürchten habe. Ließ er ſie nicht ganz ungerügt hingehen, ſo kam es nur deßhalb, weil er den Antonius mit allen ſeinen Fehlern noch zu ſeinen Zwecken benützen zu können hoffte. Deſto mehr Einfluß übte aber auf ihn eine Frau, die Witwe Fulvia, mit welcher er ſich vermählte. Ihr ſtolzer, hochſtrebender Geiſt verſchmähte die enge Grenze des ſtillen häuslichen Kreiſes und einer genügſamen alltäglichen Liebe. Ihr Trachten ging dahin, des Gatten Ehrgeiz zu entflammen und zum Großen aufzuregen, dann aber ſich auf eine Höhe zu ſtellen, mit dem Großen die Größe zu theilen, einen Herrſcher zu beherrſchen, einen Feldhern zu befehligen. Antonius änderte nun für einige Zeit wirklich ſeine Lebensweiſe, ſo viel die Klugheit es gebot und ſein Temperament es geſtattete. Er nahm etwas vom Ernſte ſeiner Gattin an, ſuchte aber dagegen ihr etwas von ſeinem Frohſinn anzueignen. Einen Beweis, daß die Herrſchſüchtige ihn dennoch wirklich liebte, mag folgende Scene geben. Während ſeiner Abweſenheit von Rom, verbreitete ſich ein falſches Gerücht von Cäſars Tode. Antonius eilte, als Sklave verkleidet, nach Rom, kam zur Nachtzeit in ſein Haus, ließ der Domina melden, er habe ihr einen Brief zu überbringen und wurde in ſeiner Verkleidung zu ihr geführt. Fulvia's erſter Gedanke beim Anblicke des Briefboten war, er bringe die Nachricht vom Tode des Antonius. Sie fragte daher, ehe ſie eine Zeile las, ob ihr Gemahl lebe. Er reichte ihr die Brieftafel; ſie hatte aber kaum angefangen zu leſen, als der Entzückte ſich nicht länger zu verſtellen vermochte, ſie umarmte und mit Küſſen bedeckte.

Indeß hatte Cäſar zum fünften Male das Conſulat erlangt und den Antonius zum Mitconſul erwählt. Bald nachher fiel Cäſar, weil ſein unverkennbares Streben nach Alleinherrſchaft ihn einer republikaniſch geſinnten Partei verhaßt machte, durch die Dolche der Verſchwornen. Sein Ehrgeiz ſchien nun in den Antonius überzugehen, und der Gedanke, Alleinherrſcher zu werden, bemächtigte ſich ſeiner mit Allgewalt. Er ließ den Leichnam des Gemordeten mit allen ſeinen Wunden und in dem blutigen, von Dolchen durchſtochenen Gewande auf dem Forum öffentlich zur Schau ſtellen, ſprach eine Trauerrede voll Lobpreiſungen ſeiner großen und ſchönen Eigenſchaften, und wußte das horchende Volk ſo zu entflammen, daß es Tiſche und Bänke zu einem Scheiterhaufen zuſammentrug und mit den herausgeriſſenen Bränden nach den Häuſern der Mörder lief, um ſie zu ſtürmen und anzuzünden.

Während der allgemeinen Betäubung des erſten Schreckens machten nun Cäſars Freunde und Anhänger mit Antonius gemeinſchaftliche Sache; die Mörder entflohen aus Rom und rüſteten ſich zu einem neuen Bürgerkriege. So konnte Antonius jetzt nach Belieben ſchalten; er vertheilte Staatsämter, befreite Mehrere aus den Gefängniſſen und rief Viele aus der Verbannung zurück. Er wußte ſich auch Cäſars Schriften zu verſchaffen, worin dieſer viele Entwürfe, Plane und Entſchlüſſe zur Staats-Reform aufgezeichnet hatte. Dieſe Schriften benützte er durch beliebige Aenderungen und Zuſätze zu ſeinem Zwecke.

In dem Augenblicke, wo Niemand dem Gewaltigen widerſtand, erſchien der junge **Cajus Octavius**, der

Sohn einer Nichte Cäſars, um durch die Verwendung des Machthabers, theils das ihm zufallende Erbtheil, theils auch Staatsämter zu erlangen. Antonius empfing den Jüngling zuerſt als ein unbedeutendes, an Geiſt und an Jahren unmündiges Weſen; als aber der Ankömmling mehr Muth und Feſtigkeit zeigte, als man von ihm erwartete, wies ihn Antonius nachdrücklich zurück. Octavius wendete ſich nun an die, dem Antonius feindlich geſinnte Partei. Cicero, an ihrer Spitze ſtehend, gewann ihm Volk und Senat Antonius durchzog Italien, um Truppen gegen den hochſtrebenden Nebenbuhler zu werben; dasſelbe that Octavius. Beide rüſteten ſich zu einem Kampfe auf Sieg oder Vernichtung. Octavius ſtieg in der allgemeinen Gunſt immer höher. Antonius immer tiefer ſinkend von der ſchwindelnden Höhe ſeiner Macht und Herrlichkeit, ward als Feind des Vaterlandes erklärt und in einem Treffen bei Mutina, einer Stadt im ciſalpiniſchen Gallien (dem heutigen Modena) geſchlagen. Nur die Flucht über die rauhen Alpen konnte ihn ſelbſt und den Reſt ſeines Heeres retten. Glück und Natur ſchien ſich gegen ihn verſchworen zu haben. Der üppige Schwelger mußte mit Hunger und Durſt kämpfen. Faules Pfützenwaſſer, Baumrinde, Wurzeln, wilde Früchte, und ſonſt nie als Nahrung genoſſene Thiere vertraten die Stelle ehemaliger Zechgelage; aber, weit entfernt, der Laſt des Unglücks zu erliegen, ſchwang er ſich zur Höhe, Kraft und Standhaftigkeit empor, welche die wenigen ihm treugebliebenen Krieger in Erſtaunen ſetzte. So ſtürzt Manchen das Glück, den das Unglück erhebt, und ein neues Schickſal bildet einen neuen Menſchen; das Nachtſtück ſeines Lebens mit ſeinen alten Gewohnheiten, Schwächen, Gebrechen und Thorheiten fällt ab, und ein friſcher Trieb von unbekannten jungen Kräften keimt und ſproßt mit Frühlingstrieb empor.

In dieſer ſchrecklichen Lage war Antonius auf mühſeligen Pfaden endlich jenſeits der Alpen gekommen. Hier ſtand Lepidus, einſt ein Freund des Flüchtlings, mit ſeiner Legion, durch deren Hilfe er ſich zum Beherrſcher Roms aufzuwerfen wünſchte und hoffte. So hatte alſo nun unter den Dreimännern Octavianus, Antonius und Lepidus die lebens- und ſtaatsgefährliche Schach-Partie um das größte Reich der Erde begonnen!

Der Anblick jener Legion entzückte den Antonius; er dachte jedoch im erſten Sturme der Freude nur daran, daß er ſeinem alten Freunde entgegen eile, nicht aber, ob der alte Freund auch noch die alten Geſinnungen für ihn hege. Er ſollte ſich von dem Irrthum bald überzeugen; denn als er in einem Trauerkleide, mit langem Barte und verwilderten Haupthaare dem Lagerwalle des Lepidus ſich näherte und zu den ihm geneigten Soldaten ſprechen wollte, ließ Lepidus von allen Seiten die Tuba ertönen, damit Niemand die Worte des Sprechenden vernehme. Die Soldaten von dieſer Härte noch mehr zum Mitleid gegen den Flüchtling geſtimmt, ließen ihn auffordern, in das Lager zu kommen, ja, ſie erklärten ſich ſogar bereit, den Lepidus zu ermorden. Antonius verwarf — aus Großmuth oder aus Klugheit — den frevelhaften Antrag. Ein Fluß trennte ſein Lager von jenem des Lepidus. Mit Tagesanbruch ſetzte er mit den Seinigen hinüber. Die Soldaten des Lepidus rißen die Wälle ihres eigenen Lagers nieder und eilten ihm bewillkommend entgegen. Er tritt ein; Alle drängen ſich um ihn; Lepidus ſteht allein. Antonius ehrt den Verlaſſenen, er umarmt und begrüßt ihn als Imperator, und vereinigt ſich mit ihm. So blitzſchnell waltet ein Glückswechſel! Wer darf verzweifeln, wo ein Augenblick die ſchlimmſte Sache neu geſtalten kann? Benütze die Gelegenheit! Aber je mehr das Glück ſich Dir günſtig zeigt, um ſo mehr ſuche durch Edelmuth es zu verdienen! Wendet es Dir nochmal den Rücken ſo findeſt Du für das verlorene Glück die Achtung und Liebe der Menſchen.

Antonius und Lepidus ließen nun einen Theil des Heeres in Gallien zurück, mit dem größern zogen ſie nach Italien, um ſich mit dem Octavius zu vereinigen und die große Weltfrage zu entſcheiden. Einigkeit und Zwietracht verſchmolzen in dieſen drei Männern und ihren Angelegenheiten auf die ſeltſamſte Weiſe, indem ſie ihre Kräfte vereinigten, um ein gemeinſchaftliches Ziel zu erreichen, welches dann doch Jeder von ihnen den beiden Andern entreißen und ſich allein zueignen wollte.

Jeder ſuchte den Andern zu überliſten, Jeder mißtraute dem Andern, Jeder verrechnete ſich in dem Andern. Groß war ihre Macht, groß ihr Haß, noch größer ihre Verſtellung.

Dieſe drei Männer kamen jetzt auf einer kleinen Inſel, welche der bei Benonia (dem heutigen Bologna) in den Po fließende Reno bildet, zuſammen, um das römiſche Reich wie eine Erbſchaft unter ſich zu theilen, oder vielmehr einen Handelsvertrag um Länder und Menſchenleben zu ſchließen. Von Haß und Zwietracht beſeelt, vereinigten ſie ſich zu einem Bunde blutiger Eintracht.

In einiger Entfernung vom Fluſſe ſtanden die drei Legionen. Die drei Häuptlinge betraten die Inſel, jedem derſelben folgte eine gleiche Anzahl Soldaten. Dieſe zogen ſich zurück; die drei Bundesgenoſſen unterſuchten zuerſt einer des andern Toga, um ſich zu überzeugen, daß Keiner einen Dolch verborgen habe. Hier blieben ſie nun drei verhängnißvolle Tage, um alle Mittel zu berathen, welche ergriffen werden mußten zur Erreichung ihres großen Zieles: Alleinherrſchaft in Dreien und Rache an ihren Feinden.

Ueber die Theilung des Reiches wurden ſie bald einig. Dem Octavius fiel Afrika, Sardinien und Sicilien zu, dem Lepidus Spanien und das narboniſche Gallien, dem Antonius das übrige Gallien diesſeits und jenſeits der Alpen. Italien und die öſtlichen Provinzen, in deren Beſitz Brutus und Caſſius waren, ſollten vor der Hand gemeinſchaftlich bleiben. Es wurde aber beſchloſſen, daß Lepidus Rom und Italien in Ruhe zu erhalten ſuchen, Octavius und Antonius gegen Brutus und Caſſius zu Felde ziehen ſollten.

Als dieſer Punkt in Ordnung gebracht war, wurden die Soldaten herbeigerufen, um ihnen dasjenige mitzutheilen, was man ihnen mittheilen wollte. Dieſe aber ließen nun, von Antonius angeregt, den Wunſch laut werden, daß Octavius den eben geſchloſſenen Freundſchaftsbund durch eine Vermählung mit Clodia, einer Tochter Fulvia's, der Gemahlin des Antonius befeſtigen möge. Octavius willigte ein und trennte ſich ſogar von ſeiner Verlobten.

Nun ging's an den Bluthandel, wobei ſich viele Schwierigkeiten fanden, ehe man einig wurde, welche Opfer fallen ſollten. Leben um Leben wird verkauft, Mord um Mord vertauſcht. Dreihundert Senatoren und zweitauſend Ritter wurden zum Tode beſtimmt.

Nach dieſer eidlich beſtärkten Verbündung eilten die Dreimänner nach Rom.

## Noten.

Scene, da ſie einander bei der erſten Zuſammenkunft in Rom ihre günſtigen Verzeichen erzählen, die auf ihr Streben nach Alleinherrſchaft deuten, wobei die Eitelkeit eines Jeden durchſcheint, die er doch wieder gern verbergen möchte. (Dio, S. 143—144.)

Nun beginnen die Ermordungen, Gräuelſcenen. (Dio, S. 345—363, 365—367.)

Antonius Uebermuth. (Conz, S. 78, 79.)

Octavius und Antonius theilen die Truppen und ziehen nach Macedonien gegen Brutus und Caſſius. Lepidus herrſcht in Rom. (Conz, S. 79.)

Schlacht bei Philippi. (Conz, S. 79.)

Tod des Brutus und Caſſius. (Conz, S. 80.)

Octavius geht krank nach Rom zurück. (Plut. 140—142, 425—451. Dio, l. 47. c. 20—49.

Antonius geht nach Griechenland. (Conz, S. 80.)

Antonius und Octavius machen eine Separat-Ländervertheilung und ſchließen den phlegmatiſchen, furchtſamen ſchläfrigen, ſchwachen Lepidus aus. (Dio, S. 415—416.)

Fulvia tritt vor als Staatsmännin und Heldin. (Dio, S. 418—424, 428, 430—432, 445. Plut. 156. Siehe **Lady Morgan: Woman and his Master.**)

Antonius geht nach Aſien, wo er die Kleopatra kennen lernt und von Liebe entbrennt. (Conz, S. 80—86. Plut. 143—150, 152—196. Dio, S. 448. Stollb. 4. Bd. S. 356—359, 367, 372, 379, 380—392.)

Fulvia's Tod. (Dio, S. 453—456. Plut. S. 157. Stollb. 4. Bd. S. 372, 379 ꝛc.)

Antonius und Octavius neue Verſöhnung und Ländervertheilung. (Dio, S. 456. Plut. 157—159.)

Heirath mit Octavia. (Dio, S. 460.)

Pompejus Edelſinn. (Plut. S. 160. Dio, l. 48. c. 36—38, 45.)

## Idee.

Kleopatra, hiſtoriſche Erzählung in 2. Abtheilungen: 1. Das Kränzchen der unnachahmlich Liebenden. 2. Das Kränzchen der unnachahmlich Sterbenden.

(Sie ſelbſt erzählt in einer ſchwermüthigen Stunde, vielleicht kurz vor ihrem Selbſtmorde, das unglückliche Schickſal, welches auf ihrer Namensträgerin ruhte.)

(Des Antonius drei Frauen: Fulvia — Octavia — Kleopatra.) Siehe Guthry und Gray; Dio Caſſius **42.** bis **51.** Buch; Plutarch im Antonius; Gibbon; Funke; Stollberg, die Artikel: Kleopatra und Antonius; Shakeſpeare.)

## Das Herz und die Herzenskrankheiten.

Fragment aus dem Entwurfe: „Der Arzt und der Anatom.“ Eine Geſundheits- und Krankheits-Zeitung.

---

Von unzähligen holden Lippen fließt das Zauberwort „Herz;“ in zahlloſen Liebesbriefen und Romanen leſen wir geſchrieben und gedruckt, das Zauberwort „Herz“; und wo immer wir dieſes einſylbige Wörtlein ſehen oder nennen hören, trifft und wirkt es wie ein elektriſcher Funke, iſt gar ſelten von Erz, dient aber deſto öfter zum Scherz.

Und was iſt es denn eigentlich dieſes vielbewegte, vielbeſprochene, oft mißverſtandene und oft mißhandelte Herz? — Es ſpielt als Muskel und Organ die wichtigſte Rolle im menſchlichen Leibe, eine noch wichtigere aber im menſchlichen Leben als allegoriſches Weſen, als ein Weſen, welches alle Aerzte und Nicht-Aerzte zum Beſten hat. Sehr viele Ausdrücke, die man in letzterer Bedeutung von dem Herzen noch jetzt gebraucht, kommen aus einer Zeit her, wo man gar nicht wußte, was das Herz iſt, und es auch nicht wiſſen konnte, weil damals der Kreislauf des Blutes noch nicht entdeckt war.

Das Herz iſt eigentlich ein Doppelgänger, der überall ſich ſelbſt erblickt, und es exiſtirt gewiſſermaſſen auch in jedem Menſchen nur ein halbes Herz, daher der Mann ſeine zweite Herzenshälfte in der weiblichen, das Weib ihre zweite Hälfte in der männlichen Bruſt ſucht.

Soll das Herz uns aber recht intereſſant erſcheinen, ſo müſſen wir es als dasjenige betrachten, was es nicht iſt, oder vielmehr als Etwas, welches an und für ſich gar nichts iſt, nämlich als ein bloßes Symbol einer Naturkraft, die unſere Bruſt als ein halb guter, halb böſer Dämon bewohnt, welcher daſelbſt wechſelweiſe bald Liebe und Haß, Wonne und Schmerz entzündet, bald wilde Verwünſchungen, bald entzückende Himmelsharmonien erſchallen läßt.

Das Herz als Muskel und Hauptwerkzeug vom Kreislaufe des Blutes, zeigt ſich als eine ſpröde Schöne und ſpielt gern Blindekuh, ſowohl mit dem Hauseigenthümer als mit den Gäſten, indem es ſich in dem ſogenannten Herzbeutel wie in einem Flor einhüllt, ſich entſetzlich empfindlich ſtellt, uud dennoch tauſend Wunden von Amors Pfeilen verſchmerzen kann. Der Beutel, in welchem das Herz ruht, hat die Beſtimmung, dasſelbe in ſeiner natürlichen Lage zu erhalten. O hätte doch der Menſch auch einen moraliſchen Herzbeutel, um auch das Gemüth in ſeiner natürlichen Lage zu erhalten, wenn die Leidenſchaften in demſelben aus- und einſtrömen, wie das Blut im Herzen! Solche moraliſche Herzbeutel ſind aber, leider noch ſeltener als die Haarbeutel.

Das Herz hat eine kegelförmige Geſtalt; vielleicht deßhalb, weil es im Leben ſo oft ein Spielzeug der Leidenſchaften und des Schickſals iſt; das leibliche Herz iſt in zwei Kammern getheilt, das moraliſche aber in unzählige.

Manche Herzen haben Herzbeutel von gar ſonderbarem Stoff. So z. B. ſind einige mit den Goldplatten des Eigennutzes, andere mit den Schlangenhäuten der Falſchheit, mit dem Dachſenfett des Egoismus, dem Krötengift der Bosheit, dem Chamäleonsfelle der Veränderlichkeit überzogen, und mancher zu zarte Herzbeutel ſchmilzt vor jedem Strahl eines heißen Blickes, wie die Butter an der Sonne.

Ich hörte einſt zwei Fräulein heftig miteinander diſputiren. Eines derſelben behauptete, man verliebe ſich mit dem Herzen, das andere aber: mit dem Kopfe. Vermuthlich war bei dem erſten Fräulein das Herz der vorherrſchende Theil, bei dem letzteren der Kopf. Ich kannte ein Stubenmädchen, das in jeder freien Minute, gehend oder ſtehend, die linke Hand auf das Herz hielt, wie die Magnetnadel ewig nach Norden zeigt.

Das Herz beſitzt, um den Kreislauf des Blutes zu fördern, die Kraft, ſich zuſammenzuziehen und auszudehnen; dieſe entgegengeſetzte doppelte Kraft benöthigt auch der Menſch, wenn er ſein Leben vorwärts bringen will; er muß ſich, je nachdem die Umſtände und Verhältniſſe es erfordern, zur rechten Zeit mit vieler Klugheit bald zuſammenzuziehen, bald auszudehnen, bald klein, bald groß zu machen wiſſen.

Das Herz iſt bald ein Barbar, der Blut trinkt, bald ein Mörder, der Blut vergießt. Es iſt das **perpetuum mobile** im Menſchen, deſſen Leben erſt mit dem letzten Schlage des Herzens aufhört; bis dahin ſteht es keinen Augenblick ſtille; es iſt unermüdlich und ruht weder im Schlafe, noch während der Ohnmacht; es iſt ein Todfeind der Ruhe; es treibt wie ein Mühlenrad den Blutſtrom, es iſt der Feuerherd, von dem das Blut ſeine Wärme erhält. Es iſt das feinſte, ſtärkſte Gewebe über einander gewundener Faſern, daher es uns auch im Leben ſo viele Falten und Windungen, ſo viele Stärke und Schwäche zeigt. Und doch kann man dem armen Herzen nicht Beſſeres wünſchen, als eine ruhige Beſchaffenheit. Ein zu reizbares Herz hat unvermeidlich eine zu ſchnelle Aufreibung der innerſten Lebenskraft zur Folge, mithin ein kurzes Lebensziel. Je reizbarer das Herz iſt, deſto mehr Schläge thut es in einer Minute; es ſteigt von ſechzig Schlägen bis zu hundert, und jeder Schlag zu viel, ſchlägt der Lebensdauer eine kleine Wunde; ein gut organiſirtes Herz iſt aber die Grundlage eines langen Lebens.

Die Herzen leiden, wie die Menſchen, zweierlei Hauptgattungen von Krankheiten: wirkliche und eingebildete. Die mechaniſchen und organiſchen Fehler des Herzens haben mit den moraliſchen desſelben faſt durchgehends die auffallendſte Aehnlichkeit. Weibliche Herzen befinden ſich ſelten in einem vollkommen geſunden Zuſtande; leider haben nicht blos die einfachen Naturmenſchen, ſondern ſehr oft die Rohen und Wilden die geſündeſten Herzen; je feiner die Bildung, deſto krankhafter gewöhnlich das Herz. Ich will nur einige dieſer Herzenskrankheiten berühren: Mißbildung des Herzens.

. . . . . . . . . . .

. . . . . . . . . . .

# II. Entwürfe, Ideen;

(mit Nachweiſungen der Quellen, Hilfsbücher ꝛc.)

---

## Zwei Märchen.

a) Das Märchen vom Abend.

b) Der Genius der Nacht.

In freien Stanzen, wie Scotts Rokeby. — Der Abend als in Liebe und Sehnſucht vergehender Jüngling und auch als ſterbender Tag, der ſich im Feuermeer der untergehenden Sonne und des Abendrothes verbrennt, ein Phönix. Alles trauert um ihn. Die Liebe klagt, die Wehmuth, ꝛc. die Blumen, die Wellen, die Weſte, die Sterne ꝛc. ſingen ihn mitfühlend an. Die ganze Natur trauert, fühlt und ſchwärmt mit ihm. Er, das ſtille graue Geiſterweſen, ſinkt in die Nacht des ſchönſten Schlummertodes, erwacht und ſtirbt vor Entzücken über den Anblick der über ihn erwachenden Glorie des Abendrothes.

---

**When stealing down the steep mountain, wrapt in a shower of spangling dew, evening came creeping to the plain, closing the flowers of the day, shaking her pearly showers upon the rustling trees; then was his voice heard in the grove, as the voice**

of the nightingole upon the hawthorn sprag; he suny the works of the Lord the hollow roiks joined in his devotions; the stars danied to his song.

## Die Helden Jeruſalems.

Ein dramatiſches Gedicht.

(Ein großes dramatiſch-romantiſches Gedicht, mit vielen Dichtungen, von Heinrich Dandolo an, bis Balduin. Ebenſo ſüdlicher, als die Gründung Petersburgs nördlicher Natur.)

Quellen.

(Hakers Gemälde der Kreuzzüge; ſiehe die Quellen zum Heinrich Dandolo. **(In Comformation of the Plan of Tassos conquered Jerusalem.)**

## Tod Guſtavs III., König von Schweden.

Trauerſpiel.

(Scene wo der König am Fenſter liegt im Luſtſchloß. Die Verſchwornen wollen ihn ermorden; aber er kömmt ihnen plötzlich ſo bleich vor, daß ſie glauben er ſei todt, vom Schlage gerührt, ſo daß ſie Entſetzen faßt, ſie ihn nicht zu morden getrauen und entfliehen.)

Siehe Poſſelts Biographie von ihm.

Müllers hiſtoriſche Merkwürdigkeiten.

## Otto der Dritte.

Trauerſpiel.

Keine Begebenheit enthält mehr tragiſche Anlage, als die Rache der Witwe des Creſcentius. Otto III. hatte ihren Mann, einen Rebellen, am Leben geſtraft; ſie verbarg ihren todtlichen Unwillen unter der Larve der Liebe, gewann durch ihre Schönheit des Kaiſers Herz, und — vergiftete ihn. Der Regent in die Witwe eines Rebellen verliebt, ſie eine Mörderin ihres Fürſten, ihres Liebhabers; zu dieſer That durch eine rechtmäßige Zärtlichkeit, durch einen unüberwindlichen Schmerz bewogen. — — Welche Situationen!!!

---

## Der Kluge und der Klügling.

Luſtſpiel in 1 Act.

Ein Menſch, der ſich kluge Maximen angeeignet hat, um nur ungehindert und ruhig durch die Welt zu gehen, hält ſich an dieſe genau; z. B. ſagt er, weil er eigentlich auf die Menſchen nichts hält, und keinem traut: „Scheint ein recht guter Menſch zu ſein, der und der — — aber ich traue ihm doch nicht!" — „Wenn mir Einer einen guten Rath gibt, ſo ſage ich allezeit, ich danke Ihnen, Sie haben recht, ich werde das gewiß thun ꝛc. — und dann thue ich doch nur, was ich will; jener aber iſt gewonnen und ſagt, ich ſei ein guter und geſcheidter

Menſch!" — Ferner: „Menſchen, deren Falſchheit und Schlechtigkeit ich einmal erprobt habe, gelten mir nur noch als Studium der Menſchenkenntniß, wie Modelle dem Maler und Bildhauer, oder wie Werke, die man leſen muß, um von gewiſſen Fehlern ſich hüten zu lernen," oder „Weiche Jedem aus, der dich aufhetzt, denn er macht dich unzufrieden, entweder mit Dir ſelbſt oder mit andern, die dir nahe ſind." Ferner: „Wenn du über einen Andern urtheilſt, ſo verſetze dich zuerſt in ſeine Lage! Willſt du über die Thorheiten eines Reichen urtheilen, ſo halte dich für reich, und dann ꝛc. Willſt du über das Vergehen eines Armen urtheilen ꝛc. Immer: ehe du verurtheilſt, urtheile!"

Ihm entgegen ſteht der Klügling oder Gernklug, der ſtets als *klüger erſcheinen* will und ſich darum Alle zu *Feinden* macht, wie jener zu Freunden.

---

## Die ewige Jugend.

Romantiſches Schauſpiel.

(Ganz Dichtung oder auch zum Theil.)

(Cardaenus und Cornelia Agrippa damit verbunden.)

### Quellen.

Gottſchalks Ritterburgen. Hiſtoriſches Bilderbuch für die Jugend, enthaltend Vaterlandsgeſchichte.

### Plan.

(Spielt in Portugall oder Spanien.)

Der junge, feurige, ja zu feurige Cardenio, deſſen Muth und Lebenskraft bis zur Verwegenheit geht, liebt Olympia, ein Fräulein aus einem ſehr edlen Geſchlechte. Der Vater will ſie ihm aber eben deßhalb nicht geben, weil ſie bei dieſer Weiſe und Naturell, kaum ſeine Gemahlin geworden, bald ſeine Witwe werden würde. Und wird er, der ſich in ſo viele Kämpfe ſtets einläßt und verwickelt, nicht ſelbſt ermordet, ſo wird er andere dabei tödten, muß flüchten, fern von ſeinem Vaterlande, und Olympien bliebe dann nichts übrig, als entweder zurück zu bleiben im väterlichen Hauſe, und zu ſchmachten und zu trauern, oder mit ihm ſelbſt ein flüchtig unſtätes Leben zu führen.

Vergebens fleht Olympia, der Vater bleibt bei ſeinem Entſchluß. Sie und Cardenio ſchwören ſich auf's Neue ewige Treue. Er geht Nachts vor ihre Fenſter, wo ſie auf den Balken kommen ſoll. Da erſpäht und erkennt ihn ihr Bruder, Cardenio verwundet ihn, er wird blutend hineingetragen, ändert aber ſeine Geſinnung und wird Cardenio's Freund, ſo, daß er ſeiner Liebe nun ſogar helfen will. Indeß hat Lyſander, Olympia's Kammerfrau beſtechend, Mittel gefunden in ihr Schlafgemach zu kommen. Olympia, ihn gewahrend, ſchreit laut, er entläuft und wird von der Kammerfrau heimlich fortgelaſſen. Viren, Olympia's Bruder, geht indeſſen wie gewöhnlich vor dem Hauſe auf und ab. Viren eilt auf jenen Lärm herbei, findet ihn und glaubt, er ſei der ſo eben Entflohene, der in's Schlafgemach ſeiner Schweſter ſich wagte. Vergebens betheuert Cardenio ſeine Unſchuld. Viren erklärt ihm nun ewige Feindſchaft und Haß. Nun entbrennt auch Cardenio, da er Olympia treulos und ihrer Ehre beraubt ſieht, indem ſie einen andern begünſtigt und in ihr Schlafgemach einläßt. Indeß beſchließt der Familienrath, da Alle wirklich glauben, ja Olympia ſelbſt, daß Cardenio der Entflohene ſei, ſie ihm zur Frau zu geben, als das einzige Mittel, die Ehre der Entehrten wieder herzuſtellen. Allein nun will er nicht die Entehrte und ſtellt zugleich Zeugen auf, daß er ſchuldlos und nicht der aus ihrem Schlafgemache Entflohene ſei. Beſtürzung der Familie. — Da tritt Lyſander ein, und gibt ſich an, daß er bei ihr war und entfloh, und bittet nach entdeckter Schuld um ihre Hand. Ihr Vater ſagt ſie ihm zu, und ſie ſelbſt, aus Rache gegen Cardenio, der ihre Hand ausſchlug, willigt ein. Indeß, da Cardenio Lyſanders Betrug erfährt, glüht er von Neuem in hellen Liebesflammen für Olympia auf, wird von bittrer Reue und Schmerz über ſein Verfahren und Weigern ergriffen eilt zu ihr und bittet ſie um Verzeihung; beide erweichen ſich, fühlen miteinander Mitleid und auch in Olympien erwacht die alte Liebe wieder in ihrer ganzen Stärke. Lyſander entdeckt es, läßt den Cardenio ergreifen und feſthalten, bis die Hochzeit vorbei. Verlobungstag. Maskenball. Cardenio hat ſich los gemacht und tritt nun mit einem Leichenzug und Perſonen in tiefſter Trauer unter die tanzenden Masken in den Saal. Erſtaunen und allgemeine Verſtummung, als man die Todtenmuſik hört.

. . . . . . . . . . .

. . . . . . . . . . .

(Die ewige Jugend.)

Ein Arzt, der das Geheimniß beſitzt, Menſchen wieder jung zu machen und auch mehrere wirklich jung macht, die dann ihr Leben mit den vorigen oder mit neuen Thorheiten — doch pfiffiger, aber noch ſchlechter, als zum erſtenmal — anfangen zu leben. So z. B. macht er eine alte Geliebte jung. Der eine Arzt kann jung, der andere einmal lebendig machen. Einer iſt Maure, der andere Grieche.

## Der Sohn als Vater.

### Kleines Luſtſpiel.

Der 43jährige Vater, ein ſehr guter Menſch, geräth durch Leichtſinn in Schulden und andere Verlegenheiten. Sein abweſender 20jähriger Sohn iſt eben ſo ſolid als der Vater leichtſinnig. Er kommt zurück, da der Vater eben in der größten Verlegenheit iſt, heirathen will und eine Brautſchau hält. Um ihn zart zu ſchonen und ihm eben ſo durch ein ſolches Mittel zu helfen, kommt er al 77jähriger Mann coſtümirt, trägt ihm ſeinen Beiſtand a und ſchlägt ihm vor, er wolle ſich, um wirkſamer aufzutreten, als aus türkiſcher Kriegsgefangenſchaft zurückkommenden reichen 77jährigen Vater ausgeben; reich geworden nämlich, da er als Sklave eines Baſſa's im Garte arbeitend, Kräuterkunde lernte, mit Geſundheitstränke

Wunderkuren verrichtete und große Geſchenke erhielt. Das wird angenommen, ausgeführt und dem Alten geholfen. Am Schluſſe, als Alles glücklich vor ſich gegangen iſt, legt der Sohn die Maske ab. Der Vater erfreut und zugleich beſchämt, iſt gebeſſert für immer durch dieſes Heilmittel.

---

N. B. Dieſes Stück könnte allenfalls mit: „Der Kluge und der Klügling," und mit: „der Brautſchau" verſchmolzen werden. Der leichtſinnige Vater wäre der Klügling, ſein älterer reicher Freund, (der mit dem Sohn in guter Abſicht die Maske verabredet und ihm eine ſeiner zwei Töchter oder die Mündel zur Frau gibt), der Kluge, der vorher vergebens verſucht hatte, den leichtſinnigen Klügling zu beſſern, und Warnung und Hilfe fruchtlos ſah. Auch die zwei andern Töchter heirathen; — dem geſcheidt gewordenen, gebeſſerten Vater — Klügling — vergeht alle Heirathsluſt, und er überläßt ſeine präſumtive Braut am Schluſſe ſeinem Sohne.

Kluge und Klüglinge kommen doppelt vor, nämlich Alt und Jung. Klüglinge. Der leichtſinnige Vater und der Sohn ſeines klugen Freundes. Kluge. Der Freund des leichtſinnigen Vaters und auch ſein eigener Sohn.

Der kluge Freund gibt dem braven Sohne, einem aus Petersburg ſehr wohlhabend zurückkehrenden Porträtmaler, auch noch Geld, um den leichtſinnigen Vater zu rangiren und zu bekehren.

Anfang. (Nach Köhler's Erzählung: „Die drei

Schweſtern.“) Der kluge Freund des alten Kläglings erwartet den brieflich angekündigten Sohn eines Kaufmanns aus Elſaß, als Bräutigam. Der junge Herr iſt auch ein Klügling. Komiſche Brautſchau. Aufmarſchiren und Defiliren der drei Mädchen. Bald darauf kommt auch der kluge Sohn des leichtſinnigen Klüglings an, der mit der einen Tochter ſchon die Reiſe-Scene im Kaufladen hatte. Die Mündel hat ſchon einen heimlichen Geliebten, den ſie dann heirathen darf, nachdem der alte Klügling freiwillig zurücktritt.

Ein deutſcher Bedienter, der den franzöſiſchen anſtaunt und vergöttert.

Am Schluſſe. Vater und Sohn vor einander knieend. Der Sohn kniet zuerſt wieder, da er den Vater um Verzeihung bitten will, wegen des edlen Betruges. Der Vater glaubt in dem maskirten Sohne noch immer ſeinen eigenen Vater zu ſehen, kann's nicht zugeben, daß dieſer vor ihm knien will, und fällt ſelbſt auf die Knie.

## Die vier Witwer,

oder:

## Die menſchlichen Vorſätze.

I und II verſchwört das Wiederheirathen, I, weil er eine ſo vortreffliche Gattin hatte, daß er keine ſolche mehr bekäme und jede zweite zu ſehr verlöre; **II**, weil er eine zu unglückliche Ehe hatte und ſich vor einer zweiten ſcheut.

**III** und **IV** wollen aber wieder heirathen, **III**, eben weil er eine treffliche Gattin hatte und daher eine gute Ehe für den glücklichſten Zuſtand hält, **IV**, weil er in der erſten Ehe unglücklich war und nun glücklich zu werden hofft.

Alle vier thun aber endlich gerade das Gegentheil. **III** und **IV** heirathen nicht mehr, **I** und **II** heirathen in kurzer Zeit wieder. (Kann als Brief eingekleidet werden, welchen ein zweifelſüchtiger Witwer ſchreibt, der immer ſchwankt, ob er wieder heirathen ſoll oder nicht).

---

## Die Kurzſichtigen.

Herr von **Spitz**
Herr von **Schelm**
Herr von **Zeiſig**
Herr von **Potztauſend**
alle kurzſichtig.

1. Einem wird in der erſten Scene von einem guten Freunde geſagt, daß ein Fräulein heute auf die Promenade kommen würde, um ihm Gelegenheit zu geben, ſie zu ſprechen. Er ſieht ſie, hält ſie für eine alte Frau und geht nicht zu ihr. Sie iſt darüber aufgebracht und es kömmt faſt zum Bruche.

2. Zwei Kurzſichtige, wovon jeder ſchlechter als der andere zu ſehen ambitionirt, kommen deßhalb übereinander und werden Feinde, ſagen ſich ſchreckliche Injurien und fordern ſich zum Duell. Zwei andere Kurzſichtige fordern ſich wegen einer andern Urſache ebenfalls heraus und zwar auf dem nämlichen Platze. Alle vier kommen, verkennen ſich und jeder erwiſcht einen unrechten; ſie fechten, erkennen ſich endlich, lachen und werden wieder Freunde.

---

# Heinrich Dandolo.

Dramatiſches Gedicht.

(Alle drei Theile dieſes Stückes in ein zuſammenhängendes großes romantiſches nicht aufführbares Drama verbunden.)

Vorſpiel.

## Das Kreuzheer in Venedig.

1. Theil.

## Iſaak Angelus, Kaiſer von Konſtantinopel.

Hiſtoriſches Schauſpiel.

2. Theil.

## Alexis der V.

3. Theil.

## Balduin, Graf von Flandern.

## Perſonen:

**Iſaak Angelus**, Kaiſer von Konſtantinopel, (geblendet).
**Margaretha**, ſeine Gemahlin.
**Alexis**, ſein Sohn.
**Alexius Angelus**, Iſaaks Bruder, Uſurpator.
**Euphroſine**, ſeine Gemahlin.
**Irene**, ſeine Tochter.
**Nikolaus Roſſi**, ein vornehmer Lombarde, des Uſurpators Geſandter.
**Ville-Hardouin**, in Iſaaks Dienſten.
**Heinrich Dandolo**, Doge von Venedig, (geblendet.)

| | |
|---|---|
| **Balduin, Graf von Flandern**, | Ritter und Anführer im Kreuzheere. |
| **Heinrich**, ſein Bruder, | |
| **Hugo, Graf von St. Paul**, | |
| **Ludwig, Graf von Blois**, | |
| **Matthäus von Montmorency**, | |

**Markgraf Bonifacius**,
**Kardinal von Capua**, päpſtl. Legat.
**Griechen**, **Venetianer** und **Truppen** des vereinigten Kreuzheeres. Volk in Konſtantinopel.

Der 1. Act ſpielt auf **Dandolo's** Schiff, wo er den jungen **Alexis**, der zu ihm kam, den Kreuzfahrern vorſtellt;
der 2. Act in Konſtantinopel, und
der 3. Act am Meeresufer und in der Gegend von Konſtantinopel.

# Charakteriſtik der Perſonen.

## Iſaak Angelus.

Da er zu Cypſela Halt machte und auf Verſtärkung wartete, beſtach ſein Bruder Alexius einige der oberſten Feldherren bei der Armee, und wurde von ihnen, da ſich eines Tages Iſaak mit der Jagd beluſtigte, zum Kaiſer ausgerufen. Da die Armee dem Aufruhre beitrat, flüchtete Iſaak nach Macra, ward aber hier von denen eingeholt, die ihm ſein Bruder nachgeſchickt hatte, ſeines Geſichtes beraubt, und im 10. Jahre ſeiner Regierung in das Gefängniß gelegt.

Iſaak ließ ſtark werben gegen die Scythen (Siehe Guthry S. 403, die Anmerkung y) und Bela in Ungarn, ſein Schwiegervater, verſprach ihm ꝛc. ꝛc. Siehe Guthry S. 405, Anmerkung z.)

Iſaaks Tochter Irene war an den deutſchen Kaiſer Philipp verheirathet. (Siehe Guthry S. 411.)

## Alexius Angelus.

Siehe Guthry S. 404, 405 und Anmerkung y, dann 406 und Anmerkung a und b, S. 408. Nicetas Choniates in Alex. Comn. l. 2. n. 2.

### Der junge Alexis.

Guthry S. 413, 414, 415 und Anmerkung d. S. 413.

### Euphroſine.

Guthry S. 407, 406 die Anmerkung a.

---

## Haupt-Quellen zum Dandolo.

Guthry und Gray.

Koch hiſtor. Gemälde der Revolutionen; 3 Bde.

Müllers hiſtor. Denkwürdigkeiten, 1. Bd.

Koſegartens Geſchichte des griechiſchen Kaiſerthums, als Fortſetzung von Goldſmiths griechiſcher Geſchichte.

Gibbons Verfall des römiſchen Reiches.

Laugiers venetianiſche Geſchichte.

Bembos venetianiſche Geſchichte.

Curtis venetianiſche Geſchichte.

**Nicetae Choniatae Constantinopolitanus Status.**

**Geoffroy de Villardouin de la conquete de Constantinople.**

**Nicephorus Gregorus historia Byzantina.**

**Gregorii Acropolitae historia Byzantina.**

**Du Cange histoire de Constantinople sous les empereurs français.**

**Haiton histoire orientale.**

Hellers Geſchichte der Kreuzzüge; 3 Bände.

Mayers Beſchreibung von Venedig.

Hakens Geſchichte der Kreuzzüge.

## Fernere Quellen.

Schillers hiſtoriſche Memoirs.

Rahmder, 4 Bde.

Müllers Merkur.

Carlo Marini Istoria del Commerzio di Venezia.

Hübners Lexicon.

Alexander history of Woman.

Tableaux et Contes du 12 et 13$^{ieme}$ siele, par le Grand.

St. Foix Essais historiques sur Paris.

Rolland Prerogatives de Dames chez les Gaulois.

Maliet histoire de Danemarc.

Eichhorns allg. Geſchichte der Kultur und Literatur.

Histoire literaire des Troubadours par l'Abbé Millot.

Corps d'extraits des Romans de Chevalerie, par le Comte de Tressan. Paris 1782.

Thomas Essay sur les femmes.

Denina Revolutionen in Italien.

Muratori de rebus italicis (im 12. Buch S. 223 kommt ein Andreas Dandolo vor, der eine Chronik ſchrieb, die Muratori herausgab).

Laurentius de Monacis Chronik.

Pierre Bergerons voyage en Asie.

Nicetas Choniates Geſchichte der griechiſchen Kaiſer.

Marinus Sanutus, Secreta fidelium crucis.

Murhards Beſchreibung des türkiſchen Reiches.

Aufſätze in den Hartlebiſchen Journalen und im Archiv von Hormayer.

---

Miscellen für Zeitungsleſer.

2. Heft. Konſtantin der Große, S. 65.
6 Heft. Vom Nationalſtolz, Seite 3—10.
Ueber Volksmeinung, S. 63.

Neueſte Anſichten der Geſchichte ꝛc.

1. Heft. Frankreich unter Ludwig XIV., S. 74.

Parallele über die heutige und ehemalige Diplomatik, S. 87.

2. Heft. Völkerwanderungen und Kreuzzüge, Seite 119.

Scherz und Ernſt.

3. Heft. Hof- und Frauenleben in Frankreich, Seite 59.

Neueſte Anſichten der Geſchichte ꝛc.

3. Heft. Vier wichtige Revolutionen der Menſchheit, S. 237.
4. Heft. Alexander und Cäſar, S. 54.
5. Heft. Ueber Erhaltung der Staatsverfaſſung, Seite 219.
6. Heft. Italien und Griechenland, S. 732.

Mythologiſche Briefe.

Hiſtoriſcher Bilderſaal.

2. Heft. Verſchwörung der Pazzi, S. 243.
3. Heft. Fleury, S. 67.
4. Heft. Fleury, S. 145.

## Das Reich der Ungeborenen.

Eine Erzählung.

Zwei kinderloſe Eltern tröſten ſich damit, daß ſie ſich Geſchichten ihrer gewünſchten Kinder, als wären dieſe wirklich, — erzählen.

## Die guten Freunde.

Erzählung.

Eine Kompagnie von ſogenannten guten Freunden, die ſich belügen und betrügen und ſich doch rühmen von einander gute Freunde zu ſein. Nachdem ſie ſich genug belogen und betrogen haben, kommt die ganze Kompagnie zuſammen und umarmt ſich voll Entzücken als gute Freunde. Der einzige Dichter, die Hauptfigur des Stückes, iſt der Redliche und von Allen Belogene und Betrogene.

## Die Söhne des Todes.

Novelle.

(Gegenſtück zur Novelle: „Der Freudenbote.")

Drei Unglückliche werden Todtengräber und entleiben ſich endlich in einer Mondnacht auf dem Kirchhof ſelbſt wo ſie in die ſchon für ſich ſelbſt gemachten Gräber zurückfallen

## Das verhüllte Gericht,

oder:

## Das heimliche Gericht des Seifenſieders.

Neue ſchauerliche Bearbeitung dieſer Erzählung in Kotzebue's neuen kleinen Schriften. 2 Bdchn. S. 70. (N. B. Der Seifenſieder muß ſo lang als möglich unbekannt und verhüllt und nur in ſeiner richtenden That als geheimnißvolles Weſen erſcheinen.)

---

## Mileſiſche Märchen,

## d. i. mythologiſche Erzählungen.

Von weniger bekannten Mythen, die zwei junge Prieſter oder Mädchen im Venustempel ſich erzählen.— Nordiſche Sagen auf dieſelbe Weiſe. — Hiſtoriſche Novellen der Vorwelt (nach Funke).

---

## Die Stillen im Lande. (Die Weiber)

Humoriſtiſcher Roman. (N. B. Sie erſcheinen hier auf fein komiſche Weiſe, als Gegentheil des Titels. Es könnten etwa lauter hiſtoriſche Frauenperſonen, vielleicht nomine mutato auftreten.

---

## Der Schild des Herkules.

Zwölf Partien aus meinem Leben.

(Roman.)

Ein Liebhaber von mythologiſchen Gegenſtänden lä
ſich die **12** Arbeiten des Herkules auf einen Schild male
Ein Freund von ihm ſieht es, findet in dieſen **12** Arbeit
viele Aehnlichkeit mit den menſchlichen Schickſals-Arbeit
und ſchreibt darnach eine Geſchichte, ſeine und ſeines Freu
des Biographie. (Siehe in Funke's Lexikon **Hercul**
**scutum.**)

Der Schild des Herkules oder: Die **12** A
beiten des Herkules. Erzählung, worin dieſe **12** A
beiten allegoriſch als Sinnbilder von den **12** Arbeiten
der modernen Welt dargeſtellt werden. Derjenige, den ſie b
treffen, erzählt ſie ſelbſt als ſein Lebensſchild.

(**Scutum Herculis** mit ſeinen **12** Arbeiten dekor
— allegoriſch. — Ritterſchilde mit Sinnbildern allegori
auf deutſche Redlichkeit und andere deutſche Tugenden.)

---

## Der Märchenfeind.

Ein Märchen.

Ein reicher Orientale haßt alle Märchen und ärge
ſich, daß ſeine Gattin daran glaubt und ſie ihm ſtets a
wahr erzählt. Dabei begegnet ihm ſelbſt, wenn er ei

Märchen-Erſcheinung läugnet, in dem Augenblick ſelbſt immer etwas Wunderbares, Unerklärliches, Märchenhaftes, was — durch Andere bewirkt — erſt am Schluſſe des Ganzen aufgeklärt wird.

---

## **Blumenſpiele**, oder: **Die zwölf Himmelszeichen.**

Maskirte Zeitſchrift in **12** Monatheften. Jedes Monatheft führt den Titel von den in demſelben wachſenden Blumen, oder regierenden Himmelszeichen, z. B. einmal Tulpe, Roſe und Lilie, Veilchen, Aſtern oder Zeitloſe ꝛc. Löwe, Skorpion ꝛc. Jedes Heft enthält dann — dem äußern und innern Charakter der Blumen entſprechende Aufſätze. Blumen können auch ſelbſt unter einander, oder mit andern Gegenſtänden und mit Menſchen beider Geſchlechter, aller Alter, Stände ꝛc. korreſpondiren.

---

## Selbſtbiographie des Todes.

## Der Tod als Biograph (der Menſchen).

## Selbſtbiographie eines Wahnſinnigen.

## Der Todtentanz.

Erzählungen.

Selbſtbiographie des Todes. (Allegoriſch.)

Der Tod als Biograph, und zwar eines guten und eines böſen Menſchen.

Selbſtbiographie eines Wahnſinnigen, der ſich für ſchon geſtorben hält und als Todter ſein Leben erzählt. — Fängt an: — Ich bin todt, alſo frei und kann thun, was ich will. Ich bin unbefangen im Urtheil, kann alſo mein eigener Biograph werden und will es auch. Ich ſetze mich an den Schreibtiſch, ergreife die Feder mit ſtarrer eiskalter Hand — — ꝛc.

Der Todtentanz. (Nachtſtück.) Alle Todten erwachen um Mitternacht und erzählen ſich, was ſie in ihrem Leben Gutes oder Böſes thaten.

## Der ſchwarze Pudel.

### Erzählung.

Der Pudel iſt groß, ſchwarz, zottig, knurrend, böſe. Alles ſcheut ihn und läßt ihn ungeſtört thun, was er will, jeder hält ihn, ohne es gerade beſtimmt zu glauben, für ein unheimliches Ungethüm.

(Siehe Walter Scotts Geſang des letzten Minſtrels. S. **230**, wo die Anmerkungen auch andere Stoffe liefern.)

## Der böſe Freund und der gute Feind.

### Erzählung.

Der böſe Freund (zwar wohlmeinend, aber leichtſinnig, thöricht, leidenſchaftlich ꝛc.) verführt ſeinen Freund, den

Helden der Erzählung, zu vielen böſen oder ihm und Andern ſchädlichen Handlungen, wogegen der gute (gerechte, edle) Feind ihn zu ſeinem und zu Anderer Beſten führt.

## Salvator Roſa.

Roman oder hiſtoriſche Novelle.

**Anfang.** Roſa kommt, auf ſeinen Kunſtwanderungen ſich verirrend, unter die Banditen, wird gezwungen zu bleiben, theils weil ſie glauben, er ſei geſendet, die Gegend ihres Aufenthaltes aufzunehmen, theils weil ihr Anführer ein Liebhaber von Gemälden und Zeichnungen iſt, und ihn benützen will. Aus Dankbarkeit wird er endlich entlaſſen. Ihnen erzählt er die frühere Geſchichte ſeiner Kindheit und Jugend. Rückkehr zu ſeiner Familie.

## Spiel und Nachſpiel.

Erzählung.

Zuerſt die Scenen der ſpielenden Damen und Herren beim Whiſtſpiel. Großer Geldverluſt. — Dann kommt erſt das Nachſpiel. Die Scenen der Damen, (die viel verloren haben) die theils desperat, theils Furien ſind und Zank haben oder Vorwürfe machen und erhalten, mit andern Frauen und Herren, ihren Männern, Liebhabern ꝛc.

## Der Kampf mit dem Todten.

### Eine nordiſche Erzählung.

Ein nordiſcher Held erlegt ſeinen Nebenbuhler und Feind im Kampfe und beredet dann deſſen Braut, ſeine Gattin zu werden. In der Nacht vor dem Vermählungstage erſcheint der Getödtete dem Mädchen, und ſie, ſchon geneigt zur Hochzeit, iſt nun aufgeſchreckt und entſetzt, und verweigert ſich ſtandhaft. Da ergrimmt der Held, geht zu des Todten Grabhügel, mißhandelt die Leiche, überhäuft den Schatten des Verſterbenen mit Schmähungen und endet ſeinen Hohn damit, daß er — wenn er es wage, die Braut ihm zu wehren — um ſie ſtreitet; er fordert ihn ſchauerlich um Mitternacht bei Fackelſchein zum Zweikampf auf die nächſte Nacht. — Und in der nächſten Nacht unter Sturmgeheul, Empörung der Natur und Aufruhr aller Elemente kommt der Todte in furchtbarer Rüſtung mit grauenhaftem Geraſſel, und der Held muß — ſo ſehr er nun auch ſchaudert — den Kampf annehmen, und wird gräßlich getödtet vom Geiſt.

---

## Die Liebeswerbung per procura.

### Kleine Erzählung.

Einer ſoll für ſeinen Freund um die Hand eines ſehr ſchönen Mädchens werben. Er erfüllt ſein übernommenes

Amt gewiſſenhaft, doch ohne Erfolg. Sie will von Jenem nichts wiſſen. Endlich macht er den letzten Verſuch. Dabei ſteht ſein Freund im Nebenzimmer und ſoll im entſcheidenden Augenblick mit einem Fußfalle ſelbſt erſcheinen. Sie aber ſagt dem Fürſprecher, er ſoll ſich weiter keine vergebliche Mühe geben; wolle er aber als Freiwerber erſcheinen, ſo ſolle er's lieber im eigenen Namen und für ſich ſelbſt thun, wo er vielleicht beſſer reuſſiren werde. (Sie liebt ihn lange ſchon heimlich und kleidet ihre gegenwärtige Aeußerung z. B. ſo ein: Da er ſchon für einen Andern ſo gut und feurig ſpreche, möchte ſie ihn doch einmal für ihn ſelbſt ſprechen hören.) Er verſteht den Wink, ſchlägt ſogleich los, feurig — witzig — und ſie gibt ihm Herz und Hand. Der Andere ſtürzt nun voll Eiferſucht und Wuth herein, wird zuerſt beſpöttelt, dann belehrt und beſänftigt, und ſie heirathet den Fürſprecher.

**N. B.** Die Erzählung beginnt damit, daß der verzagte Blöde dem Freunde ſein Liebesleid eröffnet, und um ſeine Fürſprache bittet, die dieſer auch zuſagt und Wort hält.

## Alte Liebſchaften.

### Ein univerſal-hiſtoriſches Märchen.

Ich will die Liebe in allen ihren Geſtalten kennen lernen, um ſie darnach auch zu ſchildern und ein großer Dichter zu werden. Indem ich klagend mich nach der Erfüllung dieſes Wunſches ſehne, erbarmt eine Fee ſich meiner und

durch ihre Hilfe komme ich plötzlich in die ganze Reihe vo
Liebſchaften hinein, die ich nun humoriſtiſch beſchreibe. Jed
hört bald wieder auf, indem die Schöne entweder mir nich
genügt und den Korb gibt, oder vice versa.

## Über kleine Fehler und harte Worte.

Kleiner Aufſatz.

Gerade die kleinen Schwächen und Launen ſind es, di
immerdar die Bündniſſe trennen. Man lebt oft ſehr zufri
den zuſammen mit großen Laſtern, aber man verzeiht ſi
nicht die Löcher im Strumpfe.

## Der Menſch als viertes Reich der Natur.

(Als ſelbſtſtändig, alle drei in ſich vereinend und doch auch
jedem einzelnen dieſer drei gehörig; was er von jedem derſelb
hat. Und ſo iſt denn der Eine mehr Pflanze, der Ande
mehr Stein, der Dritte mehr Thier, jeder aber hat von
dem etwas, wird Menſch durch die Vereinigung von all
Dreien.)

## Verſchiedenheit der Geſichtspunkte und Lebensanſichten.

(Sympathie und Antipathie.)

Hiſtoriſche Erzählung, d. i. mit univerſal-hiſtoriſchen Perſonen aller Zeiten und Völker.

Schauplatz. Im Vordergrunde ein Grab, jenſeits desſelben eine unermeßliche Ebene.

Welche wechſelſeitige Täuſchungen dabei obwalten. Wie die, die zuerſt vom Glück der Sympathie ſchwärmten, in denen, zu welchen ſie ſich ſympathetiſch hingezogen fühlten, endlich bitter getäuſcht wurden. Wie wenig Sympathien ſich echt und erprobt zeigen. Eben ſo mit der Antipathie.

Sympathie und Antipathie mit der Natur, mit Thieren und lebloſen Weſen. Einer erklärt einem Landmädchen, was die Sympathie iſt, und was die Antipathie.

---

## Wein und Waſſer.

Zwei Hauptwäſſer als beſte Mittel der hydropatiſchen Heilart: das Hippokrene-Waſſer, deſſen begeiſternde Kraft uns über die kleinliche Wichtigkeit und Erbärmlichkeit dieſes Lebens emporhebt. In dieſem Sinne mag Pindar's: „Waſſer iſt das Beſte!“ gelten; dann das Lethe-Waſſer, welches uns ſo viel Trauriges und Schmerzliches vergeſſen macht.

Anfang. Allen Reſpekt vor dem Wein; das Waſſer bleibt aber dennoch das Beſte, wie ſchon Pindar ſagte, welchen alſo die Hydropathen für ihren Schutz-Patron und Stifter ihres Syſtems nehmen dürfen. Der Wein iſt allerdings das begeiſternde Element vieler Künſtler, ein eigentliches Element iſt er aber doch nicht, und es wird ihm auch gewiß nicht die Ehre wiederfahren, von den Naturforſchern als fünftes, zu den beſtehenden vier Elementen, aufgenommen zu werden, weil er ſelbſt aus dem Waſſer ſich bildet, welches die Traubenbeeren in ſich einſaugen und das Feuer der Sonne ihn reift.

Das Waſſer reißt Häuſer zu Boden, der Wein Menſchen; ich weiß nicht, welches von Beiden ſchlimmer iſt.

(Zum: „Waſſer und Wein.)

### Meer, Seeſturm und Schiffbruch.

Die Geſcheiterten, an's Ufer geworfen, kommen in ein ſchönes ſtilles Thal, wo an einer lieblichen reinen Quelle ein Dichter dichtet, in Phantaſien verſunken, voll Gemüthsruhe und Genügſamkeit. Die Geliebte tritt aus der nahen Hütte und horcht ihm, umarmt ihn endlich, ihres Entzückens nicht länger mächtig. Die ungenügſamen Schiffbrüchigen horchen und ſehen dieſer ſchönen Scene des glücklichſten Still-Lebens zu. — Kontraſt. — Sie werden frugal bewirthet in der Hütte — mit Früchten und Waſſer.

## Das Leben ein Spiel und das Spiel ein Leben.

Humoriſtiſcher Roman in Verbindung mit der „Ironie des Schickſals“ (Erzählungen); dem Klugen und Klügling; Sküs, Mond und Pagat; dem Maskenſpiel des Lebens; der Fliege ꝛc.

(Kleinere Erzählungen und Aufſätze werden eingewebt).

## Ironie des Schickſals.

Einer, nämlich der Pagat, iſt unter den günſtigſten Verhältniſſen geboren, reich ꝛc. und Alles geht ihm ſchief.

Ein anderer, der Sküs, unter den ungünſtigſten, arm, verlaſſen von Allen ꝛc. und Alles geht ihm gut und gelingt. Der Eine behält ſelbſt das nicht, was er hat, der Andere bekommt mehr, als er braucht. Das Schickſal ironiſirt die Klügelei des Einen und die Furcht des Andern, und thut das Gegentheil von dem, was jeder von Beiden will.

Damit verbundene Erzählungen:

Der neue Ritter d'Eon.
Die unruhige Familie.
Der Archimim.
Milton.

# Die Reiſe des letzten Menſchen
# und
# die Elementargeiſter.

## Erzählungen aus der Traumwelt.

(Meine Zuſammenkunft mit den Elementargeiſtern.)

Die Gnomen und Kobolde erzählen mir die Geſchichte häuslicher Einrichtungsſtücke z. B. eines Spiegels, Tiſches ꝛc. eines Grabmahls ꝛc. einer Fliege ꝛc.

Andere, wie z. B. der Sylphe erzählt mir (ſo wie ich nun überhaupt endlich mit den Elementargeiſtern in's Geſpräch gerathe) beim Anblick eines Gartens die Geſchichte eines Baumes und anderer Gegenſtände; dies und jenes.

Die Geiſter führen mich in verſchiedene Länder herum. — Schöne geographiſche Beſchreibungen und Völker=Charakteriſtiken. — (Siehe Lange's Naturwunder ꝛc.)

---

## (Ohne Titel.)

Ein Adler trägt mich auf die unendlichen Schneegipfel und Schneefelder des großen Bernhardsberges. —.

Beinhaus mit unverſehrten Leichen — (Conv. Ler und Miniatur=Gemälde).

Große zottige Hunde, die noch immer ihre gewohnten Arbeiten fortſetzen, waten im Schnee herum, wittern, ſpüre und ſuchen.

Ich erzähle bei dieſer Gelegenheit die Geſchichte vom Hund des Hoſpitiums, von der im Schnee erfrornen Brau

(Siehe **Ricords of Women**) und auch die, welche W. Scott in der Ballade „Helvellyn“ erzählt.

## Kleinigkeiten.

### Der magerſte Dichter.

Der griechiſche Elegien-Dichter Philetas ſoll ſo mager geweſen ſein, daß die geringſte Kleinigkeit ihn umzuwerfen vermochte. Er mußte ſogar bleierne Sohlen an den Schuhen tragen, um nicht vom Winde umgeblaſen zu werden.

### Ekelhafte Schmeichelei.

Der griechiſche Maler Galaton, ſtellte den Homer in einem Gemälde vomitirend dar, und umgeben von Dichtern, welche das auffingen, was Homer von ſich gab.

### Aerztliche Todesſtrafe.

Zaleukus, der Geſetzgeber der Lokrier, trieb ſeine Sorgfalt für die Aufrechthaltung der ärztlichen Vorſchriften ſo weit, daß er eine Verordnung gab, zufolge welcher jeder Kranke, welcher gegen den Willen des Arztes Wein trank, ſelbſt dann wenn er genas, mit dem Tode beſtraft wurde.

## Sympathie.

Man hat bemerkt, daß zwiſchen gewiſſen Blumen und Vögeln, beſonders Zugvögeln eine gewiſſe Sympathie beſtehen ſoll; z. B. daß die Wald-Anemone (Klapperroſe) in Schweden bei der Ankunft der Schwalben blüht, und die Sumpfringelblume, wenn der Kukuk ſingt, (das Wort Kukuk bedeutet im Griechiſchen zugleich eine junge Feige und einen Kukuk), vermuthlich wegen des gleichzeitigen Erſcheinens Beider. Dieſelbe Urſache veranlaßte vielleicht im Orient die Dichtung von der Liebe der Roſe und der Nachtigall.

## Pegaſus.

Bellerophon erhielt das Flügelroß Pegaſus, um die Chimära, ein flammenſpeiendes Ungeheuer mit einem Löwen-, einem Ziegen- und einem Drachenkopfe, zu bekämpfen. Sollte etwa Bellerophon ein Dichter, und Chimära ein Recenſent geweſen ſein?

Heſiodus erzählt in ſeiner Theorie, Pegaſus ſei kaum geboren, himmelan in die Wohnung der Götter geflogen, vermuthlich um vor Dichterlingen geſichert zu ſein. Jupiter nahm ihn in ſeinen Palaſt auf und verwendete ihn, ſeine Blitze und Donnerkeile zu tragen, die aber jetzt nicht von ihm getragen, ſondern auf ihn geſchleudert werden.

Freret, ein franzöſiſcher Gelehrter im 17. Jahrhundert, behauptet, jener Pegaſus ſei kein Muſenpferd, ſondern ein Schiff geweſen, auf dem Bellerophon die Seeräuber bekämpfte, welche die lyciſchen Küſten beunruhigten. Auf ſolche Weiſe ließe ſich erklären, wie ſo mancher poetiſche Korſar mit dem Waſſer zu ſchaffen habe.

## Belladonna.

Ein Beweis, wie wenig die natürlichſten ſo wie die unnatürlichſten Frauen ſich um die Naturgeſchichte überhaupt, und wie noch weniger ſie ſich um das Pflanzenreich insbeſondere bekümmern, liegt darin, daß das ſchöne Geſchlecht noch nie in corpore dagegen proteſtirt hat, daß man der Wolfskirſche, einer der ſtärkſten Giftpflanzen, den Namen Belladonna, ſchöne Frau, gab.

## Der beſte Koch.

Ada, Königin von Karien, hatte ſich's in den Kopf geſetzt, Alexander der Große müſſe ein Feinſchmecker ſein. Hierauf bauend beſchickte ſie den Helden, um ſeine Huld zu gewinnen mit den köſtlichſten Speiſen. Alexander ſandte ihr die Leckerbiſſen zurück mit den Worten: „Er habe weit beſſere Köche als ſie: für das Mittagsmahl den nächtlichen Marſch, für das Abendeſſen das dürftige Mittagsmahl.“

## Groß und Klein.

Adlerfedern, ſagt man, haben die Wirkung, daß die Federn anderer Vögel, die mit jenen vermiſcht werden, zuſammenſchrumpfen und in Staub zerfallen. Ebenſo werden kleine Menſchen durch die Nähe eines Großen vernichtet. Höhe und Tiefe vertragen ſich nicht.

## Unmögliches.

Sollte ein geiſtreicher Menſch ſich mit einem dummen in einen Kampf einlaſſen wollen, ſo wäre das eben ſo unſinnig, als ob ein ſchnelles arabiſches Pferd eine Schildkröte verfolgen wollte.

## Höllen-Juſtiz.

Dem Plato zufolge (im Geſpräche Gorgias) war Aeakus in der Unterwelt Richter über die in's Todtenreich kommenden Europäer, Rhadamantus über die Aſiaten, und wußte Einer von beiden ſich nicht zu helfen, ſo entſchied

Minos. Sehr vorſichtig, und eine gute Einrichtung im Senate und Referate! Aber — die armen Seelen der Afrikaner blieben ohne Juſtiz und ohne richterliches Urtheil.

## Aphorismen.

Der aufbrauſende Jähzornige zieht ſich ſehr oft wegen einer Kleinigkeit Haß und Feindſchaft zu, wogegen derjenige, der die *Gabe der Erkältung* beſitzt, häufig den drohendſten Stürmen entgeht.

* * *

Das *Glück* verfährt mit den Menſchen ebenſo, wie die Menſchen mit dem Glücke verfahren, das heißt, es mißhandelt ſie, weil es von *ihnen* mißhandelt wird, und iſt *treulos* gegen *Undankbare*.

## Klugheits-Maximen.

Das Unerklärbare muß man lieber unerklärt laſſen, als ſich mit unbefriedigenden Erklärungen abquälen.

* * *

*

Trachte ſo viel möglich das Böſe der Menſchen zu vergeſſen und ihr Gutes in der Erinnerung immer dir aufzufriſchen; denn die wenigſten Menſchen ſind ganz böſe, ſondern haben nur einzelne böſe Eigenſchaften, oder ſind nur in einzelnen Momenten böſe, größtentheils gar nur ſchwach, oder im Irrthume befangen.

## Wiege und Sarg

ſind die zwei denkwürdigſten Betten, das eine warm, das andere kalt. Das Eine ſteht am Ein-, das andere am Ausgange des Lebens. Thränen der Freude begrüßen jenes — dieſes Thränen der Wehmuth.

## Dem Herrn Amtsrathe Büttner

zugeeignet.

Wäre ich ein Genius und es ſtände in meinen Kräften, ſo würde ich das Füllhorn der ſchönſten Lebensblumen über Sie ausgießen und ſorgfältig wachen. daß nicht Ein trüber Augenblick Ihnen nahen könnte. Da ich aber dies nicht kann, ſo bitte ich Sie, dieſe Weihe anzunehmen und — ſollte der Tod, welcher die Menſchen wie ein Gärtner die Blumen auf gedeihlichen Boden überſetzt, mich früher als Sie in eine beſſere Welt verpflanzen — eine Blume des freundſchaftlichen Andenkens auf mein Grab zu ſtreuen.

Weiters fand ſich ein, mehrere hundert einzelne Blätter enthaltendes Packet vor. Dieſe Blätter trugen Titeln zu Märchen, Novellen, zu komiſchen, romantiſchen und hiſtoriſchen Erzählungen (darunter ſehr viele aus der römiſchen und griechiſchen Geſchichte), zu Phantaſie- und Charakter-Gemälden, zu Trauer-Schau- und Luſtſpielen, größtentheils mit Angabe der Quellen, nach welcher ſelbe zu bearbeiten wären.

Der Reichthum und die Mannigfaltigkeit dieſer Daten iſt ſo groß, daß die Ausarbeitung derſelben ſelbſt für einen ſo fleißigen und gewandten Schriftſteller wie Kuffner, in der gewöhnlichen Dauer eines Menſchenlebens abſolut unmöglich geweſen wäre, und die Anführung obenerwähnter Titel und Quellen den Umfang dieſes Bandes gewiß auf das Doppelte geſteigert hätte.

Ein Werk, von welchem Kuffner ſtets m
beſonderer Vorliebe ſprach, zu welchem er die umfa
ſendſten Studien gemacht hatte, und welches er
einer der bedeutendſten ſeiner Arbeiten zu geſtalt
hoffte, waren: „Die Eroberer,“ eine Art von Weltg
ſchichte in dem Wirken der vorzüglichſten Eroberer. Di
Idee iſt allerdings ſehr glücklich, der Stoff in hohem Gra
anziehend; es haben ſich indeſſen keinerlei Ausarb
tungen in Beziehung auf die diesfälligen Entwü
und Studien Kuffners gefunden.

Daſſelbe iſt der Fall mit zwei andern Arbeite
dem Märchen: „Die drei gläſernen Spin
rocken“ und mit dem Phantaſieſtück: „Das Rei
der Nacht,“ welche beide, ſeinen eigenen Mittheilu
gen zu Folge, bereits von ihm vollendet und für d
vorliegenden Band beſtimmt waren. In ſeinem Nachla
ward aber von dieſen beiden Piecen durchaus nich
aufgefunden.

# Chriſtoph Kuffner's

# Leben und literariſches Wirken.

Chriſtoph Kuffner war der Sohn des k. k. Hof-Parteien-Vertreters und Curators der milden Stiftungen Johann Chriſtoph Kuffner, eines Biedermannes, welcher die allgemeinſte Achtung genoß, und ſich ſtets der Gnade der Monarchen, in deren Regierungs-Periode ſeine Thätigkeit im Dienſte ſich entwickelte, zu erfreuen hatte.

Am 28. Juni 1777 ward dem wackern Kuffner ſein Sohn Chriſtoph geboren. Wie aus der ämtlichen Stellung ſeines Vaters hervorgeht, war derſelbe ein Mann von wiſſenſchaftlicher und gelehrter Bildung. Auch war er den, das Leben verſchönernden, Künſten vielfach befreundet, und es verſammelten ſich in ſeinem Hauſe viele der ausgezeichnetſten Künſtler und Gelehrten jener Zeit, einen eben ſo unterrichtenden, als erheiternden Kreis der Geſelligkeit bildend. In dieſem Geiſte ward denn auch die Erziehung des Knaben geleitet, dem der Vater mit der innigſten Liebe zugethan war, und der ſchon im zarteſten Alter einen lebhaften, regen, empfänglichen Geiſt für Kunſt und Wiſſenſchaft zeigte. So machte der junge Kuffner ſowohl in dem Elementar-Unterrichte, als in den Studien die erfreulichſten Fortſchritte, und legte ſo auf tüchtige Weiſe den Grund zu jener vielſeitigen wiſſenſchaftlichen und gelehrten Ausbildung, durch welche er ſeiner ſpätern Stellung unter den vaterländiſchen Literatoren eine ſo rühmliche Auszeichnung zu erſtreben wußte.

Beſondere Vorliebe zeigte der junge Kuffner ſchon im Knabenalter für die Poeſie. Bei dem Fleiß und Eifer, den er im Lernen an den Tag legte, und bei den guten natürlichen Anlagen, welche ihn auszeichneten, war er ſehr bald befähigt, die Dichter des Alterthums in den Urſprachen zu leſen. Sein Oheim, der gelehrte Propſt Hofſtätter, welcher die Fortſchritte des begabten Knaben mit wahrhaft väterlichem Antheile beobachtete, las mit ihm die Klaſſiker, und unter dem Beiſtande eines ſo gründlichen Gelehrten, gelangte er bald zu dem vollen Verſtändniſſe derſelben, nicht bloß nach dem Worte, ſondern auch nach dem Geiſte. Virgil und Horaz waren es beſonders, welche ihn anzogen, und die Verehrung gegen den großen Sänger von Andes hat ihn ſelbſt in ſeinem Alter noch auf das Innigſte belebt. Ovid war ebenfalls einer ſeiner Lieblinge. Ueber den Heroen des Alterthums aber, verſäumte er damals auch nicht ſich in dem Dichtergarten der Gegenwart und des deutſchen Landes mit Luſt zu ergehen; Es war wohl in der Weichheit ſeines Gemüthes bedingt, daß unter den deutſchen Dichtern jener Zeit der idylliſche Geßner und der ſanfte Schwärmer Hölty, den tiefſten Eindruck auf ihn machten. Er lebte in dieſen heitern Jugendtagen alljährlich einige Zeit in ländlicher Abgeſchiedenheit im Markte Berchtoldsdorf, und erzählte oftmals mit der ihm eigenen Gemüthlichkeit, wie er, umherſtreifend in der ſchönen Umgebung jenes Ortes, in den romantiſchen Hallen der herrlichen alten Kirche, und in den maleriſchen Trümmern der Herzogsburg, welche man damals noch allgemein als die Ruine eines Templer-Schloſſes bezeichnete, ſich von dieſen Gedichten begeiſtert fühlte. Es konnte nicht fehlen, daß in ſo erregter Stimmung, und mit der Begabung im Innern, er es bald ſelbſt verſuchte, ſeine Empfindung als Dichter auszuſprechen, und ſo entſtanden ſchon im Jahre 1793 ſeine erſten Gedichte. Er zählte damals kaum ſechszehn Jahre, und wie unbedeutend und mangelhaft dieſe poetiſchen Erſtlingsverſuche auch geweſen ſein mögen, ſo iſt doch zu bedauern, daß er dieſelben nicht aufbewahrte. Sie dürften als Belege ſeiner Frühreife in dieſer Beziehung, nicht ohne Intereſſe ſein. Die gelehrten Freunde ſeines Hauſes, welchen dieſe Erſtlinge mitgetheilt wurden, glaubten ſchon damals ein Talent darinnen zu erblicken, welches der Cultur und Ermunterung nicht unwürdig ſei. Auch für den Reiz der himmliſchen Tonkunſt zeigte der Jüngling Neigung und Befähigung, und wurde frühzeitig in ihre Myſterien eingeweiht, da auch ſein Vater ein Freund der Muſik war, und dieſelbe in den geſelligen Unterhaltungen im Kuffner'ſchen Hauſe eine wichtige Stelle einnahm. Der wackere, bei den Kunſtfreunden in ehrenvoller Erinnerung gebliebene Meiſter Paul Wranitzky, ertheilte dem jungen Kuffner den erſten Unterricht im Geſang und im Violinſpielen, und fand an ihm einen gelehrigen Schüler. In dieſer Uebung der ſchönen Künſte verſäumte der Jüngling indeſſen in keiner Weiſe die ernſtern Studien, ſondern lag denſelben mit dem rühmlichſten Fleiße und dem beſten Erfolge ob. So bereitete er ſich auf die genügendſte Weiſe für ſeinen künftigen Beruf vor, und es war die Abſicht ſeines Vaters, daß er ſich dem juridiſchpolitiſchen Fache widmen ſolle. In den Stunden, welche er bei dieſen Berufs-Studien erübrigen konnte, blieb Muſik und Poeſie ſeine Lieblingsbeſchäftigung, ſeine liebſte Erheiterung. Selbſt in jenen Jahren der fröhlich aufbrauſenden Jugendluſt und Jugendkraft, war er kein Freund lärmender Ergetzlichkeiten; er zog das Verweilen in den freundlichen geſelligen Kreiſen ſeines elterlichen Hauſes, gerne allen andern Freuden vor, und fand in dem lehrreichen, liebevollen Umgange jener ausgezeichneten Männer und an ſeinem Schreibtiſch und Notenpult, die befriedigendſte Unterhaltung. Jedermann liebte auch den geſitteten, wißbegierigen, fleißigen, talentvollen Jüngling. Mozart und Haydn, dem Kuffner'ſchen Hauſe eng befreundet und oftmalige Gäſte deſſelben, hatten ihn beſonders lieb gewonnen, und der fromme biedere Meiſter Haydn, der dieſe Neigung für ihn bis an ſeinen Tod bewährte, äußerte ſich oftmals, er würde den jungen Kuffner mit Freuden als ſeinen eigenen Sohn adoptiren. In den ſpäteren Jahren, trat indeſſen die Ausübung der Muſik bei Kuffner mehr und mehr in den Hintergrund, (obſchon er für den Zauber der Tonkunſt ſein ganzes Leben hindurch ſehr empfänglich blieb, und ihr ſtets ſeine Neigung bewahrte) und es trat dagegen der Hang zur Poeſie und zum Schriftſtellerthum immer entſchiedener vor.

Im Jahre **1801**, im **24.** Jahre ſeines Lebens, trat **Kuffner** zuerſt öffentlich als Literat auf. Seine Erſtlingswerke waren zwei Romane: **Der Geliebte im Sarge, oder: die Stimme aus dem Grabe**, und: **Der**

Bund der Fetten und der Magern. Beide trugen das Gepräge ihres Urſprunges in der damaligen Richtung des Geſchmackes. Sie wurden von der Leſewelt mit entſchiedenem Beifalle aufgenommen und waren ſchnell vergriffen. Dieſer Erfolg war für ſeine ganze Zukunft entſcheidend. Am 31. October 1803 trat Kuffner als Hofkriegsraths-Concepts-Praktikant in Staatsdienſte, und widmete dieſer Beſtimmung bis an ſeinen Tod die ehrenvollſte Thätigkeit. Seine Mußeſtunden füllten literariſche Arbeiten. Er war ſehr produktiv und verſuchte ſich in allen Fächern. Im Jahre 1806 ſchrieb er eine metriſche Ueberſetzung des Plautus, nebſt einer Abhandlung über das Theater der Römer, in mehreren Bänden. Es zeigte ſich ſchon in dieſen Werken ein tiefes, gründliches Wiſſen und eine Beherrſchung des Stoffes, wie ſie nur das Ergebniß einer weitgreifenden, umfaſſenden Erforſchung der Klaſſiker ſein konnte, ein Boden, auf welchem ſich Kuffner ſtets mit Auszeichnung bewegte, wie auch ſpäter ſein Artemidor, auf die rühmlichſte Weiſe bewährte. Vater Haydn, mit welchem Kuffner, wie ich bereits oben erwähnte, bis an deſſen Tod im freundlichſten Verhältniſſe ſtand, äußerte den Wunſch, ſein junger Freund möge die Bearbeitung des Textes zu einem Oratorium: „Die vier letzten Dinge" übernehmen, welches er zu componiren beabſichtigte. Gerne unterzog ſich Kuffner einem ſo ehrenvollen Auftrage. Er ging mit Liebe an die Arbeit und als er die beiden erſten Nummern dem biedern Meiſter vorlas, verſicherte ihn derſelbe mit Freudenthränen in den Augen, er habe ganz nach ſeinen Intentionen gedichtet, und alle ſeine Erwartungen übertroffen. Die abwechſelnde Kränklichkeit des allverehrten Greiſes hinderte ihn jedoch, an die Compoſition zu ſchreiten, und es ereilte ihn 1809 der Tod, ohne daß er ſie begonnen hätte. Für dramatiſche Arbeiten zeigte Kuffner ſtets große Vorliebe, und Bühne und Schauſpielweſen war immer ein Gegenſtand ſeiner Aufmerkſamkeit und ſeines Antheiles. In einer, ſchon in den erſten Jahren ſeiner ſchriftſtelleriſchen Thätigkeiten geſchriebenen Tragödie, welche durch die berühmte Künſtlerin, Mad. Rooſe, auf einer ihrer Kunſtreiſen (ungefähr im Jahre 1806—1807) auf die Bühne gebracht ward, zeigte er ſich zuerſt in dieſer Richtung. Das Trauerſpiel fand lauten Beifall, und Mad. Rooſe leiſtete in der Titelrolle: Andromache, Ausgezeichnetes. Später gelangte ſeine Tragödie: Tarpeja auf dem k. k. Hofburgtheater zur Aufführung. Sie hatte aber, trotz der eifrigen Mitwirkung der vorzüglichſten Künſtler dieſer Bühne, einen entſchieden ungünſtigen Erfolg, und auch ein noch ſpäter (im Jahre 1834) daſelbſt von ihm zur Aufführung gebrachtes romantiſches Schauſpiel: Guido von Oſtenthal (eigentlich Ulrich, Herzog von Würtemberg), ſchritt wirkungslos über die Bühne und verſchwand ſchnell wieder von dem Repertoir. Dagegen fanden mehrere von Kuffners dramatiſchen Dichtungen auf dem k. k. priv. Theater an der Wien beifällige Aufnahme, z. B. die Minneſänger auf der Wartburg, Cervantes in Algier, die blonde Locke. Auch ſchrieb er mehrere Oratorien, z. B. Saul, auf dringendes Verlangen Beethovens. E ging indeſſen mit dieſem Oratorium eben ſo, wie mit jenem für Haydn. Beethoven las die erſte Abtheilung, welche ihm Kuffner eingehändigt hatte, mit dem lebhafteſten Antheile, er fand ſie höchſt geeignet zur Compoſition, und hatte ſie auch ſchon im Geiſte ſkizzirt, als er vom Tode abgerufen ward. Ein anderes Oratorium Kuffner's, die Roſe von Viterbo, ward von dem wackern Componiſten Joſeph Dräxler in Muſik geſetzt, und in dem k. k. Redouten-Saale aufgeführt. Muſik und Dichtung fanden ungetheilten Beifall. Es iſt zu verwundern, daß bei der ſo vielfachen Thätigkeit Kuffner's in dieſer Richtung keine Operndichtung von ihm auf die Bühne gelangte. Bei den Kenntniſſen, welche er in muſikaliſcher Beziehung beſaß, und bei ſeiner Einſicht in das Weſen der Tonkunſt, dürfte er den Componiſten, deren Klage um entſprechende Operntexte ſo verbreitet iſt, gewiß vorzüglich Brauchbares in dieſer Gattung geliefert haben.

Wir kehren nach dieſer Ueberſicht der Leiſtungen des Dichters im dramatiſchen Gebiete, wieder zu dem Gange zurück, auf welchem er in ſeinen übrigen Arbeiten vorwärts ſchritt. Im Jahre 1809 ließ er ſeinen Perikles, den Olympier, in zwei Theilen erſcheinen; eine Arbeit, in welcher ſich mit dem Reize einer Unterhaltungs Lektüre, auch der Glanz eines tiefen Erkennens Helleniſchen Weſens und Geiſtes verband. Auch unterzog ſich Kuffner mit Bereitwilligkeit der Redaction an der Herausgabe von Meißner's Werken, und der verdienſtlichen: Bibliothek der Humanitäts-Wiſſenſchaften, an welcher er beſonders werkthätigen Antheil nahm. Es erſchienen ſodann ſeine Gedichte und ſeine Erzählungen mit Zwiſchenſpielen. Im Jahre **1823** endlich ſchritt er an die Herausgabe ſeines großen Werkes: **Artemidor in Rom**, eine Arbeit, zu welcher er mit wahrhaftem Bienenfleiße ſeit Jahren Daten und Materialien geſammelt hatte, ein Werk, in welchem, wie in ſeiner meiſterhaften Ueberſetzung des Plautus, ſeine tiefen Kenntniſſe in der klaſſiſchen Literatur auf das Glänzendſte hervortraten, welches Barthelemy's berühmtem Anacharſis würdig zur Seite ſteht und der vaterländiſchen Literatur zur Ehre gereicht. Sowohl das gründliche Wiſſen, welches ſich in dem Artemidor **Kuffner's** bewährte, als die glänzende anſprechende Darſtellungsweiſe, errangen dem Werke allgemeine Anerkennung, und es ward auch in fremde Sprachen übertragen. **Kuffner** war mit der Herausgabe dieſes trefflichen Buches von **1823** bis **1831** beſchäftigt; es umfaßte ſechs Bände. Während dem aber, war er ſtets an neuen Arbeiten thätig, und ließ ſeinen humoriſtiſchen Roman: Schilderſchau, ſeine Lebensbilder, ſeinen Spaziergang im Labyrinth der Geſchichte, in Briefen an Demouſtiers Emilie, vier Theile ſeiner geſammelten Erzählungen, ſeine dramatiſchen Werke, eine Mythologie, und das „Luſtwäldchen der Laune" im Drucke erſcheinen. Als Sammelwerk, in der Art von Matthiſon's Anthologie hatte er ſchon **1818** einen Hesperidenhain der Romantik herausgegeben, welcher, durch die in demſelben in ſinniger Auswahl mitgetheilten Gedichte beſonders für Deklamatoren eine willkommene Gabe war. Auch der Journaliſtik und dem Almanachweſen war ſeine literariſche Thätigkeit gerne und freundlich zugewendet, und die Jahrgänge der Zeitſchriften und Taſchenbücher bewahren geſchätzte Beiträge aller Art aus Kuffner's Feder. Gerne war er ſtets bereit zur Förderung literariſcher Zwecke mitzuwirken, und gewährte jedem ſolchen Anſinnen bereitwilliges Entgegenkommen.

Aus dem hier gegebenen Überblicke ſeiner literariſchen Beſtrebungen, geht die Mannigfaltigkeit derſelben, und die raſtloſe Thätigkeit in ihrer Entwicklung auf das Sprechendſte hervor. — Die Gewandtheit und Schnellkraft ſeines Geiſtes bewährt ſich in dieſer großen Produktivität eines Schriftſtellers, der nur die Mußeſtunden eines wichtigen und ernſten Geſchäftsberufes zu dieſen Arbeiten verwenden konnte. Kuffner war in ſeinem Dienſte eben ſo fleißig und unermüdet thätig, als in ſeinem ſchriftſtelleriſchen Wirken.

Schon am 27. März 1807 ward er zum Hofkriegsraths-Concepts-Adjuncten, und am 27. April 1809 zum Feldkriegs-Concipiſten befördert. Kuffner bewahrte unter ſeinen Papieren ein von dem Herrn F. M. L. Freiherrn von **Ebner** ausgeſtelltes höchſt ehrenvolles Zeugniß über die vorzüglichen Dienſte, welche Kuffner während der feindlichen Invaſion des Jahres 1809, bei der Amtirung der damals nach Peſth verlegten, und der Leitung des gedachten Herrn Feldmarſchall-Lieutenants anvertraut geweſenen General-Genie-Direction geleiſtet hatte. Am 23. Jänner 1811 ward **Kuffner** zum zweiten, am **24.** September **1813** zum erſten Genie-Hauptamts-Concipiſten, und am **4.** Juni **1815** zum Hofkriegs-Concipiſten befördert. Endlich wurde er mit a. h. Entſchließung vom **28.** März **1827** zum Staats- und Conferenz-Raths-Officialen ernannt, und mit a. h. Handbillet vom **12.** März **1831** zum Staatsraths-Concipiſten (mit dem Range eines k. k. Hof-Sekretärs) befördert, in welcher Stelle er bis an ſeinen Tod mit raſtloſem, unermüdetem Eifer beſtrebt war, den Obliegenheiten ſeines Dienſtes zu entſprechen. Auch war **Kuffner** ſeit dem Jahre **1819** k. k. Bücher-Cenſor, wodurch ſeine Zeit ebenfalls von wichtigen Arbeiten in Anſpruch genommen ward, und auf dieſe Weiſe iſt ſeine vielfache literariſche Thätigkeit, bei den wenigen Stunden, welche er ihr zu widmen im Stande war, wahrhaft ſtaunenswerth. —

Bei der Geſinnung **Kuffner's**, bei ſeiner regen Empfänglichkeit für die ſtillen Freuden, war es natürlich, daß er frühzeitig darauf dachte, ſich einen Hausſtand zu gründen. Er hatte ſich dreimal vermählt; das erſtemal im Jahre **1812**, das zweitemal **1829**, das drittemal am **8.** Mai **1841.** In der erſten Ehe ward ihm ein noch lebender Sohn geboren. Seine dritte, ihn überlebende Gattin iſt eine Tochter des k. k. Ober-Einnehmers der k. k. Staats- und Banco-Schuldenkaſſa Chriſtoph Edlen von **Meyer**, und Schweſter des berühmten Clavier-Virtuoſen Leopold Edlen von **Meyer**. Schon vor einigen Jahren bedrohte eine tödtliche Krankheit das Leben des allgemein geſchätzten Mannes, und die rege Theilnahme bei ſeiner damaigen Geneſung bewies ihm auf das Ehrenvollſte, wie ſehr ſeine Verdienſte und ſein biederer Charakter geſchätzt wurden. Am 7. November 1846 erlag er einem Lungenübel, nach kurzer Krankheit. Er hatte das 69ſte Lebensjahr erreicht, und ſein Tod ward allgemein und aufrichtig betrauert. — Das zahlreiche Geleite ausgezeichneter Männer aus den verſchiedenſten Klaſſen der Geſellſchaft, welche ſich dem Zuge zu ſeiner Ruheſtätte anſchloßen, bezeugte, wie weit verbreitet die Trauer über den Verluſt des in jeder Beziehung hochgeachteten Mannes ſei. —

Chriſtoph Kuffner nimmt unter den vaterländiſchen Gelehrten und Schriftſtellern einen vorragenden Platz ein. Unterrichtet in den mannigfachſten Fächern der Wiſſenſchaft, raſtlos beſchäftigt, den Kreis dieſer Kenntniſſe ſtets zu erweitern, mit Kennerblick und Forſchergeiſt das Gebiet der ſchönen Literatur umfaſſend, und in den verſchiedenſten Richtungen derſelben, als Lyriker, Epiker, Dramaturg, Philolog und Archäolog ſelbſtthätig, tragen ſeine Schöpfungen allſeitig das Gepräge einer wiſſenſchaftlichen und künſtleriſchen Ausbildung, welche ihnen ſtets eine ehrenvolle Stelle auf dem deutſchen Parnaſſe ſichern wird. Nicht blos in ſeinem öſterreichiſchen Vaterlande hat Kuffner die Anerkennung ſeines Werthes gefunden, auch das, mit ſolcher Anerkennung gegen unſere Leiſtungen nicht ſehr bereitwillige Ausland hat das Verdienſt Kuffner's gewürdigt, und es haben ſich gewichtige Stimmen daſelbſt in dieſem Geiſte ausgeſprochen. Ein äußeres Zeichen der Anerkennung beſaß der Verewigte in der ihm ertheilten großen goldenen

Medaille für literariſche Verdienſte. Sein Name wird in geachtetem Klange fortleben, und wenn von den verdienſtlichen Beſtrebungen der Literatur unſerer Zeit die Rede ſein wird, ſeine Geltung rühmlich behaupten. Namentlich werden ſeine klaſſiſche Ueberſetzung des Plautus und ſein „Artemidor in Rom“ zu allen Zeiten, als Werke geachtet ſein, in welchem ein reich begabter Geiſt ſeine Wirkſamkeit bethätigte. So wie nun Kuffner in allen Sphären ſeiner Wirkſamkeit, als Staatsdiener und Gelehrter, ein ehrenvolles Andenken ſich begründet hat, ſo erfreute er ſich auch als Menſch der allgemeinen, verdienten Achtung. Er war ein guter Sohn, ein liebevoller Gatte und Vater, ein aufrichtiger Freund ſeiner Freunde. Es iſt ein Beweis ſeines trefflichen, gediegenen Charakters, daß ein Mann, deſſen Thätigkeit in ſo vielfache Verzweigungen geſpaltet war, die Stimmen Aller, welche ihn kannten, zu ſeinem Lobe vereinigte, und daß von keiner Seite ein Mißton in dieſer ſchönen Harmonie laut ward. Stets liebevoll gegen die Seinigen, freundlich und gefällig gegen Jedermann, der mit ihm im Dienſte oder im Leben zu verkehren hatte, ſtets bereit Schönes, Gutes und Nützliches zu fördern, ſo weit es nur immer in dem Bereiche ſeiner geiſtigen und materiellen Mittel ſtand, ſchritt er, ein wahrhafter deutſcher Biedermann, durch das Leben. Wiſſenſchaft und Literatur war ihm die Sonne des Lebens, in ihrem Strahle vergaß er der Schatten, welche unvermeidlich jedes Menſchenleben berühren und von denen auch das Seine nicht frei bleiben konnte. Die Verbreitung dieſes milden Lichtes nach ſeinen beſten Kräften zu fördern, war die Aufgabe, welche er ſeinem Streben ſetzte. Daher auch eine der ſchönſten Eigenſchaften ſeines Charakters, jene freundliche Theilnahme und Ermunterung, welche er jedem aufkeimenden Talente zuwendete. So wie der Neid über irgend eine vorragende künſtleriſche oder literariſche und wiſſenſchaftliche Größe ſeinem einfachen herzlichen biedern Sinne durchaus fremd war, ſo gereichte es ihm auch zur beſondern Freude, wo er ein Talent zu entdecken glaubte, zur Erweckung und Belebung desſelben möglichſt beizutragen. Gerne gewährte er Rath, Belehrung und Unterſtützung jedem jugendlichen Streben, und freute ſich an der Erkräftigung desſelben. In dieſer Beziehung beſonders wird Kuffner's Bild in dankbarer Erinnerung in vielen Herzen fortleben, und manche Dankesthräne hat wohl, aus ſolchem Quell entſproſſen, den ſtillen Hügel des Biedermannes benetzt.

Beſcheidenheit, dieſe ſtete Begleiterin des wahren Verdienſtes, jene Tugend, welche in unſern Tagen ſo ſelten geworden iſt, war auch eine der bezeichnenden Eigenſchaften des wackern Kuffner. Wie ehrenvoll, wie mit Recht ausgezeichnet auch ſeine Stellung im Leben wie in der Wiſſenſchaft geweſen, nie hat ſie ihn zu eitler Überſchätzung ſeiner Verdienſte zu verleiten vermocht. Es machte ihm herzlich Freude, ſein Streben, ſein Wollen anerkannt zu ſehen, er war empfänglich für den Ruhm, (und ohne dieſe Empfänglichkeit würde nie Schönes und Großes geleiſtet werden) aber dieſe Empfänglichkeit vermochte ihn nie zu beirren in der Erkenntniß ſeiner Stellung und in dem Bewußtſein über den Werth des von ihm Geleiſteten, und er verkannte nie die weite, noch unermeſſene und unermeßliche Bahn des Fortſchrittes, deſſen jede Beſtrebung des Wiſſens und der Kunſt fähig bleibt. So war und blieb er anſpruchslos beſchäftigt, die von der Vorſehung ihm verliehene Fähigkeit nach beſten Kräften zu benützen, ohne ihren Gehalt auch nur im Geringſten zu überſchätzen. —

Aus dieſen, wenn ſchon nur flüchtigen Umriſſen, wird, wie ich hoffe, auch jener, der den verdienſtvollen Mann, deſſen Bild ſie darſtellen ſollen, nicht kannte, erſehen haben, daß Kuffner in jeder Beziehung eine ausgezeichnete Perſönlichkeit geweſen, und daß wir ſeinem Wirken und Streben mit vollem Rechte freundliche Erinnerung weihen mögen. Er verdient den Tribut unſerer Achtung, in welcher Beziehung wir auch ſein Leben unſerer Beurtheilung unterſtellen wollen, und wir dürfen die Anerkennung ſeiner Verdienſte und ſeiner ausgezeichneten Eigenſchaften als Menſch und als Gelehrter, um ſo ungeſcheuter ausſprechen, als es ein Kranz iſt, den wir an dem Grabhügel des Biedermannes niederlegen, und am Grabe iſt Wahrheit. — Die Achtung und Liebe Aller, die ihn kannten, hat Kuffner's Leben erheitert und verſchönt; der Nachruf eines echten Biedermannes, eines verdienſtvollen Gelehrten bleibt ſeinem Andenken geſichert. —

**F. C. Weidmann.**

# Inhalt.

---

## Drittes Buch.

Seite

I. Neue Conſtellation am Himmel der Liebe . . . 7
II. Brautgeſellſchaften. Imaginäres Feſteſſen . . 32
III. Freuden, Leiden und Tod der Poeſie . . . 40

## Viertes Buch.

### Phantaſie-Gemälde aus dem Reiche der Nacht.

I. Der Sänger der Nacht. Das Chaos. Die ägyptiſche Finſterniß. Milton's, Cowley's und Klopſtock's Schilderungen der Höllennacht. Byron's Finſterniß. Tag und Nacht; ein Weltſtreit, von Herder und dem perſiſchen Dichter Eſſedi . . . . 61
II. Des Schlafes Wohlthat. Nachtgraun. Das Reich der Ungebornen. Nächtliches Todtenreich der Morgenländer. Oſſian's Geiſterleben in den Wolken. Geſang an den Mond. Die Nacht; ein Wettgeſang der Barden. Nebelbilder. Mond- und Sonnen-Gleichniſſe . . . . . . . 72
III. Die Dämmerung . . . . . . . 95
IV. Der Auszug der Israeliten aus Aegypten. Die Feuerſäule. Die nächtlichen Andachten der erſten Chriſten. Die Chriſtennacht. Das jüngſte Gericht. Nächtliche Verbrechen. Königsmord. Mit Gott im

Himmel had're nicht! Die Kindesmörderin. Das todte Herz. Der nächtliche Wanderer. Räuber ehren den Genius . . . . . . 103

### Fünftes Buch.

I. Des Malers Sehnſucht . . . . . 119
II. Das Grab des Lebenden . . . . . 129
III. Drittes Kapitel des Orang-Outang-Romans, Reiſe im feuerſpeienden Berge . . . . . 140
Zum vierten Kapitel des Orang-Outang-Romans. Skizzen . . . . . . . . 171

---

### Der Eid.

(Unvollendet nachgelaſſene Erzählung nach Herder's Bearbeitung in Romanzen.)

Erſte Abtheilung: Ehre und Liebe . . . 179
Zweite Abtheilung: Rubin und Diamant . . 217

### Chriſt. Kuffner's literariſcher Nachlaß.

I. Fragmente . . . . . . . 237
1. Poetiſche . . . . . . . 237
2. Dramatiſche . . . . . . . 244
3. Proſaiſche . . . . . . . 263
II. Entwürfe, Ideen . . . . . . 310

Chriſtoph Kuffner's Leben und literariſches Wirken . . . . . . 347

# Alphabetiſches Inhalts-Verzeichniß aller zwanzig Bände.

---

## A.

| | Band | Seite |
|---|---|---|
| Adolar und Roberto. Zwei in Einem | 6 | 191 |
| Aegypter, die | 10 | 64 |
| Aepfel, Saure | 12 | 240 |
| Ahasver, der ewige Jude. 16. Bd. (1 Thl.) 17. Bd. (2. Thl.) 18. Bd. (3. Thl.) | | |
| Akademie, muſikaliſche, Herrſchels | 10 | 306 |
| Amor und die Häßlichkeit | 12 | 197 |
| Amor und Pſyche | 5 | 119 |
| Ananas-Gleichniſſe | 12 | 214 |
| Ananas-Ritter, der, oder: Der Regenbogen der Liebe | 13 | 69 |
| Anekdoten | 12 | 160 |
| Aprilflocken und Thautropfen | 12 | 130 |
| Ariſtoteles, Philoſoph und Lebemann | 10 | 295 |

## B.

| | Band | Seite |
|---|---|---|
| Babyloniſch-aſſyriſche Reich, das | 11 | 231 |
| Balladen und Romanzen | 5 | 269 |
| Bandit, der, Marco | 6 | 35 |
| Beliſar | 14 | 101 |

| | Band | Seite |
|---|---|---|
| Betrachtungen über Krebsgang, Krebsfang und Krebsnaturen | 12 | 215 |
| Bettler, der | 12 | 242 |
| Bilder aus dem alten Hellas | 11 | 295 |
| Bilder aus dem ländlichen Leben | 9 | 291 |
| Bilder, bibliſche, und Legenden | 6 | 213 |
| Bildergallerie, die, des Armen | 10 | 301 |
| Biographie des Verfaſſers | 20 | 347 |
| Blitz und Donner, oder: Minchen, die Waſſerbraut | 13 | 55 |
| Blume, die blutrothe | 3 | 271 |
| Blumen, die, des Paradieſes | 6 | 255 |
| Brandraketten | 12 | 237 |
| Braut, die, ohne Bräutigam, und der Bräutigam ohne Braut | 1 | 227 |
| Bräutigam, der, ohne Braut, und die Braut ohne Bräutigam | 1 | 227 |
| Brunnen, der, und die Schöpfenden | 12 | 205 |
| Buchſtaben, Geſchichte der | 12 | 90 |
| Bucher, Menſchen und Uhren | 12 | 219 |
| Bußung, Indiſche | 12 | 45 |

C.

| | Band | Seite |
|---|---|---|
| Catilina | 14 | 217 |
| Cazik, der letzte | 6 | 3 |
| Cervantes in Algier | 15 | 3 |
| Cerx und Halzyone | 3 | 283 |
| Chineſen | 10 | 5 |
| Chriſtbaum, der, und die Erzählung | 10 | 254 |
| Cid, der | 20 | 179 |
| Condeer, die ſieben Herzen der | 3 | 177 |
| Grampampeli, der | 9 | 291 |

D.

| | Band | Seite |
|---|---|---|
| Dädalus | 5 | 269 |
| Dämmerung, der Urſprung der | 12 | 195 |
| David und Saul | 13 | 319 |
| Dichter, Geiſt und Leben der britiſchen, des 19. Jahrhunderts | 12 | 291 |
| Dichtungen, dramatiſche | 9 | 337 |
| Dinge, die vier letzten | 13 | 302 |
| Domino, der himmelblaue | 10 | 201 |
| Dramatiſche Dichtungen | 9 | 337 |
| Duell, das | 10 | 237 |

E.

| | Band | Seite |
|---|---|---|
| Ediſſa | 6 | 279 |
| Ehering, der | 1 | 279 |
| Elixir, das, der Unſterblichkeit | 9 | 109 |
| Entſtehung, die, der Thränenweide | 9 | 298 |
| Entwürfe und Ideen | 20 | 310 |
| Erdbeeren, die, oder: Das wandelnde Geſchenk | 7 | 223 |
| Erneſtinens Blumenroman | 1 | 99 |
| Ernſt und Scherz . 10. Bd. 289. S. | 12 | 5 |
| Ernſt und Scherz großer Gelehrter | 12 | 134 |
| Erzählung, die, und der Chriſtbaum | 10 | 254 |
| Erzählungen . 8. Bd. 3. S.; 9. Bd. 61. S. | 13 | 3 |
| Erzählungen, Märchen und Sagen | 5 | 3 |
| Erzählungen, poetiſche | 3 | 271 |
| Erzählungen und Novellen . 6. Bd. 3. S. | 10 | 109 |
| Etwas vom Alter der Porträte | 12 | 135 |

F.

| | Band | Seite |
|---|---|---|
| Faulheit und Fleiß | 6 | 127 |
| Felbiger und Keller | 5 | 305 |

| | Band | Seit |
|---|---|---|
| Feuerkönig, der | 5 | 321 |
| Fleiß und Faulheit | 6 | 127 |
| Flußgötter, die | 3 | 109 |
| Fragmente | 20 | 237 |
| Freude und Schmerz | 12 | 200 |
| Freund, an einen geneſenden | 12 | 11 |
| Freundinnen, die, ſeiner Frau | 3 | 137 |

G.

| | Band | Seit |
|---|---|---|
| Gebet den Armen! | 12 | 223 |
| Gebeſſerte, die, oder: Das Teſtament und der Monolog | 8 | 117 |
| Gedankenfeind, der | 12 | 247 |
| Gedanken, Glückliche und unglückliche, über die Glücksgöttin | 12 | 151 |
| Gedanken vor einer Wage | 12 | 212 |
| Gedenke Mein | 12 | 75 |
| Gedichte, Lyriſche . . 7. Bd. 279. S. | 8 | 297 |
| Geiſt, der, auf Reiſen | 12 | 281 |
| Geiſt und Leben der britiſchen Dichter des 19. Jahrhunderts | 12 | 291 |
| Geld und Herz, oder: Die Preiserzählung | 8 | 3 |
| Gelehrten, Ernſt und Scherz großer | 12 | 134 |
| Gemälde, Hiſtoriſche . . 10. Bd. 5. S. | 11 | 145 |
| Gemüthsſtörung und Seelenruhe | 5 | 61 |
| Geſchenk, das wandelnde, oder: Die Erdbeeren | 7 | 223 |
| Geſchichte der Buchſtaben | 12 | 90 |
| Geſtalt, die ſchwarze | 10 | 118 |
| Geſtalten, die, der Liebe | 2 | 3 |
| Gleiche Liebe, gleicher Tod | 10 | 173 |
| Glück, das, im Unglücke, und das Unglück im Glücke | 9 | 85 |
| Glücksgöttin, Glückliche und unglückliche Gedanken über die | 12 | 151 |

| | Band | Seite |
|---|---|---|
| Glückwunſch, der, zum Rieſen | 10 | 319 |
| Göttin, die, der Vernunft | 5 | 189 |
| Grau, Herr Euſtach | 7 | 205 |
| Greis, der, und das Mädchen | 9 | 321 |
| Guiscard und Nelly | 5 | 309 |

H.

| | Band | Seite |
|---|---|---|
| Halzyone und Ceyx | 3 | 283 |
| Handſchuh, der | 3 | 316 |
| Haß und Liebe eines Doppelmenſchen | 13 | 109 |
| Häßlichkeit, Amor und die | 12 | 197 |
| Haydn's Todtenfeier | 13 | 294 |
| Hebräer, die alten | 11 | 145 |
| Heilmittel, Vier, der Eiferſucht | 6 | 45 |
| Heilung der Liebekranken | 9 | 392 |
| Heinrich von Ofterdingen | 10 | 333 |
| Hellas, Bilder aus dem alten | 11 | 295 |
| Herſchels muſikaliſche Akademie | 10 | 306 |
| Herſilia | 14 | 3 |
| Herr Euſtach Grau | 7 | 205 |
| Herzen, die ſieben, der Gondeer | 3 | 177 |
| Hindus, die | 10 | 17 |
| Hiſtoriſche Gemälde . . . 10. Bd 5. S. | 11 | 145 |
| Hochzeitſtrauß, der | 3 | 189 |
| Hof, der, des Todes | 13 | 225 |
| Honig beſiegt den Heldengeiſt | 13 | 122 |
| Hund, der, des Hoſpitiums | 3 | 291 |

J.

| | Band | Seite |
|---|---|---|
| Jänner, der erſte, im Jahre 1815 | 10 | 325 |
| Ideen und Entwürfe | 20 | 310 |
| Indiſche Büßung | 12 | 45 |
| Indiſche Rache | 12 | 48 |

| | Band | Seite |
|---|---|---|
| Johannisfeuer, das | 9 | 332 |
| Journalproben | 12 | 235 |
| Jude, Ahasver, der ewige 16. Bd. (1. Thl.) 17. Bd. (2. Thl.) 18. Bd. (3. Thl.) | | |
| Jüdin, die ewige, und der Orang-Outang 19. Bd. (1. Thl) 20. Bd. (2. Thl.) | | |

K.

| | Band | Seite |
|---|---|---|
| Kantaten und Oratorien | 13 | 271 |
| Käſtchen, das | 10 | 153 |
| Keller und Felbiger | 5 | 305 |
| Kerzengattung, Vorſchlag zu einer neuen | 12 | 285 |
| Kindes, des, Schutz | 5 | 97 |
| Kirchhof-Soirée | 13 | 231 |
| Knenmquaiba und Tquaſſen | 13 | 130 |
| Kopfputz, weiblicher, und männliche Köpfe | 12 | 78 |
| Köpfe, männliche, und weiblicher Kopfputz | 12 | 78 |
| Krebsgang, Krebsfang, Krebsnaturen — Betrachtungen über | 12 | 215 |
| Kritik, die | 12 | 206 |
| Kunigunde von Kynaſt | 13 | 151 |
| Küchenmuſik und weibliches Orcheſter | 12 | 5 |
| Kynaſt-Burg, die | 13 | 138 |

L.

| | Band | Seite |
|---|---|---|
| Leben und Tod | 12 | 197 |
| Leben und literariſches Wirken des Verfaſſers | 20 | 347 |
| Lebensglück und Selbſtbeherrſchung | 5 | 3 |
| Lebenswege, die drei | 12 | 63 |
| Legenden und bibliſche Bilder | 6 | 213 |
| Leiche, die, der Wahnſinnigen | 12 | 242 |
| Leichen-Promenade, die, oder: Der Mord des Todten | 12 | 255 |

| | Band | Seite |
|---|---|---|
| Lichtgeſtalten der heiligen Vorwelt | 7 | 1 |
| Liebäugler, die | 12 | 190 |
| Liebe, die, auf dem Kirchhofe | 10 | 271 |
| Liebe, die Seele der Kunſt, oder: Schah Kuli | 7 | 77 |
| Liebekranken, der, Heilung | 9 | 392 |
| Liebesdienſt, der | 13 | 64 |
| Literariſcher Nachlaß des Verfaſſers | 20 | 237 |
| Literariſches Wirken und Leben des Verfaſſers | 20 | 347 |
| Lob der Kugel | 12 | 231 |
| Lobrede auf den Neid | 10 | 289 |
| Lorenzo von Medici | 4 | 3 |
| Lyriſche Gedichte . . 7. Bd. 279. S. | 8 | 297 |

## M.

| | Band | Seite |
|---|---|---|
| Macht, die, des Gebetes | 6 | 213 |
| Mädchen, das, und der Greis | 9 | 321 |
| Malfeo's Schreckenbild | 1 | 3 |
| Maltheſer, die | 15 | 249 |
| Mariechens ſchwarze Stunde | 8 | 75 |
| Marco, der Bandit | 6 | 35 |
| Märchen, Sagen und Erzählungen | 5 | 3 |
| Meder und Perſer | 10 | 38 |
| Mediſche Reich, das | 11 | 243 |
| Menſch, der, und die Natur | 9 | 3 |
| Menſchen, Uhren und Bücher | 12 | 219 |
| Meſſe, die, um Mitternacht | 5 | 287 |
| Minchen, die Waſſerbraut, oder: Blitz und Donner. | 13 | 35 |
| Miszellen | 10 | 289 |
| Mondnacht, die | 13 | 287 |
| Mord, der, des Todten, oder: Die Leichen-Promenade | 12 | 255 |
| Morgana | 5 | 315 |

| | Band | Seite |
|---|---|---|
| Morgana, die | 9 | 308 |
| Muth, der, und ſeine Familie | 12 | 200 |
| Mutterliebe | 3 | 239 |
| Muſterkarte von Pedanten und Pedantinnen | 12 | 173 |
| **N.** | | |
| Nachahmer, die glücklichen . 10. Bd. 310. S. | 12 | 136 |
| Nachlaß, literariſcher, des Verfaſſers | 20 | 237 |
| Narr, der, und die Närriſchen | 3 | 3 |
| Natur, die, und der Menſch | 9 | 3 |
| Nelly und Guiscard | 5 | 309 |
| Novellen und Erzählungen . . 6. B. 3. S. | 10 | 109 |
| **O.** | | |
| Oeſterreichs Wappenſchild | 5 | 312 |
| Ofterdingen, Heinrich von | 10 | 333 |
| Olympier, Perikles der | 11 | 3 |
| Opfer, das | 9 | 370 |
| Orang-Outang, der, oder: die ewige Jüdin. 19. Bd. (1. Thl.) 20. Bd. (2. Thl.) | | |
| Oratorien und Kantaten | 13 | 271 |
| Orcheſter, weibliches, und Küchenmuſik | 12 | 5 |
| **P.** | | |
| Pedanten und Pedantinnen, Muſterkarte von | 12 | 173 |
| Perikles, der Olympier | 11 | 3 |
| Perſer und Meder | 10 | 38 |
| Perſon, die dreizehnte | 9 | 96 |
| Pharaobank, die | 13 | 262 |
| Phönicier, die | 11 | 259 |
| Plinius Secundus | 5 | 300 |
| Poeſie, Schwulſt der ſpaniſchen | 10 | 314 |

| | Band | Seite |
|---|---|---|
| Poetiſche Erzählungen | 3 | 271 |
| Popilius, der Stab des | 5 | 302 |
| Porträt, das | 8 | 105 |
| Porträt eines echten Kritikers | 10 | 300 |
| Porträte, Etwas vom Alter der | 12 | 135 |
| Porträtmaler, der | 13 | 246 |
| Preiserzählung, die, oder: Geld und Herz | 8 | 3 |
| Pſyche und Amor | 5 | 119 |

**R.**

| | Band | Seite |
|---|---|---|
| Rache, Indiſche | 12 | 48 |
| Regenbogen, der, der Liebe, oder: Der Ananas-Ritter | 13 | 69 |
| Reich, das babyloniſch-aſſyriſche | 11 | 231 |
| Reich, das mediſche | 11 | 243 |
| Reichsverweſer, der | 4 | 163 |
| Reiſeabenteuer Werthers und Wilhelm Meiſters | 13 | 181 |
| Rhodope | 3 | 312 |
| Richard, Sprüche des armen | 12 | 127 |
| Ring, der goldene | 5 | 181 |
| Roberto und Adolar. Zwei in Einem | 6 | 191 |
| Romanzen und Balladen | 5 | 269 |
| Roſa von Viterbo | 13 | 271 |

**S.**

| | Band | Seite |
|---|---|---|
| Sagen, Märchen und Erzählungen | 5 | 3 |
| Sappho, die neue | 9 | 61 |
| Sauls Tod | 13 | 345 |
| Saul und David | 13 | 319 |
| Saure Aepfel | 12 | 240 |
| Schah Kuli, oder: Liebe, die Seele der Kunſt | 7 | 77 |
| Schauſpieler, die unſchuldigen | 10 | 316 |

| | Band | Seite |
|---|---|---|
| Scherz und Ernſt . . 10. Bd. 289. S. | 12 | 5 |
| Scherz und Ernſt großer Gelehrter . . . | 12 | 134 |
| Schiffs-Ungethum, das . . . . . | 13 | 3 |
| Schmerz und Freude . . . . . . | 12 | 200 |
| Schöpfenden — Der Brunnen und die . . . | 12 | 205 |
| Schöpfung, die, des Weibes . . . . | 12 | 208 |
| Schuldbewußte, die ſchuldlos . . . . | 8 | 157 |
| Schutz, des Kindes . . . . . . | 5 | 97 |
| Schwulſt der ſpaniſchen Poeſie . . . . | 10 | 314 |
| Seelenhoſpital, das . . . . . . | 10 | 220 |
| Seelenruhe und Gemüthsſtörung . . . . | 5 | 61 |
| Sehnſucht, die, nach der ſtillen Wohnung . . | 7 | 119 |
| Selbſtbeherrſchung und Lebensglück . . . | 5 | 3 |
| Selmars diplomatiſche Sendung . . . . | 13 | 96 |
| Sonderbarkeiten, welche einige Völker bei ihren Mahlzeiten beobachten . . . . . . | 12 | 42 |
| Sprüche des armen Richard . . . . . . | 12 | 127 |
| Stab, der, des Pepilius . . . . . | 5 | 302 |
| Steckenpferde, die . . . . . . | 12 | 237 |
| Steine, die . . . . . . . | 12 | 251 |
| Straniera, die . . . . . . . | 10 | 139 |
| Streit, der, der Ziffern und Zahlen . . . | 12 | 107 |
| Stunde, Mariechens ſchwarze . . . . | 8 | 75 |
| Syrien . . . . . . . . | 11 | 281 |

T.

| | Band | Seite |
|---|---|---|
| Taſſo's Verklärungsnacht . . . . . | 5 | 295 |
| Temperamente, die vier, in den vier Jahreszeiten . . . . . . . . | 7 | 155 |
| Teſtament, das, und der Monolog, oder: Die Gebeſſerte . . . . . . . | 8 | 117 |

| | Band | Seite |
|---|---|---|
| Thautropfen und Aprilflocken | 12 | 130 |
| Theatereffect, der | 10 | 163 |
| Theaterlöwen, die | 12 | 181 |
| Thränenweide, die Entſtehung der | 9 | 298 |
| Tirannen, die drei | 1 | 141 |
| Tiſch, der | 3 | 304 |
| Tochtermörder, der | 6 | 229 |
| Tod, der, auf Reiſen | 13 | 225 |
| Todesglocke, die | 5 | 277 |
| Todesurtheil, das zweite | 10 | 131 |
| Todtengräber, die | 9 | 316 |
| Tod und Leben | 12 | 197 |
| Toiletten-Blätter | 8 | 189 |
| Tquaſſou und Knenmquaiha | 13 | 130 |
| Traum, der, des verirrten Kindes | 10 | 109 |
| Träume, die | 12 | 134 |
| Träume, Träumereien über das Träumen und die | 12 | 51 |
| Träumer, der | 12 | 233 |
| Träumereien über das Träumen und die Träume | 12 | 51 |

## U.

| | Band | Seite |
|---|---|---|
| Uhren, Menſchen und Bücher | 12 | 219 |
| Uebellaunigen, die beiden | 8 | 61 |
| Ueber das, was man erfahren, und was man nicht erfahren ſoll | 12 | 226 |
| Ulrich, Herzog von Würtemberg | 13 | 115 |
| Unglück, das, gelehrter Eitelkeit | 13 | 125 |
| Unglück, das, im Glücke, und das Glück im Unglücke | 9 | 83 |
| Unmögliche, das | 10 | 307 |
| Urſprung, der, der Dämmerung | 12 | 195 |

**V.**

| | Band | Seite |
|---|---|---|
| Verklärungsnacht Taſſo's | 5 | 295 |
| Verſöhnung im Tode | 1 | 249 |
| Verſuchung, die | 9 | 337 |
| Verwünſchung, die | 5 | 195 |
| Vier Heilmittel der Eiferſucht | 6 | 45 |
| Viterbo, Roſa von | 13 | 271 |
| Vorſchlag zu einer neuen Kerzengattung | 12 | 285 |

**W.**

| | Band | Seite |
|---|---|---|
| Wald-, Luft- und Vorhängſchloß | 8 | 89 |
| Wanderungen unter Schutt und Trümmern ꝛc. | 13 | 138 |
| Wappenſchild Oeſterreichs | 5 | 312 |
| Weibes, die Schöpfung des | 12 | 208 |
| Welt, die, ohne Menſchen | 9 | 127 |
| Werbung, die | 9 | 322 |
| Werthers und Wilhelm Meiſters Reiſeabenteuer | 13 | 181 |
| Wichtigkeit, die, und Kunſt des Eſſens | 12 | 137 |
| Wiederfinden, das, auf dem Dämonenſchiffe | 13 | 15 |

**Y.**

| | Band | Seite |
|---|---|---|
| Ydoman und Liebe | 1 | 43 |
| Yſopblätter | 12 | 169 |

**Z.**

| | Band | Seite |
|---|---|---|
| Zauber, der, der Liebe | 5 | 147 |
| Zeit, die beſſere | 10 | 311 |
| Zillah | 6 | 251 |
| Zwei in Einem. Adolar und Roberto | 6 | 191 |

Gedruckt bei Carl Ueberreuter.